<36601927280015

<36601927280015

Bayer. Staatsbibliothek

2° Per. 6/9.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt

Jahrgang 1861.

Leipzig.

Verlag von Ernst Keil.

A/115

43 G 3/4 Kp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

Gedichte.

An? Von Hermann Flachsland 448
Christnacht. Von Sigm. Kelisch 801
Königin, die, und der Wald. Von Hugo v. Blumberg 492
Meiner Mutter. Von Albert Träger . . . 776
Mein liebes Kind, Abel 196
Nicht unter Fürst! Von Leopold Böhmer . 96
Oetker, Friedrich. Von Albert Traeger. . 561
Pfand, das letzte. Von Ludw. Würkert. . 228
Volksfrühling, deutscher. Gedicht für Männergesang mit Orchester 365
Vor dem Weihnachtsbaum. Von Friedrich Hofmann 828
Zur deutschen Fiette. Von Albert Traeger . 696

Biographien.

Böhcker, Karl. Der getreue Eckardt der Reisenden 52
Bauer, Wilhelm. Ein deutscher Erfinder . 648
Becker, Rudolph Zacharias 597
Bernstein, A. Ein deutscher Zeitungsschreiber 493
Birch-Pfeiffer, Charlotte 693
Bötticher, C. E. Ein deutscher Volksmaler. 645
Caveint, Graf Camille 405
Dahlmann, Friedrich Christoph. Von Heinrich Treitschke. 164
Devrient, Ludwig. Aus seinem Leben I. . 424
Dickens, Charles. Von Eervoin 612
George Sand. Eine Erinnerung von Schmidt-Weißenfels. 265
Geitz, Eugenie 132
Herzen, Alexander. Ein russischer Patriot . 758
Kleist, Ewald von. Der Dichter des Frühlings 806
Mügge, Theodor. Von Max Ring 293
Nikolaus, Czar, von Rußland. I. 528
Palm, Buchhändler. Von Th. Oelcker . . 628
Raimund, Ferdinand. Ein Unvergeßlicher. Von Albert Traeger 85
Rietzschel, Ernst. Erinnerungen. Von Berthold Auerbach . . . . . I. 280
II. 313
III. 356
Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel . 28
Schröder-Devrient, Wilhelmine. Erinnerungen von Clarre von Glümer . . . . . X. 297
XI. 509
XII. 717
XIII. 798
Smidt, Johann. Bürgermeister v. Bremen . 581
Sophie Charlotte, die philosophische Königin von Preußen. Von Max Ring 215
Speyr 81
Weiser, Philippine. Eine deutsche Bürgerstochter 212
Wildermuth, Ottilie. Eine deutsche Schriftstellerin. 372

Erzählungen und Novellen.

Am Scheidewege. Von Th. Mügge . . . 801
Auf Regen folgt Sonnenschein 264
Beantwortet ein. Von Dr. J. D. H. Temme 768
Bei Kunstreitern. Von Moritz Hartmann . 81
Bombardement, das, von Schärding. Von Herm. Schmid 721
Deutscher, ein. Roman aus der amerikanischen Gesellschaft. Von Otto Ruppius . . 145
Ebenschuld, des Kaufmanns. Von Dr. J. D. H. Temme 561

Seite

Festungs-Commandant, der. Erzählung von Levin Schücking 33
Großmächte, die drei. Von Levin Schücking 625
Hause, im hohen. Eine Geschichte von Edmund Höfer 1
Herzen, deutsche, deutscher Löbel. Erzählung von J. D. H. Temme 369
Holzgraf, der. Eine oberdeutsche Geschichte. Von Hermann Schmid 417
Leben, das, einer Frau. Von A. Godin . 97
Storch, der schwarz-weiße. Ein Bild von der polnischen Grenze. Von J. D. H. Temme. 161
Unter Fremden. Von Otto Ruppius . . 673
Zwölfte, der. Kleine Bilder aus großer Zeit. Von George Hesekiel 305

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Abstimmung, eine 585
Alpenbilder, schweizer.
Der Großstadt 741
Annoncen- und Reclamenwesen, das pariser 745
Anwendung, die, der Felster in den Gefängnissen von Neapel und Sicilien. Von G. Rasch. Nr. 1 69
Nr. 2 118
Asyl, das, Franz II. in Rom 253
Aus den Erlebnissen eines alten Schauwalters.
Nr. 1 411
Nr. 2 458
Aus dem amerikanischen socialen Leben . 308
Aus der Mappe eines Heimgekehrten. Von H. Beta. Nr. 1 326
Aus der Schlacht von Dennewitz . . . 509
Aus Weimars lustigen Tagen. Von Diezmann 244
Aus der afrikanischen Wüstniß 681
Aus den Zeiten der schweren Noth.
Nr. 1. Rettung einer Abtheilung Lützower Jäger. Von Cantor Leutscher in Cythra 141
Nr. 2. Nur ein Schachbiel 233
Nr. 3. Ein Stoomdetachement 505
Nr. 4. Rudolph Zacharias Becker . . . 597
Nr. 5. Buchhändler Palm. Von Th. Oelckers 628
Banden, die, des Riesengebirges. Von Rudolph Gottschall 763
Barabinski, das, einer Armee in einem sibirischen Dorfe. Von Dr. E. A. Brehm . 806
Besuch, ein, auf Capreta 108
Besuch, ein, in einer englischen Baumwollenanstalt 801
Besuch, ein, in Pompeji 773
Bilder, Berliner. Von E. Kossak.
Nr. 12. Die Schule des Abgeordneten . 57
Bilder, deutsche.
Nr. 8. Der Salzburger Jammer. Von Rud. Keil 420
Bilder, hamburger. Von E. Eilsleuun.
Nr. 1. Hohes Wasser 635
Bilder aus dem Kaukasus.
Nr. 1. Auf dem Bazar von Erivan . . 100
Nr. 2. Bazazir in Armenien 325
Bilder, Pariser, und Geschichten. Von Sigmund Kolisch.
Moderne Marktschreier 360
Plaudereien aus den Salons 490
Mirés 552
Eine Künstlercarriere. 636
La Mosse 782
Blatt, ein, des Gedenkens an die Wittwe Jean Paul's 550

Seite

Blutzeugen, ein, deutscher Freiheit . . . 4
Brand, der große, in Glarus 366
Christenverfolgungen in Tonkin 615
Colonie, eine mediceische, in Nordamerika 139
Colonist, ein deutscher, in Algerien. Von Theodor Kisser 602
Cylinder-Presse, die amerikanische . . . 549
Eberhard im Bart. Ein deutscher Fürst wie er sein soll. Von Dr. W. Zimmermann. 469
Eisbäuker, amerikanische 189
Entdüllung, die, des Lutherdenkmals zu Worms 486
Epitaphe, eine, aus der nordamerikanischen Krisis 205
Erinnerung, eine, an Friedrich den Großen 375
Erinnerungen aus dem schleswig-holsteinischen Kriege. Von A. Bartelsen.
Nr. 1. Ein Soldaten-Diner 137
Nr. 2. Der Cordon 508
Erlebtes in Friedensjahren und Kriegsmonaten. Von Fr. Anncke 103
Fantasia, eine arabische 727
Ferdinand I. Ein Kaiser im Exil. Von Schmidt-Weißenfels. 535
Gang, ein, über Dresdens Kirchhöfe. Von Louise Ernstt.
Nr. 1. Der katholische Kirchhof . . . 37
Nr. 2. Die protestantischen Kirchhöfe . 56
Geschäftsbesuch, ein englisches 78
Gérard's Geiger 764
Häuser, die literarischen, Berlins. Von Fr. Brunoldt 11
Hofleben, wiener, zur Zeit Maria Theresia's. Von Johannes Scherr. 473
„Hochleben", englisches 154
Holländsgänger, die, in Nordwest-Deutschland 514
Hunde-Schau, eine, in London 247
In der Volksuß. Aus den Wäldern von Ecuador. Von Friedrich Gerstäcker . . 8
Industrie, die englische, und ihre Ausstellung aller Völker für das Jahr 1862 . . . 284
Johannisfeier, die, in Leipzig 460
Juden, die, im Ghette zu Rom und die heilige Inquisition 42
Körner's, Theodor, Lod und Leichenfeier . 789
Kosaken, das sibirische, im Kaukasien. Von J. G. Kohl 666
Landschaftsfeuerbrand, ein oberfränkisches. Von L. Storch.
Nr. 1. Die Pfaffenberg 654
Luthersfeier, die, in Worms 669
Männer, deutsche. (Aus Tirol) 332
Manöver, das, der Schweizermiliz am St. Gotthard vom 11. bis 25. August 1861. 660
Mormonen-Bauptstadt, die, u. deren Sultan 504
Meeken. Von Dr. Friedrich Stoger . . . 822
Nevada-Eisenbahnen, die, in Texas . . . 40
Nordamerika und seine Zustände 156
Nur nicht nach Norden! 415
Priester, ein italienischer. Von Moritz Hartmann 409
Rauchhaus, das, und die Rieserrume Alterthümer im Schwarzwalde. 695
Rettungsstationen an deutschen Küsten . 811
Ritt, ein, von Lima aus in's Innere. Reiseskizze von Fr. Gerstäcker 521
Schärding, die Stadt der Gräber . . . 615
Schützenfest, das deutsche, in Nürnberg . 671
Schäfermarkt, der, in Markgröningen. . . 351
Schwarzenwahl, das, eines Tschirers . . 517
Schützenfest, das erste deutsche 521
Schwedenwall Süd-Carolina, der . . . 135
Sempacher Schlacht-Feier, die 725
Sinai, der, das Katharinenkloster und seine Bibelhandschrift. Von Ernst Ticchendorf 57

Seite
Sittenbilder, kleine amerikanische.
1. Auch ein Spiritualist. Von Otto Ruppius 825
Skizzen, illustrirte, aus Rom.
Erholungsstunden der Franziskaner auf dem Aventin 349
Der Vatican in Rom 380
Skizzen aus Ungarn 805
Spaziergänge durch das heutige Rom und durch die Campagne I. 219
II. 277
III 428
Spielhöllen, deutsche 20
Stammburg, die, der Hohenzollern 709
Stille Leute 599
Stück, ein, preußischer Schande und preußischer Ehre.
Nr. 1. Die Schande 809
Nr. 2. Die Ehre 828
Stunde, eine gefährliche 363
Tieck's Vorlese-Abende in Dresden. Von A. von Sternberg 116
Voigtland, das, und die Voigtländer 267
Volksleben in Kopenhagen. Federzeichnung von Franz Wallner 766
Vom verlassenen Bruderstamme. Nr. 1. 664
Nr. 2. Ein deutscher Märtyrer in Schleswig 712
Von einer alten Dame. Eine Erinnerung vom Sängerfest in Nürnberg 729
Weg, der neue, nach Quito und das Innere von Ecuador. Von Friedrich Gerstäcker 152
Wildschützen-Stücklein, ein 25
Winter-Asyl, ein, für geistige Handwerker-Ausbildung 715
Wupperthal, das, und seine religiösen Erweckungen 197
Wurzelhütte, zur, am Spitzingsee 181
Zustände, amerikanische. Von Otto Ruppius. Nr. 1. 574
Nr 2. 621

Naturwissenschaftliche Aufsätze.

Ankunft der Colibris und der Leuchtkäfer in den nordamerikanischen Städten 406
Aus dem Norden. Von Brehm.
2. Die Vogelberge 12
3. Eine Rennthierjagd auf dem Dovrefjeld 88
4. Ein Ausgearteter 263
5. Das Morastschneehuhn 555
Brunnenvergiftung, moderne. Von Dr. M. Dyrenfurth 295
Jagddaguerreotypen. Von Ludwig Beckmann.
Das Schwarzwild und seine Jagd in alter und neuester Zeit. III. 236
IV. 508
Kanin, das wilde, und sein Todfeind. Von Ludwig Beckmann 698
Menageriebild, auch ein. Von Guido Hammer 300
Schickler's Blumentisch 565
Schlachtfeld, das, der Natur oder der Kampf um's Dasein. Von Louis Büchner 93
Singemäuschen 779
Telegraph, der electromagnetische. Nr. 1 55
Nr. 2 475
Thier-Charaktere.
Nr. 2. Der Fischotter. Von Dr. Ludwig Brehm 169
Vom Hühnerhof. Von Henriette Bissing 778
Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere. Gehalten in Genf während des Winters 1860—61. Von Carl Vogt. 1. 105
2. 185
3. 377
4. 566
Wild-, Wald- u. Waidmannsbilder. Von Guido Hammer.
Nr. 14. Der gehetzte Hirsch 149
Nr. 15. Ein Hirschkampf 437

Medicinisches.

Von Prof. C. Bock.

Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre.
Die Gicht, das Podagra oder Zipperlein. 72
Blicke, ärztliche, in die Kinderstube.
Das gefährliche Zahnen 343
Diätetik des Gehirns und des Schlafes 823
Hausheilmittel, mein allerliebstes.
Das warme Wasser 167
Hausheilmittel, das dritte meiner liebsten.
Aeußere große Wärme 439
Herzensergießungen, ärztliche.
Ueber den Curirschlendrian 262
Recept, diätetisches, gegen Heiserkeit 670
Schlaf und Traum. Diätetik des Gehirns. 741
Schutzmittel gegen Krankheiten.
Unterziehjäckchen, wollene Strümpfe und Bauchbinde 558
Warnung und Trost. „Der persönl. Schutz" und „das stärkende Heilverfahren" von Laurentius 794

Vermischtes.

Aufgabe, eine physiognomische, für unsere Leser 45
Bier, das. Fränkische und baierische Biere. Von Dr. Franz Döbereiner 697
Flottenmacht, die deutsche 654
Frauenverein, der, für Gesundheitspflege in England. Eine Mittheilung von Dr. Schwudbach 509
Halsgerichte, vom hochnothpeinlichen 345
Jubiläum, das hundertjährige, der Bleistiftfabrik von Faber, in Stein bei Nürnberg. Von Herbert König 676
Kunst, die, im Hause 531
Landkarte, die älteste noch vorhandene 395
Rede bei der zweiten Lessing-Feier in Leipzig. Gehalten am 22. Januar 1861. Von Adolf Stahr 121
Spiritualisten, die, und die Wissenschaft.
Tischdrehen. Tischklopfen. Tischschreiben 23
Wehrkraft, allgemeine, als Aufgabe der Volkserziehung. Eine Ansprache an deutsche Stammgenossen. Von Dr. Schreber in Leipzig 278
Wissenschaft im Spiele 683
Zur Geschichte des Aberglaubens. Nr. 3 249
Nr. 4 302
Nr. 5 456

Blätter und Blüthen.

Affengeschichte, eine komische, wahre 496
Anmeldung, praktische, bei Goethe 752
Auerbach's, Berthold, Volkskalender für 1862 544
Auflösung des physiognomischen Bilderräthsels in Nr. 3. 95
Aus Jahn's Leben 623
Aus dem nordamerikanischen Lagerleben 496
Aus der Zeit 80
Auswachsen, das, des Getreides 512
Bild, ein, aus den jetzigen amerikanischen Zuständen 398
Blick, ein, auf die Waarenlager und das große Feuer in London 480
Bob, der Hund der Londoner Feuer-Brigade 400
Caprera 160
Carriere, eine 560
Deutschen, die, in Amerika und die jetzige Krisis 384
Döhlenpaar, ein 399
Druckmaschine, eine photographische 512
Dzierzon, der größte Bienenvater der Welt 638
Engländerin, eine, Königin der Sandwichsinseln 352
Erdbeben, das, Mendozas 416
Erich's, Clara 63
(Berichtung darüber dänischen Blättern gegenüber 176
Erklärung von G. Rasch 224
Ernst, Herzog, und sein Volk. (Ein Briefwechsel) 832
Expedition, die, zur Aufsuchung Dr. Vogel's in Afrika 784
Fahnengarde, die, des deutschen Jäger-Regiments in New-York 448
Fahrlässigkeit im Betriebe der englischen Eisenbahnen 607
Federn als Ableiter des Blitzstrahls 480
Fingerzeig für künftige Nationalfeste 671
Flotte, deutsche 624
Frauen, die, in London 16
Fürstenwort, ein offenes 528
Gaeta 176
Gamskrickel, die 719
Gentleman, ein englischer 336
Gerstäcker 128
Geschichte, deutsche, von Max Wirth 368
Gesetz, ein sehr merkwürdiges 352
Glarus nach dem Brande am 10. Mai 416
Hans Sachs 96
Hauschild's vegetabilischer Haarbalsam 720
Heimchengefecht, ein chinesisches 688
Helgoland 144. 240
Hessischer Malz-Extract 784
Hughes, das Brüderpaar 32
Industrieen, londoner 656
Karl August als Vorspanner 256
Kochbuch, poetisches 544
Krokodilsprobe, die 704
Lebenskraft der Pferde 448
Mara, Madame, die berühmte Sängerin 832
Marseillaise, die, von einem Deutschen componirt 256
Matrose, der, und die Schauspielerin 496
Metallbürste, die volta-elektrische 640
Napoleon im Hotel du Rhin in Paris 1818 47
Neujahrsgeschenk, das, in Paris 95
New-Yorker Leben 128
Noch einige Thiergeschichten 720
Noch einmal der Secondelieutenant 639
Organ, ein unabhängiges, der Herzogthümer 784
Perlen, unechte 32
Pferd, das, des Gemordeten 400
Pferd, das, und sein Reiter 159
Post-Sparcassen 367
Proceß, der, der Frau Jerome-Patterson 111
Puste-Post, die 16
Rabe, der, von St. Jacob 96
Radblumen, die 432
Redactionsbureau, ein, in der Wildniß 16
Rehme. Ein deutsches Bad 624
Retter, ein, in der Noth 783
Schach 144. 240
Schillerfeier (Berichtigung) 240
Schultze-Delitzsche's Jahresbericht für 1860 752
Schützenfest, deutsches 336
Seminare, akademisch-pädagogische 639
Spielbäder, die 448
Studien, amerikanische, nach der Natur.
Nr. 1 Das Dienstmädchen 608
Todtenfeier Klopstock's, eine 192
Universal- oder Weltsprache, eine 544
Vogelnester, eiserne 448. 608
Wallroß, das, und sein Junges 352
Warnung, „die mystischen Erscheinungen in der Natur von Perty", betr. 800
Washington's Auslageberechnung 112
Wedell, Albert von 80
Wege unter den Straßen 320
Wie ein Gänserich seine Hausehre vertheidigt 304
Zur Geschichte des Aberglaubens 15
Zur Naturgeschichte des Hamsters 831

Illustrationen.

Allerheiligen. Die Klosterruine 605
Die Wasserfälle 620
Amerika.
Mecklenburgische Colonie bei Milwaukee 140
Uebersiedelung der Besatzung des Forts Moultrie nach Fort Sumpter 204
Ein Geföderter 309
An der Spielbank 21
Bädeker, Karl. Portrait 53
Baiern.
In einem oberbaierischen Gebirgsdorfe 181
Becker, Rudolph Zacharias. Portrait 597
Bernstein, A. Portrait 453
Birch-Pfeiffer, Charlotte. Portrait 693
Cavour, Graf Camillo. Portrait 405
Cylinder-Presse, die amerikanische 549
Dahlmann, Friedrich Christoph 165
Deak, Franz. Portrait 805
Dennewitz, Schlacht bei. Reiterangriff der Schwadron des Majors von Schmitterlow 732
Dickens, Charles. Portrait 613
Dornburg 517
Dresden.
Grabstätten auf dem katholischen Kirchhofe 37
Grabstätten auf den protestantischen Kirchhöfen 76. 77
Düsseldorfer Muster 632
Eberhard im Bart zerschlägt das Siegel seines tyrannischen Vetters Heinrich 469
Eishaus, das 189
Frettchen, das 700
Frettiren, das, der Kaninchen 701

Seite

Friedrich der Große auf dem Manöver bei Spandow 389
Glarus nach dem Brande am 16. Mai 1861 412
Goltz, Bognmil. Portrait 133
Gotha. Das Schützenfest. In der Schießhütte 525
Der Festzug 540
Hamburg. Beim Hochwasser 637
Harnstoff- und Harnsäurekrystalle . . . 72. 73
Hellwig, Lieutenant, bei Eisenach 501
Herzen, Alexander. Portrait 757
Hohenzollern, die Burg 709
Holzminden. Die Baugewerkschule . . . 716
Hühnerhof, ein norddeutscher . . 780. 796. 797
Jagdbilder.
Der gehetzte Hirsch 149
Das Schwarzwild und seine Jagd 236. 237. 509
Ein Hirschkampf 437
Italien.
Der Einmarsch der Calabresen in Neapel 69
Garibaldi u. Mieroslawski auf Caprera . 109
Vogelschauansicht der Insel Caprera . . 157
Gaeta 173
Gennazzano. Ein Begräbniß 220
Der Charlatan 221
Rom. Der Quirinalische Palast . . . 252
Ein Eselwettrennen in der Romagna . . 277
Erholungsstunden der Franziskaner auf dem Aventin 349
Der Vatican 380
Ein öffentlicher Schreiber 428
Der Bartkünstler u. Haarschneider . . . 429
Pompeji. In den Straßen 773
Karl August und Goethe nach der Jagd bei Ilmenau 245

Seite

Kaukasus.
Bazar von Eriwan 101
Das Schloß in Bajazid 325
Kegelschieben, das 684. 685. 686
Körner's, Theodor, Denkmal 789
Landkarte, die älteste vorhandene 396
Leipzig. Die Johannisfeier 461
London.
Der projectirte neue Ausstellungs-Palast für 1862 284
Löwe und Riesenschlange 300
Markgröningen. Der Schäfermarkt . . . 341
Mein liebes Kind, Ade! 197
Meißen. Die Albrechtsburg 821
Möbra. Die Enthüllung des Lutherdenkmals 485
Mügge, Theodor. Portrait 293
Napoleon III. Portrait vom Jahre 1833 . 45
Norwegen.
Der Vogelberg, mittlere Nyke, in Vestergalen 13
Das Schneehuhn 557
Nürnberg. Das Sängerfest. Die Sängerhalle 573
Der Festzug . . 588
Palm's letzte Stunde 629
Pfand, das letzte 229
Plassenburg, die 652
Der schöne Hof 653
Radblumen 432
Raimund, Ferdinand, am Sarge Therese Kroues' 85
Rauch und Rietschel im Rietschel'schen Atelier 357
Rettungsstationen an deutschen Küsten.
Rettung durch Racketenapparate . . . 812
Rettungskorb 813

Seite

Riesengebirge. Eine Baude 765
Schickler's Blumentisch 565. 566
Schlag 'mal her! Originalzeichnung von C. E. Böttcher 645
Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel. Portrait 29
Schweiz. Die Rast der Walliser Truppen auf der Furca 661
Geißbube, eine verstiegene Ziege lösend 741
Schwur, der, der Salzburger Protestanten in Schwarzach, am 5. August 1731 . . . 421
Sempacher Schlacht-Feier. An der Capelle. 725
Sinai, der, und das Katharinenkloster . . 60
Smidt, Johann. Portrait 581
Spohr. Portrait 92
Stein bei Nürnberg. Jubiläum der Faber'schen Bleistiftfabrik 677
Sukarra 316
Telegraph, der elektrische. 56. 57. 475. 476. 477
Tieck, Ludwig, als Vorleser 117
Tischrücken. Wirkung der Muskelkraft der Kette auf den Tisch 24
Tyrol.
Der Bergpaß Strub bei Waidring . . . 333
Voigtland.
Eine Voigtländerin am Stickrahmen . . 269
Waldtreue 493
Weihnachtsbaum, der 828
Welser, Philippine 212. 213
Wesel. Vor den Thoren 5
Wildermuth, Ottilie. Portrait 373
Worms. Der alte Luthersaal 669

No. 1. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1¼ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

An unsere Leser!

Mit der vorliegenden Nummer erscheint die „Gartenlaube", wie überhaupt eine deutsche Zeitschrift, zum *ersten Male* in einer Auflage von *mehr* als 100,000 Exemplaren. Wie dies jedenfalls ein Beweis von dem Beifall ist, den sie bisher gefunden hat, so wird es uns ein Sporn sein die Anstrengungen zu steigern, um die Mannigfaltigkeit und den Werth ihrer Mittheilungen noch zu erhöhen, vor Allem aber in der Redaction an den bisher befolgten Grundsätzen fest zu halten. Denn unserer Meinung nach verdankt die „Gartenlaube" ihre Verbreitung, außer der Popularisirung der Wissenschaften hauptsächlich *dem*, daß sie sich bestrebt hat durch und durch ein *deutsches* Blatt zu sein. Nur gute *deutsche* Autoren liefern deutsche Originalbeiträge, *deutsche* Künstler besorgen die artistische Ausstattung (keine Abklatsche aus englischen und französischen Zeitschriften), *deutsches* Leben und Streben bildet vorzugsweise den Gegenstand ihrer Schilderungen. Mit treuem Sinn werden wir an diesen Tendenzen fest halten und dürfen hoffen, daß auch für die Zukunft aus allen Blättern unserer Laube die Liebe zu dem deutschen Vaterlande hervorleuchten wird, selbst da, wo nicht gerade rühmend von ihm die Rede sein kann.

Die Redaction und Verlagshandlung.

Im hohen Hause.

Eine Geschichte von Edmund Hoefer.

„Vor dreißig Jahren," begann der pensionirte alte Oberst seine Mittheilung, „war ich eben Hauptmann geworden und noch obendrein im Regiment, welches in meiner Vaterstadt garnisonirte, so daß alle meine Wünsche erfüllt waren, da starb mein alter Papa, und meine Mutter, eine gar treue und liebe Seele, folgte ihm auch auf diesen Weg schon nach acht Tagen restlich nach. Meine Schwester und ich waren sehr betrübt; sie mußte ihres Gatten wegen wohl in der Stadt bleiben, mir aber war diese so grünblich verleidet, daß ich alsbald um Versetzung einkam. Und da meine Vorgesetzten wirkliche Theilnahme für mich zeigten, sah ich auch diesen Wunsch schon nach kurzer Zeit und zwar in einer Weise erfüllt, wie ich's gar nicht zu hoffen gewagt. Ich erhielt eine der beiden Jägercompagnieen, welche damals in E. standen, und reiste an meinen Bestimmungsort mit allem Jubel ab, den ich nach den schweren Unglücksfällen überhaupt nur noch in mir hatte. Waffe und Dienst entsprachen meinen Neigungen viel mehr, als meine bisherige Stellung bei der Linie, und dazu kam endlich noch, daß E. von allen Jäger-Garnisonen bei weitem die angenehmste und behaglichste sein sollte. Ich fand auch gleich anfangs, daß man nicht zu viel gesagt.

„E. war damals nicht einmal eine Mittel-, sondern nur eine kleine Stadt, aber eine der hübschesten und reinlichsten, die ich je gesehen; die Bewohner waren ein ruhiges und freundliches, umgängliches Völkchen, das mit der Garnison im besten Einvernehmen lebte. Die Classe der „Gebildeten" war ungewöhnlich zahlreich; die Mitglieder des Magistrats, der sich noch nach alter Weise ergänzte und von keiner Städteordnung wußte; die Beamten eines Ober- und eines Untergerichts; die Lehrer des Gymnasiums; die Aerzte, unter denen ein paar einen großen Ruf und ein noch größeres Vermögen besaßen; einige Engrosshändler, Kaufleute, Rheder ꝛc.; endlich die Gutsbesitzer der reichen Umgegend — diese alle bildeten einen sehr großen, angenehmen, heiteren und anständigen Kreis, in dem selbst der Ansprüchevollste die ihm entsprechenden Elemente und Unterhaltung finden konnte, und in dem wir Officiere uns auf das Behaglichste zu Hause fühlten. Der Ton war der freiste und ungezwungenste von der Welt, die Häuser aller Genannten waren jedem Vorgestellten geöffnet, man kam und ging nach Gefallen, kleine Kreise und größere Gesellschaften machten alle immer bekannter und vertrauter mit einander; von Standesvorurtheilen, von Kastengeist und dergleichen zeigte sich wenig oder nichts, und ein junger Mann, der nicht gar zu grämlich war, konnte in E. ein Leben führen, wie Gott in Frankreich.

„Nun war ich weder alt noch grämlich, aber ich hatte Trauer und zwar ein ganzes Herz voll, und so wird es auch begreiflich sein, daß ich für's Erste wenigstens dem Gesellschaftstreiben fern blieb, welches freilich damals — wir waren im September — überhaupt noch kaum begonnen hatte. Dafür aber war jetzt die Jagdsaison in vollster Blüthe, und die Umgegend von E. bietet zu Lande und Wasser einem eifrigen Jäger so viel Gelegenheit, seinen Neigungen zu folgen, wie in diesem Umfange vielleicht kein anderer Ort Deutschlands. Eine große Jagd hatten wir Officiere selbst gepachtet, andere wurden uns mit höchster Liberalität zur Disposition gestellt, und ihr mögt daher euch selbst sagen, wie ich leidenschaftlicher Nimrod hier in meinem Elemente war. Ich traf es überhaupt ganz gut. Das Quartier des Cameraden, an dessen Stelle ich kam, war für mich Junggesellen zu groß, ein anderes, das mir gefallen hätte, nicht frei, und so zog ich — was freilich eigentlich nicht sein sollte, jedoch vom Commandeur freundlicherweise gestattet wurde — vor's Thor, in das sehr hübsche Haus eines pensionirten Majors.

„Dort hatte ich nicht nur Einsamkeit und Ruhe, wie sie meiner

noch sehr gedrückten Stimmung zusage, sondern konnte auch am freisten und unbefängtesten meiner Neigung zu einsamen Streifereien folgen. In der Stadt wurde ich oft genug jemand gefunden haben, der sich mir angeschlossen hätte; hier trat ich aus der Haus- oder Gartenthür und war beinah schon auf dem Jagdterrain. Die Gemeindeweide einerseits, ein großer See und sich anschließende Rohrbrüche auf der andern Seite, ausgedehnte Felder, kaum eine halbe Stunde entfernte Waldungen boten mir nah und fern Gelegenheit zu allem, was mir gerade wünschenswerth war. Ich wurde von niemand belästigt und belästigte niemand. Es waren vor diesem Thor nur drei oder vier Häuser und ein paar Scheuern; die kleine Stadt breitete sich, wie man das ja auch von größeren weiß, mehr gegen Westen und Süden aus, als gegen Osten, wo meine Wohnung lag.

„Das Haus des Majors stand ganz frei, dazu noch auf einer kleinen Bodenerhebung, und ich hatte daher aus meinen Parterrezimmern einen weiten Aus- und Umblick. Rückwärts sah ich einen großen Theil des erwähnten Sees, Rohrbruch, Felder und lang hinziehende Waldungen. Vorn hinaus lag rechts ein einzelnes Gehöft, dahinter Felder und die Gemeindeweide, links die Stadt. Viel von ihr sah ich freilich nicht, aber was ich sah, gefiel mir. Die grünbepflanzten alten Wälle hoben sich hoch empor, gekrönt von wirklich prachtvollen Lindenalleen. Hinter denselben zeigten sich in den Zwischenräumen der Stämme Stücke der Stadtmauer und über dieselbe aufragende Giebel der dahinter befindlichen kleinen Häuser. Der wirklich zierliche und schöne Thurm der Marienkirche stieg hoch über die höchsten Wipfel empor und ließ mich in seiner wunderbar feinen Pyramide eine stets neue Freude haben, und endlich präsentirte sich in einer, ich weiß nicht, ob zufälligen, ob absichtlichen Lücke der Allee ein großes, hohes, fast thurmgleiches Haus. — Die von Ziegelsteinen aufgeführten Mauern waren ungewöhnlicher Weise niemals mit Mörtel und Farbe überzogen worden, zeigten vielmehr die natürliche fast, braunrothe Färbung des Materials, und wenn an einem dunstigen Morgen die durchbrechende Sonne die mir zugewendete Hinterseite des Gebäudes mit ihren Strahlen übergoß, sah es genau so aus, als sei dasselbe aus matt glänzendem Kupfer errichtet. In der Stadt aber nannte man es allgemein „das hohe Haus“.

„Das Haus war schiefer nicht gerade alt, denn es hatte kein Giebel-, sondern ein modernes Dunerdach; dessen ungeachtet machte aber der ganze Bau einen so festen, soliden und gediegenen Eindruck, wie wir ihn sonst nur von den Erbsäulen alter reicher Patriziergeschlechter zu empfangen pflegen. Dies Aeußere zog mich unwiderstehlich an, ich beschäftigte mich in einsamen Stunden, wenn ich einmal müßig am Fenster weilte und trübsinnte, viel mit dem Gebäude, beobachtete — studirte, darf ich nicht sagen, da nichts Besonderes daran zu finden war — es von unten bis oben und interessirte mich unwillkürlich für diejenigen, welche es bewohnen, für das, was sie treiben mochten, bevor ich noch von diesen Bewohnern und ihrem Treiben irgend etwas erfahren hatte. Viel Leben herrschte in dem Hause nicht — ihr müßt bedenken, daß es in grader Linie höchstens fünfhundert Schritt von mir entfernt war und daß ich mit meinen ausgezeichneten Augen daher alles, was an seinen Fenstern geschah, gut genug erkennen konnte. Im obersten Stockwerke zeigte sich ein Mann, eine Treppe tiefer eine ältliche Dame und eine jüngere — jedoch auch nicht mehr junge; ein schmuckes Dienstmädchen erschien oben und unten beim Lüften und Reinigen. Das war alles.

„Die Leute wohnten im Hause hierher, nach hinten, hinaus, da die Straße, in der das Gebäude lag, für Gebietere keinen besonders angenehmen, geschweige denn lockenden Anblick gewähren konnte. Es war die äußerste der Straßen, nur auf der einen Seite von einer fortlaufenden Zeile meist kleiner und ärmlicher Häuser gebildet, während auf der andern Seite häufig große Zwischenräume erschienen, welche sich dann nur durch die Stadtmauer selber begrenzt zeigten. Die Straße hieß einfach genug „am Walle“ — jenseits der Mauer und des innern Grabens zog sich dieser hin — und wurde, wie gesagt, von armen Leuten bewohnt, zwischen deren Häuschen das große rothe stattliche Haus noch auffälliger erscheinen mußte.

„Was den Erbauer desselben grade diese Gegend hatte wählen lassen, weiß ich nicht zu sagen, wie ich denn auch von der Vorgeschichte des Gebäudes wenig Anderes erfahren und zu melden habe, als daß das Haus in der Stadt nicht sowohl berühmt als vielmehr berüchtigt war. Alle Familien, die dasselbe bewohnt hatten, sollten durch dies oder jenes Unglück verfolgt und dadurch bewogen worden sein, den Besitz bald wieder an einen nicht abergläubischen Liebhaber abzutreten. Sicher war, daß das Haus, bevor der jetzige Besitzer es erwerben, an zwanzig Jahre lang leer gestanden und von den Erben seines letzten Bewohners stets vergeblich zum Kauf ausgeboten worden war. Jetzt bewohnte es ein Rath des Obergerichts, dem Haus und Grundstück so sehr gefallen, daß er es gleich nach seiner Anstellung in C. erkauft und mit Liebhaberei angemessen eingerichtet hatte. Verheirathet war er nicht; seine verwittwete Mutter lebte bei ihm und füllte die Stelle der Dame des Hauses auf das Liebenswürdigste aus. Er hieß Robert Schenk und war, um auch das zu erwähnen, damals etwa dreiundbreißig Jahre alt, also mit mir etwa in gleichem Alter.

„Schenk galt bei Allen, welche dergleichen beurtheilen konnten, für einen der bedächtigsten Köpfe unter den Juristen des Staats und sollte zumal für sein specielles Fach, das Criminalwesen, die eminenteste Begabung besitzen und auch bewiesen haben. Bisher war er in der Residenz angestellt gewesen und nur auf sein besonderes Ansuchen in die Provinz versetzt worden. Man wußte nicht, was ihn zu diesem Schritt veranlaßt hatte, jedenfalls freuten sich desselben aber nicht nur seine neuen Collegen, sondern auch bald die ganze Gesellschaft von C., der er sich nach allen Seiten hin und in jeder Weise beliebt zu machen wußte und von jedermann auf's Höchste geachtet, von allen ihm so oder so Untergebenen geradezu verehrt wurde. Man konnte in Wahrheit von ihm sagen: er hatte keinen Feind, und seit seine Mutter angelangt war und er sein Haus eröffnet hatte, fanden ihn selbst die jungen Damen mehr als erträglich, welche ihn trotz all' seiner Vorzüge anfänglich etwas zum alten Register gezählt und mit einer gewissen Sorge daran gedacht hatten, er könne vielleicht um eine von ihnen anhalten. Sie wußten, daß er von den Eltern keinen Korb bekommen hätte. Nun aber, wo sie sahen, wie angenehm es eine Frau in diesem Hause, an der Seite dieses Mannes haben würde, waren sie selber entschieden, einen etwaigen Antrag nicht abzulehnen. Ein solcher blieb aber aus; Schenk war jetzt, nach anderthalb Jahren, nicht nur unverheirathet, sondern man wußte auch nicht einmal eine einzige Dame zu nennen, der er mehr Aufmerksamkeit erwiesen hätte, als allen andern bei Gelegenheit gleichfalls. Denn er war ein artiger, galanter Mann.

„Es mochte etwa vierzehn Tage nach meiner Ankunft sein, und ich wußte damals natürlich schon von den Bewohnern des großen Hauses, als ich Schenks Bekanntschaft machte. Ich war Abends zufällig ziemlich zeitig auf die „Harmonie“ gegangen, um ein paar Zeitungen zu lesen, und fand im Lesezimmer nur einen Mann am nächsten Tisch sitzen, der bei meinem Eintritte flüchtig auf- und mich anschaute. Ich kehrte mich nicht weiter daran, sondern sah die umherliegenden Blätter durch, um mir ein zusagendes zu wählen. Da stand er plötzlich neben mir und sagte: „In der kleinen Stadt müssen wir uns doch kennen lernen, zumal wir ja beinah Nachbarn sind. Ich bin der Gerichtsrath Schenk.“ Und während ich mich wie öblich verbeugte, setzte er lächelnd hinzu: „Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Hauptmann?“

„Ich sah ihn an und — war sogleich orientirt. Man konnte auch diese markirten und doch angenehmen Züge, dies geistvolle und zugleich freundliche braune Auge, dies schwarze leicht gelockte Haar — es sind diesmal keine Roman-Locken, sondern wirkliche — mit einem Wort, man konnte diesen Mann nicht vergessen, wenn man mit ihm einmal in Berkehr gewesen; seine ganze Erscheinung war mir also weniger als eine gewöhnliche. Man mußte angenblicklich erkennen, daß man es in ihm mit einem bedeutenden so gut wie mit einem liebenswürdigen Menschen zu thun habe. Wir waren uns vor zwölf Jahren, er als Referendar und ich als zur Kriegsschule commandirter junger Lieutenant, in P. bei einer widerwärtigen Geschichte zwischen einem seiner Collegen und einem Cameraden von mir begegnet — als Secundanten — und sein Benehmen und Auftreten hatte schon damals uns jungen Burschen die höchste Achtung eingeflößt. Bald nachher waren wir uns freilich wieder aus den Augen gekommen, nun aber erinnerte ich mich, zumal auf seine Frage, an alles und bot ihm herzlich die Hand.

„So war die Bekanntschaft erneuert. Wir plauderten viel an dem Abend, einige Tage darauf ging ich zu ihm, kam er zu mir, wir gefielen einander je länger desto besser und waren bald so gute Freunde, daß wir fast alle Tage einmal, häufig genug ganze

Abende bei ihm oder bei mir zusammen saßen. Seine Mutter und ihre Gesellschafterin, ein Fräulein Beck, störten uns nicht, ließen mich vielmehr nur um so lieber einen Abend in diesem Kreise zubringen. Beide Damen waren anspruchslos und voll warmer Theilnahme, dazu gebildet, und die Alte besonders erinnerte mich häufig an meine selige Mutter und ihr stilles, herzliches, feines Walten.

„Schenk war sehr wohlhabend, während er und die Seinen doch im Grunde gar wenige Bedürfnisse hatten. Er verwendete daher einen bedeutenden Theil seiner Einkünfte auf die behagliche und stattliche Einrichtung seines Hauses, auf die Verbesserung und Ausschmückung des dazu gehörenden Grundstücks und hatte trotz der kurzen Zeit darin schon viel geleistet. Das Gärtchen hinter dem Hause war noch jetzt voll Grün und Blüthen; ein Altan auf der Stadtmauer, unter dem dichten Laubdach einer alten Kastanie, gewährte einen wirklich hübschen Ausblick über den Wall in's Land, auf den See; und ein großen Garten, der sich jenseits der Mauer im alten Graben hinzog, — der Besitzer des Grundstücks hatte die ungewöhnliche Vergünstigung einer Pferde durch die Stadtmauer — waren ein paar Treibhäuser angelegt, das meiste Land aber zu einer ausgedehnteren Rosencultur bestimmt. Er liebte diese schönen Blumen leidenschaftlich, und es vereinte uns noch mehr, daß auch ich von meines Vaters Gartenbeschäftigung her eine Vorliebe für dieselben hatte und, bei gelegentlicher Erwähnung verschiedener Sorten und ihrer Namen, ihm doch nicht immer unwissend und theilnahmlos gegenüberstand. Und so muß ich denn auch hier wiederholen, was ich vorhin gesagt — wir waren so freundschaftlich mit einander, wie es bei Menschen, die sich zuerst und wirklich in einem Alter, wie unser damaliges war, begegnen, nur irgend möglich sein dürfte.

„So verging der Herbst und der größte Theil des Winters, und Schenk und ich freuten uns schon auf die jetzt bald erscheinenden schönen Tage, wo wir die Gartengeschäfte beginnen könnten. Seine Leidenschaft hatte auch mich ergriffen, und wir saßen oft und oft vor den saubern Plänen der neuen Anlagen, beriethen, zeichneten, verbesserten, zeichneten wieder, bis alles in bester Ordnung war.

„Im Anfang des December war zu einem großen Ball ein Camerad aus der nächsten Garnison zu uns herübergekommen, hatte sich beim Tanzen versehn und lag schon seitdem Tags so krank darnieder, daß man lange Zeit an seinem Wiederaufkommen zweifelte. Seine Genesung verzögerte sich auch von Woche zu Woche, und erst am zweiten März befieg er den Postwagen, um zu seinem Regiment zurückzukehren. Wir hatten den armen Burschen alle lieb gewonnen, ihn gepflegt und später unterhalten, so gut wir's vermochten, und da er nun abreisen wollte, ein Abschiedsessen arrangirt, von dem aus wir ihn dann in corpore zur Post begleiteten. Von eigentlichen größeren Gesellschaften hatte ich mich bisher ferngehalten, von dieser Vereinigung konnte und wollte ich mich nicht ausschließen, und hielt wacker und verhältnißmäßig fröhlich mit den Andern aus und rief mit ihnen dem Davonfahrenden mein Lebewohl nach.

„Das war um drei Uhr Nachts, und da wir auseinander gingen, zog mich der Commandeur noch im Gespräch mit sich fort und bis zu seiner Wohnung, welche in der Nähe des rothen Thors lag. Von dort aus konnte ich auch über den Wall nach Hause gelangen, und da ich mich begreiflicherweise doch etwas heiß und aufgeregt fühlte, zog ich den weiteren Weg durch die frische Luft dem durch die schmutzigen Straßen vor, passirte das Thor und spazierte leise pfeifend und in bester Laune auf dem Walle hin. Da ich am Pfaffenthor, dem nächsten vor dem meinen, vorüberkam und drüben eben die letzte Wallstrecke betrat, schlug es vom Marienthurm halb Vier, und ich beeilte meinen Schritt, um endlich ins Bett zu kommen, weil ich am nächsten Tage viel Dienst hatte. Es war eine dunkle, nicht kalte Nacht, und in der mir zunächst liegenden Straße „am Wall" noch eben so still wie in der ganzen Stadt und Umgegend. Selbst die mir jetzt sichtbar werdenden Fenster von Schenk's Schlaf- und Arbeitszimmer waren dunkel, und ich nahm mir vor, ihn damit etwas zu necken. Er behauptete nämlich, daß er fast anenahmslos gegen vier Uhr schen am Schreibtisch sitze, und hatte meine bescheidenen Zweifel mit der Aufforderung zurückgewiesen, ich möge mich bei Gelegenheit durch den Augenschein davon überzeugen.

„Während ich so ging und schaute — ich muß hinzufügen, daß der Weg feucht und ziemlich erweicht war, sodaß meine Schritte fast unhörbar sein mochten — tauchte plötzlich neben mir, auf der Seite von Schenk's großem Garten, hinter einem Baume eine Gestalt empor, wandte den Kopf gegen mich, von mir ab, und schoß so hastig vorüber und fort, daß ich, der ich doch auch nicht langsam war, sogleich weit zurückblieb und nach wenig Secunden schon nichts mehr von ihr erblicken konnte. Das alles ging so schnell, daß ich nichts weiter erkannt hatte, als einen aufscheinenden großen Mann im Mantel und hohen schwarzen Hut. Er mußte hinter einem der dicken Lindenstämme gestanden haben, und war durch mein rasches und leises Nahen vermuthlich ebenso überrascht worden, wie ich durch seine plötzliche Erscheinung. Doch dachte ich nicht weiter darüber nach, da man ähnlichen Nachtregeln ja gar nicht so selten begegnet, und als ich erst daheim war, machte ich, daß ich ins Bett und in den Schlaf kam.

„Am nächsten Morgen hatte ich um acht Uhr Compagnie, um neun Uhr Abtheilungs Exerciren; Wachparade, Appell und dergleichen währten bis zwölf Uhr; dann gingen wir zu Tisch. Nachmittags um zwei Uhr folgte eine Revision der Kammer, und so ging der Tag hin, ohne daß ich wußte wie, und es war schon nahe an Fünf, als ich endlich daran denken konnte, zu dem Kaffee zu gehen, zu dem die Gerichtsräthin Huber mich und ein paar Andere eingeladen hatte. Lebhaft, der in der Nacht abgereiste Camerad, war ein Freund ihres Mannes und hatte seine ganze Krankheit in ihrem Hause überstanden, sodaß wir alle dort sehr bekannt geworden waren.

„Bringen auch Sie Schenk nicht mit?" rief mir die freundliche Wirthin beim Eintreten entgegen, und da ich mich verwundert darüber, daß der Genannte noch fehlen sollte, unter den Anwesenden umsah, fuhr sie fort: „Er kann die Einladung gestern doch nicht überhört oder falsch verstanden haben, und es ist heut auch kein Sitzungstag. Ich dachte, er würde mit Ihnen kommen, lieber Hauptmann; jetzt wird's mir aber unbegreiflich. Er ist sonst so pünktlich."

„Ich will hingehen," sagte ich, meine Mütze wieder aufnehmend, „und werde ihn tüchtig ausschelten." Und lachend setzte ich hinzu: „Es scheint überhaupt mit ihm bergab zu gehen, denn heut Morgen gegen vier Uhr muß er noch geschlafen haben wie ein Murmelthier, statt gebührender Weise bei der Arbeit zu sitzen, der Renommist!"

„Bleiben Sie nur," versetzte sie jetzt gleichfalls lachend. „Mein Mann wurde eben noch zum Präsidenten gerufen und versprach auf dem Heimwege bei Schenk vorzusprechen; denn wir warten ja schon anderthalb Stunden auf Sie und ihn. — Huber muß jeden Augenblick wieder kommen."

„So nahm ich denn Platz bei den Uebrigen, trank einen vortrefflichen frisch bereiteten Kaffee, plauderte und scherzte und war guter Dinge, bis die Thür sich öffnete und der Hausherr eintrat — gleichfalls allein. „Aber Ernst," rief ihm die Gattin entgegen, „was heißt denn das? Kommt Schenk denn nicht? Aber mein Gott," brach sie ab und sprang auf, „wie sieht Du aus? Was gibt es?"

„Sie hatte wohl ein Recht zu der Frage so gut wie zum Schreck, denn Huber sah in der That so bleich und angegriffen aus, daß es uns alle bestürzte. Er fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, allein es ward dadurch nicht anders, und als er nun sprach, wurde seine Erschütterung noch merkbarer, so schwer und rauhfl, ja fast heiser klang die sonst klare feste Stimme. „Schenk ist verhindert, Kinder," sagte er; „er kann heut nicht erscheinen."

„Um Gotteswillen, Mann, was hast Du?" fragte sie ängstlich: wir alle waren athemlos. Es mußte etwas sehr Ernstes, vielleicht etwas Schreckliches sein, was den ruhigen festen Mann da vor uns so bewegte, daß wir jetzt sogar eine Thräne in seinem Auge sahen. Und da legte er den Arm um seine Frau und faßte ihre beiden Hände in seine Rechte und sprach mit mühsam erhaltener Fassung: „Kinder, ich kann's Euch nicht länger verbergen — Freund Schenk wird niemals wieder zu irgend Jemand von uns kommen, — er ist todt."

„Todt?" riefen wir entsetzt ihm nach und zuckten zusammen und auf und starrten ihn an wie betäubt. Todt? War das nur ein Scherz? Aber kann und darf ein Ehrenmann mit so etwas scherzen, und war das Scherz, was uns aus Hubers Auge, aus seiner Stimme, seinem ganzen Wesen entgegentrat? Und doch — Ernst? Aber wie war es denn möglich? Schenk war ja ein gesunder, rüstiger, noch junger Mann, so viel ich wußte, ohne die ent-

Digitized by Google

fernteste Anlage zu irgend einer rasch verlaufenden Krankheit. Ich erinnerte mich sogar von seiner Mutter und ihm selbst gehört zu haben, daß er seit den gewöhnlichen Kinderkrankheiten nie auch nur eine Stunde darnieder gelegen oder wirklich unwohl gewesen. Das schoß mir alles durch den Kopf, und dazu der Freund verloren, der mir in kurzer Zeit so nah' getreten — und der Junge nach der Jammer der bejahrten Mutter, deren einziges Kind er war — ! — Ich wandte mich stumm ab und steckte den Degen an und langte nach der Mütze.

„Bleiben Sie da, Hauptmann," sagte Huber, der meine Absicht verstand, während er seine noch immer ganz betäubte Frau zu ihrem Stuhl führte und sie sanft darauf niedersitzen ließ. „Sie sind dort jetzt nichts nütz. Seine arme Mutter ist nicht gefaßt genug, um schon Jemand zu sehen, und dazu ist jetzt gerade das Gericht im Hause." Und da bei diesem seltsamen Wort seine Frau so gut wie wir alle von Neuem zusammensuhren, ergriff er die Hand der Ersteren und setzte gepreßt hinzu: „Ja, das Gericht, denn Schenk ist keines natürlichen Todes gestorben, sondern — ermordet."

„Sehr, ihr Grasaffen," unterbrach sich der sichtbar erschütterte alte Erzähler, der wie mancher Seinesgleichen seiner Bewegung Meister zu werden suchte, indem er gegen seine Umgebung rauher und barscher auftrat, als er es sonst jemals in der Gewohnheit hatte, — „sehr, Ihr Grasaffen, Ihr habt es jetzt leicht. Ihr wißt, daß ich Euch etwas Besonderes erzählen will, und die Menschen, von denen Ihr hört, gehen Euch so gut wie nichts an. So hört Ihr mir mit voller Gemüthsruhe zu oder amüsirt Euch gar an meinem Bericht, wundert Euch vielleicht über den Alten, der heut, nach dreißig Jahren, noch so ergriffen ist. Aber Ihr könnt mir glauben, wenn man so etwas hört und erlebt, von einem Freund, in der Wirklichkeit, in der Gegenwart, so plötzlich, — da ist es um solche Nachricht ein seltsam Ding; sie geht dem männlichsten Mann durch Mark und Bein, und ich schäme mich nicht zu sagen, daß mir bei des Raths Worten alle Säfteleich wurden und unsere Knice zittern fühlten, wir Männer so gut wie die Weiber.

„Ich will uns aber nicht länger mit solchen Reminiscenzen aufhalten," sprach er weiter, „will auch nichts von unserm Entsetzen sagen, sondern nur melden, daß eine gute Zeit verstrich, bis wir gefaßt genug waren, den Bericht Hubers zu hören. Es war begreiflicherweise wenig genug und nur, was man auf den ersten Anblick wahrgenommen hatte. Die genauere Untersuchung war, wie ihr wißt, jetzt jedoch schon im Gange. Nach des Raths Mittheilung war der Sachverhalt folgender: Schenk hatte gegen Mittag mehrere sehr verwickelte Fälle vorliegen und dadurch so viel Arbeit, daß er nicht nur früher aufstand als sonst, sondern auch an Tagen, wo keine Sitzungen und Berhöre stattfanden, jede Störung verboten und mehr als einmal erst zum Mittagseffen um ein Uhr oder noch später sein Zimmer verlassen und seiner Mutter guten Morgen gesagt hatte.

„Es war daher nicht weiter aufgefallen, als er auch heut über die Speisestunde hinaus auf sich warten ließ — er war, wie ich schon berichtet, ein sehr frugaler Mensch, der außer seinem Kaffee, den er sich selbst bereitete, Morgens nur ein Stück Brod genoß, das er gleichfalls im Zimmer verrätzig hielt, um eben von der Tagesordnung der Seinen in Geschäften nicht gestört zu werden. Heut war dies Uhr aber drei geworden, wo sich denn die Mutter endlich bewegen fand, nach ihrem Sohn zu sehen. Die Thür war auffälliger Weise verschlossen, was sonst niemals der Fall, und es blieb auf alles Pochen und Rufen drinnen todesstill, so daß die alte Dame wohl ein Unglück ahnen mußte und zugleich zum Schlosser und Arzt schickte. Als man eintrang, zeigte sich das Unglück viel schrecklicher, als sie irgendwie gefürchtet. Schenk lag todt auf dem zerwühlten Bett, mit mehreren Wunden am Kopf und in der Brust. — Die alte Frau wurde ohnmächtig. Der Arzt versicherte sich des Schweigens der übrigen Anwesenden, schloß die Thür und ging zum Präsidenten, Meldung zu machen. Das war alles, was Huber uns einstweilen mittheilen konnte.

„Wir gingen nach einiger Zeit still auseinander, und ich machte mich zu dem theuren Hause, um die arme Frau und den geschiedenen Freund zu sehen; nur war noch immer zu Muth, als sei alles Gehörte nur ein wüster unheimlicher Traum gewesen, der schier unmöglich zur Wahrheit werden konnte. Allein es war leider eine nur zu schreckliche Wahrheit. — Die alte Dame ließ sich nicht sprechen, jedoch um meinen Besuch am folgenden Morgen bitten. Die Leiche sah ich auch nicht, da man bereits die Scenen vornahm. Und so ging ich trumpf und stumpf nach Hause und starrte von meinem Fenster nach dem drüben, hinter welchem ich so oft das Licht von Schenk's Lampe erblickt und von dem heimelnden mich zu einem Besuch bei dem theuren Freunde hatte hinreißen lassen. Erst spät, nach neun Uhr, ging ich zum Abendessen auf die Harmonie, — Hunger hatte ich nicht, aber ich mußte Menschen sehn, ich mußte über das Unglück reden, wenigstens Näheres erfahren. Es war am Mittwoch, dem gewöhnlichen Gesellschaftsabend, und die Gerichtsbeamten waren dann, so weit sie Mitglieder, gewöhnlich alle da. Ich hatte nur nicht daran gedacht, daß die meisten schon um neun Uhr nach Hause zu gehen pflegten.

„Es traf ich denn nur noch ein paar Cameraden und wenig Andere, unter diesen jedoch zu meiner großen Freude den Rath Huber. Er wußte noch nichts Näheres, sagte aber zu mir im Auf- und Abgehen leise, ich möge mich zu ihm halten. Er wisse, daß der mit der Untersuchung beauftragte College — es war ein Assessor Sterning — nach Beendigung der dringendsten Geschäfte herkommen und zu Nacht essen werde; man halte ihm die Speisen bereit. Dann solle er uns mehr von dem traurigen Fall berichten. — Ich ergriff diesen Vorschlag natürlich mit beiden Händen, und als ich selber kaum gegessen, trat Huber, der inzwischen mit dem Wirth geredet, wieder zu mir und flüsterte mir zu, Sterning sei bereits da, in einem kleinen Hinterzimmer, weil er nicht in Gesellschaft sein möge, werde uns Beide jedoch gern bei sich sehen. Wir machten uns also hin.

„Der Assessor drückte uns ernst, fast finster die Hand. „Ich bin heut Abend, nach dem Unglück, nicht umgänglich," sagte er, „aber Sie Beide sind mir willkommen. Sie waren mit Schenk genau bekannt und haben vielleicht irgend etwas von ihm und seinem Leben erfahren, was uns in der Verfolgung dieser unseligen Geschichte förderlich sein kann. Mit einem Wort, meine Herren, alles, was man bisher erkundet, deutet auf nichts weniger als auf einen eigentlichen Raubmord oder dergleichen hin. Vielmehr ist das Verbrechen sichtbar auf das Vorsichtigste eingeleitet und mit einer Ueberlegung, mit einer Kenntniß und Benutzung der Localität, der Lebensweise, der Gewohnheiten des Opfers ausgeführt worden, wie man sie bei einem Menschen gewöhnlicher Extraction weder annehmen darf, noch jemals finden wird. Sie sind ja auch mit aller Criminalist, Herr Rath; urtheilen Sie selbst!" Und damit erzählte er, was ich jetzt kurz zusammenfassen muß, auf das Eingehendste und Klarste, und zeichnete uns sogar den Grundriß des Locals auf, um Alles noch deutlicher zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Elf Blutzeugen deutscher Freiheit.

Erinnerung eines Siebenzigjährigen.

Es war eine wilde stürmische Septembernacht des Jahres 1809, als ich, von Düsseldorf heimkehrend, vor Wesel, meiner Vaterstadt, anlangte. Vergebens forderte ich am Thore Einlaß; statt des brummenden Invaliden mit dem verwetterten und doch gutmüthigen Gesichte, der mich sonst gegen Verabreichung eines kleinen Trinkgeldes nach kurzem Parlamentiren einließ, stießen mich dieses Mal bärtige finstere Männer zurück, die in französischer Sprache in das Sturmwetter hinausfluchten. Meiner Versicherung, daß ich Wesseler Kind sei und im Vaterhause erwartet werde, setzte man kurze Antworten und Drohungen entgegen, und so blieb mir schließlich, um dem strömenden Regen zu entgehen, nichts übrig, als vor der Stadt Schutz zu suchen. Nach vieler Mühe gelang es mir, etwa eine Viertelstunde von der Stadt in der Richtung der Porte du Secours in einer elenden, nur von armen Fuhrleuten und Sandkärrnern besuchten Schenke ein Unterkommen zu finden. Zorn und Trauer über das schmachvolle Elend des Vaterlandes hielten mich wach. Aber auch die Nengierde regte mich auf. Weit und breit zitterte Alles vor der napoleonischen Macht, nirgends war ein Feind in der Nähe und doch war die Stadt verschlossen, als wenn ein Ueberfall bevorstände. Welch Unheil brütete in ihren

Vor den Thoren von Wesel!

Mauern? was konnte die Unterdrücker veranlassen, in so auffallender Weise mitten im Frieden Maßregeln zu ergreifen, die auf Unsicherheit und Furcht hindeuteten?

Lange Stunden saß ich so in Gedanken versunken an einem kleinen Fenster der Schenke und bemerkte nicht, daß die Wucht des Sturmes sich gebrochen und der Regen nicht mehr an's Fenster prasselte. Plötzlich traf ein matter Schein meine Augen. Aus der geöffneten Porte de Secours drang eine kleine Schaar Männer, von dem Glanze flackernder Lichter gespenstig beleuchtet. An dem gleichmäßigen Takte ihrer Schritte erkannte ich, daß die Näherkommenden Soldaten waren. Voll Neugierde, was der geheimnißvolle Aufzug in so früher Stunde wohl bedeuten möge, verließ ich die Schenke und ging den ziemlich rasch Marschirenden entgegen. Ich konnte bald Alles erkennen. Ein invalider Sergeant-Major commandirte sechs Mann, die aber nicht mit kriegerischen Waffen, sondern mit friedlichen Spaten und Schaufeln versehen waren. Meine neugierige Frage würdigte der alte Führer der kleinen Schaar keiner Antwort; schweigend setzten sie ihren Weg weiter. Ich folgte scheu in einiger Entfernung. Bald bogen sie von der Laufstraße ab. Durch den anhaltenden Regen waren die Wasser

des Rheines und der Lippe so geschwollen, daß sie, die gewohnten Ufer verlassend, sich über die Wiesenfläche ergossen und nur eine höher gelegene Stelle und einen schmalen Streifen Landes, der zu ihr hinführte, frei ließen. Dorthin marschirte die Truppe. Auf der Höhe angekommen gebot der Führer Halt, mit Entsetzen Stimme, als fürchte er sein Geheimniß zu verrathen. Die Soldaten ergriffen schweigend ihre Hacken und Schaufeln und wühlten in der weichen Erde. — Das Räthsel der verschlossenen Thore, das mich einige Stunden zuvor mit ahnendem Grauen erfüllt, war gelöst; die Antwort, die mir der alte Sergant verweigert, gab mir die Arbeit der Soldaten. Sie gruben drei Gräber — Gräber jedenfalls für Opfer des napoleonischen Despotismus. Ein banger Schauer machte mich beben. Unwillkürlich mußten mir die heldenmüthigen elf jungen Officiere von Schill's Corps einfallen, die, zu Straßund nach verzweifeltem Kampfe gefangen, in Wesel des Urtheils harrten. Noch zweifelte ich, noch wagte ich nicht zu glauben, daß die Ueberhebung des freuden Tyrannen so weit ginge, deutsche Jünglinge, die, auf deutschem Boden für des Vaterlandes Befreiung die Waffen führend, in ehrlichem Kampfe unterlegen waren, mit kaltem Blute zu morden. Bald sollte auch dieser Zweifel mir benommen werden.

Der Tag begann zu grauen, sodaß man wohl von weitem die düstere Arbeit auf der erhöhten Stelle sehen konnte. Landleute aus der Umgegend, Städter, die sich verspätet und gleich mir die Nacht vor den Thoren hatten zubringen müssen, kamen herbei und mehrten die traurige Gruppe. Durch ihre mitleidsvollen Ausrufungen, durch ihre leisen, zwischen den Zähnen verhallenden Flüche, erhielt ich Gewißheit.

Die Arbeit war vollbracht, der Tag brach an. Die kleine Truppe verließ den Platz und zog sich schweigend, wie sie gekommen, durch die nun geöffneten Thore in die Stadt. Wie lange hatte ich mich gesehnt, die heimischen Mauern wieder zu sehen! Wie schön hatte ich mir die Ueberraschung meiner Lieben ausgemalt! Und nun zog ich ein in meine Vaterstadt in düsterer unheilvoller Gesellschaft, mit Thränen in den Augen, nicht Thränen der Freude, sondern des Kummers und der Wehmuth! Die erste Frage, als ich mich den zärtlichen Umarmungen meiner Lieben entwunden, galt dem Schicksale der gefangenen Officiere. Wie viel Trauriges sollte ich erfahren!

Schill's Ende ist bekannt. Er hatte sich eben getäuscht. Noch war der Haß nicht zum Zorne, nicht zur That gereift, noch loderte nicht die Flamme der Begeisterung, die vier Jahre später die ganze deutsche Jugend freudig zu den Waffen greifen ließ. Nach kurzem, von vielen Heldenthaten geschmücktem Zuge fiel er und mit ihm Hunderte seiner Genossen im Kampfe der Verzweiflung in den Straßen der Ostseestadt Strasund. Wohl ihnen! sie hatten nicht die Qual schimpflicher Gefangenschaft, nicht den Hohn französischer Kriegsgerichte zu erdulden. Anders und härter erging es jenen, die auf Schill's Zuge oder bei dem Falle Straßunds in die Hände des Feindes gefallen waren. Der feindliche General Gratien ließ die Gefangenen — 11 Officiere, 557 Unteroffiziere und Gemeine und 12 Frauen — in eine Kirche einsperren, versicherte dabei aber, daß ihnen kein Leid geschehen solle. Am 10. Juni zog Gratien ab, und sämmtliche Gefangene wurden nun nach Braunschweig gebracht. Hier zeigte sich das Mitgefühl der Einwohner zu den tapferen Landsleuten in hohem Grade; manchem der Unglücklichen wurde zur Flucht verholfen, bis der Gouverneur drohte, bei weiteren Befreiungsversuchen die Stadt plündern zu lassen. Anfangs Juli wurden auf Befehl Napoleons die Frauen und Krüppel entlassen und über 500 Mann ohne Verhör, noch Urtheil nach Brest und Cherbourg geschleppt, um dort, an die Galeerenkette geschmiedet, Sclavenarbeit zu verrichten. Ueber vierzehn Unteroffiziere und gemeine Soldaten wurde aber schon zu Braunschweig Kriegsgericht gehalten. Auf Napoleons ausdrücklichen Befehl mußten Deutsche über die deutschen Tapferen, meist Preußen aus dem Magdeburgischen und Halleschen, zu Gerichte sitzen und sie zum Tode verurtheilen, „weil sie als westphälische Unterthanen die Waffen gegen ihr Vaterland (!) getragen hatten.“ Auf drei Tage, 18., 20. und 22. Juli, vertheilte der Befehl Napoleons die Hinrichtung, damit die blutige Sache um so mehr Eindruck mache auf das unter das französische Joch nur mit Zähneknirschen sich beugende Volk. Auf einem wüsten sandigen Platze vor dem östlichen Thore der Stadt fielen sie unter den meuchlerischen Kugeln der französischen Schergen.

Die elf zu Stralsund gefangenen Officiere aber wurden von Braunschweig zuerst nach Cassel, von da nach Frankreich geschleppt und dort kurze Zeit in mehreren Gefängnissen der Mosel und Somme festgehalten; von hier aus sollten sie nach Wesel gebracht, um, wie man ihnen vorspiegelte, den preußischen Behörden überliefert zu werden. Die französischen Soldaten, welche sie auf ihrer traurigen Reise von Festung zu Festung begleiteten, von deren edler muthiger Haltung gerührt und wohl sich schämend, Schergen an Kämpfern der Freiheit machen zu müssen, bewachten sie nur schlecht und boten ihnen häufig Gelegenheit zur Flucht. Die Unglücklichen verschmähten dies, denn nie, glaubten sie, werde der Feind so ehrlos sein, Männer als Verbrecher zu behandeln, die für ihr Vaterland gestritten. Zu Meuntenry theilten sie eine Zeit mit zwei andern Officieren des Schill'schen Corps, die schon vor der Katastrophe zu Straßund, bei dem Treffen zu Dodendorf in Feindes Hände gefallen waren, das Gefängniß. Einer von diesen erfuhr von einem Knaben, daß man die elf andern Officiere nicht an die Behörden ihres Vaterlandes abliefern, sondern von einem französischen Kriegsgerichte aburtheilen und erschießen lassen werde; er theilte ihnen dies mit und beschwor sie, jede Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Vergebens; die Verblendeten achteten nicht auf seine Warnung, sie hielten das ihnen drohende Geschick für unglaublich, ja einer derselben, Leopold Jahn, Gemahl einer Reichsgräfin von Papenheim, ließ sich in der festen Zuversicht, daß seine hohen Verwandten, die großen Einfluß am bairischen Hofe besaßen, für ihn und seine Cameraden sich verwenden würden, um sie so auf gesetzliche Weise ihre Kerker verlassen könnten, von seinen Cameraden das Ehrenwort geben, nicht zu entweichen. Kurz nach ihrem Wiedereintritt in deutsches Gebiet wurden sie in Betten in ein schlechtes kanälliges Gefängniß gebracht, der Aufseher desselben, von den patriotisch gesinnten Einwohnern gewonnen, verlor in ihrem Kerker absichtlich die Gefängnißschlüssel, doch als er des Morgens später als gewöhnlich wiederkam, empfing er verwundert und erschrocken zugleich aus den Händen seiner Gefangenen die verlorenen Schlüssel. „In der Citadelle von Wesel wird man keine Schlüssel mehr verlieren,“ bemerkte er und erhielt hierauf die männliche Antwort: „Das feste Schloß ist unser gegebenes Wort.“

Mitte August kamen die Gefangenen nach Wesel, wo sie sofort auf der Citadelle in engste Haft genommen wurden. Der Gouverneur von Wesel, Divisionsgeneral Tallemagne, setzte sofort die militärische Specialcommission zusammen, welche die Untersuchung führen und das Urtheil fällen sollte. Mit Mühe gelang es ihm, einen Präsidenten für das Blutgericht zu finden. Zuerst bestimmte er hierzu den Beschlshaber der Portugiesen, die sich in Wesel befanden, dann den Bataillonschef Jarin, Beide aber meldeten sich krank. Die Specialcommission versammelte sich zum ersten Male Anfangs September im Saale der Citadelle, die Gefangenen wurden diesmal nur um Namen, Geburtsort und Dienstzeit gefragt. Ein Herr von Brinken, der dabei als Dolmetscher fungirte, sah bei dieser Gelegenheit das Decret Napoleons wegen Vernrtheilung der elf Officiere, welches der Greffier der Commission wohl absichtlich in der Stube des Gefangenwärters hatte liegen lassen, es lautete: „Die elf Officiere des Schill'schen Corps, welche mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, sollen zu Wesel vor ein Kriegsgericht gestellt, als Räuber behandelt und gerichtet werden.“ So war also deren Tod schon beschlossen, bevor noch die trügerische Form, in der sich die Gewalt mit dem Scheine der Gerechtigkeit umhüllen wollte, ausgespielt war. Der Capitain-Rapporteur Carin vom 21. Regiment leichter Infanterie führte die weitere Untersuchung. Von dem Muthe und der Jugend der Gefangenen gerührt, legte er ihnen im ersten Verhöre nur Fragen vor, die ihre militärische Stellung betrafen, und machte einen für sie günstigen Bericht, auf den hin kein Todesurtheil gefällt werden konnte. Der Präsident des Gerichtshofes aber, getrieben dem Befehl, daß die Gefangenen für schuldig befunden werden müßten, wies diesen Bericht zurück und trug dem Capitain-Rapporteur auf, die Untersuchung wieder zu beginnen und den Officieren die Frage vorzulegen, „wo Schill das Geld hergenommen habe, um während des Zuges seine Truppen zu bezahlen.“ Die Officiere konnten nicht leugnen, daß sie beim Durchzuge durch fremde Gebiete im Königreiche Westphalen und im Mecklenburgischen auf Schill's Befehl öffentliche Cassen weggenommen hatten. Das war genügend, um sie zu verurtheilen, darum wurde auch auf dieses Gesändniß hin sogleich die Voruntersuchung geschlossen.

Sobald die Gefangenen erfuhren, daß man sie als Räuber

anklage, suchten sie sich einen Rechtsbeistand. Herr Noul Perwez aus Lüttich, der sich in Wesel als Desenseur-Officier befand, übernahm auf die edelmüthigste Weise dieses gefährliche Amt; noch ehe er es aber üben konnte, kam schon aus Paris der Befehl des Polizeiministers, daß er Wesel zu verlassen habe, um in Lüttich unter Polizeiaufsicht gestellt zu werden. Mit vieler Mühe wurde es ihm gestattet, so lange in Wesel zu bleiben, bis das Kriegsgericht sein Urtheil gefällt habe.

Am 16. September, dem Tage meiner so traurigen Heimkehr in's Vaterhaus, sollte das Kriegsgericht zusammentreten, um die noch blühenden Jünglinge bald als verstümmelte Leichen dem Grabe zu übergeben. Die Kunde von jener nächtlichen Arbeit und von dem abzuhaltenden Kriegsgerichte war in die Stadt und die Umgegend gedrungen. Landleute von dem linken Ufer der Lippe hatten sich über den ausgetretenen Fluß in einem Nachen übersetzen lassen und waren an der wasserfreien Anhöhe, wo die Gräber sich befanden, gelandet. Aus Fürstenberg und der Stadt strömten die Leute zur Morsfelde, so daß zuletzt der General Lameine aus Furcht, die Theilnahme und Entrüstung über das ungerechte Verfahren möchte die Volksmenge zu einem Angriffe auf die Mörder bewegen, um 9 Uhr Morgens, als das Kriegsgericht begann, alle Stadtthore auf's Neue schließen, die Wachen verstärken und Versammlungen der Einwohner auf den Straßen verbieten ließ. Die grausige nächtliche Scene hatte mir schon das Urtheil verkündet, bevor es noch gefällt war, dennoch wollte ich dem Kriegsgerichte beiwohnen, um in dem muthigen Betragen der Jünglinge mir ein erhebendes Beispiel zu nehmen. Trotz Empfehlung erhielt ich aber keine Erlaubniß. — Um 9 Uhr des Morgens trat das Kriegsgericht auf der Citadelle zusammen, von Grenadieren begleitet wurden die elf Gefangenen ungefesselt vorgeführt, es waren:

Leopold Jahn, 31 Jahre alt, aus Masow in Preußisch-Pommern, früher Lieutenant in einem Husaren-Bataillone; er hatte seine Gattin mit einem Säugling an der Brust verlassen, um für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben.

Daniel Schmidt aus Berlin, 29 Jahre alt, Volontair-Officier im Schill'schen Corps.

Ferdinand Galle aus Berlin, 29 Jahre alt, Lieutenant.

Adolph Keller aus Straßburg in Ostpreußen, Lieutenant.

Friedrich von Trachenberg, 25 Jahre alt, aus Rathenow in der Mark Brandenburg.

Constantin von Gabain, 25 Jahre alt, aus Gelbern, Junker.

Carl Wedell aus Braunsfort in Pommern, 23 Jahre alt, Lieutenant.

Friedrich Felgentreu aus Berlin, 22 Jahre alt, von Schill zum Officier seines Artillerie-Frei-Corps ernannt.

Albert Wedell aus Braunsfort in Pommern, 20 Jahr alt, früher Lieutenant bei den Truppen des Herzogs von Köthen.

Ernst Friedrich von Trampenau, 19 Jahre alt, aus Rheinsberg in der Mark Brandenburg, war außer Dienst, als er in Stralsund den Schill'schen Corps sich anschloß.

Carl von Keffenbrink aus Krien in Pommern, 18 Jahre alt.

Noch denselben Tag erfuhr man, daß diese elf Jünglinge, ausserkoren als Blutzeugen für die Wahrheit und Gerechtigkeit der vaterländischen Sache zu sterben, sich vor dem Kriegsgericht würdig dieser hohen Ehre gezeigt hatten. Keine Entschuldigung, keine Bitte, keine Klage war über ihre Lippen gekommen; statt sich zu vertheidigen, hatten sie auf das gekuechtete Vaterland hingewiesen, dessen Schmach zu rächen ihre Pflicht gewesen sei. „Wir sind schuldig für des theuern Vaterlandes Freiheit und Recht gekämpft zu haben und bereit dafür zu sterben," hatten sie wie aus einem Munde am Ende ihres Verhöres gerufen. Einer von ihnen, hingerissen von aufwallendem Edelmuthe, hatte sich als Opfer für seine Freunde angeboten, aber die Uebrigen hatten dies Opfer zurückgewiesen, denn sie alle zeigten nach dieser Ehre. — Auch der Vertheidiger Perwez hatte mit vielem Feuer gesprochen und mit logischer Schärfe nachgewiesen, daß Schill nicht ohne Vorwissen der preußischen Regierung gehandelt habe und von dieser erst später seinem Schicksale überlassen und desavouirt worden sei; habe aber Schill auf höheren Befehl gehandelt, so sei weder er ein Räuber, noch seine Cameraden strafbar, aber selbst wenn er ohne höhere Befehle gehandelt, so seien die Angeklagten nicht strafbar, weil sie, dies nicht wissend, durch den militärischen Gehorsam gezwungen gewesen seien, Schill zu folgen. Geschickt hatte der Vertheidiger mehrere Artikel des Gesetzes zum Vortheile seiner Clienten angewendet und sich so freimüthig geäußert, daß der Präsident ihm mehrmals zu schweigen gebot.

Mit stolz erhobenem Haupte und helleuchtenden Augen sah man bald nach 10 Uhr die Gefangenen wieder den Gerichtssaal verlassen. Ohne Murren boten sie ihre Hände den Fesseln und ließen sich in's Gefängniß zurückführen. Das Kriegsgericht blieb noch eine kleine Weile beisammen, bald aber verließen auch seine Mitglieder den Ort, wo sie ihre Ehre mit einem so ungerechten Urtheile befleckt hatten. Fast in demselben Augenblicke wurde das Urtheil in deutscher und französischer Sprache an allen Straßenecken angeschlagen. Die elf Jünglinge wurden zum Tode durch Erschießen verurtheilt, zufolge dem 1. Artikel des Gesetzes vom 29. Nivose des Jahres VI, welcher lautet: „Diebstahl mit offener Gewalt oder durch Gewaltthätigkeit auf öffentlichen Wegen und Straßen begangen, Diebstahl in bewohnten Häusern mit Einbruch von außen oder Einsteigen mit Leitern, soll mit dem Tode bestraft werden." — Das Urtheil sollte binnen vierundzwanzig Stunden vollzogen werden.

Gegen $^1/_2$12 Uhr kam ich zur Wache und hörte, wie man den elf Officieren das Todesurtheil verkündete. Anfangs schienen sie betroffen, die Luft zum Leben hatte ihnen bis jetzt die Hoffnung auf ein günstigeres Urtheil vorgespiegelt, bald aber ermannten sie sich wieder und zeigten sich bis zum letzten Momente ihres Lebens als heldenmüthige Männer. Sie erbeten nur noch die Erlaubniß, den Ihrigen das letzte Lebewohl zu schreiben, aber sie mußten sich beeilen, denn nur noch kurze Zeit gönnte man ihnen zu leben.

Lauter Trommelwirbel erschallte um 1 Uhr Mittags durch die Straßen der tiefbetrübten Stadt; aus der Citadelle tritt eine Abtheilung mit gespannten Carabinern, dann folgte eine Compagnie Grenadiere, diesen zunächst die zur Execution bestellten Kanoniere. Alle beobachteten tiefes, banges Schweigen. Ueber die Wange manches bärtigen Kriegers rollten Thränen der Entrüstung über den schmachvollen Dienst, zu dem man sie zwang, denn selbst die freuden Krieger, die schon vieles Leid gesehen und bei manchem Unrecht mitgeholfen, fühlten die Schwere dieses Unrechts und die tückische kleinliche Sache, die hier begangen wurde. Mit aufrechtem Haupte und einem Blicke, den Freude verklärte, als könnten sie in der fernen Zukunft schon den Tag erspähen, wo ihr Tod gerächt und das Vaterland befreit würde, gingen die elf Schlachtopfer, zu zweien und dreien mit dünnen Stricken an den Armen auneinander gebunden, in der Mitte der Kanoniere. Als man die beiden Brüder Wedell, die mit rührender Zärtlichkeit die letzten Schmerzenstage ihres jungen Lebens sich zu erheitern gesucht hatten, im Hofe der Citadelle auseinander binden wollte, sagte der eine „Ach! sind wir nicht schon durch die Bande des Blutes eng genug verknüpft, daß man uns noch auf eine so schändliche Art zusammenbinden muß?" Aber auch sie mußten gefesselt den Weg zu ihrem Grabe gehen. — Eine Compagnie Belgaeners schloß den grausigen Zug, der langsam aus dem Hauptthore der Citadelle über die Esplanade nach dem Berliner Thore sich bewegte. Kein Bewohner der Stadt durfte ihm vor das Thor folgen, so daß auch ich trotz einer Empfehlung zurück bleiben mußte. Auf den Tod betrübt ging ich nach Hause — eine ganze Viertelstunde verstrich — da hörte ich das feine Donnerrollen der Gewehre; das Drama hatte sein blutiges Ende gefunden. — Eine andere Feder mag es schildern.

Ein Theil der Bewohner der Stadt war vor Schluß einer der Thore hinausgegangen, von ferne schon vernahmen sie den todverkündenden Trommelschlag mit banger Erwartung und tiefbetrübter Seele, da so viele hoffnungsvolle Söhne des Vaterlandes auf einmal von französischen Kugeln dahin gestreckt werden sollten. Unter diesen trauernden Bürgern befand sich auch Herr J., ein Freund Gabain's, auf den er an der Stelle, wo jetzt der Wegweiser vor dem Berliner Thore steht, mit dem schmerzlichen Gefühle eines solchen Wiedersehens auf dem heimathlichen Boden wartete! Der Führer des Zuges bemerkte den Wartenden und fragte ihn, ob der Weg zum Richtplatze rechts führe; jener erwiderte aber, daß die Wiese und die Straße nach der Lippe zu überschwemmt seien, der Zug müsse daher links den Weg nach dem Fürstenberg einschlagen; dies geschah auch. Bald kamen die elf Gefangenen auf den Wartenden zu. In edler Haltung, erhaben über ihr unverdientes Unglück und voll der Ahnung, daß einst das Vaterland wieder frei und ihr Herzblut nicht umsonst verspritzt sein werde, schritten sie ohne Todesfurcht einher inmitten der Kanoniere, und nöthigten den Feinde selbst Achtung und Bedauern ab. Das Anerbieten, nach dem Richtplatze zu fahren, hatten sie abgewiesen, da sie zum letzten Gange

noch Kraft genug hätten. Dessenungeachtet ließen die Franzosen einige auf der Straße aufgegriffene Bauernkarren den Zuge nachfahren. Herr J. eilte nun sogleich auf seinen Schulfreunde Gabain zu, ohne daß die Franzosen es hinderten, und sprach mit ihm weitergehend von der vergangenen schönen Jugendzeit und der todesschwangeren Gegenwart. Flemming oder Felgentren, der im Zuge vor ihnen herging, fragte Gabain, wer der Begleiter sei. Da er hörte, es sei ein Weseler Bürger und ehemaliger Schulcamerad, so sagte er zu Herrn J: „Kommen Sie mit uns und sehen Sie, wie preußische Officiere sterben!“ So ging Herr J. mit dem Zuge, bis dieser auf den Richtplatz gelangte, wo sich um die drei großen Gräber die Truppen in einem Halbkreise aufgestellt und viele Zuschauer versammelt hatten. Die Gefangenen stellten sich in eine Reihe nebeneinander, ohne in den letzten Minuten des Lebens in Gezänglten ihre bisher gezeigte würdevolle Haltung zu verlieren, selbst die Jüngsten unter ihnen zeigten eine Todesverachtung, wie sie selbst bei alten ergrauten Kriegern selten ist.

Eine tiefe Stille herrschte rings im harrenden Kreise; alle standen in gespannter Erwartung, denn nur wenige Minuten noch, und elf in ihrer Jugendkraft blühende Jünglinge lagen zerschmettert auf der kühlen Erde, die den Lebenden in ihrem Empfang drei dunkle Grabesbetten schon zeigte. Die zur Execution bestimmten 66 Kanoniere traten den Elf gegenüber. Sechs Kugeln waren für jeden bestimmt. Eine Abtheilung stand in Reserve. Die Trommeln schwiegen. Als der Adjutant vom Platze den Verurtheilten noch einmal das Urtheil vorlesen wollte, verweigerten sie diese unnütze Entschuldigung des gewaltsamen Mordes anzuhören. Doch balen sie mit offenen Augen die Todeswunde empfangen und selbst das Zeichen dazu geben zu dürfen. Diese letzte Bitte wurde ihnen gewährt. Noch einmal umarmten sie sich mit den freien Armen und vor allen das Brüderpaar Wedell, allen Zuschauern ein schmerzlicher Anblick. Noch einmal schanten sie voll Wehmuth nach Osten, nach dem theuern Heimathlande und sandten den Gelechten den letzten Gruß, entblößten dann Hals und Brust und riefen den gegenüberstehenden Kanonieren zu, das deutsche Herz nicht zu fehlen. „N'ayez pas peur, les canoniers français tirent bien!“ erwiderte einer der Schützen; darauf riefen die Heldenjünglinge, in deren hochwallender Brust die Liebe für König und Vaterland zum letzten Male aufloderte, alle zugleich: „Es lebe unser König, Preußen hoch!“ In diesem Augenblicke warf Ernst von Flemming, der am Ende des linken Flügels stand, zum Todesgruße seine Mütze in die Luft, da krachten die 66 Musketen, und Pulverdampf umhüllte wie ein graues Leichentuch die Gefallenen. Zehn lagen todt auf dem kalten Rasen; einer aber, Albert von Wedell, stand noch aufrecht, ihm war nur der Arm zerschmettert; mit fester Stimme rief er dem Commando zu, besser auf das preußische Herz zu zielen. Da trat eine neue Section schnell vor, und ihre Kugeln streckten auch ihn darnieder. So empfingen sie die letzte Wunde der Erde in ihre männliche Brust; kein Schmerz drängte sich zwischen ihr Sterben und die Unsterblichkeit. Ihr letzter Gedanke war das Vaterland. —

Fast vier Jahre noch nach dem Blutgerichte zu Wesel lag der Druck der napoleonischen Herrschaft auf Deutschland. Gott aber sprach im Jahre 1812 im hohen Norden das Urtheil über den Sohn des Sūtens, der, Wahrheit, Recht und Freiheit verachtend, durch Lüge, Hinterlist und Gewalt seinen blutigen Thron auf den Trümmern Europa's errichtet; wenige Monden noch, und die Begeisterung, welche die elf Jünglinge in den Tod geführt, wehte wie ein belebender Odem durch Deutschland, ergriff die erforbenen Glieder unseres Nationalkörpers und fügte sie aneinander. Eine Gluth durchzuckte alle Herzen und rettete das Vaterland. Am 3. Februar 1813 erschien der Aufruf des Königs von Preußen, der die Jünglinge zu den Waffen rief. Am 18. October 1813 sahen ward die Schlacht bei Leipzig geschlagen, und Napoleon verlieh in wilder Flucht Deutschland, um nie wieder seine Fluren zu betreten. Am 30. März 1814 zogen die Verbündeten in Paris ein, aber erst am 10. Mai 1814 öffnete Wesel seine Thore den Preußen. Ueber das Märtyrer-Grab war seither das Gras gewachsen, und nur der wiedererkehrende Frühling schmückte es alljährlich mit seinen duftenden Kindern — den Blumen. Nun aber, in der Freiheit Morgenroth, erinnerte man sich der Gewordenen, die schon in dunkler Nacht den kommenden Tag der Freude und der Freiheit verkündet; die Einwohner Wesels besplanten jetzt die Gräber mit Pappeln und Akazien und umzäunten sie mit einer grünen Umzäunung. Im Jahre 1815 wollte die Freimaurerloge zum goldenen Schwerte mit einem einfachen Denkmal den Platz zieren, allein es wurde nicht erlaubt. Es folgten die rauschenden Feste der Höfe und des Wiener Congresses, es constituirte sich der Bundestag, die Carlsbarer Beschlüsse wurden gefaßt, Specialcommissionen und Bluteunde ernannt, — Alles, um den Geist wieder zu bannen, den man einst zur Rettung der Throne heraufbeschworen.

Die Bäume auf dem Grabe der Ermordeten aber wuchsen und gediehen von ihrem Mark, in ihren Blättern rauschte es, wie leise Klagen über die Undankbarkeit, die das Opfer jener elf Helden, deren Gebeine hier moderten, und die Hingebung des ganzen deutschen Volkes vergessen. Endlich nach sechsundzwanzig langen Jahren, fünf Jahre nachdem die Julirevolution Frankreich's die Regierungen an ihre Sünden gemahnt, am 31. März 1835 wurde den Dergesschwen ein Denkmal gesetzt, nicht aber von der Regierung des Königs, mit dessen Namen auf den Lippen sie gefochten waren, sondern aus Beiträgen des preußischen Heeres. — Das alte Lied — das alte Leid!

Bei der Erinnerung an das leuchtende Beispiel dieser Blutzeugen aber wollen wir uns geloben, ihnen nachzuahmen und dem Vaterlande, wenn es wieder Noth thun sollte, Alles zu opfern, selbst auf die Gefahr hin, wiederum von Undankbaren vergessen und — verlengnet zu werden. Alles für deutsche Ehre und deutsches Vaterland — aber auch nur für diese!

In der Wildniß.

Aus den Wäldern von Ecuador.

Von Fr. Gerstäcker.

Es ist ein gar wunderbares eigenthümliches Ding für Jemanden, der an europäische Zustände, an europäische Gesittung, an europäische Bequemlichkeiten gewöhnt ist, hier auf einmal mitten in die Wildniß zu fallen, und sich da so häuslich niederzulassen, als ob er im ganzen Leben nicht daran dächte wieder fort zu gehen. — Es hat seinen Reiz, das läßt sich nicht leugnen, und schon daß sich jetzt seit fast vier Monaten den Namen Louis Napoleon nicht einmal habe nennen hören, ist eine Art von europäischer Erholung. Außerdem bietet die Natur auch wieder manches wunderbar Schöne — die ewig schaffende, die ewig sich verjüngende Natur, die hier unter keiner Scheere gehalten wird, sondern sich frei — manchmal auch ein wenig zu frei — regen und bewegen kann.

Außerdem müßte ich aber schändlich lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir solch' ein Leben — mit den Banden, die mich daheim fesseln — auf die Länge der Zeit behagen könnte, und ich finde denn doch, daß ich, trotz Allem was uns daheim drückt und ärgert, keineswegs schon zu den Europamüden gehöre. Ich bin aber einmal hier, bin mitten in die Wildniß hineingetrieben, und Alles, was ich zu thun habe, ist zu sehen, daß ich wieder heraus komme. Bis dahin will ich mich aber, soweit es meine Mittel erlauben, ihrer freuen, will sie genießen nach besten Kräften, und die Erinnerung mag mir dann später vergüten, was ich jetzt gerade an der Erinnerung leiden muß.

Den Leuten hier darf man es übrigens nicht verdenken, daß sie sich keinen Begriff von unseren europäischen Zuständen machen können — kommt es mir selber doch wahrhaftig manchmal wie ein Traum vor, daß zwei so verschiedene Länder erexistiren und in wenigen Wochen erreicht werden können, ohne daß eines vom anderen viel mehr als den bloßen Namen kennt. — Dort daheim Alles Leben und Bewegung, ein ewiges Drängen und Treiben und Streben — ein rastloser Fleiß und Eifer, ein ewiger Kampf um des Lebens Güter — oft um das tägliche Brod, und o wie oft! — hier dagegen Nichts als Ruhe, ewige Ruhe, im

Digitized by Google

Wald drinnen mit seinen düsteren Schatten, in den Herzen der Menschen, die sich ihre Wohnungen an ihn hinan gebaut haben. Sie wissen Nichts von der Welt, wie sie draußen um sie liegt, sie verlangen Nichts davon zu wissen — weshalb auch? von dort her können sie keine Pisang oder Fische bekommen, und das ist eben Alles was sie brauchen. Abgeschiedener liegt in der That keine Insel der Südsee, als diese kleinen Dörfer an der Westküste Amerika's, die der Verkehr bis jetzt noch nicht berührt, noch nicht gesucht hat — und doch scheint solch' ein stilles, abgeschiedenes Dorf eine Weltstadt, wenn man aus dem bis dicht daran reichenden Walde tritt, aus dem Urwald, wie er nicht dichter und wilder die Niederungen des Amazonenstromes oder Indiens deckt.

Dort ist Wildniß, und wer einen solchen Wald noch nicht betreten hat, wird auch nie im Stande sein sich einen richtigen Begriff davon zu machen. — Wir haben auch Urwald in Europa, aber, guter Gott, wie zahm und friedlich erscheint der gegen die hiesige Waldung, in die der Mensch sich erst mit dem Messer seine Bahn hauen muß, sie nur einmal auch von innen betrachten zu können! — Dort herrscht Ruhe, aber es ist nicht die stille Ruhe eines europäischen, ja selbst eines nordamerikanischen Waldes, es ist wie die Ruhe des Grabes, greß und fürchterlich.

Hier und da tönt der eigenthümlich schrille Ton eines Vogels durch den Wald, aber kein fröhliches Vogelgezwitscher erfüllt ihn, der Lärm einer tobenden Affenschaar zieht vorüber und läßt die Wildniß öder als zuvor. — Jetzt plötzlich rauscht und prasselt es in dumpfem, langgezogenem Ton, und ein Schlag schmettert durch die Waldung, der den Boden erbeben macht. Es war einer der alten Baumriesen, dessen morsch gefaulter Stamm die Last der Jahre und Zweige nicht mehr tragen konnte, und mit seinem ganzen Anhang von Schmarotzerpflanzen, mit Allem was sich um ihn hergedrängt hatte, nieder zu Boden bricht. — Einen Moment wohl schweigt Alles — selbst der Affen wilde Schaar verstummt und das monotone Zirpen der Grille, während die Luft noch von dem Falle zittert und schwüler, drückender scheint als je — aber es ist auch wirklich nur ein Moment, denn noch haben sich die zerrissenen Glieder des Gefallenen nicht in ihre neue Lage finden können, noch schnellt hier und da ein lebenskräftiger junger Schößling, der nur gebeugt, nicht gebrochen ist, zurück, so ist er auch begraben und vergessen, die Affen kommen wieder herbei, ein Schwarm plappernder Papageien sucht spottend den Ton des Sturzes nachzuahmen, und das Sonnenlicht fällt zum ersten Male auf den Boden nieder, über den jener Mächtige bis dahin die Laubarme gebreitet hatte.

Durch diese Wildniß führt kein Steg, als solche die sich der Jäger selber ausgehauen hat, — Meile nach Meile dehnt sich diese furchtbare, waldbewachsene Strecke nach allen Seiten aus — Meile nach Meile, und für das Auge hat der Wanderer keinen Ruhepunkt, der ihm auf irgend einer Stelle Anderes böte, als was ihn hier in großartiger aber furchtbarer Majestät umgiebt — den Wald. Kein frischer Luftzug dringt hier herein, kein lichter Sonnenblick; von den feuchten Zweigen tröpfelt das ewige Naß, das von dem letzten Nachtregen sich gehalten, kein blauer Rauch zieht wirbelnd durch die Wipfel empor, höchstens zu seltenen Zeiten ein schwarzer Dualm von dem einsamen Lagerfeuer eines Jägers, der aber auch dem Auge jedes Anderen in diesen Wipfeln unsichtbar bleibt.

Und doch liegt wieder ein wunderbarer Reiz darin, gerade in eine solche Wildniß einzutauchen, und einsam unter dem schützenden Regendach und mit der rasch einbrechenden Nacht das wirkende Leben um uns her zu belauschen. Sehen läßt sich freilich Nichts, denn so dunkel als es überhaupt werden kann, wird es hier; und die Feuerkäfer, große prächtige Burschen mit zwei grünen Lichtern vorn, wie eine Locomotive, und einer gelbrothen Laterne auf dem Rücken, zucken und schießen durch die Nacht, und von allen Seiten leuchtet in oft phantastischen Formen das fanle Holz. Ich weiß, ich hatte die eine Nacht ein altes faules Palmenblatt gerade vor meinem Lager hängen, das mit den auswejgenden Blattfreisen und bald eingekniet gerade so aussah wie ein leuchtendes Gerippe. — Fremdartige Laute aber ziehen nach allen Seiten durch die Nacht — fremdartig und geheimnißvoll, da man die Wesen noch nicht kennt, die sie ausstoßen. Das Zirpen der Grillen dauert fort — die kleinen Thiere scheinen erst gegen Morgen einzuschlafen, und hier und da hämmert noch ein einsamer Zimmermann — carpintero, wie die Ecuadorianer gar nicht unpassend einen großen Specht nennen — und verdirt irgend ein altes über Tag vergessenes Warmlock. Jetzt schweigt auch der, und ein wilder ängstlicher Schrei tönt plötzlich von der einen Seite — rasch ausgestoßen wie der Nothschrei eines Menschen, und doch ist es nur ein kleiner schwarzer Vogel, der sich den Spaß macht umsonst die Nachbarschaft zu alarmiren. Vielleicht hat ihn aber auch die Eule erschreckt, die mit einem ganz besonders hohlen Ruf bald von da, bald von dort her ihre Gefährten lockt, und sie hat vielleicht Hülfe nöthig, denn in diesem Wald ist es keine Kleinigkeit Eule zu sein und in der Dunkelheit und den Wipfeln Beute zu fuchen.

Das da drüben klang wie das Bellen eines Hundes — aber kein Hund hält sich in diesem Dickicht auf; es ist eine Schlange, culebra wie sie die Eingeborenen nennen, die hier zu irgend welchem Zweck ihren Nachtgesang hält und manchmal ganz ungebührlich nahe zum Lager kömmt. Aber sie, wie alle wilden Thiere, scheut die Nähe des Menschen und flieht ihn, wenn sie ihn wittert oder hört. — Neben mir murmelt der kleine, rasch fließende Strom, durch die Wipfel der mächtigen Stämme zieht der Wind, und in das Rauschen und Rasseln der großen und feuchten Blätter mischt sich der klagende Ruf der „verlorenen Seele".

Es ist das ein ziemlich großer Vogel, der einen ähnlichen Ruf hat wie das ein fehr klagende Ansehen unserer Nachtigall, nur natürlich verhältnißmäßig stärker. Die Südamerikaner haben ihm, gar nicht unpoetisch, jenen Namen gegeben.

Gegen Morgen wird Alles still, selbst die nimmermüden Grillen schweigen, und nur der monotone Schrei eines anderen Vogels — wahrscheinlich eine Nachtschwalbe, den kommenden Tag kündend — läßt sich in kurzen Zwischenpausen hören. Das Grau des Himmels tritt wieder lichter durch die Wipfel vor — ein röthlicher Punkt dazwischen — eine vom Morgenroth übergossene Wolke, die hierher nur den Schein hernieder sendet, und der Tag bricht an, der Tag ist da, ehe daß man ihn weiter kommen sieht. — Der Regen, der die ganze Nacht gefallen, hat ebenfalls aufgehört, denn es regnet hier selten am Tage, und der Wald liegt wieder in seiner ganzen Pracht und Schönheit um uns her.

Und es ist wahr, schön ist dieser Wald mit seinen prachtvollen Stämmen und schlanken herrlichen Palmen — überall zittert dieses Land im leichten Wind, das Auge des Jägers nur zu oft hinüberlenkend, überall ragen diese fächergekrönten Schäfte empor, und von der Negrite-Palme an, die ihre Blätter aus dem Boden sendet, bis zu der Palma real empor, die ihre Wipfel über die höchsten Stämme hinausträgt, füllen unzählige Arten den ganzen Wald. Aber selbst diese Schönheit wirkt erdrückend, wenn sie uns eben, wohin sich der Fuß auch wendet, in immer gleicher Pracht entgegen tritt. Hier ist keine Abwechselung, keine Veränderung zwischen Laub- und Nadelholz, zwischen Dickicht, und Lichtung oder freier Wiese; es ist das ewige Dickicht das uns umgiebt, jeder Baum ein Meisterstück in sich selbst, aber jeder dem Nachbar ähnlich, und der Mensch sehnt sich zuletzt zurück nach Luft — nach Licht.

In dieser Wildniß leben auch nicht einmal Indianer, und haben, wie ich glaube, nie gelebt, und wenn es ein ganz angenehmes, eigenthümliches Gefühl ist, dort einmal das Haupt hinzulegen, wo noch nie ein Mensch geschlafen hat, stumpft sich das auch gar bald ab. — Heimwärts zieht es mich, wenn es nicht bereder Spott ist, das eine Heimath zu nennen, was jetzt meinen Wohnsitz bildet, und doch auf athmet die Brust, als sie zum ersten Mal wieder den frischen Seewind sich entgegenwehen fühlt, als sie den hellen lichten Sonnenschein auf den grünen Plan des kleinen Städtchens, auf die sanfelnde blitzende Fläche der stillen Bai niederfallen sieht. — Aber hab' ich deshalb die Wildniß verlassen? Wahrlich nicht. Das Leben dieser Menschen ist nicht anders, als das jener stillen Bäume, die daneben in dem Nachbarwalde stehen; wie diese vegetiren sie, nur ziehen ihren Lebenssaft aus dem Boden, auf dem sie stehen. Ob draußen noch andere Menschen wohnen und was die treiben, was kümmert's sie? ob sich die Welt in Frieden verträgt, in Zwietracht schlägt, geht sie Nichts an, so lange es nicht ihre eigene Bai berührt, und den Fischen und Platanen schadet. Eisenbahnen, Orden, Telegraphen, Titel, Pensionen existiren nicht für sie und haben für sie etwa den nämlichen Sinn wie irgend ein griechisches oder hebräisches Wort. Sie arbeiten einen Tag und ruhen sechs aus, und wenn sie sterben — so ist eben ein Blatt von dem großen Baum gefallen

und schlummert neben den anderen einer versprochenen Seligkeit entgegen.

Aber lassen wir das. Nehmen wir lieber einmal mein Canoe und fahren wir, ehe wir aus der Wildniß flüchten, in diese stille Bai mit ihren Mangrove-Dickichten und Buchten hinaus, denn die gehören unsichtbar mit dazu.

Der Mangrove ist ein eigenthümlicher Baum, der nur in tropischen Ländern am Meeresufer oder so weit hinauf in das innere Land wächst, wie die Ebbe und Fluth hinaufreichen. Seine Besonderheit besteht aber in der Ueppigkeit, mit der er eine Unzahl von Wurzeln und Wurzelschlingen — von oben gerade nieder, unten bogenförmig — in das Wasser hineinsetzt, so daß solch' ein einzelner Baum oft mit diesen ein doppelt und dreifach so großes Terrain wie mit einem Netz überzogen hält, als er um Mittag zu seinem Schatten braucht. Viele dieser Bäume haben auch in der That gar keinen Stamm, sondern stehen auf sechs, acht einzelnen Beinen, dicht über denen die Aeste beginnen, in der Luft. Einzelne habe ich gefunden, die wirklich so aussahen, als ob sie auf dem Kopf ständen, und mit Blättern bereckte Wurzeln in die Höhe streckten. So weit nun eben Ebbe und Fluth reichen, kommt kein anderer Baum in dem Salzwasser fort, und diese Mangrove mit ihrem hellgrünen Laub und gegitterten Boden bedecken vollständig das Terrain, das in der Ebbe trocken gelegt wird, und bilden fort Buchten, Inseln, Einfahrten und Canäle — nur kein Ufer.

Es ist unmöglich zwischen ihnen zu landen, denn auf den bogenförmig gespannten, dünnen, aber doch zähen Wurzeln kann der Fuß nicht haften, kann sie aber auch nicht überschreiten, und der Schlamm, mit dem sie außerdem sorwährend übergossen sind, verbietet schon jedes feste Auftreten. In der höchsten Fluth sieht man auch wenig Außergewöhnliches an ihnen, denn ihre Blätter reichen meist bis zum Wasser nieder, in der Ebbe aber, mit dem Schlamm um sie her bloßgelegt, bieten sie die tollsten phantastischen Gestalten, und wehe dann dem Canoe, das sich bei hohem Wasser verleiten ließ, in eine ihrer Einfahrten einzulaufen — es muß es mit acht, neun Stunden Warten büßen, denn plötzlich tauchen ringsum jene bogenartig gespannten Wurzeln auf, nach jeder Richtung hin die Aussahrt rettungslos versperrend, und es bleibt dann Nichts weiter übrig als ruhig mitten daryischen in Schlamm, Wurzelnetz und Sandsliegen liegen zu bleiben, bis die nächste Fluth die Aussahrt wieder gestattet — aber was für ein sonderbares Leben beginnt jetzt um uns her? — Das ist Wildniß, denn diese Wasserwüste nach keines Menschen Fuß, ja nicht einmal das scheue Wild betreten, und nur der tückische Alligator oder die breitschnäuzige Wasserschlange haben ihre Leibspur diesem Schlamm eingedrückt. — Und überall regt es sich und wird lebendig. Rund umher sängt es an zu rascheln, und überall an den Wurzelfasern laufen spinnenartig häßliche Krabben mit rothen und gelben Scheeren nieder, die bei der Fluth hochauf gestlichtet waren, den Fischen zu entgehen, und jetzt zurückkehren, unbehindert in dem Schlamm ihre Mahlzeit zu halten und ihr frisches Bad zu nehmen. — Bescheidene Genüsse, und doch auch wieder nicht ohne Lebensgefahr für sie zu erlangen, denn nicht allein daß einige Vögel ihnen nachstellen, nein, eine Art von kleinem Krauich hier gebraucht sie sogar als Lockspeise, Fische für sich zu fangen. Er mag die Krabben nicht selber fressen, aber er fängt sie, trägt sie auf einen bestimmten Platz und wirft sie in's Wasser, wo auf sein Krächzen die Fische herbeikommen, sich der Mahlzeit zu erfreuen. Was er von kleiner Brut dann dabei erwischen kann, ist seine Beute. Die Krabben wissen das aber auch schon, und selbst in der Ebbe halten sie sich, als ob sie ein böses Gewissen hätten, fast immer unter Aesten und alten Holzstücken oder Steinen versteckt.

Die im Schlamm geben dabei, auf eine ihnen am besten bekannte Art, mit den Scheeren einen schnalzenden Laut, der oft sechs- bis achtmiertel Schritt weit gehört werden kann. Dicht daneben vielleicht, wo die Fluth noch unter die Wurzeln reicht, schlägt ein großer Fisch, der sich anfangt in dem Holzwerk unbehaglich zu fühlen, das Wasser, und der heisere Schrei der Krauiche und Königsfischer tönt dazu hinein. Sonderbarer Weise giebt es auf der ganzen Bai keine einzige wilde Ente, und nur in sehr seltenen Fällen läßt sich einmal eine Möve sehen.

Und niedriger, immer niedriger wird das Wasser, höher und höher muspannen uns die bogenartigen, mit Schlamm und Krabben überzogenen Wurzeln, ärger wird das Geschmalz der kleinen Bestien, und dann und wann nur senkt der schwere Flügelschlag eines der braunen Pelikane das Auge auf sich, der eben auch hier seine Beute erhofft und sucht. Immer teller werden die Schwärme von kleinen, einzeln sast unsichtbaren Sandfliegen, die auf das Empfindlichste stechen und die Haut entzünden. Der ganze Körper dieser kleinen Thiere kann nur eine Schreie zu dem Stachel sein, und viele, viele Stunden lang kann man den Kampf gegen diese Lästigen kämpfen. — Endlich hat die Ebbe ihren tiefsten Stand erreicht — die frische Seebrise weht auch die Bai heraus, und höher und höher steigt das Wasser wieder. Mit ihm aber steigen auch auf's Neue die Krabben, die sich vorsichtig in ihre laubigen Schlupfwinkel zurückziehen. Bei jeder Bewegung des Menschen aber bringen sie, wie das Eichhörnchen im Walde, rasch die schützende Wurzel zwischen sich und die Gefahr und laufen, so rasch sie können, an dem Stamm hinauf.

Das ist ein wonniges Gefühl, mit dem man diese Wildniß hinter sich läßt und das Canoe wieder schaukelnd nur frei auf dem Wasser fühlt. In die Hügel zieht sich aber auch manche tiefe, nicht von Mangrove beengte Schlucht hinein — Plätze, die nur der Papa und Papagei und hier und da ein munterer Affentrupp besucht, sich die reifen Nüsse von den Palmen zu pflücken. Neigende kleine Plätze findet man da, und hier, wo man in dem leichten Boot jedem überhängenden Zweige ausweichen kann, erstickt uns auch die Vegetation nicht, die in voller üppiger Pracht von allen Seiten nach dem Wasser und Licht hinüberringt. Wundervolle Draperien sieht man da von Schlingpflanzen und überneigenden Palmenkronen und starr und fest ragen dazwischen die majestätischen Stämme der alten Baumriesen hoch und kühn empor.

Ein anderer Genuß der Wildniß ist eine Wasserfahrt auf der Bai in dunkler, stiller Nacht, wenn sich der Wind gelegt hat und einmal auswahmsweise kein Regen niedergeht. — Man kann allmonatlich auf eine solche rechnen. Still und schweigend wie ein niedriger dunkler Streifen liegt der Wald an beiden Seiten. Nur hier und da tönt der melancholische Ruf eines Vogels oder das Geschwirr der Grillen dumpf herüber, und das Springen der Fische unterbricht allein die friedliche Ruhe. Das ist die Zeit, wo jenes nur diesem Theil der Erde eigenthümliche Geschöpf, der singende Fisch, seinen Zauber übt. Wie ferner Orgelklang tönt es seit tief aus der Fluth heraus, jetzt dicht um uns her von allen Seiten, nun höher anschwellend, nun wie in weiter Ferne verschwimmend, und stundenlang hab' ich diesem Ton gelauscht.

Es soll ein kleiner sehr scheuer und schneller gefleckter Fisch sein, der diesen Laut von sich giebt, und er wird äußerst selten gefangen. Vor einiger Zeit hatten einmal einer der hiesigen Fischer einen solchen zufällig in sein Netz, und noch im Netz gab er den Laut von sich. Wahrscheinlich in abergläubischer Furcht ließ er ihn aber augenblicklich wieder frei, denn die Leute erzählen sich hier natürlich die wunderbarsten Sachen von dem Fisch — oder vielmehr von den Tönen. — Doch dahein würden sie es nicht besser machen, und hätten wir diesen Fisch in der Ostsee nahe bei Usedom, wo die „versunkene Stadt" gestanden haben soll, so würde sich rasch zu der Sage von dem Glockengetön auch der Orgelgang der versunkenen Kirche gesellen.

Ja, diese Wildniß hat einen stillen und hohen Reiz, aber — man muß eben kein anderes Leben kennen, oder nur einmal auf kurze Zeit von der Civilisation, die den Menschen angreift, ausruhen wollen. Für immer hielten wir es hier nicht aus oder — schaffiren eben um und her eine von dieser verschiedene Welt, die der verlassenen soviel als möglich gliche.

So träume denn fort, du stiller feuchter Wald mit deinem ewigen Schattendunkel, mit deinen Leuchtkäfern und rauschenden Palmen — träume fort, du Mangrovesumpf mit deinen schnalzenden Krabben, du stille Bai, du friedlicher kleiner Ort mit deinen schneeigen Kuiern und hellenden Hunden — träumet fort — möge dir Gott deinen — blauen Himmel kann man nicht gut sagen, denn der existirt hier nicht — deinen Regen — Deine Platanen und deine Fische lassen, und du selber dich wie immer deines Lebens freuen. Ich selber bin aber nicht für dieses Leben gemacht — oder wenn ich es war, dessen entwöhnt. Mich zieht es zurück zu einem regeren, geistigeren Treiben. Wo ich aber auch immer sei, die Erinnerung an dich wird mir bleiben, und die Erinnerung an diese Wildniß ist einer der besten Schätze, die ich mit mir nach Hause nehme.

Digitized by Google

Die literarischen Häuser Berlins.

Wenn man sich dem Kirchhofe zu Ottensen naht und fragt einen Vorübergehenden: wo ist Klopstock's Grab? er wird es wissen, und wäre er einer der Niedrigsten aus dem Volk, jung oder alt; er wird mit einem gewissen Stolze unsere Schritte nach dem Grabe lenken. Und der Hamburger selbst, sonst immer thätig, jede Minute nutzend, denn Zeit ist Geld, gedenkt doch des Sängers der Messiade und vergißt nicht, dem Fremden Klopstock's Haus in der Königsstraße als bemerkenswerth zu bezeichnen.

Im alten Schloß zu Wandsbeck, wo im Saale die Bildnisse der dänischen Könige hängen — und das gegenwärtig zu einem Gasthause eingerichtet ist, wird des alten Claudius, des Rheinweinliedsängers „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher", des Wandsbecker Boten, noch in Ehren gedacht. — —

Wie so anders ist es im großen Berlin! Wie viele Tausende wird man dort vergebens nach dem Grabe Fichte's, Schleiermacher's, Chamisso's, Hoffmann's oder Gaudy's fragen können, ehe Einer derselben Bescheid zu sagen weiß! — Und was die Wohnungen betrifft, die der oder jener berühmte oder bekannte Mann während seines Aufenthaltes im intelligenten Berlin inne hatte: so wird man finden, daß selbst die näheren Freunde der Betreffenden sich des Hauses oder der Straße nicht mehr zu entsinnen wissen. Vergessen? heißt es, vergessen! Daß Orion Jusius, dieser mattblinkende Irrstern am Berliner Literatenhimmel, einst wochen- und monatelang seine nächtliche Herberge im Leichenwagen der französischen Gemeinde auf dem Gensdarmenmarkt gehalten haben soll, während er bei Tage sein Leben fristete durch die Tassen Kaffee, die er in einzelnen berühmten Conditoreien gratis erhielt, ist, wenn auch zum Theil nur Sage, nicht gänzlich vergessen. Es klebte der ganzen Erscheinung des Genannten bei seinem Leben, wie er im abgeschabten braunen Ueberrocke einherzuschreiten pflegte, etwas Lächerliches an, trotz der Misere seines ganzen Lebens. Und so etwas vergißt der Berliner weniger. Wer beachtet dagegen noch das Haus in der neuen Friedrichsstraße, nahe der Königsstraße, in der einst Henriette Herz lebte, wo die geistreichsten Männer ihrer Zeit aus- und eingingen? Schleiermacher war der intimste Freund der Frau des Hauses, Wilhelm von Humboldt hegte in der Jugend eine innige Neigung für dieselbe, während sein Bruder Alexander der schönen Jüdin Briefe von Tegel sendete, die er in hebräischer Schrift zu schreiben nicht unterließ, damit die Dame seines Herzens sie leichter lesen könne. — Alle diese Männer blieben der schönen geistreichen Frau bis an ihr Lebensende in wahrer Freundschaft zugethan, nacheem der brausende Schaum der Jugend sich gesetzt und geklärt hatte. Sie nahmen aus diesem Umgange Anregung zu neuen Arbeiten, Gedanken und Lebenskenntnisse mit hinweg, während Ludwig Börne in diesem Hause den schönsten Traum seines Lebens, seine erste Jugendliebe, vielleicht seine einzige, zu Grabe trug. Ludwig Börne, oder wie er damals noch als ungetaufter Jude hieß, Louis Baruch, kam als siebenzehnjähriger Jüngling in das Haus des Dr. Marcus Herz. Hier war es, wo ihn die glühendste Liebe zu der Gattin seines Erziehers, zu der noch immer schönen Henriette, erfaßte. Sein Tagebuch, das er damals geführt, soll von einer Fülle der schönsten, glühendsten Gedanken durchfurchet gewesen sein. Henriette Herz verbrannte es, zugleich bestrebt, die Liebe des jungen Mannes, dem sie den Jahren nach eine Mutter hätte sein können, aus seiner Brust zu reißen. Sie tödete gewissermaßen den Gefühlsmenschen, den Poeten in ihm, um der Welt einen Satiriker, einen Kritiker zu geben, der in ewigem Hinweh nach einem freien Vaterlande sich verzehrte. Börne schied aus dem Hause der Henriette Herz, zugleich von seinem schönsten Glücke Abschied nehmend. Er ist seines Lebens eigentlich nie froh geworden. Und wie er sich zu Paris nach Blumen und einer Hand voll freier deutscher Erde sehnte, so hat er sich Zeit seines Lebens nach Liebe gesehnt. Als er später einmal nach Berlin zurückkehrte, hat er kurze Zeit in Stadt Rom gewohnt. —

Es ist unwillkürlich, daß man, sobald man Börne's gedenkt, auch Heinrich Heine's gedenken muß. Und wunderbar! wie dieselben später fast immer zusammen genannt wurden, obgleich sie wie Tag und Nacht verschieden waren: so mußten auch Beide in Berlin in mannigfacher Hinsicht etwas Gemeinsames haben. Während in die neue Friedrichsstraße ein Schleiermacher fast täglich wanderte, die kleine Blechlaterne, ein Geschenk der Freundin, des Abends vorm im Knopfloche befestigt, um hier sein innerstes Sein, sein Hoffen, Denken und Träumen, seine kühnsten Ideen einer Henriette Herz mitzutheilen, aus ihrem Umgange Anregung zu neuem Schaffen schöpfend; war der weltberühmte Salon der Rahel, der Gattin Varnhagen von Ense's in der Mauerstraße, wie vordem in der Jägerstraße, ein Sammelplatz der vornehmsten Welt des geistreichen Berlin, das Stelldichein der hervorragendsten Männer von fern und nah. — Und während dort Börne zu den Füßen der Frau des Hauses saß, drängte hier Heinrich Heine sich schüchtern durch die Räume einer Rahel (es war im Jahre 1821—22). Rahel, der, wie Wilhelm von Humboldt in den Briefen an eine Freundin sagt, ein Talent angeboren war, auch dem unbedeutend Scheinenden eine bessere und anziehende Seite abzugewinnen, und von der Niemand ging, ohne etwas gehört und mit hinweggenommen zu haben, das Stoff zu weiterem, ernsterem Nachdenken gegeben, oder das Gefühl lebendig angeregt hätte, ist auch auf Heinrich Heine nicht ohne Einfluß geblieben. Der damals unbekannte Verfasser der nun vergessenen Trauerspiele Almansor und Radcliff soll sich meist schüchtern, schweigsam verhalten haben; und der geistreiche Professor Eduard Gans, dieser Napoleonskopf, soll ihn oftmals zur Zielscheibe seines Witzes erkoren haben. Es läßt sich glauben! Gans hatte eine geistreiche, muthige Beredsamkeit, die mit ihrer freimüthigen Kühnheit erquickende Wärme verband. Seine Vorlesung „Ueber die französische Revolution", die überaus besucht war, that dies später den weitesten Kreisen kund — und machte seinen Tod allgemein fühlbar. Selbst ein Alexander von Humboldt verschmähte nicht, auf der Bank seiner Schüler und Zuhörer zu sitzen. Gans starb am Todestage Napoleons, mit dem überhaupt seine Todtenmaske eine auffallende Aehnlichkeit zeigte, den 5. Mai 1839. Seine Wohnung war in der Behrenstraße. Gans hat in Heine, der damals ziemlich linkisch und unbeholfen gewesen sein soll, wenig den nachmaligen Verfasser der Reisebilder, den Dichter der Wallfahrt nach Kevlaar geahnt; mit Rahel ist es anders gewesen. Leugnen läßt es sich wohl nicht, daß Heine hier den Grund zu seinem nachmaligen Verhalten im Keim gefunden hat. Ob er daheim in seiner bescheidenen Wohnung, die er dazumal Kanonier- und Behrenstraßen-Ecke Nr. 13 inne hatte, verseliger gewesen, als in der Nähe der geistreichen Rahel, ist nicht bekannt. Fama will behaupten, daß er auch hier oft von den kleinen A. v. Maltitz überschrieen worden sei, der, um besser verstanden zu werden, es nicht verschmäht habe, auf den Tisch zu steigen, von dort ab seine „Pfefferkörner" auf den sich zusammenziehenden Heine herabsprudelnd, während Grabbe sich kannibalisch freuend einen Käse verzehrt, den er leidenschaftlich gern als Zeichen höchster, innerer Freude zu essen pflegte.

Heine's Leben, Dichten und Denken ist bekannt. Er liegt zu Paris auf dem Montmartre begraben. Seiner Leiche folgten kaum fünfzig Personen. Er war und blieb das verzogene Kind der Poesie, ohne festen ausgeprägten Charakter, vielleicht weil er keinen haben wollte, weil er, ein echtes Kind seiner Zeit, sich des Gefühls schämte — und jede Thräne im Auge durch eine Grimasse zu zerreißen strebte. Rahel's Devise des Lebens war: „Wahrheit heraus! solch' Jagdgeschrei möchte ich hören," während Heine die Unnatur als Richtschnur seines Lebens genommen hatte. Es ist bekannt, das Ungleichartige zieht sich an — und Heine war einst gern in Rahel's Nähe. —

Berüber doch! verüber! —

Jetzt aber hoch! welch hübsches Lied erschallt! alle Lust fröhlich durchmessener Stunden tauchet auf. Wer kennt es nicht, wer hat es nicht gesungen:

„An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn."

Franz Kugler hat es gedichtet. Dort in der großen Friedrichsstraße Nr. 242 wohnte er und ist er gestorben, im Hause seines Schwiegervaters, des Criminal-Director Dr. Hitzig, des Vaters Ede, wie Chamisso ihn nannte, der ja auch aus demselben Hause die Lebensgefährtin sich geholt hatte. Kugler hat das genannte Lied in seinem achtzehnten Jahre gedichtet; es ist unter der Fülle seiner

schönen Poesien die bekannteste und beliebteste gebieben. 1830 erschien zuerst sein Skizzenbuch, wofür er damals in seiner Vaterstadt Stettin gern einen Verleger gefunden hätte. Er trat in dem Buch zugleich als Dichter und Maler auf, frisch, anmuthig, frei, wie auch sein späteres Leben geblieben ist. Mit dem vorhin genannten Liede ist's wie mit jenem schönen von Eichendorff:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad.

Tausende singen es, wie jenes von Kugler, ohne den Dichter zu kennen, oder sich seiner zu erinnern. Es sind Volkslieder im echten Sinne des Worts geworden. Es ist lange her, daß Eichendorff das Lied gedichtet. In des Verfassers Roman „Ahnung und Gegenwart", dieser Irrfahrt romantischer Vaterlandsliebe, der 1815 erschienen ist, steht es bereits, während es einige Jahre früher, 1812, gedichtet worden sein soll. Der Roman ist vergessen, aber das Lied erlöst immer auf's Neue wieder; ist's nicht nach der Volksweise von Friedrich Glück, der als Pfarrer zu Schornbach in Schwaben 1841 gestorben ist, so doch nach der Composition von Conradin Kreutzer. Erz und Marmorstein vergeht, doch das Lied des Dichters bleibet immerdar.

Joseph Freiherr v. Eichendorff wohnte in Berlin nahe vor dem Potsdamer Thor, rechter Hand. Er mußte das Stückchen Wald, das Berlin in seinem Thiergarten bietet, nicht fern haben; er konnte ohne Waldrauschen und Vogelsang nicht leben — und die Posten, die damal noch fast stündlich vor seinem Fenster vorüberfuhren, hielten die Sehnsucht in seinem Herzen wach.

Wie also übrigens Chamisso, der im Jahre 1819 Behrenstraße 31 wohnte, und ebenso Franz Kugler sich aus dem Hause Hitzig's die Gattin holten, so hatte dies bereits früher Neumann, der ja mit Chamisso, Varnhagen und Theremin zu einem Bunde vereinigt erscheint, Gleiches gethan, indem er die Pflegetochter Hitzig's zur Gattin erwählte. Der von ihnen gemeinsam herausgegebene Musenalmanach vom Jahre 1804 ist vergessen. Wilhelm Neumann wohnte Taubenstraße 34. Daß aber nicht blos Musenalmanach und bergl. leicht vergessen werden, sondern auch selbst bessere Roman, und Novellen von den Wogen der Zeit rasch hinweggeschwemmt werden, zeigt sich an den Werken Heinrich Steffens', der im Stobwasser'schen Hause, Wilhelmstraße Nr. 98, wohnte. Wie reich an köstlichen Schilderungen, an tiefer, innerer Wahrheit sind seine „Vier Norweger", wie herrlich seine „Familie Walseth und Leith"! Es sind einige dreißig Jahre her, daß diese Sachen zuerst erschienen; und nun? — Vorüber! Vorüber!

Wir hatten gebauet ein stattliches Haus!
Das Haus mag zerfallen — was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns Allen — und unsre Burg ist Gott!

heißt es im Jenaer Burschenliede. Und das Wort möge uns trösten. Jeder Schriftsteller streut nur Samen aus, er weiß nicht wohin derselbe fällt und wo er aufgeht. Unzähliges wird zertreten — aber Einzelnes geht auf — und trägt hundertfältige Frucht. In Steffens ließ der Philosoph den Romandichter nicht zu voller Geltung gelangen, wie es ähnlich bei Friedrich von Sallet der Fall war. Der Philosoph überwucherte auch hier zuletzt den Dichter mehr und mehr. Als Sallet in Berlin war, wohnte er kleine Hamburgerstraße No. 7. Damals war sein Inneres noch nicht zum Durchbruch gekommen, wenn auch schon jetzt seine Gedichte sich mehr durch Schärfe des Verstandes, als durch Schmelz der Sprache und lyrische Weichheit vor denen seiner Mitstrebenden, mit denen er zu dichterischem Bunde vereinigt dastand, auszeichneten. Sein ganzes Wesen hatte etwas Abgeschlossenes, Kurzes, obgleich auch ihm der brausende Schaum der Jugend, die tolle Lust des werdenden Dichters nicht fehlte; er blieb nicht zurück, als die Freunde in „mondbeglänzter Zaubernacht" sich aufmachten, vor das Thor zogen, um sich von dem damals ewig heiteren B..., dem jetzigen Redacteur einer unserer gelesensten Zeitungen, eine Rede am Rabenstein, unterm Galgen halten zu lassen. Daß auch er dem frohen Sang, dem lauten Becherklang nicht abhold war, beweist sein Epos „die wahnsinnige Flasche", das er vom Rhein aus seinen Freunde Fernando nicomete und sendete, zum Zeichen, daß die Erinnerung an froh zusammen durchlebte Stunden in ihm noch geblieben sei. In den Jahren 1837—38 wohnte Sallet bei seiner Mutter unter den Linden, im Blücher'schen Hause. Damals zeigte sein Gesicht noch nicht den Ausdruck, den sein Bild, welches von ihm existirt, wiedergiebt. Das Bild zeigt nicht den Dichter der wahnsinnigen Flasche, des Märchens „Schön Jrla", oder des in alle Lesebücher und Anthologien übergegangenen launigen Gedichts „Zietben"; — es ist das Abbild des Verfassers des „Laienevangeliums". Es scheint, als habe der Dichter, wenn anders das Bild ähnlich ist, auch im Aeußeren gleichsam seine innere Gesinnung darthun wollen. Wer die Unterschrift des Bildes nicht beachtet, meint einen Christuskopf vor sich zu haben der Art, wie man den Herrn, namentlich auf neueren Gemälten, zu erblicken pflegt. Es fehlt nur die Unterschrift: Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht; — um so mehr, wenn man nicht vergißt, daß der Genannte der Verfasser der „Atheisten und Gottlosen unserer Zeit" ist, der unter Anderm auch in Bezug auf die Ehe mit einer Schärfe, Bitterkeit, und doch inneren christlichen Keuschheit geschrieben hat, wie man es sonst selten findet. Trotz dem Allen hat das Bild etwas Prätentiöses, was in jüngeren Jahren dem Dichter fern zu liegen schien.

Einer der Mitstrebenden und Genossen Sallet's in Berlin war Julius Minding, Verfasser eines größeren Lehrgedichts „das Leben der Pflanze". Das Buch ist vergessen, wogegen sein patriotisches Preußenlied „Fehrbellin" seit seinem Erscheinen unausgesetzt sich in allen preußischen Lesebüchern für Schulen findet, wie dies auch mit einzelnen seiner Lieder vom alten Jrrip der Fall ist.

Der kleine, von Ansehn unscheinbare Mann hat des Lebens Schicksale auf eigenthümliche Weise erfahren. Mit seinem Freunde, dem Dr. B..., wenige Häuser von Alexander von Humboldt, Oranienburgerstraße 65 wohnend, wo auch sein schöner Sonettenkranz „Daß ich Dich liebe, ist's warum ich leide" erlebt und gedichtet wurde, soll er durch mannigfache Spekulationen ein enormes Vermögen (wie Welt fabelte von einer halben Million) erworben haben — um wenige Jahre darauf, dasselbe ebenso leicht verlierend, arm nach Amerika zu flüchten. Nachdem er dort in New-York mit seinem gleichfalls geflüchteten Freunde ein ärztliches Bureau etablirt hatte, fand man ihn, wenige Monate darauf, am 7. Sept. 1850 auf dem Sopha liegend todt. Er hatte sich selbst durch Blausäure vergiftet! Uns solcher verkommenen, untergegangenen Geister vermöchten wir mehrere zu bezeichnen. Wozu?

Die Woge der Zeit wirft immer Einzelne aus der Bahn treiben und zerschellt an das Ufer spülen; das Leben der Schriftsteller ist nun einmal ein Gemisch von Hoffnungen und Täuschungen, und die egoistische Redensart: „Das Talent bricht sich immer Bahn!" ist für sie am wenigsten anwendbar. Träumer sind sie Alle — und das Unpraktische klebt den Einzelnen mehr oder weniger an. Trotz der Schillerstiftung werden deutsche Dichter verkommen; und wenn es geschehen, werden „Kluge" kommen und sagen, wie es hätte anders sein können und müssen, — wie dies noch jüngst bei dem Tode des Verfassers des Trauerspieles „Johanna Gray", Bonn 1854 erschienen, geschah, nachdem derselbe am 5. Sept. 1860 im katholischen Krankenhause gestorben war. Er hieß Burzbaret — und soll verhungert sein!

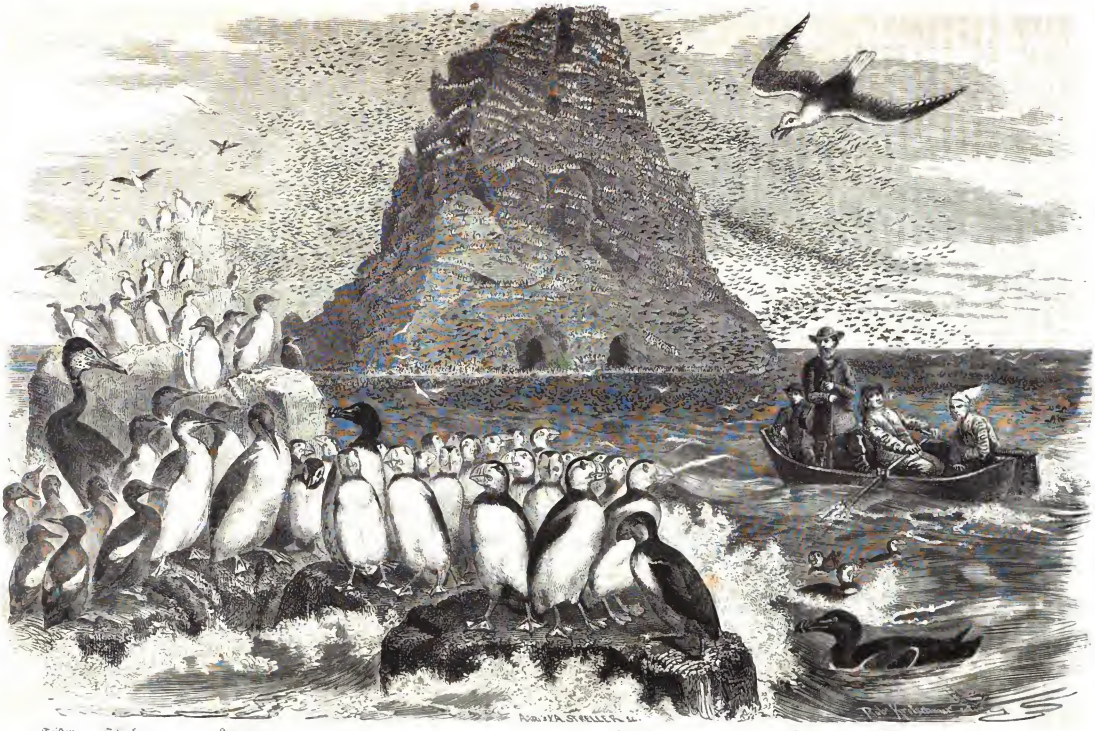
F. Brunetd.

Aus dem Norden.

Von Brehm.

II. Die Vogelberge.

Der hauptsächlichste Zweck meiner Reise in Norwegen war, einmal mit eigenen Augen das Leben der Seevögel und zwar während der Brutzeit zu beobachten. Mit Ausnahme der Alken waren die übrigen Schwimmvögel, welche ich zu finden hoffen durfte, sämmtlich alte Bekannte von mir. Schon in Afrika und später in Spanien hatte ich sie in ihrer Winterherberge beobachtet und mich ziemlich vertraut mit ihnen gemacht; allein von ihrem Zusammenleben während der Brutzeit wußte ich noch so viel als gar Nichts, trotz aller der freundlichen Schilderungen, welche ich davon gelesen hatte. Denn Derjenige, welcher sich mit einer Sache ausschließlich beschäftigt, verlangt natürlich die grünendes kennen zu lernen: er verlangt, wenn es irgend angeht, mit eigenen Augen



Der Vogelberg, mittlere Nyke, in Besteraalen (Norwegen).

zu sehen, mit eigenen Sinnen sich zu überzeugen. Das, was ich sehen wollte, konnte das geschriebene Wort mir unmöglich so treu vor die geistigen Augen bringen, als ich es wünschte, und ebenso wenig werde ich im Stande sein, das, was ich gesehen habe, Anderen deutlich zu beschreiben.

Alle Naturforscher theilt Bewohner und befreundeten sich augenblicklich mit anderen Gesinnungsgenossen. So bedurfte auch ich keiner besonderen Empfehlung, um bei meiner Ankunft in Norwegen die geeigneten Leute zu finden, welche mir die nöthigen Weisungen geben konnten. Ich erfuhr, daß ich zahlreiche Brutansiedelungen der Alken in Besteraalen, einem Theile der Lofoten, und zwar unweit der großen Insel Langenö finden werde. Man beschrieb mir Weg und Steg genau, gab mir sogar die nöthigen Dampfschiffhaltestellen, Höfe und Leute mit Namen an, schrieb mir die ausführlichsten Angaben nieder und setzte mich somit in den Stand, ohne vorher lange suchen zu müssen, gleich zur rechten Stelle zu gelangen. So reiste ich denn von Christiania in Begleitung eines jungen, frischen, munteren und sprachkundigen Mannes, des Sohnes meines Freundes Berghaus, ab, steuerte mit kleinen Unterbrechungen gerade auf mein Ziel los und gelangte, da ich mich zeitig genug aufgemacht hatte, auch noch rechtzeitig dort an. Ich muß mir die Beschreibung meiner Reise noch aufsparen und meinen Leser bitten, sich mit mir sogleich auf die Insel Langenö zu versetzen.

Am 22. Juni Morgens verließen wir in einem von drei Männern geruderten Boote den freundlichen Hof Stene und steuerten durch das Gewirr der Schären hindurch in nordöstlicher Richtung längs der Küste unseres Eilandes dahin. Das Wetter war gut, aber wir hatten Gegenwind und dabei Gelegenheit, die Ausdauer von Nordlands-Ruderern kennen zu lernen. Sechs Stunden lang arbeiteten unsere Leute ohne jede Unterbrechung stetig fort und bewegten unser Boot mit gleicher Schnelligkeit weiter. Das Meer war heute besonders belebt, da auf einer der Inseln großer Markt gehalten worden war und von dort aus nun die Meilen weit entfernt wohnenden Besucher denselben zurückkehrten. Diese Leute konnten und jedoch nicht lange beschäftigen, weil wir ganz anders zu thun hatten. Auf allen den tausend Schären, durch welche wir uns hindurchwanden, machte sich ein reges Leben der Seevögel bemerklich, ein Leben, von welchem man sich, so lange man es noch nicht selbst gesehen hat, in der That keinen Begriff machen kann. Einzelne Schären waren weiß überkleidet von dem Kothe der Scharben, welche dort regelmäßig einige Stunden des Tages zubrachten und ließen uns die auf ihnen ruhenden dunklen Vögel schon aus großer Ferne wahrnehmen. Reihenweise geordnet, wie aufgestellte Soldaten, saßen die merkwürdigen Burschen in den allerseltsamsten Stellungen auf ihren Ruhesitzen; die langen Hälse dehnten und reckten sich und die Flügel waren ausgebreitet und wurden bewegt, als ob sich die Thiere gegenseitig Kühlung zufächelten: in Wirklichkeit aber geschah dies blos, um die wohlthuende Wärme der Sonne so recht ausgiebig genießen zu können. Auf anderen großen Inseln lagen Tausende von Möven und bildeten nun ihrerseits die schimmernde Bedeckung der dunklen Massen; um wieder andere Eilande herum trieben sich Hunderte und andere Hunderte von Eidergänsen, lauter Männchen, denn die Weibchen lagen auf den Inseln über ihren Eiern und die freundlichen Männchen hielten sich so nahe als möglich bei ihren Gattinnen auf. Ab und zu flatterte oder schwamm wohl auch ein Alk von uns herum; doch waren deren noch immer wenig zu sehen. Einzelne Seeadler zogen über diesem Gewimmel und spähten, ob nicht das Meer hier und dort etwas Genießbares ausgeworfen habe, ohne durch ihr Erscheinen zum Schreckbild für die Brutvögel zu werden, während die herrlichen Jagdedelfalken jedesmal die ganze Vögelwelt in Aufruhr und in die Tiefen des Meeres herabbrachten, sobald sie sich zeigten. Jeder Augenblick brachte eine neue Abwechselung in dasselbe Schauspiel, und immer hatten wir etwas Neues zu beobachten und zu schauen. Ab und zu wurde auch auf die vorüberfliegenden Vögel geschossen, und bald füllte sich unser Boot mit unserer Beute. So entschwand uns die Zeit nur allzu rasch, und wenn uns nicht die Uhr und der Magen daran erinnert hätten, daß wir schon viele Stunden unterwegs waren, würden wir geglaubt haben, nur Minuten auf dem Wasser zugebracht zu haben. Ein vorspringendes Felsenriff von Langenö hatte uns die Nyken — dies ist der Name unserer Vogelberge — bisher verdeckt; wir umfuhren dasselbe und sahen nun drei glockenförmig gestaltete Felseneilande vor uns, welche schroff und steil dem Meere entsteigen und sich bis zu etwa drei- oder vierhundert Fuß über dessen Spiegel erheben. Dem Lande sind sie etwa vier bis fünfhundert Schritte entfernt, ihrerseits aber von einer Menge kleiner Klippen umgeben.

Man kann sich denken, mit welchem Eifer wir auf diese berühmten Berge lossteuerten. Das Fernrohr kam kaum von unseren Augen und doch wollte es uns nicht das Geringste zeigen. Man hatte nicht von Tausenden oder Hunderttausenden von Vögeln gesprochen, welche dort vereinigt sein sollten, sondern nur erzählt, daß die Anzahl der auf zwei jener Berge während einiger Monate hausenden Alken nur nach Millionen zu berechnen sein dürfte, und gleichwohl konnten wir von einer solchen Menge auch in ziemlicher Nähe noch keine Spur entdecken. Ich fing schon an, zweifelhaft zu werden und wurde es immer mehr, je näher ich an den größten der Berge heran kam. Dicht bei jenem sah es allerdings aus, als ob das Meer mit lauter kleinen Pünktchen besät wäre, allein eine ungefähre Schätzung wollte uns gleichwohl nicht von Millionen überzeugen. Schon wollte ich mißmuthig werden, als mir zum Glück noch die Worte meines Rathgebers in Christiania einfielen: „Lassen Sie Sich nicht irre machen, wenn Sie hinkommen und gar Nichts sehen, denn oft kommt es vor, daß die eine Hälfte der Vögel in ihren Löchern steckt und beinahe die andere im Meere sich auf dem Fischfange befindet.“ Ich vermuthete, daß gerade jetzt eine solche Zeit sein möge, und trieb deshalb zur Eile an. Unser Boot glitt mitten durch die Schaaren der schwimmenden Vögel hindurch, ohne daß wir auch nur einen Versuch gemacht hätten eines einzigen von ihnen habhaft zu werden. Denn bevor wir jagen durften, mußten wir zunächst Erlaubniß der Besitzer dieser Vogelberge haben. Die betreffenden Leute wohnten in zwei kleinen Gehöften, welche am hintersten Ende einer schmalen und tiefen Bucht gelegen waren, und ertheilten uns, nachdem wir unsere Empfehlungsbriefe abgegeben, diese Erlaubniß sofort.

Das steile Felsengestell der Schären wurde rasch erkletert, obgleich dies eben kein gefahrloses Unternehmen war. Wir befanden uns nun auf dem Brütеplatze. Jetzt lernten wir einsehen, daß man uns nicht getäuscht hatte, daß die Millionen in Wirklichkeit vorhanden waren. Der Felsen war zu zwei Drittel von oben herab mit Torf bedeckt, welcher hier und da dürftig mit Löffelkraut und Gräsern bewachsen war, an den meisten Stellen war die dünne Erdrinde von dem Gestein durchbrochen und dieses bildete weit übereinanderliegende unzählige Höhlen und Löcher, an andern Stellen waren die Felsenwände selbst sehr zerklüftet und zeigten uns Tausende von Ritzen, Spalten und Vertiefungen. Hier wohnten die Vögel und zwar hauptsächlich Lunde oder Meer-Papageien, Alken und Lummen, zu denen sich Scharben und Möven gesellt hatten. Die Terrinde selbst war überall durchwühlt; es fand sich nicht ein einziges tischgroßes Plätzchen in ihr, welches nicht untergraben gewesen wäre. Unmöglich erscheint es mir, das Schauspiet zu beschreiben, welches sich uns darbot, als das Boot sich nahete und als wir auf dem Berge selbst angekommen waren. Wir hatten es blos mit wenigen Möven zu thun und hörten deshalb kein durchdringendes Geschrei, aber Hunderttausende von Augen sahen auf uns nieder. Der ganze Berg wurde lebendig. Aus allen Ecken und Ecken, oben, unten, neben, vor, hinter uns, überall wo man die Augen nur hinrichtetete, rauschten und krochen Vögel aus dem Innern der Erde hervor, und einen Augenblick später war der ganze Berg nicht blos mit unzähligen kleinen, weißen Pünktchen bestippelt sondern auch von einer dunkeln Wolke umgeben, welche, wie die weißen Punkte, aus lauter Vögeln bestand. Jetzt konnte der Berg mit nichts Anderem verglichen werden, als mit einem riesenhaften Bienenstocke, dem eben ein neuer junger Schwarm entflieat. Jeder Ritz zeigte einen Bewohner, auf den Seiten, nun und herum, ganz nahe, auf zehn, sechs, vier Schritte fassen sie vor uns paarweise, zu Zehn, zu Hunderten, zu Tausenden. Der Berg war bedeckt mit Vögeln. Man konnte sie sehen in allen Stellungen in nächster Nähe, in der Ferne, im Sitzen, im Liegen, im Laufen; man konnte sie beobachten, stutiren, gleichsam sich mit ihnen unterhalten; Tausende kamen, Tausende gingen.

Man begriff nicht, woher sie kamen und wohin sie gingen, obwohl man sah, daß ihre Richtung von oben herab nach dem Meere, oder von dem Meere zu dem Berge ging. Je mehr wir weiter vorwärts kamen, um so mehr wuchs die Anzahl. Das Meer, auf welchem die Menge lag, bedeckte sich, und als wir eben auf

dem Gipfel des Berges standen, konnten wir rings um uns herum, von unserer über dreihundert Fuß erhabenen Warte unmöglich entdecken, wo der Schwarm endete, noch wahrnehmen, wo das Meer frei von Vögeln gewesen wäre. Ich versuchte zu schätzen und nahm mir ein kleines Quadrat im Meere in das Auge; dasselbe theilte ich wieder in vier andere und begann nun zu zählen. Ich konnte mehr als zweihundert unterscheiden. Das eine Quadrat enthielt also beinahe tausend Vögel; ich hätte aber Tausende solcher Quadrate aneinander setzen können und noch lange nicht mit ihnen den Raum angefüllt, welchen ich von Vögeln bedeckt sah. Es stimmerte, schwirrte, rauschte, schrie, tanzte um uns herum, daß uns fast die Sinne vergingen. Ich schwelgte und verbot zu schießen, aber ich hätte es auch nicht getonnt, wenn ich nämlich nicht auf die ruhig sitzenden Vögel hätte feuern wollen. Es war ganz unmöglich einen Vogel auf das Korn zu nehmen. Meine lange Lehrzeit als Jäger schien nur heute vergeblich gewesen zu sein. Ich glaubte erst lernen zu müssen. Die ganze Masse war im höchsten Grade aufgeregt, aber nicht scheu; viele ließen uns so nahe an sich heran kommen, daß ich meinte sie mit meinem Stocke erschlagen zu können; — schen waren nur die Möven und Scharben. So konnte ich denn studiren und sehen, wie steif und kalt auch unsere besten Abbildungen sind. Hier zeigte sich mir die Schönheit, der Reiz des Lebens in jeder Bewegung. Die so steif erscheinenden Alken saßen nicht einen einzigen Augenblick lang ruhig, sondern bewegten wenigstens den Kopf und Hals nach allen Seiten hin ohne Unterlaß und gewannen hierdurch ungläublich, weil ihre Umrisse nun wahrhaft künstlerische Linien bildeten. Nauentlich vor- und rückwärts beugten sie sich häufig, gerade als wollten sie wittern oder sichern. Die Lunde saßen ruhig, doch war auch bei ihnen der eigenthümliche Kopf in steter Bewegung. Mantwal trippelten sie auf ihren Wartestellen lebhaft hin und her. Am spaßhaftesten aber nahmen sie sich dann aus, wenn sie so eben aus ihren Höhlen hervorlugten und neugierig fragend auf uns schauten.

Mir machte es ein unnennbares Vergnügen, unter den Millionen herumzuwandern. Bald wurde ich mit großer Ueberraschung, bald mit Furcht betrachtet. Ich hätte Hunderte erlegen können, schoß aber am ersten Tage gar nicht, am zweiten nur einige Mal unter die größten Haufen. Der Erfolg war stets verhältnißmäßig unbedeutend; denn blos die tödtlich Verwundeten fielen mir zur Beute, die übrigen erreichten, selbst wenn sie stark angeschossen waren, regelmäßig das Meer und waren und dort verloren.

Unsere Wirthe und Besitzer der Berge hatten seinen abgerichteten Hund zum Heranholen der erbeuteten Thiere und deren Eier, wie dies auf anderen Inseln der Fall ist. Deshalb mußten wir uns schon selbst bequemen, das Geschäft jener Hunde zu übernehmen. Und wir fanden genug Eier und auch Brutvögel in den Höhlen. Wie bemerkt, waren die Löcher überall angelegt, wo sich nur ein passendes Plätzchen fand, d. h. mit anderen Worten auf dem ganzen Berge. Die meisten hatten mehrere Ausgänge, andere waren so tief, daß wir ihr Ende trotz alles Grabens und Wühlens nicht erreichen konnten. Bei einigen war der Gang von vorn bis hinten mit trockuen Pflanzen ausgepolstert, bei andern fand sich nur eine Reihe zusammengeschichteter Nester im hintersten Kessel. Wir fanden in den Nestern der Lunde überall nur ein Ei von rein weißer Farbe, wenn es frisch war, von braunrother Farbe aber, wenn es der Torf beschmutzt hatte; die Eier der Lummen und Alken waren grau oder lebendig grün und sehr bunt mit braunen, rothen und schwarzen Punkten gezeichnet. Ganz frisch gelegte Eier waren selten, weil die Bewohner der Höhe schon seit mehreren Wochen hier geerntet hatten. Wie man uns erzählte, schätzt man die Zahl der Eier, welche man von diesem einen Berge nimmt, auf fünf- bis sechstausend jährlich, und muß ist schon eine Sache von Berechnung, dem fünf- bis sechstausend Eier sind fünf- bis sechshundert Thaler unseres Geldes werth. Außer den Eiern werden aber noch alle Vögel, welche man in der Höhle ergreift, abgewürgt und verspeist, und die Leute thun daran ganz recht, denn selbst die Alken schmecken keineswegs so schlecht, als gewöhnlich geglaubt wird: sie müssen nur richtig zubereitet werden. Die Zahl der Eier und Vögel übrigens, welche von den Bewohnern dem Berge entnommen werden, hat auf das Gesammtergebniß der Brut kaum einen Einfluß. Man macht es sich bequem, weil man ohnehin keine gute Absatzquelle für seine erbeuteten Schätze hat, und nimmt nur diejenigen Nester aus, zu denen man ohne große Mühe gelangen kann. Das ist aber unstreitig die allergeringste Zahl. Eine Zahl, welche mit den übrigen unvereinbaren in keinem Verhältniß steht. Im Hintergrunde jeder Felsspalte steht man zwei, drei, vier Eier liegen, so daß sich für eben so viel Vögel Platz zum Brüten findet. Diese sind vor den Angriffen des Menschen gesichert, denn der Arm reicht nicht so weit hinein, und was der Vogel in die Tiefe gelegt hat, wird eben nicht weggenommen. Ohne sich der geringsten Uebertreibung schuldig zu machen, darf man dreist behaupten, daß die Zahl der erbeuteten Eier vielleicht noch tausendmal größer als ein Hundertstel von allen denen ist, welche gelegt werden und glücklich auskommen.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Zur Geschichte des Aberglaubens. Es wird den meisten Lesern noch erinnerlich sein, wie der Königin von Preußen vor zwei Jahren auf einer Reise ihr Portefeuille verloren ging, und daß es selbst Tieber sammt der ganzen thätigen Polizei, die doch einen so langen Arm hatte, nicht gelang, den Verbleib desselben auszukundschaften; es wurde deshalb dem Finder eine Belohnung von 200 Thalern zugesichert.

Da plötzlich schien es, als wenn die Aufklärung von einem Lehrer eines märkischen Dorfes, das ich jedoch hier nicht nennen mag, ausgehen sollte. Der Nachbar dieses Lehrers hatte eine alte ererbte Bibel, welche, auf einem Schlüssel tanzend, schon manches Geheimniß enträthselt und manchen Sünder entlarvt hatte. Konnte diese Bibel hier nicht auch den Dieb nennen und dadurch alle schlauen Polizisten beschämen? Der Lehrer bringt Bibel und Schlüssel in gehörige Stellung und fängt dann sein Examen mit derselben an. Es waren besonders drei Fragen zu beantworten:

1. Wo ist der Diebstahl geschehen?
2. Was war der Dieb?
3. Wie hieß derselbe?

Damit die Bibel die erste Frage beantworten könne, wurden ihr verschiedene Ortsnamen genannt; sie rührte sich nicht! Endlich wird der Name Leipzig genannt, und siehe da, die Bibel bewegte sich! Natürlich nicht durch Zufall, sondern vermöge der durch das Vererben in ihr wohnenden Zaubertrieb.

Die erste Frage war somit gelöst! Nun die zweite: Was war der Dieb? War er ein Schuhmacher, Schneider, Tischler, Diener ꝛc.? Die Bibel rührt sich nicht! Endlich bei der Frage: War der Dieb ein Droschkenkutscher? zittert sie leise und bekundet damit ganz sicher, daß ein Leipziger Droschkenkutscher die Kühnheit hatte, sich an Königlich Preußischem Eigenthum zu vergreifen. Nun aber die dritte und unbedingt schwierigste Frage: Wie hieß der Dieb?

Die Zahl der Eigennamen ist groß, noch dazu, wenn wir Gemeinnamen, wie Schulze, Lange, Müller mit dazu rechnen wollen; auch konnte ja der Zauberer in der Bibel mit dem Leipziger Droschkenpersonal nicht genau bekannt sein, aber doch mit dem Namen so verschwiegen sein, wie Frithjof gegen König Ring:

Gar viel fragst Du, o König, doch Antwort geb' ich Dir,
Sag, ich nicht meinen Namen, denn der geb't nur mir!

Aber wachten die Fragen so künstlich gestellt sein, oder mochte die Bibel das viele Fragen satt haben, genug, sie ertheilte auch noch die letzte Antwort. Bei dem Namen „Vogel" bewegt sie sich ganz deutlich und hat nun unzweifelhaft ausgesprochen: „Der Dieb ist der Leipziger Droschkenkutscher Vogel."

Ich bin nun mit dem Leipziger Droschkenwesen nicht so bekannt, daß ich sagen könnte, ob dort ein Fuhrmann solches Namens ist; aber der Entdecker des Diebstahls mußte doch wohl die Kraft und Wissenschaft seines Zauberers kennen und seiner Sache gewiß sein, denn er hatte nichts Eiligeres zu thun, als der Berliner Polizei das Resultat seiner mühsamen Forschung mitzutheilen. Wahrscheinlich verlangt der Zauberer für gelestete Dienste ein dankbares Herz, denn der Lehrer begehrte für seine Enthüllung nur 100 Thaler, die übrigen 200 Thaler sollten den Berliner Armen zugewiesen werden.

Es sollen nun wirklich auf Grund der erhaltenen Mittheilung von der Berliner Polizei Nachforschungen angestellt sein, doch mögen dieselben nicht befriedigend ausgefallen sein. Der Lehrer erhielt statt der gehofften Belohnung einen derben Verweis, der zwar auch als Belohnung angesehen werden kann, aber doch eigentlich im Vergleich zu der gehabten Mühe zu gering war.

Die Pneste-Post. Es bildet sich noch ein neues Aeer- und Verkehrssystem durch das „unterirdische London" hin. Eben werden Röhren vom General-Postamte Londons in der Mitte der City nach einem Punkte des Westendes gelegt, um Packete hindurch zu pusten, Röhren für „pneumatische Beförderung", wie man gelehrt sagen muß, denn es ist Unterernehmen einer „Pneumatic Despatch Company", d. h. einer Gesellschaft, die nicht mit Pferden, Schiffen oder Dampf, sondern mit Luft fährt und fördert. Die Packete sollen einfach durch Röhren von einem Orte zum andern geblasen werden. Das geht sehr gut, billig, sicher und schnell — 40 englische oder etwa 9 deutsche Meilen in der Stunde. Ich hab's an einem Modell im Kleinen gesehen, einer Glasröhre, mit einem hohlen Cylinder an irgend einer Stelle derselben. Setzt man die Röhre senkrecht auf einen hineinpassenden Körper (man operirte mit Bleiringeln) und bläst in dieselbe durch die von der Seite eingefügte Röhre, so wird die Kugel von unten durch die Röhre in die Höhe getrieben und kann durch Anhalten des Athems an jeder Stelle beliebig sofort aufgehalten werden. Das ist der Mechanismus für pneumatische Beförderung von Sachen und — Personen.

Das aeredynamische Gesetz dieser sonderbar aussehenden Erscheinung — daß die Kugel durch Einblasen über ihr in die Höhe gezogen oder getrieben wird — verstehe ich noch nicht, die Engländer, die mir die Sache zeigten, verstanden's auch nicht, aber sie sind praktisch und gehen darauf los mit massenhaftem compagnietem Capital und werden auch noch pneumatische Eisenbahnen unter der Erde hin legen, um Personen tausendweise sicher, billig und schnell in wenigen Minuten Hunderte von Meilen weit hin und her zu pusten. Der ursprüngliche Erfinder oder Entdecker des Modells für solche pneumatische Beförderung unter der Erde hin (weil man die Bodenoberfläche dazu nicht benutzt und viel besser mit Korn und Kartoffeln und Viehzucht bewirthschaften kann) ist ein Deutsch-Däne, der mir sein Modell zeigte, als er sonst weiter nichts mehr hatte und bald verhungert war. Welcher Erfinder und Schöpfer von neuen Cultur-Capitalien hat nicht Aehnliches erlebt oder — erstorben?

Ein andermal mehr über diesen neuen lustigen des beständigen Fortschritts. Jetzt noch ein kräftiger Schluß aus Rage's Schelterbuche über die Faulheit, Bosheit und Bornirtheit der Menschen gegen Wohlthaten, die ihnen durch neue Ideen und Erfindungen geboten werden:

„Gegen nichts sträubt sich die Menschheit hartnäckiger, als gegen Erfindung einer neuen Stufe in ihrer eigenen Selbstschätzung. Ihre ‚wir wollen's auf die Philister und „Besserwissen" Bürgerliche beschränken' Bescheidenheit wird zur Wuth, ihre Niederträchtigkeit wird ihr zum Dogma, wenn es gilt, ihr neue Ehren und Vorzüge zu schenken. Der Weltverbesserer, und sollte er auch nur Kaffeesyle einführen oder den Dampfwagen bauen wollen, erhält immer die Antwort: Wir glauben nicht an Deine Wohlthat und mit an unsere Fähigkeit, sie zu genießen. Darum braucht die Entwickelung Jahrhunderte zur Durchdringung einer Idee, wie die der Reformation und vollends die der Freiheit aller Staatsbürger, der Herrschaft des Gedankens, des Gesetzes und der unbeschränkten Erörterung."

Dies scheint nicht in eine Notiz über die neue Pneste-Post zu passen, aber sie fordert gerade am meisten das Hohngelächter der Philister ins Gewohnheitsmenschen heraus. Und doch giebt es nichts Geschleiteres, Schöneres, Praktischeres für Verkehr, als statt donnernder Wagen, schwitzender Pferde, plagender Dampfkessel und übereinanderstürzender Wagen die stille, weiche, überall umfassende, sie habende, sichere, schneller beförderte Luft anzuwenden.

B.

Ein Redactionsbureau in der Wildniß. Ein Amerikaner, der mit einer nach den Gletschern des Frazer-River bestimmten Expedition die Reise durch die ungeheuern Prairien machte, welche sich pfadlos jenseit St. Paul im Staate Minnesota ausdehnen, schreibt in seinem Reiseberichte: „Als den letzten Posten der Civilisation in nordwestlicher Richtung des nordamerikanischen Festlandes muß ich St. Cloud, eine etwa 1000 Einwohner zählende Stadt bezeichnen, denn hier, mitten in der Wildniß, fanden wir das letzte Gasthaus und die letzte Zeitung, die uns so mehr Interesse erregt, da der Herausgeber, Redacteur und Drucker derselben eine Dame ist. Wir machten Mrs. Swissthelm, als Collegen, unsern Besuch und fanden eine hübsche, junge, kleine Frau mit großen klugen Augen und einer ungewöhnlich hohen und breiten Stirn. Sie trug die braune Kleidung der Quäkerin, saß am Aufbrechen und nähete rubig an einem Teppich für ein neuangebautes Zimmer, eine Beschäftigung, in der sie sich auch durch unser Kommen nicht stören ließ. Für alle Neuigkeiten, die wir ihr mittutheilen vermochten, war sie uns vielleicht eben so sehr als Zeitungsschreiber, wie als liebenswürdige Frau dankbar. Sie fragte viel und lebhaft, aber sie that nicht eine einzige müßige Frage, sondern berührte immer den Kern und das wirkliche Wesen der Dinge, die sie zu wissen wünschte. Alle ihre Gegenbemerkungen waren treffend und nicht selten witzig. Nach längerem Gespräch führte sie uns endlich in ihr Arbeitsheiligthum, in das Redactionsbureau. Es war ein kleiner, ganzhäuslicher Raum, der zugleich als Arbeits-, Speise- und Kochzimmer diente. In der einen Ecke stand ein Schreibpult mit der unerläßlichen Schreee und dem Aktenschrank, in der andern ein gedeckter Tisch und nicht weit davon der eiserne Kochofen, auf welchem ein Kessel, eine Theekanne und eine Schmorpfanne sichtbar waren. An einem aufstehenden größern Raume befand sich die Druckerei. Sie enthielt zwei Handpressen, einige Setzkasten ꝛc. Die wackere Frau erzählte uns, daß sie, die sie ihr Unternehmen begann, erst selbst Setzen und Drucken lernen und in der ersten Zeit Tag und Nacht arbeiten mußte, weil sie Niemanden zur Hülfe hatte. Später gelang es ihr, sich einige Knaben zur Stütze heranzubilden, und gegenwärtig, nach fünfjähriger geistiger und körperlicher Anstrengung, hat sie endlich eine sorgenfreiere Stellung, wenn auch in sehr bescheidenen Verhältnissen, errungen. An einen Setzlasten gelehnt, erzählte sie uns, wie ihr Leben unter den katzhaftigen, ja gewaltthätigen Pionieren, unter die ein feindliches Schicksal sie verschlug, für sie, die feingebildete Frau, ein wahres Martyrthum gewesen war, wie welche Schwierigkeiten, Anfeindungen und Verurtheile sie überwinden mußte, ehe es ihr gelang, festen Fuß zu fassen. „Es hat mir fast das Leben gekostet, meinen Lebensunterhalt zu gewinnen," schloß sie ihre einfache Erzählung — und wir schieden mit wahrer Hochachtung von der eben so muthigen wie liebenswürdigen Frau."

Unsere schönen deutschen Damen mögen sich gratuliren, daß sie nicht in London wohnen: dort wird auf junge hübsche Fräulein in einer Weise Jagd gemacht, die wirklich etwas Unangenehmes hat. Aus den Londoner Polizeiberichten der letzten Woche geht hervor, daß in Zeit von einigen Tagen nicht weniger als fünf junge Ladies verschwunden sind, ohne daß man bis jetzt ihren Aufenthalt kennt.

Miß Theresa Brown, heißt es in diesem Bericht, und drei andere in Clapham Road sehr respectables, vom besseren Mittelstande bewohntes Viertel, respectirende Damen sind von ihrem elterlichen Hause entführt worden, oder haben dasselbe nach gemeinschaftlicher Berabredung verlassen. Man hat ihre Spur bis Bristol verfolgt, wo die Polizei alle Anhaltspunkte zur weitern Verfolgung verloren hat. — Die Polizei ist weiter benachrichtigt worden (information has been received), wie die officielle Formel lautet, daß eine junge Dame, Namens Eugenie King, 17 Jahre alt, welche von Hamburg in der Hauptstadt ankam, am Bahnhofe zu besuchen, in der Eisenbahnstation von London-Brücke von einem wenigstens gesetzten Manne mit Hyrchebeinen getroffen wurde, der, unter dem Vorgeben sie und ihre Effecten nach Mecklenburgh Square zu ihren Verwandten zu geleiten, sie in einen Brougham setzte — und nichts Weiteres ist von ihr gesehen und gehört worden. — Gestern, heißt es weiter, wurde die Polizei benachrichtigt, daß Miß Maria Bumpus von 120 London-Road ihr elterliches Haus spät am Abend verlassen, um dem Abendgottesdienst in der St. Judes-Kirche, Southwark, beizuwohnen, und auf ihrem Wege von einer respectablen Frau angeredet wurde, welche sie in ein Cab zu steigen vermochte und mit ihr davon fuhr. Da die junge Dame nicht nach Hause zurückkehrte, so wurden Nachforschungen angestellt, aber ergebnißlos eine bedeutende Belohnung ausgesetzt worden ist, so hat sich bis jetzt noch keine Spur von der Verschwundenen auffinden lassen. Miß Bumpus ist 15 Jahre alt und besitzt große persönliche Reize.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 2. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Im hohen Hause.

Eine Geschichte von Edmund Hoefer.

(Fortsetzung.)

„Das Schlafzimmer Schenk's lag auf der äußersten rechten Seite des Hauses und war nur durch das daneben liegende Wohn- und Arbeitszimmer zugänglich. Links lagen noch zwei weitere Stuben, die nur bei einer der Herrengesellschaften, welche Schenk zuweilen gab, benutzt wurden, und in deren vorderster auch die Bücher aufgestellt waren, deren der Erwartete sich nur selten bediente. Beide Stuben waren von innen verschlossen, und die Schlüssel steckten noch in den Schlössern, so daß der Mörder hier weder herein noch hinaus gelangt sein konnte. Die Thür des Arbeitszimmers war, wie ihr schon wißt, heut gleichfalls verschlossen gewesen, etwas das sonst nie geschah. Schenk war im Ganzen sehr sorglos, und überdies wurde Abends die Hausthür stets zeitig verschlossen, auch wohnte jetzt, damit er stets bei der Hand, ein Gerichtsdiener in einem Parterrezimmer und versah gewissermaßen Portierdienste, so daß es wenigstens nicht leicht war, das Haus zu betreten, ohne von ihm gesehen zu werden.

„Der Schlüssel des Arbeitszimmers steckte nicht im Schloß, sondern fand sich nach Eröffnung der Thür auf dem nächsten Stuhl liegend und war, während einige andere Gegenstände, die der Mörder berührt, blutige Fingerspuren zeigten, vollkommen sauber, ebenso wie die Thürklinke, obgleich dieselbe nothwendig berührt und geöffnet sein mußte, um den Schlüssel, der stets draußen steckte, herumholen zu können. Dies erklärte sich jedoch dadurch, daß der Thäter vor seinem Weggange sich die Hände gewaschen hatte, wie das blutige Wasser im Waschbecken und Spuren am Handtuch bewiesen.

„Daß der Mörder durch die Thür hinausgegangen, mußte man nothwendig annehmen, obgleich es nicht erklärlich war, weshalb er sich die Mühe gemacht, sie hinter sich durch einen Nachschlüssel abzusperren. Hierin offenbarte sich zugleich eine Unbekanntschaft mit einer der Gewohnheiten seines Opfers, die um so mehr auffallen mußte, da er alle übrigen sichtbar nur zu gut gekannt hatte. Und man hätte doch annehmen sollen, daß die Eigenheit Schenk's, sein Zimmer Nachts nicht zu verschließen und den Schlüssel draußen stecken zu lassen, gerade am allermeisten in die Augen fallen mußte.

„Der Mörder hatte, wie es fast schien, seinen Weg verbergen wollen; darauf deuteten wenigstens die geöffneten Doppelfenster des Schlafzimmers hin. Doch konnte sich niemand dadurch täuschen lassen, denn da die Stockwerke des Hauses sehr hoch waren und Schenk, wie gesagt, im dritten wohnte — ich rechne das Parterre mit — so war das Fenster mindestens vierzig Fuß über dem Pflaster des Hofes, in einer fast ganz glatten Mauer, deren saubere Fläche überdies nicht die geringste Spur zeigte, daß ein Mensch hier auf irgend eine Weise hinauf oder hinab gelangt sei. Ein Seil hätte solche Spuren hinterlassen müssen und nachdem es zum Hinunterfleigen benutzt, sich oben ohne fremde Hülfe nicht mehr ablösen lassen. Eine Leiter, wäre eine so lange auch in der Nähe vorhanden gewesen, ließ sich nicht ohne Geräusch und auch schwerlich von einem Menschen allein aufrichten. Alles wies aber nur auf einen Thäter hin, und die Mutter Schenk's hatte, obgleich sie, wie häufig, auch in dieser Nacht viel gewacht, nichts Ungewöhnliches vernommen. Sie hatte aber freilich auch nicht gehört, daß jemand die Treppe passirte, obschon ihr Gehör sonst noch gut und ihr Schlafzimmer unmittelbar neben der Treppe lag.

„Daher erwog die Behörde auch so genau, ob der Mörder einen andern Zugang als die Thür überhaupt habe benutzen können. Denn es war fast unmöglich, daß die ängstliche alte Frau einen Schritt auf der Treppe, das Schließen der oberen oder einer andern Thür nicht vernommen haben sollte, zumal es nachweisbar war, daß sie gerade während der Ausübung des Verbrechens gewacht haben mußte.

„Es gibt kein wahreres Sprüchwort als: es ist nichts so fein gesponnen, es kommt ans Licht der Sonnen, — und es bleibt eine gewissermaßen beruhigende Thatsache, daß nicht ein Verbrechen schlau genug eingeleitet oder vollbracht wird, um nicht durch irgend etwas, und wäre es auch anscheinend das Allerunbedeutendste und Gleichgültigste, ein Licht auf den Thäter und sein Thun fallen zu lassen. Ein solches Etwas fand sich auch hier.

„Es stand im Schlafzimmer ein altes Schränkchen, ein Ding wie ein kleiner Secretair — über vier hohen, spindeldürren Beinen eine Schublade, darüber der mit der niederzuschlagenden Klappe verschlossene Raum für allerlei Fächer, Schubladchen und so weiter. Diese Klappe war geöffnet worden — Schenk hatte in dem Möbel seine wichtigsten Papiere, alten Familienschmuck und Erbstücke und was dergleichen mehr ist — und da sie, wie ich von dem Freunde selber gehört hatte und den andern beiden Herren mittheilen konnte, neuerdings seltsamer Weise gequollen war und sehr schwer aufging, so mußte das ganze alte wackelige Möbel, vollends wenn ein Uneingeweihter die Oeffnung versuchte, stark erschüttert werden. Durch diese Erschütterung war eine altertümliche Uhr, gleichfalls ein Erbstück, die oben auf der Platte stand, umgeworfen worden — das Glas über dem Zifferblatt war zerbrochen, und die polirte Platte zeigte nicht nur ein paar Schrammen, sondern es fanden sich dort

auch noch kleine Glassplitter. Der Mörder hatte sie wieder aufgerichtet und den Perpendikel natürlich doch wohl angestoßen. Derselbe war aber gleich oder bald darauf dennoch stehen geblieben, die Uhr zeigte ein Viertel nach Drei, und gerade von vor Drei bis nach Vier hatte Schenk's Mutter gewacht; sie hatte alle Glockenschläge gehört.

„Schenk war durch zwei tiefe Messerstiche in der Brust, die aber beide das Herz verfehlt hatten, tödtlich verwundet worden, hatte aber jedenfalls noch mit dem Mörder gerungen, wie der Zustand des Bettes und seine blutigen, zerschnittenen Hände beweisen. Ein Schlag auf den Kopf hatte den Schädelknochen durchbrechen und dem Leben des Armen vermuthlich ein schnelles Ende gemacht. Das Mordinstrument — oder waren es mehrere? — war nicht zu finden, überhaupt nichts, was mit der Person des Mörders in Verbindung gewesen oder auf dieselbe hindeutete, als ein mit Erde oder Staub beschmutzter Handschuh, der zusammengedrückt in dem Winkel zwischen Bett und Secretair gefunden wurde. Er war fein, wenig gebraucht und von dunkelbrauner Farbe, unten auch mit Knöpfchen zu schließen, was damals noch keineswegs gewöhnlich. In E. wenigstens fanden sich schwerlich bei den Händlern solche Paare vorräthig. — Endlich waren aus dem Schränkchen anscheinend mehrere Papiere und Kostbarkeiten verschwunden — nach Angabe der Mutter von bedeutendem Werth und doch für den Räuber ziemlich nutzlos oder gefährlich, da es nur Gegenstände von alterthümlicher Façon sein sollten, meistens von den Groß- und Urgroßeltern Schenk's herstammend, und daher nach einigermaßen deutlicher Beschreibung augenblicklich wieder zu erkennen. — Das war alles.

„Auch im Hause hatte sich nichts weiter gefunden — darüber werde ich aber noch zu sprechen haben. — Die Hausthür war Morgens verschlossen gewesen, und von dem Riegel der Hofthür behauptet das Mädchen, welches um 6 ½ Uhr zum Brunnen gegangen, das Gleiche. Dies blieb aber unwahrscheinlich, da es dem Thäter diesen Weg, den einzigen anscheinend möglichen, versperrt hätte. Die Thür in der Stadtmauer dagegen war verschlossen; der Schlüssel hing unberührt im Zimmer Schenk's. Aber man konnte vom Hofe auch ohnedies in den Nachbarhof, und wenn man denselben passirt hatte, auf einen unbebauten Fleck an der Mauer und auf die Straße gelangen.

„Es ist nur seltsam," schloß unser Berichterstatter seine lange Mittheilung, „daß auch die weißgetünchte Grenzmauer des Schenk'schen Hofes keine Spur von einem angesetzumten Fuß oder einer angelegten Leiter zeigt, daß im Mittelsteige des Hauptgartens zwei oder drei sehr sichtbare Abdrücke eines feinen Stiefels, aber nur bis zu dem kleinen Rondel mit dem Bassin zu verfolgen sind."

„Dies Letztere kann auch ich nicht erklären — ich muß das Terrain und die Spuren wenigstens erst sehen," sagte ich jetzt nach einer Pause, und das Herz klopfte mir, als sei ich ein blöder Schuljunge, der zum ersten Mal den Muth faßt, eine allgemeine Frage zu beantworten. — „Es wäre immerhin nicht unmöglich, daß der alte Jäger etwas fände, was ihr übersehen, und am besten wäre der Garten überhaupt bis zu näherer Untersuchung noch verschlossen gehalten."

„Das geschieht auch," versetzte der Assessor halb pikirt, halb verwundert. „Wir aber wollen Sie hinaus, Herr Hauptmann? Ich sehe, Sie haben noch etwas Anderes."

„Allerdings," erwiderte ich. „Der Mörder ist nicht über die Hofmauer, sondern durch den Garten entflohen. Ueber den Altan — haben Sie da schon nachgesucht? — kann man meines Wissens ziemlich leicht hinab, vielleicht dort auch hinauf kommen. Ich möchte darauf schwören, daß ich den Thäter auf seinem Rückwege gesehen habe." — Brauche ich es euch zu sagen, wie die Beiden auffuhren, mich anstarrten? Wie sie lauschten, als ich jetzt das anscheinend so unbedeutende, in Wirklichkeit vielleicht so überaus bedeutungsvolle Begegniß in der vergangenen Nacht mittheilte?

„In der That," sprach der Assessor, als ich geendet, „ich fange an, an Ahnungen und Instincte im Menschen zu glauben! Es war mir widerwärtig, heut Abend noch mit jemand, selbst mit Ihnen Beiden, meine Herren, zu reden, und doch trieb mich etwas dazu; mir war als müsse ich irgend eine Aufklärung erhalten. Und nun dies, die erste Stufe, auf der man wirklich Fuß fassen kann! Nicht wahr, Hauptmann — die Nachtpfauen an den Thoren stehn bis nach vier Uhr? Der Mensch muß also gesehen worden sein."

„Ich zuckte die Achseln. „Ja," sagte ich, „die Posten stehn sogar jetzt noch bis sechs Uhr, allein ob sie trotzdem den Burschen gesehen haben, ist eine andere Frage, ich möchte wenigstens nicht darauf schwören. Und überdies — wer sagt uns, daß der Mensch in die Stadt gegangen? — Doch das können wir alles morgen früh sogleich erfahren. Ich versprede Ihnen bis neun Uhr die genauste Nachricht, da meine eigene Compagnie die betreffenden Posten gestellt hat." — Und nachdem wir noch eine Weile fortgeredet, gaben wir uns für alle Fälle und selbst, wenn auch nichts Wichtiges erkundet würde, ein Rendezvous im Trauerhause bis neun Uhr und trennten uns dann. Ich begleitete auf meinem Wege den Rath Huber noch eine kurze Strecke weit. Wir blieben Beide einsilbig.

„Als wir auf der Ecke am Markt uns zum Abschied die Hände reichten, fragte er gedämpft und gleichsam nachtenklich: „Haben Sie jemals von irgend einem Freunde Schenk's gehört, Hauptmann? Hat er Ihnen nie eine Andeutung von dergleichen gemacht?"

„Nie!" versetzte ich der Wahrheit genauß und mit Bestimmtheit. „Im Gegentheil, er hat mir bei Gelegenheit wohl einmal sein Glück und seine Zufriedenheit gerühmt, daß er mit aller Welt, mit Groß und Klein im Frieden lebe, daß selbst die Verbrecher, die er zu strafen gehabt, ihm fast immer unverkennbare Zeichen der Anerkennung, des Zutrauens gegeben. Es versehne ihn das, meinte er dabei, mit mehr als einer, seiner Stellung auferlegten Härte und zeige ihm, daß er im Ganzen auf dem richtigen Wege sei."

„Und haben Sie auch nie bemerkt, eh er jetzt oder früher einmal in irgend einem intimeren Verhältniß mit — irgend einem weiblichen Wesen gestanden?" fragte Huber nach einer Pause wieder.

„Nie, Herr Rath!" entgegnete ich ebenso bestimmt. „An Gegentheil sag' ich auch hier — von einem legalen Verhältniß war, wie wir ja alle wissen, seine Rede, und von einem andern, meine ich, noch viel weniger. Aber was denken Sie, Herr Rath?"

„Nichts, nichts," erwiderte er mit einer abkehrenden Handbewegung. „Ich möchte eben nur eine Vorsichtsmaßregel abnehmen oder für möglich halten können, die zu solchem Resultat führte. Hat er auch nie von seinem Tode zu Ihnen geredet? Man hat Beispiele —"

„Nicht doch, Herr Rath," fiel ich ihm ins Wort, da ich seinen Gedankengang ohne Mühe verfolgen konnte. „Schenk hatte keine Sorge, nicht einmal die Ahnung, daß er jemals, vielleicht bald, schnell sterben könnte. Wenigstens sprach er es gegen mich niemals aus. — Mit einem Wort — ich habe niemals bemerkt, daß er überhaupt irgend ein Geheimniß habe, daß in seinem frühern oder gegenwärtigen Leben etwas sei, was er hätte verbergen mögen."

„Es ist seltsam," murmelte Huber kopfschüttelnd, „ich weiß das ja so gut wie Sie, aber ich kann mich von dem Gedanken nicht los machen, daß doch etwas dagewesen sein muß, was er uns Allen verbarg. Was sind das für Papiere, die der Mörder geraubt? Staatspapiere? — Doch genug!" brach er dann ab und schüttelte nochmals meine Hand; „morgen ist ja auch ein Tag! Gute Nacht, lieber Hauptmann."

„So schieden wir, und ich ging in einer eigenthümlichen Stimmung nach Hause. Es war meine feste Ueberzeugung gewesen, die ich in allen Punkten gegen den Rath ausgesprochen, und die Weise, der Inhalt seiner Fragen, seiner Antworten ließen mich jetzt fast zweifeln, ob jene Ueberzeugung wirklich eine völlige, feste, richtige sei, machten mich peinlich unsicher und erfüllten mich mit noch peinlicheren Gedanken. Ich hatte eine unbehagliche, fast schlaflose Nacht, und mir wurde erst wieder besser, als ich am folgenden Morgen zum Handeln kam und meinen Feldwebel wegen der Nachtposten ins Gebet nehmen konnte. Es machte sich alles schneller als ich gedacht; er wußte zufällig den Namen des Mannes, der bis vier Uhr an meinem Thore gestanden. Es war noch dazu einer der intelligentesten und tüchtigsten Leute der Compagnie und wohnte so nahe, daß mein Bursche ihn gleich herbeiholen konnte. Ich hatte mich in der Annahme, daß ich grade von diesem Mann etwas erfahren könnte, nicht getäuscht.

„Kaum hatte ich gefragt: „ist Ihnen auf Ihrem Posten zwischen zwei und vier Uhr nichts Besonderes begegnet, Schmidt?" — so erwiderte er: „zu Befehl, Herr Hauptmann — nichts Besonderes grade, aber doch was mir auffiel. Ich habe nach der Ablösung auch auf der Wache davon gered et. Um drei Viertel auf Vier kam vom Wall herunter, wo gleich herauch auch der Herr Hauptmann herauspazieren, ein großer Mensch in Hut und Mantel auf's Thor zu und strich durch die kleine Pforte so hart an mir vorüber, daß er mich zur Seite drängte und ich ihm mein Hellah

nrechief. Er ging gleich links in die Thorstraße hinein, aber so schnell, daß er mir alsbald aus den Augen war."

„Sie erkannten ihn nicht, Sinefsky?"

„Zu Befehl, nein, Herr Hauptmann. Er hatte sich fest eingemummt, so daß ich vom Gesicht nicht einen Schimmer sah — es war auch zu finster. Wenn ich aber Gang und Gestalt bedenke, glaub' ich kaum, daß es ein Hiesiger; ich müßt' ihn d'ran erkannt haben. Es hat mich hinterdrein schon geärgert, daß ich ihn nicht angehalten. Grund dazu hätt' ich gehabt; da er mich streifte, spürt' ich's, daß er unter dem linken Arm irgend etwas Hartes tragen müsse. Aber ich konnte doch auch nicht glauben, daß ein solcher Herr — so fah er aus — contrebandire. Doch habe ich auf der Wache gesagt, er sei mir wie Einer mit einem schlechten Gewissen vorgekommen, und seit ich heut Morgen von der Morgengeschichte im „hohen Hause" erfahren, bin ich schon der Meinung gewesen, ich solle zum Herrn Hauptmann gehn und meine Meldung machen. Der Herr Hauptmann waren ja gut Freund mit dem Rath Schenk und können glauben — der Nachtvogel war der Mörder. Er kam grade daher, wo er herkommen mußte."

„Wie meinen Sie das, Sinefsky?" fragte ich betroffen durch seine Sicherheit.

„Herr Hauptmann, ich bin oft genug auf dem Walle, grade vor des Raths Garten stehen geblieben," entgegnete der Mann, „und habe mir meine Gedanken gemacht, wozu man doch — der Herr Hauptmann halten zu Gnaden — Nachtposten an die Thore stelle, da kein Contrebandeur Narr genug sein würde, durchs Thor zu laufen, während ihm überall anderwärts bessere Wege frei sind. Sehn der Herr Hauptmann sich einmal den Altan auf der Mauer an; es ist draußen ein Strebepfeiler abgebröckelt, daß ein leidlich gewandter Mensch dran wie auf der bequemsten Treppe auf- und absteigen kann. In den Garten hinab zu kommen ist ja pure Kinderei. Und solche Punkte giebt's rund um das alte Nest noch mehrere, wenn auch nicht ganz so bequeme. Verlassen sich der Hauptmann darauf, da ist der Mordbube aus- und eingegangen. — Ich weiß sogar," setzte er zögerud hinzu, „daß der Weg schon sonst benutzt wurde. Ich will keinen Cameraden angeben, Herr Hauptmann, und bitte mich den Namen verschweigen zu lassen — aber es ist ein Jäger dort mehrmals Nachts zu dem kleinen Mädel geschlichen, das im „hohen Hause" dient."

„Ich dachte einen Augenblick nach, bevor ich sagte: „ich will nichts von ihm wissen, Sinefsky; Sie sind ein wackrer Mensch. Aber eins müssen Sie — und zwar mit Vorsicht — herausbringen: ob der Mann stets nur auf Verabredung zu dem Mädchen gegangen ist oder so oft und wann er mochte."

„Der Herr Hauptmann meinen wohl, ob der Riegel an der Hinterthür für gewöhnlich geschlossen war oder zurückgeschoben?" fragte er mit einem schlauen Blick. „Das weiß ich schon. Mein Camerad hat oft genug darüber gegrammert, daß die Dirne ihn stets selber herein- und hinauslassen wolle, weil sie so ängstlich mit dem Riegel sei."

„Es ist gut, mein Freund," sprach ich nach einer Weile. „Gehen Sie jetzt, reden Sie nichts über das, was wir gesprochen, geben Sie aber fleißig Achtung, ob Ihnen in der Stadt nicht doch jemand begegnet, der Sie an jene Nachterscheinung erinnert. Melden Sie mir alles sogleich." Und nachdem ich ihn so entlassen, nahm auch ich Degen und Mütze, um in's Trauerhaus hinüber zu gehen und dort die Anderen zu treffen.

Neues gab es nichts als das, was ich mitbrachte, nur wir schritten daher zur Untersuchung des Hofes und Gartens. Die Hofmauer zeigte wirklich keine Spur, daß jemand übergestiegen; im Garten waren allerdings ein paar sehr ausgetretene Fußstapfen bis zum kleinen Bassin in der Mitte, während jenseits bis zur Mauer und zum Altan nichts mehr zu sehn war. Das schien jedoch leicht erklärlich. Der Garten fiel von der Mitte gegen den Hof zu stark ab, so daß sich alle Feuchtigkeit aus dem obern Theile hieher zog und den Boden trotz des Kiesfandes in den Steigen so erweichte, daß ein Fuß sich abdrücken mußte. — Droben war der Kies dagegen trocken und nahm, wie wir an unseren eigenen Schritten beobachten konnten, keinen bemerkbaren Eindruck an. Auf der Altantreppe fanden sich aber wieder Spuren — d. h. Kiesfand, den der feuchte Stiefel mitgenommen. Oben zeigten sich statt dessen Stückchen von der schweren schwarzen Erde, die man drüben in dem großen Garten fand, und oben solche Spuren sah man auf den Vorsprüngen, die den abgebröckelten Pfeiler wirklich zu einer ganz bequemen Treppe machten. So konnte über den Weg des Mörders kein Zweifel sein — man sah ihn herein und hinaus.

„Während wir so beschäftigt waren, machte einer der in Haus und Hof unherspürenden Polizeidiener eine neue, eigenthümliche Entdeckung. Unmittelbar neben der Hofthür kam eine blecherne Rinne vom Dach herunter und endete in einer großen Wassertonne. Im Winkel zwischen Tonne und Mauer sah der Mann einen großen sogenannten Bodenlumpen zusammengedrückt, und als er ihn ausbreitete, fand er darin Spuren von Erde, Sand und Kies und überdies ein paar schwärzlich gefärbte Stellen. Der Mörder hatte also den Lumpen, den das Mädchen nach seiner Angabe am Dienstag-Nachmittag zum Trocknen auf die Garten-Staketen gehängt und seitdem vermißt haben wollte, dort gefunden uns schien genug zum Abwischen der feuchten und beschmutzten Stiefel benutzt, damit Sand und Kies auf den Treppenstufen kein Geräusch machen möchten. Und bei dieser Gelegenheit bekannte denn auch die Dirne mir'er Jammer und Thränen, daß sie am Morgen nicht nur den Riegel zurückgeschoben, sondern auch die Thür selbst angelehnt gefunden. Sie habe jedoch nur an einen etwaigen Diebstahl gedacht und mit Todesangst, aber vergeblich alles durchsucht, ob irgend etwas fehle. Damit schlossen sich für jetzt die Entdeckungen.

„Andere Spuren verschwanden sogar wieder. In Schenk's Schlafzimmer fanden sich nämlich in einer Ecke ein paar Convolute Briefe, welche nach Angabe seiner Mutter in dem kleinen Secretair aufbewahrt worden waren, und die der Mörder als für ihn werthlos oder hinderud bei der Durchsuchung der Papiere ungeduldig zur Seite geworfen zu haben schien. Dann entdeckte man in einem Nebenfach von Schenk's Schreibtisch ein genaues Verzeichniß alles dessen — der Papiere so gut wie des Schmucks und der Eckstücke — was von ihm im Schränchen niedergelegt worden war — er war trotz mancher anscheinend abweichenden Züge sehr ordentlich und pünktlich in Verwahrung und Verwaltung seines Eigenthums.

„Eine Vergleichung dieses Verzeichnisses mit dem Inhalt res Schränkchens ergab nun das überraschende Resultat, daß von den Papieren, obgleich sie sichtbar eifrig durchsucht worden, anscheinend nicht ein einziges Stück fehlte. Von den Werthsachen dagegen waren die Brillant-Trauringe seiner väterlichen Großeltern, eine eben daher stammende, mit Brillanten besetzte Uhr, war allein aber ein sehr wer hvolles chirurgisches Besteck, an dem mit Ausnahme der Klingen alles von Gold, und eine ziemlich große Cassette mit drei prachtvollen silbernen Pokalen verschwunden — beide letzteren Stücke Geschenke zu dem Amtsjubiläum seines Großvaters von den Collegen und der Familie. Die Cassette war es denn wohl gewesen, die meinen Sinefsky in der Unglücksnacht gestreift hatte. Unerklärlich blieb aber, daß der Verbrecher nur Gegenstände mitgenommen hatte, die, wie ich schon gesagt und wie ihr jetzt begreifen werdet, auf das Genaueste zu beschreiben waren und augenblicklich wieder erkannt werden mußten, wenn sie jemals zum Verkauf ausgeboten wurden oder überhaupt jemand zu Gesicht kamen.

„Während dieser Untersuchung, bei der Huber und ich zugegen waren, machte ich an mir eine Erfahrung, von der ich bisher wohl gehört, an die ich aber nie geglaubt hatte — daß der Mensch nämlich zuweilen plötzlichen — sagt: Einfällen, Eindrücken, Regungen, Ahnungen, kurz wie ihr wollt — unterworfen ist, über welche er sich in keiner Beziehung Rechenschaft zu geben vermag. In dem Augenblick nämlich, als der das Protokoll führende Referendar von dem Verzeichniß ablas: „14., ein chirurgisches Besteck meines Großvaters, ihm von seinen Collegen zum Jubiläum geschenkt, die Griffe von fein ciselirtem Gold," — und als Sterning, der selbst die Untersuchung des Schränkchens übernommen hatte, nach einer Weile sagte: „fehlt!" — mußte ich plötzlich unwillkürlich an einen Arzt des Städtchens denken, den Doctor Helmreich, einen angenehmen, feingebildeten und beliebten Mann meines Alters, der sich besonders als Chirurg eines großen Rufs erfreute. Er hatte sich neuerdings häufig aus der Gesellschaft zurückgezogen, ich war bisher selten mit ihm zusammen getroffen und kannte ihn eigentlich nur vom Ansehen. Und es war seltsam — ich dachte auch an die Nachterscheinung, und Größe und Bewegung derselben konnten allerdings an die Person des Arztes erinnern. Ich sag' es offen, ich hatte Mühe dieser dummen Gedanken mich zu entschlagen, die anscheinend so gänzlich bezuglos waren und durch nichts gerechtfertigt wurden. Natürlich sagte ich auch keine Sylbe davon.

„Mittlerweile war es Zeit zum Appell geworden, ich ging nach dem Markt, wo derselbe abgehalten wurde, und als ich zu den

Cameraden trat, fand ich sie im Gespräch mit dem Doctor Helmreich, der einigen von uns ziemlich befreundet war. Er hatte eben erst von dem Morde erfahren, da er seit gestern über Land gewesen, und sah sehr ergriffen aus, obgleich er zu Schenk in keinem näheren Verhältniß gestanden. „Lieber Gott," sagte er eben, „das muß mich wohl um so mehr berühren, da ich, bis mein Onkel starb, fast mehr in dem „hohen Hause" als in dem meiner Eltern gewesen bin, und jeden Winkel darin — kannte, muß ich wohl sagen, denn Schenk soll ja vieles verändert haben. Wo ist das Verbrechen geschehen?"

„In Schenk's Schlafzimmer," versetzte ich — ich hatte seither den Arzt unwillkürlich auf meine früheren Gedanken hin gemustert, und es war mir fast eine Beruhigung, als ich mir sagen mußte, daß jener Nachtgänger entschieden bedeutend größer gewesen — „in dem rechts gelegenen Eckzimmer des obersten Stock's."

„Er sah überrascht aus. „Das ist seltsam," sprach er mit einer raschen Handbewegung, und dabei bemerkte ich, daß seine Hantschuhe mit Knöpfen verschlossen waren. „Das ist dasselbe Zimmer, in welchem meine Tante so überraschend schnell gestorben sein soll, und das mein Onkel nie wieder von jemand betreten ließ. Ich bin zum ersten Mal hineingekommen, als meine Mutter nach des Alten Tode es öffnete, um die für die Auction bestimmten Sachen auszulesen, und ich erinnere mich noch heut, nach fast vierundzwanzig Jahren des unheimlichen Eindrucks, den das lange verschlossene Gemach auf den muntern Knaben machte."

Er redeten wir noch eine Weile weiter, bis der Commandeur um die Ecke kam und wir uns daher von dem Doctor abwenden mußten. Dann zog die Wachparade auf, der Appell wurde abgehalten, und als ich eben fertgeben wollte, sagte mir der Feldwebel, daß Sinefsky mir etwas zu melden habe. Und was meint ihr, daß es war? — „Herr Hauptmann," sprach er ernst, „wenn der Doctor Helmreich, der vorhin mit den Herren Officieren redete, einen Mantel umhat, muß er dem Mann in der Nacht gleichen. Und wie er, als der Herr Oberstwachtmeister kam, davon und über den Markt strich, das hat mich auch an jenen erinnert. Es war derselbe ausgereinte Gang."

„Dummes Zeug, Jäger," versetzte ich verdrießlich über diesen mit dem meinen übereinstimmenden Einfall, „und kein Wort mehr davon! Geben Sie Achtung, aber denken Sie sich nichts auf!" Und ich ging wieder zum Trauerhause, um endlich die arme, alte Mutter zu sehen, die meinen Besuch um diese Zeit gewünscht hatte. Ich war — ich wiederhole es — verdrießlich über des Menschen Rede, über meine eigenen Gedanken, aber los ward ich beides darum doch nicht. Im Gegentheil, es beherrschte mich so, daß ich, als der Arzt mir unterwegs wieder begegnete, unwillkürlich den Kopf nach ihm umwandte und ihm prüfend nachschaute. Es war Thorheit, nichts als Thorheit!

„Von dem, was ich in der nächsten Stunde mit der trostlosen alten Frau gesprochen, gelitten und — weßhalb sagt' ich's nicht? — geweint, davon hab' ich nicht zu reden. Das gehört zu meinen allerschönsten Erinnerungen. Trotz wußte ich ihr nicht zu geben, als meine tiefe schmerzliche Theilnahme, und was konnte ihr die am Ende nützen! Der Sohn ward darnach auch nicht wieder lebendig.

„Es währte eine geraume Zeit, bis wir zum einigermaßen ruhigeren Sprechen kamen, und auch dann brach noch jeden Augenblick ihr Schmerz heiß hervor, so auch, als sie von den Fragen und Nachforschungen des Untersuchungsrichters sagte, obgleich sie begriff, daß man ihr dieselben nicht ersparen konnte, und daß man andererseits alle mögliche Schonung gegen sie beobachtete. „Ueber Roberts häusliches und ganzes Privatleben, wo ja der Grund dieser furchtbaren That eben so gut zu suchen sein dürfte als in seiner amtlichen Wirksamkeit, können sie freilich von niemand so viel Auskunft erhalten, wie von mir," meinte sie. „Ich bin auch so offen gewesen wie möglich. Aber daß sie mir meinen reinen, unschuldigen, ehrbaren Sohn mit ihren bohrenden Fragen verdächtigen, als habe er auf schlechten Wegen gehen und sein können, wie so mancher Andere, der wieder Moral um Gesetz und Religion handelt und nichts heilig achtet — das möge ihnen Gott verzeihen," setzte sie weinend und doch zürnend hinzu; „ich kann es jetzt noch nicht, sie haben mich zu tief dadurch verletzt."

„Aber ich verstehe das nicht," sprach ich kopfschüttelnd. „Wer kann denn so taktlos gewesen sein, jetzt bei Ihnen nach Roberts Privatleben zu forschen, zumal gar nichts Geheimes darin ist? Wir alle wußten ja, wie er lebte!"

„Mein theurer Hauptmann," erwiderte sie, die Augen trocknend, „ich sehe auch wohl ein, daß es halb sein mußte, halb nichts weniger als böse gemeint war. Aber es hat mir weh — bitter weh gethan, besonders als ich merken mußte, daß der Assessor durch meine Antworten nicht befriedigt wurde — ich weiß nicht, ob er noch irgend etwas auf dem Herzen hatte, was er mir nicht zu sagen wagte."

„Er wollte also wissen, ob der Rath irgend eine Verbindung gehabt hätte, die ihn in Ungelegenheit hätte bringen können?" forschte ich wieder kopfschüttelnd. Mir fielen Huber's Worte vom vergangenen Abend ein.

„Ja," versetzte sie, und über das feine und blasse Gesicht der bejahrten Dame flog eine lichte Röthe. „Er er in Verbindung mit einer Frau gestanden, lieber Hauptmann, — in einer geheimen, alle in einer unerlaubten! Sagen Sie selbst, kann es für eine Mutter peinlichere Fragen geben? Und wie Sie vorhin, spreche auch ich es jetzt aus: wir alle wissen, wie er lebte. Nie hat es einen häuslicheren Menschen gegeben, und wenn er nicht bin und wieder spazieren oder einmal Abends in eine Gesellschaft ging, konnten früher besonders Wochen vergehen, ohne daß er aus dem Hause kam — in der Residenz so gut wie auch hier, ich wohne jetzt schon seit acht Jahren wieder mit ihm zusammen, wir liebten uns so zärtlich, und er wollte nie etwas von der Begründung einer eigenen Familie hören. — Ja, er lebte so häuslich," fuhr sie fort, „daß es mir dabei oft für seine Gesundheit, seine Geistesfrische bange wurde, und daß ich auf's Extrigste zuredete, als er im vergangenen Herbst anfing, jeden Abend regelmäßig ein paar Stunden in der Harmonie zuzubringen, wenn er nicht mit Ihnen oder einem andern Freunde zusammen war. Er brauchte Erholung, und um neun Uhr war er ja auch fast immer wieder daheim, so daß mein Opfer nicht so groß. Er gab sich dann stets so heiter und innig, und wir hatten die schönsten Stunden," schloß sie mit überfließenden Augen.

„Diese Erklärung beruhigte mich, obschon ich nicht nur die Welt der alten Frau hätte gelten mögen, was zu mir vorging. Da ich, gerade meiner eingezogenen Lebensweise wegen, wenn ich nicht bei Schenk oder er bei mir war, fast ausnahmslos jeden Abend von vor acht bis gegen zehn oder elf Uhr auf der Harmonie verbrachte, so konnte es niemand besser wissen als ich, daß der Freund nichts weniger als ein regelmäßiger Besucher des Vereinslocals gewesen war. Im Gegentheil, er erschien, auf längere Zeit und zu Abend, so selten wie kaum ein Anderer. Ich hatte bisher geglaubt, er wäre häufig um sechs Uhr etwa in's Lesezimmer gekommen, um eine halbe Stunde lang die Zeitungen durchzusehen, dann aber wieder nach Hause und an die Arbeit gegangen, bis er um acht Uhr Feierabend für die Seinen und einen Freund oder für eine Gesellschaft machte. So hatte ich es von ihm selbst gehört, und nun erfuhr ich nicht nur etwas weit Anderes, sondern es fiel mir jetzt auch ein, daß er niemals vor halb neun Uhr zu mir gekommen war und daß er ebenso auch meinen Besuch niemals vor derselben Zeit erdeten hatte. Was hieß denn das? zeigte sich hier dennoch plötzlich ein Geheimniß? Mir kamen wieder Huber's Worte und Andeutungen in den Sinn und seine besondere Weise dabei. Ich nahm mir vor nochmals mit ihm zu reden, Achtung zu geben oder auch geradezu zu fragen, wie es am besten scheinen mußte. Ich verabschiedete mich hierauf bald von der Mutter des Ermordeten.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Spielhöllen.

Es ist eine hohe, heilige Pflicht der deutschen Presse, die unseligen Zustände, an denen unser Vaterland trotz aller und aller patriotischer Mahnungen noch immer leidet, unausgesetzt vor dem Tribunale der öffentlichen Meinung zu besprechen, um hier eine gründliche Abhilfe zu erzielen, da diese leider von den betreffenden deutschen Regierungen unter den jetzigen Verhältnissen kaum zu erwarten sein dürfte. Bereits zu wiederholten Malen haben zwar vaterländisch gesinnte Männer in deutschen Volkskammern wie

An der Spielbank.
Originalgemälde von Prof. Ruffige in Stuttgart.

durch das mächtige Organ der Presse daran gemahnt, daß es endlich an der Zeit sei, den deutschen Spielbanken ein Ende zu machen, die unter der Schutz- und Schirmherrschaft deutscher Regierungen, namentlich in den südwestdeutschen Bädern, ihr Wesen treiben und alljährlich in grausiger Hast ihre Opfer verschlingen. Vielleicht ist es auch ein vergebliches Werk, wenn es das weitest verbreitete Wochenblatt Deutschlands unternimmt, dem ehrlosen, tiefverächtlichen Treiben der deutschen Spielhöllen entgegen zu treten; immer und immer mag aber darauf zurückgekommen werden, bis endlich das ganze deutsche Volk sein gewaltiges Nein! spricht, und vor diesem Donnerworte die kleinen Diebeshöhler erbeben, die sich jetzt, wie weiland die Gegenreformation des Mittelalters, in die schmählich erworbene Beute theilen.

Die alten Römer hatten ein Rechtssprüchwort: auctor intellectualis aequo puniendus ac physicus, das wir leicht in unser gutes Deutsch mit dem annähernden Sprüchwort übertragen könnten: „der Hehler ist so gut wie der Stehler!“ Wir wollen jedoch, um nicht bitter zu werden, von diesen Sprüchwörtern absehen und einfach die Frage stellen: wie mögen deutsche Regierungen, denen doch das Wohl ihrer Bürger am Herzen liegen soll und muß, es über sich bringen, wegen eines kleinen, gemeinen Vortheils das Glück und den Wohlstand ihrer Angehörigen auf das Spiel zu setzen? Wie mag ein die Spielbanken beschützender Minister es verantworten, wenn der schlichteste Mann des Volkes vor ihn tritt und zu ihm sagt: „Du regierst das Land mit dem Sündengelde, das Du, oder was dasselbe ist, Deine Dich bezahlenden Helfershelfer dem Volke abgegaunert und abgeliftet haben! An jedem Thaler, den Du ausgiebst, hängt der Seufzer einer unglücklichen Familie, hängt das Blut eines Selbstmörders, den Du dazu gemacht hast! Mit eiserner Hand fassen Deine Diener und Scherzen nach Jedem im Volke, der, vielleicht in heiterer, weinerregter Laune, es wagt, an einem kleinen Hazardspiel Theil zu nehmen, und Du entrest im eigenen Lande jenes große Spiel, das, ein nimmersattes Ungeheuer, fast täglich seine Opfer verschlingt und für die Ueberlebenden nichts zurücklässt, als den bittersten Schmerz und die herbsten Thränen!“

Könnte unsere Empörung gegen alle diese Nichtswürdigkeiten noch gesteigert werden, so wäre das nur möglich durch das Bild des greisenhaften Malers Rustige * in Stuttgart, das uns in eine deutsche Spielhölle führt, an deren grünen Tisch in meisterhafter Gruppirung eine Anzahl Gauner versammelt sitzen. Es ist dies keine Erfindung, es ist ein Stück grausiger Wahrheit aus einem deutschen Bade, dessen Name hier nichts zur Sache thut und das uns die kunstgeübte Hand des Meisters hier vor Augen führt.

Ein Pächter vom Lande, der sich kümmerlich und im Schweiße seines Angesichts den Zins seines Pachtgutes verdient und zu seinem Unglück in die Spielhölle jenes bekannten südwestlichen Bades gerathen ist, hat sein letztes Geld verspielt und will mit gebrochenem Herzen, ein armer ruinirter Mann, die tranrige Stätte verlassen, in welche der Teufel des Spiels ihn trügerisch verlockt hat. In diesem Augenblicke, wo düstere, selbstmörderische Gedanken seine Seele umnachten, tritt die Geschirin seines Lebens, sein treues Weib, an der Seite den blühenden Knaben und geleitet vom liebenden Bruder herein. Mit erschütternder Wahrheit hat der Künstler diesen Moment aufgefaßt. Die Angehörigen des Unglücklichen, von banger Ahnung getrieben, stürzen, trotz der Abwahrungen des dicken Portiers, mit schmerzerfüllten Gebehrden in den Saal. Ein Blick auf die Jammergestalt des Mannes, auf die leere Geldtasche, die er mechanisch noch immer in der schlaffen Hand hält, auf die zitternden Lippen des Davoneilenden sagt ihnen, daß ihre Ahnung eine richtige war. Mit gellenten Hänen stürzt das unglückliche Weib dem Gatten entgegen, mit gebrochner Stimme die Worte hervorstossend: „Mann! Um Gottes Willen, was hast Du gethan!“

Wer vermag es, so recht das Furchtbare dieses Augenblickes und dessen nächste Folgen auszumalen? Wer zählt überhaupt die Seufzer, wer die Thränen, die Verwünschungen und Flüche, welche diese Spielhöllen schon hervorgerufen? Wer nennt die Opfer alle, die sie alljährlich fordern? von denen vielleicht nur die Hälfte zur öffentlichen Kunde gelangt, während ein stilles Grab die Uebrigen deckt, die den Ort der Schande gemieden, um fern davon eigenmächtig mit frevelnder Hand den Faden ihres Lebens zu zerschneiden. Noch vor wenigen Wochen lasen wir, wie ein junger Mann, der mehrere Jahre hindurch zur Fortsetzung seines Peniunsds dessen answärtige Angelegenheiten besorgte, sich berücken ließ, dem Glücke des Spiels zu vertrauen, die eingezogenen Gelder an einem unseligen Tage verlor und, um nun der zweiten Schande zu entgehen, seinem Leben durch eine Kugel ein Ende machte. Wenige Tage darauf brachten die Blätter schon eine neue, noch schrecklichere Kunde, wie das ganze Glück einer Familie, die sich vor allen Schlägen des Schicksals geschirmt wähnte, plötzlich in einer Spielhölle zu Grunde ging, in welcher der sonst so wackere Verfarger, ein * sicher Cassenbeamter, vom Dämon des Gewinnes verblendet, sein ganzes Vermögen und die ihm anvertrauten Cassengelder an die trügerischen Karten verlor. Auch hier glaubte der Unselige, durch selbstgewählten Tod der Schmach zu entgehen, in welche er sich und die Seinigen gestürzt hatte. Und heute läuft schon wieder durch alle Zeitungen die Nachricht von dem Selbstmorde des preußischen Rittergutsbesitzer, der in H. in wenigen Stunden sein ganzes Vermögen an jene Räuber vergeudete. Wir verschweigen weitere Namen und specielle Erzählungen, um nicht von Neuem die Wunden aufzureißen, an denen noch so manches Herz im deutschen Vaterlande blutet. Aber es hat sicher noch kein Jahr gegeben, in welchem die Zeitungen nicht mehrere der gramigsten, durch die Spielhöllen herbeigeführten Unglücksfälle verösfentlichen hätten!

Die beiden Großstaaten Deutschlands haben längst dem schnöden Gewinn entsagt, den nur noch wenige Staaten oder Staatchen im Südwesten zu nehmen sich nicht entblöden. Dem Umweben der Barbarossen ist im Laufe der Jahre gesteuert worden; die mordenden Raubstaaten Deutschlands fristen aber noch immer ihr armseliges Leben durch die Blutsteuer, welche sie alljährlich den Wahnwitzigen abzwingen, die in ihre Netze fallen. Allein auch ihre Stunde wird schlagen! Schon längst hat die öffentliche Meinung in Deutschland den Stab über sie gebrochen, schon längst hat sie die Namen der Spielhöllen-Fürsten, mit denen uns zumeist unser französisches Nachbarland begtückt, mit Schmach und Schande gebrandmarkt; und bald wird es vielleicht dahin kommen, daß jeder Banthalter einer deutschen Spielhölle im Volke dieselbe wohlverdiente Verachtung genießt, die nur dem Verwerflensten der Gesellschaft zu Theil wird. Dann werden sich auch die wenigen deutschen Fürsten, die sich jetzt noch von jenen berüchtigten Banthaltern einen Sündensold zahlen lassen, schämen, eine Concession zu ertheilen, zu welcher das Blutgeld tausend thörichter Opfer haftet, die sie auf dem Gewissen haben. Das deutsche Volk aber möge immer und immer auf allen ihm zu Gebote stehenden Wegen gegen ein sluchwürdiges Institut protestiren, das in der That kein ehrlicher Mann vertheidigen kann, ein Institut, das allerorten im deutschen Vaterlande die gerechteste Entrüstung und die tiefste Verachtung des Auslandes verfehlt. Möge ein baldiger Tod sein schmachvolles Leben zur Ehre Deutschlands beendigen!

* Professor Rustige in Stuttgart, dessen Oelbild in den letzten Monaten auf den deutschen Ausstellungen so großes Aufsehen erregte, hat uns freundlichst die Nachbildung seines Kunstwerks für die Gartenlaube erlaubt, wofür wir ihm nachträglich noch unseren wiederholten Dank abstatten. Das Original ist augenblicklich, so viel wir wissen, in Frankfurt, also in nächster Nähe verschiedener Spielhöllen ausgestellt. Der bekannte Künstler, welcher die Studien zu diesem Bilde an Ort und Stelle, d. h. in Baden, Homburg und Wiesbaden machte, hat uns bei langen Jahren mit so vielen anziehenden und ergreifenden Genrebildern beschenkt, welche allgemeine Anerkennung auch in der Presse fanden, und durch Vervielfältigung allgemein bekannt wurden, daß eine nochmalige Besprechung seiner Leistungen und Aufstellung seiner gestrellen Schöpfungen wohl überflüssig erscheinen dürfte. Wir nennen unter den vielen nur „das kranke Kind“, „die junge Wittwe“, „Scene aus dem Tyroler Kriege“, der Allen aber „die Heimkehr des Spielers“, welches letztere Bild Bettina als das ergreifendste und poetischste erklärte, das sie je gesehen. Mehrere seiner Bilder, wie „der Genelende am Sonntag-Morgen“, „der Invalide an der Wiege seines Enkels“ wurden auf Kunstausstellungen mit den ersten Preisen gekrönt, der Künstler selbst, resp Professor an der Kunstschule in Stuttgart, ist vom König von Würtemberg mit dem Friedrichsorden und vom König von Baiern mit dem Verdienstorden des St. Michel decorirt. Rustige ist übrigens auch Dichter, und mehrere seiner dramatischen Schöpfungen sind mit vielem Beifall über die Bühne gegangen. D. Red.

Digitized by Google

Die Spiritualisten und die Wissenschaft.

Tischdrehen. Tischklopfen. Tischschreiben.

Zu jener Zeit, als die erste Nachricht vom Tischrücken durch die Zeitungen lief, befand ich mich in der kleinen Stadt B. Die Bewohner derselben gehörten ihrer eigenen Meinung nach durchaus zu den Aufgeklärten des neunzehnten Jahrhunderts, und jene Zeitungsnotiz wurde daher schlechtweg als ein „Unsinn“ und „Humbug“ beiseht und vergessen. Als aber bald darauf die Augsburger Allgemeine mittheilte, daß schon in L. zu wiederholten Malen schwere Tische von nur wenigen Personen gedreht worden wären, kam die Sache wieder in Erinnerung, und Einige, worunter ich gehörte, entschlossen sich, dem Gerüchte zum Trotz, das genau beschriebene Experiment nachzumachen. Wir hatten uns gegenseitig versprichtet, auf den Tisch keinerlei Kraft auszuüben. Trotzdem aber setzte er sich nach einiger Zeit in eine Bewegung, die bald rascher und rascher wurde, so daß wir endlich mit einer solchen Geschwindigkeit in der Stube umherliefen, daß Einer aus dem Kreise herausſprang und der Tisch dadurch auf die Seite geschleudert wurde. Dies ging in Gegenwart einer ziemlich großen Gesellschaft vor; und die Kunde davon verbreitete sich bald in der ganzen Stadt. Das Tischdrehen wurde in allen Familien versucht, und da es auch überall gelang, so entstand eine wahre Manie, alle leblosen oder belebten Körper auf die „neue Kraft“, womit man das Phänomen kurzweg erklärte, zu untersuchen. Man legte die Hände auf Teller, Hüte, Fässer, Papier, ja auf Menschen — und Alles drehte sich. Ich wurde mit all diesen Variationen bekannt, und ich erwähne dies hauptsächlich, um mir den spätern Einwand fern zu halten, als wäre ich mit der Technik des Tischrückens nicht vollständig vertraut. Ich war ein ganz braver Tischrücker so lange, bis es mir möglich war, die Erklärung aller Erscheinungen, die hier in Frage kommen können, aus einfachen, unbestreitbaren, natürlichen Gesetzen abzuleiten.

Den Lesern der Gartenlaube sie mitzutheilen, ist mein Zweck; ich muß aber zuvor bemerken, daß das, was ich sagen werde, durchaus nichts Anderes ist, als was die Wissenschaft, und als einer der Ersten der neulich von England aus in diesem Blatte verdächtigte Faraday, gelagt hat. Daß diese eine Wahrheit, die es eben nur giebt, früher ignorirt werden ist, ist die Schuld des Volkes und seiner Lust am Verhüllten, nicht die der Gelehrten.

So wie in B. breitete sich die Tischrückwuth überall aus. Erst lachte man über die Mittheilungen davon, hierauf sah man mit eigenen Augen, man drehte selbst, und durch das Gelingen dieses Versuches wurde der früher unglaubige Saulus zum fanatischsten Paulus gestorten, der sich gegen jede Belehrung mit Händen und Füßen sträubte. „Ich habe es früher auch nicht geglaubt, aber seit ich es selbst probirt habe, bin ich belehrt“; — daß Wissen etwas ganz Anderes sei, als Glauben, ist leider einem großen Theile der Gebildeten etwas noch Unbekanntes. Daß sich der Tisch dreht, leugnen wir nicht, wir wollen diese Drehung nur als nothwendig, als natürlich erklären.

Wir setzen voraus, daß unsre Leser mit der Art und Weise, wie die Kette gebildet wird, bekannt seien; denn obwohl gar nichts darauf ankommt, daß die kleinen Finger dabei aneinander liegen, so ist es doch wichtig, daß beide Hände etwas entfernt vom Körper aufgelegt werden.

In dem Artikel über den Ring im Glase haben wir vorbereitungsweise erörtert, wie nach und nach, wenn unsere Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt gerichtet ist, die Muskeln, ohne daß wir es bemerken, in den Zustand des Zitterns gerathen und kleine Stöße in regelmäßiger Aufeinanderfolge auf den darunter liegenden Gegenstand ausüben. Auf die Platte des Tisches wirken diese als ein Druck, der sich, je mehr im Verlauf der Zeit der Geist die Controle über die afficirten Muskeln verliert, mehr und mehr verstärkt. Es hilft gar nichts, daß alle Menschen betheuern, von ihren Händen ginge kein Druck aus. Ihr lieben Leute wißt das nicht! — eben so wenig, wie ich es, ehe ich mich davon überzeugte, geglaubt habe. Legt nur unter die Finger und unter den Ballen der Hand eine Lage weichen Teiges (etwa $^1/_2$ Zoll dick), so wird es, wenn Ihr Euch die Augen verbinden wollt, damit Ihr unbefangen bleibt, nicht lange dauern: die Finger drücken sich in die weiche Masse ein, je länger, je tiefer; ebenso quetscht der Ballen der Hand den Teig auseinander. Oder bestreut den Tisch mit einer feinen Schicht Hexenmehles und bildet die Kette. Bei einer völlig ruhigen Lage der Hände darf das zarte Pulver nur an den von den Fingerspitzen berührten Theilen der Tischfläche verwischt werden; allein nach kurzer Zeit schon, noch lange bevor der Tisch sich dreht, machen es sich durch die Vermischung des Hexenmehles bemerklich, daß sich größere Berührungsflächen gebildet haben, weil sich der Druck, mit dem sich die Finger auflegen, vergrößert hat. Oder aber auch: man stelle auf den Tisch einen Teller, dessen Boden mit einer Schicht Quecksilber bedeckt ist. Bleibt der Tisch ruhig, so wird der klare Spiegel des Metalles keine Wellenringe zeigen; beim Tischrücken aber bleiben dieselben nie aus, im Gegentheil geräth dabei das Quecksilber häufig in solche Erschütterungen, daß es über den Rand des Tellers herausspritzt.

In den Fällen, in denen man durch diese Mittel einen Druck der Hände nicht angezeigt bekommt, bewegt sich der Tisch nie. Da man diese Erfahrung früher schon gemacht hat, ist man ihr auch schon aus dem Lager der Dreher gegegnet. Teig und Hexenmehl sollte man nicht zwischen Tisch und Hand bringen, weil die Ueberleitung der Kraft, die durch die Kette erzeugt würde, dadurch gehindert sei. Auch gut — man ließ die Hände direct auf den Tisch legen, aber so, daß der Ballen auf einer rings um den Tisch laufenden, festlehenden Leiste ruhte, welche den Druck aufnehmen mußte, — so daß nur die Spitzen der Finger die Tischplatte berührten. Trotz der vollkommenen Leitung, die auf diese Weise hergestellt war, bewegte sich der Tisch nicht; und wir glauben in dem Angeführten genug Beweise gegeben zu haben, daß ein Druck von den Händen unwillkürlich ausgeübt wird, und daß dieser Druck die Ursache der Bewegung des Tisches ist, denn wo er wegfällt, oder wo er keinen Angriff findet, wie wenn man einen feinpolirten Tisch mit Oel begießt und darauf die Hände legt, da steht auch der Tisch still.

Wollen wir aber uns darüber klar werden, auf welche Weise aus den verschiedenen von jeder Hand ausgeübten Drucken die Drehung des Tisches hervorgeht, so müssen wir uns zuvor zweier Gesetze aus der Mechanik erinnern. Die liebenswürdigen Leserinnen mögen das Folgende gerost überschlagen.

1. Wenn zwei Kräfte gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen auf einen frei beweglichen Körper wirken, so ist ihre Wirkung, als ob auf denselben Körper nur eine einzige Kraft von der Größe und Richtung der Diagonale desjenigen Parallelogramms wirke, welches sich aus den beiden Kräften construiren läßt, wenn wir ihre Größe und Richtung durch Linien uns versinnlichen.

Drücken in Fig. 1 also P und Q zwei solche Kräfte aus,

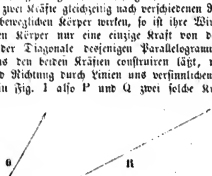


Fig. 1. Parallelogramm der Kräfte.

die auf einen in ihrem Durchschnittspunkt befindlichen Körper wirken, so sucht sich dieser in der Richtung von R und mit einer der Länge von R entsprechenden Geschwindigkeit fortzubewegen. Wenn auf einen Kahn gleichzeitig die Kraft des Windes und die Strömung des Wassers wirkt, so wird der Weg, den derselbe einschlagen will, weder in der Richtung des einen noch in der des andern liegen, sondern zwischen beiden. Der Schiffer, welcher über einen rasch fließenden Strom setzen will, segelt deshalb auch nicht gerade auf den Landungsplatz zu, sondern so, als ob er weiter oberhalb aufsegeln wollte. Die Richtung, die sein Kahn durch den Wind erhält, setzt sich mit der, die ihm das Wasser giebt, erst zu derjenigen zusammen, die ihn an den gewünschten Punkt bringt. Die aus zwei oder mehreren Kräften entstehende Mittelkraft nennt man die Resultirende und das betreffende Gesetz das Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte.

2. Wenn eine Kraft auf einen Körper wirkt, so kann unbeschadet ihrer Wirkung der Angriffspunkt der Kraft nach irgend einem andern Punkte, falls dieser nur in der Kraftrichtung liegt, verlegt werden. Es bleibt sich gleich, ob, wenn an einem Seile mit einem gewissen Kraftaufwande gezogen wird, man diese Kraft in einer Entfernung wirken läßt, daß 3 Ellen Seillänge zwischen Kraft und Last liegen oder so, daß 10 Ellen dazwischen liegen. Genau so ist es mit dem Druck, man darf sich statt des Seiles nur eine Stange denken, in deren Längsrichtung der Druck ausgeübt wird. —

Um diese beiden Gesetze auf das Tischchen anzuwenden, haben wir in Fig. 2 zur Erläuterung eine Kette von zwei Händepaaren dargestellt. Die Hände, von welchen die Linien P und K ausgehen, gehören der Person an, die uns den Rücken kehrt, die andern beiden der ihr gegenüberstehenden. Durch diese Linien P und R einerseits und durch Q und S andererseits haben wir die von diesen Händen ausgeübten Druckkräfte sowohl nach ihrer Größe als nach ihrer Richtung bezeichnet. Um die Resultirende, durch welche die Wirkung je zweier solcher Kräfte ausgedrückt wird, zu finden, müssen wir das Parallelogramm zeichnen, zu diesem Behufe aber vorher die Kräfte in ihrer Richtung so verlegen, daß wir den gemeinschaftlichen Durchschnittspunkt als Angriffspunkt annehmen. Wir machen also AD = P und AB = Q, ziehen wir nun aus D und B Parallelen zu Q und P, so wird durch den Durchschnittspunkt E der Endpunkt der Diagonale, welche die Resultirende bezeichnet, die Kräfte P und Q wirken zusammen auf den Tisch genau so viel, als die Kraft AE allein wirken würde. Ganz analog verfahren wir mit den beiden andern Kräften R und S, und erhalten da eine ähnliche Resultirende FJ.

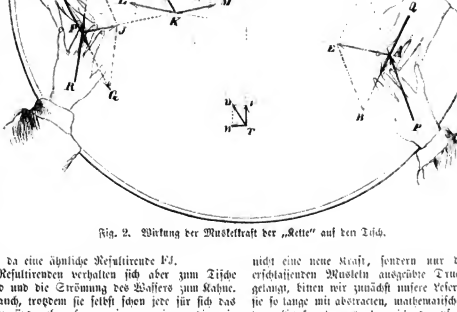


Fig. 2. Wirkung der Muskelkraft der „Kette“ auf den Tisch.

Diese beiden Resultirenden verhalten sich aber zum Tische gerade wie der Wind und die Strömung des Wassers zum Kahne. Sie vereinigen sich auch, trotzdem sie selbst schon jede für sich das Product zweier Kräfte sind, eben so zu einer einzigen, die wir wieder finden, wenn wir ihre Richtungen bis zum Durchschnittspunkte verlängern, an diesem Punkte die Kräfte auftragen, also KL = AE und KM = FJ machen, das Parallelogramm verzeichnen und in diesem die Diagonale ziehen. Durch die letztere KN wird die Gesammt-Wirkung aller vier Kräfte P, Q, R und S auf den Tisch ausgedrückt. Diese Gesammtwirkung ist genau so groß, als ob in K eine einzige Kraft von der Größe KN ihren Angriff hätte. In der Richtung KN hat der Tisch also das Bestreben, sich zu bewegen. Da aber der Angriffspunkt der Kraft nicht mit dem Mittelpunkte des Tisches zusammenfällt, so wird sich diese Bewegung einerseits als eine Drehung, andererseits aber, da auch die Richtung nicht mit der jedesmaligen Tangente an den Radius zusammenfällt, wie es bei einer lediglich auf Drehung wirkenden Kraft der Fall sein müßte, auch als eine gleichzeitige Fortschiebung zu erkennen gehen.

Wollen wir das Verhältniß der Größe der Drehkraft zur Größe der Fortschiebungskraft bestimmen, so haben wir, umgekehrt wie früher, jetzt nur nöthig, aus der Diagonale das Parallelogramm zu construiren, die Resultirende also in zwei Kräfte zu zerlegen, von denen die eine in der Richtung der Tangente, die andere in der Richtung des Radius wirkt. Verlängern wir nämlich KN über K hinaus, und lassen die Kraft in irgend einem Punkte dieser Richtung angreifen, z. Exmpl. in T; ziehen wir von diesem Punkte, an welchem also Tu = KN wirkt, den Radius und construiren wir, indem wir die Richtung der Tangente senkrecht auf den Radius in T errichten und aus u als dem Endpunkte der Diagonale eine Parallele zu dem Radius ziehen, das Parallelogramm, so haben wir in den Seiten desselben die Größen der Drehkraft sowie der Fortschiebungskraft an diesem Punkte. Die erstere wir versucht den Tisch um den Mittelpunkt zu drehen in der durch den Pfeil angedeuteten Richtung, die letztere v ihn in der Richtung des Radius fortzuschieben.

Daß diese beiden Kräfte thatsächlich zur Wirkung gelangen, beweist die bei jedem Tischrücken zu beobachtende Erscheinung, daß der Tisch sich nicht blos um seinen Mittelpunkt bewegt, sondern ähnlich wie die Erde um die Sonne neben dieser rotatorischen Bewegung auch noch einer fortschreitenden Bewegung — dem sogenannten Wandern — unterworfen ist. Die einzige Bedingung des Eintretens der Bewegung ist die, daß die Kräfte der verschiedenen Hände nicht gerade von selber Richtung und Intensität sind, daß sie sich gegenseitig in ihren Wirkungen aufheben, wie etwa wenn zwei gleich starke Männer an einem Seile nach entgegengesetzten Seiten ziehen. Bei der Verschiedenheit der Temperamente aber, der Ungleichheit, mit der die rechte und die linke Hand aufgelegt werden, ferner bei dem Einfluß, den die Lage der Angriffspunkte der Kräfte in Bezug auf den Mittelpunkt hat, kann der Fall der Wirkungslosigkeit fast nie eintreten, weil nie alle Bedingungen zu gleicher Zeit entsprechend erfüllt werden.

An diesem Endpunkte des Beweises, daß der Bewegung des Tisches nicht eine neue Kraft, sondern nur der unwillkürlich von den erschlafften Muskeln ausgeübte Druck zu Grunde liegt, angelangt, bitten wir zunächst unsere Leser um Verzeihung, daß wir sie so lange mit abstracten, mathematischen Begriffen traktiren mußten. Es konnte uns aber nicht darauf ankommen, da, wo es unsere Aufgabe war, dem Cultus des Aberglaubens und der Unklarheit ein Ende zu machen, leicht und sinnfaßlich Wie unterhalten zu wollen, sondern vielmehr, durch unumstößliche Beweise der einfachen Wahrheit Geltung zu verschaffen. Dazu ist es aber nöthig, daß man bis auf die letzten Gründe zurückgeht.

Das, was noch an dem Tischchen hängt, ist mit wenig Worten abgethan. — Zunächst wird Jeder einsehen, daß, wie sich die Kräfte zweier Händepaare schließlich zu einer einzigen, den Tisch bewegen wollenden Kraft zusammensetzen, dies auch der Fall sein wird, wenn die Mehr von mehr als zwei Personen gebildet wird. Ferner daß auf die gegenseitige Lage der Finger gar nichts ankommt; daß, je sensitiver die am Tische Sitzenden sind, das heißt je unruhiger und fahrlässiger, um so eher die Kräfte zur Wirkung gelangen werden. Ebenso, daß sich die anfänglich nur geringen Kraftquanta nach und nach so summiren können, daß endlich dadurch ziemlich große Tische in Bewegung gesetzt werden können. Ist diese Bewegung einmal eingetreten, so sorgt die Haftigkeit, mit welcher alle Betheiligten daran Theil nehmen, schon dafür, daß sie nicht nur nicht aufhört, sondern sogar immer mehr beschleunigt wird.

Wir haben es bis jetzt nur mit dem rein Mechanischen des

Tischdrehens zu thun gehabt. Es ist aber dabei noch eine andere Seite zu berücksichtigen, die uns von selbst auf die Tischklopferei und die Psychographie überleitet.

Wie wir gesehen haben, ist die Drehung des Tisches eine festbestimmte durch das Uebergewicht, welches die Druckkräfte der Hände nach dieser Seite hin ausübten. Allein es tritt doch der Fall ein, daß unter gewissen Verhältnissen der Tisch sich, plötzlich in entgegengesetzter Richtung bewegt, und dies scheint unserer ganzen Erklärung schnurstracks zuwider zu laufen — denn die Kräfte wirken ja nach einer bestimmten Richtung, für die kein Grund vorhanden zu sein scheint, sich so plötzlich umzukehren. Allerdings ist dieser Grund vorhanden, und er liegt in dem unbewußt eingreifenden Willen der Betheiligten. Nur wenn diese die Ansicht hatten, der Tisch werde sich nach der entgegengesetzten Seite hin drehen, tritt jener Fall wirklich ein, — mochte diese Ansicht, der unbestimmte Wunsch, nun hervorgerufen sein durch den Glauben an eine veränderte Wirkung der Kette, wie sie z. B. hervorgebracht werden sollte durch eine Veränderung der gegenseitigen Lage der kleinen Finger, oder durch ein anderes Vorurtheil. Von solch einer Absicht, über die sich die Theiler selbst keine Rechenschaft geben, geleitet, beginnen die Hände plötzlich und unbewußt nach der bestimmten Richtung hinzuarbeiten, und der Erfolg dieser Einwirkung des Willens ist ein so unfehlbarer und sicher eintretender, daß sich bald Regeln bildeten, wie für die Bewegungen des Ringes im Glase.

Es war nur eine ganz unwesentliche Abänderung, daß man den Tisch klopfen ließ; denn sobald die Krankheit in das Stadium getreten war, wo es den Leuten nur darauf ankam, bald den gewünschten Effect zu sehen, wartete man nicht mehr ab, bis sich der Tisch allmählich in Bewegung setzte, sondern das Schieben und Drängen begann schon, ehe die Erschlaffung der Muskeln eintrat. Von hier hat die Erklärung es auch nicht mehr mit Physikalischem, sondern lediglich mit Psychologischem zu thun. Es ist charakteristisch, daß der Tisch so lange nicht klopfte, als man überhaupt vom Klopfen noch nichts wußte. Nachdem aber dieser Ton einmal angeschlagen war, fand man keinen Tisch mehr, der sich nach seiner früheren Art mit einer beschiedenen Wanderung durch die Stube begnügt hätte. Sie wollten auf einmal alle Propheten sein. Warum? Weil die Daraufsehenden es wünschten, denn es war bei weitem unterhaltender, von einem hölzernen Geräthe vernünftige Antworten zu erhalten, als mit demselben im Zimmer herumzuturnieren und sich von seinem Hintermann auf die Hacken treten zu lassen. Die Antworten, die der klopfende Tisch gab, wurden dirigirt, wie diejenigen die der Ring im Glase gab, entweder von Allen zugleich, wenn die Antwort eine bekannte war, oder nur von Einzelnen. Wenn Fragen gestellt wurden, auf die Niemand antworten konnte, so half zwar der Tisch immer noch aus der Noth, aber was er sagte, war jedenfalls Unsinn.

Wohl zu unterscheiden von dem Tischklopfen ist der amerikanische Humbug, welchem zufolge sich Geister aus Schränken, Tischen ꝛc. heraus durch Klopfen mit den „Medien" unterhielten. Die Medien dieser Art waren Gauner, die das Klopfen durch eigenthümliche Bewegungen der Sehnen und Bänder ihrer Beine hervorbrachten. Sie sind bereits früher in der Gartenlaube nach Gebühr behandelt worden.

Das eigentliche Tischklopfen besteht in einem abwechselnden Kippen des Tisches nach einer Seite, das durch irgend eine Ungleichheit des Druckes hervorgerufen und durch die Nachgiebigkeit aller Hände unterstützt und fortgesetzt wird. Es ist das Mittel, wodurch die Spiritualisten, sofern sie nicht gemeine Betrüger sind, sondern nur urtheilslose Menschen, die sich selbst täuschen, in directen Verkehr mit einer Geisterwelt treten zu können glauben. Da es für diese Leute durchaus nicht darauf ankommt, daß Vernunft in der Antwort sei, so befriedigt sie jede, und je blödsinniger der Ausspruch des Orakels uns erscheint, um so höher und verehrungswürdiger halten sie ihn. Andere lassen die Tische schreiben, das bedeutet, sie haben einem kleinen tischähnlichen Dreifuß an das eine Bein einen Bleistift gebunden, welcher, wenn der Tisch sich auf einem Stück Papier hin- und herbewegt, erkennbare Züge auf seiner Unterlage hinterläßt. Indem nun die „Medien" eine Kette bilden, bewirken sie bald eine Bewegung des Tisches und Zeichnungen, welche schriftähnliche Züge, deren Entrathselung dem einen Gliede der Kette immer sehr leicht gelingt, verstellen. Ob der Tisch fünfmal oder zehnmal zum Klopfen veranlaßt wird, oder ob er ein o oder ein k zu schreiben dirigirt wird, das bleibt sich, denken wir, gleich. Die Psychographen, so heißen die schreibenden Tische, sind nichts Anderes, als vom unbewußten Willen der Medien regierte Geräthschaften. Im Uebrigen glaube man von allem, was über die Wunder des Klopfens und Schreibens erzählt wird, nur, was man selbst gesehen hat, denn nebenbei sind jene Phantasien immer die größten Lügenfäcke, die man unter der Sonne finden kann. Alles zur Verherrlichung ihres Glaubens.

Es ist traurig, daß es heut zu Tage noch auf dem Boden des Geistes und Gemüthes Winkel giebt, in denen sich die pure Dummheit, der Blödsinn und die Unsittlichkeit theils gegenseitig verwöhren, theils von der Gaunerei sich die pfiffigsten Verstandeseffnungen noch vollends vernageln lassen. Unter den ersten Titel gehören die an uns für sich unschädlichen Geisterexitationen, die bald mit der Herzogin von Berry, bald mit einem Kirchenvater, bald mit dem frommen Schinderhanns sanfte Seelenaustauschungen pflegen. Unter den zweiten rangiren aber alle diejenigen teetlichen Freunde, welche durch allerhand Taschenspielerwerke, zu denen selbst eine oberflächliche Bekanntschaft mit der experimentalen Physik so leicht die Mittel findet, den Zauber zu erhöhen wissen, und die es mehr auf Geld, als auf Gemüth und Gesinnung absehen. Solch Einer ist Ehren-Home, dessen Werke mit denen Cagliostro's zusammengebunden werden müssen. So wenig man von uns eine genaue Erklärung aller Bosco'schen Kunststücke verlangen würde, — so gern wird man uns ein näheres Eingehen auf solche Praktiken erlassen, die nicht anders zu beurtheilen sind als die Werke der bekannten „ägyptischen" und „jüdischen Magie."

Ein Wildschützen-Stücklein.

Aus dem bairischen Walde.

Was den von Passau am linken Donauufer sich hinziehenden sogenannten böhmisch-bairischen Wald besonders charakterisirt, ist die tiefe Wildniß. In anderen Gebirgen findet man nur selten einen Platz, wo nicht die Thätigkeit des Menschen bemerkbar wird; in den Thälern klappert das Mühlrad, in dem Walde raucht der Meiler, und auf den Höhen tönt der Schlag der Aexte und das Kreischen der Sägen. Aber wer von diesen Höhen niederschaut, sieht unten nichts als einen endlosen, dunklen Wald, ruhig und ernst, und die tiefe Stille wird nur unterbrochen vom Klopfen des Spechts oder von dem heisern Krächzen der Raben. Lange wird dieses Bild nicht mehr dauern, bereits dringt man von allen Seiten in das Innerste dieser Waldungen, und Hunderte von Mühlen verarbeiten Millionen von Stämmen zu jenen kleinen, zum Schiffsbau bestimmten Brettern, die nach Regensburg und von da weg auf dem Canale nach Holland geführt werden.

Nachdem ich bereits den Arber, den König des Waldes, mit seinen beiden gefeiten Seen, worein der größere auf seinem Grunde goldene Fischlein mit diamantenen Augen birgt, von denen jedes ein Königreich werth ist, und den finstern Rachel mit seinem düstern See besucht hatte, beschloß ich den Lusen zu besteigen, von dessen wunderlicher geognostischer Bildung ich viel Anziehendes gehört hatte. Ich begab mich deshalb nach H . . ., wo ich an dem dortigen Revierförster einen alten Bekannten hatte, dessen Beistandes ich versichert war.

Es war an einem schönen Augustmorgen, als wir mit dem ersten Grauen des Tages den interessanten Marsch antraten. Während der Nacht hatte sich trotzdem, daß der vorhergehende Abend wenig daran denken ließ, ein starkes Gewitter von heftigem Regen begleitet entladen. Der Boden war weich, und die aus den Thälern entsteigenden Dünste verhüllten die Höhen, aber die Luft war rein und frisch, und wir griffen wacker aus.

Als wir den Wald betraten, umgab uns noch feine Waldeinsamkeit; denn eine große Anzahl Arbeiter war hier auf einer langen Strecke beschäftigt, eine Straße den Berg hinauf zu führen, und das Krachen fallender Bäume und das Sprengen der Felsen donnerte uns entgegen. Es war ein Bild der Entweihung, und

ich bedauerte den schönen Wald in seiner Jungfräulichkeit, daß auch er den Angriffen einer gelgierigen materiellen Welt nicht widerstehen konnte. Bald wird deine Poesie vorbei sein!

Aber weiter und weiter stiegen wir, und immer wilder und unwegsamer ward die Gegend. Der Boden war stellenweise sumpfig, große Felsstücke lagen uns im Wege, die wir umgehen, oder halbvermoderte Bäume, über die wir hinwegklettern mußten. Das Kraut der Heidelbeeren reichte bis über unsere Knies und netzte uns, während ihre schwarzen Früchte uns labten.

Es war 8 Uhr, als wir an einem kleinen Hochplateau ankamen, das die Wäldler wegen seiner starren wilden Eigenthümlichkeit sehr charakteristisch den „Eisbären" nennen. Die Kälte verbunten mit den scharfen Winden, die den größten Theil des Jahres hier herrscht, ist der Grund, daß die abgestorbenen Stämme weniger kalt fauten und stürzen. Wie man ihre Brüder tief unten, dahingestreckt auf ein weiches Blätterbett oder -faustes Moos, Baumleichen nennt, so könnte man diese, welche die Kälte vor Verwesung schützt, mit vollem Rechte die Mumien des Waldes nennen. Ihr Anschen hat ganz das Kalte und Starre des Todes.

Als wir auf die freie Stelle hinanstraten, bot sich mir ein überraschender Anblick dar. Vor mir lag die Kuppe des Luisen, vielleicht die einzige ihrer Art. Man denke sich einen ziemlich hohen Berg aus lauter Steinplatten, die der Zufall über einandergeworfen hat, so sieht der Luisen aus. Zwischenburch am Fuß der Kuppe kriecht die Krummholzkiefer, während der bei weitem größere Theil ganz kahl ist. Eine seine dünne Flechtenart giebt dem ganzen Steinhaufen eine eigene metallische Färbung und verleiht diesem sonst so kahlen und öden Platze eine sonderbare Stimmung. Als wir die Kuppe bestiegen, sah ich, daß die übereinanderliegenden Platten fast ohne Unterschied emanter gleich waren. Sie mochten anderthalb bis zwei Fuß dick und fünf bis sechs Fuß lang und fast ebenso breit sein, und deutlich konnte man durch die Klüfte hindurch die darunter liegenden sehen, sie waren sich alle gleich. Das Steigen selbst war gerade nicht gefährlich zu nennen, doch erforderte es Aufmerksamkeit, denn ein unvorsichtiger Tritt konnte leicht einen Beinbruch oder eine Verrenkung zur Folge haben. Von der Spitze aus hat man eine prächtige Umsicht sowohl auf die unteniegende große Waldmasse, als auch hinein in's Böhmerland, aber der Wind, der von vorther bläst, ist kein guter, er schneidet schier den Leib durch und dringt bis in's Mark, so daß wir bald Abschied nehmen mußten. Unten wieder angekommen, nahm ich mein Skizzenbuch und zeichnete mir von sonderbaren Gestalten, die ich kaum wieder sehen werde, in flüchtigen Umrissen, um mich manchmal an seinem unwirschen Anschen ergötzen zu können.

Wir wanteten und nun zum Rückwege und bogen links ab. Je höher die Sonne emporstieg, desto beschwerlicher ward unser Marsch. Die Kühle des Morgens war verschwunden, und unter den Bäumen herrschte eine warme, dunstige Luft, die uns in Schweiß versetzte und ermattete. Dessenohngeachtet aber nahm mein Interesse für den mich umgebenden Wald nicht ab, und ich betrachtete mit wahrem Entzücken diese Waldriesen. Mein Freund führte mich auf den sogenannten Tummelplatz, einen großen mit Palisaden eingeschlossenen Raum, in dessen Mitte früher eine Dienstshütte gestanden hatte, die aber niedergebrannt und von der nichts mehr zu sehen war als ein hoher Kamin, der trauernd auf die verbrannte Stätte niederfah. Wildtriebe hätten sie angezündet, erzählte mein Begleiter und sprach dabei von der Schönheit des Gebäudes und von den Annehmlichkeiten, die sie den Forstleuten bot, deren Revier so ausgedehnt und beschwerlich sei wie dieses hier. Was die Vortheile betraf, die sie gewährt hatte, so war ich weit entfernt, dieselben in Frage zu stellen, und was die Schönheit anbelangt, so mußte ich gestehen, daß sie zu ihrer Zerstörung auch kein übles Bild darbot. Der wilde weite Wald ringsum, schwarz und finster, der von Palisaden umschlossene öde Raum, geräumig genug eine ganze Viehheerde bequem aufnehmen zu können, die niedergebrannte Hütte, von der blos die Grundmauern noch sichtbar waren, der rauchgeschwärzte Kamin und die halbverbrannten und verbohlten Balken ringsum — wahrlich, es gehörte wenig Phantasie dazu, um sich eine von Mutrünftigen Wilden zerstörte Wohnung eines Ansiedlers in den Urwäldern Amerika's zu denken. Und während mir dergleichen Gedanken durch den Sinn zogen, sah wirklich das Gesicht eines Wilden nur Umwandung hervor, kupferfarben und mordmäßig vielleicht. Mit einem Ausrufe der Ueberraschung zeigte ich darauf hin.

„Das ist mein Waldaufseher" sagte mein Freund, „ich habe ihn mit den Hunden und ein paar Treibern hieher bestellt; wir wollen sehen, ob uns da unten an der Seebacher Aue nicht ein Bock aufspringt."

Nickl, so, glaube ich, hieß der Mann, war, wenn auch kein Hurone aus den Urwäldern Amerika's, doch jedenfalls ein gebürtiger Wilder aus dem bairischen Wakee. Er war mit dicht großem Gestalt, aber die breite Brust, die sehnigen Arme und stämmigen Beine zeigten von einer körperlichen Kraft, die allen Witterwärtigkeiten, mochten sie von den Launen des Wetters oder von den Tücken der Menschen kommen, Trotz bieten konnte. Das Gesicht war saft kupferfarben roth und ebenso die von Haaren bedeckte Brust, die das offene Hemd schauen ließ. Uebrigens war sein Blick freundlich und sein Auge grau und hell, aber unruhig, immer suchend und spähend. Den eisengrauen Locken nach zu schließen, die unter dem dicken Filzhute hervorquollen, mußte er die Fünfziger bereits stark angetreten haben.

Er begrüßte sich sogleich an dem Gespräche und indem er auf die Brantflinte wies, sagte er: „Da haben und die Strandvögte eine schöne Bescheerung angerichtet. Das schöne Hans! Das hätten Sie sehen sollen, wie wohnlich und ruhsam es da war. Es ist es ein wahres Kreuz: jetzt, wo das Vieh wieder mehr wird, treiben auch die Wildtriebe wieder ihr Hantwerk."

„Wild und Bösterer," sagte der Förster, „sind unzertrennlich; aber meuterung wird die Sache wieder recht ernstlich. Vor ohngefähr vierzehn Tagen wurden ein College von mir und sein Waldaufseher, als sie unversehnlet auf eine solche Bande stießen, ohne Weiteres niedergeschossen, nur es steht sehr in Frage, ob sie noch aufstehen. Sie sind Beide Familienväter, und letzterer hat neun Kinder. Ein Anderer, da drüben," und dabei wies er mit dem Daumen über die Achsel zurück und nannte den Ort, „trägt noch das gehackte Blei mit sich herum, und sein Gehülfe hat einen Schuß im Schenkel. Zwar schoß dieser auch einen nieder, allein man konnte trotz des starken Schweißes den Kerl nicht ausfindig machen."

„Ja, und diesen Morgen hat mir der Rotmeister da unten am Steinbrüchel erzählt, daß letzten Sonntag drüben in Schönau die beiden Zindsgrinder, Vater und Sohn, geschossen hemgebracht wurden. Die haben's lang verdient, aber der Krug geht so lang zum Brunnen bis er bricht."

„Das ist ja ein förmlicher Krieg, den Ihr da führt," rief ich entsetzt aus, „läßt sich denn dem Unwesen nicht steuern durch fleißiges Begehen der Orte, wo diese Frevler ihr Unwesen treiben, und durch genügsenere Bewachung des Forstjäuvervenalee?"

„Nicht möglich," erwiderte mein Freund. „Wenn diese Diebe von hiesiger Gegend wären, so dürfte das am Ende nicht schwer sein, aber sie sind es meist Burschen ganz unten herauf aus dem Wegscheid'schen oder aus dem obern bairischen Wald, die sich zusammenthun, vierzehn Tage eine ganze Waldstrecke, Staats und Privat-Waldungen durchjagen, was sie bekommen können, mitnehmen und dann monatelang nichts mehr von sich hören lassen."

„Da hilft nichts als so schnell als möglich der Erste am Trüder zu sein," sagte Nickl, indem er den Hahn spannte und ihn wieder in die Ruhe zurücfallen ließ. Und dabei hatte er wirklich etwas von indianischer Wortlust im Gesichte.

„Ihr würdet also," erwiderte ich, „einen Menschen niederschießen, auch wenn Ihr es ungesehen von ihm thun könntet, also ohne eigentliche Nothwehr?"

„Ich ich es thun würde!" sagte Nickl ganz erstaunt ob meiner Frage, „ganz gewiß werde ich ihn niederschießen, wenn er sich bewaffnet in unserm Reviere blicken läßt. Und was die Nothwehr betrifft, so ist meinen Begriffen nach unser Einer immer im Zustande der Nothwehr."

„Nickl hat Recht," sagte mein Freund, „denke Dir zum Beispiel da oben am Luisen einen verwunteten Menschen, ob der wohl nach Hause käme? Ich glaube nicht; übrigens kann Nickl ein Lied davon singen."

„Ein garstiges Lied das, es hat mir lange in den Ohren geklungen," erwiderte der Andere.

„Hatt, Alter," sagte ich, „heraus mit dem Liede." Und Nickl, ohne sich weiter bitten zu lassen, erzählte:

„Als die Geschichte, die ich erzählen will, sich zutrug, war ich als Waldaufseher da draußen, weiter der Tonau zu. Wir hatten nebst einem prächtigen Wildstand in unserm Reviere auch einige Bergbäche mit den herrlichsten Forellen, die ich theilweise

gepackt hatte und aus denen ich ziemlich Erfreuliches lese. Um so verdrießlicher war es mir, als ich seit einiger Zeit Spuren von Ottern bemerkte. Es wird Ihnen bekannt sein, welch' erheblichen Schaden so ein Räuber anzurichten im Stande ist. Ich hatte deshalb fleißig die Eisen gelegt und ging regelmäßig des Morgens hinaus, um nachzusehen.

„Eines Morgens bemerkte ich denn, daß eines derselben fehlte. Die Stelle, auf der ich es gelegt hatte, war ringsum zerwühlt und aufgerissen, die freilich etwas alte Kette war abgesprengt und der zurückgebliebene Theil derselben um eine ganz zerzauste Weidenstaude geschlungen. Augenscheinlich hatte sich das Thier schlecht gefangen, die Kette abgesprengt und war, um sich seines vermeintlichen Feindes zu entledigen, seinem natürlichen Elemente zugeflüchtet. Aber da das Eisen schwer war, mußte es ersaufen. So dachte ich, als ich alles überlah. Ich legte deshalb Gewehr und Tasche weg, stieg in das Wasser hinab, das hier etwas tiefer war und einen kleinen Tümpel bildete, und suchte mit dem langen Stocke nach dem Thiere. Umsonst, ich konnte nichts entdecken. Ich ging darauf eine Strecke weiter hinauf, in der Vermuthung, daß es auf dem Grunde weiter laufen sein möchte. Plötzlich hörte ich in einer kleinen Einbuchtung ein starkes Geräusch, das in einem Schnauben und in dem eigenthümlichen Pfeifen bestand, welches die Otter ausstößt, sobald sie gereizt wird oder verwundet ist. Ich stieg sofort aus dem Bache und ging etwa noch fünfzehn Schritte seitwärts an einem sogenannten Altwasser hinauf, und erblickte denn auch alsbald eine gewaltige Otter, die größte die ich je sah, wie sie um sich schlug und wühlte und sich wie toll gebehrete. Mit leichter Mühe schlug ich sie todt. Das Eisen hatte augenscheinlich, als sie Verrath witternd aufspringen wollte, sie unglücklicher Weise noch mit der Ruthe gefangen, das Thier hatte sich, wie ich vermuthet hatte, in das Wasser geflüchtet, und, als es merkte, daß es, vom schweren Eisen zu Boden gezogen, ersaufen müßte, auf dem Grunde fortlaufend sich wieder dem Lande zugewendet und war in dieser „Attern," wie wir es nennen, wieder herausgekommen, wo es sich des Eisens zu entledigen suchte. Die Ruthe war beinahe abgebrelt, und wäre ich nur um eine halbe Viertelstunde später gekommen, so wäre das Thier entwischt. Wie gesagt, der Bursche war der größte, den ich je gesehen hatte; er maß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 5 Fuß, und ich schätze sein Gewicht auf 20 Pfund.

„Den Prachtkerl auf die Schulter nehmend, wollte ich nunmehr Gewehr und Tasche holen, allein wer beschreibt mein Erstaunen, als Beides verschwunden war! Daß sie gestohlen waren, unterlag keinem Zweifel, ich sah die Fußtritte der Diebe im thauigen Grase und ward ganz wüthend, wenn ich an den Spott dachte, der mir zu Theil werden würde, wenn ich ohne Gewehr nach Hause käme. Ohne weiter an das Gefährlichere meines Beginnens zu denken, folgte ich rasch der Fährte. Umsonst, auf dem abgefallenen Laube im Walde war jede Spur bald verloren. Nun eilte ich einen kleinen Hügel hinan, der, mit einigen Bäumen bewachsen, niederes Buschholz hatte, um von dort aus den kecken Dieb zu erspähen. Kaum war ich jedoch auf der Höhe angelangt und in das Gebüsch eingetreten, als es rechts und links neben mir knackte und ich mit einem Male zu Boden gerissen war. Mein Rufen war vergebens, ich hatte nichts als meine Fäuste, denn selbst das Messer steckte in der gestohlenen Wintasche, und meine Gegner waren sechs starke Männer. Man band mir die Hände auf den Rücken zusammen und schlang die Leine um einen nahen Baum, so daß ich mit dem Rücken an dem Stamm lehnen mußte.

„Während ich so dastand, hatten sich die Burschen etwas weiter zurückgezogen und berathschlagten, was sie mit mir anfangen sollten. Einer derselben, der Haupträdelsführer wie es schien, und derselbe, der sich meines Gewehrs und meiner Tasche bemächtigt hatte, flüsterte leise den Uebrigen etwas zu, worauf das Corps in ein schallendes Gelächter ausbrach. Sie ließen mich nicht lange über den Grund ihrer Heiterkeit im Ungewissen. Vorne am Hügel, wo ein Felsen senkrecht abwärts fiel in das Thal, standen zwei ziemlich starke Birken nahe aneinander. Auf jede derselben stieg nun einer der Burschen, und indem sie sich an einem der oberen Zweige anhaltend herabließen, bogen sie mit Hülfe der Unterstehenden beide Bäume herab fast bis auf den Boden. Dann schnitt man mich vom Baume los, zog mich unter die beiden Birken hinein und band mich mit je einem Arm und Fuß an die herabgebogenen Aeste. Als ich gehörig befestigt war, ließen sie beide Bäume, unter einem schrecklichen Jubelgeschrei in die Höhe schnellen. Ich glaubte gegen den Himmel hinauf geworfen zu werden, und die Prellung, die im Augenblicke erfolgte und mir fast alle Gelenke zerriß, preßte mir einen furchtbaren Schmerzensschrei aus. Deuken Sie Sich meine Lage. Da hing ich zwischen Himmel und Erde, an immer schwankenden Aesten über einem Abgrund von gewiß fünfzig Fuß Tiefe. Ich rief aus Leibeskräften, aber meiner Stimme antworteten anfangs nur die Spottreden meiner abziehenden Feinde und dann blos noch das höhnende Echo. Der Schmerz an den Gelenken war furchtbar.

„Als der Abend heraufkam, zog ein Wetter am Himmel herauf, der Wind blies aus vollen Backen, ich flog auf und nieder, die Bäume bogen sich, und ich hoffte jede Minute, daß sie brechen möchten, denn ich hatte vor Schmerz nur den einen Wunsch zu sterben, und ich wäre damals froh gewesen, wenn mich der Sturm in die Tiefe hinabgeschleudert hätte. Je dunkler es wurde, desto heftiger wüthete der Sturm, der Regen goß in Strömen nieder, der Donner brüllte und blendende Blitze fuhren um mich her. Endlich erbarmte sich eine mitleidige Ohnmacht meiner.

„Als ich wieder zu mir kam, stand die Sonne bereits hoch am Himmel, Alles war frisch und grün und glänzend, aber ich schwebte, wie eine arme Seele zwischen Seligkeit und Verdammniß, zwischen Himmel und Erde. Je weiter die Sonne emporstieg, desto gräßlicher ward meine Lage. Ihren glühenden Strahlen ausgesetzt, glaubte ich verbrennen zu müssen, mein Gehirn kochte und das Blut, das in meinen Adern tobte, drohte mir den Kopf zu zersprengen. Lange konnte dieser Zustand nicht mehr dauern, und in den lichten Augenblicken, die anfingen immer seltener zu werden, suchte ich so gut wie möglich meine Gedanken zu sammeln, um als guter Christ aus der Welt zu scheiden.

„Da tönte mit einem Male ein helles Pfeifen an mein Ohr, so fröhlich als nur je eines aus der Brust eines herumlungernden Strolches hervorkam. Ich strengte mich mit aller Gewalt an zu sehen, woher diese Töne kamen. Nicht lange, so erschien unter den Bäumen da unten das Menschenkind, und ich erkannte in ihm einen unserer ärgsten Holzdiebe, den ich schon einige Dutzend Male zur Anzeige gebracht und öfters eigenhändig abgestraft hatte. Es war der Gabelmacher Lenz wie er leibte und lebte, mit seiner Pelzkappe, die Hände tief in den Taschen seiner blauen, zweitheiligen Hosen. Augenscheinlich lungerte der Kerl da oben herum in der Absicht, sich ein Stück Holz auszusuchen, das er bei nächster Gelegenheit holen konnte, und mochte dabei wohl nicht ahnen, daß er so genau beobachtet werde. Sonst war mir der Kerl, wenn er mir auf der Landstraße begegnete, ein Dorn im Auge, aber jetzt erschien er mir als rettender Engel. — — Ich versuchte zu rufen, aber ein neuer Schrecken durchbebte mich, ich konnte mit aller Anstrengung keinen Laut hervorbringen, der Hals war mir wie zugeschnürt. Schon begann sich der Gabelmacher in immer weiteren Kreisen von mir zu entfernen, in wenigen Augenblicken vielleicht war er verschwunden und ich war rettungslos verloren. Da strengte ich alle meine Kräfte an und stieß ein heiseres Gebrüll aus. Ich konnte gerade noch erkennen, wie der Lenz unten erschrocken bei Seite sprang und wie er dann zu mir heraufsah, dann schwanken meine Sinne und ein heftiger Blutsturz war die Folge dieser Anstrengung. Der Gabelmacher wäre, wie er mir nachher erzählte, beinahe vor Schrecken davongelaufen, wie er da oben einen Menschen hängen sah, und dann wäre ich wohl sicher verloren gewesen. Aber er hatte sich rasch besonnen und war zu einigen Holzhauern hinabgeeilt, die eine Stunde weiter unten beschäftigt waren, und hatte diese heraufgeholt, worauf sie mich dann so gut als möglich aus meiner Lage erlösten und in's Dorf hinunterbrachten. Der herbeigerufene Arzt erklärte es für ein wahres Wunder, daß ich so lange dieser Qual hatte widerstehen können, und behauptete, daß ich, wenn dieser Blutsturz nicht eingetreten wäre, ohnfehlbar hätte ersticken müssen. Zeitlebens ein Krüppel würde ich aber wohl bleiben, meinte er. Und wirklich war mein Zustand schlimm genug. Mein linker Arm war ganz aus der Achselhöhle gerissen und an den beiden Handgelenken das Fleisch bis auf die Knochen durchschnitten; hier sehen Sie noch die Narbe davon. Gegen alles Erwarten gelang aber meine Heilung, und mit allem Respecte vor dem Doctor, der sein Möglichstes that, mich wieder herzustellen, so sehen Sie doch, wie ihn seine Weisheit diesmal im Stiche ließ." Damit machte Nickl einen Kreuzsprung, der einem Jongleur Ehre gemacht hätte. „Und da jetzt meine Geschichte zu Ende ist," fuhr er fort, „dächte ich, ich ginge mit meiner Mannschaft da links

hinab, die beiden Herren könnten sich dann im Thannet da unten anstellen." Mit diesen Worten entfernte er sich.

„Und ist die Geschichte wirklich wahr?" sagte ich, als Nickl fort war, „und war es den Gerichten nicht möglich, eine Spur von den Thätern aufzufinden?"

„Was die Wahrheit der Geschichte betrifft, so ist darüber kein Zweifel. Uebrigens ist Nickl nicht der Mann dazu, die Gerichte viel mit seinen Angelegenheiten zu plagen. Er ist oder war wenigstens, wie man sagt, Kläger, Richter und Vollstrecker des Urtheils in eigener Person. Von allen denen, die damals beisammen waren, ist keiner mehr übrig, um über die Geschichte zu lachen."

„Du wirst doch nicht sagen wollen, daß er alle erschossen habe?" sagte ich ganz entsetzt.

„Das sage ich auch nicht," sagte mein Gefährte, indem er zweideutig die Achsel zuckte. „Genug, es ist eben keiner mehr da! Doch halt, da bleib stehen, hier kannst Du am ersten zum Schusse kommen, wenn Du überhaupt noch Dein altes Glück hast."

Ich lächelte bei dieser Anspielung auf unsere früheren gemeinschaftlichen Jagden, und wie er voraussagsagt hatte, schoß ich bald darauf einen schönen Sechserbock. Gleich darauf knallte weiter unten ebenfalls ein Schuß.

Während Nickl, der inzwischen einen Rundgang gemacht, den Bock aufbrach, erzählte er, daß ihm unten beim Durchgehen ein kleiner fremder Hund angesprungen sei, der so eifrig jagte, daß er ihn nicht eher gewahrte, bis er ihn anrief.

„Das ist wieder einer von den Böhmischen drüben," sagte mein Freund, „wir müssen ihnen doch noch einige wegschießen, sie jagen gar zu oft herüber. Hättest ihn schießen sollen."

„Ja, ich wollte das auch und war schon mit dem Gewehre aufgefahren, aber es war so ein nettes, gelbes Hündchen, und wie er dastand, einen Vorderfuß in die Höhe und den Kopf etwas bei Seite geneigt, und mir gar so treuherzig in die Augen sah, als wollte er sagen: „Nun sei nur nicht böse, es ist ja weiter nichts als ein bloßer Irrthum, daß ich da bin," da konnte ich es nicht über's Herz bringen zu schießen. Und als ich das Gewehr wieder absetzte, sprang es wieder zurück, und jetzt bin ich froh, daß ich es nicht gethan habe."

Ich kann's nicht leugnen, ich hatte eine Art Abneigung gegen Nickl gefaßt, weil ich ihn für einen Menschen ohne Gefühl hielt. Dieser kleine Zug seiner Gutmüthigkeit machte Alles wieder gut. Der Mensch hatte wirklich ein Herz.

Nun betraten wir die Seebacher Aue. Ein drei Viertelstunden langer Pfad, der so schmal war, daß nicht zwei nebeneinander gehen konnten, führte durch dieselbe. Links und rechts hielt undurchdringliches Gebüsche, stachliges Brombeergesträuch und Dornhecken machen ein Eindringen in dasselbe unmöglich und sperren jeden Luftzug. Die dem sumpfigen Boden entsteigende Feuchtigkeit bei einer Hitze von 24° R. machte diesen Weg zu einer anstrengenden Wanderung, um so mehr, als bereits Mittag vorüber und wir seit drei Uhr Morgens auf den Füßen waren. Ich glaubte wahrhaftig neugeboren zu sein, als ich diese Hölle hinter mir hatte und wieder den schattigen freien Hochwald betrat.

Noch eine Stunde Wanderns, und dann fahen wir wieder Culturland. Da standen braune, schindelgedeckte Häuser in der Mitte grünender Wiesen zwischen schattigen Obstbäumen, und von der Höhe jenes kegelförmigen Berges blickt freundlich das Dörfchen Kreutzberg hernieder und gewährt mit seinem spitzen Kirchthurm einen gar lieblichen Anblick, während links unterhalb die Schönbrunner Glashütte mit ihren langen, braunen Gebäuden zu bereu Seiten des schlechtartig aussehenden Wohnhauses sichtbar wird. Hier wird ein ausgezeichnetes Bier gebraut.

Erst spät, als der Vollmond hoch am Himmel stand, dachte ich an den Heimweg und trennte mich von meinem Freunde und Nickl, dem Hurenen, der inzwischen dem Gerstensafte tüchtig zugesprochen hatte, und mir unter kräftigen Hanzschüttetn versicherte, er würde, wenn es darauf ankäme, nur zu Liede noch ein Maß trinken.

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher.

Je mehr in neuerer Zeit auf dem kirchlichen Gebiete und besonders innerhalb des Protestantismus eine dem Geiste desselben widersprechende Hierarchie sich geltend macht, Bildung und Fortschritt für Abfall vom Glauben, Toleranz und Duldung für maltherzige Schwäche gehalten, die Umkehr der Wissenschaft und ein beschränkter Pietismus offen und laut gepriesen und gelobt wird, um so nothwendiger dürfte die Erinnerung an einen Mann und Theologen sein, dessen ganzes Leben und Wirken ein herrliches Zeugniß dafür ablegt, daß Humanität und Wissen mit der wahren Religion stets Hand in Hand geht, daß das Christenthum sich mit echter Bildung nicht nur verträgt, sondern Beide sich gegenseitig heben und unterstützen, daß der Protestantismus Verfolgungssucht und jede Inquisition ausschließt, wenn er nicht seinem Ursprung und seiner innersten Natur zuwiderhandeln und somit sich selbst aufheben und vernichten will.

Dieser wahre Bekenner des Evangeliums war der berühmte Schleiermacher, gleich groß als akademischer Lehrer, als protestantischer Theolog, als christlicher Redner, als geistreicher Schriftsteller und bedeutender Mensch. Er wurde am 21. November 1768 zu Breslau geboren, wo sein Vater als reformirter Feldprediger lebte. Seine Mutter war die jüngste Tochter des Hofpredigers Stubenrauch, eine überaus fromme Frau, der er bei den vielen Abhaltungen seines Vaters die erste Jugenderziehung verdankte. Schon tait fünf Jahren besuchte das frühreife Kind die unter der Direction des Hofpredigers Heinz stehende Friedrichs Schule, wo er sich durch sein leichtes Gedächtniß vor den meisten Schülern auszeichnete. Die daraus entstehende Eitelkeit und eine gewisse Heftigkeit des Temperaments bekämpfte die gärtliche Mutter hauptsächlich durch religiöse Vorstellungen, eine planmäßige Gleichmüthigkeit und einsichtsvolle Gerechtigkeit. Noch mehr wurde sein Stolz durch eigene Erfahrung gedemüthigt, indem er bald die Mangelhaftigkeit seines eigenen Wissens einsehen lernte und an der gepriesenen Größe seiner natürlichen Fähigkeiten zweifelte, weil er sich die einfachsten Dinge, wie das Wasser kocht oder friert, nicht zu erklären vermochte. Seitdem schwebte er in fortwährender Angst, daß auch Andere die Entdeckung seiner Unwissenheit machen würden.

Unterdeß wurden Schleiermacher's Eltern nach Pleß in Oberschlesien und von da nach der in der Nähe befindlichen Colonie Anhalt versetzt. Hier genoß er einen nur mangelhaften Unterricht; je geringer aber seine wissenschaftlichen und besonders seine Sprachkenntnisse waren, einen desto reicheren Schatz von Sachkenntnissen sammelte er dagegen auf dem Lande durch die Bemühungen seiner Mutter ein. Schließlich aber fand auch der zwölfjährige Knabe den geeigneten Lehrer in einem Schüler Ernesti's, der sich große Verdienste um seinen Zögling erwarb. Er belebte und weckte Schleiermacher's Eifer für die gelehrten Sprachen und übte ihn zuerst in der Kunst, über einen Gegenstand orientlich nachzudenken und das Gedachte zu Papiere zu bringen. Für die Selbstständigkeit und Originalität seines Geistes legte der Umstand Zeugniß ab, daß er lange Zeit all die alten Schriftsteller für untergeschoben hielt, ohne jedoch diesen Skepticismus laut werden zu lassen, da der Zwiespalt zwischen seinem Ruf eines guten Knaben und dem Gefühle seiner eigenen Bedürftigkeit ihn äußerst verschlossen machte.

Während dieser Zeit hatten die Eltern auf einer Reise die Erziehungsanstalt der Herrnhutergemeinde in Niesky in der Oberlausitz kennen gelernt und beschlossen, Schleiermacher und seinen jüngeren Bruder derselben anzuvertrauen. Der Vater hatte ihm schon öfters von dem sittlichen Verderben der meisten großen Schulen und den gefährlichen Bekanntschaften auf denselben erzählt, dagegen die unschuldige Frömmigkeit und die weise Mischung von Unterricht und gemeinsamer Erholung in den Brüderinstituten zu lachenden Farben gemalt, daß der Knabe mit Ungeduld dem Tage seiner Abreise entgegensah. Dieser verzögerte sich viel zu lange für seine Ungeduld, da die Einwilligung der Vorsteher nicht so leicht zu erlangen war, und außerdem, wie bei allen großen und kleinen Angelegenheiten der Herrnhuter, erst die Entscheidung durch das Loos stattzufinden hatte.

Bis zu dieser Entscheidung hielt er sich mit seinen Eltern in einer andern Brüdercolonie zu Gnadenfrei auf, wo der Grund zu einer Herrschaft der Phantasie in Sachen der Religion für ihn gelegt wurde. Schon in seinem elften Jahre lebte er dem leb-

hasten Knaben schlaflose Nächte, daß er bei Berechnung des Verhältnisses zwischen den Leiden Christi und der Strafe, deren Stelle dieselben vertreten sollen, kein beruhigendes Facit finden konnte. Hier in Gnadenfrei wurden durch die Vorträge der Brüder, denen er beiwohnte, neue Qualen in seiner Seele hervorgerufen. So lernte er aus eigener Erfahrung die Gefahren eines schwärmerischen Pietismus und den angstvollen Zustand des Zweifels kennen, den er durch eigene Kraft siegreich überwand. — Vorläufig aber faßte er eine solche Vorliebe für die Brüdergemeinde, daß er ihr unter jeder Bedingung anzugehören und lieber in ihr als ehrsamer Handwerker leben, als außerhalb derselben den Weg zum gelehrten Ruhm betreten wollte, für den ihn sein früherer Lehrer in Pleß so zu enthusiasmiren gewußt hatte.

In solcher Verfassung erfüllte ihn die Gewährung seines Herzenswunsches mit unendlicher Freude; er wurde im Jahre 1783 in das Pädagogium zu Niesky und später in das Seminarium zu Barby aufgenommen, um sich zum Geistlichen der Gemeinde auszubilden. Mit großem Fleiße widmete er sich in Gemeinschaft mit seinem talentvollen Freunde Albertini, dem nachmaligen Bischof der Brüder, dem Studium der griechischen Sprache. Trotz ihrer mangelhaften Vorkenntnisse lasen, oder verschlangen vielmehr die Jünglinge die ewigen Dichtungen eines Homer, Hesiod, Theokrit, Sophokles, Euripides und Pindar. So legte Schleiermacher hier den Grund zu seiner classischen Bildung, zu der wunderbaren Verschmelzung des christlichen Lebensinhalts mit hellenischem Schönheitssinn in seiner vielseitigen, reichbegabten Natur. — Aber zugleich entwickelte das tiefere Studium des Alterthums und die damit verbundenen Fortschritte in seiner Seele einen heftigen Gährungsproceß. Je mehr er über sich nachdachte und seine Umgebung beobachtete, desto klarer wurde ihm der Zwiespalt zwischen seiner inneren Ueberzeugung und der zwar frommen, aber beschränkten Weltanschauung und Lebensordnung der Brüdergemeinde, bis er endlich zu dem Entschlusse gelangte, dieselbe zu verlassen. Er schrieb zu diesem Zwecke an seinen Vater, dem er offen den Zustand seiner Seele darlegte. „Ach, bester Vater," sagte er unter Anderm in diesem charakteristischen Briefe, „wenn Sie glauben, daß ohne den Glauben, den Sie als ein Regale der Gottheit bezeichnen, keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, als bei demselben, und das glauben Sie ja, o, so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist er verloren. Ich kann nicht glauben, daß der ewiger wahrer Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte; ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er es nie ausdrücklich gesagt hat, und weil ich nicht glauben kann, daß sie nöthig gewesen; denn Gott kann die Menschen, die er offenbar nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zum Streben nach derselben geschaffen hat, unmöglich darum ewig strafen wollen, weil sie nicht vollkommen geworden sind. Ach, bester Vater, der tiefe durchdringende Schmerz, den ich beim Schreiben dieses Briefes empfinde, hindert mich, Ihnen die Geschichte meiner Seele in Absicht auf meine Meinungen und alle starken Gründe für dieselbe umständlich zu erzählen, aber ich bitte Sie inständig, halten Sie sie nicht für vorübergehende, nicht tief wurzelnde Gedanken; fast ein Jahr lang hatten sie bei mir, und ein langes, angestrengtes Nachdenken hat mich dazu bestimmt." —

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher.

Zugleich bat der Sohn um die Erlaubniß, die Universität Halle besuchen zu dürfen, wo ein Bruder seiner indeß verstorbenen Mutter Professor der Theologie war. Mit tiefem Schmerz, aber weit entfernt von fanatischem Zorn empfing der gläubige Vater das Bekenntniß des von Zweifeln heimgesuchten Jünglings, das er von seinem Standpunkte aus zu widerlegen versuchte. — „Und nun, mein Sohn," schließt der nicht minder charakteristische Brief, „den ich mit Thränen an mein Herz drücke, ach! mit herzschneidender Wehmuth entlaß' ich Dich, und entlassen muß ich Dich — da Du den Gott Deines Vaters nicht mehr anbetest — nicht mehr vor einem Altar mit ihm kniest — aber noch einmal, mein Sohn, ehe wir von einander scheiden — ach, sage mir doch: was hat denn der arme, sanftmüthige und von Herzen demüthige Jesus Dir gethan, daß Du nun seiner Erquickung, seinem Gottes-Frieden entsagest? war Dir denn nicht wohl bei Ihm, wenn Du Deine Noth, den Jammer Deines Herzens Ihm klagtest? Und nun willst Du für Gottes Langmuth und Geduld, mit der Er Dich trug, Ihn verleugnen? den Schwur brechen, den Du so oft vor Ihm thatest: bei Dir Jesu will ich bleiben? — warum willst Du von Ihm gehn — hast Du keine Lebensworte bei Ihm vernommen?"

Nachdem er die Erlaubniß seines Vaters endlich erlangt, schied Schleiermacher aus der Brüdergemeinde, um die Universität Halle unter keineswegs günstigen Umständen zu beziehn. Er selbst fertigte über seine Ausgaben folgendes interessante Rechnungsschema an von dem, was ein Student in Halle damals brauche: Holz jährlich 12 Gulden. Miethe und Aufwartung 24 Gld. Mittagstisch 40 Gld., Frühstück und Abendbrod 48 Gld., worvon er, da er keinen Kaffee trank und des Abends nicht viel aß, die Hälfte noch zu „retrauchiren" hoffte; Friseur 8 Gld., ditto Stiefelputzer und ditto Wäscherin. Dazu kamen noch Collegiengelder und Kleidungsstücke, mit denen er, wie er klagte, sehr schlecht versehn war. Zum Glück fand er an dem Bruder seiner Mutter sowohl eine leibliche wie auch eine geistige Stütze. Durch diesen wackern Verwandten und gelehrten Theologen kam auch eine gewisse Ordnung in sein lückenhaftes Wissen. Schleiermacher war eigentlich ein Autodidakt und theilte die Fehler und Vorzüge dieser Menschenclasse, einen gewissen Eigendünkel, den er erst später ablegte, aber auch eine gewisse geistige Selbstständigkeit, indem er auf der Universität meist nur Thatsachen und Data kennen lernen wollte, um daran seine eigenen Reflexionen anzureihen. Mit besonderer Vorliebe wandte er sich der Geschichte zu und zwar, was sich eigentlich als sein höchstes Bedürfniß zeigte, der Geschichte der menschlichen Ma-

nungen. Dadurch wurde er vor einer einseitigen theologischen Auffassung behütet, indem er das Walten der Gottheit in den großen historischen Ereignissen erfaßte.

Nur zwei Jahre war es ihm vergönnt, die Universität zu besuchen; nach Beendigung seiner Studien folgte er dem Oheim Sumbenrauch, der seine Professur mit einer Predigerstelle zu Drossen in der Neumark vertauscht hatte, um sich unter dessen specieller Leitung für sein Examen vorzubereiten. Durch Empfehlung des Hofpredigers Sack erhielt er zunächst eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen Dohna zu Schlobitten in Preußen, wo er drittehalb recht glückliche Jahre verlebte und sich die Achtung und Liebe dieser hochgestellten und gebildeten Familie erwarb. Im Jahre 1793 ernötigte ihn eine neue Laufbahn; er wurde Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen, das unter der Leitung des aufgeklärten Ober-Consistorialrathes Gedicke stand, und zugleich interimistisch als Lehrer an dem Kornmesserschen Waisenhause in Berlin angestellt. Ein halbes Jahr verweilte er in diesen Verhältnissen, als der Prediger Schumann zu Landsberg an der Warthe, ein naher Verwandter Schleiermacher's, wegen fortdauernder Kränklichkeit ihn zum Gehülfen in seiner Amtsthätigkeit wünschte. Er folgte diesem Rufe um so lieber, da er auch die praktische Seite seines Standes kennen lernen wollte. Aber schon nach kurzer Zeit kehrte er nach Berlin wieder zurück, wohin er einen Ruf als Prediger an der Charité erhalten hatte. Hier in der Hauptstadt entfaltete sich sein großes Talent als Redner, seine ausgezeichneten Predigten machten ihn zunächst bekannt und erwarben ihm zahlreiche Verehrer und Freunde. Hochgebildete Frauen und Männer suchten seinen Umgang und gaben ihm Gelegenheit, sein gesellschaftliches Talent zu entwickeln, seine Kenntnisse und Anschauungen zu erweitern. In jenen Zeitraum fällt zunächst seine nähere Verbindung mit dem berühmten Dichter und Aesthetiker Friedrich Schlegel, mit dem er in Berlin zusammenwohnte, ferner mit der geistreichen Jüdin Henriette Herz, der Gattin des bekannten Arztes. Beide übten einen großen Einfluß auf Schleiermacher aus, durch Schlegel wurde er veranlaßt, sich an der Literatur zu betheiligen. Schon früher hatte er auf Anrathen des Bischofs Sack die Predigten von Blair und Fawcett aus dem Englischen übersetzt; jetzt trat er selbstständig mit seinen durch Kühnheit der Gedanken und Vollendung der Form ausgezeichneten „Reden über Religion" auf, die er an die „Gebildeten unter ihren Verächtern" richtete. Groß war das Aufsehn dieses Buches, da man eine solche Sprache von einem Geistlichen nicht kannte.

In diesen Reden entwickelte Schleiermacher seine Ansichten über das Christenthum, gleich weit entfernt von einer beschränkten Orthodoxie, wie von einer seichten Aufklärung; überall weht uns daraus der Geist der Freiheit und des Fortschritts wie ein reinerer Lebensodem an. „Nie hat", so lautet Schleiermacher's Ueberzeugung, „auch Christus die religiösen Ansichten und Gefühle, die er selbst mittheilen konnte, für den ganzen Umfang der Religion ausgegeben, welche von seinem Grundgefühle ausgehn sollte; er hat immer auf die lebendige Wahrheit hingewiesen, die nach ihm kommen würde, wenn auch nur von dem Seinigen nehmend. So auch seine Schüler. Nie haben sie dem heiligen Geiste Grenzen gesetzt, seine unbeschränkte Freiheit und die durchgängige Einheit seiner Offenbarungen ist überall von ihnen anerkannt worden; und wenn späterhin, als die erste Zeit der Blüthe vorüber war, und er auszuruhen schien von seinen Werken, diese Werke, so viel davon in den heiligen Schriften enthalten war, für einen geschlossenen Codex der Religion unbefugter Weise erklärt wurden, geschah das nur von denen, welche den Schlummer des Geistes für seinen Tod hielten, für welche die Religion selbst gestorben war; aber alle, die ihr Leben noch in sich fühlten oder es in Andern wahrnahmen, haben sich immer gegen dies unchristliche Beginnen erklärt. Die heiligen Schriften sind Bibeln geworden aus eigner Kraft, aber sie verbieten keinem anderu Buche, auch Bibel zu sein oder zu werden; und was mit gleicher Kraft wäre, würden sie sich gern beigesellen lassen; vielmehr soll sich alles, was als Ausdruck der gesammten Kirche und also des göttlichen Geistes auch später erscheint, getrost an sie anschließen, wenn auch ihnen als den Erstlingen des Geistes eine besondere Heiligkeit und Würde unausbleiblich beiwohnt."

Nicht minder freisinnig und echt protestantisch lautete der Ausspruch: — „Wer von demselben Hauptpunkt mit seiner Religion ausgeht, ist ein Christ ohne Rücksicht auf die Schule, er mag seine Religion historisch aus sich selbst oder von irgend einem Andern ableiten; denn das wird sich von selbst ergeben, daß, wenn ihn dann Christus mit seiner ganzen Wirksamkeit gezeigt wird, er ihn auch anerkennen muß als den, der aller Vermittlung Mittelpunkt geworden ist, der wahrhaft Erlösung und Versöhnung gestiftet hat." —

Wahrhaft christlich mild und duldsam erscheint Schleiermacher gegen Andersgläubige, fern von dem geistlichen Hochmuth und der Verfolgungssucht moderner Pietisten, indem er über diesen Gegenstand sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Wenn es nun immer Christen geben wird, soll deswegen das Christenthum auch in seiner allgemeinen Verbreitung aufgezeigt und als die einzige Gestalt der Religion in der Menschheit allein herrschend sein? Es verschmäht diese beschränkende Alleinberechtigung; es ehrt jedes seiner Elemente gemäß, nun es gern als ein Mittelpunkt eines eigenen Ganzen anzuschauen; es will nicht nur Mannigfaltigkeit dies ins Unendliche erzeugen, sondern möchte außer sich alle anschauen, die es aus sich selbst nicht herausbilden kann. Nie vergessene, daß es den besten Beweis seiner Einzigkeit in seiner eigenen Verderblichkeit, in seiner eigenen oft traurigen Geschichte hat, und immer wartend einer Erlösung aus der Unvollkommenheit, von der es eben gedrückt wird, sähe es gern außerhalb dieses Verderbens andere und jüngere, wo möglich kräftigere und schönere Gestalten der Religion hervorgehn dicht neben sich aus allen Punkten, auch von jenen Gegenden her, die ihm als die äußersten und zweifelhaften Grenzen der Religion überhaupt erscheinen. Die Religion der Religionen kann nicht Stoff genug sammeln für ihre reine Neigung zu allem Menschlichen; und so wie nichts irreligiöser ist als Einförmigkeit zu fordern in der Menschheit überhaupt, so ist nichts unchristlicher als Einförmigkeit zu suchen in der Religion."

(Schluß folgt.)

Aus dem Norden.

Von Brehm.

II. Die Vogelberge.

(Schluß.)

Ich belauschte die brütenden Vögel bei allen ihren Beschäftigungen. Aus einer Höhle sah ich viel Staub herausfliegen und vermuthete natürlich sogleich, daß sich in ihr ein mit Graben beschäftigter Lund befinden möchte. Ich näherte mich mit großer Vorsicht, und konnte auch unseren Vogel arbeiten sehen. Ob er mit dem Schnabel die Höhle ausmeißelte, konnte ich nicht entdecken, daß er aber die Erde aus derselben mit seinen breiten Schaufelfüßen kräftig heraus warf, sah ich deutlich. Beim Brüten saßen die Thiere ganz ruhig, sodaß ich sahen, daß ihnen der Aufgang verspert war, und schwiegen, ich möchte sagen, ohne eine Miene zu verziehen, still und ernst auf ihre Störer. Wurden sie aber angegriffen, dann wußten sie von ihrem scharfen und schneidenden Schnabel einen ausgezeichneten Gebrauch zu machen und bissen und krapten mit solcher Wuth, wie ich es vorher noch bei keinem Vogel beobachtet hatte. Sie waren höchst gewandt und sicher und verwundeten mich trotz dicker Handschuhe so empfindlich, daß meine Hand erst nach etwa vierzehn Tagen geheilt ward. Ich nahm mehrere Gefangene mit nach Hause, um sie zu beobachten. Der Alk fiel mir auf wegen seines erstaunlichen Luftfüllungsvermögens, er konnte sich zwischen Fleisch und Haut eine dicke Luftschicht einpumpen, so daß die ganze Haut ringsum bis auf einige Stellen von dem innern Körper gelöst zu sein schien. Die Lummen und Lunde waren dessen nur in geringerem Grade fähig. Ich band dem Alk einen Faden an die Füße und ließ ihn tauchen, um sein

Rudern in dem klaren Meere gehörig beobachten zu können. Er stieg augenblicklich senkrecht in die Tiefe hinab und kam erst dann wieder heraus, wenn ich die abgelassene Schnur nach der Oberfläche zurückzog. Als wir mit dem Boote still hielten, blieb er ziemlich lange unter dem Wasser, doch keinesweges so lange, als gewöhnlich gefabelt wird, und höchstens 2½ Minuten. Den Lund nahm ich mit in unser Haus, band ihm die Flügel und ließ ihn frei. Er suchte sich sogleich einen dunkeln Winkel und flog auch später immer dahin zurück. Wir brachten einen Hund herein, hetzten ihn auf den Vogel und sahen mit Vergnügen, daß dieser dem Vierfüßler gewachsen war. Er biß nach der Nase des Hundes und zwar mit so viel Geschick, Sicherheit und Kraft, daß der Hund laut aufheulend wie toll gegen das Thier rannte und später nie wieder zu bewegen war, sich dem erbosten kleinen Vogel zu nahen. Auch ich sah bald ein, daß mit dem wirklich rasenden Meerbewohner keine sonderlichen Beobachtungen angestellt werden konnten, und beschloß deshalb, ihn wieder frei zu lassen. Ich brachte ihn hinter unser Haus und setzte ihn dort auf eine Wiese nieder, erwartend, daß er dem Meere zueilen würde. Vergeblich, er blieb ruhig sitzen, oder trippelte vielmehr nach einem Verstecke umher, stellte sich aber augenblicklich zur Wehre, sobald wir uns näherten, und seine ungeheuere Wuth zeigte sich dabei im grellsten Lichte. Da er nicht floh, warf ich ihn in die Luft; er flatterte aber sofort wieder auf die Erde herab. Ich wiederholte den Versuch wohl zehn Mal, und erhielt immer dasselbe Ergebniß. Endlich trug ich ihn nach dem Meere und warf ihn nach demselben hin. Er erreichte es, tauchte unter und schwamm auf und unter der Oberfläche weiter und weiter in das hohe Meer hinaus. Ein junger Lund, welchen wir ebenfalls aus einer Höhle gezogen hatten, war übrigens ganz das Gegentheil seines Herrn Vaters. Er war sanft und wirklich liebenswürdig. Wir fütterten ihn mehrere Tage, konnten ihn aber leider nicht durchbringen.

Unsere erste Jagd auf den Bergen hatte bis nach Mitternacht gewährt und konnte so lange währen, weil ja damals kaum ein Unterschied zwischen Tag und Nacht bemerklich wurde. Die Mitternachtssonne stand noch groß und still und ziemlich hoch über den von ihr vergoldeten Fluthen, als wir heimfuhren. Nun hatte man uns aber gesagt, daß wir den Berg am Morgen besuchen müßten, und deshalb brachen wir nach wenigen Stunden der Ruhe wieder auf, um eine zweite Jagd dort zu machen. Als wir den Berg erreichten, hatten wir ein ganz neues Schauspiel vor uns. Das Meer war leer von Vögeln, sie saßen jetzt auf dem Berge, Zehn bei Zehnen, Hundert bei Hunderten, Tausend bei Tausenden, der ganze Berg glich einem über und über weiß bethüllten Kegel. Von unten bis oben hinauf zeigte sich ein weißer Strich an dem andern. Das waren die Vögel, welche nicht brüteten, also kaum die Hälfte. Ein Schuß, welchen ich abfeuerte, brachte eine ungeheure Wirkung hervor. Hunderttausende stürzten sich mit einem Male zur See hinab. Es schwärmte um uns, daß es fast wie Donner klang, „Arr, Err, Quarr, Querr“ fuhren die Alken, „Err“ (lefer) die Lunde, laut auffreischten die Möven. Tausende saßen und Tausende flogen um uns herum. Wenn sie so zum Meere hinabstürzten, sah es aus, als sei von dem Berge herab eine Dachung zum Meere gelegt worden; denn die fliegenden Massen schienen nur eine ununterbrochene Linie zu bilden. Ich stieg aus, um zu schießen. Man hatte mir gesagt, daß die Alken und Lunde Anfangs fehlen würden, und wirklich Recht gehabt. Drei, vier, sechs, acht Schüsse blieben erfolglos, bis ich doch dahinter kam und nun einen der Burschen nach dem andern herabdonnerte. Ich mußte eine Elle vorhalten, wenn ich treffen wollte. Natürlich sagen wir wieder den ganzen Tag auf den Bergen. Dabei konnte ich nun beobachten, daß die Vögel zu gewissen Zeiten, nämlich Vor- und Nachmittags ohne eine mir erklärliche Ursache zu schwärmen begannen und wohl eine Stunde lang den Berg in eine Wolke hüllten, während sie sonst den übrigen Tag und die Nacht hindurch sich still verhielten. Oft hatten sie wirklich keinen Grund zum Fliegen und wurden doch nicht einen Augenblick ruhig. Dann wieder saßen sie wie festgebannt lange Zeit an einer Stelle. Ein Jagdedelfalke hatte sich, wie ich im Voraus vermuthet hatte, irgendwo in der Nähe der Vogelberge angesiedelt. So oft er erschien, verursachte er einen entsetzlichen Schrecken und räumte regelmäßig den ganzen Berg ab; dann sah man eine schwarze, überaus bewegliche Wolke pfeilschnell nach dem Meere schießen und in ihm plötzlich verschwinden. Es waren die Alken und Lunde, welche sich kopfunterst hinabstürzten, um sich vor dem gefährlichen Gegner in den sicheren Fluthen zu verbergen. Er hatte die Vögel so beunruhigt, daß sie selbst durch die Möven in Aufruhr kamen, sobald diese selbst gewisse Flugstellungen annahmen und hierdurch den Fallen gewissermaßen ähnlich wurden. Es war leicht einzusehen, daß der gewandte Räuber sich ohne Mühe die für ihn und seine Jungen nöthige Nahrung aus diesen Schwärmen holte.

Von den Besitzern der Berge erfuhr ich, daß die Lunde und Alken im Winter sich nur hier und höchst selten sehen lassen. In den ersten Tagen des April stellen sie sich ein, erst einzeln, später in immer stärkeren und stärkeren Schaaren, und schon eine Woche nach dem Eintreffen der ersten Vorboten ist der Berg bedeckt. Um Pfingsten herum haben sie Eier. Bis Ende August verweilen sie in der Nähe der Brutplätze, dann wird es still und tief auf dem Berge und während des Winters sieht man auf dem beschneiten Kegel kaum einen einzigen Vogel, höchstens dann und wann eine Möve. Man stört die brütenden Vögel niemals durch Schießen, um sie nicht zu vertreiben, ja man glaubt, daß Denjenigen sicher ein Unglück treffen würde, welcher mit einem Feuergewehr zur Jagd der Thiere auszieht.

Das wären nun ungefähr die Beobachtungen, welche ich in den zwei Tagen machen konnte. Sie können weiter Nichts als einen oberflächlichen Begriff der Wirklichkeit geben und sind, wie ich am besten selbst einsehe, im höchsten Grade mangel- und lückenhaft.

Unsere Herberge im Bauerhofe ließ Manches zu wünschen übrig. Man hatte uns zwar das gute Häuschen des Hofes eingeräumt und den Fußboden mit Sand bestreut, die Decke aber mit grünen Zweigen geschmückt. Allein die Thüren waren so niedrig, daß wir uns fast regelmäßig beim Durchgehen an den Kopf stießen, weil wir nicht, wie die übrigen riesenhaften Bewohner des Hauses, daran gewöhnt waren, uns vorher jedesmal zu bücken. Zum Schlafraum, dem Boden, führte eine wahre Hühnerleiter. Die Betten waren mit Kunkeln, dem hierzu benutzte man die Federn aller Seevögel, die Decken mit Eiderdaunen gefüllt. Die Linnele ließen jedoch so viel von ihrem Inhalte durch, daß wir am Morgen jedesmal Papageneis waren. Schlicht und sehr schmutzig war das Essen. Ich fügte mich, durch Erinnerungen aus Afrika getäuscht, mit der Gelassenheit eines Weltweisen in das Unvermeidliche: meinem Gefährten aber ging der erpreßte Schmutz denn doch zu weit. Dabei hatte man eigenthümliche Ansichten von der Benutzung der Geschirre. Man brachte uns z. B. das Essen im Waschbecken, das Waschwasser aber in Essschüsseln. Als die gute Hausfrau bemerkte, daß wir von den schönen Tiern weiter Nichts benutzten als die Schale, machte sie uns den ehrlichen Vorschlag, den ausgeblasenen Inhalt, welcher nothwendiger Weise mit Speichel, ja sogar mit dem Speichel unserer tabakslamenden Gefährten und andern nicht eben appetitlichen Sachen vermengt war, doch ja sorgfältig aufzuheben, weil sie uns daraus Eierkuchen backen wollte. Diese beiden Angaben mögen genügen, um die Anehmlichkeiten unserer Herberge zu schildern.

Am andern Tage brach Sturm los und brachte Regenwetter mit sich. Das Meer ging sogleich sehr hoch und machte uns jede Lustung an den steilen Bergen unmöglich. Auch am folgenden Tage hielt dieses Unwetter an. Da wir jedoch mit Ausbalgen der Vögel und Ausblasen der Eier vollkommen zu thun hatten, bunderte uns dies im Ganzen wenig. Anders war es am dritten Tage. Wir wollten fort, allein es regnete und stürmte, und die Bootsleute erklärten, nicht in See gehen zu können. Endlich schienen sich die Verhältnisse etwas günstiger zu gestalten. Wir gingen in See; aber ich muß gestehen, daß es mir leid that, dies gethan zu haben. Wer niemals das Eismeer bei Sturm und die Menge der Schären an der Küste Norwegens kennen gelernt hat, kann sich unmöglich einen Begriff machen von der Fahrt, welche wir jetzt hatten. Daß das Boot sich in Wellenlinien bewegte, deren größte Höhe etwa um zwanzig Fuß über der tiefsten Tiefe lag, ließ uns ziemlich gleichgültig, denn weder ich noch mein Gefährte wurden seekrank; allein daß wir, wenn wir uns auf der Höhe einer Welle befanden, sehen mußten, wie rings um uns herum die Brandung tobte und schäumte, so daß die Furcht rege wurde, im nächsten Augenblicke auf dieser oder jener Klippe zu zerschellen: — das machte doch die Fahrt nicht nur sehr ungemüthlich, sondern wirklich gefährlich. Ein Seehund, welcher ab und zu neben dem Boote sich zeigte, schien auch wirklich Mitleid mit uns, die wir äußerem nach durch den kalten Wind und Regen gepeitscht wur-

Digitized by Google

den, zu empfinden, wenigstens sah er uns mit seinen klugen Augen recht treuherzig bedauernd in das Gesicht. Unsere Bootsmänner aber meinten, daß dies doch eigentlich noch gar nichts wäre und sie im Winter noch ganz andere Fahrten ausführen müßten.

Außer der Reise über die Katarakten des Nil hatte ich entschieden niemals eine solch' gefährliche Fahrt gemacht, und es war deshalb wohl zu entschuldigen, daß wir, nachdem wir uns drei Stunden lang von dem wüthenden Meere hatten herumwerfen lassen, in einer der nächsten Bucht einbogen und von dort aus zu Fuß nach Stene gingen. Zu meiner Schande muß ich noch gestehen, daß die Normänner sich augenblicklich wieder aufmachten und kurz nach uns frisch und wohlbehalten, ja sogar mit gutem Winde in der Bucht von Stene einliefen.

Blätter und Blüthen.

Das Brüderpaar Hughes. Zu den edelsten Namen, welche die Annalen der Menschheit aufzuweisen haben, werden stets die obengenannten gezählt werden. Es sind die Namen zweier Pfarrer in Wales, welche bei dem furchtbaren Unglück, das sich am 26. October 1859 bei Llanallgo, ohnweit Moelfre, Anglesey, ihrem Wohnorte, zutrug, — wir meinen den Schiffbruch des von Australien kommenden Schiffes, The Royal Charter, wobei 500 Menschen ihren Tod fanden, — eine seltene vielleicht beispiellose Uneigennützigkeit, Selbstverleugnung und Aufopferung an den Tag legten. Es muß Jedem, der solche Tugenden zu würdigen versteht, eine Genugthuung gewähren, daß ein so talentvoller Dichter wie Dickens, dessen Schriften so lange werden gelesen werden, als man die englische Sprache spricht, es sich zur Pflicht gemacht hat, diesem edlen Brüderpaar in seiner allgemein gelesenen Zeitschrift „All round the Year“ ein bleibendes Denkmal zu setzen und wir glauben den Lesern der Gartenlaube keinen schlechten Dienst zu erweisen, wenn wir seiner Schilderung einige Züge entlehnen.

Einhundert und fünfundvierzig Leichname waren an den Strand geworfen worden. Sie wurden vorerst in der Dorfkirche untergebracht und hier, unter dem Weinen und Wehklagen der Verwandten und Freunde der Verunglückten, war der ehrwürdige Stephen Rosse Hughes, der Pfarrer zu Llanallgo, stundenlang damit beschäftigt, zerfetzte Kleider zu untersuchen, Knöpfe, Haare, Wäschzeichen, irgend Etwas abzuschneiden, das zu einer späteren Identificirung führen könnte, Gesichtszüge zu prüfen, eine Schmarre aufzusuchen, einen gebogenen Finger, eine gekrümmte Zehe herauszufinden und Briefe, die man ihm zugeschickt hatte, mit der Zerstörung um ihn herum zu vergleichen. „Mein theuerster Bruder hatte helle, graue Augen und ein anmuthiges Lächeln,“ schrieb eine Schwester. „Wohl Dir,“ ruft Dickens aus, „daß Du fern von ihm bist und das als Deine letzte Erinnerung an ihn aufbewahrst!“

Auch der weibliche Theil der Familie des Pfarrers, seine Gattin und zwei Schwägerinnen, besuchten die Leichname oft. Es war das ihr Lebensgeschäft geworden. Jede neue Ankunft eines unglücklichen Weibes, das einen der Ihrigen unter den Todten suchte, erregte von neuem ihr Mitleid und bewog sie, die mitgebrachte Beschreibung mit der schrecklichen Wirklichkeit zu vergleichen. Zuweilen konnten sie zurückgehen und sagen: „Ich habe ihn gefunden,“ oder: „Ich glaube, sie liegt dort.“ Die Trauernden, nicht im Stande den gräßlichen Anblick alles dessen, was in der Kirche lag, zu ertragen, ließen sich zuweilen mit verbundenen Augen hineinführen. So wurde z. B. eine Mutter unter vielen mitleidsvollen Worten zur betreffenden Stelle geleitet, und nachdem man ihr Muth zugesprochen, hinzublicken, rief sie mit einem durchdringenden Schrei aus: „Das ist mein Sohn!“ und fiel bewußtlos auf die bewußtlose Gestalt.

Die Leichname, welche nicht identificirt worden waren, hatte der Pfarrer zu Vieren in einem Grabe beerdigt. Er hatte jeden einzeln in ein Register eingetragen und ihn beschrieben und dann eine entsprechende Nummer auf jeden Sarg und über jedes Grab angebracht. Identificirte Leichname hatte er einzeln, an besondern Gräbern, in einem andern Theile des Kirchhofs, beerdigt. Mehrere waren wieder aus einem gemeinschaftlichen Grabe ausgegraben worden, nachdem Verwandte aus weiter Ferne angekommen waren und das Register verglichen hatten, und nachdem sie erkannt worden, hatte der Pfarrer ihnen wieder besondere Gräber angewiesen, damit die Leidtragenden besondere Denksteine darauf errichten könnten. In allen solchen Fällen hatte er das Leichengebet ein zweites Mal verrichtet, und die Frauen hatten der Feierlichkeit beigewohnt. Um die so plötzlich nöthig gewordene große Anzahl von Särgen zu beschaffen, hatte er alle Handwerker aus der Umgegend herbeigerufen und sie den ganzen Tag lang, Sonntag nicht ausgenommen, arbeiten lassen. Die Särge waren alle sauber gearbeitet. Die Gräber waren ebenfalls sorgfältig gegraben worden, und kaum war noch eine freie Stelle für die armen Dorfbewohner übrig geblieben, um einst neben ihren Vorfahren beerdigt zu werden. Der heitere Ernst dieses guten christlichen Pfarrers war eben so trostspendend, wie die Umstände, unter denen er sich zeigte, traurig waren. Er und die Seinigen redeten von all ihren Strapatzen mit der größten, echtesten Anspruchslosigkeit, wie von einer einfachen Pflicht, die sie ruhig erfüllt und beendet hatten. Sie waren lediglich von Mitleid für die, welche der Tod ihrer Theuersten beraubt hatte, erfüllt, machten aber kein Aufheben von ihren eigenen schweren Leistungen in jenen ermüdenden Tagen, und erwähnten nur die vielen Freunde, die sie sich erworben, und die vielen rührenden Ausdrücke der Dankbarkeit, mit welchen sie überschüttet worden waren.

Des Pfarrers Bruder, der ehrwürdige Hugh Robert Hughes, zu Penrhos Lligwy, selbst Pfarrer der beiden angrenzenden Kirchsprengel, welcher 34 Leichname auf seinem Gottesacker beerdigt hatte und mit diesen eben so verfahren war, wie sein Bruder mit der größeren Zahl, muß als in der Familie mit inbegriffen betrachtet werden. Er war da mit seinem wohlgeordneten Verzeichniß und sprach eben so wenig von seiner Mühe wie die Uebrigen.

Der Erstere hatte in jener Zeit allein 1075 Briefe an Verwandte und Freunde der Verunglückten geschrieben. Nur vermittelst zartgestellter Fragen hatte Dickens alle diese Einzelnheiten von ihm erfahren. So sagte ihm der Pfarrer beiläufig, ohne die geringste Veränderung seiner Heiterkeit, und nur nach seinen wiederholten Aeußerungen über die Schwierigkeit, einen so schrecklichen Anblick des Todes zu ertragen, „es wäre ihm in der That eine Zeit lang unmöglich gewesen, mehr als eine Tasse Kaffee und ein Stück Brod zu genießen.“ Wie verdient sich dieser Mann um die Todten und die Lebenden bei der traurigen Gelegenheit gemacht hat, wird der Leser indessen am deutlichsten aus den Briefen ersehen, die von allen Seiten an ihn gerichtet worden waren und wovon wir hier einige in treuer Uebersetzung mittheilen wollen.

Ein Gatte schreibt:

„Mein theurer, gütiger Herr! Wollen Sie mich gefälligst benachrichtigen, ob der Ring und die Uhrkette, die Sie nach dem Bericht des „Standard“ vom vorigen Dienstag gefunden haben, mit Buchstaben versehen ist? Glauben Sie mir, mein theurer Herr, wenn ich Ihnen sage, daß ich meine tiefe Dankbarkeit für Ihre Freundlichkeit gegen mich an jenem furchtbaren und entsetzlichen Tage nicht hinlänglich in Worten auszudrücken vermag. Wollen Sie mir sagen, was ich für Sie thun kann, und wollen Sie mir einen tröstenden Brief schreiben, damit ich nicht wahnsinnig werde?“

Eine Wittwe schreibt:

„Ich habe Ihren Brief diesen Morgen empfangen und danke Ihnen innigst für die Theilnahme, die Sie meinem theuren Gatten geschenkt, ebenso wohl wie für die Gesinnungen, die Sie ausdrücken. Es sind dies die eines Christen, welcher ein Mitgefühl hat für die, welche gleich mir vom Kummer niedergebeugt sind. Möge Gott Sie und alle die Ihrigen segnen und erhalten in dieser großen Prüfung. Die Zeit mag dahin gleiten und alle ihre Söhne mit sich fortreißen, aber Ihr Name wird als der eines uneigennützigen Mannes in der Geschichte glänzen, und wie die Jahre nacheinander vergehen, wird manche Wittwe an Ihre edle Handlungsweise denken, und die Thränen der Dankbaren werden manche Wange benetzen, als Tribut eines dankbaren Herzens, wenn andere Dinge für immer vergessen sein werden.“

Von denen, die in des Pfarrers Haus gastliche Aufnahme fanden, schreibt einer so:

„Theure und nie zu vergessende Freunde! Ich bin gestern Morgen ohne Unfall hier angekommen und bin auf dem Punkte, auf der Eisenbahn meine Reise nach meiner Heimath fortzusetzen. Es überwältigt mich, wenn ich an Sie und Ihr gastfreundliches Haus denke. Keine Worte vermöchten eine meinem Herzen angemessene Sprache zu sprechen. Ich schweige. Gott lohne Ihnen mit demselben Maße, das Sie gemessen haben! Ich zähle keine Namen auf, sondern umarme Sie Alle!“

„Hätte ich,“ so schließt Dickens seinen Bericht, „im Wrack des Royal Charter den Freund meines Lebens verloren; hätte ich meine mir Angelobte, die mir noch theurer als der Freund meines Lebens, verloren; hätte ich meine jungfräuliche Tochter, meinen hoffnungsvollen Knaben, mein kleines Kind verloren, ich würde die Hände küssen, die so geschäftig und so sanft in der Kirche gearbeitet haben, und sagen: „Niemand hätte zarter mit der sterblichen Hülle umgehen können, selbst wenn sie in der Heimath gelegen hätte.“ Ich könnte dessen gewiß, ich könnte dankbar dafür sein. Ich könnte mich dann zufrieden geben, das Grab neben dem Hause zu lassen, wo die gute Familie jeden Tag ein- und ausgeht, ungestört, in dem kleinen Kirchhof, wo so Viele so seltsam zusammengebracht worden sind.“

Unechte Perlen. Wie es den Franzosen bereits vor längerer Zeit gelungen ist, auf chemischem Wege Diamanten herzustellen, die ohne genaue Untersuchung selbst von Sachverständigen für echte Steine gehalten werden können, so fabricirt man jetzt in Frankreich auch unechte Perlen, die sich im Ansehen von den echten kaum unterscheiden lassen. Paris allein exportirt jährlich für mehr als 500,000 Fr. solcher Perlen, die hauptsächlich nach den Colonien gehen, und der Verbrauch im Inlande ist noch bei weitem bedeutender. Zur Herstellung dieser Perlen bedient man sich der sogenannten Essenz de l'Orient, eines Materials, das ein bis dahin nicht besonders beachteter Weißfisch liefert, welcher sich in allen Gewässern und besonders im See von Lindres (Departement de la Meurthe) in ungeheurer Menge findet. Der Fisch wird in Masse gefangen und mit stumpfen Messern seiner Schuppen entledigt, die mehrmals in frischem Wasser gewaschen, auf dem Boden der dazu gebrauchten Gefäße einen perlenartig schimmernden Bodensatz, die Essenz de l'Orient, zurücklassen. Mit dieser Masse werden nun kleine eigends dazu verfertigte Glaskugeln von der unregelmäßigen Form der echten Perlen, inwendig belegt. Dann gießt man den noch vorhandenen leeren Raum mit weißem Wachs aus und die Perle ist fertig.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 3. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Festungs-Commandant. *

Erzählung von Levin Schücking.

1.

Der Panduren-Oberst von der Trenck war nach seiner Gefangennehmung durch den Rittmeister von Froyn in Wien angekommen und in einem Hotel auf dem Graben abgestiegen. Nach den von der Kaiserin Maria Theresia gegebenen Befehlen erschien bald darauf ein Adjutant des Commandanten der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt bei ihm, um ihm Hausarrest anzukündigen. Ueber die gegen ihn erhobene Anklage werde er später hören. Der Oberst von der Trenck wies dem Adjutanten die Thüre und befahl einem der Panduren, die ihn begleiteten, ihm den Wirth herbeizuholen. Der Wirth kam.

„Mein Herr," sagte Trenck, „ich will den Abend ins Burgtheater fahren — schaffen Sie mir dazu eine elegante Equipage mit Bieren und mit Dienern in anständiger Livree!"

Der Wirth sorgte für die Equipage, und ein paar Stunden später fuhr der mit Hausarrest bestrickte Oberst in vollem Staat in seinem Vierspänner vor dem Portal des Burgtheaters vor, in welchem heute die Kaiserin erwartet wurde. Er nahm einen Logenplatz ein und wartete ruhig auf den Beginn des Stücks, während die Blicke aller Anwesenden an ihm hafteten.

Die Kaiserin kam — der Vorhang rollte auf — da erscheint in einer der Logen ein Officier, der Graf von Gossau, in welchem Trenck einen seiner eifrigsten Ankläger, seinen erbittertsten Feind erblickt. Wie ein zorniger Löwe fährt der Oberst in die Höhe — er verläßt seinen Platz — er taucht nach wenig Augenblicken wieder auf in der Loge des Hauptmanns; dieser wendet sich und sieht zu seinem Schrecken die kolossale Gestalt mit dem fürchterlichen halbgeschwärzten Gesicht hinter sich . . . über sich . . . fühlt er die Faust des Trenck an seinem Halse, fühlt sich in die Höhe gerissen und schwebt dann, noch bevor er recht zur Besinnung gekommen, über der Logenbrüstung — der zornige Panduren-Oberst beabsichtigt nichts Geringeres, als den unglücklichen Hauptmann in's Parterre hinunter zu schleudern. Tiefer hat kaum Zeit gehabt seinen Degen zu ziehen, ohne ihn doch gebrauchen zu können, denn Trenk greift nach demselben und sucht sich dabei durch die Hand. Sofort entsteht ein grenzenloser Aufruhr im Hause; die zunächst Sitzenden aber werfen sich rasch genug zwischen die beiden Ringenden, um den Hauptmann zu retten, der im nächsten Augenblick verloren scheint. — Die Kaiserin fährt entrüstet empor . . . eine solche Verhöhnung ihrer Würde, von einem Menschen, dem sie so eben hat Hausarrest geben lassen, ist sie nicht zu dulden gewillt. — Die Wache erhält die schärfsten Befehle, und ehe viel Zeit vergeht, sitzt der Oberst von der Trenck fluchend und zähneknirschend in seinem Vierspänner, diesmal umgeben von einer Abtheilung Grenadiere, welche ihn nach Hause escortiren und vor seinem Zimmer im Wirthshause einen hinreichend starken Posten zurücklassen, um den Begriff Arrest seinem Verständniß näher zu bringen. —

Die Untersuchung wird eingeleitet und fortgesponnen, Trenck vertheidigt sich mit derber Beredsamkeit und mit dem Aufgebot alles dessen, was einem so berühmten Soldaten in solcher Lage zu Hülfe kommen muß. Das nächste Ergebniß war, daß der mit der Leitung der Untersuchung beauftragte Feldmarschall Cordua der Kaiserin ein Gutachten vorlegte, worin er der Majestät anheimstellte, den Proceß gegen den Obersten von der Trenck niederzuschlagen, weil die Anschuldigungen gegen denselben nicht der Art seien, um ein Kriegsgericht zu rechtfertigen, und weil sie vielfach den Charakter der Rachsucht, Verleumdung oder des Eigennutzes trügen; dagegen aber dem Obersten aufzugeben, zur Entschädigung mehrerer eigenmächtig von ihm exsirter Officiere die Summe von 12,000 Gulden zu zahlen. Die Kaiserin genehmigte diesen Antrag. Der Oberst von der Trenck aber schwur hoch und theuer, er werde keinen Kreuzer bezahlen, zu dem er nicht rechtskräftig verurtheilt sei.

Seine Feinde hatten jetzt gewonnenes Spiel. Sie boten alles auf, ihn zu verderben. Die Untersuchung wurde in die Hände seines Todfeindes, des Generals Löwenwalde, gelegt. Nach der Darstellung des preußischen Bettern unsers Obersten wurden öffentlich Alle aufgefordert, welche wider ihn zu klagen oder zu zeugen hatten, und es sei ein sich Meldenden ein Ducaten Tagegeld versprochen; sie seien in Schaaren gekommen, und aus dem Trenck'schen mit Sequester belegten Vermögen seien dazu innerhalb vier Monaten 15,000 Gulden aufgewendet — der preußische Trenck bethauert auf seine Ehre, ihm selber seien von dem Präsidenten Grafen Löwenwalde tausend Ducaten geboten, wenn er wider seinen Vetter zeugen wolle!

Man brachte die bestochene Maitresse eines Officiers herbei, welche bethauerte, sie sei eine natürliche Tochter des Generals Grafen Schwerin und eine Concubine des Königs von Preußen gewesen; sie habe in der Nacht des Ueberfalls bei Sohr das Zelt des Königs getheilt und sei Augenzeuge gewesen, wie der Oberst von der Trenck in das Zelt gestürmt, um den König gefangen zu nehmen; dieser aber habe ihn durch Gelt und Ehrgeiz bestechen, und der Oberst habe ihn entflichen lassen.

Diese und viele andere gegen ihn erhobene Anklagen wußte der Angeklagte nach und nach trotz endloser Weitläufigkeiten und Rechtschicanen zu entkräften; von einer jedoch gelang es ihm nicht, sich zu rechtfertigen, und bei der sittenstrengen Monarchin reichte

* Obige in sich abgeschlossene Erzählung wird durch die in Nr. 45—48 des vorigen Jahrganges abgedruckte: „Husar und Partisan" in einigen Punkten ergänzt. Neuen Abonnenten unserer Zeitschrift werden wir diese Nummern gern apart ablassen. D. Red.

diese allein hin, ihn zu verderben. Dieser Punkt betraf eine Gewaltthat Trenk's wider eine Müllerstochter in Böhmen. So war denn das Ende des ganzen Verfahrens wider ihn — ein Todesurtheil, welches Maria Theresia in lebenslängliche Haft auf dem Spielberge verwandelte! Das Vermögen des Obersten blieb dabei sequestrirt, jedoch so, daß er eine gewisse Verfügung darüber behielt und daß seine Beamten ihm ihre Rechnungen zur Genehmigung vorlegen mußten.

Ein Gefangener, wie der Freiherr von der Trenk, dem man ehemalen noch Rücksichten schuldig war, dem um seiner früheren Verdienste um Oesterreich wollen eine gewisse Freiheit der Bewegung gestattet werden mußte, war jedoch nicht eben leicht zu hüten. Es war eine Aufgabe, welche einen energischen und umsichtigen Geist erforderte, einen Mann von außergewöhnlichen Fähigkeiten; und so überrascht es uns nicht, wenn wir in dem Angenblick, in welchem wir selbst, dem Panduren-oberst folgend, den Spielberg, das feste Schloß bei Brünn, dem die nenere Geschichte eine so traurige Berühmtheit gegeben hat, betreten — wenn wir zu dieser Zeit als Commandanten da oben einen der tüchtigsten österreichischen Officiere finden — den Oberstwachtmeister von Frohn.

Es ist ein schweres, trauriges, mit einer schmerzlichen Pflichterfüllung verknüpftes Amt, was unserm Fremde geworden. Auch hat er in dem Augenblick, wo ihm die Ordre zugekommen, es zu übernehmen, zornig das Papier fortgeschleudert, das ihn zu einer Art Kerkermeister machte, und lieber seinen Abschied zu verlangen beschlossen. Dann aber hat er sich gesagt:

„Du bist Deiner Kaiserin Kriegsknecht nun hast zu gehorchen, wohin sie Dich sendet."

Er hat gehorcht. Er hat seine Gewalt dazu angewendet, Unmenschlichkeiten zu verhindern, Elend zu lindern und Schmerzen zu stillen. Der neue Commandant des Spielbergs wird gesegnet in manchem stillen Gebet, das nächtlich aus der Zelle eines traurigen Gefangenen zum Himmel auffleigt; die Besatzung, die Kerkerwärter hängen an ihm, und die schlimmsten und unbändigsten der Eingekerkerten, welche früher nur eine grausame Zucht zähmen konnte, beugen sich jetzt ohne harte Gewalt, weil ihnen der hochgewachsene, willensstarke und kluge Mann mit einem menschlich fühlenden Herzen in der Brust Scheu und Respect einflößt.

Und so hat Frohn seinen Posten nach und nach erträglich gefunden, und eine innere Befriedigung ist bei der Verwaltung desselben über ihn gekommen, und zuletzt ist das große traurige Schloß bei Brünn ihm ein Aufenthalt geworden, den er nicht vertauschen würde mit irgend einem andern in der Welt — das letztere freilich aus einem Grunde besonderer Art, den wir uns zu erklären anschicken.

2.

Der Spielberg bei Brünn ist eine mit Festungswerken gekrönte schroffe Felshöhe, zu der ein Weg von der Stadt her sich hinaufkrümmt, um durch starke Festungsthore in einen von Gebäuden rings umschlossenen inneren Hof zu führen. Die Gebäude sind von verschiedener Höhe, und für verschiedene Zwecke bergerichtet; ein mehrstöckiger Bau, welcher aus zwei rechtwinkelig zusammenstoßenden Flügeln besteht und sich rechts erhebt, enthält die Wohnungen für die Staatsgefangenen, zumeist helle, geräumige und sehr anständig hergerichtete Gemächer. Dem Eingang in den Hof gegenüber und links rheben sich andere für die Strafgefangenen oder für die Casernirung der Besatzung bestimmte Gebäude; auch in den Kasemattan sind Räume für schwere Verbrecher angebracht.

In dem zweiten erwähnten Flügelbau, welcher die südöstliche Ecke des Hofes bildet, befand sich zu den Zeiten Maria Theresias auch die Wohnung des Commandanten der Citadelle von Brünn. Sie lag in dem nach dem Eingang in den Hof und nach der Hauptwache hin sich erstreckenden Flügel; wenn man sie vom Hofe aus betrat, gelangte man in eine Flur, aus welcher eine Treppe rechts in die Zimmer des Commandanten führte, während links ein schmaler Gang mit dem andern Flügel, in welchem die Staatsgefangenen untergebracht waren, eine Verbindung bildete, die auf einen breiten Corridor mündete, welcher durch den ersten Stock des Gefangenengebäudes lief.

Der Obest von der Trenk bewohnte in diesem letzteren, in dem Staatsgefangenenflügel, drei große freundliche Zimmer, welche am Ende jenes Corridors lagen. Die Zimmer selbst waren ganz nach den Wünschen Trenk's eingerichtet; man hatte ihm völlig freie Hand gelassen, sich mit allen Bequemlichkeiten zu umgeben, welche er verlangt hatte; es war ihm auch nicht verwehrt, Besuche zu empfangen, nachdem sie vorher dem Commandanten gemeldet worden — er hatte seinen Kammerdiener bei sich, nur gewiß hätte man ihm auch Wagen und Pferde zur Disposition gestellt, wenn es ihm Vergnügen gemacht hätte, auf dem engen inneren Hof der Citadelle spazieren zu fahren, denn über diesen Hof hinaus durfte er sich nicht bewegen, und auch auf denselben sich zu ergehen, war ihm nur in bestimmten Stunden vergönnt.

Für einen Mann, wie den Obersten Trenk, einen kühnen und von rastlosem Thatendurst von Abenteuer zu Abenteuer geführten Soldaten, der gewiß zwei Drittheile seines Lebens im Felde unter freiem Himmel zugebracht, der die Hälfte der Länder Europa's im Sattel, an der Spitze halbwilder Banden, durchschweift hatte — von den Steppen der Ukraine bis zu den Höhen des Wasgaus und tief in Lothringen hinein, von den Thälern Savoyens und Bosniens bis nach Sachsen und den Marken — für einen Mann solcher Art mußte die erzwungene Unthätigkeit, die Gefangenschaft etwas unerträglich Drückendes sein, trotz Allem, was geschehen konnte, sie zu mildern und ihren Starren, eisernen, von der Hand der alten „dira necessitas" aufgezwungenen Zügen die Maske der Freiheit vorzuhängen. Auch hatten dieselben, welche darauf angewiesen waren, täglich mit ihm zu verkehren, sich keineswegs einer Zunahme guter Laune und verbindlicher Stimmung bei ihm zu berühmen, in dem Maße, wie Monat nach Monat seiner Gefangenschaft dahin schwand. Im Gegentheil, er wurde gereizter, grimiger und unnahbarer, und der Commandant sah mit geheimer Sorge die Zeit nahen, wo er in Conflicte mit ihm geraten mußte, welche ihn zur Anwendung von Gewalt gegen den unbeugsamen stolzen, heroischen und gewaltthätigen Gefangenen zwingen mußten.

Diese Stimmung des Panduren-obersten erlitt jedoch unverhoffter Weise eine plötzliche Aenderung, einen auffallenden Wechsel, den nichts Anderes hervorbrachte, als etwas, was bisher im Leben Trenk's am allerwenigsten Einfluß übend und mitbrene eine Rolle gespielt hatte. —

Der Oberstwachtmeister von Frohn saß eines Tages in seinem Wohnzimmer am Fenster; während er aus seiner Meerschaumpfeife dichte, blaue Rauchwolken zum geöffneten Fenster hinausblies, überflog sein Auge wachsam den Hof der Citadelle, auf dem die Schildwachen auf und niederschritten, Strafgefangene arbeiteten und eine kleine Truppe von ungarischen Grenadieren um eine Trommel kauerte, auf welcher Würfel hin und herrollten. Frohn hatte eine Weile so gesessen, als er zu seiner nicht angenehmen Ueberraschung eine mit vier von der Bergfahrt erschöpften und schweißbedeckten Pferden bespannte Reisekalesche in den Hof rollen sah, die unten vor dem Eingang in die Commandantenwohnung hielt. Frohn mußte annehmen, daß ihm sein Wächteramt durch eine neue Sorge für einen vornehmen Staatsgefangenen — ein anderer wäre den steilen Bergweg in die Citadelle nicht so bequem hinaufgeschafft worden — erschwert werden solle. Aber aus dem Innern der Kalesche entwickelte sich keineswegs zunächst eine bewaffnete militärische Escorte, sondern ein Frauenschuh wurde sichtbar, als der Schlag geöffnet wurden, ein weibliches Wesen, das wie eine Zofe aussah, schlüpfte aus dem Wagen, ließ sich ins Haus führen, und gleich darauf meldete eine Ordonnanz bei dem Oberstwachtmeister die Baronesse Mirzelska aus Agram an, welche den Herrn Commandanten zu sprechen wünschte.

Der Oberstwachtmeister von Frohn sprach seine Bereitwilligkeit aus, die Baronesse zu empfangen; er sah aus seinem Fenster, wie diese Meldung durch die Zofe zum Wagen zurückgebracht wurde, und erblickte nun eine verschleierte, in schwarze Seide gekleidete Frauengestalt, die aus dem Wagen stieg und nunen im Portal verschwand. Wenige Augenblicke nachher öffnete sich die Thür seines Wohnzimmers, und die Baronesse trat ein.

Frohn wurde in eigenthümlicher Weise ergriffen von dem Anblicke der Dame, die sich mit freundlichem Ernst vor ihm verbeugte und ihm ein großes Schreiben übergab.

Es war nicht die auffallende Schönheit dieser hohen dunklen Frauengestalt, die mit dem vornehmen Anstand eines ruhigen Selbstbewußtseins vor ihn trat, was ihn so bewegte. Es war eine erschütternde Erinnerung, die über sein Herz kam in diesem Augenblick.

Die Baronesse Mirzelska mahnte ihn mit ihren schönen, geistvollen Zügen auf's Lebendigste an Esther, an die arme Jüdin von Magdeburg. Es waren dieselben mandelförmigen, sammetweichen

Digitized by Google

braunen Augen, derselbe feingeschnittene Mund mit den frischen rosigen Lippen, die gebogene Nase — nur war die Baronesse mit dem polnischen Namen eine stattliche, glänzende, blendende Erscheinung, und Esther war eine schmächtige, schüchterne, ärmlich gekleidete Jüdin gewesen.

Frohn ließ eine Weile gedankenvoll sein Auge auf der Fremden haften, dann erst, wie sich besinnend, schob er einen Fauteuil herbei, bat die Baronin Platz zu nehmen, und erbrach das Schreiben. Es war unterzeichnet vom Hofkriegsrath-Präsidenten Graf Harrach, und enthielt die Erlaubniß für die Baronesse Agnes Mirzelska, sich zu ihrem Oheim, dem Obersten von der Trenck, auf den Spielberg zu begeben und, um denselben zu pflegen, dessen Gefangenschaft zu theilen; der Commandant wurde autorisirt, sie innerhalb der Citadelle aufzunehmen und sie in einer Weise, wie es mit einer rücksichtsvollen Behandlung sowohl, wie mit den Vorschriften des Dienstreglements verträglich, in der Nähe ihres Oheims einquartieren und mit dem letzteren frei verkehren zu lassen.

„Sie haben sich da eine schwere Aufgabe gestellt, Baronesse," sagte Frohn, indem er das Schreiben auf den Tisch legte — „welcher Entschluß für eine so junge Dame, die das Leben in der Freiheit draußen mit allen Reizen und Freuden der Welt umgiebt!"

„Der Entschluß ist nicht so heroisch, wie Sie glauben," antwortete die junge Dame lächelnd. „Ich bin die Tochter einer Schwester des Obersten von der Trenck. Meine Mutter war an den Baron Mirzelski in Agram verheirathet, der dort in kaiserlichen Diensten stand, aber bereits vor zehn Jahren gestorben ist. Seitdem lebte ich einsam und eingezogen mit einer jüngeren Schwester bei der Mutter, ohne einen Lebenszweck, ohne eine Thätigkeit zu haben, welche meine Stunden und Gedanken ausfüllte. Ich war von jeher eine Bewunderin männlicher Tapferkeit und kriegerischen Ruhmes — was ich von meinem Oheim vernahm, erfüllte mich schon als Kind mit der wärmsten Verehrung."

„Kennen Sie Ihren Herrn Oheim?"

„Nein — er hat, so weit meine Erinnerung reicht, meine Eltern niemals in Agram besucht — nur selten hat meine Mutter auf einen ihrer Briefe eine kurze und lakonische Erwiderung zu erhalten das Glück gehabt, aber . . ."

„Aber Sie haben ihn von den Ihrigen schildern gehört? Mögen die Farben, in denen es geschah, nicht allzusehr von denen verschieden sein . . ."

„O, ich weiß, was Sie sagen wollen, mein Herr," fiel lebhaft die Baronesse ein, „ich weiß, was Alles meinem armen Oheim, vielleicht mit Recht und vielleicht auch mit Unrecht, Schuld gegeben wird — ich weiß aber auch, daß ein Mann, der Thaten vollbringt, wie er sie vollbracht hat, der mit solcher Gleichgiltigkeit dem Tode in's Auge sehen kann, kein unedler Mensch ist — ein Held ist nie ein Mensch, dem wir berechtigt wären, unsere Theilnahme zu entziehen."

„Es ist wahr," sagte Frohn, „im Rausche der Schlacht, im Sturm leidenschaftlicher Erregung hat er den Tod nie gefürchtet . . . aber —"

Er schwieg; er dachte an die Scenen von Engelhardszell, aber es konnte seine Aufgabe nicht sein, den schönen Enthusiasmus der jungen Dame zu bekämpfen.

„Und wenn nun gar die Bande des Bluts uns die Pflicht auferlegen," fuhr sie eifrig fort, „ihm unsere Sorge und Liebe zu widmen, sollen wir dann nicht dem Himmel danken, daß er uns eine Pflicht zuweis, in deren Erfüllung für uns so viel innere Befriedigung liegt, die so mit dem Drange unseres Herzens in Harmonie steht?"

„Und doch," versetzte Frohn, „kann die Erfüllung dieser Pflicht eine sehr schwere sein — deshalb dürfen Sie mir auch den Ausdruck meiner Bewunderung für Ihren Heroismus verstatten, da ich durchaus nicht die Absicht habe, Ihren Entschluß zu bekämpfen. Ist Ihr Herr Oheim von Ihrer Ankunft unterrichtet? Ich muß annehmen, nein," setzte Frohn mit einem leisen Lächeln hinzu, „da ich eine Correspondenz zwischen ihm und Verwandten zu Agram nicht bemerkt habe."

„Er ist es in der That nicht; wir wußten nicht, welche Vorschriften zu erfüllen seien, um ihm Briefe zukommen zu lassen, aber ich sehne mich zu ihm zu eilen, und wenn Sie mir die Erlaubniß geben —"

„Ueber mich haben Sie von diesem Augenblicke an zu befehlen, mein gnädiges Fräulein; es kommt nur darauf an, daß wir die Erlaubniß des Obersten von der Trenck erhalten, Sie ihm vorzustellen."

„Seine Erlaubniß? . . . mein Oheim wird doch, denke ich, freudig und gerührt die Tochter seiner Schwester aufnehmen."

„Ein Anderer würde es doppelt," versetzte Frohn, „weil sie die Tochter seiner Schwester ist und weil sie kommt, ein schweres und trübes Dasein mit ihm zu führen, in einem Kerker! Der Oberst von der Trenck ist aber nicht der Mann, auf den die Schlüsse Anwendung finden, welche man bei andern, nach der gewöhnlichen Regel empfindenden Menschen zu machen berechtigt ist. Sie müssen mir deshalb verstatten, Sie ihm anzukündigen und Ihnen, so zu sagen, die Wege zu ihm zu bereiten."

Mit diesen Worten nahm er Hut und Säbel, und nachdem er die Dame gebeten hatte, seine Rückkehr abzuwarten, verließ er raschen Schritts das Gemach. Es war allerdings nicht seines Amtes, bei dem Obersten von der Trenck einen Besuch anzukündigen, dem er die Ermächtigung gegeben hatte, den Gefangenen zu sehen. Aber eine plötzlich erwachte, mit einer eigenthümlichen Aufregung verbundene Sympathie für die junge Dame trieb ihn an, dieser die Wege zu ebnen. Er wollte nicht, daß sie den Schmerz erfahren sollte, ihr gutmüthiges, von einem schönen Eifer erglühendes Herz zurückgestoßen zu sehen, wenn Trenck vielleicht in einer seiner menschenfeindlichen Launen und unnahbaren Stimmungen sei — er wollte nicht, daß die Wirklichkeit, welcher die junge Dame entgegenging, in gar zu niederschlagenden und entsetzlichen Contrast stehe mit dem, was ihre schwärmerische junge Seele sich träumte, indem sie sich das Bild des berühmten Helden, ihres Oheims, ausmalte.

Draußen sandte er eine Ordonnanz in die Wohnung Trenck's, um sein Kommen anzumelden, und trat gleich nach dieser in das Gemach des gefangenen Panduren-Obersten.

„Sie treten ein wie der Kaiser," rief ihm Trenck mürrisch entgegen, sich mit dem in einen weiten Schlafpelz gehüllten Oberkörper ein wenig aus seiner ruhenden Lage von einem breiten Wandsopha erhebend. — „Die Thüre wird aufgerissen und: Der Herr Commandant! schreit man mir herein. Nun, der Herr Oberstwachtmeister ist ja der Kaiser auf dem Spielberg!"

„Entschuldigen Sie, mein lieber Herr Oberst, wenn ich ein wenig sans façon bei Ihnen eintrete . . . es geschieht im Eifer, Ihnen einen angenehmen Besuch anzukündigen, ja mehr als das . . ."

„Möchte wissen, welcher Besuch mir angenehm sein könnte," fiel Trenck ein, „es möchte denn der des Teufels sein, den ich alle Tage herbeirufe, um ihm meine Seele zu verkaufen!"

„Und statt des Teufels, der es nicht für nöthig findet, sich zu Ihnen zu bemühen, kommt ein Engel, der zu Ihnen will."

„Was soll das heißen?" fragte Trenck aufschauend.

„Sie haben eine in Agram wohnende Schwester, die mit einem Baron Mirzelski vermählt war . . . sie besitzt zwei Töchter . . . ?"

„Und diese Sippschaft," fiel Trenck mit einem Fluche ein, „will mir über den Hals kommen? . . . beim Teufel, ich will nichts davon wissen . . . bin ich der Mann für ein Rudel Weibsleute, die mich ausspähen, mich mit ihren jammervollen Familien-Angelegenheiten behelligen? . . . halten Sie mir das Volk vom Leibe, Herr, ich will nichts davon wissen!"

„Aber so hören Sie doch nur, Oberst, es handelt sich gar nicht um die ganze Familie Mirzelski, wie Sie voraussetzen, sondern nur um die älteste Tochter Ihrer Schwester, Agnes Mirzelska, die mit dem heldenmüthigen Entschlusse gekommen ist, Ihre Einsamkeit zu theilen und zu erheitern, Ihnen als Pflegerin, wenn Sie unwohl sind, zu dienen."

„Nun wahrhaftig," lachte Trenck höhnisch auf, „ich bin der rechte Mann, wenn ich Leibschneiden habe, mich von einer Dame verpflegen zu lassen! Es ist Alles dummes Zeug — die Gans ist abgeschickt, um mich auszuhorchen, mich zu bestehlen, Erbschleicherei zu treiben — kurz, sie soll gehen, woher sie gekommen ist!"

„Sie sind ein grenzenloses unbankbarer Mann, Oberst," sagte Frohn sehr ernst. „Wenn diese groß und edel denkende junge Dame kommt, sich aus Theilnahme an Ihrem Schicksal hier mit Ihnen auf den Spielberg einzuschließen — glauben Sie dann, Ihr Geld, Ihr elender Mammon sei im Stande, ein solches Wesen für die Existenz zu bezahlen, welche es Ihnen opfert? Sie sind ein Thor! Damit Sie einsehen, wie sehr Sie es sind, werde ich Ihnen die junge Dame jetzt bringen, und Sie werden sie mit

der Zuvorkommenheit empfangen, welche ein Mann von guter Extraction einer Dame beweist!"

„Nun meinethalb," sagte Trenck lachend, „sehen will ich sie, aber dann mag sie heimreisen und ihr Agrarn von mir grüßen!"

Der Oberstwachtmeister und Commandant verließ seinen Gefangenen und begab sich in seine Wohnung zurück, wo die Baronesse in Spannung und Aufregung seiner harrte.

„Der Oberst von der Trenck erwartet Sie," sagte er und bot ihr den Arm, um sie in die Zimmer des Obersten zu führen.

Als er in die letzteren mit der jungen Dame eintrat, sah er zu seiner Genugthuung, daß während seiner kurzen Abwesenheit Trenck seine überaus nachlässige Hauskostolette so weit geordnet hatte, um ohne gar zu schreiende Verletzung des Anstands eine Dame empfangen zu können. Dann, während Agnes Mirzeska ihrem Oheim entgegenflog, mit erhobenen Armen, die doch wieder im nächsten Augenblick sich leise senkten, als flehe das junge Mädchen gelähmt durch den Anblick der grotesken Soldatenfigur mit dem halbschwarzen, pulververbrannten Gesichte, während deß entfernte Frohn sich rasch, um diese erste Begegnung nicht durch seine Gegenwart zu stören.

Er rief jedoch einen der Haus-Inspectoren herbei und ließ zwei freundliche Zimmer, die denen Trenck's gegenüber lagen, für die junge Dame herrichten. Die Zofe, welche auf dem Gange geblieben war, während Agnes Mirzeska bei ihrem Oheim eintrat, konnte beginnen, das Gepäck ihrer Gebieterin aus dem Reisewagen nach oben schaffen zu lassen.

3.

Noch einer halbstündigen Unterredung mit dem Obersten von der Trenck bezog Agnes Mirzeska die für sie hergerichteten Gemächer und nahm in einer Weise Besitz davon, daß man sah, der Oheim hatte am Ende seiner Unterredung auf seinem Wissen, daß sie heimkehren solle, weder sie gekommen, keinenfalls mehr bestanden. Es verfloß auch keine lange Zeit, und die Nähe der schönen, lebhaften und beredten Nichte war dem Gefangenen gewissermaßen unentbehrlich geworden. Sie mußte seine Mahlzeiten theilen, seine Erzählungen anhören, mit seiner Entrüstung sympathisiren, wenn er seine Wiener Feinde verschuchte, und das Alles that sie mit einem so liebenswürdigen Eingehen auf die Anschauungsweise und die oft barocken Vorstellungen des berühmten Soldaten, daß der Einfluß ihrer Nähe auf seine früher so oft verbitterte und jähzornige Stimmung nicht ausblieb. Unheilvollen Entschlüssen die Spitze abzubrechen, zornigem und übereilten Handeln durch eine Art nachgebenden Entgegenwirkens zuvorzukommen und ungerechte Urtheile leise und allmählich in gerechteres Denken umzuwandeln, ist ja eine der Gaben, die sich sehr bald in Frauen entwickelt, deren Schicksal sie an Männer gekettet hat, welche mehr oder weniger vom Charakter unseres Obersten haben.

„Ich weiß nicht, wie sehr der Oberst von der Trenck das Glück Ihrer Nähe schätzt," sagte Frohn eines Tages zu Agnes, „aber beste mehr weiß ich das Glück Ihrer Anwesenheit zu schätzen. Seit Ihrer Ankunft ist mir mein schwerer Dienst als oberster Gefangenwärter auf dem Spielberg um vieles, vieles erleichtert. Sie glauben nicht, wie viel Kämpfe und unangenehme Scenen ich mit dem Obersten in der letzten Zeit vor Ihrer Ankunft durchzumachen hatte . . . und seitdem bis heute sind wir noch nicht ein einziges Mal an einander gerathen!"

„Ich bin sehr froh darüber," versetzte die junge Dame leicht erröthend, „ich darf daraus schließen, daß ich meinem Oheim nützlich bin, daß ich meinen Entschluß nicht unüberlegt ausgeführt habe . . ."

„Daran dürfen Sie gewiß nicht zweifeln," fiel Frohn ein.

„Und doch," fuhr sie fort, „habe ich Eines nicht erreicht, was meine Wünsche für den verlassenen armen Gefangenen krönen würde, was ich aber freilich bisher auch nicht auszusprechen wagte."

„Und das wäre? Sprechen Sie ohne Scheu, mein gnädiges Fräulein; was sich irgend mit meinen strengen Dienstvorschriften vereinigen läßt, werde ich mit Freuden thun, um dem Obersten — um Ihnen gefällig zu sein!"

„Ich danke Ihnen auf's Herzlichste für Ihre Güte, — und da es Ihren Dienstpflichten gewiß nicht widerstreitet, will ich mir den Muth nehmen, es auszusprechen: mein Oheim entbehrt des Zuspruchs, des Gespräches mit einem Freunde, der den Erzählungen seiner kriegerischen Thaten die volle Theilnahme und das volle Verständniß eines Mannes schenkt; der Zeitungsgeschichte, welcher ihn von Zeit zu Zeit besucht, kann ihm keine Anregung bieten; einzelne ältere Officiere unten in der Stadt, welche zu seinen Bekannten gehören, machen sich selten — sie nehmen vielleicht Rücksichten auf Wien, fürchten eine geheime Controlle . . ."

„Oder," fiel Frohn mit einem zweifelnden Lächeln ein, „sie sind durch des Obersten brüskes Wesen verscheucht, was wahrscheinlicher ist . . ."

„Denn sei, wie ihm wolle," fuhr Agnes Mirzeska fort — „der Oberst empfindet den Mangel des Umgangs mit Männern, den ich ihm nicht ersetzen kann, und . . ."

„Und?" fahren Sie fort, Baronesse —!"

„Und wenn Sie deshalb die große Güte hätten, ihm von Zeit zu Zeit eine abendliche Stunde der Muße zu schenken . . ."

„Ich — mein gnädiges Fräulein, da täuschen Sie sich — ich darf durchaus nicht annehmen, daß meine Besuche dem Obersten von der Trenck angenehm seien!"

„Und weshalb zweifeln Sie daran — Sie, von dessen Verdiensten er mir so oft spricht, der beinahe der einzige Soldat ist, den er neben sich zu respectiren scheint?"

„Nun, das hat er mir in der That nicht zu erkennen gegeben!" rief Frohn überrascht aus. „Unser Verkehr hat sich bis jetzt so ziemlich auf den Austausch derber Necereien von seiner Seite und kühl beschwichtigenderer von meiner beschränkt."

„Gerade deshalb vielleicht, weil er es schmerzlich empfindet, nicht im Besitze einer Achtung und einer Theilnahme zu sein, welche just die ist, auf die er das meiste Gewicht legt!"

Frohn zuckte die Achseln.

„Ich glaube, Baronesse," versetzte er mit einem kleinen Anflug von Ironie, „wenn Sie von schmerzlichen Empfindungen und stillem Gekränktsein Ihres Oheims reden, so halten Sie das Herz des Herrn Obersten von der Trenck für weicher besaitet, als es in der That ist. Wenn ihm jedoch meine Gegenwart in Wirklichkeit nicht unangenehm sein sollte, so bin ich mit dem größten Vergnügen bereit, ihm aufzuwarten und ihm die Zeit vertreiben zu helfen. Hätte ich dabei die frohe Aussicht," setzte Frohn, jetzt selbst ein wenig erröthend hinzu, „daß ich alsdann auch Sie bei ihm finden würde . . ."

„Gewiß," fiel Agnes Mirzeska mit einem Lächeln ein, welches vielleicht nicht frei war von ein wenig harmloser Coquetterie, „o gewiß werde ich in der Nähe sein, um Feixen zu sticken, falls die beiden Herrn aus alter Angewohnheit mit triallirenden Redensarten in ein kleines Plänkeln gerathen sollten!"

„So bitte ich, gleich für heute Abend meinen Besuch, wenn er genehm ist, dem Herrn Obersten ankündigen zu wollen."

Agnes streckte lebhaft bewegt wie zum Dank dem Commandanten die Rechte entgegen. Frohn küßte diese weiße Hand mit einer Innigkeit, welche auf Beider Wangen eine dunkle Röthe hervorrief. — —

Am Abend saßen drei dem Anschein nach ganz heiter und sorglos plaudernde Menschen um den mit Wein und Früchten besetzten Tisch in Trenck's Wohngemach. Agnes Mirzeska hatte eine weibliche Arbeit im Schooße liegen, und Frohn's Augen waren auf die zarten, schmalen Finger geheftet, welche an dieser Arbeit hälkelten; Trenck führte das Wort und erzählte — der Mittheilungsgeng ist in Charakteren of leidenschaftlichen Gepräges, wie der seine, selten ruhig; es war ihm ganz willkommen, daß sein Gast so gut zuhören konnte und so wenig sprach — außer etwa in Momenten, wo Agnes Mirzeska ihr Auge von ihrer Arbeit erhob, den Blicken Frohn's begegnete und dann leise erröthend wieder niederblickte, als ob ihr stummes Gegenüber in diesem Momente in der That etwas — wenn auch nur mit den Augen gesprochen!

(Fortsetzung folgt.)

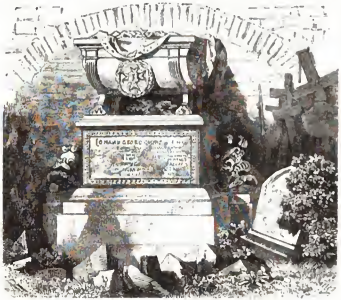
Ein Gang über Dresdens Kirchhöfe.

Von L. E.

Nr. 1. Der katholische Kirchhof.

Aus dem beweglichen Treiben des Lebens zieht es uns oft mit ungestümer Sehnsucht in das stille Reich des Todes. Es ist als ob das laut und stürmisch klopfende Menschenherz von Zeit zu Zeit dringend des beschwichtigenden Anblicks jener Stätten bedürfe, wo Tausende ruhen, die aufgehört zu schlagen; als müsse die in der Welt oft so heiß und glühend nach Ruhe und Frieden sich sehnende, nach Freude und Glück suchende Seele sich mitunter den Trost verschaffen, an dem Orte auf Erden zu weilen, wo ihr immer und immer wieder vom einfach schwarzen Kreuz die goldene Nachricht entgegenleuchtet, daß hier endlich eine dauernde Ruhe, ein ewiger Frieden, unvergängliche Freuden und nie endendes Glück zu finden ist.

Aber nicht allein beruhigend und erhebend wirkt es, über Kirchhöfe zu wandeln; es liegt auch ein seltsamer eigenthümlicher Reiz darin, die Namen Derer zu entziffern, welche uns auf dem Pfade vorangegangen sind, den auch wir betreten müssen.



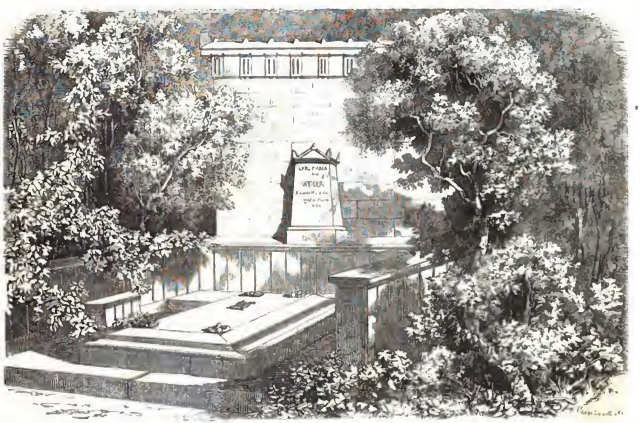
Grabstätte des Chevalier de Saxe.

Wie vielen unbekannten und vergessenen Namen wir auch begegnen, hier und da taucht unter der Menge doch einer auf, der uns lieb und werth war, dessen Träger uns zwar im Leben unbekannt geblieben, welcher aber durch Werke und Thaten zu uns gesprochen hat; Namen, die schon tausendfach durch den lauten Posaunenklang des Ruhmes an unser Ohr getragen worden, fort und fort mit mächtigem Schall durch die Welt tönen, während die, welche sie geführt, längst aus ihr geschieden, längst in Staub und Asche zerfallen sind. —

Von solchen Namen, die mit unauslöschlichen Zügen in die Herzen von Millionen von Menschen fester und tiefer eingegraben sind, als auf den steinernen Monumenten, welche die Stätten ihrer ewigen Ruhe bezeichnen, zeigt uns Dresdens einer Kirchhof nur einen einzigen; doch an diesen einen leuchtenden Namen, der gleich einem Meteore ewig im Tempel des Ruhms hell strahlt, reihen sich einzelne andere Namen, die, wenn sie auch nicht mit einem so glänzenden Lichtscheine, wie jener Eine, umwoben sind, dennoch hell und klar aus den Schatten des Todes hervortreten und zu den bedeutenden im Gebiete der Kunst und Literatur gehören.

Jener eine berühmtere Name, als alle andern, die auf Dresdens Kirchhöfen verzeichnet sind, ist der von Carl Maria von Weber. Er ruht auf dem katholischen Kirchhofe in Friedrichstadt, der einer der ältesten, aber wenigst hübschen von Sachsens Residenz ist.

Carl Maria von Weber kann man wohl vorzugsweise einen deutschen Componisten nennen. Er trat mit seinen schönen einfachen Liedern, seinen von Begeisterung durchflutheten und hinreißenden Kriegsgesängen, mit dem ganzen Zauber seiner tiefen wundersamen Melodie gegen die nur auf Effect hinzielende italie-



Grabstätte von Carl Maria von Weber.

nische Musik auf, welche sich im Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland schon glänzende Bahn gebrochen und immer mehr Anhänger fand.

Nicht allein durch Kraft und Klarheit, Tiefe und Hoheit, Innigkeit und Weichheit, seltenen Melodienreichthum und überraschende Gedankenfülle zeichnen sich Weber's geniale Tondichtungen aus; seine Schöpfungen sind auch von einem so frischen und reinen Hauche von Poesie umwoben, von so warmer, lebhafter und glühender Phantasie durchströmt, wie die weniger anderer deutscher Componisten. Alles vereinigt sich in ihnen, um sie zu einem vollendeten Ganzen zu machen — jede einzelne seiner Tondichtungen ist ein Meisterwerk! —

Beethoven's Riesengedanken und großartige Dichtungen vermögen es, das ganze Innere eines Menschen zu erregen, ihn in seinen tiefsten Tiefen durch die gewaltige Welt seiner Töne zu erschüttern und die Seele emporzuziehen zu jenen erhabenen Regionen, in denen so viele seiner Compositionen sich hauptsächlich bewegen; — Mozart's Zauberklänge können Geist und Sinn entzücken und verwirren; Haydn's Zartheit und Anmuth uns immer wieder von Neuem überraschen, wohlthun und befriedigen; doch — Carl Maria von Weber ist es verliehen, indem er einfach zum Herzen spricht, Empfindungen zu erwecken, wie sie eben nur in einer Menschenbrust erregt werden können, deren Hauptleben das Gefühlsleben, und — in diesem Leben ist nun einmal die deutsche Nation stärker als jede andere.

Aus diesem Grunde machte sich Weber zum Liebling des deutschen Volkes, und seine Melodien sind es hauptsächlich, die eingedrungen sind bis in die untersten Schichten unserer Nation. Sie ertönen nicht allein auf Bühnen, in Concerten, in Salons und einfachern Cirkeln, im Familienkreise; nein, an seinen reizenden Melodien erquickt sich der mit mühevoller Arbeit beschäftigte Tagelöhner; — seine entzückenden Lieder tönen durch Feld und Wald, und oft hören wir sie schon von kleinen Kindern, die sie vor sich hin summen! — Wer denkt bei diesen Wahrnehmungen nicht an den bescheidenen Anspruch des großen Meisters —, wem fällt nicht ein, wenn er überall, wo deutsches Leben sich regt und deutsche Musik ertönt, sogar in fernen fremden Landen vorzugsweise Weber's Melodien erklingen hört, daß dieser berühmte Künstler es gewesen, der jenes kleine einfache, ihn aber so vollständig charakterisirende Lied componirt hat:

„Tönen meine kleinen Lieder,
Die ein süßbeud Herz ersinnt,
Nur in einem Herzen wieder,
Dann erfüllt ist ihr Beruf."

In der vollsten Thätigkeit seines rastlos schaffenden Geistes reunte Weber dem deutschen Volke entrissen. Er starb, wie bekannt, im Alter von 39 Jahren am 4. Juni 1826 in London.

Man hatte Weber in der Westminster-Abtei, der Ruhestätte von Englands bedeutendsten Männern, beisetzen wollen, wo auch Händel sein Grab gefunden; doch waren diese Pläne daran gescheitert, daß er katholisch war, wie auch an dem Gedanken, daß seine Familie und seine Freunde und Verwunderer vielleicht später die Ueberführung seiner irdischen Ueberreste in die Heimath wünschen würden.

Am 22. October 1844 fand die Einschiffung von Weber's Leiche aus England Statt. Tausende mit Trauerflaggen bewimpelte Schiffe empfingen sie im Hafen von Hamburg, und Tausende von Menschen standen trauernd am Ufer und lauschten den ernsten, tiefergreifenden Klängen des Beethovenschen Trauermarsches, unter denen der Sarg nach Dresden eingeschifft wurde. Am 14. December landete das Schiff dort, dessen mächtige Trauerflagge die Inschrift trug: „Weber in Dresden". Mit den größten Feierlichkeiten empfing man den geliebten Todten, und ein unabsehbarer Zug Leidtragender geleitete seine Leiche nach der für ihn bestimmten Gruft. Diese hatte wenige Wochen zuvor den jüngsten Sohn des großen Meisters, einen der talentvollsten Schüler der Dresdener Malerakademie, in sich aufgenommen.

Die beigefügte Abbildung zeigt Weber's Ruhestätte in Dresden. Wie sein Grab gepflegt wird, giebt sich immer von Neuem durch den frischen schönen Blumenflor zu erkennen, der die mit einer Lyra geschmückte Steinplatte umgiebt.

Einen seltsam traurigen Contrast zu diesem so sorgsam behüteten Grabe bildet auf demselben Kirchhofe ein zwischen wild überwucherten Rasenhügeln und theilweise eingesunkenen Gräbern sich erhebender Stein. Man entziffert von dessen bemooster Fläche nur mühsam einen Namen, der einst hell am Horizonte der Kunst gestrahlt, dort noch immer leuchtet und den eines Mannes bezeichnet, der die allgemeine Liebe und Achtung seiner Zeitgenossen besessen und dessen furchtbares Schicksal von Jedem auf das Tiefste beklagt worden, der die Kunde seines entsetzlichen Todes vernommen.

„Franz Gerhard von Kügelgen,
geb. 1772, gest. 1820."

so lautet die einfache Inschrift eines einfachen Steines, dessen Flächen nur ein von einer Sense umgebenes Kreuz zieren.

Bacharach am Rhein war der Geburtsort jenes liebenswürdigen Künstlers, und am Ufer der Elbe zwischen dem Dorfe Loschwitz und Dresden wurde er in der Osterwoche am 27. März in der Abendstunde auf dem Heimwege nach seiner Wohnung ermordet.

Es heißt von Kügelgen, daß er einer der edelsten, frömmsten, besten und liebenswürdigsten Menschen gewesen und nie einen Feind gehabt habe, weshalb denn auch die Art und Weise seines schrecklichen Todes, neben dem furchtbarsten Schreck, dem größten Entsetzen und der allgemeinsten Entrüstung über eine so ruchlose That, eine Ueberraschung und ein Erstaunen erregt haben soll, wie es sich Beides richtig vorzustellen kaum möglich sei.

Als Maler zeigt Kügelgen auf erhebende und zugleich rührende Weise, wie die echte Kunst auf ein reines frommes Gemüth zu wirken vermag. Es sind nicht allein seine Schöpfungen von dem Geiste der Reinheit und Frömmigkeit durchdrungen und beseelt, der den Grundzug seines Charakters gebildet; sondern sein ganzes Leben beweist uns, auf welcher Stufe der Vollkommenheit dieser Künstler als Mensch gestanden.

Hört man, wie geachtet, wie beliebt Kügelgen gewesen, so staunt man doppelt, wenn man an jenem Denkmale sitzt, der seine irrsinnige Ruhestätte bezeichnet. — Von seinem Grabe ist nämlich nichts mehr vorhanden, — der Platz, der ihn zur ewigen Ruhe aufnehmen, nach jener vom Gesetz bestimmten Reihe von Jahren umgegraben und jetzt bereits zum zweiten Male zur Beerdigung Anderer benutzt worden.

Unwillkürlich regen sich bei dem Anblick im Herzen die Fragen: Wie konnte das möglich sein, die Gerhard von Kügelgen eine Gattin und Kinder hinterließ? — wie konnten das seine Aermste zugeben? — wie konnte das in einer Stadt wie Dresden geschehen, wo die Kunst eine so lebhafte Anerkennung findet und dieser berühmte Maler Professor der Kunstakademie gewesen?

Zu den berühmten Gräbern des katholischen Kirchhofs gehören noch die Friedrich von Schlegel's und Johann Baptist Casanova's, Ersterer als Schriftsteller ausgezeichnet, — während Letzterer sich als Director und Professor der Dresdener Kunstakademie Dank und Anerkennung durch Heranbildung tüchtiger Schüler erworben.

Unter den schönen und alten Denkmalen, an denen dieser Kirchhof überhaupt reich ist, nimmt das des Chevalier de Saxe den ersten Rang ein. Es macht einen äußerst imposanten, altertümlichen Eindruck, erhebt sich auf einem kolossalen, von Emblemen des Ritterthums umgebenen Piedestal, das die Tafel mit der Aufschrift trägt, von der aber außer einzelnen Sylben des Namens nur die und da ein Buchstabe erkenntlich und welche ebenso von grünlicher Farbe umgeben ist, wie der mächtige, schön gearbeitete Sarkophag, der auf dem Piedestal ruht. Auf dem Sarkophage, den das Wappen des Chevalier de Saxe mit Königskrone und Maltheserritterkreuz ziert, liegt oben der Mantel der Maltheserritter, den das Ritterschwert hält, dessen Falten aber tief über den Sarkophag herabwallen und ihn auf das Reichste drapiren. Der Chevalier de Saxe, Sohn König Augusts des Starken und der Fürstin Ludwigsmirsla-Teschen, 1700 geboren, war Maltheserritter und starb als Generalfeldmarschall und Gouverneur von Dresden im Alter von 74 Jahren.

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher.

(Schluß.)

Den bedeutenden „Reden“ Schleiermacher's, welche schnell hintereinander mehrere Auflagen erlebten und die größte Wirkung ausübten, folgten die nicht minder ausgezeichneten „Monologe“, eine Reihe von Betrachtungen und Ansichten über den inneren Menschen voll tiefer Anschauungen und geistreicher Gedanken, die dieses Buch bald zu einem Evangelium der Gebildeten und besonders der Frauen machten. Durch beide Werke wuchs Schleiermacher's Ruf in den Berliner Kreisen, zu denen er in eine geistige Wechselwirkung trat. Die vorzüglichsten Männer aus der Nähe und Ferne, wie Brinkmann, Schlegel, Hüffen, Wilhelm u. s. w. schlossen sich ihm an, besonders groß aber war die Zahl seiner weiblichen Verehrer, die sich von seinen Schriften angeregt und begeistert fanden. Erst jetzt kam sein gesteigertes Talent zur vollsten Geltung; er war nichts weniger als ein finsterer Aescetiker, sondern wie Luther hatte auch er seine Freude am Leben und an einer unschuldigen Heiterkeit. Manches dauernde Bündniß wurde eingegangen, manche Freundschaft für die Ewigkeit geschlossen. In jene Zeit fällt auch Schleiermacher's Verhältniß zu einer Frau, die in unglücklicher, kinderloser Ehe lebte. Er glaubte, daß ihr inneres Leben in jener Verbindung zu Grunde gehen müsse, und hielt deshalb die Scheidung, gegen die unsere heutigen Zeloten eifern, die Auflösung eines solch innerlich unwahren Verhältnisses für eine sittliche Pflicht. Sie hatte nicht die Kraft, einen solchen Entschluß zu fassen, weshalb er nach schweren Kämpfen seiner Liebe entsagte. Diese Umstände und noch manche andere Verdrießlichkeiten, die er sich durch seine schriftstellerische Thätigkeit, zumal durch die mißverstandenen Briefe zu der berüchtigten „Lucinde“ seines Freundes Schlegel zugezogen hatte, verleideten ihm seinen Berliner Aufenthalt, so daß er es vorzog, eine Stelle als Prediger in Stolpe anzunehmen. Vorher schon hatte er sich mit Schlegel zu einer gemeinschaftlichen Uebersetzung des „Plato“ verabredet, die er später ganz allein beendete. Auch ließ er eine Sammlung seiner Predigten erscheinen, Muster eines gediegenen, klaren Vortrags, reich an Gedanken und allerdings weit mehr auf das Denkvermögen und den Verstand seiner Zuhörer, als auf ein frömmelndes Gefühl oder religiöse Phantasie berechnet. — Auch in seinem Exil blieb er der Wissenschaft und der von ihm einmal eingeschlagenen Richtung treu; hier veröffentlichte er die „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre“ und „Zwei unvorgreifliche Gutachten in Sachen der protestantischen Kirche“, das letztere Werk ohne seinen Namen, beide aber ausgezeichnet durch ihre scharfsinnige Dialektik. —

Im Jahre 1804 erhielt Schleiermacher, dessen Verdienste in der gelehrten Welt volle Anerkennung fanden, nachdem er den Ruf an die Universität zu Würzburg abgelehnt, eine Anstellung als außerordentlicher Professor der Theologie und Philosophie in Halle. Hier schloß er mit Steffens den herzlichsten Freundschaftsbund; auch nahm er seine Halbschwester Nanni zu sich, die später die treue Lebensgefährtin unseres Dichters Arndt wurde. Nur zwei Jahre dauerte seine akademische Wirksamkeit in Halle, da in Folge der Schlacht bei Jena und der französischen Invasion durch einen Machtspruch Napoleons die Universität aufgelöst wurde. Schleiermacher kehrte nach Berlin zurück, wo er als Prediger eine Anstellung fand; zugleich hielt er, wie Fichte, öffentliche Vorlesungen. Von der Kanzel herab wirkte er in jener für Preußen so traurigen Zeit im herrlichsten Sinne für Belebung des Patriotismus, für Hebung und Weckung der Vaterlandsliebe, indem er unerschrocken den Drohungen der fränkischen Machthaber trotzte und unerschütterlich inmitten der Bajonette Davout's blieb. Im gleichen Sinne schrieb er auch damals seine „Weihnachtsfeier“, voll erhabener Gedanken, die Zeugniß für seine Hochherzigkeit ablegten. Erst im Jahre 1809 wurde er als Pastor der Dreifaltigkeits-Kirche fest angestellt, worauf er sich mit der Wittwe seines verstorbenen Freundes von Willich verheirathete, die ihm aus erster Ehe einen Sohn und eine Tochter zubrachte, bei denen er Vaterstelle vertrat. Sie gebar ihm einen einzigen Knaben, Namens Nathanael, der ihm zum größten Schmerze im neunten Jahre wieder entrissen wurde. — Unterdeß war durch Stein, Hardenberg und Scharnhorst die Regeneration des preußischen Staates eingeleitet und zum Theil beendet worden. Mitten im Taumel und unter dem Hasche des siegenden Eroberers begann jene herrliche Zeit der staatlichen Wiedergeburt, an der auch Schleiermacher seinen regen Antheil als Prediger und der neu begründeten Universität zu Berlin hatte. Als solcher wirkte er auf die studirende Jugend durch die Kunst und Anmuth seines Vortrages, durch die Tiefe und den Scharfsinn seiner Gedanken, vor Allen aber durch die freisinnigen Anschauungen, die er in die nur zu sehr verknöcherten Begriffe der damaligen Theologie brachte. Er war gleichsam der Gründer einer neuen theologischen Schule, welche die Harmonie des Wissens und des Glaubens anstrebte und den echt protestantischen Fortschritt gegenüber einer beschränkten Orthodoxie und einem überschwänglichen Pietismus vertrat. Für diese Gesinnung legt seine „kurze Darstellung des theologischen Studiums“ ein sprechendes Zeugniß ab.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten wurden von der Berliner Akademie durch die Ernennung zu ihrem Mitgliede belohnt. In ihren „Denkschriften“ veröffentlichte er eine Reihe höchst bedeutender Abhandlungen zur Geschichte der alten Philosophie. Aber Schleiermacher war keiner jener Stubengelehrten, die über ihre Studirstube die Welt vergessen. Stets nahm er den lebendigsten Antheil an den großen Ereignissen seiner Zeit, vorzugsweise an dem Schicksale seines Vaterlandes. Als Jung und Alt zu den Waffen griff und sich zum Befreiungskriege rüstete, war auch er bereit, sein Blut und Leben zu opfern. Er trat mit den Vaterlandsfreunden in Verbindung und machte gemeinsame Sache. Zugleich wurde er ein thätiges Mitglied des Landsturmes und der zur Vertheidigung der bedrohten Hauptstadt niedergesetzten Schutzcommission. Wenn er seine Vorträge an der Universität beendet, seine Predigt für den nächsten Sonntag entworfen, kann vertauschte er den Hörsaal mit dem Exercirplatz, die Feder mit der Lanze, bereit mit Wort und That dem Vaterlande zu dienen. —

Aber auch nach dem erkämpften Siege gegen den fränkischen Unterdrücker blieb Schleiermacher jener Freiheit treu, die, nachdem sie ihren Dienst gethan, von vielen Fürsten und Staatsmännern verleugnet und verfolgt wurde. Auch in Preußen begann eine Zeit der Reaction auf religiösem und politischem Gebiete. Das Wartburgfest und die Ermordung Kotzebue's boten einem Schmalz nur Conserten die willkommene Gelegenheit, gegen den freien Geist der deutschen Jugend und der Universitäten zu eifern, die Freunde des Fortschritts und wahren Patrioten zu verleumden. Unbekümmert um seine weltliche Stellung, ohne Scheu vor den Machthabern trat Schleiermacher der Gemeinheit entgegen, indem er die von oben begünstigten Anklagen des Gegeimrath Schmalz mit Entrüstung und platonischer Dialektik bekämpfte, obgleich er wohl wußte, daß er dadurch sich viele einflußreiche Feinde weckte. Aber ihm stand die Wahrheit höher als jede irdische Vortheil. Auch in kirchlichen Angelegenheiten behauptete er seine Unabhängigkeit und den Ruf der Freisinnigkeit, wie sein Angriff gegen den Oberhofprediger von Ammon und sein ironisches, geistvolles Glückwünschungsschreiben an die zur Verbesserung der preußischen Liturgie niedergesetzte Commission bewies. Ihm standen, wenn er wollte, die Waffen eines vernichtenden Witzes wie Wenigen zu Gebote; um so höher ist darum seine Mäßigung den Gegnern gegenüber zu bewundern. Nichts deste weniger scheute er nicht den Kampf für die Freiheit und das Licht der Vernunft, welches die protestantischen Jesuiten zu verdunkeln suchten.

Dafür zollten ihm die bedeutendsten Männer seiner Zeit ihre Achtung und Anerkennung. Seine Mitbürger ehrten ihn mit vielfachen Beweisen ihres Vertrauens, seine Predigten wurden von dem gebildetsten Theile der Hauptstadt mit Bewunderung gehört, und die Dreifaltigkeitskirche faßte kaum die Zahl der Zuhörer, die sich an seinem lebendigen Worte erbauten. Er lehrte auf der Kanzel das wahre Christenthum, die Religion der Liebe, der Demuth und Liebe; auf dem Katheder der Universität bildete er eine Reihe von Theologen, wie Jonas, Snpow ꝛc., die das protestantische Princip in seiner Reinheit wahrten. Weit über die Grenzen Deutschlands drang sein Ruf, wofür er bei seiner Anwesenheit in Kopenhagen den glänzendsten Beweis erhielt. Mit Begeisterung wurde er daselbst empfangen, von dem Tochter Oehlenschläger bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Festmahle mit

dem Toast begrüßt: „Dem Denker, dem Prediger, unseretheit dem Menschen“; woran sich ein von einem dänischen Theologen gedichtetes Lied schloß, dessen Schlußverse lautete:

Gegrüßt uns am dänischen Strande,
Der Retter aus ebelm Geschlecht!
Willkommen im nordischen Lande
Für Glauben, Wahrheit und Recht!
Hoch lebe der hehre Meister,
Der traurtlich zu uns sich gesellt;
Es blüh' die Gemeinschaft der Geister
Von hier bis aus Ende der Welt. —

So genoß Schleiermacher die Früchte eines reichen Lebens, freilich getrübt durch den Verlust seines einzigen Sohnes, durch den Verdruß über die immerwehr um sich greifende Reaction, der seine besten Freunde, wie der ihm nah' verwandte Arndt, zum Opfer fielen, getrübt durch vielfache körperliche Leiden, denen er endlich am 12. Februar 1834 erlag. Sein Tod war der eines Weisen, eines Christen und legte das herrlichste Zeugniß für sein tiefes religiöses Gefühl, für die Treue seines oft angegriffenen Glaubens ab, weshalb seine Sterbestunde besonders hervorgehoben zu werden verdient. — Ueber die letzten Augenblicke hat seine Schwester, die ihn um sechs Jahre überlebte, für die näheren Freunde des Verewigten folgende beherzigenswerthe Aufzeichnung hinterlassen:

„Schon seit zwölf Tagen litt der geliebte Schleiermacher an großer Heiserkeit und Husten, sah freilich heiter und klar, aber sehr blaß aus. So sehr wir uns beunruhigten und ihn baten, mehr Rücksicht auf seine Gesundheit zu nehmen, so wies er doch Alles zurück, der Versicherung zurück, daß er sich vollkommen wohl fühle, daß dies nur äußere Leiden seien, die auf sein inneres Befinden gar keinen Einfluß hätten.

Am Donnerstag den sechsten war der letzte Abend, der stets und heiter im Familienkreise verlebt wurde. In der Nacht zum Freitag begann die Krankheit durch einen fürchterlichen Anfall von Schmerzen im ganzen Körper. Sein Aussehen war wie eines Sterbenden, und er sprach sehr bestimmt seine Todesahnung aus. Ich hatte zugleich nach dem Arzt geschickt, der den Zustand sehr gefährlich fand, durch dessen Hülfe jedoch dieser Zustand in wenig Stunden beseitigt war und er ruhig und schmerzlos in seinem Bette lag.

Am Sonntag war eine Consultation von vier Aerzten. Ich kam nicht von seinem Bette. Die im anstoßenden Zimmer auf meinen Wink wartenden Kinder und Freunde besorgten Alles, zur persönlichen Pflege war ich hinreichend und die höchste Stille war geboten. Ich halte sie so gewissenhaft gehalten, daß ich ihn zu seinem einzigen theuern Wort veranlaßt habe.

Er verschlerte oft, er leide nicht so viel, als es wohl scheine. Seine Stimmung war während der ganzen Krankheit klare, milde Ruhe, pünktlicher Gehorsam gegen jede Anordnung, nie ein Laut der Klage over Unzufriedenheit, immer gleich freundlich und gerührig, wenn auch ernst und nach innen gezogen.

Einmal rief er mich an sein Bett und sagte: „Ich bin doch eigentlich in einem Zustande, der zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwankt (er hatte nämlich Opium bekommen, das ihn viel schlummern machte), aber in meinem Innern verlebe ich die göttlichsten Momente — ich muß die tiefsten speculativen Gedanken denken, und die sind mir völlig eins mit den innigsten religiösen Empfindungen.“ — Einmal hob er die Hand auf und sagte sehr feierlich: „Hier flamme eine Opferflamme an.“ Ein anderes Mal: „Den Kindern hinterlasse ich den Johannischen Spruch: Lieber Christ untereinander.“ Wieder ein anderes Mal: „Die guten Kinder, welch' ein Segen Gottes sind sie uns!“ Ferner: „Ich trage Dir auf, alle meine Freunde zu grüßen und ihnen zu sagen, wie innig lieb ich sie gehabt habe.“ — „Wie freue ich mich auf die schönen Tage der süßesten Hoheit, Hirtchens (seiner Tochter) Hochzeit — ich durchlebe sie jetzt schon ganz.“ — „Ich wäre so gern noch bei Dir und den Kindern geblieben.“ — Alle als ich meine Hoffnung aussprach: „Täuschte Dich nicht, liebes Herz, mit der höchsten Innigkeit, es ist noch viel Schweres zu überstehen.“ — Auch verlangte er die Kinder zu sehen, doch als ich ihn bat, ja alles Bewegende zu vermeiden, stand er gleich davon ab und war damit zufrieden, daß jedes nur einmal in das Zimmer kommen sollte, etwas zu bringen. Er fragte einige Male, wer im Nebenzimmer sei, und als ich ihm die lieben Freunde nannte und sagte: „Sie sind mit den Kindern im stillen Gebet vereinigt,“ schien er sich daran zu freuen.

Am letzten Morgen stieg sein Leiden sichtbar. Er klagte über heftigen inneren Brand, und der erste und letzte Klagelaut drang aus seiner Brust: „Ach, Herr, ich leide viel.“ Die vollen Todeszüge stellten sich ein, das Auge war gebrochen, sein Todeskampf gelämpft. Da legte er die beiden Verewingen an das linke Auge, wie er that, wenn er tief nachdachte, und sing an zu sprechen:

„Ich habe nie an todten Buchstaben gehangen, nur wir haben den Versöhnungstod Jesu Christi, seinen Leib und sein Blut. Ich habe aber immer geglaubt und glaube auch jetzt noch, daß der Herr Jesus das Abendmahl in Wasser und Wein gegeben hat.“

Diese Aeußerung bezog sich darauf, daß ihm Wein unverdünnt verboten war — und bei den Juden wurde bekanntlich, wie im ganzen Alterthum, der Wein nur vermischt mit Wasser genossen. Während dessen hatte er sich aufgerichtet, seine Züge lagen sich an ihn zu beleben, seine Stimme war rein und stark. Er fragte mit priesterlicher Feierlichkeit: „Seid Ihr auch eins mit mir in diesem Glauben, daß der Herr Jesus auch das Wasser in dem Wein gesegnet hat?“ worauf wir ein lautes Ja antworteten. „So lasset uns das Abendmahl nehmen, Euch den Wein und mir das Wasser,“ sagte er feierlich, „es stoße sich keiner an der Form.“ Nachdem das Nöthige herbeigeholt war, während wir in feierlicher Stille mit ihm gewartet hatten, sing er an, mit verklärten Zügen und Augen, in denen ein wunderbarer Glanz, ja eine höhere Liebesgluth, mit der er uns anblickte, zurückgekehrt war, einige betende, einleitende Worte zu der feierlichen Handlung zu sprechen. Darauf gab er zuerst mir, dann seinen Anwesenden und zuletzt sich selbst das Brod, indem er bei jedem die Einsetzungsworte laut sprach: „Nehmet hin und esset,“ ja so laut sprach er, daß alle Kinder, die herbeten an der Thür des Nebenzimmers standen, es deutlich hörten.

Ebenso reichte er den Wein mit den vollständig ausgesprochenen Einsetzungsworten, und zuletzt, nachdem er auch sich selbst wieder die Einsetzungsworte gereicht hatte, das Wasser; dann: „auf diesen Worten der Taufe bekenne ich, sie sind das Fundament meines Glaubens.“ Nachdem er den Segen gesprochen, wandten sich seine Augen noch einmal voll Liebe zu mir — dann: „in dieser Liebe und Gemeinschaft bleiben wir eins.“ Er legte sich auf das Kissen zurück. Noch ruhte die Verklärung auf ihm. Nach einigen Minuten sagte er: „Nun kann ich auch mich mehr hier ausbalten,“ und dann: „geht mir eine andere Lage!“ Wir legten ihn auf die andere Seite. Er athmete einige Mal auf; das Leben stand still. Unterdeß waren alle Kinder herumgetreten und umgaben knieend das Bett. Sein Auge schloß sich allmählich. — — Wie schwach reicht jetzt selbst die Erinnerung an die Wirklichkeit dieser ungeheuren Augenblicke!“ —

So lebte, wirkte und starb Schleiermacher; er ruht in Berlin auf dem Kirchhofe der Dreifaltigkeitsgemeinde vor dem Halleschen Thore. Ein einziger Grabstein mit seinem überaus ähnlichen Brustbilde bezeichnet die letzte Stätte des Mannes, der den Geist des Christenthums, Liebe und Duldung, Freiheit und Fortschritt, wie Wenige, erkannt und durch Wort und That gefördert hatte.

Der Newgate-Fleischmarkt in London.

Die Märkte in London! Lebensquellen für 3 Millionen Menschen, die alle mehr „nach der Nahrung“ sind, als die mit Hunger und Appetit gesegneten Sterblichen anderer Nationen — das will etwas sagen. Nahmärkte und den Wanen-, Frucht- und Gemüsemarkt haben wir schon früher geschildert, und auch der neue Viehmarkt ist den Lesern mit Wort und Bild in einem früheren Jahrgange gezeigt worden.

Gehen wir weiter auf diesem Gebiete, in den Mittelpunkt des alten Londons, auf classischen Boden, den höchsten Hügel der Hundertbügelstadt, bis wir recht vor der Paulskirche auf der Nordseite stehen, wo's immer „zieht“ nur der Wind immer nun den umgebenden Moloch herum läuft. Der Kirche gegenüber im Norden, dicht daher, läuft die Reihe classischer Prügeleien, wo man Häute und Hanken, Talg Arten von Mänteln und Mantillen, Bänder

Digitized by Google

und Spitzen, Kleiderstoffe fuder- und schiffsladungsweise, aber auch im Einzelnen kaufen kann. Die großen Schaufenster sind immer von drei-, vierfachen Reihen kaufslustiger Damen belagert. Wer Schönheiten und Eitelkeiten am Tand studiren will, mag hier verweilen, sich aber warm halten, damit er sich nicht bei warmer Bewunderung der schönen Welt erkälte. Wir unterseits gehen durch eine ganz enge und ganz kurze Seitenstraße in eine lange und noch engere, den Mittelpunkt des ganzen englischen Buchhandels, genannt Pater Noster Row. Von diesem Brennpunkte geistiger Nahrung führen noch viel engere Schlüpfen von Gäßchen in den Mittelpunkt alles Fleisches dicht dahinter.

Ja, der Großfleischmarkt Londons drängt sich in furchtbarster Enge dicht an das Leipzig des englischen Buchhandels, die enge Pater Noster Row.

Die Ochsen-, Schweine- und Schöpsenkeulen für 3 Millionen Menschen reichen bis in die ungeheueren Lager von Büchern und Broschüren und Magazinen für 28 oder doppelt so viel Millionen Menschen, da wir hier auch an die Colonien und den auswärtigen Verbrauch englischer Literatur denken müssen.

„Hier ist ein Wunder, glaub' es nur!“ Wie man in diese paar scheußlichen, engen Schlupfwinkel zwischen dem Newgate-Gefängniß, vor welchem die armen Sünder mitten auf der Straße noch heute gehangen werden, der Paulskirche und dem Denkmal Robert Peels (classische Zusammenstellung in echt englischem Geschmack!) alles Fleisch für London und die Literatur für England zusammendrängen und von hier aus täglich für und fertig in jeden Mund werfen kann, das ist ein Wunder. Auf dem Newgate-Markte wird Alles sogar in wenigen Stunden abgemacht. Von 3—4 Uhr an Morgens füllt es sich, und um 9—10 Uhr ist das Fleisch für 3 Millionen Menschen in Tausende von Fleischläden verschwunden. Es ist wie mit den Fischen, Blumen, Früchten und Gemüsen, deren Zufuhr und Absatz im Großen an die Kleinhändler auch immer in Nacht und Nebel abgemacht wird. Ohne daß ein Polizei-Präsident oder irgend ein Staatsbeamter oder irgend etwas von Behörde und Menschenbeglückungs-Büreau oder irgend ein Gesetz im Geringsten dabei ordnet und eingreift, bekommt jeder der 3 Millionen Bewohner Londons täglich früh, wenn oder eh' er aufsteht, sein Fleisch, seine Fische, seine Gemüse und Früchte und tausenderlei andere Dinge, die er vielleicht brauchen oder wünschen könnte, frisch aus der Schlächterei, aus Meeren und Flüssen, aus Feldern und von Bäumen Hunderte von Meilen weit her vor die Thür geliefert, ins Haus getragen. Die destillirteste, renste, verdichtetste und göttlichste Macht und Weisheit der weisesten hundert Polizei-Präsidenten Europa's brachte nicht eine so vollkommene Maschinerie von Ordnung, Fülle, Sicherheit und Schnelligkeit zu Stande, als sich hier stets von selber macht, erhält und vervollkommnet. Wenn erst Staaten, die es oft nicht so viel Menschen haben, als London (und was von 3, gilt auch von 30, von allen Millionen Menschen, se klug geworden sind, sich um den Verkehr nicht zu bekümmern, kommen's deren Unterthanen noch bequemer, billiger und besser haben, als die 3 Millionen London's, die sich so furchtbar dicht auf einen Fleck zusammendrängen.

Wie ist's möglich, daß sie aus diesen miserablen Winkeln und Schlüpfen des Newgate-Marktes mit gutem und frischem Fleisch sicher versorgt werden?

Die Arbeit fängt immer Nachts um die zwölfte Stunde an, wenn die letzten Omnibus und Lastwagen verschwunden sind und Raum gemacht haben, und dauert, bis die Omnibus und Lastwagen und Campagnen die Straßen wieder in Beschlag nehmen, d. h. von 8—9 Uhr Morgens. Während dieser Nachtzeit gehören die Straßen den Fleischerkarren, den Lastwagen voller Früchte, Gemüse und Blumen, den Fischlieferanten, den Milchhändlern, so daß die Leute, während sie ihr Nachtessen verdauen, immer schon wieder mit Frühstück und Mittagbrod und allen Delicatessen des Nacht- und Nachtisches für den folgenden Tag versorgt werden. Das Fleisch kommt theils lebendig in zahllosen Heerden zu Wasser und zu Lande, zu Fuß und mit der Eisenbahn, theils geschlachtet und gut verpackt, sogar eingesalzt, in London an und ist bis 5 Uhr Morgens dicht beisammen auf dem Newgate-Markte. Unzählige Wagenburgen von Fleischerkarren rollen während der Nacht durch die Straßen, leer nach, beladen vom Newgate-Markte.

Ich hatte mich mit meinem Fleischlieferanten verabredet, ihn um 5 Uhr Morgens zu treffen, damit er mir einmal den Newgate-Markt in seiner Geschäftsblüthe zeige. Unser Stelldichein war der Winkel des berühmten, alten Ein-Gefängnisses. Hier trafen wir uns pünktlich einer unendlichen Doppelreihe von einspännigen Karren gegenüber, deren weiche Kissen, Sitze und Mäntel und sonstige Kostbarkeiten den lauernden Dieben („lurchers“ und „snatchers“) gute Ernte zu bieten schienen. Ich äußerte mein Befremden über diese Sorglosigkeit, aber mein Führer ließ mir ein Licht aufgehen, indem er blos auf eine im Schatten der gräumigen Gefängnißmauer wachende und scharf umherspähende Figur zeigte. Ein einziger von den Fleischern privatim angestellter Mann machte hier die ganze Polizei und alle Einmischung von „Behörden“ überflüssig. Auch kommen die Polizeimänner blos zum Vorschein, wenn sie ganz besonders gerufen werden und wirklich nöthig sind.

Wir scheben uns in die kleine Hauptstraße des Marktes, wo ein unabsehbares Gewirr von Eisenbahn-Karren ihre Ladungen noch los zu werden suchten, während die Fleischer ihre Einkäufe und Ladungen schon durch wahre Adelsthore von Raum hindurch zu questchen und auf ihre Karren zu bringen sich abmühten. Wie sie es anfingen, große Schöpsen- und Ochsenhintertheile über Köpfe und Schultern und Wagen hinweg wirklich davon und an Ort und Stelle zu bringen, ist mir heute noch ein Räthsel. Der Markt besteht aus wohl zwanzig kleinen, engen Gäßchen und Schlüpfen mit unzähligen Winkeln und unheimlichen Höhlen. Blos durch zwei Straßen können Wagen fahren. Letztere sind sieben Fuß breit, die beiden Straßen blos je zehn Fuß. Jeder Wagen enthält durchschnittlich 40 Centner Ochsen-, Schweinen- und Schweinehintertheil („warum keine Vorderthiere?“ Räthsel, das wohl niemand rathen, so daß wir's heraus selber lösen wollen), die oft auf beiden Seiten über den Wagen hervorragen. Was bleibt da für Raum? Es bleibt nichts als dichter Dualm und Nebel, nebelumhüllter Lampenschein, fichtbarer Athem von Menschen und Thieren, Feuerwerk unter den Pferdehufen, die auf den nassen Steinen ausglitschen und kochen und dampfen vor Angst und Mangel an Luft und vor den Flüchen des Markt-Polezei's, der sich mit den Pferdelenkern zankt. Aber sie behalten alle merkwürdig kaltes Blut und arbeiten sich wie Zauberer und Titanen mit Riesenkraft und Geschicklichkeit rasch gegenseitig in die Hände. Am meisten fielen mir ungeheuere Packete, so Sackleinewand genäht, auf, die vor einem noch geschlossenen Laden aufgehäuft wurden, sedann sonderbar ungeschickte Beinegestechte, die so schwer hinplumpten, als wären sie mit Blei gefüllt. In letzteren stecken die Meisterstücke von Schöpsenhintertheilen für die alten berühmten Hammel-Rippen-Restaurationen, in denen schon Shakespeare, Dichter und Notabilitäten der verschiedensten Jahrhunderte, ihre Hammelrippe eben so gut aßen, wie die Menschen von heute. Die classische Hammelrippe (eigentlich Hammelschwit), wie sie in der City in Hunderten von Restaurationen täglich vielleicht unzählige verzehrt wird, kann blos von Hintervierteln geschnitten werden. Vorderthiele kommen daher gar nicht nach London. Eben so ist's mit den Schweinen und Dosen von Aberdeen und sonstigen schottischen und fernen Gegenden, die immer blos Hinterviertel, dicht in luftdichte Sackleinewand genäht, auf den Londoner Großfleischmarkt schicken. Die Vorder- und sonstigen werthlosen Theile sind die Fracht nicht werth und nicht im Stande, das Ideal alles Fleisches, das die Londoner Gelt- und Standes-Aristokratie alle Tage verwirklicht auf dem Tische sehen will, die „fein marmorirte“ Durchwachsenheit von Fett und Muskeln, leuchten zu lassen.

Es war früh, es war noch Nacht, aber die Tavernen, sonderbar enge hineingequetscht zwischen unendlichen Reihen von Fleischmassen und bald ganz verhangen und versteckt, glänzten in brillanter Gasbeleuchtung, die lemetenschwanzartig durch die Schweine- und Ochsenviertel hindurch in die rauhe, nebelige Novemberluft ververbrach. Im „Alten Kaiserhof“, in der „Glocke“, in „Salutation and Cat“ überall Glanz und Leben und große Zimtröge Bier und saftquellende Stücke „Beef“ und arsistokratischer Luxus ausgebreitet vor schmierigen, schmutzigen, riesigen Kerls in dicken Lederschürzen und blauer Leinwand. So massiv und massenhaft mögen die Freier der Penelope im Homer, die alten Nibelungenrecken geschmaust haben. Hier ist Alles dicker Reichthum bis zum Pferdeschuh und Lastwagen herab, die mit kalbklingter Verächtlichkeit ihre Goldstücke hinwerfen, wenn sie bezahlen, und die Maße Silber, die sie herauskriegen, nur aus Gnade und Barmherzigkeit mit zu nehmen scheinen. Hier ist selbst das schmutzige Beef mit seinen großen Halen so gut wie Gold. Für die Erlaubniß, ein solches Bret, zwei Fuß breit und sieben lang, an eine Wand zu

nageln und Fleisch daran zu hängen, bezahlt ein Fleischer auf dem Newgate-Markte 40 Pfund Sterling — über dritthalbhundert Thaler — jährlich, und für den Laden gegenüber, eine Höhle von 12 Fuß Breite und 7 Fuß Tiefe, 170 Pfund Miethe. Und dies ist an einer wohlfeilen, versteckten Stelle. In der Nähe von Bonser, dem ersten Verkaufsmann in Newgate (so heißen sie, nicht „Fleischer“, da sie eben blos im Großen ein- und verkaufen), kostet dieselbe Räumlichkeit schon an 1500 bis 2000 Thaler.

Wir frühstückten im „Alten Kaffeetopf.“ Wieder heraustretend fanden wir den Markt in vollem Schwunge. Läden, Wände, Thüren, Bretер, Häuser, — Alles war verschwunden, wenigstens unsichtbar geworden hinter Hammeln, Schweinen, Kälbern, Ochsen, zwanzig Arten von wilden Enten, Wasserhühnern, Hasen, Kaninchen und was weiß ich sonst noch für Gethier. Die beiden Schwingthüren der Tavernen waren zu bloßen Ritzen zwischen herabhängenden Schweinen geworden. Menschliche Ungeheuer in schmierigen Nachtmützen und mit Fudern von Fleisch auf Schultern und Rücken trabten und balancirten blindlings durcheinander, nach ihren Herren schreiend, damit diese ihnen Weg und Richtung zeigen sollten. Wandelnde Fleischmassen! Ihr Haar nichts als Fett, ihre Gesichtsrunzeln verklebt mit Talg, ihre Lebendige, rohe Beefsteaks, ihre Kleider selbst gemästet wie 7 Zoll hoch mit Fett bekleidete Schweineviertel. Die Fleischer, deren Karren draußen in unabsehbarem Gewirre harren, preisen hier und da mit einem Finger eine Fleischmasse und schließen in demselben Augenblicke einen Kauf von 100 bis 200 Pfund Sterling ab. Die schon harrenden Träger fallen über die gekaufte Waare her, werfen Centnerlasten von Keulen auf ihre furchtbaren Rücken und taumeln damit blindlings und rücksichtslos gegen lebendiges Fleisch ab, während der Käufer seine knisternden, spröden Banknoten oder Hände voll Gold hinten in der Verkaufshöhle nachlässig hinwirft. Die meisten Fleischer schlachten nicht selbst, sondern kaufen ihren Bedarf immer auf diesem Großmarkte. Dieses Geschäft dauert höchstens drei Stunden. Was später und Abends folgt, ist Kinderei und Kleinhandel, der freilich zuweilen, namentlich Sonnabends, zum Größten und Ungeheuerlichsten wird, was im Detail auf einem so kleinen Raume und in so kurzer Zeit geleistet werden kann.

Nachdem ich in den Gewirr des Großgeschäfts bald von der schweren Hinterviertellaste eines Aberdeen-Ochsen geehrfeigt, bald von der scharfen eisklalten Pfote eines Schweines am Halstuche oder im Nacken gepackt, bald von den Hörnern eines Widders in's Kreuz geschoben und sonst auf tausenderlei Weise fertig gewischt und braun und blau, selbst blutig geschlagen worden war (einmal mitten in dieser wahnsinnigen Wüterei wüthender Leichname von Thieren, war schlechterdings nicht wieder herauszukommen), konnte man endlich wieder Athem schöpfen und seiner Wunden und Püffe bewußt werden. Einmal eingef— oder eingewirbt, beschloß ich, diese sonderbare Welt genauer und tiefer zu untersuchen. Auf Fürsprache meines Führers bekam ich Zutritt in die Werkstatt der Herren Benables und Tyron, die wöchentlich im Durchschnitt 500 (im Sommer) bis 1000 (im Winter) Hammel schlachten. Die Werkstatt bestand nach der Straße zu blos in einem großen Kasten, in welchem ein kaufmännisch aussehender Herr über dicken Büchern saß.

„Und wo ist das Schlachthaus?“ fragte ich verwundert. —

„Hier,“ antwortete er, indem er auf eine Thür hinter seinem Kasten zeigte und sie hernach öffnete. Indem er aus seinem Kasten trat, um mich hinein zu lassen, stieg mir Qualm und Schlachtgeruch in dicken Wolken entgegen. Ich sehe endlich durch die geöffnete Thür in einer dunkle n Höhle, nicht größer als eine gute Stube, acht menschliche Gestalten, alle mit bloßen Armen, alle thatsächlich vom Haar bis zu den Stiefelsohlen von Blute rauchend und triefend.

Diese acht Ungeheuer bilden zwei „Gänge“, wie mich der Buchführer zu dem Kasten hierein belehrte. Jedes Schaf geht durch vier Paar Hände, um sie und fertig zum Verkauf zu werden. Die beiden „Gänge“ arbeiten in der Regel 12 Stunden des Tages und schlachten oder „bringen aus“ während dieser Zeit 160 Stück, sodaß auf jedes noch nicht 5 Minuten kommen. Mein Auge war bald an die Dunkelheit gewöhnt, sodaß ich die kleine Mordhöhle deutlich übersah und mich zwang, ein paar Minuten auszuhalten, um ein Bild von dieser „Nachtseite“ menschlicher Industrie zu verschaffen. Die acht menschlichen Ungeheuer waren in voller Arbeit zwischen lebendigen, ganzen, halben, sterbenden, todten, halb und ganz geschundenen Hammeln. An der einen Wand entlang standen mindestens 15 lebendige Thiere festgebannt hinter einem Verschlag, aus welchem ein schwypender, von Blut getränkter Riese, ein Bild des Grauens in dem dunkeln Dampfe dieses Raumes, eins nach dem andern hervorzog, es auf einen großen, aber übergitterten Kasten warf und durchstach, während die andern sofort ihre Arbeit des Stinkens und Ausweidens begannen. Die lebendigen Schafe standen und starrten auf diese furchtbare Scene und gaben zuweilen Töne von sich, wie ich sie nie auf solchen Thierkehlen vernommen, zitternd-quielende, gurgelnde Töne, für mich das Grauenvollste und Erschütternste des ganzen schrecklichen Bildes, das nur von den Ochsenschlächtern in ihren dunkeln Schuppen und unterirdischen Höhlen, den fabrikmäßigen Schlächtern der 250,000 Stück, die London neben zwei Millionen Schafen, 30,000 Kälbern und 40,000 Schweinen jährlich verzehrt, noch übertroffen wird.

Ich sah mit künstlicher Abhärtung auf diese Mord-Industrie und nahm an, daß sie nothwendig sei, alse ohne alle Sentimentalität, aber nie war mir das Herz schwerer, als nach diesem Anblick, den ich unter den verhältnißmäßig heitern Scenen des draußen begonnenen Einzelverkaufs vergebens les zu werden suchte. Die eigentlichen aristokratischen Großhändler hatten bereits geschlossen, so daß sie den zum Einzelverkauf herabsteigenden Freunden der Armen und „gebildeten Proletarier“ mehr Raum ließen. Die orentlichen und wohlhabenderen Armen kaufen sich hier (für die Hälfte der eigentlichen Fleischer-Preise) ihre Fünf- bis Zehnpfundstücke Fleisch für die Woche. Es wird Sonntags frei vor dem Kehlenfener gebraten. Während der Woche hausen sie sich jeden Tag ein Stückchen ab. Ein Papierchen voll „Erbsen-Pudding“ dazu aus dem Laden, einige Kartoffeln und ein großer Humpen Bier mit Gischmütze (nie ohne dieses, vielleicht auch ein Klatsch von grünen Blättern in Salzwasser gekocht — das ist das Mittagsmahl der Arbeiter und wohlhabenderen Armen.

Das Gedränge, Geschiebe und Geschrei dieses Detail-Geschäfts läßt sich leicht denken, da der Newgate-Markt — in der Mitte von 3 Millionen Menschen, die alle zu den Carnivoren erster Classe gehören, sich auf dem theuersten Pflaster in einander und über einander schiebt und die Straßen und Gäßchenwinkel Tausende von Hausvätern, Müttern, Kindern, Köchen und Köchen anfuehmen und bewirthen müssen. Merkwürdig ist die Schnelligkeit, Grobheit und witzige Kürze, womit hier gehandelt wird. Kaum sieht ein sorgsamer Hausvater oder die wegen knapper Börse bedenkliche Mutter und Gattin ein „Stück Vieh an, so ist's auch schon vom Haken herunter und in ihren Korb. Will oder kann sie nicht so viel zahlen, als der feste Preis ist, fliegt es mit einer kurzen, schnöden Bemerkung schon einem andern Kunden zu.

So etwa kommen und verschwinden im Durchschnitt täglich 100 Kälber, 150 Schweine, 6000 Hammel und über 700 Ochsen, außer Geflügel, Kaninchen, Hasen ꝛc., von diesem einzigen Fleischmarkte Londons.

Die Juden im Ghetto zu Rom und die heilige Inquisition.

Wenn man in Rom über den Ponte Sisto nach dem jenseits der Tiber gelegenen Stadtheil geht, so kommt man durch mehrere lange, schmale Straßen auf einen kleinen, unsöhnen Platz. Auf dem kleinen Platz steht ein palastartiges Gebäude im Baustyl des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Zeit hat seine Mauern mit ihrem eigenthümlichen, dunkeln Colorit gefärbt, der ornamentale Schmuck ist hie und da herunter gefallen, und die Fensterbogen und die mit Wappen geschmückten, hohen Portale bieten den Anblick des Verfallens und der Verkommenheit. Das große Gebäude ist der Palast Cenci, einst der Schauplatz einer furchtbaren Tragödie, welche durch Shelley's geniale Feder und in den drei berühmten Bildern des Palastes Barberini ewig leben wird. In diesen Mauern wohnte Beatrice Cenci, die schöne und tugendhafte Römerin, welche ihr eigener Vater, ein reicher und wegen seiner moralischen Verwerfenheit in Rom allgemein verabscheuter Patrizier, mit seinen blutschänderischen Nachstellungen verfolgte. Der alte Francesco Cenci ging in seiner Verworfenheit so weit, sich seiner beiden ältesten Söhne durch gedungene Banditen zu entledigen, und nun

konnte sich Beatrice seinen Nachstellungen nicht anders entziehen, als dadurch, daß sie selbst zu dem schrecklichen römischen Dolchmesser ihre Zuflucht nahm. Ihre Stiefmutter und ihr Bruder Giacomo boten dem unglücklichen Mädchen ihre Hülfe an, und so fiel der Vater unter der Hand seiner eigenen Tochter. Beatrice, ihre Mutter und ihr Bruder büßten ihre That mit dem Leben. Im September 1599 fielen ihre Köpfe unter dem Schwerte des Henkers. Wenn ich im Palaste Barberini vor dem Bilde Beatrice's stand und diese reinen, engelhaften Züge anschaute, wenn mich dies durch dunkle Wimpern halbverschleierte Auge so traurig anblickte, so konnte ich es mir nicht möglich denken, daß in diesem so mädchenhaften Kopfe mit den sanften, frommen Zügen ein Mordgedanke aufkommen konnte, und immer verließ ich mit Trauer im Herzen über ein so furchtbares Schicksal den Saal.

Jahrhunderte sind seit jener That an dem alten Palast vorübergerauscht. Das Drama, das in seinen geschwärzten Mauern spielte, wäre längst verklungen, wenn nicht der Dichter und der Maler es im Gedächtnisse der Menschen festgehalten hätten. Aber ein anderes Drama, nur ein einzelner, geringer Theil in der großen Schicksalstragödie, welche die Regierung der Päpste in der Entwickelungsgeschichte des unglücklichen italienischen Volkes spielt, wird seit Jahrhunderten täglich vor ihm und in seiner nächsten Umgebung aufgeführt, ein Drama voller Schmerzen und Thränen, voll barbarischer und roher Handlungen. Der Palast Cenci steht am Eingange des Ghetto, des Judenviertels von Rom, und von allen unglücklichen Bewohnern der römischen Staaten sind die Juden die unglücklichsten, die rechtlosesten, die Paria's unter den Taufscheinen von andern Rechtslosen. Ein Paria unter den Unterthanen des Papstes! Das Schrecklichste in diesem Worte versteht nur der, der die römische Regierung kennt! Die Tausende von Flüchtlingen, welche kürzlich mit Hinterlassung ihrer Habe aus den Provinzen, in denen französische Soldaten die Autorität des Papsted wieder herstellten, in die Marken und nach Umbrien über die Grenze eilten, bilden zu meiner Behauptung einen entsetzlichen Commentar. —

Die Juden haben in Italien eigentlich immer eine schlechte Zeit gehabt. Mit dem Anstreten des Christenthums begannen ihre Verfolgungen; aber diese Verfolgungen steigerten sich bis zum Raffinement der ausgesuchtesten Mißhandlungen, als auf den Trümmern des untergegangenen Römereiches das Banner der päpstlichen Tiara mit der Devise: „Extra ecclesiam nulla salus“ wehte. Papst Paul der Vierte ließ in allen römischen Städten, in denen Juden wohnten, den winkeligsten, schmutzigsten und ungesundesten Theil derselben durch Mauern absperren, befahl den Juden, nur da und nicht anderswo zu wohnen, und schloß die Thore dieser Ghetto's vom anbrechenden Abend bis zum andern Morgen. Jeder Jude mußte als Abzeichen einen gelben Hut tragen, und dieser gelbe Hut gab die Unglücklichen allen erdenklichen Verfolgungen und Beschimpfungen Preis. Bei den Carnevalsspielen auf der Piazza Navona und auf dem Corso wurden die Juden gezwungen, bei dem Wettrennen der Büffel, Pferde und Esel mitzulaufen. Die Fastnachtsluft reizte das Volk zu allerlei rohen Ausschweifungen gegen die Unglücklichen, und die Cardinäle saßen auf ihren Tribünen und ergötzten sich an diesen die menschliche Vernunft und die Christusreligion, die Religion der Humanität und der Liebe, schändenden Scenen. Sonntags wurden die Juden zum Anhören der Messe und von Bekehrungspredigten in die christlichen Kirchen getrieben. Juden prägeln, peinigen, sie tödten, sie mißhandeln, war kein Verbrechen. Juden hatten kein Eigenthum; denn sie wurden von Zeit zu Zeit gezwungen, ihr Hab und Gut zu bestimmten Preisen zu verkaufen, widrigenfalls dieser Verkauf von Seiten der Regierung selbst vorgenommen wurde, und allfährlich mußten sie durch einen enormen Tribut von der päpstlichen Regierung die Gnade erkaufen, diese schreckliche Existenz in den römischen Staaten weiter fortsetzen zu dürfen. Doch, wird man mir sagen, ich erzähle märchenhafte Zustände vergangener Jahrhunderte; das Alles ist vorüber! Unter der Regierung Pio Nono's, des jetzigen, schwergeprüften Papstes, sind die Mauern des Ghetto, welche dessen unglückliche Bewohner von der christlichen Bevölkerung trennen, gefallen. Ich erwidere darauf: Es ist nichts wahr; außer den grausamen Carnevalsscherzen ist die Lage der Juden in den römischen Staaten noch heute dieselbe, wie sie vor hundert Jahren gewesen ist. Unter den unglücklichen Unterthanen des Oberhauptes der christlichen Kirche sind die Juden noch heute die unglücklichsten, die Paria's der Gesellschaft, und die heilige Inquisition in Rom hat es sich in den letzten Jahren zur besonderen Aufgabe gemacht, die Juden zu verfolgen und sie auf eine ausgesuchte Weise zu martern, wenn sie dieselben auch nicht mehr auf den Scheiterhaufen bringen kann. Die Mauern und Thore des Ghetto sind freilich gebrochen; aber die heilige Inquisition hat eine Mauer geistigen und bürgerlichen Druckes um diese schmutzigen und winkligen Straßen aufgebaut, daß man bei der Entscheidung in Verlegenheit kommen möchte, welche Mauer höher und schrecklicher war, die alte steinerne, oder die neue, durch ihre Edicte und Gesetze aufgebaute Mauer. Die Juden Roms wohnen alle noch in den Winkeln des Ghetto zusammen, weil mit Christen zusammenzuwohnen und mit Christen in irgend einer Verbindung zu leben, ihnen bei den strengsten Strafen untersagt ist.

Häufig führte mich mein Weg durch jenen Stadttheil, welchen die Tiber zwischen den Brücken Ponte Sisto und Quatro Capi begreift. Es ist ein sumpfiger, ungesunder Moorgrund, der fast im Niveau des Tiberspiegels liegt, das ungesundeste Viertel in dem im Sommer so heißen und ungesunden Rom. Im Norden und im Süden ragen die Architrave und gebrochenen Säulen der Tempel des Marcellus und Pompejus über so enge, schmutzige und elende Gassen empor, daß selbst die Gassen des St. Giovoviertels in London und die jetzt verschwundenen Straßen in Paris, in denen Eugen Sue's einst so berühmter Roman spielte, dagegen licht und freundlich zu nennen sind. Mehrere Gassen sind so eng, daß kaum zwei Mäusen nebeneinander gehen können. Ich flüchte in sie hinein; ein entsetzlicher Duft, ein höllischer Qualm, will mich lieber fangen, schlug mir entgegen, und in diesem schmutziggelben Qualm lagen halbnackte Kinder in zerrissenen Lumpen auf dem Pflaster, und verkümmerte Gestalten krochen an den Häusern umher. Ich troch nun auch in die Gasse, und schaute rechts und links in Höhlen hinein, in denen ich nicht eine Stunde hätte leben mögen. Alle die verkrümmten Gestalten in ihren Lumpen streckten mir die magern Hände entgegen, und baten um einen halben Bajoch. Es waren nicht die privilegirten römischen Bettler, welche die Regierung des Papstes täglich zu vielen Hunderten mit ihren aufsätzigen Gliedern, mit ihren ekelhaften Beulen und Wunden auf dem Corso und auf der Via Condotti auf die Straße setzt, um das Mitleid aller Vorübergehenden in der widerlichsten Weise anzuflehen — eine in einem civilisirten Lande unerhörte Sitte —; es waren nicht die braunen Bettelmönche, welche mit ihren klappernden Büchsen in Rom sogar in alle Häuser dringen; nein, es waren die Paria's unter den Paria's des Judenviertels. Keine Straße in St. Giles hat ähnliche Gestalten aufzuweisen; die Bettler Roms sind gegen diese Bettler vornehme, reichgekleidete Herren.

Lange konnte ich es in diesem Dunst, in dieser Enge, mitten unter diesen Elenden nicht aushalten; ich warf ihnen alle Kupfermünzen zu, welche ich in der Tasche hatte, und ging in eine andere Straße, welche die enge Gasse rechtwinklig durchschnitt. Sie war die Handels- und Verkehrsstraße des Viertels. Alle unteren Räume der Häuser bestanden aus Läden, Magazinen und Arbeitsstätten; aber die Straße war nicht so breit, daß ein Wagen durchfahren konnte. Alle Läden nur Magazine waren enge, halbdunkle Räume, in welche das Licht der Sonne nur von einer Seite, durch die Thüre und durch die Verkaufsfenster hineinfiel. Die Wände derselben bestanden aus den nackten Steinen, denen der Rauch, der Dunst und der Schmutz dasselbe dunkle Colorit gegeben hatte. Trumen saßen sie, Männer und Frauen, lauter jüdische Physiognomien, und stopften und stickten die alten Kleider und die zerrissenen Lumpen, welche an den Schaufenstern — wenn man viereckige, große Löcher ohne irgend eine Fensterbekleidung so nennen kann — zum Verkauf ausgehängt wurden, und schwatzten und redeten, und aus jedem dieser Löcher rief es mir ein „Signor, commandi, Signor!“ entgegen. Zum ersten Mal hörte ich den wohltönenden römischen Dialekt mit jüdischem Accent sprechen. Vor den engen, schmalen Thüren hockten Judenknaben und Judenmädchen auf den Steinen, und alle möglichen Lumpen und Kleiderfetzen Roms waren an den Mauern ausgehängt und wurden den Vorübergehenden mit der widerwärtigsten Zudringlichkeit von der Welt zum Verkauf angeboten. Hie und da stand ein französischer Soldat in seinen rothen Hosen vor einem Laden und feilschte um ein kannnelleues Hemde, oder ein vornehmer, privilegirter Bettler handelte um ein paar mit Nägeln beschlagener, grober Schuhe, und die ganze Familie, welcher der Laden gehörte, stand um ihn zusammen und bemühte

Digitized by Google

sich, ihm mit orientalischer Lebendigkeit die Preiswürdigkeit der Waare auseinanderzusetzen. Außer Lumpen und alten Kleidern gab es in der langen, engen Straße aber nichts zu verkaufen. Der Rinnstein ging mitten durch die Straße, und das Pflaster war mit Schmutz und Resten von Vegetabilien bedeckt. Dann kam ich auf den Gemüsemarkt, auf dem kleinen Platze, welchen die Trümmerreste des Theaters des Marcellus überragen. Hier war das Centrum des Verkehrs im Ghette. Gemüse, Hühner und Stücken Rindfleisch wurden zum Verkauf ausgeboten. Der ganze Platz war ein großes Convolut von Schmutz, zerlumpten Weibern und unappetitlichen Vorräthen — doch ich will hiermit meine Schilderei des Ghette's in Rom beendigen, ich weiß, wie bald der Anblick dieser widerlichen Zustände mich immer aus den engen und winkeligen Straßen hinaustrieb, und ich kann dem Leser nicht mehr zumuthen, wie meinen eigenen Augen.

In diese ungesunden und schmutzigen Winkel sind die in Rom lebenden Juden gebannt. Das Edict der heiligen Inquisition, welches dieselbe im Jahre 1843 gegen die Juden in den päpstlichen Staaten erließ, und welches noch heute in seinem ganzen Umfange mit Ausnahme eines einzigen Paragraphen, nämlich, daß kein Jude die Nacht außerhalb des Ghette's zubringen darf, gültig ist, hält sie dort fest, indem es ihnen die Möglichkeit entzieht, anderswo zu wohnen. Das Edict lautet folgendermaßen — ich habe es wörtlich aus dem Italienischen übersetzt:

„Kein Jude darf Christen in seiner Behausung wohnen haben, Christen ernähren oder Christen in seinen Dienst nehmen, bei Strafe, nach den päpstlichen Gesetzen bestraft zu werden.

Kein Israelit darf in irgend einer in den römischen Staaten belegenen Stadt wohnen, ohne eine ausdrückliche Genehmigung und Erlaubniß der päpstlichen Regierung.

Kein Jude darf freundschaftliche Verbindungen mit Christen unterhalten.

Kein Jude darf mit Büchern und mit dem Dienst der Kirche geweihten Gegenständen Handel treiben, und zwar bei einer Strafe von hundert Thalern und sieben Jahr Gefängniß.

Bei einem Begräbniß eines Juden darf keine Feierlichkeit oder Ceremonie irgend einer Art stattfinden.

Diejenigen, welche diese Gesetze übertreten, sind der Gerichtsbarkeit der heiligen Inquisition verfallen.

Gegenwärtiges Edict wird in allen Ghetti und in allen Synagogen zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

Der Großinquisitor Salua."

Das Verbot, daß kein Jude außerhalb des Ghette's wohnen oder den Ghette nach Belieben verlassen kann, ist durch die Bestimmung ersetzt, daß kein Jude ohne einen Paß seines Local-Inquisitors weder sich vom Orte entfernen, noch eine Reise unternehmen darf. Ich will einen solchen Judenpaß, wie er mir in Rom vorgelegt worden ist, in wörtlicher Uebersetzung hier mittheilen. Sein Inhalt wird mich alles weitern Commentars überheben.

„Dem Juden N... gebürtig aus .... wird hiermit die Erlaubniß ertheilt, sich während eines Zeitraumes von .... von dem Ghette, dem er angehört, zu entfernen, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß während seiner Abwesenheit seine Aufführung frei von jedem Fehltritt gegen unsere heilige Religion und gegen die guten Sitten ist, und daß er bei seiner Rückkehr diesen Paß sofort bei unserm Tribunal zurückreicht, und daß er sich nicht weiter entfernt, ohne eine neue ausdrückliche Erlaubniß erhalten zu haben. Ferner erlischt gegenwärtige Erlaubniß augenblicklich, wenn der Inhaber derselben sie nicht sofort an dem Orte, wo er sich aufhalten will, dem Bischof, dem Inquisitor oder deren Stellvertreter vorzeigt und sich deren Visum geben läßt. Ferner erlischt sie augenblicklich, wenn die genannten Personen der Meinung sind, sie nicht berücksichtigen zu wollen oder ihre Zeitdauer abzukürzen. Zu Gegenheil sind dieselben aber auch berechtigt, die Zeitdauer derselben zu verlängern.

Ort und Datum. F. L. D., Vicar der heiligen Inquisition."

„Sie finden diese Bestimmungen hart?" sagte einer meiner Freunde in Rom, der mir diesen Zwangspaß zur Abschrift übergab und gegen den ich meine Entrüstung aussprach, „hart für einen römischen Juden? O, gehen Sie in's Ghette und sehen Sie selbst, in welch ungesunden, schmutzigen Winkel die hohe Inquisition diese Juden bannt. Wissen Sie denn, daß die heilige Inquisition den Aerzten gebietet, sobald sie zu einem kranken Juden gerufen werden, sofort dessen Bekehrung vorzunehmen und, wenn der Jude sich nicht bekehren will, ihn sofort ohne ärztlichen Beistand zu lassen?"

Ich blieb ihm vor Erstaunen die Antwort schuldig.

„Ja wohl, mein Freund," fuhr er fort, „das ist wirklich so! Und was wollen Sie? das ist nur consequent. In den römischen Staaten ist ein Jude ein rechtloses und schutzloses Subject. Für ihn giebt es weder Gerichte, noch Polizei. In Rom können Sie einen Juden schlagen, Sie können ihm in's Gesicht spucken, Sie können ihn mit Steinen werfen, o, Sie können ihn schlimmstenfalls auch tödten. Noch heute wird alle Sonntage im Ghette eine Anzahl Juden ausgeknufft und in eine christliche Kirche getrieben. Es geht nach der Reihe."

Ich staunte. „Das sind ja die Dragonerbekehrungen Ludwig des Vierzehnten!" rief ich aus.

„Nun ja, im heiligen italienisch-römischen Reiche. Jetzt wird Ihnen die Geschichte des kleinen Mortara, welche in Europa so viel Lärm gemacht hat, wohl weniger auffallend erscheinen. Sie ist die directe Consequenz des vollkommen rechtlosen Zustandes unserer Juden. Wissen Sie denn, daß noch heute jährlich vor dem Beginn des Carneval drei Abgeordnete des Ghette im Palast der Conservatoren zu erscheinen haben, um in demüthiger Unterwerfung das Recht eines verlängerten Aufenthalts in Rom einzukaufen und durch einen Tribut die Pflicht abzukaufen, mit den Pferden auf dem Corso wettrennen zu müssen? Erkundigen Sie sich, fragen Sie Andere, wenn Sie glauben, ich übertreibe."

Ich fragte und erkundigte mich. Es war Alles wahr; er hatte nichts übertrieben. „Ich selbst habe es im vorigen Carneval gesehen, wie die Abgeordneten der Juden im Palast der Conservatoren erschienen, wie sie niederknieten und mit Stößen verabschiedet wurden," sagte zu mir ein deutscher Kaufmann aus Triest, Herr J. P. K....., den ich im Café greco kennen lernte.

Auch nach dem kleinen Mortara erkundigte ich mich. Niemand wußte, wo er geblieben war. Ein römischer Arzt versicherte mir, daß er noch in einem Kloster in Rom sei. Niemand wunderte sich übrigens in Rom über diesen Fall. Zu Bologna wurde mir beispielsweise eine ähnliche Geschichte erzählt, welche die vollständige Rechtlosigkeit der Juden in ein noch helleres Licht stellt. Ein dortiger jüdischer Kaufmann hatte eine sehr schöne Frau. Ein junger christlicher Handelsmann verliebt sich in die Frau, entführt sie und flieht mit ihr nach Rom. Dort führt er sie zu einem Vicar der heiligen Inquisition; sie schwört ihren Glauben ab und verheirathet sich mit ihrem Liebhaber. Darin liegt nichts Außerordentliches; aber nun nimmt sich der Großinquisitor des neuen Paares an. Der unglückliche jüdische Ehemann wird vor das Tribunal der Inquisition gefordert und wird verurtheilt, seiner frühern Frau ein jährliches Alimentationsquantum zu bezahlen. Und durch welche Gründe wurde dies originelle Erkenntniß motivirt? Die Frau des Christen, jetzt selbst eine Christin, muß dafür eine Entschädigung haben, weil sie mehrere Jahre mit einem Juden zusammen gelebt hat!).

Man weiß im übrigen Europa gar nicht, daß das mittelalterliche Justiz der heiligen Inquisition noch in Rom existirt. Manches mag es für ein Märchen halten. Und doch ist es so. Unter die unglaublichen Dinge römischer Gerechtigkeitspflege gehört auch die Gerichtsform der heiligen Inquisition, und diese Inquisition ist mit ihren unheilvollen Spionen, mit ihren heimlichen Sbirren, mit ihren düstern Gefängnissen, mit ihren Martern und Strafwerkzeugen täglich in Thätigkeit. Eine specielle Thätigkeit entwickelt sie, wie ich schon erwähnte, seit den letzten Jahren in den Judenverfolgungen. Die weltlichen Gerichte leihen ihr ihre Gensd'armen und Polizeisoldaten, wogegen sie denselben ihre Spione borgt. In Rom und in den Provinzen besitzt sie eine Menge von heimlichen Vertrauten, welche keine Geistliche sind. Diese Vertrauten sind für die übrigen Unterthanen des Papstes äußerst gefährlich; denn sie besitzen alle Privilegien der Priester. Kein bürgerlicher Gerichtshof hat ein Recht über ihre Personen. Selbst wenn sie in flagranti bei der Ausübung eines schweren, todeswürdigen Verbrechens ergriffen werden, hat der Großinquisitor das Recht, sie abzuverdern und wieder in Freiheit zu setzen, wenn er ihrer bedarf. Ihre Namen nur ihre Personen sind unbekannt. Wie einst die Abgeordneten der heiligen Vehme, sind sie in den Mantel düstern Geheimnisses eingehüllt. Ich habe zu Rom bei meiner jetzigen Anwesenheit ein Edict dieser heiligen Inquisition gesehen, welches

im Jahre 1856 durch die Abgeordneten sämmtlicher Bischöfe des römischen Staates auf einem Concil in Loretto als Gesetz angenommen, publicirt und allen Inquisitionsbehörden zur Nachachtung mitgetheilt worden ist. Es waren darin die Verbrechen aufgezählt, welche die Inquisition zu richten hat, und die Strafen aufgeführt, welche dieselbe auszusprechen berechtigt ist. Die Verbrechen waren: Gotteslästerung, unmoralische Lebensweise — welch ein weiter Begriff und welch unendlicher Raum zu Verfolgungen! — ungebührliches Benehmen gegen die Kirche, Nichtheilighaltung der Feste, Vergehen gegen die Fasten. Als Strafen waren angegeben: die Excommunication, die Geldstrafe, das Gefängniß, die Verbannung, Peitschenhiebe und der Tod.

Den Schluß dieses entsetzlichen Edictes bildet die Bestimmung, daß Jeder, der zufällig Zeuge eines der angegebenen Verbrechen ist, und dies Verbrechen nicht sofort der heiligen Inquisition anzeigt, bestraft wird, als wenn er selbst das Verbrechen begangen hätte. G. R.

Eine physiognomische Aufgabe für unsere Leser!

Die Copie des Portraits ist auf's Treueste nach der Original-Zeichnung wiedergegeben, die im Anfange der dreißiger Jahre nach der Natur entworfen wurde. Die bekannte Frisur à la Giraffe, die weiße Cravatte und die sehr kurze Rocktaille sprechen allein schon dafür. Prüfen wir aber den Kopf näher, in dem, allerdings schon durch die damalige Mode hervorgerufen, durchaus etwas Geschniegeltes liegt, so fällt uns zunächst der halb scheue, halb lauernde Blick des Mannes auf, der sich höchstens in der Mitte von zwanzig Jahren befinden mag. Die Augendeckel scheinen die Iris beinahe zur Hälfte zu durchschneiden und werfen einen breiten Schatten über das Auge.

Die Brauen sind stark und südlichen Ausdrucks, die Nase scharf markirt, der Mund unbedeutend, vielleicht etwas süßlich, gewiß aber nicht schön, denn der junge Herr scheint die Haare des spärlichen Schnurrbarts absichtlich darüber gezogen zu haben. Das Kinn wie der ganze untere Theil des Gesichts, mehr zurückfliegend, läßt beinahe auf Sanftmuth schließen. Wir haben einen guten Volksausdruck für derartige Persönlichkeiten, man nennt sie gewöhnlich „Duckmäuser", und glauben, dieses Wort dürfte das bezeichnendste für unsern Mann sein. Er lebt noch! Er steht auf einer der höchsten Stufen und — es bleibt nur noch unsern Lesern zu errathen, wer dieser Mann ist.

Zur Zeit der Auflösung unsers physiognomischen Räthsels wollen wir Rechenschaft über unser heutiges Bild geben — wen es vorstellt — von wannen es kommt — wo es entstand. Vorläufig nur so viel: die Originalzeichnung befindet sich im Besitz des pens. Hofschauspielers Herrn Kriete.

H. K.

Im hohen Hause.

Eine Geschichte von Edmund Hoefer.

(Fortsetzung.)

„Fräulein Beck ging in häuslichen Angelegenheiten mit mir zugleich aus dem Zimmer, und als wir auf dem Flur allein waren, konnte ich nicht umhin, leise zu sagen: „Diese regelmäßigen Ausgänge Schenk's sind mir doch neu gewesen, und auf der Harmonie habe ich ihn selten genug gesehn."

„Das schien der Herr Assessor auch zu meinen," erwiderte sie, trübe den Kopf schüttelnd, „wenn er es auch nicht geradezu aussprach, weil er ebenso wenig wie Sie die arme Mutter betrüben wollte. Und sehn Sie, Herr Hauptmann, ich habe über diese Ausgänge stets meine eigenen Gedanken gehabt. Es hätte doch dem Herrn Rath wahrhaftig gleichgültig sein können, eb er hin und wieder etwas später in die Harmonie und zu seiner Lectüre kam, allein er war bei jeder kleinen, gelegentlichen Verzögerung so unendlich geduldig, so gereizt, wie ich ihn früher nie gekannt, und kam endlich dann fast nie mehr zu uns herein, wie er es doch sonst vor jedem Ausgange that. Und endlich —," setzte sie wiederum kopfschüttelnd hinzu, — „die Frau Medicinalrath meint, er sei Abends dann so heiter und liebenswürdig gewesen, doch darin muß ich ihr geradezu widersprechen. Sie hätten das auch wohl beobachten können, Herr Hauptmann, obschon er sich natürlich Ihnen gegenüber mehr zusammennahm — ich fand ihn dann wohl milde und freundlich, aber auch häufig sehr zerstreut und träumerisch. Ich hatte vor Weihnacht schon im Sinn, mich bei Ihnen oder Huber zu erkundigen, ob unser Robert vielleicht hoch spiele und stark verliere, so erschien mir sein Wesen. Nachher aber ließ ich's lieber. Es war dergleichen doch so gar nicht in seiner Art, und er war am Ende doch auch zu generös und willensstark, um sich durch einen Verlust derartig verstimmen zu lassen, oder, wenn derselbe über eine vernünftige Grenze hinausging, das Spiel nicht ganz aufzugeben. Wirklich, ich weiß nicht, was ich davon denken soll."

„Ich ging nach diesem kurzen Gespräch noch bei weitem nachdenklicher aus dem Hause. Es blieb aber für's Erste dabei, denn einerseits hatte ich grade jetzt viel mit der Compagnie zu thun, andrerseits traf ich in meinen Freistunden entweder nicht mit den betreffenden Beamten zusammen oder fand mich mit ihnen nicht allein, und endlich passirte nichts Neues. Die gerichtliche Bekanntmachung des Falles war geschehn — man mußte jetzt die Folgen abwarten. Einstweilen blieb Alles still, und wie ich von Sinekofy erfuhr, hatte sich selbst in der großen Menge noch kein sonst so leicht entstehender Verdacht, keine Ahnung des Thäters, möchte ich es nennen, herausgebildet. Man glaubte im Allgemeinen fest daran, daß der Mörder kein Einheimischer gewesen, und der lebhafte Verkehr in der an einer großen Straße gelegenen Stadt ließ eine solche Annahme allerdings als die nächstliegende erscheinen. An eine genaue Controle aller Ein-, Aus- und Durchpassirenden war gar nicht zu denken, wäre dergleichen damals auch schon üblich gewesen.

„Am Sonntag Nachmittag begruben wir den unglücklichen Freund unter der größten Theilnahme der ganzen Bevölkerung, und als wir vom Kirchhof zurückkehrten, nahm Huber meinen Arm und sprach mich fortjehend: „Wenn Sie nichts Besonderes vorhaben, Hauptmann — in's „hohe Haus" gehn Sie doch wohl nicht? — so lassen Sie uns zutüd gehen und trinken Sie mit uns Ihren Thee; meine Frau wird jetzt auch wieder daheim sein und Sie gern sehn. Sie haben sich rar gemacht, Hauptmann."

„Das scheint Ihnen nur so," versetzte ich lächelnd. „Täglich wie bisher, so lange Lysolb bei Ihnen wohnte, kann ich allerdings nicht mehr einsprechen. Aber sei es heut, wie Sie wünschen; ich bin frei und acceptire mit Dank."

„Und so gingen wir bei dem prachtvollen Frühlingswetter langsam über die Wälle, bis wir durch's Pfaffenthor in die Stadt und zu Huber's naher Wohnung gelangten. Seine Frau war noch nicht von der Mutter des Ermordeten zurück, und das Mädchen berichtete, daß inzwischen „die Frau Professor" einmal selber dagewesen und nachher noch einmal habe fragen lassen, ob Frau Huber noch nicht daheim, sie müsse sie sprechen.

„Huber sah das Mädchen betroffen an. „So so," meinte er dann aber anscheinend gleichgültig, „ist sie schon wieder zurück?" Abbrechend gab er darauf im gleichen Ton die Weisung, man solle uns von der Rückkehr seiner Frau benachrichtigen, und führte mich die Treppe hinauf in sein Arbeitszimmer. Er war und blieb zerstreut, und erst als ich nach einer Weile von dem zu reden anfing, was ich über Schenk's Ausgänge an jenem Morgen erfahren, und ihn endlich offen fragte, ob er bei seinen damaligen Andeutungen und Fragen nicht am Ende doch etwas Bestimmtes im Auge gehabt, wurde er aufmerksam, ja finster.

„Sehn Sie, Hauptmann," sprach er, „was Sie mir sagten, weiß auch ich durch Sterning's Mittheilungen; ich selbst mochte die alte Frau nicht quälen mit solchem Forschen und Fragen, obschon ich ebenso wie Sterning glaube, daß hier der einzige Anknüpfungspunkt für eine weitere Verfolgung und etwaige Aufklärung des Falles liegt. Daß Sie grade so zu denken scheinen, bestärkt mich in meiner Ansicht. Ich habe aber diesen Glauben schon früher gehabt, und — unter uns — meine Fragen an jenem Abend waren wirklich nicht ohne Grund. Ich gebe zu, daß es sogar wahrscheinlich nichts, vielleicht die baare Thorheit ist; ich selbst wenigstens sehe bisher nicht das Geringste, was für die Vermuthung spräche, es können hier Fäden verflecht liegen, aus denen sich so oder so allmählich ein Verbrechen entwickelt. Gleichviel aber — es steht fest, daß es in Freund Schenk's Leben etwas gab, was uns Allen und sogar seiner Mutter verborgen bleiben sollte. Nur grade heraus — wir sind ja beide Männer von Ehre und können so etwas schon unter uns bereden — mir war nicht lange vor seinem Tode ein Gerücht zu Ohren gekommen, nach welchem er neuerdings seine Abende ziemlich häufig bei — nun bei eben der Frau zubringen sollte, von der uns drunten das Mädchen gesagt."

„Die Frau Professor?" fragte ich gespannt. „Wer ist das aber?"

„Ei," sagte er, „kennen Sie sie nicht? Sie ist doch unter dem Titel fast besser bekannt als unter ihrem Namen. Es ist die Wittwe des vor ein paar Jahren verstorbenen Professors und Gymnasialtheers Gering — Anna Gering — Sie müssen von ihr gehört haben, Hauptmann. Sie treibt es leider so, daß man nur zu viel von ihr spricht, obgleich ich glaube, daß sie besser ist — nicht nur als ihr Ruf, sondern auch als man zuweilen aus ihrem seltsamen und unvorsichtigen Benehmen schließen möchte. Wittwenhaft lebt sie freilich keinenfalls, aber das läßt sich entschuldigen. Sie ist einmal lebenslustig und hat leichtes Blut, und daß sie ihrem Manne nachtrauert, ist nicht wohl zu verlangen; er war weder als Mensch noch als Gatte besonders rühmenswerth und hat ihr sicher wenig genug Glück gegeben. Tessenungeachtet war ihr Leben seither so eigenthümlich, daß ein häufiger Verkehr mit ihr — so leicht er auch ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit wegen Manchen erscheinen mag — keinem anständigen Menschen zur besonderen Ehre gereichen konnte. Ich kann nicht leugnen," setzte er hinzu, „daß das Aufhören des Umgangs zwischen meiner Frau und ihr — sie sind Jugendfreundinnen — mir sehr willkommen war."

„Also die!" sprach ich, da er schwieg. Als er die Dame genannt hatte, war ich freilich auch sogleich orientirt gewesen, denn man redete allerdings genug von ihr. Ich habe aber zu seinen Worten nichts hinzuzufügen, sie malen das schöne, wilde und lustige Geschöpf für euch hinreichend. „Es wäre in der That merkwürdig, wenn Schenk's Härte dort geschmolzen," fuhr ich fort. „Er hat also auch selber gefühlt, daß davon am besten zu schweigen, aber im Uebrigen —"

„Richtig, richtig," unterbrach er mich; „ich sagte ja schon; auch ich finde hierbei nicht das Geringste, was bei der Mordgeschichte von Wichtigkeit sein könnte. Ich bin jetzt nur einmal wirklich neugierig, was sie so Dringendes mit meiner Frau zu reden haben mag. Sie war seit vierzehn Tagen verreist, um ihre Tochter in einer Pension der Residenz unterzubringen, und wollte, wie ich von ihr gehört zu haben glaube, bis zum Mai dort bleiben."

„Ich gestehe, daß ich Huber nicht recht verstand. Es ging noch etwas Anderes in ihm vor als das, von dem er mir gesagt. Und wenn diese — Liaison zwischen der schönen Frau und dem Freunde wirklich erstirt hatte, so begriff ich dennoch nicht, was man eigentlich darüber zu fürchtbar zu erstaunen brauchte, und noch weniger, wie man von hier aus — und sei es auch auf den weitesten Umwegen — zu einer auch nur annähernden Erklärung der letzten Katastrophe gelangen konnte. Ich sprach mich auch nicht

Digitized by Google

ziemlich ernst in diesem Sinne gegen Huber aus, als das Mädchen heftig mit der Bitte der eben zurückgekehrten Hausfrau hereintrat — der Gatte möge doch sogleich herunterkommen, die Professorin sei da und begehre auch ihn zu sprechen.

„Hat Du denn nicht gesagt, daß der Herr Hauptmann bei mir sei?“ fragte Huber verdrießlich, und da man aus ihrer Bejahung das Gegentheil annehmen durfte, setzte er hinzu: „so geh' und sag's. Ich habe den Herrn Hauptmann zum Thee mitgebracht, und wir hätten jetzt noch zu reden.“

„Weßhalb lassen Sie mich denn geh'n?“ sagte ich, als das Mädchen hinaus war. „Wir sind zu gut bekannt, meine ich, um in solchem Fall Umstände zu machen oder gar empfindlich zu werden.“

„Bleiben Sie, bleiben Sie!“ versetzte er lebhaft. „Sie erweisen meiner Frau und mir noch einen ganz besonderen Gefallen, denn wir lieben Beide die Dame keineswegs und haben mehr als einmal zu erfahren gehabt, was es mit diesen sogenannten dringenden und geheimen Mittheilungen auf sich hat, die Einen zuerst alarmiren und sich nachher oft als ganz unnöthig erweisen. Und wär' es heut auch mehr, so soll sie's meiner Frau allein sagen oder —“

„Da trat das Mädchen schon wieder ebenso eilfertig mit der Botschaft ein, die Damen ließen mich ersuchen zu mitzukommen, man habe auch mit mir zu reden. Huber legte lächelnd die Hand auf meine Schulter und bemerkte: „Hauptmann, Hauptmann, was ist mir das? Sie sind am Ende auch ein heimlicher Kenner und Verehrer der zauberndsen Hexe? — Aber Scherz bei Seite,“ fügte er hinzu, „da Sie sie noch nicht persönlich kennen, werden Sie — wenn Anna will — immerhin ein paar interessante Stunden verleben. Sie ist, wenn sie in ihrer rechten, vollen Laune, unvergleichlich, — und im Ernst: nehmen Sie sich in Acht!“ — Wir waren dermaßen und traten in das Wohnzimmer.

„Frau Huber kam uns entgegen und begrüßte uns in einer halb scheuen, halb verlegenen Weise, die ich noch gar nicht an ihr kannte. Ihre Blicke schweiften unruhig in's Zimmer zurück, wo sich vorn ein Stuhl zeigte, auf dem ein prachtvoller Shawl und ein sehr zierlicher weißer Hut sichtbar hastig hingeworfen lagen, und im Hintergrunde, in der Sophaecke eine Dame mehr lag als saß. Das Theegeschirr stand bereits auf dem Tisch, die Lampe brannte schon und beleuchtete die Ruhestelle, die aber jetzt, nachdem wir eingetreten, aufsprang, und entgegenkam, mir kurz zunickte, Huber die Hand bot, — alles das schnell, sieberhaft bewegt. Und sieberhaft zeigte sich auch ihr Gesicht, es war gerötthet und die Augen brannten, sage ich euch. Es sah fast so aus, als habe sie auch geweint. Und Alles in Allem — das Weib war in diesem Moment so wunderbar — laßt mich sagen: dämonisch schön, daß ich in meinem Herzen Schent, wenn er sie wirklich geliebt, auf das Vollständigste absolviren mußte. Der widersteht niemand! sagte ich mir, und all die Geschichten, die ich gehört, wie dieser oder jener sie mehr als menschlich geliebt haben sollte und schier thöricht geworden sei vor Liebe zu ihr — ich verstand sie in diesem Augenblick und zweifelte an nichts.

„Grüß Gott, Anna,“ sagte Huber — er betrachtete sie aufmerksam, aber ihr glänzend blaues Auge wich ihm unsät aus — „Sie sind schnell wieder zurück — nicht wahr, wie es scheint?“

„Ah bah — ich!“ versetzte sie ungeduldig; sie zog ihre Hand zurück, sie wandte sich ab. „Ich bitte Sich, Julie, mache den Thee, und dann lasse uns Ruhe haben — nicht gestört werden, von niemand! Ich muß aber zuerst etwas Thee haben — ich konnte seit gestern Morgen nichts mehr genießen und bin ganz elend. — Ich kannte Sie bisher nicht, Hauptmann,“ fuhr sie wieder zu mir herum, „aber ich hörte oft von Ihnen; Sie sind ein Mann von Ehre und daher und auch sonst mir als Zuhörer willkommen. Ich habe Ihnen viel zu sagen, Huber.“ Und als das alles vorüber geschossen war, viel schneller, als ich es nachreden kann, saß sie schon wieder in der Sophaecke, zusammengeschmiegt wie ein Kätzchen, das Haupt auf die Tasse in ihrer Hand gebeugt. Ich vergesse diesen Anblick im Leben nicht, wie das Lampenlicht von den blonden Locken zurückglänzte, die sie nach damaliger Mode zu beiden Seiten der Stirn in großer Zahl neben einander aufgewickelt trug und die ihr — ausnahmsweise — wundervoll standen.

„Wir setzten uns, Huber kopfschüttelnd, gleichfalls und nahmen unsere Tassen. Frau Huber sagte etwas, und ich antwortete, aber beides war ganz kurz, und dann blieben wir still. Es war, als hätten wir gewußt, daß wir etwas gar Bedeutendes und Wichtiges hören würden. Und es ließ auch nicht lange auf sich warten, denn jetzt setzte Anna ihre Tasse hin, zog sich ganz in die Ecke zurück, wo ihr Gesicht vollkommen beschattet war, und schob mit der Hand auf beiden Seiten die Locken leicht von der Stirn.

„Ich habe gestern Morgen in der Zeitung die Nachricht gefunden, daß Schent ermordet sei,“ fing sie plötzlich an. „Da ließ es mich nicht, ich bin gleich in die Post gestiegen und hergereist — ich mußte, denn ich weiß was davon, viel sogar, vielleicht Alles. Ich hätte ihn so gern noch einmal gesehn, aber als ich eben in meiner Stube stand, führte ihn der Leichenwagen schon an mir vorüber, und es war nun Alles vorbei.“ Die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Anna!“ stammelte Frau Huber entsetzt. Der Rath warf mir einen raschen Blick zu — er war sehr blaß. Von mir weiß ich nichts Anderes zu sagen als: ich war wie betäubt und athemlos.

„Sie fuhr mit dem Tuch über die Augen. — „Ueber Nacht, bei der schrecklichen, langen, einsamen Fahrt“, redete sie von neuem, „dachte ich mir: schweige lieber. Man spricht schon genug von Dir, was willst Du Dich nun in diese fürchterliche Geschichte mischen! Und überdies — was weißt Du? Du irrst Dich vielleicht und richtest nur neues Unglück an. Aber als ich vorhin den Wagen sah und den Sarg, und es wußte: Du stiehst ihn nie wieder, man hat ihn dir aus der Welt so fein, so schändlich gestohlen! — da ging's mir wie ein Krampf durch's Herz. Ich kann und will nicht schonen, nicht schweigen. Vor das Gericht geh' ich nicht, lieber in den Tod. Aber zu euch red' ich. Ihr kanntet Schent, ihr kennt mich und — Andere. Und Sie, Huber, Sie, Hauptmann, können am besten entscheiden, ob mein Wissen Wahrheit oder Thorheit, ob Sie's benützen dürfen, und wie Sie's benützen wollen. Grade der Hauptmann ist mir lieb als Zeuge, er war ja Roberts bester Freund und wird mit seinem ruhigen Menschenverstande den Juristen in Ihnen, Huber, zurückzuhalten wissen.“

„Sie schmiegte sich noch fester in die Ecke und redete erst nach einer Weile weiter. „Ich kann und muß mich kurz fassen,“ sagte sie. „Seit dem vergangenen Sommer bin ich mit Schenk bekannt geworden, im September hat er mich zuerst besucht und ist dann halb häufiger gekommen, endlich täglich. Ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich ihn mehr geliebt, höher geachtet als je einen andern Menschen, daß ich mich niemals einem andern Wesen so unterthan gefühlt habe, daß ich glücklich und stolz war, blos hin, weil er mich geliebt — ja, er hat mich geliebt mit seinem ganzen reichen Herzen, und es hat mir das gezeigt, daß ich doch nicht das schlechte, leichtsinnige Geschöpf bin, für das ihr mich verschreiet. Was daraus geworden wäre, weiß ich nicht. Wir haben nicht viel an die Zukunft gedacht. Aber ich weiß, daß ich ihm in nichts widerstanden, daß ich, wenn er's gewollt, auch seine Frau geworden wäre, obgleich ich — ihr wißt das wohl — wahrhaftig keinen Grund habe, die Ehe zu rühmen und mich wieder hinein zu wünschen. Genug, wir haben noch nicht an die Zukunft gedacht, wiederhole ich. Wir haben die Gegenwart gehabt und sind zufrieden gewesen, und wir war oft, als könne ich ohne ihn nicht mehr leben. Nun soll es doch gehn, aber — ich glaub's nicht.“ Und wieder brachen ihre Augen und ihre Stimme in Thränen, und für eine ganze Weile wurde nichts von ihr laut, als nur einmal die vor Schluchzen kaum verständlichen Worte: „Ihr wißt eben nicht, was er mir war, und ihr wißt auch nicht, was es heißt, da entsagen zu müssen und Alles zu verlieren, wo man wirklich heiß und voll, wirklich verwundsroffen geliebt und geliebt.“

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Pariser Bilder und Geschichten. I. Es war im Monat Septamber des Jahres 1848, als ein gewöhnlicher Miethwagen vor dem Hôtel du Rhin, place Vendome hielt. Aus demselben stieg ein Mann von blassem Angesicht, der die Bierzig überschritten haben mochte und der sich von dem Havre-Bahnhofe nach dem gedachten Hôtel hatte bringen lassen. Sein Anzug war in gutem Stand, wenn auch nicht elegant, und sein Gepäck bestand aus zwei Nachtsäcken von nicht allzu großem Umfang. Er verlangte von dem dienstthuenden Kellner „eine“ Stube, Dieser, ein Deutscher, Namens Georg, wies dem Gaste ein Gemach im fünften Stockwerk an, weil entweder die anderen Zimmer alle belegt waren oder weil er den Preis der Wohnung mit den Mitteln des Ankömmlings in Einklang zu bringen suchte, wie sie sich aus dem ganzen Auftreten desselben unzweifelhaft ergaben.

Wenn die römische Betrummung, daß schwangen soviel wie einwilligen bedeutet, als eine gültige anzunehmen ist, dann war der Fremde mit der

Art und Weise, wie er in dem Hôtel untergebracht wurde, vollkommen einverstanden, denn ohne ein Wort zu sagen, nahm er von der hochgelegenen, ohne allen Prunk eingerichteten Stube Besitz. —

Um jene Zeit war Frankreich, wie bekannt, eine Republik, und freie Staaten verschmähen es, sich mit polizeilichem Mißtrauen an jeden Einzelnen auf ihren Gebieten heranzudrängen und ihn von innen und außen wie eine Waare zu untersuchen, ihn zu numeriren und einzuregistriren. Niemand frug den Fremden nach seinem Passe, auch wurde er von dem Wirth nicht veranlaßt, von seinem Thun und Treiben, von seiner Vergangenheit und Zukunft schriftlich Rechenschaft zu geben. Doch nannte er seinen Namen: Jackson, damit ihm Briefe oder Besuche, die er etwa erhalten möchte, richtig zugewiesen würden.

Mehrere Tage hindurch hatte es jedoch den Anschein, als ob die Vorsicht des Gastes, sich zu nennen, ganz überflüssig gewesen wäre, als bestände gar kein Zusammenhang zwischen ihm und der Welt. Herr Jackson erhielt weder Briefe noch Besuche und rührte sich gar nicht aus dem Hause. Der Kellner Georg, der ihn bediente, war seine einzige Gesellschaft, mit diesem unterhielt er sich in sanfter, freundlicher Weise über die Vorkommnisse des Tages, über die alltäglichen Lebensangelegenheiten, über die Verhältnisse des Berufes u. s. w., und als er an der Aussprache des Aufwärters erkannte, daß derselbe ein Deutscher sei, sprach er mit ihm deutsch, erzählte ihm, daß er sich längere Zeit in deutschen Städten aufgehalten und die deutsche Nation achten und lieben gelernt habe. Ich zweifle sehr, daß der Kellner Georg großes Gewicht auf die für seine Nation schmeichelhafte Versicherung des Fremden im fünften Stock gelegt habe; aber wohl muß sie ihm doch gethan haben; denn nach meinen eigenen Empfindungen zu schließen, thut es einem immer wohl, im Auslande von der Nation, welcher man angehört, mit Liebe und Achtung sprechen zu hören, besonders wenn dies einem so selten wie uns Deutschen zukommt, die wir überall sechsunddreißigfach verspottet werden.

Der Fremde brachte die Tage mit Rauchen, Lesen und Schreiben hin, er hatte Bücher mitgebracht und ließ sich die politischen Tagesblätter aller Farben kaufen. Er aß allein auf seiner Stube. Bezüglich der Speisen äußerte er kaum einen Wunsch, er begnügte sich mit wenigen und einfachen Schüsseln, doch verlangte er vom besten Bordeaux, dessen Wahl er dem Kellner ohne Rücksicht auf den hohen Preis wiederholt und mit dem größten Nachdruck empfahl. Oefters fand Georg den Fremden am Fenster in tiefes Sinnen versunken, wo derselbe, nachdem er den Vorhang bei Seite geschoben, die Vendomesäule mit dem Kaiser Napoleon auf dem Gipfel und mit Basreliefs geschmückt, welche dessen Kriegsthaten darstellen, unablässig anstarrte. „Der kann sich an dem Denkmal ja gar nicht satt sehen," sagte Georg zu sich selbst. „Ich finde es wohl schön, es fällt mir aber doch nicht ein, es stundenlang und Tag für Tag zu betrachten."

„Was giebt es heute Neues?" frug der Fremde eines Morgens den Kellner, der ihm das Frühstück brachte.

„Nichts von Bedeutung," erwiderte dieser. „Man sagt, daß der Prinz Ludwig Napoleon nach Frankreich gekommen und verhaftet worden sei."

„So!" versetzte Herr Jackson gelassen, als er diese Neuigkeit vernahm, und als der Kellner sich aus dem Gemach zurückzog, fiel sein Blick im Vorbeigehen auf einen Spiegel, und er konnte bemerken, daß der Fremde lächelte. Georg verstand aber den Sinn dieses Lächelns nicht und gab sich auch keine Mühe, sich denselben zu erklären. Seinem Berufe mit Ernst und Eifer obliegend, hatte Georg dieses räthselhafte Lächeln schon vergessen, als ihm dasselbe durch Vorgänge in's Gedächtniß zurückgerufen wurde.

Und als ein ander Mal der Gast den Kellner nach den Tagesneuigkeiten frug, erzählte dieser, daß im Théatre Français eine außerordentliche Vorstellung zum Vortheil der Armen stattfinde und daß die Rachel bei dieser Gelegenheit wieder einmal die Marseillaise vortragen werde, mit der die Künstlerin alle Welt, Reich und Arm, Vornehm und Gering, Fremde und Einheimische kurz nach der Februarrevolution in's Theater gezogen, zum Staunen und zur Bewunderung hingerissen hatte. „Trotz der schweren Zeiten," fügte der Kellner hinzu, „werden die Billets um unglaublich hohe Preise verkauft. Ein Engländer, der bei uns eine Treppe hoch wohnt, hat sich einen Lehnstuhl im Orchester für 60 Franken erkauft. Ja, wenn man reich ist, kann man sich dergleichen Verschwendungen erlauben. Möchten Sie wohl, Herr Jackson, wenn es Ihre Mittel erlauben, ein Vergnügen so theuer bezahlen?"

„Vielleicht!" sagte der Fremde lächelnd und brach das Gespräch ab, indem er das Buch aufnahm, das er bei Seite gelegt hatte, als der Kellner eingetreten war.

Kaum vierzehn Tage waren seit der Ankunft des Fremden verflossen, als man im Hôtel du Rhin, als besonders Georg gewahr wurde, daß der Gast im fünften Stock doch nicht so abgesondert von der Welt lebe, als man anfangs glauben mochte, als es in der That den Anschein hatte. — Jeden Tag erhielt er Besuche, meist von Männern mit grauem Haare, von denen mehrere mit Orden geschmückt waren und einige durch eine militairische Haltung sich auszeichneten. Dem Kellner, welcher immer Einlaß in die Stube des Fremden und öfters, wenn Besuche da waren, Cigarren oder Erfrischungen zu bringen hatte, entging es nicht, daß die Herren alle, die mit Orden und in militairischer Haltung, wie die anderen, sich gegen Herrn Jackson ausnehmend rücksichtsvoll, ja ehrerbietig benahmen, daß sie oft lange blieben, ernst drein sahen und leise sprachen. —

„Ich habe für heute neun oder zehn Personen zu Tische geladen," sagte eines Morgens der Fremde zum Kellner, „haben Sie die Güte, mir einen geräumigen, wohleingerichteten Salon in einem minder hohen Geschosse zur Verfügung zu stellen, wo ich meine Gäste würdig empfangen und bewirthen kann. Ich empfehle Ihnen besonders die Auswahl der Weine, mit welchen Sie uns aufwarten werden." Georg war bedacht, den Wünschen des Fremden auf's Beste nachzukommen. Um die festgesetzte Stunde wurde in einem weiten Saale von elegantem Aussehen der Gesellschaft, welche aus zehn Personen bestand, ein festliches Mahl aufgetischt, dessen sich das Vaterland des großen Vatel nicht zu schämen brauchte; doch waren sie nicht heiter, die Tischgenossen, die Georg mit der Sorgfalt und dem Eifer eines Kellners von wahrem Beruf bediente. Schüchtern, fast zaghaft schlichen die Worte von den Lippen, als hätten sie gefürchtet, einen Schlafenden zu wecken oder ein empfindliches Ohr zu beleidigen. Selbst den lustigen Geistern des Weins, die den Trübsinn hassen und verfolgen, widerstand die ernste Stimmung der Zecher; kein Ausruf der Freude, kein Lachen, kein Klirren der Gläser erscholl. Hie und da neigte sich Einer zum Ohr des Andern und flüsterte ihm heimlich einen Trinkspruch zu, indem er kaum vernehmbar mit ihm anstieß. Der Wirth war wo möglich düsterer und schweigsamer als die Gäste.

Nachdem die Tafel aufgehoben war und die Geladenen sich entfernt hatten, sprach der Gast zum Kellner: „Georg, ich wünsche nun eine große Wohnung aus mehreren Zimmer bestehend. Morgen werden meine Diener und mein Gepäck anlangen, die untergebracht werden müssen. Noch zeige ich Ihnen an, daß es nur gilt, wenn nach dem Prinzen Ludwig Napoleon gefragt wird." Georg war sprachlos vor Ueberraschung, er starrte mit offenem Mund den Fremden an, welcher wiederum lächelte.

„Geben Sie," ermahnte der Prinz, „um meine Wohnung zurecht zu machen, denn ich schlafe heute nicht mehr in der Stube des fünften Stockes." Georg ging nicht, sondern lief so schnell er konnte, um die ihm gemachte Enthüllung und den erhaltenen Auftrag dem Hotel-Inhaber mitzutheilen, dessen Erstaunen sich in allerlei Ausrufen Luft machte und sich durch diese geräuschvolle Kundgebung von der stilleren Ueberraschung des Kellners unterschied.

Nachdem Herr und Diener darüber Rath gepflogen hatten, welcher Theil des Hotels zur Aufnahme des Prinzen am geeignetsten wäre, wurden die nöthigen Vorkehrungen getroffen, wurde dem vornehmen Gast die erwünschte Wohnung, aus kleineren und größeren Gemächern bestehend, zugewiesen, und das leichte Gepäck aus dem fünften in den zweiten Stock geschafft. Den nächsten Tag langten zwei Diener, ein Franzose und ein Schweizer, mit großen und vielen Koffern an, die allerdings besser zu dem Stand des Eigenthümers paßten als die zwei magern Reisetaschen.

Von da ab wurde es lebendig um den Prinzen her, der zum dritten Male und nun unter günstigeren Verhältnissen nach Frankreich gekommen war, um eine Kaiserkrone zu gewinnen. Die ergrauten Diener, Feldhauptleute und Anbeter des Eroberers, der auf St. Helena endete, kamen herbei, um dem ruhmvollen Namen, an welchen sie ihr Glück und ihr Leben geknüpft hatten, einen Vertreter, der Legende vom französischen Kaiserreich und vom 18. Brumaire eine Fortsetzung verschaffen zu helfen. Es war dies ein kleines Häuflein von Ueberzeugten und Getreuen, unbekümmert um den Ausgang des gewagten Unternehmens, bereit zu jeder That, zu jedem Opfer im Interesse ihres Gedankens und ihres heißen Wunsches, rührig, entschlossen, unerschütterlich. Unter diesen voran standen die Herren Vieillard, Persigny, Baudrey, letzterer der Kubusse, der Eiferigste von Allen. Dann kamen die politischen Speculanten und Apostaten, welche erlauscht hatten, daß die Bauern und öfters sogar die Arbeiter sich irrten und statt: „es lebe die Republik", „es lebe Napoleon" riefen, wie es ihnen Beranger und die andern Liberalen unter der Restauration vorgesungen und vordeklamirt hatten. Einige von denen, welche sich die Republik als einen Räuberhauptmann vorstellten und für ihre Geldsäcke zitterten, drängten sich in das Hotel du Rhin, um sich da ihr Vermögen versichern zu lassen. Am meisten waren unter dem Schwarm, der den Bewerber um eine Kaiserkrone umflatterte, die politischen Abenteurer und Glücksucher vertreten, welche auf jede Karte setzen, weil sie keine Ueberzeugung und keinen Sou zu verlieren haben. Endlich sah man einige Männer von Bedeutung und Einfluß, die der Prinz zu sich beschieden hatte, um sie zu gewinnen, und die aus Höflichkeit der Einladung nachkamen. Zu diesen sind die Herren Thiers, Proudhon und Emil Girardin zu zählen.

In den Gemächern des Prinzen herrschte eine Regsamkeit und eine Thätigkeit, wie sie in keinem Ministerium anzutreffen sind. Tag und Nacht wurde da geschrieben und gesprochen, verkehrt und unterhandelt. Tag und Nacht wimmelte es da von Agenten, von Boten, von Vertrauten, welche kamen und gingen, Nachrichten brachten und Aufträge davon trugen. Nach allen Richtungen von Frankreich wurden Briefe gesendet, Einflüsse in den Städten und auf dem Lande wurden gewonnen und angezogen, Journale und die December-Gesellschaft mit ihren Verzweigungen wurden gegründet, Alles was den Bonapartismus fördern und verherrlichen konnte, sei es nun Bild oder Schrift, Gedanke oder Klang, wurde in Umlauf gesetzt, und so baute man die Brücke, welche den Kronenwerber zunächst vom Place Vendôme in die Rue du faubourg St. Honoré, d. h. aus dem Hotel du Rhin in das Elysee, aus dem Privatleben zu der Präsidentschaft der französischen Republik führte.

Als der Präsident Ludwig Napoleon im December das Hôtel du Rhin verließ, trug er dem deutschen Kellner Georg eine Anstellung in seinem Hause an. Georg hielt es jedoch für gerathen, das Anerbieten zurückzuweisen, vielleicht weil er kein Vertrauen zu dem napoleonischen Stern hegte. Georg ist übrigens seither Eigenthümer eines einträglichen Gasthofes in Paris geworden und kann sich leicht über seinen astrologischen Irrthum trösten.

S. K.

An unsere Leser!

Eine Kette von Ungeschicklichkeiten und Unglücksfällen (darunter dreimaliges Springen des Stockes und zweimaliges Mißlingen des galvanischen Kupferniederschlages), deren Verhinderung außer unserer Macht lag, hat die Ausgabe der Nr. 2 um acht Tage verzögert und die Illustration: Spielhölle, von Prof. Rustige gründlich verdorben. Wir können unsere Freunde nur um Entschuldigung dieses ärgerlichen Zwischenfalles bitten und gleichzeitig die Versicherung geben, daß wir uns bestreben werden, durch doppelt schön ausgeführte Illustrationen den fatalen Unglücksfall baldigst vergessen zu machen.

Leipzig, den 7. Januar 1861.

Redaktion und Verlagshandlung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Festungs-Commandant.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Trenck erzählte von seiner ersten Jugend. Sie war schon bewegt und stürmisch gewesen. Seinem Vater, der als österreichischer General in Italien gestanden, hatte seine Mutter, eine geborene Freiin von Kettler zu Harkotten, aus dem herzoglichen Hause von Kurland stammend, ihn zu Reggio am 1. Januar 1711 geboren. In seinem vierten Jahre schon hatte er mit seines Vaters geladenen Pistolen sich zu schaffen gemacht und eins derselben gegen die Wand abgefeuert, so daß die rückprallende Kugel ihn im Schenkel verwundete; mit fünf Jahren hatte er, den blanken väterlichen Pallasch in der Hand, seine Brüder gegen die Obstweiber auf dem Markt angeführt und die Höckerinnen in die Flucht getrieben, um ihre Vorräthe plündern zu können. Als er heranwuchs, reihten sich ihm Abenteuer an Abenteuer. Als junger Mensch hatte er auf den großen und werthvollen Gütern seines Vaters in Slavonien im Jahzorn einen Verwalter den Schädel gespalten, weil der Unglückliche sich weigerte, ohne des Vaters Genehmigung ihm Geldsummen zu seinen Ausschweifungen auszuantworten. Dann war er gestehen, war in russische Dienste getreten, hatte die Gunst des Feldmarschalls Münnich durch seine tollkühne Tapferkeit erworben und in einer Affaire wider die Türken einen russischen Reiteroberſten, der ihm aus Feigheit nicht im richtigen Moment zum Angriff zu schreiten schien, vor der Front des eigenen Regiments durchgepeitscht und vom Pferde gehauen; er hatte dann das Regiment sich nach geriffen in den Feind, und es zum vollständigsten Siege geführt. Zum Tode verurtheilt, hatte er durch den Feldmarschall Münnich Begnadigung erhalten, aber eine zweite ganz ähnliche That der schreiendsten Insubordination hatte ihn gezwungen, Rußland zu meiden. Er hatte nun daheim seine Talente der Vertilgung der slavonischen Grenzräuber zugewendet und diese bisher ganz unaustrottbare Menschenrace, die der Schrecken und die Landplage der Gegenden an der untern Donau und Save war, durch rücksichtsloses Wüthen wieder sie, durch Grausamkeit und List gebrochen und aufgerieben, bis auf einen Rest von dreihundert Köpfen, die er sich zusammen eingefangen und aus denen er den Kern seiner Freischaar bildete, als Oesterreich den Kampf mit Preußen aufnehmen mußte und Franz von der Trenck sich von Wien her die Vollmacht gewann, ein eigenes Corps zu werben, um damit zu den kaiserlichen Fahnen zu stoßen.

Der berühmte Pandurenführer verweilte mit großer Vorliebe bei dem Detail dieser Jugend-Erinnerungen, und während er in seiner drästen und drastischen Weise sie erzählte, verflossen die Stunden in ungeahnter Schnelle. Die Thüre des Zimmers öffnete sich endlich und der Schließofficier trat ein, um dem Commandanten die Schlüssel der Citadelle und die des Hauses der Staatsgefangenen zu überbringen. Frohn sah daraus zu seiner Ueberraschung, daß die Nacht bereits da sei, und erhob sich, um sich in seine Wohnung zurückzubegeben. Ein langer dankbarer Blick aus dem Auge Agnes Mirzelska's ruhte auf ihm, als er mit einer Verbeugung das Zimmer verließ.

Waren es diese Blicke des schönen, jungen Mädchens oder die Anziehungskraft, welche die Erinnerungen des Panduren-Obersten auf ihn übten, oder die Erinnerungen, welche in ihm selber aufstiegen bei dem Anblick von Zügen, die eine für Frohn so bedeutsame Aehnlichkeit mit einer rührenden Gestalt aus einer früheren Lebensepoche hatten — war es das Eine oder das Andere, was den Commandanten in die Wohnung seines Gefangenen zog: so viel ist gewiß, daß er seit jenem ersten Abend fast an jedem kommenden seine Besuche wiederholte, und daß er endlich dahin kam, die übrigen Stunden des Tages beflügelt zu wünschen, damit sie desto schneller denen seines fesselnden und ersehnten abendlichen Verkehrs Raum machten.

Und auch so viel ist gewiß, daß für Agnes Mirzelska ebenfalls diese Stunden abendlicher Geselligkeit sehr bald diejenigen waren, welche den Mittelpunkt ihrer Gedanken während ihrer einförmig verfließenden Tage bildeten. Ihre Aeußerungen bewiesen Frohn, daß sie mit dem, was er an diesen Abenden gesprochen und erzählt hatte, sich vielfach im Stillen beschäftigte; er konnte nicht verkennen, wie gespannt ihre Aufmerksamkeit war, wenn er dazu überging, von sich selber zu sprechen und von seinem früheren Leben zu erzählen; er konnte noch weniger verkennen, daß ihre Blicke, wenn sie länger und länger auf ihm wie magnetisch gefesselt ruhten, ein Selbstvergessen und eine Hingabe ausdrückten, welcher er die schmeichelhafteste Auslegung geben durfte und welche den dunklen Schatten einer schmerzlichen Sorge verscheuchten, die sich seiner nach und nach bemächtigt hatten und von der wir folgleich reden werden.

„Und fühlen Sie wirklich keine Reue, hierhin gekommen zu sein?“ fragte er sie eines Tages, als er sie allein im Vorzimmer ihres Oheims traf, wo sie sich in der Fensternische ein kleines Etablissement gemacht hatte und zuweilen mit einer Arbeit sich niedersetzte, wenn sie allein und doch dem Obersten nahe sein wollte. „Fühlen Sie wirklich keine Reue über Ihren Entschluß?“ fragte Frohn das junge Mädchen.

„Reue? weshalb sollte ich sie fühlen?“ versetzte sie. „Wenn ich Alles erreicht habe, was ich zu erreichen wünschte und hoffte? Sagen Sie nicht selber, daß seit meiner Anwesenheit mein Oheim“

wie umgewandelt ist? Ich habe also das Bewußtsein, daß mein Leben einen Zweck hat, daß ich Gutes wirke."

„Es liegt darin aber doch eine großartige Entsagung," fiel Frohn ein, „ein echt weiblicher Heroismus; Sie verzichten auf alles eigne Glück um eines Mannes willen . . ."

„Herr von Frohn" — unterbrach sie ihn, — „es ist meiner Mutter Bruder, er ist unglücklich, ein verlassener Gefangener! Und wer" — fuhr sie fort, zu ihm mit einem bedeutsamen Blick aufschauend, „wer sagt Ihnen, daß ich dabei nicht eignes Glück empfinde, daß ich mich hier unglücklich fühle. . . Zwar, wenn ich aufschaue und die dunklen Gefängnißmauern, die so viel Elend umschließen, erblicke, so ist das allerdings nicht geeignet, eine große Heiterkeit heraufzubeschwören — aber sicherlich können Sie mir nicht vorwerfen, daß ich die Melancholie dieses Aufenthalts Ihnen dadurch erhöhe, daß ich Ihnen schwermüthige und unzufriedene Mienen zeige . . . das, meine ich, würde wenigstens sehr undankbar von Ihnen sein!"

„Das würde es freilich," rief Frohn lebhaft und tiefbewegt aus; „seitdem Sie hier sind, ist mir ein neues Leben aufgegangen, und der Name Spielberg mag so düster und verhängnißvoll lauten, wie er will, ich werde immer daran die Erinnerung eines tiefen inneren Glückes knüpfen."

Sie erröthete tief und senkte ihre Blicke.

„So wollen wir wenigstens uns Beide nicht beklagen und auch nicht wegen unsres Heroismus bewundern," fuhr sie dann fort, „daß wir es hier aushalten; den Oheim lieber, daß er seine Gefangenschaft erträgt, die ihm doch, wie ich wohl sehe und wahrnehme, eine entsetzliche innere Marter bereitet! Könnte ich ihm die Freiheit verschaffen dadurch, daß ich mich statt seiner zu ewiger Haft auf dem Spielberg anböte . . ."

„So würden Sie es thun?" fragte Frohn rasch. „O, weshalb kann ich dies Erbieten nicht annehmen und Ihrem Oheim nicht in tiefer Minute noch die Freiheit geben!"

Agnes Mirzelska blickte zu dem vor ihr siebenden Officier mit einem Blicke auf, in welchem etwas von einem unbeschreiblichen Ausdruck lag; es war wie ein inniges Flehen, wie die Sprache eines rührenden Vertrauens, das sich verführerisch in seine Seele schmeicheln wollte, und halblaut flüsterte sie dabei;

„Ist es Ihnen in der That unmöglich? giebt es keinen Weg für Sie, kein Mittel, den Armen zu retten?"

„Keines, keines!" stotterte Frohn schnell hervor. Dabei zitterte seine Lippe, sein Antlitz überfloß eine plötzliche Blässe, und stumm sich verbeugend verließ er plötzlich das Zimmer.

„Um Gotteswillen, was habe ich gethan!" rief Agnes Mirzelska aus, erschrocken aufspringend, „ich habe sein Ehrgefühl verletzt, ich habe sein edles, treues Herz verwundet. Gott! mein Gott, wie löschte ich den Eindruck dieser unseligen Worte wieder aus!"

4.

So erschrocken auch Agnes Mirzelska über den Eindruck war, welchen ihre Worte augenscheinlich auf Frohn gemacht hatten, so war sie doch weit entfernt zu ahnen, wie tief der Schmerz war, den sie ihm dadurch zugefügt.

Frohn hatte nicht verkennen können, daß die Leidenschaft, welche das junge Mädchen in ihm entzündet hatte, eine rasche und durch Blick und Wort offen bekannte Erwiderung gefunden. Aber diese rasche Erwiderung, statt ihn mit Glück und Seligkeit zu überschütten, hatte den tiefschmerzlichsten Stachel eines unseligen Argwohns in seine Seele gesenkt. „Wie kann ein so scheues, hinreißendes, glänzend begabtes Wesen so schnell ihr Herz an einen schlichten, derben Kriegsknecht, wie ich es bin, verlieren? was kann sie in mir sehen, was ihr den Mangel feinerer Bildung und geistiger Begabung in mir ersetzt? Was ich besitze, mein Wachen Sokratemüdigkeit und mein Talent, mich nicht überlisteln zu lassen, was kann das einem Weiben sein, dem Huldigungen und Bewunderung entgegengekommen sein müssen, wo sie sich zeigt? Nein, es ist nicht möglich, daß sie den Kerkermeister ihres Oheims lieb . . . und wenn Sie den Schein annimmt, so ist es ein Spiel, eine Maske, eine Verhörung . . . sie ist eine Sirene, die mich mit zarten Fäden umspinnt und die nichts will, als mich zu ihrem Gefangenen machen, um durch mich den Oheim aus der Gefangenschaft befreien zu lassen!"

Und dann, wenn Frohn wieder Agnes gegenüber saß, wenn er ihre vollständige, von jeder Coketterie freie Natürlichkeit beobachtete, den herzlichen Ton ihrer Stimme vernahm und den seelenvollen Blick ihres Auges auf sich gerichtet sah, kam es wie eine selige Ueberzeugung über ihn, daß dies Wesen nicht trügen könne, daß ein wahrer Drang der Hingabe sie zu ihm, dem starken, erprobten treuen Mann ziehe. Er schiende dann alle dunklen Zweifel und Sorgen des Argwohns von sich und gab sich ganz dem berauschenden Reiz des Augenblicks hin, bis ihn wieder die Einsamkeit seines Zimmers umfing und er gräbelte und dachte. Dann kam die merkwürdige Veränderung im Wesen Trenck's . . . sollte der leidenschaftliche, zornige, unbezähmbare Mensch, der ihm früher so viel zu schaffen gemacht, in der That bloß deshalb so nachgiebig und ruhig und umgänglich geworden sein, weil ihn jenes Mädchen in seiner Nähe war, das ihm einige Tagesstunden durch ihr Geplauder vertrieb? War es nicht viel wahrscheinlicher, daß diese ergebenere Stimmung über den tollen Paukrennsführer mit dem Wiedererwachen der Hoffnung auf die Freiheit zekommen? Ja, man wollte ihn täuschen, ihn umgarnen, ihn, wenn der rechte Augenblick gekommen, wo die Leidenschaft ihn völlig unterjocht hatte, als bethörtes, willenloses Werkzeug gebrauchen.

So hatte er qualvolle Tage inneren Zwiespalts gelebt, bis zu dem Augenblicke, wo ihm Agnes offen ihren Wunsch, den Oheim befreit zu sehen, aussprach, wo sie ihm geradezu bemahe ihre Hand in Aussicht stellte, wenn er dieselbe erkaufen wolle dadurch, daß er Trenck auf irgend einem Wege die Freiheit wieder gebe. Wie ein Thor war es in seine Seele gedrungen, . . . sie hielt den Augenblick für gekommen, wo seine Neigung hinlänglich von seinem Herzen und seinem Geist Besitz genommen, daß sie offen reden dürfte.

Arme Agnes! wie wenig hatte das harmlose, feiner tiefen Neigung für Frohn sich ohne Skrupel hingebende junge Mädchen geahnt, daß sie einen solchen Sturm und eine solche Verzweiflung in dem Herzen dessen, den sie liebte, heraufbeschwören würde, als sie jene Worte sprach und sie mit dem innigen Blicke begleitete, in welchem Frohn den Geist der Verführung und Bethörung wahrzunehmen glaubte! —

Es war ein Tämen von diesen Augenblicke an in Frohn nach gefürmt, den er nicht mehr bezwingen konnte. Je weniger die Leidenschaft während seines Lebens eine Rolle gespielt hatte, je länger die Kraft zu lieben in seinem Herzen geschlummert hatte, durch das nur einmal in Magdeburg wie eine leise Erahnungsahnung ein Gefühl gezogen war, das von einer stürmisch bewegten Existenz so bald wieder verweht wurde: desto heftiger und gewaltiger war in dem gereiften Manne jetzt die Leidenschaft für das schöne Mädchen erwacht, das wie ein Stern über der unheimlichen und düsteren Welt aufgegangen war, in welcher sich bisher seine feurigsten Tage abspielen hatten. Es tobte ein Gefühl in ihm wie im Herzen Othello's, als Jago den Gistsamen hineingeworfen hatte. Wie Othello konnte er nicht in entsagender Ruhe und Gerüld den Beobachter machen, um zu einer allmählichen Klarheit zu gelangen.

Er wollte Licht — sofort und vollständig! Um es zu erhalten, entwarf er in den schlummerlosen Stunden der nächsten Nacht Pläne über Pläne, um dann bei dem ersten und einfachsten stehen zu bleiben; wenn sich die Gelegenheit darbot, konnte er ihn ausführen gleich am folgenden Tage.

Die Gelegenheit bot sich ihm dar. Als es Abend wurde, ging er wie gewöhnlich zu Trenck hinüber und machte ihm den Vorschlag, die Zeit durch ein Kartenspiel zu vertreiben, welches auch, da es drei Spieler erforderte, Agnes Mirzelska in dem Zimmer des Obersten für den Abend zurückhielt. Der gefangene Oberst war stets bereit zum Spiele, er hatte immer das beruhigende Bewußtsein, der gewinnende Theil zu sein, wenn er es sein wollte, und Frohn, der seine Kunstgriffe wohl durchschaute, hatte sich gebütet, ihn dies merken zu lassen, um jeden Streit mit ihm zu vermeiden; er hatte sich darauf beschränkt, gewöhnlich die Aufforderung zum Spiel abzulehnen, wenn sie von Trenck ausging. Heute jedoch griff er zu den Karten, um desto sicherer seine innere Bewegung zu verbergen; und Trenck ging mit Vergnügen darauf ein.

Um neun Uhr ertönte der Zapfenstreich in der Citadelle. Es trat der Officier du Jour ein und überreichte dem Commandanten, mit der Meldung, daß Alles in Ordnung, die Schlüssel. Frohn nahm die Schlüssel, legte sie neben sich und spielte weiter. Nach etwa einer halben Stunde erhob er sich; die Rechnung wurde gemacht, einige Goldstücke wurden gewechselt und Frohn empfahl sich, um sich zur Ruhe zu begeben — die Schlüssel in der Hand hal-

tend. Agnes nahm eines der Wachslichter, die auf dem Tische brannten, um ihm durch das Vorzimmer zu leuchten. Hier, als er mit Agnes sich allein sah, blieb er stehen; an einen in der Mitte des Zimmers sich befindenden Tisch gelehnt und die Schlüssel, als ob sie ihm lästig zu tragen seien, auf diesen Tisch legend, sagte er:

„Wir haben sehr unglücklich gespielt, Agnes, Ihr Oheim hat uns einmal wieder gepfändert!“

Agnes setzte lächelnd das Licht auf den Tisch. Daß Frohn stehen blieb, um noch einige Minuten lang mit ihr zu plaudern, war ihr eben so wenig auffallend als unangenehm, und lebhaft antwortete sie:

„Desto besser — so ist sein Vergnügen desto größer, denn er hält darauf, für einen Meister im Spiel zu gelten!“

„Und mit meinem Verlust oder Gewinn sympathisiren Sie nicht im Mindesten, Agnes, weder mit meinem Glück noch mit meinem Unglück?“ fiel er mit erzwungenem Scherze ein.

„Mit Ihrem Spielerunglück sympathisire ich nicht,“ antwortete sie lächelnd, „Sie wissen ja, es giebt ein Sprüchwort, das Sie darüber trösten kann — aber weshalb,“ fügte sie erröthend hinzu — „weshalb gehen Sie heute so früh? — es ist noch nicht zehn Uhr! gewiß haben Sie diese Nacht wieder einen Ihrer einsamen Inspectionsgänge vor.“

„Das habe ich keineswegs,“ versetzte Frohn. „Im Gegentheil, ich habe die verflossene Nacht wenig Ruhe gehabt und will gründlich in dieser Nacht nachholen, was ich in der vorigen versäumt habe; ich bin sehr müde. — Schlafen Sie wohl, Fräulein Agnes.“

„Gehen Sie nicht,“ sagte sie lebhaft, „ohne mir zu sagen, was es war, wodurch ich Sie am gestrigen Abende so verletzte; glauben Sie mir, ich habe Sie gewiß nicht kränken, Ihrem Ehrgefühl nicht zu nahe treten wollen.“

„Ich glaube es Ihnen, Agnes,“ fiel er rasch und fast fürmisch ein, „ich glaube es Ihnen; ich war nur bewegt, tief bewegt von dem, was Sie mir sagten; der Gedanke kam über mich, Ihren Wunsch zu erfüllen, Ihrem Oheim die Freiheit zu geben, obwohl dann mein Loos ewige Schande und Schmach sein würde, obwohl ich als ehrbrüchiger Officier vor ein Kriegsgericht gestellt würde, das, auch wenn man mir nur Nachlässigkeit in meinem Dienst vorwerfen und beweisen könnte, mich cassiren würde — aber gute Nacht, Agnes, reden wir nicht weiter davon, nicht weiter von mir!“

Er verließ rasch und stürmisch das Zimmer, und bevor Agnes Mirzelska noch eine Sylbe hatte hervorbringen können, hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen. Erstaunt und beunruhigt durch dies seltsame Betragen sah das junge Mädchen ihm nach und ließ dann plötzlich ihren Blick auf das Schlüsselbund fallen, welches Frohn auf dem Tische hatte liegen lassen.

„O mein Gott!“ rief sie aus, und ein heller Strahl fiel in ihre Seele, der ihr sein ganzes auffallendes Wesen erklärte — „so also liebt er mich! Er giebt mir die Schlüssel, die meinem Oheim die Freiheit erschließen, in die Hand, — ich soll sie nehmen und gebrauchen, und doch geht der Weg in die Freiheit für meinen Oheim über seine Ehre, sein ganzes Lebensglück fort. — Darf ich diese Schlüssel meinem Oheim geben? — darf ich ihm sagen: ‚da nimm, fliehe und rette Dich, die Flucht ist sicher, Du brauchst nur in der Mitte der Nacht durch die Wohnung des Commandanten zu gehen, mit einem dieser Schlüssel das Thor, welches aus jener Wohnung führt, zu öffnen. — Du hast ja dieselbe mächtige und hochgewachsene Gestalt wie der Commandant; Du kannst Dich wenden, wohin es Dir gefällt . . . .‘ Gott, wer räth mir, was ich thun soll!“

Sie rang die Hände, schritt auf und nieder in schrecklichem Seelenkampfe, und dazwischen war es ihr, als ob ein Strom von Seligkeit und Glück durch ihre Seele führe — die Offenbarung, wie tief und innig und leidenschaftlich er sie lieben müsse, daß er so ihrem Herzenswunsche Alles, Alles opfere. Aber je größer das Glück war, welches sie darüber empfand, desto rascher auch schwanden ihre Zweifel über das, was sie in diesem Augenblicke thun müsse — sie mußte sofort ihm die Schlüssel nachsenden — sie konnte sein Opfer nicht annehmen. — Plötzlich hielt sie inne — ein neuer Gedanke war ihr durch das Köpfchen geschossen. Wie, wenn sie dem Oheim die Rettung sicherte und doch Frohns Ehre und seine Stellung schonte? Wenn sie Abdrücke von den Schlüsseln nahm? Ja gewiß, der Oheim konnte darnach andere Schlüssel machen lassen und sie gebrauchen, um seine Flucht damit zu bewerkstelligen, zu einer späteren, gelegeneren Zeit, wenn Frohn nicht in der Citadelle war, wenn er einen Urlaub nahm, oder, was am besten, wenn es ihm gelungen, sich von seinem fatalen Posten entheben zu lassen! — Rasch zogen diese Gedanken durch Agnelens fürmisch bewegte Seele; sie schritt sofort zur Ausführung ihres Entschlusses, sie stürzte mit den Schlüsseln und dem brennenden Lichte hinaus, in ihr Zimmer; dort nahm sie eine Wachsterze von ihrem Toilettentisch, drückte, so gut sie es mit ihren zitternden Händen verstand, die Schlüssel in dem Wachse ab und schellte dann hastig ihrem Mädchen.

„Da nimm die Schlüssel,“ sagte sie, als dieses erschien — „eile damit zum Commandanten, bringe, ohne Dich anmelden zu lassen, in sein Zimmer, überreiche sie ihm selber, hörst Du, Niemand Andrem; er hat sie in der Zerstreuung so eben drüben liegen lassen.“

Die Zofe nahm das schwere Bund, blickte wie fragend und verwundert ihre Herrin an, aber auf deren gebieterische Bewegung eilte sie davon.

Agnes Mirzelska trat ihr nach auf die Schwelle der Thüre und flüsterte noch:

„Zeig' Niemand, der Dir begegnen sollte, was Du hast.“

Und dann sah sie, wie das Mädchen den breiten Corridor hinabeilte, am Ende desselben in den schmalen Verbindungsgang einlenkte, der in die Wohnung des Commandanten führte, und verschwand. Alles war still in dem weiten Raume, nur vom Fuße der Treppe her, die am Ende des Corridors in das untere Stockwerk hinab führte, hallten die schweren Schritte einer Schildwache. Die Zofe fand ihren Weg unaufgehalten in das Wohnzimmer des Commandanten. Als sie leise die Thür öffnete, sah sie ihn in gebückter Stellung, das Gesicht mit den Händen verbergend an seinem Tische sitzen; bei dem Geräusch hob er den Kopf und sprang rasch auf, der Dienerin entgegen.

„Was giebt's? was willst Du, Marusch?“

„Die Schlüssel hier bringen von meinem gnädigen Fräulein; der Herr Oberstwachtmeister hätten sie drüben vergessen!“

Frohn griff mit eigenthümlicher Hast danach.

„Ich danke Deinem Fräulein — sag ihr, ich danke ihr, viel, vielmal,“ sagte er mit fast erstickter Stimme; „spreche nicht davon, daß ich sie vergessen habe; ich war zerstreut, da nimm!“

Frohn drückte ihr ein Goldstück in die Hand; das Mädchen dankte froh und entfernte sich wieder.

Wir brauchen nicht zu schildern, was Frohn empfand, als er die Schlüssel in den Händen des Mädchens erblickt hatte. Von seinem Herzen war eine Riesenlast gefallen, und ohne Scheu und Rückhalt konnte er von diesem Augenblick sich der Leidenschaft hingeben, welche mit so viel Glück und Seligkeit dies ehrliche und treue Männerherz erfüllte. Er war im ersten Augenblick versucht, zu Agnes Mirzelska zurückzukehren, ihr alles zu gestehen, was er beabsichtigte mit seiner anscheinenden Zerstreutheit, ihre Verzeihung zu erflehen, daß er an ihr gezweifelt; aber die Scham, die Sorge, daß er ihr einen Schmerz durch sein Geständniß zufüge, hielten ihn ab und zurück — so eilte er endlich nur hinaus, um ganz im Stillen die besonderen Maßregeln wieder abzustellen, die er getroffen hatte, für den Fall, daß der Oberst von der Trend wirklich von den Schlüsseln hätte in dieser Nacht Gebrauch machen wollen. Frohn hatte natürlich dafür gesorgt, daß ein solches Unternehmen auf Hemmnisse stieß!

5.

Bei der Stimmung, in welcher sich nach den Ereignissen dieses Abends sowohl Frohn als Agnes Mirzelska befanden, war es nur natürlich, daß sie Beide das Geständniß ihrer aufgeregten und auf hohen Wogen gehenden Gefühle für einander auf den Lippen hatten, sobald sie sich wieder sahen; und in der That hatten sie bei dem ersten Wiedersehen am andern Tage nicht eine halbe Stunde lang zusammen zugebracht, und Frohn zweifle überglücklich Agnes an sein Herz ziehen und sie seine Braut nennen, während sie ihm in holdem Erröthen gestand, daß sie von dem ersten Augenblick an gewesen, seit sie ein so treues redliches Herz in einer so männlich tapferen und kühnen Brust erkannt. Sie auch unternahm es, von ihrem Entschluß, ihr Schicksal unauflöslich mit dem seinigen zu verbinden, zuerst den Obersten von der Trenck zu unterrichten,

bei dem als natürlichem Vormund des jungen Mädchens Frohn um ihre Hand anhalten mußte.

Der Oberst von der Trenck aber hörte seiner Nichte verlegen und verschämt vorgebrachte Mittheilung sehr gespannt an und mit jenem Egoismus, der nie in seinem Leben auch nur einen Augenblick von ihm gewichen war, dachte er sofort mehr an das, was für ihn Vortheilhaftes in einer solchen Verbindung mit dem Commandanten des Spielbergs lag, als an das Glück des jungen Mädchens, welches ihm so nahe stand und ihm ein so großes Opfer gebracht hatte.

„Zum Henker, das ist brav von Dir, schlaue Katze!“ rief er aus, „also eingefangen hast Du ihn — nun, daß Du's auf ihn abgesehen und all die kleinen Manövrechen, die ihr Weiber dabei zu machen versteht, spielen lassen — das hab' ich längst gemerkt; wahrhaftig, er ist stark im Feuer gewesen, bis er Chamade geschlagen!“ fügte er lachend hinzu.

„Oheim, Sie mißkennen mich vollständig,“ fiel Agnes purpurroth werdend ein, „wenn Sie glauben . . .“

„O! ich kenne das, kenne das,“ unterbrach er sie. „Du glaubst, so eine alte Kriegsgurgel verstehe sich den Teufel darauf; aber gesehn, Nichtchen, gesehn — Dein Oheim hat auch darin seine Erfahrungen gemacht; aber Du brauchst nicht roth und böse darüber zu werden — ich gebe Dir meinen vollen Segen und werde Dir fortan, als armer Gefangener, mit dem tiefen Respecte begegnen, der der Frau Commandantin gebührt; bei Deiner Hochzeit läßt Du uns armen Teufeln sicherlich eine doppelte Ration zukommen, und sieht auch wohl sonst noch mit Deinem Oheim ein wenig durch die Finger; es ist vortrefflich, Nichtchen, vortrefflich! Ich denke, wir werden jetzt bis an unser Lebensende ganz gemüthlich zusammen auf dem Spielberge hausen.“

„Ich freue mich Oheim, daß mein Entschluß wenigstens Ihre Billigung hat,“ antwortete Agnes etwas kalt und gemessen, da die Reden Trenck's sie verletzten — „bis zu unserm Lebensende werden wir jedoch hoffentlich nicht auf diesem schrecklichen Kerkerfelsen hausen. Gewiß wird man Herrn von Frohn, wenn er sich mit einer Nichte dessen vermählt, der ihm hauptsächlich zur Bewachung anvertraut ist, auf eine andere Stelle versetzen, und er selbst wird auch um meinetwillen Alles aufbieten, einen anderen Dienst zu bekommen.“

„Das kann mir aber,“ fiel hier Trenck ein, „durchaus nicht angenehm sein; wenn das die Folgen Deiner Verheirathung sein sollen, so protestire ich dawider und . . .“

„Das werden Sie nicht, und es würde auch zu nichts fromen, denn ich bin fest entschlossen, Frohn mein Wort zu halten. Weit entfernt aber, daß die Entfernung des jetzigen Commandanten des Spielbergs Ihnen nachtheilig sein soll . . .“

„Ach, der Commandant mag zum Teufel gehn, es wäre mir lieb, wenn er eher heute als morgen den Hals bräche, denn so lange dieser Mensch hier befiehlt, ist für mich an eine Rettung, an ein Entkommen nicht zu denken . . . aber ich will Dich nicht verlieren!“

„Eben deshalb, weil an ein Entkommen für Sie nicht zu denken ist, so lange Frohn Commandant des Spielbergs, mein theurer Oheim,“ entgegnete Agnes, „eben deshalb liegt es in Ihrem Interesse, daß ihm dies Amt genommen werde. Und so bald dies der Fall, dann, glauben Sie mir, soll es Ihnen leicht werden, den Ausgang in die Freiheit zu finden . . . ich habe ein Mittel in den Händen . . .“

„Was hast Du . . . wovon redest Du?“ fiel Trenck gespannt ein.

„Lieber Oheim,“ antwortete Agnes, ihre Stimme zum Flüstern dämpfend, „haben Sie mir nicht oft gesagt, daß es Ihnen nicht schwer werden würde, vom Spielberg zu entkommen, indem Sie in Uniform, in einen Militair-Mantel gehüllt, Nachts an den Wachen vorübergingen, denn diese würden glauben, es sei der Commandant, der einen seiner nächtlichen Inspectionsgänge mache?“

„Richtig, weil ich so ungefähr von derselben Statur bin, wie Dein vortrefflicher Spoß . . . es gehörten nur zwei Dinge dazu, wovon das eine sehr leicht und das andere sehr schwer zu beschaffen ist. Die Parole des Tages nämlich, die man für ein gut Stück Geld sehr leicht, und die Schlüssel zu ein paar Thüren, welche man aus den Händen des Herrn von Frohn sehr schwer bekäme. Ich müßte nämlich offen und mit ruhiger Sicherheit aus der Wohnung des Commandanten in den mit Schildwachen besetzten Hof treten können; und dazu gehört der Schlüssel zur Thüre, die aus der Commandantenwohnung führt; auch den Schlüssel zu der Thür, die auf den westlichen Wall führt, müßte ich haben, denn nur von diesem westlichen Wall herunter könnte ich mich freie kommen; an allen andern Seiten sind die Felsenwände zu schroff, um daran hinunter klettern zu können.“

„Nun wohl, was würden Sie sagen, lieber Onkel, wenn ich Ihnen ein Mittel gäbe, sich die Schlüssel zu verschaffen?“

„Das heißt . . . was meinst Du? Agnes, heraus damit!“ rief Trenck aus.

„Nun,“ versetzte sie lächelnd, „man ist nicht so lange wie ich in Gefangenschaft gewesen, ohne hinlig wie Gefangene zu werden; ich habe die Wachsabdrücke der Festungsschlüssel.“

Trenck sprang wie elektrisirt auf.

„Was hast Du?“ sagte er, Agnesens Hand ergreifend und heftig drückend, „. . . die Abdrücke . . .“

„Der Schlüssel, welche Herr von Frohn nie aus den Händen läßt.“

„Und die Du dennoch hast nehmen können? Nichte — Goldmädchen — Juwel — der Teufel lernt die Schlauheit von solch einem Weibe nicht aus . . . wo hast Du diese Abdrücke?“

„Ich will sie Ihnen geben, mein Oheim; aber vorher schwören Sie mir bei Allem, was Ihnen heilig ist, daß Sie nicht eher damit einen Rettungsversuch machen wollen, als bis Frohn nicht mehr Commandant des Spielbergs ist.“

Trenck schwieg eine Weile, als ob er mit sich zu Rathe gehe. Dann sagte er:

„Da hast Du meine Hand darauf, ich schwöre es Dir, ich will warten; Du hast Recht, wenn Du glaubst, man wird ihn versetzen, sobald es bekannt wird, daß er der Verlobte meiner Nichte ist; ich kann also warten, und ich will es.“

„So sollen Sie die Abdrücke haben,“ antwortete Agnes Mirzeska und begab sich in ihr Zimmer, um ihrem Oheim die Wachsabdrücke zu holen.

„Bei aller Deiner Schlauheit bist Du doch eine Gans,“ murmelte Trenck ihr nachsehend zwischen den Lippen. „Was helfen mir die Schlüssel, wenn dieser Frohn nicht mehr Commandant ist! Sein Nachfolger ist vielleicht ein kleiner Knirps oder ein vierschrötiger Kerl mit einem dicken Bauche; dann ist keine Schildwache mehr so dumm, mich für den Commandanten zu halten, wenn ich Nachts an ihr vorübergehe.“

Agnes Mirzeska kam zurück und überbrachte ihrem Oheim die Schlüsselabdrücke. In seiner Freude darüber umarmte er sie und in der Aufwallung seiner Dankbarkeit trat er an seinen Schreibtisch und schrieb seiner Nichte eine Anweisung von 20,000 Gulden Conventions-Münze, auf die Administration seiner slavonischen Herrschaften lautend.

„Zum Hochzeitsgeschenke!“ sagte er, indem er ihr das Blatt darreichte. „Man kann Deinem Oheime sonst nicht nachsagen, daß er mit Geschenken das Seine verthut . . . aber Du hast's um mich verdient, Nichte . . . da nimm!“

Agnes fügte ihm dankbar die Hand. (Schluß folgt.)

Der getreue Eckardt der Reisenden.

Seit langer Zeit jedes Jahr, sobald die Reisesaison begann und bis zum Ende derselben, durchwanderte ein Mann von kaum mittlerer Größe, aber starknochig und wohlbeleibt, mit festen, fast harten Zügen, aber gar gutmüthigen und klugen Augen in dem breiten Gesicht, in sehr bescheidenem Anzuge, namentlich mit hoher breitschirmiger Mütze, in tüchtigen Schuhen und Gamaschen, den Regenschirm vorn am obersten Knopfe des Rockes, ohne alles Gepäck bis auf eine von vielem Gebrauch fast schwarz gewordene Reisetasche, Deutschland, oder die Schweiz, oder die Niederlande, oder Italien. Und alle seine langen und wiederholten Wanderungen machte er weder zu seinem Vergnügen, noch aus Rücksicht auf seine Gesundheit; er unternahm sie nur im Interesse anderer Rei-

Digitized by Google

Karl Bädeker.

senden. Er hatte sich selbst das Amt und die Pflicht auferlegt, alle schönen Aussichtspunkte und die bequemsten dahin führenden Wege aufzusuchen, um Andere darauf aufmerksam zu machen. Er musterte die Merkwürdigkeiten und Sehenswürdigkeiten jedes Ortes und erprobte, in welcher Ordnung und Reihenfolge man sie mit dem wenigsten Zeitaufwande und doch am zweckmäßigsten besichtige; er unterließ sogar nicht zu notiren, wie viel man da und dort Trinkgeld zu zahlen habe. Namentlich hielt er strenge Revision in den Gasthäusern, und wehe dem Wirth mit hohen Rechnungen und schlechten Betten, wehe den trägen Kellnern und hochmüthigen Portiers! Nichts entging seinem scharfen Blicke und seinem unermüdlichen Forschen. Ueberall war er gewesen, alles hatte er gesehen, beobachtet und mit der rücksichtslosesten Unparteilichkeit beurtheilt und notirt. So kam es denn — und es ist kaum zu verwundern — daß dieser vor allem praktische und prosaische Mann in unserer nichts weniger als poetischen Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen eine Art Märchen-Figur in Deutschland wurde, etwa wie Rübezahl sonst in dem schlesischen Gebirge, und daß die Sage ihn bald in dieser, bald in jener Gestalt, bald hier, bald dort, ja gleichzeitig an weitentfernten Orten, bald als Schutzgeist irgend eines gepreßten Reisenden, bald als Plagegeist in einem Wirthshause erscheinen ließ. Die Anekdoten über dergleichen sind zahllos. Ja man wollte sogar

wissen, und hat es trotz aller Widerlegung fort und fort behauptet, seine Landesregierung habe das in Deutschland bis dahin Unerhörte gethan, sie habe ihm nämlich mehrere Pässe auf verschiedene Namen gegeben, damit er in um so sicherem Incognito reise und sein Revisionsamt zum Frommen aller Reisenden um so ungestörter verrichten könne.

Auf der andern Seite fehlt es nicht an Erzählungen, wie irgend ein Abenteurer oder Spaßvogel den Namen des Gefürchteten angenommen habe, um sich in einem Gasthofe gute Aufnahme, zuvorkommende Bedienung und billige Rechnung zu verschaffen, oder auch wie man irgend einem Wirthe, der eine Revision seines Hauses wohl zu scheuen hatte, telegraphisch oder brieflich angezeigt, an dem und dem Tage werde der Wohlbekannte, diesmal unter dem und dem Namen, erscheinen, man möge sich das gesagt sein lassen. Natürlich wurde der also vorher angemeldete und bezeichnete arglose Fremde, der von nichts wußte, wie ein incognito reisender Fürst empfangen und konnte sich nicht erklären, warum man in dem Hause ihn mit Aufmerksamkeiten überhäufe, während der, welcher sich solchen Scherz erlaubt hatte, den Wirth dann gelegentlich verhöhnte. Welchen Kummer mag es auf der andern Seite dem Wirth gemacht haben, der den unscheinbaren Reisenden in ein gar schlimmes Bette hatte legen lassen und nachher, zu spät, erfuhr, der sei sein Gast gewesen, welchen er besser und sorgfamer behandelt haben würde als irgend einen andern, wenn er gewußt, wen er unter seinem Dache beherberge.

Der Mann aber, der alljährlich im Interesse aller Reisenden und zum Schrecken aller Wirthe solche Wanderungen unternahm, war der Buchhändler Karl Bädeker in Coblenz, der Herausgeber der nach seinem Namen genannten, allbekannten und allbenutzten rothen Reisehandbücher, die als treue Gefährten und zuverlässige Führer dem Wanderer an allen Orten, die er besucht, über alles Auskunft geben, ihn auf alles aufmerksam machen und es auch gelegentlich an nützlichen Warnungen nicht fehlen lassen. Jetzt, wo der wackre Mann unter dem grünen Rasen ruht, dürfen wir — was früher um seiner Zwecke willen nicht statthaft — sein sehr gut getroffenes Portrait bringen.

Man darf wohl behaupten, daß, wie die Eisenbahnen und Dampfer die Reiselust in nie vorher bekanntem Maße gefördert, das Reisen selbst aber in gleicher Weise erleichtert, die Bädekerschen Handbücher erst ein recht fruchtbringendes Reisen (in Mitteleuropa) möglich gemacht haben; denn wer nach Anleitung dieser rothen Bücher reist, kann überzeugt sein, daß eigentlich Bedeutendes ihm nicht entgeht, während er vor Zersplitterung an Zeit und Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten verschont bleibt. Sie können deshalb ebensowenig entbehrt werden wie Koffer und Reisetasche und sie haben überdies den Vortheil, daß sie beinahe so gefürchtet sind wie es der Herausgeber selbst war. Erschient ein Reisender mit dem rothen „Bädeker" in der Hand, so wissen die Lohndiener und Wirthe, daß er zu den Klugegewordenen gehört und so wenig zu betrügen ist, wie ein erfahrener Einheimischer. Das ist freilich Vielen, die auf unerfahrene Reisende speculiren, denen etwas geboten werden kann, sehr ärgerlich. So kam vor einiger Zeit ein privilegirter Lohnkutscher zu Basel in höchstem Verdruß zur Polizei und zeigte da unwirsch an, er habe sich entschlossen sein Geschäft aufzugeben. Als der Beamte dem stadtbekannten, grollenden alten Mann freundlich zu- und abredete, versetzte der gereizte Pferdemann: „Nein! man wird jetzt seines Lebens nicht mehr froh, seit die verfluchten rothen Bücher da sind."

Karl Bädeker war 1801 zu Essen an der Ruhr geboren, hatte schon als Knabe über die Siegesbotschaft aus Leipzig laut gejubelt und 1815 bei Napoleons Wiederkehr seinen Vater hinausrufen, ihn mitziehen zu lassen gegen den Feind des Vaterlandes. Dies konnte dem Knaben nicht gestattet werden, der dagegen 1817 nach Heidelberg kam, um da die Buchhandlung zu erlernen. In der berühmten Universitätsstadt erwachte aber auch sein Wissensdurst so mächtig, daß er sich inscribiren ließ und ein Jahr lang Vorlesungen über Geschichte und Philosophie hörte. Nachdem er 1822 in Wetzlar sein Freiwilligen-Dienstjahr unter den Jägern bestanden hatte und als Lieutenant der Landwehr zugetheilt worden war, verbrachte er zwei für ihn sehr fruchtreiche und anregende Jahre in dem Hause des berühmten Buchhändler Reimer in Berlin. Im Jahre 1827 endlich gründete er in Coblenz die Buchhandlung, der er so bedeutendes Ansehen verschaffen sollte.

Auf den Gedanken, zunächst sein Reisehandbuch für Deutschland zu schreiben, kam er zuerst, als er in den Händen aller die Rheinlande so zahlreich besuchenden Engländer das bekannte rothe englische Reisehandbuch des Buchhändlers Murray in London sah. Auch legte er dies dem seinigen anfangs zu Grunde, wie er wohl auch den damals noch ziemlich in Ansehen stehenden „Passagier auf Reisen" von Reichardt dabei benutzte. Aber er erkannte sehr bald und zuerst vor Allen, daß sein Buch an sehr vielen Fehlern, Mängeln und Ungenauigkeiten litt, machte deshalb mehr als die Hälfte aller von ihm gedruckten Exemplare zu Maculatur und gab eine revidirte, viel verbesserte neue Auflage heraus, die den verdienten Beifall fand. Diesem ersten folgte die „Rheinreise", „die Schweiz" (später sein Lieblingsbuch, mit dem er selbst am meisten zufrieden war), „Belgien, Holland und Paris", so wie die übrigen: „Oesterreich und Oberitalien", „Tyrol und Salzburg" ꝛc., die alle bereits eine Frucht seiner aufmerksamen und sorgfältigen Wanderungen waren. Da aber stets überall Neues auftaucht und Altes verschwindet, kurz Aenderungen eintreten, welche die sonst genaueste Beschreibung unrichtig erscheinen lassen, so machte Bädeker, wie oben gemeldet, jährlich seine Revisionsreisen, um für die immer nöthig werdenden neuen Auflagen seiner Bücher an Ort und Stelle Berichtigungen zu sammeln und ihnen so die größtmögliche Zuverlässigkeit und Vollständigkeit zu geben.

Hatte er in dieser Weise den Sommer hindurch mit wahrem Bienenfleiße, unter allerlei Mühen und Beschwerden, eingetragen, so saß er dann den Winter über buchstäblich vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht hinein an seinem Schreibpult, um seine tausend und abertausend gesammelten Notizen, nebst den ihm in vielen Hunderten von Briefen zugegangenen Andeutungen, Bemerkungen und Berichtigungen zu ordnen und für die neuen Auflagen zu verwenden. Denn seine Bücher würden trotz dem ungewöhnlichen Fleiß des Mannes, eines Einzelnen, nicht so zuverlässig und vortrefflich geworden sein, wenn nicht das große reisende Publicum selbst sich als Mitarbeiter betheiligt und ihm viel Nutzbares zugetragen oder ihn auf Irrthümliches aufmerksam gemacht hätte. Bädeker selbst kannte bei solchen Winterarbeiten weder Sonn- noch Festtag. Und eins seiner Hauptverdienste darf nicht vergessen werden: was er schrieb, trug den Stempel der Wahrheit an sich, und schonungslos sprach er den Tadel aus, wo er begründet war. Er hätte viel erzählen können von Cigarrenkisten und Champagnerkörben, die er solchen, welche seine Empfehlung suchten, mit der kalten Ruhe eines Ehrenmannes zurücksandte, nicht selten mit der Bemerkung, daß seine Empfehlung um keinen Preis käuflich sei, daß aber Freundlichkeit, auch gegen unscheinbar aussehende Fremde, die Hauptugend eines Wirthes ausmache. Ein Fall solcher Art möge hier erzählt sein:

Wir haben gesehen, wie gar bescheiden das Aeußere Bädeker's war, wenn er sich auf Reisen befand. So kam er denn eines Abends, ermüdet von langer Fußwanderung, nach Vevey und wollte da in einem der ersten Hotels Nachtquartier nehmen. Mit dem Dampfer war eben eine große Menge von Fremden mit zahllosen Koffern, Taschen und Schachteln angekommen, und die Kellner achteten nicht im Geringsten auf den schlichten Mann, der sich denn auch lange in das Unvermeidliche geduldig fügte. Als ihn endlich ein Kellner in nicht weniger als freundlichem Tone nach seinem Begehr fragte, verlangte Bädeker ein gutes Zimmer mit der Aussicht auf den See. Der Kellner führte ihn in das dritte Stock und zwar in ein Zimmer, das in den Hof hinaussah. Das verschmähte unser Reisende, der mit dem Wirthe selbst zu sprechen verlangt, als ihm erklärt worden war, es sei kein anderes Zimmer im ganzen Hotel frei. Der Wirth wußte ihm allerdings noch ein anderes Zimmer zu schaffen, aber eine Revision des Bettes zeigte sehr unangenehme Mängel. Ueberdies war die Bedienung eine sehr nachlässige und unfreundliche, wie die Speisen viel zu wünschen übrig ließen. Bädeker, der keine zu großen Ansprüche machte, grollte mit Recht. Endlich wurde ihm das Fremdenbuch vorgelegt, und kaum hatte der Wirth daraus ersehen, daß der von ihm nichts weniger als aufmerksam behandelte Fremde kein anderer als der von allen Gastwirthen Gefürchtete selbst sei, als er herbeieilte und unter den tiefsten Bücklingen, so gut als es eben gehen wollte, sich zu entschuldigen versuchte. Bädeker hielt ihm aber rücksichtslos sein langes Sündenregister vor und erklärte ihm zuletzt, er könne in dem Reisehandbuch das Sternchen nicht mehr stehen lassen, mit dem der Name des betreffenden Gasthauses bis dahin als Auszeichnung versehen gewesen. Trotz

aller Bitten und Beschwörungen des reuigen Wirths führte Bädeker aus, was er gesagt hatte, und in der einen Auflage fehlte das Sternchen. Nach Verlauf der neuen Reisesaison erhielt Bädeker einen äußerst klöglichen Brief von jenem Hotelbesitzer, der unter Andern schrieb: „Der mir durch Auslassung meines Sternes in Ihrem Buche erwachsene Schaden war zu groß, als daß ich mir ein Vergehen gegen Reisende von Neuem sollte zu schulden kommen lassen, ich bitte also mein Haus wieder anzuführen wie sonst, und füge beifolgende Zeugnisse bei." Erst nachdem der gewissenhafte Bädeker sich durch Ausfage zuverlässiger Freunde überzeugt hatte, daß jener Wirth in der That gründlich sich gebessert, erfüllte er den Wunsch desselben, doch nicht ohne ihn noch einmal brieflich mit allem Ernst zu ermahnen.

Sein gutes Herz bethätigte er unter Andern in einer Weise, die der Mittheilung werth ist. Wir wissen, daß er Lieutenant bei der Landwehr war. Er kam seinen Pflichten als solcher stets mit der gewissenhaftesten Pflichttreue nach, es entging ihm dabei aber auch während der alljährlichen vierzehntägigen Uebungen nicht, ein wie trauriges Gesicht mancher der einberufenen Landwehrmänner machte und wie manche Thräne heimlich der und jener Familienvater vergoß, der seine Familie in Noth hatte verlassen müssen. Als später gar häufig Mobilmachungen eintraten, veranlaßte ihn sein Mitleid zu einer Stiftung für arme Frauen seines Landwehrbezirks. Er setzte ein Capital von 1000 Thlr. aus, von dessen Zinsen solche arme Frauen unterstützt werden sollten, und meldete dies dem Kriegsministerium in Berlin. Kaum aber war das Schreiben abgegangen, als ihm einfiel, man könne „oben" aus der Stiftung wohl gar Veranlassung nehmen, ihn mit einem Orden oder dergleichen für seine That belohnen zu wollen. Er sandte deshalb sofort ein zweites Schreiben des Inhalts nach, daß er nicht nur jede etwaige Belohnung ablehnen, sondern sogar seine Stiftung zurückziehen würde, wenn man ihn etwa zu einem Orden und dergleichen vorschlage.

Die Mobilmachung im Jahre 1859, die seine Söhne zum Dienst berief, machte es ihm zum ersten Male unmöglich, seine gewohnte Inspectionsreise zu unternehmen; er hoffte zwar sie noch im Herbst nachholen zu können, aber auch diese Hoffnung täuschte ihn, denn statt seiner gewöhnlichen Wanderung mußte er „die große Reise in das unbekannte Land" antreten. Er erkrankte, aber muthig und unerschrocken, wie er stets im Leben gewesen, sah er dem Tode entgegen. Mit seiner gewohnten Klarheit und Umsicht benutzte er die schmerzlosen Zwischenzeiten seiner Krankheit (Brustkrämpfe), um sein Haus zu bestellen und namentlich auch Anordnungen zu treffen, damit seine Reisehandbücher auch nach seinem Tode in ihrer Zuverlässigkeit sich erhielten. „Die ganze Stadt Coblenz erschrak, als sie von seinem Tode hörte," sagte der Pfarrer in seiner Gedächtnißrede. Ein anderes Beispiel von der Theilnahme, die er in allen Kreisen fand, ist folgendes: Als es mit seiner Krankheit schlimmer und schlimmer geworden war, erschien ein Officier von sehr hohem Rang, unter welchem er vor mehr als 40 Jahren als freiwilliger Jäger gedient hatte, jeden Morgen zur bestimmten Stunde in dem Buchladen und frug mit soldatischer Kürze: „wie geht's?" Als er am letzten Morgen (4. October 1859) ebenfalls kam, um sich zu erkundigen, und man ihm auf seine gewöhnliche Frage antwortete: „heut früh ist er gestorben," rief der Mann erschrocken aus: „gestorben?" eilte durch das Haus die Treppe hinauf in das Sterbezimmer, legte hier die Hand auf die kalte Stirn des Entschlafenen und sprach mit tiefem Athemzuge: „alter Schlitze, braver Mann, leb wohl!"

Ja, ein braver Mann war Karl Bädeker, ein Mann, dem stets sein einfaches Wort soviel galt als ein Eidschwur, ein Mann mit felsenfesten Grundsätzen, aber mit weichem Herzen und freigebiger Hand; ein echter Bürger, dem das Wohl Aller jeder Zeit höher stand als das eigene Behagen, und der viel von seiner ihm karg zugemessenen Zeit den öffentlichen Angelegenheiten seiner Heimathsstadt widmete; ein deutscher Patriot, dem das Wohl und die Ehre des Vaterlandes über Alles ging und der ihm jedes Opfer zu bringen bereit war. „Nur von Frömmigkeit und vom Bekenntniß hat er nie viel, schier zu wenig gesprochen," hieß es in der schon erwähnten Gedächtnißrede des Geistlichen, und in Bezug auf diese Aeußerung findet sich in der „Hundsrücker Chronik" die Erläuterung: „Bädeker war allerdings von jenen Naturen eine, welche, in tiefem Abscheu vor der Afterfrömmigkeit oder auch vor dem Geräusch und Gebehrdenspiel des Glaubens, ihren Glauben als das wesentlichste Eigenthum und höchste Gut mit großer Scheu im Herzen hüten, ja mit jungfräulichem Schleier vor fremden Augen verschließen. Nur mit den Vertrautesten redete er davon in geweihten Stunden."

Die Trauer um den Tod des verdienten Mannes hallte wieder durch ganz Deutschland, und im Stillen freuete sich darüber höchstens ein Gastwirth, vor dessen Hause Bädeker die Reisenden gewarnt. Als charakteristisch aber ist noch beizufügen, daß dem langen Zuge der Leidtragenden, der sich am 7. October 1859 durch Coblenz bewegte, als Repräsentant der großen Zunft der dankbaren Reisenden, um welche der Verstorbene sich so hochverdient gemacht hatte, ein fremder Tourist im Reisecanzug sich anschloß und in der Hand das rothe Buch trug, wie bei andern Begräbnissen Einer wohl die Orden des Verstorbenen trägt.

D.

Der elektromagnetische Telegraph.

Nr. 1.

Die Leser der Gartenlaube wurden im 4. Monatshefte vorigen Jahrganges (s. Blätter und Blüthen S. 255) mit den großen Riesenprojecten einer den ganzen Erdkreis umfassenden telegraphischen Verbindung bekannt gemacht, und die Meisten dürften dabei den Wunsch gehegt haben, auch mit den Maschinen und Vorrichtungen vertraut zu werden, durch welche der menschliche Geist die geheimsten Naturkräfte, deren inneres Wesen ihm noch verschlossen ist, zwingt, die ihnen vorgezeichneten Wege zu durchlaufen und ihre Wirkungsweise zu offenbaren. Nicht minder wichtig ist es für jeden Denkenden zu erfahren, wie endlich die große Aufgabe gelöst wurde, den schnellsten Boten, den die Erde, den das ganze Weltall hat, zur Gedankenmittheilung nach weit entfernten Orten zu benützen. Die Welt hat keinen schnelleren Boten mehr als die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des elektrischen Stromes, denn sie ist noch viel größer als die des Lichtes, welche 40,000 geographische Meilen per Secunde beträgt, während sich der elektrische Strom mit einer Geschwindigkeit von 63,000, nach neueren Messungen von 67,000 geogr. Meilen in der Secunde fortbewegt, also augenblicklich ist.

Wenn wir es nun versuchen, den Leser mit diesen Maschinen und Vorrichtungen bekannt zu machen, so ist damit nicht der Mann der Wissenschaften, nicht der Fach- und Sachkenner gemeint, sondern jener große Kreis intelligenter Menschen, der von Wißbegierde durchdrungen nach vielseitiger Entwickelung des eigenen Geistes strebt, und dem es nicht genügt, nur manchmal die Wunder der Wissenschaft anzustaunen und neugierig zu betrachten, ohne sich die geringe Mühe nehmen zu wollen, näher in dieselben einzudringen. Jener Kreis der Leser ist damit gemeint, welcher nicht in der Lage ist, sich die hierüber vollständig Aufschluß gebenden werthvollen und theueren Bücher anschaffen zu können, und dem es, selbst wenn er im Besitze derselben ist, an Zeit und Muße gebricht, sie gründlich durchzunehmen und zu studiren. Wenn es uns gelingen sollte, diese Leser mit den Gesetzen, den Einrichtungen und Maschinen des elektromagnetischen Telegraphen soweit vertraut zu machen, um sich und Anderen wieder Aufschluß ertheilen zu können, dann ist unser Zweck und unsere Absicht vollkommen erreicht.

Der elektromagnetische Telegraph ist in all seinen Theilen, und deren sind es besonders drei, nämlich:

1) die den elektrischen Strom erzeugenden Apparate, Batterien genannt;
2) die eigentlichen Vorrichtungen und Maschinen, durch welche derselbe gezwungen wird, die ihm vorgezeichneten Wege zu durchlaufen und auf diese oder jene Art seine Wirkung zu äußern, und
3) die Drahtleitung;

höchst interessant, und fortwährend bietet ein jeder derselben neu zu lösende Aufgaben und neue Erscheinungen dar, wodurch immer wieder neue Erfindungen, sowie Verbesserungen und Vervollkomm-

nungen der vorhandenen Vorrichtungen und Apparate stattfinden. Wir werden den Leser durch diese Blätter mit denselben in ununterbrochener Reihenfolge bekannt machen und beginnen dieselbe hiermit, indem wir ihn mit dem ersten Theile, nämlich den elektrischen Batterien, vertraut machen.

Vor Allem ist in der elektromagnetischen Telegraphie ein galvanischer Strom nothwendig. Was ist nun aber ein galvanischer oder elektrischer Strom; wie wird derselbe erzeugt; und von welchen Erscheinungen wird er begleitet? Was ist überhaupt Elektricität? Noch ist es bis jetzt keinem Menschen gelungen, das eigentliche innere Wesen und Agens der Elektricität zu erklären, und nur eine Hypothese, eine Annahme ist es, durch welche man dieselbe zu erläutern sucht. Nur eine Hypothese ist es, wenn man sagt, daß die Elektricität eine sehr feine, unsichtbare, gewichtlose Materie oder Stoff sei, gleichsam eine fein zertheilte Flüssigkeit, die in jedem Körper, im menschlichen und thierischen wie in der Pflanze und dem Mineral, in allen organischen und unorganischen Stoffen der Erde im gebundenen Zustand vorhanden ist und sich nur dann erst zeigt, wenn dieser Zustand durch irgend eine Einwirkung aufgehoben und sie in ihre zwei Bestandtheile, nämlich in eine positive und negative Elektricität zerlegt wird. So wenig diese Annahme begründet nnd nachgewiesen ist, so erleichtert sie doch das schnellere Auffassen und Verstehen der Wirkungen und Erscheinungen dieses geheimnißvollen Wesens; immerhin aber bitten wir den Leser, nicht mit unbedingtem Glauben an dieser Annahme fest zu halten.

Auf welche Art und Weise wird nun die Elektricität erzeugt? Dies ist die zweite wichtigere Frage, welche schon in vielfeitiger Richtung ihre Lösung gefunden hat. Doch sind auch hier dem rastlos strebenden menschlichen Geiste noch nicht alle ihre Quellen erschlossen. Elektricität wird in einem Körper erzeugt, wenn der neutrale Zustand der beiden in ihm vorhandenen elektrischen Fluida, nämlich des positiven und negativen, aufgehoben wird, was auf folgende Weise geschehen kann:

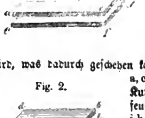
1) Durch Reibung zweier Körper z. B., wenn man eine Glasstange mit Seidenzeug, eine Schwefel- oder Siegellackstange mit Wollenzeug oder Pelz reibt, wobei sich die positive Elektricität auf dem einen, die negative auf dem andern Körper ansammelt. Diese Elektricität wird alsdann Reibungs- oder Frictionselektricität genannt.
2) Durch Berührung zweier Körper, insbesondere von Metallen, wobei sich ebenfalls die positive Elektricität auf dem einen, die negative auf dem anderen anhäuft und von jedem derselben durch entsprechende Leitungen und Vorrichtungen entfernt, sowie in ihren Wirkungen und Erscheinungen beobachtet werden kann. Diese Elektricität wird Berührungs- oder Contactelektricität genannt, und sie ist es, welche besonders in der elektromagnetischen Telegraphie benützt wird.
3) Durch Licht und Wärme, welche Thermoelektricität genannnt wird.
4) Wird auch Elektricität bei allen chemischen Processen wie Fäulniß, Zersetzung, Gährung u. dergl. erzeugt, sowie
5) durch den Magnetismus, welche den Namen Magnetoelektricität hat.

Von allen diesen Quellen wollen wir jedoch nur die unter Nr. 2 aufgeführte einer näheren Betrachtung unterziehen, da, wie bereits daselbst erwähnt, die aus ihr hervorströmende Elektricität es hauptsächlich ist, welche in der elektromagnetischen Telegraphie benützt wird und welche gleichsam das Fundament, den Grund bildet, worauf dieselbe basirt ist.

Die elektrischen Batterien oder Ketten.

Dieses sind im allgemeinen jene Apparate und Vorrichtungen, welche zur Erzeugung eines elektrischen Stromes dienen und sich, wie auch ihre Form und Zusammenstellung beschaffen sein möge, auf den einfachen Satz gründen: „Daß, wenn zwei verschiedenartige Körper, besonders Metalle, sich berühren, beide schon durch die bloße Berührung elektrisch werden. Nimmt man z. B. eine Zink- und eine Kupferplatte, legt dieselbe, wie in Fig. 1. angedeutet, auf einander, so entsteht eine Trennung der in beiden Metallplatten vorhandenen, aber in neutralem Zustande befindlichen elektrischen Fluida und zwar in der Art und Weise, daß sich die positive Elektricität auf der Zinkplatte, die negative auf der Kupferplatte ansammelt und hier in einem Zustande der Spannung und des beständigen Strebens nach Wiedervereinigung verharrt. Dieselbe aber erfolgt nur erst dann, wenn zwischen Beide ein feuchter Körper oder eine Flüssigkeit gebracht

Fig. 1.



wird, was dadurch geschehen kann, daß man, wie in Fig. 2., wo a, c, d, b die Zinkplatte und e, f, g die Kupferplatte ist, zwischen Beide eine feuchtgemachte Tuch- oder Papierscheibe i, k, l bringt oder, wie in Fig. 3., beide Platten in ein Glasgefäß stellt, welches mit einer Flüssigkeit, am besten mit einer Säure oder mit Kochsalzlösung, angefüllt ist. In diesem Falle strömt sofort die positive Elektricität von der Zinkplatte durch den feuchten Körper zur Kupferplatte, und die auf letzterer angesammelte negative Elektricität zur Zinkplatte. Es findet alsdann eine Ausgleichung, Neutralisirung der beiden Elektricitäten statt. Da nun hierdurch die

Fig. 2.

Fig. 3.

unmittelbare Berührung der beiden Platten aufgehoben ist, so erfolgt auch keine weitere Trennung der in denselben vorhandenen elektrischen Fluida. Werden jedoch beide Platten durch einen Metalldraht verbunden, d. h. stellt man wieder eine Berührung, wenn auch nur eine mittelbare, her, was wie in nebenstehenden Figuren 4 und 5 geschehen kann, indem man an dieselben einen Metallbügel oder auch nur einen einfachen Draht löthet, so tritt aufs Neue wieder eine Trennung der beiden Elektricitäten ein, zugleich aber auch eine Wiedervereinigung durch den feuchten Körper. Die positive Elektricität geht von der Kupferplatte l. durch den Verbindungsdraht abe zur Zinkplatte und von letzterer durch den feuchten Körper wieder zur Kupferplatte, um aufs Neue denselben Weg zu machen und zwar mit einer Geschwindigkeit von 63,000 geographischen Meilen per Secunde. Diese Strömung, Ausgleichung, Trennung und abermalige Wiedervereinigung, währt so lange, als diese Verbindung besteht, und wenn dann, wenn man den Verbindungsdraht, z. B. bei e, von der Zinkplatte entfernt, findet eine Ausgleichung, wie oben angeführt, der beiden elektrischen Fluida durch den feuchten Körper statt. Eine solche Verbindung zweier Metalle und eines feuchten Körpers, wie in Fig. 2, 3, 4 und 5 dargestellt, nennt man eine galvanische Kette oder ein einfaches elektrisches Element, und zwar ist in Fig. 2 und 3 ein offenes, und in Fig. 4 und 5 ein geschlossenes Element dargestellt. Die durch die Berührung und Verbindung der beiden Platten entstehende Strömung der Elektricität, dieses beständige Trennen, Ausgleichen und Circuliren derselben, wird der galvanische oder elektrische Strom genannt. Den ersten Namen hat er von Galvani, Professor in Bologna, welcher der Erste war, der im Jahre 1789 diese Elektricitätsquelle und zwar durch Zufall entdeckte. Da wir es uns zur Pflicht gemacht haben, Alles, was nicht wesentlich hierher gehört und zum besseren Verständniß nothwendig ist, zu umgehen und hinwegzulassen, so möge sich der Leser mit dieser Erklärung des galvanischen Stromes begnügen. Wir können ihm auch mit dem besten Willen keine andere geben, da ja auch uns das eigentliche Wesen der Elektricität unbekannt und verschlossen ist.

Fig. 4.

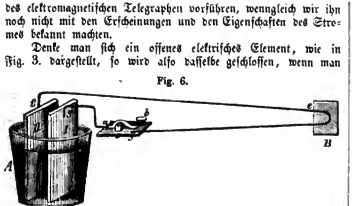
Fig. 5.

Dieser galvanische Strom ist es, der in der elektromagnetischen Telegraphie die Hauptrolle spielt, er ist die bewegende Kraft, die Seele desselben. Wir können schon hier dem Leser das Princip

des elektromagnetischen Telegraphen vorführen, wenngleich wir ihn noch nicht mit den Erscheinungen und den Eigenschaften des Stromes bekannt machten.

Denke man sich ein offenes elektrisches Element, wie in Fig. 3. dargestellt, so wird also dasselbe geschlossen, wenn man

Fig. 6.



die Kupferplatte I. durch einen Draht mit der Zinkplatte II. verbindet. Nun ist es aber ganz gleich, ob dieser Verbindungsdraht nur die Länge von einem Fuß oder vielen tausend Fuß hat; die von der Kupferplatte I. ausgehende positive Elektricität eilt mit derselben Geschwindigkeit und ebenso leicht durch den langen, wie durch den kurzen Draht, um zur Zinkplatte II. zu gelangen. Dieser Verbindungsdraht kann sogar Hunderte von Stunden lang sein, wie wir es ja an unseren Telegraphenleitungen täglich sehen können, welche weiter nichts als ein solcher Verbindungsdraht, auch Schließungsbogen genannt, sind. Denke man sich Fig. 6 an einem Orte A ein solches Element aufgestellt und eine Drahtleitung von der Kupferplatte I. nach dem Orte B und von dort wieder zurück nach A zur Zinkplatte II. geführt; ferner in A eine Vorrichtung, durch welche diese Drahtleitung beliebig unterbrochen und wieder hergestellt werden kann, z. B. durch einen Hebel ab, welcher bei a mit dem von der Platte I. kommenden Draht in Verbindung steht, während in ein Metallklötzchen c der nach B führende Draht mündet. Wird nun dieser Hebel bei b niedergedrückt, so legt er sich auf dieses Knöpfchen c, und die Verbindung ist also hergestellt, während, wenn der Druck bei b aufhört, der Hebel sich wieder von dem Knöpfchen entfernt, die Leitung unterbrochen ist. Im ersten Falle entsteht sofort ein galvanischer Strom, und zwar geht derselbe von der Platte I. aus, durch den Draht ga in den Hebel ab, bei b in das Metallknöpfchen c und durch die Leitung nach B, von welchem Orte er durch den anderen Draht ef zur Zinkplatte II. nach A zurückkehrt. Von derselben eilt er durch die Flüssigkeit zur Kupferplatte, um sich mit der dort angehäuften negativen Elektricität zu vereinigen; da jedoch die Verbindung der beiden Platten noch besteht, so folgt dieser Vereinigung und Ausgleichung auch wieder eine sofortige Trennung, und die positive Elektricität strömt auf's Neue in der vorbeschriebenen Weise durch diese Drahtleitung. Dieses Hin- und Herströmen, welches also mit einer Geschwindigkeit von 63,000 geographischen Meilen per Secunde geschieht, währt so lange ununterbrochen fort, als der Hebel ab niedergedrückt wird, und hört nur dann auf, wenn durch das Aufhören des Druckes auf den Hebel die Leitung unterbrochen wird. Ist nun in dem Orte B eine Vorrichtung angebracht (siehe Fortsetzung, das Relais und die Schreibvorrichtung), bei welcher der von A kommende und dahin zurückkehrende Strom auf eine bestimmte Art und Weise sich äußern muß, so kann demnach leicht eine Correspondenz zwischen beiden Orten stattfinden.

Hat der Leser das bisher Gesagte vollkommen aufgefaßt, so wird er um so leichter das Nachfolgende verstehen und begreifen können, besonders wenn wir ihn noch mit den Eigenschaften und Erscheinungen des elektrischen Stromes vertraut machen. — Durch die Berührung zweier Metalle wird also, wie oben gezeigt, Elektricität erregt und erzeugt. Dieselbe ist jedoch äußerorterntlich schwach, um irgend welche Wirkungen äußern zu können, und man müßte deshalb Platten von großen Dimensionen verwenden, wenn der Strom nur einigermaßen von zweckentsprechender Stärke sein sollte, da, wie die Versuche und Beobachtungen zeigten, diese Stromquantität und Intensität im Verhältniß zur Oberfläche der Platten steht und mit der Größe derselben sich vermehrt. Um jedoch die großen Dimensionen der Platten zu umgehen, bringt man mehrere solcher Plattenpaare, vielmehr solche Elemente in Verbindung, wie nebenstehende Fig. 7. zeigt, und stellt eine Batterie (so wer-

Fig. 7

den nämlich diese Verbindungen genannt) her, indem man immer die Kupferplatte des vorhergehenden Elementes mit der Zinkplatte des folgenden verbindet. Der an die Zinkplatte des ersten und an die Kupferplatte des letzten Elementes befestigte Draht bildet alsdann den Anfangs- und Endpunkt der Batterie, die durch die Vereinigung derselben geschlossen wird. Beide Enddrähte werden auch die Pole der Batterie genannt, und zwar heißt der an der Zinkplatte der positive, und jener an der Kupferplatte der negative Pol, da, wie oben angeführt und sich auch durch die Versuche und Beobachtungen gezeigt hat, sich an der Zinkplatte immer die positive und an der Kupferplatte die negative Elektricität nach deren Trennung ansammelt.

Verfolgt man den Lauf des Stromes einer solchen Batterie, d. h., den Weg, den die positive Elektricität der einzelnen Elemente macht, so geht dieselbe von der Kupferplatte des Elementes I. zur Zinkplatte des folgenden II. und durch die Flüssigkeit dieses Elementes zur Kupferplatte, wo sie sich durch die positive Elektricität dieses Elementes verstärkt und nun durch den Verbindungsdraht zur Zinkplatte des Elementes III. gelangt. Nachdem sie auch hier die Flüssigkeit durchlaufen und die positive Elektricität dieses Elementes aufgenommen hat, setzt sie ihren Weg durch alle folgenden Elemente auf ähnliche Weise fort, wie viel auch deren sein mögen. Bei der Kupferplatte des letzten Elementes angekommen, durcheilt sie alsdann den Verbindungsdraht, der wieder zur Zinkplatte des ersten Elementes führt und von beliebiger Länge sein kann.

Unser zweiter Artikel wird uns nun über die verschiedenen Arten Batterien belehren.

Der Sinai, das Katharinenkloster und seine Bibelhandschrift.

Von Const. Tischendorf.

Unter einer Wüstenreise werden sich wenig Leser etwas Angenehmes denken können, noch weniger werden sie für ihre Person darnach Verlangen tragen. Und wollte der Verfasser dieser Zeilen versichern, daß ihm unter allen seinen Reiseerinnerungen, die einen Zeitraum von sieben Jahren und damit viele der herrlichsten Länder Europa's und des Morgenlandes umfassen, keine lieber und theurer sei, als die an seine drei Wüstenreisen nach dem Sinai, so würde er schwerlich bei Vielen Glauben finden. Den denen aber, die gleiche Wanderungen hinter sich haben, wird's mehr als einer bestätigen, daß die Wüste einen eigenthümlichen fesselnden Zauber besitze, ohne daß man deshalb zu den braunen Kindern der Wüste, zu den Beduinen gehören müsse, denen das Herz nur dann frei und freudig schlägt, wenn sie mit ihren Kamelen den Sand der Heimath unter den Füßen fühlen.

Freilich sind die Wüstenreisen unter einander verschieden genug, und kaum wird eine andere des Reizenden so viel in sich vereinigen wie eine Reise nach dem Sinai. Daß sie jetzt nicht mehr wie ehedem auf dem langsamen Schiffe der Wüste, sondern auf dem bestigsten Dampfwagen angetreten wird, thut ihr keinen wahren Abbruch, denn die Strecke zwischen Cairo, der alten wunderreichen Kalifenstadt, und dem Hafenstädtchen Suez, dicht am Ufer des rothen Meeres, genießt sich in der That besser auf einer

sechsstündigen Fahrt im Coupé als bei viertägigem Ritte zu Kamel. Aber von Suez aus, hat man nur erst den schmalen Meeresarm in der Nähe oder auch bei eingetretener Ebbe und nicht allzu ängstlichem Gemüthe zu Kamel überschritten, tritt die Wüste in ihre vollen Rechte ein, und mit ihr zugleich der Beduine und seine Kamele. Stehen einige dieser letzteren mit jeglicher Reiselust auf einige Wochen, wobei ein paar Fässer Trinkwasser nicht zu vergessen, sammt allem Küchen- und Tafelgeschirr, auch einem stattlichen Zelte ausgerüstet ist, und übermacht dies alles ein zuverlässiger Reisemarschall, Dolmetsch und Koch, so läßt sich's schon wagen, in die mit offenen, wenn auch leeren Armen harrende Wüste hineinzureiten.

Zur Rechten den tiefblauen Spiegel des rothen Meeres, begrenzt im Hintergrunde durch dunkelsarbige Bergeshöhen, zur Linken in stundenweiter Ferne ein weithin den Horizont beherrschendes weißröthliches Kalkgebirge, vor uns und hinter uns den lockeren bleichen Sand der Wüste, dessen weite Flächen nur hie und da von niedrigen Hügeln und Sträuchern unterbrochen werden, so haben wir, geschaukelt in eigener Person auf hohem Kamele, die auf sieben Tage sich ausdehnende Sinaitische Wüstenwanderung zu beginnen. Je weiter wir vorrücken, um so reicher und schöner wird unsere Landschaft. Sie wird dies nicht nur durch mannigfaltige Gruppen von Bergen, die mit ihren grotesken Felsgebilden einige Tagereisen später bis auf unseren eigenen Weg hereinragen, und zuerst aus weißlichen Lehm- und Kalkarten, dann aus röthlichem Sandgestein, endlich aus bräunlichen, nackten, schroff aufgethürmten Granitmassen bestehen, sondern auch durch die lieblichen Oasen, die mit ihren Tamariskenwäldchen, mit ihren Palmenhainen, belebt sogar durch einzelne Sänger, mitten in dieser Oede und Wildniß zauberhaft hervortreten, und von keinem Wanderer, von keiner Karawane ungenossen bleiben. Ich gedenke beispielsweise des Feiranthales, das von mehreren Beduinenfamilien in Lehmhütten, überdeckt mit Flechtwerk oder Palmenzweigen, bewohnt wird. Es darf die Perle der Sinaitischen Wüste genannt werden. Haben wir hier das kleine Zelt bei dem rauschenden Wasserbächlein, dem einzigen der ganzen Wüste, unter dem Schatten der Palmen aufgeschlagen, und ergehen uns, während der Koch Huhn und Reis zurecht macht, im Thale, das mit einem fast eine Stunde langen Walde von hohen, prächtigen Dattelpalmen prangt, und nach drei Seiten von majestätisch empor ragenden Granitwänden wie von einigen Mauern umgürtet ist, so wird Aug' und Herz um eine unvergeßliche Stunde reicher.

Was diesen Genuß einer großartigen Natur noch wesentlich erhöht, das sind die großen Erinnerungen dieser Wüste, die bis in die dunklen Fernen heiliger Vorzeit zurückreichen. Ich meine vor allen anderen die Erinnerungen an Israels Wanderungen unter Moses, dem unerschrockenen Manne Gottes. Nicht leicht möchte sich einer anderen Begebenheit des grauen Alterthums noch heute so genau, fast Schritt für Schritt, nachgehen lassen, wie dem Zuge Israels nach dem Sinai, der vierthalbtausend Jahre hinter uns liegt. Da kommen wir von den sogenannten Mosisquellen, unweit vom Meeresufer, wo immerhin das aus den Fluthen und aus der Feinde Hand errettete Volk sein begeistertes Danklied angestimmt und sich mit einem Labetrunk versehen haben mag, zu dem mit Murren empfangenen salzigen Bitterwasser, bald darauf aber auch zu dem lieblichen Clim, das mit seinen „zwölf Quellen und siebzig Palmenbäumen" den Schmachtenden so fröhliche Erquickung geboten. Im weitern Verlaufe gelangen wir auch auf den Schauplatz der Kämpfe mit den Amalekitern, die längst vor Moses die süße Dattel des Feiranthales genossen haben mögen, sowie dahin, wo das Mannawunder geschah. Daß sich noch heute im Scheidthale, eine Tagereise vor dem Sinai, und zwar hier allein, ein eigenthümliches, Manna benanntes und mit seinem Honiggeschmack so sehr an die Mosaische Beschreibung erinnerndes Erzeugniß vorfindet, das ist von besonderer Merkwürdigkeit; was sich auch immer gegen die nähere Zusammenstellung beider lagen lassen mag, so bleibt doch dieses Tamariskenmanna ein theueres Erinnerungszeichen an die gerade an dieser Stätte genossene wunderbare Himmelsgabe.

Doch wir eilen von all den Erinnerungsstätten des israelitischen Wüstenwegs unserm Ziele zu, das uns gleichfalls mit Moses und Israel wieder zusammenführt. Nachdem wir der Berge und Thäler manche und zuletzt einen über zwei Stunden langen steilen Felsenpaß, auf dem das Kamel die Sicherheit seines Tritts zu erproben hat, glücklich überschritten haben, da öffnet sich vor uns eine weite ebene Sandfläche, an deren Enden jene majestätischen Granitberge hinein in's Blau des Himmels ragen, auf denen noch heute, alten Ueberlieferungen getreu, Juden, Christ und Muhammedaner das Gedächtniß der Mosaischen Gesetzgebung feiern. Es ist schon hiermit angedeutet, daß der Sinai kein vereinzelter, frei auf der Ebene aufsteigender Berg ist, etwa wie der Thabor in der Ebene Esdrelon nahe bei Nazareth; er gehört vielmehr zu einer Gruppe granitner Berge, die einstmals gemeinsam den Namen Sinai getragen haben mögen. Zwischen einzelnen dieser mehrere tausend Fuß hohen Felsen ziehen sich baid engere, bald weitere, zum Theil durch einige Vegetation ausgezeichnete Thäler hin. In einem derselben, das den Namen Wadi Schueib trägt und von geringer Breite ist, liegt das Sinaikloster. Es liegt bereits zwischen 3 und 4,000 Fuß über dem Meeresspiegel, aber noch mehr als 2,500 Fuß unter den höchsten Spitzen des Sinaitischen Gebirgs, die sich gleich hinter ihm, im Westen, erheben; und zwar so, daß der westliche Theil des Klosters schon auf erhöhtem Boden steht. Daß der eigentliche Mosisberg, d. h. derjenige Gipfel, auf welchem Moses bei der Scene der Gesetzesoffenbarung seinen Standpunkt gehabt haben soll, vom Kloster aus nicht gesehen wird, und ebenso wenig von diesem Gipfel aus das Kloster: das ist ein Zeugniß gegen die Vermuthung, daß Mönchswillkür gerade diesen Gipfel verherrlicht haben möchte.

Das Erstaigen des Berges ist seit Kurzem bequemer geworden, als es früher war. Abbas Pascha, der Vorgänger des gegenwärtigen Vicekönigs von Aegypten, hatte nämlich in seiner schwärmerischen Vorliebe für die Wüste den kühnen Plan gefaßt, auf einem der Nachbarfelsen vom Mosisberge ein Sommerschloß anzulegen. Dazu ließ er einen Weg bauen, den ein Zweispänner befahren könnte. Gegen 2000 Fuß hoch dient nun dieser Weg zugleich den Wallfahrern zum Mosisgrabe. Uebrigens blieb der Schloßbau unvollendet; eine Vision schreckte den Vicekönig, als er einst von dem heiligen Berge herabstieg, davon ab; den Bau aber, den er darauf unten, neben dem Kloster beginnen ließ, vereitelte der an ihm verübte Meuchelmord. Mehrere aus den vergangenen Jahrhunderten ehrwürdig gewordene Haltepunkte des Frühern durch eine enge Schlucht steil aufwärts führenden Wegs sind durch diese Anordnung dem Gesichtskreise entrückt worden. Haben wir aber jene Höhe von fast 2000 Fuß über dem Kloster erreicht, so gelangen wir, gleichwie auch von dem früheren Wege aus, auf eine Bergebene, die durch grüne Streden mit reichlichem Quellwasser und einer schlanken Cypresse, dem einzigen Baume des Sinai's, eine überaus freundliche Oase in dieser hohen Felsenregion bildet. Von hier aus laufen, wie von einer gemeinschaftlichen Wurzel, gegen 1000 Fuß hoch die beiden Gipfel des Sinaitischen Gebirgs aus, von denen der nördliche als Horeb, der südliche als Tschebel Musa oder Mosisberg benannt zu werden pflegt; beide thürmen sich als nackte Granitmassen auf, röthlich und schwärzlich gesprenkelt auf hellgrauem Grunde.

Indem wir nach Süden weiter steigen, treffen wir nach etwa 15 Minuten von der Cypresse aus auf zwei niedrige Felskapellen, geweiht dem Andenken der Propheten Elias und Elisa, die vor 3000 Jahren hier eine Zufluchtsstätte gefunden. Eine halbe Stunde später haben wir die Höhe erreicht. Was hier den ringsum schweifenden Blick umgiebt, das wird kaum Seinesgleichen auf Erden haben. Es ist die erhabenste Felsenwildniß; viele Meilen weit und fast nach allen Seiten starren uns vielzerklüftete, wildgezackte Granitberge entgegen, ohne alle Vegetation, ohne jegliche Lebensspur. Es ist ein Bild voll Schroffheit und zugleich voll Hoheit; ein Bild voll erschütternden Ernstes. Hier also hat der Herr unter Donner und Blitz sein Gesetz verkündigt; es ist als ob das unerbittliche: „Du sollst" und „Du sollst nicht" noch immer in diese Felsen mit eisernem Griffel eingegraben wäre. Man hat auf dem Sinaigipfel zwei Kapellen errichtet, eine christliche und eine muhammedanische, von denen wenigstens noch Ruinen stehen. Aber die Andacht bedarf hier dieser Hülfe kaum; der Berg selbst erscheint wie ein Altar, zu einem unvergänglichen Merkzeichen vom Finger des Ewigen aufgerichtet. — Nach Westen sah ich bei heiterem Himmel über alle die Felsmassen hinweg bis in die ferne weißlich schimmernde Sandebene, die gegen Suez ausläuft, während im Osten das Blau des Meerbusens von Akaba hervorglänzte. Der noch höhere Katharinenberg begrenzt den Blick nach Süden; aber von Süd nach Südost umgiebt unseren Gipfel

jenes Thal Sebayieh, das in seiner amphitheatralischen Form völlig geeignet war, um das zur großen Stunde „aus dem Lager Gott entgegengeführte" Volk in sich aufzunehmen. Schroff fällt in dieses Thal der Sinai ab; er wird gleichsam zu einer abgeschlossenen Persönlichkeit, die in der That, wie es der Ausdruck der Schrift verlangt, sich „anrühren" läßt.

Aber wir sind der Sitte frommer Wanderer untreu geworden, indem wir den Sinai erstiegen, ehe wir in's gastliche Kloster am Fuß des Berges eingetreten. Als ich am letzten Jänner des Jahres 1859 zum dritten Male vor dieser dem Frieden geweihten kleinen Festung mit meinen Kamelen hielt, wurde ich nicht wie die meisten Reisenden genöthigt, am Seile mit dem Querholze zu der gegen 30 Fuß hohen Thüröffnung mich hinaufwinden zu lassen, nur meinen Effecten und meinem Dragoman blieb diese Wanderung vorbehalten, während ich selber zu Ehren des mich geleitenden kaiserlichen Auftrags vom Oekonomen sogleich bewillkommnet und durch ein für Ankömmlinge selten geöffnetes Pförtchen in's Kloster geführt wurde.

Die Grundgestalt der Anlage dieses ein länglichtes Viereck bildenden Gebäudes wird schon aus unserer bildlichen Darstellung ersichtlich sein. Seine 40 bis 50 Fuß hohen Mauern bestehen größtentheils aus massiven Granitblöcken. Das Innere ist in mehrere Höfe abgetheilt, um welche ringsum die Zellen, Kapellen, die Vorrathskammern, verschiedene Werkstätten, auch eine kleine Rüstkammer, die Fremdenzimmer und alle ähnlichen Baulichkeiten laufen, theils im Erdgeschoß, theils in den beiden Stockwerken. Die letztern, größtentheils mit hölzernen auf den Hofraum gerichteten Pfeilergängen versehen, sind jedoch von ungleicher Ausführung. In den Höfen befinden sich Anpflanzungen von Wein, einzelne Bäume, selbst Blumengärtchen, besonders aber zwei vortreffliche Brunnen; außerdem besitzt sein eigenes Wasser der große durch einen langen unterirdischen Gang mit dem Kloster an der Nordseite verbundene, in Terrassen angelegte Garten. Dieser letztere grüßt schon weit in die Ferne das Auge des Ankömmlings mit seinen herrlichen, dunkelgrünen Cypressen; seine üppigen Fruchtbäume aber liefern Orangen und Citronen, Mandeln und Feigen, Granaten, Aprikosen, Aepfel, Birnen und anderes Obst; auch mancherlei Gemüse wird darin gezogen.

Fremde kann das Kloster in großer Anzahl beherbergen; die vorzüglichsten Gastzimmer, die sich durch einen an drei Wänden fortgesetzten wohlgepolsterten Divan auszeichnen, befinden sich im oberen Stocke des westlichen Flügels, gegenüber demjenigen mit der hohen Thüröffnung. Tritt man aus diesen Zimmern auf die schon genannte Gallerie hinaus, so ruht der Blick unmittelbar auf einem etwa 1000 Fuß hohen Granitberge im Osten des Klosters, dessen Scheitel die Haud der Mönche mit mehreren Kreuzen geschmückt hat. Noch lieber jedoch genießt der Fremdling die noch freiere Fernsicht von der breiten nördlichen Klostermauer aus.

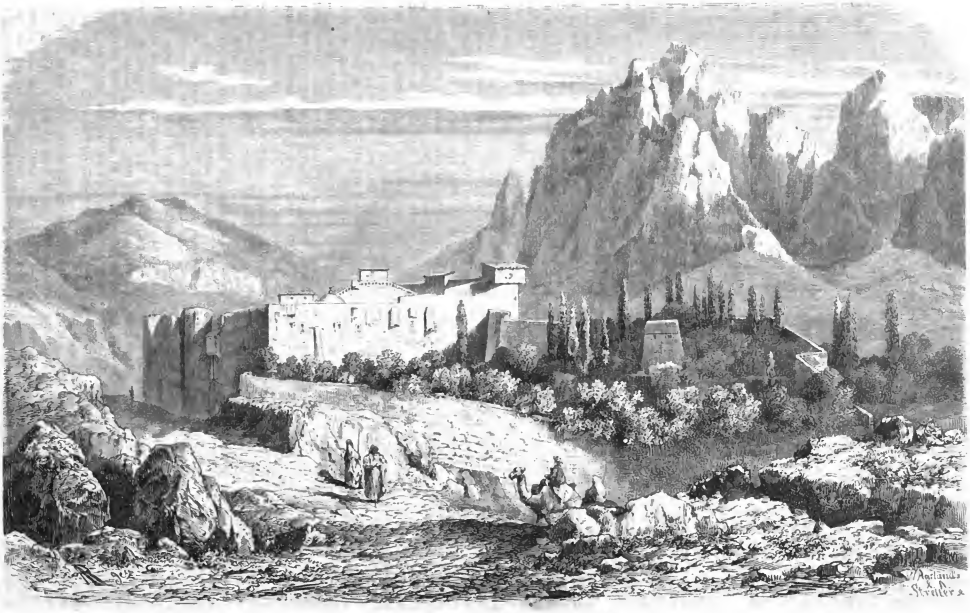
Von der größten Einfachheit sind die engen Mönchszellen, womit die strenge Lebensweise in Einklang steht, welche die vom Kloster besolgte Regel des heil. Basilius vorschreibt. Während der Genuß von Fleisch auf sehr wenige Festtage beschränkt ist und der bei weitem größere Theil des Jahres eine solche Fastenkost mit sich bringt, welcher Uneingeweihte schwerlich Geschmack abgewinnen, bietet ein aus Datteln bereiteter Liqueur den Brüdern die einzige regelmäßige Erquickung, die auch Wanderslente aus dem feiner schmeckenden Occident nicht verschmähen möchten, zumal wenn dazu ein Stück des aus zusammengepreßten Datteln und Mandeln bereiteten Sinaibrods, womit sich gleichfalls der Hausfleiß des Klosters befaßt, gereicht wird.

Daß gottesdienstliche Uebungen alltäglich und allnächtlich die Bewohner des Klosters vorzugsweise in Anspruch nehmen, verräth schon außer dem fleißigen, alle Räume feierlich durchklingenden Rufe zur Andacht die große Zahl der vorhandenen Kapellen, welcher die Zahl der Brüder selbst, gegen zwanzig, seit einiger Zeit nachzusinken pflegt. Von der Schmucklosigkeit der meisten dieser Kapellen unterscheidet sich wesentlich die in einem größeren Hofraume befindliche Hauptkirche. Ihr bleiernes Dach wird von einer doppelten Reihe Granitpfeiler getragen, zwischen denen die Chorstühle angebracht sind. Den marmornen Fußboden zieren musivische Arbeiten, desgleichen die Wände zahlreie in Gold und bunte Farben gekleidete Heiligenbilder. In der Nische über dem Altare, der von vielen silbernen Lampen erleuchtet wird, ist die Scene der Verklärung des Herrn mit Moses und Elias in schöner Mosaik ausgeführt; ihr zu beiden Seiten stellen zwei Brustbilder die beiden Stifter des Klosters dar, den Kaiser Justinian und seine Gemahlin Theodora. Nach der Verklärung ist ursprünglich das Kloster selbst benannt gewesen; doch ist diese Ehre, wie es scheint, schon längst, auf die heilige Katharina übergegangen oder wenigstens mit ihr getheilt worden; denn ihr Name steht sogar auf den kleinen Abendmahlsbroden, dergleichen mir selbst verabreicht wurden. Die Gebeine dieser Heiligen sind nämlich in der Klosterkirche beigesetzt worden, und zwar befinden sich ihre hochverehrten Reliquien dicht unter dem Verklärungsbilde, ist doch das letztere unermünschter Weise von den häufigen den ersteren gewidmeten Räucherungen mit betroffen wird. Fast wäre dieselbe Kirche auch zur letzten Ruhestätte einer russischen Monarchin, der Kaiserin Anna, geworden; sie befindet sich wenigstens auf einem silbernen Sarkophag-Deckel lebensgroß dargestellt, obschon ihr Leichnam dem vorausgesandten Sarkophage nicht nachfolgte. Das größte Heiligthum der Kirche bildet aber die hinter dem Altar angelegte Kapelle des brennenden Busches. Nur mit unbeschuhtem Fuße darf sie betreten werden, in Erinnerung jenes Mahnwortes, das einst an Moses erging: „Auch Deine Schuhe aus von Deinen Füßen; denn der Ort, darauf Du stehest, ist ein heilig Land." Eben diesen heiligen Ort glaubt man in der Kapelle wieder gefunden zu haben.

Der Kirche gegenüber steht in demselben Hofraume, zu nicht geringer Ueberraschung der christlichen Pilger, eine ansehnliche Moschee, deren Halbwand dicht neben dem Kreuze über die Klostermauer emporsteigt, wie er auch auf unserm Bilde sichtbar ist. Aus welcher Zeit sie stamme, steht nicht ganz fest; daß sie erst im 16. Jahrhundert errichtet worden sei, um Sultan Selim zu beschwichtigen, als sein Liebling, ein junger griechischer Priester, statt der Genesung den Tod im Kloster gefunden hatte, wird durch sichere Beweise von ihrem Vorhandensein im 14. Jahrhundert widerlegt. Jedenfalls diente ihre Erbauung dazu, muhammedanische Bedrohungen vom Kloster abzuwenden. In neuester Zeit hat Abbas Pascha seine Gebete darin verrichtet. Außerdem steht aber das Kloster nicht nur in Beziehungen zu den alljährlichen Mekka-Karawanen, sondern auch in beständigem Verkehr mit den muhammedanischen Bewohnern der Wüste, besonders mit benjenigen Beduinenstämmen, die den Titel der Beschützer des Klosters führen. Dazu kommen mehrere Dutzende von Leibeigenen, deren frühesten Besitz das Kloster auf eine Schenkung des Kaisers Justinian zurückführt. Sie stehen überall im Dienste des Klosters, wie sie z. B. die verschiedenen ihm zugehörigen Gärten in der näheren und ferneren Umgegend des Sinai's bebauen; auch werden sie von ihm unterhalten. Christen, was sie früher gewesen, sind aber merkwürdiger Weise die wenigsten unter ihnen geblieben.

Der Erwähnung dieser Leibeigenen füge ich noch bei, daß die Besitzthümer des Klosters oder der nach ihm benannten Brüderschaft überhaupt nicht unbeträchtlich sind. Filialklöster befinden sich zu Cairo, wo der Sitz der Superioren, zu Constantinopel, in der Walachei, selbst in Tiflis, und jedes derselben wird eintrügliche Liegenschaften besitzen. Da die Brüderschaft unter ihrem eigenen Erzbischofe in einer gewissen Unabhängigkeit sogar von den mächtigen griechischen Patriarchen des Orients steht, so begreift sich's leicht, daß sie, namentlich so oft es sich um ein neues der oberbischöflichen Weihe bedürftiges Oberhaupt handelt, der Eifersucht reichliche Nahrung bietet; wobei es leider geschieht, daß in den Zwistigkeiten christlicher Kirchenhäupter die Wahrung des Rechts der verrufenen türkischen Regierung verdankt wird.

Wodurch aber in neuester Zeit das Sinaikloster in so viele europäische Blätter gekommen, davon will ich an letzter Stelle den Lesern in Kürze erzählen. Das Kloster besitzt nämlich auch eine Bibliothek, worin sich gedruckte Bücher und Handschriften in griechischer und in verschiedenen orientalischen Sprachen befinden. Da die Stiftung des Klosters auf den Kaiser Justinian in der Mitte des 6. Jahrh., und in gewissem Sinne sogar auf Kaiser Constantins berühmte Mutter Helena zurückreicht, insofern nämlich die letztere in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. am Sinai eine Kirche anlegte, welche später das jetzige Sinaikloster in seine Mauern mit einschloß: so liegt die Möglichkeit vor, daß sich hier biblische Urkunden, die so sehr zur Ausstattung einer Kirche und eines Klosters gehörten, aus so früher Zeit erhalten haben, zumal da diese festen Mauern niemals von Feindeshand zerstört worden sind. Freilich müßte dabei jegliche Gunst der Umstände obgewaltet haben, da zu im Laufe von mehr als tausend Jahren so vielerlei den Unter-



Der Sinai und das Katharinenkloſter.

gang einer Handschrift herbeiführen konnte, und für die gesammte classische Literatur nur äußerst wenige handschriftliche Reste von so hohem Alterthum aufgefunden worden sind.

Aber in der That war ein so seltener glücklicher Fund unserer Zeit vorbehalten. Als ich im Mai des Jahres 1844 zum ersten Male den Sinai und sein Kloster besuchte, und unter der Gunst eines erfahrungsreichen, vortrefflichen der Bibliothek vorhandenen Mannes die Bibliotheksräume durchsuchte, fand ich zu großen Ueberraschung in einem Korbe mit Resten von verschiedenen alten theilweise verdorbenen Handschriften, dergleichen schon zwei Körbe voll als unbrauchbar ins Feuer geworfen worden waren, mehrere Fragmente von einer griechischen Bibelhandschrift auf Pergament, in der ich vermöge meiner Vertrautheit mit den ältesten Urkunden, denen ich schon damals 4 Jahre lang in den europäischen Bibliotheken nachgegangen war, sogleich eine der ältesten, die es giebt, erkennen mußte. Es gelang mir leicht, die Abtretung eines Theils dieser alttestamentlichen Fragmente, die ihrem Untergange so nahe gekommen waren, zu veranlassen; die anderen unzulänglichen Theile empfahl ich zu besserer Aufbewahrung, indem ich ihre Erwerbung, die zunächst nicht möglich war, späteren Schritten vorbehielt. Jenen ersteren Theil gab ich nach der Rückkehr in die Heimath, geschmückt mit dem Namen des Königs Friedrich August, des hohen Beschützers meiner Forschungen, lithographirt heraus. Da inzwischen meine Bemühungen um die im Kloster zurückgebliebenen Fragmente keinen Erfolg hatten, so gedachte ich sie aufs Genauste abzuschreiben und aus der Abschrift herauszugeben, zu welchem Behuf ich eine zweite Reise, 1853, in den Orient unternahm. Bei meinem zweiten Aufenthalte im Sinaikloster wurde mir aber wahrscheinlich, daß der Schatz inzwischen bereits nach Europa gekommen sei, weshalb ich nach der Rückkehr dasjenige, was ich schon 1844 davon abgeschrieben hatte, einem größeren aus ähnlichen Funden hervorgegangenen Werke einverleibte und darin auf meinen Antheil an der Erhaltung jener anderen Ueberreste, wobin sie auch immer gekommen sein mochten, hinwies.

Nichtsdestoweniger drängte mich's zu einer dritten orientalischen Reise, die es gelang im Auftrage der kaiserl. russischen Regierung und unter der besonderen Protection des Kaisers und der Kaiserin auszuführen. Als ich nun, wie schon oben erzählt, zum dritten Male das Katharinenkloster am Sinai besuchte, machte ich am 4. Febr., nachdem ich bereits für einen der nächsten Tage die Kamele zur Abreise bestellt hatte, mit dem Oekonomen des Klosters einen Spaziergang auf die Berge, wobei wir uns von der griechischen Ueberfetzung des Alten Testamentes unterhielten. Beim Spaziergang in der Abendsämmerung zurückgekehrt, sagte mir der Oekonom in seiner Zelle: „Hier habe auch ich ein Exemplar jener Uebersetzung," und legte es, in ein rothes Tuch eingeschlagen, vor sich auf den Tisch. Ich öffnete das Tuch und erkannte den längst gesuchten Schatz, und zwar noch auf das Ansehnlichste gegen den früheren Bestand vermehrt, da zu den Fragmenten des Alten Testaments sogar das ganze Neue Testament gekommen war.

Die lieben Freunde gestatteten mir, fofort die sämmtlichen 345½ Foliobläter, die keinen Einband hatten und auch sonst wenig Zusammenhalt, auf mein eigenes Zimmer zu tragen. Hier erst gab ich mich dem überwältigenden Eindruck dieser Erfahrung hin; der Herr hatte eine fast unvergleichliche Urkunde von der höchsten Bedeutung für christliche Wissenschaft und Kirche in meine Hand gelegt. Das war sogleich mir klar, daß ich nicht vom fremden Lande scheiden dürfte, ohne sie im Original oder in einer druckfertigen Abschrift nach der westlichen Heimath mitzunehmen. Zur größten Genugthuung gelang beides; denn Abschrift und Original begleiteten mich, als ich 8 Monate später Aegypten verließ.

Ohne Einzelnheiten hier wiederholen zu wollen, die unlängst in besonderer Schrift veröffentlicht wurden, füge ich nur noch einige Bemerkungen über die Handschrift selbst und über ihre Herausgabe bei. Die Handschrift enthält, außer einem großen Theile des griechischen Alten Testaments, das ganze Neue Testament nebst zwei anderen Schriften. Was giebt ihr nun einen so außerordentlichen Werth? Der Text unserer heiligen Schriften ist uns dadurch erhalten worden, daß fortwährend Abschriften auf Abschriften bis zur Erfindung des Büchderucks gefertigt wurden. Begreiflicher Weise müssten die ältesten dieser Abschriften die von den Aposteln geschriebenen Buchstaben genauer aufbewahrt haben als die späteren. Die Sinaitische Handschrift aber ist — nach meiner sorgfältigsten Prüfung — wohl ein Zeitgenosse jenes obengenannten ersten christlichen Kaisers; sie ist nachweisbar die älteste aller vorhandenen, und zugleich die einzige vollständige unter den wenigen von ähnlichem Alter, die wir besitzen. Sie eignet sich deshalb einzig zur bestbeglaubigten Grundlage für alle wissenschaftlichen Forschungen über den heiligen Text; es wird vermittels derselben, wo sie mit unseren üblichen Texten übereinstimmt, eine bedeutsame Bestätigung und Sicherheit für dieselben gewonnen werden; in manchen Fällen wird sie aber auch zur Berichtigung der letzteren beitragen; ersehen dadurch, was gleichfalls von Wichtigkeit, kein Lehrsatz evangelischer Wahrheit dereinträchtigt wird. Außer dem Neuen Testamente, um hier von den Alttestamentlichen Büchern zu schweigen, enthält die Handschrift auch das bisher nur unvollständig oder sehr fehlerhaft bekannte, mit dem Hebräerbrief verwandte Lehrschreiben des Barnabas, das schon das zweite Jahrhundert geneigt war, zu den heiligen Büchern zu rechnen, und einen großen Theil einer ähnlichen, bis jetzt nur unsicher bekannten Schrift: beide Bestandtheile bereichern demnach wesentlich die christliche Literatur.

In gerechter Schätzung des hohen Werthes der Handschrift hat nun Kaiser Alexander II. die unverweilte Herausgabe derselben angeordnet und meinen Händen anvertraut. Sie wird demzufolge als ein wissenschaftliches Prachtwerk, das in 4 Foliebänden mit der größten Genauigkeit das Original wiedergiebt und erläutert, photographisch zu Petersburg (im kaiserl. Generalstabe), typographisch zu Leipzig (bei Giesecke und Devrient) ausgeführt, und ist bestimmt, wenn anders bis dahin die Bewältigung der großen Arbeit gelingt, in Petersburg 1862 zur Verherrlichung des tausendjährigen Reichsjubiläums aus Licht zu treten, um sodann überall, wo die christliche Welt eine Wissenschaft hat, als eine kaiserliche Gabe ihre Verbreitung zu finden.

Im hohen Hause.

Eine Geschichte von Edmund Hoefer.

(Schluß)

„Ja," sprach Anna nach einer Pause und rückte vor ins Licht, ihre Wangen glühten, ihre Augen waren wieder trocken und unrast, „vorwurfsfrei, sage ich! Er liebte mich und ich ihn, das ist Alles, es gab kein Unrecht zwischen uns, nicht das leiseste, und deswegen kann ich auch mein Lebenlang an diese Zeit mit Frieden für mich und Segen für ihn denken, trotz meines unbändigen Schmerzes. Es gab nichts Unrechtes zwischen uns, aber gegen einen Andern war ein Unrecht da, wenigstens hielt es der dafür. — Es hat mir Jemand — sein Name thut noch nichts zur Sache," fuhr sie zögernd und doch erregt fort, „ihr werdet ihn nicht errathen, denn er ist stets der Vorsichtigste gebrieben — der hat mir eine große Leidenschaft gewidmet, eine unsinnige Leidenschaft, die mich zuweilen hinriß, und bevor ich Scheuk kennen lernte, habe ich wirklich zuweilen geglaubt, mein Herz spräche für jenen, es sei mehr als Mitleid mit ihm und seinem Gefühl, was sich in mir regte, was mich ihn anhören ließ, was es nur unmöglich machte, ihn von mir zu werfen. Dann aber kam Robert, und da ward mir alles klar, alles Uebrige verschwand und war vorbei, ich hatte kein Herz mehr, keinen Gedanken für etwas Anderes.

„Ich mochte ihm — dem Andern, das nicht sagen, denn er dauerte mich jetzt mehr als je, da ich's ahnen konnte, was eine unerwiderte Liebe für ein Elend sein müsse! Ich wollte ihn schonen, ich wollt' es ihm aus meinem Wesen merken lassen, wie es mit uns stehe; das war ja so leicht, und er hätte es mir danken sollen. Allein das that er nicht, im Gegentheil war er gegen mich, wie ich es nicht schildern, nicht benennen kann. Er hat mich furchtbar gequält, er hat getobt und gewüthet, gefleht, getrotzt, geweint, mir, sich selbst, Scheuk den Tod geschworen, nicht wie ein liebender und trauriger oder auch verniger, dennoch aber verunsinniger Mensch, sondern wie ein wirklich Wahnsinniger. Und als ich zu-

Digitized by Google

lebt, von Zorn übermannt, ihm endlich die volle Wahrheit sagte und ihm gestand, daß ich um Schenk's willen die ganze Welt, geschweige denn ihn aufgebe, den ich jetzt so kennen gelernt, mit dem ich das Leben keine Woche ertragen haben würde, da schaut' er mich lange starr und finster an und sagte endlich: „Anna, Sie haben mich unerhört betrogen. Aber wohlan — die Folgen auf Ihr Haupt!“ Und damit ging er stolz zur Thür hinaus.

„Mir graust noch, wenn ich daran denke. Er war fürchterlich, Man konnte das Schlimmste von ihm erwarten — er war auch sicher dazu entschlossen — und ich leugne nicht, daß ich hauptsächlich darum so bald mit Rosa nach der Residenz reiste; ich wollte ihm für's Erste aus dem Wege gehn. Daß sein Schlag ein noch viel theuereres Leben treffen würde, das hab' ich nicht gefürchtet. Und nun geschah es doch, denn — in mir steht es unumstößlich fest, — Niemand anderes ist Schenk's Mörder. — Da habt ihr's,“ setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu und schmiegte sich wieder in die Ecke. „Nun entscheidet, ob das etwas ist, ob ihr damit etwas thun könnt.“

„Es war eine Zeitlang im Zimmer sehr still, bis Hober endlich sich ermannend sagte: „Das scheint mir — um Ihre frühern Worte zu gebrauchen — keine Thorheit, sondern leider eine nur zu ernste Gewißheit zu sein. Sie haben allen Grund, vorsichtig zu sein, — das gebe ich zu. Irren ist menschlich und auch hier möglich. Aber Sie werden auch nicht zweifeln, daß Ihr Geheimniß bei uns wohl bewahrt ist, wenn nicht die Umstände den Hauptmann und mich zu weitern Schritten zwingen. Vor allen Dingen also den Namen — ich habe allerdings keine Ahnung, wer dies sein mag.“

„Es ist der Doctor Helmreich,“ sprach sie leise und gesenkten Blicks.

„Also doch!“ rief ich aus und sprang unwillkürlich von meinem Sitze auf. Die Drei waren bei meiner jähen Bewegung gleichfalls aufgefahren und starrten mich bestürzt an.

„Haben Sie denn eine Ahnung davon gehabt — Sie grade?“ fragte Anna athemlos. „Aber wie war es möglich —“

„Da fragen Sie mich mehr als ich weiß,“ unterbrach ich sie ernst; „ich kann es überhaupt nicht einmal eine Ahnung nennen. Die Sache verhielt sich so und so.“ Und damit erzählte ich ihnen, was ihr gehört habt, und verschwieg ihnen auch nicht Sinesky's Bemerkung nach dem Appell, die, obschon ich sie damals kurz genug zurückgewiesen, dennoch keinen geringen Eindruck auf mich gemacht hatte und auch jetzt auf meine Zuhörer fast mehr als alles Uebrige wirkte.

„Gemach,“ sagte Hober endlich, da ich schon eine Weile geschwiegen, und stand auf, „ich halte es nach alledem für unsere Pflicht, die Sache Sternings mitzutheilen. Er mag und wird entscheiden, ob sich darauf hin weiter verfahren läßt oder alles einstweilen noch verschwiegen bleibt. Er kennt Helmreich auch besser als ich — ich glaube, sie studirten miteinander in B. — und weiß, ob er dergleichen fähig sein könnte. Ich, wie gesagt, kenne ihn wenig; doch erinnere ich mich ein paarmal von seiner alles vergessenden und durch keine Rücksicht zurückzuhaltenden Heftigkeit — selbst Patienten gegenüber — gehört zu haben, wodurch sein Ruf als Arzt ernstlich beeinträchtigt wurde. — Lassen Sie uns zu Sternings gehn, Hauptmann. Wir kommen so bald wie möglich wieder. — Sie, Anna,“ setzte er hinzu und ergriff und drückte ihre Hand mit sichtbarer Theilnahme, „Sie dürfen jetzt nicht zurückweichen, nachdem Sie das Schwerste schon überstanden und uns davon erzählt haben. Wie die Sache erscheint, haben Sie nichts zu bereuen und nichts zu fürchten, liebes Kind. Es wird sich für Sie alles auf das Schonendste arrangiren lassen. — Adieu, Kinder! — Kommen Sie, Hauptmann.“

„Da die Uhr schon sieben vorüber, war es wahrscheinlich, daß wir Sternings nicht mehr daheim, sondern auf der Harmonie finden würden, doch wollten wir der Sicherheit wegen in seiner Wohnung nachfragen, an der wir so wie so vorüber mußten. Als wir näher kamen, sahen wir seine Fenster aber hell und erfuhren von seiner Wirthin, daß er vor kaum fünf Minuten nach Hause gekommen sei. Er saß, da wir eintraten, in nachdenklicher Stellung im Sopha, stand, als er uns erkannte, auf und sprach, uns beiden die Hand bietend: „Seien Sie mir willkommen, meine Herren! Ich habe schon daran gedacht, Sie aufzusuchen, Herr Rath; nun ist's desto besser. Was bringen Sie mir? denn ich seh's Ihnen an, Sie kommen nicht zufällig.“

„Wir nahmen Platz, wir zündeten eine Cigarre an, und dann berichtete Hober so kurz und übersichtlich wie möglich das, was geschehn war. Er schloß auch hier mit den Worten: „Sie kennen Helmreich, glaub' ich, ziemlich genau, lieber Sternung, und werden daher am besten wissen, ob etwas hierbei zu thun ist und wann und wie es geschehn muß. Entscheiden Sie.“

„Der Assessor hatte ihm mit gekreuzten Armen zugehört und fortwährend still vor sich hingesehn. Jetzt erhob er das Haupt, und indem ein ernster — ich möchte wieder sagen: stiller Blick aus seinem dunklen Auge zu Hober und mir herüberstreifte, versetzte er gedämpft: „das hat schon ein Anderer gethan.“ —

„Sie kommen zu spät, meine Herren,“ fuhr er fort. „Was Sie mir erzählen, war mir nichts Neues mehr. Aber es ist jetzt alles vorbei. — Hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Es bedarf keiner Geheimhaltung mehr — am wenigsten vor Ihnen beiden. — Als ich heut Nachmittag vom Begräbniß kam, ging ich mit Helmreich zurück und trat mit ihm in seine Wohnung, um mir ein Buch mitzunehmen, das er mir zu leihen versprochen. Er suchte darnach umher, und als auch ich mich umsahute, sah ich auf seinem Schreibtisch einen Handschuh liegen, der nicht nur in der Farbe genau zu dem stimmte, den wir in Schenk's Schlafzimmer fanden, sondern auch nach der linke war und obendrein ein paar ähnliche Schmutzflecke zeigte, wie jener. Diese Entdeckung bestürzte mich so sehr, daß ich meine Bewegung nicht ganz verbergen konnte. Da Helmreich das merkte, schützte ich einen plötzlichen Schwindel vor und ging, um mich in der Luft zu erholen, — getraute mich aber ich ihn damit freilich nicht. — Dann habe ich mit mir fast anderthalb Stunden gerungen, was ich thun sollte, wie ich meiner Pflicht und zugleich meiner Freundschaft am besten genügen könnte, — denn, meine Herren, Helmreich stand mir wirklich nahe, und wenn wir, seit ich hieher versetzt wurde, wenig mit einander verkehrten, so war dies nicht meine Schuld.

„So war die Uhr fast sechs geworden und ich eben zu dem Entschluß gekommen, ihn wieder aufzusuchen, offen mit ihm zu reden und nach Umständen zur Verhaftung zu schreiten, da brachte man mir“ — er stand auf und nahm vom Schreibtisch ein Papier, das er Hober hinbot — „folgenden Brief. Lesen Sie, meine Herren.“ — Er ging, während der Rath das Schreiben vorlas, im Zimmer auf und ab.

„Helmreich schrieb folgenermaßen in flüchtigen aber bis zum Schluß festen Zügen:

„Lieber Sternung!

„Ich bekenne mich vor Dir als Mörder Schenk's, ein Geständniß, das Dich seit heut Nachmittag nicht mehr überraschen wird. Als ich nach Deinem Weggehen den Handschuh sah, den ich heut Morgen nicht wieder eingeschlossen hatte, wurde mir Deine plötzliche Bestürzung sehr erklärlich. Der rechte muß also im „hohen Hause“ gefunden worden sein; ich werde ihn mit dem Tuch aus der Tasche gezogen haben, bemerkte aber erst am nächsten Morgen, daß er mir fehle, und meinte bisher, ich habe ihn wohl in der Straße verloren, wo ich das Tuch gleichfalls benützt.

„Also einmal überführt, mein Freund! — Zweitens aber weiß ich, daß in diesem Augenblick eine Dame, das einzige menschliche Wesen, das nach geschehener That über den Thäter keinen Augenblick im Zweifel sein konnte, bei dem Rathe Hober ist und, wie die Sachen einmal sind, und wie ich sie selber kenne, mich als den Mörder angiebt. Du wirst es also auch auf diesem Wege, freilich nur als Vermuthung, wahrscheinlich noch heute erfahren.

„Mein Freund, ich habe Jemand geliebt, wie ich es selbst von mir, mit meiner unendlichen Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit, bis dahin nicht für möglich gehalten. Ich bin aufgegangen in dieser Liebe und ich bin durch sie untergegangen. — Ich hatte Hoffnung glücklich zu werden — nein, ich war schon glücklich, als ich Schenk weichen mußte. Von den Kämpfen, die darauf erfolgten, habe ich nicht zu reden. Genug, sie machten mich zu Zeiten fast wahnsinnig, und daß ich einen tödtlichen Haß auf Schenk warf, brauche ich Dir, der Du mich von Alters her kennst, wohl nicht erst zu sagen. — Bei der letzten Unterredung mit der Dame war sie hart gegen mich — ich sage nicht: zu hart; ich war außer mir und sinnlos — und ich ging mit einer Drohung von ihr, die sie vielleicht auf sich deutete. Denn sie verreiste. Ich hatte aber nur Schenk im Sinne. Ich hatte schon wochenlang eine That gegen ihn erwogen, und ich redete mir ein, daß ich dazu noch ein ganz besonderes Motiv erhalten habe. Die Dame hatte behauptet, daß diese Liebe — genug, mein Freund, es war mir wichtig, die Briefe zu lesen, die sie an ihn geschrieben; der Wunsch, diese Briefe

zu besitzen, wurde zu einer Art fixen Idee bei mir. Und doch wußte ich nicht einmal, ob sie wirklich Briefe gewechselt, und ich wußte dagegen, daß ich zu ihnen nicht ohne ein Verbrechen gelangen könnte.

„Am Dienstag-Morgen sagte der Postmeister zu mir: „wenn ich wüßte, was die — sich mit Schenk zu schreiben hätte, würde ich glauben, der Brief hier sei von ihr. Es ist aber seit kurzer Zeit schon der dritte." — „Zeigen Sie ihn," sagt' ich. Er that's. „Er ist nicht von ihr," sagt' ich dann, er war's aber, und in demselben Augenblick war Schenk's Tod — ein ordinärer Diebstahl widerstand mir — beschlossen. Wie er herbeigeführt wurde, weißt Du. Ich bin fast im „hohen Hause" erzogen und kenne jeden Winkel desselben und hatte auch die Lebensgewohnheiten seiner jetzigen Bewohner ziemlich genau erfahren. Die Waffe war ein dreieckiges Stilet mit einem Kreuzgriff von Metall. Als ich an sein Bett trat und ihn zum ersten Male traf, wandte er sich gerade erwachend um, und ich fließ fehl. Er erwachte vollends, mein zweiter Stoß mißglückte wieder; wir kamen zu einer Art von Ringen, bis ich, da seine Kräfte sanken, die rechte Hand frei bekam und ihm mit dem eckigen Griff den Schädel einschlug. — Dann suchte ich die Briefe und fand sie. Die paar Werthstücken und dergleichen habe ich mitgenommen, um den Verdacht von mir abzulenken, denn — ich war ruhiger geworden und schämte mich der That.

„Ich bin nicht feige, mein Freund, und ich glaube, Du legst mir es auch nicht als Feigheit aus, wenn ich mich all den Quälereien der Verhöre u. s. w. durch das Ende entziehe, das die Sache endlich doch haben würde. Die Uhr schlägt halb sechs — Du bist am Ende schon in Thätigkeit gegen mich. Ich will also eilen. — Wenn Du diese Zeilen liesest, ist Alles vorüber, und Du kannst nur noch eine gewisse Schonung gegen mein Andenken üben und die Untersuchung niederschlagen lassen. Daß Du die Dame schonst, wenn Du sie überhaupt entdeckst, brauche ich Dir nicht erst an's Herz zu legen. Sie ist in Unserem Sinne nicht im Allerentferntesten betheiligt.

„Lebe wohl, alter Freund!

N. Helmreich."

„Der Assessor nahm, als Huber geendet, den Brief zurück und verschloß ihn. — „Ich eilte natürlich sogleich zu ihm," sprach er. „Es konnte seit dem Schluß des Schreibens wenig mehr als eine Viertelstunde vergangen sein, aber es war dennoch zu spät. Was er gebraucht hat, weiß ich nicht, allein er saß bereits todt in seinem Arbeitszimmer, vor dem Schreibtisch. So habe ich denn nur das Nöthigste angeordnet und war eben nach Hause gekommen, als Sie Beide eintraten."

„Ich brauche wohl nicht erst zu sagen," bemerkte der alte Erzähler, „daß Huber und ich nach dieser Mittheilung sehr still waren und bald davongingen. — Ich bin fertig." Und er stand auf.

„Aber, Oberst," riefen wir, „das bricht ja gar zu plötzlich ab! Ist die Geschichte denn wirklich ganz zu Ende?"

„Ja," versetzte er grämlich lachend, „ist denn dies plötzliche Ende etwa meine Schuld? Ich gab euch, was da war, ihr Narren. Circumflexe zu machen, die Historie nun noch schließlich breit zu treten, wie ein regulärer Bänkelsänger — das ist meine Sache nicht. Ich bin fertig, wiederhole ich."

„Aber Anna Gering — die schöne Frau!" rief Einer.

„Was wurde aus ihr?"

„Weiß nicht, Schatz. Im großen Publicum ist meines Wissens ihr Name bei der traurigen Geschichte nicht genannt worden. Sie zog aber dennoch von E. bald darauf fort und ist mir aus den Augen gekommen. — Eins noch: Das „hohe Haus" blieb nach diesem traurigen Fall wieder unverkauft und unbewohnt, Schenk's Mutter bot es aus und zog gleichfalls davon und es ist leicht möglich, daß man ihm sogar heut noch nicht traut. —

Blätter und Blüthen.

Clara Erichs. Eine Holsteiner Erinnerung. Von Riew-Diep nach Stettin segelnd wurde unsere Brigg von einem heftigen Sturm überrascht, welcher uns zwang, in einer Bucht der Insel Aggeroe an der Südküste Norwegens vor Anker zu gehen.

Um elf Uhr des Nachts wurden Bemm, ein Wolliner, und ich zur Ablösung der Wache gepurt (geweckt). Auf Deck auf- und abgehend glaubte ich, in der Entfernung Jemand singen zu hören; ich machte Bemm darauf aufmerksam, wir horchten — richtig, ich hatte mich nicht getäuscht. Der Gesang kam näher, und ich konnte leicht die Melodie eines mir bekannten deutschen Liedes erkennen, ohne jedoch die Sängerin, eine solche mußte es nach der vollen und doch weichen Stimme sein, gewahr zu werden. Plötzlich sah ich eine weiße Gestalt hinter einem Felsblock hervortreten. Da ich wegen der Entfernung nur ihre Umrisse erkennen konnte, holte ich aus dem Windsang das Nachstermrohr des Capitains und sah nun ihre Figur und Züge ganz deutlich. Es mußte eine Frau oder ein Mädchen in den zwanziger Jahren sein; ihre Erscheinung hatte aber etwas Gespenstiges, daß man sie ehe für eine übersinnliche Erscheinung als für ein lebendes Wesen hielt. Ihr aufgelöstes, dunkles Haar contrastirte seltsam mit dem weißen, einem Leichentuch ähnlichen Gewande. Sie verstummte, kniete nieder auf den harten Felsen und schien eifrig zu beten. Gespannt die merkwürdige Erscheinung betrachend, sah ich zwei Männer in der Tracht der Norweger Bauern auf sie zuschreiten. Kaum wurden diese von der Betenden bemerkt, als sie zu fliehen versuchte, sie sank aber, sei es aus Schreck oder Erschöpfung, zusammen. Die Männer traten rasch näher, wechselten in deutscher Sprache einige Worte, worauf der Eine das zusammengesunkene Weib aufrichtete, der Andere eine dunkle Decke oder Mantel über ihre Schultern hing, und Beide sie fortführten. Als sie hinter einem Felsblock meinen Blicken entschwanden, nahm ich mir vor, am nächsten Morgen zu forschen, wer und was es wohl gewesen. Meine Aufmerksamkeit war durch das Gesehene im höchsten Grade erregt.

Am folgenden Morgen erbat ich vom Capitain die Erlaubiß, an's Land gehen zu dürfen. Den Weg verfolgend, welchen ich die Drei in der vergangenen Nacht gehen sah, gewahrte ich bald die Blockhäuser einer Bauernansiedelung. Ein zottiger, bösaussehender Hund war der Erste, welcher mir beim Betreten des Hofes einen nicht sehr freundlich entgegenkam, er machte sogar Miene, mich sein Gebiß näher kennen lernen zu lassen, als mir und meinen neuen Hosen lieb sein konnte. Noch frühzeitig genug wurde er von diesem Vorsatze abgebracht, ein Mann erschien auf dem Hof, brachte den zähnefletschenden Köter durch einen Pfiff zur Ruhe und kam mir freundlich grüßend entgegen, mich segleich in's Haus führend. Wie erstaunte ich, als ich anstatt der dunkelen räucherigen Stube eines Bauers ein mit Geschmack und Eleganz möblirtes Zimmer fand, wie man es wohl bei reichen Städtern gewohnt, das ich aber am allerwenigsten hier, in dem aus rohen Stämmen aufgeführten Haus erwartet hatte. Ich drückte darüber offen mein Erstaunen aus und bemerkte, daß sich der Besitzer des Hauses, da ihm die von der Natur wahrhaft stiefmütterlich behandelte Gegend so sehr wenig Erkreulches biete, in diesem freundlichen und wohnlichen Raum um so glücklicher fühlen müsse. „So glücklich, wie sich ein Unglücklicher im Exil fühlen kann," antwortete er bitter lächelnd. „Im Exil?" fragte ich erstaunt. „Ja, ja, im Exil, es ist mir schmerzlich, Vergangenes zu berühren, doch wenn Sie wünschen, erzähle ich Ihnen gern die traurige Geschichte, warum ich aus meinem Vaterlande verbannt wurde." Er holte aus einem Schrank eine Flasche, die, von der Etiquette auf den Inhalt zu schließen, Weinessig enthielt, nebst zwei Gläsern und setzte sie auf den Tisch. Ich hatte hierbei Gelegenheit, ihn einige Augenblicke ungestört zu beobachten. Er war ein großer, kräftig gebauter Mann mit einem offenen, ehrlichen Gesicht, seine Tracht war die eines Norweger Bauers. Er schenkte die Gläser voll. „Lassen Sie uns," sprach er, „die ich erzähle, ein Glas auf Deutschlands Einheit trinken, die ist meinem speciellen Vaterlande sehr nützen würde." Freudig stieß ich an auf diesen Toast und leerte mein Glas bis zur Neige. Als unsere Gläser auf's Neue gefüllt, begann er:

„Mein Vater war Kaufmann in der holstein'schen Stadt S. Er lernte meine Mutter, eine Norwegerin, auf einer Geschäftsreise in ihres Vaterlande kennen. Die Eltern meiner Mutter bewohnten dieses Gut und hatten außer ihr noch einen Sohn, der, als sie starben, das Gut übernahm. Meine Jugendjahre enthalten sehr wenig Bemerkenswerthes, weshalb ich sie übergehen will. Ich wurde zum Kaufmann heranzubildet und übernahm, als der Tod meinen Vater abrief — meine Mutter war kurz nach meiner Geburt gestorben — dessen Geschäft. Da ich jetzt selbstständig war und auch nothwendig der Hausfrau bedurfte, warb ich um die Hand meiner jetzigen Frau, welche ich noch bei Lebzeiten meines Vaters in Stettin kennen gelernt; sie bestimmte mich in dem ersten Jahre unserer Ehe mit einer Tochter, die mit zärtlicher Sorgfalt erzog n wurde. Clara, so heißt meine Tochter, wuchs heran, sie bekam von ihrem vierzehnten Jahre an ein preußisches Pensionat, und als sie an ihrem achtzehnten Geburtstag in's elterliche Haus zurückkehrte, waren wir über ihre vortheilhafte Veränderung erstaunt und erfreut; sie konnte als Musterbild eines schönen und gut erzogenen Mädchens auftreten. Meine Frau und ich waren stolz auf sie.

„Zwischen Clara und meinem Buchhalter entspann sich bald ein zärtliches Verhältniß. Er, ein junger, [illegible] ehrlicher und braver Mann, hielt es nicht für recht, hinter meinem Rücken ein ernstes Verhältniß mit meiner Tochter einzugehen und erklärte sich mir, offen um Clara's Hand werbend. Da ich ihn, durch jahrelanges Zusammensein, als ihrer Hand würdig kannte, gab ich von Herzen gern meinen Segen zu ihrer Verbin-

dung. Es war in dem unglücklichen Jahre 1849, als wir eines Abends traulich beisammen saßen. Meine Frau, und ich sonnten uns an dem Glück unserer Kinder, deren Hochzeit in einigen Wochen sein sollte, und die schon jetzt die schönsten Pläne für die Zukunft schmiedeten. Plötzlich wurden wir durch ein heftiges Klopfen an die Hausthür erschreckt. Der Diener meldete, daß dänische Soldaten draußen seien, die dringend Einlaß begehrten. Wir Männer gingen in ein anstoßendes Zimmer, von wo man auf die Straße sehen konnte, mein Buchhalter ergriff ein Paar geladene Pistolen, öffnete das Fenster und frug die Untenstehenden, was sie wollten. „Macht auf, deutsche Hunde“, schrie der Officier, der die Rotte führte, „wenn Ihr den Strick um den Hals habt, werde ich Euch sagen, was wir wollen.“ Obgleich wir uns frei wußten von jedem Vergehen gegen die Dänen, erschraken wir doch, denn in der letzten Zeit waren häufig Gewaltthätigkeiten gegen ganz unschuldige, friedliebende Bürger verübt worden. Mein zukünftiger Schwiegersohn beugte sich aus dem Fenster und erklärte ihnen, sie möchten bis morgen warten, in der Nacht werde Niemand in's Haus gelassen. Ein Schuß war die Antwort, — ein unglückseliger Schuß! Mein Buchhalter sank, ohne einen Schrei auszustoßen, mit zerschmettertem Kopf entseelt in's Zimmer. Die durch den Schuß aufgeschreckten Frauen eilten herbei, mit einem Blick hatten sie Alles überschaut und Clara warf sich laut weinend über den Körper ihres Bräutigams. „Hermann!“ rief sie, „Hermann, Du bist nicht todt, nein! nein! nein! Das bräche Deiner armen Clara das Herz. Wach auf! ich bin es, Deine Clara — Deine Braut. — Gott! — lieber Gott — er will nicht hören — er kennt seine Braut nicht mehr!“

Der Alte schwieg und trocknete eine Thräne, die seine bleiche Wange herabrollte.

Nach einer Weile fuhr er fort: „Den Kolbenschlägen der Soldaten konnte die Hausthüre nicht lange widerstehen, die wilde Rotte drang in's Zimmer, blieb aber beim Anblick des sich ihr darbietenden Schauspiels erschreckt stehen. Aber auch nur einen Augenblick; der Officier, der des Patentes eines Schandbuben würdiger gewesen wäre, befahl das Mädchen von der Leiche zu entfernen, und den Todten und mich zur Wache zu bringen, denn nur auf die Verhaftung der Männer erstrecke sich sein Befehl. Zwei Teufel, in den Röcken der dänischen Soldaten, leisteten diesem Befehl lachend Folge. Kaum jedoch berührten sie den Todten, als die noch immer weinende Clara wie eine wüthende Löwin aufsprang. In der Hand die Pistolen, die dem Todten entfallen, stürzte sie auf die Soldaten; — zwei Schüsse knallten — der Officier und ein Soldat stürzten getroffen zu Boden. Die hierdurch gereizten Soldaten bewältigten rasch den schwachen Widerstand. Clara und ich wurden geknebelt und befanden uns bald auf dem Wege zur Wache. Durch die Schüsse erschreckt, waren die Bewohner der Stadt herbeigeeilt, das Gerücht meiner Verhaftung hatte sich schnell verbreitet, und trotz aller Mühe gelang es den Soldaten nicht, die von allen Seiten herbeiströmenden und eine drohende Haltung annehmenden Bürger abzuwehren, mehrere drängten sich sogar mit bis zur Wache. Wir wurden dort verhört. Als ich dem wachthabenden Officier meinen Namen „Erichs“ nannte, fuhr er erstaunt und erschrocken zurück. „Es ist nicht möglich,“ rief er. Man hatte einen Anderen verhaften wollen, der trunkene Officier hatte die Häuser verwechselt und hierdurch mein Unglück und seinen Tod herbeigeführt. Als die mitgekommenen Bürger dies vernahmen, brachen sie in ein Wuthgeschrei aus, der Officier ließ die Wache in's Gewehr treten und drohte, wenn sie sich nicht ruhig entfernten, auf sie zu schießen. Sie zerstreuten sich, vorher jedoch drückte mir Mancher die Hand und versprach, mich zu retten. Der Officier ließ Clara und mich abführen, weil wir, wie er sagte, an dem Tode zweier braver Soldaten schuldig seien. Unsere Haft war nicht von langer Dauer: noch in derselben Nacht wurden wir von meinen Freunden befreit. Meine Frau, Clara und ich verließen sofort als Flüchtlinge unsere Vaterstadt, um sie nie wieder zu sehen. Unser nächster Zufluchtsort war Hamburg, wo wir zwei Monate verweilten. In dieser Zeit wurde es bei uns zur Gewißheit, daß Clara's Geisteskraft gestört und ein stiller Wahnsinn sich ihrer bemächtigt habe. Vergebens nahmen wir Rath und Hülfe der besten Aerzte in Anspruch, alle schüttelten bedenklich den Kopf und erklärten, daß nur ein Ereigniß, welches meine Tochter auf's Neue heftig erschütterte, die ihren Geist umfangenhaltenden Bande zu lösen im Stande wäre.

„So war denn eine so kurze Zeit hinreichend, meine Tochter wahnsinnig und zur Mörderin, aus den glücklichsten Menschen unglückliche heimathlose Flüchtlinge zu machen. Das in Hamburg damals durch die Einquartierung fremder Soldaten erhöhte unruhige Leben ward uns zur Last, wir sehnten uns nach Ruhe, allein wohin? Diese Frage suchte ich mir lange vergebens zu beantworten. Da erinnerte ich mich meines Onkels in Norwegen. Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Wir reisten hierher und kamen gerade noch früh genug, dem Onkel die letzte Ehre erweisen zu können, — ihn zum Grabe zu geleiten. Er war unverheirathet gestorben und hatte mich, als seinen nächsten Verwandten, zum Universalerben eingesetzt. Unsere neue Wohnung suchte ich so wohnlich als möglich einzurichten, und so leben wir nun seit fünf Jahren in stiller Abgeschiedenheit und verkehren, außer dem Arzt aus Aggeroe, mit keinem Fremden. Sie sind der Erste, der dieses Zimmer betreten, der Einzige, dem ich meine Geschichte erzählt. Und wissen Sie, was mich dazu bewog? Eine merkwürdige Aehnlichkeit, die Sie mit dem so unglücklich umgekommenen Bräutigam meiner Tochter haben. Gleich im ersten Augenblick fiel mir dieselbe auf und zog mich zu Ihnen hin. Sie werden bald meine Frau kennen lernen, auch diese wird, ohne daß ich sie darauf aufmerksam mache, die auffallende Aehnlichkeit bemerken. Sie ist jetzt bei unserer armen Clara, die vergangene Nacht, ohne daß wir es wußten, nur in ein leichtes Tuch gehüllt, das Haus verlassen hat und in den Bergen umhergewandert ist; sie hat sich dabei tüchtig erkältet und liegt in Folge dessen zu Bett.“

Mit Aufmerksamkeit hatte ich der Erzählung des alten Erichs zugehört. Sein wechselvolles trübes Leben hatte den gewiß einst geraden Nacken gebeugt, seine Haare gebleicht und seinem Gesicht den Stempel des Kummers aufgedrückt.

Die Zimmerthüre ging auf: eine schlanke Frau mittler Größe trat ein. Die gramvoll gefurchten Züge ließen mich wohl nicht in Zweifel, daß sie Erichs' Frau sei. Wie unter einer schweren Last gebeugt, kam sie auf mich zu, blieb aber einige Schritte vor mir und sah mich mit großen Augen an. „Stehen die Todten auf, oder täuscht mich mein vom vielen Weinen getrübtes Auge? Hermann?“ fragte sie mit zitternder Stimme. Ich ging auf sie zu und faßte die welke Hand der armen Frau „Wohl ein Hermann,“ sagte ich, „leider nicht der, den Sie meinen, nur ihm ähnlich. Ihr Mann hat mir erzählt, wie hart das Schicksal eine Familie mitgenommen, die ganz gewiß eines besseren Looses werth wäre. Sollte es wohl bloßer Zufall sein, daß unser Schiff hier Schutz suchen mußte, wo sonst nie ein Kauffahrer anlegt? Könnte diese Aehnlichkeit nicht einen wohlthätigen Einfluß auf Ihre Tochter ausüben?“ Ein Strahl der Hoffnung erhellte die Gesichter der armen alten Leute. „Das walte Gott!“ sagte Frau Erichs und schüttelte mir gerührt die Hand.

Wir saßen noch lange beisammen und schließlich wurde festgestellt, daß Clara, sobald es ihre Gesundheit erlaube, mich sehen solle. Da die Zeit meines Urlaubs verstrichen, verabschiedete ich mich, mußte jedoch versprechen, so oft es mein Dienst erlaube, die alten Leute zu besuchen.

Fünf Tage waren verstrichen, jeden Tag hatte ich Erichs besucht; Clara's Gesundheitszustand war, statt sich zu bessern, mit jedem Tage bedenklicher geworden, so daß der Arzt ernstlich für ihr Leben fürchtete.

Ich hatte von 11 bis 1 Uhr des Nachts Wache am Deck und hatte mir's vorne am Spill zwischen den Fockstangen bequem gemacht. Ruhig überdachte ich das auf Aggeroe Erlebte. Da legte sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter. In dem Glauben, es sei einer der Matrosen, der sich einen Spaß machen wolle, blieb ich ruhig sitzen und frug nur ohne mich umzudrehen: was giebt's? „Pst! Pst! still, er ist nicht todt, er schläft.“ Erschreckt wandte ich mich um. Die Wahnsinnige in einem schwarzen Kleide, um den Kopf ein weißes Tuch geschlungen, stand neben mir. Noch nachdenkend, wie sie wohl an Bord gekommen, und wie ich mich ihr gegenüber benehmen sollte, trat plötzlich der Mond hinter den Wolken, die ihn bis jetzt versteckt gehalten, hervor und beleuchtete uns Beide hell. Ich wollte mein Gesicht schnell verbergen, — zu spät, sie schaute mich starr an, ein tiefer Seufzer hob ihre Brust — mit dem Ausrufe: „Gott, Hermann!“ sank sie zusammen. Einen Augenblick stand ich regungslos neben ihr und schaute in das bleiche, aber nichts desto weniger sehr schöne Gesicht. Armes Mädchen, wie wird Dein Erwachen sein! Aber ich durfte nicht säumen, schnell lud ich die nicht schwere Bürde auf meine Schultern, schritt vorsichtig über die Bohle, welche vom Schiff bis an's Land gelegt war, und in ganz kurzer Zeit war ich bei Erichs. Hier war Alles in großer Aufregung; die Magd, welche an Clara's Bett gewacht, war eingeschlafen, und hatte Clara's Abwesenheit erst kurz vor meiner Ankunft bemerkt. Mit wenigen Worten erzählte ich das Vorgefallene und legte die ohnmächtige Clara auf's Sopha, wo man sich lange vergebens bemühte, sie ins Leben zurückzurufen. Endlich öffnete sie die Augen und ließ sie suchend umherschweifen. Sie blieben auf mir ruhen, jede Muskel ihres Gesichtes zuckte. Nie werde ich diesen Augenblick vergessen, Vorwurf, Hoffnung, Schmerz, Liebe, alles lag in dem einen Blick. Sie stand auf, wankte auf mich zu und schlang ihre Arme um mich. Mit einer Stimme, in welcher keine Spur von Wahnsinn mehr lag, sprach sie: „Jetzt, Hermann, laß uns sterben.“ Krampfhaft zog sie mich an sich. Thränen traten in Aller Augen, es herrschte ein feierliches Schweigen, nur das Schluchzen der Anwesenden unterbrach die Stille. Ich wollte die arme Dulderin sanft von mir losmachen, um sie zum Sopha zu geleiten, — vergebens, sie hielt mich fest, als fürchte sie, ich werde ihr entrissen. „Clara!“ rief ich, „fasse Dich!“ Keine Antwort. — Ich legte meine Hand auf ihre weiße Stirn — sie war eiskalt. — Ich schaute in ihre halbgeschlossenen Augen, sie waren gebrochen. — Der freudige Schreck hatte die schwachflackernde Lebensflamme verlöscht. — Ich hielt eine Leiche in den Armen. —

Erlaßt es mir, den Jammer der alten Eltern zu beschreiben, als sie sahen, daß Clara's Geist dem Körper entflohen. Drei Tage später ging ich hinter dem Sarge der Wahnsinnigen zum Friedhofe.

Tags darauf hatte sich der Sturm gelegt, eine frische Brise begünstigte unser Ausgehen. Nach Verlauf dreier Tage lag unsere Brigg auf der Oder in Grabow bei Stettin. Ich nahm meinen Abschied, ich bedurfte der Ruhe, um mich zu erholen, aber noch heute, nachdem ich lange Zeit an der Folge der Aufregung krank gelegen, steht das Bild der unglücklichen Wahnsinnigen vor mir und sieht mich an mit den thränenden Augen, die so schön und lieb unter den dunklen Wimpern lagen.

H. Seeger.

Nicht zu übersehen!

Briefe und Sendungen für die Redaction der Gartenlaube sind stets an die

Buchhandlung von Ernst Keil

zu richten.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. 1861.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Festungs-Commandant.

Erzählung von Levin Schücking.

(Schluß.)

Der Commandant des Spielbergs hatte unterdeß sich damit beschäftigt, einen Brief an den König Joseph zu schreiben, um ihm seine Verlobung zu melden, seine Einwilligung und zugleich seine Verwendung zu erbitten, daß ihm jetzt eine andere Dienststellung zu Theil werde. —

Die Antwort, welche darauf nach wenigen Tagen erfolgte, bestand aus einem eigenhändigen Schreiben des römischen Königs; es war voll Herzlichkeit und Wohlwollens für Frohn, aber es hatte den Schlußsatz: „Was Seine Versetzung angeht, so wird es damit keine Eile haben ... die Kaiserin weiß, welchen treuen Diener sie an Ihm hat und daß Er den Trenck hüten würde, wenn er statt Seiner Frauen Oheim Sein eigener Vater wäre!“ —

Der Oberst von der Trenck war während dieser nächsten Tage, welche auf Frohn's Verlobung folgten, nicht müßig gewesen. Durch die Beziehungen, in welchen er mit einzelnen Persönlichkeiten in der Stadt Brünn stand, welche von Zeit zu Zeit auf den Spielberg kamen, um ihm einen Besuch zu machen, — durch diese Beziehungen und das Opfern und Versprechen bedeutender Geldsummen hatte er es möglich gemacht, nach den Schlußfelsdrücken, welche seine Nichte ihm übergeben, durch einen geschickten Arbeiter Schlüssel herstellen zu lassen. Er hatte dies vor seiner Nichte verheimlicht, aber er hatte unterdeß Alles gethan, um die Trauung von Agnes Mirzelska und Frohn zu beschleunigen, indem er den Anschein einer großen und herzlichen Theilnahme an ihrem Glücke annahm. —

6.

Etwa vier Wochen waren vergangen, und der Tag der Vermählung für den Commandanten des Spielbergs war gekommen! Um die Mittagsstunde dieses Tages fuhr Agnes Mirzelska, begleitet von einem Paar jungen Damen, Töchtern von Officieren der Besatzung, in die Stadt hinab: Frohn folgte ihr zu Pferde, umgeben von einer kleinen Gruppe seiner Cameraden und Freunde aus der Stadt und der Festung, die ihm als Trauungszeugen dienten.

In einer der Hauptkirchen der Stadt Brünn wurde die Vermählung vollzogen. Als sie glücklich beendet, nahm Frohn bei Agnes im Wagen Platz, um sich mit ihr auf den Spielberg heimzubegeben. In der Wohnung des Commandanten oben, die zum Empfange des jungen Paars festlich geschmückt und eingerichtet war, wartete ihrer und ihrer Begleitung ein kleines Festmahl; der Oberst von der Trenck hatte es sich nicht nehmen lassen, es herzurichten und als nächster Verwandter der Braut den Wirth zu machen. Mit der Einwilligung des Gouverneurs von Brünn hatte Frohn ihm gestatten dürfen, seine Wohnung zu verlassen und sich den ganzen Tag über dazu frei in den Zimmern des Commandanten zu bewegen.

In der That hatte der Oberst für ein glänzendes Bankett gesorgt. Er nahm den Ehrenplatz neben dem Brautpaar oben an der Tafel ein und schien in der besten Stimmung, an diesem festlichen Tage einmal wieder zu schwelgen wie in seinen tollsten Jugendzeiten. Die rückhaltslose Heiterkeit, der er sich hinzugeben schien, hatte freilich etwas, das für ein junges Ehepaar und namentlich für die junge Frau ein wenig beunruhigender Natur war; doch verstand es Agnes Mirzelska mit gutem Takt, die Späße und Anspielungen zu überhören, die ihr Oheim nicht unterdrücken konnte und die etwas nach dem Pandurenlager schmeckten. Er brachte dabei einen lustigen Trinkspruch nach dem andern aus und schien es darauf angelegt zu haben, seine Gäste nicht anders als mit voller Ladung und schwer bezecht zu entlassen. Je lauter jedoch die Heiterkeit Trenck's und der Uebrigen wurde, desto stiller wurde Frohn. Er warf von Zeit zu Zeit einen unbemerklichen scharf forschenden Seitenblick auf den lustigen Hochzeitswirth und führte immer seltener das Glas zum Munde.

„Warum trinkt der Herr Neffe nicht, wie ein Soldat trinkt, sondern nippt wie ein Vogel?“ sagte Trenck endlich unwillig ... „ich heiße nicht, daß er meine Weine verachtet.“

„Ganz im Gegentheil ... ich verachte sie nicht, ich habe zu großen Respect vor ihnen ...“ versetzte Frohn lächelnd; „ich bekenne freimüthig, daß ich lange nicht eine ehrwürdigere Versammlung von alten, feurigen, großmächtigen Weinen bei einander gesehen habe.“

„Ah bah — es ist nichts darunter, was nur entfernt so schwer wäre, wie das Getränk, bei dem wir unsre erste Bekanntschaft in Engelszell machten, mein lieber Frohn,“ rief Trenck laut, aber ein wenig gezwungen auflachend aus. —

Die Nacht war eingebrochen, die Damen waren längst aufgestanden und hatten die junge Frau in ihre Gemächer begleitet. Der Zapfenstreich war geschlagen, die Herren aus der Stadt hatten sich verabschiedet, weil die Thore geschlossen werden mußten; eine Stunde später begannen auch die Herren, welche auf dem Spielberg wohnten, aufzubrechen, und obwohl Trenck sie zu halten versuchte und, um ihnen mit einem guten Beispiele voranzugehen, ein Glas nach dem andern niederstürzte, entfernten sie sich allmählich mit mehr oder minder schwankenden Schritten.

Einen der zuletzt aufbrechenden, einen bis in die helle hinzu-

rechnungsfähigkeit hinein bezeichnen allen Hauptmann, ergriff Trenck plötzlich am Arme.

„Heda, wohin wollt Ihr denn, alter Knabe? Ihr kommt ja nicht drei Schritte weit in dem Hose vorwärts — Ihr seid ja so schwer betrunken, daß ich's weiß?"

„Ich? Die Parole?" stammelte der Trunkene. „Wie werd' ich . . . ich werde doch die Parole kennen!"

„Den Teufel kennt Ihr . . . so sagt sie einmal auf, wenn Ihr sie wißt?"

„Soir und Engelszell!" rief der Hauptmann triumphirend aus, „seht Ihr, daß ich's weiß?"

„Wahrhaftig, Ihr wißt sie — nun so schiebt ab, so gut Ihr könnt, und kariert in die Hölle, alter Esel . . . Hurrah für Sohr und Engelszell . . . das war eine Parole für Euren Ehrentag, Neffe Frohn — Sohr, wo der Trenck den Preußenkönig überlistete, und Engelszell, wo der Frohn wieder den Trenck überlistete, den noch keiner überlistet hatte . . . stoßt an, Frohn, Ihr sollt leben, und der Spielberg soll leben . . . es ist doch blos die Verhalte zur Hölle und die Hölle selber noch lange nicht, und wenn's auch die Hölle wäre, so sollen sie doch leben, und der Teufel, der darin regiert, und die Seelen, die darin braten — sie sollen Alle blos auf die Nagelprobe leben — trinkt doch, alter Kunde, Neffe, Spielbergteufel, Seelenbraten von einem Commandanten, für Sohr ein's und ein's für Engelszell . . . es ist der reine goldene Tokayer, kein Tropfen Gift ist d'rin, Freund Frohn, kein Tropfen von Deinem Gift!"

Frohn wehrte ruhig den mit einem vollen Glase auf ihn Eindringenden ab.

„Gehen Sie zur Ruhe, Oberst," sagte er, „Sie bedürfen der Ruhe!"

Der Oberst stürzte das Glas, welches Frohn zurückwies, hinunter; dann ließ er es zu Boden fallen, wankte wie ein schwer Betrunkener und schritt im Zickzack auf ein Sopha zu, welches unfern von ihm an der Wand stand. Er warf sich der Länge nach darauf und schien sich sofort dem Schlummer überlassen zu wollen.

Frohn ergriff ihn am Arm und schüttelte ihn.

„Sie müssen sich in Ihr Quartier zurückbegeben, Oberst Trenck!"

Der Oberst Trenck schlug mit den Armen um sich und lallte unverständliche Worte.

Frohn befahl nun den Dienern, die bei dem Mahle aufgewartet hatten, den Obersten unter die Arme zu fassen und in seine Zimmer zu bringen.

So wie jetzt die zwei Männer sich dem Schlummernden näherten, begann dieser mit Händen und Füßen um sich zu schlagen, wie ein Wahnsinniger; mit der Kraft eines Löwen schleuderte er Jeden zurück, der Miene machte ihn anzufassen, und begleitete solche Kraftproben mit einem gotteslästerlichen Fluchen; der Wein schien den alten Panduren in seiner ganzen Größe in ihm entwickelt zu haben.

Frohn fürchtete Agnes durch die Fortsetzung des Lärmens zu erschrecken. Er wollte um jeden Preis verhindern, daß sie nicht herbeigeeilt komme und ihren Oheim in dieser Situation erblicke — deshalb rief er die Diener zurück, mit dem Befehl, den Trunkenen in Gottes Namen liegen zu lassen. Eine Weile dann war er mit ihm allein in dem Gemache. Er stand mit untergeschlagenen Armen, mit gerunzelter Stirn vor ihm und ließ seine Augen forschend auf diesen grotesken, halb vom Weine flammend gerötheten, halb pulvergeschwärzten Zügen haften. Trenck lag da, mit geschlossenen Augen, mit halb geöffneten Lippen, mit schwerem und doch regelmäßigem Athemholen, mit allen Symptomen eines Schlafes, der ausfah, als werde er ein paar Tage lang dauern.

„Es scheint, er hat genug und ist für diese Nacht unfähig, etwas zu unternehmen, wenn er es sich auch vorgenommen hat," murmelte Frohn endlich halb beruhigt zwischen den Zähnen; und dann ging er, um zu seiner jungen Gattin zu kommen.

Die Diener kamen noch einmal in den Saal, um die Geschirre und Reste des Mahles abzuräumen; Trenck lag während dessen wie todt da. Die Diener löschten die halb abgebrannten Lichter bis auf einen, das sie brennen ließen, aus und entfernten sich. Eine Stunde später war der Spielberg in seine gewöhnliche Ruhe versenkt. Man vernahm nichts mehr, als Schreiten der Schildwachen auf den Höfen, das alle Viertelstunden sich erhebende und die Runde um die ganze Citadelle machende Geschrei der Wachen: „Alles gut!" welches Niemanden mehr erweckte . . . und von Zeit zu Zeit auf den Verbrecher-Casematten her das Klirren einer der Fußketten, womit diese an ihre langen Stangen angeschmiedet waren. — Noch eine Stunde verfloß; das Licht in dem Salon, welches den trunkenen Schläfer auf dem Sopha beleuchtete, war dem Erlöschen nahe. Der Oberst von der Trenk hob langsam den Kopf auf. „Wir haben nur noch für zehn Minuten Licht!" murmelte er. „Es wird Zeit!" Dann lauschte er einen Augenblick. „Es ist Alles still! Die Neuvermählten haben sich und die Welt vergessen. Nun, an den Trenck sollen sie morgen früh genug erinnert werden!" Dabei erhob er sich leise, kniete vor dem Sopha nieder, auf dem er gelegen hatte, und zog unter demselben ein anfehnliches Bündel hervor. Als er es auseinanderschlug, nahm er einen Officiersdegen, zwei Pistolen, eine Militairmütze und ein Bund Schlüssel heraus, schnallte dem Degen um, steckte die Pistolen zu sich in die Brusttasche seines Uniformrocks und warf die Hülle des Bündels um seine Schultern; es war ein weiter Militairmantel mit rothem Kragen. Das Bündel Schlüssel nahm er in seine Hand, ergriff dann das Licht, setzte die Mütze auf und verließ mit behutsamen Schritten das Gemach. Transfen gelangte er durch ein Vorzimmer in den Treppenraum, schritt die Stiegen hinab und kam unten in den Flur vor der großen Hausthüre. Links neben dieser lag die Stube, worin sich die Ordonnanzen aufhielten. Nichts rührte sich drinnen, Trenck konnte unaufgehalten beim Schein seines verflackernden Lichts, das er auf den Boden gestellt hatte, den rechten Schlüssel ausfinden, die Thür öffnen und, das Licht zurücklassend, in den Hof hinaustreten. — Er trat jetzt frei und ohne die bisherige Scheu, Geräusch zu machen, auf.

Die Schildwache, welche vor der Thüre stand, streckte ihm das Bajonnet entgegen.

„Halt! Wer da?" rief der Mann aus.

„Ich bin's, mein Freund, der Commandant, Oberstwachtmeister von Frohn."

„Parole!"

„Sohr und Engelszell! Da hast Du die Parole! Jetzt pack' Dich aus dem Wege!"

„Passiren der Herr Oberstwachtmeister!" sagte der Mann und stellte sich, um die Honneurs zu machen, neben sein Schilderhaus.

Trenck ging weiter, quer über den Hof. Die Nacht war ziemlich sternenhell, der Himmel nur theilweise umwölkt; wer mit der Oertlichkeit bekannt war, konnte sich ohne Schwierigkeit zurecht finden. Der Oberst wandte sich einem Winkel des Viereck zu, welches die den Hof umschließenden Gebäudetheile bildeten; hier, zwischen zwei dieser Gebäude aufsteigend, führte ein Weg auf den Wall der Citadelle. Vor dem Aufgange zwischen jenen beiden Gebäuden war ein zweiter Posten zu passiren. Dieselbe Scene, welche bei der ersten Schildwache gespielt, wiederholte sich bei der zweiten. Der Mann, der Trenck das Bajonnet vorhielt und laid wieder schulterte, konnte keine Ahnung haben, daß Jemand anderes vor ihm stehe, als die hochgewachsene, stattliche Gestalt des Commandanten, der selbst in seiner Braunnacht nicht unterließ, seine Wächtermunde durch die seiner Obhut befohlene Veste zu machen.

Und in der That, selbst in seiner Braunnacht hatte der Commandant die Pflichten seines Amts nicht vergessen. Er hatte seinen Gefangenen viel zu scharf beobachtet, um nicht Argwohn zu fassen, und dieser Argwohn hatte ihn nicht ruhen lassen. Während Trenck leichen Muths den Weg zum Wall hinaufschritt, während er schon die Lust der Freiheit zu athmen glaubte, während deß erhob sich Frohn leise von der Seite der still schlummernden jungen Frau, leise warf er seine Kleider, seinen Mantel um, nahm die Schlüssel der Festung vom Nachtisch, wo sie ruhten, und verließ unhörbar das Schlafzimmer.

Er trat in den Salon: es war völlig dunkel in demselben. Frohn blieb stehen, um auf das Athmen des Schläfers, den er auf dem Sopha liegend wußte, zu horchen; er vernahm keinen Laut, erschrocken tappte er sich dem Sopha näher — er streckte die Hand aus, um es zu betasten; aber noch bevor er es berührt hatte, erkannte sein die Dunkelheit durchringendes Auge, daß es leer war!

„Ahn' ich's doch, daß Alles nur Spiel und List war!" rief er aus. „Der Oberst ist fort — heda, Leute, — Ordonnanzen — Licht her!"

Seine Stentorstimme donnerte diese Worte, während er bereits durch das Vorzimmer stürzte und den Treppenraum erreichte. „Die Ordonnanzen mit Licht herauf!“ rief er noch einmal, und zugleich flog er die Treppe hinunter, um die Leute unten aus dem Schlummer zu schütteln, wenn sie ihn nicht gehört hätten. Als er den Fuß der Treppe erreicht hatte, stürzten ihm ein paar Leute aus der Stube der Ordonnanzen entgegen.

„Folgt mir in das Quartier des Obersten Trenck,“ rief er diesen zu, „ich will sehen, ob er darin ist,“ und zugleich wandte er sich, um die Stiegen wieder hinauf zu steigen. In diesem Augenblick wurde von außen heftig an die Hausthüre geklopft. Frohn wandte sich zurück. „Das ist die Schildwache, die mit dem Kolben an die Thüre schlägt,“ rief er aus; „was will der Mann?“ und zugleich griff er hastig nach seinem Schlafselbund, ließ sich von einer der Ordonnanzen die ein Licht trug, leuchten und öffnete die schwere Eichenthüre. Draußen, auf dem Treppensteine vor der Thüre, stand in der That die Schildwache, die mit dem Kolben angepocht hatte.

„Was ist? was gibt's?“ schrie Frohn sie an.

„Ja, ich verwundere mich halt,“ sagte der Mann, „ich hör' eben drinnen den Herrn Oberstwachtmeister rufen, und der Herr Oberstwachtmeister ist doch vor nicht fünf Minuten an mir vorüber in den Hof gegangen.“

„Wer — wohin ist er gegangen?“

„Der Herr Oberstwachtmeister; just so hat er ausgeschaut und hat die Parole gegeben und ist über den Hof gegangen mit den Schlüsseln in der Haut, gerad' so wie der Oberstwachtmeister.“

„Alle Teufel der Hölle!“ schrie Frohn außer sich, „so schlag Er doch Lärm, ruf Er die Posten an,“ und dann donnerte seine Stimme wie das Commandowort eines Capitains im Sturm, der sein Schiff einem Felsen zutreiben sieht:

„Posten, Achtung! Die Wache in's Gewehr! Niemand passirt!“

Die Stimme des Commandanten fand augenblicklich einen weithin tönenden Nachhall. Der zehnfache, zwanzigfache Ruf: Achtung! tönte von Posten zu Posten durch die Stille der Nacht; zugleich wurde das laute Echo des Festungshofes durch das Rasseln der Gewehre geweckt, zu denen die Grenadiere der Wache stürzten. Unterdeß hatte Frohn sich von dem Posten vor seiner Thüre die Richtung bezeichnen lassen, in welcher der Flüchtige über den Hof geschritten; er eilte, von seinen Ordonnanzen gefolgt, in derselben Richtung davon; an der Hauptwache vorüberschreitend, befahl er dem Officier derselben: „Patrouillen sollen abgehen; lassen Sie die Kanalone abbrennen!“ und dann eilte er weiter, dem Winkel des Hofes zu, wo der Aufgang zu den Wällen war. Drei Ordonnanzen folgten ihm, ohne trotz aller Anstrengung gleichen Schritt mit ihm halten zu können. In der Ecke, zwischen den zwei Gebäudetheilen, die hier den Raum für den ansteigenden Weg zum Wall ließen, wollte ihn die Schildwache aufhalten; Frohn schlug ihr das Bajonnet zur Seite, indem er gebieterisch ausrief:

„Aus dem Weg da, ich bin's, der Commandant; ist Jemand vorübergegangen?“

„Diesen Augenblick,“ stotterte der Mann erschrocken, „diesen Augenblick ist Einer vorübergegangen, und ich hab' halt gemeint, es ist der Commandant, der visitirt!“

Frohn stürmte weiter, ohne das Ende dieser Worte abzuwarten. Er kam an eine Doppelthüre, die den Zugang zu dem Wall verschloß; die Thüre stand offen; der eine Flügel war nur angelehnt. Eine Strecke weiter machte der Wall eine Biegung, er sprang hier in einem stumpfen Winkel ein.

Als Frohn diese Biegung erreicht hatte, donnerte die Kanone. Es war ein furchtbares Krachen in der stillen Nacht; die Mauern der alten Veste schienen dabei in ihren tiefsten Fugen zu zittern. Frohn dachte an Agnes. Wie mußte sie erschrecken, — welche Nacht für sie!

Er war oben auf der Mauer, er folgte dem schmalen Pfade, der über diese Wallmauer fortlief; er strengte sein Auge an, um die nächste Dunkelheit zu durchdringen, er sah eine Gestalt, die ihm entgegenschritt. Es war der Mann, der in der Mitte der Wallmauer Posten stand; und auf sein hastiges Fragen hatte er bald die Antwort, daß eine Gestalt, welche die Schildwache für den Commandanten gehalten, soeben vorübergeschritten, daß sie aber noch nicht weit vom Posten entfernt gewesen, als sie plötzlich verschwunden sei, wie in den Boden gesunken.

Frohn eilte an dem Posten vorüber; er fand dies Verschwinden nicht räthselhaft; etwa 150 Schritte von der Stelle, wo das Schilderhaus stand, entfernt begann die schwache Stelle der Citadelle, schwach in sofern, als die Felsen, auf welchen der Spielberg gebaut, einem kühnen und geübten Kletterer hier die Möglichkeit boten, hinan und hinab zu steigen. Es war immerhin ein Wagniß, da herunter zu steigen, und ein doppelt großes Wagniß, es bei Nacht zu thun; aber es war möglich. Trenck mußte sich also da herabgelassen haben. Er mußte genau die Oertlichkeit kennen, wie er sich Schlüssel verschafft haben mußte, wie er die Parole zu erfahren gewußt hatte!

Frohn war an der Stelle angekommen. Er beugte sich weit vor über die Brustwehr, er blickte angestrengten Auges hinab in die Tiefe. Der erste Gegenstand, den sein Auge entdeckte, war eine dunkle Gestalt, welche sich etwa zwanzig Fuß tief unter ihm auf einer schmalen Felsplatte befand und zugleich eine Bewegung machte, als wolle sie eben vorsichtig tiefer steigen.

„Heda, Herr Oberst,“ rief Frohn hinab, „wohin wollen Sie da?“

Der Oberst ließ augenblicklich ab von dem Bemühen, weiter hinunter zu klettern, und richtete sich hoch auf.

„Eine Million Teufel!“ rief er aus, „hat der Satan Sie schon da? Sie sind mein böses Schicksal! Was wollen Sie? was liegen Sie nicht bei . . .“

„Ich will Sie warnen,“ unterbrach ihn Frohn. „Es ist das kein Weg für Jemand, der frische Luft schöpfen will, weil er zu viel getrunken hat; kommen Sie zurück!“

Der Oberst schien sich einen Augenblick zu besinnen.

„Wenn Sie nicht sofort zurückkommen, lasse ich Feuer auf Sie geben, Oberst.“

„Sie sind im Stande dazu,“ antwortete Trenck mürrisch und begann wieder hinaufzuklimmen.

Er hatte bald wieder die Höhe des Felsens erreicht, die Kante, über der die äußere aufgemauerte Wallkrone sich erhob; es war nur ein schmaler Raum zwischen dem Fuß der Mauer und dem Abhang gelassen, so schmal, daß er nur eben den Raum zum Stehen darbot.

„Ich kann die glatte Mauer nicht hinauf laufen,“ sagte der Oberst, indem er den Arm in die Höhe streckte und die Hand auf die obere Kante der Mauer legte.

In seiner Hast, sich seines Gefangenen wieder zu bemächtigen, ließ Frohn sich an der Mauer hinab neben den Obersten.

„Ich will Ihnen helfen, sich hinaufzuschwingen, die Leute oben können Sie dann unter die Arme fassen.“ Er streckte seinen Arm aus, um Trenck zu erfassen, dieser aber stieß ihn kräftig zurück.

„Halt, mein Herr Oberstwachtmeister von Frohn,“ sagte er, „wir stehen hier auf einem vortrefflichen Platze, um unsere alte Rechnung auszugleichen. Glauben Sie, ich hätte vergessen, was Sie seit Ihrer Gefangenschaft bei mir auf dem Kerkholz haben? Und wenn ich's vergessen hätte: was Sie in dieser Nacht an mir thun, ist genug! Es soll vom Trenck nicht gesagt werden, daß er ungerächt gelassen hat, was Du gegen ihn gewagt hast, Frohn; verflucht will ich sein, wenn ich Dich nicht da hinunter schicke, wo Du mich gebindert hast, hinunter zu gehen; vertheidige Dich!“

„Oberst, sind Sie toll? hier ist kein Platz zum Kämpfen, ein einziger Fehltritt und wir stürzen in einen Abgrund hinab; meine Leute würden Sie ja auch sofort niederstoßen, wenn Sie eine Widersetzlichkeit zeigen.“

„Und das Alles wird Dich nicht aus den Krallen des Löwen retten, den Du zum Aeußersten gebracht hast, Elender,“ versetzte Trenck zähneknirschend vor Wuth.

Frohn ergriff ihn kräftig an der Brust, um ihn an die Mauer zu drücken, und rief zugleich den Befehl hinauf:

„Faßt ihn von oben bei den Schultern und zieht ihn hinauf!“

In demselben Augenblick jedoch hatte Trenck in die Tasche seines Mantels gegriffen, ein Pistol hervorgezogen und es Frohn auf die Brust gesetzt.

Frohn wollte es wegschlagen — aber es war zu spät! Der Schuß hallte durch die Nacht — Frohn wankte, fuhr mit den Händen um sich, versuchte sich mit krampfhaft gepreßten Fingern an der Mauer festzuhalten, kann stürzte er zusammen und fiel hinterrücks an den Felsen hinunter, mit einem dumpfen Geräusch, von Absatz zu Absatz — bis sein Körper in der dunklen Tiefe verschwand.

Ein Schrei des Schreckens, wirres Durcheinanderrufen oben auf dem Kamm der Mauer begleitete die entsetzliche That; fast in demselben Augenblicke, wo sie geschah, war ein Officier mit einer Patrouille von der Wache zur Stelle gekommen, und zehn Arme und Hände griffen von dem Kamme der Mauer herunter, um Trenck zu erfassen.

Dieser wußte ihnen auszuweichen.

„Nur ruhig, Leute!“ rief er aus. „Ich weiß recht wohl, daß ich jetzt doch gefehlt, gehängt oder gerädert werde, und mache mir deshalb nichts daraus, lieber gleich da hinunter zu springen, auf die Gefahr den Hals zu brechen oder von Euren Kugeln getroffen zu werden. Nur wenn Ihr mir versprecht, mich nicht zu mißhandeln, so komme ich selber hinauf.“

„So kommen Sie — ich werde Sie vor der Wuth meiner Leute in Schutz nehmen,“ antwortete der Officier der Patrouille, „aber kommen Sie fofort.“

Trenck warf das abgeschossene Pistol in die Tiefe hinab, dann legte er beide Hände auf den Kamm der Mauer und schwang sich empor; die Soldaten erfaßten ihn an den Armen, am Kragen, und er stand im nächsten Augenblick oben.

„Nehmt ihn zwischen Euch, Leute,“ befahl der Officier, „Keiner berührt ihn, es wäre schade, wenn dieser Bluthund einen andern Lohn als vom Henker bekäme; angetreten, vorwärts mit ihm auf die Wache, in die Eisen mit ihm!“

Der Oberst von der Trenck schritt mit stolz aufgerichteter Haltung zwischen den Soldaten einher, Mantel und Mütze waren von ihm abgefallen, sein Haar flatterte im Nachtwinde. Als man die Bohlenthüre erreicht hatte, hinter welcher der Weg in den Hof der Citadelle hinab führte, kamen der Patrouille drei Officiere, denen Leute mit brennenten Fackeln folgten, entgegen. Der Lieutenant, welcher die Patrouille commandirte, meldete was vorgefallen.

„Das ist ja entsetzlich,“ rief einer der Herangekommenen aus, „Oberst von der Trenck! Sie sind ein Teufel in Menschengestalt.“

„So ein Stück davon,“ antwortete Trenck hohnlachend, „und dieser junge Herr hier, der die Patrouille commandirt, scheint sich dagegen für den Erzengel zu halten, der den Teufel in Ketten an den Abgrund schließt. Er will mich in Eisen legen lassen.“

„Wie Sie's verdienen, Trenck —“

„Ich muß Ihnen bemerken, mein Herr Major,“ fiel der Oberst ein, „daß Sie nicht darüber zu urtheilen haben, was ich verdiene. Sie sind der Zweitcommandirende hier, und sind deshalb verantwortlich dafür, daß die Befehle ausgeführt werden, die über meine Behandlung an die Commandantur des Spielbergs erlassen sind. Es steht nichts darüber von Schließen und Eisen, ich verlange in meine Zimmer zurückgeführt zu werden und darin zu bleiben, bis andere Befehle von Wien angekommen sind!“

Der Major schwieg eine Weile, dann antwortete er:

„Die Befehle von Wien werden nicht ausbleiben,“ und zu dem Officier der Patrouille gewendet fügte er hinzu: „Führen Sie ihn in seine Wohnung zurück, geben Sie ihm aber eine Wache von zwei Mann in sein Wohnzimmer, die ihn nicht aus den Augen läßt.“

„Wie Sie befehlen! — Marsch!“ commandirte der Lieutenant der Patrouille. Der Zug bewegte sich weiter, die Pechfackeln voraus, über den Hof der Citadelle, durch die Wohnung des Commandanten, und bis zu dem Quartier des Obersten.

Der Major hatte Trenck bis in seine Zimmer begleitet; er ließ jetzt die Wachen anstellen und befahl die Thüre zu des Obersten Schlafzimmer offen zu halten, wenn der Letztere darin sich zurückziehe, um seine Bewegungen zu überwachen; dann ging er in den Hof zurück, um dort Leute mit Fackeln nebst einem Trupp Soldaten abzuschicken, die die Leiche Frohn's suchen und herauf schaffen sollten. Als er dann wieder durch den Corridor schritt, welcher mit der Commandantur durch einen schmalen Gang correspondirte, kam ihm aus dem letzteren, in höchster Aufregung und Angst, in flatterndem Nachtgewande Agnes Mirzelska entgegengestürzt.

„Um Gottes Willen, Herr Major!“ rief sie ihm entgegen, „stehen Sie mir Rede, was ist geschehen? was geht vor? die ganze Festung ist in Aufregung und Bewegung — die Pärmkanone, die Fackeln — Niemand antwortet auf mein Rufen — wo ist der Commandant? — wo ist mein Oheim?“

„Ich darf Sie leider nicht zu Ihrem Oheim hinüber lassen, meine gnädige Frau,“ versetzte der Major ernst und mit vor Bewegung zitternder Stimme, „es ist ein großes Unglück geschehen — fassen Sie sich — Ihr Gatte ist einem Felsenabhang hinunter gestürzt, doch wird er hoffentlich . . .“

„Gerechter Himmel!“ schrie Agnes in furchtbarster Angst und in wahnsinnigem Schmerze auf.

Sie wankte und wäre zusammengestürzt, wenn der Officier sie nicht aufgehalten hätte. Er winkte dem Soldaten, der ihm mit einer Fackel leuchtete, voranzuschreiten und geleitete sie in ihre Zimmer zurück, sorgwährend bemüht, ihr Muth und Fassung wieder zu geben, während sie händeringend ihn um Auskunft beschwor, wie Alles geschehen und wie das Schreckliche sich gefügt habe, ohne daß er eine ihrer stürmischen Fragen zu beantworten wußte, da er durch das Gesammtgebaude untergebracht würde; es mußte Agnes alle Möglichkeit entzogen werden, sie zu sehen. — In der That hat das arme junge Weib sie nie erblickt, hat auch nie erfahren, wie der eigentliche Hergang der That gewesen. Man hat sie glauben lassen, Trenck habe einen Fluchtversuch gemacht; bei seiner Verfolgung sei ihr Gatte durch Mangel an Vorsicht im Herunterklettern an der Felswand gestürzt und habe den Tod gefunden. Sie hat auch ihren Oheim, den Freiherrn von der Trenck, nicht wieder gesehen, von seinen Lippen, deren Gestandnisse sicherlich keine Schonung ihres schwerzerrissenen Herzens gekannt hätten, nicht vernommen, was er in der Unglücksnacht vollbracht. So ertragend sie verlangte, ihren Oheim zu sehen, so nachdrücklich widersetzte sich der Major ihrem Willen, unterm er die Strenge der Reglements vorschützte. Der Oberst hatte einen Fluchtversuch gemacht, es mußte unterstellt werden, wer ihm behülflich zur Ausführung gewesen, er durfte bis dahin Niemanden sehen!

Am andern Morgen gegen neun Uhr trat der jetzige Commandant des Spielbergs, von einem Officier und dem Auditeur begleitet, in das Wohnzimmer Trenck's, um zum ersten Verhöre des Mörders zu schreiten. Die zwei Grenadiere, welche nach seiner Anordnung hier die Wache hatten, meldeten flüsternd, daß der Oberst noch im ruhigsten Schlafe liege. Der Major trat nichtsdestoweniger durch die offene Thür des Schlafzimmers. Er fand Trenck angekleidet auf seinem Bette liegen, das Gesicht der Wand zugewendet, den einen Arm schlaff niederhängend.

„Oberst von der Trenck!“ sagte der Major laut und strenge. Der Oberst antwortete nicht.

Der Major erfaßte den Arm des Schlafenden, um ihn zu erwecken: der Arm war starr und steif. Er beugte sich über ihn, das Gesicht war erfahl, die Augen standen offen, starr und glasig . . . der Oberst von der Trenck war todt!

Auf seinem Nachtlich stand eine kleine geschlissene Phiole. Der Mann, der allein auf dem Spielberg diese Phiole wiedererkannt haben würde, war nicht mehr unter den Lebenden, es war die Phiole, die Frehn in der Abtei von Engelszell gebraucht hatte, um den unbezähmbaren Trenck zu zähmen, und die dieser ergriffen hatte, um sie seit jenem Tage nicht mehr von sich zu lassen. Er hatte ein vortreffliches Mittel darin gefehen, für alle Fälle, für alle Wendungen seines Schicksals gerüstet zu sein.

So hatte er sich der Buße entzogen, welche die Strafe des irdischen Richters ihm hätte auferlegen können. Teste länger — ein ganzes Leben hindurch — würde die Buße, welche Agnes Mirzelska sich auferlegte, weil sie sich als die Urheberin des Unglücks betrachtete, durch das ihr Gatte seinen frühen und schrecklichen Tod gefunden. Sie ist als Schwester in einem Kloster in Olmütz gestorben.

Die Anwendung der Folter in den Gefängnissen von Neapel und Sicilien.

Nr. 1.

Der Einmarsch der Calabresen.

Eine Erinnerung aus Neapel.

Es war an einem der letzten Septembertage des verflossenen Jahres. Neapel war seit frühem Morgen wieder voll fieberhafter Aufregung, Lärm und Getümmel. In der Toledostraße drängten sich die Menschenmassen wild durcheinander, Wagen, Reiter, Garibaldische Soldaten in ihren rothen Blousen, Abtheilungen der Nationalgarde in ihrer blauen Uniform, halbnackte Lazzaroni's, Fremde aus allen europäischen Ländern in eleganten Sommerkleidern, Bürger aus Neapel, welche an ihren heftigen Gesticulationen und an dem Geschrei, mit dem sie jedes Wort begleiteten, vor allen Anderen kenntlich waren, bildeten ein fast unentwirrbares Menschenchaos, in welches die Patrouillen der Nationalgarden, welche langsamen Schritts, Gewehr im Arm, die Straße durchschritten, nur

mit Mühe so viel Ordnung hinein bringen konnten, daß in der Mitte ein schmaler Raum frei gehalten wurde. Alle Fenster, alle Balcone an den hohen Häusern waren dicht mit Zuschauern besetzt, welche erwartungsvoll auf die Köpfe dieser vielen Tausende hinabblickten. Welches Schauspiel sollte heute die Toledostraße wieder sehen, wo die neapolitanische Revolution seit den letzten zwei Monaten in allen ihren wechselnden Phasen verübergeschritten war? „Was wird denn heute hier wieder passiren?“ fragte ich einen Officier der Garibaldischen Zouaven, der sich, sowie ich, mühsam auf dem schmalen Trottoir durch die Menschenmenge hindurch drängte.

„Heute Morgen sind zweitausend Calabresen in Neapel angekommen, welche in unsere Armee eintreten wollen,“ erwiederte er mir, „sie werden durch die Toledostraße ihren Einzug halten und in der großen Caserne beim Palazzo Borbonico einquartiert werden. Die Calabresen sind gute Soldaten und voll von Enthusiasmus für Garibaldi. Bei unserm Zuge durch Calabrien haben einzelne Dörfer oft Hunderte von Streitern geliefert. Da, sehen Sie, da kommen sie schon!“

Wir blieben auf der Stelle stehen, wo wir standen, denn die ganze Circulation steckte nun vollends. Ich blickte die prächtige Straße abwärts nach dem Café de l'Europe.

Von dort bewegte sich eine Abtheilung Nationalgarde Schritt für Schritt aufwärts, die Mitte der Straße frei haltend, die Gewehre im Arm. Voran schritt ein Musikcorps, die „inno di Garibaldi“, den Marsch der Alpenjäger blasend. Die funkelnde Mittagssonne spiegelte sich in Millionen Strahlen auf den blitzenden Bajonneten. Hinter ihnen marschirte eine Abtheilung Garibaldischer Infanterie. Die rothen Blousen und rothen Mützen, die bunten Scharpen in den italienischen Farben, die weißen Mäntel der Officiere sahen prächtig aus. Hieran gingen zwölf Trompeter, welche ebenfalls den Marsch der Alpenjäger bliesen. Es waren Knaben in dem Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren; aber sie bliesen mit einer Begeisterung und einer Behemenz in ihre Trompeten, als wenn es gälte, die Mauern von Jericho umzublasen. Dann kamen die Calabresen, die meisten in ihrer Landestracht, einige bereits in der Garibaldischen rothen Blouse, die spitzzulaufenden calabresischen Hüte, welche mit bunten Federn und mit langflatternden rothen, grünen und grünen Bändern geschmückt waren, auf ihren charakteristischen Köpfen. Sie waren soll durchgehends mit den kurzen Flinten ihrer Berge bewaffnet, die meisten trugen außerdem Pistolen und lange Dolchmesser in ihren Ledergürteln oder in den bunten Scharpen, welche sie malerisch um die bis zum Knie gehenden Hose geschlungen hatten. Um den braunen, kräftigen Hals trugen sie farbige Tücher, deren Zipfel auf die nackte Brust hinabhingen. Es waren sämmtlich kräftige, kriegerisch aussehende Gestalten, weit größer und kräftiger als die Neapolitaner, mit muskulösen Armen und Beinen, die Gesichter, auf denen sich Energie und oft Wildheit ausdrückte, tief gebräunt von der calabrischen Sonne, bei manchen das halblange, dunkle Haar gesteckten, bei manchen das Haar in Strähnen herabhängend. Ein dichter, dunkler Bart, den gewiß nie das Scheermesser eines Barbiers berührt hatte, bedeckte Kinn und Lippen; trotzig und wild blickten die dunkeln Augen unter den schmalen Hutkrämpen hervor auf die auf den Trottoirs sich drängende Menge und an den hohen, mit bunten Fahnen und Teppichen geschmückten Häusern hinauf. Ich hatte vor einigen Tagen die sicilianischen Truppen, dann eine Abtheilung der englischen Legion, dann die Garibaldischen Zouaven, welche von Messina kamen, durch die Toledostraße in Neapel einziehen sehen; aber die Calabresen, welche heute die prächtige Straße passirten, imponirten ihnen allen durch ihre kräftigen Gestalten und durch die charakteristische Schönheit der Köpfe. Garibaldi hatte wohl Recht, wenn er auf seinem Zuge durch Calabrien nach Neapel von den „braven Calabresen“ schrieb, welche zu Tausenden ihre Dörfer verließen, um sich seiner Armee anzuschließen.

Als die ersten Abtheilungen von der Piazza San Carlo in die Toledostraße einmarschirten, wurden sie von unaufhörlichen Evviva's und von einem unendlichen Beifallsklatschen empfangen. Wir im fahen Norden haben von einem Enthusiasmus im südlichen Italien keinen Begriff. Ich habe diesen Enthusiasmus täglich im Lager vor Capua gesehen, wenn Garibaldi aus der Schlacht oder von einer Recognoscirung nach Caserta zurückkehrte und von seinen Soldaten empfangen wurde, oder im Theater von San Carlo, wenn man das Ballet „Garibaldi's Landung auf Sicilien“ gab. Es war dies kein Enthusiasmus mehr, die Menschen geriethen in eine wahrhafte Frenesie. So war es auch heute in der Toledostraße beim Anblick der Calabresen. Das Evviarufen, das Beifallklatschen steigerte sich von Minute zu Minute zu einem fast wahnsinnigen Beifallssturm, welcher immer noch im Wachsen war, je weiter die Calabresen die Straße hinaufmarschirten. Aus allen Fenstern, von allen Balconen, von den Hunderttausend, welche auf der Straße standen, ertönte es: „Evviva l'Italia! Evviva Garibaldi!“ dazwischen der begeisternde Gesang des „All' armi“ und die Musik des Marsches der Alpenjäger. Stolz und muthig blickten die Calabresen um sich. Ein solcher Empfang war ihnen noch nie zu Theil geworden. Sie winkten von den Nächststehenden umarmt, ihnen die Hände gereicht, aus den Fenstern und von den Balconen wurden Blumen und Bouquets in Tausenden auf die Straße geworfen. Zwei Stunden lang dauerte der Vorbeimarsch, und während dieser zwei Stunden wogte dieser Beifallssturm lawinenartig von der Piazza San Carlo die Toledostraße aufwärts.

Hätte König Ferdinand dies gesehen, wäre er zugegen gewesen bei diesem Einzuge der Calabresen in Neapel! Die Provinz Calabrien ist unter der dreißigjährigen Regierung dieses grausamen Königs, welcher nur in den Römerkaisern Tiberius und Nero seine Vorbilder in der Weltgeschichte findet, in einer entsetzlichen Weise behandelt und vernachlässigt worden. Man ist im Irrthum, wenn man meint, daß Calabrien und Apulien vor Sicilien bevorzugt wurden. Auch durch ganz Calabrien führt nur eine Straße, Reste eines alten Weges, den die Römer von Reggio nach Neapel anlegten; auch in Calabrien findet, wie in Sicilien, die Handelscommunication nur zur See statt. Den Schulen, von Volksunterricht war keine Rede, nur die Priester nahmen sich der Kinder an, aber um ihre Seelen mit einem Gemisch von Aberglauben, Heiligenwunderen und Anbetung der heiligen Jungfrau zu erfüllen, welches den despotischen Zwecken der Regierung zum Knechten des Menschengeistes diente. In den letzten Jahren König Ferdinands lamenten der Baron Nicotera und Carlo Pisacane, Herzog von San Giovanni, mit einigen hundert Tapferen an der calabrischen Küste, um das Volk von Calabrien zum Aufstand gegen die Regierung des Königs aufzurufen. Der Aufstand wurde unterdrückt; aber seit diesem Tage wurde Calabrien wie Sicilien mit einem Heer von Polizeiagenten, Spionen, Kerkermeistern und Soldaten überschwemmt, und eine entsetzliche Zeit begann für das unglückliche Land. Die Kerker wurden mit Gefangenen vollgepfropft; der Gedanke wurde bestraft, wenn sich dieser Gedanke auf den Gesichtszügen offenbarte. Ein Lächeln nach der Schlacht bei Velletri konnte in den Kerker führen. Auch hier gab es das Verbrechen „der stummen Demonstration einer strafbaren Gesinnung.“ Man fürchtete den Namen des Königs laut zu nennen, zitternd flüsterte man in den Häusern „Unser Herr“. Mergens sand man die Häuser leer. Wo waren die Bewohner? Polizeiagenten waren Nachts in die Häuser gedrungen, hatten Alles verhaftet, was sie vorfanden, und die Unglücklichen in die Polizeigefängnisse geschleppt. Sie blieben Jahre dort, oder sie gingen in die Bagno's über, wenn die Peitschenhiebe der Sbirren oder die Folterwerkzeuge der Kerkermeister von ihnen Geständnisse zu erpressen im Stande waren. Auch in Calabrien ist die Cultia del silenzio, wie in Sicilien und Neapel, angewandt worden; auch in den calabrischen Gefängnissen erstickte sie das Wehklagen und das Röcheln gemarterter Menschen.

Zwei Monate später war ich auf der alten Burg in Nürnberg. In einer halbdunkeln Stube des Erdgeschosses wurde mir eine Sammlung von Folterwerkzeugen vorgezeigt, welche in Deutschland angewendet worden sind. Da waren der „Hafe“, die „Letter“, die Daumschraube, der „spanische Bock“, Knuten und Peitschen mit Bleikugeln, die „Birne“, Zangen von den verschiedensten Formen und Größen, und daneben lag ein Buch, worin die Anwendung aller dieser Instrumente durch Abbildung erklärt, und der Contract eines emsimmaligen Scharfrichters der freien Reichsstadt Nürnberg, in welchem die Löhnung desselben für Anwendung aller dieser verschiedenen Martern „Alles in fränkischer Währung“ in Gulden und Kreuzern genau angegeben war. Ein Schauder überlief mich, als ich daran dachte, daß kaum funfzig Jahre verflossen sind, als diese Marterwerkzeuge noch in Deutschland angewendet wurden; denn mehrere kleinere deutsche Regierungen haben die Tortur erst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts abgeschafft; und mein Entsetzen vermehrte sich, als ich mich erinnerte, daß alle diese Marterwerkzeuge einst wirklich gebraucht waren. An jedem Stücke, welches ich in die Hand nahm und besichtigte, hatte das Blut

Digitized by Google

eines Unglücklichen gellebt; die Zangen, welche ich vor mir sah, waren einst in Feuer glühend gemacht und hatten im Qualm von verbranntem Menschenfleische geraucht. O Deutschland, Deutschland! Die französische Revolution hatte zehn Jahre jenseits des Rheins getobt und ein gequältes Land von einer Unmasse der empörendsten Mißbräuche und Privilegien rein gefegt, und auf Deutschland hatte sie noch nicht einmal die moralische Wirkung ausgeübt, die Regierungen zu veranlassen, das Capitel „über die Folter" aus ihren Strafgesetzbüchern zu streichen! Und deutsche Völkerstämme hatten für die Throne ihrer Könige und Fürsten gefochten, während diese Könige und Fürsten ihre Unterthanen noch mit glühenden Zangen reißen und ihnen die Glieder mit Daumschrauben oder auf der Leiter auseinanderrenken durften!

Aber was würde man heute — im Jahre 1861 — von einer deutschen Regierung sagen, welche bei Untersuchungsgefangenen, um die Geständnisse zu erpressen, die Folter anwenden ließe? Doch nein, ich muß meine Frage anders stellen: Was würde man von einer deutschen Regierung sagen, welche nicht den Gerichtshöfen, sondern jedem Polizeicommissar, jedem Gensd'armerieofficier, jedem Gefängnißvorsteher die Befugniß ertheilte, bei politischen Gefangenen, welche auf Verdacht von diesen Polizisten verhaftet waren, nach Belieben die Folter anzuwenden und die bereits vorhandenen Folterwerkzeuge nach Belieben zu vermehren, zu verändern und neue zu erfinden? Was würde man von einer deutschen Regierung sagen, deren Polizisten, aus den ärgsten Lumpen, frühern Galeerensträflingen, Räubern und Dieben bestehend, die Folter bei Tausenden von politischen Gefangenen im verschwiegenen Dunkel der Polizeigefängnisse, zwischen Mauern, welche keinen Seufzer und keine Klage, kein Stöhnen und keinen Schrei an das Ohr anderer Menschen dringen lassen, täglich anwendeten?

Das deutsche Volk besitzt eine geringe politische Initiative. Es liegt dies im deutschen Charakter, im Blute, im Klima, in den materiellen Nahrungsmitteln; das deutsche Volk würde sonst, bei seinen herrlichen persönlichen Eigenschaften, das erste und größte Volk der Erde sein. Aber ich glaube, daß eine so unerhörte Thatsache selbst den schlafrigsten und ruhigsten deutschen Volksstamm aus seinem politischen Schlaf rütteln, und daß dieser schlafrigste deutsche Volksstamm den Thron seines Tyrannen nun und um lehren und diese sämmtlichen Scherzen an einem Tage davon jagen würde! —

Es ist in deutschen Zeitungen bei Gelegenheit der neapolitanischen Revolution und der Expedition des hochherzigen Garibaldi zur Befreiung eines von seinen Bedrückern während der letzten dreißig Jahre in der entsetzlichsten Weise gemarterten, gutmüthigen und nur von einer rücksichtslosen Regierung absichtlich tief herunter gebrachten Volkes mehrfach von der Anwendung der Folter in Sicilien die Rede gewesen. Deutsche conservative und ultramontane Zeitungen haben sich unterstanden, diese Thatsachen zu leugnen, sie zu verrufen oder in einem mitleren Lichte darzustellen. Ich habe mich während meiner Anwesenheit in Italien im verflossenen Sommer und Herbst genau nach diesen entsetzlichen Dingen erkundigt. Ich habe die ehrenwerthesten und berühmtesten Männer in Neapel darnach gefragt; ich habe mir die Documente über die gesetzwidrige Anwendung der Folter vorlegen lassen, ich habe mich auf deutschen Consulaten und Gesandtschaften erkundigt, ich habe mit den Officieren der Garibaldi'schen Armee gesprochen, welche gleich nach der Oeffnung der Polizeigefängnisse die Gemarterten gesehen haben; ich habe mir selbst aus der neapolitanischen Strafgesetzgebung die einzelnen, die Strafe der Folter und der Peitsche bei Untersuchungsgefangenen anordnenden Decrete abgeschrieben, und ich erwidere diesen frommen und conservativen deutschen Zeitungen hier in diesem gelesensten Blatte Deutschlands, daß in Sicilien und Neapel — nicht in Sicilien allein — während der letzten fünfundzwanzig Jahre die Torturwerkzeuge des Mittelalters in weit raffinirterer Weise auf Befehl und Wissen der letzten Könige beider Sicilien, besonders aber des Königs Ferdinand des Zweiten bei Tausenden von politischen Untersuchungsgefangenen in den Polizeigefängnissen von Polizeicommissaren, Gensd'armerieofficieren, Sbirren und Kerbermeistern nach Belieben, um Geständnisse zu erpressen, angewendet worden sind.

Ich werde die Urkunden vorlegen, die Thatsachen erzählen, die Namen der Minister, Oberpolizeimeister und Schergen nennen, und alle meine Behauptungen beweisen.

Ich werde mich mit der Beschreibung der Gefängnisse, in denen diese Scheußlichkeiten verübt wurden, nicht aufhalten. Die englischen Zeitungen und mehrere französische Schriftsteller haben Beschreibungen der Kerker von St. Elmo und der Gefängnisse in dem Polizeipräfecturgebäude von Neapel gegeben; die Beschreibungen sind auch in deutsche Zeitungen übergegangen. Es ist dies auch eine Sache von untergeordneter Wichtigkeit. Ich kann das, was mir darüber aus englischen, französischen und deutschen Mittheilungen zu Gesicht gekommen ist, nur bestätigen, und füge hinzu, daß im frühern Königreich beider Sicilien ein jedes Polizeicommissariat auch ein Polizeigefängniß hatte. In mehreren Decreten Liborio Romano's ist von der Abschaffung dieser „geheimen Gefängnisse", wie sie dort wirklich genannt werden, die Rede. Das Decret Liborio Romano's vom 9. Juli 1860 lautet wörtlich:

„In Anbetracht, daß die Orte, welche zur Aufbewahrung der Detinirten und der auf Verdacht Eingezogenen dienen, den einzigen Zweck haben sollen, sich der Personen der Schuldigen zu versichern, um sie zur Disposition der gerichtlichen Behörden zu stellen, und niemals, um sie Entbehrungen und Leiden zu unterziehen, welche mit den Grundsätzen der Vernunft und des Rechts durchaus nicht vereinbar sind, befiehlt der Polizeipräfect von Neapel:

1) daß hiermit geschlossen und abgeschafft sind ein für allemal die Gefängnisse, welche man unter dem Namen „criminali" oder „segrete" begreift, von welcher Art sie auch sein mögen, und zwar in allen Gefängnissen und Detentionsorten, welche sich in der Hauptstadt befinden;

2) daß durch den Generalsecretair der Präfectur sofort eine Commission niedergesetzen ist, welche sich mit der Ausführung dieser Maßregel zu befassen hat.

Neapel, den 9. Juli 1860.

Der Polizeipräfect
Liborio Romano."

Der Generalpolizeidirector, oder vielmehr der eigentliche Vicekönig von Sicilien, Maniscalco, früher Spion, Dieb und Gensd'arm, hatte seine Polizeigefängnisse in Mercato, in der Nähe einer Borstadt von Palerme, Meyo-Mercato. Ich will eins von diesen Gefängnissen schildern und beschreiben, in welchem Zustande dasselbe am 14. Januar 1848 gefunden wurde. Das Document, das über den Zustand dieses Gefängnisses aufgenommen wurde und von Mitgliedern der damaligen provisorischen Regierung, Consulardbeamten, Officieren einer gerade im Hafen liegenden englischen Fregatte und mehreren achtbaren Bürgern Palerme's unterzeichnet worden ist, hat mir bei dieser Beschreibung vorgelegen. Ich gebe seinen Inhalt in wortgetreuer Ueberlegung:

„In dem letzten Raume dieses trüben Locals befand sich ein sehr hoher Wandschrank, der die ganze Hälfte einer Mauer einnahm. Lange hatte er den starken Armen der Volkskämpfer Widerstand geleistet, als er bei einem neuen Angriff, indem wahrscheinlich eine Feder sich bewegte, sich plötzlich öffnete und eine Eisenthüre zeigte. In dem Gedanken, daß hinter ihr unglückliche Opfer verborgen sein könnten, brach man sie in wenigen Augenblicken auf. Ein Grabesgeruch hielt diejenigen zurück, welche schon im Begriff waren, sich hineinzudrängen, und man mußte Fackeln holen, um die Luft zu reinigen und zu sehen, wohin die Thür führe. Und was entdeckte man? Zuerst eine Stufe, welche nach den Mobilien, welche sich in derselben vorfanden, zum Gefängniß gedient haben mußte. Sie wurde erleuchtet durch eine sehr hoch hängende Lampe, welche ein trübes, schwaches Licht verbreitete. Dann kam man in eine andere Stube, dunkel und finster. Sie war zu entsetzlichen Qualen bestimmt gewesen, wie die langen Blutspuren bezeugten, welche sich auf dem Pflaster und an den Wänden vorfanden. — An der Mauer, nach Süden zu, zeigte sich eine Nische, wo man an den Mauerscheinen sehen konnte, daß hier ein Mensch eingemauert gewesen war, und zwar in der Art und Weise, daß er Kopf und Hände frei behielt. Eine neue Thür führte wiederum in einen letzten Raum, welcher noch dunkler und verborgener war. Aus diesem Loche konnte kein Geräusch an das Licht des Tages dringen. Die Männer, welche hier eingezwungen waren, sahen Scheuken ergreifen, als sie in einer Ecke einen Haufen menschlicher Gebeine entdeckten, Köpfe, welche noch mit

Haaren bedeckt waren, ganze Skelette, menschliche Gliederer, welche in Fäulniß übergegangen waren.

„Außer sich über diesen Anblick begaben sich dieselben Leute, welche dieses Gefängniß erbrochen hatten — es war das Gefängniß des Polizeicommissarius von San Domenico, welches ich beschrieben habe — nach dem Polizeicommissariat von San Isidoro. In dem dortigen Polizeigefängnisse befand sich außer vielen Torturwerkzeugen und menschlichen Gebeinen ein Leichnam, der nicht mehr als zwanzig Tage dort gelegen hatte."

Soweit das Document, welches ich seinem Inhalte nach hier wörtlich mitgetheilt habe.

Ein ähnliches Polizeigefängniß in Catanea beschrieb mir Herr Giuseppe Massari, der bekannte neapolitanische Verbannte, der Freund des Grafen von Cavour, nur mit dem Unterschiede, daß noch ein unterirdischer Kerker damit verbunden war. Als bei dem Ausbruch der neapolitanischen Revolution in diesem Frühjahr das Gefängniß gewaltsam geöffnet wurde, hörte man in dem letzten Raume desselben das Stöhnen einer menschlichen Stimme, ohne entdecken zu können, woher dieselbe kam. Endlich entdeckte man eine Fallthüre im Fußboden und fand unter ihr ein unterirdisches tiefes Loch. Man holte Leitern und Fackeln und zog ein Wesen heraus, dem Bart und Haar lang gewachsen waren, welches, halbnackt und mit Lumpen bekleidet, kaum einem Menschen mehr ähnlich sah. Der Unglückliche hatte sich Jahre lang dort unten befunden, indem man ihm die wenigen Lebensmittel, mit denen er täglich sein Leben fristete, von oben durch die Fallthür hineinwarf. Herr Massari gab mir die Details dieser entsetzlichen Geschichte in Gegenwart des preußischen Gesandten, Graf von Brassier St. Simon in Turin, der mir die Wahrheit sämmtlicher Thatsachen bestätigt hat.

Am 4. Juni dieses Jahres — am 12. Mai fand bekanntlich die Landung Garibaldi's in Marsala und am 19. Juni die Räumung Palermo's statt — verließen die neapolitanischen Truppen, erschreckt durch die feindliche Haltung der Bevölkerung, Trapani. Schon Abends vorher hatte die Truppenabtheilung, welche zur Bewachung der Insel Favignana bestimmt war, wo sich der berüchtigte Bagno der heiligen Catharina befindet, die Insel verlassen, und die dort befindlichen politischen Gefangenen waren in Freiheit gesetzt worden. Unter diesen befand sich auch der Baron Nicotera. Dieser war bekanntlich der Gefährte des hochherzigen, tapfern Carlo Pisacane, Herzogs von San Giovanni, der durch seinen Heldentod bei dem von ihm und Nicotera geführten Aufstand in Calabrien ein ruhmwürdiges Andenken erworben hat. Nicotera war durch den Gerichtshof von Salerno zur lebenslänglichen Gefangenschaft verurtheilt und in den Bagno von Favignana eingeschlossen worden, wo er in einer entsetzlichen und grausamen Weise behandelt wurde. Während der ersten sechs Monate seines Aufenthalts befand er sich in einem unterirdischen Gefängnisse ohne Licht. Für zwei Sous Brod bildete seine tägliche Nahrung. In den Regentagen mußte das in das Gefängniß eingedrungene Regenwasser ausgeschöpft werden, und es befanden sich dann nahe an hundert Eimer Wasser darin.

Ich wäre im Stande, die Beschreibung noch einiger Gefängnisse in Neapel und Sicilien zu geben, in denen politische Gefangene während der Regierung der letzten beiden Könige eingekerkert gewesen sind. Mögen indeß, da ich in einem zweiten Artikel nur von der Anwendung der Folter in diesen Gefängnissen sprechen will, die gegebenen Beschreibungen genügen und die bis jetzt durch die Times, Daily News und französische Zeitungen und Schriften mitgetheilten Thatsachen ergänzen. Ich fordere die ultramontanen und conservativen deutschen Zeitungen auf, meine Mittheilungen abzulengnen und zu widerlegen.

Gust. Rasch.

Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre.

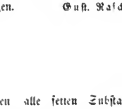
Die Gicht, das Podagra oder Zipperlein.

Im menschlichen Körper geht's gewissermaßen wie in einem geheizten Ofen zu, nur mit dem Unterschiede, daß in dem Ofen immer nur von außen her Heizungsmaterial eingelegt wird, während unser Körper neben der zeitweiligen Zufuhr solchen Materials von außen (in den Speisen und Getränken) auch aus seinem Innern und zwar alle Partikelchen seines eigenen Ichs fortwährend zum Einheizen liefert. Unser Körper verbrennt sich also in seinem Innern (Blute) fortwährend selbst, um sich zu erwärmen (s. Gartenl. 1854, Nr. 33).

Das Heizungsmaterial für den Ofen besteht aus Substanzen, die vorzugsweise reich an Kohlenstoff und Wasserstoff sind, angezündet unter Entwickelung von Wärme und Licht, mit Flamme fortzubrennen im Stande sind. Dies geschieht nur dadurch, daß sich ihr Kohlen- und Wasserstoff mit einer gewissen Intensität mit dem Sauerstoffe der in den Ofen hineinziehenden atmosphärischen Luft verbinden und durch diese Verbindung jene beiden einfachen Stoffe in zusammengesetzte Körper, in Kohlensäure und Wasser, verwandelt werden, welche durch Rohr und Esse in's Freie abziehen. — Die gewöhnlichsten kohlenwasserstoffreichen Brennmaterialien sind: Holz, Torf, Braun- und Steinkohlen *.

Auch für den menschlichen Körper ist das hauptsächlichste Heizungsmaterial ein kohlenwasserstoffreiches, und auch dieses wird, und zwar im Blute, durch den Sauerstoff der eingeathmeten atmosphärischen Luft, unter Wärmeentwickelung in Kohlensäure und Wasser verwandelt. Das erstere Verbrennungsproduct, nämlich die Kohlensäure, ist ein der Gesundheit sehr nachtheiliges Gas und wird deshalb fortwährend innerhalb der Lungen aus dem Blute ausgetrieben, wobei gleichzeitig immerfort Sauerstoff (Lebensluft) aus den lufthaltigen Lungenbläschen in's Blut eintritt. Zu den kohlenwasserstoffreichen Heizungsstoffen für den menschlichen Körper gehören alle feinen Zuckerarten, Stärkemehl, Spiritus.

Außer diesen kohlenwasserstoffreichen und stickstoffleeren Materien werden im menschlichen Blute nun aber auch noch andere und zwar stickstoffhaltige, sogen. eiweißstoffige Substanzen verbrannt und haben nicht wie jene kohlenwasserstoffigen in Kohlensäure und Wasser, sondern in Harnstoff verwandelt, welcher innerhalb der Nieren mit dem Urin aus dem Blute ausgeschieden wird. Es muß also der Harn um so reicher an Harnstoff sein, je größer die Menge von stickstoffhaltigen Eiweißsubstanzen ist, welche im Blute durch den Sauerstoff verbrannt wurde.



Harnsteinkrystalle.

— Der reine Harnstoff bildet krystallisirt durch das Mikroskop erkennbare nadel- oder säulenförmige Krystalle.

Ist in einem Ofen die nöthige Menge von Sauerstoff zum ordentlichen Verbrennen des Heizungsmaterials (also zur Verwandelung der kohlenwasserstoffreichen Substanzen in Kohlensäure und Wasser) nicht vorhanden, so verbrennen jene Stoffe nicht ganz zu Kohlensäure, sondern nur zu Kohlenoxydgas (was sich als gefährlichster und Hauptbestandtheil an sogenannten Kohlendünste oder Dämpfe verpufft. Wäre man also zu diesem Kohlenoxydgas noch eine Portion Sauerstoff bringen, dann würde Kohlensäure daraus. — Die nöthige Menge von Sauerstoff würde nun aber dann im Ofen fehlen, wenn entweder zu wenig atmosphärische Luft zur richtigen Portion Brennmaterial hinzutreten könnte, oder wenn für die richtige Portion Luft zu viel Brennmaterial vorhanden wäre. Denn es kann doch immer nur eine bestimmte Quantität Sauerstoff eine bestimmte Menge von Kohlen- und Wasserstoff in Kohlensäure und Wasser verbrennen.

Im menschlichen Körper passirt es nun auch gar nicht selten, daß ein Mißverhältniß zwischen dem in's Blut eingeathmeten Sauerstoffe und den im Blute befindlichen stickstoffhaltigen und stickstofffreien Materien (also zwischen der Lebensluft und den Eiweiß- und Fettsubstanzen) zu Stande kommt. Es werden dann,

* Wer von den Lesern sich über den Verbrennungsproceß, wie überhaupt über die im gewöhnlichen Leben unmerkbaren und außerhalb unseres Körpers, bei den Gewerken, in der Land- und Hauswirthschaft rc.) in jedem Momente vorkommenden chemischen Processe auf unterhaltende Weise aufklären lassen will, dem empfehlen wir: „Boer, die Chemie des praktischen Lebens". Leipzig, Otto Wigand.

Digitized by Google

wenn zu wenig Sauerstoff oder zu viel Verbrennungsstoffe vorhanden sind, die kohlenwasserstoffreichen Substanzen nicht mehr zu Kohlensäure und Wasser verbrannt, sondern sie bleiben als Fette im Blute und werden aus diesem in die Körpertheile abgelegt. Darum werden auch Personen, die viel Fett, Zucker, Spiritus u. s. w. genießen und durch unzureichendes Athmen und Bewegen viel Stickstoffloses Materien in ihrem Blute nicht gehörig zur Verbrennung bringen, dick und fett (wie die Gänse beim Nadeln und die Ochsen beim Mästen).

Werden nun aber die stickstoffhaltigen Eiweißstoffe im Blute nicht ordentlich verbrannt, dann bildet sich aus ihnen nicht Harnstoff, sondern Harnsäure, die, wenn sie in großer Menge erzeugt wird, sich nicht vollständig mit dem Urin entfernen kann, sondern, im Blute angehäuft, eine Art saurer Verderbniß des Blutes bedingt. Diese Schwängerung des Blutes mit Harnsäure ist nun die Ursache der Gicht. — Würde man demnach die Harnsäure, sowie das Kohlenoxydgas, mit noch einer Portion Sauerstoff verbinden, so würde aus jener Harnstoff, wie aus dieser Kohlensäure entstehen; es fehlt also der Harnsäure noch ein Antheil von Sauerstoff, um Harnstoff, das richtige Verbrennungsproduct, zu sein. — Die reine krystallisirte Harnsäure, die übrigens im Urin meistens an Natron gebunden (als saures harnsaures Natron) vorkommt, bildet mikroskopische Krystalle, wie in der beistehenden Abbildung. Findet sie sich in widernatürlicher Menge im Urin vor, was bei Gichtkranken der Fall ist, dann macht der Urin gewöhnlich einen ziegelrothen Bodensatz.

Harnsäurekrystalle.

Damit sich also eine widernatürliche Menge von Harnsäure im Blute bilden und dadurch das Blut zur Erzeugung der Gicht fähig gemacht werden könne, ist eine solche große Quantität von stickstoffhaltigen eiweißigen Substanzen im Blute nöthig, daß sie der in gewöhnlicher Menge mit der atmosphärischen Luft eingeathmete Sauerstoff nicht zu Harnstoff, sondern nur zu Harnsäure verbrennen kann. — Woher stammen denn nun jene stickstoffhaltigen Eiweißstoffe? Zum größten Theile aus der Nahrung, zum andern Theile aber aus unserm eigenen Körper. Während des Lebens findet nämlich ein fortwährender Wechsel, ein stetes Abstoßen und Neubilden unserer Körpertheilchentheile statt; die aus Eiweißsubstanz aufgebauten Gewebe (vorzugsweise das Fleisch) liefern daher beim Stoffwechsel als Abgestorbenes und Abgestoßenes natürlich auch wieder Eiweißsubstanz in's Blut und demnach Material zur Verbrennung und Bildung von Harnstoff und Harnsäure.

Es scheinen nun aber vorzugsweise die in Ueberzahl durch die Nahrung in's Blut geschafften Eiweißmassen die Schuld an der krankhaft vermehrten Harnsäureerbildung im Blute zu tragen und somit die Ursache der Gicht zu sein. Unter den eiweißreichen Nahrungsmitteln (s. Gartenlaube 1853. Nr. 39) stehen natürlich die Fleischspeisen obenan, sodann Käse und Eierweiß. Es ist demnach nicht, wie's im Volke heißt, der zu reichliche Genuß von spirituösen Getränken im Stande, Gicht zu erzeugen, da diese Getränke, als ganz stickstofffreie, bei ihrer Umwandlung im Blute niemals Harnsäure zu bilden vermögen. Nur wenn Trinker auch sehr viel Fleischspeisen ꝛc. genießen, nur dann haben sie Anwartschaft auf die Gicht, zumal wenn sie sich wenig Bewegung machen. Deshalb ist denn auch die Gicht eine Krankheit, die vorzugsweise die Bonvivants der bessern Stände und das männliche Geschlecht in den mittlern Lebensjahren heimsucht.

Was für Beschwerden ruft denn nun die Ueberfüllung des Blutes mit Harnsäure hervor? Zunächst eine Ausscheidung harnsaurer Salze in die kleinern Gelenke, und zwar in der Regel zuerst in die Gelenke der großen Zehe (podagra) und Finger (chiragra), später auch in andere und größere Gelenke. Und dadurch entscheidet sich die Gicht vom Rheumatismus (s. Gartenl. 1856. Nr. 47). Diese Ausscheidung geschieht aber unter äußerst heftigen bohrenden, sägenden, hämmernden oder glühenden, feststehenden, ab und zu nachlassenden und sich verschlimmernden Schmerzen mit und ohne Fieber. Dabei ist das Glied an der schmerzenden Stelle geschwollen und geröthet. Die ausgeschiedenen harnsauren Salze bilden, wenn sie sich in größerer Menge anhäufen, die sogenannten Gichtknoten, welche nach und nach die Gelenke in der verschiedensten Weise verunstalten und in ihrer Bewegung stören.

Die naturgemäße radicale Heilung der Gicht würde, wie sich aus dem Gesagten wohl von selbst ergiebt, nur darin bestehen können, daß die Bildung der Harnsäure im Blute bedeutend herabgesetzt und die vorhandene Säure durch Zufuhr einer größern Menge von Sauerstoff in Harnstoff verwandelt wird. Sonach muß vor allen Dingen eine Aenderung der Lebensweise vorgenommen und der Genuß stickstoffhaltiger, eiweißreicher Nahrungsmittel, besonders der Fleischspeisen, etwas eingeschränkt werden. Gleichzeitig ist aber auch durch gehörige Bewegung und durch tiefes, kräftiges Athmen in freier Luft der Verbrennungsproceß im Blute zu befördern. — Damit ist nun aber ja nicht gesagt, daß man sich, um die Gicht nicht zu bekommen, alter stickstoffhaltigen Nahrungsmittel enthalten solle; dies wäre sehr nachtheilig, da diese Stoffe zur Erhaltung, zum fortwährenden Neubau unseres Körpers ganz unentbehrlich sind. Nur im Uebermaße soll man sie nicht genießen. Ich erwähne dies deshalb, weil manche Leser bei Beobachtung gegebener diätetischer Regeln oft ganz kopflos übertreiben, z. B. weil unser Körper sehr viel Kochsalz und Fett zu seiner richtigen Ernährung braucht, blos Salz oder Fett genießen wollen, reinen Phosphor in Menge verzehren möchten, weil unser Verstandesorgan das Gehirn ohne diesen Stoff nicht denken, fühlen und wollen kann u. s. f.

Während des Gicht-Anfalles, — denn die eben gegen die Grundursache empfohlene diätetische Behandlung der Gicht ist auch zu der Zeit in Anwendung zu ziehen, wo der Kranke nicht vom Zipperlein gequält wird, — ist gar nichts Anderes anzuwenden nöthig als Ruhe, trockene Wärme, erhöhte Lage des schmerzenden Gliedes, schmale und vegetabilische Kost, reichlich kräuterhaftes Wassertrinken. — Wem nun dieses einfache, aber vollständig ausreichende Verfahren zu einfach sein sollte, der greife strafts zu homöopathischen Arzneimitteln, er hat dann den großen Vortheil, sich für jede besondere Art des Gichtschmerzes und seines Sitzes gleich mehrere ausgezeichnet hülfreiche Heilmittel wenigstens ansichen zu können, ja, sollte seine Gicht etwa gar ein Rheumatismus sein, 14 Mittel nach Dr. Hirschel sein nennen und eins nach dem andern probiren zu können, da alle 14 in beiden Krankheiten gleich brav wirken sollen. Wer aber für immer von der Gicht verschont bleiben will, der muß nach dem Rathe eines meiner Freunde, der im Heil abergläuben noch unter den Homöopathen steht, stets einen Kalbsknochen in der rechten Hosentasche tragen. Es soll das Etwas für sich, dem man kann daran nicht zweifeln, daß ein solcher Knochen wirklich gute Dienste gegen die Gicht thut, wenn nämlich der Gichtbrüchige allemal dann, sobald Andere Kalbs- und andern Braten verzehren, seinen Knochen als ein Zipperleins-Moments hervorlangt und dann, den Knochen vor sich, sein Gemüse ohne Fleisch ißt.

Beck.

Berliner Bilder.

Von E. Kossak.

Nr. 12. Die Schule des Abgeordneten.

Ein großer Kenner unserer sterblichen Natur hat behauptet, daß der Mensch zur Erhaltung seines Wohlbefindens von Zeit zu Zeit kleiner Anregungen bedürfe, die er am besten durch Einverleibung beschiedener Mengen weingeisthaltiger Flüssigkeiten erziele. Bekanntlich war dieser Satz schon lange vorher, ehe der große Kenner ihn theoretisch ausgesprochen hatte, in das Bewußtsein der Menschheit übergegangen und ein wichtiger Bestandtheil ihrer bürgerlichen Praxis geworden. Aber es ist deutlich, daß der ausgezeichnete Physiologe und Diätetiker dennoch der Menge einen sehr wichtigen Dienst geleistet hat, da sein weiser Ausspruch dem bisherigen Uebermaß im Trinken nach Anregung ein Ende zu machen und das Volk für Einschränkung seiner Genüsse zu stimmen sucht. Die vollsthümliche Presse und die Zunahme einer seltenen Biertraurerei fördern den schätzenswerthen theoretischen Satz, und nachgerade beginnen jene schon um zehn Uhr Vormittags angeregten Staatsbürger zu verschwinden und

den durch sie gestörten Verkehr in den Gassen frei zu machen. Ja, der Mensch braucht einige Anregung. Wenn die Behauptung Mesmer's: wir leben, um — zu schlafen! auch eine grobe Unwahrheit sein mag, stecken in dem irdischen Futterale unseres Leibes doch so viele träge und zur Gedankenlosigkeit geneigte Elemente, daß eine energische Aufrüttelung häufig genug nothwendig erscheint. Diese angeschmmte Schwäche des alten Adams fühle ich so gut, wie jeder Andere, und pflege mich deshalb, sobald ich eine Abnahme meiner Lebenskräfte bemerke, von der Arbeit zu erheben, einen alten Hut aufzusetzen, den Omnibus zu besteigen und aus der heitern Gegend, in welcher ich meinen Wohnsitz aufgeschlagen habe, mich in die Tiefen der Stadt, an einen stillgelegenen Ort zu begeben, wo ein zuverlässiger Wirth außer einigen stets trefflich bereiteten Speisen ein kräftiges Anregungsmittel kredenzt, dessen sorgfältige Behandlung ihm seit langen Jahren unter allen Unterthanen des Gambrinus den besten Ruf gesichert hat.

Mancher zartfühlende Herr wird vielleicht bei meiner ausführlichen Angabe, daß ich bei jedem Besuche einen alten Hut aufsetze, vornehm und verächtlich die Achseln zucken; dagegen bemerke ich indessen, daß die einzige üble Eigenschaft dieses Ortes das zeitweilige Vorhandensein von Freihändlern ist, welche ihre Außenseite gern durch einen Tauschhandel zwischen ihren alten und anderer Leute neuen Hüten verbessern. Daher stelle ich mich als verständiger Geschäftsmann von vornherein auf den Standpunkt dieser Herren und lasse meine Gemüthsruhe nicht durch unangenehme Zwischenfälle verstören.

An diesem Orte der Gastfreundschaft verkehren aber die ausgezeichnetsten Leute unseres verfassertan Jahrhunderts, denn die ausgezeichnetsten Leute sind nicht immer diejenigen, mit welchen die Zeitungen sich am meisten beschäftigen, sondern sehr oft jene ernsten stillen Männer, die den Tag über gedankenvoll bei ihrer Handarbeit sitzen, einen unermeßlichen Gedankenvorrath aufspeichern und ihn Abends, wenn der Geist über sie kommt, beim Glase und der Pfeife auskhun, um ihre gespannten Zeitgenossen damit zu beglücken. Hier habe ich in Politicis mehr, als aus Leitartikeln, Broschüren und Viertelsjahrsschriften gelernt, hier sind meine Gedanken oft über die dunkelsten Probleme des Staatslebens aufgeklärt worden, und hieher begebe ich mich, wenn Spannungen und Uebelstände in der Oeffentlichkeit meine arme Seele ängstigen. Immer finde ich irgend einen hochbegabten Mann, der, aufgereizt von dem gediegenen Gebräu des Wirths, in die Tiefen der Geschichte und Gesellschaft greift, einen seltenen Thatsachs herauf holt und mir die wunderbarste Belehrung zu Theil werden läßt. Die Alten gingen in ihren Geistesnöthen nach Tegona oder Delphi; ich, als Sohn eines modernen Staats, fahre zu den Philistern, denn sie werden, offen gestanden, meine ehrwürdigen Freunde von der mauserigen oberflächlichen Jugend unserer Tage genannt.

So begab ich mich denn neulich in tiefer Verstimmung über eine Debatte in den Parlamentshäusern der preußischen Hauptstadt in meinen durstigen Rath der Alten. Das Gerassel der Omnibuswäder, nicht geistreicher als die Bereefamkeit der meisten Abgeordneten, betäubte meinen Kopf, die Gaslaternen vermochten kaum den dichten abendlichen Nebel zu durchdringen, ich war niedergedrückt und starrte durch das Glasfenster des Wagens auf das Trottoir, wo zahlreiche dicht vermummte Gestalten schweigend aneinander vorüberschossen. Da klopfte der Conducteur auf meine Achsel, der Omnibus hielt; wir waren am Ziele. Ich stolperte über den Tritt auf das Straßenpflaster und taumelte, vom Sitzen steif geworden, in das heil erleuchtete Local. Es war wie immer ganz gefüllt, und nur in einer etwas ungemüthlichen Fensterecke stand noch ein Stuhl leer, den ich rasch einnahm, um nicht ganz heimathlos zu sein. Ein dichtes Gewölk von Tabaksqualm füllte die wenigen kleinen Zimmer, und es gehörte schon eine ungemein feine Nase dazu, um die Gaben des Abendstisches aus diesem transatlantischen nicotinreichen Aroma herauszuriechen, eine schwere Aufgabe, die zu der man aber gewöhnlich war, da der Wirth, ein Mann der alten Schule, keine Speisekarte niederschrieb, und die beiden Biergapfer,' welche sich in die Kellnerrolle theilten, so beschäftigt waren, daß man zuweilen Stunden lang von ihnen keine genaue Auskunft erhalten konnte.

Nachdem ich also mein Anregungsmittel vor mir stehen, und die erwünschte Abendstoff aus der trüben Atmosphäre herausgerochen hatte, suchte ich in der Gesellschaft nach einem meiner Bekannten. Leider war in dem Gemach, wo ich ein Unterkommen gefunden, keiner anwesend, und mir blieb nichts Anderes übrig, als mit meinem unbekannten Tischnachbarn eine Unterhaltung anzuknüpfen. Mir gegenüber saß nämlich ein Herr, der nicht zu den Stammgästen des Hauses gehörte und deshalb von diesen so feindselig angesehen wurde, wie etwa ein Sperling, den muthwillige Schneidergesellen gefangen und mit einer rothduchenen Freiheitsmütze geschmückt haben, von seinen Commilitonen. Diesem Umstande nur hatte ich den leeren Platz und Stuhl an dem Tische zu verdanken. Der Herr durfte eigentlich auch nicht zu der eben bezeichneten Menschengattung gezählt werden, welche sonst das Bierlocal bevölkerten. Obgleich er im reiferen Lebensalter stand und in seinem Antlitz Spuren von geistigem Ausdruck trug, war das Vorherrschende in demselben doch ein starker Zug von tiefer Unzufriedenheit. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung gehörte er zu jener Classe von Staatsangehörigen, welche Schiller in seinem Ficsko „Mißvergnügte" nennt. Das Antlitz zeigte eine düstere lederkranke Farbe; die Lippen hatte der Mann seit zusammengekniffen. Man durfte ihn vielleicht für einen Professor halten, der wegen mißliebiger politischer Ansichten vom früheren Cultusministerium hart getreten und in seinem Gehalte verkürzt, von der neuen Firma aber noch nicht wieder in Gnaden angenommen worden war. Nebenbei zeigte sich etwas von einem provinziellen Anstrich im Schnitt des Rocks, dem plumpen Knoten des Halstuches und der steifen Hüte der Vatermörder; der Mann konnte auch der Gymnasialdirector einer kleinen Stadt sein, der sich seit zehn Jahren abgemüht hatte, Schulrath zu werden, und nun mit dem letzten abschlägigen Bescheid in der Tasche seine Heulermahlzeit in Berlin genoß. Ich sollte nicht länger müßige Hypothesen aufstellen. Der Herr warf mir einen durchbohrenden Blick zu und sagte: „Entschuldigen Sie, mein Herr, man hat mir gesagt, daß dieses Local eines der besuchtesten in Berlin sei."

„Da hat man Ihnen nur die lautere Wahrheit gesagt!" antwortete ich dem unbekannten Mißvergnügten bescheidentlich.

„Und in einem solchen Local findet man keine Abgeordneten!" fragte der Herr mit ingrimmigem Tone und Stirnrunzeln.

„Nein, mein Herr," bemerkte ich lächelnd, „hier versammeln sich nur Bürger und sogenannte kleinere Leute, für den Stand der Abgeordneten ist dieser Ort zu gewöhnlich; die Herren Landboten müssen Sie in den Fractionsweinhäusern suchen."

„Aber grade hieher, wo sie von der Stimmung und den Ansichten des Volkes sich unterrichten können, sollen sie gehen, grade hier erwarte ich den lernbegierigen Abgeordneten," rief der Mann mit einer Heftigkeit, die mich an seinem Verstande etwas irre machte. Ich schwieg meistlich und sah ihn nur fragend an, denn jetzt mußte es zu einer Erklärung kommen.

„Ich bin ein alter Pädagog und Inhaber einer Erziehungsanstalt," sagte der Herr und nahm einen reichlichen Schluck Bier zu sich, „aber ich beschränke meine Erziehung nicht nur auf die Kleinen, ich suche überall einzugreifen, wo ich bemerke, daß die Menschheit einen Anlauf nimmt, neue Bildungsstoffe zu verarbeiten, neue Fächer der Wissenschaft, neue Stände der Gesellschaft zu bilden. Sie werden nicht leugnen, denn Sie sehen wie ein gebildeter Mann aus, daß sich augenblicklich in Berlin zwei Corporationen befinden, die beiden Häuser der Herren und Abgeordneten, mit denen sich ein Pädagog sehr stark zu beschäftigen hätte. Die „Herren" haben freilich in meinen Augen keine sonderliche Zukunft; ich will also nur von den Abgeordneten reden, aus denen etwas werden kann, etwas werden muß."

„Sie scheinen Ihrer Rede nach mit unseren Landboten nicht sonderlich zufrieden zu sein?" fragte ich mit einiger Vorsicht.

„Um des Himmels willen, kann ein Pädagog, ein Philolog, der in jüngeren Jahren Professor der Beredsamkeit gewesen ist, mit ihnen zufrieden sein?" rief der Herr und schlug heftig auf den Tisch; „ich bin bis jetzt in jeder parlamentarischen Session einige Wochen hindurch in der Residenz gewesen und habe täglich das Parlament besucht, aber mit jedem Jahre bin ich unzufriedener geworden."

„Nun, ich teilte meinen, grade in der Hauptsache, in der politischen Gesinnung, zeigte sich in der letzten Session ein wesentlicher Fortschritt?"

„Ich rede nicht von der politischen Gesinnung, ich bin Pädagog und nicht Staatsmann, aber ich sage Ihnen, mein Herr, es fehlt noch sehr viel, ehe ich mit diesen alten Knaben, den Abgeordneten, je zufrieden sein kann, wie mit meinen Jungen."

„Sie stellen einen ganz neuen Gesichtspunkt auf!“ bemerkte ich, angeregt durch den parlamentarischen Pädagogen, „bitte, erklären Sie sich etwas näher, in welchen Punkten sind Sie besonders mit den Landvoten unzufrieden?“

„In welchen Punkten? in allen, sage ich Ihnen; nehmen Sie ja nicht diese Herren in Schutz! Aber ich will Ihnen die Sache ausführlicher erörtern. Zuerst bin ich als Schulmann im Punkte ihres principiellen Schwänzens sehr unzufrieden. Wann ist diese Versammlung von einigen hundert Männern jemals vollzählig? Es findet keine Sitzung statt, daß nicht dieser oder jener, wie hinter die Schule, hinter das Parlament ginge. Sobald ein Abgeordneter sich durch seine Abstimmung mißliebig bei seinen Wählern zu machen fürchtet, überfällt ihn eine Sitzungskrankheit, er legt sich zu Bette, schreibt einen Entschuldigungszettel an den Präsidenten und bleibt, wenn der Fall bedeutlich ist und die Wähler zu Hause ihn schon im Verdachte haben, acht bis vierzehn Tage auf dem Sopha liegen.“

„Was ist aber dagegen zu thun?“

„Nichts leichter als das, mein Lieber. Man braucht nur, gleich dem ersten besten vereidigten Theaterarzte, einen Parlamentsarzt, einen alten Praktikus zu halten, der über alle kleinlichen Finten und Bestechungen durch Schmeichelei erhaben ist. Meldet sich ein Abgeordneter krank, so stattet er ihm einen Besuch und dem Präsidenten ein Gutachten ab. Verstellt sich aber der Landbote, so werden ihm für jeden Tag der fingirten Krankheit die Diäten von drei Thalern abgezogen. Das hilft; ich kenne meine Landesleute. Als das Parlament unter Brandenburg und Manteuffel außerhalb Berlin, nach dem märkischen Kremsier, verlegt wurde, fuhren ihm selbst die Männer vom linken Centrum, nur der Diäten wegen, auf der Eisenbahn nach.“

„Das hieße ja aber unsere Abgeordneten wie Schulknaben behandeln!“ sagte ich, einigermaßen entrüstet über den strengen Schulmann.

„Sind sie denn den Jahren nach etwa nicht Schulknaben? Wie alt ist die ganze Parlamentswirthschaft? Zwölf Jahre, nicht mehr, nicht minder. Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß ein ordentlicher Parlamentscursus etwas mehr bedeuten will, als der Gymnasialcursus, zu welchem ein Junge von mäßigen Fähigkeiten seine zwölf Jahre braucht. Lassen Sie sich von unserem parlamentarischen Kanzleirath ein Billet geben, gehen Sie in die Kammer und hören Sie einmal aufmerksam und streng kritisch zu, dann wollen wir uns wieder sprechen.“

„Es sind doch einige tüchtige rednerische Talente vorhanden, einige schlagfertige Meister in Angriffen und Entgegnungen, einige witzige Köpfe . . . .“

„Einige — einige —“ rief mein Mann, „sie sollen sich aber Alle auszeichnen, jeder nach seinen Fähigkeiten, überhaupt werden unter den vielen Millionen Preußen sich doch noch ein paar hundert talentvolle und verdefertige, mit Sitzfleisch versehene, kenntnißreiche und gesinnungsvolle Männer für ein Parlament auftreiben lassen. Das Zeug zu solchen Leuten ist im Volke in hinreichendem Maße vorhanden, aber die Pädagogik muß es erst gehörig krumpfen und decartiren. Ich gehe in allem Ernste damit um, eine Schule des Abgeordnetenn zu stiften.“

„Eine Schule des Abgeordneten?“ fragte ich verwundert.

„Ja, mein Herr, die Stummen im Parlamente haben mich schon vor Jahren auf diesen Gedanken gebracht. Diese armen abgeordneten Menschen, die vor lauter Bertrauen ihrer Wähler mit dem schweren und verantwortlichen Amte der Volksvertretung belastet worden sind, sitzen in den Berhandlungen fast so kläglich da, wie gewisse Zuschauer im französischen Theater; auch sie verstehen die parlamentarische Sprache nicht. Sie sind eigentlich nur in der Liste, an der Casse und im Namensverzeichniß der Abgeordneten vorhanden; sonst reden sie weder, noch arbeiten sie für das Volk. Die Zeitungen nennen sie niemals; selbst über die traurige Rothdurft irgend einer persönlichen Bemerkung sind sie erhaben. Von den parlamentarischen Spottvögeln werden sie unverbrüchlich in Ruhe gelassen, höchstens nimmt sie ein Minister auf seiner Soirée hinter einen dichten Fenstervorhang und versichert sich mit einigen Schmeichelworten und Händedrücken ihrer Stimme für eine seiner Vorlagen.“

„Allerdings sind diese Herren nicht die erfreulichsten Exemplare der Volksvertretung,“ sagte ich mit lachendem Munde.

„Die Stummen werden meine Schüler, wenn ich mich auf den in jedem Menschen schlafenden heimlichen Ehrgeiz verstehe. Haben sie erst einmal den Honig des Beifalls ihrer Collegen geleckt, so steht mein Institut auf festen Füßen, denn ich trete in der nächsten Session mit einem Institut für parlamentarische Redeübungen zum Besten schüchterner Abgeordneten auf!“ Der Mann sprach mit einer solchen Zuversicht, daß er mir wirklich imponirte. Ich gab daher dem Aeltesten der Bierzapfer laut einen sachten Wink, zwei frische Gläser zu bringen, und bat den Pädagogen, mir den Plan seines Unternehmens ein wenig genauer mitzutheilen, da ich erbötig sei, ihm im Wege der Journalistik beizustehen.

Der Pädagog leerte mit einer Gewandtheit, die ihm noch aus seinen Studentenjahren geblieben sein mochte, das frische Seidel bis auf einen kaum nennenswerthen Rest, räusperte sich und sagte: „Die Sache ist sehr einfach; ich bilde aus Abgeordneten, die sich in meine Zucht und Lehre begeben haben, solchen, die ihr Volk vereinigt vertreten und sich zu Landvoten herandilden wollen, jungen, politisch begabten Leuten und staatsmännisch hoffnungsvollen Knaben ein kleines Afterparlament. Vor jeder Sitzung arbeiten wir in bester Form die nächste Tagesordnung in den späteren Abendstunden durch. Mein Parlamentchen wird in dieselben Fractionen getheilt, wie das große, und es soll mir selbst nicht darauf ankommen, einen scharfen Reactionär, einen garstigen Gebeimrath, einen Menschen der Regulative, für ein hohes Honorar zu einer parlamentarischen Gastrolle zum Besten meiner Zöglinge zu gewinnen, nur damit sie ihn rednerisch grümlich abmalen.“

„Ganz vortrefflich!“ rief ich und drückte dem seltenen Manne die Hand, „die Idee eines solchen Afterparlamentes zur Uebung für die Anfänger und Stümper unter den Landvoten ist unvergleichlich. Schon der Titel, der einen so geistreichen Gegensatz zu der leidigen Bezeichnung „Rumpfparlament“ bildet, versetzt mich in Entzücken. Haben Sie mich doch ja ein, wenn der Reactionär bei Ihnen auf Gastrollen ist, denn obgleich ich Ihre Ansichten über unsere Landvoten nicht ganz theile, glaube ich doch, daß in Folge fortgesetzter rednerischer Uebungen die parlamentarisch feinere Redekunst sehr zunehmen und namentlich den Gegnern der Ausstärung die Wahrheit weit schärfer und geistreicher gesagt werden könnte. Wie aber gedenken Sie es mit den Parteien zu halten?“

„Mit den Parteien?“ flüsterte der Pädagog, „ich bin kein gesinnungsloser Bösewicht, aber ich habe lange genug die modernen Staats- und Verfassungsmäsonen eingeathmet, um nicht zu wissen, daß ein Landvote unseres Jahrhunderts sich so gut auf die äußerste Rechte, wie auf die Linke verstehen muß. Ich könnte Ihnen eine ganze Reihe von Leuten nennen, die sich in beiden Fächern versucht haben. Nach meinem Princip fangen die Schüler des Afterparlaments mit Redeübungen für die äußerste Linke an und hören mit Reden für die äußerste Rechte auf. Wenn Sie auf eine Menge Männer blicken, die sämmtlich eine schöne Carriere gemacht haben, so werden Sie mir einräumen, daß ich als Pädagog der Kunst, ein Abgeordneter zu sein, denselben Weg einschlagen muß.“

„Die Schule der Jugend,“ sagte ich ziemlich unwillig, „wird, Gott sei Dank, nach reineren Grundsätzen geleitet; in ihr wirkt der Lehrer nicht weniger auf die Ausbildung der Fähigkeiten, als auf die Erhaltung einer moralischen Gesinnung ein.“

Mein Mann lächelte boshaft. „Vergessen Sie nicht, mein Lieber, daß wir in der Politik unter Wölfen mithenten müssen,“ sagte der Pädagog.

Die widerspruchsvollen Redensarten des Mannes wurden mir nun etwas unheimlich, ich stand auf und wollte mich empfehlen; er hielt mich am Rockschoß fest.

„Erlauben Sie,“ murmelte der Mann und zog ein Blatt Papier aus seiner etwas unreinlichen Brieftasche, „daß ich Ihnen wenigstens einen Prospectus meiner Anstalt mitgebe. Im nächsten Jahre eröffne ich das Afterparlament; das monatliche Honorar beträgt zehn Thaler, Abgeordnete aber fünfzig zahlen fünf Thaler mehr.“ So trennten wir uns, und ich begab mich, lebhaft angeregt von den neuen Ideen des zweideutigen Mannes nach Hause, um unsere Unterhaltung so getreu als möglich niederzuschreiben. Im Ganzen war mir doch ein Stein vom Herzen gefallen; ich wußte jetzt, wo Hülfe für das Parlament zu finden war, wenn auf der Tribüne ein Greis, der seine Rede ablesen wollte, oder ein hülfloser Stammler vom Präsidenten getadelt wurde.

Ein Gang über Dresdens Kirchhöfe.

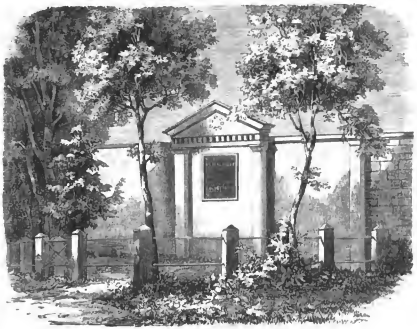
Von Louise Ernesti.

Nr. 2. Die protestantischen Kirchhöfe.

Bedeutend schöner durch Lage und Anlagen sind Dresdens protestantische Kirchhöfe. Den Neustädter, unweit des Leipziger und Schlesischen Bahnhofs gelegen, kann man jedoch keine stille Stätte des Todes nennen, indem das Pfeifen und Brausen der Locomotiven laut dahin tönt und ewig an das bunte, unaufhaltsame Leben und Treiben der Welt mahnt.

Auf jenem Kirchhofe sind zwei Personen begraben, deren Andenken auf's Treuste in der Erinnerung vieler Dresdener bewahrt wird und welche zu der Zahl derjenigen gehören, die dem geistigen Leben in dieser Stadt einst einen bedeutenden Aufschwung gegeben haben. „Elisa von der Recke" und „August Tiedge" lauten die beiden Namen, die uns an ihrem Grabe von schwarzer Tafel mit goldenen Lettern entgegenstrahlen.

Frau von der Recke, dem Reichsgräflichen Hause der Medem's entstammend, in Kurland geboren, in frühster Jugend mit einem kurländischen Edelmanne, Freiherrn von der Recke, verheirathet, von dem sie sich nach wenigen, in unglücklicher Ehe verlebten Jahren getrennt, vereinte sich, als sie nach Deutschland kam, zum dauernden Freundschaftsbunde mit dem berühmten Verfasser der Urania, August Tiedge. Sie bewohnten das von ihr angekaufte Besitzthum in Dresdens Neustadt, am Kohlmarkt gelegen, und dieses noch jetzt existirende Haus wachten Beide bald nach ihrer Vereinigung zum Sammelplatz aller in Dresden lebenden Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft, zum Zufluchtsort für alle durchreisenden Fremden von Rang und Auszeichnung. Die Erinnerung an jene geistreichen Cirkel hat sich bis auf die Jetztzeit im frischesten Glanze erhalten, denn sowie jene beiden Namen erklingen, wird zugleich das Bedauern laut, daß kein Haus in Dresden dieses ehemalige gastfreie und berühmte Haus ersetzt hat; Niemand in Sachsens schöner Residenz hat es verstanden, einen Cirkel zu gründen, wie Elisa von der Recke und August Tiedge ihn einst zur Freude und zum Genuß Aller gebildet, deren Interessen in gleicher Bahn mit der ihrigen zogen.



Grabstätte von Elisa von der Recke und August Tiedge.

Die Freundschaft dieser beiden in der Literatur bekannten und berühmten Persönlichkeiten hat sich durch lange Jahre fest und dauernd erhalten, und erst der Tod hat ihre Trennung bewirkt. Frau von der Recke 1754 geboren, starb 1833; August Tiedge, 1752 geboren, starb 1841.

Ihr Wunsch, im Grabe von Neuem vereint zu werden, ist erfüllt. Beide sind auch auf jene außergewöhnliche Art bestattet worden, welche Frau v. d. Recke für sich und ihren Freund bestimmt hatte. Einfach in ein Leichentuch gehüllt, sind sie der Erde übergeben und nur das Gesicht Tiedge's ist mit dichtgeflochtener Blumenmaske bedeckt worden, da er sich häufig dahin ausgesprochen, wie unangenehm ihm der Gedanke sei, im Grabe Steine und Erde unmittelbar auf das Gesicht zu bekommen.

Die Hoffnung, welche Frau v. d. Recke an dieses seltsame Begräbniß geknüpft, hat sich nicht erfüllt! — Ihre Absicht war es gewesen, den Armen die Kosten eines Sarges zu ersparen, aus welchem Grunde sie ihren Scheinsarg, in dem ihre Leiche nach dem Kirchhofe transportirt worden, auch den Armen vermachte. So

Reissiger's Grab.

Tremitz's Grab.

viel man erfährt, ist dieses Vermächtniß nie zur Anerkennung gekommen und jener Sarg nur für sie und ihren Freund benutzt worden.

Das Grab dieses Dichterpaares zeigt uns von Zeit zu Zeit, daß noch einer ihrer Freunde ihrer gedenkt. Diese Erinnerung besteht in einem frischen Blumenkranze; jedoch an den Tagen ihres Todes beweisen mehrfache Blumenspenden, daß es noch Viele in Dresden giebt, die die Gräber dieser geliebten Todten treu im Gedächtniß halten und ihr Erinnern auch durch freundliche Zeichen an den Tag zu legen bemüht sind.

Zu den vergessenen Gräbern dieses Neustädter Kirchhofes kann man das des Schriftstellers Tremlitz (v. Witzleben) zählen. Ein eisernes Kreuz schmückt seine Ruhestatt; doch dem kahlen Erdhügel fehlt jegliche Zier. Herrliche Bäume der andern es umgebenden Gräber lassen es aber überaus freundlich und schön gelegen erscheinen, und so gleichen günstig zusammenwirkende Umstände hier, wie so oft im Leben, etwas zum Vortheil aus, das, vom Geschick stiefmütterlich bedacht, zu keiner Annehmlichkeit berufen schien und einem traurigen Loose verfallen sein sollte.

Ruhestätte der Schröder-Devrient.

Eine über alle Gräber und Bäume dieses Kirchhofs hoch empor ragende Säule von Granit lenkt unwillkürlich die Aufmerksamkeit des dort Umherwandelnden auf sich. Sie ist der Denkstein jenes großen Grabes, das die in den Maitagen 1849 gefallenen Krieger in sich aufgenommen. Der Sockel trägt die Inschrift:

„Vereint und treu bis in den Tod bei gutem Kampfe für König und Gesetz.“

Die Seitenwände der kolossalen Pyramide nennen die Namen der Officiere und Soldaten der preußischen und sächsischen Regimenter, die jenen Kampf mit ihrem Leben bezahlten!

Das Grab der Maikämpfer.

Dresdens schönster Kirchhof ist wohl unstreitig der Trinitatiskirchhof oder sogenannte „weite Kirchhof“. Weit vor dem Thore, an der Blasewitzer Straße gelegen, ist er im reizendsten Haltenund von den Loschwitzer grünen Hügelketten und den blauen Gebirgszügen der sächsischen Schweiz umkränzt. Die herrlichsten Alleen alter Bäume durchschneiden verschiedene Abtheilungen dieses außerordentlich großen Gottesackers; die höchsten Cypressen ragen mit ihrem unvergänglichen Grün über die Gräber fort, und mächtige Trauerweiden neigen ihre langherabfallenden Zweige bis zu den mit Blumen reich geschmückten, mit Kränzen oft ganz bedeckten Hügeln nieder.

Den poetischsten und zugleich wildromantischsten Anblick gewährt die letzte Abtheilung dieses Kirchhofes. Die ihn zum Theil umgrenzenden Mauern sind verfallen, die Gräber meist wild und hoch von Gras und Epheu überwuchert; auf den größtentheils eingesunkenen Hügeln liegen die verwitterten und zerbrochenen Kreuze halb unter Gebüschen verborgen oder sie lehnen umgesunken gegen alte hohe Bäume, deren Zweige der Kronen an vielen Stellen so dicht in einander verschlungen sind, daß sie ein undurchdringlich grünes Laubdach bilden, welches nur hie und da einem glänzenden Sonnenstrahl Eingang gestattet.

Mit hellem Licht umleuchtet er die Gräber derjenigen, die wohl schon lange im ewigen Lichte wandeln, mit glänzendem Schein umwebt er all die hohen weißen Stämme der Birken, die in dichter Waldung die eine Seite des Kirchhofs umschließen und wie ein Chor Geister aus dem tiefen Dunkel der sie umhüllenden grünen Baumnacht hervortreten.

Unter den mit Blumen überdeckten Gräbern der mittlern Kirchhofsabtheilung zeichnet sich durch geschmackvollste Anordnung, durch reizendste Auswahl der in Farben zu einander passenden Gewächse die Ruhestätte einer erst vor Kurzem von der Erde geschiedenen Frau aus, die als Sängerin und dramatische Künstlerin gleich berühmt war und Vielen theuer gewesen ist und zum Dank von Vielen mißhandelt worden ist. Der zwischen Blumen und Cypressen hervorragende Würfel von grauem Granit trägt einfach ihren Namen:

„Wilhelmine von Bock, Schröder-Devrient.“

Ein Name, zu häufig in letzterer Zeit mit Anerkennung genannt, als daß seiner wiederum erwähnt zu werden brauchte.

Ein fast eben so frisches Grab, wie das der Sängerin, ist

das des Hof-Kapellmeister Reissiger. In dichter, frischgrüner Blätterlage breitet sich Epheu über dasselbe aus. Die einfache Tafel von weißem Marmor enthält die Inschrift:

„Karl Gottlieb Reissiger,
geb. 31. Januar 1798, gest. 7. November 1859.

Es war in der frühen Morgenstunde jenes feierlichen Tages von Schiller's hundertjähriger Geburtsfeier, wo durch die bereits so reich und schön mit Laub und Ehrenpforten geschmückten Straßen Dresdens sich langsam, unter den Klängen des Beethovenschen Trauermarsches der großartige Leichenzug des beliebten und allgemein geachteten Componisten fortbewegte. Ein trüber grauer Himmel wölbte sich schwer und dunkel über diesem mit Trauerfahnen und Palmen einherschreitenden Zuge, während am Abend vom klaren wolkenlosen Himmel der Mond mit glänzendem Scheine auf die von Tausenden von Lichtern und Fackeln hell erleuchtete Stadt niederblickte, in deren Straßen das regste Leben herrschte, der lauteste Freudenjubel ertönte.

Einen so seltsamen Contrast in großartigen Feierlichkeiten, wie Dresden an jenem Tage zeigte, vermag eben nur eine so große Stadt zu bieten, während Gegensätze das Leben nicht allein überall zeigt, wo Leben ist, sondern sie uns auch da entgegentreten, wo es zu Ende und das Reich des Todes beginnt. Welcher Contrast zwischen jenen Gräbern der auf den Dresdener Barrikaden in den Maitagen gefallenen Kämpfer und dem Grabe der preußischen und sächsischen Krieger!

Ein über 80 Fuß langes Grab, das 76 Tode birgt, die in jenen Maitagen ihre Ueberzeugung mit dem Leben bezahlten, ist auf dem Trinitatiskirchhofe, ein etwas kleineres auf dem Annenkirchhofe. Beide Gräber sind weit überwachsen, und nur hier und da zeigt ein kleines Kreuz den Namen eines der darin ruhenden Todten. Gleich heiße Thränen des Schmerzes mögen aber an diesen Gräbern mit den kleinen Kreuzen vergossen sein, wie an jenem mit der großen Granitpyramide, gleich heiße Thränen an beiden Stätten noch immer geweint werden; in gleicher Klarheit wölbt sich auch ein Himmel über ihnen, nur ein Gott ist's, der ihre Thaten richtet! — Jene starben in Ausübung ihrer Pflicht, diese für eine Ueberzeugung, für eine Idee — wer will sagen, welche von Beiden vor Gott höher stehen?

Ein englisches Geschäftshaus.

Comptonhouse ist eine der größten Merkwürdigkeiten Liverpool's, ja durch seinen Umfang, die Zweckmäßigkeit und Großartigkeit seiner Einrichtungen sicher eines der Wunderwerke dieser reichen Handelsstadt, wenn nicht der Welt. Manche der schönen Leserinnen werden schon von Waterloohouse in London gehört oder es selbst zu besuchen vielleicht Gelegenheit gehabt haben. In Waterloohouse kann man Alles erhalten und zwar keineswegs zu außerordentlichen Preisen, sondern im Gegentheil zu den niedrigsten festen Ansätzen, was den weiblichen Anzug, den weiblichen Putz betrifft. In Waterloohouse findet eine elegante Dame Alles vereint, was die Industrie, die Kunst, der Geschmack und der Luxus aller Völker und aller Länder der Welt für die Erhöhung weiblicher Schönheit und weiblicher Reize hervorzubringen vermögen. In Waterloohouse sind sechzig Commis angestellt, und wenn eine Dame dort einmal ihre Einkäufe gemacht, so kann sie gewiß sein, daß sie bei folgenden Besuchen stets von demselben Angestellten umhergeführt und bedient wird, der dies das erste Mal gethan. Aber was ist Waterloohouse in London gegen Comptonhouse in Liverpool, wo nicht weniger als achtundzwanzig große Säle für die verschiedenen Geschäftsabtheilungen bestimmt sind, deren Betrieb mehr als vierhundert Personen beiderlei Geschlechts besorgen. Es verlohnt sich schon der Mühe, etwas länger bei Comptonhouse und dessen Merkwürdigkeiten zu verweilen.

Der Begründer dieses umfangreichen Geschäftshauses, Mr. J. R. Jeffery, kam vor ungefähr achtundzwanzig Jahren nach Liverpool. Er fing mit einem einzigen ganz kleinen Laden an, fügte nach und nach Laden an Laden hinzu, änderte und verbesserte, bis er in den Besitz einer ganzen Reihe von Häusern und Grundstücken gelangte, die sich zwischen drei der Hauptstraßen Liverpool's ausdehnen. Nun errichtete er ein kolossales Gebäude von den großartigsten Verhältnissen, dessen Aeußeres allein jeder größern Stadt zur höchsten Zierde gereichen würde. Der Bau wurde im September 1859 begonnen, die alten Häuser mit unglaublicher Schnelligkeit niedergerissen und das neue Gebäude, an dem unausgesetzt Tag und Nacht mit der größten Anstrengung gearbeitet wurde, ebenso schnell errichtet. Während der langen Wintermächte wurde der ganze Bauplatz durch große Gasflammen erleuchtet, die jede Nacht zahlreiche Zuschauer anzogen. Mit der größten Anstrengung und Beharrlichkeit gelang es, diesen ausgedehnten Bau binnen sechs Monaten anzuführen, und Mitte April vorigen Jahres stand dieses bewundernswerthe Bauwerk vollkommen vollendet und ausgerüstet da, und konnte dem öffentlichen Verkehr übergeben werden.

Die äußern architektonischen Verhältnisse von Comptonhouse sind allerdings bedeutend und geschmackvoll, vermögen indeß doch nicht ein solches Interesse zu erregen, als die innern Einrichtungen. Treten wir daher unverweilt ein. Jeder Besucher wird sofort über die außerordentliche Ausdehnung des Raumes, die Klarheit der Beleuchtung sowohl am Tage wie bei Nacht, und die überall hervortretende Eleganz der geschmackvollen Anordnung erstaunt sein, er wird sich zuerst wie durch Zauberei in den Hauptraum des Glaskolosses zu Sydenham oder etwa in die Rotunde des Museums zu Berlin versetzt glauben, und in der That kann die große Kuppel, durch welche das Licht mitten in den Laden fällt, nur mit einem jener riesenmäßigen und einfach edlen Bauwerke verglichen werden. Das Auge übersieht nach rechts wie nach links einen hundertundsechszig Fuß langen Raum, an dessen beiden Seiten sich die Eingänge zu den verschiedenen Sälen erstrecken. Der Hauptanblick aber ist die große Kuppel selbst, und zu ihr wird die Neugierde des Besuchers gewiß zuerst hingezogen. Diese Kuppel erhebt sich weit über das Dach des übrigen Gebäudes, augenscheinlich eine höchst beträchtliche Höhe. Sie ist vom ersten Stock an mit prachtvollen Fenstern von bedeutender Größe umgeben, die von dem dichten Spiegelglas gehütet werden, während das obere Dach mit angemessenen cassettirten Verzierungen geschmückt ist. Diese Kuppel ist vollständig so angelegt, daß durch alle Räume des großen Gebäudes ein reiches, überall genügendes, aber nirgend blendendes Licht verbreitet wird. Nebenbei dient sie außer zur größern Zierde auch noch als ein die Luft stets trefflich reinigender Apzug. Ueber dem Kranzgesims, das den untern Theil der Kuppel umfaßt, geht eine ununterbrochene Reihe von Gasflammen, ungefähr sechs Zoll von einander entfernt und nach einem neuen System eingerichtet, so daß Nachts die Helligkeit der Tages fast gleichkommt.

Das Gebäude soll eine Grundfläche von mehr als sechstausend Quadratfuß bedecken, und wenn man nun bedenkt, daß es sechs Stockwerke hoch ist, so ist es leicht zu begreifen, daß der ganze Raum, den es umfaßt, ungeheuer ist. Einigen englischen Rechenkünstlern zufolge würde der für's Geschäft bestimmte Raum, wenn man sich ihn als einen drei Fuß breiten Fußsteig denkt, sich drei englische Meilen oder zwölftausend Fuß lang erstrecken, während derjenige Theil des Gebäudes, der lediglich für häusliche Zwecke bestimmt, von gleicher Ausdehnung ist und beide zusammengelegt eine Länge von anderthalb deutschen Meilen erreichen.

Der größte Theil des Erdgeschosses ist nur durch Fächerschränke abgetheilt. Die Schränke sind neun Fuß hoch, mit Fächern innerhalb an beiden Seiten und gänzlich von polirtem Mahagonibeleg. Diese Anwendung ist vollständig genügend, die verschiedenen Abtheilungen von einander zu trennen, da jede Abtheilung immer ihrer bestimmten Verwaltung steht. In dieser Weise ist der von Adam Smith aufgestellte große Grundsatz aller Nationalökonomie, das Princip der Arbeitstheilung, hier durchgeführt. Dabei mögen die schönen Leserinnen nicht vergessen, daß, wie schon bereits erwähnt, Comptonhouse achtundsechszig verschiedene Abtheilungen mit vierhundert Angestellten aus beiden Geschlechtern enthält.

Nach diesem ersten Ueberblicke des Erdgeschosses möge der Besucher noch einmal zurücklehren, um den Hauptsaal ein wenig genauer zu untersuchen. Sicher bewundert er die überall vorherrschende edle Einfachheit des Styls und den durch alle Anordnungen absichtlich hinvorblickenden Grundsatz, allen überflüssigen Prunk zu vermeiden, um von vorn herein zu verhindern, daß die Pracht des Gebäudes nur irgend den Glanz der ausgelegten rei-

den Fabrikate beeinträchtige. Das funfzehn Fuß hohe Täfelwerk, womit die Wand bekleidet, ist durch Gesimse und erhabenes Maßwerk geschmackvoll in große Felder eingetheilt, während sechs schlanke prachtvolle Säulen, welche den Oberbau sammt der Gallerie zu stützen bestimmt sind, der ganzen Baulichkeit eine höchst geschmackvolle architektonische Zierde verleihen. Nachdem die großartigen untern Fenster mit ihren mächtigen Spiegelscheiben und der schimmernden Auslage von Shawls, Mänteln, Phantasiekleidern, Seidenstoffen, Bändern ꝛc. genügend betrachtet worden, kehren wir wieder zu den allgemeinen Einrichtungen des Hauptsaals zurück. Ein prachtvoller, funfzig Fuß langer Fächerschrank theilt ihn in zwei Theile, und rund um diesen Schrank geht ein schöner Ladentisch. Schränke umschließen auch den ganzen Saal, und unmittelbar vor ihnen sind zu jeder Seite bequeme Tische gereiht. Beim Eintreten von der Straße wird man sofort von unverdrossenen, zuvorkommenden Aufsehern nach der gewünschten Abtheilung hingeführt und dort sieht man junge Personen beiderlei Geschlechts, alle auf's Eleganteste gekleidet, die Männer in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, die Frauen im modernsten Ballputze, mit der größten Aufmerksamkeit und Höflichkeit vor der Herzogin wie vor der Hausmagd, vor dem Geistlichen wie vor dem Arbeiter, die neuesten Neuigkeiten auskramen, an Bändern und Sonnenschirmen wie an Modegegenständen, Besatzen, köstlichen Wollen-, Baumwollen- und Seidenwaaren.

Zur Rechten tritt man nun in den für Tücher, Mäntel und Shawls bestimmten Saal, der, mit hohen, geräumigen Fenstern versehen, das schönste Licht für die genaueste Betrachtung der mannigfaltigen hier vorsammelten Schätze gewährt, die Alles umfassen, was in dieser Art nur irgend Schönes und Reiches in der Welt vorhanden. Hier reichen sich Orient und Occident die Hand, oder vielmehr, sie wetteifern mit einander. Hier liegen Shawls in den prächtigsten, verschiedenartigst strahlenden Farben und Nuancirungen aus, deren Preis sich von funfzehn Pfund Sterling (hundert Thaler) bis auf dreihundert Pfund (zweitausend Thaler) und darüber steigert, die Erzeugnisse vor Allem Frankreichs, Persiens, der Türkei und Indiens. Es ist das Kostbarste, dabei aber auch Strahlendste, Leichteste und Heiterste, was die menschliche Hand, beseelt von der schaffenden Kraft eines erfindungsreichen Geistes, für die Verzierung und Einrahmung des Schönsten, was die Erde besitzt, der weiblichen Schönheit, hervorgebracht hat. Allgemein wird behauptet, daß dies unbezweifelt die reichste und prachtvollste Ausstellung von Shawls in England sei, was gewiß viel sagen will, wenn man bedenkt, welche großartig kostbaren und reichen Lager dieser Art London allein enthält.

Durch einen Raum hindurch, welcher der Ostflügel (east transept) genannt wird, der 55 Fuß lang und 21 Fuß breit, und worin die Abtheilungen für Leinen, Flanelle, wollene Decken, Spitzen, Musseline und andere feine wollene Stoffe, gelangt man in den Saal für Seidenstoffe, ein unübersehbares Muster in seiner Art, das in England, dem Lande der reichsten Verkaufsläden, seit nicht seines Gleichen haben soll. Höchst bemerkenswerth ist hierbei, daß diese wunderbaren Seidenstoffe, meistens das Erzeugniß Lyons, obgleich auch England und selbst Deutschland hier vertreten sind, von Zeit zu Zeit immer wieder in anderer das Auge und die Kaufslust auf's Höchste reizenden Weise mit den größten Farbenkenntniß und der geschmackvollsten Benutzung der Lichtstrahlen frisch geordnet und drapirt werden, zu welchem Geschäfte eigens ein hierin gewandter und erfahrener Pariser angestellt ist. Am Westende dieses durch seinen reichen Inhalt prachtvollen und gleichsam das Heiligthum des ganzen Geschäftes vorstellenden Saales steht ein kolossaler Spiegel in einem reich verzierten goldnen Rahmen, ein wahres Wunderwerk von Spiegel, wie man ihn bisher nur auf der Pariser Industrieausstellung gesehen. Dieser Saal wird am Tage durch Kuppellicht erhellt, bei Nacht durch strahlende Gassonnen. Obgleich die Meubles hier ebenfalls äußerst reich und kostbar, so herrscht doch durchaus kein leerer Prunk, sondern Alles ist in Uebereinstimmung mit dem früher angeführten Grundsatze einfach und in vollkommener Harmonie.

Am Nordende des Erdgeschosses befindet sich der Saal für Kidderminster-Teppiche, eine sehr große und weitläufige Abtheilung, worin eine so große Masse dieser reichen und prachtvollen Erzeugnisse der englischen Industrie oder vielmehr Kunstthätigkeit aufbewahrt wird, daß sie den Uneingeweihten in wahrhafte Verwunderung zu versetzen vermag. Nahe diesem Saale nach Westen zu ist eine sehr ausgedehnte Reihe verschiedener Säle, die alle für Dinge bestimmt sind, welche zum Ameublement dienen, wie Tapetenarbeiten, Damaste, Gobelins, Gardinen u. s. w.

Eins der größten Wunder von Crystonhouse ist aber unbezweifelt sein Keller, der von ungeheurer Ausdehnung. In ihm sind mannigfache Räumlichkeiten, die für alle die verschiedenen Arbeiten in den verschiedenen Geschäftszweigen bestimmt sind, welche zu einem großen Bekleidungsmagazin gehören. Ein Fremder würde sich ohne einen Führer in den unterirrischen Gängen verirren müssen. Hier sind große Zimmer für die schwereren und gewöhnlicheren Sorten von Teppichwaaren, Strohdecken, Matten u. s. w. Ein niedliches Gemach im Keller muß hier jedoch besonders erwähnt werden, da es die Vollständigkeit und Voraussicht beweist, mit welcher Alles angeordnet. Dies Gemach ist nämlich nur mit Gas beleuchtet, damit Damen auch gam Tage von der Wirkung der Farben beim Einflusse künstlicher Beleuchtung überzeugen können.

Zunächst nun die Neugierde anregend, fällt die Pack- und Versendungskammer auf, wo Alles, was aus dem ganzen großen Geschäfte fortgesandt werden soll, hingebracht wird, um es an die aufgegebene Adresse abzuliefern, was täglich drei Mal zu bestimmten Stunden geschieht. Von der Packkammer führt ein eigener langer unterirrischer Gang auf eine entfernte Straße, so daß jede Verwechslung oder Verwirrung mit den übrigen Geschäftszweigen gar nicht Unmöglichkeit wird. Eine andere große Räumlichkeit ist dagegen zum besonderen Empfang- und Annahme Zimmer bestimmt. Hierher werden alle die Ballen, Kisten, Kotier und Packete, die für das Geschäft ankommen, hingebracht, um sie auszupacken und dann die erhaltenen Waaren in die verschiedenen für sie bestimmten Geschäfts-Abtheilungen zu schicken. In der Nähe dieses Zimmers liegt eine Anzahl großer Vorrathskammern, wo die Rohstoffe für die Anfertigung der verschiedenen Gegenstände aufbewahrt werden. Um die ungeheure Ausdehnung des Riesengeschäftes zu bezeichnen, möge noch erwähnt werden, daß hier vier Vorrathskammern lediglich für die Schreibmaterialien vorhanden, welche in diesem Geschäft selbst verbraucht werden.

Der mächtige Kellerraum unter dem Hauptsaale ist ein außerordentlich großes Zimmer, das als Lager und Vorrathskammer für schwere Tuche verschiedener Art benutzt wird.

Endlich aus den Kellerräumlichkeiten wieder im Erdgeschoß unter der Hauptkuppel angelangt, wird man eine schöne sieben Fuß breite höchst bequeme Wendeltreppe hinaufgeführt. Jetzt befindet man sich auf der Gallerie und hat einen wunderbaren sehr interessanten Blick auf das ganze ausgedehnte Geschäftsleben unten im Erdgeschosse, das einem seinedwegs ganz geringfügigen Jahrmarkte gleich kommt. Dieser Rundblick ist allenfalls dem zu vergleichen, welchen man in Hamburg während der Börse von der Gallerie hat, aber für Damen unbedingt sehr viel interessanter. Hier auf dieser Gallerie ist die Abtheilung für Damenhüte und Putzwaaren, hier auch die für Kinderzeug und Knabenanzüge, hier auch für Alles, was Damen an kleinen niedlichen Sächelchen zum Anzuge nöthig haben, und eben so eine Abtheilung für die von den Engländerinnen so sehr begehrten und von ihnen mit dem Ausdruck Berliner Wollen (Berlin wools) bezeichneten Waaren, die hauptsächlich angefangene und vollendete Stickereien sowie Alles, was hierzu gehört, begreifen und zum größten Theile wirklich von Berlin selbst nach England eingeführt werden. Hier ist dann noch eine Abtheilung für alle jene hübschen Dinge, welche die Engländer mit dem Namen fancy articles bezeichnen und wozu auch Alles gehört, was wir Nippessachen nennen, Statuetten und Figuren in Marmor und Alabaster sowie Vasen und dergleichen mit inbegriffen. Die Abtheilung für Puy, der großentheils aus den hierzu durch Geschmack, Erfindungsgabe, Grazie und leichte Eleganz die unbestrittene Weltherrschaft ausübenden Paris herstammt, ist ganz vorzüglich bemerkenswerth wegen ihrer glänzenden Schönheit und reichen Vollständigkeit. Jetzt die Abtheilung für Meubles und was dazu gehört, die einen großen Vorrath der ausgezeichnetsten und in Styl wie Ausführung vollendetsten Mobilien enthält, durchsprechend, gelangt man zu der Abtheilung für Damensättle und Sticken, angeschlossen mit allen möglichen hierher gehörenden Erzeugnissen der herrschenden Mode.

Nachdem nun so die Geschäftsabtheilungen von Crystonhouse nur flüchtig durchseilt, bilden die häuslichen Einrichtungen einen eben so interessanten Gegenstand der Betrachtung, indem in

Comptonhouse, ganz entgegen der sonstigen Gewohnheit englischer Geschäftshäuser, ein großer Theil der Angestellten im Hause selbst wohnt und dort verköstigt wird. Die häusliche Anordnungen sind ganz so vortrefflich, in ihrer Art ganz so vollkommen, wie alle bereits beschriebenen des ausgedehnten Geschäfts. Sie beabsichtigen alle bis in die kleinste Einzelnheit die Gesundheit und das Wohlbehagen der vielen Angestellten zu fördern. Sämmtliche Zimmer des ganzen großen Gebäudes, die hr er als eine Treppe liegen, sind den häuslichen Zwecken der umfänglichen Anstalt vorbehalten, und wenn man alsdann erwägt, daß mehr als dreihundert Personen im Hause selbst wohnen und beköstigt werden so wird man leicht begreifen, daß die Einrichtungen hiefür nach einem großartigen Maßstabe sein müssen. Die Zimmer der weiblichen und männlichen Handelsgehülfen liegen vollkommen getrennt von einander auf verschiedenen Seiten des Hauses; die Küche ist mit einem ausgedehnten Gasapparat zum Kochen versehen und ist an und für sich schon eine Merkwürdigkeit, wie man sie auf dem Continente schwerlich findet; die weitläufige, im einfach reinlichsten Style gehaltene, aber trefflich gelüftete Speisehalle fast bequem über zweihundert Personen an der Eßtafel; mannigfache Zimmer sind auch bestimmt für die Aufseher wie für die Bedienung; gut gelüftete Schlafgemächer werden mit Gas erleuchtet und durch Kamine erwärmt; die vortrefflichsten Waschanstalten auf jedem Stockwerke sind mit heißen, kalten und Regen-Bädern versehen; eine ausgewählte Bibliothek von mehr als zweitausend Bänden kann von allen Hausgenossen nach Belieben benutzt werden; und, was für die jetzt mit besonderem Eifer sich entwickelnden Rauchern bestleidigenden Engländer von höchsten Werthe, ganz oben im Hause ist ein besonderes Rauchzimmer mit einer hübschen Vorrichtung zum Lüften eingerichtet, das durch eine kleine Treppe mit dem flachen Dache in Verbindung steht, von wo aus man eine prachtvolle Aussicht auf die Mersey, die kolossalen Docks und die vielen Hunderte der größten nach Amerika, Indien, China und Australien fahrenden Schiffe genießt. Durch eine mechanische Vorrichtung werden jede Nacht um halb zwölf Uhr sämmtliche Gasflammen des ganzen ungeheueren Hauses mit wenigen Ausnahmen ausgelöscht.

Der Leser oder die schöne Leserin werden schließlich wissen wollen, wie es möglich, eine so verwickelte Maschinerie in Bewegung zu setzen und in ihrem fördern, ungehemmten und ununterbrochenen Gange zu erhalten und zu überwachen. Dennoch ist die Sache sehr einfach auseinander zu setzen, grade wie das System der ganzen Anordnung auf's Höchste wirksam. Die ganze Anstalt ist wie eine Anzahl verschiedener Kaufläden unter einem gemeinsamen Haupte; jede Abtheilung ist dem Besen nach ein besonderes Geschäft, hat ihren besonderen Geschäftsführer, ihr besonderes Betriebscapital und ihre besondern Bezugsquellen. Die Verkäufe eines jeden Tages werden in jeder Abtheilung besonders berechnet, ganz wie der Betrag der auf dem Lager in Vorrath verbliebenen Güter. Auf diese Weise ist der Geschäftsführer zu jeder Zeit im Stande, den Ertrag der eigenen Bemühungen genau anzugeben, überflüssige Ankäufe zu verhüten und das Gewinn- oder Verlust-Conto auf's Genaueste abzuschließen. Dabei verhütet das System der Anweisungen alle Betrügereien und Unterschleife von Seiten der Verkäufer. Es ist nämlich ganz bestimmt vorgeschrieben, daß der verkaufende Gehülfe für jeden verkauften Artikel eine Rechnung geben muß, in einem kleine Bücher mit Rechnungen jedem Gehülfen zu diesem Zwecke eingehändigt werden. Jede solche Rechnung trägt ihre fortlaufende Nummer. Beim Ausschreiben einer Rechnung wird aber auch nunmehr mittelst einer eigenen sinnreichen Vorrichtung sofort eine Copie angefertigt. So sind die Copie und die Nummer gleichsam eine Anweisung auf die Einnahmen. Der Verkäufer überliefert die copierten Rechnungen sammt dem eingenommenen Gelde jeden Abend dem Cassirer, und die Bücher werden danach nachgesehen ob Nacht gearbeitet. Alle Rechnungen werden den Nächsten Tag genau geprüft, und in dieser Weise wird die großartige und anscheinend höchst verwickelte Maschinerie des ungeheueren Geschäftsbetriebes in fortwährender Thätigkeit und regelmäßigster Ordnung erhalten.

Wohl wären noch manche interessante und belehrende Einzelheiten über Comptonhouse zu bemerken, aber aus dem Beschriebenen wird bereits Jeder ersehen haben, daß es in der That nicht zu viel war, Comptonhouse als eines der Wunderwerke Englands zu bezeichnen.

Blätter und Blüthen.

Berichtigung. Gestatten Sie mir die Berichtigung eines Irrthums, der in dem Bilde: „Ist Blutvergießen deutscher Freiheit" in Nr. 1. Bd. der „Gartenlaube" vorkommt. Der Verfasser des Artikels, die Inschrift trage, nennt, wie auch allgemein angenommen wird, 11 Officiere des Schillschen Corps, welche bei Wesel erschossen sind. In einigen Biographien Schill's und einigen Schriften über das Schillsche Corps werden nur 10, in andern sogar 12 Officiere genannt. Das Richtige ist jetzt, denn der jüngere der beiden Brüder v. Wedell ist nicht mit erschossen, er lebt noch.

1857 brachte die Preußische Staatszeitung folgende Notiz über den Gouverneur von Luxemburg, General Albert von Wedell: „Herr v. Wedell war Mitglied des tapfern Schillschen Corps, welches durch die Uebermacht der französischen Gegner schließlich in die Enge getrieben, gefangen genommen und nach Wesel geschleppt wurde. Hier ward den Officieren des Corps der kriegsgerichtliche Proceß gemacht und sie sämmtlich zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Am Tage der der Execution wurde der junge Lieutenant von Wedell von einem heftigen Fieberanfall heimgesucht, welcher sein Hinausführen zum Richtplatze unmöglich machte und ihm somit das Leben rettete, denn seine sämmtlichen Cameraden fanden unter den französischen Kugeln ihren Tod. Nach seiner Wiederherstellung sah der französische Befehlshaber sich veranlaßt, beim Kaiser Napoleon anzufragen, ob die Execution an ihm noch zu vollstrecken sei, und es erfolgte der Bescheid: „daß von Wedell nicht als Kriegsgefangener, sondern als Landesverrather zu behandeln und demgemäß in das Bagne von Brest abzuliefern sei."

„So wurde der edle Sprößling eines alten deutschen Geschlechtes als Galeerensträfling mit den gemeinsten Verbrechern an eine Kette geschmiedet, mußte die gröbsten, entehrendsten Arbeiten verrichten und wurde mit den verdächtigsten Typen T. P. (travaux forces) auf seiner linken Schulter gebrandmarkt.

„Vier Jahre dauerte dieses grausame Märtyrerthum, bis das siegreiche Verbündeten der verbündeten Heere 1814 bewirkten ein Ende machte und Herrn v. Wedell gestattete, im heimathlichen Lande noch als preußischer Officier am Kampfe gegen seine ehemaligen Unterdrücker Theil zu nehmen. Jetzt bekleidet derselbe eine der hervorragendsten Stellen in der preußischen Armee, ist General-Adjutant des Königs und wurde während des orientalischen Krieges mit einer wichtigen Diplomatischen Mission nach Paris betraut. Welche Gefühle mögen ihn ehemaligen französischen Galeerensträfling bewegt haben, als er, von dem jetzigen Beherrscher Frankreichs als Vertreter Preußens auf das Zuvorkommendste empfangen, den Thronsaal an der kaiserlichen Tafel einnahm!" —

Es ist der Leser v. Wedell oder Friedrich Fetzentreu war, der bei der Execution nur am Arme verwundet stecken blieb, seine Weste auszog, auf sein Herz zeigte und rief: „Hieher, Grenadier!" — ist unentschieden. Der muthige Vertheidiger der Gemeinden, Perwey, wurde kurze Zeit darauf am Leichnam Schill's aufgefunden und nach Frankreich in einen Kerker geschleppt. Sein Weib und mehrere Kinder flehten in gleitem Elend zurück und wandten sich später um Unterstützung an verschiedene Angehörige der Gemeinden. — Fr.

Aus der Zeit. Die Anklänger des preußischen Junkerthums waren der Ansicht, eine Amnestie dürfe aus Princip gegen den jetzt vom seinen Leiden erlösten König nicht gegeben werden, weil die politischen Vergehen gegen dessen Person gerichtet gewesen wären. Sehr richtig antwortet darauf ein Rheinisches Blatt: „So giebt keine frechere Majestätsbeleidigung, als zu behaupten, ein Culius der Rache sei des Andenkens eines Königs würdig." — Uebrigens waren die politischen Vergehen nannten Vergehen nicht gegen die Person, sondern gegen das nunmehr gestürzte System und die Creaturen desselben gerichtet.

Kleiner Briefkasten.

C. G. P. Pastor in Wernsdorf. Welches Wernsdorf ist gemeint? Die Postbehörde nimmt unsere Antwort ohne genaue Angabe nicht an.

K. in L. Der kleine Rest des Storch'schen Romans? „Ein deutscher Leinweber", früher 15 Thaler, ist von Herrn H. Hartung in Leipzig aufgekauft und wird jetzt zu dem sehr billigen Preis von 3 Thlr. 10 Ngr. abgegeben. Sie haben ganz Recht, wenn Sie diese Art als einen der interessantesten und gelungensten historischen Romane bezeichnen.

B. in Brdl. Ihre Jagderlebnisse haben uns sehr erheitert. Wenn aber die Jäger auf dem Thüringischen Jagdrevier ihre Hunde „Gurkadi" und „Cayenne" rufen, so bewegt das lebhaft den niedrigen Bildungsgrad dieser Leute und ist dabei nur der Spaß zu bedauern, daß er sich mit Lenten dieses Schlages umgiebt.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 6. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Bei Kunstreitern.

Von Moritz Hartmann.

Man kann auch in einer holländischen Stadt glücklich sein, selbst wenn diese Stadt ihre historische Größe und Bedeutung längst eingebüßt hat, selbst wenn zwischen dem ordentlichen Pflaster dieser Stadt das Gras wächst, und selbst wenn sie nur von Holländern bewohnt ist. Ich war um so glücklicher in einer solchen Stadt, die ich nicht nennen will, als ich daselbst eine liebenswürdige deutsche Familie kannte, welche sich hier ansiedelte, um die vor Kurzem angeerbten Güter und deren Verwaltung in der Nähe überwachen zu können. Ich hatte sie auf einer Lustreise kennen gelernt, war von ihr eingeladen und, als ich der Einladung ein Jahr später folgte, mit einer Herzlichkeit empfangen worden, wie man nur einen lieben Anverwandten empfängt. In solcher Fremde, in der man mit Sitten und Charakter der Einheimischen nichts gemein hat, ist jeder Landsmann ein Anverwandter, abgesehen von dem Interesse, das man für Reisebekanntschaften empfindet, deren Andenken sich sehr vortheilhaft mit den Erinnerungen einer schönen Lustreise verknüpft und mit diesen identisch wird. Was mich betrifft, ich bedurfte dieser Erinnerungen nicht, um mich zu der deutschen Familie hingezogen zu fühlen und um der Einladung ungeachtet eines großen Umweges sobald als thunlich zu folgen. Fräulein Else, die Tochter des Hauses, wäre stark genug gewesen, mich in viel unwirthbarere Gegenden zu locken. Sie hatte während der kurzen Reise mit ihrer lebhaften Anmuth, mit ihrem lieblichen Wesen mein ganzes Herz gewonnen, und die Briefe, die ich während unserer Trennung von ihr erhielt, waren nicht geeignet, ihr Andenken in mir ersterben zu lassen. Auf den verschiedensten Wegen, in den verschiedensten Gegenden, in den fernen Pyrenäen wie in dem traurigen Irland erheiterten sie mich und gaben mir das Bewußtsein, dessen der Wanderer so sehr bedarf, daß es irgendwo auf Erden einen Punkt giebt, da man gerne gesehen ist, da man gemüthlich ausruhen könnte. Je größer die Anzahl dieser Briefe wurde, desto größer wurde in mir die Sehnsucht nach dieser gemüthlichen Rast, und von Irland kommend vernachlässigte ich die Schönheiten Schottlands, um mich so rasch als möglich in Leith nach Holland einzuschiffen.

Seit vierzehn Tagen weilte ich bereits bei den Reisebekannten, und sie waren mir schon mehr als Gastfreunde. Der Vater gehörte seinen landwirthschaftlichen Sommerbeschäftigungen an, da er als neuer Gutsbesitzer in einem fremden Lande die hiesige Art der Oekonomie mit deutscher Gründlichkeit studiren wollte. Er verbrachte den größten Theil seiner Zeit auf den Feldern und überließ mich seiner Tochter, die, da die Mutter längst gestorben war, dem Hauswesen vorstand. Noch mehr als für dieses Vertrauen war ich ihm für die Freuden, für die tiefen Herzensgenüsse dankbar, die mir dieser ungestörte Umgang mit dem ebenso schönen als liebenswürdigen Mädchen verschaffte. Wir ritten zusammen aus, wir lasen, wir plauderten, wir glaubten einander bis in die geheimsten Winkel unserer Herzen zu kennen und empfanden Beide die schöne Genugthuung, durch diese nähere Bekanntschaft Eines in des Andern Augen nichts verloren zu haben. Die Heiterkeit unseres Umganges war uns dessen sichere Bürgschaft.

An einem schönen September-Nachmittage folgten wir, trotz einigem Widerstreben, der Einladung mehrerer junger Männer, die in der Stadt den Ton angaben und uns schon mehrere Male aufgefordert hatten, mit ihnen einen Ritt nach einem der schönen Punkte der Umgegend zu machen. Wir ritten wohl an zwei Stunden starken Trabes in's Land hinein, ohne eine Veränderung der Scenerie zu bemerken. Man kann in Holland eine Stunde lang selbst auf der Eisenbahn die Augen im Schlafe schließen, ohne beim Erwachen zu bemerken, daß man nur wenige Schritte weiter gekommen. Ein Canal, auf dem sich ein Treckschuyt langsam fortbewegt, ein Garten mit übestrichenem Staket, eine Wiese mit wenigen Kühen, am Horizont eine unendliche Reihe von Windmühlen, die langweilig ihre Flügel bewegen — das ist die Landschaft, der man noch häufiger in der Natur als auf der Leinwand der holländischen Maler in's Gesicht blickt. Auf unserem Spaziertritt war es nicht anders. Die Pferde bewegten sich, die Sträucher rechts und links flogen an uns vorbei — die Landschaft blieb dieselbe. Wir hielten vor einem Weghause, das, etwas höher gelegen, die Aussicht über eine größere Anzahl von Canälen und Windmühlen gewährte, außerdem seines guten Käses, seines trefflichen Thees und seines guten Weins wegen berühmt war; vor seiner Thür kreuzten sich mehrere Land- und Wasserstraßen, und es war hier etwas lebhafter, als sonst im offenen Lande dieses dem Meere abgerungenen Sumpfbodens.

Die Jugend der . . . er guten Gesellschaft fand an dem Champagner des Weghauses so großes Gefallen, daß es ziemlich spät wurde, ehe man sich auf den Weg machte, und daß sie dann mit großer Schwierigkeit die richtige Stellung im Sattel fand. Es ging beim Aufsitzen, trotz der Gegenwart mehrerer Damen, so lärmend her, daß dennächstige Rohheit zu befürchten war. So entschloß sich Else kurz, gab ihrem Pferde die Sporen und galoppirte vorwärts. Ich folgte ihr, und bald hatten wir die ganze Gesellschaft weit hinter uns. Es that uns so wohl, nach mehreren gezänkvollen Stunden wieder allein zu sein, daß Else einen Nebenweg einschlug, der uns, wenn auch mit einigem Zeitverlust, noch

sicher nach Hause bringen und vor der Wiedervereinigung mit der Gesellschaft behüten sollte. Aber Else mußte sich geirrt haben, denn wir ritten und ritten, freilich in behaglichem Schritt, der ein ebenso behagliches Gespräch erlaubte, ohne in bekannte Regionen zu kommen. Die Tage waren schon kurz und die Nacht war da, ehe wir uns ihrer versahen. Mit der Nacht waren plötzlich schwarze Gewitterwolken heraufgezogen, und bald sahen wir den Weg nur vermittelst des Blitzes. Schon tröpfelte der Regen herab, wir gaben den Pferden die Sporen, schon stürmte es vom Himmel, und Donnerschlag folgte auf Donnerschlag. Wir befanden uns in einer Lage wie Dido und Aeneas und hatten uns äußerdem verirrt. Else hatte sich zu sichrer Kenntniß des Landes zugetraut, und selbst bei der besten Kenntniß wäre es in dunkler Nacht und bei strömendem Regen schwer gewesen, sich zurecht zu finden. Die Straße lief in vielfachen Windungen zwischen Canälen und Gräben hin; wir mußten ihr folgen, da es in keinem Lande so schwer ist, wie in Holland, querfeldein den Weg abzukürzen oder eine Zuflucht zu suchen. Erst nach einem Ritt, der uns bei den vielen Unannehmlichkeiten sehr lang erschien, entdeckten wir rechts von unserm Wege, etwa zweihundert Schritte weit von uns, ein Licht, das unregelmäßig aus Fenstern und Spalten irgend eines Gebäudes zu dringen schien. Glücklicherweise führte an dieser Stelle eine Brücke über den Canal und vom Canal aus ein Weg dem Lichte entgegen. Wir folgten diesem Wege und kamen an ein Thor, das eine Stakettenwand schloß, und wir vermutheten, daß das Gebäude, aus dem das Licht kam, eine Scheune sei, wie sie sich auf den großen eingezäunten Wiesen Hollands zu finden pflegt. Auch eine Scheune war uns bei dem immer heftiger strömenden Regen als Zufluchtsstätte höchst willkommen. Ich sieg ab, öffnete das Staketenthor und führte mein und Else's Pferd der Scheune entgegen. Der Weg führte gerade an das Scheunenthor, trotzdem mußte ich lange klopfen, bis es geöffnet wurde, denn der Lärm des Donners, der noch immer grollte, des strömenden Regens, verbunden mit Pferdewiehern und Gestampf, welches zugleich mit einem höchst eigenthümlichen Gesumse und vielstimmigen Gesange aus dem Innern der Scheune kam, machte, daß mein Klopfen und Rufen nicht gehört wurde. Endlich wurde geöffnet. Ein kleiner, brauner Junge sah uns mit großen, schwarzen Augen an, verstand uns bald und lud uns ein, so rasch als möglich einzutreten, indem er Fräulein Else mit vielem Geschick vom Pferde half, während er zugleich den Zaum meines Thieres ergriff. Dieses, erschrocken über den Anblick, den das Innere der Scheune bot, bäumte sich; aber der Junge behandelte es als ein Mann, der sich auf wilde Pferde versteht, und brachte es rasch wieder zur Ruhe. Er führte die Thiere in die Scheune, und wir folgten ihm.

Ein wunderbares Schauspiel erwartete uns, ein Schauspiel, das uns Beiden ein erstauntes Ach! ebenso schnell hervorrief als unterdrückte. Die ganze Scheune bildete einen einzigen, großen, weiten, ungetheilten Raum; auf diesem weiten Raume boten sich die verschiedenstenen Gruppen in verschiedener Beleuchtung. Beinahe die ganze Hälfte der Scheune rechts vom Thor, durch das wir eintraten, war von Pferden der verschiedensten Größen und Racen eingenommen, von denen einige aus Trögen fraßen, andere neugierig und klug den Neuangekommenen entgegen sahen, noch andere bereits auf dem Stroh lagen, um, wie es schien, nach langem, ermüdenden Marsche auszuruhen. Einzelne Stalllaternen an den Wänden und Holzpfeilern beleuchteten sie und einzelne Männer, die zwischen ihnen und hinter ihnen auf dem Stroh lagen, mit dämmerigem Lichte. Die Männer erfreuten sich eines tiefen Schlafes, trotz dem Lärm des Ungewitters und der mannigfachen Töne, die sich in der Scheune selbst hören ließen. Eigenthümlicher aber war der Anblick, den der Winkel links am andern Ende der Scheune gewährte. Dieser war in volles Licht getaucht, und dieses Licht kam von den vielen Stallaternen, die dort an den Holzwänden angebracht waren, von zwei großen Kerzen, die vor einer Art improvisirten Betpultes brannten, und von zehn bis zwölf großen, gelben, aus rohem Wachs gefertigten Wachskerzen, die alle zusammen in einem mit Sand angefüllten Futtertroge rechts vom Betpulte staken. In dieser helleuchtenden Abtheilung der Scheune stand eine höchst auffallende Versammlung von Männern. Sie alle hatten weite wollene oder damastene von schwarzen oder blauen Bändern eingefaßte Mäntel umgeworfen, von denen Cabas vier gleichmäßig gebundene, länzliche Wollsackenbüschel herabfielen und die oben, an dem Theile, der den Nacken bedeckte, mit silbernen oder goldenen Tressen besetzt waren. Mehrere dieser Männer trugen unter dem Mantel lange, weiße, leinene Kittel, die faltig bis über die Knöchel herabfielen, geschlossen und in der Mitte vermittelst einer Schnur am Leibe fest gehalten waren. Der Mann, der in einem solchen Kittel an dem Betpulte, in der Nähe der gelben Wachskerzen stand, hatte die Brust mit einem aus Silbertressen zusammengelegten viereckigen Schilde geziert. Die Männer in den Kitteln trugen auf dem Kopfe weiße Hauben, die zum Theil mit Stickereien bedeckt waren; die andern hatten Hüte oder gewöhnliche Mützen auf. Sämmtliche Männer standen in einer Richtung, dem Betpulte zugekehrt. Sie stille als sie daständen, sie stille saßen hinter ihnen auf ausgebreitetem Stroh mehrere Weiber und Mädchen, deren manche ein schlafendes oder wachendes Kind auf dem Schooße oder in den Armen hielt. Der weibliche Theil der Versammlung hatte, das anfängliche Schweigen abgerechnet, nichts Feierliches oder Festliches. Die Frauen und Mädchen waren im äußersten Negligé; sie lagen oder saßen höchst ungezwungen auf dem Stroh, die Haare ornamentlos zurückgestrichen oder über Brust und Schulter herabfallend, die gewöhnlichen Verhaltsklemmen nach Bequemlichkeit lose gemacht oder verschoben. Hinter dieser Gruppe, ganz nahe dem Thore, stand eine lange Reihe von Kasten und Kisten, welche theilweise geöffnet waren und einen Blick in ihr Inneres gestatteten. Da waren die pharmazeutischen männlichen und weiblichen Trachten aufgehäuft, welche alle Farben spielten und meist mit Goldtressen, Schleifen und allerlei schimmernden Flitter geschmückt waren. Zwischen den Kisten ornamentlos zerstreut lagen und ragten hervor allerlei buntbemalte Reifen, Stangen, Fahnen und anderer ähnlicher Handzahl wandernder Kunstreitergesellschaften.

Es war kein Zweifel: wir befanden uns bei einer Kunstreitergesellschaft und zwar höchst wahrscheinlich bei der im Lande berühmten Truppe Wallenrodter's, deren Ankunft seit mehreren Tagen in Amsterdam erwartet wurde. Das erkannten wir sogleich bei unserem Eintritt; aber die in dem beleuchteten Winkel stehenden, in Todtenhemden gehüllten Männer, ihr stilles Gebahren und die sonderbare Beleuchtung hielten Else noch immer im Räthsel. Sie wandte sich mit erstaunt fragendem Gesicht zu mir. „Merken Sie es nicht?“ flüsterte ich, „der größte Theil der Gesellschaft befindet sich unten; sie feiern den Vorabend des Verjüngungsfestes. Der Vorsänger verrichtet jetzt sein stilles Gebet, daß ihn Gott würdig mache, der Gemeinde vorzubeten, und seiner Lunge Kraft gebe. Wenn dies vollendet ist, wird er zu singen anfangen; achten Sie auf die Melodie, Else, sie ist höchst originell und rührend.“

„So!“ lispelte Else ängstlich und neugierig zugleich und näherte sich der Gruppe der Beiden. Eine derselben, die auf einem Strohbund saß und einen Säugling an der Brust hielt, rückte etwas bei Seite und lud sie ein, sich zu setzen, sprach aber nur leise, wie um die Andacht der Andern und ihre eigene nicht zu stören. Ihr ganzes Wesen war das einer guten und besorgten Mutter aus dem Volke. Ihre Anzugsreinlichkeit war sehr gestört zwischen der religiösen Andacht und der Sorgfalt für das Kind, das sie verhüllt und mit Tüchern bedeckt am Busen hielt. Von Zeit zu Zeit hob sie eines der Tücher auf und blickte mit schmerzlichem Ausdruck auf das blasse, offenbar kranke Gesicht des Kindes. Bei jeder Bewegung derselben zitterte sie am ganzen Körper und hielt das hebräische Buch, das aufgeschlagen auf ihren Knieen lag, auf den Boden fallen, ohne es zu beachten, mit wie großer Frömmigkeit sie es auch jedes Mal aufhob, so oft das Kind ruhiger wurde. Sie führte dann das Buch an die Lippen und küßte die hebräischen Lettern. Sie war auch gekleidet wie eine Frau aus dem Volke. Ein großes Tuch, dessen einer Zipfel über den Rücken hinabfiel und das unter dem Kinn zusammengebunden war, bedeckte Kopf und Haare, welche letztere trotzdem schwarz und in Locken, aufgelösten Scheiteln auf die blassen Wangen hervorwallten. Ein gewöhnliches, sehr hübsches, braunes Kattunkleid, das in der Mitte von einem feinen Tuche zusammengehalten war, bedeckte die Gestalt, die die Fülle einer Frau in den besten Jahren versprach. Nur die schwarzen, glühenden Augen hatten etwas, was mit der hausmütterlichen und ängstlich frommen Situation der Frau nicht zusammenzustimmen haben würde, wenn sie nicht der Ausdruck sanfter Trauer gemildert hätte.

Else sah das schöne, verblühte Gesicht der ebenso gastlichen, als frommen Mutter anfangs mit unbefangenen Blicken an, nach

und nach schien sich das Mitleid in ein gewisses Interesse, selbst in Erstaunen zu verwandeln. Sie machte mir verschiedene Zeichen, die ich aber nicht verstand. Endlich, nachdem sie die Frau wiederholt beobachtet, schien sie ihrer Sache gewiß zu sein und raunte mir in's Ohr: „Wissen Sie, wer die Frau ist?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Laurabella!“ flüsterte Else weiter. „Weiß der Himmel, es ist die Laurabella, die große Laurabella, das erste Subjekt der Gesellschaft, die berühmte Reiterin, der Liebling des Publikums und das Ziel aller Stutzer, die Rivalin der Gutzen und heute so berühmt, wie vor einigen Jahren Lauvinette und Aretheis Hinne. Eine Heroin des Cirkus; — seit vierzehn Tagen schlagen ihr in Amsterdam tausend Herzen voll Sehnsucht entgegen. Sie kennen Sie nicht? Sie sind sehr zurück.“

Während mir Else so in's Ohr flüsterte, fing das Kind zu weinen an. Laurabella erhob sich und ging an das Thor, so fern als möglich von der betenden Gemeinde, und lief dort tänzelnd auf und ab, indem sie das Kind auf den Armen wiegte. Else folgte ihr voll Neugierde und wie unwillkürlich. Als das Kind wieder ruhiger wurde und Laurabella am Scheunenthor in einem Winkel stehen blieb, näherte sie sich ihr mit jener Neugierde, welche die Frau der guten Gesellschaft der Frau gegenüber, die einer abenteuerlichen Welt angehört, immer empfindet und der sie gerne die Zügel schießen läßt, wenn es die Umstände erlauben.

„Ihr armes Kind ist krank?“ fragte sie theilnehmend.

„Seit mehr als acht Tagen,“ seufzte die Angeredete; „das arme Würmlein, wie soll es genesen? Seit fünf Tagen sind wir auf der Reise — keine Ruhe, keine Pflege möglich — kaum daß ich mit einem Arzte sprechen konnte.“

Sie sagte das Alles so traurig und in kurzen abgebrochenen Worten, daß Else's Theilnahme sich in wahrhaftiges Mitleid verwandelte. „Nun,“ sagte sie tröstend, „Sie gehen ja nach Amsterdam, soviel ich weiß; dort finden Sie Aerzte und werden das Kind in Ruhe pflegen können.“

„Wenn wir nur erst dort wären! Wir bewegen uns mit unsern Pferden und dem ungeheuren Gepäck so langsam fort, und morgen müssen wir des Feiertages wegen hier rasten.“

„Könnten Sie nicht voraus reisen?“

„Wir dürfen nicht reisen an einem so hohen Feiertag, mein Fräulein; es ist der Versöhnungstag, der höchste und strengste Feiertag der Juden.“

„Ich glaubte immer, Sie wären eine Spanierin?“ sagte Else in fragendem Tone.

Laurabella lächelte. — „Eine Spanierin bin ich nur auf der Affiche, und nur auf der Affiche heiße ich Laurabella. Im Leben heiße ich Jeichen Mannheimer und bin aus Paderborn. Das thut man so. Für Jettchen Mannheimer hätte sich kein Stutzer der Welt interessirt, aber Señora Laurabella aus Valencia ist schnell berühmt geworden.“

Laurabella schien bereit, noch Manches in ironischem Tone ihrer Rede hinzufügen zu wollen, aber sie unterbrach sich plötzlich und ging rasch auf ihren vorigen Platz zurück, denn das Gebet begann.

„Jetzt beichen Sie!“ sagte ich zu Else.

Der Vorsänger hatte sein stilles Gebet vollendet und begann das laute, das mit den Worten anfängt: „Alle Gelübde, alle Schwüre.“

Die traditionelle Melodie dieses Liedes, die vielleicht Jahrhunderte alt, ist überaus melancholisch, sanft und herzergreifend, wenn sie von einem geschickten Sänger vorgetragen wird. Herr Wullenweber, der Direktor der Kunstreitergesellschaft, der den Vorbeter machte, schien musikalischen Sinn zu haben, denn er machte sie in ihrer ganzen tiefen Melancholie geltend. Kaum hatte er einige Takte gesungen, als bereits die Weiber zu schluchzen anfingen und selbst einige der betenden Männer, die vor ihnen standen, tiefe Seufzer ausstießen. Bald erscholl lautes Weinen und mit solcher Heftigkeit, als wäre es den Betenden nicht möglich, das überwallende Gefühl zurückzuzwängen. Die christlichen Mitglieder der Truppe, die da um drei in der Scheune auf dem Stroh lagen, erhoben die Köpfe und blickten die zerknirschten und weinenden Beter mit eben so viel Erstaunen an, wie meine Begleiterin.

„Was mögen nur die hebräischen Worte sagen, die der Vorbeter singt?“ fragte Else.

„Diese Worte,“ antwortete ich ihr, „haben eigentlich nichts, was die Beter so sehr rühren könnte, auch verstehen sie sie nicht.“

„Warum weinen sie denn so sehr? Die Melodie ist zwar sehr originell und rührend, aber doch nicht so sehr aufregend.“

„Mein Fräulein,“ sagte ich, indem ich mich zu ihr setzte, „die große Feier beginnt. Morgen ist der große Gerichtstag, da tritt der Böse vor den Herrn und klagt an, daß er sie, wie sie es aus dem Faustprozeß im Himmel kennen. Morgen werden die Schicksale der Menschen für dieses ganze Jahr festgestellt, in ein Buch geschrieben und besiegelt. Morgen werden die Sünden vergeben oder die Strafen für die unverzeihlichen bestimmt von Gott, dem Allmächtigen. Da wird bestimmt, wer durch Feuer, wer durch Wasser, wer durch Pest ꝛc. zu Grunde gehen soll — da wird jedliches Glück und Unglück verhängt. Alles Elend, das diese Elenden in diesem vergangenen Jahre getragen, ist ihnen so am letzten Versöhnungstage verzeihet worden. Nun, mit dem Beginn der Feier, erinnern sie sich plötzlich aller Trangsale, aller Mühseligkeit, aller Verluste, aller Schmerzen und, ach, aller Verachtung, die sie in diesem Jahre getragen. Sie weinen vor Gram über Vergangenes und vor Angst vor dem Zukünftigen. O, ihre Herzen sind in diesem Augenblicke vom geängstigsten Kummer erfüllt; alle Leiden des Menschen, alle Leiden ihres Standes und vorzugsweise alle Leiden des Juden stehen jetzt in Schaaren vor den Augen ihrer Seele.“

„Sie sind ein Poet,“ sagte Else lächelnd, „glauben Sie, daß Laurabella, die als Sylphe durch sechs Reifen springt und vier Pferde zugleich reitet, daß solche Dinge fühlt?“

„Sehen Sie Laurabella jetzt an,“ antwortete ich.

Laurabella hielt mit beiden Armen das Kissen umklammert, in welches ihr Kind gebildet war, und hielt sich so vorgebeugt, daß ihre Wange auf dem Kissen ruhte. Das Tuch war ihr halb vom Kopfe gesunken, und ihre dicken, schwarzen Haare fielen wie ein schwarzer Schleier über das halbe Gesicht. Ihr ganzer Körper suchte krampfhaft unter dem Schluchzen, das aus tiefstem Herzen zu kommen schien, während das Kissen, auf dem ihr Kopf lag, von Thränen naß war.

„Sonderbar,“ sagte Else kopfschüttelnd, „wer hätte sich Laurabella jemals so vorgestellt? Nur Sie, lieber Freund, was ist Ihnen? Sie sehen ja eigenthümlich aus.“

„Vielleicht etwas ergriffen,“ sagte ich und legte mein Gesicht in beide Hände.

Indessen war jenes Lied zu Ende gesungen; es folgten andere, dann wieder Gebete, die entweder still oder etwas lauter meneten hinzumurmelt wurden. Das Ungewitter hatte sich auch bereits und der Regen fiel klopfend auf die Holzdecke der Scheune. Der Regen, das Murmeln der Beter, die Athemzüge der Schläfer wogen, da auch das heftige Weinen aufgehört hatte, durch den ganzen Raum ein traumhaftes Gewebe von Tönen. Ich brütete, vertiefte mich in alte Erinnerungen und empfand endlich ein so schmerzliches Behagen, daß ich selbst ungehörig wurde, wenn mich Else mit Fragen nach diesem und jenem im jüdischen Cultus oder auch nach den Ursachen meiner Verstimmung störte. Als dann der Vorsänger das Lied begann: „Wie der Thon in der Hand des Töpfers, wie das Silber in der Hand des Goldschmieds, so sind wir in der Hand des Schöpfers,“ fiel ich mit halber Stimme ein und sang zum größten Erstaunen Else's die Melodie mit, wie eine altbekannte.

„Woher kennen Sie das Alles so genau?“ fragte sie, „und überhaupt was ist Ihnen? Sie sind, wie ich Sie nie gesehen habe, aufgeregt, verstört, gerührt, als ob Ihnen plötzlich ein Unglück geschehen wäre. Erklären Sie mir —“

„Kommen Sie,“ erwiderte ich, indem ich aufstand, „der Regen hat aufgehört; sind wir in freier Luft, will ich Ihnen erklären.“

Wir sagten noch Laurabella Adieu, schwangen uns auf die Pferde, die derselbe Junge uns vorführte, der sie uns abgenommen hatte, gaben diesem ein Trinkgeld und ritten davon. Die Nacht war nach dem Gewitter klar und heiter geworden; der Mond trat aus den Wolken, die sich am Himmel verspätet hatten und nun mit Eile den verschwundenen Gewitterwolken nachzujagen schienen. Wir sahen weit in's Land hinaus; die breiten Straßen lagen weiß und deutlich vor uns.

„Nun,“ sagte Else, indem sie plötzlich ihr Pferd langsamen Schritts gehen ließ, „nun erklären Sie mir, wie Sie zu der Kenntniß dieser jüdischen Bräuche gekommen sind, woher Sie selbst diese

Melodien kennen. Sonst sind uns all diese Dinge noch so unbekannt, trotzdem die Juden in unserer Mitte leben."

„Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen."

„Ah, es steckt eine Geschichte dahinter, das ist prächtig, erzählen Sie. Gewiß haben Sie einmal einer schönen Jüdin den Hof gemacht und sich, wie der Tenor in der Halevy'schen Oper, als Jude unter den Juden herumgetrieben."

„Nein, es ist anders. Vor ungefähr zwanzig Jahren lebte in der Hauptstadt unserer Provinz ein Judenmädchen, das als ein Wunder der Schönheit gerühmt wurde. Nehmen Sie an, daß dieser Ruhm vollkommen und in allen Theilen gerechtfertigt war, und erlassen Sie mir die Beschreibung. Ich kann nur sagen, daß ich bis auf den heutigen Tag trotz aller meiner Reisen keine Frau, kein Mädchen gesehen, das sich mit dem Bilde, das in meiner Erinnerung lebt, hätte messen können. Diese schöne Jüdin, obwohl sie nahe wohlhabender Anverwandte hatte, war sehr arm, die Tochter sehr bedürftiger Eltern. Um diese zu ernähren, saß sie in einer elenden hölzernen Bude, welche in einem der weitesten äußeren Winkel eines alten fürstlichen Palastes stand, und verkaufte Watte und allerlei Baumwollenwaaren. Vor dieser Bude standen oft die Reisenden, um die größte Merkwürdigkeit der Stadt anzustaunen. Unter dem Vorwande, die Architektur des Palastes, seine Säulen, Bogen und Karyatiten zu betrachten — denn einer Sage nach sollten Plan und Zeichnung von Michel Angelo herrühren — gingen sie halbe Stunden lang um die Bude im Halbkreise herum und vergaßen Michel Angelo über der schönen Jüdin. Trotzdem der Neid den guten Ruf ungern bei der Schönheit wohnen läßt, entreute sich Lea — so hieß sie — doch des allerbesten Leumundes, ihren Augen sah man es an, daß ihre Heiterkeit trotz aller Armuth eben so groß war, als ihre Schönheit, und die sie näher kannten, versicherten, daß ihre Güte hinter ihrer Schönheit nicht zurückstehe. Eines Tages kam der Fürst, dem der alte Palast gehörte, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, der den größten Theil seines Lebens bei Hofe zugebracht hatte, in die Provinzialstadt zurück. Er bewohnte eine Villa in der nächsten Nähe der Stadt, aber er wollte doch den alten verlassenen Palast seiner Väter in Augenschein nehmen und er sah wie alle andern Reisenden nur Lea. Sofort schämte er sich der 20 Gulden, die ihm, dem Besitzer des Winkels, den Lea als Miethering mit ihrer Holzbude einnahm, seine Rente vermehrten. Er redete sie als ihr Miethherr an, er wollte ihr die Miethe für ewige Zeiten schenken; Lea wies das Geschenk zurück. Bald darauf verließ der Fürst die Villa und richtete sich in dem Palaste ein und zwar in einem Flügel, aus dessen Fenstern er Lea den ganzen Tag betrachten konnte. Der Scandal war bald sehr groß in der Stadt; Lea schloß ihre Bude und sie war drolos, während es hieß, daß nun ein glänzendes, wenn auch nicht ehrenhaftes Leben für sie beginne. Man irrte sich. Der Fürst hatte nicht den geringsten Versuch gemacht, sie herabzuwürdigen; er liebte sie und — er heirathete sie. Nun erst war der Scandal in den zwei entgegengesetzten Classen der Gesellschaft, bei den Aristokraten und bei den Paria's, den Juden, groß. Die Aristokraten ärgerten sich über die Mesalliance, die Juden über die Taufe der schönen Jüdin. Aber auch dieser Scandal verrauchte. Der Fürst war mächtig, unabhängig und bei Hofe sehr einflußreich. Er hatte die Kaiserin, die sehr fromm war, bei nahe von Anfang an auf seiner Seite, weil er durch die Taufe eine Seele gerettet hatte, und sie wünschte die schöne Fürstin in ihrer Nähe zu haben, um das gottgefällige Werk zu Ende zu führen und sie in den Glauben und seine Geheimnisse selbst einweihen zu können. Sie empfing sie, sie machte sie zu ihrer Hofdame, und kaum drei Jahre nach der Taufe war dieselbe Lea, die aber jetzt Therese hieß, welche in der Holzbude Watte verkauft hatte, Sternkreuzordensdame. Das scheint Ihnen unglaublich, aber was ich Ihnen hier erzähle, ist historisch. Der Fürst war eben ein Mann voll Energie, der seine Frau wirklich liebte und den der Widerspruch der Aristokratie gereizt hatte. Er hat von jeher durchgesetzt, was er wollte.

„Nicht so rasch wie die Aristokratie beruhigte sich das Judenthum. Die Fürstin Therese gehörte einer Rabbinerfamilie an, und die ganze Gemeinde betrachtete es als ein ganz besonderes Unglück und als eine noch größere Schande, daß ein Sprößling gerade dieses Stammes abgefallen war. Ein Theil ihrer Familie segte Trauer an, wie um einen Hingeschiedenen (doch nicht ihre Eltern, die sich in das Unvermeidliche fügten und die Tochter nach wie vor liebten), ein anderer Theil aber sah mit der Erhebung der Anverwandten eine glänzende Zukunft heraufziehen. Und als es endlich sicher war, daß die Fürstin bei Hofe empfangen, die Freundin der Kaiserin und in Folge ihrer bezaubernden Schönheit und der Macht ihres Gatten eine höchst einflußreiche Persönlichkeit wurde, machte sich dieser Theil der Familie mit dem Gedanken, zum Christenthum überzugehen, vertraut, und es kamen schon da und dort einzelne Ueberläufer vor, die es nicht erwarten konnten, unter dem Schutze der hohen Anverwandten und als Christen ihr Glück zu machen. Zu der Familie gehörte auch ein ziemlich wohlhabender Mann, der anfangs über den Abfall Lea's sehr entrüstet war und mit seinem zehnjährigen Knaben eifriger und fleißiger als je die Synagoge besuchte. Um sein Kind vor einem ähnlichen Abfall zu bewahren, ließ er es die fünf Bücher und die Propheten in der Ursprache studiren und hielt es mit größter Strenge zur Ausübung aller religiösen Formen und Ceremonien an. Aber denselben Knaben, der sich gerühmt hatte, in der Krämmigkeit zu schwelgen, führte er ungefähr drei Jahre später in die Kirche und als sie wieder herausstraten, sagte er ihm, daß sie Beide nunmehr Christen seien. Der Knabe brach in Thränen aus, aber der Vater versicherte ihn, es sei so besser und er habe nur als guter Vater für seine Zukunft gesorgt. Wir verließen die Stadt und zogen in die Residenz, wo mein Vater in der That eine glänzende Carriere machte, denn er war eben so klug als unterrichtet —"

„Wie!" rief Else und hielt ihr Pferd an, „Ihr Vater? Sie sprechen von Ihrem Vater? Sie sprechen von sich?"

„Allerdings! der Knabe, von dem ich spreche, war ich."

„Unmöglich!"

„Doch! Ich erzähle Ihnen keine Märchen. Aber warum sind Sie so blaß? Ich sehe es selbst beim Mondschein, daß Sie erblassen."

„Sie sind ein Jude? Sie scherzen; ich kann es nicht glauben."

„Fräulein Else, ich scherze nicht."

„Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?" fragte Else mit einem Tone, der den bittersten Vorwurf verhüllen sollte.

„Wäre es mir je eingefallen, daß die Mittheilung Sie in solche Aufregung versetzen könne, ich hätte es längst gethan, oder ich hätte Ihre nähere Bekanntschaft nicht gesucht."

Else ritt weiter; ich folgte ihr und fuhr fort: „Ich könnte Ihnen sagen, daß ich bei Ihrer Freundschaft für mich, bei Ihrer Bildung eine solche Mittheilung für überflüssig hielt, aber das wäre nur die halbe Wahrheit. Die ganze Wahrheit ist, daß ich nicht daran gedacht habe, daß ich es längst vergessen habe, jemals ein Jude gewesen zu sein. Von jenem Moment der Taufe an lebten wir nur unter Christen. Ich dachte nie an mein einstiges Judenthum, selbst nicht, wenn ich mit Juden zusammentraf. Nur wenn ich die alten Melodien meiner Jugend wieder singen höre, wie diesen Abend, wenn ich diese religiösen Bräuche wieder sehe, an denen ich einst mit ganzer kindlicher Seele hing, erwacht die Erinnerung so mächtig und wühlt mein ganzes Herz auf, daß ich weinen möchte — und wenn ich sehe, wie der Name noch immer Schrecken und Verzweiflung einflößt — wie vielleicht jetzt, so möchte ich gleich wieder abfallen, ein neuer Apostat, und hinüber laufen in das Lager der Schwächeren."

„Was wird mein Vater sagen!" rief Else.

„Darauf kommt es nicht an, mein Fräulein. Was Sie sagen, Sie, das ist das Wichtige, oder vielmehr was Sie verschweigen und was Sie nicht zu sagen brauchen," erwiderte ich mit einer Bitterkeit, deren ich mich Elsen gegenüber einige Stunden früher nicht für fähig gehalten hätte.

Else schwieg und ritt schweigend weiter; ich eben so schweigend neben ihr. Nach ungefähr einer Stunde hielten wir vor ihrem Hause. Ich sprang ab und half ihr vom Pferde. Dann schwang ich mich wieder in den Sattel.

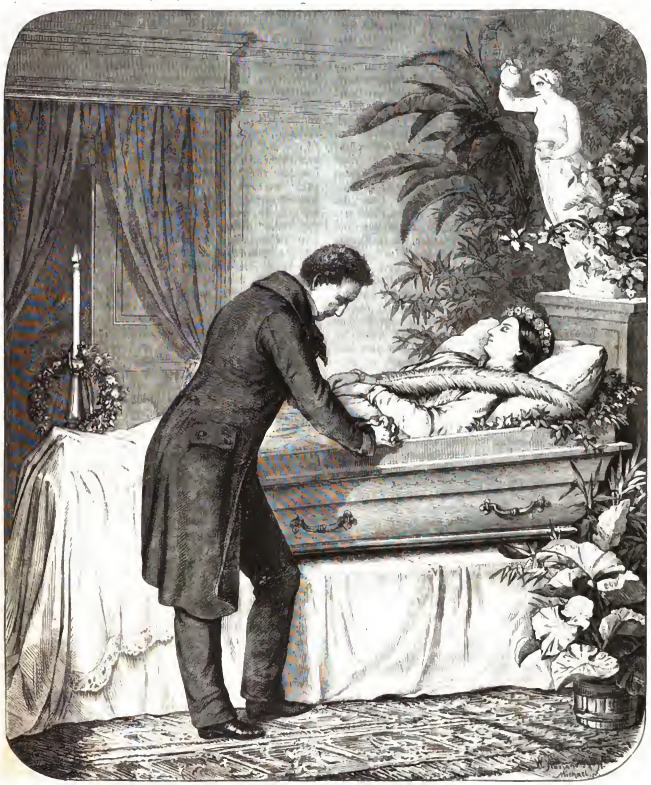
„Was thun Sie?" fragte Else. „Wohin wollen Sie?"

„Nach Amsterdam!" rief ich, „vielleicht zur Kunstreitergesellschaft, vielleicht in die Synagoge!"

Und ich ritt in die Nacht hinein. Ich habe Else nie wieder gesehen.

Ein Unvergeßlicher.

Von Albert Traeger.



Ferdinand Raimund am Sarge seiner Jugend.

Doch Bitles in der Welt,
Ich mein' nicht etwa 's Geld,
Ist doch der Mühe werth,
Daß man es hoch verehrt,
Vor alle brave Leut',
Vor Leb' und Dankbarkeit,
Vor treuer Madeln Gluth,
Da zieh' ich meinen Hut!
Kein Aschen! Kein Aschen!

Ferdinand Raimund.

Zu einem angesehenen Arzte Wien's kam eines Tages ein Mann, der über qualvoll düstere Stimmung und unbesiegbare Schwermuth, Rath erheischend, sich beklagte. „Vielleicht ist Ihr Beruf zu einförmig und ermüdend?“ — „Ach nein, er gewährt Abwechslung und Zerstreuung wie kein anderer.“ — „Nun, so reisen Sie.“ — „Auch das hab' ich schon zur Genüge versucht.“ — „Dann weiß ich allerdings nur noch ein einziges Mittel, schlägt das nicht an, so sind Sie unheilbar; gehen Sie in die Leopoldstadt und sehen Sie den Raimund spielen!“ — „Habe die Ehre, mich Ihnen bestens zu empfehlen, Herr Doctor, der Raimund bin ich selber.“

Diese Anekdote mit ihrer herzzerreißenden Spitze enthält die ganze Geschichte eines Mannes, der zu den Unvergeßlichen des

deutschen Volkes zählt. Gegen die Bezeichnung „unsterblich“ dürfte vielleicht mancher Aristoteat der Literaturgeschichte sich empören, denn auch hier herrschen Standesunterschiede und ähnliche alberne Vorurtheile leider noch in Menge. Mag dies die Ruhe des Todten nicht stören! wie viele jener verdienten Unsterblichen leben, längst vergessen, nur noch im Staube der Bibliotheken fort! er aber bleibt ein Unvergeßlicher gleich Jedem, der den Weg zum Herzen des Volkes gefunden.

Ferdinand Raimund wurde am 1. Juni 1790 zu Wien geboren. Der Sohn eines wenig bemittelten Drechslermeisters, genoß er einen für seine Verhältnisse guten Unterricht und ward alsdann zu einem Conditor in die Lehre gebracht. Der aufgeweckte Knabe hatte jedoch schon frühzeitig eine heftige Leidenschaft für den Beruf der Menschendarstellung empfunden, die mit den Jahren und den ihr entgegentretenden Hindernissen zu solcher Unbezähmbarkeit anwuchs, daß der Zuckerbäcker wider Willen eines Tages seiner süßen Beschäftigung entlief. Den angehenden Schauspieler, der 1808 zum ersten Male als „politischer Zinngießer“ in Preßburg auftrat, begrüßte das ganze Haus mit einem so entsetzlichen, einstimmigen Pfeifen, daß er den Muth verlor, zum zweiten Male sich zu zeigen. Schlimmeres wiersuhr ihm bei einigen Wandertruppen niedrigster Gattung, die in Wirthshäusern und Scheunen innerhalb der Baumweile Wien's gaukelten; auf die rohseste Weise ausgezischt und verhöhnt, kam er plötzlich zur Besinnung und Einsicht, daß außer dem besten Willen Alles ihm noch fehle. Auch auf einen ungemein störenden Sprachfehler, der ihm zunächst jene Mißhandlungen zuzogen, ward er jetzt erst achtsam und bekämpfte diese Schwierigkeit mit so ausdauerndem Eifer, daß er binnen kurzer Frist sie bemeistert hatte. Durch sast undenkbare Entbehrungen ermöglichte er es, wieder eine Zeit lang in seiner Vaterstadt sich aufzuhalten und das Burgtheater jeden Abend zu besuchen, an welchem Ochsenheimer spielte. Diesen berühmtesten Charakterdarsteller seiner Zeit, den großen Verlähter der größeren Ludwig Devrient, ahmte Raimund noch lange, sogar in allen Unarten, mit sklavischer Unterwerfung nach, bis er endlich das Feld gefunden, das er selbstschöpferisch als unerreichter Meister behauptet hat. Natürlich entschied er sich auch für das Fach seines Vorbildes, und so kam es, daß Raimund sein schönes, gewinnendes Aeußere und den reichen blonden Lockenschmuck nur sehr selten unentstellt auf den Brettern zur Geltung brachte, er hatte sogar eine Abneigung gegen jugendliche Rollen. Nach den gewissenhaftesten Vorbereitungen trat Raimund zu Anfange des Jahres 1809 als Mitglied der Kunz'schen Gesellschaft in Odenburg auf. Er spielte den Gottlieb Kohe in Ziegler's damals sehr beliebter „Parteienwuth“, einen Bösewicht der jetzt ganz ausgestorbenen, allerschwärzesten Sorte, mit ungeheiltem Beifall und sechsmaligem Hervorruf. Glühende Begeisterung und ein ihr entsprechendes unermüdliches Streben ließen ihn schnelle Fortschritte machen, und als er 1813 nach Wien an das Theater in der Josephstadt berufen ward, sicherte er sich schon durch seine ersten Rollen, Franz Moor und Pachter Feldkümmel, die allgemeinste Theilnahme, die ihn seitdem bei jedem seiner Schritte auf und außer der Bühne in steter Steigerung begleitete.

Wien hatte damals ein ganz eigenthümliches, scharf ausgeprägtes Volksleben, das gebieterisch auch nach einem Ausdruck auf der Bühne verlangte. Erzeugt und zuhelnd empfangen von der allgemeinen Stimmung und schnell emporgehoben durch das glückliche Zusammentreffen aller Umstände, entstand das Localstück und gelangte sofort zu anerkannterher Herrschaft. Bäuerle, Gleich, Meisl und Perrinet, Dichter mit glücklichen Einfällen und von einer Fruchtbarkeit, die selbst den bis dahin alleinherrschenden Kehebue zur Eifersucht bringen mußte, verursachten eine wahre Sündfluth von Possen, Schwänken und Parodieen. Die Bretter des Leopoldstädter und Josephstädter Theaters, welche im Besitze der Brüder Leopold und Joseph Hubr alsdalo die beliebtesten Volkstheater wurden, wimmelten von betrunkenen Zauberern und liederlichen Feen, zu deren Gunsten der damalige Geschmack mit besonderer Vorliebe sich erklärt hatte. Bald schlug auch Raimund's Stunde. Den allgemeinen Anforderungen entsprechend, ließ er sich von Gleich zu seiner Einnahme ein Localstück liefern: „Die Musikanten am hohen Markte“ und spielte darin den Adam Kratzerl, einen verkommenen Vorstadtgeiger, mit so durchschlagender Wirkung, daß der Dichter noch vier Theile zu dieser Posse hinzu schreiben mußte, um die unersättlichen Wiener zu befriedigen. Dadurch ward Raimund zur Gewinnniß seines wahren Berufes gebracht und die deutsche Bühne um einen Komiker bereichert, wie sie ihn zum zweiten Male nicht wieder besessen. Am 22. Februar 1817 betrat er zuerst die nach ihm begierige Leopoldstadt als Adam Kratzerl in „der Pudel als Kindsweib“ und theilte mit seinem zum vollendeten Künstler abgerichteten „Fripon“ übereiche Lorbeeren; noch in demselben Jahre ward er dauernd gewonnen. Als der Besitzer bald darauf zu Grunde gegangen, kam das Theater unter die Verwaltung einiger kunstsinnigen Männer, deren einsichtsvollen Bemühungen es gelang, eine Volksbühne herzustellen, die alles Aehnliche vorher und dis auf den heutigen Tag in Schatten stellt. Alle vereinzelten Kräfte wurden hier zu glänzendster Gesammtwirkung vereinigt. Neben Raimund, dessen Volksthümlichkeit von Tag zu Tage wuchs, wetteiferten der übermenschlich lange Korntheuer und der kleine verwachsene Ignaz Schuster, dieser unter anderen ein ganz besonderer Liebling Friedrich Wilhelm's III. von Preußen und jedes Jahr von dem mütterlichen, schwer zu erheiternden Herrn während dessen Badeaufenthaltes nach Teplitz berufen, Johanna Huber, von ihren Zeitgenossen „die Sophie Schröder des Localstückes“ genannt, und vor allem Therese Krones. Wenige Jahre vorher hatten die gumithigen Wiener ein vierzehnjähriges Dirnchen unbarmherzig ausgezischt, weil es mit unbeschreiblicher Zuversichtlichkeit gewagt hatte, durch grundfalschen Gesang die Ohren in der Josephstadt zu zerreißen, und jetzt lag die gesammte Kaiserstadt wonnetrunkenschi zu ihren Füßen des erstklärten Mädchens. Mehr sippig als schön, keine Künstlerin, aber eine durch und durch ursprüngliche, unverderbliche mit sich fortreißende Natur, jedes Mark, selbst in der Kehleit, überschreitend, Alles begehrend und Nichts verlagend, am wenigsten sich selbst, so war Therese Krones. Von Raimund „die Essenz aller Lustigkeit“, „der personificirte Humor“ getauft, gipfelte sich in ihr aller Leichtsinn, alle Genußsucht des berühmten „alten, gemüthlichen Wien's“. Zwanglofer Scherz, ungebundene Ausgelassenheit hatten in den Mauern der Kaiserstadt ein dumbeleibes Feiertaget aufgeschlagen, das bald in neue, freudige Aufregung versetzt ward.

Bisher halte Raimund wohl hie und da schon Einlagen und Wiederholungsverse für seine Rollen sich gedichtet, noch niemals aber seine unverkennbare Begabung zrey mannigfachen Anrathens an etwas Größerem, Selbstständigem versucht. Abermals war es sein Benefiz, das ihn zur Erkenntniß seines Berufes brachte. Meist sollte ihm das Stück dazu schreiben und hatte die Bearbeitung des Wieland'schen Märchens „die Prinzessin mit der langen Nase“ versprochen, auf das ihn Raimund dringend aufmerksam gemacht. Er kannte sein Wort nicht halten, und der Schauspieler, dessen sachkundiger Blick die große Dankbarkeit desSteffes richtig erfaßt hatte, ward auf Roth sein eigener Dichter. Am 18. December 1823 ward „der Barometermacher auf der Zauberinsel“ mit rauschendem Beifall aufgenommen und zauberte nunmehrdrochen noch viele Abende lang ganz Wien in die unzureichenden Räume der Leopoldstadt. Für einen ersten Versuch war das Gelingen sast wunderbar. Raimund hatte segleich all seine Vorgänger übertroffen durch die Tiefe seines Humors, sein wahrhaft dichterisches Feuer und die Gediegenheit der gesammten Schöpfung, welche jene flachen, auf den genauentlosen Lachreiz berechneten Erzeugnisse des stüchtigen Augenblicks weit hinter sich zurückließ. In seinen kühnsten Erwartungen übertreffen und dadurch mächtig angespornt, bearbeitete er nun ein Märchen der tausend und einen Nacht und brachte am 17. December 1824 den „Diamant des Geisterkönigs“ zur Aufführung, das dem Dichter und Darsteller verschwenderische Ehren einbrachte. Er spielte den Florian, und Therese Krones war seine Mariandel, so hinreißend, daß ihr auf allen Straßen nachgejubelt ward:

„D' Mariandel ist so schön,
D' Mariandel gilt mir All's,
Und wenn ich's nur erwischen kann,
Fall' ich ihr um den Hals.“

Raimund's ungewöhnliche Erfolge und die theilweise vielleicht auch aufschreitenden und ungeschickten Huldigungen, mit denen man ihn überschüttete, erweckten ihm nach dem Laufe der Dinge aus eifersüchtigen Reidern hämische Tadler und bösewillige Feinde. Abgelesen von einem einfältigen Gerichte, welches ihn nur als den vorgefehdenen und dazigen einen Prediger Wimmer als den wahren Verfasser jener Stücke bezeichnete, fanden seine An-

Digitized by Google

greifer immer neue Waffen in dem Umstande, daß er doch nur Fremdes bearbeitet, mithin nichts Eigenes geschaffen habe. Dies reizte den Leichtverletzlichen, nun auch einmal in selbstständiger Erfindung sich zu versuchen, und mit der verzehrenden Hast seines ganzen Wesens machte er sich sogleich an's Werk. Kaum aber war er fertig, als er so vielen Aufregungen und Anstrengungen erlag und in eine hartnäckige, mit dem Schlimmsten drohende Krankheit verfiel. Nach fünf Monaten endlich war er gerettet, und die allgemeine Freude darüber so groß, daß zur Feier seines Wiederauftretens eine Gerächtnißmünze geprägt und mit einem Beglückwünschungsgedichten ihm überreicht ward. Am 10. November 1826 erschien endlich das Original-Zaubermärchen „der Bauer als Millionär“ vor der auf das Aeußerste gespannten Menge. Es erlebte bis zu Raimund's Tode hundertsechsundsechzig Aufführungen nur in dem einen Theater Wien's. Des Dichters glänzendste und phantasiereichste Schöpfung erdrückt es fast durch die Ungeheuerlichkeit der Erfindung, während die Ausführung durch die das Ganze durchdringende Gemüthswärme und eine leise Wehmuth, die darüber ergossen, jedes Herz willenlos gefangen nimmt. Raimund's Spiel als Wurzel gehört zu den unvergänglichen Ereignissen der Theatergeschichte, sein „Aschenlied“. Längst ein Eigenthum des Volkes, ließ kein Auge trocken. Die Scenen, in welchen die Jugend von dem übermüthigen Bauer Abschied nimmt und das Alter bei ihm einzieht, gehört zu dem Schönsten und Ergreifendsten, was unser Dichter aufzuweisen hat, und wie wurden sie dargestellt! Korntheuer, als Alter, verbreitete eine eisige Luft und ließ durchdringenden Lazarethgruch im ganzen Hause. Aber die Jugend erst, Therese Krones als Jugend! Kam sie mit ihrem leichtflüssigen Gefolge hereingehüpft, im leichten rosenrothen Fräckchen, der weißen Atlasweste, mit Rosen eingefaßt, auf der die silbernen Knöpfe blitzten, und dem kurzen weißkaſimirenen Beinkleid, hoch in der Hand das weiße Hütchen mit den flatternden Rosenbändern schwingend: — Greise fühlten sich da mit einem Male wieder verjüngt; sah sie sich aber alsdann in der Thüre noch einmal um nach dem Verlassenen, der zum Abschiede in ihre Hand eingeschlagen, da wähnten auch die jüngsten Leute, alle Freude sei plötzlich ihnen genommen und das Alter erfasse sie schon mit kalter Faust. Der Entzückteste von Allen war der Dichter selbst. Als einige Jahre später Therese Krones starb, schnell wie sie schnell gelebt hatte, war Raimund nicht von ihrem Sarge fortzubringen und schluchzte so bitterlich, daß ein besorgter Freund ihn endlich mit Gewalt entfernte. Auf dessen Frage nach der Ursache solcher Erregung antwortete er unter den Thränen: „Soll ich denn nicht weinen, wenn man meine Jugend begräbt?!“

Armer Raimund! die Jugend seines Dichters lebt ewig fort in seinen Werken, des Lebens Jugend hat ihm niemals recht geblüht. Das Geschick des berühmten Komikers ist ein erschütterndes Trauerspiel. Hochbegünstigt vor tausend Anderen, ward das höchste Glück nicht müde, ihm zu lächeln, jeder Erfolg, den das Verdienst begehren kann, ist in fast beispiellose Fülle ihm geworden, aber innerlich war er unglücklicher als Alle, die in Noth und Elend umgekommen. Umrauscht von der jauchzenden Fröhlichkeit der lustigen Kaiserstadt, deren Ergötzen und Abgott er war, umringt von den lockensten Genüssen, nach denen er nur die Hand auszustrecken brauchte, stand er einsam in sich selbst versunken da, in all den bunten Farbenschillern ein grauer, grämlicher Absonderling, mit sich und der Welt zerfallen, ein bitteres Lächeln auf den Lippen und die Brust voll Wehmuth bis zum Zerspringen. Immer schien hatten er selbst und Andere unter seinen unberechenbaren, jäh wechselnden Stimmungen gelitten. Im Jahre 1829 verheirathete er sich mit Luise Gleich, der Tochter des Dichters, einer schönen und begabten Schauspielerin, aber zu nichts weniger geeignet, als in fremde Eigenheiten sich zu fügen. Nach einer kurzen, an Stürmen und Unglück überreichen Ehe trennten sich die kaum Vereinten wieder. Seitdem gewannen die finstern Mächte in Raimund die Oberhand, und er hatte nur noch seinen einzigen Augenblick, unfreiwillig mir mehr. Oft verfiel er in stumpfes Brüten, nicht selten erhitzte er sich bis zur Raserei der Verzweiflung, unablässig quälten ihn die Schreckbilde seiner eigenen Einbildung. Unter seinen Zeitgenossen ging die Sage, daß der Fluch seines Vaters, der die unbezähmbare Neigung des Sohnes verdammt, ihn durch's Leben verfolge; dessen bedurfte es nicht, auf seinem Haupte lasteten wirksamere Verwünschungen: der Fluch eines weichen Herzens und der Fluch des Genie's, nur von demjenigen gelenget, die für Beides kein Verständniß haben.

Raimunds nächste Stücke: „Moisasur's Zauberfluch“ und „die gefesselte Phantasie“ erzielen eine geringere Wirkung, als die vorigen, dagegen wurde am 17. October 1828 „der Alpenkönig und der Menschenfeind“ wieder mit schrankenlosem Jubel aufgenommen. Der Dichter hat in diesem reizenden Märchen, das aus tiefstraurigem Grunde spruelnde Ausgelassenheit emporzaubert, über seine eigene Schwarzgalligkeit zu Gericht gesessen: leider fand er für sich die Verjohnung nicht, zu der sein selbstgeschaffener Doppelgänger „Rappelkopf“ schließlich sich bekehrt, und die liebenswürdige Lehre, die er diesem von dem muntern „Fieschen“ vorsingen läßt:

„Ach, die Welt ist gar so fremdlich,
Und das Leben ist so kahl,
Darum hilf der Menschheit freundlich
Seinen Glück entgegenstreb'n!“

verhallte wirkungslos für den Sänger, als er sie zu Papier gebracht! Nachdem er in den letzten Jahren noch die finsterste Leitung der Vorstadt geführt, schier Raimund 1830 für immer von dieser Bühne, deren Seele er gewesen, und die ihm hauptsächlich ihre unvergängliche Berühmtheit verdankt. Er ging keine dauernde Verbindung mehr ein, sondern gastirte die nächste Zeit meist im Auslande, von dessen ersten Theatern er wiederholt die ehrenvollsten Einladungen erhalten hatte. Der auf das Aeußerste Verwöhnte fand überall den überschwenglichen Beifall der Heimath wieder, zumal in den eigenen Stücken, die, aller Orten längst zwar schon beliebt, durch des Dichters Mitwirkung einen neuen Reiz und erst das rechte Verständniß erhielten. München und Hamburg namentlich wetteiferten, ihm zu huldigen, aber auch Berlin that nicht zurück, dem er am 4. April 1832 als „Florian“ zum ersten Male sich zeigte. Auf diesen Erfolg legte er mit Recht einen ganz besonderen Werth. War die nordische Königsstadt auch jener Zeit noch nicht wie heutigen Tages der auserlesene Sitz des Alles verneinenden Geistes, so wehte doch schon damals eine Luft darin, deren geringer Wärmegrad die Wiener Gemüthlichkeit dem Erfrieren nahe bringen konnte, und außerdem schworen die Spreeanwohner in Allem, was Komik hieß, nur bei ihrem vergötterten Schmelka. In demselben Jahre ward ein Rheinkampfer „Ferdinand Raimund“ getauft. Nach Hause zurückgekehrt brachte er am 20. Februar 1834 den „Verschwender“ in der Josephstadt zur Aufführung. Zweiundzwanzig Male hintereinander gegeben, erlebte dieses Stück noch selbigen Jahres über hundert Vorstellungen in Wien. Des Dichters letztes Werk ist sein geistesreichstes, und namentlich hat er in dem treuherzigen „Bäkentin“ den Grundstock des österreichischen Volkscharakters geschaffen, das ihn und seine Landsleute für alle Zeiten ehrt. Unsere spätesten Enkel noch werden das „Hobellied“ singen, aber derer, die es, bis zu Thränen erschüttert, von Raimund singen gehört, werden täglich weniger. An seinem Schwanengang betrat er auch zum letzten Male die Bretter als Schauspieler. In Hamburg war es am 19. Mai 1836. Am Schlusse stürmisch gerufen, vermochte er, wie von einer plötzlichen Bewahnung ergriffen, nur die letzten Worte seines Liedes zu wiederholen: „Da leg' ich meinen Hobel hin und sag der Welt Ade!“

Auf seinem Landhause in dem reizenden, von ihm schwärmerisch gelieben und sogar mehrfach besungenen Gebirgsthale zwischen Pernitz und Gutenstein verlebte er eine stille Zeit der Erholung, als er eines Tages von seinem Handpunkte leicht in die Hand gerigt ward. Stets zu den allerschlimmsten Voraussetzungen geneigt, überfällt ihn mit unsagbarer Angst der Gedanke, das Uebel könne toll geworden sein. Hastig mache er sich auf, in der Hauptstadt ärztliche Hülfe zu suchen. Ein Unwetter zwingt ihn, in Pottenstein zu halten. Hier, in nächtlicher Einsamkeit, umtoben ihn dem fieberkranken Manen des Gewitters und den ungeheuerlichen Bergeburten seiner Einbildung, übermannt ihn die schwärzeste Verzweiflung, und er schießt sich mit einem Taschenterzerol, das er stets bei sich führte, durch den Mund. Acht Tage lang währte der Todeskampf des Unglücklichen, erst am 5. September verschied er. Seinem Wunsche gemäß ward er in Gutenstein bestattet. Ganz Wien schmückte an seinem Sarge, den die wunderbar rührende Weise: „O lieb' denn wohl, Du stilles Haus!“ in die Erde hinabgelenkte. Diese des Herzens zarteste Saiten ergreifende Me-

lovie rührt, gleich vielen der anspruchendsten in seinen Stücken, von Raimund selbst her.

Unter dem Hügel, den seine einfach in Erz gegossene Büste ziert, schläft ein Mensch solch braven, treuen Herzens, solch' edler, tüchtiger Gesinnung, solch' hoher Begeisterung für das wahrhaft Schöne, und zugleich so namenlos elend, wie es Wenige nur gegeben; schläft ein Schauspieler, der bei den erhabensten Meistern genannt werden wird, wenn auch längst schon seine Gebilde mit denen begraben sind, die sie noch in lebendiger Erinnerung bewahren. Der Dritte aber dieser seltenen Vereinigung lebt noch und wird ewig leben — der Dichter. Seine entflammten Zeitgenossen nannten ihn den „neuen Shakespeare", ein Ausdruck der Bewunderung, nicht der Beurtheilung; auf eine andere Bezeichnung dagegen hatte er die vollgültigsten Ansprüche: „Raimund ist der deutsche Molière." Fast wunderbar ist schon das Zusammenfallen der Aeußerlichkeiten: Beide stiegen aus den Anfängen eines aufgezwungenen Handwerkes zur höchsten Vollendung der Kunst empor, Beide schufen zweifach ihre Schöpfungen mit doppelter Meisterschaft, Beide, von äußerem Glanz umgeben, waren unglücklich durch unabhängige Selbstqual. Beide kannten ihre trostlosen innersten Zustände so genau, daß sie künstlerische Anregung darin fanden, ohne durch die Selbstschilderung zur Selbstbemitleidung zu gelangen; Beiden ward die Ehe neuen Unheils Quell; ja, die Uebereinstimmung ist vom Beginn bis zu Ende so zutreffend, daß Beide in eigenen Stücken von den Brettern ewigen Abschied nahmen. Was aber hauptsächlicher und gewichtiger: Beide gingen als Dichter gleiche Bahnen zu gleichem Ziele; Beide sind Volksdichter im wahrsten und besten Sinne dieses oft gemißbrauchten und noch häufiger mißverstandenen Begriffes; Beide entwickeln die schönen Seiten der menschlichen Natur, indem sie ihre schwachen verspotten: Molière's Geißel fuhr der unerbittliche Witz des Franzosen, der Raimund's fällt die österreichische Gemüthlichkeit in den Arm. Auch Raimund ist ein Classiker auf seinem Felde. Was an seinen Stücken etwa befremdend auffallen könnte, die häufige Allegorie und manche läppische Zutat, ist lediglich dem damaligen Publicum und dessen Geschmack zur Last zu legen, Raimund war hoch erhaben darüber, unterwarf sich aber, um zu beherrschen. „Der Bauer als Millionair", „der Alpenkönig und der Menschenfeind" und „der Verschwender" bleiben ewige Zierden der deutschen Schaubühne. Sei freilich der „Alladerdadatsch", dieser Witz in Waffen, auch die Breter sich eroberte und des Tages heischende Kritik dort übt, sei Kalisch für Deutschland das Couplet erfunden, den durchaus Veraltetes Polka-Takt, ist die maßgebende Richtung eine andere geworden. Aber auch dadurch können Raimund's Dichtungen nicht verdrängt werden. Ihre Zwecke fallen mit denen des Augenblicks nicht zusammen, es sind die ewigen menschlichen, sie verhöhnen nicht, sie verlöhnen, und für uns, die Kämpfer im Strudel stets wachsender Gährung, haben sie noch den besonderen Reiz der Erinnerung an eine glücklichere Zeit. Wo ist es geblieben, das alte, lustige Wien, das gemüthliche, gedankenlose Oesterreich? Dahin — Alles dahin, verfallen jenem unerbittlichen Gesetz, das Raimund in den beiden Strophen ausgedrückt, die „seine Jugend", Therese Krones, dereinst so innreißend sesungen:

„Schaint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergeh'n!"

Aus dem Norden.

Von Brehm.

III. Eine Rennthierjagd auf dem Dovrefjeld.

Bei meinem ersten Aufenthalte in Fogstuen wurde ich mit einem norwegischen Jäger bekannt und befreundet. Fogstuen ist eine einsame Wechselstelle für Post- und Reisepferde. Der Hof liegt etwa 3000 Fuß über dem Meere und gegen drei Meilen vom Sneehätten entfernt. Ringsherum dehnt sich ein vortreffliches Jagdgebiet meilenweit aus, und deshalb ist gerade dieser Ort besonders zum Aufenthalte für Jäger geeignet. Erik Svensen, der Jäger, von welchem ich reden will, lebt hier bereits seit einer Reihe von Jahren. Er ist ein ganz prächtiger alter Kerl, und dem edlen Waidwerk mit Leib und Seele ergeben. Einen zünftigen Unterricht im Jagdhandwerk hat er allerdings nicht genossen und auch keine Forstschule besucht; er ist vielmehr Alles, was er ist, durch sich selbst geworden. Um so eigenthümlicher ist seine Jagd. Alle Künste, alle Liste, alle Schleichwege gelten bei ihm; Erik ist ein Raubthier in Menschengestalt oder ein Indianer des Ostens. Die meisten jagdbaren Thiere berückt er durch Nachahmung ihrer Lockstimme und versteht diese Kunst so meisterhaft, daß man dreist behaupten kann: er spricht die Sprache der Thiere. Unsereiner aber kennt er auch andere Künste und Pfiffe und ist nie um ein neues Mittel zum Zweck verlegen. Er sucht sein Wild in den verborgensten Schlupfwinkeln auf, kriecht und läuft mit ihm um die Wette, folgt ihm meilenweit oder lauert wie ein Luchs stundenlang an einer und derselben Stelle oder gebraucht Schlinge und Falle, Köder und Gift, wie es eben gehn will. Seine Orts- und Sachkenntniß, seine Erfahrung und Schlauheit sind eben so bewunderungswürdig, wie seine Ausdauer und seine Abhärtung. Er kennt alle Plätze auf dem ganzen Gebirge, welche ergiebig sind; kennt alle jagdbaren Thiere und ihr Leben und Wesen von Grund aus, wandelt in leichten Schuhen durch Sumpf und Moor oder über Schneefelder und schüttelt sich den Schnee ebenso gelassen aus seinen Kleidern, wie er das Wasser aus seinen Schuhen gießt, welches diese in der ersten Viertelstunde seiner Jagd regelmäßig erfüllt. Die Worte Erfältung oder Ermüdung sind diesem Naturmenschen blos dem Namen nach bekannt: er selbst, obgleich nun bereits 60 Jahr alt, ist nie krank gewesen und beschämt noch heute Jeden, welcher es ihm gleich thun will.

Es versteht sich von selbst, daß mich Erik tagelang an Fogstuen fesselte und in kurzer Zeit so viel von meinem Herzen gewann, als solcher Grantbart überhaupt gewinnen konnte. Trotz meiner gänzlichen Unkenntniß der Landessprache verständigten wir uns bald dolle vortrefflich und wurden so nur immer mehr befreundet. Wir jagten tagtäglich und allmählich zusammen, zumeist zwar nur auf Schneehühner, dafür aber auch in der angenehmsten Weise — ich will später ausführlich davon reden. Allein unser Erik verstand auch die hohe Jagd.

Ich hatte in Christiania durch norwegische Jäger von der außerordentlichen Schwierigkeit der Rennthierjagd gehört und brannte deshalb darauf, eine solche Jagd wenigstens zu versuchen.

„Giebt es hier Rennthiere, Erik?" fragte ich, diesmal durch freundliche Vermittlung meines jungen Reisegefährten Berghaus, welcher fertig norwegisch spricht.

„Rennthiere giebt es auf dem ganzen Gebirge in Menge," antwortete er.

„So laß uns eine Jagd darauf machen, Alter!"

„Ja, es geht aber nicht!"

„Warum nicht?"

„Weil er Strafe zahlen muß."

„Wer?"

„Nun, Er!"

„Und wenn ich diese Strafen nun zahlen wollte?"

„Dann können wir auch Rennthiere jagen!"

Wir gingen also, stiegen etwa anderthalbtausend Fuß höher im Gebirge hinauf, wateten durch angeschwollene Waldbäche oder durch Schneefelder, kletterten über die abscheulichsten Geröllhalden, welche es irgendwo geben kann, hinweg, wurden naß vom Kopf bis zum Fuße und fanden endlich frische Fährten — einiger sehr alten und großen Thiere, welche heute hier gewesen waren. Mühsam folgten wir denselben auf Pfaden, welche meiner Beschreibung spotten, und sahen endlich drei Rennthiere auf einem Schneefelde unter uns gelagert. Der alte beisammen Erik wurde zu meiner Verwunderung vom Jagdfieber geschüttelt, wie ein Jägerlehrling; ich nahm ruhig die Büchse, zielte sicher, sah im Geiste den „Bock" stürzen, sowie auch den Lehnsmann sein Strafbuch aufwerfen — und mußte zu meiner bitteren Täuschung erfahren, daß nur das sonst so sichere Gewehr drei Mal versagte! Freund B., der mir es gelichen, hatte mir ganz entsprechen einen Waidmann gesetzt!

Erik heulte vor Kummer, ich fluchte, und die Rennthiere trabten wohlgemuth von dannen.

„Nun, Strafe wird Er diesmal nicht bezahlen," knurrte der alte Jäger mürrisch vor sich hin, „aber ich weiß schon, das geht immer so, wenn man in der Hegezeit jagen will. Er muß wieder kommen, hierher, im August; dann wollen wir jagen!"

Und ich kam wieder, nachdem ich mich im ganzen Nordlande und in Finnmarken vergebens nach wilden Rennthieren und solchen Jägern erkundigt hatte. Sobald das Regenwetter, welches mich bei meiner Ankunft begrüßte, nachgelassen hatte, machten wir uns auf den Weg nach dem Fjeld. Ich muß hier aber wohl erst „unsere Jagdgründe" kurz beschreiben.

Man würde sich sehr irren, wenn man sich unter dem Dovrefjeld ein Gebirge denken wollte, wie wir es in den Alpen vor uns haben. Alle Gebirge des Festlandes von Norwegen haben so ziemlich dasselbe Gepräge: sie steigen ziemlich sanft auf und sind oben abgerundet, ja hin und wieder hochflächenartig geebnet; daher wohl eben der Name „Fjeld". Schroffe Abstürze und unersteigliche Steilwänden, himmelhohe senkrechte Felsenwände, scharf auslaufende Grathe und Hörner sind selten und kommen nach meinen bisherigen Erfahrungen nur am Meere und ganz in dessen Nähe, auf dem Dovrefjeld aber nur unmittelbar am Seeethaten vor. Das Wasser ist in Norwegen zu mächtig, und hat alle Gebirge genommt. Namentlich im Winter übt es, indem es zwischen die lockere Schichtung des Thonschiefers eindringt und dann gefriert, seine Sprengkraft im großartigsten Maßstabe. Daher findet man, daß alle Bergesgipfel mit einer dicken Lage von Geröll — losgesprengten Felsstücken — überdeckt sind, und bemerkt bei genauerer Prüfung, daß auch die unteren Wände der Berge eben nichts Anderes als solche Geröllmassen sind, welche aber mit Erde überdeckt wurden. Diese bildete sich theils durch Verwitterung des Gesteins, theils durch Aufschwemmung und endlich durch Vermoderung der ziemlich üppigen Pflanzendecke. Bis zu 3000 Fuß über Meer sind — regelmäßig — alle Gebirge und so auch das Dovrefjeld bewaldet, in der Tiefe mit Nadelbäumen, oben mit Birkenwäldern und Birkengestrüpp. Plötzlich, aber scharf abgeschnitten, endet der Wald, und die Bergeshäupter zeigen sich nunmehr in ihrem ganz eigenthümlichen Wesen. Schlangengleich und ängstlich sich an die Erde festklammernd kriechen die Zwergbirke, der Wachholder und krüppelhafte Weiden, Beerengesträuche, Flechten und Moose auf dem Boden dahin, und letztere werden bald so vorherrschend, daß sie dem Gebirge selbst auf weite Entfernung hin, die gelbliche Färbung verleihen, welche den nordischen Höhen so eigenthümlich ist. Kommen, wie gewöhnlich, nun noch einzelne Schneefelder oder Gletscher dazu, so gewinnt das Gebirge für das Auge ungemein; denn es glänzt dann förmlich in seinen bunten lebendigen Farben: auf dem Dunkel der Waldungen, aus welchen einzelne grüne Stellen hervorleuchten, liegt das lichtere Grün der Birken, über diesem das eigene Gelb der moosigen Flächen und auf diesen endlich die krystallene Schnee- oder Eisdecke, welche noch in weitester Ferne bleuend hervortritt. Die noch nicht bemoosten Halden sind ganz dunkel und gleichsam Schatten im Bilde. Mit der Grenze der Birken beginnt erst das eigentliche Hochgebirge, ein Wirrsal von Thälern, zwischen denen sich einzelne runde Berge wie von einer Ebene aus erheben. Auf allen diesen Bergen finden sich nur Zwergbirken, Beerengesträuch, Moose, Flechten und zwischen dem Gestein der Halden einzelne Gräser, Blumen und saftige Pflänzchen, mit Ausnahme des Mooses alles dürftig, klein und nicht dicht stehend. Hier ist das eigentliche Gebiet der Rennthiere.

Es ist kein Wunder, daß die meisten Reisenden behaupten, die Thiere kämen nur vereinzelt und selten vor; denn bis in ihr Reich dringt eben blos ein leidenschaftlicher Jäger oder ein echter Naturforscher, dem es auf Beschwerden und Entbehrungen nicht ankommt. Für die gewöhnliche Reisemenschheit sind jene Höhen durchaus nicht geeignet; es giebt für sie keine Packesel zum Reiten oder Lastiragen; es giebt dort oben keine Wirthshäuser oder Sennhütten mit allerliebsten Sennerinnen und eitherschlagenden Gebirgsbuben ꝛc., sondern blos Beschwerden und Mühsale. Eine Lustwandelung in jenen Höhen verlangt tüchtige Wasserstiefeln und abgehärtete Füße für dieselben, einen breiten Rücken, um sein Zeug selbst zu tragen, und vor allem eine gesunde Brust, welche der stundenlangen Auf- und Niedersteigen ohne Beschwerde ihre Dienste thut. Das wollte ich zu Nutz und Frommen sehr neugieriger Reisemenschen bemerkt haben.

Am 15. August wanderten wir Beide, Erik und ich, aus dem Hofe heraus und stiegen rüstig, aber mit jenen langsamen und gleichmäßigen Schritten echter Gebirgskinder die Höhen hinan.

„Hat Er seinen Kiekkert (Fernrohr) mit, Herr?" fragte der Alte.

„Ja, Erik."

„Ist Seine Büchse auch ordentlich geladen, daß sie nicht wieder versagt?"

„Ja, Alter, hab' keine Angst!"

„Nun, dann werden wir auch Rennthiere schießen."

Und weiter und weiter aufwärts ging die Reise. Es stäubte dann und wann nasskalt auf uns herniederr, aber der Sneehätten strahlte bereits im hellsten Sonnenschein, und auf den Gebirgen im Norwesten lag die Sonne in wahrhaft blendendem Glanze. Nach anderthalb Stunden hatten wir die ersten Höhen erstiegen und kletterten jetzt über eine der erwähnten Geröllhalden hin. Man dürfte sich schwerlich eine Vorstellung davon machen, wie schwierig solche Wanderung ist. An Gefahr ist allerdings dabei kaum zu denken, allein Besonnenen giebt es genug. Die Halde besteht nämlich nur aus wirr durch- und übereinander liegenden Schieferplatten, welche, wenn man über sie weggeht, entweder in Bewegung gerathen oder aber so scharfkantige Ecken, Spitzen und Kanten hervorstrecken, daß jeder Schritt durch die Stiefelsohlen hindurch fühlbar wird. Die außerordentliche Glätte der Platten, über welche das Wasser herabläuft, vermehrt nur die Schwierigkeit des Weges, und das beständige Durchwaten der glattgeschwemten Rinnsale erfordert wirklich ängstliche Vorsicht, wenn man es vermeiden will, sich unfreiwillig im kalten Gebirgswasser zu baden, und dabei Arme und Beine blutig zu schlagen. Unser Perschgang ging eben nicht rasch vorwärts.

Plötzlich erhaben war die Aussicht, welche wir genossen, aber wahrhaft beängstigend die Stille und Oede der Höhe. Das Auge weidete sich an der herrlichen Gebirgswelt, an Hunderten von Bergen und Gipfeln, welche Inseln gleich hell und licht aus dem Dunkel der Tiefe traten; es konnte schwelgen im Anschauen der so prächtig gefärbten Massen mit ihren silbernen Schneedächern; aber das Ohr lauschte lange vergeblich nach einer befreundeten Stimme. Nur einmal schwirrte fast lautlos ein Volk Alpenschneehühner vor uns auf, es war aber schon wenige Minuten später wieder zwischen den dunkeln Steinen verschwunden. Endlich begegneten wir aber doch einigen andern Vögeln. Drei Bussarde wagten sich in der Höhe; einige Regenpfeifer ließen ihre klaglichen Stimmen erschallen, und ein Schneeammer zeigte durch sein Erscheinen von der Höhe, in welcher wir uns befanden. Lautlos schritten wir weiter, auf und nieder, über die Rücken der Berge hin, an dem einen hinauf, an dem andern hinab; noch wollte unser Wild sich nicht zeigen. Endlich sagte der Alte:

„Hier hat ein Thier heute sich geäßt; schau Er her, diese Pflanzen sind frisch abgebissen, und hier liegt ein Stengel daneben, noch saftig und unverwelkt."

Das war ein Zeichen, auf welches ich freilich nicht geachtet hätte. Nach einigen Schritten mehr fand nun aber auch ich Spuren der hier vorübergegangenen Rennthiere auf. Eine feuchte schlammige Stelle zeigte die Fährte eines alten Thieres so scharf und so frisch, daß gar kein Zweifel übrig bleiben konnte: in der Nähe mußten Rennthiere liegen. Nun wurde gesucht mit Augen und Fernrohr, aber vergebens. Hundert Male glaubte ich mein Wild zu sehen: immer waren es Steine, welche mir entweder die Gestalt des Leibes oder recht tückisch sogar die der Geweihe eines Rennthieres vorspiegelten. Doch dort in weiter Ferne lagen Rennthiere: diese Formen waren zu regelmäßig, als daß sie Steinen angehören sollten.

„Alter, da sind sie!"

„Wo? Dort! Ja richtig!"

Und weiter schlichen wir das Jagdfieber den alten An den, aber nur einen Augenblick. Langsam und äußerst vorsichtig gingen wir weiter; deutlicher traten die Umrisse hervor, und das Fernrohr gab endlich volle Gewißheit. Sofort begann der Alte seine Vorsichtsmaßregeln anzuwenden. Zuerst lud er äußerst langsam und gleichmäßig zusammen und forderte mich auf, ein Gleiches zu thun; „denn," sagte er, „jede rasche Bewegung verscheucht die Thiere augenblicklich." Nun wurde der Wind gepruft. Ich that es, indem ich meinen Finger naßte und ihn dann empor hielt, um durch das

einseitige Gefühl der Kälte die Richtung des Windes zu erfahren; Erik rupfte Rennthiermoos aus und warf kleine Flocken davon in die Höhe, welche der Wind dann mit sich trieb. Hierauf machten wir uns auf den Weg, suchten, tief gebückt dahin gehend, den Thieren so bald als möglich aus dem Gesicht und der Witterung zu kommen und begannen unter dem Winde an sie heranzuschleichen. Plötzlich blieb der Alte stehen, warf von Neuem Moos empor, fluchte und sagte: „Wir werden diesmal kein Thier mehr zu sehen bekommen; der Wind hat sich gedreht!“ Es war wie er sagte: ein unregelmäßiger Windstoß hatte uns getäuscht. Und wirklich hatten die scheuen Thiere bereits Witterung bekommen; denn als wir auf großen Umwegen und nun richtig unter dem Winde zur Stelle kamen, war diese leer und von den sieben Rennthieren keine Spur mehr zu bemerken.

„So wollt' ich doch gleich, daß der Sneehätten einsiele!“ knurrte Erik höchst verdrießlich; doch tröstete er sich und mich rasch genug durch die Versicherung, daß das ganze Fjeld voller Rennthiere sei. Wir schritten also weiter, besuchten noch fünf „gute Stätten“, erstiegen noch zwei hohe Berge, fanden andere Fährten und abgeäste Pflanzen — sahen aber keine Rennthiere. Die Wanderung hatte unnmehr bereits sieben Stunden gewährt, und wir Beide waren müde.

„Es wird Zeit, Aller, daß wir uns nach einer Nachtherberge umsehen!“

„Gut, wir können zu dem nächsten „Säter“ (Sennhütte) gehen, wenn es Ihm beliebt!“

„Wie weit ist dieser wohl von hier?“

„Etwa eine halbe (norwegische) Meile.“

Wenn dies richtig gemessen war, hatten wir also noch 9000 Ellen abzuschreiten. Erik hatte die Entfernung aber unterschätzt, und so wanderten wir denn noch anderthalb Stunden lang fort, ehe wir den „Säter“ erblickten. Und wo lag er?! Vor und that sich ein echtes Alpenthal auf, von steilen, schroffen Wänden eingefaßt, grün und freundlich heraufschimmernd wie eine Oase aus dem Sande der Wüste. Brausende und schäumende Wasserbäche stürzten sich frohlockend hinab in die Tiefe und sammelten sich dort zu einem Flüßchen, welches mit jeder Viertelmeile neuen Zulauf und Zuwachs erhielt. Blendend glänzte und leuchtete es zu uns herauf, recht einladend tönte sein Rauschen in unser Ohr; mir aber ging es wie Eulenspiegel: ich traurte über die tausend Fuß, welche wir hinabsteigen sollten, weil ich sehr lebhaft daran gedachte, welchen Schweiß es kosten würde, morgen dieselbe Höhe, auf welcher wir standen, wieder zu gewinnen. Allein der knurrende Magen und die müden Glieder verlangten ihr Recht; und so kletterten wir denn, so gut oder so schlecht als es gehen wollte, zur Tiefe nieder, hatten, Dank einigen etwas unwillkürlichen Eilmärschen und Eilsahrten ohne Fußbewegung, nach drei Viertelstunden die Thalsohle erreicht und befanden uns unmittelbar vor dem Säter.

Ich würde nun sehr gern von unserer sehr merkwürdigen Nachtherberge und ihren Bewohnern berichten — und dies würde auch unbedingt zum Jagdbilde gehören — allein der mir gemessene Raum verbietet dies. So kann ich eben nur sagen, daß wir aßen, tranken, schliefen und am andern Morgen wieder die Höhe hinaufstiegen.

Nach zweistündigem Steigen waren wir wieder in unseren Jagdgründen angekommen und begannen unsere Suche von Neuem. Aber eine Viertelmeile nach der andern mußte abgeschritten, ein Berg nach dem andern erstiegen werden, ehe wir wieder Spuren unseres Wildes auffanden. Doch schien es, als sollten wir diesmal für unsere Ausdauer belohnt werden. Von einem Hügel aus blickten wir forschend über eine vor uns liegende Thalmulde hin — uns sahe da! — am anderen Rande äßte sich behaglich ein ganzes, starkes Rudel Rennthiere! Mit Winken und Zeichen theilte ich Erik die erfreuliche Entdeckung mit, und wieder sank er seierlich in sich zusammen, prüfte den Wind, entledigte sich seines Ranzens und alles unnöthigen Gepäcks und begann nun auf dem Bauche fortzukriechen. Ich folgte ihm in derselben Weise und gelangte mit ihm zu einigen Steinen, hinter denen wir uns verbergen konnten. Von dort aus beobachteten wir das Rudel und das Jagdgebiet sorgfältig, ehe wir unsere Kriecherei fortsetzten. Es war ein prachtvolles Schaufpiel, welches das Rudel mir bot, und ich brachte das Fernrohr gar nicht vom Auge, um mir keine Bewegung der edlen Thiere entgehen zu lassen. Achtzehn Stück des schönen Wildes hatten sich zusammengeruckelt. Einige äßten sich, andere hatten sich niedergethan, andere gingen scheinbar unbeschäftigt auf und nieder. Mit einem Male aber kam Leben und Schrecken über Alle. Sie stoben fort und jagten trottend durch Sumpf und Moor hindurch gerade auf uns los. Eine sieberhafte Spannung hatte sich unser bemächtigt, ließ aber nur zu schnell nach, als wir bemerkten, daß sie halbwegs stehen blieben, sich wieder sammelten und von Neuem sich zu äßen begannen. Mir war die Warnung, welche sie erhalten haben mußten, ganz unbegreiflich, und ich forschte lange vergeblich nach der Ursache derselben. Von uns konnten sie keine Witterung bekommen haben, denn wir lagen unter dem Winde; — woher war also der plötzliche Schrecken gekommen?

Endlich entdeckte ich die Ursache. Noch ein Jäger war in unser Gebiet eingedrungen, und ihm also verdankten wir die ärgerliche Störung. Ich bemerkte den zudringlichen Gesellen zuerst und hätte große Lust gehabt, ihm eine Kugel zuzusenden, wäre er nur näher gewesen. Allein er hielt sich zu seinem Glücke außer aller Schußweite und hockte ruhig hinter einem Steine, das Rudel mit derselben Spannung und Theilnahme betrachtend wie wir. Von uns schien er gar keine Ahnung zu haben; er jagte also ganz auf eigne Hand. Ich betrachtete ihn sehr aufmerksam und glaubte schon einen ebenbürtigen Gegner in ihm zu entdecken, mit welchem ich recht sehr gern einen ehrlichen und ehrenwerthen Strauß ausgefochten hätte, als mich eine Bewegung, welche er machte, über meinen Irrthum belehrte. Anstatt eines Bären, wie ich geglaubt, hatte ich es nämlich blos mit einem Bielfraß zu thun. Das Thier war so groß, wie ich es früher nirgends gesehen hatte, und im Sitzen dem wehrhaften Freund Petz täuschend ähnlich. Bei seiner ersten Bewegung aber konnte er nicht mehr verkannt werden. Sein Gang ist nämlich so ausgezeichnet und merkwürdig, wie bei keinem andern mir bekannten Säugethier. Der Vielfraß läuft mit sehr stark hogenförmigen Sätzen, einem Marder entfernt ähnlich, allein mit weit mehr gebogenem Rücken und in viel größeren Windungen; er schlägt beinahe lauter Purzelbäume. Dieser Gang, die dabei hervortretende Leibesgröße und die dicke, buschige Lunte waren Zeichen genug, um meinen Jagdgenossen genau zu erkennen und ihn würdigen. Ich würde den seltenen Vielfraß natürlich weit lieber erlegt haben, als ein Rennthier, hätte er es nur dazu kommen lassen. Noch ehe ich mich ihm auf anderthalb Büchsenschußweiten genähert hatte, mußte ihm eine Ahnung seiner unsicheren Lage gekommen sein; er verließ seine Warte plötzlich, trabte, trottelte oder kugelte dem Gebirge zu, sing unterwegs flugs einen Lemming, verspeiste ihn im Wetterlaufen, sah sich noch einmal nach mir und wahrscheinlich betrübt nach den Rennthieren um und verschwand im Gettüft des Bergrückens.

Die Rennthiere schienen sich inzwischen wieder beruhigt zu haben. Sie äßten sich wie zuvor. Wir krochen mit äußerster Vorsicht weiter, einige Male auch durch Wasserfügen hindurch, weil wir nicht auszuweichen konnten. Noch hatten wir etwa zweihundert Ellen zurückzulegen. Da wurde das Leitthier von Neuem unruhig — und dahin sieh wieder das ganze Rudel. Ein anderweitiger Versuch, uns zu nähern, endigte wie dieser. Die Mutter war gar zu flach und bot mirgends irgend welche Deckung. Das vorsichtige Wild hatte uns zwar bemerkt, glücklicherweise aber nicht erkannt und glaubte sich gefahrlos, wenn es einige hundert Schritte weiter gezogen war. Ich fragte Erik, ob es nicht möglich sein sollte, die Rennthiere mir zuzutreiben; er aber verneinte diese Frage so bestimmt, daß ich auf meiner Ansicht nicht weiter behaupten mochte. Nach längerer Berathschlagung schien es uns Beiden am gerathensten anzuschießen oder vielmehr anzuliegen. Wir wählten also zwei Steinen, welche mir für passend hielten, und deckten uns hier hinter Steinen so gut als möglich. Drei, lange drei Stunden lagen wir nun auf derselben Stelle, fast ohne uns zu rühren. Alle Glieder wurden steif, und die Lage auf dem feuchten Moose wurde zuletzt äußerst unbehaglich. Es war eine wirkliche Qual, das Wild fortwährend in größter Nähe vor sich zu sehen, ohne ihm beikommen zu können. Ein Stück um das andere that sich nieder. Die alten Thiere spielten mit den Kälbern; einige äßten sich, zogen hin und her, sicherten von Zeit zu Zeit und bewegten sich gelatien weiter, immer auf derselben Stelle. Aber wir hielten aus, bis Leben und Bewegung in die Thiere kam. Langsam aber stetig zogen sie auf uns zu, leider mehr nach Erik's als nach meinem Anstand hin; zuweilen bemächtigte sich das Jagdfieber meiner und schüttelte die Büchse hin und her, wenn ich versuchsweise anschlug. Jetzt brauch-

ten die Thiere mir blos noch hundert Schritte näher zu kommen, — da krachte Erik's Büchse. Das Rudel schreckte, zog ängstlich hin und her, sicherte und wurde endlich flüchtig. Ein Stück lahmte und trennte sich von den andern. Es war stark aber nicht tödtlich verwundet und suchte so gut als möglich zu entrinnen. Zu meiner Freude kam es dabei mir gerecht; ich schoß und sah es im Feuer zusammenstürzen. Auf diesen zweiten Knall zog das flüchtige Rudel quer durch Sumpf und Moor dem höheren Gebirge zu und war alsbald unseren Blicken entschwunden.

Jetzt sprangen wir freudig empor und reckten und dehnten die gleichsam gelähmten Glieder; dann eilten wir nach der erlegten Beute hin. Erik's Kugel hatte den Vorderlauf zerschlagen; die meinige war genau auf das Blatt gekommen. Wir weideten das Wild aus, schnitten und den Vorderlauf ab, wühlten in der Halde eine Grube aus, legten das Thier in dieselbe und deckten es sorgfältig mit Steinen zu, um unseren frischen Mitjäger nicht zu verfuchen. Nun nahmen wir einen kräftigen Imbiß ein und traten hierauf unseren Rückweg an. Nach fast vierstündiger Wanderung erreichten wir todtmüde Fogstuen.

Am andern Morgen zog Erik mit einem Pferde aus, um die Jagdbeute herumzuschaffen. Er sah das Kalb des Altthieres auf dem Sterbefelde seiner Mutter, von dem übrigen Rudel aber keine Spur mehr.

Ich war noch am folgenden Tage gliedersteif, gleichwohl aber zog es mich wieder in die Berge. Deshalb gingen wir gegen Abend von Neuem auf die so anziehende Jagd. Drei Tage lang mühten wir uns ohne Erfolg; allein nur das Regenwetter, welches eintrat, konnte uns zurückscheuchen. Wir durchwanderten diese Meilen und drangen bis in das innerste Gebirge vor. Dabei sahen wir über hundert Rennthiere in verschiedenen Rudeln, und ich konnte so ganz nach Wunsch beobachten. Aber ich denke, daß es besser sein wird, wenn ich das Ergebniß meiner Erfahrungen erst später, bei Gelegenheit der Beschreibung des Rennthieres, berichte.

Spohr.

Wie die hohe, edle, imposante Gestalt in ihrer plastischen Ruhe hier abconterfeit ist, so stand der große Meister — man braucht sich nur das Hausköpplein wegzudenken — in seinen Concerten vor dem Publicum. Tausende und Abertausende hat er durch den wunderbaren Zauber seines Geigenspiels und seiner gediegen schönen Compositionen aus der gemeinen Wirklichkeit in eine ideale Welt erhoben, Geistern und Herzen die entzückendsten Stunden bereitet. — Wir theilen einige Notizen über ihn aus seiner vor Kurzem erschienenen Selbstbiographie mit, der wir den weitesten Leserkreis wünschen, da sie sich nicht allein reizend gleich einem guten Roman liest, sondern viel reiche Belehrung über Kunst und Künstlerthum gewährt.

Spohr wurde am 5. April 1784 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater als Arzt practicirte. Die Familie zog nach zwei Jahren nach Seesen. Vater und Mutter waren musikalisch. Da sie sehr oft des Abends musicirten, so wurde der Sinn und die Liebe zur Tonkunst schon früh in dem Knäblein geweckt. Es wurde ihm auf einem Jahrmarkt eine kleine Geige gekauft, und damit war die Richtung seines Lebens entschieden. Der Vater hatte ihn eigentlich zum Studium der Medicin bestimmt, gab aber der Neigung des Sohnes zur Musik nach, ließ ihm Unterricht auf der Violine geben, so gut er in Seesen zu haben war, und schickte ihn nach der Confirmation nach Braunschweig, wo er bessere Lehrer fand. Er machte reißende Fortschritte, und so sendete ihn der Vater im Alter von vierzehn Jahren allein nach Hamburg, um sein Brod als Virtuos selbst zu verdienen. Der Alte hatte sich in der Jugend kühn durch die Welt schlagen müssen und glaubte, das müsse jeder junge und kräftige Mensch auch können. Die Sache mißlang; der Knabe kam nicht zum Spiel und mußte, da das Reisegeld auf die Neige ging, zu Fuße nach der Heimath wandern. In Braunschweig angekommen, richtete er eine Bittschrift an den Herzog um Unterstützung seiner weiteren musikalischen Studien. Sie wurde gnädig aufgenommen, er durfte sich vor dem Hofe produciren und wurde hierauf in die Kapelle aufgenommen. Im Jahr 1802 machte er als Schüler des berühmten Violinspielers Eck mit diesem die Reise nach Petersburg. Seine erste größere Kunstreise durch Deutschland fällt in das Jahr 1804. Was er als Virtuos und Componist bereits zu dieser Zeit, in seinem zwanzigsten Jahre gewesen, davon giebt die Anzeige des Auftretens in Leipzig durch die dortige Allg. musikal. Zeitung ein überraschendes Zeugniß. Nachstig schreibt: „Herr Spohr gab am 10. December 1804 zu Leipzig ein Concert und auf Aufforderung Vieler am 17. ein zweites; in beiden aber gewährte er uns einen so begeisternden Genuß, als außer Rode kein Violinist uns gewährt hatte, so weit wir zurückdenken können. Herr Spohr gehört ohne allen Zweifel unter die vorzüglichsten jetzt lebenden Violinspieler, und man würde über das, was er, besonders noch in so jungen Jahren, leistet, erstaunen, wenn man vor Entzücken zum lauten Erstaunen kommen könnte. Seine Concerte gehören zu den schönsten, die nur vorhanden sind, und besonders wissen wir dem aus D moll durchaus kein Violinconcert vorzuziehen, sowohl in Hinsicht auf Erfindung, Seele und Reiz, als auch in Hinsicht auf Strenge und Gründlichkeit" ꝛc. Weiterhin heißt es: „Herr Spohr kann Alles! Was vorerst Richtigkeit des Spiels in weitester Bedeutung heißt, ist hier, gleichsam als sicheres Fundament, nur vorausgesetzt; vollkommene Reinheit, Sicherheit, Präcision, die ausgezeichnetste Fertigkeit, alle Arten des Bogenstrichs, alle Verschiedenheiten des Geigentons, die ungezwungenste Leichtigkeit in der Handhabung von diesem Allen, selbst bei den größten Schwierigkeiten — das macht ihn zu einem der geschicktesten Virtuosen. Aber die Seele, die er seinem Spiele einhaucht, der Flug der Phantasie, das Feuer, die Zartheit, die Innigkeit des Gefühls, der feine Geschmack, und nun seine Einsicht in den Geist der verschiedensten Compositionen und seine Kunst, jede in diesem ihren Geiste darzustellen, das macht ihn zum wahren Künstler."

Wir haben den kleinen Artikel vollständig wiedergegeben, weil er in prägnantester Kürze alle Vorzüge Spohr's als Virtuos und Componist auf's Treffendste schildert, und weil diese wenigen Zeilen zugleich den glücklichsten Einfluß auf des Künstlers ganze künftige Laufbahn ausübten. Denn mit diesem Urtheil, von einer Stadt ausgehend, die damals mit vollem Recht unter die ersten Autoritäten in Sachen der Kunst zählte, war der Ruf des bis dahin fast noch ganz unbekannten jungen Mannes plötzlich weithin verbreitet worden. Von diesem Augenblick an war Spohr anstatt ein demüthig um Gehör sollicitirender überall ein mit Spannung erwarteter, ja oft schon im Voraus aufgeforderter Concertgeber, dem überall Auditorien und reiche Einnahmen nicht mehr fehlen konnten.

Die Folgen davon äußerten sich nun auch in anderen Beziehungen. Schon 1805 erhielt er die Stelle des Herzogl. Concertmeisters zu Gotha. Spaßig ist, wie er dort die erste Bekanntschaft mit seiner nachherigen Gattin machte. In einem Concerte, welches er in der Stadt gab, saßen in der ersten Zuhörerreihe zwei junge Mädchen, wovon das eine bei Spohr's Auftreten, erstaunt über seine lange und schlanke Gestalt, wohl lauter als sie wollte, ausrief: „Siehe doch, Dorette, welch eine lange Hopfenstange!" Diese Dorette war eine bedeutende Virtuosin auf Harfe und Pianoforte und die Tochter der Gothaischen Hofsängerin Scheidler. Bei einem Besuche, den der junge Concertmeister der Mutter machte, erröthete Dorette in der Erinnerung an jene Aeußerung ihrer Freundin, und — die künftige Verbindung war eingeleitet. Dorette wurde Spohr's Gattin. Er schrieb mehrere herrliche Stücke für Harfe und Violine, mit welchen das Künstlerpaar auf seinen vielen Kunstreisen durch Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich, England und Italien überall enthusiastischen Beifall erntete. Zwischen diese Reisen fallen zeitweilige Anstellungen Spohr's als Kapellmeister in Wien und Frankfurt a/M. Dann privatisirte er ein Jahr in Dresden, worauf er eine lebenslängliche Anstellung als Kapellmeister in Cassel annahm.

Dies war der Wirkung Spohr. Ebenso früh aber wie das virtuose hatte sich in Spohr das schaffende Talent geregt, und mit demselben Eifer und außerordentlichem Fleiße wie jenes hatte er auch dieses ausgebildet — im Ganzen mit gleichem Glück und Erfolg. Er schuf eine Menge Duette, Quartette, Quintette ꝛc.,

welche sich würdig an die Seite der Haydn'schen, Mozart'schen und Beethoven'schen anreihten und die Freunde der Kammermusik beglückten. Ebenso vermehrte er das Repertoire der Concertanstalten durch echt schöne, gediegene und originelle Symphonien. Weniger glücklich war er mit seinen ersten Oratorien und Opern, da ihm zu ersteren die tieferen contrapunktischen Studien, zu letzteren die genauere Kenntniß der Singstimme abgingen. Aber mit eisernem fleiße holte er das Fehlende nach, und bald kamen auch auf diesen Gebieten echte Meisterwerke von ihm zum Vorschein, wie u. A. das Oratorium „die letzten Dinge" und die Opern „Faust", „Zemire und Azor" und „Jessonda" bezeugen. Der Charakter seiner Werke spricht sich aus durch Schönheit, Gediegenheit, Klarheit, tiefen Seelenausdruck und Adel des Styls.

Als Dirigent war Spohr ebenfalls höchst tüchtig. Nicht allein stand er fest und sicher vor seiner gewohnten Kapelle, er wußte sich auch bei jedem fremden Orchester, und selbst bei jenen aus den verschiedensten, und oft heterogensten Elementen zusammengesetzten Massen, wie sie die großen Musikfeste zusammenführten, gleich das Vertrauen auf seine sichere Führung zu erwerben, und überall die befriedigendsten Erfolge dadurch zu gewinnen. Nicht minder ausgezeichnet hat er sich als Lehrer erwiesen, daher die Schüler ihm von allen Seiten zuströmten; die bedeutendsten Violinvirtuosen nach ihm sind a. seiner Schule hervorgegangen. Endlich darf man ihn auch als Schriftsteller eine nicht gewöhnliche Begabung und Ausbildung zugestehen; die Beweise dafür geben seine in der Allgem. musik. Zeitung gelieferten Briefe und Berichte aus Paris und Rom, so wie seine Selbstbiographie. So vielfeitig war seine Begabung, deren glänzende Ausbildung nur durch einen unerhörten Fleiß möglich war; allerdings wurde er darin durch einen äußerst kräftigen und stets gesunden Körper unterstützt, den er sich durch unausgesetzte Leibesübungen und ein mäßiges Leben zu erhalten wußte.

Zu den schönen Eigenschaften des Künstlers gesellten sich alle Tugenden des Menschen. Spohr war im vollsten Sinn des Worts ein edler, sittlicher Charakter, und der Lohn dafür — eine zufriedene Existenz. Genie ohne Sittlichkeit kann wohl großen Ruhm, aber niemals innere Zufriedenheit verschaffen.

Ganz ohne irdisches Leid das Leben zu durchwandeln, ist indessen keinem Sterblichen beschieden. Auch Spohr trafen einige harte Schicksalsschläge. 1834 wurde ihm seine Gattin durch den Tod entrissen; und als er später durch eine zweite Heirath sein häusliches Glück hergestellt zu haben glaubte, starb ihm seine Tochter Therese, ein neunzehnjähriges blühendes Mädchen. In solchen schweren Zeiten suchte er, wie Goethe, die schmerzlichen Eindrücke durch vermehrte geistige Thätigkeit zu überwinden. Manche Unannehmlichkeiten scheint ihm auch seine politische Gesinnung herbeigerufen zu haben. „Wie allen hochedlen Seelen" — heißt es in der Vorrede zu seiner Biographie — „war ihm die Unrechtheit, das Abweichen vom Gesetzmäßigen in den Tod zuwider. Seine bekannte Hinneigung zur liberalen Seite, die ihm wohl von oben her zum Vorwurfe gemacht ist, war eine natürliche Folge davon. So haßte er unverhohlen die Willkür, den Druck, die Verfolgung und suchte ihnen um der guten Sache willen überall nach Kräften entgegen zu treten, ja er sprach sich wenigstens, wenn er nicht dagegen ankämpfen konnte, ohne Scheu und im Innersten entrüstet darüber aus." Da mochte es denn auch wohl Niemand in Cassel überraschen, als er im November 1857 plötzlich gegen seinen Wunsch pensionirt wurde und zwar mit einer geringeren Summe als der, an welche er hätte Anspruch machen können.

Spohr im Jahre 1838.

Das letzte Jahr seines Lebens verbrachte er in einer traurigen körperlichen und geistigen Lethargie, in welche ihn Altersschwäche, vor Allem aber die Folge eines Armbruches 1857 versetzt hatten, und aus welcher er sich nur für Augenblicke erheben konnte. Er wünschte daher seinen Hingang sehnlich herbei, und als das Sünnlein kam — am 23. October 1859 — ist er mit dem Ausdrucke der größten Zufriedenheit in seinen schönen, edlen Zügen entschlafen.

Spohr wird in der Musikgeschichte fortleben als Muster eines echten großen Künstlers und edlen Menschen. Er hat in seinem ganzen Leben keine einzige gemeine Notenzeile hingeschrieben und keine einzige gemeine Handlung begangen.

Das Schlachtfeld der Natur oder der Kampf um's Dasein.

Von Dr. Louis Büchner.

Er sprach und blies auf dem Rasen fort:
„Das Eine wächst, wenn das Andere dorrt,
Das ist mein ewiger Weidevert."

Rückert: Chidher.

Wie oft schon hat man die Natur mit einem Schlachtfeld verglichen, auf dem die lebenden Wesen mit einander um ihr Dasein ringen, ohne zu ahnen, welch' tiefe Weisheit, welch' große naturphilosophische Wahrheit in diesem Vergleich verborgen liege! Erst seitdem vor Kurzem der geistvolle Engländer Darwin, der berühmte Naturforscher von der Weltumseglung des Beagle, sein merkwürdiges Buch über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreiche durch natürliche Züchtung oder Erhaltung der vervollkommneten Racen im Kampfe um's Dasein geschrieben hat, ein Buch, von dem sein Uebersetzer, Professer Bronn in Heidelberg, sagt, daß es eine Umgestaltung der gesammten naturhistorischen Wissenschaft erwarten läßt, erst seitdem wissen wir, was jener Ausdruck zu bedeuten hat. Aeußerlich, so setzt Darwin auseinander, scheint die Natur in Heiterkeit und Ueberfluß zu strahlen; aber in Wirklichkeit ist es nur ein steter, ununterbrochener, mit Aufbietung aller Kräfte geführter Kampf sowohl der Einzelwesen unter einander, als derselben gegen die äußeren Lebensverhältnisse, in welchem schließlich nur der Stärkste, Beste oder mit irgend einem eigenthümlichen Vortheil Ausgerüstete den Sieg davonträgt. Ueberall, wohin wir in der Natur blicken, gewahren wir schöne und vortreffliche Anpassungen, sowohl von einem Theile der Organisation eines lebenden Wesens an den andern, als von einem Wesen selbst an das andre, als auch endlich von diesen Wesen an die äußeren Lebensbedingungen, wofür zahllose Beispiele vorliegen. Wie vortrefflich ist der Sprecht durch den Bau von Fuß, Schwanz, Schnabel und Zunge befähigt, Insecten unter der Rinde der Bäume hervorzuholen! Wie ausgezeichnet befähigt den Wasserkäfer die Bildung seiner Beine zum Unterlaufen und macht ihn damit geschickt zur Flucht, wie zur Verfolgung! Wie leicht trägt der Wind den mit seinen Haaren besetzten Samen durch die Luft und läßt ihn da oder dort zur Weiterentwicklung niederfallen! Wie gut schützt die Thiere im Norden ihr dichter Pelz vor dem Erfrieren, wie gut seine Farbe das grüne auf einem Blatt lebende Insect oder das weiße Schneehuhn vor Verfolgung! Wie schön befähigt das zarte Spitzchen an dem Schnabel junger Vögel dieselben zum Durchbrechen der sie umhüllenden Eischale rc.! Alles dieses nun erklärt Darwin als Folge des Ringens um's Dasein und der mit ihm verbundenen natürlichen Züchtung.

Wie der Mensch bei der Züchtung seiner Hausthiere die besten oder die mit besonderen Vorzügen oder Eigenthümlichkeiten versehenen Thiere auswählt und zur Nachzucht verwendet, so thut dieses in noch weit höherem Grade die Natur selbst, indem sie jede wenn auch noch so geringe Abweichung des einzelnen Wesens, vorausgesetzt daß sie für dessen Erhaltung vortheilhaft ist, unaufhörlich heranswählt und auf die Nachkommen überträgt, und dabei den schwachen Bemühungen des Menschen, der doch schon soviel erreicht hat, unendlich überlegen ist. Schon de Candolle und Etell haben nachgewiesen, daß alle organischen Wesen im Verhältniß der Mitbewerbung unter einander stehen. Die Vögel, welche sorglos um und her ihren Gesang erschallen lassen, leben von Insecten oder Samen und vertilgen daher beständig Leben; aber ihre eignen Eier oder Nestlinge werden unaufhörlich von Raubvögeln und andern Feinden zerstört, und Mangel an Futter, Kälte oder andere Naturereignisse lassen sie zu Zeiten zu Tausenden zu Grunde gehn, wobei die kräftigsten, schnellsten oder mit besonderen Vortheilen ausgerüsteten die meiste Aussicht auf Erhaltung haben. So ringen zu Zeiten des Mangels alle Naturwesen um Nahrung und Leben mit einander oder mit den Naturbedingungen selbst. Eine Pflanze ringt am Rande der Wüste mit der Trockenheit um ihr Dasein, und eine andere, welche jährlich tausend Samen erzeugt, von denen vielleicht nur ein einziger zur Entwicklung kommt, mit anderen, welche schon den Boden bekleiden. Eine Mistel ringt nicht blos mit dem Baume, auf dem sie ihr Schmarotzerdasein frißet, sondern auch mit andern beerentragenden Pflanzen, damit die Vögel eher oder lieber ihre Früchte verzehren und ihren Samen ausstreuen, als der andern. Der Kampf folgt schon unvermeidlich aus der Neigung aller Organismen, sich in viel stärkerem Verhältniß zu vermehren, als allein zur Erhaltung ihrer Gattung nöthig wäre. Kein lebendes Wesen vermehrt sich langsamer, als der Elephant; dennoch würde, ständen seiner Vermehrung keine Hindernisse entgegen, die Erde nach 500 Jahren von 15 Millionen Elephanten als Abkömmlingen eines einzigen Paares bevölkert sein! Jedes Wesen strebt daher nach äußerster Vermehrung seiner Anzahl; aber äußere Beschränkung und Mitbewerbung hindern es an der Erreichung dieses Zieles.

Auf einem Rasen, der stets kurz abgeweidet wird, tödten die kräftigeren Pflanzen die minder kräftigen, da die letzteren dem äußeren Eingriff weniger zu widerstehen im Stande sind; so hat man auf diese Weise von 20 beisammen wachsenden Arten 9 zu Grunde gehen sehen. Viele Thiere werden durch Raubthiere im Zaume gehalten, diese wieder durch Nahrungsmangel, Klima rc. Oft entstehen auf diese Weise die verwickeltsten und nur zum Theil erkennbaren Verhältnisse. Das Gedeihen der schottischen Kiefer in England ist abhängig von dem Rinde, das sie als junges Pflänzchen abweidet, wenn sie nicht eingefriedigt wird. Ueberträgt man dieses nach Paraguay in Südamerika, wo keine Rinder, Pferde und Hunde verwildern, wie in anderen Gegenden Südamerika's, weil eine gewisse Fliege durch Eierlegen in den Nabel ihrer Jungen diese tödtet, so kann das Gedeihen oder Nichtgedeihen einer Pflanze von der An- oder Abwesenheit insectenfressender Vögel, welche jener Fliege nachstellen, abhängig sein! So giebt es bekanntlich eine Menge Pflanzen, welche nur durch den Besuch von Insecten, wie Bienen, Hummeln, Motten, befruchtet werden und unbefruchtet bleiben, wenn man jenen Besuch und damit die Uebertragung des Fruchtstaubs von der männlichen auf die weibliche Blüthe hindert. Die Existenz der Hummel aber z. B., welche bei einer bestimmten Pflanzenart oder an einem bestimmten Orte jenes Geschäft übernimmt, hängt von der Zahl der Feldmäuse ab, welche ihre Nester und Waben aufsuchen und zerstören; deren Zahl aber wieder wird bedingt durch die Anwesenheit von Katzen, Eulen rc., so daß von der Existenz eines solchen Raubthieres die Menge gewisser Pflanzen an einem gegebenen Orte geradezu als abhängig angesehen werden kann. Säet man verschiedene Weizenarten durcheinander, erntet ihre Samen ohne Sonderung, säet sie wieder, und so fort, so bleiben zuletzt nur die stärksten und fruchtbarsten und diejenigen, welche dem Boden am meisten entsprechen, übrig. Bei den Schafen hat man beobachtet, daß gewisse Gebirgs-Barietäten unter andern Barietäten auszerben. Eine Schwalbenart vertrieb in den Vereinigten Staaten eine andere Art. Die Vermehrung der Misteldrossel hat in Schottland die Abnahme der Singdrossel zur Folge gehabt. In England ist nach dem Botaniker Hooker die eingeborene schwarze Ratte fast ganz verschwunden unter den Zähnen der grauen Ratte aus Hannover, welche die Schiffe Wilhelm's des Dritten über die Nordsee geführt hatten, während aus San Francisco in Californien berichtet wird, daß es dort anfangs nur weiße Ratten gab, bis diese durch die von den Schiffen eingeführten schwarzen Ratten vertilgt wurden.

So ist die Natur ein Schlachtfeld, auf welchem stets das Eine das Andere mordet oder zu unterdrücken strebt, und zwar nicht bloß in unmittelbarem Kampfe, sondern noch mehr mittelbar durch größere Fruchtbarkeit, bessere Werkzeuge zur Auffuchung der Nahrung oder Vermeidung von Gefahr und Verfolgung und Aehnliches. Die Wirkung des Klima's namentlich ist zumeist eine indirecte und durch Begünstigung andrer besser daran gewöhnter Arten vermittelte. In englischen Gärten giebt es Pflanzen, welche zwar das Klima an sich vertragen, indem sie in den Gärten ganz gut gedeihen, aber außerhalb derselben nicht, weil sie den Kampf mit den dort lebenden Mitbewerbern nicht auszuhalten im Stande sind. Daher ist auch die Mitbewerbung zwischen den am nächsten verwandten Arten am heftigsten, weil sie nahezu dieselbe Stelle im Haushalt der Natur einnehmen und daher am meisten bestrebt sind, sich gegenseitig zu verdrängen. So hängt nicht blos die Existenz, sondern auch sehr oft der Bau

eines jeden organischen Wesens auf die innigste, aber oft verborgene Weise mit der aller andern organischen Wesen zusammen, sowohl derer, mit denen es in Mitbewerbung steht, als auch derer, von denen es lebt oder verfolgt wird.

Dieser „Kampf um's Dasein", von dem hier nur einige wenige Beispiele aufgeführt werden konnten, hat nun eine große und merkwürdige, oben schon angedeutete Folge! Alle organischen Wesen sind von Natur aus derart zu kleinen Abänderungen von ihrer Art geneigt, daß einzelne Individuen einer Art von Zeit zu Zeit derartige Abweichungen zeigen und durch Vererbung derselben auf ihre Nachkommen eine sogenannte Abart erzeugen. Diese Abänderungen können entweder nachtheilig oder vortheilhaft oder keines von Beiden sein. Ist das Letztere der Fall, so hat die Sache keine weitere Folge. Ist dagegen die Abänderung nachtheilig, so wirkt sie in demselben Maße auf die Vertilgung des sie besitzenden Wesens hin, wie eine vortheilhafte auf dessen Erhaltung und Ausbreitung wirkt, indem sie demselben ein Uebergewicht über seine Mitwesen in dem Kampfe um das Dasein verleiht. Denkt man sich dieses durch hundert oder tausend oder noch mehr Generationen hindurch fortgesetzt, so ist leicht einzusehen, wie die Natur stets bestrebt sein muß, nicht nur die besten Formen zu erhalten und die schlechtesten zu unterdrücken, sondern auch überall schöne und zweckmäßige Anpassungen der kämpfenden Wesen unter einander oder an die äußeren Lebensbedingungen hervorzurufen. Wirkt z. B. große Kälte auf eine Gegend ein, so haben nur diejenigen Einzelwesen Aussicht ihr zu widerstehen, welche durch Kraft oder durch dichte Bedeckung oder irgend einen sonstigen Vortheil vor ihren Mitwesen ausgezeichnet sind — Vortheile, welche sie auf ihre Nachkommen forterben und so allmählich ein zum Aufenthalt in einem Klima besonders befähigtes Geschlecht hervorbringen.

Ein auf grünen Blättern sich aufhaltendes Insect won grüner oder ein auf Baumrinden lebendes von grauer Farbe hat längst seine andersgefärbten Mitwesen in dem Kampf um das Dasein überwunden und vernichtet, weil es einen Vortheil in Bezug auf Verfolgung vor ihnen voraus hatte, den jene nicht besaßen. Wenn das Alpenschneehuhn weiß oder der Birkhahn mit der Farbe der Moorerde erscheint, so sind diese Farben Einzelnen unter ihren Vorfahren nützlich gewesen und ihnen von diesen vererbt worden. Wenn der Hirsch ein kräftiges Geweih oder wenn der Hahn einen starken Sporn hat, so haben diese Organe ihren Vorfahren in dem Kampfe gedient, welchen diese Thiere um ihre Weibchen zu besitzen pflegen, und haben sich dadurch, daß sie Einzelnen unter diesen durch stärkere Hervorbildung einen größeren Vortheil gewährten, in steigender Entwicklung auf die Nachkommen fortgeerbt. So auch mag z. B. das Auge, dieses vollkommenste der Organe, durch zahllose Abstufungen von einem einfachen empfindenden, mit Pigment umgebenen und von einer durchsichtigen Haut bedeckten Nerven, wo er sich bei den Kerthieren findet, allmählich bis zu seiner jetzigen hohen Ausbildung gelangt sein — eine Ausbildung, welche indessen immer noch nicht allen Anforderungen zur Vollkommenheit entspricht. Die nektarabsondernden Pflanzen haben einen Vorzug vor denen, welche dieses nicht thun, wegen der Insecten, welche sie am liebsten besuchen, und der dadurch erleichterten Befruchtung. Je mehr Blüthen- oder Fruchtstaub eine Pflanze hervorbringt, um so größer ist ihre Aussicht auf Erhaltung und Fortpflanzung dieser Eigenthümlichkeit, wenn auch die Menge der Keimstoffe, welche ein organisches Wesen erzeugt, hierbei nicht allein bestimmend ist, sondern auch eine Menge andrer oft unbekannter Umstände mitwirken. So legt der Essturmvogel nur ein Ei und soll doch der zahlreichste Vogel der Welt sein. In Ostindien findet man Pflanzen, welche erst seit der Entdeckung von Amerika von da eingeführt worden sind und welche, durch die Umstände begünstigt, sich dergestalt entwickelt haben, daß sie jetzt vom Cap Comorin bis zum Himalajah reichen.

So ist die aus dem Kampfe um das Dasein nothwendig folgende natürliche Züchtigung täglich und stündlich durch die ganze Welt beschäftigt, auch die geringsten Abänderungen oder Anpassungen ausfindig zu machen, sie zu vervollkommen, wenn gut, oder zurückzuweisen, wenn schlecht, und damit die organische Welt einer stets Vervollkommnung entgegenzuführen. Minder begünstigte Formen müssen dabei nothwendig abnehmen, seltener werden und endlich aussterben, um neuen, kräftigeren oder besser angepaßten Formen Platz zu machen, wofür die zahlreichsten und treffendsten Beispiele vorliegen. Ja, die Arten müssen fortwährend abändern, um nur bei Kräften zu bleiben. Jede Spielart, jede neu entstandene Art hat eine größere Kraft und Lebensfähigkeit, als die früheren, und läßt diese, mit seltenen Ausnahmen, nicht mehr aufkommen, weshalb auch eine geschlagene Art kaum jemals wiederkehrt, sie ist für immer vertilgt. Die heutige Welt, als die jüngste, ist auch die verhältnißmäßig stärkste und schlägt alle andern, wofür die canarischen Inseln und Neuseeland ein treffliches Beispiel liefern. An diesen Orten hat sich ihrer isolirten Lage halber eine ältere und weniger vervollkommnete, den längst untergegangenen Formen ähnlichere organische Welt erhalten, welche aber durch die nun von Europa her eingeführten Pflanzen und Thiere auffallend rasch unterdrückt und ausgerottet wird, weil diese in dem Kampfe auf einem größern Gebiet und unter mannigfaltigeren Lebensverhältnissen eine größere Kraft und Lebensfähigkeit erlangt haben. Selbst Thiere, welche an längst vergangene organische Zeitalter erinnern, wie das Schnabeltier und das Schuppenthier, und welche man gewissermaßen als lebende Fossilien ansehen kann, haben sich an solchen isolirten Orten, geschützt vor der Mitbewerbung, noch bis auf den heutigen Tag erhalten.

Dieses Princip scheint nun seinem Entdecker Darwin ausreichend, um daraus eine vollständige Lösung für das größte und schwierigste Räthsel der Naturforschung, an dessen Erforschung bereits die besten und tiefsten Denker vergeblich ihre Kräfte versucht haben, das Geheimniß der Geheimnisse, wie es ein englischer Philosoph nennt, abzuleiten. Indem dasselbe während Millionen und aber Millionen Jahren durch alle Generationen von Pflanzen und Thieren hindurch formwirke und in unzähligen Abstufungen allmählich Wirkung auf Wirkung häufte, soll es im Stande gewesen sein, nicht blos Abarten, sondern selbst neue Arten, Gattungen, Familien und Classen zu erzeugen und so vielleicht aus dem einfachsten und unscheinbarsten Anfang durch stufenweise Vervollkommnung die ganze ungeheure Reihe untergegangener und lebender Wesen hervorzubringen.

Es steht dem Verfasser dieses Aufsatzes nicht zu, über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieses Gedankens absprechen; die Gelehrten, unter denen die neue Idee ohne Zweifel große Bewegung und erbitterten Streit hervorrufen wird, werden darüber zu entscheiden haben, ob das Darwin'sche Naturgesetz und die von ihm mit außerordentlichem Scharfsinn und seltener Gedankenfülle entwickelten Gründe und Thatsachen ausreichen, um eine so wunderbare Erscheinung, wie den Anwachs der organischen Welt auf Erden, auf natürliche Weise zu erklären, oder ob es hierzu noch anderer, bis jetzt unbekannter oder nur geahnter natürlicher Ursachen bedarf. Fällt die Antwort bejahend aus, so hat Darwin unsterbliches Verdienst erworben und für die organischen Naturwissenschaften dasselbe geleistet, was der berühmte Geolog Ewell für die Geschichte der Erde geleistet hat, d. h. aus kleinen und unscheinbaren Ursachen, welche noch heute und unter unseren Augen wirksam sind, und unter Anwendung eines einfachen und einheitlichen Princips die größten und wunderbarsten Wirkungen der Natur in Vergangenheit und Gegenwart abgeleitet. Sollte aber auch die Antwort verneinend ausfallen, so ist das Verdienst des genialen Forschers immerhin noch groß genug; denn er hat uns den tiefsten Blick in das innere und ungekannte Wesen der Naturerscheinungen thun lassen und wenigstens den Weg angedeutet, auf welchem das große Forschritts- und Entwicklungsgesetz der organischen Natur mit der Zeit gefunden werden kann. Und bei dem Anblick der vielen und merkwürdigen Anpassungen in der Natur, welchen wir neben so vielen Unvollkommenen oder anscheinend Unnützen fast auf jedem Schritte begegnen, werden wir uns nicht mehr verleiten fühlen, unsre Vorstellung mit falschen Zweckmäßigkeitsbegriffen anzufüllen, sondern einsehen, durch welche stufenweise und langwierige Arbeit es diesen oder jenen Naturwesen gelungen ist, bis zu seinem jetzigen Vortheilhaft gegenüber seinen Mitwesen oder den äußeren Lebensbedingungen emporzuringen. Die „Fortschrittsspectrin" ist, wie sich der ausgezeichnete englische Botaniker Hooker ausdrückt, die tiefste von allen, welche je naturphilosophische Schulen in Aufregung versetzt haben. Aeußert sich dieses Fortschrittsgesetz auch nicht in einer stetigen und einfachen Reihe, sondern als ein durch mancherlei Umstände und Schwierigkeiten unterbrochenes, zurückgehaltenes oder undeutlich gemachtes, und fehlt es neben dem Fortschritt auch nicht an stabilen oder stehenbleibenden Formen und Zuständen, ja selbst nicht an Beispielen „rückschreitender Organisation", so ist es doch im Großen und Ganzen

unverkennbar und von der höchsten Bedeutung für unsre ganze Welt- und Naturanschauung.

Aber seine volle Wichtigkeit lernen wir erst einsehen; wenn wir dasselbe auf unser eignes Geschlecht, auf den Menschen anwenden. Denn der Forschritt in dem Kampf um's Dasein ist nicht blos ein physischer, sondern auch ein intellectueller, ein geistiger. Geistige Anlagen, Triebe und Neigungen, einerlei ob angeboren oder erworben, vererben sich ebenso auf die Nachkommen, wie körperliche Vorzüge oder Abänderungen, wofür eine Menge der schlagendsten Beispiele bekannt geworden sind, und auf diese Erfahrung gestützt, sowie auf die merkwürdigen Nachweise, welche Darwin über die allmähliche Herausbildung und Vererbung der Instincte und Geistesthätigkeiten der Thiere gegeben hat, wird man nicht umschwer zu dem Schlusse gelangen, daß jedes Vermögen und jede Fähigkeit des Geistes nur stufenweise erworben werden kann — eine Idee, nach welcher ein englischer Schriftsteller, H. Spencer, schon im Jahre 1855 die Geistesleistre neu zu bearbeiten versucht hat. Daher ist denn auch bei dem Menschen, als dem höchsten und mit den besten geistigen und körperlichen Hülfsmitteln und demnach auch mit dem stärksten Streben nach Vervollkommnung ausgerüsteten Wesen der Schöpfung, der Kampf um das Dasein der heftigste, unbarmherzigste und erfolgreichste. Wie viele Stufen seines eignen Geschlechts der heutige Mensch schon hinter sich und überwunden hat, nachdem die unter ihm stehende Thierwelt überall, wo sie ihm im Wege war, mit Leichtigkeit von ihm verdrängt worden ist, wissen wir nicht; aber unter den jetzt lebenden Menschenracen wird ein gegenseitiger Kampf geführt, wie kaum irgendwo unter Naturwesen, ein Kampf, bei dem die jüngsten und demnach vollkommensten oder wenigstens am besten angepaßten Racen auch die meiste Aussicht auf Erfolg haben.

Für die ältesten Racen gelten Polynesier und Rothhäute, und in der That sehen wir diese mit einer fast unglaublichen Geschwindigkeit vor dem Andrange der weißen Race verschwinden, bis bald nur noch die Urkunden der Geschichte oder der Erdrinde Zeugniß von ihrem Dasein ablegen werden. Am jüngsten und lebenskräftigsten mögen die kaukasische und die Neger-Race sein, letztere für die heißen, erstere für die gemäßigten Klimate, und daher voraussichtlich nach und nach alle anderen Menschenracen von der Erdoberfläche verschwinden machen! Blicken wir nicht hinter, sondern vor uns in die Zukunft, so sind wir im Stande, unsre Phantasie mit dem Bilde einer noch vollkommneren oder besser angepaßten lebenskräftigeren Race zu erfüllen, welche unsern Nachkommen vielleicht dasselbe Schicksal bereiten wird, das wir gegenwärtig unseren schwächeren Mitracen bereiten. Auch die geistigen Fähigkeiten und Leistungen dieser Race werden die unsrigen so sehr übertreffen, daß sie auf uns ungefähr mit denselben Gefühlen herunterblicken werden, mit denen wir selbst auf diejenigen unsrer Vorfahren herabsehen, welche einst die Pfahlbauten in den Schweizer-Seeen oder die Steinärte im Thale der Somme anfertigten!

Diejenigen, welche aus der Betrachtung des ewigen Kampfes und gegenseitigen Mordens in der Natur ein beunruhigtes oder erschrecktes Gefühl davon tragen möchten, sucht Darwin mit dem Gedanken zu trösten, daß der Krieg nicht ununterbrochen ist, daß keine Furcht gefühlt wird, daß der Tod im Allgemeinen schnell ist und daß es meist der Kräftigere, Gesündere und Geschicktere ist, welcher den Sieg davonträgt. —

Blätter und Blüthen.

Auflösung des physiognomischen Bilder-Räthsels. (Siehe Nr. 3.) Jenes Porträt stellt den Sohn des ehemaligen Königs Ludwig von Holland und der Königin Hortense vor, den Neffen Napoleon I., kennt, der jetzt auf dem französischen Kaiserthrone sitzt — und sich Napoleon III. nennt. Die Originalzeichnung, von der wir unsre Copie entlehnten, wurde im Jahre 1836 vom Maler Figaur nach der Natur entworfen, und zwar zu Straßburg im Gefängnisse, wohin Louis Napoleon abgeführt wurde, nachdem seine verfuchte Militär-Revolte gegen Louis Philipp mißlungen war. —

Durch sonderbare Fügungen, die näher zu bezeichnen uns nicht gut zulässig scheint, kam, wie wir bereits früher bemerkten, die Originalzeichnung in den Besitz des Herrn Hofschauspieler Kriete in Dresden, dem wir die Erlaubniß zu unsrer Copie und deren Veröffentlichung verdanken.

H. K.

Das Neujahrsgeschenk, welches bekanntlich in Paris eine große Rolle spielt, ist merkwürdigerweise weniger den Verhältnissen des Gebers als vielmehr denen des Empfängers angemessen.

Ist es einem jungen Manne gelungen, sich einigermaßen in einer Familie einzubürgern, d. h. erhält er zu den verschiedenen Soiréen regelmäßige Einladungen, erweist ihm der Herr Papa die Ehre, ihn als ergänzenden vierten Mann an den Whistisch zu schmieden, verlagt ihm Fräulein Tochter die neunte Quadrille nicht, so zählt er zu den Intimen und muß sich diese Ehre am ersten Januar mit einer, resp. zwei Schachteln Bonbons für Fräulein Tochter, oder selbst Mutter und Tochter, bezahlen. Natürlicherweise muß dies Geschenk den unverkennbaren Stempel eines renommirten Hauses tragen. Unter den unzähligen Bonbonhändlern haben eigentlich nur vier oder fünf bedeutenen Ruf. Boissier, Gouache, Maronnie (für Chocoladenbonbons) und jetzt auch Girardin, der Erzauberdiskus, der dem ältlichen Salz seiner lustigen Schwänke jetzt die Süßigkeiten des materiellen Gewerbeinnens vorzieht. Einer einigermaßen anständigen Dame kann man nur ein aus einem der erwähnten Häuser bezogenes Geschenk anbieten. Die Herren Lieberanten, die diese Nothwendigkeit wenigstens ebenso genau kennen, als die Käufer, halten sich ihren Bull gehörig bezahlen. Ihre Preise liegen außer dem bedeutenen Portzuge eines guten deutschen Unterthanenvermögenstandes. Wie gewöhnlich wird auch hier auf das Aeußere mehr Werth gelegt als auf den Inhalt. Das kleine, geschmackvolle Kistchen mit dem Namen des Fabrikanten ist die Hauptsache, der Inhalt, die Bonbons selber, nur eine angenehme Nebensache.

Daher kommt es, daß seigenher unschuldige Betrug sich sehr verbreitet hat. Junge Leute, die bescheidte Personen in ihrer Verwandtschaft haben, Schwestern oder freundliche Cousinen, lassen sich einige der geleerten Kistchen, wenn die Festtichfeiten vorüber sind, scheulen ymanchmal für Geld und gute Worte). Beim nächsten Neujahr gehen sie zum simplen Materialwaarenhändler und kaufen sür ein paar Franken Bonbons, die dann unter der wohlgelebenen Etiquette eines Boissier einer andern Dame als echte Waare angeschmuggelt werden. Ich habe ein und dieselbe Kiste in Zeit von vier Jahren, zu meinem großen Erstaunen, bei vier verschiedenen Damen meiner Bekanntschaft am 1. Januar auf dem Salontisch paradiren sehen.

Die Conditors, die in den letzten zehn Tagen des Jahres mehr Geschäfte machen, als in den vorhergehenden 355, sind um diese Zeit freigebig, wie zufriedene Leute. Sie gestatten dem Käufer, von allen Bonbons zu naschen, wonach ihm der Gaumen steht, ganz nach Discretion. Daß es da nicht an indiscreten Schwerenöthen fehlt, ist um so erklärlicher, als das scheidende Jahr dem armen jungen Teufel das Leben recht bergällt und er deshalb keine Gelegenheit unbenutzt läßt, sich einige Genüsse etwas zu verschaffen. So giebt es elegante Stuyer, die für zehn Sous Pfeffermünzkuchen kaufen und für fünf Franken Erdbeerbonbons gratis verzehren. „Die Menge muß es bringen," trösten sich die Conditors und werden zu reichen Leuten. In sehr bescheidenen Kreisen werden die Bonbons durch wohlfeile Anseihnen ersetzt.

Außer dem ceremoniellen Neujahrsgeschenk der Bonbons tragen noch alle anderen verkäuflichen und schenkbaren Waaren im letzten Monat des Jahres den verlockenden Namen: „Charmantes Etrennes" Spielzeug für die Kinder, Möbel für junge Ehambre-garni-Bewohner, Bücher für „die reifere Jugend", Modeartikel für die sittige Hausfrau, Alles in einem Worte wird im Schaufenster der Verkäufer, als „poussende" oder „reizende Neujahrsgeschenke" angekündigt. Als solche figuriren z. B. bei den Juwelieren Salmiak für Ohrtleidende, Krähenaugenpflaster und andere reizende Ueberraschungen.

Der Boulevard hat sein ganztiges Sonntagsleid angelegt, das ihm gar nicht steht. Auf beiden Trottoirs ziehen sich zwei lange Reihen bäuerlicher Buden, vom Bastillenplatze bis zur Madeleine, hin. Kreischende Krämer bieten ihre „reizenden" Waaren aus, betrügte Schenker machen ihre Einkäufe. Alles schreit und tobt und zagt durcheinander und langs der Häuser lungert das gräßliche, bleiche Elend, der zerlumpte Bettler, der furchtbar entstellte Krüppel, der die melancholischen Töne seiner verstimmten Leier in den allgemeinen Tumult mischt. Das ist das Beobachtungsfeld, das die Pariser Municipalbehörden der Armuth und dem Gebrechen machen: die Freiheit, die öffentliche Gleichgültigkeit mit ihrem oft Absehen erregenden Elend zu erschüttern. Aber jene Freiheit hat hier zu Lande Gelehrsamkeit. —

Kleine Kinder, die Affen ähnlich in eine Zuavenuniform gesteckt sind, trippeln selig hinter dem Regenschirme ihres Vaters her. Die Armen der Zuaven sind jedoch diesmal etwas gefallen. Spekulanten, die den Zeitverhältnissen Rechnung tragen, haben die bunte Uniform der afrikanischen Garde durch das rothe Hemde des italienischen Dictator vertheilhaft ersetzt. Ich bin wenigstens einem Dutzend kleinen Garibaldi's, mit einer feuchten Nase, rothem Hemde, langem Schleppsäbel und einem schwarzen Filzhute mit wallender schwarzer Feder begegnet, aufserdem trugen die armen, kleinen Wilde grau, keinene Hosen, bei drei Grad Kälte! Da Alles, was am und an dem Soldatenstande hängt, den kleinen Kindern am meisten Spaß macht, sind die Buden mit Trommeln und Trompeten, Gewehren und Kanonen, klirrenden Säbeln und raffelnden Cürassen, in großer Mehrzahl vertreten, lauter geräuschvolle Zerstreuungen, die im Verein mit dem allgemeinen Skandal den Boulevard zu einer wahren Verdpatrilnir machen. Zwei dieser Spielsachen haben dies Jahr

ein belohntes Glück; die Garibaldi-Knallbüchse, die den quietenden Ballon-Tambrick mit Hrdenknall verdrängt hat und als „Freude der Kinder, Ruhe der Familien!“ (sic) von den ambulanten Händlern ausgeschrieen wird, und eine große Puppe, die den kaiserlichen Prinzen als kleinen Grenadier mit einer Bärmütze und dem Großzeug der Ehrenlegion darstellt. Eine neue Art von Propaganda für den Parvenismus. Die zeitgemäßen Umstände haben an einem dritten Spielzeug eine abermalige Metamorphose vorgenommen: es ist dies ein dicker, wohlgenährter Knabe, der, wenn man an einem Schnürchen zieht, zuförderst sichtbar nun einen, grämlichen Mamarin, der vor ihm kniet, mit Sack und Pad versehingt. Haare ist es ein Chinese, im vorigen Jahr war es ein Ostreireicher, 1855 ein Russe, im nächsten Frühling wird es vielleicht ein Landsmann Arndt's sein!

Gelegenheit macht Diebe! Daß es bei diesem Volksaufkaufe, Gedränge und Schiebe nicht an dichtem Spipvolken fehlt, ist offenbar. Das Haus Girouy allein, das bedeutendste Spielwarenlager in Paris, schätzt die rechtlichen Entwendungen im Monat December auf 20,000 Franken Werth.

Die dritte Kategorie der Geschenke bilden die Trinkgelder. Der Hausmeister, der uns im Regen und Schnee eine halbe Stunde vergeblich hat läuten lassen; der Tambour der Nationalgarde, der uns mit seiner Trommel das Trommelfell gesprengt; der Briefträger, der unserer recommandirten Briefe acht Tage im Sack herumgeschleppt hat; der Kellner im Café, der unsere mißlaune eiskalteste Pfeife serviren; der Beim Bedauerkanten, der die Suppe über unsere knitelnagelneuen, noch nicht bezahlten Beinkleider gegossen; der Barbiergehülfe, der, wie Jean Paul sagt, „ein Andenken in unsere Backen, wie in eine Birkenrinde geschnitten“ ꝛc., kurz alle diejenigen, die wir 364 Tage gut bezahlt haben, um uns schecht zu bedienen, verlangen am letzten Tage des jungen Jahres eine außerordentliche Gratification zur Aufmunterung und Besserung. Die Gesammt-Ausgabe dieser Trinkgelder ist für den einfachen, drürürmstiefelten jungen Mann eine Börsenerschütterung von wenigstens 40 — 50 Franken. Ueberschreitet man die Grenze der äußersten Bescheidenheit um eine Spanne breit, so verdreifacht sich dieser Posten.

Leuten, denen man keine persönliche Neujahrsvisite schuldig ist, bringt man nur eine Visitenkarte; steht man ihnen noch ferner, so kann man dieselbe unter Umschlage per Stadtpost befördern lassen. Nur verlangt der gute Ton, das Couvert mit der grünen Fixemarke von einem Sou zu versehen. — P. L.

Der Rabe von St. Jakob. Nach der mündlichen Mittheilung eines sehr hochbetagten Herrn, des ausgezeichneten Partikularrichters Forster, besaßen vor etwa zwanzig Jahren die Benediktiner des Schottenklosters zu St. Jakob in Regensburg einen gezähmten Raben, der einige Worte nachsprechen konnte. Dieser Vogel war der Liebling des ganzen Klosters. Im Winter war sein gewöhnlicher Platz vor dem Empfangzimmer oder auch in diesem, im Sommer daggen im Garten bei der Kegelbahn. Am deutlichsten pflegte der Rabe, wenn ein Fremder in's Kloster trat, zu rufen: „Vater Joseph, Pater Joseph!“ oder auch: „Was willst Du?“ Da geschah es eines Abends, das ein bekannter Gutsbesitzer, der einen Hühnerhund bei sich hatte, durch die Gartenthür bei der Kegelbahn eintrat. Bevor noch die freundlichen Klosterbrüder den Hund des Fremden bemerkten, hatte dieser den Raben schon jagdgerecht gestellt. Indem der Rabe sich widersetzte, that der Hühnerhund ein Gleiches, ohne ihn aus dem Auge zu verlieren. Die Klosterbrüder hatten Sorge, es möchte ihrem Lieblinge etwas widerfahren, und baten den Besitzer, seinen Hund zu rufen. Dieser aber entgegnete, es geschähe dem Raben sicherlich nichts. Da dieß Fixirung in der Länge dem Raben nicht zulagte, so stand er endlich auf und ging dem Hunde entgegen, indem er plötzlich fragte: „Was willst Du?“ Mit einem Satz machte der Hühnerhund Kehrt, schrie mit entgrigtgenem Schweife in einen Winkel des Gartens und war lange nicht zu bewegen, wieder hervorzukommen. H. W.

Hans Sachs, das Vorbild der spätern Meistersänger, geboren am 5. November 1494 zu Nürnberg, dichtete sein erstes Meisterlied als Schuhmachergesell an seinem 20. Geburtstage auf der Wanderschaft zu München, sein letztes am Schwestertabende des Jahres 1569 als ehrsamer Meister und „Rathsverwandter“ zu Nürnberg, hat also volle 55 Jahre lang den Pegasus gezittert. Wie wacker er das Meisteramt, das er am gedachten Schwesterabende in den wohlverdienten Ruhestand versetzte (er selbst starb am 25. Januar 1576, im 82. Lebensjahre), gutummiert, geht daraus hervor, daß er nicht weniger als 4275 Meisterlieder, 208 „traurige Tragedie“ und „fröhliche Komedien“ und 1565 „kurzweilige Schwänke und Remspiele“, in Summa also 6018 größere und kleinere poetische Pieces, fertigte. Mit dieser gewaltigen Productivität, die uns doppelt unbegreiflich ist, wenn wir bedenken, daß Hans Sachs während der ganzen Dauer seines Lebens neben dem Meistergesange auch fleißig Frauen und Kinder handhabte, steht der Nürnberger Meister jedoch keineswegs vereinzelt da. Er ward an Productivität, wenn man namtich nicht sowohl auf die Zahl, als auf das Volumen der Werke sieht, von Don Pedro Calderon de la Barca (geboren im Februar 1600 zu Madrid, gestorben daselbst am 25. Mai 1681) erreicht, und von beiden Landsmann und zum Theil Zeitgenossen Felix Lope de Vega (geboren 1562, gestorben 1635) noch übertroffen. Letzterer, dessen poetische Thätigkeit allerdings einen sechsundsechzigjährigen Zeitraum, vom 14. nämlich bis zum 80. Lebensjahre, umfaßt, schrieb 128 mehraktige Dramen (zumeist Intriguenstücke und historische Schauspiele), größere Erzählungsdramen-Stücke und Passionsspiele, etwa 200 Versspiele und über 100 Dorntitelsammlungen; Lope de Vega aber, welcher etwa die gleiche Zeit wie Hans Sachs dichterisch thätig war, schrieb 2 große Epopöen, 5 mythologische Stücke, 4 große historische Gedichte, 8 Novellen in Prosa, an 1500 Komödien, mindestens 500 Autos sacramentales, Loas und Dazwischen, ein großes komisches Heldengedicht, ein Dutzend größerer didaktischer und beschreibender Gedichte und eine Unzahl von Sonetten, Oden, Romanzen, Elegien und Episteln. Eine „beschränkte Auswahl“ seiner Werke, welche im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Madrid erschienen, füllt immerzwanzig ziemlich starke Bände! X.

Nicht unser Fürst!

Die Sykomore rauscht, ein blendgleichter Rande
Mit leichtem Schritte rennt durch die Prairie,
Hell klingt sein Huf im Takt mit seinem muntern Trabe,
Im fernen Busch hört ihn der deutsche Weidner:
„So weit die deutsche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder singt — “
Aus vollem Herzen stimm' ich ein:
„Das ganze Deutschland soll es sein!“

Nicht weit, an einer klaren Quelle, lehnt im Schatten
Ein Mann, nicht alt, doch schon gebleicht das Haar,
Zur Seit' ein junges Weib, dir Hand dem theuren Gatten,
Der treue Brust dem Säugling reichend dar.
Zu Füßen schlummert lieb und mild
Ein Magdlein noch, der Mutter Bild,
Zum Pflicht hat's Nero's Haus gemacht,
Der knurrend ob dem Liebling wacht.

Der Knabe naht — „ich bringe,“ ruft er, „frohe Kunde
Euch, Vater, Mutter, aus der Nachenstadt;
Der lang' und heiß ersehnten Heimkehr ist gr Stunde
Verkündet, ist's nur des deutschen Sprungsblatt.
Ein deutsches Fähnlein weht vom Mast,
Der treu die Bordwahl, sonder Rast
Schon eilt, schon drängt man froh zum Strand,
Zur Fahrt in's liebe Vaterland!

Das Aug' des Mannes strahlt, er möcht' die Welt umarmen,
Die Gattin schmiegt sich krig an sein Herz.
„So wär's denn wahr? das Lied, das schwere, fand Erbarmen?
O Kinder, hört's, werden ist aller Schmerz!
Vorbei die namenlose Pein,
Ihr Vaterland, ohn' Heimath sein! —
O, seeher Sigra, frein' derad
Auf ihn, der solche Gnade gab!

Die Heimath winkt, schon hör' ich ihre Eichen rauschen,
Seh' Burgen, Teme, stehe Dorf und Heerd,
Den lieben alten Lebern wird' ich wieder lauschen.
Ihr schon ihr Klange einst so gern gehört!
Auch manchet Hügel wohl im Sand
Mich grüßt statt warmen Druck der Hand. —
Und ich — das alte Herz bring' ich,
Ob auch die dunkle Locke dich.“ —

Er nimmt das Blatt aus Sehnesband — es zuckt ein Beben,
Denn Auge langsam eine Thrän' entwillt. —
Dann spricht er leis: „Ein and'rer Fürst ist's, der verjeben,
Sein Herz, so groß als zwei, nicht mehr grollt. —
Uns gilt dies nicht — ein Traum gar schön,
Ein Irrthum war's, ein Mißverstehn.
Gedenk' Dich, Herz, noch sollt's nicht sein —
Ach, wann wird unser Fürst verzeihn?!“

Die Sykomore rauscht, singt rings ein tiefes Schweigen,
Verstohlen rinnt manch' Thränlein in den Sand,
Der Säuglings Augen nur zu hellen Lachen zeigen,
Dem ist der Mutter Schooß noch Vaterland.
Und was hat wohl der Mann verübt?
Sein Vaterland zu heiß geliebt,
Groß soll's und einig wieder sein.
„O Gott vom Himmel, sieh darein!“ —

Leopold Schmer.

Für „Vater Arndt“

gingen in den letzten Wochen bei dem Unterzeichneten ein:

1 Thlr. L. u. M. P. in Oelsnitz. — 13 Thlr. ein deutscher Singverein in Warschau. — 2 Thlr. Benniger in Kochnorka. — 1 Thlr. A. B. — 2 Thlr. 5 Ngr. Wettiner Männer-Liedertafel. — 10 Thlr. Adolf Schröder in Leipzig.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das Leben einer Frau.

Von R. Godin.

Eine laue, wohlige Julinacht voller Sterne breitete ihre Dämmerung über eine Gegend aus, die dazu geschaffen schien, in dieser zitternden Beleuchtung gesehen zu werden. An der fernen Grenze des Horizontes blitzte zuweilen ein südliches Wetterleuchten auf und erhellte mit seinem ungewissen Strahle eine einzeln stehende Mühle, deren Hintergrund, eine hohe, von dunkelgrünen Fichten bekränzte Felswand von rothen Färbung, sich scharf von dem hellen Firmamente abzeichnete. Eine hochgewölbte steinerne Brücke, die auf einer Seite ihren Stützpunkt auf dem Felsen hatte, aus dessen Spalten wucherndes Gesträuch hervordrang und sie mit phantastischem Gezweige schmückte, hob sich über den rauschenden Bergstrom, der die Räder der Mühle trieb. Mit Hast wälzten sich seine bewegten Wellen hinab in das anmuthige Thal, das sich vor einem Landhause mit eleganter Façade ausbreitete. Vom Strahl des Mondes versilbert, leuchtete dies freundliche Gebäude hell aus der Mitte eines sorgfältig gepflegten Gartens hervor, dessen tausend Blumen sich neigten und wiegten, als wollten sie mit den Sternen Grüße tauschen.

Als ob dies einsame Haus zu der Betrachtung, die über der duftenden Sommernacht schwebte, einen neuen Reiz fügen wollte, öffnete sich plötzlich die Glasthüre, die auf den Balcon von Gußeisen führte, und es erschien die Gestalt einer jungen Frau, die hastig unter die blühenden Oleanderbäume trat, die den Balcon zu einer kleinen Laube umschufen. Das Mondlicht enthüllte, indem es auf ihr reizendes Gesicht fiel, den Ausdruck eines leidenschaftlichen Schmerzes, der mit dem Frieden der stillen Landschaft einen grellen Contrast bildete. Sie sank achtlos auf den Sammtsessel und barg ihr bleiches Gesicht in beide Hände; erst die schweren Thränen, die langsam durch ihre schlanken Finger glitten, weckten durch ihre brennende Berührung die junge Frau aus ihrer Betäubung auf.

„Nein, ich darf je nicht weinen," sagte sie leise vor sich hin, „man würde mich fragen, warum?" Sie fuhr wiederholt mit der Hand über die brennende Stirn und wandte sich, mit gewaltsamer Anstrengung Ruhe erzwingend, wieder der Balcenthüre zu. Der erste Blick, den sie auf die Scheiben warf, ließ sie jedoch auf's Neue zusammenzucken und hielt sie wie festgebannt.

Und doch war das Bild, das sich ihren Augen bot, friedlich und anlockend. Der große Salon trug den Charakter jener absichtslosen Eleganz, die dem höchsten Comfort auch Grazie giebt. Ueberall waltete der Hauch eines wohlthuend guten Geschmackes, und eine Fülle von Blumen vereinigte sich mit trefflicher Beleuchtung, um diesen Raum höchst wohnlich zu machen.

Neben einem geöffneten Fenster, zu dem sich mächtiger Epheu wie ein Vorhang hineindrängte, stand ein Spieltisch, von dessen Inhabern drei, wie es schien, mehr damit beschäftigt waren, ein heiteres Gespräch zu führen, als den Karten in ihrer Hand zu folgen. Besonders schien ein etwas corpulenter Fünfzigser in eifriger Verhandlung mit der gegenüber sitzenden Dame, die in ihrem lebendigen Gesicht einen angenehmen Ausdruck herzlicher Heiterkeit trug; die zweite, ältere Dame schien diesem Gespräch mit Antheil zu folgen, während der Vierte der Partie, ein langer, magerer Herr, mit einem starken Ausdruck von Mißvergnügen, die Brille auf seiner spitzen Nase zurecht rückte und mit steigender Ungeduld auf die müßig ruhenden Karten blickte.

In der Mitte des Zimmers stand ein großer Flügel, dessen volle Töne schon seit einiger Zeit unter der Hand eines jungen Mädchens erklangen. Jetzt wanderten die rosigen Finger zerstreut auf den Tasten umher, während ihr hübsches Gesicht einem jungen Manne in Uniform zugewendet war, der sich auf den Flügel lehnte und lebhaft mit ihr plauderte. Sein ausdrucksvolles Gesicht wäre vollkommen schön gewesen ohne den Zug bitterer Ironie, der häufig die feinen Lippen umzog und den sonst edlen Zügen eine unbeschreibliche Härte aufprägte. Seine feurigen, dunkelblauen Augen hafteten mit einer Art von Zerstreuung auf dem frischen Gesichtchen seiner Zuhörerin, obgleich er mit Lebhaftigkeit sprach. Da traf zufällig sein Blick den der jungen Frau, die noch immer regungslos auf dem Balcon stand und den Knopf der Glasthür maschinenmäßig festhielt. Ein schwaches Roth stieg über sein Gesicht, seine Lippen zuckten nur er verlor für einen Augenblick den Faden des Gespräches.

Sie öffnete die Thür und trat in's Zimmer, ein Lächeln auf den Lippen, das anstatt wie eine Thräne im Auge. Freundlich näherte sie sich dem Spieltische.

„Nun, meine liebe Emilie," rief ihr der dicke Herr zu, indem er ihr die Hand bot, „was bringt Du für Neuigkeiten von den Elfen mit Feenkindern, die Du gewiß im Mondlicht hast tanzen sehen?"

„Sind Sie wirklich so begünstigt worden, gnädige Frau?" sprach der junge Officier, indem er sich näherte. „Fast möchte ich es glauben — ich habe einmal ein Märchen gehört von seltsamen Gaben, die die Elfen vertheilen. Doch sagt man, daß sie dafür die Herzen an sich ziehen und denen, die ihnen gelauscht haben, nichts übrig lassen, als ihre Zauberlehren."

„Als ich noch ein Kind war," sagte Emilie träumerisch, „da hat man auch mir ein Märchen von den Elfen erzählt. Da wohnte

Bayerische Staatsbibliothek München

in jeder Blumenknospe ein kleines Elfenkind, das webte den Blüthenkelch aus seinen langen, seidigen Haaren, von seinen Wangen giebt es ihm die Farbe, und Glanz und Schmelz von seinen Augen, und wenn es so die Blume aus sich selbst herausgebaut hat, dann weht es ihr mit seinem Athem ihren süßen Duft zu. Wenn aber die Blume welkt, dann ist es der Elfe, der das Köpfchen senkt. Ich konnte dies Märchen nie vergessen, und so oft ich eine Blume breche, sehe ich das kleine Feenkind darin ersterben."

„Ah, meine gnädige Frau, Sie schwärmen!" rief Herr von Welly mit einem seltsamen Lächeln. „Wer ließe sich träumen, daß Sie dem Zauberspuk Ihrer Lieblinge so ganz entgangen sind und noch genug von Ihrem Herzen übrig behalten haben, um die Leiden der Blumen mitzufühlen!" Der höhnische Zug, der ihm eigen war, glitt bei diesen Worten über sein Gesicht, und sein sprechendes Auge traf Emilien mit einem Blick voll Aufregung. Sie wandte sich erbleichend ab und trat an das Fenster.

„Nun, sehen Sie, Herr von Welly, da haben Sie meine Frau böse gemacht," sagte Emiliens Gemahl, Herr von Werner, scherzend. „Schnell eilen Sie, sich Vergebung zu erbitten, sonst giebt es einen Friedensbruch in unserm kleinen Hofcirkel, und das würde unsere Königin und Hausfrau nicht gestatten," fügte er mit einer Verneigung gegen sein vis-à-vis hinzu.

Welly folgte Emilien in die Fensternische. Ohne ihre Stellung zu verändern, fühlte sie seine Nähe; sie bebte an allen Gliedern, und als seine brennenden Blicke auf ihrem Gesicht ruhten, hob eine magnetische Gewalt ihre Augen zu den seinigen empor. Eine flehentliche Bitte um Schweigen lag in diesen großen, beschreienen Augen, aber Welly wollte sie nicht verstehen.

„Emilie," sagte er in gedämpftem Tone, „wollen Sie mich zur Verzweiflung treiben?"

Sie blieb stumm, während ihr Blick mit einem fast irren Ausdruck auf ihn geheftet war.

„Nun, kaltes Herz," sprach er mit Bitterkeit, „so wiederholen Sie denn Ihre früheren Worte, heißen Sie mich gehen, Sie niemals wiedersehn — diesmal werde ich Ihnen gehorchen."

„Nein," erwiderte die junge Frau, während ihre Hand zuckte und ihre Wange todtenblich ward, „nein, denn ich will und kann Sie nicht verlieren!"

Mit einer stürmischen Bewegung von Glück und Triumph beugte er sich, um seine Lippen auf ihre Hand zu drücken; in diesem Augenblicke ließ sie das Fensterbret los und sank besinnungslos zur Erde.

Die älteste Tochter einer vornehmen, aber mittelreichen Familie, war Emilie in ihrem sechzehnten Jahre, zwar ohne Zwang, aber nicht ohne Widerstreben die Frau eines ältlichen Mannes geworden. Einsach erzogen und von ernster Gemüthsrichtung, war ihre Phantasie noch nicht mit selbstgeschaffenen Träumen angefüllt, und sie trug Herrn von Werner, einem bewährten Freunde ihres Vaters, herzliches Vertrauen, selbst Zuneigung entgegen; dennoch fühlte sie, als sie ihr Jawort gab, daß sie damit Vielem entsage, und die Stimmung, womit sie das elterliche Haus verließ, war keine freudige. Bald aber sollte sie ihr neues Leben lieb gewinnen. Die herzliche Zuvorkommenheit ihres Mannes verschönerte ihre Tage durch viele angenehme Stunden, das Bewußtsein, ihm sein Haus zum angenehmsten Aufenthalt gemacht zu haben, that ihr wohl, sein gebildeter Geist entwickelte den ihren, und sein unbeschränktes Vertrauen gab ihr Zuversicht zum Leben überhaupt. Nur vermißte sie zuweilen mit einem Gefühl von Unbefriedigung bei ihm die Theilnahme für manche Dinge, die einen Theil ihrer inneren Existenz ausmachten — vermißte eben unbewußt die Jugend mit ihrem lebhaften Gefühl, mit ihren süßen Uebertreibungen. Klar, wie ein Thautropfen, lag ihr ganzes Sein und Wesen immer vor dem Auge ihres Gatten, der in ihr den Schmuck seines Lebens sah, ohne jemals ihr und der Welt gegenüber aus der ruhigen Haltung zu kommen, die dem älteren Manne an der Seite einer jungen und schönen Frau so wohl ansteht.

Auf diese Weise waren sechs Jahre vergangen, als diese harmonische Existenz durch einen mächtigen Sturm bedroht ward. Emilie lernte Herrn von Welly kennen, und von dieser Zeit an wich der Friede aus ihrer Seele. Eduard von Welly war einer jener Menschen, denen oft zu begegnen eine gefährliche Sache für eine Frau ist, deren Herz nicht die Liebe zum Wächter hat. Ohne Rang und Vermögen hatte ihm doch seine anziehende Persönlichkeit, sein glänzender Geist und eine unwiderstehliche Art sich zu benehmen in der geselligen Welt eine oft beneidete Stellung erworben. Verwöhnt, gesucht, umhuldigt wie eine schöne Frau, hatte ihn dennoch sein scharfer Verstand vor der Klippe lächerlichen Uebermuthes bewahrt, und obgleich der Strudel seines äußerlichen Lebens seine Tage aussüllte, so war er durch dasselbe keineswegs befriedigt. Eine glühende, wandernde Phantasie, ein schwärmerischer Enthusiasmus, den er vor Aller Augen verbarg wie eine Lächerlichkeit, im Innern seines Herzens aber hegte und pflegte wie ein Paradies, fanden nirgends hinreichenden Stoff. Trotz mancher galanten Verbindungen war sein Herz nie ausgefüllt worden, und er war sich bewußt, in dessen Tiefe Schätze zu tragen, die kein Ungeweihter zu heben fähig war.

Emilie weckte zum ersten Male diese schlummernden Mächte in ihrer ganzen Kraft und Gluth. Sobald er sie sah, liebte er sie. Die klare Lauterkeit, die ihr ganzes Wesen umgab, die ruhige, anmuthige Heiterkeit, die einen Hauptzug ihrer Erscheinung ausmachte, gaben ihm ein süßes Gefühl von Glück und Befriedigung, so oft er in ihrer Nähe war. In der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft ruhte er in dieser wonnigen Empfindung aus wie ein Kind am Busen der Mutter, und forderte vom Leben und von Emilien nichts weiter, als häufig um sie zu sein. Bald aber wurde dies stille Gefühl durch eine Leidenschaft verdrängt, die durch keine Schranke gehemmt ward, selbst nicht durch das Bewußtsein, Emiliens Glück für immer zu untergraben.

Während der ersten Monate ihrer Bekanntschaft, wo Welly sich Emilien mit achtungsvoller Auszeichnung genähert hatte, wo weder Blick noch Wort, man könnte sagen, kein Gedanke seines Herzens ihr Bangigkeit einflößen konnte, überließ sie sich dem Zauber seiner Unterhaltung mit sorglosem Vergnügen. Zwar empfand sie von Anfang an ihm gegenüber eine instinctartige Scheu und Zurückhaltung, die einem weniger arglosen Herzen wohl eine Ahnung von Gefahr hätte geben können. Ihre Gedanken waren aber so entfernt von jenem Unrecht, die letzten Jahre, während welcher mancher vergebliche Versuch gemacht worden war, ihr Herz zu gewinnen, hatten ihr eine solche Sicherheit gegeben, daß sie voll Zuversicht auf ihr eigenes Gefühl geworfen war. Ach, sie hatte vergessen, daß das Herz jenem alten Märchen gleicht, wo eine Prinzessin den tausendjährigen Schlaf schlafen muß, bis der Ritter mit der Springwurzel kömmt, die Pferde zu sprengen und sie zu erlösen. Gar Viele kommen gezogen mit dem Glauben zu siegen und finden sich getäuscht. Da endlich erscheint aber der Rechte, der den Zauber besitzt, vor dem die Thüren sich öffnen und der des Schlosses Schätze und der Prinzessin Hand gewinnt. Dies goldne Schloß, was ist es anders als das Herz mit seinen reichen Schätzen, und die Prinzessin drinnen ist die Liebe! Gar Mancher kann an die goldnen Pforten klopfen, fehlt ihm aber der Zauberspruch, der sie öffnet, so zieht er unbeviegt heim. Aber wenn der rechte Ritter kommt, wenn seine Stimme ruft: Wach' auf, nun mir zu gehören! dann verwachen die alten süßen Wiegenlieder von Ruhe und Glück das erwachte Herz nicht mehr einzuschläfern.

Als Eduard Welly das erste Wort der Leidenschaft vor Emilie aussprach, taumelte sie vor sich selbst zurück, wie vor einem Abgrunde. Ach, Alles, was in ihr schlief, war vor dem Zauber dieser klangvollen Stimme schon längst erwacht, ohne daß sie es wußte, nur als er ihr sagte, daß er sie liebe, fühlte sie an dem brennenden Entzücken, das sie durchfuhr, welche Riesenschritte sie schon auf dem Wege der Leidenschaft zurückgelegt hatte. Doch noch fand sie Kraft genug, ihm nicht zu zeigen, was in ihr vorging. Mit zitternden Lippen und fliegender Farbe, aber mit ernsten Worten hieß sie ihn gehen und nie wagen, ihr solche Worte zu wiederholen.

Er wagte es aber doch. So muthig sie sich zu beherrschen strebte, war ihm doch ihre Aufregung nicht entgangen. Mit ihrer erzwungene Heiterkeit konnte die Blässe ihrer Wangen, die Mattigkeit ihrer Augen nicht verstecken, als sie ihm wieder begegnete. Er fühlte, er wußte, daß er geliebt ward.

Der Anblick dieser zarten Blume, die eben noch so hold geblüht und Jedermann mit den Düften ihres süßen Wesens erfreut hatte, und die nun wie gebrochen schien, hätte ein großmüthiges Herz zur Entsagung bestimmen müssen. Aber Eduard von Welly trug in sich ein Gegengewicht für all seine glänzende Liebenswürdigkeit, das um so furchtbarer war, als er die Geschicklichkeit be-

Digitized by Google

faß, es zu verbergen — er war durch und durch Egeist. Kein schwererer Gedanke hielt ihn zurück, mit allen Waffen der Leidenschaft Emiliens widerstrebendes Herz zu bestürmen; in dem Uebermuthe seiner Liebe glaubte er sie für Alles, was sie um ihn leiden würde, entschädigen zu können. Er war nur zu sehr daran gewöhnt, die Frauen, denen er gehuldigt hatte, sich unter seinen Willen schmiegen zu sehen, und je hoch er auch Emilien stellte, zweifelte er doch keinen Augenblick daran, daß sie ihm gehören würde.

Die junge Frau rang indessen mit einer Angst, die sie nicht zu stillen vermochte. Zum ersten Male enthüllten sich ihr die schweren Geheimnisse des Lebens, die Tiefen des eigenen Herzens. Sie faßte nach allen Stützen, die ihr bisher Gleichgewicht gegeben hatten, fand aber jetzt nichts von allem dem, was bisher das Leben selbst für sie gewesen war. Fast alle jungen Herzen bereiten die Liebe durch viel geltene Träume in sich vor; der Mann, der diese knospenden Empfindungen aufblühen läßt, ist nur die bestimmte Form des heimlich gehegten Bildes, der ersehnte Messias, der das übervolle Herz zu erlösen kommt. Emilie war aber so jung, mit so unberührter Seele in die Ehe getreten, daß die erste Einsicht in die Geschichte des Herzens ihr nur durch Andere und erst zu einer Zeit kam, wo ihr klarer hochsinniger Geist sich der angewiesenen Lebenseinrichtung bereits freiwillig angeschlossen hatte. Sie mußte denn auch die Liebe, als sie plötzlich und ungerufen kam, alle Stützen ihrer Seele aus den Augen reißen und sie in eine neue, furchtbare Welt schleudern. Sie fühlte mit schneidender Klarheit, daß die verhängnißvolle Stunde, die allen tieferen Menschen unter Kämpfen und Zuckungen schlägt, für sie gekommen war, daß es jetzt hieß: Stehen oder Fallen — ohne Wiederruf. Eine furchtbare Angst ergriff sie. Sie **wollte** nicht unterliegen, wollte dem Bewußtsein des Rechtes und der Pflicht nicht entsagen — um jeden Preis wollte sie sich selbst treu bleiben, aber mit Grauen begriff sie nach einiger Zeit, daß ihre Kraft schwächer war als ihr Wille. Ihr noch wenig geprüfter Muth erschöpfte sich in dem Bemühen, Welly eine Kälte zu zeigen, die sie weder vor seinen Bestürmungen noch vor ihrem eigenen Herzen zu schützen vermochte.

Als sie anfing, an sich selbst zu zweifeln, suchte sie ihr Heil in der Flucht. Sie überredete ihren Mann, mit ihr der Einladung einer Bekannten zu folgen und einen Theil des Sommers auf deren reizend gelegenem Landsitze zu verleben.

Kaum hatte sie aber ausgesonnen, den wohlthätigen Einfluß dieses Entschlusses zu empfinden und sich zu dem rettenden Berkehr mit ihren Gedanken fähiger zu fühlen, als auch Welly in dieses Asyl eindrang. Sein Erscheinen gab ihr mehr ernsten Muth, mehr Willenskraft, als alle eigenen Anstrengungen vermocht hatten. Ihr Zartgefühl war tief empört, und der Stolz eines unverletzbaren Herzens regte alle ihre Kraft zum Kampfe gegen eine Verfolgung auf, die sie tiefer zu stellen schien, als sie selbst in dem bittersten Bewußtsein ihrer Schwäche es je gethan hatte. Sie empfing ihn mit eisiger Kälte, und das verletzte Gefühl war kräftig genug, um den Gedanken an eine zweite Flucht gar nicht aufkommen zu lassen. Er sollte nicht denken, daß sie ihn fürchte!

Das unerfahrene Herz der jungen Frau traute sich aber größere Festigkeit zu, als es besaß. Der Einfluß seiner Nähe übte langsam, aber stärker als je, seinen verhängnißvollen Zauber, und Emilie widerstand zuletzt demselben nicht mehr. Zwar suchte sie sich stets mit gleicher Festigkeit jedem Alleinsein mit Welly zu entziehen und wich so jeder Erklärung aus, aber ihr Herz war todtmüde, ihre Kraft gebrochen, ihr Muth dahin. Ihr so ergebenes freundschaftliches Gefühl für ihren Mann verwandelte sich in Todesangst vor jedem leisen Zeichen der Zärtlichkeit, das von ihm kam. Unter der grausamen Aufgabe, ihre Aufregung unter einem Lächeln verbergen zu müssen, alle diese Thränen, die ihr das Herz schwellten, nicht weinen zu dürfen, brach ihre Gesundheit. Ihre Wangen erbleichten immer mehr, und ihre langen Nächte ohne Schlaf waren erfüllt von trostlosen Gedanken. Sie konnte das Bewußtsein nicht ertragen, daß ihr bisher so klares Leben jetzt nur **eine** Lüge war. Und dennoch waren die Thränen, die sie in jenen Nächten weinte, nicht die bittersten ihres Lebens!

Als Welly Monate vorübergehen sah, ohne trotz seiner Ueberzeugung von Emilien geliebt zu sein, ihr auch nur um einen Schritt näher zu kommen, als er sah, wie diese Frau, deren inniges Wesen er richtig beurtheilte, dennoch den Muth fand, ihm mit abweisender Kälte entgegen zu treten, erwachte in ihm der unbändige Stolz, die nachsichtslose Eitelkeit, die so oft die besseren Eigenschaften seines Herzens beherrschten.

Er veränderte sein ganzes Benehmen; kein Wort, kein Blick sagte ihr mehr, wie sonst, daß sie alle seine Gedanken ausfülle; eine ruhige, gleichgültige Höflichkeit schien an die Stelle der bisherigen Leidenschaft getreten zu sein.

Dies brach ihren Muth. Mag ein Benehmen wie dieses ein noch so abgenutzter Kunstgriff sein, auf ein unerfahrenes Herz wird er doch niemals seine Wirkung verfehlen. Erst jetzt ward Emilie sich bewußt, welches nie eingestandene Glück die Gewißheit seiner Liebe ihr trotz Allem gegeben hatte. Die Qual, die sie bei dieser Veränderung empfand, stieg von Tag zu Tag mit einer Gewalt, die sie um alle Fassung brachte. Bald war sie dahin gekommen, daß ihr alles erträglicher schien, als noch länger diese langweilig Stimme Andern zugewendet zu hören, diese dunkeln Augen an ihr vorüberstreifen und auf dem Antlitz anderer Frauen ruhen zu sehen. In der Verweiflung solcher Stunden hätte sie ihren Leben darum gegeben, sich ein Glück zurückzuerlangen, das ihr doch nur Thränen gebracht hatte, so lange sie es besaß. In einer solchen Stunde war es auch, wo Welly einmal wieder die Maske fallen ließ, und ihrem wunden Herzen das Geständniß ihrer Liebe entriß, — ein Geständniß, das sich ihren Lippen entrang, wie der letzte Seufzer eines Sterbenden.

Die junge Frau verlebte eine schwere Nacht. Tausend Leiden, tausend Schreckgifte zeigten sich ihr, wenn sie vorwärts blickte. Jetzt, wo die Macht des Augenblicks ihren so ernsten Willen besiegt hatte, verlieh sie das Vertrauen auf sich selbst so gänzlich, daß sie sich selbst verloren gab. Aber nicht lange blieb diese Muthlosigkeit Herr über sie. Noch einmal sagte sie sich, ob Rettung möglich sei. Sie dachte daran, ihrem Mann einen den Zustand ihres Herzens zu bekennen und ihn anzuflehen, sie weit, weit wegzuführen. Während sie aber diesen Vorsatz muthig ins Auge zu fassen suchte, ersatzte sie ein solches Grauen vor der Zukunft, daß sie verzagte. Sie fürchtete sich vor ihrem Manne, sie fürchtete sich vor sich selbst. Seit sie Welly hatte in ihr Herz blicken lassen, begriff sie die Möglichkeit nicht mehr, ihre Liebe zu stören. Der Fluch, der jede verbotene Leidenschaft begleitet, ersatzte auch sie: ihre Begriffe von Recht und Unrecht verwirrten sich. Sie fragte sich, ob es denn wirklich ihre Pflicht sei, an der Seite ihres Mannes fortzuleben, während sie einen Andern so glühend liebte. Werner's herzliche Freundlichkeit noch länger hinzunehmen, erschien ihr wie Treubruch und Verrätherei; ach, er war in diesen Augenblicke für sie nichts mehr als ein Verbot, das gebieterisch zwischen ihr und ihrem Glücke stand. Wie sollte sie an seiner Seite bleiben, während jeder Gedanke ihres Herzens ein Diebstahl an seinen Rechten war? wie sollte sie hoffen, ihn noch glücklich zu machen, wenn er einmal wußte, daß sie seinen Gedanken mehr hatte, der für ihn war?

Nein, diese Zukunft schien ihr unmöglich! Die Sophistik ihrer Leidenschaft nannte sie sogar verbrecherisch. Noch keine Erfahrung hatte sie gelehrt, daß die Qual, die in ihrer vollen Kraft ewig und unerschöpflich scheint, nichts Anderes ist als eine hohe Wege des Lebens, daß selbst die Liebe vergänglich ist in all den Beziehungen, die sie zur Leidenschaft ausprägen. Aber diese furchtbaren Zweifel, diese tiefen Irrthümer waren dennoch nicht fähig, ihre Seele ganz zu vergiften. Auch nicht einen Augenblick kam ihr der Gedanke ihren Mann zu hintergehen. Aber es gab **einen** Ausweg, und ihre vom Sturm umhergeworfene Seele klammerte sich mit der letzten Kraft an denselben an. Wenn es ihr gelänge, sich Freiheit zu erringen! Wenn sie mit dem Opfer der glänzenden Aeußerlichkeiten ihres Lebens sich das Recht erlausen könnte, wenigstens ihre Gedanken, wenn auch nicht ihre Handlungen von der schweren Pflicht zu lösen, — wenn sie ihrem Mann dazu bestimmen könnte, in eine Scheidung zu willigen!

Freiheit! Süßer Gedanke voll Hoffnungen, die sie sich nicht einzugestehen wagte, die aber doch in ihrer Seele aufsämmerten! Und wenn es auch keine andere Zukunft gab als die, ungestört weinen zu dürfen, so schien ihr dies schon ein Paradies gegen die Aufgabe, ein ganzes Leben hindurch ihre Liebe zu bekämpfen und die Wahrheit zu verleugnen.

Als dieser Gedanke Besitz von ihr genommen hatte, ward sie ruhiger. Es schien ihr, als dürfe sie endlich ihr Herz freisprechen, als habe sie den Weg gefunden, der sie wieder mit sich selbst versöhnen konnte. Ach, ein Weg voll Dornen und Abgründe!

Als sie am nächsten Morgen in den gewohnten Kreis eintrat, schwinkelte ihr. Alles schien verändert, alles von geheimnißvoller Unruhe und Unstätigkeit befangen. Sie selbst war so anders geworden seit gestern, freiwillig hatten ihre Gedanken ihre ganze Lebensrichtung umgestürzt, und es war nicht der Alp einer schweren Stunde gewesen, nein, noch jetzt im Lichte des Tages, im Angesichte der Menschen hielt ihr Wille dies Alles fest. Als sie Wolly erblickte, brohte alle Fassung sie zu verlassen. Er sah, wie sie kämpfte, und zog sich gleich nach der Mahlzeit in sein Zimmer zurück, um Briefe zu schreiben, wie er hinwarf.

Seine Entfernung hob aber nur einen kleinen Theil des Gewichtes, das auf Emmens Brust lag. Noch war ihr Mann da, dessen Blicke sie stets von Neuem erbleichen, dessen unbefangenste Worte sie zittern machten; noch waren alle die Andern da, die sie fürchtete wie argwöhnische Feinde. Um sich eine einsame Stunde zu sichern, sprach sie die Absicht aus, ihre Mappe mit einem der schönen Punkte zu bereichern, die der ausmalungen Gegend so viel Reiz gaben, und ungeschickt, wie man meinte, daß sie es bei solchem Anlaß liebte, schlug sie ihren Weg nach der Mühle ein.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Kaukasus.*

Nr. 1.

Auf dem Bazar von Eriwan.

Nachdem wir bald in der mit Felsen wie besäeten Steppenfläche angekommen waren, deren Einförmigkeit durch hindurchgegangene Canäle und tatarische Dörfer und Gehöfte wenig unterbrochen wurde, ging es ziemlich rasch auf Eriwan, den Hauptort des russischen Armenien, vorwärts. Die Stadt selbst konnten wir wegen eines vor sie hingelagerten Felsenzuges erst sehen, als wir an das Thor gelangten, doch hielt uns dafür zuerst der als der der Regel ausstehende, mit ewigem Schnee bedeckte Alagös, dann aber, nachdem wir die Felsenhöhe von Eriwan erreicht hatten, der große 16254 Fuß hohe Ararat schadlos. Von der grandiosen Majestät, mit der sich dieser Bergriese aus der unabsehbaren Steppenfläche erhebt, vermag kaum ein ausgeführtes großes Farbenbild eine genügende Vorstellung zu geben. Wir hatten dazu das Glück, diesen weltberühmten Bergkegel in der günstigsten Herbstbeleuchtung zu sehen, bei der allein es möglich ist, ihn bis zum Gipfel mit voller Schärfe und Klarheit zu überblicken, denn in den andern Jahreszeiten lagern entweder dichte Wolkenmassen, welche ihn wie ein ungeflatterter Gürtel umgaben, um die Gegend der Schneelinie, oder es umflattern leichte, weiße Gewölke die zierlich in den Aether sich aufkanzende Spitze und beeinträchtigen dadurch den Totaleindruck.

Ich hatte von dem Staatsrathe Grafen Salagub Briefe an den Gouverneur, bei dem ich wohnen sollte, und der mich auch später mit einer solchen Gastlichkeit empfing, daß er mich in Wahrheit sein Haus wie das meine ansehen ließ. Doch während meines ersten Aufenthaltes in Eriwan trafen wir ihn nicht daheim, weshalb Tscherkew, der Flügeladjutant des Kaisers, mein liebenswürdiger Reisegesellschafter, mich zu dem Prinzen Emilon Saun-Wittgenstein mitnahm, dem er mich ohne Weiteres vorstellte, obgleich ich noch in meinen unförmlichen Reisepelztiefeln stak und überhaupt nicht so angethan war, wie es nach Europäischen Begriffen für eine erste Staats-Visite unumgängliches Erforderniß ist. Der Empfang war trotzdem ein sehr wohlthuender und vielleicht um so mehr, je weniger das conventionelle Ceremoniell hierbei gewahrt wurde, denn auch der Fürst erschien in weiten Morgenbeinkleidern und einer rothen Jacke. Fieber und Reisestrapazen hatten mich so angegriffen, daß ich mich bald in das mir eingeräumte Schlafzimmer begab, dessen große Spiegel, Mahagonimöbel, schwere Teppiche und Verhänge wenig an den Kaukasus erinnerten. Nur in dem Bettgestell bekunden sich noch hiesigem Gebrauche keinerlei Betten, das harte Holz war Alles, worauf auch ich hätte liegen müssen, wenn ich mit Decken und Kissen nicht selbst versehen gewesen wäre.

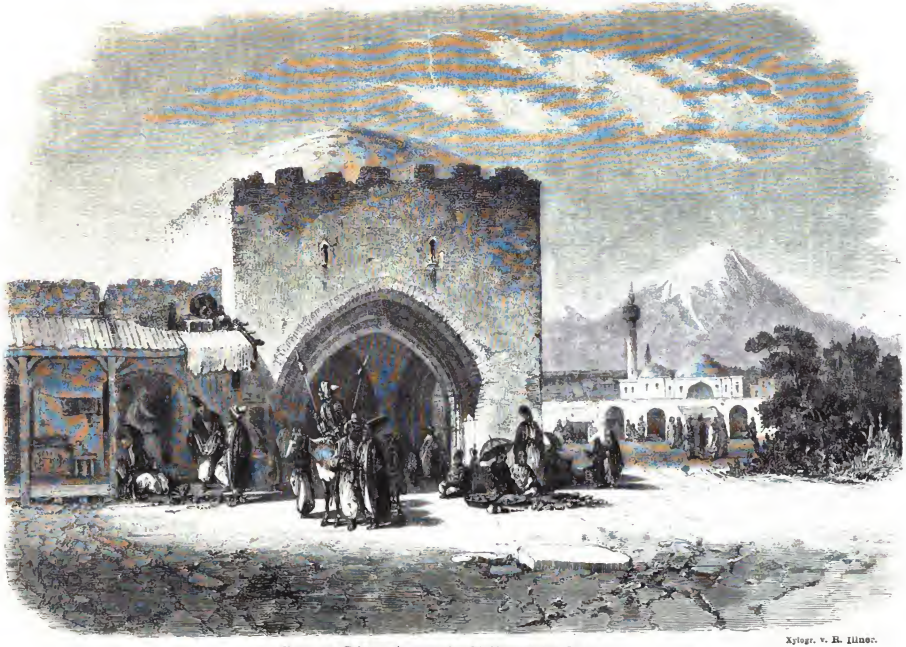
Eriwan lernte ich bei diesem ersten Besuche wenig kennen, da ich eile, in das nahe türkische Gebiet zu gelangen, um möglichst ungestört durch kriegsgetümmel meine Studien zu machen. Der Fürst, Chef des Regiments, das vor Bajaset stand, der Assistant des Gouverneurs und mehrere Andere schlossen sich von Eriwan aus der Expedition an. Da sie zu Pferde reisen wollten, so fuhr ich in meiner Civilkleidung im Tarantaß allein voraus und hatte dadurch wieder das Schicksal, Ursache eines komischen Verwechselung zu werden. Die hundert Mann Cosaken nämlich, welche dem Prinzen und Tscherkew das Geleit zu geben bestimmt waren, Perser und Tataren in ihren reichen und malerischen Parade-Costümen, darunter Beys und andere Große, hielten mich für den geborenen Oberen unserer ganzen Gesellschaft und wurrten auf ihren prächtig aufgeschirrten, flinken Pferden staunend um meinen Wagen, in welchem ich mich behaglich ausstreckte. Bald kam der, bald kam jener salutirend herangesprengt, und da ich der Sprache nicht mächtig war, so mußte ich mir wohl oder übel die mir widerfahrene Ehre gefallen lassen. Auch war der Anblick der wilden, oft orientalischen Cavalcade für mich als Maler viel zu interessant, als daß ich ihn durch eine vorzeitige Besorderung unterbrechen konnte. Der Kutscher mit dem ehrwürdig langen Barte und mein verschmitzter Kosak trieben sich wohl einmal mit halbem Lächeln nach mir um, doch wagten sie nicht den Arrbum zu heben und die mir erwiesenen Ehrenbezeigungen dem nachgehenden Fürsten zuzuwenden, dem sie ohne Zweifel viel zu lästig waren, um sie mir nicht zu gönnen.

Wir lassen das Weitere der Reise nach Bajaset unsern Gewährsmann in einer spätern Nummer erzählen und begleiten ihn dafür nach seiner Rückkehr nach Eriwan auf seinen Ausflügen durch die Stadt. Noch vor der Stadt stellte er zu einem Reisegefährten kommen, dessen Bekanntschaft ihm nützlich ward. Er erzählt:

Beim Souper wurde mir ein Armenier vorgestellt, der fließend französisch sprach, angeblich in Marseille gewesen war und, nachdem er den französischen Consul von Tiflis bis zur türkischen Grenze begleitet hatte, sich jetzt in ziemlich zweifelhaften Verhältnissen auf dem Rückwege nach Tiflis befand. Ich nahm den armen Teufel mit in meinen Wagen, da ich mir von ihm, wenn auch nicht gerade die beste Gesellschaft, doch allerlei gute Dienste versprechen konnte. Er war der Landessprache nicht blos mächtig, sondern auch in den feineren Verkehrskünsten seinen Landsleuten gewachsen, so daß ich mit ihm reisend die Hoffnung hatte, weniger geprellt zu werden. Schon die erste Nacht war er mein Stubencamerad, und da entdeckte ich denn auch bald, weshalb manche seiner Bewegungen etwas genirt gewesen waren. „Der Zahn der Zeit hat Ihnen den Boden aus Ihren Unausfprechlichen genagt," bemerkte ich ihm. „Ach was!" versetzte er mit gutem Humor auf meine Bemerkung eingehend, „fitzen die Zähne der Zeit auf den Rücken der Kamerele? Das Reisen und Rutschen auf diesen Wüstenschiffe ist schuld, ich bin leider nicht im Besitz eines besseren Paares, sonst würde ich denselben jetzt den Vorzug geben. Selbst meine Wäsche ist zerrupft, Herr Maler, aber große Geister sieht das nicht." Damit wünschte er mir gute Nacht. Doch was mußte ich an meinem dreitägigen Armenier erleben, als es 12 Uhr war? Er erhob sich, zündete

* Wir erlauben uns, unsere geehrten Leser auf diese Fragmente besonders aufmerksam zu machen. Dieselben sind dem in Kurzem erscheinenden größeren Werke entnommen: „Acht Jahre im Kaukasus, Reiseskizzen vom Maler Paul Frankow, herausgegeben von Dr. Schanenburg." Mit zahlreichen Originalabbildungen. — Der Verfasser, ein überaus talentirter Künstler, hat den Kaukasus in den verschiedensten Richtungen zu durchreisen, zum Theil im Auftrage des Grafen Salagub, alle denkwürdigen Punkte, die das von der russischen Krone beherrschte Land über den orientalischen Kaukasus enthalten, und bereitet jetzt, nachdem er vor einigen Monaten zurückgekehrt ist, die reichen Schätze seiner Skizzenhefte zur Veröffentlichung vor. — Außer diesen Reiseskizzen beabsichtigt er ein größeres Prachtwerk, eine „Kaukasus Mappe", in photographischen oder Farbendruckbildern zu veranstalten, das weiter dazu beitragen soll, diesen interessanten Theil des Erdteils, in dem der Kampf zwischen dem griechischen Kreuze und dem türkischen Halbmonde, zwischen Civilisation und Barbarei früher oder später wieder entbrennen muß, unserer genaueren Kenntniß aufzuschließen.

Die Red.



Xylogr. v. R. Ilmer.

Bazar von Eriwan mit der großen Moschee und dem Ararat.

Nach der Natur aufgenommen von Paul Franken.

Licht, kaum — eine Pfeife an und rauchte zwei Stunden. Keine Protestation half. Das sei seine Gewohnheit, bethenerte er mir, er könne nicht leben, wenn er nur diese Zeit nicht rauche, ich müsse mir das schon gefallen lassen. „So rauche denn", erwiderte ich ihm, „doch lösche das Licht aus, damit ich schlafen kann." „Herr Maler," war seine Antwort, „Sie sind kein Raucher, sonst würden Sie wissen, daß man den Dampf auch sehen muß, wenn die Pfeife ein Genuß sein soll." Ich ließ ihn nach diesen Argumentationen gewähren und lag bald in gutem Schlafe, war ich doch wieder in Eriwan.

Der erste Eindruck, den diese ehemalige Hauptstadt von Persisch Armenien macht, ist kein günstiger; die Straßen sind ungepflastert und schmutzig, die Häuser klein und niedrig und noch dazu hinter zinnartigen, lehmfarbigen Mauern versteckt. Kommt man jedoch aus den Ebenen des Ararat oder den einförmigen Weg von Nassichiwan heraus, welches als Grenzort gegen Persien zwei Tagereisen weit nach Süden liegt, so empfängt man in dem Anblick der in vielen Abtheilungen am Fuße einer Hügelreihe zwischen Gärten herumliegenden Stadt einen sehr wohlthuenden Eindruck, wiewohl der Ruf ihrer Unüberwindlichkeit sich in seiner Weise bestätigt. Die eigentliche Veste ist einige hundert Schritt von der Stadt entfernt und wird an der einen Seite als schroffer Fels von der Zanga bespült, wogegen sie auf der andern nur einen trockenen Graben und eine doppelte Reihe von Erd- und Lehmwällen besitzt, welche durch eine vierundzwanzigstündige tiefwige Kanonade der Erde gleich gemacht werden könnten. Doch hat der dreimalige vergeblich Sturm der Russen, die hier den siebenzigjährigen, aber höchst tapfern Hussein Khan sich gegenüber fanden, sehr viel zu diesen Rufe beigetragen, zumal dem Sieger Paskiewitsch darnach der Name Eriwanskoy ward. Wo früher die alten Sadare der Grenze in orientalischer Pracht zu schweigen pflegten, ist von den Russen jetzt ein Lazareth bestellt. Nur ein einziger geweihter großer Saal, der allerdings mit Spiegelglas ausgeleget ist, erinnert durch seine Betenüße vieler berühmter persischer Schah's und Herrschaften, sowie durch Wandverzierungen anderer Art, seine reichverzierten Vorhänge und runden, farbigen Glasscheiben an die vormalige Größe seiner Bewohner. Eriwan hat jetzt etwa 15,000 Bewohner.

Am andern Morgen war mein Armenier noch mit einigen Künsteleien beschäftigt, durch die er seine Rechnung veranlassen wollte, den Schaden, welchen seine Pantalons auf dem Kameelrücken davon getragen hatten, freundnachbarlich jedem neugierigen Auge zu entziehen, als ich mich schon auf den Bazar von Eriwan begab. Die Bazars großer Städte sind meist die Brennpunkte des orientalischen Lebens und zeigen dasselbe in seiner originellsten Weise. Nicht selten sind es vielfach verzweigte bedeckte Passagen, zu deren beiden Seiten Buden, Schuppen, Magazine und Kaffeehäuser hinziehen, und in denen Alles, was zum Lebensgenuß und Lebensverkehr gehört, zum Verkauf aufgestapelt ist. Die Buden sind eng und schmal; vor ihnen sitzt der Verkäufer mit untergeschlagenen Füßen, die Pfeife im Munde, das Wasserrohr zur Seite. Die Magazine enthalten die verschiedenartigsten Waaren. Eine Menschenmasse treibt sich den ganzen Tag auf dem Bazar herum und liefert die anziehendsten Motive für den Pinsel des Malers. Beys und Aga's in reicher Kleidung, den reichverzierten Säbel an der Seite, den von Diamanten blinkenden Dolch im Gürtel, begeben sich in die Kaffeehäuser, um sich auf die vor denselben ausgebreiteten Divans niederzulassen und rauchend und Kaffee schlürfend einen Theil des Tages zu verbringen. Hier, sowie nicht selten in den nahegelegenen Moscheen werden auch ganz im Stillen die Revolutionen und Angriffe verabredet, die plötzlich losbrechen und den Orient in Verwicklungen aller Art stürzen. Innerhalb der großen Bazars hat jede Art von Handel und Gewerbe ihr besonderes Viertel. Hier die Waffenhändler mit den schönsten Säbelklingen von Khorassan, dort die Goldschmiedearbeiten, die Juweliere mit Perlen und geschliffenen Steinen, da die Sattelverarbeiten, Sättel in allen Farben und reichster Verzierung, kostbare Schabracken, Zäume und Halsbiemen mit Troddeln und endlich außer vielem Anderen die Buden der Eswaarenhändler.

Der Bazar von Eriwan unterschied sich wesentlich von dem von Tiflis und nahm mein Interesse im höchsten Grade in Anspruch, sowohl wegen der malerischen Motive, an denen er überreich ist, als auch wegen der ganz vorzüglichen Früchte, die hier feil geboten wurden. Mehr als durch die unvergleichliche Augenweide wurde ich durch den über alle Beschreibung süßen und aromatischen Geruch entzückt, den die hoch in Körben und auf dem Boden aufgestapelten Pfirsichen und Melonen (Lucuri) verbreiteten. Es ist viel gesagt, aber wahr, daß ihr Duft trotz der vielerlei unangenehmen Dünste dieses, wie wohl jeden Bazars, der vorherrschende war und auch noch mehr, als ihr lieblisches Aussehen, zu verlocken drohte, den dringenden Warnungen meines Freundes Hofrath Dr. Roth in Tiflis ungehorsam zu werden und diese für den Fremden so gefährlichen Leckerbissen zu versuchen. Doch ich widerstand den Versuchungen siegreich und stemte mich der Pracht der herrlichen Früchte. Trauben zur Kelterung werden hier, wie der Islam dem Weinbau entgegen ist, nur wenig gezogen; was ich sah, waren Tafeltrauben, aber welche Trauben! Jede Beere groß wie eine Pflaume und in allen Farben: weiß, gelb, violett, rothlich, schwarz und von der saftigsten, wie mit Duft und Schmelz überzogenen Haut. Dieses herrliche Obst bildet mit einem trefflichen Brote die Hauptnahrung der Bevölkerung von Eriwan. Schwerlich kommt auf die Tafeln unserer Fürsten so liebliches Obst. Das Brod ist dem fürstlichen Opferkuchen ähnlich, aber wohlschmeckender, weil es gesalzen und frisch genossen wird.

Der Prinz und Ischerlow, welche auch auf dem Bazar lustwandelten, theilten meine Ueberraschung über das mannigfaltig Interessante des Platzes. Wir umsichten und unter die Gruppen, um sie ungestörter belauschen zu können. Hier Schmausereien, die für ein oder zwei Pfennige nach unserem Gelde ihre Mahlzeit einkaufen; zuerst ein flaches, frisches Brod, dann etwas Obst, das sie malerisch und oft sogar anmuthig daher tragen, um es in irgend einem Winkel niedergekauert zu verspeisen; dort Plaudereien, mit einem Eifer, einem Gebehrenspiel und einer so lebhaften Gesticulation Plaudereien, als handele es sich um das Heil der Welt; dort Handelade, denen man ansah, daß, wie bei uns, Käufer und Verkäufer nur darauf bedacht waren, einander gegenseitig zu übervortheilen; da endlich ganze Haufen Müssiggenter, Faulenzer, Schlafender. Die Buntheit des Marktgewühls wird um so verstellbarer, wenn ich hervorhebe, daß nicht blos die Früchte und Lustererzeugnisse ziemlich der ganzen Levante anlagen, sondern auch die interessantesten orientalischen Stämme in ihren echten Nationalcostümen vertreten waren, besonders Armenier, Türken und Perser, die zum Theil Evermarer waren, dann viele Tataren und Kurden, welche das Bedürfniß eines Marktes zum Einkaufen und Verkaufen hergezogen hatte. Eine Kurdenfamilie bot Schafe aus, unter denen ein prächtiges, schwarzes Thierchen, ein sogenanntes Astrachanschaf, besonders ausgezeichnet war. Ich fragte nach dem Preise und erfuhr, daß es sechzig Kopeken, also etwa zwanzig Silbergroschen, kosten solle, während das herrliche Fell allein der uns mehrere Thaler werth sein würde.

Ich hatte mehr malerische Motive gesehen, als ich zeichnen konnte, und schlenderte deshalb am andern Morgen sofort wieder auf den Bazar. Mein Armenier begleitete mich und führte mich in ein türkisches Kaffeehaus, das sich aber von denen in Constantinopel, die jeder Reisende kennt, wenig unterscheidet. Der erste Trank war schwarz genommen, die Tülen verspeisen auch den Bodensatz und rauchen dazu, meist in stumpfsinnigen Hindrüten, ihren Stambuk oder Papier-Cigarren. Neu war mir das Innere des Bazars, wo mehr die täglichen Bedürfnisse an Kleidern und Haushaltungsgegenständen anslagen und wo ich meinen Plan ausführen konnte, mir einige echt türkische, tatarische und andere Waffen und Nationalcostüme zu erbanden, sowohl um sie vor der Hand selbst zu tragen, als um sie für meine Costüm-Sammlung später mit nach Europa zu entführen. In einem Pelzladen erhandelte ich um ein Geringes eine persische und tatarische Pelzmütze, die mir auf meinen späteren Reisen über den Pontus und durch Rußland vortreffliche Dienste geleistet haben; in einem Kurdenzelte echt türkische Jacken, Pantalons, Stiefeln und einen Turban, der, von dem türkischen sehr verschieden, eine zuckerhutähnliche weiße Filzmütze ist, bis an die Spitze mit farbigen Tüchern umwunden. Mir fehlte noch ein Aba, ein Kurdenmantel, und da ich nach einem nagelneuen kein Verlangen trug, weil die steif sind wie Pappe und sich nicht zu malerischer Drapirung eignen, so sah ich mich nach einem schon getragenen um. Und glücklich fehe ich sofort einen Kurden, der einen Mantel trug, wie für eine Costümkammer gemacht, mit einem Armenier im eifrigen Gespräche nahe vor mir. Mein Begleiter mußte ihn fragen, was der Mantel koste. Der Kurde sah uns aber nicht an, und unterbrach sein Ge-

Digitized by Google

spruch nur dadurch, daß er auf meine Frage „Vier Rubel!“ antwortete. Mein Begleiter versetzte: „Der ist zu theuer, drei Rubel ist genug.“ „Nein, vier!“ war die lakonische Antwort, worauf ich ihm vier Rubel hinreichte. Sie nehmen, prüfen und einstecken, war Eins, und sein Gespräch in eifriger Weise fortsetzend, knöpfte er oben vom Halse den Mantel los, daß er ihm von den Schultern in den Staub glitt. Ich glaube, daß er hierauf auch nicht die geringste Notiz mehr von uns nahm. Langsamer und fast majestätischen Schrittes strich er mit seinem Begleiter zwischen den Krautfäden weiter dahin, und wollte ich meinen Mantel haben, so mußte ich ihn selbst vom Boden aufheben. Das that ich dann, reinigte ihn vom Staube und — noch jetzt trage ich das bequeme, warme Kleidungsstück, wenn der rheinische Herbstwind ernsthafteren Schutz nöthig macht, als ihn ein — deutscher Schlafrock leistet.

Es war Morgens gegen elf Uhr, also die Zeit des zweiten Frühstücks herangekommen, und mein Armenier und ich verspürten dies um so mehr, als uns aus den Garküchen des Bazars ein besonders leckerer Fleischgeruch entgegenkam. Wir machten also Halt und traten an einen der aus Latten und Schilf errichteten Läden, vor denen das Heerdfeuer stets im Gange erhalten wird.

„Macht uns Kebab,“ redete ihn mein Begleiter an, „und geb uns dazu frisches Brod!“ Geschäftig, aber ohne eine Miene zu verziehen, machte sich der Wirth sofort an das Werk; er war Perser, die Mütze, die er autemäßig auf dem Kopfe zurecht schob, war die hohe Persermütze, dann strich er den ebenso wie seine Fingernägel zinnoberroth gefärbten Bart, wusch die Hände und trocknete sie auf's Sorgfältigste. Aus einer neben ihm stehenden Schüssel nahm er nun das schon zu kuchig zerhackte und gewürzte Schaffleisch, formte es mit großer Virtuosität zu zwei Finger langen und zwei Finger breiten Stücken und faltete deren etwa je zehn um messerklingenartige Eisenstäbe. Diese legte er über die Steinwände seines Holzhohlenfeuers und während er sie mit der Rechten fleißig hin und her wendete, damit der Kebab auf allen Seiten gleichmäßig gar werde, wetelte er mit einem Fächerchen, das er in der linken Hand hielt, den Dampf des in die Kohlen träufelnden Fettes bei Seite, um jeden brandigen Beigeschmack zu verhüten. In einigen Minuten war der Kebab fertig und wurde uns, auf frischgebackenes Brod gelegt und mit dem säuerlichen Granatenpulver leicht bestreut, zum Verspeisen hingereicht. Wir aßen mit bestem Appetit und nach Hexenlust und ich glaube, nie etwas Leckereres als Frühstück gehabt zu haben. Bei solchem Kebabmahle aus der Faust tient das Brod nicht blos mit als Speise und als Teller, sondern endlich auch als Serviette, um Mund, Bart und Hände vom Fett zu reinigen. Wer nichts umkommen lassen will, verspeist zuletzt dann also noch Teller und Serviette. Wir aber hatten überhaupt mehr all dieser guten Sachen erhalten, als wir trotz ihres Wohlgeschmacks und unseres Appetites genießen konnten; es blieb noch ein gut Theil übrig, und trotzdem hatte ich nicht mehr als nach meinem Gelde einige Pfennige zu verspeisen gehabt. „Wollt Ihr nun nicht auch noch Pfeif?“ fragte der Garkoch und zeigte auf eine Schlüssel mit einer Reisspeise, die auch nicht knappheitlich erschien. Wir kauften aber uns setzten unsere Streifereien fort.

Auf einer Ecke des Bazars hatte ein Mirza Poste gefaßt, ein ähnlicher öffentlicher Schreiber wie Dorenfeld's Mirza Schaffy und kaum unterentender als Schaffy, den ich sehr wohl gekannt habe und von dem man in Tiflis so wenig Notiz zu nehmen Ursache hatte, daß er starb und begraben wurde, ohne daß auch nur ein Hahn danach krähte. Wird dem Dorenfeld'schen Schreiber Schaffy ein Platz in der Literaturgeschichte eingeräumt, so weise also hiermit Jedermann, daß auch dieser Platz Niemandem gebührt, als dem geistreichen Dorenfeld, der den armseligen Schaffy nur benutzt hat, um seine Zuckersachen, die oft über scharfe Pfeffer förner gebacken sind, scheinbar aufprudelnder zu machen, als unsern Markt zu bringen. Der Mirza auf dem Bazar von Eriwan trug zum Zeichen, daß er schon nach Mekka gewallfahrtet war, einen grünen Turban und schien überhaupt ein Mann von Welt, denn er hatte in mir gleich den weither gekommenen Ausländer erwittert, lächelte mir freundlich zu und winkte mich endlich an seinen Schreibtaten heran. Was er ausbot an Schriftstücken, blieb mir unverständlich, weil es türkisch oder arabisch war, hauptsächlich Koransprüche und einige Lieder. Auch sein russisches Kauderwälsch konnte ich nur mit Mühe verstehen, weshalb ich mich bald von ihm losmachte und in seiner Nähe einen geeigneten Punkt zum Zeichnen aufsuchte. Aber war mir meine europäische Kleidung schon lästig, weil sie die Augen des neugierigen Volkes reizte und mich bei den Vornehmen als hohen Beamten erscheinen ließ, so war mein Zeichnen jetzt vollends Anlaß, daß ich gleich einem Verbrecher umlagert war und vor der Unmasse gaffenden Volkes nicht den geringsten Blick auf die Gegenstände frei hatte, die ich zeichnen wollte. Zum Glück trieb sich auch mein Kosak auf dem Bazar herum. Ich winkte ihn heran und ließ mir von ihm, wie man sich wohl sonst die Mücken verscheuchen läßt, wenigstens so viel freien Raum machen, daß der Blick auf den entfernten Marktrouble, die Festung und den Ararat im Hintergrunde frei wurde.

Nachdem ich schließlich noch ein Pulverhorn gekauft hatte, und einen großen Kurdschaft oder Dolch, persische Strümpfe, Stiefeletten und allerliebste Damenpantoffelchen, ging ich mit meinem Armenier in das Hotel des Gouverneurs zurück. Eben setzte man sich zur Mittagstafel, und mein Armenier zeigte, daß trotz des Kebabs sein Appetit wieder ganz vortrefflich war.

Erlebtes in Friedensjahren und Kriegsmonaten.

Von Fr. Anneke.

Die nachstehenden Skizzen umfassen Erinnerungen und Erlebnisse aus einem elfjährigen Friedensdienst in der preußischen Armee, der in die dreißiger und vierziger Jahre fällt, und aus dem kurzen, unglücklich pfälzisch-badischen Revolutions- oder Reichsverfassungs-Feldzuge im Jahre 1849. Der Verfasser hat sich bei diesen Aufzeichnungen streng an die Wahrheit gehalten, indem es ihm nicht darum zu thun war, den Lesern dieser Blätter eine aus Wahrheit und Dichtung zusammengewebte Anekdotensammlung vorzulegen, sondern die Absicht ihn leitete, einem größern Publicum ein treues Bild von Zuständen und Vorgängen zu geben, über welche, so sehr sie auch das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, seines Wissens noch niemals mit der Ausführlichkeit und rücksichtslosen Wahrheitsstrenge geschrieben worden ist, wie sie der Gegenstand verdient. Manches mag dem Leser übertrieben erscheinen, aber es ist nichtsdestoweniger buchstäblich wahr. Ich mache dabei jedoch auf den Umstand aufmerksam, daß die Erinnerungen, so weit sie die Zustände der preußischen Armee betreffen, aus den Jahren 1835—46 stammen und in allen ihren Details nur auf diejenigen Kreise jener Armee passen mögen, denen ich damals angehörte. Seit jener Zeit mag sich Vieles geändert haben. Was die Form meiner Aufzeichnungen betrifft, so habe ich statt einer systematischen Abhandlung, die vielen Lesern langweilig sein würde, die ungebundene Form einzelner Skizzen, Schilderungen, Beobachtungen und Erzählungen gewählt, die ich ohne irgend welche logische oder chronologische Ordnung in bunter Reihe auf einander folgen lasse. Ich hoffe, daß es mir dadurch gelungen wird, allen Lesern den Gegenstand genießbar zu machen, ohne seinem Inhalt und Zweck Abbruch zu thun.

1. Der „verehrte Herr“.

Gegen Ende der dreißiger Jahre wurde in K. ein Garnisons-Auditeur angestellt, der bei dem Officierscorps nur unter dem Namen „der verehrte Herr“ bekannt war. Dieser Name wurde ihm deshalb beigelegt, weil er die Subalternofficiere nie anders, als mit dem stereotypen Titel „verehrter Herr“ anredete. Die preußischen Militair-Auditeure vereinigten damals in ihrer Person die dreifache Function des Untersuchungs- oder Verhörrichters, des Anklägers und Vertheidigers. Sie verschreckenartige und sich widersprechende Functionen zu erfüllen, ohne wenigstens die eine oder die andere derselben über's Knie zu brechen, dazu gehören jedenfalls ausgezeichnete Juristen und ausgezeichnete Menschen, Männer von gründlichen Kenntnissen, scharfem Verstande, tiefem Rechtsgefühl und unbefangenem Urtheil. Unser „verehrter Herr“ besaß diese Eigenschaften nicht, wie ich denn überhaupt unter denjenigen

preußischen Auditeuren, die ich kennen gelernt, keinen gefunden habe, der seiner schwierigen Aufgabe gewachsen gewesen wäre. Er „verehrte Herr“ betrachtete sich lediglich als Inquisitionsrichter und Anklager. Er hielt jeden Angeschuldigten, wie das bei dem Inquisitionsverfahren so häufig der Fall ist, von vorn herein für einen Verbrecher und erkannte seine Aufgabe darin, möglichst viel aus den Angeschuldigten heraus und in sie hinein zu inquiriren und Alles, was ihm in die Hände fiel, wo möglich zu spießen, zu köpfen oder zu hängen. Mancher arme Teufel, der nichts verbrochen hatte, hat Monate lang in Untersuchungshaft sitzen müssen, bloß damit der „verehrte Herr“ sein Inquisitionstalent an ihm üben konnte.

Alle Vergehen und Verbrechen preußischer Soldaten, Officiere und Militairbeamten, welcher Natur sie auch sein mochten, wurden ausschließlich von Militairgerichten abgeurtheilt. Für diejenigen Mitglieder der Armee, welche nicht Officiersrang hatten, gab es zwei Classen von Gerichten, Standgerichte und Kriegsgerichte, für Officiere und ihnen im Range gleichstehende Militairbeamten nur Kriegsgerichte. Das Standgericht bestand aus je zwei Mitgliedern jeder Charge, von der des Angeklagten an aufwärts bis zu der des Oberlieutenants einschließlich, und hatte einen Capitain zum Präsidenten, das Kriegsgericht für Soldaten und Unterofficiere aus je drei Mitgliedern jeder Charge bis zu der des Capitains einschließlich, mit einem Major als Präsidenten. Kriegsgerichte für Officiere waren in derselben Art, wie die für Soldaten und Unterofficiere, zusammengesetzt und standen, je nach der Rangstufe des Angeklagten, unter Vorsitz eines Stabsofficiers oder Generals. Die Standgerichte hatten über geringere Vergehen abzuurtheilen, deren höchstes Strafmaß nicht über die verschiedenen Classen des Militairarrestes — es gab gelinden, Mittel- und strengen Arrest — und dessen längst vom Gesetz erlaubte Dauer hinausging, die Kriegsgerichte über alle schwereren Vergehen und Verbrechen. Die Präsidenten und Beisitzer dieser Gerichtshöfe wurden von den „Gerichtsherren“ — je nach Umständen die Regimentscommandeure, Divisionsgenerale oder Festungscommandanten —, denen auch die Bestätigung des Urtheils oblag, oder vielmehr von deren Adjutanten für jeden einzelnen Fall commandirt.

Das Gerichtsverfahren war folgendes. Nachdem der Auditeur die inquisitorische Untersuchung geschlossen, rapportirte er darüber dem Gerichtsherrn, worauf dieser je nach Umständen ein Stand- oder Kriegsgericht verordnete. War das Gericht versammelt, so verredete der Auditeur die Richter um sie in Gegenwart des Angeklagten die Untersuchungsacten vor. Der Präsident richtete dann nach einem alten Herkommen an den Angeklagten die Frage, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung anzuführen habe. Es läßt sich leicht denken, daß von diesem beschränkten Vertheidigungsrecht, und ein anderes existirte nicht, bei der Unfähigkeit der meisten Angeklagten, eine Rede zu halten, bei ihrer Unkenntniß der Acten und dem gänzlichen Mangel an Vorbereitung fast nie Gebrauch gemacht wurde. Ich habe manchen Stand- und Kriegsgerichten beigewohnt, habe aber nur ein einziges Mal erlebt, daß ein Angeschuldigter sich der Vertheidigungsfreiheit bediente. Der Fall war dieser: Ein liederlicher Kanonier hatte seine Schuhe an einen Cameraden verkauft und den Erlös vertrunken. Er wurde deshalb zur Untersuchung gezogen und auf Grund eines Paragraphen der „Kriegsartikel“, wie das preußische Militair-Strafgesetzbuch genannt wurde, verurtheilt. Der untersuchende Auditeur — es war nicht der „verehrte Herr“ — wußte aus dem preußischen Landrecht, welches für den Soldaten ebenfalls Gültigkeit hatte, daß weit es den Kriegsartikeln nicht widersprach, daß, wo ein strafbarer Verkauf vorliegt, in vielen Fällen auch der Kauf strafbar ist. Er zog deshalb den Käufer der Schuhe ebenfalls zur Untersuchung. Als derselbe nach Verlesung der Acten von dem Präses des Standgerichts in üblicher Weise gefragt wurde, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung anzuführen habe, erwiderte er: „Ja, Herr Hauptmann, ich habe ja nicht gewußt, daß ich die Schuhe nicht kaufen durfte; er sagte mir, er brauchte sie nicht, und ich hatte sie verdammt nöthig.“ Der Angeklagte wurde nach dieser kunstlosen Rede freigesprochen, obschon der Auditeur ihm gern einige Wochen Arrest anhängen wollte.

Hatte nun der Angeklagte entweder seine Vertheidigungsrede gehalten oder nichts zu seiner Vertheidigung anzuführen gewußt, so wurde er wieder in Arrest gebracht, und der Auditeur hielt dann seinen Vortrag über den Inhalt der Acten, gab sein Gutachten über Schuld oder Unschuld ab, las die nach seiner Meinung anwendbaren Paragraphen der „Kriegsartikel“ oder des „Landrechts“ vor und stellte seinen Antrag auf Freisprechung oder auf diese oder jene Strafe. In den meisten Fällen wurden die Anträge der Auditeure angenommen, wenn sie nicht gar zu sehr der gesunden Vernunft Hohn sprachen. Die verschiedenen Richterclassen, das heißt, die Mitglieder einer jeden in dem Stand- oder Kriegsgericht vertretenen Charge mußten hierauf unter einander berathen, die Officiere im Gerichtszimmer, Unterofficiere und Gemeine draußen auf dem Flur, auf der Treppe, oder wo sie sonst einen Winkel fanden, und nach beendigter Berathung classenweise ihr Votum abgeben, von der niedrigsten Classe anfangend. Berathungen der verschiedenen Classen mit einander waren verboten; differirende Vota innerhalb der Classen waren zwar erlaubt, wurden aber höchst ungern gesehen. Der Auditeur diktirte dann aus allen diesen Voten das Urtheil. Stimmte eine Mehrheit für Freisprechung, so wurde der Angeschuldigte freigesprochen; stimmte eine Mehrheit für Bestrafung, so wurde er bestraft. Als Maß der Strafe galt das arithmetische Mittel aus den bisweilen sehr abweichenden Abstimmungen der Classen.

Ich lehre nach dieser nothwendigen Auseinandersetzung zu unserm „verehrten Herrn“ und seinen Thaten zurück. Eines Tages stand ein Bombardier vor dem Kriegsgericht, gegen welchen der „verehrte Herr“ eine Anklage auf „Diebstahl unter erschwerenden Umständen“ erhoben hatte. Der Angeklagte war ein hübscher, junger Bursche, kaum siebenzehn Jahre alt, mit offenen, einnehmenden Zügen, aus denen Niemand den Dieb herausgelesen hätte. Seine Vorgesetzten gaben ihm das beste Zeugniß. Der Thatbestand war den Acten gemäß dieser. Bombardier Frei war zu dem Dienst des Backhausvorstehers commandirt und hatte sich während des vierundzwanzigstündigen Dauer dieses Dienstes, in so weit er nicht auf den Wällen sein mußte, auf der nächsten Thorwache aufzuhalten. Gegen Abend kam ein Bauer mit einem Tragkorbe voll Waaren, die er am folgenden Tage zu Markte bringen wollte, zu dem wachthabenden Unterofficier und bat ihn um Erlaubniß, den Korb bis zum nächsten Morgen in die Wachstube stellen zu dürfen. Die Stadt K. hatte damals nämlich Schlacht- und Mahlsteuer, so daß Nichts ohne Visitation einpassiren durfte, und der Bauer hatte nicht Zeit, auf die Rückkehr des gerade abwesenden Zöllners zu warten. Der Unterofficier der Wache erklärte ihm, er könne den Korb nicht unter seine Obhut nehmen, habe aber nichts dagegen, daß derselbe im Verhaus des Wachlocals hingestellt werde. Dies that der Bauer, da er seine Waare dort für vollkommen sicher hielt. Während der Nacht machte der Bombardier Frei einigen Soldaten der Wache den Vorschlag, dem Bauer einen Possen zu spielen. Unter dem Anhalte des Tragkorbes war ein Topf mit Butter. Diese Butter sollte herausgenommen, der Topf dann mit Asche gefüllt und die Asche mit einer Lage Butter bedeckt werden. Der Streich wurde so ausgeführt, und die Soldaten ließen sich die Butter zu ihrem Gemüsbrod wohlschmecken. Am nächsten Morgen holte der Bauer seinen Korb ab und trabte dann, nichts Böses ahnend, wohlgemuth zu Markte. Dem Bombardier, der nicht die Absicht gehabt hatte, dem Bauer Schaden zuzufügen, wurde jetzt angst und bange wegen der möglichen Folgen seines Streiches. Er eilte so schnell, als sein Dienst es ihm erlaubte, zum Markte hin, um den Bauer aufzusuchen. Dort angekommen, erfuhr er, daß der Possen entdeckt worden und der Bauer zum Commandanten gegangen sei, um Klage gegen die Butterdiebe zu führen. Bombardier Frei verfolgte seine Spur, und es gelang ihm endlich nach vielem vergeblichem Hin- und Herlaufen, den Uebelthäter aufzufinden, worauf er ihm sofort den doppelten Werth seiner Butter bezahlte. Aber diese Sühnung kam zu spät: die Klage war einmal anhängig gemacht, und der Proceß nahm seinen Gang, trotzdem der Bauer wieder zum Commandanten hinlief, sich für vollständig befriedigt erklärte und um Niederschlagung der Untersuchung bat.

Auf diesen Thatbestand nun gründete der „verehrte Herr“ den Antrag, den Bombardier Frei wegen „Diebstahls unter erschwerenden Umständen“ zur Tegradirung zum Gemeinen, zur Versetzung in die zur Prügelstrafe unterworfene „zweite Classe“ des Soldatenstandes und zu dreimonatlicher Einstellung in eine Strafcompagnie zu verurtheilen. Die meisten Mitglieder des Kriegsgerichts fühlten auf der Stelle, daß eine solche Verurtheilung eine empörende Ungerechtigkeit sein würde. Die Ober- und Unterlieutenantsclasse einigten sich ohne Schwierigkeit dahin, daß von dem Ver-

brechen des Diebstahls hier gar nicht die Rede sein könne, sondern nur von einem muthwilligen Streich, und daß acht Tage Arrest als Zugabe zu der von dem Angeklagten schon ausgestandenen Angst und der erlittenen Untersuchungshaft eine hinlängliche Strafe sei.

Als die Bombardierclasse von ihrer Berathung auf dem Hausflur in das Gerichtszimmer zurückkam, gab sie das Votum „acht Tage Arrest“ ab. Der „verehrte Herr“ gerieth fast außer sich vor Erstaunen und erklärte, er könne ein solches Votum nicht zu Protokoll nehmen. Der Präsident des Kriegsgerichts aber schnaubte die Richter-Bombardiere an: „Wie können Sie sich unterstehen ein solches Urtheil abzugeben? Der Herr Auditeur hat Ihnen das Gesetz vorgelesen, und es ist Ihnen nicht erlaubt, in Ihrem Votum unter das Minimum der gesetzlichen Strafe herabzugehen. Scheren Sie sich augenblicklich wieder hinaus und berathen noch einmal.“

Diese Art und Weise, mit Richtern umzugehen, hatte uns alle empört, und kaum hatten die Bombardiere das Zimmer wieder verlassen, so gab ein alter Oberlieutenant unserm Unwillen Ausdruck, indem er sich mit den Worten an den Präses wandte: „Herr Major, wie können Sie sich erlauben, einen so ungesetzlichen Einfluß auf das Urtheil der Richter auszuüben?“

„Herr Lieutenant,“ erwiderte der Major, „ich verbitte mir solche Vorhaltungen. Ich weiß, was ich als Präses des Kriegsgerichts zu thun habe. Es ist meine Pflicht, darüber zu wachen, daß die Richter in den Schranken des Gesetzes bleiben.“

„Herr Major,“ entgegnete wieder der Oberlieutenant, „sie sind in den Schranken des Gesetzes. Sie fühlen, daß der Antrag des Auditeurs ein schmähliches Unrecht in sich schließt, wissen sich aber nicht gelüstig darüber auszusprechen. Jeder Mensch von gesundem Verstande muß einsehen, daß hier gar kein Diebstahl vorliegt.“

Der „verehrte Herr“ fiel dem Oberlieutenant in die Rede: „Aber um's Himmelswillen, verehrter Herr, was liegt denn sonst vor?“

„Nichts, gar nichts liegt vor,“ lautete die Antwort des Lieutenants, „als ein Scherz, eine Kinderei,“ und zur Bekräftigung seiner Behauptung fügte er hinzu: „Ich versichere Ihnen, Herr Auditeur, wenn ich beim Manöver im Biwouac liege, muß mir mein Bursche jeden Tag ein Huhn schaffen, oder ich brauche ihm ein tausend Donnerwetter an.“

„Nun, natürlich doch gegen Bezahlung?“ bemerkte der „verehrte Herr“.

„Bezahlung, Bezahlung?“ entgegnete der Oberlieutenant, „das wäre Lächerlich. Von Bezahlung kann keine Rede sein. Der Kerl muß es schaffen, wenn er keine Hiebe haben will; wo er's herninmt, mag er sehen.“

„Mein Gott, verehrter Herr,“ rief der Auditeur entsetzt aus, „da müssen Sie ein sehr weites Gewissen haben.“

„Ja, Gott sei Dank, sein so verzwicktes, wie Sie,“ lautete die Erwiderung des Oberlieutenants.

Mittlerweile kehrten die Bombardiere von ihrer zweiten Berathung zurück und gaben dasselbe Votum ab, wie zuvor: „Acht Tage Mittelarrest.“ Mit dem Beistand eines Officiers motivirten sie ihre Abstimmung dahin, daß das Vergehen des Angeklagten nicht als Diebstahl zu betrachten sei. Dann kam die Unterofficiersclasse und stimmte ebenso, und so ging es der Reihe nach fort bis hinauf zum Präses des Gerichts. Der „verehrte Herr“ mußte zu seinem großen Leidwesen das Urtheil formuliren: „Acht Tage Mittelarrest wegen eines muthwilligen Streiches.“

Ein anderer Fall, in welchem der „verehrte Herr“ mit seinen Kopf- und Hänge-Gelüsten glänzen triumphirte, ohne jedoch schließlich Ehre damit einzulegen, war etwas ernsterer Natur. Der Angeschuldigte war ebenfalls ein Bombardier; die Anklage gegen ihn lautete auf „thätliche Widersetzung gegen einen Vorgesetzten“, ein Verbrechen, welches nach den preußischen „Kriegsartikeln“ unter allen Umständen mit dem Tode bestraft wird. Der Thatbestand war in wenigen Worten dieser. Bombardier Peter ging in eine Cafernenwirthschaft, die von der Frau eines Unterofficiers gehalten wurde, trank dort etwas über den Durst und erlaubte sich schließlich Rohheiten gegen die Frau, welche in Kurzem ihrer Entbindung entgegen sah. Sie rief ihren Mann zu Hülfe. Dieser kam und packte den Bombardier beim Kragen, worauf sich eine Rauferei entspann, in welcher der Unterofficier Sieger blieb und den Bombardier zur Thüre hinauswarf. Hieraus formulirte der „verehrte Herr“ eine Anklage auf „thätliche Widersetzung gegen einen Vorgesetzten“ und beantragte, gestützt auf den so und sovielten Paragraphen der Kriegsartikel, daß das Kriegsgericht den Bombardier Peter zum Todtschießen verurtheile.

Unter den Richtern, welche aus Mitgliedern verschiedener Truppentheile bestanden, befand sich auch ein Artillerie-Officier. Dieser machte darauf aufmerksam, daß der Bombardier den Rang des Unterofficiers in der Armee habe und nur dann Untergebener des Unterofficiers sei, wenn dieser durch sein dienstliches Verhältniß in die Stellung des Vorgesetzten zu ihm trete. Der „verehrte Herr“ aber, dem hier zum ersten Mal in seiner Praxis ein Todtschießungsfall vorkommen mochte, und der vor Begierde brannte, endlich einmal die ganze Strenge des Gesetzes in Anwendung bringen zu können, erklärte, davon spreche nichts in den Kriegsartikeln, und er könne auf eine solche bloße Privatmeinung eines einzelnen Richters nicht Rücksicht nehmen; jedenfalls müsse er darauf bestehen, daß das Gericht den Angeklagten zum Todtschießen verurtheile, wenn auch nur versuchsweise; sollte dann wirklich die Ansicht des Artillerie-Officiers richtig sein, so werde „höhern Orts“ schon eine bestimmte Erklärung über die Stellung der Bombardiere erfolgen. Die Mehrheit des Kriegsgerichts ging auf den Antrag des „verehrten Herrn“ ein und verurtheilte den Bombardier Peter versuchsweise zum Tode durch Pulver und Blei. Auf den Antrag des General Auditoriats wurde dieses fabelhafte Urtheil vom König, dem in Friedenszeiten allein die Bestätigung von Todesurtheilen zusteht, cassirt; das Kriegsgericht, insbesondere aber der „verehrte Herr“, erhielt eine ellenlange „Nase“, und in wenigen Kriegsgericht wurde angeordnet, welches den Bombardier Peter schließlich wegen eines rohen Angriffs auf eine schwangere Frau zur Degradation und dreimonatlicher Einstellung in eine Strafsection verurtheilte.

Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere.

Gehalten in Genf während des Winters 1860—61.

Von Carl Vogt.*

Seit längeren Jahren schon werden in Genf allwinterlich öffentliche Vorlesungen verschiedenen Inhaltes für Leute aller Stände in dem Saale des großen Rathes gehalten, zu welchen beide Geschlechter Zutritt haben. Auf den Antrag eines seiner Mitglieder, des Herrn A. Carteret, den das demokratische Genf mit Liebe als einen seiner Vorkämpfer nennt, beschloß der große Rath einstimmig, der Regierung alljährlich einen Credit zu solchen Vorlesungen zu eröffnen, der genügend sei, die Professoren für ihre Mühe und Aufwand zu entschädigen. Den Unterzeichneten traf im Winter 1855—56 das Loos, diese Vorlesungen mit Vorträgen über die Geologie zu eröffnen. Die Stunde wurde so gewählt, daß die Arbeiter nach Schluß ihrer Werkstätten, die Geschäftsleute nach Beendigung ihrer Tagesarbeit sich in den Hörsal begeben konnten. Der Anfangs gewählte Saal, die Aula, war bald zu klein — die erste Serie der Vorlesungen mußte schon in einem größeren Locale, dem jetzt gewählten Saale des großen Rathes, in welchem 5—600 Personen Raum finden, wiederholt werden.

Die Einrichtung dieser Vorlesungen ist anders, als in den meisten deutschen Universitätsstädten, wo einzelne akademische Vorträge über einen isolirten Gegenstand, meist sogar gegen Eintrittsgeld, Statt finden. In Genf werden dem Vortragenden zehn bis zwölf Vorlesungen eingeräumt — er kann alle einen Gegenstand erschöpfend behandeln und dem Zuhörer nicht nur ein einzelnes

* Es bedarf wohl nur der Namensanführung des berühmten Verfassers, um unsere Leser auf die Wichtigkeit der nachfolgenden Vorlesungen aufmerksam zu machen. Wir werden die einzelnen Abschnitte einer geschlossenen Vorlesung stets hintereinander setzen lassen. Die Red.

wissenschaftliches Portrait, sondern ein ganzes componirtes Bild vorführen. Das Programm dieser Vorträge wird mit der Direction des öffentlichen Unterrichts vereinbart, von welcher auch meist die Initiative ausgeht; man fragt dafür, daß jeden Abend von 8—9 Uhr eine Vorlesung Statt habe und daß in der Wahl der Stoffe naturwissenschaftlichen, politischen und literarischen Inhaltes die nöthige Abwechslung gegeben sei. Zum Verständniß dieser Einrichtung erlaube ich mir hier, das Programm der diesjährigen Vorlesungen mitzutheilen — vielleicht, daß auch anderwärts das Streben Genfs Nacheiferung findet.

Erste Serie. Vom 19. November bis 22. December 1860. Montags und Donnerstags. Professor Privat über Experimentalchemie. Zehn Vorlesungen. Dienstags und Freitags. Professor Dameth, Geschichte des Handels. Zehn Vorlesungen. Mittwochs und Samstags. Doctor Claparède. Physiologie des Menschen. Zehn Vorlesungen.

Zweite Serie. Vom 7. Januar bis 9. Februar 1861. Montags und Donnerstags. Professor Vogt über nützliche und schädliche Thiere. Zehn Vorlesungen. Dienstags und Freitags. Professor Amiel über Philosophie der Muttersprache. Zehn Vorlesungen. Mittwochs und Samstags. Professor Humbert über die französischen Moralisten. Zehn Vorlesungen.

Man kann sagen, daß diese Vorlesungen jetzt, nach mehrjähriger Uebung, eine Gewohnheit des Volkes, der höheren Stände wie der Arbeiterclassen, geworden sind. Das durch Maueranschläge, Anzeigen in allen Journalen und besonderen Blättern veröffentlichte Programm detaillirt den Gegenstand jeder einzelnen Vorlesungsstunde und läßt Jeden zum Voraus wissen, worüber der Vortragende sprechen wird. Man bemerkt sehr bald, daß sich für jeden Vortrag ein besonderes Publicum bildet, welches für den besprochenen Gegenstand ein specielles Interesse zeigt und häufig durch Briefe und Anfragen nach der Vorlesung seine Sympathie oder seinen Widerspruch zu erkennen giebt. Der Eifer, womit man sich zu den Vorlesungen drängt, das Interesse, womit dieselben in der Presse, in öffentlichen und Privatkreisen besprochen werden, zeigen jedenfalls, daß die Einrichtung an und für sich keine verfehlte, der Einfluß derselben ein bedeutender sei.

Die ersten Vorlesungen, welche ich vor einigen Jahren über allgemeine Geologie hielt, liegen schon seit längerer Zeit gedruckt vor mir in Gestalt eines elegant ausgestatteten Buches in französischer Sprache, dessen Erscheinen leider durch wirrige Verhältnisse bis jetzt verhindert wurde. Zur Bearbeitung der nachfolgenden Vorlesungen in deutscher Sprache, also in Uebersetzung (denn treppein, daß Genf denselben Reichsadler im Wappen führt, ist es doch in Sitten, Leben und Sprache eine französische Stadt, gab der Verleger und Herausgeber der Gartenlaube, durch eine Freundes-Aeußerung bestimmt, die Veranlassung. Wenn auch das Niederschreiben eines durchaus frei gehaltenen Vortrages einige Schwierigkeiten haben mag und das Fehlen der Illustrationen, die in den Vorlesungen selbst durch große Wandmalereien ersetzt sind, einen Reiz weniger veranlassen mag, so hoffe ich doch für die Vorträge in dieser Gestalt eine eben so vortheilhafte Aufnahme, als die gesprochenen Vorlesungen bis jetzt in der freilich sehr zu ihrem Vortheil geänderten Stadt Calvin's gefunden zu haben scheinen.

Genf den 22. Januar 1861. **Carl Vogt.**

Erste Vorlesung.

Meine Herren!

Vor etwa zehn Jahren wurde ich in Nizza von einem befreundeten Abbé gebeten, die Verwüstungen eines großen Artischockenfeldes zu untersuchen, das von einem Raupenheere auf die jämmerlichste Weise zugerichtet wurde. Wir fanden den Besitzer mit seinem ganzen Hausstande in einer Art von Verzweiflung; die Hälfte der Ernte eines wenigstens vier Morgen großen Feldes war schon unrettbar verloren! Ich erkannte die Raupe auf den ersten Blick an ihrer braungrauen Farbe und den weißen verästelten Dornen als diejenige des Distelfalters (Vanessa cardui), die ich in meiner Jugend öfters zum Schmetterlinge erzogen hatte. Auf der einen Seite eines trockenen Grabens, der das Feld in der Mitte durchschnitt, standen nur noch die Rippen der verdorrenden Artischocken empor, von Tausenden emsig fressender Raupen besetzt; über den Graben hinüber waren die Raupen noch nicht gelangt. Ich rieth, denselben sogleich voll Wasser zu pumpen, um auf diese Weise dem Weitergreifen der Verwüstung ein Ende setzen und dann sich mit der Vertilgung des Gefundenen im angegriffenen Theile beschäftigen zu können. Mit Achselzucken erklärte der Landwirth, man könne wohl nichts Verkehrteres ersinnen; — die Würmer seien vor acht Tagen etwa als ganz kleine Dinger mit einem starken Südwinde über das Meer aus Afrika herübergekommen und würden sich also nicht durch einen Wassergraben, der einige Fuß breit sei, abhalten lassen. Ich gab mir vergebliche Mühe, dem Manne den Zusammenhang zwischen einigen verblaßten Distelfaltern, die noch umher flogen, und diesen Würmern klar zu machen. Er blieb hartnäckig bei seiner Ansicht von der afrikanischen Abstammung und der Unmöglichkeit der Eingrenzung durch Wasser, ließ einige Meilen gegen die teuflische Wirthschaft der Würmer lesen und sah mit der gläubigen Ergebung des duldenden Christen der Verwüstung der zweiten Hälfte des Gutes ruhig zu, ohne irgend welche Gegenmaßregeln zu ergreifen.

Ich muß gestehen, daß dieser Vorfall mich außerordentlich machte. Die Unkenntniß des italienischen Landmanns ist allerdings bedauernswerth; allein können wir, die wir uns höherer Civilisation rühmen, jenen Nizzarden gegenüber unser Haupt so stolz erheben? Leben nicht unzählige Vorurtheile überall, unter dem Volke, wie unter den Gebildeten fort, und thut nicht der Landmann, der mit höchster Befriedigung einen Bussard oder eine Eule an sein Scheunenthor nagelt und dem Maulwurfsfänger einige Groschen für jeden gefangenen Maulwurf bezahlt, sich noch obendein einen directen Schaden an, indem er den Feind seiner Feinde aus dem Leben schafft, während der Italiener doch nur einem wirklichen Uebel gegenüber eine ohnmächtige Hülfe anrief, die er in seinem naiven Glauben für wirksam hielt?

Indem ich hier von den schädlichen und nützlichen Thieren reden will, fasse ich diese Begriffe ganz im Sinne des hausbackenen menschlichen Egoismus, ohne mich weiter um die große Frage des Guten und Bösen in der Natur in irgend einer Weise zu bekümmern. Ich beschränke mich durchaus auf die Beziehung der Thiere zu dem Menschen, den ich als unbeschränkten Tyrannen der Schöpfung de facto anerkenne und sage: die Feinde unserer Feinde sind unsere Freunde — die Freunde unserer Feinde unsere Feinde — die Freunde unserer Freunde unsere Freunde — wie das alte französische Sprüchwort sagt: Alles was uns zuwider ist, ist schädlich; Alles was uns direct oder indirect durch Vertilgung unserer Feinde Beistand leistet, nützlich.

Auf diesen letzteren Punkt möchte ich namentlich aufmerksam machen. Die wirkliche Natur ist ein beständiger Kriegszustand, ein unablässiger Kampf um das Dasein gegen Feinde und Concurrenten, kein nur stellenweise durch den Winter das beschränkte Halt! eines zeitlichen Waffenstillstandes zugestehen wird. Wenn wir vom Frieden in der Natur sprechen, so tragen wir nur unsere augenblicklichen Gefühle in dieselbe über und geben uns einer durch unsere innere Stimmung motivirten Täuschung hin. Es mag uns sehr friedlich und behaglich stimmen, im frischen Waldesgrün, am Ufer eines murmelnden Baches, im sammetnen Moose zu lagern; aber nichtsdestoweniger tauert überall um uns her, in der Luft, in dem Grase, in der Erde und in dem Wasser, die Verwüstung nur spinnt sich der beständige Krieg um die Existenz zwischen all' den großen und kleinen Thieren fort, deren Bewegungen unser Auge mit Wohlgefallen folgt. Jenes Vögelchen, das so grazyes von Zweig zu Zweig hüpft und zuweilen seinen Gesang um Gehör läßt, hegt während seiner scheinbar friedlichen Beschäftigung nur Mordgedanken gegen die Fliegen, die sich auf den Blättern des Baumes sonnen; der Specht, den wir in der Ferne hämmern hören, klopft Käfer und Larven zu seinem Mittagsmahle hervor; die Schlupfwespe, welche von Blume zu Blume wippt, sucht ein unglückliches Opfer, auf dessen Kosten sich ihre Nachkommenschaft ernähren soll. Der Mensch steht mit seinen Culturen, mit seiner Sorge um die eigene Existenz, die er nur auf Kosten der übrigen Geschöpfe erhalten kann, mitten in diesem Kampfe, und wer darin sein Bundesgenosse ist, wenn auch diese Bundesgenossenschaft nur aus rein egoistischen Absichten hervorgeht — den nimmt er nicht nur an,

Digitized by Google

sondern schützt und verehrt ihn sogar, je nach der Culturstufe, auf der er sich befindet, ohne Rücksicht auf die sonstigen moralischen Eigenschaften, die man dem Bunedegenossen etwa zuschreiben könnte. Ist der Ibis, den die alten Aegypter verehrten, oder der Storch und die Schwalbe, die wir in Deutschland und der Schweiz schützen, sind diese nützlichen Thiere, die sich nur von anderen lebenden Thieren nähren, etwa weniger grausam, als der Hühner- und Taubenhabicht, die wir in jeder Weise verfolgen?

Ich beschränke also den Gegenstand dieser Vorlesungen durchaus auf die dem Menschen nützlichen und schädlichen Thiere; aber auch hier muß ich den Stoff, der über die Kürze der zugemessenen Zeit weit hinaus gehen würde, noch weit enger umgrenzen. Ich schließe die Schmarotzerthiere des Menschen, sowie die sämmtlichen Hausthiere aus; ich beschäftige mich nicht mit den jagdbaren Thieren; ich überlasse diejenigen Bestien, welche im Walde hauptsächlich ihr Wesen treiben, den Forstmännern, welche ihr Beruf zwingt, sich damit abzugeben. Ich fasse hauptsächlich nur diejenigen Thiere in das Auge, die für Feld- und Gartenwirthschaft im weitesten Sinne Interesse haben.

Selbst in so enge Grenzen eingeschlossen, ist der Gegenstand noch außerordentlich weitschichtig und erlaubt nur mehr apheristische und willkürliche Behandlung. Es ist unmöglich, in dem Raume weniger Vorlesungen alle großen und kleinen Freunde und Feinde der Landwirthschaft auch nur zu nennen und kurz zu charakterisiren. Ich bin also genöthigt, eine Auswahl zu treffen, welche mir, auch abgesehen von den speciellen Verhältnissen unserer Umgegend, noch wesentlich durch einige besondere Betrachtungen aufgenöthigt wird.

Es geht in der Thierwelt wie in der menschlichen Gesellschaft: es giebt Thiere, welche besser sind, als ihr Ruf; es giebt andere, welche mit Unrecht geschützt und gehätschelt werden und die Pflege oder Schonung nicht verdienen, welche der Mensch ihnen angedeihen läßt. Ich werde ganz besonderes auf die verkannteren Thiere Rücksicht nehmen, welchen ihr geheimnißvolles nächtliches Treiben, ihre häßliche Gestalt, ihr unangenehmer Geruch oder selbst die Fortspinnung alter, aus anderen Ländern und von anderen Arten übertragener Legenden und Sagen grundlosen Abscheu und unberechtigte Verfolgung zugezogen hat. Ich werde nicht minder das Verurtheil des Guten zu zerstören suchen, das andere Thiere unverdienter Weise sich zu erwerben das Glück hatten. Trotz aller Belehrungen, die seit Jahrzehnten ausgestreut wurden, ist hier dennoch stets fort ein reiches Feld für denjenigen, der sich bemüht, die Thatsachen, welche die Wissenschaft beobachtet hat, in das Volksbewußtsein überzuführen.

Es gilt mir mehr darum, die Selbstbeobachtung zu wecken, als Beobachtetes mitzutheilen. Wer einmal den eigenthümlichen Reiz kennen gelernt hat, welchen Beobachtungen über das Leben und Weben der kleinen Geschöpfe gewähren, die im Felde und Garten sich umhertreiben, der wird nicht leicht von solcher Beschäftigung sich wieder abwenden, wenn sie gleich schwierig und zeitraubend ist. Gewiß ist hier die erste Eigenschaft, mit welcher sich der Beobachter waffnen muß; Geduld, um stundenlang regungslos in glühender Sonnenhitze dem rastlosen Treiben eines unübersehbaren Insectes zu lauschen; Geduld, um ein Käferchen, das sein Ei in die Schoße einer Pflanze unterzubringen sucht, bei der Beobachtung mit der Lupe nicht zu stören; Geduld und kritische Sichtung des Beobachteten, das durch Vernachlässigung scheinbar geringfügiger Nebenumstände zu einem der Wirklichkeit gerade entgegengesetzten Resultate führen kann.

Die größte Gewissenhaftigkeit des Beobachters kann selbst solche Fehler nicht verhindern, die aus der mangelhaften Kenntniß der Naturgeschichte hervorgehen. Ein eifriger Landwirth findet an gewissen Gartengewächsen, die ihm lieb sind, Auswüchse und Knollen, die von Larven und Würmchen bewohnt sind. Um das Uebel in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen, pflegt er seine Knollen in freigelassig bis zur Verpuppung der Würmchen und hat endlich die Freude, ein herrliches, geschwimmendes Wespchen aus diesen Puppen zu erziehen. Welcher Schluß ist gerechtfertigter, als der, daß dieses Wespchen es gewesen sein müsse, welches durch seinen Stich den Auswuchs erzeugt und in das Innere desselben seine zu Würmchen und Püppchen entwickelten Eier abgelegt habe? Und dennoch ist dieser Schluß durchaus falsch in dem speciellen Falle. Das erzogene Wespchen gehört in die Gattung der Schlupfwespen, welche ihre Eier in die Eier und Larven anderer Insecten legen, damit sie sich auf deren Kosten schmarotzend ernähren. Die Mutter des erzogenen Wespchens hat mittelst ihres langen Legstachels, den unserem Beobachter unbemerkt, nicht nur den von einer wirklichen Gallwespe erzeugten Auswuchs, sondern auch die darin lebende Larve des rechtmäßigen Besitzers angebohrt, in die sie ihr Ei gelegt, und so ihre Nachkommen statt derjenigen der Gallwespe zur Entwicklung gebracht.

Darf man sich bei solchen nur allzu häufig unterlaufenden Verwechslungen noch wundern, wenn selbst die Lebensgeschichte ganz gewöhnlich vorkommender Insecten, die durch ihre Verwüstungen bedeutenden Schaden anrichten, nur unzureichend gekannt ist, und wenn aus dieser Unkenntniß als nothwendige Folge für den Menschen die Ohnmacht hervorgeht, diesen Feind zu bekämpfen? Von hundert und aber hundert Arten kennt man hier nur die Larve, dort nur das vollkommene Insect oder selbst nur eines der verschieden gestalteten Geschlechter. Die Lebensbedingungen der meisten Arten in diesem oder jenem Zustande ihrer Verwandlung sind durchaus nur unvollständig gekannt. Von dem gemeinsten unserer kleinen Feinde, dem Maikäfer, weiß man an dem heutigen Tage noch nicht mit vollständiger Gewißheit, ob der ganze Umkauf seines Lebens eine Periode von drei oder vier Jahren umfaßt, oder ob er in der republikanischen Schweiz ein Jahr früher zur Reife und Zeugungsthätigkeit gelangt, als in dem monarchischen Deutschland, wo seine Entwicklung unter hoher obrigkeitlicher Bevormundschaft vielleicht längerer Zeit bedarf.

Sie sehen also, es ist noch viel zu thun auf diesem Gebiete, und jeder Einzelne, der ein Stückchen Feld oder Garten begehen kann oder auch nur einige beschränkte Topfgewächse an seinem Fenster cultivirt, ist im Stande, wenn er nur Zeit und Mühe daran wenden will, seinen Beitrag zur Bereicherung der Wissenschaft zu liefern.

Ich habe für meine Vorträge die Reihenfolge der zoologischen Classification gewählt und setze die bekannteren Thatsachen derselben auch in der That als bekannt voraus, indem es bei dem beschränkten Raume, der mir zugemessen ist, unmöglich wäre, in die naturgeschichtlichen Einzelheiten einzugehen, welche zu ihnenem in jedem Handbuche zu finden sind. Zunächst aber das natürliche System, auf die Gesammtorganisation gegründet, diejenigen Thiere als verwandte zusammenstellt, welche die größte Summe von Eigenthümlichkeiten mit einander gemein haben, nähert es auch nothwendiger Weise diejenigen Thiere, deren Leben und Treiben in seinen allgemeinen Zügen mit einander übereinkommt. Dem dieses Leben ist ja nur ein Resultat der gesammten Organisation, nur der Ausdruck derselben in der Ausübung der verschiedenen Thätigkeiten. Was also in den Einzelheiten des Körperbaues mit einander übereinstimmt, muß auch nothwendiger Weise übereinstimmendes Lebensweise und gemeinsame Züge der geistigen Functionen bedingen. Ich gestehe zu, daß es für Manchen vielleicht angenehmer wäre, den Stoff vielleicht nach den verschiedenen Pflanzen, die man cultivirt, oder nach besonderen verschiedenen Gewohnheiten der Thiere vertheilt zu sehen. Allein dieser Eintheilung stellen sich um so mehr Schwierigkeiten entgegen, als einerseits sehr verschiedene Thierarten auf einer und derselben Pflanze hausen können und wiederum vielfache Thierart einen höchst mannigfaltigen Wirkungskreis besitzen kann. Die Beere und der Engerling nagen alle Pflanzenwurzeln ohne Unterschied an, und die deutsche Eiche, dieser Inbegriff Stumpfsinn, hat mehr Schmarotzer, als alle übrigen Gewächse unserer Zone zusammengenommen.

Ich werde nur wenig von den zahlreichen Vertilgungs- und Vertilgungsmitteln reden, mit welchen häufig ein unbegreiflicher Köhlerglaube die Welt beglückt hat. Kennt man die Thiere und die Eigenthümlichkeiten ihres Lebens einmal genau bis in die kleinsten Einzelheiten, so ergeben sich die Vertilgungsmittel gegen jeden Feind und für Freunde bei einigem Nachdenken ganz von selbst. Kennt man dieselben nicht, so wird man stets mit der Stange im Nebel herumfahren und besser thun, sich zu gesammeln, als ungeschickte Mittel anzuwenden. Es ist unglaublich, wie viel in dieser Hinsicht schon gefündigt wurde und noch täglich gesündigt wird. Man wird einen Laufwirth, der Maulwurfsfallen an den Aesten der Bäume befestigte, in der Hoffnung, daß die Maulwürfe dem dort aufgehängten Köder nachfliegen würden, unbedenklich für einen Narren erklären. Aber man macht mit großem Ernste den Vorschlag, die Erdlöcher dadurch von den jungen Saaten abzuhalten, daß man die Beete mitten in Grashälmen anlegt, in welchen

die Erdflöhe sich verirren und, durch die Grashalme aufgehalten, nicht weiter kommen sollen; während die einfachste Beobachtung uns zeigen kann, daß die Thierchen nach dem Zerfressen eines Beetes in Schaaren ausfliegen, um sich ein anderes Feld zur Befriedigung ihres Appetites zu suchen. Eine Menge von solchen Mitteln sind auch unwillkürlich der menschlichen Natur angeraßt und sehen gerade darnach aus, wie wenn man Schmeißfliegen, Aasküfer und Raben durch den Geruch faulenden Aases verjagen wollte.

In den wenigsten Fällen nur kann der Mensch durch seine Arbeit allein wirksam den Verheerungen entgegen treten, welche seine Feinde sich zu Schulden kommen lassen. Meist muß er sich im Gegentheile darauf beschränken, die Hilfsmittel, welche die Natur bietet, entweder nicht muthwillig zu zerstören oder durch sorgsame Pflege selbst zu erhöhen. Sämmtliche Kammerjäger Deutschlands fangen in einem Jahre nicht so viel Feldmäuse, als die Eulen Thüringens in einem Monate, und die Kammerjäger lassen sich bezahlen, während die Nachtvögel es ganz umsonst thun. Wäre es da nicht besser, die Eulen zu hegen, statt sie zu verfolgen, und nöthigen Falls das Geld, welches die Rattenfänger kosten, zur Erziehung der natürlichen Mausjäger zu verwenden?

Bei dem Beispiele, welches ich hier anführe, handelt es sich noch um verhältnißmäßig kolossale Feinde. Wie aber, wenn wir es mit jenen kleinen Feinden zu thun haben, die sich unserem Auge fast entziehen und die wir nur mit größter Anstrengung und nach langem Suchen in unseren Besitz bringen können? Bei jeder Gelegenheit tritt uns hier die Unzulänglichkeit unserer Mittel entgegen. Ein Beispiel. Professer Fabre in Avignon, der mit bewundernswürdiger Geduld das Treiben einer Grabwespe verfolgt hat, und den ich später noch Gelegenheit haben werde anzuführen, hatte beobachtet, daß dieselbe sich stets einen großen Rüsselkäfer, der durch seine schwarze Farbe und seine Länge von 5 bis 6 Linien leicht in die Augen fällt, zum Opfer erkor. Eine Wespe, welcher er ihren Käfer abgenommen hatte, brauchte im Durchschnitte zehn Minuten, um einen frischen Käfer herbeizuschleppen. Er wünscht, um seine Beobachtungen durch Versuche zu vervollständigen, einige lebende Käfer zu haben, welche noch von keiner Wespe gestochen sind. „Weiderche, Kleefelder, Getreidefelder, Hecken, Steinhaufen, Wegränder — Alles habe ich durchsucht," erzählt er, „und nach zwei tödtlich langen Tagen, die ich zu fleißen Untersuchungen verwandte, war ich im Besitze kaum mehr als ich es zu sagen, von drei besaußten entbarten Rüsselkäfern, die zum Theil Fühlhörner oder Beine verloren hatten, wahrhaft verstümmelte Veteranen, welche die Wespen vielleicht nicht einmal angreifen werden. In derselben Zeit hätten unsere Wespen Hunderte jener unaufsindbaren Rüsselkäfer herbeigeschleppt; sie hätten sie gefunden an denselben Orten, wo ich suchte, frisch, glänzend, ohne Zweifel unmittelbar nach ihrem Ausschlüpfen aus ihren Puppen."

Dies eine Beispiel mag genügen, Ihnen zu zeigen, wie ohnmächtig meistens der Mensch allein seinen kleinen Feinden gegenüber steht. Handelt es sich um die Zerstörung einzelner Thiere, so ist meistens die aufgewendete Mühe und Zeit nicht im Verhältniß zu dem hervorgebrachten Schaden; gilt es Vertilgung von Massen, wie z. B. bei Maikäferschaden oder Raupenfraß, so gelingt es freilich besser, die verhältnißmäßig groben und plumpen Mittel, über die wir gebieten, in ihrem ganzen Umfange wirken zu lassen — aber dann tritt auch der Uebelstand ein, daß bei der ungeheuren Zahl der zu vertilgenden Ungeziefers eine Menge desselben der Vertilgung entgeht und so den Keim neuen Verderbens durch seine Fortpflanzung legt. Man glaubt dann oft großartige Erfolge erzielt zu haben, sieht in dem Ausbleiben der Plage im nächsten Jahre den deutlichsten Beweis für die Wirksamkeit der getroffenen Vorkehrungen und vergißt, daß der Keim einer dreijährigen Entwicklungskreis in seinem Leben durchmacht und daß erst in drei Jahren eine neue Plage uns zeigen wird, wie viele Eltern der zerstörenden Nachkommen unseren Nachstellungen entgingen.

Doch ich wende mich ab von diesen allgemeinen Betrachtungen, die sich später, wenn wir der sie stützenden Thatsachen Meister geworden sind, von selbst ergeben werden, um zu der speciellen Betrachtung der einzelnen Classen des Thierreiches überzugehen und mit den Säugethieren zu beginnen.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch auf Caprera.

Unweit der nordöstlichen Küste der Insel Sardinien, nahe bei der Insel Maddalena, liegt das vielgenannte Felseneiland Caprera, auf welchem der Eroberer zweier Königreiche, Garibaldi, sich in sein ländliches Besitzthum zurückgezogen hat und, ein zweiter Cincinnatus, nachdem er die höchsten Ehren und Würden ausgeschlagen, wieder seine Felder bebaut oder der Gärtnerei, der Jagd und der Fischerei lebt. Als Garibaldi im Mai des Jahres 1855 zum ersten Male auf Caprera landete, fand er daselbst eine wüste Granitmasse, die nur spärlich und an wenigen Stellen mit einer dünnen Erdschicht bedeckt war und kaum einigen aromatischen Pflanzen und beerentragenden Stauden eine dürftige Nahrung zu reichen vermochte. Mit rastlosem Fleiße gelang es ihm jedoch, das dürftige Land in einen weiten Umkreis urbar zu machen und sich inmitten desselben ein ganz einfaches Wohnhaus zu errichten, das den bescheidenen Ansprüchen des ehemaligen Dictators von Sicilien vollkommen genügt.

Die Insel selbst hat eine Länge von fünf und einen Umkreis von fünfzehn Miglien (die Miglie ungefähr so groß wie eine deutsche Viertelmeile) und kann sicher noch an vielen Stellen urbar gemacht werden, wenn unterd Fleiß und Ausdauer sich vereinigen, um das vulcanische Felsengerölle zu beseitigen. Das einzige stattliche Gebäude auf der ganzen Insel ist bis jetzt jenes Haus Garibaldi's, von welchem zwar französische und italienische Blätter fabelten, daß König Victor Emanuel, um „dem besten seiner Freunde" eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, es durch eine prächtige Villa auf Caprera habe ersetzen lassen. Das Haus selbst besteht aus einem Erdgeschoß mit neun Räumen, über welches sich nach südamerikanischem Styl ein flaches, mit einer Kuppel gekrönetes, nicht zu sehr gegen Wind und Regen geschütztes Dach erhebt. Rechts von dem Flure, der zugleich als Speisezimmer dient, tritt man in das Zimmer Garibaldi's, das seiner senchten Lage wegen über der Cisterne äußerst ungesund, aber dem General so lieb und theuer ist, daß keine Macht ihn bewegen kann, dasselbe zu verlassen. Links vom Speisezimmer sind verschiedene Schlafkammern mit Betten. Durchschreitet man sie, so gelangt man in das Zimmer des Pachters oder vielmehr seiner Familie, welche aus diesem, seiner Frau und zwei Söhnen besteht. Hinter dem Zimmer des Pachters liegt die Küche, neben ihr die Speisekammer; aus dieser gelangt man in das hinten hinausgelegene Zimmer Basso's und anderer Gäste. In der Mitte, hinter dem Flur, befindet sich eine dunkle Kammer mit einer Wendeltreppe, auf welcher man zur macadamisirten Terrasse hinaufsteigt; sie dient zur Aufbewahrung von Kartoffeln und Bohnen. Die Möbel im Zimmer des Generals bestehen aus einer hölzernen Bettstelle mit zwei Matratzen, einem lahmen, mit einem alten grünwollenen Tuche bedeckten Tischchen, welches nächst dem Bette als Nachtisch dient, und einem äußerst reduzirten Lehnstuhl vor diesem Nachttisch. Dazu kommen noch zwei Kästen und eine historisch-militairische Bibliothek, in welcher eine Deutsche, die im Jahre 1858 Caprera besuchte, die bezeichnendsten Werke, die England über die Tactik und Taktik geschrieben, neben den Werken Shakespeare's, Byron's und Young's fand; neben älteren naturwissenschaftlichen Schriften den „Kosmos" des deutschen Denkers; neben der „Ethik" Plutarch's die „Reden" eines Bossuet und die in die liebenswürdigste Form eingehüllte Moral eines Lafontaine. Diese Bibliothek soll nächstens durch das „Manuale del Coltivatore" von sieben oder acht illustrirten Bänden vermehrt werden. Ein Bild der Tochter Garibaldi's im Alter von vier Jahren ist der Hauptschmuck des Zimmers. In einem Medaillon über dem Kopfkissen des Generals befinden sich die Haare Anita's und seiner Mutter. Daneben das Bild von Vecchi; ein alter Nagel aus irgend einem Kasten trägt zugleich mit diesem Bilde die Taschenuhr Garibaldi's. Neben dem Fenster hängt ein Spiegel, der noch aus dem Haushalt seiner Mutter herstammt. In den beiden Kästen liegen zurechtgelegt Leinwäsche, Servietten, Handtücher, von Kugeln durchlöcherte Fahnen, alte Andenken verschiedener Regimenter. Die

Garibaldi und Mieroslawski auf Caprera.

andern Zimmer sind lediglich mit eisernen Bettstellen möblirt. Der Viehstand der Insel ist gering; er besteht aus einem Stier, acht Kühen mit ihren Kälbern, fünf Eseln und zwei Pferden.

Bis jetzt zählt Caprera nur sechs Grundeigenthümer: den General Garibaldi, einen Mr. C . . . und vier Hirten, während sich neuerdings noch eine misanthropische Engländerin neben Garibaldi angesiedelt hat. Die Hirten begnügen sich mit einer Art natürlicher Höhle, und so ist Garibaldi's Wohnhaus das Einzige, was von Gebäuden auf Caprera in Betracht kommt.

In diesem Hause, das neuerdings mehrfach von Gästen des Generals besucht ward, empfing Garibaldi am Ende des verflossenen Jahres einen polnischen General, dessen Name zu seiner Zeit vielfältig in ganz Europa genannt wurde. Es war Ludwig Mieroslawski, welcher Garibaldi einen Besuch abstattete. Sicher genügt es, nur mit wenigen Worten das vielbewegte Leben dieses Mannes zu schildern, um sein Bild in den Augen unserer Leser wieder aufzufrischen.

Im Jahre 1814 zu Nemours in Frankreich von einer fran-

zösischen Mutter geboren, ging er mit seinem Vater, der unter Davoust ehrenvoll in der Armee des Großherzogthums Warschau gedient, nach den Verträgen von 1815 in sein Vaterland zurück, trat in seinem 20sten Jahre in die Militairschule von Kalisch und hatte im Jahre 1830 kaum seine Studien beendigt, als der große polnische Aufstand ausbrach und ihn in seine wilden Strudel hineinzog. In der Nacht des 29. Novembers 1830 trug er durch seinen Muth zur Einnahme des Arsenals bei, wie er sich überhaupt während des riesigen Kampfes für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes rühmlich auszeichnete, endlich aber mit seinen Waffengefährten unterlag und ein Asyl in Frankreich suchen mußte. Um sein Leben zu fristen, veröffentlichte er jetzt in Paris mehrere Werke in französischer Sprache, namentlich eine „Geschichte der polnischen Revolution“ (1835), welche seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt machten und seine Ernennung zum Mitgliede des Centralcomité's der polnischen demokratischen Gesellschaft herbeiführten. Er wurde als einer der Insurrectionschefs von 1846 bezeichnet; aber das Unglück, das sich an alle seine vereinsmäßigen Unternehmungen anheftete, verfolgte ihn auch auf seinem neuen Posten, und kaum war er im Großherzogthum Posen angekommen, als er von den preußischen Behörden verhaftet und alsbald zum Tode verurtheilt wurde.

Mit Talent, Energie und Würde vertheidigte er vor dem Gerichtshof die Rechte seines zerrissenen und zu Boden getretenen Vaterlandes, ja in dem Augenblicke, wo sein Leben auf dem Spiele stand, ließ er in Leipzig eine französische Broschüre unter dem Titel: „Débat entre la révolution et la contrerévolution“ erscheinen. Am 19. März 1848 befreite ihn der Sieg des Berliner Volkes über die königlichen Truppen mit seinen Gefährten aus der Gefangenschaft; kurz darauf erhob sich der größte Theil des Großherzogthums Posen gegen die preußische Regierung, und Mieroslawski eilte jetzt, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Unter seiner Anführung drängten die polnischen Bauern in den Tagen des 1. und 3. Mai mit ihren Sensen zu Miloslaw und Brzesnia die viermal überlegenen Truppen der Generale Blumen und Hirschfeld zurück. Aber durch die eigenen Erfolge erschöpft mußten die Posener in einem ungleichen Kampfe capituliren, nur ihr Führer wurde zum zweiten Male gefangen genommen. Seiner Freiheit zurückgegeben, ging er wieder nach Paris; hier war er aber baldigst angelangt, als ihn die sicilianischen Patrioten an ihre Spitze riefen, um ihren Widerstand gegen den König von Neapel zu leiten. Wieder hetzte sich das Unglück an seine Fersen, und wie tapfer er auch das feste Catanea vertheidigte, so war die verzweifelte Sache Siciliens nicht mehr zu retten, nur schwer verwundet sah sich Mieroslawski gezwungen, das schöne Land am 6. März 1849 zu verlassen. Allein er gönnte sich nur eine kurze Ruhe. Die provisorische Regierung des republikanischen Baden bot ihm jetzt den Oberbefehl über die Insurrectionsarmee vom Rhein und Neckar an. Zunächst handelte es sich darum, weit überlegene Streitkräfte zurückzuwerfen. Mit Hülfe von Siegel und Obrecht warf er am 15. Juni 1849 das Corps Peucker's bei Leutershausen über den Neckar und am 29. Juni das des Generals Hirschfeld bei Wagbäusel über den Rhein zurück. Allein der Mangel an Cavallerie, das Ausbleiben der gehofften Unterstützung anderer deutschen Volkskämme und mehrere andere Ursachen zwangen ihn, sich auf Rastatt zurückzuziehen. Noch hier, auf die Mauern gestützt, hielt er 160,000 Mann in Schach, die von den Generalen Peucker, Hirschfeld und Prinzen von Preußen unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen geführt wurden. Leicht verschmerzen diese Niederlagen einzelnen dieser Heerführer, und Mieroslawski, an seinem Glück verzweifelnd, legte die Waffen nieder und eilte wieder nach Frankreich. Nachdem er drei Armeen unter seinem Oberbefehl gehabt, kehrte er zu Paris, wie früher, in bescheidener Zurückgezogenheit, getheilt zwischen Unterricht, der ihm seinen Lebensunterhalt verschaffte, und gelehrten Forschungen über Militairkunst, Geschichte und Politik. Seine strategischen Kenntnisse, sein schriftstellerisches Talent, die festgestellt seiner Ueberzeugungen haben ihm einen Platz unter den Führern der Partei gesichert, die trotz aller Niederlagen noch immer auf die Wiedererrichtung Polens hofft und sie vorbereitet.

Solche Pläne mögen es wohl auch gewesen sein, welche den General Mieroslawski zu Garibaldi führten. Der Empfang war ein überaus herzlicher. Oeffentliche Blätter meldeten, der Befreier Italiens habe in seiner Armee an Mieroslawski unter andern geäußert: „Italien hat Ihnen, General, eine große Schuld abzutragen; Sie waren der Verkämpfer des sicilianischen Befreiungskriegs, und als Sie bei Palermo schwer verwundet vom Pferde sanken, da riefen Sie wie ein Römer Ihren Legionen zu: „Achtet nicht auf mich; achtet auf den Sieg!“ Italien wird diesen Muth, diese Aufopferung der Polen nicht vergessen; die Freiheit ist ein gemeinsames Gut für alle Völker, für den Süden, wie für den Norden! Die Aufrichtung Italiens ist die Vorbürgerin der Freiheit Polens!“ —

Wir können nicht bestimmen, ob diese Anrede wirklich in dieser Weise gehalten worden ist, alle Anzeichen deuten aber darauf hin, daß sich neue Bewegungen in Polen, wie in Ungarn vorbereiten und daß das Beispiel Italiens anfeuernd auf die beiden genannten Völker wirkt. Man thäte in der That dem Selbstherrscher der Franzosen zu viel Ehre an, wollte man ihn, wie von einigen Seiten her geschieht, zum Urheber des Strebens der „Nationalitäten“ nach Freiheit und Unabhängigkeit stempeln. Dieses Streben ist so alt, wie die Unterdrückung, und das selbstarke Blut alter Jünglinge und Männer ist für die Verwirklichung jener Ideen im Schlachtfeldern wie auf Schaffoten reichlich, aber noch immer vergebens geflossen. Die Zerreißung Polens, eine der größten Schandthaten, welche die Geschichte alter Völker und Zeiten aufzuweisen vermag, wird deshalb immer und immer Wehe über die schreien, welche damals die geringe Hand ausstreckten nach dem wollenmenen Raube.

Auch wir Deutschen haben eine schwere Sünde an den Polen begangen, als wir mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln versuchten, sie zu entnationalisiren; denn es giebt für ein Volk nichts Heiligeres zu verlieren als seine Nationalität. Und Polen war Jahrhunderte hindurch die Vormauer gegen die barbarischen Horden des Ostens; es hat unsere deutschen Grenzen treu behütet, und zum Dank dafür haben Oesterreich, Preußen und Rußland es in drei Theilungen nach und nach aus der Liste der Nationen gestrichen. Man wirft den Polen nicht ganz mit Unrecht vor, daß sie es nicht verständen, sich in ruhiger Entwickelung zu einem freien Staatsleben zu gestalten! Aber just als sie es wollten im Jahre 1791, als sie die friedliche Lösung des großen Räthsels gefunden, fielen deutsche und russische Truppen in ihr Land und vernichteten allen Verträgen und allen Völkerrechte zum Hohn die garantirte Verfassung vom 3. Mai 1791, welche nichts weiter als eine gemäßigte Erbmonarchie mit erweiterter Volksvertretung ersielen sollte.

Es dürfte, wie gesagt, anderseits wohl in Frage gezogen werden, ob das polnische Volk, auch wenn es wieder zu einem Volke vereinigt wäre, sich in einem freien Staatsleben zu gestalten und geordnet in die Staatenreihe Europa's einzutreten vermöchte, da ihm der nothwendigste Bestandtheil, der kräftigste Träger der Freiheit, ein tüchtiger Bürgerstand, großentheils noch mangelt. Was der polnische Adel unter Freiheit versteht, ist allerdings noch weit entfernt von Gleichberechtigung und jener bürgerlichen politischen Freiheit, die jedem Einzelnen das Recht einer ungehinderten Existenz und gleichen Antheil an der politischen Gestaltung seines Vaterlandes giebt. Bis jetzt kennt der dortige Adel nur seine Rechte, keine Pflichten, und für seine Rechte namentlich — nicht für das allgemeine Landeswohl — hat er gestritten und geblutet. Auch ist die Erscheinung, daß sich, wie in Posen, das polnische Element dem deutschen gegenüber in seiner Weise zu halten versteht, nicht unwichtig. Deutscher Fleiß und deutsche Rührigkeit haben dort in wenigen Jahren mehr Cultur unter die Polen getragen, als es polnische Lehrer in Jahrhunderten vermocht, und deutsche Intelligenz und Rechtssicherheit sind es, die die Masse der polnischen Bevölkerung gehoben und die Knechte zu Staatsbürgern gebildet haben.

Aber alle diese Fragen mögen sich die Polen selbst stellen; uns ziemt es nicht, das polnische Volk als solches für geistig unmündig anzugeben und es in seinem Streben nach nationaler Entfaltung großsprecherisch zurückzuhalten.

Eine ähnliche Verechtigung zu nationaler Gestaltung steht auch den Ungarn zu, denen Garibaldi ebenfalls von Caprera aus ermuthigende Worte zugesinnen haben soll, als sein treuer Waffengefährte, General Türr, ihm den Diamantenstern überbrachte, welchen ihm die übriggebliebenen Tausend verehrt hatten, die mit ihm im vergangenen Jahre zu Marsala landeten. Auch Ungarn hat ein wohlbegründetes Recht, seine alte Verfassung, seine beschworenen und garantirten Gesetze zurück zu verlangen. Nur allzu oft sieht man ja von gewissen Seiten die Worte erklingen: das Haus-

rische Recht verjährt nicht; soll dies nur so viel heißen, daß es bei den Regenten nicht verjährt, wohl aber bei den Regierten? Auch Ungarn hat eine glorreiche Geschichte hinter sich und thut wohl daran, sich seiner zu erinnern und die an sich guten Gesetze seiner alten Verfassung aufrecht zu halten, resp. sie den Anforderungen der Neuzeit anzupassen. Wenn aber Böhmen, wie es in der neuesten Zeit vielfach geschehen, seine slavischen Agitationen wieder hervorsucht und in ungezügelter Wuth auf deutsche Art und deutsches Wesen schmäht, so möge es doch eingedenk sein, daß es — wir glauben nicht zu viel zu sagen — das meiste Gute, was es überhaupt besitzt, einzig und allein den Deutschen verdankt. Um 806 wurde es bereits von Karl dem Großen abhängig, am 15. Juli 895 trat es zu Regensburg freiwillig in den deutschen Reichsverband, und schon zu jener Zeit fing deutsche Cultur an, sich in Böhmen auszubreiten; die Abhängigkeit von Deutschland dauert durch lange Jahrhunderte fort, und vergebens suchte sich Ottokar der Oberlehnsherrlichkeit Rudolph's von Habsburg zu entziehen. All seine Blüthe und seinen Wohlstand verdankt es Deutschland, und es gehört ein starker Uebermuth dazu, dies abzuleugnen oder zu verkennen. Einst trug Böhmen als deutsche Kur dem Kaiser das Schwert voran, und jetzt will es Miene machen, sich „dem Kaiser und dem Reich" zu entziehen! Böhmen kann nicht auf eigenen Füßen stehen, daher schließe es sich mit all seinen Kräften, wie früher, an Deutschland an, das seine starke Tochter mit mächtigen Armen zu schützen wissen wird.

Was aber auch die kommenden Zeiten bringen mögen, der herzinnige Wunsch schließe diesen Artikel: Möge bei den kommenden Kämpfen jeder Deutsche stets bereit sein zu Rath und That, so oft es gilt des Vaterlandes Ehre und Unabhängigkeit. Deutschland über Alles! das sei jedes Ehrlichen Wahlspruch.

Blätter und Blüthen.

Der Proceß der Frau Jerome-Patterson macht gegenwärtig in Paris großes Aufsehen. Fast alle Zeitschriften haben einiges darüber berichtet. Den Zeitungsredacteuren in Paris ist der Zutritt zum Civiltribunal, vor welchem der Proceß verhandelt wird, untersagt und wir haben deshalb keine Aussicht die volle Wahrheit desselben zu erfahren; ohnedies wäre den französischen Zeitschriften nicht gestattet, die ganze Wahrheit in dieser Angelegenheit aufzudecken.

Der Gegenstand dieses Processes ist eine bei dem Tribunale erster Instanz des Seinedepartements von Jerome Bonaparte Patterson und seiner Mutter eingereichte Klage auf Betheiligung bei der Hinterlassenschaft des gestorbenen Jerome, früheren Königs von Westphalen, gegen den Prinzen Napoleon, als den alleinigen Erben seines Vaters.

Jerome hatte 1803 in Amerika eine Heirath eingegangen mit Mary Elisabeth Patterson. Jerome Bonaparte Patterson ist der Sohn dieser Ehe. Diese Heirath wurde durch Napoleon unter dem 11. und 30. Ventose des Jahres XIII. der französischen Republick annullirt und endlich wurde ihr auch durch zwei Sentenzen des kaiserlichen Familienrathes vom 4. Juli 1856 und 5. Juli 1860 jede rechtliche Wirkung bestritten und anerkannt, daß es bei den Verhältnissen dieser Angelegenheit selbst dem Vertheidiger dieser Ehe nicht gestattet sein könne, sich der in Art. 201 und 202 des Code Napoleon (der in Frankreich noch allgemeine und vollständige Gültigkeit hat) eingeräumten Vortheile zu bedienen, wonach den nichtigen Heirathen die bürgerliche Wirkung verbleibt, wenn sie in gutem Glauben eingegangen wurden.

Ob und wie weit Frau Jerome-Patterson und deren Sohn vor dem französischen Tribunal Recht bekommen werden, läßt sich nicht voraussagen; in wie weit ihr Recht begründet ist, läßt sich nur aus der Geschichte dieser Ehe abwägen. Nicht Allen dürfte sie in ihren Einzelheiten bekannt sein.

Nachdem Jerome in Paris kaum das Knabenalter zurückgelegt hatte, bestimmte er sich für den Seedienst. Daß er den Handel erlernt habe und von seinen Eltern dazu bestimmt sei, ist nicht der Fall, so allgemein es auch angenommen wird. Nach mehreren unbedeutenden Zügen im mittelländischen Meere ging er als Schiffslieutenant nach Amerika. Hier stieg er, wenn auch nicht durch sein Verdienst, zum Schiffscapitain. Er lebte abwechselnd in Boston, Washington und Baltimore. Er hielt sich länger in Amerika auf, als in der Absicht seines Bruders lag, der mehrere Male an den Generalconsul der französischen Republik in Amerika, Pichon (früher Advocat in Paris, später westphälischer Staatsrath), den Befehl sandte, daß die französischen Fregatten und Jerome zurückkehren sollten.

Jerome weigerte sich, und Pichon sandte die Schiffe ohne ihn zurück. Darüber zerfiel Jerome mit ihm, der mit einem schönen jungen Mädchen Mary Elisabeth Patterson, der Tochter eines reichen Kaufmanns und Banquiers in Baltimore, ein Liebesverhältniß angeknüpft und, um den Vater für sich zu gewinnen, selbst Kaufmann zu werden beschlossen hatte.

Elisabeth's Vater war auch jetzt noch gegen eine Verbindung mit Jerome, da dieser weder körperlich noch geistig irgend eine ihn auszeichnende Eigenschaft besaß und ohne alle Existenzmittel war.

Jerome suchte den Vater seiner Geliebten durch die Vorspiegelungen der Macht, welche sein Bruder in Frankreich besaß, zu gewinnen. Er versöhnte sich durch Le Camus' (nachheriger westphälischer Minister-Staatssecretair, Graf von Fürstenstein) Vermittlung mit Pichon, redete diesem vor, er habe jede Verbindung mit Elisabeth Patterson abgebrochen und sei entschlossen, nach Frankreich zurückzukehren. Er bat ihn um einen Vorschuß von 30,000 Franken, und Pichon war gutmüthig genug, sie zu geben. Jerome drang nun mit aller Ueberredung in Elisabeth's Vater, seine Einwilligung zu geben. Er erhielt sie, und schon drei Tage nachher, am 27. December 1803 feierte er seine Verbindung mit der schönen, unschuldigen und mit dem vollsten Vertrauen an ihn glaubenden Elisabeth. —

Napoleon hatte sich zum französischen Kaiser proclamirt und hatte, um seine Macht zu verstärken und auf die Dauer zu sichern, den Plan gefaßt, seine Brüder zu französischen Prinzen zu erheben und mit Prinzessinnen zu vermählen. Er schrieb diesen Plan auch an Hieronymus und fügte den Befehl hinzu, seine rechtmäßige Gattin zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren.

Jerome theilte seiner Frau und deren Eltern mit, daß er nach Frankreich zurückkehren müsse und welche hohe Stellung ihn dort erwarte. Elisabeth's Eltern erschraken. Sie sahen das Geschick ihrer Tochter im Geiste voraus. Bekannte theilten ihre Besorgniß. Jerome hatte schon damals den Entschluß gefaßt, seine Gattin zu verlassen, dennoch suchte er bei ihr und ihren Eltern jede Besorgniß zu verscheuchen. Er schwor, daß er sie ewig lieben und nie verlassen werde, und es wurde ihm nicht schwer, Elisabeth, die ihm vertraute, zu überreden, ihm zu folgen. Ihre Eltern waren untröstlich — sie wollte ihr Geschick an das ihres Mannes knüpfen und folgte ihm, auf das Reichste von ihren Eltern ausgestattet.

Das Schiff landete nach glücklicher Fahrt im Hafen von Lissabon. Nach einem kurzen Aufenthalte dort sagte Jerome, den bezahlte Lügner bei seiner Grabrede „den edlen" nannten, daß er nach Paris vorauseilen wolle, um alle Vorbereitungen für ihren Empfang zu treffen. Sie suchte ihn zurückzuhalten, sie sah ihrer Niederkunft entgegen und bedurfte seines Schutzes in dem fremden Lande doppelt.

Mit Lügen suchte er sie zu überzeugen, daß er zuerst allein nach Paris reisen müsse, er gab ihr die heiligsten Schwüre, daß er in kurzer Zeit wiederkehren werde, um sie zu holen. Er reiste ab — sie hatte ihn zum letzten Male gesehen. Nur mit einigen Dienerinnen blieb sie allein, ohne Schutz zurück. Keine Nachricht, selbst nicht einmal einen Brief erhielt sie von dem „edlen" Jerome.

Endlich, durch Schmerz und Angst zur Verzweiflung getrieben, faßte sie den Entschluß, um die Gewißheit ihres Geschickes zu erfahren, mit ihren Dienerinnen nach Frankreich überzuschiffen. So kam sie auf dem Texel an, froh ihrem Ziele so nahe zu sein. In größter Eile wollte sie Paris zu erreichen suchen — da wurde dem amerikanischen Schiffe, welches sie trug, die Landung verboten. Auf Napoleon's oder Jerome's Willen waren durch den Polizeiminister die französischen, holländischen und spanischen Häfen für Elisabeth verschlossen. Ihr „edler" Gatte ließ ihr sagen, daß sie nicht landen dürfe, daß sie nach Amerika zurückkehren möge.

Vergebens bat sie, nur in einem kleinen Dorfe Hollands ihre Niederkunft abwarten zu dürfen; vergebens verwandten sich in Amsterdam anwesende Amerikaner für die unglückliche, verlassene Frau, das roheste Herz wurde durch Jerome's Verfahren empört, nur sein eigenes nicht.

Elisabeth wandte sich nach England, wo sie gastfreundlich aufgenommen wurde. Nach ihrer Niederkunft kehrte sie zu ihren Eltern zurück arm, denn ihr Eigenthum hatte Hieronymus mit sich genommen.

Um die Trennung dieser Ehe herbeizuführen, nöthigte der „edle" Mann seine Mutter zu der Erklärung, daß die Verbindung ohne ihre Einwilligung Statt gefunden habe. Sodann verordnete er durch einen kaiserlichen Erlaß, daß die Verbindung nicht in das officielle Verzeichniß eingetragen werde. Ferner ersuchte er das Oberhaupt der von ihm in Frankreich wieder eingeführten katholischen Kirche, die Ehe zu annulliren. Doch der Papst gehorchte ihm nicht. Glücklicher war Napoleon Bonaparte im folgenden Jahre, 1806, wo der Erzbischof von Paris sich bewegen ließ, die Ehe und das derselben entsprossene Kind (Jerome) für ungesetzlich zu erklären. Hierauf heirathete der „edle" Jerome die Prinzessin Mathilde von Würtemberg und zeugte mit ihr den Prinzen Napoleon und die Prinzessin Mathilde. Nichtsdestoweniger sah er seine erste Frau und deren Sohn noch später als zur bonapartischen Familie gehörend an. Denn, als er König von Westphalen geworden war, verlangte er von seiner ersten Frau den Sohn, um ihn seinem Range und seiner Geburt gemäß zu placiren, konnte ihn aber nicht erhalten. Die amerikanische Madame Bonaparte war zwar 1813 von der Legislatur Maryland's von ihrem Manne, der sie böswillig verlassen hatte, getrennt, doch geschah dies vorbehältlich ihrer und ihres Sohnes Rechte. Als Madame darauf von 1819 bis 1829 in Europa zubrachte, wurde sie nicht nur von allen Mitgliedern der durch den Sturz des Tyrannen inzwischen etwas bescheidener gewordenen Bonaparte-Familie als Verwandte aufgenommen, ihr Sohn sollte auf verabredetermaßen nach einem nicht zur Ausführung gekommenen Plane die Tochter Joseph Bonaparte's, weiland Königs von Spanien, ehelichen. Der jüngere Jerome heirathete hernach eine Amerikanerin und erhielt sodann von seiner Großmutter, der Madame Letizia, ein Beglückwünschungsschreiben, worin er „Mein lieber Sohn" angeredet war. Andere Mitglieder der Bonaparte-Familie beglückwünschten ihn auf ähnliche Weise. Ingleichen erhielt er entsprechende Beglückwünschungsschreiben bei der Geburt eines Sohnes. Bei der Vermählung der Prinzessin Mathilde mit dem Fürsten Demidoff im Jahre 1840 zeigten ihm Prinz Jerome, Fürst Demidoff und die Prin-

zessin Mathilde und andere bonapartische Verwandte dieses frohe Ereigniß in den herzlichsten Ausdrücken, begleitet von innigen Grüßen an die Frau Gemahlin und das Kind, an. 1837 wurde ihm sogar die Freude zu Theil, daß er einen jetzt hoch über Recht und Gesetz erhabenen Vetter als Gast bei sich bewillkommnen durfte. Louis Napoleon Bonaparte hatte nämlich damals in Straßburg den verunglückten Versuch gemacht, durch die Gnade Gottes und den Willen des Volkes Kaiser der Franzosen zu werden, und wurde von Louis Philipp auf dem französischen Staatsschiffe Andromeda nach Newyork in die Verbannung geschickt. Da er nicht viele Geldmittel besaß, nahm er es mit der Verwandtschaft nicht sehr genau und suchte in der Erwartung, eine vetterliche Aufnahme zu finden, den Sohn der Miß Patterson auf. Dieser gewährte ihm den gehofften freundschaftlichen Empfang und lud ihn ein, in seinem Hause zu wohnen, was Louis Napoleon auch mit der größten Bereitwilligkeit annahm. Als darauf nach dem Scheitern des Boulogner Streiches (1840) der Staatsstreich vom 3. December 1851 gelungen war, stattete der amerikanische Jerome 1853 einen Gegenbesuch in Paris ab. Es schien auch, als ob Louis Napoleon seiner Verpflichtung, die er sich im amerikanischen Exil zugezogen habe, eingedenk wäre. Denn sowie Jerome angekommen war, empfing er eine Einladung als „Prinz Jerome“, und beim Eintritt in den Palast des Herrschers erhielt er von diesem eine geschriebene Erklärung, daß er ein gesetzliches Kind sei. Diese Erklärung gab jedoch Anlaß zu bedauerlichen Auftritten, Ränken und Händeln in der kaiserlichen Familie, weil jetzt der Sohn der Prinzessin Mathilde sich durch den Sohn der Miß Patterson den Rang abgelaufen sah. War der Amerikaner ein gesetzliches Kind, so mußte der Prinz Napoleon ein ungesetzliches Kind sein und später, wie auch die Prinzessin Mathilde, um seine Erbschaft gebracht werden. Ruhe und Frieden konnten nimmer wieder in das olympische Leben der Kaiserfamilie einziehen, wenn nicht der amerikanischer Störenfried zurück in die Urwälder geschickt wurde.

Der Prinz Napoleon und die Prinzessin Mathilde, die beiden bedrohten Kinder des alten Jerome, baten daher den Kaiser und den Familienrath, daß dem Plebejer untersagt werde, inskünftige den Namen Bonaparte zu führen, und Louis Napoleon, der jetzt nicht wieder in's Exil nach Newyork zu kommen hofft, schickte das räudige Schaf der Familie in's Land des Columbus zurück. Man glaubte, hierdurch sei der widrige Streit am besten und schnellsten beigelegt. Obendrein bot man mehrmals dem Amerikaner, um nicht in Zukunft von ihm belästigt zu werden, einen Herzogstitel an; aber derselbe schlug in einer Sache, wo es sich um eine Kaiseranwartschaft handelte, die ihm zugedachte Ehre immer großmüthig aus.

Der Tod des alten Jerome hat den bedauerlichen Zwist aufgefrischt. Miß Patterson und ihr Sohn Jerome haben eine Erbschaftsklage anhängig gemacht, verlangen die Aufnahme eines Inventars und beantragen die gesetzliche Theilung des Jeromistischen Erbes. Gewinnt der Amerikaner den Proceß, so werden der Prinz Napoleon und die Prinzessin Mathilde zu ungesetzlichen Kindern gemacht, denn sie sind in den Jahren 1806 bis 1812 geboren, in einer Zeit also, wo der Prinz Jerome noch nicht auf gerichtliche Weise von seiner ersten Frau geschieden war. Wie wird das unter dem Kaiser stehende Gericht in dieser kitzligen Angelegenheit entscheiden? Was wird die Mehrheit der Bonaparte Familie und der Familienrath für räthlich finden?

Der „Moniteur“ hat schon gesprochen. Es giebt nur den einen gesetzmäßigen Erben, den Prinzen Napoleon, und der amerikanische Plebejer hat Unrecht. Unrecht hat er allerdings, wenn ein Kaiser, mächtiger als der Allmächtige, Recht in Unrecht verwandeln, Geschehenes ungeschehen machen und die Mitglieder des obersten Gerichtshofs in seine Lakaien verwandeln kann.

Die Hinterlassenschaft Jerome's ist beiläufig sehr bedeutend. Wo sie und wie sie erworben ist, wissen alle die, welche die Geschichte seines westphälischen Königthums kennen.

Washingtons Auslagenberechnung nach seiner Abdankung als Oberfeldherr. Washington hatte bei der Uebernahme der Oberbefehlshaberstelle des amerikanischen Heeres jede Geldvergütung zurückgewiesen und sich nur vorbehalten, nach geschlossenem Frieden seine Auslagen zu berechnen. Am Tage, wo er den Oberbefehl niederlegte, reichte er seine Auslagenrechnung* ein, die wohl das merkwürdigste Actenstück dieser Art ist. Sie bekundet klar den einfach schlichten Sinn des großen Mannes. Wie der ordnungsliebende Hausvater, der gewissenhafte Kaufmann hatte er Buch gehalten über jede Ausgabe, die kleinen wie die großen. Während der acht Jahre des Krieges hatte er verbraucht: für seinen und seines ganzen Stabes Haushalt 63,250 Dollars und 3,378 Pfund Sterl. 14 Schill. 4 Den.; für geheime Nachrichten und Spionenberichte 6,717 Doll. und 1,982 Pfd. St. 10 Schill.; für Recognoscirungs- und andere Reisen 42,755 2/3 Doll. und 1,874 Pfd. St. 8 Schill. 8 Den.; endlich für verschiedene Auslagen 40,451 1/2 Doll. und 2,952 Pfd. St. 10 Schill. 1 Den.; somit im Ganzen 160,074 Doll. und 10,197 Pfd. St. 3 Schill. 1 Den. — Jene 160,074 Doll. waren Papiergeld, das von Jahr zu Jahr im Werth fiel, so daß im Mai 1781 die runde Summe von 20,000 Doll. in Papier grade 500 Doll. in Münze werth waren, und nach der von Monat zu Monat angestellten Werthberechnung des Papiers jene 160,074 Doll. nur 20,881 Doll. oder 6,114 Pfd. St. 14 Schill. Geldwerth gehabt hatten; wonach der ganze Betrag seiner Auslagen in den 8 Jahren sich auf 16,311 Pfd. St. 17 Schill. 1 Den. belief.

Es macht einen wunderbaren Eindruck, wenn man in dieser Rechnung dem Feldherrn Schritt für Schritt, von einem Lagerplatze und einem Schlachtfelde zum andern folgt und dann findet, daß er hier 5 Dollars für seine Wäsche, dort 3 Dollars für seinen Barbier ausgelegt; hier 8 Pfd. St. 12 Schill. 8 Den. an seinen Schneider, dort 3 Pfd. St. 12 Den. für Briefporto bezahlt; hier einem General 200 Guineen geliehen, dort einen Spion mit 5 Pfd. St. erkauft hat. Ein paar Sonderbemerkungen aber, die Washington hier und dort unter seine Rechnungen als Noten beilegt, sind zu bezeichnend, um sie nicht wiederzugeben. Im Mai 1780 berechnet er 133 Pfd. St. 16 Schill. als ihm vom Generalzahlmeister übergeben und setzt in einer Note hinzu: „Diese Summe steht in meinen Rechnungen als dem Schatz schuldig; aber ich habe sie in keiner Rechnung des Schatzes gegen mich aufgeführt finden können. Wo das Mißverständniß liegt, kann ich nicht sagen; aber ich möchte, daß es aufgeklärt werden könnte; da ich ebenso wenig wünsche, Schaden zuzufügen als Schaden zu leiden.“ (a. a. O. S. 34.)

Im Sept. 1781 berechnet er 800 Pfd. St. in Bausch und Bogen für seinen und seines Stabes Haushalt und sagt dann in einer Note: „Dies Geschäft war während der obigen Periode wegen Mangel eines guten Haushalters (wie ich selbst und Andere vergebens einen aufzutreiben suchten) in so verschiedenen Händen, — und die Rechnungen wurden nicht nur unregelmäßig geführt, sondern manche gingen auch verloren oder wurden verlegt, und einige so beim Verpacken beschädigt, daß sie nicht mehr brauchbar waren, so daß es mir unmöglich wurde, daraus feste Ansätze zu machen. Aber da hier von der Zeit die Rede ist, in welcher die französische und amerikanische Armee nur Ein Lager bei Philadelphia bildeten, und unsere Ausgaben am höchsten waren; und da diese Summe, so nahe als möglich mit der Durchschnittsausgabe per Monat übereinstimmt, wie aus den Rechnungen des Lieutenant Colfax (des zeitigen Haushalters) hervorgehen wird; — so ist die obige Summe unter diesen Umständen nach dem Grundsatze angestellt, der am geeignetsten scheint, dem öffentlichen Schatze gerecht zu werden, ohne mich in Schaden zu bringen.“ (a. a. O. S. 39.)

Am Schlusse seiner Rechnung sagt er dann noch: „Bevor ich diese Rechnungen schließe, verlangen Gerechtigkeit und Billigkeit von mir, anzuführen, daß es Leute in den noch von der britischen Armee besetzten Landestheilen giebt, die unter den strengsten Versicherungen einer Vergeltung von mir Ansprüche an den Schatz haben für Dienste, wodurch sie mir Privatnachrichten zugehen ließen; und die, wenn sie vorgelegt werden, ich mich in Ehren verpflichtet fühle zu zahlen. — Ich habe gedacht, daß es meine unerläßliche Pflicht war, diese Angelegenheit hier zur Sprache zu bringen, damit sie nicht vergessen werde, im Falle derartige Forderungen später gemacht werden sollten.“

Endlich berechnet Washington in einem Nachtrage zu seinen Ausgaben noch 1,064 Dollars für die Reisekosten und den Aufenthalt der Frau Sarah Washington im Lager, und fügt diesem Posten eine Note bei, in der es heißt: „Obgleich ich von diesen Reiseausgaben Notiz nehme, so führte ich dieselben nicht in meiner öffentlichen Rechnung auf. Die Ursache war: es schien mir im ersten Augenblicke beim Beginne der Auslagen, als ob dieselben den Privatcharakter hätten. Aber die besondern Umstände in meinem Commando und die verwickelte Lage der öffentlichen Angelegenheiten, die mich (zu nicht geringem Nachtheile in meinen Privatverhältnissen) zwangen, den stets zwischen dem Schlusse des einen und dem Beginne des andern Feldzuges beabsichtigten Besuch in meiner Familie von Jahr zu Jahr zu verschieben; und da die Auslagen die Folge davon und ebenso Folge meiner Selbstverleugnung waren, so denke ich, habe ich diese Auslagen ebenso berechtigt dem Schatze zuzuschreiben, als mir dies selbst anficht. Und ich thue dies mit um so weniger Mißbehagen, als ich schließlich finde, daß ich nicht unbedeutend im Nachtheile bin, da meine Auslagen um ein gut Theil meine Einnahmen überschritten haben. Denn außer der Summe, die ich 1775 zu Anfang des Krieges mit nach Cambridge nahm, erhielt ich später 1777 und seitdem wieder Privatgelder, die alle im öffentlichen Dienste ausgegeben wurden, und die ich in der Eile, wie ich glaube, und bei der Verwirrung der Dinge vergessen habe anzuschreiben, während jeder Pfennig gegen mich hier angeführt ist.“ —

Leicht überschleicht einen bei der Durchlesung dieser kleinbürgerlichen Ehrlichkeit des edeln Menschen und großen Mannes ein Gefühl des Erstaunens ob der Kleinlichkeit derselben. Aber war es nicht groß für ihn, in seinen Verhältnissen — so klein zu denken und zu rechnen? Wem fallen dabei nicht die Millionen und Millionen ein, die Napoleon I. noch auf St. Helena berechnen und seinem Volke aufbürden zu dürfen glaubte, und die nach einem Menschenleben zu zahlen die Franzosen vom Hohne des Geschickes gezwungen wurden?

Wie viel größer erscheint nicht Washington in seiner Rechnung mit seinen kleinen Forderungen für das Große, — das unendlich Große, das er geleistet hatte! —

* Fac Simile of Washington's accounts from June 1775 to June 1783. Treasury Department, Registers office, 1. June 1783.

„Für die Heuglin'sche Expedition“

zur Aufsuchung **Vogel's** gingen bei dem Unterzeichneten noch ein:

1 Thlr. L. u. M. P. in Oelsnitz. — 15 Ngr. Beck in Oschatz. — 3 Thlr. Keschützki auf Gr.-Wilkowitz. — 5 Ngr. R. K. — 5 Ngr. R. J. — 1 Thlr. Wilmers, Director in Soest. — 13 Thlr. aus Moskau. — 1 Thlr. W. J. D. in Carlsruhe. — 5 Thlr. A. W. in O. — 2 Thlr. Dienstags-Verein in Apolda.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 8. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das Leben einer Frau.

Von R. Godin.

(Fortsetzung.)

Welly sah von seinem Fenster aus Emiliens leichte Gestalt über die steinerne Brücke schweben und dann den abschüssigen Fußweg einschlagen, der von der Mühle aus in eine enge Thalschlucht hinabführte. Von abenteuerlichen Gruppirungen des Standsteinfelsens eingefaßt, mit einem Teppich von üppigem Grün bekleidet, schien diese Stätte so still, so heimlich und entfernt von aller Welt, daß man dort die Nähe menschlicher Wohnungen kaum vermuthet hätte. Mit einem raschen Entschluß sprang Eduard auf und verließ das Haus. Mit der Gegend durch seine häufigen Streifereien genau bekannt, gelang es ihm leicht, einen Spaziergang, den er vom Schlößchen aus in entgegengesetzter Richtung einschlug, durch Umwege nach der Mühle zu wenden, und bald hatte er Emiliens Asyl aufgefunden.

Als er sie zuerst erblickte, bannten mächtige Empfindungen seinen Fuß für einen Augenblick, und mit klopfendem Herzen richtete er seinen Blick auf sie.

Die junge Frau kniete mehr, als sie saß, auf einer leichten, mit Moos überkleideten Erhöhung des Bodens. Dicht vor ihr öffnete sich in einem natürlichen, durch zwei ineinander zweigende Bäume gebildeten Rahmen ein herrliches Panorama der fernen Ebene mit ihren farbenreichen Bildern und freundlichen Ortschaften. Aber obgleich die aufgeschlagene Mappe auf Emiliens Knieen und der Griffel in ihrer Hand ruhte, war doch ihr Auge dem reichen Bilde, das sich vor ihr ausbreitete, nicht zugewendet. Sie sah lieblicher aus als je. Ihr Kleid von blaßblauem Mousselin hob die schlanken graziösen Formen ihrer Gestalt weich hervor und harmonirte mit der frischen Weiße ihres Teints und ihren glänzend schwarzen Haaren. Ihr Strohhut lag neben ihr, der wellige Scheitel beschattete ihr Gesicht nicht so sehr, um die träumerische Schwermuth der zarten Züge zu verdecken, die dort zu lesen war.

Das Bewußtsein, daß dieses holde Wesen ihm seine Liebe geschenkt hatte, überfluthete in diesem Augenblick Wellys Herz mit einem solchen Triumph, daß er sich in den Himmel erhoben fühlte. Rasch eilte er vorwärts. Das Geräusch seiner Schritte weckte sie aus ihrer Träumerei, sie wandte den Kopf und hohe Röthe übergoß ihr schönes Gesicht. Ihre erste Bewegung war, sich zu entfernen, plötzlich aber hielt sie an und erwartete Welly, während die Gluth ihrer Wangen einer tiefen Blässe Platz machte. Er trat zu ihr, faßte ihre beide Hände in die seinigen und sagte mit bebender Stimme: „Nein, Emilie, jetzt dürfen Sie nicht mehr vor mir fliehen! Ich komme zu Ihnen mit einem Vertrauen, das Sie nicht täuschen werden. Das Glück, das Sie mir gestern gegeben, bedarf keiner Bestätigung mehr. Ich weiß, ich fühle es, Sie werden nicht widerrufen. Du mein Engel," fuhr er mit ausbrechender Gluth fort, „sprich es aus, daß Du mein bist, daß Dein Leben mir gehört, wie diese Stunde!"

Emilie sah ihm lange schweigend in's Auge, endlich sagte sie zitternd, aber mit fester Stimme: „Nein, ich widerrufe nicht! Meine Liebe ist eine Wahrheit, die ich nie wieder verleugnen werde. Ich habe mit Allem abgeschlossen, was mir bis hierher lieb und theuer war, habe alle Besitzthümer meines Lebens von mir abgestreift, um mir zu sagen, daß Ihre Liebe mir höher steht als Alles; deshalb giebt es auch nun für mich nichts mehr auf der Welt als diese Liebe. Nicht wahr, Eduard, Sie verstehen mich," fuhr sie fort, indem sie ihre feine Hand auf seinen Arm legte, „nicht wahr, Sie begreifen, daß ich ihn verlassen, daß ich frei werden muß? Und wenn dann auch das Leben immer trennend zwischen uns stehen sollte, so kann ich dennoch ganz und ungetheilt Ihnen angehören, jeder Gedanke für Sie, jede Thräne für Sie, nichts, nicht einmal meine Gegenwart für einen Andern!"

„So viel Liebe mein!" flüsterte Welly. „Alles willst Du hingeben, mein Engel, um nur mir zu gehören! Aber sei getrost — mein Leben hat fortan nur einen Zweck, Deiner werth zu sein, Dich einst mein zu nennen vor Gott und der Welt. Du willst um meinetwillen einen schweren Weg gehen; was Du schon gelitten hast, was Du noch leiden wirst, kann meine Begeisterung für Dich nicht erhöhen, aber Deine Thränen sollen sich Dir einst in tausend Blumen des Glücks verwandeln, baue nur fest auf meine Liebe, meine Treue."

„Wenn ich daran nicht glaubte wie an Gottes Verheißungen, so wäre ich verloren!" sagte Emilie erbleichend. „Sie wissen nicht, was in mir vorgegangen ist bis gestern — seit gestern. Die Erinnerung an diese Stunde mag mein Beistand sein, wenn ich erbebe unter der Aufgabe, die mich erwartet. Gott erbarme sich meiner, wenn ich ihm sagen werde — aber es muß bald geschehen! Ich verlasse Sie jetzt, mein Freund; wenn wir uns wiedersehen, ist meine Zukunft entschieden, mein Urtheil gesprochen. Hüllen Sie mich ein mit Gedanken Ihrer Liebe, sie ist meine einzige Stütze."

Sie schieden. Als Emilie zurückgekehrt war, schloß sie sich unter dem Vorwande eines Unwohlseins vor Jedermann ein. Ihr Entschluß stand fest, noch diesen Abend die Entscheidung über ihr Schicksal herbeizuführen, denn sie ertrug den Gedanken, nach der heutigen Zusammenkunft mit Welly ihrem Manne unter die Augen zu treten, nur dann, wenn sie sich gelobte, daß er Alles wissen sollte. Die Abendstunde nahte. Jeden Augenblick war Herr von

Werner von einer Jagdpartie zurück zu erwarten, die er mit einigen Herren unternommen hatte. Emilie saß in ihrem Zimmer, in brütendem Nachsinnen über das, was kommen sollte, versunken. Mit jeder Minute stieg die Todesangst der unglücklichen Frau, ihr Muth begann zu schwinden. Sie wollte Trost und Kraft im Gebet suchen, aber so wie sie an ihren Mann dachte, diesen edlen, liebevollen Menschen, der sie stets auf den Händen getragen hatte, und dem sie einen unheilbaren Schmerz zuzufügen im Begriff stand, so wagte sie nicht mehr zu beten. Gott war fern von ihr in dieser verhängnißvollen Stunde, denn sie fürchtete sich davor ihn zu finden. Furchtbare Zweifel bemächtigten sich in diesem Augenblick der Entscheidung ihrer Seele — ach, die trügerischen Bilder, die ihre Leidenschaft ihr vorgegaukelt hatte, schwanden vor der siegenden Macht des Rechtes und der Wahrheit! Sie faßte sich nicht länger, daß ihr Entschluß schuldlos wäre, sie fühlte nur zu tief, daß nichts auf Erden im Stande sei, sie von der Verantwortung all der Schmerzen freizusprechen, die sie auf den Mann häufen wollte, dessen Namen sie trug, der ihr nie Ursache zur leisesten Klage gegeben hatte, dem sie Treue und Ergebung bis zum Tode gelobt hatte. Aber ihr Loos war geworfen — sie widerrief nicht mehr.

Seit sie mit Einstimmung ihres Willens, mit glühendem Durst die Liebeswerte Welly's angehört hatte, war ihr Gefühl für ihn zu einer Stärke angewachsen, die kein Hinderniß mehr gelten ließ. Um seinetwillen glaubte sie sogar das Bewußtsein der Schuld ertragen zu können. Der Gedanke, ihm Schmerzen zu bereiten, ihn zur Verzweiflung zu treiben, erschien ihr so wahnsinnig, so unmöglich, daß jede andere Rücksicht vor dieser schwieg. Selbst der tiefe Schmerz, den sie erst gestern bei seinen bittern Worten empfunden hatte, war eine Fessel mehr für ihr Herz, — wie, nachdem sie seinen bloßen Zweifel in ihrer Liebe so schwer empfunden hatte, wie sollte sie es ertragen, diesen Zweifel in seinen Augen zu rechtfertigen? Immer glühender wandte sich bei diesem Gedanken ihr Herz dem geliebten Manne zu, und ihre Seele verlor sich in leidenschaftliche Träumereien, aus denen sie endlich der Eintritt ihres Mannes jäh emporschreckte.

Sie fuhr hastig empor und erbleichte so sehr, daß Herr von Werner besorgt hinzueilte sie zu unterstützen. Zum ersten Male gab er den Besorgnissen Worte, die sie ihm seit längerer Zeit einflößte. „Was ist Dir, Emilie? mein liebes, gutes Kind?“ sagte er mit dem Ton der innigsten Theilnahme. „Willst Du mir nicht endlich vertrauen, was Dich seit Längerer Zeit so sichtlich niederdrückt? Warum dies Schweigen mir gegenüber, der keinen anderen Wunsch hat, als Dich froh und zufrieden zu sehen?“

„Nein! ich kann, ich darf nicht länger schweigen,“ flüsterte die junge Frau, indem sie ihr in Thränen gebadetes Gesicht von seiner Brust erhob. „Aber wie, mit welchen Worten soll ich Dir sagen, welche Schmerzen mein Innerstes zerreißen? Habe Erbarmen mit mir, mein Freund,“ fuhr sie fort, indem sie an ihm niederglitt, „komm mir zu Hülfe, errathe meine Verzweiflung, meine Schuld! — ja, meine Schuld, denn ich habe Dir die Treue gebrochen, und mein Herz und mein Schwur gehört einem Andern!“

Unfähig weiter zu sprechen, begrub Emilie ihr zuckendes Gesicht in beide Hände. Werner hob sie auf und zog sie an sein Herz. Stumm beugte er sich über sie, uns langsame, glühende Tropfen fielen über sein erbleichtes Gesicht auf ihre geschlossenen Augenlider. Endlich sagte er mühsam: „Wer?“

„Eduard Welly,“ war die tonlose Antwort.

Er sah sie lange an und sagte tief bewegt: „Armes Kind, so hat all meine Liebe Dich doch nicht schützen können! Aber Dein Vertrauen spricht Dich heilig vor mir, es sagt mir, daß Du Muth hast, daß Du den Kampf bestehen wirst. Die Hülfe, die Du bei mir suchst, soll Dir werden! Du sollst nicht vergehen an verheimlichten Thränen, ich werde Dich mit himmelgleichem, werde Dich mit der Zärtlichkeit eines Vaters behüten; Du wirst leiden, aber nicht allein und nicht ohne Trost!“

„Nein,“ unterbrach ihn Emilie, „nein, nicht diese Zukunft für mich, für uns Beide. Hast Du nicht gehört, nicht verstanden, daß ihm nicht allein mein Herz gehört, sondern auch mein Wort und meine Zukunft? Du bist gut gegen mich wie ein Engel Gottes, darum verdammte mich nicht, wenn ich Unerhörtes von Dir fordere — gieb mich frei! Ich kann Dir nichts mehr sein, kann Dir Deine unerschütterliche Zärtlichkeit nur mit Schmerzen lohnen, ich habe ja gerungen gegen diese fürchterliche Liebe mit allen Kräften meiner Seele, umsonst, umsonst! Laß mich frei, oder Du richtest mich zu Grunde!“

„Nein, Emilie, nein!“ erwiderte Werner erschüttert, aber mit tiefem Ernst. „Nicht um meinetwillen beschwöre ich Dich, von dieser Forderung abzulassen — für mich hat das Leben nun doch keine Blüthen mehr. Aber Du! Unterliege diesem Sturm nicht, wenn er Dich auch noch so tief beugt, rette Dir Deine Zukunft! Ich sage Dir nichts über Welly, Du liebst ihn, es würde unnütz sein. Aber wenn er Dich überwachte, wie eine Mutter ihr Kind, so kann doch Niemand auf Erden Dich vor dem Urtheil der Welt, und ach! verzeihe was ich Dir sagen muß, vor den Vorwürfen Deines eigenen Herzens erretten. Du, so stolz, so rein, wie würdest Du es tragen, alle Welt mit spöttischen Worten über das Heiligthum Deines Herzens verhandeln zu sehen, und allein zu stehen jeder Verleumdung gegenüber? denn es wird lange dauern, bis er ein Recht erhält Dich zu beschützen. Um Deine Zukunft zu retten, will ich gern auf Alles verzichten, Du sollst die Freiheit, die Du suchst, bei mir, an meiner Seite finden. Du kannst von mir keinen Vorwurf fürchten, verzichte nur auf ihn, auf diese Hoffnung, die Dir jetzt ein Ersatz für alle Schmerzen scheint, die aber tausend neue in ihrem Schooße trägt. Bleibe bei mir, meine Emilie, mein Kind! Denke, ich sei Dein Vater, dessen einziger Gedanke, dessen einziger Wunsch Dein Glück ist. Um Deines besseren Selbst willen glaube mir, höre mich, bleibe bei mir!“

Emilie weinte heftig. „Schone mich!“ rief sie außer sich, „ich kann, ich darf nicht. Wie Du an mich denkst, so denke ich an ihn! Die Schmerzen, die Du für mich fürchtest, die fürchte ich tausendfach für ihn — o treibe mich nicht dazu, daß ich Dir sage, was es heißt, meine Liebe zu Welly, daß ich Dir sage, wie Dein Erdenmuth mir zum Fluch wird, wenn Du mein Flehen nicht erhörst! Merke wohl auf!“ fuhr sie fort, indem sie ganz nahe zu Werner trat und ihre glühende Hand auf die seinige legte, „höre mich und begreife, daß ich bis zum letzten Hauche meines Lebens nicht anders fühlen werde als in dieser Stunde. Ich habe sechs Tage lang Tag und Nacht mit meinem Herzen gerungen, habe ihn, den ich liebe, mit erheuchelter Kälte zur Verzweiflung gebracht. Ich habe gebetet und geweint, und Alles hat nur immer neue Gluth in meinem Herzen aufgehäuft, und als eines Tages mein Gefühl stärker war als mein Wille, und er erfuhr, wie es in mir stand, — selbst da noch wollte ich die Hoffnung festhalten, mich von dieser Liebe zu befreien. Aber jetzt ist es vorüber. Seitdem habe ich ihn angehört, und wenn seine Worte Gift waren, so haben sie mich zum Leben getroffen — ich kann nicht mehr vergessen! Wenn Du mich nicht frei geben willst, so sei Dein die Verantwortung, Dein die Schuld! Wenn ich leben könnte, ohne Tag und Nacht an ihn zu denken: glaubst Du, ich wäre zu Dir gekommen, um alle Wunden meines Herzens in das Deinige zu drücken? Glaubst Du, ich fühle es nicht, welches Verbrechen es ist, Dir zu sagen, was ich Dir gesagt, von Dir zu begehren, was ich begehrt habe? Bei aller Liebe, die Du mir bewiesen, bei Allem, was Dir heilig ist, beschwöre ich Dich: laß mich frei!“

„Nun denn — es sei!“ rief Werner, kaum seiner selbst mehr mächtig, „und Gott erbarme sich Deiner!“

Emilie machte einen Schritt gegen ihn hin, als sie aber das Auge zu seinem verändernten, verstörten Gesicht erhob, entrang sich ihrer Brust ein dumpfer Schrei, sie wandte sich um und floh in ihr Schlafzimmer.

Am nächsten Morgen verließen Herr und Frau von Werner das Landgut ihrer gastfreundlichen Wirthin. Emilie war körperlich so angegriffen, daß Werner alle seine Sorgfalt aufbot, um jede neue Aufregung von ihr fern zu halten, und während der Reise mit keinem Wort auf das Vorgefallene hindeutete. Seine Besorgnisse waren auch nicht ungegründet; kaum langten sie in Berlin an, so warf ein heftiges Gehirnfieber Emilie auf das Krankenlager und brachte sie dem Tode nahe.

Unter tausend wiedersprechenden Qualen saß der unglückliche Mann am Bette seiner Frau und horchte auf die wilden Fieberphantasien, die regellos diesem schönen Munde entflohen — ach! einen Zusammenhang hatten sie doch, Welly's Name lehrte immer und immer in den Bittern wieder, die ihr aus den Fugen gerüttelter Geist ihr vormalte.

Einmal hatte Welly, von unerträglicher Angst getrieben, einen Versuch gemacht, bis zu Werner vorzudringen, um zu erfahren, wie es um die Kranke stehe. Die Aufregung, die Emiliens Gatten er-

Digitized by Google

faßte, als er zum ersten Male seit ihrem Geständniß den Mann wiedersah, der das Unglück seines Lebens und Emiliens jetzige Gefahr herbeigeführt hatte, war aber zu mächtig, um beherrscht zu werden. Stammelnd und zitternd forderte er Welly auf, sich sogleich zu entfernen, indem er ihm zu verstehen gab, daß er nun Alles wisse. Wenn er auch ihr vergeben konnte, die einige Jahre hindurch die Freude seines Lebens gewesen war, die er immer nur fromm und unschuldig gekannt hatte, so vermochte er doch nicht dem Fluche zu gebieten, den sein Herz über den Urheber ihres Treubruchs herausseschwor.

Mit schwerer Sorge dachte er daran, was aus Emilien werden würde, wenn der Tod an ihr vorüberginge. Er kannte ihren Charakter zu wohl, um hoffen zu können, sie von ihrem Vorsatze zurückzubringen. Trotz allem Schmerz, den ihr Verlangen einer Trennung ihm bereitete, dachte er doch weit mehr daran, wie elend sie durch die Gewährung desselben werden würde, als an das Unrecht, das ihm dadurch geschah. Die ernste Richtung, die sein Charakter überhaupt hatte, die vorgerückten Jahre, in denen er Emilie kennen lernte, hatten ihn eine tiefe, ruhige Zärtlichkeit, nicht aber die feurige Leidenschaft eines Jünglings zu ihr fassen lassen. Er begriff ihre Liebe und deßhalb hoffte er auch nichts mehr, denn er fühlte, daß gerade die Unschuld und Aufrichtigkeit ihres Wesens eine eben so mächtige Triebfeder für ihren Entschluß war, als ihre Liebe. Er kannte Emiliens Gefühl für das Rechte, ihre Frömmigkeit und sagte sich, daß Alles, was er ihr vorstellen könnte, ohnmächtig sein würde, wo diese mächtigen Hebel den Sieg nicht hatten erringen können. Während er sein Auge auf der holden, leidenden Gestalt ruhen ließ, gelobte der großmüthige Mann sich heilig, sich selbst zu verleugnen und sie auf dem dornenvollen Wege zu stützen, den sie gehen wollte.

Nach langen Leiden kehrte Emilie endlich zum Bewußtsein des Lebens zurück. Der erste ungewisse Blick fiel auf ihrem Mann, der mit abgehärmtem Gesicht vor ihr stand und ihr, sobald er in ihren arbeitenden Zügen die wiedererkehrende Erinnerung las, mit der Bitte, ihm zu vertrauen, die Lippen schloß.

Nur langsam erholte sich die junge Frau; der zehrende Wurm in ihrem Innern, die Unmöglichkeit Welly zu sehen, ein brennendes Verlangen, die Entwicklung ihrer Verhältnisse herbeigeführt zu sehen, und der Mangel an Muth, dieselbe zu veranlassen — Alles dies erschwerte es ihrer Jugend, den letzten Sieg über die Krankheit davon zu tragen. Werner's Zartgefühl sagte ihm bald, daß es besser sei, das Siegel zu brechen, das auf ihrem gemeinschaftlichen Elend lag, und er theilte ihr auf die schonendste Weise die Vorschläge mit, die er sich zur Herbeiführung ihrer Scheidung überlegt hatte.

Der edle Mann wollte nicht, daß sie die Trennung begehren und ihn dadurch die Möglichkeit rauben sollte, ihre äußere Zukunft einigermaßen sicher zu stellen. Er schlug vor, sie möchte auf längere Zeit zu ihren Eltern reisen, worauf er dann in einigen Monaten unter der Klage, daß sie sich weigere in sein Haus zurückzukehren, auf Scheidung antragen wolle. Auf diese Weise hoffte er ihren bis jetzt noch völlig unangetasteten Ruf zu retten und Mangel und Entbehrung von ihr fern zu halten.

Emilie war von der Großmuth ihres Mannes in einem Grade erschüttert, daß in dieser Stunde die Vorwürfe, die sie sich machte, über alles Andere den Sieg davon trugen. Hätte Werner sie jetzt angesieht zu bleiben, sie würde in der Stärke ihrer Dankbarkeit nicht den Muth gehabt haben, noch einmal Nein zu sagen. Aber er schwieg. Gerade in dieser Stunde, wo er die gewaltige Aufregung ihres Innern sah, wo sie, durch körperliche und geistige Leiden geschwächt, unter der Kast ihrer eigenen Vorwürfe sich beugte, schien es ihm unedel, ein Opfer zu fordern, das er vielleicht erhalten, aber nicht einem freien Entschlusse, sondern der Uebermacht ihrer Aufregung zu verdanken gehabt haben würde. Er war jetzt der Gewährende, sie trug all seiner Schonung doch die Gezeugthigte, und nimmer wollte er von dieser Lage Vortheil ziehen. So ging der einzige Augenblick verloren, der diese beiden Menschen, die einander werth, deren Hände einst für das Leben vereinigt worden waren, davor hätte bewahren können, sich unwiderruflich von einander zu scheiden.

Nach diesem letzten peinlichen Gespräch geschah Alles, wie es verabredet worden war. Emilie reiste unter dem Vorwande, ihre noch wankende Gesundheit zu befestigen, nach B. zu ihren Eltern. Werner hatte schon vor ihr Wien verlassen, unter der Angabe, eine Geschäftsreise machen zu wollen. Er ging, ohne von Emilie Abschied zu nehmen, die Aufgabe schien ihm zu schwer für sie Beide. Ehe die junge Frau schied, hatte sie noch eine lange Unterredung mit Welly. Sie war jedoch in einer so schweren Stimmung, Alles, was zwischen ihr und ihrem Mann vorgefallen war, drückte sie so ganz und gar darnieder, daß er kaum wagte, ihr von der Zukunft zu sprechen. In der Schwermuth, womit er die tiefen Spuren des Leidens in ihrem Antlitz betrachtete, in dem Feuer, womit er die Unentschleiert seiner Liebe bethenerte, lag aber eine Fülle von Verheißungen, woran sie sich bemühte ihren Muth aufzurichten.

Körperlich und geistig gebrochen langte die junge Frau in ihrem elterlichen Hause an, wo sie die ganze Familie threalben in der größten Aufregung fand. Werner hatte es ihr ersparen wollen, ihren Eltern die Mittheilung ihrer Entschlüsse selbst machen zu müssen, und hatte deßhalb dieselben schriftlich mit der Katastrophe bekannt gemacht, die seine häusliche Existenz betreffen hatte. Mit dem ganzen Adel seines Charakters bethenerte er, daß Emilie keinen Vorwurf verdiene, und forderte ernst und bestimmt, man möge sie in einem Entschluß nicht beunruhigen, in den er selbst war mit Schmerz, aber mit ungeschwächter Achtung für seine Frau gewilligt habe.

Emiliens Eltern waren aber nicht fähig, sich zu der Höhe dieses Charakters zu erheben. Daß Emilie ihre Lebensstellung aufgeben wolle, ehne sich durch einen tiefen Fall derselben unwürdig gemacht zu haben, schien ihnen ebenso unglaublich, als daß der besonnene Werner sich einer Leidenschaft, die sinnlich oder verbrecherisch sein mußte, gewaltig stützen und freiwillig auf sein Recht verzichten würde. Da sie den Glauben an ihr Kind so schnell nicht verlieren konnten, wälzten sie einen schweren Vorwurf auf Werner und beschuldigten ihn, irgend eine Unverschämtheit Emiliens zu einem tadelnswerthen Zweck zu benutzen.

In dieser Stimmung fand Emilie die Ihrigen, und als sie aus allen sie bestürmenden Fragen die Beschuldigungen herausfand, die man auf ihren Gatten warf, bekannte sie in der Wärme ihrer Bestürzung Alles, was sie verschuldet, was sie geforbert und er so großmüthig gewährt hatte.

Nun aber wendete sich die Anklage mit doppelter Gewalt gegen sie. Ihre Mutter, die auf ein tadelloses Leben zurückblicken konnte, nannte sie in der ersten Aufwallung ein verlorenes Geschöpf; ihr Vater war außer sich darüber, daß sie ihrer schönen, geschützten Stellung entsagen wollte, um in zweideutiger Lage einer tadelnswerthen Zukunft entgegen zu gehen. Ihre Liebe, die sie wie ein Heiligthum im Herzen trug, wurde ihr zum Verbrechen gemacht, ihr Entschluß zur Scheitung wie ein Entschluß zur Entehrung betrachtet.

Zu Boden gedrückt unter diesen Vorwürfen, von denen einer sie mit immer neuem Gewichte traf — der, ihren Mann elend zu machen, fand Emilie kaum Kraft genug zu bethenern, daß ihre Zukunft nicht entweiht werden solle. Als man sah, daß Vorwürfe und Heftigkeit nichts über sie vermochten, begann man sie mit Bitten und Thränen zu bestürmen. Ihr Leben war ein fürchterliches. Stumpf ließ sie endlich Alles über sich ergehen und antwortete nur immer Nein auf jeden Versuch, sie von ihrem Vorsatz zurück zu bringen. Erst hier begriff sie die Seelengröße ihres Mannes in ihrem vollen Umfange. Er, der Gekränkte, hatte Worte der Liebe und des Erbarmens für sie gehabt, er hatte in seinem Glauben an sie nicht gewankt, während die Ihrigen sie verurtheilten. Noch in anderer Beziehung hatte sie Schweres zu tragen. Ihr Vater gerieth in den heftigsten Zorn, wenn nur Welly's Name erwähnt wurde, und verbot ihr geradezu Briefe von ihm anzunehmen. Um nicht noch heftigere Scenen zu veranlassen, gab sie die geforderte Zusage und schrieb im Zimmer ihres Herzens an Eduard, wem sie ihre Lage schilderte und ihn beschwor, für jetzt selbst auf einen Briefwechsel zu verzichten. Aufs Neue gelobte sie ihm Treue und Standhaftigkeit.

So vergingen drei Monate, nach deren Ablauf Emilie einen Brief von Herrn von Werner erhielt, der ihr mittheilte, daß er die Scheidungsklage eingereicht habe. Von dieser Zeit an schwiegen die Vorwürfe und Bitten ihrer Eltern. Sie gaben die Hoffnung auf, das alte Verhältniß zurückzuführen, aber Emiliens Lage verbesserte sich darum nicht. Sie lebte wie eine Geächtete in ihres Vaters Hause, man ging an ihr vorüber, als wäre sie nicht da. Manchmal, wenn ihr in dieser Einsamkeit das Herz brechen wollte,

Digitized by Google

machte sie einen schüchternen Versuch, im Herzen ihrer Mutter ein weiches Gefühl für sich zu wecken — aber ach, sie mußte jedesmal von Neuem begreifen, daß ihre Mutter sie aufgegeben hatte.

Während der Dauer des Scheidungsprocesses wurde die Lethargie ihrer Existenz zweimal durch die qualvolle Nothwendigkeit unterbrochen, mit ihrem Mann vor Gericht zusammen zu treffen. Da die Gründe, die dem Verlangen der Scheidung untergelegt waren, ungenügend erschienen, wurden viele Schwierigkeiten erhoben. Nach langen Zögerungen entschied sich endlich der Proceß, die Scheidung wurde ausgesprochen.

Noch ein Mal traf Emilie nach diesem Richterspruch mit ihrem Gatten zusammen. Wortlos, halb ohnmächtig vor Bewegung beugte sie ihr Haupt vor ihm, sie wagte es nicht den Blick auf jenes Gesicht zu erheben, dessen tiefe Falten von viel schmerzlichen Stunden erzählten. Werner legte seine Hand wie zum Segen auf ihren Scheitel, auch er blieb stumm, aber in seinen milden Augen lag Güte und Verzeihung.

(Schluß folgt.)

Tieck's Vorlese-Abende in Dresden.

Als Ludwig Tieck seine Vorlesungen in Dresden begann, die eine gewisse Berühmtheit erlangten, war er bereits über den Gipfelpunkt seines literarischen Ruhms hinaus; er hatte schon seine Meisterwerke geschrieben, seinen Octavian, seine Genovefa, seine köstlichen unnachahmlichen Märchen, er war zu der herrlichen Periode gelangt, die sich in einer Ungahl seiner mit glatter, anmuthiger Feder geschriebener „Novellen" kund gab, die von seinen Freunden und Bewunderern als ein seinen dichterischen Theil übergagender Grad der Production betrachtet, und als solcher besonders hochgestellt wurden. Wir wollen uns hier nicht auf Beurtheilung und Schätzung seiner Thätigkeit einlassen, sondern haben es einzig mit jenen Abenden zu thun, wo er einen Theil von Dresden, besonders aber durchreisende Fremde um seinen Vorlesetisch versammelte.

Das Vorlesen dichterischer Werke war den Deutschen bisher noch ein ziemlich unbekannter Genuß. Man kannte es zwar schon, daß Dichter ihre eignen Werke einem kleinen Kreise von Freunden vorlasen, aber sie lasen fast immer schlecht, und die Kunst des Vorlesens als solche wurde durch derlei Versuche nicht gefördert, höchstens die Eitelkeit der Vorleser. Hier sah man nun einen Dichter, der zugleich Schauspieler war, nämlich was die Mittel der Stimme und des kunstgeübten Vortrags betraf, seine eigenen sowohl, als fremde Dramen und Erzählungen mit jener Virtuosität vortragen, die den Vortrag zu einer besondern Kunst machte und ihn sie sich festsehen ließ. Man konnte, wenn man die Augen schloß, deutlich behaupten, man hörte drei oder vier Personen sprechen, wenn das Stück aus so vielen bestand, so scharf abgesondert, so in Dialekt und Stimmweise verschieden erklangen die einzelnen Stimmen; auch wurden sie nicht genannt, der Zuhörer mußte sie selbst herausfinden, und er konnte es auch leicht durch die Kunst des Vorlesens. Bei heiteren komischen Sachen machte sich diese Art vortrefflich.

Die poetische Begabung war die Hauptsache bei Tieck, sie wurde jedoch durch zwei wesentliche Dinge unterstützt, durch ein belebtes sprechendes Auge, und durch eine volle biegsame Stimme. Kein Schauspieler besaß diese Mittel der Mimik in einem vorzüglicheren Grade, er unterstützte sie nur durch sehr sparsam und vorsichtig angewandte Gesticulation mit der rechten Hand. Dem Auge ließ er fast freie Wirkung, indem er das Meiste, was er las, so kannte, daß er es nicht mühsam abzulesen brauchte, sondern es freisprechend vor sich hin sagte. Die Stimme ließ er bei tragischen Stellen in ihrer ganzen Stärke hindonnern, so daß sie eine mächtige Wirkung zu äußern nicht versehlte. Ueberhaupt las er lieber die tragischen Stücke, namentlich von Shakespeare, als die komischen, obgleich er auch diese unübertrefflich gut vortrug.

Da eine Vorlesung, wenn sie ein Shakespeare'sches Drama betraf, leicht mehrere Stunden anhielt, so war während dieser Dauer die größmöglichste Stille zum Gesetz gemacht: es durfte bei dem Drama keinerlei Handarbeit unternommen werden; Stricken war streng untersagt; nur die kurzen Pausen bei jedem Actschluß waren der Erholung geweiht und wurden zum Gespräch, zum Hin- und Wiedergehen, zum Theetrinken benutzt; so wie wieder Tieck's Stimme ertönte, mußte vollkommene Stille herrschen. Es war vorgekommen, daß, wenn dieses Gebot nicht gehalten wurde, oder eine schwatzende Stimme die Pause überschritt, der Vorleser seinen Vortrag plötzlich unterbrach und still schwieg. Dies war jedoch die strengste polizeiliche Maßregel; ehe es so weit kam, sorgte schon die Gräfin, die in dieser Beziehung eine wichtige Rolle im Vorlesezimmer spielte, daß kein gar zu auffallendes Störungszeichen sich laut machte.

Die Erwähnung der „Gräfin" führt uns auf das Publicum. Dies war öfters ein sehr gemischtes. Fremde, durchreisende Engländer verschafften sich in ihren Hotels Karten und erschienen bei Tieck zur Vorlesung. Diese frei heraustönenden Gäste mußten nun überwacht werden. Die Gräfin Finkenstein, Tieck's alte Jugendfreundin, die ihn später nie verließ, alle seine Reisen mit ihm machte, gab sich dazu her, die Hauspolizei bei den Abenden darzustellen. Die ankommenden Fremden mußten ihr vorgestellt werden, sie vermittelte alsdann die Bekanntschaft mit Tieck, wenn sie diesem völlig unbekannt waren, und somit hatte der Besuch sein Recht, den Abend dort zuzubringen. Waren die Gäste, wie es fast immer stattfand, Tieck schon von früher bekannt, so brachte er sie zur Gräfin und stellte sie dieser vor. Die Gräfin äußerte dann in der Form des Gespräches die bei der Vorlesung waltenden Gesetze, und wenn dagegen gehandelt wurde, wurde sie, hustete auch wohl und gab sonstige Zeichen, daß Stille und Ruhe herrschten. Wan die Ordnung hergestellt war, so pflegte die Gräfin einzuschlummern, denn ihr waren die vorgetragenen Stücke längst etwas Bekanntes; dennoch, eine so große Gewalt übt die Gewohnheit, sah man sie im Schlafe öfters den Kopf bewegen, hörte sie einige Worte des Beifalls murmeln, wo sie diesen zu spenden seit Jahren gewohnt war.

Von der Gräfin abgesondert saß Frau Tieck, wenig beachtet. Es wurde ihr keine der Freunden vorgestellt, man nahm an, daß sie dieses nicht wünschte und begehrte. Es war eine corpulente Dame mit einem unbedeutenden fränklichen Gesichtsausdruck; ihr Platz war gewöhnlich im Schatten, zur Seite des Sopha's. Sie war in ihrer Zurückgezogenheit der Gegenstand der steten Aufmerksamkeit und Beachtung ihrer geistvollen Tochter Dorothea, die Opposition gegen die Gräfin bildend, sich vorzugsweise mit ihrer Mutter beschäftigte, weil sie fand, daß die Gesellschaft gegen diese Dame ungerecht war und sie vernachlässigte. Darum nahm sie auch ihren Platz, wenn der Thee, den sie zu besorgen hatte, hergemgereicht war, besonders gern dicht neben der Mutter und kam aus dem Winkel selten hervor. Zu diesem Grunde kam noch eine eigenthümliche Schüchternheit, die sie von der Gesellschaft unbeachtet sein ließ; ihre gewonnenen Freunde waren nun so entzückter von ihrem Umgang, je freier sie sich dort bewegte. Später kamen ihre religiösen Skrupel hinzu, die ihr des Vaters ganzes Thun und Treiben, besonders aber sein Vorlesen, als sündlich und thöricht erscheinen ließen. Eine andere Tochter Tieck's, nicht so geistig bevorzugt wie Dorothea, war gleichfalls bei den Vorlese Abenden zugegen.

Als der Schreiber dieses den Abend bei Tieck zum ersten Male besuchte, es war im Sommer 1831, fand sich in der Gesellschaft so manche interessante Persönlichkeit. Es sind ihm nur folgende Personen erinnerlich geblieben. Auf dem Sopha, neben der mit einem Augenschirm versehenen Gräfin Finkenstein saß eine Fürstin Reuß, eine buchige Anstandsdame, zur Seite des Sopha's nahm Frau Hofrathin Tieck ihren Platz, neben ihr ihre Tochter Dorothee. Dann folgten Damen und Herren, die dem Schreiber dieses Anisatzes nicht bekannt wurden, bis ganz im Vordergrunde Fräulein Bauer, die berühmte Schauspielerin, in dem Costüm der Rolle, die sie an diesem Abende im Theater zu geben hatte, ihre Stelle findet. Man sieht, das Publicum benutzt gerade einen Augenblick des festeren Schlafes der Gräfin, um hier und da zu plaudern; auch kommt ein später Gast, der Hofrath Winkler, unter dem Namen Theodor Hell, noch heran und verlangt Einlaß. Unter der Herrenreihe am Fenster und an der Wand hinter dem Sopha sindet sich gleichfalls mancher Bekannter. Der buchige Mann an der Wand, der sich etwas in's Ohr raunen läßt, ist der Director Maltitz, der Pfefferkörner-Maltitz, wie er genannt wurde. Am Fenster steht ein bekannter Banquier aus Leipzig, neben ihm Sternberg, der alte vertraute Freund des Dichters, etwas weiter zurück Herr

Ludwig Tieck als Vorleser.
Nach einer Originalzeichnung von A. von Sternberg.

von Bülau und Baron Stackelberg, der die interessanten Forschungen in Griechenland unternahm und herausgab, Rumohr u. A. Ganz vorn in einem Lehnstuhl saß ein bekannter Engländer, ein großer Verehrer Shakespeare's und Tieck's, der, wenn er in Dresden war, nie einen Abend versäumte bei dem Letztern dem Vorlesen zuzuhören, obgleich er äußerst schwer hörte und nur mit Mühe der vorgetragenen Pièce folgen konnte. Das Haus, wo Tieck damals wohnte, lag an der Ecke des Altmarkts, später zog er in das Haus des Major Serre, von dort kam er nach Berlin.

Der Ruf, den die Abende gewannen, war ein außerordentlicher. Nach Amerika drang ihr Ruhm, später war es ganz unmöglich, in Dresden gewesen zu sein, ohne bei Tieck einen Vorlese-Abend genossen zu haben; man riß sich um die Einlaßkarten, und eine große Anzahl, die hingekommen waren, um Tieck zu hören, mußten abreisen, weil sich kein Abend für sie fand. Viele wußten nicht, wer der Mann war, den sie hörten, noch was er geschrieben hatte; sie verwechselten ihn mit Tiedge und priesen laut mit vielen Lobeserhebungen die Urania in seiner Gegenwart. Uebrigens war der Cirkel, wo Tiedge herrschte, ganz abgesondert von unseren Vorlese-Abenden. Tiedge befand sich bei der Frau von der Recke, und was hier geduldet wurde, war gänzlich verschieden von dem, was im Tieck'schen Hause Sitte war: bei Tiedge galt eine altväterische Frömmigkeit, die bei Tieck gänzlich außer der Acht gelassen wurde; man konnte nicht zwei der Literatur dienende Geister sehen, die mehr von einander abwichen, als Tieck und Tiedge.

Später hat der Aufzeichner dieser Skizze Tieck auch in Berlin gesehen, ebenfalls vorlesend, doch wie ganz verschieden von seinen Vorträgen in Dresden! Hier gab es kein so großes Publicum, und dieses Publicum war nicht einzig und allein wegen Tieck da, sehr Viele gingen hin, weil sie wußten, daß sie dadurch dem Könige schmeichelten. Auch war Tieck's Kraft im Abnehmen. Er las oft nur, wie er selbst eingestand, aus Gesundheitsrücksichten, weil ihm dadurch die schlende Bewegung ersetzt wurde. Der Schreiber dieses fand ihn manchmal ganz allein mit der schlafenden Gräfin, wie er laut donnernd eines seiner Lieblingsdramen vorlas.

Tieck als Vorleser wird immer eine höchst beachtenswerthe Erscheinung bleiben, wenn wir auch nichts Anderes an ihm schätzten. Es ist sehr zu bezweifeln, ob sich Aehnliches je wieder finden wird. Es wird etwas Anderes, nicht dasselbe sein; schon Tieck's eigenthümlicher Körperbau trieb ihn dazu, diese Virtuosität soweit als möglich auszubilden.

A. v. Sternberg.

Die Anwendung der Folter in den Gefängnissen von Neapel und Sicilien.

Nr. 2.

Ich komme nun zur Anwendung der Folter, der Torturwerkzeuge, der Peitsche und des Stockes bei politischen Gefangenen. Nochmals schicke ich, um mich klar und bestimmt auszudrücken, und damit alle Verdrehungen und Verfälschungen meiner Mittheilungen abzuweisen, ein für allemal die Bemerkung voraus: Die politischen Gefangenen, von denen ich spreche und welche ich namentlich aufführen werde, befanden sich, während sie diese Martern erduldeten, nicht in den Händen der Gerichtshöfe. Sie befanden sich in Voruntersuchung in den Händen der Polizei, welche sie auf Verdacht nach eigenem Belieben verhaftet hatte, in den Gefängnissen der Polizeicommissariate. Die Documente, welche ich vorlege, habe ich aus den officiellen Zeitungen der frühern Regierung des Königreichs beider Sicilien entnommen. Die Thatsachen, bei denen ich mich auf das Zeugniß des französischen Schriftstellers Mr. Charles de la Varenne berufe, sind auf Befehl des französischen Gesandten, der sich durch seine Feder und durch seinen Degen um die Freiheit des neuen Italiens hochverdient gemacht hat, sind auf Veranlassung der englischen Regierung einer genauen Recherche Seitens der englischen Consularagenten auf Sicilien unterzogen worden, und die amtliche Antwort dieser Beamten lautet dahin, daß sämmtliche von Mr. Charles de la Varenne behaupteten Thatsachen wahr und genau angegeben worden sind, daß derselbe sogar seiner allgemeinen Darstellung noch eine zu matte Färbung gegeben habe.

Das in dem neapolitanischen Strafgesetzbuch publicirte processualische Strafverfahren ist den bessern europäischen Strafprocessen zuzuzählen. Es giebt in seinen processualischen Formen, besonders in der Vertheidigungsbefugniß, dem Angeschuldigten jene Garantie, sein Recht zu wahren und alle Mittel seiner Vertheidigung zur vollkommenen Geltung zu bringen. Die Formen des neapolitanischen Strafprocesses wurden unter Anderm nur dem gewöhnlichen Verbrecher, dem Mörder, dem Räuber und dem Diebe gegenüber angerecht erhalten; der Polizei gegenüber — oder, wenn man will, den beiden letzten Königen gegenüber — waren sie vollständig illusorisch. Signor Morelli, Präsident eines Criminalgerichtshofes in Neapel, erhielt das Actenstück eines politischen Processes, der auf die ungerechteste und unhaltbarste Anklage von der Welt gegründet war, mit der Randbemerkung des Polizeiministers zurück: „Seine Majestät wünscht eine schwere Verurtheilung.“ Signor Morelli war ein anständiger Mann; er schrieb darunter: „Ich wünsche meinen Abschied,“ und nahm diesen Abschied. Aber Signor Morelli war eine Ausnahme eines neapolitanischen Beamten, welche der preußische Consul in Neapel, Herr Nolte, der — nebenbei gesagt — noch ein Vertheidiger der bourbonischen Regierung ist, mir mit den kurzen Worten charakterisirte: „Zu bestechen und zu tanzen waren sie Alle; Alle nahmen.“ Und wenn sich auch mehrere solche Ausnahmen gefunden haben — der hohe Gerichtshof von Catanea hat einmal in einer entsetzlichen Sache, welche ich weiter unten näher erzählen werde, ein glänzendes Beispiel richterlicher Unabhängigkeit und Rechtschaffenheit gegeben —, was half das der ungeheueren Mehrheit Vorkommenheit der neapolitanischen Polizei gegenüber, welche über allen Behörden des Landes stand? Die Polizei hielt die Gefangenen, deren Freilassung von den Gerichtshöfen angeordnet war, in den Gefängnissen fest; sie blieben, wie der Geschäftsausdruck war, „con empara di polizia.“ Die Polizei motivirte und verlängerte die von den Gerichtshöfen erkannten Strafen. Strafen, welche durch die Gesetzbücher und durch die beschworene Constitution des Jahres 1848 — diese Constitution ist niemals durch ein Gesetz in Neapel aufgehoben worden — abgeschafft waren, wie die Tortur und die Ruthenhiebe, wurden durch amtliche, in den officiellen Regierungsblättern öffentlich publicirten Verfügungen der Polizeiminister wieder eingeführt. Am 1. Februar 1860 wurde für das ganze Königreich beider Sicilien an alle Polizeipräfecten Seitens des Polizeiministers Ajossa folgende Verfügung erlassen:

Herr Präfect!

Seine Majestät der König, unser gnädigster Herr, hat befohlen, daß für die Dauer des ganzen laufenden Jahres die Commissionen, welche eingesetzt sind, um bei „den Störern der öffentlichen Ruhe und Ordnung“ und bei den Dieben die Prügelstrafe anwenden zu lassen, fortbestehen sollen.

Ich bringe dieses Willen Seiner Majestät zu Ihrer Kenntniß, damit Sie dafür sorgen, daß er in seinem ganzen Umfange in's Werk gesetzt werde. Der Minister der Polizei.

Neapel, den 1. Februar 1860. Ajossa.

Diese Ministerialverfügung bezieht sich auf eine frühere Verfügung des entsetzlichen Polizeiministers Generals del Carrette, des blutbefleckten Henkers des sicilianischen Volkes, aus dem Jahre 1843, in der dieselben Personen „die Störer der öffentlichen Sicherheit und Ordnung“ genannt werden, und welche folgendermaßen lautet:

Das Publicum wird benachrichtigt, daß das frühere System eines summarischen Ausnahmsverfahrens, welches gegen „die Störer der öffentlichen Sicherheit und Ordnung“ durch Verfügung vom 5. August 1822 eingeführt worden ist, und durch regelmäßig jährlich immer auf's neue folgende ministerielle Verordnungen für jedes laufende Jahr verlängert worden ist, sich auch heute noch in voller Gültigkeit befindet.

Das Publicum möge ausserdem wissen, daß die ausserordentliche und wohlbekannte Strafe*, welche die Polizei sofort, selbst vor dem ausgesprochenen Urtheil des competenten Gerichtshofes, anzuwenden berechtigt ist, in einem stärkeren Maße angewendet wird, wenn es nach dem bösartigen Character des Delinquenten nöthig zu sein scheint, und daß sie ohne irgend eine Rücksicht angewendet werden soll, weß Ranges, Standes und Geschlechts der Gefangene auch sein möge; denn es handelt sich um die heiligen Rechte der öffentlichen Ordnung und der öffentlichen Sicherheit. Der Polizeiminister

Neapel, den 11. Juli 1843. General del Carretto.

Aus diesen Verordnungen geht sowohl die ganz exclusive Stellung der Polizei, welche über allen Behörden stand, als auch die Thatsache hervor, daß seit dem Jahre 1822 die Peitschenhiebe und Stockschläge, trotzdem daß das neapolitanische Strafgesetzbuch und die Constitution des Jahres 1848 sie abgeschafft haben, immer als Torturmittel bei politischen Untersuchungsgefangenen durch die Polizeibehörden angewandt worden sind und daß die Polizeiermuthsare und Polizeipräfecten sogar gesetzlich autorisirt waren — der ganzen übrigen Gesetzgebung zum Trotz — dieselben anzuwenden. Das nennt man doch eine Ausnahmsstellung der Polizei, gegen welche die reactionairen Versuche mancher deutschen Regierungen, ihren Polizeibehörden in der Regierungsmaschine eine Ausnahmsstellung zu schaffen, schwächliche Maßregeln genannt werden müssen!

Wie die neapolitanischen Polizeibehörden diese ihre Ausnahmsstellung und ungehemmte Gewalt ausgeübt, in welchem Umfange sie davon der Justiz und Verwaltung gegenüber Gebrauch gemacht haben, davon werde ich sogleich einige schlagende Beispiele, und zwar aus der neuesten Zeit, geben.

Baron Poerio war bekanntlich während einiger Monate Ministerpräsident der constitutionellen Regierung König Ferdinand des Zweiten. Nach dem reactionairen Staatsstreich des 15. Mai 1848 wurde der frühere Ministerpräsident verhaftet und in den Bagno von Nisida geführt. Dort hat er fast zehn Jahre zugebracht; er wurde in Ketten eingeschmiedet, kurz, wie ein zur lebenslänglichen Strafarbeit verurtheilter Sträfling behandelt. Während eines halben Jahres war der Galeerensträfling, mit dem er zusammengeschmiedet war, gefährlich krank. Der Baron Poerio konnte es nicht durchsetzen, während dieser Zeit losgeschmiedet zu werden. Poerio's Mitverurtheilten hat einen europäischen Ruhm erlangt. Ich führe dies Beispiel hier nur an, um zu zeigen, welche Stellung die Polizei in der neapolitanischen Regierung einzunehmen hat; denn — und dies wenigstens möchte bis jetzt in Europa nicht bekannt gewesen sein — Baron Poerio ist niemals weder zur Untersuchung gezogen noch von einem Gerichtshof verurtheilt worden: derselbe hat die zehn Jahre in dem schreck-

* Die „wohlbekannte Strafe“ sind selbstverständlich die Stockschläge und Peitschenhiebe. Den schamlosen, blutbefleckten Henker des sicilianischen Volks muß ein feuerrothes Gesicht vor Scham angewandelt haben, diese Strafe in seiner Verordnung nicht bei Namen zu nennen. G. R.

lichen Bagno „con empara di polizia" zur Disposition der Polizei zugebracht. Der berühmte Märtyrer, den ich in Turin kennen lernte, machte mir dort diese Mittheilung, welche mich doch einigermaßen staunen machte. Daß derselbe durch Verordnung des Polizeiministers vom 27. December 1858 mit neunzig andern Leidensgefährten nach Amerika deportirt wurde, ist bekannt, vielleicht aber nicht, daß die Deportation in dem neapolitanischen Strafgesetzbuch abgeschafft worden ist, also auch hier auf einer Polizeiverordnung beruhte, welche in offenem Widerspruch mit der Gesetzgebung des Landes war.*

Am 2. November 1859 brachte die officielle Zeitung des Königreichs beider Sicilien an ihrer Spitze einen Artikel, der im Namen des jungen Königs nach seinem ausdrücklichen Befehl die Beamten jedes Standes und jeder Kategorie aufforderte, die Landesgesetze auf das Strengste zu beobachten und diesen Landesgesetzen gemäß ihren Pflichten als Beamte nachzukommen. Es heißt in diesem officiellen Artikel wörtlich: . . . „Mitten in den so zahlreichen Sorgen der Regierung hört Seine Majestät nicht auf, allen Chefs der Verwaltung und der Justiz ausdrücklich anzubefehlen, daß die Gesetze auf das Genaueste und Sorgfältigste beobachtet werden."

Der Intendant der Provinz Catanea in Sicilien schrieb in Folge dieser officiellen Kundmachung an den königlichen Statthalter der Insel folgenden Brief:

Catanea, 8. November 1859.

Excellenz!

In der Regierungszeitung von Sicilien vom 2. November findet sich folgende Kundmachung:

(nun folgt der obenerwähnte Artikel)

In Anbetracht der officiellen Wichtigkeit dieser Kundmachung denke ich, daß es meine Schuldigkeit ist, mich an Ew. Excellenz mit der Frage zu wenden, ob die Beamten in den Provinzen Siciliens von nun an der discretionären Gewalt, mit der sie bekleidet sind, entsagen und sich streng an die Gesetze halten sollen? Der Intendant, Prinz v. Fitalia.

Es erfolgte auf dies Schreiben folgende Antwort:

Mein Herr!

In Beantwortung Ihres Briefes vom 8. d. Mts. beeile ich mich Ihnen zu antworten, daß, wenn die Regierung es für nöthig hält, sich an ihre Beamten zu wenden, sie dies direct thut und auf ministeriellem Wege.

Sie werden also, wie früher, fortfahren, sich einzig und allein an die Befehle zu halten, welche von der Statthalterschaft ausgehen. Für den Statthalter

der Generalpolizei-Director Maniscalco.

Palermo, den 16. November 1859.

Bedarf es, solchen Documenten gegenüber, wohl noch eines weiteren Wortes, um die allmächtige Stellung der Polizei in Neapel und Sicilien zu charakterisiren? Bedarf es daneben wohl noch irgend eines weiteren Beweises, um die Thatsache festzustellen, daß die Polizei in diesem unglücklichen Lande über allen Behörden stand, daß der Wille jeder andern Behörde neben ihrem Willen rein illusorisch war? Der Generalstatthalter von Sicilien war eine Null, eine Hofcharge, welche nicht so viel Macht hatte, in den Straßen von Palermo einen Pflasterstein auf einen andern Fleck zu legen. Der einzige allmächtige Regent von Sicilien, der Vicekönig der Insel, war Maniscalco, der Generalpolizeidirector, sowie der eigentliche Vicekönig von Neapel der Polizeipräsident Aiossa war. Beide correspondirten direct mit dem Könige, Beide erhielten direct ihre Befehle von ihm, Beide standen über dem Gesetz, über allen Beamten der Justiz und der Administration; Beide waren allmächtig; für sie gab es nur ein Gesetz: der Wille Seiner Majestät.

Und wer waren diese Subjecte? Ich will nur den Ersteren, den Maniscalco schildern — denn dieser war der grausame Erfinder der Folterqualen, welche in Neapel und Sicilien angewandt worden sind —; man wird mir dann wohl die Schilderung des Andern erlassen.

Maniscalco war der Sohn eines Lohnbedienten in Neapel. Noch sehr jung, wurde er Gensd'arm. Der Zufall brachte ihn mit dem wilden del Carretto in Verbindung, dem blutbefleckten Henker Siciliens, dessen Name auf ewig gebrandmarkt ist in der Geschichte aller civilisirten Völker, dieser wahren Bestbohne aller Hallunken und Spitzbuben. Die Talente Maniscalco's gefielen seinem Chef. Er verwandte ihn zu mehreren schwierigen politischen Missionen. Er wurde Agent provocateur in der Armee und mußte die nicht ganz zweckfässigen Officiere ausspionieren. Der Gensd'arm entledigte sich dieser Aufträge mit seltener Geschicklichkeit. Er wurde nun Sergeant — dann Officier. Carrette's Sturz im Jahre 1848 unterbrach seine Carriere für einen Moment. Es war damals sogar die Rede davon, ihn für gewisse Unregelmäßigkeiten in der Ausübung seiner Pflichten, z. B. Diebstahl, Fälschungen, Mänderein u. s. w., auf die Galeeren zu schicken. Der Staatsstreich des 15. Mai rettete auch ihn. Der König machte ihn, zur Entschädigung für die ausgestandene Angst, zum Capitain und empfahl ihn Filangieri, der ihn nach und nach zum Chef der Polizei von Palermo machte. Er zeichnete sich in dieser Stellung durch seine nichtswürdigen Streiche so aus, daß der König mit ihm in directe Verbindung trat und ihn zum Generaldirector der Polizei und um Ministerium des Innern ernannte. Als solcher herrschte er durch seine Directoren, Commissarien und Inspectoren despotisch im ganzen Lande; vor seinen allmächtigen Befehlen beugten sich alle Präfecten, alle Civil- und Criminalgerichtshöfe; er stand über Allen und war nur dem Könige verantwortlich.

In Sicilien stand Maniscalco trotz seiner hohen amtlichen Stellung in größter Verachtung. Die alte Prinzessin von Montevago, die einzige Dame, welche in Palermo zu den neapolitanischen Behörden noch einige Beziehungen hatte, gab Ende des Carnevals 1859 einen Kinderball. Die ganze vornehme Gesellschaft von Palermo war in ihren Sälen versammelt. Da erschien plötzlich Maniscalco, der seine Kinder begleitete. Der Unwille und die Erbitterung war allgemein. Den Ball plötzlich zu verlassen, war schwierig. Was that man? Nicht ein Kind wollte mit den Kindern Maniscalco's tanzen. Niemand sprach mit ihm selbst ein Wort. Wollte er mit Jemandem eine Conversation anknüpfen, wurde ihm sofort, ohne alle Antwort, der Rücken gedreht. Wuth im Herzen, verließ der Chef der Polizei den Saal.

Man muß die Exclusion und allmächtige Stellung der Polizei in Neapel und die Verfolgungsleiden kennen, durch welche dieselbe ausgebildet worden ist; sonst ist es nicht möglich das zu begreifen, was ich schildern werde. Es sind so unmenschliche und entsetzliche Dinge, daß das Menschenherz zu seinem Troste sich immer wieder von Neuem sagt: Es ist nicht wahr; diese Entsetzlichkeiten können im Jahrhundert der Civilisation und der Humanität in Europa nicht stattgefunden haben. Und doch sind sie wahr! In Neapel, in Palermo, in Catanea, in Messina kann man sie sich auf jeder Straße erzählen lassen.

Während der letzten zehn Jahre ist die Tortur in Neapel und Sicilien von jedem Polizeicommissar in den Polizeigefängnissen selbstständig angewendet worden. Von der Anwendung des Stockes und der Peitsche spreche ich hier gar nicht, sondern nur von den stummen Torturwerkzeugen. Als solche sind angewendet worden: Knotenstricke, welche, um den Kopf des Gefangenen herumgeschlungen, vermittelst eines Stockes so fest zusammen gedreht wurden, daß sie die Haut zerschnitten und den Unglücklichen die Augen aus den Augenhöhlen traten; ferner eiserne Stüble mit durchbrochenen Böden, unter denen sich Kohlenbecken mit glühenden Kohlen befanden, welche sich vermittelst eines Mechanismus auf und ab bewegten; sodann eiserne, spitze Nägel, welche im Fener glühend gemacht und preßten Fleisch und Nägel der Finger getrieben wurden. Einer von den Hauptfangern Maniscalco's, der Kerkermeister Bruno, wandte alle diese Mittel gar nicht an. Er ließ den Gefangenen gänzlich entkleiden, band ihm dann den Kopf zwischen die Beine. Ein Verwandter Maniscalco's, Ludovico Maniscalco, gebrauchte als Torturmittel eiserne Ringe, welche vermittelst einer Feder sich immer enger zusammenschrauben und die Glieder des Gefangenen zusammenpreßten. In manchen Polizeigefängnissen von Neapel, Palermo und solchen Städten, welche am Meere lagen, wurde der Gefangene in einen

* Siehe Manifest der Völker des Königreichs beider Sicilien, welches im Februar d. J. allen europäischen Cabinetten mitgetheilt worden ist. Es heißt darin an der betreffenden Stelle: „Durch Decret vom 27. December deportirte man nach Amerika fund die Deportation existirt nicht mehr in dem neapolitanischen Strafgesetzbuch) 91 Personen. Aber indem man das Leben der Menschen für nichts rechnete, waren in diesem Deportationsdecret 14 Todte mit inbegriffen, und unter den 60, welche wirklich eingeschifft wurden, waren 5, welche ihre Strafe bereits verbüßt hatten.

Sack gethan und in einer Barke auf das Meer gebracht. Dann tauchte man ihn in diesem Sacke so lange unter, bis er beinahe erstickt war. Das Experiment wurde so lange wiederholt, bis der Gefangene das Geständniß machte, welches man haben wollte. In einigen Polizeigefängnissen von Catanea war es Brauch, die Geschlechtstheile des Gefangenen mittelst zweier Bretter zusammenzupressen, welche sich durch einen Mechanismus näherten und dann wieder von einander entfernten. In dem Gefängniß des Polizeicommissars Carrega in Messina diente folgende Behandlung als Torturmittel: Der Verhaftete wurde mit den Händen an einen Pfeiler gebunden, mit den Füßen an einen andern, so daß er mit dem Körper freischwebend in der Luft hing. Ein Sbirre stieg dann auf ihn, und trampelte ihm mit den Füßen auf dem Leibe herum. „Singe", sprach der daneben stehende Carrega, „singe." „Singe" heißt soviel als „Beichte". Das Experiment wurde so oft wiederholt, bis der Unglückliche gestand. Die Nichtswürdigkeit lag hierbei besonders darin, daß Carrega nie bestimmte Fragen stellte. „Singe" hieß soviel, als: Erzähle dein ganzes Leben, erzähle Alles, was du weißt, beschuldige deine Familie, deine Freunde, deine Nachbarn, beschuldige Menschen, die du nur dem Namen nach kennst; beschuldige sie so lange und so viel, wie der Scherge das Wort „Singe" wiederholt. In den Zwischenpausen dieser entsetzlichen Marter erhielt der Unglückliche Stockschläge und Peitschenhiebe.

Ich werde nun eine Reihe von Thatsachen erzählen, in welcher Art und Weise die Torturmittel angewendet worden sind. Ich will, obschon mir eine Menge der verschiedensten Thatsachen zu Gebote stehen, nur diejenigen veröffentlichen, welche ich den Mittheilungen des Mr. Charles de la Varenne entnehme, weil, wie ich schon bemerkte, diese bereits Gegenstand einer durch die englische Regierung veranlaßten amtlichen Untersuchung gewesen sind und bei dieser eine amtliche Bestätigung gefunden haben.

Der Intendant der Gräfin von San Marco, Namens Salvatore la Licata wurde durch die Polizei seiner patriotischen Gesinnungen wegen verfolgt, und verbarg sich in dem Hause eines zuverlässigen Freundes im Städtchen Bagheria. Die Sbirren erhielten von seinem Aufenthalte Kenntniß, umzingelten das Haus und durchsuchten alle Räume desselben auf das Genauste. Die Haussuchung blieb ohne Resultate. La Licata wurde in seinem Verstecke nicht entdeckt. Peitschenhiebe, Brutalitäten jeglicher Art konnten dem Eigenthümer des Hauses kein Geständniß entreißen. Da kam einer von den Sbirren, ein früherer begnadigter Menschelmörder, auf eine teuflische Idee.

Man führte den Eigenthümer des Hauses, in dem la Licata versteckt sein sollte, auf die Straße. Dort, in Gegenwart des Mannes, sing man an, seine schöne und junge Frau zu entkleiden, und kündigte ihr an, daß sie so lange nackt auf der Straße stehen sollte, bis sie gestanden habe, wo la Licata sei. Die Scham, der Schrecken, die Erbitterung, welche sie auf dem Gesichte ihres Mannes las, je weiter die Sbirren sie entkleideten, bewog sie zu dem Geständniß. La Licata wurde dem Polizeicommissar überliefert!

Er wurde in das Polizeigefängniß geführt und in entsetzlicher Weise gemartert und gefoltert. In der Stadt verbreitete sich das Gerücht, er sei todt. Da begab sich der Generalprocurator Pascinta, auf das Flehen seiner Verwandten, nach dem Gefängniß. Man verweigert ihm den Eintritt, weil la Licata Gefangener der Polizei und nicht Gefangener der Justiz sei. Endlich gelingt es ihm dennoch, zu dem Gefangenen geführt zu werden. Derselbe lag auf einem Brete, erzählte ihm die Qualen, die er erduldet hatte, und zeigte ihm die Wunden, mit denen sein Körper an allen Stellen bedeckt war. Zwei Aerzte, welche hinzugerufen wurden, erklärten seinen Zustand für lebensgefährlich. Die Erbitterung führt den Generalprocurator über die Grenzen der Klugheit hinaus. Er nimmt ein Protokoll über den Zustand des Unglücklichen auf; aber die Polizei zwingt ihn, dasselbe wieder zu zerreißen. *

Manisalco hatte einen Gensd'armerieofficier in seinen Diensten, einen gewissen Chimici, Sohn eines Bauern, früher Dieb von Profession. Diesen Chimici schickte er nach der Stadt Nicosia, um die Mörder eines gewissen Gorgone aufzuspüren, welcher, als Polizeibeamter in dieser Gegend stationirt, seiner entsetzlichen und wilden Excesse wegen von den Einwohnern getödtet worden war. Chimici ließ auf die dagelegen Verdachtsgründe hin dreißig Einwohner von Nicosia verhaften. Von diesen Dreißig wählte er zwei aus, Nofario Chimera und Pizzolo, und unterwarf sie der grausamsten Behandlung. Alle Torturwerkzeuge, Stockprügel, Peitschenhiebe, Hunger, Durst, Entziehung der Luft wurden bei ihnen in Anwendung gebracht. Sie konnten nichts gestehen, weil sie nichts wußten. Ein teuflischer Gedanke stieg in dem Kopfe des Polizisten auf. Chimera hatte eine schöne junge Frau von zweiundzwanzig Jahren. Sie wurde verhaftet, halb todt gepriegelt, entkleidet, dann nackt auf eine Bank gebunden und so der Brutalität der Sbirren überliefert. In diesem Zustande blieb sie ohne jede Nahrung drei Tage. Endlich gestand sie, bereits halb todt, daß ihr Mann einmal gesagt habe, er habe die Absicht, den Gorgone zu tödten.

Jetzt begab sich Chimici wieder in das Gefängniß, wo Chimera und Pizzolo saßen. Er hielt ihnen das Geständniß der Frau vor. Trotzdem beharrten sie in ihrem Leugnen. Da wurde eine Art von Tortur bei ihnen angewandt, welche so obscön und scheußlich ist, daß ich sie nicht beschreiben kann. Endlich gestanden die Unglücklichen Alles, was das Ungeheuer haben wollte. Nun wurden sie nach Catanea vor den hohen Gerichtshof geführt. Dort leugneten sie und erzählten die furchtbaren Martern, welche ihnen ihr erstes Geständniß abgepreßt hatten. Eine Commission von Aerzten wurde eingesetzt, welche die traurige Wahrheit alles dessen bestätigte, was die Gefangenen angegeben hatten. Der Gerichtshof erklärte ihr erstes Geständniß für ungültig, ordnete eine neue Untersuchung an, welche er selbst führte, sprach sie frei und befahl, sie in Freiheit zu setzen. Trotzdem blieben die Unglücklichen im Gefängniß, auf ausdrücklichen Befehl Manisalco's, „con empara di polizia". Das Erkenntniß des Gerichtshofes wurde am 20. December 1859 gefprochen. Beide Gefangene sind so lange im Gefängnisse geblieben, bis nach der Landung Garibaldi's auf Sicilien die neapolitanischen Truppen Catanea verließen. Es war am 12. Juni 1860. *

Manisalco wollte in Palermo einen gewissen Casimir Cusirano verhaften, der wegen seines Patriotismus verdächtig war. Er entfloh. Darauf verhaftete man seine alte Mutter, seine Frau, seine Söhne und seine Töchter. Sie wurden in entsetzliche Oer fängnisse gebracht, und bei alten ohne Ausnahme die Folter angewandt.

In Mezzo Morreata, einer Vorstadt Palermo's, sollten verschiedene Personen verhaftet werden. Sie waren sämmtlich entflohen. Was that die Polizei? Um sie dadurch zu zwingen, sich selbst zu stellen, zagte sie ihre Familien und den Häusern, welche sie bewohnten, verschloß die Häuser, ließ die Schlüssel auf das Bureau des Polizeicommissars bringen, und die Unglücklichen, Frauen, Kinder, Greise, blieben viele Tage und Nächte auf dem Pflaster liegen.

Im Villabate, nahe bei Palermo, entzog sich gleicherweise eine Anzahl von Grundbesitzern der Verhaftung durch die Flucht. Da legte die Polizei Sbirren und Gensd'armen bei ihnen ein, mit dem Befehl, zu thun, was ihnen beliebe. Die Gewaltthaten und Excesse, welche sie ausübten, nahmen bald derartig überhand, daß die Entflohenen sich selbst stellten, um die Ihrigen der infamsten Behandlung zu entziehen. **

Zum Schluß der Mittheilung dieser entsetzlichen Details, welche ich, wenn ich wollte, noch auf mehrere Bogen ausdehnen könnte, will ich mich noch auf das Zeugniß mehrerer der ersten und achtungswerthesten Schriftsteller Italiens beziehen. Sie gehören sämmtlich der gemäßigt-constitutionellen Partei an. Nach diesen Zeugnissen wird mich Niemand mehr der Uebertreibung in der Darstellung beschuldigen.

Michael Amari schuldert die Anwendung der Folter mit folgenden Worten: „Die willkürlichen Verhaftungen, welche ganz und gar dem Belieben eines Polizeicommissars oder eines Sbirren überlassen wurden, die Haussuchungen, die persönlichen Gewaltthätigkeiten, die Beschimpfungen, welche sich die niedrigsten und verächtlichsten Sbirren erlaubten, was sind alle diese Verbrechen im Vergleich mit den Stockprügeln, mit den Peitschenhieben und mit der Tortur! — Auf den Polizeicommissariaten, in den Gensd'armerieCasernen schlug man den Gefangenen, der nur irgend Miene machte zu leugnen, oder der den geringsten Widerstand wagte, mit der Peitsche; man hing ihn an den Armen auf, man preßte ihm den

* Ch. de la Varenne. La Torture en Sicile, pag. 7.

* Ch. de la Varenne. La Torture en Sicile. pag. 16.
** Ebendaf. pag. 12 u. 13.

Kopf mit Knotenstricken zusammen, und öfter noch wandte man die Tortur in einer entsetzlichen Weise an. Das Tragen von Waffen wurde durch öffentliche Steckfälage von der Hand des Henkers bestraft. Die Polizeicommissarien wandten diese Strafen ganz nach ihrem Gutdünken an. Endlich der heimliche Meuchelmord! Auf dem Polizeicommissariat von San Domenico fand man in den ersten Tagen der Revolution Skelette, Hirnschädel und Reste von Leichnamen, welche bereits in Verwesung übergegangen waren." —

„Die Verhaftungen fanden mit der größten Willkür statt, ebenso wie die Verurtheilungen mit der offendarsten Ungerechtigkeit geschahen. Die Verhafteten wurden Monate und Jahre lang in schrecklichen Gefängnissen und in mörderischen Kerkern gefangen gehalten, und nur, wenn es der Polizei gefiel, wurden sie provisorisch in Freiheit gesetzt oder ohne irgend ein richterliches Urtheil in die Bagno's und in die Strafarbeitshäuser gesteckt, um dort in langsamer und schrecklicher Weise den Tod zu finden. Die Polizei stand über jedem Tribunal; keine Behörde konnte und durfte sich ihren Befehlen widersetzen, keine von ihr für ihre Handlungen der Willkür und Grausamkeit Rechenschaft verlangen. So restituirte die Regierung König Ferdinands das Leben und die Freiheit der Bürger. Um ähnliche Zustände zu finden, müßte man über das Mittelalter hinaus bis in die Zeiten eines Nero oder Tiberius zurückgehen."*

Solchen Thatsachen und solchen Beweisen gegenüber kann man doch nicht von Uebertreibung sprechen, wenn das mehrmals von mir erwähnte Manifest der Völker Siciliens mit den Worten schließt: „Wenn wir gezwungen sind, nur noch wenige Jahre unter dieser Regierung weiter zu existiren, so wird das Königreich Neapel eine Wüstenei werden, in welcher nicht Bürger, sondern Bilder leben, und Reisende werden weiter nicht herkommen, um sie anzustaunen, wie eine seltene Merkwürdigkeit."

Gust. Rasch.

* Memoire, pour la reconnaissance des droits de la Sicile comme Etat independant, par le baron Ventura.

Rede bei der zweiten Lessing-Feier in Leipzig.

Gehalten am 22. Januar 1861.

Von Adolf Stahr.

Vorbemerkung.

Die Stadt, welche mit der Schillerfeier in Deutschland vorangegangen ist, hat jetzt auch das erste Beispiel eines regelmäßig wiederkehrenden Jahresfestes am Geburtstage Lessing's, des großen Bewegers von Deutschland, aufgestellt.

Dieses Beispiel fordert zur Nachahmung auf. Möge es an derselben nicht fehlen! Lessing's Wirken, seine Gestalt und seine Werke, seinen erhabenen Charakter, seinen freudigen Kampfesmuth, seine begeisterte Wahrheitsliebe und Wahrheitsforschung, sein unerschüttertliches Ausharren im Kampfe um die höchsten geistigen Güter der Menschheit unserm Volke, das diesen seinen Helden noch weit nicht genugsam kennt, immer näher und näher zu bringen, dazu sind solche Erinnerungsfeste ein unschätzbares Mittel. Mögen sich alljährlich einmal in allen Städten deutschen Landes Männer und Frauen versammeln am Geburtstage des Dichters, der uns den Nathan gedichtet, um sich und andere daran zu erinnern was wir alle diesem Helden des Lichtes und der Wahrheit verdanken. Denn Lessing vor allen muß jetzt unser Führer und Vorbild sein in dem nenentbrannten Kampfe des Lichts wider seine Verdunkler von heute. Und in seinem Zeichen werden wir siegen!

Adolf Stahr.

Hochverehrte Versammlung!

Als wenige Monate nach der verhängnißvollen Schlacht von Jena der große Historiker Johannes Müller in der Hauptstadt des niedergeworfenen und gedemüthigten Preußenlandes die Gedächtnißfeierrede auf Friedrich den Großen, auf den einzigen Mann hielt, an dessen Erinnerung sich der Muth der Schwergebeugten wieder aufzurichten hoffen konnte, da pries er die Sitte, jährlich das Andenken unsrer großen Männer zu erneuern, mit folgenden Worten: „Wenn, mit jenem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes durch keinen äußeren Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte geminnert wird; wenn ihr Name hinreicht, ihrem Volke einen Rang unter den Nationen zu behaupten; wenn immer neu, niemals zum Ueberdruß eine solche Lobrede keiner Künste bedarf, um die Theilnahme großer Seelen zu wecken und die Schwachen tröstend aufrecht zu halten, die im Begriffe sind sich selbst aufzugeben: dann ist die Weihe vollbracht! Ein solcher Mann gehört dann — nicht mehr einem gewissen Lande, einem einzelnen Volke, — er gehört der ganzen Menschheit an, die so einer Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten."

Diese Worte, — auf wen können sie mit größerem Rechte angewendet werden, als auf den großen Deutschen, dessen Erinnerungsfest wir heute an seinem Geburtstage begehen? Von wem können sie mit vollerer Wahrheit gesagt werden, als von dem Manne, dessen Name in der That schon hinreicht, unserm Volke seinen Rang unter Europa's Culturnationen zu behaupten? Von dem Manne, dessen Lobredner in Wahrheit keiner Künste bedarf, um die Theilnahme starker, großempfindender Seelen zu erwecken, und die Schwachen und Verzagenden von heute tröstend aufzurichten durch den Hinweis auf sein kampferfülltes, mit Ruhm und Ehren gleichmäßig gekröntes Heldenleben? Von dem Manne endlich, der schon lange nicht mehr blos seinem Volke, sondern der ganzen Menschheit angehört, von Gotthold Ephraim Lessing, der da vor uns steht als —

Das echte Abbild von der Menschheit Adel,
Der treuste Ritter aller Geisteswahrheit,

Ihr Spiegelbild Er Selbst in Sonnenklarheit,
Der Freiheitskämpfer ohne Furcht und Tadel!

Jene Sitte, das Andenken großer Männer durch Jahresfeste zu erneuern, ist jetzt in unserem Volke von den irdischen Königen auch, und mit vollstem Rechte, ausgedehnt worden auf unsere Könige im Reiche des Geistes, auf die großen deutschen Geisteshäupter des achtzehnten Jahrhunderts, diese wahren und echten „Herrscher von Gottes Gnaden." Mehr und mehr fühlt sich unsere Zeit von einem tiefen, halb unbewußten Drange getrieben, das berühmte Wort von der „Umkehr" des Geistes und der Wissenschaft auch ihrerseits anzuwenden und zu einer Wahrheit zu machen, das heißt: um zurückzukehren zu den erhabenen und leuchtenden Gestalten unsrer großen Geistesheldeu des verflossenen Jahrhunderts, und aus der vertieften Erkenntniß ihres Lebens und Strebens, aus dem erfrischenden Born ihrer unsterblichen Freiheitsgedanken Erhebung und Stärkung in schwüler, dumpfer Gegenwart, Vertrauen auf den Genius unserer Nation und Hoffnung auf den endlichen Sieg der Idee, auf den Sieg der Humanität, der Freiheit, Schönheit und Wahrheit zu schöpfen. Solch eine „Umkehr", die ein Fortschritt zugleich ist, ist auch die Umkehr zu Lessing!

Jemehr ein anderer Hang und Zug unserer Zeit unwidersprechlich als ein Hang zu rohem Materialismus bezeichnet werden muß, je mehr die sich am meisten auf die Oberfläche des Zeitstroms drängende Thätigkeit und das vorwiegende Interesse einer großen Anzahl unserer Zeitgenossen — unbekümmert um die edelsten Güter der Menschheit, auf das Sinnliche und Materielle, auf Gewinn, Bezüglichen und eitlen Glanz gerichtet erscheint: um so nothwendiger bedarf unsere Zeit „zur Aufrechthaltung ihrer Würde" des immer erneuten Hinweises auf jene erhabenen Vorbilder, bedarf sie der Katharsis, der sittlichen Reinigung ihrer niedern Leidenschaften und Triebe durch die immer erneute Aufstellung jener edlen und erhabenen Menschheitsziele, für welche die großen deutschen Geisteshelden des achtzehnten Jahrhunderts, deren verpflichtete Epigonen wir sind, gekämpft und gelitten haben. Denn diese Helden sind es, welche Ernst gemacht haben mit jenem heiligen

Gebote, das da lautet: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere Alles zu Theil werden!“ — Dieses „Reich Gottes“ aber ist kein anderes als das Reich der Humanitätsidee, der Bildung zu Freiheit, Schönheit und Wahrheit. Und ein Prophet, ein sieghafter König und Mehrer dieses Reichs Gottes auf Erden, ist uns der Mann, der heute vor hundertzweiundzwölf Jahren unserem Volke und der ganzen Menschheit geboren ward, ist Gotthold Ephraim Lessing, dessen Geburtsfest wir heute in der Stadt, welche die ersten Blüthen seines Geistes sich erschließen sah, in feierlicher Bewegung festlich begehen.

Ja, feierlich bewegt im innersten Herzen muß sich jeder Deutsche empfinden, der heute zurückblickt auf das, was Deutschland und die deutsche Cultur waren in der Zeit, als in der kleinen Stadt der Sechshundte jener kleinen Provinz, an die für ewig der unsterbliche Name Lessing's geknüpft ist, in dem armseligen Pfarrhause zu Camenz der Erneuerer des deutschen Geisteslebens geboren ward!

Der Beginn des achtzehnten Jahrhunderts fand in Deutschland ein Volk vor, dem seine große geschichtliche Vergangenheit und das Bewußtsein nationalen Zusammenhangs fremd geworden, dem jede Kraft eines starken Gemeingefühls abhanden gekommen, dem jeder Zusammenhang mit seiner früheren selbstständigen Cultur und damit jedes selbstbewußte Gefühl des eigen Werthes verloren gegangen war. Durch einen dreißigjährigen Religionskrieg waren Wohlstand und Bildung um Jahrhunderte zurückgeworfen worden. Getheilt in unzählige Territorien, belastet von dem Joche eines despotischen Fürsten- und Beamtenregiments, dessen Unkraut auf der wüsten Kriegesbrandstätte wuchernd aufgeschossen war, erscheint das deutsche Volk jener Zeit — verlustig seines einstigen großen historischen Charakters und seiner alten Kernhaftigkeit, verlustig seiner früheren eigenartigen Cultur und Literatur — als ein Volk von Philistern, beschränkt in seinem Leben, verknöchert in seinen Anschauungen und Begriffen, verkommen in seiner Literatur wie in seinem ganzen Dasein, auf geistigem Gebiete ebenso wenig wie auf dem politischen mitzählend unter den Culturnationen Europa's. Spießbald und Affe zugleich des Auslandes, ward es gering geachtet, ja verachtet selbst von denjenigen, die es als seine Muster und Vorbilder blind bewunderte und verehrte. Ob ein Deutscher Geist haben könne? war eine Frage, die jenseit des Rheins noch mit entschiedenem Nein! beantwortet wurde, als Lessing bereits in Leipzig seine ersten Flügelschläge versuchte. Der größte König des Jahrhunderts, Preußens Friedrich II., fand keine Literatur in seiner Nation vor, an der sich seine geniale Jugend hätte erwärmen mögen. Denn was konnte ihm eine Literatur bieten, in welcher die „Dichtungen“ eines Gottsched und seiner Jünger als Meisterwerke galten, und eine Sprache, die in ihrer lanzeitrocknen Steifheit und Pedanterie, lächerlich aufgeschnörkelt mit lateinischen und französischen Brocken, nur ein Bild der Verzerrung und des Ungeschmacks darbot? War es zu verwundern, daß seine Jugend sich abwandte von dieser Literatur und dieser Sprache, den Erzeugnissen eines verkommenen und in sich verknöcherten Daseins, in welchen alles ursprünglich eigne Leben erstorben war, wo auf allen Lebensgebieten hergebrachte, theils veraltete, theils fremde Formen despotisch herrschten, jeden lebendigen Trieb und Keim in der Geburt erstickend und dem ganzen Dasein der Nation das uniforme Gepräge eines langweiligen, bezopften und bepuderten Philisterthums aufdrückend?

Und nun — blicken wir aus jenen Tagen, wo der Studiosus Lessing in den Mauern dieser Stadt weilte, nur fünzig Jahre vorwärts, und wir sehen diese klägliche Gestalt des deutschen Geistes lebens wie mit einem Zauberschlage geändert. Eine Revolution war vollbracht worden in diesem deutschen Geistesleben, wie die Welt kaum eine zweite gesehen, und beispiellos wie sein Fall war auch die Erhebung des deutschen Geistes. Noch war das letzte Jahr des achtzehnten Jahrhunderts nicht abgelaufen, da zählte das verachtete Deutschland bereits wieder geistig mit unter den Culturnationen Europa's; da hatte es die Fesseln der geistigen Fremdherrschaft zerbrochen, hatte es aus ureigenem Geiste eine neue Nationalliteratur und in den Werken derselben eine Sprache geschaffen, welche, an Adel und Würde und Vielseitigkeit des Ausdrucks seiner andern nachstehend, an Bildungsfähigkeit und Schmiegsamkeit im Wiedergeben fremder Geisteserzeugnisse allen voran stand; hatte es endlich seine gesammte Denkart emporgehoben zu den Idealen freier und schöner Humanität und im Gebiete des Gedankens mit kühnem Fluge eine Höhe der Freiheit erreicht, zu der noch heute die andern Nationen verehrend emporblicken.

Ja, eine Revolution war vollbracht worden in dem deutschen Geistesleben, und an der Spitze dieser glorreichsten aller Revolutionen steht Lessing da, Lessing, „das Revolutionsgenie“, wie ihn der Geschichtsschreiber der deutschen Nationalliteratur genannt hat; Lessing, der Pfadfinder des Geistes, der durch das wuchernde Gestrüpp und Schlingkraut deisen, was damals deutsche Literatur und Dichtung hieß, mit scharfer Sichel nach allen Seiten freie Pfade öffnete und die Merk- und Richtsteine setzte für die nach ihm kommenden; der den Despotismus der französischen Geschmacksregel niederwarf und die ewigen Gesetze der Natur und Wahrheit an ihre Stelle setzte; der den Deutschen das Alterthum und Shakespeare erschloß und ihnen die Wissenschaft vom Schönen die Aesthetik — und die Wissenschaft der Erkenntniß des Wahren und Falschen — die Kritik — neu erschuf, und beide durch Schöpfungen unsrer Literatur und bewährte, die noch heute die Freude Aller und der Stolz unserer Literatur sind; der endlich, wie durch Wort und Schrift, so durch Leben und Beispiel alle Pedanterie und unfruchtbare Schulgelehrtheit, alle Engherzigkeit und Philisterei, alle Unfreiheit und knechtliche Gesinnung, alle religiöse Unduldsamkeit und theologischen Zelotismus, so wie alle Halbheit liberaler Vermittlung mit dem siegreichen Schwerte seines Geistes bekämpfte, und so auf allen Gebieten die Deutschen mit seiner starken Hand emporriß aus ihrer Schlafertrunkenheit und schlaffen Selbstgefälligkeit zum Bewußtsein ihrer schlummernden Kräfte und ihrer geschichtlichen Aufgabe. —

So steht Lessing an der Spitze der Epoche unserer geistigen Wiedergeburt, und sein Name ist es, nach dem sie für immer genannt werden wird. Und wenn das alte hellenische Wort wahr ist, das den schweren Anfang die Hälfte und mehr als die Hälfte des Ganzen nennt, so wird keine Geschichtsschreibung unseres nationalen Lebens Lessing jene Ehre versagen können. Wohl strahlen Göthe's und Schiller's Namen mit hellerem Glanze in der Geschichte des deutschen Geistes und der deutschen Literatur. Aber ohne Lessing, als des festen siegreiche Epigonen sie dastehen, — welche Kräfte hätten sie verschwenden müssen, um nur die Stätte zu gewinnen, die Lessing ihnen mit seiner Arbeit bereitet hatte! Sie waren die Glücklicheren, denen es beschieden war, in die noch frischen Furchen, die er mit scharfem Pfluge in dem verwilderten Boden aufgerissen hatte, die goldene Saat ihres Wirkens und Schaffens säen zu können! Daß aber diesen Heroen ein glückliches Geschick einen Lessing als Vorläufer sendete, der die Nation emporhob aus ihrer mehr als hundertjährigen Verdumpfung und Versunkenheit, das war zugleich das größte Glück, welches unserem Volke seit langen Zeiten widerfahren war. —

Der große Beweger seines Volkes hatte seinen ihm ebenbürtigen Bundes- und Arbeitsgenossen unter den literarischen Männern seiner Zeit, und es gab Stunden, wo das Bewußtsein seiner Vereinsamung schwer auf dem Starken lastete. Wohl aber hatte er einen solchen an dem großen Herrscher, dessen Name bisher in der Schilderung von Lessing's Lebensgange und Schicksalen nur mit Schmerz von dem Biographen genannt worden ist, mit Schmerz darüber, daß der große preußische Friedrich den einzigen Mann nicht beachtete, nicht erkannte, der unter seinen Augen gleich große, ja größere Thaten vollführte, als er selbst auf der Höhe seines Ruhmes und an der Spitze seiner Heere; daß er es verschmähte, den Mann zu dem Seinen zu machen, den er allein von allen Herrschern Europa's des Seinen zu nennen würdig gewesen wäre. Aber dennoch war Friedrich II., wenn auch ohne es zu wissen, ein geistiger Bundesgenosse und Mitheifer Lessing's an dem Werke der Erweckung und Erhebung des deutschen Geistes. Lassen Sie mich bei dieser Betrachtung einige Augenblicke verweilen.

Die Männer, welche Ihrer Stadt diese Lessingfeier geschaffen haben — welche in allen Städten unseres Vaterlandes Nachahmung zu finden verdiente, haben mir, indem sie mich würdig achteten, bei dieser Feier den Manen des Unsterblichen die schwache Huldigung meines Wortes darzubringen, die höchste Ehre erzeigt, welche freie Männer allein einem freien Manne erweisen können; denn Ehre kommt jedem nur von Seinesgleichen. Und indem sie an mich, den preußischen Deutschen, diese Ehrenaufforderung ergehen ließen, schienen sie mir zugleich Anlaß und Berechtigung zu geben, den Namen des größten Preußenkönigs zusammenzurücken mit dem Namen des größten sächsischen Geistesheiden. Gestatten

Sie mir daher, anzudeuten, wie der große Sohn Preußens mit dem größeren Sohne Sachsens geistig Hand in Hand gegangen und ihm unentbehrlich ein Helfer geworden ist an seinem Lebenswerke.

Man faßt den großen Preußenkönig nicht nach seiner vollen Bedeutung auf, wenn man ihn nur als den Begründer der preußischen Staatsmacht und ihrer politischen Weltstellung, und daneben als einen aufgeklärten Regenten betrachtet. — Viel bedeutender steht er zunächst in der Geschichte unseres deutschen Volkes da, als Wiedererwecker der ersten Regungen deutschen Nationalbewußtseins, als die erste große Persönlichkeit, im Hinblick auf welche der Deutsche als solcher seit lange wieder einmal seinen edlen Stolz empfinden konnte, den Lessing in seinem Volke zu erwecken so unablässig bestissen gewesen ist.

Wir wissen aus Goethe's biographischen Jugendbekenntnissen, wie „der Enthusiasmus für den offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Mann, der täglich bewies und darthat, was er vermöge," sich durch ganz Deutschland und selbst in den stillen, abgeschlossenen Kreisen des Frankfurter Lebens geltend machte, und wie in der alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser die Begeisterung für diesen Empörer gegen Kaiser und Reich selbst Familien und Befreundete zu erbitterter Parteinahme auseinanderriß. So waren der Knabe Goethe und die nächsten Seinen, wie er in „Dichtung und Wahrheit" sagt, „Fritzisch gesinnt"; „Fritzisch", fährt Goethe fort, „nicht preußisch! denn was ging uns Preußen an? Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte." — Und wie der Knabe Goethe die fliegenden Blätter der Siegeslieder auf die Thaten des großen Königs und die Spottlieder auf seine Feinde und Gegner eifrig absichrieb, so fand auch dem in Leipzig studierenden Jünglinge Goethe Friedrich II. noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts. Selbst das Elend und die Gräuel, mit welchen der langjährige Krieg einen Theil Deutschlands so schwer heimsuchte, konnten diese Begeisterung nicht mindern. „Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten auf einander, verschlangen sich, schienen sich aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrich's, sein Name, sein Ruhm in Kurzem wieder oben".* War es doch seit Jahrhunderten das erste Mal, daß ein deutscher König über anstürzende Feinde Siege erfocht, die das deutsche Nationalgefühl erwecken konnten! Es war ein Großes für diese Erweckung des deutschen Selbstgefühls, daß Friedrich die prahlerischen Franzosen, die übermüthigen Verächter alles Deutschen, bei Roßbach zum Hohn und Spott der Welt machte — zehn Jahre bevor Lessing ihrer geistigen Despotie über Deutschland ihr Roßbach angreifen ließ — und daß sächsische Bauern auf der Siegesstätte der Preußen ein Denkmal errichteten. Daß er die räuberischen Erbfeinde Deutschlands demüthigte, daß er die barbarischen Horden Rußlands niederwarf, daß er, er allein, einer Welt in Waffen sieben Jahre lang, ungebeugt und letztlich siegreich, Trotz bot: das ließ viele Deutsche vergessen, was der Krieg Schreckliches über sie brachte. Das war es, was sie in den Empörer wider Kaiser und Reich vielmehr nur den muthigen, aufstrebenden Helden sehen ließ, der über die niedergeworfenen Schranken des Hergebrachten hinweg dem instinctiven Drange seines Geistes nach freier Entfaltung seiner Kraft und eigener Gestaltung und Erfüllung seines Lebens und seiner Lebensaufgabe mit kühnem, auf sich selbst allein gestelltem Muthe folgte. Das war es, was die Gemüther der Menschen jener Zeit unwillkürlich auf Friedrichs Seite zog; das war es, was die Tellheims, wie Lessing sie schildert, unter seine Fahnen trieb, und was den Sachsen Lessing hinzog zu dem Verwüster seines Vaterlandes. Das endlich war es, was einen Goethe aussprechen ließ: daß durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie und mit ihr in die lebendige Seele der Nation gekommen sei, und daß dadurch das protestantische Deutschland für seine Literatur einen Schatz gewonnen habe, welcher der Gegenpartei fehlte. Neben solchem Bereitestehen um die Erweckung des deutschen Nationalgefühles sind es weiter besonders zwei Gedanken, welche den großen Preußenkönig als den Vorläufer und Mitstreiter Lessing's bezeichnen.

„Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden!"

*) Goethe: Werke XXIV., 112.

Mit diesem herrlichen Ausspruche hatte Friedrich wie mit einem strahlenden Sonnenaufgange seinen Regierungsantritt und seine erste Regierungshandlung, die Zurückberufung des von seinem Regierungsvorgänger schimpflich vertriebenen Philosophen Wolf begleitet. Diese Worte enthalten den innersten Lebenskern des Princips der freien Selbstthätigkeit und der souveränen Berechtigung des nach Erkenntniß der Wahrheit strebenden Menschengeistes über die Welt des Gegebenen um ihn her.

Der zweite berühmte Ausspruch des großen Herrschers ist nur eine nothwendige Consequenz jenes ersten. Er lautete:

„Alle Religionen müssen toleriert und ein jeder muß nach seiner Façon selig werden."

Mit diesen beiden Sätzen, die seine Macht in seinem Staate aufrecht erhielt, so lange sein klares Auge über Preußen wachte, tritt Friedrich ebenbürtig hin neben seinen größten Zeitgenossen, als dessen Vorläufer er damit auf dem Gebiete der Geistesfreiheit erscheint. Das Wort Friedrichs von der höchsten Werthachtung, welche unter aller menschlichen Gesellschaft dem muthigen Wahrheitforscher gebühre, dieses herliche Wort, das unsere Zeit noch lange nicht eingelöst hat, ist es nicht gleichsam das Motto der Lessingschen Schriften zur Vertheidigung des Verfassers der Wolfenbüttelschen Fragmente gegen die Götze von damals, deren Saat eben jetzt wieder so wuchernde emporschießt? Und jenes andere Wort des großen Königs — ist es nicht, in unscheinbarer Form, der Grundgedanke des Nathan, des erhabensten Werkes, das Lessing seinem Volke und der Menschheit hinterlassen hat?

Es wird eine Zeit kommen, und sie ist nicht mehr allzuferne, in welcher man von Friedrich nur noch das wissen und preisen wird, was er im Sinne des größten deutschen Geistes seiner Zeit, als Lessing's hierunter Helfer gethan und gewirkt hat. Es wird eine Zeit kommen, wo all der blutige Ruhm der Schlachten und Kämpfthaten des siebenjährigen von Bruderhaß befleckten Krieges in dämmernden Schatten gehüllt und nur noch etwa einem Specialhistoriker bekannt sein wird. Aber die Heldenthaten des Geistes, welche Lessing, der Tapferste der Tapfern, für die Befreiung des menschlichen Geistes aus den Fesseln des Irrthums und der Intoleranz vollbracht hat, — sie werden nimmer vergessen werden. Nein! dieser Thaten Ruhm wird vielmehr nur immer höher steigen unter den Geschlechtern der redenden Menschen, in je weiteren Kreisen unseres Volkes diese Thaten gekannt und nach ihrem Werthe erkannt werden. Und ist es nicht jetzt schon die höchste Huldigung, welche dem Genius dargebracht werden kann, wenn schon heute gesagt werden darf, daß der höchste Ruhm des größten Königs seines Jahrhunderts darin besteht, daß er zu seinem Theile ein Mitstreiter Lessing's gewesen ist? Fürwahr! es wird hinfort kein deutscher König mehr im Herzen und in der Geschichte des deutschen Volkes heißen dürfen, der nicht sich würdig macht, daß dereinst von ihm gesagt werden könne, er habe sich und sein Thun erfüllt mit einem Hauche Lessingschen Geistes! —

Gleiches zieht das Gleiche an. War es ein Wunder, daß Lessing sich angezogen fühlte von Friedrich? Daß Er, der immer auf sich selbst Gestellte, Er, der Charakter im Vollsinn des Wortes, die Größe der charaktervollen Persönlichkeit des auf sich selbst gestellten Königs empfand? Aber auch Lessing, der Sachse, war, wie Goethe, der Frankfurter Patrizierssohn, eben nur „Fritzisch" gesinnt, nicht preußisch. Er, der keine Ader von Localpatriotismus besaß und anerkannte, wohl aber deutschen Patriotismus hegte, sich als Deutscher empfand in einer Zeit, wo deutscher Patriotismus seinen meisten Volksgenossen ein vollständig fremder Begriff war, — er, dessen Geburtsland der Krieg verwüstete, er trug sich während dieses Krieges hier in Leipzig mit dem Entschlusse einer Ode auf den großen Preußenkönig. Er, der in Leipzig als Preußenfreund verdächtigt wurde, während er in Berlin als eingefleischter Sachse angesehen ward, — er sehnte sich von Leipzig fort nach Berlin, er zwar wie er seinem Freunde Gleim schrieb „nicht länger nöthig haben werde, es seinen Bekannten und Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König sei." Er wußte wohl, warum er so fühlte und empfand. Er schrieb in sein Tagebuch: „Ich beneide alle jetzt regierenden Könige, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist: Königswürde sei eine glorreiche Sclaverei." Schon als Jüngling hatte er in Berlin den großen Regenten besungen, aber als einen solchen, „dem es ein Glück sein würde, wenn sein Volk

seiner schon werth wäre". Das heißt mit andern Worten: wenn selbst ein so erleuchteter Despotismus für dasselbe entbehrlich wäre. Wem fällt nicht als Commentar hierzu das schwermüthige Bekenntniß des sterbenden Königs ein: „Ich bin es müde über Sclaven zu herrschen!"

So mr. theilte Lessing über Friedrich, über den König, der ihn nicht kannte, nicht beachtete, und dessen Schwächen und Mängel er selbst schärfer als die meisten andern Zeitgenossen durchschaute, er, der mit seinem persönlichen Interesse das Opfer dieser Schwächen und Mängel wurde. Aber Lessing sah und ehrte in ihm den Helden und den Charakter, weil er selbst Beides, ein Held und ein Charakter, war.

Friedrich und Lessing, die Großen, waren groß, eben weil sie Charaktere waren. Denn der Charakter ist es, der den Menschen groß macht. Charakter nennen wir jenen Inbegriff von Grundsätzen des Handelns, der, durch immer neue Anwendung „im Strome der Welt" ausgebildet und gewählt, stark genug ist, dem Wollen und Handeln des Menschen in jedem einzelnen Falle mit siegreich gegen jeden Widerstand seine unerschütterlich feste Richtung zu geben. Durch den Charakter erst gewinnt der Mensch die innere Freiheit, gewinnt er die Würde des Bewußtseins, welche „Männerstolz vor Königsthronen" verleiht, oder, wie Lessing es ausdrückt, die Würde, welche den freien Mann berechtigt, zu einem Könige zu sprechen: „Wenn auch mächtiger als ich, darfst du dich darum doch nicht besser dünken." Der Charakter ist die Basis und Voraussetzung aller Freiheit, auch der politischen. Das meinte Lessing, als er am Schlusse seiner Dramaturgie bitter klagend ausrief: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht (fährt er fort) von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter." Jenes kleine Wörtchen „blos" ist bedeutungsvoll. Denn dies eine Wort drückt aus, daß der sittliche Charakter eben die Vorbedingung und Grundlage der wahrhaften Nationalität und ihres Ausdrucks in einheitlicher und freier nationaler Verfassung und Selbstständigkeit ist.

Zu dieser Vorbedingung aber, uns Deutsche zu erziehen, ist Keiner so geeignet als derjenige Mann, der vor allen Deutschen, nicht blos seines Jahrhunderts, dasteht als das unübertroffene, ja unerreichte Musterbild eines Charakters. „Ein Charakter wie Lessing thäte uns noth", — klagte der greise Goethe am Abende seines Lebens im Hinblick auf die von der romantischen Reaction niedergedrückte Nation; „aber wo ist jetzt noch ein solcher Charakter!" Sagen wir Alles in Allem: Lessing ist der deutsche Charakter, wie er sein soll, und darum war er und ist er uns in einer sclavischen Zeit der Kreise der Freien. Darum war er in einer Zeit, wo es ein Deutschland noch nicht gab, — selbst ein literarisches noch nicht, das er erst schaffen sollte — ein Deutscher, würdig des Deutschlands und der Zeiten, die auch uns erst noch kommen sollen, und die da sicherlich kommen werden, wenn die Saaten, die Lessing gestreut hat, voll und ganz aufgegangen sein werden in den Herzen aller deutschen Volksgenossen!

In Lessing's Charakter liegt das Geheimniß der Macht seines Wirkens, dessen Umfang ich hier nicht weiter zu schildern brauche, weil ihn an dieser Stätte die beiden Festredner des vorigen Jahres mit meisterhaften Zügen dargelegt haben*. Der Charakter ist es, der Lessing immer noch größer erscheinen läßt, als jeden, auch das größte seiner Werke. Sein Genie, seine Thaten sind uns unerreichbar. Aber seinem Charakter können und sollen wir nachstreben; seine erhabenen, in keinem Augenblicke seines Lebens verleugneten Grundsätze des Wollens und Handelns, seine feurige Wahrheitsliebe, seinen unerschütterlichen Wahrheitsmuth, seinen Muth nicht der kupplerischen halben, sondern der ganzen Wahrheit, die können und sollen wir uns zu eigen machen!

Man hat unsere Zeit wohl gewitzigkühnend „eine Zeit der Epigonen" genannt. Nehmen wir diese Bezeichnung an, aber erinnern wir uns, wieder dieser Name stammt. Er bezeichnete einst in den hellenischen Heroenzeiten die Nachkommen der im rühmlichen Kampfe vor Thoben gefallenen Helden, er bezeichnete jene tapferen Söhne, die sich an dem Hetrenthume ihrer Väter zur Wiederaufnahme und Vollendung des Werks begeisterten, das ihre Väter unvollendet gelassen. Und diese „Epigenen" waren es, welche die feste Burg des Kadmos eroberten. Wohlan denn! Unsere glorreichen Vorfahren, Lessing voran, haben uns die Rüstung und Waffen geschmiedet, mit denen allein die festen Burgen der Geistesknechtschaft, der Inhumanität und Unsolerauz bezwungen werden können. Brauchen wir diese Rüstung, diese Waffen! Sammeln wir uns Alle, — alle Söhne Deutschlands — unter dem Panniere des Kampfes für die Geistesfreiheit, das uns Lessing's unsterbliche Gestalt vorträgt! Und weil wir denn Epigenen sind, lassen Sie uns streben gleich jenen alten, werth unsrer Väter — siegreiche Epigenen zu sein! —

* Man l. „Die erste Lessingfeier in Leipzig". Herausgegeben vom Schillerverein.

Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere.

Von Carl Vogt.

Nr. 1.

(Schluß.)

Insectenfresser — Fledermaus — Der Maulwurf — Spitzmaus — Igel.

Unter den wesentlich verkannten und vorzugsweise mit Unrecht verfolgten Säugethieren stehen die Insectenfresser oben an. Meist kleine Säugethiere von unscheinem, ja selbst häßlichem Aeußeren führen die in unseren Gegenden vorkommenden alle ein nächtliches, verborgenes Leben und erregen somit gegen sich alle jene Vorurtheile, welche Nachtthiere überhaupt erregen. Man sieht hieran so recht die Wahrheit des alten Sprüchwortes, daß die Nacht keines Menschen Freund sei. Was nur irgend in der Dunkelheit fleugt und kreucht, wird von dem Volksgenthe scheu ohne weitere Untersuchung geächtet und verabscheut, und es hält außerordentlich schwer, der Allgemeinheit die Ueberzeugung beizubringen, daß die Späher und Häscher, welche dem im Dunkeln schleichenden Verderber auf die Spur kommen wollen, auch den Gängen desselben nachspüren müssen und nicht am hellen Tageslichte ihrer Verfolgung obliegen können.

Fledermaus, Igel, Spitzmaus und Maulwurf sind die vier verschiedenen Gestalten, welche die Insectenfresser in unserer Zone repräsentiren. Ein Blick in den geöffneten Rachen eines dieser Thiere überzeugt uns unmittelbar, daß diese Thiere nur Fleischfresser sein können, noch fleischfressender, wenn man sich so ausdrücken darf, als Katzen und Hunde, die das System vorzugsweise Fleischfresser nennt. Die beiden Kiefer starren von Spitzen und geschärften Zacken; beschädnliche Zahnlinien treten bald an der Stelle der Eckzähne, bald weiter hinten über das Niveau der Kronzacken hervor; scharfe Pyramiden, den Spitzen einer auf zwei Reihen doppelt geschärften Säge ähnlich, wechseln mit Zahnformen, welche den Klingen der englischen Taschenmesser nicht unähnlich sind. Die ganze Einrichtung weist darauf hin, daß diese Zähne dazu bestimmt sind, selbst hartschalige Insecten, wie Käfer, zu packen und zu halten. Diese Charaktere können nicht trügen; denn wie Brillat-Savarin, der berühmte französische Gastronom, den Satz aufstellen konnte: „Sage mir, was Du ißt, und ich sage Dir, was Du bist;" so kann man auch von den Säugethieren sagen: „Zeige mir Deine Zähne, und ich, sage Dir, was Du ißt." Der Insectenfresser kaut und mahlt nicht mit seinen Zähnen; er beißt und durchbohrt nur. Seine Zahnkronen werden nicht von oben her abgerieben, sondern nur geschärft durch das seitliche Aneinandergreifen der Zacken des Gebisses. Man nehme sich nur die Mühe, das Gebiß eines kleinen Nagers, z. B. einer Ratte, mit demjenigen einer Fledermaus oder eines Maulwurfes zu vergleichen, und der unterscheidende Charakter beider wird mit größter Bestimmtheit in die Augen springen. Das Gebiß einer Hufeisennase, zu den Massen derjenigen eines

Löwen vergrößert, würde ein wahrhaft schauderhaftes Zerstörungswerkzeug darstellen.

Die Gefräßigkeit aller dieser Thiere übertrifft meistens noch diejenigen der eigentlichen Fleischfresser, und man behauptet wenigstens von vielen derselben, daß sie täglich so viel Nahrung verzehren, als ihr eigenes Gewicht beträgt, was mir einigermaßen übertrieben vorkommt. Aber sie sind klein, anscheinbar und müssen ihre Beute meistens in denjenigen Thierkreisen suchen, wo des Menschen Feinde überwiegen. Kein Zweifel, daß es ihnen zuweilen gelingt, eine größere Beute zu erhaschen, daß der Maulwurf zuweilen einen Frosch unter die Erde hinabzieht oder der Igel ein auf dem Boden angebrachtes Nest mit jungen Vögeln aushebt. Allein das sind doch nur Ausnahmen, außerordentliche Feste, und im gewöhnlichen Leben müssen sie durch rastlose, unermüdliche Jagd nach Insecten, Schnecken und anderem Gewürm den Forderungen ihres unersättlichen Magens Genüge thun.

Die Fledermäuse stehen in der ersten Reihe. Was hat man nicht aus den unschuldigen Flatterern gemacht, die dem jüdischen Gesetzgeber schon für eine unreine und verfluchte Bestie galten und welchen die Griechen die Flügel ihrer Harpyien, die Christen diejenigen des Teufels entlehnten! Ein allgemeiner Schreck bemächtigt sich jeder Gesellschaft, in deren Nähe solch' ein armes Thier sich verirrt, vielleicht angezogen durch den Lichtschimmer, bei welchem man in der Abendfrische eines heißen Sommerabends tafelt. Die Nähe scheu gilt den Abergläubischen für ein böses Anzeichen, und die muthigen unter den Damen entschuldigen ihren Schreck mit der Behauptung, das Thier könne ihnen leicht in die Haare gerathen — freilich wohl ist das zu fürchten, wenn Insecten darin zu suchen sind.

Es ist wahr, sie sind weder schön, noch liebenswürdig, diese Flatterer der Nacht. Die nackten, schwärzlichen, dünnen Flügelhäute, die zwischen den verlängerten Fingern ausgespannt sind, wie der Tastet eines Regenschirmes zwischen seinen Stäben; die häßlichen Krallen an den Hinterfüßen; die unaussahle Farbe des Leibes; die nackten Anhänge, womit Nasen und Ohren oft auf die bizarreste Weise verunstaltet sind; das unheimliche Huschen und Flattern ohne bestimmte Richtung um Büsche und Bäume; das geräuschlose Erscheinen und Verschwinden in der Stille der Nacht, und selbst der scharfe, quiekende Schrei, den nicht alle Ohren vernehmen können, so bedeutend ist die Höhe des Tones — alle diese Eigenschaften sind nicht dazu angethan, die Liebe des Menschen dem Gethier zu erwerben.

Aber nicht umsonst haben wir eine Menge Arten dieser fliegenden Säugethiere in unserer Gegend; Arten, deren jede ihre eigene Lebens- und Flugweise hat. Die einen, wie die Hufeisennasen, die empfänglich gegen die Kälte sind, erscheinen spät und fliegen langsam und niedrig bei trockenem und heißem Wetter, während sie gerne in Höhlen und Ruinen den Tag verbringen; — die andern, wie die großöhrige Fledermaus, ziehen Bäume, Wälder und Gebüsche vor; — die Bartfledermaus verfolgt lieber die Insecten, welche über den Gewässern schweben, während die Zwergfledermaus einer Schwalbe gleich die Lüfte durchschneidet und, wie die Speckmaus, die Wohnungen der Menschen und namentlich die warmen, schützenden Kammern allen übrigen Aufenthaltsorten vorzieht. Es scheint sogar, als ob aus ziemlicher Ferne her die Speckmäuse sich an gewissen Lieblingsorten sammelten, um dort klumpenweise an den Hinterfüßen, den Kopf nach unten hängend, ihren Winterschlaf durchzumachen. Vor einer Reihe von Jahren schon wurde im Schlosse Lucens bei Morges in dem Kamine eines Zimmers Feuer gemacht, das man seit Jahren nicht benutzt hatte. Das Feuer wollte nicht ziehen; die aus dürren Reisern und Sägespänen gemachte Flamme schlug mit dem Rauche zurück in das Zimmer. In dem Kamine erschoß seltsames Quieken, sonderbares Rascheln; einige Fledermäuse fielen halbverbrannt in die Lohe, andere flatterten ängstlich im Zimmer umher; draußen aber erhob sich aus dem Kamine endlich eine wahre Wolke von Fledermäusen, die in der Kälte ängstlich nach einem Ausschlupfkamine suchten und so zahlreich waren, daß es schien, als hätten sich alle Fledermäuse des Cantons Waadt in dem Kamine von Lucens zu gemeinschaftlichem Winterschlafe Rendezvous gegeben.

Nur deshalb, weil sie zum Lieblingsaufenthalte Kamine wählt, trägt diese Art den Namen Speckmaus und den irrigen Ruf, als fresse sie dem Bauer den Speck und die Würste im Rauchkamine. Im Winter, wo Speck und Salzfleisch im Rauche hängen, hängt das im Winterschlafe erstarrte Thier friedlich daneben und fühlt weder Hunger, noch Durst. Mit den scharfen Hakenkrallen der Hinterfüße hat es sich irgendwo angeklammert, Kopf und Leib in den weiten Mantel der Flügel gehüllt, und so harret es, vollkommen erstarrt und bewegungslos, der erwärmenden Sonne des Frühlings entgegen, die auch die Insectenwelt wieder zum Leben erweckt. Dann sucht es seine Nahrung, und ein Dutzend wohlgenährter Maikäfer ist nicht zu viel für eine Speckmaus oder 60 bis 70 Stubenfliegen für eine Ohrfledermaus zu einer einzigen Abendmahlzeit. Lasse man sie also ruhig gewähren, denn selbst in der Gefangenschaft nehmen sie nur lebende Insecten und höchstens ein Bischen Milch, und wer seine Stube oder Küche von Fliegen reinigen will, kann nicht besser thun, als Tags über ein Rothkelchen und Nachts über eine Fledermaus zu halten. Im Freien aber sind die Fledermäuse die unersättlichen Kammerjäger, die sich mit Vertilgung der Mai- und Mistkäfer und namentlich jener schädlichen Nachtfalter beschäftigen, die als Spinner, Spanner, Wickler und Motten uns so empfindlichen Schaden zufügen. Der Ringelspinner, der Goldschwanz, die Obstglucke, deren Raupen unsere Bäume verwüsten und schon so manche reiche Obsternte vernichtet haben, sind Leckerbissen für diese harmlosen Thiere, die unseren Feinden nachstellen, während wir im süßen Schlummer von den Aepfeln und Birnen träumen können, deren Erhaltung sie uns sichern. Lasse man sich also nicht irre machen durch Erzählungen von Dampyren und ähnlichen gefrorenfischen Spukgestalten — in südlichen Gegenden mag es Fledermäuse geben, die Blut saugen und Vieh und Menschen bis zur Entkräftung abzapfen — wir leben aber nicht unter den Wendekreisen, und unsere einheimischen Arten dürsten nur nach dem kalten weißen Blute schwirrender Insecten, nicht nach dem warmen rothen Blute lebender Menschen. Auch saugen die Fledermäuse keine Milch aus den Eutern der Kühe und Ziegen, noch bringen sie, wie man an manchen Orten glaubt, den Kindern Läuse oder den Erwachsenen Krätze — sie werden freilich von eigenthümlichen Schmarotzerinsecten, sogenannten Lausfliegen, geplagt, die aber eben so wenig auf den Menschen übergehen, als die Tauben- oder Hühnerläuse, von welchen die Ställe dieser Vögel wimmeln.

Sowie die Fledermäuse unermüdliche Jäger über der Erde, so sind die Maulwürfe unermüdlich unter der Erde hinter Regenwürmern, Werren und Engerlingen drein. Das Thier ist zum Wühlen gebaut; der dicke, walzige Körper mit dem glatt anliegenden feinen Pelze; die spitz kegelförmige Schnauze mit dem langen, äußerst empfindlichen Rüssel, der durch einen Knochen besonders gestützt ist; die breiten, schaufelförmigen Grabfüße; das außerordentlich kleine, von Borsten umstellte und geschützte Auge und der Mangel eines äußeren Ohres — all' diese Charaktere sind eben so viele Hülfen zum beständigen Leben und Graben unter der Erde. Aber es giebt auch Grabmäuse, die nicht minder gewaltig die Erde durchwirken und die sich hauptsächlich von Wurzeln nähren. Besehen wir also das Zahnsystem. Vierundvierzig Zähne im Ganzen, alle schneidend und scharfspitzig, Eckzähne wie Dolchklingen, Backzähne wie Mauerkronen oder Sägerähder — sieht so das Gebiß eines Pflanzenfressers aus? Aber die fast allgemeine Ansicht der Gärtner und Landwirthe ist doch, daß der Maulwurf Wurzeln fresse, wenn es uns auch schwer begreiflich scheint, wie er mit seinen spitzigen, nur zum Reißen geeigneten Zähnen die Pflanzenfasern zermalmen soll. Volksstimme — Gottesstimme; vielleicht frißt der Maulwurf doch Wurzeln trotz seines Fleischfresser-Gebisses; vielleicht bildet er allein eine Ausnahme in der Säugethierwelt? Was er gefressen hat, muß er im Magen haben. Sehen wir also im Magen nach. Halbverdaute Stücke von Regenwürmern; braune Hornstücke, die wir ohne Mühe für Kopfplatten, Kneipzangen und Beine von Engerlingen erkennen; Flügeldecken, Rüsse, Füße und ähnliche unverdauliche Horntheile des Hautanzugs von Käfern, Werren, Tausendfüßen und Larven finden sich in dem Speisebrei; aber keine Pflanzenfaser, kein Blattgrün, kein Stückchen Rinde oder Holz, keine Spur von vegetabilischem Gewebe. Selbst mit dem Mikroskope gelingt es nur schwer, die und da eine vegetabilische Zelle zu entdecken, die aus dem Darme der gefressenen Thiere stammt, deren Reste der Mageninhalt aufweist. Ich habe Dutzende von Maulwürfen leicht und niemals Pflanzenreste im Magen oder Darme gefunden.

Die Beobachtungen an gefangenen sind nicht minder überzeugend. Flourens, der jetzige Secretair der Akademie der Wissen-

schaften in Paris, hatte behufs physiologischer Versuche zwei lebende Maulwürfe in ein Gefäß zusammengesperrt und ihnen in der Meinung, daß sie Pflanzenfresser seien, einige Wurzeln und Rüben zur Nahrung beigegeben. Des anderen Tages fand er von dem einen Maulwurfe nur den umgestülpten Balg; alles Uebrige war verzehrt, die Wurzeln dagegen nicht angerührt, obgleich der überlebende Maulwurf offenbar sehr unruhig und hungrig umfuhr. Flourens that einen lebenden Sperling mit ausgerupften Schwungfedern dazu. Der Maulwurf schnoberte an ihm herum, bekam einige Schnabelhiebe und wich 2—3mal zurück, stürzte sich dann blindlings auf den Vogel, riß ihm den Unterleib auf, erweiterte die Oeffnung mit den Tatzen und hatte in kurzer Zeit die Hälfte unter der Haut mit einer Art Wuth aufgefressen. Flourens stellte sodann ein Glas Wasser hinein, welches auswendig naß war; als es der Maulwurf bemerkte, stellte er sich aufrecht an das Glas, hielt sich mit den Vorbertatzen an dem Rand und soff sehr viel mit großer Begierde; dann fraß er noch etwas vom Sperling, und war sodann völlig gesättigt. Es wurde ihm nun Fleisch und Wasser weggenommen; nach 6 Stunden war er aber schon wieder hungerig, höchst unruhig und schwach; der Rüssel schnüffelte beständig herum. Kaum kam ein neuer lebendiger Sperling hinein, so fuhr er auf ihn los und biß ihm wieder den Bauch auf, um zuerst zu den Eingeweiden zu kommen. Als er die Hälfte gefressen und gierig gesoffen hatte, so sah er wieder strotzend aus und war vollkommen ruhig. Den anderen Tag war das Uebrige aufgefressen bis auf den umgestülpten Balg, der Maulwurf aber schon wieder hungerig. Er fraß sogleich einen Frosch auf, und fing immer mit den Eingeweiden an. Als er des Nachmittags schon wieder hungerig war, bekam er eine Kröte. Sobald er an sie stieß, blähte sie sich auf, und er wendete wiederholt die Schnauze ab, als wenn er einen ungewöhnlichen Ekel empfände; dann bekam er in der Nacht nichts als Wurzeln von Möhren, Kehl und Salat. Den andern Tag war er Hungers gestorben, ohne etwas angerührt zu haben. Wenn er mithin den Pflanzenwurzeln scheinbar sich ist, so geschieht es, weil er Würmer, Insekten, besonders Larven daraus oder darin findet. Darauf wurden wieder drei Maulwürfe bloß zu Wurzeln und Blättern gesperrt; sie starben alle drei vor Hunger; mehrere dagegen, welche mit lebendigen Sperlingen und Fröschen, oder mit Rinnstleisch, Regenwürmern, Kellerassels, die sie besonders lieben, genährt wurden, lebten sehr lange.

„Ich habe ein Vierteljahr lang," fügt Oken diesem Auszuge aus Flourens' Aufsatz bei, „einen Maulwurf in einer Kiste mit Sand gehabt, durch welchen er sich fast so schnell wühlte, wie ein Fisch durchs Wasser, die Schnauze voran, dann die Tatzen den Sand zur Seite werfend, die Hinterfüße nachschiebend. Ich stellte ihm auf Tellerchen Wasser und geschnittenes Fleisch hin, bald rohes, bald gekochtes, wie es zur Hand war. Er zeigte aber keineswegs eine besondere Gefräßigkeit. Brod und Pflanzenstoffe rührte er nicht an. Uebrigens befand er sich immer wohl, und schlüpfte faß unaufhörlich durch seinen Sand. Endlich bekam ich einen zweiten, den ich zu ihm setzte. Kaum bemerkten sie einander, so gingen sie auf einander los, packten sich mit den Kiefern und zerbissen sich Minuten lang mit einander. Darauf fing der Neuling an zu fliehen; der alte suchte ihn überall, indem er blitzschnell durch den Sand fuhr. Ich machte nun dem Neuling eine Art Nest zurecht in einem Zuckerglas, und stellte es während der Nacht in den Kasten. Den andern Morgen lag er todt im Sande, aber unverletzt. Er muß also von selbst aus dem Zuckerglas gekommen, und von dem andern todt gebissen worden sein, aber offenbar nicht aus Hunger, sondern aus bösartigem Naturell. Der schwache Unterkiefer war entzwei gebissen. Am andern Tag war auch der alte todt, nicht an einer Verwundung, sondern, wie es schien, an Ereiferung und Erschöpfung im Kampfe."

So haben wir denn auf alle Weise die Bestätigung, daß der Maulwurf ein rein fleischfressendes Thier ist; daß er höchstens durch die Hansen, die er aufwirft, den Pflanzungen nur namentlich den Wiesen schädlich werden kann; daß er ein unersättlicher Feind aller jener unterirdischen Thiere ist, die, wie z. B. Werren, Engerlinge und Würmer, die Wurzeln unserer Nutzpflanzen schädigen. Der Maulwurf ist ein grausames, bissiges, unverträgliches Thier, das mit allen lebenden Wesen, die ihm in den Weg kommen, und wären es seines Gleichen, auf Tod und Leben kämpft und das ganze Jahr hindurch in Thätigkeit auf seiner Jagd sich findet.

Die feste Burg, die der Maulwurf bewohnt, ist ein höchst eigenthümlicher kunstvoller Bau, der gewöhnlich an einem geschützten Orte unter einer Hecke, einer Mauer oder zwischen den Wurzeln eines Baumes ein bis drei Fuß unter dem Boden angelegt wird. In der Mitte befindet sich eine innen wohl geglättete Kammer von Flaschenform, die mit Moos und feinen Grashalmen ausgepolstert ist, welche der Maulwurf nächtlicher Weile an der Oberfläche holt. Die Kammer hat verschiedene Ausgänge; einen beherfömig gebogenen nach unten, der später horizontal wird und die gemeinschaftliche Laufröhre bildet, und drei kurze Röhren nach oben, welche in einen kreisförmigen Gang münden, der einige Zoll über der Kammersohle ausgehöhlt ist. Aus diesem obern Kreisgange führen 5 bis 6 schiefe Röhren in einen weiten größeren Kreisgang, welcher die Kammer etwa in gleichem Niveau umgiebt. Aus dem größeren unteren Kreisgange strahlt nun manchmal ein Dutzend Röhren nach allen Seiten aus, die insofern nach kurzem Verlaufe umbiegen und alle in die gemeinschaftliche Laufröhre einmünden. So hat denn der Maulwurf in seiner Kammer Ausgänge nach allen Seiten, die ihm gestatten, nach jeder Richtung hin zu entfliehen, sobald irgendwo eine Gefahr droht. Die Laufröhre selbst ist ein weiter Gang, innen hart geschlagen und geglättet, der manchmal 100 bis 150 Schritte weit in horizontaler Richtung fortführt und an dessen Ende erst das eigentliche Jagdrevier des Maulwurfs beginnt, das sich durch die aufgeworfenen Haufen kenntzeichnet. In der unmittelbaren Umgebung seines Nestes jagt der Maulwurf nie; dort hält er seine Ruhe nach beendigter Jagd und Mahlzeit. Wenigstens dreimal im Tage rennt er nach Beute aus, und wenn man einmal die Laufröhre selbst kennt, die sich meist durch gelindes Gethwerden des Grases an der Oberfläche kenntlich macht, so kann man leicht das Ein- und Ausziehen des Maulwurfes und die große Geschwindigkeit, mit welcher er sich innerhalb der Laufröhre bewegt, auf die Weise beobachten, daß man dünne Strohhälmchen mit Fädneln an den Enden in die Laufröhre hineinsticht, die dann durch ihre Bewegung das Fortschreiten des Maulwurfes kund thun. Welche der unglücklichen Mäuse oder Spitzmaus, die sich in eine solche Laufröhre verirrt — sie ist unrettbar verloren; wehe auch dem schwächeren Maulwurfe, dem der Herr des Ganges auf seinem Wege begegnet: er wird zur Bethätigung der Nächstenliebe nach hartem Kampfe gefrißt, und wenn es das eigene Kind wäre.

An dem Ende der Laufröhre beginnt das Jagdrevier, aus unregelmäßigen Gängen bestehend, die während der Jagd selbst ausgehöhlt werden, indem der Maulwurf die Erde vor sich her stößt und von Zeit zu Zeit zu einem Haufen aufwirft. Bei jeder Jagd werden neue Gänge gegraben, neue Haufen aufgeworfen, und selten nur läßt sich ein Maulwurf zum zweiten Male in einem Jagdgange betreten. Die erfahrenen Maulwurfsfänger wissen dies sehr wohl und stellen deshalb ihre Fallen stets in der Laufröhre auf, durch welche der Maulwurf wenigstens sechs Mal im Tage auf seinen Jagdgängen hin und her passirt, freilich zur großen Verwunderung der Laien, welche die Fallen an Orten stehen sehen, in deren Nähe gar keine Haufen sich finden.

Die Familienbande fesseln den Maulwurf wenig — nichts desto weniger ist er ein wahrer Muster in Beziehung auf Eifersucht. Im Frühjahre streift er umher, ein Weibchen zu suchen, und bemächtigt sich seiner mit Gewalt. Naht ein Nebenbuhler, so wird das Weibchen schnell in einigen Gängen eingeschlossen, und denen es nicht entweichen kann, und dann dem Störenfriede muthig entgegen gegangen. Sobald sich die beiden Nebenbuhler treffen, entspinnt sich unter der Erde in einem schnell ausgewühlten Raume ein hitziger Kampf, der mit dem Tode oder der Flucht des Schwächeren endet. Aber treu dem leider so oft vernachlässigten Grundsatze, daß nur die Todten nicht wiederkehren, freist auch der Sieger den Unterlegenen erst aus, bevor er zu dem harrenden Weibchen zurückkehrt. Nun wird an einem geschützten Orte ein warmes wohlgefüttertes Nest mit sternförmig ausstrahlenden Gängen angelegt, in welchem die Gatten sehr treu und friedlich mit einander hausen; die eheliche Zärtlichkeit soll sogar während des Honigmondes der Liebe so bedeutend sein, daß man Maulwurfsmännchen gefunden haben will, die in der Nähe des Ortes, wo das Weibchen gefangen wurde, an gebrochenem Herzen zu Grunde gegangen waren. Allzu heftige Leidenschaft dauert gewöhnlich nicht allzu lange. Sobald die nackten, unbeholfenen Jungen, die erst nach zwei Monaten etwa das Nest verlassen, geboren sind, scheint den Papa das Gequicke derselben

zu beunruhigen, so daß er bald die Familie verläßt und sein Hochgefolgleben von neuem beginnt, bis im nächsten Frühjahre wieder die allmächtige Liebe ihn in die Arme einer anderen Gattin treibt.

Und nun, wo wir die Lebens- und Nahrungsweise des Maulwurfs kennen, ziemt es sich nun nicht zu untersuchen, ob dies Thier denn wirklich so schädlich sei, als man behauptet hat und als man nach den unaufhörlichen Nachstellungen, denen es ausgesetzt ist, glauben sollte? Es ist wahr, die Haufen, die der unermüdliche Wühler namentlich in den Wiesen aufwirft, entwurzeln einige Grashälmchen, die sich indessen schnell wieder in der feingetheilten Erde festsetzen, und hindern, wenn man zugiebt, daß sie sich bewachsen, in sehr auffälligem und ärgerlichem Maße das Mähen der Wiesen. Auch in den Gärten sind die Haufen keine angenehme Erscheinung, und manches Pflänzchen wird in die Höhe gehoben und verdorrt, wenn der Gärtner nicht bei Zeiten da ist, um die Haufen niederzudrücken. Stehen aber diese Unannehmlichkeiten in irgend welchem Verhältnisse zu dem Schaden, welchen Engerlinge und Werren anzurichten im Stande sind? Sieht man nicht ganze Grasstrecken vollkommen verdorren und werden, weil die Engerlinge sämmtliche Wurzeln des Rasens zerbissen haben, und liegt man nicht in verschiedenen Gärten in beständigem Kampfe mit diesen gefräßigen Feinden, die sogar Baumschulen und Rosenbeete verwüsten, indem sie fingerdicke Wurzeln vollständig zernagen? Eine geringe Ueberlegung zeigt uns, daß ein Maulwurf, der im Durchschnitte die Hälfte seines Gewichtes täglich an solchen Larven verzehrt, um seinen Hunger zu stillen, eine unendliche Menge dieses Gewürmes vertilgen muß, mehr als wir jemals vertilgen könnten. So gut als die englischen Gärtner den Widerwillen gegen die Kröten in Berücksichtigung des ungemeinen Nutzens dieser Thiere besiegt haben und sie jetzt als Jäger zur Vertilgung der Schnecken anstellen, so gut könnten wir auch die Maulwürfe als Kammerjäger anstellen und durch sie, die sich leicht wieder wegfangen lassen, während einiger Zeit im Frühjahre unsere Gärten und Wiesen von dem unterirdischen Geschmeiße reinigen lassen, das uns so vielen Schaden zufügt. Ich kenne Landwirthe, welche dieses Verfahren befolgt und sich dabei sehr wohl befunden haben, die gerne einige Groschen für einen lebenden Maulwurf zahlten, um ihn in ein Stück Land zu setzen, wo Werren oder Engerlinge ihnen Schaden zufügten, und sich die Mühe nicht verdrießen ließen, allzälich seinen Haufen nachzugehen, sie niederzutreten oder auszuklopfen zu rechen, und endlich den Maulwurf wieder herauszufangen, sobald er seine Schuldigkeit gethan hatte. Ich kenne freilich zum Gegensatz auch noch ganze Länder, wo man von Amtswegen ein kleines Fanggeld für jeden gefangenen Maulwurf zahlt, und ich habe sogar von einem Gutsbesitzer gehört, der eine Art fanatische Wuth gegen die Maulwürfe entwickelte und eine unendliche Menge zusammenfangen ließ, aus deren Fellen er dann seinem Könige einen Pelz machen ließ, den er der Majestät verehrte in der festen Ueberzeugung, einen Verdienstorden für seine edlen Bestrebungen um die Landwirthschaft sich erworben zu haben. Kühler Dank für den die Haare lassenden Pelz und ein alles Maß überschreitender Engerlingfraß waren sein Lohn!

Die Spitzmäuse sind nahe Verwandte der Maulwürfe, nur nicht so excessiv unterirdisch wie diese, aber eben so fühn, zänkisch, bissig und fleischfressend, eben so unermüdliche Jäger von Larven, Insecten, Würmern und jungen Mäusen, die sie mit unsäglichem Appetite vertilgen. Ihre unglückliche Aehnlichkeit mit den eigentlichen Mäusen, von denen sie sich durch die spitze Schnauze, das scharfe Gebiß, den nackten, kaum behaarten Schwanz und den durch eine seitliche Drüse bedingten Moschusgeruch unterscheiden, zieht ihnen leider tiefelben Feinde zu, wie den Mäusen, obgleich einige derselben und namentlich die Katzen sie nur todt beißen, ohne sie zu fressen. Die Hausspitzmaus allein greift auch trockenes Fleisch und Milchspeisen an; alle übrigen jagen in Feld und Wald, in Gärten und Gebüschen, Ställen und Scheunen, die Wasserspitzmaus sogar im Wasser nach Krebsen, Fröschen und Fischen, vor allen aber nach Insecten und Würmern. Ueber eine Beute zanken sie sich oft mit grimmigen Bissen, was ich mehrmals beobachtet habe, verdienen aber gewiß Schonung und Pflege, da sie unmittelbar auf dem Boden und in der oberflächlichen Kruste diesetben Dienste leisten, wie der Maulwurf in größerer Tiefe.

Ihr Bisamgeruch ist wahrscheinlich schuld daran, daß der Volksaberglaube sie empfindlich verleumdet. Ihr Biß soll nicht allein den Menschen giftig sein, sondern auch den Pferden unheilbare Geschwüre an den Fesseln verursachen — lieber Himmel! ihre Zähne sind kaum stark genug, um die Haut eines Pferdes oder eines Menschen empfindlich zu verletzen. Ja selbst ihre Berührung soll giftig sein und die Hand mit dem Arme anschwellen machen. Wenn dies wahr wäre, so müßte wahrlich mancher Naturforscher schon seinen Arm in der Schlinge getragen und Gift genug auf diese Weise eingesogen haben, um sich von allen Gegnern und Nebenbuhlern befreien zu können.

Auch den Igel erlaube ich mir noch ganz speciell Ihrer Fürsorge zu empfehlen, denn er ist ein harmloses, ruhiges und nützliches Thier, dem freilich unsere deutsche Legende in der bekannten Geschichte von dem Wettlaufe mit dem Hasen mehr Ehre zuschreibt, als es wirklich besitzt. Sonderbarer Weise ist es den Naturforschern noch nicht gelungen, die Unterschiede, welche der deutsche Bauer bei dem Igel bemerkt haben will, und die er mit den Namen Schweinsigel und Hundsigel bezeichnet, in gehöriger Weise zu constatiren. Der Schweinsigel, der einen breiten Rüssel, etwa wie ein Schwein habe, sei ebner, der Hundsigel dagegen nicht. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß mir die Bauern in der Wetterau in dem Geburtsorte meines Vaters, wo wir gewöhnlich die Ferien zubrachten, mit Abscheu von den Franzosen erzählten, sie hätten sogar Hundsigel am Spieße gebraten und mit großer Befriedigung verzehrt. Wir suchten damals alle Igel zusammen, deren wir habhaft werden konnten, um den Unterschied kennen zu lernen; der alte Bauer aber, der unser Orakel war, erklärte sie insgesammt für unechte Hundsigel und fügte endlich mit malitiösem Lächeln hinzu, daß die Schweinsigel wohl viel eher an anderen Orten, als im Felde, zu finden seien. Vielleicht, daß die Unterschiede sich nur auf das Alter oder das Geschlecht beziehen.

Sich nannte den Igel ein harmloses Thier, das Winters über in einem warmen Lager von Blättern und Moos unter Hecken oder Steinen schläft, im Sommer aber besonders gerne in Hecken und Zäunen, sonnigen Halden und Waldesrändern langsam nach Nahrung umherschleicht und vorzugsweise bei Nachtzeit auf seinen Raub ausgeht, während des Tages aber zusammengeknäuelt schläft. Se sehr diese Eigenschaft des Zusammenziehens, die durch einen großen Hautmuskel bedingt wird, den Igel vor seinen Feinden schützt, indem er ihnen überall die Stacheln entgegen kehrt, so sehr reizt sie Buben und Erwachsene, an ihm ihren Muthwillen zu üben. Man wirft ihn ins Wasser, kitzelt ihn mit Halmen und Ruthen, um ihn zum Aufrollen zu bewegen, und tödtet ihn endlich, meist im Aerger über die Vergeblichkeit dieser Ursache. Um dann diese Grausamkeiten zu entschuldigen, hat man ihm eine Menge abenteuerlicher Dinge aufgebürdet, zu welchen er meist sogar gänzlich unfähig ist. Es ist wahr, daß er weniger exclusiv fleischfressend ist, als Fledermaus und Maulwurf, und daß er auch zuweilen Früchte nascht, die von den Bäumen herunterfallen, oder in einem Milchkeller Butter und Käse sich schmecken läßt. Aber daß er auf Obstbäume hinaufklettere, sie schüttele, dann sich in den Früchten wälze und sie, auf die Stacheln gespießt, seinen Jungen nach Hause schleppe, ist eine Fabel, wie so viele andere. Der Igel kann weder klettern, noch seine Stacheln anders benutzen, als zur passiven Vertheidigung, indem er sie emporsträubt.

Seine Hauptnahrung sind Insecten, Käsekrämchen, Käfer, Engerlinge, die er schnuppernd aufspürt und mit Nase und Krallen aus der Erde hervorgräbt, alle Arten von Gewürm, ganz besonders aber Mäuse. Hätte der Igel nicht einen so unangenehmen Geruch an sich, wäre seine Jagd nicht so geräuschvoll, verhaßt, so daß er damit die übrigen Hausbewohner im Schlafe weckt, so würde man ihn gewiß den Katzen als Kammerjäger vorziehen. Denn was ihm an Gewandtheit und Schnelligkeit abgeht, ersetzt er durch List und Geduld, und sein geräuschvolles Umherklappern verscheucht noch viel mehr Mäuse, als von ihm verthigt werden. In Scheunen und Ställen, wo man seine Unannehmlichkeiten nicht zu fürchten braucht, wird er deshalb stets ein nützliches Hausthier sein.

Vor allen Dingen aber empfehle ich Ihnen den Igel als ein thierisches Gisten gegenüber gewissermaßen gefeites Thier. Ich behaupte dieses nicht der Volkssage nach, sondern nach Beobachtungen und Untersuchungen bekannter Naturforscher. Pallas, ein wohlbekannter Zoolog, der uns namentlich die Thiere des russischen Reiches kennen lehrte, wie keiner vor oder nach ihm, Pallas sah einen Igel ganze Mahlzeiten nur von französischen

Fliegen halten, die wir bekanntlich zur Anfertigung unserer Blasenpflaster benutzen und die eben dieser ätzenden Eigenschaft wegen von keinem anderen Thiere gefressen werden. Lenz in Schnepfenthal stellte Versuche über sein Verhalten zu den giftigen Vipern an, von welchen ich einen aushebe.

Lenz hatte in einer großen Kiste ein Igelweibchen, das seine Jungen säugte. Er that eine große, kräftige Kreuzotter hinzu, welche sich in der entgegengesetzten Ecke zusammenknäuelte. Der Igel näherte sich langsam, beschnüffelte die Schlange, fuhr aber anfangs zurück, als diese sich aufrichtete und gegen ihn züngelte. Als er sich abermals unbedachtsam näherte, erhielt er einen Biß in die Schnauze, der ein Tröpfchen Blut hervorlockte, er wich zurück, beleckte sich die Wunde, drang wieder vor, erhielt einen zweiten Biß in die Zunge, ließ sich aber nicht irre machen und rückte der Schlange auf den Leib. Beide Gegner wurden nun zornig; der Igel pfauchte, schüttelte sich, die Schlange ihrerseits schleuderte Biß auf Biß und verwundete ebensowohl mehrfach den Igel, als sich selbst an seinen Stacheln. Plötzlich packte der Igel ihren Kopf, zermalmte ihn und verzehrte sodann ohne weitere Gemüthsbewegung die vordere Hälfte der Schlange, worauf er ruhig zu seinen Jungen zurückkehrte, um dieselben zu säugen, und am anderen Morgen den Rest der Schlange verzehrte. Dieselben Versuche wurden mehrfach mit demselben Erfolge wiederholt: weder der Igel, noch die Jungen kränkelten einen Augenblick. Ein neuerer Beobachter, Linck in Blaubeuren, drückt sich folgendermaßen aus: „Es ist in der That überraschend, mit welcher Gleichgültigkeit der Igel in der Hitze des Kampfes die Bisse der Kreuzotter hinnimmt, die er, ihm zum leckern Mahle, abzuschlachten bemüht ist. Daß er übrigens von den Bissen gar nicht litte, kann ich nicht bestätigen. Von einer frisch gefangenen Kreuzotter zweimal blutwund gebissen, kränkelte mir ein sehr kräftiges Thier dieser Art mehrere Tage lang. Ich bin jedoch überzeugt, daß ein Hund, vielleicht sogar ein Mensch, den beiden Wunden erlegen wäre."

Ob indessen diese Giftfestigkeit soweit geht, daß ein Igel, wie Oken behauptet, ungestraft Blausäure, Arsenik, Opium und Sublimat fressen könne, wollen wir einstweilen noch dahin gestellt sein lassen und uns begnügen, die Physiologen aufzufordern, hierüber Versuche anzustellen. Bedenken wir aber, daß der Igel sich gerne namentlich an solchen Orten aufhält, wo auch die Kreuzottern sich gefallen, so dürften schon die bis jetzt wohl constatirten Eigenschaften hinreichen, zu seiner Schonung und Pflege dringlichst aufzufordern und ihm ein Plätzchen unter denjenigen Thieren einzuräumen, die Jedermann, wie die Hausschwalbe, achtet und schützt.

Blätter und Blüthen.

New-Yorker Lehren. Die folgende Stelle aus dem Briefe eines jungen Mannes, auf dessen Wahrheitsliebe ich vertrauen darf, verdient vielleicht in weiteren Kreisen bekannt zu werden, da sie eine vortreffliche Lehre für alle die Tausende enthält, welche in Nordamerika eine neue Heimath gründen wollen. Es sei nur noch bemerkt, daß der Schreiber ein junger Mann von ungewöhnlich angenehmem Aeußeren war.

„Ich kam nach einer glücklichen Fahrt im Hafen von New-York an. Auf dem Schiffe hatte ich unter den Mitreisenden manche angenehme Bekanntschaft gemacht, aber seit wir das Land zu Gesicht bekommen, war Jeder mit den Anstalten zur Ausschiffung so vollständig beschäftigt, daß an ein gegenseitiges Antheilnehmen nicht mehr zu denken, und der Einzelne ganz auf sich angewiesen war. Zum ersten Male fühlte ich mich unter der großen Menschenzahl sehr einsam, aber ich folgte dem Beispiele der Andern, ließ mir mein Gepäck aushändigen, stellte es zusammen und mich als Wächter daneben.

Endlich waren wir an dem Landungsplatze angelangt, und der Menschenstrom ergoß sich über die Brücke auf den festen Boden. Auch ich ließ mich mit fortschieben und stand nun mutterseelenallein in dem fremden Lande, in einem Gewühl von lauter fremden Menschen, die nur gleichgültige, flüchtige Blicke auf mich warfen. Fürwahr, ich glaube, in menschenleerer Wüste wäre ich mir nicht so einsam vorgekommen! — Aber was sollte ich dem unangenehmen Gefühle nachhängen? Die nächste Sorge war, ein Unterkommen zu finden; ein Hotel am Broadway war mir zwar durch N. empfohlen, aber wie mich dahin finden? Ich sah mich nach einem Führer und Träger meiner Sachen um, und zufällig fielen meine Blicke auf einen müßig dastehenden Mann, der mich mit einiger Theilnahme zu betrachten schien und dessen Aussehen mein Vertrauen erweckte. „Wollen Sie meine Sachen nach —Hotel tragen?" fragte ich ihn. — „Gern!" war die Antwort. Er hob meinen nicht gar schweren Reisekoffer auf die Schulter, nahm den Reisesack in die Hand und ging voraus. Unterwegs fragte er, aus welcher Gegend von Deutschland ich komme, wie lange ich in New-York zu bleiben gedenke, und ob ich schon einen Plan für meine Zukunft entworfen habe. Es that mir wohl, ihm über Alles ausführlich Bericht zu geben, und auch meinen Namen nannte ich ihm. So war ich ihm herzlich gut geworden für seine Theilnahme, als wir in dem Hotel ankamen; er trug meine Sachen bis auf das angewiesene Zimmer, und ich drückte ihm eine Belohnung in die Hand, die ihm seinen Dienst, wie ich glaube, mehr als hinreichend vergalt. Er besah das Geldstück und sagte dann mit einer Unverschämtheit, deren ich ihn vor einer Secunde noch gar nicht fähig gehalten hätte: „Mein Herr, Sie werden mir fünf Dollars für meine Mühe geben." Als ich ihn ganz verdutzt ansah, fuhr er fort: „Wir sind nicht vorher über das Trägerlohn einig geworden, und nun darf ich es so hoch stellen, als ich will." — „Aber fünf Dollars sind doch eine ganz unverschämte Forderung!" — „Einerlei; fragen Sie meinetwegen den Wirth; er wird Ihnen sagen, daß Sie zahlen müssen, was ich verlange." — Um ihn loszuwerden, gab ich ihm, was er forderte. Aber als er sich sehr artig verabschiedete, konnte ich mich nicht überwinden, ihm Adieu zu sagen. Ich gestehe, daß mein erstes Abenteuer in der neuen Welt mich nicht in die allerbeste Laune versetzt hatte. Aber ich kleidete mich schnell um, erquickte mich und hatte vor den vielen neuen Eindrücken, die mir von allen Seiten kamen, bald die ganze verdrießliche Geschichte vergessen.

Am nächsten Sonntag saß ich lesend auf meinem Zimmer, als mir von einem einfach, aber elegant gekleideten Bedienten eine Karte überreicht wurde, welche eine Einladung zum Abendessen auf heute enthielt. Mein vollständiger Name F. W. stand auf der Karte; dennoch sah ich den Ueberbringer erstaunt an, denn der Name des Einladenden war mir gänzlich fremd, und ich sagte daher, es müsse hier ein Irrthum obwalten und ein Namensgenosse gemeint sein. Als aber der Bediente fragte, ob ich nicht am letzten Dienstag mit dem Dampfboote angekommen sei, ob ich nicht von Anfang an dies selbe Zimmer, Nr. . ., bewohnt habe, konnte ich freilich nicht mehr zweifeln, daß ich gemeint sei, und sagte schon aus Neugier, zu erfahren, wie sich das Räthsel lösen würde, zu. Aber ich zerbrach mir bis zum Abend den Kopf, wie Jemand, dessen Name allerdings deutsch klang, mit dem ich aber sicher nie in Verbindung gekommen war, zu einer Einladung könnte bewogen worden sein.

Zur bestimmten Stunde ließ ich mich nach dem auf der Karte bezeichneten Hause führen. Schon das Aeußere ließ einen wohlhabenden Besitzer vermuthen, mehr aber noch die Eleganz, die ich schon auf dem Vorplatze bemerkte. Der Diener von heute Morgen führte mich durch ein mit allen Comforts reichlich ausgestattetes Zimmer in ein größeres Gemach, wo ich einige Herren schon versammelt fand; Einer von ihnen trat mir mit ausgestreckter Hand begrüßend entgegen, es war — mein Kofferträger! „Sein Sie willkommen, Herr W.!" rief er mir auf Deutsch zu; „ich sehe, Sie sind überrascht, gerade mich wiederzusehen, aber ich mußte doch den üblen Eindruck, den mein neuliches Benehmen auf Sie gemacht haben muß, wieder auszutilgen und zugleich einem gebildeten jungen Landsmann, dessen ganzes Wesen gleich einen angenehmen Eindruck auf mich machte, nützlich zu werden suchen." Nun stellte er mich den Herren vor und zog mich dann in eine Fensternische. „Ich sehe Ihnen an," sagte er, „daß Sie nach einer Aufklärung begierig sind. Ich war neulich, nicht eben sorgfältig gekleidet, in Geschäften ausgegangen. Ich bin noch nicht ganz veryankeet und nehme noch immer besondern Antheil an meinen Landsleuten; deshalb ging ich zum Landungsplatze, als das Dampfboot ankam. Sie standen, wie es mir schien, nicht in der angenehmsten Gemüthsverfassung, da; ich hatte Sie schon länger betrachtet, ehe Ihr Blick auf mich fiel, und als Sie mich zum Tragen Ihres Gepäcks aufforderten, nahm ich mir vor, Ihnen gleich die auf amerikanischem Boden überaus wichtige Lehre zu geben: daß man zu Allem, was man selbst thun kann, nie fremde Hülfe in Anspruch nehmen und sich keiner Arbeit schämen muß. Sehen Sie, ich kam vor 20 Jahren blutarm hier an; der Befolgung des eben ausgesprochenen Grundsatzes glaube ich, nächst Gottes Segen, es zu verdanken, daß ich jetzt ein wohlhabender Mann bin." — In diesem Augenblick wurden wir in das Eßzimmer gerufen. Herr N. wies mir den Platz neben dem seinigen an. Als ich die Serviette vom Teller nahm, lag eine Banknote von 5 Dollars darauf, die der Wirth mich lächelnd bat, wieder in meine Börse zu stecken, obgleich er glaube behaupten zu können, daß ich künftig finden würde, der Preis sei für die Lection nicht zu hoch gewesen.

An jenem Abende habe ich nicht nur die ersten glücklichen Stunden in der neuen Welt an der heitern Tafel des Herrn N. verlebt, sondern auch an ihm einen Freund gewonnen, der mir zu meinem ersten Unterkommen, wie ich schon gemeldet habe, behülflich gewesen ist, und dem ich habe versprechen müssen, ihm alle meine freien Stunden zu schenken."

Von Gerstäcker sind wieder Briefe eingelaufen. Er schreibt uns (unterm 18. December) aus Lima, der Hauptstadt Peru's, daß er wohl und munter sei, das Reisen aber bereits herzlich satt habe. Er gedenkt von dort aus nach der deutschen Colonie am Pozuzu zu gehen und zwar über die Cordilleren, — jetzt bei der Regenzeit eine bitterböse Reise, die viel Geld und Zeit kosten werde. Seine neuesten Erlebnisse schildert er in einem längeren Briefe: „Der neue Weg nach Quito und das Innere von Ecuador", den wir in der nächsten Nummer unsers Blattes zum Abdruck bringen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das Leben einer Frau.

Von R. Gobin.

(Schluß.)

Emiliens sehnsüchtiges Verlangen war nun, das Haus ihrer Eltern zu verlassen und sich einen Aufenthaltsort zu wählen, wo Niemand ihre Verhältnisse kannte. Trotz der schonenden Vorsicht, womit Werner diese Angelegenheit handhabte, waren doch Gerüchte ins Publicum gedrungen, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen. Der Neugierde und den Urtheilen der Menge in ihrer Heimath ausgesetzt zu bleiben, schien Emilien allzu peinlich, sie sandte daher ihre Gedanken nach einer Zuflucht aus, wo sie wenigstens ungestört traurig sein dürfte.

Ihre Wahl fiel auf eine Dame, mit der sie während der ersten Jahre ihres Aufenthaltes in Wien in häufiger Verbindung gestanden hatte, und die seit etwa zwei Jahren durch den Tod ihrer beiden Kinder veranlaßt worden war, einen Landsitz in der Nähe von Prag zu beziehen, wohin liebe Erinnerungen sie riefen. An diese würdige Frau schrieb Emilie, machte sie mit allen ihren Verhältnissen bekannt und fragte, ob sie für einige Zeit bei ihr eine Heimath finden könnte.

Die Hoffnung, die sie auf die Zuneigung und vereinzelte Stellung dieser Freundin gebaut hatte, erwies sich als begründet; in kurzer Zeit langte ein Brief an, der Frau von Handel als Vorläufer diente, die, von ihrem Zartgefühl geleitet, selbst kam, die junge Frau abzuholen.

Auf's Neue verließ nun Emilie ihr Vaterhaus — ach, um wie viel unglücklicher als das erste Mal! Das milde Wesen ihrer Begleiterin trug indessen viel zu ihrer Beruhigung bei und richtete vor allem ihre Selbstsuchung wieder auf. Frau von Handel war eine jener seltenen Frauen, die bei voller Tadellosigkeit des eigenen Lebens doch ein mildes Urtheil über die Schwächen Anderer besitzen. In ihren Augen fühnten die Schmerzen, von denen sie Emilie niedergedrückt sah, Alles, was ihr streng rechtlicher Sinn im Benehmen der jungen Frau nicht billigen konnte. Selbst vom Schicksal schwer geprüft, war sie tief empfänglich für die Leiden Anderer, und ermessend, daß man dem armen Menschenherzen nicht zu viel aufbürden dürfe, veranlaßte sie selbst, daß während der Dauer der Reise Welly unter ihrem Schutz mit Emilie zusammen traf. Dagegen forderte sie auch, daß diese Zusammenkunft sich nicht wiederholen dürfe, bis Welly eine Stellung errungen habe, die es ihm möglich mache, sich mit der Geliebten zu verbinden.

Mit Ungestüm widersetzte sich der junge Mann dieser Forderung. Emilie hat ihn aber so flehentlich, ihren Ruf zu schonen, Alles, was sie um ihn gelitten hatte, stand in so tiefen Zügen auf dem reizenden Gesichte, daß er es nicht vermochte, ihren Wünschen zu widerstehen. Fernig nannte er diese Entbehrung einen neuen Sporn, Alles zu thun, um die Zukunft zu sichern, und mit Zuversicht suchte er ihre Thränen mit der Betheuerung zu stillen, daß er ihr bald ein ihrer würdiges Loos bereiten würde.

Nach dem letzten Schmerz einer lebenfalls jahrelangen Trennung von dem Geliebten verließ Emilie alle Kraft so ganz und gar, daß Frau von Handel oft mit Bangigkeit die tortenähnliche Ruhe beobachtete, die an die Stelle der früheren unaufhörlichen Aufregung getreten war. Voll Rücksicht hatte sie der jungen Frau für die erste Zeit des Aufenthaltes in ihrem Hause eine völlige Einsamkeit vorbereitet, und suchte sie nur nach und nach wieder für äußere Eindrücke und Interessen empfänglich zu machen. Die heftigen Gemüthsbewegungen der jüngsten Zeit hatten aber unverwüstliche Spuren in Emiliens ganzem Wesen zurückgelassen. Noch nach Verlauf von Monaten wich sie mit krankhafter Scheu vor jeder Berührung mit der Außenwelt zurück. Ihre erschütternden Erinnerungen hatten ganz Besitz von ihren Gedanken genommen und gewannen eine um so größere Macht, als sie dieselben schweigend in sich begrub und verlernt hatte, sich auszuweinen.

Inzwischen hatte Eduard von Welly mit kräftiger Hand begonnen, die Richtung seiner Zukunft festzustellen. Sein erster Schritt bestand darin, seinen Abschied zu nehmen, denn von jeher war seine Stellung bei der Armee nicht nach seinen Wünschen gewesen. Der zweite Sohn einer vornehmen Familie, deren bedeutende Besitzthümer als Fideicommiß auf seinem älteren Bruder hafteten, war er darauf angewiesen, sich dem Staatsdienste zu widmen. Seine erste Wahl war die cameralistische Laufbahn; er hatte seine Studien mit Auszeichnung vollendet, und eine Anstellung nach seinen Wünschen war ihm bereits zugesagt, als er sich in einer Abendgesellschaft bei einem seiner eifrigsten Protectoren zu einem Gespräch politischen Inhalts hinreißen ließ und in so schonungsloser Weise die jetzigen Zustände beurtheilte, daß der ganze Einfluß seiner hochgestellten Beschützer aufgeboten werden mußte, um ihn ernsten Unannehmlichkeiten zu entziehen. Die nächste, nicht abzuwendende Folge war der Verlust des ihm zugedachten Postens, und seine ganze Carriere schien durch seine Unvorsichtigkeit vernichtet. Ohne Vermögen und Aussichten entschloß er sich ein Officierspatent anzunehmen, was ihm aus besonderer Rücksicht für seine Familie geboten ward.

Als seine jetzige Lage es ihm wünschenswerth machte, von den früher erworbenen Kenntnissen und Talenten Gebrauch zu machen, hatte eben eine gewaltige politische Krisis die Heimath, die ihm bisher entgegen standen, aus dem Wege geräumt. Ein Wechsel des Ministeriums hatte Statt gefunden, talentvolle Män-

ner, die seiner Richtung angehörten, fanden die günstigste Aufnahme, und Welly, dessen geistige Beweglichkeit ihm manche Freunde erworben hatte, fehlte es nicht an Männern, die seine Fähigkeiten zu schätzen wußten.

Nach einigen Monaten gelang es ihm, in der neueingeschlagenen Carriere festen Fuß zu fassen, und sobald er Gelegenheit fand, seine Thätigkeit und seinen eisernen Fleiß geltend zu machen, war es nicht mehr schwer für ihn, vorwärts zu kommen, um so mehr, als er einen alten Namen trug. Er wurde nach einiger Zeit zu dem Posten eines Staatssecretairs ernannt.

Während der zwei Jahre, die ihn zu dieser Stufe führten, war seine Correspondenz mit Emilie ohne Unterbrechung fortgesetzt worden. Obgleich die Stellung, die er jetzt einnahm, ihm bei einiger Einschränkung eine Heirath möglich gemacht haben würde, lag doch noch eine Last auf ihm, die nach Emiliens eigenem Wunsche erst abgewälzt sein sollte, ehe sie sich verbanden. Er hatte während seiner Dienstjahre als Officier nicht unbedeutende Schulden gemacht, was bei seiner Art zu leben fast unvermeidlich gewesen, nun aber eine lästige Fessel für ihn war.

Wiederholt hatte er in dieser Zeit Emiliens Einwilligung zu einem Zusammentreffen mit ihm gefordert, erst mit leidenschaftlicher Bitte, später, als die Weigerung wiederholt ward, mit Vorwürfen, Zweifeln und Unmuth. Emilie würde auch nicht die Kraft gehabt haben, seinem Drängen zu widerstehen, wäre nicht die Festigkeit der Frau von Handel fast zur Strenge in diesem Punkte geworden. Die Dankbarkeit, mit der Emilie der trefflichen Frau ergeben war, die Rücksichten, deren sie sich ihr gegenüber schuldig fühlte, hielten sie davon zurück, etwas gegen ihren Rath zu thun. Je mehr die Aussichten zu einer Verbindung der Liebenden stiegen, desto ernster bat Frau von Handel die junge Frau, ihren Ruf für den Namen zu schonen, den sie bald zu führen hoffte, und erklärte mit Festigkeit, daß in ihrem Hause und mit ihrer Zustimmung eine ähnliche Zusammenkunft niemals Statt finden sollte.

Emilie fügte sich, aber die bittern Worte ihres Geliebten vernichteten den Rest ihres Lebensmuthes. Sie wurde immer stiller und trüber, ein leises, aber beständiges Kränkeln wirkte auch drückend auf ihre Stimmung, und zuletzt wagte sie kaum mehr, an das Leben und die Menschen irgend einen Anspruch zu nehmen. Ihre Briefe nahmen das Gepräge dieser Seelenstimmung an; zwar ließ sie keine Klage laut werden, aber der warme lebendige Hauch der Leidenschaft, der sonst aus ihren Worten sprach, hatte einer krankhaften Schwärmerei Platz gemacht, die Welly um so unbehaglicher berührte, als er gerade jetzt das Leben reicher und kräftiger umfaßte als je. Ihr Bild fing an, vor den neuen, bedeutenden Interessen, die ihn beschäftigten, langsam zurückzuweichen.

Der Ehrgeiz, der bereits in seiner frühsten Jugend einen großen Platz in seinem Gefühle eingenommen hatte und nur durch die Macht der Umstände zurückgedrängt worden war, erwachte unter seinen jetzigen Verhältnissen mit doppelter Stärke. Die gegenwärtige Lage der Dinge berechtigte Männer von Talent und Willenskraft zu den kühnsten Ansprüchen; Welly ergriff mit allem Feuer seines energischen Naturells die liberalen Tendenzen der Gegenwart. Seine kühne Phantasie, seine tüchtige Beurtheilungskraft fanden ein reiches Feld der Thätigkeit in den Forderungen, die eine Zeit voll bedeutender allgemeiner Interessen stets an den Einzelnen stellt.

In dieser Periode überströmender Lebensfülle trat er auch wieder in die gesellige Welt ein, was er in der ersten Zeit aus Rücksicht für Herrn von Werner ganz vermieden hatte. Derselbe hatte aber Wien nach Regulirung seiner Angelegenheiten für immer verlassen, die Gerichte, die Welly's Namen mit der Scheidung der Frau von Werner in Verbindung gebracht hatten, waren nach und nach verstummt, da man den jungen Mann Wochen jahrelang nicht verlassen sah, und so folgte er den wiederholten Aufforderungen, die ihn in die geselligen Kreise zurückzogen, nicht ungern. Er ward überall mit erhöhter Auszeichnung aufgenommen und von den exclusivsten Kreisen gesucht.

Vor Allem war ihm das Haus des Ministers von Wangenheim angenehm, und er machte häufig Gebrauch von der Freiheit, es zu besuchen, da es sich durch einen fein gewählten Cirkel und eine höchst liebenswürdige, wenn auch schon matronenhafte Hausfrau auszeichnete. Als er einst wieder einen Abend dort zubrachte, fesselte gleich beim Eintritt eine neue Erscheinung seine Aufmerksamkeit, deren Schönheit ihn frappirte, und der er durch den Minister alsbald vorgestellt ward.

Clara war die einzige Tochter des Hauses, eben von einer großen Reise zurückgekehrt, die sie nach ihrem Austritt aus der Pension mit einer Verwandten unternommen hatte. Sie war eine herrliche Blondine, groß, voll und im reinsten Ebenmaß gebaut, ihr frisches, aber ausgezeichnetes Gesicht fesselte durch eine ungewöhnlich schöne Stirn, einen sprötischen Mund und so taubenhaft sanfte Augen, daß ihr Blick diesen übermüthigen Lippen niemals Recht gab. Während Welly sich mit ihr unterhielt, entdeckte er einen ihren Jahren vorangeeilten Geist von so pikantem Gepräge, daß er voll Interesse ihren Worten folgte und sich den ganzen Abend über dabei ertappte, die Art und Weise zu beobachten, wie sie ihre kleinen Gnaden austheilte oder entzog.

Von den meistens über eine Form gegossenen Erscheinungen der übrigen Damenwelt ziemlich gelangweilt, überließ sich Welly von nun an dem Reiz, den dies lebhafte, geistvolle Mädchen ihm ausübte. Ohne sein Herz dabei betheiligt zu fühlen, suchte er sie überall auf, zeichnete sie aus und überhäufte sie mit den tausend kleinen, namenlosen Aufmerksamkeiten, die in den Augen der Welt so viel bedeuten. Je länger dieser Verkehr dauerte, je mehr Clara's Gunst von vielen Seiten gesucht wurde, desto empfänglicher wurde seine Eitelkeit für die offenkundige Auszeichnung, womit sie ihn auszeichnete. Eine gewisse Aufregung ging an sich seiner zu bemächtigen.

Unmerklich gewann das Interesse, das ihm das junge Mädchen einflößte, eine so bedeutende Herrschaft über seine Gedanken, daß er sich dieselbe eingestehen mußte. Zwar wies er die Vorwürfe, die sein Herz ihm machte, mit Unmuth von sich, aber wenn ein neuer Brief von Emilie ankam, der trotz dem zarten Geist, der ihn dictirte, doch durch seine Mattheit einen unvortheilhaften Contrast mit dem frischen, lebensvollen Wesen Clara's bildete — wenn er bei jedem leisen Versuch, sich aus den Fesseln zurückzuziehen, die er sich selbst so leichtsinnig übergeworfen hatte, Clara's reizendes Gesicht erblickten, ihren Uebermuth in die unterwürfigste Weichheit übergehen sah, so fehlte ihm der feste Wille, sich aus der Bestrickung dieser Verhältnisse loszureißen. Er wies alle störenden Gedanken ab und überließ sich blind dem Zauber der angenehmen Gegenwart.

Ein ganz unerwartetes Ereigniß rüttelte ihn aus seinem Selbstvergessen auf. Er erhielt die Nachricht, daß sein älterer Bruder durch einen Sturz vom Pferde plötzlich um's Leben gekommen war, ein Unglücksfall, der ihn, da derselbe unverlos't starb, plötzlich in eine glänzende Lage versetzte.

Hier war zu seiner Ehre sei es gesagt, sein erster Gedanke Emilie. Die Möglichkeit, dem Schwanken und der Unsicherheit seines Verhältnisses zu ihr sogleich ein Ende machen zu können, rief ihr lebliches Bild lebhaft vor seine Seele und weckte eine lebendige Sehnsucht, sie endlich wiederzusehen und besitzen zu dürfen.

Sobald seine erste Aufregung sich beruhigt hatte, eilte er zum Minister, um ihm die Veränderung seiner Aussichten mitzutheilen und sich Urlaub zu erbitten, da seine Anwesenheit am Orte des Todesfalles augenblicklich nothwendig war. Als er ausgesprochen hatte, faßte Herr von Wangenheim seine Hand und sagte mit Wärme: „Nehmen Sie meinen herzlichen Glückwunsch, lieber Welly. Dürfte ich ihm doch die Hoffnung zugesellen, daß Ihre jetzigen Verhältnisse Sie nicht veranlassen möchten, Ihre Talente dem Staate zu entziehen. Kehren Sie bald wieder zu uns zurück," fügte er mit einem bedeutungsvollen Blicke zu; „ich hoffe uns Bestimmtheit, daß wir Sie bald wiedersehen werden, und wünsche Ihnen mit doppeltem Vergnügen eine frohe Zukunft, denn Ihre Wünsche sind vielleicht auch die meinigen."

Bei dieser directen Anspielung auf Absichten, die ihm in diesem Augenblicke so fern lagen, verlor Welly die Fassung, da er sich sagen mußte, daß sein Benehmen gerechte Ursache zu derselben gegeben habe. Mit ziemlicher Unsicherheit verabschiedete er sich bald darauf von den Damen; Clara's trauriges Gesicht verwirrte ihn und weckte die Sympathie, die ihn zu ihr zog, auf's Neue mächtig genug, um den Enthusiasmus der vorigen Stunde bedeutend niederzudrücken.

Bei der Ankunft auf seinem neuen Erbe empfing ihn eine Masse von Geschäften und verwickelten Angelegenheiten, die ihn auf lange Zeit in Anspruch nahmen. Von hier aus schrieb er an Emilie, theilte ihr seinen Glückswechsel mit und bereitete sie auf seine baldige Ankunft vor, wegen die jetzige Lage der Dinge ihn berechtigte. Während er schrieb, zauberte seine Phantasie ihm ihre reizende Schönheit so lebhaft vor das innere Auge, daß er die alte Gluth wiederfand und mit feurigen Worten von nahen Wieder-

sehen zu ihr sprach. Jeder neuere Eindruck erblaßte vor der lebhaften Erinnerung, die in seiner jetzigen Einsamkeit ihr Bild mit den lieblichsten Farben malte. Ihre frische, mädchenhafte Heiterkeit, die ihn in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft so entzückt hatte, ihre bei aller Zartheit so große Willenskraft, ihr Geist, ihre Unterhaltungsgabe, ihr reiches Gemüth — alles dieses wachte in tausend kleinen Zügen in seinem Andenken auf, und als endlich der rasche Wagen ihn zu ihr trug, klopfte sein Herz mit dem alten Feuer hoch auf.

Eben so glühend erregt, aber weniger freudig sah Emilie seiner Ankunft entgegen. Als sie seinen letzten Brief erhalten hatte, als ihre mütterliche Freundin mit Freudenthränen ihre Stirn küßte und ihr Glück und Segen wünschte, da hatte sie einen Moment so vollständiger Seligkeit, daß sie Alles vergaß, was sie jemals gelitten hatte. Solche Augenblicke einer erhabenen Freude geben einen Begriff und einen Vorgeschmack der ewigen Seligkeit. Das völlig befriedigte Herz fühlt, daß es einen Zustand geben muß, wo diese Regungen, die nur selten und bei manchen Menschen nie zum Durchbruch kommen, einst einen weitern Spielraum, eine gesicherte Dauer finden müssen, daß der Geist, der so übermenschlichen Aufschwungs fähig ist, im Menschenleben viele seiner besten Kräfte nicht zur Entwicklung kommen sieht. Kurz, wie immer, war auch bei Emilien dieser überwältigende Freudesturm; plötzlich fiel ein Gedanke schwer und eisig dazwischen — er wird kommen, flüsterte ihr Herz, aber wird er mich auch noch lieben? Ein erlöschender Blick in den Spiegel zeigte ihr ein verblühtes Antlitz, vor dem sie erschrak, wie vor einem Gespenst, und die begeisterte Freude, die ihr für einen Augenblick alle Schönheit zurückgegeben hatte, starb vor diesem Gedanken.

Endlich kam die Stunde, die mit so großem Herzklopfen, so mächtiger Gemüthsbewegung erwartet wurde. Da jetzt Emiliens Verbindung mit Welly nahe bevorstand, hatte Frau von Handel sie ermächtigt, ihrem Verlobten ein Zimmer in ihrem Hause anzubieten, da sie auf dem Lande wohnte, wo ein täglicher Besuch von Prag aus mit mehr Auffehen verknüpft war, als wenn er einfach bei der gastfreundlichen alten Dame abstieg.

Als der leichte Wagen durch das Thor rollte, fühlte Emilie sich einer Ohnmacht nahe. Zitternde, mit gefalteten Händen und klopfendem Herzen, erwartete sie des Geliebten Eintreten, endlich, endlich öffnete sich die Thür, Welly stürzte herein und sank zu Emiliens Füßen. Bebend, außer sich ruhte sie in seinen Armen und drückte ihr Gesicht gegen seine Brust. Welly war gleich ihr in mächtiger Bewegung, aber als der erste Sturm ihrer Gefühle vorüber war, als sie zuerst einander Auge in Auge gegenüber standen, fuhr er zurück, er sah sie wieder und wieder an, er erblaßte und verstummte, endlich faßte er sie mit einer Bewegung der Angst in die Arme und rief: „Um Gotteswillen, meine Emilie, bist Du so krank gewesen?“

„Nein,“ erwiderte sie, indem sie schrecklich bleich wurde, „ich habe mich nur gegrämt.“

„Armer Engel,“ sagte er matt, „das war um meinetwillen, aber ich will Dir vergelten.“ Auf's Neue überschüttete er sie mit zärtlichen Worten, mit Verheißungen einer seligen Zukunft; Emilie hörte ihm mit einer Seligkeit zu, die sie festzuhalten strebte, wie ein Armer einen süßen Traum. Es war ihre letzte glückliche Stunde.

Als sich Welly nach diesem ersten Wiedersehen allein fand, als der aufregende Einfluß der alten Erinnerungen vorüber war, fühlte er eine solche Mattigkeit, eine solche Entzauberung, daß er die Augen vor seinen eigenen Gedanken schloß, denn sie schienen ihm ein Abgrund. Was war aus diesen Reizen geworden, die ihn einst so mächtig gefesselt hatten? Kaum vermochte er aus den verblühten, zergrämten Zügen Emiliens jene bezaubernde Frau wieder herauszufinden, die er vor wenig Jahren verlassen hatte.

Mit allen Kräften suchte er diesen Eindruck los zu werden. Er richtete seine Gedanken auf ihre schrankenlose Ergebenheit für ihn, auf ihren liebenswürdigen Geist, ihr zartes, reiches Gemüth, er suchte sich zu bereden, daß das Zusammensein mit der einst so heiß Geliebten das erloschene Gefühl wieder anfachen würde, denn er war ein Mann von Ehre, und sie hatte seinetwegen ihre ganze Existenz hingegeben. Aber ach! die verlorene Julision kam nicht wieder, und statt auf's Neue zu erwachen, sanken seine Sympathien für Emilie mit jedem Tage mehr.

Nicht allein ihr Aeußeres hatte er verändert, auch ihr ganzes Sein und Wesen. Die vollständige Ifolirung, die ihr reizbares Zartgefühl ihr seit ihrer Scheidung zum Bedürfniß machte, hatte mit ihrer trüben Stimmung zusammengewirkt, um sie ganz in sich selbst versunken zu lassen. Ihre angeborene Heiterkeit war unter den tiefen Leiden, die sie getragen hatte, und unter anhaltender Kränklichkeit so ganz vernichtet worden, daß selbst Glück und Hoffnung sie nicht auf's Neue zu beleben vermochten. Schon vor Eduard's Eintreffen war die Furcht, seine Liebe zu verlieren, ein heimlicher Gedanke bei ihr geworden, und darum vermochte sein Besuch, sie über sein Gefühl zu täuschen, nicht, sie vor den furchtbarsten Zweifeln zu schützen, als diese gesürchtete Wirklichkeit da war. Dieser nagende Zweifel machte die unglückliche Frau äußerst befangen und unsicher in Welly's Gegenwart; sie wagte kaum ihrer Liebe Worte zu geben, obgleich sie dieselbe leidenschaftlicher empfand als je.

Mit jedem Tage fühlte der junge Mann sich unglücklicher. Er sprach von Hochzeit, von Freude und Zukunft, schon war der Zeitpunkt ihrer Verbindung festgesetzt, aber eine tiefe Bitterkeit, sogar ein aufkeimender Groll gegen die arme Emilie füllten sein Herz an. Obgleich seine Worte sie hätten beseligen können, fühlte sie doch, wie es stand. Wenn zwischen zwei Menschen, die sich so nahe stehen, eine innere Scheidewand aufwächst, so ist das etwas Fürchterliches. Die Veränderung tritt erst so leise auf, daß sie sein Recht zu Verwürfen oder Klagen giebt — es ist etwas, das man nicht sieht, aber fühlt, das sich, sobald man darüber sprechen will, in eigene, kränkliche Laune auszulösen scheint. Aber das Herz läßt sich nicht bereden, ruhig zu sein, sein leiser Ruf tönt rubelos herauf, und manchmal bricht ein scharfer Schrei hervor, der sich den Glauben erzwingt. Das eigene tiefe Herz weiß, wenn es elend sein muß, und in Emilien tief es immer lauter: Du wirst nicht mehr geliebt! Ihre Angst stieg zu einem so hohen Grade, daß sie sich mitzet unfähig fühlte, diese Qual zu tragen. Sie faßte den Entschluß, sich um jeden Preis Klarheit über Welly's Gefühle zu verschaffen.

Matten Schrittes, aber fest entschlossen betrat sie eines Tages Eduard's Zimmer, um ihm zu sagen, daß sie an keine Zukunft mehr glaube, um ihm zu sagen, er sei frei. Er war nicht da. Zum Tode erschöpft, stützte Emilie sich auf seinen Schreibtisch, um ihn zu erwarten, da fiel ihr Auge zufällig auf einen angefangenen Brief und traf ihren eigenen Namen. Eine brennende Neugierde bemächtigte sich ihrer. Mit bebender Hand nahm sie das Blatt auf und las folgende Worte:

„Mein lieber Freund!

Wenn ich Dir noch nicht von hier aus geschrieben habe, wie ich doch versprach, so geschah es, weil ich in einer jener Stimmungen bin, über die zu sprechen fast noch mehr Muth gehört, als sie zu ertragen. Du weißt, mit welchen schönen Hoffnungen ich diese Reise antrat — wie wirft Du es aufnehmen, wenn ich Dir sage, daß sie alle zerstört sind! Ich habe Emilie wieder gefunden, aber wie! Verwelkt, abgekümmert, körperlich und geistig verändert bis zur Unkenntlichkeit. Und an diese Ruine muß ich mein frisches Leben knüpfen! Kaum ertrage ich den Gedanken an die Zukunft. Was könnte sie mir bieten, wäre ich frei! jetzt ist sie nur eine grausame Fessel für mich. Wenn die Ehre mich nicht bände, wenn ich noch zurück könnte — aber nein, nein, es ist unmöglich.“ — — — — — —

Als die unglückliche Frau bis hierher gelesen hatte, brach sie in krampfhaftes Lachen aus und stürzte, das Blatt in der Hand, aus dem Zimmer, aus dem Hause. Ihre Gedanken verwirrten sich, es war ihr als würde sie verfolgt, sie lief weiter, immer weiter, bis endlich Kraft und Besinnung sie völlig verließen, und ihre fühllose Gestalt am Wege niedersank.

Etwa eine Stunde später fuhr ein Reisewagen diese Straße entlang. Der Anblick einer elegant gekleideten Dame ohne Hut und Shawl, allein und ohnmächtig, in geringer Entfernung von Prag, mußte den Insassen desselben auffallen. Sie hielten an, nahmen die junge Frau in ihren Wagen auf und brachten sie nach Prag in ein Gasthaus. Die Sorgfalt, die dort auf sie verwendet ward, brachte die Unglückliche bald wieder zu sich — kein wohlthätiger Schleier bedeckte ihr Elend mehr, mit voller Macht kehrte die Erinnerung wieder. So sehr auch Bewußtsein und Kraft sie verlassen hatten, als der furchtbare Stoß von geliebter Hand sie traf, eben so mächtig wuchs ihre Energie jetzt aus den Ruinen ihrer zerstörten Liebe empor. Mit klarer Willenskraft übertachte sie die Schritte, die sie jetzt thun wollte. Ihr empörtes Gefühl errang den

Gedanken nicht, je wieder auf irgend eine Weise mit Welly in Berührung zu kommen.

Sie sandte nach dem Prager Banquier, an den Werner die Gelder angewiesen hatte, die sie regelmäßig bezog, und ließ sich von ihm die Summe auszahlen, deren sie zu ihrem Vorhaben bedurfte. Dann schrieb sie mit fester Hand einige Zeilen an Frau von Handel, der sie das Vorgefallene anvertraute. Sie sprach ihr den wärmsten Dank für alle empfangene Güte aus, verschwieg aber selbst ihr, wohin sie gehen würde. Nachdem sie diesen Brief dem Banquier mit der Bitte übergeben hatte, ihn durch einen Boten an die Adresse zu befördern, ließ sie sich einen Wagen bringen und verließ Prag noch an demselben Nachmittag.

Während der ersten Stunden ihrer Abwesenheit aus Frau von Handel's Hause ward sie dort nicht vermißt, da sie die Gewohnheit hatte, die Morgenstunden in ihrem Zimmer zuzubringen. Welly vermißte allerdings, sobald er von einem kurzen Gang in den Garten zurückkam, sogleich seinen angefangenen Brief und konnte ein höchst unbehagliches Gefühl nicht entfernen. Als zur Mittagszeit Emilie umsonst in Haus und Garten gesucht ward, als Stunden vergingen, ohne sie zum Vorschein zu bringen, und die Unruhe der Frau von Handel zu immer lebhafterer Sorge stieg, weckte dieser Umstand eine namenlose Angst in seiner Seele. Endlich gestand er in seiner heftigen Aufregung der Frau von Handel, was vorgefallen war, und sie, die Emiliens Reizbarkeit, ihre stets erhöhte Gemüthsstimmung kannte, theilte seine Besorgniße im höchsten Grade. Ohne selbst zu wissen wozu, stieg Welly endlich zu Pferde, um die Umgegend zu durchstreifen, als ein Bote Emiliens Brief überbrachte, der allen Zweifeln eine trostlose Lösung gab.

Er begann Emilie zu suchen, nach allen Seiten, nach allen Richtungen. Er verfolgte die Spur, die sich ihm von Prag aus bot, mit peinlicher Spannung, aber bald verlor er jeden Anknüpfungspunkt; es schien, als habe die junge Frau mit scharfsinniger Besonnenheit die Mittel gefunden, jede Spur zu verwirren.

Nach wochenlangen vergeblichen Nachforschungen kehrte Welly endlich entmuthigt und freudlos auf seine Güter zurück.

Etwa zwei Jahr später fuhr ein eleganter Wagen mit zwei herrlichen Rappen bespannt in Cger ein und hielt vor dem besten Gasthofe an. Ein junger Mann von vornehmer Haltung sprang aus dem Reisewagen und hob eine junge Dame von glänzender Schönheit heraus. In der Art, wie sie sich auf seinen Arm fügte und wie ihre hübschen, scheuen Blicke die feinigen suchten, erkannte man die schlichterne Liebe einer kaum zur Frau gewordenen Braut. Er selbst war mit zärtlicher Sorgfalt um sie bemüht, doch trug sein abgespanntes Gesicht nicht den Wiederschein eines so vollständigen Glückes als das ihrige.

Als er mit ihr die Treppe hinaufstieg, um die ihnen bestimmten Zimmer aufzusuchen, kam ihnen ein alter Herr entgegen, der mit gebeugtem Haupte und, wie es schien, von schweren Gedanken erfüllt, nicht von der Erde aufsah. Bei seinem Anblick erbleichte und schwankte der junge Mann, in diesem Augenblick sah der Aeltere auf und fuhr mit einem lauten Ausruf zurück. Als er sich von der ersten Bewegung erholt hatte, nahmen seine Züge einen furchtbaren Ausdruck an; er ergriff den Arm des jungen Ankömmlings und sprach mit eisigem Ernst: „Kommen Sie mit mir, Herr von Welly!“ Als jener betroffen zurückwich, rief der Greis mit schrecklicher Stimme: „Elender, Du mußt!“

Von einer furchtbaren Angst erdrückt, fast willenlos folgte Eduard Welly seinem Führer, der ihn über die Straße in das gegenüber liegende Haus zog. Ohne ein Wort zu sprechen, führte er ihn dort die Treppe hinauf, indem seine Hand stets mit eisernem Griff den Arm des jungen Mannes festhielt, und öffnete die Thür eines kleinen Zimmers. Von unheimlicher Ahnung betroffen hatte Welly die Hand seiner jungen Frau losgelassen, die stumm und bestürzt den Beiden folgte.

Der alte Mann zog Welly in den Hintergrund des Zimmers, und indem er von dem dort befindlichen Bett den Vorhang zurückwarf, rief er mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes: „Da sieh Dein Werk!“ und sank vor dem Lager nieder.

Noch einmal sahen Welly vor Emilien. Zu Asche erbleicht, mit wankenden Knieen stand er da, und sein Blick wurzelte auf dem abgezehrten Antlitz der Geschiedenen. Friede und Verklärung leuchteten von dem ruhigen Gesicht, ein Lächeln voll Milde umschwebte die erblaßten Lippen, und die bleichen, feinen Hände lagen gefaltet auf ihrer Brust.

Nach einer tödtlich langen Pause erhob sich Werner und sprach mit unmenschlicher Ruhe: „Vor zwei Jahren ließ der Zufall mich mein Weib hier finden — es war wenige Monate nachdem Sie ihr den Todesstoß gegeben hatten. Gott sei Dank, sie gab zu, daß ich bei ihr blieb. Zwei Jahre lang sah ich dies holde Geschöpf vor meinen Augen langsam dem Tode zuwelken, ein Opfer des nagenden Grams. Während dieser Zeit habe ich jeden Tag in meinem Herzen gelobt, an Ihnen, der sie zu Grunde gerichtet hat, eine heilige Rache zu nehmen — ich wartete nur, bis sie meiner nicht mehr bedurfte. Aber fürchten Sie nichts,“ fuhr er mit bitterm Ton fort, „Sie sind sicher. Der Mann, den Sie beleidigt, dem Sie nicht nur sein Alles geraubt, sondern es nachher wie ein werthloses, abgenütztes Spielzeug bei Seite geworfen haben, dessen Haar ihre Schuld bleicht, dessen Glück durch Sie in Jammer verwandelt ward — er wird Ihnen nichts anhaben, denn ich habe es dieser Verklärten in ihrer Todesstunde gelobt. Ihnen zu vergeben vermag ich nicht, aber ich überlasse Sie ihrem eigenen Gewissen und der Hand Gottes, die Sie auch heut diesen Weg geführt hat! Gehen Sie, verlassen Sie diese Stätte, die Ihre Gegenwart entheiligt, und vergessen Sie, was Sie hier gesehen — wenn Sie es können!“

Mit diesen Worten begrub der alte Mann sein blasses Gesicht in den Kissen des Sterbelagers.

Wie von Furien verfolgt floh Welly aus dem Hause, ohne auch nur die totenbleiche Clara zu bemerken, die ihm bald bewußtlos folgte.

Welly ist ein berühmter Staatsmann geworden und steht an der Spitze einer glänzenden reichbegabten Familie, aber niemals wieder hat man ihn lächeln sehen.

Bogumil Goltz.

An geistvollen Schriften mangelt es unserm lieben Deutschland heutigen Tages wahrhaftig nicht. Aber doch fehlt ihnen etwas — wohlverstanden, ich rede hier nur vom Durchschnitt und verwahre mich ausdrücklich gegen jede anderweitige böswillige Deutung — etwas fehlt ihnen, eine Kleinigkeit, von der freilich die und da Leute behaupten, in ihr gerade liege der Werth einer Schrift, und ohne sie sei eine solche gar wenig nütze, — sie entbehren oft alle Kraft und Tiefe. Aus allerlei Fetzen und Flicken zusammengequält, ohne Trieb und Keimfähigkeit, ohne Art und Wesen, verstaubt und verlegen, schmecken sie gar zu sehr nach Schulweg und Schulstaub, und gar zu wenig nach der Quelle. Mephiste hat wiederum Recht, mein lieber Faust, „Dir steckt der Doctor noch im Leibe!“

Da mag wohl Manchen von Zeit zu Zeit die Sehnsucht angewandelt haben nach einem rechten frischen Frühlingsvogel, der all den alten dürren Stand von seiner Seele fortsänge: Mancher ging vielleicht mit sich zu Rathe und kam zu dem Schluß, jene Art von Schriften sei zwar sehr bequem und außerordentlich anständig, aber er wolle schon gern ein Paar harte, scharfe Kanten, eine Paar wilde, überwuchernde Schößlinge mit in den Kauf nehmen, wenn ihm nur etwas geboten werde, was ihn aufrichte und erhalte, ihn erfrische und erquicke nach der Mühsal und Mattigkeit, Hast und Schwüle der lieben täglichen Arbeit.

Darum, als vor vierzehn Jahren „das Buch der Kindheit“ erschien, ward es von allen Seiten, von Hoch und Niedrig, mit freudigem Jubel begrüßt und aufgenommen; die erste Auflage war im Nu verschwunden, eine zweite nothwendig geworden; Bogumil Goltz hatte sich mit einem Schlage vieler Menschen Anerkennung und Liebe, und mehr noch, einen ehrenvollen Platz in der heimischen Literatur erworben.

So damals. Seit jener Zeit nun hat Goltz unermüdlich fortgefahren, den Publicum die Früchte eines reichbewegten Lebens, langjähriger ernster Studien und Erfahrungen vorzulegen. Von Jahr zu Jahr fast ist eines seiner längst vorbereiteten Werke herausgekommen; so 1847 „deutsche Entartung“, 1850 „des

Bogumil Golz.

Menschen Dasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen", 1851 „ein Jugendleben, westpreußisches Idyll", „Kleinstädter in Egypten", „der Mensch und die Leute", „Typen der Gesellschaft". Der Kreis seiner Leser aber hat sich nicht verringert; vielmehr ist er in stetiger Zunahme begriffen. Sein Wort ist mehr und mehr eingedrungen, hat, einmal festgewurzelt, immer weiter getrieben und gefaßt.

So mögen denn auch diese Zeilen dazu beitragen, Bogumil Golz weiter hinaus Anerkennung und Würdigung zu verschaffen. Sie sind ebensowohl von herzlicher Dankbarkeit und Verehrung, als von inniger, fester Ueberzeugung geschrieben worden.

Wer denn nun schon mit seinen Schriften vertraut ist, dem werden diese Blätter eine willkommene Beigabe sein zur Kenntniß von des Verfassers Leben und Persönlichkeit. Du aber, lieber Leser und werthe Leserin, die Du von ihm noch nicht gelesen, vielleicht nicht einmal seinen Namen gehört haben solltest, wenn Du diese Zeilen durchflogen hast, versuch's einmal, nimm eines der oben genannten Bücher zur Hand und lies darin. Freilich ganz leicht läßt sich das nicht verwinden; es will durchdacht und verstanden sein. Aber kräftige Speise gute Speise, und so gar schwer ist's denn doch auch nicht. Golz ist kein Philosoph von Fach, wiewohl er gern philosophirt; er versteigt sich nicht in die unerreichbaren Räume leerer Abstraction und Allgemeinheit; was er sagt, fußt auf täglicher und stündlicher Erfahrung, die Wahrheit seiner Worte kann man jeden Augenblick fühlen und erfahren. Auch giebt er kein System irgend welcher Philosophie, keine Schale, in welche die Welt hineingebracht werden soll und doch nicht hineinpaßt, er giebt mehr und weniger sein Herzblut, das All und Eine seines Sinnens und Dichtens. Und wie waltet darin ein Mark und Kern, wie webt und schafft dort eine Kraft und Tiefe, wie weht eine Luft, ein Duft von Poesie! — und doch wiederum ist Alles getränkt mit durchaus gereifter, mit offenem Auge geschauter Erfahrung. Das ist es eben, was packt, was ergreift und befriedigt.

Denn Golz ist gegenüber der heutigen Unnatur und Unfreiheit, Hast und Zerfahrenheit der Vertreter einer einigen, ganzen, frischen und freudigen Lebensanschauung, des wahren mit Welt und Wirklichkeit bestehenden Idealismus. Mit gewaltigem Feuer und überwältigender Wucht redet er zu uns; seine Rede ist wie Offenbarung eines alten Propheten. Er mahnt und an unsern ewigen, sittlichen Beruf. Er erinnert an das verlorene Paradies der Kindheit, an unsere Schuld, an die Angst und Noth unseres Lebens und Treibens, aber auch an dessen sittlichen Werth und männliche Würde. Aus seinen Worten klingt der echte Schmerz und der gerechte, eifernde Zorn eines tiefsinnigen Gemüthes, und wiederum die Ruhe und der Friede eines gereiften, mit sich und der Welt ausgesöhnten Mannes. Schonungslos deckt er die Gebrechen und

Kleinlichkeiten, Lügen und Erbärmlichkeiten unserer und aller Zeit auf, entschleiert die endlos scheinenden Gegensätze von Natur und Geist, Freiheit und Nothwendigkeit, Leben und Tod; dann aber erweist sie wiederum ihre tägliche, endliche Versöhnung und Ineinsbildung in Natur und Leben zu einer seelenvollen Weltordnung und Harmonie. Er deutet uns Schritt vor Schritt in unserer Entartung und Verordnung unsern übernatürlichen Geist und übernatürlichen Ursprung, und erhebt uns so zu einem freudigen Thun und Schaffen aus dem Ganzen und Vollen hinaus.

Wir war, Dank des Autors Freundlichkeit, gestattet, behufs einer kurzen Lebensbeschreibung Einsicht zu nehmen von einigen seiner Originalaufsätze. Ich werde mich daher auf das Nothwendigste beschränken, und so weit möglich ihn selbst redend einführen, um damit zugleich eine Probe seiner körnigen Denk- und Schreibweise zu geben.

„Ich kam," sagt Goltz, „1801 den 20. März in Warschau zur Welt, woselbst mein Vater (zur preußischen Zeit) den Posten eines Stadtgerichtsdirectors bekleidete, und drei Meilen von der Stadt das schöne Landgut Milanowk besaß. In meinem siebenten Lebensjahre wurde ich einer meinen Eltern befreundeten Familie übergeben, die nach Königsberg in Preußen verzog. Dort besuchte ich das Kneiphöfische Gymnasium unter dem originellen Director Lehmann zwei Jahre lang, kam dann in die Obhut eines unverheiratheten Landpfarrers in dem freiherrlichen Dorfe Klein-Tromnau bei Marienwerder, wo ich die glücklichsten Tage meiner Kindheit genoß, und durch den freien Verkehr mit Bauersleuten, die ihren guten Pfarrer verehrten, unverkünstelte Einblicke vom Landleben, von einem friedlichen Menschenfasein wie von den Naturscenen unseres preußischen Vaterlandes erhielt. —

Der Pfarrer war ein Mann von einer unbeschreiblichen und unergründlichen Gemüthsunschuld; still in sich vergnügt vom frühen Morgen bis in die Nacht; mit verhaltenem Jubel darüber, daß er auf dieser schönen Gotteswelt sein durfte; ein unverwüstlicher Freund der Thiere und Menschen, fleißig, frugal, gewissenhaft und schweigsam, wie die verheyten Prinzessinnen im Märchen, die auf Erlösung warten; ohne Begriff vom Gelde oder von irgend welchen Leidenschaften und Lastern; ganz erschrocken, desorientirt und voller Scham über jeweilige Nichtswürdigkeiten seiner Nebenmenschen, die ihm zu Ohren kamen; so verschämt an Leib und Seele wie ein Kind, und so glückselig beim Spaziergehen, daß er uns Pensionairen an einem hohen Rohrstocke voraushopste, was wir ihm harmlos nachmachten, glückselig, wie der Mann Gottes selbst. Es war eine Paradieseszeit, eine Lebensempfindung, die ich bis zu diesem Tage nicht ergründen kann, deren Poesie ich nicht mit Worten anrühren kann, und die mich bis in die reifen Mannesjahre hinein zu einem Träumer und Grübler gemacht hat. — Aber diesem Dorfidyll verdanke ich auch meinen frühen Ekel vor jeder Prosa und säculairisirenden Methode, vor jeder materialistischen Lebensanschauung und gewinnsüchtigen Weltgeschäftigkeit.

Meinem kindlichen Idealismus arbeitete weiterhin die elterliche Erziehung nachdrücklich entgegen. Der Vater war ein Urbild von Weltverstand, Biederkeit und Lebenshumor; Herz und Mutterwitz hielten sich in ihm, wie in meiner Mutter, die Wage. Arbeit, Naturgenuß und Verkehr mit Hausfreunden bildeten die mir sichtbare Genugthuung unserer Familie. — Vater und Mutter bewährten sich als ausgeprägte Charaktermenschen; der Vater war ein Verehrer der Bibel und des Buches Hiob; ein Mann mit einer spaßigen Herzlichkeit und pronocirten Wahrheitsliebe, delicat und voller Mitleidenschaft für jeden bedrängten Ehrenmann, aber derb und kurz angebunden mit auferinglichen Narren und zweideutigen Subjecten, sie mochten Excellenzen oder Damen sein. Die Mutter steht mir als eine Frau vor Augen mit einem offenen Enthusiasmus für Freundinnen und für das Landleben, welches sie im mehrjährigen Besitze unseres Landgutes Milanowk bei Warschau kennen gelernt hatte.

Unter solchen Einbrücken dachte ich an nichts Anderes, als daran, wie ich einmal ein Landwirth werden könnte. Mein Vater übergab mich also, nachdem ich bis zu meinem siebenzehnten Lebensjahre die Gymnasien zu Mariewerder und Königsberg besucht hatte, einem befreundeten Amtmann in Posen, ehemaligem preußischen Officier. Ein inneres Bedürfniß jedoch nach wissenschaftlicher Ausbildung und die Ambition, mehr als ein professionirter Wirthschafter oder Pächter zu werden, trieb mich zu Studien an. Ich bezog 1821 nach gut bestandener Prüfung die Breslauer Universität, ließ mich zur theologischen Facultät einschreiben, — hörte aber nur Humaniora bei Wachler, Braniß, dem Philologen Schneider, dazu bei Steffens Anthropologie ꝛc.

Im Jahre 1823 wurde ich auf den Antrag meines hochbetagten Vaters von dem Gerichte mündig gesprochen, und exkaufte dann das Rittergut Lissewo an der russisch-polnischen Grenze, vier Meilen von Thorn; — heirathete ein Fräulein vom Blumberg, die Tochter eines Gutsbesitzers und Husaren-Officiers; — hatte viel Unglück als Landwirth mit Mißwachs und Viehsterben; — mein Betriebscapital war dem Areal des Gutes und seinen durch frühere Pächter devastirten Verhältnissen nicht angemessen; ich quittirte also die Gutsbesitzerschaft, übernahm Pachtungen in Polen und Preußen, die ich mit Vortheil wieder abfand; — machte kleinere und größere Reisen in Polen, Deutschland, Frankreich, England, Italien und Aegypten, zuletzt in der Provence und Algerien, — und widmete mich den Studien, von denen meine literarischen Arbeiten Zeugniß geben."

Es mag den Leser um Grund befremden, wie in diesem biographischen Abriß die letzten Jahre, voll von reichen Ereignissen und dem ruhigen Thun gewonnet, so flüchtig angedeutet werden. Doch ist dies überhaupt eine Eigenthümlichkeit unseres Autors, daß er im militairischen Verkehr vorzugsweise seiner reiferen Jahre gedenkt, während er als Schriftsteller sich mit besonderer Vorliebe in den Paradiesestraum der Kindheit versenkt, da er in seinen neuesten Büchern den Kreis über die breite Menschenwelt hinausgedehnt hat.

Seine Erlebnisse als Gutsbesitzer, als Pächter in Polen, als Reisender, haben viel Abenteuerliches; doch sind auch andern Leuten wunderliche Dinge genug vorgekommen, ohne daß sie daran sonderlich viel prosperirten. Es ist das Charakteristische an Goltz, daß er sich in jede Situation gewissenhaft vertiefte. Er füllte seinen Geschäftskreis jedesmal vollständig aus, er suchte und fand darin, was nur irgend vorhanden war. Damals philosophirte er nicht, er handelte und wußte nicht nur jeder Schwierigkeit speciell zu begegnen, sondern auch sehr prosaische Affairen und Verhältnisse anzubeuten.

Daß seine Bemühungen nicht zu einem glänzenden Resultate führten, lag nicht daran, daß er ein unpraktischer Träumer gewesen wäre. Nicht nur Unglücksfälle, mangelndes Betriebscapital und die Entwerthung der Producte standen ihm entgegen, sondern noch mancherlei andere Verhältnisse, und es ist damals so manchem, der in ganz trivialem Sinne praktisch genannt wurde, noch übler ergangen. Goltz gab in allen Ehren seine fruchtlosen Bemühungen auf und rettete noch genug hinüber, um in Einsamkeit fortan seine Bücher ausarbeiten, die er so fast am treffendsten „eine Metaphysik und Aesthetik des Werkgeschehens" nannte, — und die seine Recensenten bald mit Lichtenberg, Feßdart und Abraham a Santa Clara, und dann wieder mit Hippel, Hamann und Jean Paul vergliechen haben, aber das X der Gleichung ist damit nicht beschifftirt.

In Gollub, einem kleinen preußischen Städtchen unweit Thorn an der polnischen Grenze, begannen mit dem Jahre 1830 jene geregelten Vorarbeiten, die unsers Autors Fruchtbarkeit seit 1847 erklären. Wie Goltz heute mitunter über sein Stillleben in jenem Grenzstädchen empfindet, zeigen die nachstehenden Zeilen.

„Als ich noch in dem kleinen Neste particularisirte, dachte ich nicht an Erwerb und Ruhm; denn das Leben, die Poesie des Scheins bespeiste mich von innen heraus. Ich wußte an schönen Frühlings- und Herbsttagen nicht wohin mit meiner Lebenslust. Ich war schon ein Dreißiger, als ich unadhnal auf dem Markte des Städtchens hätte Rad schagen mögen, — so war es da namentlich am Sonntag Vormittag, wenn die Masse der polnischen Landleute aus der Kirche kamen und in bunten Gruppen mit einander conversirten." —

— — „Seitdem ich in die Welt getreten bin, ist alle Freude und Unschuld dahin! — Sonst machte ich Landreisen zu meinen Bekannten, um ihnen lustige und ernsthafte Geschichten zu erzählen, und fand mich gelobt, wenn ich gelang. — Heute sitzt nur ein Greis im Herzen, seit ich hinter die Coulissen geschaut habe. — Mit dem lichten Schein und leichten Sinn ist's vorbei."

Aus solchen Worten redet die tiefinnige Melancholie eines echten Humoristen, von Wenigen erfaßt und begriffen, wie denn überhaupt Begriff Goltz die schlimme Mission zu Theil geworden ist, in der Literatur wie im Privatleben einen Charakter zur Ge-

Digitized by Google

tung zu bringen, den man heut zu Tage selten versteht, weil man die Zweitheiligkeit einer unbändigen Natur und eines geschulten Geistes in „unsern theezahmen, glaceehöflichen und glanzledernen Tagen“ nicht mehr auszukämpfen braucht. — So wetterleuchtet nur der Humor, diese wunderbar kräftige und hohe Lebensfühlung, die, wie sie das All umspannt, mit gleicher Theilnahme sich hinabbeugt zur Einfalt und Armuth, zu Schmerz und Unglück, zu dem Kleinen, Geringen, zu den Armen am Geiste, und sie forgend in ihr Herz schließt; in welcher sich Gemüth und Verstand, Gott und Welt, Schmerz und Freude, Groll und Liebe zu einer herzigen, zeugungskräftigen Ehe vermählt und verbindet.

Ein Bild, selbst wenn es so ganz ähnlich ist, wie das vorstehende, vermag doch nur einen geringen Theil der Wirklichkeit anschaulich zu machen, ihm fehlt Leben und Beweglichkeit, das geistvolle Mienenspiel, der vollkommene allseitige Ausdruck des Innern. Soviel aber, glaube ich, wird selbst daraus schon ersichtlich sein, daß unsers Autors Persönlichkeit eine ungewöhnliche, vielsagende ist. In diese Züge hat die Seele ihre Gewalt mit bedeutsamen leserlichen Zeichen eingegraben. Die hohe, nachdenklich gewölbte Stirn, das tiefliegende, durchbohrende, fast grollende Auge, der bittere verhaltene Spott, welcher um die Lippen zuckt, — kurz ein Charakterkopf, wie man ihn selten findet. — Aber Goltz sieht auch wieder ganz anders aus; es liegt eine natürliche Gutmüthigkeit in seinem Gesicht, die sich auch dann nicht verliert, wenn er mit Zorn und Eifer die Gespenster peitscht, welche in der Welt umherspuken, — und wieder anders, wenn sie seine Erlebnisse in Scene setzt, von seinen Reisen erzählt, wenn er eine von den Geschichten hört, in welchen Schicksalslaune oder Volksreiz das Feld behaupten.

Bogumil Goltz ist in seinem Umgange wahrhaft liebenswürdig, ein kherger, herziger, prächtiger Mensch; ohn' Erbarmen, derb und schonungslos gegen jede falsche Idealität, jede zweideutige, affectirte Gefühlswärme, gegen alles süßliche, weinerliche, raffinirtrübselige Sentiment, aber theilnehmend mit wahrem, unverstelltem Schmerz und unverschuldetem Schicksal. Er nennt die Dinge bei ihrem rechten Namen und kümmert sich wenig darum, ob er damit bei nervösen, überdelicaten Damen Anstoß erregt. Aller Hohlheit und Convenienz, aller leeren Formalität, Halbheit und Charakterlosigkeit ist er von Herzen gram, verfolgt und verhöhnt sie, wo er kann; dagegen interessirt ihn jede kernhafte, ganze, ungewöhnliche und absonderliche Natur. Deshalb verkehrt er gern mit sogenannten einfachen, schlichten Leuten, Arbeitern, Leuten aus dem Volke, alten Frauen. Als Erzähler ist er unübertrefflich und überall ein erbetener Gast; da sprühen die Funken seines Geistes, da jagt ein Einfall den andern, und die Zuhörer sitzen stumm und aufmerksam dabei, und können nicht genug hören.

Von seinen Schriften eines Weiteren zu reden, ist hier nicht der Ort; sie haben hinreichenden Beurtheilung erfahren und bestanden, und wer ihren Geist und Inhalt erkennen will, thut am besten, sich an die Quelle zu begeben.

Goltz lebt seit einer Reihe von Jahren in Thorn, geliebt und geehrt von seinen Mitbürgern, und der angestrengte Fleiß und die unermüdliche jugendliche Schöpferkraft lassen noch viel von ihm erwarten. Ueber seine Widersacher können ihn die herzlichen Zuschriften vieler von unsern literarischen Notabilitäten und ein gebildetes Lesepublicum in allen deutschen Landen wohl trösten.

Man hat sich bisher viel zu viel mit seiner Form beschäftigt, ohne zu bedenken, daß dieselbe nur von innen heraus verstanden werden kann. Goltz strebt, überfluthet von gestreichen Einfällen, danach, in der concentrirtesten Fassung zu sagen, was er nach allen Seiten hin tief durchdacht und verarbeitet hat. Der überwuchernde Reichthum seiner Rede ist bei ihm nichts Gemachtes, Gesuchtes, wie bei Andern, die sich Seiten lang auf einem ihrer matten Laune in den Weg gekommenen barocken Einfalle selbstgefällig wiegen können; er ist die natürliche Form einer innern gewaltigen Vollständigkeit und Vielseitigkeit. Der ungewöhnliche Geist schafft sich die ungewöhnliche Form und darf wohl verlangen, daß man sich die Mühe gebe, eines aus dem andern einzulesen. Das große Publicum zählt freilich Mosaikarbeiten, wie sie Bogumil Goltz liefert, zu den Curiositäten. Es will in der Literatur vor allen Dingen seine Tagestendenzen und Leidenschaften wiederfinden, — und für diese Forderung ist er keineswegs der gesuchte Mann. — Wer aber ein Herz hat für all die tiefen Leiden und Freuden der Menschenseele, wem es ein Bedürfniß ist, sich zu erhalten vor Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit, der lese Bogumil Goltz. Und er wird ihn sicher lieb gewinnen! —

Der Sclavenstaat Süd-Carolina.

Die Erde ist klein und eng geworden, seitdem ihr Dampf und Elektricität als Last- und Briefträger dienen. Und was man Kosmopolitismus nennt oder unter diesem Namen vorläufig noch verhöhnt, ist insofern längst Wahrheit und Thatsache geworden, als die fernsten Gegenden und Völker in engerer Verbindung mit einander stehen, als vor hundert Jahren Provinzen ein- und desselben Staates. Welche Wasser- und Ländermassen dehnen sich z. B. zwischen Charleston und Manchester und Elberfeld? Zwischen Süd-Carolina und Norddeutschland? Und doch wird die ärmste Frau in Hinterpommern für die Sünden des kleinsten südlichen Sclavenstaates der nordamerikanischen Republiken bezahlen müssen, wenn dem ausgebrochenen Fanatismus der Sclavenhalter nicht ein rascher entscheidender Sieg der Vernunft und Menschlichkeit ein Ende machen kann.

Die nordamerikanischen Freistaaten sind in Gefahr zu zerfallen*, sich in zwei bitterfeindliche Gruppen zu zerspalten, stehen auf dem Punkte des tödtlichsten, blutigsten Bürgerkrieges. Süd-Carolina, der kleinste von den Sclavenstaaten, hat angefangen und sich thatsächlich von der Union getrennt. Andere sind ihm bereits mehr oder weniger weit gefolgt. Alles, weil die republikanische Partei in den 33 Republiken eine Majorität bei der Präsidentenwahl erhielt und ihren sclavenfeindlichen Candidaten Lincoln, den ehemaligen Holzhacker des Urwaldes, zum Präsidenten der vereinigten Republiken erwählte. Gegen diese ganz gesetzliche Wahl empörten sich die Sclavenstaaten. Revolution und Bürgerkrieg sind thatsächlich ausgebrochen. Viele hoffen noch auf rasche Beseitigung, ehe die Wuth um sich greift. Noch beschränkt sie sich auf ein sehr kleines Gebiet, aber das böse Blut, worin sie lauert und lässt, pulsirt über Hunderttausende von Geviertmeilen. Was soll daraus werden? Allerdings haben wir im kleinen Europa den Kopf schon voll genug, aber dessenungeachtet müssen wir den amerikanischen Angelegenheiten noch ein Plätzchen zu verschaffen wissen: es sind auch die unfrigen, ganz prosaisch und praktisch genommen.

Zunächst fürchtet England den südlichen Schlag mitten auf den Kopf seiner Haupt-Industrie, wenn die Südstaaten Amerika's mit den nördlichen in einen Revolutions- oder Bürgerkrieg gerathen. England hat über 1,200,000,000 Thaler in der Baumwollen-Industrie stecken, deren Verwerthung in gerader Linie von der Baumwolle liefernden südlichen Sclavenstaaten abhängt, ebenso das Leben von mehr als 4 Millionen Arbeitern, da England 80 Procent seiner Rohbaumwolle durch Spedition der nördlichen von den Südstaaten der amerikanischen Republiken bezieht. Bürgerkrieg, Revolution, wohl gar Sclavenaufstand in den letzteren heißt Brodlosigkeit für 4 Millionen Engländer und Tod von mehr als 1000 Millionen Thalern, heißt nicht nur rasche Vertheuerung aller baumwollenen Hemden, Strümpfe und Taschentücher, aller baumwollen-leinenen, baumwollen-wollenen und baumwollen-seidenen Schnittwaaren, sondern auch Mangel an Waaren und Werthen, womit jetzt deutsche Industrieartikel im Handel bezahlt werden, heißt also auch Theuerung, schlechtes Geschäft, Brodlosigkeit in Deutschland, das ohnehin schon mit dem übrigen Europa, an den Sünden seiner letzten 12 Jahre büßend, gerade an schlechten Industrie- und Handelszuständen und an allseitigen Kriegsaussichten leidet.

Und da sollen wir noch die schauderhaften Aussichten Amerika's zu unserm Unglück hinzufügen?

So schlimm ist's hoffentlich nicht. Wollen wir auch nicht in feiger Strauß- und Phylisterweise unsere Köpfe gegen die Gefahren verstecken, da es immer edler, äußerem vortheilhafter ist, ihnen

* Ueber die angenblickliche Krisis in Amerika und deren Ursachen werden wir in nächster Nummer einen ausführenden Artikel bringen.
D. Red.

scharf und standhaft in's Auge zu sehen, so haben wir doch auch gute Gründe, zu hoffen, daß weder in der alten Welt bei uns, noch in der neuen Welt drüben Bestialität und brutale Gewalt sich sehr und lange breit machen dürfen. Die mächtigsten, die gewaltigsten Bedürfnisse, Wünsche und Nothwendigkeiten aller von Arbeit und Cultur lebenden Menschen sind hundertmal mächtiger dagegen, als alle bis an die Zähne bewaffneten Legionen, Kanonen und Cannibalen dafür schwärmen und wüthen könnten. Süd-Carolina selbst, der tollste Wütherich für Sclaverei, ist ein Beispiel dafür. Dieser Staat ist einer der kleinsten und zählt nicht mehr als 700,000 Einwohner, kaum den vierten Theil Londons, noch nicht das Doppelte von Berlin. Das Merkwürdigste dabei ist, daß die bei Weitem größere Hälfte dieser Bewohner aus schwarzen Sclaven besteht, welche die weiße und freie Bevölkerung um mehr als 100,000 übertreffen. Daneben sind etwa 10,000 freie Schwarze und Farbige nicht zu übersehen. Auch die Sclavenhalter und die freien Weißen ohne Sclaven zeichnen sich vor ihren Collegen in andern Staaten aus; sie sind gebildeter, menschlicher gegen ihre Sclaven, als der rohe Kentucker und die braungelben Pflanzer von Alabama, Mobile und allen anderen Südstaaten — menschlicher gegen ihre Sclaven, weil diese hier entschiedener blos für Nutzthiere gelten, als anderswo, weil die Lehre, daß diese Lastthiere als Menschen gelten müßten, nirgends so wüthend gehaßt und verfolgt werden, als in Süd-Carolina, weil die Negrophobie, die Furcht vor den Negern als Menschen, freien Menschen, nirgends größer, blasser, zitternder ist, als hier. Sie sind menschlich gegen Sclaven, wie auch der Bauer seine Kuh oft besser behandelt, als seinen Knaben. Aber wehe dem Abolitionisten, dem Prediger der Sclavenfreiheit! Für ihn ist sofort ein Bett von Pech und Federn fertig. Zum zweiten Male ertappt — wird er verbrannt oder gehangen.

Süd-Carolina hat zwei gerühmte Universitäten, Columbia und Charleston, aber kein Professor, kein Student, kein Lehrer, kein Buchhändler darf mit einem Buche ertappt werden, worin das Wort Neger-Befreiung und dergl. vorkommt. Die Censur über Bücher und Zeitungen ist strenger, als sie jemals in Rußland oder Neapel war. Freiwillige Censoren und Binthunde mit dem feinsten Geruch durchsuchen erst jedes Buch, ehe es innerhalb der Grenzen zugelassen wird. Jedes Buch mit einem Titel der Negersclaverei wird zurückgewiesen oder verbrannt. Keine Zeitung darf je den leisesten Tadel der schauderlichsten Grausamkeiten gegen Neger aussprechen. Von den Kanzeln donnert es fürchterliche Bannflüche gegen die Abolitionisten und träufelt es biblischen Segen auf die von Gott geordnete Sclaverei. Theater, Kirchen, Schulen, Universitäten, Buchhändler, Zeitungs-Redacteurs, öffentliche Vergnügungen und Gesellschaften stehen unter den Argusaugen freiwilliger Vigilanz-Committees, patriotischer Polizei-Spione. Jeder Weiße ist außerdem bewaffnet, stets in Furcht vor den gräßlichen Rachescenen von St. Domingo. — Diese maßlose, begründete, allgemeine Furcht wird sich auch bei Annäherung eines etwaigen nordischen Freiheitsheeres, vielleicht schon in den ersten Augenblicken ernstlichen Bruches geltend machen, da der Neger, die Abolitionisten im Falle wirklichen Kriegs sofort in den Schwarzen der Sclavenstaaten die furchtbarsten Hülfstruppen salauisch wohl machen könnten. Dieser Umstand allein wird den Bruch, den Krieg just in den Südstaaten unmöglich machen, wenn sie nach ihrem ersten Fanatismus nur im Geringsten zur Besinnung kommen. Freilich kann diese leicht zu spät kommen in diesen südlichen siedenden Kesseln der Leidenschaft. —

Die Zahl sämmtlicher Sclaven in allen vereinigten Staaten ist seit 1850 von 3,200,000 auf mehr als 4,000,000 gestiegen. Sie gehören 350,000 Herren, von denen aber die meisten weniger als 10 haben, so daß sich die Zahl der großen Sclavenhalter noch nicht auf 100,000 erhebt. Daraus ersieht man leicht, daß die Menge der armen, freien Weißen, die wenige, vielleicht einen, öfter gar keinen Sclaven als Dienstboten halten können, ungemein groß ist und sich bei stets gesteigerten Preise der „schwarzen Waare" immer vermehren muß. Diese Weißen sind durchweg sehr arm, sehr verachtet von den großen Grund- und Sclavenbesitzern und spielen als Handwerker, Gastwirthe, Prediger, Doctoren, Gelehrte und Gebildete im Allgemeinen eine wahrhaft jämmerliche Rolle, da sich Viele — in Abhängigkeit von den Sclavenhaltern — freiwillig zu Sclaven und Lieblingen derselben machen. So sind sie natürlich auch grimmige Feinde des Evangeliums von der Freiheit der Neger, die sie eben so gut zu den Thieren rechnen, wie dies die Besitzer thun. Aber im Falle eines wirklichen Bürger- und Sclavenkrieges werden sie nur so lange auf Seiten der Macht stehen, als diese Macht besitzt. Ein Sieg der Freiheits-Partei, der kaum ohne Sclavenerhebung, denkbar ist, liefert sie moralisch und materiell in die Hände des Siegers.

Hunderttausend Sclavenhalter! Verzeihen sich wir auch Jeden im Kampfe, so haben sie doch noch immer vier Millionen Schwarze in ihren eigenen Besitzungen, mitten in ihren Höfen und Häusern gegen sich. — Und dazu ein Feind von außen? Man kann sich kaum erklären, wie unter solchen Verhältnissen und Aussichten die trotzigste Revolution der Trennung, der Losfagung von dem mächtigen, vereinigten Staatenbunde in dem kleinsten Sclavenstaate entstehen und sich zum fanatischen Trotze ausbilden konnte. Es steht wie absichtlicher Sturz in das Verderben aus. Nur maßlose Furcht, blindes Entsetzen konnte sie so weit treiben und stürzen.

Süd-Carolina liefert nicht nur die beste Baumwolle, sondern mehr noch den besten Reis. Für letzteren muß der heiße Boden noch künstlich feucht gehalten werden, so daß in diesen miasmatischen Dünsten eben nur Schwarze unter der Peitsche arbeiten können. Diese reichen trotz großer Menge nicht mehr hin, so daß sie immer theurer werden und entlaufene Sclaven mit besonderer Wuth und Schärfe verfolgt, die gefesselten bewacht werden. Flüchtlinge suchen sich gern in einem fremden Schiffe der Häfen von Charleston oder Beaufort zu verbergen, wenn sie nicht durch geheime weiße Freunde auf der „unterirdischen Eisenbahn" befördert werden können. „Unterirdische Eisenbahn" nennt man ein an den meisten Sclavenstaatengrenzen ziemlich gut eingerichtetes System der „Abolitionisten-Gesellschaft," entsprungene Sclaven nach Canada zu schmuggeln. Die Gesellschaft hat ihre Agenten in allen größeren Städten und Plätzen des Südens in ziemlich zusammenhängenden Stationen. Der Sclave wird in der Nacht, oft als Waare, Baumwollen-Ballen oder Tonne Reis von einer zur anderen befördert, bis man ihn über der Grenze auf freiem Boden abliefern kann. Hier haben sich aus solchen Geretteten schon mehrere Dörfer freier Schwarzer gebildet, besonders am Erie-See, wo sie durch Fleiß und Ordnung gedeihen, obwohl sie hier im Winter ärger von der Kälte leiden, als vorher von der Hitze.

Es ist natürlich sehr gefährlich, Beamter der „unterirdischen Eisenbahn" zu sein. In den Sclavenstaaten selbst trifft den Ertappten die Lynch-Justiz oft, ehe das grausame Gesetz einschreiten kann. Er wird todt geschlagen, gehängt, verbrannt oder sonst cannibalisch todt gemartert. Dies gilt besonders von Süd-Carolina, wo die Sclaven unentbehrlicher, theurer und werthvoller sind, als irgendwo. Süd-Carolina ist zugleich eine Sclavenzüchterei, wo die Fortpflanzung der Schwarzen begünstigt und die Erziehung des jungen Nachwuchses zu guten Arbeitsthieren gepflegt wird. Virginien, Tennessee und Kentucky treiben dieselbe Zucht, aber nur, um das junge „Vieh" an die Pflanzer der reichen, ungesunden Mississippistaaten, wo die Schwarzen immer schnell „verbrannt" werden, zu verkaufen. Süd-Carolina behält nicht nur seine Zöglinge, sondern muß auch noch immer hinzukaufen, so daß hier die Forderung, Sclaven direct von Afrika einzuführen, am Unverschämtesten gemacht und zum Theil auch befriedigt wird. Ein reicher Herr von Süd-Carolina brachte unlängst eine eigene Yacht voll Neger von der Goldküste Afrika's und verkaufte sie im Durchschnitt a 500 Dollars per Stück. Auch sind die „freien" Farbigen stets in Gefahr, wieder unter den Hammer gebracht und verkauft zu werden. Diese Freien haben es vielleicht schlimmer, als die leibeigenen Brüder. Eine große Menge Beschäftigungen und Industrien, alles Lehren und Lernen, alle gesitteten Arbeiten sind ihnen verboten. Jeder, der einem freien Farbigen nur das A B C beibringt, wird mit Gefängniß, Auspeitschung und Ausweisung bestraft. Jedes Schiff, welcher Nation es auch gehöre, das einen freien Farbigen in Süd-Carolina an's Land läßt, muß warten, bis es wieder in See geht, ehe es ihn wieder bekömmt. Während der Zeit mußte er im Gefängniß sitzen. Die meisten Schiffe, dort landend, haben schwarze Matrosen, farbige Stewards und Köche, so daß die Capitaine und Mannschaften, die etwa den Koch unbewußter Weise an's Land schlürfen ließen, nicht selten Monate lang ohne den Koch kochen müssten. Die Süd-Carolina gebrauchen diese Nummer Sicher gegen freie Seeleute, damit sich die Zahl der freien Farbigen in

ihrem Lande nicht etwa um einen oder den anderen durchgegangenen Matrosen vermehre.

Das sind südcarolinische und mehr oder weniger sclavenstaatliche Zustände überhaupt.

Sind das Zustände! Freie Republiken mit Bildung, mit Universitäten, und tyrannischer und unter größerer Angst, als etwa ein Bourbon in den letzten Tagen seiner Herrlichkeit von Gottes Gnaden. Können sie sich halten, wohl gar siegen gegen den Norden? Nach menschlicher, mathematischer Voraussicht nicht. Man darf beßhalb hoffen, daß sie aus ihrer revolutionären Trennungswuth in ihre Furcht vor den Folgen zurückkriechen und auch ferner noch Baumwolle bauen werden. Oder wird sich doch die unvermeidliche Krisis schon ausbilden und erledigen? Wenn man den Muth hat, über die unmittelbaren Schrecken und Handelsstrikkungen freier Arbeit wäre ein Segen für uns Alle, die Aufersen, über die Millionen von englischen Baumwollenspindeln, Webstühlen und Webern hinwegzublicken und nach dem Ergebnisse zu urtheilen, wird man dies wünschen und willkommen heißen. Was wird die Folge sein? Freie, mehr leistende Arbeiter, wo jetzt Sclaven gepeitscht werden, wenn auch nicht just auf denselben Stellen. Baumwolle kann leicht durch Indien, Jamaica ꝛc. geliefert oder auch, wie früher, durch schöne Leinwand, durch Samut und Seide — ersetzt werden.

Die Baumwollen-Industrie in allen ihren Zweigen und so recht bis in die Zollvereinsstaaten hinein ist ein Fluch der Menschheit geworden. Ihr Untergang oder Rückkritt unter die Bedingungen freier Arbeit wäre ein Segen für uns Alle, die Aufersetzung und goldene Blüthe viel edlerer Bodenbenutzung, viel schöneren Kunstfleißes mit Händen und Maschinen. — —

Erinnerungen aus dem Schleswig-Holsteinschen Kriege.

Von A. Baudissin.

Nr. 1.

Ein Soldaten-Diner.

Das dritte Schleswig-Holsteinsche Jägercorps lag nach der Schlacht bei Idstedt längere Zeit am Bissensee im Bivouac und erfreute sich nach den großen Verlusten, die es bei Idstedt erlitten hatte, einer besonders angenehmen Ruhe in der sandigen, magern und elenden Gegend des Bissensee's.

Im Norden liegt das Dorf Breckendorf, welches von unsern lieben Freunden, den Dänen, täglich heimgesucht wurde, so daß zuletzt kein Halm Stroh, kein Huhn und kein Pfund Butter in dem großen Dorfe zu finden war. Wir beschlossen, diesem Wohlleben der Dänen ein Ende zu machen, und schickten jeden Morgen vor Tagesanbruch eine Compagnie Jäger nach dem so schwer geprüften Dorfe und hatten unehrmals das Glück, einer dänischen Fouragircolonne ein Gericht blauer Bohnen auf den Pelz zu brennen. Dies reizte nun wieder den Major des dänischen Bataillons, der uns zunächst commandirte, und es entspannen sich allmählich Tag für Tag kleine Gefechte in und um Breckendorf, die indessen zu nichts führten und den Vorrath der Lebensmittel auch nicht vergrößerten. Wir waren allmählich an diese Scharmützel so gewöhnt, daß es uns ging wie dem Wassermüller, der aus dem Schlafe erwacht, wenn keine Mühle steht. Wenn wir des Morgens auf unserm Strohlager erwachten, Mäuse und Hamster vertrieben und Kaffee tranken, so fehlte uns etwas, wenn wir es in Breckendorf nicht knallen hörten, und es wurden Bemerkungen laut, wie: „Es ist zu langweilig! Nicht einmal schießen hört man heute! Sollte der Major nicht 'mal Lust spüren, auszurücken? Was ist denn in Breckendorf los? es fällt ja kein Schuß! Es ist zum Verzweifeln!"

Wir mochten ungefähr sechs Wochen lang so zwischen Vergnügen und Langeweile, Gefechten und Nichtsthun verlebt haben, als wir auf den Einfall kamen, unserm Major ein „diner fin" zu geben. Mit fabelhafter Energie wurde das Project betrieben, und der Hauptmann von B., der von allen Officieren die schönste Hütte besaß, übernahm es, den Tisch zu besorgen. Von Morgens früh bis spät in die Nacht wurden fuderweise Epheuranke gewunden, Moos und Eichenlaub wurde herbeigeschafft, künstliche Sessel wurden bereitet, und als Krone des Luxus wurde aus Breckendorf eine Fensterscheibe herbeigeholt, die, künstlich in Moos und Epheu eingefaßt, über dem Platze thronte, wo unser Major sitzen sollte. Es war in der That ein niedliches Zelt! Alles war so geschickt und hübsch eingerichtet, daß wir anfingen, von uns selbst eine hohe Meinung zu bekommen und das Naturleben der rohen Völker in Amerika als etwas Idyllisches zu betrachten.

Wir schickten unsere Fouriere nach Rendsburg und ließen Cigarren, Wein, Punschessen, Kaffee, Zucker, Austern und Citronen herbeibringen. Da diese Sachen leider nur für baar Geld zu haben waren, wir aber — wie alle Soldaten — kein Baargeld führten, so mußte uns der Zahlmeister Vorschüsse machen, was er aber erst dann that, als wir ihn feierlichst zu unserm „diner fin" eingeladen hatten. Ein Lieutenant M. aus Westphalen hatte ein Auge auf die Tochter eines reichen Pächters in der Nachbarschaft geworfen und bestand darauf, daß die ganze Pächterfamilie eingeladen werde, damit ihm endlich Gelegenheit geboten würde, das Siegel seines Herzens zu lösen und der schönen Marie unter vier Augen zu gestehen, daß er nicht abgeneigt sei, sich bei den Fleischtöpfen ihres Herrn Vaters häuslich niederzulassen. Der Vorschlag wäre durchgefallen, wenn nicht ein Jeder von uns ein Lottchen, Hannchen, Minchen oder Trinchen gekannt hätte, und es wurde somit endlich beschlossen, daß Jeder seine Herzenskönigin nebst Familie einladen dürfe, vorausgesetzt, daß die Eingeladenen Eß- und Trinkwaaren mitbringen würden.

„Tractiren wollen wir nicht," sagte ein alter Oberlieutenant, der längst sein Trinchen heimgeführt hatte und dem die jugendlichen Gefühle seiner Cameraden etwas antiquirt erschienen, „tractiren wollen wir nicht; wenn die guten Leute aber etwas Gutes mitbringen, so mögen sie willkommen sein. Ich verderbe kein Fest, nur gegen das Tractiren habe ich einen Widerwillen, den ich mit in's Grab nehmen werde."

Nachdem also die Sache soweit in Ordnung war, wurden Briefe geschrieben an Meier, Schulze, Müller, Schmidt und Hansen, und in den höflichsten Ausdrücken wurde das Ersuchen gestellt, daß „die verehrten Herren mit ihren werthen Damen" uns die Ehre ihrer Gegenwart schenken und am 12. August, Mittags zwölf Uhr ein Soldatenfrühstück im Lager am Bissensee einnehmen möchten. Da nun die Minchen und Trinchen, Lottchen und Hannchen ihrerseits einen August, Wilhelm, Theodor und Fritz hatten, und da ein gutmüthiger Pächter seiner pausbäckigen, heirathsfähigen Tochter nicht gut eine Bitte abschlagen kann, so erhielten wir auf unsre höflichen Einladungen höfliche Zusagen. — Die Aufregung unter den jungen Officieren war groß.

„Wenn Hannchen morgen kommt, so sprich Du recht viel mit ihrem Vater," bat M.

„Führe Lottchens Vater hier im Lager herum, wenn Du siehst, daß ich mit meinem Taschentuche winke," bat Lieutenant K.

„Du könntest mir wohl den Gefallen thun, Minchens Vater etwas anzuschwindeln," flehte der junge Lieutenant W.

Trinchen's Vater hat noch keine Kanonen gesehen, zeige sie ihm doch morgen, ich thue Dir auch einen Gefallen," wisperte Lieutenant B., indem er mir krampfhaft den Arm drückte. — Ich machte die ganze Nacht vor dem diner fin kein Auge zu. Meine Cameraden erzählten mir um die Wette ihre Liebesaffairen von A bis Z; M. kratzte sogar auf der Guitarre, diesem Seufzerkasten aller Verliebten, und sang mit seiner krähenden Stimme hinaus in die Sternennacht: „Steh' ich in stiller Mitternacht so einsam auf der stillen Wacht." Der alte Oberlieutenant schüttelte ärgerlich den Kopf und meinte: „Alles will ich mir gefallen lassen, nur das Klimpern auf dem Winselholz nicht."

„Und das Tractiren nicht," rief M.

„Und das Tractiren nicht," fügte er hinzu. „Ihr kriegt die Mädchen doch nicht, das ist noch das einzige Glück bei der ganzen Geschichte, darum habt Erbarmen und macht mich mit Eurem Verliebtthun nicht melancholisch; es ist ja doch nichts, als reiner Variani!"

So verging unter Liebesseufzern, Flohstichen, Mäuse- und Hamsterbesuchen die Nacht, und in niegesehener Glorie hob sich die

Sonne am 12. August aus ihrem Nachtlager, um das Festzelt am Bissensee zu betrachten und mit ihren Strahlen zu vergolden. Die Officiere verwendeten unendliche Zeit zum Anziehen; die reinen Hemden wurden aus den Koffern im Bagagewagen herbeigeholt und der muffliche Geruch derselben wurde mit Eau de Cologne, so weit thunlich, vertilgt. Haaröl war leider wenig vorhanden, daher wurde trotz der eisigen Protestation des alten Oberleutenants eine Flasche Salatöl geopfert, und wir erglänzten Alle in nie gesehener Pracht. Besonders M. war wie ein Delgöge so blank. Er wiegte sich in den Hüften, spielte sinnend mit einer Lorgnette, zupfte Tausendschön und Gänseblümchen zwischen den Fingern und verschmähte es, eine Cigarre zu rauchen, weil Marie den Geruch nicht leiden mochte.

Die Delicatessen wurden ausgepackt. Ein furchtbar schöner Anblick! Der Oberleutenant stand mit den Händen in der Hosentasche am Tische und las mit Heißhunger die Bignetten der verschiedenen Flaschen, Schachteln, Krüge und Gläser. „Ananas! B., Sie sind ein Gott! Ananas! himmlische Gerechtigkeit, ist es Wahrheit oder Dichtung? träume ich, oder bin ich bei Sinnen? Ananas und Austern! Sie haben doch genug Austern? Sonst schicken wir lieber nochmals nach Rendsburg. Ich will meine Uhr versetzen, wenn es nöthig; wir wollen uns heute nicht lumpen lassen; nein, hole mich der Teufel, B., nur nicht lumpen lassen!"

„Komme doch, komme doch, komm, Du Schöne!" flötete M.

„Herrrrjeses," schrie der alte Oberleutenant, „Mensch, Freund und Kupferstecher, wie können Sie bei diesem Anblick da solch dummes Zeug herbrüllen!"

„Dein ist mein Herz," entgegnete M., indem er seinen Arm um den Leib seines Freundes schlang, „Sie sollen meine Portion Caviar haben, aber kann lassen Sie mich auch singen."

„Caviar? Caviar?" rief der Alte, indem er M.'s Hand preßte. „Goldjungen, die Ihr seid, mein Lieblingsessen! Caviar? Hört, Kinder, laßt mich ihn einmal versuchen, ob er auch gut ist. Was? Blos eine Messerspitze voll! Soll ich, B.? Ja?"

„Gott bewahre!" rief B., „das wäre ja gegen die Kleiderordnung. Auch nicht daran riechen dürfen Sie. Genuß!"

„Es ist recht so," stöhnte der Alte, „na, wie spät ist es denn schon?"

„Elf Uhr," entgegnete M., „in der nächsten Stunden Schooße liegt das Schicksal einer Welt. Hurrah, da kommt schon ein Wagen." — Und so war es. Ein Wagen voll junger Mädchen erschien am Rande des Waldes, zwei, drei, vier Wagen folgten hinterdrein. Welch' ein Anblick, so ein holsteinischer Wagen, von zwei dicken, fetten Dithmarscher Pferden gezogen, den alten Kutscher in seinen Sonntagskleidern auf dem Kutscherßitze, die Meerschaumpfeife mit der Perlenschnur unter der rothen Weste hervorguckend.

In langsamem Trabe nahte sich die Karawane, und als sie endlich anhielt — ja, wer beschriebe diese Scene? Die alten Herren quetschten mit ihren Händerücken unsre Finger, die Mama's blickten uns mit ihren blauen Augen so unvermüthlich gutmüthig an, die Töchter waren so bekennlos verschämt und lächelten so riesig naiv, daß man aus Mitleid mit den armen Dingern hätte vergehen mögen. Der Ach's und der O's über diesen „reizenden Platz" war kein Ende, das „Wetter war so schön", „so hätten sie sich's doch nicht gedacht" und „so gemüthlich, wie wir uns eingerichtet hätten", waren die Thema's, über welche in der nächsten Stunde geplaudert ward.

Indessen trugen die Kutscher aus den Wagen unendliche Quantitäten von Lebensmitteln und stapelten sie in der Nähe des Zeltes auf. Der alte Lieutenant kam mit Thränen in den Augen zu mir, zog mich einige Schritte abwärts und sagte:

„O Hauptmann — sie haben Gurkensalat und kalten Entenbraten mitgebracht."

„Sonst nichts?" fragte ich.

„Sonst nichts? Ist das nichts? Rothe Grütze, Kuchen, Torten, Gänse, Enten, Hühner, Reh- und Hasenbraten, Fische gebraten, gesotten und in Gelée, Austern, Chocolade, gekochte Krebse, geräucherten Aal, Heringssalat einen Eimer voll! O! es sind Mordkerle, diese Pächter, es ist der schönste Tag meines Lebens! Na, ich sage Ihnen, ich will aber heute einen Zungenschlag entwickeln, der soll gut sein."

Tabei liebkoste er seinen Schmerbauch und blickte in die Zukunft, wie Einer, dem es nie fehlschlagen kann.

Der Major war indessen erschienen und hatte mit seiner liebenswürdiger Höflichkeit die Cäste willkommen geheißen. Die Pächter beeilten sich, dem allgemein bekannten und geachteten Commandeur ihre Hochachtung zu beweisen, und die jungen Officiere hatten einen Augenblick Gelegenheit gehabt, mit den jungen Damen Blicke und Händerücke zu wechseln.

Als B. die Gruppen richtig vertheilt sah, meldete er, daß der Tisch gerecht sei, und der Major führte eine dicke, fettphralende Pächtersfrau an den Platz, wo die Fensterschenke paradirte. Ich nahm M.'s künftige Schwiegermutter und wußte mich so mit ihr zu placiren, daß ihr Etagente den verliebten Lieutenant und sein ebenso verliebtes Mariechen nicht zu Gesicht bekommen konnte. Ein dankbarer Blick von M. war mein Lohn. Der alte Lieutenant hatte sich nicht mit einer Tischdame „behaftet", er saß am obern Ende, von wo aus er den ganzen Tisch mustern konnte. Ich habe ihn nie so selig lächeln sehen.

Suppe hatten wir keine, es ging daher gleich über Braten und Compote her. Die Schlacht sollte mit Hühnern anfangen und mit Austern aufhören; die Hühner lagen in Peterßilie in den Schüsseln und blickten ihre Herren und Lehern zwischen den Beinen; sie dufteten so schön, ach so schön, daß ich noch nicht begreifen kann, wie der Unhold von einem Adjutanten in gestrecktem Galopp an das Zelt reiten und laut ausrufen konnte:

„Der Major des dritten Jägercorps!"

Der Major erhob sich, empfing eine schriftliche Ordre. Einen Augenblick tiefe Stille. Dann tönte des Majors laute Stimme:

„An die Gewehre!"

Und an unsre Gäste sich wendend, sagte er:

„Die Dänen rücken an, sie haben die Mühle bei Stenten genommen, wir müssen vorgehen. Auf Wiedersehen!"

Binnen fünf Minuten erschollen die Commando's: „Ueber das Gewehr! In Sectionen vom rechten Flügel abmarschirt! Ohne Trm, Marsch!"

Wir zogen rasch vorwärts, denn es begegneten uns schon Wagen mit Verwundeten. Adjutanten und Ordonnanzen ermahnten unaufhörlich zum raschen Marschiren, und als wir die Höhe von Stenten erreichten, da sahen wir das zweite Jägercorps langsam einer Uebermacht der Dänen weichen.

„Rechts das Gewehr! Trab, Trab, Jungens!" rief der Major. „Halte gut Ordnung, Kinder, Trab, Trab!"

Wie ein Gewitter stürzte sich das dritte Jägercorps in's Gefecht, die Dänen zogen sich zurück und hielten die Mühle bei Stenten besetzt, von wo sie mit 4 Geschützen und gegen 1000 Mann auf die Schleswig-Holsteiner feuerten. Die Mühle lag auf einem schmalen Damm, mitten in einem kleinen See und war durch die Feigheit eines Hauptmanns vom zweiten Jägercorps an die Dänen verloren gegangen. Der Major von E. klopfte mir auf die Schulter und sagte:

„Nehmen Sie die Mühle schnell, ehe das zweite Jägercorps sich sammelt."

Ich hatte bei meiner Compagnie einen schwedischen Officier, Premierlieutenant L., den verwegensten Mann, den ich je gesehen habe. Er riß sein Käppi vom Kopfe, als er den Befehl zum Angriff hörte und rief laut: „Gut forbanta de Tandsla." Ich nahm ihn, einen shreidlichen Officier, Lieutenant L., und alle Freiwilligen an die Spitze der Compagnie und ließ im Paradeschritt vorrücken. Pfiffeln und Kanonendonnern kommen uns nichts helfen; nur ein geschlossener Angriff konnte uns in Besitz der Mühle setzen. Meine braven Jäger sangen während des Vorgehens: „Der Hauptmann, er lebe!" — und schritten mit geschultertem Gewehr auf den Damm zu. Eine furchtbare Salve empfing uns.

„Zum Angriff das Gewehr!" rief ich meinen Leuten zu. „Schießt erst, wenn wir in der Mühle sind. Trab!"

In diesem Augenblick ritt ein Stabsofficier an mich heran und sagte:

„Haben Sie viel verloren?"

Ich kannte den Officier nicht, erwiderte daher kurz: „Ich glaube es nicht, habe mich übrigens nicht umgesehen."

Da rief plötzlich ein Freiwilliger aus Frankfurt, Namens D.: „Das ist Heinrich v. Gagern!"

Ein Hurrah, wie es wohl selten ertönt haben mag, begrüßte den edlen Mann, der in schleswig-holsteinischer Uniform sich an die Spitze der Sturmcolonne setzte. Wie wir an die Mühle kamen, das weiß ich nicht. Wir stürzten jubelnd vorwärts, und als wir die Mühle erreichten, da sprangen die Dänen aus Fenstern und Thüren zu Hunderten heraus.

„Feuer! Feuer!“ riefen die Officiere. Ein Schrei, der auf unsre Salve folgte, bewies, daß wir getroffen hatten. Die Tänen flohen wild vor uns über die Haide, wir hinterher. Die Jäger warfen Käppi's, Gewehre und Hirschfänger, Alles, was sie im Laufe hindern konnte, von sich und verfolgten die fliehenden Dänen, von denen sie manchen mit den Händen ergriffen. Ich habe nie eine größere Aufregung unter Menschen gesehen, als an dem Tage herrschte, von welchem ich hier erzähle. Ein preußischer Militär sagt in seiner Abhandlung über den schleswig-holsteinischen Krieg, daß 8 seine Truppen nicht zu beurtheilen verstand, weil er an jenem Tage nicht Schleswig erstürmte. Er vergisch den Angriff der Jäger mit dem der französischen Garde bei Waterloo. Ich glaube, daß unsere Truppen bei Sienten einen fünffach überlegenen Feind vor sich hatten; sie warfen sich mit solcher Wuth und ohne einen Schuß zu thun, auf die Dänen, daß diese beim ersten Angriff zurückprallten und erst dann wieder zum Stehen kamen, als unsere Nachmütze von einem General „Halt in Ruh“ blasen ließ.

Es war ungefähr sechs Uhr Abends, als das dritte Jägercorps wieder versammelt war. Die Leute standen lachend und schwatzend bei den Gewehren, die Officiere sprachen mit dem Major, der freudestrahlend seine „Kinder“ lobte und den General tadelte, weil er uns nicht verwärts marschiren lassen wollte.

„Wenn wir nur bald abmarschirten,“ sagte der alte Lieutenant, „damit wir doch Abendessen vorfänden. Mir soll's heute Abend nach der verfluchten Laufpartie doppelt schmecken! Herrgott von Mannheim! habe ich einen Hunger.“

M. hatte einen Streifschuß am Arm erhalten und freute sich auf Mariechens Pflege; T. war durch den Arm geschossen, grinste aber vor Vergnügen, weil er den „Forbandt de Danska“ durch und durchgerannt hatte; sonst war keiner von uns verwundet, und auch von unsern Leuten waren sehr wenig leicht verwundet. Wir konnten uns aber über den Ausgang des Gefechtes doch nicht recht freuen, denn erstens war es nutzlos gewesen, wie alle unsere Kämpfe, und zweitens das dinner fin! — Was war aus den Pächtern, den Mama's, den Minchen und Trinchen geworden? Wie befand sich der Caviar? Wo waren Hühner- und Entenpasteten? Wo war Wein und Ananas? Hielten die reizenden Pandmädchen Wache bei unsern Schätzen, oder war ihnen Uebles widerfahren? Lauter Fragen, die wir Alle stellten und die Niemand beantworten konnte.

Endlich gegen 7 Uhr erhielten wir Befehl, wieder in unser Bivouac zu marschiren. Hungrig und durstig, wie wir waren, legten wir den Weg nach Bissenjee schnell zurück, immer ängstlich nach vorn lugend, ob wir nicht einen Blick auf unser Heiligthum werfen könnten; aber es ward dunkel, bever wir unsere „Heimath“ erreichten, und als wir sie erreichten, was fanden wir da?

Die Bauern von Brederdorf, des langen Fastens müde, hatten sich an den Bissenjee begeben und nach kurzem Proceß mit den Pächtern und deren „verehrten Familien“ eine heillose Razzia angestellt, so daß auch nichts, sage gar nichts von unsern schönen, wunderschönen Delicatessen nachgeblieben war. Ja, wenn nur Brod, oder Erbsen, oder Bohnen dagewesen wären; aber nichts, partout nichts war zurückgelassen, als der Epheukranz; sogar die Fensterscheibe war von ihrem egoistischen Besitzer wieder abgeholt worden. Was sollten wir anfangen? Etwas muß der Mensch essen, wenn er hungrig ist, das lehrt die Erfahrung. Wir zogen daher auf Raub aus, melkten die Kühe auf einem nahegelegenen Gute, stahlen Kartoffeln und schossen einen Schafbock, den wir nachher nicht essen konnten, weil er zu polizeiwidrige Düfte gen Himmel sandte.

„Singen Sie doch,“ spöttelte der alte Oberlieutenant. „Singen Sie doch, Herr M.“ —

„Ja,“ antwortete dieser, „traktiren Sie doch! wie hat die Messerspitze voll Caviar geschmeckt? He?“

Eine mecklenburgische Colonie in Nordamerika.

Welches Land, welche Nation hätte nicht ein Scherflein dazu beigetragen, diese eine große Nation der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu bilden, in welcher alle Völker zu einem großen freien Brudervolke zerschmelzen! Leider vergessen diese verschiedenen Nationen sehr bald ihre Herkunft. Sie werden Yankee's im vollsten Sinne des Wortes, alle Gewohnheiten, alle Sitten des alten Vaterlandes abstreifend; sie vergessen die Sprache, welche sie als Kind gelernt, um die Sprache dieses anderen neuen Vaterlandes zu sprechen; kurz Alle acclimatisiren sich, facynniren sich mehr oder weniger rasch, sie werden United States Citizen, und sind um so stolzer im Bewußtsein ihrer Freiheit, als sie im früheren Vaterlande unterdrückt und geknechtet worden sind. Nur ein Volk, oder vielmehr nur eine Spielart eines Volkes bewahrt seine Gewohnheiten, seine Sitten, bewahrt sogar seine Sprache, und dieses ist der Mecklenburger.

Wohl kein Land nächst Kurhessen, dieser anderen unglücklichen Provinz unseres schönen Deutschlands, hat verhältnißmäßig ein größeres Contingent zur Bevölkerung der Vereinigten Staaten gestellt als gerade Mecklenburg.

Wir fragen: weßhalb? und die Antwort liegt wohl nicht gar fern: Mecklenburg ist hinter dem übrigen Deutschland weit zurückgeblieben. Ein Ritterguts-System in Mecklenburg und ein Raubritter des Mittelalters könnten wohl noch so ziemlich gleichbedeutend sein. Man kann sich eine Vorstellung von der socialen Stellung des gemeinen Mannes, des Arbeiters machen, welcher den fruchtbaren Boden Mecklenburgs in dem Schweiße seines Angesichts bearbeitet, wenn man ihn in Amerika die Luft der Freiheit so mit vollen Zügen einathmen sieht, und sich auf seinem Gesichte dies Glück ausprägt, welches seine biedere deutsche Seele erfüllt, endlich diesem Zwange, diesem ewigen Darben trotz zwölfstündiger harter Arbeit entronnen zu sein. Denn hier lacht ihm, wenn auch nicht gleich ein vorgesahrter Wohlstand und Reichthum, so doch ein sorgenfreies Leben; er sieht die Möglichkeit vor sich, in einigen Jahren das zu erwerben, wozu daheim ein ganzes Menschenleben kaum genügt hätte. Schon besitzt er einige Morgen fruchtbares Land und seine Hütte, und wenn diese auch kaum genügt, um der zahlreichen Familie ein Obdach zugewähren, so ist sie doch sein Eigenthum. Mit Stolz blickt er heute auf sein Arbeitszeug, auf seinen Spaten, seine Axt, welche ihm und seiner Familie das tägliche Brod geben, während er sie früher nur mit Mißmuth und Verdruß ansah und jeden Morgen senfzend wieder in die Hand nahm, um freilich auch zu arbeiten, aber nicht für sich. Was nützte es ihm, den fruchtbaren Boden seines Vaterlandes zu bearbeiten? Ein karger Lohn, welcher kaum hinreichte, um den nothwendigsten leiblichen Bedürfnissen zu genügen, ward ihm; er verlieh mit blutendem Herzen seine zerfallene Hütte, welche der schmutzige Geiz und Egeismus des Besitzers zu einer wahren Ruine umgestaltet hatte, verfolgt von dem Geschrei seiner hungernden Kinder, während der Herr mit einem kalten, theilnahmlosen Lächeln auf seine zerlumpte, von jahrelanger harter Arbeit gebeugte Gestalt die blanken Thaler für die gestohlenen Saaten einstrich, ja ihm vielleicht in demselben Augenblicke mit einem derben Fluche auf das hungrige Gesindel die Bitte um einen Schelf Kartoffeln abschlug, das einzige Nahrungsmittel des armen Arbeiters, auf dessen Tische ein Stück Fleisch schon seit Monaten nicht mehr erschienen.

So rafft er denn das letzte ihm Gehörende zusammen, wirft einen letzten traurigen Blick auf die Hütte, wo seine Wiege gestanden, und wandert mit dem geringen Bündel auf den nächsten Hafen los.

Wir finden ihn, sowohl den früheren Besitzer eines kleinen Bauerhofes, als auch den gewöhnlichen Arbeitsmann, der nichts als sein dürftiges Mobiliar, die große wurmstichige Gardinenbettstelle und den rothbraunen Tellerschrank, höchstens eine Kuh und einige Schafe sein eigen nennen konnte, im fernen Westen Amerika's wieder.

Ganz der Alte an Sitten und Gewohnheiten. Der lange blaubaumwollene Rock, die kniehohen Stiefeln mit den dicken Sohlen und den gleich Eselsohren zu beiden Seiten herausstehenden Strippen, das blau und roth gestreifte Halstuch, — wir erkennen ihn auf den ersten Blick. Die kurze Pfeife mit dem großen Porzellankopfe, auf welchem in den grellsten Farben das gelungene Porträt irgend eines berühmten Feldherrn, ja sogar ein ganzes Schlachtfeld prangt, fehlt ebenfalls nicht, und innig dauert er seinen Kneller, nachdem er ihn noch nach echter altdeutscher Sitte

mit Hülfe von Stahl, Stein und Schwamm in Brand gesteckt, in die freie Luft hinein. Denn lustig ist er geworden, eine biedere deutsche Kernlustigkeit hat sich seiner bemächtigt, und nur der Gedanke, daß seine vielen Vettern, Basen und Tanten, ja vielleicht gar seine alten Eltern noch da drüben bei harter Arbeit hungern und darben müssen, zieht wie eine Wolke über seine Stirne, — doch selbst bei dieser Erinnerung erheitert sich sein Gesicht bald wieder, denn bald wird ja so viel verdient sein, daß er seinen liebsten Angehörigen die zur Ueberfahrt nöthige Summe wird schicken können. Die entfernteren Verwandten und Bekannten, besonders die ihm so sehr abgerathen über das Meer zu gehen, werden dann Augen machen und, wenn sich aus dem Verkaufe des ärmlichen Mobiliars nur irgenwie die Ueberfahrtskosten herausschlagen lassen, gewiß die Ersten sein, welche ihm folgen werden.

ausgesteckt, wie sie es dort nennen, daß ein London oder Paris auf ihrem Flächenraume fast verschwinden würde, obgleich vorauszusehen ist, daß viele derselben wegen der Unzweckmäßigkeit ihrer Anlage oder auch wegen schlechter klimatischer Verhältnisse es nie über eine Einwohnerzahl von vielleicht tausend Seelen bringen werden.

Milwaukee macht freilich hierin eine Ausnahme. Seit kaum funfzehn bis zwanzig Jahren von einem Franzosen, einem gewissen Juneau angelegt, welcher die Tochter eines Häuptlings der jetzt fast ganz ausgerotteten Menomonie-Indianer geheirathet, ist sie in kurzer Zeit, und besonders seit den letzten zehn Jahren zu einer großen Handelsstadt mit einer Einwohnerschaft von fast 60,000 Seelen angewachsen, und die in letzter Zeit eröffnete directe Verbindung des Oberſees durch den Welland-Canal und den Lorenz-

Mecklenburgische Colonie bei Milwaukee.

Seine Sprache, dies breite gewichtige Plattdeutsch mit seinen Kraftausdrücken, seinen Kernflüchen, vertauscht er ebenfalls nur ungern und gewissermaßen nur gezwungen gegen die englische, was hauptsächlich schon deßhalb länger dauert, weil er sich stets zu seinen Landsleuten hingezogen fühlt, wie denn ein Mecklenburger stets die Gesellschaft eines Mecklenburgers sucht. So traf ich im Nordwesten der Vereinigten Staaten in der am Michigan-See gelegenen Stadt Milwaukee, der größten des Staates Wisconsin, eine solche Colonie, eine wahre Cabinetausgabe des deutschen Mecklenburg, von welcher ich eine Skizze beifüge.

Sie haben sich hauptsächlich an dem einen nördlichen Ende der Stadt angesiedelt. Es gehört dieser Theil, obgleich er sich mit seiner äußern Grenze über eine halbe deutsche Meile von der Stadt befindet, noch in das Gebiet derselben, wie wir es schon an den genau nach den vier Himmelsrichtungen hin angelegten Straßen sehen können; doch kann uns dies bei einer westamerikanischen Stadt nicht Wunder nehmen. Eine solche Stadt ist von ihren Gründern oft in den Dimensionen angelegt oder

strom mit dem atlantischen Ocean wird ihr in der Folge noch eine größere Wichtigkeit verschaffen. Auch sie ist in ungeheuren Dimensionen ausgesteckt, und wird, was indessen wohl trotz des schleunigen Wachsthums dieser nordwestlichen Städte nicht so bald zu erwarten ist, nur eine Hälfte dieser durch die graden Straßen in regelmäßige Vierecke zertheilten Fläche bebaut, so würden einige Millionen Einwohner wohl kaum genügen, um die Häuser mit Bewohnern zu füllen.

Hier, wie gesagt, ist ein zweites, aber glückliches, freies Mecklenburg gegründet worden. Hier, zwischen den noch fest im Boden steckenden riesigen Stumpfen der Bäume, welche noch vor kaum zwanzig Jahren den Wigwam des rothen Sohnes der Wälder beschatteten, hat der arbeitsame Plattdeutsche oder Dutchman, wie ihn der Amerikaner nennt, einige Morgen Land gekauft, eine Lot, d. h. einen Bauplatz, und auf demselben seine Bretterhütte erbaut. Sie gewähren einen eigenthümlichen Anblick, diese oft phantastisch, nach der Laune des Besitzers construirten Baulichkeiten. Viele sind freilich schon mehr einem Hause ähnlich, da ein Aufenthalt

von bereits einigen Jahren dem Erbauer erlaubt hat, mehr Ersparnisse auf dieselbe zu verwenden; andere dagegen haben aber durchaus nichts an sich, was darauf hinweisen könnte, daß dies wirklich ein von Menschenhand geschaffenes und ihm zum Obdach bestimmtes Machwerk ist, besonders wenn dieselben, um möglichst wenig Bretter zu verbrauchen, zu drei Vierteln in die Erde gesenkt sind.

Man braucht nur einige Schritte in diese Gegend gethan zu haben, um zu sehen und zu hören, daß man sich unter einer durchweg mecklenburgischen Bevölkerung befindet, man erkennt sofort den kräftigen untersetzten Bewohner des baltischen Strandes, ja man wird sogar, und dies kam mir besonders spaßhaft vor, von dem zottigen Dorfhund, wie wir ihn in jedem Dorfe Mecklenburgs zu Dutzenden finden, angeklafft, so recht auf plattdeutsch angeklafft, denn selbst er, da er sich so mitten unter Landesklndern befindet, amerikanisirt sich nicht.

Die Bewohner dieser Colonie beschäftigen sich natürlich, schon der geringen Ausdehnung ihres Landbesitzes halber, nur in so fern mit dem Ackerbaue, als es die Bepflanzung desselben mit Kartoffeln und einigen Gartenfrüchten betrifft, ein Geschäft, was übrigens in der Regel der Frau und den jüngeren Familiengliedern obliegt. Der Mann hat nämlich herausgefunden, daß er seine Arbeitskräfte in der Nähe einer großen handeltreibenden Stadt viel besser verwerthen kann. Er wandert daher, wohlgemuth aus seiner Pfeife, dem sogenannten Nasenwärmer, wahre Dampfwolken eines echten amerikanischen Knasters ziehend, mit seinen Geräthschaften auf dem Rücken, früh des Morgens nach der Stadt. In einer der grunsolen Hintertaschen seines langen blauen Rockes wiegt sich das kräftige Stück Schwarzbrod nebst einem guten Bissen fetten amerikanischen Speckes, aus der andern guckt der Hals einer wohlgefüllten Schnapsflasche hervor, und ein lustiges plattdeutsches Lied, so einen Mecklenburger Schnaderhüpfel vor sich her trällernd, langt er auf dem Marktplatze an. —

Hier ist die Börse. Hier versammeln sich jeden Morgen mit Sonnenaufgang die arbeitslustigen Mecklenburger Landeskinder, und mit derben Scherzen und Erzählungen aus dem alten Vaterlande vertreiben sie sich die Zeit, bis ein Arbeitgeber sie wegholt. Der Städter weiß, wo er einen Arbeiter zu finden hat, er geht auf die Börse, und hat er auch nur so irgendwie das Ansehen, als suche er Jemand, so wird er sich gleich von einer Anzahl derselben umringt sehen, welche ihm in den breitesten vollsten Tönen ihrer Muttersprache ihre Dienste antragen, weßhalb es denn auch gewissermaßen gefährlich ist, in dieser Gegend stehen zu bleiben. Der Mecklenburger ist zu Allem brauchbar, jede Arbeit verrichtet er mit Geschick und praktischem Verstande; das weiß auch der Städter, und der Amerikaner selbst wird sich, wenn es im Haus und Hof etwas zu thun giebt, stets einen Dutchman holen. Im Sommer erscheint er mit Hacke, Spaten und Schaufel, und nie hat er lange auf Arbeit zu warten, im Winter dagegen, wo die Arbeiten auf dem Felde aufhören und er meistens nur auf das Holzspalten angewiesen ist, bilden die Art und der Sägebock seine steten Begleiter, und dann kommt es wohl manchmal vor, daß er einen ganzen Tag nutzlos warten muß, höchstens nur einige kleine Commissionärdienste versieht, die ihm einige Cents einbringen. Doch dies schadet nichts, denkt er bei sich, zieht, um sich zu trösten, die Schnapsflasche, das gewaltige Stück Schwarzbrod und den Speckschnitten aus der Tasche, und bald ist er, besonders wenn dann auch die Pfeife in Brand gesteckt ist, wieder in der prächtigsten Laune; er scherzt dann mit seinem noch traurig dasitzenden Nachbar, indem er ihm scherzend einen Rippenstoß versetzt, der einen minder Starken auf die Seite geworfen hätte, und lugt scharf nach allen Seiten aus, um ja nicht einen Arbeitgeber zu verpassen.

Was am meisten zu bewundern ist, ist der Umstand, daß sich der Mecklenburger nie betrinkt. Er führt zwar stets seine Kümmelkarline, wie er sie im vertraulichen Umgang nennt, bei sich, jedoch trinkt er seinen Schnaps eben nur als Zugabe zu seinem einfachen Mahle von Schwarzbrod und Speck. Ein Irländer würde sich, wenn er so manchmal den ganzen Tag vergebens auf Arbeit warten müßte, wenigstens dreimal betrinken.

Im Winter arbeitet der Mecklenburger überhaupt nicht so anhaltend als im Sommer, er ruht aus; seine Frau und die weiblichen Glieder hingegen greifen zur Nadel, denn Arbeit giebt es vollauf. Man muß nun freilich nicht gleich glauben, die Arbeiterfrau besäume oder sticke Batisttaschentücher oder verfertige seine Leibwäsche, — nein, — die Nadel der biederen Mecklenburgerin versteigt sich selten über jene blauen Drillichstoffe hinaus, von denen im ganzen Nordwesten Amerika's zu stricken, Beinkleidern und Hemden ein ungeheurer Verbrauch gemacht wird; sie verdient indessen täglich einen halben Dollar, also ungefähr zwanzig Silbergroschen, was, wie wir einst ein Arbeiter sagte, vollkommen zum Unterhalt der Familie ausreiche, denn seinen Verdienst lege er auf die hohe Kante, um in einigen Jahren an Stelle der kleinen Bretterhütte ein schönes Haus zu banen.

So arbeitet er denn einige Jahre fort und häuft Sparpfennig auf Sparpfennig, und hat sich dann die Summe etwas abgerundet, so verlaßt er in der Regel auch noch mit einigem Profit seine Lot und Haus, und bald sehen wir ihn weiter im Innern auf irgend einer kleinen Farm glücklich und zufrieden seinen Boden bestellen. — Es versteht sich von selbst, daß er stets eine Farm oder eine Fläche Land dort kauft, wo bereits Landsleute wohnen, denn — der Mecklenburger ist nun einmal für den Mecklenburger geschaffen.

St.

Aus den Zeiten der schweren Noth.

Nr. 1.

Rettung einer Abtheilung Lützower Jäger.

Von Carter Lenschner in Cythra.

Die Schlacht bei Lützen war vorüber. Dem furchtbaren Kampfe der Tausende von erbitterten Gegnern, die den Krieg mit allen seinen Schrecken bis an die Schwelle auch meines Hauses getragen, folgte momentane Ruhe. Der Kaiser Napoleon, so hold ihm auch das Glück in diesen Tagen wieder gewesen, gab der unabweisbaren Nothwendigkeit nach und schloß einen Waffenstillstand ab, den man damals, wie schon so oft, als den Vorläufer baldigen Friedens ansehen zu können glaubte. So waren mindestens die nächsten Besorgnisse beschwichtigt, und obschon der Blick ringsum nur auf den Stätten der Verwüstung weilte, athmete doch Alles in unserem freundlichen Elsterthale wieder auf. Es war ein wunderliebliches Frühjahr. Die alte Mutter Erde, unbekümmert um der Menschen thörichtes Beginnen, trieb aus dem blutgetränkten Boden neues Leben und neue Blüthen wie sonst, und manches Herz, das in den letzten Tagen schwer gelitten, faßte frischen Muth.

Auch ich begann wieder meine gewohnten Ausflüge, und an einem solchen Tage, den 17. Juni 1813, war es, wo ich von meinem heimathlichen Dorfe Cythra aus nach dem nahgelegenen Zweinkau wanderte, in Begleitung des Gerichtsactuar Hennicke, nachmaligen Schöffers zu Röthha, eines nun schon längst entschlafenen Freundes. Unser Weg galt dem Besuch eines dritten gemeinsamen Freundes, des als Märchendichter einst weithin gekannten und bei der Kinderwelt heute noch unvergessenen Oberpfarrers Löhr. In seinem Hause habe ich so manche glückliche Stunde verlebt. So war es auch heute. Der Rückblick auf die kaum überstandene schwere Zeit mochte uns bei den ersten Wiedererlebegungen wohl ernster stimmen, als es sonst geschehen; aber die Hoffnung schwellte bald die Herzen. Ueberall in deutschen Landen dachte man zu doch damals schon besseren Tagen mit Vertrauen und Zuversicht entgegen. So verschwanden rasch einige Stunden, und in der heiteren Stimmung traten wir den Heimweg an.

Die Dämmerung war bereits eingebrochen. Die letzten Streiflichter der sinkenden Sonne warfen ihre rosigen Schimmer auf das dunkle Wattergrün; dem geräuschevollen Leben des Tages war jene geheimnißreiche und athmungsvolle Stille gefolgt, die uns in jungen Jahren so leicht poetisch anregt. Im glücklichen Vergessen schwerer Leiden und Trangsale gaben auch wir uns diesen Eindrucke hin, und insbesondere waren es Theodor Körner's patrio-

tische Kriegsgesänge, die wir lebhaft besprachen und in deren feurigen, hinreißenden Klängen wir den entsprechenden Ausdruck für unsere Gefühle fanden. Waren es doch dieselben Lieder voller Muth und Kraft, wodurch um jene Zeit so manches deutsche Jüngling für den Kampf gegen den Unterdrücker deutscher Freiheit gewonnen und zu freudigem Muthe und kühner Entschlossenheit begeistert wurde.

Acht wir hatten damals keine Ahnung davon, daß der edle, jugendliche Dichter in denselben Augenblicken, kaum eine Stunde von uns entfernt, in einer ohnweit des Dorfes Kitzen* gelegenen Buschstrecke schwer verwundet und hülflos darniederlag, rings von Feinden umgeben, dem Tode nahe.

Eine verspätete Heimkehr war um jene Zeit jedoch immer noch bedenklich, und besonders Waldwege bei einbrechender Nacht, der noch häufig marauderenden Soldaten wegen, nicht allzu sicher. Wir beschleunigten deshalb unsere Schritte, um so bald als möglich nach dem Schlosse Eythra zu gelangen. Allein noch hatten wir nicht die Mitte des parkähnlichen Stockweges erreicht, als wir plötzlich Hufschläge vernahmen und zwar so wiederholt und so vielfach, daß wir über die Annäherung eines starken Detachements von Cavallerie nicht lange in Zweifel sein konnten. Was wir indeß, an derlei Erscheinungen gewöhnt, ziemlich furchtlos erwarteten, geschah nicht. Einige Augenblicke später erschienen nur einzelne Reiter, deren Uniform uns völlig unbekannt war und die in raschem Trabe an uns vorüberjagten. Noch blickten wir ihnen staunend nach, als plötzlich mehrere reiterlose Pferde aus dem Gebüsch hervorbrachen, einen Augenblick stutzten und dann, der Spur der Reiter instinctmäßig folgend, den Weg in gleicher Richtung dahin galoppirten. Es war eine Scheckе darunter mit herabhängendem Mantelsacke, sowie ein schwerverwunteter, augenscheinlich durch den Hals geschossener Schimmel.

Befremdet blickten wir uns an. Auf meines Begleiters besorgte Frage, welche Bedeutung diese Erscheinung inmitten des Waffenstillstandes haben könne, wußte ich eben so wenig zu antworten, als er selbst; nur so viel erschien uns beiden als gewiß, daß in der Nähe ein kriegerischer Zusammenstoß stattgefunden haben mußte.

Wir sollten indessen nicht lange darüber in Ungewißheit bleiben; denn nachdem noch einige, ebenfalls schwer verwundete Pferde an uns vorübergeeilt waren und wir uns so ziemlich in der Nähe der sogenannten langen Eisterdücke befanden, stürmte mit einem Male ein ganzer Reiterstrupp in ziemlich geschlossener Haltung uns entgegen. Es waren beiläufig 15 bis 17 Mann, in deren Gefolge sich noch vier ledige Pferde befanden.

Der Anführer rief, als er uns erblickte, den Säbel schwingend, und sofort ein donnerndes „Halt" zu, und drehend umzingelten uns seine Begleiter. Zwar erschrocken, aber doch ruhig und gefaßt, fragten wir freundlich, was zu Diensten stehe. Dadurch etwas milder gestimmt, senkte er die Waffe und sagte:

„Meine Herren! Ich hoffe Freunde in Ihnen zu sehen, die uns in unserer großen Bedrängniß Ihren Rath, Ihre Hülfe nicht versagen werden. Wir gehören zu Lützow's Freicorps, jener Schaar, von der Sie gewiß schon gehört und die unsern Feinden, den Franzosen, stets ein Dorn im Auge gewesen ist. Demnach glaubten wir von dem allgemeinen Waffenstillstande nicht ausgeschlossen zu sein. Wir haben uns getäuscht. Sorglos, am wenigsten eines blutigen Strauſzes gewärtig, schlugen wir heute den Weg nach Leipzig ein, wurden jedoch bei Kitzen von einem an Stärke uns weit überlegenen französischen Detachement überfallen und trotz der tapfersten Gegenwehr zersprengt. Was nicht gefallen unter den Klingen unserer erbitterten Feinde, wird nach allen Seiten hin verfolgt. Uns selbst, die wir treulich zusammenhalten, droht vielleicht größere Gefahr, als wir ahnen, denn sicher sind uns die Feinde auf der Ferse. Daher retten Sie uns, fasern Sie es irgend vermögen."

So sprach der Mann, während seine Gefährten ernst und schweigend auf uns herabschauten. Unser Entschluß wurde so schnell gefaßt, als es die Dringlichkeit des Augenblickes erforderte. Hier galt kein Zögern. Die geringste Säumniß konnte die Flüchtigen in die Hände des Feindes liefern; selbst der ernsten Erwägung der eignen Gefahr, des Unheils, das uns bei Begünstigung dieser Flucht leicht selbst treffen konnte, durfte keinen Augenblick Raum gegeben werden. Die Lage der Unglücklichen drängte zu raschem Handeln, um so mehr, als sich ein schwer Bleßirter unter ihnen befand, der, durch einen Säbelhieb am Kopfe verwundet, der schleunigsten ärztlichen Hülfe bedurfte.

Während sich daher Freund H., von dem Anführer und einem Unterofficiere begleitet, nach dem herrschaftlichen Schlosse zu Eythra begab, um dort einen Wundarzt zu requiriren, forderte ich die Uebrigen auf, mir in aller Stille zu folgen, da ich eine nicht weit entlegene, vom Wald umsäumte Wiese vorläufig wenigstens als das sicherste Versteck für die Flüchtigen ansah.

Bald hatten wir das Asyl erreicht. Die Reiter saßen ab, aber groß war ihr Mißtrauen und ihre Furcht vor etwaigen Verrath, denn als ich mich nur einige Schritte weit entfernen wollte, um nach H.'s Rückkehr zu spähen, wurde ich fast mit Gewalt zurückgeführt und dringend bat man mich, die Beeränten nicht zu verlassen.

Glücklicherweise erschien H. mit seinen Begleitern bald wieder, gefolgt von dem Eythraer Wundarzt, der mit der ihm eigenen, in den letzten Kriegsjahren schon oft erprobten Geschicklichkeit den Verwundeten verband. Die Gemüther beruhigten sich, der Rest von Mißtrauen entschwand mit der kaum nöthigen Bitte um Verschwiegenheit an den uns als Ehrenmann ausreichend bekannten Doctor.

Nach seiner Entfernung wurde ein Art von Kriegsrath gehalten und über weitere Maßnahmen berathen.

„Halten Sie den Platz für sicher? Sind wir vor jeder Verfolgung gedeckt?" fragte mich der Führer.

„Nein."

„Aber wohin nun? Fürchten Sie nicht, daß ein nochmaliger Wechsel unseres Asyls uns neuen Gefahren entgegenführen kann?"

Ich war der Gegend vollständig kundig, kannte namentlich jeden Schlupfwinkel und verdeckte Waldwege, in die der verfolgende Feind nimmermehr zu dringen vermochte.

„Folgen Sie mir," versetzte ich ruhig; „ich weiß ein völlig sicheres Versteck, und den Weg dorthin wird ein Franzmann schwerlich finden."

Nach kurzer Berathung ward mein Vorschlag einstimmig angenommen, doch mußte ich ein Pferd besteigen und mich an die Spitze der Truppe begeben. Es war ein etwas mühsamer, oft sich windender Weg, auf dem der lange Reiterzug bald durch Wiesen und Lichtungen, bald durch Wald und Gestrüppe sich bewegte, bis wir endlich gegen neun Uhr auf einer kleinen Wiese am sogenannten Rüsterbölschen anlangten. Sie war mir gleich im Anfange als der einzig geeignete Punkt für unsern Zweck eingefallen. Kein Fahrweg führt dorthin, selten überhaupt betrat eines Menschen Fuß die kleine Einöde, die auf der einen Seite durch den Wald und einen Mühlgraben geschützt, auf der andern durch den in den letzten Tagen beträchtlich angeschwollenen Elsterfluß gedeckt wurde.

Hier, im sichern Bivouac, athmete nun unsere kleine Gesellschaft freier, nachdem ein mich begleitender Unterofficier die nächsten Umirons umritten und unser improvisirtes Lager für sicher erklärt hatte. Ein Wachtposten wurde ausgestellt, die ermüdeten Pferde abgesattelt und gekoppelt, denn die üppig grünende Wüste bot den trefflichsten Weideplatz, und Wasser für die im heißen Kampfe fast verdurteten Thiere fließerte der nahe Fluß in genügender Menge. Aber auch für die Reiter und deren nicht minder dringende Bedürfnisse trug Freund H., der mit dem Führer der Truppe zum zweiten Male nach Eythra sich begeben, schleunigst Sorge.

Schon gegen 11 Uhr rief unser Wachtposten an, erschrocken sprangen die Meisten auf, aber der Kommende war der Schloßnachtwächter, hochbepackt mit Speise und Trank.

„Einen schönen Gruß, und hier schicken sie den Herren Reitern einen Korb voll Lebensart." So lautete wörtlich die Botschaft der alten treuen Seele. Jubelnd wurde der Alte empfangen. Uns gingen jetzt die „Mittel" über Alles, doch sandten die Herren schönen Dank und Gruß nach Eythra. Die „Lebensart" war ihnen noch nicht abhanden gekommen, trotz dem wilden Kriegerleben. Nur abgeführt wurden die Complimente etwas, denn einen Augenblick später lag die Schaar schon um den köstlichen Korb und entwickelte eine Thätigkeit, die meinem gleichfalls kaum gewerteten Magen eben nicht die glänzendsten Aussichten übrig ließ. Jedoch die Befürchtung war grundlos. Die Sennung erwies sich als so um-

* Durch den Uebertall der Lützow'schen Schaar an jenem Tage hinreichend bekannt.

sänglich, daß selbst für die Pferde zuletzt noch einige Brocken Brod übrig blieben.

Größere Ruhe trat nun ein. Die kleine Schaar lagerte sich im Kreise, und es kam zu interessanten Mittheilungen. Die Mehrzahl der meist noch jungen Helden gehörte angesehenen und wohlhabenden Familien an. Einige unter ihnen hatten erst ohnlängst die Universität Halle verlassen, um, den Schlägen mit dem Schwerte vertauschend, jenem hohen Rufe „An mein Volk!“ zu folgen, der Tausende zu dem begeisterten muthigen Kampfe für die Rettung des Vaterlandes unter die Waffen sammelte. Es waren keine Krieger gemeinen Schlages, am wenigsten Söldlinge, schwerlich einer unter ihnen, der nicht von der ernsten und schweren Bedeutsamkeit seiner Aufgabe erfüllt gewesen wäre.

Manches kühne Wagstück war ihnen schon gelungen, und oft war der entscheidende Schlag von der Lützow'schen Schaar ausgegangen. Es war daher eben kein Wunder, daß der französische Kaiser dem Freicorps so wenig günstig war, daß er dasselbe von den Vortheilen der Waffenruhe ausschloß und es der allgemeinen Rache seiner erbitterten Soldateska preisgab. Der heutige fast „tagenerige“ Ueberfall bei Lützen zumal hatte die Lützower über die Bedenklichkeit ihrer Lage belehrt.

Die Stimmung, welche in dem kleinen Bivouac herrschte, konnte daher bei aller Gemüthlichkeit der Unterhaltung eine heitere Färbung nicht erlangen. Die Meisten sprachen ihren Haß gegen die Franzosen in den bittersten Worten aus, und wo eine minder gereizte Stimme sich erhob, geschah es andererseits nur in gerechter Klage über den großen Verlust, den ihnen auch der heutige Ueberfall wieder gekostet hatte. So mancher Brave war unter den feindlichen Kugeln gefallen, manches treuen Freundes wurde gedacht, der im Schlachtgewühl verschwunden war. Was sein Loos gewesen; ob dort unter der Zahl der Todten bereits seine letzte Stunde geschlagen, oder ob er, den erbitterstem Feind auf der Ferse, rathlos jetzt vielleicht umherirrte — wer konnte es wissen? Insbesondere wurde auch Theodor Körner's wiederholt erwähnt. Einer seiner jüngsten Kampfgenossen hatte ihn noch in den letzten Stadien des Gefechtes in der größten Gefahr und bereits aus mehreren Wunden blutend gesehen; andere hatten seine Rettung, leider erfolglos, versucht und ihn erst in dem Augenblicke verlassen, wo die Flucht unvermeidlich war.

„Wohl thun,“ sagte ein hoher junger Mann, über dessen gebräunten Antlitz die bittere Erfahrung bereits den Ernst des Mannesalters gebreitet hatte — „wohl ihm, wenn er auf dem Felde der Ehre den schönsten Lohn für sein thatenreiches Leben gefunden, aber wehe ihm, wenn er lebend in die Hände des Feindes gefallen ist! Ich fürchte sehr, daß er dann nur dem schrecklichen Loose entgegen geht, das einst Schill's tapfere Officiere zu Wesel betraf. Der Herzog von Padua liegt als Gouverneur in Leipzig. Mich Körner vor sein Tribunal gebracht, so ist keine Gnade für ihn zu erwarten.“ *

Wir Alle blickten ernst und gedankenvoll nach dem Sprecher, in dessen Auge selbst eine Thräne glänzte, als er diese Worte sprach. Die Unterhaltung stockte mehr und mehr; bald vereinzelte sich die Schaar zu kleineren Gruppen, die die Ruhe suchten, und selbst der Rest, unter dem auch ich mich befand, setzte nur noch kurze Zeit die Unterredung fort. Dennoch war es ziemlich ein Uhr, als auch wir uns nach einer Lagerstätte umsahen.

Gleich den Meisten wählte ich einen Sattel zum Kopfkissen, aber mein leichtes Sommerhabit bot keinen Schutz gegen die ungewohnte nächtliche Kühle. Alles schlummerte bereits bis auf den armen Bleffirten neben mir, der oft und laut über Schmerzen klagte; nur ich war noch munter. Die merkwürdigen Ereignisse des Tages traten noch einmal vor meine Seele, mit ihnen die große Gefahr, die ich mir seinen Augenblick verhehlt hatte, und in der mir jetzt noch schwebten, falls Zufall oder Verrath die Feinde nach unserem Verbleib führen sollte. Wäre es ihnen in diesem Falle gelungen, uns zu umzingeln, so blieb uns nichts übrig als die Gefangenschaft mit allen ihren unheilschweren Folgen oder ein tollkühner Sprung in die Elster, die bei ihrer dortigen Tiefe dem des Schwimmens Unkundigen nur sehr spärliche Aussicht auf Rettung bot. In solcher Lage erschien denn unser Loos allerdings nicht beneidenswerth.

Aber die Nacht verstrich, wenn auch langsam, doch ungefährdet. Bald vergoldete das herrlichste Frühlicht die Wipfel der Bäume, fleckenartig verschwammen die Nebel, und der junge Tag grüßte die felsfame Gruppe, die meist noch Schlummernde zählte.

Allmählich wurde es aber lauter und lebendiger in dem kleinen Lager. Die Reiter erhoben sich meistens Alle, die Pferde wurden zur Tränke geführt, während Andere die nächsten Umgebungen spähend umritten, um sich auch heute von der Sicherheit des Verstecktes zu überzeugen. Nichts Verdächtiges wurde entdeckt, Ruhe herrschte rings umher.

Gegen 8 Uhr sandte H. ein reichliches Frühstück, dem wir lange schmlicht entgegengesehen hatten. Es wurde sofort verzehrt, aber noch war man damit beschäftigt, als plötzlich der Wachtposten anrief und eine bedenkliche Erscheinung Alles in Alarm setzte. Am jenseitigen Ufer erschien nämlich ein Angesessener aus L., ein Roßhändler, der kaum unserer Pferde ansichtig wurde, als er, von dem Instinkt seines Gewerbes geleitet und augenscheinlich mit der Oertlichkeit sehr bekannt, auch sofort eine tiefer liegende seichte Stelle des Flusses durchschritt und gleich darauf in unserer Mitte erschien. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der Mann keine Ahnung von unserer Lage hatte. Aber das Leuten seines Gleichen so eigene dreiste Auftreten, die Zudringlichkeit, mit der er sich zum Ankauf der übrzähligen Pferde wiederholt erbot, ließ ihn doch verdächtig erscheinen. Barsch wies ihn der Wachtmeister zurück, aber nur langsam und zögernd trat er den Rückweg an und verschwand erst nach langer Zeit mit seinen mageren Gäulen wieder, die einstweilen am jenseitigen Ufer gegrast hatten. Vergebens suchte ich meine Schutzbefohlenen zu beruhigen. Das Gefühl der Sicherheit war bei ihnen verschwunden; auf das Dringendste forderten sie mich zu weiteren Schritten für ihre Rettung auf.

Ich war in der ersten Ueberraschung gänzlich rathlos, obgleich ich in der Nacht schon über fernere Maßnahmen gesonnen hatte. Endlich beschloß ich nach Ehthra zu gehen, um mich dort von der Sicherheit des Ortes zu überzeugen. Wiederholt bot man mir ein Pferd zu diesem Behufe an, aber ich zog es vor, den Weg zu Fuß zurück zu legen. Glücklicherweise begegnete mir schon nach zehn Minuten ein zuverlässiger Mann, der mir versicherte, daß Ehthra von französischer Einquartierung völlig frei sei. Eilig kehrte ich zurück, und da die Reiter in der kurzen Zwischenzeit bereits die Pferde gesattelt und Alles zum Abmarsch vorbereitet hatten, so befanden wir uns kaum eine Viertelstunde später schon auf der offenen Straße, und in gestrecktem Galopp, mich, den jetzt gleichfalls berittenen Führer, an der Spitze, erreichte der Zug gegen 10 Uhr den Ehthraer Schloßhof.

Der Actuar H. und seine Gefährten traten uns bestürzt entgegen; ein solches Wagstück hatte Niemand erwartet, aber es hatte einen anderen Ausweg nicht gegeben. Daß trotz der momentan völligen Sicherheit des Ortes die größte Gefahr im Verzuge lag, dessen waren wir aber Alle genügend überzeugt. Und darum wurde auch unverzüglich beschlossen, die Flüchtigen weiter zu befördern und zwar nach Halle, wo sich ihnen der nächste völlig ungefährdete Zufluchtsort darbot. Während der Rittergutspachter Ränker eine ausreichende Anzahl von Civilkleidern herbeizuschaffen suchte, inzwischen auch Verausstalung zu einem zweiten, möglichst substantiellen Frühstück getroffen hatte, suchte ich im Dorfe nach einem passenden Führer. Die Wahl wurde mir nicht schwer.

Im Dorfe lebte ein Schneider, der vormals als sächsischer Cavallerist manchen schlauen Streich ausgeführt hatte, überhaupt als ein entschlossener Mann bekannt war. Daß dieser die Gelegenheit nicht von der Hand weisen würde, den alten Ruf auf's Neue zu bethätigen, erschien mir gewiß und ich hatte mich nicht getäuscht. Kaum hatte er mein Anerbieten vernommen, als er Zwirn und Nadel in die Hölle warf.

„Bravo, Herr Cantor!“ rief er und schlug in die dargebotene Hand. „Das ist eine Partie für mich. Eher lasse ich mich von den Franzosen in Stücken hauen, als daß ich die Lützower nicht nach Halle bringen sollte.“

Auf dem Schloßhofe war inzwischen die Metamorphose unserer kriegerischen Freunde bereits erfolgt, sämmtliche Pferde waren dem Pachter für einen sehr mäßigen Preis (6 Thaler pro Stück) überlassen worden, und nur Säbel und Pistolen verblieben den Braven, die Bei-

* Diese für den Fall der Gefangenschaft Körner's leider nur zu begründete Befürchtung wurde glücklicherweise nicht zur Wahrheit. Er war nach muthiger Gegenwehr den Feinden entronnen und hatte, wie schon oben gedacht, in einem Wäldchen bei Kitzen Schutz gefunden. Dort fand ihn spät am Abend ein wackerer Landmann, der den schwer Bleffirten noch während der Nacht nach Großzschocher zum Pastor Schiffler brachte, von wo aus er nach einigen Tagen, und zwar gleichfalls des Nachts, auf einem Kahn nach Leipzig geschafft wurde.

des unter den langen, weiten Röcken* bargen, deren damaliger Schnitt einem solchen Vornehmen bekanntlich sehr günstig war. Mir selbst wurde als besonderes Zeichen von Erkenntlichkeit eine hübsche Falbe zu Theil, dieselbe, die mich an der Spitze des Zuges nach Cythra getragen hatte.

Unter den wärmsten, innigsten Dankesaugungen schieden sie von uns, viele mit Thränen im Auge. Auch wir konnten uns der Rührung nicht erwehren, die tapfern Männer, die wenige Minuten vorher in der schmucken Uniform, im vollen Geschmeide ihrer Waffen vor uns gestanden hatten, jetzt einfach und aller kriegerischen Zeichen ledig von uns ziehen zu sehen.

Mit der größten Sehnsucht sahen wir der Rückkehr des Führers entgegen, denn die Gefahr für die Flüchtigen war immer noch groß genug. Er kam schneller zurück, als wir vermuthet hatten. Schon nach zwei Tagen stand er triumphirend vor uns und berichtete, daß er die „schwarzen Gesellen“ schon am Tage der Abreise bis Großschocher gebracht, von dort mit einbrechender Nacht den Weg durch die großmüthiger Aue eingeschlagen und zuletzt durch Wald und Gebüsch Schleudig umgangen habe. Mit grauendem Morgen schon war er mit seinen Begleitern in Halle angelangt. Noch reichlich von ihnen beschenkt und schließlich mit einer Bescheinigung über die treue Ausführung seiner schwierigen Aufgabe versehen, in welcher auch unser noch einmal in herzlichem Dank und Gruß gedacht wurde, hatte er in Ermangelung ausreichender Legitimation die Nacht abwarten müssen, um durch Umgehung aller mit Franzosen besetzten Ortschaften ungefährdet wieder in seine Heimath zu gelangen.

Das schöne Pferd, das ich als ein lebendes Andenken an jene denkwürdige Zeit gern noch länger behalten hätte, besaß ich nur wenige Stunden. Mangel an Futter und die Besürchtung, es bald wieder an feindliche Truppen ausliefern zu müssen, wie dies bei den häufigen Requisitionen fast täglich geschah, bestimmten mich, es gleichfalls dem Pachter Renker für sechs Thaler zu überlassen. Dem Manne war der kleine Vortheil um so mehr zu gönnen, da ihm kurze Zeit vorher von dem russischen Fürsten Platow zwölf der schönsten Ackerpferde mit Wagen und Geschirr entführt worden waren.

Nur ein Erinnerungszeichen an jene verhängnißvolle Nacht ist mir geblieben: ein prächtiger englischer Säbel, den mir einer der Reiter mit dem ausdrücklichen Bemerken schenkte, daß er die Waffe zu seiner Ausrüstung persönlich von Frau von Lützow in Breslau erhalten habe. Ich habe sie als ein theures Vermächtniß bis auf diese Stunde aufbewahrt. Friedlich hängt sie über meinem nächtlichen Lager. Ob sie je noch einmal dazu bestimmt, sich mit Menschenblut zu färben — wer mag es wissen? Aber sollte es geschehen, dann wünsche ich recht herzlich, daß sie in wackerer kräftiger Faust nur für die Ehre und Freiheit meines geliebten deutschen Vaterlandes streiten möge.

Alle die wackern Gehülfen, die sich einst an dem Rettungswerke so menschenfreundlich betheiligten, sie ruhen schon längst auf verschiedenen Kirchhöfen. Nur ich, der 77jährige Greis, habe sie überlebt als der noch einzige Zeuge jener Begebenheit. Ein halbes Jahrhundert beinahe liegt zwischen ihr und unsern Tagen, aber so oft ich der gefahrvollen Nacht gedenke, geschieht es in dem freudigen Gefühl, in meinem vielbewegten Leben auch einmal auf wenige Stunden helfendes Mitglied der „Lützow's wilder verwegener Jagd“ gewesen zu sein.

Wie viel von jenen muthigen Streitern, die sich der einst so hochberühmten und vielgenannten Lützow'schen Freischaar angeschlossen hatten, noch am Leben sind, wo und in welchen Berufskreisen sie wirken, habe ich nie vollständig erfahren können. Nur zwei von den damals Geretteten habe ich noch einmal gesehen, den Herrn Oberrechnungsrath B. und den Herrn Hofrath B. in Berlin. Beide suchte ich während meiner Anwesenheit in Berlin auf, wurde freundlich aufgenommen und zu dem wenige Tage später fallenden Erinnerungsfeste — den 17. Juni — eingeladen. Leider aber mußte ich auf diese Ehre verzichten, da der abgelaufene Urlaub wie der drängende Beruf längere Abwesenheit von der Heimath nicht gestatten wollten. Vielleicht lies't in der weitverbreiteten Gartenlaube hie und da einer der damaligen Kämpfer diese Zeilen und erinnert sich meiner und unsers gefahrvollen Zusammenseins. Mit dem herzlichen Wunsche, daß es mir vor meinem baldigen Hinscheiden noch einmal vergönnt sein möge, einigen jener braven Patrioten in freundlicher Erinnerung die treue Bruderhand drücken zu können, schließe ich diesen kleinen, wahrheitsgetreuen Bericht. Denen aber, die längst von uns geschieden, die auf den letzten Kampf schon überstanden, ihnen Allen möge die Erde leicht werden.

* Surtouts, wie sie in jener Zeit genannt wurden.

Blätter und Blüthen.

Helgoland, das jetzt wieder in allen Zeitungen als zukünftige englische Festung proclamirt wird, hatte einst ebensoviel Meilen im Umfang, als jetzt Viertelstunden. Als Warte für alle von und nach der Jahde, Weser, Elbe und Eider segelnden Schiffe war sie bis in die Zeiten Karl's V. ein gefürchtetes Raubnest von Seeräubern gewesen, die als Wappen Rad und Galgen auf den Aermeln führten und deren letzter Hauptmann bezeichnete: „Ich, von meinetwegen, nicht von Gottes Gnaden, der lange Peter, Mörder der Holländer, Einjanger der Hamburger, Stürmer der Dänen, Zuchtruthe der Bremer“ — Im siebzehnten Jahrhundert war dann die Insel an die Dänen überliefert worden und fiel 1807 an die Engländer, die in bemselben Jahr Kopenhagen in Brand geschossen und die dänische Flotte in ihre Häfen geführt hatten. Schnell erkannten sie die Bedeutsamkeit dieses Felsens für den Kampf gegen Napoleon und sein Continentalsystem, womit er das verhaßte England vernichten wollte. Sie setzten ihre Blockadeerste entgegen und von Helgoland aus blokirten sie die deutschen Ströme. Dann wurde von ihnen hier ein gewaltiges Kriegsmagazin errichtet, und ein ungeheim ausgedehnter Schleichhandel nahm von hier seinen Ausgangspunkt. Die größten Handelshäuser Englands, Hollands und Deutschlands hielten hier Kompteirs, und in „Klein Leidsen“, wie man die Insel damals wohl nannte, liefen alljährlich 3 bis 400 Schiffe ein. Napoleon hatte deshalb wohl auch dies Eiland und strafte die Verbindung mit demselben auf das Härteste. Ein Hamburger Schiffer, der Jemand hingebracht hatte, wurde sistirt, und Hamburg wurde eben solcher Verbindung wegen von ihm mit Drohungen überhäuft; „es solle wieder ein Fischerdorf werden, wie es einst gewesen, denn es sei nichts als eine englische Colonie auf dem Festlande.“ —

Aber auch in einer andern Beziehung hatte dieses Felsennest damals hohe Bedeutung. Diplomaten und Generale aus allen unterdrückten Ländern hatten hier geheime Zusammenkünfte. So weilten hier vorübergehend viele von den zahlreichen Männern, die Napoleon einen rechten Hannibalshaß geschworen hatten, viele von denen, die als Ziel ihres bedens und ihrer Kraft die Vernichtung Napoleons betrachteten. Der hannöversche General Wallmoden kam hierher, auch Gneisenau war auf dieser Klippe, und Münster's, des hannöverisch-britischen Ministers, geheime Polen gaben und empfingen hier ihre Nachrichten. Auch gekrönte Häupter kamen, so der englische Schwede, Gustav Adolph IV., und Karl X., damal noch Graf von Artois. Mit welchen Gefühlen aber mag Friedrich Wilhelm von Braunschweig nach dem glorreichen Zuge durch Deutschland mit seinem tapfern Corps das Eiland begrüßt und betreten, mit welchen Gefühlen die Flammen des Leuchtthurms angeschaut haben, die wie des deutschen Reiches heiliges Feuer um Erlösung, Freiheit und Rache emporzuloderm schienen! —

M. B.

Schach.

Schwarz.

Weiß.

Aufgabe Nr. 1.

Die Forderung zu dieser von M. Lange componirten Schachaufgabe lautet dahin, daß Weiß, der am Zuge ist, das Matt in vier Zügen erzwingen soll.

Die Lösung wird nach Ablauf von vier Wochen unter Anderung der Namen der Herren Einsender angegeben werden.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 10. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher. *

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

An der Quarantaine vor New-York lag der Dreimaster Adelheid von Bremen mit 274 Einwanderern. Er war zu spät angekommen, um der Prüfung der Gesundheitsbeamten unterworfen zu werden, und so war jetzt die warme, sternenhelle Nacht über dem Schiffe aufgestiegen. Von den Passagieren schliefen nur wenige. Die Meisten von ihnen hatten beim Anblick der nahen Küste schon Nachmittags eine Generalreinigung mit sich vorgenommen, hatten die Koffer geöffnet und sich in sonntäglichen Staat geworfen, damit sie mit Anstand ihren Fuß an das neue Land setzen könnten; jetzt mochte fast Niemand noch einmal die alten Schlafplätze aufsuchen, und wo ein freier Raum auf dem Verdeck war, lag Gruppe an Gruppe bei einander, die Männer rauchend und die oft ausgesponnenen Pläne und Hoffnungen noch einmal durchsprechend, die Frauen mit ihren Kindern beschäftigt oder mit erhöhtem Interesse der Weisheit der Männer lauschend.

Unweit der beschränkten Kajüte, welche die Wohnung des Capitäns bildete, hatte sich eine kleine Anzahl junger Leute gelagert. „Immer nur laufen lassen, was sich nicht halten läßt," sagte eine joviale Stimme, wie in Fortsetzung des stattgefundenen Gespräch, „es soll mir nicht einfallen, mir schon einen halben Gedanken über das, was dem Menschen hier passiren kann, zu machen; ich sage, wir kommen morgen hier noch einmal zur Welt, und Keiner weiß mehr von dem, was aus ihm werden wird, als das Wickelkind in der Wiege. — Immer laufen lassen, was sich nicht halten läßt, Herr Professor," wandte er sich mit erhöhtem Tone und einem launigen Augenzwinkern nach einem jungen Manne, der, etwas abseits auf das Verdeck gestreckt, eine einsame weibliche Gestalt an der Brüstung des Schiffes zu beobachten schien, und unter dem leichten Gelächter der Uebrigen fuhr der Angeredete, wie auf unrechten Wegen ertappt, in die Höhe. „Predigt der Kupferschmied einmal wieder?" lachte er, als wolle er eine leichte Verlegenheit verbergen.

„Ja wohl, aber immer nur tauben Herzen!" erwiderte der Andere, „ich denke, wir probiren es jetzt einmal mit dem Singen und lassen unser Lied los; 's ist gerade eine Nacht, wie dafür gemacht!"

Der abseits Liegende richtete sich auf und warf einen Blick über das Verdeck. „Ich denke selbst, es ist jetzt die rechte Stimmung dafür da, und es muß gut in der Stille klingen," sagte er. „Los denn, wir sind ja bei einander!"

Die Umliegenden erhoben sich und formirten einen Halbkreis; der junge Mann gab mit leiser Stimme den Ton, bezeichnete ein paar Taktschläge mit dem Finger, und in kräftigen Accorden begann es nach Mendelsohn's Weise „wer hat dich du schöner Wald":

Sei gegrüßt, Amerika,
Vaterland, das wir erkoren,
Sieh uns, was wir fern verloren,
Sei mit deinem Segen nah!
Sei gegrüßt, sei gegrüßt,
Sei gegrüßt, Amerika!

Schon bei dem Beginne des Quartetts waren die Gespräche unter den übrigen Gruppen verstummt, und in prachtvoller Wirkung zogen die Klänge durch die nächtliche Stille über die schlummernden, unbewegten Wasser; die einsame Märchengestalt an der Brüstung hatte sich langsam umgewandt und lauschte, den Kopf leicht geneigt, bis die Schluß-Accorde des zweiten Verses verklungen waren; dann wandte sie den Blick nach dem Lande, auf welchem sich aller Orten schimmernde Lichter erkennen ließen, und blieb wieder so unbeweglich, als sie es bis jetzt gewesen.

„Jawohl, gegrüßt wäre es; jetzt wollen wir auf den Dank warten," sagte der als „Kupferschmied" Bezeichnete, als die Sänger auseinanderstraten; „ich hole meine Matratze heraus und mache mir es bequem, bis wir das neue Vaterland bei besserem Lichte besehen können." Er verschwand, und die Uebrigen, von dem gelauschten Gedanken sichtlich angesprochen, bereiten sich, lachend seinem Beispiele zu folgen. Nur der zuletzt Herbeigetretene nahm langsam seinen frühern Platz wieder ein, wo sich von dem einzelnen Mädchen ein Theil ihres mattbeschienenen feinen Gesichtes beobachten ließ. Wie heute, hatte er sie an manchem Abende der langen Reise, wenn der größte Theil der Passagiere schon schlief, stehen sehen, und es hatte ihm Vergnügen gemacht, aus diesen jugendlichen, bleichen Zügen ganze Geschichten herauszulesen. Sie war die Einzige auf dem Fahrzeug, welche trotz des engen Zusammenlebens in Zwischendeck und „Steerage" noch heute allen Uebrigen so fremd gegenüberstand, als am Tage der Ausfahrt; sie hatte sich in Bremen einer Familie, welche Steerage-Passage genommen, angeschlossen gehabt; von dieser aber wußte auch Niemand mehr über sie, als daß sie Mathilde Heyer heiße und zu Verwandten gehe, welche irgendwo in New-York wohnen sollten; im Zwischendeck, wo jede Besonderheit sofort ihre Bezeichnung fand, war sie nur als das „gnädige Fräulein" bekannt; weiter indessen war der Spott nicht gegangen, da selbst auf rohere Gemüther das bleiche schöne Gesicht in seiner Zurückhaltung einen eigenthümlichen Einfluß ausübte. Der jetzige Beobachter hatte, wie alle übrigen jungen Leute, den

* Einzig rechtmäßige, für Deutschland von dem Verfasser autorisirte Ausgabe. Jeden etwaigen Nachdruck werden wir auf das Strengste verfolgen. D. Red.

Anfang der Reise ein reges Interesse an der ungewöhnlichen Erscheinung genommen, es hatte aber, als er bei Andern jene versuchte Annäherung vereitelt sah, sich fern gehalten und „bewunderte von Weitem, ganz Ritter Toggenburg," wie der Kupferschmied sich ausdrückte. Er mußte jetzt unwillkürlich lächeln, als er sich seiner augenblicklichen Stellung inne ward,

Brüste nach der Liebsten drüben,
Blicke stundenlang,

und doch konnte er sich nicht helfen, in dieser geheimen Beobachtung einen ganz eigenthümlichen Genuß zu finden.

Da richtete sich das Mädchen aus ihrer gebeugten Stellung auf und warf einen Blick auf ihre Umgebung; bei dem Anblicke des jungen Mannes, welcher allein an die Kajütenwand gelehnt dastand, schien sie einen Augenblick zu zaudern, that dann aber einige Schritte ihm entgegen. „Herr Reichardt —!" sagte sie halblaut.

Der Angeredete war im Nu auf seinen Füßen.

„Ich möchte mir eine Frage erlauben," sagte sie halblaut nach ihrem früheren Platze zurücktretend. „Wir werden morgen früh in New-York sein, und ich muß einen ziemlich entfernten Theil der Stadt aufsuchen, weiß aber kaum, wie ich meinen Weg dahin werde finden können. Sie sprechen bereits geläufig englisch, wie ich gehört habe —"

„Ich stelle mich mit allen meinen schwachen Kräften vollkommen zu Ihrer Disposition, Fräulein!" erwiderte er eifrig, und die Nacht verbarg die in seinem Gesichte aufsteigende Röthe.

Ein Gepolter unterbrach das Gespräch. Aus der Luke zum Zwischendeck wälzten die Sänger ihre Matratzen herauf, und mit einem eitigen: „Ich rechne auf Sie!" fühlte der junge Mann seine Hand gefaßt — nur leicht wie die Lüftchen um sie, nur einen einzigen Moment, aber er meinte die Berührung in allen Nerven zu spüren. Dann war sie wie ein Schatten an der Brüstung hingeglitten und verschwunden.

„Jetzt, ehrenwerther Professor, sprechen wir noch ein Wörtchen," sagte der Kupferschmied, zwei Matratzen zu Boden werfend, während die Uebrigen sich an der andern Seite der Kajüte Raum für ihr Lager suchten; „hier habe ich für Ihre Bequemlichkeit gut gesorgt, und nun sagen Sie mir, was Sie morgen nach der Landung zu thun gedenken. Sie sind zwar mit Ihrem blondwallenden Haare und rothen Backen noch etwas sehr jung gegen mich, aber ich habe mir so eine Idee gemacht, daß Sie gerade deßwegen Glück haben müssen in Amerika, und da ich vor der Hand meinem künftigen Schicksale durchaus nichts vorschreiben will, so habe ich beschlossen, mich Ihnen anzuschließen, bis unsere Wege von der unbegreiflichen Macht, die wir nicht kennen und nicht erklären können, von einander geschieden werden."

„Kupferschmied, Sie fangen wieder an zu predigen!" unterbrach ihn der Andere, sich behaglich auf die hingeworfene Matratze streckend.

„Ruhig! Das Menschen Bestimmung zeigt sich am ersten, wenn das volle Herz aus ihm spricht — und ich will Ihnen sagen, daß ich Sie lieb habe, Reichardt. Sie sind allerdings Kaufmann und haben noch andere Kunstfertigkeiten, wozu der Kupferschmied schlecht paßt; Sie können aber nicht sagen, was aus mir noch Alles werden kann — immer laufen lassen, was sich nicht halten läßt! Sie wissen ja! — und so sagen Sie mir, ob Sie schon einen bestimmten Plan für Ihr erstes Unterkommen haben, damit ich mich danach richten kann!"

„Wir werden uns jedenfalls in irgend ein Gasthaus werfen müssen, zu der Auswahl ist aber morgen noch Zeit," erwiderte der Jüngere gähnend — „aber warten Sie, Meißner," unterbrach er sich, „wir wollen im Shakespeare-Hotel zusammentreffen; ich werde erst nach einigen Stunden bei Ihnen sein können — das Warum lassen Sie sich einmal nicht kümmern — und dann mögen wir berathen, was weiter werden soll!"

„Ich glaube wahrhaftig, der Mensch hat schon eine Bestellung in der neuen Welt!" rief der Kupferschmied kläglich, „ich würde mich kaum wundern und hätte auch nichts dawider — immer laufen lassen, was sich nicht halten läßt! — im Shakespeare-Hotel also, gut, und bis dahin gute Nacht!" Er legte sich auf die Matratze zurück, und nach Kurzem deutete ein gewichtiges Schnarchen den Ernst an, mit welchem er sich dem Schlafe übergeben.

Reichardt sah noch eine Weile in den sternbesäeten Himmel über sich und grübelte, warum das „gnädige Fräulein" gerade ihn, der ihr doch die wenigsten Aufmerksamkeiten erwiesen, zu ihrem Begleiter auserwählt, bald aber wurden seine Gedanken verworren und auch über ihn war der Schlummer gekommen, ehe er es nur vermuthete. — —

Am andern Morgen um zehn Uhr lag das Schiff im New-Yorker Hafen, und in buntem Gewühle, an allen Seiten bepackt, strömten die Einwanderer an's Land. Während der ganzen morgendlichen Fahrt hatte sich Reichardt in der Nähe von Mathilde Heyer gehalten, ohne sich indessen bemerkbar zu machen; er sah, daß das Mädchen noch bleicher war als gewöhnlich, daß oft, wenn sie den Blick nach dem Lande wandte, es wie eine peinliche Spannung durch ihre Züge ging, und erst, als sie während des Durcheinanders der Schiffsbevölkerung von ihren bisherigen Begleitern Abschied nahm und, ihren Koffer fassend, einen suchenden Blick um sich warf, trat er heran, trug ihr Gepäck zu dem seinigen und reichte ihr dann den Arm. „Wir werden jedenfalls einen Wagen in der Nähe finden, der Sie schnell nach irgend einem Stadttheile bringt; natürlich begleite ich Sie!" sagte er. „Wollen Sie Ihren Koffer gleich mit sich nehmen, so laden wir ihn auf!"

„Lassen Sie Alles vorläufig, bis ich sichere Auskunft erlangt habe!" erwiderte sie und drückte seinen Arm leise, als wolle sie ihn zur Eile treiben. Reichardt schuf Bahn durch das Gewühl der Menschen; als er aber die Landungsbrücke erreicht hatte, brummte eine Stimme in seine Ohren: „Der Toggenburg ist gegen den Schiller'schen Text — aber nur immer laufen lassen. Drei Stunden werde ich im Shakespeare warten!"

Es hatte unter den landenden Zwischendeck-Passagieren wohl noch selten ein so bemerkenswerthes Paar das Ufer betreten, als Reichardt mit seiner Begleiterin. Beide mochten von gleichem Alter sein; während aber unter seinem Pariser Hute üppiges dunkelblondes Haar hervorquoll und ein Gesicht einfaßte, dessen mädchenhafte Frische nur durch ein Paar blitzender, leicht zusammengezogener Augen einen Anstrich männlicher Bestimmtheit erhielt, bildete ihr Kopf in der Blöße des feingeschnittenen, von reichen schwarzen Flechten eingerahmten Gesichtes den lebendigsten Gegensatz. Und während in der Kleidung des jungen Mannes trotz ihrer Eleganz eine Art künstlerischer Nonchalance vorherrschte, zeichnete das einfache Kleid des Mädchens jede Linie des schlanken Oberkörpers ab, lag es über ihrer ganzen Toilette wie ein Duft von Ordnung und Sauberkeit.

Beide hatten die Reise der wartenden Miethkutschen erreicht, und Mathilde zog einen Zettel, bezeichnet mit einem Namen und einer Straßennummer hervor. Reichardt versuchte unter den heranbrängenden Kutschern sein Englisch, und bald befanden sich Beide in einem der geschlossenen Wagen, der angegebenen Richtung zurollend.

Das Mädchen saß, gerade aufgerichtet, mit einem Blick voll so viel Spannung auf ihrem Platze, daß es Reichardt für zudringlich hielt, jetzt ein Gespräch mit ihr zu beginnen; bald indessen schien sie selbst sich ihres Stichgedankenlassens bewußt zu werden. Sie wandte den Kopf und lächelte ihrem Begleiter zu, während sich, alle ihre Züge verklärend, ein leises Roth über ihr Gesicht verbreitete.

„Ich habe mich noch nicht einmal entschuldigt, daß ich Sie so ohne Weiteres Ihren eigenen Angelegenheiten entreiße," begann sie, und durch Reichardt's Kopf schoß es, welche wunderschöne Stimme in des Mädchens Kehle stecken müsse, die schon in den gesprochenen Worten ihm wie Musik in die Ohren klang, „ich bin aber in einer so eigenthümlichen Lage, daß ich selbst die allernächsten Dinge vergessen könnte —"

„Thun Sie sich in keiner Weise Zwang an, Fräulein," erwiderte er, „ich habe nichts zu versäumen und wäre glücklich, acht Tage lang zu Ihren Diensten zu sein. Haben Sie sich über irgend etwas auszusprechen?" fuhr er mit einem Anfluge von Verlegenheit fort, „— ich bin freilich der Unbetrautenste von Ihren bisherigen Bekannten auf dem Schiffe —"

Ein leichtforschender Blick traf das Auge des Sprechenden, dann aber blitzte ein so eigenthümlich neckisches Lächeln in ihrem Gesichte auf, daß sich plötzlich der ganze Charakter desselben verwandelt zu haben schien. „Halten Sie sich wirklich selbst für so unbetrauten?" fragte sie; schon im nächsten Augenblicke aber trat der frühere, sorgenvolle Zug wieder zwischen ihre Augen, und sie streckte dem jungen Manne die kleine behandschuhte Hand entgegen. „Ich danke Ihnen von Herzen — ich möchte Ihnen allerdings ein paar Worte sagen, die ich zu Keinem von den Andern hätte äußern

mögen; that doch Jeder, als habe er nur die Aufgabe, genau zu ergründen, was ich sei und habe, oder als komme ich ihm gerade recht zur Vertreibung seiner Langeweile." —

„Ich glaube, Sie sind nicht ganz gerecht, Fräulein Mathilde," erwiderte der junge Mann lächelnd. „Mochte auch die Neugierde ihr Theil zu thun haben, so war doch ihre ganze Erscheinung so abstechend von den Uebrigen, und — ich will jetzt nicht anfangen Schönheiten zu sagen —"

Sie hatte während des Sprechens den Handschuh von ihren Fingern gezupft. „Nein, um Gotteswillen nicht, wenn ich weiter zu Ihnen reden soll; lassen Sie mir den Glauben, daß Sie nicht sind, wie die Andern," unterbrach sie ihn und streckte ihm von Neuem die Hand entgegen. Reichardt sah in ein Auge, das im vollen, bittenden Vertrauen ihn anblickte, er fühlte den Druck dieser weichen, zierlichen Finger und hätte in diesem Augenblicke auch das halb Unmögliche zugelagt.

„Sprechen Sie, Fräulein, sprechen Sie und denken Sie, daß Sie neben einem Bruder sitzen," sagte er, und in seinem Händedrucke, wie in seinem Tone sprach sich Alles aus, was er nur hätte sagen mögen.

„Es ist mit einigen Worten gethan, Sie mußten es zum Verständniß unserer vielleicht längern Fahrt wissen," erwiderte sie. „Ich habe in New-York nur einen einzigen Anhalt, einen Bruder meiner Mutter — ob er aber noch da ist, wohin mich die Adresse, die schon einige Zeit alt ist, weist, ist eine Frage, die mich während der ganzen langen Reise gepeinigt hat — und doch habe ich diese auf jede Gefahr hin antreten müssen. Finde ich ihn nicht sogleich, so muß ich weiter suchen, und Gott gebe dann nur, daß ich schnell den rechten Weg finde."

„Und weiß er nicht, daß Sie kommen werden?" fragte ihr Begleiter, „haben Sie ihm nicht vorher geschrieben?"

„Ich habe geschrieben, einmal vor vier Monaten, aber ohne Antwort zu erhalten, und das zweite Mal bei meiner Abreise!" erwiderte sie, die Augen nach ihm aufschlagend, als wolle sie Hoffnung oder Furcht aus seinen Mienen schöpfen.

Reichardt nahm seinen Hut ab und fuhr mit den Fingern durch das reiche Haar. „Wir werden zu sehen — Briefe gehen eher verloren als Menschen," sagte er. „Jedenfalls aber," setzte er mit einem hellen Blicke hinzu, „rechnen Sie auf mich, Fräulein, soweit Sie nur von meinen Kräften Gebrauch machen wollen."

„Ich danke Ihnen!" versetzte sie mit einem tiefen Athemzuge, wandte dann aber, als wolle sie seinem Blicke ausweichen, das Auge nach der belebten Straße.

Nur einige Minuten noch waren sie schweigend weiter gefahren, als der Wagen hielt, der Kutscher vom Bock sprang und den Schlag öffnete. „Dies ist der Platz!" sagte er nach einem Thasze zeigend, dessen Thür auf schwarzladirtem Blech die Worte „Private Boarding" zeigte. Reichardt sprang auf die Straße, bot seine Begleiterin aus dem Wagen und gebot dem Kutscher zu warten. Als er die Klingel zog, fühlte er den Arm des Mädchens in dem seinen zittern.

„Wohnt ein Mr. Jung hier im Hause?" fragte er, sein Englisch bestens ausstutzend, das Dienstmädchen, welches die Thür öffnete. Die Befragte überstog erst das Aeußere des Paares und sagte dann, sie wisse es nicht, sie wolle Mistreß fragen, Beide möchten so lange in den Parlour treten.

Es dauerte eine kurze Weile, in welcher Mathilde, ohne sich niederzusetzen, die Augen starr auf die offene Thür gerichtet hielt, bis die Gerufene erschien und Reichardt seine Frage wiederholen konnte. Die Hauseigenthümerin schien nachzudenken. „Mr. Jung," begann sie endlich langsam, während des Mädchens Augen jedes Wort aus ihrem Munde, von dem sie doch keins verstand, aufzufangen schien, „das war der deutsche Gentleman, ich bestune auch; er bekam, wohl sechs Monate zurück, die Pocken, wurde in's Hospital geschafft und starb dort."

Reichardt fühlte bei der kurzen, gleichgültig gegebenen Nachricht selbst wie eine Art Stich im Herzen, und er mußte seine ganze Herrschaft über sich wach rufen, um dem Mädchen, welches in Erwartung der deutschen Ueberlesung den Blick nach ihm gewandt, nicht die Wahrheit auf einmal zu verrathen. „Hier ist er nicht mehr, kommen Sie, Fräulein, wir sprechen im Wagen weiter!" sagte er; aber in diesem Augenblisi sah er, wie eine tiefe Blässe ihr Gesicht überlief und fühlte ihre Hand an seinem Arme, als wolle sie sich daran festhalten. „Sagen Sie mir gleich Alles," sprach sie in sichtlicher Anstrengung, ihre Schwäche zu überwinden, „es ist besser für mich, glauben Sie mir!"

„Sie geben der jungen Dame wohl ein Glas kaltes Wasser!" wandte sich Reichardt besorgt nach der Wirthin. „Sie ist die nächste Verwandte des Mr. Jung, und eben erst von Europa angelangt, um ihn hier zu finden!" und als die Angerufene mit einem bedauernden Kopfschütteln davon geeilt war, führte er das Mädchen nach dem Sopha. „Fassen Sie sich, Fräulein Mathilde," sagte er, ihre beiden Hände ergreifend, „denken Sie, daß Sie einen Bruder in mir haben sollen, wenn Sie ihn nur annehmen, der alle seine Kräfte für Sie bereit hat."

„Sagen Sie mir nur nur das Eine — ist er todt?"

„Er ist todt, bereits seit sechs Monaten!"

Sie sah eine kurze Weile, ohne zu sprechen, vor sich hin und erhob sich dann, trank das ihr entgegengebrachte Wasser und schritt mit einem leichten Gruße, dem jungen Mann voran, zur Thür hinaus; als der Letztere indessen den Wagenschlag öffnete, um ihr in den innern Raum zu helfen, blieb sie stehen und fragte mit einem rathlosen Blicke: „Wohin aber nun?"

„Das findet sich, jetzt kommen Sie nur!" erwiderte er, tief dem Kutscher zu, nach dem Hafen zu fahren, wo sie eingestiegen, und bald saßen sich Beide wieder einander gegenüber. „Sie sagen, Fräulein, es war Ihr einziger Anhalt, welchen Sie in Amerika hatten?" begann er in ihr ängstlich erwartendes Gesicht blickend.

„Ich habe Niemanden weiter — auch des Onkels, den ich hier suchte, erinnere ich mich nur aus meinen Kinderjahren; aber ich weiß, daß ich eine so sichere Stütze an ihm gehabt hätte, als ich jetzt rath- und hülflos in der fremden Stadt stehe."

Reichardt sah eine Secunde lang vor sich nieder. „Ich habe keinen Begriff von den Aufprüchen, welche Sie hier an das Leben machen —" sagte er langsam wieder aufblickend.

„Ansprüche?" erwiderte sie wie verwundert, „ich will jetzt gern für den Unterhalt meines Lebens arbeiten, wenn ich nur dafür Gelegenheit und den nöthigen Schutz finde — das ist Alles —"

„Gut, Fräulein, so sind Sie um kein Haar schlimmer daran als ich selbst, und ich sehe hingegen eine Ursache zu Sorge und Bangigkeit," erwiderte er, sich gerade aufsetzend. „Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihr Bruder sein werde; wollen Sie mich nun annehmen, so nehmen Sie mein ehrliches Wort, daß ich Ihr Vertrauen rechtfertigen werde, geben Sie mir Ihre Hand und lassen Sie unsere Schicksale zusammenwerfen. Geschwisterpaare, die hier ankommen, sind etwas Gewöhnliches und Niemand wird ein Arg hegen — nehmen Sie meinen Vorschlag wenigstens so lange an," setzte er hinzu, als er ein hohes Roth in des Mädchens Gesicht treten und eine eigenthümliche Befangenheit sich über ihre Züge verbreiten sah, die ihn fast selbst aus seiner Sicherheit brachte, „bis irgend eine Gelegenheit Ihnen einen bessern Schutz verschafft — es muß ja nun einmal jedes Verhältniß der Welt gegenüber einen Namen haben —" in Mathildens Gesicht begann aber schon ein hellaufleuchtendes Lächeln jeden andern Ausdruck zu verdrängen, ihr Auge glänzte auf, und wie einen Entschluß in sich zu Ende bringend, legte sie langsam ihre Hand in die Reichardt's. „Es ist gut, ich will Ihre Schwester sein," sagte sie mit dem vollen Klange ihrer tiefen, wohlklingenden Stimme, „ich breche mit Allem, was hinter mir liegt, und bilde mir meine eigene Zukunft — ich werde Ihnen nicht zur Last fallen, sobald ich nur im Stande sein werde, einen freien Blick über des Meer von Häusern und Menschen zu gewinnen —"

„Zur Last oder nicht — Alles gemeinschaftlich und gegenseitig," erwiderte der junge Mann, ihre Hand festhaltend, „unerörtert habe ich selbst noch keine Beschäftigung; für einige Zeit ist indessen gesorgt, und dann getheiltes Glück oder getheiltes Leid, wie das Schicksal will. Aber etwas Anderes!" fuhr er angeregt fort, „wenn wir auch Geschwisterchen mit verschiedenen Namen sind, so muß doch das geschwisterliche Du zwischen uns herrschen, und der nöthigen Uebung halber sollten wir wohl gleich damit beginnen!"

Wieder wollte das frühere Roth in ihrem Gesichte aufsteigen, wurde aber im Entstehen von ihr bemeistert. „Nennen Sie mir Ihren vollen Namen!" sagte sie ruhig.

„Max Reichardt."

„Gut, Max, nun sei mein rechtschaffener Bruder!"

„Du sollst mit ihm zufrieden sein, Mathilde!"

Zwei Secunden noch hingen die Augen Beider wie unbewußt

in einander, dann zog sie leise ihre Hand aus der seinen und wandte den Blick nach der Straße hinaus.

Sie waren schweigend weiter gefahren, der junge Mann mit den Gedanken an das, was jetzt die nächste Zukunft nöthig machte, beschäftigt, bis der Wagen wieder am Hafendamme hielt. Reichardt bedeutete das sich erhebende Mädchen ihren Platz zu behalten und sprang allein in's Freie. Ein rascher Blick durch den Wald von Masten zeigte ihm die Adelheid mit ihrer kleinen aufgesetzten Kajüte, und befriedigt wandte er sich an den Kutscher, zuerst den bedungenen Preis bezahlend und sich dann nach einem anständigen deutschen Boardinghause im Innern der Stadt, in welchem er mit seiner Schwester eine Zeitlang wohnen könne, erkundigend. Trotz allen Nachdenkens hatte er keinen andern Weg entdecken können, um für das Mädchen schnell ein Unterkommen zu finden und zugleich den übrigen mit ihnen angelangten Einwanderern aus dem Auge zu kommen. Bediente sie der Zufall schlecht, so war es am nächsten Tage noch immer Zeit, sich nach etwas Besserem umzusehen. Indessen versprach der Kutscher, sie nach einem Hause, das ihnen zusagen werde, zu bringen; die Koffer Beider waren schnell an's Land geschafft und äußerlich auf dem Führwerk plazirt, während Reichardt einen fein polirten Visitenkasten sorgfältig auf den Vordersitz in das Innere stellte, und dalle rollte das Paar wieder in die Stadt hinein.

„Weißt Du wohl, Bruder Max," begann Mathilde mit einem heilen Lächeln zu dem jungen Manne aufsehend, „daß es meine liebsten Stunden auf dem Schiffe waren, wenn Du Abends Deine Geige herausholtest und zu phantasiren begannst? Da ist ein Lied von Prech: „Ziehn die lieben goldnen Sterne", das sich ganz wunderbar schön in der Durcharbeitung machte, und ich habe oft das Thema secundirt, natürlich nur zwischen den Lippen — ich meinte erst, Du müßtest Musiker sein, bis es später hieß, Du wärst Kaufmann —"

„Und das schien Dir sich nicht mit einander zu vertragen? hat auch anderen Leuten schon so geschienen!" lachte Reichardt auf, „ich glaube, die Bieline trägt eine Hauptschuld, daß ich mich über das große Wasser gemacht habe, um einmal hier mein Glück zu versuchen. Wenn es mir auch nicht einfällt, meinem eigentlichen Berufe untreu zu werden, so ist man doch wenigstens außerhalb des Geschäfts sein freier Herr und kann so viel Musik und andere Allanzereien, wie mein guter Prinzipal meine Studien titulirte, treiben, als man will. Brod ist vor der Hand natürlich die Hauptsache, aber ich denke, es soll nicht lange fehlen; ich bin doch in meinem Geschäfte gewiß ebenso tattfest als in dem, was ich zum Vergnügen treibe!"

Ueber Mathildens Gesicht ging es bei den letzten Worten ihres Begleiters wie eine trübe Welle; sie wandte das Gesicht der Straße zu, und auch Reichardt's Aufmerksamkeit wurde durch das niegesehene Treiben von Fuhrwerken und Menschen, wie es den Geschäftsverkehr der großen Stadt bezeichnet, in Anspruch genommen.

Vor einem leidlich anständig aussehenden Hause hielt endlich der Wagen, und der Kutscher lud ohne Weiteres das Gepäck ab. Ein warmer Speisegeruch empfing die Ankommenden beim Eintreten und vor ihnen öffnete sich ein großes, von vieler Benutzung zeugendes Zimmer, in dessen Hintergrunde sich ein abgebrauchtes Billard und ein mit Gläsern besetzter Schenktisch zeigten. Was den jungen Mann indessen mit dem ersten unangenehmen Eindrucke aussöhnte, war eine junge, knappe Frau, welche ihnen mit freundlichem Gesicht entgegentrat, und ein Piano, unweit des Fensters. Seine Fragen über ein passendes Logis waren bald zur Zufriedenheit beantwortet; für die „Schwester" gab es ein hübsches Zimmer dicht neben der Schlafstube der Wirthsleute, Reichardt aber fand sein Unterkommen eine Treppe höher, und als nach Besichtigung der Räumlichkeiten ihm Mathilde bejahend zunickte, übergab er das Mädchen und das gemeinschaftliche Gepäck der Wirthin zur besten Fürsorge, ließ sich Straße und Nummer der neuen Heimath bezeichnen und machte sich dann nach dem Shakespeare-Hotel auf den Weg.

„Das ist mir ein sauberer Anfang für die amerikanische Cameradschaft," rief ihm der Kupferschmied entgegen, als er nach manchem Irregehen und Wiederzurechtfragen endlich am rechten Orte in das allgemeine Gastzimmer trat; „jetzt hierher, es giebt ganz erträgliches Bier, was mich schon einigermaßen über die Zukunft tröstet, und nun ordentlich mit der Sprache heraus — wenn sich das nämlich thun läßt, sonst mag meinetwegen laufen, was sich nicht halten läßt!"

Reichardt ließ sich nach einem unbesetzten Tische führen, erfrischte sich und sah dann lächelnd in das gespannte Gesicht des Andern. „Haben Sie schon ein festes Logis, Meißner?" fragte er.

„Sie wissen doch, daß ich seit drei Stunden hier auf Sie warte?"

„Gut, so kommen Sie nach dem obern Theile der Stadt; ich weiß dort etwas Passendes — ich wohne schon dort mit meiner Schwester."

Der Kupferschmied sah ihn eine Weile mit weit aufgerissenen Augen an und ließ dann einen leisen, langen Pfiff hören. „Mit der Schwester — so?" sagte er endlich; „ich will Ihnen sagen, Professor, jetzt gebe ich den Glauben an die Menschheit auf und nenne mich selber einen Esel!"

Reichardt faßte halb lachend, halb ärgerlich seinen Arm. „Denken Sie denn, ich käm' zu Ihnen, wenn in der Sache Schlimmeres wäre, als der ersten Klatschscene unter den Uebrigen aus dem Wege zu gehen? Ihnen sage ich's, weil Sie eine treue Haut sind, Meißner, und wir möglichst lange bei einander zu bleiben gedachten." Er begann in kurzen Umrissen den Sachverlauf seit seiner Bestellung am Abend zuvor zu erzählen und die verlassene Stellung der Verwaisten, die von selbst seine Unterstützung beansprucht, darzulegen.

„Sagen Sie mir nur," frug der Andere, das Kinn in die Hand stützend, „sind Sie in das Mädchen verliebt?"

Reichardt sah zwei Secunden wie nachdenkend vor sich hin. „Verliebt nicht, Meißner, auf mein Wort nicht," erwiderte er dann, „ich hatte vom Anfange ein lebendiges Interesse an ihr genommen, weil sie etwas so Besonderes war; das ist aber auch jetzt noch Alles!"

„Gut, so ist sie verliebt in Sie — glauben Sie mir! und ich möchte Sie doch fragen, was am Ende daraus werden soll. Haben Sie denn noch nicht an die schwachen Stunden gedacht, die bei einer solchen Brüder- und Schwester-Geschichte ganz von selber kommen werden? Lassen lassen, was sich nicht halten läßt, nicht wahr? Es möchte Ihnen freilich für den Anfang schmecken; aber was denn dann? Heirathen in Ihren jungen Jahren und sich aus purer Menschenliebe die ganze Zukunft verderben?"

Reichardt schüttelte den Kopf; „'s ist keine Gefahr von der Seite, Meißner," erwiderte er; „wenn ich auch einmal schwärme, so bin ich doch im nähern Umgang mit Frauen mehr als kalt, und ich kann Ihnen sagen, daß ich, trotz meiner zwanzig Jahre und trotz mancher gebotenen Gelegenheit, es noch nicht zu einem einzigen wirklichen Liebesverhältniß habe bringen können."

„Auch gut, wenn Sie das auch einem Andern nicht erzählen dürften!" brummte der Kupferschmied, „ich will's Ihnen glauben, und um so eher kann ich Sie fragen: Haben Sie denn schon an den Lebensunterhalt über die nächsten paar Wochen hinaus gedacht? Sie selber haben mir einmal gesagt, daß bei Ihnen das Geld eben so wenig dick sitze, als bei mir, und daß Ihre Empfehlungsbriefe Ihr Haupthalt seien — wissen Sie denn, ob sie etwas hat und ob sie irgend eine Arbeit versteht, die hier zu Lande sich bezahlt? Ich habe in beiden Punkten meine leisen Zweifel; sie war auf dem Schiffe so wenig verproviantirt, daß ich eigentlich kaum weiß, wie sie hat durchkommen können — und wenn die andern Frauenzimmer die saule Zeit benutzten, um zu stricken oder sonst für sich etwas zu arbeiten, war sie immer das „gnädige Fräulein", das spazieren ging oder die Sterne bei hellem Tage suchte — wollen Sie sich denn aus purer Gutmüthigkeit eine Last auf den Hals laden, der Sie, wenn Sie nicht sehr viel Glück haben, kaum gewachsen sein können?"

„Werden das Alles sehen, Meißner; heute wenigstens will ich mir noch keine Sorge darüber machen!" erwiderte Reichardt, seine Haare zurückstreichend, „jetzt ist nur die Frage: wollen Sie mit mir zusammenwohnen, bis jedes seinen rechten Weg gefunden hat?"

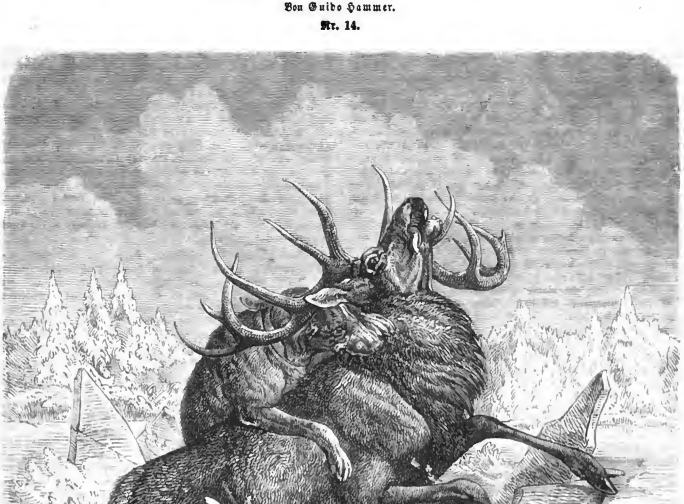
„Soll mich der Himmel bewahren, ich bin kein Mensch für Frauenzimmer und würde der Gnädigen meine Meinung gleich ganz grob herausſagen!" erwiderte der Kupferschmied in sichtlichem Aerger; „man geht nicht nach Amerika, ohne daß man nur weiß, was dort anfangen, und hängt sich endlich an den ersten hübschen, jungen Menschen —"

(Fortsetzung folgt.)

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 14.



Der gehetzte Hirsch.

Obwohl zur Zeit in Deutschland wohl nirgends mehr die mittelalterliche Hetzjagd im eigentlichen Sinne des Wortes, sei es, auf Schwarz- oder Rothwild, vorkommt, so geschieht es doch noch hier und da, daß die individuelle Liebhaberei eines Jagdherrn oder Jägers noch dann und wann einmal, namentlich bei angeschossenem Wilde, Fanghunde anwendet, und bei Sauen viel häufiger, als beim Hirsch. Im letzteren Falle ist dieses Verfahren nach modernen Jagdbegriffen sogar kaum zulässig, da sich der Hirsch gegen dergleichen Hunde gar nicht oder doch nur in äußerster Noth stellt, vielmehr, wenn es ihm irgend möglich ist, so weit er nur kann, entflieht und so — jetzt, wo die geregelten Revierergrenzen sich nur allzuhäufig berühren und Nachfolge auf fremdem Reviere nicht gestattet ist — dem Jagenden verloren gehen würde. Dennoch bin ich in der Lage, meinen Lesern eine Jagd dieser Art schildern zu können, bei der ich eine der drastischsten Scenen, die ein Hirschleben wohl bieten kann, selbst erlebte.

Ein schneereicher, doch nicht zu harter Winter hatte begonnen, als ich Gelegenheit hatte, einer Lappjagd* auf Hochwild beizuwohnen. Es waren darin bestätigt:** ein Hirsch von zwölf Enden, mehrere geringe, aber lauter gewehrte*** Hirsche, dann ein Trupp Wild, wobei ein gelbes† Thier, eine uralte „Blauße", die an ihrem ganz weißschimmligen Kopfe kenntlich, geschossen werden durfte. Auch einige Sauen waren im Jagen. Um letzterer willen hatte einer der mitjagenden Förster zur Vorsorge einen gewaltigen Hetzhund, den er sich aus purer Liebhaberei hielt, mitgebracht, im Falle ein „Schwarzkittel", wie er die Sauen nannte, angeschossen

* Lappjagd sagt man, wenn ein Distriet im Walde mit an Leinen hängenden Lappen (niederen Stücken grober Leinwand) eingehegt wird, so daß das gerade darin befindliche Wild eingeschlossen bleibt, da es sich scheut, ohne Noth darüber zu gehen.

** Bestätigt: bekommt wissen, wo und wie viel Wild irgendwo steht.

*** Gewehrte Hirsche sind solche, die mindestens Augensprossen (die ersten Zinken am Geweih) haben; Spießer, Knöpfchenhirschchen und männliche Kälber sind also ausgeschlossen.

† Gelte: unfruchtbar.

werde, dem dann „Woban“, so hieß die Rübe, auf den Hals gehetzt werden sollte, was ein besonderes Privatvergnügen für den originellen Besitzer des Hundes geworden wäre. Aber es kam anders.

Die Schützenlinie war bereits eine Weile angestellt. Trampelnd hatte man sich einen schneefreien Platz getreten, um die Füße möglichst vor der Kälte zu schützen, als man in der Ferne die ersten Hornsignale hörte, die die Treiber, welche an den äußersten Lappen angelegt waren, abbliesen. Mit rascher schlagendem Herzen wartete ich gespannt auf das Wild, das, wenn das Treiben richtig ging, den Schützen gegenüber über eine Blöße kommen mußte. Ruhig lag das tiefüberschneite Gehau vor mir, das von einer Dickung geschlossen wurde. Glänzend schien die Sonne darauf, so daß sich die Unebenheiten in dem mit Haidekraut bestandenen Terrain tiefblau markirten. Fast geblendet, ließ man dennoch keinen Gegenstand aus dem Auge, und schon ein aus dem Dickicht herüberfliegender Schwarzspecht, der sich, wie zum Hohne, dicht neben mir an einem dürren Buchenstamme niederließ, um hämmernd nach Larven zu suchen, machte mich aufmerken. An dem Klappern der Stöcke, die die Treibleute hin und wieder gegen die Kiefern schlugen, hörte man, wie dieselben vorrückten. Die Folge davon war, daß sehr bald der Raubritter vom rothen Pelze — Freund Reineke — auf einen Augenblick am Rande der drüben liegenden Dickung erschien, aber eben so schnell wieder verschwand, um wahrscheinlich inwendig am Rande gedeckt hinzuziehen und zu sehen, „wo der Zimmermann das Loch gelassen“ habe. Endlich, nachdem die Treiber immer mehr vorgerückt waren, hörte man es drüben brechen — und ein Hirsch trat heraus, dem nach vier, unter ihnen als letzter der Zwölfender, folgten. Einen Moment blieb der ganze Trupp ruhig stehen und äugte herüber; da sie aber die Treiber hörten, trollten sie vorwärts, leider von mir ab, doch der Schützenlinie zu. Vor der Hand blieb mir also nichts als die Beobachtung übrig, ohne daß ich dabei das Gegenüber, wo jeden Augenblick der Trupp Wild mit dem alten Thiere erscheinen konnte, vernachlässigte. Meiner Meinung nach mußten die Hirsche bereits auf Schußweite an die Schützen herangekommen sein, aber noch fiel kein Schuß. Da machten sie plötzlich Halt. Seitwärts von mir, weit ab, stieg ein blaues Wölkchen auf, die Hirsche wendeten, wobei der Zwölfender entschieden zeichnete*), welcher Wahrnehmung donnernd der erste Schuß durch die hellstönende Luft nachröhnte. Rasch hintereinander folgten noch mehrere Schüsse. In rasender Schnelle durcheilten die Flüchtigen die schneige Fläche, daß der flaumige Krystall in Wolken emporstiebte, die in der Sonne wie ein Heer blitzender Sternchen funkelten. Vor dem Holze machten sie nochmals Halt. Man sah, daß sich der starke Hirsch, der jedenfalls eine Kugel hatte, vom Trupp trennen wollte, aber doch, als jetzt die Treiber laut wurden und der Trupp Mutterwild flüchtig auf dem Dickicht brach, sich mit den abermals fliehenden Hirschen wieder in Bewegung setzte und ganz am Ende, zwischen dem letzten Schützen und den dort stehenden Lappen, die Linie passirte. Mehrere Schüsse, die noch fielen, gaben ihm das Geleit, ohne jedoch von Erfolg zu sein. Nun kam auch das Wild in's Feuer; da jedoch nur auf das alte Thier geschossen werden durfte, und nicht alle Schützen so sicher im Herausfuchsen waren, so wurde, obgleich der Trupp fast die ganze Schützenreihe passirte, verhältnißmäßig wenig geschossen und kein Stück verletzt.

Ein losbrechendes „Hua, Sau, Sau!“ unter den Treibern, kündete jetzt Sauen an, aber diese, durch das viele Schießen bereits kopfscheu geworden, gingen nicht heraus, sondern brachen, wie man hörte, durch die Treiber und, wie wir später erfuhren, seitwärts auch noch durch die Lappen. Als die Treiber alle heraus waren und „Ganz machten“**, wurde beschlossen, das Treiben von der anderen Seite wieder herumzuholen, wobei die Schützen also gleich auf ihren Ständen stehen bleiben mußten, nur daß sie sich umdrehten, an welcher abwartenden Lage freilich die Zehen — wenigstens die meinigen — nicht eben Wohlgefallen hatten. Gewiß eine halbe Stunde hatten wir bereits ruhig gestanden, wozu nun die Ausficht kam, wenigstens doppelt so lange wieder auf einem Flecke aushalten zu müssen, da, ehe die Treiber an die gegenseitigen Lappen angelegt wurden, recht gut ein halbes Stündchen vergehen mußte, und dann bis zum Heranskommen des Treibens mindestens ebensoviel Zeit erforderlich war. Die Spannung hilft aber glücklicherweise auch über solche frostige Zeitabschnitte hinweg. Wieder hörte man die Signalhörnchen ertönen, und das Treiben setzte sich in Bewegung. Diesmal ließen die nun schon angfwoll regegewordenen Hirsche nicht lange auf sich warten, bald kamen sie durch das hohe Holz, welches wir jetzt vor uns hatten, geflogen. Mancher Schuß krachte ihnen zu, und da natürlich die Meisten auf den Zwölfer, den die Aufregung noch immer beim Trupp gelassen hatte, schossen, so gingen seine jüngeren Cameraden abermals wie gefeit frei aus, während der bereits Angeschossene wieder zwei Kugeln erhalten hatte, doch ohne zu stürzen. Die Hast, mit welcher die Hirsche beschossen worden waren, wirkte günstig für das im vollsten Fliehen gleich hinterher kommende Mutterwild, so daß nur ein paar Schüsse, und zwar ohne Erfolg, auf sie abgefeuert wurden. In brausender Flucht flog Alles über das Gehau, und nur der Zwölfer bog, nun schwer krank, nach der Seite ab, um sich dort in's Dickicht zu flecken und niederzuthun. Jetzt kam man überein, dem angeschossenen Hirsche Ruhe zu lassen, dagegen das sämmtliche andere Wild noch einmal herumzuholen, wobei ich vorzog, mit den Treibern zu gehen, da zu vermuthen war, daß das aufgeregte Wild, statt vorzugehen, durch das Treiben brechen würde.

Wie gedacht, so geschehen. Kaum daß die Leute ein Stück vorwärts waren, kam der ganze Troß, jetzt Hirsche und Wild beisammen, in tollsten Sätzen gerade auf die lärmenden Bauern zu, und ehe ich — im Dickicht — schießen konnte, hatten sie die Linie durchbrochen und fielen über die Lappen. Dies war ein herrlicher Anblick. Ein Achtender war der Erste, der mit gewaltigem Sprunge die etwa sechs bis acht Ellen hoch gestellten Lappen überflog und das ganze hinterdrein kommende Wildpret zu gleichem Wagniß veranlaßte. Wie die Bolzen schossen alle nach, entweder drüber weg oder zwischen die Reihen der Lappen durch, wobei ein Hirsch, sich in den Leinen verwickelnd, zum Stürzen kam, sich aber im Augenblicke wieder aufraffte und den andern im Fluge folgte. Wohl schoß ich dem Ueberfallenden eine Kugel nach, aber, wie vorauszusehen, ohne Erfolg. Da jetzt außer dem tödlich verwundeten Hirsche nichts mehr im Jagen war, war also die eigentliche Jagd beendet; doch da es noch früh am Tage war und der angeschossene Zwölfer, wenn nicht bereits beerendet, doch sehr krank sein mußte, entschloß man sich zur sofortigen Nachsuche, die, hätte die Jagd länger gewährt, erst des andern Tages vorgenommen worden wäre. Der Schnee erleichterte das Vorhaben. Bald hatten wir die Schweißfährte. Ein Jäger, der behufsam darauf sortging, da die Treiber hierbei nicht angewendet werden sollten, kam bald darauf wieder zu den vorher angestellten Schützen zurück, mit dem Berichte, er habe den jedenfalls dem Verenden nahen Hirsch sitzen sehen, habe ihn aber absichtlich nicht vollends todtgeschossen, weil er geglaubt, daß vielleicht Woban, der bisher nur Sauen gejagt hatte, an ihm für Rothwild genossen* gemacht werden könnte, da im vorliegenden Falle kaum an ein Entrinnen des Hirsches zu denken sei. Die Idee fand allseitig Anklang, und die schnaufende Rüde wurde auf der Fährte heraugeführt. Natürlich ging ich mit, um einen so vielversprechenden Jagdmoment nicht zu versäumen.

Ziemlich nahe herangekommen, sah man den Hirsch auf einer kleinen Blöße im Dickicht, augenscheinlich todtkrank, sitzen. Jetzt wurde der Hund vom Riemen gelöst, und wie ein lebendiger Teufel stürzte er auf sein Opfer zu. Anstatt daß aber der Hirsch, wie wir vermuthet, nicht aufzukommen vermochte, oder doch bei einem etwaigen Versuche dazu zusammenbrach, raffte er sich im Gegentheil so plötzlich empor und wurde mit einer Eile flüchtig, daß an ein Schießen auf ihn gar nicht gedacht werden konnte. Fort stürmte nun die wilde Jagd, daß es knackend und krachend durch das Dickicht tönte, wozu das heulende Gebell des gierigen Hundes die Begleitung gab. Sofort, als der Hirsch flüchtig wurde, war ich im Sprunge nach, und, obgleich im Moment weit hinter den Dahinstürmenden zurückbleibend, gewann ich im Laufe der Zeit doch manchen Vorsprung durch Abschneidung größerer Strecken, die ich je nach der Richtung, wo der Hund laut war, in Wegfall brachte, so daß ich eben dazu kam, wie der tödlich getroffene Hirsch mit einer Federkraft, die dem gesündesten Thre

*) Zeichnen: markiren, daß das Wild getroffen ist.

**) Ganz machen: gleiche Linie herstellen.

*) Genossen machen: bezieht machen; hier auf das Rothwild, da es oft vorkommt, daß ein Hund mit wahrer Wuth jede Sau verfolgt, ohne Rothwild anzusehen; ebenso umgekehrt.

Digitized by Google

gemacht hätte, über die Lappen fiel. Der Hund folgte ihm natürlich unaufhaltsam nach; eben so ich, wer ich mir beiläufig einzuschalten erlaube, daß das der einzige Fall gewesen, wo ich „durch die Lappen gegangen“ bin.

In tollem Laufe ging die Jagd augenscheinlich einem Teiche zu, der im Reviere lag, weshalb ich, da ich das Terrain genau kannte, auf fürzestem Wege dorthin rannte, und wirklich glückte es mir, zeitig genug dort anzulangen, um sehen zu können, wie — vielleicht dreihundert Schritte von mir — der immer noch flüchtige Hirsch durch das Gerüchricht brach, um über den zugefrorenen Teich zu gehen. Schon hatte er eine ziemliche Strecke gewonnen, der Hund dicht hinter ihm her, als das Eis unter dem Fliehenden zerkrachte, daß es laut durch die stille Waldung hallte, und das Wasser hoch über ihm zusammenspritzte. Aber auch jetzt noch rang der bereits Entkräftete mit unglaublicher Ausdauer um sein Leben. Indem er sich emporarbeitete, um mit den Vorderläufen Boden auf der gebrechlichen Decke zu fassen, wobei das schwache Eis immer und immer niederrasselnd unter dem Rettungsbedürftigen zusammenbrach, war der Hund herangekommen, der sich mit wüthigem Muthe in die kalte Fluth stürzte, um hier mit rasender Gier den Geheßten zu ergreifen, was ihm auch, als der Hirsch, abermals zusammenbrechend, fast mit dem ganzen Leibe unter das Wasser kam, gelang, indem er das von ihm verfolgte, mit den Elementen kämpfende edle Thier im Genicke zu fassen bekam. Noch einmal ließ die schmerzensvolle Angst den Hochgeweihten sich emporraffen und aus den düstern Fluthen herausstiegen, wobei der Hund nicht losließ, sondern sich wie ein wilder Reiter an dem Rücken seines Opfers klammerte, das nun unter den Zähnen seines erbitterten Verfolgers mit dem Tode rang. Mit emporgehobenem Kopfe, die Lecke aus dem Gesöße* hängend und das prächtige Geweih weit hinter sich gebogen, versuchte das sterbende Thier zum letzten Male, sich auf das Eis zu arbeiten, als der Märtyrer plötzlich nach der Seite hin zusammenbrach und, ohne sich zu regen, mit dem zackigen Schmucke oberhalb des Wassers im Eise hängen blieb, so daß sich Kopf und Hals und Vorderlauf über der Fluth befanden. Ein Büchsenschuß von einem unterdessen von jenseits herangekommenen Jäger, der als ausgezeichneter Schütze bekannt war, hatte dem Hirsch eine Kugel mitten durch das Licht** und das Gehirn — wie sich später ergab — geschossen und ihn von seiner Qual befreit. Dröhnend hallten die Echos des Schusses nach, als würde eine Salve über das feuchte Grab des gefallenen Waldbeherrschers geschossen.

Der Hirsch war verendet, das sah man selbst auf die Entfernung von ein paar Hundert Schritten — so weit von mir hatte die Scene gespielt — aber wie sollte man ihn nun herüberbekommen? Das Eis war zu dünn, um ein sicheres Bewegen auf demselben zu gestatten; und doch war schnelles Handeln nöthig, denn der Hund war trotz allem Pfeifen des allenthalben herangekommenen Jagdpersonals, worunter auch sein Herr, nicht abzubringen, und die Art und Weise, wie sich Woban gebehrdete, ließ deutlich erkennen, daß er sich verbissen habe und, ohne ausgekrebelt zu werden, kaum wieder aus dem Genicke des Hirsches werde loskommen können. Wie es sich später bestätigte, lag der Hirsch, zum Glück für den Hund, in einer seichten Stelle. Die heftigen Bewegungen des letzteren, der sich loszumachen strebte, ließen inessen jeden Augenblick fürchten, daß der todte Recke vollends hinabsinken, den Hund mit unter das starre Eis ziehen und so noch im Tode das Wiedervergeltungsrecht üben könne. Einige Tollkühne wollten deshalb hinüber über das Eis, um den Hund zu retten, was jedoch von den besonneren Aelteren, unter denen auch Woban's Herr, nicht geduldet wurde. Leute wurden abgeschickt, um möglichst schnell Aexte zum Auseisen und Leinen zum Herüberschaffen zu holen, während die Zurückbleibenden mit Stangen einen alten verwerteten im Eise liegenden Kahn flott machten, um ihn herauszuholen und an das der Hanelung zunächst gelegene Ufer zu bringen. Hier wurde vor der Hand auch mit Stangen und Holzscheiten von dem nahen Gehau aufgereift, um das zerbrechliche Fahrzeug vom Stapel lassen zu können, wo man dann, mit demselben wippend, weiter Bahn brach. Aber wie langsam ging das im Verhältniß zu der nöthigen Eile! Auf einmal traf die allgemeine Besürchtung zu — der Hirsch rutschte vom Eise hinab in das ihn umgebende dunkele Wasser, und mit ihm verschwand Woban. Ein allgemeines unwillkürlich ausgestoßenes „Ach!“ folgte ihm, das jedoch sofort in Jubel überging, als der verlustene Hund, zwar mühsam und winselnd, aber gesund den Wellen entstieg und in rapidem Laufe dem erfreuten Herrn zustog. Heulend vor Freude, sich dann und wann die eisige Nässe aus dem Haar schüttelnd, umsprang der Gerettete den Förster, der, hätte er es nicht anstandshalber unterlassen, jedenfalls seine Sprünge erwidert haben würde. Durch das Umtanzchen und das damit verbundene Wasserschlucken hatte der wahrscheinlich eingetretene gewesene Kinnbackenkrampf des Hundes aufgehört, und die Fessel, die ihn an den erlegten Gegner gebunden, war somit gelöst.

Der glückliche Ausgang der tollen Jagd hatte neues Leben unter die Jagdgenossenschaft gebracht, so daß in lustiger Weise darüber gescherzt wurde, wobei besonders Woban's Herr mit seiner ausgestandenen Angst herhalten mußte. Ein Treiber mußte sofort den Hund nach Hause führen, damit er nicht verschlug, während die andern Bauern sich mit dem Kahne zum Hirsche hinarbeiteten. Endlich war auch dieses Stück Arbeit getungen, und langsam wurde nun die Beute in der eisfreien Wasserbahn dem Kahne nachgezogen, bis sie endlich am Ufer durch angebrachte Fangleinen in Triumph vollends herausgezogen ward. Bald kam Succurs aus dem Dorfe mit Pferd und Schlitten, und der Gefälle wurde auf grüne Tannenbrüche gebettet, um nach dem Schlosse abgeführt zu werden. Bei Besichtigung der Wunden, die er bekommen, stellte sich's heraus, daß der erste Schuß ein Hohlschuß dicht unter dem Rückgrat gewesen, während die beiden andern Kugeln, die er noch im Treiben empfangen hatte, beide waidewund saßen, die vierte aber, die ihn im Wasser tödtete, wie schon gesagt, durch den Kopf gegangen war. Noch hatten die Zähne des Hundes im Genicke des Getödteten Spuren hinterlassen, als wäre er dorthin mit Posten geschossen worden.

Schon trat die Dämmerung ein und der aufgehende Mond verschönte malerisch das Jagdbild, welches der sich in Bewegung setzende Zug bot. Es war nach Sonnenuntergang empfindlich kalt geworden, so daß sich der rauchende Athem der Menschen mit dem den schnaufenden Rüstern des erhitzten und dampfenden Rappens, den ein bepelzter Bauer lenkte, emströmenden mischte. Stampfend zog der rauhhaarige Gaul den erlegten Hirsch durch den weichen Schnee, während sich letzterer mit Eis überzog, das sich auf dem nassen Haare seines Körpers bildete. Allmählich wurde es immer düsterer, namentlich im geschlossenen Waldchen, durch den sich das Mondlicht nur wie huschend Bahn brach, zitternd und buntfarbig lernend sing Stern auf Stern an am klaren Winterhimmel zu flammen, so daß bald eine der herrlichsten mondhellen und sternprächtigen Nächte über dem stillen Walde sich ausbreitete. Vorwärts ging der Troß, der mit seinen dunkeln Gestalten wie ein Leichenzug, der es ja in der That auch war, hinzog, auf engem Waldespfade oder über einsame Waldblößen, die mit dem hellen, gestirnten Lichte des Mondes übergossen waren. Hundegebell verkündete endlich das Ziel, wohin der geweihgekrönte Todte gebracht werden sollte. Ruhig lag bald darauf das riesgethürmte Jagdschloß mit seinen Wetterfahnen in düsteren Waldesmassen da. Die ein mächtiges, vielgemaftetes und gewimpeltes Geisterschiff auf dunkler, windstiller See erschien das altertümliche Gebäude mit seiner Umgebung. Magisch erglänzten die Fenster der jetzt unbewohnten Räume im silbernen Schimmer des leuchtenden Nachtgestirns, während in einer der untersten Wohnungen, gleichsam im Zwischendecke, das Licht des alten Schloßwartes als getreuen Sternhüter verbürdigte. Beim Vorüberziehen des Jagdzuges wurden dem ergrauten Insassen, der früher ein gewaltiger Jäger war, als Abendständchen die noch gelagenen Büchsen abgeschossen, daß es knatternd durch die stille, helle Luft dröhnte und rollend weiter hallte. Das gelegländende Sternlein verschwand hierauf im Fenster, um als flackerndes Licht vor dem Schloßportale zu erscheinen, wo jetzt der greise Castellan sichtbar wurde, um die erlegte Beute und davon seinen Jägeranthell,* welches Recht er sich von früher vorbehalten hatte, in Empfang zu nehmen. Schnaubend und stampfend brachte das müde Roß den Hirsch die Schloßrampe heran, wo ihn kräftige Arme abluden, während der helldonende Kienspan

* Lecke: Zunge; Gesöße: Maul.

** Das Licht: das Auge; auch eine häutige Scheide, woran das Herz hängt; hier jedoch das erstere.

* Jägeranthell ist das Geräusch (Lunge, Leber, Herz ꝛc.) und so viel Fett (Fett, als, ohne das Messer anzuwenden, mit den Händen aus der Bauchhöhle des Wildes gerissen werden kann.

des weißbärtigen, einsamen Schloßbewohners die ganze Gruppe, so wie den unteren Theil des Schlosses mit der nächsten Umgebung, malerisch beleuchtete, so daß die Thürme und die oberen Etagen mit dem hochgegiebelten Dache, da Alles vor dem Monde lag, in tiefster Dunkelheit in die schimmernde Sternenpracht des wolkenlosen Himmels hineinragten. So endete dieser, wenn auch nicht eben erfolgreiche, doch höchst interessante Jagdtag, dessen Bilder noch lange in mir lebendig bleiben werden.

Der neue Weg nach Quito und das Innere von Ecuador.

Von Fr. Gerstäcker.

Mein Aufenthalt am Pailon, an dem ich fast drei und einen halben Monat zugebracht, näherte sich seinem Ende. Ich sehnte mich danach, meine Reise endlich wieder aufzunehmen und meinen Plan, sämmtliche deutsche Colonien Süd-Amerika's zu besuchen, auszuführen.

Vorher mußte ich freilich noch das Innere des Landes kennen lernen, an dessen tropischem Ufer ich bisjetzt gelebt und von dessen hochgelegenem Inneren ich schon soviel und Rühmliches gehört. Selbst die Hauptstadt des Landes, Quito mit seinem vielgepriesenen „ewigen Frühling", reizte mich, und ich beschloß meinen Weg dorthin zu nehmen und dann von dort nach Guajaquil hinab zu gehen. Ueberdies mußte ich, ehe ich Ecuador verlassen konnte, noch einmal mit dem Director der Compagnie zusammentreffen, mit dem ich sehr viel zu besprechen hatte, und es war nicht wahrscheinlich, daß ich ihn auf diesem Weg verfehlen könnte.

Am 25. Septbr. war die Rittwade, das Fahrzeug der Expedition, von San Lorenzo abgesegelt, und ziemlich erschöpft von der Arbeit, die ich dabei gehabt, bestimmte ich den Tag zum Ausruhen und bestellte mir auf den nächsten Morgen ein Canoe, das mich nach einem höher gelegenen Theil der Bai, am Santiago-Fluß hinauf, bringen sollte. Von dort folgte ich, in den Bogota einsiegend, dem Cachavi aufwärts und betrat da erst, wo die Schiffsfahrt aufhörte, den eigentlichen Wald, über den ich schon ziemlich traurige Berichte gehört. Der Weg, der hindurch führte, hieß allerdings camino real, bestand aber blos dem Namen nach, und die, welche diesen Weg schon einmal gegangen, wußten ihn gar nicht schrecklich genug zu beschreiben. Diese Strecke lieg sich aber nicht umgehen, wenn ich auch zu Wasser unsere nach dem Bogota ausgehaunene trockne umgehen konnte, und es hast deshalb Nichts, sich davor zu fürchten.

Die Fahrt im Canoe that mir wohl, denn lang gestreckt darin konnte ich mich ordentlich ausruhen, während ein dichtes Blätterdach die heißen Sonnenstrahlen von mir abhielt. Am ersten Tag war auch nicht viel zu sehen, denn wir liefen an den Mangrovesümpfen der Bai hin, die erst dort aufhörten, wo sich der Santiago mit seinem süßen Wasser ihr entgegenwirft — und süßes Wasser kann der Mangrovebaum eben nicht vertragen.

Hier begannen überall Platanen- oder Pisangfelder am Ufer — hier und da standen Cocospalmen und Kaffee, Baumwolle wie Cacao mit Orangen und andern Fruchtbäumen waren angepflanzt. Das Ganze schien aber noch noch neu, und man sah überall, daß die Eigenthümer des Landes hätten mit geringer Mühe weit mehr thun können, als sie eben gethan, wenn diese Leute überhaupt mehr arbeiten wollten, als sie zum Leben unumgänglich nöthig haben.

Fast alle diese Anpflanzungen gehören Negern oder einer starken Mischlingsrace der Neger, und es sind meistens durch das Gesetz befreite Sclaven, die sich hier ein Eigenthum gegründet haben.

Der Santiago ist ein breiter, schöner Strom, der aber nahe seiner Mündung in die Tolabai so weit durch flaches und niedriges Land läuft, daß die Ebbe und Fluth bis hoch hinauf einen Einfluß auf ihn ausübt. In der Nähe der Bai verwandelt sie in der Fluthzeit sein Wasser in Salz, und weiter hinauf stemmt sie es nur für viele Meilen bis selbst in den von Norden kommenden Nachbarfluß Bogota hinein.

Dorthin bogen auch wir am zweiten Tag ein, aber nur auf eine kurze Strecke, bis wir das kleine Städtchen Concepsion erreichten, und von hier aus sollte ich am nächsten Tag in einem kleineren Canoe meinen Weg den reißenden Cachavi hinauf fortsetzen. Hier mußte ich mich auch mit Vorräthen versehen, denn weiter hinauf waren keine Lebensmittel zu bekommen, als höchstens Pisang, während das weiter im Inneren gelegene Land, wie Alle bestätigten, einen wahren Ueberfluß von allen Arten von Lebensmitteln hervorbrachte, die nur eben nicht durch die Wüstniß geschleppt werden konnten. Ein Beweis mehr wie nöthig ein Weg war, der diese beiden besiedelten Strecken mit einander verbinden sollte, daß sie ihre Producte gegeneinander austauschen konnten.

Meine Vorräthe waren bald eingelegt — es bedurfte dazu nicht viel. Etwas Brod, etwas hart gebratenes Schweinefleisch, das sich einige Tage hielt, und ein paar Pfund Chocolade — das war Alles. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch kam das Canoe an, ein etwas schmales, schwankes Fahrzeug mit zwei jungen, vielleicht funfzehnjährigen, bis auf den Gürtel vollständig nackten Negerburschen, diesmal aber ohne Schutzdach gegen die Sonne, was sich nicht gut darauf anbringen ließ, und wir stießen vom Ufer ab. — Für die beiden vorigen Tage Canoefahrt, mit noch einem Gefährten, hatte ich für mein Theil über und einen halben Dollar bezahlt. Für diese beiden Burschen für zweitägige Fahrt zahlte ich drei Dollars und einen Dollar für den Gebrauch des Canoes, wobei ich noch ein paar Dollars für Lebensmittel auszulegen hatte.

Im Anfang und so lange wir uns in dem breiteren und tiefen Bogota befanden, konnten die jungen Burschen ihre Ruder noch gebrauchen, sobald wir aber in den Cachavi einbogen, hörte das auf, denn der ganze Fluß bestand aus einer fast ununterbrochenen Reihe von Stromschnellen, durch die hin uns weiter Nichts als Stangen verwärts helfen konnte. Die Geschicklichkeit der beiden jungen Burschen war außerordentlich darin, und so genau wußten sie ihre Stangen einzusetzen und der Kraft zu begegnen, die den Bug des Canoes bald herüber bald hinüber werfen wollte, daß dieses auch nicht ein einziges Mal eine willkürliche oder falsche Bewegung machen konnte. Oft aber, und besonders je höher wir kamen, war die Strömung des Wassers so reißend und der Fall so groß, daß sie selbst mit ihren Stangen Nichts mehr ausrichten konnten, sondern über Bord springen mußten, das schwanke Fahrzeug gegen die Wucht der Wasser anzuziehen und zu schieben. Es war gar nichts Seltenes, daß wir auf 15—18 Fuß 10—12 Fuß Fall hatten, und ein paar Mal schoß das Wasser in das Canoe. Darauf waren aber die jungen Burschen schon vorbereitet, denn der Platz, wo ich mit meinem Gepäck gerade in der Mitte lag, war mit breiten Bananenblättern so bedeckt, daß das aufschlagende Wasser wohl in das Canoe laufen, aber weder mich noch meine Sachen durchnässen konnte. Der hintere Theil des Canoes lag aber fast stets viel tiefer als der vordere, und der Bursch dort hatte eine ganz eigene Fertigkeit, das einlaufende Wasser mit den Füßen wieder herauszuschnellen. Mit dem einen Fuß blieb er fest stehen und den anderen schtug er, etwas eingebogen, dagegen, sobald er alles dazwischenkommende Wasser geschickt über Bord lanzte.

Nur an einigen zu flachen und steilen Fällen, wo mein Gewicht zu groß war, stieg ich aus und watete einige Schritt durch das grobe Gerölt. An allen übrigen Stellen blieb ich ruhig liegen, den beiden Burschen es vertrauungsvoll überlassend, mich sicher aufwärts zu schaffen. — Die Nacht schliefen wir bei einem Neger am Ufer, und dicht vor Sonnenuntergang schwoll der Strom plötzlich so reisend an, daß er in einer halben Stunde wohl drei Fuß stieg. Der Neger beruhigte uns aber vollkommen darüber, daß er bis Tagesanbruch wieder vollständig in seinem alten Bett sein würde, und er hatte Recht. So rasch er gestiegen, fiel der Strom auch wieder, und wir konnten ungehindert am nächsten Morgen unsere Fahrt fortsetzen.

Die Pflanzungen wurden jetzt sehr selten, häufig aber begegneten wir Canoes im Strom, die zum Theil nur von Frauen vorwärts gestetzen wurden. Meine beiden jungen Führer sagten mir, daß hier die Cachavi-Goldminen begännen, und diese Canoes dazu gebraucht würden, Lebensmittel zu den verschiedenen Stellen zu schaffen. Diese Cachavi-Goldminen sind Privateigenthum, in

den Händen Einzelner, und wurden früher durch Sklavenarbeit allein bearbeitet. Jetzt hat das aufgehört, und die Eigenthümer müssen mit den hier wohnenden Negern bestimmte Contracte machen, um sie zum Goldgraben zu bewegen. Die Minen scheinen aber, allen vernünftigen Anzeichen nach, nicht sehr reichhaltig zu sein, denn erstlich enthalten sie nur sehr feines Blattgold, und dann würden sich die dort lebenden Neger schwerlich zu den beschwerlichen Sumpfmärschen und zum Lasttragen hergeben, bei dem sie den Tag nicht einmal einen Dollar verdienen, wenn sie mehr mit Goldwaschen erübrigen könnten.

Am Pailon wird das Nämliche der Fall sein. Ich zweifle gar nicht daran, daß sich im Inneren des Landes und in den Bergen noch viel Gold finden wird, sobald man eben ordentlich danach gräbt; so weit aber von den eigentlichen goldhaltigen Bergen entfernt, muß das edle Metall sein und verwachsen sein, und wenn es sich auch findet, kann man es doch nicht in gehöriger Menge erlangen, die darauf verwandte Arbeit zu bezahlen.

Mittags, den zweiten Tag, während der kleine Strom so schnell und reißend wurde, daß es an manchen Stellen kaum möglich war, das leere Canoe über die Stromschnellen zu ziehen, erreichten wir endlich das kleine, faßt nur von Negern bewohnte Städtchen Cachavi, und ich fand bald, daß ich hier den ganzen nächsten Tag, einen Sonntag, würde liegen bleiben müssen, damit sich die beiden Träger, die ich durch den Wald brauchte, ihre Körbe flechten und überhaupt auf den viertägigen Marsch vorbereiten konnten. Mir selber blieb indessen Zeit genug übrig, mich in Cachavi umzusehen, und als Hauptquartier konnte ich dazu eine Art Vorsaal des Bambushauses unseres schwarzen Alcalden benutzen, bei dem ich mich ohne Weiteres einquartiert hatte. Cachavi, mitten im Wald gelegen und rings und unmittelbar von dichtem Urwald umgeben, bestand, wie San Lorenzo, aus etwa achtzehn oder zwanzig Häusern, mit Ausnahme eines einzigen aber alle von Negern bewohnt, die hier eine ordentliche Colonie bildeten. Es waren lauter frühere Sclaven, die jetzt ihre Freiheit gewonnen hatten und zu versuchen schienen, mit wie wenig Arbeit sie eigentlich auskommen konnten. Es mag vielleicht sein, daß die Neugierde, den Fremden zu sehen, auch etwas dazu beitrug, ihnen ihre Beschäftigung zu erleichtern, aber die ganze Bevölkerung schien Sonntag gemacht zu haben.

Trotzdem hatte es nur geringe Schwierigkeit, zwei Träger zu finden, die mich durch den Wald begleiten und mein Gepäck wie Lebensmittel für vier Tage tragen sollten. Ich accordirte mit ihnen für fünf Dollars den Mann, und sie versprachen am Montag Morgen mit Tagesanbruch bereit zu sein.

An dem nämlichen Nachmittage kamen vier Indianer schwer beladen von Iberra aus dem Inneren des Landes und brachten für Cachavi der Eine eine Ladung Käse, der Andere bunte Kattune, der Dritte getrocknetes Fleisch und der Vierte eine Kiste mit Heiligenbildern.

Die Leute gingen nackt, eine kurze Schwimmhose ausgenommen. Mit dem ganzen Typus des Indianers war ihre Hautfarbe aber eher weiß als braun, und sonderbarer Weise fand ich hier bestätigt, was ich schon so oft gehört, daß die Indianer der heißen Zone Amerika's viel lichtere Farbe haben, als die im äußersten Norden und Süden, eine Thatsache, welche die Theorie der Abstammung aller Menschen von Adam und Eva und der allein von der Sonne verbrannten Haut dieser Stämme über den Haufen wirft. Der Patagonier wie der Indianer der nördlichen Kalten und gemäßigten Zone ist tiefzunkel kupferbraun, während diese Indianer eher lichter als dunkler sind, wie unsere deutschen, von der Sonne verbrannten Bauern. Auf ihren Schultern und Hüften zeigten sich deutlich die dunkleren Spuren, wo ihre Last sie gedrückt hatte und wo sich das Blut unter der hellen Haut zusammengezogen — gerade wie es sich bei einem Weißen zeigen würde. Und tüchtige Lasten tragen diese Leute durch den Sumpf, denn ihre „gesetzliche Bepackung" besteht in vier Arroben und vier Pfund — die Arrobe zu 25 Pfund gerechnet. Damit laufen sie flüchtig durch den Schlamm, und ihre Nahrung besteht dabei in wenig mehr, als etwas geröstetem Mais.

Der Händler, der diese Waaren von ihnen überkam, war ein Weißer, einer der hier eingeborenen, von den Spaniern abstammenden Race, und ein Theil der Heiligenbilder — ob aus Frömmigkeit oder Speculation, will ich dahingestellt sein lassen — wurde an dem nämlichen Abend noch in die Kirche getragen und in feierlicher Processionen zurückgebracht. Ein paar kleine Glocken nach dem Takt eines Walzers angeschlagen und mit Begleitung einer Trommel diente dazu, die Handlung noch feierlicher zu machen.

Am nächsten Tag — Sonntag — saß ich bei einem fluthenden Regen in dem Vorbau des Alcaldenhauses, wo ich meine Decken ausgebreitet hatte und von meinen eigenen Lebensmitteln zehrte. Wo es nämlich irgend anging, vermied ich von der Kochkunst der Eingeborenen Gebrauch zu machen, denn von dem Schmutz dieser Leute hat Niemand eine Idee, der nicht wirklich einmal unter ihnen gelebt. Die Frau des Alcalden, ein ekelhaftes Negerweib, übertraf dabei noch Alles, was ich bis jetzt in dieser Art gesehen, und ich war froh, daß mir kein Essen angeboten wurde.

Ich hatte mein Gepäck ein wenig geordnet und saß geschwätzt, als plötzlich ein Schrei vom Fluß aufwärts herüberkam und Alles auf eine Art von Berandah sprang, dort hinzusehen. Ich folgte natürlich dem Beispiel und sah zu meinem Erstaunen, wie den klaren, ziemlich seichten Strom eine gelbe zürnende Wassermasse, wie eine riesige Welle, mit furchtbarer Gewalt niedergeführt kam. Der Ruf mußte aber schon vorher von Anderen gehört sein, denn ein paar dunkle Gestalten sprangen über die Steine mit Windeseschnelle nach dem Ufer hinab, dort ihre angebundenen Canoes in Sicherheit zu bringen, und wahrlich, es blieb ihnen dazu wenig genug Zeit. In wenigen Minuten war der klare Strom, der sich überall über felsbloße hinüberschnellte, in eine braune kochende Fluth verwandelt, die reißend ihre Wassermasse durch das jetzt breit gewordene, von zitternden Baumzweigen eingefaßte Bett wälzte. Heftige Regen weiter oben hatten dies rasche Steigen bewirkt, aber schon gegen Abend fiel das Wasser, und am nächsten Morgen war der Strom wieder in seinem alten Stand.

Am nächsten Morgen säumten wir aber auch nicht, unseren Marsch anzutreten, und die Neger — ein paar baumstarke, riesige Gestalten, nackt bis auf den Gürtel, erschienen mit ihren raschgeflochtenen Tragkörben, unsere Wanderung zu beginnen. Mein Gepäck war nicht schwer, ihre eigenen, nur aus Pisang bestehenden Nahrungsmittel wogen das Meiste, und nachdem wir in einem Canoe über den Cachavi gesetzt, betraten wir den einzigen schmalen Waldpfad, der jetzt noch die Seeküste mit dem inneren Lande in einer sehr precären Verbindung hielt.

Der Anblick der auf das diesem Pfade kommenden Indianer hatte mich am ersten Tage schon etwas stutzig gemacht, denn die Leute waren bis hoch an die Hüften hinauf voll Schlamm. Ich sollte bald finden, wie viel Ursache sie dazu gehabt, denn nach den ersten zwanzig Schritten schon, und wie wir nur das unmittelbare Ufer des Stromes hinter uns hatten, begann der eigentliche Weg, und einen schlechteren bin ich nie gewandert.

Dieser Pfad ist in früheren Jahren einmal ausgebannen gewesen, seit der Zeit aber weder Machete noch Beil wieder daran gelegt, und wo die Bäume darüber hinstürzten, blieben sie liegen, es den „Reisenden" überlassend, ihre Bahn darüber oder darunter hin zu finden. Der eigentliche angenommene Pfad selber war dabei tiefer Schlamm, hie und da nur bis über die Knöchel reichend, wo man dann rascher vorwärts kommen konnte, meist immer aber bis an und über die Knie und an manchen kurzen Stellen noch tiefer. Ein Ausweichen war dabei nicht möglich; man wäre gewöhnlich gewesen durch die dornigen Büsche zu brechen, und das hätte den Marsch nur noch beschwerlicher gemacht und aufgehalten haben. Ueberall an diesem Pfad und überhaupt durch diesen ganzen Distrikt stehen mit langen, scharfen Dornen dicht besetzte Palmen, und wo man sich mit der einen Hand einmal gegen zu tiefes Einsinken in den Schlamm stützen wollte, konnte man darauf rechnen, daß man gerade mitten in diese Stacheln hineingriff.

Vom Pailon hatte ich nun zwar neue Schuhe mitgenommen, in diesem Wege hielten sie aber nicht einmal bis zum Abend aus. Die Hacken stehen an den Seiten in die Höhe, das Leder weichte sich aus, und ich mußte sie vorn aufschneiden und mit Riemen zusammenschnüren, um sie nur am Fuß zu halten.

Die halbe Nacht hatte es dabei geregnet, und wenn sich das Wetter auch gegen Morgen aufklärte, trat nach zehn Uhr wieder ein tüchtiger Schauer ein, der etwa bis vier Uhr Nachmittags dauerte. Es blieb sich da aber vollkommen gleich, denn die Zweige hingen, voll von dem letzten Regenwasser, so dicht über den Weg, daß man nach halbstündigem Marsch doch so durchnäßt war, als ob man im Wasser gelegen hätte.

Aber ich will den Leser nicht mit der Monotonie dieses ent-

feßlichen viertägigen Marsches ermüden. Vier Tage wateten wir durch diesen Schlamm, ohne auch nur ein einziges Mal auf festen Schritt trockenen oder nur festen Boden zu haben. Vier Tage kreuzten wir angeschwollene Bergströme und kletterten und krochen durch zackige, umgestürzte Wipfel, die Nacht dann unter einem rasch errichteten Laubdach zuzubringen und den Regen darauf niederprasseln zu hören. Als fester hatte dabei eine sehr böse Hand, denn am Paßen war mir ein Tropfen brennendes Gummielasticum — wovon man dort Fackeln macht, auf den rechten Zeigefinger gefallen, und das Geschwür, das sich dadurch erzeugte, fraß weiter und weiter. Vergebens suchte ich es mit Bleiwasser zu kühlen und zu beruhigen, es wurde so arg, daß ich die Hand kaum noch schließen konnte, und ich darf es für ein Glück rechnen, daß ich Höllenstein bei mir führte. Erst als ich es damit beizte, fing es an zu heilen, und bis ich nach Quito kam, hatte ich wenigstens meine Hand wieder hergestellt — wer weiß wie sonst Alles geworden wäre.

Die Waktung war sich die ersten Tage noch ziemlich gleich geblieben, wurde aber die letzten Tage sehr von der verschieden, wie wir sie vom Paßlon nach dem Bogota gefunden. Dort herrschte vorzugsweise niedriger Grund vor, und die Negritopalme deckte weite sumpfige Strecken. — Hier kamen wir schon in höheres und mehr bergiges Land, und die Oelpalme mit der Palme Real bildete den hervorragendsten Theil der Vegetation. Ich sah Stellen, wo der Wald fast einzig und allein aus Palmen bestand, und wunderliche Gruppen bildeten sich oft, wo zehn oder zwölf dieser schlanken Gewächse und doch so mächtigen Stämme hie und da einen alten von Lianen dicht umhangenen Laubholzbaum umstanden. Eine Masse wunderveller Orchideen wuchsen hier ebenfalls, aber ich konnte natürlich nicht daran denken, mich länger mit ihnen einzulassen, als eben ihre Farbenpracht zu bewundern.

Schlinggewächse gab es ebenfalls in Masse, und so oft mich diese schon im Leben gefangen und ermüdet hatten, so sollte ich hier doch auch einen praktischen Nutzen von ihnen sehen.

Unser Weg führte jetzt nämlich am steilen Ufer des Flusses Mira hinauf, dessen dumpfes Rauschen und Brausen wir fortwährend neben uns hören konnten, während wir dann und wann segar mit Hülfe dahin auslaufender Schluchten sein Thal erblicken und sein trübgelbes Wasser reißend schnell daran hinschießen sahen. Viele kleine und größere Bergströme ergießen sich natürlich hinein und wir waren so gewöhnt durch diese zu waten, so tief und reißend sie auch immer sein mochten, daß wir uns nie an ihrem Ufer auch nur eine Secunde aufhielten. Hier aber trasen wir einen größeren Strom, den Lita, wilder und tiefer als alle übrigen, mit hohen, steilen Ufern, in denen die wilde schäumende Fluth kochend hinschoß. An ein Durchwaten war hier natürlich nicht zu denken, und selbst ein Durchschwimmen wäre nur weiter oben möglich gewesen. Uns das aber erspartend, hatten die zuletzt diesen Weg passirenden Indianer eine treffliche Brücke aus wilden Schlingpflanzen über den Strom gezogen, die allerdings bedeutend hin und her schwankte, der man sich aber doch ganz sicher anvertrauen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Englisches „Hochleben".

Die regierenden Classen Englands sind nun größtentheils wieder beisammen in London. Was wollen sie alle in London? Regieren oder wenigstens sich an diesem Geschäfte der tausend Herren des Parlaments möglichst betheiligen. Merkwürdiges Geschäft der obersten englischen „Compagnie". Die Minister und deren unmittelbare Beamte kriegen allerdings viel Geld und haben außerdem jährlich 70 bis 80 Millionen Pfund* — man bedenke, daß dies 500,000,000 Thaler sind — der Staatseinnahme zu placiren; aber die eigentlichen Gesetzgeber des Parlaments — die nun wieder sechs Monate lang fast alle Nächte bis 12, 2, 3, 4 Uhr sitzen, reden, Reden anhören und abstimmen, den Tag über tausenderlei Briefe, Petitionen, Deputationen und Consultationen durchmachen müssen — diese Herren thun dies nicht nur Alles umsonst (nichts von einem 3 Thaler-Diäten, womit das Parlamentsmitglied kaum seinen Stiefelwichser würde befriedigen können), thun dies nicht nur Alles umsonst, sag' ich, sondern lassen sich's auch Tausende von Thalern kosten, um sich die gehörige Anzahl von Wählern zu kaufen, nur um in dieses brodlose Geschäft hineinkommen.

„Wer erklärt mir, Derindur,
Dieses Zwiespalt der Natur?"

Brodlos ist's wohl, antwortet Derindur, aber ein desto besseres Semmel-Geschäft, wobei man die braune Butter auf Bierkrügen trinken könnte, wie jener Hirtenknabe thun wollte, wenn er König wär.. Das Parlament ist, wie es der unerschrocken witzige Trummond und später Cobden dem Unterhaus in's Gesicht bewies, eine Börse, ein Bazar, worin mit Anstellungen, Beförderungen, Connexionen, Concessionen, Monopolen und Privilegien, Pensionen, Titeln, selbst Todtern gehandelt wird, also gelegentlich auch Heirathsbureau und Hymenfackelhandlung. Dabei handelt es sich um möglichst viele und große Antheile von den 500 Millionen, welche die obersten Zehntausend jährlich aus den Taschen des Volkes zum Wohle des Staats verziehen. Hie und da fällt ein guter Auftrag, ein fetter Amt ab, das seinem Eigenthümer an 25 bis 40,000 Thaler jährlich eintragen kann. Man sieht, daß bei dem brodlosen Geschäft ein bescheidener Mann noch ganz gut auskommen kann, zumal wenn man bedenkt, daß noch eine gute Menge andere Millionen aus indirecten und local- oder Gemeindesteuern im Stellen- und Beförderungsbazar vergeben werden.

In die Geheimnisse des Detailgeschäfts können wir nicht so leicht eindringen. Es sind eben Geheimnisse. Die Betheiligten bilden eine Art Freimaurerthum.

* Das Budget, im Anfange dieses Jahrhunderts 20, schwankte während der letzten 10 Jahre zwischen 70—80, und läuft während des laufenden Jahres auf 72 Millionen.

Die obersten Zehntausend haben aber auch noch über fabelhaft große Privatmittel zu verfügen. Etwa zehn Familienhäupter stehen sich auf eine Million Pfund jährlicher Einkünfte, mit dem Herzog von Bedford, Haupt der Russel-Familie, an der Spitze. Zu Gunsten des Decimalsystems nimmt man dann 30 Familien an, die einen Uebergang von der Million bis zu 100,000 Pfund bilden. Die Zahl der Hundertausendpfünder wird dann mit 100 angesetzt. Es folgen tausend Crösus, die jährlich jeder zwischen 50,000 und 100,000 einnehmen und oft viel mehr ausgeben. Ich selbst hab' einmal für eine verwittete Herzogin einige kleine Arbeiten im Gebiete der deutschen Literatur ausgeführt und sie dabei klagen gehört, daß sie sich einschränken müsse und mir nicht so viel bieten könne, als meine Arbeit werth wäre. Sie honorirte zwar überraschend hoch, aber die arme Frau hatte doch geklagt mit ihrem knappen Wittwengehalte von 75,000 Pfund jährlich, einer halben Million jährlich oder guten tausend Thalern täglich. Etwa 2500 Mitglieder der obersten Zehntausend steigen in ihren Einkünften herab bis zu je 20,000 Pfund. Mit ungefähr dieser Summe muß sich Jeder der etwa 6000 Unglücklichen begnügen, welche die Zahl der obersten Gesellschaftsschicht vollmachen.*

Natürlich sind dies sehr runde und allgemeine Zahlen, die ich aus einem englischen Buche, wo Alles genauer ausgeführt war, entnommen habe. Man kann sich getrost bedeutende Summen abziehen oder auch noch aufsüßen lassen, im Ganzen bleibt's dasselbe: ungeheure Vorstellung von den ungeheuern Geldmassen, welche durch die obersten Zehntausend fließen. Die Reihen von Palästen, in denen sie nun den Hyde-park herum wohnen, sind allein viel größer als Berlin. Jeder dieser Paläste müßte ein Dutzend bis zwanzig dienstbare Geister, die sich meist selbst wieder bedienen lassen, und hält sich so und so viel Wagen- und so und so viel Reitpferde. Was mögen sie eigentlich mit diesen vielen Dienstboten und Pferden und Millionen von Pfunden machen? Schulden, ja Schulden. Das ist ihr Hauptgeschäft. Es läßt sich kaum erklären. Aber man bedenke, daß die 10 bis 20 dienstbaren Geister in jedem Hause eine Art von Harpyien bilden, die Alles benaschen, benagen, übertheuern, fälschen, verprassen, zum Theil heimlich verkaufen, was ihnen und beiläufig auch der Herrschaft in's Haus geliefert wird. Vor einiger Zeit stand der Weinkellermeister eines solchen Oberstzehntausendmann's vor Gericht, dem nachgewiesen ward, daß er durch ein Privatmausefech im Keller für mehrere Tausend Pfund Wein verkauft hatte. Sie geben auch Bälle und glänzende Gesellschaften, die dienstbaren Geister im unterirdischen

* Die bedeutenden Familien mit geringeren Jahreseinnen gehören nicht eigentlich mehr unter die „obersten".

Geschoß. Die obere Schicht derselben (Haushalter, Wirthschafterin ꝛc.) essen das Geflügel eben so wenig ohne Sped, wie die Herrschaft oben. Auch kommt ihnen Wein zu und allen eine gute Portion Bier täglich. Und was kosten die seidenen Strümpfe und täglich weißen Handschuhe, Halstücher ꝛc. und der in das Haar der Kutscher und hintenstehenden Lakaien eingekleisterte, außerdem hochsteuerte Puder!

Man bedenke dies und dann auch, daß die obersten Zehntausend alle ihre ungeheuren Bedürfnisse auf Credit nehmen und daß sie nie gemahnt werden dürfen. Niemand hat dies Gesetz gegeben, aber sie halten's, als wär's bei Todesstrafe verboten, irgend Etwas baar zu bezahlen. Baar bezahlen ist gemein. Die obersten Zehntausend und die unmittelbar darunter zu ihnen aufstrebenden hochrespectablen Familien bezahlen Fleischer, Bäcker, Schuster, Schneider, Weinlieferanten, Puder- und Haarkünstler, Putzmacherinnen, Juweliere u. s. w. alle 2—3—5 Jahre, oft in noch größeren Zwischenräumen Wellington alle 9 Jahre, wie ich wiederholt hörte) und ihrer gar nicht. Da sie nun gleichwohl nicht gemahnt werden dürfen, machen die Lieferanten, wenn sie's nicht mehr aushalten können, allemal Bankerott, d. h. sie übergeben die Einziehung ihrer mit 300 Procent Zinsen und idealen Posten geschwellten Rechnungen ihrem Advocaten, der nun das Geld scharf und geschäftsmäßig eintreibt. Das ist denn allemal ein glänzender Sohn langen Wartens, nur nicht für die Herrschaften, die blechen müssen. Ich sagte: „idealen Posten". Das bedarf einer Laterne.

Ideale Posten nennt man, „was sich nie und nirgends bat begeben" und doch unverschämt theuer bezahlt wird. So sind z. B. „ideale Hosen" sehr Mode, welche auf folgende Weise gemacht werden. Der „Fußmann" oder Kammerdiener des Lord Nudle oder des Sir Dudle kommt zum Schneider des Lord Nudle oder des Sir Dudle und sagt: Geben Sir mir mal 3 Pfund und setzen Sie dem Lord Nudle oder dem Sir Dudle ein Paar Hosen für 5 Guineen auf die Rechnung. So setzt er sie für 5 Guineen auf die Rechnung, und die idealen Hosen sind angemessen, zugeschnitten, genäht und gebügelt, abgeliefert und zerrissen — Alles zauberhaft geschwind.

Aehnlich entstehen ideale Posten auf allen andern Rechnungen, besonders denen der Köchinnen, die vielleicht bald den Fleischerburschen oder den „Fußmann" mit 1000 Pfund „Ersparniß" heirathen und ein „Public-Haus" kaufen wollen. Wenn Lord Nudle oder Sir Dudle die Rechnungen endlich bezahlen, können und dürfen sie nicht forschen und fragen, was ideal und was real darin sei. Das thut kein „Gentleman", kein „Gentleman" darf dies thun. Und so bezahlt er, daß ihm die Haare zu Berge stehen und er oft borgen muß trotz der 20—30 und mehr Tausend Pfund jährlicher Renten. Er darf natürlich auch nie selbst bestellen oder direct mit dem Handels- und Verkehrsvolke, den „trades people" verkehren. Das geht eben so wenig, wie die Königin direct mit einem gewöhnlichen Arbeiter sprechen darf, so daß erst unlängst die Scene vorkam, daß die Majestät im höchsten Interesse für eine neue Erfindung den Erfinder (einen Arbeiter!) selbst näher befragen wollte und ihn citiren ließ, um ihre Fragen an einen Hofcavalier zu richten, der sie gegen den Arbeiter wiederholte, worauf der Arbeiter dem Hofcavalier antwortete, der die Antwort dann der Königin mittheilte. Man denke sich die Scene lebhaft. Königin und Arbeiter stehen dicht neben einander. Fragen und Antworten werden direct geführt, aber eine dritte Person muß Alles wiederholen, damit die englische Hof-Etikette, unter der die Königin selbst oft sehr leiden mag, nicht verletzt, die ungeheuere Kluft zwischen der Trägerin der Krone und dem Träger eines Ordens der Intelligenz nicht von Geist und Vernunft überstehen werde.

Man sieht schon, wie diese Herrschaften ihr Geld verlämpern, ohne dessen eigentlich froh zu werden. Es ist unverschämt theuer in England, reich zu sein, und soll in den meisten Fällen mehr kosten, als man dran wenden kann. Wir sind aber noch nicht zu Ende. Die obersten Zehntausend geben sich immerwährend gegenseitig Gesellschaften, Bälle und Concerte. Es versteht sich von selber, daß die Damen dabei immer neue Kleider tragen und immer etwas Fehlendes an der Garderobe ergänzen — natürlich allemal auf Credit. Was dabei jedesmal an Victualien und Delicatessen verzehrt wird, geht in's Fabelhafte, die Rechnung dafür aber in's mit sich selbst multiplicirt Fabelhafte. Ich kenne ein Paar deutsche Notabilitäten der Musik hier, die mit der Aristokratie Tausende von Pfunden jährlich machen. Lady Stanley oder Herzog Bridgewater geben eine „Party" und wollen dazu ein Privat-Concert geben. Sie schicken zu einem der „etablirten" Musik-Notabilitäten und bestellen sich eins „erster Classe" mit den ersten Sängerinnen und Virtuosen. Der Concertmeister kriegt sie theils umsonst, theils à 10 Guineen, wofür auf der Rechnung je 20 stehen. So streicht er für sein Concert, wobei er selbst nicht als Künstler wirkte, — freilich oft nach langem Warten, seine 200 Guineen ein und wiederholt diese Operation während der Saison vielleicht zwei bis dreimal wöchentlich.

Die obersten Zehntausend haben meist Landsitze und große Schlösser mit Parks, Wildstand, Aufsehern, Wärtern, Dienstvoten zu Dutzenden. Das muß erhalten und bezahlt werden, wie der Hausstand in London, auch während sie 5—6 Monate im Jahre verreist sind und sich vom Rheine bis zum Nil und Mississippi herumtreiben. Sie reisen natürlich nicht mit Felleisen und auf beiden Seiten hervorhängenden Stiefelscheiden, wie weiland die deutschen Handwerksburschen, sondern mit Gefolge, oft auch mit Equipage und einer besonderen Küche darin. Das kostet Geld, während zu Hause auf den Landsitzen und in der Londoner Residenz auch manchmal noch wo anders — die Rechnungen wacker fortlaufen und der Kutscher, der Fußmann, die Haushälterin sich umfangreichere Kleider machen lassen müssen, weil der zunehmende Talg auf den Rippen in den alten durchaus kein Unterkommen mehr finden kann.

Beiläufig ist nicht zu übersehen, daß die Herren sich stark an der Wett-Börse betheiligen und sie bei einem einzigen Rennen allerdings Tausende gewinnen können, öfter aber verlieren, wie dies auch bei der modernen Art, Leute zu „rädern" (in den Spielhallen), Mode sein soll. „Auch manchmal wo anders?" Ja, aber wo? Man sagt's nicht gern, man spricht nicht gern davon. Aber ganze Straßen verkünden's mit Lapidarschrift, ganze Schwadronen von Damen mit flatternden Gewändern und Federn und Scheiern zu Pferde im Hyde-Park oder zu Wagen auf dem Corso um die Serpentine herum plaudern das Geheimniß täglich mit Vielhundertpferdekraft aus. Diese Damen leben wie Millionärinnen und säen und spinnen nicht und sammeln nicht in die Scheuern, und wenn sie der himmlische Vater nicht ernährt, wissen sie doch sehr gut, wo Barthel den Most holt. Sie werden, glaub' ich, von der Aristokratie aus purer Coelherzigkeit und im „Cultus des Schönen" so glänzend unterhalten. Der edle Lord mit dem Silberhaar oder der ehrenwerthe Sir mit gar keinem auf dem ehrwürdigen Haupte ist hoffentlich nicht selbst betheiligt, aber er hat Söhne, Enkel, Neffen, junge oder alte Sünder von Verwandten, welche sich ihre „Herzenskönigin" halten, die, wenn's ihr knapp wird, mit Oeffentlichkeit droht. So muß der „Alte" herausrücken, um die Sache zu vertuschen und den Stammbaum rein zu halten vor der Welt.

Auch giebts arme, liederliche Anhängsel zu unterstützen und — das sei zuletzt als verschönlicher Schluß gesagt — für Noth und Elend, Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten mit Summen, die des Namens, Ranges und Standes wegen fast ausschen müssen und Heuchler mit angenommenem hohen Namen weiß sich Zutritt zu sohnem gepfiegten Fünfzig- oder Hunderttausendpfünder zu verschaffen, den es unmöglich ist, ihn mit 6 Pence oder sonst einer Münze abzuspeisen. Er giebt ihm eine hübsche Anweisung auf seinen Bankier. —

Man überblicke diese flüchtigen Striche zu einem Bilde des englischen Hochlebens („high life") und danke Gott, daß man nicht englischer Lord geworden, sondern mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher für wohlerworbene, entbehrliche Silber- oder Neugroschen um die Ecke herum Abends einkneipen und 'n Töpfchen Bier und ein Würstchen schmausen, aber es auch gleich bezahlen kann.

Nordamerika und seine Zustände.

Zur Aufklärung der jetzigen Krisis.

Bis vor Kurzem war es der Stolz der Vereinigten Staaten, daß jeder der Regierungswechsel, welche alle vier Jahre durch die Wahl eines neuen Präsidenten erfolgen, ohne Erschütterung vorübergiing. Die Parteien kämpften bis zum Augenblick der Entscheidung mit einer Erbitterung, in der etwas von der Wuth eines Bürgerkriegs lag, aber kaum war das Ergebniß der Abstimmung bekannt geworden, so schwieg der Sturm plötzlich. Die Sieger bemächtigten sich der höchsten Gewalt einschließlich aller von ihr abhängenden Aemter und Stellen, die Besiegten trösteten sich mit der Aussicht, nach dem Ablauf von vier kurzen Jahren ihren Candidaten auf den Präsidentenstuhl zu führen. Nach der letzten Wahl Abraham Lincoln's bieten die Vereinigten Staaten dieses erhebende Schauspiel der Selbstunterordnung der unterliegenden Partei unter den Ausspruch des Volkswillens nicht dar. Fast gewinnt es den Anschein, als sollte die verächtliche Gewohnheit der Creolenrepubliken im Süden des Welttheils, die verfassungsmäßige Entscheidung durch einen Bürgerkrieg umzuwerfen, Nachahmung finden. Im Süden ist nichts als wüstes Geschrei und Geheul; man rüstet, man nimmt Bundeseigenthum weg, man begeht gegen Männer aus dem Norden Niedertrachtigkeiten. Tausende wiederholen den wahnwitzigen Ruf des Südcarolliners Keitt: „Wir wollen, wie Simson, die Stützpfeiler des ganzen Bundesgebäudes einreißen!“ und die höchste Autorität, James Buchanan, bestätigt in einer Botschaft an den Congreß, daß die Union sich mitten in einer großen Revolution befinde.

Erreichte der Wahnsinn sein Ziel, woran wir uns guten Grundes zweifeln, so wäre es ein stolzes, ja riesiges Gebäude, das, Alles in einen gemeinsamen Untergang verwickelnd, über den Köpfen der Nordamerikaner zusammenbräche. Ueber 129,036 deutsche Geviertmeilen erstreckt sich das heutige Gebiet der Union. Die beiden großen Weltmeere branden an seinen Küsten, in die hier wie dort, auf dem atlantischen wie auf dem pacifischen Abhange, Buchten eingeschnitten sind, welche die prächtigsten Häfen der Welt bilden. Herrliche Wassersysteme dienen dem Verkehr, dem die Natur durch eine fast verwirrende Fülle von Erzeugnissen aller ihrer Reiche eine unvergleichliche Grundlage gegeben hat. Sowohl die Mineralien, denen der rohe Glücksjäger nachtrachtet, Gold und Silber, als jene, denen der stetig vorwärts strebende Arbeiter den Vorzug giebt, Eisen und Steinkohlen, sind in unerschöpflichen Lagern vorhanden. Der Thiere des Waldes und der Gräsebenen, der Seen und Flüsse sind so viele, daß man sie wenig achtet. Von den werthvollen Handelspflanzen, die nicht im Gürtel der Tropen heimisch sind, fehlt keine, und einige von ihnen beherrschen den Weltmarkt. Diese Gunst der Natur hat der Nordamerikaner mit einer Klugheit und Energie ohne Gleichen für sich zu benutzen verstanden. Im rastlosen Schaffen ist er zu einer Handelsbewegung gelangt, die für die jährliche Einfuhr und Ausfuhr Werthe im Betrage von 674 Millionen Dollars liefert, zu einer Handelsflotte, die bereits die zweite der Welt ist, zu einem Canal- und Eisenbahnsystem, das wie ein dichtes Netz Thäler und Ebenen bedeckt, zu einer Industrie, welche jene der ältesten Länder in mehr als einer Beziehung überholt hat, und endlich, um mit der rühmlichsten Thätigkeit zu schließen, zu einem Erziehungswesen, dem mit dem Aufwand von Millionen eine immer höhere Vollendung gegeben wird.

Die verhältnißmäßig kurze Zeit, in der unter einem ewigen Kampfe mit der Wildniß diese hohe Stufe erreicht worden ist, daß die Bevölkerung der Union mit Stolz erfüllen. Nicht ganz dritthalb Jahrhunderte verflossen, seit die Pilgerväter, die eigentlichen Ahnherren der heutigen Republik, den Anker der Maiblume am 11. December 1620 in einer Bucht am Cap Cod fallen ließen. Die sogenannten neuenglischen Staaten, die von ihnen besiedelt wurden, gestalteten sich zum Kern, um den ein Staat nach dem andern sich ansetzte. Schon 1643 wurden zwischen vier Staaten der erste Bund geschlossen, dessen die amerikanische Geschichte erwähnt. Bei dem großen Revolutionskampf standen dreizehn Staaten, seitdem die alten genannt, zu einander. Es waren Georgien, die beiden Carolina's, Virginien, Maryland, Delaware, Connecticut, Massachusetts, Newyork, Pennsylvanien, Neu-Jersey, Rhode-Island und Neu-Hampshire. Maine und Vermont, Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Kentucky, Tennessee, Alabama und Mississippi wurden als neue Staaten aus dem alten Gebiet der Republik durch Besiedlung gebildet, Florida und Oregen durch Verträge mit Spanien und England, das unter dem Namen Louisiana begriffene, die heutigen Staaten Louisiana, Arkansas, Missouri, Iowa, Wisconsin und Minnesota umfassende Gebiet durch Kauf von Frankreich, Texas und Californien durch Eroberung von Mexico gewonnen.

Die Verfassung, welche die dreizehn alten Staaten nach der glücklichen Beendigung des Kampfes gegen England sich gaben, ist das Ergebniß eines jahrelangen Streites zwischen den Anhängern des Föderativsystems und der Centralisation. Wie in Amerika Manches umgekehrt als bei uns sich ereignet, so war es auch bei dieser Gelegenheit. Nicht die Particularisten und Souveränetätsschwindler waren diejenigen, welche am Alten klebten, sondern die Männer des Fortschritts. In dem blinden Wahne, daß eine starke Centralgewalt der Freiheit den Tod bringen werde, wollten sie dem Bunde die nöthigsten Rechte verweigern. Während dieses Streites gab ein Staat des Nordens, Massachusetts, das erste Beispiel einer Drohung mit dem Austritt aus der Union und gebehrdete sich ziemlich eben so unvernünftig, wie wir es heutzutage an den „Feuerfressern“ des Sclavenstaats Südcarolina erleben.

Weit entfernt, die Freiheit der Einzelstaaten zu beeinträchtigen, hat die Verfassung von 1787 dem Eigenwillen derselben einen bedeutenden Spielraum gelassen. Jeder Staat besitzt eine eigene Verfassung, Volksvertretung und Gesetzgebung, eine eigene Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Der Centralgewalt, die durch einen Präsidenten, Vicepräsidenten und Ministerrath wie durch einen in zwei Häuser getheilten Congreß dargestellt wird, sind nur die Rechte und Befugnisse vorbehalten worden, ohne die sie ein Schatten, so eine Art von deutschem Bund, sein würde. Der Congreß erhebt Abgaben, Zölle und Steuern, schließt Verträge mit fremden Staaten, erhält ein Heer und eine Kriegsflotte, nimmt neue Staaten in den Bund auf, macht Anleihen und läßt Geld prägen, erläßt Naturalisationsgesetze und gleichmäßige Bankerottgesetze und errichtet ein Obergericht wie Mittelgerichte, deren Zuständigkeit insoffen auf bestimmte Fälle beschränkt ist. Sollte einmal die Gefahr eintreten, daß das Unterhaus (Repräsentantenhaus) aus diesem gesetzlichen Kreise heraustreten und in die Rechte der Staaten eingreifen wollte, so würde das Oberhaus (der Senat), in das die Volksvertretung jedes Einzelstaats, des kleinsten wie des größten, zwei Mitglieder schickt, ein solches Beginnen sofort vereiteln.

In dieser weisen Vertheilung der Gewalt zwischen der Centralregierung und den Einzelstaaten sehen wir den Hauptgrund, daß die Verfassung allen Stürmen der Parteikämpfe widerstand geleistet hat. Die himmelweit verschiedenen Interessen des Südens, Westens und Nordens haben sich im Ganzen friedlich neben einander entwickeln können. Allerdings sind Erschütterungen vorgekommen, und mehr als einmal hat ein Staat, gewöhnlich Südcarolina, mit dem Austritt aus der Union gedroht, aber immer noch haben die Sturmwogen, so hoch sie auch gehen mochten, sich von selbst geglättet, und wirkliche Conflicte von Interessen durch Vergleiche beizulegen ist nicht ein einziges Mal mißlungen. Angesichts dieser fast hundertjährigen Erfahrung erwarten wir, daß die jetzige Krisis gleich den frühern überwunden werden wird, wenn wir auch nicht verkennen, daß der Gährungsstoff, den wir in diesem Augenblicke an einer Zersetzung des großen Staatenbundes arbeiten sehen, seit langer Zeit sich angesammelt hat.

Wie Jedermann weiß, ist es die Sclaverei, die zum sprengenden Keil zu werden droht. Nicht allgemein bekannt dürfte es sein, daß das „eigenthümliche Institut“ den Nordamerikanern ursprünglich aufgedrungen worden ist. Seelenfield hat eine Reihe von Urkunden veröffentlicht, aus denen hervorgeht, daß die nördlichen wie die südlichen Staaten einstimmig Georgiens und Südcarolina's fortwährend und immer vergeblich dagegen protestirten, daß die englischen Kaufleute in Ermangelung eines gleich einträglichen Ausfuhrartikels schwarze Sclaven in ganzen Ladungen auf die nordamerikanische Küste warfen. Zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung gab es in allen Staaten Sclaven. Die nördlichen beeilten sich, den Schmutzfleck der Sclaverei auf ihrem Gebiet auszutilgen. Maine, Neu-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, Newyork, Neu-Jersey und Pennsylvanien lösten

Vogelschauansicht der Felseninsel Caprera mit Garibaldi's Wohnhaus.
Nach einer Turiner Photographie.

die Ketten aller Schwarzen, Illinois, Indiana und Ohio traten ohne Sclaven in die Union. Die südlichen Staaten weigerten sich, diesem Beispiel zu folgen. Nicht mit Unrecht wiesen sie auf die gänzliche Verschiedenheit der Verhältnisse hin: im Norden sei die Sclaverei, auf eine geringe Anzahl von Schwarzen beschränkt, ein Luxus, denn die gesunde Beschaffenheit des Klima's und des Bodens legen der an sich weit wohlfeileren Arbeit des Weißen kein Hinderniß in den Weg, während der heiße und zum Theil sumpfige Süden der Schwarzen, von denen ohne Zwang keine Thätigkeit erwartet werden dürfe, nicht entbehren könne, wozu weiter noch komme, daß jede Sicherheit der Personen und des Eigenthums sofort aufhören werde, sobald man die rohen Sclavenmassen, d. h. in einzelnen Staaten die Hälfte der gesammten Bevölkerung, des Zügels entließe. Da die Negerfreunde des Nordens diesen Gründen ihre Anerkennung versagten, so kam es zwischen ihnen und den Sclavenhaltern des Südens zu einem Streit, der wohl zu Zeiten schwieg, aber doch immer wiederkehrte und jedesmal eine steigende Aufregung zur Folge hatte. Lange hielten sich beide Theile die Wage und wurden dadurch zu Vergleichen gestimmt. Die bekanntesten der letztern sind der Missouri- und der Columbia-Vergleich. Bei dem ersten bequemten sich die Negerfreunde, Missouri als Sclavenstaat aufzunehmen, und erhielten dafür eine Milderung der strengen Gesetze gegen flüchtige Sclaven. Bei dem zweiten gaben sie dieses Zugeständniß wieder zurück, um das Verbot des Sclavenhandels im Bezirk Columbia, in dem die Hauptstadt Washington liegt, durchzusetzen. Selbst in die äußern Verhältnisse der Union mischte sich die Sclavenfrage bestimmend ein. Wenn der Norden die Annexation von Canada leidenschaftlich betrieb und das Oregongebiet auf die Gefahr eines Kriegs mit England hin in das Gebiet der Union hineinzog, wenn auf der andern Seite der Süden auf dem Eintritt von Texas und dem Krieg gegen Mexico hartnäckig bestand, so hatte jeder Theil kein anderes Motiv, als seiner Partei im Congreß die Oberhand zu verschaffen. Darum wünschte der Norden möglichst viele freie, der Süden möglichst viele Sclavenstaaten in der Union zu haben.

Was das Zahlenverhältniß der beiden Gruppen betrifft, so ist der Norden im Vortheil. Auf achtzehn freie kommen nur funfzehn Sclavenstaaten: Delaware, Maryland, Virginien, Nordcarolina, Südcarolina, Georgien, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas, Arkansas, Tennessee, Kentucky und Missouri. Trotzdem ist die Sclavenhalterpartei seit einer Reihe von Jahren fortgesetzt in Vortheil gewesen, daß sie die Union siemlich beherrscht hat. Eine geschlossene, im Süden allmächtige Phalanx, braucht sie blos eine Partei des Nordens für sich zu gewinnen, um die Mehrheit zu erhalten. Diese Partei hat sich in den Demokraten gefunden. Dem Bündniß mit ihnen verdanken die Sclavenhalter außer dem Gesetz gegen flüchtige Sclaven die Duldung, welche ihren durch den Filibustier Walker vollzogenen Angriffen auf Centralamerika, welches neue Sclavenstaaten für die Union liefern sollte, und den aus demselben Motiv unternommenen Versuchen auf Cuba zu Theil wurde. Sie verdanken demselben Bündniß die Aufnahme der Sclaverei in die Verfassungen von Nebraska und Kansas, wie endlich die berüchtigte Entscheidung in dem Proceß des Negers Dred Scott, laut deren Inhalt auch die freien Staaten auf ihrem Gebiet das Eigenthumsrecht eines weißen Menschen an einem schwarzen Menschen als heilig anzuerkennen verpflichtet sind.

Die Macht nach langem Besitz abzugeben, können die Sclavenhalter sich nicht entschließen. Die bloße Thatsache, daß die mit den Negerfreunden verbündeten Republikaner bei der Präsidentenwahl gesiegt haben, reicht hin, sie zur Wuth zu entflammen. In ihrer Parteiwuth beschuldigen sie ihre Gegner auf einen Congreßbeschluß auszugehen, durch den die Sclaverei aufgehoben werden solle. Zum Beweise, daß ein solches Complot der Republikaner bestehe, berufen sie sich auf Dinge, die theils Einzelnen zur Last fallen, theils mit der Aufhebung der Sclaverei in gar keinem Zusammenhang stehen. Die drei großen Verbrechen der Republikaner sind das Buch Helper's: „Die drohende Krisis des Südens", der Putsch von Harper's Ferry und die in Vermont, New-Hampshire und Wisconsin zur Wahrung der persönlichen Freiheit erlassenen Gesetze. Helper's Buch enthält manches Erbitternde, namentlich den Vorschlag, daß alle Sclaven sofort mit Benutzung der sämmtlichen Handelsschiffe der Union nach Africa geschafft, oder zuerst mit 60, dann mit 80 und 100 Dollars für den Kopf besteuert werden sollen. Wie kann man aber für eine unausführbare, geradezu verrückte Alternative eine ganze Partei verantwortlich machen, selbst wenn diese Partei, wie seitens der Republikaner allerdings geschehen ist, das Buch, das eine solche Alternative stellte, nach Kräften verbreitet hat, nicht um die Sclaverei zu untergraben, sondern um den Demokraten des Nordens, den Verbündeten der Sclavenhalter, in der öffentlichen Meinung zu schaden? In den Vereinigten Staaten und anderswo sind schlimmere Wahlmanöver vorgekommen als die Cotporirung eines Pamphlets. Der Putsch von Harper's Ferry sollte den Sclavenhaltern ehe zur Beruhigung als zum Gegentheil dienen. Wenn zu einem Unternehmen, das die Befreiung aller Sclaven zum Zweck hat, nicht mehr als zweiundzwanzig Theilhaber sich finden, so bedarf es keines weitern Beweises, daß der Gedanke keine große Partei zur Stütze hat. Was endlich die Gesetze zur Wahrung der persönlichen Freiheit betrifft, so sind sie in Staaten erlassen worden, in die höchst selten ein entwichener Schwarzer sich verirren wird. Ueberdies richten sie sich nicht gegen das Bundesgesetz über die flüchtigen Sclaven, sondern gegen die parteiische Ausführung desselben und stellen zu Gunsten der Farbigen die beinen uralten Garantien des Rechts her: Geschworenengerichte und Beweis durch unbescholtene Zeugen. Wie das Bundesgesetz gehandhabt wurde, konnte leicht ein freier Farbiger in Sclaverei gerathen, jetzt schlüpft vielleicht einmal ein wirklicher Sclave durch, das ist der ganze Unterschied.

Ungleich mehr als Helper und die übrigen offen eingestandenen Motive treibt die innerliche Ueberzeugung, daß die Tage der Sclaverei gezählt sind, die Sclavenhalter zur Wuth. Die freie Arbeit wächst der Sclavenarbeit boch über den Kopf empor. Die ganz außerordentliche Verbreitung der Dampfmaschinen im Norden hilft dazu wesentlich. Man benutzt in Nordamerika die Maschinen zu Arbeiten, bei denen wir die Hand des Menschen für unentbehrlich halten, z. B. zum Spalten von Brennholz. Man baut nicht Hunderte, nein Tausende von Maschinen zum Vermiethen ihrer Kräfte und stellt die Preise so niedrig, daß selbst der kleine Handwerker dieses Hülfsmittel benutzen kann. Seit etwa einem Jahre hat die Einführung der calerischen Maschine die Verwendung künstlicher Kräfte im alltäglichen Leben noch allgemeiner gemacht. Je mehr dadurch der Mensch von der rohesten Handarbeit befreit und zum geistigen Lenker und Beherrscher der Naturkraft erhoben wird, um so schöner kann er sich geistig ausbilden und bei seinem Erwerb ein nicht doch genug anzuschlagendes Capital von Intelligenz zu Hülfe nehmen. So schreitet der Norden, dem der Westen in dieser Beziehung gleich steht, mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts, und der Süden bleibt schon deswegen zurück, weil Bildung die Unfreiheit nicht verträgt und unfreie Arbeit folglich nicht im Stande ist, sich die Vortheile der technischen und stilichen Bildung anzueignen. Ein Beispiel wird zeigen, welcher Unterschied dadurch zwischen dem Süden und Norden entstanden ist. Im Jahre 1810 hatte Virginien 1,066,000, Newyork 959,000 Einwohner. 1851 zählte man in dem freien Staate 3,097,000 Menschen, 693,000 Schulkinder unter 13,600 Lehrern, 11,018 Bibliotheken mit 1,800,000 Bänden und 428 Zeitschriften mit 1,622,000 Exemplaren; in dem Sclavenstaate aber nur 1,422,000 Einwohner, 110,000 Schulkinder unter 3000 Lehrern, 54 Bibliotheken mit 89,000 Bänden und 87 Zeitschriften mit 90,000 Exemplaren. In den Sparkassen der Staaten Massachusetts, Rhode-Island und Newyork, die vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, von Arbeitern benutzt werden, lagen am 1. Januar 1861 mehr als hundert Millionen Dollars. Was hat der Süden diesen Errparnissen der freien Arbeit entgegenzustellen?

Der Wohlstand der Sclavenstaaten nimmt nicht zu, er ist im Sinken begriffen. Der erschöpfte Boden giebt geringere und geringere Ernten. In Texas, wo man noch jungfräulichen Boden zur Verfügung hat, rechnet man auf 750 Pfund Baumwolle vom Acker, in den alten Sclavenstaaten auf 250, 300 oder höchstens 320 Pfund. Um diesen Nachtheil auszugleichen, muß man die Arbeits- und Capitalkräfte steigern und ist zu Anstrengungen gezwungen, welche den Gewinn, der aus den steigenden Preisen des Nohtheiles erwächst, mehr als aufzehren. Da in Folge dieser Verhältnisse der Mangel an Sclaven immer fühlbarer wird, so ist der Preis der menschlichen Waare seit 1830 um das Doppelte gestiegen. So repräsentiren die 3,300,000 Sclaven der Union ein ungeheures Capital, und wer das Züchten und Verkaufen solcher Unglücklichen zu seinem Geschäft macht, der erzielt einen be-

deutenden Gewinn. Für Jeden, der mit seinen Sclaven arbeitet, ist das Steigen ihres Preises mit einer Vertheuerung seiner Production gleichbedeutend.

Nicht genug, daß der Norden den Süden überflügelt, bedroht die freie Arbeit die Sclavenhalter in deren eigener Heimath. Bis jetzt übten die etwa 80,000 Menschen, welche als Besitzer von je mehr als fünfzig Sclaven die Aristokratie, die „Cavaliere“ des Südens bilden, in ihren Staaten eine unbestrittene Herrschaft. Sowohl die kleinern Sclavenhalter als die Weißen, welche vom Handel oder von Gewerben leben, gelten neben ihnen nichts. Das wird sich in einer nicht fernen Zeit ändern. Schon arbeiten in mehreren Sclavenstaaten die unterdrückten Classen der Weißen an ihrer Emancipation, und der Norden begünstigt die Auswanderung nach dem Süden, um ihnen Hülfe zu leisten. Besonders hat man Virginien in's Auge gefaßt, wo wüstliegende Ländereien in Menge zu kaufen sind. Je mehr Weiße ohne Sclaven in's Land kommen, um so stärker gerathen die Sclavenhalter in's Gedränge, und zwar nicht blos hinsichtlich ihrer Herrschaft, sondern auch hinsichtlich ihres Erwerbs. Die freie Arbeit ist — wie wir bereits bemerkten — die wohlfeilere; zwei Weiße, das gesteht selbst der Süden zu, arbeiten so viel wie neun Sclaven. Daß diese freie Arbeit gerade bei dem großen Stapelartikel des Südens mit Erfolg Concurrenz machen kann, haben die Deutschen in Texas durch die That bewiesen. Sie widmen sich in Menge dem Baumwollenbau und erzeugen einen Stoff, der in jeder Beziehung höher geschätzt wird als Sclavenbaumwolle. Dennoch beruft sich der Pflanzer hauptsächlich auf seine Baumwolle, wenn er die Unentbehrlichkeit der Sclaverei beweisen will. Thatsache ist, daß die amerikanische Baumwolle, bei deren Erzeugung 800,000 Schwarze, der vierte Theil aller Sclaven, beschäftigt sind, den Weltmarkt beherrscht. England ist von den 3,850,000 Ballen dieser Waare, welche der Süden ihm liefert, im wahren Sinne des Worts abhängig. Darum konnte Senator Hammond, als vor wenigen Jahren ein Krieg mit dem alten Mutterlande zu drohen schien, ausrufen: „Gegen Baumwolle führt Niemand Krieg, Baumwolle ist Herr.“ Diese Herrschaft der amerikanischen Baumwolle und damit auch die Wohlfahrt des Südens ist aber ernstlich bedroht. England fühlt die Nachtheile seiner Abhängigkeit von Nordamerika zu schwer, um nicht die größten Anstrengungen gegen dieses Joch zu machen. Wo immer ein Engländer nahe bei den Tropen seinen Fuß hinsetzt, wird er den Boden prüfen, ob er für Baumwolle taugt. Man ist in Versuchen des Anbaues unermüdlich und hat hie und da schöne Erfolge erzielt. Dies gilt z. B. vom südwestlichen Afrika, und auch die neue australische Colonie Queensland (im Nordosten des Welttheils) scheint viel zu versprechen.

Das größte Gewicht legen die Engländer auf Ostindien, wo der Baumwollenbau seit mehr als zwei Jahrtausenden heimisch ist. Daß die ostindische Baumwolle, wenn auch wohlfeiler, doch schlechter als die amerikanische ist, liegt nicht am Rohstoff, sondern an der schlechten Behandlung und dem Capitalmangel. Diesen beiden Mängeln abzuhelfen, ist der englische Baumwollenversorgungsverein bemüht. Er führt der indischen Baumwollenindustrie englisches Geld zu und verbreitet unentgeltlich Hunderte von Maschinen zur Reinigung der Baumwolle, welche so gebaut sind, daß der indische Bauer sie ohne Mühe handhaben kann. In Indien selbst ist eine Gesellschaft für den Anbau von Baumwolle entstanden, an deren Spitze der Fürst Hayder Dschung Bahadur steht. Derselbe Versorgungsverein hat in den wenigen Jahren seines Bestehens außer Maschinen auch sechshundert Fässer Samen in alle Weltgegenden geschickt, um der Cultur einen Sporn zu geben. Daß sich ein Ersatz für die amerikanische Baumwolle finden werde und müsse, ist die Ueberzeugung der besten englischen Autoritäten.

Unter diesen Umständen dürfte die Erwartung der Sclavenhalter, daß die Baumwolle allein als Stütze eines fürstlichen Sonderbundes ausreichen werde, sich auf die Dauer nicht erfüllen. Auf der andern Seite fiele mit der Trennung der Union die Hauptstütze des Wohlstandes im Süden hinweg. Die Capitalkraft des Nordens hat nicht wenig dazu beigetragen, den fürstlichen Stapelartikeln ihre Ueberlegenheit zu verschaffen. Der Neuworker Handelsstand ist mit Vorschüssen an die Pflanzer nicht karg und giebt langen Credit auf neun, zwölf, ja auf fünfzehn Monate. Daß europäische Kaufleute eben so gefällig sein werden, ist nach den bisherigen Erfahrungen nicht anzunehmen. Seit Jahrzehnten haben sich die südlichen Pflanzer und Handelsvereine abgemüht, einen unmittelbaren Verkehr mit Europa in's Leben zu rufen, und immer vergebens. Man traut den Cavalieren nicht, weil man sie kennt und weil man nicht vergessen hat, welche ehrlose Bankerotte von Einzelnen und von ganzen Staaten (Alabama und Mississippi) im Süden vorgekommen sind. Daß sie jetzt der ganzen Welt Handelsfreiheit in ihrem Sonderbund versprechen, ist ein eitles Lockmittel. Mit ihren Finanzen ist es so schlecht bestellt, daß sie in kürzester Zeit zu Zöllen, und zwar zu hohen, greifen müßten. Daß eine Trennung auch dem Norden schwere Wunden schlagen würde, bezweifeln wir nicht. Sehen wir doch in diesem Augenblicke, wie verderblich schon die bloße Drohung mit Trennung wirkt. Banken haben ihre Zahlungen eingestellt, die besten Handelspapiere zu 18% Disconi keine Abnehmer gefunden, und sogar die Ausfuhr der zur Verschiffung bereit liegenden Erzeugnisse ist in's Stocken gerathen. Der reichere Norden wird die Folgen einer Trennung aber leichter tragen können, als der Süden mit seinem ausgesogenen Boden und seinem zahlreichen Proletariat von Weißen und Farbigen.

Sind wir bei unserer Darstellung zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Sclaverei nach und nach aufhören wird, so müssen wir jetzt hinzufügen, daß die Trennung der Union diesen unvermeidlichen Ausgang sehr beschleunigen würde. Im Westen und im Norden von freien Staaten eingefaßt, die keine Rücksicht mehr zu nehmen hätten und in denen sogar ein Gefühl bitterer Feindschaft, die Folge jeder Trennung, Wurzel schlagen würde, könnte der Süden weder das Entlaufen seiner Sclaven, noch die gefährlichsten Einwirkungen auf sie von außen her verhindern. So aufgeregt die Leidenschaften augenblicklich sind, wird der Gedanke an eine Zukunft, die den Süden auf lauter Nesseln und Dornen betritt, seine Wirkung üben. Trennte er sich trotzdem, so handelte er wie ein Narr, der, um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, sich selbst den Untergang bereitet. Daß es aber nichts als Einbildung ist, wenn man glaubt, Abraham Lincoln würde durch den Congreß die Aufhebung der Sclaverei beschließen lassen, unterliegt keinem Zweifel. Er hat weder den Willen noch die Macht dazu. Nach der Bundesverfassung sind alle innern Fragen der Einzelstaaten, zu denen die Sclaverei unbedingt gehört, der eigenen Entscheidung derselben überlassen. Sollte diese Bestimmung aufgehoben werden, so müßten erstens zwei Drittheile beider Häuser des Congresses, zweitens drei Viertheile der Landtage der Einzelstaaten dafür stimmen. Nun stehen die Sclavenstaaten gegen die freien wie funfzehn zu achtzehn und können folglich jede Verfassungsveränderung verhindern, die ihnen nicht genehm ist.

Blätter und Blüthen.

Das Pferd und sein Reiter. — In Erziehung und Behandlung der Pferde sind die Engländer die größten Meister. Nirgends in der Welt sieht man dieses edle Thier in solcher Menge, Kraft und Cultur, als in England. Nicht blos die Aristokratie sucht ihren Stolz und ihre Freude in Schönheit und edler Behandlung ihrer Vollblutprachtexemplare oft zu 6 bis 10,000 Thaler per Stück, auch der Omnibus- und Droschkenkutscher, gegen menschliche Kunden oft ein Flegel, ist der zärtlichste Freund und Pflegevater seiner klugen, gehorsamen, starken, glatten und wohlgenährten Rosse. Wie leicht fliegen die mit 42 Personen beladenen Stadtriesenomnibusse — zweispännige Häuser auf Rädern — und befenderes die zweistöckigen Sicherheitsdroschken durch die Londoner Straßenlabyrinthe! Ein Freund, der nach vierjährigem Aufenthalte in London wieder in Berlin lebt, schrieb mir, daß die Berliner Droschken mit ihren Skeletten von Gäulen und ihrem Getriebe, wie Fliegen im Syrup, die schlafrigen Omnibusse ihm Scham- und Zornröthe in's Gesicht getrieben beim Gedanken an diese geflügelten Pegasus der Londoner Sicherheitsdroschken. Wie theuer sind Stallung und Futter in London gegen Berlin! Und doch sticht den ärmsten Londoner Droschkenjaunt der Hafer, und er ist lustig und stolz, ohne Mahnung von einem Ende der ausgedehnten Riesenstadt zum andern zu fliegen. Man thut hier mehr für die Pferde, dafür thun diese mehr für die Menschen.

Kein Thier ist für gute Behandlung und gute Pflege dankbarer als das Pferd. Auch steht es dem Menschen in allen Klimaten und Zeiten am nächsten. Alle andern Thiere sind, wie die Pflanzen, klimatisch mehr oder weniger begrenzt. Das Pferd gedeiht und gedieh in allen Zonen und Zeiten, selbst verkümmerthierische Pferdegeschöpfe liegen unter arktischem Eise neben fibirischen Mammuth-Skeletten, auf den Höhen des Himalayah und in den Urwelthöhlen Irland's neben Mastodon's und anderen Thieren,

Digitized by Google

die vor dem ersten Buch Mosis ausstarben. Das Pferd hat alle diese geologischen Revolutionen, die ganze Schöpfungen begruben, überlebt und ist, seit Menschen die Erde beherrschen, immer deren starker, edler, unentbehrlicher Freund und Culturgehülfe geblieben. Wir finden das Pferd in allen Theilen der Geschichte jedes Volks, Siege und Eroberungen feiernd, Niederlagen rächend, Ackerbau und Saaten und Ernten bedingend, gemeine Sterbliche zu Rittern schlagend. Die furchtbare Masse Ritter „auf Schusters Rappen", die nie ein Pferd besaßen, noch weniger reiten können, sind Gewächse erst neuer und neuester Zeiten.

Das Pferd war Ehre, Kraft und Stolz der Helden von Ninive und der Akropolis von Athen. Bedenkmalte Fürsten und Helden der verschiedensten Nationen sitzen auf Rossen umher in allen Residenzstädten der Welt. Könige und Große der Erde schenken sich einander Pferde, wenn sie etwas recht Nobles schenken wollen.

Und wie gemein wird dieses edle Thier oft behandelt von Königen herunter bis zu Schneidergesellen und Syrupsjungen, die als Sonntagsreiter ihre Eitelkeit adeln wollen! „An nichts erkennt man den wahren Gentleman so sehr, als in der Art, wie er die Sporen braucht," sagt Sir Francis Head, der englische Pferdeschriftsteller, der eben ein vortreffliches Buch über „das Pferd und seinen Reiter" veröffentlichte. An Krippen gebunden, wo sie trocknen Hafer, Bohnen, Heu &c. verzehren, häufen sie in sich einen ungeheuern Vorrath von Kraft und Lebenslust auf, so daß sie, den Stall verlassend, von dem bloßen Gefühl der freien Luft und der belebten Schöpfung um sie her, zu Uebermuth erregt werden. In diesem instinctiven Kraft- und Ehrgefühl leisten sie viel mehr und arbeiten fast in jeder Art von Beschäftigung bis zu völliger Erschöpfung oder bis zum Tode ohne Sporen und Peitsche viel eher und viel lieber, als wenn sie künstlich ermuthigt und durch Sporen und Peitsche gezwungen werden. Die Sporen können in dem Falle des Uebermuthes nur den Zweck haben, nicht anzuspornen, sondern dem Reiter sein Uebergewicht, seine Herrschaft zu sichern. Sie sind dann rasch und energisch anzuwenden, aber nur so lange, als sich Uebermuth und Aufruhr geltend machen will. Strafe hinterher, Rache, üble Laune, rohe, rauhe Behandlung nachher demoralisirt das Pferd viel eher und mehr noch, als den Menschen. — Böse Launen und störrischer Eigensinn, Weigerung, gewisse Stellen zu passiren, über Wasser und Gräben zu springen &c. müssen durch vernünftige Anwendung von Gewalt gebrochen werden; in den meisten Fällen aber, wo man gern bloße Gewalt, Peitsche und Sporen und — das Dümmste von Allem — hinterher Strafe und Rache anwendet — kommt man mit einer Vereinigung von kaltblütiger Festigkeit, Geduld, viel Geduld und Zeit und einem geringen Maße von Strafe viel weiter, als mit bloßer und barbarischer Strafe. Aerger und Zorn im Pferde sind ein momentaner Wahnsinn, dem man etwas Zeit gönnen, dem man Vernunft, Intelligenz und Menschlichkeit entgegensetzen muß. Pferde in diesem Zustande sofort zu spornen und zu peitschen, ist Wahnsinn gegen Wahnsinn. In dem momentanen Zustande des Wahnsinns kann sich das Pferd keine Lection merken. Man lerne sein Pferd ordentlich kennen, denn jedes ist ein Individuum, wie der Mensch, und richte seine Erziehungs- und Behandlungsweise danach ein. Unter keinem Umstande aber ist bloße Strenge, Gewalt, Wuth und Strafe jemals ohne Schaden für das Pferd und seinen Eigenthümer. Niemals Gewalt und Strenge ohne Noth, nie auf längere Zeit und nie ohne Zeichen der Gnade und Versöhnung hinterher — wenn ihr gute Pferde behalten wollt.

Sporen haben ein sehr beschränktes Gebiet des Gebrauchs, ein desto weiteres des Mißbrauchs. „Auf dem Wettrennenkampfplatze", sagt Head, „ist der Drang und Eifer der Pferde so groß, daß sie oft kaum bis zu dem Zeichen des Auslaufens zurückgehalten werden können. Und so wie sie im Laufe sind, beschränkt sich die höchste Kunst des Reiters darauf, durch seine Art des Balancirens und Bewegens auf dem Rücken — der eigentlichsten Reitkunst — und durch leises Lenken zu ihrem Siege beizutragen. Sie aufzuhalten würde unmöglich sein. Manchmal brechen ihnen Glieder, springen ihnen Adern aus eigenster Ueberanstrengung. Und doch nehmen die besten Reiter — zur Schande ihrer Herren und zur Schmach der Nation — zuletzt noch zu Sporen und Peitsche ihre Zuflucht, was in neun Fällen von zehn just die Wirkung hat, daß sich der edelste Vierfüßler der Schöpfung „zuschließt", wie man es technisch nennt, d. h. durch diese gemeine Art von Erniedrigung und Zumuthung seine befittigten Kräfte einzieht und ein edles Herz gebrochen wird. —

Das Jagdroß, nein, jedes brave Pferd auf dem Jagd- und Kampfplatze, hält aus, wenn einmal vom Geiste der Sache ergriffen, bis es zusammenbricht. Es hält aus, ohne sich etwas merken zu lassen, zehn, zwölf Stunden. Es bringt dann seinen Reiter mit dem besten Appetite nach Hause, während es selbst oft vor Uebermüdung Stunden, ja Tage lang jedes Futter verschmäht. Wie dumm und barbarisch ist's daher, das Pferd bei solchen Gelegenheiten zu spornen und zu peitschen oder während der zehn, zwölf Stunden oft lange müßig auf dessen Rücken zu sitzen und wohl gar dazu zu pfeifen und zu singen und nicht daran zu denken, daß sie dem edlen Thiere durch Absitzen von einer Viertelstunde, ja nur wenigen Minuten Zeit geben, seine Muskeln, seinen Muth, seinen Geist zu erholen und zu erfrischen.

Ausdehnung dieses Rathes auf Militairpferde, auf Zugthiere vor dem Pfluge oder dem Lastwagen versteht sich von selbst. Der rohe Fuhrmann oder Knecht, der oft mit furchtbaren Flüchen und dem dicken Ende des Peitschenstiels sich halbtodt rast, um den steckengebliebenen Wagen oder die vor Uebermüdung stehen gebliebenen Pferde wieder in Gang zu bringen, sollte lernen (Leser oder Leserinnen könnten's ihm bei Gelegenheit beizubringen suchen, obgleich solche Kerle schwerer etwas lernen und sich sagen lassen, als das dümmste Pferd), daß nach einer guten Ruhepause, während welcher er sie freundlich tätscheln und mit ihnen zärtlich sprechen könnte — sie verstehen das und wissen's zu würdigen! — ein kaltblütiges, ermuthigendes, entschlossenes Antreiben in einer halben Minute zu Stande bringt, was fortgesetztes Fluchen und Peitschen vergebens versucht.

Sehr praktisch, mit einer komischen Färbung, ist Head's Anweisung, Pferden das Scheuen abzugewöhnen. Wie oft wird ein wirklicher Ritter im Besitze eines kostbaren Pferdes endlich bewogen, es wohlfeil zu verkaufen, weil es so schrecklich „scheut"! Dieser Fehler entwerthet aber ein Pferd gar nicht, und es giebt nichts Leichteres, als ihn zu curiren. Das beste, muthigste Pferd „scheut" oft, wie der größte Feigling, plötzlich vor der geringsten Kleinigkeit auf der Straße, vielleicht vor dem unbedeutendsten Steinhaufen. Der Reiter merkt dies und handelt wie früher, was das Pferd nicht vergessen hat, d. h. er spornt und peitscht. Woraus aber ist die „Scheu" zusammengesetzt? Furcht vor dem Steinhaufen $\frac{1}{10}$, Furcht vor Sporen und Peitsche $\frac{9}{10}$. Summa $\frac{10}{10}$ Scheu. Der erste Schritt zur Cur ist also, $\frac{9}{10}$ von dem Uebel sofort zu beseitigen, nämlich weder an Peitsche noch Sporen zu denken. Mit dem einen Zehntel wird man dann leicht fertig, wenn man nur erst die richtige Diagnose hat, d. h. die Wurzel des Uebels kennt, die meistentheils etwas ganz Anderes ist, nur nicht Scheu. Scheu geht aus Furcht, aus Mangel an Kraft und Muth hervor. Das Pferd „scheut" aber in der Regel aus Uebermuth. Gut gefüttert im Stalle und nach guter Verdauung und Ruhe kommt das Pferd in's Freie voller Spring- und Lebenslust. Aber aus frommer Rücksicht für seinen Herrn und um nicht kindisch und läppisch zu erscheinen, will es nicht ohne Grund springen und Allotria treiben. Nichts wäre ihm daher in solchem Augenblick lieber, als eine Heerde Betrunkener, ein Wagen voll Komödianten, ein ungewöhnlicher Lärm, Scandal und Aufruhr. Da dieser aber in polizeilich geordneten Staaten nicht immer zu haben ist, spitzt es die Ohren und schielt nach allen Seiten, um wenigstens etwas Veranlassung zum „Scheu-Spiel" zu entdecken. Heda ein Steinhäufchen, oder ein Blatt vom Winde über den Weg getrieben, oder ein Zaunkönig von einem Zweige zum andern hüpfend! Der Vorwand ist gefunden, und nun kann ich „scheuspielern", denkt es. Das Blatt könnte ein springender Tiger, der Zaunkönig ein Erlkönig, das Steinhäufchen ein Wolf sein. Demgemäß „scheut" es und macht Pantomimen der Muthlosigkeit aus bloßem Uebermuth. Entferne dieses Uebel durch langen Trott und Galopp über weichen, lockern, unebenen Boden, aber gleich auf der Stelle, etwa so: Sobald ein Pferd scheut, suche den Grund oder Vorwand dazu und dann laß es stehen oder besser zwing' es zu stehen und den Gegenstand seiner Scheu so lange anzustarren, bis es diese Arbeit überdrüssig ist und wo anders hinsieht. Nun reit drauf zu. Aber so wie es wieder Miene macht, zu scheuen: Prr! Stillgestanden! Oft curirt eine solche Behandlung. Es merkt bald Lunte und schämt sich, daß sein Herr denkt, es fürchte sich vor einem Steinhäufchen, vor einem Zaunkönig, vor irgend etwas.

Wir können natürlich die mancherlei praktischen und humanen Lehren des Pferde-Pädagogen Sir Francis Head nicht erschöpfen und begnügen uns mit diesen Andeutungen, die schon mancher guten Wirkung fähig sein mögen. Von den vielen eingestreuten Anekdoten aus der modernen Wettrennen-, Jagd- und Reit-Ritterlichkeit heben wir blos eine hervor. Sie betrifft den König aller englischen Fuchsjäger, „le premier Chasseur d'Angleterre", wie ihn Napoleon nennt, Thomas Asheton Smith. In seinem 64. Jahre dirigirte er eine Fuchsjagd, an der über 200 Jäger Theil nahmen. Noch in seinem 80. Jahre blies er, über einen Graben oder eine Hecke setzend, lustig sein Jagdhorn auf seinem Pferde mit losen Zügeln. Später ritt er in seinem 315 Fuß langen, 40 breiten Krystall-Palaste oder Sommerhause, das er für seine Frau hatte bauen lassen, damit diese in ihrer Kränklichkeit während des Winters im Klima Madeira's spazieren gehen und reiten könne. Der neunzigjährige Greis konnte endlich kaum noch gehen, aber das Reiten ließ er sich nicht nehmen, bis man ihn begrub. Im Winter vor seinem Tode pflegte er sich eins seiner Lieblings-Jagdpferde jeden Tag in den geheizten Krystall-Palast bringen zu lassen, um mit Hülfe eines Stuhls und menschlicher Arme hinaufzuklettern. Sowie er saß, fühlte er sich wieder jung und ritt lustig eine Stunde neben diesem und jenem Freunde auf und ab.

Auch Palmerston zieht seine unheilvolle Politik so unmenschlich lange über England und das respectvolle Europa hin, weil er alle Tage reitet und seine alten Glieder immer wieder zu neuen diplomatischen Tücken aufrüttelt, wie denn überhaupt die sprüchwörtliche Langlebigkeit oder Makrobiotik der englischen Aristokratie hauptsächlich daher kommt, daß sie dem lauernden Tode alle Tage, so lange es irgend zu ermöglichen ist, aus dem Wege reiten.

Caprera, das Asyl des großen Garibaldi, haben wir bereits in Nr. 7 unserer Zeitschrift geschildert und es blieb uns demnach nur noch übrig, unsern Lesern auch eine authentische naturgetreue Abbildung der Insel zu geben. Eine Turiner Photographie bot uns Gelegenheit dazu. Gott weiß es, ein Paradies hat sich der tapfere Befreier seines Vaterlandes nicht ausgesucht! Wer die schönste Stadt Europa's erobert, wer an den reizenden Meerpromenaden von Nizza und Genua gewandelt, dem, sollte man meinen, müßte dieses steinige, unfruchtbare Haidefeld wie eine Hölle erscheinen. Den bescheidenen Ansprüchen des ehemaligen Dictators von Sicilien und Eroberers des herrlichsten Königreichs genügen diese wüsten Granitmassen; ruhig arbeitet er täglich an der Urbarmachung seiner Felder und wartet der Zeit, wo ihn sein Vaterland wieder rufen dürfte. Arm zog er hinaus, arm kehrte er heim, so arm, daß der Befreier seines Vaterlandes, laut englischem Blaubuche, genöthigt war, bei seiner Abreise von Neapel, um die Kosten der Heimfahrt zu bestreiten, von englischen Freunden 4 Pfund zu leihen.

Kleiner Briefkasten.

E. R. in Leipzig. Die empfangene Erzählung: „Des Künstlers Streben" eignet sich nicht zur Aufnahme und liegt zu Ihrer Verfügung.

S. B. in L. Durch die Nachlässigkeit des Lieferanten ist die Verlagshandlung der Gartenlaube leider an der schnellen Expedition der bestellten Decken gehindert.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 11. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der schwarzweiße Storch.

Ein Bild von der Grenze.

Von J. D. H. Temme.

Endlich war die Grenze erreicht. Es war dunkler Abend darüber geworden und ich hatte noch eine halbe Stunde an ihr entlang zu fahren, um an den Ort meiner Bestimmung zu gelangen. Der Weg führte zwischen dichter Waldung zu beiden Seiten. Der Saum des Waldes links bildete die Grenze, er selbst war noch polnisches Gebiet. Rechts war der große preußische Trappöner Domainenforst. Der Weg zog sich eng und schmal hindurch.

Dem Kutscher, welcher stets aufmerksam rechts und links geschaut und auf jedes Geräusch hörte, schien der Weg nicht ganz sicher zu sein. Er lugte mit seinen hellen Augen forschend nach allen Seiten aus und schüttelte mehre Male brummend den Kopf. Plötzlich hielt der Wagen an.

„An der Grenze muß heute etwas los sein," sprach er dabei in den Wagen. „Fast alle fünfzig Schritte steht ein Doppelposten, ein Straßnik (Grenzaufseher) und ein Kosak, und man meint die lauernden Augen durch die Dunkelheit leuchten zu sehen. Was mögen die nur vorhaben?"

Er wußte es nicht, und auch ich und mein Secretair, der mit mir im Wagen saß, wußten es nicht. Gutes konnte es nicht sein, was die Russen vorhatten. Wir mußten von der Grenze abbiegen und kamen an dem Orte unserer Bestimmung an. Es war ein litthauisches Dorf, ungefähr eine Viertelmeile von der Grenze entfernt, in welchem wir die Nacht blieben.

An der Grenze war etwa acht Tage vorher einer jener schweren Excesse vorgefallen, die an scharf bewachten Zollgrenzen nicht selten vorkommen, und die an der russischen und polnischen Grenze am allerwenigsten fehlten. Preußische und polnische Schmuggler hatten gemeinschaftlich die russische Grenzwache überfallen; ein Kosak war getödtet, zwei Straßniks schwer verwundet. Das so gemeinschaftlich von preußischen und polnischen Unterthanen verübte Verbrechen mußte gemeinschaftlich von preußischen und russischen Beamten untersucht werden. Ich hatte preußischer Seits die Untersuchung zu führen, und der Thatbestand mußte an Ort und Stelle festgestellt werden. Ich war auf dem Wege dorthin. Am anderen Morgen sollte die gemeinschaftliche Arbeit beginnen.

Sechs Meilen von der Gegend entfernt wohnend, mußte ich schon am Abend vorher in dem nächsten Orte, dem litthauischen Dorfe, eintreffen, dessen Namen ich vergessen habe. In dem Dorfe war nur ein Krug, in dem ich übernachten konnte. In den gewöhnlichen litthauischen Krügen ist Nachts kein Verbleib. Es fehlt eben an Allem, was der Reisende zu seiner Bequemlichkeit bedarf. Gerade an das Allernothwendigste, eine Schlafstube und Betten, ist am seltensten zu denken. In der allgemeinen Krugstube mag man sich auf einer Streu dem Schlafe hingeben, wenn — man kann. Der Krug in jenem Dorfe hatte indeß Kammern und Betten, und ich hatte schon vorher je zwei davon bestellen lassen, für mich und meinen Secretair, der zugleich mein Dolmetscher war.

Der Krugwirth empfing und mit der Nachricht, daß die Kammern, die den ganzen Winter nicht geheizt worden, noch nicht warm geworden seien, und lud uns ein, vorab in der Krugstube abzuspleißen. Es war im April und das Wetter kalt und naß, ein scharfer Wind hatte uns vollends durchgekältet. Wir traten in die Krugstube. Ich ging auch aus einem anderen Grunde gern hinein, denn es mußten sich Leute dort befinden, von welchen ich erfahren konnte, was zu der ungewöhnlich strengen Bewachung der Grenze die Veranlassung gegeben habe.

Ich hatte mich hierin getäuscht. In der Stube befand sich nur ein einzelner Mensch. Er saß auf einer Bank am Ofen, in einen großen blauen Mantel von grobem Tuche, sogenanntem Wand, gehüllt, eine Pelzmütze tief in das Gesicht hineingezogen. Was die Mütze von dem Gesicht freiließ, war von einem großen Schnurrbarte bedeckt. Uns beachtete er nicht. Er schien gleichwohl auf etwas zu warten. Nach einer Weile sprang er ungeduldig auf, an ein Fenster, um hindurch zu horchen und zu schauen. Es wollte mir dabei Allerlei an ihm auffallen. Unter dem groben Kantel und zu der weiten Pelzmütze trug er an den Füßen feine Stiefel und an den Stiefeln kleine, klirrende Sporen. Sein Fuß war elegant geformt, seine Bewegungen waren rasch, gewandt. Der Mann war etwas Anderes, als er wenigstens hier scheinen wollte.

Er warf jetzt fast unverhohlen mißtrauische Seitenblicke auf mich. Was konnte er mit mir, was ich mit ihm zu thun haben? Ich sann darüber nach, als der Krugwirth in die Stube trat. Ich glaubte zu bemerken, daß er mit dem Fremden einen flüchtigen Blick wechselte. Dann kam er auf mich zu. Er hatte mir etwas zu sagen. Aber in dem Augenblicke, als er zu mir sprechen wollte, wurde hastig die Thür aufgerissen.

Zwei Männer stürzten in die Krugstube. Sie trugen gleichfalls weite blaue Wandmäntel und Pelzmützen. Aber wie sehr waren sie im Uebrigen von dem Fremden verschieden, mit ihren großen, derben Gestalten, plumpen Bewegungen, schweren Stiefeln und klappernden Sporen! Sie wollten auf den Fremden zueilen, aber ein gebieterischer Wink seiner Augen hemmte ihren Schritt. Er verließ gleich darauf die Stube, und sie folgten ihm.

Der Krüger brachte vor, was er mir zu sagen hatte.

„Ich hätte eine Bitte an den Herrn Director."

„Und?“

„Sie haben zwei Stuben bei mir bestellt, welche jetzt beide warm sind. Nun kommen aber so eben Fremde, die mich um eine warme Stube bitten. Wären Sie nicht so gütig, ihnen eine der Stuben abzutreten? Ich habe noch eine dritte, die lasse ich Ihnen dann sofort heizen.“

„Wer sind die Fremden?“ fragte ich.

„Eine Frau mit einem Kinde. Die Frau ist krank und darum kann sie auch nicht hier in der Kruglinde bleiben.“

„Geben Sie der Frau die wärmste der beiden Stuben.“

Er ging.

Der Krüger hatte mich, während er mit mir sprach, nicht ansehen können. Sein Gesicht war mir verschlagen, sein Auge falsch vorgekommen. Mir war jetzt Alles verdächtig, daher ging ich ihm nach, denn ich mußte wissen, was es mit den Männern in den blauen Mänteln und mit der fremden Frau und ihrem Kinde war. Ich sollte nur wenig sehen und nichts erfahren. Und doch sah ich so viel und ich meinte, ich hätte mehr als genug erfahren.

In dem Hausflur stand ein ältlicher Mann in grober, fast ärmlicher polnischer Bauernkleidung, welcher ein schlafendes Kind von etwa anderthalb Jahren im Arm trug. Er sprach mit dem Wirth. Hinter ihm lehnte an einer Thürpfoste eine Frau, welche gleichfalls die ärmliche, grobe Kleidung der untersten Stände des armen Landes trug. Aber diese grobe Kleidung umschloß eine hohe, schlanke Gestalt. Der Gestalt entsprach das Gesicht, welches tief blaß, leidend, aber trotzdem von einer wunderbaren, fast erhabenen Schönheit war.

Die Frau war krank. Erschöpft lehnte sie an der Thürpfoste. Ihr Athem und ihre Brust schienen wie im Fieber zu fliegen. Dennoch hörte sie mit Spannung auf das Gespräch des ältlichen Mannes mit dem Wirthe. Einmal warf sie dabei einen prüfenden und wie dankbaren Blick auf mich. Die Beiden sprachen polnisch mit einander; die Sprache war mir fremd; ich hatte daher nicht verstanden, was sie redeten. Der Blick verrieth mir, daß sie wohl über das Nachtlager sprachen und der Wirth gesagt hatte, ich hätte ihnen eine Stube abgetreten. Sie gingen mit dem Wirthe die Treppe hinauf, die hinten aus dem Flur zu den oben im Hause gelegenen Stuben führte. Der Mann in der bäuerlichen Kleidung mußte die kranke Frau führen und that es mit einer auffallenden Ehrerbietung.

Da war wieder eine Verkleidung, wieder ein Geheimniß. Aber dieses Geheimniß wollte mich drücken. Das Gesicht der Frau hatte so leidend ausgesehen und ihr Blick war ein ängstlicher gewesen. Ich mußte unwillkürlich mit ihr jene ungewöhnliche Bewachung der Grenze in Verbindung bringen, mit dieser wieder die verkleideten Männer in den blauen Wandmänteln und mit diesen dann die Zeit, in der wir lebten. Es war eine traurige, unglückliche Zeit für das arme Polenland.

Wir waren im Jahre 1832. Wenige Monden vorher war jener entsetzliche Kampf beendet, von dessen Ruhme die Geschichte ewig erzählen wird. Eine Reihe von Verfolgungen gegen die Besiegten hatte darauf begonnen. Noch Jahre lang wurden in allen Gegenden des Landes die Betheiligten der Revolution aufgesucht, heimlich oder offen, um dem Tode oder der lebenslänglichen Gefangenschaft zugeführt zu werden. Manchem gelang es wohl zu entfliehen, aber wie Mancher wurde noch an der Grenze wieder eingefangen, und dann war kein Entrinnen mehr möglich.

Mein Kutscher trat an mich heran, mit einer geheimnißvollen, fast ängstlichen Miene.

„Haben der Herr Director die Leute in den blauen Wandmänteln gesehen?“

„Ja.“

„Es sind russische Straßniks. Einer ist Officier.“

„Woher wißt Ihr das?“

„Ich belauschte sie im Stalle, in welchem sie ihre Pferde stehen haben. Der Officier befahl den Leuten, zur Grenze zurück zu reiten. Mehr verstand ich nicht. Sie sprachen sehr eifrig, aber sehr leise mit einander.“

Ich hatte durch die wenigen Worte mehr als genug erfahren. Ich hatte Verfolgte und Verfolger gesehen. Es drückte mich schwerer, unheimlicher. Die armen Verfolgten waren auch in Preußen nicht sicher. Ich wußte es, und die helle Gluth der Scham stieg mir in das Gesicht. Auch sie wußten es, darum die ängstlichen Blicke der Frau.

Ich hatte den Schulzen des Dorfes zu mir rufen lassen, da ich ihn wegen meiner Geschäfte des folgenden Tages sprechen mußte. Ich fragte ihn nach der Unruhe an der Grenze. Er wurde verlegen, aber dann fiel ihm ein, daß ich auch Beamter sei, und da dürfe er mir schon sagen, um was es sich handle. Eine polnische Herrschaft werde von den Russen verfolgt, erzählte er mir darauf. Der Mann sei in die Revolution verwickelt gewesen, und man habe die Leute erst jetzt aufgefunden. Sie seien entkommen und hierher nach der Grenze zu geflüchtet. Dort habe man ihre Spur verloren. Sie hätten aber noch nicht weit sein können, und seit einer halben Stunde wisse man, daß sie wirklich hier im Dorfe seien. Die Frau sei mit ihrem Kinde und einem alten Diener hier im Kruge. Der Mann fehle noch; wahrscheinlich hätten sie sich verabredet, mit ihm hier zusammenzutreffen. Daher habe man die Frau auch noch nicht arretirt; an dem Mann sei das Meiste gelegen, und da müsse man warten, bis der am späten Abend ankomme.

„Und wer soll die Leute arretiren?“ fragte ich, während zu der Gluth der Scham zugleich die des Zorns mir in das Gesicht schlug.

„Nun, ich, Herr Director.“

„Und von wem haben Sie dazu den Befehl, den Auftrag?“

„Es ist ein allgemeiner Befehl von der Regierung in Gumbinnen an alle Schulzen und Gensd'armen, den Requisitionen der russischen Behörden bei Verfolgung von Deserteuren und Ueberläufern Folge zu geben.“

„Sind denn diese Leute Deserteure oder Ueberläufer?“

„Ueberläufer! Der russische Gensd'armerieshauptmann da drinnen in der Kruglinde sagt es.“

„Und dem Manne glauben Sie auf sein einfaches Sagen?“

Der Schulze wurde verlegen.

„Schulze,“ fuhr ich fort, „Sie sind auf dem Wege, sich in hohem Grade verantwortlich zu machen. Wenn ein preußischer Beamter, aber aus einem anderen Kreise, zu Ihnen käme, und die Verhaftung eines Menschen von Ihnen forderte, Sie würden eine schriftliche Legitimation von ihm fordern. Und dem ersten besten Russen, der hierher kommt, den Sie nicht einmal kennen, wollen Sie hier Menschen abliefern, von denen Sie auch nicht einmal wissen, ob sie Verbrecher sind oder nicht?“

Verantwortlichkeit! Es ist ein schweres Wort für einen Beamten, vom Minister bis zum Schulzen.

„Was soll ich machen, Herr Director?“ fragte mich der rathlose Schulze.

„Was Sie machen sollen? Erklären Sie dem russischen Gensd'armenhauptmann, wenn er Ihnen nicht einen schriftlichen Befehl des polnischen Grenzgerichts in Marianepel beibringe, so dürften und würden Sie hier Niemanden verfolgen und an ihn ausliefern. Ich nehme die Verantwortung auf mich.“

Es wurde dem guten Mann leichter. Er war bereit, fo zu thun. Damit er fest bleibe, begleitete ich ihn in die Kruglinde. Der Hauptmann war, nachdem er die beiden Straßniks, wahrscheinlich um noch mehr Mannschaft herbeizuholen, fortgeschickt hatte, in die Kruglinde zurückgekehrt. Der Schulze gab ihm rund und klar seine Erklärung. Sie sprachen polnisch, aber mein Dolmetscher übersetzte es mir nachher. Der Russe polterte, schimpfte, warf wüthende Blicke auf mich und drohte dem Schulzen, welcher aber fest blieb. Der Russe stürmte aus der Stube, indem er noch einen boshaften, lächelnden Blick auf mich zurück warf. Zwei Minuten nachher hörte ich ihn im Galopp davon sprengen.

„Gewonnen!“ rief ich. „Die armen Menschen sind gerettet!“

Aber das Gesicht des Schulzen war ängstlich geworden.

„Gerettet, Herr Director?“ schüttelte er den Kopf. „Ja, wenn die Leute noch in der ersten Stunde sich von hier fort machen könnten! Aber die Frau war auf den Tod krank.“

„Was fürchten Sie denn, Schultze?"

„Wir sind hier keine Viertelmeile von der Grenze. Wenn die Russen einen Ueberfall machten und sich die Leute mit Gewalt holten! Es wäre das erste Mal nicht."

Auch mir wollte die Angst das Herz zuschnüren, und der Zorn wieder dabei. Der Mann hatte Recht. Derartige Einbrüche und Ueberfälle der Russen in preußisches Gebiet geschahen, und sie höhnten die Reclamationen, die von den preußischen Behörden hinterher dagegen erhoben wurden.

„Bieten Sie das Dorf zur Gegenwehr auf, Schultze!" sagte ich.

„Es läme kein Mensch, Herr Director."

„Sind Gens'armen, Grenzaufseher hier?"

„Der nächste Gens'arm ist zwei Meilen entfernt, und die beiden Grenzaufseher sind auf ihrer nächtlichen Patrouille und kommen vor morgen früh nicht zurück."

Das war eine verzweifelte Lage. Ich wollte mir den Gedanken an den Ueberfall aus dem Kopfe schlagen.

„Aber der Russe sah Sie so boshaft an," sagte der Schultze.

Und daß der Krugwirth, mit dem er Wirthe gewechselt, ein Schuft sei, mußte ich mir sagen. Es gab mir nur keinen Rath. Der Schultze ging, und ich saß allein mit meinem Dolmetscher, welcher auch keinen Rath wußte. Wir waren unten in der Krugstube geblieben und blieben auch ferner da, denn wir waren dort dem näher, was sich noch ereignen konnte. Dem Kutscher befahl ich, draußen aufzupassen und mir namentlich zu melden, wenn Jemand in das Haus komme. Ich dachte an den Polen, den Mann der kranken Frau, den sie erwartete. Mit ihm wollte ich reden. Vor Mitternacht war eine Rückkehr und ein Ueberfall der Russen nicht zu befürchten. Ich wollte dem Polen meinen Wagen anbieten; so war ja auch die Kranke wohl fortzuschaffen.

Es war neun Uhr Abend geworden. Ich verzehrte mit dem Dolmetscher unser Abendbrod. Draußen hatte der Wind nachgelassen, aber der Regen schlug an die Fenster. Sonst war Alles still. An dem Ende des kleinen Dorfes bewegte sich in der Nacht Niemand. Und Nacht war es für die Dorfbewohner schon. Die meisten waren gewiß längst in ihren Betten. Plötzlich hörte ich durch die Stille einen Wagen heranfahren und nach wenigen Minuten vor dem Kruge halten. Ich war an das Fenster getreten und erkannte trotz der Dunkelheit eine Kutsche, die hielt.

Der Krüger war zu dem Wagen hinausgegangen, und ich hörte ihn deutsch sprechen. Eine fremde Mannsstimme antwortete ihm deutsch, doch konnte ich nur einzelne Worte verstehen, die mir keinen Sinn ihres Gespräches ergaben. Nur meinen Namen glaubte ich ein paar Mal aussprechen zu hören.

Ein langer, hagerer Mann trat gleich darauf in die Krugstube. Er konnte erst in der Mitte der dreißiger Jahre stehen, aber nie konnte man ein falteneicheres und in seinen grauen Falten würdevolleres und wichtigeres Gesicht sehen. Es war nur ein so vornehmer und gewichtiger Mann in ganz Litthauen, ein Mann, der jeder Litthauer kannte und nannte. Ich hatte ihn nie gesehen, aber ich kannte ihn, ich hatte von ihm gehört, und wenn das nicht der Assessor Häring war, so war der Assessor Häring eine Fabel, eine Mythe.

Er war ein Berliner Kammergerichts-Assessor gewesen, der Assessor Häring, und hatte als solcher den unwiderstehlichen Drang, den unauslöschlichen Durst in sich verspürt, ein großer Mann zu werden. Ein großer Mann war ihm ein hoher Beamter. Carriere! Das war sein einziger Gedanke. In Berlin hielt sie schwer, denn es war eine Ueberfüllung von jungen Assessoren da, die Alle von demselben großen Gedanken durchglüht waren, und — man wollte seine Talente und Verdienste nicht recht anerkennen. In die Provinz! rief es da in ihm. Berlin ist der Sitz der Intelligenz, aber auch der Verlennung. Die Provinz ist eine Wüste. Ein Mann aus Berlin ist dort Alles. Es kann mir nicht fehlen. Die größte Wüsteneі ist Litthauen, da hinten an der russischen Grenze. Nach Litthauen! Er hat um eine Anstellung in Litthauen. Er wurde als Assessor bei dem Kreisgerichte in Tilsit angestellt. Es war wenig für seinen Ehrgeiz und für seine Ueberzeugung von seinem Verdienste. Es wird schon besser werden! Ich werde mich auszeichnen! tröstete er sich und er zeichnete sich aus. Kein höherer Beamter konnte nach Tilsit kommen, ohne sofort von dem Assessor Häring becomplimentirt, geführt, betreut zu werden. Das hilft. Er war nach Jahr und Tag der „angezeichnetste Beamte der Provinz", ein überall gerühmter Mann. Er wurde zum Assessor bei der Regierung der Provinz in Gumbinnen befördert. Er war auf der Stufe zur höchsten Macht. Wiederum nach Jahr und Tag mußte er schon Regierungsrath sein. Es konnte nicht fehlen, zumal da er das Polizeiwesen in der Provinz zu seinem Decernat hatte. Wie sehr kann ein Beamter im Polizeiwesen sich auszeichnen!

Der Mann stand auf einmal vor mir. Es konnte kein Anderer sein. Was konnte er hier wollen, er, der das Polizeiwesen der Provinz, also auch hier an der Grenze, zu seinem Decernat hatte? Er trat trübevoll in die Krugstube ein. Ein feiner Pelz umgab die langen, hageren Glieder. Er legte ihn langsam, vorsichtig ab. Dann stand er untadelhaft gekleidet da, in schwarzem Rock, weißer Weste und weißer Halsbinde.

Der litthauischen Mädchen, für die er ebenfalls, freilich in eigenthümlicher Weise, eine Berühmtheit war, nannten ihn nicht anders, als den „schwarzweißen Storch", weil er so entsetzlich lange Beine hatte und so gravitätisch ging. Nachdem er den Pelz abgelegt hatte, zog er ein sauberes, seidenes Taschentuch hervor, nahm seine Brille ab, putzte die Gläser mit dem Tuche, setzte die Brille wieder auf und steckte das Tuch wieder in die Tasche. Dann erst sah er sich in der Stube um, langsam, würdevoll, und als er mich erblickte, schritt er feierlich und halb herablassend und halb zutraulich auf mich zu.

„Herr Criminalrichter —?"

„Mein Name! Und ich habe die Ehre —?"

„Regierungsassessor Häring aus Gumbinnen. Ich bin auf einer Dienstreise hier."

Soweit hatte ich mich also nicht getäuscht. Und war auch meine Ahnung über seinen besonderen Zweck eine richtige, so wollte bei dem nähern Anblick des wichtigen Mannes auf einmal ein großer Theil meiner Sorge schwinden. Es dämmerte ein Licht vor mir auf, ich mußte es nur verfolgen.

„Ich freue mich sehr, Herr Assessor —" sagte ich.

„Regierungsassessor!" verbesserte er mich.

„Ich freue mich außerordentlich, Herr Regierungsassessor, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich habe so viel Ausgezeichnetes von Ihnen vernommen —"

„Ich bitte, Sie beschämen mich."

„Dem Verdienste seine Anerkennung. Sie sind heute auch in einer sehr wichtigen Mission hier?"

Die Falten in seinem grauen Gesicht fraßten. Sie fraßten mir als Licht, nach dem ich suchte. Ich lud ihn ein, sich zu uns zu setzen. Er that es und nun erzählte er. Die Gesellschaft der Krugstube hatte sich unterdeß vermehrt. Eine Harfenistin war noch eingetroffen. Eine große, wie es mir schien, noch ziemlich junge und hübsche Person. Sie hatte sich aber, durchnäßt und durchfroren, hinter den Ofen zurückgezogen, und der vornehme Assessor hatte nun so weniger Notiz von ihr genommen.

„Allerdings," erwiderte er mir, „bin ich in einer Mission hier, in einer sehr wichtigen."

„Dürfte ich sie, wenn sie kein Amtsgeheimniß ist, erfahren?" sagte ich.

„Sie ist durchaus kein Geheimniß. Sie wissen, ich bearbeite das Polizeidepartement bei der königlichen Regierung in Gumbinnen."

„Gewiß weiß ich es. Die Provinz erkennt es an, daß dieser wichtige Verwaltungszweig in keinen besseren Händen sein könnte."

„Ich gebe mir wenigstens alle Mühe. Es ist aber ein schwieriges Departement, und die meisten Schwierigkeiten erzeugt die russische und polnische Grenze."

„Ich bin überzeugt davon."

„So liegt heute ein Fall vor, der meine persönliche Anwesenheit hier erforderlich machte."

„Er muß von besonderer Bedeutung sein."

„Ja, das ist er. Es ist Ihnen unzweifelhaft nicht unbekannt, wie drüben in Polen noch immer die Elemente der Revolution nicht ganz niedergeschlagen sind."

„Ich denke, es ist die Ruhe des Grabes in dem Lande."

„Bitte um Verzeihung. Wir haben bei der königlichen Regierung ganz andere Nachrichten. Die Revolution ist nur im Großen und Ganzen besiegt. Die Ruhe herrscht nur äußerlich. Im Verborgenen giebt es der Wühler noch immer leider zu viele, und das Beginnen dieser conspirirenden Umsturzpartei ist nun so verwerflicher, empörender und für das im Ganzen und Großen

ruhige Volk um so gefährlicher, als sie gegen eine Regierung gerichtet ist, die ihre Milde und ihren persönlichen Geist so eclatant auch namentlich jetzt nach Niederwerfung der Revolution bewiesen hat."

„Sie meinen doch die russische Regierung?" sagte ich ihn.

„Gewiß. Und ich freue mich, daß auch Sie die väterliche Milde dieser Regierung anerkennen. Sie werden daher auch gewiß nicht jenen elenden Tagesschreiern beistimmen wollen, die von Grausamkeit und dergleichen sprechen, und Sie werden auch unserer Regierung Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie, zumal durch feierliche Staatsverträge verpflichtet, solche Verräther, die sich dem Aeme der Gerechtigkeit durch die Flucht auf hiesiges Gebiet entziehen wollen, ihrer rechtmäßigen Obrigkeit und dem gesetzmäßigen Richter wieder ausliefert."

Es stieg ein frivoler Wunsch in mir auf, ein schadenfroher. Er gab mir zugleich sonderbare Ahnungen ein. Ich mußte nur Alles unterdrücken, um jener armen Menschen willen.

„Ein Fall solcher Art hat sie hierher geführt?" fragte ich.

„Ja. Einem der gefährlichsten Empörer und Verschwörer, dem Grafen Tomborski, war es seit Niederwerfung der Revolution gelungen, allen Nachforschungen der Regierung sich zu entziehen. Vor Praga in den letzten Kämpfen schwer verwundet, hatte er nicht flüchten können. Später, als er genesen, war seine Gattin schwer erkrankt, die ihn nicht hatte verlassen wollen. Er wollte jetzt sie nicht verlassen. Darüber waren überall im Lande geordnete Zustände hergestellt, so daß sie zwar lange Zeit noch immer sich verbergen konnten, ein Entkommen aus ihrer Verborgenheit aber und vollends ein Entfliehen über die Grenze ihnen fast zur Unmöglichkeit wurde. Zuletzt wurde auch ihr Asylenthalt entdeckt: die verrätherische Wittwe eines Exclusanen, Freundin der Gräfin, hatte sie über ein halbes Jahr lang in ihrem Schlosse vor Aller Augen zu verbergen gewußt. Sie sollten aufgehoben werden —"

„Ah, in der Stille!" mußte ich den Erzähler doch unterbrechen, „die Regierung liebt das in Polen. Es giebt das einen heilsamen Schreck."

Er zuckte die Achseln.

„Was wollen Sie? Uebrigens muß man in manchen Dingen auch den Eclat vermeiden."

„Besonders die Polizei."

„Allerdings. Indeß um auf den Grafen Tomborski zurückzukommen —"

„Und seine Gattin," unterbrach ich ihn wieder.

„Und sie, und zugleich ein Kind von ungefähr anderthalb Jahren —"

„Wie? Auch ein anderthalbjähriges Kind wird mit verfolgt?"

Der Regierungsassessor lachte.

„Was wollen Sie?" sagte er wieder. „Solch ein Kind ist eine vortreffliche Geisel. Man hat dadurch die Eltern in der Hand, man kann sie damit zurückrufen —"

„Auch nach Sibirien —"

„Gerechtigkeit muß sein! Allein lassen Sie mich fortfahren."

„Fahren Sie fort."

„Die Leute sollten aufgehoben werden, er in der That heimlich. Auf einmal waren sie verschwunden, Mann, Frau und Kind, seit vier Tagen jetzt schon, und es ist noch nicht gelungen, ihrer wieder habhaft zu werden. Man hat nicht einmal eine sichere Spur von ihnen entdecken können. Nur haben einzelne Anzeichen darauf schließen lassen, daß die Verfolgten ihre Richtung nach dieser Grenze genommen haben. Das ist der Grund meines Hierseins."

„Und dessen Zweck ist?" fragte ich.

„Mein Zweck? Heute Morgen traf bei der Regierung ein Schreiben der russischen Behörde nm mögliche Nachforschung auf diesseitigem Gebiete und schleunigste Auslieferung ein. Hierzu die erforderlichen Anordnungen zu treffen und zugleich diese selbst zu leiten, ist der Zweck meines Hierseins."

„Sie haben gewiß schon die erforderlichen Anordnungen unterwegs getroffen?"

„Allerdings, in allen Dörfern an der Grenze, durch die ich kam. Das hat meine Ankunft hier verspätet. Ich werde indeß sofort zu dem hiesigen Schulzen schicken."

Er wollte aufstehen, um den Befehl zu ertheilen. Wenn er wirklich zu dem Schulzen schickte und wenn dieser zu ihm kam, so war Alles verloren. Ich mußte es verhindern.

„Der Schulze wird schon schlafen," sagte ich ihm.

„O," lächelte er steif, „ich habe das Recht, meine Untergebenen auch um Mitternacht wecken zu lassen, und sie müssen augenblicklich erscheinen."

„Aber kennen Sie den hiesigen Schulzen, Herr Regierungsassessor?"

„Ich kenne ihn nicht."

„Sie kennen aber die Litthauer überhaupt?"

„Wie kein anderer Mann in der Provinz."

„So wissen Sie auch, daß sie den Deutschen nicht sehr zugethan sind."

„Hm!"

„Sie lieben zum Beispiel nichts mehr, als uns Deutschen allerlei häßliche Spitz- und Schimpfnamen zu geben."

Er wurde roth. Die litthauischen Mädchen mochten oft genug hinter ihm her gerufen haben: „Da geht der schwarzweiße Storch mit den entsetzlich langen Beinen."

„Hm, hm!"

„Ein Prachtexemplar von dieser Ausgabe ist der hiesige Schulze. Ich kenne ihn. Und ich stehe Ihnen nicht dafür ein, daß der Mann nicht, sobald Sie mit ihm gesprochen hätten, das halbe Dorf im Geheimen auf die Beine bringen würde, um die Verfolgten in Sicherheit zu schaffen. Denn daß das Volk die Russen nicht liebt, werden Sie gleichfalls zugeben."

Er war sehr nachdenklich geworden.

„Hm, hm! Ja, ja! Aber was fange ich an?"

„Lassen Sie es uns überlegen, bei einem Glase — Ach, wo denke ich hin? Wie gäbe es hier Wein! Aber Punsch werden wir bekommen können. Und er wäre am Ende besser als Wein. Mich friert. Sie werden in dem schlechten Wetter nicht minder durchfroren sein."

Die Falten seines Gesichts nahmen wieder einen vergnügteren Ausdruck an. Es war Leben in diesen Falten.

„Ach, ich bin wirklich durchfroren und ich würde mir die Ehre geben, diesen Punsch zu bereiten. Ich verstehe mich darauf."

„Vortrefflich."

Der Krüger brachte gerade das Abendbrod des Assessors.

„Sie haben doch Rum und Zucker im Hause, lieber Krüger?" fragte er ihn wichtig.

„Sehr guten, Herr Regierungsassessor."

„Und Citronen?"

„Noch drei Stück."

„Sie reichen aus."

„So lassen Sie schnell Wasser kochen."

„Wasser kocht in der Küche immer."

„Herrlich. So bringen Sie das Alles herein, worvon ich sprach."

„Der Herr Assessor wollen einen Punsch machen?"

Der Wirth hatte nach drei Minuten Alles hergebracht, und einen großen Suppennapf dazu. Der lange Assessor bereitete mit seinem würdevollsten Eifer den Punsch. Er verstand sich darauf.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Christoph Dahlmann.

Von Heinrich v. Treitschke.

Unter der großen Zahl guter Männer, welche dieser arge Winter uns entrissen, ist Einer, der wie Wenige eine Umtugend unserer rasch lebenden Tage an sich erfahren hat — ihre Fertigkeit, Menschen zu vernutzen und zu vergessen. Nicht gehoben von der Huld der Großen, nicht getragen von der Gunst der Menge, war er dennoch während langer Jahre ein Lehrer und Führer der Freiheitsbestrebungen unseres Volkes. Und heute wird sein Name nur noch selten genannt von einem Geschlechte, dessen politische Ideale zum guten Theile in den Gedanken dieses Mannes wurzeln.

Friederich Christoph Dahlmann ward am 13. Mai 1785 im Bürgermeisterhause der damals schwedischen Stadt Wismar geboren. So durch die Geburt mitten hineingestellt zwischen die deutsche und die skandinavische Welt, hat er auch, siebzehnjährig, auf der Kopenhagener Hochschule seine gelehrte Bildung begonnen. Die

Friedrich Christoph Dahlmann.

deutsche Wissenschaft gewann ihn erst, als er seit d. J. 1804 in Halle bei F. A. Wolf und Schleiermacher philologische und schönwissenschaftliche Vorlesungen hörte. Als ein Schatz für das Leben blieb ihm von diesen classischen Studien die Gewöhnung an eine streng wissenschaftliche Methode und ein geläuterter Schönheitssinn Und ein noch köstlicheres Gut trug er davon. Ihm geschah wie Unzähligen: erst als Deutschland verloren schien, begann man zu erkennen, daß es ein Deutschland gebe. Aus dem Jammer und der Schande der bonapartischen Herrschaft erwuchs dem jungen Manne die fromme, treue Liebe zum Vaterlande. Es waren unstäte Tage; „man wußte in dieser napoleonischen Zeit nichts mit sich anzufangen." Umsonst suchte Dahlmann in Deutschland nach einer Stellung im Leben; da führte ihn in Dresden ein glücklicher Zufall mit Heinrich von Kleist zusammen, und der gemeinsame Haß gegen die fremden Zwingherren, die gemeinsame Liebe zur Kunst machte den besonnenen, erwägenden Gelehrten rasch vertraut mit dem leidenschaftlichen, reizbaren Dichter. Dahlmann selbst hat uns geschildert, wie die Beiden selbander nach Böhmen und auf das kaum verlassene Schlachtfeld von Aspern wanderten, wie zu Prag Kleist seine Hermannsschlacht hervorholte, den Freund begeisterte durch die Kraft und Kühnheit des wunderbaren Gedichts, und Beide sich zusammenfanden in der Hoffnung auf einen Befreiungskampf bis zum Ende, „bis das Mordnest ganz zerstört und nur noch eine schwarze Fahne auf seinen öden Trümmerhaufen weht". Die Hoffnung ward für diesmal zu Schanden. Dem Heinrich Kleist brach das Herz, weil seine stürmische Ungeduld das langsame Reifen des Volksgeistes nicht abwarten mochte. Dahlmann aber erwarb sich zu Wittenberg die Doctorwürde und betrat i. J. 1811 in Kopenhagen die akademische Laufbahn, lehrte und schrieb über das Lustspiel der Athener und machte sich vertraut mit dem Wesen und den Schriften jenes Dänenvolkes, dem er bald ein so unbefangener und darum ein so verhaßter Gegner werden sollte.

Schon nach einem Jahre ward er als Professor der Geschichte nach Kiel gerufen. Sehr schmerzlich empfand er es, daß ihm die Theilnahme an dem nun ausbrechenden Freiheitskriege versagt blieb, denn nach deutscher Weise dachte er groß von dem Kriege und pflegte noch in den politischen Vorlesungen seiner letzten Jahre mit warmer Vorliebe von dem edlen Handwerke des Soldaten zu reden. Er mußte sich begnügen, durch Briefe seiner Mecklenburger Heimath Nachricht zu geben von dem Untergange der Franzosen in Rußland und an seinem Theile die große Erhebung vorbereiten zu helfen. Nach dem Siege ward ihm die Ehre, den Tag von Belle-Alliance in akademischer Festrede zu verherrlichen. „Und wir, uns alle Zeiden günstig werden, seit wir einig sind!" — so freudig, so zukunftsicher blickte Dahlmann in jenen Tagen der jungen Hoffnung auf sein Volk und mahnte schon damals, daß Schleswig,

obwohl vom deutschen Bunde ausgeschlossen, trotzdem durch Stammesart und Geschichte zu Deutschland gehöre.

Nur zu bald folgte die schwere Enttäuschung. In den Congreßberathungen über die Bundesacte behielt die Meinung jener Staaten den Sieg, welche den Rheinbund geschlossen hatten; das Gesichenk Bonapartes, die Souveränetät der Einzelstaaten, blieb erhalten. Noch eine kurze Frist, und die in übereilter Hast entworfene Bundesacte ward für ein machtloses, unantastbares Werk erklärt. Der vaterländische Sinn, der begeisterte Idealismus unserer Jugend, ohne welche das Werk der Befreiung nie gelungen wäre, wurden den neuen Gewaltsherrn verdächtig. Der Bundestag begann seinen Kampf gegen das Einzige, was unser Volk noch einte, gegen deutsche Gesittesbildung; die Septembergeheimbeschlüsse von 1819 stellten unsere Hochschulen unter politische Aufsicht, und der Denschie mußte mit anhören, daß ein französischer Staatsmann uns sagte: „Eure Staatsmänner thun mir leid, sie führen Krieg mit Studenten." Das war zu viel für Dahlmann's Rechtsgefühl und Gelehrtenstolz. Als er ein Jahr darauf den Geburtstag des Herzogs von Schleswig-Holstein feiern sollte, nahm er das Thema: „was der Staat den Hochschulen schuldig sei". Die lateinische Rede ist gedruckt, natürlich zu Schleswig; denn wie hätte die deutsche Censur die kühnen Worte des Redners ertragen mögen, der die Universitäten durch jenen Bundesbeschluß „unvergeßlich herabgewürdigt und beleidigt" nannte? Mit bitterem Spotte bezeichnet er das Majestätsverbrechen als „das eigenthümliche und einzige Verbrechen derer, welche nie ein Unrecht gethan;" er warnt vor der Verfolgung „jener edlen Liebe der Freiheit, welche zugleich die Liebe des Guten und aller Tugenden und edlen Künste ist". Aber sein streng gewissenhafter Sinn findet in dem erlittenen Unrechte zugleich die Aufforderung an Professoren und Studenten, durch Gesetzlichkeit und Fleiß zu beweisen, wie schwer der Bundestag sich versündigt. Noch immer war er dem Studium der Politik und der modernen Geschichte fern geblieben. Aber längst hatte er begriffen, was ja Preußen, als die Berliner Hochschule gegründet ward, öffentlich anerkannte, daß die heutige Wissenschaft nicht länger die trotz Gelehrsamkeit früherer Tage bleiben dürfe, sondern den ganzen Menschen ergreifen, den Charakter veredeln solle. Er war zuerst ein Mensch und ein Bürger, dann erst ein Gelehrter. Als daher unter dem Schutze desselben Bundestages, der die Wissenschaft gefnebelt, die große Sammlung deutscher Geschichtsquellen erscheinen sollte, lehnte Dahlmann jede Betheiligung ab; denn „mein guter Name ist mir mehr werth als ein wissenschaftliches Unternehmen," und „ich möchte nicht, daß es gelänge, auf dem mit Unterdrückung und Verfolgung — und womit vielleicht bald? — befleckten Boden edle Früchte der Wissenschaft durch gebundene Hände zu ziehen."

Schleswig-Holstein war ihm bald eine zweite Heimath geworden; seine Mutter stammte aus dem Lande, und seine durchaus niederdeutsche Natur, langsam erwarmend, aber das einmal Liebgewonnene mit Treue und nachhaltiger Kraft festhaltend, fühlte sich wohl unter dem verwandten Menschenschlage. Er besbeutete seine Landsleute mit einer Ausgabe und Erklärung der Chronik des Neocorus, jenes alten Pfarrherrn, der die Holtenschlämpfe der Dithmarscher Bauern für „heilige Freiheit" so lebhaft treuherzig zu schildern wußte. Seine Vorlesungen über alte Geschichte wurden der Mittelpunkt für die allgemein-wissenschaftlichen Studien zu Kiel, und in Kopenhagen vergab man es ihm nicht, daß er den zahlreichsten Hörerkreis nun sich versammelte. Von dem Ernste und der Vielseitigkeit seiner damaligen Arbeiten geben die „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte" ein Zeugniß — Abhandlungen über Fragen aus der altnordischen und der griechischen Geschichte, seine darunter für das Wesen des Mannes so bezeichnend wie die Unterfuchung über Herodot. An dem „Vater der Geschichte" preist Dahlmann die erste Tugend des Historikers, die schlichte Wahrhaftigkeit: „die die ganze Welt beherrscht, die Furcht vor dem Lächerlichen, berührt die erhabene Einfalt seines Sinnes nicht." Aber auch durch praktische Thätigkeit ward Dahlmann seinen Landsleuten werth; er war ihr Vertheidiger bei dem Beginne des dänisch-deutschen Streites. Prälaten und Ritterschaft von Schleswig-Holstein ernannten ihn zu ihrem Secretär. Als solcher verfaßte er das verbriefte Recht der Steuerbewilligung zurück, das diesen Ständen von Alters her zustand, aber von der dänischen Regierung widerrechtlich vernichtet worden war. Die Stände und ihr unermüdlicher Secretär begnügten sich nicht mit wiederholten Eingaben und Druckschriften and Dahlmann's Feder. Sie brachten die Sache vor den Bundestag, der nach seiner löblichen Gewohnheit die Beschwerden des deutschen Rechtes dadurch widerlegte, daß er ihre Eingabe confiscirten ließ. Durch diese Arbeiten für das Recht seiner Mitbürger ward Dahlmann zuerst auf das Studium der Politik geführt. „Vierzigjährig, also nach spartanischen Begriffen gerade ausgewachsen", schrieb er zum ersten Male wissenschaftliche Aufsätze über Politik in die Kieler Blätter, und es waren köstliche Früchte, die so langsam und stätig gereift waren. Da führte ihn i. J. 1829 ein Ruf nach Göttingen hinweg. Die Liebe und das Vertrauen der Schleswig-Holsteiner hätte ihn gern zurückgehalten, doch das entschiedene Mißwollen der Dänen gegen den unverdrossterlichen Unruhestifter verhinderten ihm in Kiel jede Aussicht auf eine gesicherte Zukunft.

In Göttingen erhielt sich ihm nicht nur ein größerer akademischer Wirkungskreis, - er las zuerst zumeist über Politik und neuere deutsche Geschichte; bald ward er auch berufen, sein politisches Nachdenken praktisch zu verwerthen. Es galt damals, die Adelsherrschaft, welche bisher, nicht gestört von dem fernen Landesherrn, in Hannover geschaltet, zu verdrängen durch ein modernes constitutionelles Regiment. Die Verfassung Hannovers, welche im Jahr 1833 rechtmäßig zu Stande kam, entstand mit wenigen Aenderungen aus den Entwürfen Dahlmann's, der sich das persönliche Vertrauen des Regenten, des Herzogs von Cambridge, erworben hatte und von der Universität zu der entscheidenden Ständeversammlung abgeordnet wurde. Bei alledem fand Dahlmann den Turchschnittsmeinungen der Gebildeten jener Tage fehr fern. Die lange Mißregierung des Bundestages hatte die Gemüther dem deutschen Staatsleben entfremdet; man blickte mit würdeloser Bewunderung auf das Treiben des französischen Kammerwesens, meinte auch wohl, eine kleine Revolution möchte nicht schaden, wenn sie den liberalen Bestrebungen dienen könne. Wie wenig hatte Dahlmann's sittlicher Ernst mit solcher Frivolität gemein! Er beurtheilte die Menschen nach ihren Mitteln, weil der guten Zwecke Determann sich rühme: „einen Liberalismus von unbeeignem Werthe, d. h. einerlei durch welche Mittel er sich verwirklichte, giebt es nicht." Darum war er im Göttinger Senate der Einzige, der den Muth besaß, in den Tagen der tragikomischen „Göttinger Revolution" ein entschiedenes Einschreiten gegen die Studentenschaft zu fordern, freilich auch der Erste, der nach der Niederschlagung des Aufruhrs Milde gegen die Besiegten verlangte. Jene Jahre, welche über die Gesinnung des Mannes zu' entscheiden pflegen, hatte er verlebt unter dem großen Eindrucke der preußischen Reformen von 1807 bis 1813. Zudem war er nicht durch philosophische Speculation, wozu sein auf das Concrete gerichteter Sinn wenig Neigung spürte, sondern durch die harte Arbeit des schleswig-holsteinischen Verfassungskampfes in die politische Thätigkeit eingeführt worden. So verstand es sich ihm von selber, daß es nicht gelte fremdländischen Idealen nachzutrachten, vielmehr „die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände" — das will sagen: des deutschen Volkslebens — zurückzuführen. Während in dem alternden Freiherrn von Stein die Erwaltigen jener Zeit den heimlichen Jakobiner, die Liberalen der französischen Schule den heimlichen Junker beargwohnten, nannte es Dahlmann zürnend ein böses Zeichen, daß der Tod des größten deutschen Staatsmannes fast spurlos vorübergehe an seinem Volke: „Die Zeit wird kommen, da man ihm seine Tugenden vorwirft." Dahlmann war Monarchist; denn wie konnte er von republikanischen Formen unser Heil erwarten, wenn er um sich schaute und es mit Händen griff, daß die ernste demokratische Revolution unsres Jahrhunderts, die Befreiung des deutschen Bauernstandes, ein Werk ist der Monarchie in Preußen? Seine Hoffnung stand auf Preußen; und die Herren in Berlin, dienstbar geworden den Habsburgern und ihrem Metternich, machten es dadurch den Freunden Preußens gar schwer, die Wahrheit zu verkündigen, daß sich Niemand einen guten Deutschen nennen soll, der sich mit der sterbelhaften Hoffnung trägt, das Größte und Herrlichste, was die politischen Kräfte unsres Volkes geschaffen, — den preußischen Staat — zu zerstören. Zu Berlin am wenigsten konnte man sich dieses Bekenntnisses von Preußen, welcher nicht müre ward auf die Neujorendigkeit eines Reichstages für Preußen hinzuweisen; denn er ist vom Könige feierlich verheißen „und gar nicht wie ein Weihnachtsgeschenk, wie ein Putzhut, den man dem Volke giebt, das sich darein vergafft hat, sondern als eine inhaltsvolle, tiefsinnige Einrichtung, auf der der Schlußstein einer ehrenwerthen

Staatsbildung." Und unter der Menge besaßen nur Wenige den beherrschenden historischen Blick Dahlmann's, welcher durch Preußens augenblickliche Irrthümer sich selber nicht beirren ließ in dem Glauben an Preußens Beruf und Zukunft.

Sehr wohl wußte Dahlmann, wie wenig er sich damals einen Parteinamen nennen konnte. Darum schickte er (1835) sein wissenschaftliches Hauptwerk, den ersten Theil der „Politik", mit dem Wunsche in die Welt, daß es allen politischen Secten mißfallen möge — ein Werk, woran, wie an Allem, was aus dieser Feder floß, nicht blos der Kopf, sondern der ganze Mensch gearbeitet hat. Weitab stand Dahlmann von jenen „rabulistischen Naturen, welche alles in Staatssachen Erlernte nur für die nächsten äußeren Zwecke ausbeuten"; eben diese wollte er „dadurch entwaffnen, daß man die Tiefen dieses Zweiges der Erkenntniß aufreckt". Aber mit Vorliebe allerdings verweilte sein Nachsinnen bei jenen Staatsfragen, welche das lebende Geschlecht in Noth und Sorgen zu lösen sich abmühte. Daher war damals die wissenschaftliche Darstellung der verfassungsmäßigen Monarchie sein Hauptwerk. Und so entsteht für den oberflächlichen Leser leicht der Schein, als wolle Dahlmann einen „guten Staat", ein constitutionelles Staatsideal aufbauen — derselbe Dahlmann, welcher dem Aristoteles bewundernd nachrühmt, es gebe eine aristotelische Staatslehre, aber nicht einen aristotelischen Staat.

In Wahrheit bildet den größten Vorzug von Dahlmann's politischer Auffassung jener echtthierische Sinn, welcher den Staat zwar als „eine ursprüngliche Ordnung, einen nothwendigen Zustand, ein Vermögen der Menschheit" begreift, die Staatsformen aber in den Fluß der Zeit stellt und auch die entlegensten Bildungen der Staaten aus den gegebenen Volkselementen zu verstehen vermag. Die heutige Gesellschaft wird geschildert mit den schlagenden Worten: „Fast überall im Weltheil bildet ein weitverbreiteter, stets an Gleichartigkeit wachsender Mittelstand den Kern der Bevölkerung; er hat das Wissen der alten Geistlichkeit, das Vermögen des alten Adels zugleich mit seinen Waffen in sich aufgenommen. Ihn hat jede Regierung vornehmlich zu beachten, denn in ihm ruht gegenwärtig der Schwerpunkt des Staates, der ganze Körper folgt seiner Bewegung. Will dieser Mittelstand sich als Masse geltend machen, so hat er die Macht, die ein jeder hat, sich selber umzukrempeln, sich in einen bildungs- und vermögenslosen Pöbel zu verwandeln."

Damit ist scharf und ohne Verbehalt der Grundgedanke ausgesprochen jener gebildeten Demokratie, welcher die Zukunft Europa's gehört und welche nirgends die Stätte so bereitet findet wie in Deutschland mit seiner humanen Bildung und der sehr gleichmäßigen Vertheilung seines Volksvermögens. Kein Wunder, daß dies Buch, obwohl es des gelehrten Stoffes nicht allzuviel bringt — denn Dahlmann wollte lieber „belehrt als gelehrt" sein — für die Gebildeten unseres Volks während langer Jahre eine wahre Schule des politischen Denkens wurde. Und giebt es heute Unvernünftige, welche Dahlmann's politische Lehren hochmüthig zum alten Eisen werfen, so können wir nicht laut genug verschern, daß auch jetzt noch Niemand in Deutschland ein verständiges Wort über politische Dinge redet, der nicht, bewußt oder unbewußt, bei Dahlmann in die Schule gegangen. Es bleibt tief zu beklagen, daß er den Torso nicht vollendet und der Lesewelt nicht ebenso klar wie seinen Zuhörern bewiesen hat, mit welchem rastlosen Fleiße er bis in sein spätestes Alter seine Gedanken zu läutern und fortzubilden wußte.

(Schluß folgt.)

Mein allerliebstes Hausheilmittel.

Das warme Wasser.

„Warmes Wasser als Trank", so warm wie man den Kaffee oder Thee zu trinken pflegt, meine ich, nicht etwa kochendes, aber auch nicht laues Wasser, denn das letztere macht allerdings mitunter eine Uebelkeit, die sich bei den Meisten, denen man warmes Wasser empfiehlt und die gar keine Idee vom Geschmack recht warmen Wassers haben, schon in der Phantasie durch einen ekligen Zug um Mund und Nase herum ausdrückt. „Warmes Wasser" sage ich nochmals und meine alse Wasser mit Wärme, sonach zwei mit einander verbundene ausgezeichnete Hülfsmittel zur Beseitigung von vielen Krankheitszuständen des menschlichen Körpers. Leider beachten die Meisten (Aerzte und Laien) die Verbindung des Wassers mit Wärme oder Kälte, auf die ganz enorm viel ankommt, so gut wie gar nicht, und daher kommt es denn auch, daß sehr häufig innere und äußere Waffercuren, entweder in Kaltwasseranstalten oder in Heißwasserbädern, nicht nur nichts nützen, sondern geradezu schaden. Und eben deshalb sind mir die meisten Kaltwasseranstalten so gefährlich und verächtlich, weil in ihnen kranken Menschen das unentbehrliche Material zum Leben, zum Gesundsein und Gesundwerden, das Wasser, mit einem der härtesten Reizmittel für Nerven- und Gefäßsystem, nämlich mit Kälte vereinigt, von außen und innen eingespritzt wird; daß ferner durch diese heftige Reizung eine Uebervreizung mit nachfolgender Schwächung hervorgerufen wird, die, wenn auch vom Kaltwasserfanatiker nicht zugestanden, sich doch deutlich an demselben merken läßt.

Ich sollte denken, daß Jeder, auch wenn er nur eine geringe Urtheilskraft und Beobachtungsgabe besitzt, doch die Kälte für ein sehr wirkungsvolles Etwas halten müßte, wenn er hört und sieht: wie in großer Kälte die Lebensthätigkeit bei Pflanze, Thier und Mensch allmählich herabgesetzt wird und sogar erlöschen kann; — wie bei Einwirkung der Kälte auf die Haut diese zuerst bleich (blutarm) wird und zusammenschrumpft (zur Gänsehaut), so daß sich also unterdessen das Blut im Innern des Körpers anhäufen muß —; wie Blutungen durch Kälte, weil diese die blutenden Gefäße zusammenzieht, gestillt werden; — wie bei Ohnmächtigen durch Anfrvengen kalten Wassers eine solche Reizung der Hautnerven und durch diese des Gehirns stattfindet, daß das Bewußtsein wiederkehrt; — wie beim Genuß sehr kalten Getränkes oft ziemlich heftiger Magenschmerz entsteht; — wie durch kalte Uebergießungen starkes Herzklopfen und Athembeengung erzeugt wird; — wie kalte Bäder (auch Seebäder) bei Bleichsüchtigen Kopfschmerz und große Ermattung, bei Personen mit Nervenschwäche und Krämpfen bedeutende Verschlimmerung der Leiden nach sich ziehen; — wie Erkältungen der Haut die schmerzhaftesten und gefährlichsten Krankheiten hervorzubringen im Stande sind u. s. f.

Diese Thatsachen sollen nun aber ja nicht etwa die Wirksamkeit der Kälte und besonders des kalten Wassers verächtigen und herabsetzen, sondern sie sollen beweisen, wie eingreifend die Kälte auf unsern Körper einwirkt und wie nachtheilig sie bei unpassender Anwendung werden könnte. Mit der Wärme ist es freilich ebenso; auch sie kann schaden, wenn sie angewendet wird, wo es unpassend ist, obschon sie in weit mehr Fällen nützt als die Kälte. Wenn nicht bei Wärme der Lebensprocess besser vor sich ginge, als bei Kälte, würde unser Körper zu seinem ordentlichen Bestehen sicherlich nicht seiner Eigenwärme so benöthigt sein. Kurz Kälte wie Wärme können dem menschlichen Körper ebenso nützen wie schaden; doch soll uns das hier nicht weiter beschäftigen. Bedenken mag aber ein Jeder, der kaltes oder warmes Wasser innerlich oder äußerlich in Anwendung zieht, daß er mit der Wirkung des Wassers auch noch die der Kälte oder der Wärme zu gewärtigen hat.

Trinkt man heißes Wasser, so wird natürlich zunächst der Schlingapparat und der Magen mit seiner Umgebung erwärmt; wie wohl das thut, wird mir Jeder zugeben, der bei Hunger und kalter Witterung einen Teller recht warmer Suppe oder ein Täßchen heißen Kaffees genossen hat. Diese Wärme sagt nun aber vorzugsweise kranken Mägen außerordentlich zu. Schmerzhafte Magenkrämpfe weichen oft nur deshalb nicht, weil der Patient noch manchmal kaltes Wasser oder Bier trank. Beim chronischen, sehr gern in die unheilbare und gefährliche Magenverhärtung ausartenden Magenkatarrh (Stockschnupfen des Magens), wie ihn vorzugsweise die Spirituosenliebhaber und die abführmittelsüchtigen Obstructionen aufzuweisen haben, giebt es geradezu kein anderes Heilmittel, als einfaches heißes Wasser. In den Bädern, wo heißes Mineralwasser getrunken wird und denen allerdings von allen Bädern die meisten Heilungen glücken, würden sicherlich noch weit mehr glückliche Er-

folge erzielt werden, wenn hier der Magen das heiße Wasser nicht noch mit salzigen und anderen Bestandtheilen versetzt bekäme. — Nur beim Bluthrechen ist der Genuß heißen Wassers zu vermeiden, weil dieses das Bluten fördert; sonst ist es aber bei allen andern Magenleiden empfehlenswerth.

Die Wärme des genossenen Wassers hat ferner noch den Vortheil, daß sie die Aufnahme des Wassers in die Blutgefäße der Magenwand, also in den Blutstrom beschleunigt. Daher kommt es denn auch, daß heiße Getränke weit schneller durch die Nieren (mit dem Urin) aus dem Körper wieder entfernt werden, als kalte, und daß heißes Getränk sehr bald vermehrte Hauttranspiration und Schweißabsonderung nach sich zieht. — Aeußerem dürfte sicherlich heißes Wasser zum Aus- und Abwaschen der innern Fläche des Magens besser dienen, als kaltes, was die Häute und Gefäße des Magens zum Zusammenziehen zwingt und die Magennerven irritirt. Natürlich wird einem gesunden Magen diese Wirkung des kalten Wassers nichts schaden, sie müßte denn übertrieben werden. — Nicht unmöglich ist es sodann noch, daß heißes Wasser, was wie bekannt die meisten löslichen Stoffe schneller und besser löst, als kaltes, auch im Magen bisweilen diese seine lösende Kraft ausübt. Bei Vielen wirkt deshalb wohl auch warmes Getränk bei Tische, heiße Suppe und heißer Kaffee die Magenverdauung unterstützend. Jedenfalls ruft heißes Getränk durch gesteigerte Blutzufuhr zur Magenwand auch eine Steigerung der Magensaftabsonderung und insofern vollkommenere Verdauung des Mageninhaltes hervor. — Bei vielen mit hartem Stuhlgange oder Verstopfung Geplagten befördert der Genuß heißen Wassers die Leibesöffnung, wahrscheinlich durch Anfeuchtung des Darminhaltes.

Nach dieser ersten, auf die Magenwand und den Mageninhalt gerichteten erwärmenden, abwaschenden, auflösenden und verdauungsbefördernden Wirkung des heißen Wassers folgt nun die Wirkung auf den Theil des Blutstroms, in welchen das Wasser, und zwar wegen seines Wärmegehaltes ziemlich schnell eindringt, und das ist das Blut, welches von Magen, Milz und Darmcanal her durch die Pfortader in die Leber einströmt, und, nachdem hier eine große Reinigung und Verjüngung dieses Blutes stattgefunden, aus dieser zum Herzen, zu den Lungen und dem ganzen übrigen Körper läuft. Durch das schnelle Eindringen einer größern Quantität heißen Wassers (was sich freilich im Magen schon etwas abgekühlt hat) in die Pfortader wird das dunkle, dickflüssige, schwerfließende Blut derselben zuvörderst dünnflüssiger und dadurch zum flottern Fließen geschickter gemacht. Es kann deshalb rascher durch die Leber befördert und mit Hülfe der Gallenstoffabsetzung besser gereinigt werden, wozu ohne Zweifel die gutlösende Eigenschaft des heißen Wassers auch etwas mit beiträgt. Sollte übrigens das genossene heiße Wasser durch seine Abkühlung im Magen auch wirklich nicht wärmer in's Blut kommen als das kalte und im Magen erwärmte, so kann doch eine größere Quantität heißen Wassers den Magen niemals so incommodiren und ihm nachtheilig sein, als eine größere Menge kalten Wassers. Und bei der Verdünnung und Reinigung des Pfortaderblutes was durch seine Anhäufungen am Verdauungsapparate zu den sogenannten Unterleibs- und Hämorrhoidalbeschwerden Veranlassung giebt; handelt es sich allerdings um die Einfuhr einer größern Quantität Wassers.

Sowie nun zunächst das Pfortaderleberblut durch reichliche Wasserzufuhr dünn und leichtflüssiger gemacht wird, so findet dies auch, nachdem das Wasser die Leber passirt und in den Hohladerblutstrom eingetreten ist, mit dem Gesammtblute des Körpers statt. Diese Verdünnung der ganzen Blutmasse würde natürlich nur da von Vortheil sein, wo das Blut zu dickflüssig oder eingedickt ist. Ein dickflüssiges, an Fett, Blutkörperchen, Faser- oder Eiweißstoff zu reiches Blut besitzen nun aber vorzugsweise Gut- und Fleischer, Fettleibige mit Vollblütige, reiche Fauleuzer mit gutem Appetite und Hämorrhoiden; ihnen thut eine zeitweilige tüchtige Blutverdünnung stets gut. Eingedickt kann das Blut durch solche Krankheitsprocesse werden, welche denselben schnell eine größere Menge Blutwasser entziehen, wie dies z. B. die Cholera und alle cholera-ähnliche Zustände, große Verbrennungen mit Blasenbildung, übermäßige Schweiße thun. Hier bewirkt die rasche Ersetzung des Blutwassers durch Genuß viel heißen Wassers ganz Außerordentliches; bei der asiatischen Cholera thut es, selbst wenn es zum Theil immer und immer wieder ausgebrochen wird, geradezu Wunder, sie weit nämlich Wunder möglich sind.

Man glaube nun aber ja nicht etwa, daß sich das in großer Menge in den gesammten Blutstrom eingeführte Wasser hier fort und fort anhäuft und das Blut überschwemmt. Nur soviel davon, als unentbehrlich ist, bleibt eine Zeitlang darin, der Ueberschuß wird sehr schnell, hauptsächlich durch die Nieren (mit dem Harn) und die Haut (als Schweiß), wieder entfernt. Nun weiß ich's zwar nicht gewiß durch Untersuchungen des Blutes, Harns und Schweißes, vermuthe es aber in Folge vom Probiren (und Probiren geht manchmal über Studiren), daß bei dem schnellen Durchgange vielen Wassers durch das Blut in den Schweiß und Urin manche unnütze oder gar schädliche Stoffe im Blute aufgelöst oder verdünnt und vielleicht mit Schweiß oder Urin entfernt werden. So läßt sich kaltes Fieber, was seine Entstehung der Aufnahme von Sumpfluft in das Blut verdankt, durch blosses heißes Wasser (ohne alles Chinin) vertreiben. Beginnendes Nervenfieber, Eitervergiftung des Blutes, Kindbettfieber, Rheumatismus und Gicht durch heißes Wasser curirt zu haben, bilde ich mir ein. Ob's wahr ist, könnte freilich nur durch unparteiische Aerzte bestimmt werden, die bei einem großen Krankenstande ihre vorgefaßte gute Meinung für die althergebrachten künstlichen Arzneien besiegen und das einfache heiße Wasser in größerer Quantität anwenden wollten. Doch das erlebe ich nicht, da müßte ich meine Herren Collegen nicht kennen, und es bleibt mir deshalb nur noch die Beruhigung, daß mancher Laie einen Versuch damit und dann Propaganda dafür machen wird. Es könnte gewiß nicht schaden, wenn jeder Mensch von Zeit zu Zeit, wie er früher zeitweilig fastete und purgirte, eine energische Blutwäsche mit sich anstellte, um den durch unsere Lebensweise sich so leicht bildenden und im Blute anhäufenden Schmutz zu entfernen. Als Seife möge er dazu gute, reine, frische Luft, als Stärke Milch nehmen. Das wäre eine vernünftige, naturgemäße Blutreinigung und Mauserung, während die durch Holzthee, Kräuter ꝛc. ein Unsinn ist.

Nicht genug, daß das getrunkene heiße Wasser auf den Magen, das Unterleibs- und Gesammtblut vortheilhaft einwirkt, es kann auch noch den Organen nützen, durch welche das überschüssige Wasser aus dem Blute entfernt wird, also vorzugsweise der Haut und den Nieren. Dieser Nutzen zeigt sich recht deutlich nach Erkältungen der heißen, schwitzenden Haut, wo der reichliche Genuß heißen Wassers bei warmer Bedeckung des Körpers lebensgefährliche Entzündungen, besonders des Herzens, verhüten und die Hauthätigkeit sehr bald wieder herstellen kann, so wie bei Krankheiten der Harnwege, wo durch die Verdünnung des nun wasserreichen, blassen Urins bei fühlem Verhalten der Haut durch leichte Belleidung die kranke Stelle weniger von den reizenden, salzigen und sauern Harnbestandtheilen incommodirt wird und darnun leichter heilen kann. Ganz gewiß schwemmt auch nicht selten das Harnwasser unnützes Zeug aus den Harnwegen mit hinweg. Nieren-, Blasen-, Stein- und Harnröhrenkranken ist deshalb anzurathen, ihren Urin durch reichlichen Wassergenuß stets wasserhell zu halten.

Wer soll also heißes Wasser trinken?

1) Wer am Magen, besonders am Magenkrampfe und überhaupt an langdauernden Magenbeschwerden leidet (s. Gartenl. Jahrg. 1853. Nr. 42. Jahrg. 1855. Nr. 31. Jahrg. 1860. Nr. 7.). — 2) Wer von Unterleibsleiden (Leberleiden natürlich mit eingeschlossen), Verstopfung und Hämorrhoiden heimgesucht ist (s. Gartenl. Jahrg. 1854. Nr. 18. Jahrg. 1855. Nr. 1. Jahrg. 1860. Nr. 21.). — 3) Wer zu viel Fett und Fleisch auf seinem Leibe in Folge von vielem, gutem und fettem Essen bei Mangel an Bewegung hat; überhaupt wem ein dickflüssiges Blut in den Adern rinnt, also auch Solche, die bei sogenannter Vollblütigkeit über Kopfschwerz, Schwindel, Ohrensausen und Herzklopfen zu klagen haben. — 4) Wer an der Cholera, die ihn eben abwartet, nicht sterben will (s. Gartenl. Jahrg. 1854. Nr. 36. Jahrg. 1856. Nr. 38.). — 5) Wer ein verunreinigtes Blut auszuwaschen hat, und das kann ebenso bei hitzigen, fieberhaften, wie langwierigen, fieberlosen Leiden der Fall sein, wie bei Wechselfieber, Typhus (s. Gartenl. Jahrg. 1856. Nr. 10.), Rheumatismus (s. Gartenl. Jahrg. 1856. Nr. 47.), Gicht (s. Gartenl. Jahrg. 1861. Nr. 5.) ꝛc. — 5) Wer irgendwo im Harnapparate sich nicht gesund weiß. — 7) Wer den bösen Folgen einer Erkältung zuvorkommen will (s. Gartenl. Jahrg. 1858. Nr. 2.).

Wie soll man das heiße Wasser trinken?

Bei Magenaffectionen reichen kleine Quantitäten hin; man trinke es hierbei tasseweise. Wo aber das Blut angewässert und

ausgewaschen oder die Schweißabsonderung vermehrt und der Urin hell und klar gemacht werden soll, da heißt's: „Viel hilft viel"; da muß es aus großen Krügen in langen Zügen getrunken werden. Daß es dabei den Magen erkältlasse und verdächte, ist schändliche Verleumdung von Seiten Wasserscheuer. — Will man die Wirkung des Wassers auf die Haut richten, dann muß diese während der Wassercur warm gehalten werden; sie muß dagegen einem kühlen Verhalten unterworfen sein, wenn auf die Nieren- und den Urin gewirkt werden soll. Wer abgemagert, bleich und blutarm ist, an starkem Herzklopfen und Athembeschwerden leidet, der lasse aber das Trinken von vielem heißem Wasser, der trinke lieber warme Milch in mäßiger Menge.

Ob man anstatt des reinen warmen Wassers nicht andere Flüssigkeit trinken kann? O ja! nur darf diese nichts wirklich Wirksames enthalten. Das reine Wasser ist freilich immer am längsten, ohne weiterwärtig zu werden, zu vertragen; meinetwegen versetze man es auch aber mit etwas Zucker, Kochsalz, Milch, Kaffee oder dergl. — Daß kaltes Wasser schließlich ebenfalls die guten, eben bezeichneten Wirkungen des warmen Wassers haben kann, soll durchaus nicht abgeleugnet werden, allein die Kälte desselben ist für den Magen denn doch zu nachtheilig, zumal wenn kaltes Wasser, wie's oben beim warmen empfohlen wurde, oft und in größerer Menge getrunken wird.

Für die allermeisten Kranken ist der beste ärztliche Rath: „abwarten und warmes Wasser trinken".

Red.

Thier-Charaktere.

Nr. 2. Der Fischotter.

Von Dr. Ludwig Brehm.

Eine mir vor Kurzem zugegangene anmuthige und belehrende Lebensschilderung eines der merkwürdigsten Säugethiere unseres Vaterlandes veranlaßt mich, die Aufmerksamkeit der Leser dieser weit verbreiteten Blätter für kurze Zeit mir zu erbitten. Ein Stück Naturgeschichte müssen meine Leser freilich mit in den Kauf nehmen und noch dazu im trockenen Lehrtone; ich verspreche aber möglichst kurz zu sein.

Der Fischotter ist ein echtes Amphibium, denn er lebt im Wasser und ruht und schläft auf dem Trockenen. Linné nennt ihn Mustela Lutra, rechnet ihn also unter die Marder, und allerdings hat er in seiner Gestalt und in seinem Zahnbau mit diesen Thieren Aehnlichkeit; allein die Schwimmhäute zwischen den Zehen aller vier Füße unterscheiden ihn hinlänglich, und deshalb haben die Naturforscher der Neuzeit Recht, wenn sie ihn in eine eigene Sippe bringen. Man kennt jetzt ungefähr 12 Arten von Fischottern, nur namentlich Amerika ist reich an ihnen. Sie ähneln den unsrigen übrigens mehr oder weniger. Alle liefern ein Pelzwerk, welches wegen seines Glanzes und seiner Weichheit hoch geschätzt und sehr theuer bezahlt wird. Der Pelz dieses Thieres ist auch nicht demselben Wechsel unterworfen, wie der der Marder, sondern im Sommer und Winter fast gleichmäßig; wahrscheinlich in Folge des Aufenthaltes im Wasser. Unser deutscher Otter ist 3—4 Fuß lang und besitzt einen rundlichen Körper mit oben flachem Kopfe, welcher kleine, im Pelze fast versteckte Ohren trägt. Die Füße und der Schwanz sind kurz und erstere durch die Schwimmhäute besonders ausgezeichnet. Der Pelz ist oben glänzend braun, unten aber braungrau und besteht aus sehr dicht stehenden, äußerst feinen Haaren. In der Jugend ist er auf dem Oberkörper dunkelgrau, am Unterkörper braungrau, an der Schwanzspitze blauschwarz.

Dieser Fischotter bewohnt die Flüsse, Seen und Teiche unseres Vaterlandes, wird aber auch in den meisten europäischen Ländern angetroffen und steigt aus den Flüssen in die Bäche und Teiche hinauf. Er besucht im Winter besonders solche Gewässer, welche quellenreich sind und deshalb nicht zufrieren. In unsere Roda kommt er zuweilen von der Saale herauf, selten aber im Sommer. Vor mehreren Jahren wurde einer bei der Forellenfischerei im Hamen gefangen. An seinem eigentlichen Aufenthaltsorte richtet er sich höchst gewaltsich ein. Er gräbt sich nämlich eine Höhle unter dem Ufer, deren Ausgang im Wasser mündet, deren Kessel aber über dem Wasserspiegel liegt. Diese Höhle ist schwer zu entdecken und unser Otter deshalb in ihr geborgen. Hier schläft er am Tage und von unten heraus kommt er Abends herauf, um Fische, Frösche und Krebse, aus denen seine Nahrung besteht, zu fangen. In diesem Fange ist er äußerst geschickt und deswegen den Besitzern der Teiche und den Inhabern von Fischereien im höchsten Grade verhaßt; er ist im Stande, einen Fischzeich in kurzer Zeit ganz leer zu machen, und weiß sehr wohl, was gut schmeckt. Die Forellen scheint er besonders zu lieben, ihretwegen verläßt er nicht selten einen Fluß oder Bach und macht einen weiten Spaziergang zu Lande, um zu einem Forellenteiche zu gelangen. Sein Gang ist, wie seine Gestalt erwarten läßt, nicht sehr schnell; er humpelt eben nur dahin. Desto rascher und geschickter ist er im Wasser. Hier schwimmt und taucht er mit außerordentlicher Gewandtheit, natürlich mit offenen Augen. Er kommt nur selten an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen, und wenn er fürchtet, daß er bemerkt werden könnte, regelmäßig blos mit der Nase. Seine Klugheit ist überhaupt ziemlich bedeutend, er macht dem Jäger viel zu schaffen, wenn dieser ihn fangen oder schießen will. Doch bietet der Mensch seine ganzen Verstandeskräfte auf, um seiner habhaft zu werden, und namentlich in katholischen Ländern ist unser Thier schlimm daran, weil er hier, aller Naturgeschichte zum Trotz, noch als Fisch angesehen und als Fastenspeise gern gegessen wird. Man erlegt den Otter auf dem Anstand in einer mondhellen Nacht, nachdem man seinen Ausstieg beobachtet hat, oder auch wohl während des Schwimmens im Wasser. In dem Tellereisen fängt man ihn noch leichter, und in manchen Gegenden gehört dieser Fang zu den regelmäßigen Beschäftigungen der Flußanwohner. Das Eisen muß sehr stark und an einer Kette befestigt sein. Man braucht keinen Köder, sondern legt es so tief in's Wasser, daß es etwa zwei Zoll überspült wird. In Gräben zwischen zwei Teichen, welche die Ottern fischend besuchen, stellt man es zwischen zwei schief zusammenlaufenden Zäunen auf. In Mai wirft der weibliche Fischotter in Höhlen, welche den oben beschriebenen ganz ähnlich sind und nur einen etwas vergrößerten Kessel besitzen, drei bis vier Junge, welche lange von der Mutter gesäugt und noch länger mit Nahrung versorgt werden, weil sie schon ziemlich groß sein müssen, wenn sie die Fischerei betreiben sollen. Erst gegen den Herbst hin trennen sich die jungen Thiere und verfolgen selbstständig ihren Weg. Obgleich der Fischotter, wenn er alt gefangen wird, ein höchst wüthendes und bissiges Thier ist, läßt er sich doch, wenn man ihn jung in seine Gewalt bekommt, leicht zähmen. Man hat viele Beispiele, daß solche Thiere außerordentlich zahm wurden. Lenz erzählt in seiner vortrefflichen Naturgeschichte davon einige, welche das größte Interesse erwecken. Ich will jene Geschichten nun eine vermehren. —

Frl. E. v. S. auf K. gehört zu den wenigen Damen, welche an den Naturwissenschaften große Freude finden und sich sogar an der Forschung betheiligen. Sie hatte die Güte, mir vor Kurzem einen jungen Fischotter für meine Sammlung zu übersenden, und schreibt mir über die Zähmung dieses merkwürdigen Geschöpfes Nachfolgendes, welches mir interessant genug zu sein scheint, um eine größere Verbreitung wünschenswerther erscheinen zu lassen. „Ich erhielt," erzählt sie, „von unserm Jäger am 23. September dieses Jahres einen lebendigen jungen Fischotter und beschloß, da ich schon früher einen besaß, ihn aufziehen und zu zähmen. An dem Abende, an welchem mir dieses junge Thierchen gebracht wurde, hatte man es in einen Eimer mit Wasser gethan, in welchem es sich sehr unglücklich fühlte, was es durch sein lautes und oft wiederholtes Pfeifen verrieth. Es war ganz naß und fremd sich, als ich es abwischte und in Heu einwickelte; denn es blieb ganz still liegen. Nach ein paar Stunden wurde es, wahrscheinlich aus Hunger, wieder unruhig und pfiff. Viele Versuche, ihm warme Kuhmilch beizubringen, waren fruchtlos. Da schickte ich nach kleinen Fischen, bekam aber keinen lebendigen, sondern nur einen todten, welchen ich in einen kleinen Napf mit Wasser legte. Ich setzte diesen dem kleinen Fischotter vor. Da er den Fisch gar nicht bemerkte, brachte ich das Wasser in Bewegung, um ihm glauben zu machen, daß ein lebendiger Fisch darin sei. Doch bei

dem Geräusche des Wassers pfauchte das kleine Thier wie eine wüthende Katze und gab dadurch seinen Aerger deutlich zu erkennen.

Es war mir sehr peinlich, dem lieben Thierchen, welches ich Hänschen genannt hatte, seine Nahrung beibringen zu können. Da bekam ich von unserm Inspector ein Fläschchen mit einem Gummihütchen, welches seine Frau bei ihrem Kinde benutzt hatte. Ich füllte es mit warmer Milch und hatte die Freude zu sehen, daß Hänschen nach wenigen Versuchen daraus trank, als wäre es bei seiner Mutter. Merkwürdig war mir, daß es nicht die geringste Scheu vor Menschen zeigte und mich sehr bald lieb gewann. Es befand sich unbehaglich, wenn ich es nicht in meiner nächsten Nähe hatte; denn es pfiff dann sogleich, was immer das Zeichen von Unzufriedenheit ist. —

Bald bemerkte ich, daß es gern warm und dunkel schlief, ich gab ihm daher ein Eichhornhäuschen. In dieses kroch es sogleich und schlief mehrere Stunden darin. Es hatte mich, wie oben bemerkt, sehr bald kennen und lieben lernen. Nach kurzer Zeit aber war seine Anhänglichkeit an mich so groß, daß es, sobald ich es rief, aus seinem Häuschen herauskam. — Hatte ich ein anderes Kleid an, so fuhr es pfauchend zusammen, wenn es mich sah; sobald es mich aber sprechen hörte, kam es, wie immer, ganz ohne Scheu zu mir. —

Ich habe ihm ein kleines, mit Steinen gepflastertes Kämmerchen eingeräumt. Da bemerkte ich bald mit Vergnügen, daß es den ganzen Raum desselben, ein kleines bestimmtes Plätzchen ausgenommen, rein erhielt. Wenn ich ihm Milch gegeben hatte, beeilt ich es oft längere Zeit in der Stube, während welcher es mich nicht verließ. Ging ich, so war es so nahe bei meinen Füßen, daß es sich unter meinem Kleide befand; setzte ich mich, dann kletterte es mit Hülfe seiner Zehen und Nägel an meinen Kleidern auf meinen Stuhl. Auch wenn ich Klavier spielte, ließ es sich in dieser Gewohnheit nicht stören. War ich aber nicht dabei, dann zeigte es sich schlichtern und munter in seinen Bewegungen.

Nach einigen Tagen setzte ich es in mein Cabinet an einen Springbrunnen, in welchem sich Goldfischchen befinden, allein es beachtete weder das Wasser noch die Fischchen. Dies änderte sich jedoch sehr bald, denn es lernte das Wasser sehr bald kennen und lieben. Am dreizehnten Tage seines Hierseins ging es in einen Napf, in welchem sich Wasser für die Hunde befindet, und später war ihm das zwei Zoll hoch in demselben stehende nicht tief genug, deswegen steckte es seinen Kopf, so tief es konnte, in eine kleine in der Stube befindliche Gießkanne. Ich ließ nun ein Wännchen mit Wasser bringen; aber in dieses wagte es sich nicht.

Nach einem Bade trug es Sorge, sich am liebsten an meinen Sachen und, wenn ich es nicht duldete, an etwas Anderem abzuwischen, wodurch es unglaublich schnell trocken wurde. Gewöhnlich legte es sich dazu auf den Boden und wischte sich ab, indem es den Kopf einzog, aufstreckte und wendete. Dies that es auch sehr gern in trocknem Sande, in welchem es sich auch herumwälzte, worauf es den Sand von dem Gesichte mit den Vorderpfoten sorgfältig abstrich. — Da es, wenn auch mit Vorsicht, überall hinkroch und Alles beroch, so nahm ich es nie in die Stube, wenn mein großer Hund darin war, obgleich dieser zu viel Klugheit besitzt, um ihm, da ich es ihm verboten habe, Etwas zu Leide zu thun.

Häschen war immer sehr vergnügt, wenn ich es aus seinem Kämmerchen rief; dann lief es ganz fröhlich in der Stube herum. Sehr drollig sah es aus, wenn es recht lustig war und mit sich selbst spielte. Es suchte sich einen für diesen Zweck hingelegten Pelz aus, wälzte sich auf demselben und packte auf dem Rücken liegend nach dem Schwanze oder bis sich in die Vorderpfötchen. Es wurde aber bald müde und schlief dann ein. Ein Lieblingsplätzchen in meiner Schlafstube war ein mit Stroh angefüllter Wäschkorb, welcher die Schlafstätte eines großen Hundes ist. In diesen kletterte es und kümmte sich in ihm so zusammen, daß es nicht mehr Raum als das Innere eines Tellers einnahm. War es noch müde, wenn ich es rief, dann streckte es mir den Kopf entgegen und ließ sich streicheln, legte sich aber dann wieder nieder.

Beim Laufen besinnet sich der Leib nicht an dem Boden. Wenn es Etwas hörte, setzte es sich auf die Hinterfüße und richtete den Vorderkörper und den Kopf nach Art der Marder in die Höhe; es hatte auch einen lockenden Ton, wie diese, den es hören ließ, wenn es trotz aller Freude, bei mir zu sein, noch Etwas wollte, was ich ihm nicht gewährte. Später wurde es auch, was es früher gar nicht war, in seinen Bewegungen sehr rasch; denn es lief so schnell, daß ich ihm kaum entkommen konnte, wenn ich es in meine Stube setzte und in größter Eile die Thüre zu gewinnen suchte; gewöhnlich war es mit mir zugleich am Ziele, sodaß ich nicht wußte, wie ich es los werden sollte.

Durch viele Versuche hatte ich es dahin gebracht, daß Häschen seine Milch aus einem Näpfchen zu sich nahm, doch leckte es erst dann, wenn es die Nase bis auf den Boden hinein gesteckt hatte, wobei von Zeit zu Zeit Blasen in die Höhe stiegen. Sah es einmal auf, dann bemerkte man, daß es bis über die Augen in der Milch gesteckt hatte, welche es, obgleich die Tropfen rings um dieselben flatterten, ganz essen hatte.* In seiner Nahrung war es sehr wählerisch, denn wenn die Milch nicht hinlänglich warm war, nahm es sie nicht zu sich. Dasselbe war auch der Fall, wenn das Gummihütchen nach dem Gebrauche nicht lange genug im Wasser gewesen, also nicht vollkommen ausgewässert war.

Mein Häschen wurde mir mit der Zeit immer liebenswürdiger, je älter es wurde. Fast immer hatte ich es bei mir in der Stube, wo es, wenn ich ihm die Aufnahme beharrlich verweigern mußte, sich wie eine Katze hinter den Ofen legte und dort so lange ruhig liegen blieb, bis ich eine Bewegung machte, dann aber war es sogleich wieder bei mir. Bei meinen Gängen in der Wirthschaft begleitete es mich stets und wurde nicht müde, vom Speisefchrank bis zur Küche hin und her zu laufen, was es oft zehn Mal nach einander that. Es hatte gekochtes Fleisch verzehren lernen und genoß mit Vergnügen Suppe von unserm Tische. So sehr ich das liebe Thierchen mit meinen Liebkosungen plagte, so ruhig duldete es dieselben. Ich legte es Minuten lang um meinen Hals, kam auf den Rücken, ergriff es mit beiden Händen und vergrub mein Gesicht in seinem Felldkeid; dann hielt ich es unter den Vorderfüßen umfaßt, und drehte es wie einen Quirl herum; Alles ließ sich es sich geduldig gefallen. — Nur wenn ich es von mir that, kekam es wieder eignen Willen, den es dadurch kund gab, daß es an mir in die Höhe zu klettern suchte. Dadurch hatte es sich einige Male unangenehm gemacht, indem es dann in mein Kleid biß, wodurch sofort Löcher entstanden, welche, weil ich sie nicht sogleich bemerkte, oft zu einer bedeutenden Größe anwuchsen.

Mit diesem Beißen und seinen schmutzigen Pfötchen konnte es mich recht plagen; denn wie blieb ein Unterkleid einen Tag lang sauber. Ich konnte aber doch nicht umhin, das Thierchen schlafen zu lassen, wo es wünschte. So wurde unsere Liebe gegenseitig und immer inniger, je größer und verständiger Häschchen wurde. Allein diese Freude sollte nicht lange dauern: Was man liebt, verliert man am Ersten. So ging es mir mit diesem Thierchen. Es hatte alle Furcht vor den Menschen abgelegt, und dieser Umstand führte seinen Tod herbei; denn Einer unserer Leute erkrat es. — Wie betrübt ich darüber war, brauche ich nicht zu sagen; ich betrauere das liebe Geschöpf heute noch."

So weit das Fräulein; ich glaube nicht nöthig zu haben, zu der Mittheilung dieser schönen und genauen Beobachtungen Etwas hinzuzusetzen, und bemerke nur, daß ist über ein Thier gemacht sind, welches sehr schwer lebendig zu bekommen und, wie wir gesehen haben, noch schwerer aufzuziehen ist, und wichtigen Aufschluß über dessen lange Kindheit und geistige Beschaffenheit geben.

Rentheudorf, am 1. November 1860.

* Wir haben oben gesehen, daß die Augen der Fischotter, wie die aller tauchenden Thiere, unter dem Wasser offen bleiben.

Der neue Weg nach Quito und das Innere von Ecuador.

Von Fr. Gerstäcker.

(Aber genau.)

Die Brücke bestand aus drei dicken Seilen, jedes aus fünf bis sechs Reben zusammengedreht; das eine und stärkste als eigentlicher Boden, darauf zu gehen, die anderen beiden, etwa zwei und ein halb Fuß darüber und ein wenig mehr rechts und links, das Geländer bildend, das, durch kurze Reben mit dem Hauptseil verbunden, dieses auch wieder stützen und halten konnte. Das Ganze

bildete so eine Art von dreieckiger Rinne, in dessen unterster Schneide man hinschritt und sich mit beiden Händen an dem Geländer hielt. Natürlich vertraute sich aber immer nur Einer von uns auf einmal diesem unsicheren Wege an, und die Anderen warteten geduldig, bis er drüben, wo die Reben an starken Bäumen befestigt waren, sicheren Boden betrat. Zwei hätte die Brücke vielleicht nicht getragen; keinenfalls wollten wir den Versuch machen.

Am vierten Tag endlich — wobei der Schlamm und Sumpf in unserer Bahn nicht im Geringsten nachließ, obgleich wir an dem steilen Hang eines Berges hinliefen — erreichten wir, etwa um drei Uhr Nachmittags, das erste Haus, die äußerste Grenze dieser Wildniß. Es war die noch nicht sehr lange angelegte Plantage Paramba, die mehreren Herren in Ibarra gehörte, und wo sie angefangen hatten, Cacao, Zucker und Kaffee im großartigsten Styl zu pflanzen.

Der Platz sah allerdings noch sehr wild aus. Viel Land war eben nur erst gelichtet, anderes ganz kürzlich urbar gemacht. Die Pflanzungen selber waren meistens auch noch klein, und das Haus selber glich mehr einer unaufgeräumten Scheune, als der Wohnung eines civilisirten Menschen. Dennoch begrüßte ich es mit Jubel, denn es war ja das Erste eines der nächstwürdigen Märsche meines Lebens — und Gott weiß es, ich habe andere gemacht, die auch nicht übel waren.

Ein Doctor — aus Quito (ich verschweige seinen Namen nur, weil ich ihn vergessen habe) nahm mich auf das Freundschaftlichste und Gastfreieste auf, und nachdem ich mich unten an dem kleinen Bach ordentlich abgewaschen und Hosen und Hemd, die ich durch den Busch getragen, nur eben in den nächsten Busch hineingeworfen hatte, dampfte drin schon auf dem Tische ein nahrhaftes und reichliches Mahl, das mich für manche Entbehrung entschädigen konnte.

Nach dem Essen manderten wir, trotzdem daß ich mich eigentlich viel vernünftiger hingelegt und ausgeruht hätte, über die Plantage, und es bewurfte nur kurzer Zeit zu sehen, welch wunderbar fruchtbares und reiches Land dies eigentlich sei, und wie auch geringe Mühe und Arbeit auf das Reichste belohnt werden. Die Cacao- und Kaffeepflanzen waren noch klein, und sie waren etwas zu sehr der Sonne ausgesetzt gewesen, so daß einige von ihnen kränklich aussahen. Die meisten schienen aber frisch und grün, und besonders üppig stand das Zuckerrohr. Dieses bedarf hier zu völliger Reife nur fünfzehn Monate, ich sah hier aber selbst neun Monate altes, das über drei und ein halb Zoll im Durchmesser hatte und voll von Saft war, als ob es seine völlige Reife erlangt hätte.

Außerdem wuchs die Yukawurzel noch besonders üppig, ebenso rother Pfeffer, Bohnen, Orangen, Limonenpflanzen, kurz Alles was man der Erde nur eben anvertraut hatte. Die Banane und der Pisang haben hier ebenfalls ihre eigentliche Heimath, und die Ueppigkeit, mit der ihre Stämme emporschossen, bewies, was aus ihnen werden würde. Jetzt freilich war von alledem noch erst sehr wenig zu haben, denn außer der Yukawurzel und dem Reis und Tabak trug noch gar Nichts Frucht — ich müßte denn das Zuckerrohr rechnen, das die Bewohner von Ecuador mit einer Hartnäckigkeit kauen, die einer besseren Sache würdig wäre.

Cocospalmen fand ich hier keine, nur eine einzige war gepflanzt worden und noch klein; ich glaube auch, daß das Land hier eigentlich schon etwas hoch für die Cocosnuß ist — vielleicht käme es freilich nur darauf an, sie eben hinreich zu machen, wie man ja auch in Java ganz im Innern Massen von Cocospalmen findet; aber der Dattelpalme glaube ich fast, daß dies Klima zuträglich wäre, und einige Kerne, die ich nebst anderen Fruchtsteinen mitgebracht hatte, übergab ich dem Doctor, der versprach, die äußerste Sorge dafür zu tragen. Auch Kerne der enga luiive, jener reizenden rothen Akazienbeere aus Buitenzorg in Java, habe ich hierhergebracht, und spätere Jahre werden zeigen, wie sie gediehen.

Von hier aus war mir nun am Pailon und selbst bis in Cachavi gesagt, daß ich Pferde nach Ibarra bekommen könnte, meinen Weg von da ab leichter fortzusetzen, aber natürlich war kein Pferd in der ganzen Nachbarschaft zu bekommen, und ich mußte von hier noch einmal Leute miethen, die mein Gepäck weiter nach dem sogenannten San Pedro trugen, wo ich — diesmal ganz gewiß — Pferde treffen sollte. Um diese zwei oder drei Stunden Wegs meine beiden Sattelkaschen getragen zu bekommen, mußte ich ein paar Indianern jedem 1 Dollar geben, und selbst dann noch schienen sie die Sache als eine Gefälligkeit für mich zu betrachten.

Ueberhaupt sollen Reisende in wilden Ländern um Gottes willen nicht denken, daß sie billig reisen können, selbst wenn sie Willens sind die größten Entbehrungen zu ertragen. So lange sie allerdings zu Fuß gehen, selber tragen, was sie bei sich haben, keinen Führer durch das Land brauchen, durch das sie ziehen, so lange sind sie von allen Menschen unabhängig und werden mit wenig Kostenberechnungen beschwert werden, denn in den meisten solchen Ländern wird man ihnen für Essen und Trinken wenig, wenn etwas, abverlangen. Ganz in die Hände dieser Menschen sind sie aber gegeben, sowie sie die geringste thätige Hülfsleistung von ihnen haben wollen, und sie dürfen sich dann auch darauf gefaßt machen, wenigstens den doppelten Preis von dem zu zahlen, was irgend ein Einheimischer dafür zahlen würde. Ich selber bin geprellt, wohin ich kam, wissentlich geprellt, denn ich wußte es recht gut, während ich es bezahlte, konnte aber auch nichts dagegen machen, wenn ich nicht länger als nöthig zwischen diesen Menschen liegen bleiben wollte, und dem zu entgehen habe ich immer lieber ein paar Thaler Geld geopfert. Meine jetzige Auslage vom Pailon bis hierher lief denn auch schon, obgleich ich die Hälfte des Weges zu Fuß gemacht hatte, gar nicht unbedeutend auf.

Vom Pailon bis Concepcion . . .	5½	Dollars.
Provisionen	4½	„
Von Concepcion bis Cachavi . . .	4	„
Trinkgeld	1	„
In Cachavi Provisionen	2	„
Trägerlohn bis Paramba	12½	„
In Paramba für Yuka für die Träger	1½	„
Von Paramba bis San Pedro . .	2	„
Summa	32	Dollars.

für die ich weiter nichts hatte, als daß ich mit meinen beiden Sattelkaschen eine kurze Strecke in das Land hineinbefördert wurde.

In San Pedro hoffte ich mich ordentlich ausruhen zu können, fand aber auch nur eine traurige Hütte, nicht einmal von der feuchten Erde erhoben, und einen alten würdigen, sehr schmutzigen Greis mit seiner jungen Schwiegertochter, die mir in der diesen Leuten eigenthümlichen Art eine Mahlzeit kochte. Es würde hierbei nichts Besonderes zu erwähnen sein, wären die Stücken Fleisch nicht etwas zu groß und sehr zäh gewesen, sodaß ich genöthigt war sie durchzuschneiden. Dazu hatte ich aber nur mein großes, etwas unbehülfliches Jagdmesser, und die junge niedliche Frau sah kaum, worum es bei mir schlte, als sie auch schon vor mir niederkauerte, die Stücken Fleisch mit den Fingern aus dem hölzernen Napf nahm, den ich auf den Knieen hielt, sie durchschnitt und dann wieder in meinen Miniaturtrog warf. — Es wäre auch appetitlich gewesen, hätte sie sich nicht, in übertriebener Reinlichkeit, nach jeden zwei oder drei Schnitten die Finger abgeleckt.

Ich fand hier Pferde, mußte aber zwei miethen, damit mein Begleiter mit fort konnte, und für beide bis Ibarra — zwei Tagereisen — sechs Dollars bezahlen. Das war insofern billig, als sich unterwegs nicht die geringste Gelegenheit bot, etwas zu verzehren. Es blieb sogar zweifelhaft, ob wir überhaupt etwas zu essen bekommen konnten.

Am nächsten Morgen brachen wir ziemlich früh auf. Hatte ich aber vorher geglaubt, mich, erst einmal im Sattel, von meinen gehabten Strapazen ausruhen zu können, so sollte ich bald finden, daß ich mich darin schwählich geirrt, denn den Weg zu reiten, ist weder Spaß noch Erholung. Im Anfange ging es noch durch eine Strecke schlammigen Wegs, bald aber erreichten wir wenigstens trockenen Boden, und der sollte ich auch erfahren, was es heißt, eine Bahn zu reiten, die sich nur eben Mauthiertreiber mit ihren Thieren ausgesucht haben. Der Weg führte an dem rechten Berghang hin, und in jede kleine Schlucht tauchten wir ein — steil hinab, daß man jeden Augenblick in Gefahr war, vornüber, über den Hals des Mauthiers zu stürzen, um die nächsten fünf Minuten wieder an der anderen, dieser ganz ähnlichen Seite in die Höhe zu klettern. An ein ruhiges ordentliches Reiten war auch keine Viertelstunde zu denken, und das Ganze ein ewiger und fast ununterbrochener Versuch weiter nichts zu thun, als einen festen Sitz im Sattel zu wahren.

Dabei lief der Weg keinesweges schräg an dem Berghang hin, an dessen Fuß der Morast in der Richtung zubrauste, von der wir hergekommen waren, sondern jetzt stieg er auf, höher und höher,

Digitized by Google

bis man sich ein paar tausend Fuß über den wie ein Faden darunter hinfließenden Fluß befand, um in der nächsten halben Stunde gerade hinein selbst bis in das wirkliche Bett zu gelangen zu führen. Anfällig hatte sich inzwischen schon in den ersten drei Stunden die ganze Vegetation, ja der ganze Charakter des Landes selbst verändert.

Mit Paramba schloß eigentlich die wirkliche Palmengrenze ab, und wenn auch San Pedro noch voll zu den Tropen gehörte, lag es doch schon außer diesen schlanken Kindern der heißen Zone. Von hier ab aber nahm selbst der dichte, furchtbare Wald ein Ende, durch den hin ich mich so manche schwere, mühselige Stunde gearbeitet. Die Berge fingen an lichter, mit hohem, gelbem Gras bewachsene Stellen zu zeigen, und wenn auch an der andern Seite des Flusses noch hie und da kleine Ansiedelungen mit breitblätterigen Bananen lagen, zeigten die hohen, steilen Hänge darüber einen vollkommen nördlichen Charakter. Ja, eine Stunde später verschwanden wir die Bäume ganz, der Regen, der mich bis dahin verfolgt, hatte aufgehört, der Boden war hart, sandig und kahl — knirps, scharfes Gras ausgenommen, das jetzt einige der Gebirgshänge bis in die höchsten Wipfel hinein bedeckte.

Das Land hier war aber nur sehr schwach besiedelt, und selbst spärlich Vieh sah man an den Hängen, die sicherlich zahlreichen Heerden Nahrung jeden können. Die Civilisation, wenn man diese Menschen wirklich zur Civilisation gehörig rechnen kann, war noch nicht hierher gedrungen, denn nirgends hin war eine Möglichkeit, das hier Gezogene absetzen zu können, und die wenigen Menschen, die hier wirklich leben, konnten fast als Einsiedler betrachtet werden.

Höchst interessant war es aber für mich, diese Grenze zwischen tropischem und gemäßigtem Klima zu betrachten, die sich vollkommen deutlich herausstellte, obgleich nicht die geringste gewaltsame Scheidewand zwischen ihnen aufgeworfen wurde. Da war ein steiler, mächtiger Berg, auf dessen hohem Gipfel Weizen gebaut wurde, während unten im Thal die Banane wuchs — wie man das selbst weiter oben in den Cordilleren findet. — Ganz allmählich nur fingen die Berge auf, kamen bemerkbar, da man fast eben so viel bergab wie bergauf klettern mußte, und doch wurde von hier ab die tropische Welt mit Gewalt in den Hintergrund gedrängt.

Was der Boden aber hier erzeugen konnte, war man natürlich nicht im Stande zu sehen, da nicht der geringste Versuch bis jetzt gemacht worden, das zu erproben. Maulthiere, Pferde und Esel weideten an den Hängen, und bei im Thal, wohin der scharfe Wind nicht dringen konnte, wo von den Cordilleren niederwehte, hatte hier und da einer der Ansiedlerinnen sich der gewaltigen Anstrengung unterworfen, ein paar Bisangpflanzen zu stecken und etwas rothen Pfeffer auf die Erde zu werfen — und in welchem lieberfluß könnten diese Leute leben, wenn sie wirklich arbeiten wollten!

Wir ritten den ganzen Tag, ohne auch nur ein einziges Haus in unserer Bahn zu finden. Einmal sahen wir ein paar Häuser zur Rechten, aber es war nicht das Geringste dort zu bekommen, weder für Pferd noch Mann, und erst Abends, eine halbe Stunde nach Dunkelwerden erreichten wir die Heimath meines Führers, bei dessen Mutter wir übernachten sollten. Dort wenigstens war, wie er behauptete, der einzige Platz, an dem wir Futter für die Pferde finden konnten. — Ich werde diese Nacht im Leben nicht vergessen.

Schon beim Eintritt in das Haus, ja beim Einreiten in den Hof kam mir ein Geruch entgegen, als ob wir uns einer Schartrichterei näherten, und in dem Hause selber fand ich die traurige Ursache. Die Ueberreste von Gott weiß wie vielen Kühen, denn ich konnte sechs Kinnbacken zählen, hingen dort in Stücken geschnitten und getrocknet, und die gänzliche Mutter ging nach der ersten Begrüßung daran, uns von diesem „Fraß für Raben" ein leckres Mahl zu bereiten. Sogar Zeuge mußte ich von der Zubereitung sein, die mir der Leser erfahren mag, denn er glaubt mir doch nicht, was ich mit eigenen Augen sah; kurz, mit kleingeschnittenen grünen Bananen wurde dies Fleisch in einen Topf geworfen, oberflächlich abgekocht und mit dann in kleinen hölzernen, nie gewaschenen Holznäpfen serviert.

Ich war sehr hungrig und ließ entschlossen, wenigstens den Versuch zu machen, um zu essen — aber es ging nicht. Mit dem ersten Bissen bekam ich eine halbsaure Sehne in den Mund, bis einmal darauf und mußte dann rasch das Haus verlassen. Ich entschuldigte mich mit Unwohlsein und legte mich auf ein ausgespanntes Kuhfell, trat die Nacht eine Legion von halbverhungerten Flöhen zu fühlen. Der gebratene Sohn aß inzwischen zwei Näpfe dieser Speise leer, und ich konnte es zuletzt vor lauter Ekel nicht mehr mit ansehen. Am nächsten Morgen das nämliche Frühstück, von dem ich wieder nichts über die Lippen bringen konnte, und mit leerem Magen stieg ich in den Sattel.

Der Weg war hier der nämliche: fortwährend auf und nieder, noch steiler und steiniger wenn möglich als gestern. Wir passirten ein kleines Städtchen, Guayerre, aber es war nichts darin zu bekommen, nicht einmal eine Banane. Der Boden wurde hier trockener und dürrer, derartiges Gesträuch wechselte mit Aloe und Cactus auf treidlichem Sand — die Berge wurden kahler und höher, und Alles verrieth, daß wir immer weiter in die Gebirge hinaufritten. Hier betraten wir übrigens auch einen sehr rürren Strich Landes, in dem fast weiter nichts erzeugt wird als Salz. Ein kleines Städtchen Salinas ist hier errichtet, in dem sich fast jeder Bewohner nur vom Salzaufsehen nährt. Das Salz wird dann von hier auf Maulthieren nach Ibarra und selbst bis nach Quito hinaufgeschickt.

Salinas erreichten wir etwa um 1 Uhr Mittags, und Alles, was ich hier bekommen konnte, war etwas Chocolate und Brod und reife Bananen — ein wahrhaft luculisches Mahl, an dem ich mich vollständig wieder erholte. Wir fütterten die Pferde hier, tasten ein paar Stunden rasten und setzten um 3 Uhr unseren Weg nach dem nicht mehr fernen Ibarra fort. Es war übrigens gut, daß ich schon in San Pedro die Thiere bestens accerirt hatte, denn in Salinas hätte ich keine mehren können. Hier zum ersten Male hörten wir die Klage über den Krieg, daß er die Lebensmittel alle so theuer gemacht und fast sämmtliche Pferde aus dem Lande geführt hätte. Ich wüßte, wie man mir sagte, selbst in Ibarra Schwierigkeit haben, Pferde zu bekommen, und möchte mich nun in Zeiten danach umsehen.

Den dem Thumby der Bewohner bekam ich hier in Salinas wieder eine Probe, die aber nicht so tragische Folgen für mich hatte. Während ich mit meinem Führer unsere Chocolade verzehrte, kam eine Señora in den kleinen Mauladen oder das Café — ich weiß nicht wie ich die Lehmhütte nennen soll, und brachte ein Kind mit, das wohl in den letzten sechs Monaten keinen Tropfen Wasser gesehen hatte. Das Kind mochte zwei Jahr alt sein und leistete in den wenigen Minuten, die es sich in unserer Gesellschaft befand, das Beispiel in Sachen, die sich eben nicht wieder erzählen lassen. Die Señora, die ein altes, verblichenes, aber sehr dumitardigos Reitercostüm trug, schien das Alles zu unserer besonderen Erbauung verbreitet zu haben, so dicht vor uns und neben uns und so öffentlich wurde Alles abgemacht. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte sie mir den Appetit auch verdorben, aber das ging heute nicht; als sie aber die Unverschämtheit hatte, mich zu fragen, ob es in meinem Lande auch solche niedliche Kinder gäbe, gewann der Ingrimm die Oberhand. Es war immer eine „Taute", die Frage verdiente aber eine Antwort, und ich konnte mir nicht helfen, ich sagte: „So niedliche wohl, aber so schmierige nicht." Die Wirkung war zaubershaft und äußerst befriedigende. Die Señora warf mir einen Dolch- und Revolverblick zu, faßte ihr Kind, wie es war — und wie war es! — vom Boden auf und verschwand damit aus dem Hause.

Abends mit Dunkelwerden erreichten wir Ibarra, die größte Stadt der Provinz Imbabarra, in einem herrlichen, fruchtbaren und dicht bevölkerten Thal. Hier war augenscheinlich ein anderes Leben, als ich in dem Wale verlassen hatte; hier war Cultur wie Civilisation, mitten in den Bergen, aus freundliche Häuser aus Gärten verrieben. Sag auch der Luxus schon seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen. Ein für den Fremden höchst misslicher Umstand besteht aber in diesen Städten des Innern, die auf einen Fremden Verkehr nicht im Geringsten eingerichtet sind — daß es eben gar keine Gasthäuser (hier possadas genannt) bei ihnen giebt. Von Jedem, der in eine solche Stadt kommt, erwartet man auch, daß er irgend einen Gastfreund hat, bei dem er wohnen kann; unter keiner Bedingung findet er ein Hotel.

Unterwegs war ich nun noch nicht im Stande gewesen, meine schon am Pailon ruinirte und durch den Weg hierher zuletzt noch aufgeriebene Garderobe wieder in Stand zu setzen. Ich war total abgerissen, und von Schmutz und Staub bedeckt, ohne Schuhe und Strümpfe, ohne Hut, denn mein alter Filz hielt kaum noch auf dem Kopfe zusammen. Vollalt war es mir auch vollkommen

B. Altes Castell, jetziges Zeughaus und Caserne.
C. Batterie St. Maria.
G. Piemontesische Batterie bei den Capuzinern.

Ansicht von Gaeta.
Gesehen von den Capuccini bei Borgo aus.
Während der Belagerung nach der Natur gezeichnet von Konrad Grob.

E. Montagna spezzata und Kirche della Trinita.
F. Isthmus von Montesecco.
A. Torre d'Orlanda. D. Porta di Terra.

gleichgültig, als mich mein Führer — als bestes Hotel — in eine dunkle Bude der plaza führte, wo ich mich, als erstes Entree, draußen auf der Straße auf meine Satteltasche setzen und eine Cigarre rauchen wie eine Orange essen mußte. Ich sehnte mich schon nach dem nächsten Morgen und hatte nur einen Beten an einen Herrn Gomez de la Torre geschickt, um zu erfragen, ob Mr. Wilson auf seinem Wege von Quito schon hier eingetroffen wäre oder wann er erwartet würde, als Mr. Wilson's Dolmetscher, ein junger Franzose, den er statt des trunkenen Amerikaners angenommen hatte, selber kam und mich mit Gewalt dieser posada entführte. Er sagte mir, daß Mr. Wilson morgen erwartet würde, daß Señor Gomez de la Torre aber lemosoffals ungäbe, mich die Zeit in der posada zu lassen, und als deshalb augenblicklich in seine Wohnung müsse. Ich weigerte mich im Anfang meines entsetzlichen Aussehens wegen, aber es half nichts, und wieder einmal seit langer, langer Zeit, ja seit ich England verlassen, befand ich mich in freundlichen, wohnlichen Räumen und konnte wieder mit Messer und Gabel von einem reinlich gedeckten Tisch essen.

(Schluß folgt.)

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Reichardt griff nach seinem Hute und erhob sich. „Lassen Sie das Schimpfen!“ sagte er, „ich hatte Sie für einen andern Menschen genommen, als der Sie sind, Meissner, und es ist nichts weiter nothwendig, als daß wir uns Adieu sagen —“

„Sein Sie meinetwegen böse, ich kann mir nicht helfen!“ unterbrach ihn der Andere, „ich muß mich ärgern, daß mir das Frauenzimmer meine erste Freude im neuen Lande verdirbt. Leben Sie wohl, Professer, denn zu rathen ist Ihnen doch nicht; glauben Sie aber, daß mir die Stunden immer die liebste Erinnerung sein werden, in denen Sie uns auf dem Schiffe die Quartetten einpaukten!“ Er hatte sich erhoben, faßte mit einem lebhaften Drucke Reichardt's Hand und wandte sich dann dem Hintergrunde des langen Raumes zu, unter den übrigen Gästen verschwindend.

Reichardt hatte ihm mit einem Kopfschütteln nachgesehen und wandte sich dann langsam dem Ausgange zu. Er war sich vollkommen klar, daß der Kupferschmied für die Dauer seine Gesellschaft für ihn gewesen wäre, demohngeachtet that ihm der rasche Abschied fast leid, und je weiter er den Weg nach seiner neuen Wohnung verfolgte, je mehr wollten einzelne Aeußerungen des Reisegefährten einen Schein von absoluter Bernunft annehmen. Seine Boarfrau war auf kaum mehr als zwei Monate Unterhalt berechnet und von Mathildens Verhältnissen kannte er durchaus nichts — demohngeachtet, wenn er sich ihre ganze Haltung zurück rief, erschien es ihm unmöglich, daß sie sich einzig auf seine Sorge für ihren verlassenen Unterhalt verlassen könnte; und je mehr er sich des Mädchens ganzes Wesen vergegenwärtigte, je mehr empfand er auch wieder den Zauber, den sie während der langen Reise auf ihn ausgeübt, und des Kupferschmieds Voraussetzungen begannen sich in wahre Lästerungen zu verwandeln.

Ein Brateneduft, der aus einer der unterirdischen Restaurationen heraufdrang, erinnerte ihn endlich, daß er seit dem letzten Schiffsfrühstücke noch nichts genossen habe, und was noch von der Begegnung mit dem Kupferschmied Störendes in ihm zurückgeblieben war, ging in der ersten kräftigen Mahlzeit nach den langen Entbehrungen der Seereise unter.

Als er sein Boardinghaus wieder erreicht, sandte ihn die Wirthin nach dem Zimmer der „Schwester“, die längst auf ihn warte, und den Eintretenden empfing dort bereits der süße Duft, welcher mit jener eleganten Frau in ihre Wohnung einzuziehen scheint. Mathilde, welche die Straße beobachtet zu haben schien, eilte mit einem klaren Lächeln auf ihn zu und führte ihn nach dem zweiten Stuhl am Fenster. Ihr Gesicht hatte an Frische und Lebendigkeit gewonnen, ihr Auge leuchtete ihn in einem ungewohnten Glanze entgegen, und Reichardt meinte erst jetzt den Reiz, der in ihrer Erscheinung lag, ganz zu empfinden.

„Ich denke, wir sind hier recht gut angekommen,“ begann sie, „wenigstens scheint mir die Wirthin eine so gutmüthige Seele, daß sie Alles thun wird, um mir die Wege für eine künftige Existenz zu zeigen — und jetzt, Bruder Max, wollen wir gleich miteinander voll in's Klare kommen. Du wirst mich nicht fragen: woher kommst Du, und was bist Du gewesen? Ich habe seit heute Morgen abgeschlossen mit der Vergangenheit und bin nichts als Deine Schwester!“ Sie reichte ihm die Hand, zog sie aber mit einem Lächeln voll leichten Erröthens zurück, als Reichardt fest seine beiden Hände darum schloß. „Brod, sagtest Du, ist vor Allem die Hauptsache,“ fuhr sie fort, „und ich will gleich gestehen, daß mich damals über die Frage, wie es zu erwerben, eine Art Bangigkeit überkommen hat — ich will arbeiten mit allen Kräften, ich verliebe Mancherlei; aber ich weiß, daß ich bei Beschäftigungen, die aus dem Menschen eine bloße Maschine machen, zu Grunde gehen würde. Ich habe nie mit der Nadel in der Hand auf dem Stuhle ausdauren können — es mag das schlimm scheinen in einer Lage, wie meine jetzige, aber ich denke, ich werde darüber hinauskommen. Ich verstehe französisch, ich habe als vorzügliche Vorleserin gegolten, ich habe eine Schulbildung, die mich wohl zu einer Lehrerin befähigt — wir werden ja sehen, heute will ich mir den Kopf noch nicht damit schwer machen. Es ist, seit ich mir bewußt geworden bin, von seinen Banden beengt in dem großen freien Lande zu stehen, mein eigenes Schicksal ganz in meiner Hand zu haben, ein Hochgefühl über mich gekommen, das ich mir wenigstens den ersten Tag nicht verderben will. — Aber hier eine noch größere Hauptsache,“ fuhr sie aufspringend fort und nach einigen Goldstücken auf der Kommode greifend, „hier ist mein Kostgeld für die ersten vier Wochen, damit sind diese Sachen erledigt — und nun, Bruder Max, dort ist die Violine, die ich habe herlegen lassen; jetzt noch einmal zum Abblick von Allem, was hinter uns liegt: „Sieh'n die lieben gold'nen Sterne,“ ich möchte mich gern ein einziges Mal dabei so gehen lassen, wie es mir schon lange im Herzen liegt und ich es auf dem Schiffe nicht durfte.“

Für Reichardt war es fast, als sei eine graue Nebelhülle, welche bisher über dem Mädchen gehangen, von ihr gefallen; er gab sich dem Entzücken, welchen die eigenthümliche Veränderung ihres ganzen Wesens auf ihn machte, hin, ohne lange nach dem Grunde derselben zu forschen, legte das ihm in die Hand gedrückte Geld bei Seite und nahm die Geige aus dem Kasten. Hätte ihn Mathilde nicht dazu aufgefordert, so hätte er es, unter dem Eindrucke seiner augenblicklichen Empfindungen, wahrscheinlich freiwillig in seinem Zimmer gethan. Er begann in der rechten Stimmung die in gesträubtem Style gehaltene Einleitung; als er aber jetzt in das einfache, reizende Thema überging, erhob sich mit diesem die Stimme des Mädchens als Begleitung, anfänglich wie ein leiser Hall aus der Ferne in wunderbar süßem Klange, bald aber mit jeder Strophe an sonorer Fülle gewinnend und der Vortragsweise in allen Schattirungen sich anschmiegend, als hätten Beide schon wochenlang die Melodie zusammen studirt. Reichardt's Auge begann mit jedem Takte mehr aufzuglänzen, und wie in lebhafter Spannung begann er jetzt die Durchsarbeitung; Mathilde aber schien fast nur darauf gewartet zu haben und nahm jetzt das Thema in Tönen so klar wie Silber auf:

Sieh'n die lieben gold'nen Sterne
Auf am Himmelszelt,
Denk ich dein in weiter Ferne,
Theures Heimathsland.

Wie zwei Lerchen schwangen sich die Töne der Geige und der Stimme nebeneinander auf, einander durchkreuzend, sich flehend und wieder findend; Reichardt's Wangen brannten und Mathildens Augen strahlten wie in heißer Verklärung. Als aber im Echo des Schlusses die Stimme wieder zur Begleitung übergegangen und die Stänge leiser und leiser wie in weiter Ferne verhallt waren, als Reichardt, Blick in Blick mit dem Mädchen, sein Instrument sinken ließ, da war sie langsam auf ihn zu mit leise wie in voller Selbstvergessenheit ihre beiden Hände fest an seine Arme. War es

nicht schön?“ sagte sie mit einem Blicke des Glücks, „und geht wohl etwas im Leben über die Kunst?“

Beide wurden aus ihren Empfindungen durch ein Rasseln an der Thür geschreckt, und Mathilde that, wie jetzt erst sich ihrer Stellung bewußt werdend, zwei rasche Schritte zurück.

„Ach was, das sind auch Musiker, da brauch's nicht die vielen Umstände!“ klang es durch den geöffneten Eingang, in welchem sich jetzt neben der Wirthin eine kleine ältliche Männergestalt mit zwei runden Brillengläsern auf der weit hervorspringenden Nase zeigte und, wie etwas betroffen von der Erscheinung des Paares, abwechselnd den Kopf nach dem jungen Mädchen und dem jungen Manne drehte. „Sind doch Musiker, nicht wahr?“ sagte er endlich, an den letzteren herantretend.

„Nicht ganz, lieber Herr!“ erwiderte dieser, welchen die formlose Unterbrechung unangenehm berührt hatte, „ich gehöre zum Kaufmannsstande, wenn Sie es durchaus wissen müssen, und das hier ist meine Schwester.“

„Kaufmannsstand — sind doch erst von Deutschland gekommen und werden also wohl eine Stelle suchen wollen — Kaufmannsstand bei so einem Striche auf der Geige!“ schüttelte der Alte den Kopf, ohne anscheinend Reichart's verdrießliche Miene zu bemerken. „Wegen der Lady habe ich freilich nichts zu sagen; Sie wissen aber wohl noch nicht, wie lange Sie hier laufen können, ehe Sie einmal einen Platz mit ein paar Dollars bekommen? Jedes Schiff bringt deutsche Handlungs-Commis, sie müssen aber fast Alle zu einem andern Geschäfte greifen, und die Klügsten thun es, ehe ihr Geld aufgezehrt wird. Wenn Sie gescheidt sind, so nehmen Sie gleich jetzt mit, wo Sie einen Verdienst finden. Ich habe viele Tanz-Parties zu spielen — nur in reichen Familien, verstehen Sie — und wenn Sie mit mir gehen wollen, so haben Sie für jeden Abend einen Dollar. Wir sind auch jetzt dran, ein ordentliches Corps für Blasmusik zusammenzubringen; das Althorn können Sie geschwind lernen, und bis dahin schlagen Sie beim Ausrücken die Trommel —“

„Ich denke, nicht, lieber Mann!“ unterbrach ihn Reichardt, dessen Unmuth sich vor der sonderbaren Weise des Sprechenden in einen halben Humor verwandelt hatte; um Mathildens Mund aber hatte es bei dem Trommel-Anerbieten zu zucken begonnen, als hatte sie nur mühsam ein lautes Lachen zurück.

Der „Musiker“ warf einen neuen Blick in die Gesichter des jungen Paars und zuckte dann mit den Achseln. „Ja ist kein Geschäft zu verachten in Amerika, das Geld einbringt; werden's vielleicht auch erst noch aussinnen müssen wie Andere,“ sagte er, die Nase hebend, „im Uebrigen will ich nichts Böses gesagt haben!“ Er nickte mit dem Kopfe und wandte sich wieder zurück, von der Wirthin gefolgt, deren Gesicht die heitere Laune ihrer jungen Gäste wiederzuspiegeln schien.

„Jedenfalls doch eine Aussicht!“ rief Reichardt launig, die Violine wieder in den Kasten bergend, „wollen's als ein gutes Zeichen nehmen, das uns der erste Tag zugleich entgegenbringt!“

„Mir hat der Mensch, trotz seiner Tollheit, die ganze schöne Stimmung verscheucht,“ erwiderte Mathilde, ohne doch das hervorbrechende Lachen unterdrücken zu können; „er kam mir fast mit seiner langen Nase wie ein Rabe vor, der seine Unglücksprophezeiungen in unsere Fremde hineinkrächzen mußte — aber mag's drum sein, ich habe mir vorgenommen, mich heute nicht zu kümmern! — Laß Dich jetzt in Deiner Bequemlichkeit nicht weiter aufhalten, Bruder Max,“ fuhr sie fort, die zur Seite geschobenen Golostücke auf seinen Kasten legend, „wie wir es uns überhaupt zur Regel machen wollen, uns niemals gegenseitig zu genieren!“ Sie reichte ihm mit offenen Blicke die Hand, und Reichardt verließ das Zimmer, um nach der Unterbringung seiner eigenen Habseligkeiten zu sehen. — —

Vier Wochen waren verstrichen. Reichardt hatte seine Empfehlungsbriefe an ihre Adressen, unter denen sich Handelshäuser von Bedeutung befanden, abgegeben, war freundlich begrüßt und zu weiterem Besuche eingeladen worden; so hoch sich aber auch seine Hoffnung in der ersten Woche gehalten hatte, so schien doch jeder folgende Tag nur dazu gemacht zu sein, um ein Stück nach dem andern davon wegzubrechen. Er hatte offen seine Verhältnisse, die ihn auf baldige Beschäftigung anwiesen, dargelegt und Versicherungen für Berücksichtigung und Vorschub erhalten; bei seinen spätern Besuchen waren es aber nur dieselben allgemeinen Worte wieder, welche er hörte, und als er endlich sich nach der Möglichkeit einer einigermaßen bestimmten Aussicht erkundigte, wurde ihm hier ein Achselzucken, dort eine Klage über Ueberfüllung an jungen Leuten und am dritten Orte eine Vertröstung auf den Zufall, welcher jeden Tag eine Vacanz herbeiführen könne. An der dritten Woche schienen seine fortgesetzten Besuche schon lästig zu werden; es war ihm schon bedeutet, daß man ihm wissen lassen wolle, sobald sich etwas finde, daß er aber jedenfalls gut thue, sich, ehe er sein Geld anfgebe, nach irgend einer andern Beschäftigung umzusehen. Von diesem Augenblicke an hatte er seine täglichen Rundgänge unterlassen, aber seine Dienste durch mehrere Zeitungen unter Namhaftmachung der Häuser, welchen er empfohlen war, angeboten. Acht Tage lang hatte er sich vorgenommen zu warten, ehe er auch diese Hoffnung aufgäbe; aber die vierte Woche war verstrichen, ohne daß es nur schien, als habe Jemand seine sechsmal wiederholte Anzeige gelesen. Oft hatte er während dieser Zeit gewünscht, einen Freund zu haben, gegen den er sich wenigstens aussprechen könne, und er hatte sogar einmal den Versuch gemacht, den Kupferschmied wieder aufzusuchen, ohne indessen eine Spur des Wegs, den dieser beim Verlassen des Shakespeare-Hotels genommen, finden zu können.

Zu Mathilden mochte er nicht reden; sein Verhältniß zu dieser hatte weder an Vertraulichkeit gewonnen, noch an der Eigenthümlichkeit, wie es der erste Tag geschaffen, verloren; in ihrer ganzen Haltung gegen ihn schien sie trotz des äußern gekünstelterlichen Tons und einzelner Momente des Sichgehenlassens eine feine Schranke aufrecht erhalten zu wollen, die ihm jede herzliche Annäherung verbot. Nach eine Stunde wie am ersten Tage in ihrem Zimmer war nicht wiedergekommen. Er hatte wohl bisweilen gesehen, wie sie während des allgemeinen Zusammenseins der Kostgänger in dem untern großen Zimmer sein Gesicht und die darin unwillkürlich hervortretende Sorge beobachtete, aber nie hatte sie ihm wieder Gelegenheit zu einem vertraulichen Gespräche geboten. Daneben wußte er in einer andern Weise nicht, wie er das Mädchen zu beurtheilen hatte. Nur selten ward das Haus von Fremden besucht und die abendlichen Zusammenkünfte der Kostgänger in der untern Stube trugen deshalb eine Art Familien-Charakter; so sehr sich auch Mathilde von jeder nähern Berührung mit der übrigen Gesellschaft zurückhielt, deren Anfmerksamkeit sie in ähnlicher Art wie die der Schiffsbevölkerung erregt hatte, so schien das geöffnete Piano sie doch der Gesellschaft, in welcher sie sich befand, ganz vergessen zu lassen, und es bedurfte nur einer Aufforderung, um sie zum Vortrage eines oder auch mehrerer Lieder zu bewegen. Ihre Stimme war immer dieselbe, silberklar, warm und seelenvoll, und hat schon es oft, als singe sie nur zu ihrer eigenen Genugthuung. Demehngeachtet meinte Reichardt, sie werfe ihre Perlen vor die Säue, eine Laune, die er sich in seinem Zusammenhange mit ihrem übrigen Wesen denken konnte, und als ihn die Wirthin eines Abends bat, seine Violine zu holen und das Stück noch einmal zu spielen, was sie am ersten Tage verlangt, stand er mit einer kurzen Ablehnung von seinem Platze auf und verließ das Zimmer. Es wäre ihm gleich einer Profanirung seiner besten Gefühle gewesen.

So war auch das Ende der vierten Woche herangekommen. Reichardt hatte nach dem Mittagessen das wochentliche Kostgeld für sich und die „Schwester“ bezahlt und schritt, trübe Gedanken durch sein Gehirn wälzend, nach seiner Wohnung hinauf, als sich die Thür von Mathildens Zimmer öffnete und ein Wind des Mädchens ihn herbeirief. „Komm herein, wir müssen ein paar Minuten mit einander reden!“ sagte sie mit gedämpfter Stimme, sorgfältig hinter dem jungen Manne den Eingang wieder schließend. Sie deutete auf einen Stuhl, zog leicht einen zweiten herbei und setzte sich ihrem Gaste unmittelbar gegenüber.

„Es sind heute vier Wochen vorüber, Max, die erste Frist, die wir uns setzten, seit wir hier anlamen, und wir wissen jetzt wohl, was wir von unsern Aussichten zu halten haben,“ begann sie, ihm wie in stiller Sorge in das unruhige Auge sehend: „Du hast wenig Glück gehabt, ich konnte es jeden Abend in Deinem Gesicht lesen — hat sich gar nichts geboten?“

„Nichts, Mathilde!“ erwiderte er finster den Kopf senkend, „Versprechungen, die nirgends gehalten wurden, und Vertröstungen, die nur nichts nützen konnen.“

„Und hast Du Dir jetzt irgend einen andern Plan für die Zukunft gemacht?“ bi Ja!“ erwiderte er bitter lachend. „Es wire mir eben nichts übrig bleiben, als zum Tanze zu geigen, da,

Digitized by Google

wo ich mit wenig ganz gewöhnlichem Glücke selbst hätte tanzen können; dazu Tambour zu werden und so weiter."

„Und zuletzt wäre das gar so schlimm nicht — ich habe in diesen vier Wochen mancherlei gesehen und gelernt." Als Reichardt überrascht auffah, blickte er in ein Auge, das ihm ermuthigend zunächelte und doch den Ueberrest einer herben Empfindung nicht ganz unterdrücken zu können schien. „Vielleicht ist aber das noch nicht einmal nothwendig," fuhr sie fort und legte ihre Hand leicht auf seinen Arm. „Ich habe etwas Anderes, das weniger Anstoß bei Dir finden wird."

„Für mich?" fragte er lebhaft, den Kopf hebend.

„Für uns Beide — erst aber zwei Worte voraus, damit Du mich verstehst. Ich bin manchen Weg gegangen, seit wir hier im Hause sind, um eine Existenz für mich zu schaffen, ich hatte Tag für Tag Enttäuschungen zu ertragen und mochte doch Deinem forgenvollen Gesichte gegenüber es zu keiner Erklärung kommen lassen, die uns Beide nur vorzeitig entmuthigt hätte. Ich hatte zuerst an die Stelle irgend einer Lehrerin gedacht — aber was ist bei den Deutschen hier eine Person ohne Empfehlung und ohne jedes Zeugniß? Der Zudrang der Einwanderung mag Vorsicht nöthig machen, ich begriff das, und doch war es mir immer, als müßte ich als Ausnahme gelten, und erst nach manchem vergeblichen Versuche und mancher Demüthigung begann ich die Nutzlosigkeit meiner Bemühungen einzusehen. Da erzählte mir die Wirthin von einer Belannten, die arm hierher gekommen, jetzt aber ein brillantes Geschäft habe und mich vielleicht gern beschäftige, wenn ich einiges Geschick habe. Ich ging hin — es war eine Kleidermacherin. Da saßen eine Reihe junger Mädchen, bleich eine wie die andere, Stich für Stich sich ihr kärgliches Brod verdienend, und ich wußte, daß ich wohl den Muth haben konnte zu sterben, aber nicht ein solches Leben zu verbringen. An denselben Abenden aber erhielt ich ein anderes Anerbieten. In der Bowery ist ein amerikanisches Concertlocal; wahrscheinlich hat irgend Jemand, der damit in Verbindung steht, mich singen hören — ich weiß nur, daß mir die Wirthin einen deutsch sprechenden Mann vorstellte, der mir zehn Dollars die Woche offerirte, wenn ich wöchentlich an drei bestimmten Abenden in dem Locale meine Lieder vortragen wolle. Am nächsten Abend ging ich mit der Wirthin, um mich von den Verhältnissen zu unterrichten. Es war ein sonderbarer Styl von Musik, mit welchem die Amerikaner tractirt wurden, aber das Publicum war trotz seiner heitern Ausbrüche anständig, und ich konnte mir recht gut den Effect vergegenwärtigen, den eine deutsche Compestition hier machen mußte. Ich forderte eine Frist zur Ueberlegung, zugleich aber für jeden Fall auch Dein Engagement, das für die Pianobegleitung unumgänglich nothwendig werde. Es wurde mir zugesagt, und das Interesse für Dich schien sich noch zu vermehren, als ich von Deiner Fertigkeit auf der Violine sprach. Jetzt entsteht also nur die Frage, ob Du bereit bist, auf eine derartige Beschäftigung einzugehen."

Reichardt hatte mit steigender Spannung den Bericht des Mädchens angehört. „Und Du wirst wirklich in einem dieser Bowery-Locale öffentlich singen, Mathilde?" fragte er, als könne er noch kaum die Möglichkeit eines solchen Schrittes glauben.

In des Mädchens Gesicht stieg, schlicht durch den Ton seiner Frage hervorgerufen, ein helles Roth. „Ich werde es nicht thun, wenn Du für Dich ein passenderes Unternehmen weißt," erwiderte sie; „für mich gäbe es wohl noch einen andern annehmbareren Vorschlag, der aber Deine Mitwirkung ausschließt und für mich deshalb gar nicht in Frage lag. Im Uebrigen aber denke ich, daß die Kunst jeden Ort, an dem sie ausgeübt werden mag, veredelt, und es lag ein großer Reiz für mich in dem Gedanken, diese Menschen, die noch kaum andere Klänge als Negerlieder und dergleichen gehört zu haben scheinen, aufzuwecken. Sage mir nur jetzt, wenn Du nicht durch die Straßen trommeln willst, was Du zu thun gedenkst, und meine ersten Bedenklichkeiten, die ich hatte, werden sich wohl auch wieder finden."

Reichardt sprang von seinem Stuhle auf und durchmaß einige Male rasch das Zimmer. „Mein Interesse asse ist es," sagte er endlich, vor dem Mädchen stehen bleibend und ihre beiden Hände fassend, „das Deinen Entschluß bestimmt hat?"

„Und wenn es sich so verhielte, wäre denn etwas Außerordentliches dabei?" erwiderte sie, mit einem Blicke zu ihm aufsehend, der ihm warm bis in's Herz drang. „Hattest Du es denn nicht als Bedingung unserer Geschwisterschaft gesetzt: getheiltes Glück und getheiltes Leid?"

Er sah einige Secunden lang in ihre Augen, die sich voll seinem Blicke hingegeben schienen, und nahm dann seinen Gang durch das Zimmer wieder auf.

„Und wann soll das Engagement seinen Anfang nehmen?" fragte er, wie noch immer nicht mit sich einig.

„Morgen Abend schon, Bruder Max; ich habe eben Alles bis zum letzten Termine verschoben, um unserm Schicksale in keiner Weise vorzugreifen," erwiderte sie, den Kopf nach dem Wandernden drehend. „Uebrigens will ich Dir, wenn es Dich beruhigen kann, mittheilen, daß ich nicht unter eigenem Namen, sondern als eine irgend beliebige unbekannte Größe auftreten werde, deren Namen und Qualitäten bis zum morgenden Zetteldruck noch Geheimniß der Concert-Unternehmer sind."

Reichardt schüttelte den Kopf und blieb wieder stehen. „Ich soll Dich nicht fragen: wer warst Du, und was trieb Dich hierher? Mathilde," sagte er, „aber ich darf wohl fragen: wohinaus soll es geben, wenn Du einmal einen Weg wie den beabsichtigten eingeschlagen hast?"

Sie beg das lächelnde Gesicht über die Lehne des Stuhls nach ihm. „Weißt Du nicht, was der Kupferschmied auf dem Schiffe sagte: immer laufen lassen, was sich nicht halten läßt? Aber," fuhr sie fort, sich langsam erhebend und auf ihren Gefährten zutretend, „willst Du uns Beiden einen tröstlicheren Weg zeigen — ich folge, wenn er auch vorläufig nur zur Bezahlung des Kostgeldes führt! Hier ist indessen die große Aufgabe, die wir zu erfüllen haben; was darüber hinausliegt, darf uns im Augenblick nicht einmal kümmern!"

Reichardt sah vor sich nieder. „Nur ein Funken ganz ordinäres Glück, und es hätte nicht dahin kommen dürfen," sagte er unmuthig; „es kann, in Gottes Namen! Wann werde ich gebraucht?"

„Morgen früh zum Einstudiren, damit wir wenigstens unsere eigene Genugthuung am Abend haben!"

Er nickte und hob dann den Kopf. „Es ist ein Anfang, wie ich ihn mir nicht habe trämen lassen, aber es ist doch ein Anfang, und — hier ist die Bruderhand, Mathilde!" sagte er, dem Mädchen, das ihm mit dem klaren Lächeln eines frischen Entschlusses in die Augen blickte, die Rechte entgegenstreckend.

(Fortsetzung folgt.)

Gaeta. Obwohl das Festungswerk „der letzte Hort des Königthums", wie unbegreiflicher Weise einige officielle Blätter die Festung zu nennen beliebten, augenblicklich keine Rolle mehr in der Weltgeschichte spielt, so dürfte eine getreue Abbildung derselben doch noch bei den meisten unserer Leser Interesse erregen. Der in Neapel lebende Künstler hat vielleicht noch während der Belagerung aufgenommen; die Aufzeichnung auf Holz, der Schnitt und die vortrefflichen Arbeit, welche zur Herstellung einer Nummer nöthig, nahmen die übrige Zeit in Anspruch. Wir besitzen diese Abbildung noch durch weitere Illustrationen aus dem Innern der zerschossen Festung zu ergänzen und mit vielen zugleich dann eine authentische Schilderung der letzten Vorgänge aus der Feder eines dort lebenden Deutschen zu bringen. —

Berichtigung. Türkische Blätter haben mir die außerordentliche Ehre zu Theil werden lassen, den Artikel „Klara Erichs" in Nr. 4. Insl. der Garnlaube eine schändliche Lüge zu nennen. Den Beweis habe ich ihnen leider selbst erleichtert, indem ich irrthümlicher Weise die heitsamste Stadt St. als den Ort angegeben, wo der Brüntjahm der Frl. Erichs durch türkische Soldaten getödtet worden. „Die Familie Erichs wohnte im Herzogthum Schleswig und nicht in Holstein." Es ist dies eine Verwechselung, woraus aber keineswegs die Unwahrheit des Artikels hervorgeht. Erklärlich ist es, daß die Herren Türken gern die von ihnen zu kanalisier Zeit in den Herzogthümern verübten Gräuelthaten zu Lügen machen möchten; indeß wahr bleibt wahr, und so bleibt denn auch das Erzählte stehen. Den vorgekommenen Irrthum werden die geehrten Leser freundlichst entschuldigen.

H. Steger.

Kleiner Briefkasten.

P. E. in Berlin. Allerdings belegen einige preußische Steuerbehörden — nicht alle — auch die Monatsausgabe unserer Zeitschrift mit einer Steuer, doch hoffen wir nunmehr eine baldige Abänderung dieser Maßregel. Mit bemerken Recht würde die preußische Behörde auch die ältern gebundenen Jahrgänge besteuern können.

M. D. H. in M. Wir haben für Ihre Entsendung „Ein Beispiel deutscher Gastfreundschaft" keine Verwendung. Lassen Sie uns gefälligst wissen, was mit dem Manuscripte werden soll.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 12. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen

Der schwarzweiße Storch.

Ein Bild von der Grenze.

Von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung)

„Ich liebe den Punsch etwas stark," sagte ich zu dem Assessor.

„Ich auch," erwiderte er.

„Er wollte mir nicht nachstehen. Er goß noch eine halbe Flasche Rum hinzu. „So! darf ich bitten zu versuchen?"

Ich versuchte. „Es geht so eben an."

Er goß auch die zweite Hälfte der Flasche hinzu. „Jetzt?" sagte er.

Ich versuchte noch einmal. „Ausgezeichnet!" sagte ich.

Das Herz lachte mir im Leibe. Wer zwei Gläser von dem Punsche getrunken hatte, schickte in den ersten Stunden zu keinem Schulzen mehr, und es ließ sich noch etwas Anderes mit ihm machen. Ein dunkler, unbesiimmter Plan wollte sich immer wieder in mir hinausfarbeiten. Wir wollten beginnen zu trinken. Mein Kutscher erschien in der Thür, mit einem Wink, der mich hinausrief.

„Ah, Herr Regierungsassessor, darf ich bitten, mich auf ein paar Minuten zu entschuldigen?"

„Ergebenster Diener."

„Aber vergessen Sie unterdeß das Trinken nicht."

Ich ging zu dem Kutscher hinaus. Im Gehen hatte ich dem Dolmetscher einen Wink gegeben. Er folgte mir.

„Herr Secretair, um Gotteswillen, kein Wort zu jenem von den Verfolgten, den Verfolgern, dem beschrieenen Ueberfalle."

„Er soll keine Silbe erfahren."

Der Dolmetscher kehrte in die Krugstube zurück.

„Was giebt es?" fragte ich den Kutscher.

„Der Pole ist soeben mit einem fremden Manne zurückgekommen."

„Wo sind sie?"

„Sie sind noch oben gegangen."

„Gut."

Ich ging rasch wieder nach oben. Oben im Gange noch traf ich zwei Männer. Der eine war der Diener der kranken Dame. Der Andere war eine große, hohe, selbst in der groben Bauernkleidung, die er trug, stolze Gestalt. Stolz, aber auch tief leidend war das blasse, aristokratische Gesicht. Er konnte dreißig Jahre zählen. Es mußte der Gatte der Kranken sein.

„Mein Herr," redete ich ihn in französischer Sprache an, „Sie sind der Graf Tomborski?"

Er zuckte einen Augenblick zusammen. Dann fuhr seine Hand nach seiner Brust. Er mußte da einen Dolch oder ein Pistol haben, nach dem er greifen wollte.

„Mein Herr," fuhr ich ruhig fort. „Sie dürfen mir vertrauen. Fragen Sie Ihren Diener hier, oder Ihre Frau Gemahlin in dem Zimmer da."

Er sah mich überrascht näher an. Er ließ die Hand sinken. Er wechselte einige polnische Worte mit dem Diener.

„Ja, mein Herr, ich bin der Graf Tomborski," sagte er dann, und nur Schmerz und Leiden herrschten in dem blassen Gesichte des armen Verfolgten vor.

„Und wie Sie mir vertrauen können," sagte ich, „auch ohne daß Sie mich näher kennen, das mag Ihnen Folgendes beweisen. Sie waren in der Gesahr, hier von der Polizei verhaftet zu werden. Diese Gefahr habe ich für den Augenblick beseitigt; eine andere abzuwenden, steht aber, wie ich fürchte, nicht in meiner Macht. Es ist ein etwaiger bewaffneter russischer Ueberfall hier in der heutigen Nacht, um Sie und Ihre Familie mit Gewalt nach Polen zurückzuschleppen."

Er hatte mich anfangs mit Ruhe angehört. Meine letzten Worte trieben ihm den Rest des Blutes aus dem abgehärmten Gesichte.

„Der Ueberfall," fuhr ich fort, „ist noch nicht gewiß; ich habe nur Anzeichen für ihn. Desto gewisser ist leider, daß mir kein Mittel hier zu Gebote steht, ihm zu begegnen."

„O," sagte er, „ich zweifle auch an dem Ueberfall nicht. Warum mußte ich auch so nahe an der Grenze die Zusammenkunft mit meiner armen Frau bestimmen? Aber ich konnte nicht anders. Und nun liegt sie krank, im Fieber. Ich kann nicht mit ihr entfliehen."

„Aber ohne sie, mein Herr?"

Ich wagte nur es leise zu fragen. Er sah mich dennoch beinahe wieder mißtrauisch an; er erhob sich stolz.

„Ohne meine Frau, mein Herr? Meine Frau im Stiche lassen?"

„Sie hat nichts verbrochen."

„Ich teste mehr, und sie ist meine Frau."

Mehr sagte er nicht. Es war genug.

„Vielleicht," fuhr ich fort, „hat Ihre Frau Gemahlin sich etwas erholt. Mein Wagen steht Ihnen alsdann zu Diensten."

Er dachte einen Augenblick nach. „Wenn sie Ruhe gefunden hat," sagte er dann, „auch innere, so dürfte sie nach der Mittheilung meines Dieners über ihren Zustand in der That sich erholt haben. Darf ich Sie bitten, eine Minute auf mich zu warten? Ich werde sie sprechen."

Er ging in die Stube der Kranken und kehrte nach kurzer Zeit tief bekümmert zurück.

„Es ist nicht möglich. Sie kann, sie darf nicht fort. Wir müssen uns in unser Schicksal ergeben. Können Sie vielleicht mein Kind —? Nein, nein, wie könnte ich das Kind von der Mutter trennen! Und doch! Auch das arme Kind in die ewige Gefangenschaft! O, was beginnen? — Bleiben Sie noch hier in der Nähe, mein Herr! Sie können doch noch vielleicht unser Schutzengel werden."

„Ich bleibe hier," sagte ich. „Und was in meinen Kräften steht, darauf können Sie rechnen. Ich werde für Sie wachen. Wir sehen uns, wenn Gefahr droht, wieder."

Er schied mit einem bittenden und dankenden Händedruck, zu seiner Frau zurückkehrend. Ich begab mich wieder in die Kreuzstube, und als ich in sie hineintrat und sah, was sich während meiner Abwesenheit darin begeben hatte, stand plötzlich ein Plan, der bisher in meinem Innern, trotz alles Grübelns, sich nicht hatte gestalten wollen, wie ein klares, lebendiges Bild vor mir, und zu allem dem Weh, das ich gehört und gesehen hatte, wollte auf einmal eine fast tolle Lust in mein Herz hineinreißen.

Ich war länger als ein paar Minuten fortgewesen. Der lange Assessor hatte die Zeit benutzt; nicht er allein. Ein leeres Punschglas stand vor ihm, ein zweites fast ebenso, das es voll gewesen und er es ganz ausgeleert hatte, zeigte mir sein Gesicht deutlich. Die grauen Falten darin waren vielerz geworden, und die kleinen grauen Augen leuchteten zärtlich, nicht etwa nach dem leeren Glase. Die große, hübsche Harfenistin saß neben ihm, ein halb leeres Punschglas stand vor ihr, ihre Finger tauschten einen munteren Marsch durch die Saiten ihrer Harfe; ihre Augen erwiderten die zärtlichen Blicke des Assessors. Das sah ich bei meinem Eintreten. Mein alter, kluger Dolmetscher hatte sich mit seinem Punschglase an einen Seitentisch zurückgezogen.

„Ah, Herr Director," rief der Assessor mir entgegen, „es ist Zeit, daß Sie kommen, der Punsch wäre sonst kalt geworden. Sie nehmen es mir doch nicht übel, daß ich ohne Sie angefangen habe? Ich war so verzweifelt durchfroren, und er ist ausgezeichnet, ich versichere Sie."

„Daran zweifle ich keinen Augenblick," versicherte ich ihm, „und um es Ihnen durch die That zu beweisen —"

Er hatte mir schon ein Glas eingeschenkt und dann das seinige wieder gefüllt.

„Stoßen wir an, Herr Assessor, auf den baldigen Regierungsrath. Noch in diesem Jahre."

„Ah, ah! Ich hoffe es."

Die Hoffnung brachte ihn auf einmal auf andere Gedanken.

„Sie genehmigen doch, daß ich auch Ihrem Herrn Secretair eingeschenkt habe?"

„Warum hätten Sie nicht sollen?"

„Ein Subalternbeamter!" sagte er, die Schultern in die Höhe ziehend.

Der Punsch hatte schon angefangen seine innere Natur hervorzuziehen. Er mußte schon mächtig in ihm wirken.

„Und auch dieser Dame," fuhr er fort, „habe ich ein Glas angeboten. Sie hat, mich mit ihrer Harfe unterhalten zu dürfen. Da war denn eine Freundlichkeit der anderen werth. Und zudem, die Schönheit macht Alles gleich. Nicht wahr, mein schönes Kind? Nun, trinken Sie einmal; genießen Sie sich nicht in unserer Gegenwart."

Die große Person genirte sich wahrhaftig nicht. Sie that einen tüchtigen Zug aus ihrem Glase und sie sah nur um so frischer darnach aus.

„Der Assessor wird eher fertig als die," riefen mir die klugen Augen des alten Dolmetschers von seinem Seitentische zu.

Den Assessor aber schienen die frischen, vollen Lippen, die so behaglich den süßen Trank schlürften, mit neuer Zärtlichkeit erfüllt zu haben.

„Ah, ah, meine Schöne, lassen Sie einmal die Finger ruhen und erzählen Sie mir. Wir haben noch gar nicht mit einander gesprochen. Woher kommen Sie denn?"

„Ich bin aus Königsberg."

„Und wie heißen Sie?"

„Laura Lautenschlag."

„Ei, ei, ein formidabel passender Name für Sie. Und wohin wollen Sie, schöne Laura Lautenschlag?"

„Nach Rußland."

„Um dort die Harfe zu spielen?"

„Jawohl."

„Aber haben Sie auch einen Paß?"

„Ich habe meine preußische Concession."

„Aber die gilt nur für Preußen. Und damit wollen Sie über die Grenze kommen?"

„Ich gehe nach Georgenburg; ich kenne die russischen Herren Officiere da."

„Ah, dann freilich. Sonst hätte ich Ihnen meinen Schutz angeboten. Ich fahre morgen hinüber, und wenn Sie noch wollen —"

„Sie sind sehr gütig, gnädiger Herr," sagte Laura Lautenschlag, auf das Anerbieten eingehend.

Das, und vielleicht auch der „gnädige Herr" entzückten den Assessor.

„Ah, stoßen wir an, mein schönes Kind. Auf eine gute Reise!" Der Punsch konnte aus dem Innern des Assessors viel an das Tageslicht heraufholen. Er stieß mit der Person an. Dann fragte er sie:

„Sie können doch auch singen, schöne Laura?"

„O, gewiß, gnädiger Herr."

„So singen Sie einmal. Aber ein recht zärtliches Lied."

Sie sang, und sie sang mit einer hellen, klaren Stimme nicht übel. Der Assessor hörte ihr mit neuem steigendem Entzücken zu. Aber mein Plan wollte, daß ich ihm näher kam, und zwar recht bald. Es war schon nahe an zehn Uhr, und um Mitternacht war der Ueberfall der Russen, wenn er kommen sollte, zu erwarten.

„Sie wollen also ebenfalls morgen über die Grenze?" fragte ich ihn.

„Allerdings. In jener Angelegenheit. Ah, pardieu, wir wollen ja über den Schultzen sprechen."

„Es hat noch Zeit. Er schläft noch schon. Waren Sie schon öfter drüben?"

„Noch nie."

„Sie haben doch einen Paß?"

„Ich bedarf keines Passes."

„Ei, ei! Die Russen sind eigne Leute. Kennen Sie die Geschichte des Regimentsarztes aus Tilsit?"

„Nein."

Ich erzählte ihm die damals vielbesprochene Affaire eines preußischen Arztes, der, ohne sich mit einem Paß versehen zu haben, einen russischen Kranken in der Nähe von Georgenburg besuchte, dort als Ueberläufer angesehen, als solcher fortgeschleppt und nur durch die zufällige Dazwischenkunft des russischen Generalconsuls v. Reetsen aus Königsberg gerettet wurde.

„Um, um," sagte der Assessor etwas bedenklich, als ich meine Erzählung geendigt hatte. Ich mußte ihn wieder in anderer Weise fassen.

„Unterlassen Sie, Herr Regierungsassessor, werden um so weniger eines Passes bedürfen, da Sie den Russen ja andere Leute zuführen, die nach dem Innern des Landes geführt werden sollen."

„Freilich, freilich."

„Sie sprechen doch russisch?"

„Nein."

„Auch nicht polnisch?"

„Ebensalls nicht. Man hat keine Zeit, alle diese barbarischen Sprachen zu erlernen."

„Es ist wahr. Aber sie können einem zu Zeiten aus der Noth helfen."

Er war nachdenklich geworden. Großen Muth schien er nicht zu haben. Meinden, denen der Muth fehlt, greifen um so lieber nach äußeren Mitteln, sich ihn zu verschaffen oder zu ersetzen.

„Stießen wir auf gute Geschäfte für morgen an," forderte ich ihn auf.

Er leerte hastig sein Glas. Die Falten seines Gesichts, die schon wieder gar geworden waren, fingen von neuem an, sich violett zu färben.

„Der Punsch ist vortrefflich ausgezeichnet," sagte ich. „Darf ich bitten, mir noch ein Glas einzuschenken?"

Er schenkte mir ein.

„Ich freue mich, daß Sie ihn gut finden."

„Ich bedarf jetzt keines. Das Schnitzel der armen Leute geht mir durch den Kopf und ich muß trinken, um mir die Sache von dem Herzen abzuwehren. — Aber Sie vergessen sich selbst doch nicht?"

Digitized by Google

Er füllte auch sein Glas wieder.

„O, keineswegs. Aber darf ich fragen, von welchen Leuten Sie redeten?“

„Von dem armen Grafen Tomborski.“

„Ah, er ist ein Hochverräther.“

„Aber er soll mit Frau und Kind in die Gefangenschaft.“

„Haben sie nicht ihr Schicksal verdient?“

„Auch die Frau?“

„Warum sagte sie sich von dem Hochverräther seines Vaterlandes nicht los?“

„Aber das unschuldige, anderthalbjährige Kind denn?“

„Es ist ein Unglück für das Kind. Aber können alle Menschen nur glücklich sein?“

Ich konnte doch kaum meine äußerliche Kälte und Ruhe bewahren. Ich mußte es, wenn ich helfen sollte.

„Es ist bei alledem hart, denn es ist eine so hohe, angesehene Familie. Die beiden Gatten müssen sich innig lieben, da die Frau nicht fliehen, sich nicht retten wollte, um den verwundeten Mann zu pflegen, und der Mann wollte sich nicht befreien, um die kranke Frau nicht zu verlassen. So brachte Eins dem Andern das edelste, das erhabenste Opfer der treuesten Gattenliebe. Und dafür die ewige Nacht des Kerkers!“

Er war wieder etwas unruhig geworden.

„Sie vergessen doch das Trinken nicht, Herr Assessor?“

Er trank haſtiger.

„Sie sind nachdenklich geworden, verehrter Herr! Ah bah! Wir Juristen haben ein Sprüchwort: „Fiat justitia et pereat mundus!“ Für die Polizei gilt es noch mehr. Und Sie werden einen hübschen russischen Orden erhalten. Den Wladimir! Was meinen Sie dazu? Stoßen wir auf ihn an.“

Er trank sein Glas aus.

„Und auf ihn muß nothwendig ein preußischer Orden folgen. Der rothe Adler! Stoßen wir auch auf ihn an. Aber füllen Sie vorher Ihr Glas! Ganz, bis an den Rand! Bei dem rothen Adler darf es nicht anders sein. Und bis auf die Neige muß ausgetrunken werden. Es wäre anders unpatriotisch.“

Er schenkte voll ein und trank ganz leer. Ein guter Patriot war er. Und — auch der Patriotismus berauscht ja. Die Falten in seinem Gesichte begannen zu glühen, seine Augen verschwammen, und aus seinem Innern kam Alles an das Tageslicht herauf, was darin noch verborgen gewesen und wer weiß seit wie vielen Jahren nicht zum Vorschein gekommen war.

„Ein Orden! Ja, ja! Vielleicht zwei! Und he, Sie schöne Laura Lautenschlag, geben Sie Ihr Singen auf und rücken Sie näher. Sie müssen auch anstoßen.“

Laura Lautenschlag ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie stieß mit an und trank aus. „Alle wir reisen morgen zusammen, gnädiger Herr?“

„Versteht sich. In meinem Wagen, unter meinem Schutze.“

„Lassen Sie uns auf die Reise noch einmal anstoßen.“

„Ei ja, das wollen wir, Sie — Du Wetterhexe mit den großen, schwarzen Augen.“

Sie stießen noch einmal an und tranken noch einmal aus. Dann war es Zeit, habe Zeit für ihn.

„Verehrter Herr Regierungsassessor,“ sagte ich zu ihm, „wollen Sie nicht jetzt zu dem Schulzen schicken?“

Er lachte, oder vielmehr er lallte ein Lachen.

„Was kümmern mich alle Schulzen der Welt! Unterberente, Kroppzeug!“

„Sie haben Recht. Es ist auch sehr spät, und ich denke, wir gehen zu Bett.“

„Ja, ja, da bin ich mit dabei.“

Die aufregende Macht des heißen und hitzigen Getränkes hatte schon angefangen, der einschläfernden zu weichen. Auf einmal fuhr er auf.

„Verdammt, hätte ich beinahe etwas vergessen! Ich habe noch eine Bitte an Sie, Herr Director.“

„Sie haben über mich zu befehlen.“

„Der Krüger hat nur drei Kammern im Hause. Alle drei waren bei meiner Ankunft schon besetzt, und er sagte mir, ich müsse hier in der Krugstube auf der Streu schlafen, wenn Sie nicht die Güte haben wollten, mir zu Hülfe zu kommen. Dürfte ich Sie bitten, mir die Kammer Ihres Protokollführers zu überlassen?“

Mir bebte das Herz vor Freude. Er war mir entgegengekommen.

„Ei, mein Herr Assessor, Sie sollen meine Kammer haben.“

„O, ich bitte —“

„Keinen Widerspruch. Das versteht sich von selbst. Ein Mann von Ihrer Distinction —!“

„Ich danke Ihnen. Ich werde mich dessen erinnern.“

Er blähete sich zum letzten Male auf. Ich gab dem Dolmetscher einen Wink.

„Herr Secretair, wären Sie so gütig, dem Herrn Regierungsassessor das Zimmer zu zeigen, und meine Sachen in das Ihrige bringen zu lassen?“

Der alte Dolmetscher nahm den jungen Herrn, der nicht gut mehr gehen konnte, unter den Arm und führte ihn zu der Krugstube hinaus. Ich wandte mich dann an die Harfenspielerin.

„Sie werden auch müde sein, meine Schöne.“

Sie war noch aufgeräumt.

„O, um Mitternacht fängt mein Leben an.“

„Ich glaube es Ihnen. Aber ich möchte gern Ruhe haben.“

„Ich werde Sie ja da oben nicht stören.“

„Aber hier unten.“

„Wie?“

„Ich bin galant und trete Ihnen mein zweites Zimmer da oben ab. Ich und mein Secretair werden hier unten bleiben.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Mein voller Ernst.“

„Sie sind wirklich galant. Und da will ich auch sofort —“

Sie war schon aufgestanden und nahm ihre Harfe, ihren großen Shawl und ihr kleines Bündel und wollte gehen. Der Dolmetscher kehrte zurück.

„Lieber Secretair, dieser Dame überlassen Sie wohl Ihr Zimmer? Unsere Sachen werden dann hierher geschafft.“

„Sehr wohl, Herr Director.“

Der kluge Mann hatte mich verstanden, ohne daß er wußte, warum. Vielleicht hatte er es doch errathen. Die Schöne entfernte sich mit ihm. Ich athmete freier auf, denn ich hatte bald gewonnen Spiel. Da mußte ich auch die andere Hälfte gewinnen. Der Dolmetscher kehrte zum zweiten Male lachend zurück.

„Erzählen Sie, Herr Secretair.“

„Den Herrn Assessor mußte ich in sein Zimmer fortragen. Ach, Freundchen, sagte er dann, ziehen Sie mir die Stiefeln aus. Ich kann es nicht mehr. Der verdammte Punsch! — Ich zog ihm die Stiefeln aus. Mit dem Anderen werde ich schon selbst fertig werden, sagte er dann. Aber er konnte es nicht; er taumelte mit den vollen Kleidern in das Bett. Und wie er lag, schlief er schon. Ich deckte ihn zu.“

„Und die Harfenistin?“

„Sie that sehr ängstlich. Sie werde hier oben doch wohl sicher sein? fragte sie mich. Wie in Abraham's Schooß, antwortete ich ihr. Alles schläft schon, wie ein Rad. Da ging sie in ihr Zimmer. Sie war auch wohl selbst müde.“

Mir wurde immer leichter um das Herz.

„Und nun rufen Sie mir den Krüger her,“ sagte ich zu dem Dolmetscher.

„Darf ich wissen, was Sie vorhaben?“ fragte er roch.

Ich theilte ihm mit, was ich erfahren, was ich errathen, was ich vorhatte. Er ging den Krüger zu holen. Er hatte den Menschen unten und oben im Hause umherschleichen sehen. Es war eilf Uhr. Eine halbe, höchstens eine Stunde konnte ich noch Zeit haben. Aber zunächst mußte ich Gewißheit erlangen. Nur der Krüger konnte sie mir geben. Mit ihm hatte ich dann noch weit mehr zu sprechen. Er kam herein, keck, ängstlich und falsch, wie das böse Gewissen.

„Der Herr Director wünschten mich zu sprechen?“

„Mein Secretair und ich werden hier unten schlafen; wir haben unsere Zimmer oben vergeben.“

„Ich habe es bemerkt. Aber warum?“

„Warum, mein lieber Krüger? Blos um Ihretwillen.“

Ich sah ihn fest und scharf an. Er konnte mich nicht ansehen. Und doch konnte er unmöglich wissen, was ich meinte. Er sagte auch: „Mir wäre es lieber gewesen, wenn der Herr Director oben geblieben wäre.“

„Es käme darauf an. Aber beantworten Sie mir ein paar Fragen. Weiß der Assessor von der polnischen Familie, die da oben bei Ihnen logirt?“

Er stellte sich verwundert.

„Es sind arme Leute; was sollte der Herr Assessor mit ihnen zu thun haben?“

„Also er weiß nichts von ihnen?“

„Ich kann es nicht sagen.“

„Aber weiß er vielleicht von dem, was heute Nacht hier geschehen wird?“

„Hier? Heute Nacht?“

„Hier bei Ihnen.“

„Ich weiß selbst von nichts.“

„Gut. Aber vielleicht haben Sie wohl einmal in Ihrer Jugend, in der Schule, von Leuten erzählen hören, die in die Sclaverei verkauft wurden, an die Türken, nach Fez, Marrokko, Algier?“

„In der Schule haben wir davon gehört.“

„In späteren Jahren auch wohl von den Seelenverkäufern, besonders in Holland, auch wohl in den angrenzenden deutschen Ländern?“

„In den Zeitungen wurde oft davon gered.“

„Wurde auch von der Bestrafung solcher Seelenverkäufer geredet?“

„Ich weiß das nicht mehr.“

„So weiß ich es noch. Diejenigen, die Leute in die türkische Gefangenschaft verriethen, wurden gehängt, manchmal auch gevierteilt, und die Seelenverkäufer hing man an den höchsten Galgen, den man eben hatte. Denn nach den Gesetzen war und ist noch das Eine wie das Andere ein mit dem Tode zu bestrafendes Verbrechen, das Menschenraub genannt wird.“

Er war unruhig geworden. Seine Augen gingen am Boden hin und her. Ich fuhr ruhig, wie ich bisher gesprochen hatte, fort:

„Wie würden Sie es nennen, wenn Jemand Deutsche oder Polen an die Russen verkauft?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte er mit ungewisser Stimme.

„Würden Sie einen Unterschied zwischen einem solchen Burschen und jenen Sclaven- und Seelenverkäufern finden?“

Er hatte keine Antwort.

„Wer Jemanden an die Russen verkauft, der ist ebenso schlimm als ein Sclaven- und Seelenverkäufer, der Verkaufte mag ein Russe oder ein Pole oder ein Preuße oder sonst wer sein. Er ist immer ein Mensch, und wenn er hier in Preußen ist, so steht er unter dem Schutze der preußischen Gesetze, und nur nach diesen kann über ihn verfahren werden, und über diese haben nur die Behörden zu bestimmen.“

Der Schweiß lief ihm von der Stirn. Antworten konnte er wieder nicht. Er stand wie das entlarvte böse Gewissen vor mir. Ich mußte rasch mit ihm fertig sein, denn ich sah es ihm an, daß er alle Kraft verloren hatte, sich ferner zu wehren.

„Sie wissen doch, daß ich Criminalrecter bin?“

„Gewiß.“

„Und auch wie das Criminalgericht mit schweren Verbrechern zu verfahren hat?“

Er konnte nicht antworten.

„Nur offene Wahrheit rettet Sie. Antworten Sie mir auf meine Fragen. Es ist der von den Russen verfolgte Graf Tomboroski, der oben bei Ihnen logirt?“

„Ja,“ sagte er leise.

„Die Russen wollen ihn heute Nacht hier von Ihnen abholen?“

„Ja.“

„Der Assessor aus Gumbinnen weiß, daß der Graf hier ist?“

„Ich habe es ihm gesagt.“

„Die Russen wollen ihn dennoch heute Nacht holen?“

„Es war schon bestimmt, ehe der Assessor kam.“

„Der Assessor weiß davon?“

„Kein Wort.“

„Um welche Zeit werden die Russen kommen?“

„Sie wollten um Mitternacht hier sein.“

„Wie viel Mann?“

„Neunzehn und Zwanzig. Wie viele, weiß ich nicht.“

„Mit oder ohne Lärm?“

„Sie pflegen ganz in der Stille zu kommen.“

„Kennt man den Verfolgten von Person?“

„Nur nach dem Signalement.“

„Was soll nun werden, wenn sie kommen?“

„Ich weiß es nicht.“

Er wußte es in der That nicht, denn er stand völlig vernichtet da.

„Kann die Gemeinde gegen sie aufgeboten werden?“

„Es würde kein Mensch kommen.“

„Können Sie sie zurückschicken?“

„Sie würden mich ebenfalls mitnehmen, wenn ich nur ein Wort spräche.“

„Es wäre am Ende das Beste für Sie. Denn wenn den Russen der Raub gelingt, dessen Mitanstifter Sie sind, so wäre Ihr Loos in Preußen nur das Beil des Henkers, und das Erste, was ich nach dem Abzuge der Russen von hier thäte, wäre, Sie zu verhaften und in meine Criminalgefängnisse zu schicken.“

Er war in unbeschreibliche Angst gerathen.

„Helfen Sie mir, retten Sie mich, Herr Criminaldirecter. Um meiner armen Frau und Kinder willen.“

„Sie wenigstens verdienen es nicht. Sie wissen also kein Mittel?“

„Gar keins.“

„So thun Sie Alles, was ich Ihnen befehlen werde.“

„Befehlen Sie, Herr Criminaldirecter.“

„Aber auf das Pünktlichste. Nur sollen Sie mit einer Sylbe, einem Blicke, einer Bewegung den Verräther spielen wollen, Sie wären unrettbar verloren.“

„Ich werde Alles thun, was Sie von mir wollen.“

„Zunächst noch einige Fragen. Was haben Sie mit den Russen verabredet?“

„Sie werden um Mitternacht kommen, still das Haus besetzen und eindringen.“

„Die Hausthür wird offen stehen?“

„So sollte sie.“

„Sollen Sie sich zeigen?“

„Nein, kein Mensch aus dem Hause.“

„Wo sollen die Russen die Verfolgten finden?“

„Oben in der Kammer.“

„Haben Sie ihnen die Kammer bezeichnet?“

„Die zweite rechts am Gange.“

„Das ist schlimm. Aber wir müssen auf Glück rechnen. Zeigen Sie mir Ihre Räume hier unten, und dann machen Sie für mich und meinen Secretair hier in der Krugstube die Lager zurecht.“

Ich besah die unteren Räume des Hauses. Gleich hinter der Krugstube lag eine geräumige Stube, die zur Wohn- und zugleich Schlafstube für die Familie des Krügers diente. Es stand ein großes Himmelbett darin. Unmittelbar daran stieß eine kleinere Kammer, welche das Schlafgemach der älteren Kinder des Krügers war. Hinter ihr lag eine zweite Kammer, in der die Haushaltungsvorräthe, sofern sie nicht im Keller waren, verwahrt wurden. Die Krugstube lag gleich rechts an dem kleinen Thor, in dem man durch die Hausthür eintrat. Am Ende des Thors war die Treppe, die nach oben führte. Ich erstieg sie, und sie brachte mich in einen kleinen, schmalen Gang. An diesem befanden sich drei Thüren, zwei rechts, die dritte links, ihnen gegenüber. In der zweiten Stube rechts war es still; der Graf Tomboroski mit seiner Frau und seinem Kinde war darin.

Ein entsetzlich lautes Schnarchen drang durch die Thür links hervor. Die Stube war für mich bestimmt gewesen. Der Assessor Häring schlief darin. Er schlief sicher und fest, denn er schlief den Schlaf des Ruchlosen. Den Schlaf des Gerechten? mußte ich mich fragen, während ich vor seiner Thür stehen blieb und mit Genugthuung den fürchtbaren Schnarchtönen lauschte. Warum hatte er mir verschwiegen, daß er die armen Verfolgten schon hier in seiner Gewalt wußte? War es nicht auch das böse Gewissen? Eine Rücksichtung hat er jedenfalls verrieen. Aber jene da? mußte ich mich dann fragen, indem ich mich nach der ersten Thür rechts in dem Gange zurückwandte.

Die große, hübsche Königsberger Harfenistin Laura Lautenschlag schlief dort. Ich hörte auch ihr Schnarchen, es war nur leiser. Auch sie? Unsere, sie wollte ja über die Grenze, nur sie wird ihren Vertrag schon mit den Tragenerofficieren in Georgenburg machen. — Also frisch verwärts.

(Schluß folgt.)

Zur Wurzenhütte am Spitzingsee.

Am Wallberge — Die Heimath der Schnaderhüpfel — Ein Irrsinniger — Von zwei Gemsjägern — Die Ameiser und ihr Geschäft.

In der Morgensonne glühen die Gipfel der oberbairischen Gebirge, an deren Fusse noch im Schatten versenkt und thaubeträuft das Thal des Rottachflüßchens sich hinzieht. Hinter dem mehr als 6000 Fuß hohen Risserkogl an der Grenze Tyrols entspringend eilt die Rottach durch wilde Gräben und Schluchten, öfter über hohe Felsenmassen in majestätischem Falle hinabsitzend, dem breiten Thale zu, welches zwischen dem 6000 Fuß hohen Wallberg und der ebenso hohen zweispitzigen Bodenspitze, an den wald-, wiesen- und quellenreichen fünftausend Fuß hohen Baumgartreinen Bergklüften stärken zu lassen. Dabei bietet die freundliche Bäuerin, was Küche und Vorrathskammer enthalten.

Vom Fuße des Wallberges, bekannt wegen seiner in großer Menge und seltener Größe und Farbenpracht dort blühenden Rhododendreas und Alpenröslein, tönt das Rauschen der Rottach herüber durch die grüne Au; jenes Berges zerklüftete Wände starren zum Thale herab. Von dort herunter schimmert das schönste Grün, das üppigste Gras, die heilsamsten Kräuter waschen zwischen den Spalten der Felsen, die Zwergföhre mit ihren breiten Aesten und

In dem oberbairischen Gebirgshofe.

rücken im West gelehnt, mit dem Thale der reißenden Weißach beim Dörfchen Egern am Ufer des Tegernsee's sich vereinigt.

Hinten, wo das Thal im Südost zu einem Kessel zusammenläuft, aus welchem ein halsbrecherisches Sträßchen zur Kaiserklause (Falepp) und in's Tyrol knapp zwischen den Bergen hindurchführt, liegt, fast den Fuß des Peißenberges dessen Gipfel die Bodenspitze heißt) berühmt, ein Bauernhof, genannt der Unterrottacher, in glücklicher Einsamkeit. Dieser Hof ist im echten Gebirgsstyl erbaut; Wohnhaus, Stallung und Stadel unter einem vorspringenden mit Steinen beschwerten Schindeldache, darinnen eine sehr große, zum Theil als Wohnstube benützte Küche mit dem patriarchalischen Herde, um das Haus ein reicher Obstgarten, vor demselben ein niedliches Blumengärtchen und der Holzbrunnen mit dem tadellosen Quellwasser. Die von Honig duftenden Wiesen sind von herrlichen Ahornen, Linden und Buchen umgeben oder eingerahmt von dichtem Haselgebüsche. Im schattigen Obstgarten sind Tische und Bänke in dem Grasboden befestigt; denn nicht selten kommen hierher Städter, Leute aus allen Nationen der Welt, welche am Tegernsee oder in Krenth Sommer und Herbst verleben, um den majestätischen Rottachfall zu besehen, sich von dem Wasserstaub erquicken, von den langen dichten Nadeln überdeckt große Strecken, wie von Thränen übergossen glänzen die Wände und glitzert das Gestein im Sonnenlichte. Aus zahllosen Adern träufeln die Wasser der Felsen zu den Gräben und Schluchten hinab, an welche ein Bergforst stößt mit seinen himmelanragenden Tannen und Fichten. Selten wagt es ein kühner Kräutersammler, in dies Labyrinth zu klettern, wo die Gemse ihr Lager auf weichem Moose und in der bergenden Kluft hat, wo der Adler kreist und horstet in behaglicher Sicherheit. Wird der Hirsch in den tiefer gelegenen Forsten gejagt oder durch einen Schuß erschreckt, dann klettert auch er vorsichtig zum schützenden Gestein empor und verbirgt sich tagelang, die Rettung zwischen den Felsenriegen mit Lebensgefahr suchend und die Tropfen Wassers vom Gesteine leckend. Auch der Speckhahn streicht manchmal von Fels zu Fels, besonders zur Balzzeit. Aber der Jäger schreit ihn da nicht; was nützte es ihm auch, es zu thun? Der Schuß kracht, vom tödtenden Blei getroffen läßt das Thier die Schwingen sinken und stürzt tief hinab in eine Ritze, oder in eine Schlucht, wo es nimmer zu finden. Nicht eben die hohe Lage macht jene Wallbergwände so unzugänglich, denn sie sind höchstens 2000 Fuß über der Thalsohle, son-

rem ihre eigene Zerrissenheit. Oder ihnen aber in der schwindligen Höhe ist wieder die schönste freie Alpenweide und sind Almen, und muntere Dirnen zwischen den weidenden Kühen und Ziegen lassen ihren Jauchzerruf und ihr Gejodel ertönen, um das Echo wach zu rufen, das in wunderbarer Kraft den ihm zugerufenen Ton wohl zwölffmal wiedergiebt und ihn zuletzt zu den entferntesten Schluchten und Wänden fortträgt.

Hier im baierischen Gebirg ist, wie im Ziller-, Unterinn- und Pusserthale, die Heimath der durch ganz Deutschland verbreiteten Schnaderhüpfel oder Schnadergaggen, jener meist vierzeiligen Strophen, in welchen die Volkspoesie das Suchen und Finden, das Meiden und Leiden der Liebe in den mannigfachsten Wendungen bald in neckischer und satirisch spottender, bald in tiefempfundener Weise darstellt, und die durchschnittlich mit einem fröhlichen, humoristisch-unsinnlichen Jodler oder einem plötzlichen grellen Aufjauchzen endigen. Ist sehr zart, oft jedoch auch sehr unzart, aber stets treffend und witzig lassen sie sich zu Hunderten und Tausenden zählen, während ihre weichen, in getragenen Tönen sich fortbewegenden Melodien kaum nach Dutzenden gerechnet werden können. Sie entstehen im Volke und Niemand kennt die Dichter, während ihre Gesänge von Mund zu Mund, von Thal zu Thal weitergetragen werden, wie einst die Gesänge Homers. Da klingt es wohl von den Bergen herab:

A Büchsel zum Schiessen
Un an Stutzring zum Schlag'n
Un a Dienal zum Lieben
Muß a fischa Bua hab'n!

Oder in tiefelegischer Weise singt ein frischer, fröhlicher Gesell:

Schön blau ist der See
Und's Herz thut mir weh,
Und wird nimmermehr g'sund,
Bis mein Dienal nit kimmt'.

Und Dienal, was thäst Du,
Wann wesset im's Leos?
Du müßtest halt wandern
Auf's Sterzinger Moos.*

Und wenn i amal g'storb'n bin,
Brauch i Weicherunn kean'n;
Mein Grabi wird naß
Den mein Dienal sein Woan'n.

Wie oft habe ich so gesehen in der einfachen Hütte, wo am hölzernen Tische die kräftigen Gestalten der Aelpler sitzen, wie sie uns hier die kunstgeübte Hand des Malers im Bilde dargestellt hat. Der lustige Spielmann unterhält die Gäste mit einem lustigen Liedchen, das er mit der beliebten Cither begleitet, während der eine der Genossen nach dem Takte der Musik die Füße hebt und im engen Gemach zu tanzen versucht. Das Mädele schenkt die Krüge voll, und bald steckt die freudige Lust auch die übrigen Anwesenden an. Oder der Aeltere mit Erfahrenheit erzählt eine abenteuerliche Geschichte aus seinem Jäger- und Wanderleben, durchwebt mit Spuk- und Geistermähren, und ernst dann den wohlverdienten Tank seiner Zuhörerschaft, die noch immer, wie alle Gebirgsbewohner, an Kobolde und Nixen, an Berggeister und fliegende Trachen, an Alraunen und Galgenmännchen glauben.

Ich bin mit einem Jäger, der zu den unerschrockensten Kletterern zählte, wiederholt hieher nach dem Wallberg gekommen und habe den alten Burschen kennen zu lernen genug Gelegenheit gehabt. In dem Wallberggrabwinkel hat sich einmal ein Mann versteckt gehalten, den der Jerjum aus der Nähe der Menschen gebannt hat. Er war der Sohn eines wohlhabenden Bauern, und leider als Knabe schon in heftigen unerspriesslichen Streite gegen den Vater. Es war oft zu heftigen Scenen gekommen. Eines Tages waren Beide beim nahen Ziegelofen mit Ziegelbrennen beschäftigt, man hörte sie wieder einmal heftig streiten, dann war es plötzlich ruhig geworden. Der Bube kam gegen das Haus gelaufen und erzählte in großer Verwirrung, der Vater sei an der weiten Oeffnung des glühenden Ofens ausgerutscht und in der Gluth zu Grunde gegangen. Man hatte sich darüber allerlei Bedenklichkeiten gesagt, aber die Sache beruhen lassen. Aus dem Buben wurde ein Mann; sein liebster Aufenthalt war in den Klüften des Gebirges, um der flinken Gemse und dem schlauen Murmeltthier, nachzuspüren. Dort strich er, ein Jäger aus Liebhaberei, Tage und Wochen lange allein umher, wie Ahasverus nirgends Ruhe findend. Oefter wollte man Spuren von Jerjum an ihm bemerken. Da kam einst die Nachricht, daß nach einem Vatermörder, der sich in's Gebirge geflüchtet, große Streife gehalten werden müsse; kaum hörte der Mann hievon, als er unter den Anzeichen der höchsten Bestürzung in der mangelhaftesten Bekleidung sein Haus schnellstens verließ und unter dem Ausrufe: „Sie kriegen mich nicht! Es steigt mir Keiner nach!" in's Gebirge enfloh. Den dem belämmerten Eheweibe wurden viele Männer aufgeboten, den Entflohenen aufzufinden. Vergeblich durchstreifte man die Berge, als es einem verwegenen Wildschützen, welcher mit dem Flüchtigen in früheren Jahren öfters auf die Gemspürsche in die Wallbergwände gestiegen war, endlich beifiel, er könne sich etwa in jenen fast unzugänglichen Steinrevieren versteckt halten. Durch das Verbrechen einer glänzenden Belohnung aufgemuntert, ließ der Wilderer sich bereit finden zu einem Versuch, jene Wände mit ihren Schluchten und Höhlen zu durchforschen; richtig gelang es ihm auch, den Gesuchten zu entdecken, dessen Kleider in Fetzen gerissen und dessen Füße blutrünstig waren. Trotzdem ergriff der Irre die Flucht und setzte in haarsträubender Hast von Klippe zu Klippe, ohne die freundlichen Zurufe des Suchenden zu beachten. Also aus den Wänden verschreckt, lief er den unterhalb harrenden Streifmännern gerade in die Hände. Den diesen gefangen genommen, begehrte er, ehe es zur Hinrichtung käme, einen Priester, um sein Gewissen vor ihm anzuschütten. Obgen alle Zureden, daß man ihn nicht hinrichten wolle, blieb er taub und starb als ein Opfer der Angst und Verwirrung.

Vor nicht sehr langer Zeit besuchten zwei Gemsjäger jene Wände, und nach unsäglichen Mühseligkeiten war es ihnen auch gelungen, ein Exemplar zu erlegen, es der Tiefe, in die das erschossene Wild gerollt war, glücklich zu entreissen, und zu Thal zu steigen. Dort, wo die Rottach den berühmten Wasserfall am Fuß der Wallberges bildet, eine halbe Stunde vom Unterrottacher Hofe entfernt, fallen die Wände in das Flußbett jenes Gewässers herab. In dem Labyrinth derselben verbargen die Wildschützen ihre Büchsen und sich selbst bis zum Anbruch der Nacht, um hierauf mit der im Rucksacke untergebrachten Beute das Thal und den Heimweg zu gewinnen. Zur selben Zeit aber ging drunten eine baierische Grenzjägerstreifwache vorbei, und diese hörte das Herabkollern des Steingerölls und endlich das Geflüster der Wilderer, welche sich in vollkommener Sicherheit wähnten. Die drei Grenzjäger trafen rasch Vorbereitungen, um die vermeintlichen Schmuggler zu fangen; von der Felsenruhe begünstigt verbreiteten sie sich unbemerkt am Ufer. Die Wildschützen langten am Rotachsteg an, durchwateten den Fluß und stiegen am rechten Felsenufer zum Sträßchen hinan. Nun erschollen von nun hinter ihnen trabender Polizei; die Wilderer wähnten, den Förster und seine Gehilfen gegen sich zu haben, warfen die Jagdbeute weg und sprangen zurück in das Flußbett, um in dem jenseitigen Gewände sich zu bergen. Die Grenzjäger verfolgten sie durch das Flußbett, aber die Wilderer waren flinker und hatten einen Vorsprung gewonnen. Somit sandten ihnen die Ersteren mehrere Schüsse aus ihren Karabinern nach. Die Kugeln schlugen an die Felsen nächst den Flüchtenden, daß die Splitter wegflogen und der Donner schrecklich durch die Schluchten tönte. Dann aber war Alles ruhig wie zuvor, und endlich scholl von hoch oben her das Hohnlachen der Entronnenen. An einem der nächsten Tage aber kam zum Bader von Brandenberg in Tirol ein Bursche aus Baiern, um sich einen Steinsplitter, der schmerzhaft in der rechten Wange saß, ausschneiden zu lassen. Der Verwundete war längst im Verdache als Wilderer, und über die Ursache der Verwundung konnte er sich nicht recht aussweisen. Die Orenzer waren aber nicht wenig überrascht, als sie, den weggeworfenen Sack untersuchend, statt der Seiten- oder sonstigen Schmuggelwaaren eine Gemse fanden.

Unser den Gemsjägern sind es dann noch einige sogenannte „Ameiser", d. h. Sammler von Ameiseneiern „Puppen", frische, mit dem Gebirge und den Bewohnenden in innigsten Verkehr vertrane Männer, welche an diesen Wänden und unter den Lärchen herumklettern, um Ameisenhäuser zu suchen, welche dort bis sechs Fuß hoch und vier bis fünf Fuß im Durchmesser gefunden werden. Es ist interessant, die Ameiser bei ihrem Geschäfte zu sehen. Kaum ist ein Haus gefunden, so reißt es Einer mittels einer Schaufel rasch auf, die Ameise aber stürzt sich schnell auf eine Puppe, um sie zu verbergen, und nach wenigen Minuten wäre der ganze Puppenstock von den zahlreich Arbeitsameisen verschleppt, wenn nicht eifrigst zugegriffen würde. Ein Ameiser fönnt nun einen weiten, langen rechten Zwölfschritt, und ein Anderer faßt

* Das Eros bezieht sich auf die Seltzen-Conscription; auf das Sterzinger Moos gehören nach dem Sprüchwort die alten Junggern.

mit den bloßen, aber ziemlich rauhen und mit Oel eingeriebenen Händen Ameisen und Puppen haufenweise und wirft sie in den Sack; in manchem Ameisenhaufe sind 20 bis 40,000 Puppen. Den Klippe zu Klippe, von Schlucht zu Schlucht sucht nun der Ameiser, den festverbundenen Sack auf dem Rücken, seine Beute. Die Ameisen, rothe und schwarze, große und kleine, sammt den Puppen, kommen alle in den nämlichen Sack, bis er voll ist, worauf er irgendwo an geschützten Orte untergebracht wird, bis die Ameiser nach 6—8 Tagen zu Thal steigen. Keine der emsigen Gefangenen vermag zu entrinnen, so sehr sie sich auch innerhalb der Umhüllung um die Freiheit abmühen; die rothe Ameise ist die heftigste und greift, nachdem sie die Unmöglichkeit der Flucht bemerkt, die fansteren und schwächeren Schwestern an und tödtet sie mit ihren scharfen Zangen. Die Rothen sind durchweg schärfer als alle Anderen, und sie machen sich aus dem Schwestermorde nichts.

Haben die Ameiser einige Säcke voll gemischter Beute, so ziehen sie mit denselben zu Thal, um die Ameisen an abgelegenen waldigen Orten „auslaufen" zu lassen, d. h. die Puppen und den Beistrauch von den bisherigen Besitzerinnen zu reinigen. Das Standquartier haben in dieser Gegend die Ameiser beim Enterrottacher Hofe. Im Schatten der Bäume, an den Säumen des Bergforstes strecken sie die müden Glieder, diese Ruhezeit zugleich zum „Auslaufenlassen" benützend.

Dies geschieht nur bei hellem Sonnenschein. Ein sehr langes und breites weißes Tuch wird auf der Erde ausgebreitet, dessen Ränder werden umgeschlagen, und innerhalb des eingebogenen Tuchrandes legen sie frisches Laub in der Runde herum. Der Sack wird geöffnet und der Inhalt desselben in die Mitte des Tuchs geschüttet. Nun sollten Sie sehen, an welches Rennen es geht! Alle sind gierig, in's Grüne zu entkommen, und rennen den Rändern des Tuches zu; aber ebenso schleunig kehren sie alle wieder um, der Instinct, die junge Brut zu retten, treibt sie zum Haufen zurück. Jede ergreift nun eine Puppe, jede diejenige, die ihr zunächst liegt; die große Ameise birgt die Puppe der kleinen und trägt sie eiligen Laufs unter das Laub, und die kleine zerrt und zaust sich ab, um die Puppe der großen Schwester zu retten. Die rothe Ameise ist fast die emsigste und ohne Zaudern rettet sie nicht nur die Puppen der eigenen Art, sondern auch gleich eifertig jene der schwarzen Schwester, welche sie während der Gefangenschaft im Sacke so grimmig angegriffen und verfolgt oder getödtet hat.

Der Ameiser aber sitzt, sein Pfeifchen schmanchend, in einiger Entfernung und füllt von den Häufchen, welche die Ameisen aufgeschichtet haben, einen Becher nach dem andern mit den weißen Puppen, sodaß er an günstigen Tagen dreißig und vierzig Maß Puppen gewinnt, welche er an die Besitzer von Singvögeln in den größeren Städten verkauft. Ist endlich keine Puppe mehr auf dem Tuche, so laufen die Ameisen über lassende hinaus in's Freie, wo sie sich, nachdem die erste Verwirrung vorüber, bald in Familien sammeln, von den Fichten-, Tannen-, Föhren-, Lärchen- und Wachholder-Nadeln neue Haufen errichten und nach ein paar Jahren dem Ameiser in der bequemeren Lage am Fuße der Berge neue Beute liefern. Bei Sichtung des auf dem Tuche liegenden Materials ergiebt sich dann noch eine Menge wohlriechenden stärkenstenden Harzes, das als gemeiner Weihrauch ebenfalls verwerthet werden kann. Es möchte Jedem, der Brustleiden hat, anzurathen sein, nach Enterrottach zu gehen und zugegen zu sein, wenn die Ameiser die vollen Säcke ausschütten und „auslaufen" lassen. Ein kräftter Harzduft dringt in alle Adern und erfüllt die Atmosphäre ringsum. Wessen Brust dies nicht stärkt, der hat für seine Brust wohl nichts mehr zu hoffen.

(Schluß folgt.)

Friedrich Christoph Dahlmann.

Von Heinrich v. Treitschke.

(Schluß.)

... Und dieser Mann voll Rechtsgefühles, voll wissenschaftlicher Ruhe und maßvoller Pietät vor dem Gegebenen sollte jetzt als ein Staatsverbrecher schmachvoll des Landes verwiesen werden! Schon als im Sommer 1837 die Kunde kam von dem Tode des guten Königs Wilhelms IV. von England-Hannover, ahnte Dahlmann, seines Bleibens sei nicht lange mehr in Göttingen, wo er politischen Einfluß, wissenschaftlichen Ruhmes die Fülle und Beweise der Liebe und Verehrung von allen Seiten gefunden hatte. Am 1. November hob der neue König Ernst August die zu Recht bestehende Verfassung eigenmächtig auf, welche Dahlmann nach Bürgerpflicht ehrte, als sein Werk liebte. Die Beamten entband der König ihres nicht ihm geleisteten, Verfassungseides. Während ein dumpfes Murren durch das Land ging und mancher Beamte sich jenes trostlosen Wortes getröstete: „ich unterschreibe Alles, Hunde sind wir ja doch," gingen die Göttinger Gelehrten mit einander zu Rathe, und am 18. November unterzeichneten Sieben von ihnen eine von Dahlmann entworfene Vorstellung an das Universitätscuratorium, worin sie erklärten, daß sie sich auch jetzt noch durch ihren Verfassungseid gebunden hielten. Es war kein politischer Act; denn die „bösen Sieben" waren keineswegs sämmtlich Parteigenossen, und nur Dahlmann, Albrecht und Gervinus wurden durch ihre Wissenschaft auf Staatsfragen hingeführt, während die beiden Grimm, Ewald und Wilh. Weber in ihrer gelehrten Thätigkeit mit dem Staate Nichts zu thun hatten. Es war eine „Protestation des Gewissens," eine That der Bürgertugend, die einzig mögliche Antwort ehrlicher Männer auf die Zumuthung den Eid zu brechen. Aber dahin war es mit unserem Baterlande gekommen, daß die schlichte Rechtschaffenheit, welche im bürgerlichen Verkehr Jedermann bei uns erwartet und ausübt, im öffentlichen Leben als waghalsige Kühnheit, als Staatsverbrechen erschien. Auch heute, wo dem Beispiele Hannovers so viele deutsche Landesherren gefolgt und von dem Rechtsboden in den meisten Einzelstaaten nur wenig karge Reste noch übrig sind — auch heute soll unser Volk es den Sieben nicht vergessen, daß sie damals durch eine mannhafte That den Bann der Trägheit brachen, der auf unserem Lande lastete. Unsere Gelehrten insbesondere sollen wieder und wieder die goldenen Worte durchdenken, womit Dahlmann und seine Genossen damals die Aufgabe des deutschen Gelehrten bezeichneten: „Das ganze Gelingen unserer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf den wissenschaftlichen Werthe unserer Lehren, als auf unserer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald wir vor der studirenden Jugend als Männer erschienen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel trieben, ebenso bald ist der Segen unserer Wirksamkeit dahin. Und was würde Sr. Maj. dem Könige der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von Solchen anginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben?" Hatte man am Hofe zu Hannover es kaum der Mühe werth gehalten, nach einem Rechtsvorwande für den Staatsstreich zu suchen, so war man jetzt auch sofort entschlossen, das auffällige „Federvieh" zu beseitigen. Nach wenigen Wochen wurden die Sieben abgesetzt, ohne daß man auch nur jene wahrlich sehr bequemen Formen achtete, welche der Bundestag für die Entfernung „Staatsgefährlicher" Professoren vorgeschrieben. Dahlmann ward mit Jakob Grimm und Gervinus sogar aus dem Lande getrieben, weil die Drei ihren Protest brieflich an Bernadotte mitgetheilt hatten. Wohl mochte dem großen Biedererwecker altdeutscher Dichtung das Wort aus den Nibelungen in der Seele klingen: „war sint die eide kommen?" als eine Schaar Küraffiere die Zierden der Göttinger Hochschule über die Landesgrenze brachte und drüben auf hessischem Boden der in Schaaren voraussprengte Göttinger Bursch die geliebten Lehrer zum letzten Male mit einem Hoch empfing.

Dahlmann, den seine Schüler damals als den „Mann des Wortes und der That" begrüßten, ging nach Leipzig, um eine Stätte zu finden, wo er nicht nöthig hätte, „die Lehre des Menschen in seine Vorträge über Staat und Verfassung aufzunehmen". Die That der Sieben wirkte nach. Zu deutlich hatte sich offenbart, daß ein Kleinstaat heutzutage nicht mehr fähig ist, Libertätere zu ertragen. Und als der Bundestag zusah, ruhig zusah, wie eine Landesverfassung vor seinen Augen „wie ein Spielzeug" zer-

brochen ward, da schwand auch dem Gutmüthigsten der Glaube, daß unserm Volke vom Bunde jemals Heil kommen könne. In diesen Tagen ist der Bundestag sittlich zu Grunde gegangen.

Aber die Gegner waren rührig. Der Minister v. Rochow belehrte die Elbinger Bürger, welche ihrem Landsmann Albrecht eine Adresse gesendet, daß es dem Unterthanen nicht ziemе, „die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen.“ Und die amtlichen Blätter ergingen sich in solchen Verlemdungen über die Sieben, daß Dahlmann, seiner Bescheidenheit zum Trotz, sich entschließen mußte, zum ersten Male in eigner Sache öffentlich zu reden. Er erzählte den Hergang in der classischen Schrift: „Zur Verständigung“. Freilich, das Buch mußte in Basel erscheinen. Wie es in Deutschland stand mit der Freiheit der Meinung, darüber sprach Dahlmann sich aus in der Vorrede, welche er der juristischen Vertheidigungsschrift seines Genossen Albrecht voranschickte. Die Güte eines Freundes des Verstorbenen hat mir das Blatt verschafft, und ich lese in den schönen gleichmäßigen Schriftzügen: „So lange es bei uns nicht in politischen Dingen, wie seit dem Religionsfrieden Gottlob in den kirchlichen, ein lebendiges Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse giebt, (so lange, die das beste Gewissen haben könnten, sich gebehrden, als ob sie das schlechteste hätten, so lange der feigherzigste Vorwand genügt, um nur Alles abzuweisen, was an dem trägen Polster der Ruhe rütteln könnte,) ebenso lange giebt es keinen Boden in Deutschland, auf dem Einer aufrecht stehende die reifen Früchte politischer Bildung pflücken könne.“ Daß die hervorgehobenen Worte nicht gedruckt werden, dafür sorgte der Rothstift der Leipziger Censur. Denn sie enthielten einen deutlichen Hinweis auf die sächsischen Minister, welche zwar wohlmeinend genug waren, den Verwiesenen im Lande zu dulden, aber den Muth nicht fanden, für die gute Sache offen aufzutreten. So fand Dahlmann in Leipzig zwar eine Gastfreundschaft und werthvolle Hülfe von Vielen, denen es eine Lust war, ihm die Verbannung zu erleichtern, aber die an der Hochschule angekündigte Vorlesung durfte nicht stattfinden.

Bald ging er nach Jena; und wie schon in Göttingen die „Quellenkunde der deutschen Geschichte“ Zeugniß gegeben von dem rüstigen Fortgange seiner historischen Studien, so schrieb er jetzt in den Tagen der Muße seine erste größere Geschichtserzählung, die „Geschichte Dänemarks“. Ein gelehrtes Werk — denn „nach langer Arbeit unter Bausteinen wird man nicht alle Erde vom Kleide los, die Noten-Noth schleppt Einem wie die Erbsünde nach“ — aber auch ein schönes Lesebuch: denn Dahlmann verstand die damals bei uns noch sehr seltene Kunst, den rein-menschlichen Gehalt der Geschichte lebendig zum Leser reden zu lassen. Schilderungen wie jene des freien Bauernstaates der Dithmarschen oder die Charakteristik des grausamen Königs Christiern II. vergißt Keiner wieder.

Erst nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. kamen den Sieben bessere Zeiten. Und es waren frohe Tage für Dahlmann, als ein ehrenvoller Ruf ihn nach Bonn führte und vor die Armut und Wickung und Simrock mit ein frundiges Willkommen der Studentenschaft ihm aufnahmen. Gar bald schmeichelte sich ihm der Zauber des rheinischen Lebens in's Herz, dem kein Deutscher widerstehe. Scheinen doch in diesem preußischen Rheinlande alle Gegensätze des deutschen Lebens, der ganze überschwängliche Reichthum unseres Volksthums auf kleinem Raume vereinigt: man sieht da einen Mikrokosmos von Deutschland. Der deutsche Großstaat mit seiner strafen Ordnung, seiner protestantischen Wissenschaft inmitten der katholischen Welt; die krantische Enge des nordischen Familienlebens neben der ungebundenen Heiterkeit, der schönen Sinnlichkeit süddeutscher Art; und unter den geberseinen Träumern der Ritterdungen ein ganz bürgerliches, demokratisches Geschlecht, das die trennenden Schranken mittelalterlicher Standesbegriffe schier völlig überspringen hat und mit der raftlosen Thätigkeit moderner Menschen auf seiner Weltbandelsstraße sich tummelt.

Diese ersten Bonner Jahre waren die heitersten in Dahlmann's Leben, die Zeit, da sein Name in Aller Munde war. Damals entstanden aus seinen Vorlesungen seine beiden beliebtesten Geschichtswerke, die Geschichte der englischen und der französischen Revolution. Es war nicht die Absicht, die Resultate umfassender Quellenforschungen zu geben; aber worten sollten die Bücher, die Mittelmenschen belehren und warnen durch das treue und lebendige Bild verwandter gefahrender Zeiten. „Wer auf diesem Pfade sich irgendwie entzieht, nach Art der Buhlerinnen halb zeigt und halb verbirgt, da aufhört, wo er anfangen sollte, Ereignisse häuft, wo es sich darum handelt, die herbe Frucht der Selbsterkenntniß zu pflücken, der mag bequem sich im Vaterlande betten und überall, wo es hoch hergeht hochwillkommen sein; allein ein echter Jünger der Geschichte, ein Mann der Wahrheit, ein Freund Deutschlands ist er nicht.“ Der Zweck ward erreicht: kaum irgend ein anderes Buch hat in den Jahren, welche der Revolution unmittelbar vorangingen, den Gebildeten die Nothwendigkeit constitutioneller Einrichtungen für Deutschland so eindringlich gepredigt. Haben wir auch inzwischen gelernt, über Cromwell und die Helden des englischen Freistaats gerechter zu urtheilen, so hat doch das Ganze der Darstellung nichts an seiner ergreifenden Kraft verloren. Und an der Schilderung Mirabeau's mag man erkennen, wie frei und unbefangen Dahlmann bei aller sittlicher Strenge in die Welt blicke. Der Mann, welcher zu lässig und kühn war, um die Ehre seines Privatlebens zu achten, aber in den Kämpfen seines Volks groß und hochsinnig voranstand — er findet gerechte und warme Würdigung bei dem deutschen Gelehrten, der eine gleiche Sonderung des privaten und des öffentlichen Lebens an sich selber nie ertragen hätte. Man klagt oft über die gedrängte Kürze von Dahlmann's Styl. Aber ist es denn ein gutes Zeichen, daß unsere durch das rasche Zeitungsleben verdorbenen Leser nach jener englischen Breite verlangen, welche der gedankenreichen deutschen Natur nimmer zusagen wird? Freuen wir uns vielmehr, daß unsere Sprache noch nicht so abgeglättet ist wie die französische, daß sie reich und lebendig genug ist, um einen individuellen Styl zu dulden. Und individuell, ein Bild des Mannes selber ist Dahlmann's Styl. Es war ihm unmöglich, seine Gedanken anders als nach reiflichem Erwägen zu Papier zu bringen. So wird ihn Jeder verstehen, der noch frisch genug empfindet, um ein mit ganzer Seele geschriebenes Buch auch mit ganzer Seele zu lesen. In sein Auge will man und kann gelehrt, so ist es noch häufiger martig, energisch, bezeichnend; und auch schön kann er sein, wenn plötzlich aus der ruhigen Erzählung das sibrweise Herz oder die gute Laune hervorbricht, wenn Dahlmann die großen Tage der Elisabeth schildert oder mit seinem Lächeln den gelehrten Narren Jakob I. uns verführt.

Die Schriften über zwei fremde Revolutionen waren Sturmvögel der deutschen Revolution. Furchtbar rächte sich jene alte Unterlassungssünde, worin Dahlmann so oft warnend erinnert; durch einen nüßlungenen Straßenkampf wurde Preußen ein constitutioneller Staat. Das deutsche Parlament trat zusammen, und baumverstehe, schleswig-holsteinische, preußische Wahlkreise wetteiferten um die Ehre Dahlmann, „den radicalen Unitarier, den entschlossenen Einheitsmann“, in die Paulskirche zu senden. Hatte Dahlmann schon zu Göttingen erklärt, die Souverainetät der Einzelstaaten sei mit dem Wesen eines Staatenbundes unvereinbar, so sah er jetzt den Augenblick gekommen, eine monarchische Gewalt über Deutschlands Fürsten zu gründen. Er war nie ein blinder Bewunderer Preußens gewesen: — noch bei seiner Bonner Antrittsvorlesung schien es ihm nöthig, sich gegen den Vorwurf, er hasse Preußen, zu verwahren. Aber seinen klaren Augen erschien die Nothwendigkeit, die Reichsgewalt an die Krone Preußen zu übertragen. Der sogenannte Siebzehner-Entwurf, wesentlich das Werk von Dahlmann und Albrecht, sprach diesen Gedanken aus, dessen Ausbau und Weiterbildung noch heute die Aufgabe unserer nationalen Politik bleibt. Dahlmann scheiterte mit seinen Genossen an dem unlösbaren Widerspruche, daß eine Versammlung ohne Macht über die Macht in Deutschland verfügen sollte, daß ein Parlament ohne Einfluß auf Preußen die Krone Preußen seinen Zwecken dienstbar machen sollte, und daß neben diesen Reichstage ein Reichsoberwesser stand, der in sich nur den österreichischen Unterthan sah und trotz aller biederen Reden niemals andere als habsburgische Zwecke verfolgte. Dahlmann am wenigsten war geneigt, die mangelnde legitime Macht des Parlaments durch die Kraft der Massen zu ersetzen. Der gehaltene Ernst seiner Rede war wenig geeignet für das dramatische Leben der Tribune. Ihm fehlte zum praktischen Staatsmanne der starke persönliche Ehrgeiz, die rasche Beweglichkeit und jene rücksichtslose Kühnheit, welche in den Personen nur Mittel zum Zwecke sieht. Das deutsche Parlament verlief sich im Sande, und Dahlmann erlebte das tragische Geschick, daß manche seiner besten Tugenden in diesen Tagen weitester Bewegung ihm ein Hemmniß wurden. Aber es ist ein Unrecht, ihm zur Last zu legen, was die ideasistische Unklarheit der Zeit verschuldete,

Digitized by Google

und unverantwortlich ist es, ihn, den Bescheidensten der Menschen, als das Prototyp jener selbstgefälligen Gelehrten zu bezeichnen, welche sich so gern die Eigentlichen, die Echten, die besten Männer nannten.

Als nun der Bundestag wieder auferstand von den Todten und unsere Flotte unter den Hammer brachte, als Dahlmann sein liebes Schleswig-Holstein verrathen und die besten Früchte der deutschen Bewegung im Brühl'schen Palaste zu Dresden als schätzbares Material verwodern sah, da verzweifelte er an der Lebenskraft und Lebenswürdigkeit der Kleinstaaten. „Sollte diese große Bewegung an dem Uebermuthe der Könige von Napoleons Gnaden scheitern und das Heil unseres Volks sich noch einmal zur Nebensache verstümmigen, so hemmt, wenn es abermals stutzet, sein Damm die wilden Gewässer mehr, und der Wanderer wird die Reste der alten deutschen Monarchie in den Grabgewölben ihrer Dynastieen aufsuchen müssen." Um so fester hielt er bis zum Tode den Glauben an den Beruf des deutschen Großstaates. „Uns thut ein Herrscherhaus noth, welches gänzlich sich unserem Deutschland widmet. An den Hohenzollern Preußens können wir ein solches Herrscherhaus nicht nur haben, sondern mit dem schlechtesten und dem besten Willen kann es kein Sterblicher dahin bringen, daß wir es nicht an ihm haben. Es ist für Deutschland gar keine Zukunft möglich ohne Preußen."

Zu retten, was zu retten war, ging er nach Berlin und stritt in der ersten Kammer für den Aufbau der Verfassung, für das volle Steuerbewilligungsrecht des Unterhauses und für das Fernhalten des Unkerthums aus dem Oberhause. —

Das jüngste Jahrzehnt verbrachte er wieder in Bonn. Der Staat des Herrn von Manteuffel bot seinem öffentlichen Wirken keine Stätte. Noch immer las er vor vollen Bänken in dem großen Saale Nr. XI., der die Aussichau bietet über die Baumgänge des Hofgartens hinweg nach den Gipfeln des Siebengebirges und vor Zeiten wiederhallte von dem festlichen Lärme des geistlichen Hofes von Köln. Ungebeugt, das Haar noch dunkel, die ernsten, ja grimmigen Züge fast bewegungslos, bis dann und wann ein leichtes Heben der Hand, ein Blitzen des Auges die innere Erregung bekundete — so stand er vor uns. Kein falsches Pathos, keine jener kleinen Künste, welche den Hörer mehr reizen als fesseln. Eine ruhige, gleichmäßige Rede, langsam, doch sicher ergreifend durch den Reichthum der Gedanken und die Plastik der Schilderung, nicht mit Stoff überladen, aber ein festes Gefüge der entscheidenden Thatsachen und Gesichtspunkte, das häuslicher Fleiß des Hörers leicht ausfüllen mochte. Und was mehr ist, in jenem Worte Muth und Kraft und Geistesklarheit. Mit bewußter Absicht führte er seine Geschichtsvorträge gern bis in die neueste Zeit herab, um die Jugend zu lehren die Wahrheit zu ertragen. War Manchem seiner Schüler wird es noch heute im Herzen nachklingen, wie Dahlmann — im Winter 1852, in den wirresten Tagen der Reaction — seine deutsche Geschichte mit der Schilderung der Dresdner Conferenzen schloß: „Seitdem sind alle Hoffnungen auf eine Einigung Deutschlands gescheitert, und wie der Rechtszustand darniederliegt, davon geben Kurhessen und Schleswig Holstein ein Zeugniß. Doch genug, übergenug, ich schließe." Der regsamere Theil der Studentenschaft brachte ihm noch die alte Liebe entgegen: unsere Burschenschaft ist nie rheinanfwärts zum Commerse gefahren, ohne vor Dahlmann's Hause die Fahne zu schwenken und ihm ein Hoch zu bringen. Seine letzten Jahre waren sehr trübe, verbittert durch das Elend des Vaterlandes und durch schwere persönliche Erlebnisse. Von den Wenigen, denen er das Glück seiner Freundschaft und den Einblick gönnte in sein reiches Herz, starb ein guter Theil hinweg. Auch Frau und Tochter wurten ihm entrissen; auch Otto Abel starb, der junge, vielverheißene schwäbische Historiker, der in Dahlmann's Hause fast wie ein Sohn verkehrte; er rieb sich auf, weil sein Traum von der Kaiserherrlichkeit der Hohenzollern nimmer Wahrheit werden wollte. — Am 5. December ist Dahlmann gestorben. Er ruht auf jenem schönen Friedhofe, wo dem Römer Niebuhr sein König ein römisches Denkmal erbaute, wo neben der alten Deutschherrenkapelle die Größen des neuen Bonn, die Schlegel, Bunsen, Arndt, die letzte Stätte gefunden.

Fast jeder vielgenannte Mann hat einen Doppelgänger in der öffentlichen Meinung. Unsäbig, einen bedeutenden Charakter als Ganzes zu begreifen, haftet die Menge gern an einer auffälligen Aeußerlichkeit; und sinnet sich gar ein müßiger Kopf, jene wahre oder unwahre Eigenheit mit beißendem Witze zu verspotten, so entsteht ein Zerrbild, das kein Neben mehr aus den Köpfen der Menschen vertreibt. So ist die Meinung entstanden, Dahlmann, der poetische, gemüthvolle Mensch, sei ein trockner Doctrinär gewesen. Und noch häufiger läßt sich die Rede hören, er habe sich überlebt. Und doch sind alle jene Ziele, um welche Dahlmann's politisches Wirken sich bewegte, für uns noch immer ein Gegenstand nicht des Genusses, sondern der Hoffnung. Er stritt für den Rechtszustand in Hannover — und er selber mußte noch erleben, wie das Spiel von 1837 in häßlicherem Form aber und abermals aufgeführt ward! Vor einem halben Jahrhundert mahnte er an Deutschlands Recht auf Schleswig — und noch heute bettelt der Deutsche bei Altona die Fremde! Er stritt für das preußische Kaiserthum — und noch immer schaltet über uns der Bundestag! Aber lauter noch klingt das Lob: er war ein Mann von gutem Gewissen und voll hohen Muthes, wo es Recht und Vaterland galt, Einer der Wenigen, welche der ruhelose Muthwille und der gewaltthätige Uebermuth wirklich fürchtete. Und wehe unserem Volke, wenn wir je der Meinung würten, diese antike Lauterkeit des Charakters könne bei uns veralten!

Wer Dahlmann's Namen nennt, soll der Worte gedenken, welche er selber einst schrieb, als er seinen rheinischen Landsleuten die traurige Mähre erzählte von dem Tode des Letzten aus dem heldenrischen Grafenhause: „Wenn ich den Chor dreifacher Tugenden musterte, den man jetzt häufig spazieren führt, sucht mein Blick nach einer unter ihnen, von deren ernster Schönheit, im strengen Ebenmaße der Glieder, alte verschollene vaterländische Knnten reden. Unter ihren festen Tritte sprießen keine Blumen, aber heilende Kräuter bezeichnen ihre Bahn. Sie muß das Haus hüten, höre ich. Möge sie behüten das Haus der Deutschen, die hehe Gerechtigkeit!"

Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere.

Von Carl Vogt in Genf.

Nr. 2.

Die Vögel als Wildpret — Junge Dohlen als Tauben — Der Vogel als Feld- und Gartenhüter — Vogelverheerung in Italien — Die Verminderung der Vögel und die fortschreitende Unfur — Schädlichkeit des Storches.

Meine Herren!

Fast in allen germanischen Ländern hat sich in neuerer Zeit ein wahrer Sturm im Interesse namentlich der kleinen Vögel erhoben, die man vor den Nachstellungen des Menschen schützen will. Eine Menge von Gründen sind herbeigeschleppt worden, um zu beweisen, daß man sich selber von größten Scharen antue, wenn man Leipziger Lerchen, Schwarzwälder Krammetsvögel oder Provence und der Provence mit Wohlbehagen verzehre. Die Neigung, der gefiederten Bewohner der Lüfte habhaft zu werden und sie als gutes Wildpret zu verspeisen, scheint freilich allen erdebewohnenden Menschen gemeinsam seit uralter Zeit, nur es mag nur wenige Vögel geben, die theils aus Vorurtheilen, theils wegen des widrigen Geschmackes ihres Fleisches überall gleichmäßig geschützt sind. Die Schwalbe, welche in Deutschland und der Schweiz höchstens zu Schießübungen dient, sonst aber gehegt und gepflegt wird als gute Vorbedeutung und Wetterfagerin häuslichen Glückes — die Schwalbe findet auf ihrem Wege nach dem Süden in den Umwohnern des Mittelmeeres zahllose Feinde, die mit Schlingen, Angeln und langen Ruthen sie anstauern, wenn sie ermüdet von der langen Reise über die Bäche und Tümpel streift, um einige Mücken im Fluge zu erhaschen. Raubvögel, Raben und Dohlen, Sturmvögel und Taucher wird in Deutschland kein Mensch unter die Zähne nehmen, und noch steht mir das lebhafte Entsetzen vor Augen, welches in meiner Vaterstadt Gießen eine fröhliche Gesellschaft erfüllte, die von einem Jagdliebhaber zur Verspeisung eines ganz ungewöhnlichen leckeren Bratens geladen worden war. Der

harte Winter hatte zwei prächtige Sägetaucher nach der Lahn hin verlockt, und der Jäger war so glücklich gewesen, beide zu erlegen. Man ließ die übrigen Schüsseln satt unberührt vorüber gehen, um dem Braten, der nach Aller Meinung ebenso gut sein mußte, als der Vogel schön, alle nur erdenkliche Ehre anzuthun. Aber es roch nach Thran, schmeckte nach Thran und war so unendlich zähe, daß man ebenso gut einen wohleingeschmierten Jagdschuh als Objekt seiner Eßlust hätte wählen können. Die Lappen und Isländer aber, welche ihre Mahlzeiten statt mit Wein mit Fischthran würzen, finden begreiflicher Weise solchen Braten durchaus lecker, und die Stipendiaten meiner Vaterstadt, welche nach der Behauptung eines der Unglücklichen eine so nahrhafte Suppe bekamen, daß es auf das Gleiche herauskam, ob sie dieselbe aßen oder während des Regens die Zunge zum Fenster hinaushrecken — diese Märtyrer eines jugendlichen Appetites lesten sich weidlich an jungen Dohlen, welche ihnen unter der schmeichelhaften Bezeichnung von jungen Tauben im Frühjahr öfter vorgesetzt wurden.*

Man kann sich in der That in vielen Fällen fragen, ob der Nutzen, den wir aus einem Vogel als Nahrungsmittel ziehen, den Nutzen oder Schaden aufwiegt, den er uns in wildem Zustande zufügen kann. Die Jagdliebhaber werden sich freilich sogen und bekreyen, wenn man kalten Blutes behauptet, daß fast alles Jagdzeug, mit Ausnahme der Schneyfen vielleicht, absolut schädliches Gebier ist, daß die forstschreitene Civilisation um jeden Preis ausrotten muß. Aber wenn wir auch diese Verhältnisse unbeachtigt lassen, so kann man dennoch in sehr vielen Fällen zweifelhyft sein, ob der Nutzen oder der Schaden überwiege. Halten wir die früher aufgestellten Grundsätze fest, so ergiebt es sich leicht, daß alle insectenfressenden Vögel ohne Ausnahme von dem größten Nutzen sind, daß die forschreitene Civilisation um jeden Preis ausrotten muß. Aber wenn wir auch diese Verhältnisse unbeachtigt lassen, so kann man dennoch in sehr vielen Fällen zweifelhyft sein, ob der Nutzen oder der Schaden überwiege. Halten wir die früher aufgestellten Grundsätze fest, so ergiebt es sich leicht, daß alle insectenfressenden Vögel ohne Ausnahme von dem größten Nutzen für uns sind und durch ihre unablässige Jagd auf diese kleinen Feinde jeden Schutz und Pflege verdienen, die wir ihnen nur angedeihen lassen können. Schwalben, Kuckuk, Ziegenmelker, Fliegenschnäpper, Grasmücken, das ganze Heer der nierlichen Sänger mit seinem dünnen Schnabel, der zu schwach ist, um Körner zu hülsen, sind in diesem Falle und bilden eine ganze Armee wohlbestallter Polizeisoldaten, welche zur Hütung von Feld nur Wald, von Garten und Busch berufen sind. Hier kann also kein Zweifel obwalten: man soll sie um so mehr hegen und schützen, als obnetem das magere, fastlose Fleisch der Meisten nur wenig als Nahrungsmittel geschätzt werden kann. Anders aber verhält es sich mit den körner-, beeren- und früchtefressenden Vögeln, wie Drosseln und namentlich Kernbeißer und Finken, die mit starken Kegelschnabel selbst die härtesten Samen enthülsen und sich gern vom süßen Inhalte derselben nähren. Es ist wahr, viele derselben nähren sich vorzugsweise von solchen Samen, die wir als Unkraut betrachten, und Niemand wohl wird den niedlichen Distelfink deshalb hassen, weil er dem Esel eine zukünftige Lebensfreude zerstört. Aber die meisten dieser Vögel kennen auch die guten und schmackhaften Samen sehr wohl, und der Bauer, der Hirse gesät hat, wird sich durch die Betrachtung, daß die Hänflinge auch den Samen des Taumellolches fressen, nicht abhalten lassen, ihnen auf den Pelz zu brennen, wenn sie in seinem Hirsenfelde rumoren. Vieles mag also hier von persönlicher Convenienz des Landeigenthümers und der Besonderheit seines Betriebes abhangen. Der Gartenliebhaber, der nur Blumen, Gemüse und höchstens einige Spalierbäume zieht, wird mit Vergnügen Vögel aller Art sehen, die ihm seine Beete und Bäumchen reinigen; derjenige aber, der einen Kirschengarten hat, wird der Spatzenbrut seines Nachbars nicht mit allzu großem Vergnügen zusehen. Ich kannte einen Pfarrer, den gutmüthigsten aller Menschen, der keiner Creatur jemals etwas zu Leide gethan haben würde. Um die Zeit der Kirschenreife aber gerieth das friedliche Pfarrhaus in eine wahrhaft sieberische Aufregung und glich fast einer Mördergrube: die Töchter stricken Netze, Söhne und Confirmanden machten Schlingen, Schrotpatronen, Pulverfrösche und Donnerschläge, und den Pfarrer mit seinen Knechten sah man nie ohne Gewehr. Das Zausen der Spatzen weckte den Pfarrer vor dem frühesten Morgengrauen aus dem Schlafe; bei dem Gesange einer Amsel ballte er die Fäuste und der Ruf des Pirols brachte ihn in Wuth. Der gute Mann hatte sich nach zwanzigjährigen Mühen einen großen, mit den edelsten Sorten desplanzten Kirschgarten herangezogen, der ihm mehr einbrachte, als seine ganze übrige Pfarrerbesoldung. Hofrath Perner in München und Pfarrer Tschudi in Glarus würden dem sonst harmlosen Geistlichen vergeblich die Schonung der unschuldigen kleinen Vögelein gepredigt haben, für welche der Erstere namentlich schon so viele Insertionskosten in der Allgemeinen Zeitung bezahlt hat.

Sehen wir uns genauer nach dem Verhältnisse der Vögel zu den Insecten um, so finden wir sehr verschiedene Beziehungen. Die meisten Körnerfresser, mit Ausnahme der Tauben, die unter allen Umständen dem Landwirthe schädlich sind, suchen besonders zur Zeit, wo sie Nestjunge haben, vorzugsweise gern Insecten auf und leisten uns dadurch die wichtigsten Dienste, so daß man selbst den Spatzen die wenigen Getreidekörner, die sie haschen können, in Berücksichtigung dieser Dienste gerne gönnen mag. Andere, wie Raben, Krähen, Dohlen, Stahre, Neunötter und Wespenbabichte leben vorzugsweise von Insecten und deren Larven, verschmähen aber auch ein junges Vögelchen oder derlei Beute nicht, wenn es ihnen in den Wurf kommt. Die meisten kleinen Raubvögel, wie Thurmfalken und Verchenbabichte, fallen über Insecten nur dann her, wenn sie gerade nichts Besseres zu finden wissen. Allein dies hindert doch nicht, daß bei den letzten der Schaden, den sie durch Verheerung der kleinen Vögel anrichten, weit den Nutzen überwiegt, den sie bei gewissen Gelegenheiten leisten können.

Gegen die größeren Raubvögel hat das Landvolk im Allgemeinen einen gewaltigen Haß, der sich dadurch bethätigt, daß man ihre Leichen zu gewissen Gebenken an die Scheunenthüre annagelt; etwa in ähnlicher Weise, wie man im Orient und im Mittelalter die Körper ausgezeichneter Verbrecher bis zu gänzlicher Verwesung an den Stadtthoren aufstellte. Gerechtfertigt ist dieser Haß gewiß gegen die Edelfalken, die Hühner-, Tauben- und Verchenbabichte, welche sich fast nur von Geflügel nähren; aber verwerfen muß man ihn, sobald er sich gegen diejenigen Raubvögel wendet, welche vorzugsweise von Ratten, Mäusen, Haustern und ähnlichem Ungeziefer leben. Schon Mancher, der mit inniger Befriedigung einen Bussard an sein Scheunenthor nagelte, hat sich damit unbewußter Weise weher gethan, als wenn er einen Schessel Getreide in das Wasser geschüttet hätte.

Die vielfachen Schäden, welche durch Insecten zu unserer Zeit veranlaßt worden sind, haben, wie ich schon erwähnte, Gelegenheit gegeben, die Mittel hervorzusuchen, welche man solchen Verwüstungen entgegen stellen könnte, und man hat hier namentlich darauf aufmerksam gemacht, daß die Schonung der Vögel überhaupt, namentlich aber der kleinen Singvögel, wesentlich zur Vertilgung des Ungeziefers beitrage. Pfarrer Friedrich von Tschudi, der sich schon durch ein vortreffliches Werk über die Alpen einen Namen gemacht hat, vermehrte sein Verdienst durch die Herausgabe eines kleinen Schriftchens über „das Ungeziefer und die Vögel", das in ausgezeichneter Weise kurz alle diejenigen Gründe anführt, welche zu Gunsten der Vögel als Insectenvertilger sprechen. Es ist diesem Schriftchen gewiß die weiteste Verbreitung zu gönnen, und es wäre auch in unserem Kantone Genf außerordentlich zu wünschen, daß die darin enthaltenen Lehren die größte Verbreitung und Anerkennung fänden, da es wirklich empörend ist, die Menge nützlicher und unmündiger Sonntagsjäger zu sehen, welche an Feiertagen alle Hecken und Büsche ausstöckeln und nach Spatzen und Grasmücken ihr Pulver verpuffen.

Tschudi behauptet mit vollem Rechte, daß die Zahl der nützlichen Vögel im civilisirten Europa bedeutend abgenommen habe und im steten Abnehmen begriffen sei. Er schreibt diese Abnahme hauptsächlich auf Rechnung der Vertilgungsjagd, welche in Italien (er hätte besser gesagt: in allen Mittelmeerländern) gegen die Vögel ausgeübt wird, und findet, daß durch diese Abnahme der Vögel auch die Zunahme der Insectenverwüstungen beingt sei.

Diesen letzteren Punkt erlaube ich mir nun entschieden in Abrede zu stellen. Mit der forschreitenden Cultur und Civilisation sind im Gegentheile Raupenschäden, Heuschreckenschwärme, Käferfraße entschieden seltener und unbedeutender geworden. Ich werde im Verlaufe dieser Vorlesungen Gelegenheit haben, Ihnen einige Beispiele von Insectenverwüstungen aus dem Mittelalter vorzuführen, die Alles übertreffen, was in unserem Jahrhundert geleistet wor-

* Einem meiner Studiengenossen, der später im fernen Afrika als Ehrenreichischer Consul ein bewegtes Leben endete, wurde das Stipendium entzogen. Einige Wochen später meldete er sich bei dem Ephorus, der ihn, Reclamationen witternd, mit einem grimmigen: „Was wollen Sie?" anschnauzte. „Entschuldigen Sie," antwortete Constantin, „wenn ich Sie höre. Ich wollte nur aus Mitleiden mit meinem Nachfolger mich bei Ihnen erkundigen, wie ihm das Stipendium bekömme." „Brauchen gar nicht zu fragen," schnaubte wüthend der Ephorus, „es wird schon gegessen werden."

den ist, und wogegen man sich durch Precesse und Precessionen zu wehren suchte, während man doch jetzt wenigstens die, wenn auch unzureichende, Arbeit des Menschen dagegen in Anspruch nimmt. Es begreift sich dies auch vollkommen leicht. Der Wald, der der eigentliche Schlupfwinkel all dieses Ungeziefers ist, weicht vor der Civilisation entweder gänzlich zurück oder civilisirt sich selber: giebt es ja doch in manchen deutschen Ländern fast eben so viel Forst- und Waldschützen als Stämme im Hochwalde. Mit dem größeren Zurückweichen des Waldes aber, mit der Ausrottung der Hecken wird dem Insektenangriffe die Zahl seiner Schlupfwinkel und Zufluchtsörter stets mehr beschnitten, und mit dem Aufhören der Brache und der Einführung einer rationellen Wechselwirthschaft das Treiben der Larven unter der Erde mehr und mehr gehemmt. Denn die seiner Zeit allgemein eingeführte Brache war so recht eine Brütezeit für die Insektenlarven, Engerlinge und Schnecken, während jetzt jedes Stürzen und Pflügen eines Ackerseldes Tausende dieses Ungeziefers an die verderbliche Sonne oder an den Schnabel der Raben, Krähen und Dohlen bringt, die im Winter nicht auswandern und uns also von den Italienern auch nicht weggefangen werden können.

Tschudi giebt im Vorbeigehen auch einen kleinen Hieb gegen den Leipziger Lerchenfang und die thüringische Vogelstellerei, die jetzt gewiß den Vögeln wenig mehr Abbruch thut, da man von allen Seiten Klagen über ihre gänzliche Abnahme hört, während sie im Mittelalter so sehr florirte, daß man zu einen der größten deutschen Kaiser, Heinrich den Finkler, vom Vogelheerde zum Throne holen mußte. Was aber den Leipziger Lerchenfang betrifft, so wird es ebenso schwer sein, den Leuten begreiflich zu machen, daß man die Lerchen leben lassen müsse, weil sie vielleicht Würmer fressen, als man ihnen begreiflich machen wird, daß man die Schafe leben lassen müsse, weil sie Wolle geben. Trotz aller Humanität sind fette Leipziger Lerchen ein ausgezeichneter Leckerbissen, und man hat bis jetzt noch nicht gehört, daß die so fruchtbare Leipziger Ebene durch die Lerchenjagd in ihrem Ertrage Schaden gelitten habe.

In Italien geht nun freilich die Verheerung der Vögel in's Großartige, und Tschudi hat vollkommen Recht, wenn er dagegen zu Felde zieht. Aber zur Entschuldigung muß man auch sagen, daß Gelegenheit Diebe macht und daß es schwer hält, der Versuchung zu widerstehen. Im Frühjahre kommen die Vögel auf's Aeußerste ermüdet über das Meer herüber an den Küsten an, so ermüdet, daß man die schnellen Schwalben mit Rohren aus der Luft herabschlagen und die Wachteln mit Händen greifen kann. Zur Schwalbenjagd, die ich in Nizza öfter gesehen habe, hätte ich mich freilich nicht entschließen können, aber Wachteln habe ich mit eigenen Händen manche gefangen, obgleich ich nicht gerade zu den Schnellfüßigsten gehöre. Diejenigen, welche vor einigen Jahren den Wachtelzug sahen, der sich in die Stadt Genf selbst verirrt hatte, so daß man in allen Hausgängen und Allen todmüde Wachteln mit den Händen griff, werden wohl begreifen, daß man solche Gelegenheiten nicht verabsäumt, sich ein leckeres Bratchen zu verschaffen. Im Herbste aber — das muß man gestehen — sind die Italiener vollkommen in ihrem Rechte, wenn sie vertilgen, was sie können, denn dann fallen alle diese Vögel, die sich bei uns im Frühjahre und Sommer von Insekten nähren, die Grasmücken und Dünnschnäbler sewohl, wie die Finken und Drosseln mit einer durch die Reise geschärften unersättlichen Freßgier über die süßen Früchte des Südens her und stopfen sich dergestalt mit Trauben, Feigen und Oliven, daß sie kaum mehr im Stande sind, einige Schritte weit zu fliegen. An der ganzen provençalisch redenden Küste, in Nizza wie in Marseille, hat man ein Sprüchwort, in dem man sagt: „besessen wie ein Krammetsvogel", weil man den unsichern Flug und die taumelnden Bewegungen, die von dem übermäßigen Fraße herrühren, der Trunkenheit zuschreibt, welche das Fressen von Trauben bewirken soll. Die Krammetsvögel haben zu dieser Zeit fast singerdicken, öligen Speck auf dem ganzen Körper und die Gasmücken sehen aus, als habe man sie in Butter gewickelt. Die Feinschmecker kennen auf den ersten Blick diejenigen Vögel, die sich mit Oliven gemästet haben und begreiflicher Weise im Geschmacke den aus dem Wallzeckige flammenden Vögeln, welche würzige Beeren verschlangen, weit nachstehen. Wie kann man nun vernünftiger Weise den Italienern zumuthen, die Vögel, welche ihre Ernten zerstören, deshalb zu schonen, weil dieselben im Norden, wo andere Kulturbedingungen herrschen, im Frühjahre die Insecten wegfressen!

Auch das dürfen wir nicht unberücksichtigt lassen, daß die Vogeljagd in Italien seit den ältesten Zeiten geübt wurde und daß bei der damaligen unvergleichlich zahlreicheren Bevölkerung Italiens auch die Zerstörung, welche unter den Vögeln angerichtet wurde, verhältnißmäßig eine weit größere war. Die Römer schätzten den Krammetsvogel über alles andere Vogelwild,* sowie sie auch den Hasen allem übrigen Haarwild vorzogen, und während wir uns doch heutzutage nur begnügen, Krammetsvögel und Drosseln in Schlingen zu fangen, mästeten sie die Römer im Gegentheile und betrachteten die Anlegung eines Drosselzwingers, wie Varro und Columella (de re rustica) und lehren, als einen eben so nothwendigen Zweig der Landwirthschaft, wie unsere heutigen Landwirthe Hühnerhöfe und Gänseställe. Lucullus soll, nach Plutarch, die Kunst des Mästens der Drosseln erfunden haben. Die Drosselzwinger waren dunkel und so gestellt, daß die Vögel weder das Feld noch den Wald sehen konnten, damit Sehnsucht und Heimweh ihrer Gemüthsruhe keinen Abbruch thäten. Man sieht alle, daß die Römer ebenso gut, wie unsere jetzigen Gänsestopfer, den Einfluß dunkler Ställe auf das Fettwerden kannten. Man mästete die Vögel mit einer Art Brei von gestoßenem Hirse und gemahlenen Feigen, welchem man Beeren von Epheu, Myrthen und Pistazien zufügte, um dem Fleische mehr Würze zu geben. Nach einer vorläufigen Behandlung in weiteren Räumen wurden die Thiere noch zwanzig Tage lang in ganz engen, dunkeln Ställen gemästet und dann erst auf den Tisch gebracht. Es gab so ungeheuer viele Drosselzwinger in der Nähe von Rom, daß die Felder mit ihrem Miste gedüngt und Ochsen und Schweine mit den Abfällen gemästet wurden.** Was will man gegen eine solche Vielverwüstung der Drosseln und ähnlicher Vögel die jetzige Vogeljagd in Italien sagen! Wenn Tschudi anführt, daß in einem einzigen Distriete am Langensee 60 bis 70,000 Vögel im Jahre vertilgt werden, so ist das ja wahrlich eine verschwindend kleine Zahl gegenüber den Massen, welche die alten Römer ihren Magen opferten!

Wenn also ein Uebel, welches schon seit 2000 und mehr Jahren stetig fortwirkt, seit dem merklichen Einfluß üben soll, wo es an und für sich in Abnahme begriffen ist, so scheint mir die Gefahr, die von demselben droht, nicht allzubedeutend. Die Verringerung der Vögel überhaupt, sowie insbesondere der kleinen Singvögel in unseren Gegenden mag mit durch die Vertilgung in südlichen Ländern bedingt sein, kann aber nicht einzig und allein davon herrühren. Sie liegt, wie die Verringerung des Wildes überhaupt, in weit größeren Verhältnissen, in der stets zunehmenden Cultivirung des Bodens, in der Austreckung von Sumpf und Moor, in der Ausdehnung einer ununterbrochenen Bearbeitung des Bereins über alle Flächen, welche dem Wilde — und dazu gehören ja die Vögel auch — mehr und mehr jeglichen Zufluchtsort entzieht. Dieser fortschreitenden Cultur und diesen nothwendigen, unwiderstehlichen Einflüssen gegenüber halten ja selbst solche Dinge nicht Stand, deren Nutzen kein Mensch bestreitet. Das Schaf ist ohne Zweifel eines der nützlichsten Hausthiere, und abgesehen von dem Nahrungsstoffe, den es liefert, kann man dreist behaupten, daß die Civilisation in unseren gemäßigten Ländern ohne die Schafwolle ganz undenkbar wäre. Nichts bestemmender drängt die fortschreitende Cultur das Schaf als wollerzeugendes Thier nach und nach gänzlich aus unserem Weltheile hinaus und behält es nur als Fleischerzeugungsmaschine bei. Die Wollenproduction verlangt weite Flächen, Haiden, Ebenen, wo man nach dem Ausdrucke Leepelt's von Buch nichts sieht als Himmel, Bareine und Schafe. Diese Bedingungen der Existenz des Schafes als Wollenthier verschwinden allmählich aus unserem Weltheile, und die Wollenerzeugung, so nothwendig sie für unser Leben auch sein mag, hat sich jetzt schon großentheils nach Australien geflüchtet. Wenn man sie alle auch noch so sehr schonen und jeglichen Grund ihrer schnelleren Vertilgung soviel möglich wegräumen mag, so werden doch die wilden Vögel mehr und mehr in unserem Weltheile abnehmen, weil der Mensch vor Allem Platz für sich und sein Leben verlangt.

Tschudi hat dies auch sehr wohl gefühlt, und unter den Mit-

* Nit melius turdo — nichts Besseres, als ein Krammetsvogel, sagt Horaz in einem seiner Briefe.

** Ein Nachklang der römischen Einrichtungen findet sich noch jetzt, wenn auch in kleinerem Maßstab, in einigen Gegenden Italiens. Nur müßte man jetzt Ortolane statt Drosseln. Auf einem Landgute des Grafen ich eine solche Ortolanen-Mastanstalt, die mit circa 3000 Stück belegt war und ärger stank, als ein Schweinestall.

keln, die er empfiehlt, finden sich manche halbe Wendungen zum Rückschritte, die kaum angenommen werden dürften. Man soll große Waldbäume in die Felder pflanzen und soviel möglich lebendige Hecken anlegen, damit Bussarde und kleinere Vögel sich ansiedeln können. Man frage doch einmal die bernischen Landwirthe z. B., was sie von den einzeln stehenden Eichen halten, die vor Anlegung der Eisenbahn, welche sie zu Schwellen verwandte, überall im Freiburgischen in den Feldern standen. Jede solche Eiche hat, abgesehen von ihrem dem Getreide schädlichen Schatten, einen bedeutenden Zerstreuungskreis von Ungeziefer um sich her, das von dieser Hochwacht herab über die benachbarten Felder verfällt! In jeder lebendigen Hecke krabbelt zehnmal mehr Ungeziefer, als die darin wohnenden Singvögel jemals vertilgen können.

Es bedarf ja in gegenwärtiger Zeit nur eines Blickes auf die zahllosen Raupennester des Baumweißlings und des Goldafters, die unvertilgt an den blätterlosen Dornen der Hecken hängen, um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen. Wer also Feld- und Gartenwirthschaft treibt, wer namentlich nicht reich genug ist, um einen Park zu haben, sondern jedes Fleckchen Erde zur Cultur benutzen muß (und in diesem Falle befindet sich ja wohl die große Mehrzahl), der wird trotz aller Lieblichkeit des Gezwitschers der Grasmücken die lebendige Hecke, wenn er nur kann, beseitigen und statt ihrer eine Einfriedigung wählen, die weniger Schlupfwinkel bietet und besser schützt. Die Forstleute, sagt von Tschudi, sollen die alten hohlen Bäume im Walde stehen lassen, damit die nützlichen Vögel hinein nisten können: Aber die Forstleute werden uns antworten, daß unsere Bevölkerung vor allen Dingen Holz verlangt, daß ein alter hohler Baum keinen Brennstoff mehr producirt und einem halben Dutzend junger, holzerzeugender Bäume den Platz versperrt und daß der Mensch erst wohnen, kochen und heizen will, ehe er daran denkt, wo die Vögel Herberge finden können. Möge man sich also wohl umsehen in der Wahl der Mittel; jegliche muthwillige Zerstörung durch Pulver, Schlingen und Restaurhebung soll man hindern, im Uebrigen aber die Sentimentalität nicht so weit walten lassen, um Dinge zu empfehlen, die doch nicht ausgeführt werden können.

Zu den unbedingt schädlichen Vögeln gehören ganz gewiß die Tauben-, Perchen-, Stein-, Jagd- und Thurm-Falken, die Hühnerhabichte, Sperber, Gabelweihen, der Storch und die Elster. Hinsichtlich der beiden letzteren Thiere glaube ich einigen Widerspruch vernehmen zu müssen. Ist der Storch nicht bei allen gesitteten Völkern geschützt und selbst verehrt, so sehr, daß er das Wahrzeichen der Stadt Straßburg bildet und in Hunderten von Figuren am Dome ausgemeißelt steht? Hält man nicht das Haus für ein gesegnetes, auf dem ein Storchpärchen sich einnistet, und pflanzt man nicht alte Wagenräder auf hohen Giebeln auf, um Störche anzulocken, welche Niemandem nützlich sind als dem Dachdecker, der weit schneller Arbeit bekommt? Galten die Störche nicht bei den Griechen als das Symbol der Mäßigkeit, der Gattentreue, der Elternliebe, und hatten nicht die Athenienser ein Gesetz, welches ihren Namen treu und die Verpflichtung der Kinder, ihre alten Eltern zu ernähren, feststellte? Galten sie nicht den Auguren als gute Vorbedeutung, als Zeichen der Eintracht und des Friedens, und nahmen die Apotheker in ihrer Eigenschaft als Wohlthäter der Menschheit und Erfinder der Klystiere sie nicht als Wappenthier in ihr unbeflecktes Schild auf?

Das Alles ist wahr. Aber weder existiren die gerühmten moralischen Eigenschaften, noch der materielle Nutzen für den Menschen. Der Storch ist der boshafteste, zornigste und mordlustigste Egoist, der sich denken läßt: mein Mörder gleich mordet er selbst dann, wenn seine Freßgier befriedigt ist, greift selbst das brütende Weibchen und die Nestjungen seines Nachbars an, und was die gerühmte Gattentreue betrifft — — —

In einem Dorfe nahe bei Solothurn nistete seit langer Zeit ein Storchenpaar. Einstmals bemerkte man kurze Zeit nach ihrer Rückkehr, daß jedesmal, wenn der Gemahl nach Nahrung ausflog, ein jüngeres Storchenmännchen zum Neste kam und mit dem Weibchen schön that. Anfänglich zurückgewiesen, setzte das Männchen doch seine Bemühungen fort und errang sich endlich so sehr die Gunst des Weibchens, daß eines schönen Tages beide gemeinschaftlich nach der Wiese flogen, wo der Hahnrei auf Frösche lauerte, und ihn mit scharfen Schnabelhieben tödteten!

Wir finden den Storch hauptsächlich nur auf feuchten Wiesen, an Wassergräben, nicht aber in trockenen und feuchten Gegenden. Seine Hauptnahrung besteht aus Fröschen, Ringelnattern und Maulwürfen, die er beim Aufwerfen der Haufen mit raschem Schnabelhiebe hervorholt. Er soll auch die giftigen Vipern vertilgen; allein an sonnigen Halden, Steingeröllen und trockenen Waldrändern, wo sich die Vipern aufhalten, findet man ihn niemals. Frösche, Kröten und Maulwürfe aber, die er mit Vorliebe vertilgt, sind dem Menschen doch wahrlich eher nützlich, und auch die Ringelnatter hat noch Niemandem Schaden gethan. Feldmäuse, welche die trockenen Felder vorziehen, die nassen Wiesen aber fliehen, finden den Storch sehr selten auf ihrem Wege, und die jungen Sumpfvögel, die er vertilgt, sind ebenso viel wohlschmeckende Braten weniger in unserer Küche. Sein großes Nest bietet freilich vielen Spatzen und Anderm Raum zum Nisthan. Aber man sehe einmal zu, wie Gevatter Langbein es treibt! Ist er gerade hungrig und nicht bei Laune auszufliegen, so schnellt er plötzlich den langen Hals, bohrt mit dem Schnabel hinab und ergreift den ersten besten Miether im Ergezeschosse seines Palastes, den er mit Appetit verspeist. Der Nutzen also, den der Storch dem Menschen bringt,

ist wahrlich nicht zu finden,
und thäte man hundert Laternen anzünden.

(Schluß folgt.)

Amerikanische Eishäuser.

Auf eine Anfrage über die Aufbewahrung des Eises erhalten wir aus Amerika folgende Mittheilung: Sogenannte Eiskeller, wie in Deutschland, hat man hier nicht; wohl aber Eishäuser, die sich bis jetzt am besten bewährt haben, und vorzüglich deshalb, weil sie sich an jedem beliebigen Orte aufstellen lassen, klein und groß, und sich auch für jedes Haus, welches einen Garten hat, eignen. Am besten wird es sein, ich gebe Dir eine Beschreibung unseres Eishauses in Brattleboro, das vollständig nach hiesiger Art ist. Es ist ganz aus Tannenbretern gebaut, kann aber auch aus jedem anderen Holz, das nicht zu leicht fault, gefertigt werden, und hat doppelte Wände, deren jede nur aus einer Lage Bretter besteht. Der Abstand der inneren von der äußeren Wand beträgt eirca 16 bis 18 Zoll, und der Zwischenraum ist fest mit Gerberlohe bis unter's Dach ausgestampft; letzteres ist ebenfalls mit einer Lage Bretter gedeckt und dann mit Dachschindeln belegt. Die Breite des gedielenen innern Raumes beträgt 20 Fuß bei 25 Fuß Tiefe, die Höhe der Wände bis an den Raud des Daches 18 Fuß. Es steht auf der flachen Erde, ohne alle Ausgrabung. Die Oeffnung zur Einbringung des Eises, aus einer einfachen, fest verschließbaren niedrigen Thür bestehend, ist in dem einen Giebel des Daches angebracht. Um das Eis im Sommer bequemer herausnehmen zu können, und auch das Haus im Herbst besser ausrümen und austrocknen zu lassen, befindet sich an der entgegengesetzten Seite, etwa 5 bis 6 Fuß über der Erde, eine andere schmale Thüre, ebenfalls aus doppelten Wänden mit Gerberlohe ausgefüllt. —

Ein Eishaus darf kaum kleiner sein, als das beschriebene, wohl aber viel größer, je nach dem Bedürfniß, so wie auch die Gestalt des Gebäudes nach Wunsch und Belieben geändert werden kann. Die größeren Eishäuser an unsern hiesigen Teichen sind gewöhnlich noch einmal so lang als breit. Eben sehre ich von einer Spazierfahrt zurück, die ich machte, um mir ein größeres Eishaus anzusehen. Die Bauart war dieselbe, wie ich beschrieben, nur war es bei einer Breite von eirca 40 Fuß 80 Fuß lang. Die Einrichtung zum Ein- und Ausbringen des Eises war etwas anders, aber besser, als die bei unserem Eishause. Das eine Ende des Hauses war über den Teich hinausgebaut. Eine etwa 3 Fuß breite Oeffnung reichte vom Dache an bis zur Erde und zwar an jener Seite des Hauses, die eine zum Einbringen, die entgegengesetzte zum Herausnehmen des Eises. (Siehe die Zeichnung.) Das Eis wird in regelmäßigen Stücken in die dem Wasser nächste Oeffnung hineingeschoben, und wie sich nun das Gebäude mit dem

Eise anfüllt, wird die Oeffnung mit Querbretern und Füllung zugestellt. Erreichen allmählich die Eisschichten im Hause eine zu große Höhe, um die Oberfläche bequem erreichen zu können, so bedient man sich einer Vorrichtung zum Heben der großen Eisstücke, bestehend aus einem kleinen Gerüste, das sich vermittelst Rollen und einem Seil vor der Oeffnung heben oder senken läßt. (Siehe die Zeichnung.) —

Hinsichtlich der Lage des Eishauses will ich bemerken, daß es am besten ist, dasselbe hart am Wasser anzubauen, mit einem Vorsprung, der noch über die Oberfläche desselben hinausragt. Sollte dies nicht angehen, so kann das Eishaus an jedem andern Orte angelegt werden, wo möglich jedoch frei, nach Norden zu oder unter schattigen Bäumen. — Die wärmste Sonne hat nur geringen Einfluß auf das Schmelzen des Eises, sobald die Wände hinreichend mit Gerberlohe oder im Nothfall auch mit Sägespänen fest angefüllt sind, doch ist Lohe am besten und wird am häufigsten benutzt. Der Boden des Hauses muß ebenfalls mit einer 4 bis 5 Zoll dicken Schicht Lohe bedeckt sein, um gegen die Erdwärme zu schützen. In unserm kleinen Eishause konnten wir stets das Eis von einem Jahre bis zum andern erhalten, und beim Einbringen des neuen Eises fand sich stets noch eine 4 bis 5 Fuß dicke Eislage vor.

Verticaldurchschnitt des Eishauses.

Hinsichtlich des Schneidens des Eises wäre zu erinnern, daß die beste Zeit dazu wäre, wenn das Eis seine größte Dicke, also 8 bis 10 Zoll, erhalten hat. Eis, das sich durch Anhäufung von Schnee und Regen auf einer schon vorhandenen Eisrinde gebildet hat, ist schlecht, weil es voller Luftblasen ist, die ein schnelles Schmelzen des Eises befördern, und nicht zur Aufnahme in Eishäuser geeignet; ist man jedoch gezwungen, solches doch zu nehmen, so sege man den Schnee sorgfältig ab und schneide mit einer gewöhnlichen, großzahnigen Schrotsäge regelmäßige, etwa 3 Fuß lange und 2 Fuß breite Blöcke. Befindet sich auf denselben eine Schneekruste, so läßt sich dieselbe leicht mit einem guten Beil abspalten.) So schnell nun die Blöcke geschnitten werden, müssen solche auch in das Eishaus geschafft und schichtweise verpackt werden; damit diese Schichten vollkommen glatt und eben werden, muß auch der Boden für die erste Schicht ganz eben gemacht sein. Dabei ist erforderlich, daß die Eisblöcke genau so gelegt werden, wie Bausteine, alle Lücken und Zwischenräume müssen mit klein zerschlagenem Eis fest ausgefüllt werden, um so viel als möglich alle Luft auszuschließen, worin eigentlich das Geheimniß des Eisverpackens liegt. Ist die erste Schicht gelegt, so lege man die zweite so, daß die Ritzen der ersteren damit bedeckt werden, nach Art der Mauersteine. So fülle man das Eishaus bis unter das Dach an, und decke dann die oberste Schicht mit einer dicken Lage Hobelspäne oder Streh, und schließe das Haus, bevor es anfängt wärmeres Wetter zu werden. Im Sommer nimmt man das Eis durch eine Oeffnung im Dachgiebel heraus und läßt es auf einer schiefen Ebene herunter rutschen, wenn ein angelehntes Brett ausreicht; nach jedesmaligem Herausnehmen ist die obere Schicht wieder sorgfältig mit Hobelspänen oder Streh zuzudecken. — In genauer Verbindung mit diesen Eishäusern stehen die schon seit Jahren in Amerika eingeführten und bis in die kleinsten Städte verbreiteten Eisschränke und Eiskisten zur Aufbewahrung alles Desjenigen, was im Sommer durch große Wärme leidet oder dem Verderben ausgesetzt ist; namentlich Fleisch, Speisen

Das Eishaus.

a Thüre des Hauses. bb Senkrechte Balken, zwischen welchen sich ein Gerüste c zum Heben des Eises auf- und abziehen läßt.

aller Art, Butter, Milch und dergleichen. Das zur Füllung dieser Kühlapparate nöthige Eis läßt sich wohl in größern Stärken, welche ihre Eisdampfmaschinen haben und das Eis jeden Morgen ihren Abonnenten in's Haus liefern, verschaffen, aber nicht in kleinen Theilen. In diesen kann man sich nur durch ein eigenes Eishaus helfen oder zur Verminderung der Kosten durch den Zusammentritt mehrerer Familien, welche sich ein gemeinschaftliches erbauen lassen. Da man jetzt auch in Deutschland anfängt in Leipzig z. B. befindet sich ein Hauptrepot bei Herrn C. F. Jäger), sich für diese Kühlapparate zu interessiren und deren große Nützlichkeit einzusehen, so glaubt man auch dem deutschen Publicum einen Dienst zu erweisen durch eine genaue Angabe zur Anlegung von Eishäusern.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Es war am folgenden Abend, und das Geschwisterpaar, der Bowery zuwanderte, sah bereits den Ort seiner Bestimmung vor sich. Reichardt trug eine leichte Reisemappe, während Mathilde unter dem Sommermantel das Gazekleid, in welchem sie vor ihren Zuhörern erscheinen wollte, aufgeschürzt hielt. An der Thür des von hellen Gaslaternen bezeichneten Locals bewegten sich bereits die verschiedenartigsten Menschengruppen, die Zettel, welche eine berühmte Primadonna mit fast unaussprechbarem Namen verkündeten, entzifferte, die Einheimischen musterte oder selbst Eintritt suchende.

Der Saal, in welchem die Vorstellungen stattfanden, zeigte außer den Sitzen für die Zuhörer nichts als eine Erhöhung für die Vortragenden und einen Vorhang daneben, welcher den Zuschauerraum bis zur Wand verdeckte. Hierhin begleitete Reichardt das Mädchen, das, als sie bereits mehrere als Neger kostümirte „Künstler" in dem Raume stehen sah, sich auf einen Stuhl in der hintersten Ecke niederließ.

Das versammelte Publicum schien bereits des Wartens genug zu haben, und Reichardt konnte sich nicht enthalten, bei einzelnen Ausbrüchen der Ungeduld den Kopf zu schütteln. Dieses Johlen, Pfeifen und Schreien war so roh und unbändig, wie es die niederste Kneipe in Deutschland ihm kaum gebeten hätte. Er warf einen Blick nach Mathilden, die indessen, den Blick in ein Notenstück vertieft, kaum zu hören schien; den übrigen „Künstlern" aber schien der Lärm etwas so Gewöhnliches, daß er nicht eine Secunde lang ihr halblautes Gespräch zu unterbrechen vermochte. Endlich trat der Director der Truppe, ebenfalls mit dem Teint Afrika's versehen, in den Raum, grüßte mit einem verbindlichen Lächeln, das Reichardt in diesem schwarzen Gesichte ganz abscheulich fand, die junge Dame, und das Concert begann mit einer Ouverture, in welcher Banjo und Tamburin jedenfalls die Hauptrolle spielten. Reichardt wollte Anfangs seinem Ohre nicht trauen, bis das Ohr sich an das wirre Durcheinander von Tönen gewöhnt hatte, und er endlich kopfschüttelnd ein Verständniß der tollen Eigenthümlichkeit des Stücks erlangte; das Publicum aber schien höchlich erbaut davon und applaudirte, als solle der Boden des Saals durchaus hinunter gearbeitet werden. Ein Gesang, von welchem Reichardt kein Wort verstand, der aber den Grimassen des Vortragenden und dem Johlen und Lachen des Auditoriums nach äußerst komisch sein mußte, folgte, und nun war Mathildens erstes Lied an der Reihe. Reichardt fühlte die Hand des Mädchens in der seinen zittern, als er sie auf die Erhöhung vor das Publicum führte, aber er konnte ihr nur durch einen warmen Händedruck Muth zusprechen. Ueber die versammelten Menschen legte es sich wie ein Schweigen des Erstaunens, als die weißgekleidete bleiche Mädchengestalt, diese von den gewohnten Darstellungen so abweichende Erscheinung, hervortrat; einzelnes Klatschen erhob sich an verschiedenen Orten, das aber nirgends zünden wollte, und Reichardt fühlte eine eigenthümliche Beklemmung, als er sich an den bereitstehenden Piano niederließ. Kräftig begann er das Vorspiel zu einem Lied, das der Sängerin im Boxringhause stets den ungetheiltesten Beifall eingetragen, und bei den bekannten Klängen schien Mathilde neuen Muth zu gewinnen; ihr Kopf hob sich und mit voller Sicherheit begann sie die ersten getragenen Töne. Ihre Stimme hatte eine Wirkung in dem weiten Saale, welche ihr Reichardt nie zugetraut; über den Zuhörern aber blieb dieselbe eisige Stille wie vorher liegen, und selbst bei einer am Schlusse des ersten Theiles eingelegten, glücklich durchgeführten Cadenz rührte sich nirgends eine Hand. Reichardt fühlte das Blut nach seinem Kopfe steigen, er hatte nicht den Muth, in Mathildens Gesicht aufzusehen — da, mit den ersten Tönen des zweiten Theils wurde eine Stimme laut: „Englisch!" und als habe das eine Wort dem allgemeinen Gefühle Ausdruck gegeben, schrie es „Englisch" von allen Seiten nach; einzelnes Zischen erhob sich wohl als Opposition der Störung, schwieg aber nur die ersteren Rufe in ihrer Zahl zu vermehren und in ihrer Ausdauer zu kräftigen. Mathilde hatte aufgehört zu singen und blickte geisterbleich über das Publicum hin, und wie beschworen von dem Anordner dieser großen schwarzen Augen begann sich der Lärm zu legen. Reichardt intonirte sein Zwischenspiel noch einmal, und wie mechanisch fiel das Mädchen an der rechten Stelle ein, aber schon nach ihren beiden ersten Noten brach unter den Zuhörern ein voller Sturm aus. „Englisch, Englisch!" schrie es, lärmte, pfiff und tobte es — Reichardt sah sich vergebens nach dem Director der Truppe um, während Mathilde, starr wie eine Statue, ihren Platz behauptete — da sprang plötzlich hinter dem Vorhange eine grotesk aufgeputzte Negerin, eine Guitarre in der Hand, hervor, schnellerte die großen, den verkleideten Mann verrathenden Beine in einigen carrikirten Tanzpas und begann, sich an den äußersten Rand der Erhöhung vor die Sängerin stellend, in durchschneidender Fistelstimme:

„Miss Nelly was a Lady —"

In einen Sturm von Applaus, Gelächter und Hurrahs gingen die Zeichen der Unzufriedenheit über, Reichardt aber sah, wie Mathilde plötzlich wankte. Mit zwei Schritten war er an ihrer Seite und führte sie, die sich fest an seinen Arm klammerte, von der Bühne. „Nur fort, nur fort in's Freie!" sagte sie gepreßt, als Beide hinter dem Vorhange angelangt waren. Er warf ihr den Sommermantel um, legte ihr den Schleier über den Kopf und führte sie, ohne einen Blick nach den übrigen Musikern zu werfen, sie sich augenscheinlich aus ihrem Wege gestellt hatten, nach dem Corridor hinaus.

Sie hatten die Straße erreicht. „Nach Hause!" flüsterte Mathilde, als drücke ihr eine Last die Brust zusammen, und Reichardt fühlte, während er ihrem raschen Schritte folgte, zitternde ihren Arm in den seinen zucken. Er kannte die ganze Aufregung und Bitterkeit ihres Herzens mitfühlen, aber er mochte auf der Straße und unter dem frischen Eindruck des Schlags, den sie erhalten, nicht zu ihr reden; nur durch die Art, wie er sie eng an sich geschlossen führte und ihr sichtliches Streben, rasch nach dem Boxringhause zu kommen, förderte, mochte er ihr andeuten, was er selbst empfand.

Sie ließ seinen Arm los, als sie ihre Wohnung erreicht hatten, und eilte ihm voran die erleuchtete Treppe hinauf; als sie aber ihr nur von einer außen brennenden Gaslaterne schwach erleuchtetes Zimmer geöffnet, und Reichardt, von Sorge für sie getrieben, ihr gefolgt war, wandte sie sich, wie ihrer nicht mehr mächtig, um und sie fiel in einem Thränenausbruche, der in seiner Leidenschaftlichkeit den jungen Mann erschreckte, an dessen Brust.

Reichardt's erste Bewegung war, die Thür zu schließen; dann umfaßte er mit einem ihn selbst an durchzuckenden Gefühle die krampfhaft schluchzende, halb bewußtlose Gestalt und zog sie zu sich auf einen Stuhl nieder. „Mathilde, was ist es denn mehr als eine Erfahrung im fremden Lande, die Jeder hier machen muß?" sagte er, ihr beruhigend zusprechend, während er doch unter dem Druck dieser weichen Glieder, die auf ihm ruhten, es heiß in sich aufsteigen fühlte; „Mathilde haben wir denn etwas verloren, sind wir denn nicht noch bei einander?"

„Ich wäre auch gestorben, wenn ich allein gestanden hätte!" sagte sie, das von Thränen überströmte Gesicht hebend. Sie sah in seine vom Gaslicht hell beschienenen Züge, in ihren Mienen leuchtete es warm und leidenschaftlich auf — „Max, ich möchte

sterben!“ rief sie plötzlich, und Reichardt fühlte ihre Arme sester um seinen Nacken, fühlte ihren Mund voll und heiß auf dem seinen; — als er aber, seiner Anfregung nicht mehr gebietend, seine Arme fest um ihren Leib schlingen wollte, rang sie sich mit einer plötzlichen Kraftanstrengung los und sprang auf. „Geh, Max, geh!“ rief sie, als er ihr folgte, ihm beide Arme abwehrend entgegenstreckend, „unsere Wege dürfen nicht miteinander laufen!“ dann aber, wie von einem neuen Gedanken erregt, faßte sie seine beiden Hände in die ihrigen und sah ihm zwei Secunden lang tief in die Augen. „So, nun gute Nacht!“ sagte sie dann, ihn loslassend und die Thür öffnend. — Reichardt stand wie halb betäubt in dem Corridor, hörte, wie sie den Riegel vorschob, und wandte sich langsam seinem Zimmer zu.

Als am andern Morgen nach dem Erwachen die gestrige Scene wieder vor seine Seele trat, wollte sie ihm fast anders als ein üppiger Traum erscheinen; er mußte unwillkürlich an die „schwachen Stunden“, welche ihm der Kupferschmied prophezeit, denken, und fast fürchtete er sich vor dem ersten Blicke, welchen er heute mit dem Mädchen wechseln werde. Aber umsonst sah er sich am Frühstückstische nach ihr um, und erst als er sich wieder von seinem Platze erhob, theilte ihm die Wirthin mit, daß die „Schwester“ schon früh ausgegangen sei und ihn bitten lasse, auf ihre Rückkunft zu warten. Mit einem stillen Kopfschütteln ging er nach dem Gastzimmer und versuchte den Zeitungen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden; jedennal aber hatte er sich schon während des Lesens erhoben, weil er Mathildens leichten Tritt zu hören geglaubt, hatte endlich die Blätter weggeworfen und über die Zukunft dieses Geschwister-Verhältnisses zu grübeln begonnen, während allerhand Vorstellungen von dem, was das Mädchen so früh aus dem Hause getrieben haben könne, durch seinen Kopf wogten, uns es war fast elf Uhr, als er endlich seinen Namen nennen hörte. Der Fuhrmann eines Gepäckwagens war von der Wirthin in's Zimmer gewiesen, der mit einem zierlich gefalteten Billet an den jungen Mann herantrat. Mit einer eigenthümlichen Spannung, die er umsonst zu beherrschen suchte, öffnete dieser das Couvert und las in kleinen, bestimmten Schriftzügen:

„Mein geliebter Bruder Max!

Unsere Wege dürfen nicht zusammen gehen, sagte ich Dir am gestrigen Abend, der mir ein schrecklicher — und doch auch ein so seliger war (es ist mir ein süßes Gefühl, Dir das jetzt frei und ohne jeden Rückhalt zu bekennen), und so habe ich nach dem Entschlusse, der sich aus einer durchkämpften Nacht entwickelt, das Band, das uns bis jetzt vereinte, kurz durchschnitten. Ich habe ein Unterkommen gefunden, und Du wirst nicht fragen: wo oder wie? — mein größter Schmerz dabei ist, daß ich Dich allein einer noch ungewissen Zukunft überlassen muß. Denken mannigfachen Kenntnissen aber wird eine würdige Bewerbung nicht lange fehlen, und wenn Du jetzt mit der Trommel anfangen müßtest, so denke daran, daß den größten Männern in diesem außergewöhnlichen Lande selten ein besserer Anfang beschieden gewesen ist.

Du wirst jedenfalls wieder von mir hören, und sollten auch Jahre dazwischen liegen; unterlassen aber, Bruder Max — schone die Herzen, die Dir vielsach freiwillig entgegenkommen werden; Du bist Dir wohl Deiner Macht über weibliche Gemüther jetzt noch nicht voll bewußt; denke aber, wenn Du es werden wirst, an das Abschiedswort Deiner Schwester, die nicht zu den Schwächsten zählte!

Und nun, als letzten Liebesdienst, sende mir durch den Ueberbringer meine Sachen, die Du jetzig gepackt in meinem Zimmer finden wirst. Sage der Wirthin, ich sei Nätherin geworden, Dienstmädchen, Schenkmamsell, was Du willst; meine Erscheinung wird Dich nicht Lügen strafen. Ich weiß, Du wirst meine Bitte ehren, jetzt nicht zu forschen, was aus mir geworden, und so bewahre mir Dein Andenken, bis wir uns einmal freier wiedersehen.

Einen warmen Händedruck von

Deiner Schwester Mathilde.“

Der Fuhrmann hatte schon eine lange Weile ungeduldig seine Füße hören lassen, die Reichardt die Augen wieder von dem Papier hob und der Gegenwart inne zu werden schien. Die Stirn mit der Hand verdeckt suchte er die Wirthin auf, um ihr anzukündigen, daß seine Schwester eine Stelle gefunden, die sie aber sogleich festgehalten und genöthigt habe, nach ihrem Gepäck zu senden — und als dieses dem Fuhrmann überliefert war, suchte Reichardt sein Zimmer auf, um sich von Neuem in die Lectüre dieses Briefes vertiefen und seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können. — —

Am Nachmittage ging der kleine Mansier, welcher Reichardt's Aeager am Tage seiner Ankunft erregt, aus dem Zimmer des jungen Mannes, und dieser hatte sich verpflichtet, während der Sommermonate mit dem Alten und zweien seiner Collegen die Tanzmusik in den umliegenden kleinen Badeorten zu spielen. Es sei ein Glück für ihn, daß er noch zeitig genug zur Erkenntniß gekommen, hatte ihm der Alte gesagt, denn einen Tag später hätte er die Stelle jedenfalls durch einen Andern besetzt gefunden.

Die Glanzhöhe der Saison in Saratoga, dem eleganten Badeorte, war vorüber. Die bekanntesten fashionablen Schönheiten waren bereits unsichtbar geworden und mit ihnen der größte Theil derjenigen Familien, die nicht „mit Jedermann“ verkehren mochten und sich so, trotz aller-köstlichen Langeweile auf einen engen Umgangskreis Solcher beschränkt hatten, deren Vermögensverhältnisse sich in genauer Linie mit den ihrigen bekanden. Mit dem Verschwinden der Gäste, welchen ihrer bekannten Equipagen und ihrer lärmenden, ungezogenen Kinder aber schien eine ganz andere Luft in „Congreß-Halt“, den alten, renommirten Badehotel, einzuziehen; der allgemeine Ton ward freier, die zurückgebliebene junge Damenwelt, die sich nicht vorgesehen hatte, jeden Tag in dreimal verschiedener Toilette und jeden Tag, die langen Wochen hindurch, in immer Neuem zu erscheinen, athmete auf, und zur Entschädigung für einen bereits stattgefundenen, aber nur von der Elite der Gäste besucht gewesenen Ball ward jetzt Agitation für eine ganze Reihe zwanglofer Tanzunterhaltungen gemacht. Ein großer Theil der noch Anwesenden bestand aus Familien aus dem Süden, welche, später angekommen, die letzten heißen Tage hier noch zu verbringen gedachten.

Es war Nachmittags drei Uhr vorüber, die Zeit, an welcher die große, von Schlingpflanzen wuchsenden Piazza vor dem Hotel, der Lieblingszusammenplatz der Badegäste, am verlassensten war. Wer nicht eine Spaziersahrt angetreten hatte, ruhte in seiner äußerlichen Ungezwungenheit in seinem Zimmer, und nur einzelne Männergestalten, halb schlafend, halb rauchend, machten sich, in die bequemste Stellung gestreckt, hier und da auf dem langen, eleganten Vorbau sichtbar.

Nahe den Eingangsstufen saßen zwei Männer in sichtlich angelegentlichem Gespräche bei einander. Der Eine von ihnen, steif auf seinem Stuhle zurückgelehnt, trug den langen, schwarzen Rock der amerikanischen Geistlichen, während sein übriger Anzug sich dem modischen Geschmacke möglichst näherte; volles braunes Haar beschattete ein fergfältig rasirtes Gesicht, das in diesem Augenblicke zu unbeweglichem Marmor geworden zu sein schien. Der Zweite, jünger und seinem ganzen Aeußeren nach ein Kind des Südens, hatte soeben seinen Stuhl näher zu seinem Gesellschafter gerückt.

„Sie dürfen mir in dieser Weise nicht ausweichen, Mr. Curry,“ sagte er, mit finsterm Blicke sich rasch durch das schwarze Haar fahrend. „Die Saison geht zu Ende, und meine Geduld ist es schon. Ich habe weder so viel Zeit noch überflüssige Mittel, um sie hier ohne eine bestimmte Aussicht opfern zu können. Lieber gebe ich jetzt gleich eine Hoffnung ganz auf, an der ich zuletzt nur am Narrenseile gezogen werde, und wir treten uns wieder so gegenüber, wie wir es einst Tages thaten!“

Der Aeltere regte keinen Zug seines Gesichts, holte aber aus seiner Westentasche ein kleines Messer hervor, mit welchem er sich die Nägel zu putzen begann. „Ich halte es für entschieden besser, die Angelegenheiten ruhig und kalt zu betrachten,“ sagte er. „Unsere jetzige Stellung zu einander ist durchaus verschieden von jener, welche Sie soeben anzeuteten —“

„Jedenfalls wird sie noch immer den nöthigen Effect ausüben!“ fuhr der junge Mann mit einem bittern Lachen auf.

Der Erstere warf einen raschen Blick nach den serufzenden Gästen und bob dann langsam den Kopf. „Nicht so ganz als Sie vielleicht meinen, Mr. Young,“ erwiderte er kalt. „Falls Sie indessen das Gespräch in der so eben begonnenen Weise weiter führen wollen, so erlauben Sie lieber, daß ich Sie verlasse.“

Der Jüngere sah seinem Gesellschafter eine Secunde lang in die bald verschleierten Augen. „Ich sollte wenigstens neugierig sein zu erfahren, was Sie mir noch zu sagen haben,“ versetzte er dann mit einem gezwungenen, unmuthigen Lachen, „ich werde Sie also jetzt mit keinem lauten Worte in weitere Verlegenheit setzen — fahren Sie fort!“

Curry neigte wie befriedigt den Kopf. „Die Sachlage ist einfach die folgende," sagte er mit noch mehr gemäßigter Stimme. „Sie glaubten vor einiger Zeit, ich habe mich bei Ausübung meines Amtes eines sündlichen Uebergriffs gegen Ihre Schwester schuldig gemacht, wurden aber bald so von Ihrem Irrthum überzeugt, daß Sie mir Ihr besonderes Vertrauen schenkten und mich sogar zum Mittelmanne machten, um in genauere Beziehung zu Mrs. Burton und deren Tochter zu kommen."

„Erlauben Sie einen Augenblick," fiel ihm Young, dem das Blut in's Gesicht stieg, in die Rede. „Erstens handelt es sich nicht um einen Irrthum, sondern um ein Verbrechen, das Sie an meiner Schwester begingen, und das ich nur des Mädchens wegen für den ersten Augenblick verschwieg. Sie selbst aber waren es, der mir Mrs. Burton mit ihrem Vermögen als Köder vor die Augen hing —"

Curry winkte beschwichtigend mit der Hand. „Das sind Ihre Ansichten von der Sache, Sir," sagte er ruhig, „Ansichten, die Ihrem Benehmen kaum Ehre machen würden und äußerstem Ihnen die Möglichkeit, Ihren finanziellen Verhältnissen durch eine Heirath aufzuhelfen, sofort nehmen müßten. Lassen Sie uns friedlich mit einander gehen, so werden wir Beide am besten fahren, und drängen Sie mich nicht in einer Weise, die mir es ganz unmöglich macht, für Ihr Interesse zu wirken. Mrs. Burton ist ein eifriges Mitglied meiner Kirche, aber dennoch muß ich der besseren Stunde warten, die mir den rechten Einfluß auf sie gewährt."

„Aber es handelt sich um ihre Seelenruhe, die nicht einmal zu den Methodisten gehört!"

„Richtig! Um deren Erziehung sich aber der Vater nicht kümmert, und die deshalb unter der vollen Controelle der Stiefmutter steht."

In diesem Augenblicke klang ein voller Pianoaccord, dem ein rasender Läufer folgte, aus dem großen Versammlungszimmer; einzelne bareske Sprünge folgten nach, dann schlug eine Thür zu und wie im Sturm erschienen zwei junge Mädchen auf der Piazza, der Ausgangstreppe zueilend. Young hatte bei dem ersten Tone gesprungen, ein lichtes Wort in Bereitschaft. Man illuminirte die Stadt, man gab im Theater ein Stück „Bonaparte", und auf einem Balle, den zu Ehren gegeben, langen ihm zwanzig junge Mädchen ein Ehrenlied, worin er alle zwanzig der Reihe nach und unter lautem Hurrah der Gesellschaft küßte. Mit dem Ehrenbürgerrecht beschenkt und in der nach ihm benannten Avenue wohnt er als „es ist die höchste Zeit, daß ich gehe, denn ich ertrage heute." hatte er beim Abschiede gesagt.

Aber mitten in dieses öffentliche Gedränge fiel nun eben jene stille, finstre Todtenfeier Klopstock's, die der greise Feldherr mit der dankerfüllten Wittwe beging.

Blücher hatte Klopstock persönlich gekannt und geschätzt, hatte ihn wohl als seinen Freund betrachtet. Nur mit emblößtem Haupte ging er an des Dichters Grabstätte zu Ottensen vorüber und konnte sich auch in diesen festlichen Tagen seines Hamburger Aufenthalts nicht verhagen, die Wittwe besuchen aufzunehmen. Sein Erscheinen von Hoerrupp hatte sie gemeldet, ob und wann er sie besuchen dürfe, und war dann der einzige bei der Zusammenkunft Gegenwärtige.

Die ehrwürdige Matrone empfing in Trauer gekleidet den alten Feldmarschall. Ehrerbietig hatte sie ihn erwartet an der Thüre des unscheinbaren Hauses, wo sie mit ihrem Gatten gelebt und das mit der Inschrift bezeichnet ist: „Hier lebte und starb Klopstock." Ein Freibild stand bereinet, und man nahm Platz an dem einfach gedeckten und belegten Tische. Mit wenig Worte gedachte der beiden Alten des Todtengeschlechtes und seiner Werke, besonders der Oden und der Lieder, die Blücher genannt kannte; ein Glas Perlwein wurde dann genommen. Vor langen, langen Jahren hatte nämlich, wie jetzt die Wittwe des Dichters ihrem Gast und dem ihn begleitenden Hoerrupp erzählte, der König von Dänemark ihrem Gatten zwanzig Flaschen vorzüglichen Perlweins geschenkt. Lange hatten sie und nur bei festlichen und außerordentlichen Gelegenheiten davon genommen. Eine war noch im Keller, als Klopstock sich zum Sterben legte. „Ich will auf," hatte er noch gesagt, „daß zu einem letzten Ehrenfeste." So erzählte die Wittwe und fuhr fort: „Dieser ist jetzt gekommen, meinem Hause ist die Ehre widerfahren, durch Euer Durchlaucht Gegenwart. Mir und dem Weine geschieht Ehre, wenn Sie ihn trinken." — Man trank still und gerührt, und Thränen im Auge feierte der greise Held den heimgegangenen Dichter.

M. B.

Blätter und Blüthen.

Eine Todtenfeier Klopstock's. Zu Ottensen unter der Linde liegt der Sänger des Messias begraben. Mit fast königlichem Gepränge hatte man die sterbliche Hülle Klopstock's der Erde übergeben. Die Behörden und Bürger Hamburgs, wo er sich die letzten dreißig Jahre seines Lebens beinahe ununterbrochen aufgehalten, waren dem Sarge in über siebzig Wagen und in unendlichem Zuge gefolgt; unter mannigfacher Ehrenmusik und unter dem vollen Geläute von sechs Thürmen hatte man Altona, wo sich andere fünfzig Wagen anschlossen und auf den Schiffen im Hafen Trauerflaggen wehten, und bald das Dorf Ottensen erreicht. Eine stumme Feier in der Kirche hatte vorher nur noch abgehalten werden, indem man eine Strecke aus dem Messias, an der sich der Dichter in seinen letzten Augenblicken gelabt hatte, vorlas und wenende Chöre Klopstock'sche Oden sangen. Dann war der Sarg mit Blumen überschüttet in die Erde gesenkt worden. So Klopstock's Todtenfeier am Freitag des Jahres 1803.

Ganz im Gegensatz zu ihr steht aber eine andere, die Jahre lang nachher still und stumm in dem Hause des dahingeschiedenen Dichters begangen wurde, und zwar von Niemand anders als von seiner hinterlassenen Gattin und — dem alten Blücher.

Als dieser nämlich im Jahre 1817 auf dem Gipfel des Ruhmes sein Vaterland Mecklenburg wieder einmal besuchte, gelangte an ihn von Hamburg aus die Einladung, doch auch hierher zu kommen: habe man die neuen Tage mit einander gefeiert, so wünsche man auch die guten mit einander zu genießen. Da nämlich, nach der unglücklichen Affaire zu Lübeck, hatte sich Blücher nach Hamburg begeben und war in der kurzen Zeit seines Aufenthalts mit Jung und Rit, Bornemann und Gering in die traulichsten Beziehungen getreten. Seit diesen Tagen hatte man ihn nicht wieder gesehen und hat nun seit, nachdem sich so Vieles geändert, den alten Marschall Vorwärts um seinen Besuch. Aber in einer verbindlichen Antwort bedauerte er, dieser Einladung nicht folgen zu können, da seine Gegenwart in Berlin nothwendig sei. Indem er jedoch die Feder ansetzte, dies zu unterzeichnen, wurde er ihm wieder beim entschiedenen schrieb er unter den Absagebrief: „Ich will doch kommen!" — Er kam, und unermeßlicher Jubel empfing ihn. „Man erzeigt mir zu viel Ehre," rief er aus; „ich habe wahrhaftig mehr als meine Schuldigkeit gethan." Auf den unaufhörlichen Ruf: „Vater Blücher!" zeigte er sich dem in der Straße, an den Fenstern, auf den Dächern gedrängten Volke, immer ein freundliches, ein liebevolles, ein ehrendes Wort in Bereitschaft. Man

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das **erste** Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das **zweite** Quartal schleunigst aufgeben zu wollen. — Der Schluß des Gerstäcker'schen Briefes erscheint in einer der nächsten Nummern.

Leipzig, im März 1861.

Die Verlagshandlung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 13. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der schwarzweiße Storch.

Ein Bild von der Grenze.

Von J. D. H. Temme.

(Schluß.)

Ich klopfte leise an die Thür des Grafen Tomborski. Der Diener öffnete. Als er mich sah, nickte er mir zu; dann ging er zurück. Im Augenblicke nachher stand der Graf bei mir im Gange; wir sprachen leise mit einander.

„Mein Herr, die Russen werden in einer Viertelstunde hier sein."

„Also doch!"

„Aber hoffentlich sind Sie gerettet."

„Ich? Nie werde ich mein Weib, mein Kind verlassen."

„Sie sollen es nicht. Wie geht es Ihrer Frau Gemahlin in dem Augenblicke?"

„Sie schläft. Das Fieber scheint etwas nachgelassen zu haben."

„Würden Sie sie wecken dürfen?"

„Wenn es sein müßte."

„Würde sie ohne Gefahr aus ihrem Bette hier oben in ein Bett nach unten im Hause gebracht werden können?"

„Muß es sein?"

„Es muß sein."

„So werden mein Diener und ich sie hinuntertragen."

„Das Kind kann nachgebracht werden. Darf ich nur bitten, sich zu beeilen!"

„Es soll geschehen."

„Ich werde Sie unten erwarten."

Ich kehrte nach unten zurück. Vorher lauschte ich noch einmal an den Thüren des Assessors und der Harfenistin; sie schnarchten Beide ungestört. Der Krüger hatte in der Krugstube zwei Lager bereitet, für mich und den Dolmetscher.

„Schlafen Ihre Frau und Kinder schon?" fragte ich ihn.

„Meine Frau ist noch auf."

„Wo?"

„In unserer Stube hier nebenan."

„Lassen Sie sie zu den Kindern in die Kammer gehen. Dort bleibt sie; Sie kehren hierher zurück."

„Er ging in seine Stube, der Frau den Befehl zu überbringen. Ich hörte schon Tritte die Treppe herunter kommen und ging ihnen in den Hausflur entgegen; es waren der Graf und sein Diener. Sie trugen die Gräfin in ihren Bettstücken; ich ließ sie in die Krugstube, dann in die Stube des Krügers treten und wies ihnen das Himmelbett der Krügersleute an. Sie legten die Kranke hinein. Der Diener kehrte zurück, die Wiege mit dem Kinde zu holen; er brachte sie bald und trug sie gleichfalls in die Stube.

„Jetzt rasch nach oben zurück," ließ ich ihm durch den Dolmetscher befehlen, „um jede Spur zu vertilgen, daß heute Jemand in dem Zimmer verweilt habe."

Er eilte zurück, der Dolmetscher begleitete ihn. Nach wenigen Minuten brachten sie den Rest der Bettstücken von oben, welche in die Stube des Krügers getragen wurden.

„Schnarchen die Beiden oben noch?" fragte ich den Dolmetscher.

„Es hört sich in dem Gange wie ein Kreuzfeuer an," antwortete er.

Der Graf kam in die Krugstube, um mich zu fragen, ob ich noch etwas anzuordnen habe.

„Nichts, mein Herr," sagte ich ihm. „Bleiben Sie nur mit Ihrem Diener bei der Kranken und dem Kinde. Ganz ruhig, was Sie auch hören mögen."

„Sie haben Hoffnung?"

„Vertrauen und Hoffnung."

Er kehrte zu der Kranken zurück; der Diener war bei ihr geblieben. Es fehlte Mitternacht auf der Wanduhr in der Krugstube. Der Dolmetscher, der Krüger und ich waren allein in dem Zimmer; der Dolmetscher hatte sich auf die Bank am Ofen gesetzt, und der Krüger ging unruhig in der Stube umher. In mir war es gleichfalls unruhig genug. Aber ich war auch ermüdet. Ich setzte mich zu dem Dolmetscher. Ich hatte gethan, was ich konnte; mich wollte darnach auf einmal eine große Angst befallen. Nicht um den Assessor, der die Mitte der russischen Regierung nicht genug hatte loben können; er bekam jetzt Gelegenheit, sie näher kennen zu lernen. Auch nicht um Laura Lauenschlag, sie kam ungehinderter an ihr Reiseziel. Daß Beide Sibirien nicht sehen würden, darüber war ich unbesorgt, da konnte eine kleine Angst sie nur zu einem wohlthuenden Nachdenken bringen. Ich muß es leider gestehen, ich hatte kein Mitleiden für sie.

Aber wenn von den Russen da oben die Verwechselung erkannt wurde? Dann war all mein Mühen vergeblich, und die unglücklichen Verfolgten waren nur neuen Grausamkeiten der um so mehr erbitterten Russen ausgesetzt. Und wie leicht war die Erkennung! Der Assessor und die Harfenspielerin wurden zwar im ersten, tiefen Schlafe und zwar in jenem festen Schlafe des Rausches überfallen. Die Russen hatten Veranlassung und liebten es, bei solchen Gelegenheiten jedes Geräusch zu vermeiden, und gaben daher gewiß Einen nicht lange Zeit zum Reden und der Andern nicht zum Schreien. Zudem verstanden Beide nicht Polnisch und nicht Russisch. Aber schon die Veränderung der Zimmer konnte ein Mißtrauen befürchten lassen; dann das Fehlen des

Kindes! Wie unendlich leicht konnte irgend ein anderer unglücklicher Zufall hinzutreten!

Aber was halfen diese und ähnliche Gedanken und Befürchtungen? Es mußten vielmehr Besonnenheit und Muth zusammengenommen werden. Es konnte noch zu handeln gehen. Ich schlug mir alle Furcht aus dem Sinne. Dem Dolmetscher sah ich ebenfalls die Entschlossenheit an, und nur der Wirth ging bleich wie ein Gespenst, auf jeden Laut horchend, in der Stube umher. Seine Angst war mir lieb, denn um so weniger war seine natürliche Falschheit zu fürchten. In der Stube nebenan, in der die Verfolgten sich befanden, hörte man nichts; auch draußen war es still. Der Regen hatte nachgelassen, ein leichter Wind strich schwirrend durch ein paar Fichten, die seitab vom Kruge standen. Dichte Regenwolken hingen noch immer am Himmel, und die Finsterniß draußen war eine fast undurchdringliche.

Die Wanduhr zeigte zehn Minuten über Mitternacht. Durch die Stille der Nacht wurde ein Laut hörbar, von der entgegengesetzten Seite des Dorfes her. Dort war die polnische Grenze. Der Krüger zuckte zusammen und stellte seinen Spaziergang durch die Stube ein.

„Das sind sie, Krüger?“ sagte ich.

„Ich glaube.“

„Ja, ja,“ sagte er gleich darauf bestimmt.

„Dürfen sie das Licht hier in der Stube sehen?“

„Es war nicht davon gesprochen. Aber besser, wir machen es aus; wir können es ja jeden Augenblick wieder anzünden.“

Ich blies die Lampe aus, die auf dem Tische stand. Es war das einzige Licht in der Stube.

„Ist die Hausthür offen?“

„Sie ist nur angelehnt.“

„So war wohl die Abrede?“

„Ja.“

„Und Niemand soll sich hören oder sehen lassen?“

„Kein Mensch.“

„Wollte man hier in die Krugstube kommen?“

„Nein. Sie wollen gleich nach oben und dann auf der Stelle zurück.“

„Wer führt sie an?“

„Der Offizier, der hier war. Er war von Marianopel gekommen.“

Ich fragte nicht weiter. Jener Laut war näher gekommen. Es war noch immer ein unbestimmtes Geräusch; erst als es auf dreißig bis vierzig Schritte näher gekommen sein mochte, unterschied man leises Klirren von Waffen und das Schnauben von Pferden. Den Tritt vernahm man auch jetzt kaum, denn der Weg war von tiefem Sand, und die Hufe der Thiere mußten ohne Eisen sein, denn die Russen reiten so. Sie kamen im Schritt näher. Ich trat in die Nähe eines Fensters, das nach der Straße hinführte, und durfte es bei der völligen Dunkelheit, die in der Stube wie auf der Straße herrschte. Eine dunkle, in der Straße wogende Masse langte gerade vor dem Hause an; auf ein leises Commandowort machten sie Halt. In dem Momente herrschte die tiefste Stille, kein Rasseln oder Klirren eines Säbels mehr, keine Menschenstimme, selbst kaum noch ein leichtes Schnauben eines Pferdes. Ich überzählte die Masse rasch, ich schätzte sie nur in Gedanken, es konnten an vierzig Mann im Wege halten. Dunkle Gestalten auf dunklen Pferden, weiter konnte ich nichts erkennen. Sie vertheilten sich ohne ein neues Commando, Jedem mußte schon vorher seine Bestimmung angewiesen sein. Die Localität war dem Anführer, wie wohl manchem Anderen der Truppe bekannt. Sie ritten still auseinander. Man hörte jetzt in der nächsten Nähe kaum den Tritt der Pferde, man hörte kein Athmen; es war als wenn die Reiter den Thieren zugeredet und diese sie verstanden hätten. Sie ritten in kleinen Trupps aus einander in verschiedenen Richtungen; unzweifelhaft besetzten sie das Haus von allen Seiten; etwa die Hälfte war auf der Straße vor der Thür zurückgeblieben.

Als sie sich vertheilt hatten und es in der Straße lichter geworden war, entdeckte ich einen niedrigen bedeckten Wagen, den sie umgeben hatten; er hielt jetzt frei mitten auf der Straße. Solcher „Kibitken“ pflegten die Russen zu solchen Executionen sich zu bedienen. Von den vor dem Hause Zurückgebliebenen verließ die Hälfte die Pferde; sie gingen auf das Haus zu. In demselben Augenblicke drehte der Wagen auf der Straße um.

Ich trat von dem Fenster zurück und eilte an die Thür der Krugstube. Konnte ich auch nicht sehen, was im Hause vorging, hören mußte ich es so deutlich wie möglich. Ich hob fast unhörbar die Klinke der Hausthür auf; so war sie nur angelehnt, ich konnte sie jeden Augenblick völlig geräuschlos weiter öffnen. Was sich auf dem Flur zutrug, konnte ich schon jetzt besser hören. Den Dolmetscher winkte ich zu mir heran; er sprach russisch und polnisch und sollte mir die Worte übersetzen, die ich nicht verstand.

Die nur angelehnte Hausthür wurde leise geöffnet; zehn bis zwölf Mann traten eben so leise in den Hausflur; die meisten schritten tiefer in ihn hinein, und eine Anzahl stieg dann die Treppe hinauf. Alles geschah fast unhörbar; gesprochen wurde kein Wort, und auch hier mußte Jeder schon vorher seine bestimmte Ordre erhalten haben. Unten im Flur schienen zwei Mann zurückgeblieben zu sein. Ich hörte ein Knistern von Sand unmittelbar vor der Stubenthür, hinter der ich mit dem Dolmetscher stand, und einen leisen Schritt hinten am Fuße der Treppe. Der Dolmetscher und ich durften nicht wagen, laut aufzuathmen; desto schärfer konnten wir horchen. Die, welche die Treppe hinaufgestiegen waren, waren oben angelangt, man hörte nichts mehr. Sie suchten sich wohl erst zu orientiren.

Nach einer Minute wurde leise eine Thür geöffnet, dann war Alles still. Nur die Thür der Stube, in der die Verfolgten sich befunden hatten, konnte geöffnet sein; sie mußten die Stube leer finden. Was dann? Ein entscheidender Moment war eingetreten; der erste. Ich berührte mit tiefangehaltenem Athem, nicht aus Furcht vor den Russen, der keine drei Schritt von mir stand, nur um keinen Laut da oben zu verlieren. Aber dem Pochen meines Herzens konnte ich nicht gebieten, denn es pochte in mir, daß ich meinte, der Russe müsse es jeden Augenblick hören. Sie kamen aus der Stube zurück. Im Gange oben erhob sich ein dumpfes Gemurmel. Sie hielten wohl Rath, wohin nun; sie mußten sich in dem Gange zuvor von Neuem orientiren.

Der Posten vor unserer Thür murmelte auch etwas in sich hinein; einen Fluch, wie mir der Dolmetscher nachher sagte. Dann ging er nach dem Fuße der Treppe zu. Dort sprach er leise mit seinem Cameraden. Wir konnten die Thür ein wenig mehr öffnen und freier athmen. Oben wurde wieder eine Thür aufgemacht, sehr leise.

„Welche ist es?“ fragte ich den Dolmetscher.

„Sie scheint mir links von der Treppe zu sein.“

„Also die des Assessors?“

„Ich glaube.“

Sie waren in der Stube des Assessors. Der Athem wollte mir vergehen vor Spannung. Es war wieder Alles still. Auf einmal durchfuhr ein lauter Schrei die Luft. Der Dolmetscher und ich flogen in die Höhe. Der Assessor schrie: „Hülfe! Mordio!“ Mehr konnte er nicht rufen. Was nun? Es war der zweite entscheidende Moment. Der erste war glücklich vorübergegangen. Aber die deutschen Laute! Die Russen waren in der That stutzig geworden. Einer redete, wie es schien, mit dem Assessor.

„Was spricht er?“ fragte ich den Dolmetscher.

„Er fragt ihn, wo seine Frau sei, ermahnt ihn aber nicht zu schreien, er werde sonst auf der Stelle getödtet werden.“

Der Assessor antwortete dumpf, heiser. Die Hand, die ihm den Hals zugehalten, mußte sich nur halb geöffnet haben.

„Ich bin Assessor bei der königlichen Regierung zu Gumbinnen,“ sagte er.

Er hatte ihre Frage nicht verstanden. Der arme Assessor verstand nicht polnisch und nicht russisch, und die Russen verstanden kein Deutsch. Der Russe sprach wieder mit ihm. „Er fordert ihn auf, sich nicht zu verstellen,“ dolmetschte mir der Dolmetscher. Und der Assessor? Er antwortete würdevoll: „Ich habe das Polizeidepartement hier an der Grenze. Ich werde mich über diesen Grenzexceß am geeigneten Orte zu beschweren wissen. Lassen Sie mich auf der Stelle los.“

Aber der Russe polterte drauf: „Verdammter Sohn einer Hündin,“ wie der Dolmetscher übersetzte. „Du verstellst Dich. Du willst kein Polnisch verstehen. Du gottvergessener Verschwörer und Hochverräther?“

Wenn der arme, brave, loyale Assessor die Worte verstanden hätte! Er sing an zu lamentiren. Er bat, er beschwor die Russen, ihn loszulassen. Er hatte gut bitten. Sie hatten Alle gut

reden. Keiner verstand den Anderen. Aber sein Lamentiren verstanden sie. Und —

„Bei dem heiligen Georg," sagte der Russe auf einmal wieder stutzend, „wenn es doch nicht der Rechte wäre! Der stolze Pole würde nicht so heulen."

Mir bebte das Herz im Leibe. Aber ein anderer der Russen bemerkte: „Er muß es doch sein. Der lange Körper stimmt. Er ist betrunken und darum weint er wie ein Weib."

„Ja, so ist es."

Wie segnete ich die langen Beine des Assessors und seinen ausgezeichneten Punsch! Sie sprachen nicht mehr mit ihm. Auch seine Stimme wurde nicht wieder laut. Sie mußten ihn kurz und gut getrunken haben. Kurz und gut. Man hatte keine Bewegung weiter gehört. Er mußte sich nicht einmal gewehrt haben. Sie sprachen unter sich wieder, und mein Dolmetscher übersetzte mir weiter: „Wo werden wir nun die Frau mit dem Kinde finden?"

„Sie muß in dem Zimmer auf der andern Seite des Ganges sein."

„Ist das Zimmer besetzt?"

„Ja, sie kann nicht entkommen."

„Hinein."

Wieder wurde leise eine Thür geöffnet. Sie verfuhren nach wie vor so geräuschlos wie möglich. Aber was half ihr leises Auftreten gegen die helle, klare Stimme der Harfenistin und Sängerin Laura Lautenschlag?

„Herr Assessor, es ist schändlich von Ihnen, Einen so im Schlafe zu überfallen." So kreischte sie wüthend auf. Der arme Assessor! Er selbst war überfallen, gebunden und getnebelt dazu. So lag er draußen im Gange vor der Thür. Und er sollte schändlicherweise eine so tugendhafte Dame überfallen haben! Und er hörte das, er konnte sich nicht wehren, er mußte die Anklage des schmachvollen Attentats über sich ergehen lassen! Ich hätte lachen mögen und konnte es doch nicht, vor ungeheurer innerer Angst. Der letzte entscheidende Moment war da. Auch die Harfenistin war groß, vielleicht noch größer als die Polin. Aber sie war blühend, stark und hatte viel Punsch getrunken. Dazu war das Kind nicht da.

„Zum Teufel, die schreit!" übersetzte mir der Dolmetscher den Fluch der Russen. „Knebelt sie."

Aber mit ihr konnten sie nicht so kurz und gut fertig werden, wie mit dem langen Assessor. Man hörte ein Wehren, Balgen, Stoßen. „Hülfe, Herr Assessor!" rief sie dazwischen. „Ich bin hier über allen."

Sie hatte wohl erkannt, daß der brave Assessor es nicht war, der ein Attentat gegen sie machte. Der Arme konnte auch ihrem Hülferufe nicht entgegenkommen, trotzdem er das Polizeidepartement hier an der Grenze hatte. Die Harfenistin hatte nicht weiter rufen können. Sie war überwältigt. Nach ihrem Kinde fragte man sie noch. Sie verstand die Frage nicht.

„Ei, was geht uns am Ende das Kind an?" meinte einer der Russen. „Des Krügers Weib wird sich des Wurms erbarmt haben. Die Weiber sind mitleidige Thierinnen. Lassen wir es ihr."

Sie waren fertig. Eine tiefe Stille herrschte. Sie schienen zu horchen, ob es in den übrigen Theilen des Hauses ruhig geblieben sei. Dann kamen sie die Treppe herunter, langsam und leise, wie sie hinaufgegangen waren. Das Herz klopfte mir noch. Der geringste Zufall konnte noch immer Alles wenden. Sie kamen an der Thür vorbei, an der ich in dem angstvollen Harren stand. Wenn sie Einlaß begehrten, dann Licht, dann sahen, verglichen —! Sie gingen an der Thür vorüber. Die Hausthür wurde geöffnet, und sie schritten aus dem Hause. Kein Wort war gesprochen. Die Schritte waren langsam, regelmäßig. Die Gefangenen schienen getragen zu werden. So war es.

Das Herz klopfte mir nicht mehr ängstlich. Aber ganz frei aufathmen konnte ich noch nicht. Ich trat an das Fenster zurück und sah sie aus dem Hause kommen. Zwei Personen — die beiden Gefangenen — wurden von je zwei Mann getragen, zu der Kibitke hin, die noch im Wege hielt. Dann bestieg Alles wieder die Pferde. Ein leises Zeichen hatte die detachirten Trupps zurückberufen. Sie setzten sich wieder nach der Grenze hin in Bewegung. Alles war wieder schweigend, geräuschlos, in der musterhaftesten Ordnung geschehen. Sie kehrten in ihr Rußland zurück, in den unglücklichsten Theil ihres großen und heiligen Rußlands. Das Herz wurde mir ganz leicht.

Aus der Stube nebenan kam der Pole hervor, der Graf Tomborski. Er ergriff meine Hand und fiel mir weinend um den Hals. Sprechen konnte er nicht. Ich führte ihn zu der Stube zurück.

„Sie bedürfen der Ruhe. Wird die Kranke morgen früh weiter reisen können? Mein Wagen wird fertig sein."

„Ich hoffe es. Sie schläft noch immer."

Auch ich legte mich zur Ruhe, mit dem Dolmetscher und dem Krüger, den ich auch jetzt nicht von mir ließ. Wir bedurften Alle der Ruhe. Ich fand sie lange nicht. Kosaken und Straßuitz, schwarzweiße Störche und arme Polen tanzten wirr vor meinen Augen umher. Eine lange Harfenistin spielte ihre Harfe dazu und sang dazwischen, daß sie eine tugendhafte Person sei und kein Kind habe. Dann wollte es mich aber wieder heiß überlaufen. Wenn drüben an der Grenze Jemand wäre, der den Grafen Tomborski kannte! Wenn sie dann nochmals zurückkehren, geführt von dem wüthenden Assessor selbst! Die Nacht war noch lang und die Grenze war nahe. Aber eben der Assessor war mir eine Bürgschaft dafür, daß sie nicht zurückkamen.

Es ist ein eigen Ding um einen echten preußischen Beamten. Die Pflicht seines Amtes geht ihm über Alles, sie ist seine Ehre, sein Leben. So war es wenigstens früher, vor jenem zehnjährigen Regiment, als man an die Stelle der Ehre und der Pflicht den blinden Gehorsam gegen den Vorgesetzten stellte und durch die Erfindung der Disciplinargesetze vollends der Ehre und der Pflicht der Beamten den Boden ansznschlagen suchte. Der Assessor hätte sich mit Hand und Fuß, mit Kopf und Herz gegen einen Grenzexceß gewehrt. Und dem preußischen Beamten gegenüber, also offen, hätten die Russen ihn nicht gewagt. Ich schlief zuletzt ebenfalls ein.

Als ich früh am Morgen erwachte, stand der Graf Tomborski schon an meinem Lager.

„Mein Herr, Sie hatten die Güte, mir Ihren Wagen anzubieten."

„Er steht zu Ihren Diensten, mein Herr."

„Meine Frau fühlt sich wohler. Die Ruhe der Nacht hat sie gekräftigt. Wir können reisen."

„Sie sollen es auf der Stelle."

Ich sprang auf und rief selbst meinen Kutscher, der im Stalle bei den Pferden geschlafen hatte. Er spannte an, und eine Viertelstunde später saß der Graf mit Frau und Kind im Wagen. Von ihrem Danke spreche ich nicht. Die arme Frau war fast aufgelöst in Thränen des Dankes, der Freude. Wohin sie wollten, ich erkundigte mich nicht danach.

„Sie haben über meinen Kutscher zu befehlen," sagte ich zu dem Grafen.

„Ich bedarf seiner," erwiderte er mir, „nur wenige Stunden. Zwei Meilen von hier warten Freunde auf mich. Sie dürften sich in größerer Nähe der Grenze vorher nicht anstellen, nun nicht die russischen Beamten aufmerksam zu machen, die auch auf dieser Seite der Grenze, gerade auf dieser Seite, überall ihre Sprossen haben."

Sie fuhren davon. Sie waren gerettet und blieben es, wie ich später erfuhr. Der Assessor Häring aber? Und die Harfenistin Laura Lautenschlag? Die Knechte des Krugs und die fremden Kutscher hatten im Stalle geschlafen; die Mägde des Hauses in einem Verschlage daneben. Ihrer Aller Schlaf war in der Nacht keinem Angenblick gestört worden. Der Kutscher des Assessors fragte am Morgen zuerst nach seinem Herrn. Niemand hatte ihn gesehen. Er klopfte wohl noch, hieß es. Der Kutscher wartete. Aber sein Herr hatte ihm befohlen, sich früh zur Reise nach der Grenze fertig zu machen. Das Warten wurde ihm zu lang. Er ging zu der Stube seines Herrn hinauf und kam mit einem leichenblassen Gesichte zurück. Der Assessor war fort. Nur seine Stiefeln waren da, seine weiße Halsbinde und seine Acten.

„Er hat sich ein Leid angethan, der arme Herr," sagte der Kutscher. „Ich habe es immer gedacht, daß es nicht ganz richtig mit ihm sei. Er zog die Leine immer so hoch, und sie waren doch schon lang genug. Und wenn er allein fuhr, sprach er immer laut mit sich: Regierungsrath, Geheimer Rath, Präsident, Rother Adler. Und dann sprang er auf einmal auf, daß er oben die Decke des Wagens beinahe eingestoßen hätte. Der arme Herr! Wo man ihn nur finden wird?"

Nach dem armen Assessor wurde die Harfenistin vermißt. Eine Magd, die zu ihr gewollt hatte, stürzte mit einem fürchterlichen Geschrei die Treppe herunter.

„Die Person ist auch fort. Nur ihre Harfe und ihr Hut sind da."

Und nun hieß es auf einmal: „Sie sind zusammen fort." Und die Leute wurden still, und die Gesichter bekamen wieder Farbe und sahen einander klug und geheimnißvoll an. „Die schlechte Person!" sagten nur die Mägde.

Der Kutscher des Assessors aber schüttelte nachdenklich den Kopf und meinte: „Wer hätte das von dem ehrenfesten langen Herrn, einem königlichen Regierungsassessor, gedacht? Mit einer Harfenistin durchzugehen!"

Der Krüger und seine Frau, der Dolmetscher und ich, wir sprachen kein Wort. Und kein Anderer wußte von dem Ueberfall der Russen. Ich mußte des Morgens um acht Uhr mit den russischen Beamten an der Grenze zusammentreffen.

„Sie fahren mich wohl hin?" sagte ich zu dem Kutscher des Assessors.

Er fuhr mich hin. Der Ort des Zusammentreffens war das nächste Grenzcorpshaus. Ich war schon erwartet. Der russisch-polnische Schlagbaum öffnete sich ohne Hinderniß, und der Wagen hielt vor dem Corpshause, dort wurden auch die ersten Verhandlungen aufgenommen. Während derselben kam auf einmal der Kutscher des Assessors zu mir; sein Gesicht war leichenblaß, er zog mich auf die Seite.

„Herr Director, der Assessor ist hier."

„Was! Der Assessor hier?"

„Und die Harfenistin auch."

„Wo sind sie?"

„Hinten an dem Corpshause ist ein kleiner Anbau, halb unter der Erde, er sieht aus wie ein Schweinestall. Ich wollte mir ihn besehen; auf einmal sah ich hinter einem kleinen grünen Fenster ein Gesicht, es war schrecklich blaß. Großer Gott, wollte ich rufen, ist das nicht der Herr Regierungsassessor Häring? Da hatte auch er mich gesehen. Christian Dahlmann! rief er. Braver Dahl — Er konnte den Namen nicht nochmals aussprechen. Er wurde von hinten von dem Fenster zurückgerissen. Aber da erschien wieder ein anderes Gesicht an dem Fenster, ein Frauengesicht, es war die Harfenistin. Retten Sie uns, Bester! rief sie. Auch sie wurde zurückgerissen. Der Schreck hatte mich beinahe lahm gemacht, ich lief fort; die Person hörte ich noch in dem Loche schreien; den armen Herrn hörte ich nicht mehr. Aber wie konnte er auch mit der Person durchgehen und gar hierher nach Polen? Das kommt dann von solchen dummen Streichen."

Ich suchte ihn zu beruhigen. Dann sprach ich mit dem Chef der russischen Untersuchungscommission. Er hörte mir sehr aufmerksam zu; als ich ausgeredet hatte, sagte er sehr verständlich:

„Ich bedauere sehr, das ist eine Angelegenheit, in die ich mich nicht mischen kann; sie geht eine andere Behörde an. Die beiden Personen werden ineß vielleicht nach Warschau gebracht werden, und dort wird sich Alles aufklären."

Mir wurde doch angst. Wer war der eigentliche Schmied des Schicksals der beiden Gefangenen? Den Krüger hatte ich als Seelenverkäufer, als Menschenräuber verfluchen wollen. Und ich —? Mich überlief es heiß. Der russische Beamte blieb taub für alle Gründe, Vorstellungen und Bitten. Aber sein Schreiber war wenigstens nicht taub für klingende Argumente; für einige Silberrubel versprach er mir die Befreiung der beiden Gefangenen. Ein paar Silberrubel! mehr war der preußische Regierungsassessor, der königliche Geheimrath, Präsident, Ritter des rothen Adler und anderer hohen Orden, dem Russen nicht werth, er sammt der Harfenistin nicht. Sie mußten auf ihre Erlösung nur bis zum Dunkel des Abends warten. Als ich nach Beendigung meiner Geschäfte spät Abends mit meinem Dolmetscher zurückkehren wollte, war der Wagen nicht mehr da. Wir gingen zu Fuße an den Schlagbaum; der Grenzbeamte sah uns verwundert an.

„Die beiden Herren sind noch da?"

„Wie Sie sehen."

„Aber Sie sind ja schon vor ein paar Stunden in Ihrem Wagen zurückgefahren."

„Dann können wir jetzt nicht hier sein."

Das war eine Logik, die er begriff. Ob ihm zugleich etwas Anderes klar wurde, weiß ich nicht; er ließ uns ungehindert die Grenze passiren. Im Kruge war der Assessor zwei Stunden vor uns mit der Harfenistin angekommen; sie waren aber Beide bei unserer Ankunft nicht mehr da. Der Assessor hatte kein Wort gesprochen, er hatte seine Zeche bezahlt und war dann nach Gumbinnen zurückgefahren; sein Kutscher hatte nur stumm und bedeutlich den Kopf geschüttelt.

Die große Harfenistin, der die Mägde auf den Kopf zugesagt hatten, sie sei eine schlechte Person, die den Krug in Verruf bringe, hatte sich vertheidigen wollen und erzählte, wie sie in der Nacht sammt dem Assessor von den Russen gewaltsam entführt und über die Grenze geschleppt worden sei. Da wurde man wegen solcher frechen und handgreiflichen Lügen erst recht entrüstet über sie, und sie mußte machen, daß sie aus dem Kruge und aus dem Dorfe kam.

Zum Unglück für Beide, den Assessor und die Harfenistin, blieb die Sache auch ferner unaufgeklärt. Ihr glaubte man auch anderswo nicht. Und dem armen Assessor, als er, nach Hause zurückgekehrt, seinem Collegium über den empörenden Grenzexceß und das gegen ihn verübte Attentat Vortrag halten wollte, wurde der freundliche Rath ertheilt, über die Angelegenheit das tiefste Schweigen zu beobachten; höheren Orts sehe man die Grenzexceße nicht gern. Für eine Belehrung seiner Discretion werde gesorgt werden.

In der That wurde er bald Regierungsrath; dann erhielt er den rothen Adlerorden; später wurde er Oberhmrath. Daß er auch Präsident geworden sei, habe ich bis jetzt nicht erfahren. Vielleicht trägt diese Erzählung zu seiner weiteren Beförderung bei. Hoffentlich hat sie auch noch ein anderes Verdienst. An der polnischen Grenze erzählt man noch immer von einem Assessor aus Gumbinnen, der mit einer Königsberger Harfenistin nach Polen durchgegangen, aber von den Russen zurückgeschickt sei. Die guten Leute werden sich jetzt eines Besseren belehren lassen.

Mein liebes Kind, Ade!

Dort unten ist tiefer Schatten,
Du schläfst in guter Ruh,
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott Dich zu.

Die alten Weiden neigen
Sich auf Dein Bett herein,
Die Vöglein in den Zweigen,
Sie singen treu Dich ein.

Und wie in goldnen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen —
Schlaf wohl, mein süßes Kind!

Mein liebes Kind, Ade!
Ich konnt' Ade nicht sagen,
Als sie Dich fortgetragen,
Vor tiefem, tiefem Weh.

Jetzt auf lichtgrünem Plan
Siehst Du im Myrthenkranze
Und lächelst aus dem Glanze
Mich still vor Mitleid an.

Und Jahre nahn und gehn,
Wie bald bin ich verstoben —
O bitt' für mich da droben,
Daß wir uns wiedersehn!

J. v. E.

Das Wuppertal und seine religiösen Erweckungen.

Von einem Elberfelder Kinde.

Wenn man von Düsseldorf, der Stadt der Künstler und Rentner, vom Dampfwagen sich ostwärts tragen läßt, gelangt man nach kaum einstündiger Fahrt mit einer raschen Wendung um das unweit Elberfeld's in den Weg sich stellende mäßig hohe Gebirge, den sogenannten Kiesberg. Derselbe giebt mit dem gegenüber liegenden, durch den Fluß gebildeten Stützenberg einen interessanten landschaftlichen Anblick, dem der vielgenannten Porta Westphalica ähnelnd. Weit interessanter aber ist der Blick, der sich uns eröffnet, wenn wir die Wendung gemacht haben. Ein lachendes, mit Häusern bedecktes Thal breitet sich aus; mächtige Sternsteine erheben sich nebeneinander, in die frische Gotteslust den Qualm entsendende, der dem Aesthetiker ein Gräuel, dem Manne aber mit dem „linien-tätowirten Bügen", wie ein Dichter das „Hauptbuch" nennt, eine Quelle unaussöschlichen Ergötzens und der Maßstab seines Wohlergehens ist. Ja, es ist ein seltenes, in seiner Art großes Bild, das sich hier entrollt. Mehr denn eine Meile hin zieht sich die lange Häuserzeile, an die zu beiden Seiten sich die Reihen stattlicher Gebäude anschließen, und überall gewahrt ihr die Spuren eines nicht rastenden Fleißes, der selbst die Nacht zum Tage erhebt; von Jahr zu Jahr dehnen sich die Fabrikräume aus und nehmen theilweise den Umfang ganzer Stadtviertel an. Da wird gesponnt, gewebt, gebleicht, gefärbt; „die Werke rasseln Tag und Nacht". Und der Baum läßt auf seine Frucht nicht warten. In den Straßen die soliden Quaderhäuser und in den Häusern die soliden Einrichtungen, Alles vom Besten; kein übertriebener Luxus, aber nur die theuersten Stoffe. Diese Damastvorhänge, diese Tische und Spiegel von saubertser Schnitzarbeit, diese kostbaren Teppiche verrathen, welche Bilanzen der Inhalte des Hauses jährlich zieht. Und seht nur die wohlgenährten Pferde vor ihren Wagen und die blanken Carrossen, beinahe ihre — freilich seltenen — Gastmahle, wo die Gartenerzeugnisse Afrika's, die süßen Früchte der Hesperiden, alle Leckereien der Pariser Küchen, die Confitüren Brüssel's sich ausbreiten! Da habt ihr die Ernten des Fleißes, und ihr seid versucht auszurufen: Hier müssen glückliche Menschen wohnen!

Ja, dem Fleiße haben die Bewohner dieses Thals ihren Wohlstand zu verdanken. Es ist kein Ort für Nichtsthuer. Die wenigen Rentner, die hier leben — Jeder kennt sie — gemahnen uns wie Fische, die die hohe Fluth auf's Land geworfen und dort in einer Gesellschaft, in die sie gar nicht hinein gehören, zurückgelassen hat.

Und diese Reichen, die so stolz auf das Gewimmel der Proletarier zu ihren Füßen herabsehen, waren vor noch kurzer Zeit eben solche Proletarier; sie haben an dem sich drehenden Glücksrad eine

Speiche ergriffen, sich hinauswinden lassen und — sitzen jetzt oben. Wer weiß, wie rasch sie wieder unten sind?

Eines muß euch Wunder nehmen, wenn ihr eine Weile beobachtet. Fleiß, habt ihr immer gehört und durch eigne Wahrnehmung bestätigt gefunden, macht reicher. Aber hier findet ihr vielfach die entgegengesetzte Wirkung. Die ganze Stadt macht einen ungemein ernsten Eindruck. Aber begegnet sie vielen Gesichtern, die der Abdruck eines sorgenvollen Lebens so fein schemen. Wie erklären wir uns das? Es ist dafür gesorgt, daß die Binne nicht in den Himmel wachsen. Das thut der Himmel. Bei dem Menschen sorgt der Mensch selbst, daß sein Glück nicht übergroß werde. Da, wo die Fremde am bellsten ist, wirft er selbst die düstern Schatten hinein; da, wo von außen alle Bedingungen eines behaglichen Lebens ihm zugeführt werden, legt er von innen die zerstörende Hand an und vernichtet sein eigenes Werk.

Giebt es eine größere Segnung für die Menschheit im Allgemeinen, als die Religion? Ist sie nicht die Trösterin im Leide, giebt sie nicht dem Unterdrückten die gewisse Hoffnung auf glücklichere Zeiten, stiftet sie dem Kranken nicht Träume von blühene gesunden Tagen zu? Ich will hier nicht von Confessionen reden, den einzelnen, zum Theil so verdorrten Abzweigungen des großen Stammes. Nein, ich rede von der einen, alle Confessionen durchdringenden Religion des Gemüthes, die in dem christlichen Gebot der Liebe zu allen Menschen ihren Abschluß und ihre Vollendung gefunden hat. Und gerade das Christenthum, der lichte Gedanke, der die Schlacken der Vorurtheile zerrümmerte, die den Menschen vom Menschen trennten, der der Verbänder und Entweicher des freien, geistigen Fortschreitens des Menschengeschlechts erzeugen soll, gerade das Christenthum hat theils durch die Schlechtigkeit, theils durch die Verwirrheit der Menschen den Verwand zur Verfinsterung des Menschengeistes hergeben müssen. Liebe ist in Haß, Licht in Dunkel verkehrt worden.

Eben dies ist der Fluch, der seit vielen Jahrzehnten auf den rührigen, gewissenhaften Bewohnern des Wupperthales gelastet hat. Nicht ein Truggebilde sind die Gerüchte, die draußen über diesen schönen Strich Landes verbreitet sind, nicht ein Wahn ist es, daß Obscurantismus und Pietismus mit ihrem schlimmen Gefolge hier ihren Thron errichtet haben. Kaum zu glauben ist es, in welchem Maße das Gift einer heuchlerischen, despotischen, alle Forderungen der Vernunft als Ketzerei verdammenden Frömmelei sich in die Herzen dieser Menschen eingefressen hat, wie die Familienverhältnisse dadurch zerstört und Solche, die einander warme Freunde sein könnten, in Parteiungen zerrissen und um unseliger Täuschungen willen erbitterte, der Versöhnung unzugängliche Feinde geworden sind.

Religiöse Secterei war von jeher in diesen Gegenden einheimisch. Da sind Alt- und Neulutheristen, Reformirte, Niederländisch-Reformirte, Baptisten, Anabaptisten, daneben namenlose Separatisten, welche ganz die Form der ältesten christlichen Gemeinden anstreben, in deren Versammlungen jeder Laie, wenn er sich „vom Geiste ergriffen" fühlt, das Wort des Herrn predigt. Ein nicht seltenes Ereigniß ist es, daß Geistliche aus ihrer Landeskirche austreten und einer dieser Secten sich zugesellen, um ihr als Führer zu dienen. Wie viel Hader dies erzeugen muß, liegt auf der Hand.

Vor einer längeren Reihe von Jahren ereignete sich in dem benachbarten, auf der Höhe gelegenen Städtchen Rensdorf ein nicht unmerkwürdiger Fall. Es bestand hier eine Gemeinde von „Zionisten". Sie hatten den Glauben, daß der Heiland noch geboren werden sollte, und belegten sich, von diesem Glauben ausgehend, mit altjüdischen Namen: Sebulon, Jsaschar, Zebediah, Manasse ꝛc. Ja, aus ihrer Mitte sollte der Heiland der Welt erstehn. Die Vorzeichen dazu stellten sich ein: aber siehe! an einem schönen Morgen war der Christus ein Mädchen, und die Polizei des Orts fand sich bewogen, die ganze Genossenschaft aufzuheben. Noch immer aber tragen die Angehörigen des Orts die alttestamentarischen Namen.

Der große Nachtheil liegt aber nicht in solchen einzelnen Auswüchsen, die leicht ausgeschnitten werden können. Er liegt vielmehr wesentlich in der trüben, sere, auch die harmlosere Freude als etwas Verwerfliches verdammenden Ansicht vom Leben, von den Pflichten des Menschen und seiner Unterwerfung unter den göttlichen Willen.

Diese „Frommen" verlangen von denen, die zu ihnen stehen wollen, daß sie nur „beten und arbeiten" sollen. Für sie ist die Kunst und alles Göttliche, was sie geschaffen, nur ein Wert des Teufels. Es ist sündhaft, in die Schöpfungen der Dichtkunst sich zu vertiefen und, von dem Schwunge poetischen Empfindens getragen, sich eine lichtere, höhere Welt aufzubauen; sündhaft, den Klängen fröhlicher Musik zu lauschen und von Tönen sich Trost im Leide bereiten zu lassen; sündhaft, am Rhein, an die Gottesgabe, in fröhlichen Kreise zu genießen; es ist ein Gräuel, das Bild des Lebens auf den „Brettern, die die Welt bedeuten", zu bewundern, und ein unsäglicher Frevel, im elastischen Rhythmus sich drehend der leichtgeschürzten Terpsichore ein Opfer zu bringen.

Bieben die Eiferer bei sich selber stehen und thäten Buße in Sack und Asche, wir wollten nicht viel dagegen haben und müßten für das Cuthehren, ihrer Gesellschaft uns zu entschädigen suchen. Im Ganzen liegt nicht viel an ihnen; und da sie, die das Geschäft, der Trany nach dem so „verächtlichen" irrischen Gut beständig in die Weite entführt, draußen die gesalzene Stirn glätten, mit der Zunge schwatzen von der verbotenen Frucht kosten und doppelt und dreifach das Verfümte nachholen: so entdehren sie selbst nichts. Sie haben eben einen doppelten Vortheil.

Aber unheilbringend und verderblich ist ihr Einfluß auf die große Masse des ungebildeten Volks. Vermöge ihres Reichthums und ihrer Stellung beherrschen sie Tausende, die von der Hand in den Mund leben. Gebieterisch zwingen sie ihnen ihre Moral-Ethe auf, und wehe dem, der nicht gehorsam den Nacken beugt! Arbeitsentziehung, Wegfall der Unterstützungen, Verdächtigungen und im Gefolge hieraus Noth des Unglücklichen und seines Weibes, seiner Kinder, das bleiche, nagende Gespenst des Hungers — das ist das Loos des Armen! So bietet dem Abhängigen nichts übrig, als Heuchler zu werden oder sich in jene Ueberzeugung hineinzuleben, welche ihm vom Leben nichts als ein dürres, farb- und saftloses Blatt übrig läßt, ein Leben, das nicht lebenswerth ist. Der Arme, der sechs bittere Tage im Schweiße seines Angesichts gearbeitet hat, hat keinen Sabbath; geht er in's Wirthshaus, um eine kurze Spanne Zeit seines Elendes zu vergessen; will er dahin, wo Musik schallt, die sich schmeichelnd und lind an sein sorgengedrücktes Herz legen könnte; wandelt er zum Theater, wo er etwas Besseres lernen kann, als was ihm sein Bedürfniß und die verpesteten Räume, in denen er Tag für Tag darben und immer wieder darben und nichts als darben muß, sagen; tanzt gar der Gottvergessene: so ist er dem Banne verfallen. Ja, noch weiter: er darf sich auch nicht einmal des mit unsäglichen Mühen Erworbenen freuen. Ihm ist es nicht erlaubt, sein wenniges Mobiliar, sein wenniges Häuschen Alles, was er besitzt gegen den Grimm des tückischen Feuers zu schützen; denn gepredigt wird ihm, daß, wer seine Habe versichern läßt, in die göttliche Fügung eingreift und wider die Vorsehung frevelt! In dieser Stickerung ist nichts Uebertriebenes. Ist es doch vorgekommen, daß ein sehr geachteter Mann aus einer der angesehensten Familien wegen Besuchs eines Concerts, in dem ein geistliches Oratorium aufgeführt wurde, mit der kleinen Antrevietion belegt werden ist!

Den letzten Wochen des Februars im Jahre des Heils einhundert achthundert und einundsechzig war es aber vorbehalten, Enthüllungen zu bringen, die alles Frühere überbieten und eine Gefahr anfreden sollten, der nicht ernst und entschieden genug begegnet werden kann. Hatte das Zelotenthum bisher seine Opfer unter den Erwachsenen, den Urtheilsfähigen gesucht, so trat es jetzt mit demselbitem Cynismus in den Kreis der harm- und achtlosen, jeder fremden Einwirkung schutzlos preisgegebenen Kindheit, und Diejenigen, der ihre Hüter, Lehrer und Schirmer sein sollten, offenbarten sich als die schlimmsten Feinde und Zerstörer ihres körperlichen und geistigen Wohls.

Du hast, lieber Leser, eben mehrfach von den Methodisten Englands und Norramerika's gehört, die fast nur in den äußeren Werken der Religionsübung, dem Beten, Fasten und Singen die Religiosität suchen und ihren Namen daher haben, daß sie diese in eine Methode bringen. Bei ihren Versammlungen lassen sie den Einen und Andern vom heiligen Geist ergriffen werden, der nun unverständlich beginnt, Reden der Buße und Bekehrung anzustimmen zu lassen. Der nächterne, durch philosophische Bildung geeignte Geist der Deutschen hat — zu unserm Heil — solche Verirrungen uns ziemlich fern gehalten. Aber selbst jene Exaltirten gestatteten es doch nicht, daß auch das unmündige Alter in solch' ekstatische Zustände hineingezogen wurde; die unschuldigen Kindlein ließ man nicht durch höhere Eingebung in fremden Zungen reden.

Digitized by Google

In der zweiten Hälfte des Februars l. J. hörte man aber zum ersten Mal von solchen Dingen in Elberfeld reden. Mit unglaublicher Schnelle wuchs das leise Geflüster zur lauten allgemeinen Rede an; die Stadt verschloß sich bald jedem anderen Interesse. Man wußte seinen Ohren nicht, als man von „Erweckungen“ der Kinder des Waisenhauses reden hörte, die Tag und Nacht in allen Winkeln, sogar in den Kellern des Gebäudes im Gebete lägen, jammerten und schrieen, in heftigen Krämpfen sich wänden, preßten, fängen, den Teufel in den „nicht ergriffenen“ Kindern beschwörten!

Aber man traute noch weniger seinen Augen, als man an deutschen Tage, an dem diese Erzählungen in bestimmterer Gestalt umliefen, die authentische Bestätigung von alle diesem Unfug in dem frohlockenden, segensvollen Bericht las, den der Vorsteher des Waisenhauses, Grafe, in dem hiesigen Blatte „der Säemann“ der Beurtheilung der Welt preisgegeben hatte!

Nur wer hier zu dieser Zeit gewohnt hat, kann sich einen Begriff von dem Grade und Umfange des Unwillens machen, der wie ein Geschwür aufbrach und in allen Kreisen der Stadt sich kundgab. Hätte eine große Feuersbrunst namenloses Elend angerichtet, so hätte den, der sie angefacht, ein allgemeinerer Zorn nicht treffen können. Man fragte sich, da man erfuhr, daß seit mindestens 14 Tagen das Unwesen getrieben worden war, wie es komme, daß die städtischen Behörden nicht schon eingegriffen hätten, und erfuhr nun, daß zur Zeit der Oberbürgermeister auf Reisen gewesen sei, in Bonn, wo in der dortigen englischen Gemeinde in Folge einer von Englaud ausgegangenen Anregung eine Gebetswoche auf den 6. bis 13. Januar ausgeschrieben war, von den Vorgängen im Waisenhause gehört habe und nun hierher geeilt sei, um seine Pflicht zu thun. Wir wollen dies glauben, weil seitdem dieser Ehrenmann mit Energie und Consequenz gegen die Urheber des Uebels aufgetreten ist.

Da es meine Absicht ist, mich streng an die Thatsachen zu halten, so lasse ich hier die Worte des Vorstehers des Waisenhauses in kurzen Auszuge folgen. Sie kündigen sich in der Ueberschrift als „vorläufige Mittheilungen über die in den letzten Wochen unter den Waisenkindern des städtischen Waisenhauses zu Elberfeld stattgefundene Erweckung“ an. Durch die vom evangelischen Bunde in England ergangene Aufforderung zum gemeinsamen Gebet hätten die Angehörigen des Hauses sich veranlaßt gefunden, auch ihrerseits in gemeinsamen Gebetsstunden zusammenzutreten und den Herrn anser in den vom Bunde vorgeschriebenen allgemeinen Reichsangelegenheiten vorzugsweise um Belebung ihrer Pflegtinge anzurufen.

„Alle fühlten sich neugestärkt,“ so heißt es in dem Bericht; „sie ahnten jedoch nicht, in welcher außerordentlichen Weise der Herr mit seiner Hülfe nahe war. Denn nicht lange mehr sollte es währen, daß der Herr ihnen unter Augen stehen wollte, wie er Gebet erhört . . . Schon am 13. Januar bemerkte man Nachmittags eines der größern Mädchen stille unter den andern sitzen und an ihren Speisen nicht Theil nehmen, sondern sichtbar innerlich ergriffen. Am Abend kam es zum Vorsteher des Hauses, klagte über Seelenangst und begehrte, ihm sein Herz auszuschütten. Dieser wies es auf den Heiland hin . . . . Am folgenden Sonntag stellte dieselbe Unruhe sich wieder ein; aber der Herr erbarmte sich und schenkte ihm freudigen Glauben und Gottestrieden. Bald nach dem 13. Januar kam ein zweites Mädchen zum Vorsteher, klagte über Angst und Sündennoth und wünschte jeden Abend in der Stille zu beten. Es bat um den Schlüssel zu einem freien Zimmer; dieser wurde ihm auch gegeben, übrigens aber die Sache geheim gehalten. So fanden sich noch mehrere Mädchen ein. Mit einigen betete der Vorsteher auch gemeinsam, ersuchte auch die schon „angefaßten“, für die andern mit zu beten . . . Am 28. Januar wurde der Vorsteher Abends durch einen Knaben vom Essen gerufen und erfuhr, mit zu einem andern Knaben zu gehen, der in der Kellertreppe lag und mit lauter Stimme ansrief: „Lieber Heilant, vergieb mir alle meine Sünden!“ Er hatte einen heftigen Blutsturz. Den herzugelaufenen Knaben wurde der Wunsch ausgesprochen, auch sie müßten sich so vor dem Herrn hinwerfen. Der Vorsteher betete mit dem „angefochtenen“ Knaben und noch zwei anderen, von denen einer dem andern vorher den ersten Psalm erklärt hatte. Während dessen liefen vier andere Knaben ebenfalls „ergriffen“ in die Betzlische und schrieen zum Herrn um Erbarmen. Sieben Knaben waren jetzt so mächtig angefaßt, daß sie nicht schlafen konnten. Sie standen wieder auf und gingen in das Aufenthaltszimmer der Knaben, wo sie im Beisein des Aufsehers die ganze Nacht unter Beten und Flehen zubrachten.

Am andern Morgen fühlten sie sich so an den Herrn gefesselt, daß sie Hohn, Spott und Verfolgung der Andern ruhig ertragen konnten. Sie vereinigten sich auch den Tag über in jeder freien Viertelstunde wieder zum Gebet, lasen Schriftabschnitte, erklärten sich dieselben, sangen geistliche Lieder. Diese Knabengemeinde wächst nun am folgenden Tage auf 16, die man auf dem freien Zimmer auf den Knieen aber gar auf dem Angesichte liegend findet; man hörte von ihnen ein gleichzeitiges Rufen um Gnade, um Erbarmen, um Vergebung der Sünden, um eine Ausgießung des heiligen Geistes für sie, für die andern Kinder und für das ganze Haus. Am 31. Januar füllt sich bereits das ganze Zimmer mit Knaben an, die gemeinschaftlich beten wollen. Ein Kind von zehn Jahren sagt zu den Andern: „Ihr wißt, daß die Heuchelei eine große Sünde ist. Es steht geschrieben, daß die Heuchler nicht in das Himmelreich kommen. Wem es von Euch nicht Ernst ist, der gehe lieber von uns weg.“ Es geht aber Keiner. Dann Gebet eines vierzehnjährigen Knaben, aus dem man staunend den Geist reden hört. Einer ließ Essen, 21, der zehnjährige hält darüber einen Vortrag, daß man sich fragt: Woher kommt dem Solches? Der Vorsteher wirft sich jetzt mit ihnen nieder, betend. Bald betet jeder, was ihm auf dem Herzen liegt. Abends kommen zur gemeinsamen Gebetsstunde schon 30 Knaben und 30 Mädchen.

Nach der Stunde gingen die angefaßten Kinder wieder in den Keller, warfen sich auf die Kniee und beteten. Ein vierzehnjähriger Knabe, der bis jetzt geschont hatte: „Wenn sie alle fertig gebetet haben, so will ich doch nicht fertig werden,“ war zu Bett gegangen, um zu schlafen. Aber er kann nicht schlafen. Es war von den erweckten Kindern vorwährend für ihn gebetet worden. Er hört, daß sein liebster Freund, der zufällig im Waisenhause ist, der kleinen Betgemeinde sich angeschlossen hat, und sagt: „Jetzt ist meine Kraft halt gebrochen.“ Er steht auf und geht in den Keller. Er fällt augenblicklich nieder, schreit und liegt in den heftigsten Krämpfen, sodaß er wieder zu Bette getragen werden muß. Eine große Seelenangst hatte sich seiner bemächtigt. Die Krämpfe dauerten über drei Stunden. Er war während dieser Zeit sprachlos, hatte aber volles Bewußtsein. Am nächsten Morgen war sein Widerstand gebrochen, aber noch kein rechter Glaube verspürbar. Gegen elf Uhr stellten sich die Krämpfe wieder ein und dauerten bis ein Uhr. Um 4 Uhr äußerte er, daß er jetzt wieder glauben könne. Abends 7 Uhr verfiel er abermals in Krämpfe, die bis 11 Uhr dauerten. Er hatte in dieser Zeit einen gewaltigen Hunger nach Seelenspeise. Die Kinder und Erwachsenen mußten mit ihm singen, beten ꝛc., auch suchte er sich mit seinen krampfhaft zitternden Händen solche Capitel in der Bibel selbst auf, die man ihm vorlesen sollte, unter andern auch Psalm 23. Auf einer ihm gebrachten Tafel stand ein Liederverß; er nahm sie, sieg mit seinen Augen über die Schrift und machte den Eindruck, als hätte er die Schrift verschlingen wollen. Der Vers lautete:

Weg mit allen Schätzen,
Du bist mein Ergetzen,
Jesu, meine Lust ꝛc.

Gegen 8 Uhr mußte der Vorsteher mit ihm beten. Nach einer Weile hörten die Krämpfe plötzlich auf; er faltete die Hände und sprach mit lauter, klarer Stimme:

Ach, was hör' ich! Gnade, Gnade,
Gnade schallet in mein Ohr!
Ach, es hebt vom Sündenpfade
Mich ein lauter Zug empor!
Gott spricht: Sünder, du sollst leben;
Deine Schuld ist Dir vergeben.

Weiter kann er nicht; denn es stellten sich die Krämpfe plötzlich wieder ein. Gegen 11 Uhr wurde er ruhig, schlief bald ein und erwachte am andern Morgen mit einem stillen Frieden im Herzen, den er auch bis jetzt behalten hat. Diese wunderbare Gnadenthat des Herrn hatte auf alle Kinder den tiefsten Eindruck gemacht, und es fanden sich nun immer mehrere ein, die sich mit den schon erweckten ebenfalls vor dem Herrn niederwarfen und beteten. Nachmittags sahen wir ein Verzeichniß von 37 Knaben, die alle beteten. An der gemeinsamen Gebetsstunde am Abende nahmen über 60 Knaben und ebenso viele Mädchen Theil. Bei dem Aufstellen der Versammlung fing ein elfjähriger Knabe zu beten an, so unwiderlegt und schriftgemäß, daß es Allen durch die Seele fuhr. Es ist dies

wohl das erste Mal gewesen, daß ein Kind im Waisenhause öffentlich frei aus dem Herzen gebetet hat. Nach ihm beteten noch etwa 4 oder 5 Knaben, zuletzt der, welcher am vorigen Abend noch in Krämpfen gelegen hatte. Er dankte dem Herrn für seine wunderbare Rettung, gerieth jedoch abermals in Krämpfe und mußte weggebracht werden. Bald jedoch wurde gemeldet, daß er mit den Knaben, welche auf der Krankenstube bei ihm waren, Loblieder singe. Als später einer der Erwachsenen herzliche Worte an die Kinder richtete und dann auch den Erwachsenen sagte, daß unter ihnen vielleicht der Eine oder Andere noch Buße thun müsse, mußten zwei Erwachsene und mehrere Kinder, von ihrem Sündengefühl überwältigt, hinausgebracht werden. Später betete noch eine Reihe Knaben. Ueber die Zeit war man nicht mehr Herr; der Herr hatte sie selbst das Regiment ergriffen, und so konnte die Stunde erst um 10½ Uhr geschlossen werden. Man hörte dann das Haus auf allen Seiten von Dank- und Lobliedern wiederhallen. In dieser Nacht wurden dem Herrn viele Kinder geboren. Das war der denkwürdigste Wochenschluß, der je im Waisenhause stattgefunden hat.

Am folgenden Sonntage, 3. Februar, war wieder Gebetsstunde. Die Betheiligung daran war größer, als zuvor. Sieben- bis achtjährige Kinder schrieen um Gnade, um Vergebung der Sünden, um ein reines Herz, um den heiligen Geist, auch für die Angestellten und den Hülfslehrer der Kleinen. Einer der Kinder fällt dabei wie todt nieder und bleibt eine Zeit lang in kalter Erstarrung. Gegen 11 Uhr kamen nach einander drei größere Mädchen zum Vorsteher, mit denen er einzeln beten mußte. Es wurde ihm gemeldet, daß die Mädchen auf einem der Schlafsäle nach ihm verlangten und daß er mit ihnen beten solle. Als er endlich kommen konnte, ach, wie wurde er da überrascht! Fast alle Mädchen von sämmtlichen Sälen waren zusammengekommen, weinten laut, lagen auf den Knieen, in den Betten, neben den Betten und in den Winkeln unter. Man hörte ein lautes Rufen um Gnade und Erbarmen. Je länger der Vorsteher betete, desto lauter wurde das Jammern und Stöhnen der Kinder, und als er schloß, hörte man bald von vielen Seiten her einzelne Mädchen in der brünstigsten Weise für alle andern laut beten. Hätte doch ein jeder Christenmensch diesen Anblick haben können! Nach Mitternacht kamen die Mädchen nach und nach wieder zur Ruhe und lagerten sich dann in großer Anzahl in eine der Treppen und den aufstoßenden Gang und fingen: „Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig, setze mich vor Deinen Thron" ꝛc., sowie andere geistliche Lieder. An der Morgenandacht am 4. Februar mußte wieder ein Knabe weggebracht werden, und eine Stunde später drei andere aus der Schule, die sehr über ihre Sünden jammerten.

Wiederholung des Freitberen am Abend. Vier Kinder waren während der Stunde wieder hingefallen und mußten weggetragen werden; darunter ein ausnehmend Verhärtetes, den eine unsichtbare Gewalt in's Waisenhaus geführt hatte. Er hat später erzählt, daß er auf dem Weg immer habe laufen müssen. Er hat mehrere Tage und Nächte heftig kämpfen müssen, mitunter war er förmlich am Brüllen (sic!); aber er hat jetzt lebendigen Glauben und Frieden. Am folgenden Tage, 5. Februar, wurde ein Kind nach dem andern von göttlicher Traurigkeit ergriffen, brach zusammen und mußte zu Bette gebracht werden. Im Laufe des Tages lagen sie zu Dutzenden da und jammerten in großer Angst, aber theilweise auch unter heftigen Schmerzen laut. Viele dieser Kinder hatten krampfhafte Anfälle, verloren die Sprache und schlugen fortwährend mit den Händen, gaben dabei aber immer das Verlangen kund, daß mit ihnen gebetet werden solle. Die Aufsichtsfälle dauerten bei einzelnen Kindern fast vormittagsend, bei andern Kindern kehrten sie in Zwischenräumen von einigen Stunden wieder. Am 6. Februar Abends war die durch die schreienden Kinder hervorgerufene Aufregung wieder sehr groß. Ein kleiner Abendessen ergriffener Knabe fand nach einer vielleicht nur eine halbe Stunde anhaltenden tiefen Erschütterung wieder Ruhe und wurde in die höchste Freude versetzt, in welcher er über seinen gnadenreichen Heiland laut jubelte. Der Vater desselben hatte vor vier Jahren, auf seinem Sterbelager zum Glauben gekommen, seinem Heiland die Kinder an's Herz gelegt. Ein siebzehnjähriger Knabe von der Schusterei des Waisenhauses, bis dahin ein Spötter, sinkt, nachdem er geäußert: „er wolle, daß er auch in einen solchen Kampf siele," plötzlich hin, tritt mit den Füßen, schlägt mit den Händen, schreit und stöhnt, wie ihn der Satan gepackt habe und ihm den Mund zuhalte, wenn er beten wolle. Später, da er einen unempfänglich gebliebenen Knaben umarmen wollte, trat dieser seinem, der grauenhaft aussah, nicht näher, sondern sagte: „Er fraßt mich." Da streckt ihm jener noch einmal die krampfhaft zusammengezogene Hand entgegen und sagt knirschend: „Th., bete, er kriegt Dich gewiß!" Der Freund, den es fast überlaufen mochte, entfernte sich. Am 7. Februar lagen 20 Knaben zu Bette, größtentheils unfähig zu sprechen; sie mußten durch Schreiben ihre Wünsche äußern, waren aber fortwährend bei vollem Bewußtsein, schrieben unter den heftigsten Convulsionen. Waren sie ruhig, so riefen sie zum Herrn, auf daß sie von dem argen, bösen Feinde nicht noch länger angefochten würden. Am 13. Februar belief sich die Zahl der also angefochtenen Knaben auf 33; andere Mitterwerte blieben ruhig, ebenso die meisten Mädchen.

Eines Abends hörten wir, unbemerkt, von einem zehnjährigen Knaben ungefähr folgendes Gebet: „Lieber Herr, Du hast gesehen, daß wieder viele Knaben im Gebet lau geworden sind; auch ich bin lau geworden. Ich bekenne es Dir; ich will aber nicht wieder lau werden. Ich danke Dir auch, daß Du mich in dieses Haus geführt hast. Ich glaubte früher, ich hätte es hier schlecht; wir Alle glaubten das; aber jetzt sehen wir, daß wir es gut haben. Herr, es ist auch hier im Hause lange nicht an die ihrigen Christen gedacht worden. Hilf ihnen, aber auch ihren Verfolgern, den Muhamedanern. Sie haben ja eine falsche Religion. Sie verehren einen Propheten, der ein falscher Prophet ist. Aber sie sind treu in ihrer Religion. Sie geben ja mit ihrem Leben treuer um, als viele Christen mit der Bibel. Herr, hilf auch den armen Leuten in Holland, die jetzt durch die Ueberschwemmung in große Noth gekommen sind. Herr, erbarme Dich über uns Alle" ꝛc. Der größte Theil der Kinder es sind über 200 im Hause ist jetzt schon erfaßt; alle stehen unter dem Eindrucke der gewaltigen Thaten Gottes. Wir bitten alle Gläubigen, des Waisenhauses fürbittend vor dem Herrn zu gedenken, auf daß er sein Feuer, das er auf Erden anzuzünden sich in dieser Zeit wieder mächtiger aufgemacht hat, heller und weiter brennen lasse zum Preise seines beschheiligen Namens. Elberfeld, den 13. Februar 1861."

Es scheint unmöthig, an obige von der extremen Partei, die wir hier bekämpfen, selbst ausgegangene Darstellung den Maßstab der Kritik anzulegen; sie richtet sich selbst. Jeder, der dies mit gesunden Sinnen liest, muß Abscheu gegen das Gebahren von Erziehern fühlen, welche die ihnen anvertrauten Waisen geistigem und körperlichem Verderben überliefern. Noch bis heute 7. März sind die Spuren der Krampfanfälle nicht verwischt; noch liegt eine Reihe von Knaben krank darnieder. Die heftige Aufregung, in welche man diese zarten Seelen versetzt hat, reicht schon für sich allein hin, ihren Körpern einen schweren, vielleicht irreparablen Schaden zuzufügen; nun hat man aber die in solche Ueberspannung getriebenen Kleinen bei nächtlicher Weile im kalten Winter in den Gängen und Kellern auf den bloßen Erdboden herumliegen lassen. Selbst wie die schrecklichen Folgen, stundenlange, ja wiederholende Krämpfe und epileptische Anfälle und zeitweiliger Verlust der Sprache, sich einstellen, haben diese Wärter der Knabheit kein Einsehen; sie finden vielmehr an alle dem eine Offenbarung des heiligen Geistes und freuen sich herzlich darüber!

Der krausen sichende Nächtere wird unschwer auf die Verumdung pfäffischer Angst kommen. Wir können dem, wenn wir den ehrwürdigen Charakter der mit der Leitung des Waisenhauses Betrauten in Erwägung ziehen, nicht beitreten. Aber verhehlen dürfen wir es uns nicht, daß mittelalterliche Borniertheit und beuchlerische Lüge hier in einem noch unerhörbaren und schwer zu entscheidenden Grenzstreit liegen.

Hören wir, was selbst die kirchliche Partei, d. h. diejenige, die nicht das schöne Menschliche erdrücken, sondern läutern und klären will, nur die sich hier entschieden den Freunden entgegenstellt, die frömmer und gottergebener sein wollen, als Gott selbst, über die Vorgänge des Waisenhauses urtheilt.

„Bei den Erweckungen im Waisenhause," sagt das von einem Geistlichen verfaßte „Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland", „ist leider viel Gemachtes und alle Fleischlichkeit und Unberechtigtes unterlaufen, wobei dann zu erwägen, daß es namentlich in Anstalten christlicher Wärterinnen, wo in beschränkten Räumen so viele Jüngere und Aeltere zusammenleben, nicht schwer sein mag, so etwas absichtlich

hervorrufen, daß es unter Kindern bei ihrer geistigen Unreife doppelt leicht, darum aber eben doppelt unzulässig erscheinen muß, solche Dinge zu erregen, und daß bei dem allgemeinen Bibelzeugkampfwuthe und der religiösen Zerklüftung so mancher Anstaltsvorsteher eine doppelt große Vorsicht und Besonnung darin liegt, in solchen Erscheinungen in ihrer Anstalt eine besondere Anzeichnung und Bewahrheitlichkeit nun das Reich Gottes suchen und finden zu wollen... Ein gemachtes, unrichtiges Wesen zeigt sich vom 28. Januar an, an dessen Abend Kling, der Waisenhausvorsteher, den Knaben Schmitz auf der Treppe stehend und laut um Vergebung seiner Sünden schreiend fand. Statt denselben sofort in aller Stille in sein Kämmerlein zu führen, ihn dort zu trösten und mit ihm zu beten, zeigte ihn Kling erst den andern Knaben als nachahmenswerthes Beispiel. ... Das war gefährlich und wirkte nur allzurasch, indem selbigen Tage schon die Unordnung eintrat, als Verlegung des Schaufpiels von der Treppe in den Keller, wo vier Knaben um Erbarmen schreiend gefunden wurden. ... Durch alle auffallenden Erscheinungen ließ sich Kling nur desto mehr im allabendlichen Halten außerordentlicher Gebetsversammlungen bestärken; ... kurz alle Ordnung und Regel des Hauses war gestört, und Niemand scheint das für unschicklich gehalten zu haben, ihre Herstellung gerade in Gebet zu haben. ... Am Dienstag, 5. Februar, ging nun die Sache in's Große. Nachdem Kling mit 20 Knaben und 20 Mädchen gebetet hatte, traten die bisher einzeln vorgekommenen körperlichen Affectionen massenhaft auf; ein Kind nach dem andern wurde ergriffen von einem „göttlichen Traurigkeit“, wie der Bericht sagt, brach zusammen x. 40 bis 50 Kinder wurden in kurzer Zeit von Krämpfen erfaßt, oft plötzlich ohne unmittelbare äußere Einwirkung, oft nachdem von andern Kindern gerade speciell für sie um den Geist gebetet worden. ... Mit Bewußtsein, aber sprachlos lagen dabei die Kinder da, schrieen, jammerten, wälzten sich umher und bewegten den Kopf so sehr, daß, um Verletzungen zu verhüten, die Kopfstützen in die Höhe gezogen werden mußten. Dieser Zustand, der wirklich mehr an die Besessenen zur Zeit Christi, als an ein Einwohnen und Einwirken des heiligen Geistes erinnert, war von verschiedener Dauer. ... Hiernach ist wohl klar, daß den Vorsteher Kling mit Recht der Vorwurf trifft, alle Hausordnung vergessen und zur vogelfreien, für Veit und Zeete der Kinder berechtigten Erscheinungen und Zustände absichtlich beförderet zu haben. ... Gnase scheint von Anfang an das Verkehrliche und Oeffentliche, was in den unverkennlichen Wesen und den leiblichen Affectionen lag, nicht gesehen zu haben, sondern hat die Sache nur mit der größten Freude verfolgt. Selbst der Hausarzt ist erst in letzter Zeit, als am 23. Februar noch zwei Kinder von Krämpfen befallen wurden, darauf gekommen, die doch mindestens höchst überflüssige und gefährliche Affection zu hemmen durch das einfache Mittel, ihnen kaltes Wasser in's Gesicht zu gießen. Auch in einer Elberfelder Elementarschule hat der Lehrer einen Knaben, der sich winselnde und klagend über das Pult legte und der Weisung, gerade zu sitzen, nicht folgte, indem er von heftigem Gebetsdrange sprach, mit entschiedener Züchtigung zur Ordnung gebracht.“

Rühmen muß es anerkannt werden, daß die städtischen Behörden gegen die Partei, deren unsittigem Einfluß wir das Geschehene zu verdanken haben, mit Entschiedenheit Front machten und mit Ernst und Eifer den Kampf mit derselben aufnahmen. Der Oberbürgermeister der Stadt leitete die Untersuchung ein, vernahm die Angestellten und sonstigen Angehörigen des Waisenhauses. Er erstattete dem Gemeinderath hierüber umständlichen Bericht, welcher alles Obige in erhöhtem Maße bestätigte. Die Vorgänge, wenn ein Knabe den andern belehrte, hatte Graf dahin geschildert, daß der schon angefaßte Knabe anrief: „Herr, fasse ihn, wirf ihn nieder, schlag ihn nieder!“ x.; und Graf fügte hinzu, daß, wenn dies ein oder mehrere Mal geschehen sei, der betreffende Knabe wirklich, von Seelenangst ergriffen, niedergefallen sei. Der Zustand der in Krämpfen liegenden Kinder wurde von den Beamten genau so beschrieben, wie es oben dargestellt ist. Ein Knabe war in zwei Tagen nur eine Stunde lang der Sprache mächtig gewesen; manche Kinder wurden kaum nur einmal, andere zwei oder drei Tage nach einander ergriffen. Einer der Knaben theilte dem Oberbürgermeister im Tone unnatürlicher Erregung und unanfgefordert mit, was sie gebetet hätten; es begann damit: „daß der Herr ihnen den Schild des Glaubens geben wolle, um damit die feurigen Pfeile des Satans auszulöschen“ x. Kluge gestand ein, er habe der Bewegung gegenüber nichts gethan, was die Kinder weiter zu einem ruhigen, nüchternen, ernunftgemäßigen Wesen zurückführen konnte; in dem Hause sei eine unmittelbare That Gottes geschehen, welcher zu widerstreben er für ein Verbrechen gehalten haben würde; er habe die Vorgänge mit Freuden gesehen und freue sich noch jetzt daran; denn er sei überzeugt, daß dadurch vielen Kindern das Seelenheil erworben worden sei. Die körperlichen Krankheitszustände schilderte er, in Anbetracht des Seelenfriedens, welcher darauf gefolgt und durch sie vermittelt sei, gering an. In der Unterstützung, die ihm das Hausgesinnal lieh, erkannte er, welch ein Segen es sei, nur christliche Leute im Hause zu haben, da er dadurch der Nothwendigkeit enthoben werden sei, Gebetheiser von außen herbeizurufen. Die aus sogenannten „gebildeten Männern“ bestehende Direction des Waisenhauses erklärt in dem betreffenden Sitzungsprotokoll, sie seien zusammengekommen, um Ohren- und Augenzeugen des wunderbaren Gnadenwerks zu sein, welches der Herr nach seiner unendlichen Barmherzigkeit bei so vielen Kindern des Hauses in den letzten vierzehn Tagen angefangen habe. Es müsse nach den Mittheilungen des Kling angenommen werden, daß ohne Einwirkung durch Menschen eine außerordentliche Erweckung unter den Kindern stattfinde, weßhalb man dem Herrn nicht oft genug danken könne. * Der Hausarzt hat es nicht für der Mühe werth gehalten, over der Einleitung der Untersuchung von der massenhaften Erkrankung der Kinder seiner vorgesetzten Behörde irgend eine Nachricht zu geben. Er ließ sich, ohne nach den Kindern zu sehen, von dem Kling mit der Bemerkung abspeisen, daß es sich hier lediglich um eine größere religiöse Erweckung der Kinder handele, und daß es nicht gut thue, nach ihnen zu sehen, da die Sache sonst ein ungerechtfertigtes Aufsehen machen werde.

Der Gemeinderath ging von einer andern Beurtheilung der Sache aus. Nachdem er bereits in einer frühern Sitzung den Kling provisorisch seiner Stellung enthoben, demselben jedoch freigestellt hatte, in einer gegebenen Frist um seine Entlassung einzukommen, nachdem ihm auch für diesen Fall sein Gehalt für das laufende Jahr belassen worden war, zeigte Kling der ihm vorgesetzten Behörde an, daß er sich in seinem Gewissen gebunden fühle, sein Amt nicht freiwillig aufzugeben. Graf, der nach der von den Vorstehern der Armenverwaltung, Daniel v. d. Heyde, gemachten Mittheilung diesem erklärt hatte, er trete von der Direction zurück, zeigte dem Oberbürgermeister an, „er habe zu dieser Erklärung Herrn v. d. Heydt nicht ermächtigt“ (was sicht hier zwischen den Zeilen?). Hierauf erwidert Herr v. d. Heydt, daß, was er dem Oberbürgermeister berichtet habe, wirklich geschehen sei. In seiner Sitzung vom 28. Februar hat darauf der Gemeinderath mit 23 gegen 3 Stimmen den Beschluß gefaßt, den Graf das ihm anvertraute Mandat als Mitglied und Vorsitzer der Direction des Waisenhauses zu entziehen, den Oberbürgermeister mit 23 gegen 2 Stimmen ersucht, mit der provisorischen Enthebung des Kling unmehr ohne Verzug vorzuschreiten, und mit 19 gegen 8 Stimmen beschlossen, das Verhältniß des Hausarztes zum Waisenhause zu lösen.

Diesen Beschlüssen begegnete im Allgemeinen eine große Zufriedenheit. Zwar fanden auch hier unschreitene Ansichten ihre Vertreter. Ihnen schien der Gemeinderath nicht energisch genug. Von diesem Theile der Bevölkerung gingen diejenigen Schilderungen aus, wonach brutale Gewaltmittel zur Belehrung der Kinder angewandt sein sollten. Wir wenden uns von dieser Variante ab, da die Untersuchung in ihren Resultaten erst zeigen muß, ob irgend etwas Thatsächliches dieser Behauptung zu Grunde liegt.

Wir können es, wie die Sachen nun einmal liegen, der Partei, gegen die wir hier kämpfen, kaum verargen, wenn sie auch jetzt noch das Vorgefallene in Schutz nimmt. Unserm Standpunkte kann das nur nützen. Denn wenn zur Vertheidigung angeführt wird, wie so Manches, der in Seelennoth gelegen, es schon erlebt habe, daß er, aufwachend, Magenschmerzen und allerlei körperliche Beränguiß gehabt habe: so ist das eben nur die bekannte Beweistheorie des idem per idem; der Unsinn kann nie dadurch zum Sinn werden, daß der davon Befangene darauf sich steift und auch vordemonstrirt, es habe schon mehr solche Unsinnige gegeben, deshalb sei es kein Unsinn.

Zu bedauern aber ist es, daß, wie es scheint, ein großer Theil der kirchlich gesinnten Partei, als gelte der Streit der Kirche

* liegt vielleicht ein Narrenhaus in der Nähe von Elberfeld? Anmerk. der Redact.

und nicht blos den krankhaften Bewirrungen der davon getrennten Einzelnen, sich auf die Seite der „Erweckten“ und „Angefochtenen“ wirft und so dem großen, urtheilslosen Haufen die Meinung einflößt, auf dieser Seite sei wirklich die Wahrheit und das Recht und die Erleuchtung, und die darum verfolgt würden, seien Märtyrer und Glaubenshelden. Leider ist es so. Leider haben die Presbyterien leider evangelischer Gemeinden der Stadt Elberfeld Collecten sichtte gethan zu Gunsten der abgesetzten Verwaltung des Waisenhauses, bei denen theils einstimmig, theils mit 22 gegen nur 5 Stimmen Beschlüsse in dieser Richtung gefaßt wurden. Se droht eine verpfuschte und verpfuschende Ansicht weiter um sich zu greifen und argen Samen des Mißtrauens und der Zwietracht zwischen die Diener der Kirche und die Gemeinde und innerhalb der Gemeinde zu werfen, wahrlich nicht zum Heil der Kirche. Dieses Treiben kann nur die entgegengesetzte Frucht von derjenigen zeitigen, welche sene kurzsichtigen und von falschen Besürchtungen getriebenen Freunde der Kirche damit zu erzielen hoffen.

In verständigerer Weise behandelte der berühmte holländische Prediger Gerhard Knypers die Erregungen, die in seinem Lande in der Mitte des vorigen Jahrhunderts großes Aufsehen erregten und von dem Orte, wo sie am meisten sich zeigten, den Namen der „Nykerker Erweckung“ erhalten haben. Obwohl gerade die Kraft seiner Reden diese Zustände vielfach erzeugt hatte, so sah er doch ein, daß es sich bei Vielen nicht sowohl um religiöse, als um leidenschaftliche körperliche Aufwallungen handelte; und da diese immer stärker wurden, den geregelten Gottesdienst beständig störten und fast unmöglich machten, und zumal die so Afficirten auf keinen guten Rath hören wollten, war er es gerade, der dem Kirchenrathe Vorschläge machte, dieser Unordnung zu steuern. Auf seine Veranlassung faßte dieser am 29. October 1750 den dreifachen Beschluß: daß Alle, die den Gottesdienst durch körperliche Aufregung störten, sofort aus der Kirche zu entfernen seien; daß die den Zufällen Unterworfenen nicht in der Mitte, sondern an den Thüren der Kirche Platz zu nehmen hätten, um im Nothfall gleich entfernt werden zu können; endlich daß die Vorsteher der sogenannten Uebungen mit den Predigern für Herstellung der Ordnung wirken sollten, widrigenfalls ihnen die Erlaubniß zum Halten derartiger Versammlungen genommen werden würde. — Diese Beschlüsse bewährten sich so sehr, daß mit ihrer Publicirung die Aufregung in Nykerk selbst sich legte und bald ganz verschwand. Wenn die anfängliche heftige Bewegung durch das Evangelium selbst zur Ruhe gebracht werden war, so wich die körperliche Aufregung, die sich außer in ganz epileptischen Zufällen besonders auch im Schleudern des Kopfes, im Feststemmen des Daumens, im starken Athemholen gezeigt hatte, den passenden äußern Maßregeln. Aus Nykerk hatte sich bald die Bewegung auch anderswohin fortgepflanzt. Besonders leidenschaftliche Aufregung zeigte sich im Frühjahr 1751 in der Provinz Groeningen, wo ihr aber die weise Handlungsweise der meisten Prediger ein schnelles Ende bereitete.

Dem leidenschaftslos und abgesehen von jedem religiösen Parteigeist Urtheilenden muß die ganze Angelegenheit als eine äußerst einfache und deren Lösung als eine natürlich sich ergebende erscheinen. Auch die Religion ist Sache des Einzelnen; mag er gläubig oder prüfend und suchend an den ihm überlieferten Stoff herangehen, die wahre Religiosität muß doch wieder etwas selbst Erlebtes, in ihm Erwachsenes, Erworbenes sein. Mag, was ihn dazu führt, Gefühl — Verstand — Verlangen nach etwas Unbestimmtem, an das, als eine höhere Macht, er sich anlehne — mag es Erkennen sein: gleichviel — etwas Individuelles ist sie, sonst ist sie eitel Flitterwerk. Von außen, von Dritten eingewängt, eingeredet, durch welche Mittel immer aufgepfropft, gleicht sie der aus dem mütterlichen Boden gerissenen Pflanze, die, in fremdes Erdreich gesetzt, keine Kraft gewinnt und von jedem Sturme gefnickt wird.

Man lasse also dem Kinde vor allem seine natürliche Entwickelung. Will man dasselbe in krankhafte Erregungen versetzen, ihm den Schlaf, die in diesem Alter so unentbehrliche ordentliche Lebensweise und Ruhe nehmen, es in Convulsionen fallen lassen und in diesen Zustande sein Gemüth mit religiösen, schwärmerischen Vorstellungen erfüllen, so zerstört man ihm Leib und Seele, erzeugt in ihm eine Fülle der unrichtigsten, zu den größten geistigen Ausschweifungen führenden Vorstellungen und entfremdet es schließlich der Religion, statt es derselben zuzuführen. —

Der Umstand aber, daß so viele auf der Höhe der Bildung stehende Männer dennoch sich zu Verfechtern der Thorheit — um ein mildes Wort zu gebrauchen — aufwerfen konnten, beweist die Größe der Gefahr. Die Bekämpfung derselben scheint uns daher eine Aufgabe der Presse zu sein, die der hohen Bestimmung derselben würdig ist. —

Zur Wurzenhütte am Spitzingsee.

Am Kühtaggl — Ein Asyl für Erdmolche — Der Spitzingsee und seine Bergsitzung — Die Wurzenhütte und die Geschichte von der Burgl und dem Jörgl.

(Schluß.)

Vom Enterrottacherhofe nach Nordosten führt ein Steig zur Höhe des fünfstehalbtausend Fuß hohen Kühtaggls, welcher das Thal von Schliersee vom Rottachthale scheidet; ein reichbewaldeter Bergrücken, der die Baumgarten- und die Bodenspitze verbindet und im hohen Winter dem nach Aeßung zu Thal steigenden Gemsvolk häufig als Uebergangsspunkt dient. Am Felsenbette eines Giesbaches, rechts das wild gefliftete nördliche Gewände der Bodenspitze, zieht der Weg heran; unfern dem Rücken ist in verborgener Einsamkeit in Mitte saftiger Wiesen eine Alme. Auch in die wasserreichen Gräben und Klüfte der Umgebung treiben die Dirnen ihre Kühe, denn dort ist gutes Futter. Oben am Höhensaum trennen sich die Viehwege zu mehreren in den nächsten Bergen gelegenen Almen. Hier hatte einmal ein von dem Kirchweihfeste zu Tegern, wo er all sein Gut verspielt hatte, auf dem Heimwege in's Thal nach Bairischzell begrüßener Bursche den Einfall, seinem Verdrusse durch Anshängen an einem Baume Luft zu machen, nachdem er zuvor das Motiv hiezu durch Umkehren sämmtlicher leeren Taschen dem redlichen Finder zu erkennen gegeben hatte. Fremde, welche zufällig vorbeispaziren, fanden den verzweifelten Hunmeristen entseelt und starr an einem Aste hangelnd. An jenem Tage wüthete ein Sturmwind in den Bergen, und die Bewohner schrieben ihn hinterdach dem Selbstmörder zu, dessen arme Seele eben zur Unterwelt geführt würde. Heute noch bewahren die Sennerinnen ihre Vieh vor der Weide jener verrufenen Unheitsstätte, weil dort giftiges Gras wachse, und wenn je sich Eine gezwungen sieht, zur Dämmerzeit noch dort vorbeizukommen, so schägt sie, die sonst muthige, ein Kreuz, leschleunigt ihre Schritte und betet laut ein Vaterunser für die schlechteste Seele im Jenseits. Das allein kannt den Geist des losteren Vogels, der mauchmal Felsbroden von den Wänden löst und sie tückisch nach den frühen schleudert. Mit Erhängen ist kein Spaß zu treiben, und sie sind schlimme Gesellschaft.

Im Winter, wenn viel Schnee gefallen, geht auf Hanerschlitten aus den Hochforsten des Kühtaggls viel Holz zu Thal, denn es giebt noch reiche Wälder hier, obgleich sie seit zehn Jahren fortwährend unter der rastlosen Axt stehen. Hoffentlich hat in weiteren zehn Jahren die liebe Aussichtsrung schöne Erfolge dort erzielt, und die niedergefällten Wälder werden Dezungen sein!

Vom Enterrottacher gegen Osten geht es gleich hinter dem Gute hinan zum Wasserfall der Bodenalme und der Bodenspitze. Dieser Wasserfall, nur im Frühjahr beim Schneethauen und nach heftigen Regengüssen im Sommer eingermaßen mit Wasser versehen, imponirt mehr durch die Kühnheit der Felsparthien, durch die aus und über welche hinab in's Thal derselbe den Weg nimmt. Vom Wasserfall führt der Steig an der steilen Wand hinauf, und zwei Mal schreitet man, links eine Wand und rechts den Abgrund, über einen schon halbversanten, schwankenden Baum, um den festen Boden jenseits der jähe hinabfallenden Schluchten zu gewinnen. Schon mancher Fremde, der die Höhe von dieser Seite erreichen wollte, ist hier wieder umgekehrt. Da blüht kein Alpenrösslein, kein Rhododendron, kein Bergsimmuich, — nur der Teufelsapfel sinkt, nur der giftigen Eisbeere, eckige Frucht, nur der blaue Eisenhut (Giftwurzel, mit seinen giftathmenden schönen Blüthen, nur der Seidelbast mit seinen wie Hyacinthen riechenden schädlichen Blüthen oder der hochrothen Beere winkt, und außer verwerthenem Geißblattgestrüppe, Schlehdorn- und Brandbeerbeeren

Digitized by Google

steht nur vereinzelt ein Wachholderbüschlein, die gemeine Esse oder eine verkümmerte Tanne. Nur der Adler senkt hungrig sich hieher, um kriechendes Gewürm in seinen Horst zu tragen, selten daß ein Haselhuhn quiekt oder ein Wiedehopf schreit. Der Erdmolch haust hier in großer Zahl, dieser träge und zornmüthige Geselle, unsittig zwar, wenn nicht gereizt, aber mit übelriechendem und Geschwüre erregendem Schaume sich überziehend, sodald der unachtsame Fuß des Kletterers auf ihn tritt. Hunderte dieser häßlichen Thiere trifft man da, denn sie sind fruchtbar wie der Sand am Meere. Den Beweisen gilt der Molch für den verlässigsten Wetterpropheten; steigt er bergan, so wird es heiter, und wenn bergab, so regnet und stürmt es bald. Auch heißen sie ihn den Wagnarren, und auf mich hat er in der That immer den Eindruck eines vierfüßigen Narren gemacht, wenn er mit gespreizten Füßen, glotzenden Augen, aufgeblähtem Körper und aufgesperrtem Maule sich gegen den Wanderer kehrt, der ihn doch mit einem Fußtritt vernichten kann. Die Sennerinnen müssen das Vieh, wenn es manchmal in die Gräben weidend hinabsteigt, hüten, damit es nicht trinkt aus Pfützen, wo der Molch badet; denn leicht erkrankt das Thier von dem Genusse jenes Wassers.

In tausend Windungen und in ewigem Zickzack kommt der Steig endlich droben auf einer Wiesenfläche, etwa tausend Fuß unter dem Scheitel der Bodenspitze, an; es ist ein längliches viereckiges Plateau, etwa 600 Schritte lang und 200 Schritte breit. Am westlichen Rande desselben stehen vier Sennhütten, die trostige Weise zieht sich empor zu der links steil sich erhebenden Spitze des Berges, das ist die Bodenalme. Rings gliedenständende Kühe. Ein frischer Luftzug streicht von den Tyroler Schneebergen her, deren eisige Häupter herüber ragen. Schauen wir zurück in das verlassene Thal; da drunten liegt es wie ein grüner schöngeflechter Teppich, die Retlach zieht sich durch dasselbe wie ein Silberstreifen. Eingerahmt von lieblichen Matten und grünen Wäldern zieret der südliche Theil des Tegernsee's den Thalgrund. Auf der hier offenen südlichen Seite des kolossalen Waldkegels zeigen sich lieblich grünende Abhänge, an denen Hütte an Hütte klebt und manches Stück Vieh behaglich weidet, dessen Schellengetöne durch die von keinem Laute gestörte feierliche Ruhe traulich herüberbimt.

Stärken wir uns, indem wir in eine der Sennhütten treten und die freundlich gebotenen Gaben genießen. Die Dirne giebt uns, was sie hat, Milch, Butter und Käse, und uns mundet herrlich, was sie uns gab; denn wer nie im Thale den Hunger kennt, jenes freudige Begehren des Magens nach Speise, — sicher kennt er es nach Erkletzigung der Bergenalme kennen. Leider ist dieselbe wasserarm; die Sennerinnen müssen den nöthigen Wasserbedarf ziemlich weit von unten herauf in Schäffeln auf dem Kopfe herschleppen. Gehen wir weiter mutten durch die weidende, den seltenen Fremden aufsammelnde Heerde nach der Länge des Wiesenplateau's gegen Ost einem Walde zu. Hunderte Pfade, von den Kühen getreten und deshalb für Menschenfüße beschwerlich und zur Vorsicht mahnend, führen durch den Wald um den Bergrücken herum. Nach einer Viertelstunde sind wir vor dem Gehöfte angekommen, uns wir stehen an dem mit Zwergsträuchern besetzten Rande eines steilen, grünen Abhanges. Im Kreise herum erheben Felsketeste ihre Häupter, links ragt die Brecherspitze himmelan, gerade vor uns drunten im grünen Thale ist eine Alme, die Fürstalme; ein weiter Steinbann soll die Hütten schützen gegen die Steinlawinen, welche von den Wänden abgelost manchmal in die Tiefe poltern.

Und was ist denn das dort, was trübe schimmert zwischen den Bergen? Es sieht von der Fürstalm ein Bach hinunter das enge Thal entlang zwischen einem Spalier von Fichten, und dort verliert er sich. Das ist der Spitzingsee, nahe an 5000 Fuß über dem Meere; melancholisch blickt er zu uns herauf, und in seinem matten Glanze spiegeln sich die Berge, die ihn umgeben, in ihm beschaut sich das Rund, das von den zahlreichen Almen an seine Ufer niederreicht, um dort zu tränken. Um von unserer Höhe gerade hinab zu gelangen, müssen wir vorsichtig steigen; denn der Abhang ist von Felstrümmern und Gerölle überschüttet, und diese sind wieder von langem, aus den Spalten reichlich wachsendem Grase überdeckt, so daß die Lücken verborgen sind und der Fuß nur mit Mühe vor Straucheln geschützt werden kann. Trunken angekommen eilen wir auf weichem Wiesenboden am brausenden Bache fort und stehen bald mitten im Sumpfe, der den Spitzingsee umgiebt.

Nur eine einsame Möve schwärmt über dem matten Wasserspiegel. Was sucht sie? Einen Frosch etwa, dessen Gequake aus der Pfütze tönt? Der See ist ja fischleer! Vor Zeiten war's anders. In reicher Menge lebte der Karpfen im dunklen Gewässer, und selbst die Forelle zieh ihr schlüpfrig Gewand an den Binsen und am Röhricht des Ufers. Das Recht des Fischens gehörte den Fischern des Schlierse's. Diese stiegen mit Netz und Reusen herauf, um für das Stift Tegernsee oder für die zahlreichen Sommerfrischgäste in der Gegend einen Fang zu thun. Einst trafen sie mehrere Tyroler, die aus der nahen Heimath über das Gebirge gestiegen waren, um sich im Spitzingsee wohlfeilen Fischbraten zu heben, weil nach ihrer Ansicht die Fische Eigenthum Aller sind. Es kam zu Streitigkeiten und zu Schlägereien, und von nun an kamen die unberechtigten Fischer öfter als früher. Endlich schritten die Behörden ein, und die Freisischer erlitten harte Bußen. Jetzt kam zwar kein Tyroler mehr zum Fischen, aber eines Tags erzählten zu Thal gekommene Leute, sie seien am Spitzingsee vorbeigegangen und hätten an seinen Ufern Tausende von Fischen und Krebsen todt gesehen, ja, das ganze Spitzingthal stinke von Fischaas. Sogleich eilten die Fischer hinauf und fanden die Hiobsmähre wahr. Man vermuthete, es sei Gift in den See geworfen worden; von wem aber, hat Niemand sagen können. Seitdem sieht man keinen Fisch im Spitzingsee, selbst der Wurzeljägel sieht seinen mehr und seine Burgl auch nicht, von denen ich drunten mehr sagen will.

Der von Nord nach Süd und in einem Kessel nach Nordwest sich ausdehnende Spitzingsee mag eine Meile im Umfange haben; seinem westlichen Ufer entlang zieht sich ein Sträßchen, das von der Kaiserlaune am Valepphüttsee und von Brandberg und Rottenberg her führt und durch das Hochthal des Spitzing nach Aufkirchen und in das Rechland Baierns hinausgeht. Am nördlichen Ufer des See's ist die Spitzingalm, und um hundert Schritte weiter gegen Norden eröffnet sich eine herrliche Rundschau in's Land hinaus, in die umliegenden Tiefthäler und auf die majestätischen Kolosse, welche sie umgürten, als König der Höhe über alle hinausragenden Wendelstein. Zu Füßen tief drunten der Schliersee mit seinen lieblichen Ufergeländen, den freundlichen spitzthürmigen Kirchen in Nord und Süd, mit seiner grünenden Insel, der schattigen bergigen Halbinsel im Osten und der Burgruine in Mitte schwarzer Waldungen im Westen. Drüber hinaus aber schweift der Blick in der offenen Runde über tausend Orte, über Wälder und Flüsse bis hinunter zur Traunsitz, deren Herren die Gegend einst unterthan gewesen.

Auf dem Sträßchen von Nord nach Süd, am westlichen Gestade fortgehend, gelangt man zur sogenannten „Wurzenhütte". Hier hauste seit vielen Decennien der alte Jörgl mit der getreuen Burgl. An ihrer Jugend war die Burgl eine rothwangige frische Sennerin, der Jörg ein kämmiger Holzknecht. In den Bergen hatte der Zufall sie einst zusammengeführt, und die Liebe hieß sie einen Bund knüpfen. Doch waren Beide zu arm, um sich das Recht des Gösseins um in Ehren ihren Herd zu begründen; und dennoch mochten sie nimmer von einander lassen. Da fakten sie vor sünfzig Jahren einen originellen Entschluß. Jörg verstand Etwas vom Schnapsbrennen und er erhielt die Erlaubniß, am Ausfluß des Spitzingsees ein Blechhaus zu bauen und dort aus der ungemein heilkräftigen Schwarzwurzel (Enzian) Branntwein zu brennen, den die Gebirgsleute als Lebens-Elixir schätzen. Jörg dehnte die Fabrikation auch auf die Brunnenkresse, Wachholderbeere, Kalmus und dergleichen aus, und schließlich suchte er den freien Besitz der Burgl damit zu verbinden. Man ließ ihn aber nicht herrathen, weil der Hausstand nicht gesichert sei. Die Burgl trat nunmehr als gebirgs- und wurzelkundige Dirne zu Jörgl in Dienst als Wurzen sammlerin. Als die Burgl die Jugendblüthe abgestreift hatte und in's sauenische Alter getreten war, wagte es Jörgl, sie als Häuserin in das Blechhaus aufzunehmen; die nächsten Jahre aber brachten eine Reihe von polizeilichen Verfolgungen wegen verbotenen Zusammenlebens, heirathen aber durften sie doch nicht. „Was die Lieb' zusammengefügt," sagte mir die Burgl hierüber, „kommt der Pfaffer mit trennen!" — So ist ein Gnas'arm oder ein Schergat von Amts wegen kam, um nachzuschauen wie es mit der Lieb' Jörgl's zur Burgl stehe, mußt' die Häuserin in ein großes leeres Braunntweinfaß kriechen und da drinnen bleiben, bis die Kerle wieder gingen, was oft verzweifelt lange anstund, da ihnen der Enzian oder der Kalmus trefflich schmeckte. „Später," sagte Jörgl

mir hierüber, „gab ich den Burschen schlechten Fusel zu trinken, und da blieben sie nie mehr lange in der Wurzenhütten. Einmal war wieder Einer gekommen, und die Burgl hatte nur mit genauer Noth in's Faß wischen können. Drinnen aber fing die dumme Dirne zu lachen an, weil ich kurz zuvor was Spaßiges gesagt hatte, und der Scherze merkte nun den Braten und fand die Burgl bald, denn das Faß stand dort, wo es heut' noch ist, neben dem Heerde. Die Burgl sollte mit aufs Pflegamt folgen, aber sie war stark, stieß den Scherzen von der Straße in den See und entlief in die Berge. Da kam denn der Pfleger bald selbst hernach, um mir das Geschäft zu sperren und die Hütte anzuzünden. Ich bat und bat, Alles umsonst; schon legten die mitgekommenen Scherzen Hand an, um des Pflegers Willen zu thun, als dieser von heftigem Leibschmerz befallen wurde, welcher ihm schier den Leib zerriß. In diesem Elend verhieß ich den Pfleger zu heilen, wenn er mir die Hütte und die Burgl überlasse. Noth bricht Eisen, er willigte ein, und ich gab dem kranken Pfleger ein Glas vom echten schärfsten Enzian. Es überfiel ihn starker Schweiß, und ich rieth ihm, diesen durch starke Bewegung zu fördern, und er befolgte den Rath und ging heim, wo er darnach gesünder war als heute. Seitdem ist kein Polizeimann mehr, nach der Burgl zu suchen, gekommen! O, was so ein Leibschmerz zur rechten Zeit vermag!"

Vielleicht hätten die schon im vorgerückten Alter stehenden Liebenden nunmehr auch heirathen dürfen; aber es schien ihnen nimmer nöthig zu sein. Jetzt zählen sie mitsammen etwa 160 Lebensjahre, ein Muster deutscher Treue und Anhänglichkeit; aber heute noch klettern sie zwischen den Klippen umher, nach Wurzeln und Kräutern suchend. Sowohl die Lage der kleinen im dichten Laubschatten am Abflusse des Sees befindlichen Hütte, die großartige Natur ringsumm, als auch die beiden Alten selbst, an deren Liebe heute kein Mensch mehr sich ärgert, locken im Sommer gar viele Fremde hierher, mit gewiß erinnert sich Jeder zeitlebens mit Vergnügen an den Gang zur Wurzenhütte. Im Hinblicke auf die durchlittene Liebezeit scheinen Jörgl und Burgl heute noch, nicht ferne vom Rande des Grabes, Mitleid und Nachsicht mit den Liebenden der Umgegend zu üben; nicht selten trifft man im Blockhause oder in der Laube vor demselben Sennerinnen von den zahlreichen Almen, welche an der Seite ihres Galans, eines gebräunten Holzfuchtes, sich in Liebesgeflüster ein Branntweinräuschlein anfeuln. Ob Dulcinea Burgl den Ritter Jörgl heute noch so zärtlich liebt wie vor etlichen Jahrzehnten, vermag ich nicht zu sagen. Als ich das jüngste Mal in der Wurzenhütte einkehrte, sprach die bejammerte Burgl in etwas ernstem Tone: „Ja, ja, der alte Lump macht guten Schnaps und trinkt ihn selber! Schaut nur da hinaus in die Holzhaufe!" — Und wirklich lag zur hellen Mittagszeit der eisgraue Jörgl auf Hobelspänen in den Armen des Schlafes.

Uebersiedelung der Besatzung des Fo

Eine Episode der nordamerikanischen Krisis.

Die öfteren Streitigkeiten mit England haben ein System nordamericanischer Küstenbefestigungen ins Leben treten lassen. Die Handelshäfen, diese verwundbarsten Stellen, sind geschützt und an geeigneten Punkten Zufluchtsstätten geschaffen worden, in denen die Kauffahrer vor feindlichen Kreuzern völlig sicher sind. Allein auf die Sclavenstaaten des Südens kommen zwanzig Küstenfestungen, die von Baltimore bis zur Barentaria-Bucht in Louisiana reichen. Vollständig bewaffnet würden sie dreitausend Geschütze führen und mit 16,300 Mann besetzt werden müssen. Der wichtige südcarolinische Hafen Charleston hat zu seinem Schutze drei Festungswerke, die Forts Sumpter, Moultrie und Pinknen. Alle diese Festungen der Sclavenstaaten hatte der Kriegsminister Floyd, obgleich die Bewegungen und Pläne des Südens gerade ihm, dem Vertrauten der Sclavenhalter, aufs Allergenaueste bekannt sein mußten, in einer Weise vernachlässigt, die auf einen absichtlichen Verrath schließen läßt. Diese Werke, die im Frieden nur unter 3000 Mann Besatzung haben sollen, enthielten nicht ganz 1000 Soldaten, und diese waren so vertheilt, daß auf die Staaten, welche offen mit Abfall von der Union drohten, nur 320 Mann kamen.

Die Forts der Hafenbucht von Charleston waren in der Zeit der Bewegung, die in Nummer 10 geschildert ist, der Obhut des Majors Robert Anderson übergeben. Dieser Officier gehört zu den Neuyork-Männern, deren Muth und Entschlossenheit in der Union sprüchwörtlich ist. Von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung, hatte er in den Kriegen gegen die unter dem Schwarzen Falken vereinigten Stämme der Winnebagoes, Kickapoos und Sack-Indianer, gegen die Seminolen und Creeks in Florida und gegen die Mexicaner seine kriegerischen Proben abgelegt. Die Kräfte, über die er zur Vertheidigung der drei Hafenforts verfügen konnte, beschränkten sich auf 9 Officiere, 55 Artilleristen und 15 Hornisten. Mit dieser Handvoll Menschen hielt er, einem ausdrücklichen Befehl des Kriegsministers gehorchend, Fort Moultrie besetzt. Im Fort Sumpter befanden sich blos die Arbeiter, welche die letzte Hand an die Werke legen sollten, nur die Besatzung von Fort Pinkney bildeten die beiden Wächter des dortigen Leuchtthurms.

Von dem Augenblicke an, also Anfang December vorigen Jahres, wo die südlichen Feuerfresser eine Unabhängigkeitserklärung erließen und die Uebergabe aller Festungswerke ihrer Gebiete forderten, schrieb Anderson nach Washington um Verstärkungen. Auf alle seine Depeschen erhielt er immer nur die eine Antwort: „Bleiben Sie in Fort Moultrie und beobachten Sie eine rein vertheidigende Haltung.“ Das Fort, in dem er

Moultrie nach Fort Sumpter.

bleiben sollte, ist zwar ziemlich stark befestigt, aber einem Angriff vom Lande leicht ausgesetzt. Tag für Tag und Nacht für Nacht hörte man den Lärm der Demonstrationen und Feste der Südcarolner. Palmettesflaggen, die Symbole des Abfalls, wehten über Charleston, wo dreitausend Milizen versammelt waren, um nnnuterbrochen Waffenübungen zu machen, zu trommeln, zu trompeten und zu schießen. Diese von Wuth und Wein berauschten Menschen konnten in jedem Augenblick einen Angriff machen, und dann war Fort Moultrie nicht zu halten. Anderseu wußte, daß der zehn Fuß breite und eben so tiefe Graben, den er gegen die Angriffsseite hin ziehen ließ, daß die neuen Bastionen, durch die er die Lücken der Werke schloß, nnd die eisernen Spitzen, mit denen er den Kamm der Mauer versah, gegen einen Feind, der nur über zwei Batterien und eine Anzahl Scharfschützen verfüge, keine Schutzmittel sein würden. Seine Soldaten wußten es mit ihm und waren wie er entschlossen, bis auf den letzten Mann zu fallen, ehe sie ein ihnen anvertrautes Pfand in fremde Hände übergeben ließen.

Von Charleston aus wurde Fort Moultrie sorgsam überwacht. So oft Abends die Dunkelheit anbrach, legte ein Dampfschiff in der Nähe des Forts an, um jede Bewegung sofort melden zu können. Die Gewißheit, daß jeder Schritt der Besatzung auf der Stelle wahrgenommen werden würde und sich erforderlichen Falls verhindern lasse, scheint die Südcarolner allein abgehalten zu haben, von dem unbesetzten Fort Sumpter Besitz zu nehmen. Wie leicht konnte ihnen aber dieser Gedanke kommen, und dann war die Einfahrt des Hafens, da sie von den Geschützen jenes Forts vollständig beherrscht wird, den Schiffen der Unionsregierung verschlossen und somit auch der Besitz des Hafens von Charleston von den Vereinigten Staaten an den Sonderbund übergegangen. Fort Moultrie, dessen Geschütze durch jene des Forts Sumpter leicht zum Schweigen gebracht werden können, würde dadurch nutzlos geworden sein.

Anderseu erwog, ob die Pflicht des soldatischen Gehorsams oder die Pflicht, im Interesse des Vaterlandes eine vielleicht rettende That zu vollführen, die höhere sei. Bereits er Fort Moultrie, so wurde er gegen die gemessenen Befehle des Kriegsministers ungehorsam, erhielt aber der Union einen wichtigen Hafen. Tat er, wenn er so handelte, seinen Kopf aufs Spiel setze, kam bei dem wackern Manne nicht in Betracht. Sein ernster Entschluß war gefaßt und nur die schwierige Ausführung beschäftigte ihn. Das Glück, der Beistand des Muthigen, kam ihm zu Hülfe. Am 26. December traf in Fort Moultrie eine Entfernung der rebellischen Behörden von Charleston an Major Anderseu ein, an einem Weihnachtsfeste des Abends Theil zu nehmen. Anderseu stellte sich ein und war unter den Gästen der heiterste. Er schien nicht zu bemerken, daß der Wein, der in Strömen floß, ein feuriger Südweein sei. Noch früh am Abend kam der Augenblick, wo seine aufmerksamen Wärthe es für nöthig hielten, ihn unter sicherm Geleit in das Fort zu schaffen. Das Boot, in dem der scheinbar bewußtlose Mann lag, kam dicht an dem wachehaltenden Tampfer vorbei. Wenn sollte die Mannschaft erstellen ein Fort bewachen, dessen Besatzungsbefehlshaber im Zustande der höchsten Trunkenheit war? In nutzlosen Anfforderungen sind die Patrioten des Südens weder geneigt noch verpflichtet. Der Dampfer verließ also seinen Posten und legte in der Nähe einer Schenke an, wo die Besatzung bis in die Nacht hinein zechte.

In Fort Moultrie waren die Befehle vollzogen worden, die Anderseu einem Officier hinterlassen hatte. Die Mannschaft hatte sich schweigend und geräuschlos im Innern aufgestellt. In Mitte dieser Betrenen ließ der Major die Maske der Bewußtlosigkeit fallen, durch die er die Südcarolner getäuscht hatte. Er unterrichtete sie in wenigen Worten, daß er diese Nacht zum Abzuge nach Fort Sumpter bestimmt habe, nnd daß in Fort Moultrie, die man es verlasse, die Geschütze vernagelt und die Kriegsvorräthe vernichtet werden müßten. In der nächsten Minute gingen die Soldaten an der Arbeit. In Gruppen vertheilten sie sich mit Bolzen und Hämmern an die schweren Geschütze, öffneten die Magazine und warfen die Munition ins Wasser. Vor allen Dingen wurde das Steinenbanner von seinem Flaggenstock gebolt und der Stock selbst umgehauen, damit er durch die Palmettesflagge des Südens nicht beschimpft werden könne. Als Alles beendet war, bestieg die Besatzung zwei bereitstehende Boote. Die Bucht war leer, die Matrosen des wachehaltenden Dampfers hatten sich in ihr Gelage zu vertiefe, daß sie die Ruderschläge nicht hörten. Noch einmal kehrten die Boote ihre Fahrt machen, um alles Gepäck nachzuholen, ohne daß Jemand ihrer gewahr wurde. Und doch war man nur zwei Tage vor dem Vollmond, und von Charleston hallte der laute Lärm zechender und jubelnder Nachtschwärmer herüber. Vielleicht galten die Jubelrufe, die in der Stille der Nacht weit hörbar waren, der Uebervortheilung deS tollen Forts, das eben eine Besatzung erhielt und so unverwundbar gemacht wurde.

Gegen Morgen kehrte das Wachtschiff auf seinen Posten zurück und wie gewahrte, daß Fort Moultrie geräumt sei. Es hieß Signalraketen steigen, denen die Lärmkanonen von Charleston antworteten. Es war zu früh. Alles Lärmen und Toben half nichts mehr, und die ohnmächtige Wuth konnte sich nur darnach äußern, daß das leere Fort Moultrie schleunigst für den feuerarmen Staat Südcarolina in Besitz genommen wurde.

Der Congreß hat Anderseu's Handlung als heroische That anerkannt, in allen freien Staaten ist sie mit Kanonenbränen gefeiert worden. Es liegt darin zugleich eine Anerkennung des Mannes und der Bedingungen seines Entschlusses für die Umstände. Mag Fort Sumpter dies zur Gottesandwaltung des Zetterhebungsrechts der Union benutzt werden, oder mag es dazu bestimmt sein, der Ausgangspunkt feindlicher Unternehmungen zu werden: so wie so wird diese Zwingburg, unter deren Kanonen Charleston liegt, in den Land der Vergebenheiten stark eingereiht. Bis jetzt beschießen Norden noch, daß Fort Sumpter als Tämpfer des südcarolinischen Kriegsvolk wirken werde.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Reichard hatte seinen Violinkasten geschlossen, um zum ersten Male mit zur Tanzmusik anszuziehen. Trotz des kräftigen Entschlusses aber, das Beste aus dem sich bietenden Leben zu machen, in welchen er sich bei der Ergreifung seines neuen Broterwerbs hinausgearbeitet, konnte er sich doch eines eigenen Gefühls von Gedrücktsein nicht erwehren, als er in Gesellschaft seiner neuen fünf Collegen, deren Aeußeres mehr von Bier als Kunst erzählte, zu dem ersten Auftritt aufbrach — und fast gewaltsam es ihm eine Art Trost, daß seine Begleiter sich in einer Weise von sich fern hielten, als fürchten sie, daß weder seine Erscheinung noch sein Wesen unter sie passe. Nur der alte Tirgent rauchte ihm hier und da eine vertrauliche Bemerkung zu, wie es dies Jahr so wenig unbeschäftigte Musiker in der Stadt gebe, wie er erst gehern das Engagement nach Tarascya bekommen und nun mit Mühe noch einen Mann für das Cornet aufgetrieben habe, damit sie doch etwas Concertliches leisten können.

Es war gegen zwei Uhr, als die Gesellschaft an Congreß-Hall anlangte und zusammen nach einem durchhitzten Zimmer unter dem Dache gewiesen wurde — bald aber meinte Reichardt es bei der Anordnung der mit ihrem Reinigungsgeschäft begriffenen Collegen dort nicht mehr aushalten zu können, ekelte sich vor Aeußeres und eilte dem Zimmer zu entkommen. Aus den Speisesälen klang ihm das Klappern der Teller und das Laufen der Aufwärter entgegen, an ihm vorüber tanzelten einzelne Paare in glänzender Toilette, und unbewußt wollte ein neues Gefühl von Bitterkeit in ihm einziehen. Mit einer kräftigen Regung aber warf er den Kopf zurück und eilte hinaus ins Freie. Der Abend wurde seine Musik bezahlt, und bis dahin war er noch Gentleman und sein eigener Herr. Langsam entschlenderte er die freien Räume um die drei großen Hotels, ohne sich um die einzelnen Vorgänge zu kümmern, und schlug endlich den Weg nach den Docken ein. Es war wenig Geschmack in dem, was er sah,

Digitized by Google

Alles offen wie auf den Präsentirteller hingelegt, und langsam ging er endlich einer entfernteren Baumgruppe zu, die ihm wenigstens einen Platz verhieß, um ungehört eine Stunde ruhen und grübeln zu können. Die Stelle schien wenig betreten zu werden, dichter Graswuchs empfing ihn unter den Bäumen, und ohne sich lange zu bedenken, streckte er sich, eine hervorragende Wurzel zum Kopfstützen wählend, bequem auf dem Boden aus. Ein leiser Luftzug strich hier fühlend durch sein unbedecktes Haar, eine Stille lag um ihn, in welcher er jedes bewegte Blatt rauschen hörte, zugleich aber bot sich auch seinem Auge die volle Aussicht auf die Umgebungen der Hotels. Dort sing es jetzt an lebendig zu werden, Wagen auf Wagen wurde sichtbar, vom elegantesten Phaeton bis zum einfachen Buggy, dale tauchten die hellen Kleider der einsteigenden Damen dazwischen auf, und in kurzem rollte Gefährt auf Gefährt mit eleganter Gesellschaft besetzt auf der Straße heran, die sich kaum fünfzig Schritte von Reichardt's Ruheplatze hinzog und die Lieblingsrichtung für Spazierfahrten zu bilden schien. Der Ruhende ließ die ganze Reihe lachender Gesichter, reicher Toiletten, cowbetitzender Reiter und eleganter Wagenlenker wie ein buntes Bild an sich vorüber ziehen; als aber das Geräusch des letzten Wagens verklungen war, schloß er die Augen und begann zu grübeln, wohin ihn denn wohl, selbst im glücklichsten Falle, sein jetzt ergriffenes Geschäft führen könne, ob ihm auf diesem Wege wohl jemals wieder der Eintritt in die Gesellschaft, zu welcher ihn Erziehung und Lebensgewohnheit zogen, ermöglicht werde. Wie ein Trost, an den er sich fest zu klammern beschloß, klangen ihm die Worte in Mathildrens Brief aus seiner Erinnerung: „Und wenn Du jetzt mit der Trommel anfangen müßtest, so denke daran, daß den größten Männern in diesem außergewöhnlichen Lande selten ein besserer Anfang beschieden gewesen ist!"

Er bedeckte das Gesicht mit seinem Schnupftuche und überließ sich seinen Phantasiebildern, bald in ein halbwachen Träumen verfallend. —

Schon seit einer Weile hatte er gemeint, zwei lachende, helle Stimmen scherzten aus der Entfernung gehört zu haben; jetzt klang es plötzlich wie in gedämpftem Tone in seiner unmittelbaren Nähe:

„Sieh hier, Margaret, wer ist das? Ist es das Eichhörnchen oder der Waschbär? Wir haben nur noch zwei junge Gentlemen von dieser Figur hier!"

Nur ein leises, mit hörbarer Macht unterdrücktes Kichern war die Antwort.

„O, es ist keine Gefahr," fuhr die erste Stimme wie als Beruhigung auf eine stumme Warnung fort, „er rührt sich nicht, ich beobachte ihn schon seit zwei Minuten; aber wissen muß ich, wer hier die Nachmittage verschläft und uns langweilen läßt, so gut wir können!"

Eine tiefe Stille folgte jetzt, dann fühlte Reichardt leise eine Ecke des Taschentuchs von seinem Gesichte gehoben — er hatte die Augen weit offen, und kaum wurde eins derselben frei, als er mit einem: „How do you do, Ladies?" plötzlich aufrecht saß.

Ein doppelter Schrei, ein flüchtiges Davoneilen zweier schlanker, mit breiten Strohhüten versehener Gestalten war die einzige Antwort.

„O wie feig jetzt!" rief Reichardt, sich rasch erhebend, nur beim Klange der fremden Stimme hielt die Hinterste der Flüchtigen ihre Schritte an, drehte sich langsam um, und ließ wie in halber Scheu einen prüfenden Blick über die ganze Erscheinung des jungen Mannes laufen; dann stieg ein neckisches Lächeln in ihrem Gesichte auf und halb zögernd trat sie einige Schritte näher. „Wir glaubten nicht, daß wir jetzt noch einen Fremden hier treffen könnten!" sagte sie, und es gewährte einen eigenen Reiz, den Kampf in diesen dunkeln, muthigen Augen gegen die noch nicht überwundene Befangenheit zu sehen.

„Da es nun aber so ist, Miß," erwiderte Reichardt, in welchem der ganze Humor seiner eigenthümlichen Lage erwachte, herantretend, „in welche Classe des Thierreichs würden Sie mich rangiren?"

Ein rasches Roth schoß in ihrem Gesichte auf. „O, das sind erhorchte Geheimnisse, Sir, die man ehrenhalber nicht einmal anderen sollte!" rief sie lachend; „übrigens habe ich nur um Entschuldigung bitten wollen —" sie machte eine halbe Bewegung, um sich zurückzuziehen.

„Aber darf ich nicht hoffen, Ihnen die Langeweile zu vertreiben?" fuhr Reichardt in seinem früheren Tone fort, „oder meinen Sie, ich wollte mich wissentlich derselben Sünden schuldig machen, als Andere?"

Sie wandte sich zurück, und um ihren Munde zuckte die volle, leise Laune. „Sie sind heute erst hier angekommen, Sir?"

„So ist es, Miß, und ich wohne in Congreß Hall."

„In Congreß-Hall, very well, das ändert die Sache!" Sie ließ den Blick eine Secunde voll in seinem Gesichte ruhen. „Ich denke, wir werden mit einander auskommen — zuerst aber lassen Sie uns einander aufsätzig vorstellen. Miß Harriet Burton aus Tennessee."

„Mr. Max Reichardt aus Preußen!" ahmte der junge Mann lächelnd nach. Sie schüttelte den Kopf und bewegte die Lippen, als wolle sie versuchen den gebotenen Laut nachzusprechen.

„Sonderbare Namen bei den Ausländern!" sagte sie, während ihr Blick nochmals wie in einem neuen Interesse Reichardt's Erscheinung überlief, „ich werde den Abrigen erst noch lernen müssen! — Jetzt aber," fuhr sie um sich scheint fort, „ist es wohl Zeit nach dem Hotel zu gehen, Margaret scheint sich nicht einen Schritt haben aufhalten zu lassen!"

Er bot ihr den Arm und durch seinen Kopf schoß es, als er von der vollen schönen Büste des Mädchens zu dem stolz getragenen Kopfe aufsah, welchen Anodrud wohl dieses Gesicht im ersten Augenblicke annehmen werde, wenn es ihn in Gesellschaft seiner Collegen zum Tanze aufspielen sehe. Es war indessen keine Bitterkeit mehr, welche der Gedanke in ihm erweckte; die Erinnerung an Mathildrens Brief hatte eine wunderbar beruhigende Wirkung auf ihn geübt — blieb er denn nicht derselbe, wenn ihn auch jetzt die Verhältnisse zwangen, einem ungewohnten Lebenswerke nachzugehen? — es war eher ein frischer Humor, der ihn antrieb, seine jetzige Rolle bis zu ihrer Entwickelung durchzuspielen.

„Sie sind noch so jung," begann jetzt seine Begleiterin, bald zu ihm aufsehend, „waren Sie auch schon Politiker, daß Sie Ihr Vaterland haben verlassen müssen?"

„Es war wohl Jeder mehr oder weniger an den politischen Ereignissen betheiligt," erwiderte er lächelnd, „wenn Sie aber damit nach meiner Lebensstellung fragen wollten, so gebe ich Ihnen die Auskunft. Ich bin Kaufmann, wenn Sie wollen, aber auch Musiker —"

„Musiker, seien Sie Musiker!" rief sie lebhaft. „Ich habe schon einige Ausländer, Ungarn glaube ich, in unserm Staate kennen lernen, und sie waren alle wie geborene Musiker. Wir haben hier einen prachtvollen Flügel im Versammlungszimmer, aber nicht einen ordentlichen Spieler, und ich liebe doch die Musik leidenschaftlich! Kommen Sie, jetzt wird es mir ganz hell im Herzen!" Sie schob ihren vollen Arm wie unwillkürlich fest unter den seinen, ließ ihn in ihre dunkeln, ausstrahlenden Augen sehen und begann zu einem raschen Schritte zu drängen. Bald lag die Piazza des Hotels, noch eben so leer als früher, vor ihnen; zwischen den Schlinggewächsen aber blickte ihnen ein freundes blühendes Gesicht unter dem breiten Strohhute lachend entgegen. „Da ist sie!" rief die Brünette, ihren Begleiter loslassend und ihm voraus die Stufen hinauf eilend, „jetzt sagen Sie, Sir, wer feig war!"

Reichard war gefolgt, und unwillkürlich blieb sein Blick in einem Paar warmer, dunkelblauer Augen hängen, die wie in halb scheuer Neugierde auf ihn geheftet waren. „Mr. Unaussprechlich, Mannjamm aus Preußen — er wird Ihr seinen Namen selbst nennen, den Du jedenfalls besser verstehen wirst," begann Harriet vorstellend, „ein ausgezeichneter Musiker, der uns sogleich auf dem Piano entzücken wird — und hier Miß Margaret Frost aus Newyork, ein wahres Muster von Freundin, welche nur mir zu Liebe die Langeweile in Congreß-Hall bis jetzt ertragen hat!"

Reichardt hatte ein paar launige Worte auf den Lippen, aber diesem lieben, fast noch kindlichen Gesichte gegenüber, das ihm wunderbar warm zum Herzen sprach, verschwanden sie aus seinem Gedächtniß. „Ich heiße Max Reichardt, Miß," sagte er sich leicht verbeugend, „der Klang mag ungewohnt für die englische Zunge sein —"

„Aber nicht für mich!" erwiderte sie lächelnd in so klarem, wohllautendem Deutsch, daß die Ueberraschung, dem jungen Manne das Blut in die Wangen trieb und in dem Gemische der Sprachen den einen hellen Biederstein hervorrief. „Vater ist selbst ein Deutscher und hat einen Bekannten Ihres Namens —"

„Und hat darauf gehalten, daß die liebe Sprache in Ihrer Familie erhalten blieb!“ fiel ihr Reichardt erregt in's Wort.

„O, da geht es schon los — preußisch oder was es sonst sein mag,“ rief die Brünette dazwischen, „aber ich muß dagegen protestiren. Wir gehen jetzt zum Piano, da ist eine Sprache, die Jeder versteht, sonst ist eine halbe Stunde später die ganze Gesellschaft uns wieder auf dem Halse!“

Reichardt warf noch einen Blick in die tiefblauen Augen, die jetzt doppeltes Interesse für ihn hatten, und verneigte sich, um die Mädchen vorangehen zu lassen, faß wirkte es aber wie ein Dämpfer auf seine angenehmliche Stimmung, als ihm hinterdreinschreitend der Reichsthum, welcher selbst die einfache Premenaden-Toilette seiner Begleiterinnen auszeichnete, in die Augen fiel.

Er wollte eben, den Letzteren nach, das Versammlungszimmer betreten, als ein lautes „Ei! Ei!“ in seine Ohren klang und er, sich umdrehend, den alten Musikdirigenten erblickte, der vom hintern Eingang der Halle aus ihm mit beiden Händen zuwinkte. Jetzt konnte Reichardt unmöglich gehen — übrigens begriff er auch nicht, was der Mann schon von ihm wollen konnte. Er wandte den Blick ab und folgte den jungen Damen, welche sich bereits Stühle in die unmittelbare Nähe des Flügels gezogen hatten. Kaum faß er indessen selbst vor der Claviatur und hatte prüfend eine raushende Cadenz über die Tasten laufen lassen, als er, wie instinctmäßig, die Nähe der Alten fühlte. Er blickte auf, und da stand richtig die kleine Figur halb verbergen in der offenen Thür, energisch winkend und zur Beschleunigung eine eindringliche Grimasse schneidend.

„Entschuldigung für einen Augenblick, Ladies!“ rief Reichardt, sich rasch erhebend, während das Gesicht von der Thür verschwand. Er eilte nach der Vorhalle, an deren hinterm Ausgange ihn der alte Musiker bereits erwartete. „Was giebt's denn zu Kothwendiges,“ fragte er, „daß Sie mich nicht die paar Minuten ungestört lassen können?“

„Der Donner! ich suche Sie schon seit zwei Stunden!“ war die ärgerliche Antwort. „Sie wissen doch wohl, daß Sie von den „Reeks und Horupipes“ noch keinen Begriff haben, und jede Viertelstunde benutzen sollten, um sie in die Finger zu kriegen? Bei der Art Musik hilft Ihnen all' Ihr Plattfüßeln nichts; anerzogenes Talent heißt es, sonst thut es der miserabelste Nigger besser, und wir können uns heute Abend auslachen lassen!“

„Sie sollen nicht ausgelacht werden!“ erwiderte Reichardt mit einem halbverdrießlichen Lächeln, „zeigen Sie mir, was gespielt werden soll, und stümmern Sie sich dann um mich; weiter; aber kommen Sie rasch!“ Er sprang dem Alten, der ihm kopfschüttelnd folgte, voran die Treppe hinauf. Noch waren aber keine zehn Minuten vorüber, als er mit leisen Sprüngen wieder herabgeeilt kam und sich den Versammlungszimmer zuwandte. Der Raum war leer; auf dem Flügel aber lagen noch die Strohhüte und Handschuhe der jungen Mädchen. Reichardt warf sich auf den Sessel vor das Instrument und ließ die geräuschvolle Einleitung eines modernen Salonstücks ertönen. Nach wenigen Minuten rauschten auch die beiden Verschwundenen wie zwei weiße Vögel in's Zimmer. Ohne sich aber an sein Spiel zu kehren, rief ihm die Brünette schon von Weitem zu: „Was ist das, Sir? wir haben nach Ihrem Namen im Fremdenbuche gesucht und können keine Spur davon finden!“

Reichardt's Finger erlahmten — er wußte, daß jetzt seine Rolle zu Ende war. Langsam erhob er sich. „Vergeblich suchten Sie nach meinem Namen?“ fragte er und versuchte ein Lächeln, als beschäftige ihn die Scene, welche nun folgen werde, schon im Voraus.

„Ich wollte ihn geschrieben sehen, um ihn merken zu können — ganz einfach!“ erwiderte sie, während ihr Auge in einer Art Spannung auf seinem Gesichte ruhte.

„Und ebenso einfach ist es, daß Sie ihn nicht im Fremdenbuche finden können, Miß. Ich bin heute Mittag mit den Musikern gekommen, werde die Ehre haben, Ihnen heute Abend zum Tanz zu geigen, und gehöre somit nicht unter die reiche, saisonmäßige Gesellschaft, welche das Buch enthält!“ Er hatte die Worte leicht und lustig sprechen wollen, sah aber klang es wie Selbstverhöhnung dazwischen durch. Er sah, wie die Fragerin leicht erblichte, wie dann ein plötzlicher Spott sich um ihre Lippen legte, und wartete nur auf die dazu gehörige Aeußerung, um seine Rolle mit dem nöthigen Effecte zu Ende zu bringen — noch den blauen Augen hinter der Sprechenden hatte er nicht den Muth zu blicken.

„Und wie lange treiben Sie schon das Geschäft, Sir?“ fragte die Brünette, deren Blick jetzt seine Erscheinung überflog, als betrachte sie eine Merkwürdigkeit.

„Mache erst heute den Anfang damit, Miß, hoffe aber trotzdem, daß Sie mit mir zufrieden sein werden!“

Sie schüttelte den Kopf, der Spott verschwand aus ihrem Gesichte, und die Hand auf den Flügel legend, trat sie einen raschen Schritt näher. „Sie werden das nicht thun mit einem Rath annehmen, Sir,“ sagte sie bestimmt. „Sie werden es schon nicht thun, weil ich mich sonst schämen müßte, Sie als Gentleman behandelt zu haben — bei uns pflegt nur der Neger zum Tanz, und Sie werden sich nicht selbst in eine Classe mit diesem setzen wollen!“

„Wird doch in Augenblicke nicht anders werden, Miß, so sehr ich auch begreife, wie mancherlei Ihnen jetzt unser Zusammentreffen sein muß,“ sagte er ruhig. „Ein junger Mann, der hier sein Brod beginnt, hat meist nicht die Wahl, wie er seine Kenntnisse verwerthen möchte — von solchen Lagen wissen Sie allerdings nichts. Uebrigens sind wir hier nicht in Tennessee, wo ich sehe nichts Entwürdigendes in der Beschäftigung —“

„Aber Sie können in anderer Weise Geld genug mit der Musik verdienen,“ unterbrach sie ihn eifrig, „warum denn gerade zu einem Neger greifen, auf dem man Sie nicht einmal tanzen darf?“

„Habe's nicht ändern können, Miß, und muß jetzt meinen eingegangenen Verpflichtungen nachkommen.“

Ihre Augen ruhten einige Secunden unruhig in den seinigen.

„Sie bleiben also dabei?“ fragte sie. Dann aber drehte sie sich wie im unwillkürlichen Zorne um und faßte die Hand ihrer Begleiterin. „Komm, Margaret, wir sollen nichts haben als unsere Menagerie, da bestimmen uns aber wenigstens die Gesichter doch nicht!“ rief sie und zog das junge Mädchen mit sich zur Thür hinaus. Reichardt's Blicke aber waren bei ihrem Vorgehen Margaret's Augen begegnet, die mit einem Ausdrucke von so reger Theilnahme auf ihm ruhten, daß er den Blick warm bis in's Herz zu fühlen meinte.

(Fortsetzung folgt.)

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

In dem zweiten Quartal kommen außer den trefflichen Beiträgen eines Bech, Schultze-Delitzsch, B. Auerbach, Beta, Max Ring, Hoffat, L. Storch, W. Hamm, Fr. Deller, Temme, G. Hammer, Mrs. Hartmann, ꝛc. ꝛc. noch weiter zum Abdruck:

Aus Schottenwege. Letzte Novelle von Theodor Mügge — Ein Deutscher. Erzählung von Otto Ruppius (Fortsetzung) — Moderne Brunnenvergiftung — Aus den Reihen der schweren Noth: Erinnerungen der Frau General Lieutenantin J. von Gagern — Eine Hunde-Schau in London, von Beta — Erinnerungen aus dem schleswig-holsteinischen Kriege, von Graf A. Bandissin — Vorlesungen über bekannte Thiere, von Carl Vogt in Bern — Eine Nachtwache im Lhotera Lazareth — Erinnerungen an Bilhelmine Schröder-Devrient (Fortsetzung) — George Sand — Ein Maifeiertag aus den Leiden Friedrich des Großen — Vom Bühnenbrett, von Fran von Billing — Memoiren aus dem deutschen Befreiungskriege — Ein Ausgeworfener. Bild aus dem Norden, von A. Brehm — Erlebnisse in Kriegs- und Friedensjahren, von Arnecke — Buchhändler Baum, von Theodor Oelckers — Eine deutsche Bürgerrechter. Mit Abbildung. — Reiseberichte von Fr. Gerstäcker — Zwei deutsche Märtyrer.

Auch die

Deutschen Bilder — und — Scenen aus dem Leben deutscher Dichter, mit Illustrationen,

werden fortgesetzt.

Ernst Keil.

Leipzig, im März 1861.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 14. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure Fr. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Am Scheidewege.

Von Th. Mügge. *

1.

An einem Julitage des Jahres 1789 lag die alte Stadt Valence im schönsten Sonnenschein unter blauem Himmel, und wer sie so zum ersten Male und in der Ferne vor sich erblickte, wie dies einem Reisenden geschah, der damals eben auf der Straße von Grenoble in einem kleinen Postcarriol sich ihr näherte, der mochte sich nicht leicht vorstellen, daß dies wirklich ein so altmodischer, finsterer Ort voll enger Gassen und hoher Giebelhäuser sei, wie man es ihm berichtet hatte.

Das bergige Land glänzte ringsum in seinen grünen Gewäudern, mitten hindurch bahnte sich die Rhone brausend und schäumend ihren Weg, und je näher der Stadt, um so zahlreicher streckten sich Fruchtgärten und Landhäuser an den Lehnen des Stroms und der Hügel aus, bis wo Valence selbst von seiner schwellenden Höhe herunterblickte. Und wer hätte bei diesem sanften, schönen Rundbilde voll Glanz und heiterer Ruhe wohl daran denken mögen, daß das ganze Land der Franzosen eben jetzt voll gährender Leidenschaften und wilder Parteikämpfe sei; war es doch, als ob man hier nichts von den stürmischen Auftritten in Paris wüßte, die Menschen vielmehr alle in friedlicher Abgeschiedenheit glücklich wohnten und lebten, als seien sie weit davon entfernt.

Der Reisende auf dem Postkarren mochte ähnliche Gedanken haben, als er die duftigen Berge und die sonnenleuchtende Stadt ernst und nachdenkend und dann vor sich hin lächelnd betrachtete. Er war noch jung an Jahren, aber sein Kopf mit breiter Stirn, über welcher ein gewaltiger schwarzer Haarwuchs sich ausbreitete und unter der zwei dunkle Augen scharf und lebhaft glänzten, sah männlich und festtig gesormt aus. Seine Hautfarbe hatte einen südlichen bronzenen Ton, auch seine Kleidung schien ziemlich fremdartig. Er trug einen braunen kurzen Mantel von grobem Wollenzeug, mit einer Kappe versehen, die im Nothfall über den Kopf gezogen werden konnte, und um den Leib einen Gurt, der dies weite, bequeme Gewand zusammenhielt. Auf dem Postkarren lag ein leichter Mantelsack, und Alles in Allem schien dieser Reisende keiner, der zur vornehmen Gesellschaft gehörte; doch das ließ sich zu jener Zeit schon nicht als besonderes Glück mehr betrachten. Als der Wagen das Thor erreichte, stand dort eine Wache, die ihn anhielt, und es kam ein Sergeant heraus vom Artillerieregiment La Fere, das hier in Garnison lag, um ihn zu examiniren. Valence wurde als Festung betrachtet, wenigstens hatte es einen befestigten Kern, eine Citadelle, in welcher neun Jahre darauf der arme, alte Papst Pius VI. als ein Gefangener starb. Gefangener der französischen Republik, hierhergeschafft auf Befehl derselben Männer, der jetzt dort oben in dem baufälligen Giebelhause am Ende der Straße seinen Arm auf das Fensterkreuz gestützt, starr hinausblickt in das Rhonethal, ohne auf den Karren am Thore zu achten.

„Wer sind Sie?“ fragte der Sergeant vom Regiment La Fere den Reisenden.

„Ich bin ein Student der Rechte,“ antwortete der Fremde mit wohllautender Stimme.

„Woher kommen Sie?“

„Ich komme aus Pisa, aus Italien, von Turin und Chambery. Hier ist mein Paß.“

„Wie heißen Sie?“ fragte der Examinator, indem er in das Papier blickte.

„Ich heiße Carlo Andrea Pozzo di Borgo.“

„Ein Italiener! Ich dachte es beinahe,“ nickte der Sergeant aufklickend, „obwohl Sie verteufelt gut französisch sprechen.“

„Das kommt daher,“ lächelte der Student, „weil Frankreich uns gewürdigt hat, zu ihm gehören zu dürfen.“

Der Sergeant begriff den Sinn dieser Antwort nicht recht. Er starrte den Reisenden an.

„Ich bin ein Corse aus Ajaccio,“ fuhr dieser lächelnd fort.

„O, sacre bleu! jetzt versteh' ich!“ rief der Sergeant und legte die Hand an seinen Hut. „Die Corsen sind brave Leute. Wir haben Einen bei unserem Regiment. Wart einmal, richtig! der ist auch aus Ajaccio. Vielleicht kennen Sie ihn. Wir haben hier einen Lieutenant mit Namen Bonaparte.“

„Napoleon Bonaparte.“

„Es kann sein, hier giebt's nur den Einen.“

„Ich kenne ihn recht gut,“ sagte der Reisende.

„Dann müssen Sie ihn besuchen.“

„Das will ich gewiß thun. Kann ich erfahren, wo er wohnt?“

Der Sergeant drehte sich um; es hatte sich eine Anzahl Soldaten vor der Wache versammelt, welche neugierig zuhörten. „Weiß Keiner, wo der Lieutenant Bonaparte wohnt?“ fragte er.

Aber der Held, welcher wenige Jahre darauf seinen Namen so bekannt gemacht hatte, daß jedes Kind davon zu erzählen wußte, war den meisten dieser Soldaten fremd, und wo er wohnte, konnte Niemand sagen. Der Sergeant fluchte und rief noch mehrere Andere herbei, die verschiedene Quartiere angaben und sich darüber stritten. Darauf schrie der alte Krieger: „Schweigt Alle still! Dort kommt der Lieutenant Demarsi, der weiß es gewiß.“

Ein junger Herr in Uniform mit rothen Rabatten schritt so eben die Straße herab, und der Sergeant ging ihm ein paar

* Wir veröffentlichen heute die letzte Arbeit dieses jüngst verstorbenen vortrefflichen Autors. Als ob es wie eine Ahnung seines baldigen Todes über ihn gekommen, nannte er das letzte Product seiner Muse: „Am Scheidewege“. — Mit ihm ist einer unserer besten Novellisten und ein treuer, ehrlicher Patriot geschieden.

D. Redaction.

Schritte entgegen. Als der Officier das Anliegen vernommen hatte, trat er artig grüßend näher und sagte höflich: „Der Lieutenant Bonaparte wohnt dort oben in dem hohen Giebelhause, das Sie von hier aus sehen können."

„Er ist also nicht verreist?" erwiderte der Student dankend. „Nein, er ist hier, und wahrscheinlich treffen Sie ihn in seiner Wohnung, denn er ist sehr fleißig und häuslich."

„Das ist mir lieb zu hören. Ich fürchtete, ihn nicht in Valence zu finden, da ich weiß, daß seine Familie ihn in Ajaccio erwartet."

Der Officier, der ein schöner, junger Mann war, schüttelte den Kopf und sagte mit einem muthwilligen Lachen: „Ich glaube nicht, daß er jetzt auf Reisen gehen wird, denn er hat hier Besseres zu thun. Auch bin ich mit ihm gut befreundet und weiß nichts davon. Sie sind sein Landsmann?"

„Ja, mein Herr."

„Und heißen Pozzo di Borgo?"

„Ja, mein Herr."

„Er hat mir diesen Namen zuweilen genannt. Sind Sie nicht besonders befreundet mit seinem älteren Bruder Joseph?"

„Sie haben ganz Recht."

„Und sind mit ihm selbst dagegen in mancherlei Streit gerathen?"

„Knabenstreite bei Knabenspielen."

„Er will überall der Erste sein," lachte Demarris, „und streitet für sein Leben gern. Bei alledem wird er sich freuen, Sie zu sehen. Ich bedauere, daß ich Sie nicht begleiten kann; doch ich habe einer Dame meinen Besuch versprochen, und Damen muß man Wort halten."

„Man muß immer Wort halten," sagte Pozzo di Borgo freundlich. „Vielen Dank, mein Herr."

„Ich hoffe, wir sehen uns noch," rief Demarris. „Sie werden Valence doch nicht gleich wieder verlassen wollen?"

„Ich bleibe wohl einen und den anderen Tag, ehe ich meinen Weg nach Paris fortsetze."

„Nach Paris wollen Sie? Sie sind zu beneiden. Es gehen große Dinge dort vor sich."

„Es werden noch größere vorgehen," antwortete Pozze di Borgo. „Die Nationalversammlung wird vom Könige nach Soissons geschickt werden. Haben Sie davon gehört?"

„Ich habe nichts davon gehört."

„Nun, man wird sich schon vertragen!" rief Demarris. „Ein ganzes Heer lagert um Paris, schade daß wir nicht dabei sind. Aber ich will Sie nicht länger aufhalten. Fahren Sie nach dem rothen Hause, dort speist man am besten, ich esse auch dort. Und grüßen Sie Bonaparte. Pardon! noch einen Augenblick. Er wollte ebenfalls Frau von Colombier seinen Besuch machen. Er soll bald nachkommen und soll Sie mitbringen. Ich werde Sie anmelden. Verlassen Sie sich darauf, Sie werden willkommen sein und die liebenswürdigste Aufnahme finden. Es ist eine der ersten und ausgezeichnetsten Familien in Valence. Auf Wiedersehen also, Herr Pozzo di Borgo. Sie werden finden, daß die Damen von Valence den Ruf ihrer Schönheit verdienen. Adieu! Adieu!"

So selbstgefällig lachend und höflich grüßend ging der Lieutenant zum Thore hinaus und trällerte unter der Wölbung ein Liedchen, während der Postkarren in entgegengesetzter Richtung weiter rumpelte.

„Meiner Treu!" murmelte der junge Rechtsgelehrte vor sich hin, „wenn Napoleon Bonaparte viele solche intime Freunde hat, wie diesen, so muß er sich sehr verändert haben — doch nein," fuhr er fort und ein spöttisches Zucken flog um seinen Mund, „er hat sich immer Leuten zugeneigt, die sich von ihm bevormunden ließen und ihn bewunderten, und dieser geschwätzige Camerad ist sicher einer von der Sorte, wie sie ihm zumeist behagt."

Der Führer des Karrens hatte die Weisung empfangen, nach dem rothen Hause zu fahren, und bald hielt er dort, wo Pozzo di Borgo wohl aufgenommen wurde. Als das Fuhrwerk an dem hohen Hause vorüberrollte, in welchem der Lieutenant Bonaparte wohnte, sah sein Landsmann hinauf, es war jedoch Niemand zu erblicken. Der junge Mensch, welcher im dritten Stock aus dem Fenster schaute, als der Karren vor der Wache hielt, hatte sich längst wieder von diesem Platze entfernt und saß nun an einem hochbeinigen Schreibpulte, mit der einen Hand seinen Kopf stützend, in der anderen eine abgeschriebene Feder haltend, welche eilig über den Papierbogen flog, der vor ihm lag. Diesen Bogen hatte er beinahe voll beschrieben und eine Anzahl anderer schichteten sich in einem Fache auf. Das Stückchen war klein und ziemlich ärmlich möblirt. Ein Bett in der Ecke, ein Schrank an der anderen Seite, einige Riegel, an denen Kleidungsstücke hingen, ein Tisch und einige Stühle, die unordentlich umherstanden, nahmen den meisten Raum fort. Auf dem Schreibpulte lag ein Haufen Bücher, einige davon aufgeschlagen. Papierstücke, die beschrieben und zerrissen, angefangene Zeichnungen, denen es nicht besser ergangen, zerfaltene und zerbrochene Federn und Bleistiftsplitter bedeckten den Fußboden, dem mancherlei große Tintenflecken überdies nicht fehlten. Landkarten waren an die Wände genagelt, eine große Karte überdeckte den Tisch, und an verschiedenen Stellen derselben steckten Nadeln mit rothen, schwarzen und farbigen Köpfen. Am Pfeiler hing ein schmales Spiegelglas, gesprungen von oben bis unten, darunter aber auf der Tischecke schimmerte ein Blumenstrauß in ein Wasserglas gestellt und von einem blauen Bande umwunden. Es war dies der einzige freundliche Schmuck des Zimmers, das einzige Zeichen der Sorgfalt seines Bewohners, überall sah es sonst wüst und wirr aus. Das Bett selbst befand sich in Unordnung, mit Uniformstücken beworfen, und der Degen des Herrn Lieutenants Bonaparte, welcher daran gelehnt hatte, war heruntergerutscht, daß er nur noch mit dem Gefäß an einer Kante festhing.

Aber Napoleon Bonaparte hatte keine Augen dafür. Er richtete diese unverwandt auf den Bogen vor sich und schrieb mit Hast. Zuweilen jedoch hielt er inne, strich aus und schrieb von Neuem, warf seine Blicke lebhaft umher und zum offenen Fenster hinaus auf die grünen Berge und den fluthenden Strom, der einen leuchtenden Streif in der Ferne erkennen ließ; dann warf er sich selbst in den Stuhl zurück und starrte die Zimmerdecke an, um plötzlich aus dieser Ruhe aufzufahren und wiederum seine Feder arbeiten zu lassen.

Die schmale, untersetzte Gestalt des jungen Mannes schien von außerordentlicher Beweglichkeit. Er gehörte zu den Menschen, deren geistiges Leben auch den Körper in fortgesetzter Unruhe erhält. Unter dem alten Militairrock rucken seine Füße und sein Leib hin und her, und an der schmalen Hand, welche seinen Kopf stützte und über welche das feine schwarze Haar fiel, zuckten seine Finger bald hier, bald dort. Es war kein eben schöner Kopf, der aus der dunklen Halsbinde hervorstieg, aber doch ein Kopf von eigenthümlichen Formen und anziehendem Gepräge. Gelb und blutlos die Gesichtsfarbe, eingedrückt und fest Nase und Mund, die Stirn hoch und besonders breit, eine knochige, mächtige Denkerstirn, das Haar darüber seidig glänzend, die Augen tief, dunkel und von durchdringendem Feuer. Ein kühner Ausdruck überlegener geistiger Kraft und Größe nahm diesem Gesicht die jugendliche Frische; man sah ihm an, daß heftige Leidenschaften es plötzlich in Aufruhr bringen konnten, und daß es nicht für die leichtfertige Lust und Fröhlichkeit eines sorglosen, jungen Officiers geschaffen sei.

Dazu stimmte es auch sicherlich, daß an diesem schwülen Nachmittage der zwanzigjährige Lieutenant hier einsam auf seinem Zimmer, vergraben unter Büchern und Papieren, arbeitete, während seine Cameraden, wie der muntere Demarris, umherschwärmten, um zu trinken, zu spielen oder schönen Damen den Hof zu machen, und so ernstlich war diese Arbeitsamkeit gemeint, daß Napoleon Bonaparte es nicht hörte oder beachtete, als draußen feste Schritte sich seiner Thüre näherten und bald darauf wiederholt an diese gepocht wurde.

Erst als die Thür sich aufthat und Jemand hereintrat, erregte dies seine Aufmerksamkeit; allein er sah sich nicht um, sondern rief, ohne den Kopf aufzuheben und nicht allzu freundlich: „Warum kömmst Du jetzt? Ich kann Dich nicht gebrauchen. Doch halt, setze Dich nieder und schweige still, bis ich Zeit habe mit Dir zu sprechen."

Der Eingetretene befolgte diese Weisung pünktlich. Er ging an den Tisch, welcher hinter dem schreibenden Lieutenant stand, setzte sich dort auf einen Stuhl, betrachtete die Karte mit den Nadeln, dann das Zimmer sammt Allem, was sich darin befand, endlich das Glas mit den Blumen unter dem Spiegel, und zuletzt ruhten seine Blicke nachdenklich und unverwandt auf dem Schreibenden, obwohl eben nur dessen bewegliche Schultern und Beine und die fingernde Hand sich seinen Betrachtungen darboten.

So verging einige Zeit, ehe eine Unterbrechung stattfand. Plötzlich aber lachte der Lieutenant Bonaparte auf und rief mit seiner scharfen Stimme:

„Warst Du schon bei Frau von Colombier?"

„Nein," lautete die Antwort.

„Du hast also Fräulein Beatrice noch nicht gesehen?"

„Nein."

„Ich begreife nicht, wie Du das aushältst."

„Ich kann warten," erwiderte der Wartende mit seiner weichen tiefen Stimme, und sobald er diese Worte gesprochen, wandte sich der Lieutenant Bonaparte hastig um. Im nächsten Augenblick stand er auf seinen Beinen und starrte seinen Besuch verwundert an. Dies dauerte wohl eine Minute; die beiden jungen Männer schwiegen. Pozzo di Borgo ließ sich betrachten; Bonaparte sah aus, als halte er, was er sah, für Täuschung, dabei blieb er so ernsthaft, als ob er kein großes Vergnügen über diesen unerwarteten Anblick empfände.

„Carlo Andrea!" rief er dann und kam ihm näher. „Wie geht es in Ajaccio?"

Ich weiß es nicht, Napoleon," war die Antwort, „denn ich komme von Pisa und komme Dich zu besuchen."

In dem Augenblick verwandelte sich das Gesicht Napoleons. Er streckte dem Jugendfreunde beide Hände entgegen. „Sei mir willkommen, Carlo, es ist mir lieb, Dich zu sehen! Aber wie kommst Du hierher und wohin willst Du?"

„Ueber Paris will ich nach Haus, um dort, da meine Studien nun vollendet sind, meine Advocatur zu beginnen. Hierher komme ich, sowohl meines Weges wegen, als um Dir einen Brief zu bringen."

„Einen Brief! Von wem?"

„Von einem Manne, den wir beide verehren, der jedem Corsen heilig und theuer ist."

„Von Paschuale Paoli!" rief Napoleon.

„Von dem Präsidenten," sagte Carlo Andrea.

Als die Franzosen im Jahre 1769 nach der Schlacht an der Golobrücke Corsica erobert und die corsische Republik vernichtet hatten, floh der Präsident Paoli nach London und lebte in dieser Verbannung nun seit zwanzig Jahren. Aber die gänzliche Beeinträchtigung des corsischen Volkes begleitete den großen Bürger in das sonnenklare Land des Nebels, und dort feuchtete er immer noch als Stern, zu dem die Corsen ihre Segenswünsche und Gebete sandten. Wenn Einer in seiner Noth nicht wußte, wer ihm rathen und helfen sollte, wandte er sich an den verbannten Vater des Vaterlandes. Wer etwas Wichtiges unternahm, wollte wissen, was Er dazu sagte, und wo Männer und Jünglinge für ihres Landes und Volkes Sache hofften und strebten, war es die höchste Ehre, wenn der Präsident sie lobte und ihren Eifer mit seinem Beifall belohnte.

Als Pozzo di Borgo gesprochen hatte, zog er aus seiner Tasche einen Brief und reichte ihn Napoleon hin. „Da ich ihm schrieb," sagte er dabei, „daß ich von Pisa nach Paris reisen und meinen Weg über Turin und Lyon nehmen wollte, sandte er mir dies Schreiben für Dich, das ich Dir geben möchte, sobald ich Dich sehen würde. Hier hast Du es; ich habe meinen Auftrag erfüllt."

Napoleon brach schweigend den Brief auf, blickte hinein und las. In seinen Mienen zeigte sich dabei eine Unruhe, die er nicht ganz unterdrücken konnte und welche Carlo Andrea sehr wohl bemerkte. „Er hofft! er hofft!" rief er, indem er das Blatt sinken ließ. „Wir hoffen Alle auf eine neue Sonne, die der Menschheit aufgeht, doch man muß sich vor Illusionen hüten."

„Du hast ihm einen Entwurf zu einer Geschichte Corsica's gesandt, welche Du schreiben willst," sagte Carlo Andrea.

„Sie ist schon zum guten Theil vollendet," versetzte Napoleon, indem er nach dem Schreibpulte blickte und auf die angehäuften Bogen deutete. „Ich schrieb es ihm," fuhr er lebhaft fort, „daß ich sein reines Andenken vor der Verleumdung feiger Seelen retten, die Verräther am Vaterlande schonungslos brandmarken wollte. Ich will zeigen, wie wir gequält und mißhandelt, verrathen und entehrt wurden. Ich will damit den tugendhaften Minister, welcher Frankreich jetzt regiert, Herrn von Necker, für unser Schicksal interessiren, ihm meine Schrift übersenden, sobald ich sie vollendet habe."

Der junge Avocat schwieg einige Augenblicke und erwiderte dann: „Necker wird kaum den Franzosen helfen können, noch weniger den Corsen, aber Paoli ist entzückt von Deinem Vorhaben und Deinem Briefe. Er setzt große Hoffnungen auf Dich."

„Auf uns Beide also," erwiderte Napoleon, indem er den Freund anfah. „Denn er schreibt hier, daß er nichts sehnlicher wünsche, als uns zum Heile unseres Vaterlandes zu verbinden, da Zeiten kommen werden, wo Corsica seine besten Söhne brauche, und daß wir unsere geistigen Fähigkeiten vereinigen mögen, um einträchtig zu helfen."

„Damit Corsica werde, was es war," antwortete Carlo Andrea, „damit die Republik und ihr Präsident zurückkehren."

„Das ist nicht meine Meinung für unser Wohl!" fiel Napoleon rasch ein. „Wir gehören jetzt zu Frankreich und müssen bei ihm bleiben. Wir wollen nicht wieder zu einem bedeutungslosen Staubkorn herabsinken, aber man soll uns gerecht werden. Wir wollen die Größe und das Glück des großen französischen Volkes theilen, wollen Franzosen sein, keine Colonie."

Wie diese beiden jungen Männer schon als Knaben seine Bierteljstunde beisammen sein konnten, ohne sich zu zanken, so geschah es auch jetzt, als sie sich nach Jahren kaum wieder gesehen hatten, trotz der eben vernommenen Ermahnung des verehrten Paoli, einig zu sein. Pozzo di Borgo wollte nichts von einem corsischen Franzosenthum wissen. Er zählte auf, mit welcher Gewalt und welchem Unrecht die Franzosen sich der Insel bemächtigt, wie sie die Corsen behandelt hätten und noch behandelten, und wie diese durch Sprache, Sitte und Abstammung von ihnen fremd und verschieden seien und nur zu Italien gehörten. Napoleon dagegen nahm sich eifrig der Franzosen an, bei denen die Corsen seit alten Zeiten Hülfe gegen die Tyrannei der Genuesen gefunden, und erwartete jetzt, wo die große Nation zu einem neuen freien Staatswesen sich eben Bahn brach, daß Allerbeste auch für alle, die zu ihnen gehörten.

Bald befanden sich die beiden Landsleute in vollem Wortwechsel, und ihr Streit pflanzte sich weiter fort auf die Vorgänge in Paris. Der Lieutenant Bonaparte wurde dabei immer heftiger und absprechender in seinen Aeußerungen. Der junge Pozzo di Borgo vertheidigte die Grundsätze bürgerlicher Freiheit und Gleichheit, wie man dies von einem so entschiedenen Anhänger und Bewunderer des Präsidenten Paoli erwarten konnte, aber er that es mit vieler Mäßigung und der kaltblütigen Sicherheit und Schärfe, welche alle seine Urtheile auszeichnete. — Während der heftige Napoleon bald in feuerschaftlichen Eifer gerieth, indem er seine Meinungen verfocht, dabei umherlief, seine Arme in die Luft warf, seine Lippen zucken und seine Augen rollen ließ, saß Carlo Andrea, ohne sich zu rühren, und betrachtete ihn mit verschränkten Armen.

„Nun, ich sehe wohl," sagte er endlich, „Du bist mehr Franzose geworden, als ich es erwartete, und bist ein besserer Royalist, als es nach den Briefen, welche Du an Deinen Bruder Joseph geschrieben, und nach den Grundsätzen, die Du dem Präsidenten Paoli für Deine Geschichte Corsica's vorgetragen, anzunehmen war."

„Was wollt ihr denn?" rief Napoleon heftig, und durch sein gelbliches Gesicht schimmerte eine plötzliche Röthe. „Meint ihr besser zu sein als ich, ihr Anderen? Ich bin ein Corse von Geburt und werde es bleiben! Aber ich bin auch ein Bürger des großen Frankreichs, ein Bürger des mächtigsten europäischen Staates; das ist mehr werth, unendlich mehr, als Bürger einer ohnmächtigen, kleinen Republik zu sein, die jeden Augenblick die Beute eines räuberen Nachbars, eines Abenteurers oder eines tyrannischen Herren werden kann. Ich bin ein Royalist, sagst Du? Ich verlange Gerechtigkeit, das Aufhören aller Vorzüge, aller Vorrechte. Ich will, daß das wahre Verdienst jedem Weg frei finde, daß jeder Bürger gleich sei vor dem Gesetz, mit gleichen Rechten, gleichen Aufgaben, und ich hoffe, dahin soll es jetzt kommen. Die Nationalversammlung wird und einen neuen Staat schaffen."

„Nicht ohne eine Revolution," antwortete Pozzo di Borgo.

Bei diesen Worten ward Napoleon den Kopf auf, sah seinen Landsmann an und begann zu lachen. „Du gehörst also auch zu Denen," sagte er, „die Blut und Zerstörung prophezeien und nicht glauben wollen, daß die großen Ideen der Menschheit und der Aufklärung mächtiger sind, als die Verurtheile der Privilegirten? Diese werden sich fügen müssen! Der König wird sich mit weisen Rathgebern umgeben müssen, der tugendhafte Necker wird in der Nationalversammlung Stützen und Gefährten finden, ihnen wird der König sich in die Arme werfen und nicht anders können. Der ganze Schwarm dieser nichtsnutzigen Hofleute und verstockten Sünder wird daran zerstäuben."

„Ich weiß nicht," sagte Pozzo di Borgo, „ob Du Recht hast, mir scheint es jedoch, als würde der tugendhafte Necker eben so wohl nächstens fortgejagt werden, wie die Nationalversammlung, wenn nicht —"

Der Lieutenant fuhr heftig auf. „Genug, genug!" rief er, „was sollen wir uns um solche Dinge streiten? wir haben uns oft genug gestritten. Aber, mein Freund, Du mußt mich begleiten, ich muß Dich mit Frau von Colombier bekannt machen, dort wirst Du Leute finden, die mit Vergnügen Deine Schreckbilder anhören werden."

„Ich bin schon zu diesem Besuche eingeladen worden," erwi-

derte Carlo Andrea, und er erzählte nun sein Zusammentreffen mit dem Lieutenant Demarris vor der Wache.

„Das ist ein Schwätzer," sagte Napoleon, „im Uebrigen aber mein anhänglicher lustiger Camerad; was er jedoch von Frau von Colombier erzählt, hat seine Richtigkeit. Die Dame besitzt Vermögen und wohnt nicht bei der Stadt. Sie ist gastfrei und liebenswürdig und versammelt einen Kreis der besten Leute um sich, die hier zu haben sind."

„Du bist häufig dort?"

„Zuweilen, aber ich bin gern dort."

„Hat Frau von Colombier Kinder?" fragte Carlo Andrea nach einigen Augenblicken gleichgültig.

„Eine Tochter, ein junges Mädchen, kaum aus der Pension gekommen; doch nun erzähle mir, was Du weißt von meiner lieben Mutter, von meinem Onkel, von meinen Schwestern, Brüdern und Freunden. Ich brenne vor Verlangen, denn ich habe seit einiger Zeit schon keinen Brief von Ajaccio erhalten. Wahrscheinlich weißt Du also mehr von ihnen als ich."

Die beiden Jugendfreunde tauschten nun aus, was sie wußten und Napoleon sprach mit Zärtlichkeit von seiner Mutter und seinen Geschwistern, von dem alten, haushälterischen Oheim, dem Archidiaconus Lucian, der ihm kein Geld schickte, nur von den Parteien in Corsica und Ajaccio. Er sprach in abgerissenen Sätzen bald von dem Einen, bald von dem Andern, mit launigen und spöttischen Bemerkungen oder auch wohl von heftigen Ausrufungen unterbrochen, die seine lebhaften Empfindungen ihm eingaben. Nach einiger Zeit sagte er dann: „Du willst also jetzt nach Ajaccio zurück, und was denkst Du dort zu thun?"

„Ich denke Processe zu führen und den großen Proceß abzuwarten, der auch bei uns gewonnen oder verloren werden muß," antwortete Pozzo di Borgo.

„Der Proceß, wem die Zukunft gehören soll!" rief Napoleon. „Welche Partei wirst Du nehmen?"

„Die des Rechts und der Vernunft!"

„Das ist die des Volks! — Welche Dummköpfe von Aristokraten hat man in die Nationalversammlung geschickt! Einen Buttafuoco, den schlechtesten Kerl, der aufzutreiben war —" er fing an zu lachen, kreuzte seine Arme und blieb vor Carlo Andrea stehen; „dieser Mensch ist reich und wir sind arm, das ist der Unterschied. Wenn man General ist, geht man mit dem Hof, wenn man Lieutenant ist, geht man mit dem Volke."

„Wir gehören zu Beide auch zum Adel Corsica's," erwiderte der junge Rechtsgelehrte, „und in dieser Zeit hält es nicht schwer, sich mit reichen Familien zu verbinden."

„Worauf?" fragte Bonaparte rasch.

„Durch eine Heirath. Wir haben reiche Mädchen genug, die Tochter des Peraldi, der Peretti, der Ornano und Andere."

Napoleon blickte ihn scharf an, drehte sich dann auf den Hacken um, sah zum Fenster hinaus und kehrte zurück. „Wohlan denn!" rief er in lustigem Tone, „man muß es überlegen. Wir scheint jedoch, wenn man heirathen will, um sein Glück zu machen, muß es eine einflußreiche Familie sein; keine, die in einem Winkel Corsica's auf ihre Schafherrlichkeiten und Oelgärten den größten Stolz setzt. Wir wollen zu Frau von Colombier gehen; Du wirst da von ihrem Vetter, dem General Reallis hören und von einem halben Dutzend anderer Herren und Damen, die bei Hofe erscheinen oder in hohen Diensten und Ehren stehen. Sie ist sogar mit dem Herrn von Brienne bekannt und hat Briefe von ihm aufzuweisen."

Er lachte laut auf, warf seinen Rock ab und fuhr in die Uniform, welche er vom Bett aufraffte. „Wir müssen so sauber erscheinen, wie es jungen Aristokraten geziemt," fuhr er dabei fort, „damit wir gnädig empfangen werden. Demarris sich meiner nicht schämt und der Bersaglio nicht weiter um sich greift, daß ich ein Bramtreiere des verabscheuungswürdigen, ganz aus der Art geschlagenen Grafen Mirabeau bin. Ich werde mir daher die Stiefeln blank bürsten lassen, gleich bin ich wieder hier."

Carlo Andrea stimmte ihm bei; als Napoleon aber das Zimmer verlassen hatte, stand er auf, trat an das Schreibpult und betrachtete ein Blatt, welches der Lieutenant beschrieben und dann mit anderen Papieren bedeckt hatte. Seine Augen blitzten spöttisch darauf. „An meine theuere Beatrice," murmelte er, „Verse sogar! — Das sind also die letzten Studien für die Geschichte Corsica's und das seine Begeisterung für das Vaterland!" Er legte das Blatt wieder hin und setzte sich gelassen auf den Stuhl, wo er geduldig wartete, bis Napoleon zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine deutsche Bürgerstochter.

unsbrud zeigt trotz seines alten Ursprunges eine sehr moderne Architektur; fast möchte man sagen, seinen Straßen und Häusern sei der Alles nivellirende Charakter der Büreaukratie, dem diese beherrscht den Platz, aufgedrückt. An Werken der Baukunst, wie sie den Wanderer in mancher kleinen Stadt aus dem Mittelalter anheimeln, wird es vom nahen Hall übertroffen, die größten geschichtlichen Erinnerungen Tyrols knüpfen sich weder an seinen Namen, noch an die der Obrigkeit gegenüber stets zahme und ergebene Einwohnerschaft; die schöne Natur liegt vor seinen Thoren, und der eingeborene Bürger kümmert sich um diese auch sehr wenig, es sei denn irgentwo ein Wirthhaus, wo man guten Wein trinkt, oder eine Bauernhütte, in welcher süße Maidutter mit Zimmt gewürzt aufgetragen wird. Darum möge mir der Leser in das Freie folgen; bald haben wir die staubigen Straßen hinter uns, zur Seite rauscht die Sill, das Korn wogt im Winde und der duftige Klee lockt die Bienen auf die Wiese. Schon stehen wir am Eingange der Stilucht, welche der Waldbach tief in den grauen Schiefer gegraben, feuchte Kühlung weht uns entgegen, Wäldeinmal von der Höhe rechts erinnert uns, daß da droben der Schierstand des Berges Isel sei. Der Berg Isel! kaum ein Hügel gegen die Riesen im Hintergrunde und doch hell beleuchtet vom Glanze großer Thaten! Hier warfen die Schützen von 1809 den französischen Marschall in die Flucht, daß er ohnmächtig grollend seinen Sieg an der Weichsel und des Herzogstitels von Danzig vergessen mußte. Jetzt ist es Frieden, tiefer Frieden, kein Tropfen Blut färbt den Abhang mehr, den die rothe Steinnelle schmückt, und statt des Kampfgetöses tönt der laute Schrei des Falken, der nebenan auf einer Klippe sein Nest hat.

Wir wenden uns links, ein kunstloser Pfad leitet durch das Gebüsch, aus welchem hie und da eine neugierige Meise oder ein Rothkehlchen guckt; bisweilen öffnet eine Lichtung dem Blicke das

Philippine Welser.

schöne Innthal, endlich zieht uns eine Gruppe mächtiger Tannen an. Wir treten auf einen offenen Platz, überall Kreuze und Inschriften, dort ein riesiges Kreuz, an dessen rothem Stamme menschliche Glieder, Kühe, Schafe und Pferde aus Wachs, wie sie die Andacht der Wallfahrer befestigte, hängen. Da war im vorigen Jahrhundert der Begräbnißplatz für die im Militärspitale verstorbenen Soldaten; man spricht von vielen Tausenden, welche, in Folge der schlechten Pflege zu Grunde gegangen, hier eingescharrt wurden. „Das war im vorigen Jahrhundert!“ sagte man noch vor Kurzem wohlgefällig, bis man im letzten Feldzug erfuhr, daß die österreichische Regierung auch hier noch die alte war und die verwundeten Krieger eben so barbarisch ihrem Schicksale überlassen hätte, wäre dieses nicht durch die Milde des Tyrolervolks abgewendet worden. Dieser traurige Platz war einst zu schöneren Dingen bestimmt; hierher zogen die artigen Cavaliere aus Schloß Ambras, tummelten die Pferde und übten sich unter den Augen Philippine's im Ringelstechen, nachdem die gefährlichen Kämpfe des Turniers längst aufgehört hatten. Dort erhebt sich das Schloß, ein ausgedehnter Bau im Style der Renaissance, die herrlichen Thiergärten ringsum sind verwildert, die Teiche, wo Schwäne schwammen, versumpft, in die kahlen Räume sind zwar wieder Bewohner eingezogen, die Musen jedoch, welche einst hier walteten, wurden nicht mehr eingeladen. Gleichwie! uns schwebt aus der Vergangenheit das Bild der holden Philippine Welser entgegen, umrankt von den schönsten Arabesken der Sage, denn das Volk bewahrte keine Erinnerung der diplomatischen Schachzüge von Fürsten, wohl aber weiß jedes Kind noch von der milden, herrlichen Frau zu erzählen. Dort stand sie auf dem Söller und blickte in

das Weite, vielleicht mitten in fürstlicher Pracht des väterlichen Bürgerhauses gedenkend. Es sagt ja ein Sprüchwort: „Eine Frau, welche über ihren Stand heirathet, muß jeden Winkel der Wohnung, in die sie einzieht, mit Thränen waschen.“ Hier am Thore theilte sie den Armen, welche sie überall aufsuchten, Almosen aus, wie sie ein Bassefiel auf ihrem Grabe darstellt; dort auf dem Vorsprunge des Hügels saß sie unter den Bäumen und kredenzte dem Gatten den Becher; ihre Haut sei so zart gewesen, daß man, wenn sie krank, den rothen Tyrolerwein durch den Hals schimmern sah. Wer vermöchte ihren Reiz, ihre Anmuth zu schildern, welche selbst einen gelehrten Pedanten, wie den berühmten Doctor Roner, in einer lateinischen Rede zu dem Ausruf veranlaßte: „Wen rührt nicht ihre ausgezeichnete, bewundernswerthe Schönheit, wen entzückt nicht die edle, erhabene Gestalt, welche schon von fern die Fürstin verkündet? Wer sah nicht mit Wonne das holde Gesicht, worauf Majestät und sanfter Reiz der Liebe verschmolzen, das lebendige Feuer des Auges? Alle Vorzüge des Geistes und Körpers waren in ihr vereinigt.“ Darf man sich da wundern, wenn sie den jungen Kaisersohn bezauberte, wie früher die Babenbergter Agnes Bernauer den Herzog von Baiern? Ihre Züge sind uns von Künstlern der verschiedensten Art überliefert worden. Das Porträit unserer Zeitschrift ist nach einem Gemälde, welches sich im Museum zu Innsbruck befindet.

Besuchen wir das Schloß. Die Kunstschätze, welche Ferdinand mit den Beiträgen der Tyroler Stände ankaufte und hier vereinigte, sind längst auf dem Inn und der Donau nach Wien geschifft; wer hätte nicht von Raphaels Madonna del verde im Belvedere, dem Sarkophage des Phidias, den seltenen Waffen berühmter Helden, der kostbaren Gurrunhandschrift gehört? Vor einigen Jahren kam zwar die freudige Botschaft, Tyrol solle die ganze Sammlung zurück erhalten, bis jetzt wurde jedoch kein Stück nach Innsbruck geschickt, und man zweifelt bereits, ob es je geschehen werde. Was nicht nach Wien geschleppt wurde und an den Wänden des Rittersaales aufgehängt ist, verlohnt kaum einer langen Betrachtung.

Auf einigen Stufen abwärts gelangt man in eine kleine Kammer mit einer kupfernen Wanne. Hier pflegte Philippine zu baden. Man mag sich dabei gerne an jenes liebliche Gedicht Walters von der Vogelweide erinnern, der seine Gebieterin belauschte, wie sie in das Wasser stieg. Dem Volke gilt jedoch dieser enge Raum als eine verfluchte Stätte grauenvoller Mysterien. Philippine war nämlich dem Adel, welcher so lange die Ehe gehemmt blieb, der glänzenden Feste entbehren mußte und in Sorge stand, den Hof ganz zu verlieren, wenn Ferdinand keine standesmäßigen Erben zeugte, sehr verhaßt, obwohl Bürger und Bauern sie anbeteten und für sie auf einen Wink durch das Feuer gegangen wären. Auch die Jesuiten, deren Messen sie nie besuchte, während ihr Gegner, der aus Fischart's Schriften wohlbekannte Weihbischof Naßus, bei Hof Zutritt hatte und demselben predigte, waren ihr abgeneigt, um so mehr, da sie bei dem Bürgerkrieg von Augsburg Spuren lutherischer Ketzerei witterten und daher besorgen mußten, es könne durch sie ein Sprößling des Hauses Habsburg der alleinseligmachenden Kirche abspenstig werden. Nun heißt es, der Adel habe ihr durch einen bestochenen Arzt, ehe sie in das Bad ging, Opium reichen und dann die Aerzt aufschneiden lassen, so daß sie verblutete. Nach einer anderen Angabe wäre dieß im Auftrag des Papstes, vermuthlich unter Mitwirkung der Jesuiten, die man überall nur zu gern als Mitschuldige böser Dinge nennt, geschehen. Wieder ist jedoch völlig unwahr. Das Volk verzichtete nach dem Tode der edlen Frau den ohnmächtigen Haß von Adel und Jesuiten zur Frevelthat, die von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurde. Wer hätte auch gewagt, sich an ihr zu vergreifen? Das blieb erst Herrn Oscar von Redwitz vorbehalten, der sie in dem Thränenströme seiner sentimentalen Poesie ertränkte. Er hatte jedoch schon einen Vorgänger an Schikaneder, welcher für Mozart das Textbuch der Zauberflöte schrieb und aus den Schicksalen Philippinens ein romantisches Schaufpiel zurecht schnitt, in welchem unter dem größten Beifalle des Publicums Tyroler Bauern, Knappen, Ritter und Berggeister ihren Unfug trieben.

Suchen wir wieder das Licht. Dort öffnen sich die Thüren des Kellers, der Castellan Panzl bringt uns einige Flaschen Bier auf die Terrasse, da genießen wir zugleich die herrliche Aussicht in das Ober- und Unterland, bis der breite Fluß in der Ferne verschwindet, begleitet von den Ketten der Gebirge, links wild und felsig, rechts sanft schwellend mit üppigen Matten. Da und dort blickt auch ein Dorf aus den Bäumen, während Innsbruck von hier aus fast wie eine große prächtige Stadt aussieht und Hall mit seinem grauen Münzerthurm an den lustigen Herzog Sigmund erinnert, der vor dem heim Fackeltanz sprang und tanzte. Da hört man gerne von der schönen Philippine erzählen; die Abendglocke wird zum Aufbruch mahnen, und auf dem Rückweg bewundern wir das Alpenglühen als die letzte Spur eines reinen, heiteren Tages.

Im Mittelalter leiteten die deutschen Geschlechter ihren Ursprung von Griechenland, Rom und Troja her, als ob sie sich der deutschen Urwälder schämten. So knüpfte auch die Familie der Welser ihren Stammbaum an den Namen des großen Gothenbezwingers Belisar, der vor dem Undank seines Gebieters in die Schluchten des Wallis flehend dort ein neues Geschlecht gegründet haben soll, welches später nach Augsburg auswanderte und zu solcher Blüthe gedieh, daß Kaiser in seinem Hause wohnten und seine Flotten unter dem Befehle Dalzingers Venezuela eroberten, jedenfalls mehr als gegenwärtig der ganze deutsche Bund in Amerika zu leisten vermöchte.

Bei Frauen nach dem Geburtsjahr zu fragen, galt schon damals für eine Unart, wo dem Franz Welser von seinem Weibe Anna von Zinnenburg ein Töchterlein geboren wurde, das später in dem reichen Kranze deutscher Frauen einen ruhmvollen Platz einnehmen sollte. Kein Geschichtsschreiber weiß ihren Geburtstag anzugeben, und auch ihr Grabstein enthält gegen den gewöhnlichen Brauch keine Nachricht, als wäre es zum Zeichen, daß sie im Gedächtniß der Menschen ewig jung bleiben werde. Von ihrer Erziehung wissen wir nur, daß sie in jedem Sinne ausgezeichnet war; Musik übte sie sehr gerne, und auch die Noten des einfachen Liedes sind erhalten, das sie all den kunstvollen Tonverschlingungen, welche damals durch Niederländer und Italiener in Mode kamen, vorzog.

Sie mochte ungefähr das achtzehnte Jahr erreicht haben, als der große Reichstag nach dem schmalkaldischen Kriege eröffnet wurde. Am 20. October 1547 zog Karl der Fünfte, sein Bruder Ferdinand, der römische König, und dessen Sohn gleichen Namens in den Mauern der Reichsstadt ein, welcher unter dem Druck der Zeiten viel gelitten hatte. Ueber Liebesseufzer und Küsse wurden bis jetzt noch nie Urkunden mit Siegeln ausgefertigt, und so wissen wir auch nicht, wann der Herzensbund zwischen Ferdinand und Philippine geschlossen wurde. Im Besitz der Familie Welser befindet sich ein altes Oelgemälde, welches vier Hände auf dem Deumarkt darstellt. Ferdinand reitet auf einem Schimmel vorüber und blickt grüßend zu Philippine empor, die von der Fensterbrüstung niedersieht. So mochte der erste Blick entscheiden; Gelegenheit sich zu sehen war bei den Festlichkeiten, welche jeden Congreß hoher Häupter begleiten, gewiß hinlänglich, da der Reichstag 8 Monate dauerte. Wir wissen nur soviel, daß Philippine auch dem Fürsten gegenüber genug weiblichen Stolz besaß, ihren vollen Besitz von der Ehe abhängig zu machen, ebenso daß er als deutscher Mann sie gerade deßwegen für würdig hielt sein Weib zu werden. Ferdinand verdiente übrigens ihre Liebe; er war schön, groß und so stark, daß er zwei über einander gelegte Kreuzenthaler mit den Fingern zerbrach, einen zweispännigen Wagen im schnellsten Fahren aufhielt und eine Lanze von 28 Fuß weithin schleuderte. Ueberdieß bestrahlte ihn der weiblichen Herzen so gefährliche Ruhm des Kriegers; er hatte in der Schlacht bei Mühlberg siegreich einen Flügel geführt. Was die Eigenschaften seines Geistes betrifft, so war er edel, mild und verständig. Daß er nicht blos für die Interessen einer dynastischen Hauspolitik Sinn hatte, beweist die von ihm angelegte weltberühmte Ambraser Sammlung. Ueberdies sah er Künstler und Gelehrte gern um sich, ja selbst als Dichter versuchte er die Schwingen, obwohl in seiner Literaturgeschichte sein Name erwähnt ist. Er mag manches glühende Lied an seine Philippine gesungen haben; uns blieb nichts erhalten, als ein moralisirendes Schauspiel, wo der übergläckliche Ehemann an einer Stelle, die wir hier nicht mittheilen können und welche sich zweifelsohne auf Philippine bezieht, aus der Schule schwatzte.

Ueber den Fortgang des Verhältnisses ist ein Schleier gebreitet, den nur die Hand jenes Dichters, welcher uns Romeo und Julie schuf, lüften dürfte. Die Vermählung erfolgte heimlich am 24. April 1550 zu Innsbruck, und zwar, wie es scheint, nicht gegen den Willen von Philippinens Eltern, sodaß wir diese Geschichte mit seiner Entführungsscene ausschmücken können. Dies widerspräche auch dem reinen Charakter Philippinens, welche makellos in jedem Sinne gewiß nicht in eine Ehe getreten wäre, die

mit ihren kindlichen Pflichten in Widerspruch stand. Anders verhielt es sich mit Ferdinand, er hatte als Mann über sich selbst zu richten.

Die Habsburger waren stets stolz auf ihr Haus; so darf man sich nicht wundern, wenn der königliche Vater im ersten Grolle vom Sohne nichts mehr hören wollte, sodaß er ihm sechs Jahre nicht unter die Augen kam. Allein auch hier siegte Philippinens edle Weiblichkeit über das Standesvorurtheil und stellte das schöne echt menschliche Verhältniß wieder her, welches die Grundlage der Familie bildet und alle Glieder derselben innig zu einem Ganzen vereinigt. Sie mochte wohl oft einen Zug der Trauer im Gesicht des Gatten bemerken, den Schatten, welchen der Widerspruch des Lebens in seine Seele warf; sie wußte, daß der König zwar beleidigt war; sollte jedoch er, den man wegen seines Wohlwollens gegen alle pries, den Sinn des Vaters ganz abgelegt haben? Im Jahre 1558 befand er sich zu Prag. Sie reiste mit ihren Kindern hin und stellte sich, als er gerade Audienz gab, unter die Reihe der Bittenden. Vor die Stufen des Thrones hin kniend trug sie ihm unter falschem Namen ihr Schicksal vor und verklagte den Schwiegervater, der weder göttliches noch menschliches Recht achtend ihre Ehe nicht anerkennen wolle. Gerührt von ihrer Schönheit, ihren Bitten und den Thränen der Kinder erhob er sich vom Sitze und verhieß bei seinem kaiserlichen Wort, er werde Recht schaffen. Nun gab sie sich zu erkennen. Anfangs betroffen und fast unwillig, daß er so überrascht worden, mochte er doch sein Wort nicht zurücknehmen und reichte ihr versöhnt die Hand. Diese Scene hat jüngst ein braver Künstler, Maltweck aus Gröden, für das Museum zu Innsbruck in einem Gemälde dargestellt, dessen Vorzüge ihm den Beifall aller Kunstkenner erwarben. Den alten Fürsten sah man später, als er nach Innsbruck kam, im Saale der Hofburg mit seinen Enkeln scherzen. Ueber den Act der Versöhnung wurde 1561 eine Urkunde aufgenommen, in welcher Ferdinand und Philippine versprachen, ihre Ehe noch geheim zu halten und für die daraus ergangen Kinder nicht die Rechte der Erzherzoge in Anspruch zu nehmen. Sie sollten einfach zum Taufnamen den Besitz „von Oesterreich" führen. Von den zwei Söhnen starb der eine ziemlich früh, der andere widmete sich dem Dienst der Kirche, erhielt vom Papste den Purpurhut und ist als Cardinal Andreas von Oesterreich bekannt. Wer da sehen will, wie sich Streusand auf den thauigen Rosen der Liebe ausnehme, für den setzen wir den Eingang jenes Schriftstückes her:

„Wir Ferdinand von Gottes Gnaden, Erzherzog zu Oesterreich, und Philippine, Seiner Durchlaucht demüthiges und unwürdiges Ehegemahl, bekennen hiermit, nachdem aus Schickung Gottes die Sache zwischen uns beiden dahin gerathen, daß wir uns für uns selbst, auch außerhalb Raths, Wissens und Willens derer, die wir billig ersuchen hätten sollen, in eheliche Verbindung durch einen Priester mit einander begeben, darauch wir dann billig in der römisch kaiserlichen Majestät unseres gnädigsten und liebsten Herrn und Vaters, sonderlich in Betrachtung, daß sich Philippine Eheboch genannten, meinen gnädigsten und liebsten Herrn Ehegemahl an Stand und Würden bei weitem nicht gleich noch gemäß — schwere Ungnade und Zorn gefallen sind; und aber wie zur Milderung solcher Ungnade, auch daneben allerlei Unrath, so dieser Heirath halben in vielen Wegen entstehen möchte, zu verhüten, nicht allein Ihre kaiserliche Majestät um gnädigste väterliche Bergebung gebeten, sondern uns auch auf Ihre Majestät Begehren, doch freiwillig und ungedrungen und ungezwungen nachträglich sämmtliche Verpflichtung und Verschreibung gegen Ihre Majestät aufrichten gewollt, so folgt."

Von nun an lebten beide Gatten zu Innsbruck in Ruhe, und wie jene Frau die beste ist, von der man am wenigsten spricht, so darf man nicht an der Fortdauer des Glückes dieser Ehe zweifeln, bestätigten auch nicht andere Zeugnisse, daß Ferdinand seinen Schritt nie bereute und ihr stets mit gleicher Liebe zugethan blieb. Hier und da riefen ihn Staatsgeschäfte ab; so erwarb er sich gegen Halil Pascha, der mit türkischen Horden in Ungarn vorgedrungen war, neue Lorbeern.

Der Vater Ferdinands, welcher nach dem Tode Karls des Fünften den Titel eines römischen Kaisers angenommen hatte, starb 1564. Nun wurde die Ehe öffentlich anerkannt, Philippine zur Markgräfin von Burgau ernannt und stets als solche begrüßt. Ferdinand verleugnete auch die ihm keineswegs ebenbürtigen Verwandten seiner Frau nicht. Als ihr Neffe Boimund von Colowrat sich 1578 mit einem ihrer Hoffräulein vermählen wollte, richtete er dem Brautpaare eine glänzende Hochzeit ein, bei welcher Ritterspiele aufgeführt wurden, die den Adel von allen deutschen Gauen herbeizogen. Der Nennplatz vor der Hofburg zu Innsbruck hat noch die Erinnerung und den Namen davon behalten.

Aber kein Erdenglück ist beständig. Nach einer Verbindung von achtundzwanzig Jahren erkrankte Philippine, die Aerzte besorgten einen tödtlichen Ausgang und beriefen Ferdinand an ihr Bett. Wie sie gelebt, so starb sie, rein, edel und heilig. Der Hof war an ihrem Sterbelager versammelt, da verschob sich das Kleid an ihrem Arme, sie versuchte noch, es zu ordnen. Bald darauf begann sie schwer zu athmen, das letzte Wort, welches sie sprach, gehörte bereits der Ewigkeit: „Ich sehe den Himmel geöffnet und die Engel mir entgegen kommen." Als sie beerdigt wurde, strömte das Volk aus allen Thälern zusammen und betrauerte sie wie eine Mutter.

Der Abend ist angebrochen, schon lodern die Zinnen des Halljoches in heller Gluth; schlagen wir den Pfad neben dem See ein. Hie und da zittert das Schilf vom Flügelschlag eines Rohrhuhns, aus dem Korn fährt noch trämend eine Lerche empor, als brächte den Abendstern, der dort über der Martinswand funkelt, den Morgen, und laut dringt der Jodler eines Hirten durch die Luft, welcher bei seinem Tiendl Fensterln will. Hier an der Biegung des Weges hemmen wir einen Augenblick den Schritt. Es erheben sich aus dem hohen Gras zwei Steine. Als Philippine Anras das erste Knäblein geboren hatte, setzte sich ein Page auf das schnellste Roß und sprengte im Galopp, um dem Erzherzog, welcher zufällig in Innsbruck war, die erste Kunde zu bringen. Er schlug dem Pferde die Sporen in die Weichen, es machte einen Sprung, dessen Weite eben diese zwei Steine andeuten, und brach todt zusammen, so daß er den Weg zu Fuß vollenden mußte. Bleiben wir noch einmal zurück, ehe Anras auf seinem grünen Hügel in Nacht versinkt. Noch glüht ein Wölklein am Himmel und spiegelt aus den Fensterscheiben wieder, als sollten dieser Stätte nie die Rosen fehlen.

Wir haben Innsbruck erreicht, bereits brennen die Gasflammen. Laß uns in das ehrwürdige Dunkel jener Kirche treten. Zu beiden Seiten ihres Schiffes stehen zwischen rothen Marmorsäulen am Grabe des Kaisers Maximilian die ehernen Standbilder von Helden und Frauen der Vergangenheit, noch riesiger in der Dämmerung, und halten Wacht. Fort rechts die Treppe hinauf. Wir sind in einer kleinen Kapelle, welche das Volk von dem Reichthume des Altars die „silberne" heißt. Auf einem Trapstein an der Wand kniet in betender Stellung ein geharnischter Ritter. Es ist die hohe Rüstung Ferdinands. Blicke zur Seite. Ein Grabmal im besten Style der Renaissance, das Meisterwerk des berühmten Colin aus Mecheln! Das Frauenbild, welches unter dem Marmorbogen auf dem Grabsteine ruht, ist Philippine. Ueber das weiße Antlitz zittert das Licht der ewigen Lampe und verklärt seine Züge zu neuem Leben. Ja, die Stätte ist geweiht und würdig, daß jedes deutsche Mädchen, welches durch die Alpen Tyrols wandert, sie besuche und als Vorbild echten weiblichen Wesens die Erinnerung an Philippine mitnehme.

Die philosophische Königin von Preußen.

Eine der wunderbarsten und merkwürdigsten Frauen auf dem Throne war die Gemahlin Friedrich des Ersten von Preußen, Sophie Charlotte, die philosophische Königin, wie sie von ihren Zeitgenossen schon genannt wurde. Sie war im Jahre 1668 am 20. October auf dem Schlosse Iburg im Hochstift Osnabrück geboren, das ihr Vater damals als protestantischer Fürstbischof verwaltete, da ihm erst später durch kaum gehoffte Erbschaft die derzeitliche Würde von Hannover zufiel. In ihren Adern floß das Blut der Stuarts; denn ihre Mutter, die geistreiche Sophie von Hannover, war die Tochter des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz und der schönen, hochbegabten Elisabeth von England, die ihr trauriges Geschick mit männlichem Muthe ertrug

uns selbst in höchster Noth ihre fürstliche Würde bewahrte. Glücklicher war das Loos der nicht minder berühmten Enkeltochter, die unter der Leitung ihrer Mutter und einer trefflichen Hofmeisterin, der Frau von Harling, eine ausgezeichnete Erziehung erhielt. Am Hofe zu Hannover herrschte damals ein reges geistiges Leben, hauptsächlich gefördert durch die Herzogin Sophie. Leibniz, der große Gelehrte, Philosoph und Weltmann, war ihr vertrauter Freund und Rathgeber, mit ihm besprach die hohe Frau die höchsten Geistesfragen, bei seiner Klugheit erholte sie sich Rath in den wichtigsten Familienangelegenheiten. In solcher Umgebung und unter solchen Eindrücken entfaltete Sophie Charlotte frühzeitig ihren regen Geist, der durch den besten Unterricht gepflegt und durch interessante Reisen erweitert wurde. Schon als zwölfjährige Mädchen sah sie Italien, das Land der classischen Bildung und der Künste, für die sie mit empfänglicher Seele sich begeisterte.

Zwei Jahre später lernte sie Paris und den Hof Ludwig des Vierzehnten kennen, der damals als das unerreichte Ideal höflich seiner Sitte galt. Ludwig der Vierzehnte selbst war von der liebenswürdigen Erscheinung der kaum fünfzehnjährigen deutschen Prinzessin so entzückt, daß er ernstlich daran dachte, sie mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Mutter und Tochter aber lehnten zum Glück diese lockende Verbindung ab, da Beide den damit nothwendig verbundenen Uebertritt zur katholischen Religion mit ihren echt protestantischen Grundsätzen nicht vereinbar fanden. Dagegen eröffnete sich für Sophie Charlotte eine andere, nicht minder glänzende Aussicht bei ihrer Rückkehr nach Hannover. Der damalige Kurprinz Friedrich von Brandenburg, der seine Gemahlin, eine geborene Prinzessin von Hessen-Kassel verloren hatte, hielt um die Hand der durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichneten Fürstentochter an. Am 28. September 1684 geschah die Trauung zu Herrenhausen mit großer Feierlichkeit und unter Festlichkeiten, die dem prachtliebenden Sinne des hohen Bräutigams eine besondere Befriedigung gewährten, während Sophie Charlotte schon damals den eitlen Prunk der Höfe nach seinem richtigen Werthe würdigte. Durch Klugheit und Liebenswürdigkeit gewann sie das Herz ihres Schwiegervaters, des damals schon der Schwäche des Alters fast erliegenen großen Kurfürsten und seiner hochbejahrten zweiten Gemahlin, der herben, finstern Dorothee, mit der sie jedoch im besten Einvernehmen stand. Unter schwierigen Verhältnissen gelang es ihr, sich die Liebe und Achtung Aller und vornehmlich ihres Gatten zu erwerben, obwohl ihr Bildungsgang und ihre Lebensanschauung von den seinigen bedeutend abwich. Weit entfernt sich an dem Zwist und dem Treiben der Parteien zu betheiligen, oder in die Staatsgeschäfte einzugreifen, suchte und fand sie das wahre Glück in dem inneren Kreise einer ansprechenden Häuslichkeit, in der Geselligkeit gleichgesinnter Freunde und Freundinnen, wo zwanglose Gespräche mit musikalischen Genüssen abwechselten und jede lästige Etiquette verbannt war. Auch nicht Hoffähige fanden hier Zutritt, wenn sie sich durch Geist auszeichneten, welcher der erst siebzehnjährigen Fürstin höher galt, als der Ahnenbrief ungeschlachter Junker.

Als regierende Kurfürstin änderte sie nichts in ihrer gewohnten Lebensweise; sie zog es vor in ländlicher Abgeschiedenheit mit ihrem Hofstaate zu leben, der meist aus den geistreichsten Herren und Damen zusammengesetzt war. Zu diesem Zwecke erkaufte sie das Dorf Lützow, zwischen Berlin und Spandau an der Spree gelegen. Die Großmuth des Kurfürsten setzte sie in den Stand, daselbst nach dem Plane des berühmten Schlüter ein Schloß im italienischen Geschmacke zu bauen, das erst nach ihrem Tode unter ihrem Andenken den Namen Charlottenburg erhielt. Die ganze Einrichtung zeigte von einem wahrhaft gebiegenen Geschmack; ein Zimmer enthielt kostbares chinesisches und japanisches Porzellan, wie es die Mode der Zeit forderte, in einem anderen waren die Leuchter, ein kleiner Kaffeetisch, ein dazu gehöriges Service und selbst die Reste des Kamins von gediegenem Golde, ein kostbares Geschenk des hohen Gemahls. Die schönste Zierde des Schlosses bildeten aber die nach den Rissen des berühmten Lenôtre ausgeführten Gartenanlagen, ausgestattet mit schönen Orangebäumen, seltenen Blumen, Vasen und Statuen. Hier wandelte sie an der Seite des berühmten Leibniz, der von Hannover öfters sie besuchte, im eifrigen Gespräche, voll Wissensdurst die höchsten Fragen der Menschheit mit ihm verhandelnd. Ihr Forschungstrieb hatte keine Grenze, so daß der große Philosoph ihr einst lächelnd sagte: „Es ist gar nicht möglich Sie zufrieden zu stellen, Sie wollen das Warum des Warum wissen." Hier entwarf sie mit ihm den Plan zur Gründung jener Berliner Akademie der Wissenschaften, welche den Grund zu der geistigen Größe des preußischen Staates legte und deren erster Präsident Leibniz wurde, von dem Friedrich der Große urtheilt, daß er allein eine ganze Akademie vorstelle.

Hier in Lützelburg empfing sie den berühmten englischen Dichter und Freidenker Toland, mit dem sie in Gegenwart mehrerer Theologen über die Grundwahrheiten der christlichen Religion ebenso tief, als geistreich sprach. Den bedeutenden Eindruck, den sie auf ihn machte, schilderte der Reisende in seinem Bericht über seinen Aufenthalt am preußischen Hofe folgendermaßen: „Sophie Charlotte ist die schönste Prinzessin ihrer Zeit und sie steht keinem Menschen nach an richtigem Verstand, zierlichen und wohlgesetzten Worten und an Annehmlichkeit in der Unterhaltung und im Umgang. Sie hat überaus viel gelesen und kann mit allerhand Leuten von allerhand Gegenständen reden. Man bewundert eben so wohl ihren scharfen und gewandten Geist, als ihre gründliche Wissenschaft, die sie in den schwersten Stücken der Philosophie erlangt hat. Ja, ich muß frei und ohne die geringste Schmeichelei bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben Niemand gehört habe, der geschicktere Einwürfe hätte machen oder die Unzulänglichkeit und Sophisterei vorgebrachter Schlüsse und Argumente entdecken, die Schwäche oder Stärke einer Meinung leichter durchdringen können als sie. Sie sieht es gerne, wenn Fremde ihr aufwarten und von allem, was in ihrem Lande merkwürdig ist, Unterricht geben. Ja, sie hat eine so genaue und rechte Erkenntniß von den Regierungen, daß man sie in ganz Deutschland nur zu nennen pfleget die republikanische Königin, oder die es nicht mit der absoluten unumschränkten Monarchie hält. Alles was lebhaft und gebildet ist, kommt an ihren Hof, und man sieht da zwei Dinge, die die Welt sonst für einander ganz zuwider hält, in vollkommener Einigkeit beisammen, die Studien und die Lustbarkeiten. Für ihre Person ist sie eben nicht sehr groß und schmächtig, vielmehr etwas stark von Körper, ihre ganze Bildung sehr regelmäßig und ihr Teint sehr weiß und lebhaft, sie hat blaue Augen und kohlschwarze Haare; sie hat sehr gerne schöne Damen um sich, wie denn ihr ganzes Frauenzimmer davon voll ist."

Von derselben Toleranz wie ihr berühmter Freund Leibnitz beseelt, beschäftigte auch sie vielfach der damals öfters anstandende Gedanke, eine Einigung der getrennten und sich feindlich gegenüber stehenden Glaubensbekenntnisse herbeizuführen. In diesem Sinne veranlaßte sie den geistvollen und weitklugen Jesuiten Vota, den Beichtvater des Königs von Polen, zu einer Zusammenkunft und Disputation über theologische Gegenstände mit ihren französischen Hofpredigern Beausobre und Lesant. Sie selbst nahm den lebhaftesten Antheil an diesem Streite, der wie gewöhnlich damit endigte, daß kein Gegner den andern überzeugte und jeder sich den Sieg zuschrieb. Sie selbst stand über beiden Parteien und mäßigte mehr als einmal den Eifer der Kämpfenden, der in Bitterkeit ausartete, durch ihr feines, taktvolles Benehmen, so daß ihr von katholischer, wie von protestantischer Seite das höchste Lob gezollt wurde. Der gewandte Jesuit entschuldigte in einem Briefe an sie seine Heftigkeit, indem er jedoch seine Gegner anklagte und von Neuem heraussorderte. Sophie Charlotte theilte den Brief ihren beiden Theologen mit, um ihn zu widerlegen; wobei sie selbst den Anfang und den Schluß der weitläufigen Antwort verfaßte, welche der schon genannte Toland nach ihrem Tode unter dem Titel: „A letter against a popey" in englischer Uebersetzung herausgab.

Trotz dieser philosophischen Richtung und innigen Betheiligung an den großen Fragen ihrer oder vielmehr aller Zeiten bewahrte sich Sophie Charlotte den ihr angeborenen heiteren Sinn und eine frische Lebenslust. Neben den ernsten Wissenschaften pflegte sie die heitere Kunst; sie liebte vor Allem die Musik. Mit Anmuth und Fertigkeit spielte und sang sie Werke der ersten Meister; ihre musikalische Bibliothek wurde eine Tonne Goldes werth geschätzt. Ein Clavier, welches ihre Cousine, die originelle Herzogin von Orleans, ihr aus Paris zum Geschenk gesandt hatte, wurde noch lange als eine werthvolle Reliquie bewahrt. Sie hatte ihre eigene Capelle unter der Leitung des berühmten Virtuosen Attilio Ariosti und componirte selbst ausgezeichnet. Der berühmte Händel kam 1698, damals fünfzehn Jahr alt, nach Berlin und an den Hof, wo sie zuerst sein Talent erkannte und ihn auch dauernd zu fesseln suchte. Auch dem Theater widmete sie ihre Neigung und ihre Antipathie. Sie selbst gab in Lützelburg, ließ sie eine Bühne

Digitized by Google

einrichten, auf der sie große Opern und die besten französischen Werke zur Aufführung brachte. Oft sah man sie mitten im Orchester am Clavier sitzen und mitwirken. Ihr Beispiel weckte den Geschmack an der Musik und trug wesentlich zur Bildung und Veredlung des ganzen Hofes und der Residenz bei. Der Kurfürst selbst ließ über dem Reithause in der breiten Straße ein Theater bauen, ebenso gründete der Oberbürgermeister von Berlin von Hessig in seinem Hause in der Königsstraße eine kleine Opernbühne; alle jüngeren Personen am Hofe waren musikalisch, und selbst die Herzogin von Kurland und die nächsten Verwandten des Kurfürsten verschmähten nicht, neben den fremden Künstlern in der Oper: „I trionfi del Parnasso“ zur Einweihung der neuen Schloßbühne aufzutreten.

Natürlich fehlte es nicht an Widerspruch gegen dieses ungewohnte Treiben, besonders von Seiten der zelotischen Geistlichkeit, der die ganze Richtung und die weltlichen Lustbarkeiten des Hofes als ein Gräuel erschienen. Als die Kurfürstin am zweiten Pfingstfeiertage eine Opernvorstellung in Lützelburg geben wollte, worin einige junge Cavaliere und Fräulein mitwirken sollten, eiferte der Hofprediger Cochius von der Kanzel herab gegen dieses Vorhaben mit unduldsamer Rede. Nicht durch Trotz, sondern durch Liebenswürdigkeit hoffte sie den strengen Mann zu überwinden, indem sie seine Frau und Tochter freundlich zu der Vorstellung einladen ließ, mit dem Bemerken, diese würden ihm am besten dann bezeugen können, daß daselbst nichts Böses vorgänge. Trotzdem unterblieb die Vorstellung, und die Bühne mußte auf Befehl des Kurfürsten abgebrochen werden, da dieser der Stimme seiner Geistlichkeit diese Rücksicht schuldig zu sein glaubte. Dennoch stiegt zuletzt die hohe Frau durch ihr kluges Benehmen, und als in der Folge der berühmte Spener die Schauspiele als dem Christenthum entgegen unterfagt wissen wollte, erzielte er blos, daß die Aufführung wirklich anstößiger Stücke verboten wurde.

So war und blieb Sophie Charlotte der geistige Mittelpunkt der feinsten, ungezwungensten Geselligkeit, um sie sammelten sich die besten und ersten Männer und Frauen der damaligen Zeit. Sie besaß das Talent, die hervorragendsten Geister anzuziehen und auch dauernd zu fesseln. Wie Leibniz ihr vertrautester Freund, so war Fräulein von Pöllnitz ihre beste Freundin. Sie war eine der sechs Kammerfräulein der Kurfürstin, ausgezeichnet durch Geist und Schönheit wie ihre Herrin, dieser ähnlich durch jugendlichen Sinn und muntere Neigung, empfänglich für Freundschaft und von grenzenloser Ergebenheit. Sie hatte eine lebhafte Einbildungskraft, raschen Witz und ein so reiches Wissen, wie man es bei Frauen nur selten findet und ihnen kaum gestatten will. Dabei besaß sie die Gabe des Anordnens und Erfindens, und durch ihre Leitung und Fürsorge gewannen die Vergnügungen und der tägliche Lebenslauf in Lützelburg einen großen Theil des Reizes und der Annehmlichkeit, worurch sie sich auszeichneten. Wie innig das Verhältniß beider Frauen war, bezeugt am besten ihr Briefwechsel, aus dem folgende Zeilen ihre gegenseitige Stellung und ihren innern Werth abmessen lassen: „Meine theure Pöllnitz! Sie haben mich vollständig befiegt, denn ich bin nicht im Stande, Ihre Liebenswürdigkeiten zu erwidern, nun ziehe es deshalb vor, daß Sie eher an meiner Freundschaft zweifeln mögen. — Ihre Mutter benachrichtigte mich, daß Sie in acht Tagen wieder ausgehen können. Mir schlägt mein Herz vor Freude, ich empfinde das Vergnügen im Voraus. Jetzt kann ich nicht über die Dummheiten lachen, die um mich vorgehen: mit Wem? — Gewisse Philosophen verabscheuen das Leere, und ich, theure Pöllnitz, das Volle. Gestern sah ich an meinem Hofe zwei Damen, die bis zu den Zähnen, langweilig bis zum Scheitel und dumm bis zu den Zehen. Glauben Sie, meine Theure, daß Gott, indem er solche Creaturen schuf, sie nach seinem Ebenbilde geformt hat? — Nein, er machte für sie eine besondere und ganz verschiedene Form, um uns den Werth der Schönheit und Grazie durch die Vergleichung erkennen zu lassen. Wenn Sie das boshaft finden, so weiß ich, an wen ich mich adressire. Gleich und Gleich gesellt sich gern. — Da einmal mein Geist im boshaften Zuge ist, so will ich auch so fortfahren. Ich sah auch hier zwei fremde Zimmergestalten. Wenn Gold, Stickereien und Orden das Verdienst bezeichneten, so würde keines dem ihrigen gleichkommen. Aber da ich wenig Respect vor solchem Reichthum habe, so weiß ich ihren wahren Werth zu schätzen. Ich begreife es, daß der Anblick der Großen einschüchtert und dem Geiste die Fähigkeit rauben kann, sich zu zeigen und zu glänzen; dann halte ich es für meine Pflicht aufzumuntern. Wenn aber die Dummheit sich breit macht und die Anmaßung, mit Thorheit verbunden, die Rücksicht für sich beanspruchr, die wir allein dem wahren Talente schuldig sind, dann bin ich ohne Erbarmen und schonungslos. Wie schätzenswerth ist das Mißtrauen unseres eigenen Werthes, aber diese Tugend ist selten! Glauben wir nicht immer, einige Karate mehr zu wiegen als die anderen Menschen? Wie erbärmlich ist die Eitelkeit, und doch ist dieses Gefühl unser treuster Begleiter. Großer Leibniz! Was für schöne Dinge hast Du darüber gesagt! Du entgästst, überzeugst, aber besserst Keinen. — Ich bin im Zuge zu moralisiren, doch das Concert beginnt; ein neuer Sänger wird singen, und ein großer Ruf geht ihm voran. Wenn er ihm entspricht, wie angenehm werde ich meine Zeit verbringen! Adieu, Adieu, die Musik erwartet mich, und ich muß die Freundschaft dem Talente opfern. Nochmals Adieu und diesmal ohne Widerruf.“

Außer dem Fräulein von Pöllnitz gehörten die Hofdamen von Wilow, von dem Busche und Seckfele, der Oberhofmeister Eusebius von Brand und Bülow, die Kammerherren von der Marwitz und Graf Otto von Schwerin, der Chevalier François de Jaucourt, Seigneur de Villarnaul, ein alter Junggeselle voll Originalität, und der Legationsrath Isaak von Larrey, der eine Geschichte der „Cleonore von Guyenne“ schrieb, zu der vertrauten Umgebung der Kurfürstin. Mit ihnen überließ sie sich einer heiteren Geselligkeit; Theatervorstellungen, Opern und Schauspiel wechselten mit Bällen und Festen ab, die stets das Gepräge eines geistigen Vergnügens trugen. Besonders beliebt waren die sogenannten „Wirthschaften“, Maskenscherze, welche durch die Verse des Dichters Canitz und des Oberceremonienmeisters Besser verherrlicht wurden. Wir besitzen die Schilderung eines derartigen Maskenfestes von der Feder des berühmten Leibniz. Das Lützelburger Schloß stellte einen Jahrmarkt mit Buden vor, belebt von dem buntesten Maskengewühl. Die Rollen wurden durch das Loos vertheilt; die Kurfürstin selbst erschien als Quacksalberin an der Seite des Geheimrath von Osten, der den Charlatan übernahm. Seine Gehilfen waren der Markgraf Albert und der Graf von Solms. Der damals zwölfjährige Kurprinz stellte einen Taschenspieler vor und erntete großes Lob für seine Geschicklichkeit. Die Fürstin von Hohenzollern wahrsagte als Zigeunerin dem in seiner Loge anwesenden Kurfürsten und den hohen Herrschaften. An Sophie Charlotte richtete sie die folgenden Verse:

Wofern mir meine Kunst recht kund,
Zeigt dieser Strich, der so zertheilet:
Daß sie viel Tausend zwar verwundet,
Allein noch Keinen hat getödtet.

Der sächsische Gesandte, Herr von Flemming, rief auf gut pommersch:

„Bivat Friedrich und Charlott!“
Wer's nicht recht meint, ist ein Hundsfott!“

Das Fest dauerte bis spät in die Nacht, was Leibniz zu den Worten veranlaßt: „Je fais ici une vie, que madame l'électrice appelle après moi „ein liederlich Leben.“ —

Ueber diese Zerstreuungen vergaß indeß die Kurfürstin nicht ihre ernsten Pflichten. Vorzugsweise beschäftigte sie die Erziehung ihres Sohnes, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I., dessen wilde, trotzige Natur ihr vieles Kummer bereitete. Schon als Kind zeigte er die deutlichen Spuren eines unbändigen Charakters. Als ihn eines Tages seine Gouvernante züchtigen wollte, kletterte er auf die Fensterbrüstung und drohte sich hinabzustürzen, wenn ihm die zugedachte Strafe nicht erlassen würde. Im Gegensatz zu seinem prachtliebenden Vater verrieth er schon frühzeitig einen hohen Grad von Einfachheit, indem er einen geschlossenen Schlafrock in das flammende Kaminfeuer warf. Seine Sparsamkeit grenzte fast an Geiz, und statt nach dem Wunsche seiner geistreichen Mutter sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen, zeigte er nur eine auffallende Neigung für den Soldatenstand und für das rohe Lagerleben. Ohne die sich in solchem Thun äußernde Kraft zu verkennen, bemühte sie sich, durch die Wahl ausgezeichneter Erzieher und durch mütterliches Zureden auf ihn einzuwirken und seine rauhen Ecken abzuschleifen.

Nicht minder war sie bedacht, auch da den Wünschen ihres Gemahls nachzukommen, wo sie seinen Ehrgeiz und seinen Hang für äußerliche Größe nicht theilte. Schon lange ging der Kurfürst mit dem großen Gedanken um, seinem Hause die Königswürde zu ver-

schaffen; er bedurfte zu diesem Zwecke nicht nur die Einwilligung des deutschen Kaisers, sondern auch der übrigen Fürsten. Bereitwillig ging Sophie Charlotte auf seine Wünsche ein und übernahm, obwohl sie sich sonst von allen Staatsgeschäften fern hielt, die oft schwierige Unterhandlung. Im Verein mit ihrer Mutter reiste sie in dieser Absicht zunächst nach Brüssel, wo es ihr gelang, den Kurfürsten von Baiern für die hochstrebenden Pläne ihres Gatten durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Von hier begaben sie sich nach Holland, um die Zustimmung der einflußreichen Seemächte zu erlangen. Bei allen diesen Gelegenheiten zeichnete sich Sophie Charlotte durch die entschiedenste Ueberlegenheit ihres Geistes und durch die Klugheit ihres Benehmens aus, so daß ihre Bemühungen von dem besten Erfolge gekrönt wurden. Trotz dieser politischen Unterhandlungen behielt sie noch immer Zeit und Lust, ihren wissenschaftlichen Neigungen zu folgen. Kaum im Haag angekommen, wo der berühmte Kritiker Peter Bayle verweilte, schickte sie noch am späten Abend zu demselben, um seine belehrenden Gespräche zu genießen. Schon im Bette liegend und von Kopfschmerzen gequält, mußte er die ihm zugedachte Ehre ablehnen. Erst später erschien er in Gesellschaft des nicht minder ausgezeichneten Basnage vor der Kurfürstin, welche beide Gelehrte mit der größten Achtung aufnahm. Die mit Bayle gepflogene Unterhaltung, welche sie Leibniz mittheilte, gab diesem die Veranlassung, seine berühmte „Theodicee“ zu schreiben. Zu gleicher Zeit verdankte ihr somit Preußen eine Königskrone und die Welt ein philosophisches Werk von der höchsten Bedeutung.

Mit unermeßlichem Aufwande und nie gesehener Pracht fand in Königsberg am 18. Januar 1701 die feierliche Krönung des Königspaares Statt, wobei Sophie Charlotte ihren auf Etiquette besonders achtenden Gemahl nicht wenig dadurch verletzte, daß sie während der langweiligen Ceremonie eine Prise aus ihrer vom Czar Peter geschenkten goldenen Dose nahm, als sie sich einen Augenblick unbemerkt glaubte. Fast erlag sie unter der Last ihrer Würde und der darauf folgenden Festlichkeiten. In jenen Tagen schrieb sie an Leibniz folgende charakteristische Zeilen: „Glauben Sie nicht, daß ich all den Glanz und diese Krone, von der man so viel Aufsehens macht, dem Vergnügen vorziehe, das mir unsere philosophischen Unterhaltungen in Lützelburg gewähren.“

Auch als Königin bewahrte sie sich den freien Sinn, mit dem sie auf die irdische Größe von ihrer geistigen Höhe niederschaute. „Letzthin,“ sagte sie ironisch in einem Briefe an ihre Freundin, „hat mich Leibniz von dem unendlich Kleinen (seine Theorie der Monaden) unterhalten. Wer kennt diese kleinen Wesen besser als ich?“ —

Während sie aber mit Nichtachtung auf das kleinliche Treiben des Hofes blickte, schlug ihr Herz für das große Ganze, für das Wohlergehen des Volkes. Schon als Kurfürstin hatte sie den ihr zugehörigen Garten, der jetzt den Namen „Monbijou“ führt, mit dem daran grenzenden Vorwerk und einer bedeutenden Meierei den Berliner Bürgern gegen einen geringen Grunczins oder auch ganz umsonst überlassen, indem sie mit dieser Schenkung das Glück und den Wohlstand unzähliger Familien begründete. Theilnehmend sprach sie mit den geringsten Leuten und half ihnen, wo sie konnte. Die Liebe zu ihrem Volke wurde von diesen reichlich vergolten, und noch heute bewahrt die Köpnicker Kirche eine reich gestickte Fahne, die ihr die Berliner Bürgerschaft zum Geschenk gemacht.

Um so tiefer und schmerzlicher war der Eindruck, den ihr unerwarteter Tod hervorrief. Sie starb, erst sechsunddreißig Jahre alt, am ersten Februar 1705 auf einer Reise nach Hannover an den Folgen einer vernachlässigten Halsentzündung. Bis zum letzten Augenblicke bewahrte sie jene philosophische Ruhe und Erhabenheit, die ihr Leben auszeichneten. Auf dem Sterbelager tröstete sie ihren jüngern Bruder, der verzweifeln wollte, mit den Worten: „Der Tod schreckt mich nicht, schon allzulange betrachte ich ihn als unvermeidlich.“ Den französischen Hofprediger La Bergerie, der ihr in den letzten Stunden beistand, begrüßte sie lächelnd: „Man erkennt seine Freunde in der Noth. Sie kommen mir Ihre Dienste anzubieten in einer Zeit, wo ich nicht mehr im Stande bin, etwas für sie zu thun; ich danke Ihnen dafür.“ — Als er darauf einige tröstliche Worte an sie richtete, erwiderte sie ihm: „Ich habe seit zwanzig Jahren der Religion ein ernstliches Studium gewidmet, und mit Aufmerksamkeit die Bücher gelesen, die davon handeln; mir ist kein Zweifel übrig. Sie können mir nichts sagen, was mir nicht bekannt wäre; ich kann Ihnen versichern, daß ich ruhig sterbe.“ Zu einem zärtlichen Briefe nahm sie von ihrem Gatten Abschied; worauf sie, vielleicht an seine Prachtliebe denkend, sich an ihre anwesende Freundin, Fräulein von Pöllnitz, mit den Worten wendete: „Ach, wie viele unnütze Ceremonien wird man für diesen Körper anstellen!“ Als sie diese in Thränen zerfließen sah, fuhr sie fort: „Was weinen Sie? Dachten Sie denn, ich sei unsterblich?“

Der König fiel, als er die Nachricht von ihrem Tode erhielt, in Ohnmacht; es mußte ihm eine Ader geöffnet werden. Er war tief gebeugt durch ihren Verlust, nicht minder ihre untröstliche Mutter, und der große Leibnitz, der sie in seinem Trostbriefe an Fräulein von Pöllnitz „die vollendetste Fürstin der Welt“ nannte. Alle Höfe legten tiefe Trauer um sie an, am meisten aber wurde sie von ihrem eigenen Volke beweint. — Friedrich der Große, ihr auch im Grabe verwandter Enkelsohn spricht das Urtheil der Mit- und Nachwelt über die herrliche Frau in folgenden Worten aus: „Sophie Charlotte hatte eine starke Seele. Ihre Religion war geläutert, ihre Gemüthsart sanft, ihr Geist geschmückt durch das Lesen aller guten französischen und italienischen Bücher.“

Sie starb zu Hannover im Schooß ihrer Familie. Man wollte einen reformirten Geistlichen bei ihr einführen. Sie sagte ihm: „Lassen Sie mich sterben, ohne daß wir uns streiten.“ — Eine ihrer Damen, die sie sehr liebte, zerfloß in Thränen. „Beklagen Sie mich nicht,“ sagte sie zu dieser, „denn ich gehe jetzt, meine Neugier befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm neue Gelegenheit giebt, seine Pracht darzuthun.“ — Sie empfahl sterbend ihrem Bruder dem Kurfürsten die Gelehrten, welche sie begünstigt hatte. —

Sophie Charlotte verdiente im Leben wie im Tode den Namen der „philosophischen Königin“. —

Max Ring.

Spaziergänge durch das heutige Rom und durch die Campagna.

„Hotel de la Minerve!“ sagte ich zu meinem schweigenden Kutscher, der mich auf dem Bahnhofe in Empfang nahm, und bald hielt der Wagen auf einem ziemlich großen Platze Rom's, in dessen Mitte ein Elephant eine Pyramide auf seinem Rücken trug, vor einem erleuchteten Hause, über dessen Thore ich in glänzenden Metallbuchstaben den Namen des Gasthofs las. Ich war ja zum ersten Male in Rom, in der märchenhaften Siebenhügelstadt des Romulus und des Numa, in der Stadt der Gracchen, in der Hauptstadt der Erde, in deren Tempeln und Palästen lorbeergekrönte Imperatoren die Schätze Griechenland's, Afrika's und des Orients aufhäuften, in dem modernen Rom, wo sich der Titanengeist Michel Angelo's und Raphael's unsterblicher Genius ewige Denkmale von wunderbarer Schönheit geschaffen haben, in der tausendjährigen Residenz des Hohenpriesters der christlichen Kirche, aus der er ein Jahrtausende lang vermittelst des Bannstuchs und der Knechtung des Gedankens die Welt beherrscht hat. Welche Erinnerungen! Rasch ließ ich mir einen Lohndiener geben, um mich noch eine Stunde in der Stadt spazieren zu führen.

Wie war Alles still und öde in den Straßen! Ich kam über Plätze, auf denen Obelisken standen und Wasserstrahlen aus dem Munde von Tritonen rauschten, welche von Delphinen getragen wurden. Die Obelisken standen einst in den sonnendurchglühten Ebenen des Nilthals; die Brunnen waren Meisterwerke Bernini's, des großen Brunnenbaus und Bildhauers zweier mächtiger Päpste. Todesstille Einsamkeit lagerte über den Obelisken und Tritonen, ich hörte die Millionen Tropfen, welche auf der Spitze der im Mondlicht glänzenden Strahlen in die Höhe flogen, in silberne Funken zerstieben und auf dem Spiegel der Wasser rauschten, in deren glänzendem Grunde sich Tritonen und Delphinen zunickten. Tropfen nach Tropfen hörte ich fallen; so

Digitized by Google

gespenstisch still war es. Und es war doch noch nicht zehn Uhr in der Hauptstadt der Welt!

Nun pofirte ich den Corse, die reichste Pulcaer römischen Lebens. Vollbeleuchtet im Mondlicht lag die Straße in ihrer ganzen Länge vom venetianischen Platze bis zu der Piazza del Popolo vor mir. Die reichste und belebteste Straße Roms glich der Straße einer ausgestorbenen Stadt. Alle Läden und Verkaufslocale waren geschlossen, alle Häuser waren dunkel, nur hie und da blickte ein matterleuchtetes Fensterauge aus einem der oberen Stockwerke in diese Einsamkeit hinab. Dann und wann worfen die Laternen ihre Streiflichter auf die rothen Hosen einiger französischen Soldaten, welche Arm in Arm, ein Liedchen aus dem Faubourg St. Marceau summend, nach ihrer Caserne schwankten, oder ein Schatten glitt an der Häuserreihe entlang, eilig, ängstlich, als wenn das unheimliche Geispenst der Einsamkeit hinter ihm herschliche und ihn nach befreunteten Menschen zu Hause triebe. Ich blickte in eine Querstraße. Am Ende derselben lieg eine hehe, imposante Treppe in drei verschiedenen Stufenabtheilungen in die Höhe. Auf einer der Stufenabtheilungen erhob sich ein Obelisk, an den sich eine französische Schildwache lehnte. Oben war die Treppe von einer Kirche gekrönt, an welche sich ein langes Klostergebäude anschloß. Die imposante Treppe war die berühmte französische Treppe, welche nach dem ihr gegenüber liegenden Palaste der Königin von Spanien ihren Namen führt. Die Straße, welche zu der Treppe führte, war vollkommen dunkel und einsam; sogar die Mönche und die Bettlergeschlecht, welche nethwendige Staffage jedes Winkels im modernen Rom, waren aus der Straße verschwunden. Nur zwei Thüren waren offen in der ganzen Straße. Durch sie blickte ich in die noch erleuchteten Zimmer zweier Kaffeehäuser, welche zu den ersten Roms gehörten.

Das Innere der Cafés war ärmlich und schmutzig; mehrere schmale, enge Zimmer lagen hinter einander, die Wände waren ohne Schmuck, ohne Vergoldung, ohne Spiegel, ja ohne Tapeten, der Tabaksrauch hatte ihnen ein graubunkles Colorit gegeben. Schmale Divans, mit schwarzen Leder überzogen, zogen sich an den Wänden entlang. Auf den Divans saßen zwei, drei Menschen, welche sich flüsternd mit einander unterhielten, kein lautes Wort sprachen und dann und wann einen Blick scheu seitwärts warfen, als wenn sie sich von Spionen belauscht wähnten. Ich trat in eins der Café's und bestellte mir Eis. Es gab in Rom kein Eis. Ich griff nach einer Zeitung; es war die officielle Zeitung des Papstes, das „Giornale di Roma". Ich ließ den miserablen Thee, das „Giernale di Roma" und die „Augsburger Allgemeine", die ich dort fand, im Stich, ich floh aus diesem miserablen Kaffeehaus und eilte durch die todesstillen Straßen der Residenz Pius des Neunten nach Hause, so schnell, als wenn die Gespenster der Langeweile und der Einsamkeit hinter mir schlichen und mich verwärts trieben. Niemand begegnete mir auf dem langen Wege; ich hörte nur das Echo meiner eigenen Tritte auf den schmalen Trottoirs. Der Mond hatte sich hinter einem großen, dunkeln Wolkenberg verborgen. Ich hatte Rom bei Abend gesehen, das schweigende, todesstille Rom, das Rom der Langeweile und Einsamkeit. Zwei Abende vorher fuhr ich zu derselben Zeit durch die Straßen von Neapel. Sie waren mit Lichterglanz, mit Musik, mit Equipagen und fröhlichen Menschenmassen erfüllt; es war das freie Neapel, welches den Sieg Garibaldi's vor Capua feierte.

„Gennazzano," hatte er mir gesagt, der deutsche Maler, als wir auf dem Verdeck des französischen Dampfbootes von einander Abschied nahmen, und die päpstlichen Marinesoldaten ihn in ihre langweiligen Hafen von Civitavecchia an das Land tuerten, „in Gennazzane werden Sie mich treffen, wenn Sie nach Rom kommen."

„Gennazzane," sagte ich am andern Morgen, als ich im Hotel de la Minerve die Treppen hinabstieg, und auf jedem Treppenflur ein Priester in schwarzer Kutte sah, den päpstlichen, großen Hut mit den umgeschlagenen Krempen auf dem Kopfe, und mir mit einem Buche entgegenkam, ein dem in drei verschiedenen Sprachen eine Aufforderung zu Beiträgen für ein Hospital geschrieben war, unter welche ich trotz allen Sträubens meinen Namen neben den Namen von Erzbischöfen, Bischöfen und Principes mit fünf Franken unterzeichnen mußte.

„Gennazzane," wiederholte ich nochmals in der vereriefischen Laune, als ich unten vor der Hausthür stand, und mein erster Blick in der ewigen Roma auf einen Bettelmönch fiel, der, mit kahlrasirtirtem Haupte, den Strick um den Leib gegürtet, mir eine klappernde Blechbüchse entgegenhielt, „ich habe Rom bei Nacht gesehen, es war ödes, der Morgen fängt schön an, ich werde sofort nach Gennazzano in's Gebirge fahren und Rom bei Tage später sehen."

Nach einer Stunde fuhr ich mit einem Vetturin an den kolossalen Trümmerresten des Colosseums vorüber nach der Porta maggiore, um auf der alten Via Labicana nach Palestrina und nach Gennazzano zu reisen. Rechts erheben sich vor mir die Trümmer des alten Roms, die Thermen des Caracalla und des Titus, die epheuumrankten, grandiosen Bogen der Kaiserpaläste auf der breiten Scheitelfläche des palatinischen Hügels, Triumphbogen, gebrochene Säulenstumpfe, Reste von Einfassungsmauern von Bädern und Wasserleitungen, an denen wilder Wein heraufkletterte, zwischen weiten Raumflächen von Oliven-, Wein- und Gemüsepflanzungen — jeder Fuß classischer Boden. Durch die Porta maggiore ging's in die Campagna hinein, in diese eigenthümliche Wüste, welche in der Breite von vierzig Meilen ringeum die Stadt umschließt und in ihrer Sonderbarkeit und Oede gewiß nur einmal auf der Erde existirt. Ruinenhaufen und Grabmäler neben der Straße, auf der der Wagen in raschem Trabe dahinrollte. Zu beiden Seiten trat die Campagna in unserer eigenthümlicher Gestalt auf. Ein unabsehbar, wellenförmig bewegtes Land, grün, aber mattgrün, von einer mit gelben und grauen Tinten gemischten Farbe, wie ich sie nie auf der Erde gesehen, sich ganz sonderbar abhebend gegen die dunkelblauen Tinten des Himmels, welcher am Horizont auf der Ebene zu ruhen schien, ganz unbewohnt, nirgends von Häusergruppen belebt, ohne alle Bewohner. Ueberall ragten Mauertrümmer, Architekturreste von Tempeln, Bogen und Säulenstumpfe, Trümmer mittelalterlicher Castelle über die wellenförmig sich erhebenden Erhöhungen des Bodens empor, lange Pfahlreihen bezeichneten die verschieden Grenzen gemeinbieter Prati; aus epheuumranken formlosen Massen wirbelten Rauchwolken in die Höhe — es waren die improvisirten Wohnungen der Hirtenfamilien, welche die großen Rinderheerden in der Campagna weiden; dann stand hie und da ein Winzerhäuschen, malerisch von einigen Ulmen umringt, die Mauern mit gelbgrünem Weinlaub bekleidet, aus dessen niedriger Thür eine Frau in zerlumpter Kleidung hervortrat, neugierig meinem dahinrollenden Wagen nachschauend; neben dem kleinen Häuschen erhoben sich mittelalterliche Mauern mit Zinnen, über den Resten des Thores noch die Reste eines Wappens tragend. Nun zogen halbwilde Rinderheerden vorüber, große, flatliche Thiere mit breiten Stirnen und langen Hörnern. Die Hirten, welche sie begleiteten, waren zu Pferde, in Schafsfelle gekleidet, die Beine bis zum Knie in lederne Gamaschen gesteckt; jeder trug einen langen Stab in der Hand, an dem vorn eine lange Spitze befindlich war. Große, wilde Hunde umsprangen die Pferde. In hochgeschwungenen Bogen gegen sich in langen Linien die Trümmer der verfallenen Wasserleitungen in das Land hinein, plötzlich abbrechend, dann von Neuem beginnend, oft sich durchkreuzend. Oede, Vereinsamung, Belebung und Monotonie, classisches Alterthum, Mittelalter und moderne Ruinen wechselten in harmenischer Weise; sonnendurchglühte Brachflächen grenzten an mit den üppigsten Kräutern bedeckte Biehweiden. Dann kamen wir durch ein verfallenes Dorf. Es ist die Stelle, wo einst das alte Labicum stand. Hier beginnt der Schauplatz des Virgil in den letzten Gesängen der Aeneide neben den Quellen der Aequa Felice.

Es führen wir während acht Stunden durch die Campagna. Die Erinnerungen von zweitausend Jahren umschweben vor meinem geistigen Auge die Grabmonumente, die Zinnen mittelalterlicher Thürme und die verfallenen Bogen der altrömischen Aquaducte in kunten, immer wechselnden Gestalten. Die Stellen die er sonnenurchglühten Brachfelder und dieser steinigen Ebenen nahmen einst Strecken des fruchtbarsten Landes ein; immergrüne Parkanlagen, Wildgehege, Teiche mit den seltensten Fischen, Triften mit den auserlesensten Heerden, mit Marmorstatuen und mit den kostbarsten Mosaiken geschmückte Villen, Marmorbäder und goldgeschmückte Tempel. We einst das Feuer der Vesta brannte, da steht jetzt in einer von Rauch geschwärzten Nische ein armseliges Muttergottesbild, und halbverwischte Arabesken und Fragmente der herrlichsten Mosivbilder leuchten dem Wanderer aus mit Efeuster umrankten Trümmerhaufen entgegen. Die Contraste des Heidenthums und christlicher Bestandschauung, die Gegensätze des üppigen Lebens und der einsamsten Verödung, die Denkmäler aller Stadien einer zweitausendjährigen Vergangenheit liegen dicht neben einander, oft von denselben Mauertrümmern umschlossen.

Und was ist der Grund dieser grenzenlosen Verödung? Was würden die alten Römer sagen, wenn sie aus ihren Gräbern aufständen und sehen würden, was die päpstliche Regierung aus dem Paradiese gemacht hat, welches sie einst mit hunderttausend Sclavenhänden rings um die Hauptstadt der Welt geschaffen hatten? Die zwei Millionen der ewigen Roma sind auf nur hunderttausend Bewohner herabgesunken, und die Campagna ist nicht einmal im Stande, die Bewohner des modernen Rom zu ernähren. Die ungeheuren Gütercomplexe des alten republikanischen und kaiserlichen Roms sind in die Hände der Pfaffen und der Principi des heutigen Kirchenstaats übergegangen. Diese Pfaffen, diese Fürsten, diese geistlichen Congregationen haben keine Neigung und auch keinen Begriff von Ackerbau. Sie sind enorm reich, ihre Güter und Besitzungen liefern ihnen pecuniäre Mittel genug, um in Schwelgerei und in einem halb asiatischen Luxus zu leben; sie verpachten deshalb ihre großen Gütercomplexe in der Campagna an Mercanti, welche die weiten Strecken zu Viehzucht benutzen, weil sie kein Interesse und keine Lust daran haben, aus ihnen urbare und getreidetragende Ländereien zu machen. Würden diese großen Gütercomplexe parcellirt, würde dann die Regierung des Papstes ihre Aufgabe verstehen, den Ackerbau, die Industrie, überhaupt alle commercielle und industrielle Verhältnisse in den römischen Staaten ebenso zu heben und zu fördern, wie sie dieselben von Jahr zu Jahr herunterdrückt und principiell vernachlässigt: so würden in der öden Campagna statt des gelbblühenden Ginsters wiederum Wein und Maulbeerbäume wachsen, und der Wind würde in den Halmen von Getreidefeldern rauschen, wo er jetzt an den Ufern moriger Teiche und sumpfiger Ebenen in der riesigen römischen Canna (Rohr) flüstert. Aber die Parcellirung der großen Latifundien, die Hebung des Ackerbaues, die Handelsschiffe, die Eisenbahnen und die Straßenzüge, das Alles ist dem innersten Wesen der theokratischen Regierung, welche über dem Patrimonium St. Petri waltet, vollkommen zuwider! —

Mittag war lange vorbei, und blaudüstere Schatten umhüllten die bewaldeten Höhen des Gebirges, welches ganz nahe an die Straße herantrat, mit ihrem schattigen Mantel, als ich an Palestrina vorüber fuhr. An den Felsen, wo jetzt die ärmlichen Häuser amphitheatralisch übereinander ragen, lehnte sich einst das uralte Präneste, lange vor Rom erbaut, einst Hauptstadt des lateinischen Bundes, in der Römerzeit und im Mittelalter vielfach erobert, zerstört und wieder aufgebaut. Dann rollten die Räder des Wagens auf antiker Römerstraße. Noch einige Miglien und Cavi erschien, die Häuser malerisch gruppirt auf ihrem Tuffelsen am Abhang des Monte di Monterella. Der Abend nahte, ein Meer dunkler Schatten lagerte sich über die zweitausendjährige Vergangenheit der Campagna hinter mir, aber heller und durchsichtiger wurde die Atmosphäre, da hielt ich vor dem Thore Genazano's. Rauschend stürzten mir die Wellen des Rivotano entgegen, saphirblaue Wellen, weiße, gekräuselte Schaumwirbel auf ihren Häuptern. Geisterhaft blickte das uralte Schloß aus einsamer Höhe herab.

Das Begräbniß.
Nach der Natur aufgenommen von Zwahlen und Zielcke.

Was ist das für ein wunderbarer Zug, der da langsam aus dem Thore hervorschreitet und die Stufen des steilen Wegs hinabsteigt? Voran wurde das Kreuz getragen, von Priestern in ihren weißen, goldgestickten Gewändern umgeben, dann eine Reihe sonderbarer, unheimlicher Gestalten. Sie waren alle in aschfarbene Kutten gehüllt, vom Kopf bis zu den Füßen vermummt, die Kapuzen durchlöchert, aus deren ausgeschnittenen Augenhöhlen die Augen gespenstisch hervorleuchteten. Ein eintönig, unheimlich klingendes Grablied singend, schritten sie vor der Bahre vorher. Vier von ihnen trugen die Bahre, welche mit schwarzsammtnem Teppich bedeckt war, auf dessen Grunde silberne Rosen blühten, auf ihren Schultern. Auf der Bahre lag, ganz in weiße Mulle kleidet gehüllt, die Leiche, ein junges Mädchen, über deren schwarze Locken kaum achtjahr Frühlinge verübergerauscht waren, ein sanftes Lächeln auf den Friede und Ruhe athmenden Zügen. Junge Mädchen sterben so leicht; ohne Schmerz und ohne Qual schwingt sich der Geist auf zum Aether, und lächelnd blickt ihm das Antlitz der Gestorbenen nach. Ein goldgestickter Schleier fiel über die zarten, weißen Schultern hinab, und ein Kranz von weißen Rosen und Tuberosen umschlang das ernste Haar. Hinter der Bahre schritten weiter die vermummten Gestalten, das Sterbelied singend, gespenstisch mit dunkeln Augen aus den Löchern der Kapuze hervorblickend. Es waren die Mitglieder der Confraternita, einer

Brüderschaft des Städtchens, aus den vornehmsten Bewohnern desselben bestehend, wie sie in den meisten Städten Mittelitaliens und Süditaliens sich gebildet haben. Die Confraternita sammelt in den Straßen und in den Häusern milde Beiträge für die Armen und für die Gefangenen, sie bestattet die Gestorbenen zu Grabe, ihre Zwecke und ihre Tendenzen sind Demuth und Wohlthun; die Leichenzüge in den offenen Särgen, die bunten Farben derselben, die vermummten Gestalten sind Alles noch Reste antiker Sitte.

Den Strohhut in der Hand, grüßte ich die langsam vorübergetragene Todte. Mein Kutscher betete ein Ave Maria. Noch lange schaute ich dem sonderbaren Zuge nach, bis der eintönige Grabgesang in der Ferne verhallte. Dann fuhr ich ein in das Städtchen. Die Straßen des berühmten Wallfahrtsortes der Madonna del buon Consiglio im Sabinergebirge, zu deren Kapelle in den Marientagen die Menschen aus der Umgegend und selbst aus dem Neapolitanischen zu Tausenden wallfahrten, waren heute Abend einsam und öde, bis ich auf den Platz kam, an dem der ehrwürdige Palast des einst in diesen Gegenten so mächtigen Geschlechts der Colonna steht: da war Alles voll Leben und Bewegung. Mitten auf dem Platz hielt ein mit zwei Pferden bespannter Wagen. Der Kutscher saß, die Peitsche und die losen Zügel in der Hand, auf dem Bocke. Im Wagen stand aufrecht, eine Flasche in der einen Hand, mit der andern Hand in der Luft gestieulirend, ein Mann, etwa in der Mitte der Vierziger, und redete zu der den Wagen umgebenden Menge.

Was redete der sonderbare Mann? Er pries der gaffenden Bevölkerung des Städtchens die Medicin an, welche in der Flasche enthalten war. Es war kein Heilmittel für ein einzelnes Uebel, etwa für Rheumatismus, oder für Magenbeschwerden oder gegen das Fieber. O nein, mit der Bereitung solcher Kleinigkeiten hatte sich der Mann im Wagen niemals abgegeben. Es war eine Universalmedicin, ein Heilmittel für alle und jegliche Uebel, ein wunderbares Elixir, welches er in dem Decoct von seltenen Pflanzen fand, die nur in den afrikanischen Wüsten wachsen. Dort hielt er sich Jahre lang auf, nicht, wie seine Collegen, sich üppiger Muße hingebend, sondern den ernstesten Studien obliegend. Jetzt bereiste er Europa, von Sicilien anfangend, um mit seinem Wunderelixir alle Schmerzen und alles Elend der leidenden Menschheit zu heilen, nicht um Schätze zu erwerben, nein, sondern nur der leidenden Menschheit wegen. Deshalb forderte er auch keinen Goldzeehn für sein Wundermittel, nicht einmal einen Silberzehn — der Werth des Elixirs sei ja mit Hunderten von Goldzehn nicht bezahlt —, sondern er bot es an — für nur einen einzigen Paolo. Alle Krankheiten des Leibes und der Seele für einen einzigen Paolo! Dann erzählte er unter den lebhaftesten Gestieulationen lange, schreckliche Krankheitsgeschichten. Immer erschien er zum Schluß als rettender Engel, sein Universalelixir, wie heute, in der Hand, welches noch niemals seine Urkraft verleugnete. Ich kehrte mich um und lachte. Da saß er ja, mir gerade gegenüber, auf einem abgebrochenen Säulenstumpf, seine Zeichenmappe vor sich auf den Knieen, der Freund, den ich in Genazzano suchte, der auf dem Verdecke des französischen Dampfschiffes in dem langweiligen Hafen von Civitavecchia von mir Abschied genommen hatte! Er zeichnete den gestieulirenden Mann in dem Wagen mit seinem Wunderelixir. Mit einem fröhlichen „Guten Abend“ streckte ich ihm die Hand entgegen.

„Was ist denn das für ein sonderbarer Kerl, da in dem Wagen?“

„Das ist der Römische Charlatano oder Heiltünstler“, erwiderte er, „doch passen Sie auf, jetzt kneipt er die Operationen an. Nun, über das Herausreißen eines Zahnes geht er selten hinaus!“

Der Charlatan.
Nach der Natur aufgenommen von Zwahlen und Zielcke.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Rupplus.

(Fortsetzung.)

Langsam war Reichardt nach dem Zimmer unter dem Dache in Congreßhall hinaufgestiegen, das er mit einem Gefühl der Erleichterung leer fand, und warf sich hier auf den nächsten Stuhl, um sich einen Moment seinen Empfindungen zu überlassen. Der ihm stand bald die schlanke, volle Harriet Burton mit ihrem dunkeln leuchtenden Blicke, der ihm so viel zu erzählen schien, als er nur darin hätte lesen mögen; bald trat das frische, lachende Gesicht ihrer Begleiterin hervor, und er hätte sich versenken mögen in die Tiefe dieser milden, blauen Augen; nach Kurzem aber sprang er kräftig von seinem Sitze auf. „Alles Unsinn!“ rief er, einen Gang durchs Zimmer machend, „höchstens gut, um mir meinen künftigen Weg selbst noch zu erschweren. — Nur der Neger siedelt zum Tanze,“ fuhr er stehen bleibend fort, „das ist die richtige Arznei, und ich werde daran denken, wenn ich einmal wieder in Versuchung komme, den Gentleman zu spielen — verlüstig aber sollen sie doch einmal eine Probe von Fiedeln bekommen!“ Er öffnete seinen Violinkasten, suchte ein Notenheft unter dem Pack der daliegenden Musikalien heraus und machte sich fertig, um an die ihm vorgeschriebene Uebung zu gehen. —

Das „Supper“ war vorüber, und in dem großen Saale, welcher der kühlen Abendluft nach allen Seiten hin den Zutritt gestattete, promenirten bereits zahlreiche Paare in glänzender Toilette, der Musiker harrend, welche so eben von den Ueberbleibseln des Males ihren Hunger stillten. Reichardt hatte das nöthigste Bedürfniß befriedigt und eilte noch einmal nach dem gemeinschaftlichen Zimmer hinauf, um das von ihm gebrauchte, zurückgebliebene Notenheft zu holen, während die Uebrigen sich fertig machten, um ihre Plätze im Saale einzunehmen. Das fehlende Heft war schnell gefunden, und der junge Mann schlug einen Weg durch die Corridore ein, welcher ihm der nächste nach dem Saale zu sein schien, sah aber bald, daß er am Ende eines Ganges stand und die Treppe verfehlt haben müsse. Er wollte sich eben auf dem weichen Teppiche, welcher jeden Schritt unhörbar machte, zurück wenden, als aus dem nächsten nur theilweise geschlossenen Zimmer es ihm wie eine halblaut gehaltene Predigt entgegenklang. Unwillkürlich blieb er bei dem sonderbaren Klange stehen und horchte. „Es lebt noch etwas in Ihnen, theuere Schwester, was dem Worte, das an Ihr Herz pocht, entgegenstrebt,“ hörte er; „Christus ist wohl in Ihnen, aber die Welt mit ihren Begriffen und Ansichten ist noch stärker in Ihrem Herzen. Wenn erst Christus ganz in Ihnen zum Durchbruch gekommen sein wird, dann werden Sie mit derselben brünstigen Liebe, mit welcher er die Seinigen umfing, den Bruderkuß empfangen und ihn zurückgeben, dann werden Sie in den stillen Stunden, die wir seinem Dienste widmen, an das Eine denken, daß nur die sein eigen sind, welche sich ihm ohne Vorbehalt ergeben, und daß die Liebe, wie sie seine Auserwählten umschlingen soll, aller Heiligung Anfang ist!“

Es ward still im Zimmer, und Reichardt schlich, den Athem an sich haltend, der Thürspalte näher, aber er konnte die Personen der Scene nur theilweise sehen; ein Mann in dem langen schwarzen Rocke der amerikanischen Geistlichen saß dicht vor einem Schaukelstuhle, gegen die darin ruhende Dame gebeugt und deren beide Hände in die seinigen geschlossen. Der Lauscher konnte nur das volle braune Haar des Mannes erblicken, während der Oberkörper von dessen frommer Gebieterin seinem Auge ganz entgegen war. Reichardt wartete noch einige Secunden, konnte aber nichts entdecken, als daß die Hände sich fester in einander zu schließen schienen, und eilte mit einem Kopfschütteln leise nach der verfehlten Treppe. Auch seine Gedanken über die eben beherchte Scene wurden durch das Anstreichen der Instrumente im Saale in den Hintergrund gedrängt, er hatte schnell die offene Thür des Tanzlocals erreicht und schritt dort, ohne sich umzublicken, nach dem erhöhten Platze, welchen seine Collegen bereits eingenommen. Erst von hier aus überfah er die durcheinanderwogende Gesellschaft, und entdeckte bald seine früheren Gesellschafterinnen, strahlend in der lustigen, reichen Ballteilette. Harriet in sichtlich sprudelnder Laune wanderte am Arme eines jungen Mannes durch den Saal, und schien durch ihre Bemerkungen einen ganzen Trupp Anderer, welche dem Paare folgten, in die heiterste Laune zu versetzen; nicht einmal aber hob sich ihr Auge nach dem Orchester, sie scharf sich auch Reichardt's Gestalt im Vordergrunde von den übrigen Musikern abzeichnete. Margaret dagegen ging an dem Arme eines ältlichen Mannes, welchem sie eifrig zu erzählen schien, und hier glaubte Reichardt zum Oefteren einen halbverdeckten Blick von ihr wie von ihrem Begleiter aufgefangen zu haben.

„Wir geben zuerst ein Stück Unterhaltungsmusik,“ zischelte der kleine Dirigent dem jungen Manne zu, „es ist noch etwas zu früh zum Tanzen, und wir zeigen gleich, daß wir auch etwas Ordentliches leisten können; so etwas hilft zur Recommandation. Nr. 4, das Solo, das wir gestern probirt haben.“

Reichardt nickte nur und blätterte sein Notenheft auf; er wußte, der Alte wollte mit seinem Spiele Staat machen, kaum hätte dieser ihm aber im Augenblicke einen größern Gefallen erweisen können. Nr. 4 war nichts Anderes als Ernst's „Elegie“, welche, aus dem Nachlasse eines verstorbenen Geigers in die jetzigen Hände gelangt, hier tott gelegen hatte, von Reichardt aber beim Durchstöbern des Musikvorraths schnell genug aufgefunden worden war. Es war nur Quartett-Begleitung dazu, aber Reichardt's großer schöner Ton hatte trotzdem den Alten schnell den Effect, welchen die Piece hervorbringen müsse, erkennen lassen.

Die Einleitung begann, ging aber in dem Lachen und Schwatzen der promenirenden Gesellschaft unter, und erst als die Töne des Solo's, mit jener Note sich mehr herausdrehend, in wahrer Greifartigkeit des getragenen Spiels sich geltend machen, blieben einzelne Paare stehen und begannen aufmerksam zu horchen; bald interessen ward der Zuhörerkreis größer, die lautesten Lacher wurden zur Ruhe gewinkt, und in Kurzem hatte die Macht des Vortrags eine volle Stille geschaffen. Reichardt warf einen Blick über seine Noten hinaus und sah ringsum die Augen auf sich gehestet; eine tiefe, wohlthuende Genugthuung lag in seinem Herzen auf; mit einer Leichtigkeit, die er früher kaum gekannt, führte er die belanuten Passagen durch, brachte er den Charakter der Composition zur vollen, ergreifenden Wirkung, und als er endlich den letzten Halt hatte verklingen lassen, als er unter dem losbrechenden Applaus aufsah, traf sein Blick Margaret's Auge, die neck wie in voller Selbstvergessenheit zu ihm aufsah, und ihm wurde es plötzlich, als wisse er jetzt, warum ihm das Klagen seiner Violine selbst so viel Genugthuung gegeben. Hinter ihm aber rief sich der Alte befriedigt die Hände und schickte sich an, das Orchester zu verlassen, „um die Gelegenheit zur Recommandation warm zu benutzen“, wie er dem jungen Manne in die Ohren zischelte. Tiefer trat, um ihm den Weg frei zu machen, hinab in den Saal, wo bereits die Promenade wieder im vollen Gange war; noch hatte er aber hier, die Augen in das Gewühl gerichtet, keine Minute gestanden, als dicht an seiner Seite zwei Damen vorüberrauschten und er sich zugleich ein Stück Papier in die Hand gedrückt fühlte. Nur im Fluge konnte er Harriet's Gesicht erkennen, das aber, dem lebhaften Gesprächs hingegeben, von einem Gedanken an ihn am wenigsten zu wissen schien. Reichardt trat auf das Orchester zurück und entfaltete den Zettel. Er enthielt nur zwei mit Bleistift hingeworfene Zeilen:

„Gut, sehr gut! aber was hilft's? Bei der ersten Quadrille ist der Nigger dennoch da!“

Reichardt biß sich auf die Lippen, seine warme Stimmung verschwand wie unter einem Sturzbade. Sein Blick flog durch den Saal, während sich das Papier in seiner Hand zerknitterte zusammenballte; dort stand sie, lachend und conversirend, als habe sie von seiner Existenz keine Ahnung — er hätte sie gern hassen mögen, wäre sie nur in dieser Ballracht, die der Geschmack selbst arrangirt zu haben schien, nicht so sinnberaubend schön gewesen. Aber er behielt keine Zeit zu langem Grübeln, ein lautes Klatschen wurde hörbar, der kleine Dirigent kam in raschem Schritte auf das Orchester los, und die Paare flogen durcheinander, um sich zur Quadrille aufzustellen. Reichardt griff nach seiner Geige, entstöpselte, sich durch keinen unnützen Gedanken mehr stören zu lassen, und mit dem Zeichen zum Beginn ließ er den aufgelegten „Reel“

über die Saiten laufen, als gälte es, ein Bravourstück zu spielen; neben ihm stand der alte Musiker und rief die Touren aus, unten rauschten die Paare durcheinander — der Anfang, den er fast gefürchtet, war überwunden, und nun fühlte sich Reichardt leichter. Mochten ihn jetzt die Menschen für einen gewöhnlichen Fiedler nehmen, er konnte es nicht ändern, er verdiente sein Brod damit, und eine andere Zeit für ihn mußte auch einmal kommen. Trotzdem aber hätte er jetzt das Auge nicht über die Tanzenden werfen mögen; immer war es ihm, als müsse er demselben halb zornigen, halb spöttischen Blicke, mit welchem Harriet am Nachmittage von ihm gegangen war, oder dem mitleidigen Auge Margaret's begegnen, und er konnte jetzt Beides nicht brauchen. Als die Quadrille zu Ende war, blieb er, in den Noten blätternd, hinter seinem Pulte, und erst als die neue Aufstellung erfolgte, sandte er einen raschen Blick über die antretenden Paare. Von den beiden Mädchen aber war hier nichts zu entdecken, und auch die übrige Gesellschaft zeigte keine Spur von ihnen — im Nu würde er schon ihre kleider erkannt haben. Die zweite Quadrille ging zu Ende, auch die dritte, und eine allgemeine Pause trat ein, ohne daß die Vermißten sich gezeigt hätten, und fast wußte Reichardt nicht, thue ihm ihr Verschwinden leid, oder solle er sich darüber freuen.

Die Musiker verließen für die Dauer der Pause das Orchester, und Reichardt schlug den Weg nach der Piazza ein. Kaum ließen sich hier in der matten Beleuchtung die einzelnen Gruppen von Gästen, wie sie zerstreut zwischen den üppigen Schlingpflanzen saßen, genau erkennen; der junge Mann warf sich auf einen einsamen Stuhl und gab seinen Kopf der heißen Nachtluft Preis. Er dachte an sein Solo, mit welchem er den Abend eingeleitet, an den Beifall, welcher ihm geworden, und wie sich nachher dennoch Niemand auch nur mit einem Blicke um ihn gekümmert. So bitter ihn auch anfänglich Harriet's Zettel berührt, so hatte doch nur herbe Wahrheit darin gelegen. In einem Herzen hatte er wohl angeklungen — Margaret's selbstvergessener Blick beim Schlusse seines Spiels stand vor ihm, und er hätte sich immer und immer dieser Augen vor die Seele rufen mögen.

Da fühlte er plötzlich einen leichten Druck auf seiner Schulter. „Geben Sie mir für einen Augenblick Ihren Arm, Mr. Unausfprechlich!" klang es halblaut in seine Ohren, und auffprinzend sah er in Harriet's mattbeleuchteteo Gesicht. „Ohne Aufsehen — kommen Sie!" fuhr sie fort, „ich möchte noch zwei Worte mit Ihnen reden!" Sie schlug die Richtung nach dem Ende der Piazza ein, das von Besuchern völlig leer war, und blieb dort hinter einer der üppig umlaubten Säulen stehen.

„Wollen Sie mir wohl sagen, Sir, wie Ihnen Ihr Geschäft jetzt behagt?" begann sie, und Reichardt wußte nicht, war es Spott oder Laune, was ihm aus ihrem Tone entgegenklang.

„Warum fragen Sie mich das, Miß?" erwiderte er; „glauben Sie, eine mit Selbstüberwindung übernommene Beschäftigung wird leichter unter solchen Bemerkungen?"

„O — und Sie meinen, ich habe Sie nur aufgesucht, um solche Bemerkungen zu machen? Helle mich mit Ihnen im Dunkeln hierher, nur um meiner Laune willen?"

„Ich habe keine Ahnung, Miß Harriet," sagte er, eigenthümlich von ihrem Tone berührt; „was verlangen Sie von mir? Sie haben heute Abend nicht einen einzigen Blick und nur einen bittern Stachel für mich gehabt —"

„Und würde nichts anderes haben können, Sir, sollte ich mich auch in's eigene Fleisch treffen, so lange Sie nicht als Gentleman vor mir stehen!" rief sie mit unterdrückter Stimme. „Ich habe eine andere Aussicht für Sie — aber setzen Sie keinen Fuß wieder dahin, wo zum Tanz gespielt wird, ich habe nicht im Saale bleiben mögen, so lange ich Sie dort oben sah — versprechen Sie mir wenigstens von Gentleman zu sein!"

Sie war ihm wie unbewußt näher getreten, er fühlte seinen Finger leicht von ihrer Hand gestreift und führte diese in rascher Aufwallung an seine Lippen. „Wäre ich denn nicht selbst zu glücklich, Ihnen folgen zu dürfen, Miß Harriet?" sagte er, die Hand festhaltend, die einen leichten Versuch sich zu befreien machte, „kann ich Ihnen denn aber von den Verhältnissen sprechen, welchen der Neuling hier im Lande unterliegt, so daß er zu den Mädchen, Besten greifen muß, weil ihm jeder andere Weg zu einer Existenz verschlossen ist —?"

„Sie sollen Ihre volle Existenz haben, vertrauen Sie mir!" unterbrach sie ihn eifrig. „Sie gehen mit uns nach Tennessee — aber ich kann nichts thun, wenn Sie noch einen Strich zum Tanze spielen. Sind Sie nun muthig genug, einen Entschluß zu fassen, selbst wenn er gewagt wäre?"

Er fühlte einen Druck ihrer Hand, er sah ihre leuchtenden Augen gespannt auf sich ruhen, und eine eigenthümliche Erregung begann sich seiner zu bemächtigen. „Ich wage es, ich werde gehorchen," sagte er, „und sollte sich auch selbst Ihr guter Wille getäuscht haben —"

„So ist es recht, und jetzt kommen Sie!" erwiderte sie mit hell aufsehendem Gesichte; „tragen Sie Ihren Namen in's Fremdenbuch ein, trennen Sie sich von den Menschen, mit denen Sie kamen, und merken Sie: Alles, was Sie bis jetzt gethan, war nur eine tolle Laune!" Sie that einen Schritt vorwärts, strauchelte aber über eins der Schlinggewächse und ward von Reichardt's Arme aufgefangen. Sie wollte sich rasch aufrichten, aber er hielt sie fest und bog sich nach ihr nieder. „Trotz aller Worte habe ich noch kein Pfand Ihrer Ehrlichkeit, Miß," sagte er, „aber ich nehme nur ein freiwillig gegebenes!" Sie sah mit einem vollen Lächeln zu ihm auf und heiß legten sich seine Lippen zwei, drei Mal auf die ihren. Dann aber schnellte sie geschmeidig aus seiner Umschlingung in die Höhe. „Jetzt weg von hier," sagte sie seinen Arm fassend, „und wenn wir uns wiedersehen, nicht noch einmal im Dunkeln!"

Da, wo die große Straße von Nashville nach Memphis die erste scharfe Ecke macht, liegt eins der schmucken Landstädchen, wie sie sich im Innern der südlichen Staaten so oft finden und dem Reisenden mit ihren breiten Verandahs und geschmackvollen Portico's, ihren von breitästigen Akazien beschatteten Straßen und ihren hellen, in elegantem Style gebauten Landhäusern, die sich durch dunkle Laubpartien zum Kranze verbunden um den Ort ziehen, wie lebendige Bilder des Comforts und Ueberflusses entgegen treten.

Es war ein heller Septemberabend, und eine Luft, so weich und mild, wie sie nördlicher Gegenden niemals kennen lernen, ruhte auf der Landschaft, als Reichardt, auf dem Verdecke der Postkutsche stehend, dem Orte entgegenrollte. In sanfter Neigung führte die Straße von der letzten Anhöhe hinab und gestattete dem Reisenden den vollen Blick über das ansprechende Bild, welches Stadt und Umgebung in der abendlichen Beleuchtung boten; trotzdem aber schien es die oft erprobte Wirkung auf den jungen Mann zu verfehlen; in seinen Augen, welche jede Einzelnheit vor sich musterten, drückte sich eher eine stille Besorgniß und leise Spannung, als ein Gefühl der Befriedigung aus, und erst als der Wagen in die Hauptstraße einbog und vor das stattliche Hotel rollte, schien er seine inneren Regungen unter einem gleichgültigen Aeußern zu verbergen.

Reichardt wußte kaum selbst, was ihn hierhergebracht, war es nur der Einfluß einer tollen Mädchenlaune, welchem er unterlegen, oder trug sein eigenes leichtes Blut und der Wunsch, sich seiner bisherigen Beschäftigung zu entziehen, die ihn Hauptschuld — die Tage, welche er zwischen heute und seinem ersten Auftreten in Saratoga verlebt, ließen wie ein halber Traum hinter ihm.

Der Wagen entleerte sich seiner Passagiere, welche hier ihr Abendbrod einzunehmen hatten; Reichardt's Gepäck aber war das einzige, welches abgeladen ward, und ein verzanntes Grinsen zeigte sich in dem Gesichte des schwarzen Aufwärters, als dieser den glänzenden deutschen Bisiniasten in Empfang nahm. Wie ein neugieriges Kind betrachtete er den Bau, das Schloß und die Beschläge und fragte dann mit einer Mischung von Verständniß und Schüchternheit, die sich in dem plumpen schwarzen Gesichte ganz wunderlam ausnahm: „Feines Instrumem, Sir?"

Das war also wahrscheinlich einer der „zum Tanze siedelnden Niggers", ein früherer College von Reichardt, nach Harriet's Auffassung; trotz des einigermaßen unbequemen Gezankens aber schlüpfte sich der Angekommene von dem gutmüthigen Gesichte und dem sichtlichen musikalischen Interesse des Schwarzen wohlwollend heraus — er konnte hier einen Anknüpfungspunkt für sich finden, der es ihm ermöglichte, die nöthigsten Erkundigungen einzuziehen, ohne sich der Neugierde der Menschen im Hotel preiszugeben. Er nickte dem Fragenden freundlich zu und wandte sich nach der „Office", um sich ein Zimmer anweisen zu lassen; er hatte darin ihn, ehe er einen weitern Schritt that, zuerst vollständig mit sich selbst klar zu werden.

Dienstfeirig war ihm der Neger nach dem bezeichneten Zim-

mer vorangegangen, setzte dort Koffer und Violinkasten behutsam nieder und blieb dann, die Hände reibend, an der Thür stehen. Reichardt bemerkte ihn erst wieder, als er sich seines Rockes und Halstuches entledigt hatte. „Noch etwas?“ fragte er, in das zu einer Art scheuer Freundlichkeit verzogene Gesicht des Wartenden blickend.

„Würde es Ihnen viel Mühe machen, Master, wenn ich einmal die Violine sehen könnte?“ war die halbverlegene Antwort.

„Werdet nicht viel daran sehen — wie heißt Ihr?“

„Bob, Sir!“

„Well, Bob,“ erwiderte Reichardt, den Kasten öffnend, „die feinsten Instrumente sehen oft am schäbigsten aus, man muß sie hören! — Ihr spielt wohl selbst?“ fuhr er fort, als der Schwarze mit einer Art Andacht in das mit rothem Sammt gefütterte Innere des Kastens blickte.

„Hab's früher gethan, Sir, bei Tanzpartien und so — Master wollte es aber nicht mehr leiden, ist ein Methodistenprediger, wissen Sie, und hat mich hierher in's Hotel vermiethet, wo es keine Zeit dafür giebt; aber,“ fuhr er mit einem halbängstlichen Grinsen nach der Thür blickend fort, „die Lust kommt mir noch immer in die Finger, wenn ich was Apartes von einer Geige sehe!“

„Well, Bob,“ lächelte Reichardt, „Ihr sollt mir jedenfalls zeigen, was Ihr könnt. Ich muß einige Tage hier bleiben, und so wird sich die Zeit dazu schon finden. Jetzt aber mögt Ihr mir gleich eine kurze Auskunft geben. Kennt Ihr Mr. Burton?“

„Ja, warum soll ich Mr. Burton nicht kennen?“ war die Antwort. „Er wohnt oben am Hügel. Die ganze Familie ist aber im Osten, ich habe noch heute Morgen mit einem von den Dienstboten gesprochen!“

„Also noch nicht zurück!“ nickte Reichardt. „Kennt Ihr auch Mr. Ellis?“

„Den episcopalischen Prediger? Natürlich! Er wohnt das nächste Haus von seiner Kirche.“

„Und habt Ihr wohl eine Idee, ob die beiden Familien nahe mit einander befreundet sind?“

Der Schwarze schüttelte langsam den Kopf. „Ich weiß nur,“ erwiderte er, „daß Miß Harriet Burton in die Episcopalkirche geht und Mrs. Burton in die methodistische, zu meinem Master, Mr. Curry.“

Reichardt nickte gedankenvoll. „Ich danke vorläufig, Bob,“ sagte er, „es bleibt dabei wegen der Violine!“ Als aber der Neger das Zimmer verlassen, warf er sich auf das Bett, die Hände über dem Kopfe faltend. Er wollte seine Gedanken ordnen, aber bald verfolgte er nur die Bilder der letzten Tage, wie sie an seinem Geiste vorüberzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung. Das in Leipzig erscheinende, wie ich höre, officiöse Kreis- und Verordnungsblatt des Kreisdirectionsbezirks Leipzig vom 6. März d. J. behauptet, daß die angeblichen Urkunden und Briefe, mit denen ich meinen kürzlich von mir in der „Gartenlaube“ und vor einigen Tagen in dem Buch „Frei bis zur Adria, eine Leidensgeschichte des italienischen Volkes unter östreichischer, päpstlicher und bourbonischer Herrschaft,“ veröffentlichten Artikel „die Anwendung der Folter in den Polizeigefängnissen von Neapel und Sicilien“ verbrämt hätte, von sehr zweifelhaftem Werthe seien, mit denen ich, wenn man mich auch nicht zu denjenigen zählen wollte, welche derartige Schriftstücke erfänden, in Italien getäuscht worden sei.

Das Leipziger Kreisblatt erdreistet sich, eine solche mich verdächtigende Behauptung aufzustellen, ohne für diese Behauptung irgend ein Beweismittel anführen zu können, als eine von Herrn Petrucelli della Gattina im Indipendente von Neapel veröffentlichte und in deutsche Zeitungen übergegangene Notiz, daß der Baron Carlo Poerio, Minister des Königs Ferdinand von Neapel, eine Erfindung der englisch-französischen Presse sei, dessen Leiden Mr. Gladstone in seinen bekannten Briefen an Lord Aberdeen theils erfunden, theils übertrieben, und daß der Baron Poerio an diesem beispiellosen Betruge Theil genommen habe — Alles einzig und allein zu dem Zwecke, um Europa gegen die Bourbonen von Neapel aufzureizen, und spricht sein Bedauern darüber aus, daß die Redaction der Gartenlaube sich zu solchen Berichten hergebe.

Ich erkläre den betreffenden Correspondenten des Leipziger Regierungsblattes für einen beispiellos dreisten und frivolen Verleumder, weil er wider besseres Wissen und in der traurigen Absicht, die Sache Italiens zu verdächtigen und zu beschmutzen, ohne irgend eine Kenntniß der italienischen Verhältnisse diesen Artikel fabricirt hat. Ich habe ein Recht dazu, dieses zu thun, weil derselbe sich, bevor er seinen Artikel fabricirte, bei Lesung meines Aufsatzes in der Gartenlaube und meines Buches überzeugen mußte, daß ich mich darin auf das Zeugniß der ehrenwerthesten Schriftsteller Italiens, z. B. Herrn Michael Amari's und des Baron Ventura bezog, daß ich mich auf die amtlichen Erlasse des frühern Polizeipräfecten Liborio Romano vom 9. Juli 1860 in Betreff der geheimen Polizeigefängnisse und der Polizeiminister Ajossa und Carretto vom 1. December 1841 und vom 11. Juli 1843 in Betreff der Anwendung der Stockprügel bei politischen Gefangenen, weß Ranges, Standes und Geschlechts der Gefangene auch sein möge, ferner auf ein von englischen Officieren, Consularbeamten und Regierungsmitgliedern unterzeichnetes Document vom 14. Januar 1848, auf die mir mündlich gemachten Mittheilungen des Herrn Massari, des Baron Poerio und mehrerer Officiere in der Garibaldischen Armee, als Augenzeugen, berief. Ich habe um so mehr ein Recht zu dieser Erklärung, als ich ausdrücklich gesagt habe, daß ich statt aller Thatsachen, welche ich über die Anwendung der Folter bringen könnte, nur solche Thatsachen erzählen wolle, welche auf Veranlassung der englischen Regierung einer genaueren Untersuchung Seitens der englischen Consularagenten in Sicilien unterzogen worden seien und bei denen die amtliche Antwort gelautet habe, daß sie vollkommen wahr seien. Hätte der betreffende Correspondent des Leipziger Kreisblattes die von mir citirten Stellen in den Schriften Amari's und Ventura's nachgeschlagen, hätte er sich Einsicht in die officiellen Regierungszeitungen von Neapel verschafft: so würde er darin die von mir angezogenen Urkunden und behaupteten Thatsachen gefunden haben und wissen, daß ich meiner Darstellung noch eine nur zu matte Färbung gegeben habe.

Den Baron Poerio habe ich die Ehre persönlich zu kennen. Ich kenne ferner die Familie des Baron Poerio, auch seinen Schwager, Herrn Imbriani, Minister des öffentlichen Unterrichts in Neapel. Alle haben mir die Leiden des berühmten Märtyrers wörtlich geschildert, wie ich sie beschrieben habe. Ich habe mich im Bagno von Nisida, in dem Baron Poerio gefangen gehalten wurde, erkundigt. Die Leiden Poerio's sind mir in Neapel auf jeder Straße, wo ich wollte, von denen erzählt worden, welche ihn in Ketten vorüber führen sahen. Doch wozu bedarf es noch eines Zeugnisses nach Mr. Gladstone's Briefen an Lord Aberdeen? Aber ich will diesem traurigen Correspondenten des Leipziger Blattes noch in wörtlicher Uebersetzung eine Stelle des Briefes vorhalten, den Baron Poerio vom 16. März 1859 nach seiner Befreiung aus Queenstown schrieb. Der Brief liegt mir im Original vor. Die Stelle lautet: „Sind wir einmal zusammen, so wirst Du erfahren, wie sehr ich gelitten habe, und mit mir die Ueberzeugung theilen, daß mir nur von Gott die Kraft kommen konnte, die mich befähigte, jene langsame Marter sowohl des Leibes als des Geistes zu ertragen. Mein Gesicht hat sich derartig verändert, daß ich nicht mehr zu erkennen bin. Ich bin kahl geworden, und die wenigen mir übrig gebliebenen Haare sind weiß. Ein Auge habe ich gänzlich verloren, das andere ist gefährdet. Ich habe so viele Krankheiten, daß ich mir wie der Inbegriff eines Krankenhauses vorkomme. Aber die Seele ist immer fest, kräftig, vertrauensvoll, wie in den ersten Jahren meiner Jugend, und ich hoffe, den Rest meines Lebens dem Triumph der Principien der politischen Freiheiten des italienischen Vaterlandes widmen zu können, von dem ich ein nicht unwürdiger Sohn zu sein mir bewußt bin. . . . . . .“

Möge das Leipziger Verordnungsblatt nun wissen, wer Herr Petruccelli della Gattina ist, auf dessen neapolitanische Correspondenzen es sich als einziges Beweismittel beruft, um die ehrenwerthesten Männer Italiens als Lügner und Betrüger und mich wenigstens als Betrogenen zu schildern. Jeder, der nur in Etwas die neuere italienische Literatur und die italienische Presse kennt, weiß, daß Herr Petruccelli, theils aus Liebhaberei, theils um von sich reden zu machen, seit 10 Jahren nach den abgeschmacktesten Paradoxien jagt. Man braucht nur einen Blick auf seine schriftstellerische Thätigkeit zu werfen, um sich davon zu überzeugen. Musterstücke sind die Correspondenzen, die er an die vormals Turiner, jetzt Mailänder Unione schrieb; unerreichbar bleibt aber der Artikel, in dem er zu beweisen sucht, daß Victor Hugo ein geborener Neapolitaner sei, und ihn zum Abgeordneten des italienischen Parlaments vorschlägt. Sein Artikel gegen Baron Poerio ist nicht der erste derartige Artikel, wie er überhaupt gegen die besten Bürger Italiens am liebsten schimpft. Fanti, Farini, Ricasoli, Cavour und Liborio Romano, alle hat er schon in ähnlicher Weise zu beschimpfen gesucht. Keiner der Angegriffenen hat ihn je einer Antwort gewürdigt. Ob Herr Petruccelli ein „warmer Anhänger Mazzini's“ ist, wie ihn das Kreisblatt nennt, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß Joseph Mazzini an solchen Erbärmlichkeiten auch nicht den mindesten, nicht einmal indirecten Antheil hat.

Ich ersuche die Redactionen aller deutschen Zeitungen, welche den Artikel Petruccelli's über den Baron Poerio verbreitet haben, die den Baron Poerio betreffende Stelle meiner Erklärung gegen das Leipziger Kreisblatt abzudrucken; ich bitte darum im Interesse der italienischen Sache und im Interesse der Wahrheit. Von dem Leipziger Verordnungsblatte verlange ich die sofortige Aufnahme dieses Schriftstückes. Ein vollkommenes Recht habe ich aber sowohl, wie die Redaction der Gartenlaube, dem Leipziger Kreisblatt das ausgesprochene Bedauern im reichsten Maße zurückzugeben. Ich thue noch mehr, ich erkläre, daß das Leipziger Verordnungsblatt von der Wahrheit aller von mir über die Anwendung der Folter in Neapel und Sicilien erzählten Thatsachen vollkommen überzeugt ist und dieselben nur in derselben Pflicht und in derselben Tendenz ableugnet, wie kürzlich der General Schmidt die von seinen Soldaten in Perugia verübten namenlosen Greuel mit frecher Stirn leugnete, wie österreichische officielle Zeitungen die im Jahre 1859 allen Cabineten Europa's durch den Grafen Cavour mitgetheilte Erschießung der Familie Cignola leugneten, wie die päpstlichen Zeitungen die soeben durch die Zuaven des Statthalters Christi auf Erden an der neapolitanisch-römischen Grenze verübten Mordthaten abstreiten, wie überhaupt die ultramontane und reactionäre Presse Europa's noch heute allen Zeugnissen, Urkunden und diplomatischen Actenstücken zum Trotz alle in Italien seit 44 Jahren ausgetheilten Stockprügel, verübten Morde, Hinrichtungen, Folterqualen und schweren Kerkerstrafen für Erfindungen erklärt, nämlich in der Absicht, um die Wahrheit in der Geschichte zu verfälschen und um die sogenannten legitimen Rechte von Despoten zu behaupten, von denen Michael Amari mit Recht sagt, daß man bis zu den Zeiten eines Nero und Tiberius hinaufsteigen müsse, um ihr Ebenbild zu finden.

Berlin, den 18. März 1861. Dr. jur. Gustav Rasch.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№. 15. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Am Scheidewege.

Von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

2.

Frau von Colombier bewohnte ein Landhaus von einem Garten umgeben, in dessen Nähe die Rhone vorüberrauschte und welcher die prächtigsten Blicke auf die Stadt und die Umgegend bot. Der Garten war mit Bäumen reich geschmückt. Fernehöhne der verschiedensten Art beseiten die Gänge, und Weingelege füllten die Terrassen an dem dahinterliegenden Hügel. Das Landhaus war in dem schwerfälligen Styl gebaut, der im Anfange des Jahrhunderts üblich geworden. Einige Stufen führten zu einer Vorhalle, die von geschwärzelten Säulen getragen wurde, und vor ihr befand sich ein Rasenplatz, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte, von schadhaften Amoretten und Najaden aus Sandstein umgeben und von niedrigen, glattgeschorenen Taxus- und Rosenhecken eingefaßt.

Unter der Halle hatte eine Gesellschaft von Herren und Damen Platz genommen, zu beiden Seiten eines Tisches, auf welchem verschiedene Erfrischungen standen, die ein alter Diener in Livree mit hochstehendem Kragen, über welchen ein dickgepuderter Zopf fiel, in anstandsvoller Steifheit umherreichte. Frau von Colombier hatte ein feines, vornehmes Gesicht, weiße Hände mit langen Fingern, an denen viele Ringe steckten, scharfblickende Augen und ein angenehmes Lächeln für ihre Gäste. Sie mochte einige vierzig Jahre alt sein, aber sie übermaahte ihren Anzug noch immer auf's Sorgfältigste, wohl darauf bedacht, durch ihre Erscheinung den vortheilhaften Eindruck zu vermehren, den ihre geistige Gewandtheit und ihre feinen Sitten hervorriefen. Die ältere Dame an ihrer Seite war die Frau Vicomteße von Halincourt, Wittwe des Gouverneurs der Provinz, und der verbindliche Herr mit dem Ludwigskreuz und toupirter Perrücke der Baron Salsingré, ein alter Cavalier vom Hofe Ludwigs XV., der die schönsten Tage der Madame Pompadour und ihrer Nachfolgerin, der himmlischen Du Barri, gesehen hatte.

Der Baron unterhielt die beiden Damen mit allerlei geheimen und interessanten Nachrichten, welche er aus Paris erhalten hatte, über die Lage des Königs und der Königin und über die Erwartungen der Hofpartei, daß Se. Majestät nahe daran sei, endlich die Geduld zu verlieren und diese immer frecher werdende Nationalversammlung nächstens in ihr Nichts zurückzuschleudern. Paris war eben damals von mehr als dreißigtausend Soldaten umringt, ihr General, der Herzog von Broglie, zu allem bereit. Der König wußte nur befehlen, seine Unentschlossenheit blieb allein zu beklagen. Aber lange konnte diese nicht mehr dauern, denn die Königin war gewonnen, Necker hatte allen Einfluß verloren, der Schlag konnte jeden Tag erfolgen. Der Baron hatte noch immer einige bedeutende Verbindungen mit dem Herrn von Liancourt und anderen Personen von Ansehen, er wußte somit Manches und theilte es seinen Freundinnen mit zuversichtlichen und hochtönenden Worten, aber mit vertraulich gedämpfter Stimme mit. Weit lauter ging es drüben an der anderen Seite des Tisches her, denn dort hatte sich der Lieutenant Demarris zwischen einigen jungen Damen und Herren festgesetzt und er unterhielt diese so eben mit den Abenteuern einer Reise, welche er im Frühjahr in Begleitung seines Freundes Bonaparte nach Savoyen gemacht hatte, wobei dieser auf dem Mont-Cenis beinahe um's Leben gekommen wäre ohne seine Geistesgegenwart.

Er hatte diese Geschichte allerdings schon mehr als einmal erzählt, sie fiel ihm jedoch jetzt wieder ein, als von seinem Freunde die Rede war, der damals eben so wie heute bald nachzukommen versprochen hätte, dennoch aber ausblieb und erst in der Nacht zwischen entsetzlichen Abgründen aufgefunden wurde, als Demarris Leute aufbot, mit denen er ihn aufsuchte und in Sicherheit brachte.

„Wir wollen hoffen, Herr Demarris," sagte eine der jungen Damen, indem sie allerliebst lachte und die schönsten Zähne zeigte, „daß der Lieutenant Bonaparte nicht etwa wiederum zwischen Abgründen sich verirrt hat, da Sie nicht bei ihm sind, um ihn zu retten."

Die Gesellschaft stimmte ihr bei, aber Demarris machte ein bedenkliches Gesicht und erklärte, daß er nicht dafür stehen wolle, ob Bonaparte nicht heute in noch größerer Gefahr schwebe, als damals auf dem Mont-Cenis.

„Wie sollte das möglich sein?" fragten Mehrere zugleich.

„Es ist so ein Gedanke, der mich überkommt," sagte der junge Officier, „aber — ein Wunder wäre es nicht, wenn meine Ahnung zuträfe."

„Um des Himmels willen! welcher Gedanke? welche Ahnung? Wo ist der Lieutenant Bonaparte? Ist er krank? Reden Sie doch!" schrie der ganze Kreis, und Demarris kreuzte seine Arme und lächelte geheimnißvoll. „Bonaparte ist zu Hause," sagte er, „wie immer bei seinen Arbeiten. Aber ich erzählte Ihnen schon, daß er Besuch von einem Landsmann erhalten hat, den ich selbst zu ihm gewiesen habe."

„Dabei ist doch nichts Gefährliches, wenn ein Landsmann uns besucht?" wurde er von dem schönen Fräulein unterbrochen.

„Nein, Fräulein Beatrice, man freut sich darüber, obendrein wenn man ihn von Jugend an kennt, wie Bonaparte diesen Herrn Pozzo di Borgo."

„Nun, so wird der Lieutenant Bonaparte sich sicherlich auch gefreut haben," lachte die junge Dame.

„Das beweiße ich eben," erwiderte Demarris den Kopf schüttelnd. „Ja, wenn es kein Corse wäre, aber diese Corsen sind schreckliche Menschen."

„Sieht der Fremde denn so entsetzlich aus?" fragte Fräulein Beatrice.

„Er sieht gar nicht entsetzlich aus, sondern besitzt sogar ein ziemlich angenehmes Aeußeres, aber große schwarze Augen und Haare wie ein Neger."

„Bitte, Herr Demarris," sagte das Fräulein, „steht es naturgeschichtlich fest, daß Menschen mit schwarzen Haaren und großen Augen gefährlich sind?" Es entstand ein muthwilliges Gelächter, in welches der Lieutenant einstimmen mußte; dann aber erwiderte er hartnäckig: „Sie wissen nicht, was Bonaparte mir erzählt hat. Sie wissen nicht, daß er mit diesem Pozzo di Borgo von Jugend auf in beständigem Zank und Streit lebte und daß dieser junge Mensch ein wilder Republikaner war, auch wahrscheinlich noch ist, der Oden auf den General Paoli dichtete und eine Compagnie republikanischer Jungen zusammenbrachte, mit denen er gegen die Compagnie Bonaparte's kämpfte, welcher die französische Partei commandirte."

„Dann nehme ich es dem Lieutenant Bonaparte gar nicht übel, wenn er diesen unangenehmen Freund nicht gern sieht," sagte die alte Biscomtesse Halincourt beifällig nickend zu Frau von Colombier. „Diese Corsen sind ein verrätherisches und unbändiges Volk, das sogar gewagt hat, sich den Befehlen Seiner Majestät zu widersetzen, als er ihnen die Gnade erzeigte, sie zu seinen Unterthanen zu machen. Ist es nicht wahr, lieber Baron Salingre?"

„Sehr wahr!" erwiderte der Baron. „Es sind Barbaren, und ich erinnere mich, wie empört der gesammte Hof darüber war, daß alle Versuche nichts fruchteten, sie von der unsinnigen Einbildung zu heilen, daß sie das Recht besäßen, ein freies Volk zu bleiben, obwohl man ihnen Aufschreru die gnädigsten Versprechungen machte."

„Sehen Sie wohl, Fräulein Beatrice!" rief Demarris auf der anderen Seite, „darin liegt meine Besorgniß. Diese Corsen sind fanatische Menschen, die nicht die kleinste Beleidigung vergessen. Sie suchen sich zu rächen, mögen auch viele Jahre darüber vergehen, und man hat Beispiele, daß manche, die in ihrer Jugend sich verfeindeten, über einander herfielen, als sie als Greise sich wiedersahen. Es ist daher gar nicht so unwahrscheinlich, daß dieser Herr Pozzo di Borgo, als er Bonaparte erblickte, in Wuth gerieth, und was ich vorher von Gefahren sagte —"

Bei seinem letzten Worte erhob sich das Gelächter so laut, daß Demarris verwirrt unterfuhr und alsbald auch die Ursache entdeckte. Denn an der Gartenthür erschien so eben der Lieutenant Bonaparte Arm in Arm mit dem gefährlichen Freunde und so fröhlichen Gesichts, daß ihm gewiß kein Leid widerfahren sein konnte. Einige Minuten darauf standen die beiden jungen Männer an den Stufen zur Halle, und die Munterkeit der Gesellschaft wurde nicht dadurch vermindert, daß Bonaparte befremdet den Kopf aufwarf und fragend von Einem zum Anderen blickte. Seine reizbare Gemüthsart regte sich bei diesem sonderbaren Empfang, und sein Mund zog sich spöttisch zusammen, während seine Augen Ultzend umherflogen, bis sie auf Fräulein Beatrice hasten blieben, die aufgestanden war und sich ihm näherte. Er machte ihr eine rasche, kurze Verbeugung. „Ich bin entzückt über einen so freudigen Empfang, Fräulein von Colombier!" sagte er dabei, aber er sah durchaus nicht entzückt aus.

„Wir freuen uns, daß Sie noch leben, Herr Bonaparte," antwortete die junge Dame mit ihrem lieblichen Lächeln.

„Daß ich noch lebe? Ich kann versichern, daß ich durchaus keine Lust zum Sterben habe!" antwortete er mitter gestimmt.

„Eine schöne Beruhigung," suhr Beatrice fort, „nachdem wir fürchten mußten Sie kaum jemals wieder zu sehen!"

„Nicht wieder zu sehen!" rief Napoleon, indem seine Augen seurig glänzten. „Dann müßte ich wirklich nicht mehr leben. Aber was soll das bedeuten?"

„Den Himmel sei Dank," lachte das Fräulein, „daß alle Gefahr vorüber ist und Sie bei uns sind. Herr Demarris —"

„Ich bin schon da," fiel Demarris ein. „Ich erzählte den Damen, daß Herr Pozzo di Borgo ein Corse sei und, wenn zwei Corsen zusammen kämen, Niemand wissen könne, wie sie sich trennen würden, also —"

Die Fröhlichkeit begann von Neuem, aber auf den Lieutenant Bonaparte schienen diese Worte einen überraschenden Eindruck zu machen. Statt zu lachen, wie alle Anderen, preßte er seine schmalen Lippen dicht zusammen, und sein Gesicht verfinsterte sich. Dies dauerte jedoch nur eine Secunde, denn in der nächsten wandte er sich zu Frau von Colombier, die er vor sich erblickte.

„Verzeihung, Madame, daß ich mich aufhalten ließ, Ihnen meinen Freund, den Herrn Pozzo di Borgo vorzustellen," sagte er artig lächelnd. „Wir sind Jugendgenossen, und nichts konnte mir heut größere Freude bereiten, als ihn unerwartet wiederzusehen."

Frau von Colombier empfing den jungen Rechtsgelehrten auf's Gütigste, führte ihn zu einem Platze neben dem ihrigen, und nach dem üblichen Ceremoniell der Einführung in die Gesellschaft war er bald in der Lage nach allen Seiten hin Fragen zu beantworten und zu beweisen, weß Geistes Kind er sei. Demarris' Scherze hatten ungünstige Vorstellungen über ihn angeregt, allein er widerlegte diese in sehr kurzer Zeit, denn seine Erscheinung und sein Benehmen machten einen ganz entgegengesetzten, vortheilhaften Eindruck. Die einnehmenden Züge seines Gesichts wurden durch deren männlichen und ruhigen Ausdruck bedeutsam unterstützt. Seine Bewegungen waren voll Anstand und seine Höflichkeit mit so viel Selbstbewußtsein verbunden, daß sie nicht demüthig erschien. Alles, was er sagte, bewies Verstand und Urtheil, und manche seiner Bemerkungen waren so fein und scharf und mit dem glänzenden Schimmer versehen, den die Franzosen besonders lieben, daß der Beifall nicht ausbleiben konnte.

Der junge Carlo Andrea bewies aber auch, daß er die Kunst verstand, Jedem in seiner Weise zu gefallen und schnell dahinter zu kommen, wie dies am besten geschehen konnte. Er sagte Frau von Colombier die schönsten Artigkeiten über Alles, was sie betraf, und pries seinen Freund Napoleon glücklich, oft in ihrer Nähe verweilen zu dürfen. Die alte Biscomtesse versöhnte er mit der Nachricht, daß die Familie Pozzo di Borgo zu den ältesten Adelsgeschlechtern Corsica's gehöre, worüber Urkunden aus dem zwölften Jahrhundert vorhanden seien, und er befestigte ihr Vertrauen durch seine Mittheilung über einen Auflauf, welcher am Tage vorher in Grenoble stattgefunden, als er durch diese Stadt reiste, wo, wie er äußerte, die Obrigkeit ihr Ansehen besser hätte behaupten sollen, um das übermüthige Gesindel mit Strenge im Zaum zu halten. Den Baron endlich erfreute er mit einigen verbindlich bestimmenden Worten, daß der Glanz des alten ritterlichen Frankreich verloren gegangen sei in diesen Zeiten des rechnungssüchtigen Krämergeistes, und als er endlich mit einer untadelhaften Verbeugung aufstand, um sich zu dem jüngeren Theile der Gesellschaft zu begeben, welcher übereingekommen war, ein Spiel im Garten zu beginnen, ließ er in jenen angesehenen Personen wohlgeneigte Beurtheiler zurück.

Es vergingen nun mehrere sehr angenehme Stunden, die mit allen Vergnügtlichkeiten ausgefüllt wurden, welche ein solches Beisammensein im fröhlichen Kreise jungen Leuten darbot, die sich gegenseitig zu gefallen und zu unterhalten strebten. Man spielte und ging spazieren, gab Räthsel auf und löste Pfänder ein, bis der Abend kam und nun in dem Saale ein Abendtisch bereit stand, das die Munterkeit weiter beleben half. Die Damen und Herren saßen in bunter Reihe, jeder hatte seine Wahl getroffen, und der Lieutenant Bonaparte, der seinen Platz bei dem schönen Fräulein von Colombier genommen, war so gesprächig und galant, wie man ihn noch niemals gesehen hatte. Die zurückhaltende, kalte Höflichkeit, welche ihm gewöhnlich eigen, wurde heut durch eine Theilnahme verdrängt, die nicht unbeachtet bleiben konnte. Es war etwas Neues, ihn so heiter gelaunt und artig zu sehen mitten unter den jungen Damen, mit denen er scherzte und sich liebenswürdig zu machen suchte. Schon seit einiger Zeit hatten beobachtende Blicke bemerkt, daß er sich Fräulein von Colombier zu nähern suchte und ihr Aufmerksamkeiten erwies, deren sich keine Andere rühmen konnte; allein Viele thaten dies noch weit mehr und vor Allen der galante Demarris, während Bonaparte meist die Gesellschaft älterer Personen und ernsthafte Gespräche vorzog. Heute jedoch hatte er von Anfang an sich nur mit der Jugend eingelassen, und Fräulein Beatrice wurde von ihm ersichtlich begünstigt. Er suchte sie bei den Spielen, wählte sie, wenn er unter den Damen zu wählen hatte, bot ihr seinen Arm, als man spazieren ging, und führte sie zu Tische, allen anderen Bewerbern, auch dem

armen Demarris, der sich vergebens darum bemüht hatte, den Rang abzulaufen.

Man war erstaunt, den schweigsamen, sonst so ungeselligen Helden Bonaparte so liebenswürdig beweglich zu sehen, und er verdunkelte mit diesen bisher nicht an ihm entdeckten Eigenschaften selbst seinen Freund Andrea, dem sonst der ungetheilte Beifall zugekommen sein würde. In der That hatte Pozzo di Borgo bei diesen jungen Genossen fast noch mehr Anerkennung gefunden, als bei der ehrbaren Seite der Gesellschaft, denn seine feinen und gefälligen Sitten, seine Artigkeit und seine lebhafte Theilnahme an den vorgeschlagenen Vergnügungen fanden dankbare Anerkennung. Er bewies sich so anregend und gewandt, dabei so voll guter Laune und guter Einfälle, daß er schnell ein Uebergewicht geltend machte und für die gemeinsame Lust den treibenden Mittelpunkt zu bilden begann. Neben ihm stellte sich jedoch Bonaparte und machte ihm diesen Vorzug streitig, indem er mit ihm wetteiferte. Es konnte beinahe scheinen, als sei er eifersüchtig auf das Beifallgefallen geworden, das Pozzo di Borgo so schnell zu Theil wurde, und als habe Demarris doch einiges Recht mit seinen Behauptungen, daß diese beiden jungen Männer nie und nirgend beisammen sein könnten, ohne sich sogleich gegen einander zu verfuchen. Auch Carlo Andrea hatte einige Male versucht, Bonaparte bei dem Fräulein von Colombier zuvorzukommen, allein es war ihm nicht besser ergangen, als dem Lieutenant Demarris. Napoleon wurde entschieden vorgezogen und schien sich daran sehr zu ergötzen. Er warf spöttische Blicke auf seinen Freund, der diese mit seinem feinen Lächeln erwiderte, ohne den geringsten Mißmuth zu zeigen. Der junge Advocat hatte dafür die Ehre, daß Frau von Colombier ihn zu ihrem Nachbar machte, und konnte an den Unterhaltungen Theil nehmen, welche am oberen Ende des Tisches geführt wurden. Es war natürlich, daß von den Dingen die Rede war, welche in Frankreich alle Köpfe in Bewegung setzten, und daß er zunächst über die Meinungen befragt wurde, welche in Corsica sich geltend machten.

Er beantwortete diese verfängliche Frage mit vieler Bescheidenheit. „Madame," sagte er, „man theilt in Corsica die Hoffnungen, welche man in Frankreich von der Nationalversammlung hegt, daß das Glück der Nation daraus hervorgehen möge; aber man ist weit davon entfernt, dies Glück aus dem Umsturz des Bestehenden zu erwarten."

„Nun, dahin wird es auch glücklicher Weise nicht kommen," lächelte der Baron Safingré. „Man wird die Menschen, welche dies Entsetzliche herbeiführen möchten, schon zur rechten Zeit entfernen und beseitigen."

„Das wäre sehr zu wünschen," sagte Pozzo di Borgo.

„Verlassen Sie sich darauf," fuhr der Baron vertraulich fort. „Man wird nächstens mit diesem heillosen Genfer Bankier, diesem Herrn Necker, den Anfang machen und dann die übrige Gesellschaft hinterher schicken."

„Wenn es noch angeht, kann man gewiß nichts Besseres thun," erwiderte Carlo Andrea, „aber ich fürchte —"

„Was fürchten Sie?"

„Daß es dazu zu spät ist."

„Meinen Sie? Warum soll es zu spät sein?"

„Weil die revolutionairen Ideen sich schon zu weit verbreitet haben."

„Revolutionaire Ideen!" lächelte der Baron. „Glauben Sie denn an solche Hirngespinste?"

„Leider glaube ich daran," sagte Pozzo di Borgo, „obwohl ich es besser nicht thun möchte."

„Das sind Einbildungen des Pöbels," fiel die alte Excellenz ein, indem sie einen mißbilligenden Blick auf den jungen Mann warf. „Kein Edelmann wird diese gelten lassen."

„Sehr wahr," antwortete Andrea noch bescheidener, „aber unglücklicher Weise giebt es nicht wenige Excellenz, welche dies ganz vergessen haben."

„Für diese, mein Bester," lächelte der Baron, „haben wir eine Bastille, in welcher, wie ich hoffe, bald der Herr Marquis Mirabeau und manche andere gut aufgehoben sein werden. Nein, es wird nicht gelingen, dafür sorgen wir, der Adel und die Armee, unsere tapferen Officiere."

„Gewiß der allerbeste Schutz, allein —"

„Was haben Sie noch für Zweifel?"

„Ich habe gehört, daß selbst den Soldaten nicht mehr zu trauen ist, und manche Officiere —"

„Das sind Verleumdungen!" rief der Baron. „Ah! wir haben ja auch hier in unserem Kreise Officiere. Ta ist Herr Bonaparte, der soll uns sogleich seine Meinung sagen."

Der Lieutenant Bonaparte war in lebhafter Unterhaltung mit seiner schönen Nachbarin, als er von dem Baron unterbrochen wurde, aber er antwortete sogleich: „Der Officier hat nichts zu thun, als die Befehle seiner Vorgesetzten zu erfüllen."

„Sehr gut! sehr gut!" rief der Baron, und die Vicomtesse nickte beifällig. „Diese Befehle werden wahrhaftig nicht ausbleiben, und unsere tapferen Officiere werden diese unnützen Menschen schon zur Ordnung bringen. Nicht wahr, Herr Bonaparte?"

„Sicherlich, Herr Baron. Wir haben die besten Mittel dafür."

„Was meinen Sie?"

„Pulver und Blei!"

„Vortrefflich! ganz vortrefflich!" lachte der Baron. „Ihre Gesundheit, mein lieber Herr Bonaparte, Ihre Gesundheit!"

Der Beifall war so allgemein, daß alle Gläser in Bewegung kamen. Der Lieutenant Bonaparte hatte für einen ziemlich wohlfeilen Triumph zu danken; aber seine Lippen zuckten spöttisch dabei und seine schwarzen Augen funkelten nach allen Seiten umher. Er bemerkte sehr wohl, daß sein Freund Andrea ihn lächelnd betrachtete, und wandte sich von ihm ab, wo Fräulein Beatrice ihn mit holdseligen Blicken empfing.

„Das ist ein ausgezeichneter junger Mann," sagte die Vicomtesse, „von wahrhaft wohlthuender Gesinnung."

„Und ein ebenso ausgezeichneter Officier," fügte Frau von Colombier hinzu. „Der Lieutenant Demarris versichert, daß der Oberst des Regiments dies öffentlich ausgesprochen hat."

„Dann verdient er um so mehr, daß man ihm empfiehlt, wo es von Nutzen ist," erwiderte der Baron. „Ich will mit Vergnügen an den Prinzen von Lambec darüber schreiben, aber — ist er auch von gutem Adel?"

Er wandte sich mit dieser Frage leiser an Frau von Colombier, die ihrerseits zu ihrem Nachbar mit vieler Feuerlichkeit begann: „Sie werden dies am besten beantworten können, Herr Pozzo di Borgo; ich bin jedoch gewiß, daß Herr Bonaparte von gutem Adel ist."

„Das ist es in Wahrheit," sagte Andrea. „Die Bonaparte sind eine alte und gute Familie. Der Adel ist allerdings in Corsica derartig allgemein, daß ganze Dörfer und Ortschaften adlig zu sein behaupten konnten. Es erschien daher, als die Insel an Frankreich kam, ein Befehl des Königs, daß künftig nur vierhundert Familien fernerhin den Adel behalten und die Vorrechte desselben genießen sollten. Unter diesen befand sich auch die Familie Bonaparte."

„Das ist eine anerkennende Auszeichnung," sagte der Baron, „auf welche man sich verlassen kann. Mit wahrer Freude will ich diesen trefflichen jungen Officier empfehlen und ihn überzeugt, daß dies ihm gute Dienste leisten soll."

Nach dieser Episode ging das Mahl in freudiger Geselligkeit weiter, und als es sein Ende erreicht hatte, wurde noch in der Halle getanzt, bis endlich spät die Freunde sich empfahlen und nach der Stadt zurückkehrten. Frau von Colombier war ungemein gütig, sowohl gegen Napoleon wie gegen den Fremden, und schärfte jenem ein, den Freund nicht abreisen zu lassen, sondern ihn am nächsten Tage wieder mit in das Landhaus zu bringen.

„Wie dankbar ich auch für so große Huld bin," erwiderte Carlo Andrea, „so werde ich doch morgen abreisen müssen, da die Post am Abend nach Lyon geht."

Die Dame schüttelte jedoch lächelnd den Kopf. „Wir wollen nichts davon hören," sagte sie, „und gewiß wird auch Herr Bonaparte es nicht leiden, daß Sie ihn so bald verlassen. Daher nehmen wir keinen Abschied, sondern müssen Sie morgen bei einem kleinen Feste sehen, bei welchem es, wie ich hoffe, noch fröhlicher hergehen soll, als es heute der Fall war."

Damit verabschiedete sie ihre Gäste, und Bonaparte führte seinen Freund rasch davon, ohne auf Demarris zu warten, dessen Stimme sie bald hinter sich hörten, ohne ihm zu antworten. Bonaparte bog in einen Nebenweg und hielt sich mit Carlo Andrea dort verborgen, bis die Anderen vorüber waren.

„Ich will mit Dir allein sein," sagte er, „denn ich habe Dir noch mancherlei zu sagen und Dich zu fragen. Wie hat Dir diese Gesellschaft gefallen?"

„Ich glaube, daß sich nur günstig darüber urtheilen läßt,"

Digitized by Google

erwiderte Pozze di Borgo, „obwohl, wo viel Licht ist, auch die Schatten nicht fehlen können."

„O!" rief Napoleon mit seinem scharfen Lachen, „die alte Bicomtesse und dieser bepuderte Baron mit dem Riechfläschchen werfen einige schwarze Linien auf Dein Bild, aber was haben wir damit zu schaffen? Diese Welt wird untergehen, ohne daß wir daran rühren; sie ist schon im Untergange begriffen, und diese Reste sind wie Mumien in einem Museum, bei deren Anblick man sich vorzustellen sucht, wie es zu Ramses des Großen Zeiten einst in Aegypten ausgesehen hat."

„Nun," versetzte Andrea ebenfalls lachend, „diese sprechenden Mumien sind jedenfalls nicht geneigt, von dieser Welt zu scheiden, und haben die besten Absichten, Dich den Geheimkämmerern Ramses des Großen bestens zu empfehlen."

Mit einer ungestümen Bewegung rief Napoleon: „Warum nicht? wenn das so gefehlen soll. Mögen sie mich empfehlen, ich werde nicht Nein sagen. Bei großen Ereignissen muß man nicht in dem Winkel sitzen, man muß zusehen, wie man auf das Theater kommt und mitspielt."

„Du möchtest eine Rolle in dem Stücke übernehmen?"

„Die größte, die zu haben ist, wär's auch eine Kaiserrolle!" rief Bonaparte.

„Ja, dafür ist Corsica zu klein," lachte Carlo Andrea. „Selbst die Könige sind bei uns schlechte Schauspieler geblieben, unser kleines, armes Volk kann keine größeren Helden brauchen, als die Sampiero, Gafteni oder Paoli, die es frei und gesittet machen wollten."

„Und was haben sie vollbracht?" erwiderte Napoleon. „Sie sind ermordet oder verjagt worden, und die Barbarei ist geblieben, wie sie war. Hätten sie Corsica groß machen können, mächtig, die Welt bewegend — aber es blieb der abgelegene, vergessene Winkel, und das Volk — was ist aus dem Volke geworden? Wo ist seine Gleichheit, wo ist seine Freiheit? Die armseligen Ziegenhirten und halbnackten Fischer haben nichts dabei gewonnen, sie sind so wild und roh wie sie gewesen. Nein, Carlo, nein! ich will nicht nach Ajaccio zurück. Ich kann Urlaub haben in jedem Augenblick, er liegt für mich bereit, aber ich will in Frankreich bleiben, denn hier zieht es Ereignisse, Thaten, Raum und Menschen für die Weltgeschichte!"

„Ich kann Dir nicht Unrecht geben," erwiderte Pozze di Borgo. „Du giebst mir alle Recht!" versetzte der lebhafte Officier mit seinen spöttischen Schärfe. „Wir werden in Corsica nicht wieder um unser Ansehen streiten. Ich überlasse es Dir dort der Erste zu sein. Damit bist Du zufrieden."

„Vollkommen zufrieden, und wünsche Dir dafür, daß Du in Frankreich der Erste sein magst."

Bonaparte schüttelte ihm lachend die Hand. „Gut," sagte er, „wir wollen diesen Vertrag abschließen, und jeder von uns mag sich Mühe geben. Doch im Ernst gesprochen, Carlo, was sagst Du dazu —" er hielt plötzlich inne und fragte dann schnell: „Was sprach Frau von Colombier mit Dir?"

„Sie fragte nach Deiner Familie und ob Du von gutem alten Adel seist."

„Mein Adel! mein Adel!" rief Bonaparte und er schlug mit der Hand an seinen Degen und fuhr dabei fort: „Damit hoffe ich meinen Adel ihnen allen am besten zu beweisen."

„Ich habe sie und den Herrn Baron vollständig darüber beruhigt," fiel der Freund ein.

„Du? Was sagtest Du ihnen?"

„Daß Deine Familie zu den besten und zu den Vierhundert gehörte."

„Die Marbeuf adlig machte!" lachte der Lieutenant. „Alle diese Narrheit wird ein Ende nehmen. Alle Familien in der Welt sind von gleichem Alter, wie könnten sie sonst am Leben sein? und alle haben gleiches Recht, alle sind Wesen einer Art, alle sind Menschen!"

„Doch sehr verschieden begabte," sagte Pozze di Borgo. „Ich rathe Dir doch, mein lieber Napoleon, dies nicht zu vergessen, wenn Du Dich dem Herrn Herzog von Liancourt und dem Prinzen Lambec empfehlen lassen willst."

„Oho!" rief Bonaparte, „alle diese Schranzen werden vor der Sonne der Vernunft zerschmelzen, diese große neue Zeit wird bessere Männer an ihren Platz stellen. Der Adel wird eine wahre Vereinigung der Edelsten sein; jeder muß darnach streben, zu denen zu gehören, die zu dieser Erhebung des Menschengeschlechtes beitragen können."

„Das ist jedenfalls eine edle und hohe Aufgabe."

„Man darf den Einfluß der Mächtigen dabei gewiß nicht verachten," fuhr Napoleon fort, „sondern muß günstige Verhältnisse benutzen, muß auf den Rücken derer steigen, die ihn daraus anbieten. Ist man eben, dann erst vermag man Großes und Gutes zu thun."

„Vollkommen richtig gedacht," antwortete Pozze di Borgo.

„Sagst Du es?" rief Bonaparte. „Findest Du, daß ich Recht habe?"

„Wenn Du richtig speculirst, kann es so kommen."

„Speculirst! speculirt! Was versteht Du darunter?"

„Nun," erwiderte Carlo Andrea, sich vertraulich zu ihm beugend, „ich glaube, daß ich mich damit nicht irre, lieber Napoleon, sondern Dich richtig verstehe. Du hast mir drei schon gesagt, daß, wenn man sein Glück machen will, man mit einer einflußreichen Familie sich verbinden muß, und ohne Zweifel bist Du auf dem besten Wege dazu."

„Meinst Du das? Meinst Du es aufrichtig?"

„Daran zweifle nicht. Der Schwiegervater Frau von Colombier hat gewiß die besten Empfehlungen zu erwarten. Und dies ist ein artiges Fräulein, ein allerliebstes Gesicht, schmachtende blaue Augen, ein süßes, hingebendes Lächeln. Die Specnlanten hat somit überall angenehme Aussichten."

„Halt ein!" rief Bonaparte und preßte seinen Arm. „Es ist keine Speculation, Carlo, denn ich liebe Beatrice!"

„Du liebst sie? Ja, das ist etwas Anderes," antwortete Pozze di Borgo.

„Ja, ich liebe sie!" fuhr Napoleon mit Heftigkeit fort, „und auch sie — sie würde mich Allen vorziehen — zieht mich vor!"

„Dann habe ich nichts mehr zu sagen," versetzte der Freund. „Es ließen sich Bedenken erheben, doch Deine Liebe rechtfertigt Dich. Ich begreife nun vollkommen Deine Wünsche und warum Du nicht nach Corsica willst. Dein Herz befiehlt Dir hier zu bleiben, und Dein Ehrgeiz verlangt nach Auszeichnung, um einer Braut aus solcher Familie würdig zu sein. Es ist wahr, die Zeit ist in wilder Gährung; wer weiß, wohin diese Stürme noch treiben, wer weiß, ob es gelingt, den Strom in seinem Bette zu halten, und wer weiß, wen er verschlingt. Aber Du wähltst, wie Du wählen mußt, weil Du liebst, und ich zweifle nicht daran, daß Du bald nach Paris gerufen sein wirst, denn man braucht dort Officiere, auf welche sich der Hof verlassen kann. Du wirst schnell ein Capitainspatent in der Tasche haben, wohl gar Oberst werden, je nachdem, und dann wird Frau von Colombier freudig ihren Segen geben, und ihre Verwandten werden Dich mit Vergnügen umarmen."

„Gute Nacht!" rief Napoleon, indem er ihn losließ. „Dort ist das rothe Haus; gute Nacht!"

„Laß uns noch beisammen bleiben."

„Nein! morgen mehr. Es ist genug für heute."

Ohne sich aufzuhalten, ging er weiter. Pozze di Borgo wandte sich dem Gasthause zu, und als er einige Schritte gethan hatte, lachte er laut vor sich hin. (Fortsetzung folgt)

Das letzte Pfand.

Es ist der Tag vor Ostern,
Warm treibt der Frühling scheu,
Geendet hat nun Sang und Predigt
Den „Kreuz und Dornenkron".

Im Auferstehn zur Freude
Regt Alles draussen sich held,
Still breitet auf Berge und Thäler
Das Leben sein Ostergezelt.

Da beugt sich die Wittwe zur Truhe
Im dürft'gen Kämmerlein,
Ihr ist's nicht wie Ostern und Freude,
Sie weint in die Truhe hinein.

Mit zitternder Hand dann hebt sie
Ein Kreuzlein mit Kette hervor,
Das einst als Braut sie empfangen
Vom Manne, den sie verlor.

Dann küßt sie das Kreuz und herzet
Zugleich ihr fieberndes Kind, —
Geht hin zum Pfänderverleiher,
Der forscht und bietet geschwind.

Und draußen klingen die Glocken,
Der Tag vor Ostern ist's ja, —
Und tief in der Seele der Wittwe
Sind „Kreuz und Dornen" noch da.

Und Kreuz und Dornen, sie bleiben,
Ob Ostern kommt oder geht,
Doch hat sie — ist Alles verpfändet —
Ihr Kindlein und Ostergebet.

Ludw. Würkert.

Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere.

Von Carl Vogt in Genf.

Nr. 2.

Die Elster und die sächsische Diakonissen-Anstalt — Die Bussards und die Eulen — Die Eule als fliegende Katze — Insectenfresser — Die Arbeit eines Spechts — Schwalben — Der Kuckuck und sein Ruf.

(Schluß.)

Als zweiten schädlichen Vogel habe ich die Elster genannt, und werde meine Behauptung aufrecht erhalten, selbst denjenigen Mitgliedern des sächsischen Herrenhauses gegenüber, welche der Welt einen handgreiflichen Beweis des in unserer Zeit noch herrschenden Aberglaubens gaben, indem sie eine öffentliche Aufforderung ergehen ließen, in einer gewissen „heiligen Zeit" wenn ich nicht irre, zwischen dem 20. December und 8. Januar Elstern für die Diakonissen-Anstalt in Dresden zu schießen. Aus den in der „heiligen Zeit" geschossenen Elstern brennen dann die frommen Frauen ein Pulver zurecht, das unfehlbar von der Epilepsie heilt und schon Tausende von Menschen geheilt hat. Heilige Einfalt! Ich kannte einen Apotheker in Val de Travers, der sich jährlich ein schönes Sümmchen mit einem Fallsuchtpulver aus Maulwürfen zusammenrösstete; aber der Mann machte doch nicht religiösen Hokuspokus dabei, sondern nahm die Maulwürfe, wie er sie eben bekam, und wenn bei vorkommendem Mangel an Maulwürfen und starker Nachfrage dann und wann auch einige Mäuse und Ratten in seinen Brenner geriethen, so that das der Wirksamkeit der Pulver nicht den mindesten Eintrag. Denn wenn etwas Wirksames darin ist, so kommt das weder von den Diakonissen, noch von der „heiligen Zeit", noch von den Gebeten, sondern einzig und allein von dem brenzlichen Oele, welches sich beim Verbrennen thierischer Stoffe überhaupt in geschlossenen Räumen entwickelt. Vielleicht gehört es aber auch zu den „Zeichen unserer Zeit", daß gerade von der erwähnten Seite aus eine solche Aufforderung kommen mußte.

Wenn aber die Mitglieder der ersten sächsischen Kammer für die leidende Menschheit gearbeitet zu haben glauben, indem sie für die Diakonissen recht viele Elstern auf ihren Ostern wegschießen ließen, so haben sie dabei sicher sich selbst den größten Dienst geleistet. Denn die Elster ist nicht nur diebisch, wie dies schon längst Reynard durch seine Opfer bewiesen hat, indem sie namentlich glänzende Dinge in ihrem Neste zusammenträgt, sondern auch ein abscheulicher, mordsüchtiger Vogel, der den jungen Hühnern und Enten mehr Schaden thut, als die Raubvögel, mit unablässig alle kleinen Vögel verfolgt, welche sich in der Nähe seines Standortes zeigen. In den Obstgärten und Gebüschen, wo sich die Elstern gerne aufhalten, kommt kein Singvogel fort, und doch ist auf der anderen Seite die Elster nicht im Stande, die Dienste der Sänger in Vertilgung des kleinen Ungeziefers zu ersetzen. Um so unbegreiflicher ist es, wie die Elster in vielen Gegenden und namentlich bei der allemannischen Race durch die Sagen eines Vorurtheils geschützt wird. In dem schweizerischen Dialekt werden die Hühnerangen an den Füßen „Elsternangen" genannt, und das Volk hat die feste Ueberzeugung, daß demjenigen, der eine Elster tödtet, großes Unglück geschehen müsse. Jeremias Gotthelf hat eine seiner ersten Geschichten auf diesen Aberglauben gegründet, und in vielen Gegenden des Cantons Bern sieht man unbreimigt nur Elstern in der Nähe der Thäler und einzeln stehenden Höfe, die mit zänkischem Geschwätze auf den Bäumen sich umhertreiben.

Zu den unbedingt nützlichen Vögeln gehören vor allen Dingen die schwerfälligen Tagraubvögel, deren kürzere Schwingen ihnen nicht gestatten, Vögel im Fluge zu verfolgen und zu haschen. Diese sind eben durch ihre Natur auf kleinere Säugethiere, wie Mäuse, Hamster, Marien und Maulwürfe, und größere Insecten, Maikäfer, Heuschrecken u. angewiesen. Freilich kann ihnen auch zuweilen ein Hühnlein oder Rebhuhn mit unter, obgleich dies verhältnißmäßig doch nur seltener geschieht. Die Rohr- und Kornweihe, der Wespenbussard, besonders aber die eigentlichen Bussarte sind in dieser Hinsicht ausgezeichnet nützliche Vögel. Stundenlang sitzt der plumpe Vogel, den sein dickes Gefieder schon gegen einen tüchtigen, von vorne auftreffenden Schrotschuß schützt, auf einem vorspringenden kahlen Aste eines Waldrandes, einem hohen Felsstein, einem Baumstumpfen regungslos wie eine Bildsäule, während das Auge das Feld durchmustert. Ergiebt der Standort keine Beute, so streicht er tief am Boden mit langsam trägem Flügelschlage nach einer anderen Warte, wo er auf's Neue seinen stillen Beobachtungen obliegt. Plötzlich aber stürzt er, bald springend, bald fliegend auf den Boden, dringt zweimen mit Schnabel und Krallen tief in die Erde ein und zieht einen Maulwurf oder eine Maus hervor, die er mit einigen Schnabelhieben tödtet und selbst verzehrt oder seinen gefräßigen, weit schreienden, plumpen und großen Jungen zuführt, die man schon häufig mit jungen Adlern verwechselt hat. Für solche Dienste nagelt ihn dann der Bauer mit großer Befriedigung an's Scheunenthor, und der Herr Amtmann zahlt nach Versicherung der Fänge als derjenigen eines großen Raubvogels mit angemessener Selbstbewunderung der für die Landwirthschaft väterlich besorgten Regierung das festgesetzte Schußgeld.

Die Eulen haben, wie alle Nachtthiere, das ungetheilte Vorurtheil gegen sich. Der gespenstähnliche, leise Flug, die großen runden, glühenden Augen, vor Allem aber das unheimliche Geschrei, das sich bei den großen Arten bis zu dem Tode des wilden Jägers steigern kann, haben von jeher das Eulengeschlecht in den übelsten Ruf gebracht. Den Griechen war die Eule freilich das Symbol der Weisheit, und Pallas Athene erscheint nicht ohne Begleitung des philosophischen Vogels, der in hohlen Bäumen, Steinbrüchen und Mauerritzen über die höchsten Probleme der Wissenschaft nachdenkt. Aber außerdem waren die Eulen dennoch schon bei den Griechen Vögel übler Vorbedeutung, und bei den abergläubischen Römern erregten sie gar ein wahres Entsetzen. „Alle Nachtvögel mit Krallen an den Füßen," sagt Plinius, „wie die Eulen, Käuze und vor allen der Uhu sind höchst schlimme Vorbedeutungen für die öffentlichen Angelegenheiten. Der Uhu namentlich liebt nicht nur einsame Gegenden, sondern auch finstere und schwer zugängliche Standorte. Er ist ein ungeheuerliches Thier, das weder singt, noch schreit, sondern nur seufzend seufzt und wehklagt. Sieht man ihn bei Tag in einer Stadt oder sonst wo, so bedeutet dies unfehlbar Unglück;" doch fügt Plinius gewissermaßen zum Troste bei, daß er mehrere Häuser kenne, auf die ein Uhu sich gesetzt habe, ohne daß ein nennenswerthes Unglück darauf erfolgt sei. „Unter dem Consulat von Cejus Papirius Thier und Lucius Pomponius vernahm sich gar ein Uhu bis in das innerste Heiligthum des Jupitertempels, was einen unsäglichen Schrecken in der ganzen Bevölkerung verursachte, so daß man allgemeine Processionen und Opfergänge veranstaltete, um die erzürnten Götter zu besänftigen."

Auch bei uns gelten noch immer dieselben Vorurtheile, und bei Aufzählung verschiedener Schreckensvorzeichen sagt Hieronymus Jobs:

„Auch hat eine Ente um Mitternacht
Auf dem Kirchthurm ein klägich Gschrei gemacht."

Der Kauz und das Käuzchen sind die Todtenvögel; sie zeigen durch ihren kläglichen Ruf in der Nähe des Hauses an, daß der Kranke bald sterben werde. Freilich nur auf dem Lande, denn in den Städten hat die allgemeine Gasbeleuchtung dem unglücklichen Unterscheidungsvermögen der Eulen einigen Abbruch gethan. So wie nach Heine's Versicherung ein rechtschaffener Gespenst sich in Paris gar nicht umtreiben kann, weil es dort in der Gespensterstunde noch so lebendig ist, als in Deutschland am hellen Tage, ebenso gut kann der Todtenprophete nur im Thürern und einsamen Höfen seine Kunst üben, wo er, wie alle übrigen Nachtthiere, durch das umgewohnte Licht angezogen wird. Dann es muß schon hart kommen und der Bauer gesährlich krank sein, wenn zur Nachtwache Licht gebraunt wird; in der Betterau wenigstens erzählt man die charakteristische Anekdote, daß die Frau den Mann mit den Worten angesprochen habe: „Kinder einmal ein Licht an; ich glaube, ich sterbe," worauf der Mann verdrießlich geantwortet habe: „Man sollte meinen, Du könntest nicht im Dunkeln sterben." Ist es da zu verwundern, wenn Eulen und Fledermäuse der ungewöhnlichen Lichterscheinung zufliegen, erstere ihr klägliches Geheul in der Nähe erschallen lassen und der Kranke, dessen Nachtlampe sie, wie alle Nachtthiere, anlockt, auch wirklich in Todesgefahr schwebt? Man sehe doch einmal zu, was Alles noch an einem solchen erleuchteten

Fenster krabbelt: Schnaken und Mücken, kleine und große Nachtfalter und hie und da ein Hirsch- oder Mistkäfer, der mit gewaltigem Anprall wider die Scheiben fährt, als wolle er sie zertrümmern.

Nichts desto weniger sind die Eulen ohne Vergleich die nützlichsten Vögel und ein wahrer Segen für die Gegenden, wo sie sich niederlassen. Denn durch ihre Fluggeist sind sie ja gerade auf das nächtliche Ungeziefer als Beute angewiesen, und wenn sie auch hie und da ein Vöglein erhaschen, so sind doch Mäuse und große Nachtinsecten ihre wesentliche Beute. Wenn Tschudi erzählt, daß ein Eulenpaar an einem einzigen Innabende seinen Nestjungen elf Mäuse brachte und daß man in dem Magen eines Waldkauzes 75 Raupen des schädlichen Fichtenschwärmers fand, so charakterisirt er damit vollständig die Thätigkeit der Eulen im Allgemeinen. Nicht nur schonen sollte man diese Thiere, sondern sogar hegen und sie veranlassen, in der Nähe der Höfer und Wohnungen ihr Standquartier aufzuschlagen. Die meisten Eulen lassen sich sogar zähmen und sind dann durch ihre seltsamen Bewegungen und Gebehrden nicht unangenehme Gesellen. Ein französischer Beobachter erzählt, daß er ein Steinkäuzchen im Hause hatte, welches ein liebenswürdiger Vogel war; er ließ sich gerne streicheln, selbst bei Tage, und obgleich er mit jedem Futter vorlieb nahm, so zog er doch rohes Fleisch vor, das er mit Harmäckigkeit vertheidigte, so daß man es ihm abnehmen wollte. Täglich ging das Thier in den Garten auf die Insectenjagd, und selbst im Winter, wo man kaum noch Insecten findet, warf es täglich noch zwei Mal ein mußgroßes Gewölle von unverdaulichen Flügeln und Beinen aus. Kleine Vögel verfolgte der Waldkauz freilich auch und rupfte sogar die ausgestopften, in der Meinung, sie verzehren zu können.

Zu derselben Zeit lebte in dem Hause eine Dohle, die mit einem Hunde gute Cameradschaft pflog, während der Kauz mit einer jungen Katze so verwundet war, daß sie Beide oft zusammen in demselben Korbe schliefen. Dohle und Kauz waren grimmige Feinde; da sie aber Beide ungefähr gleich stark waren, so wieden sie sich nach einigen hitzigen Kämpfen und hatten sich den Garten so abgetheilt, daß keines das Gebiet des anderen berührte. Nachts aber war der Kauz allein Meister und trippelte dann so eifrig in dem Garten umher, daß man ihn hätte für eine Ratte halten können.

Mit einem Worte: Jede Eule ist eine fliegende Katze in Bezug auf Gewohnheit, Nahrung und Jagd, und den Dienst, den die Katze in geschlossenen Räumen leisten kann, thut sie in Feld und Geschäft. Das Miauen der Katzen zur Brunstzeit ist aber wahrlich auch kein Gesang — und Vögel, junge Hasen und Fleisch läßt sich die Katze auch schmecken ohne Gewissensbisse! Die Katze aber pflegt man als Hausthier, wenn sie vier Beine hat, füchtet und verfolgt sie dagegen, wenn sie fliegen kann.

Unter den kleineren Vögeln sind, wie ich schon zu bemerken Gelegenheit hatte, die reinen Insectenfreßer die nützlichsten von allen, obgleich unter diesen auch einige sind, welche sich gänzlicher Verdammung zu erfreuen haben. Die Würger und Neuntödter, welche die größeren Insecten auf Dornen spießen und sich manchmal auch an jungen Vogelchen und Mäusen vergreifen; alle die niedlichen Sänger, wie die Grasmücken, Rothkehlchen, Rothschwänzchen, Nachtigallen und Bachstelzen, welche letztere namentlich auf der Erde, am Rande des Wassers und in frischgeflürzten Felde ihre Nahrung suchen; die zänkischen Meisen, die Baumläufer, Zaunkönige und Spechtmeisen, welche auf Bäumen und Gesträuchen fleißig die Insectenlarven ablesen und zum Theile selbst mit hartem Schnabel unter der Rinde heraushacken; die hämmernden Spechte, die Wendehälse, die dreizehigen Dünnschnäbler, welche die Insecten im Fluge fangen, wie Fliegenschnäpper, Schwalben, Mauerschwalben und Ziegenmelker oder Nachtschwalben; endlich die ganze Rabenfamilie, die in einfach schwärzlichem Kleide einhergeht, wie Staare, Dohlen, Krähen, Kolkraben, welche hauptsächlich von Würmern, Larven, Maden und Aas leben, sind in unseren Augen durchaus nützliche Vögel, die man hegen und pflegen soll. Streiten kann man freilich über die eigentlichen Drosseln, die Finken und Kernbeißer, welche unter Umständen nützlich oder schädlich sein können. Gewiß thun in unseren Gegenden die beerenfressenden Drosseln, wie Krammetsvogel, Singdrossel und Amsel, nicht den mindesten Schaden, indem sie sich vorzugsweise an Wachholder- und Vogelbeerbeeren halten, die man ohnedem kaum zu benutzen weiß. Ebenso verfolgt man mit Unrecht die Weindrossel, indem man sie des Naschens von Weinbeeren in den Rebenbergen beschuldigt, wo sie doch nur Gewürm und nackte Schnecken sucht. Ein äußerst schädlicher Vogel ist aber ohne Zweifel die Misteldrossel, die größte aller einheimischen Arten, die den ganzen Sommer über bei uns sich aufhält und eine ganz besondere Vorliebe für jenen schmarotzenden Strauch hegt, der in der nordischen Götterlehre eine so bedeutende Rolle spielt. Die Misteldrossel sind die Hauptnahrung dieser Drosselart im Spätherbst, und da die Kerne unverdaut durch ihren Darm durchgehen und noch obenein in Saft eingebillt bleiben, wodurch sie überall leicht anhaften, so säet die Misteldrossel fast überall den verderblichen Schmarotzersamen auf die Bäume, auf welche sie sich niederläßt.

Die Spechte sind gerade nicht die Lieblinge der Forstleute, welche sie beschuldigen, den Waldstämmen durch ihr Hämmern bedeutenden Schaden zuzufügen. Tschudi hat indessen vollkommen Recht, wenn er die herzhaften, stämmigen Burschen trotz ihrer unermüdlichen Zimmerarbeit in seinen Schutz nimmt und ihre Pflege empfiehlt. Ihr Pochen und Hämmern hat zweierlei Ursachen. Einerseits haben sie Rinden und Splint bis zum Holze in großen Splittern los, um die darunter bohrenden Insecten und Larven unmittelbar mit der spitzen, widerborstigen, einer Stahlfeder gleich hervorgeschnellten Zunge anzuspießen. Andererseits klopfen sie aber auch nur, um die Insecten auf der anderen Baumseite aus ihren Schlupfwinkeln hervorzulocken. Deshalb sieht man sie nach einigem Klopfen mit äußerster Geschwindigkeit auf die andere Seite des Stammes rutschen und drei die Nisse der Rinde aufmerksam untersuchen. Der Volkswitz behauptet freilich, der Specht durchbohre den Stamm und renne nur deshalb so eifrig auf die andere Seite, um dort die durchdringende Spitze seines eigenen Schnabels zu sehen. Allein obgleich ihm in diesem Falle eine bedeutende Dosis von Dummheit zugeschrieben wird, so spielt doch andererseits der Schwarzspecht durch die kluge Weise, womit er die geheimnißvolle Springzunge, welche alle Schlösser öffnet, zu finden versteht, in den deutschen Sagen eine nicht unbedeutende Rolle.

So nützlich die Spechte auch sein mögen, so können sie doch im gegebenen Falle außerordentliche Unannehmlichkeiten mit sich führen. Einer meiner Oheime hatte sich in einem ihm zugehörigen Walde auf einem freien Platze ein Häuschen gebaut, das im Sommer das Ziel seiner Spaziergänge war. Ein herrliches Plätzchen, von prächtigen Fichten und Lärchen beschattet, mit einem murmelnden Bächlein in der Nähe, in dem wir kreisten, während der Oheim seine Mittagspfeife rauchte! Die ganze Idylle wurde durch einen Specht gestört, der mit satanischer Hartnäckigkeit das Innere des Häuschens sich zum Ruheplatze auserkoren hatte. Er war durch das niedrige Kamin hereingestiegen und hatte in der unteren Holzverkleidung, die allerdings von Würmern etwas heimgesucht war, arge Zerstörungen angerichtet. Der Oheim ließ eine Klappe auf das Kamin machen. Tags darauf hatte der Specht ein faustgroßes Loch durch die hölzerne Klappe gehackt und war wieder im Häuschen. Die Klappe wurde mit Blech beschlagen. Als der Oheim das nächste Mal die Thüre öffnete, flog ihm der Specht fast in's Gesicht und schmetterte mit saufendem Flügelschlag davon. Er hatte ein Loch durch den Fensterladen und durch die Fensterbrüstung gebohrt. Neue Ausgabe an den Klempner, der den einzigen Fensterladen beschlagen mußte. Als der Onkel nach einigen Tagen wiederkam, gähnte ihm ein großes Loch in der dicken Bohlenthüre entgegen, die bis jetzt allen Versuchen des in der Gegend häufigen Gesindels Widerstand geleistet hatte. Nun kannte aber der Zorn des Eigenthümers keine Grenzen mehr. Ein Netz wurde angefertigt und der Eindringling richtig in demselben gefangen. Der Onkel aber war ein gutmüthiger Steuerbeamter, der die Steuerpflichtigen wohl bis auf den letzten Pfennig auspressen, einem Thiere aber kein Leids zufügen konnte. Als ihn der Vogel, den er mit starker Faust gepackt hatte, fast häglich biß tend ansah, überkam ihn Mitleid. Er gab einem Erdbeeren suchenden Bettelbuben den Vogel und drei Batzen, damit dieser dem Spechte an einem verborgenen Orte den Hals umdrehen solle. Am andern Tage war der Specht wieder im Häuschen; ein „Lausbube" hatte die drei Batzen eingesteckt, dem Vogel aber fliegen lassen. Der Onkel gab den Kampf auf. Das Häuschen verfiel, denn er besuchte es nicht weiter. Der Specht aber besaß sich wohl darin und zerhackte die letzten Trümmer zu Spänen, um denen wir im Herbste des folgenden Jahres uns ein Feuer anzündeten und Kartoffeln brieten.

Seit Pretne's Zeiten besteht sich an das leicht segelnde Schwalbenvolk mancher schöne Glaube und Aberglaube. Tobias hatte

seinen Unfall gewiß einer Schwalbe zu verdanken, und den Fisch, den der Engel damals so leicht fand und dessen Galle den Tobias Gräfe mit seinen sämmtlichen Nachfolgern entdeckrich machen würde, suchen die Naturforscher bis heute vergebens. Ganz gewiß bedeuten die Hausschwalben unter dem Gesinde noch heute Glück, und wenn auch eine Schwalbe keinen Sommer macht, so taufcht doch der Landmann wie der Städter dem fröhlichen Gesellschen, womit sie ihre Ankunft ankündigen, und prophezeit aus frühem oder spätem Wegzuge die Wahrzeichen des bevorstehenden Winters. Im Mittelalter trugen die Schwalben die Panacee für alle Krankheiten mit sich im Leibe herum; jeder Körpertheil hatte eine andere wunderbare Heilkraft; die zerquetschten Brustmuskeln waren das beste Gegengift gegen Schlangenbiß und Scorpionenstich; der Mist, mit Wasser angerührt und als Trank genommen, bewahrte vor Hundswuth und Tollsucht. Die jungen Schwalben wurden im Mörser zerstoßen und das ekle Gemisch mit Essig und Essig bei mäßigem Feuer destillirt; das gab dann das berühmte Schwalbenwasser, das, wie der Schneeberger echte und geroste Schnupftabak, alle Flüsse vom Haupt nicht nur, sondern alle Gebrechen ohne Ausnahme radical heilte, aber nur in den schrecklichsten Fällen gebraucht wurde, weil es unmittelbar beim Gebrauche die Haare ausfallen machte. Damals aber galt es noch nicht als eine Empfehlungskarte für einen Gelehrten oder Staatsmann, kahlköpfig zu sein, wie dies später in Frankreich zu Guizot's Zeiten der Fall war, und man opferte nur in der dringendsten Gefahr die Zierde des Hauptes, um das Leben zu retten.

Die Milde der toscanischen Gesetzgebung ist bekannt. Nichts scheint weniger gehören die Schwalben vor zu den übelbeleumdeten Vögeln, werden den Raubvögeln, den Raben und Spatzen gleichgestellt und für vogelfrei erklärt. Für die übrigen kleinen Vögel hat das Gesetz wenigstens schützende Bestimmungen, die freilich nirgends beobachtet und gehalten werden — für die Schwalben aber spricht kein Buchstabe. Man kann sich denken, mit welcher Energie man über die armen Thiere in denjenigen Zeiten herfällt, wo die Jagd geschlossen, das Tragen von Gewehren verbrieft und das Vergen von Fallen und Schlingen für andere Vögel verboten ist. Ueberall hängen die feinen, grünen Seidennetze, welche die armen Schwalben in ihren hastigen Bewegungen nicht sehen; überall flattern an Fischangeln die lebendig gespießten Käfer und Heuschrecken, die sie mit hastiger Gier verschlingen, um nun selbst an der Angel zu zappeln!

Zu den Schwalben verhält sich die Nachtschwalbe oder der Ziegenmelker etwa wie die Eule zu den Falken. Der lange dicke Kopf mit den großen, runden Augen, das weiche Gefieder, der leise schwebende Flug, das unheimliche Geschrei, das Schlafen bei Tag und an versteckten Orten — Alles das ist vollkommen eulenartig und gehört zum Charakter des Nachtvogels, der mit der Dämmerung sein Leben beginnt und beschließt. Der äußererventlich dünne, bieglame Schnabel mit dem weiten Rachen hingegen ist durchaus schwalbenartig, und in der That stehen auch hinsichtlich ihrer inneren Organisation die Ziegenmelker den Mauerschwalben oder Seglern am nächsten. Von den alten Griechen her stammt schon die Unzucht, welche die Ziegenmelker mit allen übrigen Nachtthieren theilen. Sie fallen in den Ställen die Euter der Ziegen so sehr anzusaugen, daß diese selbst verrecken. Das Flöckeln ihres Flügelschlages soll das Vieh scheu machen, und ihr häßlicher Schrei, der demjenigen des Käuzchens ähnlich ist, aber noch etwas Schnarrendes dazu hat, soll ebenso wie der Eulenschrei alles mögliche Unglück anzeigen. Eine nordamerikanische Art hat sogar bei den dortigen Ansiedlern nicht minderen Ruf erlangt, als der Kauz in Europa, und wer Cooper's Romane gelesen hat, erinnert sich wohl der öfter wiederholten Scenen, wo das Geschrei des Whip-poor-Will, das unheimlich durch die Nacht ertönt, den bevorstehenden Ueberfall der Indianer oder sonst ein Unglück zum Voraus anzeigt.

Aber auch hier gilt es, dem Vorurtheile des Volkes ebenso kräftig entgegenzuarbeiten, als bei den Eulen. Denn die Nachtschwalben gehören, wie ihre Verwandten des Tages, zu den nützlichsten Vögeln, die überhaupt existiren; sie meiden nicht nur bluten nicht, sie fressen weder Körner noch Fleisch, schnappen aber mit unfäglicher Freßgier alle jene Nachtinsecten weg, unter denen wir unsere hauptsächlichsten Feinde finden. Die großen Käfer, die in der Dämmerung umherschnurren und deren Larven Würzeln oder Holz nagen; die dicken Nachtfalter, deren Raupen unsere Bäume und Gemüse verwüsten; all' das kleine Geschmeiß von Motten und Mücken, Bremsen und Schnaken findet sein Grab in dem weiten Rachen der Nachtschwalbe, die nur deshalb in Ställen und Gehöften mehrerstreicht, weil eben dort auch das Geschmeiß sich zusammelt. Lasse man sie also ruhig gewähren; sie stort Niemandes Schlaf und arbeitet in der Nacht für den Menschen, der sie zum Dank verleumdet und verfolgt.

Ich komme in letzter Linie zu dem Kuckuk, dem beschriensten aller Vögel und dem nützlichsten vielleicht, den wir kennen, dem unermüdlichen Gegner des Frühjahres und Vorsommers, der mit Hunderten von Sagen in Beziehung steht und der Fabel nach im Wettgesange mit der Nachtigall den Preis davon trug, weil er gut Choral sang und der Eitel Silvesterlieder war. Alle haben ihn gehört und nur wenige haben ihn gesehen, den schönen, scheuen Vogel, der nur selten zum Schuß kommt, äußerst flotan ist, kein Nest baut, sondern als Fremde der Grasmücken, Pachstelzen und Lerchen sein Ei in das Nest dieser kleinen Vögel legt, die den jungen Kuckuk besser pflegen, als ihre eigenen Jungen, welche sie sogar verkümmern lassen aus Sorge für den Eindringling. War es vielleicht aus moralischem Unwillen über das schlechte Beispiel, welches der Kuckuk durch sein Benehmen dem Menschengeschlechte giebt, daß der Namen Uri bis in die jüngste Zeit ein Schimpfwort auf jenen Kuckuk gelegt und die Vertilgung dieses Vogels zum Range einer Staatsaction erhoben hatte? Oder stammte diese Verfolgung weit vor aus alter, grauer Zeit, nur war sie vielleicht in den Verhältnissen irgend eines der höheren Magistrate der altehrwürdigen Republik begründet, der den Ruf des Kuckuks nicht hören konnte, ohne darin eine Anspielung zu finden? Wie dem auch sein mag, so viel ist gewiß, daß der Kuckuk bis in die jüngste Zeit im erleuchteten Staate Uri verboten und jetzt erst in seine waldursprünglichen Rechte wieder eingesetzt worden ist.

Der Kuckuk spielt aber auch keine geringe Rolle im Aberglauben. Sein Name erlegt den Teufel, wie man diesen nicht aussprechen mag: „Hol' Dich der Kuckuk!" „Oh!" ruft Kuckuk!" sind tausinnige Redensarten, und kein Kind geht ebenfreudig als Vorbedeutung von Jahren und Jahreszeiten, wie als Vorbereitung für eine Menge zukünftiger Dinge. Der Schwindsüchtige hört den Kuckuk nimmer rufen, und den verliebten Mädchen zeigt er ebenfowohl die Zahl der Jahre an, während deren sie noch auf den Freier barren müssen, als den Kindern die Zahl der Sommer, die sie noch zu leben haben. Hat man viel Geld in der Tasche, wenn man zum ersten Male den Kuckuk rufen hört, so bleibt man reich das ganze Jahr hindurch; schade nur, daß dies meist, für die Städter wenigstens, bei Bahnpartien begegnet, wo man gerade nicht die Gewohnheit hat, sich übermäßig mit Geld zu versehen. Die alten Weiber, sagt ein französischer Schriftsteller, die weder Anspruch auf heiße Liebe, noch auf eine fabelhafte Lebensdauer machen können, begnügen sich bescheidener Weise, ein wenig von der Erde zu nehmen, auf welcher der Kuckuk in dem Augenblicke saß, wo sie ihn zum ersten Male hörten, und halten sie für ein gutes Mittel gegen die Flöhe. Saß der Kuckuk auf einem Baume, so hat das hochen Ertrag, auf welchem man mit dem rechten Fuße stand, dieselbe Tugend.

Unter Förstern und Landleuten gehen noch andere Dinge um. Im Herbste wird er Sperber mit im Frühjahr Kuckuk; andere lassen ihn sogar im Winter zur Kröte werden, die sich in einen hohlen Baum setzt; noch andere wissen etwas von seinen Wanderungen; aber sowie die Oxaxomäle seine Jungen ernähren muß, so muß die Gabelweihe ihn auf ihrem Rücken aus dem Lande und wieder herum tragen.

Und der Kern von allem dieken? Daß der Kuckuk der Raupenvertilger des Hochwaldes ist. Andere Insecten frest er nebenbei. Aber die stacheligen Bärenraupen, die haarigen Processionsraupen, die sogar giftige Eigenschaften haben, die sind es gerade, welche er zur täglichen Mahlzeit vorzieht und womit er sich die innere Magenwand so stopft, daß man früher glaubte, dieselbe sei behaart, während es doch nur die stacheligen Raupenhaare sind, die sich in den Magenwänden einhaken und durch die Drehungen derselben eine wirbelähnliche Stellung erhalten. Unglaubliches kann der Kuckuk in dieser Beziehung durch seine Gefräßigkeit leisten. Ich wunderte mich nicht mehr, erzählt Ratzeburg, der berühmte Beobachter der Forstinsecten, daß unser Raupenzeiniger sich so schnell entwölkerte, seitdem ich wußte, daß sich ein Kuckuk in der Nähe angesiedelt hatte.

Aus den Zeiten der schweren Noth.

Nr. 2.

Nur ein Schafhirt.

Die Vorbereitungen zu der Schlacht, welche auf Jena's Höhen einen für ganz Deutschland so unheilvollen Ausgang nehmen sollte, wurden getroffen. Es war am 12. October. Das preußische Corps unter Hohenlohe, das mit allen Verstärkungen, die ihm Rüchel zugeführt hatte, nicht 40,000 Mann überstieg, standen in dichten Massen auf einer nördlich sich hinziehenden Höhenkette, rechts von der Straße von Jena nach Weimar, zwischen der Ilm und der Saale. Seine Vorposten standen auf dem Landgrafenberge, einem steilen Berge zwischen seiner Stellung und der Stadt Jena, von dessen Gipfel das preußische Heer völlig übersehen werden konnte, und über welchen der einzige Weg führte, um seine Stellung von vorne anzugreifen.

Die Armee des Königs von Preußen, unter dem unmittelbaren Befehle des Herzogs von Braunschweig, war über 65,000 Mann stark, etwas über eine Stunde weit im Rücken von Hohenlohe, in der Nähe von Weimar aufgestellt. So befand sich die ganze preußische Armee, aus etwas mehr denn 100,000 Mann bestehend, mit 18,000 trefflichen Reitern und 300 Kanonen, auf einem Schlachtfelde, wo ihre berühmte Taktik vollkommenen Spielraum zur Entwicklung hatte. Trotz ihrer Unglücksfälle beim Beginn des Feldzuges konnte sie immer noch mit dem Schwert in der Hand das Glück wiedergewinnen, und eine muthige, begeisterte Zuversicht erfüllte die Herzen der preußischen Krieger. Außerdem war ihre Stellung eine gute und trefflich concentrirte, und wollte Napoleon sie in derselben angreifen, so hatte er mit außerordentlichen örtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die die Entwicklung seiner besten Kräfte, der Reiterei und Artillerie, fast ganz verhinderten. Zwar war die Armee des Herzogs von Braunschweig von all ihren Magazinen abgeschnitten, und der Mangel stellte sich schon in ihr ein, allein ein einziger Tag des Glückes konnte alles Verlorene und noch mehr wiedergeben.

In Jena stand Lannes; Ney und Augereau hatten sich bei Roda und Kahla in seiner unmittelbaren Nähe aufgestellt, und Soult rückte mit einem starken Corps gleichfalls gegen Jena vor, während Davoust und Murat nach Naumburg rückten, um sich in den Besitz der dortigen großen Magazine zu setzen. Noch ließ sich der Ausgang der folgenden Tage nicht voraussehen; dem Anschein nach neigte sich die Wagschale des Glücks sogar den Preußen zu, denn sie hatten unbestreitbar die bei Weitem bevorzugtere Stellung inne, obschon ihnen ein kampfgeübtes Heer von über 100,000 Mann unter Napoleon selbst gegenüber stand. Daß eine gewaltige, entscheidende Schlacht bevorstane, ahnte ein Jeder. Schwer, drückend lag dies Gefühl auf der ganzen Gegend. Gleichviel auf welche Seite sich das Glück neigte, der weite Kampfplatz selbst war einem sicheren Verderben geweiht, und wer konnte ermessen, wie weit dieses sich ausdehnte? Noch wurden eifrig die Vorbereitungen zur Schlacht getroffen, und doch waren die Dörfer dieser Gegend schon so gut wie geplündert. Viele von den Einwohnern hatten sich mit einem Theile ihrer Habe und ihres Viehes auf die bewaldeten Höhen jenseit der Saale geflüchtet, die meisten hatten indeß zurückbleiben müssen.

Schon jetzt sah es in Jena's Umgebung wie auf einem Schlachtfelde aus. In Unordnung hatten die Preußen diese Gegend geräumt, in unglückseligem Zerwürfniß zwischen Preußen und Sachsen hatten sie sich gegenseitig geplündert. Gepäck und Munitionswagen waren von ihren Führern verlassen und lagen zerstreut umher. Auf den Wegen und Feldern erblickte man Wagen, Waffen und Cuiraste. In die kaum frei gewordenen Stellungen rückten die Franzosen sogleich wieder ein und nahmen mit frechem Uebermuthe, was die Preußen und Sachsen übrig gelassen hatten.

An einem Bergabhange des linken Saalufers stand am Nachmittage dieses Tages ein Mann, den Kopf auf einen Stab gestützt und hinabschauend in das Thal, wo die Straße von Jena nach Naumburg sich hinzieht. Es war ein buntes, wirres Leben auf ihr. Soldaten, Pferde, Wagen drängten einander. Starr, gedankenvoll ruhte sein Auge auf diesem Treiben. Neben ihm weideten wenige Schafe. Die Kleidung des Mannes, ein einfach blauer langer Rock, ein großer, breitkrämpiger schwarzer Hut und eine lange Weste — seine ganze Erscheinung verriethen auf den ersten Blick, daß er ein Schafhirt war. Nur zuweilen warf er einen Blick auf die vier oder fünf Schafe neben ihm, und ein trauriges Lächeln zuckte um seinen Mund. Noch vor kurzer Zeit hatte er für seinen Herrn eine große und zahlreiche Heerde hier geweidet — diese wenigen Thiere waren Alles, was ihm davon geblieben war. Sie waren sein Eigenthum, hieher hatte er sich geflüchtet. Der Abhang war steil, und er durfte hoffen, daß hierher die Soldaten nicht dringen würden. Unten im Thale in dem Dorfe befaß er ein Haus. Aber in ihm hatten sich die Franzosen einquartiert und hatten ihn selbst daraus vertrieben. Die Wintervorräthe für seine Familie und seine Thiere hatte man gewaltsam genommen — was sollte er noch im Dorfe? Das Treiben des Feindes in der Nähe ansehen — er konnte es nicht! Er war allein, aber dann und wann ballten sich unwillkürlich seine Hände zusammen, und er stieß den Schäferstab fest auf die Erde. Er dachte an den Uebermuth und die Frechheit der Feinde — da schwoll ihm das Herz vor Unmuth, und seine dunklen Augen blickten unter den buschigen, aber bereits ergrauten Brauen wild und leuchtend hervor. Wär' er zwanzig Jahre jünger gewesen, er würde nicht dort gestanden haben, aber seine Haare waren zu weiß für die Soldatenmütze.

Zwei Söhne von ihm standen droben auf der Hochebene in dem Heere, und auch zu ihnen eilten seine Gedanken. Ein Mann kam schräg an dem Bergabhange daher und eilte auf ihn zu. Er hörte ihn nicht, bis der neben ihm sitzende Hund anschlug. Schnell wandte der Hirt den Kopf, kannt hatte er den Kommenden indeß erblickt, so zogen sich seine Brauen noch finsterer zusammen.

„Nun, Bern!" rief der Herankommende, ein Mann von ungefähr fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, dessen kleine stechende Augen und scharf hervorstehenden Backenknochen seinem Gesichte einen unangenehmen Ausdruck gaben. „Nun, Ihr steht hier so ruhig, als ob nichts im Werke wäre! Das ist ein Leben und Treiben ringsum, daß man Gott danken sollte, man wär' mit heiler Haut daraus."

„Wer hindert Euch daran?" warf der Schäfer ein.

„Eure Söhne stehen dort oben unter den Preußen?" fragte der Fremde.

Born nickte bejahend.

„Und Eure Frau und Tochter?"

„Sie sind drüben," erwiderte der Hirt, mit der Hand auf die Berge jenseit der Saale zeigend.

„Und denkt Ihr, daß sie dort in Sicherheit sind? Dorthin wird der Feind auch dringen."

„Es kommt vielleicht nur noch auf einen Tag an, und die Fremden müssen wieder zum Lande hinaus, wie sie hereingekommen sind."

„Ha, ha!" lachte Sielert, so hieß der Mann, „denkt Ihr denn, daß die Preußen siegen werden? Ich komme heute von Kahla und Jena und habe gesehen, wie zahlreich die Franzosen sind; es sollen viel über 100,000 Mann sein, die lassen sich nicht so leicht zum Lande hinausjagen!"

Born blickte ihn scharf und finster an. „Ihr scheint Euch auf die Seite des Feindes geworfen zu haben," sprach er langsam.

„Nein — nein! Aber Napoleon versteht den Krieg!"

„Und seine Reiter und Kanonen wird er doch nicht an diesen Bergen in die Höhe schaffen!" erwiderte Born. „Es giebt nur einen Weg, auf dem es möglich wäre, und den kennt er nicht und wird er auch nicht finden."

„Und Ihr kennt ihn?" fragte Sielert fast hastig.

„Ich kenne ihn," erwiderte Born ruhig. „Doch wohin führt Euch Euer Weg?"

„Nach Naumburg wollt' ich," erwiderte Sielert. „Auf der Heerstraße ist nicht durchzukommen vor allen Soldaten, Pferden und Wagen — ich muß deshalb Nebenwege einschlagen! Lebt wohl!"

Lange blickte der Schafhirt ihm nach, und in seinem Auge lag ein finsterer Ausdruck. Langsam trieb er seine Thiere auf ein kleines Gehölz zu, welches in geringer Entfernung sich an dem Bergabhange hinzog. Dort sollten sie die Nacht über bleiben, und

er selbst wollte in dem Gehölze die Nacht zubringen. Wohl waren die Nächte schon kalt und feucht, an Wind und Wetter von Jugend auf gewöhnt, fürchtete er sie nicht, denn schon in kälterer Zeit hatte er manche Nacht im Freien zugebracht. Je mehr der Abend hereinbrach und je stiller es wurde, um so lauter schallte das Geräusch von dem Treiben im Thale zu ihm herauf, das dumpfe schwere Rollen der Kanonen und Proviantwagen, der Hufschlag der Pferde, dazwischen laute Stimmen, Trommelschlag und Musik. Schon dies Geräusch schreckte ihn ab, in das Thal zurückzukehren, und lange hielt es ihn wach, bis er endlich sitzend, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, dicht neben sich seinen Hund und seine wenigen Thiere, entschlief. +

Der 13. October brach heran, einer der wichtigsten Tage in Deutschlands Geschichte, denn an ihm und nicht am folgenden Tage wurde das Geschick der Schlacht im Voraus entschieden. Der Herzog von Braunschweig, beforgt um die für sein Heer so nothwendigen Vorräthe in Naumburg, welche von Davoust, Bernadotte und Murat bedroht wurden, und hoffend, daß Napoleon nicht sogleich und zumal nicht auf diesem für ihn so ungünstigen Terrain eine Schlacht liefern werde, hatte seine Armee getheilt, und der Hauptheil derselben zog mit dem Könige an der Spitze mit Tagesanbruch nach Sulza und kam am Abende dieses Tages auf den Höhen von Auerstädt an. Hohenlohe blieb als Nachhut auf den Bergzügen zwischen Jena und Weimar zurück. Er selbst gab die Vortheile seiner Stellung, die ihm mächtig machten, unbegreiflicher Weise auf. Statt sein Corps nach dem Abzuge des Herzogs von Braunschweig noch mehr zu concentriren, um die Hauptpunkte dieser Stellung gehörig besetzen und vertheidigen zu können, dehnte er dasselbe über einen Raum von sechs Stunden aus, ohne in dieser langen, schwachen Linie wirklich bedeutende Stützpunkte zu haben. Und den wichtigsten und höchsten Punkt der ganzen Stellung, den Landgrafenberg, gab er ganz auf.

Kaum hatte Napoleon diesen Fehler bemerkt, so bestieg er selbst den Berg, und bald darauf war er von Lannes' ganzem Corps besetzt. Zu spät sah jetzt Hohenlohe seinen Fehler ein, er wollte den Hügel wiedernehmen, wurde indeß zurückgeworfen. Von diesem Hügel aus konnte Napoleon die ganze Stellung des preußischen Heeres beobachten, und die weite Ausdehnung der feindlichen Linie ließ dasselbe größer erscheinen als es war. Für den folgenden Tag hatte er einen Schlachtplan entworfen. Lannes' ganzes Corps hatte er bereits auf der Anhöhe, noch fehlte ihm aber die Reiterei und die Artillerie, und ohne Beide konnte er seine Schlacht wagen. Vergebens war Alles aufgeboten, sie an den hohen und steilen Abhängen des Landgrafenberges hinaufzuschaffen; es war unmöglich, ohne die Zeit von einigen Tagen zu verlieren. Hatte doch selbst die Infanterie die größte Mühe, auf den schmalen, den Berg hinanführenden Pfaden hinanzuklimmen.

Der Morgennebel hatte sich verzogen, und erst jetzt wurde Hohenlohe gewahr, was für eine bedeutende Macht des Feindes, die während der Nacht auf die Anhöhe gebracht war, ihm gegenüber stand. — Um dieselbe Zeit stand auch der Schafhirt wieder an dem Bergabhange, seine Thiere zu weiden. Sein erster Blick war in das Thal hinab gewesen, und aus seinen Augen glühte ein begeistert freudiges Feuer, als er die zahlreichen Geschütze und Munitionswagen im Thale aufgefahren sah und aus den großen Massen Reiterei erkannte, daß es noch nicht gelungen war, diese den Berg hinaufzuschaffen.

„Teufel!“ rief es unwillkürlich in ihm. „Wenn er den Weg wüßte, der auf jene Höhe führt! Er selbst wird ihn nimmer finden, es kennen ihn überhaupt nur Wenige und vielleicht Niemand so genau als ich. Er sieht nicht aus, als ob es möglich wäre, ihn zu passiren, und doch bin ich selbst früher mehr als einmal auf ihm geritten.“

Wieder kam der Mann, der ihn am Tage zuvor überrascht hatte, vom Berge herab zu ihm.

„Ihr saget gestern, daß Ihr nach Naumburg wolltet?“ fragte Born.

„Das war allerdings meine Absicht, alle Wege sind indeß so gut wie versperrt, es ist fast unmöglich hinwurch zu kommen. Ich habe übrigens gestern noch ein gutes Geschäft gemacht, von dem ich schon eine Zeit lang leben kann. Schaut!“ fügte er hinzu, indem er einen Geldbeutel emper hielt, in welchem mehrere Goldstücke glänzten. „Seht, es sind jetzt schlechte Zeiten, Handel und Arbeit stecken, es hält schwer, Geld zu verdienen, und man weiß noch nicht, welche Schicksale uns bevorstehen. Mit diesem Gelde will ich wieder einen kleinen Handel beginnen. Hört, wie ich mir das ausgesonnen habe.“

„Ich verstehʼ von Euerem Handel nichts, und es geht mich auch nichts an,“ unterbrach ihn der Hirt, der mit diesem Menschen nicht länger Etwas zu schaffen haben mochte.

„Nun, was habt Ihr?“ fragte Siefert beruhigend. „Ich habe Euch dazu nöthig — hört mich ruhig an. Seht, den Landgrafenberg und die ganze Höhe dort haben die französischen Fußvölker besetzt, wie Katzen sind sie den Berg hinaufgeklettert. Da oben giebt's wenig, wie Ihr wißt, es traut sich auch Niemand zu den Franzosen; ich fürchte sie nicht. Nun möchte ich gern mit einem kleinen Wagen Wein und Bier dorthinauf schaffen, man wird es mir gut bezahlen, aber wie soll's hinaufkommen? Seht, Born, ich scheute Euch eins von diesen Gottstücken, wenn Ihr mir den Weg zeigt, von dem Ihr gestern sprachtet. Wollt Ihr?“

Mit steigender Spannung hatte Born ihm zugehört, forschend ruhte sein Auge auf seinem Gesichte.

„Ich soll Euch den Weg zeigen?“ rief er. „An die Feinde wollt Ihr ihn verrathen!“

Siefert lächelte verschmitzt. „Seid kein Thor, Born! Und wenn dies nun wirklich meine Absicht wäre? He! Kommt, wir wollen das Geschäft zusammen machen, ich unterhandle mit den Franzosen, ich stelle eine Forderung und ich versproche Euch, daß sie uns soviel geben sollen, daß Keiner von uns Beiden in seinem Leben wieder zu arbeiten braucht.“

Des Hirten Wangen hatten sich gerötet, die Adern auf seiner Stirn waren angeschwollen, in seinem Innern gährte ein Unwetter, aber noch brach es nicht los.

„Nun sprecht, Born,“ drängte Siefert.

„Ich — ich soll den verd — Franzosen den Weg verrathen?“ rief Born, der noch immer nicht Lust für seinen Zorn bekommen konnte.

„Nun weshalb nicht, wenn es gut bezahlt wird? und dafür sieht ich!“

„Schuft!“ unterbrach ihn der Hirt heftig, indem er ihn an der Brust ersaßte. „Schuft Du! Mein eigenes Vaterland, das Leben meiner Söhne soll ich für Geld verrathen? Da, fahr hin!“ und mit überlegener Kraft, trotz seines Alters, stieß er ihn den Abhang hinab.

Mehrere Male stürzte der Verräther kopflings über, dann rafte er sich auf und drang wuthschäumend auf den Alten ein. Dieser hatte seinen Schäferstab erhoben und sah nicht aus, als ob er zögern werde zuzuschlagen. Siefert wagte sich nicht an ihn heran. „Das sollt Ihr büßen!“ rief er wüthend und eilte den Berg hinab.

„Denk an Dein eigen Leben, das endet am Galgen!“ rief ihm der Alte nach.

Sein einfach schlichter Sinn vermochte solche Schändlichkeit nicht zu fassen. Er septe sich nieder und stützte das Haupt auf die Hand. Wie war es möglich, daß Jemand an seinem eigenen Vaterlande zum Verräther werden konnte? Er dachte seiner Söhne, seiner Tochter und Frau. Seit langer Zeit hatte er sie nicht gesehen. Noch waren sie ungefährdet, denn jenseits der Saale erblickte er noch keine Feinde, die dortigen Höhen waren noch frei. Aber was sollte aus ihnen Allen werden, wenn die Franzosen wirklich siegten? Es konnte und durfte nicht sein!

Länger denn eine Stunde hatte er sinnend dagesessen. Nahende Schritte schreckten ihn auf. Mehrere französische Soldaten näherten sich ihm. Da erblickte er auch Siefert in einiger Entfernung. Eine bange Ahnung stieg in ihm auf. Erschreckt sprang er auf. Sollte er fliehen? Seine alten Beine würden ihn nicht weit getragen haben. Sollte er sich zur Wehre setzen? Fest, sah kampfsüchtig aus. Da erblickte er auch die vier Thorheit gewesen! Scheinbar ruhig blieb er stehen. Die Soldaten traten heran, und einer von ihnen forderte ihn in gebrochenem Deutsch auf, ihnen zu folgen.

„Wohin?“ fragte Born, dessen Ruhe und Fassung zum großen Theile zurückgekehrt waren.

„Zum Marschall,“ lautete die Antwort.

Born zögerte. Was wollte man von ihm? Sollte seine Besürchtung wirklich wahr sein?“

„Hat Euch Der hieher geführt?“ fragte er weiter, auf Sielert zeigend. Seine Frage wurde bejaht. Jetzt war kein Zweifel mehr — er sollte den geheimen Weg verrathen. Ihm schwindelte fast. Sollte er sich weigern zu folgen? Sein Arm war noch kräftig! — Es war Thorheit! — Schweigend mit ahnungsvoll bangem Herzen folgte er den Soldaten. Rasch schritten sie die Anhöhe hinauf. Sielert wartete auf sie, bis sie ihn eingeholt, dann ging er mit ihnen. —

„Ich habe versprochen, daß ich Euch heimzahlen will,“ sprach er zu Born. „Man wird Euch den Mund schon öffnen, um den Weg zu ersahren!“ ●

Der Alte schwieg, er hörte diese Worte kaum. Eine innere Stimme rief ihm zu: „Dies ist ein schwerer Gang für Dich! Nenne den Weg, oder Du stürzest Dich und die Deinen in's Unglück! Nenne ihn, ehe man Dich durch Gewalt und Härte dazu zwingt!“ — Und er selbst sagte sich dann wieder: „Man kann Dich nicht zwingen! Die Gewalt kann Dir den Mund öffnen, aber nicht das Geheimniß aus Deiner Brust heraushoten!“

Als er den Landgrafenberg erstiegen, führten ihn die Soldaten in das Hauptquartier vor den Marschall Lannes selbst. Dieser ließ einen Augenblick sein Auge forschend auf ihm ruhen und fragte ihn dann, ob er, wie er zu Sielert gesagt, einen Weg auf diese Anhöhe wisse, auf dem Pferde und Geschütze hinaufgeschafft werden könnten.

„Ja,“ sprach Born ruhig.

„So zeigt ihn uns, und Ihr sollt eine reichere Belohnung haben, als Ihr ahnt.“

Born schwieg. In ihm stürmte und wogte es. Er durfte nicht zum Verräther werden!

„Wollt Ihr und den Weg zeigen?“

„Nein!“ erwiderte der Hirt bestimmt. „Ich würde schlecht gegen meine Landsleute handeln!“

„Ihr wollt also nicht?“ rief der Marschall. „Glaubt Ihr, daß wir nicht auch ohne Euch den Weg finden werden? Es liegt mir nur daran, ihn heute noch zu ersahren.“

„Ich verrathe ihn nicht,“ entgegnete Born.

„Ihr wollt nicht?“ fuhr der Franzose auf. „Ihr wagt mir zu trotzen? Glaubt Ihr, daß ich Euch nicht zwingen kann?“

„Mich kann Niemand dazu zwingen.“

„Nicht? Ich werde Dir's zeigen! Nicht von Deinem Willen soll der Ausgang einer ganzen Schlacht abhängen! Du erhältst eine reiche Belohnung, wenn Du uns den Weg zeigst — weigerst Du Dich — so stirbst Du! Nun entscheide Dich!“

Born schwieg.

„Es ist mein Ernst! Du stirbst, wenn Du mir zu trotzen wagst!“

Das Gesicht des Alten war merklich blässer geworden. Er zitterte leise, und einen Augenblick lang drohten seine Kniee zusammen zu brechen — er dachte an sein Weib und seine Kinder — dann erlangte er seine volle Fassung wieder und sprach fest:

„Ich bin kein Verräther!“

„Du willst nicht?“ rief der Marschall heftig.

„Nein!“

„Führt ihn fort!“ befahl der Marschall in heftigster Aufregung einem Officier. „Führt ihn fort! Gebt ihm noch eine halbe Stunde Zeit zum Besinnen, und wenn er dann noch zu trotzen wagt, so laßt ihn erschießen!“

Er wandte sich ab, und Born wurde fortgeführt. Vergebens trat Sielert, dem durch des Alten Tod ein Gewinn entging, zu ihm und suchte ihn zu bewegen, den Weg zu zeigen, nur seine Richtung zu bezeichnen. Vergebens suchte auch der Officier ihn zu bereden, Born schwieg. Mit gefesselten Händen wurde er an den Abhang der Anhöhe geführt. Vor seinen Augen luden drei Soldaten ihre Gewehre, er wandte sich ab. Eine halbe Stunde Zeit war ihm noch vergönnt, sich zu besinnen. Schweigend setzte er sich nieder und richtete den Blick starr in das Thal und auf die fernen Berghöhen. Seine Wangen waren bleich. Welche Gefühle mußten in ihm vorgehen! — Eine Thräne trat in sein Auge — er drängte sie zurück.

Die gegebene Frist war beendet. Der Officier trat zu ihm und fragte, ob er den Weg zeigen wolle. Er antwortete nur mit einem Schütteln seines Kopfes. — Die Augen wurden ihm verbunden, er wurde an einen Baum gestellt, und die Soldaten traten zum Schusse an. Nochmals wiederholte der Officier die Frage, zu zum dritten Male, als der Hirt aber auch jetzt noch verneinend das Haupt schüttelte, erschallte das Commando: „Feuer!“ Drei Schüsse hallten zugleich an den gegenüberliegenden Bergen wider, und ohne einen Laut sank der Hirt zusammen. Er war gut getroffen, keine Muskel seines Gesichtes zuckte mehr. Die Soldaten ließen den Leichnam liegen, es war ja Krieg, bis er zwei Tage später mit Hunderten von Preußen und Franzosen gemeinsam in die Erde gebettet wurde. Kein Geschichtsbuch enthält diesen Heldentod eines einfach schlichten Schafshirten! — — nur einzelne Landleute in der Gegend von Jena wissen noch davon zu erzählen.

Napoleon erschien selbst wieder auf dem Gipfel des Landgrafenberges, unwillig über die unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche diese steilen Bergabhänge für seine Reiterei und Geschütze darboten. Da trat ein Officier zu ihm und meldete ihm, daß in einem Wirthshause in Jena, in dem an der Saale gelegenen Gleichhause, ein Prediger auf Wenigen-Jena die Aeußerung gethan habe, es gebe einen Weg, um Pferde und Geschütze auf die Anhöhe zu schaffen, er selbst kenne ihn. Sofort gab der Kaiser Befehl, den Prediger zu verhaften und zu ihm zu führen, und nicht eine Stunde war vergangen, so stand der erschrockene Prediger vor ihm. Unvorsichtig hatte er gegen einen Bekannten die Aeußerung gethan, welche der Officier zufällig gehört hatte.

Er war bleich, zitterte und vermochte vor Angst kaum ein Wort hervorzubringen, als der Kaiser ihn aufforderte, den Weg zu zeigen. Er besaß nicht den Muth und die Kraft, sich zu weigern. Von einem Officier begleitet, zeigte er ihnen den Weg, der durch das von einem Giessbache durchströmte, von Felsen beengte und mit Wald bewachsene Rauthal führt. Das Bett des Baches bildete den Weg, und mit scharfem Auge erkannte Napoleon die Möglichkeit, auf ihm seine Geschütze auf die Anhöhe zu führen. Zwar mußten hier und dort Bäume gefällt und den Weg allzusehr beengende Felsen gesprengt werden, allein diese Schwierigkeiten ließen sich überwinden, und sofort ertheilte er den Befehl, das Werk mit allen Kräften zu beginnen, um den Weg fahrbar herzustellen.

Der Prediger, der ohne bösen Willen und durch Unvorsichtigkeit und Schwachheit diesen Weg verrathen, wurde bis zum folgenden Morgen auf dem Landgrafenberge zurückgehalten. Eine als Belohnung angebotene Geldsumme schlug er aus. Mit unendlichen Mühen wurde der einzig mögliche Weg durch dieses Thal fahrbar gemacht. Um acht Uhr Abends war er fertig, und mit denselben Mühen wurden nun die Pferde und Kanonen auf ihm hinaufgeschafft. Napoleon selbst führte die Aufsicht und legte mit Hand an, um seine Soldaten anzufeuern. Halb getragen, halb gezogen, waren gegen Morgen die meisten der Geschütze auf die Anhöhe gebracht. Nun erst legte sich der Kaiser, in seinen Mantel gehüllt, für kurze Zeit auf dem Gipfel des Landgrafenberges nieder.

Der Morgen des 14. October war neblig und naßkalt. Ehe der Nebel verschwand, stand das französische Heer zum Kampfe geordnet da, während die Preußen in der festen Zuversicht, daß dieser Tag ein Ruhetag sein werde, und durch einen Brief Napoleons an den König von Preußen im Glauben eines Waffenstillstandes befestigt, sich der größten Ruhe überließen. Erst als die Sonnenstrahlen den Nebel scheuchten, als ihre angegriffenen und zurückgeworfenen Vorposten Alarm schlugen, wurden sie gewahr, daß Napoleon ihnen eine Schlacht bot. — Die Schlacht von Jena war in diesem Augenblicke fast schon entschieden. — Wie mag dem Manne, der den Weg durch das Rauthal verrathen, das Herz geschlagen haben, als die erste Kunde von der verlorenen Schlacht sein Ohr traf!

Nun — auch er ist längst todt wie der Schafhirt. Ob auch er so ruhig wie dieser gestorben, wer weiß es? So schön war sein Tod sicher nicht! — —

Fr. Fr.

Jagddaguerreotypen.*

Von Ludwig Beckmann.

III.

Das Schwarzwild und seine Jagd in alter und neuester Zeit.

Weniger prunkhaft und anmaßend im Aeußern, als die Parforcejagd, aber ungleich großartiger in seiner Anlage und seinen Erfolgen ist das eingestellte oder eingerichtete Jagen, welches auch wohl, im Gegensatz zur französischen Parforcejagd, einfach deutsches Jagen genannt wird.

Das „deutsche Jagen" stammt aus uralter Zeit und besteht wesentlich darin, daß man einen ganzen Waldbistriet mit Jagdtüchern und Netzen umspannt (einstellt, einrichtet) und das eingeschlossene Wild später durch Anwendung der Waffen, Hunde oder Fallgarne erlegt oder fängt. Das Arrangement und die Leitung eines solchen Jagens erfordert nicht geringe Sachkenntniß und Umsicht von Seiten des Dirigenten und wurde daher in der Blüthezeit

Hohe Tücher mit Prellnetzen doublirt.

des Jagdwesens als eine Art Probe — oder Meisterstück betrachtet, bei welchem der angehende Jäger sich die Sporen verdienen oder — sich gründlich blamiren konnte. — Dik kostspielige Herstellung und Erhaltung des erforderlichen Jagdzeuges, die unvermeidliche Beschädigung der Holzbestände und vor Allem die Abnahme des Hochwildstandes im Freien sind Ursache, daß diese großartigen, echt deutschen Jagden bereits so ziemlich einer vergangenen Zeit angehören. Unsers Wissens wurden die letzten eingestellten Jagden im Hannoverschen gegen das Ende der Regierung Ernst Augusts abgehalten und zwar in einer so vollendeten Weise, daß sie mit den besten Jagden früherer Zeit rivalisiren konnten. Gegenwärtig dürfte an keinem Hofe das zu einem Hauptjagen erforderliche Zeug mehr vorhanden sein, wenigstens nicht in brauchbarem Zustande sich befinden.

Bei dem Jagdzeug unterscheidet man zunächst die Feder- und Tuchlappen, d. i. lange Schnüre, an welchen Federbündel oder viereckige Stücke weißer Leinwand in Zwischenräumen befestigt sind. Diese Schnüre dienen zur vorläufigen Einschließung (Verlappung) des Jagens, um das Wild am Ausbrechen zu hindern, während das eigentliche Zeug herangefahren und gerichtet wird. — Letzteres besteht in den aus starker, weißer Leinwand angefertigten Tüchern (finsteres Zeug) und den Netzen oder Garnen (lichtes Zeug). Der Höhe nach unterscheidet man bei ersteren hohe (von 9—10 Fuß) und halbe (von 6—7 Fuß) Tücher; bei den Garnen aber hohe, mittlere und niedere. — Die Garne werden entweder, wie die Tücher, straff ausgespannt, um das Jagen einzuschließen, oder im Innern des Jagens locker (mit Busen) aufgehängt, um das Wild darin zu fangen (Fanggarn). Werden Hirsche und Sauen zugleich gejagt, so spannt man die mittlern Garne innerhalb der Tücher, um die Sauen von letztern abzuhalten (mit Prellnetzen doubliren). Die Länge der einzelnen Zeuge und Garne beträgt circa 150 Schritt; daher machen 3 Stück hoher Tücher mit ihren Stellstangen und sonstigem Zubehör schon ein starkes sechsspänniges Fuder aus; von den Sauneţen (lichtes Mittelzeug) rechnet man etwa 8 Stück auf ein vierspänniges Fuder. Die Zeugwagen haben die bei den Militär-Rüstwagen gebräuchliche Form — ringsum geschlossen, mit gewölbtem Deckel.

Die Hirschjagden beginnen mit der Festzeit des Hirsches, etwa um Mariä Himmelfahrt, und währen bis St. Egidii — die Saujagden währen von St. Gallen bis heil. 3 Könige. Doch wurden nicht selten Hirsch- und Saujagden vereinigt, wie auch einzelne gut jagdbare Hirsche und grobe Sauen außer jener Zeit gejagt. — Unter den mancherlei Abarten des eingestellten Jagens erwähnen wir: das Kesseljagen, Contrajagen, Bestätigungs-, Haupt- und Festin-, Wasser-, Hatz- und Fangjagen. — Die einfachste und ursprünglichste Form ist das Kesseljagen, wobei man einen Walddistrict, in welchem man mit Bestimmtheit Wild vermuthet, mit dem Zeuge einstellt und ohne weitere Arrangements das eingeschlossene Wild treiben läßt, welches dann an den Wechseln oder auf breiten Schneißen und Wegen geschossen oder behetzt wird. — Um keine Fehljagden zu machen, pflegte man auch wohl das Wild vor dem Einstellen mit dem Leithunde zu bestätigen*, worauf

* Um den Aufenthaltsort des Wildes genau kennen zu lernen, ohne dasselbe in seinem Verstecke zu beunruhigen, zog der Beischläger mit seinem Leithunde nach Tagesanbruch ringsum um den betreffenden Walddistrict und merkte sich alle aus- und eingehenden Wildfährten, welche der Leithund durch Eintupfen mit der Nase (anfallen, eingreifen) anzeigte. — Hatte sich der Jäger durch dieses mehrere Morgen hintereinander wiederholte Besuchen oder Abmuchen des Reviers völlig vom Dasein und

* Siehe Nr. 23 und 24, Jahrgang 1860.

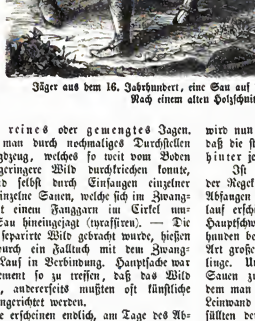
die Bestätigungsjagen entstanden, welche vorzugsweise auf einzelne extragute Stücke Wild angewendet wurden. Letztere wurden später bedeutend vervollkommnet, indem man das Jagen, sobald es im Ganzen stand, durch Nachrücken der Zeuge allmählich bis zu dem sogenannten Zwangtreiben verengte. Vor dem Zwangtreiben aber richtete man einen freien Platz ein — den Lauf, auf welchem das Wild nach Niederlassung des Fangtuches erschien und erlegt wurde. Der Lauf ist etwa 250 Schritt lang und 150 breit — in der Mitte werden die Schirme für den Jagdherrn und die Jagdgäste plaeirt. — Sollte das Wild auf dem Lauf mit Hunden gehetzt werden, so erhielt der Lauf eine kreisrunde Form (Hatzlauf), und außer dem im Centrum befindlichen, herrschaftlichen Schirme wurden rings an den Wänden die einfachen Hatzschirme errichtet, hinter denen die Jäger mit den Hatzhunden hielten. — Zur Abwechslung brachte man auch dem Zwangtreiben gegenüber am andern Ende des Laufes eine zweite Kammer an, in welche das nicht erlegte Wild sich zurückzog, bis es wieder zurück über den Lauf getrieben wurde (Contra-Lauf).

Bei den sogenannten Hauptjagden wurde das Wild oft aus meilenweiter Entfernung durch viele Hunderte von Menschen in den zuvor mit dem Zeuge eingestellten Waldbistriet getrieben. Um diese Wildmassen am Durchbrechen der Tücher und Garne zu hindern, mußte das Jagen die ganze Nacht hindurch verfeuert werden. Es wurden nämlich in je 100 Schritt Entfernung Wachtfeuer angezündet, und man ließ, um eine fortwährende Patrouille zu unterhalten, einen Hirschfänger die ganze Nacht hindurch von einem Feuer zum andern tragen. — Nachdem das Jagen bis auf das Zwangtreiben verengt war, suchte man das Wild nach Art, Alter und Geschlecht zu separiren, denn man setzte eine Ehre darein, nur gleiche Wildarten, z. B. das eine Mal nur jagbare Hirsche, ein andermal nur dreijährige Keiler ꝛc. am Tage des Abjagens auf den Laufplatz zu bringen, und unterschied darnach ein reines oder gemengtes Jagen. Diese Separation bewirkte man durch nochmaliges Durchstellen des Zwangtreibens mit Jagdzeug, welches so weit vom Boden gehoben wurde, daß das geringere Wild durchkriechen konnte, theils durch Eintreiben und selbst durch Einfangen einzelner Stücke. So wurden z. B. einzelne Sauen, welche sich im Zwangtreiben gelagert hatten, mit einem Fanggarn im Cirkel umstellt und die aufgescheuchte Sau hineingezagt (tyrassirt). — Die Abtheilungen, in welche das separirte Wild gebracht wurde, hießen die Kammern und standen durch ein Falltuch mit dem Zwangtreiben oder direct mit dem Lauf in Verbindung. Hauptsache war hierbei, das innere Arrangement so zu treffen, daß das Wild Wasser und Nahrung fand, andererseits mußten oft künstliche Futterplätze und Tränken eingerichtet werden.

Zur festgesetzten Stunde erscheinen endlich, am Tage des Abjagens, die herrschaftlichen Wagen auf dem Lauf, die hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften steigen aus und nehmen unter den schmetternden Fanfaren der Jäger ihre Plätze in den Jagdschirmen ein. Die Equipagen verlassen den Laufplatz, das hohe Portaltuch schließt sich hinter ihnen. Das Zeichen zur Eröffnung der Jagd wird gegeben, und die Jägerei zieht mit Treibern oder leichten Jagdhunden zu Holz mit dem üblichen Wald- oder Jagdschrei: Jo, hoho! Ridoh, Ridoh! haho! (Werden außer den Sauen auch Hirsche gejagt, so ist der Ruf: Jo, haho! ho, ho, ho!)

Wo das Terrain eine Uebersicht des ganzen Ganges der Jagd gestattet, bieten sich jetzt dem Auge des Beschauers die malerischsten Scenen, wie sie ein späterer Dichter* bei Gelegenheit eines gemengten Jagens beschreibt: „Den größten und imposantesten Anblick des Jagdfestes boten unstreitig die enormen Wildmassen dar, welche wie Kataraften, wovon Keiler, Bachen, Hirsche, Rehe und anderes Gethier gleichsam nur die Tropfen bildeten, hernieder an der schroffen Abdachung des Gebirgsrückens ihrem unwiderruflich geworfenen Todesloose zustürzten."

Das Falltuch wird abgeworfen, und bald verkünden die lustigen Hörner die Ankunft des Wildes auf dem Laufplatz, dessen Wände, mit Tannenzweigen dicht verblendet, hohen, grünenden Hecken gleichen. Den Anfang macht bei reinen Jagen in der Regel das Schwarzwild, wo möglich einige starke Keiler oder Hauptschweine, welche vom Schirme aus geschossen und, falls sie nicht gleich verenden, von dem fortwährend thätigen Jagdpersonal abgefangen werden. Sobald das erlegte Schwarzwild durch die Wildträger beseitigt ist, verkündet eine schmetternde Fanfare die Ankunft der jagdbaren Hirsche. Auch sie verenden und färben mit ihrem Schweiß den Sand des Laufplatzes. Hierauf folgen die geringern Hirsche und dann die Bachen. Zuletzt auch wohl ein gemengtes Jagen, worunter auch Rehböcke, Füchse, Hasen zur Abwechslung auftreten. Alles Wild, welches nicht erlegt werden soll, wird, nachdem es den Lauf passirt hat, durch das Schnappstuch wieder in Freiheit gesetzt. Das erlegte Wild aber wird nun reihenweise vor den Jagdschirmen gestreckt und zwar so, daß die stärksten Hirsche und Sauen vor — das geringere Wild hinter jedem Schirm plaeirt wird, aus welchem es erlegt wurde.



Jäger aus dem 16. Jahrhundert, eine Sau auf das Fangeisen fordernd.
Nach einem alten Holzschnitte.

Ist das Jagen in dieser Weise ausgeschossen, so findet in der Regel ein Dejeuner statt, worauf man in frühern Zeiten zum Abfangen der Sauen auf dem Haplauf übergiug. Auf dem Haplauf erschienen vom Schwarzwild nur die stärksten Keiler und Hauptschweine, welche hier mit den schweren Fang- und Kammerhunden behetzt wurden. Man verwendete hierzu hauptsächlich eine Art großer englischer Doggen und die leichtern dänischen Bleuflinge. Um diese oft sehr kostbaren Hunde vor den Schlägen der Sauen zu schützen, wurden sie oft gepanzert oder gejackt, indem man sie mit einer Art Camisol von starker, doppelt wattirter Leinwand mit eingenähten Fischbeinstäbchen versah. Inzwischen erfüllten derartige Panzer ihren Zweck höchst unvollkommen, und die gejackten Hunde wurden wegen ihrer Unbehülflichkeit in der Regel am meisten beschädigt. Sobald die Hunde eine Sau gepackt und gehetzt hatten, wurde dieselbe mit den Hirschfänger oder Fangeisen (der sogenannten Saufeder) abgefangen. — Man forderte sie auch wohl auf das Fangeisen, indem man der Sau das bekannte: „Hu Sau!" zurief, auf welchen Ruf die Sau den Jäger behaumlich angreift und sich das vorgehaltene Eisen selbst in die Herzgrube, zwischen Hals und Bugbein, treibt. Ein Jagdschriftsteller jener Zeit sagt hierüber:

* Matthisson, das Dianenfest bei Bebenhausen.

Standort des Wildes übergezagt, so war dasselbe bestätigt. — Zu größerer Sicherheit mußte der Beschläger beim Richten der Zeuge und Garne, mit seinem Hunde vor dem Zeugmeister herziehen, hingegen das Jagen vorstechen. — Der Leithund wurde stets am Riemen geführt und nur auf Hirsch, Sau und Wolf gearbeitet. — Da das ganze damalige Jagdwesen fast lediglich auf der Leithundsarbeit beruhte, so fand man an manchem Hofe 10—12 Beschläger oder Beschlechtechte, welche, da sie zur unmittelbaren Umgebung des Fürsten gehörten, verhältnißmäßig am höchsten besoldet wurden. —

„Es muß aber ein Jäger, der ein Schwein fangen und stechen will, also stehen, daß er mit der linken Hand den Spieß regiere, und mit der rechten nachdrucke; so muß er die Füße auch also setzen, daß der linke Schenkel unter der linken Hand und der rechte unter der rechten Hand fest und unbeweglich stehe. Man muß sein nach der linken Hand zum Schweine gehen und dann nach Gelegenheit, wann es die Noth erfordert, wiederum ein wenig zurücke treten und gute Achtung auf des Schweines Kopff oder Stirne geben, wie es deuselbigen wendet, und ein vorsichtig Treffen mit dem Thier thun, daß man es nicht auf den Kopff kreffe, sonst schlägt es einem den Spieß aus, und wann dies geschicht, so muß der Jäger vor sich mit dem Bauch und Angesicht auf die Erde fallen, so kann ihme der Hauer keinen Schaden zufügen. Wann er aber stehen bliebe, so thäte es ihm gewißlich einen großen Schaden. — Eine Bache aber, obwohl sie mit ihren Zähnen nicht sehr schaden kann, so beißet sie ihn doch und unachet ihme auf dem Rucken ein Hoff-Recht mit den Füßen, daß ihme nicht wohlgefällt. Darum soll ein Jäger allezeit Gesellschaft bei ihme haben, die ihm im Nothfall entsetzen können, dann da muß einer balden dem Schwein einen andern Spieß für die Nasen halten."

Ziemlich verbreitet ist die Annahme, daß man in früherer Zeit die Hatzhunde dahin dressirt habe, die Sauen kreuzweise bei den Gehören zu packen, sodaß der links gehende Hund das rechte Gehör, der rechte Hund aber das linke Gehör ergreift. — Referent hat sich vergebens bei den ältesten Jägern nach einer Bestätigung dieser Fangmethode umgesehen. Es mag vorkommen, daß ein einzelner großer Hund eine Sau über Kreuz packt, allein es ist nicht abzusehen, wie alsdann der zweite Hund über den ersten hinweg zu den andern Gehör gelangen soll. Im Naturtrieb der Hunde liegt dies sonderbare Experiment durchaus nicht, denn auf der Streifhatz z. B. sieht man die Hunde rings um die gedeckte Sau stehen, die Köpfe niedrig und die Ruthen hoch — sie haben zunächst die Hinter- und Vorderläufe, als die bewegenden Theile, ferner besonders den Bart unter den Kinnbacken und das lange borstige Haar an den Bauchseiten gefaßt. Erst die später ankommenden Hunde ergreifen die Gehöre und zwar von derselben Seite, von welcher sie herankommen, sodaß eine derartig gedeckte Sau unten krampfrinig von den Hunden umgeben ist, während der ganze obere Körper frei ist.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

Als Harriet Reichardt auf der Piazza von Congreßhall verlassen, hatte er wie in einem halben Rausche die nöthigen Schritte für seine Umwandlung zum Gentleman gethan. Schwer war ihm dies aber geworden, als er, aus der „Office" tretend, den kleinen Dirigenten mit rothem Gesichte auf sich zukommen sah. „Der Donner, wo stecken Sie denn? es geht los! rasch!" — Reichardt mochte den treuherzigen Alten nicht mit der Lüge narren, daß er nur „aus einer tollen Laune" mit hierhergegangen sei. Er sagte ihm, daß er hier plötzlich Bekannte gefunden, die ihm helfen wollten, aber sein ferneres Zumtanzespielen nicht dulden möchten, und daß die Musiker sich jetzt ohne ihn behelfen müßten. Das erschrockene Gesicht des Mannes, der so etwas für „absolut unmöglich" erklärte, wenn er nicht halb ruinirt sein solle, that ihm fast weh — zum Glück aber erschien einer der Aufwärter, welcher „den Gentleman nach seinem Zimmer führen wollte", und so hatte Reichardt kurzen Abschied genommen und den Alten mit aufgerissenen Augen und halboffenem Munde stehen lassen.

Als er aber in dem ihm angewiesenen Zimmer eine Viertelstunde lang auf- und abgeschritten und das erregte Blut zur Ruhe gekommen war, hatten sich unangenehm nüchterne Betrachtungen eingestellt, denen er selbst dann kaum begegnen konnte, wenn er sich auf's Neue Harriet's ganzes Wesen, dessen eigenthümliche Energie ihn zu seinem jetzigen Entschlusse getrieben, wieder vor die Augen stellte. Sie hatte ihm die Aussicht zu einer Existenz in Tennessee eröffnet — wo aber sollte er das Geld zu der Reise hernehmen? Das war der Gedanke, der jeden andern zu verdrängen begann. Was er besaß, reichte wohl nicht zum dritten Theile hin, und sie, wenn sie ihn nach seinem Aeußern beurtheilt hatte, konnte kaum vermuthen, daß er so arm sei, als er wirklich war. Er begriff fast nicht, wie er seine eigenen Verhältnisse so hatte vergessen können, und erst als Harriet's leuchtender Blick und der warme Ton, mit welchem sie ihm entgegengetreten war, vor ihm wieder auftauchten, fand er eine Erklärung. „Abwarten!" sagte er vor sich hin, „abwarten, bis man Näheres erfährt; im schlimmsten Falle ist nur ein augenblicklicher Verdienst verloren!" Er entkleidete sich hastig, warf sich auf das Bett und ließ die letzten Scenen des Abends noch einmal an sich vorüberziehen. Er konnte die Aufregung, welche ihn überkommen gehabt, verstehen. Dennoch trieb jetzt die Erinnerung seinen Puls nicht um einen Schlag rascher. Und als er endlich einschlief, waren es Margaret's blaue Augen, die zuletzt noch vor ihm standen, er wußte nicht, wann, noch wie sie gekommen.

Als er am andern Morgen zeitig nach dem Frühstück hinabging, nahm er sich vor, in möglichster Schnelle die Entscheidung seines nächsten Schicksals herbeizuführen. Er war nicht in der Lage, lange den Badegast zu spielen. Als er aber die Office des Hotels betrat, reichte ihm der Buchhalter einen sorgfältig geschlossenen Brief über das Schreibepult. Reichardt las etwas überrascht seine correcte Adresse in feinen Schriftzügen, und mit einer halben Ahnung von der Person des Absenders zog er sich nach einem Fenster zurück, dort das Couvert öffnend. Eine Banknote von hundert Dollars fiel in seine Hand, als er die Zuschrift entfaltete, und mit sonderbar gemischten Gefühlen las er:

„Max Reichardt, Esq.

Jetzt ist es doch wenigstens möglich, Ihnen einige Zeilen zugehen zu lassen. Sie sehen, ich kann bereits Ihren Namen richtig schreiben und werde ihn auch bald aussprechen lernen. Margaret hat mir versprochen, ihn mir jeden Tag zwei Dutzend Mal vorzusagen. Eitel brauchen Sie indessen nicht darauf zu werden, denn es ist nur die Nothwendigkeit, welche die Maßregel veranlaßt. Da es verabredet ist, daß ich mit Margaret und ihrem Vater einen längeren Ausflug unternehme, um dann in New-York mit meinem Vater, der sich bereits dort befindet, zusammenzutreffen, so werden wir uns in der ersten Zeit nicht wiedersehen, und da Ihnen das langweilige Saratoga jetzt kaum viel bieten kann, so nehme ich jetzt Ihr Versprechen, meinem Rathe zu folgen, in Anspruch. Unterstehend finden Sie die genaue Bezeichnung unserer Tennessee-Heimath, welche Sie auch zu der Ihrigen machen sollen, mit der Angabe des Weges, den Sie am besten wählen, und da ich mir denken kann, daß Ihr heutiges Nigger-Debut nicht stattgefunden hätte, wenn Sie Ueberfluß an Mitteln besäßen, so lege ich Ihnen das Reisegeld bei, das ich mir, sobald Ihre Existenz gesichert ist, an der betreffenden Stelle zurückerstatten lassen werde. Sie nehmen also nichts von mir geliehen, sondern ich mache den Vorschuß für Leute, die mir dadurch auf's Aeußerste verbunden sein werden, und Ihr Zartgefühl oder Stolz hat wenigstens nichts mit mir zu thun.

Sobald Sie in unserm Städtchen ankommen, fragen Sie nach Rev. Mr. Ellis, dem Prediger der Episkopalkirche. Unsere schöne, neue Orgel ist bereits zwei Monate fertig, noch immer aber ist kein Organist da, und Jeder zischt darauf herum, der ein Bischen Piano klimpern kann. Ebenso ist es ein Jammer um unser Chor, und wenn die Methodisten nicht noch um die Hälfte schlechter sängen, hätten wir uns schon längst schämen müssen. Ich habe soeben an Mr. Ellis geschrieben, und da Sie sich der Ordnung Ihrer Angelegenheiten halber doch wohl noch einen oder zwei Tage in New-York aufzuhalten haben, so werden Sie jedenfalls erst nach Ankunft meines Briefes bei ihm eintreffen. Wegen Ihres Gehalts, das von der Gemeinde bestritten werden muß, erwähnen Sie nichts, das macht sich Alles besser, wenn ich selbst wieder da

hin, aber beginnen Sie gleich und zeigen Sie den Menschen, was Sie können.

Jetzt aber sind mir die Finger lahm, und die Augen fallen mir zu. Geben Sie vorwärts; zur Ermuthigung will ich Ihnen noch sagen, daß es bei uns keine Krokodile giebt und die übrigen zweibeinigen reißenden Thiere nur beißen, wenn sie böse gemacht werden; von Schlangen aber kommt in unserer Stadt nur eine einzige gefährliche Art vor, von deren Naturgeschichte ich Ihnen das Weitere mündlich mittheilen werde.

A revoir im sonnigen, schönen Süden!

Ihre Harriet Burton."

Reichardt wandte den Blick durch's Fenster, und zehnerlei verschiedene Gedanken durchkreuzten seine Seele. Was war die eigentliche Ursache, welche das reiche, schöne Mädchen ein so reges Interesse an ihm nehmen ließ? War es nur die südliche Lebendigkeit, verbunden mit einem Gefühle, das seine augenblickliche Lage würdigte und ihn daraus befreien wollte? — oder war wirklich die Organistennoth so groß, daß sie bei Erkennung seiner Verhältnisse sofort auf ihn spekulirt hatte? Aber Orgelspielen! — Wenn er auch mit dem Pedal fertig werden konnte, was verstand er von Registratur, von dem Gottesdienst der Episkopalen? — Er begann von Neuem den Brief zu durchlesen — er hätte das Mädchen lieben können, wenn er allen seinen Erfahrungen nach überhaupt nur mehr als einer augenblicklichen, schnell vorübergehenden Empfindung fähig gewesen wäre — wie schonend, trotz ihrer Sarkasmen, bot sie ihm das Geld, daß von einer Zurückweisung gar nicht die Rede sein konnte; mit dem Gedanken an die Reise, an eine geachtete Stellung im „sonnigen, schönen Süden" aber stieg eine Empfindung von Glück in ihm auf, die Alles, was noch als halber Zweifel, als unklares Verhältniß in ihm stand, durchleuchtete und verscheuchte.

Schon am Nachmittage war er nach New-York aufgebrochen, hatte sich eine der kurzgefaßten „Anweisungen zum Orgelspiel" — die ganze Wissenschaft in nuce, wie in dergleichen Lehrbüchern die deutsche Gründlichkeit es der amerikanischen Praxis nie nachthun wird — nebst einem „Prayer-Book" der Episkopalen mit der ausführlichen Vorschrift für den Gottesdienst gelaust — hatte den Sonnabend über studirt und wiederholt, bis er das Nöthigste inne zu haben glaubte, und hatte am Sonntag früh, Nachmittags und Abends eine Episkopalkirche besucht. Am Nachmittag hatte ihm eine Banknote an den Kirchenvierer die Erlaubniß ausgewirkt, eine Stunde nach beendigtem Gottesdienste üben zu dürfen, und am Abend gestattete ihm der Organist, dem er seine Aussichten mitgetheilt, den Chor zu begleiten. Reichardt fühlte zwar aller Orten den Mangel der nöthigen Routine, aber er wußte jetzt, daß er schnell im Stande sein werde, seinen Posten auszufüllen, und schon am Montag Nachmittag führte ihn der Dampfer „Northerner" den südlichen Gestaden zu.

Die kurze Seefahrt in der eleganten Cajüte bis Charlesten, der Flug auf der Eisenbahn durch Urwald, malerische Gebirgspartien und mit reichen Plantagen besetzte Gegenden hatten dem jungen Deutschen so viel Neues geboten, daß er sich wenig mehr Gedanken als über die allernächste Gegenwart gemacht hatte. Als ihn aber am Tennesseefluß die Postkutsche aufgenommen und der Schreckengang derselben sich ohne Unterbrechung durch einsinnigen, wilden Wald fortzog; als er sich tagelang als den einzigen Passagier fand, da begannen einzelne Bedenken, die schon in Saratoga dunkel in seiner Seele gelegen, sich in den Vordergrund zu drängen und ihn in seiner Einsamkeit unangenehme Gesellschaft zu leisten. Er ging, um eine Kirchenstelle zu übernehmen, mit hatte als Empfehlung nichts als das Wort eines jungen muthwilligen Mädchens, das sich ihm bald weich zugeneigt, bald ihn verspottet. War das Ganze vielleicht nur ein toller Streich, um ihn der Tanzmusik, die sie in seiner Person beleidigt, zu entreißen? Er hatte allerdings das Reisegeld und noch darüber erhalten; aber was sollte er im Süden, wo die „Nigger" das Geigen zu ihrer Profession gemacht hatten, wo sich für seine übrigen Kenntnisse sicher noch viel weniger als in New-York eine Gelegenheit zur Verwerthung fand, aufsagen, wenn die Hoffnung, auf welche er sich jetzt stützte, fehl schlug? Er hatte ja dann nicht einmal die Mittel wieder zurückzukehren! Wohl scheuchte zu einzelnen Zeiten der frische Muth der Jugend seine Besorgnisse hinweg und predigte ihm, daß dem Unternehmenden das Glück am ersten winkt — je näher er aber endlich seinem Bestimmungsorte gekommen, je bestimmter hatte sich die Sorge vor der nahen Entscheidung in ihm geltend gemacht, und als er endlich vom Verdeck der Postkutsche aus im Abendschein glänzende Städtchen vor sich gesehen, war es eher das Gefühl eines stillen Bangens, seinem Leidensdrang befreigt zu sehen, als die Genugthuung bei Erreichung eines Ziels gewesen, welches sich seiner bemächtigt.

Es war zehn Uhr am andern Morgen, als Reichardt in sauberster Kleidung die Wohnung des Rev. Mr. Ellis aufsuchte. Die aus gebrannten Ziegeln erbaute Kirche daneben, welche in goldenen Lettern die Benennung der Gemeinde trug, sah zwar nur wie eine kleine Kapelle aus, die Ordnung und Sauberkeit in der ganzen Erscheinung aber heimelte den Deutschen in einer Weise an, daß er eine lange Weile den Blick darauf geheftet hielt und sich die Stellung der Orgel darin zu denken suchte, ehe er den Klingelgriff an dem Predigerhause zog. Eine Schwarze wies ihn in den einfach eingerichteten Parlor, und Reichardt hatte kaum den Blick auf einzelne der umherhängenden Bilder geworfen, als auch der Hausherr, eine schlanke Gestalt in mittleren Jahren mit schlicht geschnittenem, blondem Haar, eintrat. Reichardt beeilte sich, ihm entgegenzugehen.

„Ich bin an Sie gewiesen, Mr. Ellis," begann er, als wisse er kaum recht, wie zu beginnen, „um mich Ihnen für die vacante Organistenstelle an Ihrer Kirche zu empfehlen. Mein Name ist Reichardt!"

Der Geistliche hob den Kopf und schien eine Minute lang jede Einzelnheit in der Erscheinung des jungen Mannes zu mustern. Dann griff er langsam nach einem Stuhle und sagte ernst: „Setzen Sie sich, Sir!"

„Ich habe allerdings eine Notiz über Ihre Reise hierher erhalten," fuhr der Prediger fort, als Beide sich niedergelassen hatten und Reichardt sichtlich eines weitern Wortes harrte, „ich selbst aber habe kaum die Befugniß, eine bestimmte Hoffnung zu geben, noch jene ich überhaupt klar in der Angelegenheit. Sie kommen von Saratoga, wie ich höre — waren Sie längere Zeit dort?"

„Einen Tag, Sir, und hielt mich auch dort nur einiger Geschäfte halber auf."

„Dann sind Sie also mit der Familie Burton von früher her bekannt?"

„Ich bin erst seit kaum vier Wochen im Lande, Sir, kenne Niemand, und nur mein Pianospiel, wovon Miß Burton zufällig Zeuge war, machte diese auf mich aufmerksam. Ich fand noch keine Gelegenheit, seit ich gelandet bin, mich einem bestimmten Berufe zuzuwenden, und so nahm ich gern die Aufforderung an, mich für die hiesige Organistenstelle zu melden." Reichardt begann leichter zu fühlen, als ihm diese einfache Darstellung, die doch kaum von der Wahrheit abwich, gelungen war; der Geistliche aber schüttelte leicht den Kopf.

„Wenn Sie nicht noch irgend andere Pläne hier verfolgen wollen, so weiß ich, selbst im glücklichsten Falle, nicht, ob der Erfolg die weite Reise lohnen kann," sagte er nach einer kurzen Pause. „Die Stelle muß doch nur als eine Nebenbeschäftigung betrachtet werden und kann allein ihren Mann nicht nähren. Für Musikunterricht ist auch nur wenig Aussicht hier. Junge Ladies, welche die methodistische Akademie, wo ein angestellter Musiklehrer ist, nicht besuchen, werden meist im Osten erzogen —" er hielt, wie eine Aufklärung erwartend, inne, und Reichardt fühlte, daß er jetzt seine Armuth am wenigsten zeigen dürfe, wenn er sich die nöthige Beachtung sichern wolle. War hier wirklich keine Existenz für ihn zu erringen, so war zum Zurückkritt noch immer nach Harriet's Rückkehr Zeit, und wenigstens wollte er bis dahin Gelegenheit schaffen, zu zeigen, was er konnte.

„Ich frage im Augenblick nicht nach der Höhe eines Gehaltes," erwiderte er ruhig aufsehend, „es sollte mich aber freuen, in musikalischer Beziehung etwas zur Hebung des Gottesdienstes beitragen zu können. Miß Burton sprach von dem Chor, welcher der Nachhilfe und Besserung bedürfe, und ich gedachte einen vollen Lehrgang mit den Sängern durchzunehmen, der, wenn sich nur die nöthigste Anlage unter ihnen vorfindet, sie mit der Zeit den besten New-Yorker Chören gleichstellen würde."

Der Geistliche nickte nachdenklich. „Es könnte das für Niemand angenehmer sein, als für mich," erwiderte er, „nur sehe ich in einzelnen Dingen noch nicht ganz klar — es ist ein tolles Mädchen! Well, Sir," setzte er hinzu, als wolle er das Gespräch zu einem Schlusse bringen, „auf ein oder zwei Tage wird es nicht

ankommen, ich dürfte überdies über Ihr Engagement nicht allein bestimmen. Bis dahin aber hoffe ich, Ihnen einen bestimmten Bescheid geben zu können."

Reichardt erhob sich zögernd — er hatte wenigstens auf eine Einladung gerechnet, bei Gelegenheit seine Fähigkeiten zu zeigen, aber er unterdrückte jedes Zeichen seiner Täuschung. „Sie haben zu bestimmen, Sir!" erwiderte er, „würden Sie mir aber wohl gestatten, die Orgel einmal zu probiren? Sie ist neu und gut, wie ich höre, und ich habe mich schon während der Reise auf den ersten vollen Griff gefreut!"

Der Prediger setzte, wie uneins mit sich selbst, den Stuhl bei Seite, indessen schien bald eine Art Neugierde seine Bedenklichkeiten zu überwiegen. „Wenn Ihnen etwas daran liegt, werde ich den Kirchendiener rufen," sagte er, sich langsam nach der Thür wendend. Nach Kurzem aber schon sah sich Reichardt durch eine Handbewegung eingeladen, ihm zu folgen.

Man sah es dem Innern der kleinen Kirche an, daß die Crême der städtischen Bevölkerung sie in Besitz hatte. Die sämmtlichen Stühle waren mit reichem Polster versehen, weiche Teppiche bedeckten überall den Boden, und Holzwerk wie Wände glänzten in geschmackvollem Oelfarben-Anstrich. Das reicherzierte Orgelgehäuse erschien vom Deutschen fast zu klein für die Zahl seiner Register, welche es zeigte. Als er aber den mitgekommenen Schwarzen die Bälge anziehen hörte und, um sich einen Begriff von der Gesammtkraft zu verschaffen, das ganze Werk öffnete und voll in die Tasten hineingriff, brauste ihm eine Tonfülle entgegen, die er in allen Nerven zu fühlen meinte und die er niemals in diesem Raume vermuthet. Er setzte sich fester auf die Bank; er begann das Werk in voller Lust durchzuarbeiten; waren doch schon auf dem Piano freie Phantasien im Kirchenstyle seine Lieblingsübung gewesen. Vergaßen auch jetzt die Füße, noch nicht an den Dienst gewöhnt, einmal das Pedal, so hatten sie doch bald, von doppelter Aufmerksamkeit überwacht, den Ausfall zu ersetzen, und Reichardt fühlte, daß es nur weniger Uebung für ihn bedürfen werde, um auch hierin die nöthige Fertigkeit zu erlangen. Als er aber dem ersten Drange, welcher ihn überkommen, genügt, änderte er die Registratur, und in eins der weichen Mendelssohn'schen Lieder übergehend, gab er den sanften Stimmen ihr Recht. Selten noch glaubte der Spielende so viel Süße und Klarheit getroffen zu haben, er begann das Thema mit seinen eigenen Phantasien zu umschlingen, sich ganz dem Zauber hingebend, welchen diese wundersam milde Principalstimme auf ihn übte; er fühlte, daß er besser spielte, als er sich nur selbst zugetraut, und hatte bald, sich in den eigenen Genuß versenkend, alles Uebrige um sich her vergessen. Erst als er nach einem Accordengange, der immer dem Ende zuzustreben und ihm doch stets wieder auszuweichen schien, geschlossen hatte und mit einem tiefen Athemzuge aufsah, bemerkte er, daß er sich in größerer Gesellschaft befand, als er gewußt. Die halbe Barriere des Chors zu seiner Seite war mit Männern, ihrem Aeußern nach zu der besten Classe der Bewohner gehörig, besetzt, welche aufmerksam seinem Spiele gehorcht zu haben schienen. „Fahren Sie fort!" rief Einer derselben kopfnickend, als Reichardt mit einiger Ueberraschung seinen Sitz verlassen wollte, „oder können Sie nicht etwas spielen, was wir kennen — etwas wie old hundred oder so?"

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Berichtigung. Die Nr. 8 Ihres Blattes veröffentlicht die vortreffliche Rede, welche Rb. Stahr bei Anlaß der letzten Lessingfeier in Leipzig gehalten hat. In einer Vorbemerkung nennt Stahr die Stadt Leipzig als diejenige, welche auch mit der Schillerfeier in Deutschland vorangegangen sei. Erlauben Sie, daß dieser Irrthum in Ihrem Blatte berichtigt werde. Es war nicht Leipzig, das, indem es 1840 sein erstes Schillerfest hielt, mit dem Gedanken der Schillerfeier vorangieng, sondern es ist Stuttgart, das seit dem Jahr 1824 bis jetzt ohne Unterbrechung alljährlich ein öffentliches Schillerfest begangen hat. Das Morgenblatt, die Allgem. Zeitung, der Schwäbische Merkur ꝛc. haben über diese stete jährlich berichtet und in der Regel auch die Festreden abgedruckt. Schon 1839 aber, also ein Jahr vor dem ersten Leipziger Schillerfeste, ist zu Stuttgart Schiller's Denkmal, eine Frucht dieser Feste, eingeweiht worden. Wir glauben diese Bemerkung der Wahrheit und dem Geburtslande Schiller's schuldig zu sein, umsomehr als man der Inanspruchnahme des ersten Gedankens an eine Schillerfeier für Leipzig immer und immer wieder begegnet.

Helgoland. In Nr. 9. dieses Jahres der „Gartenlaube" befindet sich eine Notiz über die Insel Helgoland, durch welche zu rechter Zeit auf die große Bedeutung jenes Felseneilandes für Deutschland aufmerksam gemacht wird. Einlender dieser Zeilen, ein großer Freund jener Insel, ihrer eigenthümlichen Natur und ihres originellen Lebens, freute sich, auch den Werth ihrer Bestyer Eingewiesen zu sehen, bedauerte dabei aber die Verderbung eines Vorurtheils, welches längst vor der wissenschaftlichen Kritik gefallen ist. Die Insel Helgoland war niemals welentlich größer, als sie jetzt ist, hatte niemals jene Ausdehnung, jenen Reichthum an Waldungen, Dörfern und Tempeln, jene große Einwohnerzahl u. s. w., wovon in Büchern und neueren Schriften, ja sogar auf alten Karten gefabelt wird. Die Wahrheit dieser Behauptung ist unwiderleglich bewielen und zwar auf doppelerm Wege, historisch und geologisch. Die Absplitterungen durch das Meer, welche in der Einbildungskraft kurchsamer Menschen den Zeiten in wenigen Jahren vermichten sollen, finden allerdings statt, sind aber so unbedeutend, daß, wenn nicht ungewöhnliche Naturereignisse ganz anderer Art hinzukommen, das Alter und die Geschichte der Insel jedenfalls noch nach Jahrtausenden in die Zukunft hinaus berechnet werden müssen. Aber über diese und ähnliche Resultate der Forschung Belehrung wünschet, den verweisen wir auf folgende Schriften: 1. W. Lappenberg, Ueber den ehemaligen Umfang und die alte Geschichte Helgolands. Hamburg 1830, und: K. W. M. Viebel, Die Insel Helgoland nach ihrer Größe in Vorzeit und Gegenwart. Vom Staudpunkte der Geschichte und Geologie. Hamburg. Ernst Hallier.

Schach.

Lösung von Aufgabe Nr. 1.

1. S e 2 — c 3 † K d 5 — e 5. 2. D a 6 — d 6 † S f 5 — d 6. 3. S b 7 — a 5, Schwarz muß nun einen Springer ziehen, worauf der weiße Springer von a 5 aus nach Umständen entweder auf c 4 oder c 6 Matt giebt. Diese Doppelwirkung des Springers kann auch von d 8 aus durch 3. S b 7 — d 8 erzielt werden, und die doppelte Darstellung jener Doppelwirkung in derselben Compestion bildet die eigentliche Pointe der letzteren. Gefunden ist die richtige Lösung zunächst von Marland (Leipzig), Richter (Rudelswalde), Voigt (Marienberg), Walther (Zwickau), Lubke (Grimmen), W—i—b (Leipzig), Büchner (Darmstadt), Mattstedt (Kassenne), Evans (Gever), Wehrmeister (Liebenau), Weigt (Leipzig), welche den Weg des Springers über a 5 nehmen, sodann von Harlowbelen (Cassel), Schwerdtfeger (Leipzig), Pinsler (Saal), Meyer (Quedlinburg), Lindau (Hainberg), B. in G—t, Bendix (Hamburg), E. A. in M., Posner (Brody), Riedl (Schidowitz), H—n (Riga), Möbius (Diedenbein), Eb. D. R. O. (Thorandt), Hermen (Meppen), Tz. in G., Regenborn (Lübeck), Sach (Teodorf), welche den Weg über d 8 nahmen. — Die Pointe der Doppel-Combination ist nur von R. Schaufuß in Leipzig angezeben und gewürdigt worden. Viele haben sich durch die verlockende Spielweise 1. S e 2 — c 3 † K d 5 — e 5. 2. D a 6 — a 5 † d 6 — d 5. 3. D a 5 — c 7 † ꝛc. blenden lassen und das Zwischenspiel 2. . . . c 5 d 4 — b 5, welches dem Königc Luft und ein vierzügiges Matt unmöglich macht, übersehen. Noch Andere versuchen 2. D a 6 — d 3 S f 5 — e 7 † 3. K g 6 — f 7 und lassen den Gegenzug d 6 — d 5 außer Acht. Im Ganzen sind bis 12. März 67 Lösungsversuche, darunter 39 richtige, eingegangen.

Bei dem Unterzeichneten gingen in den letzten Wochen an Gelbern ein:

Für die Henglin-Expedition: 5 Thlr. von Ferd. Thieme in Moskau — Durch E. und C. in Dresden 5 Thlr. von F. A. S. in N. — 1 Thlr. von Th. R. in D. — 1 Thlr. von Ed. G. in T. — 6 Thlr. Einige junge Bergbeflissene und Maschinentechniker in Mähren bei Siegen — 48 Thlr. 26 Ngr. Deutsche Liedertafel in Bukarest, durch deren Vorstand, Präsident Gust. Rieß.

5 Thlr. von P. R. S. F. (Postzeichen Walkershausen) für das Hermanns-Denkmal — 1 Thlr. von Gabr. Meyer für das Arndt-Denkmal — 3 Thlr. M. in Posen, zur freien Verwendung an einen vom Schicksal Heimgesuchten — 10 Thlr. von Laemmert in Rio Janeiro für das Schill-Denkmal — 10 Thlr. von C. A. S. für den Schiller-Fonds (bereits früher quittirt).

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 16. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Am Scheidewege.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung)

3.

Der Lieutenant Bonaparte ging nicht in das hohe, finstere Haus, in welchem er wohnte, sondern an dessen Thür vorüber und Straßen und Gassen hinab und hinauf, bis er endlich wieder an den Strom und zwischen die Felder und Gärten gelangte, wo er ruhelos weiter irrte. Er war in großer Aufregung, sein Blut glühte in allen Adern, tausend verschiedene Vorstellungen kreuzten durch seinen Kopf. Dieser tückische Carlo Andrea hatte ihn mit Nadelu zerstochen. Er hatte ihm unter scheinbarer Theilnahme und Bestimmung die schmählichsten Dinge gesagt: daß er mit Hülfe eines Mädchens, mit einer Speculation auf ihre Hand sich der Hofpartei empfehlen lassen wollte; daß er den Adel der Bonaparte's bezweigt habe, obwohl alle Corsen wußten, wie es mit diesem Adel stand und welchem Einfluß die Bevorzugung zu der Zahl der Vierhundert zu danken war. Und dieser Hohn verschärfte sich durch die Art, wie Pozzo di Borgo von dem Capitainspatent und Oberstenrang gesprochen hatte, die den Segen der Schwiegermutter und die Umarmungen der Verwandten bewirken sollten; endlich aber wirkten die falschen Zweifel und Einreden, mit welchen Carlo Andrea die Erklärung aufgenommen, daß keine Speculation, sondern wahre Liebe die Triebfeder zu Napoleon's Plänen und Wünschen sei, und was er weiter daraus folgerte, wie Stacheln, deren Stiche er nicht länger zu ertragen vermochte und die ihn fortgetrieben hatten.

Und nun er in Nacht und Dornenhecken umherlief, brannte ihm der Kopf noch mehr davon. Was der kaltblütige, so sanft und freundlich sprechende und doch so hinterlistige Mensch gesagt, ließ sich mit aller Gewalt nicht Lüge nennen. Er hatte mit seinen schwarzen, stillen Augen bis auf den Grund gesehen und mit unbarmherziger Sicherheit jede sophistische Täuschung abgeschlagen und vergolten. Dürftete Napoleon nicht nach Thaten, nach Ruhm, nach Auszeichnung? War sein Kopf nicht voll heißer Träume, seine Gedanken in ewiger Arbeit, sein Ohrhirn voll ehrgeiziger Pläne, voll fieberheißer Vorstellungen? Und was er heute gedacht, verwarf er morgen; wonach er jetzt gestrebt, zerriß er in der nächsten Stunde. Mächtigen Männern empfohlen zu werden, rasch aufzusteigen zu den Höhen des Lebens, mit kühner Hand in die Geschicke eines mächtigen Volkes zu greifen — welch begandendes Bild! Aber wer waren diese Protectoren? Die Herren, die Feinde des Volks! Sie die aller Haß traf, sie die zu einer Kaste von Bevorrechteten gehörten, die vernichtet werden mußten, wenn die neue Zeit, die Zeit der Gleichheit, der Gerechtigkeit anbrechen sollte. Und Carlo Andrea hatte ihm diese Protection hohnvoll vorgehalten, den Abfall von seinem Vaterlande, Abfall von den Lehren der Freiheit und Wahrheit. Ein Speculant, der sich den Feinden des Volks verkauft, ein Speculant, der ein Weib betrügt, um mit deren Hülfe in die Zahl der Betrücker aufgenommen zu werden!

„Nein; nein!" rief er mit Heftigkeit, „es ist Lüge! Was ich will, ist gerecht! ich verkaufe mich nicht, verrathe mich nicht! Ich will einen Platz einnehmen, wo ich den tugendhaften Männern beistehen kann, die für Recht und Wahrheit kämpfen; ich will die Fahne des Volkes tragen, ich will sein Arm und sein Schwert sein! Das ist mein Ziel, ihm soll mein Leben geweiht bleiben. Speculant!" fuhr er fort, „ich verachte diesen nichtswürdigen Namen. Ich liebe Beatrice, ich liebe sie! Ich will es beweisen, will es diesem elenden Spötter beweisen. Ist sie nicht schön und liebenswürdig, edel und gut? Und mir gehört ihr Herz allein. Ja, Beatrice, ich liebe Dich! ich liebe Dich! vor aller Welt will ich es bekennen!"

Er hatte einen hohen, kahlen Hügel erstiegen und am jähen Rande desselben sich auf einen Stein gesetzt. Von unten brauste der Strom dumpf herauf, eben am Himmel kündete ein mattes Leuchten im Osten den nahenden Tag an. So saß er mit glühendem Gesicht lange Zeit, den Rücken an einen wilden Oleander gelehnt, den Hut neben sich am Boden, mit starren Blicken in die dunkle Tiefe schauend. Und wie mit Rabenflügeln rauschte es um seinen Kopf, und vor seinen Augen spannen sich finstere Fäden und Netze, die über sein Gesicht fielen. Es war ein Zustand halb Traum, halb Wachen, er vermochte sich nicht zu rühren, aber an seinem Ohr hörte er die tiefe Stimme Pozzo di Borgo's, welche laut und langsam sprach: „Geh hin, Du Thor, geh und vollführe Deine kindischen Pläne, mich entreuen sie. Beachte Dein Vaterland, verrathe Dein Volk, wirf Dich in die Arme seiner Tyrannen, Du gehörst zu ihnen und wirst mit ihnen verderben. Deine eitle Blindheit sieht nicht, wie das Verderben ihnen naht, sieht nicht, wie der tarpejische Felsen schon vor ihnen steht, von dem sie Alle hinabgestürzt werden, ihrem Könige nach, der zuerst hinunter muß. Siehst Du nicht, daß dies eine Revolution ist, die sie Alle verschlingt? Siehst Du nicht, daß keiner dieser stolzen Uebermüthigen verschont bleibt? — Laß Dich ihnen nur empfehlen, hoffe nur auf ihre Gunst und Gnade; Du wirst in Spott und Schande mit ihnen enden, verflucht, verdammt von allen besseren Menschen, ein Verräther, ein Elender, der die Freiheit verkauft und verrathen hat!"

„Nein, nein!" stöhnte Bonaparte, „ich bin ein Sohn des Volks."

„Du ein Sohn des Volks? Du ein Held der Menschheit?“ rief die Stimme hohnvoll; „Du könntest ihre Geißel werden. Wo sind die Hoffnungen, welche Paoli auf Dich setzte? Er, der edle, tugendhafte Greis, der sich täuschen ließ von Deinen Lügen? Wo sind Deine Grundsätze, die Du heucheltest und die Du mit Füßen trittst? Wo ist Dein Muth, mit dem Du vorgabst der Freiheit und der Tugend Dein Leben zu weihen und für Wahrheit und Recht zu kämpfen bis zum Tode?“

„Ich will! ich will!“ murmelte Bonaparte sich qualvoll windend.

„Du willst nicht!“ sprach die Stimme an seinem Ohre, „es ist Alles falsch an Dir, Alles erlogen, nichts wahr und gewiß, als Dein unersättlicher Ehrgeiz. Du bist ein Corse, ein echter Corse mit allen seinen schlimmen Eigenschaften und seinen Lastern, ohne seine Tugenden zu besitzen. Treue kennst Du nicht, Freundschaft hat keinen Werth für Dich, nur Deine Vortheile berechnest Du und Deine Liebe verkaufst Du. Lüge nicht, Du weißt, daß es so ist. Lüge nicht, Du betrügst sie Alle, nur mich nicht und Dich selbst nicht. Lüge nicht, Du liebst Beatrice nicht, Du liebst keinen Menschen auf Erden und magst keinen lieben; das wird Dein Loos sein und Verlassenheit Dein Ende!“

„Fort von mir!“ schrie Bonaparte mit wüthender Gebehrde und in gewaltiger Anstrengung richtete er sich empor, da war das gespenstische Traumbild verschwunden. Er blickte verstört umher, seine Lippen zuckten und zitterten, seine Hände ballten sich krampfhaft, er bedeckte das bleiche, blutlose Gesicht. Oede und einsam war es überall, aber vom Himmel strömte ein rosiges Leuchten aus und vor ihm sank es nieder auf das Thal und auf den Garten am Strome und auf das Landhaus mit dem hohen Dache, das unter den Bäumen hervorschaute. Und wie er darauf hinabsah, schien das Laub sich heller zu röthen, und die Blumen nickten zu ihm herauf, und der Wind kam gestiegen und flüsterte ihm etwas zu, daß er plötzlich aufsprang und beide Arme ausstreckte. „Zu Dir, meine Beatrice!“ rief er, „errette Du mich vor diesem Spuk! Ein Höllenwerk ist es, schrie er auf, und seine vollenten Augen blickten in den feurigen Punkt am Himmel; er legte die geballte Hand auf sein Herz. „Ich liebe sie, ja, ich liebe sie! Ich will zu ihr, will es mit tausend Eiden schwören. Es soll kein Mensch, kein Gott daran zweifeln!“

Er raffte seinen Hut auf und ging mit vorsichtigen Schritten an der Hügelwand hinab, wo ein schmaler Pfad über das Gestein führte, und bald stand er an der kleinen Pforte, wo die weinbelaubten Terrassen sich an den Berg lehnten. Einen Augenblick blieb er dort stehen und schien in Gedanken versunken. Jetzt war es, als wollte er sich entfernen, ein widerwilliges Empfinden drückte sich in seinen Mienen aus; doch in der nächsten Minute verschwand dies. Rasch und lächelnd öffnete er die Thür und trat hinein. Die Rebengehege verbargen ihn, leise ging er darunter fort, die Stufen hinab und schaute in die stillen, noch halb in Morgennuft gehüllten Gänge. Es regte sich kein Blatt. In der Ferne murmelte die Fontaine, durch die Blumen ging ein Flüstern, in den Baumkronen schaukelte sich das Licht und in der höchsten begann ein Vogel zu singen.

Wo die Reben ewoten, bebaud sich eine Laube, und vor ihr zu beiden Seiten standen zwei Kirschbäume mit sichhängenden Zweigen, dicht bedeckt von dunkelrothen, süßen Früchten. Auf der Bank unter dem einen dieser Bäume setzte sich Bonaparte nieder, und seine Augen hefteten sich auf das Landhaus auf ein Fenster im oberen Geschoß, das zwischen den hohen Lorbeerrosen, die daran hinaufreichten, sichtbar wurde. Als er darauf hinsah und seine Blicke nur bremender wurden, hörte er hinter sich in der Laube ein Rauschen und leises Lachen, und als er aufsprang mit abnungsvollem Lauschen, fand er Beatrice Colembier halb versteckt unter dem grünen, reichen Geblätter, halb vorgebeugt ihn erwartend.

Die Hände nach ihr ausgestreckt, regte er sich doch nicht und näherte sich nicht. Er betrachtete sie einige Augenblicke, wie von seiner Ueberraschung gefesselt; in lieblicher Verwirrung ließ sie es geschehen. In dem weißen, leichten Morgengewande sah sie wunderbar schön aus. Braune Locken fielen frei in ihren Nacken, ein süßes Liebeslächeln schwebte auf ihren Lippen, dabei blickten ihre Augen schlichtern und fast furchtsam in seine unbeweglichen Mienen.

Mit einem Male aber verschwand diese Starrheit und verschwolz in einem aufjodernden Feuer. „Meine liebe, meine angebetete Beatrice!“ rief er, während er die weißen, kleinen Hände mit Küssen bedeckte. „Wie vielen Dank, wie viele Freude empfinde ich in diesem Augenblick! Ich wähnte mich allein mit meiner Sehnsucht, vergessen von der, mit der mein ganzes Denken sich beschäftigt; der Gedanke entstickte mich, nun bin ich herrlich davon erlöst!“

„O,“ sagte Beatrice, indem sie sich an ihn schmiegte und schmeichelnd schmeckte, „hatte mein Freund so wenig Vertrauen? Versprach ich nicht gestern, beim ersten Morgenscheine hier zu sein? und doch ehe dieser kam, da es noch ganz finster war, befand ich mich schon in der Laube und wartete und ängstigte mich.“

„Warum, theure Beatrice, warum?“

„Weil — weil — Ich weiß es nicht, es war Thorheit. Ich konnte nicht schlafen, mein Herz ließ mich nicht schlafen. Ein böser Geist flüsterte mir zu: Es ist vergebens. Da schlugen die Glocken schon vier Uhr. Du kannst das Kreuz der Kapelle an der Brücke sehen. Es ist zu spät.“

„Sie läuteten böse Geister auch mir ihre Glocken!“ rief Bonaparte fröhlich. „Doch wir jagen sie in die Flucht. Ich bin hier, um allen falschen Stimmen zu trotzen, hier bei meiner geliebten Freundin, und diese fürchtet sich nicht mehr.“

Er blickte sie an, sie schüttelte lächelnd den Kopf, und als er sie inniger umfaßte, ließ sie es geschehen und sträubte sich nicht.

„Beatrice vertraut mir?“ fuhr er fort.

Sie nickte ihm zu. —

„Sie glaubt an mich?“

„Alles! Alles!“

„Daß ich Dich liebe, daß ich Dich anbete?“ rief er mit steigender Leidenschaft so laut, daß es schallte.

Beatrice blickte scheu umher, kein Lauscher war zu entdecken. Seine zärtlichen Schwüre fanden keinen Widerstand mehr, sie legte ihre Hand auf ihn, und ihre leuchtenden blauen Augen sagten ihm noch mehr, als ihre Worte.

„Nicht Du mich denn auch ganz allein, so wahr und treu, wie ich Dich liebe,“ flüsterte sie, „mein theurer, mein einzig geliebter Freund?“

„Zweifle nicht daran, zweifle nicht!“ rief er, und seine schwarzen Augen funkelten brennend. Er beugte sich von ihr zurück und schaute sie an. „Ob ich Dich liebe? Frage mich, meine edle, meine schöne Beatrice. Ich liebe die Ehre, ich liebe den Ruhm, nichts kann mich von ihnen trennen; doch mein Herz gehört Dir allein, keine Andere soll es jemals mit Dir theilen!“

„Und willst Du in Glück und Noth mich lieben, willst Du mir treu bleiben bis in den Tod?“ fragte Beatrice ihn feshaltend.

„Treu will ich Dir sein, treu mein Herz, treu meine Liebe. Wie ich meinem Vaterlande, meinem Volke treu bin bis in den Tod, so Dir bis an meine letzte Stunde.“

„So will ich glücklich sein!“ rief Beatrice, „und meine Mutter wird uns segnen. Sie wird nicht länger zweifeln, sie wird Dir vertrauen, wie ich es thue.“

„Deine Mutter?“ fragte er, und seine Mienen wurden ernsthaft, die Begeisterung verschwand aus seiner Stimme. „Hat Deine Mutter mit Dir gesprochen?“

„Ja,“ sagte Beatrice, „gestern Abend, als Du gegangen warst und wir allein zurückblieben. Sei umbesorgt, meine Mutter ist gütig, sie ist Dir zugegen, mein geliebter Freund.“

„Sie weiß es also,“ sprach er halb vor sich hin.

Sie hielt mich in ihren Armen fest, küßte mich und sah mir in die Augen. Du sollst so geheimnißvoll aus, mein liebes Kind, sagte sie dabei. Wurde doch und werde nicht roth, laß uns noch ein wenig plaudern. Setze Dich her zu mir. Wie hat Dir der junge Peyze di Borgo gefallen, der so unerwartet uns mit seinem Besuche erfreute? — Er hat mir sehr gut gefallen, liebe Mama, denn er ist sehr höflich und weiß zu unterhalten. — Gefällt er Dir besser als der Lieutenant Demarris? — Er gefällt mir viel besser, denn er hat viel mehr Geist und Anstand, Mama. Aber ich glaube, es ist ein verstecker Charakter, dem man nicht allzuviel trauen darf.“

Bonaparte schien sich über diese Urtheile zu freuen. Er nickte beifällig dazu.

„Ja, diesen Corsen darf man überhaupt nicht zu viel trauen, fuhr meine Mutter fort, sie sind Alle verschelt und schlau. Meinst Du nicht, mein liebes Kind? — O nein, Mama, Alle gewiß nicht! riet ich so schnell, daß meine Mutter laut lachte und ich ganz roth wurde. — Nicht alle? fragte sie, also machst Du Aus-

nahmen. Ah! ich merke, Du nimmst den Lieutenant Bonaparte ans. Nicht wahr? — Ja, Mama, erwiderte ich. — Was sollte ich sagen, mein lieber Freund!"

„Das war tapfer und richtig gehandelt," fiel Bonaparte ein. „Es war die Sprache Deines Herzens, theure Beatrice, ich danke Dir dafür mit tausend Küssen." Und er schloß sie in seine Arme und küßte sie, bis sie wieder zu erzählen fortfuhr.

„Also, sagte meine Mama, der Lieutenant Bonaparte, meinst Du, wäre ein Mann, dem man glauben und vertrauen dürfe? Ich vermuthe, daß Du dies wirklich thust. — Ja, Mama, ich kann es nicht leugnen, versetzte ich. — Bist Du auch überzeugt, Beatrice, daß er es verdient? — So überzeugt, daß — daß — hier brach ich ab, da aber meine Mama Weiter! Weiter! rief, setzte ich hinzu: daß ich es ihm selbst gesagt habe. — Und das hast Du ihm heute erst gesagt, nicht wahr? fragte sie mich. — Ja, Mama, heut, und — auch wohl schon mehr als einmal. — Aber? fragte sie und faßte mich beim Arm, hat Du auch Recht daran gethan? Ich glaube es, glaube es ganz gewiß! antwortete ich ein wenig erschrocken, aber dann kam mir der Muth. Mein Herz fing an zu schlagen, und ich weiß nicht, was mit mir geschah. Ich richtete mich auf, alle meine Furcht war verschwunden. — O! liebe, beste Mama! rief ich, ich weiß in der ganzen Welt keinen Mann, dem ich mehr vertrauen möchte, als ihm, keinen, dem ich freudiger glauben möchte. — Mußte ich das nicht sagen, mein geliebter Freund? Mußte ich Dich nicht vertheidigen?"

„Du mußtest dem Zuge Deiner Liebe folgen, Du mußtest für mich aufstehen, wo man Deine Zweifel aufwecken wollte!" antwortete Bonaparte feurig, „und dafür — dafür —" In dem Augenblicke fiel von dem Kirschbaume, dessen Zweige sich über die Bank ausbreiteten, ein großes, schönes Kirschenpaar, zwei Früchte an einem verbundenen Stiele. Rasch ergriff Napoleon die Kirschen, welche in seine Hand gefallen, theilte sie und rief fröhlich lachend: „Ein Himmelszeichen, geliebte Beatrice! Nimm und ß und glaube an mich. Kein Zweifel soll unser Glück trüben. Vereint soll unser Leben bleiben. Wie diese Früchte zu einander gehören, Gewalt nur sie trennen kann, so soll und nichts scheiden, es müßte denn sein —"

„Was müßte sein?" fragte Beatrice erschrocken, als er inne hielt.

„Daß die Ehre — das Vaterland es geböten!"

„Ach, Du bist ein Soldat," rief sie klagend, „und denkst an Ruhm und Krieg."

„Nein, nein!" erwiderte er, „ich denke nur an Dich, Beatrice. Wir wollen nicht sorgen, freuen wollen wir uns und genießen, was die glückliche Stunde uns bringt. Deine Mutter —"

„Meine Mutter," fiel Beatrice süß lächelnd ein, „hat mich mit ihren Küssen entlassen, und da — da ist sie," stotterte sie zusammenschreckend und deutete auf den Nebengang, der von dem Hause herüber führte.

Es war in der That Frau von Colombier, die so eben in diesem Gange sichtbar wurde und mit raschen Schritten sich der Laube näherte. Es blieb keine Zeit übrig, um sich vor ihr zu verbergen, auch sträubte sich dagegen Bonaparte's Stolz. Er stand auf und preßte Beatricens Hand in seinen Fingern zusammen, als wollte er verhindern, daß sie fliehen oder ihrer Mutter entgegen gehen möchte. So erwarteten nun Beide die Dame, welche, in ein großes Tuch eingehüllt, dem Ausschein nach sie nicht bemerkte, sondern die Bäume betrachtete und ihre Augen auf den Himmel richtete, aus dem soeben der erste Sonnenschimmer mit goldigem Glanz hervorbrach.

Erst als sie noch wenige Schritte von dem Baume entfernt war, welcher vor dem Bosket stand, wandte sie ihre Blicke vorthin, und wie in plötzlicher Ueberraschung blieb sie stehen, ohne ein Wort zu sagen. — Beatrice senkte ihre Wimpern nieder und bekam ein rothes Gesicht. Bonaparte dagegen zuckte mit keiner Miene und unterbrach eben so wenig das Schweigen.

Diese Situation währte einige Augenblicke, dann gewann Frau von Colombier zuerst wieder Sprache und Leben. Ihre feinen Lippen vorzogen sich zu einem anmuthigen Lächeln, das von einer lebhaften Handbewegung begleitet wurde. „Sieh da, Herr Bonaparte!" rief sie, „hat Sie der schöne Sommermorgen so früh zu uns herausgelockt? Daß ist allerliebst, wie wir hier zusammentreffen, gleich den Göttern in der Fabel von denselben schönen Gedanken bewegt." — Und ohne dem jungen Officier Zeit zu einer Antwort zu lassen, fuhr sie sogleich fort: „Beatrice ist gewiß davon so freundig überrascht worden, wie ich es bin; allein es ist kühl, mein Kind, geh hinein, Du möchtest Dich erkälten. Geschwind, geh, ich bleibe noch ein paar Minuten bei Herrn Bonaparte."

Mit demselben freundlichen Lächeln streckte sie die Hand nach ihrer Tochter aus und zog sie sich näher. Beatrice folgte ein wenig zögernd, doch nicht furchtsam, sie war voll guter Zuversicht. „Ich glaube nicht," sagte sie leise, „daß ich mich erkälte, und — o! meine theure Mama, Du bist so gütig; so liebevoll —"

„Fort, fort!" rief die Mama ihr die Wange streichelnd, „wir müssen für Deine Gesundheit vorsichtig wachen. Nehmen Sie Platz, Herr Bonaparte. Sie sind ein Fremd der Natur, nicht wahr?"

Dieser Wink und die Weisung der Dame drückten sich sehr bestimmt aus. Bonaparte nickte ihrem Freunde leise zu und machte ein paar kleine Schritte; gewiß wäre sie ungehorsam gewesen, wenn nur Bonaparte Einsprache gethan hätte. Allein er hielt sie nicht zurück, sondern setzte sich auf die Bank, als Frau von Colombier sich niederließ, und Beatrice schritt langsam weiter, mehr als einmal zurückblickend, bis sie in den Pinienhang einbog und verschwand.

„Sie sind also ein Freund der Natur, Herr Bonaparte," wiederholte Frau von Colombier, „und wahrscheinlich öfter so früh schon im Freien, um die Sonne aufgehen zu sehen, wie ich glaube?"

„Dies ist allerdings der Fall, Madame!" erwiderte Napoleon.

„Beatrice nicht minder," fuhr die Dame fort. „Ich habe bemerkt, daß sie einigemale schon den Sonnenaufgang hier im Garten erwartete, und dies ist in der That ein vortreffliches Plätzchen dazu. Das sind sympathetische Gefühle, Herr Bonaparte, aber bei jungen Leuten sehr erklärlich. Sie sind noch sehr jung. Wie alt sind Sie?"

„Einundzwanzig Jahre, Madame."

„Ein schönes Alter, das Alter der Illusionen!" rief Frau von Colombier. „Beatrice ist eben siebenzehn geworden. Aber Sie sind von ernstem Gemüth, über Ihre Jahre hinaus, und ich habe recht viel Gutes von Ihnen vernommen."

„Sie sind sehr gütig, Madame," erwiderte der Lieutenant.

„Das bin ich in dem Grade, Herr Bonaparte, wie es eine Freundin sein soll, und wie Sie es verdienen, wie ich glaube. Ich bin zwar keine große Verehrerin der Sonnenaufgänge und der Morgenpromenaden," fuhr sie mit ihrem feinen Lächeln fort, „allein ich sehe Sie gern in meinem Hause, und Beatrice ist ganz gewiß derselben Meinung; Sie können sich darauf verlassen."

„Ich danke Ihnen, Madame," sagte der junge Officier, indem er sich ehrerbietig verneigte.

„Corsica ist ein romantisches Land, und die Corsen haben für die Romantik ohne Zweifel angeborene Vorzüge," lachte die Dame, „während wir in unserem kalterem Klima und in der Nähe der schneigen Alpen weit nüchterner empfinden."

„Ich weiß darüber nicht zu urtheilen," erwiderte Bonaparte, „allein auch an den Corsen wird Verstand und Nachdenken gerühmt."

„Und dies ist auch meine Meinung!" fiel Frau von Colombier lebhaft ein. „Wissen Sie, mein lieber Herr Bonaparte, daß ich von Ihnen mehr als von sehr vielen andern jungen Herrn glaube, daß Sie reiflich und wohl überlegen, und verständiges Nachdenken Ihnen mehr gilt, als glänzende Eindrücken?"

„Sie sagen mir eine große Schmeichelei, Madame," antwortete Napoleon.

„Ich sage Ihnen die Wahrheit. Ist es nicht sehr gewöhnlich jetzt, daß junge Leute ihre Köpfe mit phantastischen Hirngespinsten füllen, wie sie Mode geworden sind? Sie dagegen halten sich fern davon. Das hat mir sehr gefallen, Herr Bonaparte, und nicht mir allein, auch andern Personen, deren Wohlwollen Sie dadurch gewonnen haben."

„Ich danke Ihnen, Madame," sagte der Lieutenant sich verbeugend.

„Sie gehören nicht zu denen," fuhr Frau von Colombier fort, „die sich von dem Zeitschwindel fortreißen lassen, Zusammenkünfte veranstalten helfen, in den Cafe's die Zeitungen aus Paris vorlesen und Lärm erheben. Sie beschäftigen sich mit ernsthaften Dingen, Sie sinnieren oder erheben Ihre edlen Gefühle selber zu Dichtungen, wie ich gestern Abend eine solche gesehen habe, die Beatrice —"

Napoleon's Gesicht veränderte sich. Seine bleiche Farbe machte einer schnellen Röthe Platz. „O Madame," rief er lebhaft, „dies Gedicht —"

„Schweigen wir davon," unterbrach sie ihn, „ich ehre und liebe die schönen Empfindungen der Seele und habe auch zu meiner Zeit meine Gedichte empfangen. — Das sind Erinnerungen, an welche man immer mit Vergnügen zurückdenkt."

Sie wickelte sich in das große Tuch und sah ihn gnädig lächelnd an. „Frauen lassen sich gern besingen," fuhr sie dabei fort, „sie haben das mit den Königen gemein, so ähneln sich beide auch in dem Verlangen nach treuen Unterthanen, Herr Bonaparte. Doch ach! das sind gefährliche Zeiten für alle Herrscher auf Erden; um so höher schätzen und lieben wir diejenigen, von denen wir Treue hoffen dürfen. Treu dem Könige, treu der Dame seines Herzens soll jeder Ritter sein. Sie kennen den schönen alten Wahlspruch, Herr Bonaparte."

„Er ist mir wohl bekannt, Madame."

„Und man kennt Ihre Gesinnung, man weiß diese zu schätzen, ich sowohl, wie Alle, die Ihnen wohlwollen. Das war es, was ich Ihnen mittheilen wollte und was Sie noch hören müssen, ehe wir uns trennen. Sie werden dem Grafen von Artois bringend empfohlen werden. Ich zweifle nicht daran, daß dies für Sie die glücklichsten Folgen haben wird, daß Sie dadurch Gelegenheit erhalten werden, dem Könige Ihre Treue zu beweisen. Dies ist doch gewiß Ihr lebhafter Wunsch?"

„Ja, Madame, ja. Ich möchte dem Könige die größten und wichtigsten Dienste leisten."

Frau von Colombier blickte beifällig in seine flammenden Augen und wie sein Gesicht einen begeisterten Ausdruck erhielt, der es ungemein verschönte. „So bleibt nur noch die Dame Ihres Herzens übrig," fuhr sie mit gewinnenden Mienen fort, „doch diese hat jedenfalls dieselben ritterlichen Gefühle zu erwarten."

„Zweifeln Sie nicht daran, gnädige Frau," erwiderte Napoleon, „ich werde nur mit meinem Leben diese Gefühle aufgeben!"

„Sie werden ihr unwandelbar treu in allen Gefahren zur Seite stehen?"

„Wie Ehre und Liebe es gebieten."

„Wohlan denn!" sagte Frau von Colombier, „ich frage nicht weiter, denn der Tag ist da und die Straße wird lebendig. Aber ich erlaube Ihnen, Ihre Grundsätze uns heut noch zu wiederholen. Ich erlaube Ihnen, das mit Beatrice begonnene und unterbrochene Gespräch in meiner Gegenwart heut Abend fortzusetzen, nicht mehr hier im schäkelichen Morgennebel, sondern in der Halle und vor unseren Freunden. Auf Wiedersehen also, Herr Bonaparte, auf Wiedersehen! Ich will Beatrice darauf vorbereiten."

Sie reichte ihm ihre Hand, und er führte diese an seine Lippen. Noch einen Augenblick blieb sie stehen, sah ihn an, lächelte und nickte leise; darauf wiederholte sie: „Kommen Sie also nicht zu spät, ehe Andere erscheinen. Beatrice wird Sie erwarten, bringen Sie die besten Grundsätze mit. Adieu! Adieu!"

Mit diesen glückverheißenden Worten verließ er die gütige Beschützerin, und es war als wolle er ihr nacheilen, doch nach dem ersten Schritte schon blieb er stehen, und seine aufgehobene Hand sank nieder. Er sprach die Bitte nicht aus, zu der sein Mund sich geöffnet hatte. —

Als Frau von Colombier noch einmal nach ihm zurückblickte, war er verschwunden.

4.

Am folgenden Tage erhielt Carlo Andrea einen Besuch in dem rothen Hause von dem Lieutenant Demarris. Der junge Officier beschwerte sich über die rasche Trennung am Abend und daß er trotz aller Mühe ihn sowenig wie Bonaparte habe auffinden können. „Wir hätten noch beim Glase zusammengesessen," sagte er, „ich freute mich darauf. Bonaparte war so heiter, wie ich ihn kaum jemals gesehen, und wenn er seine gute Laune hat, ist er bewunderungswürdig."

„Es scheint, als habe er sich hier viele Freunde erworben," erwiderte Pozzo di Borgo.

Demarris schüttelte lächelnd den Kopf. „Viele sind es wohl nicht," sagte er, „im Gegentheil hat er nicht wenige Widersacher, die sich nicht mit ihm vertragen können, denn er ist sehr stolz, und man nennt ihn anmaßend und zanksüchtig. Mir jedoch ist er sehr ergeben," fuhr er selbstgefällig fort, „und ich vertheidige ihn, wie man einen Freund vertheidigen muß."

„Aber seine Vorgesetzten sind doch mit ihm zufrieden?" fiel Pozzo di Borgo ein.

„Wie man es nehmen will," lachte Demarris. „Er hat Kenntnisse, ist der beste Mathematiker von uns Allen, und was den Dienst betrifft, läßt er sich nichts zu schulden kommen. Aber er ist ein Krittler, der überall seine Anmerkungen macht, und wenn Einer klüger sein will, als alle Anderen, und obenein als seine Vorgesetzten, so erwirbt er sich damit nicht eben deren Zuneigung."

„Sehr wahr!" rief Carlo Andrea. „Die Klugheit muß sehr klug sein, wenn sie nicht über jeden Klotz oder Stein auf ihrem Wege stolpern und verschrieen und verlästert werden will."

„Ja, diese Nachteulen!" nickte Demarris erfreut, „sie möchten ihn hacken, wo sie können, und ihn am liebsten weit fortschicken. Es bekommt Niemand so leicht Urlaub wie er, und heut erst, als ich beim Obersten zu thun hatte, fragte er mich, wie es käme, daß der Lieutenant Bonaparte noch nicht nach Corsica gereist sei."

„Dazu wird er jetzt am wenigsten geneigt sein."

„Warum glauben Sie das?" fragte Demarris rasch.

„Nun, weil, wie Sie mir selbst sagten, er hier Besseres zu thun hat."

Der Lieutenant schwieg einen Augenblick, während er mit der Hand durch sein Haar strich und nachsann. „Ja, das habe ich freilich gesagt," fuhr er dann fort, „aber ich habe nicht das dabei gedacht, was ich jetzt denke. Bonaparte hatte mir mitgetheilt, daß er fleißig arbeiten wolle, was er in Ajaccio nicht könne, um seine Geschichte der Insel fertig zu schaffen, und daß er dann dies Werk nach Paris schicken wolle, wo er sich große Erfolge verspricht. Heute nun aber — wissen Sie, was der Oberst mich fragte?"

„Wie kann ich das wissen, Herr Demarris?"

„Freilich nicht. Sie haben Recht. Er fragte mich, ob Bonaparte häufig Frau von Colombier besuche — und als ich dies bestätigte — "

„Nun, Herr Demarris?"

„Alle Teufel!" rief der Lieutenant, „ich glaube wahrhaftig, es ist etwas daran."

„Was meinen Sie?"

„Gestern war sein Benehmen auffällig, nun fällt es mir erst recht ein. Der Oberst sagte: Dies Fräulein Colombier ist hübsch genug, und die Mutter hat Vermögen und Connexionen. Es ist gar keine üble Partie, eine ganz gescheidte Speculation."

„Eine gescheidte Speculation!" lachte Carlo Andrea.

„Ja, doch was sagen Sie, Herr Pozzo di Borgo?"

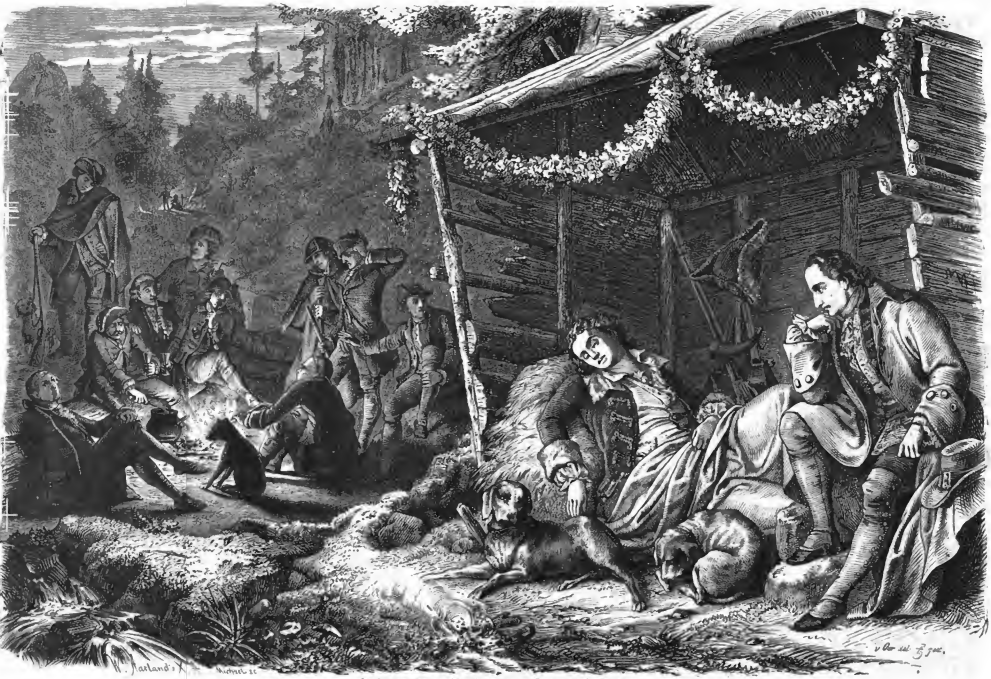
„Was kann ich sagen, Herr Demarris? Sie müssen das besser wissen."

(Schluß folgt.)

Aus Weimars „lustigen" Tagen.

Noch vierzehn kurze Jahre und ein Jahrhundert ist bereits vergangen, seit in dem damals sehr kleinen und armseligen Weimar durch zwei junge Männer eine Zeit heraufgeführt wurde, die ihres Gleichen nie und nirgends gehabt hat und die für das deutsche Vaterland, ja für die ganze Welt Früchte trug, an denen wir uns heute noch erfreuen und erquicken. Unsere Zeit ist eine so ganz andere geworden, so prosaisch-blasirt und banal, daß jene poetisch-geniale und naive von den Meisten gar nicht mehr verstanden wird und nur einige Wenige zu ihr zurückschauen wie ein Mann im Alter etwa auf die schönsten Tage seiner Jugend zurückblickt.

Der Herzog Karl August, der Zögling Wieland's, hatte in seinem achtzehnten Jahre die Regierung seines Ländchens von seiner verwitweten, erst 36 Jahre alten, lebenslustigen und geistvollen Mutter Amalie, die sie lange segensreich als Vormünderin geführt, selbst übernommen, mit Louise von Darmstadt sich vermählt und



Karl August und Goethe nach der Jagd bei Ilmenau.
Originalbild von Theobald von Oer in Dresden.

an seinen Hof einen Dichter berufen, dessen ungewöhnliche Schriften ein bis dahin beispielloses Aufsehen in Deutschland machten, den sechsundzwanzigjährigen Dr. Goethe, der sein vertrauter Freund und nach wenigen Monaten sein erster Minister wurde.

Karl August steht unter den Fürsten hoch, wie Goethe unter den Dichtern, und der Letztere selbst spricht noch in seinem hohen Alter von dem herzoglichen Freunde: „Er war ein geborner großer Mensch, eine dämonische Natur wie Napoleon, Friedrich der Große u. A. Er übte auf die Menschen eine unwiderstehliche Anziehung, ohne daß er gerade freundlich und gütig gegen sie zu sein brauchte. In Fällen, wo mein Verstand nicht hinreichte, brauchte ich ihn nur zu fragen, was zu thun sei; sofort sprach er es instinctmäßig, aus, und ich konnte stets eines guten Erfolges gewiß sein."

Der Herzog war in seiner Jugend ein schlanker Mann mit länglichem Gesicht, markirten Zügen und bräunlich blondem Haar, das er in zwei Locken an der Stirn trug. Die Stirn war hoch, und die Knochen über den Augen traten stark hervor. Die hellblauen Augen blickten lebhaft, geistvoll und forschend um sich. Der Mund drückte sehr Entschiedenheit aus, und sein ganzes Gesicht deutete auf starke Leidenschaft. Goethe dagegen war, als er in Weimar ankam, ein langer, schmächtiger, fast dürrer junger Mann mit hoher Stirn, langem Halse, schwellenden Lippen und leuchtenden, großen, schwarzen Augen, die schwermüthig-schwärmerisch schmachten, übermüthig keck und humoristisch lachen und im Zorn vernichtende Blitze schleudern konnten. Dabei besaß er eine Fülle von Körperkraft, war gewandt in allen Leibesübungen, voll festen Uebermuths und neckischen Muthwillens, unerschöpflich in Possen und närrischen Einfällen, übersprudelnd von Geist und Witz, an ein lustiges Leben gewöhnt und sicher im Gefühle seines Werthes und seines jungen großen Dichterruhmes. Wieland sagt in einem Gedichte von ihm:

Ein schöner Herenmeister er war
Mit seinem schwarzen Augenpaar,
Zauberenden Augen mit Götterblicken,
Gleichmächtig zu lieben und zu entzücken. —
So trat er unter uns herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig, daher.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereiniget;
So seines Gott, ganz innerer Gehalt,
Von seinem Schicksal ganz gereiniget.

Kann sich Jemand wundern, daß diese beiden genialen Menschen, sobald sie verbunden waren, nicht in den ausgetretenen Gleisen des gewöhnlichen Lebens gingen, sondern die althergebrachten leeren Formen und Regeln mißachteten und in übersprudelnder Jugendkraft auf neue Bahnen getrieben wurden?

Karl August war ein leidenschaftlicher Naturfreund und fühlte sich nirgends wohler als „draußen im Freien". Er haßte deshalb auch allen Prunk und Flitterkram. „Der Mensch," schrieb er einmal, „ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftsbedens bestimmt; es ist Einem ja nie größer zu Muthe, als wenn man die Sonne untergehen und die Sterne aufgehen sieht." Aus demselben Grunde war ihm stets das Einfachste das Liebste und zwar in Kleidung, Wohnung und Kost. Noch heute ist in dem Parke zu Weimar das sogenannte Borkenhäuschen zu sehen, in dessen engem Raume der junge Herzog im Sommer häufig allein wohnte, während an der andern Seite der Ilm und einer Wiese sein dichterischer Freund ein höchst einfaches Gartenhäuschen innehatte. Ein Raum diente dem Herzog als Wohn-, Arbeits-, Speise- und Schlafgemach.

Bei dem schlechten Zustande der Wege in damaliger Zeit machte man alle Ausflüge und Reisen zu Pferde. Wenige Tage mögen vergangen sein, an denen, in den ersten Jahren ihrer Freundschaft, Karl August und Goethe nicht zu Pferde saßen. Sogar wenn man von Weimar aus eine Feuersbrunst in der Nähe bemerkte, ritten sie selbst an Ort und Stelle, um die Löschanstalten zu leiten und persönlich tüchtig mit zuzugreifen. (Eine solche Scene schildert B. Auerbach in den „Feuerreitern" in s. Volkskalender von 1861.) Was sie im Reiten leisteten, beweist die beglaubigte Thatsache, daß sie einmal von Leipzig nach Weimar in acht Stunden ritten (von früh 7 bis Nachmittags 3 Uhr). „Wir waren oft sehr nah am Halsbrechen," erzählte Goethe im Alter, „auf Parforcejagden über Hecken und Gräben und durch Flüsse, bergauf und bergab. Tagelang sich abzuarbeiten und dann Nachts unter freiem Himmel zu campiren, das war nach seinem Sinn."

Die Jagd war allerdings das Lieblingsvergnügen des Herzogs und zwar namentlich in dem thüringischen grünen Waldparadies, in Ilmenau, wo man, fern vom Hofe und Allem was zu demselben gehört, in aller Ungebundenheit und allem Jugendüberwuthe sich ergehen konnte. Bis auf den heutigen Tag haben sich in der thüringischen Jägerwelt zahlose Anekdoten von „des Herrn" schlagfertigen Witze und derb zutreffenden Ausdrücken, so wie von seiner Einfachheit und Gutherzigkeit erhalten, und man spricht in solchen Kreisen jetzt noch von ihm mit einer gewissen schwärmerisch liebenden Verehrung, ja mit Bewunderung.

Die gewöhnlichen Begleiter des Herzogs auf der Jagd und andern Ausflügen waren, außer Goethe, der gelehrte ehemalige preußische Lieutenant, jetzt Erzieher des Prinzen Constantin, Bruders des Herzogs, v. Knebel, ein Mann von riesenhafter Gestalt; der weitgereiste ehemalige sardinische Oberstlieutenant v. Seckendorf, ein feingebildeter, dichtender und componirender Cavalier; der Oberforstmeister v. Wedel, der mit dem Herzog aufgewachsen und erzogen war, und der Stallmeister v. Stein, der Gatte der geistvollen Charlotte v. Stein, der gekrönten Freundin Goethe's.

Eine Jagdscene hat der Letztere, als der Eifer für solche aufreibende Vergnügungen bei ihm bereits ziemlich erkaltet war, durch ein Gedicht zu dem Geburtstage des Herzogs 1783 verewigt. „Es ist darin," erzählte er später, „eine nächtliche Scene vorgeführt nach einer halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsen die Tradition bezeichnet die Stelle noch auf dem Gickelhahn: kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern bedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trocknen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der schlanke, mit den langen feinen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamme eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches. Abseits in einer ähnlichen Hütte lag der Herzog in tiefem Schlafe. Ich selber saß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlung von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften (Werther) angerichtet."

Unser Bild stellt diese Scene dar. Der am weitesten vorn links am Bannstamme liegende Mann ist Seckendorf, zunächst neben ihm sehen wir Wedel mit Kochen beschäftigt, dann folgt Knebel mit der Tabakspfeife und diesen der ebenfalls rauchende Stein. Die andern Figuren sind in dem Gedicht nicht erwähnte Jagdgenossen. Das Gedicht, eines der schönsten des großen Meisters, heißt „Ilmenau" und beginnt mit dem Anrufe an diesen lieblichen Ort:

Ilmenau, o Thal, Du immergrüner Hain,
Mein Herz begrüßt Euch wieder auf das Beste!
Umfassen mit die schwerbedrängten Reihe,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lust und Last,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust! . .

Die eben angedeutete Scene selbst wird so geschildert:

Wo bin ich? Ist's ein Zaubermärchen-Land?
Welch' nützliches Gesetz am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedeckt,
Seh' ich sie Feuer hingestrecket.
Es bringt der Glanz durch Tannen den Fichten-Saal;
Am niedern Heerde kocht ein rohes Mahl;
Sie schwatzen laut, indessen, bald gekocht,
Die Flasche freisch im Kreise wiederkehrt.

Es folgen nun die Schilderungen von Knebel und Seckendorf, „die mir," sagt Goethe im hohen Alter, „heute noch gar nicht schlecht gezeichnet erscheinen, wie auch der junge Fürst nicht in düsterm Ungestüm seines zwanzigsten Jahres."

. . . . Wer ist's, der dort gebückt
Nachdrücklig stark die breiten Schultern drückt?
Er hegt zunächst gelassen an der Flamme,
Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme.
Er langt begierig am gelehnten Rohr,
Es steigt der Dampf an seiner Stirn empor.

Digitized by Google

Gutmüthig trecken weiß er Freud' und Lachen
Im ganzen Cirkel lautzu machen,
Wenn er mit ernstlichem Gesicht
Barbarisch bunt in fremder Mundart spricht.

Wer ist der Andre, der sich nieder
An einen Stuhl des alten Stammes lehnt,
Und seine langen, feingestalten Glieder
Elysisch faul nach allen Seiten dehnt,
Und, ohne daß die Zecher auf ihn hören,
Mit Geistesfrieg sich in die Höhe schwingt
Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären
Ein menetonos Lied mit großer Inbrunst singt?

— — — — — — — —

Ach höre sie auf einmal leise sprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Thal sich schließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Fenwes schimmert,
Dem Wasserfall umrauscht, des milden Schlafs genießt.

— — — — — — — —

. . . Unter diesem Dach
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch engen Schicksal abgeleitet,
Das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur,
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
Und, was ihm das Geschick durch die Geburt gesteuert,
Mit Müh' und Fleiß erst zu erringen denkt.

— — — — — — — —

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die reche Richtung seiner Kraft.
Noch ist, bei ieser Neigung für das Wahre,
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwig teckt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und flürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.

Und nicht blos mit der Jagd vergnügten sich die Herren in Almenau, sie erlaubten sich da zugenbleb auch andere Freuden. In dem nahen Dorfe Stützerbach tanzten sie, namentlich der Herzog und Goethe, auf dem gewöhnlichen Tanzboden, der heute noch zu sehen und so niedrig ist, daß ein etwas langer Mann leicht mit dem Kopf an die Decke anstoßen kann, bisweilen halbe Nächte lang mit den Bauermädchen und geleiteten die bevorzugten Schönen nach Hause. Sie liebelten mit ihnen, fanden aber so wenig etwas Unpassendes oder gar Unrechtes darin, daß Goethe selbst die Frewdin, die strenge Frau v. Stein, davon benachrichtigte, wie er ihr ein andermal mittheilte, er habe auf dem Vogelschießen in Apolda leidenschaftlich getanzt. Man hatte eben Lust am Leben und Kraft es zu genießen. Darum tanzte man damals in Weimar überhaupt sehr viel. Der Hof gab jeden Winter fünfzehn Redouten, andere Bälle ungerechnet, und auch im Sommer wurde getanzt, namentlich im Freien. Oftmals bekam Bertuch, der Chatoullier und Maitre de Plaisir, noch spät in der Nacht Befehl, den Küchenwagen zu rüsten, weil man mit dem Frühesten hinaus in den Wald ziehe. Ging der Ausflug nicht weit, so genügten ein paar Küchenesel, den Mundvorrath zu tragen. Wenn es aber weiter gehen sollte, dann gab es in der Nacht gar viel zu schaffen, und in der herzoglichen Küche herrschte die emsigste Thätigkeit, denn es mußte gekocht und gebraten, gesotten und gebacken werden. Herren und Damen, fröhlich gemischt machten sich dann am andern Morgen auf den Weg, und Einer überbot den Andern an Witz und muthwilliger Laune. Man lagerte endlich essend, trinkend, singend im stillen grünen Wald, und nicht selten führte man da auch kleine, sofort extemporirte Stücke auf. „In dieser harmlosen Zeit," schreibt eine Zeitgenossin, „konnte man sich einen Scherz, wohl auch einen ausgelassenen, erlauben. Man weg nicht ängstlich ab, ob es sich auch vollkommen schicke und was die Nachbarn sagen würden. Es gab noch keine Klatschblätter, die es in jedem Winkel Deutschlands herumgebracht hätten, daß Herr . . . dem Fräulein . . . einen Kuß gegeben ꝛc." *

Zweierlei aber darf man nicht vergessen, erstens, daß man, wie oft und viel man auch jagte und ritt, tanzte und liebelte, trank und Komödie spielte, auch fleißig und emsig arbeitete und für das Wohl des Landes in jeder Hinsicht thätig war, und zweitens, daß bei aller Ausgelassenheit und Ungebundenheit das,

„was uns alle bändigt, das Gemeine,"

von diesem heitern Kreise stets fern blieb, den ja die Poesie verklärend überstrahlte. War es doch Goethe möglich, in und trotz dieser „lustigen" Zeit außer andern Dichtungen seine herrliche Iphigenie zu schreiben, zum Theil sogar in schlechten Dorfwirthshäusern, während er als Rekrutirungs-Commissar zu Pferde das Land durchzog, zum Theil in dem einsamen Häuschen auf dem Gickelhahn, wo er bekanntlich auch sein unvergleichliches Lied schrieb:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh —
In allen Wipfeln spürest du
Keinen Hauch —
Die Vöglein schweigen im Walde —
Warte nur, balde —
Ruhest du auch.

* Ausführlich ist diese Periode des Lebens am Hofe zu Weimar geschildert in meiner Schrift: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar". Leipzig, Ernst Keil. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diezmann.

Eine Hunde-Schau in London.

Seit der großen Gewerbe-Ausstellung vor zehn Jahren treibt eine „Schau" die andere in London, wo nun eine zweite große Welt-Industrie-Ausstellung für den Mai des künftigen Jahres vorbereitet wird. Es giebt immerwährend ein Paar Dutzend offene Ausstellungen außer den gelegentlichen und regelmäßig wiederkehrenden Kunst- und Natur-„Schau's" (um damit das englische Wort zu übersetzen): Ochsen-, Schaf- und Schweine-, Hühner-, Gänse-, Enten- und Kaninchen, Kanarienvögel, Maschinen, Blumen, Früchte und Gemüse und Wurzelknollen- und sogar Todd-Mayer's-Schau. Das belundet und fördert Gewerbs- und Kunstfleiß. Daß aber bei diesen täglichen Kämpfen und Schlachten von 3 Millionen zusammengedrängten Menschen auch Viele „auf den Hund kommen", ist kein Wunder. Nur daß Tausende der so „Verrittenen" noch eine Art stolze Cavallerie bilden, den Hund, wie der Araber sein Roß, zu einem Cultus machen und in unzähligen „Hunde-Ausstellungen" in ihrer Begeisterung für die Schönheiten des Köntergeschlechts sich oft bis zu einer Art von Hundewuth verzuckten, nur das ist, wenn nicht gerade ein Wunder, doch wenigstens eine eigenthümliche und sehr umfangreiche Lebens- und Erwerbsweise unter den niedrigsten Schichten der Londoner Bevölkerung. Sie kommen dadurch zugleich mit den höchsten Classen, welche ihren Zehn- und Zwanzigpfund-Preishöster kaufen und oft enthusiastische Kunden bilden, in Geschäftsverbindung. Auch huldigt dieses hunderitterliche Geschlecht nicht selten noch den nobeln Passionen des Hahnen- und Hunde-Ratten-Kampfe, der hohe und höchste Herrschaften in ihre Winkel, ihre Theater lockt, wo sich auf diese Weise Bordensatz und Sahne der Gesellschaft brüderlich und schwesterlich vereinen. Es giebt wenigstens fünfzig Locale für Hunde-Ausstellungen in London, meist in versteckten, schmutzigen Winkelstraßen, in „Public-" d. h. Bier- und Spirtus-Häusern, auf deren Bühen sich die verbotenen Geheimnisse der Hahn- und Hunde-Ratten-Theater zuweilen des gemischtesten Publicums erfreuen.

Ich hatte oft von Hunde-Ausstellungen gehört und in „Bell's Life", der großen Zeitung für alle die tausenderlei schönen Künste und Kämpfe, die unter dem Namen „sport" zusammengefaßt werden, auch gelesen, aber noch nie eine gesehen. Endlich wollte ich auch eigener Anschauung wissen, wie eine Hunde-Ausstellung aussehe. Ich fand in „Bell's Life" mehr als ein Dutzend Anzeigen und Einladungen und beschloß, einer zu folgen, die in der Uebersetzung so lautete:

„Hochgemuth für die Phantasie! Nächsten Sonntag Abend findet eine Hunde-Schau in Mr. Kerinle's „Eule" Statt, Beltnalgreen. Präsident Mr. Abrahams, unterstützt von Billy Geel,

wird seinen Sitz um 8 Uhr einnehmen und seinen glänzenden Marstall von Schooß-Dachshündchen oder Stäubern vorführen. Mr. Lerinke hat einen Stäuber, 3½ Pfund schwer, erdötig, mit jedem Hunde in der Welt von gleichem Gewicht um die Wette zu tödten" (nämlich im Ratten-Theater).

Hier ließ sich also gewiß ein Hochgenuß für die Phantasie (oder vielmehr die unübersehbare englische „fancy") erwarten, obgleich die Programms zur Hunde-Schau im „Lauerer", in der „Krone" und im Fiedler-Gütchen (Haymarket) auch versührerisch genug klangen. Ich entschied mich für die „Ente" in Bethnalgreen, weil diese von meiner Wohnung aus am ersten zu erreichen war.

Aus der großen nordsüdlichen Hochstraße, die über 10 Meilen lang unter verschiedenen Namen durch London und über die Londoner Brücke läuft, beg ich in der Nähe der Shoreditch-Kirche östlich links ab und hinein in eine schwarze, enge Kluft von Gäßchen, die mich in die berühmt-berüchtigte Club-Row führte. Das ist der classische Boden eines eigenthümlichen Sonntag-Wochenmarktes, der Vögel-, Kaninchen-, Ziegen- und Meerschweinchen-Messe, und das Schlachtfeld der lieblichsten Wettkämpfe zwischen Primadonnen der Finken und Kanarienvögel in eigenen dazu bestimmten Sälen vor Preisrichtern und einem oft hochwettenden Publicum. Die Preise für die Sieger bestehen aus neusilbernen, silbernen und andern kostbaren Bechern bis zum Werthe von zehn Pfund Sterling oder auch baarem Gelde, je nach Lust und Laune der Eigenthümer.

Vorbei, damit wir hier nicht stecken bleiben und wunderbare Geschichten erzählen von goldenen Kanarienvögeln und Goldfinken, die sich in der Wuth des Wettgesangs im Augenblicke des Sieges die zarten, aber heroischen Sing-Organe zersprengten und vom Gipfel ihres Triumphes plötzlich todt niederfielen.

Muth! Weiter! Muth! Wir müssen durch diese hohle Gasse, so drehend sie uns auch entgegengahnt, durch noch eine Spalte, zu eng, um auf den Namen Gasse Anspruch machen zu können, eine Art Riß oder Einsturz zwischen dem vermoderten Mauerwerk, um in die „Entenstraße" und die Taverne gleichen Namens zu gelangen.

Und da ist sie endlich, die „Duck-street", Entenstraße, und auch die „Duck-Tavern" mit dem Namen des Eigenthümers „Lerinke" über dem Eingange. Gesunden, ohne zu fragen, da es an Führern nicht fehlte. Erst folgte ich einem Manne, aus dessen Rocktasche mit nachlässig aufgeschlagten Vorderpfoten ein feiner, vornehmer, verdrießlich aussehender Köter herausguckte, der mich mit maliziösem Geläurre in den Finger biß, als ich ihn streicheln wollte, und auf alle Menschen, besonders die Jungen, tödtliche Blicke des Hasses warf. Dann drang ich fast gleichen Schritts mit einem andern Individuum weiter vor, das etwas umfangreich Lebendiges zwischen Weste und unten zugeknöpftem und oben dicht offenem Rocke trug, das sich unter einer Laterne als ein ziemlich großer, weißer, pudelähnlicher Hund erwies, der seine Anme over den Pflegeratter mit übermüthiger Zärtlichkeit in dem schmutzigen Gesichte herumleckte und ihm auf diese Weise Seifensieder und Waschwasser zu ersparen schien. Dann sielen mir mehrere Mannsen und Kerls auf, alle wie eine besondere Gattung von Menschen und alle mit Hunden, von denen keiner zu Fuße ging, sondern jeder auf irgend eine zärtliche Weise wie ein Kind getragen wurde. Selbst ein riesiger Bulldogg, der natürlich in keiner Tasche, keinem Busen unterzubringen war, lief nicht, sondern stand mit je zwei Beinen auf einer Schulter seines Herrn, dessen pelzmützenbedeckter Kopf auf diese Weise aussah, als wäre er viel dicker, als der ganze Kerl.

Vor der „Barre" des Trink-Palastes drängten sich Menschen und Hunde. Die Zink-Oberfläche mit den metallenen Pumpen sah aus, wie die der Tausende anderer „Public-Häuser" in ganz England, nur etwas schmutziger, liefernder, hier und da mit Vertiefungen und kleinen Teichen versehen. Hinter der Barre waren Mr. und Mrs. Lerinke und das auch hier hübsche „Bar-Mädchen" eifrig beschäftigt, einzusiehen, Geld mit großer Hestigkeit und Geschicklichkeit gegen die metallene Barrenplatte zu schleudern, es in die Höhe springen zu lassen und auszumessen mit der Hand von Künstlern wieder aufzufangen, um nach dieser Prüfung der Echtheit es zu wechseln und darauf blitzschnell richtig herauszugeben. So weit war Alles, wie gewöhnlich. Aber der Eigenthümer dieses berühmten Public Hauses setzte mich in Erstaunen. Ich hatte gehört, daß er persönlich mit den grimmigsten Hunden den Kampf aufnehme, ohne sich je beißen, geschweige besiegen zu lassen, daß er als Secundant und Mäcenas von Preis-Bestern sich eines hohen Ruhmes erfreue und bei Rattenhetzereien er hat auf dem Boden ein Theater dafür) die Säcke voll selbst herbeischaffe und ausschütte. So hatte ich einen stahlarmigen, muskulösen, grimmig bärbeißigen Riesen erwartet, den Schrecken aller Bulldoggs, und fand nur ein kleines, dünnes Männchen mit ewigem Lächeln und dünner, klarer Stimme, ein Zwergleim neben der Frau mit dem Brustlatz eines Faßstaff und dem Nacken eines Maskochsen.

Ja, es war Mr. Lerinke und ist's heute noch. Kein Mißverständniß möglich, da ich Lente der verschiedensten Art fragte und jeder die Thatsache bestätigte, daß der dünne, hungrig aussehende Mann Lerinke war, Lerinke, der einzige Besitzer des berühmtesten aller Bulldoggs, der große „Lyncleop" oder Hundeweise, der kunstgebildete Ratten-Theater-Director und höchste schiedsrichterliche Instanz in allen Hunde-Duellen. — Daß sein Herz ganz den Hunden gehörte, wurde mir bald klar. Die verliebten Seitenblicke, die er verstohlen wegen der dragenerartigen Gattin, fürcht' ich, bald dieser, bald jenem der zahlreichen Köter zuwarf, das zärtliche Purren und Spitzen, Schnatzen und Glucksen, womit er Säuglinge und Kindlein von Hunden streichelte und „cyete" — waren Beweises genug. Und welche Menge angekettspte und kostbar in übergitzten Mahagonikasten an den Wänden angebrachte Hunde-Mumien! In dem prächtigsten dieser Sarkophage siel besonders ein mörderisch und schenßlich häßlich aussehendes Exemplar von Bulldogg auf, zumal als Mr. Lerinke mehrmals mit tragischem Schmerze auf ihn blickte, eine Weile darauf haftete und dann mit der Erschütterung eines Vaters, der eben seinen einzigen Sohn verloren, seufzte, Leben und Tod dieses Unvergeßlichen, zu früh dahin Geschiedenen einem Gentleman zu erzählen, der den Kopf seines Stier-Töchters zur Rocktasche heraus trug, wie der Stutzer den Zipfel seines ersten seidenen Taschentuchs.

„Fünfzig Pfund hätt' mir Einer können hier baar herzählen," rief Mr. Lerinke mit schwerstem Enthusiasmus, „zwanzig Pfund mehr, Sir, siebzig Pfund, Sir: kein Gedanke, ihn dafür zu verschenken. Vierzig wurden mir geboten, ja fünfundvierzig und zehn Schillinge. Pah! Hätten ebenso gut fünfundvierzig für meine Katze bieten können oder mit dem schlausten Flüstern; für meine Frau. Alte, sag' ich, er wurde verspitzt, Sir, vergiftet. Das schönste Thier in der Welt und so klug und — und — o! Und so vergiftetem ihn die Nagabunden an einem Sonntage. Ganz munter lief er zwischen deren Beinen herum vor der Barre hier. Abends sollte „Schau" stattfinden, und sie gönnten ihm seine Superiorität nicht. Und so schnappte er ganz munter und unschuldig nach einem Stück Fleisch und lag in der nächsten Minute todt, todt, Sir, wie 'n Pfaffenstein. Mit Phosphore in 'nem Stückchen Fleisch."

Der Herr mit dem Stier-Töchsel in der Rocktasche war von dieser tragischen Geschichte so gerührt, daß er sein Glas mit einem „Grub" amortanst und eine Treppe im Winkel hinauf sprang. Ich folgte ihm in die Hallen der Hunde-Ausstellung. Durch die offene Thür pfiffte mich eine dicke Wolke von Dualm und Kneipengeruch an, vermischt mit einer eigenthümlichen süterigen Würze. Diese Geister waren nicht sehr einladende, zumal mit dem viel- und mißtönigen Gekurre und Gebelle und mit den vielen Galgen-Physiognomien, die im getrübten Gaslicht aus dem dichten Dualme heraus mehr oder weniger sichtbar wurden. Aber ich wagte mich mit ungeniertester Miene hinein und sah mir die Sache an. Ein langes, ödes, enges, von Hunden und Lumpengesindel gefülltes Zimmer, am Ende mit einer Erhöhung von Brettern und dem Präsidentensitzle. An den Wänden entlang Hunde in Glaskasten ausgestopft und lebendig in Käfigen. Auf den langen Tischen Hunde zwischen Gläsern und Krügen und Thonpfeifen und Tabakspapieren, Hunde auf den Schößen, Hunde zwischen Menschen und Stuhlbeinen, Hunde in allen Größen und Spielarten, Hunde aller Farben, Hunde in den verschiedensten Launen von erfindender Mordwuth am Stricke bis zur naivsten, sinnlichsten Ausgelegt und schwanzwedelnden, überaus glücklichen, nach allen Seiten mit der Zunge leckenden Menschenzuneigtlichkeit.

Außer ausgestopften und lebendigen Hunden hingen noch grobe Bilder von Schnee und Hyenen, den Preis-Bey-Königen, Bey-Scenen, Schnell-Läufer, rattentödtende Hunde, einander tödtende

Digitized by Google

Hunde, einander tödtende Kampfhähne, Wellington, die Königin und einige Rennpferde an den Wänden entlang.

Der Präsident nimmt oben hinter Wolken seinen Sitz ein, ihm gegenüber am anderen Ende der Tafel der Vice-Präsident Billy-Cool. Beide rauchen als höhere Wesen Cigarren, alle Andern ihre Thonstummel. Billy Cool hält ein Schensal von Riesenhund, dessen Rachen mit dicken Leberriemen verbunden ist, zwischen den Beinen und an einem starken Stricke fest und dahlt mit ihm, wie mit einem schwachen, geliebten Säuglinge. „Der schönste, gezähmte Bulle im zwanzigmeiligen Umkreise!“ wie mich ein Nachbar vertraulich belehrte.

Und nun die Gesellschaft! Die Ausstellen! Die Ritter der Hunde-Industrie! Ich habe alle Arten von Londoner Verwahrlosung und Brutalität gesehen, wohl aber nie eine solche auserlesene Sammlung von Trägern des Kainsstempels, von natürlicher und naiver Schurkerei und selbstgefälliger Brutalität. Es konnten nicht weniger als ihrer funfzig sein, einige in ganzen Röcken und von einer gewissen Vornehmheit mit mehrmals geknickten und zerschlagenen „Angströhren“ der Civilisation auf den Köpfen, andere unter Mützen und in Flanelljacken, noch andere mit zu weiten oder zu engen Leibröcken und mit zu engen oder zu weiten, zu kurzen oder zu langen Hosen, so daß es mathematisch ausgemacht erschien, daß Keinem seine Kleider von einem Schneider angemessen worden waren, Alles war alt von Lumpenmärkten zusammengeklaubt oder fix und fertig gestohlen worden. Am auffallendsten erschien mir eine gewisse Gleichartigkeit in der Haartracht, der „Newgate-Klopfer“-Styl, wie er in der höheren Gaunersprache genannt wird, d. h. über den Kopf weg gescheitelte und dann ringsum unnatürlich untergekrümmtes und unter Mützen und Hüte geschobenes Haar, damit es in Fällen der Gefahr zur Entstellung in beliebige andere Formen gezwungen werden und als Maske dienen könne.

Die Physiognomien der ehrenwerthen Gesellschaft hatten wohl alle ein natürliches, mindestens durch die socialen und individuellen Verhältnisse von der Wiege an ausgebildetes Verbrecher-Gepräge: kleine zurücktretende Stirnen, Spitzköpfe, unnatürliche Ausbildung des Hinterkopfes oder der untern Gesichtstheile. Jeder hatte mindestens einen Hund. Die Mode- und Miniaturhündchen saßen auf dem Tische neben den Gläsern und wechselten mit den Herren in den verschiedensten Formen Beweise der Liebe und Zärtlichkeit. Und hierin lag die menschliche, die rührende, ja tragische Schönheit des seltsamen Schauspiels. Die Hunde-Heren waren alle Feinde der Menschen und ihrer Gesetze, ihres Hab und Guts, wie sie offenbar von allen ordentlichen, gebildeten, mit Eigenthum gesegneten Menschen gehaßt, verachtet, vermieden oder verfolgt wurden. Aber der Mensch muß etwas lieben. Und so waren sie mit diesem Lieblingsbedürfniß auf den Hund gekommen, den treuen, sich zärtlich anschmiegenden Freund des Menschen bis in den Tod, bis in den Kerker und an den Galgen, den treuen Freund in der Noth, in Hunger und Elend, in Schmach und Schande, den über alle menschlichen Grenzen hinaus Liebenden, Treuen und Zuverlässigen. Ich fragte einen lumpig und hungrig aussehenden Kerl neben mir, was er für seinen hübschen, lustigen, listigen Hund für'n Preis stelle.

„Verkauf' ihn nicht. Einmal wurden mir 12 Pfund geboten, ich geb'n nicht für 20. Ist mir Vater, Mutter, Geschwister, Frau und Kinder. Er nährt mich.“

„Wie so? Macht er Kunststücke?“

„No, Sir! Er hat sein Geschäft. Geht früh aus und macht sich in der Nähe von Fleischerläden Zerstreuung, wobei er immer in den Laden schielt. So wie die Luft rein ist, kommt er um die Ecke 'rum, schnappt das schon vorher als nicht zu schwer ausgesuchte Stück herunter und bringt es mir. Manchen Tag hat er schon 6 Pfund gebracht, so daß wir beide gut zu leben und noch an gute Freunde unterm Einkaufspreise etwas abzulassen haben.“

Und daben küßte der Kerl seinen Ernährer enthusiastisch auf die Schnauze, und dieser wedelte so begeistert mit dem Schwanze, daß er laut gegen die Stuhlbeine knallte, ohne sich dadurch stören zu lassen. Die Spiel- und Schoofsründchen des Präsidenten und die meisten andern Zwerge auf dem Tische waren wunderschön und zierlich, einige mit Pfötchen nicht dicker als ein Gänsekiel und zum Theil mit den feinsten Bliesen und zierlichen Zeichnungen. Das sind die Hündchen, die mit der Zeit an Lord-Labun und Herzoginnen für fabelhafte Preise verkauft werden. Ich fragte nach den Preisen der verschiedenen ausgestellten Hunde wohl funfzigmal und hörte nie weniger als 10 Pfund Sterling nennen, wenn sie nicht durch „Nichtverkäuflich“ alle Schätzung in Geld ablehnten.

Die Reden des Präsidenten und verschiedener Hunde-Aussteller über Hunde im Allgemeinen und ihre Hunde im Besondern, das Herumzeigen und Abschätzen und Streiten und alle die Einzelnheiten des Abends können wir hier nicht wiedergeben, so daß wir mit der Schlußscene schließen.

Tische und Stühle sind übereinander in den Winkeln aufgehäuft und zum Theil mit Hunden und Menschen besetzt, die einen Kreis bilden, in welchem Billy Cool's Bulldogg sich mit einem kalbsgroßen Fleischerhunde um 5 Pfund Sterling (außer den Privatwetten) duellieren soll. Beide werden gegen einander gehetzt. Sie knurren und knärren sich gegenseitig mit weißen Zähnen an. Dann packen sie sich heulend, brüllend, röchelnd, und wälzen sich fest ineinander gepackt über einander. Der Boden wird blutschmierig. Alle anwesenden Hunde bellen oder heulen, und die kleinen, zartnervigen springen vor Angst in Taschen und auf Tische. Alle Gäste hetzen, preisen, brüllen, stampfen, Jeder seinen Hund, auf den er gewettet, hetzend. Der Kampf dauert mit wenigen Unterbrechungen lange, bis endlich der Fleischerhund zuckend still liegt und Billy Cool seinem Sieger mit dem eisernen Feuerschürer die krampfhaft geschlossenen Kinnladen auf- und ihn so von dem sterbenden Fleischerhunde losbricht. Nach diesem Schlusse wurden die Wetten ausgeglichen, und damit war die Hunde-Ausstellung zu Ende.

Zur Geschichte des Aberglaubens.

Nr. 3.

Es giebt wenige Menschen, die vom Aberglauben völlig frei sind, und doch ist er anerkannt eine Thorheit, welche unzählige Belästigungen und schlimmere Einflüsse im Gefolge hat, ja in manchen Fällen jahrelang, oft sogar auf die ganze Zeit des Lebens, den frohen, unbefangenen Muth des Daseins zu stören im Stande ist. Größtentheils bringen wir die ersten Veranlassungen zum Aberglauben schon aus der Kinderstube mit, wo alte Tanten, Ammen und Mägde sich ganz besonders darin gefallen, die jungen Seelen ihrer gläubigen Zuhörer durch Zauber-, Geister- und Wunder-Erzählungen in falsche Voraussetzungen und Trugschlüsse zu verwickeln, für welche Kinder noch kein vernünftiges Gegengewicht haben. Von der Gespensterfurcht, dem Glauben an Hexen wie überhaupt dem sogenannten groben Aberglauben sich zu befreien, mag nun wohl in den reiferen Jahren öfter gelingen; aber es giebt eine Masse halbbewußter alberner und lächerlicher Dinge, die man mit dem Sammelnamen „Ahnungen“ wohl am besten bezeichnet, welche uns in unangenehmer, lästiger Weise anfangen. Wenn wir auch bei wahrer Vernunft solchen Unsinn tausendmal zum Teufel gewünscht und verworfen haben, so erlauert sich der verscheuchte Aberglaube immer wieder und wieder einen unbewachten Moment, — einen träumerisch dämmernden Zustand der Seele, um aufs Neue beängstigend aufzutreten und uns Umstände, Dinge, Verhältnisse, Zufälligkeiten, Zahlen, Tage ꝛc. zu zuwider zu machen, daß man schließlich doch unter zehn Fällen neunmal ein flaues Gefühl, ein dauerndes Unbehagen davon trägt.

Wie viele Menschen giebt es, die am Freitag nichts zu unternehmen wagen, die aus Ehrenklingen, Hand- und Nasctiegeln, einem gefundenen alten Nagel oder Hufeisen, der Begegnung eines alten Weibes am frühen Morgen, über den Weg laufenden Katzen, Hasen oder Schweinen ꝛc. ꝛc., ungerechnet der Masse ganz und

geber, vollständig unsinniger Sympathiemittel, die abenteuerlichsten Folgerungen und Schlüsse ziehen.

Doch das wären nichts weiter als kleine Lächerlichkeiten, die in den meisten Fällen nur belästigen, ohne positiven Schaden anzurichten, sind es auch unleugbare Beeinträchtigungen der inneren Freiheit, und eben dadurch häufig Störungen äußerer Thätigkeit. Allein weit schlimmer, als man das so auf den ersten Blick einzusehen vermag, können die Folgen des groben Aberglaubens, z. B. der Wahrsagerei, ausfallen. Mir ist unter vielen anderen ein ganz besonders auffallendes Beispiel bekannt geworden, das ich hier erzählen will, um damit eine Warnungstafel aufzustellen, die vor dem häufig auftretenden unsinnigen Gelüste, mit der eigenen Schwäche ein unbedachtes Spiel zu treiben, zurückschrecken soll.

Ein feines Prophetenblickes wegen oft genannter und bekannter Wahrsager war ein gewisser Sohn in Berlin. Unter den vielen älteren und jüngeren Personen vornehmen und geringen Standes waren es im Jahre 184* zwei junge Mädchen aus guten Familien, welche dem Gelüste, einen Blick in die Zukunft zu thun, nicht widerstehen konnten. Sie gingen zu jenem Sohn, und er war bereitwillig, ihnen die Zukunft zu offenbaren. Der Einen weissagte er alles Glück, während er der Andern eröffnete, daß sie sich zwar bald glücklich verheirathen, mit ihrem Manne auch sehr zufrieden leben würde, indeß stehe es fest, daß sie im ersten Wochenbett sterben müsse. — Das Unglück wollte nun, daß Einiges der glückverheißenden Offenbarungen für die Freundin in Erfüllung ging; natürlich Alles nur im Verlauf geordneter Verhältnisse; aber sie waren einmal vorhergesagt und daher bleierne Gewichte, die sich mit immer mehr erschwerender Gewißheit an die Unglücksprophezeiung für die zweite junge Dame hingen. Sie liebte! Doch trotz der Einwilligung der Eltern und dem Drängen des Bräutigams suchte sie stets die Hochzeit hinauszuschieben, bis sie endlich in traulicher Stunde den Muth faßte, dem Geliebten ihre sie beängstende Sorge, der Weissagung halber, mitzutheilen. Was vermag die beredte Zunge des Geliebten nicht? Die Hochzeit kam zu Stande. Das Paar war selig, und das Glück der jungen Gatten sollte im Spätherbst seinen Gipfelpunkt in der glücklichen Geburt eines Söhnchens erreichen.

Der kräftige Gesundheitszustand der jungen Mutter ließ auch den letzten Schein von Besorgniß aus der Seele des glücklichen Vaters schwinden. Morgen sollte die Frau zum ersten Male das Bette verlassen. Der Ehemann trat in fröhlicher Stimmung während der Dämmerstunde des vorhergehenden Abends an das Wochenbette der geretteten Gattin. „Nun sieht Du, mein süßes Weibchen," sagte er in unsteiger Sorglosigkeit, „wie Dein miserabler Prophet zu Schande geworden ist; Du und unser liebes Kind, ihr seid beide froh und munter. Ich habe absichtlich die dumme Geschichte nicht wieder erwähnt; aber jetzt wirst Du doch wohl für alle Zeiten von der Thorheit, an derlei Firlefanz zu glauben, geheilt sein." Die Dämmerstunde ließ den jungen Mann nicht sogleich die furchtbare Veränderung wahrnehmen, welche augenblicklich mit der noch immer leidenden Frau geschah. Da er jedoch nach wiederholten Fragen keine Antwort erhielt, bis endlich unter lautem Schluchzen ihm die Erwiderung wurde: „Ach, Otto, nun bin ich gewiß verloren; ich werde mein Krankenlager nicht mehr verlassen!" — da rief er nach Licht und erblickte sein wie durch einen Zauberschlag verändertes geliebtes Weibchen in fieberhaft zitternder, ängstlicher Aufregung. Seine Worte, seine Beredsamkeit waren vergebens. Sie blieb überzeugt, sterben zu müssen. Aerzte wurden herbeigerufen; an Sorgfalt und Aufsatten jeder Art fehlte es nicht; umsonst. — Binnen 3 Tagen erlag das arme Weib einem heftigen Nervenfieber, als Opfer der Wahrsagerei!

Jeder wird leicht in dieser wahren Darstellung der Thatsachen den natürlichen Zusammenhang erkennen. Es giebt kein bequemeres Mittel mit Erfolg wahrzusagen, als sich einen Moment im Leben des Weibes, der mit vieler Wahrscheinlichkeit eintreten muß, zum Brennpunkt der Offenbarung zu wählen, und dann den natürlichen Proceß der beinahe jedesmal auftretenden theilweisen Lebensauflösung als gefahrdringenden Unheilsziel zu setzen. Aber mit derlei drastischen Erfolgen wissen solche gewissenlose Subjecte, trotz ihrer häufigen Dummheit dennoch pfiffig genug, ihrem Gewerbe jenen unpfiffigen Schein zu verleihen, der ihnen die ganze Zahl seelenschwacher Menschen und deren gefüllte Geldbeutel zuführt. — Aus Zuchthaus mit solchen gewissenlosen Betrügern, oder ins Irrenhaus mit derlei gefährlichen Narren, die mit ihren speculativen oder selbst gehirnkranken Inspirationen ein Gewerbe treiben und Unheil in die Gesellschaft streuen!

Je lebendiger die Phantasie eines Kindes ist, ein desto fruchtbareres Feld für die Saat des Aberglaubens findet sich in ihm. Ich entsinne mich, schon im Alter von 7—9 Jahren alle alten Weiber an Erfindung von Schauer-, Geister- und Wundergeschichten überboten zu haben. Daß ich mir derlei Erzählungen, die ich zuweilen auch in Anwesenheit Erwachsener vor einem aufmerksamen Cirkel kleiner Zuhörer vortrug, selbst erfand, ist wohl ein Beweis, daß ich in gewissem Sinne nicht daran glauben konnte; und dennoch habe ich gerade dadurch mir selber eine Seelenschwäche herangebildet, die mir später, und zuweilen noch bis heute, viel zu schaffen machte. In wenig Monaten bin ich jetzt 36 Jahre alt, und eben daran will ich eine kleine Erzählung knüpfen, die, eben weil ich jetzt selbst in vollständig rigoroser Weise darüber spreche, einen Beweis abgeben möge, wie schleichend unbesiegbar der Aberglaube nachwirkt, auch bei solchen, die keine Anstrengung scheuen, sich davon zu heilen, wie dies bei mir aus dem Folgenden erhellen wird.

Ich hatte einen Onkel, der General-Feld-Zeugmeister der österreichischen Armee war und in Linz seine Pension verzehrte, woselbst ich in einem Militär-Institut von meinem 10. Lebensjahre an erzogen wurde. Da Linz, wenigstens zu jener Zeit, der Aufenthalt vieler hoher Militär-Pensionäre gewesen, so konnte es nicht besonders auffallend sein, daß gerade im Frühjahre 1839 schnell hintereinander 2 große Leichenbegängnisse verstorbener alter Generale stattfanden. Für uns Jungen der Militär-Schule waren solche Leichenbegängnisse förmliche Feste. Wir hatten Nachmittags keinen Schulunterricht und durften in Galla, eine Compagnie kleiner Soldaten rangirend, derartige Feierlichkeiten immer mitmachen. Kanonen wurden in unserer nächsten Nähe gelöst; Bataillone gaben Ehrensalven den Verstorbenen ins Grab; das Alles gefiel uns nicht wenig, und beim Nachhausemarschiren sagte ich zu meinem Nebenmann, dem Zögling K., darüber einige Worte, wie mich derlei Paraden amüsirten. Da meine K., daß wir bald einen anderen General, den Feld-Marschall-Lieutenant R., begraben würden, ich also das Vergnügen nächstens wieder haben könne. — Und wirklich, wie er sagte, geschah es. Dabei war nun allerdings selbst für einen Aberglaubischen noch immer wenig Wunderbares. Als ich jedoch diesmal beim Nachhausegehen K. fragte: „Nun, weißt Du vielleicht auch jetzt wieder, wen wir zunächst begraben werden?" antwortete mir K., ein munterer, witziger Bursche, stets voller Tollheiten und hervorragenden Einfällen (er ist gegenwärtig Major des österreichischen Ingenieur-Corps), mich plötzlich ernst ansehend: „Ja! heute über acht Tage Deinen Onkel, den Feldzeugmeister M." Ich erklärte diese Antwort für einen schlechten Scherz, aber K. blieb steif und fest dabei, daß er das genau wisse. Was soll ich viele Worte machen? Noch des anderen Tages besuchte mich bei Gelegenheit eines Spazierganges mein Onkel im Institut; als ich jedoch an dem darauf folgenden Donnerstage, dem gewöhnlichen Tage, wo ich am Tisch desselben zu Mittag speiste, mich eben zu ihm verfügen wollte, kam ein Diener des Generals mir das Diner abzusagen, weil Se. Excellenz heftig erkrankt waren. Und genau am achten Tage nach dem Tage der Prophezeiung stand ich als Leidtragender an der Grube des Entschlafenen. Mein Onkel laborirte schon lange an Schlaganfällen, und sein Tod war längst jeden Tages zu erwarten und zu besürchten. Dennoch machte die ganze Geschichte auf mich einen tiefen Eindruck, welchem ich mich um so mehr hingab, als ich an meinem Onkel viel, sehr viel verloren hatte.

Da trat eines Tages mein College K. an mich heran und sprach mir Muth ein, indem er sagte, der Schlag könne mich nicht unvorbereitet getroffen haben, da er ihn mir ja vorhergesagt habe. — Das machte mich wüthend, und ich wies ihn unwillig zurück; — doch er meiner spottend sagte: „Gebehrde Dich wie Du willst, deshalb weiß ich doch, daß Du nicht 36 Jahre alt wirst!" Es war nichts weiter als tindischer Muthwille, den er sprach, das weiß ich jetzt, das sah ich schon damals ein, und dennoch schlugen jene Worte so in meine Seele, daß sie darin immer fester Wurzel schlugen, so daß ich sie Jahre und Jahre lang als Gewißheit mit mir herumtrug. — Jetzt bin ich nahezu 36 Jahre alt, also nach K.'s Meinung gerade in den letzten Zügen meines Erdenwallens. — Aufrichtig gesagt, beunruhigt mich die Prophezeiung trotz meines schon seit Jahren anhaltenden, zuweilen be-

Digitized by Google

denklichen Unwohlseins (Hämorrhoidalleiden nennen es die Aerzte, weil mir Keiner zu heißen weiß) nicht im Geringsten, und ich habe durchaus weder Furcht noch Neigung in den nächsten Monaten zu sterben; aber vergessen habe ich die Geschichte bis heute nicht und erwarte den Tag, der mein sechsundvierzigstes Jahr vollenden soll, mit einer gewissen Scheuheit, um endlich den unbequemen Gedanken los werden zu können. — Und so geht es mir, der wirklich mit festem Willen ganz gewaltige Curen mit sich vorgenommen hat, um sich das einzig wirksame Heilmittel für solche Fälle zu verschaffen: nämlich durch handgreifliche Gegenbeweise sich selber ein vernünftig ruhiges Raisonnement der anerzogenen Schwäche gegenüber abzutrotzen und durch energische Muthproben das Nervensystem zu stärken.

Haben wir im Vorhergehenden von den unangenehmen und schlimmen Folgen des Aberglaubens gesprochen, so wollen wir jetzt ein Beispiel anführen, welches im Gegensatz zu den vorigen darthun soll, wie ein unbefangenes Gemüth durch rasch entwickelnde gesunde Logik selbst Schwache und Unmächtige kräftigen und zur Beherrschung schwieriger Situationen geeignet machen kann. —

Der preußische Justizrath B., ein allgemein geachteter und als praktisch bekannter Mann, war mit Kindern reich gesegnet. Obgleich nun zwar die meisten derselben Mädchen gewesen, so ließ er doch trotz seiner ihn bisweilen überschüttenden Geschäfte sich niemals die Mühewaltung gereuen, die Erziehung seiner Kinder unmittelbar zu überwachen, ja in gewissem Sinne selber zu leiten. „Ich kann meine Mädchen nicht fürstlich aussteuern," sagte er oft, „aber dafür will ich sie praktisch erziehen, damit sie nothwendigen Falles auf eigenen Füßen zu stehen im Stande sein können." Daß bei solchem Vorhaben eines gebildeten Mannes es an der Handhabung richtiger Mittel nicht fehlte, ist wohl begreiflich, und im Allgemeinen liegen diese ja auch nahe genug, sobald die immer gleiche Sorgsalt des Vaterauges nur darauf aus ist, zur rechten Zeit in den vertrauensvollen Seelen der Kinder zu lesen, um Begriffsverwirrungen aufklärend zu besiegen, noch ehe sie tiefe Wurzel schlugen.

Die Hochzeit einer dem Justizrath nahe verwandten jungen Dame veranlaßte dessen Anwesenheit mit seinen vier ältesten Töchtern, von welchen wir die jüngste, Louise, besonders kennen lernen wollen, auf dem Schloß des Bräutigams, eines wohlhabenden schlesischen Gutsbesitzers.

Zwar war das geräumige Schloß zum Empfang einer bedeutenden Anzahl Gäste eingerichtet, allein, wie es bei solchen Gelegenheiten häufig geschieht, es fanden sich noch mehr Gäste ein, als unter gewöhnlichen Verhältnissen untergebracht werden konnten. Daher kam es, daß im Schloß das Oberste zu unterst gekehrt werden mußte, um nur Raum für Alle und Jeden zu schaffen. Ein Seitenflügel des Hauptgebäudes enthielt im Obergeschoß achtzehn in einer Reihe gelegene einfensterige, kleine Fremdenstübchen, welche diesmal zur Aufnahme sämmtlicher junger Mädchen der Gesellschaft bestimmt wurden; weshalb man dort die nach einem längs der ganzen Reihe zwei Gastzimmer hinlaufenden Corridor führenden Thüren von innen verschloß, dagegen alle Verbindungsthüren öffnete, wodurch der ganze Raum gleichsam in einen langen, nur in Schlafstellen getheilten Saal verwandelt wurde. Im letzten dieser Fremdenstübchen jedoch hatte man einen Theil der Schloß-Bibliothek interimistisch placirt, da das große im Untergeschoß des Hauptgebäudes gelegene Bibliothekzimmer ebenfalls für eine Anzahl junger Herren als Schlafgemach in Anspruch genommen werden mußte.

An einem der Festabende saß man im großen Versammlungssaal beisammen. Die jungen Leute hatten unter sich Spiele arrangirt und gaben sich der Festfreude mit jener glücklichen Heiterkeit hin, die nur der kurzen Jugendperiode eigen ist, wo nach dem Abstreifen der Kinderschuhe der trockene, herbe Ernst des Lebens noch nicht seine Rechte geltend zu machen beginnt. Die älteren Herren und Damen der Gesellschaft hatten sich ebenfalls in Gruppen getheilt, und während die Hausfrauen sich vertrauliche Mittheilungen zu machen hatten, war eine Gruppe von Vätern, unter welchen sich auch der Justizrath B. befand, damit beschäftigt, ganz im Stillen die ausgelassene Heiterkeit des jungen Corps zu beobachten; wobei es kam, daß man auf Justizraths Louise ganz besonders aufmerksam wurde. Obgleich augenscheinlich die Jüngste im Kreise, war doch sie es, welche trotz muthwilliger Heiterkeit gleichsam den ordnenden Geist auszuströmen schien, der die Spiele in unaufgehalten sicherem Gange erhielt. Louise wurde von den sie beobachtenden älteren Herren als ein Mordsmädel bezeichnet, was dem Justizrath nicht wenig schmeichelte, weßhalb er auch mit Stolz erwiderte: „Ja, und das ist mein Werk!"

Man ließ dem Justizrath zwar Gerechtigkeit widerfahren, konnte sich aber dennoch nicht enthalten, einige Gegenbemerkungen zu machen; daß z. B. der Stoff, um ein resolutes Mädel zu erziehen, auch darnach vorhanden sein müsse; es gäbe Fälle unbesiegbarer Verzagtheit, Furcht und Unentschlossenheit, welche ihren Ursprung im kränklichen, hinfälligen Wesen der Kinder haben; wie überhaupt eine energische Seele nur bei kräftiger Constitution denkbar sei und, wenn diese fehle, sich eben wenig dafür und dagegen thun lasse.

Damit aber hatte man den Justizrath gerade auf sein Lieblingsthema gebracht, und er war in seiner beredten Weise denn auch nicht lässig, den um ihn versammelten Vätern eine derbe Strafpredigt zu halten, die er mit den Worten schloß: „Sehen Sie 'mal mein Louischen an, sie ist kein Miesenkind und hat am allerwenigsten etwas mit einem sogenannten Hysteren gemein. Sie ist Gott sei Dank — schön oder nicht schön, davon abgesehen — aber ein Mädchen, die durch die etwas resolute Erziehung, die ich ihr angedeihen ließ, nichts von dem Duft ihrer Jungfräulichkeit einbüßte. Das Mädchen war von Kind an fränklich und zeigte alle Anlagen ein nervöses Gespöpf zu werden, weßhalb ich gerade mit ihr meine besondere Noth hatte; aber auf ihre Courage würde ich vom Fleck weg eine Wette wagen. Bon Furcht hat das Mädel kaum einen klaren Begriff!"

Während dieses Gespräches hatte sich beim Spiel der jungen Leute eine kleine Differenz eingestellt, welche selbst Louischen nicht begleich zu erledigen im Stande war. „Wo ist das Buch, nach welchem wir das Spiel erkennen?" fragte sie jetzt, „wir wollen uns daran halten, das ist das Kürzeste."

„Das Buch wird schwer zu finden sein!" erwiderte der Bräutigam, „denn die Bibliothek befindet sich augenblicklich in einem etwas defekten Verhältniß, da man dieselbe theilweise nach dem letzten Fremdenzimmer des Obergeschosses brachte, um hier unten Platz zu schaffen."

„Nichtig," entgegnete Louise, „ich entsinne mich, das Buch oben liegen gesehen zu haben. Gebt mir nur ein Licht, ich will es gleich herbeischaffen. Wo ist der Schlüssel zur Stube?"

„Die ist von innen verschlossen, Louischen. Du müßtest durch die Fremdenzimmer gehen, wo alle Verbindungsthüren offen stehen."

Indessen hatte Louischen eines der dastehenden Kerzenlichter ergriffen und war auch schon zur Thüre hinaus gesprungen, um besagtes Buch herbei zu holen.

Einer der älteren Herren, als er Louischen hinausschreiten sah, rief dem Justizrath zu: „Sie können es sich ersparen, eine Wette auf Louischens Muth anzustellen; ich glaube kaum, daß eines der übrigen hier anwesenden jungen Mädchen so unbedingt allein die Wanderung durch das Schloß nach dem abgelegenen Zimmer machen würde."

Der Justizrath lachte: „Sie wollen meinem Mädchen die Probe etwas gar zu leicht machen. Na, das fehlte mir noch, daß das große Mädel, sie ist im 15. Jahre, sich am Ende fürchten sollte, bei Nachtzeit allein durch ein paar dunkle Stuben zu gehen. Da müssen andere Proben vorliegen. Auf den absichtlichen forcirten Muth gebe ich übrigens sehr wenig, der wird immer unter gewisser außerordentlicher Anstrengung zur Schau getragen und beeinträchtigt die Unbefangenheit, welche man an jungen Leuten am sorgfältigsten cultiviren soll, um die frische, frohe Anmuth der Jugend sich recht unverkümmert entwickeln zu lassen."

„Aber wo bleibt denn Louischen so lange?" ließen sich ungeduldige Stimmen im Kreise der jungen Leute hören.

„Ich will ihr suchen helfen!" sagte der Bräutigam und wollte eben nach der Thüre, welche sich in diesen Augenblick öffnete, indem Louischen mit dem Licht in der einen, dem Buch in der anderen Hand in den Saal trat. Diese Nebenumstände wurden jedoch kaum bemerkt, denn Aller Augen waren von den angestrengt ruhigen, jedoch auffallend blassen Gesichtszügen Louischens gefesselt, bis diese, das Licht aus der Hand setzend, mit fester Stimme sagte: „Oben sind Diebe! Ich habe einen gesehen und die anderen gehört; sie sind eben dabei das Silberzeug der Ausstever einzupacken, sie sind von der Dorfseite auf eingestiegen!"

Diese Worte hatten natürlich eine augenblickliche Revolte im

Versammlungssaal zur Folge. In wenig Augenblicken war das ganze Schloß alarmirt, einige Herren eilten bewaffnet nach der Außenseite des Schlosses, andere nach der Hofseite, während wieder andere, sofort die Treppe hinaufeilend, direct den Angriff auf die Diebe machten, und binnen einer halben Stunde waren acht Burschen, die sich die abgelegene Ruhe des Schloßflügels zu Nutze machen wollten, um die Ausbeute zu rauben, auf frischer That ergriffen und in Sicherheit gebracht.

Nachdem sich nun wieder Alles beruhigt hatte, war des Fragens kein Ende, wie es denn Louischen gelungen sei, die Diebe zu entdecken, ohne von ihnen bemerkt zu werden, da sie doch, wie das mitgebrachte Buch bewies, den ganzen langen Weg durch die Spitzbuben zwei Mal gemacht haben mußte. Lassen wir nun Louischen die Geschichte der Spitzbuben-Entdeckung selber erzählen:

möglich einem der Herren unserer Gesellschaft angehören konnten. Indem ich das so dachte, hörte ich, um einige Stuben weiter gekommen, deutlich jenseits des Corridors leise sprechende Männerstimmen und ein Geräusch, das mich auf den Gedanken brachte, es wären Diebe da, welcher Gedanke sich mir im nächsten Augenblicke bestätigte, als ich durch ein geöffnetes Fenster den durch dasselbe in die Stube reichenden Obertheil einer angelegten Leiter entdeckte. Ohne mich viel nach dem Allem umzusehen, war ich bis zur Bibliothek gelangt, wo mir das gesuchte Buch sogleich in die Augen fiel, welches ich ohne Verzug mit dem Vorsatz ergriff, es zu öffnen und, mich so anstellend, als lese ich und hätte von Allem nichts bemerkt, mich auf den Rückweg zu machen. Daß ich durch Rufen meine Stimme nicht bis hierher hörbar machen konnte, wußte ich, wie auch, daß die Spitzbuben,

Der Quirinalische Palast auf dem Monte Cavallo in Rom.
Nach der Natur aufgenommen von Bleicke.

„Ich ging," sagte sie, „ohne an irgend etwas Anderes, als das zu suchende Buch zu denken, hinauf und öffnete die Thür des ersten Fremdenzimmers vom Corridor aus, als es mir schien, wie wenn ich deutlich hastige Schritte vor mir hereilen hörte. Einen Augenblick aufhorchend vernahm ich nichts mehr und glaubte mich getäuscht zu haben, daher ich unaufgehalten weiter ging. Nun hatte ich die ganze Reihe geöffneter Thüren vor mir liegen, durch welche ich schreiten mußte, um zu den Büchern zu gelangen. Ihr wißt, daß an jeder Thüre ein großes, weißes Handtuch aufgehängt ist. Da kam es mir vor, als bemerkte ich in der sich nur allmählich erleuchtenden dritten Stube das Handtuch sich bewegen, und vermuthete, da ich näherkommend ein Paar Stiefel unter demselben hervorgucken sah, es wolle sich Jemand einen Scherz erlauben, denn unmöglich konnte eine der dort einlogirten Damen solche Stiefel dort zurückgelassen haben. Jedenfalls aber wollte ich den Spaß nicht verderben, und schritt deßhalb absichtlich an den Thürpfeilern so vorbei, als hätte ich nicht das Geringste bemerkt. Im Weitergehen fiel mir indeß die ungestaltete Größe der Stiefel auf, die noch obenein derartig beschmutzt waren, daß sie undurch mich aufmerksam gemacht, leicht unergriffen entspringen konnten, wenn sie mir nicht am Ende noch übel mitzuspielen gesonnen gewesen wären. Ich nahm also meine Courage zusammen und trat, mit dem aufgeschlagenen Buch in der Hand, meine Blicke darauf geheftet und mir ein Liedchen singend, meinen unheimlichen Rückweg an. Als ich wieder die drittletzte Stube erreichte, ließ ich meinen Blick auf den Fußboden neben mir gleiten und sah richtig noch immer die großen schmutzigen Stiefel dastehen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich froh war, als ich dieselben hinter mir hatte; denn daß es keine leeren Stiefel waren, die ich sah, wußte ich gewiß. Die hastigen Schritte bei meinem Kommen, die Bewegung des Handtuches waren keine Täuschungen, davon war ich nun überzeugt. Mit meinem Liedchen hielt ich indeß erst an, als ich die Thür nach dem Corridor hinter mir wieder geschlossen hatte, wobei ich deutlich vernehmen konnte, daß meine Anwesenheit auch von den Dieben im Ausstellungszimmer bemerkt wurde. Ich wagte jedoch keinen Blick nach dieser Richtung zu werfen, um mich nicht zu verrathen, wie ich auch meine Schritte beim Herabsteigen der Treppe absichtlich nicht beschleunigte, wodurch

es mir denn gelang, bis hierher zu kommen, ohne daß die Diebe eine Ahnung hatten, daß sie entdeckt seien. Na, und das Andere wißt ihr ja alle selber," vollendete Louischen. „Jetzt aber laßt uns zu Bette gehen, denn ich bin herzlich müde."

Der Justizrath gab seinem Louischen einen Kuß und sagte: „Du bist und bleibst mein Mord-Mädel! Nur schade darum, daß Du mir die Wette verdorben hast; morgen hätte ich am Ende Etwas auf Dich gewinnen können."

Daß nur durch die Geistesgegenwart Louischens der Raub jener Ausstener verhindert wurde, und die Spitzbuben, welche liederliches Gesindel eines Nachbardorfes waren, auf einen Schlag gefangen werden konnten, ist wohl Jedem unzweifelhaft klar; welchen Dienst aber das muthige Mädchen sich selber durch die behauptete Ruhe leistete, das verdient denn doch wenigstens noch einer kleinen Erwähnung. Bei der Gerichtsverhandlung, welche der Justizrath selber leitete, fand nämlich eine Confrontation des hinter dem Handtuch versteckt gewesenen Diebes, welcher als Sicherheitsposten aufgestellt war, und von Louischen so meisterhaft getäuscht wurde, mit der als Zeugin anwesenden Tochter des Justizrathes statt, wobei der schon mehrfach bestrafte Mensch die für seine Beurtheilung freilich etwas erschwerende Aussage that: „Hätte ich gewußt, daß mich die Kröte gesehen hat, so hätt' ich sie lieber gleich kalt gemacht!"

Ich darf mich wohl jeder weiteren Beleuchtung enthalten, indem ich die Ueberzeugung hege, daß man allgemein einsehen wird, wie wenig ein durch Geister- und Spukgeschichten eingeängstetes Gemüth, ein durch häufige extravagante Erschütterungen gelöstes Nervensystem geeignet machen dürfte, ähnliche Muthproben, Anderen und sich selber zum Nutzen, abzulegen. Also erzieht Euere Kinder vernünftig und laßt die Spuk-, Schauer- und Gespenstergeschichten bei Seite!

Walter v. S.

Das Asyl Franz II. in Rom.

(Mit Abbildung.)

Wir hielten es für nicht uninteressant, eine Abbildung der Behausung zu geben, die in unsern Tagen in Rom dem entthronten König Franz II. und der jungen Königin Marie von Neapel zum Aufenthalt und einstweiligen Asyl dient. Außer den genannten Majestäten, die jetzt das bittere Brod der Verbannung essen, ist der Palast von den übrigen Mitgliedern der neapolitanischen Königsfamilie bewohnt, die theilweise, wie die Königin Wittwe, schon früher gastliche Aufnahme in Rom fanden. Die päpstlichen Nobelgarden versehen den Ehrendienst des Palastes; sonst aber, abgesehen von den officiösen Empfängen und Besuchen, leben die Vertriebenen durchaus ohne alles Ceremoniell. So hatten wir jüngst Gelegenheit, die junge Königin, einzig von einer Dame begleitet, in der Kathedrale von Sanct Peter zu sehen. Sie betrachtete sinnend das schöne Denkmal jenes großen Papstes, das Canova demselben in Sanct Peter gefertigt. Ebenso sieht man häufig die Prinzen zu Fuße die Merkwürdigkeiten Roms aufsuchen.

Wie viel historische Erinnerungen knüpfen sich an diesen hehren Palast der Päpste und diesen Platz, wo die wunderbaren Kolosse von Monte Cavallo dem Wanderer Zeugniß geben von jener großen künstlerischen Pracht der alten Roma! — Hier sitzt seit lange schon das Conclave, das nach dem Tode eines Papstes den neuen Kirchenfürsten wählt. Aus jenem Kamine steigt der weiße Rauch (vom Verbrennen der Stimmzettel kommend), der dem Volke die gelungene Wahl verkündet. Hier residirte Pius VII. zur Zeit der französischen Occupation unter General Miollis, und von hier aus trat er und sein Staatssecretair, der Cardinal Pacca, unter Begleitung des Generals Radet seine unfreiwillige Reise nach Oberitalien, resp. Fontainebleau, an. — Hier residirte Pius IX. zur Zeit der stürmischen Tage der ersten italienischen Bewegung, und von jenem Balcon sprach er wohl manchmal zum versammelten römischen Volk. — Auf diesem Platz kam es zu den Thätlichkeiten, die damals den Bruch zwischen Regierung und Volk wenigstens sichtbarer machten. Aus jenem Palast endlich trat der Papst seine Reise nach Gaeta an, und selten nur residirte er seit jenen Tagen in diesen Räumen. — Welche Bestimmung bewahrt wohl die uns verschleierte Zukunft diesem weiten Hause?

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Reichardt erwiderte auf diese Aufforderung in leichter Verlegenheit: „Ich spiele wohl Alles, wenn ich die Noten dazu habe!"

„O, Sie werden das kennen!" rief der frühere Redner und legte zugleich sein Gesicht in ernste Falten, mit halber kräftender Stimme die erste Strophe eines Kirchenliedes beginnend. Reichardt erkannte schon beim zweiten Takt einen alten Choral Luther's und auf's Neue alle starken Stimmen ziehend, ließ er in vollen Accorden die kräftige Melodie erklingen. Es mochten wohl derartige Töne in der Kirche noch nicht gehört worden sein, denn ein Seitenblick auf die Gesichter zeigte ihm den Beifall in der selbstsamen Weise ausgedrückt. Ein Theil schien wie verklärt oder in stummer Bewunderung den brausenden Harmonien zu folgen, während ein Anderer nach dem Rhythmus den Kopf wiegte oder den Choral leise mitzusingen schien.

„Mr. Ritschert — oder etwas dem Aehnliches — der die Orgel spielen und uns ein tüchtiges Kirchenchor heranbilden will," stellte der Geistliche den jungen Mann vor, als dieser geendet, „die Gentlemen sind von der Musik hereingezogen worden," wandte er sich wie erklärend an Reichardt. Dann wurden diesem die verschiedenen Namen der Anwesenden genannt, und bei jedem derselben hatte er eine hergestreckte Hand zu schütteln.

„Ich hoffe, Sir, Mr. Ellis wird keinen Grund finden, uns Ihrer schönen Fertigkeit zu berauben," klang zuletzt die fremdeste Stimme eines Mannes, der ihm als „Trustee" der Kirche bezeichnet worden war, „jedenfalls hoffe ich, Sie morgen bei unserm Gottesdienst zu sehen."

Reichardt konnte sich nur verbeugen — der Predigers schien ihm also nicht völlig zu trauen und sich in dieser Weise ausgesprochen zu haben. Wenn aber sonst nichts seiner Existenz hier im Wege stand, so durfte er sich wohl ruhig der Zukunft überlassen, trotz des Kusses auf der Piazza von Congreß-Hall, den nur die Sterne gesehen und der hier schwerlich seine Wiederholung finden konnte. Er folgte den davon gehenden Männern, empfing an der Thür den Händedruck des Geistlichen mit einer neuen Einladung für den morgenden Sonntag und wanderte seinem Hotel zu. Nach wenigen Schritten aber hatten ihn zwei seiner Zuhörer, denselben Weg verfolgend, eingeholt. Er ward gefragt, wie ihm Amerika gefalle, was ihn herüber getrieben habe aus der alten Welt, und Reichardt sprach von seiner Begeisterung für die Musik, der er nicht habe genügen können, von den engen Schranken, die in Deutschland auch im socialen Leben jeder freieren Regung gezogen würden. Bald war ein lebendiges, allgemeines Gespräch im Gange, das auch, als die Veranda des Hotels erreicht war, mit sichtlichem Interesse von Reichardt's Begleitern festgehalten ward. Und als diese sich beim Läuten der Mittagsglocke endlich entfernten, machte sich in dem Begegnen des Wirths wie der Aufwärter eine Aufmerksamkeit gegen den jungen Deutschen geltend, die diesem ein Lächeln abzwang — er wußte doch nicht einmal die Namen seiner bisherigen Gesellschafter.

Digitized by Google

Als Reichardt nach beendeter Mahlzeit sein Zimmer betrat und seine Violine erblickte, kam es ihm vor, als habe er sich gegen sie einer Untreue schuldig gemacht. Er öffnete den Kasten; das Instrument war immer seine Busenfreundin gewesen, der er anvertraute, was unklar oder unausgesprochen in ihm ruhte. Und so begann er auch jetzt, aus- und abschreitend, im freien Spiele seinem Herzen Lust zu machen. Kaum zwei Minuten lang mochte er aber das Zimmer durchmessen haben, als sich auch leise die Thür öffnete und Bob's Gesicht sich vorsichtig hereinschob. Der Mund halb offen, die Augen starr auf den Spielenden gerichtet, blieb er eine kurze Weile in der Oeffnung stehen; dann aber stellte er sich, behutsam die Thür hinter sich schließend, neben dem Thürpfosten auf. Reichardt hatte ihn bemerkt, aber die Gestalt paßte gerade in seine Phantasien hinein, und so setzte er, ohne sich unterbrechen zu lassen, sein Spiel fort, bald in weichen Tönen klagend, bald in energischen Doppelgängen dem Schicksal Trotz bietend oder in tollen Läufern und Arpeggios den Kampf mit ihm beginnend. Als er endlich, zur Klarheit sich hindurcharbeitend, mit einem kräftigen Schlusse geendet, blieb er vor dem regungslosen Schwarzen stehen und reichte diesem die Geige.

„Jetzt, Bob, laß' einmal hören, was Du kannst!“ sagte er; der Angeredete aber schüttelte mit einem verlegenen Grinsen den Kopf, während seine Augen sich dennoch gierig auf das Instrument richteten. „Ich kann blos fiedeln in meiner Manier, Sir,“ sagte er, „vielleicht, wenn ich die Noten verstünd', könnt' ich auch Anderes —“

Reichardt sah, wie des Schwarzen Finger sich unwillkürlich bewegten, um die Violine zu ergreifen, sich aber dennoch immer wieder scheu zurückzogen, und mit einem Lächeln stiller Befriedigung drückte er ihm das Instrument in die Hand. „Nur los, Bob!“ sagte er, „Jeder thut, wie er es gelernt hat!“ und mit aufstehendem Gesichte leistete der Schwarze Folge. Gravitätisch setzte er den linken Fuß vor, die Augenbrauen zogen sich in einem Ausdruck tiefer Wichtigkeit zusammen, und nun sauste es los. In zappelnder, windschneller Bewegung flog der Bogen über die Saiten, bald nur die einzelnen Noten andeutend, bald andere Saiten mitklingen lassend, der linke Fuß trat den Takt, in Kurzem aber folgte der Kopf der Bewegung und zuletzt auch der übrige Körper, schwingend die Tanzbewegung andeutend. Und immer ernster wurde das Gesicht, immer eifriger flog der Bogen, immer lauter trat der Fuß auf, bis der Spielende mitten in seiner sichtlichen Begeisterung plötzlich abbrach und ängstlich aufhorchte. Aber kein außergewöhnlicher Laut wurde hörbar, und mit einem scheuen Lächeln, den Kopf halb in die Schultern ziehend, gab der Schwarze die Violine zurück. „Ich dachte,“ sagte er, „ich hörte Masters Stimme, er sieht's nicht gern, wenn ich fiedele!“

Reichardt hatte in des Schwarzen Spiel eine derselben „Hornpipes“ erkannt, in welcher er sich selbst in Saratoga hatte hören lassen, und er konnte jetzt Harriet's Empfindungen mehr als bisher verstehen; trotzdem lag, abgesehen von den äußerlichen Zuthaten, etwas in der Weise, in welcher der Neger die Melodie variirt und verziert hatte, was auf mehr als gewöhnliches Talent deutete. „Ihr solltet im Osten sein und ordentlichen Unterricht haben, Bob,“ sagte er; „es könnte, da Ihr die Geige so lieb habt, noch etwas aus Euch werden!“

„Es könnte schon sein, Sir,“ erwiderte der Schwarze mit einem Grinsen des Vergnügens, „aber Bob ist ein armer Nigger, Sir, und wird sein Lebtag den Osten nicht sehen.“

„Und warum dürft Ihr nicht wenigstens hier spielen, wenn Ihr freie Zeit habt?“

„Ich hab's wohl ein Bischen zu viel getrieben, Sir,“ war die halbverlegene Antwort; „wo ich eine Geige hörte, da mußte ich hin, und des Nachts habe ich mich ein paar Mal aus dem Hause geschlichen, blos um mit zum Tanze spielen zu können. Mr. Curry sagte, das Tanzen sei eine von den schlimmsten Sünden und seine Dienstboten sollten nicht dazu helfen; ich dürfe keine Geige mehr anrühren, wenn ich nicht zur Feldarbeit vermiethet sein wolle. Ich konnte 's aber doch nicht lassen, und da hat er mich hier in's Quartier gegeben, wo ich ihm mehr einbringe — der Master hier aber sieht mir so scharf auf die Finger, daß ich heute zum ersten Male wieder zum Spielen gekommen bin. Können's die freien Schwarzen im Osten besser, als wir hier, Sir?“ fuhr er mit gedämpfter Stimme und einem furchtsamen Ausdruck von Neugierde fort.

„Hab' noch keinen gehört, Bob,“ erwiderte Reichardt, welchen diese Musikmanie zu amüsiren begann, „so viel ich aber verstehe, würdet Ihr's sicher mit Jedem dort aufnehmen können!“

Das schmutzige Gelbschwarz im Gesichte des Negers schien dunkler zu werden; er sah scheu nach der Thür zurück und dann wieder in das Gesicht des jungen Mannes; dann aber, als habe er zu viel von seiner Erregung merken lassen, verzog sich sein Gesicht zu einem halbverlegenen Grinsen. „Dank Ihnen, Sir, Dank Ihnen,“ sagte er, „aber Bob ist ein armer Nigger, der dem Mr. Curry gehört und der den Osten niemals sehen wird!“ Er schien wieder zu horchen, öffnete dann leise die Thür und schlüpfte vorsichtig hinaus.

„Sonderbare Kerls, diese Schwarzen!“ brummte Reichardt, lächelnd den Kopf schüttelnd, barg seine Violine wieder in den Kasten und suchte dann das in New-York beschaffte „Prayer-Book für Episkopalen“ hervor, um sich noch einmal die Ordnung des morgenden Gottesdienstes genau einzuprägen.

Reichardt glaubte noch nie so viel wirkliches Sonntagsgefühl in sich gehabt zu haben, als da er am nächsten Morgen nach einer sorgfältigen Toilette den Weg nach der Kirche einschlug. Eine laue, weiche Morgenluft durchwehte die sonnigen Straßen. Aus drei verschiedenen Richtungen klangen die einzelnen Schläge der Glocken, bald zusammen einen Accord bildend, bald getrennt auf einander folgend, und ringsum herrschte die eigenthümliche sabbathliche Stille amerikanischer Städte, nur unterbrochen durch die einzelnen im Festtagskleide hinschreitenden Kirchengänger. Reichardt war noch niemals ein großer Gläubiger gewesen und hatte in manchem Jahre seine heimathliche Kirche gar nicht besucht. Heute aber meinte er das Gefühl eines Jeden, dessen Weg mit dem seinigen zusammenfiel, verstehen zu können; war er doch selbst, wenn er vor der Orgel saß, ein ganz Anderer in seinem Empfinden und Denken, als im Alltagsleben, und die stille Spannung, mit welcher er der Entscheidung seines angeblichen Schicksals entgegen ging, trug nur dazu bei, seine Stimmung zu heben. Er erreichte das Chor der Kirche, während noch der schwarze Balgtreter sich hinter der Orgel abmühte, den Glockenstrang zu ziehen, und nahm einen Stuhl neben der Orgelbank ein; er war neugierig, die Leistungen seines Vorgängers zu hören.

Bald begann es sich um ihn auch von Damen und jungen eleganten Männern zu füllen, ohne daß indessen Jemand besondere Notiz von ihm zu nehmen schien. Erst nach geraumer Weile erschien der alte Herr, welcher ihm gestern als Trustee der Kirche bezeichnet worden war, in Begleitung eines jüngern und wandte sich, sobald er Reichardt's ansichtig wurde, nach diesem. „Sie werden uns gewiß heute eine Probe Ihrer Kunstfertigkeit geben,“ sagte er, „hier ist Mr. Young, welcher bisher den Gesang mit seinem Spiele geleitet hat; er wird Ihnen jetzt in Allem, worin Sie es wünschen sollten, Auskunft geben, und ist es Ihnen recht, so mögen Sie gleich mit einer Einleitung beginnen.“

Reichardt hatte sich erhoben und verbeugte sich bejahend. Dann fiel sein Blick auf den ihm beigegebenen jungen Mann, und ein düsteres Auge, das seine ganze Erscheinung durchdringen zu wollen schien, begegnete dem seinigen. „Ich werde Ihnen sehr dankbar für Ihre Unterstützung sein!“ sagte Reichardt höflich, aber nur ein kaltes, steifes Lächeln antwortete ihm, und ohne sich eines leisen Gefühls von Verwunderung erwehren zu können, zog der junge Deutsche die Klinget für den Balgtreter.

Schon die ersten Accorde des großartigen Anfanges, welchen der Spielende gewählt, ließen alle Köpfe sich nach ihm wenden. Reichardt hörte das Kleiderrauschen und Stühlern um sich, welches jedenfalls die Erkundigungen nach der unbekannten Persönlichkeit hervorriefen; er fühlte die Verschwung, vor der ganzen versammelten Gemeine sein Licht im hellen Glanze leuchten zu lassen. Noch bald genug erinnerte er sich aber, daß er nur eine kurze Einleitung zu spielen habe, und führte rechtzeitig das aufgenommene Thema zum Schlusse.

Die Stimme des Predigers begann, und Reichardt sah beim Umblicken seine ganze Umgebung auf die Kniee sinken; er wußte nicht, ob er durch eine Theilnahmslosigkeit nicht Anstoß erregen werde, schlüpfte leise von der Bank und folgte dem Beispiele der Uebrigen. Es mußte nach Answeis seines „Prayer-Books“ noch eine geraume Zeit währen, ehe der Gesang des Chors begann. Kaum hatte er es sich aber möglichst bequem auf einem Kniee gemacht, als es neben ihm rauschte und eine weib-

liche Gestalt, den Kopf in das offene Gebetbuch gebeugt, dicht an seiner Seite niederkniete. „Guten Morgen, Sir!“ klang dem jungen Manne Harriet's leise Stimme in die Ohren, „Sie haben Ihre Sache gut gemacht, und ich bin zufrieden mit Ihnen. — Rühren Sie den Kopf nicht — ich kenne Sie trotzdem nur so ganz obenhin und werde Sie nicht eher beachten, als bis Sie in unserer Familie eingeführt sind — dafür werde ich aber sorgen. Jetzt nur das Eine: Sagen Sie morgen dem Mr. Ellis mit seinen albernen Bedenklichkeiten, daß Sie in vierundzwanzig Stunden Gewißheit haben müßten. — Sie haben schon Freunde hier, wenn Sie auch noch nicht viel davon wissen, und die Gemeinde wird Sie nicht fort lassen, wenn sie auch Opfer zu bringen hätte. Dann aber halten Sie sich den Mr. Young vom Leibe, der neben Ihnen stand; Sie müssen mir darin auch einmal ohne Gründe folgen — Amen!“ sagte sie laut mit der übrigen Gemeinde, „stehen Sie auf, aber sehen Sie mich nicht an!“

Reichardt hatte seinen Platz wieder eingenommen, ohne nur einen Seitenblick nach dem Mädchen gethan zu haben; fast wollte es ihm aber scheinen, als erhalte er eine Ahnung von wenigstens einem Grunde ihres Handelns, als er Young's Augen der hohen Gestalt folgen und sich dann mit dem deutlichen Ausdrucke eines erwachenden Verdachtes nach ihm wenden sah. Irgend eine Beziehung mußte zwischen Beiden bestehen, sonst hätte sie sich wohl kaum zu der eigenthümlichen leptausgesprochenen Warnung verleiten lassen.

„Sie kennen Miß Burton, Sir?“ fragte der junge Amerikaner leise, während er ein aufgeschlagenes Notenbuch auf das Orgelpult legte. „Dies ist die Melodie, welche der Chor für den nächsten Gesang gewöhnlich anwendet.“

„Ich bin ihr nur ein einziges Mal flüchtig begegnet,“ erwiderte Reichardt lässig, eifrig bemüht, den Worten des Predigers in seinem „Prayer-Book“ zu folgen. „Wollen Sie aber nicht den ersten Gesang selbst spielen, damit ich wenigstens einmal mich von den Gewohnheiten des Chors unterrichte? — Da kommen die beiden letzten Säße!“ fügte er hinzu und glitt von der Bank herab, die Young nach einer augenblicklichen Zögerung und nur wie durch die Nothwendigkeit gedrängt einnahm.

Der Gesang begann. Reichardt hörte prächtige Stimmen, die aber sämmtlich ihren eigenen Launen folgten, bald in der Melodie mitgingen, bald zu secundiren oder den Baß darzustellen versuchten. Young an der Orgel hatte sichtlich schon versucht, sich Kenntniß des Instruments zu verschaffen, dennoch war keine Strophe ohne schlimme Fehlgriffe, an welche das Chor indessen schon gewöhnt zu sein schien, und als Reichardt, um seine Empfindung zu verbergen, den Kopf abwandte, traf er auf Harriet's Gesicht, in welchem der Hohn im vollsten liebermuthe spielte; Reichardt fühlte fast wie Mitleiden mit dem unglücklichen Organisten.

„Ich spiele wohl sonst etwas besser,“ sagte dieser beim Ende des Gesanges die Bank verlassend, „aber ich habe, ehrlich gesprochen, nach Ihrer Einleitung den Muth verloren.“

„Lassen Sie nur, ich würde in Dingen, worin Sie Meister sind, noch viel schlimmer bestehen,“ erwiderte Reichardt gutmüthig, „übrigens ist es schwierig genug, sich immer nach den Launen Ihres Chors richten zu müssen, und ich denke, ich gebe ihm gleich in dem kommenden „Gloria“ eine Lection.“

Young ließ einen suchenden Blick hinüberschweifen, wo Harriet stand, und schlug das nächste Gesangbuch auf. „Sie werden hier bleiben, Sir?“ fragte er wie hingeworfen.

„Kann im Augenblicke noch kein Wort darüber sagen,“ erwiderte der junge Deutsche, „ich habe mich, da ich obendrein den Süden sehen wollte, durch einige Worte verleiten lassen, hierher zu gehen, und muß nun erst abwarten, ob ich Chancen finde.“

„Sie waren doch, wie ich höre, hier bereits empfohlen?“ erwiderte Young aufsehend, und derselbe Ausdruck des Mißtrauens, welchen Reichardt früher bemerkt, machte sich wieder in seinem Auge geltend.

„Ich selbst wohl kaum, Sir,“ erwiderte der Andere, welchen die augenscheinliche Sorge des Amerikaners um sein Verhältniß zu Harriet zu interessiren begann, „jedenfalls nur meine wenigen musikalischen Fähigkeiten, die zufällig wahrgenommen wurden. Stehen Sie vielleicht Miß Burton, welche meine geringe Kunst empfahl, näher?“

Young schien die letzte Frage zu überhören, hob den Kopf und horchte aufmerksam nach dem Geistlichen. „Hier ist das Gloria,“ sagte er, auf das Notenbuch deutend, „wir werden in Kurzem zu beginnen haben!“ Reichardt folgte dem Fingerweis, überflog rasch das Stück, und als der Prediger geendet, setzte er, das vorherige schleppende Tempo unbeachtet lassend, in voller Kraft und Lebhaftigkeit ein, schon nach den ersten Takten das überraschte Chor mit sich fortreißend, bis dieses, als gewinne es unter seinem Spiele ganz neues Leben, das Tempo aufnahm und sich den Harmonien kräftig anschloß. Als Reichardt nach dem Ende von der Bank glitt, traf ihn aus Harriet's halb zurückgewandtem Gesichte ein helles Lächeln; aber auch Young schien es bemerkt zu haben, und mit einem tiefen Schatten zwischen den Augen wandte er sich nach der Seitenbrüstung des Chors, sich während des übrigen Gottesdienstes mit keinem Blicke weiter um die Musikausführung kümmernd.

Die Predigt und die Schlußgesänge waren vorüber, und als Reichardt nach einem „Ausgange“, welcher einen großen Theil der Gemeinde länger als gewöhnlich zurückgehalten hatte, den Vorplan der Kirche betrat, sah er sich von dem Geistlichen in Empfang genommen und einer Zahl wartender Kirchenbesucher zugeführt. Er hatte wieder fremdklingende Namen zu hören und Hände zu schütteln, hatte aber auch vor allen freundlichen Frauengesichern wie vor frischen jugendlichen Zügen und dunkelblitzenden Augen sich zu verbeugen, bis endlich ein hoher Mann zur Seite der lächelnden Harriet ihm entgegentrat. „Ich kenne Sie schon aus meiner Tochter Erzählung,“ sagte dieser, ihm derb die Hand drückend, „und wenn ich auch erst gemeint, das Mädchen habe einen ihrer tollen Streiche begangen, Sie ohne Weiteres hier herunter zu sprengen, so sehe ich doch ein, daß sie dieses Mal klüger gehandelt, als ich ihr es zugetraut. Ich hoffe, wir werden Sie hier festhalten können, Sir, und es soll mich freuen, Sie zu irgend einer Zeit in meinem Hause zu sehen!“

— Er nickte ihm freundlich zu und wandte sich nach dem Prediger.

„Sie sind schon mehrere Tage hier, Sir?“ fragte Harriet, langsam vorwärts gehend; als aber Reichardt, der Einladung folgend, an ihrer Seite hinschritt, begann sie, ihre Stimme dämpfend: „Was hatten Sie mit dem Mr. Young zu angelegentlich zu verhandeln? Verstanden Sie nicht, was ich Ihnen sagte?“

„Haben Sie Beziehungen zu dem Gentleman, Miß?“ erwiderte er in derselben Weise. „Bestimmen Sie in irgend einer Art über mich, aber geben Sie mir Gründe —“

„Beziehungen — pfsaw!“ sagte sie verächtlich; „indessen hätte ich wissen sollen, daß halbe Worte bei Ihnen nichts fruchten. Ich habe schon eine Aeußerung über die Schlangen und reißenden Thiere in unserer Stadt gegen Sie fallen lassen — aber sehen Sie zu Boden oder nach der Seite, wir dürfen, wenn Sie hier bleiben wollen, noch nicht so genau miteinander bekannt sein, daß wir ein interessantes Gespräch führen könnten. Well, Sir,“ fuhr sie gleichgültig die Straße entlang blickend fort, „der genannte Gentleman rangirt in meiner Menagerie unter den Cibeschen, die auf den heimlichsten Wegen nach dem wärmsten Plätzchen schlüpfen, bei jedem Fußtritt aber die Flucht ergreifen. Er möchte Harriet Burton zur Frau haben, um ihr Geld zu erhalten; aber er hat nicht den Muth, ihr nahe zu kommen; er mag ihrem Vater nicht ins Auge sehen, er sucht heimliche Wege, wo ihn kein unbersener Tritt verscheuchen kann — ich kenne die Wege, und doch überlästt es mich immer wie die Scheu vor einem wirklichen Meuchler, wenn ich einmal daran denke, seinen Schlichen entgegenzutreten. Sie verstehen mich jetzt noch nicht, aber Sie werden mich mit der Zeit verstehen lernen. Freilich können Sie sagen, daß das mit Ihren Verhältnissen nichts zu thun hat, aber er wird wissen, wie die halbe Gemeinde es bereits weiß, daß ich die Ursache Ihrer Anwesenheit bin, und Ihr Tritt mag der Cibeschen vielleicht zu kräftig auf ihrem Wege klingen, daß sie nicht das Mögliche thun sollte, um Sie hier zu beseitigen — da halten Sie, was mich beweg, Sie vor dem Menschen zu warnen, wenigstens bis Ihr Engagement feststeht. Dann werden Sie selbst Kraft genug haben, das Gewünn zu zerstören, wenn es in Ihren Weg kriecht.“

„Aber, Miß, was haben Sie, mit Ihrem kräftigen Willen, sich um die heimlichen Wege irgend Jemandes zu kümmern, der doch nie damit zu Ihnen heraureichen würde?“ erwiderte Reichardt, der, eigenthümlich von ihrem gepreßten Tone berührt, fast mit einer Art Weh einen dunkeln Punkt in diesem glänzenden, reichen Leben wahrgenommen hatte.

„Nicht wahr? So habe ich mich auch schon gefragt!“ versetzte sie. „Warum fürchtet sich aber der Vogel auf dem Baume vor der Klapperschlange, die ihn doch scheinbar niemals erreichen kann? Aber ich will Ihnen sagen, daß ich mich noch drei Mal so stark gegen sonst fühle, seit Sie hier sind — ich könnte Ihnen auch dafür keinen eigentlichen Grund anführen, und doch ist es so. — Well, Sir!“ lachte Harriet plötzlich, „unsere Bekanntschaft gehört sicher zu den ganz besonderen. Nach nicht einmal zwölfstündiger Bekanntschaft nimmt sich der Herr Freiheiten heraus, die Harriet Burton noch niemals geduldet, und in der nächsten Stunde, in welcher sie ihn sieht, schließt sie ihm das Geheimste ihres Herzens auf, als habe das kaum anders sein können.“ (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Karl August als Vorspanner. Weimar war zu Ende des vorigen Jahrhunderts einer der schmutzigsten Orte; in den Gossen der Stadt, in denen der Lottenbach floß, waren sogenannte Schrittsteine angebracht, mit Hülfe deren man von einer Seite der Gasse zur andern gelangen konnte, wenn man trockene Füße behalten wollte. An eine Straßenordnung, wie wir sie jetzt haben, war nicht zu denken, in den Gassen wuchs Gras, und Haufen von aus den Häusern geworfenem Unrath lagen herum. Früh lud der Kuhhirt durch das Horn zum Austreiben der Kühe ein, dann kam der Schweine- und Gänsehirt, am Abend wurde das Vieh wieder eingetrieben. Bis zu den Thoren der Stadt waren die Straßen leidlich gepflastert, aber in den Vorstädten watete man bis an die Knöchel im Kothe.

Um jene Zeit war das heilige römische Reich noch nicht zerfallen, und Erfurt gehörte noch zu dem Kurfürstenthum Mainz; in Erfurt residirte Dalberg als Coadjutor, und viele Erfurter rühmen heute noch jene goldene Zeit.

Die Chaussee reichte bis gen Nohra, dem ersten kurmainzer Dorf, von da begann Feldweg, und im Sommer bei heftigen Gewittern oder Regengüssen war derselbe schwer, im Winter aber beinahe unfahrbar. Wir hatten damals hier in Weimar einen schon bejahrten Fuhrmann, Namens Stachelrath, dieser besorgte das Botenfuhrwerk und war zu gleicher Zeit Gemüsehändler. Jede Woche fuhr er zweimal nach Erfurt und brachte dann Gemüse, so viel wie er laden konnte, herüber nach Weimar. Er stand sich dabei sehr gut, denn zu jener Zeit wurde Weimar noch nicht von allen Seiten mit demselben versorgt. Vorzüglich war die Strecke Wegs vom Linderbacher Spittel, der links an der jetzigen preußischen Grenze an der Straße liegt, im Herbst und im Frühjahr, sowie auch die übrigen Jahreszeiten bei heftigen Gewittern oder Regengüssen, beinahe nicht passirbar; mancher Fuhrmann dachte mit Schrecken lange daran, wenn er zufällig zu einer solchen Zeit diesen Weg hatte passiren müssen.

Einstmals, es war an einem sehr schwülen Sommertage, an welchem der Himmel mit drohenden Gewitterwolken bedeckt war, fuhr unser Stachelrath mit seinem Sohne, einem Knaben von 9 bis 10 Jahren, mit schwerbeladenem Wagen zum Schmidtstädter Thore heraus, um noch diesen Abend nach Weimar zurückzukehren. Doch kaum hatte er die Stadt im Rücken, als sich ein so heftiges Gewitter entlud, daß nach kurzer Zeit die Räder immer tiefer in den schon ohnedies moorigen Boden einschnitten und endlich trotz allem Schreien und Prügeln die Pferde den Wagen nicht von der Stelle brachten. Der Alte überlegte mit seinem Jungen, was da zu thun sei, doch da war guter Rath theuer, denn es wetterte unaufhörlich fort.

Als sie nun Beide, ohne zu einem Entschluß zu kommen, dastanden, kam desselben Wegs eine offene Droschke, auf welcher ein Herr in einen Mantel gewickelt, der Kutscher und ein Diener saß. „Wer ist der Kerl, der da stecken geblieben ist?“ fragte derselbe.

„Durchlaucht,“ erwiderte der Diener, „das ist unser alter Stachelrath, der Botenfuhrmann und Grünwaarenhändler.“

„So, na da spanne einmal Deine Pferde ab (es waren deren vier Allstedter Rappen), hänge ihm vor und bringe ihn auf's Trockene; die Droschke könnt Ihr so lange hinten anbinden, da komme ich auch gleich mit fort.“

Der Kutscher und Diener befolgten augenblicklich den Befehl, und in einigen Minuten wurde der Wagen von den muthigen Pferden in Bewegung gesetzt und bis zum Spittel geschleppt, wo der Boden fest war. Es war Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar. Auf dem Platze angekommen, sagte er zu Stachelrath: „Nimm Dich in Acht, daß Du nicht wieder stecken bleibst, denn Du könntest vielleicht nicht so schnell Vorspann bekommen als jetzt. Adieu.“

„Durchlaucht,“ rief Stachelrath, „die Vorspann bleibe ich schuldig.“

In Nohra, dem letzten Dorfe vor Weimar, wechselte Karl August die Pferde, die hier bereit standen, und der Kutscher ließ dieselben ein wenig Heu fressen und verschnauben. Während dieser Zeit kam Stachelrath auch angefahren und wollte dem Kutscher ein Trinkgeld geben, dieser erwiderte: „Laß' nur gut sein, der Alte hat schon Alles besorgt.“

Am nächsten Sonntag Morgen kleidete sich Stachelrath in seinen Sonntagsstaat, der in schönen, gelbledernen kurzen Beinkleidern mit silbernen Knöpfen und Schnallen garnirt, hellblauen Strümpfen und Schuhen mit schweren, silbernen Schnallen, rother Weste mit lüneburger Zweigroschenstücken und Sammtjacke mit dergleichen Viergroschenstücken statt der Knöpfe, und einem Hut, der der Form halber Schröpflampe genannt wurde, bestand. So ging er nach dem Fürstenhause, das Schloß war damals noch nicht fertig gebaut, und meldete sich in der Garderobe bei dem dienstthuenden Kammerdiener.

„Was willst Du, Stachelrath?“ redete ihn derselbe an.

„Was ich will? Ich will Durchlaucht meine Vorspann bezahlen, er hat mir am Freitag vorgehängt.“

„Kerl, bist Du toll?“ erwiderte der Kammerdiener.

„Ne, ne! ich bin nicht tolle, er hat mir vorgehängt.“

Der Kammerdiener meldet Stachelrath, und Karl August läßt ihn eintreten.

„Was bringst Du, Stachelrath?“ fragte ihn der Herzog.

„Durchlaucht, Vorspann will ich bezahlen und mich schön bedanken,“ erwiderte derselbe.

„Nun, nun, schon gut, Stachelrath, wenn 's wieder so trifft, so hänge ich Dir wieder vor.“

„Nun, Durchlaucht, wenn Sie mit Gewalt nichts nehmen wollen, da bringe ich Ihnen wenigstens ein Paar recht schöne Erfurter Rettige mit,“ und dabei zog er etliche große Rettige aus der Tasche, die der gute Herr, welcher gern etwas Pikantes aß, auch dankbar annahm.

Mämpel.

Die Marseillaise von einem Deutschen componirt. Die Revolutionshymne, unter dem Namen „Marseillaise“ bekannt, unter deren Klängen die Säulen des französischen Königthums zusammenbrachen, wie die Mauern Jericho's vor den Posaunen Josua's, alttestamentlichen Andenkens, ist nicht, wie bisher angenommen wurde, von dem französischen Dichter Delisle, sondern von einem ehrlichen Deutschen, dem kurfürstlich pfälzischen Hofcapellmeister Holtzmann, componirt worden. Es ist dies derselbe Holtzmann, von welchem Mozart in Briefen aus Mannheim an seinen Vater Rühmliches schreibt, und von welchem während Mozart's Anwesenheit in Paris eine geistliche Cantate aufgeführt wurde.

Als dieser kurpfälzische Kapellmeister die Melodie zur Marseillaise componirte, lag es allerdings nicht in seiner Absicht, eine so weltstürmerische Fanfare zu schaffen, eben so wenig mag er geahnt haben, daß das Kind seiner Muse so ganz von dem Weg seiner Bestimmung abweichen und der Führer einer gottesleugnerischen, republikanischen Armee werden würde, denn — wer wird dies vermuthen? — die Melodie, an die sich so viele blutige Erinnerungen knüpfen, ist ursprünglich die Musik zu einem Credo aus einer Messe, die ungefähr zwanzig Jahre vor der französischen Revolution componirt wurde.

Das Manuscript, aus welchem ich die Entdeckung machte, ist mit der Jahrzahl 1776 versehen. Während meines Aufenthaltes in Meersburg, der ehemaligen Residenz der Fürst-Bischöfe von Constanz, wo ich als Organist und Musikdirector an der Stadtkirche angestellt war, musterte ich fleißig die ziemlich umfangreiche musikalische Bibliothek, die unter meiner Verwaltung stand; besonders interessirten mich die vom Kloster Salem an Fürst Dalberg und von diesem an die Stadtkirche übergegangenen Manuscripte, meistens Messen, Vespern ꝛc. von italienischen und deutschen Meistern. Unter diesen fand ich sechs Messen mit dem Titel: VI Missae breves, stylo elegantiori ad modernum genium elaboratae, comp. de Holtzmann, die mich ihres schönen Gesanges, ihrer fließenden Melodien, reinen Satzes und leichter Instrumentirung wegen besonders ansprachen. Ich sah sie deshalb genau durch und wunderte mich natürlich nicht wenig, in Nr. IV (ex G) die vollständige Melodie der Marseillaise im Credo wieder zu finden. Wie man sieht, handelt es sich hier nicht um eine Aehnlichkeit, eine Reminiscenz, die auch zufälliger Weise absichtslos hätte entstehen können, sondern es ist fast Note für Note eine Gleichheit in Melodie, Harmonie, Takt und Tonart, daß Herr Delisle die Holtzmann'sche Messe vor sich gehabt, beziehungsweise abgeschrieben haben muß, als er die Musik auf sein Gedicht setzte. Es läßt sich die Sache auch leicht erklären: Herr Delisle dichtete seine Hymne und wollte sie auch gleich gesungen haben; da ihm aber gerade kein Componist zu Gebote stand, machte er, als Dilettant in der Tonkunst, sich die Musik selbst zurecht. Wahrscheinlich spielte oder sang er öfter in Kirchen und Klöstern mit, wodurch ihm die Holtzmann'schen Messen, die auch wirklich am Rheine, im Elsaß, den Bisthümern Speier und Straßburg, wenn auch nur in Abschriften, sehr verbreitet waren, bekannt wurden. Er fand es denn bequemer, eine schon vorhandene Melodie seinen Worten anzupassen, als eine neue zu erfinden. Wir wollen ihn auch deshalb nicht tadeln, er hat einen guten Griff gethan, und wenn dies die einzige Plünderung an deutschem Eigenthum wäre, die in der damaligen Zeit vorgekommen, so wären unsere Vorfahren zu beglückwünschen gewesen; dessen ohngeachtet glaubte ich der Wahrheit ein Zeugniß geben zu müssen, was ich um so lieber thue, als es sich um das geistige Eigenthum eines deutschen Componisten handelt, dessen Werke es verdienten, aus der Vergessenheit gerissen zu werden.

Um die Sache ganz zu begreifen, muß man sich einen Begriff von den frühern musikalischen Zuständen machen können; da ich aber nicht zu weitläufig werden will, bemerke ich nur kurz, daß fast kein Ort war, in welchem nicht Kirchenmusik (mit Singstimmen, Orgel, Streichquartett, Horn und Oboen) anzutreffen war, und Jeder es sich zur Ehrensache machte, mitsingen oder ein Instrument spielen zu können. Die Kirchenmusik war an katholischen Orten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ungefähr das, was jetzt die Gesangvereine sind, ja es herrschte ein noch viel leichterer, fast möchte ich sagen, leichtsinnigerer Ton, der so ungezwungen war, daß Jedermann sich gern dabei betheiligte. Diejenigen Componisten waren die beliebtesten, welche etwas „Lustiges“ brachten, und alle damaligen Componisten willfahrten gerne diesem Wunsche, selbst Haydn und Mozart, — nach meiner Ansicht mit Recht, denn um die Leute trübselig zu machen, dazu bedarf's wahrlich keiner Musik. Warum ein aufgeheitertes, fröhliches Gemüth Gott weniger angenehm sein soll, als ein von heuchlerischer Zerknirschung erfülltes, kann ich nicht begreifen. Ich kenne keine Biographie von Delisle, allein es würde sich aus den Aufenthaltsorten dieses Dichters wohl die Kirche ausfindig machen lassen, wo er den musikalischen Edelstein fand, mit dem er sein begeisterungsvolles Gedicht schmückte und dadurch diesem eigentlich erst seine volle Bedeutung verlieh. Inzwischen mache ich diejenigen, welche sich für diese Angelegenheit interessiren, darauf aufmerksam, daß die Holtzmann'schen Messen als Eigenthum der Stadtkirche zu Meersburg in der dortigen Kirchenmusiksammlung aufbewahrt werden, und das besprochene Marseillaise-Credo wird von dem jetzigen Chormusikdirector gewiß gern im Original vorgezeigt werden.

J. B. Homma.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 17. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure Fr. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Am Scheidewege.

Von Th. Mügge.

(Schluß.)

Demarris wurde verlegen. „Bonaparte vertraut mir mancherlei," begann er, „von dieser Sache jedoch hat er niemals mit mir gesprochen, und bisher habe ich in Wahrheit auch nicht daran gedacht, daß er sich für Beatrice Colombier oder für irgend eine junge Dame ernsthaft interessiren könnte. Denn er sprach von dem ganzen Geschlecht kalt und spöttisch, unterbricht sich fast nie mit jungen Damen, bis gestern zu meinem Erstaunen — Der Oberst muß davon gehört haben, und ich möchte wissen, Herr Pozzo di Borgo, ob Bonaparte Ihnen etwas mitgetheilt hat."

Carlo Andrea zuckte lächelnd die Achseln. Er gab keine directe Antwort darauf, sondern sprach wie ein kluger Advocat. „Ich glaube wohl," sagte er, „daß eine solche Verbindung wünschenswerthe Aussichten bietet, und warum sollte ein junger Mann nicht danach streben? In Wahrheit, Herr Demarris, ich habe gestern dieselbe Bemerkung gemacht wie Sie. Ich fand, daß Napoleon dem schönen Fräulein auffällig den Hof machte, und glaubte auch zu sehen —"

„Was glaubten Sie zu sehen?"

„Daß es ihr durchaus nicht zuwider sei."

Demarris' Gesicht wurde dunkelroth und verzerrte sich zu einem Lachen, während seine Lippen zitterten. „O, warum nicht?" rief er, „es ist wohl möglich, obgleich ich selbst dies nicht bemerkte."

„Vielleicht täusche ich mich auch, und die schöne Beatrice dachte an einen ganz Anderen, während sie es duldete, daß Napoleon sie zu seiner Beute machte und nicht von ihrer Seite wich," sagte Pozzo di Borgo mit grausamem Spott.

„Das läßt sich hören," fiel der Lieutenant vergnügt ein.

„Es geschieht gar nicht selten, daß in solcher Manier ein Eifersüchtiger bestraft und'gemeint werden soll."

„Ei ja, das ist ein Gedanke, Herr Pozzo di Borgo. Sie haben Recht. Beatrice ist übermüthig, aber ich, was mich betrifft — O! ich würde niemals eifersüchtig sein, wenigstens nicht, was Bonaparte anbelangt."

„Nun, Herr Demarris, man kann doch nicht wissen," fiel der Advocat warnend und bedeutlich ein.

„Nein, hören Sie!" rief Demarris, „ich achte und liebe Napoleon wie meinen besten Freund und habe vor seinen Kenntnissen allen Respect, aber was jungen Damen zu gefallen anbelangt, dergleichen Eigenschaften besitzt mein armer Bonaparte blutwenig."

„Ich meine, wenn er will, kann er doch auch sehr liebenswürdig sein," sagte Carlo Andrea.

„Nun, er kann doch kein Anderer werden, als er ist," lachte Demarris. „Ich habe Manche schon über ihn spotten und witzeln hören, und nicht allein über seine kleine Gestalt, seine schiefen Schultern und sein scharfes Gesicht, noch mehr über seine Manieren, sein Benehmen und sein abstoßendes Wesen. Nein, nein, Herr Pozzo di Borgo, ich glaube nicht, daß der arme Bonaparte etwas zu hoffen hat."

Pozzo di Borgo spielte mit dem Lieutenant wie die Katze mit der Maus. Er bestürzte zunächst dessen Eitelkeit durch schmeichelnde Winke, die ihm außerordentlich gefielen; als er ihn aber ganz getröstet sah und Demarris wohlgefällig seine angenehme Gestalt im Spiegel bewunderte, streckte er plötzlich wieder die Krallen heraus.

„Seien Sie doch nicht allzu sicher, mein lieber Herr," fing er an, „denn ich weiß zwar nicht, wie die Neigungen des schönen Fräulein von Colombier beschaffen sind, allein vergessen darf man niemals, daß die Liebe der Weiber die seltsamste Laune unter allen ihren Launen ist. Sie verschmähen zuweilen Männer mit den prächtigsten Gesichtern und schlanksten Körpern und beten dafür einen häßlichen, kleinen, widerwärtigen Gesellen an. Es begreift es Niemand, doch kommt es alle Tage vor und ist von den ältesten Zeiten an so gewesen. Wenn also Fräulein von Colombier die Laune hat, Napoleon zu lieben —"

„Aber sie hat diese Laune nicht!" schrie Demarris.

„Ich weiß es freilich nicht, doch um so besser, wenn Sie überzeugt sind. Mir ist es fast vorgekommen, als bemerkte ich in ihren Augen zuweilen —"

„Was in ihren Augen?"

„Sehr zärtliche Blicke."

Demarris sprang auf und ging hastig an's Fenster.

„Wenn dies wirklich so wäre," sagte Pozzo di Borgo hinter ihm, „so dann, mein bester Herr Demarris, würde Bonaparten die schiefe Schulter, und was ihm sonst zum Adonis fehlt, durchaus nicht schaden. Fräulein Colombier würde darauf schwören, daß er der schönste Mann in Balence, wo nicht gar in der ganzen Welt sei."

Demarris wandte sich um, es war mit seinem Vertrauen vorbei. „Das wäre sehr übel für mich, Herr Pozzo di Borgo," sagte er stockend, „denn wenn Sie Recht hätten, so bliebe für Andere — für mich — nichts mehr zu hoffen übrig."

„Da Sie gewiß sind, daß Fräulein Colombier keine so seltsamen Launen hat, wie sie dazu gehören, Bonaparte liebenswürdig zu finden, so haben Sie nichts zu befürchten. Was ihn selbst betrifft, so möchte ich glauben, daß Sie Recht haben, daß er —"

„Daß er sie nicht liebt!" rief der junge Officier.

„Daß er trotz seiner Kälte gegen die Schönen doch heiße Leidenschaften besitzt und dabei klug zu rechnen weiß."

Demarris starrte ihn an.

„Nun,“ lachte Carlo Andrea, „hat Ihr Oberst denn nicht ganz verständig gesprochen? Ist das nicht eine sehr vortheilhafte Partie für einen jungen Lieutenant von einundzwanzig Jahren? Ist die Familie nicht von Einfluß? Wird der Schwiegersohn der Frau von Colombier nicht sehr bald Capitain sein, nach Paris versetzt werden und dort sein Glück machen können?“

„Ja, ja,“ murmelte Demarris, „das wird er. Er ist gescheidt, ehrgeizig, kühn. Ich dagegen — ich!“ Er senkte seinen Kopf und fuhr fort: „O, Herr Pozzo di Borgo, daran habe ich niemals gedacht. Nicht an ihr Geld, nicht an den Familienreichthum. Ich wollte nur sie, ihr Herz, dies allein, und es schien mir, als dürfte ich darauf hoffen.“

Pozzo di Borgo zuckte die Achseln, in seinem Lächeln lag ein verächtliches Mitleid. „Was berechtigt Sie denn, daran zu verzweifeln?“ erwiderte er. „Die Herzen der Frauen sind die Schlachtfelder für ihre Bewerber, und das Glück ist mit dem Muthigen. Wie es auch mit Bonaparte sein mag, kämpfen Sie mit ihm um die Gunst der schönen Dame, machen Sie ihm jeden Zoll breit Raum streitig und erringen Sie den Sieg. Ich glaube, er kann Ihnen nicht allzu schwer werden.“

Einige Augenblicke lang glänzte Demarris' Gesicht vom erwachenden Stolz, aber dann erlosch dieser Glanz und er faßte Carlo Andrea's Hand und drückte diese lebhaft. „Ich danke Ihnen, mein Herr,“ begann er, „vielleicht darf ich sagen, mein Freund, wenn Sie es mir gestatten wollen, und dann habe ich eine Bitte, um welche ich Sie anflehe.“

„Ich soll Ihnen beistehen, nicht wahr?“

„Ja, das ist es. Suchen Sie von Bonaparte zu erfahren, ob er Beatrice liebt.“

„Erklären Sie sich ihm selbst, Herr Demarris, das dürfte besser sein.“

„Ich kann es nicht!“ rief Demarris. „Sprechen Sie kein Wort von mir, es darf von mir nicht die Rede sein.“ Leiser fuhr er fort: „Wenn er sie liebt, so ist es genug. Er ist mein Freund, er verdient es glücklich zu sein, und Beatrice — ich will ihr Glück niemals stören.“

„Sie sind ein vortrefflicher, großmüthiger Freund!“ sagte Pozzo di Borgo, aber diese bewundernden Worte hatten einen so schneidenden Beiklang, daß Demarris ihn forschend anblickte und lebhafter erwiderte:

„Ich weiß, was Ehre und Freundschaft mir gebieten. Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Pozzo di Borgo?“

„Ohne Zweifel, Herr Demarris; so gut ich es vermag, will ich Ihr Vertrauen rechtfertigen,“ erwiderte Carlo Andrea, indem er ihm freundlich die Hand schüttelte. „In einer Stunde will ich Bonaparte besuchen, wir haben es gestern so verabredet; dann sollen Sie Alles erfahren, was ich aus ihm herausbringen konnte.“

Demarris war damit zufrieden. Er drückte seinen Dank aus, stand dann noch eine Minute kämpfend mit seinen Gedanken und Gefühlen, bis er heftig ausrief: „Machen Sie es so, mein lieber Freund. Ich will ihn nicht beneiden, nicht zürnen, wenn er glücklicher ist, als ich. Leben Sie wohl, und — gute Geschäfte! Leben Sie wohl!“

Er entfernte sich rasch, und Pozzo di Borgo drückte die Thür zu, rieb sich die Hände und lachte leise vor sich hin. Er hatte etwas Katzenhaftes, wie er die Schultern hochgezogen und den Körper zusammengeduckt umherschlich, als wollte er einen plötzlichen Sprung thun. Endlich aber blieb er stehen, warf den Kopf in den Nacken und sagte: „So oder so, es bleibt sich gleich! — Wenn dieser sentimentale Pinsel ihm zu Leibe gegangen wäre, möchte es freilich noch besser sein oder wenigstens romantischer verlaufen. Welcher Triumph für das Fräulein von noblen Gesinnungen, wenn ihre Anbeter um ihren Besitz auf Leben und Tod kämpfen, wie es in ritterlichen Zeiten Mode war! Schade darum, allein da die Degenstöße ausbleiben, muß er auch ohne diese glücklich werden.“

Er ging von Neuem auf und ab und fuhr dabei halblaut sprechend fort: „Geh' nur hin und laß Dich von den Hofjunkern zum Hahnen machen. Das ist ein schönes Loos für die freiheitglühende Seele, von welcher Paoli so Großes erwartet. Wie wird er sich freuen und wie werden alle Corsen Dich verehren! Ich werde Dich glücklich machen, glorreicher Napoleon. Du sollst ein schönes, reiches Fräulein heirathen, sollst ein Aristokrat werden. Was kann ich mehr für Dich thun? Sage mir Niemand, daß ich keine Freundschaft fühle. Gleich will ich mich auf den Weg begeben und es Dir beweisen.“

Rasch war er angekleidet und stieg nach kurzer Zeit die holprigen Treppen des Giebelhauses hinauf, wo Bonaparte wohnte, und als er die Thür leise öffnete, fand er ihn ganz so wie gestern an dem alten Schreibpulte in seiner Arbeit vertieft sitzen. Bei seinem ersten Grusse aber sprang Napoleon auf und kam ihm mit freundlichen Mienen entgegen.

„Sei willkommen, lieber Andrea!“ rief er, „ich habe Dich so lange schon erwartet und an Dich gedacht, daß meine Arbeit nicht von der Stelle will.“

„Es wird doch wohl ein anderes Bild sein, das Dir vor Augen schwebt,“ lachte Pozzo di Borgo, „und Deine Gedanken in Beschlag nimmt.“

„Sonderbar,“ sagte Napoleon und faßte an seine Stirn. „Mein Kopf ist wie ein Schrank mit zahllosen Kasten. Ich kann jeden leicht aufziehen und bis auf den Grund umherwühlen, so lange ich will. Sobald ich ihn aber zuschiebe, denke ich nicht mehr daran, was drinnen ist, bis ich ihn wieder brauche.“

„Heute aber will sich der Kasten nicht zuschieben lassen, in welchem die Acten und Papiere einer gewissen jungen Dame liegen, mit welcher der Lieutenant Bonaparte einen wichtigen Proceß führt.“

„Das ist ein gewonnener Proceß, er macht keine Sorgen!“ rief Napoleon. „Nein, Andrea, es liegen mir einige Deiner Worte von gestern noch im Sinn. Du sagtest: wer weiß, ob dieser Strom in seinem Bette gehalten werden kann und wen er verschlingen wird. Glaubst Du, daß die Nationalversammlung unterliegt?“

„Nein,“ sagte Pozzo di Borgo, „ich glaube, daß sie zuletzt siegen muß.“

„Zuletzt?“

„Ich meine, daß der Widerstand, den die Reformen finden, nicht leicht zu überwinden sein wird.“

„Die Schwachköpfe!“ rief Napoleon. „Der König hat so viel schon gethan, daß er nicht mehr umkehren kann.“

„Sehr wahr, lieber Napoleon, es würde sehr gefährlich sein.“

„Er muß mit Necker gehen und mit der Nation!“ rief Napoleon. „Ich habe heute früh einen Brief an Necker geschrieben, zunächst entworfen. Denn ich bin entschlossen, ihm meinen Aufsatz über Corsica zu übersenden, wie er da ist, mit einem kurzen Schluß. Ich kann die Arbeit jetzt nicht weiter ausführen.“

„Ah,“ sagte Pozzo di Borgo, „Du willst sie ihm selbst überreichen? Du denkst also bald nach Paris zu reisen?“

„Ja, das denke ich und ich wollte —“ er hielt inne und blickte seinen Landsmann argwöhnisch an. In Carlo Andrea's klugen Augen schien es wie Spott zu glänzen, und seine Freundlichkeit sah nicht besser aus.

„Du wolltest, daß Du schon dort wärest, um mit Deinen Großthaten die Welt zu füllen?“ fiel er ein. „Ja, mein lieber Napoleon, das ist ein anderer Proceß, der leichter verloren gehen kann.“

„Er wird nicht verloren gehen!“ rief der kleine Lieutenant stolz und ungeduldig. „Habe ich Gelegenheit mich auszuzeichnen, so wird es auch geschehen. In der Hütte geboren werden, in der Einsamkeit sterben, das ist das Loos zahlloser Menschen, die unter anderen Verhältnissen Helden und Könige geworden wären.“

„Gewiß hast Du Recht,“ sagte Pozzo di Borgo. „Du bist auf dem Wege ein Mann des Plutarch zu werden.“ Er unterdrückte seine geheime Lustigkeit und fuhr mit der einschmeichelndsten Treuherzigkeit, die ihm zu Gebote stand, fort: „Das ist meine wahrhafte Ueberzeugung, lieber Napoleon, denn ich finde, daß das Glück Dich wunderbar sucht, und ich weiß nicht, was mir sagt, daß es Dich eben so treu begleiten wird.“

„Ja, das Glück! das Glück!“ rief Napoleon. „Ich will daran glauben, es soll mir dienen!“

„Und es kommt Dir entgegen in Gestalt einer reizenden Gottheit mit goldenen Händen; ganz wie die Alten es sich dachten,“ nickte Andrea. „Es kommt mir vor, als hättest Du diese liebliche Gottheit schon auf Deinen Knieen angebetet und das himmlische Bündniß abgeschlossen.“

Ein finsterer Blick antwortete ihm darauf. Napoleon schien sich einen Augenblick zu besinnen, dann aber sagte er mit frohem Gesicht: „Das ist nicht nöthig, Freund. Wie Cäsar komme ich,

sehe und siege, und pflücke die Blume trotz aller Hände, die sich danach ausstrecken mögen."

„Und die Früchte auch," sagte Pozzo di Borgo hinzu, indem er sich gegen den Tisch wandte, auf welchem in einem offenen Papiere eine Anzahl großer, schöner Kirschen lagen. „O," lachte er, „da liegen sie schon reif und prächtig und — lenguc es nur nicht — jedenfalls sind sie ein Liebespfand, mit zärtlichen Wünschen und Zauberssprüchen gepflückt."

„Wohl möglich," antwortete Napoleon, „aber Du kannst sie versuchen."

„Ich werde mich davor hüten," rief Andrea, „denn ich denke an unsere corsischen Sitten und Ehrgeiz. Wenn Zwei, die sich lieben, eine Frucht theilen, so ist das ein heiliger Schwur; wenn aber ein Dritter auch nur Stiel oder Stein davon anrührt, so mischt sich der Teufel ein und bringt Verderben über Alle."

„Thorheit!" rief Napoleon, „ich halte mein Glück auch gegen alle Teufel fest. Es soll mir Keiner jemals nehmen, was ich besitzen will."

„Armer Demarris!" sagte Andrea und zuckte die Achseln.

„Was ist mit ihm?"

„Im Grunde nichts, denn er tröstet sich wie ein Sokrates. Der arme Junge hat irgendwo erfahren, daß es mit seinen Einbildungen nichts ist und daß ein Anderer, dem es solche profane Absichten gar nicht zumuthete, ihm den Weg verrannt, auch wohl gar schon die Festung erobert hat, die, wie er glaubte, ihm allein ihre Thore öffnen wollte."

„Demarris ist ein Narr!" rief Napoleon, indem er sich umwandte und hastig auf und ab ging.

„Aber ein vortrefflicher, großmüthiger Narr; einer der erhabenen Narren, die für den Freund nicht allein in den Tod gehen, sondern auch Heroen der Selbstverleugnung sind. Er würde sich von jedem tarpejischen Felsen stürzen und mit seinem letzten Seufzer Dich segnen. Vorläufig jedoch verlangt er nur Gewißheit über sein Schicksal; Gewißheit, ob sein bewunderter Freund liebt und geliebt wird, ob er sonst das gärtliche Paar beglückwünschen darf."

Napoleon war an dem offenen Fenster stehen geblieben und blickte auf die Rhone hinaus, wo unter den Bäumen versteckt das Lanthaus lag. Seine Hände, die er auf den Rücken gelegt hatte, zuckten zusammen, er schleuderte das lange schwarze Haar um seinen Kopf und wandte sich heftig um, indem er den spottenden Andrea durchdringend anblickte.

„Das ist edel und groß!" rief er. „Demarris ist ein guter, braver Mensch!"

„Gewiß ist er das! Schade nur, daß diese Treue nicht belohnt werden kann."

„Wodurch?"

„Durch einen Wettkampf von Edelmuth."

„Was würest Du thun, Andrea?" fragte Napoleon.

„Wenn der Spaß aufhören soll," erwiderte dieser, indem er eine von den Kirschen vom Tische nahm, die Napoleon ihm angeboten hatte, „so ist eine Antwort überflüssig. Sentimentale Pinseleien, auch wenn sie den Austrich rührender Tageb haben, dürfen uns nicht beschimmen, sie zu unserem Vorbilde zu machen oder wohl gar übertreffen zu wollen. Du bist jedenfalls in ganz anderer Lage, als Dein opferfreudiger Freund."

„Ich kann ihm nicht helfen!" sagte Napoleon heftig.

„Du wirst geliebt und liebst; welche überwältige Narrheit wäre es also, in irgend einen Zweifel zu fallen!"

„Nein!" rief Napoleon, und er blieb einen Augenblick nachsinnend stehen, darauf streckte er seine Hand aus und fuhr fort: „Ich speise heute bei Frau von Colombier, begleite mich und nimm Theil daran, ich lade Dich in ihrem Namen ein."

„Du hast Auftrag dazu?" fragte Pozzo di Borgo.

„Ja, und ich bitte Dich es anzunehmen."

„Herzlich gern," sagte Andrea. „Ich wollte zwar heute noch abreisen, aber ich bleibe bis morgen, wenn es Dir angenehm ist."

„So erwarte ich Dich und — und hoffe, Du sollst mit mir zufrieden sein."

„Ah, ein entschlossener Sprung über den Rubikon!" rief Pozzo di Borgo.

„Du wirst nicht erstaunen?"

„Nein, nein! Wirf Deine Würfel, ich will Dir den Becher halten und dem großen Wurfe Beifall klatschen! Ich hole Dich ab, sobald Du bestehst."

Nach einer raschen Verständigung ging Pozzo di Borgo fort und als er hinaus war, sagte er leise lachend: „So ist Alles in Richtigkeit. Die geschickte Dame hat ihn bent in der Grube eingefangen, eingladen, und ich soll dabei sein. Er will mir zeigen, wie groß sein Glück, seine Liebesgluth und seine Klugheit ist, die sich so schön vereinigen. Mit dieser Neuigkeit betaten werde ich nach Ajaccio kommen! Wohlan denn, so will ich mich so festlich als möglich schmücken, um ein galanter Brautführer zu sein."

Während dessen blieb Napoleon unruhig in seinem Zimmer zurück. Sein Kopf war voll Gedanken, sein Herz voll fieberheißem Blut. Er hatte in Andrea's Gesicht das leise Zucken seines Spottes gelesen, hatte die lauernden Blicke wohl bemerkt, und in den lobenden, anreihenden Worten ahnte sein Mißtrauen die verborgene Falschheit. — War dieser Mann nicht der früheste, erste Feind, den er, so lange er denken konnte, gehabt? War er nicht in den Augenspielen schon sein Nebenbuhler, in der Schule sein Nebenbuhler, in der Meinung der Menschen über die Befähigung dieser beiden alle anderen überragenden Knaben sein Nebenbuhler? Ihr Ehrgeiz hatte sie überall feindlich gegenübergestellt, sie bekriedeten, sie haßten sich, sie hatten sich grollend endlich getrennt. Doch seit dieser Zeit war Vieles anders geworden, beinahe zehn Jahre vergangen. Jetzt sahen sie sich einstichtiger als Männer wieder und hatten den kindischen Streit vergessen. Warum sollten sie sich noch hassen, warum, worüber noch Nebenbuhler sein? Der Advocat kehrte nach Ajaccio zurück, Paoli hatte ihm seine Freundschaft und Liebe geschenkt; doch ohne Zweifel hatte Carlo Andrea daran, jetzt in Corsica eine Rolle zu spielen, wohl gar eine politische Rolle, eine, die zu einem neuen Vereinigungsversuche führte. War Gastein nicht auch ein Advocat gewesen, hatten Männer die der Art, Richter und Rechtsgelehrte nicht zu allen Zeiten hervorragenden Antheil an der blutigen Geschichte dieses kleinen, verlassenen Inselvolks genommen?

Als Napoleon dies Alles in seinem Gedankenungestüm bedachte, lief er heftiger auf und ab mit zuckendem Gesicht das schwarze Haar um die finstere Stirn. Corsica war für seinen Ehrgeiz zu klein, doch wenn die Corsen, von Paoli, von diesem Pozzo di Borgo und anderen Anhängern der Nationalpartei aufgehetzt, die Aufruhrfahne aufpflanzten, die französische Partei niederschlugen, von Frankreich sich losrissen, Paoli's Republik wieder einsetzen wollten — Nun und nimmer sollte und durfte das geschehen! Frankreich befand sich auf dem Wege zu großen und wichtigen neuen Gestaltungen. Neker, die Freunde der Freiheit, die Nationalversammlung, das Volk, das Heer — alle wollten sie, alle hofften darauf. Die hochmüthigen Elemente des Hofes, des alten Adels strebten allein dagegen, aber was konnten sie thun? Sie mußten weichen und fallen. Standen nicht manche berühmte Namen, Männer und den vornehmsten Familien schon bei der Volkssache? Die Lafayette, die Noailles, Mirabeau, Andere und er selbst, der kleine Lieutenant, er mit seinen Einwürfen, mit seinem Ehrgeiz! — Wenn er sich in diese große Bewegung stürzte, mit seinen Empfehlungen an die ersten Männer des Heeres, er würde sich Bahn brechen. Neker sollte ihn sehen, er sollte seine Einwürfe hören, der tugendhafte, große Minister, der Retter Frankreichs, der Liebling des Volks. In seiner begeisterten Stimmung glaubte er schon vor ihm zu stehen, und was er ihm sagen wollte, faßt mit Gedankenblitzen durch sein Gehirn und gestaltete sich zu abgebrochenen Sätzen, die er rasch und wild mit rauher Stimme hervorstieß. Er war gewiß, daß er zu großen Dingen, zu großen Thaten bestimmt sei, er fühlte die Kraft dazu; er fühlte den Hauch des gewaltigen Geistes, der ihm zurief: „Du wirst mit Deinen Thaten die Welt erfüllen!"

Und wo gab es einen anderen Weg, als den, der vor ihm lag? Dies Liebesbündniß mit der Tochter eines alten, etwa 60er schlechts war der Anfang, es war der erste Hammerschlag des Glücks. Und dieser mißgünstige, dieser lauernde Andrea mit seinem falschen Lächeln, mit seinem listigen Beifall, was wollte er?

„Ha! wenn —" Napoleon stand still, die Begeisterung verschwand aus seinen Mienen. In dem Augenblick entstand ein Geräusch auf der Treppe. Es kam Jemand eilig die Stufen herauf, dann wurde die Thür aufgerissen, Demarris trat mit erhitztem Gesicht herein und lief auf Napoleon zu, der vor ihm zurückwich.

„Weißt Du es schon?" rief Demarris heftig.

„Ja, mein Freund," erwiderte Napoleon, „beruhige Dich."

„Das sind Ereignisse, die Niemand ahnen konnte!“

„Es konnte Niemand sie ändern, wenn ich noch Du.“

„Nein! aber was wird nun geschehen?“

„Demarris,“ sagte Napoleon, „ich kenne Dich, Du wirst immer das thun, was sich für Deinen edlen Sinn ziemt.“

„Wahrhaftig, das werde ich!“ rief Demarris freudig. „Du kannst Dich darauf verlassen.“

„Pozzo di Borgo hat mich so eben verlassen. Er theilte mir Alles mit.“

„So weiß er es auch schon. Der Oberst hat die Nachricht in diesem Augenblick erhalten.“

„Von wem?“

„Von dem Commandanten von Lyon. Von dem Grafen Barantin.“

„Von Lyon!“ sagte Napoleon und er betrachtete den Lieutenant mit Blicken voll Besorgniß. „Sei ruhig, mein armer Demarris, Du bist sehr aufgeregt. Laß uns kaltblütig bleiben.“

„Ei zum Henker!“ rief Demarris, „wer kann da kaltblütig bleiben? Das ist ein Ereigniß, das ganz Frankreich in furchtbare Aufregung bringen muß. Du scheinst die Folgen nicht überlegt zu haben.“

„Ich habe Alles wohl überlegt, mein Freund.“

„Nun, so weißt Du vielleicht noch nicht Alles. Necker ist nicht allein abgesetzt und aus Frankreich verjagt, Paris nicht allein im Aufstande, auch die Bastille ist erobert. Die französischen Garten haben mit dem Volke gemeinschaftliche Sache gemacht, die deutschen Regimenter verjagt. Das Invalidenhaus wurde geplündert, dreißigtausend Gewehre, alle Kanonen vom Volke genommen, die Schweizer in der Bastille wurden niedergeschossen, General Delaunay, der Commandant, ermordet. Sein blutiger Kopf, seine Hände, der Kopf Flesselle's, des Handelsgerichts-Präsidenten, wurden auf Piken durch die Straße getragen.“

Napoleon hörte stumm diese wunderbare, schicksalsvolle Neuigkeit, doch nichts verrieth seine Ueberraschung. Er stand mit verschränkten Armen, unbeweglich, seine Augen weit geöffnet.

„Die Revolution hat begonnen!“ sagte er, als Demarris schwieg.

„Eine Nationalgarde hat sich in Paris gebildet, Lafayette ist an ihrer Spitze,“ fuhr Demarris fort. „Die Armee ist zurückgezogen, sie soll aufgelöst, Broglie entlassen werden. Nationalgarden entstehen überall.“

„Das Volk wird siegen!“ rief Napoleon. „Die Revolution wird siegen!“

„Wie wird sie enden!“

Napoleon antwortete nicht, er blickte über die Rhone hinaus. „Sind diese Nachrichten schon in Valence verbreitet?“ fragte er.

„Noch nicht, man verheimlicht sie noch, um Maßregeln zu berathen, möglichen Unruhen vorzubeugen. Aber wie lange soll das währen? Kaum ein paar Stunden.“

„Höre, Demarris!“

„Was willst Du, lieber Napoleon?“

„Schweige gegen Jedermann.“

„Das will ich Dir versprechen. Auch der Oberst hat es mir befohlen. Es giebt manche unruhige Köpfe, selbst im Regimente, die ihm Sorge machen, aber diese — diese haben jetzt an andere Dinge zu denken.“ Er warf einen halb freundlichen, halb scheuen Blick auf den Freund. Napoleon schien nichts zu hören und nichts zu bemerken.

„Komm in einer Stunde wieder her zu mir, Demarris,“ sagte er, „ich habe Dir etwas mitzutheilen. Etwas Wichtiges, das uns Beide angeht.“

„Ah!“ rief Demarris, und eine plötzliche Röthe schoß über sein Gesicht. „Du willst mir mittheilen — ich werde kommen, Bonaparte, doch ich sage Dir —“

„Jetzt laß mich allein!“ unterbrach ihn dieser. „Geh! geh! lieber Demarris.“

Diese letzten Worte wurden so bewegt und mit solcher Hast hervorgestoßen, daß Demarris verstummte und sich entfernte. Kaum war er hinaus, so warf Napoleon den Rock ab, die Uniform über, steckte den Degen an und drückte den Hut auf sein wirres Haar. So folgte er Demarris rasch nach.

5.

Nach einer Stunde kam Pozzo di Borgo. Er hatte sich sauber angekleidet und blieb erstaunt stehen, als er Bonaparte an seinem Schreibpulte fand, wo er Papiere, Karten und Bücher zusammenräumte. Um ihn her lag Alles in Unordnung. Ein großer Kasten stand neben dem Pulte, in der Mitte des Zimmers ein Koffer, Kleider und Wäsche lagen auf den Stühlen, sammt allerlei anderen verschiedenartigen Dingen.

„Ein interessantes Bild der babylonischen Verwirrung!“ lachte Pozzo di Borgo. „Aber warum bist Du noch nicht im Staat?“

„Setze Dich, Carle, ich muß nothwendig erst damit fertig sein,“ antwortete Napoleon, „und Ordnung schaffen.“

„Ein Hausdiener muß an Ordnung denken, aber was sollen Koffer und Kisten? Das sieht aus, als wolltest Du reisen.“

„Es kann wohl so sein,“ nickte Napoleon freundlich.

„Heute noch?“

„Ich glaube es beinahe.“

„Also bist Du auch dessen schon sicher, lieber Napoleon? Es ist Alles entschieden?“

„Entschieden für immer, Carle. Du sollst es erfahren, gedulde Dich nur noch kurze Zeit.“

„Du hast Recht,“ sagte Carle Andrea, „wer das Glück vor sich sieht, muß nicht zögern, es zu benutzen. Was wird aber aus Deiner Geschichte Corsica's werden?“

„Sie muß unvollendet bleiben.“

„Das ist schade, doch wohlbedacht, denn in Deinen neuen Verhältnissen würde diese Arbeit vielleicht nicht passen.“

„Ich kann damit warten,“ erwiderte Napoleon, und seine Augen glänzten muthwillig, „bis die nächsten Jahre Stoff zu einigen neuen interessanten Capiteln liefern, was doch wohl zu erwarten ist.“

„Wirklich, es kann so kommen!“ rief Pozzo di Borgo, „und möglich genug, daß Du dann das Ganze umarbeiten mußt.“

„Wenn ich Zeit dazu habe!“ lachte Napoleon und packte eifrig weiter. „Aber ich fürchte, lieber Carle, daß ich sobald nicht wieder dazu gelange.“

„Weil andere Thaten Dich rufen! Du siehst sehr heiter aus, Napoleon. Bedenkst Du nicht auch, was Du hier zurücklassen mußt?“

„Gewiß bedenke ich es,“ sagte Bonaparte und warf den Kopf in die Höhe. „Aber bin ich dazu geschaffen, bei einem Weibe zu sitzen und ihr die weißen Hände zu küssen?“

„Der neue Cäsar, den die Welt erwartet!“ lachte Andrea.

„Erst der Ruhm, dann die Liebe!“ rief Napoleon. „Erst das Volk, dann die Familie. Das macht mich frei und leicht und nimmt alle Zweifel von mir, mein lieber Carle. Und jetzt bin ich fertig, und hier kommt Demarris. Hierher, mein Freund, Du kömmst zur rechten Zeit. Erzähle ohne Zurückhaltung, was Du gehört hast; Pozzo di Borgo wird so erfreut darüber sein, wie wir es sind.“

„Daß Paris im Aufstande und die Bastille erstürmt ist, rufen sich die Leute schon auf den Straßen zu,“ sagte Demarris.

„Wahrhaftig!“ rief Andrea, „ist es so weit?“

„Aber die nächste Nachricht ist die,“ fuhr der Lieutenant fort, „daß Necker zurückgerufen ist und von Paris mit Begeisterung erwartet wird.“

„Was sagst Du dazu?“ fragte Bonaparte.

„Du wirst zur glücklichen Stunde erscheinen, um den tugendhaften Minister einziehen zu sehen,“ erwiderte Andrea. „Ich bin überrascht und erstaunt zwar, doch es ließ sich voraussehen, es mußte so kommen. Der König kann jetzt keinen Widerstand mehr leisten, er wird sich in die Arme des Volkes werfen.“

„Aber das Volk nicht mehr in seine Arme!“ rief Napoleon. „Die Revolution ist da, die Armee aufgelöst. Jetzt gilt es bei Volk und Vaterland zu stehen.“

„Dazu wirst Du Gelegenheit genug finden, mein lieber Napoleon.“

„Ich habe sie! ich bin dabei!“ schrie Bonaparte, ergriff Demarris beim Arm und sah ihn mit seinen schwarzen, funkelnden Augen durchdringend an. „Ich fordere von Dir einen großen Freundesdienst,“ begann er, „doch ich weiß, daß ich mich auf Dich verlassen kann.“

„Fordere was Du willst, Bonaparte,“ erwiderte Demarris, während sein Gesicht sich dunkel röthete. „Ich bin bereit.“

„Begieb Dich zu Frau von Colombier, sie erwartet mich. Willst Du?“

„Ich will, Bonaparte.“

„Sage ihr, ich könnte nicht erscheinen.“

„Wann willst Du kommen?“ fragte Demarris.

„Niemals! In einer halben Stunde fahre ich die Rhone hinab nach Marseille, von dort nach Corsica, nach Ajaccio; ich weiß nicht, wann ich zurückkehren werde. Ich habe meinen Urlaub vom Obristen geholt, habe ihn sofort erhalten. So geh, lieber Demarris, geh und entschuldige mich. Sage ihnen, daß meine Pflicht mich fortrief, die Pflicht gegen mein Vaterland, daß ich ihr folgen muß, daß mein Schicksal es so will, daß ich nicht anders kann!“

Demarris stand erstarrt. „Napoleon!“ rief er endlich verwirrt und warnend, „daß Du nicht auch andere Pflichten?“

„Keine, die mich abhalten könnte, dieser höchsten und ersten zu folgen, keine, die mich zwänge, sie zu vergessen. Ich habe einen schönen Traum geträumt, dabei muß es bleiben. Ich bin nicht für Weiberliebe geschaffen, Demarris, Du hast es mir oft gesagt und Du hast Recht. Ich bin auch kein Gegenstand der Ungluck und Verzweiflung anstiftet. Fort also, mein Freund; sei glücklich, Du wirst es sein!“

Demarris war noch immer betäubt, aber er lächelte bei den Betheuerungen Napoleons über seinen Beruf zur Liebe. „Ich werde Dich entschuldigen,“ sagte er, „werde Dich vertheidigen.“

„Gut, gut, richte es zum Besten ein, wie es für Dich und mich paßt, und lebe wohl, bis wir uns wiedersehen!“ rief Bonaparte, und indem er ihn umarmte, trieb er ihn fort und kehrte nachdenklich dann zu Pozzo di Borgo zurück.

Seine Arme verschränkend und ihn fest anblickend, blieb er vor ihm stehen, der sich niedergesetzt hatte und anscheinend in vollkommener Ruhe den Rest der Kirschen verspeiste, welche noch auf dem Tische lagen.

„Du begreifst,“ sagte Napoleon, „daß dies so sein muß.“

„Die Speculation drohte schlecht auszufallen,“ lächelte Andrea.

Napoleons Gesicht wurde gelbgraner. „Liebe!“ rief er, „Du hörtest, was ich darüber sagte. Es ist eine untergeordnete Leidenschaft, die beherrscht und überwunden werden muß, wenn die edelsten und höchsten menschlichen Tugenden es gebieten.“

„Ich kenne sie nicht, mein lieber Napoleon,“ erwiderte Pozzo di Borgo sanftmüthig die Achseln zuckend, „weiß auch nicht, ob ich sie jemals kennen lernen werde. Doch was ich von ihr gehört habe, läßt mich beinahe glauben, daß sie der reinste und ereste Quell alles Göttlichen sei. Es giebt jedoch nichts, was nicht zum Verderb verunstaltet und lächerlich gemacht werden könnte.“

„Sie wird mich bald vergessen und einsehen, daß ich recht gethan,“ antwortete Napoleon mit unterdrückter Heftigkeit. „Unter diesen plötzlich eingetretenen Verhältnissen würde die kluge Mutter schnell anderen Sinnes geworden sein. In Paris ist keine Empfehlung für mich mehr möglich, und wenn ich ihr erklärt hätte, daß ich nach Corsica wollte, um dort für die Sache des Volkes einzutreten, würde sie so wenig wie Beatrice daran Gefallen gefunden haben.“

„Sie könnten wohl andere Vorschläge machen,“ erwiderte Pozzo di Borgo und blickte ihn an.

„Dies aber bleibt mir jetzt allein über,“ fuhr Napoleon rascher fort. „In Corsica werden bald zwei große Parteien sich bekämpfen. Die Partei, welche die Corsen bei der Freiheit und bei Frankreich erhalten, und die, welche sie in die alte Wildheit und Verlassenheit zurückreißen will.“

„Zu ihrem uralten Rechte und ihrer Unabhängigkeit,“ sagte Andrea.

„Unabhängigkeit!“ rief Napoleon, „wohin hat sie geführt? Zu Mord und Elend.“

„Der Präsident wird zurückkehren,“ antwortete Andrea, „und sein Werk vollenden.“

„Was wird er aus Corsica machen? Ein Stückchen Erde voll Herren und Knechte, von Advocaten regiert, vielleicht wohl gar zuletzt unter englischen Schutz gestellt und ausgesogen von diesen Krämern.“

„Immer besser,“ sagte Andrea, „als eine Beute von Speculanten, denen Alles feil ist, selbst Freiheit und Vaterland, wenn sie dadurch ihre Zwecke erreichen können.“

Napoleons Gesicht erstarrte noch mehr. Ein Zucken lief dabei um seine Lippen, er konnte sich kaum noch beherrschen. „Wir werden uns in Ajaccio wieder begegnen,“ sagte er.

„Es ist schade, daß wir nicht zusammen reisen können, Napoleon. Aber ich muß nach Paris, um zu sehen, was für des Präsidenten Zurückberufung aus der Verbannung gethan werden kann.“

„Und dann, Carlo Andrea?“

„Dann wird Corsica wieder ein Haupt und eine Seele haben.“

„Er, der Greis!“ schrie Napoleon, „aber Du, sein Arm und sein Geist neben ihm.“

„Wenn ich zu seinem Ruhme beitragen kann, will ich gewiß nicht fehlen.“

„Das war es?“ rief Napoleon, und eine corsische Gluth loderte in seinen Augen auf. „Darum wollteſt Du mich in Frankreich wohl versorgt zurücklassen?“

„Ein Franzose muß in Frankreich am glücklichsten sein,“ lächelte Pozzo di Borgo, „und nach Allem, was Du als wahr und gewiß bethenertest, ertheilte ich Dir den verlangten Rath offen und ehrlich.“

„Ehrlich!“ versetzte Bonaparte verächtlich, „laß uns offen und ehrlich sein. Deine Theilnahme für mich war Falschheit, ich verstehe Deine Zwecke. Seit wir beiden können, hassen wir uns, und dieser Haß wird uns begleiten, so lange wir leben.“

„Wer weiß das, mein lieber Napoleon?“ sagte Andrea.

„Ich!“ erwiderte dieser heftig, „ich! Wir werden uns in Corsica schnell wieder gegenüber stehen.“

„Wir werden Beide für die Freiheit kämpfen.“

„Du für die Freiheit, wie sie Paoli im Sinne hat, ich für die Freiheit des Menschengeschlechts, für die Grundsätze der Revolution! Du wirst davon abfallen. Du hasseſt diese Lehren, Du hasseſt Frankreich und hasseſt mich.“

„Und Du,“ antwortete Carlo Andrea, „Du liebst nur Dich, nichts Anderes auf Erden. Diese glühende Selbstsucht wird der Strom sein, der Dich verschlingt.“

„Ha!“ rief Napoleon, „Du wirst Corsica und Paoli verlassen, wirst den Despoten Dich in die Arme werfen und ihr Werkzeug werden. So wirst Du enden!“

„Und wie wirst Du enden?“ fragte Andrea.

Sie standen sich Beide gegenüber und blickten sich mit starren, durchbohrenden Augen an, als läse der Eine in der Seele des Andern, und vor ihnen enthüllte sich die Zukunft in wunderbaren und schrecklichen Bildern.

„Laß uns scheiden,“ sagte endlich Napoleon kalt. „Wir werden Beide thun, was wir vermögen, und werden erfahren, was uns bestimmt ist. Geh' Deinen Weg, Carlo, aber hüte Dich. Es kann sein, daß ich Dich einst erschießen lasse.“

„Ich werde Dich nicht hören, Napoleon,“ erwiderte Pozzo di Borgo mit seinem stechend scharfen Lächeln, „aber ich werde Dir Dein Grab graben. — Lebe wohl!“

Und sechsundzwanzig Jahre später stand der russische General und Minister Carlo Andrea Pozzo di Borgo in seinem glänzenden Cabinet in Paris und hielt in der Hand ein Papier, das er mit demselben scharfen Lächeln betrachtete. Es war die Bestätigung über des gefangenen Kaisers Napoleon Schicksal. Pozzo di Borgo vornehmlich hatte seine Fortführung nach St. Helena gefordert und durchgesetzt.

„Ich habe gehalten, was ich ihm versprochen,“ sagte er. „Wir hatten Beide, was wir vermochten, das Schicksal hat über uns entschieden. Ich trieb ihn aus Corsica und ließ ihn verdammen, seine Anhänger vertrieben mich. Aber ich durchwanderte Europa, ihm Feinde aufzuwecken; ich war es, der die Cabinete zum Krieg trieb, ich schürte den Haß der Fürsten und der Völker, ich trieb Bernadotte zum offenen Bruch mit ihm, ich bewog die Felsherrn zum raschen Zug auf Paris. — So stieß ich ihn vom Throne, stieß seinen Sohn aus Rom und jetzt — habe ich ihn nach Helena gebracht. Dafür hat er mich gehaßt und verfolgt,“ fuhr er fort, „gekränkt und bedroht wie keinen Anderen. An ihm lag es nicht, wenn sein Gelöbniß nicht zur Wahrheit wurde.

Was hätte er darum gegeben, mich in seine Gewalt zu bekommen? was hätte er gethan, wenn Kaiser Alexander sein dringendes Verlangen erfüllt und mich ihm ausgeliefert hatte? Er hätte mich erschießen lassen!“ flüsterte er hohnvoll und einen schrecklichen corsischen Triumph gesättigter Rache in den düsteren Augen fügte er hinzu: „Dafür habe ich ihn nicht getödtet, aber sein Grab habe ich gegraben und habe jetzt die letzte Schaufel Erde auf ihn geworfen!“ —

Aerztliche Herzensergießungen.

Ueber den Curirschlendrian.

Warum sollte man den Laien ihre verkehrten und abergläubischen, oft aller Vernunft Hohn sprechenden Großmutter-Ansichten über Heilmittel und Heilmethoden nicht verzeihen? Aberglauben denn nicht auch die meisten Heilkünstler selbst, daß sie mit ihren nichtsnutzigen Nichtsen (wie die Homöopathen) oder mit ihren theils aus dem grauen dummen Alterthume, theils aus der erfinderischen Neuzeit herstammenden etlichen Etwasen (wie die Allopathen) Krankheiten zu heilen vermögen, während doch nur dem Naturheilungsprocesse in unserm Körper (s. Gartenl. 1855 Nr. 25) diese Heilungen zu verdanken sind? Daß jener Heilproceß hauptsächlich durch ein von Seiten des Arztes einzuleitendes passendes diätetisches Verfahren gefördert werden muß, das wollen weder Laien noch Heilkünstler einsehen.

Dieser von Geschlecht auf Geschlecht forterbende Heilkünstleraberglaube an die Heilkraft ebensowohl der privilegirten wie der unconcessionirten Heilmittel ist's denn nun auch, der die Heilkunst mit einer solchen Unmasse von angeblich heilsamen Heilmitteln und Heilmethoden nach und nach so bereichert hat und fortwährend bereichert, daß fast bei jeder Krankheit jeder Arzt seine absonderlichen Lieblingsmittel, Lieblingsbäder und Lieblingsheilmethoden zu rühmen weiß, die schließlich nach gar nicht so langer Zeit zwar als nichtsnutzig anerkannt, aber dann ja nicht etwa für immer aus der Arzneimittellehre hinausgewiesen werden, sondern als historische Größen in den Heilkünstlerköpfen zeitlebens in gutem Andenken bleiben.

So passirt's denn auch, daß Laien wie Aerzte bei bestimmten Uebeln nach althergebrachtem Schlendrian ohne weitere Ueberlegung bestimmte Heilmittel in Gebrauch ziehen, die, anstatt zu helfen, sogar schaden können, oder doch wenigstens gar nichts nützen (höchstens dem Apotheker). Natürlich wird dies niemals zugegeben, weil später ja doch noch Besserung und Heilung eintrat und weil dann jene Mittel, nicht aber die Naturheilungsproceße daran schuld gewesen sein müssen.

Am gewissenlosesten wird jedenfalls mit Blutentziehungen umgegangen, die von entzündeten Stellen das angesaute Blut wegschaffen sollen, obschon dies in fast allen Fällen geradezu unmöglich ist. Sogar bei schon ganz blutarmen, bleichen, magern und schwindsüchtigen Personen müssen, wenn diese ein paar unschuldige Stiche drinnen in der Brust fühlen, sofort Blutegel oder Schröpfköpfe außen an der Brust angesetzt werden. Schon bei dem Worte „Entzündung“ überfällt die meisten echt allopathisch gesinnten Aerzte und Laien eine solche Blutgier, daß man wirklich die Homöopathischen wegen ihres kindlichen Vertrauens auf das entzündungsfeindliche Aconit (was sich übrigens nach dem lebensmagnetischen Samstagsrathe Dr. Lutze vorzugsweise bei Entzündungen auf der rechten Körperseite als heilsam bewährt hat) beneiden könnte.

Einen inhumanen Schlendrian kann man's ferner nennen, wenn Kranken, die mit Sicherheit in der nächsten Zeit dem unerbittlichen Tode verfallen, von Seiten des Arztes und der Angehörigen Alles verweigert wird, was jenen die letzten Lebensstunden allenfalls noch in Etwas angenehm machen könnte. Wie ein zur Hinrichtung geführter Verbrecher sich seiner leichten Kleidung wegen einen Schnupfen zu holen fürchtete, so fürchten gewöhnlich Aerzte und Laien, einem Sterbenden, der von Durst und Hitze entsetzlich gepeinigt wird, durch einen erquickenden kalten Trunk (Wassers oder Bieres) eine frischen fühlen Luftstrom noch eine Erkältung, Abmattigkeit oder Magenverdorbenheit zuzuziehen. Durch angeblich lebenserfrischende und herzstärkende Arzneien versuchen Aerzte die Todesqualen nur noch zu verschärfen und zu verlängern, während die Umgebung eifrigst bemüht ist, jede erleichternde Bewegung und Entblößung des Verschrobenen zu hintertreiben. — Zum Verbrechen wird dieser Schlendrian, wenn Aerzte Arme, deren Krankheitszustand offenbar zum Tode führt, ganz unnützer Weise des letzten Groschens durch Verordnen theurer Arzneien (Chinin, Moschus ꝛc.) berauben. Und solcher Arzneiwüthriche giebt's noch die Menge!

Wie hartnäckig Aerzte und Laien an alten Sagen von Heilungen gewisser innerer und äußerer Geschwülste durch arzneiliche oder sympathetische Mittel sest halten, obschon jene Geschwülste nur mittels operativer Hülfe entfernt oder verringert werden können, das zeigt sich am deutlichsten bei den so häufig vorkommenden, aber ungefährlichen Ovarienmoyen (Wassersblasen im Frauenleibe, fälschlich auch Bauchwassersucht genannt). Gegen diese, weder durch innere noch äußere Arzneimittel heilbaren Schwülste werden immersort und jahrelang eine Menge die Gesundheit störender Curen (besonders mit Jod) unternommen und diese, trotzdem daß das Uebel zusehends fortwächst und das allgemeine Befinden immer schlechter wird, doch mit einer solchen Consequenz fortgesetzt, daß der geschwollene Leib endlich zerplatzen möchte. Bleibt dann nach mehrmaliger Entleerung der Flüssigkeit aus jenen Blasen und nach Verwachsung ihrer Wände mit einander eine neue Schwellung des Leibes auf längere Zeit oder für immer weg, dann hat das stets irgend ein absonderliches Arzneimittel oder ein Hokuspokus gethan. Eine sonst kluge Frau, bei welcher die Heilung auf solch natürliche Weise vor sich gegangen war, versicherte im vollen Ernste, eine intensive Hasenbratencur habe ihr geholfen. Wenn da diese Heilung und das homöopathische Heilgesetz (nach welchem dasjenige Mittel bei einer Krankheit hilft, welches bei Gesunden einen dieser Krankheit ähnlichen Zustand hervorzurufen im Stande ist) wirkliche Wahrheiten wären, dann müßten alle Frauen, die gern und oft Hasenbraten essen, von Ovariengeschwülsten heimgesucht werden. Also merkt's, Ihr homöopathischen Gläubigen! Hasenbraten (ob in der trillionetel oder decillionetel Verdünnung, kann ich freilich nicht genau sagen) ist ein Hauptmittel gegen Ovarienwasser.

Der böse Hals, und zwar ebensowohl der obere oder Schluck- und Schlinghals wie der untere oder Sing- und Schreihals (die Kehle), wird vom Dr. Schlender-Jahn (Johann) vermöhrend über denselben alten gewohnten und unbrauchbaren Leisten behandelt. Ist der Schlundhals krank, was Schmerz, und Beschwerden beim Schlingen macht, dann muß gegurgelt werden; leidet der Schreihals, was sich durch Heiserkeit und Husten zu erkennen giebt, dann geht's mit spanischen Fliegen an die Kehle.

Das Gurgeln bei entzündetem, heißem (geschwollenem und sehr gereitztem) Gaumen, Zäpfchen oder Mandeln schadet in der Regel recht mehr als es nützt, weil dabei die kranken Theile, welche gerade recht ruhig bleiben sollten, in Erziterung versetzt werden. Abgesehen noch davon, daß in äußerst seltenen Fällen das Gurgelwasser, was doch die kranken Theile befpülen soll, diese wirklich berührt. Es kommt dies daher, weil die allerwenigsten Menschen, zumal wenn sie einen bösen Hals haben, die Zungenwurzel willkürlich so herabziehen können, daß die Flüssigkeit bis in den hintersten Theil der Mund- und Rachenhöhle gelangt, und das Hinabfließen derselben in die rechte und unrechte Kehle (in den Schlund und Kehlkopf) nur durch den aus der Luströhre kommenden kräftigen Luftstrom verhindert wird. Man thut deshalb beim kranken Schlinghalse stets gut, von Gurgelwässern ganz abzusehen und lieber, nach Niederdrückung der Zunge mittels eines Löffelstiels, Einsprützungen und Bepinselungen der kranken Partien vorzunehmen. Das am besten und schnellsten wirkende Heilmittel beim bösen Halse ist aber immer der Höllenstein, welchen man entweder in fester Form zum Bestreichen oder in concentrirter Auflösung zum Bepinseln verwenden kann. Höllenschmerz macht hierbei dieses ausgezeichnete Heilmittel trotz seines fürchterlichen Namens nicht, höchstens etwas Druck und metallischen Geschmack.

Heiser zu sein und in die Hände eines alten Praktikus zu fallen, gehört wahrlich nicht unter die Annehmlichkeiten des Lebens, denn da geht's ohne Mißhandlung und Verschändung des Halses in der Regel nicht ab, wär's auch der Schwanenhals einer Venus.

Seufzeige, Seidelbast, Pockensalbe, spanische Fliegen, Haarseil u. s. f., alles schmerzmachende Mittel, die garstige Flecke auf der Halshaut hinterlassen, sollen da den Krankheitsstoff aus dem Kehlkopfe durch Knorpel, Fleisch, Zellgewebe und Haut hindurch und nach außen ziehen. Als ob das möglich wäre! Sie haben mir aber geholfen, sagen dagegen ganz keck Laie und Arzt, ohne zu bedenken, daß gleichzeitig stets noch ein vernünftiges diätetisches Verhalten (warme reine Luft zum Athmen, warme schleimige Getränke und Speisen, Ruhe des Sprachorgans) angewendet wurde, was den Naturheilungsprocess unterstützte und insofern die Hülfe gebracht hat. Bei den Homöopathischen thut's da freilich auch nicht die Natur, sondern Mercur, Chamomille, Pulsatille, Nux, Jod, Mangan, Schwefelleber, Phosphor, Kohle, Causticum oder Brom. Die Nux paßt aber nur dann, wenn man neben der Heiserkeit noch in einer mürrischen, zänkischen, eigensinnigen, hartnäckigen Gemüthsstimmung ist, und Chamomille dann, wenn die Gemüthsstimmung eine verdrießliche, ernsthaft stille, ärgerliche, ohne Lust zu sprechen. So schreiben Dr. Clotar Müller in seinem Haus- und Familienarzte und Dr. Hering im homöopathischen Hausarzte, während Dr. Hirschel in seinem homöopathischen Arzneischatze auf die Gemüthsstimmung gar keine Rücksicht nimmt, eben so wenig wie der Herr Sanitätsrath Dr. Lutze. Bei Heiserkeit mit Schnupfen braucht man übrigens auch anderen Homöopathen nur an ein Fläschchen mit Drosera (Sonnenkraut) zu riechen oder, was kluge Wäsche, Scheuer-, Platt- und Mähfrauen als ganz vorzüglich empfehlen, den wollenen Strumpf eines gesunden, braven Mädchens oder Jünglings um den Hals zu binden.

Kurz, wo, wie und was curirt wird, stets wird auch dabei vom Arzte oder Laien etwas geschlendriant, und wenn auch nicht in allen Fällen geradezu zum offenbaren Nachtheil des Kranken, so doch keines Falles zum Vortheil desselben. (Wird fortgesetzt.)

Bck.

Aus dem Norden.

Von Dr. Alfred Brehm.

IV. Ein Ausgearteter.

Bei der zweiten größeren Rennthierjagd, welche ich mit Erik unternahm, waren wir einen Tag vergeblich herumgestiegen und hatten fast den ganzen Sneehütten umkreist, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben. Der Abend brach herein, und mit ihm erwachte die Sorge, eine passende Nachtherberge zu erreichen, in dieser Wildniß, welche uns meilenweit umgab. Wir hatten die vorhergehende Nacht in einer sehr erzväterlichen Hütte zugebracht und trotz der bedeutenden Höhe und vorgerückten Jahreszeit recht gut und warm gelegen. Erik's Herz verlangte aber heute nach Gesellschaft, nach Forellen und Milch, und deshalb schwenkte mich denn der Gute für diesmal etwas über eine Meile weit zu einer andern Hütte, welche gegenwärtig von einem Hirten bewohnt wurde, der zu Gunsten einiger Händler mit einer zahlreichen Viehheerde hier oben seinen Sommer verlebte.

Schon die Hälfte unseres Weges mochten wir zurückgelegt haben, da hörte ich einen mir bisher gänzlich unbekannten Ton. Es war ein heiseres, langgezehntes Kreischen, welches unbedingt von einem Sängerthiere herrühren mußte; doch hatte ich gar keine Ahnung, welches Thier einen solchen Mixtus hervorzubringen im Stande sei.

„Erik, was schreit da?"

„Ein weißer Fuchs! Kennt Er ihn denn noch nicht?"

„O ja, allein ich habe ihn noch nicht lebend gesehen."

„Will Er ihn schießen?"

„Wenn wir ihn erwischen können, gewiß."

„Nun gut, so wollen wir ihn abwarten."

„Was, Alter, den Fuchs wollen wir hier abwarten?"

„Ja wohl, er wird schon zu uns kommen."

„Nun, so wollen wir uns wenigstens verstecken."

„Nein, lieber Herr, das dürfen wir nicht thun, sonst sieht uns der Fuchs ja nicht."

„Erik, ich glaube, Du bist toll. Du sagst, daß der Schreier ein Fuchs sei, und behauptest, daß er zu uns kommen würde. Meinst Du, daß ich nicht wisse, wie sich ein Fuchs benimmt?"

„Ja, das kann schon sein; wenn es ein rother Fuchs wäre, würde er gewiß auch nicht hierher kommen, da es aber ein weißer Fuchs ist, erscheint er sicherlich, und wenn wir uns verstecken, kann er uns nicht sehen, und dann kann er auch nicht zu uns kommen."

„Alter, ich habe Dir immer geglaubt, aber jetzt treibst Du es denn doch zu arg. Das ist unmöglich, daß das Thier kommt."

„Ja, aber hört Er denn nicht, daß er schon viel näher ist?"

„Erik, Du hast wahrhaftig schon wieder einmal Recht, ich will Dir folgen."

Und ich folgte dem alten erprobten Jäger, blieb stehen, und es war, wie mir Erik gesagt hatte. Schreiend kam der Fuchs näher und immer näher, endlich konnte ich ihn von den grauen Felsenmassen, deren Färbung auch sein Fell jetzt hatte, unterscheiden. Die Dämmerung war hereingebrochen, und so sah ich im Anfange allerdings nur Umrisse; allein der Fuchs zeigte sich bald so deutlich, als ich nur wünschen konnte. Ich wollte schießen. Erik verwehrte es, weil er behauptete, daß der Fuchs noch zu weit sei und ich ihn schwerlich auf das Korn bringen könne. Der alte Schlaukopf hatte Recht. Es war unmöglich, sicher zu zielen, ich mußte nun schon warten, bis sich seine Vorausfagung buchstäblich erfüllte.

Ohne Bedenken kam der Fuchs an uns heran, ruhte von Zeit zu Zeit aus und setzte sich dabei immer höchst zierlich nach Hundeart auf einen der größeren Steine, schlug die Standarte hübsch um die Vorderläufe und guckte nun so still vergnügt und harmlos heiter in die Welt hinein, als hätte es keine Büchse auf der ganzen Erde gegeben.

Ich gestehe, daß ich trotz einer Beschreibung, welche ich von dem Eisfuchse früher gelesen (aber auch größtentheils wieder vergessen) hatte, im höchsten Grade überrascht war. Der Bursche that gar nicht, als ob ihm unsere Gegenwart nur die gewünschte Furcht einflöße, sondern schien sich vielmehr außerordentlich zu freuen, hier in seiner Einsamkeit einmal mit Menschen verkehren zu können. Wahrscheinlich deshalb kam er nach und nach bis auf etwa vierzig Schritte an uns heran. Jetzt nahm ich die Büchse auf und zielte, bemerkte aber zugleich, daß es wirklich unmöglich war, den Fuchs sicher auf das Korn zu nehmen. Ich setzte mehrere Mal ab und hob den Nenem das Gewehr empor. Das Ergebniß blieb dasselbe. Ich konnte nur ungefähr die Richtung nehmen, keineswegs aber einen sicheren Schuß thun. Endlich schoß ich doch, die Kugel schlug haarbicht neben dem Fuchse vorbei und an einem hinten liegenden Stein an, an welchem sie zersplitterte. Als ob gar Nichts geschehen wäre, erhob sich der Fuchs, stieß seinen heiseren Schrei aus und ging ein paar Schritte weiter. Dann setzte er sich wieder hin, genau wie vorher. Jetzt nahm der Alte seine vorpolte Büchse und sandte eine zweite Kugel nach ihm hin. Auch er hatte nicht getroffen. Der Fuchs stand wieder auf, ging noch einige Schritte vorwärts und setzte sich zum dritten Male auf einen Stein. Ich hatte inzwischen mein Gewehr wieder geladen und näherte mich dem merkwürdigen Gesellen auf etwa dreißig Schritte, um nochmals mein Glück zu versuchen. Auch die dritte Kugel traf ihn nicht, und so schoß Erik zum vierten, ich zum fünften, Erik zum sechsten und ich zum siebenten Male, ohne daß es dem Thiere in den Sinn gekommen wäre, endlich sein Heil in der Flucht zu suchen.

Ich führte eine Büchsflinte, und es wäre ein Leichtes für mich gewesen, den frechen Gesellen mit einem Schrotschuß zu erlegen, allein hierzu konnte ich mich nicht entschließen. Es wäre mir wie Meuchelmord vorgekommen, ein Wesen, welches mit solcher ruhigen Gelassenheit die Kugeln um sich herum pfeifen ließ, mit einem Schrotschuß niederzustrecken. Ich beschloß also, ihm das Leben zu schenken, und ging so nahe als möglich zu ihm hin, um ihn zu beobachten. Er ließ mich ruhig bis auf zehn, ja sogar bis auf sechs Schritte herankommen, ehe er sich erhob und nun leichen Fußes einige Schritte weiter ging.

Ich fand mich wie zwischen Wachen und Träumen. Auch der

allerdümmste und harmloseste Vogel würde ganz sicher schon bei dem zweiten Schusse die Flucht ergriffen haben, nur hier sah ich einen der nächsten Verwandten des schlauesten aller Zängethiere vor mir, welcher auch nicht das geringste Verständniß für die Gefährlichkeit der Feuerwaffe zu haben und sich um Feuer, Knall und Rauch gar nicht zu kümmern schien. Die Sache kam mir so außerordentlich wunderbar vor, daß ich vor den zierlich Dastehenden trat und ihm eine lange Rede hielt, in welcher ich ihm die Gefahr, der er sich aussetzte, zu schildern suchte. Mein nordischer Reineke äugte mich dabei verschlagen listig und harmlos gemüthlich an, antwortete mir mit einem heiseren Schrei und blieb, als ob er mir das vollste Verständniß meiner Worte beglaubigen wolle, ganz ruhig sitzen. Endlich nahm ich Steine und suchte ihn durch Werfen zu vertreiben. Dies gelang mir denn auch gewissermaßen, indem sich das Thier nach dem zweiten Wurfe erhob, eine Strecke weiter ging und zwischen dem Gestein auch wirklich verschwunden zu sein schien.

Jetzt machten wir uns auf den Weiterweg. Man denke sich aber mein Erstaunen, als ich schon, nachdem wir etwa hundert Schritte zurückgelegt hatten, den Fuchs wieder dicht hinter uns schreien hörte und sehen mußte, daß er uns nun wie ein wohlgezogenes Hündchen auf unserem ferneren Wege folgte. Jetzt halfen auch keine Steinwürfe mehr. Der Fuchs schien gesonnen zu sein, uns das Geleit zu geben und nicht abzulassen, bis er das Steinige geleistet. Er begleitete uns auch wirklich, so weit das felsige Gestein reichte, und war durch eine Strecke von wenigstens zweitausend Schritten. Dann aber schien er uns seinem Gebiet heraus zu kommen und da wollte er denn doch nicht weiter mit uns gehen; er kehrte also nach einigem Zögern einfach wieder um.

Ich bin fest überzeugt, daß ein großer Theil meiner Leser sich gegenwärtig ebenso über mich wundern wird, als ich mich über den Fuchs gewundert habe. Ich höre im Geiste, wie man sagt: „Das ist unserer Gutmüthigkeit und Gläubigkeit denn doch etwas zu viel zugemuthet, und wenn sogar die Naturforscher den Münchener und Märchenglauben zu predigen anfangen, was soll dann noch werden?“

Ich will gern gestehen, daß diese Geschichte höchst wunderbar klingt; ich will noch mehr sagen: ich würde sie niemals erzählt haben, wenn ich nicht meine Gewährsleute hätte, welche schon lange vor mir nicht blos solche geringfügige und unbezeugte Beobachtungen gemacht hätten, sondern uns noch ganz andere Dinge erzählen könnten.

Vor mir liegt ein jetzt schon ziemlich altes, jedoch von allen Thierkundigen sehr hoch geachtetes Buch, betitelt: „Neue nordische Beiträge zur physikalischen und geographischen Erd- und Völkerbeschreibung, Naturgeschichte und Oekonomie. St. Petersburg und Leipzig bei Johann Zacharias Logan, 1781.“ Das Buch hat den berühmten Naturforscher Pallas zum Verfasser. Man mag nur im zweiten Theile desselben, Seite 274 u. ff., die Beobachtungen, welche der Reisende Steller auf der Behrungsinsel angestellt hat, selbst nachlesen. Da heißt es wie folgt:

„Von vierfüßigen Landthieren giebt es auf Behrungseilande nur die Stein- oder Eisfüchse (Canis Lagopus), welche ohne Zweifel mit dem Treibeis dahin gebracht worden und, durch den Seeaufwurf genährt, sich unbeschreiblich vermehrt haben. Ich habe die Natur dieser an Frechheit, Verschlagenheit und Schadhaftigkeit den gemeinen Fuchs weit übertreffenden Thiere mehr als zu genau während unseres unglückseligen Aufenthalts auf diesem Eilande kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die Geschichte der unzähligen Possen, die sie uns gespielt, kann wohl der Affenhistorie des Albertus Julius auf der Insel Sarenburg die Wage halten. Sie drängten sich in unsere Wohnungen sowohl bei Tage als bei Nacht ein und stahlen Alles, was sie nur fortbringen konnten, auch Dinge, die ihnen gar nichts nutzten, als Messer, Stöcke, Säcke, Schuhe, Strümpfe, Mützen u. Sie wußten so unbegreiflich künstlich eine Last von etlichen Pud von unseren Proviantfässern herabzuwälzen und das Fleisch daraus zu stehlen, daß wir es anfangs kaum ihnen zuschreiben konnten. Wenn wir einem Thier das Fell abzogen, so geschah es oft, daß wir zwei bis drei Stück Füchse dabei mit Messern erstachen, weil sie uns das Fleisch aus den Händen reißen wollten. Begruben wir Etwas noch so gut und beschwerten es mit Steinen, so kamen sie es nicht allein, sondern schoben wie Menschen mit den Schultern die Steine weg und halfen, unter denselben liegend, einer dem andern aus allen Kräften. Verwahrten wir Etwas auf einer Säule in der Luft, so untergruben sie die Säule, daß sie umfallen mußte, oder einer von ihnen kletterte wie ein Affe oder eine Katze hinauf und warf das darauf Verwahrte mit unglaublicher Geschicklichkeit und List herunter. Sie beobachteten all unser Thun und begleiteten uns, wir mochten vorhaben was wir wollten. Warf die See ein Thier aus, so verjagten sie es, ehe noch ein Mensch dazu kam, zu unserem größten Nachtheil; und konnten sie nicht Alles gleich auffressen, so schleppten sie es stückweise auf die Berge, vergruben es vor uns unter Steinen, und liefen ab und zu, so lange noch etwas zu schleppen war. Dabei standen andere auf Posten und beobachteten der Menschen Ankunft. Sahen sie von ferne Jemand kommen, so vereinigte sich der ganze Haufe und grub gemeinschaftlich in den Sand, bis sie einen Biber oder Seebären so schön unter die Erde hatten, daß man keine Spur davon erkennen konnte. Zur Nachtzeit, wenn wir auf dem Felde schliefen, zogen sie uns die Schlafmützen und Hausschuhe von und unter den Köpfen, und die Biberdecken und Häute unter dem Leibe weg. Wenn wir uns auf die frisch geschlagenen Biber legten, damit sie nicht von ihnen gestohlen würden, so fraßen sie unter dem Menschen ihnen das Fleisch und die Eingeweide aus dem Leibe. Wir schliefen daher alle Zeit mit Knitteln in den Händen, damit wir sie, wenn sie uns weckten, damit abtreiben und schlagen könnten.

Wo wir uns auf dem Wege niedersetzten, da warteten sie auf uns und stritten in unserem Angesicht hundertweise Possen, wurden immer frecher, und wenn wir stille saßen, kamen sie so nahe, daß sie die Riemen von unseren neunerlei Schuh, selbst versertigten Schuhen, ja die Schuhe selbst anfraßen. Legten wir uns, als ob wir schliefen, so bereuten sie uns bei der Nase, ob wir tod oder lebendig seien; hielt man den Athem an sich, so zupften sie wohl gar an der Nase und wollten schon anbeißen. Bei unserer ersten Ankunft fraßen sie unseren Todten, während daß Gruben für sie gemacht wurden, die Nase und die Finger an Händen und Füßen ab, machten sich auch wohl gar über die Schwachen und Kranken her, daß man sie kaum abhalten konnte. Niemand konnte ohne einen Stock in der Hand seine Nothdurft verrichten, und den Koth fraßen sie gleich so begierig wie die Schweine oder hungrige Hunde weg. Jeden Morgen sah man diese unverschämten Thiere unter den am Strande liegenden Seelöwen und Seebären herumpatrouilliren und die schlafenden berieben, ob nichts Todtes darunter sei; fanden sie ein solches, so ging es gleich an ein Zerfleischen, und man sah sie alle mit Schleppen bemüht. Weil auch besonders die Seelöwen des Nachts im Schlafe öfters ihre Jungen ertrücken, so unterfuchten sie, dieses Umstandes gleichfam bewußt, alle Morgen ihre Heerden Stück für Stück und schleppten die todten Jungen wie Schinder davon.

Weil sie uns nun weder Tag noch Nacht ruhen ließen, so wurden wir in der That auf sie dergestalt erbittert, daß wir Jung und Alt todtschlugen, ihnen alles Herzeleid anthaten und, wo wir nur konnten, sie auf die grausamste Art marterten. Wenn wir des Morgens vom Schlaf erwachten, lagen immer zwei oder drei in der Nacht erschlagene vor unseren Füßen, und ich kann wohl während meines Aufenthalts auf der Insel auf mich allein über zweihundert ermordete Füchse rechnen. Den dritten Tag nach meiner Ankunft erschlug ich binnen drei Stunden über siebenzig Stück mit einem Beil, aus deren Fellen das Dach über unsere Hütte versertigt ward. — Auf's Fressen sind sie so begierig, daß man ihnen mit der einen Hand ein Stück Fleisch vorhalten und mit der anderen die Art oder den Stock führen konnte, um sie zu erschlagen. Wir legten einen Seehund hin, standen mit einem Stock nur zwei Schritte davon und machten die Augen zu, als ob wir nicht sähen; bald kamen sie angestrichen, fingen an zu fressen und wurden erschlagen, ohne daß sich die andern daran hätten spiegeln und entkommen sollen. Wir gruben ein Loch oder Grab und warfen Fleisch oder ihre todten Cameraden hinein; ehe man sich's versah, war die ganze Grube voll, da war dann mit Knitteln Alles erschlagen. Obgleich wir ihre schönen Felle, deren es hier wohl über ein Drittheil von der bläulichen Art giebt, nicht ackteten, auch nicht einmal abzogen, sagen wir doch beständig gegen sie als unsere geschworenen Feinde zu Felde.

Alle Morgen schleppten wir unsere lebendig gefangenen Diebe bei den Schwänzen zur Execution vor die Caserne auf den Richtplatz, wo einige enthielt, andern die Beine zerschlagen oder eins nebst dem Schwanze abgehauen wurde. Einigen stach man die

Digitized by Google

Augen aus; andere wurden bei den Füßen paarweise oder lebendig aufgehangen, da sie sich einander todtbeißen mußten. Einige wurden gesengt, andere mit Katzen zu Tode gepeinigt. Das Aller-lächerlichste ist, wenn man sie erst beim Schwanze festhält, daß sie aus allen Kräften ziehen, um dann den Schwanz abhaut; da fahren sie einige Schritt voraus und drehen sich, wenn sie den Schwanz missen, über zwanzig Mal im Kreise herum. Dennoch ließen sie sich nicht warnen und von unsren Hütten abhalten; und zuletzt sah man unzählige ohne Schwanz oder mit zwei oder drei Beinen auf der Insel herumlaufen.

Wenn diese geschäftigen Thiere einer Sache Nichts anhaben können, wie z. B. Kleidern, die wir zuweilen ablegten, so lesteten und harnten sie darauf; und nach geht selten Einer vorbei, der dies nicht thun sollte. Aus Allem ersehe man, daß sie hier nie einen Menschen muß'en gesehen haben und daß die Furcht vor den Menschen den Thieren nicht angeboren, sondern auf lange Erfahrung gegründet sein müsse."

Nach solcher Beweisführung glaube ich, daß wohl keiner meiner Leser mehr an meiner Wahrhaftigkeit zweifeln wird. —

George Sand.

Eine Erinnerung von Schmidt-Weißenfels.

Keine sechs Poststunden von dem alten, düsteren Chateauroux, der Hauptstadt des Indredepartements, im ehemaligen Herzogthum Berry, liegt auf einer sanften Anhöhe das Schloß Nohant. Die Fenster des nicht allzualten, halb im Roccocostil erbauten Schlosses leuchten auf die schöne Chaussee, welche an einem kleinen, freundlichen, anehmuwan ländlichen Dorfe vorüberführt, hinter welchem sich dann sogleich Wiesen und Park und Garten bis hinauf nach dem Herrenitz ziehen.

Hier ist der Wohnsitz der bedeutendsten Schriftstellerin Frankreichs, sa der bedeutendsten Schriftstellerin überhaupt. Hier wohnt Madame Dudevant, berühmt unter dem Namen George Sand. Dies Schloß Nohant war der Schauplatz ihrer Kindheit gewesen; hier hatte sie bei der Großmutter, Madame Dupin von Francueuil, die feinerbarste Erziehung erhalten, sechten, reiten und schießen gelernt und auf wilden Streifereien durch das Land ihre Phantasie mit den Bildern jener Burgen, Dörfer und Menschen erfüllt, denen man in so vielen ihrer Werke begegnet. Nach einigen Jahren Aufenthalt in einem Kloster, in dem sie etwas gebändigt werden sollte, ohne es zu werden, kam sie wieder auf Schloß Nohant, um ihrer Großmutter die Augen zuzudrücken. Dann ward sie, kaum sechzehn Jahr alt, einem Capitain Dudevant verheirathet, der weder Marquis noch Erelmann überhaupt, nicht einmal von Geburt war, dagegen ein kalter Egoist mit sehr viel Schulden, dem das Vermögen seiner Frau und ihr Schloß mehr galt, als sie, die nicht mit Schönheit, aber mit Geist und mit einem liebedurstigen Herzen glänzen konnte. Lanfe im Roman „Valentine" hatte ich durchaus für die Copie des Herrn Dudevant, der denn auch ganz so handelte, wie Lanfac. Als seine Frau ihm ihr Leid gestand, lachte er sie aus; als sie unglücklich war, suchte er sein Vergnügen anderswo; als sie sich von ihm trennte, hatte er nichts dagegen, insofern sie ihm nur das Schloß und das Vermögen ließ. Er gab ihr 1200 Francs jährlich, und damit lebte Aurora Dudevant in Paris in einer Mansarde mit ihren zwei Kindern, bis sie sei Anfang der dreißiger Jahre durch die Schriftstellerei Geld und Ruhm erwarb.

Die Noth hatte sie, wie so Viele, zum Schriftsteller gemacht. Sie begann beim „Figaro"; Henri de Latouche, damals Redacteur des einflußreichen „Figaro", selbst ein talentvoller Dichter und besonders als Mentor der literarischen Jugend von hohem Verdienst, führte das junge, verlassene Weib, damals 27 Jahr alt, in die literarische Carriere ein. Dieser Umstand ist wenig bekannt, ebenso, daß ihre ersten Versuche, die sie allein machte, kaum die Höhe der Mittelmäßigkeit erreichten.

Erst mit Jules Sandeau's Hülfe eignete sich das junge Weib, dessen innerer Drang und zurückgehaltene Macht der Empfindungen noch nach keinem klaren Ziele strebten, die nothwendige literarische Routine an. Sandeau war ihr Freund, um nicht zu sagen, ihr Geliebter; er begleitete sie auf ihren Spaziergängen, er suchte ihre Lage zu bessern, er lieh ihr seinen Griffel für ihr Talent. Aurora Dudevant gestand später, daß sie ihn nicht geliebt, aber als Freund geachtet; auch war sie unendlich gegen ihn, denn sie trennte sich von ihm, als sie eben auf der Staffel des Ruhmes stand, an die er sie gestützt. Wie dem auch sei, mit Jules Sandeau zusammen schrieb die junge Frau den Roman „Rose und Blanche", der 1832 zuerst erschien und für den beide Autoren, nicht ohne viel Mühe, 100 Francs vom Verleger erhielten. Der Roman trug den Autornamen „George Sand", den Madame Dudevant von nun für sich adoptirte und zu einem Glanze erhob, der den Vater desselben, Jules Sandeau, gänzlich verdunkelte.

Trotz des geringen Erfolges von „Rose und Blanche" ermunterte die Latouche dennoch, ihr schriftstellerisches Wirken fortzusetzen. George Sand schrieb darauf den Roman „Indiana", welcher zuerst in der „Revue des deux Mondes" 1832 erschien. Indiana machte George Sand berühmt.

Aber fast mehr noch erfüllte ihr Name die literarischen und gesellschaftlichen Kreise wegen des Processes, den sie gegen ihren Gatten führte. Dieser Proceß hatte in socialer Beziehung fast dieselbe Bedeutung, wie ihr der Baumarchais' gegen den Parlamentsrath Goezmann in politischer Beziehung hatte. Hinter Baumarchais wie hinter Madame Dudevant stand ein großes Princip. Man denke nur darau, daß zu der Zeit, als dies unglückliche und noch dazu geistreiche Weib von ihrem unwürdigen Gatten das Vermögen zurückerlangte, die socialen Kreise, die Literatur und namentlich die gesammte Frauenwelt von den saint-simonistischen Lehren, von der Emancipationsidee und den Gedanken einer Reform der bürgerlichen Gesellschaft, besonders der Ehe, erfüllt waren. Der Papst Enfantin spukte noch in den Köpfen, der Saint-Simonismus predigte seine Theorien, das Weib war seine Stellung zum Gegenstand neuer socialer Untersuchungen, Emancipationsclubs entstanden, das junge Deutschland — Gutzow's „Wally", Mundt's „Maroura", die Schriften von Wienbarg, Laube und Kühne plaidirten für dieselben Grundsätze und erschreckten sogar den deutschen Bundestag in Frankfurt. Und nun trat ein Weib auf, eine Schriftstellerin, welche alle diese Theorien in Wirklichkeit anwandte, das Recht der Frauen unthvoll gegen die angebliche Uebermacht des Mannes verfocht! George Sand gewann ihren Proceß, und die Gesellschaft beruhigte sich darüber. Sie war gesiegen, erhielt ihr Vermögen und die Erbschaft Nohant zurück und setzte nun ihrerseits ihren ehemaligen Gatten eine Pension aus.

So zog sie denn wieder als Schloßherrin auf Nohant. Sie war als eine flüchtige Ehefrau daraus geschieden; sie betrat es wieder als ein siegreiches Weib, als eine gefeierte Schriftstellerin, deren Romane in ganz Europa Erstaunen und Bewunderung erregten und sie in Wahrheit bei lebendigem Leibe zu einer Mythe machten. George Sand! Das war der Inbegriff eines kühnen Weibes geworden, welches sich gegen die Gesetze der Gesellschaft gekämmt, die Sitten verachtet, das Ideal einer emancipirten Frau präsentirte. Was erzählte man nicht Alles von ihr! Sie ritt, sie focht, sie schoß mit Pistolen wie ein Capitain vom Genie; sie war in Paris in Mannskleidung auf den Boulevards spazieren gegangen, den blauen Dampf ihrer Cigarrette keck den jungen Damen unter die Nase blasend, Arm in Arm mit ihren Freunden flanirend, die Reitgerte durch die Luft pfeifen lassen, lachend se laut und herausfordernd wie ein preußischer Garderiemenant, ausgelassen in Allem, ein Art Abenteuer, weiblichen Mensfres!

Hundert Anekdoten erzählte man von ihr, um dieses teufelsweib zu kennzeichnen, die Phantasie dieses Genies zu illustriren. Mährchen wurden Elephanten, nur Lüge, Verleumdung, Klatsch und das menschliche Vergnügen, Schlimmes noch schlimmer zu machen, schufen zuletzt eine George Sand, die gar nicht existirte, die eine Fabel war. In Paris, dem skandalsüchtigen Paris, trieb man förmlichen Cultus mit dem Romantitren der berühmten Schriftstellerin, und das Ausland hetzte Alles nach, machte die Pariser Putzmacherin fegar noch zu plumpen Fabrikartikeln. Niemand konnte man sich darüber nicht, denn über Schriftsteller und

bedeutende Menschen urtheilt man gemeinhin am meisten nach dem Hörensagen. Man hat nicht Zeit und ist auch zu träge, sich über die Personen und Dinge, die uns so warm interessiren, gründlich zu unterrichten. Wenn nur eine äußerlich annehmbare Version gefunden wird, ist Alles zufrieden, und wer's etwa besser weiß, der nimmt sich nicht die Mühe, das Publicum von den liebgewordenen Irrthümern zu befreien.

So beschäftigte George Sand die Pamphletisten und Lebensbeschreiber weidlich. Sie galt für ein phantastisches Wesen, schlimmer noch als Bettina, für ein Mannweib, welches die neugierigste Verfolgung herausfordere. Kein Mittel galt den Unbescheidenen für zu schlecht, in ihre Nähe zu kommen, und wäre es auch nur für einen Augenblick. Man nahm zu Verkleidungen jeder Art Zuflucht, ja Einer, der's nicht lassen konnte, schlich sich einmal sogar als Kaminfeger bei George Sand ein. Da die Schlossherrin von Nohant kein Verlangen danach zeigte, sich wie eine Miß Pastrana allerhand verdrehten Engländern, schriftstellernden Touristen und Naseweisen zu präsentiren, so zog sie sich in den Kreis vertrauter Freunde zurück, und es war nicht leicht, ohne gute Empfehlung als Fremder vor sie gelassen zu werden. Die Zuvorkommlichkeit der Neugierigen, wurde sie gar zu arg, wurde denn auch zuweilen durch Mystificationen gestraft. So stellte man einem Advocaten, der um jeden Preis die Bekanntschaft von George Sand machen wollte, deren Kammerfrau vor, während Mutter und Tochter in einem Alkoven verborgen das komische Quiproquo mit ansahen. Der Advocat erzählte einige Tage später entzückt von der geistreichen Unterhaltung mit der berühmten Dichterin und hätte sich beinahe ein Duell zugezogen, weil er die bedauernde Bemerkung ausgesprochen, daß George Sand keine Zähne mehr habe. Ein ander Mal zog ihr Sohn Maurice die Kleider seiner Mutter an und ging an einer reisenden Familie von Engländern vorüber, welche auf der Terrasse eines benachbarten Gasthauses der Eigenthümerin des Schlosses von Nohant auflauerten. — So ging es denn oft sehr natürlich zu, daß man die sonderbarsten Geschichten vom Leben George Sand's hörte und las.

Und wie ganz anders, ja wie viel weniger interessant ist das Original im Vergleich zu den Portraits, die man von ihr entworfen! Ich erinnere mich noch sehr genau, daß ich mit einem für und fertigen Bilde von ihr sie besuchte und daß dieses Amazonenbild, dieses Porträt eines überspannten Wesens durchaus nicht und in Nichts Aehnlichkeit mit dem Original hatte. George Sand erschien wie eine schlichte bürgerliche Hausfrau. Alles an ihr und um sie war einfach, von gutem Geschmack und ohne jene Manieriertheit. Sie nähte emsig, auch während der Unterhaltung, die doch von sechs, sieben Personen lebhaft geführt wurde, und erzählte mit freundlichster Unbefangenheit, daß sie und ihre Tochter, die auch einmal schriftlich wurde, — die Costüme für ihr kleines Haustheater im Schlosse selber nähten, „das gehöre mit zum Genuß". George Sand hat nämlich die Liebhaberei, ihre eigenen Stücke, die wenig Glück auf der Bühne gemacht, in Gemeinschaft mit den Bauern des Dörfchens, dessen Besitzerin sie ist, aufzuführen. Das ist ihr Privatvergnügen und dient zugleich zur Prüfung des Stücks; denn ehe es nicht in Nohant gespielt worden, kam es auf keiner Bühne zur Aufführung.

So war der erste und nachfolgende Eindruck durchaus freundlich. Ein Anderer fand sie ebenfalls einfach im Kleid zuschneidend, und als er darüber verwundert dreinschaute, rief sie mit komischer Ernsthaftigkeit aus: „Oui, c'est moi, cela vous étonne?" Ich glaube in der That, diese Schriftstellerin George Sand ist eine bessere Hausfrau, als so viele andere, die zu gar nichts Anderem berufen sind. Sie näht nicht allein und strickt und stridt; sie kocht auch zuweilen selbst, bereitet Confitüren und einen vorzüglichen Kaffee, wenn nicht einer ihrer Freunde ihr dies Amt abnimmt. Gewöhnlich weist sie ihren Freunden das Kaffeebrauen auf der Maschine zu — vom Abbé Lamennais, Alfred de Musset ist's bestimmt, und Franz Liszt wird ihn wohl ebenfegut haben kochen müssen wie Chopin, die Alle nach der Reihe ihre Freunde waren, ihre Begleiter. Daß sie als Schlossherrin nicht minder ihre Verrichte hat, konnte man schon in dem Dorfe hören, das zu ihrem Besitz gehört. Sie wird von Allen verehrt wie eine Mutter, und ihre Wohlthätigkeit ist faß übertrieben. Sie hat auf ihrer Herrschaft Alkohol und Tabakbau zu einem so hohen Flor gebracht, wie sie in ihren socialistischen Romanen darüber als die Wirkung der neuen Lehren spricht. Bettler und Armuth kennt man hier nicht, und Niemand, keine Magd, deren Namen sie nicht wüßte und die sich nicht wie ein Glied ihrer Familie betrachtete. Da wird keine Hochzeit gefeiert, ehe sie nicht auf dem Schlosse lebt, und wenn sie in Nohant ist, findet keine Taufe und kein Begräbniß statt, dem sie nicht beiwohnte.

Wie von ihrem Wesen ganz falsche Vorstellungen bestehen, so auch von ihrer persönlichen Erscheinung. Es ist nichts Phantastisches, nichts Literarisches an ihr; im Gegentheil, ihre Physiognomie macht einen so simplen Eindruck, daß man über dieselbe, die gar keinen bedeutenden Geist verräth, erstaunt. Eine geniale Schriftstellerin, ein Weib herrlichster Phantasie, das sieht man ihr von dem Gesicht nicht ab, welches so gutmüthig bürgerlich, so sehr nüchtern ist, daß man ihr oft gesagt hat, sie sehe aus wie ein Schaf, worüber sie selbst die meisten Scherze zu machen pflegte. Sie imponirt gar nicht, man gesteht sich dies nach dem ersten Anblick unverhohlen. Ihre Figur ist mittelgroß, dabei — ganz gegen alle poetische Art — wohlbeleibt. Das schwarze, einfach und glatt gescheitelte Haar giebt dem Kopfe ebensowenig genialen Ausdruck. Die Nase ist gres* und stark, faß störend für das Gesicht, dessen feine, weiche Linien von der unendlichsten Sanftmuth und Gutmüthigkeit zeugen. Auch der Mund hat denselben männlichen Ausdruck wie die Nase, und die Lippe wie das Kinn mahnen an eine etwas sinnliche Natur. Aber die schöne, glatte, hehre Stirn, welche dieses runde Gesicht überwölbt, läßt den Kenner ahnen, daß hinter ihr das Spiel der Gedanken ein gewaltiges sein kann, trotzdem das Antlitz wenig davon verräth. Ebenso der Blick, der aus den feingeschnittenen Augen sanft und ernst hervorleuchtet: es zittert eine Melancholie in ihm, die aus tiefem Grunde entstiegen sein muß, und ein melancholisches Gemüth — welche Fülle von Poesie bettet es nicht, wie oft ist es nicht den höchstbegabten Naturen als Born ihres Dichtens zu eigen!

Und in der That, je länger man in dieses tiefgrundige Auge blickt, je mehr fühlt man, daß man einem Genius gegenüber sich befindet, über dessen schlichte äußere Erscheinung man sich nicht täuschen darf. Und nun erst, wenn diese Lippen sich öffnen, die vollen frischen Töne hervorquellen, und Alles Form in Worten erhält, was diese Figur belebt: dann sieht man durch die Augenfenster die Lichter in ihrem Kopf ansteden; das Feuer der Gedanken blitzt und funkelt im Blick; die Hausfrau verschwindet uns vor den Augen, unmerkbar wandelt sie sich in eine Gestalt der Poesie, in George Sand. Was sonst Matte, Weiches, zu Weiches in ihren Zügen lag, erstarkt während der Unterhaltung; das Antlitz verliert seinen Charakter, und Grazie thront dort anstatt schlichter Gutmüthigkeit, Geist, heller, zündender Geist anstatt der Nüchternheit — die Züge, die Linien laufen in einander und alle passen jetzt zusammen, die feinen zu den starken, die weichen zu den harten — ein mit-er-issen, geistesbehes Wesen strahlt dann von dem Gesicht.

Nichts, durchaus nichts zeigt aber auch jetzt einen excentrischen Geist, der sich im Kampf mit den Sitten der Gesellschaft befindet, Grimm oder Oroll ausdrückt, nur im Steringsten gegen echteste hergebrachte Weiblichkeit verstoße. George Sand spricht nicht gern von sich, nicht einmal von der Literatur. In ihrem Wesen ist keine Spur jener unausbeschlichen Geistreichigkeit, die uns so oft in den Schriftstellerinnen entgegentritt, die nicht genug durch äußere Sonderlichkeiten und verlegenes Benehmen darthun können, daß sie unter die „Literaten" gegangen sind und einen Verleger für ihre Romane haben. George Sand, in ihren Romanen das feinfühlendste und zugleich das aufreizendste, revolutionssüchtigste Weib, ist im Leben ohne jegliche Ungebundenheit, ein Wesen glätteue, verföhnend, von Leidenschaftlichkeit, die in der Schriftstellerei oft die Zügel verliert, frei. Ihre Unterhaltung ist nicht prätentiös, sondern faß bescheiden; sie läßt Alles an sich ankommen und nimmt nur hin und wieder eine Partie der Unterhaltung auf, um sie in ruhiger, wohlwollender, aber sehr bestimmter Sprache zu erledigen. So gut wie sie zu schreiben und zu sprechen weiß, ebenso gut auch zu hören und zu schweigen. Sie debattirt nicht gern, nur um eine Frage zu forciren, sondern sie erklärt sich in wenig Worten für eine angesprochene Ansicht, oder macht eine von allen andern abweichende geltend. Drängt man ihr eine andere Meinung auf oder bekämpft das, was sie für richtig hält, so hört sie ernsthaft und schweigend hin, unterbricht selten mit einem Worte und erklärt zuweilen am Ende der Entgegnung, daß sie diese Ansicht nicht theilen könne. Klar und bestimmt motivirt sie die übrige dagegen, ohne

im Hin- und Herstreiten einer Wahrheit nachzugehen. Die Resultate scheinen ihr sicherer und wichtiger zu sein, als die dialektische Bewegung derselben.

Madame Dudevant und George Sand sind in der That sehr verschiedene Charaktere. Die Frau ist ganz anders als die Schriftstellerin in ihren Grundsätzen und Empfindungen. Madame Dudevant ist eine musterhafte Hausfrau und Mutter, George Sand eine dämonische Natur, die eine wilderhende Fackel in die Gesellschaft geworfen. Es ist trivial, von der Morallosigkeit der George Sand'schen Romane zu sprechen. Aber Niemand wird leugnen, daß diese Romane von einem aufreizenden, gegen die bestehenden Gesellschaftsgesetze scharf polemisirenden Geiste getragen sind.

Die Hauptwerke dieser Frau: Indiana, Valentine, Jacques und Lelia, bieten gewissermaßen Beiträge zur Pathologie der Ehe; es sind Schmerzensrufe selbstgefühlter Leiden. Interessant sind die Selbstbekenntnisse, welche die Schriftstellerin mit Hinblick auf sie macht. Sie kam traurig von einer Reise nach Italien zurück. „Warum hab' ich mich an die menschliche Familie gebunden? das sollte mein Loos nicht sein. Gott hatte mir einen schweigsamen und unbändigen Stolz gegeben, einen tiefen Haß gegen alles Ungerechte, eine unbesiegbare Hingebung an die Unterdrückten! Meine Sinne verlockten mich nicht zur Liebe, mein Herz wußte nicht, was dies sei. Wozu unauflösliche Fesseln für mich, o mein Gott? Und doch, wie wohlthuend wären sie für mich gewesen, wenn ein Herz, ähnlich dem meinigen, sie mitgetragen hätte! Nein, nein, ich war nicht geschaffen, um Poet zu sein, ich war geschaffen, um zu lieben. Dies ist das Unglück meines Loses, daß ich zum Künstler gemacht worden bin! Menschlich leben wollt' ich, ich hatte ein Herz: man hat es mir aus der Brust gerissen. Man hat mir nur einen Kopf gelassen, einen Kopf voller Lärm und Schmerzen, voll abstehenlicher Erinnerungen und Traurebilder. Und weil ich Erzählungen schrieb, um das Brod zu verdienen, das man mir verfagte, und weil ich mich dabei erinnerte, unglücklich gewesen zu sein, und weil ich zu sagen gewagt habe, es gäbe erbärmliche Wesen in der Ehe, in Folge der Schwäche, welche der Frau anbefohlen, und der Rohheit, welche dem Manne erlaubt wird; weil ich die Schmählichkeiten aufgedeckt, welche die Gesellschaft verhüllt und mit dem Mantel des Wißverstands verhüllt: deshalb hat man mich für unmoralisch erklärt und mich behandelt, als ob ich ein Feind des Menschengeschlechts sei." —

Ueber die socialen Romane und dramatischen Werke der George Sand später ein Mehreres.

Das Voigtland und die Voigtländer.

Außer den von dem großen Strome der reiselustigen Welt überfluteten und darum allbekannten deutschen Gauen giebt es noch manchen kleinen Erdenwinkel im großen Vaterlande, der es verdient, näher gekannt zu sein, weil er in Namen, Sitte und Mundart noch ein Stück besonderen deutschen Lebens und deutscher Eigenart, trotz der Alles nivellirenden Macht der modernen Zeit, als theures Erbtheil der Väter sich treulich bewahrt hat. — In einen solchen Winkel des deutschen Vaterlandes wollen wir heute unsere Leser einführen, mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß sie es nicht bereuen mögen, uns dahin gefolgt zu sein.

Das Voigtland (in den Urkunden des Mittelalters Terra Advocatorum) nannte man, etwa seit dem 11. Jahrhundert, den Landstrich, welcher von dem Flußgebiete der weißen Elster bis Weida, und den an den Quellen der Saale und der Zwickauer Mulde liegenden Gegenden gebildet wird, und somit den jetzigen voigtländischen Kreis des Königreichs Sachsen, die Reußischen Fürstenthümer, den größten Theil des bairischen Oberfranken und einige Ortschaften des Großherzogthums Sachsen-Weimar und des Herzogthums Sachsen-Altenburg umfaßte. Dieses Gebiet war um das neunte und zehnte Jahrhundert den bis hieher vorgedrungenen slavischen Stämmen der Serben und Wenden* wieder abgerungen und unter die Verwaltung kaiserlicher Beamter gestellt worden, welche den Namen: „des heiligen römischen Reiches Voigte" (in lateinischen Urkunden Advocati) als Amtstitel führten. Mit der Erzählung der politischen Veränderungen, die im Laufe der Jahrhunderte dieses Gebiet betrafen, — wie die Voigtswürde in der Familie der „Reußen" zu einem erblichen Leben theils der Krone Böhmen, theils des Kaisers und Reichs wurde, wie durch Erbschaft, Tausch, Verkauf sie einzelnen Gebietstheile bald zerrissen, bald wieder vereinigt wurden, wie die Nachkommen der neuen Reichsfürsten, die nun als „Voigte und Herren zu Plauen" seit mehr als 800 Jahren sämmtlich den Namen Heinrich führten, jetzt als Fürsten Reuß älterer und jüngerer Linie zu den kleinsten Souveränen des deutschen Bundes gehören — wollen wir unsere Leser nicht ermüden und erwähnen nur, daß der jetzige voigtländische Kreis des Königreichs Sachsen erst durch Verpfändung und dann durch Verkauf im Jahre 1569 an das damalige Kurhaus Sachsen kam und seitdem unverändert sächsisch blieb.

Diesen Kreis, der bei der neuern politischen Eintheilung Sachsens zur Zwickauer Kreisdirection geschlagen wurde, aber neben manchen ihm belassenen Sondereinrichtungen, wie z. B. den besondern Kreisständen, gern den alten Namen beibehält, nennt man gegenwärtig im engeren Sinne und vorzugsweise das Voigtland, während die andern Theile des früher so genannten größeren Gebiets diese Bezeichnung fast ganz verloren haben. Dieses Voigtland, das wir hier allein im Sinne haben, erstreckt sich von den Grenzen Baierns und Böhmens nördlich und östlich bis zu den preußischen Gebieten und zum Erzgebirge, und umfaßt einen Flächeninhalt von 25 Quadratmeilen mit mehr als 100,000 Bewohnern. Das Ländchen, welches nach seiner natürlichen Beschaffenheit in das südöstliche Waldrevier und das nordwestliche Laubrevier sich abtheilt, ist von den Bewohnern des selben sächsischen Niederlandes sonst viel verschrieen und mit dem Ausnamen des Sächsischen Sibiriens belegt worden. Aber es ist in der That besser und schöner als sein Ruf, den ihm überhaupt nur der flüchtige Blick zugezogen haben mag, mit welchem es der Reisende auf der sonstigen großen Poststraße, die von Leipzig nach Nürnberg führt, zu betrachten pflegt. Zu Gunsten einiger Ritterstze wurde diese Chaussee vor ungefähr fünfzig Jahren in unzweckmäßigster Weise über die höchsten Berge und durch die ödesten Gegenden des Voigtlandes geführt, anstatt sie dem natürlichen Wege der Flußthäler folgen zu lassen, und wer bei der Stadt Reichenbach die Provinz betrat und einen Blick auf die dunkeln Wälder und die rauhen Abgründe warf, die ihm hier gerade entgegenstarrten, dem mußte die Gegend freilich den Eindruck finsterer Unwirthbarkeit machen; der erste Eindruck ist aber bei Gegenden, wie bei Menschen, immer der stärkste und bleibendste.

Jetzt, wo die Eisenbahn das Ländchen durchschneidet oder richtiger an seiner Nordwestgrenze umfährt, empfängt auch der flüchtig Reisende ein ganz anderes, anforderenderes Bild des an Naturschönheiten keineswegs armen Hügel-Ländchens. Der Blick aus dem Fenster des Coupés schon eröffnet ihm von der Höhe der riesigen Brückschlagbrücke ihre Aussicht auf ein freundliches Thal mit dem Städtchen Mylau und die mit dem alten Kaiserschlosse Sigismund's gekrönte Höhe, dann von der fast ebenso hohen Elstertalbrücke bei Jocketa den Einblick in wildromantische, von der über zerstreute Felsblöcke dahin brausenden Elster belebte Thalschlichten, endlich von der Hochebene bei Reuth herab einen weiten Ueberblick über einen großen Theil des Voigtlandes mit einer Menge freundlicher Dörfer und der stattlichen seruher leuchtenden Stadt Plauen.

Wer aber erst den Wanderstab ergreift und das Elsterthal von dem zwischen dunkelwaldeten Bergwänden auf grüne Wiesen idyllisch hingelagerten Badeort Elster an bis nach dem „Steinicht" oder der „voigtländischen Schweiz", einem zwischen schroffen, pittoresken Felsenwänden eine halbe Stunde lang sich hinziehenden Thale, an dessen Ende das neugebaute Städtchen Elsterberg neben seiner alten Burgruine vom Berge herab ihm entgegenwinkt, rüstig durchpilgert, — wer das enge Thal der Trieb, die bei den Elsterthalbrücke über gewaltige Felsblöcke in die Elster hereinführt, weiter verfolgt und die Mühe nicht scheut, durch kühle, kämmernde Waldschluchten sich hindurchzuzwängen, — wer die Pracht eines

* Viele Ortsnamen der Gegend, wie: Ebrichschwin, Wölschwitz, Planschwitz ꝛc. geben noch Zeugniß von ihrem slavischen Ursprunge. Selbst der Name der Stadt Plauen, obwohl mehr deutschen Klanges, ist eigentlich slavisch; in den ältesten Urkunden heißt der Ort: „Stadt an der Plawer", welches letztere Wort eine weite Thalebene bedeutet.

duftigen Fichtenwaldes, dessen kerzengerade Stämme vom weichen, reinlichen Moosteppich gleich den Säulen eines gothischen Domes zum Himmel emporstreben und ihr dunkles Grün von dem frischen Laube weißstämmiger Birken malerisch abheben, wer die Reize saftiger, smaragdgrüner Wiesengründe, die an hellen, munter rieselnden Flüßchen und Bächen sich hinziehen, wer die Schönheit in sanften Wellenlinien sich erhebender Hügel und stiller, lauschiger, mit würzigen Kräutern und Feldblumen geschmückter Thäler zu würdigen und zu empfinden versteht, der wird das Voigtland gewiß mit zu den schöneren Gegenden des Vaterlandes zählen und mineciesen der Langweiligkeit jener weiten, wenn auch fruchtbaren Flächen des sächsischen Niederlandes vorziehen, wenn es gleich mit den überwältigenden Alpenhöhen Tyrols, den reizenden Rebenhügeln der Rheinufer, den prächtigen Buchenwäldern Thüringens nicht zu prangen vermag und, wie nicht zu leugnen ist, einzelne Öde und einförmige Landstriche aufzuweisen hat.

Auch die Fruchtbarkeit der gütigen Mutter Natur ist keineswegs so ärmlich und dürftig, wie der wohlthätige Sammtbauer der Lommatzscher Pflege, der das Voigtland vielleicht nur von Hörensagen kennt, sich wohl einbilden mag. Seine Erzeugnisse beschränken sich nicht blos auf Holz, Kartoffeln (hier „Erdäpfel“) und Waldbeeren, obwohl es in diesen Artikeln gerade das Trefflichste leistet. Die Wälder freilich sind seit 30 bis 40 Jahren bedeutend gelichtet worden; doch hat das Waldrevier noch große Strecken schönen Holzes, das namentlich in den ausgedehnten Staatswaldungen, wie in den umfangreichen Gemeindewäldern der Stadt Plauen, durch rationelle Forstcultur sorgfältig gepflegt wird. Die Kartoffeln, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein voigtländischer Bauer aus England zuerst nach Deutschland brachte und die deshalb lange Zeit „voigtländische Knollen“ hießen, bilden freilich leider das Hauptnahrungsmittel der ärmeren Classen, sind aber von vorzüglicher Güte. Seine Waldbeeren, die Preiselbeeren, die Heidelbeeren und die Walderbeeren (letztere gewöhnlich nur „schwarze“ und „rothe“ Beeren genannt) gereichen dem Voigtlande gewiß nicht zur Schande; werden sie doch zum Theil in ferne Gegenden ausgeführt, und vorzüglich die kleine, purpurne, duftige, würzige Walderdbeere ist eine Frucht, um die manche mit den edelsten Süßfrüchten prangende Gegend das gute Voigtland beneiden kann. Aber auch außer diesen besonders heimischen Erzeugnissen ist das Voigtland nicht so arm an den Gaben der mütterlichen Erde. In den weiteren Thälern, den Ufern der Elster und auf den mäßigen Höhen, die sich an ihnen hinaufziehen, wogen die Roggen-, Weizen- und Rapsfelder in üppiger Pracht, und die im vorigen Herbst veranstaltete Ausstellung des voigtländischen Gartenbauvereines zeigte neben einer Fülle der herrlichsten Blumen auch die edelsten und feinsten Obstsorten, riesige Gurken, saftige Melonen und — selbst in dem berüchtigten Weinjahre 1860! — schöne blaue und grüne, wenn auch etwas harte, doch ziemlich reife Weintrauben. Unter ihrer Oberfläche birgt die Erde manche Schätze in nicht ganz unbedeutenden Eisen- und Kupferlagern, und die Gützsch führt sogar Goldsand, der früher auch ausgewaschen wurde, ohne jedoch die Kosten zu lohnen; die Elster aber führt bekanntlich Perlenmuscheln mit schönen Perlen, deren das grüne Gewölbe zu Dresden einige von hohem Werthe besitzt. — Das Voigtland hat demnach des Schönen und Guten so Manches, und nicht unverdient ist das Heimathsgefühl, mit dem seine echten Kinder ihm in Liebe und Treue zugethan zu sein pflegen.

Ein kräftiger, biederer, offener und treuherziger, genügsamer und fleißiger Volksstamm ist es, der das Voigtland bewohnt, in seinem Wesen und Leben dem Erzgebirger, dessen Lande das höhere Waldrevier ähnelt, nahe verwandt und doch in mancher Hinsicht sehr von ihm verschieden. Mit ihm theilt der Voigtländer die Geradheit und Gutmüthigkeit des Charakters, die Genügsamkeit und Sauberkeit der Lebensweise, die Frohsinnigkeit des Gemüths und die Ausdauer in der Arbeit; aber während man bei den Bewohnern des höheren Erzgebirges, wenigstens der ärmeren Classen, häufig einem etwas gerückten und übermäßig demüthigen Wesen begegnet, blickt der Voigtländer freier und selbstbewußter in die Welt, und kommt dem Fremden, zwar meist ohne die Förmlichkeiten der sprüchwörtlich gewordenen sächsischen Höflichkeit, aber mit gastlicher Freundlichkeit offen entgegen. Auch in seiner äußern Erscheinung ist er stattlicher und kräftiger als jener, und im Allgemeinen mehr von hohem und schlankem, als von kurzem, untersetztem Wuchse. Die eigenthümliche Stammesart des Voigtlandes hat sich freilich mehr nur auf dem Lande erhalten, als in den Städten, welche fast alle bedeutende Industrieorte sind und als solche durch den flutheuden Verkehr der Neuzeit eine Menge fremder Volkselemente aus allen deutschen Landen und selbst aus dem Auslande in sich aufgenommen haben. Der voigtländische Bauer jedoch zeigt noch in vielen Seiten seiner Erscheinung und seines Lebens die alte, herzebrachte Art. Eine eigene Volkstracht, wie z. B. der Tyroler oder der Altenburger, hat er zwar kaum noch, oder höchstens in einzelnen Stücken der Kleidung. Ueberhaupt ist es ein eigenes Ding um die Kleidung des Landvolks, welche der Städter nicht selten für uralte, herkömmliche Volkstracht ansieht, während sie doch nur alte Moden zeigt, die vor 50, 60, ja 100 Jahren die allgemeine Tracht auch der Städter waren, und sich langsam bis auf's Land hinaus Bahn brachen, wo sie sich wieder länger fort erhielten, als in den beweglicheren Lebenskreisen der Stadt.

So sah man den älteren voigtländischen Bauer in seinem Sonntagsstaate noch vor 30 bis 40 Jahren hin und wieder mit dem Dreimaster, dem langen Rocke ohne Kragen mit tellerartigen Metallknöpfen, kurzen Beinkleidern und Schnallenschuhen prangen — einer Tracht, die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts jeder ehrsame und angesehene Bürgersmann trug; die Frauen aber mochten damals in ihrem steifen, engärmeligen Corset voigtländisch: „Karschett“) und ihrem dicken, faltigen Rocke so ziemlich als Copien unserer Urgroßmütter gelten.

So geht denn heutzutage der voigtländische Bauer des Sonntags in bürgerlicher Tracht von etwas veralteterm Schnitte, mit runder Mütze oder hohem Filzcylinder einher, und nur die Stahl hunter Stiefe und Mützer zu diesse und Halstuch verräth seinen ländlichen Geschmack. Standhaft hat er aber bis jetzt das unnatürliche Zwitterkleid des Frackes von sich abgewiesen, außer wenn es die Etiquette der Residenz Einem als bäuerlichem Landtagsabgeordneten aufzeruugen, und bleibt bei seinem langen Rocke, der nur bei der Arbeit, zumal von der Jugend, mit der kurzen Jacke vertauscht wird. Neben dieser tuchenen Festtagsrocktracht hat er jedoch als Werkeltagskleid fast überall noch den rockartig gemachten Kittel und die Hosen aus grober blauer Leinwand beibehalten, und diese Kleidung allein mag man als die eigenthümliche bäuerliche Volkstracht des männlichen Voigtländers betrachten. — Die Bäuerinnen kleiden sich in faltige Röcke von verschiedenen Farben und Stoffen. Am beliebtesten ist noch immer der wollene sogenannte „Tressner Rock“, meist von schwarzschreiber Farbe mit schmalen schwarzen oder anderskarbigen Längenstreifen. Den weiten Ausschnitt des von anderem Stoffe gemachten Mieders bedeckt zierlich das große bunte, auf der Brust über einander gelegte, auf dem Rücken dreieckig bis zur Taille herabfallende Halstuch. Dabei zeigen sich die Mädchen im Hause bei der Arbeit und Sonntags beim Tanze in den kurzen, weißen Handärmeln, die immer sauber und reinlich, beim Tanze sogar nicht selten mit seinen garnirten oder spitzenbesetzten Ueberärmeln bedeckt sind. Diese Tracht läßt den frischen, kräftigen Mädchen sehr schön, weil sie ebenso natürlich wie sittsam ist und doch die Anmuth der oft schönen, schlanken Gestalten nicht verbirgt.

Schwerfälliger und überladener zeigt sich die Bäuerin, wenn sie ihren vollen Putz angelegt hat, um zur Kirche oder nach der Stadt zu gehen. Denn kaum beliebter den Oberkörper noch das dicke „Karschett“, das in jetziger Zeit mit den unsichenen Bauschärmeln der Tamenmode der Steif- und Reif-Aermel, wie sie vor dreißig Jahren getragen wurden, kläglich nachhinkt, und die mehreren Röcke, die dann wohl über einander angezogen und noch von der weiten Schürze fast ganz bedeckt werden, geben der Gestalt ein ziemlich plumpes Aussehen, das keineswegs der Natur zur Last zu legen ist. Zeichnet sich diese Tracht vor der ländlichen Kleidung mancher andern Gegenden nicht eben besonders aus, so ist dagegen die Kopfbedeckung der Frauen dem Voigtlande ganz eigenthümlich, nämlich die „Haube“, eine Art Mütze von Pappe in Form eines abgestumpften Kegels, mit schwarzem Zeuge überzogen und einem Tuche, das vorn eine Schleife bildet, umwunden. Getragen wird sie so, daß sie nicht senkrecht auf dem Kopfe sitzt, sondern nach Art der im Nacken liegenden niedernen Tamenhüte mehr wagerecht vom Hinterkopfe hinausragt; sie wird unter dem Kinne mit Bändern festgebunden und ist hinten mit schwarzseidenen Schleifen versehen, deren lange Enden bis auf den Rücken herabfallen; ihre Hauptzierde aber ist der „Haubenfleck“, d. i. der besondere Ueberzug des Deckels, der bei älteren Frauen oft nur von dunklem Sammt, bei jüngeren aber von bunten Stoffe in den verschieden-

Digitized by Google

Eine Voigtländerin am Stickrahmen.
Nach der Natur gezeichnet von G. Schweitzer.

sten Mustern gemacht und meistens mit goldenen und silbernen Flittern, Blumen u. dergl. verziert ist. Diese Haube, die bis auf die neueste Zeit herab selbst die Bürgerfrauen des Handwerkerstandes trugen, wird jetzt auch auf dem Lande von dem jüngeren Geschlechte meistens nur noch für die große Toilette bei festlichen Gelegenheiten aufgespart; sonst wird sie in manchen Gegenden fast ganz durch das einfachere „Kopftuch" ersetzt, ein gewöhnliches buntes Tuch,* das die jungen Frauen und Mädchen, wie sich der fremde Badegast von Elsters hübschen Brunnenschöpferinnen mit Vergnügen erinnern wird, auf gar malerische Art und nicht ohne Koketterie um den Kopf zu schlingen wissen, an dessen verschiedenartig gebundenen Schleifen der Kundige häufig sogar zu erkennen vermag, aus welcher Gegend des Voigtlandes das ihm auf der Straße begegnende frische und freundliche Bauermädchen herstammt. (Schluß folgt.)

* Ein Trachtenbild, dessen nähere Erklärung die zweite Abtheilung unserer Schilderung bringt, geben wir in obiger Abbildung, die von dem Künstler treu nach der Natur im Bad Elster aufgenommen wurde. D. Red.*

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

„Ich wollte nur, Miß Harriet, ich könnte Ihr Vertrauen im vollsten Maße verdienen!“ sagte Reichardt mit aufwallender Empfindung.

„Sie sollen jedenfalls Gelegenheit dafür erhalten — aber ziehen Sie die gleichgültige Conversationsmiene wieder auf, überall um uns her gehen Leute, und wir kennen uns ja kaum!“ Sie warf leicht einen Blick um sich und ging einige Schritte schweigend weiter. „Sie sollen jedenfalls Gelegenheit erhalten,“ nahm sie dann ihren früheren Satz wieder auf, „Sie wissen noch nicht, was ein mittheilungsbedürftiges Mädchenherz zu thun im Stande ist — ich wußte's wohl selbst bis jetzt noch nicht. Ich habe außer meinem Vater hier eigentlich Niemand, mit dem ich ein vertrauliches Wort reden könnte. Ich bin schon von früher Jugend an im Osten zusammen mit Margaret Frost erzogen worden, und in den zwei Jahren, seitdem ich hierher zurückgekehrt bin, hat mich Alles nur als wildes Mädchen, das von seinem Vater und Lehrern gründlich verzogen worden ist, betrachtet — eine Andere hätte auch wohl kaum den Geniestreich unternehmen dürfen, Sie ohne Weiteres hierher zu senden. Und doch fühlte ich schon seit Monaten, daß ich nicht länger so allein hier stehen dürfe, wenn ich nicht zuletzt den Muth verlieren und, von den mir zunächst Stehenden verlassen, der Speculation in den Rachen fallen sollte. Sie verstehen das jetzt noch nicht, aber Sie sollen morgen schon klarer blicken. Morgen Abend werden einige Freunde bei uns sein — was man in der großen Welt Freunde nennt. Ein ganz respectabler Theil davon gehört zu meiner Menagerie, und wenn Sie mich selbst mit Schlangen und derartigem Gethier ganz freundlich verkehren sehen sollten, so denken Sie nur daran, daß es nur Spaß macht, die Schleicher sich selber betrügen zu lassen. Sie als Wunderthier werden natürlich nicht fehlen und die Herrschaften höchlichst amüsiren, am Piano oder mit Ihren Erzählungen, die in Ihrem Englisch so wunderhübsch klingen. Es ist das, genau betrachtet, auch eine Art Niggergeschäft, ein Menschen höher als das Fiedeln zum Tanz, aber ich weiß, mir zu Liebe unterziehen Sie sich deßen einmal. Es wird Ihrer Stellung hier mit einem Male die rechte Begründung geben, und ich werde Ihnen dabei mein lebendiges Bilderbuch zu aufblättern können, daß Sie kaum noch viel zu fragen haben werden! Dort sehe ich aber meinen Vater,“ fuhr sie aufblickend fort, als sich auf der andern Seite der Straße ein plaudernder, lachender Trupp Kirchenbesucher bemerkbar machte. „Mr. Reichardt!“ sie neigte sich steif und sprang dann leicht über die Straße, sich, ohne umzublicken, mit der Gesellschaft vereinigend; der junge Deutsche aber, als er sich bemerkt sah, zog tief den Hut und schlug dann den Rückweg nach seinem Hotel ein.

Es war am nächsten Abend, als Reichardt den Weg nach Mr. Burton's Wohnung verfolgte. Er hatte die einfache Einladung erhalten, den Abend mit der Familie und einigen Freunden zuzubringen, und hatte sich von Bob eine Menge der ersten Namen in der Stadt sagen lassen, sie sorgsam aufnotirend und das Gedächtniß davon gewöhnend, um endlich die Möglichkeit zu erhalten, seine neuen Bekanntschaften zu entklviren. Trotz der Freundlichkeit aber, welche in der Einladung lag, konnte er sich einer Art unangenehmer Spannung auf seinem Wege nicht erwehren. Er hatte, um sich keines Verwurfs von Harriet schuldig zu machen, deren Anweisung befolgt, und am Morgen dem Prediger einen neuen Besuch gemacht, ihn bittend, die Entscheidung über sein Engagement möglichst zu beschleunigen. Mr. Ellis aber hatte unter vielen Complimenten über des jungen Mannes Fähigkeiten die Achseln gezuckt und erklärt, daß in der Schnelle, wie dieser es zu wünschen scheine, kaum eine Entscheidung herbeigeführt werden könne, daß er der Einstimmigkeit der Kirchenmitglieder für eine bedeutendere Ausgabe, trotz des Beifalls, welcher dem Orgeltpiele von allen Seiten gezollt worden, doch nicht sicher sei, daß er zwar versuchen werde, heute noch mit einzelnen Männern von Einfluß, die er bei Mr. Burton zu sehen gedenke, zu sprechen, daß sich aber eine solche Angelegenheit, die Allen sich ganz unerwartet aufgedrängt, durchaus nicht über das Knie brechen laße. Fast hatte aber das ganze Wesen des Geistlichen den jungen Mann berührt; als liege etwas Anderes als eine einfache Ungewißheit hinter den Worten, als mache sich bereits eine verborgene Opposition gegen ihn geltend, die er, je weniger sie sich ihm entgegenstelle, um so weniger brechen könne. Er hatte an das erste Begegnen des Mr. Young, der sich durch ihn von der Orgel verdrängt sah, an dessen mißtrauisches Wesen in Bezug auf sein Verhältniß zu Harriet denken müssen, und in Secundenschnelle hatte sich ihm die Ueberzeugung aufgedrungen, daß, wenn sich ihm nicht auf den ersten Anlauf hier eine Existenz biete, dies später gar nicht möglich sein werde. Er besaß noch so viel Geld, um eine kurze Zeit leben und die Reise nach Nashville machen zu können, von welchem Bob als einem „großen Platze“ viel gesprochen, der ihm also wohl Gelegenheit zum Musikunterricht oder einer ähnlichen Beschäftigung bieten konnte; und so hatte er in gleicher Weise wie der Geistliche die Achseln gezuckt und diesem erklärt, wie er zwar äußerst glücklich sein würde, nicht nur die Orgel unter sich zu haben, sondern auch das Chor, das bis jetzt kaum noch so zu nennen, für einen würdigen Kirchengesang heranzubilden, daß er aber nicht im Stande sei, sich länger als den nächsten Tag auf eine ungewisse Hoffnung hin im Orte aufzuhalten. Der Prediger hatte, etwas überrascht von der Leidtigkeit, mit welcher Reichardt seine Abreise behandelt, geschienen, ihm aber verfprochen, das Mögliche zu thun, um die Angelegenheit zu einem raschen Schlusse zu bringen — und jetzt ging der junge Deutsche dem Orte zu, wo jedenfalls aus den einzelnen stillen Verhandlungen sich sein augenblickliches Schicksal entwickelte; daß aber Harriet am wenigsten dazu gezogen werden würde, konnte er sich selbst sagen.

Burton's Haus lag dicht außerhalb der Stadt auf einem Hügel — in den Parkanlagen, durch welche sich der breite Fahrweg und die geschlängelten Kiespfade zogen, wie in dem geschmackvollen Aeußern des großen Wohngebäudes den Reichthum des Besitzers anbeutete, und den Ankommenden überlief ein eigenthümliches Gefühl, wenn er an sein Verhältniß zu Harriet dachte, welche jedenfalls einmal die Hauptherin des reichen Besitzthums wurde.

Zwei Doppelparlors mit weiten Flügelthüren öffneten sich zu beiden Seiten der Vorhalle und schufen so einen mit dem ganzen Comfort des Südens versehenen Raum, in welchem sich bei Reichardt's Eintritt bereits eine zahlreiche Gesellschaft zwanglos bewegte. Ein bis zur weißen Binde vollkommen salonfähig gekleideter Schwarzer schien an dem Hampteingange den Ceremonienmeister zu machen und wies mit einer tiefen Verbeugung den jungen Mann nach dem hintern Theile der bereits hell erleuchteten Räume, wo er Mr. Burton treffen werde; dieser schien aber den Eintretenden schon bemerkt zu haben und kam ihm auf halbem Wege entgegen. „Kommen Sie mit mir, Sir,“ sagte er, den Arm des Deutschen unter den seinigen fassend, „Sie sind fremd unter uns, und ich werde Ihre nächste Vorstellung übernehmen!“

Auf einem reichverzierten Divan, welchem Beide entgegengingen, saß eine bleiche, elegante Frau, dem Anschein nach im Beginn der dreißiger Jahre. Aber in einigem Contraste mit den ruhigen Zügen leuchtete das dunkle, große Auge den Herantretenden entgegen. Neben ihr saß Harriet, den blitzenden Muthwillen in dem belebten Gesichte. Reichardt aber wollte seinen Augen nicht trauen, als er an ihrer Seite, bequem auf einem Stuhl hingeworfen, Young's Gestalt erblickte, der soeben im interessantesten Gespräche gehört zu werden schien.

„Lassen Sie mich Sie meiner Frau zuführen!“ sagte der Hausherr. „Mr. Reichardt, Liebe! den Du freilich in seinem wahren Glanze, wie er ihn gestern in unserer Kirche entfaltet hat, nicht sehen wirst; hoffentlich erhalten wir aber heute Abend von ihm ein Pröbchen seiner Kunstfertigkeit. — Meine Tochter hier kennen Sie ja wohl bereits, Sir!“ wandte er sich wieder an den jungen Mann, der mit einer Verbeugung leicht die Hand der Dame berührte. Reichardt sah Young's Augen wie im finstern Forschen auf sich gerichtet, Harriet erhob sich steif, brach aber plötzlich in helles Lachen aus. „Entschuldigung, Sir, aber Sie kommen gerade recht,“ rief sie lustig, „Mr. Young will mir beweisen, daß die tiefste Zuneigung sich in der tiefsten Unterwerfung ausdrecke, und ich

finde doch den Satz, von einem Manne ausgesprochen, so komisch, daß ich ihn gern noch einmal hören möchte!“

„Harriet!“ rief die Dame vom Hause, einen verweisenden Blick nach ihr und einen andern voll halber Besorgniß nach dem jungen Amerikaner werfend.

„Well, es ist wenigstens ein Satz, der nicht Jedermanns Geschmack ist!“ lachte Burton. „Da ist eine Gelegenheit, die Sie gleich mitten in's Gefecht bringt, Sir,“ wandte er sich an Reichardt, „schonen Sie nur nicht, wenn sie nicht selbst die scharfe Waffe fühlen wollen!“ Mit einem freundlichen Nicken und einem launigen Seitenblick nach seiner Tochter wandte er sich davon.

„Es giebt Sätze, Miß, die in dieser abstracten Fassung kaum zu beurtheilen sind!“ sagte Reichardt, eine ernste Miene annehmend, während er doch nicht hindern konnte, daß ein stiller Humor, welcher bei Young's Anblick mit der Erinnerung an die „Circehse“ in ihm erwachte, sich durch ein leichtes Zucken um seinen Mund bemerkbar machte; „wenn mir der specielle Fall vorgelegt würde —“

„Sie haben sicher Recht, Sir, und man überläßt derartige Fragen wohl am besten Jedes eigenem Geschmacke,“ unterbrach ihn Mistreß Burton leichthin, obgleich eine leise Falte, welche sich zwischen ihren Augen zeigte, ein Mißvergnügen über die ganze Scene andeutete; schon im nächsten Augenblicke indessen klärte sich ihr Gesicht, das sich einem Neuankommenden zuwandte, auf, während ein leichtes Roth in ihre Wangen stieg und wieder ging; Reichardt trat zur Seite und erblickte einen halb geistlich, halb weltlich gekleideten Mann, welcher soeben mit einer Verbeugung die Hand der Lady faßte und sie, während er zu der Dastehenden sprach, in vertraulicher Weise festhielt. Durch des jungen Deutschen Kopf aber schoß es, als müsse er dieses volle, wohlgeordnete braune Haar in Verbindung mit dieser eigenthümlichen Biegung des Nackens und diesem langen Rocke schon irgendwo gesehen haben, und plötzlich stand die sonderbare Scene, welche er in einem der Hotelzimmer in Saratoga der Ballabende belauscht, vor ihm. Sie war ihm unter den mannigfachen Szenen, welche während der letzten Tage seine Gedanken beunruhigt, fast gänzlich aus dem Gedächtniß geschwunden, jetzt indessen hätte er einen Eid darauf ablegen mögen, daß er dieselbe Persönlichkeit wie damals vor sich habe. Mit einer leichten Neigung hatte sich der Geistliche nach Harriet und Young gewandt und hob jetzt das Auge nach Reichardt, der ihn wahrscheinlich mehr forschend ansah, als es zu dem gewöhnlichen Gesellschaftstone passen wollte, denn wie in fragender Verwendung blieb sein Blick in dem des jungen Mannes hängen.

„Entschuldigung, Sir,“ begann Reichardt, welcher seinen Fehler schnell erkannte, „ich frug mich nur so eben, ob ich nicht das Vergnügen gehabt, Sie in Saratoga zu sehen.“

„Ich war allerdings dort,“ erwiderte der Andere mit leichtem Kopfneigen, „ohne mich jedoch entsinnen zu können, Ihren Zügen, Sir, dort begegnet zu sein.“

„Es war allerdings nur ein halber Tag, welchen ich mich aufhielt, und auch diesen nur mehr hinter der Coulisse!“ erwiderte er, ohne den Ausdruck von Humor, welchen seine Antwort in ihm selbst erregte, ganz unterdrücken zu können.

„Der Gentleman, welcher die Orgel in der Episkopalkirche spielen wird — unser ehrwürdiger Mr. Curry von der Methodistenkirche!“ beeilte sich die Frau vom Hause Beide einander vorzustellen. Curry hielt ihm fleiß die Hand entgegen, ohne dabei die frühere Miene von Befremdung ganz aufzugeben, und nahm dann zur Seite der Mrs. Burton auf einem Stuhle Platz.

„Sind schon bestimmte Arrangements für Ihr Verbleiben an unserer Kirche gemacht, Sir?“ frug Young, sich an den Deutschen wendend; und dieser sah aufblickend einen kurzen hämischen Zug um des Fragers Mund zucken, der so genau mit seinen gehabten Befürchtungen übereinstimmte, daß er um die Deutung desselben nicht einen Augenblick verlegen war.

„Glaube kaum, Sir,“ erwiderte er leicht, „jedenfalls habe ich, wenn kein Uebereinkommen zu Stande kommen sollte, hier einige höchst angenehme Tage verlebt, und ich bleibe dann nahe genug, um meine hiesigen Bekanntschaften nicht ganz aufgeben zu müssen. Ich gehe so schon morgen eine andere Stellung in Nashville anzunehmen, falls sich bis dahin hier nichts entscheidet —“

„O, bei der Frage fällt mir etwas total Vergessenes ein,“ unterbrach ihn Harriet, sich erhebend, „darf ich Sie wohl bitten, Mr. Reichardt, mich auf einige Augenblicke zu meinem Vater zu begleiten? Die Herren werden entschuldigen — ich bin schnell wieder hier, Mutter!“ wandte sie sich zurück, und im nächsten Augenblick fand sich Reichardt an ihrer Seite, der nächsten offenen Thür zuschreitend.

„Ich begehe die größte Thorheit, Sie zu meiner Begleitung aufzufordern,“ sagte sie, als Beide das nächste Zimmer erreichten, in welchem das Reden und Lachen der unbesitzenden und sitzenden Gruppen jedes Einzelngespräch verdeckten, „ich sollte Ihretwalber allen Schein einer nähern Bekanntschaft zwischen uns meiden, bis Sie Ihren Boden unter den Füßen haben; aber als die schwarze Schlange sich zu uns setzte und ich so recht zwischen ihr und der Circehse saß, überkam es mich fast wie Angst — und dazu Ihr sonderbares Gesicht! Kennen Sie den Mr. Curry? ich habe etwas in Ihrem Auge gelesen, das Anderes erzählte, als Sie gestanden, und mir liegt an Allem, was den Mann betrifft, mehr, als ich Ihnen jetzt sagen kann. Sprechen Sie, Sir, damit ich rasch zu einem andern Punkte kommen kann — wenn der Tanz begonnen hat, werde ich kaum ein unterbroches Wort mit Ihnen reden können.“

„Ich weiß kaum, Miß Harriet, was ich Ihnen erwidern soll,“ entgegnete Reichardt, während sie zwischen den Gruppen promenirten, in augenblicklicher Verlegenheit, „ich habe in Saratoga durch einen gewöhnlichen Zufall eine Art geistlicher Zusprache des Mannes belauscht, die mir ganz wunderbar erschien, obgleich sie vielleicht zu den methodistischen Gebräuchen, die ich nicht kenne, gehören mag —“

„Sie wollen nicht offen reden, Sir, ich höre es!“ unterbrach sie ihn, wie ungeduldig. „Sie dürfen aber nicht zurückhalten, Sie können nicht wissen, wie viel Wichtiges in dem, was Sie belauscht, für mich liegen mag. Ich werde Ihnen inzessen in voller Offenheit vorangehen — lassen Sie uns ein anderes Zimmer aufsuchen, in dem wir weniger beobachtet sind!“

Sie führte ihn durch die offenen belebten Räume nach einem der Hinterparlors; beim Durchschreiten der Vorhalle aber kam ihnen der alte Burton in Begleitung einer kleinen Anzahl seiner männlichen Gäste entgegen.

„Mr. Reichardt glaubt nicht, Vater, daß wir im Hinterwalde auch etwas Rechtes von Musikalien haben können, und so muß ich jedenfalls unsere Ehre retten!“ rief sie ihm lachend zu.

„Verstehe wenig von der Sache selbst, Sir, und ich will also auch ihre Wichtigkeit nicht bestreiten,“ wandte sich der Angeredete launig an den jungen Mann, „soviel hörte ich Sie geboten, sich uns zu einer anderen Inspection anzuschließen. Inzessen sollen Sie nicht darum kommen, wir sehen uns nachher schon wieder!“ Er schritt, von seinen Begleitern gefolgt, der Treppe zum obern Stock zu, und das Mädchen wandte sich nach einem offenen, aber jetzt gänzlich verlassenen Zimmer, dessen Mitte ein reiches Piano einnahm.

„Hier blättern Sie,“ sagte sie, eines der vorliegenden gebundenen Notenbücher vor ihm öffnend, „ich denke, die Beschäftigung wird hier jeden Beobachter genügen und uns frei von Gesellschaft halten!“ Sie setzte sich, umwirft von ihm, nachlässig auf den Pianosessel, als verlange sie eine Prüfung seinerseits, und begann mit versichtig gemäßigtem Tone wieder:

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich erst vor zwei Jahren hierher wieder zurückkehrte; das war zu der Zeit, als Papa zum zweiten Male geheirathet hatte, und ich fand eine neue Mutter, an die ich mich anschloß, so wenig wir auch harmonirten, weil ich sah, wie sehr Vater es wünschte. Es ging Alles gut, bis vor sechs Monaten von dem methodistischen Prediger eine neue Glaubenswendung veranstaltet wurde; das Revival währte drei Tage, und bei Vielen soll der Eindruck ein kaum zu schätzender gewesen sein, darunter auch die Schwester des Mr. Young, welche in Consultionen und Bewußtlosigkeit gefallen ist, daß sie sich heute von den Folgen noch nicht ganz erholt zu haben scheint. Auch Mutter, welche zur Gemeinde gehört, wurde von da ab eifrigeres Kirchenmitglied als je; aber erst zwei Monate darauf begann ich einen persönlichen Einfluß des Mr. Curry auf sie wahrzunehmen. Seine Privatbesuche in unserm Hause wurden häufiger und dauern meist während Pa's Abwesenheit statt; plötzlich wird der Mr. Young, der noch niemals in unsern Kreisen gesehen werden, hier durch Mr. Curry eingeführt und wird nach Kurzem ein Günstling der Mutter, als habe er verstanden, seine Seele auf methodistische Weise retten zu lassen. Ich hatte nichts weiter ihn, denn er hält

Digitized by Google

mir zum Zeitvertreibe, und bisweilen thaten mir meine eigenen Tollheiten leid, wenn ich die Gedult sah, mit welcher er sie ertrug; erst als wir nach unserer Abreise von Saratoga einige Tage in New-York verweilten, sollte ich merken, wohin Alles ziele. Mutter hatte den Ausflug, welchen ich mit Frosts unternommen, nicht mitgemacht und war zwei Tage länger mit einer andern Familie in Saratoga geblieben; am Tage darauf nun, nachdem wir zusammengetroffen, fragt sie mich in Pa's Gegenwart, ob Mr. Young sich in Saratoga gegen mich erklärt habe; so viel sie wisse, sei er doch zu keinem andern Zweck uns nachgereist — ich sehe meinen Vater an, als würde mir ein Räthsel aufgegeben; der aber lacht nur und sagt, er habe noch nie meinen Neigungen viel entgegensetzen können und werde es auch jetzt nicht thun; übrigens sei Young ein gewürfelter Geschäftsmann und ein solider junger Mann, gegen den sich kaum etwas sagen lasse. Als ich aber verwundert erwiederte, daß mir ein derartiger Gedanke noch nicht einmal in den Kopf gekommen sei, geht er lachend zur Thür hinaus und sagt, ich möge das mit der Mutter und dem jungen Gentleman ausmachen. Die Mutter aber erklärt mir, sehr ernst werdend, daß keine achtungswerthe junge Lady einem jungen Manne so viel Ermuthigung geben würde, wie ich es gethan, wenn sie die erregten Hoffnungen nicht auch zu erfüllen dächte. Mr. Young habe bereits ihrerseits die Zustimmung zu seinen Absichten erhalten, und sie hoffe, ich werde sie nicht zum Spielzeug meiner Launen machen wollen. Ich hatte also Ermuthigung gegeben und Hoffnungen erregt, während ich doch wußte, daß ich als Mann keinen Tag unter einer solchen Behandlung hätte aushalten können!“ fuhr die Erzählende fort und sandte einen scharf beobachtenden Blick durch die offene Thür. „Ich hätte ihr gern ohne Weiteres in's Gesicht gelacht, wenn mir nicht wie ein Blitz die Erkenntniß gekommen wäre, daß dieselbe Redensart jedenfalls bei meinem Vater gebraucht worden war, um ihn an eine Zustimmung meinerseits glauben zu machen, und daß jede Zurückweisung des Heirathsprojects nur wieder als eine meiner Launen hingestellt werden würde; daß ich sicherlich einem wohldurchdachten Plane gegenüber stand, welchem der Einfluß des methodistischen Predigers zu Grunde lag. Was dem Manne an dieser Heirath liegen konnte, wußte ich nicht, aber ich war meiner Sache vollständig sicher.

„Ich hätte bei alledem die Angelegenheit nur fest und bestimmt von mir zu weisen brauchen — ich besitze das Vermögen meiner verstorbenen Mutter und bin selbstständig, sobald ich es nur will; aber ich mochte meinem Vater nicht die Unruhe eines innern häuslichen Kampfes machen, war er doch hervorgerufen worden wäre. Ich weiß, daß seine größte Genugthuung in der Harmonie zwischen mir und seiner Frau liegt und daß ich gerade hierin am meisten seine Liebe zu mir vergelten kann; zudem aber beherrscht ihn Mrs. Burton's Einfluß mehr, als es wohl sein dürfte — und so fand es in mir fest, erst im äußersten Falle zu äußersten Mitteln zu greifen. Ich wandte Mrs. Burton lachend den Rücken und sagte ihr, daß ich noch kein Wort von Mr. Young über seine Absichten gehört, daß sie selbst auch wohl unter einer Täuschung lebe, denn gewöhnlich spräche ein junger Mann zu dem Mädchen zuerst; und behandelte von da an die Sache als einen lustigen Scherz, selbst als Margaret's Bruder, mit dem ich halb auferzogen worden, mir in dem Tone eines unglücklichen Liebhabers gratulirte. Ich mochte nicht einmal Margaret mein Herz öffnen, da ich noch nirgends den Weg, welchen ich zu gehen hatte, klar vor mir sah. Erst auf der Reise entwickelten sich einzelne Gedanken klarer in mir. Young's ganzer Reichthum liegt, so viel ich gehört, in seinem kaum bedeutenden Geschäfte, und so war es jedenfalls nur die „gute Partie“, welche er in mir im Auge hatte — unverständlich aber in jeder Beziehung war mir die enge Freundschaft zwischen ihm und dem so viel ältern Methodistenprediger, sowie dessen besonderer Einfluß auf Mrs. Burton, der in dieser rücksichtslosen Wirkung, wie er sich jetzt auf mich zu erstrecken drohte, sich nicht durch die gewöhnliche Kirchenverbindung erklären ließ; und je mehr ich mir verschwiegen, bisher unbeachtete Einzelheiten in meine Erinnerung zurückrief, je mehr wurde es mir, als müßten Beziehungen zwischen diesen Dreien existiren, wie sie nicht dem gewöhnlichen Leben entspringen. In Zeiten wollte ich mich beschuldigen, eine Närrin zu heißen, aber je klarer ich die Verhältnisse vor mich zu stellen sie strebte, je bestimmter kehrten dieselben Gedanken zurück. Wäre ich selbst Schlange genug, um im Verborgenen zu lauern und zu kriechen, so könnte es mir vielleicht gelingen, einen Anknüpfungspunkt für meine Vermuthungen zu entdecken —“ sie hielt inne, als sei sie schon im Eifer ihrer Rede zu weit gegangen. Reichardt, der fortdauernd mit anscheinendem Interesse in den Noten geblättert, sah jetzt halb auf und ward von dem bleichen Gesichte des Mädchens fast betroffen; sie aber horchte nach dem Geräusch der versammelten Menge hinüber und fuhr dann fort: „Ich habe eine Ahnung, daß ich heute durch Ueberrumpelung gefangen werden soll. Sie tragen durch Ihre Unterredung wahrscheinlich die einzige Schuld, daß Young nicht zu einer Erklärung gegen mich kommen konnte. Noch mehr als Ihr Dazwischentritt aber berühre mich Ihr sonderbarer Blick und das Wesen, mit welchem Sie dem Prediger gegenübertraten. Ich habe keine Bezeichnung dafür, mir war es aber, als gäben Sie damit allem dem klaren Ausdruck, was ich kaum zur Vorstellung in mir werden lassen möchte —“

Zwei Geigen und ein Tambourin, welche die Einleitungstakte zu einer Quadrille begannen, unterbrachen die Sprechende, und eine plötzliche rauschende Bewegung kam unter die Menge in den anstoßenden Zimmern.

„Jetzt werde ich vermißt werden!“ rief Harriet ausspringend, „ich werde aber sicher die Gelegenheit herbeiführen, Sie heute noch weiter zu sprechen — bleiben Sie jetzt noch eine kurze Zeit hier!“ Mit einer leichten Wendung hatte sie die Thür erreicht und verschwand in der Verhalle.

(Fortsetzung folgt.)

Allgemeiner Briefkasten.

Nachs in Deggendorf. Als Verleger derartiger Maschinen können wir Ihnen den Mechaniker Schimmel in Leipzig (Mühlgasse) empfehlen.

L. H. B. in R. Ganz unbrauchbar. Haben Sie aber nicht einmal den Muth, Ihre — übrigens sehr unschädliche — Uebergegnung zu vertreten?

W. Friedrich in Binennes (State of Indiana). Das ist nicht die rechte Weise, amerikanische Zustände zu beleuchten. Ueberlassen wir derartige Schilderungen den Junker-Blättern Sachsens und Preußens.

L. A. in L. Die in Frankfurt nachgedruckte Skizze: „Der verschmähte Kuß“ von Louise Ernesti ist keine Novelle, sondern nur eine sehr trocken erzählte Anekdote aus dem Leben des alten Marschall Vorwärts.

O. A. in St. Louis. Wenn der Verleger der in New-York erscheinenden Wochenschrift „Mein-York Leader“ bei erreichter Auflage von 100,000 Exemplaren sind Kanonen auf den Central-Park Platz aufstellen und durch 100 Schüsse der Welt das Ereigniß kundgeben ließ, so mag das als echt amerikanische Reklame dort ganz gut hingehen; wir hier — obwohl wir bereits verschiedene Tausende mehr drucken — müssten doch, selbst wenn uns die Einlandpost nicht verweigert würde, für derglichen einer ähnliche Ostentationen sehr danken. Uebrigens freundlichen Gruß aus dem trüben alledem und alledem schönen Vaterlande.

S. K. in L. In der nächsten Nummer wird Ihr Wunsch erfüllt werden. Wir bringen eine Reihe Erinnerungen an Rietschel von B. Auerbach.

E. K. in R. Gedun ist allerdings eine Dame.

O. B. in Rdn. So leben auch Ihre Idee ist, so dürften sich der Ausführung doch unüberwindare Schwierigkeiten entgegenstellen. Wir bitten über den gefandten 1 Thaler zu verfügen.

S. F. in D. Bleiben Sie Ihrer Ueberzeugung treu wie bisher, aber lassen Sie auch den alten Streit zwischen Demokraten und Constitutionellen (Gothaer) ruhen.

Welche von beiden Parteien sich edler und anständiger benommen, wollen wir heute nicht untersuchen. Die gute Sache kann durch dergleichen Reibereien nicht gefördert werden, und unsere Feinde alein ziehen daraus einen Vortheil. Was der Angriffe der bürgerlichen Zeitung anlangt, so sind sie einer Erwiederung unwerth. Gutzkow's Ausdruck zu widerlegen, dürfte sehr leicht sein. Die Demokratie ist keine Gewaltthätigkeit, die mit Karlisten unmöglich zu machen ist, sie ist eine Idee, der man, wenn man sie bekämpfen will, eine größere, höhere Idee entgegenstemmen muß. Es ist eine Lüge, wenn er sagt: sie wolle allein herrschen, die andre keine andere Herrschaft neben sich. Die Demokratie erkennt, wie kein anderes politisches System, alles wahrhaft Edle und Schöne an, aber in ihrem unantastbaren Vermächtnisse verwirft sie jedes und vor sich allerdings keine Lüge, keine Unwahrheit, kein halbes Wesen und Schwanken. Sie kennt ihr Ziel, und ihre gegegenen Kanonen sind ihre Ideen. Wie traurig muß es aber mit der Sache dieser gegenwärtigen deutschen Patrioten stehen, wenn sie zur Bekämpfung einer deutschen Bewegung sich die Beweisgründe dagegen von einem Franzosen borgen müssen!

Jul. Houdret in London, 5, Cannon Street West. Für das Studium der Asiatischen Sprachen können wir Ihnen empfehlen: J. v. Klaproth, Asia polyglotta etc. — Adr. Balbi, Atlas ethnographique. — Cirbied, Grammaire Arménienne. — Franz Bopp: Comparations-system der Sanskrit-Sprache. — Franz Bopp, Grammatik der Sanskrit-Sprache. — Benfey, Sanskrit-Grammatik. — F. Fr. Neumann, Asiatische Studien. — Wilh. Schott, Versuch über die tatarischen Sprachen. — De Frey, Grammaire Arabe. — Kennedy, Researches on the affinity of the prime, ling. of Asia and Europe. — Ladisl. Julien, die chinesische Sprache.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 18. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Reichardt begann wieder mechanisch in dem Notenbuche zu blättern — er war in einer so sonderbar erregten Stimmung, wie er sie noch kaum gekannt. Der Anfang eines Familien-Drama's stand vor ihm — er zweifelte keinen Augenblick, daß Harriet's Stiefmutter es gewesen, welche er in Gesellschaft des methodistischen Tartüffe belauscht, daß die „brünstige Liebe", mit welcher sie den „Bruderkuß" des Pfaffen erwidern sollte, sich bei ihr eingestanden; er zweifelte auch nicht, daß Harriet's scheue Andeutungen sich nur auf ein derartiges Verhältniß bezogen. Das Mädchen aber hatte ihn mit einem so völligen Aufgeben aller Schranken oder Rücksichten zu ihrem Vertrauten gemacht, als gäbe es überhaupt kaum noch etwas zwischen ihnen zu verbergen, als sei es nur natürlich, daß er ihre Interessen zu den seinigen mache, und ihr ganzes Wesen, mit welchem sie sich ihm geistig an's Herz zu werfen schien, hatte ihn tiefer aufgeregt, als ein körperliches Hingeben es nur vermocht hätte.

Aus den übrigen Räumen klang die Negermusik und das Rauschen der tanzenden Paare; Reichardt fuhr aber aus dem halben Träumen, in welches er verfallen war, erst auf, als sich eine Hand auf seine Schulter legte. „Sie tanzen nicht, Sir?" hörte er des alten Burton Stimme, „very well, so kommen Sie für ein paar Minuten mit mir. Wir müssen heute noch dafür sorgen, daß Sie einen Boden unter sich bekommen, wie ich merke, und ich denke, wir schaffen es fertig — Harriet gab mir sonst in einem Jahre kein freundliches Gesicht wieder." Er hatte leicht den Arm des jungen Mannes ergriffen und leitete ihn nach dem obern Stock hinauf, wo sich ein Zimmer vor ihnen öffnete, das augenscheinlich zum Rückzugsquartier für die älteren männlichen Gäste eingerichtet war. Der Mittelttisch zeigte Flaschen mit Spirituosen nebst Gläsern und Cigarren, während auf einzelnen Nebentischen Kartenpackete zum Gebrauch bereit lagen; jetzt indessen schien die kleine Anzahl von Männern, welche zerstreut auf Divans und Stühlen umher saß, in einem angelegentlichen Gespräche begriffen zu sein.

„Ich sehe, beim Teufel, keinen Grund, was die Einwendungen eigentlich sollen," hörte der junge Mann beim Eintritt eine Stimme, und erkannte in dem leichten Cigarrenrauche kaum bereits vor Augen gehabte Gesichter. „Mr. Reichardt, Gentlemen!" rief der Hausherr, seinen Begleiter in sichtlich guter Laune vorstellend. „Well, Sir," rief die frühere Stimme, „nehmen Sie ein Glas und setzen Sie sich her. Wir suchten eben zu errathen, wen Sie in den zwei Tagen Ihrer Anwesenheit schon auf den Fuß getreten haben. Sie entsinnen sich vielleicht, daß ich Sie am Sonnabend mit dem Gentleman dort am Fenster nach dem Hotel begleitete, und daß wir und freuten, einen Mann von Ihrer Bildung unter uns zu bekommen. Well, Sir, trotzdem und trotz Ihres Orgelspiels hat sich bereits eine Opposition gegen Sie gebildet, welche unserm Beschluß, Sie zum Mitgliede unserer Gesellschaft zu machen, hindernd entgegentreten wird, und wir theilen Ihnen nur die Sachlage mit, damit Sie unsere Maßregeln verstehen. Sagen Sie uns nur, gerade so offen, als Sie vorgestern sich vor Ihrem Hotel aussprachen, haben Sie einen Gegenten, wer hier Grund haben könnte, eine Abneigung gegen Sie zu fühlen?"

Reichardt nahm einen Schluck von dem Rothwein, welchen der Festgeber ihm eingeschenkt, und brannte sich langsam die ihm offerirte Cigarre an. „Es giebt Abneigungen," sagte er dann, „die sich wohl beim ersten Begegnen fühlen lassen, für welche sich aber kaum ein bestimmter Grund angeben läßt. Treten Sie harmlos einer Eidechse in den Weg, und sie wird mit haßerfüllten Herzen davon schießen — möglicherweise aber habe ich auch hier einer Eidechse den Weg gekreuzt —"

Ein johlendes Gelächter der Versammelten unterbrach ihn. „Das wird es sein! — So ist es!" folgten die Ausrufe, „der vernünftigste Grund, der sich finden läßt!" Reichardt fürchtete im ersten Augenblick, er habe mehr verrathen, als er beabsichtigt; die nachfolgenden Verhandlungen aber zeigten ihm, daß der von Harriet entlehnte Ausdruck für nichts als einen schlagenden Witz genommen worden war.

„Well, Gentlemen," begann der Hausherr, „das Einfachste, um aller Opposition entgegenzutreten, mag sie nun heißen wie sie wolle, ist, heut Abend durch Zeichnung den nöthigen Betrag für die Existenz unseres musikalischen Gastes aufzubringen, und ich bin sicher, daß wenn die Sache einmal fertig ist, Niemand von der Gemeinde, der nicht irgend einen persönlichen Grund hat, sich von der Beisteuerung ausschließen wird. Geben wir vorläufig, um auch dem Vorsichtigsten zu genügen, ein Uebereinkommen für sechs Monate ein — der Betrag ist dann kaum nennenswerth für den Einzelnen, und unser junger Freund erhält dennoch Zeit genug, um sich hier bekannt zu machen, einzubürgern und den Contract dann auf seine eigenen Verdienste hin zu verlängern —" er wandte sich fragend nach Reichardt.

„Ich bin vollkommen mit Allem einverstanden, was die Herren zu beschließen für gut finden," erwiderte dieser, sich leicht verbeugend; „ich habe in meiner kurzen Anwesenheit die Stadt und ihre Bewohner lieb gewonnen und würde gern hier bleiben, wenn mir eben nur so viel würde, um meine Privatmittel nicht

angreifen zu müssen. Auf der andern Seite aber wünschte ich auch nirgends die Ursache zu einem Zwiespalte zu geben und würde in diesem Falle lieber den Ort verlassen, um irgend einer andern Aussicht, die sich mir eröffnet, nachzugehen — "

„All right, Sir, wir waren im Voraus von Ihren guten Gesinnungen überzeugt!" rief die frühere Stimme; „übrigens dürfen Sie mit Sicherheit darauf rechnen, daß neben dem, was Ihnen die Gemeinde für Einstuirren des Chors und das sonntägliche Orgelspiel aussetzt, sich mit Beginn der Winterasson vielfache Gelegenheit zu Pianounterricht bieten wird; es hat uns eben bis jetzt ein tüchtiger unabhängiger Musiklehrer gefehlt — "

„Und so denke ich," fiel eine andere Stimme ein, „wir gehen nach Mr. Burton's Bibliothek — denn hier neben Gläsern und Karten verhandelt weder der Prediger noch einer der Trustees mit uns — und bringen die Sache sogleich in die gehörige schriftliche Ordnung."

„Ich kann nur meinen aufrichtigsten Dank aussprechen," sagte Reichardt, sich erhebend, „und sollte meinerseits etwas nothwendig werden, so mögen die Herren über mich verfügen!" Er verließ mit einer leichten Verbeugung das Zimmer und schritt die Treppe nach den untern Räumen hinab.

Er durchschritt langsam die esseren Zimmer, in welchen sich die Quadrille-Gruppen nach dem Takte einer barbarischen Musik bewegten, bis er Harriet's ansichtig wurde. Sie schien von Lust und Leben zu sprühen, während Young an ihrer Seite nur wie in halber Verdrossenheit seine Bewegungen ausführte. Ein lachender Blick von ihr traf Reichardt, der, um nicht aufzufallen, seinen Weg fortsetzte und sich bei einer Wendung in das nächste Zimmer vor der Frau vom Hause fand, welche von ihrem geschützten Standpunkte aus die Quadrille-Figuren zu beobachten schien.

„Sie tanzen nicht, Ma'am?" fragte der junge Mann, mit Interesse in dieses bleiche, regelmäßige Gesicht blickend, dem nur das dunkel glühende Auge Leben zu geben schien.

Sie schlug den Blick wie in einer Art Verwunderung zu ihm auf, schien aber mit einem Lächeln schnell seiner Persönlichkeit inne zu werden. „Die Kirchengliedet unseres Bekenntnisses halten den fashionablen Tanz nicht für passend," sagte sie, „wir sind intessen tolerant genug, seines anderen Menschen Ueberzeugungen zu nahe zu treten — warum aber nehmen Sie nicht an dem allgemeinen Vergnügen Theil?"

Reichardt äußerte einige Worte, daß er noch zu fremd und fast keiner der Damen vorgestellt sei, sie schien inessen kaum darauf zu horchen und ihre ganze Aufmerksamkeit auf einen Punkt in dem Raume vor sich zu richten; der Deutsche wandte den Blick seitwärts und traf auf das Gesicht des Predigers Curry, welcher, an der andern Seite der großen Flügelthür stehend, mit ähnlicher Spannung einen Vorgang unter den Tanzenden zu beobachten schien; seine Augenbrauen waren zusammengezogen, die aufeinander gepreßten Lippen zuckten leise, und Reichardt folgte fast unwillkürlich der Richtung seiner Augen. Young und Harriet mußten der Punkt sein, auf welchem die Blicke der beiden Beobachtenden zusammenliefen — das Mädchen schien sich eben von ihrem Tänzer gewandt zu haben und sprach lachend mit dem jungen Manne des nebenstehenden Paares, während Young in die Menge hinein blickte und sich sichtlich bemühte, einen Ausdruck von Täuschung in seinem Gesichte zu unterdrücken — da kam die Tour Beider; Harriet schien kaum die Hand ihres Tänzers zu berühren oder überhaupt von ihm Notiz zu nehmen; leicht und lachend flog sie durch Verschlingungen des Tanzes, so berückend schön, wie sie Reichardt nur auf dem Balle in Saratoga gesehen, und unwillkürlich mußte er ihr seine Augen folgen lassen, bis sie wieder an ihren Platz zurückgekehrt war und, ohne sich um Young zu kümmern, der auch keinen Versuch zu machen schien, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, die Menge vor sich musterte. Curry hatte den Kopf gesenkt, als wolle er den Ausdruck seines Gesichts den Blicken umher nicht preisgeben; zwischen Mrs. Burton's Augen aber trat die Falte, welche Reichardt heute schon einmal beobachtet, tief und bedeutend hervor, und der junge Deutsche schritt langsam davon, um mit seinen Gedanken einen andern Platz zu suchen.

Augenscheinlich war es ein tiefes, klar erkanntes Interesse, welches den Prediger und die Lady vom Hause Young's Werbung mit Harriet wünschen ließ, und ein Versuch, die letztere zu gewinnen, war jedenfalls heute Abend gemacht worden; wo aber lag dies Interesse, das, wenn auch die Lady nur unter dem Einflusse des Predigers handelte, diesen doch so fest an Young's Vortheil kettete? Kaum konnte es ein anderes als ein sichtbares sein, sonst hätte es Harriet's scharfer Verstand sicher entdecken müssen! — so folgten sich die Vorstellungen in Reichardt's Kopfe, als er durch die Menge schritt. Der Tanz war zu Ende, überall schossen einzelne Gruppen zusammen, und der junge Mann fühlte plötzlich seinen Arm berührt. „Machen Sie mir eine Verbeugung!" hörte er Harriet's Stimme, „sie!" und in der nächsten Secunde fand er sich an des Mädchens Arm durch die Zimmer promenirend.

„Es wird schwer werden, vor „Supper" noch ein ungestörtes Wort zu sprechen," sagte sie mit vorsichtig gedämpfter Stimme, „es ist aber für mich nothwendiger als je, daß es geschieht; ich habe meine erste hohe Karte ausgespielt und muß jetzt sorgen, daß ich die rechten Trümpfe nachdringen kann. Halten Sie sich in meiner Nähe, damit ich Sie zur rechten Zeit in Kenntniß setzen kann — "

„Ich bin völlig zu Ihrer Disposition, Miß Harriet," erwiderte er in gleicher Weise, „ich werde aber jedenfalls noch einmal den obern Stock besuchen müssen, wo die Nothwendigkeiten für meine hiesige Existenz zurecht gebraut werden — "

„Ich weiß," nickte sie, „ich hatte Pa genau den Weg angegeben, wie er zu Werke gehen sollte; das wird aber Alles vor Supper" erledigt sein; es sind nur Freunde von Ihnen zusammen, welche die Sache schnell in Ordnung bringen und die Schlangen und die Eidechsen auf's Trockene setzen werden — denken Sie nur an mich gegen Mitternacht, und nun bringen Sie mich zu Mrs. Burton, die wahrscheinlich eine Predigt für mich in Bereitschaft hat!"

Reichardt nahm die angegebene Richtung und entlernte sich seiner Begleiterin nahe dem Divan, welchen die Frau vom Hause wieder besetzt hielt, während zu beiden Seiten desselben Young und Curry ihre früheren Plätze eingenommen hatten. Er sah noch, wie sich der Erstere bei des Mädchens Ankunft erhob und langsam davonschritt, während der Letztere, als wolle er kein Zeuge des mütterlichen Empfanges sein, den Kopf nach einer andern Richtung wandte — dann ward die Scene durch vorüber promenirende Paare verdeckt, und Reichardt wanderte ziellos in die Menge hinein. Die Musik hatte wieder begonnen, und erst nach einiger Zeit entdeckte er in den neugebildeten Quarrees Harriet an der Hand eines andern jungen Mannes, dem Anscheine nach völlig unbefährt von dem, was ihr gesagt worden sein mochte, aber auch ohne einen Blick für ihn selbst zu haben. Eine kurze Weile unterhielt sich Reichardt damit, nach Young zu suchen, um dessen Gesicht zu studiren; dieser schien aber völlig verschwunden zu sein, und den Deutschen begann es trotz der glänzenden Umgebung fast wie Langeweile zu überkommen, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte und im Umdrehen Burton's Gesicht erkannte. „Es geht Alles vortrefflich, Sir," sagte dieser vertraulich; „es liegt aber den Meisten von uns viel an einer möglichst allgemeinen Zustimmung der Gemeindeglieder, und so denke ich, Sie zeigen sich noch einmal, sobald der jetzige Tanz vorüber ist, am Piano — die Ladies sind sämmtlich in der besten Laune, und sobald Sie sich dieser zu Freunden machen, stehen Sie hier wie auf Felsen — "

„Ich bin nur hier, Sir, um über mich verfügen zu lassen," erwiderte der Deutsche, und mit einem zufriedenen Nicken führte ihn der Hausherr nach dem „Musikzimmer", dort selbst das Piano öffnend und den Sessel herauziehend. „Sobald das Niggergefiedel endigt, beginnen Sie mit etwas recht Kräftigem oder so — Sie werden mich verstehen — und dann sollen Sie sehen, daß sie Alle wie die Bienen herbeischwärmen!"

Reichardt nahm Platz und hatte nicht lange auf das Ende des Tanzes zu warten; sobald das Gerausch der auseinander rauschenden Paare vorüber war, begann er mit der pompösen Einleitung eines modernen Salonstücks; er war beim ersten Anschlag überrascht von der Macht und Ausgiebigkeit des amerikanischen Instruments; er griff mit voller Kraft in die Tasten und sand bald einen Genuß für sich selbst in der Fülle und Klarheit, welche durch alle Stimmlagen herrschte; er spielte mit größerer Lust als je und bemerkte es kaum, daß sich das Zimmer rasch mit den anwesenden Gästen füllte. Erst beim Aufnehmen des einfachen Themas ward er einen Blick um sich; kaum aber waren die rauschenden Accorde und Cadenzen der Einleitung verklungen, als sich bei der folgenden einfachen Melodie auch das gesammte Interesse der Zuhörer zu verlieren schien; Gespräche, welche sichtlich weit interessanter als der musikalische Vortrag waren, wurden von allen

Seiten angeknüpft, und als Reichardt das Thema zart und geschmackvoll schloß, konnten die Töne vor dem lauten Summen der allgemeinen Unterhaltung kaum zu dem nächsten Hörer gelangt sein.

Unangenehm berührt sah der Spielende auf und machte eine Pause, als wisse er nicht, ob fortzufahren oder zu enden.

„Nur vorwärts, Sir, ich habe Ihnen vorausgesagt, daß Sie eine Niggerarbeit thun werden," klang ihm die Stimme Harriet's in's Ohr, welche so eben zu seiner Seite eins der Notenbücher aufschlug, „das Schwatzen ist Hinterwaldsmode, an die Sie sich nicht stoßen dürfen; es ist übrigens kaum Jemand hier, der Ihre Musik würdigen könnte — "

„Singt der Gentleman nicht?" ließ sich eine einzelne Stimme hören.

„Richtig, singen Sie etwas, es hilft wenigstens zur Abwechselung!" lachte Harriet. „Kümmern Sie sich indessen einmal nicht um die ganze Heerde, wie sie hier geht und steht, und denken Sie, wir Beide wären allein — "

„Aber ich kenne kein einziges Lied mit englischem Texte," erwiderte er.

„So singen Sie preußisch, italienisch oder russisch — aber nur vorwärts, die Leute verlangen Musik zu ihren Gesprächen!"

Reichardt ließ die Finger präludirend über die Tasten laufen, ohne sogleich zu wissen, was zu beginnen; da klang ihm aus der Erinnerung plötzlich Mathildens frische Stimme in's Ohr, und ein Gefühl fast wie Heimweh überkam ihn unter dieser „Heerde" von geputzten fremden Menschen; mochten sie jetzt schwatzen, er wollte sich nicht darum kümmern, wollte sich nur selbst genug thun, und mit voller Seele begann er, die zweite Stimme kräftig auf dem Piano hervortreten lassend:

„Zieh'n die lieben gold'nen Sterne
Auf am Himmelsrand,
Denk ich dein in weiter Ferne,
Theures Heimathland."

Ort und Zeit begannen ihm zu schwinden; er war wieder in New-York mit der „Schwester" zusammen, voll der zuversichtlichen Hoffnungen der ersten Tage nach seiner Ankunft; er hörte des Mädchens klare Töne wieder, wie sie ihn damals überrascht hatten, und fast unbewußt begann er die für die Violine geschriebene Durcharbeitung des Themas auf dem Piano nachzuahmen. Er beachtete es nicht, daß die Unterhaltung um ihn her zu stocken begann, daß nach und nach eine lautlose Stille unter den Anwesenden eintrat, er that nur seinem innern Bedürfniß genug, und fast überrascht es ihn, als er, nach dem Schlusse aufsehend, ringsum die Augen auf sich gerichtet fand.

„Ich denke, Sir, wenn Sie unserm Chor nur ein Stückchen von dieser Art zu singen beibringen, so können wir uns gratuliren, Sie hier zu haben!" sagte der alte Burton herantretend und ihm die Hand reichend, und damit schien auch der Bann des Schweigens, welcher auf der übrigen Gesellschaft zu liegen schien, gebrochen zu sein; in einem immer lauter werdenden Summen begann die allgemeine Unterhaltung wieder; als Reichardt sich aber erhob, traf er auf Harriet's Augen, welche mit einem seltsamen Ausdruck an ihm hingen.

„Ich habe keine Idee von den Worten, die Sie gesungen," sagte sie, den Blick wegwendend, „ich könnte Sie aber lieb haben für dies Lied — da!" rief sie sich unterbrechend, als die Tanzmusik sich wieder hören ließ, „ich möchte jetzt die Nigger aus dem Hause jagen!"

Anders schienen indessen die Empfindungen der übrigen Gesellschaft zu sein; bei den ersten Tönen der „Fiedel" und des Tambourins begannen die Männerfüße halblaut den Takt zu treten, die Damen bogen graziös Taille und Schulter, und davon rauschten die Paare im lustigen Galopp.

„Ich denke Ihre Angelegenheit heute noch vollständig in Ordnung zu bringen," sagte Burton wieder, zu dem Deutschen tretend, „mag Ihnen aber jetzt deßhalb keinen weitern Zwang auflegen — besuchen Sie mich morgen früh, sobald Sie ausgeschlafen haben und amüsiren Sie sich jetzt so gut als möglich!"

Ein bedeutsamer Blick Harriet's, welche sich an ihres Vaters Arm gehangen hatte, traf den jungen Mann, und nach wenigen Secunden folgte dieser, als der Letzte, langsam der übrigen Gesellschaft nach den Vorderzimmern.

Eine Stunde lang mochte sich Reichardt in ziemlicher Langeweile zwischen den tanzenden Gruppen umher getrieben haben; er hatte Young einige Male bemerkt, welcher wie mit finstern Gedanken beschäftigt an den Wänden der Zimmer hinschritt; von der Dame des Hauses war indessen ebensowenig wie von dem methodistischen Prediger zu entdecken; ebenso schien Harriet unsichtbar geworden zu sein, und der Deutsche überlegte eben, ob er nicht am besten thue, den Weg nach seinem Hotel zu suchen, als er plötzlich des Mädchens Stimme dicht neben sich hörte. „Nehmen Sie Abschied von Pa, Sir, er steht dort in der zweiten Thür, und gehen Sie; wenn Sie aber den äußersten Eingang zum Vorplatz des Hauses verlassen haben, so wenden Sie sich rechts um die Einzäunung, bis Sie auf eine kleine Hinterthür treffen. Ich werde in zehn Minuten dort sein."

Reichardt war seit gestern so an das verdeckte Sprechen gewöhnt, daß er bei ihren Worten nicht einmal den Kopf gedreht hatte. Er wandte sich, wie ihm angewiesen war, nach dem Hausherrn, der ihn in bester Laune aufforderte, doch wenigstens noch die kurze Zeit bis zum „Supper" zu bleiben und dabei „in aller Stille" ein paar Gläser Wein mit ihm zu trinken, wogegen Jener sich mit nichts Anderem als einem heftigen Kopfweh zu helfen wußte, und nach Kurzem trat er in die dunkele Nacht hinaus, in welcher das Sternenlicht nur die größeren Gegenstände ungewiß abzeichnete. Leicht fand er es indessen, der weiß angestrichenen Einzäunung zu folgen, und nach kurzem Gange ruhte seine Hand an der bezeichneten Thür. Sie öffnete sich ohne Schwierigkeit, und Reichardt befand sich, soviel er wahrnehmen konnte, in einer Art dichtbewachsener Laube. Ehe er indessen noch daran dachte, eine genauere Inspection seiner Umgebung anzustellen, hörte er schon das leichte Rauschen von Frauengewändern in der Nähe und unterschied im gleichen Augenblick Harriet's helle, sich aus dem Dunkel heraushebende Gestalt.

„Ich bin hier!" sagte er gedämpft, als sie am Eingange der Laube zögernd ihren Schritt anhielt.

Sie trat rasch ein und wandte sich nach der Seite. „Hier ist eine Bank, setzen Sie sich neben mich!" sagte sie. Reichardt gehorchte, fühlte aber schnell, daß der Sitz kaum Platz für Zwei bot, und sand sich halb bedeckt von Kleidern, deren Duft in dieser nächtlichen Einsamkeit einen noch kaum gekannten Reiz auf seine Nerven ausübte. Er fühlte, wie das Mädchen sich vergeblich bestrebte Raum zu schaffen und sich dann rasch wieder erhob. „Bleiben Sie, wo Sie sind!" rief sie halblaut, als der junge Mann ihrem Beispiele folgen wollte; „ich hatte mir vorgenommen, nicht wieder im Dunkeln mit Ihnen allein zu sein; da es sich aber nicht ändern läßt, so bleiben wir wenigstens von einander so weit als möglich. Jetzt erzählen Sie mir klar und genau, was Sie in Saratoga erlauscht, Sie haben jetzt vielleicht einen Begriff der Wichtigkeit, welche jedes Wort für mich hat!"

Reichardt erzählte so genau, als ihm nur sein Gedächtniß treu war.

„Es ist so! es ist so!" sagte sie, nachdem der Deutsche geschlossen, „der Henchler ist in diesem Augenblicke noch in ihrem Privatzimmer mit ihr zusammen — es muß ein Ende damit werden, aber ich darf die Thatsachen um der Ehre meines Vaters halber jetzt nicht benutzen — ich darf ihr noch nicht einmal mit einem andeutenden Worte entgegentreten, denn das erste Wort müßte auch der Verlässer des letzten sein, und wo liegt ein Beweis, daß über die Grenze einer häuslichen Religions-Uebung hinausgegangen worden wäre? — Wenn ich wüßte, welche Bande diesen Young mit dem methodistischen Heuchler verbänden, es sollte bald Vieles klar sein — aber ich werde erfahren, was ich brauche, ich werde die Schlange spielen, wenn es sich nicht anders thun läßt! — Kommen Sie jetzt, damit ich nicht vermißt werde!" fuhr sie fort und streckte die Hand nach ihm aus, die er ergriff und fest hielt. „O," sagte sie mit weicherem Tone, während sich ihre Finger um die seinigen schlossen, „Sie denken an Saratoga, aber der Augenblick ist zu ernst für Täubeleien; warten Sie, bis der Weg klar ist! Jetzt folgen Sie mir nach der Vorderthür; ich möchte nicht, daß Jemand Sie hier das Haus verlassen sähe."

Sie hatte ihn zur Seite gezogen, wo innerhalb der Umzäunung ein Laubgang an dieser hinlief, und schritt hier, ihm halb voran, dem Hause zu. Erst als das helle Licht aus den Fenstern auf ihren Weg zu fallen drohte, blieb sie stehen. „Ich werde Sie morgen am Tage nicht sehen," sagte sie leise, „ich erwarte Sie aber gegen Mitternacht wieder hier, wo wir jetzt stehen, falls ich Sie sprechen müßte. Sie sehen dort den Balcon, von welchem

zwei schmale Treppen am Hause herablaufen, und rechts daneben die beiden dunkeln Fenster; dort ist mein Zimmer. Ein paar Steinchen, an die Scheiben geworfen, werden mir Nachricht von Ihrer Ankunft geben. Ich werde dies Gewehr durchringen, und sollte ich es auch nur der Ehre meines Vaters halber thun. Jetzt gehen Sie gerade nach der vordern Gitterthür — und so gute Nacht bis morgen!"

Er fühlte einen warmen Händedruck, sah aber im nächsten Augenblicke auch die zurückeilende Mädchengestalt im Dunkel des Laubganges verschwinden.

Reichardt schlug langsam den Heimweg ein, aber er fühlte sich wie in einem halben Rausche. Dieses warme Vertrauen, mit welchem die reiche, strahlende Harriet ihn umfing, setzte sein ganzes Blut in Gerung, während die Familien-Verhältnisse, in welche er sich hineingezogen sah, ihm sein augenblickliches Leben als das abenteuerlichste, in das er nur hätte gerathen können, erscheinen ließen. Er vergegenwärtigte sich das Gesicht dieser bleichen Frau, in deren Auge es wie verborgene Gluthen schimmerte — er wußte nicht, ob er sich so plötzlich zu ihrem Gegner hätte machen lassen, wäre es nicht um dieses Pfaffen willen, welcher das Heisthum der Familie beschmutzte, und dieses Young wegen, bei dessen erstem Anblicke er sich eines instinctmäßigen Widerwillens nicht hatte erwehren können, geschehen. Wie hätte er sich übrigens auch dem Willen des seltsamen Mädchens, das fast alle seine Schritte geleitet, entziehen können, wenn er auch vielleicht gewollt hätte? Er schüttelte lächelnd den Kopf, als er die einzelnen Scenen des Abends an sich vorüberziehen ließ. Er war fast kaum mehr als eine gehorchende Maschine in ihrer Hand gewesen, und doch lag in diesem Anspruch auf seinen Gehorsam eine Vertraulichkeit, gegen deren Macht es kaum einen Widerstand gab.

Es war bereits spät am Morgen, als Reichardt durch das Geräusch, welches Bob durch das Umwerfen eines Stuhls verursachte, aus dem Schlafe gerissen wurde.

„Frühstück ist längst vorüber, Sir," grinste der Schwarze, als der junge Mann in seinem Bette rasch aufsaß, „und ich meinte, es sei besser, Sie von der Zeit zu benachrichtigen!"

„Beim Teufel!" rief der Deutsche nach einem Blicke auf seine Uhr, und war mit beiden Füßen auf dem Boden, in seine Kleider fahrend. — „Etwas Neues, Bob?" fragte er nach einer Weile, als er den Schwarzen mit einem halb verlegenen Grinsen noch immer an der Thür stehen sah.

„Nichts Besonderes, Sir," erwiderte dieser, mit der Hand nach seinem Wollkopfe fahrend, „ich habe nur die ganze Nacht geträumt, ich wäre im Osten und spielte die Fiedel!"

„Mußt Euern Herrn sagen, Bob, daß er Euch hingehen läßt!"

„Mich hingehen läßt? Mr. Curry? Oh!"

„Also nichts zu machen?" sagte Reichardt, der sich über die letzte Grimasse des Negers des Lachens nicht erwehren konnte, „kennt Ihr Euern Herrn so genau?"

„Oh ich ihn kenne, Sir!" erwiderte der Schwarze mit einem Ausdrucke im Gesichte, dessen Eigenthümlichkeit dem jungen Manne auffiel. „Ich war, ehe er mich hierher that, immer zunächst um ihn, bin Kirchendiener gewesen, Sir — o, ich kenne ihn, Sir!"

Ein noch halb unklarer Gedanke tauchte in Reichardt's Kopfe auf. „Ich habe Mr. Curry gestern Abend gesehen, in Mr. Burton's Hause," sagte er, während er fortfuhr, sich mit seinem Anzuge zu beschäftigen, „er scheint ein Freund von hübschen Ladies zu sein, was?"

Der Schwarze ließ ein eigenthümliches Kluckſen hören und zog den Kopf in die Schultern. „Mag sein, Sir," erwiderte er, „aber Alles nur um ihres Heils willen!"

„Habe auch keinen andern Gedanken gehabt," erwiderte Reichardt lächelnd. „Aber," fuhr er, wie von einer andern Erinnerung berührt, fort, „unter solchen Umständen wißt Ihr wohl auch, Bob, woher die besondere Freundschaft zwischen dem Mr. Young und Euerm Herrn kommt, da doch ihr Alter eben so verschieden ist als ihre Kirche?"

Der Neger sah ihn plötzlich mit aufgerissenen, starren Augen an. „Wissen Sie etwas davon?" fragte er nach einer Pause halblaut. „Ich — ich habe Ihnen nichts gesagt, Sir!"

Reichardt wandte sich nach dem Spiegel, um seine augenblicklichen Empfindungen bei der Antwort des Schwarzen zu verdecken. „Und wenn Ihr mir etwas gesagt hättet, was thät's?" versetzte er, sich das Halstuch umlegend; „ich bin fremd hier und verlasse in den nächsten Tagen den Ort; was ich weiß, habe ich durch Zufall erfahren, und es interessirt mich nur, weil mir die Verhältnisse hier überhaupt merkwürdig sind."

Bob war einen Schritt näher getreten. „Sie gehen wieder nach dem Osten, Sir?" fragte er zögernd.

„Wahrscheinlich!" entgegnete Reichardt leichthin.

Der Schwarze schien zum Sprechen anzusetzen, zog aber nur zwei wunderbare Grimassen und lachte dann verlegen. Seine weiteren Aeußerungen wurden indessen durch den Ton der Hausglocke, welcher ihm durch alle Glieder zu zucken schien, abgeschnitten. „Ich sehe Sie wieder, Sir, wenn Sie es erlauben!" sagte er eilig und war in rascher Wendung zur Thür hinaus.

Reichardt sah ihm nach und nickte nachdenklich mit dem Kopfe. „Hier scheint sich wirklich ein Loch finden zu lassen, wenn man es recht angreift — es fragt sich nur, wie!" brummte er und machte einen Gang durch das Zimmer. Ein Blick auf seine Uhr aber schien ihn aus seinen Gedanken zu reißen. „Werden zu sehen, was sich thun läßt," sagte er, „jetzt vorläufig das Nöthige und Nothwendigere!" Er beendete eilend seinen Anzug und ging dann hinab, um sein Frühstück einzunehmen. Nach wenig Minuten aber schon war er auf dem Wege nach Burton's Hause, um Nachricht über das Ergebniß der gestrigen Verhandlung einzuholen. Harriet's Vater empfing ihn mit demselben biedern Wohlwollen, welches schon bei dem ersten Begegnen mit ihm den jungen Mann so angenehm berührt hatte.

„Well, Sir," sagte er, als Beide sich in einem der Parlors niedergelassen hatten, „unsere Angelegenheit ist, soweit es den Gesichtspunkt anbetrifft, vollkommen in Ordnung. Eine kleine Schwierigkeit nur wünschten meine Freunde, nachdem sie sich gestern mit dem Prediger und den Trustees ausgesprochen, vor Antritt Ihres Amts noch beseitigt zu sehen, und ich fürchte nicht, daß Sie dabei auf große Hindernisse stoßen werden. Wir haben bis jetzt meist die Einigkeit in der Gemeinde bewahrt, und diese zu erhalten ist es, was dem Prediger wie den Trustees am meisten am Herzen liegt. Es ist eine kleine Anzahl von Mitgliedern unter uns, welche jede Neuerung haßt, welche sich auch der Anschaffung der Orgel widersetzte, bis sie kräftig überstimmt wurde, und die jetzt durch Anstellung eines tüchtigen Musikers als Organist weitere Neuerungen fürchtet. Es gehört leider ein großer Theil unserer Sänger zu dieser Opposition, die jedenfalls, wenn wir unsern Willen in Bezug auf Sie durchsetzen wollten, sofort das Chor verlassen würden. Nun haben wir eigentlich nur einen einzigen Mann hier, welcher die Orgel kennt und den Gottesdienst leiten kann, das ist Mr. Young, den Sie ja bereits haben kennen lernen. Sobald Sie sich mit diesem verständigen — was gar nicht fehlen kann, da er selbst seinen Nutzen für seine Stellung an der Kirche hat und er Ihre Fähigkeit in jeder Weise anerkennt — so fällt jeder Halt für die Opposition von selbst weg. Ich glaube einigen Einfluß auf den Mann zu haben, und wenn es Ihnen recht ist, so machen wir ihm heute oder morgen einen Besuch und ordnen die Sache."

Reichardt hatte den Sprechenden ausreden lassen, ohne eine Miene zu ändern, obgleich die Ahnung, welche bei der „kleinen Schwierigkeit," die noch zu überwinden sei, in ihm aufgestiegen war, bei der Erwähnung von Young's Namen zur vollen Gewißheit in ihm wurde — daß seines Bleibens hier nicht sein könne. Er war sich jetzt vollkommen klar über die Bedeutung von Young's hämischer Frage am vergangenen Abende, er wußte nun sicher, daß dieser allein die Seele der sich kund gebenden Opposition bildete, und doch konnte er nicht einmal etwas von seinem bestimmten Verdachte äußern, ohne bei einer Begründung desselben Harriet's erwähnen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge durch das heutige Rom und durch die Campagna.

II.

„Wollen Sie heute ein Eselwettrennen und die Ausspielung einer Tombola (Lotterie) sehen, so lassen Sie uns nach Albano fahren; es ist Sonntag, und am Sonntag ist Rom noch langweiliger, als an einem Wochentage.“

So sagte zu mir der Doctor J. P. Bande, Arzt der großen Oper in Paris, der sich alljährlich das sonderbare Vergnügen macht, auf vier Wochen über Marseille nach Rom zu reisen, am Morgen eines warmen und sonnigen Octobersonntages, als wir, wie gewöhnlich, in der via Condotti vor dem Café greco saßen, von waldigen Gebirgsketten umkränzt, auf dem nordwestlichen Abhange der Albaner Berge das schöne Frascati mit seinen weißen Häusern und seinen prächtigen Villen, den Sommeraufenthalt des römischen Adels und der hohen römischen Geistlichkeit.

„Wollen wir Pferde oder Esel für unsere Tour miethen?“ fragte der Doctor, als wir auf dem Marktplatz des Städtchens standen, umringt von mehr als zwanzig Eseltreibern, welche die Vorzüge ihrer „somari“ mit der den Römern eigenen Würde und Wichtigthuerei uns auseinander zu setzen sich bemühten. Gerade

Ein Eselwettrennen in der Romagna.
Nach der Natur aufgenommen von Zwahlen und Zickler.

den Kaffee getrunken und das Journal des Debats und die Augsburger Allgemeine gähnend durchblättert hatten.

„Ja, Doctor,“ rief ich und warf die Augsburger Allgemeine auf den Tisch und dem nächststehenden Bettler den Rest der Kupfermünzen in den Hut, welche mir Angelo, der Kellner mit den schmachtenden Augen und im abgeschabten Frack, der mir zuweilen heimlich vertraute, daß er eigentlich zum Kammerdiener eines vornehmen Herrn geboren sei, herausgegeben hatte, „fahren wir nach Albano, sehen wir Esel wettrennen, hören wir den ganzen Spectakel einer Tombola und tanzen wir mit den schönsten Mädchen im ganzen Patrimonium des heiligen Petrus, dessen Stuhl jetzt gewaltig wackig steht.“

Gesagt, gethan!

Wieder flog die eigenthümliche Oede der Campagna mit ihren mittelalterlichen und altrömischen Trümmerstätten, mit ihren Ginsterbüschen, mit ihren hügeligen Weiten, mit ihren Büffelheerden und den Hirten zu Pferde mit den eisenbeschlagenen Stöcken, mit ihren farbigen Titten, mit den gebrochenen Wasserleitungsbogen, mit den rauschenden Rohrfeldern vorüber, und als die brausende Locomotive still stand und mit einem langen, gellenden Pfiff den Dampf aus seinem Gefängnisse entließ, da erblickten wir gerade über uns, fuhr eine Equipage, mit vier schönen, schwarzen Pferden bespannt, über den Platz. Im Wagen saßen zwei Damen, ihnen gegenüber der unvermeidliche Priester im schwarzen Talar, den häßlichen Hut mit der umgebogenen Krempe auf dem Kopfe. Die Eseltreiber zogen ihre Hüte. „Wer sind die Damen?“ fragte ich.

„Die Fürstin Borghese, Signor,“ sagte ein Bursche, der zwei ziemlich stattlich aussehende Pferde am Zügel hielt und sie uns zu unserer Tour anbot, „sie fährt nach der Villa Aldobrandini.“

„Die Nobili und die Priester,“ brummte der Doctor, „nie sieht man Einen ohne den Andern.“

„Das ist ja das conservative Element in Rom, Doctor, das einzige und das letzte; soll Einer von ihnen auch noch zur Revolutionspartei übergehen? Haben Sie noch nicht revolutionäre Elemente genug in den Staaten des Statthalters Christi auf Erden? Aber nehmen wir die Pferde und reiten wir nach Albano.“

Und an der prächtigen Villa Torlonia vorüber, gefolgt von zwei halberwachsenen Burschen, welche munter neben den Pferden einhertrabten, ritten wir den Felsweg aufwärts durch einen herrlichen Laubgang italienischer Eichen nach der Ville[illegible] des alten Rom, nach dem auf dem Hochlande des [illegible] gelegenen Tusculum. Ueberall rieselten silberhelle [illegible] Felsen,

welche mit der üppigsten Laubvegetation bedeckt waren; zuweilen wechselte das schattige, fast undurchdringliche Dach der Eiche mit Pinien und Olivenbäumen, um deren Stämme sich malerische Festons von Weinlaub schlangen, ab; links hatten wir den Blick über die Campagna und auf das Häusermeer der ehemaligen Hauptstadt der Welt, auf deren Kuppeln die Funken der Mittagssonne glühten. Durch einen uralten, im cyklopischen Baustyl construirten Thoreingang kamen wir auf die Scheitelfläche der Höhe, wo einst das alte Tusculum lag. Trümmer römischer Villen, die hochgelegene, noch in einzelnen Resten erkennbare Ruine der Stadtburg und das kleine Amphitheater mit seinen wohlerhaltenen Sitzreihen waren die einzigen Reste dieser vergangenen, zweitausendjährigen Herrlichkeit. Die Fernsicht war unbeschreiblich schön in ihrer wechselvollen Mannigfaltigkeit von Gebirgsformen, üppiger Vegetation, glänzenden Villen und weißen Städtebildern, in der zauberischen, sonnendurchglühten Beleuchtung des Südens.

Im Schatten uralter Kastanien und Steineichen ritten wir an der andern Seite des Berges abwärts. Die Natur im Albanergebirge ist außerordentlich kräftig und reizvoll. Wir sahen Castell Gandolfo, das durch seine reine Luft berühmte Lustschloß der Päpste, auf seiner waldigen Höhe, hoch über dem smaragdgrünen, stillen Albaner-See, wir ritten am Monte Cavo vorüber und kamen durch das freundliche Marino, welches auf den Trümmern der Villen Murena's und des Marius erbaut ist, dann traten wir in die obere Gallerie, in diesen wunderbar herrlichen Laubgang uralter Bäume; rechts am Horizont, am Rande dieses mit Villen und Dörfern bedeckten, grünen Hügellandes, schimmerte ein breiter, glänzender Streifen, der Streifen war das mittelländische Meer. Gluhend stand die Sonnenscheibe nahe über seinem blauschimmernden Spiegel, da ritten wir in Albano ein.

Das Städchen hatte seinen Festtagsrock angezogen. Alle Straßen waren voll Leben und Bewegung. Die Bewohner waren im Feiertagsschmuck, das weiße, tellerartig über den Kopf geformte Tuch, die weißen, bauschigen Mieder und die bunten, faltigen Röcke standen den Mädchen, welche bekanntlich unter die schönsten Frauen Italiens zählen, vortrefflich. Alles drängte sich durch die Hauptstraße, welche Albano von Norden nach Süden durchschneidet, nach dem andern Ende des Ortes zu. Wir ließen die Pferde nach dem Albergo führen und folgten unbewegt dem Menschenstrome. „Das Wettrennen findet jetzt wahrscheinlich statt," sagte der Doctor. „Wo giebt es ein Fest in Italien ohne Wettrennen? Pferderennen! Eselsrennen! Mit oder ohne Reiter! Vedremo!"

Und wir sahen! Auf der andern Seite des Städtchens war die Feierlichkeit des Wettrennens, das allgemein beliebte römische Volksvergnügen, im vollen Gange. Die Pferde sind selten im Gebirge, man hatte also das edle Roß auch hier durch den somaro, nämlich durch den Esel, ersetzt. Die ganze Bevölkerung war auf dem Platze versammelt. Es war eine Scene voll Leben und Bewegung. Die Esel, auf deren knöchernen Rücken halberwachsene Buben saßen, waren gerade im Abreiten nach dem Ziel begriffen.

Zwei Esel waren glücklich im Gange und sprengten unter ihren Reitern auf dem ziemlich holprigen Pfade vorwärts, verfolgt von dem Geschrei der versammelten Menge, welche durch die lebhaftesten Gesten ihre Theilnahme bezeigte. Alles war in Aufregung, Alles in Bewegung. Wenn es sich auf dem Platze um die Abstimmung gehandelt hätte, ob Albano von nun an zu dem Königreich des neuen Italien gehören oder unter der Herrschaft des Papstes verbleiben solle, die Theilnahme und der Lärm hätte nicht größer sein können. Zwei Esel wollten durchaus nicht vorwärts. Mit der diesen Thieren eigenen Störrigkeit schienen sie es darauf abgesehen zu haben, nicht vom Platze zu gehen; der eine wandte sich sogar um, und wollte den Weg nach Albano in seinen Stall einschlagen. Die beiden Reiter schienen in Verzweiflung zu sein. Mit Gerte und Zügel gaben sie sich alle erdenkliche Mühe, die störrigen Thiere vorwärts zu bringen, aber vergebens. Eigensinnig standen sie noch, wie angenagelt, auf dem Platze, als die andern bereits im Galopp am Ziele angelangt waren und von einem hundertstimmigen Jubelgeschrei der versammelten Menge empfangen wurden.

Wir gingen zurück in das Städchen. Noch waren die Nummern der Tombola, welche gewonnen hatten, in ellenlangen Ziffern an dem Hause zu sehen, wo Nachmittags die Ziehung stattgefunden hatte; die breite, lange Straße war voll Leben, Bewegung und Jubel. Mit Musik wurden die Glücklichen, welche gewonnen hatten, durch die Straße geführt. Eine Abtheilung französischer Soldaten ging dem Zuge vorher und beschloß denselben in Paradeuniform, das Gewehr im Arm. Es war währenddem Abend geworden. Die goldene Sonne war schlafen gegangen in das blaue Bett des unendlichen Meeres und hatte die Wogen mit einem letzten purpurnen Schimmer vergoldet, tiefblaue Schatten lagerten über Hügeln und Flächen. Die letzte Feierlichkeit des Tages wurde in Scene gesetzt. Ein Luftballon sollte aufsteigen. Noch wurde er an Stricken festgehalten, das Feuer wurde angezündet und die Gaze blähte sich auf. Jetzt war der Moment des Steigens gekommen, die Flamme brannte lichterloh, die Stricke wurden durchschnitten, und gerade stieg er in die Höhe, in den dunkelblauen Nachthimmel, bis er endlich als ein kleiner, leuchtender Punkt erschien, und der leuchtende Funken über dem Gebirge verschwand. Endlos war der Jubel und das Geschrei. Dann füllten sich alle untern Räume des Albergo, wo wir eingekehrt waren, mit der fröhlichen Menge. Der Doctor und ich saßen mit den schönen Albaner Mädchen, mit ihren Vätern und Brüdern und mit den französischen Soldaten an einem der langen Tische und tranken mit ihnen Wein von Orvieto. Das allgemeine Band der Fröhlichkeit hatte auch die armen französischen Soldaten umschlungen; man sah in ihnen heute nur die Streiter von Solferino und Magenta, nicht die Soldaten, welche den Stuhl des heiligen Vaters stützten, daß er nicht umfalle vor dem Sturm der Revolution, welcher über Italien brauft, und als der Doctor „Evviva l'Italia!" rief, ertönte es durch den ganzen Albergo hundertstimmig: „Evviva l'Italia, Evviva Garibaldi!"

Nur in einer Ecke des großen Saales saßen ein halbes Dutzend Menschen, einsam, die Langeweile auf den Gesichtern; ein Kreis von Oede und Leere war rings um sie gezogen, Niemand trat in diesen Kreis, als wenn der Hauch des Fiebers in ihm wehte. Niemand stieß mit ihnen an, Niemand sprach mit ihnen. Wer waren diese von der allgemeinen Fröhlichkeit Ausgeschlossenen? Ich kannte sie recht gut. Sie sprachen die Sprache meiner Heimath, die deutsche Sprache. Es waren „Soldaten des Papstes".

G. R.

Allgemeine Wehrkraft als Aufgabe der Volkserziehung.

Eine Ansprache an deutsche Stammgenossen.

Von Dr. Schreber in Leipzig.

Allgemeine Wehrkraft durch militärische Erziehung der Jugend ist eine Zeitfrage des nationalen Lebens. Daß vor allem der lebensfrische Geist der deutschen Nation dazu drängt, ist in der natürlichen Lage der Dinge begründet, ist zum zweiten Male in diesem Jahrhundert angeregt durch den Wellenschlag der Tagesgeschichte, ist begründet in den geographischen und politischen Verhältnissen der deutschen Nation, welche das Herz der europäischen Völkerfamilie bildet. Dieser Drang ist also ein durch und durch natürlicher und hocherfreulicher.

Welcher Staat sollte überhaupt nicht wünschen, daß in ihm fort und fort ein kräftiges, mannhaftes Geschlecht heranwachse? Körperliche und geistige Volkskraft ist ja die Grundbedingung für das Gedeihen aller Lebensverhältnisse und insbesondere auch für die Wehrkraft, für die Festigkeit, Sicherheit und Selbstständigkeit, für die geschichtliche Fortentwicklung einer Nation.

Die directe militärische Einschulung der Jugend v n einer gewissen Altersstufe an ist zwar für diesen Zweck überaus wichtig und unentbehrlich. Aber, Stammgenossen, dadurch allein wird noch keine volle, probebestandige Wehrkraft erzielt. Wie sehr auch

Digitized by Google

und wie direct auch das Ziel dadurch angestrebt werden mag, — was würde z. B. ein solcher Weg nützen:

wenn in der zu militärischen Leistungen einseitig trainirten Jugend im Uebrigen die Schwächen der menschlichen Natur statt der Kraftanlagen gehegt und genährt würden;

wenn die Jugend daheim unter den Einflüssen der Schwächlichkeit, Weichlichkeit, Verwöhnung, Furchtsamkeit, Schlaffheit, Charakterlosigkeit und unter einer Menge natur- und gesundheitswidriger Lebenssitten, die die physische und moralische Volkskraft unmöglich machen, fort und fort aufwüchse;

wenn sie im Uebrigen auch von der Schule aus z. B. durch eine naturgesetzwidrige Verfrühung des Unterrichtsanfangs, d. h. durch Beginn des Schulunterrichts vor dem erreichten Alter der Schulreife (dem Ende des siebenten Jahres) entnervt würde;

wenn sie sodann durch Kurzmangel, augenschwächende Lichtverhältnisse, verderbliche Körperhaltungen, durch Unterrichtssysteme und Unterrichtsmethoden, welche dem Gesetzen der körperlichen und geistigen Natur zuwiderlaufen und darum ihr Ziel verfehlen, durch Ueberschätzung mit leeren Gedächtnißkram auf Kosten der selbsteigenen Denk- und Charakterkraft, etwa auch durch jesuitisch und mittelalterlich finstere, in Wahrheit antichristliche, das gottwärts führende Geistesleben vernichtende Religionsbegriffe, durch eine Religion, die den Buchstaben (die äußere starre Hülle) betont, statt den Geist, den inneren, lebensvollen und immer höher entwickelbaren Kern zu betonen, die mit den dem menschlichen Geiste anerschaffenen Denkgesetzen im Widerspruche steht, die göttliche Ziele hinstellt, aber in Wirklichkeit in niederen menschlichen Zielen sich verliert, die überall spaltet, wo sie vereinigen sollte, die Licht, Leben, Liebe, ewige Wahrheit nicht verbreitet, sondern vernichtet, * — wenn die Jugend auch dadurch körperlich und geistig abgestumpft, versteifert, gehickt und gelähmt würde;

wenn ferner durch gänzliche Vernachlässigung der jugendlichen Spiele von Seiten der Schulerziehung, jener wichtigen Erziehungsmittel, welche jugendliche Heiterkeit, Frische, Kraft, Muth und Lebensgewandtheit entwickeln, durch Vernachlässigung der positiven und planmäßigen Sinneskräftigung, des fundamentalsten natürlichen Bildungsmittels,

wenn endlich durch Gesundheitswidrigkeiten noch so mancher anderer Art die Kraftleime der menschlichen Natur gleich in ihrer Entwickelung gebrückt, geschwächt oder vernichtet würden —

was würden da alle diese Anstrengungen nützen, welche auf Entwickelung einer kräftigen Jugend, auf Vorbereitung und Ausbildung zu militärischen Leistungen verwendet würden? Sie würden erfaunlich wenig von dem nützen, was sie im entgegengesetzten Falle nützen könnten.

Die systematischen Turnübungen z. B., auf denen die gründliche militärische Ausbildung fußen muß, sind unbestreitbar das souverainste Mittel allseitiger Aus- und Durchbildung des Körpers, wie sie selbst die unbefriedigtste, aber planlose Naturgymnastik niemals erzielen kann, und sind damit auch, weil ja der Geist im Körper wurzelt, die natürliche Grundlage und Vorbereitung der höheren geistigen Ausbildung, sind ein wahrhaft natürliches Postulat des höheren Culturlebens überhaupt, denn auch der Körper des Culturmenschen kann und soll ein vollkommnerer sein, als der des Naturmenschen. Aber — wenn wir unsere Jugend zu den Turnübungen antreiben und daneben obengenannte Einflüsse fortbestehen lassen, wie sie die häusliche und die Schul-Erziehung unter unserer städtischen und auch ländlichen Bevölkerung in Menge mit sich führt, solche Einflüsse, die sie blutarm, siech, weichlich, muthlos, sinnenstumpf, verknimmt, blasirt, nervös übererzeigt u. s. w. machen und machen müssen, — dann können auch diese trefflichen Mittel, die Turnübungen, ihre heilsamen Wirkungen nicht äußern, sondern müssen umgekehrt in vielen Fällen die organische Erschöpfung beschleunigen. Also was für Wehrmänner sollen wir daraus bekommen? Die hellmöglichste turnerische und militärische Einschulung kann das nicht ausgleichen und nachholen, was die übrige Jugenderziehung verschuldet hat.

Also: die Hebung der Wehrkraft durch Hebung der ganzen Volkserziehung ist der einzig radicale und sichere Weg zur Erreichung des Zieles. Der Mensch ist stets ein Ganzes und kann nur als Ganzes richtig entwickelt und bewahrt werden, gleichviel ob es körperlichen oder geistigen Zwecken gilt.

Daß aber mehr oder weniger allen Culturstaaten, so auch den deutschen, eine zeitgemäße Hebung der gesammten Volkserziehung, eine Verjüngung des Culturlebens mit den naturgesetzlichen Grundbedingungen der menschlichen Natur Noth thut — das wird Niemand bezweifeln, der, auch ohne Idealist zu sein, eine klare Anschauung von der menschlichen Natur besitzt, der einen Begriff hat von der Unbegrenztheit ihrer Kraftanlagen und Entwickelungsmöglichkeiten, vorausgesetzt nämlich, daß die naturgesetzlichen Bedingungen erfüllt werden, auf denen die Entwickelung beruht, und der nun mit diesem Bilde des möglichen Kraftgeschlechts, des auch bei höchster Culturentwickelung und allen damit verbundenen Gesundheitsklippen doch möglichen Kraftgeschlechts, das gegenwärtige Geschlecht in seiner großen Mehrheit vergleicht: in seiner großen Mehrheit, wo kraft- und saftloses Schwächleben und geistlähmende Einflüsse gemeinschaftlich die Entwickelung der menschlichen Natur herabwürdigen und vertreiben. Der Grund, daß die Volkserziehung im Allgemeinen und in Folge davon das physische, sociale und staatliche Leben der Menschheit in so vielen wesentlichen Punkten krankt, daß zwischen Cultur und Natur eine Kluft, ein feindliches Verhältniß getreten ist, dieser Grund ist in letzter Instanz darin zu finden, daß man die Kenntniß der menschlichen Natur fast ausschließlich dem ärztlichen Stande überlassen hat, anstatt sie zum Allgemeingute zu machen, anstatt sie als den allgemeinsten Untergrund zu betrachten, on dem jede weitere menschliche Bildung ausgehen und mit dem sie sich im Einklange erhalten muß, daß also auch das erziehende Publicum (das Eltern- und Lehrerpublicum) an dieser Kenntniß darbt. In der That, eine überdrückliche Kenntniß der wesentlichsten Einrichtungen, der Grundgesetze und Grundkräfte, auf welchen das Leben des menschlichen Organismus (des Körpers und des Geistes) beruht, ist die foiserbe und in allen Schulen leicht zu gebende Grundlage eines klaren Welt- und Lebensverständnisses, einer richtigen Lebenspraxis, vor allem aber der Kindererziehung. Ein Mensch, der ohne diese Selbstkenntniß in's Leben hineingeht, ist einem Steuermann vergleichbar, der in See geht, ohne den inneren Bau, die Einrichtungen und Kräfte seines Fahrzeuge zu kennen. Doppelt schlimm dann, wenn ein solcher Mensch nun noch ein anderes, junges, noch nicht fertiges Fahrzeug, dessen innere Beschaffenheit er noch weniger kennt, in's Schlepptau nehmen und festertig machen soll. Wäre die Kenntniß der menschlichen Natur und die Kenntniß dessen, was bei richtiger Benutzung und Entwicklung aller ihrer guten Kraftanlagen aus ihr gemacht werden kann, eine allgemeine, so würde auch die Erziehung aus ihrer allgemeinen Plan- und Gedankenlosigkeit, aus ihrem Schlendriansnebel herausreißen, sie würde zu einer naturgemäß begründeten, klar bewußten und den je einzelnen Verhältnissen anpaßlichen Kunst sich erheben.

Soll also unser Culturzustand gesunden, soll insbesondere die Volkserziehung zu einer bewußten und zeitgemäßen erhoben werden, so wird es zunächst von dieser Grundlage aus geschehen müssen. Je höher sich das selbstbewußte Culturleben über das blinde Instinctleben erhebt, um so mehr muß in dem Lichte der Erkenntniß des Zusammenhanges der Dinge die Richtschnur für die weiteren Entwickelungsstufen gesucht werden. Der alte germanische Kern hat sich Gott sei Dank noch erhalten. Er braucht nur aus seinem Schlummerzustande geweckt, von den naturgesetzwidrigen Fesseln befreit und natur- und zeitgemäß entwickelt zu werden, um zu unübertreffbarer nationaler Volkskraft emporzuwachsen.

Welches werden nun die nächsten Bedingungen und Schritte zu diesem Ziele sein?

Erstens. Damit die Elemente zeitgemäßer normaler häuslicher Erziehung in das Volksbewußtsein allmählich eindringen, würde es wohl keinen directeren Weg geben als den, daß kurze, geeignete und allgemein faßliche Erziehungsschriften von Seiten der Regierungen auf geeigneten Wegen zu unentgeltlicher Vertheilung in allen Gemeinden gebracht würden. Dazu ist den deutschen Regierungen kürzlich die Hand geboten worden. Wenn solche Schriften auch anfangs von Tausenden nicht gelesen würden, von anderen Tausenden würden sie doch gelesen und beherzigt, und die segensvollen Wirkungen würden allmählich eindringen in den Kern des Volks.

* Wie es in manchen Staaten der Druck der Kirche auf die Schule mit sich bringt. Wie meinen damit jenen unseligen, geistlähmenden, starren Dogmendruck, nicht etwa jene edle Mutterpflicht der Kirche gegen die Schule, die sie zur Bewahrung der Richtung auf immer reinere, von menschlichen Schlacken gereinigte Gotteserkenntniß anrufen und anflehen soll.

In theilweiser Beziehung ähnliche, aber immer noch ungenügende Schritte hat in England die „sanitary association“ auch bereits gethan.

Zweitens. Um die Schulerziehung auf eine des Zeitalters der Erkenntniß würdige Stufe zu bringen, muß die Pädagogik auf Universitäten und Seminarien zu einer eigenen und selbstständigen Wissenschaft, wie sie es vor allen anderen Wissenschaften verdient, und zwar auf exacter anthropologischer und besonders pädologischer Basis, erhoben werden. Unter pädologischer Basis ist eine solche zu verstehen, die in genauer Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des kindlichen Organismus und des kindlichen Geisteslebens und in genauer Kenntniß der organischen Entwickelungsgesetze besteht. Würde so der Lehrerstand durch eine gediegenere, gründlichere anthropologische Vorbildung geistig gehoben, so würde er um so gerechtere Ansprüche haben, auch materiell, in seiner äußeren Lebensstellung gehoben zu werden. Durch eine gründlichere anthropologisch-pädagogische Ausbildung würde er auch befähigt werden, ein weiteres dringendes Desiderat unserer Zeit, eine innige geistige Verbindung zwischen Schule und Haus, zu vermitteln; denn er würde dann die Geltung als berathender Freund der Familien erhalten.

Drittens. Demnach würden zunächst die oberen und obersten Erziehungs- und Schulbehörden nicht, wie jetzt noch meistens, blos aus Juristen, Theologen und Pädagogen im alten Sinne, sondern vorzüglich aus solchen Männern zusammensetzen sein, die mit staatsklunniger Befähigung in ihrer Mehrzahl eine gründliche pädagogische Bildung im obigen Sinne verbinden, damit von da aus diese Männer, den gegebenen Verhältnissen gemäß, die je nächstnöthigen weiteren Schritte in der Bahn nach dem Ziele ermitteln und verfolgen.

Die Mittel, welche Staat und Gemeinden, namentlich zur Einrichtung der dazu nöthigen Bildungsanstalten und zur entsprechenderen materiellen Lebensstellung des Lehrerstandes, beschaffen müssen, werden allerdings bedeutend sein. Sie werden aber sicherlich nicht fehlen, wenn man erst von der segensvollen Wichtigkeit und Dringlichkeit dieser Reformen allgemein überzeugt ist, und werden schon allein durch die Ersparnisse reichlich gedeckt, welche aus der durch Einführung allgemeiner Wehrfähigkeit in entsprechender Weise möglich werdenden Reduction des stehenden Heerwesens (jener episcopischen Schwindsucht der modernen Staatsorganismen) gewonnen werden. Denn wenn auch die meisten europäischen Staaten mit ihren offenen Grenzen hinsichtlich der Vereinfachung ihres Militärwesens sich z. B. mit der von natürlichen Festungen umschlossenen und durchzogenen Schweiz oder dem meerumgürteten England nicht vergleichen können, so wird dennoch die aus der eben möglichen Normalisirung des Militärwesens gezogene Ersparniß überall genügen, um damit die Bedürfnisse einer gehobenen Volkserziehung zu befriedigen. Aber auch selbst da, wo dies unerwarteter Weise nicht ganz der Fall sein sollte, möge man doch nur bedenken, daß die hierauf verwendeten Summen nicht nur in ihrem Capitale sich erhalten, sondern, weil sie die Reproductionskraft nähren und steigern, fort und fort wachsende Zinsen abwerfen, dagegen die Summen, die der Militär-Etat verschlingt, bekanntlich Zins- und Capitalverlust zugleich sind.

Immerhin also wollen wir die directe Förderung der Wehrfähigkeit der deutschen Nation nach allen Kräften stützen und verbreiten, aber auch dabei gleichzeitig auf ihre naturgemäße Basis, auf möglichste Hebung der gesammten Volkserziehung, unausgesetzt unser Augenmerk richten, wollen nicht ruhen und rasten, bis wir sagen können, daß die deutsche Nation nicht nur, wie schon jetzt — und danken wir dies immerhin unserer staatlichen Bielheit — an intellectueller Volkscultur obenansteht, sondern bis wir sagen können, daß sie auch an allseitiger, vollkräftiger Volkserziehung als ein Vorbild für die übrigen Culturvölker zu betrachten ist. Naturgemäße und allseitige (gleichmäßig körperliche wie geistige) Cultur schafft jene einzig unbezwingliche Macht, die hoch über Bajonneten und Kanonen steht.

Jener Weg, die directe Förderung der allgemeinen Wehrfähigkeit, ist der nächstnöthige, ungesäumt zu vollführende, sein eigentliches Ziel aber, wie gesagt, doch nur zu erreichen durch diesen Weg, durch Hebung und Harmonisirung der ganzen Volkserziehung. Dieser Weg ist zwar der schwierigere und langsamere, denn er findet seine Früchte erst in künftigen Generationen, aber er ist der einzig radicale, der einzig fixe, mag auch kommen was da wolle, und ist dazu der unerschöpflichste Quell des Segens für alle übrigen Lebensverhältnisse. Wer am Staate baut, baut nicht für den Augenblick, er baut für die Zukunft. Ein gesunder Staat wird aber nicht von oben herab gebaut, sondern er muß sich von unten herauf selbst aufbauen. Der Staat soll die großartigste Erziehungsanstalt sein, wo Einer den Anderen, wo Alle durch Alle sich stützen, tragen, heben — heben, aufwärts heben von Stufe zu Stufe auf der Bahn zur Verwirklichung der im Schöpfungsplane liegenden Menschheitsidee.

Machet das Volk nur **gesund** an Körper und Geist, so machet ihr es glücklich, so machet ihr es fähig, seine culturgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen, so machet ihr es unbesiegbar, ja unantastbar gegen äußere Feinde — das Volk und den Staat, mag dieser groß sein oder klein. Dies ist die einzig sichere Bürgschaft des Friedens. Alles übrige Heil des Staates entwickelt sich daraus von selbst, wie aus gesunder Wurzel gesunde Blüthe und Frucht!

Eine solche Politik allein hat festen Boden und triumphirt schließlich über jede andere, wenn diese auch künstlich zu einer noch so bedeutenden Höhe herausgeschraubt, wenn sie auch eine noch so schlau berechnete wäre. Künftige Schlauheit sinkt in den Staub vor der Allmacht der Naturwahrheit!

Erinnerungen an Ernst Rietschel. *

Von Berthold Auerbach.

I.

So möchte ich sterben, wie Rietschel. Solchen Ruhm zu erreichen, wie er, ist nur Wenigen vergönnt, aber so gelegt zu sein im Herzen der Freunde, das überragt allen Ruhm, ist größer, als alle Unsterblichkeit des Namens, gemeißelt und geschrieben. — Das waren meine Empfindungen, bald nachdem der erste erschütternde Schmerz vorüber, da ich den Tod des getreuen Freundes vernommen.

„Du hättest sehen können, was nicht so leicht wiederkommt: eine ganze Stadt in Thränen.“ So schreibt mir ein Freund, mich scheltend, daß ich nicht zum letzten Geleit gekommen war. Ich konnte nicht. Und konnte ich dem Abgeschiedenen nicht ein Wort in das offene Grab nachrufen, so will ich versuchen, jetzt, da die ersten Blumen auf seinem Grabe sprießen, einzelne Erinnerungen an ihn aufzuerwecken, mir zum Trost, Andern zur Erquickung.

Oft bereut man es, daß man nicht feste Aufzeichnungen von Lebensbegegnissen machte, und doch glaube ich, hat das wiederum sein Gutes. Das Leben wird bei der Tagebuch-Führung nicht unbefangen aufgenommen, unwillkürlich bildet sich ein Blick nach der Fixirung hin, und die unmittelbare gerade Aufnahme erhält etwas Schielendes. Eines jeden Menschen Leben und Entwicklung muß sich in gewisser Weise halten wie das Leben der Pflanze, die den Sonnenschein, Regen und Thau nicht als solche aufbewahrt; sie verwandeln sich vielmehr in das eigene Leben, das solche Einflüsse aufnimmt. —

Ich habe durch den Tod Rietschel's einen Freund verloren, wie nicht leicht einer mehr wird. Zehn volle Jahre haben wir in innigem, beständigem Verkehr gelebt. Nie haben wir uns daran erinnert, wann und wie und wo wir einander zuerst kennen gelernt. Das war für uns keine Zeit mehr, es war von jeher nothwendig gewesen. Ich glaube, daß es in den meisten Fällen nicht aus Fremde und Vertiefung, sondern aus theilweise unbewußter innerer Loserung geschieht, wenn man einander die ersten Momente des Bekanntwerdens vergegenwärtigt: Du sahst so und so aus . . . kamst mir so und so vor . . . und fast wäre es anders geworden, u. dergl. Solches Herausbeschwören der Vergangenheit

* Ueber Leben und Wirken des Schöpfers der Lessing-Statue, der Schiller-Goethegruppe und des Lutherdenkmals verweisen wir unsere Leser auf Jahrgang 1857, Nr. 41. D. Redact.

in fragwürdiger Erscheinung, solches Bloßlegen der Wurzeln dient nicht zur Befestigung. In einem wohnlichen Heimwesen denkt man nicht daran, was für Wahrzeichen und Jahreserzeugnisse in den Grundstein gelegt worden, auf dem das Haus steht . . .

Indem ich das hier Niedergeschriebene eben übertonte, steht sofort die Gestalt des Freundes vor mir, wie er mir freundlich zulächelt. Glücklich war der Freund, wenn man ihm einen Gedanken in einem Bilde darlegte oder überhaupt in zusammengefaßter Rede sich aussprach. Er klagte oft, daß ihm die Kraft hierzu fehle; er könne das nicht so gergeben, was er in sich habe. Er ließ sich aber auch beruhigen beim Vorhatte, daß die innerste Kraft, zumal des Künstlers, wesentlich nur eine Seite habe, nach der sie sich voll ausrücke; hätte er die Kraft des Wortes, so würde er sich nicht gedrungen fühlen, seine Worte, seine Gedanken, seine Anschauungen als Figuren herauszumeißeln. Jedes echte Wesen hat seine eigene Sprache, das eine in Farben, das andere in Tönen, das in Erz, das in Worten. — Der Gegenstand unserer beiden Berufsarten trat oft zu Tage. Ich stand jetzt zum ersten Mal und ein volles Jahrzehnt lang im vertrautesten Verkehr mit einem Meister der bildenden Kunst und kannte die Gemüthsbewegungen, die der äußeren Darstellung vorangehen und ständig sie begleiten. Auch den bildenden Künstler verfolgen und begleiten seine Gestaltungen Tag und Nacht auf Weg und Steg; seine Theilnehmung an der Welt ist auch oft nur eine halbe; er hört und sieht und redet und lebt oft wie fremd, wie abwesend in der gegebenen Welt, denn der Hintergrund seiner Seele ist ganz ausgefüllt und gespannt von dem einen Gedanken, von dem einen Gebilde, mit dem er sich trägt, und das Tageslehen erscheint wie traumhaft, wie durch einen Schleier verdeckt. Aber der bildende Künstler hat es leichter, sich der Gespanntheit seines Wesens durch Fixirung seiner Vorstellung zu entledigen, und er hat einen großen Vorzug vor dem Dichter, daß er sein inneres Schauen dem theilnehmenden Freundeblick zu einer einzigen Betrachtung vor Augen stellen kann, während wir an das Nacheinander des Wortes gebunden sind und dadurch nur schwer von fremder Anschauung bestätigt oder berichtigt werden können.

Ich betrachte es als ein großes Glück, daß ich theilnehmen konnte an dem Wirken und Schaffen eines Mannes, der in erster Reihe zu denen gehört, die die Größe unseres zeitgenössischen Culturlebens bilden. —

Das Jahr 1846 gehört zu den glücklichsten meines Lebens. Ich hatte mich schon im Vorfrühling in Dresden angesiedelt, das ich im Herbste vorher kurz besucht hatte. Es war ein Kreis trefflicher Freunde, in den ich mich bald eingeschlossen fühlte. Ich weiß nicht wie es kam, schon in der ersten Zeit hatte ich ein ganz besonders vertrauliches Verhältniß zu Rietschel. Ich traf ihn eines Nachmittags bei Robert Reinick, und dieser sagte: „Es kommt mir widersprechend vor, daß man „Sie" zu Dir sagt." — „Und mir auch" stimmte Rietschel bei. Wir umarmten uns alle Drei, und der gute Reinick war so voll von dieser Stunde, daß er sagte: „Wir können jetzt nicht in der Stube bleiben, wir müssen in's Freie." Wir gingen hinaus in den hellen Frühlingsabend, dort den Weg nach Blasewitz, am „weiten Kirchhof" vorbei, wo jetzt Reinick ruht, nach dem Birkenwäldchen, und dann an der Elbe entlang nach der Stadt zurück. Die Sonne ging prächtig unter über den Lößnitzer Höhen, und ich weiß nicht mehr wer von uns es sagte: „Das sind Stunden, das sind Blicke in's Leben, um derentwillen es sich verlohnt auf der Welt zu sein."

Wir saßen dann noch bis spät in der Nacht dicht am Elbufer, im sogenannten italienischen Dörfchen, bei Speise und Trank; und wer, wie später noch oft, war viel davon die Rede, daß die blasirte Welt jedes heiße Empfinden, jedes treue, innige Versenken in die Tiefe des Augenblicks und in das Leben des Andern gern mit dem Keywort „sentimental" brandmarken möchte. — Rietschel sagte mir damals, daß er in den nächsten Tagen ein Relief von mir machen wolle. Ich arbeitete in jenem Sommer an der Erzählung „die Frau Professorin", und daneben wurde das Buch „Schrift und Volk" vollendet. Auch der „Gebattersmann" war im vollen Gang, wozu mir Raumberg bereits einige treffliche Zeichnungen machte. Alles war voller Leben, und die Nachmittagsstunden, die ich in Rietschel's Atelier und dann im kühlen Schatten der Linden auf der Terrasse mit ihm zubrachte, waren voll innerster Erquickung. Wir erzählten einander die Geschichte unseres Lebens, und ich will es nur gleich hier sagen: daß wir Beide uns aus kümmerlichen Verhältnissen heraufgearbeitet, daß wir Hunger und Noth in der Jugend kennen gelernt hatten, das bildete immer einen tiefen Grundton unserer Vereinigung. Oft und oft kam Rietschel wieder darauf zurück, daß wir uns am besten verstehen, weil wir Beide Noth und Elend kennen gelernt. Eine gewisse Zaghaftigkeit und — daß ich es nur geradezu bekenne — eine gewisse Verlegtheit, die Jedem, der seine Jugend in Noth verbracht, lebenslang anhaftet, verstanden wir Beide am besten zu erkennen und einander zu deuten. Jenes übermüthig Angriffslustige, jenes schnell Fertige, jene zu Schau und Trutz gerüstete Geistesgegenwart, die der hat, der immer gesichert im Leben stand, sich nie zu beugen, zu demüthigen, stille zu sein hatte, wie der in Armuth steht und Wohlthaten zu empfangen hat — das legten wir einander hundertfältig aus. Aber Armuth und Noth giebt auch etwas Besseres und Höheres. Man lernt die Wahrheit, die Güte, die Opferwilligkeit und freundliche Hegung der Menschen kennen, wie ein auf sich Gestellter, in geschützten Verhältnissen Erwachsener sie nie erfährt. Es bildete ja oft und später oft den Gegenstand unseres Gesprächs, daß wir es nicht verstehen könnten, wie Menschen leben mögen, die nicht an die wahrhafte Güte, an den Edelsinn und die Reinheit in der Welt glauben; und noch mehr, wie es Künstler geben kann, die das Schöne, das Wahre, das Höhere bilden und schaffen, und doch der Ueberzeugung sind, daß es in Wahrheit in der Welt nicht bestehe.

Rietschel wohnte damals noch in seinem eigenen Hause in der „Langegasse". Gleichen Erde wohnte Julius Hübner, eine Treppe hoch Bendemann, zwei Treppen hoch Rietschel. Es war ein vergnügliches Sein dort im Hause. Sehr viel Erheiterung gab ein Besuch von Gottfried Schadow, der seinen besondern Spaß daran hatte, daß Männer, und namentlich Officiere in Uniform, den, wie er es nannte, kunichen sächsischen Dialekt sprächen. Er spritze deshalb oft im Gasthof, um das mit anzuhören. Der alte Schadow sagte einmal, daß er noch wenig solche humane Geistliche gefunden, wie ich einen in der Erzählung „die Strässinge" geschildert habe. Rietschel stellte sich auf meine Seite, daß es deren mehr gäbe, als man bei dem religiösen Hochmuth und der dogmatischen Ausschließlichkeit glauben möchte. Der alte Schadow erzählte auch, daß ihm Friedrich Wilhelm IV. einmal beim Eintreten zugerufen: „Votla, göttlicher Schadow!" — „Pas encores, Majestet" erwiderte Schadow. — Rietschel, der mit mir am offenen Balcon stand, fragte mich: „Spricht Du gut französisch?" Ich erwiderte ihm, daß ich nicht nur nicht gut, sondern sogar sehr schlecht spräche, daß ich in meiner Jugend genug zu thun hatte, noch vor meiner Militärpflichtigkeit das Abiturientenexamen zu machen, und das Französische als nicht obligatorisch sehr vernachlässigte, was mir noch immer nachgeht. Rietschel war auch hierin unserer Gleichheit froh und sagte, daß ihn der Mangel im Französischen sehr viel hindere und ihn namentlich Fremden gegenüber scheu und befangen mache. Als mich St. René Taillandier im Jahre 1854 in Dresden besuchte und ich eines Abends die Freunde mit ihm in meinem Hause versammelte, fragte mich Rietschel sofort beim Eintritt: „Er spricht doch deutsch?" — „Allerdings." Und nun war er den ganzen Abend besonders froh. Damals war noch die glückliche Zeit, wo er noch ein Glas Wein trinken durfte, und nie hat es einen Menschen gegeben, der frömmig dankbarer war für alle Gaben der Natur, der mit größerer Mäßigkeit genoß, als Rietschel. Auch das ist und, die wir aus der Armuth stammen, eigen, und sehr leicht wird diese behagliche Freude an Speise und Trank und der freien Fülle des Lebens als Genußsucht von den im Wohlleben Erwachsenen mißdeutet.

Es war ein Pfingsttag — ich weiß nicht mehr in welchem Jahre — ich hatte unterwegs Maiblumen gepflückt und gab sie nun Rietschel beim Eintreten. Ich sehe noch, wie er mit einer Art fieberischer Hast daran roch und dabei sagte: „Du weißt gar nicht, was mir diese Blumen sind, und gar heute! Wenn ich Maiblumen rieche, so habe ich eine der tiefsten Erinnerungen meines Lebens; sie erwecken ganz Namenloses in mir. Es war an einem Pfingstmorgen ganz in der Frühe, da ging ich mit meinem Vater hinaus auf einen Berg" — er nannte den Namen, ich weiß ihn nicht mehr. — „Ich war damals sieben oder acht Jahre alt. Es war ein wunderbar heller Morgen, und die Sonne brütete schon auf der Wiese. Da zeigte mir mein Vater etwas in der Ferne,

das in Nebel und Kohlenrauch gehüllt war, und da sagte er: Das ist Dresden! Mir war das damals etwas auf der Welt, was gar nicht zu erreichen ist. Wer auch dort sein könnte! Das muß eine ganz andere Welt sein! Es war eine wunderbare Ahnung in mir, was ich dort Alles erleben sollte, und da brachen wir Waiblumen, die da standen, und brachten sie heim. Mein Vater roch besonders gern daran, und so oft ich sie rieche, steigt die Erinnerung an jenen Pfingstmorgen wieder in mir auf." —

Ich habe später, während Rietschel viele Wochen bas Zimmer hüten mußte, ihn veranlaßt, nicht nur ein genaues Verzeichnis aller seiner Arbeiten zu machen, sondern auch seine Jugenderinnerungen aufzuzeichnen. Vielleicht findet sich Dieses und Anderes darin, wornach es sich wird berichtigen und ergänzen lassen.

Nur eine Erinnerung aus jener Zeit muß ich hier doch noch einschalten. Ich las, um mich dem großen Freundeskreise in etwas dankbar zu erweisen, im Hause unseres Freundes Ferdinand Hiller die eben vollendete und noch nicht im Druck erschienene Erzählung „die Frau Professorin" vor. Ich hatte auf zwölf Uhr Mittags eingeladen und glaubte in höchstens zwei Stunden fertig zu sein, aber ich hatte mich arg verrechnet; es dauerte bis nach vier und ich war noch nicht fertig, und als ich Rietschel hinausbegleitete und mir die alte Frankfurter Köchin im Hause zurief: „Die Kreuzdonnerwetter, die sind' von allen Köchinnen auf Ihren Kopf heruntergewünschen worden sind, die nicht' ich nicht haben," da lachte Rietschel ganz unbändig und neckte mich noch oft damit.

Ich verließ im Herbst 1846 Dresden, machte eine Fußreise durch die Lausitz und ging nach Breslau. Von dort aus, schrieb ich an Rietschel alsbald nach meiner Verlobung, und er schickte mir das Relief, das er von mir gemacht hatte. Ich sah ihn erst Mitte Juni 1847 wieder. Ich traf ihn in seinem Atelier sehr traurig. Seine Frau war krank, er hatte den Auftrag, für einen Polen, der seinen einzigen Sohn verloren hatte, die Pieta für die Familiengruft zu machen. Durch die 1846 in Polen ausgebrochene Revolution und durch die mitten im Frieden erfolgte Einverleibung Krakau's in Oestreich ward die Bestellung zu nichte, aber Rietschel arbeitete dennoch zu seinem eigenen Genügen, wenn auch doppelt bekümmerten Herzens, an seinem Werke weiter. — Rietschel erlebte mehrmals die ganze Schwere des Daseins, die dem bildenden Künstler und vor Allem dem Plastiker auferlegt ist, wenn er sich ohne eigentlichen Auftrag sieht. Er arbeitete unverdrossen weiter, und hier liegt die andere Seite, auf der sich die Bevorzugung des bildenden Künstlers vor dem im Worte wieder ausgleicht.

Ich darf es gleich hier einfügen, Rietschel hatte Vertrauen zu meinem unbefangenen Blick. Ich bin noch heute weit davon entfernt, mir eine Kunstlernerschaft zuzutrauen, und eben das, daß ich rein nach persönlichem Eindrucke ein Kunstwerk aufnahm und ohne Scheu denselben kundgab, das nahm Rietschel als ein „Gottick gebildetes Publicum", wie er mich scherzweise oft nannte. Er hatte mehrere Modelle zu dieser Pieta gemacht; ich war beim ersten Blick entschieden, daß nicht Maria mit ausgebreiteten, schmerzlich erhobenen Händen zu wählen sei, sondern die, da sie die Hände still faltet. Der Schmerz als Schrei ist vorüber, es ist eine gewisse Stille, beruhigte Ergebung eingetreten, eine Sättigung in Thränen, die nicht mehr fließen. — Es that Rietschel wohl, von einem Unbefangenen so ganz ohne Zweifel und ohne alles Bedenken seine Wahl bestätigt zu sehen, denn auch dem größten Künstler ist es eine Beruhigung und ein Genügen, wenn ein freier fremder Blick seine Intentionen bestätigt. Es tritt inmitten der Arbeit eine Eingenommenheit ein, die den ersten, von keinem Eindruck erfüllten Anblick schwer vermissen läßt.

Ich verließ Rietschel damals mit doppelt schwerem Herzen, da ich mich selbst so hoch beglückt fühlte. Ich hörte dann in der Ferne von dem Tode seiner Frau und sah ihn erst wieder im Jahre 1849, nachdem ich auch durch den tiefsten Schmerz des Daseins geschritten und wieder ein neues Leben begonnen hatte.

Von nun an lebte ich volle zehn Jahre in ungestörtem, innigem Zusammenhang mit ihm, und wenn es einen Trost giebt für einen so unersetzlichen Verlust, so wird man es mir nicht verargen, wenn ich ihn in dem Bewußtsein finde, nach bester Kraft dem Freunde das Beste dessen gewesen zu sein, was man sein kann. Rietschel hatte jene heilige, beseligende Kraft, daß man in seiner Nähe, in seinem Verkehr das Beste, was im Innern lebt, angeregt und zur Entfaltung herausgetrieben fühlte. Er hatte ein getreues Zuhören, ein Hören mit dem Gesicht, ein Ablesen von den Mienen, und dabei eine begütigende Milde, daß man sich im Innersten wohl und glücklich fühlte, auch da, wo man strikt und scharf discutirte; denn Rietschel war bei aller Milde eine strenge und unbeugsame Natur, er hatte in politischen und kirchlichen Dingen ganz bestimmte Sympathieen und Antipathieen und ließ sich seinen Maßstab nie entwenden. Er bedauerte und betrauerte bisweilen, daß dem Freunde der Friede mit den Positivisten der Welt nicht so gegeben war wie ihm, und er fühlte vollkommen das Schmerzliche, zu lebenslänglicher Oppositien verdammt zu sein. Aber er hatte nie eine Spur jenes Hochmuthes, der von dem Standpunkt aus spricht: ich allein habe eigentlich die Wahrheit, und du wirst schon noch, wenn du älter wirst, auch auf meinen Standpunkt kommen. Rietschel war ein strenger, entschiedener Christ und zwar protestantischer Christ; er verhehlte es nie, wie leid ihm das Unvereinbarte thue, und wie er glaube, daß nur ein kleiner Schritt dazu gehöre, daß ich dogmatisch oder politisch mit ihm zusammenstimmen müßte; wenn er aber sah, daß dies doch unmöglich, beschied er sich dessen und hielt Freundschaft und Liebe über Alles hoch.

Rietschel war eine friedfertige, in kirchlichen und politischen Dingen conservative Natur. Der Meister, der auf dem Gebiete der Kunst die That setzte, daß das wirkliche Leben auch der Idee, hier also der Idee der Schönheit, entsprechen müsse, hielt die Consequenz auf andern Gebieten nicht so ausführbar; er, der im Gebiete der Kunst ein Neues setzte und hier unbildend sich bethätigte, wollte das Andere in seinem Bestehen walten lassen. Es mag sein, daß es nöthig ist, um nach der einen Seite hin reformatorisch vorzudringen, die anderen an sich bestehen zu lassen. Der bildende Künstler bedarf im weitesten Sinne jenes festen, unbeugsamen, eisernen Stabes, um den er den weichen, jedem Drucke nachgebenden Thon zu fügen hat. Die Kunst schafft nicht das unmittelbare Staats- und Gesellschaftsleben neu, sie nimmt das Gewordene, aus Kampf und Widerstreit Erfochtene auf und erhebt es zur Schönheit.

Anfangs der fünfziger Jahre lebte Rietschel noch oft im geselligen Kreise auch außerhalb des Hauses und besuchte oftmals unsere Montagsgesellschaft, in der sich ein Kreis von Künstlern und Gelehrten zwanglos versammelte. Wir führten damals ein Festspiel auf, das einige von uns als besonderes Comité gemeinsam ausarbeiteten. Es hieß „die Monumente-Concurrenz" und stellte dar, wie Verschiedene sich bewerben, um den Auftrag zur Ausführung eines Monuments zu erhalten. Zuerst traten die Künstler, Jeder einzeln, auf, und Jeder rühmte seine Arbeit und beanspruchte den Auftrag; bis endlich die Frage aufgeworfen wurde, wem denn eigentlich das Denkmal gesetzt werden solle. Nun traten die Schriftsteller auf, von denen ein Jeder in seiner Weise verlangte, daß man ihm das Denkmal setze. Zuletzt wurde beschlossen, daß ein Denkmal errichtet werde, und es wurde ein solches aufgestellt, aber vor der Hand ohne Kopf. Derjenige, der es verdienen werde, dessen Kopf solle hier in künftigen Zeiten aufgesetzt werden.

Zu diesem Puppenspiel, das die machtgebietende Stimme unserer Obern aufführte, hatten Pecht und Nauberg die sämmtliche Gesellschaft in malitiös gelungenen Caricaturen gemalt. Rietschel war etwas ängstlich, daß er gar so weichselig und erbarmungswürdig aussah. Aber er verstand Spaß und war dann heiter und guter Dinge. — Auch bei einer Weihnachtsbescheerung, die wir uns gegenseitig machten und wobei die einzelnen Gaben verloost wurden, betheiligte sich Rietschel mit vieler Lust, und seltsamer Weise gewann ich seine Gabe, die noch ganz naß war, da sie eben erst vom Former kam. Er neckte mich noch oft damit, daß gerade ich diesen harten Scherz, von dem weiter kein Abzuß vorhanden ist, haben mußte.

Rietschel war nach seiner ganzen Art, nach seiner friedfertigen und jedem heftigen Kampf abholden Natur, ein, man kann sagen persönlicher Gegner der heftigen Bewegungen aus dem Jahre 1848. Wenn er auch oft bekundete, daß er den Jammer mit empfinde, der Jeden in jedes Gebiet hinein verfolgt, den Jammer um eine feste nationale Einheit und einen nothwendigen starken Mittelpunkt — so war er doch nach seiner ganzen Gemüthsanlage allen heftigen Staatserschütterungen abhold. Aus dieser Stimmung heraus hatte er nun eine achtundvierziger Germania modellirt; sie sitzt quer auf dem Kaiserstuhl, hat keck die Beine übereinander ge-

Digitized by Google

schlagen, in der rechten Hand eine Cigarre, in der linken ein Glas Bier, und unterm Kaiserstuhl steht ein Bierfaß.

Es that mir leid und es that später auch Rietschel leid, daß er diesen herben Scherz gebildet. Der Scherz und die Satire stehen innerlich schon im Widerspruch mit dem Ewigdauernden der plastischen Kunst, wie schon äußerlich ein im Bilde festgehaltenes Lächeln und Scherzen leicht zur Fratze wird. Und doch konnten wir uns nicht dazu entschließen, das einmal Gemachte wieder zu zerstören.

Ich hatte bei Eröffnung des Leipziger Museums einen dortigen Freunde vorgeschlagen, daß Leipzig ein Rietschel-Museum gründe und dadurch einen besonderen Besitz von Plastik gewänne, zumal Rietschel seinen Platz hatte, um seine Modelle aufzubewahren. Ich sprach auch mit Rietschel selbst davon, und es wäre ihm zu seinen Lebzeiten noch ein Erträgniß dadurch geworden. Freilich fand Rietschel die Gründung eines Rietschel-Museums zu stolz, und die Sache wurde überhaupt nicht weiter betrieben. Jetzt wird in Dresden ein Rietschel-Museum gegründet.

Wenn ich nun das genannte Relief dem Rietschel-Museum überliefere, so möchte ich, daß jedem Beschauer durch irgend ein Zeichen kundgegeben werde, wie dies nur ein momentaner Stimmungsausdruck Rietschel's war, daß er vielmehr für die Einheit, Freiheit und Größe Deutschlands warm erglühte, aber eine zu stille, schreckhafte Natur war, um von den Unzuträglichkeiten, die jede große Umwälzung mit sich führen muß, nicht allzuhart, ja bis zur Ungerechtigkeit hart, berührt zu werden.

Jeder Panegyrismus, jedes Ausbeuten eines wirklichen Menschen zu einem allgemeinen und absoluten Ideal ist falsch und führt zur Lüge vor sich und vor Anderen. Rietschel hatte, offen gestanden, auch seine Fehler, und er war doch bei alledem ein ganzer, vortrefflicher, im vollsten Sinne des Wortes guter Mensch.

Als Rietschel des vielen Rauches wegen unsere Montagsgesellschaft nicht mehr besuchen konnte, kamen wir doch noch bei einem freundschaftlichen Mahle oder im engern Familienkreise des Abends zusammen. Die Welt betrachtet es noch als eine Hulzigung, wenn sie vom Künstler verlangt, daß er sich auch der Gesellschaft widme und da allezeit wach erscheine und sein Inneres auslege. Die Welt vergißt, daß der Künstler ja der Welt genug bietet, indem er ihr seine Einsamkeit widmet, in der er erglüht beim Ausgestalten seiner innern Anschauungen.

Rietschel war es nie recht wohl in großer Gesellschaft; er hielt sich auch da am liebsten zu einem Einzelnen, mit dem er sich traulich besprach. In seiner ganzen Redeweise war nie etwas von einer herkömmlichen Phrase, er sprach immer sich selbst aus und zwar sich selbst in der ganzen Fülle momentaner Erregung. Solchen Naturen wird das Gesellschaftsleben zu einer neuen Anstrengung. Er opferte sich oft den herkömmlichen Anmuthungen, wo er viel lieber einsam daheim oder mit einem Freunde geblieben wäre. Wer es wahrhaft gut mit ihm meinte, zog ihn nicht in große Gesellschaft, und erst später gewann er die Kraft, sich ohne Rücksicht und Nachgiebigkeit davon zurückzuziehen.

Rietschel durfte doch noch ein Glas Wein trinken. Wir saßen einmal neben einander bei einem Gastfreunde. In grünen Römergläsern wurde Markobrunner 46er ausgeschickt, ein Wein voll mächtigen Feuers und Duftes. Rietschel trank davon, dann setzte er ab und rief laut: „Du, trink einmal. Dunnerwetter! Was ist das für ein Wein!" — Den jenem Tage an hieß der Markobrunner 46er „Dunnerwetter", und so oft wir bei dem Freunde aßen, mußte auch eine Flasche „Dunnerwetter" aufgelegt werden. Rietschel erging sich dabei manchmal in begeisterter Rede, wie herrlich es sei, daß so etwas auf der Welt wachse, und wie glücklich die Menschen seien, die das so mir nichts dir nichts ihren Freunden auftischen können. Herrliche Stunden waren es dann, wenn wir Beide oft, nachdem wir ein paar Glas „Dunnerwetter" getrunken, stundenlang mit einander auf dem Wege nach Strehlen und durch dem Großen Garten spazieren gingen.

Im Winter 1850—51 war Rietschel, der nun in der Struve-Straße Nr. 8 wohnte, krank. Ich besuchte ihn oft. Er saß in dem Zimmer, das nachmals mein Arbeitszimmer wurde, und das und zeichnete mancherlei. Schon damals mußte er im Sprechen sich mäßigen und jede heftig erregende Gemüthsbewegung fern halten. Ich mußte jetzt, wie später noch oft, an Spinoza denken, der von Jugend an durch wachsame, haushälterische Eintheilung seiner Lebenskraft sich sein Leben erhielt. Dem Philosophen mag das eher gelingen, als dem Künstler, dessen Lebenselement die heiße Empfindung ist. Die Freunde und vor Allem die Gattin dürfen sich sagen, daß sie ihn mit jener Friedensstille umgaben, in der er frei und wohlig athmete. — Auch an Widersachern fehlte es Rietschel nicht, und wenn er davon sprach, waren seine Mienen stets voll tiefen Schmerzensausdrucks. Es war sein tiefstes Wehe, nicht mit der Welt in vollem Frieden stehen zu können; er war der Herzbest gegenüber wie ein Waffenloser zu dem, der seine Waffe verschmäht, und eine gefliſſentliche Grußlosigkeit von dem Begegnenden konnte ihn tagelang betrüben.

Eines Abends, da ich bei ihm war, sprach er von den noch fehlenden Reliefs an dem Lessingdenkmale und zeigte uns Entwürfe dazu. Robert Reinick war mit dabei. Es war viel davon die Rede, ob es möglich sei, eine plastische Gestalt für den Begriff der Humanität unmittelbar kenntlich zu geben; es muß sich noch eine Zeichnung vorfinden, wo die Kraft einen Genius im Arm hält, der die plastische Erscheinung der Humanität sein sollte. Mit dem Lessingdenkmale, für das wir damals Vorlesungen und eine Theatervorstellung veranstalteten, wozu ich einen Epilog zu „Emilia Galotti" geschrieben habe, hat Rietschel zum ersten Male die ganze Größe und Eigenthümlichkeit seiner Kraft dargestellt. Es wird die Aufgabe des Dr. Schiller in Braunschweig sein — mit dem Rietschel nahe befreundet war — die Geschichte des Lessingdenkmals zu schreiben, die leider keine Ehre für die deutsche Nation sein wird. — Der äußere Ertrag war für den Künstler unsäglich gering, und die braunschweig'sche Regierung hat noch ihre Größe darin gezeigt, daß sie am Tage der Enthüllung das Militär ausrücken ließ und dem Comité keine Militärmusik zur Feier gab.

Mit der Lessingstatue, das ist nunmehr geschichtlich festgestellt, hat Rietschel der plastischen Kunst eine neue Wendung gegeben. Die Kunstgeschichte wird auszuführen haben, wie der Uebergang aus der Rococo-Zeit und dem manierirten Idealismus zu Schadow und von da zu Rauch bis zu Rietschel's Lessing sich herausstellt. Der ganze theoretische Streit von der Vereinbarung des Stylvollen und des Wirklichen ist hier thatsächlich erledigt; das Schöne ist kein Jenseits mehr, es bedarf nicht mehr des Alles bedeckenden antiken Mantels, um die Wirklichkeit zu verhüllen. Hier ist die volle historische Naturwahrheit, die selbst Individualität der persönlichen und zeitlichen Erscheinung durchdringen und eins geworden mit der ewigen Erscheinung schönheitsgemäßer Stylisirung. Ist es nicht wie ein wunderbarer Zusammenklang geschichtlicher Thatsachen, daß gerade Lessing's Standbild dazu berufen war, die volle Einheit des Stylvollen und Naturwahren zuerst vor uns erscheinen zu lassen, Lessing's, der gerade selbst als der Erste und Mächtigste an der Durchringung dieser beiden Elemente kämpfend und schaffend arbeitete? — Von allen Werken, die Rietschel geschaffen, blieb das große Lessing-Modell immer in seinem Atelier. Lessing sah dem Bildner stets zu, wie er die mit ihm gesetzte Epoche immer weiter und weiter führte.

Am 22. Januar 1729 wurde Lessing zu Kamenz als Pfarrerssohn geboren, fünfundsiebenzig Jahre später, am 15. December 1804, wurde Rietschel als Sohn des Täschners und Kirchners in dem benachbarten Pulsnitz geboren. Beider Gedenken ist nun in eins verschmolzen. Der Knabe, der am Pfingstmorgen so ahnungsvoll nach Dresden ausschaute, sollte hier das Bild seines Landsmanns schaffen und mit ihm eine neue Epoche der Kunst abmarken.

Es ist ein wunderbarer Gegensatz zwischen dem Dichter und dem bildenden Künstler. Dem Maler, dem Bildhauer werden meist, dem Baukünstler immer Aufgaben gestellt. Es giebt aber kein dichterisches Werk von Bedeutung, das aus einem fremden Auftrag hervorgegangen wäre. Der Dichter, der seine Subjectivität einsetzt, kann die Aufgabe nur aus sich selbst empfangen und glücklich der, der mit Gestaltung aus der Subjectivität heraus etwas giebt, was in der allgemeinen Anschauung ruhte oder nun zu verstehen wird. Das Material des Dichters ist das Wort, und das Wort ist ursprünglich eins mit dem Athem, der zugleich das eigene Leben ist. Der bildende Künstler dagegen hat Farbe, Thon, Erz und Stein zu seinem Material. Er macht das äußerlich Gegebene zum Ausdruck seines inneren Seins und Schauens. Die größten Erzeugnisse der bildenden Kunst sind aus Aufträgen entstanden, sei nun der Auftraggeber eine machtvolle, einflußreiche Persönlichkeit oder eine ganze Nation. Die bildende Kunst hat weit mehr Themas, zu denen eine Nothigung des allgemeinen Be-

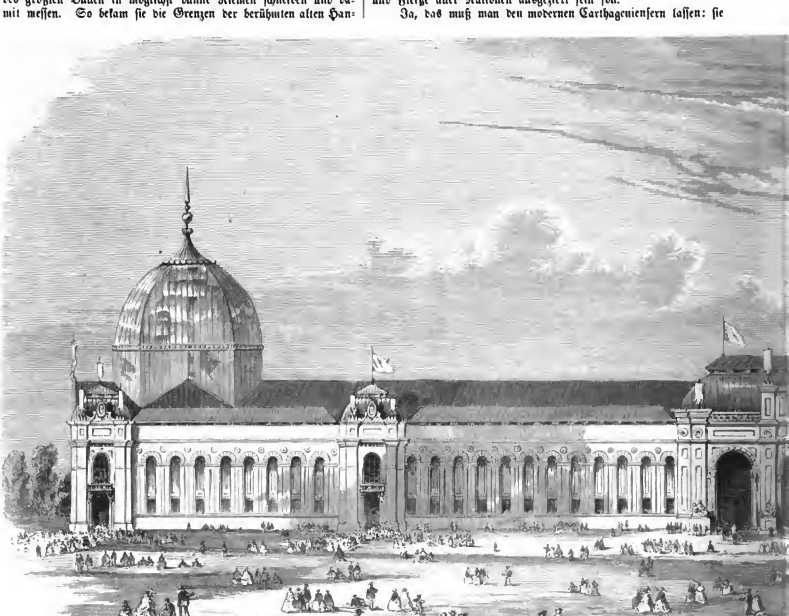
wußtseins drängt, in welchem Auftraggeber und Künstler mit einander stehen. Indem die bildende Kunst weit mehr an eine geschichtliche Continuation gebunden ist, der der Einzelne sich nicht zu entziehen vermag, und indem sie von technischen Voraussetzungen bedingt ist, hat der ausübende Künstler vorwiegend das formelle Interesse walten zu lassen. Das Inhaltliche, das Stoffliche tritt dabei zurück, und es ist ein besonderes Glück, wenn der Künstler sich damit zugleich erwärmen kann, so daß der von außen gegebene Auftrag zu einer innern Aufgabe wird.

Es giebt eine Kunstbetrachtung, die die Werke der Kunst, besonders der bildenden Kunst, ganz ablöst von der Persönlichkeit des schaffenden Künstlers, von seiner Weltbetrachtung und Eigenart. Ich möchte dagegen behaupten, daß die auszeichnende Eigenschaft Rietschel's, Wahrheit und Wirklichkeit in eins zu gestalten, ganz aus seinem Charakter hervorging. Daß Rietschel in der Portrait-Statue die stylvolle Formenschönheit herausarbeitete, das lag mit in seinem Glauben an die Güte und Schönheit in der wirklichen Welt. Er sprach diesen Glauben plastisch aus, und Lessing spricht ihn aus in seinem eigenen Sein und in seinem Wiedererscheinen durch die Hand des bildenden Meisters.

Die englische Industrie- und Kunst-Ausstellung aller Völker für das Jahr 1862.

War es nicht die schöne Königin Dido, welche einstmals vor Alters das durch drei punische Kriege berühmte Carthago gründete? Von den Schulbänken her habe ich noch eine dunkele Erinnerung, daß sie von der Polizei Erlaubniß erhielt, sich für die neue Stadt so viel Grund und Boden zu nehmen, als sie mit einer Ochsenhaut umspannen könnte. Die schöne Dido streckte und dehnte diese Ochsenhaut-Polizeischranke nach Kräften, ließ das abgezogene Fell des größten Bullen in möglichst dünne Riemen schneiden und damit messen. So bekam sie die Grenzen der berühmten alten Handelsstadt, einer ganzen Welthandelsstadt. In dem modernen London zogen sie erst neulich mit Frühlings-Anfang draußen im Südwesten des Hyde-Parks die Grenzen zu einem einzigen Gebäude, das man schwerlich mit den dünnsten Riemen der dicksten Ochsenhaut umspannen wird. Sie legten den Grund zur neuen Industrie- und Kunst-Ausstellung aller Völker, die über's Jahr um diese Zeit schon fix und fertig und mit dem veredelten Schweiße und Fleiße aller Nationen ausgeziert sein soll.

Ja, das muß man den modernen Carthagenienfern lassen: sie



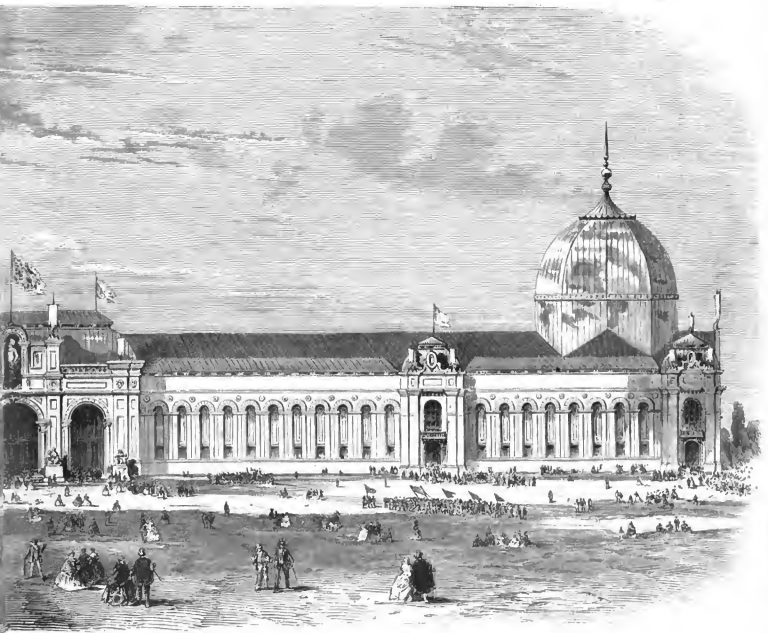
Der projectirte neue Ausstellu

wissen mit associirten, freien Geldmassen und speculativem Unternehmungsgeist in's Zeug zu gehen und in's Große zu arbeiten, Sie fürchten sich, wie alle Helden dieser Tage, vor Krieg und dem „schwarzen Manne“ in Paris. Das stört überall den freien Blut- und Geldumlauf und treibt Capitalien, die sich in Handel und Wandel gern Zinsen verdienen möchten, in feuerfeste Geldspinten und alte Strümpfe, wo sie ihres Daseins ebenso wenig froh werden, wie deren ängstliche Eigenthümer und Nachtwächter. Die Engländer riskiren's aber doch und speculiren auf den nicht wahrscheinlichen Frieden aller Völker mit mehr als zwei Millionen Thalern.

Item, der neue Friedenstempel aller Völker wird gebaut; das kosmopolitische Kampfspiel aller geschickten, fleißigen, künstlerischen, stoffverredelnden, Schönheit und Lebensbefriedigung schaffenden Hände und Häupter um goldene Preise und Medaillen-Diplome für Bestes und Schönstes soll mit dem ersten Tage des Wonnemonats 1862 beginnen. Es soll dastehen unabsehbar breit und hoch ragend mit seinen beiden Licht-Domen zu rechter Zeit, auch wenn die englischen Bauhandwerker auf ihrem neuen „strike“, der zweiten großen Arbeits-Einstellung, beharren.

Das Strike-Fieber wüthet jetzt in Hunderttausenden englischer Handwerker und Fabrikarbeiter in allen möglichen Gegenden und Industrie-Zweigen und in den verschiedensten Acten tragischer Verwickelung. Bei uns Deutschen würden die geringsten Anzeichen solcher „Verschwörung der Arbeit gegen das Capital“ blasses Schrecken und eiserne Maßregeln rother Schreckensherrschaft hervorrufen. In England wüthet dieser sociale Krieg, ohne daß ein einziger Policeman nur seinen weißen Handschuh dazwischen stecken darf. Kaum hatten die Bauhandwerker zu Tausenden an dem neuen Ausstellungs-Palaste angefangen, als sie eines schönen Morgens kamen, ihre Handwerkszeuge packten, auf die Schultern nahmen und in langen Processionen abzogen, um nicht eher wieder zu kommen, bis ihre alte Forderung: 9 statt 10 Stunden Tagesarbeit ohne Lohn-Verminderung, bewilligt sein werde. Sie unterhandelten sodann mit den Arbeitgebern, welche sich natürlich nicht zwingen lassen wollen, aber eben so wenig fordern, daß man den Arbeitern Zwang anthue. Nur drohen sie mit belgischen, französischen und deutschen Arbeitern, wenn die englischen auf ihrer Forderung beharren.

Man wird zugeben, daß sich somit eine höchst wichtige, brennende sociale Frage an den neuen Ausstellungs-Palast knüpft. Wir wollen diese hier nicht weiter verfolgen und uns das große Bauwerk, wie es von den Architekten zur Ausführung vorgezeichnet ward, von seiner Vorderseite zunächst flüchtig ansehen. Von den jetzt vorliegenden Zeichnungen des Architekten, Captain Foulke, wählen wir die, welche den Scharen, die von Cromwell-Road, der Hauptstraße, heranreilen, immer zunächst in die Augen fallen wird, die Front, das Gesicht des neuen Friedenstempels.



Palast für 1862 in London.

Schön und im ästhetischen Sinne edel will uns dieses Gesicht nicht erscheinen; doch mag die Wirklichkeit in lebensgroßer Massivität diesen Eindruck des kleinen Bildes Lügen strafen, was wir herzlich wünschen. Diese Façade besteht aus einer langen, breitmäuligen Fläche von nüchtern gefügtem, leichtem Mauerwerk mit einem zu kleinen Mittelpunkte. Sie scheint nicht zu den beiden Domen oben passen zu wollen. Diese erinnern an Kirchlichkeit, die hier nichts von ihren Werken, nichts von neuen Schöpfungen des Schönen und Erhabenen zu zeigen haben wird. Der architektonische Schönheitssinn — eine in England unbekannte Größe — wird sich vergebens abmühen, das Ganze als etwas Ganzes und Einiges mit einem Male zu übersehen und auf sich wirken zu lassen. Der neue Palast wird nämlich noch viel größer, als der von 1851, der in seiner Länge sich auch schon in's Unsichtbare verlor.

Der damalige Glas-Tempel, der eine der größten Ulmen mit bedeckte, erhob sich im Haupt-Transepte bis zu 160 Fuß. Die Dome des neuen Palastes werden 100 Fuß höher. Das Schiff des ersteren war nur 60 Fuß hoch und 72 weit, das neue wird eine Höhe von 100 und eine Weite von 85 Fuß erreichen. Nur die ungeheuere Länge des alten, 1800 Fuß, wird 600 Fuß kürzer im neuen Palaste sein, dessen unter Dach und Fach bedeckter Raum im Ganzen aber just ein halbmal größer sein wird. Der alte hatte 1 Million Quadratfuß Boden, der neue wird $1\frac{1}{2}$ Millionen einnehmen. In Bezug auf die Kosten steht das neue Unternehmen noch viel großartiger aus. Die Herren Fox und Henderson bauten den Krystall-Palast von 1851 für 80,000 Pfund, während die Bauherren des neuen, Kell und Lucas, nicht weniger als 300,000 Pfund erhalten sollen. Diese Summe verliert nur etwas von ihrer Ungeheuerlichkeit durch die Clausel, daß die Herren 100,000 Pfund auf den finanziellen Erfolg des Unternehmens wagen. Das heißt: sie begnügen sich mit 200,000 Pfund baar und wollen die andern 100,000 Pfund nur dann in Anspruch nehmen, wenn die Ausstellung den entsprechenden Rein-Gewinn erweist. Mit dieser Clausel sprachen die Bauherren zugleich das größte Vertrauen auf Erfolg des Unternehmens aus, sodaß auch die nöthigen 200,000 Pfund baar schnell und gläubig gezeichnet wurden.

In architektonischer Beziehung rühmen die Engländer noch, daß die beiden Dome auf dem Gebäude alle andern Kuppeln und Thürme der Welt, wenn nicht an Höhe, so doch an Dicke übertreffen sollen. Die Kuppel der St. Petrskirche zu Rom — die größte, hat 139 Fuß Durchmesser, St. Paul's in London 108; jede der Ausstellungs-Kuppeln soll 160 Fuß Durchmesser haben. Ob diese Dicke schön sein, den Bauverhältnissen der übrigen Theile entsprechen wird, ist sehr zu bezweifeln. Die Engländer suchen einmal ihren Ruhm nicht im gemessenen Schönen, sondern im Dicken, Meisten, Massenhaftesten und Größten.

Der neue Palast wird kein Glastempel sein, sondern meist aus Stein, Holz, Eisen und Filz gebaut werden. Das hölzerne Dach wird außen mit getheertem Filz bedeckt, der, mit dem Holze ein schlechter Wärmeleiter, vor schnellem Temperaturwechsel schützen, im Winter warm, im Sommer kühl halten wird. Das Innere wird natürlich malerisch und architektonisch ausgeziert. Eine Reihe von 25 Fuß hohen Fenstern, die unmittelbar oben vom Dache herab um das große Gebäude herumlaufen, und die fensterreichen Dome sollen ein hinreichendes, aber nicht überflüssiges und blos von oben her fallendes, daher günstiges Licht auf die ausgestellten Gegenstände werfen, die in dem Krystall-Palaste von 1851 sehr oft durch zu grelle Beleuchtung litten. Die umlaufenden Galerien und sonstige innere Bestandtheile des Bauwerks werden von Doppeleisen, 22 Fuß hoher, schlanker, hohler Eisensäulen getragen. Von den verschiedenen Eingängen scheint der erste und hauptsächliche in der Mitte auch den Ruhm des höchsten und größten in der Welt davon tragen zu wollen. Ein Eingang von 60 Fuß Höhe und 50 Weite muß zu Brobdignac's zu Liliputern und den größten Dragoner zu Pferde zu einem Bleistoldaten in einer Silbergroschenschachtel erniedrigen.

Soviel einstweilen von dem Gebäude selbst. Wichtiger und anziehender wird jedenfalls, was hineinkommt. Neu im Inhalte wird die mit der Industrie aller Völker verbundene Kunstausstellung sein, die ein ganzes Jahrhundert — das letzte von 1752 an — und die Werke aller Nationen umfassen soll. Nicht nur Frankreich, Deutschland, Belgien, Italien ꝛc. werden ihre Gemälde und sonstigen Kunstwerke einsenden, sondern auch Amerika, Australien und sonstige Antipoden wollen zeigen, bis zu welchem Grade sie ihren schöpferischen Schönheitssinn entwickelt haben. Noch neuer und origineller ist der Plan, einen kulinarischen Congreß, d. h. auf deutsch ein kosmopolitisches Parlament, d. h. wieder auf deutsch eine allvölkische Versammlung von den Töpfen und Tiegeln, Pfannen und Schüsseln, Gerichten und Speisen aller Nationen zu berufen, und auf Verlangen selbst chinesische Vogelnester und Rattenbraten, geschmorte Affen und gebratene Kängurahs von den Antipoden her aufzutischen. Dabei soll es nicht an baierischem Bier für die Deutschen, Weißbier für die Berliner Philister, Quaß für die Russen und berauschenden Getränken aus Hanf, Milch, Mohn, Pferdemist ꝛc. fehlen.

Was die Bestimmungen und Beringungen für Aussteller betrifft, so machen wir auf folgende aufmerksam. Ausländer können nur durch Vermittlung der in jedem Staate von den Regierungen ernannten Commissionen mit den Directoren und Leitern der Ausstellung in Unterhandlung treten und durch diese ihre anzustellenden Gegenstände befördern. Diese Clausel gilt für Engländer nicht, und als ein Compliment für die politische und staatliche Bevormundung in dem außereuglischen Europa hat sie für uns etwas sehr Demüthigendes. — Lebende Thiere und Pflanzen, frische Vegetabilien und der Fäulniß unterworfene thierische Substanzen, so wie explosive und gefährliche, sehr verbrennbare Gegenstände dürfen nicht ausgestellt werden. Andere minder gefährliche Sachen werden nur in festen, sicheren Glasgefäßen zugelassen. Die ausstellbaren Gegenstände zerfallen in vier große Sectionen und jede derselben in mehrere, im Ganzen in 40 Classen.

Die erste Section umfaßt Rohproducte aus Bergwerken und Steinbrüchen, Metallurgie, Mineralien, chemische Producte und Arzneien, eß- und trinkbare Sachen, animalische und vegetabilische Substanzen; die zweite Werkzeuge und Maschinen, Gegenstände für Architektur, Instrumente für Naturwissenschaften, Photographie, medicinische und musikalische Instrumente; die dritte Werke textiler Künste, also des Webens, Flechtens, Spinnens ꝛc. Lederwaaren, Kleidungsstücke, alle Dinge von Papier und Pappe, Meubels, Schneide- und Schnitzwaaren, keramische Künste, d. h. Dinge, die durch Kneten, Treiben, Hämmern, Ziehen, Schlagen, Blasen und Stoßen entstanden, Topf-, Glas- und Porzellanwaaren, Werke des Juweliers und endlich Alles, was nicht in einer andern Section unterzubringen war. Die vierte Section gilt der Kunst: Architektur, Malerei, Sculptur, Zeichenkunst, Kupfer- und Stahlstichen, Holzschnitten, lithographirten und gegätzten Sachen.

Die königlichen Commissionäre der Ausstellung erwarten alle Gegenstände vom 12. Februar bis zum 31. März des folgenden Jahres. Nur ganz schwere, umfangreiche Sachen, deren Unterbringung viel Zeit und Raum fordert, müssen bis zum 1. März abgeliefert sein. Insofern diese besondere Fundamente und Constructionen erfordern, muß der Aussteller entsprechende Erklärungen und Anweisungen oder persönliche Helfer und Rathgeber beisügen. Wer Maschinen in Bewegung zeigen will oder sonst Dampf braucht, wird mit Schafts-Dampf bis zu 30 Pfund per Zoll versorgt werden. Jeder Aussteller muß die Kosten für Fracht und Transport, alle Abgaben auf seine Artikel (auch den Zoll?) bezahlen und auf seine Rechnung alle Kisten und Kasten weg- und unterbringen. Auch gegen Motten-, Feuer- und Diebesschaden wollen die Herren keine Verantwortlichkeit übernehmen.

Letztere Bedingungen sehen nicht sehr anständig aus. Es wird damit eigentlich nur gesagt: „Ihr Herren Künstler, Fabrikanten, Gewerbtreibenden, Handwerker und Arbeiter aller Nationen habt gnädige Erlaubniß, unsern Ausstellungspalast und unsere Cassen füllen zu helfen und eure Beutel für unsere Taschen zu leeren. Auf die Gefahr hin, bestohlen, abgebrannt und sonst ruinirt zu werden und vom Anfang bis zu Ende auf eure Kosten und eigene Verantwortlichkeit, die wir vom Anfang bis Ende von uns abweisen, könnt ihr vielleicht einen Preis, ein Anerkennungsschreiben erhalten. Wir haben für nichts ein Auge, als für unseren Profit, für den pecuniären Erfolg unserer kosmopolitischen Marktbude." Ja, das klingt gemein und unanständig. Aber dessenungeachtet freuen wir uns des Unternehmens im Ganzen und Großen. Es liegt doch etwas Kühnes, Recke, Großartiges in der ganzen Speculation. Sie riskiren mehrere Millionen Thaler, gegen welche der einzelne Aussteller doch immer nur eine geringe

Summe einsetzt. Es ist eine Speculation auf den Kosmopolitismus der Industrie und des Handels, auf den Fleiß und Schweiß aller Völker, ein freies, großes Privatunternehmen, dem es auch freistehen muß, die Bedingungen zu stellen, unter welchen die Menschen der Erde sich betheiligen sollen. Da es letzteren ebenfalls vollkommen freisteht, sich diesen Bedingungen zu fügen oder nicht, wird im schlimmsten Falle Niemand betrogen, da er sich dann immer nur selbst betrogen haben würde.

Das Voigtland und die Voigtländer.

(Schluß.)

Mehr noch, als in seiner Tracht, spricht sich der Stammescharakter des Voigtländers in seiner Mundart aus', die auf dem Lande noch ihr volles provinzielles Gepräge behalten, aber selbst in den Städten sich noch nicht ganz verwischt hat. Sie zeichnet sich durch eine gewisse Derbheit, gezogene Gedehntheit und dumpfere Aussprache der Vocale aus, und wenn man den echten Voigtländer hört, möchte man an seine geradlinige Abstammung von den alten Angelsachsen glauben; soviel verwandte Anklänge an das Englische vernimmt man aus seinem Munde. Besonders die Aussprache des a läßt in den meisten Worten das echt englische on hören. „Ich hoa soat" (ich habe satt) — „holt er ä wäng oab!" (halt er ein wenig an!) spricht der voigtländische Bauer, und einen Kühjungen hörten wir einst singen:

„Eckli' ich nett lustig sei?
Wis gu nett krank, nett krank!
Unn're Paar Lebensgoahr'
Dauern nett langk, nett langk!"

Auch seine besondern Wortformen und Wortbeugungen hat der Voigtländer; so verwechselt er regelmäßig das Präsens und den Imperativ mancher Zeitwörter, und giebt auf die freundliche Einladung: „Eß doch noch ä wäng!" die Antwort: „Ich iß sche!" Ebenso erkennt man ihn leicht an dem Wegfallen des halbstummen e am Ende der Hauptwörter („die Milch, die Stub, die Kuch") und an der Verkleinerungssylbe el statt chen („das Häusel, das Oechsel, das Mädel" — im Plural: Häusle, Oechsle, Mädle); die dumpfere Aussprache des a und des ei vermag aber selbst der gebildete Voigtländer, der seine Heimath nie auf die Dauer verlassen, nur schwer und selten ganz zu überwinden. Eigenthümlich ist, daß in der Gegend um Adorf das r theils weggelassen wird, wo es hin gehört, theils wieder merkwürdig schnarrend hinzugesetzt, wo es nicht hingehört, wie denn z. B. „d'rob'n dr' uns" die sprüchwörtlich gewordenen „Adöfe Butteweiße" von dem „rothen R'oberreck" sprechen, den die Frau „Amtmänne af der letzten Kirwee oagehot hot".

Wie in seiner Sprache, ist der bäuerliche Voigtländer auch in seiner Lebensweise, seinem Verkehre mit Andern, seinen Vergnügungen und Gewohnheiten derb und etwas schwerfällig, aber treuherzig und gemüthlich. Ihm besonders eigene Volksfeste oder Volkssitte hat er eben nicht; die festlichen Tage, die ihm den gewohnten Kreis des Lebens freundlich unterbrechen, sind an die Ereignisse der Familie und der ländlichen Beschäftigung geknüpft. Bei einem „Guten Muth" (wie er die Kindtaufe nennt), bei einem „Hochzich" (Hochzeit), bei dem Erntefest und der „Kirwee" (Kirchweih) geht es im Hause und in der Schenke je nach Kräften hoch her, und die letzteren Feste werden besonders vom jungen Volke mit unermüdlichster Tanzlust gefeiert, wobei der alte mit Gesang verbundene „Rondar" immer mehr von den modernen Salontänzen verdrängt wird, die sich auf einem voigtländischen Dorftanzboden freilich wunderlich genug ausnehmen. Von alten Hochzeitsgebräuchen hat sich hie und da nur noch der feierliche Einzug der Braut in die neue Wirthschaft erhalten, bei dem sie auf ihrem mit Blumen geschmückten, von kräftigen Ochsen gezogenen „Kammerwagen" hoch oben auf ihrem „Kistengeräthe" und „Fahrtuß" thronend einherfährt, wenn sie in ein anderes Dorf heirathet.

In seiner Nahrungsweise ist der Voigtländer im Ganzen mäßig und nüchtern. Der sonst viel häufigere Genuß des Branntweins wird durch die in überall entstandenen Brauereien erzeugten besseren Biere immer mehr und mehr beschränkt. Ein Hauptnahrungsmittel der Reichen — mit Fleisch — und der Armen — leider meist ohne Fleisch — ist und bleibt die Kartoffel, die aber auch im Voigtlande ein wahrer Proteus der Küche ist. Ein voigtländisches Städtchen bewirthete einen sächsischen Prinzen einmal mit einem Mittagessen von vielen Gängen, deren jeder die Kartoffel in anderer Gestalt als Hauptbestandtheil enthielt, und die Gerichte sollen dem durch den Hofkoch verwöhnten Gaumen des hohen Herrn ganz prächtig gemundet haben. Außer den gewöhnlichen Kartoffeln in der Schale und den unvermeidlichen Begleitern des Beefsteaks, den geschmorten, kennt das Voigtland gebratene, gebackene, eingeschnittene Erdäpfel, Erdäpfel in der Pfanne, süße und saure Erdäpfelspalten, Erdäpfelsuppen verschiedener Art, Erdäpfelbrei, Erdäpfelklumpen, Erdäpfeltorte, und vor Allem „Bambus" und „Klöße". Letztere, welche in zwei Species, als gewöhnliche und als grüne oder „grüngeniffte" auftreten, fehlen in Stadt und Land fast bei keinem Sonntagsbraten.

Wie alle Bergbewohner ist der Voigtländer ein großer Freund des Gesanges, und an schönen Sommerabenden hört man gar oft die einfachen Weisen bekannter Volkslieder, von frischen Märchenstimmen oder aus der kräftigen Kehle junger Burschen gesungen, durch das Dorf ertönen, ja selbst aus den Fabrikälen in den Städten, wo Dutzende von Arbeiterinnen mit der Verrichtung der „weißen Waare" beschäftigt sind, schallt nicht selten ein munterer Gesang heraus, der ihnen die einförmige Arbeit verkürzt. Jetzt giebt es in allen Städten und in vielen Dörfern des Voigtlandes Gesangvereine, die durch Einführung besserer Lieder viel zur Veredlung des Volksgesanges und der Bildung überhaupt beigetragen haben. — Nicht minder beliebt, als frischer Sang aus froher Menschenbrust, sind die Freiconcerte, welche die kleinen besseren Sänger der Gärten und Wälder zum Besten geben. Leider aber wird diesen kleinen Virtuosen der Natur zum Danke für ihre schönen Leistungen, besonders in den Waldgegenden des obern Voigtlandes, gewaltig nachgestellt, und sie müssen die goldene Freiheit meist mit trauriger Gefangenschaft vertauschen. Die Amsel, die Grasmücke, die man die voigtländische Nachtigall nennen möchte, der Fink, zumal wenn es ein richtiger „Reitzugfink" ist, der Gimpel, der prächtig pfeifen lernt, sind die gesuchtesten Stubenvögel, mit denen selbst der Arme die dürftigen Brocken gern theilt. Neben ihnen ist der merkwürdige Bewohner der voigtländischen Wälder, der Kreuzschnabel, der um Weihnachten sein Nest baut, und von dem die von Julius Mosen in einem herrlichen Gedichte behandelte Sage geht, daß er seinen krummen, verbogenen Schnabel und die rothen Blutstropfen auf seinem Gefieder von dem vergeblichen Bemühen, dem am Kreuze blutenden Erlöser die Nägel aus den durchstochenen Händen zu ziehen, erhalten habe — ein häufiger Stubengenosse des Voigtländers; denn wenn er auch nicht singen kann, so heilt er dafür, nach dem alten Volksglauben, die Gicht und das Reißen, indem er diese Krankheiten aus dem Körper der in seiner Nähe Weilenden in sich aufnimmt und nach und nach hinsterben sür Anderer Rettung zum Opfer fällt.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Beschäftigungen des Voigtlandes, so begegnet uns überall ein frisches, emsiges Leben und Treiben; denn ein fleißiges Völkchen sind die Voigtländer in Stadt und Land. In den Städten und Städtchen — die in den letzten Jahrzehnten fast alle nach großen Bränden, einer natürlichen Folge der alten Schindeldedachung, mit netten, stattlichen, schiefergedeckten Häusern neu aus der Asche erstanden sind — ist eine Fülle und Regsamkeit des Gewerbsfleißes zusammengedrängt, dessen Erzeugnisse sich über die ganze bewohnte Erde verbreiten. Auf Markneukirchner und klingenthaler Geigen und Clarinetten spielt der Nigger dem Yankee zum Tanze auf, die wollenen Kleiderstoffe und gedruckten Tischdecken Reichenbach's sind auf den fernsten Märkten gesucht und beliebt, und die vornehme Dame, welche auf den Bällen in Petersburg oder Stockholm mit dem wundervoll gestickten Taschentuche sich Luft zufächelt, ahnt nicht, daß die fleißige Hand einer Bäuerin in dem fernen Voigtlande, das sie nicht einmal dem Namen nach kennt, das feine Linnengewebe mit diesen geschmackvollen Blumen und Arabesken verziert hat, denn ihr ist es natürlich als echtes Pariser Fabrikat verkauft worden, mit dem es auch dreist in die Schranken treten kann und auf der Pariser Ausstellung vor zehn Jahren wirklich in die Schranken getreten ist. — Ueber das ganze Voigtland erstreckt sich

Digitized by Google

die Fabrikation der weißen Waaren; in Plauen, Oelsnitz, Auerbach, Falkenstein, Elsterberg, Pausa und in vielen Dörfern schießt fast in jedem Hause das Weberschiffchen hinüber und herüber, um die Knzahl Stücke Mousselin, Mull, Jaconnet und wie die Waaren sonst alle heißen, besonders auch die in den herrlichsten Mustern prangenden Gardinenstoffe zu fertigen, die von hier aus über die ganze Welt verbreitet werden. Auf den Dörfern aber ist fast kein Haus und keine Hütte, in denen nicht geschickte und fleißige Frauenhände am Stickrahmen arbeiten, um die Tausende von Streifen, Kragen, Taschentüchern, Röcken, Kleidern ꝛc. zu nähen, die alljährlich vom Voigtlande aus der putzbedürftigen Damenwelt in allen Zonen der Erde zugesendet werden.

So sitzt auf unserm Bilde die junge Mutter aus dem Dorfe am Elsterbrunnen mit emsigem Fleiße am Rahmen, von dem sie nur selten den Blick erhebt, um nach dem muntern Säugling zu schauen, der hoch über ihr in jener einfachen Hängemattenwiege, wie sie im obern Voigtlande gebräuchlich ist und häufig auch unter freiem Himmel an den Aesten eines Baumes angeknüpft wird, sich fröhlich schaukelt. Am Sonnabend aber geht sie oder die jüngere Schwester mit den fertig gewordenen „Restern“ nach Plauen zum Nähherrn, um dort mit hundert andern Genossinnen „abgefordert“ zu werden, d. h. den Lohn zu empfangen und wieder vorgedruckte „Rester“ zu neuer Arbeit zu holen.

Häufig theilt die ländliche weibliche Bevölkerung ihre Zeit zwischen der industriellen und landwirthschaftlichen Beschäftigung; im Winter wird genäht, im Sommer auf Wiese und Feld gearbeitet. Wenn aber die Geschäfte gut gehen und in Folge dessen die Nadelarbeit gut lohnt, haben die Landwirthe nicht selten über Mangel an Arbeitskräften für die Feldarbeit zu klagen und müssen ihre Tagelöhner oft aus fernen Gegenden kommen lassen.

Ist sonach das Voigtland vorzugsweise eine Wohnstätte der Industrie, so steht darum die landwirthschaft doch keineswegs auf niedriger Stufe und hat sich, besonders seit der Aufhebung der die zum Bessern aufstrebende Thatkraft des Bauers lähmenden Frohnen außerordentlich gehoben. Ueberall, selbst auf den kleinsten Hufe, hat sich eine rationellere Bewirthschaftung des Bodens Bahn gebrochen, wozu die bessere Schuldbildung und die landwirthschaftlichen Vereine nicht wenig beigetragen haben. Der echte voigtländische Bauer ist allerdings, wie ja der Bauer überhaupt, dem Neuen nicht ganz leicht zugänglich; aber wenn er sich einmal von den Vorzügen desselben hat überzeugen lassen, ist er klug und strebsam genug, es mit Eifer und Beharrlichkeit ein- und durchzuführen. Ein Gang durch die Dörfer und über die Fluren des Voigtlandes zeigt uns daher einen gewaltigen Unterschied gegen die Zeit vor noch dreißig Jahren, und die voigtländische Landwirthschaft kann sich mit der anderer Gegenden um so stolzer und freudiger messen, als ihr der heimische Boden manche schöne Frucht, die sie erzielt, nur bei der verständigsten und sorgfältigsten Behandlung gewährt, die eine günstigere Lage vielleicht weniger fordert.

Durch die ganze Landesart und die Beschaffenheit des Grund und Bodens ist der Voigtländer besonders auf die Viehzucht hingewiesen. Seine saftigen, mit duftenden Blumen bedeckten Wiesen, die sich in seinen schönen Thälern an den Ufern der Flüsse und Bäche hinziehen, die an würzigen Kräutern reichen Triften, die er noch an den Abhängen seiner Hügel und den Rändern seiner Wälder besitzt, begünstigen ganz vorzüglich die Rindviehzucht, und die echte voigtländische Race genießt in der ökonomischen Welt eine wohlverdiente Berühmtheit. Es ist aber auch für die Laien ein herrlicher Anblick, diese schönen rothen Ochsen und Kühe zu sehen, wenn sie mit ihren kräftigen Gliedern und mit ihren schön geschwungenen Hörnern auf der Weide bald in philosophischer Ruhe daliegen, bald in tollem Uebermuthe „herumbiesseln“, oder wenn sie mit ihren spiegelblank glänzenden, messingbeschlagenen Stirnhölzern geschmückt den schweren Erntewagen wie spielend nach der Scheuer ziehen, den Segen Gottes unter sicherem Dache zu bergen. Dabei sehen sie Einen so treuherzig, ehrlich und gutmüthig an, als wollten sie ihre voigtländische Nationalität recht bieder und gemüthlich an den Tag legen. Niemand soll mir sie dumm nennen, diese prächtigen Thiere; der Ausdruck ihres Blickes und ihres ganzen Wesens ist keineswegs der der Dummheit, sondern der ruhigen, bescheidenen, ausdauernden Kraft. Der Voigtländer hält aber auch auf sein Rindvieh, das hier fast mit gänzlichem Ausschluß der Pferde vorzugsweise zur Betreibung des Feldbaues benutzt wird, und ein voigtländischer Knecht ist auf ein schönes Gespann Ochsen eben so stolz und hat sie mit Recht eben so lieb, wie der herrschaftliche Kutscher seiner stattlichen Rosse sich freut. Selbst im Auslande ist die voigtländische Race sehr gesucht, und von den belebten Viehmärkten Plauens und anderer Städte werden Hunderte von Ochsen und Kühen nach fernen Gegenden verkauft, häufig zugleich mit den hier gewöhnlichen Stirnbändern und Geschirren, um die Thiere in der neuen Heimath die alten gewohnten Arbeitsgeräthe nicht entbehren zu lassen.

Wenden wir uns von ihnen noch einmal zu den Menschen, welche auf den Hügeln und in den Thälern des Voigtlandes geboren wurden oder ihre Lebenstage verbrachten. Es ist gar mancher wackere und bedeutende Mann unter ihnen, den das Voigtland mit Stolz zu den Seinigen zählt. Wenigen dürfte es bekannt sein, daß einer der ersten deutschen dramatischen Dichter im Voigtlande lebte; es war Paul Rebhuhn, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Pfarrer und Superintendent zu Oelsnitz die Dramen „Susanna“ und „die Hochzeit zu Cana“ dichtete. Der bekannte Oberhofprediger Hoe von Hoenegg zu Dresden, der im dreißigjährigen Kriege als Rathgeber des Kurfürsten von Sachsen auf dessen Politik einen bedeutenden Einfluß übte, verwaltete früher das Superintendenten- und Pfarramt zu Plauen. Auch seinen geliebten Bauer hat das Voigtland aufzuweisen, in dem Bauer Schmidt zu Rothenacker, der es als Autodidakt dahin brachte, sich gründliche wissenschaftliche Bildung zu erwerben und mehrere Sprachen zu lesen und zu sprechen, nichts destoweniger jedoch nach wie vor seinen Sack Korn auf dem Schiebebock zur Mühle fuhr. Das echteste Kind des Voigtlandes aber ist der edle Dichter Julius Mosen, der Sohn eines Schullehrers im Marienthal bei Oelsnitz, der in der duftigen Waldpoesie seiner lyrischen Gedichte, in der Kraft, Innigkeit und Klarheit seiner Lieder und Balladen, in dem treuen, frommen deutschen Sinne seiner vaterländischen Gesänge wie seiner Dramen die ganze Natur und den ganzen Volkscharakter seines Heimathländchens treu wiederspiegelt. — Möchte dem kranken Sänger ein frischer Hauch rustiger Bauerluft von seinen heimatlichen Bergen, aus denen er so reiche Nahrung für sein geistiges und dichterisches Leben schöpfte, Erquickung und Stärkung zuwehen und neue Lebenskraft in die steche Hülle seines Geistes einzuflößen im Stande sein! —

Vermag auch nicht Jeder, wie der Genius des Dichters, Sinn und Gefühl in des Liedes herrlichem Flusse dahinzuströmen, das mögen wir zum Schlusse von dem Voigtländer im Allgemeinen noch rühmen, daß ein freier, frischer Sinn und ein warmes, inniges Gefühl für des Vaterlandes Wohl und der Menschheit Fortschritt in seinem biedern Herzen wohnt, in seinem Leben thatkräftig sich äußert. Darum haben unter ihm die Giftpflanzen der pietistischen Frömmelei und des niederträchtigen Servilismus nie Boden gewinnen können; eine vernünftige und ungeheuchelte Frömmigkeit, die allem Muckerthum abgesagter Feind ist, und ein offener, warmer Sinn für Licht, Recht und Freiheit sind im Voigtlande zu Hause und werden es hoffentlich, trotz aller Versuche, die hin und wieder gemacht worden, seine Sinnesart in das Gegentheil zu verkehren, unverändert bleiben, so lange seine hohen Fichtenwälder zum Himmel ragen, seine grünen Wiesen lieblich blühen, seine klare Elster frisch und munter über den Felsgrund dahinfluthet.

Kleiner Briefkasten.

F. O. in **G.** Ob der betreffende Waisenhaus-Vater in Elberfeld mit erwachsenen oder unerwachsenen Mädchen in der Kammer gebetet hat, können wir Ihnen nicht mittheilen.

Br. in **W.** Bedauern sehr, abtheilweis antworten zu müssen. Wir haben mindestens 30 ähnliche Berichtigungen liegen.

P in **Ronneburg.** Vielleicht haben Sie Recht. Deshalb bleibt die That des Verstorbenen immer eine unpatriotische.

K. in **Dbch.** Wird nach Wunsch abgeändert werden. Ihr Freund aus Breda ist jetzt glücklicher Ehemann und lebt in Böhmen.

S. K. in **Paris.** Angekommen und angenommen. Bitte in dieser Weise fortzufahren. Die Mss. Angelegenheit lassen wir bis zur Verhandlung ruhen.

Nicht zu übersehen!

Briefe und Sendungen für die Redaction der Gartenlaube sind stets an die Buchhandlung von Ernst Keil zu richten.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 19. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

„Ich bin Ihnen für Ihre Freundlichkeit von Herzen dankbar, Sir," begann Reichardt langsam, als Burton geendet, „ich gestehe Ihnen aber freimüthig, daß es mir widerstrebt, einen Schritt in dieser Art zu thun. Ist mir Mr. Young freundlich gesinnt, so bedarf es seiner Versicherung, die, auf diese Weise gesucht, mich demüthigen müßte; ist er mir aber abhold, so würde auch der Versuch, ihn zu gewinnen, nichts nützen. Ich kam hierher mit dem Gedanken, durch meine Leistungen einen noch leeren Platz auszufüllen, und bemerkte deshalb auch den Gentlemen gestern Abend, daß ich lieber wieder gehen würde, als die Ursache des geringsten Zwiespaltes werden möchte —" er hielt inne, als wolle er seinem Gesellschafter die Ergänzung selbst überlassen.

Burton fuhr sich mit der Hand durch das buschige Haar. „Es ist etwas Wahres in dem, was Sie da sagen," erwiderte er, „indessen versteht es sich wohl von selbst, daß wir Sie nicht so ohne Weiteres von hier weg lassen und daß ich Harriet's Wort gegen Sie möglichst zu Ehren bringen muß. Ich werde heute noch einmal mit einzelnen meiner Freunde reden, und wenn sich kein anderer Weg findet, morgen selbst Young aufsuchen —" er rieb sich von Neuem den Kopf, als ginge ein unangenehmer Gedanke durch seine Seele.

Reichardt erhob sich. „Ich wünschte nicht, Mr. Burton, daß Sie sich meinetwegen die kleinste Unannehmlichkeit auflüden —"

„Durchaus nicht, Sir — durchaus nicht!" unterbrach ihn der Amerikaner, seinen Gast nach der Thür geleitend, „ich erwarte jedenfalls Ihren Besuch morgen Abend und denke, Ihnen dann günstigere Mittheilungen machen zu können!"

Der Deutsche verließ das Haus und nahm seinen Weg langsam durch die malerische Umgebung der Stadt, um ungestört mit seinen Gedanken zu sein. Es war jetzt weniger die Sorge um sein Schicksal, was ihn erfüllte, als eine Art Haß gegen diesen Young. Er wollte gern die Stadt verlassen, hätte er doch vorher nur noch dem „Wolche" den Kopf zertreten können. Er hoffte nicht das Geringste von Burton's Vermittelung; der Mann war schwach gegen seine Frau und seine Tochter und so wohl auch im gewöhnlichen Leben — er erfüllte jetzt die Form gegen den Fremden, da sich diese nicht wohl umgehen ließ, und dann war er mit ihm fertig. Reichardt dachte wohl auch an Harriet — aber was konnte diese für ihn thun, selbst wenn sie sich in seinem Interesse hätte bloßstellen wollen?

Es war längst „Dinner"-Zeit vorüber, als er in seinem Hotel anlangte, wo ihm Bob nach dem leeren Speisezimmer winkte. „Ich habe für Sie etwas zurückgestellt, Sir!" sagte er, eifrig ein Couvert auflegend.

„Und das geschieht wohl nicht für Jeden?" fragte Reichardt.

„Wohl nicht immer, Sir, aber ich habe Sie gern!" erwiderte der Neger mit der eigenthümlichen Zuthulichkeit der Schwarzen in den südlichen Staaten.

Der Deutsche nickte. „Ich glaube, mir geht es mit Euch eben so, Bob!" gab er freundlich zurück, und ein helles Grinsen nahm das ganze Gesicht des Aufwärters ein.

Kaum hatte Reichardt seine Mahlzeit beendet und sein Zimmer erreicht, als sich die Thür wieder öffnete und Bob's Kopf erschien. „Haben Sie mich gerufen, Sir?"

„Kommt nur herein, wenn Ihr Zeit habt," erwiderte der junge Mann, welchem die Erscheinung gerade recht zu kommen schien; „habt Ihr etwas auf dem Herzen, worin ich Euch helfen kann, so sagt es gerade heraus — es schien mir heute Morgen so!"

Der Schwarze zog seinen Mund fast bis zu den Ohren und begann seine Hände zu kneten. „Ich weiß nicht!" sagte er nach einer Weile zögernd, sich schon nach der Thür umsehend.

„Well, Bob, dann nachher; es fällt mir eben etwas Anderes ein!" unterbrach Reichardt die Pantomimen des Negers. „Ich werde jedenfalls schon übermorgen früh abreisen und vielleicht kann ich Euch nicht wieder sprechen. — Wie war das Nähere über die Geschichte zwischen Young und Euerm Herrn?" fuhr er mit vorsichtig gedämpfter Stimme fort.

„Ich! um Christi Willen!" rief der Wollkopf wie in einem plötzlichen Schrecken beide Hände erhebend.

„Ich weiß, Bob, ich weiß!" entgegnete der Deutsche noch leiser, „es geht mich auch nichts an; aber die Geschichte interessirt mich, da ich einmal so viel davon gehört habe, und man lernt daraus die Verhältnisse hier kennen!"

„Ich darf kein Wort sagen, Sir," versetzte der Schwarze, wie in halbem Entsetzen, „er verkaufte mich hinunter nach den Zuckerplantagen, wenn etwas davon auskäme!"

Reichardt sah ihn eine Secunde ungewiß an. „Alles Unsinn!" sagte er dann, sich kalt wegkehrend; „was ich von Euch wissen wollte, macht an der Sache, die ich kenne, nichts schlimmer und nichts besser. Sagt, daß Ihr nichts wißt, Bob, und so braucht Ihr wenigstens einem Manne, der gern für Euch gethan hätte, was er gekonnt, keine unwahren Flausen vorzumachen."

„O Sir, sagen Sie nicht so!" rief der Neger erregt, aber mit ängstlich unterdrückter Stimme, „ich habe ja die Miß Young

selbst mit in's Kirchenstübchen getragen, als sie zu Boden stürzte; ich würde mir lieber die Zunge abbeißen, als Ihnen eine Lüge sagen, Sir!"

Durch Reichardt's Gehirn schoß plötzlich ein heller Blitz — die methodistische Glaubenserweckung, von welcher ihm Harriet erzählt, die Convulsionen, in welche Young's Schwester dabei gefallen war; — noch fehlte ihm jeder Zusammenhang, aber er ahnte, um was es sich handeln könne. „Ich verlange nicht, Bob, daß Ihr mir etwas von der Sache selbst sagt, ich brauche sie von Euch nicht zu hören," begann er, sich wieder nach dem Aufwärter kehrend, „ich möchte nur wissen, wie Young dazu kam; — ich bin übermorgen aus der Stadt, und Ihr kannt mit keinem Worte Gefahr," fuhr er fort, als er den Schwarzen wieder furchtsam den Kopf zwischen die Schultern ziehen sah, „ich versprache Euch aber als ehrlicher Mann, daß, wenn Ihr mir die wenigen Andeutungen geben wollt, ich Euch eine Violine aus dem Osten schicken werde, wie sie hier herum nirgends zu haben sein soll!"

Der Neger schien Reichardt's Gesicht scheu zu studiren. „Es liegt mir im Augenblick nicht so viel an der Violine," sagte er nach einer Pause, einige Schritte näher herantretend, während es sonderbar um seine Augen zuckte, „aber ich möchte Sie wohl um Einiges fragen, Sir, und wenn Sie mir bei Christus schwören wollen, daß Sie keinem Menschen verrathen wollen, was ich gefragt, so will ich Ihnen erzählen, was Sie verlangen — da Sie doch einmal die Hauptsache schon wissen."

„Es hätte keines Eides meinerseits bedurft, Bob," erwiderte der junge Mann, der mühsam an sich hielt, um die Spannung nicht zu verrathen, welche sich plötzlich seiner bemächtigte nur selbst die Neugierde nach dem Geheimnisse, welches der Schwarze auf dem Herzen zu haben schien, nicht aufkommen ließ. „Da Euch aber etwas daran zu liegen scheint, so schwöre ich hiermit bei Christus, daß ich Niemandem verrathen will, was Ihr mich fragen werdet, und ich versproche Euch auch diese Fragen nach besten Kräften zu beantworten!"

Der Neger that einen tiefen Athemzug, sah sich scheu nach der Thür um und sagte dann halblaut: „Bloß, Sir — was soll ich Ihnen nun sagen?"

„Ich bin fremd im Lande und in dem hiesigen Methodistenwesen, das ich aber gern kennen lernen möchte," erwiderte Reichardt in scheinbarer Ruhe, „fangt also nur an, wo Ihr selbst meint, Bob!"

Der Schwarze warf nochmals einen scheuen Blick um sich und trat dann dicht an den Tisch heran, auf welchen sich der Tomahawk stützte.

„Es war am dritten Abend des Revivals, wo die Sache passirte," begann er halb flüsternd, „ich weiß es noch genau, denn ich hatte doppelt so viel Lampen als gewöhnlich anzünden müssen. Der fremde Prediger, der zur neuen Glaubenserweckung gekommen war, hatte so gewaltig gesprochen, daß viele Bekehrungen geschahen und über eine Menge der Geist sich ausgoß; es war ein Niederwerfen und Stöhnen und Händeringen, wie ich es noch niemals gesehen. Mit einem Male aber sprang die Miß Young in die Höhe und schrie, daß man's durch die ganze Kirche hörte: „Christ is coming! Glory, Glory, Glory!" und schlug mit den Armen um sich, und „Glory!" schrieen die Anderen, und plötzlich stürzte die junge Miß zu Boden. Da fing der fremde Prediger wieder an zu reden, daß es nur so donnerte, und es ging wieder los unter den Uebrigen mit Schlagen vor die Brust und Stöhnen; Mr. Curry aber war auf die junge Miß zugetreten, die mit Händen und Füßen zuckte, und winkte mich von der Seitenthüre herbei, wo mein Platz war, um immer bei der Hand zu sein. Ich mußte sie unter den Armen fassen, er nahm ihre Füße auf, und so trugen wir sie in's Kirchenstübchen — von den Andern, die um sie herum gewesen waren, hatte noch nicht einmal Eins den Kopf nach ihr gewendet. Wir lehnten sie in's Sopha, und Mr. Curry schickte mich durch die Hinterthür, wo es in's Freie geht, fort. Well, Sir, ich war von dem langen Sitzen auf einem Flecke müde und vertrat mir ein Weilchen die Beine; da kommt, eben wie ich daran denke, meinen Platz wieder einzunehmen, Mr. Young an mir vorbeigeschossen und will in's Kirchenstübchen — die Thür aber war verschlossen. Er rüttelt erst ein- oder zweimal, dann thut er einen gewaltigen Stoß dagegen, und die Thür springt auf."

Der Schwarze machte eine Pause und sah wie in scheuem Zögern dem jungen Manne in's Gesicht. Dieser aber nickte ruhig und sagte: „Ich weiß schon, was kommt, Bob, erzählt nur ohne Furcht weiter!"

Bob that einen tiefen Athemzug, blickte wieder ängstlich um sich und fuhr dann flüsternd fort: „Ich hatte einen Gedanken, es könne hier ein Unglück geben — er war mir so plötzlich gekommen, daß ich selbst nicht weiß, woher — und ich sprang mit zwei Sätzen an die aufgebrochene Thür. Mister Curry stand so weiß wie sein Hemdenkragen vor dem Sopha, auf dem die junge Miß lag, und hielt den jungen Gentleman zurück, der zu seiner Schwester wollte; der aber riß ihn mit einem Ruck auf die Seite, und ich konnte nun sehen, daß die junge Lady, die ihre Sinne noch nicht recht zu haben schien, nicht —" der Erzähler warf auf's Neue einen scheuen Rundblick durch das Zimmer, „nicht mehr so anständig dalag, als wir sie hingelegt hatten. Mr. Young hatte auch kaum seine Augen auf sie gerichtet, als er auch meinen Herrn bei beiden Schultern packte. Aus der Kirche klang's gerade jetzt wieder: Glory! Glory! Glory! ich aber dachte: jetzt geht's los! trat in die Thür und sagte: „Bob ist jetzt hier, Mr. Curry!" Der junge Gentleman fuhr nach mir herum, und ich sah, daß er trotz der Wuth in seinem Gesichte unschlüssig wurde, was er thun solle. Endlich nahm er seine Hände von Mr. Curry's Schulter, sah ihn aber an, als wolle er ihn mit seinen Augen erstechen. „Ich spreche Sie morgen früh, Sir!" sagte er, und die Aufregung schien ihm die Kehle halb zuzuschnüren. Das war auch das erste Wort, was gesprochen ward, oder was ich wenigstens gehört. Dann richtete er die junge Lady auf, sie wankte wie betrunken in seinen Armen, er kehrte sich aber nicht daran, faßte sie zur Unterstützung um den Leib und führte sie nach der Thür, die ich geschwinde genug frei machte. Ich hatte noch keine zwei Minuten außerhalb gewartet, ob mich Mr. Curry vielleicht brauche, als er mich hineinrief. Er sah wieder so gleichmüthig wie jemals vorher aus und ging langsam auf und ab. „Das ist ein Wahnsinniger, dem aber Verstand beigebracht werden soll," sagte er; „indessen, Bob" — und damit blieb er vor mir stehen und sah mich mit Augen an, die ich gut genug kannte, es war noch jedesmal, wenn er so blickte, der bitterste Ernst dahinter gewesen — „ich will nicht, daß etwas verlautet, kein Hauch davon, Bob! unser heutiger glorioser Tag soll nicht durch das leiseste Wort beschmutzt werden!" Er hob den Finger auf, aber ich wußte auch ohne das genug. — Als ich wieder auf meinem Platze in der Kirchthür ankam, sah ich auch schon Mr. Curry beim Altar, und bald darauf fing er selber an zu predigen, so schön und rührend, wie er es noch kaum gethan. — Well, Sir," fuhr der Sprecher mit einem neuen Athemzuge fort, als habe er eine schwere Aufgabe hinter sich, „am nächsten Morgen kam Mr. Young schon ganz früh in unser Haus und sah aus wie eine schwarze Gewitterwolke, die nur auf einen kleinen Anstoß wartet, um loszublitzen und zu donnern. Ich führte ihn, wie es mir geheißen worden war, sogleich in die Bibliothek; als er aber — es mochte wohl eine Stunde vergangen sein — das Haus wieder verließ, begleitete ihn Mr. Curry bis vor die Thür, sie drückten sich die Hände, und wenn es auch noch nicht gerade Sonnenschein auf Mr. Young's Gesichte war, so konnte ich doch sehen, daß das Gewitter sich seitwärts weggezogen hatte. Es blieb auch Freundschaft von da an; aber ich merkte bald, daß jetzt mein Gesicht meinem Herrn im Wege war; er fing an über mein Fiedeln zu reden und brachte mich endlich hierher in's Hotel —" der Sprechende hielt plötzlich inne und horchte, „das ist die Stage!"* rief er, und im gleichen Augenblicke begann auch die Hausglocke zu läuten. Mit zwei vorsichtigen Sprüngen war der Schwarze an der Thür, öffnete diese geräuschlos, und wenige Secunden darauf hörte Reichardt seine Stimme bereits von der Straße herausklingen.

Der junge Deutsche begann mit langen Schritten sein Zimmer zu durchmessen. Bob hatte nichts von dem zu erzählen gewußt, was die plötzliche Freundschaft zwischen Young und dem Pfaffen geschaffen und diese an die Stelle der drohenden Rache, zu welcher der Erstere nur zu sehr berechtigt gewesen wäre, gesetzt — aber Reichardt war so vollkommen klar darüber, als hätte er eine Mittheilung der kleinsten Details erhalten. Harriet und ihr Vermögen waren der Preis, mit welchem sich Curry Verschwiegenheit gesichert, der Preis, um welchen Young die Ehre seiner Schwester verkauft hatte. Rascher wurde der Gang des jungen Mannes; seine Wangen begannen sich zu röthen und seine Augen einen eigenthümlichen Glanz anzunehmen; der alte Burton hatte ihm ge-

* Postkutsche.

rathen sich mit Young zu verständigen — jetzt ließ sich das thun, wenn auch dem „Melche“ dabei der Hals zugeschnürt wurde, daß er wohl gern für alle Zeiten sich von Reichardt's Wege fern hielt. Reichardt blieb stehen, blickte wie scharf überlegend eine Weile vor sich hin, griff dann, wie noch immer mit seinen Gedanken beschäftigt, nach seinem Hute und verließ langsam das Zimmer. In der „Office“ des Hotels erkundigte er sich nach der Lage von Young's Geschäftslocal, brannte sich eine Cigarre an und verfolgte dann den ihm angedeuteten Weg.

Der ganzen Erscheinung nach war es eine Art Commissions- und Speditions-Geschäft, wie es deren im Inlande zur Vermittelung des Weitertransports der Plantagen-Erzeugnisse und derartigen Geschäften überall giebt, welches Young betrieb. Reichardt trat in einen langen, theilweise mit Ballen und Fässern besetzten Raum, und wurde von einem hier beschäftigten jungen Manne nach einem durch rohe Bretter abgetrennten Stübchen im Hintergrunde gewiesen. Young saß, als Reichardt die Thür öffnete, an einem hohen Schreibpulte, in die Durchsicht verschiedener Papiere vertieft und hob erst den Kopf, als er von dem Eingetretenen seinen Namen nennen hörte. Einen Augenblick schien er beim Anblicke des Deutschen überrascht; dann aber verzog sich sein Gesicht zu einem Lächeln, in welchem sich eine unverhohlene Befriedigung mit einem halbverstecken Hohne mischte. „Ah, Mr. Reichardt!“ sagte er, sich langsam auf seinem Schemel herumwendend, „nehmen Sie Platz, Sir!“

„Ich komme, Mr. Young,“ begann der Deutsche, sich auf den nächsten Stuhle niederlassend, „um ein Verständniß zwischen uns zu versuchen, das für uns Beide nothwendig sein dürfte.“

„Ah, für uns Beide!“ versetzte mit affectirter Verwunderung der Amerikaner, während der Hohn um seinen Mund stärker hervortrat.

„Jawohl, für uns Beide, Sir!“ erwiderte Reichardt, langsam seine Cigarre zum Munde führend und eine leichte Wolke von sich blasend. „Sie hegen Wünsche in Bezug auf Miß Harriet Burton, Sir,“ fuhr er ruhig fort, „und halten mich für einen Stein in Ihrem Wege, den Sie in irgend einer Weise beseitigen müssten —“

„Nicht daß ich wüßte, Sir, oder mit mir vorstellen könnte, wie Sie sich in meinen Weg stellen könnten!“ unterbrach ihn Young, die Lippen geringschätzig kräuselnd.

„Wird Ihnen vielleicht klar werden, wenn Sie mich nur, wie es zwischen Gentlemen üblich ist, ausreden lassen wollen!“ entgegnete Reichardt, von Neuem seine Cigarre hebend. In Young's Gesicht stieg eine leichte Röthe; der Erstere aber fuhr ruhig fort: „Ich möchte Ihnen nun zweierlei sagen, Sir. Miß Burton's Verhältniß zu mir hat, wie es sich schon von selbst versteht, nichts als ihre Liebe für gute Musik zum Grunde und kann auch in der entferntesten Weise nicht andern Beziehungen im Wege stehen; demohngeachtet sind Ihre Bewerbungen um Miß Burton aus ganz bestimmten Gründen so vollkommen vergeblische, Sir, daß Sie durch Anfeindung eines armen Menschen, wie ich es bin, nicht allein auf einer ganz falschen Fährte laufen, sondern auch die größte Ungerechtigkeit begehen.“

Ein leichter Spott spielte jetzt um Reichardt's Lippen; Young's Gesicht hatte sich höher gefärbt, und nur mit Mühe schien er an sich zu halten. „Ich werde schnell zu Ende sein, Sir,“ fuhr der Erstere, zwei neue Wölkchen aus seinem Munde blasend, fort. „Die bestimmten Gründe nun, von denen ich sprach, liegen darin, daß Miß Burton genau von dem Verhältniß, welches Sie und Mr. Curry vereinigt, unterrichtet ist, daß sich die Lady nicht zum Preis für die Verschweigung einer Angelegenheit, die nur zwischen Ihnen und dem Prediger liegt, machen lassen will und daß sie jetzt nur abwartet, wie weit der Dieb, welcher durch Curry's Einfluß auf sie angezieht wird, gehen sollte. Miß Burton empfindet es zugleich auf die unangenehmste Weise, daß das Wort, welches sie mir für meine Anstellung als Organist versprochen, durch eine Oppositien, deren Hauptleiter sie in Ihnen erblickt, zu nichte gemacht werden soll, und so dürften Sie mich vielleicht jetzt verstehen, wenn ich eine Verständigung um unser Beider willen für gut hatte.“

Aus Young's Gesicht war mehr und mehr alles Blut gewichen, seine Augen blickten starr auf den Sprecher, und seine Hände hatten sich wie unwillkürlich geballt. Eine Pause erfolgte, nachdem Reichardt geschlossen, und erst nach einer Weile schien dem Amerikaner ein bestimmter Gedanke zu kommen. Er stieg von seinem Schemel, ging nach der Thür und sah hinaus — der Deutsche hatte sich vorsichtig gerade aufgesetzt und beobachtete scharf jede seiner Bewegungen; Young aber nahm langsam seinen frühern Platz wieder ein, sah finster vor sich nieder und sagte: „Hat Ihnen Miß Burton den Auftrag gegeben, mir diese Eröffnungen zu machen?“

„Nicht im Entferntesten, Sir, und ich glaube auch nichts dem Aehnliches gesagt zu haben,“ erwiderte Reichardt, die Asche von seiner Cigarre schnellend. „Daß ich hierher kam, geschah aus keinem anderen Grunde, als Sie aus einem Irrthume zu reißen, unter welchem Sie augenscheinlich handelten, und so uns in das rechte Verhältniß gegenseitig zu setzen. Sie mögen zugleich versichert sein, daß es jetzt einzig in Ihrer Hand liegt, einen Eclat zu vermeiden — Miß Burton wünscht diesen gewiß eben so wenig als ich selbst. Der alte Mr. Burton wird morgen bei Ihnen sein, um Sie wegen der Organistenstelle zu meinen Gunsten zu stimmen; thun Sie dann, was Ihnen recht scheint; glauben Sie indessen, Sir, daß meine Stellung Ihnen gegenüber immer genau dieselbe sein wird, die Sie gegen mich einnehmen.“ Er warf einen Blick auf Young, der wort- und regungslos vor sich niederstarrte, erhob sich dann und verließ mit einem „Good evening, Sir!“ den Raum.

Er fühlte sich frei wie leicht, als er die Straße erreicht; er hatte in der ruhigsten Weise seine Absicht ausgeführt und wohl dadurch im günstigsten die rechte Wirkung erzielt. Jetzt hätte er um Alles lieber zu Harriet eilen mögen, um ihr die Botschaft zu bringen, auf welche sie sicher am wenigsten vorbereitet war; aber die Sonne war eben erst im Untergehen begriffen, und so nahm er, während die eben durchlebte Scene nochmals Wort für Wort an seiner Seele vorüberzog, seinen Weg wieder nach dem Hotel.

„Ein seiner Abend, Sir!“ empfing ihn der Wirth, welcher von der Veranda aus den prächtig gefärbten Himmel beobachtete, „werden morgen splendides Wetter haben. — Fiel mir eben ein,“ fuhr er fort, als Reichardt neben ihn trat, „ob Sie nicht gern einmal einen Ausflug machten. Ich denke morgen früh nach meiner Farm zu fahren; sie liegt ganz wunderhübsch dort hinaus zwischen den Bergen, und Alles zusammen ist es nur eine Spazierfahrt von zwei Stunden. Sie sind willkommen, wenn Sie mich begleiten wollen, Sir!“

Das Anerbieten kam dem jungen Manne ganz gelegen, er hätte sonst kaum gewußt wie die Zeit hinzubringen, die ihn von seinem morgenden Besuche bei Burton und der letzten Entscheidung über sein augenblickliches Schicksal trennte. Er sagte dankend zu, und der Hotelbesitzer, der sich für seinen jungen Gast zu interessiren schien, versprach zwei Stühle herbei, ein Gespräch über Reichardt's Heimath und die allgemeinen deutschen Verhältnisse einleitend. Reichardt's Gedanken aber waren mehr bei dem, was sich aus seiner Zusammenkunft mit Young entwickeln konnte, als bei den neugierigen Fragen seines Wirths, und er war froh, daß schon nach Kurzem die Speisegloche dem Gespräche ein Ende setzte. —

Es war zehn Uhr vorüber, als Reichardt das Hotel wieder verließ. Er nahm den nächsten Weg aus der Stadt, um auch gegen zufällige Begegnungen das Ziel seines Ganges zu verdecken. Eine laue, würzige Nacht lag über der Gegend, eine Nacht voller Sterne, wie sie der Deutsche in dieser Klarheit und funkelnden Pracht noch nie gesehen zu haben meinte. Von den fernen Akazien klang das eigenthümliche Geschrei der Loensts herüber, untermischt mit einzelnen Rufen der Ochsentreiber. Um den Wandernden her lebte und raschelte es in Gras und Laub, summte es in der Luft, und je weiter Reichardt ging, je mehr füllte er sich von dieser berauschenden Luft, von diesem eigenthümlichen Nachtleben erregt. Er hatte einen weiten Bogen zu machen, um nach Burton's Haus zu gelangen, und als er endlich nach länger als einer Stunde seinen langsamen Spaziergangs die Hintenthür der Umzäunung erreichte, mußte er erst eine Weile stille stehen, um das Herzklopfen, das ihn plötzlich überkommen, zu beruhigen. Behutsam öffnete er endlich die Thür und wandte sich nach dem Laubgang, durch welchen ihn am Abend vorher Harriet geführt. Dunkel und still lag bald das Haus vor ihm, und nur in den beiden bezeichneten Fenstern machte sich ein schwacher Lichtschein bemerkbar. Eben als er sich nach dem Boden beg, um nach einigen Steinchen zu suchen, kam ihm der Gedanke, welchen Grund seiner Anwesenheit er wohl angeben könne, falls er durch irgend einen Zufall entdeckt werde. Heimliche Wege lagen so ganz außer seiner Denk- und Handlungsweise, daß er sich bei dem ersten Unternehmen dieser Art, das nicht einmal durch einen eigenen, innern Trang her-

vorgerufen war, ganz ohne Boden fühlte und er sich einer Art Feigheit nicht erwehren konnte. Eine geraume Weile stand er horchend und spähend, bis er seine Umgebung für sicher hielt. Dann trat er in's Freie, und der aufgeraffte feine Kies flog gegen eins der Fenster. Ein leises Klopfen an die Scheiben ließ sich dort als Antwort hören. Reichardt trat tief aufathmend unter den vergenden Laubgang zurück und bald sah er eine helle Gestalt auf einer der Treppen herabgleiten. „Hier bin ich, Miß Harriet!“ rief er leise, als sie zu ihm in das Dunkel trat, und faßte ihre Hand, die sich fest um die seinige schloß.

„Es ist gut, daß Sie gekommen sind,“ sagte sie sichtlich erregt, „es wird Alles aufgeboten, um Ihr Bleiben hier unmöglich zu machen, selbst Ihre besten Freunde schütteln die Köpfe vor dem Gespenste Zweifpalt in der Kirchengemeinde — Vater hat Ihnen ja schon das Nöthige gesagt, er hat sich heute wieder ein paar vergebliche Wege gemacht. Aber Sie werden hier bleiben, Sir,“ fuhr sie fort, und Reichardt fühlte einen warmen Druck ihrer Hand, „Harriet Burton wird dem ganzen Gethier zeigen, daß sie durchsetzen kann, wofür sie ihr Wort gegeben —“

„Einen Augenblick nur, Miß,“ unterbrach sie Reichardt, „ich glaube, wir haben unsere beiderseitigen Angelegenheiten vollständig in unserer Gewalt. Ich habe heute Glück gehabt und den feindlichen Spieß herumgedreht.“ Und damit begann er die Erlebnisse des Tages in allen Einzelnheiten zu erzählen. Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen, aber er fühlte jede ihrer Empfindungen an diesen weichen Fingern, die sich bei einem spannendem Momente bald von seiner Hand lösten, bald sich wieder dichter darum schlossen.

Eine Pause folgte, als Reichardt geendet. „Sie haben gehandelt,“ sagte sie endlich langsam, seine Hand loslassend, „wie es vielleicht dem Manne zukommt, Auge gegen Auge; und doch wäre es besser gewesen, Sie hätten die ganze Angelegenheit in meiner alleinigen Macht gelassen. Mir haben Sie jetzt wohl die beste Waffe in die Hand gegeben; sich aber haben Sie in Young und dem Prediger zwei Feinde geschaffen, die wahrscheinlich nicht mehr offen gegen Sie auftreten, aber Ihnen im Verborgenen den Boden unter den Füßen abgraben werden. Ich hätte Sie so gern ganz ohne directen Antheil an dem Kampfe gesehen, damit Sie völlig rein dagestanden hätten, um selbst der Hagt Ihrer Gegner ohne eigentliche Begründung gewesen wäre; ich vermied schon deshalb so ängstlich jeden Schein einer nähern Bekanntschaft mit Ihnen — jetzt ist das vorüber, und wir haben zu nehmen, was kommt. Aber mögen die Schlangen doch auch ihr ganzes Gift verspritzen,“ fuhr sie plötzlich lebhaft fort, „sie sollen nicht in Harriet Burton's Bereich kommen. Merken Sie, Sir,“ und sie faßte von Neuem kräftig seine Hand, „möge auch geschehen, was da wolle — und ich weiß, es wird nicht ausbleiben, was es auch sei — benachrichtigen Sie mich sofort, und Harriet wird zu Ihnen stehen und — und wird Alles vergessen, was nur ihrer Rücksicht bis jetzt heilig gewesen ist!“ Es war ein eigenthümlicher Ton, der in diesen Worten klang, ihre Stimme war gesunken und schien unter ihrer Empfindung zu beben. „Gehen Sie jetzt, es ist besser!“ fuhr sie in demselben Tone fort, und Reichardt fühlte seine Hand umschlossen, daß es ihm warm bis zum Herzen stieg, „denken Sie daran, was ich Ihnen sagte, und bauen Sie auf Harriet!“ Sie zog ihre Hand in einer Art von Hast zurück und wandte sich dem Hause zu; ohne sich umzublicken, eilte sie die Treppe hinauf und verschwand in der Thür des Balkons.

Reichardt stand noch zwei Minuten auf demselben Platze, ihr nachblickend; der eigenthümliche Ton ihrer letzten Worte klang noch immer in seinen Ohren, und eine Ahnung, sein ganzes Innerstes rebellirend, stieg in ihm auf. Er hatte seinen Rückweg angetreten, fast ohne es selbst zu wissen, und erst als er sein Hotel vor sich sah, kam er wieder zum rechten Bewußtsein seiner selbst. Langsam stieg er die Treppe nach seinem Zimmer hinauf, brannte sich Licht an und blieb dann in der Mitte des Raumes stehen. „Es ist ein wahnsinniger Gedanke,“ sprach er vor sich hin, „und doch ist bei ihr Alles möglich!“ Wieder versank er in Gedanken und schüttelte dann langsam den Kopf. „Und wenn es wäre, könnte ich denn? — Schlafe, Max,“ fuhr er sich aufrüttelnd fort, „wenn es Morgen ist, werden die Einbildungen verdunstet sein!“ Er warf seine Kleider von sich, löschte das Licht und kaum hatte er sein Lager gesucht, als auch schon der Schlaf über ihn kam, mit neuen Bildern jede andere Erinnerung aus seiner Seele scheuchend.

Die Sonne schienen bereits hell in sein Zimmer, als er am andern Morgen erwachte. Sonst hatte ihn immer Bob's Eintreten, der seine Kleider zum Reinigen abholte, geweckt; heute lag noch jedes Stück seines Anzugs, wo es Abends zuvor Platz gefunden. Er sah nach seiner Uhr, es ging bereits auf neun; die Landpartie, welche er schon früh mit dem Wirthe hatte machen sollen, fiel ihm ein — es war sonderbar, daß er nicht geweckt worden war, und mit einiger Verwunderung verließ er sein Bett. Als er nach kurzer Toilette sich nach der bereits verlassenen Frühstückstafel begab, währte es eine geraume Zeit, ehe er einen der schwarzen Aufwärter habhaft werden konnte. „Wo ist Bob?“ war seine erste Frage. Der Neger sah ihn mit einem Blicke an, dessen Ausdruck sich Reichardt umsonst zu erklären suchte, zog dann die Schultern in die Höhe, warf einen Blick um sich und sagte mit einem Grinsen, in dem sichtlich eine Bedeutung lag: „Ich weiß nicht, Sir!“

Der Deutsche sah eine Secunde lang ungewiß in das schwarze Gesicht. „Ist etwas mit ihm vorgefallen?“ fragte er.

„Weiß nicht, Sir!“ war die erneuete Antwort; mit gedämpfter Stimme aber fuhr der Sprecher fort: „Mr. Tuvey kam gestern Abend noch spät und frug nach Bob; der mochte es ihm aber beim Eintreten wohl schon angesehen haben, daß irgend etwas nicht recht war; er schlüpfte zur Hinterthür hinaus, und seit der Zeit haben wir nichts wieder von ihm gesehen — er ist die ganze Nacht nicht in's Haus gekommen.“

Auf das Herz des jungen Mannes legte sich schwer der Gedanke, daß sein Gespräch mit Young wahrscheinlich Bob's Unglück geworden war. Es lag auf der Hand, daß der Erstere nach des Deutschen Weggange sogleich den Prediger aufgesucht und dieser auf den Schwarzen, als den einzigen Zeugen des Vorgangs in der Sacristei, den Verdacht eines Verraths geworfen hatte. Reichardt war sich bewußt, nur dem Triebe der Selbsterhaltung gefolgt zu sein, und zu ändern war jetzt auch nichts mehr. Trotzdem ging er nach beendetem Frühstück in der unangenehmsten Stimmung nach seinem Zimmer zurück.

Er hatte sich dort kaum auf einen Stuhl an'd Fenster geworfen, als nach kurzem Klopfen der Besitzer des Hotels den Kopf zur Thür hereinstecke und diesen Erblicken des jungen Mannes in's Zimmer trat.

„Sie scheinen eine gute Nacht gehabt zu haben!“ sagte er, sich anweit seines Gastes auf einem Stuhle niederlassend.

„Das heißt, ich habe unsere Fahrt verschlafen,“ erwiderte Reichardt lachend, dem es lieb war, sich aus seinen Gedanken reißen zu können, „Sie scheinen aber selbst ein Hinderniß gefunden zu haben!“

„Dem ist wirklich so!“ versetzte der Wirth. „Well, Sir,“ fuhr er fort, sich das Kinn streichend, während sich sein Gesicht in ernste Falten legte, „es ist da eine unangenehme Geschichte, um deren willen ich eigentlich zu Ihnen kam. Bob, Ihr Aufwärter, ist gestern Abend unsichtbar geworden und jetzt noch nicht wieder zurück. Sein Herr, der methodistische Prediger im Orte, war gestern Abend hier, um ihn zu sprechen, und heute Morgen wieder. Der geistliche Gentleman war ziemlich aufgeregt, als er zum zweiten Male vergebens kam, und schien keine andere Idee zu haben, als daß der Vermißte flüchtig geworden sei. Er begann die übrigen Neger-Aufwärter zu examiniren, und was er da erfuhr, scheint wirklich seinem Verdachte einen Boden zu geben. Das schwarze Volk hat sämmtlich ausgesagt, daß Sie sich immer besonders freundlich gegen Bob gezeigt und er sich dessen gerühmt habe, daß Sie ihm, nach seiner Erzählung, die verlockendsten Dinge über den Ocean mitgetheilt, wie, daß es dort Niemand mit ihm als Fieber aufnehmen könne, und daß er nur hinzukommen brauche, um dort ein großer Mann zu werden.“

Reichardt fuhr auf, aber der Hotelbesitzer winkte ihm zu schweigen. „Ich kann mir schon denken, Sir, daß in den Aussagen Manches übertrieben ist, und bin auch, wie ich Sie habe kennen lernen, überzeugt, daß das, was Sie etwa gesagt haben mögen, ohne den geringsten bösen Willen ausgesprochen war, daß Sie nur durch die Unkenntniß unserer hiesigen Verhältnisse dazu verleitet worden sind. Demohngeachtet läßt es sich nicht wegdisputiren, daß Sie in dem angedeuteten Sinne geredet, daß der Schwarze verschwunden ist, und daß diese Flucht dem Einflusse Ihrer Worte zugeschrieben wird.“

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Mügge.

Am 18. Februar dieses Jahres starb in Berlin nach kaum achttägigem Krankenlager der Schriftsteller Dr. Theodor Mügge, ausgezeichnet durch sein Erzählertalent und durch den ehrenwerthesten Charakter, der sich in allen Verhältnissen des Lebens bekundete. Diese innige Vereinigung und Harmonie des Talents mit Charakter spiegelte sich in allen seinen Werken wie in seinem ganzen Leben wieder; sein Dichten wie sein Handeln waren eins und standen seit dem Beginn seiner literarischen Laufbahn stets im Dienste der Wahrheit, Freiheit, der Humanität und des Fortschrittes. — Theodor Mügge wurde am 8. November 1805 in Berlin geboren; frühzeitig hatte er das Unglück seinen Vater zu verlieren, welcher die Familie in mäßigem Wohlstande zurückließ. Die gutmüthige, aber nur zu schwache Mutter war nicht im Stande, den wilden, kräftigen Knaben zu erziehen, der es nicht an tollen Streichen fehlen ließ. Kaum zehn Jahre alt folgte er der ihm angeborenen Wanderluft, indem er sich mit einem gleichgesinnten Spielgefährten aus dem elterlichen Hause heimlich entfernte, um die während der Befreiungskriege auch in Deutschland populären „Kosaken" aufzusuchen. Beide Knaben waren bereits fünfzehn Meilen weit gegangen, als sie in die Hände eines Geistlichen fielen, der den öffentlichen Aufruf der bekümmerten Eltern in den Berliner Zeitungen gelesen hatte und die kleinen, abgerissenen und von Geld entblößten Vagabunden wieder glücklich zurückbrachte. Auch in der Schule klagten die Lehrer über Mangel an Fleiß und Aufmerksamkeit, obwohl der mit der Familie befreundete Professer Seidel frühzeitig auf das poetische Talent des Knaben aufmerksam wurde und beim Lesen eines von diesem verfaßten Gelegenheitsgedichtes den prophetischen Ausspruch that: „Der Junge muß Schriftsteller werden."

Einstweilen aber kam Mügge nach Potsdam und zwar in ein keineswegs poetisches Materialwaarengeschäft, wo er sich jedoch die Zufriedenheit seines Principals erwarb, wie der noch vorhandene Lehrbrief lebend bezeugt. Bald verließ er jedoch diese ihm durchaus nicht zusagende Laufbahn, welche er nur aus kindlichem Gehorsam nur auf den Wunsch seiner Angehörigen gewählt hatte. Ein Nachhall der nationalen und kriegerischen Begeisterung aus der Zeit der Freiheitskriege führte ihn in die Reihen des preußischen Heeres und zwar zu dem Truppentheile, der sich auch stets durch wissenschaftliche Bildung auszeichnete. Nachdem Mügge in Erfurt die dortige Artillerieschule besucht, wo er sich durch Fleiß und Eifer hervorthat, trat er in die Brigade des Majors Steinfeld ein, mit dem er selbst verwandt war. Zum Oberfeuerwerker bereits befördert war er eben im Begriffe sein Officiersexamen abzulegen, als er theils auf Anrathen des ihm verwandten Vorgesetzten, theils nach eigener reiflicher Ueberlegung auf die militairische Laufbahn wieder verzichtete, weil sie mit seinen allmählich hervortretenden freisinnigen Ansichten und Ueberzeugungen sich nicht länger vereinen lassen wollte. Um sich diese Freiheit zu wahren, schwankte der energische Jüngling keinen Augenblick, das ihm nahe liegende Ziel aufzugeben und von Neuem einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen.

Fast ohne Mittel bereitete er sich für die Universität vor, an der er vorzugsweise naturwissenschaftliche und geschichtliche Collegien fleißig hörte, indem er zugleich seinen Lebensunterhalt sich durch Stundengeben zu verschaffen suchte. Auch bei ihm war, wie bei so vielen Schriftstellern, die Noth die Mutter des Talents. In jene Zeit fielen seine ersten literarischen Versuche, zwei Bände Novellen, die er aus Dankbarkeit seinem Lehrer, dem schon genannten Professer Seidel, widmete, von dem er die erste Anregung und Hülfe erhalten hatte. Das Manuscript seines Erstlingswerkes wanderte von Buchhändler zu Buchhändler, da sich keiner finden wollte, um den Druck zu übernehmen. Endlich gelang es einem

Freunde Müggе's, einen Verleger aufzutreiben, der sogar fünfzig Thaler Honorar bewilligte. Leider aber sah der arme Verfasser seine Spur von diesem Gelde, da der geschäftige Freund es vorzog, die Summe für sich selbst zu behalten, so daß Müggе sich allein mit dem Ruhm begnügen mußte. Mit dem leichten Sinne der Jugend überwand jedoch der angehende Dichter „die kleinen Leiden des Lebens“, ohne sich den ihm innewohnenden Humor trüben zu lassen, indem er mit den gleichgesinnten Freunden, zu denen auch der bekannte Schriftsteller Kattenkamp gehörte, ein frisches, fröhliches Studentenleben führte, obgleich den lustigen Burschen öfters das Geld zu einem Mittagsbrode fehlte. Die übersprudelnde Kraft Müggе's und sein rasch aufstrebendes Wesen bereitete ihm manche Verlegenheit und unangenehme Berührungen, die zu einem ernsten Duelle Veranlassung gaben.

Eine tiefe Wunde im Gesicht, deren Narbe er für das ganze Leben behielt, nöthigte ihn, längere Zeit zu Hause zu bleiben. Er benutzte diese unfreiwillige Muße zu ernsten Studien und neuen Arbeiten, die eine entschieden politische Färbung trugen. Schon damals bekannte er sich offen zur Fahne des Liberalismus, dem er seinem mit aufopfernder Treue und Hingebung bis zu seinem Tode angehörte. So sehr er aber auch den neueren Fortschrittsideen in Wort und That huldigte, so schützte ihn doch seine innere lerngesunde Natur vor den Verirrungen jener Zeit, die mit der Emancipation des Fleisches und der Frauen, mit einer geistreichen Liederlichkeit kokettirte und nothwendiger Weise mit der gesinnungslosen Lüge enden mußte. Stets begegnen wir in Müggе's Erzählungen und selbst in den Werken der ersten Periode einem wohlthuenden Ernst, einem ehrlichen Streben nach Wahrheit, einem gesunden Realismus, der allerdings zuweilen den idealen Aufschwung beeinträchtigt. Natur und Geschichte, die er auf der Universität mit Eifer studirte, blieben auch die Leitsterne des Dichters und verliehen seinen Arbeiten den tiefen inneren Gehalt und ihren dauernden Werth. Da ist nichts Gemachtes, kein Haschen nach Geistreichthum, kein Schönthun mit der geschminkten und parfümirten Verwerflichkeit, sondern gesunde Einfachheit, strenge Sittlichkeit, ohne Frömmelei, und Liebe zur Freiheit, die sich wie ein rother Faden durch alle seine Dichtungen wie durch sein ganzes Leben schlingt. —

Schon diese ersten Arbeiten fanden von Seiten des Publikums die wohlverdiente Anerkennung, aber die in ihnen niedergelegte und deutlich ausgesprochene Gesinnung brachte ihn zugleich in mehrfache Conflicte mit der damaligen, dem Liberalismus feindlichen Regierung. Diese ließ es nicht an Verfolgungen, üblichen Haussuchungen und Inquisitionen fehlen, so daß Müggе sich gezwungen sah, die von ihm beabsichtigte akademische Laufbahn aufzugeben, da er unter solchen Verhältnissen keine Hoffnung hatte, in Preußen als Universitätslehrer angestellt zu werden. Sein Ruf als Schriftsteller, den er hauptsächlich durch den trefflichen Roman „Toussaint“ begründet hatte, sicherte ihm jedoch eine bescheidene Existenz, so daß er daran denken durfte, ein eigenes Hauswesen zu begründen. Leider wurde seine erste Ehe durch mannigfache Verhältnisse und hauptsächlich durch die fortwährende Kränklichkeit seiner Frau mehrfach getrübt. Erst mehrere Jahre nach dem Tode derselben schloß er seine zweite Verbindung mit seiner noch lebenden Gattin, die ihm das Glück der Häuslichkeit im vollsten Maße gewährte. Jetzt erst hatte sein Leben jene innere Befriedigung gefunden, nach der sich Müggе stets gesehnt; im Kreise der Familie entwickelte er eine Fülle von Liebe und Hingebung, die sein weiches Herz umschlieβt. Mit unablässigem Fleiße sorgte und arbeitete er bei Tag und bei Nacht für die Seinigen, um ihnen eine angenehme Existenz und später eine gesicherte Zukunft zu verschaffen. Seine schriftstellerische Thätigkeit verknüpfte sich, ohne daß darum der innere Werth seiner Werke eine Abnahme zeigte, indem er im Gegentheil von Jahr zu Jahr sich steigerte. So bot ihm die Familie zugleich Anregung und Erholung; er war der liebevollste Gatte, der zärtlichste Vater seiner Kinder, bemüht jeden ihrer Wünsche zu erfüllen. Der starke, wo es sich um seine Grundsätze handelte, unerschütterlich feste Mann besaß eine Zartheit und Weichheit des Gefühls, die nur seine vertrautesten Freunde kannten und bewunderten. Er kannte im eigentlichen Sinne keine Fliege tödten, sein Gesichtsausdruck selbst bei Tische war der Ausdruck der Ruhe und Sanftmuth. Aus vollster Ueberzeugung war er Mitglied des Antithiersquälervereins, und es charakterisirt ihn hinlänglich der eine Zug, daß er auf einem Spaziergange nach Charlottenburg an einem heißen Sommertage seiner Frau und sich selbst den Gebrauch einer vorüberfahrenden Droschke versagte, weil er das arme, abgemattete Pferd schonen und nicht noch eine neue Last ihm aufbürden wollte.

Weder die glückliche Häuslichkeit noch die anstrengende Thätigkeit als Schriftsteller hinderte jedoch Müggе, an der politischen Entwickelung des Vaterlandes den lebendigsten Antheil zu nehmen. Die ihm innewohnende Liebe zur Freiheit bekundete er ungescheut bei jeder Gelegenheit und selbst in einer Zeit, wo ihn sein Liberalismus den schwersten Verfolgungen von Seiten der Behörden aussetzen konnte. Frühzeitig erkannte er das Heil Preußens nur in einem engeren Anschlusse an das gesammte Deutschland und in der Gewährung der verheißenen Verfassung. In diesem Sinne wirkte er durch Wort und That im engeren und weiteren Kreise, schloß er sich den Männern an, welche ein gleiches Streben verfolgten. Mit mehreren Freunden und Gesinnungsgenossen, zu denen damals die bekannten Liberalen Diesterweg, Kalisch, Zabel, Duncker und Rutenberg gehörten, vereinigte er sich zu wöchentlichen Zusammenkünften, worin die politischen Verhältnisse ebenso gründlich als freisinnig besprochen wurden.

So fand ihn das Jahr 1848 hinlänglich vorbereitet, nicht als einen Neubekehrten, der von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen der Strömung des Tages folgte, sondern als einen längst bewährten Freund des Fortschrittes, welcher mich erst nöthig hatte, die Farben zu wechseln und die schwarz-roth goldene Kokarde aufzustecken. Mit scharfem Blicke erkannte er sogleich die Nothwendigkeit, seiner Partei ein angemessenes Organ zu schaffen; so wurde er einer der Mitbegründer der „Nationalzeitung“, welche von jener bereits geschlossenen Gesellschaft liberaler Männer mit großen Opfern in's Leben gerufen wurde. Müggе selbst übernahm im Anfange die Redaction des Feuilletons und schrieb dafür einige größere Novellen, „König Jacob den Zweiten von England“ und den „Vogt von Sylt“, die wegen ihrer inneren Beziehung zu den Ereignissen des Tages und durch den wahrhaft historischen Geist, verbunden mit einer hinreißenden Kraft der Darstellung, zahlreiche Leser und Freunde den neuen Unternehmen verschafften. Das überwiegende politische Interesse der nächsten Zeit beschränkte indeß Müggе's Thätigkeit an dem Feuilleton der Nationalzeitung, so daß er sich veranlaßt sah, seine bisherige Stellung an dem Blatte aufzugeben, obwohl er mit der Redaction desselben nach wie vor in innigster Freundschaft verblieb.

Die immer stärker und willkürlicher auftauchende Reaction vermochte seine Ueberzeugungstreue nur seinen Muth nicht zu erschüttern, der sich besonders bei der Auflösung der ersten preußischen Nationalversammlung von Neuem zu bethätigen suchte, aber an dem „passiven Widerstande“ scheiterte. Ohne seiner politischen Thätigkeit zu entsagen, wendete er sich jetzt von Neuem größeren, selbstständigen Arbeiten zu, von denen er sich auf seinen vielfachen Reisen erholte. Schon in früheren Jahren hatte er die Schweiz und Norwegen besucht, angezogen von der großartigen Alpenwelt. Diese Anschauungen selbst wurden ein neuer Quell, aus dem er reiche Belehrung für sich und Andere schöpfte. Während er mit dem Auge des Dichters die Schönheit der Natur in sich aufnahm, faßte er zugleich mit seltenem Scharfblicke die Eigenthümlichkeiten der fremden Völker, ihr geistiges und besonders ihr politisches Leben auf. So schuf er eine Reihe ethnographischer Werke von dauerndem Werthe, durch welche er seinen Namen auch im Auslande bekannt machte und einen neuen Lorbeerkreis erwarb, zu dem vor Allen der frühere Herausgeber und Besitzer des schweizerischen „Aktenblatt“, der freisinnige Baron Hiеrta, gehörte. Als die reichste Ausbeute seiner wiederholten Reisen nach Norwegen dürfte der Roman „Arkaja“ zu betrachten sein, dem Müggе seinen europäischen Ruf zu verdanken hatte, da das Werk bald nach seinem Erscheinen in das Englische, Französische, Schwedische rc. übersetzt wurde; eine wohlverdiente Ehre, die bekanntlich einem deutschen Schriftsteller nur selten zu Theil wird. Den Hauptreiz dieser neuen Arbeit bildeten zunächst die unübertroffenen Naturschilderungen der norwegischen Küsten und Alpenwelt von wunderbarer Treue und überraschender Schönheit. Sie gaben interessur den poetischen Hintergrund und Boden für ein nicht minder reiches und interessantes Bevölkerungsleben ab, das Müggе hier zum ersten Male mit trefflich plastischer Schöpferkraft uns vorführte, indem er mit gleicher Liebe Fels und Meer, Stadt und Land, den norwegischen Handelsherrn in seinem egoistischen Stolze, den unterdrückten und verkommenen Lappländer mit seiner natürlichen Rache schilderte und

im Lichte der Poesie verklärte, ohne darum der realistischen Wahrheit den geringsten Eintrag zu thun. Der Dichter hatte dem Leser in diesem Romane eine neue, bisher kaum gekannte Welt erschlossen, eine Fülle von originellen Charakteren gebracht und zugleich das innerste Leben der verschiedensten verborgenen Völkerstämme vor ihm aufgedeckt; zugleich aber dem Ganzen den Stempel einer tiefen, sittlichen Grundidee aufgedrückt.

Ein einziges Werk von so großem Werthe hätte hingereicht, einem französischen oder englischen Schriftsteller für immer eine sorgenlose Existenz zu sichern. Der deutsche Dichter mußte sich mit einem mäßigen Honorare begnügen, trotzdem mehr als zehntausend Bände der englischen Uebersetzung allein in Amerika abgesetzt wurden. Unsere traurigen Verhältnisse und jämmerliche Zerrissenheit trugen die Schuld, daß Mügge auch nicht den geringsten pecuniairen Nutzen aus diesem Umstande ziehen konnte, weil zwar zwischen Preußen und England, aber nicht zwischen diesem und Frankfurt am Main, wo sein Roman im Verlage von Meidinger erschienen war, ein Verband zum Schutze des literarischen Eigenthums besteht. Statt daher die Früchte einer so ausgezeichneten Arbeit in Ruhe zu genießen, mußte der Dichter stets von Neuem zur Feder greifen und im Schweiße seines Angesichts für sich und seine Familie das tägliche Brod verdienen. Bis spät in die Nacht schrieb er unablässig politische Correspondenzen für verschiedene Zeitungen, größere und kleinere Novellen für das von ihm herausgegebene Taschenbuch Vielliebchen, für Wochenschriften wie die Gartenlaube, der er ein treuer Mitarbeiter war und die seine letzte literarische Arbeit, eine für dieselbe bestimmte und kurz vor seinem Tode beendete Novelle, vor kurzer Zeit veröffentlichte. Noch auf dem schmerzlichen Krankenlager besorgte er die ihm von Leipzig zugeschickten Correcturen seines letzten größeren Romans, der unter dem Namen „der Prophet" erschienen ist und eine der interessantesten Episoden aus der deutschen Geschichte behandelt, so daß Mügge, im eigentlichen Sinne bis zum letzten Augenblicke beschäftigt, in seinem Berufe gestorben ist.

Trotzdem behielt er noch immer die nöthige Zeit, seine Liebe für das allgemeine Wohl zu bethätigen und seiner Bürgerpflicht nach allen Seiten zu genügen. So entstattete er einen wahrhaft jugendlichen Eifer in dem Schiller-Comité, dessen literarische und artistische Betheiligung er als Vorsitzender leitete; so stiftete er in seinem Bezirk eine Darlehnscasse zur Unterstützung bedürftiger Handwerker und Geschäftsleute, die einzig und allein seiner Energie und Opferfähigkeit ihr Fortbestehen verdankte, indem er seine Mühe und die Zeit, welche sein einziges Capital war, der Hülfe und der Unterstützung seiner Armern Mitbürger widmete und als wahrer Freund des Volkes für dasselbe sorgte. Ebenso eifrig betheiligte er sich an dem Berliner Handwerkerverein, indem er diesen Bibliothek mit der größten Umsicht und Gewissenhaftigkeit verwaltete. Wo es galt, öffentlich zu nützen und dem Volke zu helfen, fehlte Mügge sicher nie.

Von seinen vielfachen Arbeiten und Geschäften ruhte er am liebsten im Kreise seiner Familie und einiger gleichgesinnten Freunde aus. Sein gastliches Haus war der Sammelplatz der verschiedensten Stände; hier sah man den gebildeten Fabrikanten, den Kaufmann mit dem Schriftsteller und Gelehrten vereinigt um den liebenswürdigen Wirth, der die durch Beruf und Lebensstellung getrennten Elemente durch sein Gespräch anzuregen und zu gemeinschaftlichem Wirken zu verbinden wußte. Ohne Ueberreibung darf man daher sagen, daß Mügge sehr viel dazu beigetragen hat, durch seine würdige Persönlichkeit dem Schriftstellerstande in Berlin allgemeine Achtung in den ihm zugänglichen Kreisen zu verschaffen. Fest und entschieden in seiner politischen Gesinnung war er voll Milde und Nachsicht im persönlichen Verkehr, fern von jedem kleinlichen Neid und voll Anerkennung für fremdes Streben, während er selbst ohne Eitelkeit eine seltene Bescheidenheit zeigte, die sich besonders dadurch verrieth, daß er nur ungern von sich, seinen Arbeiten und seinem Leben sprach.

Dieser innern Tüchtigkeit, Gesundheit und Biederkeit entsprach die kräftige äußere Erscheinung. Der untern Augen steht das Bild des tüchtigen Mannes, wie er noch vor kurzem in unserer Mitte wandelte, eine hohe Gestalt mit markigen Zügen, in straffer militairischer Haltung, die noch immer den ehemaligen preußischen Soldaten leicht erkennen ließ, schlicht und einfach, natürlich in seinem ganzen Wesen, fest und entschieden in seinem Auftreten, an Leib und Seele gesund und kraftvoll wie eine deutsche Eiche.

Ein schneller, unerwarteter Tod hat ihn hinweggerafft mitten in der Reife seines Wirkens und Schaffens zur tiefen Trauer für seine Familie, die er trotz aller Anstrengungen nicht hinlänglich versorgen konnte, zum unersetzlichen Verluste für seine Freunde, Mitbürger und für die deutsche Literatur, die Wenige Seinesgleichen aufzuweisen hat, da in Mügge das Talent des Dichters mit dem Charakter des Mannes zu einem harmonischen und vollendeten Ganzen verschmolzen war.

Max Ring.

Moderne Brunnenvergiftung.

Vergiftung der Themse — Leichenwasser — Das Wiener Trinkwasser — Unser Quellwasser — Erscheinungen in Schweidnitz und im Departement du Nord — Deutsche Polizei und deutsche Pumpen.

Wenn im Mittelalter eine verheerende Seuche unter den Völkern wüthete, so erhob sich sofort der Argwohn, daß eine Vergiftung des nothwendigsten Lebensmittels, des Wassers, daran schuld sein müsse. In Krankreich verbrannte man im Jahre 1322 eine große Zahl Aussätziger, weil es hieß, sie seien von den aus dem Lande gejagten Juden aus Rache gedungen worden, die Brunnen zu vergiften. „Sie nahmen," so lesen wir in der Chron. Belg. Gottfred. p. 612, „etwas von ihrem aussätzigen Blut und Harn, kneteten dann einen Teig an, mengten Krötenlaich und giftige Kräuter darunter und senkten solchen Teig, zu Kügelchen geformt, mit angebundenen Steinen in den Grund der Quellenbrunnen." So oft im Mittelalter eine große Epidemie über die Völker hereinbrach, hatten, nach dem allgemeinen Wahn, die Juden durch Vergiftung der Brunnen sie verursacht.

Wer sollte glauben, daß in diesem Wahnsinn ein Körnchen Vernunft steckt, daß das Verbrechen der Brunnenvergiftung vorhanden ist, und — tagtäglich von uns Allen verübt wird? Aber nicht straflos. Denn wir trinken als Folgen unserer thörichten Achtlosigkeit uns Krankheit und Tod in den Leib hinein. In vielen Gegenden haben Fieber, Ruhr, Typhus ihren beständigen Wohnsitz aufgeschlagen; die Gelehrten zerbrechen sich die Köpfe, worin der Grund des Uebels zu suchen sei; sie gucken in den Himmel, sie zerlegen die Luft, aber kein Mensch forscht nach dem verderbenen Trinkwasser. O, wie viel des Siechthums könnte dem Menschengeschlecht erspart werden, wenn auf die Pflege der Quellen und Brunnen ein wachsameres Auge verwandt würde!

„Wasser ist das Allerbeste!" sang Pindar in einer seiner Oden. Ob das antike Mitglied des „Vereins der Wasserfreunde" wohl bei seinem Lobpreis gedichten wäre, wenn er im Sommer der Jahre 1857, 1858 oder 1859, zu London an den Themsestufen stehen, bei zugehaltener Nase gesehen hätte, wie die Meeresfluth alle Wasserungen der Riesenstadt — man berechnet sie täglich auf mindestens 7000 Tonnen — nach dem Herzen derselben zurückspülte? Ebensich reines Wasser — für Londons Bewohner freilich laß eine Myhe — soll aus 2 Theilen Wasserstoff und einem Theil Sauerstoff bestehen; was aber letzheby, der das Themsewasser im Jahre 1859 an 172 verschiedenen Orten und Zeiten mit dem Mikroskop und Reagenzglas untersuchte, darin fand, waren Schwämme, Infusorien, Ammonial, Schwefelwasserstoff und — nebenbei allerdings auch einiges Wasser! Blos um den pestilenzialischen Geruch dieser Stoffe einigermaßen zu dämpfen, wurden dem Flußgott im Jahre 1859 an 85,620 Centner gewöhnlichen Kalks und 3960 Centner Chlorkalk geopfert. Im Sommer desselben Jahres zahlte die Stadt für Reinigung der Themsenfer die Kleinigkeit von 17,733 Pfd. Sterl.

Welches Unheil aber daraus entsteht, wenn solche Elemente sich dem Trinkwasser beimischen, ergiebt sich zur Genüge schon aus der Geschichte der neueren Cholera-Epidemien. Namentlich steht gerade in dieser Hinsicht London als trauriges Muster da. In den Jahren 1848—49 wüthete die Krankheit mit vorzüglicher Heftigkeit in mehreren Bezirken, die ihr Wasser von der Lambeth- und von der Southwark and Vauxhall-Company bezogen. Die Kohleneinfuhr wurde aber aus einer Stelle der Themse gepreßt, wo diese bereits mit dem Inhalt eines großen Theils der Londoner Gleaken und anderem mit dem durch die Fluth dorthin getrage-

nen Seewasser geschwängert war. Die Bewohner dieser Stadttheile tranken also ein — wenn auch immerhin verdünntes und filtrirtes — Cloaken- und Seewasser. Anfangs 1852 wählte die Lambeth-Gesellschaft für ihre Röhren- und Filtrirapparate eine höher gelegene, weder den städtischen Abgängen noch der Meeresfluth zugängliche Stelle des Stromes. Als nun in den Jahren 1853 und 1854 die Cholera abermals in London ausbrach, verloren die von der Lambeth-Company versorgten Bezirke, wo in der früheren Epidemie 12,5 pro Tausend gestorben waren, diesmal nur 3,7; hingegen betrug der Verlust der von der anderen Gesellschaft versehenen Stadtheile 13 pro Tausend gegen 11,8 der früheren Epidemie.

Wie grauenvoll jede Verständigung gegen die drei Grundlagen menschlicher Existenz: Luft, Licht und Wasser, an der allgemeinen Wohlfahrt sich rächt, und wie umgekehrt schon der kleinste Fortschritt in dieser Beziehung sich durch die segensreichsten Folgen belohnt, dafür liefert wiederum London den schlagendsten Beweis. In Wibrooun und Drury Lane sind neuerdings 13 Häuser durch Aus- und Umbau verbessert worden, wobei der Inhalt der Senkgruben in 150 Karren schwersten Kalibers und der in Kellern und sonst an Fundamenten aufgehäufte Unrath in 350 Karren weggebracht werden mußte. Unter den Dielen fanden sich 3—4 Zoll tiefe Schichten einer winnenlosen Masse von Ungeziefer jeder Art. In den Parterrewohnungen lagen die Cloaken mit dünnen Brettern verdeckt und führten ihren Gehalt unmittelbar in die Brunnen. Die 13 Häuser enthielten eine Bevölkerung von gegen 1000 Personen. Die Sterblichkeit in denselben überstieg den Durchschnitt (25 pro Tausend) um's Doppelte. Seit unter den Auspicien einer Reformgesellschaft die Häuser umgebaut und verbessert wurden, ist die Sterblichkeit auf $^1/_2$—$^1/_3$ der durchschnittlichen Sterblichkeit Londons herunter gegangen.

Vor mehreren Jahren nahmen in einem anderen Bezirk Londons die Krankheiten, ohne daß irgend eine Epidemie herrschte, auffallend zu, und der abscheuliche Geschmack des Trinkwassers legte die Vermuthung nahe, in diesem die Ursache jener Gesundheitsstörungen zu suchen. Bei weiterem Nachforschen ergab sich, daß das Wasser aus der Gegend eines benachbarten, erst vor Kurzem geschlossenen Kirchhofs herstamme; wegen Mangels an Raum waren die Leichen dafelbst reihenweise über einander gestapelt worden. Das quellige Erdreich hatte sich mit cadaverösen Substanzen vollgesogen; das so vergiftete Wasser war in die Brunnen gedrungen und hatte dem Wasser jene üblen Eigenschaften mitgetheilt. Nach Entfernung der Leichen verschwanden die Krankheiten.

Auch Wien, wo Typhus oder Cholera fast alljährlich ihre Wagenzüge aus Selserines schlagen, leidet bis heut an der Unsitte eines gleich schlechten wie unzureichenden Trinkwassers. Ein großer Theil der Einwohner erhält nämlich das letztere aus dem Donaucanal, welcher fast sämmtliche Abzugsröhren der Stadt in sich aufnehmen und außerdem vier Mal jährlich die bei der Reinigung jener Canäle fortzuschaffenden Unrathsmassen beherbergen muß. Dabei fehlt es an einem einheitlich durchgeführten Abzugssystem. Je nach dem Zuwachs von Straßen wurde ohne Rücksicht auf ein planmäßiges Gefälle Röhre an Röhre, meist von höchst mangelhafter Bauart, gefügt. Diese Canäle empfangen in bunter Reihe nicht blos Regen-, Schnee- und Wirthschaftswässer, sondern auch überhaupt alle Unbrauchbarkeit der Residenz. Bei solchem Stande der Dinge wird eine radicale Abhilfe aller dieser Mißen zur reinen Unmöglichkeit. Verwendeter Unrath muß in den unterirdischen Behältern stagniren, in das Erdreich, die Brunnen dringen und eine Pandora-Büchse von Krankheiten eröffnen.

Das Wasser, welches wir trinken und zu unseren Speisen oder Gewerben brauchen, stammt — abgesehen von den Cisternen des Orients und einiger europäischer Gegenden — aus Quellen, Brunnen, Flüssen und Seen. Als Product atmosphärischer Niederschläge ursprünglich rein soll vollkommener Neutzeit, nimmt es vermöge der Auflösungsfähigkeit, die ihm für die allermeisten organischen und unorganischen Stoffe innewohnt, alle Eigenthümlichkeiten seiner örtlichen Verhältnisse an. Und so mag der Chemiker sein destillirtes Wasser in Sauer- und Wasserstoff zerlegen — die Natur scheukt uns nirgend reines Wasser ein. Selbst Thau, Nebel und Hagel sind nicht frei von fremdartigen, aus der atmosphärischen Luft entlehnten Theilen. Das Regenwasser enthält nicht blos Ammoniak, Salpetersäure und Kohlensäure, sondern es belastet sich überhaupt mit Allem, was es auf seinem Wege durch das Luftreich vorfindet, mit Staub und den verschiedensten pflanzlichen und thierischen Stoffen. In dem Regen, der sich mit dem aus den Oefen größerer Städte aufsteigenden Rauche verbindet, finden sich Salzsäure, Kochsalz, schwefelige und Schwefelsäure.

In die stehenden oder fließenden Gewässer jagt der Wirbelwind Staubmassen und allerlei Blätter und Blüthen. Die Thiere, die sich darin ausbalten oder es vorübergehend benutzen, die Pflanzen, die sich im Wasser entwickeln, das Hochwasser, welches mächtige Uferstücke mit sich fortreißt — sie alle helfen das Wasser verunreinigen. Das gewöhnliche Brunnenwasser zeigt besonders häufig einen Gehalt von Kohlensäure, salpeter- und kohlensauren Salzen. In Flüssen findet man außer vielen noch Chlorkalium, Kieselerde, Koch- und Glaubersalz, Eisenoxyde, phosphoer- und schwefelsaure Salze und organische Stoffe. Je schwerer löslich die Bestandtheile des Gefäßes, in dem sich das Wasser befindet, um so reiner wird dasselbe sein. So zeichnet das Wasser der Leta, eines Flusses im nördlichen Schweden, welcher in einem Granitbette fließt, sich vor vielen anderen durch seine Reinheit aus, indem es auf vier preuß. Quart nur $^1/_{20}$ Gran an Mineralwasserstoffen enthält.

Uebrigens ist das Quellwasser, obwohl unserem Geschmack am meisten zusagend, doch im chemischen Sinne genommen am unreinsten, weil es bei seinem Ursprung immer Theile seiner Umgebung an sich reißt, vor sich herspült und auflöst. — Am sich verhältnißmäßig reiner ist das Flußwasser, weil mit dem längeren Laufe des Stroms auch mehr Wasser verdunstet und die darin enthaltenen oder an Kohlensäure gebunden gewesenen Salze allmählich zu Boden sinken. Doch geschieht dies nur bei ruhiger Strömung, da jede heftigere Wellenbewegung das Absetzen von Mineraltheilen oder sonst hinzugekommenen Stoffen verhindert.

Indessen die Veränderungen, die das Wasser durch Naturprocesse erleidet, sind in der Regel demselben durchaus nicht nachtheilig, sondern verleihen ihm eben meist seinen Wohlgeschmack oder gesundheitsfördernde Eigenschaften. Wie fade, ja wie ungenießbar schmeckt Regen-, Fluß- oder destillirtes Wasser! Hingegen verdankt es einem Gehalte von Kohlensäure, ja selbst von Kalksalzen gerade seine erfrischende und belebende Wirkung, wie denn auch die segensreiche Heilkraft, welche den Mineralquellen innewohnt, nur von der Vermischung des Wassers mit erdigen Theilen herrührt.

Also nicht die Natur, sondern der Mensch, die Cultur verderben das Wasser, und fast gewinnt es den Anschein, als ob jede Erfindung, welche zur Erleichterung und Verschönerung unseres Lebens gemacht wird, eine Verschlechterung jenes unentbehrlichsten aller Lebensmittel zur Folge haben müßte. Das spüren sogar die Fische, welche bei der überhandnehmenden Dampfschifffahrt auf den Flüssen, und der unausgesetzten Belastung derselben mit den gewerblichen und häuslichen Abgängen auf den Austerbete-Etat gesetzt zu sein scheinen!

Rastlos schreitet die Cultur fort. Die Bevölkerung der Großstädte, welche nicht Häuser genug bauen können für die Schaaren der ihnen zuströmenden Ansiedler, mehrt sich in's Riesenhafte. Fabriken und industrielle Anlagen aller Art wuchern wie Pilze empor. Mit der stetig zunehmenden Menschenzahl steigt auch die der Kranken, und oft können die Lazarethe kaum die Anzahl der letzteren, die Friedhöfe kaum mehr die Legionen der Leichen beherbergen, wie denn London jetzt, dem ägyptischen Theben gleich, seine besondere Todtenstadt in Woking errichtet, und alltäglich einen Todten-Extrazug — „hurrah, die Todten reiten schnell!“ — 20 englische Meilen weit in's Land hinausschickt, weil es kaum mehr für die Lebenden, geschweige denn für die Leichen noch Raum hat. Der Erdboden, die Flüsse und Seen aber sättigen sich mit den Ausscheidungen der Menschen und Thiere, mit den Abgängen und Auswürfen des Gewerbsfleißes und des Hauswesens.

So ist das Wasser von Newcastle am Tyne, welches fast lauter Steinkohle gebraunt wird, und namentlich die Fabriken dies Material in ungeheurem Mengen verbrauchen, ganz mit niederschlagenem Ruß vermischt; schöpft man davon, so sieht es aus, als ob ein Tuschpinsel darin ausgespült wäre. Uebrigens ist der Ort durch seine ungesunde Beschaffenheit und die Menschenhekatomben, die es allen Epidemien, besonders der Cholera, spendet, berüchtigt; der letzteren erlagen 1853 binnen wenigen Wochen an 2000 Personen.

Die Bewohner von Schweidnitz sahen zu ihrem Erstaunen vor etwa zehn Jahren das Wasser ihrer Weistritz sich allmählich ganz milchweiß färben. Die von dem Mitrofsee als eine

Wucherung von leptomitus lacteus erkannte Vegetation rührte von Melassefchlempe, dem Abgange oer in der dortigen Gegend schwunghaft betriebenen Zuckerfabrikation her, welche theils direct, theils durch in die Weistritz mündende Gräben in den Fluß gebracht worden war. Als den Fabrikanten dies fortan untersagt wurde — mehrere verbrannten fortan die Rückstände zu Pottasche — hörte jene Färbung sofort auf.

Zu welchem für Boden, Luft und Wasser gleich nachtheiligen Elemente sich jene Rübenmelassefchlempe emporgeschwungen hat, geht aus einem in den Annales d'hygiène publique, Janv. 1859 mitgetheilten Bericht von Wurtz hervor. Derselbe berechnet die Gesammtmenge der Melassen-Destillationsrückstände für das Jahr 1857 allein im Departement du Nord auf 3 Millionen Cubikmeter. Eine Analyse derselben von Meurein ergab auf den Litre circa 8 Grammes unlöslicher, 11 löslicher, organischer Substanz, 7 Grammes Asche. „Die organischen Substanzen der Rückstände gehen nun überall, wo dieselben nicht von einem schnell strömenden, mächtig strömenden Strome ausgenommen werden, schnell in Gährung über, liefern sür sich flüchtige Zersetzungsproducte und reduciren gelöste schwefelsaure Salze (Gyps) zu Sulphüren, aus welchen sich Schwefelwasserstoff entbindet. Dies und die andern Zersetzungsproducte der Masse verpesten die Luft in und über langsam strömenden, wasserarmen Flüssen, Seen und Teichen, in welche die Massen entleert werden. Auch Brunnen, welche von so verpesteten Wässern ihren Inhalt beziehen, erleiden natürlich gefährliche Veränderungen, und so wird es ganz unzweifelhaft, daß eine Entleerung der fraglichen Abgänge in anderes als schnellströmendes und massenhaftes Wasser nicht geduldet werden könne."

Auch zahlreiche andere, durch die Erfindungen der modernen Chemie und Physik theils in's Leben gerufene, theils zu vollendeter Entwicklung und damit zu oft kolossaler Production erweckte Künste und Industrien, z. B. die Photographie, Kattundruckerei, Gasbeleuchtung, Färberei, Destillation, Tabaks-, Seifen- und Parafinfabrikation, Gerbereien, Bleichanstalten ꝛc. entledigen sich ihrer mannigfachen Rückstände in Gossen, Bäche und Flüsse. Niemand aber wird leugnen, daß Substanzen, wie Cyankalium, Kupfervitriol, Jod-, Chlor-, Ammoniak-, Schwefelwasserstoff- und viele andere organische oder metallische Verbindungen dem Trinkwasser höchst nachtheilig sein müssen. Man wende nicht ein, daß die genannten Substanzen in allzu geringer Menge in's Wasser gelangen, um erheblichen Schaden stiften zu können. Was dem Gift an Größe der Dosis abgeht, das ersetzt es durch die Beharrlichkeit seiner Einwirkung. Wer hat nicht von den hölischen Gebräuen der Borgia's, der Marquise von Brinvilliers gehört, welche den Organismus ganz allmählich, aber eben so sicher untergruben, bis das Opfer erlag?

Und so zeigen sich die verderblichen Folgen jener Wasservergiftung weniger in charakteristischen, hitzigen Krankheiten oder den ausgeprägten Zügen einer Arsenik- oder Schwefelsäurevergiftung, als vielmehr in einem schleichenden, die Säfte annagenden Siechthum, welches indessen große Neigung besitzt, anderweitig hinzutretenden Krankheitsstürmen, z. B. Typhus, Ruhr und Cholera zu unterliegen. Aber sollte nicht das in Gegenden schlechten Trinkwassers heimische Heer der kalten Fieber, Gichtbeschwerden, Wassersuchten, Brustübel die Sanitätspolizei auf einen tief wuchernden Krebsschaden aufmerksam machen und belehren, daß Hülfe Noth thut, daß die moderne Cultur jenes mittelalterliche Märchen von der Brunnenvergiftung zu schrecklichem, leibhaftigem Leben gebracht hat?

Der deutsche Staatsbürger kann sich über Vernachlässigung Seitens einer hochweisen Polizei nicht beklagen. Mit Musteraugen bewacht sie sein Kommen und Gehen, sein Thun und Lassen. Warum erweist sie seinem Essen und Trinken eine so fürsorgliche, nur den Makler und Schlachtgroschen berechnende Aufmerksamkeit? — Schädliche Geheimmittel werden so gut wie strafbar öffentlich feilgeboten und verkauft. Zuckerbäcker und noch vielmehr die Tapeten- und Spielzeugfabrikanten versetzen allen Verboten zum Hohn ihre Waaren mit Arsenik. Kein Hahn kräht danach, ob ein Brauer das zu seinem Gewerbe nöthige Wasser zehn Schritt unterhalb der Stelle herholt, wo der Hauptunrathscanal einer Stadt in den Fluß mündet.

Hier ist noch eine würdige Aufgabe für den Thätigkeitstrieb einer wohllöblichen Polizei. Ein wenig mehr Sorgfalt auf den Schutz der wichtigsten Lebensbedürfnisse, und wir wollen ihrem Eifer in allem Uebrigen gern ein wenig Ruhe gönnen. Die Sicherheitspolizei gehe ein wenig bei der Gesundheitspolizei in die Schule. Was eine solche zu thun habe, um das Wasser vor Schimpf und Gift zu wahren, lernen wir aus Pappenheim's Handbuch der Sanitätspolizei II. Bd. II. Abth. S. 604. Sie hat „festzustellen, von welcher Stelle das Wasser gepumpt werde, was für Ausgänge in der Nähe dieser Stelle stattfinden, wie das Wasser für an der Pumpstelle beschaffen sei, welche Abgänge oberhalb der Pumpstelle in den Fluß kommen, wie die Reservoirs des Werkes beschaffen seien, wie die oberen Schichten des Filtersandes sich betreffe des Schlammgehaltes verhalten, was für Röhren das Werk bei den Consumenten ankomme, ob es event. Blei, und ob es Eisen führe, endlich, ob die Art des Wasserverkaufs ein Aufspeichern des Wassers bei den Consumenten nöthig mache. Diese Feststellungen sind nicht ein für alle Mal, sondern zu verschiedenen Zeiten, mehrmals im Jahre zu machen."

Und nun bitten wir demüthigst um Verzeihung, wenn ein großer Theil des Folgenden sich mit einem sehr unbeliebten und sehr unäthetischen Gegenstande beschäftigt. Fallet nicht in Ohnmacht, geneigter Leser und holde Leserin! Die Regionen, in die wir euch hinabführen, stehen nicht im besten Geruche! Wir beschränken uns jetzt mit dem Behälter, der euren der Natur täglich mehr oder weniger reichlich abgestatteten Zoll aufnimmt, mit — („Nachbarin, Euer Fläschchen!") mit dem Abtritt, und zwar dem Theile desselben, welcher zur eigentlichen Herberge der Excrementalstoffe bestimmt ist.

Die diesem Zwecke dienenden Orte sind entweder unter- oder oberirdisch belegen.

Die unterirdischen bestehen der großen Mehrzahl nach aus besonders dazu eingerichteten Gruben; seltener dient ein unter den Durchgangsröhren befindliches, stehendes oder fließendes Wasser zur Aufnahme der Entleerungen.

Eine nachtheilige und fehlerhafte Banart begünstigt die Durchtränkung des feuchten, umliegenden Erdreichs mit Abtrittsjauche; die mit dieser geschwängerten Bodenflüssigkeiten vereinigen sich nach hydrostatischen Gesetzen mit den benachbarten größeren Wässern (Flüssen, Quellen, Brunnen). Für das Unheil, welches der Genuß eines dermaßen inficirten Trinkwassers anzustiften vermag, sprechen die oben mitgetheilten Belege ganz hinlänglich. Je seltener die Ausräumung dieser Gruben erfolgt, um so größer die Neigung des Bodens zu solchen verderblichen Einsaugungen.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Claire von Glümer.

X.

Mit Künstlern und Kunstgenossen stand Wilhelmine Schröder-Devrient bis auf wenige Ausnahmen im freundschaftlichsten Verhältniß. Sie war so begeistert für alles Schöne, so liebenswürdig in der Anerkennung jedes Verdienstes, jedes tüchtigen Strebens, vor allem so hinreißend und gewaltig in ihren eigenen Schöpfungen, daß sich der echte Künstler durch den Verkehr mit ihr erhoben, gefördert, begeistert fühlen mußte. Mittelbar, durch den belebenden Einfluß, den sie übte, hat sie vielleicht eben so viel geschaffen, wie durch eigene Thätigkeit. Sie war die Muse, deren Erscheinen genügt, um überall neues Leben, neue Blüthen hervor zu zaubern.

Richard Wagner sagt in seinem Vorwort zu den „drei Operndichtungen":

. . . „Die Schröder-Devrient war es, die in mir einen Enthusiasmus edlerer Bedeutung ansachte. Die entfernteste Berührung mit dieser außerordentlichen Frau traf mich elektrisch: noch lange Zeit, bis selbst auf den heutigen Tag, sah, hörte und fühlte ich sie, wenn mich der Drang zu künstlerischem Gestalten belebte." — Robert Schumann's köstliches Lied: „Ich grolle nicht," ist nicht allein Wilhelmine Schröder-Devrient gewidmet, es ist gleichsam aus ihrer innersten Seele hervorgeklungen. Und wie

manche Rolle ist für sie geschaffen, wie manchem bildenden Künstler hat sie durch die plastische Schönheit ihrer Darstellungen die herrlichsten Vorbilder gegeben!

Ueber den Einfluß, den sie unmittelbar in ihrem Berufe übte, herrscht nur eine Stimme. Sie war im vollen Sinne des Wortes die Seele des Ganzen, das belebende, durchgeistigende, zusammenhaltende Prinzip. Jede Einzelnheit des darzustellenden Kunstwerkes behielt sie im Auge; sie ruhte nicht, bis jeder Ton, jede Miene, jede Bewegung harmonisch zum Ganzen strebte, und wenn es in mancher Beziehung für die Mitspielenden schwer war, sich neben ihr, neben der Gewalt ihrer Leidenschaft zu behaupten, so war es auf der anderen Seite wieder, als ströme eine Kraft von ihr aus, die Alles mit Feuer und Leben durchdrang.

Für ihre Dresdner Kunstgenossen war Wilhelmine Schröder-Devrient der beste Camerad: anspruchslos, theilnehmend bei Freude und Leid, aufrichtig in Lob und Tadel, und von unermüdlicher Gefälligkeit. Ihre Börse, ihr Einfluß, ihr Talent standen jedem zu Gebot, der Anspruch daran machte, und besonders waren es die Schwachen, Unterdrückten, Schlechtbesoldeten, deren sich Wilhelmine in Wort und That eifrig annahm. Das Corps de Ballet, der Chor, die Mitglieder des Orchesters waren ihre erklärten Schützlinge; eine Kränkung, eine Ungerechtigkeit, die diesen widerfuhr, nahm sie wie eine persönliche Beleidigung auf und kannte keine Rücksicht, wenn es galt ihre Lieblinge zu vertheidigen oder zu rächen.

Einmal z. B. wurde eine Composition des Kapellmeisters Morlacchi einstudirt. Morlacchi dirigirte selbst, war sehr übler Laune, hatte tausenderlei auszusetzen und rief endlich, innern er heftig mit dem Taktirstecke aufschlug: „Noch'mal singen! die Stelle war ganz schlecht, die Choristen haben gefungen wie die Schweine, wie die deutschen Schweine!“ Die Beleidigten selbst sowie die anwesenden Sänger und Sängerinnen blieben stumm, denn Morlacchi, ein intriguanter, rachsüchtiger Mensch, war damals eine sehr einflußreiche Persönlichkeit, und so wagte Niemand sich gegen ihn aufzulehnen. Nur Wilhelmine Schröder-Devrient trat mit blitzenden Augen aus dem Hintergrunde hervor. „Wenn Er doch einmal von Schweinen spricht,“ rief sie aus, „so will ich Ihm nur sagen, daß Er seine italienische Schweinemusik selber singen kann!“ dabei warf sie dem Herrn Hofkapellmeister ihr Notenblatt hin, kehrte ihm den Rücken und ging nach Hause.

Unermüdlich war sie, wenn es galt Andern ihre Aufgaben zu erleichtern. Manchem Sänger, mancher Sängerin hat sie ihre Rolle bis in die kleinste Kleinigkeit, Note für Note, Schritt für Schritt einstudirt. Es sind Künstler darunter, die später einen großen Ruf erlangt und in thörichter Eitelkeit Wilhelminens Einfluß auf ihre künstlerische Bildung vergessen oder doch verleugnet haben. — Einem etwas ungelenksigen jungen Mann, der es ihrer Verwendung verdankte, daß er aus dem Chor hervorgezogen und zum Solosänger ausgebildet wurde, hat sie stundenlang das Hinfallen eingeübt; mit einer Sängerin hat sie sich sechs Wochen lang gequinigt, um sie die ersten Worte im Fidelio sprechen zu lehren. Bon nah und fern wurde sie in Anspruch genommen. So habe ich unter ihren Papieren einen Brief von Frau Anschütz aus Wien — vom 6. Mai 1839 — gefunden, in dem es unter Anderm heißt:

„Empfangen Sie also unsern herzlichen, innigen Dank, daß Sie so gütig waren, meiner Auguste bei einer so schwierigen Aufgabe wie die Fenella in der Stummen von Portici hülfreich beizustehen. Ich wünsche weiter nichts, als daß Augusteens Auffassungsvermögen von der Art gewesen sein möge, daß sie im Stande war, den poetischen Geist ihrer liebenswürdigen Lehrerin einigermaßen zu begreifen und durch Fleiß und Aufmerksamkeit die Mühe einer solchen Führerin zu belohnen. Sie schrieb mir voll Freude, daß sie mit dieser Lesung sehr glücklich gewesen sei und dies nur Ihrer vortrefflichen Leitung zu verdanken habe. Ueberhaupt scheint sich ihr junges Herz nicht nur der gefeierten Künstlerin, sondern mehr noch der liebenswürdigen, herzlich guten Frau zugewendet zu haben, denn in jedem Briefe gedenkt sie Ihres Namens und stets mit einer Wärme, daß sich schon manchmal eine kleine Eifersucht in mir hätte regen können; doch fand ich ihre Neigung auch wieder sehr natürlich, da es uns Allen ja auch nicht anders gegangen ist.“ — Und Wilhelmine selbst schreibt in einem Briefe aus Mannheim vom 31. Juli 1853 — als sie längst von der Bühne abgegangen war:

. . . „Eine Episode in meinem Stillleben hier war die vierzehntägige Anwesenheit von Fanny la Grua mit ihrer Mutter. Sie wünschte meinen Rath und meine Anweisung für vier bedeutende Rollen, welche sie zum Herbst in Wien singen soll. Die Rollen waren: Fidelio, Euryanthe, Doña Anna und Romeo! Vierzehn Tage waren allerdings eine kurze Frist; — ich habe für diese Rollen mein halbes Leben gebraucht.“

Von den gewöhnlichen Künstlerkrankheiten: Neid, Schadenfreude, Eifersucht, ist Wilhelmine Schröder-Devrient immer frei geblieben. Sie war stolz auf ihre künstlerische Begabung, sie wußte, daß sie schön war, aber eitel war sie in keiner Beziehung und nie hat sie sich nach ehrgeiziger Künstler und eitler Frauen Art durch die Bewunderung verletzt gefühlt, die Anderen zu Theil wurde. Gegen die Verirrungen des Geschmacks, die Ueberschätzungen des Mittelmäßigen, die launenhaften Bevorzugungen der Mode hat sie freilich immer, gewöhnlich in derb sarkastischer Weise, Opposition gemacht — und die davon Betroffenen haben ihr das nie verziehen —; aber was wirklich der Bewunderung werth war, hat Niemand freudiger begrüßt als Wilhelmine. Für Pepita's Schönheit z. B. war sie ganz begeistert; von der Grazie der Taglioni sprach sie noch in der letzten Zeit mit Entzücken, und als sich im Mai 1839 tanzende Bayaderen in Dresden sehen ließen, wurde sie von der Anmuth dieser Mädchen so hingerissen, daß sie während der Vorstellung ein kostbares Armband abnahm und es der schönsten der Tänzerinnen umlegte.

Eben so enthusiastisch war sie in der Anerkennung künstlerischer Leistungen. Stundenlang konnte sie von Sophie Schröder, von der Rachel, von der Seche erzählen und ihnen mit begeistertem Gesicht ganze Scenen nachspielen. „Die Rachel war meiner Mutter gleich in der Gewalt der Leidenschaft und der Wahrheit des Ausdrucks,“ sagte sie; „aber an plastischer Schönheit übertraf die Rachel alle Künstlerinnen der Welt.“

Als Wilhelmine die Seche in der Dame aux camélias gesehen hatte, war sie von dem Aufschrei: „Ich kann nicht mehr!“ wenigstens die Schwindsüchtige nach der Verführung mit dem Geliebten zusammenbricht, so erschüttert, daß sie sich weinend in ihren Wagen warf, weinend zu Hause anlam und sich stundenlang nicht fassen konnte. „Das war vollendete Kunst! das war wirkliches Leben!“ rief sie aus, als sie davon erzählte.

Nach einem Concerte des Pianisten Henselt — den 14. Januar 1837 — schrieb sie in ihr Tagebuch: „Henselt! meine Seele neigt sich in wehmüthigem Schauer vor seinem Genius, der mit einem Flammensiegel über unsere Häupter hinschwebt. Heilige Begeisterung, begeisterter Wahnsinn strömt aus diesen Fingerspitzen! Klasser, Armer, Kranker, Glücklicher, bald Aufgestörter! soviel Gottheit kann dein feiner Körper nicht lange beherbergen!“

Bei einer Gesellschaft im Carus'schen Hause kamen Wilhelmine Schröder-Devrient und die Ungher-Sabatier zusammen. Wilhelmine sang Schubert'sche Lieder, wie sie nach ihr wohl nie wieder gesungen werden. Ihre Zuhörer waren tief ergriffen — und doch war der Beifall noch größer, noch anhaltender, als nach ihr die Ungher-Sabatier ein paar neapolitanische Volkslieder von wunderbarer Frische und Anmuth vortrug. Aber die wärmste Bewunderung, der herzlichste Dank wurde der Sängerin von Wilhelmine Schröder-Devrient zu Theil, die ihr mit dem Ausdruck des höchsten Entzückens gegenüberstand und immer mehr zu hören verlangte. In der Freude an der Kunst verzaß Wilhelmine alle Nebenkühlerschaft, und wie oft ist sie im geselligen Verkehr in liebenswürdigster Bescheidenheit in den Schatten getreten, um anderen Talenten Raum zu geben!

Im December 1848 gastirte die dänische Tänzerin Lucile Grahn in Dresden. Sie hatte, wie sie mir selbst erzählte, längst gewünscht, Wilhelmine Schröder-Devrient kennen zu lernen, aber es gelang ihr nicht, die Ersehnte an einem dritten Ort zu treffen — von der Bühne war sie damals schon zurückgetreten, und sie zu besuchen, wagte Lucile nicht, weil sie gehört hatte, daß sich die große Künstlerin über das Ballet im Allgemeinen sehr geringschätzend auszusprechen pflegte. Dennoch war Wilhelmine bei jeder Vorstellung Lucile's im Theater, und die junge Tänzerin sah mit Zittern und Zagen nach dem Platze im Amphitheater, wo die Gefürchtete saß. Anfang Januar 1849 ging das Gastspiel zu Ende, und Lucile war eines Morgens eifrig mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, als ihr eine fremde Dame mit einem prachtvollen Blumenstrauße gewelket wurde. Es war Wilhelmine Schröder-Devrient, die der jungen Künstlerin einen Abschiedsgruß

bringen wollte. „Ich habe der Tanzkunst bis jetzt wenig Aufmerksamkeit geschenkt, obwohl ich alle ihre Berühmtheiten kenne," sagte sie in ihrer bezaubernd freundlichen Weise; „aber seit ich Sie gesehen habe, schwärme ich für Ihre Kunst. Da sehen Sie meine Hände, sie sind ganz roth, so habe ich geklatscht."

. . . „Ich verlieh Dresden überglücklich, daß mein höchster Wunsch so reizend in Erfüllung gegangen war," erzählt Lucile Grahn in ihrem Briefe. „Ich hatte Lustschlösser, wie ich oft mit ihr schöne Stunden verleben würde — über die Mittage von 1849 machten meinen schönen Plänen ein Ende. Als ich wieder nach Dresden kam, war die geniale Frau schon abgereist und, wie es damals hieß, auf immer. Ein Jahr später hatte ich doch das Glück, sie in Berlin wiederzusehen, als ich dort gastirte. Sie suchte mich abermals auf, denn ich hatte ihre Ankunft noch nicht erfahren. Wir blieben dann einige Tage zusammen. Wie liebenswürdig war sie! Wie flog die Zeit, als wir da zusammen plauderten! Späterhin schickte sie mir ihr liebes Bild — es hängt in meinem Boudoir, und Alle bewundern ihre geistreichen Züge und ihre schwungvolle Handschrift." Unter das Bild hatte Wilhelmine geschrieben: „Der wüthigsten Priesterin Terpsichorens zum freundlichen Gedächtnis an Wilhelmine Schröder-Devrient."

Aber nicht immer wurde Wilhelminens Entgegenkommen freundlich erwidert. Die erste Kränkung in dieser Beziehung erfuhr sie in Berlin, als sie dort in den zwanziger Jahren gastirte. Sie wollte die Iphigenie in Tauris geben — früher eine Glanzrolle der Milsner-Hauptmann — machte der berühmten Frau einen Besuch, bat sie, der Vorstellung beizuwohnen und ihr über Auffassung und Darstellung der Rolle rückhaltslos ihr Urtheil zu sagen. Frau Milsner, eine sehr große, stattliche Dame, richtete sich noch höher auf als gewöhnlich, sah die junge Künstlerin von oben herunter an, mit einer Miene, die deutlich sagte: was erlaubt sich das kleine Ding? und erwiderte nach inhaltschwerer Pause mit würdevollem Kopfschütteln: „Nein, mein liebes Kind, das kann ich nicht! Ich habe die Milsner-Hauptmann in dieser Rolle gekannt und mag nach ihr keine Andere darin sehen."

Noch schlimmer erging es Wilhelminen mit der Rachel. Nachdem sie die große französische Tragödin ein paar Mal gesehen hatte, ließ sie ihr durch einen gemeinsamen Bekannten sagen, wie sehr sie sich danach sehne, ihr die Hand zu drücken und ihr mündlich ihre tiefe Bewunderung auszusprechen. „Antworten Sie der Dame, daß ich Männerbesuche sehr gern empfange," erwiderte die Rachel, „daß ich mir aber aus Frauenbesuchen und Frauenbewunderung nicht das Geringste mache."

Auch in anderer Beziehung hat Wilhelmine wunderliche Erfahrungen machen müssen. Im Jahre 1849 oder 50 war sie in Schlangenbad, und bald nach ihr traf eine andere Sängerin von europäischem Rufe ein. „Sie kam und machte mir ihren Besuch," schreibt Wilhelmine. „Als sie mir gemeldet wurde, stand ich auf, um ihr entgegen zu gehen — ich fand es sehr liebenswürdig, daß sie mich aufsuchte — aber wie soll ich den Eindruck beschreiben, den ich empfing, als sie beim Eintritt in's Zimmer auf die Kniee fiel, den Saum meines Kleides faßte und ihn küßte! Ich wußte nun, daß sie eine Komödiantin war, hob sie auf, so schnell ich konnte, — denn solche Scenen sind mir um den Tod zuwider — und fing ein vernünftiges Gespräch mit ihr an. — Einige Tage später circulirte in Schlangenbad das Gerücht, ich hätte den Musikern dafür, daß sie Morgens am Brunnen die Marseillaise gespielt, ein Dutzend Flaschen Wein geschickt. Es war eine Verwechselung, ein Herr hatte den Leuten das Geschenk für das Lied „Gott erhalte Franz den Kaiser" zustellen lassen! Ich legte übrigens kein Gewicht auf die Sache und ignorirte sie, wie so viele auf meine Rechnung erfundene gute oder schlechte Geschichten. So hatte ich das Alles fast vergessen, als ich einige Tage später bei der jungen Sängerin anklopfte, um ihr meinen Gegenbesuch zu machen. Das Fräulein wäre nicht zu Haus, sagte der Diener, als ich meinen Namen nannte. Aber sie hatte gesungen, als ich in's Vorzimmer trat; ich ließ mich also nicht abweisen und ging mit einem Scherz auf den Lippen dem Diener nach in den Salon — sah noch, wie die stehende Künstlerin im Nebenzimmer verschwand, und stand Ang' in Auge ihrer englischen Gesellschafterin gegenüber, die mir mit allem Stolze ihrer Nation zuschnarrte: „You shall never see Miss . . . . , never!" Ich lachte ihr natürlich in's Gesicht, ging wieder heim und wußte durchaus nicht, was ich aus diesem Benehmen machen sollte, bis ich später erfuhr, daß ich das Glück, mit der Dame zu verkehren, durch den Kork Wein verscherzt hatte."

Auf der andern Seite hat Wilhelmine Schröder-Devrient aber auch in der Künstler- und Dichterwelt Anerkennung und Verehrung im reichsten Maße gefunden. Unter ihren Papieren sind Briefe von Mendelssohn, Spontini, Meyerbeer, Ferdinand Hiller, Clara Schumann, Liszt und Brassart; von Seidelmann, Cornet, beiden Genasts; von der Anschütz, der Lingner-Sabatier und Lucile Grahn; von Mietzschel, Laube, Holtei, Theodor Hell und Büttiger; von Helmine von Chezy und Stifft Platen, die Zeugniß dafür geben; selbst der Gelehrtenstand hat ihr durch Raumer und Carus seine Huldigungen dargebracht. Den Briefwechsel mit Carus, der aber erst in spätere Jahre fällt, bin ich ermächtigt vollständig abdrucken zu lassen. Hier folgen jetzt nur einige der frühesten Briefe.

Darmstadt, 24. October 1830.

„Erst heute, hochbeseligste der Frauen, komme ich dazu, mit meiner liederlichen Handschrift auf Ihre zierliche Epistel zu antworten, weil die Entscheidung der Großherzogin erst gestern erfolgt ist . . . .

Es ist gestern befohlen worden, Ihren ersten Auftritt auf Dienstag, den 2. November, als Euryanthe festzusetzen; die zweite Gastrolle würde auf Sonntag den 7. fallen, und es ist dazu Don Juan gewählt worden.

Wie es bei uns zugeht, davon erlassen Sie mir wohl eine Schilderung. Kommen Sie nur aber ja gewiß; Sie werden wie der Geist über den Wassern schweben, und so lange Sie singen, müssen die streitenden Elemente schweigen.

Meine Frau grüßt Sie, von der Hoffnung Sie zu bewundern im Voraus entzückt. Küstner ist in Leipzig, Tiertheim in Seligkeit, Madame Krüger in der Probe (vom Barbier), Biese in Wuth, Alles in Confusion! und der Teufel überall!

Lüßte man nur, daß Sie bei Zeiten eintreffen wollten, so käme man Ihnen mit Jubelklang entgegen. Mich finden Sie bis Mitternacht auf der Chaussee, damit ich der Erste sei, der Ihnen sein Willkommen zuruft.

Ihr Verehrer
C. von Holtei."

Stuttgart, 18. Mai 1847.

„Minna-Euryanthe, — Minna-Iphigenie — doch wozu die Namen der Kunstgebilde, wenn ich Minna Schröder begrüße? — Schon lange wollte ich Ihnen, hehe Künstlerin! einige Erinnerungsworte zurufen — indes in Ihrer Wunderschöpfung Euryanthe lebt uns blüht, wollt' ich Ihnen gern schon so lange sagen, auch der Dichterin zu gedenken, die ahnungsvoll sie für Sie geschaffen.

Heut, da ein liebenswerther, junger Mann neu Neckarstrand — eine wahre Maiblüthe vom Lebensbaum der Poesie — nach London geht, gebe ich ihm diese Worte mit, die mein Andenken bei Ihnen auffrischen sollen. Empfangen Sie gütig und wohlwollend Herrn Niclas Müller und begeistern Sie ihn zu neuen Liedern; mir aber gönnen Sie die Hoffnung, auf deutschem Boden noch mehr als einen Ihrer Triumphe mitfeiern zu helfen und Blumen in Ihre unverwelklichen Kränze zu winden. Mit der feurigsten Bewunderung, verehrte Künstlerin!

Ihre Ergebene
Helmine v. Chezy, geb. Fr. Arends."

Dresden, 10. Mai

„Hochverehrte Künstlerin!

Wenn Ihnen an der Anerkennung eines ei-devant Kunstcollegen etwas liegt, so erlaube ich mir, Ihnen durch diese Zeilen versläufig zu sagen, daß mich Ihre gestrige Gesammtleistung der Rebecca entzückt und das alte Amt in Wallung gebracht hat.

Ich sah diese Darstellung niemals von Ihnen und bin nun zu der Ueberzeugung gekommen, daß die wahren lyrischen Künstler auch schlechte Libretti und verwuzelte Partituren zu unvercinert, in natura nicht gegründeter Anerkennung heben können! — denn ich heiße ein Libretto schlecht, das ganz überflüssige Figuren hat und ohne Causalnexus zusammen gemacht ist, und eine Musik verwuzelt, die sich in durchgehenden Noten der Mittel- und Füllinstrumente gefällt, um deutsche Schulmeister-Grammatik darzuthun.

Apollo und alle neun Musen erhalten Sie! wenigstens so lange noch, bis Eine kommt, die Sie nachahmt, die Ihnen nachsteht! Erreichen wird Sie wohl schwerlich Eine, und so halte ich es für Pflicht, Ihnen meinen aufrichtigen, herzlichen Dank und wahre Hochachtung hiermit auszusprechen. Wahre

Kunst müssen wir unter uns selbst festhalten und anerkennen, denn für den Troß ist dergleichen — Caviar.

Bitte, lassen Sie mich wissen, wann ich Sie dieser Tage zu Hause treffe, um Ihnen Alles das und mehr mündlich zu wiederholen.

Ihr ganz ergebenster

Cornet."

Berlin, 20. Sept. 1838.

. . . „Ihre Euryanthe war bewunderungswürdig; Sie haben aus dem zum Theil thörichten Text gemacht — mehr als man erwarten kann. Wie Sie dem Lyslart zuerst entgegentraten: ich fuhr unwillkürlich zusammen. Unübertrefflich! — An der nächsten Wendung, dem dummen Unglauben, dem Wahn: Mittheilen einer Historie und Treubruch sei dasselbe — sind Sie unschuldig. Hätten Sie dem Lyslart eine derbe Ohrfeige gegeben und dem Adolar gesagt, er sei ein Schafskopf, so wäre die Oper ohne den 3. Act zu Ende gekommen. Zu diesem hätte Weber ein paar hohe Noten nicht setzen und Sie hätten sie streichen sollen. Man kann sie fast nicht heraus singen, sondern muß schreien, was freilich die Meisten jetzt am meisten bewundern. Ich habe vor Allem das Milde, Gefühlvolle, Weiche in Ihrem Piano bewundert; ein Beweis, daß Sie immerfort lernen und üben. Das Genie hat Ihnen Gott in seiner Gnadenwahl gegeben; das stelle ich Ihnen nicht in Rechnung. Erfüllen Sie nun aber Ihren Beruf nicht, so verdienen Sie, daß er seine Gabe Ihnen entziehe. Also vorwärts, marsch, auf Reisge los! Auf Wiedersehen. Ihr ergebenster, dienstwilligster

v. Raumer."

Im Febr. 1841 hatte Mendelssohn in Concert-Angelegenheiten an Wilhelmine geschrieben und den Brief adressirt:

An Madame Schröder-Devrient,
berühmte Künstlerin
in Dresden.

Wahrscheinlich hatte sie eine Bemerkung darüber gemacht, denn in Mendelsohn's nächstem Briefe heißt es zum Schluß:

. . . „Und die Adresse kann auch diesmal nicht geändert werden. Wenn einer von den hundert deutschen Titeln 'mal mit der That geführt wird, da darf er nicht fehlen. An die Frau Hof- oder Kammer-Sängerin adressirte ich Ihre Briefe mein Lebtag nicht."

Der letzte Brief von Mendelssohn, der sich unter Wilhelminens Papieren befindet, ist vom 2. März 1845 und lautet:

„Liebe Madame Devrient!

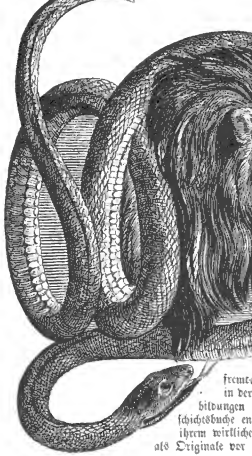
Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, um Sie zu bitten, am Palmsonntag in Dresden die Sopran-Partie in meinem Paulus zu singen. Es liegt mir so viel daran, es thäte mir so leid, wenn Sie gerade dann abwesend wären und nicht mitwirkten, daß ich nicht unterlassen kann, Ihnen diese meine dringende Bitte auszusprechen, obwohl ich von Herrn Capellmeister Reissiger gehört habe, daß Sie Ende März Ihre Urlaubsreise antreten um Anfang April schon zu Gastvorstellungen verpflichtet sind. Aber könnten Sie denn für den Palmsonntag nicht zurückkehren oder den ganzen Anfang der Reise aufschieben? Mit einem Wort: ist es unmöglich, daß Sie mir meine Bitte erfüllen? Seien Sie mir über jene Zumuthung nicht böse, aber ich kann's mir und mag's mir gar nicht denken, daß Sie abwesend wären, wenn ich zum ersten Male irgend etwas von meiner Musik in Dresden aufführen soll. Wenn Sie meine Bitte erfüllen, so thäten Sie mir und meinem Werke einen Gefallen, für den wir Beide Ihnen gewiß auf's Herzlichste dankbar sein würden, freilich ich noch mehr als das Werk, das wohl noch dankbarer sein könnte und sollte als es ist. Indessen ich habe mir's misstrauen so mancherlei Leuten vorsingen lassen, gut und schlecht, ganz und getheilt (von einem dies Stück, von dem Anderen das), theatralisch und langweilig — nun möchte ich's 'mal so hören, wie ich mir's gedacht habe. Deshalb komme ich mit meinem Anliegen und deshalb bitte ich, erfüllen Sie mir's.

Immer Ihr ganz ergebener

Felix Mendelssohn-Bartholdy."

Auch ein Menageriebild.

Von Guido Hammer.



Für mich ist, ich will es nicht leugnen, schon der Geruch einer Thierbude, der für empfindsamere Nasen, als die meinige, abscheulich sein mag, eine Art von Wonne; denn er regt in mir theils alte, schöne Erinnerungen auf, theils beflügelt er mir die Phantasie und versetzt mich in die Tropenländer unter mächtige Katzengeschlechter, phantastisch geformte Gazellen und buntgefiederte Vögel, oder nach dem eisigen Norden, wo nur noch der Eisbär und die Robben eine Rolle spielen. Doch auch ohne Träumerei ist hier Poesie und Größe genug. Welch wundersamen, immer und immer neuen, tiefernsten Eindruck übt nicht der Anblick eines Löwen auf das Menschenherz! Trotz seiner jämmerlichen Beschränktheit, in der man gewöhnlich den „Wüstenkönig" in Menagerien zu sehen gewohnt ist, verleugnet er seinen Adel nicht; ja, selbst durch Gefangenschaft, schlechte Pflege und Hunger verkümmert, ist die machtvolle Schönheit des edeln Thieres nicht ganz zu brechen, und immer noch bleibt es im Besitz eines unnennbaren Zaubers, der durch das menschliche Mitleid, das wohl kein Thier um seiner Gefangenschaft willen so in Anspruch nimmt, als der Löwe, eher erhöht, als geschwächt wird. Wie gewaltig wirkt allein der Anblick und Ton des Gähnens, das andere Geschöpfe in der Regel verunziert, aber den furchtbaren Mähnenträger keineswegs in seiner Würde beeinträchtigt! Nun vollends, wenn der Mächtige seine Stimme, sei es im Zorne, sei es um Nahrung zu fordern, ertönen läßt — wie erhaben und überwältigend ist diese Schwester des Donners! Denkt man sich das volle, markerschütternde Gebrüll eines Löwen in Freiheit, der in seiner vollen Schönheit und wilden Majestät die Steppen durchstreift und männiglich verschlingt, daß er zu jagen ausgezogen, so begreift man, wie der Dichter zu seinem „Löwenritt" gekom-

elchem Naturfreunde wäre eine Menagerie nicht anziehend? Liegt doch schon darin ein ungemeiner Reiz, daß wir diese fremdartigen Thiere, die uns bereits in der Schule als grell colorirte Abbildungen in irgend einem Naturgeschichtsbuche entzückt und mit Sehnsucht nach ihrem wirklichen Anblick erfüllt haben, nun als Originale vor uns sehen.

men. Alle Thiere erzittern vor dieser Stimme, und der Mensch, sollte er nicht von Empfindungen beherrscht werden, die, wenigstens bei den Civilisirten und Gebildeten, sich bis zum Gebete zu Dem, der so Machtvolles und Herrliches geschaffen, erheben?

An elastischer Eleganz der Formen und Bewegungen wird der Löwe zwar durch den Tiger übertroffen; aber weit steht hier an edler Mächtigkeit hinter seinem königlichen Verwandten zurück. Jener eigenthümliche Geist des Löwen, möchten wir sagen, fehlt dem Tiger; er ist eben nur äußerlich schön. Diese körperliche Schönheit ist aber in der That bewundernswürdig. Schon die Färbung, vorzugsweise des Königstigers, ist gegen die schlichte Farbe des Löwen so sinnebestechend, daß er darin den letztern bedeutend übertrifft. Auch die Formen, wie gesagt, sind ebenmäßiger, gerundeter und anmuthiger, sowie seine Bewegungen geschmeidiger und fast einschmeichelnd. Doch der lauernde Katzenblick im echten ungemähnten Katzenkopfe ordnet ihn tief unter, so interessant er auch sonst, selbst in seiner Schattenseite, ist. Sowohl alle seine Vorzüge, als alle seine Mängel zeichnen das ganze übrige Katzengeschlecht aus, es seien nun andere Arten von Tigern, oder Panther, Leoparden, Unzen, Jagnare und wie sie sonst heißen, bis auf unsere Hauskatze herab.

Wie diese beiden Hauptträger des Katzengeschlechts, der Löwe und der Tiger, unendlich Interessantes bieten, so kann man in einer Menagerie von Käfig zu Käfig gehen, und immer wird man sich anregen und erlaben können; man betrachte nur Bären, Hyänen, Wölfe und sonstiges Raubzeug, oder die schlanke, dunkeläugige Gazelle in ihren verschiedenen Arten, oder die plumpen Ueberbleibsel der Borwelt, den Elephanten, das Rhinoceros oder gar das Nilpferd; kurz, bis herab auf den Spaßmacher, den Affen, ja in kleinen Schaubuden selbst bis zu den einheimischen Waldthieren, die nicht jeder immer Gelegenheit hat zu sehen, wie Dachs, Fuchs, Marder ꝛc., — Alles bietet eben so viel Belehrendes als Unterhaltendes und poetisch Erhebendes.

Nun haben die Menagerien aber noch eine Seite, die mich eigentlich zu diesem Artikel veranlaßt hat, ich meine die dabei beschäftigten Menschen, überhaupt das ganze Darum und Daran. Wer hat z. B. nicht mit angenehmer Neugier den Einzug eines Menageriebesitzers in einer Stadt beobachtet? Da kommen die gelb oder blau angestrichenen geheimnißvollen Wagen, wovon gewöhnlich der vordere einen kleinen Hausstand bildet. Da giebt es blumengeschmückte Fenster mit Jalousien und eine gemüthlich rauchende Esse. Hinterher gehen angeleitet dickköpfige, mürrische Bullroggen von reinster Race. Im Coupé aber, das man eher einen kleinen Vorsaal nennen könnte, schaukeln sich Kakadu's und indische Raben, mit denen sich wohl die Frau des Besitzers, die unter Blumenstöcken sitzt, freundlich unterhält. Sie zeichnet sich gewöhnlich durch Corpulenz und durch auffallend viel Ringe, die sie an den zehn dicken Fingern vertheilt trägt, aus, so wie sie gewöhnlich viel, man möchte sagen, Familienähnlichkeit mit den Normalbullroggen hat, die verbissen unter dem Wagen hinscheiten. Gelenkt wird dieser Hauptwagen gewöhnlich von dem unvermeidlichen — echten oder — je nachdem die Mittel der Direction es erlauben — unechten Mohr. Die anderen eisenbeschlagenen, festverschlossenen Wagen, aus denen der neugierige Blick wohl dann und wann durch ein vergittertes Guckloch einen Lama- oder Straußenkopf erhascht, sind von Wärtern umgeben, die durch fremdländischen Accent die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Zuweilen paßirt es freilich auch, daß ein guter, alter Bekannter so einen kauderwälschenden, mit einem Fez geschmückten, bartstarrenden Angestannten durch den Anruf: „Herr Jekes, Petpolo, wo kommst Du den her?!“ als ehrlichen Eingeborenen verräth.

Ist die Menagerie angepflastelt, so kann man das Thierbudenpersonal erst recht in seiner Eigenthümlichkeit kennen lernen. Der Schwarze spielt, einem gewissen Publicum gegenüber, stets eine hervorstechende Rolle. In Folge dessen raucht er auch stets geschenkte Cigarren, die ihm gern von solchen verabreicht werden, die einen unnennbaren Reiz, je Stolz darin finden, mit dem „Mohr“ gut bekannt zu sein. Wer sich aber die Freundschaft des Menageriebesitzers durch Freihalten in der Restauration, die der Thierbändiger zum Frühstück und Abends zu besuchen pflegt, erworben hat, wird unter Gleichgesinnten, aber weniger Glücklichen, eine angesehene und beneidete Person. Solche sehen natürlich, als Abonnenten, niemals bei der Hauptfütterung und Bändigungsvorstellung, wo sie beim Eintreten des Löwenbezwingers durch freundlichen, laut zugerufenen Gruß ihre Intimität mit der wichtigen Persönlichkeit vor dem Publicum zu bekunden suchen. Dabei gewähnen sie sich gern die vier Wochen über, während welcher die Truppe in der betreffenden Stadt weilt, den fremden Dialekt der Wärter an, so daß es wohl vorkommt, daß einer oder der andere von den Zuschauern sie mit zum Menageriepersonal zählt, zumal sie sich gern die Freiheit herausnehmen, den Raume dicht vor den Käfigen, wo nur die Wärter zu gehen haben, sich aufzuhalten. Wird ein Solcher bei vorkommender Gelegenheit in der Vorausfetzung, er gehöre zum Etablissement, um eine Auskunft gebeten, so wird sein Glück vollständig. Schlau weiß er es zu umgehen, seine nur gastliche Stellung zu verrathen, und giebt in meisterhaft nachgeahmtem Tone eines „Erklärers“ die gewünschte Belehrung. — Doch betrachten wir den Thierbändiger selbst einmal näher und zwar bei einer Vorstellung, so kann man ihm die vollste Anerkennung nicht versagen; denn man hat seinen Muth und seine Talente zu bewundern, mit welchen er sich die Bestien unterthan zu machen verstanden. Mit Gerte bewaffnet, mit bloßen muskulösen Armen tritt er unerschrocken unter die zähnefletschenden und widerstrebenden, wüthigen Katzen und zwingt sie nach seinem Willen zu handeln. Natürlich geht er dabei mit echter Thierbändiger-Charlatanerie zu Werke, indem er augenverdrehend und geschirrerschneidend gleichsam die Carricatur einer wilden Bestie spielt, von der es ja richtig ist, daß sie das Auge des überlegenen Menschen scheut, jedenfalls aber vorzugsweise den ruhigen, durchdringenden, feste mächtiger wirkenden Blick des Herrn der Schöpfung. Daß dabei die betreffenden Thiere in ihrer wirklichen oder anerzogenen Aufgeregtheit stets ein höchst interessantes Schaufpiel bieten, ist natürlich. — Hinsichtlich des übrigen Menageriepersonals bietet sich noch eine Seite, die mir stets, namentlich in kleineren Etablissements, die größte Heiterkeit erregt hat; ich meine das Erklären der Thiere von dem „Cyplicator“. Man könnte diesen Actus die traditionelle „höhere Sohle“ nennen; denn was dabei in Bezug auf Vaterländer der Thiere, deren Eigenschaften, Wildheit, Alter und noch zu erwartende Größe gesabelt wird, geht in's Großartige. In größeren Menagerien nimmt man's mit der Wahrheit genauer.

Neuerdings bestrebt man sich sogar ernstlicher, mehr eine wirklich wissenschaftliche Belehrung zu bieten. Nur die verschiedenen Arten, wie Panther, Leoparden, Unzen u. s. w., werden noch oft genug verwechselt, und bei Erklärung der Hyänen kann man sich von der stereotypen Redensart, daß sie „die Leichen ausgraben und lebendig auffressen“, noch nicht trennen. Dann bleibt es ein komischer Zug, daß zuletzt für Vorzeigung halbtoter Schlangen, die in ihrer Hinfälligkeit jedenfalls das geringste Interesse bieten, eine kleine „Recommandation“ beansprucht wird, der Viele sicher entsprechen, wenn ihnen die Ansicht erspart bliebe. Ich wenigstens habe eine entschiedene Aversion für den unvermeidlichen Holzkasten, woraus irgend ein Zipfel einer wollenen Decke hervorguckt, und an dessen Fuße sich die Wärmsflaschen herumtreiben, die dazu bestimmt sind, die verborgenen abgematteten Reptilien nothdürftig an das Klima ihres Vaterlandes zu erinnern. Für Manche mag es allerdings ein Genuß sein, den Wärter sich so einen glatten Schlangenkopf in den Mund stecken zu sehen, und sie stecken dafür vielleicht gern ihr Scherflein in die vorgehaltene Büchse. Doch Thatsache soll es sein, daß sich in einer solchen Sammelbüchse beträchtlich viel Hosenknöpfe finden, die vom Publicum des dritten Platzes wohl weniger aus Ironie, als öfter aus Mangel an landesüblichen Münzsorten beigesteuert werden. Und ich will es nur gestehen, daß ich in meiner Knabenzeit auch einmal zu dergleichen Contributionen gehört, was mir schlecht bekam. In der Hast des Abdrehens nämlich war am bezüglichen Knopfe ein Stückchen Tuch mit hängen geblieben, und „schon hatt' ihn verschlungen der gähnende Mund“, d. h. den Knopf, doch hervorschaute das Stückchen Hosenbund, welches der edle Knecht mit stolzer Resignation erfaßte und den am Zwirnsfaden schaukelnden Knopf wieder hervorzog, mich fixirte und — freilich nur lächelnd, aber zu meiner tiefsten Beschämung weiter schritt. Im Vergleich zu diesem äußerst bereiten Lächeln würde mich der Anblick einer Klapperschlange weniger alterirt haben, oder wenn der Tiger ausgebrochen wäre, ich hätte mich mit dankbarem Herzen fressen lassen. Wahrscheinlich rührt aus jener Zeit meine Antipathie gegen das Vorzeigen der Schlangen mit obligater Büchse her.

Aber um auf die naturgeschichtliche Erklärung kleiner Mena-

geriebesitzer zurückzukommen, so will ich ein jüngstes Erlebniß dieser Art mittheilen.

Da gab's einen Käfig mit allerhand Gethier zu sehen, wie Waschbären, Armadill, Marder, Fuchs, Hauskatzen, Hunde, Kaninchen, Meerschweinchen, ein Rehkälbchen u. s. w., alle scheinbar in zärtlicher Eintracht untereinander lebend. Auch hier wurden nun die Zuschauer mit einer Explication regalirt, die wirklich originell war. Da hieß es unter anderm von dem Rehkälbchen, das vielleicht erst unlängst in der Dresdener Haide gehascht und gezähmt worden war: „Hier sehen die Herrschaften einen der kleinsten Hirsche der Welt; sein Vaterland ist Brasilien." Brasilien spielt nämlich eine große Rolle unter den Vaterländern der verschiedenen Thiere; es klingt so recht ausländisch, so recht „prahlig". Dann war die eine gemüthliche Hauskatze eine indische, die andere aber mit abgehacktem Schwanze und kreuzlahm, daß sie hinten zusammenkauerte, sollte ein Bastard zwischen Katzen und Kaninchen sein. Und das Publicum? O, das Publicum ist die Gläubigkeit selbst. Es glaubt auch, daß der Hund, weil er roth aussah, ein Bastard von Hund und Fuchs sei. Die Kaninchen und Meerschweinchen waren ägyptisch, Fuchs sibirisch, Marder wieder brasilianisch. Die Waschbären blieben unverfärbt, dagegen mußte das Armadill sich gefallen lassen, zu fürchterlichen „Sehten" ausgebeutet zu werden. „In seinem Vaterlande Aegypten", hieß es, „fangt es den Krokodilen die Eier aus und gräbt sich, wenn das Ungeheuer dazu kommt, augenblicklich — man staune — sechs Fuß unter die Erde und entgeht so der Rache der Krokodilmama". Aber nicht genug! „Hat das Armadill keine Krokodileier zur Hand, so geht es auf die Kirchhöfe, scharrt die Leichen aus und frißt sie" — ich will nicht selbst lügen und dazu setzen: lebendig auf, aber „frißt sie auf," sagte er wörtlich. Das Publicum betrachtete jedoch das harmlose Thierchen nach so schamlosen Verleumdungen mit nervösem, gespanntem Interesse und schüttelte die Häupter ob seines scheußlichen Charakters.

Nachdem ich mit einem richtigen Neugreschen meiner Verbindlichkeit für Anschauung eines vertrockneten sattowirten Neuseeländer-Kopfes nachgekommen war, schritt ich ergötzt zur Bude hinaus, um draußen noch einem Lieblingsgenuß zu fröhnen, nämlich die Aushängebilder der Menagerie zu betrachten. Hier waren mit wahrhaft fleischfresserischer Phantasie die blutigsten Scenen zwischen phantastisch geformten Menschen, Löwen, Tigern, Schlangen u. s. w. dargestellt, die von salatgrünen Palmen und kornblumenblauen Gebirgen überragt wurden. Daß drin in der Bude kein einziges von den hier abgebildeten Thieren zu sehen war, fand ich charakteristisch, daß es mir leid gethan hätte, wenn es anders gewesen wäre.

Zur Geschichte des Aberglaubens.

Nr. 4.

Ich kann mir leicht denken und weiß es, wie schwächere Menschen unter mancherlei mystischen Einwirkungen leiden, und will eben deßhalb etwas von meinen Selbsterfahrungen erzählen; vielleicht geschieht es nicht ohne Nutzen für manchen Besangenen. —

Es ist nämlich ganz eigenthümlich, wie jedem Bildungsgrad zum Trotz die Hinneigung zum Aberglauben falsche, fieberische Combinationen und Trugschlüsse veranlaßt, bis sich in dieser Richtung eine solche Begriffsverwirrung einstellt, die alle vernünftigen Anlagen aufsteht, den Verstand völlig corrumpirt und schließlich eine dergestaltige Zerstörung des Nervensystems zur Folge hat, daß solche Menschen zuweilen für die Gesellschaft förmlich unbrauchbar werden. —

Giebt es einen Menschen, der mit verdorbenem, krankhaftem Nervensystem schon aus der Kinderstube kam, so war ich es. Ich verstand es prächtig, Andere zu schrecken, — vielleicht nur deßhalb, weil ich alle Schauer der etwa denmoch möglichen Wahrheit meiner Erzählungen selber mit empfand. Eine dunkle Stube, in welcher ich allein sein sollte, — eine Leiche im Hause, das Sprechen einer ungehört eingetretenen Person — Träume ꝛc., derlei unbedeutende und unvermeidliche Veranlassungen setzten mich sieberhaften Aufregungen von tagelanger Dauer aus; und wäre mir nicht das derbe Leben zu Hülfe gekommen, das während meines Aufenthaltes in der Militärschule und den darauf folgenden sechs Jahren eines Kasernen-Lebens hinreichend Gelegenheit fand, meine naturwichsige zweite Menschenhälfte auszubilden: — ich wäre, davon bin ich überzeugt, ein unter magnetischen Inspirationen negotiirender, für's praktische Leben völlig unbrauchbarer Mensch geworden.

Ich muß, um das Nachfolgende in's gehörige Licht zu stellen, noch einige Worte vorausfenden. Verkenne mich Keiner in der Schilderung meiner Geisterseher-Erlebnisse. Ich bin nicht etwa ein zaghaft schwächlicher Mensch, sondern der Wahrheit getreu darf ich von mir sagen, daß ich stets ein couragirter Bursche war, der vor einer sicheren Gefahr niemals zurück schreckte. Ein durch meine militärische Erziehung kräftiger und ebenmäßiger Körper befähigte mich schon früh, als Turner und Fechter Ungewöhnliches zu leisten. — Todesfurcht war mir immer fremd geblieben; ich habe es vermocht, ruhig im Kugelregen zu stehen, ja vielleicht um ungenügender Veranlassungen willen muthig und muthwillig mein Leben auf's Spiel zu setzen; so wie mir noch heute Keiner, der mich kennt, setzen Willen und Entschlossenheit absprechen wird; — und dennoch habe ich viel unter abergläubischen Kindereindrücken gelitten. — Alles das zusammengenommen, maße ich mir nun das Recht an, vor den verderblichen Einflüssen des Aberglaubens, die selbst dem Gebildeten und Hochherzigen gefährlich werden können, laut zu warnen und Eltern recht eindringlich darauf aufmerksam zu machen, wie nothwendig es ist, Kinder geistesfrei zu erhalten und ihnen schon bei Zeiten die Grundbegriffe einer gesunden Logik an die Hand zu geben. Und nun zur Sache.

Ich verließ meine Militär-Carriere und wurde Schauspieler. Dieser Stand mit all seiner Exclusivität der Existenz war es, der mir am meisten zusagte. Wenn nun während meiner Militärzeit meine mystischen Anlagen schlummerten und nur hier und da mit träumerischen Beängstigungen spukten, so wurden dieselben jetzt unter den Einflüssen meines neuen Standes mit verdoppelter Gewalt lebendig. —

Nach mancherlei tollen Erlebnissen führte mich ein Engagement nach H . . . , — fröhlichen Angedenkens. — Ich war in der Bollkraft meiner 26—27 Jahre und mit dem Entschluß ausgerüstet, meiner kränklichen Hinneigung zum Aberglauben, ressen Lächerlichkeit ich recht wohl einsah, ohne mich von ihm befreien zu können, ein Ende zu machen, als ich erfuhr, daß ein dicht am evangelischen Friedhof jener Stadt gelegenes Haus erst seit kurzer Zeit wieder von einer Familie bewohnt werde, nachdem dasselbe ein paar Decennien als Geisterschloß gemieden und umgangen war, weil sich in demselben ein Gespensterfaal befinde, wo ein Poltergeist sein Unwesen treibe. Gleichzeitig kam mir zur Kenntniß, daß zwei Zimmer, dicht an jenen Gespensterfaal grenzend, das eine mit der Aussicht nach dem Friedhof, das andere nach einem schönen Garten gelegen, zur Zeit noch unbewohnt seien.

Mein Entschluß war gefaßt. Ich miethete gegen ein Billiges die beiden hübschen Zimmer und zog trotz meiner Aversion, die ich jedoch vor Niemandem aussprach, dort ein. — Es ist überhaupt ein vortreffliches Mittel gegen eigene Schwäche anzukämpfen, wenn man es über sich zu gewinnen sucht, frei und offen mit ihr zu verkehren. Nun hatte ich meinen ganzen Nervenstärkungs-Apparat beisammen. Ein Geisterfaal sammt Poltergeist — vor meinen Fenstern der Friedhof — geisterhafte Stille und Einsamkeit — und eine ganze Bibliothek von Schauergeschichten, die sich alle an dem verrufenen Ort meines Aufenthaltes zugetragen haben sollten. „Giebt es etwas von alledem, was Dich so oft mit Furcht und Schauder erfüllte," sagte ich mir, „so muß Dir hier etwas davon begegnen, und dann werde darauf was wolle; und begegnet Dir nichts, dann giebt es auch nichts, und Du wirst von Deiner unseligen Aberwitzei geheilt sein!"

Aus dieser Selbstansprache, lieber Leser, wirst Du ersehen, mit welchen Gefühlen ich meine Geisterburg bezog. Ich war entschlossen, jedem Geräusch, jeder Erscheinung zu begegnen und nicht eher zu ruhen, bis ich die letzte Veranlassung ermittelt, Wahrheit

oder Täuschung ergründet haben würde. Obwohl mir in der ersten Zeit nichts Außerordentliches begegnete, hatte ich dennoch mit dem Verfolgen von Kleinigkeiten viel zu thun, so zwar, daß ich in den ersten Tagen aus einem gelinden Fieber gar nicht herauskam. Doch die Gewohnheit hilft viel, und binnen ein paar Wochen war ich mit meiner Situation vollständig vertraut und ruhig. — Solcher Art kehrte ich eines Abends, es mochte zwischen 10 und 11 Uhr gewesen sein, aus dem Theater nach meiner Wohnung zurück, welche, wie schon erwähnt, außerhalb der Stadtmauer dicht am Kirchhof gelegen war und die ich auf zwei Wegen zu erreichen vermochte: entweder direct quer über den Friedhof, wo sich eine Hinterpforte befand, welche nach einer Küche des Hauses führte, von wo aus ich gleich nach meiner Wohnung hinaufsteigen konnte; oder auf einem Umwege, der die Friedhofsmauer umgehend durch eine förmliche Schlucht in den Garten und nach der Vorderfront des Hauses führte.

Ich hatte den Uriel Acosta in Gutzkow's gleichnamigem Stücke gespielt und war ungewöhnlich erregt. Als ich auf meinem Heimweg aus dem Thor der Stadtmauer trat, lag der Friedhof auf einem kleinen Hügel in herbstlicher Mondbeleuchtung vor mir, und tiefe Stille war über die Natur gebreitet. Mechanisch schritt ich, kaum das Geräusch meiner eigenen Schritte vernehmend, dem mir gerade gegenüber liegenden offenen Eingang zum Friedhof entgegen, zu dem etwa zwanzig breite, steinerne Stufen empor führten. Mit einem Male hastete mein Blick auf einer etwa achtzig Schritte vor mir gleichsam dem Boden entwachsenen Gestalt, die geräuschlos vor mir herschritt und die ich mit Entsetzen im nächsten Augenblick — als meine eigene erkannte! denn sie war mit demselben Almaviva und niedrigen Hut wie ich bekleidet, welche Tracht mich in der Stadt auffällig genug machte, da Niemand außer mir ein derartiges Kleidungsstück trug. Ich stand starr, durch meine Glieder schoß es kalt und heiß — ich war augenblicklich unfähig vor- oder rückwärts zu schreiten — irgend einen Entschluß zu fassen. — Meine Blicke nur blieben starr nach dem Gegenstande meines Schreckens gerichtet, der sich intensiv unbekümmert um mich und, wie es mir schien, geräuschlos schwebend vorwärts bewegte, die Stufen emporstieg, bis er in der Friedhofsmauer verschwand. Erst nachdem die Erscheinung vorüber war, fand ich Kraft mich wieder zu sammeln und schwankte einen Augenblick, welchen Weg ich einschlagen sollte, um nach meiner Wohnung zu gelangen, obgleich ich sonst immer den Weg über den Friedhof zu nehmen gewohnt war.

„Du bist ein Narr!“ rief ich mir mit lauter Stimme zu, und mit dem Ton aus der Brust kehrte auch wieder der Muth in dieselbe ein. Glaube mir, lieber Leser, es gehörte wirklich einiger Muth dazu, um mit festen Schritten jetzt die Stufen zum Friedhof hinauf meinem Doppelgänger nachzugehen. Ich betrat mit wahrscheinlich ungewöhnlich weit aufgerissenen Augen den Friedhof, der in heller Mondscheinbeleuchtung vor mir lag, vermochte aber nichts Befremdliches dort zu erblicken; denn die Gräber und Grabsteine, zwischen welchen ich nun meinen Weg nahm, hatten schon seit Wochen für mich nichts Unbekanntes mehr. So erreichte ich das Haus und trat, ohne erst nach meinem Zimmer hinauf zu steigen, gleich im Erdgeschoß in's Versammlungszimmer der Familie K., wo sich, wie gewöhnlich, sämmtliche Familienglieder zur Einnahme des Abendbrodes versammelt hatten und meiner ungewöhnlich verzögerten Ankunft harrten. Erstaunt rief man mir entgegen: „Was ist Ihnen, Walter? wie sehen Sie aus?“ denn meine jüngsten Erlebnisse mochten einige Zeichen ungewöhnlicher Erregtheit auf meinem Gesicht zurückgelassen haben.

Kaum im Stande mein inneres Beben zu verbergen, erzählte ich, wie ich eben mich selber habe nach dem Friedhofe schreiten sehen, und war überrascht, gar keine Wirkung meines Entsetzens auf meine Zuhörer zu verspüren, als mein College, der Baritonist B., welcher häufig Gast beim Abendtisch der Familie K. gewesen, wo wir dann oft bis spät in die Nacht bei Musik und Sang fröhlich beisammen waren, aufstand und an mich herantretend sagte: „Na, höre, Bruder, hätte ich ahnen können, daß ich Dir solchen Schreck bereiten würde, so hätte ich meine Gefälligkeit bei Seite gelassen.“ Und hierauf folgte eine höchst einfache Erklärung des ganzen Herganges. Nach beendigter Vorstellung verließ ich mit gewöhnlicher Schauspielereile die Garderobe, fand es aber für gut, meiner ungewöhnlichen Aufregung wegen erst einen Gang durch die Straßen der Stadt zu machen, ehe ich meine Wohnung aufsuchte, um das Abendbrod einzunehmen. In meiner Zerstreutheit hatte ich mich nicht meines mitgebrachten Mantels (Almaviva) bedient, sondern ging im einfachen Ueberrock fort. College B., bei der Aufführung des Uriel Acosta nicht beschäftigt, hatte im Auditorium die Vorstellung mit angesehen und wollte mich aus der Garderobe abholen, um mit mir gemeinschaftlich den für ihn ungewohnten Weg über den Friedhof zu machen, fand mich jedoch dort nicht mehr, wohl aber den von mir zurückgelassenen Mantel (Almaviva), den er sich umhing, um ihn mir nach Hause zu bringen, da Frostwetter einzutreten drohte. Das Uebrige versteht sich von selbst. Ich hatte in meinem Schreck kopfloser Weise nicht bemerkt, daß ich selber besagten Mantel gar nicht auf den Schultern trug, und mit einem Wort jeden vernünftig verbindenden Gedanken verloren. Wir lachten alle, und ich freute mich herzlich, eine erwünschte Lehre erhalten zu haben.

Während dessen hatten wir unsere gewohnten Plätze zur Einnahme des Abendbrodes besetzt und harrten der nahen Genüsse, als die Thür aufflog und die Köchin, eine kräftige, hochgewachsene Siebenbürger Sächsin, todtenbleich, mit ihrer Küchenlampe in der Hand, hereinstürzte und mit den Worten: „Der Tod — der Tod — der Tod ist da!“ mitten in der Stube zusammenbrach. Alles sprang erschreckt auf und unter der Magd zu Hülfe, denn wir glaubten, der etwas starken Person sei ein Schlaganfall oder sonst ein heftiges Uebelsein nahe getreten. Bald jedoch vernahm sie uns verständlich zu machen, daß es an der Hinterpforte vom Kirchhof aus geklopft habe, und sie in der Meinung, es käme noch Jemand zu spätem Besuch, habe geöffnet und statt eines Menschen den leibhaftigen Tod vor sich stehen gesehen.

Der Hausherr selbst ergriff ein Licht, und ich, ihm noch voraus eilend, betrat mit ihm die Küche. Kaum dort angelangt hörte ich deutlich abermals an die erwähnte Thüre pochen. Wir sahen uns Beide, ohne ein Wort zu sprechen, an. Das Pochen wiederholte sich, und leises Wimmern wurde vernehmbar. Ich, der ich erst Besehrte, wollte die Früchte meiner überstandenen Cur erproben und trat nahe an die Thüre, der Hausherr mit dem Lichte in der Hand folgte mir, zieht, um die Thüre zu öffnen, das Drückerschloß zurück, ein eindringender kalter Windstoß verlöscht das Licht, indem ich auf die Schwelle hinaustrete; im selben Augenblicke schlägt die Thüre hinter mir zu und fällt in's Schloß, während ich draußen auf dem Kirchhof stehe, und mir hart gegenüber im grünlichen Mondlicht ein angenscheinlich dem Grabe entstiegener, in weiße Laken gehüllter, zitternder und wimmernder Leichnam! Auf's Neue mit Entsetzen erfüllt, wollte ich zurückstreten, woran mich jedoch die festverschlossene Thüre verhinderte, so zwar, daß ich mich der Nothwendigkeit preisgegeben sah, mich mit dem Unbegreiflichen zu verständigen. Der Athem war mir eingefroren, und ich vermochte nicht meine nächsten Gedanken laut werden zu lassen, bis es endlich unter herzerissender Anstrengung: „Was giebt es hier?“ aus mir herausbrüllte. —

„Ich der Herr Schulmeister nicht da?“ wimmerte in klägslichem Ton die Gestalt mir zurück. „Ich muß zum Herrn Schulmeister! Ist der Herr Schulmeister nicht hier?“ wimmerte es nun wie in einem Athem, während die jämmerliche Gestalt im Frofte bebend jetzt und jetzt zusammen zu brechen drohte. Wahrhaft dessen hatte man sich im Hause gefaßt und auf's Neue Licht herbei gebracht, worauf mein College B. zu mir herausstral und wir uns entschlossen, den halbnackten, nur in ein Hemd und Bettlaken gehüllten Menschen anzufassen und nach erwärmten Räumen des Hauses zu bringen. Die furchtbare Erscheinung löste sich bald natürlich auf.

Auf der anderen Seite des Friedhofes lagen nämlich einige Baracken schlechter Holzgebäude, welche in Ermangelung anderer Räume zu Filialspitälern eingerichtet waren. Von dort war ein Nervenfieber-Kranker entsprungen, auf den Friedhof und nach der Küchenthüre gelangt, wo er, ein Schulamtscandidat, in seiner Vision beim Herrn Schulmeister Einlaß forderte und so all den heillosen Schreck verursachte. Man eilte nach dem Spital hinüber, holte die schlafenden Krankenwärter herbei und brachte den Kranken wieder in Sicherheit; — ich war aber für alle Zeiten derartig curirt, daß ich von nun an nie wieder den Kopf ganz und gar verlor, und begegnete mir etwas Außerordentliches, was bei der Sonderbarkeit meines Wohnortes, wo ich 1 Jahr und 9 Monate verblieb, allerdings noch einigemal geschah, so kam ich nie wieder ganz außer Fassung; daher mir auch keine eigentliche Schauergeschichte mehr vorkam.

Durch das Aufsuchen und Besehen dieser und ähnlicher Er-

gebüsse, von denen ich nur ein paar flagrante Fälle hier erzählte, gelang es mir nun wohl, mich der Knechtschaft des groben Aberglaubens und dessen häufig unberechenbar nachtheiligen Folgen zu entreißen. Ich hatte glücklicherweise eine kräftige Natur, die manchen heftigen Stoß, ohne positiven Schaden zu nehmen, auszuhalten vermochte, — wie aber mit schwächeren Constitutionen? — Man sehe sich nur um, und man wird zaghaften, unentschlossenen, nervösen Menschen in Masse begegnen, die unter den Einflüssen jetzt freilich kaum mehr klar bewußter Jugendeindrücke bis in ihr spätes Alter leiden.

Blätter und Blüthen.

Wie ein Gänserich seine Hausbrüne vertheidigte. — Im Nr. 11 des Jahrg. 1860 der Gartenlaube theilt Dr. Brehm eine Beobachtung mit, welche allerdings als eine Ehrenrettung der so oft der Dummheit angeklagten Gans angesehen werden muß. Diese Erzählung hat mich an eine sehr ergötzliche Scene erinnert, welche ich vor mehreren Jahren auf einem reich bevölkerten Hühnerhofe erlebte, und die, weil dabei außer dem Haupthelden, einem wackeren Gänserich, die ganze Bevölkerung des Hofes mehr oder weniger betheiligt war, durch die Mannigfaltigkeit der dazueinander Persönlichkeiten noch bedeutend an Interesse gewann.

Die Fenster meines Zimmers gingen auf einen großen Hof, in welchem sich Hühner verschiedener Racen, Enten, Tauben und Gänse, Hunde und Katzen, und zuweilen auch eine Ziege, jedes in seiner Weise, umhertrieben. Der ihnen angewiesene Raum war groß genug, um jeder Thierart die ihrer Natur entsprechende Thätigkeit zu erlauben, ohne die übrigen erheblich zu beeinträchtigen; und es waren bei reichlichem Futter selbst Streitigkeiten um des täglichen Brodes willen bei weitem nicht so häufig, als in den meisten Sphären der gebildeten Menschheit. So erfreute sich das bunte Völkchen schon Jahre lang des Lebens, und manches fette Stück Geflügel hatte durch Vermittelung der Küche seine Menschwerdung vollbringen müssen; da trat plötzlich eine traurige Wendung der Dinge ein. Gryphs soll sam über die Bewohner des Hofes, und die ist dahin in friedliche Republik wurde zur absoluten Monarchie, in der die äußerste Beschränkung der persönlichen Freiheit nicht einmal mit „glorie“ überstrichen war.

In einem unglücklichen Tage fiel es dem Hahnherrn ein, die Zahl seiner Hühnervögel durch einen Puter, bei uns Welscher* genannt, und seine zwei Gemahlinnen zu vermehren. Friedlich zog der Welsche ein in die Republik, er schien sich zuerst nur auf dem neuen Gebiete orientiren zu wollen und hielt sich fern von der übrigen Gesellschaft, scheinbar zufrieden mit dem Bewußtsein der Größe zu sein unter den Hühnervölk. Stieg er auch stolz einher, mit hoch getragener Nase, erfüllt vom Gefühle seiner höchstgeeinten Herrscherwürde, so beschränkte er sich doch auf solche friedliche Manifestationen und erlaubte sich vor der Hand keinerlei Eingriffe in die Rechte seiner Hofgenossen. Doch schon nach einigen Wochen fand er, daß die Freiheit allzu groß sei unter seinen Mitbürgern; das Bedürfniß einer kräftigen Handhabung der Polizeigewalt schien ihm so dringend, daß er wohl aus angeborener Borliebe für dieses schöne Fach, das Fundament einer Weltherrschaft, diese allerdings selbst übernahm. Die Enten, welche bisher der sehr ungenügenden Liebhaberei für schmutzige Pfützen gefröhnt hatten, wurden unbarmherzig verjagt, sobald sie sich den Abflüssen der Küche näherten, die Gänse durften nicht mehr in dem allgemeinen Wasserbehälter baden, den Tauben wurde das unnütze Umhertanzen auf dem Hofe verwehrt, und selbst die Hühner verschiedener Racen durften sich nicht beschädig, es sich gefallen lassen, das sonnige Revier zu meiden, in welchem Allerhöchstsie kollernd und die Flügel schleifend zu promeniren geruhten. Sowie auch anderwärts die Polizeiwillkür sich endlich mit dem Pietismus zu assoeiiren pflegt, so bemächtigte sich zuletzt des großen Autokraten die Ueberzeugung von der Sündhaftigkeit dieser Welt, und er begann mit räuchtigem Eifer gegen die Verirrungen des Fleisches bei Andern anzukämpfen. Hatte bisher das Hofgeflügel ungestört der Liebe gepflegt, so war ihm nun plötzlich in dem neuen Dictator ein Sittenrichter erstanden, welcher ganz im Geiste des Muckerthums oben so streng gegen Andere, als nachsichtig gegen sich selbst, bei jeder verdächtigen Annäherung sich auf das zärtliche Paar stürzte und durch wüthende Hiebe und Flügelschläge, verbunden mit lauten Aeußerungen seines Unwillens, sich bemühte, der ihnen den Regungen der Natur sämmtlich entgegenzutreten. So war denn das „Intravimus ut nati“ bereits in das „Regnavimus ut nupserunt“ übergegangen; ohne allerdings Erlaubniß war es den Bewohnern des Hühnerhofes nicht mehr erlaubt sich ungestört zu ernähren oder zu vermehren; da trat ganz unerwartet ein Ereignis ein, welches den großen Imperator nicht allein in die gedührenden Schranken zurückwies, sondern sogar den bis dahin am meisten verfolgten Gänserich zur Herrschaft im Hühnerhofe erhob.

Eine der Gemahlinnen des Gänserichs hatte zu brüten angefangen und sich zu diesem Behufe in einen verborgenen Winkel eines Magazins zurückgezogen, wohin ihr der Hofsyrann nicht folgen konnte; um so größer aber war dessen Zorn, sobald die arme Gans bemerkte, um in möglichster Eile ihr Futter zu verzehren; sie war dann jedesmal seinen heftigsten Verfolgungen ausgesetzt, wurde zerzaust und gebissen, und mußte meistens noch ungesättigt zu ihrem Neste zurückeilen, um die Eier nicht erkalten zu lassen. Verzmals hatte ich schon solche Scenen von meinem Fenster angesehen, ohne sie verhindern zu können; nicht immer war Jemand in der Nähe, der der armen Dulderin hätte beistehen können; da stürzte sich eines Tages der Gänserich mit solcher Wuth auf den Welschen und setzte ihm durch Bisse und Flügelschläge so sehr zu, daß der übermüthige Wurzator bald schmählich davon hinkend die Flucht ergriff und sich vor dem gerechten Zorne des beleidigten Gatten verkroch. Mit triumphirendem Geschrei und Flügelschlag verkündete der Gänserich männiglich seinen Sieg und das Morgenroth der erkämpften Freiheit, und seit dieser Lection wagte der Welsche nie wieder irgend ein Thier anzugreifen. Sein Muth war gebrochen, seit er ernsten Widerstand gefunden hatte, und das übrige Hofgeflügel, welches die Niederlage mit angesehen, nahm ferner keine Notiz von dem gekürzten Tyrannen. Der Friede war nun wieder hergestellt, und die Gemahlinnen offenbar auf den Gänserich übergegangen, der sich nicht um die Sittenpolizei kümmerte, sondern nur bei etwaigen Kämpfen der Höhne intervenirend einschritt. Hielt er sich auch gegen das Hofgeflügel in den Grenzen der Gleichberechtigung, so zeigte er doch bald eine so unerbittliche Feindschaft gegen die damals schon umfangreichen Damenkleider, daß er sich in kurzer Zeit sämmtlicher Zeuge bald sehr misstleidig machte, und der Hausherr mußte sich trotz seiner sonstigen ehrenwerthen Eigenschaften des Hausfriedens wegen dem heiligen Martinus opfern. Gleicht dieser in allen seinen Theilen ohne alle Zutat erzählte Fall nicht einem Stück aus der Geschichte der Menschheit? Zeigt uns nicht der wackere Gänserich, wie auch wir fremder Anmaßung gegenüber verfahren sollen?

Dr. Gergens.

* Mit dem Namen „Welscher“ bezeichnet man am ganzen Oberrhein, sogar im Elsaß, die Franzosen.

Für Mütter und Erzieherinnen.

Bei **Ernst Keil** in Leipzig ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Hauserziehung und Kindergarten.

Vorträge für Frauen und Jungfrauen,

welche für die Familie oder den Kindergarten sich zu Erzieherinnen bilden wollen.

Von **Auguste Herz.**

24 Bog. eleg. brosch. 25 Ngr.

Dem weiblichen Geschlechte, welches bisher für die Hauserziehung gar keine oder doch nur eine sehr mangelhafte Vorbildung empfing, wird in diesem vortrefflichen Buche zum ersten Male eine nach rationellen Grundsätzen festgeordnete praktische Anleitung zur Pflege und Erziehung der Kinder bis zum sechsten Jahre geboten. Die zweite Abtheilung des Buches dagegen beschäftigt sich ausschließlich mit den Kindergärten, giebt eine Darstellung des Zweckes und der Bedeutung derselben, schildert die Kindergärtnerin im Kreise der Kinder und in der Uebung ihrer Pflichten, die innere Einrichtung, Verwaltung und Leitung der Kindergärten, giebt Winke über den Unterricht, namentlich über den Religionsunterricht, und schließlich unter Aufführung einer reichen Anzahl von Beispielen die Regeln beim Spielen und Beschäftigungen, beim Zeichnen und Turnen.

Allen edlen Frauen und Jungfrauen, denen die heilige Angelegenheit der Menschbildung Ernst ist, empfehlen wir dieses eben so praktische wie gemüthreiche Buch.

Kleiner Briefkasten.

Mdc. in St. Petersburg. Müssen leider Ihre Offerte ablehnen.

Ch. Der angekündigte Artikel von W. Zimmermann wird in einer der nächsten Nummern erscheinen.

Fr. in Th. Angenommen.

J. in Lausak. Der zweite Artikel über „Telegraphie“ erscheint schon nächstens.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Zwölfte.

Kleine Bilder aus großer Zeit.

Von **Georg Hesekiel.**

1.

Am 16. September 1809, Morgens neun Uhr, versammelte sich auf der Citadelle von Wesel eine Militair-Commission, bestehend aus dem Bataillonschef Grand und fünf andern Officieren, niedergesetzt von dem Commandanten der Festung, General Lauenine, berühmt als Führer einer der „höllischen Colonnen", welche einst die Vendée verwüsteten, um auf Befehl des Kaisers Napoleon über zwölf Officiere zu richten, die den kühnen Major von Schill auf seinem kecken Zuge gegen den französischen Tyrannen begleitet hatten und unglücklicher Weise in Kriegsgefangenschaft gerathen waren.

Nur elf dieser Officiere konnten dem Militairgericht vorgeführt werden, es waren: Leopold Jahn aus Massow in Pommern, Ferdinand Schmidt aus Berlin, Ferdinand Galle aus Berlin, Carl und Albert von Wedell aus Bramsfort in Pommern, Adolf Keller aus Straßburg in Ostpreußen, Constantin von Gabain aus Geldern, Ernst Friedrich von Flemming aus Rheinberg, Friedrich Felgentreu aus Berlin, Carl von Kessenbrink aus Krien in Pommern, Friedrich von Trachenberg aus Rathenow. Der Zwölfte, Leopold Heinrich von Wedell, fehlte, er lag schwer verwundet in Montmedy und hatte nicht nach Wesel abgeführt werden können.

Um neun Uhr trat die Militair-Commission zusammen, und um 11 Uhr waren elf preußische Officiere, von denen Keiner noch dreißig Jahr alt war, zum Tode verurtheilt wegen Verletzung des ersten Artikels des Gesetzes vom 29. Nivose des sechsten Jahres der französischen Republik.

Napoleon gesellte doppelten Hohn zur Tyrannei, denn er ließ die preußischen Officiere, die im ehrlichen Kampfe gegen die Uebermacht gefangen waren, verurtheilen auf Grund eines französischen Gesetzes, welches keiner der Jünglinge kannte. Und wie lautete dieses Gesetz? So lautete wörtlich: „Gewaltsame Diebstähle auf offener Landstraße, sowie Einbruch in bewohnte Häuser durch äußere Gewalt oder Leitersteigungen werden mit dem Tode bestraft."

Als Diebe und Straßenräuber ließ der französische Kaiser die hochherzigen Jünglinge, die für das Vaterland ausgegangen, zum Tode verurtheilen, weil sich ihr Anführer, der Major von Schill, natürlich überall, wohin er gekommen war, der feindlichen Kassen bemächtigt hatte, wie der Kriegsgebrauch ist. Das war napoleonische Gerechtigkeit; o, es ist eine gute und vorsichtige Gerechtigkeit, die kaiserlich französische, sie hatte auch schon in der Nacht vor dem Tage, an welchem die Militair-Commission zusammentrat, drei große Gräber graben lassen für die preußischen Officiere!

Nun, die Gräber waren fertig — umsonst konnte man sich die Mühe doch nicht gegeben haben? O, nein! Um 11 Uhr wurde nicht nur das Todesurtheil gesprochen, sondern auch die sofortige Execution verfügt. Die Behörden des französischen Tyrannen waren nicht ohne Besorgniß, denn eine dumpfe Gährung gab sich unter der gut preußisch gesinnten Einwohnerschaft kund, die Thore wurden schon am frühen Morgen gesperrt und die Wachtposten überall verdoppelt. In ohnmächtigem Groll mit den Zähnen knirschend schlichen die Einwohner durch die Straßen, und selbst die französischen Soldaten der Besatzung murrten laut über dieses blutige Tyrannenstück ihres sonst vergötterten Kaisers. Bei einem portugiesischen Bataillon, das aus seiner Heimath hierhergeschleppt worden war, gab sich der Unwille so stark kund, daß der Commandant es auf der Esplanade antreten und bis zum Schluß der Execution unter'm Gewehr stehen ließ.

Um 1 Uhr Mittags führte man die Elf zum Tode; die zur Execution bestimmten Truppen hatten einen Leiterwagen mitgebracht, die jungen Officiere aber erklärten, daß sie als Preußen gewohnt seien, dem Tode entgegen zu gehen, und sie würden das auch heute thun! Da band man Zwei und Zwei zusammen mit Stricken an den Armen, und dann begann der Trauerzug.

Voran ein Commando Gavallerie mit schußfertigem Carabiner, dann eine Compagnie Grenadiere, darauf die Elf, umgeben von den zur Execution bestimmten Kanonieren, den Beschluß machte eine Voltigeur-Compagnie. So führte man sie hinaus, die Jünglinge, unter Trommelschlag, über die Esplanade zum Berliner Thore hinaus und von da nach dem Fürstenberge, denn die Lippe hatte den nächsten Weg zum Exerzirplatze, wo die Gräber aufgeworfen waren, überschwemmt. Da die Thore geschlossen waren, so konnte keiner der Einwohner von Wesel den Trauerzug geleiten und die Einsamkeit draußen stach mächtig ab gegen die gedrängte Menschenmenge in den Straßen. Die Wälle waren dicht mit Menschen besetzt, aber die Hinrichtungsstätte war ihren Augen durch ein Gebüsch verdeckt.

In dieser Einsamkeit zogen die Schergen der fremden Tyrannei des Weges dahin mit ihren Opfern; die wenigen Menschen aber, die ihnen auf der Landstraße begegneten, sie folgten dem traurigen Zuge, denn die Officiere riefen ihnen zu: „Geht mit uns und seht, wie Preußen sterben, damit Ihr's den Landsleuten erzählen könnt!"

Kalt und ruhig, mit männlicher Fassung marschirten die Elf auf in den weiten Halbkreis, den die französische Besatzung auf dem Richtplatze, nahe an der Düsseldorfer Landstraße, bildete. Dumpf und hohl klang das französische Commando über die offenen Gräber. Man wollte den Opfern des Tyrannen die Augen

verbinden, wie's Brauch ist beim Erschießen, aus einem Munde aber weigerten sich die Elf. Sie wollten, wie's preußischen Soldaten ziemt, mit offenen Augen dem Tode entgegen gehen.

Sechsundsechzig französische Kanoniere traten an zur Execution, die Elf umarmten sich mit dem einen Arm, den sie frei hatten, dann stellten sie sich in eine Reihe, entblößten Brust und Hals und riefen den Franzosen zu, die preußischen Herzen nicht zu fehlen.

„Fürchtet nichts," lautete die Antwort, „die französischen Kanoniere zielen gut!"

„Fürchten?" riefen die Elf, „wir Preußen fürchten keine französischen Kugeln!"

Die Kanoniere nahmen die Gewehre auf, und Friedrich von Flemming, der am äußersten linken Flügel stand, machte sich nach Verabredung fertig, selbst das Zeichen zu geben. Als die Franzosen im Anschlage lagen, warf er seine Mütze in die Höhe und riefen alle mit schallender Stimme: „Es lebe der König! Preußen hoch!"

Die Salve krachte, und zum Tode getroffen sanken die an einander Gebundenen lautlos nieder; nur Albert von Wedell, der achtzehnjährige Jüngling, richtete sich noch einmal auf unter den blutenden Leichen, seine rechte Seite war von den Kugeln zerrissen, aber mit starker Stimme rief er: „Könnt Ihr nicht besser treffen, Franzosen? hierher, hier sitzt das preußische Herz!"

Eine zweite Section trat vor und lud die Gewehre; welche Minuten voll bangem Entsetzen! Einige hofften, die Franzosen würden dem muthigen Jüngling das Leben lassen, viele der Feinde selbst hätten's sicher gern gethan, aber der kaiserliche Befehl lautete bestimmt, und wer hätte es gewagt, dem Befehl des Kaisers entgegen zu handeln? Ein Tyrann herrscht nur über Sclaven, Sclaven aber gehorchen blind, bis sie meutern!

„Feuer!" commandirte Albert von Wedell, und das barmherzige Blei bettete ihn sanft neben seine Waffenbrüder!

In die offenen Gräber warf man die Leichen der Elf, französische Soldaten schaufelten sie zu, und Wesseler Bürger bezeichneten in der Nacht nach der Execution die Stätte, wo die edlen Opfer fremder Tyrannei zum ewigen Schlaf gebettet waren in vaterländischer Erde.

Das waren die Schüsse zu Wesel am Glacis, mit deren Krachen der fremde Imperator am 16. September 1809 den deutschen Zorn zu schrecken gedachte. Es kam aber anders; der Knall jener Schüsse weckte den Zorn auf, wo er bis dahin noch geschlummert. Wie der schöne Morgenstern der Befreiung war der Schill aufgegangen am deutschen Himmel, er ging unter in dem Pulverdampf am Glacis zu Wesel, aber der Morgenstern geht unter, wenn der Morgen kommt, den er verkündet hat, der Morgen des Befreiungstages!

2.

An einem Novembertage des Jahres 1809 herrschte zu Cherbourg, der starken französischen Seefestung, welche, das britische Portsmouth gegenüber beherrschend, am Canale thront, eine ganz ungewöhnliche Thätigkeit, denn die Sprengarbeiten an dem Riesenbassin, welches Napoleon im Jahre zuvor auszusprengen befohlen hatte, waren beendet, und es galt nun, die Steintrümmer so schleunig als möglich zu entfernen, damit der großartigste Schutzhafen für französische Schiffe alsbald vollendet werde. In Tausenden von Karren wurden Erde und Steingerüll über die Esplanadewälle und Coupletts-Hügel im Rücken des Hemet-Forts abgeführt; schwere Arbeit, aber noch schwerere Arbeit wird leicht durch Lust und guten Willen! doch hier hört man keinen ermunternden Gesang, hier tönt kein erfrischendes Wort, hier arbeitet Niemand mit Lust und gutem Willen. Tiefe Stille herrscht, man hört nur das Kreischen der Räder, das Schnaufen der schwer arbeitenden Männer und den zornigen Zuruf der strengen Aufseher. Doch man hört noch ein Geräusch, ein Geräusch, bei dem selbst feste Männerherzen beben, man hört das Klirren der Ketten; denn die hier arbeiten, alle sind in Ketten geschmiedet, sie müssen arbeiten in Ketten — Gott erbarme sich!

Halb nackt, denn die Kleidung vom größten Segeltuch reicht kaum aus, die Blöße zu bedecken, ziehen die Unglücklichen, die immer zu Zwei an eine Kette geschmiedet sind, in stummer Wuth oder schon in thierischer Gleichgültigkeit, die wenigsten in männlicher Fassung, mit leuchtendem Odem den Karren hergauf.

Schwere Arbeit in Ketten! aber drüben donnert das ewige Meer und sein erfrischender Hauch weht auch um die Stirn des Galeerensträflings, die Sonne leuchtet und ihre Strahlen vergolden nicht nur den Knopf des Kirchthurms, sondern auch das Elend des Bagne-Gefangenen. Der Galeerensträfling, er ist bei schwerster Arbeit glücklicher als der Gefangene in der Tiefe des Thurmes, zu dem kein Sonnenstrahl dringt und kein Hauch von frischer Luft, der nichts hört als das Klirren seiner Ketten, für den die Stimme seines Kerkermeisters Musik geworden ist. Galeerensclave du, mit dem blauen Auge und dem jugendlichen Antlitz, was du auch verbrechen haben magst, wer da Gewalt über dich hat, er hätte schlimmer mit dir verfahren können: er schmiedete dich an die Kette, aber er hat dir das Licht gelassen, er bedeckte dich mit Lumpen, aber er hat dir die Luft gelassen — das ist der Galeerentrost!

Der jugendliche Sclave richtete sein Haupt stolz auf, der Schweiß rann ihm von der bleichen Stirn; ein Gleiches that der an eine Kette mit ihm geschmiedete Bärtige; Beide standen straff und fest, militairisch die Haltung, und stummer Groll loderte aus ihren Blicken. Der jugendliche Galeerensclave da mit den zornigen Augen und dem wehmüthigen Munde, das ist der „Zwölfte"; die Elf andern liegen vor dem Glacis zu Wesel im kühlen Grabe, der Zwölfte zieht in Ketten zu Cherbourg an der Karre, ein Galeerensclave des französischen Tyrannen!

Die Schüsse zu Wesel am Glacis hatten nicht den erwarteten Erfolg gehabt, es waren nicht Trotz- und Schreckschüsse für Preußen und Deutschland geworden; sie hatten vielmehr, wem Echo durch ganz Deutschland getragen, eine so allgemeine Erbitterung und so beredtsame Aufregung erzeugt, daß der fremde Despot es nicht wagte, auch den Zwölften noch nachträglich erschießen zu lassen. Er machte den preußischen Officier zum Galeerensclaven, er begnadigte ihn nach Cherbourg zu Kette und Karre! Bonapartische Großmuth!

Se wurde Leopold Heinrich von Wedell, der Sohn einer alten neumärkischen Familie, die sich seit Jahrhunderten in alle Reiche des Nordens verbreitet hat, Galeerensträfling, weil er als ein Held gefochten und gefangen werden nach männlichem Wiederstande. Der große Kaiser wagte den Zwölften nicht erschießen zu lassen, darum an die Kette mit ihm!

Leopold Heinrich von Wedell, Lieutenant im Regiment des Prinzen Louis, schlug sich heldenmüthig in Preußens dunkelsten Stunden bei Auerstädt 1806. Er erhielt eine Kugel in den Unterleib,ritt aber auf dem Pferde seines geblessirten Majors, die Wunde im Leib, den Gram um das Vaterland im Herzen, von Auerstädt bis nach Magdeburg, um nur nicht in französische Gefangenschaft zu fallen. Schwer erkrankt und in Todesnoth vernahm er hier nach einiger Zeit das Gerücht, Magdeburg wolle capituliren; sofort machte er sich auf, denn er wollte keinen Theil haben an der brennenden Schmach, die damit dem preußischen Namen angethan wurde. Der Schwerverwundete, begleitet von seinem ältern Bruder, schleppte sich fort; er folgte dem Corps Blücher's nach, aber auch das ging verloren durch die Capitulation von Lübeck, noch bevor er's zu erreichen vermochte. Der Lieutenant von Wedell rettete sich nach Dänemark, ließ sich in Kopenhagen heilen und gelangte mit seinem Bruder zur See nach Königsberg, wo ihn sein König sofort bei dem Garde-Reserve-Bataillon wieder anstellte. Den vergifteten Tilsiter Frieden aber vermochte der jewige junge Mann nicht zu ertragen, von grimmigem Franzosenhaß bewegt, nahm er im Jahre 1808, als jede Aussicht auf einen nahen Krieg geschwunden war, den Abschied und schloß sich jenen treuen Patrioten und kühnen Männern an, welche sich bemüheten, einen Aufstand in den Landen zwischen Weser und Elbe zu organisiren und durch denselben das Spottkönigreich Hieronymi von Westphalen umzuwerfen. Es ist bekannt, welchen traurigen Ausgang diese Schilderhebung unter Dörnberg nahm. Flüchtig irrte der Lieutenant von Wedell durch die Lande, von Versteck zu Versteck folgten ihm die Häscher des Spottkönigs „Kehrum", wie die Westphalen seinen verrammten französischen Namen „Jerome" aussprechen beliebten: da, im Frühjahr 1809, sah Wedell plötzlich den Säbel blitzen in Schill's Faust, er vernahm die muthigen Klänge der Trompeten vom ruhmreichen zweiten Brandenburgischen Husaren-Regiment, die den französischen Kaiser, den Unterdrücker

aller Völker, furchtlos herausforderten zum Kampfe! Leopold Heinrich von Wedell wurde ein Officier Schill's. Aber schon in dem ersten Gefecht, bei Dodendorf unweit Magdeburg, wo Schill die französisch-westphälischen Truppen trotz ihrer Uebermacht sprengte und in die Flucht jagte, hatte Wedell das Unglück gefangen zu werden. Er hatte sich verzweifelt gewehrt, er blutete schon aus mehreren Wunden, aber erst eine Kugel, welche er in die linke Hüfte erhielt, streckte ihn nieder und gab ihn in die Hände seiner Feinde, welche den Schwerverwundeten über Magdeburg nach Kassel nach Montmery schleppten. Im Gefängniß zu Kassel sah er seinen treuen Freund, den Obersten Enmerich, der drei Tage nachher auf Napoleons Befehl erschossen wurde. Im Gefängniß zu Montmery sah er seine elf Cameraden, die elf Andern, die zu Wesel erschossen wurden; ihn, den Zwölften, schickte der große Zwinghere nach Cherbourg an die Karre!

Er ward vielfach bevorzugt in Cherbourg, der tapfere Wedell, an sich selbst erfuhr er des französischen Kaisers höllische Großmuth im reichsten Maße, denn er wurde nach seiner Ankunft im Bagno nicht gebrannmarkt, ihm wurden weder die zwei, noch die drei verhängnißvollen Buchstaben * auf die Schulter gebrannt. Freilich erhalten nur Räuber und Mörder diese entehrende Brandmarke, aber der große Kaiser, der die Elf zu Wesel wegen Straßenraub hinrichten ließ, der konnte ja auch den Zwölften zu Cherbourg wegen Straßenraub brandmarken lassen! Wer hätte ihn daran hindern können? Keine Großmuth, daß es nicht geschah, bonapartische Großmuth!

Nicht allein befand sich Wedell unter den französischen Mördern, Giftmischern und Spitzbuben; o nein, er fand dort zahlreiche teutsche Gesellschaft, brave Soldaten und patriotische Ehrenmänner genug, die dort an Kette und Karre zogen! Sie Manchen, der damals spurlos verschwand aus dem teutschen Vaterlande, den Weib und Kind und Freunde nimmermehr wiedersahen, er wäre zu jener Zeit in Cherbourg nicht vergebens gesucht worden, 1813 freilich weerten seine Gebeine schon längst in den großen allgemeinen Begräbnißgruben hinter dem Fort Nouveaulles.

Einen von den teutschen Landsleuten gab man dem Lieutenant von Wedell zum Genossen an der Kette, man schmiedete ihn zusammen mit einem Kriegs- und Unglücksgefährten, mit einem gefangenen Schill'schen Unteroffizier. Das ist der Bürtige, der so paradenmäßig straff neben dem bleichen Jüngling an der Karre steht. Die bonapartische Großmuth gab ihm einen Genossen im Leiden!

3.

Wenn die Galerensclaven am Morgen zur Arbeit mußten, dann wurden sie auf dem Wege zum Kaiser-Bassin durch die Hafenstraße „getrieben“ von ihren Aufsehern. Die getriebene Heerde zog regelmäßig auf der einen Seite der Hafenstraße hinaus und kehrte auf der andern zurück. Auf dem Rückwege war die Aufsicht der Treiber lässiger, man vergönnte den Getriebenen, die von der Arbeit meist völlig erschöpft waren, einige Nachsicht, man ließ sie langsam gehen, als sie mochten, überzogt, daß sie sich wenigstens so viel beeilen würden, um die kalge Abend-Ration im Bagno noch zu empfangen; an eine Flucht dachte Niemand, eine solche war, wenn auch nicht unmöglich, so doch völlig nutzlos, da die Wiederergreifung unvermeidlich.

Seit einiger Zeit schon waren Wedell und sein Unglücksgefährte, der Schill'sche Unteroffizier, immer die Letzten beim Heimzuge in die Start; waren sie die Erschöpftesten? Benutzten sie diese Minuten ungestörten Beisammenseins, um vom Vaterlande und ihren Lieben in der Heimath zu reden? oder hatten sie einen andern Grund?

In der Hafenstraße zu Cherbourg, gerade an der Ecke der Seilergasse, steht ein altertümlich stattliches Haus mit vorspringendem Erker im ersten Gesteck und einer Wetterfahne darauf. In diesem Hause wohnte ein alter Herr, Namens de Lachstarrie, ein höherer Beamter der Hafenverwaltung von Cherbourg, mit seiner Familie, welche aus einer schon verwittweten Tochter mit mehrern Kindern bestand.

An einem der Fenster zu ebener Erde in dem altertümlichen Hause blieb das letzte Paar der Galeerensträflinge regelmäßig stehen beim Heimzuge und ruhete dort einige Augenblicke. Anfangs mochte das Niemandem auffallen, nach und nach aber wurde es doch bemerkt; zuerst durch die Kinder des Hauses, welche sich vor dem bleichen Gesicht fürchteten, mit welchem der junge Galeerensträfling jeden Abend durch das Fenster hereinstierte in das große Gemach, in dem sie ihre Spiele trieben. Nach und nach gewöhnten sich die kleinen Mädchen an das bleiche Gesicht Wedell's sowohl wie an das bärtige seines Begleiters. Bald warteten sie auf „ihre“ Galeerensclaven, wurden unmuthig, wenn diese zu lange auf sich warten ließen; und sie öffneten endlich das Fenster, um kurz und gut mit ihnen zu plauderten. Es konnte nicht fehlen, daß die Mutter der kleinen Mädchen bald Kunde von der Freundschaft erhielt, welche diese ihre Töchter mit zwei Galeerensträflingen geschlossen; der guten Dame war die Sache bedenklich, sie examinirte gar scharf und erfuhr, daß der bleiche Mann Hemt heiße, der spreche niemals ein Wort mit ihnen, sondern blicke nur nach dem großen alten Bilde an der Wand mit seinen schönen, traurigen blauen Augen und gehe dann seufzend weiter; der Andere aber mit dem großen Rothbart heiße Fr. d.rie, der sei lange so traurig nicht wie sein Gefährte, er spreche mit ihnen ein Wenig, nenne sie „mamselles“, was sehr komisch klinge, und esse alle Butterbrode und alle Aepfel, die sie ihm gegeben.

So lauteten die Mittheilungen der Kinder.

Die Mutter beschloß noch am selben Tage die Sträflinge zu erwarten und sie zu beobachten, denn trotz der scheinbaren Unverfänglichkeit war die gute Frau nicht ganz ohne Sorge; konnten die Gesellen nicht die Gelegenheit zu einem Diebstahl auskundschaften wollen?

Und an demselben Abend zogen die Unglücklichen wie gewöhnlich in langer Reihe an den Fenstern vorüber, hinter welchem die Kinder standen; endlich kam das letzte Paar, der Schill'sche Lieutenant und sein Unteroffizier. Wedell nickte den Kindern traurig, aber freundlich zu, lehnte sich an den Sims und schaute auf ein ziemlich großes Oelbild in ovalem Goldrahmen, welches an der Seitenwand hing und eine Dame in ganz alterthümlicher Tracht und seltsamem Kopfputz darstellte. Es war eine Verwandte der Familie, gegen Ende des 17. Jahrhunderts gemalt und in der Tracht jener Zeit, übrigens sichtlich ein werthvolles Bild von der Hand eines Meisters.

Die kleinen Mädchen reichten ihrem bärtigen Freunde Fréderic ihre Butterbrödchen, dieser stammelte sein: „merci, petite mamselle!“ und nickte gutmüthig zu allen Fragen, welche die Kinder reichlich an ihn richteten, weil er offenbar keine derselben verstand. Die Mutter, die sich anfänglich in den Hintergrunde gehalten und sofort erkannt hatte, daß die Beiden keine Verbrecher, sondern unglückliche fremde Kriegsgefangene waren, trat jetzt hervor und fragte, sich an Wedell wendend, dessen jugendliche Erscheinung sie gerührt haben mochte: „Kann ich Ihnen irgentwie nützlich sein?“

Der Lieutenant, aufgeschreckt aus der Betrachtung des Bildes, verneigte sich leicht vor der plötzlich hervortretenden Dame und zog sich mit einem leisen: „pardon, madame!“ zurück, indem er mit seinem Genossen sofort weiter schritt.

Betreffen stand die Dame, denn die Art, wie der Galeerensträfling seine Entschuldigung machte, seine Verneigung, sein rasches Zurückziehen endlich gaben ihr die Ueberzeugung, daß dieser junge Mann die beste Erziehung genossen haben müsse; sie war von dem Augenblick an in ihrem milden Herzen fest entschlossen, die traurige Lage desselben nach Kräften zu erleichtern.

Am andern Abend harrten Mutter und Töchter in gleicher Spannung beinahe ihrer Freunde an der Kette, dieselben erschienen auch und wie gewöhnlich zuletzt, gingen aber an dem Fenster vorüber, wobei Wedell nach der andern Seite der Straße blickte, während Fréderic nicht umhin konnte, seinen kleinen Freundinnen wohlmüthig zuzunicken. Wir lassen dahingestellt sein, wieviel von der Wohnung des braven Schill'schen Unteroffiziers auf die Butterbröde kam, welche die „petites mamselles“ für ihn bereit hielten. Die kleinen Französinnen waren übrigens auch keineswegs gesonnen, sich in ihrem Verkehr mit den Fremden ohne Weiteres stören zu lassen, sie schalten und weinten und waren höchst unartig gegen ihre Mama, indem sie, nicht ohne Grund, behaupteten, daß deren Erscheinung allein ihre Freunde gestern gestört, heute aber verhindert habe, an das Fenster zu treten und sich mit ihnen zu unterhalten. Madame Veirot hatte Mühe, die Ungezogenen zu bernhigen, sie vertröstete dieselben auf den folgenden Abend.

Am folgenden Abend aber gingen die beiden Schill'schen nicht

* T. F., d. i. Travaux Forcés, Zwangsarbeit. GAL., d. i. Galérien, Galeerensträfling.

wie gewöhnlich zuletzt, sondern mitten im Zuge, sie hielten nicht an bei dem Fenster und wurden von den Kindern eigentlich erst entdeckt, als sie schon vorüber waren. Ein Mal konnte das Zufall sein, als aber auch in den nächsten Tagen die Beiden niemals, wie sonst immer, die Letzten waren, da erkannte die Dame, daß die Männer sich geflissentlich zurückhielten, und war nun zweifelhaft, ob sie überhaupt ein Recht habe, diese Zurückhaltung zu übersehen und sich fürder um die Fremden zu bekümmern. Vielleicht wäre die Geschichte damit zu Ende gewesen, doch hatte das bleiche, kummervolle Gesicht Werdell's und sein edler Anstand zu tiefen Eindruck auf die gutherzige Frau gemacht, und überdem mahnten sie die Kinder täglich an „Henri" und „Frédéric"; interessirte sich die Mutter mehr für den Ersteren, so war den Kindern der Letztere ganz entschieden interessanter. Frau Noirot sprach mit ihrem Vater, Herrn de Lachétardie; der alte Emploi[illegible] war lange nicht so zartfühlend wie seine Tochter, er lachte sie ganz tüchtig aus und wollte nichts von den beiden seltsamen Schützlingen seiner Tochter und seiner Enkelinnen wissen. Glücklicher Weise besann sich die etwas beschämte Frau noch zuletzt darauf, daß der jüngere Letztenträger mit starren, traurigen Blicken das Bild der Urgroßtante betrachtet habe; glücklicher Weise besann sie sich darauf, denn die meisten Frauen pflegen das Wichtigste ganz praktisch zuerst zu erzählen, oder es ganz zu vergessen! Diese Mittheilung machte einen tieferen Eindruck auf den alten Emploi[illegible] des Hafens, als seine Tochter erwartet haben konnte, und am folgenden Abend stand er versteckt hinter seinen Enkelinnen am Fenster und ließ sich die beiden Schillianer zeigen, die im Zuge mit gefesselten Händen müde dahinschlichen, aber bei dem alten Hause doch die Blicke erhoben und, als sie die Dame nicht bemerkten, die Kinder freundlich grüßten. „Die kleinen Aeffchen klatschen vergnügt in die Hände, und Florine, die kedere, ältere Schwester, warf ihrem bärtigen Freunde Frédéric sehr eifrig Kußsinger zu. Ein eigenthümlich Geschlecht diese Französinnen, als Kinder schon auf „la belle passion" ganz leidlich eingerichtet!

Am andern Tage begab sich Herr de Lachétardie zu einem der Arsenalofficiere, unter welchem die Sträflinge des Bagne standen; dem erzählte er den Vorgang, und die sehr befremdeten alten Herren beschlossen, sich sofort die beiden Schill'schen vorführen zu lassen und sie zu befragen. Als dieselben eintraten, sagte der Arsenalofficier zu Werdell: „Hier ist Herr de Lachétardie, einer der Hauptsecretaire der Hafenverwaltung, welcher einige Fragen an Sie zu richten wünscht!"

Verwundert schauten die Preußen auf, denn schon diese höfliche Anrede von Seiten eines französischen Officiers war etwas so Außerordentliches in ihrer Lage, daß sie es kaum zu begreifen vermochten. Wenn man im groben Leinenhemd des Sträflings die Karre schiebt, dann spürt man nichts von der berühmten französischen Höflichkeit.

„Meine Freunde," begann Herr de Lachétardie sehr freundlich, „ich bewohne ein Haus an der Ecke der Hafenstraße und Seilergasse, an welchem Sie täglich vorüberkommen, wenn Sie zu Ihrer Arbeit geführt werden und von derselben zurückkehren. Sie pflegen eine Zeitlang bei der Rückkehr vor diesem Hause zu verweilen, aufmerksam ein Bild, das Portrait einer Dame zu betrachten, das dort an einer Seitenwand hängt, und mit den Kindern am Fenster, meinen Enkelinnen, zu plaudern; seit mehreren Tagen sehen thun Sie das nicht mehr. Darf ich Sie nun bitten, mir zu sagen, ob Sie ein besonderes Interesse für das Bild haben und warum Sie nicht mehr mit den Kindern plaudern? Die erste Frage wünschte ich für meine Person gern beantwortet, zu der zweiten haben mich meine Enkelinnen genöthigt, welche durchaus die Abendunterhaltungen am Fenster fortsetzen wollen."

Herr de Lachétardie sprach mit einer gewissen Verlegenheit, in welcher er sogar scheinbarst zu werden versuchte, denn er vermochte den Ton nicht zu finden, Gouvernementsräthen gegenüber, die er nach den Mittheilungen seiner Familie für aufständige Menschen hielt.

„Mein Herr," antwortete Werdell in gutem Französisch und tief gerührt, denn den zarten Officier, der sich seit seiner Gefangenschaft als Verbrecher behandelt sah, rührte es wirklich tief, daß ein Franzose zu ihm trat, dessen Worte Theilnahme und menschliches Fühlen verriethen, „mein Herr, haben Sie Dank dafür, daß Sie einem Unglücklichen nicht zürnen, der, ein Bild betrachtend, einige Augenblicke sein entsetzliches Schicksal vergaß und der Heimath gedachte, an die ihn jenes liebe Frauenbild erinnerte. Für die Freundlichkeit Ihrer lieben Enkelkinder wird Ihnen mein Leidensgenosse danken, der den Verlust schwer und nur aus Liebe zu mir getragen hat, weil ich der Aussicht war, es schicke sich nicht für Sträflinge, eine Dame durch unsere Dreistigkeit zu stören!"

„Sie waren sehr im Irrthum, mein Herr!" begann der alte Beamte nach einer kurzen Pause, während welcher er die Beiden scharf gemustert hatte; er nannte Werdell auch schon „monsieur", denn er wußte jetzt bestimmt, daß er keinem Verbrecher gegenüber stand. „Sie waren sehr im Irrthum, denn alle diese Damen da, die Mutter wie die Töchter, interessiren sich auf's Lebhafteste für Sie, und meine Tochter hat es schmerzlich empfunden, daß sie einem Unglücklichen seine einzige Freude vielleicht gestört hat. Dürfen Sie mir sagen, welchen Antheil Sie an dem Portrait der Dame nehmen? Sind Sie vielleicht Künstler? Das Bild ist von Poinsennet, dem geschickten Hofmaler des Herzog-Regenten von Orleans, wenn auch, wie man mir sagt, eine Jugendarbeit. Poinsonnet ist hier zu Lande geboren, seine Familie war mit der meinigen verwandt."

„Ich bin kein Künstler," entgegnete Werdell, „ich glaube kaum, daß ich so viel von der Malerei verstehe, um ein gutes Bild von einem schlechten unterscheiden zu können; ich bin Soldat, mein Herr, preußischer Soldat, ein unglücklicher Officier vom Corps des Major von Schill; ich wurde mit andern Cameraden kriegsgefangen, meine elf Cameraden hat Ihr Kaiser vor etlichen Wochen erschießen lassen, mich, den Zwölften — ich weiß nicht wodurch ich solche Großmuth verdient habe — hat er zu Kette und Karre begnadigt und mich hierher gesendet!"

Die Art und Weise, in welcher Werdell das sagte, war nicht zornig, aber sie verrieth die tiefste Empörung und versetzte ihres Eindrucks auf die beiden guten alten Herren nicht.

„Pauvre jeune homme!" flüsterte der Arsenalofficier.

Herr de Lachétardie wischte sich die Augen mit einem riesenhaften, gelbseidenen Taschentuche, welches fast betäubend stark nach Moschus roch; er fragte nicht weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem amerikanischen socialen Leben.

Vater Washington, wie ihn die Amerikaner nennen, war ein großer Staatsmann und Kriegsheld, das wissen wir Alle; aber was vielleicht nicht Alle wissen, ist, daß George Washington auch ein galanter Cavalier war. Er betrachtete das weibliche Geschlecht vor allen Dingen als das schwächere und ließ es sich daher angelegen sein, ihm einen ganz speciellen Schutz zu gewähren. Wir brauchen nur einen Blick auf die von ihm ausgegangenen Gesetze zu werfen, um zu sehen, wie weit dieser Schutz geht, welcher der amerikanischen Frau zu Theil wird. Dies weiß aber auch die zärtliche Miß[illegible], und ihre Erkenntlichkeit gegen den hochherzigen Beschützer ist groß; sie bewundert in ihm nicht allein den schönen anmuthigen Cavalier, denn es ist bekannt, daß George Washington einer der schönsten Männer seiner Zeit war, sondern sie verehrt auch in ihm den Mann, der sich ihrer großmüthig angenommen und sie unter schützende Gesetze gestellt hat. Der beste Beweis für die Dankbarkeit der amerikanischen Frauen ist wohl der, daß sie vor zwei Jahren den Platz, wo seine Gebeine ruhen, mit großem Kostenaufwande erkauft haben, um ihn der Nation als Geschenk darzubringen und so die Ruhestätte des Mannes, welchen das ganze amerikanische Volk gewissermaßen als sein Eigenthum betrachtet hatte, auch wieder zu einem wahren Nationaleigenthum zu machen.

Dieser Ankauf ist ein höchst interessanter. Der Begräbnißplatz war durch Erbschaft einem Nachkommen Washington's zugefallen,

Digitized by Google

der, kaum noch daran denkend, daß er sich im Besitze der heiligsten Reliquie Amerika's befand, das obnehin schon bescheidene Grabmal vollkommen verfallen ließ; Unkraut und Gestrüpp wucherten rundherum; kaum ahnte der vorübergehende Wandrer die Nähe dieser Grabstätte. Niemand rief ihm die Worte zu Sta, viator, heroem calcas! Da traten vor etwa zwei Jahren die Damen New-Yorks zusammen. Ein Meeting wurde abgehalten, und es wurde beschlossen, durch freiwillige Beiträge die zum Ankaufe erforderliche Summe aufzubringen.

Man fragte den Besitzer nach dem Preise. Er forderte die Washington. Er forderte 200,000 Dollars und strich vergnügt lächelnd und mit einem Anfluge bethenernd, daß er ein glühender Patriot und schwärmerischer Verehrer seines großen Vorfahren sei, die 50,000 Dollars als Abschlagszahlung ein.

Ein furchtbarer Schrei der Entrüstung durchhallte die ganzen Vereinigten Staaten! Vernichtender schmetterten die Journalisten ihre Donnerkeile auf den übermüthigen Frevler herab, und man glaubte schon die zarten amerikanischen Ladies sich wie eine Bande gereizter Hyänen zusammenrotten zu sehen, um den schänderischen Wucherer mit ihren weißen Zähnen zu zerreißen. Dieser laute

Ein Gefiederter.

ungeheure Summe von 50,000 Dollars für die wenigen Morgen Land, welche die Grabstätte bildeten. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erhob sich; mit flammender Schrift donnerten die Zeitungen Amerika's gegen den frechen Forderer. Dieser bestand jedoch, über die niederschmetternden Artikel lächelnd, auf seiner Forderung, und in wenigen Wochen hatte der nunmehr vollkommen zum Paroxysmus gelangte Patriotismus der amerikanischen Frauen die Summe aufgebracht.

Triumphirend begab sich ein Comité der schwarzäugigen Ladies zu dem habsüchtigen Yankee, und in blank gemünztem Golde wurden ihm die verlangten 50,000 Dollars auf den Tisch gezahlt.

Der edle Nachkomme Washington's überlegte. Er war zwar Yankee im wahren Sinne des Wortes und obendrein ein glühender Patriot, aber er liebte vor allen Dingen das Geld. Wenn 50,000 Dollars in so kurzer Zeit zusammengekommen sind, dachte er, so wird es zwar wohl eine längere Zeit dauern eine größere Summe zusammenzubringen, aber es wird doch geschehen, denn Amerika ist ja groß und die amerikanischen Frauen verehren ihn essen ruhig seinen Tabak, las mit frischem Gleichmuthe die vernichtenden Artikel und rieb sich vergnügt lächelnd die Hände, wenn er aus den Blättern ersah, daß aus allen Theilen der Republik Beiträge einträfen, um die 200,000 Dollars zu vervollständigen.

Bald war dies bewerkstelligt. Das Comité erschien zum zweiten Male. In blauem Wolke rollten die noch fehlenden 150,000 Dollars auf den Tisch, während die schwarzäugigen Ladies Blicke der Verachtung und des Hasses auf den schändlichen Erpresser warfen. Dieser schien nicht übel Lust zu haben, da es so gut ging, auch diesmal die ganze Summe nur als eine Abschlagszahlung anzunehmen, doch wurden jetzt die Blicke so drohend, die schönen Stirnen falteten sich mit solcher Strenge, daß er dies Project aufgab. Er strich holdselig lächelnd das Geld ein und begleitete die Damen höflich bis zur Thür, indem er sich hoch und theuer verschwor, daß er der ferngesinnteste, gesinnungstüchtigste Patriot sei, und sich ihrer Aller Unterstützung ausbat, falls es ihm einmal in den Sinn kommen sollte, als Candidat für den

Stuhl aufzutreten, den sein edler Vorfahr mit so viel Ruhm eingenommen.

So ehrten die amerikanischen Frauen das Andenken des Mannes, der sich ihrer so schützend angenommen. Dieser gesetzliche Schutz nun geht auch wirklich weit, und allmählich hat sich denn auch der Amerikaner, trotzdem er nur einen Gott hat, dem er alle seine Talente und Empfindungen zum Opfer bringt, das money making, daran gewöhnt, die Frau auf das Zuvorkommendste und Artigste zu behandeln und überall schützend für sie aufzutreten.

Man sieht dies am besten, wenn man in Amerika reist. Auf Eisenbahnen, Dampfschiffen, in dem Postwagen und Omnibus wird stets der Amerikaner einer Dame den besten Platz, und wenn er auch die gerechtesten Ansprüche auf denselben hat, einräumen, ihr über Alles bereitwilligst Auskunft geben und rasch bei der Hand sein, um einen Aufenringlichen oder Ungeschliffenen zu züchtigen. Eine Frau reist in Amerika allein eben so sicher, ich möchte fast sagen sicherer, als unter männlicher Begleitung, denn im ersteren Falle werden sofort Hunderte für sie auftreten, wenn sie beleidigt werden sollte, während man im letzteren dies ihrem Begleiter überlassen würde, der, wenn er ein Ehemann ist, dies möglicherweise so schlecht wie möglich besorgen wird.

Diese Galanterie hat freilich viel Gutes. Der höfliche Umgang mit dem weiblichen Geschlechte, die zarte Behandlung desselben veredelt den Menschen, indem er die Rohheit der Sprache absegt und sein ganzes Benehmen ein gefälligeres, geselligeres wird, aber gerade auf Reisen kann diese Art und Weise der Galanterie doch manchmal sehr lästig werden. Ein guter Freund von mir, ein echter Vollblut-Yankee, trägt noch heute seine Nase in ziemlich windschiefer Richtung, weil er sich eines Tages einfallen ließ, die Gefiebte eines echten New-Yorker Rowdy's den übertriebenen Zärtlichkeiten dieses letzteren gegenüber in Schutz zu nehmen, und ich selbst denke noch mit wahrem Grausen an eine Nachtreise von Chicago nach St. Louis, während welcher ich wenigstens zehnmal von ein und derselben Lady von meinem Platze verjagt wurde.

Am schlimmsten ist es nun aber, wenn die Liebe mit in's Spiel kommt. Da treten die schützenden Gesetze erst in ihrer ganzen Kraft und Strenge auf. Wie mancher flatterhafte Sohn Deutschlands hat sich schon in die Netze einer geschickten amerikanischen Sirene locken lassen! Es wurde erst ein wenig getändelt und geliebt, dann flocht sich vielleicht hier und dort schon eine galante Phrase in die Unterhaltung; in einem günstigen Augenblicke wurde dann eine feurige Liebeserklärung vom Stapel gelassen, und ein feuriger Kuß besiegelte das Versprechen einer unverbrüchlichen Treue, einer glücklichen, segensreichen Ehe. Da kam der deutsche Jüngling erst wieder zur Besinnung, er sah ein, daß er seine Gefühle nicht an den richtigen Mann gebracht. Das Einfachste war daher ein Schnippchen zu schlagen, die sentimentalen Schwüre ewiger Treue, wie sie viele derartige, zu vergessen und die Dame seines Herzens in die Gallerie der früheren Angebeteten zu hängen. Doch halt! — Die feurig liebende Jungfrau vergaß nicht, sie stürzte sich nicht einmal wie eine verlassene Ariadne vom Felsen herab, und eines schönen Morgens, als der biedere, deutsche Jüngling so eben ein lustiges Liedchen „Unter Lindenbäumen unter Märchen" vor sich hinpfeifend seine Koffer packte, klopfte die rächenee Nemesis in Gestalt eines revolverbelavenen Polizisten an die Thüre und überreichte ihm die schwere Note: Gefängniß oder Hochzeit.

Die beleidigte Schöne hatte dem Friedensrichter, einem echten Yankee, die Schwüre ewiger Treue wiederholt, welche dem gefühlvollen Herzen des deutschen Jünglings entströmt waren, sie hatte beschworen, daß er ihr die Ehe versprochen, und sofort war der verhängnißvolle Verhaftsbefehl ausgefertigt worden. — Da blieb dann nur eine Wahl — die Ehe. Immerhin ein Unglück, aber doch nicht ein so großes als das Gefängniß, denn wenn es einer Frau in Amerika so leicht ist zu einem Manne zu kommen, so ist es dafür in einigen Staaten auch wieder sehr leicht auseinander zu kommen. Für zehn Dollars ist man z. B. in Illinois in Zeit von acht Tagen rechtskräftig geschieden, und wenn man ein guter Kunde ist, so thut's der Richter auch für sieben.

Doch so wie nun in diesen Fällen das Gesetz die Frau schützt, so thut dies, wo eine wirkliche systematische Verführung zu Tage liegt, die Volksjustiz. Wer hätte nicht schon von den sogenannten „Feder" gehört, eine Strafe, welche wir schon in den ältesten Zeiten in unserem eigenen Vaterlande vorfinden, und der ebenfalls schon damals böswillige Verleumder, unvorsichtige Galane und überhaupt die, welche die Ehre der Frauen antasteten, unterworfen wurden.

Die beigefügte Skizze schildert eine solche Begebenheit in einer kleinen Stadt von Illinois, der ich vor einigen Jahren beiwohnte. Der dicke Johy war ein bekannter Don Juan, und hatte als solcher schon manche Tracht Prügel mit dem sogenannten Ochsenziemer, einer Peitsche, welche aus der getrockneten Haut eines Ochsenschwanzes gemacht wird, davongetragen. Dies verhinderte ihn indessen nicht, nach wie vor den jungen Schönheiten des Städtchens nachzustellen, worüber seine biedere Ehehälfte, die er bei Gelegenheit eines Liebesabenteuers mit der also beschriebene Art „Gefängniß oder Hochzeit" überkommen hatte, nicht wenig erzürnte. Seit langer Zeit nun hatte der dicke Johy seine Netze nach einem jungen, hübschen Mädchen ausgestellt, und nur die riesigen Gestalten ihrer beiden Brüder, von denen einem der dicke Johy sogar noch von einer anderen Begebenheit her einige dicke Striemen an seinen corpulentesten Theilen aufzuweisen hatte, schrecken ihn einigermaßen von gewagteren Versuchen ab. Doch der dicke Johy faßte sich schließlich ein Herz; die letzten Spuren der Bekanntschaft mit dem gewichtigen Ochsenziemer waren eben vernarbt, und er konnte daher wieder einmal das Risico einer neuen verbesserten Auflage übernehmen. Aber wie gesagt, die Dame seiner Nachstellungen hatte zwei Brüder, welche nicht mit sich spaßen ließen, und am andern Morgen, als der dicke Johy noch behäbig in Morpheus' Armen lag und wahrscheinlich einen süßen Traum träumte, in welchem er selbst über den kühnen Unternehmungsgeist des Helden, seiner selbst, erstaunte, wurde leise die Thüre aufgemacht, und ein halbes Dutzend stämmiger Kerle traten, von den zwei gestürchteten Brüdern geführt, in das Zimmer. Sie hatten eigenthümliche Apparate mit, diese frühzeitigen Ruhestörer. Ein Eimer, in welchem eine zähe schwarze Flüssigkeit enthalten war, wurde von Dort gesetzt, ein riesiger Quast kam zum Vorschein, und ein ziemlich großer Sack, mit allerhand Federn von wildem Geflügel gefüllt, wurde auf der Diele gelecert. Jetzt ging's dem dicken Johy zu Leibe. Ein fettes Theerpflaster vor den Mund schreckte ihn aus seinen Träumen. Im Nu war er an Händen und Füßen gebunden und der ominöse Quast, von einer erfahrenen Hand geführt, bedeckte bald die festen Netze des dicken Johy mit einer fastigen Lage schwarzen Theers. Dann rollte man den fugefrunden Leib des unglücklichen Don Juan einige Male in den auf der Erde ausgebreiteten Federn, befleisterte noch hier und dort einige unbedeckte Stellen mit einer Handvoll bunter Daunen, und da stand der dicke Johy, halb Paradiesvogel, halb Schimpanse, ein wahres Monstrum von lächerlicher Häßlichkeit.

Jetzt wurde eine Art Bahre hereingebracht. Kunstgerecht wurde der besiederte Johy auf derselben befestigt, das Theerpflaster wurde ihm vom Munde genommen, und fort ging's mit lautem Hurrahruf auf die belebte Straße. In Zeit von fünf Minuten wußte die ganze Stadt, daß der dicke Johy „gefedert" worden sei, und in langer Procession ging's durch sämmtliche Straßen des Ortes. Faule Eier, Tüten mit Mehl und gelben, rothen und grünen Farben flogen jetzt platzend und farbige Wolken ausstreuend dem armen Opfer an den Kopf, so daß man das Gesicht des armen Johy nun fo gemüthlos, etwas so Unerklärliches, die ganze Figur hatte in ihrer zusammengekauerten Stellung etwas so unförmlich Groteskes, daß ein Fremder wirklich in Verlegenheit gewesen wäre, zu sagen, von welchem Gehalte und welcher Gestalt, überhaupt was dieser Gegenstand eigentlich war, den sechs Männer im Triumphe durch die Stadt trugen.

So ging's mit lautem Hurrahruf, in welchen sich das geterrobe Geschrei des gerächten Geschlechtes mischte, bis an die Grenze der Stadt. Hier wurde der große Federballen von der Bahre heruntergenommen, in kunstgerechter spannenfeser Stellung über einen gefällten Baum gelegt, und nachdem vorher einer seiner Körpertheile vermittelst eines hölzernen Spahnes von der Theer- und Federkruste gereinigt worden war, begann der unvermeidliche Ochsenziemer seine Thätigkeit. Dies war der Schluß der Feierlichkeit. Dem dicken Johy wurde durch Zerschneiden der Bande der Gebrauch seiner Gliedmaßen wiedergegeben, und die letzten Hiebe des unerbittlichen Ochsenziemers begleiteten ihn noch auf seinen ersten drei bis vier gewaltigen Sprüngen in das nächste Gebüsch. Wie und auf welche Art der dicke Johy sich seiner theerigen Federzade entleigt, kann ich nicht sagen, aber in der Stadt wurde er nie

wieder gesehen. Seine ihm treu gebliebene Ehehälfte verkaufte in Kurzem all' sein Eigenthum und folgte ihm in's Exil.

Das schöne Geschleckt war gerächt, und noch lange wird die Erinnerung an den dicken John die vermegenen Don Juan's der Stadt abhalten, eine ähnliche Scene auf ihre Kosten herbeizuführen.

Moderne Brunnenvergiftung.

(Schluß.)

Bewegliche Behälter und Water closets — Die Anlegungen — Wasserversorgung in Halle — Unterirdische Ausdünstungen — Wichtige Entdeckung für Fortschaffung der Excremente.

Die dichte Bevölkerung der Wohnhäuser großerer Städte und die Schwierigkeit, eine für die ganze Bewohnerschaft genügende Latrinenräumlichkeit herzurichten, bringen es mit sich, daß für die nächste Beherberzung der Excremente daselbst allerlei Nothbehelfe in's Leben getreten sind. Es giebt in großen Städten viele Häuser, die gar keine Abtrittsgruben besitzen, und wo für die letzteren als oberirdische Surrogate

I. bewegliche Behälter fungiren, die nach kürzerer oder längerer Zeit geleert werden.

II. Mit dem System der englischen Wasserleitungen, welches sich in der neuesten Zeit über die meisten großen Städte des Festlandes verbreitet, ist das der Spülabtritte (Water closets) innig verbunden. Hierbei verweilen die Fäcalstoffe gar nicht erst in einem Behälter; sie werden, kaum in das Anfmal mgefäß gelangt, sofort vermöge eines eigenthümlichen Mechanismus aus demselben weggespült.

Unleugbar hat diese Methode ästhetisch ihre sehr angenehmen Seiten. Der widerwärtige Geruch, das Fatale der Fernschaffung der Excremente kann Niemand mehr belästigen. Allein es fragt sich: was wird aus diesen Massen, welche die Spülung verlässig aus unserer Umgebung entfernt? Verschwinden sie? lösen sie sich in Wohlgefallen auf? Bei näherer Betrachtung finden wir nun, daß die modernen Spülapparate die Wegschaffung des Unraths auf drei Wegen besorgen. Der eine Weg besteht darin, daß die Spülung in eine frühere Abtrittsgrube oder in einen alten Brunnen mündet. In diese Behälter werden die Closetröhren aus den verschiedenen Wohnungen des Hauses hineingeleitet. Stein- oder Asphaltpflaster bedeckt die Grube, in welcher auch ein Pumpwerk zur Entleerung des Inhalts angebracht ist.

Es leuchtet ein, daß in diesen Kesselsteinen eine weit größere Gefahr für das Trinkwasser schlummert, als in den früheren Abtrittsgruben. Die im Bielos stärkere Beflüssigung ihres Inhalts, die durchlassende Beschaffenheit ihrer Seiten- und Grundwände bedingen eine unendlich leichtere Möglichkeit von Kesselfiltration des benachbarten Erdreiches. Sind die letzteren nun gar zuefliger oder filtrirender Natur (Sand oder Kalk), werden die Gruben nur selten, vielleicht nur alle Jahre einmal geräumt — wie denn wegen des beständigen Durchsickerns durch die Grubenwände nach außen eine Uebersüllung nicht so leicht stattfindet —: so müssen die Brunnen der Umgegend die bedenklichsten Verunreinigungen und der Gesundheitszustand der Anwohner die ernstlichste Verrohung erfahren.

Ein anderer Ort, welchem die Spülabtritte ihren Inhalt gern anvertrauen, sind zweitens die siessenden oder stehenden Gewässer. Befindet sich ein solches in der Nähe des mit dem Closetapparat versehenen Gebäudes, so wird den diesem aus ein zur Aufnahme der Fäcalstoffe bestimmter Canal in jenes geleitet. Nur ein Fluß mit wirklich gutem Gefälle und rascher Strömung ist im Stande jene fremden Massen rasch fortzutragen, während stagnirende Wässer (wie z. B. der Königs- und Schafgraben zu Berlin), seit Jahrhunderten mit allen Abgängen der thierischen und häuslichen Oekonomie und Gewerke vollgepfropft, diese Stoffe schließlich dem Ufererdreich mit seinen Quellen und Brunnen mittheilen.

Nichts widersinniger, als wenn aus solchen mit den Ansnwn sprossen der Natur und Cultur beladenen Fluthen eine Wasserleitungsanstalt sich speist, wie wir es von Londen kennen gelernt haben, und wie wir es theilweise noch in Paris finden, obgleich daselbst gerade in dieser, wie in vielen anderen sanitätspolizeilichen Beziehungen den weisen Hauptstädten Europas voranleuchtet! Die Abflüsse der großen Schlachthäuser anstalten und Abdeckereien von Bondy münden einige Kilometer oberhalb der Stelle, welchelb sich die Pariser Wasserleitrin- ung Reinigungsapparate befinden, in die Seine.

Endlich münden die Waterclosets gern in die unterirdischen, ursprünglich nur für Aufnahme der Wirthschafts- und Regenwässer angelegten Abzugscanäle — eine Einrichtung, welche in manchen Städten streng verpönt, in anderen geduldet, in anderen, wie z. B. in Londen, sich einer ausschließlichen Beliebtheit erfreut und bis vor kurzem noch für eine bereinte Cultur-Errungenschaft galt. Inzwischen haben neuere Erfahrungen die großen Schattenseiten dieses Systems zur Anschauung gebracht. Lassen sich nämlich die Wasserleitungscanäle in ihrer Verzweigung nach allen Richtungen eines Stadtgebiets von einem Punkt aus mit der arteriellen, die unterirdischen Abzugsröhren in ihrer allmählichen Vereinigung zu einem Hauptstrang mit der venösen Strömung vergleichen, so muß der Ort, der einen gemeinsamen Sammelplatz beider Systeme bildet, gewissermaßen die Rolle eines Herzens spielen. Und dies trifft auf die britische Weltstadt unbedingt zu. Der alte Themsesumpf, der jetzt als einem maximum Londons benutzt wird und sämmtliche Abzugscanäle desselben in sich aufnimmt, wäßt in seiner Höhlung alle organischen und unorganischen Massenmengen in den Strom, den welchem der größte Theil der Stadt sein Wasser bezieht. Londen genießt alse seine eigenen Auswurfsstoffe. Können aber in einem Körper gesunde Säfte strömen, wenn diese nur aus bereits verbrauchtem, ausgeflossenem Material sich wieder erzeugen? Filtrirt solches Wasser immerhin, filtrirt es selbst drei und vier Mal hintereinander, Eine Bassins lassen nur die größten Verunreinigungen des Wassers auf den Kiesboden sinken; eine chemische Reinigung desselben ist auf diesem Wege unmöglich.

Die Stadt Halle a. d. S. liefert (nach Reil: die verschiedenen Systeme, betreffend die Anlage von Abtritten in Caspar's Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medicin 1859) ein ähnliches Beispiel von Verwendung desselben Flusses zur Unrathskammer und zugleich zur Wasserversorgung: „Alle Canäle und Gossen der Stadt (heißt es S. 316), die zum größten Theile auch die Abtrittsausflüsse aufnehmen, führen ihren Unrath an diesen Stossen den den Küchenabgängen, von Resten der Stärkefabrikation und Schweinemast der Saale zu; dazu kommen noch zahlreiche an der Saale gelegene gewerbliche Etablissements und Fabriken, z. B. Zuckerfabriken, Färbereien, Gerbereien, die ihre Abgänge dem Strome abgeben, und die in einzelnen Straßen am Wasser direct in die Saale mündenden Abtritte. Fast am Ende der Stadt, d. h. da, wo die Saale hinfließt, nicht etwa, wo sie herkommt, nur ungefähr 500 Schritt unterhalb des Anatomiegebäudes, das seine Abgänge ebenfalls der Saale anvertraut, und dicht unterhalb mehrerer Mahlmühlen mit ihren Abtritten befindet sich der Thurm der Wasserkunst, die hier das Saalewasser hebt und in das Röhrenshstem der oberen Stadt bringt, wo es in stetem Strom in die Röhrtröge fließt. Dieses mit dem verdünnten, gesammten Unrath der Stadt geschwängerte Wasser wird ausschließlich zur Speisebereitung benutzt, da das Quellwasser salzig ist und kaum zum Trinken sich eignet. Ist wird auch das Saalewasser getrunken. — Und einen solchen Unfug kann die Staats-, Stadt- und Sanitätspolizei ruhig zusehen!"

Wir haben oben gesehen, wie die Leichenregister Londens dieses System der Flußverzeichnung verwtheilen, und auch Berlin wird die Folgen derselben zu tragen haben, wenn erst mit der größeren Verbreitung der englischen Wasserleitung und der damit Hand in Hand gehenden Spülabtritte die Spree und die verschiedenen Gräben, in welche, meist innerhalb der Stadt, jene Canäle münden, einen Theil ihres Ueberflusses an Kothsubstanzen den Brunnen abgetreten haben werden. Man gebe den Abzugsröhren ein noch so hohes Gefälle, erbaue sie noch so solide, spüle sie täglich mit den stärksten Wasserfluthen aus — wer kann ermitteln, ob nicht dennoch ein Theil des Unraths irgentwo unsichtbarer? Wie schwer, ja wie unmöglich ist eine genaue Controle der Canäle in Bezug auf die Undurchlässigkeit ihrer Wandungen; die doch in der Länge der Zeit Schaden erleiden müssen! Ausdünstungen von Kothmassen an Wandklecken, Verspringen und Undichten im Mauerwerk, sowie Durchsickern von Kothflüssigkeit in das Erdreich und seine Wasser sind gar nicht zu vermeiden. „Früher hatte man," sagt Pappenheim, ein vorzüglicher Forscher im Gebiete der Sanitätspolizei,

„einen offenen Feind, die defecten Düngergruben, zu bekämpfen, jetzt hat man einen solchen, den man nicht sehen, beim besten Willen, der besten Sachkenntniß nicht genügend überwachen kann, der sich überhaupt nur durch das Ausbrechen von Localepidemien als existent erkennen läßt."

Schließlich darf hier noch ein Umstand nicht unerwähnt bleiben, welcher zwar auf die Beschaffenheit des Trinkwassers keinen Einfluß übt, aber doch mit der zunehmenden Bedeutung des Systems der Spülabtritte in wirthschaftlicher Beziehung immer schwerer in's Gewicht fallen muß: wir meinen die Frage der Verwerthung der menschlichen Auswurfsstoffe und der Wirthschaftsabgänge. In dem Maaße der Spülabtritte verschwinden alljährlich viele Millionen von Düngstoffen; wir holen von fernen Inseln den kostbaren Guano, den wir hier vergeuten, für dessen Wegräumung die Stadt Berlin alljährlich über 50,000 Thaler verausgabt. Der praktische Engländer hat es mit seinen Spülabtritten dahin gebracht, daß diese ihm das Jahr über viele Millionen Pfund Sterling wegspülen, dafür aber ihm die Luft verpesten und das Wasser vergiften. — Wie anders Paris! dort verdient die Gesellschaft, die sich mit Räumung der Abtrittgruben beschäftigt, an der Verarbeitung des Düngers zu Poudrette alljährlich viel Millionen und liefert außerdem in den Stadtsäckel noch 320,000 Franken. Vielleicht wird, wenn das Interesse der öffentlichen Gesundheit es nicht verwag, die Frage des baaren Capitalverlustes durchdringen und die Gesellschaft, den Staat auf die Abstellung so schwerer Mängel hinweisen. — Wohl besteht in allen Ländern eine Reihe älterer und neuerer gesetzlicher Vorschriften und polizeilicher Verordnungen zum Schutze des Trinkwassers. Allein theils ist nicht immer über die Aufrechterhaltung derselben streng gewacht worden, theils enthalten sie den durch die moderne Entwickelung gesetzten Verhältnissen gegenüber noch mannigfache Lücken.

So kannte unsere Gesetzgebung in Bezug der Kirchhöfe bisher nur die Gefahr, welche aus der Nähe derselben an dichtbevölkerten Orten durch ihre atmosphärischen Ausdünstungen erwuchs; die eben so gefährlichen unterirdischen Ausdünstungen, die Wechselwirkung zwischen den Leichen und der Bodenfeuchtigkeit, das Eindringen aufgelöster Verwesungs- und Leichenstoffe in die Brunnen — alles dies blieb bis auf die Eisahrungen der neuesten Zeit ungeahnt. Jetzt wird bei Anlage von Friedhöfen eine sorgfältigere Untersuchung der Bodenbeschaffenheit angestellt werden müssen. Die Nähe von bewohnten Stätten, von Brunnen- und Wasserleitungen wird zu vermeiden, das vorhandene Grundwasser durch Trainirungen abzuleiten sein; der Zwischenraum zweier Gräber muß wenigstens 2 Fuß betragen.

Größere Stärke umwinden mit ihren „Riesenleibern" alljährlich immer weitere Umkreise; die Kuchöfe, die noch vor Kurzem außerhalb der Ringmauern lagen, sehen sich nicht selten mit einem Male von denselben eingeschlossen. Hier mit nicht blos die Nothwendigkeit ein, den betreffenden Kirchhof sofort zu schließen, sondern bei irgend vorhandener Ueberfüllung müssen auch die Leichen gänzlich fortgeschafft werden.

Baumpflanzungen werden nicht nur die wohnlichste Poesie der Gottesäcker erhöhen, sondern auch zur Reinhaltung der unterirdischen Gewässer beitragen; denn die Wurzeln, indem sie eine Reihe organischer und unorganischer Verbindungen aus dem Erdreich auffangen, zersetzen sie dabei chemisch. —

Noch bei Weitem gefährlicher aber bereiten das Trinkwasser die zahllosen Fabriken und gewerblichen Anlagen, deren in und bei größeren Städten fast jeder Tag neue gebaut und die sich ihrer Rücksstände auf dem kürzesten Wege in das nächste Gewässer entledigen. Die Flüsse und offenen Wässer, von der Natur dem all gemeinen Verkehr, der Lustverjüngung und dem Ausenthalte eines Theiles der Thierwelt bestimmt, verpumpen unter der Ueberlast der ihnen aufgezumungenen Unrathsmassen. Und dasselbe eben verunreinigte Wasser zum Getränk zu brauchen, nimmt Niemand Anstoß, wenn nur die gröbsten Theile vorher durch alterlei Sieb- und Filtrirwerkzeuge entfernt worden sind. Man meint schon Bimmers viel gethan zu haben, wenn man eine Wasserleitung aus dem Theile eines Flusses speist, der oberhalb der Stadt strömt, als ob nicht hinterm Berge auch Leute wohnten, die oberhalb jenes ebenfalls das Wasser benützen und verpesten.

Die öffentliche Wohlfahrt erheischt gebieterisch die Abstellung solcher Mißstände. Die Industrie soll mit ihren Abfällen dem Wasser, welches wir trinken, nicht zu nahe kommen. Sie errichte ihre Werksstätten da, wo ein stehendes Gewässer mit schneller Strömung und starkem Gefälle die Abgänge rasch fortträgt. Sind diese Bedingungen nicht zu beschaffen, oder ist trotz ihrer noch Gefahr für das Trinkwasser zu besorgen, so muß die Zerstörung oder Verringung solcher Rückstände auf anderem Wege getroffen. Oefters wird es einer bedeutenden Industrie gelingen, werthlose oder gemeinschädliche Nebenprodukte zu Gegenständen einer neuen und gewinnbringenden Industrie zu verarbeiten — wir erinnern an die Verwendung der Bleizuckerlaugen in Pottasche — oder, wo dies nicht angeht, ihr Ueberschreiten auf andere Weise zu beseitigen. Das Spülicht einer Stärkefabrik zu Villetaneuse bei St. Denis gab durch Verunreinigung der dortigen Brunnen und fließenden Wässer den Bewohnern der ganzen Umgegend Grund zu vielfachen Klagen. Da bohrte im Jahre 1831 der Ingenieur Mulot auf 154 Meter Tiefe einen artesischen Brunnen, welcher seine Abgänge zu 80,000 Litres täglich verschluckte und sie einem unterirdischen Strom überbrachte. Mit der Ursache verschwanden die Klagen.

Vorzüglich aber gehört die gefahrlose Unterbringung der menschlichen Excremente zu den wichtigsten Aufgaben der großstädtischen Polizei. Wir haben schon früher die eine Art ihrer Fortschaffung aus dem menschlichen Bereich, das System der Spülabtritte in seiner bequemen und ästhetischen, aber auch zugleich in seiner gesundheitsschädlichen und volkswirthschaftlich verderblichen Seite kennen gelernt. Diese Anlagen werden nicht nachzuahmen, ihre Entfernung vielmehr aus allen Kräften zu erstreben sein.

Dieser gefährlichen Neuerung ist die Rückkehr zu den Abtrittgruben unbedingt vorzuziehen. Aber freilich ist bei ihrer Anlage vor allem darauf mit Strenge zu achten, daß sie in genügen er Entfernung (wenigstens 30 Fuß) von solchen Stellen errichtet werden, welche Trink- und Haushaltungswasser liefern; ferner darauf, daß die Bauart der Behälter der Undurchlässigkeit entspreche, und endlich, daß dem Inhalt sein gesundheitsgefährlicher Charakter möglichst benommen werde.

Solchen Anforderungen schien bis jetzt der in Paris seit undenklich alten Jahren eingebürgerte grand dessour am meisten zu entsprechen. Derselbe steht inmitten der Senkgrube, sammelt in einer ochsenförmigen Vertiefung alle Unrathsmasse und läßt die flüssigen Theile derselben durch feinteig angebrachte Röhren in die Grube abfließen. Aus dieser werden alle Jahr ein bis zwei Mal die Flüssigkeiten in einen hermetisch verschlossenen Wagen hineingepumpt und — in die Seine geschafft. Die festen, zur Bereitung der Poudrette dienenden Stoffe werden auch nur etwa alljährlich geräumt, vorher aber der Desinfection, d. h. der Vermischung mit angelöschtem Eisenvitriol unterworfen, wodurch die schädlichen Gase zerstört werden sollen.

Allein auch dies System ist nicht frei von erheblichen Nachtheilen. Aus den Behältern dringen bei längerer Aufbewahrung der Excremente noch eine Menge stinkenden Gase bis in die Wohnräume. Die Anschaffung der Apparate ist für die Hausbesitzer kostspielig, für die damit beschäftigten Arbeiter beschwerlich und wegen der gänzlichen Ausdünstung nicht ohne Gefahr. Endlich gehen die der Landwirthschaft so wichtigen flüssigen Theile der Excremente ganz verloren.

Allen diesen Uebelständen scheint nun eine neue, von italienischen Aerzten gemachte Erfindung, welche zur Fortschaffung der Excremente Lustverdünnung anwendet, abhelfen zu wollen. Nach dem sogenannten hydropneumatischen System wird eine eiserne Tonne, deren Gehalt zwei Eubikmeter beträgt, von oben mit Wasser gefüllt, und letzteres sodann durch eine besondere am Boden angebrachte Saug- und Druckvorrichtung ausgezogen. Es bildet ein luftleerer Raum zurück. Nun wird das Ventil der oberen Oeffnung mit der Mündung eines in die Grube geführten Saugrohres in Verbindung gebracht und geöffnet. Und so groß ist die anfangende Kraft dieses Apparates, daß in noch nicht zwanzig Secunden der gesammte Grubeninhalt in die Tonne hineinspringt. Ja, oft werden durch die Gewalt selbst Ziegelsteine aus dem Boden der Grube mit in den Behälter gerissen.

Die Vortheile dieser Methode sind in die Augen springend: völlige Geruch- und Gefahrlosigkeit für die Arbeiter, erhebliche Fortschaffung und Kostenersparniß für die Hausbesitzenthümer. In Paris kostet die Wegräumung des Grubeninhalts 7 Francs, in Turin und Mailand nur 10 Centimes für den Eubikmeter. In Paris sind sechs Mann mehrwöchig, um in einer Stunde vier Eubikmeter auszuräumen — nach dem neuen System verrichten zwei Mann in derselben Zeit das Fünffache! — Arbeitern

kommt hier noch der Nutzen der Landwirthschaft in Anschlag, welche nach diesem System auch die flüssigen Stoffe wird verwerthen können.

Jetzt soll man in Turin gar noch mit dem Gedanken umgehen, einen großartigen Unraths-Saugapparat für die ganze Stadt herzurichten. Derselbe würde in angemessener Entfernung von der Stadt angelegt und durch Haupt- und Nebenröhren mit den einzelnen Straßen und Häusern in Verbindung gesetzt werden. Das wäre neben dem großen politischen auch ein sociater Fortschritt der Italiener!

Wir steigen aus dem schreußlichen Orkus an das fröhliche, duftige Tageslicht empor. Möchte es uns gelungen sein, den Leser, unseren Gefährten auf der unterirdischen Wanderung, über ein unheimliches Gebiet modernen Culturlebens aufgeklärt zu haben. Erkenntniß eines Uebels soll ja der erste Schritt zur Heilung sein! Aber wie oft bleibt es bei diesem ersten Schritte! Bequemlichkeit ist ein gar schönes Ding, und so sehen wir jeder Gefahr, die uns nicht augenscheinlich das Messer an die Kehle setzt, stumpf und gleichgültig entgegen. Wie viele von euch wohnen in feuchten Häusern, deren Wände vor Nässe triefen und vor Kälte starren und ein Heer von Krankheiten ausdünsten! Allein da mit der Zeit eure Lunge sich an diese dumpfe, modrige Luft gewöhnte, so nehmt ihr die mit ihr eingezogenen Krankheiten als unvermeidliches Verhängniß mit der Ergebung von Muselmännern entgegen. Nicht wahr, Allah hat es gewollt, daß ihr von unausrottbaren Wechselfiebern, Mitz- und Leberanschwellungen, von Bleich- und Wassersucht heimgesucht werdet? — Wohl weiß Jedermann im Hause, daß sein Siechthum von dem modrigen Boden, von der eissgleuchten Wand herstammt, allein wie selten versucht es Einer, durch zweckmäßige Abzugsröhren dem aus dem Erdboden die Mauer hinansteigenden Wasser zu Leibe zu gehen und damit der Krankheit die Quelle zu stopfen! Versumpfte Wiesen und Felder verwandelt ihr durch solche Drainanlagen in blühende Gärten — ihr könntet durch Entwässerung ganzer Stadttheile und Städte auch auf bleichen Menschengesichtern blühende Rosen hervorzaubern und eine Unzahl sogenannter endemischer Krankheiten mit einem Schlage vertilgen!

Dr. M. Dorenfurth.

Erinnerungen an Ernst Rietschel.

Von Berthold Auerbach.

II.

Ein Mann von so feiner und zarter Empfindung wie Rietschel, mußte dreimal am Grabe der Lebensgefährtin stehen, und doch war der Wiederaufbau der Häuslichkeit seinem innersten Naturell nothwendig. Es war eine laue Sommernacht, wir kamen aus einer Gesellschaft und gingen lange mit einander hin und her auf dem Rückiger Weg durch die Kornfelder und sprachen darüber, daß die Welt, wie sie ist, weit mehr die Sitte als die Sittlichkeit zu wahren trachte. — Ich sehe Rietschel noch vor mir, wie er uns begegnete auf dem Damm nach dem „Großen Garten", Arm in Arm mit seiner jungen Frau, Beide stattliche, markige Gestalten, und sein Blick, aus dem es drang wie ein wärmender Sonnenstrahl, war so heiter und glückselig. Wir sahen ihm noch lange nach, wie er mit seiner Frau energischen Schrittes dahinging, und riefen es ihm freudig zu, wie wohl sie Beide einander anstehen, und er wendete sich wieder um und grüßte glückselig. Er hat in dieser Ehe wonnige, innigst befriedigte Jahre verlebt, und dazu hatte er an seinem Schwager Andreas Oppermann, der ihn dann nach Palermo begleitete und getreulich pflegte, eine Freude, daß sein Gesicht immer strahlte, wenn er von ihm sprach. Er erquickte sich an diesem „letzten Jüngling", wie wir ihn scherzweise oft nannten, der eine Fülle süddeutscher Jugendkraft mit einem feinen und besonnenen Eingehen und einem schönen Verständniß der höchsten Kunstinteressen verband. Bei einem Besuche in meinem Landaufenthalt zu Schardau, als wir im Kienitzthale im Walde saßen, berichtete mir Rietschel die Erzählung aus Oppermann's Buche: „Aus dem Bregenzer Wald", die ich damals noch nicht kannte, in kurzen Zügen faßlich und bestimmt. Mit besonderem Nachdruck betonte er die Scene, wie die beiden eigenwilligen Gestalten auf der Bergeshöhe an einander vorübergehen, keine von beiden der andern das Wort gönnen will und so beide in ihr Verderben rennen. Rietschel hatte einen feinen Blick für alles Naturgesunde und für alle markigen Erscheinungen in der Poesie. Ich erinnere mich noch, wie er mir einst gegen einen das Gegentheil behauptenden Freund beistimmte, da ich auszuführen suchte, daß die Poesie nicht ein Erzeugniß des Schmerzes oder gar der Krankheit sei, wie man sie, zumal in den Zeiten der Zerrissenheit — die noch nicht ganz vorüber sind — darstellen wollte. Wohl ist alle Poesie und Kunst eine Ergänzung des Lebens, die Wirklichkeit läßt einen Bruch zurück, die wahre Erscheinung kommt nicht zu ihrer logisch consequenten Entfaltung; aber in seinem Wesen ist das Schöne und Gute wirklich, und hier ist's die Aufgabe der Poesie und bildenden Kunst, das Gegebene und Vorhandene zu dem Schönsten, zu dem Vollendetsten auszugestalten, was es seiner grundmäßigen Naturbewegung nach sein kann. Natürlich bildete das vielfach alberne Gefasel von Realismus und Idealismus sehr oft den Gegenstand unserer Unterhaltung, und wir stimmten immer Beide darin überein, wie traurig es ist, daß man diese Gegensätze noch immer schablonenmäßig festhält. Alle Kunst muß ideal sein, sonst hört sie auf Kunst zu sein; nur ist und bleibt es ihre Aufgabe, die wirklich gegebene Welt zu fassen und zu erhöhen, nach dem ihr innewohnenden Gesetz, nicht nach einer herkömmlichen Tradition.

Es that uns Beiden wohl, daß ich Rietschel seine Wohnung abnahm, in der ich sieben Jahre blieb. Sieben Jahre hatte ich von da aus oft Erquickung am Anblick der hohen Esche mit breiter Krone, die im jenseitigen Garten stand, und als ich die Betrachtungen über den „Baum vor meinem Fenster" drucken ließ, hatte Rietschel seine besondere Freude daran. Dieser Baum war ja auch sein Freund gewesen. Jetzt eben, indem ich dies schreibe, erhalte ich von Dresden aus die Nachricht, daß der schöne Baum in diesen Tagen, als ihn neuer Frühlingsfast durchdringen wollte, gefällt worden ist. — Rietschel hatte damals die Wohnung verlassen, er durfte nicht mehr drei Treppen hoch steigen. Er zog nach der „kleinen Reitbahngasse", verließ aber auch diese Wohnung bald, um zur Erkräftigung seiner Gesundheit nach Palermo zu gehen. Er kam frisch und gebräunt wieder.

Wenn ich nur die Hunderte von Stunden zurückrufen könnte, die ich bei ihm im Atelier, zumal während der Modellirung zum Schiller-Goethedenkmal, zubrachte! Da sprach er bald vom Gerüst, bald vom Boden aus, in der einen Hand die Spachtel, in der andern Hand Thon, den er, wie seinen innersten Gedanken Ausdruck gebend, immer hin- und herknetete. Er trug den gelbgrauen Sackpaletot und manchmal auch eine kleine graue Mütze auf dem Kopfe. Wunderbar war und blieb es mir immer, wie es möglich ist, den Fernblick mit dem nahen zu vereinen. Der Meister steht unten auf dem Boden, sieht aus der Ferne, was an der kolossalen Gestalt auf dem Gerüste zu ändern und anzufügen ist, nun steigt er rasch die Treppe hinauf, drückt da und dort, schneidet ab, setzt auf, und darf dies doch nicht mit dem Naheblick thun, sondern muß dabei im Sinne haben, wie es sich von unten betrachtet ausnimmt. Wir hatten viel Scherz darüber, daß ich diesem Geheimniß nahe kommen wollte. Noch jetzt aber thut mir's wohl, daß ich dem Meister oft willfahrte und länger blieb, als ich wollte, denn er behauptete, wenn ich da sei und wenn ich spräche, das thäte ihm auch gut. Ich habe in dem Aufsatze „Drei Stationen des Schiller-Goethe-Denkmals" den ich nunmehr auch in meine gesammelten Schriften aufgenommen habe, mancherlei Bemerkungen von damals niedergelegt. Ich durfte Rietschel nie davon sagen, wenn ich etwas über seine Arbeiten schrieb. Es beleidigte dies seine leuschе Natur, und er mehrte sich immer dagegen, denn er fürchtete die Mißdeutungen und die Mißgunst. Nur zum Aufsatze über das Lutherdenkmal lieferte er mir einige sachliche Angaben.

Rietschel war eine in Wahrheit bescheidene Natur, wenn er auch seinen Werth wohl fühlte. Nie wird Jemand etwas gestalten können, wenn er seine Betrachtungsweise für bezeutungslos hält. Schon dadurch, daß er sich ausspricht, sei es im Bild oder im Wort, bekundet er damit thatsächlich, daß er seine Wahrneh-

mung werth hält, wenn er auch deren Beringtheit und Begrenztheit wohl weiß.

„Du und ich," sagte mir Nietzsche oft, „wir sind bescheidener als tausend Andere, die, wie die heuchlerische Modephrase will, stets von „ihrer Wenigkeit" sprechen. Wir gelten nur leicht für eitel, weil wir bei einem Lobe, das uns entgegengetragen wird, nicht alsbald einfallen und thun: um Gotteswillen! beschämen Sie mich nicht! Ich weiß ja, daß Alles, was ich mache, nichts ist; erinnern Sie mich nicht an diese schwachen Stunden ꝛc. Wer diese herkömmlichen Phrasen nicht vorbringt — natürlich je nach Gegenheit variirt — wer nicht thut, als ob er auf sich selbst nichts halte, und bei einem Lobe eigentlich den Leuten in's Gesicht sagt: Ich weiß, daß Ihr höflich lügt, und Ihr wollt wieder eine höfliche Lüge von mir als Bezahlung — wer sich nicht zu diesem falschen Spiel hergiebt, der gilt für eitel." — Ich sehe das Lächeln des Freundes noch vor mir und wie er zur Bestätigung mit seiner getreuen, kräftigen Hand fassend nach der meinen griff, als ich ihm einmal darüber sprach und wir dabei Nachts wohl zehnmal hin und her zwischen seinem und meinem Hause gingen, und Jeder den Andern immer heimbegleiten wollte, und als ich ihm da sagte: „Wenn man der Welt ehrlich zu verstehen giebt oder bekennt: ich weiß, ich wiege intellectuell ein Pfund oder ein halbes Pfund — ei, schreit die Welt, wie entsetzlich eitel ist dieser Mensch! Der glaubt doch offenbar, er wiege sieben Centner, denn er sagt ja: ich wiege etwas. Er sagt nur nicht das Ganze; wäre er bescheiden, so müßte er sagen, ich wiege gar nichts, ich bin leichter als Luft."

Nietzsche lachte hellauf in der stillen Nacht über die Zumuthung, daß man leichter als leere Luft sein solle.

Schon bei der Schiller-Goethegruppe klagte Nietzsche oft über die Unzweckmäßigkeit seines Ateliers. Er hatte nicht einmal ein eigenes Zimmer, worin er die Entwürfe machen konnte. Er mußte Alles vor den Augen der Schüler, ja, vor den Augen der Besuchenden machen; und dazu war der Weg von der kleinen Reitbahngasse bis auf die Brühl'sche Terrasse beschwerlich und dort am erhöhten Ufer zugig und seiner Gesundheit schädlich, und zuletzt noch in der Werkstatt der Fußboden unmittelbar auf der kalten Erde. Als Nietzsche im Winter wieder krank war, ging ich zu einem der ersten höheren Staatsbeamten und stellte ihm vor, welch eine Versündigung an der Nation und an der ganzen Kunst es sei, Nietzsche ein solches Atelier zu geben und ihn noch dazu mit akademischen Verpflichtungen, Correcturen ꝛc. zu belasten. Der brave Mann versprach das Seine zu thun. Es geschah aber nichts, bis es zu spät war.

Es ist kein Ruhm zu groß für die andachtsvolle Hingebung und Mühe, die sich Nietzsche bei Ausarbeitung des Schiller-Goethe-Denkmals gab, und namentlich der Rhythmus der Fußstellungen wollte ihm lange nicht genügen. Er riß die kolossal aufgebauten nackten Gestalten, wie die bekleideten, wieder ein, und seine Schüler Gustav Kietz und Dondorf halfen ihm getreulich und unverdrossen. Nicht leicht giebt es einen Meister, der so die innige andachtsvolle Verehrung seiner Schüler genießt, wie Nietzsche.

Als endlich das große Wagniß einer Doppelgruppe unserer Geisteshoroen in modernem Costüm vollendet war, da war Nietzsche trotz eines gewissen innern Genügens doch auch eifrig hinaushörend, wie der Eindruck sei. Es ist eitel Lug und Trug, wenn Manche mit der Maske der Bescheidenheit thun und sagen, sie kümmerten sich nichts um den Eindruck, den ihre Arbeiten machten, ja, sie fragten gar nicht darnach und wollten nichts davon hören, wie die Welt darüber urtheilt. Es ist das eitel Lug und Trug. Es giebt keinen Schützen, der, wenn er abgeschossen hat, nicht unwillkürlich nachsieht, ob er auch getroffen habe; er kann sich dabei wohl bewußt bleiben, daß nicht seine vorbedachte Geschicklichkeit das Ziel erreicht. Der ehrliche Künstler weiß, daß noch viel fehlt, damit das Werk das sei, was es nach der innern Conception hätte werden sollen, aber unmöglich ist es, daß man mit der Absicht, etwas Tüchtiges herauszubilden, und zwar mit dem ganzen Einsatze seiner Kraft, nun, wenn es fertig ist, sich davon losfage, als ob es Einen nie etwas angegangen hätte. — Nietzsche hatte die Genugthuung, daß sein Werk schon bei der Aufstellung im Gypsmodell große Anerkennung fand. Dennoch fragte er mich oft: „Sage mir auch, was die Gegner dazu sagen; sage mir auch, was man tadelt und was nicht richtig ist. Ich weiß ja selbst, daß es viel besser sein sollte, aber daß etwas Tüchtiges daran ist, das weiß ich auch, und es wird mich keine Gegnerschaft irre machen."

Wenn ich hier und sonst Nietzsche's Worte wiederhole, so will ich ein für allemal hiemit sagen, daß ich nicht dafür einstehen will und kann, daß dies gerade diplomatisch genau seine Worte waren, aber daß dies der Sinn derselben gewesen, dessen bin ich querfeldeinsichtlich überzeugt. Ich hatte damals meine Betrachtung der Schiller-Goethegruppe veröffentlicht, und ein Behutsamer warnte mich, mich nicht zu sehr mit diesem Werke und seinem Lobe einzulassen, man könne nicht wissen, wie sich das Endurtheil feststellen werde.

Ich hatte die Freude, während das Denkmal in München gegossen wurde, mit dabei zu sein, und als ich gleich in der Stunde darauf abreiste, schrieb ich dem Meister auf der Eisenbahn von München nach Augsburg einen Brief mit Bleistift und gab ihn gleich zur Post. Ich habe eine erquickliche Antwort von ihm darauf erhalten, die ich noch finden und später veröffentlichen werde.

Einen Glanzpunkt in Nietzsche's Leben bildeten die Septembertage 1858 in Weimar, und ich bin glücklich, sein Camerad in der eigentlichen Bedeutung des Wortes dabei gewesen zu sein. Es war ein Stück Leben anderhalb des gewohnten Seins in einem Momente großer geschichtlicher Gemeinschaft und in einer tiefheitern Weihestimmung zu einem großen, nie wiederkehrenden Feste. Wir wohnten mit einander in demselben gastlichen Hause, und die schönen fonnigen Tage sind unvergeßlich. Am Morgen das gemeinschaftliche Frühstück an langer Tafel im großen Saale, wo Besuche von Fremden und Einheimischen kamen und wo namentlich der Maler Preller — mit dem Nietzsche in inniger Freundschaft lebte und den er als einen der ersten Künstler hochhielt — uns mit Erzählung von Begegnissen aus dem Leben Karl Augusts erfreute. Dann kamen Andere, alte Freunde wurden neu begrüßt, den Trägern guter Namen schaute man zum ersten Male in's Auge; es kam (damit auch das Störende nicht fehle) die entsetzliche Albumplage, wo man seinen Namen womöglich noch mit einem Spruche auf die ersten Blätter eines neu angelegten Albums eintragen sollte; dann der heitere Gang im Garten am Hause, bis man sich endlich zerstreute und zu den Festlichkeiten vorbereitete — Es war einmal ein Stück Leben, wie auf einem Punkte außerhalb der Welt, in Weimar, diesem Jerusalem des deutschen Geistes, wo Straßen und Häuser von hohen Erinnerungen sprechen, und dazu noch der Mittelpunkt eines großen Weihefestes, da es Jerem zu Muthe war, als ob er den Heroen nun persönlich danken könne für das, was sie der deutschen Nation und der ganzen Welt geworden.

Der Tag der Grundsteinlegung zum Karl-August-Denkmale war regnerisch, auch der Tag der Enthüllung der Dichtergruppe, die nun, statt des bisherigen grauen Mantels, am Morgen einen weißen trug und vor unsern Fenstern wie ein wartendes Geheimniß stand, schien sich trübe anzulassen; aber schon beim Zuge nach dem Wieland-Denkmale hellte sich's auf.

Die Enthüllung des Wieland-Denkmals war eine wenig erhebende. Als wir den Platz verließen, sagte Nietzsche zu mir: „Halte Dich an meiner Seite, damit ich Dich habe und nach Dir fassen kann." Der Gang von einem Denkmal nach dem andern hatte etwas Trübseliges. Keine Musik, kein Gesang auf dem Wege, nichts, was an die schöne Festlichkeit der alten Zeit und auch des süddeutschen Lebens erinnerte. Wir standen beim Schiller-Goethe-Denkmal, die Frauen oben am Fenster in unserm gastlichen Hause. Nietzsche winkte nur einmal leise hinauf. Dann erscholl Musik und Gesang, davon man nicht viel verstand. Jetzt begann die Rede. Nietzsche faßte mich fest an, er mußte tief bewegt sein. Nun blähte sich der Mantel von einem Luftzuge auf, es war, als wollten die gewaltigen Gestalten nun endlich heraus an's Sonnenlicht, daß sie in heller, voller Pracht dastehen. Auf ein Zeichen des Redners zogen die Schüler Nietzsche's, Kietz und Dondorf, den Mantel — die Hülle fiel, die Heroen standen da in ehernem und ewigem Glanze. — Ein vielkanfendstimmiges jubelndes Hoch erscholl, und mir ist's als spürte ich noch den Druck, mit dem die Hand, die das Werk geschaffen hatte, mich zitternd faßte. Der Meister und sein Werk schauten einander an: der Meister in tiefster Bewegung, die geschaffenen Gestalten in ewiger Ruhe. Das Hoch, das jetzt nicht enden wollend durch die Lüfte scholl, es war der zusammengedrängte laute Ausruf tausendstimmiger Freude, der sich still von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen wird.

Ein Strahl der Ewigkeit senkte sich auf das demüthige Haupt

des Meisters nieder. Ich fühlte das Glück, seine Stütze sein zu dürfen.

„Rietschel, kommen Sie herauf!“ rief der Großherzog vom Balcon, der im Angesicht des Denkmals errichtet war. Rietschel ging hinauf, endloses Hoch aber- und abermals; der Großherzog umarmte ihn vor Aller Augen.

Als ich nach Beendigung des Festes mit Rietschel heimging, sagte er: „O Lieber, wenn ich nur noch einmal da hinaufsteigen, da und dort drücken könnte! Manches tritt heraus, was ich nicht so wollte, und Manches tritt zurück, was ich anders meinte. Ich hab's noch nicht unter freiem Himmel gesehen, und jetzt ist nichts mehr zu machen.“

Zu Haus sah ich zum ersten Male in unserm Gemeinleben Rietschel weinen. Ich that Alles, was ich konnte, um ihn zu beruhigen, und die Cigarre, die ich ihm bot, half am meisten. Aber auch ein gutes Wort stieg in mir auf, und ich sagte ihm: „Nun giebt es nur noch Eines, das Dich zu einem neuen Leben und höher hebt. Du mußt das Luther-Denkmal ausführen.“ Er umarmte mich innig und sprach mir seinen glückseligen Dank aus, daß ich ihn jetzt auf ein Höheres, Größeres noch hinweise. Später, als er den Auftrag in der That erhielt, sprachen wir noch oft von dieser Stunde. — Wir saßen dann wieder in dem Garten bei den Freunden und rauchten und plauderten und scherzten. Es giebt nach so hoch gespannten Erregungen nichts, was die Fortsetzung dieser Stimmung erhalten könnte, uns es ist seelisch und körperlich nöthig, daß zur Erstarkung wieder eine Rückkehr in das alltägliche Leben hergestellt wird.

Mit einem Behagen ohne Gleichen saß Rietschel in der Laube, rauchte und trank Bier dazu, bis der Hofsourier kam und ihn in's Schloß zum Großherzog rief. Wir wußten, daß ihm ein hoher Orden zugetheilt werde. Am Nachmittag trafen wir uns wieder bei der Hofstafel, wo die Künstler und Gelehrten alle geladen waren.

Rietschel war die ganzen Festtage immer zu Hofe geladen. Nun sollte am andern Tage die Festfahrt nach der Wartburg vor sich gehen. Wir saßen wieder bei unserm Frühstück, wo sich Viele versammelten, da kam der Oberbürgermeister mit einer Deputation des Gemeinderathes und brachte Rietschel das Diplom als Ehrenbürger. Er antwortete in einfachen und herzlichen Worten. Jetzt, hieß es, kommt eine Deputation der Jenaer Universität. „Wenn sie mich nur um Gotteswillen nicht lateinisch anreden,“ sagte Rietschel zu mir. Ich wollte im Uebermuthe diese feine Besorgniß zum allgemeinen Besten geben, aber er hielt mich davon ab. Er hatte etwas tief Beschämtes in seiner Natur, das jeder Neckerei abhold war. — Auch als nunmehriger Doctor antwortete er einfach und gerad.

Rietschel war auch heute wieder zu Hofe geladen. Wir bestürmten ihn aber Alle, daß er die Festfahrt nach der Wartburg mitmache, da ohne ihn dieselbe ohne Mittelpunkt sei. Es fehlte ja außerdem an einer großen Festhalle, wie sie die Schweizer zu ihren Schützenfesten so trefflich herzurichten verstehen, in der sich die Festgenossen hätten versammeln können. Man hatte damals auch Furcht vor politischen Demonstrationen, die sich immer kundgeben, auch da, wo sie nicht hingehören, so lange das Einzige noch nicht erreicht, daß Deutschland ein wirklicher und einiger Staat ist. — Rietschel hatte auch offenbar Lust zur Mitfahrt nach der Wartburg, aber er glaubte die Einladung zu Hofe nicht umgehen zu dürfen; da übernahm es endlich ein dem Hofe nahestehender Herr, Rietschel für das Nichteintreffen bei der heutigen Hoftafel zu entschuldigen.

In frischer Morgenluft ging's nun zum Bahnhofe, und eine große Versammlung festlich gestimmter Genossen, Frauen und Männer, fuhr mit dem Extrazuge durch das Thüringer Land dahin, bis nach Eisenach. Rietschel war überaus glücklich und munter. Auf dem Eisenacher Bahnhofe theilten die Ortsbehörden an Einzelne verschiedenfarbige Bänder aus, damit sich Gruppen zur Auffahrt und zum Aufgang nach der Wartburg bildeten, von denen ich eine anführen sollte. Ich erhielt die grünen Bänder. Rietschel und seine Frau waren mit unter unserer Gruppe. Der Bürgermeister führte uns durch den schönen Park, wo wir bald im Ausruhen, bald im Dahinschreiten Allerlei sprachen und uns an den schönen Durchblicken erquickten. Auf Ausgange des Parkes warteten Wagen auf uns, mit denen wir die größte Strecke des Berges fast bis vor das Thor fuhren. Helle Trompetermusik — der Festmarsch aus Richard Wagner's Tannhäuser — begrüßte uns am Eingang der Wartburg des deutschen Geistes. Große Festtafeln waren im weiten Schloßhof aufgestellt. Andere Gruppen waren uns schon vorausgeeilt. Die Officiere und höheren Beamten und vorzüglich der vortreffliche Kreisdirector v. Schwendler machten die Festordner. Es wurde Speise und Trank aufgetischt. Für uns war eine besondere Laube bereit gehalten, und hier wurde Rietschel erst recht der Mittelpunkt eines großen freien Festes. Wir durchstreiften die Säle, wo dann ein großen Fürstenzuale ein Vortrag über den alten Bau und über die Erneuerung dieser Burg gehalten wurde. Auf dem kleinen Seitenbalcon stand ich mit Rietschel und hinaus schauend in die sonnenbeschienene weite Landschaft, sprach er beglückt davon, daß es nicht leicht eine Landschaft gäbe, die mehr grunddeutsch spräche als diese. Im Nebenzimmer neben dem Lutherzimmer saß ich mit Rietschel allein, wo wir uns in das Stammbuch des liebenswürdigen Schloßhauptmanns Arnswald einschrieben. Unvergeßlich ist mir's, daß Rietschel mir da sagte: „Du hast mich gestern darauf hingewiesen, und jetzt bin ich da. Ja, das möchte ich vollenden, das Lutherdenkmal, dann habe ich genug gelebt.“ Wir zogen endlich auf dem Waldwege den Berg hinab und steckten frische Eichenzweige auf den Hut, und ein Lied, das ich im vergangenen Winter bei einem Feste auf Rietschel verfaßt hatte, wurde vertheilt und gesungen.

Einer gehobenern Stimmung, als jene war, da wir nach einem so herrlichen Tage zurückfuhren, erinnere ich mich nicht. Auch Rietschel war ganz voll Seligkeit. Der frische Athem der Berge hatte ihm so wohl gethan. Alle, die mit uns in demselben Wagen saßen, waren ganz beglückt von dem wonnethrälenden Wesen des Meisters, dessen ganze tiefreiche Innigkeit jetzt herausstrat. Und als die Sonne so prachtvoll niederging, da übereroichte eine gesangeskundige Dame Rietschel ein Gedicht, das sie auf diese Stunde gedichtet. — —

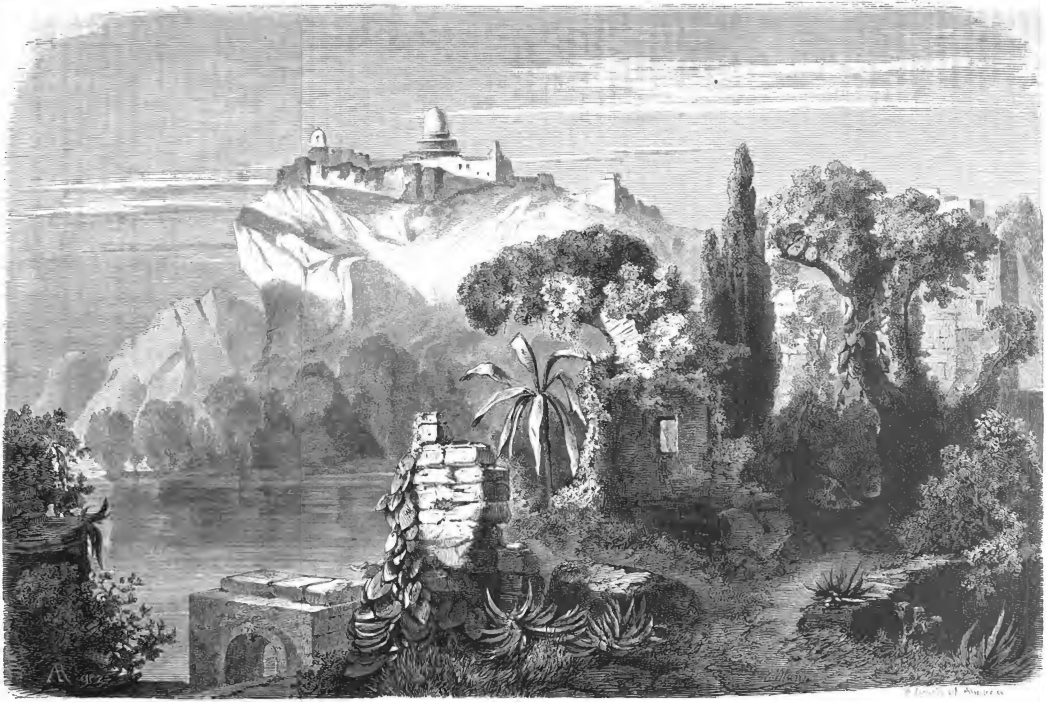
Sakkara, die Stadt der Gräber.

Aus einem Tagebuche.

Wir hatten vierzehn Tage unter der Akropolis von Nauplia (Napoli di Romania) gelegen, als Baron Bruck, der Commandant unserer Kriegsfregatte „Erzherzog Friedrich“, den Befehl gab, die Anker zu lichten, um weiter nach Süden zu gehen. Anfangs vom herrlichsten Wetter begünstigt, sahen wir erst nach drei Tagen die Insel Milo am Horizonte auftauchen; denn nur am Tage durchfurchte unser Schiff die Salzfluth, am Abend wurde „beigelegt“, so daß wir uns ungestört an den herrlichen Sonnenuntergängen ergötzen konnten, welche die tiefblauen Wasser des Archipels mit dem prächtigsten Violett färben. Am Nachmittage stellte sich ein Sturm ein, der uns in den tiefen, von hohen Bergen umschlossenen Hafen zu laufen, in den sich bereits mehrere Kauffahrteischiffe geflüchtet hatten.

So gewannen wir Gelegenheit, die schönen Schwefelbäder der vulcanischen Insel zu genießen, besuchten das große, in Felsen gehauene Amphitheater und erstiegen den hohen Berg, auf dem das Dorf Kastanitio gelegen ist und von dem aus wir einen köstlichen Blick auf die Gruppe der Cykladen hatten. Nach vier Tagen erst stachen wir wieder in See, umschifften Cap Matapan, die südlichste Spitze des europäischen Festlandes, und landeten auf Cerigo, dem Kythere der Alten. Sie ist die südlichste Insel der ionischen Republik, reich an üppigen Olivenwäldern und Weinbergen, im Alterthum hochberühmt und heilig durch den Cultus der Venus, die, dem Meerschaum entstiegen, einst hier landete. Wir sahen inzwischen nur die steilen, kahlen Küsten und hatten kaum die Zeit, den Leuchtthurm zu besuchen, der auf Cap Spati thrent: unsere Fahrt ging immer südlicher, unser nächstes Ziel war Candia, der äußerste Punkt Europa's. Die Fregatte hatte jedoch Befehl, zuvor einige Wochen hier zwischen Morea und Candia zu kreuzen.

Es waren dies herrliche Tage, voll herrlicher Nächte; rings um uns nur Meer und Himmel, Himmel und Meer — selten



Sakarra, die Stadt der Gräber.
Originalbild von Emil Mann in Triest.

nur tauchten am Horizonte die Gipfel des Eilands Cerigotto auf, oder im fernen Süden die Schneehäupter der weißen Berge auf Creta, Alles in den schärfsten Umrissen, greifbar, klar, wie die Contouren auf der Leinwand des Malers. Am Tage fesselten mich besonders die Aquarellarbeiten unseres Lanzschafters Emil Mann an dessen improvisirte Staffelei, und ich sah hier die Skizzen der herrlichen Gestalten entstehen, die später den Ruf des Malers begründen sollten. Abends aber bei unserer Mahlzeit wurden die Becher mit edlem Malvasier oder Muskat gefüllt, von welchem letzteren schon das alte Volkslied singt:

„Der liebste Bruder, den ich hab', der liegt beim Wirth im Keller,
Er hat ein Herzli Mödlein an und heißt der Muscatteller!"

es wurde geschenkt, geplaudert, auch manches Glas der Göttin der Liebe geweiht; ja, wir sahen hier oft den Tag sich wieder röthen, so sehr fesselte uns die Frische der Nacht und das imposante Schauspiel des Meerleuchtens, das fast jede Nacht neue Schönheiten vor uns aufrollte.

Endlich führte uns unser Pilot, den wir von Milo mitgenommen, in den Hafen von Canea, der Hauptstadt eines der drei Sanzschaks, in welche Creta getheilt ist. Sie liegt an einer flachen Bucht der Nordküste, rings von hohen Kreidefelsen umschlossen, deren untere und mittlere Theile eine reiche Vegetation schmückt. Cypressen und Oliven schlingen sich durch die zerstreut liegenden Häuser mit flachen Dächern, über die viele griechische Klöster mit ihren Kuppeln und Heiligenbildern hervorragen. Nicht ohne heiligen Schauer betrat ich die Insel, seit urältester Zeit berühmt und noch heute mit zahlreichen Spuren ihrer einstigen Größe bedeckt. Hierher führte schon Zeus die geraubte Europa, hier reichte die liebende Ariadne dem Theseus den Faden der Rettung aus dem von Dädalus erbauten Labyrinth, hier hauste das Scheusal Minotaurus, hier waltete Minos, der König, ein Bild der Weisheit. Griechische, römische, byzantinische, arabische, venetianische und türkische Kämpfer fristen später um den Besitz des blühenden Eilands, das in seiner schönsten Blüthe eine Million Bewohner zählte, und noch heute stößt man auf zerfallene Bauten aller Jahrhunderte, auf eine in Stein geschriebene Geschichte.

Gern hätte ich die Insel nach allen Richtungen durchstreift, aber unsere Fregatte konnte nur sieben Tage im Hafen verweilen, sie mußte nach Messina und Palermo. Zum Glück wurden wir durch die Verwendung unseres liebenswürdigen Commandanten von der Quarantaine befreit und konnten somit doch einige Tage ausbeuten. Vor Allem zog's mich nach der Sakarra, im Volksmunde „Stadt der Gräber", welche, auf dem Landwege in fünf Stunden erreichbar, in der tiefen Meeresbucht gelegen ist, die von den beiden Landzungen gebildet wird, in welche Candia gegen Norden ausläuft und deren westliche mit dem Kreidefelsen des Capo Metera abschließt. Die ganze Gegend ist reich an Büchsen, darum beschloß ein Theil unserer Marineofficiere, sich der Excursion anzuschließen. Sie zogen eines Nachmittags mit Zinten und Dolchen gut bewaffnet über die Berge, während ich mit unserm Maler das Gig (Schiff des Commandanten) bestieg, welches mit geröstetem Hammelfleisch, Melonen und Mastika, einem süßen, weißen Branntwein, reichlich beladen und mit zwölf rüstigen Matrosen bemannt wurde. Pfeilschnell segelten wir an der Küste hin, von Bucht zu Bucht, von Vorsprung zu Vorsprung, umklungen vom Rauschen der sanften Wellen oder der schönen Pinienhaine, die weithin das flachere Ufer bedecken.

Gegen Abend erschien Metera, als wir um die Spitze der östlichen Landzunge bogen, und wenige Minuten später der gewaltige, zähe Porphyrfelsen, auf welchem Salarra, die stolze Begräbnißstätte der maurischen Könige, welche einst über Candia geherrscht, im goldnen Abendduft ruhte. Die durch das Land gegangenen Officiere unserer Expedition konnten unmöglich das Ziel derselben schon erreicht haben; wir hemmten deßhalb den Zing des Gigs und schwammen langsam durch die warme Bucht, um das Bild der herrlichen Landschaft ganz in uns zu saugen. Endlich hatten wir das innerste Ufer erreicht, das ringe mit den Trümmern einer venetianischen Veste bedeckt ist, und stiegen aus. Unser Maler faßte sofort Posto auf dem Bogen einer Brücke, den noch ein verstümmelter Marcuslöwe zierte, um das gewaltige Motiv zu skizziren, die Matrosen befestigten das Boot mit starkem Tau an einen Pinienstamm, während ich durch das dichte Gestrüpp und die massigen Ruinen nach dem Gipfel des Felsens mich hindurcharbeiten suchte. Bei jedem Schritte klang der Boden dumpf und unheimlich; zahlreiche unterirdische Gewölbe, die von dem weiter oben liegenden venetianischen Schlosse einen geheimen Ausgang nach dem Meere gebildet zu haben scheinen, durchziehen ihn. Endlich hatte ich Steingerölk und Trümmerhaufen, deren Pforten und Wände viele Löwen der zerstümmerten Venetia trugen, glücklich überwunden; noch ein kleiner, steiler und lasser Weg hinauf, und ich stand auf der Spitze des Felsens, vor den zerfallenen Königsgräbern. Ein verschlungener Gang führte mich durch die Umfassungsmauer, die nach dem Innern eingeborgen mit cassemattenähnlichen Vertiefungen versehen ist, nach dem freien Platze, welcher vielleicht 130 Fuß lang und 80 breit ist. In seiner Mitte erhebt sich das Hauptmausoleum, ein massives Gebäude mit thurmähnlichem Aufsau, den eine Kuppel abschließt und dessen Höhe wohl 120 Fuß betragen mag. Die Decke des oblongen Gebäudes ist zusammengestürzt — hoch schaut Nachts der Himmel mit seinen ewigen Sternen herein, die schweigend über die Trümmer zerfallener Menschengröße hinwegziehen, während am Tage sich Hirten oder verirrte Wanderer vor drohendem Sturme hierherretten.

Abu Caab, der Stammvater der cretensischen Emire, soll mit seinem Sohne Saib und dessen Sohne Babdel nebst andern Nachfolgern hier begraben liegen. Es war unter Kaiser Michael II. (823), als er von Westen her nach Creta kam, mit sich führend abenteuerliche Rotten Araber, die sich in Spanien vom Heer der Omajaden getrennt hatten und in den benachbarten Ländern des Mittelmeeres raubten. Erst waren nur wenige gelandet; aber das blühende Creta gefiel ihnen so wohl, daß sie ihre in Alexandrien zurückgelassenen Genossen herüberholten, zunächst ihr Lager verschanzten, sich später aber die feste Stadt Chandar gründeten, auf deren von der Natur stark befestigte Lage ein Einsiedler sie aufmerksam gemacht hatte. Von den 29 Städten der Insel mußten sich 28 unterwerfen, die alle zu einem selbstständigen Reiche vereinigt wurden, das weder vom Chalifat zu Bagdad, noch von der Dynastie der Omajaden irgend wie abhängig war. Wohl schmerzte der Verlust der schönen Insel die Kaiser von Byzantium sehr; als 1em Constantin Porphyrogennetus die auf seinen Befehl abgefaßte Chronik vorgelesen wurde, sagte er da, wo es hieß, daß Creta auch jetzt noch den Arabern gehöre, mit bewegter Hand die Worte ein: „Wofür Gott sorgen wird, aber auch wir wollen dafür sorgen, die wir Tag und Nacht unsere Seele über diese Insel mühen." Aber ihre Mühen waren lange vergeblich; schon Michael's Feldherrn waren dreimal geschlagen worden; eine neue, bedeutende Niederlage erlitt Theoktistos, der General der Kaiserin Theodora (844), welcher den Emir so sehr machte, daß er Constantinopel selbst angegriffen haben würde, hätte nicht der Sturm seine Flotte an der Küste Lydiens zerschmettert. Erst 962 wurde die Insel wieder griechisch, und als 1204 französische Kreuzfahrer das byzantinische Reich zertrümmerten und ein lateinisches Kaiserreich gründeten, kam sie an Venedig. Ob schon damals, als die arabische Herrschaft nach heldenmüthigem Kampfe zusammenbrach, die überwüthigen Sieger die heilige Ruhestätte der feindlichen Fürsten zerstörten, oder ob die Türken, die Creta 1645 eroberten, beutegierig hier nach Schätzen wühlten, ist unbekannt — die Grabkammern aber sind leer, verfallen, zerbrochene Marmorquadern liegen über die ganze „Stadt der Gräber" verstreut, und nur die Sage schmückt noch die Stätte des Todes, während die Natur um sie, wie um die Trümmer der venetianischen Bauten einen üppigen Kranz voll ewiger Schönheit schlingt. —

Ein Schuß am Ufer schreckte mich aus meinen Träumen auf, er signalisirte die Ankunft der Freunde und die nahe Abfahrt des Gigs. Ich mußte eilen; denn mit jedem Augenblicke wurde der Weg bei einbrechender Dämmerung gefährlicher; auch mußten wir vor Nacht unsere Fregatte in Caiania laut Commandantenbefehl bestiegen haben. —

Wir gehen unsern Lesern eine Ansicht dieses interessantesten Punktes der Insel Candia nach der herrlichen Landschaft des Malers Emil Mann in Triest, der, ein talentvoller Schüler Schirmer's und Calame's, schon durch seine frühern italienischen und Schweizerlandschaften sich einen klangvollen Namen in der Künstlerwelt errungen hat.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

„Aber um Gotteswillen," rief Reichardt, dem die Erinnerung an die geheimnißvollen Fragen, welche ihm der entflohene Bob hatte vorlegen wollen, den Schweiß auf die Stirn trieb, „Alles, was ich auch gesagt haben möge, ist doch so völlig unverfänglicher Natur gewesen —"

„In Ihrem Sinne sicherlich, Sir," unterbrach ihn der Wirth, „nicht aber in dem unsrigen, die wir unsre Neger kennen; und um gleich Alles zu sagen, so möchte ich Ihnen als Freund rathen, die Stadt und wo möglich den Staat ohne die geringste Zögerung zu verlassen. Ich habe einige Worte des Predigers in Bezug auf Sie aufgefangen, die nichts Gutes verkünden, und es sollte mich schmerzen, Sir, Sie nicht vor Unannehmlichkeiten schützen zu können, deren Grenzen sich im Augenblicke noch nicht einmal absehen lassen. Ich kann meinen leichten Wagen in drei Minuten angespannt haben und fahre Sie nach der nächsten Station der Posthutsche, die gegen Mittag dort halten wird. Beim Dunkelwerden erreichen Sie dann Nashville und nehmen das Dampfboot, was von dort nach dem Ohio abgeht —"

„Das heißt, ich soll flüchten?" rief der Deutsche, überrascht, aber noch ungewiß sich von seinem Stuhle erhebend.

„Gerade das, Sir, und zwar so lange es noch Zeit ist!" war die bestimmte Antwort.

„Und vor wem, Sir, und weshalb?" rief Reichardt erregt; „vor dem Prediger Curry, und wegen einer vielleicht hier unvorsichtigen, aber sonst ganz harmlosen Aeußerung? Nimmermehr, Sir, und wenn ich auch in dieser Schnelligkeit mich hier losreißen könnte. Ich denke, ich bin in einem Lande, wo wenigstens Gesetz und Ordnung herrschen, wenn auch die Redefreiheit auf ganz besonderen Füßen zu stehen scheint, und ich will die Dinge abwarten, die mich möglicherweise treffen können. Ich glaube gern, daß es der heißeste Wunsch dieses Mr. Curry sein mag, mich wie einen Verbrecher aus der Stadt hetzen zu können, ich weiß zu viel von seinen Angelegenheiten — aber wir wollen sehen, wer der Stärkere ist; hoffentlich werde ich auch von anderen Seiten nicht ganz verlassen sein!"

„Sie scheinen mit unsern Verhältnissen noch gänzlich unbekannt zu sein," erwiederte der Hotelbesitzer, und ein Zug von Unruhe stieg in seinem Gesichte auf. „Unser Volk ist das friedlichste und gastfreundlichste; nur darf es nicht an seinem empfindlichsten Punkte, den Verhältnissen der farbigen Diener und Arbeiter, berührt werden; und angesichts der vom Norden ausgehenden brandstifterischen Emancipationsbestrebungen ist es nur zu sehr in seinem Rechte, wenn es jeden Fremden mit mißtrauischem Auge betrachtet, ihn bei dem entferntesten Verdachte einer Einwirkung auf die Schwarzen kurz und entschlossen aus dem Staate schafft und ihm das Wiederkommen verleidet. Es ist das ein Gebot der Selbsterhaltung, Sir, und noch selten haben sich in derartigen Fällen unsere Beamten dem Volkswillen zu widersetzen gewagt. Nun liegt jedenfalls schon genug gegen Sie vor, um eine Anweisung zu rechtfertigen, dazu ist der Prediger Curry, wie Sie selbst sagen, nicht Ihr Freund, und ich sehe Aussprüche voraus, die, wenn Sie sich nicht bei Zeiten durch Ihre Entfernung davor schützen, Ihnen die bitterste Erinnerung an unsere Stadt verschaffen könnten —"

„Aber erlauben Sie mir, ich bin noch nicht volle zwei Monate in den Vereinigten Staaten und kenne weder Land noch Leute," versetzte Reichardt ruhig, „die mannigfachen Freunde, welche ich mir hier bereits gewonnen, wissen das und werden meine harmlosen Aeußerungen danach beurtheilen. Im Uebrigen aber glaube ich nicht einmal, daß Curry etwas gegen mich zu unternehmen wagt. Ich würde den Vorwurf der größten Feigheit auf mich laden, wenn ich in blinder Angst auf und davon liefe, ohne von befreundeter Seite nur einmal einen Rath eingeholt zu haben —"

„Well, Sir," erwiderte der Wirth, sich kurz erhebend, „ich habe Ihnen meine Hülfe angeboten und kann nichts weiter thun. Hatten Sie sich für sicher, desto besser, und ich wünsche von ganzem Herzen mich getirrt zu haben."

„Und ich danke Ihnen aufrichtig," gab der Deutsche zurück; „ich werde sofort ein paar Wege in dieser Angelegenheit gehen — aber muthen Sie mir nicht zu, wie ein Verbrecher mich heimlich davon zu machen!"

Der Hotelbesitzer nickte nur und verließ das Zimmer; Reichardt aber griff nach seinem Hute — er war durchaus nicht so ruhig, als er sich gegeben, und vielleicht hätte er bei seiner unsicheren Stellung der Aufforderung seines Hausherrn gefolgt, wenn ihm nicht der Gedanke gekommen wäre, daß der Wirth möglicherweise im Einverständniß mit Curry handele, um ihn so auf die kürzeste und unblutige Weise aus der Stadt zu schaffen, — wenn er anderdem es nicht auch für seine Pflicht gehalten hätte, Harriet zuerst von dem Stande der Dinge zu benachrichtigen.

Er verließ rasch das Hotel und schlug den Weg nach Burton's Hause ein. Aufmerksam beobachtete er jedes Gesicht in der Straße, welches sich ihm zuwandte; nirgends aber traf er auf einen Blick, der eine Kenntniß des Geschehenen verrieth, und seinen stillen Befürchtungen Nahrung gegeben hätte, und mit leichterem Herzen erreichte er Harriet's Wohnung. Die junge Lady war, wie ihm die öffnende Schwarze sagte, mit ihrem Vater auf das Land gefahren und wurde vor Abend kaum zurück erwartet. Etwas getäuscht trat Reichardt den Rückweg an; nach kurzem Gange erblickte er indessen vor einem der Geschäftslocale ein Gesicht, das in freundlicher Erinnerung ihm die Versammlung der Männer wieder vorführte, welche in Burton's Hause sich seines Interesses so rege angenommen. Der Dastehende nickte dem Deutschen schon von weitem zu. „Wie steht's?" fragte er, als Jener herangekommen war, und streckte die Hand aus, „sind die Sachen endlich geordnet und die Bedenklichkeiten der frommen Herren beseitigt?"

„Wohl noch nicht ganz!" erwiderte Reichardt und drückte die dargebotene Hand; „indessen möchte ich mir wohl erlauben, in einer anderen Angelegenheit mir Ihren Rath zu erbitten."

„Kommen Sie herein, Sir, ich bin immer bereit, wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann," erwiderte der Amerikaner und schritt dem Deutschen nach einer Schreibstube im Hintergrunde des Locals voran, zog dort einen Stuhl herbei und ließ sich zugleich auf einem andern nieder. Der junge Mann setzte sich und begann nach einem kurzen Eingange seine frühere Begegnung mit Bob, sowie das ganze mit seinem Wirth am Morgen gehabte Gespräch mitzutheilen, hinzufügend, daß er in derselben Angelegenheit soeben Mr. Burton vergeblich aufgesucht. Der Amerikaner sah, als Reichardt geendet, eine Weile schweigend vor sich nieder. „Ich muß Ihnen sagen," begann er dann, sich einigemal rasch durch die Haare fahrend, „daß ich in Ihrem Interesse wünschte, die Geschichte wäre nicht passirt. Ich glaube kaum, daß sich Unannehmlichkeiten daraus entwickeln werden, wie sie Ihr Wirth fürchtet, so viel unnützes Volk wir auch in der Nähe der Stadt haben, das sich ein Vergnügen aus jedem Krawall macht. — Sie sind unsern besten Männern hier schon genug bekannt, als daß diese sich Ihrer nicht annehmen sollten, und ich glaube auch noch nicht einmal, daß der Schwarze wirklich davon gelaufen ist, ich halte ihn für zu gescheidt dazu — interessen muß die Sache auf Ihre Zukunft unter uns hemmend einwirken. Man wird nicht Ihren bösen Willen, aber Ihre Unerfahrenheit in unsern Verhältnissen fürchten — und der Methodist, wenn Sie den einmal auf dem Nacken haben, wie mir scheint, ist schon im Stande, einen großen Theil der öffentlichen Meinung gegen Sie zu stimmen. Ich sehe nicht, daß sich im Augenblick etwas Anderes thun ließe, als die Dinge abwarten."

Reichardt sah in das Gesicht des Mannes, welches trotz der herzlichsten des Tons einen Zug steifer Zurückhaltung annehmen begann, und erhob sich. „Ich will Sie nicht länger belästigen, Sir," sagte er, „ich sauge an, einen Einblick in den Stand der Dinge zu erhalten, und werde, sobald ich mir Mr. Burton gehorchen, die Bewohnerschaft von der Sorge über meine Anwesenheit befreien."

„Es ist wirklich äußerst unangenehm, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie leid mir die Sache thut," erwiderte der Amerikaner, seinen Gast nach der Thür begleitend, „ich kann aber beim besten Willen nicht sehen, was sich darin thun ließe —"

Der Deutsche schnitt mit einer Verbeugung die weitern Worte ab und wandte sich in gedrückter Stimmung nach dem Hotel. Er sah im Geiste alle die Männer, welche ihn so lebhaft ihrer Freundschaft und Unterstützung versichert, in ähnlicher Weise von sich abfallen. Er hatte mit seinem bedachtlosen Wohlwollen für Bob augenscheinlich ein Verbrechen begangen, das ihn von jeder fernern Theilnahme ausschloß, und der Wirth hatte mit seinen Ansichten der Dinge nur zu sehr Recht gehabt. Demohngeachtet sollte ihm jetzt Niemand seine Entmuthigung anmerken; er wollte, sobald er nur Harriet noch einmal gesehen, die Stadt verlassen, aber offen und ungezwungen.

Mit ausgerichtetem Kopfe betrat er das Hotel, in welchem soeben die Mittagsglocke geläutet hatte, und wandte sich nach dem Speisesimmer. Sein Eintritt schien hier eine Art Aufsehen zu erregen. Die noch eben von einzelnen Gästen lebhaft geführten Gespräche stockten plötzlich, während sich von allen Seiten die Blicke mit einem Ausdrucke von Verwunderung oder Neugierde nach ihm kehrten. Reichardt konnte sich einer leichten Besangenheit nicht erwehren, nahm indessen ruhig seinen Platz ein und überfah es absichtlich, daß die ihm zunächst Sitzenden die Köpfe von ihm wandten und mit ihren Nachbarn eifrig zischelten. Hier hatte also die Angelegenheit schon zu arbeiten begonnen, und es konnte nun kaum fehlen, daß nach wenigen Stunden die ganze Stadt davon voll war. Es ward dem Deutschen bald peinlich, der ersichtliche Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein. Ohne Hast, aber in möglichster Kürze beendete er sein Mahl und schritt dann nach der Vorhalle hinaus. Dort stand der Wirth im Gespräche mit dem Buchhalter. Kaum aber hatte der Erstere im Umdrehen Reichardt's Gesicht erblickt, als er auch, wie um jeder Begegnung mit dem Deutschen auszuweichen, sich nach dem Innern des Hauses wandte, während der zurückgebliebene Buchhalter einen unzufriedenen Blick nach dem Gaste warf und in der „Office" verschwand. Reichardt neigte den Kopf und verließ das Haus — er gestand sich, daß es bald hohe Zeit für ihn sein werde, dem Orte den Rücken zu kehren.

Planlos schlug er die nächste Straße ein, welche aus der Stadt führte; er wollte nicht eher zurückkehren, als bis er Harriet oder wenigstens deren Vater gesprochen — aber es war bereits zehn Uhr Abends, als er erst durch die Dunkelheit seinen Weg zurück suchte, ohne dennoch zu seinem Ziele gelangt zu sein. Ein eigenthümliches Unglück schien ihn verfolgt zu haben. Er hatte, um ein paar Stunden zu tödten, seine Richtung über die nächste Höhe nach einem geschonten Waldstücke genommen und sich hier zum Schlafen niedergelegt. Aber erst bei Einbruch der Dämmerung war er aus allerhand verworrenen Träumen erwacht. Eilig hatte er jetzt Burton's Haus aufgesucht, aber nur wiederholt den Bescheid erhalten, daß die Herrschaft noch nicht zurück sei. Als er sich jetzt, die Straßen der Stadt meidend, langsam wieder entfernt, erinnerte er sich plötzlich, daß ihm Burton versprochen, heute wegen seiner Anstellung mit Young zu reden. War durch diesen dem alten Herrn vielleicht zu Ohren gebracht worden, was gegen den Deutschen vorlag, und die Fahrt in's Land nur angeordnet, um seinem Besuche auf dem Wege zu gehen? Die Annahme erschien nach den Erfahrungen des Tages vollkommen logisch. Welches besondere Interesse hatte Burton an ihm zu nehmen? und mußte nicht die Angelegenheit ganz gelegen kommen, um auf die kürzeste Weise dem Zwiespalte in der Kirchengemeinde vorzubeugen? Zum ersten Male seit dem Morgen fühlte Reichardt ein Gefühl herber Bitterkeit in seiner Seele aufsteigen, das sich erst bei dem Gedanken an Harriet sänftigte. An sie glaubte er, von ihrer Abwesenheit wußte er, daß sie absichtslos war, und sie wollte er auch nur noch allein aufsuchen.

Reichardt war mit seinen Gedanken beschäftigt fortgewandert, bis er sich auf einer von Feldeinzäunungen begrenzten Straße fand, deren Richtung in's offene Land zu führen schien. Er blieb einige Secunden stehen, um sich möglichst zu orientiren, wanderte dann zurück und schlug die erste Straße, welche seinen bisherigen Weg durchkreuzte und sich nach der Stadt zu wenden schien, ein. Bald aber endete diese an dem geschlossenen Gitterthore einer Baumwollenpflanzung, und der Besitzer, wollte er nicht noch einmal umkehren, konnte nichts thun, als die Einzäunung übersteigen und in der verfolgten Richtung das Feld überschreiten. Neun andere Einzäunungen zählte er, welche er auf seinem mühseligen Wege zu passiren hatte, bis er endlich wieder freien Grasboden unter sich fühlte. Die Nacht war längst hereingebrochen, und von der Stadt konnte er keine Spur entdecken. Trotzdem glaubte er in der Richtung nicht fehlen zu können. Er schritt so rasch vorwärts, als es sich auf dem unebenen Boden mit einiger Sicherheit thun ließ, und erblickte nach Kurzem die Chaussee, hell aus dem Dunkel sich heraushebend, vor sich. Jetzt konnte er zwar nicht mehr fehlen, aber die Strecke, welche er zurücklegen hatte, ehe ihm die Lichter der Stadt entgegenblinkten, zeigte ihm, wie weit ab ihn sein Weg geführt.

Als er sich dem Hotel näherte, fiel ihm ein eigenthümliches Leben in der nächsten Umgebung desselben auf. Kleine Trupps von Menschen standen zerstreut an den Häusern umher, und wo das Licht der Verkaufsläden auf einzelne derselben fiel, ließen sich Gestalten erkennen, deren unsaubere Bekleidung und verwilderte Gesichter am wenigsten in die reiche, elegante Landstadt zu gehören schienen. Ein Trinklocal in der Nachbarschaft war mit Menschen ähnlicher Art gefüllt. Demohngeachtet ließ sich nirgends ein überlautes Wort hören, und nur eine Art Summen verrieth dem Entfernteren den lebhaften gegenseitigen Wortaustausch. Reichardt war indessen nicht in der Stimmung, Beobachtungen über Menschen und Sitten anzustellen. Er ging rasch nach der Hotelthür, die er zu seiner Verwunderung geschlossen fand, und die erst nach scharfem Klopfen seinerseits von einem der Schwarzen vorsichtig geöffnet wurde. Ohne sich aber mit Fragen über die Ursache der ungewohnten Maßregeln aufzuhalten, eilte er nach seinem Zimmer hinauf, um, ehe er Harriet noch einmal aufsuche, mit sich selbst über seine Lage in's Klare zu kommen.

Er hatte soeben Licht angezündet und seinen Hut abgelegt, als die Thür hastig geöffnet wurde und der Wirth mit verstörtem Gesichte eintrat. Ohne ein Wort zu sprechen, löschte er das Licht und faßte den Arm des Deutschen. „Sie dürfen keine Minute hier bleiben, Sir, wenn Sie sich nicht dem Aergsten aussetzen wollen," sagte er in hörbarer Aufregung. „Ihr Eintritt in's Haus ist bemerkt worden — ich habe Sie heute früh gewarnt, und nun ist das Unglück da!"

„Aber was giebt es denn? — von welchem Unglück sprechen Sie denn?" rief Reichardt, dem es wohl wie eine böse Ahnung durch die Glieder gefahren war, dem aber dennoch jede Vorstellung von dem, was ihm drohen könne, fehlte.

„Was es giebt, Sir?" erwiderte der Hotelbesitzer in steigender Erregung, „daß Sie aus dem Hause geschleppt, getheert und gefedert und sodann aus der Stadt gepeitscht werden; das giebt es, Sir! Ein sogenanntes Comité der Bürger war heute Nachmittag zweimal hier, um Sie aufzufordern, unverzüglich den Ort zu verlassen. Ich wurde selbst in's Verhör genommen und mußte ihnen die Wahrheit gestehen, daß Sie sich nicht wollten wie ein Verbrecher hinwegtreiben lassen. Jetzt sind die Executionsmannschaften, das verwilderte Volk, das auf kleinen Plätzen zwischen unsern Plantagen lebt und dessen höchste Lust ein Mob ist, hereingekommen — ich muß das Haus durchsuchen lassen, wenn ich mir nicht eine Demolirung gefallen lassen will, und Sie —"

Ein hundertstimmiger, brüllender Schrei auf der Straße verschlang die übrigen Worte. Zugleich aber drang zu den Fenstern eine rothe Helle herein, mit jeder Secunde an Glanz zunehmend. „Da sind schon die Fackeln — jetzt fort, um Gotteswillen! Jeder Athemzug Zögerung ist eine Lebensgefahr!" rief der Besitzer, und Reichardt, verwirrt, von Schrecken vor dem Unbekannten überkommen, flog an seiner Seite die Treppe hinab nach dem hintern Theil des Hauses. Von der Vorderthür tönte ihnen Schlag auf Schlag nach. Mit fliegender Hand öffnete der Wirth eine kleine Hinterthür, welche in eine schmale, durch zwei hohe Bretterwände gebildete Gasse führte. „Jetzt gehe Gott, daß Ihr Ausgang hier noch frei ist," flüsterte er, „laufen Sie wie für Ihr Leben!"

Reichardt, der Angst des Augenblicks folgend, war wie ein Pfeil die Gasse hinabgeflogen. Schon sah er das Ende — da schlug plötzlich Fackelschein vor ihm auf — er schwellte um die Ecke in die sich austhuende breite Straße. Aber in einem wahren Teufelsjubel klang es hinter ihm: „Da ist er! da ist er!" und zugleich hörte er die zu raschem Laufe sich verwandelnden Schritte seiner Verfolger.

Der Flüchtling war mit einer Schnelle, wie sie nur die höchste Noth verleihen kann, davon geeilt, ohne sich von der eingeschlagenen Richtung Rechenschaft zu geben, aber die ihm Nachsetzenden schienen zähe an seinen Fersen zu hängen — fort und fort hörte

er wilde Rufe und das Geräusch der ihm folgenden Tritte hinter sich, und diese letzteren in einer Regelmäßigkeit, als sei es auf einen Dauerlauf abgesehen, dem er unterlegen mußte, sobald seine Kräfte zu erlahmen begannen. Einmal nur hatte er es gewagt zurückzusehen und kaum zwanzig Schritte hinter sich, allen seinen Verfolgern voraus, eine Gestalt erblickt, die es sich zur Ehrensache gemacht zu haben schien, ihn zu überholen. Mit der Anstrengung der Todesangst hatte er seinen Lauf beschleunigt. Er sah endlich in der matt erhellten Straße, die trotz des nahenden Lärms wie ausgestorben war, eine dunkle enge Seitengasse mit dog hinein, in der Hoffnung ein augenblickliches Versteck zu finden und seine Verfolger irre zu leiten — aber ihm blieb keine Zeit zum Suchen, schon schlug der Fackelschein in die Oeffnung der Gasse, während ein Theil des wilden Volkes seinem Geschrei nach die frühere Richtung weiter verfolgte, jedenfalls um den Flüchtigen an einer andern Stelle abzuschneiden. Reichardt sah eine neue Ecke vor sich und bog um diese, sein Weg war uneben, er fühlte es nicht — immer nur klang das seltsam wilde Geschrei der Nachsetzenden in seine Ohren, leuchtete es wie Fackelschein vor seinen Augen auf, ihn zu immer erneuter Fluchtanstrengung antreibend. In seinem Kopfe begann es endlich zu brausen und zu klingen, er wußte, daß er jetzt nicht mehr fern davon war, besinnungslos niederzustürzen, aber er jagte weiter, er durfte nicht anhalten, so lange ihn noch ein Fuß trug. Da tauchte ein hohes, buntes Gebäude, umgeben von Büschen, vor seinen Augen auf. Eine weiße deutlich erkennbare Einzäunung zog sich darum, und wie ein Blitz schoß es durch den Kopf des Verfolgten: das ist Burton's Haus! seine Muskeln wie mit neuem Leben durchströmend. Hier, wenn irgendwo, mußte ihm Schutz werden. Er hatte keine Ahnung, welcher Seite des Hauses er zueilte, oder wo sich ein Eingang zu der hohen Einzäunung befand. Er faßte den obern Rand derselben mit beiden Händen und schnellte sich empor — aber seine Kraft brach unter der Anstrengung — er fiel wieder zurück.

Da, in einem Aufwallen von Verzweiflung, machte er einen zweiten Versuch, und mehr stürzend als niedergleitend gelangte er an der entgegengesetzten Seite auf den Boden, wie ein getroffenes Wild in sich zusammenbrechend. In der nächsten Secunde indessen hatte er, die Hand auf die wogende Brust gedrückt, sich wieder erhoben und mit Hast versuchte er sich zu orientiren; er sah den weißen Balkon mit den beiden am Hause heraufgehenden Treppen, sah die Fenster von Harriet's Zimmer daneben — sie waren dunkel; ehe er jedoch dazu kam, sich einen Gedanken über seine Beobachtungen zu machen, klang ein leuchender Ruf aus geringer Entfernung in seine Ohren, wie ein Hammerschlag auf seine überreizten Nerven wirkend. Er fühlte eine plötzliche Schwäche über sich kommen und seine Augen sich verdunkeln; aber mächtiger noch war der Gedanke, daß er verloren sei, wenn er jetzt der Ermüdung erliege. Seine letzten Kräfte zusammen rafsend griff er in den Knie des Wegs, warf eine Handvoll gegen Harriet's Fenster und stürzte die Treppe nach dem Balkon hinauf, sich von dort mit schwindenden Sinnen nach dem offenen Innern des Hauses wendend. Er sah ein Licht vor sich aufblitzen, fühlte, wie die Beine unter ihm zu brechen drohten — dann wußte er nichts mehr von sich selbst, bis es ihm plötzlich wurde, als lege sich ein Etwas weich und heiß auf seinen Mund, Ströme warmen Lebens in seine Adern ergießend, als werde er eingehüllt in duftige Tücher, die, ein Gefühl süßen Wohlbehagens hervorrufend, sich dichter und dichter um ihn schlangen. „Max, o Max, sich auf, Du bist ja sicher!“ klang es leise, wie aus weiter Ferne in seine Ohren. Da war es, als löse sich ein Bann von ihm — er sah wieder, und vor sich erblickte er wie in einem Nebel ein Paar große, ängstliche Augen; der Nebel wich, und Harriet's bleiches, erregtes Gesicht sah ihm entgegen. Unwillkürlich flog sein Blick auf die nächsten Umgebungen; er traf auf reiche Fußteppiche, einen gänzlichen Toilettentisch, auf ein von Vorhängen halb verhülltes Bett — Alles nur matt von einer einzigen Kerze erleuchtet; er sank sich selbst in einen weichen Diwan lehnend und hob die Augen zu ihr, in deren Schlafzimmer er augenscheinlich geraten. Kaum aber schien sie in seinem Blicke die zurückgekehrte Besinnung zu erkennen, als ihre Arme sich um seinen Hals warfen, und ihr Mund sich in wilden Küssen an den seinen hing. Heiße Gluth durchschoß den Erwachenden; noch kaum recht seiner bewußt, umschlang er ihren Leib und zog sie nieder zu sich; er fühlte ihre weichen, vollen Formen, die nur ein einziges dünnes Gewand zu verhüllen schien; eine lange Minute hielt sie, dicht an ihn geschmiegt, ihn fest umschlossen; dann riß sie sich plötzlich aus seinen Armen, drückte seine beiden Hände zurück und kniete da, wo sein Kopf lehnte, nieder, in seine Augen blickend, als wolle sie sich hinein versenken.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Wege unter den Straßen. Wir reden hier nicht von der Eisenbahn, die in diesem Augenblick in London unter der Erde gebaut wird, um den stets zunehmenden Verkehr auf den Straßen etwas zu vertheilen, sondern von unterirdischen Wegen zu andern Zwecken, die durch, vielmehr unter allen Straßen Londons fortlaufen sollen, wenn nämlich der Vorschlag durchgeht. Der Vorschlag ist bereits gemacht, indem solch ein unterirdischer Weg von Cranburn Street nach Kingsstreet (Coventgarden) in einer Länge von 374 Fuß gebaut ist. — Wer lange in London gewesen ist, dem muß es nothwendig aufgefallen sein, wie häufig das Straßenpflaster an einzelnen Stellen aufgerissen wird. Dadurch wird nicht nur das Pflaster uneben, sondern auch die Communication gehindert und gefährlich, denn die Straßen werden deshalb keineswegs abgesperrt, sondern nur verengt. Der Grund dieser sehr häufigen Störungen sind Knochungen, welche entweder an der Wasserleitung, den Gasröhren, oder den Canälen vorgenommen. Um diesem Unfug ein Ende zu machen, schlägt man — wie bereits in der erwähnten Straße ausgeführt — gewölbte, unterirdische Gänge vor, die zwölf Fuß breit und sechs Fuß hoche Höh doch sein sollen. In diesen Gange sollen nun die Wasser- und Gasröhren eingerichtet und genügender Raum gelassen werden, um Ausbesserungen oder Veränderungen vornehmen zu können. Unter dem Boden dieses Ganges, gerade wo er am höchsten ist, ist eine weite, eisenmige Röhre für die Cloake, zu welcher man durch Oeffnungen gelangt, die von Zeit zu Zeit angebracht sind, wie auch Schachte für die Ventilation und andere Zwecke. Ferner sollen Seitenwegegänge in dem Zwischenraume von zwei Häusern zu zwei Häusern gebaut werden, und Seitenröhren sollen in die Area der Häuser münden. (Die Area ist der vor jedem Hause liegende kleine Hof, welcher vieler als die Straße ist und von derselben durch eiserne Gitter getrennt ist.) Durch diese Röhre soll auch noch Luft in den Hauptkanael geführt werden. Natürlich sind noch allerlei andere Einrichtungen für specielle Zwecke angebracht, zum Beispiel für die mitten in der Straße befindlichen und durch aufzuschraubende Eisenplatten verschlossenen Röhren, die das Wasser tiefern, welches im Fall von Feuer gebraucht wird. Die kosten jedes Fußes, parallel mit den Häuserreihen gerechnet, ist auf fünf Pfund 3½ Schr. 10 Sch. geschätzt, was die Kosten des gegenwärtigen Systems nur um ein Pfund per Fuß übersteigen soll. — Capital giebt es in London genug, und wenn die Zinsen desselben zur Grundlage jedes Hauses hinzugefügt werden, so ist das keine große Last für die Besitzer und steht in keinem Verhältniß zu den damit erkauften Vortheilen.

Für die Familienbibliothek.

Zu einer guten deutschen Familienbibliothek darf am wenigsten ein Werk fehlen, dessen Hauptverdienst in der Verherrlichung deutscher Männer und einer der wichtigsten Epochen deutscher Vergangenheit besteht. **Ludwig Storch**, allen unsern Lesern bekannt, hat ein solches in seinem besten und berühmtesten Romane:

Ein deutscher Leinweber

geliefert, und wir freuen uns, dem großen vaterländischen Lesepublikum heute anzeigen zu können, daß dieses Werk, welches in der ersten Ausgabe 15 Thaler kostete, jetzt in der bekannten Familienausgabe der Storch'schen Schriften zu dem billigen Preise von 3 Thaler erscheinen wird.

Ueber die Vortrefflichkeit dieses wahrhaft deutschen Geschichtsromans verlieren wir kein Wort. Der Dichter **Ludwig Storch** bürgt uns dafür, von dem Ferd. Stolle sehr richtig sagt:

„Wenn glänzende Phantasie, kräftige schwunghafte Sprache und eine durchweg edle Richtung einen Autor berechtigen, in jeder Familie ein gern gesehener Hausfreund zu werden, so dürfte sich Ludwig Storch wohl einer allseitigen freundlichen Aufnahme zu erfreuen haben. Das ist ein Mann, in dessen Herzen keine solcher Saiten klingt, der nie das Gott der Dichtkunst zu schnödem Eigennutzes gemißbraucht, ein treues Herz, reich begabt mit humanistischem Gold und Perlen — denn die Treue, die Redlichkeit und Gabe der Dichtkunst wohnen in ihm.“

Der ganze Ertrag der Schriften kommt allein dem wackern Verfasser zu Gute.

Der deutsche Leinweber erscheint in 12 Bänden von je 12—15 Bogen. Jeder Band, dessen Preis in der alten Ausgabe 1½ Thlr. betrug, kostet nur 7½ Neugroschen,

der Bogen also blos 5 Pfennige. Der erste Band ist bereits erschienen, die folgenden erscheinen in monatlichen Zwischenräumen.

Ernst Keil in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 21. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

„Nicht wahr, sie sind über Dich gekommen, wie das Rudel Wölfe über den Hirsch?“ begann Harriet, indem sie Reichardt's Hände kräftig umschloß, während ihr Ton vor der innern Erregung bebte. „Ich ahnte es bei den ersten Worten, die mir in die Ohren fielen, als ich unser Haus betrat, und ich durfte doch nicht an Deiner Seite stehen. Ich konnte nicht schlafen, und als der Kies an die Scheiben rasselte, als ich die stiebenden Tritte auf der Treppe hörte, da wußte ich, daß es retten galt. Aber laß es nur,“ fuhr sie rascher fort, mit aufleuchtenden Augen den Kopf emporschnellend, „das ganze Gethier ist Deiner nicht werth, und Niemand soll Dich haben als Harriet, die Dich mit ihren Armen aufgefangen. Ich bin ja selbstständig, ich kann verfügen über mich und was mein ist, und morgen will Harriet Dich ihren Mann nennen, will mit Dir alle die Niggers, Schlangen und Eidechsen hinter sich lassen —!“

„Harriet!“ rief Reichardt in fast erschrockenem Tone, aus seiner liegenden Stellung aufschnellend.

„Nun, und was ist es denn?“ erwiderte sie mit glücklichem Lächeln seine beiden Hände in den ihren vereinend.

„Harriet,“ erwiderte er, während sich ein Kampf der verschiedensten Gefühle auf seinem Gesichte abzuzeichnen begann, „das — das — geht nicht!“

„Geht nicht?“ erwiderte sie noch immer lächelnd; plötzlich aber schien ein fremder Gedanke in ihr aufzusteigen, etwas Ungeahntes, Schreckliches mit sich führend; ihr Gesicht begann einen Ausdruck von Angst anzunehmen, ihr Auge ward größer und sonderbar starr, ihre Hände lösten sich von den seinen. „Geht nicht?“ wiederholte sie, „und warum nicht?“

„Harriet!“ sagte Reichardt in bittendem Tone, sich langsam aufrichtend.

Eine Secunde lang schien ihr Blick bis auf den Grund seiner Seele dringen zu wollen. „Mein Gott,“ rief sie, während es in ihren Zügen wie Entsetzen zitterte, „mein Gott, er liebt mich nicht!“ und wie überwältigt von der hereinbrechenden Erkenntniß schlug sie die Hände gegen das Gesicht und fiel in sich selbst zusammen.

„Um Gotteswillen, Harriet!“ wollte Reichardt, von den peinlichsten Gefühlen bestürmt, wieder beginnen, während er eine Bewegung machte, ihre Hand zu ergreifen; sie aber schnellte in die Höhe. „Bleib'! rühr mich nicht an!“ rief sie den Arm abwehrend gegen ihn ausstreckend — „mein Gott, er liebt mich nicht!“ fuhr sie, klagend wie in bitterster Verzweiflung, fort, und jetzt erst schien plötzlich das Bewußtsein ihres äußern Zustandes über sie zu kommen. Wie in sich selbst zurückstiebend deckte sie mit beiden Armen ihre Brust und warf einen hastig suchenden Blick um sich — von einem nahen Lehnstuhl riß sie einen weiten Shawl, der sie im nächsten Augenblicke schon vom Halse bis zu den Füßen dicht verhüllte — dann aber fiel sie mit einem leise jammernden „mein Gott, mein Gott!“ in die Polster des Stuhls.

Reichardt fühlte in diesem Augenblick, als habe er nur unter dem Einflusse des kältesten, unbarbarsten Egoismus gehandelt, als habe er mit der warmen Hingebung des Mädchens nur für seine Zwecke gespielt; er hätte sich ihr zu Füßen stürzen, hätte wieder gut machen mögen, was seine Kälte gesündigt, und doch war es ihm zugleich, als würde er damit nur einen Betrug an ihr und an sich selbst begehen, als habe er doch kaum anders handeln können, als er gethan. Aber so wie jetzt konnten sie sich nicht einander gegenüber bleiben, ein Verständniß mußte angebahnt werden, um die eigenthümliche Lage, in welche sie Beide gerathen waren, zu beseitigen.

„Harriet, Sie haben mir noch nicht ein Wort erlaubt!“ begann er; sie hatte das Kinn auf die Brust gesenkt und schien ihn kaum zu hören. „Harriet, soll ich nicht reden?“ fuhr er fort.

Da hob sie langsam den Kopf. „Gehen Sie, Sir!“ sagte sie in einem Tone, der nichts mehr von dem Metallklang ihrer frühern Stimme verrieth, „zeigen Sie mir wenigstens so viel Achtung, daß Sie mich jetzt verlassen!“

Der Deutsche erhob sich traurig, er fühlte, daß er nichts mehr zu sagen habe; langsam, mit geneigtem Kopfe ging er nach der Thür; als er aber das Schloß in die Hand nahm, schien es wie ein Schauer über das Mädchen zu kommen. „Warten Sie an der Balkonthür,“ sprach sie mit hörbarer Anstrengung, „ich werde Jemand senden, der Sie sicher unterbringt!“

Eine Minute später stand Reichardt an der angegebenen Stelle — hinter sich ein verschmähtes, nun verschlossenes Paradies; vor sich eine Zukunft so dunkel, wie die Nacht um ihn. Er hätte sich am liebsten sofort losgerissen und den neuen Abschnitt seines Lebens, wie er sich ihm bot, begonnen, wenn er nur die geringste Nachricht über den Stand der Dinge in der Stadt gehabt hätte. Das Hotel war sicherlich bewacht, um ihn noch abzufangen, wenn er spät in der Nacht heimzukehren versuchte, und ohne sich muthwillig in Gefahr zu begeben, durfte er es nicht wagen, seinen augenblicklichen Zufluchtsort zu verlassen. Er hatte noch kaum lange seine unfreundlichen Gedanken verfolgt, als hinter ihm in dem Corridor, an dessen Ausgang er stand, eine Thür

klappte und gleich darauf eine Schwarze seinen Arm berührend an ihm vorüberstrich. „Kommen Sie, Sir!“ sagte sie halblaut, ihm die Treppe hinab vorangehend. Der Deutsche folgte, und nach kurzem Gange durch die Gartenanlagen war ein von Schlinggewächsen überwucherter Pavillon erreicht. „Ich werde Sie führen,“ zischelte die Negerin, die Thür öffnend und seinen Arm fassend, „ich habe kein Licht mitnehmen dürfen!“ Sorgsam leitete sie ihn vorwärts und legte endlich seine Hand auf ein weiches Polster. „Hier können Sie ruhig schlafen!“ schloß sie und war im nächsten Augenblick schon von seiner Seite verschwunden. Reichardt hörte nur noch, wie sich der Schlüssel im Schlosse drehte, und fand sich dann in einer Stille, welcher nur die totale Dunkelheit in dem Raume gleichkam. Prüfend ließ er seine Hand über das als Lager bezeichnete Polster gleiten — es schien ein breiter „Lounge“ zu sein, und ohne weiteres Bedenken nahm er darauf Platz. Seine Gedanken eilten nach der eben durchlebten Scene zurück, bald aber wurden sie durchkreuzt von der Erinnerung an den vorhergegangenen Schrecken, wirre Bilder von seiner nächsten Zukunft tauchten dazwischen in ihm auf; bald aber schmolzen die einzelnen Vorstellungen in einander und der tiefe Schlaf der Ueberműdung senkte sich über den Dalegenden.

Reichardt hätte wohl, von den geschlossenen Fensterladen getäuscht, bis weit in den nächsten Tag hineingeschlafen, wenn ihn nicht ein geräuschvolles Oeffnen der Tür geweckt hätte. Er fuhr rasch von seinem Lager auf, als er das einströmende Sonnenlicht gewahrte und in den Oeffnenden den alten Mr. Burton erkannte.

„Haben Sie geschlafen bis jetzt?“ rief dieser. „Desto besser, so haben Sie das Frühstück nicht vermißt und können's jetzt in Ruhe nehmen. Das war ja eine Teufelsgeschichte, Sir, wie ich höre. — Hier ist Ihr Hut, den ich an der Umzäunung aufgehoben habe; wünsche nur, daß Sie eben so gut als er aus der Affaire gelangt sind. Können sich übrigens beruhigen, der Nigger ist wieder da und war nur wegen irgend einer Geschichte seinem Herrn aus dem Wege gegangen — Sie thun aber dennoch wohl am besten, mit der nächsten Stage sich den Leuten hier aus den Augen zu machen — es giebt zu Viele darunter, die selbst Ihre unschuldig gemeinten Worte Ihnen zum Verbrechen anrechnen. Wenn ich noch irgend etwas für Sie thun kann, so sagen Sie es gerade heraus, es wird mir eine Freude machen, Sir, da wir Sie doch einmal nicht hier behalten können. Ich werde Sie nach dem Hotel bringen, woher ich soeben komme, und in einer Stunde sollen Sie heil und ohne jede Beleidigung die Stadt im Rücken haben.“

Der Mann hatte die Worte in so eigenthümlich rascher Weise gesprochen, als habe er gewünscht ihrer so geschwind als möglich los zu werden. Reichardt neigte nur mit einem: „Very well, Sir, ich habe nichts Anderes als meine Entfernung erwartet!“ den Kopf, brachte dann seinen Anzug in die nöthigste Ordnung, nahm seinen Hut und sagte: „Ich bin bereit, Sir!“

„Thut mir verdammt leid, Sir, kann's Ihnen sagen,“ begann Burton, als Beide in die Straße getreten waren, „hätte Ihnen gern Harriet's Wort gehalten, und dem Mädchen scheint der gestrige Spectakel noch mehr in die Nerven gefahren zu sein als Ihnen selbst — sieht heute Morgen aus, daß ich mich um sie geängstigt hätte, wenn ich ihre Natur nicht kennte. Ist zu lange im Osten gewesen und kann sich noch nicht recht in unser hiesiges Leben finden.“

Reichardt schritt, wortlos in's Weite blickend, neben dem Amerikaner her, ohne den Begegnenden, die ihnen theils aus dem Wege zu gehen schienen, theils den Deutschen mit neugierigen Blicken musterten, Beachtung zu schenken, und sprang endlich mit einem Gefühle der Erleichterung die Stufen nach dem Hotel hinauf, wo der Wirth auf sie zutrat. Reichardt streckte ihm die Hand entgegen. „Ich habe Ihnen noch nicht für Ihre gestrige Hülfe danken können, und muß wohl auch für immer Ihr Schuldner bleiben,“ sagte er; „jetzt als letzten Liebesdienst schaffen Sie mir etwas zu essen, denn ich bin seit gestern Mittag noch ohne einen Bissen, und ziehen mir dann meine Rechnung aus!“

„Ist schon abgemacht mit der Rechnung!“ fiel Morton ein, „es versteht sich, daß Sie für diese kurze Zeit unser Gast hier waren!“

Fast hätte der Deutsche eine bittere Bemerkung über die ihm gewordene Gastfreundschaft gemacht; noch zeitig genug aber fiel ihm ein, daß er nicht in der Lage war, eine gut gemeinte Freundlichkeit zurückstoßen zu dürfen, daß jeder ersparte Dollar bei seinen geringen Mitteln von Wichtigkeit war, und so stammelte er etwas von Güte und Dank, drückte seinem Begleiter die Hand und ließ sich dann von dem Wirthe hinwegführen.

Eine Stunde später bestieg Reichardt die angelangte Postkutsche. Burton hatte, als Jener beim Frühstück war, sich jedem weitern Abschiede entzogen, und so war es nur der Händedruck des Hotelbesitzers, welcher den Deutschen nach dem Wagen geleitete. „Halten Sie sich in Nashville nur so lange als durchaus nothwendig auf,“ flüsterte ihm Jener noch beim Einsteigen in's Ohr, „jedenfalls wird die Nachricht von dem Geschehenen saumt Ihrem Signalement zugleich mit Ihnen dort ankommen!“ Reichardt nickte nur mit einem dankenden Blick und drückte sich in eine unbesetzte Ecke; er war nicht bange, sich zum zweiten Male durch sein Vertrauen auf die freien Institutionen des Landes in Gefahr zu bringen; aber ein Ekel vor den Zuständen dieses gepriesenen Südens übertam ihn, welcher sich als kräftiger Bundesgenosse dem erhaltenen Rathe beigesellte.

Es war bereits Nacht, als der junge Mann mit schwerem Herzen die Lichter von Nashville vor sich auftauchen sah. Er hatte einen Ueberschlag seines Geldes gemacht, aber trotz aller Pläne, mit welchen er seinen Geist abgequält, wollten seine Mittel nach keiner Seite hin ausreichen, und selbst wenn er sich seiner Habseligkeiten bis auf das Nöthigste hätte entäußern wollen, hätte er unter den obwaltenden Verhältnissen nicht einmal Zeit oder Gelegenheit dafür finden können.

Der Postwagen hielt endlich vor dem „City-Hotel“, Reichardt's Gepäck ward abgeladen, und sein bisheriger Gefährte auf dem Verdeck führte ihn in das allgemeine Versammlungszimmer, wo er ein paar Worte mit dem Buchhalter sprach und dann den jungen Mann als „bestens empfohlen“ allein ließ. Als Reichardt sich in dem weiten, nur matt erleuchteten Zimmer allein sah, überkam ihm ein Gefühl des Alleinstehens, wie er es in diesem Maße selbst auf amerikanischem Boden noch nicht gekannt. Mit Macht suchte er aber die entmuthigende Empfindung zu unterdrücken und machte sich, um die Zeit bis zu dem versprochenen Abendbrode zu verbringen, an das Studium der Dampfboot-Anzeigen, welche in mächtigen Zetteln an den Wänden des Zimmers aufgehangen waren. Noch wußte er nicht wohin, und seine Aufmerksamkeit richtete sich auch weniger auf den Bestimmungsort der Boote als auf den Preis der Beförderung — mehr als für Zwischendeck konnte er nirgends bezahlen, trotz der heißen Dampflessel und der unsaubern Gesellschaft, welche er dort zu erwarten hatte, und so wollte er eben über sein nächstes Ziel mit sich zu Rathe gehen, als sein Auge auf einen kleinern, bis jetzt übersehenen Zettel fiel und dort wie gebannt haften blieb. „Parlour-Opera! Third and last Night. Scenes from all the great Italian Operas in the most splendid costumes,“ bildete die ersten hervorstechenden Zeilen; das war es aber nicht, was seinen Blick gefesselt — gleich darunter präsentirte sich: „Matilda Heyer, the great Prima-Donna,“ an der Spitze der übrigen Künstlernamen. Konnte es denn wohl zwei Matilden Heyer geben? Wenn Reichardt sich das verwirrlichte Concert in New-York, nach welchem das Mädchen verschwunden war, vergegenwärtigte; wenn er daran dachte, daß sie damals noch von einem andern Anerbieten gesprochen, das sie nur ausgeschlagen, weil es Reichardt's Mitwirken nicht erlaubte, so zweifelte er keinen Augenblick, daß er hier auf eine Spur der verlorenen „Schwester“ getroffen. Sein Auge suchte hastig das Datum der angekündigten letzten Vorstellung — es war bereits fünf Tage alt, und das Gefühl frenziger Ueberraschung, an welches sich unwillkürlich die unbestimmte Hoffnung auf einen augenblicklichen Halt geknüpft, machte einer unangenehmen Täuschung Platz. Noch starrte er auf den Zettel, als der Buchhalter eintrat, um ihn zu dem schnell bereiteten Abendbrod zu rufen.

„Wissen Sie wohl, wo die Truppe hier logirt hat?“ fragte der Deutsche, auf das Programm deutend.

„Sie wohnten hier im Hause, Sir!“

Reichardt's Gesicht begann sich wieder zu beleben. „Und Sie wissen auch vielleicht, wohin sich die Gesellschaft von hier gewandt hat?“

„Sie wollten ursprünglich nach Memphis und New-Orleans.

Da aber der Gesundheitsstand am untern Mississippi noch nicht der beste ist, so haben sie es vorgezogen, erst einen Ableger nach Louisville zu machen, um dann von dort nach St. Louis zu gehen."

Der junge Mann überlegte — es konnte ihm jetzt ziemlich gleichgültig sein, wohin er verschlagen wurde — er selbst hatte im Augenblick den wenigsten Einfluß auf seine Zukunft; also vorwärts, wo er am sichersten hoffen durfte, wieder eine betreundete Seele zu treffen.

„Hat man wohl nicht zu lange auf eine Gelegenheit nach St. Louis zu warten?" fragte er.

„Es geht fast jede Stunde ein Boot, Sir. Wollen Sie rasch fort, so haben Sie um Mitternacht mit der „Mary Brown" Gelegenheit."

„Vortrefflich, ich werde mein Heil auf die Lady setzen!" rief Reichardt, aus dem gefaßten Entschlusse frische Laune schöpfend; „aber," fragte er, dem Buchhalter aus dem Zimmer folgend, „könnten Sie mir wohl ein ungefähres Bild von Miß Heyer, der ersten Sängerin der Gesellschaft, geben?"

Der Befragte gab lächelnd die verlangte Auskunft. „Sie hat hier viel Glück gemacht und ist sehr bewundert worden!" setzte er hinzu.

Reichardt nickte nur — es war die rechte Mathilde, und mit frischerwachter Spannkraft setzte er sich zu seinem Mahle nieder. Ob ihm das Mädchen, selbst wenn er es im glücklichsten Falle traf, nur das Geringste würde helfen können, wußte er nicht, er hatte doch aber für die nächsten Tage wenigstens ein bestimmtes Ziel vor sich. —

Eine Stunde darauf betrat er, einen Neger mit seinem Gepäd hinter sich, den hellerleuchteten Dampfer. Der Schwarze wollte seine Last sogleich nach der Gepäckkammer bringen, Reichardt aber ließ sie auf dem untern Deck niedersetzen, fertigte den verwundert aufschauenden Träger mit einem Trinkgelde ab, welches dessen zweifelnden Ausdruck sofort in eifrige Kratzfüße verwandelte, und setzte sich auf seinem Koffer nieder, bis der Dampfer vom Lande gestoßen war. Dann suchte er die „Office" auf.

„Deckpassage, Sir?" fragte der Capitain, nach welchem er sich erkundigt, und ließ einen befremdeten Blick über das Aeußere des jungen Mannes laufen; „werden es verdammt heiß und unbequem für die lange Fahrt finden!"

„Kann's nicht ändern, Capt'n," erwiderte Reichardt ruhig, „ich habe in meinem Reisegeld zu kurz gerechnet, und der Mensch muß sich auch einmal in unangenehme Verhältnisse fügen können."

„Das ist so, Sir, bringt's aber nicht Jeder mit so leichtem Muthe fertig," versetzte der Andere, einen neuen Blick auf seinen Passagier werfend; „wie Sie wollen!"

Reichardt bezahlte den geforderten Fahrpreis — er war geringer, als er für die weite Entfernung gefürchtet — rückte sich dann mit leichtem Herzen seinen Koffer in eine luftige Ecke und machte es sich, seinen Violinenkasten als Pfühl gebrauchend, so bequem als möglich. Die prachtvollste Nacht lag über dem Flusse; bald hatte sich der Deutsche an das Arbeiten und Zischen der Maschine, an das Lärmen der Feuermänner und das Sprühen der Flammen gewöhnt, und konnte sich ungestört seinen Gedanken hingeben; gern hätte er sich die liebe Zukunft geschaffen, aber ihm fehlte jeder Anknüpfungspunkt dafür, und selbst Mathilde „in the most splendid costume," wie es in dem Opernprogramm hieß, war ihm zu einer halbfremden Erscheinung geworden. Dafür aber tauchte die Vorstellung in ihm auf, in wie verschiedener Weise er wohl jetzt reisen würde, wenn er nicht selbst das Glück, welches ihm Harriet geboten, von sich gestoßen, und unwillkürlich begann er zu grübeln, warum er denn das Mädchen nicht hatte lieben können — das einzige Wesen in seinem jetzigen Leben, das sich warm und fest an ihn gehangen, das wohl für ihn hingegeben hätte, was es zu opfern gehabt. Es that ihm wohl, alle Scenen mit ihr, seit ihrem Zusammentreffen in Saratega, an seinem Geiste vorüberziehen zu lassen, und jetzt, wo er ihre Empfindungen kannte, die Erklärung für so manche damalige Aeußerung ihres eigenthümlichen Wesens zu finden. Er fühlte, daß er nicht so, wie es geschehen, für immer von ihr scheiden durfte; er nahm sich vor, sobald er in St. Louis angekommen, einen langen Brief an sie zu schreiben, ihr zu sagen, daß sie eine tiefere, stärkere Empfindung verdiene, als er ihr habe weihen können, der er sich überhaupt keiner heißen Liebe für fähig halte; daß er zum Betrüger an ihr und zum Gründer ihres künftigen Unglücks hätte werden müssen, wenn er anders gehandelt als er gethan; er begann den Brief im Geiste auszuarbeiten; bald aber verwirrte das eintönige Geräusch um ihn her seine Gedanken, und trotz seines harten Sitzes war er eingeschlafen, ehe er es nur selbst wußte.

Das Boot legte während der Nacht zum Oestern an, Passagiere kamen und gingen, Güter wurden aus- und eingeladen, Reichardt wurde der Bergänge kaum anders als im halben Traume gewahr; als ihn aber die aufgehende Sonne weckte und er sich erheben wollte, fühlte er jeden einzelnen Theil seines Körpers wie verschlagen; kaum daß er im Stande war, sich gerade auf seine Füße zu stellen. Um ihn her, auf jedem leeren Plätzchen, außerhalb des Wegs, welchen die Frachtstücke beim Ein- und Ausladen zu nehmen hatten, lagen unsaubere Gestalten auf Decken oder ähnlichen Unterlagen noch schlafend am Boden, und Reichardt sah jetzt, in welcher Gesellschaft er sein Lager zu nehmen hatte, wenn er mit gesunden Gliedmaßen in St. Louis ankommen wollte. Er beeilte sich, sein Reinigungswerk vorzunehmen, ehe er dadurch, mit den übrigen Deckpassagieren in Berührung kommen mußte, und als er seine Toilette nach bester Möglichkeit gemacht, seine Glieder gedehnt hatte, und er sich nun von der frischen Morgenluft durchstreichen ließ, begannen auch die unangenehmen Eindrücke zu schwinden. Nach zwei oder drei Nächten mehr mußte die Reise ein Ende nehmen, und so lange ließ sich schon manche Unannehmlichkeit ertragen. Er hatte sich nach dem äußersten Vordertheil des Bootes begeben, brannte sich eine Cigarre von dem kleinen Vorrathe, welchen er noch bei sich trug, an und ließ die bald wilden, bald malerisch-befiederten Ufer an seinem Auge vorüberziehen. Aus dem Salon klang die Geige zum Frühstück, und der Duft, welcher sich von dort aus verbreitete, auf welche Weise er zu einem Imbiß gelangen werde, als er seinen Arm leicht berührt fühlte. „Der Capitain möchte Sie sprechen, Sir!" hörte er, und sah beim Umblicken einen Schwarzen, der, als wolle er ihm den Weg zeigen, nach der Treppe zum Salon voranging. Mit einiger Verwunderung folgte ihm Reichardt, wurde aber bald von dem wartenden Capitain leicht unter dem Arm gefaßt. „Nehmen Sie Ihr Frühstück mit uns," sagte dieser einfach, „ich denke, Sie werden doch nicht an das Leben dort unten gewöhnt sein!"

Reichardt fühlte, daß er roth ward, er erkannte die Freundlichkeit des Mannes, dennoch war das Anerbieten eine Art Almosen, gegen das sich sein ganzer Stolz sträubte, und er hätte es wohl zurückgewiesen, wenn er nur diesem wohlwollenden Gesichte gegenüber schnell die rechte Weise dazu hätte finden können, wenn nur nicht zugleich der Duft des aufgetragenen Kaffee's seine Nase berührt und eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der gewohnten Labung in ihm erweckt hätte.

„Wenn man einmal auf den Grund gefahren ist, nimmt man jede helfende Hand an, Sir," sagte der Capitain, der Reichardt's Zögern bemerkt zu haben schien, „so lange Sie an Bord bleiben, sind Sie mir als Gast bei Tische willkommen, und damit wollen wir alle Redensarten bei Seite lassen."

Reichardt sah sich am Ende einer langen vollbesetzten Tafel, deren oberes Ende von einer Anzahl junger Damen in eleganter Morgenkleidung eingenommen war. Er entfernte sich bald und kehrte erst zurück, als die Mittagsglocke ertönte. An der Tafel glänzte Damenflor in neuer Toilette. Bekanntschaften schienen gemacht worden zu sein, und die Unterhaltung pflanzte sich lebhaft auf beiden Seiten des Tisches fort; manches blitzende Auge, das einen Blick nach den untern Reihen der Passagiere sandte, blieb an dem jungen Deutschen hängen, der, angeregt von der eleganten Zwanglosigkeit und dem leichten Tone um sich her, mit drückendem Unbehagen an sein Schicksal während des kommenden Nachmittags zu denken begann. Leiblicher, als Reichardt gefürchtet, verging ihm der Nachmittag. Gegen Abend hatte der sich immer dichter zwischen den Ufern zusammenziehende Nebel die heiße Luft völlig abgekühlt; mit einer noch angenehmern Ueberraschung sah der junge Mann an einem der Landungsplätze die große Menge der Deckpassagiere das Boot verlassen, und leichteren Herzens wandte er sich jetzt nach dem Maschinenraume, um bei Zeiten einen passenden Platz zum Schlafen für sich zu suchen. Dort standen zwei der schwarzen Arbeiter in Betrachtung seines deutschen Violinkastens, und das freundliche Grinsen, mit welchem der Heranretende empfangen wurde, erinnerte diesen lebhaft an Bob. „Sie spielen das Instrument, Sir?" fragte der Eine mit der angenommenen Verlegenheit, welche den „guten Ton" unter den Schwarzen

bildet und um Entschuldigung über die Aeußerung zu bitten scheint.

Reichardt bejahte und stellte bei den neuen fritischen Blicken, welche den Kasten von allen Seiten trafen, seine Beobachtung über die durchgehende, eigenthümliche Liebe der Neger zur Musik und besonders zur Violine an.

„Ist seine Schale von einer amerikanischen Fiedel," bemerkte der Zweite sachkundig, „muß ein feines Instrument sein."

Reichardt öffnete den Deckel und nahm die Violine heraus.

„O, könnten Sie nicht einmal zeigen, wie sie klingt, Master?" fragte der Erste schüchtern, als die musternden Blicke das ganze Aeußere überlaufen. Reichardt sah um sich; er sah Niemand als die zum Boote gehörigen Arbeiter, deren Augen aber schon sämmtlich auf ihn gerichtet waren — er hatte in der Gesellschaft dieser Menschen noch Tage zu verbringen, und es konnte nichts schaden, wenn er sie sich freundlich erhielt. Zudem sehnte er sich selbst nach der Langweile des endlosen Nachmittags nach irgend einer Abwechslung. Die Maschine ging ohne bedeutendes Geräusch ihren regelmäßigen Gang, und so setzte er nach kurzem Besinnen die Geige unter das Kinn und begann Bienztemps' Yankee-Doodle, den er sich noch kurz vor seiner Abreise nach Amerika mit allen musikalischen Kunststücken und modernen Effecten eingeübt. Er hatte kaum die kurze Einleitung zu Ende gebracht und das Thema begonnen, als auch schon Alles, was Menschliches im Deck vorhanden war, lautlos in seiner Nähe stand. Kaum aber arbeitete er sich durch die Effectstellen der ersten Variation, so wurde auch ein polterndes Geräusch über dem Haupte des Spielenden laut, und die Passagiere des Salons, wie zusammen aufgescheucht, kamen in langen, behutsamen Sprüngen herabgeeilt. Als Reichardt aufblickte, sah er einen weiten Kreis von Zuhörern mit aufgerissenen Augen, Erstaunen und Interesse in allen Zügen ausgeprägt, um sich — er brach mitten in einer Passage ab und warf einen unzufriedenen Blick auf die ungeladenen Bewunderer. Tiefes plötzliche Herzudrängen kam ihm so sehr als Verstoß gegen jede gute Lebensart vor, daß er eben eine Bewegung machte, sein Instrument in den Kasten zu bergen, als ein stürmisches: „Go on! go on!" von allen Seiten auf ihn hereinbrach.

„Gentlemen, ich habe nicht daran gedacht, mich hier vor Jemand hören zu lassen!" erwiderte er unmuthig.

„Thut nichts! Weiterspielen!" klang es.

„Spielen Sie doch, was schadet es Ihnen denn?" hörte Reichardt des Capitains Stimme an seinen Ohren, „Sie machen sich ein halbes Hundert Freunde auf einmal, das ist Alles!"

Der junge Mann setzte zögernd die Violine wieder an. Schaden konnte es in den Verhältnissen, in welchen er sich befand, allerdings nichts. Er nahm die Piece vom Anfange wieder auf und führte sie unter dem Todesschweigen seiner Umgebung, das nur bei einzelnen Glanzstellen von einem unterdrückten freudigen Lachen oder einem leisen Gemurmel unterbrochen wurde, mit seiner ganzen Sicherheit zu Ende.

Wüthendes Trampeln und Johlen lohnte ihm, kaum legte sich aber der Spectakel und Reichardt wollte seine Geige wieder wegschließen, als er sich von beiden Seiten gehalten fühlte.

„Sie sind jedenfalls Musiker von Fach," sagte einer der eleganten jungen Männer, welche sich an ihn gedrängt, „und sicher werden Sie etwas für unsere Ladies thun, die vor Langweile sterben. Wir arrangiren heute Abend einen kleinen Tanz, wenn Sie nur spielen wollen!"

Reichardt wollte eben eine bestimmt abwehrende Bewegung machen, als er kräftig seine Hand gefaßt fühlte. „Thun Sie es, thun Sie es mir zur Liebe!" klang wieder des Capitains Stimme halblaut, „ich sage Ihnen, Sie werden's nicht bereuen!" und des Deutschen Widerstand erstarb. Er hätte nach der Freundlichkeit, die ihm von dem Manne zu Theil geworden, diesem kaum etwas abschlagen können.

„Ich bin nicht Musiker in dem Sinne Ihrer Worte, Gentlemen," sagte er, „und am wenigsten ist Tanzspielen meine Leidenschaft oder meine Beschäftigung. Wenn ich aber Ihrem Wunsche hier genüge, so geschieht es allein der Ladies wegen!"

„Gut, Sir! und wir werden's zu schätzen wissen!" rief der frühere Sprecher, „jetzt aber kommen Sie mit uns und lassen Sie uns einen Drink all round nehmen. Das wird doch wirklich der erste vernünftige Abend, den ich seit langer Zeit auf dem alten Cumberland-Flusse gehabt habe!"

Reichardt sah sich in das Schenkzimmer neben der Herren-Cajüte gezogen, und fast wollte es ihm wirklich unter den Händedrücken, welche ihm von allen Seiten zu Theil wurden, scheinen, als habe er mit einem Schlage fünfzig Freunde mehr gewonnen, wenn er auch von keinem nur den Namen kannte. —

Das Abendessen war vorüber. Reichardt stand, mit seiner Violine bereit, an einem der offenen Fenster im Salon und beobachtete den Rebel, welcher sich am Abend als dicke, fast undurchsichtige Dunstmasse auf den Fluß gelegt. Selbst die farbige Laterne am Vordertheile des Schiffes war in der geringen Entfernung nur wie ein schwach leuchtender Lichtkreis bemerkbar. Aber die aus der Damencajüte hereintanzenden Paare unterbrachen seine Beobachtungen. Die Quarrés stellten sich unter Scherzen und Lachen auf, und die „Reels", welche Reichardt nothgedrungen in Saratoga hatte lernen müssen, kamen ihm jetzt zu Gute. Die Paare flogen wie elektrisirt unter seinem Bogenstrich, und das glückliche, anerkennende Nicken, welches ihm die Tänzer in den Ruhepausen spendeten, ließ ihn immer von Neuem das ermüdende Opfer, welches er brachte, vergessen.

Drei Mal war die Quadrille bereits zu Ende und eine Ruhepause eingetreten, als der Capitain zu ihm trat und ihn bei Seite zog. „Well, Sir," sagt er, „die jungen Gentlemen erkennen Ihre Bereitwilligkeit zur Förderung des allgemeinen Vergnügens in hohem Grade an und wünschen sich Ihnen dankbar zu erweisen. Sie haben mich beauftragt, Ihnen die Summe, welche sie zusammengeschossen haben, zu übergeben —"

Reichardt's Hand zuckte unter der Berührung einer kleinen Rolle Banknoten, welche ihm der Capitain zuschieben wollte.

„Thun Sie mir das nicht an, Sir!" rief er mit unterdrückter Stimme, „ich bin kein Tanzfiedler für Geld, ich bin Ihrem Wunsche gefolgt, nur um Ihnen erkenntlich zu sein —"

„Weiß es, weiß es!" winkte der Andere beruhigend, „ehrlich verdientes Geld sollte aber Niemand beleidigen. Ich nehme meinen Frachtbetrag, ob es für Schweine oder für Seidenzeug ist, und bei einem Musiker sehe ich nicht ein, wo der Unterschied liegt, ob er sein Geld beim Concertspielen oder beim Tanzspielen macht."

„Es ist derselbe Unterschied, Sir," erwiderte Reichardt aufgeregt, „wie zwischen einem Niggerfiedler und einem weißen Künstler."

„Das ist es also? so! mag etwas darin liegen!" nickte der Capitain, „es soll so sein, wie sie sagen — aber wenn ich Sie heute Abend vom Deck nach dem Salon herausquartiere, werden Sie hoffentlich nichts dawider haben?"

„Ich würde's aber nur Ihrer Freundlichkeit anrechnen, Capt'n!"

„All right! rechnen Sie es an, wem Sie wollen, ich werde den Gentlemen Bericht erstatten." Er ging mit einem launigen Kopfnicken davon, und Reichardt begab sich wieder an seinen Platz, seine Geige ergreifend.

Wieder erklang ein neuer „Reel", den der Deutsche nach dem Muster der früheren aus dem Stegreife spielte, wieder flogen die Paare lachend durcheinander, als plötzlich ein Stoß, ein Prasseln erfolgte, daß die Kronleuchter klirrend die Seitenschnuren zerrissen, und die Menschen gegen die Wände taumelten. Im demselben Augenblicke klang die Dampfpfeife zum Einhalten der Maschine, und wurde dicht neben dem Boote von einem gleichen Signal beantwortet.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Kaukasus.

Nr. 2.

Bajazid in Armenien.

Das Fahren war mir herzlich verleidet, weshalb ich von dem freundlichen Anerbieten, die kurze Strecke bis Bajazid, welches am Fuße des Allah-Dag oder Gottesberges in der alten armenischen Provinz Balewant liegt, auf einem persischen Renner zurückzulegen, gern Gebrauch machte. Aber mein Pferd war ein besserer Renner und Springer, als ich Reiter. Ueber die Orientes täuscht auch Bajazid aus der Ferne. Man erwartet eine wunderschöne Stadt vor sich zu haben, kommt man jedoch näher, so schwindet eine Illusion nach der andern.

Von einer Promenade in den Straßen ist gar keine Rede; denn Straßen, besonders gepflasterte, sind hier ein unbekannter Luxus. Man klettert bald über schlecht angelegte Treppen, voltigirt bald über

Das Schloß in Bajazid.
Nach der Natur aufgenommen von Paul v. Franken.

Steine und Untiefen des Weges setzte er ohne Zweifel mit der graziösesten Leichtigkeit hinweg, aber man hatte ihm einen Kosakensattel aufgelegt, in dem ich anfänglich steif wie ein Kosake paradirte, bald genug aber gar erbärmlich situirt war. Bald glaubte ich in eine Pfütze versinken, bald zwischen Felsgestein meine armen Knochen zerbrechen zu müssen. So gelangte ich endlich vor den Terrassen an, auf denen die türkisch-armenische Festung bis zu dem Schlosse auf der Höhe malerisch emporsteigt. Da meine Reisegefährten ein Bild von diesem prachtvollen Punkte wünschten, so stieg ich nun so lieber von meinem Gaule und zeichnete zuerst die Jahrhunderte alte sogenannte weiße Festung, die sich weit in die Steppe vorschiebt, dann die Stadt und zuletzt das erst in neuester Zeit mit verschwenderischem Perserluxus erbaute Schloß. Dasselbe erhebt sich auf einem Felsen, überragt die Stadt und besteht aus einem hohen und viereckigen, mit zahlreichen Fenstern und reichen Verzierungen versehenen Gebäude. Noch gut erhaltene Mauern schließen es ein und legen hinlängliches Zeugniß von ihrer Festigkeit ab. Mitten darin ragt ein Minaret hervor, neben welchem sich wahrscheinlich auch eine Moschee befindet. Gleich allen Städten des Orients ist auch Bajazid von Löchern, Steinhaufen, Schutt und Unrath erfüllt. Man erwartet eine wunderschöne Stadt vor sich zu haben, kommt man jedoch näher, so schwindet eine Illusion nach der andern.

Von einer Promenade in den Straßen ist gar keine Rede; denn Straßen, besonders gepflasterte, sind hier ein unbekannter Luxus. Man klettert bald über schlecht angelegte Treppen, voltigirt bald über Steine und Untiefen des Weges setzte er ohne Zweifel mit der graziösesten Leichtigkeit hinweg, aber man hatte ihm einen Kosakensattel aufgelegt, in dem ich anfänglich steif wie ein Kosake paradirte, bald genug aber gar erbärmlich situirt war. Bald glaubte ich in eine Pfütze versinken, bald zwischen Felsgestein meine armen Knochen zerbrechen zu müssen. So gelangte ich endlich vor den Terrassen an, auf denen die türkisch-armenische Festung bis zu dem Schlosse auf der Höhe malerisch emporsteigt. Da meine Reisegefährten ein Bild von diesem prachtvollen Punkte wünschten, so stieg ich nun so lieber von meinem Gaule und zeichnete zuerst die Jahrhunderte alte sogenannte weiße Festung, die sich weit in die Steppe vorschiebt, dann die Stadt und zuletzt das erst in neuester Zeit mit verschwenderischem Perserluxus erbaute Schloß. Dasselbe erhebt sich auf einem Felsen, überragt die Stadt und besteht aus einem hohen und viereckigen, mit zahlreichen Fenstern und reichen Verzierungen versehenen Gebäude. Noch gut erhaltene Mauern schließen es ein und legen hinlängliches Zeugniß von ihrer Festigkeit ab. Mitten darin ragt ein Minaret hervor, neben welchem sich wahrscheinlich auch eine Moschee befindet. Gleich allen Städten des Orients ist auch Bajazid von Löchern, Steinhaufen, Schutt und Unrath erfüllt. Man erwartet eine wunderschöne Stadt vor sich zu haben, kommt man jedoch näher, so schwindet eine Illusion nach der andern.

Von einer Promenade in den Straßen ist gar keine Rede; denn Straßen, besonders gepflasterte, sind hier ein unbekannter Luxus. Man klettert bald über schlecht angelegte Treppen, voltigirt bald über

Man sieht nur elende Hütten, die mit der schönen, obwohl wilden und romantischen Umgebung einen keineswegs angenehmen Contrast bilden. Felsen in den mannigfachsten Formen und verschiedenen Farben wechselten mit grünen Matten ab. Hinter uns breitete sich die Ebene weiter aus, begrenzt von Bergen, über denen der schneebedeckte Ararat majestätisch emporragte. Der Gesammteindruck ist großartig, sobald freundlicher, Sonnenschein die Umgegend beleuchtet und mächtige, mit Lichtpunkten abwechselnde Schattenstreifen sich über die Landschaft ausbreiten. Das Schloß ist das einzige Gebäude von Bedeutung, das noch erhalten ist, alles Uebrige ist unbedeutend und zum Theil verwüstet. Die arme Stadt zählt gegenwärtig etwa nech 18,000 Menschen, meist räuberische Kurden und Armenier, und im ganzen Paschalik, welchem die Stadt den Namen gegeben, kommen durchschnittlich kaum 30 Seelen auf die Quadratmeile. — Meine Reisegefährten hatten nicht auf mich gewartet.

Als ich in der Stadt anlangte, waren alle schon in das Schloß voraus, wohin ich ihnen ohne Zeitverlust folgte. Durch ein prächtiges, im saracenischen Style erbautes Thor eingetreten, erinnerte Alles an die prachtvolle Bauart der Perser. Allenthalben reiche und erhabene Arabesken mit dem Löwen, den man hier wie in anderen Bauwerken der benachbarten vormaligen Prachtstädte antrifft. Schon die Gebäude im Schloßhofe waren schön, allenthalben überraschte mich die wahrhaft kühne Höhe der Bogen, sowie die Vorrichtungen, die man angewendet hatte, um den in den Gegenden einer südlicheren Sonne so nothwendigen Schatten hervorzubringen. Und doch war jede kleinste Einzelheit so schmählich zertrümmert, obwohl von einer Kunst und Pietät gearbeitet, die alle Anerkennung und Bewunderung verdiente. Weder in Moskau noch in Constantinopel habe ich etwas so Schönes wiedergefunden von Reichthum und Wechsel der phantasievollsten Ornamentik. Und was sind die Nachbildungen, die unsere geistlosen Nabobs meist für schweres Geld in ihren viereckigen Staathäusern angeblich im Charakter dieser Alhambren aufführen lassen, gegen diese Originale! Nicht ihre Schatten! Man hatte fast Alles, was irgenwie von unersetzbarem Werthe geschienen, zerstört und theilweise weggeschleppt. Nur der herrliche Anblick, den das mit seinen grandiosen Formen wunderbare Bauwerk bot, hatte nicht vernichtet werden können. Selbst während ich in den inneren Schloßräumen umherpilgerte und Einzelheiten zeichnete, waren einige lumpige Türken und Armenier eben noch beschäftigt, die zierlich und reich gearbeiteten Eisengitter, welche bis auf wenige Cabinete in allen Räumen die Stelle von Glasfenstern vertraten, mit scharfen Instrumenten loszubrechen. Das Goldgetäfel und die kleinen Spiegel, die in drei-, vier- und achteiger Gestalt verschiedentlich eingefügt gewesen waren, existirten nur noch in einigen Winkeln, und, was das Schmachvollste, den Orient vollständig Kennzeichnende war: das Geraubte hatte für die Räuber von kaum nennenswerthem Gewinn sein können. Und wie viel Zeit, Mühe und wirkliche Kunst mußte es gekostet haben, alle diese Prachtbordüren und Ornamente der mannigfachsten Art in den zahlreichen Sälen, Cabineten und Corridoren herzustellen!

Um in das Innere zu gelangen, mußten wir über eine wahre Barrikade von Trümmern klimmen, mit denen Zufall oder Absicht die weiteren Zugänge versperrt hatte. Dabei stürzte mir ein über vier Kubikfuß großer Stein entgegen und drohte mich zu zerschmettern, als ich ihn noch glücklich mit der Hand auffing. Ueberrascht, daß dies bei der Höhe, von der er herunterstürzte, möglich sein konnte, untersuchte ich das Trümmerstück genauer und fand, daß es aus den Ornamenten der obern Gesimse stammte und aus einer Felsart leichter als Tuffstein bestand. Bei späterer näherer Prüfung ermittelte ich, daß fast das ganze Schloß aus diesem vorzüglichen, bald gelben, bald rothen Baumateriale errichtet war, das außer seiner Leichtigkeit noch die zwei sehr schätzbaren Eigenschaften hat, nicht an der Luft zu verwittern und doch so weich zu sein, daß es mit bloßen Messern zu den feinsten Bildwerken verarbeitet werden kann.

Mein Weg führte mich durch tiefe, halbverschüttete Mauergänge, über elegant gewesene Treppen, in Kellerräume und dann wieder in die zierlichsten Boudoirs, in denen mich besonders die unbeschreiblich schöne Aussicht aus den Fensteröffnungen reizte. Ueberall fand ich Dinge, werthvoll genug, um wenigstens skizirt zu werden. Um aber noch eine möglichst freie Uebersicht über das Ganze zu erhalten, stieg ich mit einiger Lebensgefahr auf eine Plattform, von der aus ich die Gegend zeichnete. Die Leser dieser Blätter müssen eben ihre Phantasie zu Hülfe nehmen, um eine Vorstellung dessen zu erhalten, was ich das Glück hatte mit leiblichen Augen zu sehen.

Es war ein herrlicher Herbsttag, die Luft war wie der klarste Aether, der Himmel tiefblau, und so konnte ich mich getrost dem rein künstlerischen Genusse des unvergleichlichen Blickes in die braune Steppenfläche hingeben. Vor mir lag Bajazid mit seinen kühngeschwungenen Berglinien, zur Linken erhob sich in meilenweiter Entfernung ein schroffes Felsengebirge, von der Rechten her grüßten mich der große und kleine Ararat, von denen aus sich leichtere Höhenzüge bis nach Bajazid hinzuziehen schienen. Aber nur die beiden Ararat reichten bis in die reine Höhe des ewigen Schnees, der mir niemals schimmernder und blendender erschienen war, als heute. Wahrscheinlich war die Beleuchtung Ursache, daß die untere Hälfte ähnlich braun nur zarter gefärbt als die Steppe erschien. Ein duftiges Blau floß in den Bergschluchten nieder und verzog sich in die tieferen Felsausbuchtungen unten in der Steppe. Die Großartigkeit der Natur dieser herrlichen Gegend, deren Genuß ich mich so ungestört hingeben konnte, die Majestät der Berge, die Tiefe und Stille der braunen Fläche, Alles, wohin ich den Blick schweifen ließ, wirkte wie ein magischer Zauber auf mein Gemüth. Welcher historische Schauplatz lag vor meinen Blicken ausgebreitet, und jetzt inmitten dieser großen Vergangenheit, dieser reichsten Staffage — der Mensch in seinem Elende! Die Stadt Bajazid wurde im Laufe der Zeit von russischen, persischen und türkischen Truppen verwüstet, und ihren Feenpalast, einst das Residenzschloß der erblichen Pascha's des gleichnamigen Paschaliks, hat der Bandalismus zerstört. Zwanzig Jahre hatte sein Bau gewährt, die Steinmetzen waren aus Wan und die Baumeister und Maler aus Ispahan gekommen — fünfzig Jahre genügten, das Bauwerk in Trümmer zu legen.

Aus der Mappe eines Heimgekehrten.

Von D. Beta. *

Nr. 1.

Es war ein schöner, schmerzlicher Abend, der letzte in meinem Hause zu London. Alle Habe, die es mitzunehmen galt, stand schon in mächtigen Kisten gepackt auf dem engen Flure, so daß sich nur dünne Beine dazwischen hindurchdrängen konnten. Meubles, Küchengeräthe und tausenderlei sonst gleichgültige Dinge, für den Hammer des Auctionators zurecht gerückt und numerirt, gewannen plötzlich Werth und Physiognomieen, mit denen sie uns in stummem Schmerze über die bevorstehende Trennung von allen Seiten und Winkeln her anzustarren schienen. Wir hatten sie sauer erworben. Sie waren uns Jahre lang treue, anspruchslose, nützliche, zum Theil zierliche Genien der Häuslichkeit gewesen. Nun standen sie da, verurtheilt, an den Meistbietenden verkauft und unter allerlei fremde Herrschaften vertheilt, zerstreut zu werden, um sich, um uns nie wieder zu sehen. Frau und Kinder brachten noch allerhand Gnadengesuche für verurtheilte Günstlinge ein, mein Töchterchen sogar für die Haustatze, aber es half nichts. Haus und Heimath in der Fremde waren einmal abgebrochen, um den zur Fremde gewordenen vaterländischen Boden wieder aufzuschen. „Niemand wandelt ungestraft unter Palmen," am wenigsten unter einem englischen Himmel, am wenigsten in London. Das verhaßte Ungeheuer, die Sirene, das „Herz der Welt" ohne Herz, die unselige dreimillionenfachsheleste dichteste Verdichtung aller Herr-

* Der Verfasser, allen unsern Lesern als einer der treuesten Mitarbeiter der Gartenlaube seit ihrem Bestehen bekannt, ist in Folge der preußischen Amnestie nach langen Jahren Verbannung nach Deutschland zurückgekehrt. Er trotz alledem sein Vaterland den englischen Anmaßungen gegenüber in der kräftigsten Weise vertreten, wie er oft den herrschenden Ansichten entgegen deutsches Wesen und deutsche Cultur der englischen Ruhmredere vis-a-vis in der glänzendsten Weise gerechtfertigt — das wird man erst später recht zu würdigen verstehen, wenn Deutschland selbstständig geworden und sich nicht mehr zum Affen des Auslandes erniedrigt! Ich danke es ihm nachträglich noch herzlich. England ist in der deutschen Presse, namentlich von der Gothaner lange genug gepriesen worden, ohne daß damit etwas Anderes als ein erhöhter Uebermuth da drüben über dem Canal erreicht worden wäre. Nur einige wenige Stimmen, darunter die Beta'sche als eine der kräftigsten, riefen den Deutschen stets ihre vielen Vorzüge in's Gedächtniß und mahnten daran auf eigenen Füßen zu stehen, die der Unterstützung nicht bedürfen. Jetzt, wo sich das deutsche Nationalgefühl anfängt etwas zu heben, sehen Viele die Wahrheit dieser Mahnung ein und treten mit Energie und Selbstbewußtsein gegen die hämischen Auslassungen der englischen Presse auf. — Den heimgekehrten Flüchtling aber heiße ich mit mir Viele im schönen Vaterlande, das er trotz alledem und alledem so sehr geliebt, mit ganzem Herzen willkommen!

Ernst Keil.

sichkeit und alles Elends moderner Civilisation hat uns doppelt gestraft. Wir haßten London grundsätzlich, so lange es uns festhielt, ohne uns die Heimath zu ersetzen, und lieben es nun wie eine verkannte, verlorene Geliebte, nachdem uns die alte Heimath in Gnaden als Fremde aufgenommen.

Doch Gedult! Das eingeborene Heimathsrecht wird wieder ausleben und sich geltend machen, namentlich wenn wir endlich die alte Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ sich anständig beantworten sehen.

Ein schöner, schmerzlicher Abend, der letzte in meinem Hause zu London, sagte ich. Freund Kinkel kam über die große Kiste auf dem Hausflure gestiegen und setzte sich zum letzten Male um den runden Tisch, an Abend zu verplaudern, über tausenderlei Sorgen und Fragen und Besürchtungen mit klarem Blick und seiner anmuthigen Herzlichkeit hinweg zu helfen, über seine eigene ungelöste Verbannung sich und uns zu trösten und endlich mit dem Vortrag einer Dichtung zu schließen. Wer Kinkel je reden oder vortragen hörte, sei's der bitterste Feind, wird sich unbedingt vor ihm beugen. Solche Vereinigung angeborener, natürlicher Vorzüge mit der höchsten Ausbildung oratorischer Kunst wird sich selten wieder so harmonisch und edel zusammenfinden. Der deutsche Dichter und Redemeister ist uns verloren. Kinkel ist zum gefeierten Redner und Lehrer in englischer Sprache geworden und ward von der englischen Regierung auf die ehrenvollste Rednerbühne gerufen, just als durch alle deutschen Zeitungen in trockenster Aufzählung und im Nachdruck aus einer in die andere wie eine Tagesneuigkeit gemeldet ward, daß Die und Die zu den Amnestirten gehörten, Kinkel aber ausgeschlossen sei. Klinger, Seume, Forster, Kleist, Kinkel — lauter Namen in der deutschen Literatur, die nicht sterben werden; aber Die, welche ihnen den deutschen Boden entzogen, die Gewalten, die sie zu Feinden des Vaterlandes stempelten, werden keinen unparteiischen Historiker vermögen, ihnen solche Ehrenplätze in der vaterländischen Geschichte einzuräumen. Ersterer sind längst als wahre Patrioten erkannt und anerkannt worden, und die Geschichte hat wenigstens bereits zum Theil den Beweis mit Blut geschrieben, daß Die, welche sie verbannten, es nicht waren. Weitere Beweise ist sie, fürcht' ich, eben im Begriff zu liefern.

Wir schieden spät in der Nacht. Die Stunden, die wir zusetzt mit einander genossen, gehören zu den geweihten und ewigen in unserer Erinnerung.

Und wie so manche Beweise der Liebe und Freundschaft häuften sich noch auf unsere Abschiedstage in dem kalten, verhaßten London! Dem von dem glühenden, enthusiastischen Redacteur und Freunde Juch vorbereiteten Festessen und Ehrenandenken, dessen collectivischer Charakter mich schon als Aussicht in Verlegenheit setzte, entging ich nur durch Kürze und Kostbarkeit der Zeit und die ungeheueren räumlichen Ausdehnungen Londons. Für die Kinder stellten sich allerhand Bücher, Bänder, Spielzeuge und dergl. als Andenken ein, und als wir am 18. März früh vor der andrängenden Auction aus dem Hause stehen, wurde meine Tochter auf dem Wege durch unsere Straße von Apfelsinen, Kuchen, seidenen und sonst niedlichen letzten Liebeszeichen und „Keepsakes“, zum Theil aus nir ganz unbekannten englischen Häusern, wahrhaft bepackt. Hübsche, liebe, rothbäckige Kinder eilten herbei und drückten ihre unschuldigen Lippen auf die der kleinen deutschen Freundin, die ihnen in unermüdlicher Plauderhaftigkeit und Erfindungsgabe bei Spielen so lieb und als ein oft verschriebenes und abgeholtes Mittel gegen Langeweile fast unentbehrlich geworden war. Eltern und Angehörige der Kinder, mir zum Theil wildfremd geblieben, nickten aus den Fenstern. Wir waren Jahre lang vor einander vorbei gegangen, ohne uns nur anzusehen. Das hätte sich damals nicht geschickt. Jetzt war „Abschied“ und keine Zeit zu verlieren. Da galt's denn zu zeigen, daß wir gute, getreue Nachbarn gewesen, daß man ein Herz im Leibe habe für die heimlebende deutsche Familie. Ich glaube, so sind wir Menschen auch sonst vielfach gegen einander; man verschiedt und vernachlässigt tausenderlei gute Gedanken und Regungen des Herzens, weil es im gemeinen Laufe der Lebensstunden als zu schwärmerisch oder ungewöhnlich uns genirt oder man Andere damit zu incommodiren fürchtet, weil man denkfaul, gefühlsträge, etikettenängstlich über Art, Ort und Zeit nicht in's Klare kommen will, weil es ja ohnehin „noch Zeit habe“. Und wenn wir dann endlich — den Meisten zu frühzeitig — den letzten Abschied überhaupt nehmen, fallen uns gewiß allerlei dumme Dinge ein, die wir hätten vermeiden, allerhand gute, die wir füglich hätten thun sollen. Und dann will man noch herzlich sein, wenn das Herz nicht mehr schlagen will, und läßt vielleicht sogar arge, alte Feinde bitten, daß sie uns durch Versöhnung das Sterben erleichtern und uns nicht hindern mögen, das Auge ruhiger zum letzten Schlummer zu schließen.

Da kam uns auf unserm letzten Wege aus unserm Hause die liebe M. M., die freundliche, englische, junge Dame entgegen, um uns die Kinder, die uns etwa bei dem Wirrwarr der Auction im Wege sein könnten, einstweilen zu sich zu nehmen. Sie war zu diesem Zwecke weit her mit der Eisenbahn gekommen, diesebe die den Abend vorher meinem blühenden Jungen halb gewaltsam den dicken, wärmsten Ueberzieher für die Seereise angezogen hatte, so daß er nach Hause kam wie ein Bürgermeister. Wir hatten uns während der zehn Jahre in London wohl kaum zehn Mal gesehen. Man sieht sich in London überhaupt selten. Mitten unter den drei Millionen Menschen sieht man selten Menschen, aus denselben Grunde, wie der Köhler mitten im Walde verselben vor Bäumen nicht sehen kann. Ja, die Kunst des Sehens ist schwer, am schwersten unter lauter Sehenswürdigkeiten, an welchen die Welt im Allgemeinen fast ebenso reich ist, wie — London.

Wie wir uns dieses verhaßte Riesenwunder, vor dessen unaufhörlich geschüttelten Kaleidoskopen wir oft abschlich die Augen geschlossen, zum letzten Male ansahen, was hatten wir Alles nicht erblickt oder übersehen! Es hatte ja immer noch Zeit, oder es fehlte uns daran. Nun war es für tausenderlei aufgeschobene Pflichten oder Wünsche zu spät. Selbst viele befreundete Seelen, die vor uns aus einem zehnjährigen Leben und Leiden, Tumult und Tanz mel austauchten, mußten ohne Abschiedsgruß zurückgelassen werden. Die neue Welt drüben in der alten griff mächtig in unser Herz und zog uns gewaltsam los und trieb uns umher, allerlei hübsche Sachen aufzugaben, um neue Freunde und Verwandte, die wir zum ersten Male sehen sollten, kinderreiche Familienmütter, die wir zuletzt in kurzen Röckchen und Kinderlocken gesehen, unbekannte Schwäger und Schwägerinnen, ganz funkelnagelneue Tanten und Onkels, nur aus Briefen bekannte, fabelhafte Neffen und Nichten, grau, weiß oder kahl oder bid und fett gewordene Jugendfreunde damit zu beschenken. Kränze und Blumen für die Gräber Derer, die wir in Glück und Gesundheit verlassen hatten, kauften wir erst in dem fieben Deutschland, wo Alles billiger sein sollte, was wir aber durchaus nicht fanden. — Ich will hier nicht sagen, was Alles hier theurer oder gar nicht zu haben ist.

Wir fuhren spät Abends durch beinahe die halbe Ausdehnung Londons hinunter in die Tower-Gegend, in dessen Nähe die Dampfer für den Continent liegen, und sahen noch einmal — jetzt wieder mit geöffneten Augen, wie beim ersten Anblick — in das Gewühl und Gewirre von Menschen, Wagen, Pferden und Lichtern, Straßen und Läden, Verkäufern und Käufern, Betrunkenen und Nüchternen, Jubelnden und Weinenden, Hungrigen und Uebersättigten, Lumpen und Juwelen — in diese riesige, alltägliche, allnächtliche Zauberei der Freiheit, der souverainsten Anarchie von drei Millionen Menschen, von denen gesetzlich keiner verhungern darf, da sich Jeder nähren kann und soll, wie er eben Lust hat. Außerdem soll sich auch Niemand erfäufen oder sonst selbst das Leben nehmen. Wenigstens lesen die Herren auf dem Richterstuhle jedem Unglücklichen die Moral, der wegen versuchten, aber nicht vollendeten Selbstmords vor sie gestellt wird; gelingt aber das Ersäufen, Hängen oder Vergiften, so hat das Gesetz nichts weiter dagegen. Allerdings giebt's auch viele Policemen, aber diese sind im Ganzen froh, wenn man ihnen nichts thut, und machen sich gern da unsichtbar, wo Gesetze, Köpfe und Knochen gebrochen werden. Außerdem schaffen sie die Betrunkenen bei Seite, wenn sie im Wege liegen und nicht mehr gehen können. Auch nehmen sie etwaige Spitzbuben geschickt am Arme und schieben sie mit elastischer Geschicklichkeit und Ammuth immer einen halben Schritt vor sich her. In allen Uebrigen aber stören sie nicht. Drei Millionen Menschen dicht beisammen in solcher Freiheit des Denkens, Thuns, Sprechens, Schreibens, Handelns, Erwerbens und Verderbens — diese großartige Harmonie und Vollkommenheit, mit der sich alle Folgen und Früchte der Freiheit, mit allen ihren Auswüchsen, ausgeschwecht haben und mit zunehmender Geschwindigkeit immer gewaltiger ausbreiten — das ist unter der Oberfläche der eigentliche Reiz und Zauber, womit das „Herz der Welt“ Jeden ergreift und abstößt und immer wieder fesselt, sobald man

erst angefangen, es schlagen zu sehen und zu hören. Genug. Leb wohl, Du geliebtes Asyl, das wir nur hafften, weil wir nie klug aus ihm werden konnten, weil es so unerschöpflich schön ist in seiner Häßlichkeit und häßlich in Allem, was wir als schön gelten lassen sollen.

Ein paar Dutzend Ruderschläge auf der Themse, und wir sind plötzlich mitten im geliebteren Deutschland, im Hamburger Dampfer „Castor", der mit seinem Zwillingsbruder „Pollux" alle Wochen um die Wette von London nach Hamburg, von Hamburg nach London läuft. Man kann alle Donnerstage Abend an Bord gehen, entweder drüben oder hier, und ist Sonntags Vormittags entweder in London oder in Hamburg. Auch Freitags früh ist's noch Zeit genug. Nicht blos aus meiner, sondern aus vieler Anderer Erfahrung und Zeugniß möcht' ich den Deutschen für deutsch-englische Reisen diese beiden Dampfer empfehlen. Die Preise sind dieselben, wie die der „General-Steam-Navigation-Company", die alle Dampfschiffsverbindungen zwischen England, Deutschland, Belgien, Holland und Frankreich beherrscht und als Monopol ausbeutet. Die Hamburger werden nur unter der Bedingung geduldet, daß sie keine billigeren Preise stellen.

Schon dieser eine Umstand könnte ein Empfehlungsgrund sein. Aber auf den englischen Dampfschiffen findet man auch nur englische Küche, englische Sprache, englische Bedienung. Es ist ihnen noch nicht eingefallen, aus Rücksicht für deutsche Reisende, die kein Englisch verstehen, jemals nur einen deutschen Diener oder Dolmetscher zu beschäftigen. Die Mannschaften der Hamburger sprachen alle Deutsch und Englisch mit gleicher Geläufigkeit und zeigten sich auf dem „Castor" als Deutsche in den besten Tugenden und Vorzügen vor den Engländern. Wenn der Capitain Schade sich nicht durchweg als ein unerschütterlich freundlicher und liebevoller, bescheidener und väterlicher König und Freund des Schiffes, der Passagiere, der ganzen Fahrt und Führung gezeigt hätte, würd' ich ihn loben. Aber eine so liebenswürdige Vereinigung von heroischer Männlichkeit und Güte, von Einfachheit und Stiller, auf den ersten Anblick Vertrauen einflößender Würde bedarf nicht des Lobes Anderer. Auch der Steward und die hilfsche Stewardin haben nie andere, als freundliche, dienstwillige Gesichter getragen. Auf der ganzen Reise habe ich kein böses Gesicht gesehen; selbst Die, welche dem Neptun opfern mußten, machten sogar dies mit Grazie ab — eine starke Behauptung, aber wahr — und dann gleich wieder freundliche Gesichter, weil's eben unter diesen Umständen kaum anders möglich war. Die erste Cajüte ist ungemein schön und bequem. Die Zimmerchen zum Schlafen und — Nepturnisiren sind im engsten Raume auf das Bequemste ausgestattet: weiche Betten mit Springfeder-Matratzen, kleine Sammet-Sopha's, Spiegel, Apparate zur Toilette, selbst Beauemlichkeit in den Becken, die der grimmige Schaukelgott des Meeres unerbittlich Allen hinstellt, die nicht „seefest" sind, um sich so Tribut und Opfer einzusammeln. Diesmal war er ziemlich gnädig. Nur einmal beim Frühstück wollten die Tassen und Teller auf der Tafel sich nicht ruhig verhalten und machten allerhand nur durch rasches Zugreifen und Sicherheitsmaßregeln vereitelte Versuche, sich tanzend und tollend vor unsere Füße zu werfen. Im Uebrigen schnaubte der Castor uns so leicht und sicher aus der Themse- in die Elbe-Mündung, daß man den Geist des Meeres nur durch das eigenthümlich neptunisirende Gefühl im Magen, dem man auch ohne eigentliche Seekrankheit selten entgeht, gewahr ward. Dies schmeidet sich mit den Flußmündungen ziemlich scharf ab. Ehe man etwas vom Ufer oder Land entdecken kann, sowie das Schiff in süßes Fahrwasser kommt, verläßt Neptun Jeden, der ihn „im Magen hatte". Dies that er schon Sonnabend Nacht. Mit anbrechendem Sonntage begrüßten wir hier die bald hügelig und malerisch werdenden heitereren, dort die flachen hannöverschen Ufer.

Wie hatte ich mich gefreut, wieder einmal einen deutschen Fluß hinauf zu fahren! Aber zwischen Hannover und Holstein vorsichtig in der verfandeten Mündung des herrlichen, deutschen Stromes hinaufkriechen — zwischen Holstein und Hannover, Hannover und Holstein — da freue sich wer kann im Frühlinge des Jahres 1861 — mir war's nicht möglich, Anderen ging's auch so. Niemand hatte bisher ein böses Gesicht gemacht. Jetzt sah man sie und geballte Fäuste dazu, bald gegen dieses, bald gegen jenes Ufer. Rechts drüben tauchte eine hübsche Stadt aus den Hügeln hervor: Stade. Das Schiff fuhr noch langsamer als ein mittelmäßiger Herr, der von einem Bettler angesprochen in die Tasche greift, um einen Silbergroschen herauszuholen. Es kam Einer in einem abgeschabten, rothen Rocke herangefahren, dem der Capitain etwas hinunterwarf: den Stader Zoll. Das ist eine hannöversche Staatseinnahme, wie ich hörte, so 'ne alte Gerechtigkeit, die man Hannover bisher nicht streitig machen durfte, wahrscheinlich, weil es der Elbe gestattete, sich mit der Zeit ein weiches Bett von Sand anzuschaffen, um von ihrem Wege aus Deutschland auszuruhen, ehe sie die Reise in's Meer fortsetzt. Staatsgelehrte wissen vielleicht andere Gründe. Sie dürfen aber nicht vergessen, besagten Sand darauf zu streuen. Endlich Blankenese, die Wonne und Wallfahrt der Hamburger, stattliche, fürstliche Paläste und Villen, und zuletzt Hamburg selbst, die große Kaffee-, Zucker- und Colonialwaaren-Besorgerin für Deutschland mit einem den ganzen Londoner Handel an Gelbwerth bedeutend übertreffenden Umsatze.

Wir traten mit eigenthümlicher Andacht und Bewegung zum ersten Male wieder auf deutschen Boden, noch dazu republikanischen, unter Menschen, die alle Deutsch sprachen und so auffallend höflich und freundlich und reinlich aussahen in der hellen Frühlingssonne. Früh- und Sonntagsfonne, daß ich ordentlich erschrak, als ich vergleichend an London zurückdachte und mir einfiel, daß ich's zehn Jahre dort ausgehalten. Welcher Contrast! Damals hatte man mich um Mitternacht verbrecherisch als räudiges Schaf auf ein englisches Schiff geschmuggelt und als blinden Deckpassagier zwischen exportirte Schafheerden versteckt. Jetzt lauter Sonne und Frühling und ein Kofferträger, der mit 182 Pfund Last auf dem Rücken sich auf der Hoteltreppe nach mir höflichst umkehrte, tief gebückt unter der Last an die Mütze griff und tausendmal um Entschuldigung bat, daß er mir vorangehe. Welche Höflichkeit! Und welche Holdseligkeit! Ich muß doch gleich sehr respectabel ausgesehen haben und gar nicht mehr steckbrieflich!

Vom Czaren Nikolaus von Rußland.

Von K. v. B.

I.

Ich wünschte einmal in Petersburg den Thurm der Admiralität, der ungefähr in der Mitte der Stadt liegt, zu besteigen, um von seiner Spitze aus die ganze Residenz mit einem Blicke übersehen zu können, und wandte mich an den commandirenden Officier. Derselbe gab mir auf französisch die freundliche Versicherung, daß er mich herzlich gern hinaufkassen würde, wenn es nicht verboten wäre, „und ich habe Furcht, daß Er uns sehe." — „Aber wer denn, mein Herr?" — „Er, der Kaiser! Sie wissen, das Auge des Herrn sieht Alles." — „Aber ich bitte Sie, glauben Sie wirklich, daß der Kaiser mich auf der Spitze jenes hohen Thurmes, wo ich etwa wie ein Punkt erscheinen werde, entdecken könnte? Wie höchst unwahrscheinlich, daß sein Auge gerade jetzt auf diejenige Thurmöffnung fallen wird, durch die ich einige Secunden lang zu blicken wünsche! Und selbst wenn er auch zufällig gerade dorthin schauen sollte, wird er mich gleich als einen Fremden erkennen? Wird er nicht denken können, es sei ein Arbeiter oder sonst Jemand, der da etwas zu thun habe? Und wird er denn gleich herschicken oder selbst verfahren, um sich zu erkundigen, wer es gewesen sei?" — „Nun, so gehen Sie denn meinenwegen hinauf. Ich will es Ihnen von Herzen gern gestatten. Aber für mich ist viel Gefahr dabei, ich habe immer Furcht vor Ihm."

Ich muß sagen, dieser Verfall frappirte mich in hohem Grade und blieb mir unvergeßlich, als ein Beweis der unermüdlichen Inspectionsthätigkeit des Kaisers sowohl, als der Größe der Furcht seiner Petersburger Beamten, die seiner überall und in jedem Augenblicke gewärtig waren.

In der That, man hätte diesem Kaiser von Rußland fast Allgegenwart in seinem Reiche zuschreiben mögen, und so weit als ein Mensch diese Eigenschaft besitzen kann, so weit besaß er sie in der That. Es war keine Anstalt, keine Behörde, kein Institut in Petersburg, das nicht in jedem Augenblicke sein beobachtendes Auge zu fürchten gehabt hätte. Niemand war dort vor seinen Blicken sicher. Es gab Institute, zu denen er innerhalb Jahresfrist nicht kam. Allein die Möglichkeit, daß seine Droschke doch einmal unangemeldet vorfahren könne, hielt die Leute stets in Spannung.

Der Kaiser hat sich selbst mehrere Male darüber beklagt, daß er auf seinem Throne so allein stehe, daß er keine redlichen Gehülfen habe. Es war dies die natürliche Folge seines Vielregierens. In einem Lande, in welchem kein Gemeingeist existirt, wo Alles nur kaiserlich ist und für des Kaisers Rechnung und auf des Kaisers Impuls geschieht, ist auch Niemand für das Gemeinwesen interessirt. Der Kaiser mußte Alles selbst thun, und es lastete daher ein enormes Gewicht von Geschäften auf seinen Schultern. Wohin er mit seinem Auge und seiner Hand nicht kam, da schlummerte und feierte die Staatsmaschinerie.

Mir sagte einmal ein hochgestellter russischer Staatsbeamter, den ich über einen Punkt der russischen Statistik befragte, er könne mir auf meine Frage keine Antwort geben, auch kenne er nur Einen in ganz Rußland, der diese Antwort zu geben im Stande sei: das wäre der Kaiser; der Kaiser allein wisse genau über alle russischen Angelegenheiten die Wahrheit, aber wenigstens er allein könne genau die Wahrheit wissen, da in ihm sich alle Fäden concentrirten, und da bei ihm allein alle die Quellen, aus denen man die Statistik Rußlands schöpfen müsse, zusammen flössen.

Kaiser Nikolaus nannte sich mit vollem Recht einen Selbstherrscher, ein Name, auf den er stolz war, der ihm zugleich aber auch erstaunlich viel Sorge und Last aufbürdete.

Nichts ging in Rußland von selbst. Der Kaiser war die riesenmäßige Triebfeder, die jedes Rad in Schwung setzte. So wie diese Triebfeder an Energie verlor, so gerieth auch das Uebrige in Stocken. Er mußte jeden Tag die Uhr aufziehen und mußte selbst alle seine Staatshausgeräthe sündlich putzen und ausstäuben. Daher diese täglichen und nie endenden Revuen seiner Truppen, daher diese fortwährenden Inspectionen aller Staats-Anstalten. Daher diese unermüdlichen Fahrten auf einspännigen Schlitten oder auf einer kleinen Droschke, mit der er wie ein Blitz durch die Straßen seiner Residenz eilte, und bald dieses, bald jenes Etablissement, bald diesen, bald jenen Privatmann oder Beamten mit seinem Besuche überraschte. — Daher sein stets waches Auge, mit dem er unterwegs Alles, selbst das Geringfügigste beachtete, den Officier, der seinen Hut nicht vorschriftsmäßig sitzen hatte, und der einen Knopf zu wenig an seiner Uniform zuknöpfte, den Professor, der gegen die Gesetze an einem Festtage der Universität sich öffentlich in gewöhnlicher Civilkleidung statt in seiner vorgeschriebenen Beamten-Uniform zeigte, und den der Kaiser wohl gar selbst auf seine Droschke nahm, um ihn auf die Hauptwache zu bringen, oder der doch auf seinen persönlich gegebenen Befehl arretirt wurde.

Wie der Kaiser alle seine Untergebenen stets im Auge behielt, so umgekehrt hatten freilich auch alle seine Beamten ihn fortwährend im Auge und blickten und horchten mit gespannter Aufmerksamkeit nach ihm hinüber, um seine Bewegungen und Pläne auszuspähen und zu erfahren, was er von ihnen wohl denken und was er in Bezug auf sie etwa vorhaben möchte.

Dem Kaiser Nikolaus war jenes Ueberraschungssystem am Ende ganz und gar zur Gewohnheit geworden, und er wendete es dann selbst auf seine Reisen im Auslande an, wo er auch oft eben so unerwartet erschienen und wieder verschwunden ist. Er setzte sich plötzlich in ein kleines Schiff, fuhr nach Schweden hinüber und umarmte den alten König dieses Nachbarlandes, der eher den Einsturz des Himmels als den Besuch des Kaisers von Rußland erwartet hätte. In ein paar Mal 24 Stunden war er wieder in seiner Residenz zurück. So unerwartet wie in Stockholm erschien er in Wien, wohin er von Böhmen aus in wenigen Stunden eilte, um dort einige fürstliche Personen zu besuchen.

Ich saß einst in Berlin in einem freundlichen Kaffeehause unter den Linden, westeuropäische Zeitungen lesend. Ich las von Guizot und Thiers und dachte nicht mit einem Gedanken an den Beherrscher des Nordens. Ich blickte vom Blatte auf, und welche imposante Figur rauschte ganz dicht neben mir vorüber? Es war der Kaiser Nikolaus von Rußland, der allmächtige Czar, der zu Fuß aus seinem Hotel kam, um einen preußischen Prinzen zu besuchen, dann auf der Eisenbahn auf einige Augenblicke zum Könige, seinem Schwager, zu fahren, und von da auf Windesflügeln nach England zu eilen. In England war man in der gespanntesten Erwartung, ob er kommen würde oder nicht. Niemand war darüber im Klaren, die Königin und Prinz Albert in der peinlichsten Ungewißheit. Und als er wirklich erschienen, war er auch bald so rasch wieder fort, daß Punch Bull kaum Zeit genug hatte, sich zu besinnen, wie er den großen Potentaten aufnehmen solle. Derselbe hatte bereits Holland und Deutschland durchflogen, und war schon in seiner nordischen Residenz wieder angelangt, während manche langsame deutsche Journale sich noch darüber stritten, auf welchem Wege „Er" wohl wieder in sein Reich zurückkehren möchte.

Ich sage, zum Theil mochten diese blitzschnellen Ueberraschungsreisen nur eine Gewohnheit sein, die der Kaiser als Autokrat in seinem eigenen Lande angenommen hatte, und die er dann auf's Ausland übertrug. Zum Theil aber war auch dabei Berechnung und Politik. Der Kaiser hatte manche persönliche Feinde im Auslande, und es war nicht immer gut, daß sie, sowie auch das ganze Publicum, zu genau von der Zeit und Stunde, zu welcher er auf jeder Station einzutreffen gedachte, unterrichtet seien.

Die vielseitige Thätigkeit des Kaisers Nikolaus ist mit immer ein wahres Wunder gewesen. Er war seiner Zeit der beschäftigste aller Potentaten von Europa. Der hundertste Theil von seinen Verrichtungen, so scheint es, wäre hinreichend gewesen, einem gewöhnlichen Menschen vollauf zu thun zu geben.

Es mußte eine eiserne Constitution, ein stählerner Wille, eine unerschöpfliche Kraft dazu gehören, um den mannigfaltigen Ansprüchen zu genügen, welche man an ihn machte, oder die er sich selber auflud. Die beste Idee wird man davon bekommen, wenn man bedenkt, wie viel das Wort, das Ludwig XIV. aussprach, und das in vollem Maße auf den Beherrscher Rußlands paßte, sagen will, das berühmte Wort: „L'état c'est moi."

Nach einer in Rußland selbst angefertigten Aufzählung hat der Kaiser Nikolaus dies in den ersten 6½ Jahren seiner Regierung nicht weniger als 5073 Gesetze (Ukase, Manifeste, Instructionen) erlassen. Dies giebt also für jeden Tag drei, und unter diesen Erlassen waren viele äußerst paragraphenreich. *

Bedenkt man nun, daß jedes Gesetz eine Reihe von Bestimmungen enthielt, durch welche Tausende von Fällen entschieden und regulirt, Millionen von Menschen gebunden werden sollten, so kann man ermessen, welche Masse von Vorarbeiten dazu erforderlich sich war. Man sehe nur einmal die Verhandlungen des englischen Parlamentes und die Discussionen, Interpretationen und Commentationen der englischen Journale zu den vorgeschlagenen Gesetzen, um zu begreifen, wie vielfeitig solche Gesetze sind, in denen jedes Wörtchen erwogen werden muß, und man wundere sich nun über die Thätigkeit eines Selbstherrschers, in dessen Kopfe und Cabinete Alles das vor sich gehen soll, was dort im Parlamente, in zahllosen Vereinen und den Journalen vor sich geht.

* So viele Gesetze, wie der Kaiser Nikolaus, hat noch kein russischer Herrscher erlassen, wie aus folgender Tabelle ersichtlich ist, die in Rußland selbst angefertigt wurde und dem „Swod Sakannow" (Gesetz-Codex) entnommen ist.

Der Czar Alexei gab während einer Regierung von 27 Jahren 648 Ukase, jedes Jahr circa 24.
„ „ Fedor . . . . „ 6½ „ 295 „ „ „ „ 46.
Die Czaren Iwan und Peter gemeinschaftlich . „ 13½ „ 623 „ „ „ „ 39.
Der Czar Peter I. . . . „ 29 „ 3110 „ „ „ „ 100.
Die Czarin Katharina I. „ 2½ „ 428 „ „ „ „ 160.
Der Czar Peter II. . . . „ 2½ „ 428 „ „ „ „ 180.
Die Czarin Anna . . . . „ 10½ „ 2767 „ „ „ „ 260.
„ „ Elisabeth . . . „ 20 „ 2922 „ „ „ „ 125.
Der Czar Peter III. . . . „ ½ „ 132 „ „ „ „ 264.
Die Czarin Katharina II. „ 33½ „ 5957 „ „ „ „ 180.
Der Czar Alexander I. . „ 24½ „ 11,119 „ „ „ „ 450.
„ „ Nikolaus während der ersten . . . . . 6½ „ 5073 „ „ „ „ 850.

Die Ukasenkluth ist also in einer viel größeren Proportion angeschwollen als die Größe des Reichs und die Zahl seiner Einwohner. Die Zahl der Einwohner wuchs von Alexei's Zeiten her von 5 auf 60 Millionen oder auf das Zwölffache, die Zahl der jährlich publicirten Ukase von 24 auf 850, oder auf das Fünfundreißigfache.

Allerdings ging der Impuls und die Idee zu solchen Gesetzen nicht immer vom Kaiser selber aus. Sie wurden ihm oft schon fertig von seinen Ministern vorgelegt, und er hatte sie nur durchzugehen und zu bestätigen. Allein schon dies war eine sehr mühevolle Arbeit. Und daß der Kaiser Nikolaus diese Arbeit in der Regel wirklich über sich nahm, geht daraus hervor, daß am Rande vieler Ukase sich seine eigenhändigen Bemerkungen und Rothstift-Correcturen befinden.

Wie die ganze Gesetzgebung, so ruhten auch alle Geschäfte der Regierung und Verwaltung in seinen Händen. Er beurtheilte dazu einer Menge von Gehilfen: Minister, Generalgouverneure, Gouverneure, Hofdame, Gesandte und unzählige andere Beamte, deren Posten unmittelbar durch ihn besetzt wurden, und zu denen er sich bald dieses, bald jenes Individuum auserlas. Man hörte oft in Petersburg Aeußerungen wie diese: „Auf diesen Mann hat der Kaiser ein Auge geworfen, er hat ihn längst im Stillen zu seinem Minister des Innern bestimmt." — Zuweilen versicherte man: „Jenen Mann zieht sich der Kaiser zu seinem zukünftigen Kriegsminister heran." — Solche zu hohen Posten im voraus designirte Männer sand man dort immer mehrere. Wenn man gerade nicht des Kaisers Namen nennen wollte, so sagte man dann von solchen Personen: „Der wird noch einmal hoch gehen. Er ist zu großen Dingen bestimmt." Ja, der Kaiser Nikolaus sprach selbst oft zu solchen Leuten folgendermaßen: „Peter Alexejewitsch, ich glaube, Du wirst rasch avanciren, Du wirst, wie mir es scheint, noch einmal eine bedeutende Carriere machen," — indem es dabei den Anschein hatte, als wolle er selber zur Beförderung dieser Carriere nichts beitragen, als stehe vielmehr jener Mann durch eigenes Verdienst. Oft hatte er schon ganz junge Leute, die ihm besonders tüchtig erschienen, im Kopfe und machte sich einen Lebensplan oder eine Carriere für sie. Er ließ sie dann durch eine Art von Schule gehen, um sie zu diesem oder jenem hohen Posten, den er für sie reservirte, zu befähigen. Er ließ sie von unten auf dienen, ließ sie, wenn sie sich gelegentlich im polnischen oder kaukasischen Kriege oder auf der Parade auszeichneten, zu Obersten und Generalen avanciren, führte sie dann, wenn sie z. B. Minister des Innern oder des Unterrichts werden sollten, zum Civildienst über, machte sie zu Gehilfen oder Adjuncten in dem einen oder andern Ministerium, und schickte sie dann „mit außerordentlichen Aufträgen" in verschiedene Provinzen des Reichs, damit er erfahre, „quid valeant humeri".

Bewährten sie sich, so übertrug er ihnen dann wohl auf ein oder zwei Jahre die Verwaltung eines Gouvernements oder eines Generalgouvernements, bald in diesen, bald in jenen Theile des Reichs, damit sie das ganze Land in seinen Theilen kennen lernten und sich zu ihrem Posten befähigten. — Darauf stellte er einen solchen Mann dem bisherigen Minister als Vicemeister zur Seite und nach einiger Zeit schrieb er an diesen einen Brief: „Mein lieber Dimitri P . . . . . witsch. Da die lange Reihe von Jahren, die Ihr mir dient, eine Ruhe heischt, die Ihr Euch schon lange wünscht, so — seid Ihr hiermit in Gnaden entlassen rc. rc." — und der neue nun fertige Minister trat an des Verabschiedeten Stelle. —

Suchte der Kaiser einen Erzieher für einen seiner Prinzen, so sagte er Niemandem etwas davon, wen er wohl wählen dürfte, auch fragte Niemand darnach. „Wo iswestno!" (Es ist noch nicht bekannt) hieß es in Petersburg. Es lag noch ein tiefes Geheimniß darüber. Im Herzen des Kaisers hatte aber vielleicht bereits schon ein Funke Feuer gesangen. Er kannte längst einen Officier in seiner Umgebung, den er redlich und pünktlich seine Pflicht erfüllen sah. Diesem gab er dann zu Zeiten einige bedeutungsvolle Winke, indem er ihn mit kurzen Worten lobte und encouragirte: „Gut gemacht, Capitain!" — „Brave!" — „Ich bin zufrieden!" — „Fahre so fort, und Du wirst höher steigen!"

Wenn der Kaiser seine Beobachtungen und Einleitungen beendigt hatte, ging es dann oft sehr rasch. Plötzlich wurde der Capitain zum Obersten oder General avancirt und nicht lange nachher zum Leibwesen aller älteren Officiere zum Prinzen-Erzieher berufen. Der Mann erschrak selbst darüber und erklärte offenherzig, daß er zu einem so wichtigen Amte gar nicht die Kräfte in sich fühle. „Ich kenne Dich besser," antwortete der Kaiser. „Ich weiß, Du bist tauglich. Ueberlaß Dich mir."

Nicht nur seine Minister und hohen Reichsbeamten, sondern auch alle, selbst die niedrigsten Officiersgrade in seiner Armee empfingen unmittelbar vom Kaiser ihre Bestallung und Beförderung. Bei uns drehen sich vielfache secundäre und tertiäre Gewalten zwischen der im Mittelpunkte scheidenden Sonne und den niederen Beamtengraden. In Rußland fallen die Strahlen jener Sonne überall viel directer in die Behausung selbst der kleinsten Beamten. Daher rühmen sich denn auch dort alle immer einer besonderen Freundschaft mit dem Urquell aller Gewalt, als ob sie in ganz naher Vertraulichkeit mit dem Kaiser ständen. Der Schulmeister einer entlegenen Gouvernementsstadt sagar spricht, sich brüstend und sehr selbstgefällig: „Der Kaiser hat die Gnade gehabt, meinen Sohn zum Major zu machen," — als hätte der Kaiser es blos aus besonderer Dienstfertigkeit für ihn, den alten Papa-Schulmeister, gethan.

Sogar die Hofsänger seiner Capelle ernählte der Kaiser Nikolaus nicht selten selbst. Die beständige Selbstthätigkeit der russischen Autokraten bewirkt es, daß Andere um so lasser sind, und daß sich ihnen nichts von selbst darbietet. Wer weiß, wie viele hundert Male schon der erste Baßsist der kaiserlichen Hofcapelle, als er noch gemeiner Uslan war, seinem Officier mit einer erschütternden Baßstimme sein „Hurrah" zugerufen haben mochte, ohne daß es deswegen diesem Officiere eingefallen wäre, ihn für etwas Anderes als für die Pike tauglich zu halten. Der Kaiser Nikolaus mußte ihn erst selbst eines Tages in dem Garten von Zarskoje-Selo auffinden und ihn fragen: „Sdarów, Ulan?" (Bist Du wohl, Uhlan?) und dieser ihm mit tiefer, volltönender und ergreifender Baßstimme zurückerwerben: „Sdarów, Wasche Welitschestwo" (Wohl, Eure Majestät). Der Kaiser mußte erst selbst von diesem tiefen Basse knappirt werden, den Mann des Soldatendienstes entheben, ihn in die Musikschule schicken und sich den besten Baßsisten seiner Capelle aus ihm bilden.

Man erwäge, sage ich, diese Facta, denke sich tausend ähnliche Facta, und stelle sich nun vor, welche außerordentliche Geschäftigkeit und unaufhörliche Spannung und Anstrengung ein solches Verfolgen aller Carrieren, ein solches Beobachten aller Beamten und Unterthanen, ihrer Anlagen, ihrer Tauglichkeit rc. voraussetzt. Der russische Kaiser mußte jeden seiner Diener kennen, während sich andern Königen, z. B. der Majestät von England, sast jeder Minister und Diener anderäng, oft selbst freilich ganz wider ihren Willen auferäng.

So wie der Kaiser seine Diener sich gewissermaßen alle selbst erzog und schulte und sie, so zu sagen, jeden Schritt auf ihrer Carriere an seiner eigenen Hand oder an seinem Gängelbande machen ließ, so controlirte er sie auch später noch, wenn sie an ihrem Posten standen, mit eigenen Augen. Neben der officiellen geheimen Polizei, die sein dazu bestelltes Polizeiministerium ausübte, leitete der Kaiser auch noch in eigener Person ein System geheimer Polizei, von der er selbst das Haupt oder der Mittelpunkt war. Er sah nicht nur, wie ich schon erwähnte, inspicirend und beobachtend in seiner Residenz herum, um nachzusehen, ob die Trottoirs rein gehalten wären, ob die Leute auf den Straßen nach Vorschrift gekleidet wären, ob auch Jemand gegen den Ukas auf dem Admiralitätsthurme stände, ob die Schildwachen nicht an ihrem Posten schliefen, — sondern er sandte auch oft aus seiner Privatkanzlei außerordentliche Emissäre in verschiedene Theile des Reichs aus, damit sie ihm über dieses oder jenes Individuum einen Augenzeugenbericht abstatten möchten. So gab es denn erstlich die gewöhnliche ordinäre Polizei, dann die extraordinäre Geheimpolizei, und endlich noch, um diese zu controliren, des Kaisers ganz persönliche Privat- und Cabinet-Polizei.

Unsere Könige geben als Regenten und Gesetzgeber nur die großen Impulse und verfassen sich darauf, daß diese Impulse dann, von anderen Zwischengewalten getragen, im Detail von selbst weiter wirken. Kaiser Nikolaus mußte nicht nur die großen Impulse geben, sondern auch noch bei jedem einzelnen Rädchen der Maschinerie selbst nachsehen, ob es seine Pflicht thue. Er war wie ein Aufseher, der in jeder Schlacht die Pflichten eines Feldherrn und Taktikers mit denen eines Unterofficiers und einer Schildwache vereinigen soll. Es war mit dem Kaiser Nikolaus noch sast ebenso, wie zur Zeit Peter's des Großen, der nicht nur selbst die Führung der Axt, des Bohrers und Hobels erlernte, sondern auch in Person den Richter und Bestrafer der Verbrecher spielte. —

Digitized by Google

Da das Militärwesen des Kaisers Lieblingsfach war, so conferirte er natürlich mit keinem Minister so viel, wie mit dem Kriegsminister, und bei keiner Angelegenheit ging er so in alle Details ein, als in dieser. — Sein Auge — „l'oeil du Maitre!“ — war hier auf eine bewundernswürdige Weise eingeübt, und man sagte in Petersburg, bei einer Parade entgehe dem Kaiser Nikolaus kein Knopf eines Soldaten. Fast täglich hielt er selbst die Revue einer Partie seiner Lieblings-Regimenter ab, und häufig stellte er im Laufe des Jahres ganz große Revuen an, bei denen er oft ganze Armeen an seinen scharf kritisirenden Blicken vorüberziehen ließ. Die Könige von Preußen haben sich zwar zuweilen eben so viel mit ihren Landtruppen zu thun gemacht, wie die Kaiser von Rußland mit den ihrigen. Allein sie haben dann doch wenigstens von Seiten des Meeres Ruhe gehabt. Nicht so der Kaiser Nikolaus, bei dem die Bildung einer großen Flotte eine Lieblingsidee war. Er hatte daher auf den salzigen Wogen eben so viel zu inspiziren und zu revidiren, wie auf dem Festlande, und er übernahm häufig Sturm und Seekrankheit, um nachzusehen, wie die Sachen auf dem Wasser ständen.

Auch die Kirche, mit deren Angelegenheiten sich so viele andere Fürsten nicht befassen, haben die russischen Kaiser auf ihre eigenen Schultern genommen, indem sie sich auch auf diesem Gebiete zu Autokraten machten. Segar jeder Pope wird daher von dem Kaiser an seinen Posten gestellt, und so wie alle Ukase, so muß er auch alle Bullen selbst durchdenken und unterschreiben, was man in andern Ländern doch den Päpsten, Synoden und Consistorien überläßt.

Die russischen Beamten verstehen sich in der Regel nur auf das Detail-Regiment. Sie haben nicht das Talent zu generalisiren und die leitenden Ideen und den Geist einer Maßregel zu ergreifen und bei der Ausführung zu wahren. Diese nationale Eigenheit seiner russischen Rathgeber vermehrte die Geschäfte des Kaisers Nikolaus noch in hohem Grade, so daß er sich oft nicht zu retten wußte vor allen den kleinen minutiösen Angelegenheiten und Fällen, die seine Minister ihm zur Entscheidung vorbrachten. Ein russischer Herr, der den Kaiser Alexander kannte, sagte mir in dieser Beziehung, daß dieser Kaiser von der Conferenz mit seinen russischen Ministern immer höchst mißgestimmt zurückgekehrt sei, weil sie ihm eine zahllose Menge von Kleinigkeiten und eine solche Masse von Details und einzelnen Fällen vorgelegt hätten, daß er des Stoffs zuweilen nicht hätte mächtig werden können. Die polnischen Minister dagegen hätten es viel besser verstanden mit ihm zu arbeiten. Sie hätten seine Meinung und Idee leichter gefaßt, wären überhaupt politisch durchgebildeter gewesen und hätten den Kaiser nicht mit so vielen Bagatellen behelligt. Daher sei Alexander auch immer heiter und vergnügt aus den Conferenzen mit den Polen hervorgegangen.

Außer diesem Allen hatte nun der Kaiser Nikolaus noch das Haus voll von Kindern, Söhnen, Töchtern und Schwiegersöhnen, Brüdern, Schwägerinnen und Nichten. Da er in weit höherem Grade das Haupt seiner Familie war, als ein simpler Privatmann, so gaben ihm auch schon die Angelegenheiten seines Hauses, die er, wie die Staatsaffairen, in allen ihren Details selbst lenkte und leitete, mehr zu thun. Er hat im Innern seines Hauses Alles verrichtet, was die gewöhnlichsten Familienväter zu thun pflegen. Er hat seine Kinder in Person gestraft, er hat sich bei Nacht selbst wie eine sorgsame Mutter vom Lager erhoben und ihren Schlaf belauscht. Er hat seine Söhne selbst spät Abends besucht, um nachzusehen, ob sie zur festgesetzten Zeit zu Bette gegangen waren, und ob ihre Gouverneure vorschriftsmäßig bei ihnen schliefen.

Hört man bei aller dieser ganzen Masse von Geschäften, die auf den Schultern des Kaisers lasteten, nun noch von neuen Erfindungen in Petersburg, deren Urheber darauf hofften, daß der Kaiser einmal zu ihnen kommen würde, um von ihren Kunstproducten Notiz zu nehmen, — hört man ferner, daß der Kaiser sich zuletzt entschloß, sogar auch noch die Pässe seiner Unterthanen in's Ausland selbst auszustellen und zu unterschreiben, — bedenkt man, daß er es nicht selten für seine Pflicht hielt, einige seiner vornehmen Unterthanen mit Krankheitsbesuchen zu beehren, — daß er oft bei alten kranken Damen vorsuhr, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, — daß er um Ostern sogar die Schildwachen seines Palastes um ihr Wohlsein befragte und ein paar Dutzend von ihnen, einem alten Herkommen gemäß, ablüßte, — erinnert man sich endlich, wie viele Pflichten ihm neben der Regierung und Leitung seines Staates auch das bloße leere Hofceremoniell auferlegte, wie viele Gesandten europäischer und asiatischer Fürsten er beständig zu empfangen hatte, — erinnert man sich, daß er fehr oft von den in seinem Lande anwesenden „Fremden von Distinction“ Notiz nahm und sie zuweilen selbst auf das Eigenthümliche seines Volks und Reichs aufmerksam machte, — ja, daß er mitunter sogar aus fernen Gegenden seines Reichs herangereiste Bauern in den Zimmern seines Palastes herumgeführt hat, — erwägt man, daß er sich auch von allen Ereignissen in entfernten Ländern und Welttheilen unterrichtete, daß er mit aufmerksamem Auge die Politik aller Könige und Fürsten Europa's, Asiens und Afrika's überwachte, und daß er einige Beamte in seiner Nähe hatte, welche ihm über die Tagesereignisse aus den Zeitungen berichten mußten, ja, daß er sogar von einzelnen Journalartikeln oft selbst speciele Kenntniß nahm, — vergißt man endlich nicht, daß er nicht nur selbst zuweilen brillante Hoffeste veranstaltete, an denen er den lebhaftesten persönlichen Antheil nahm, und bei denen immer die wichtigste und schwierigste Rolle ihm, dem Wirthe, zufiel, — daß er auf diesen Hoffesten selbst eifrig tanzte, — daß er, wenn es Maskenbälle waren, sich auch einen Domino anlegte, daß er auch oft die Tanz- und Freudenfeste seiner Großen und seines Volks besuchte, daß er häufiger als irgend ein anderer europäischer Fürst Einladungen zu den Bällen bei seinen reichen Unterthanen annahm, — daß er nicht verschmähte, sich bei den „Gulanien“ (Spazierfahrten), welche nun Ostern und bei andern Gelegenheiten in den russischen Städten statt zu finden pflegen, öffentlich zu zeigen und unter die Leute zu mischen, — daß er nicht vergaß, bei allen großen Nationalfesten und öffentlichen Gelegenheiten aus allen Ständen und Volksclassen Einige anzusprechen, um an sie ein freundliches Wort zu richten; — überschaut man, sage ich, dies Alles: so bekommt man in der That das Bild von einer riesenhaften Thätigkeit, die kaum irgendwo wieder ihres Gleichen zu finden scheint; — und man fragt erstaunt, wie es möglich war, daß Jemand dreißig Jahre hindurch ein solches physische wie moralische Kräfte auf gleiche Weise aufreibendes Leben ertragen konnte.

Hätte Kaiser Nikolaus auf seine Autokratenwürde verzichten wollen oder können, so hätte er ein viel sorgenfreieres, genußreicheres Junggesellenleben führen mögen, als er auf seiner schwindelnden Höhe konnte, wo er, um sich auf dem Platze zu behaupten, in ein Meer von rastloser Arbeit, Unruhe und Sorgen gestürzt war.

Er gewährte das Schauspiel eines Schiffers, der in jedem Augenblicke wachen mußte, der das Ruder nicht einen Moment aus der Hand geben durfte, der alle Segel und Taue stets in Bereitschaft und in Spannung erhalten mußte, weil in jeder Minute der Fahrtäfligkeit der Sturm losbrechen konnte.

Zum Theil, sage ich, liegt die Ueberspannung der Thätigkeit der Czaren in der Natur ihrer autokratischen Gewalt und ist aus dieser von selbst hervorgegangen. Zum Theil aber ist ihnen der Impuls dazu von jenem großen Muster und Beispiele der Czaren, von Peter dem Großen, in dessen Bahnen sich Alles in Rußland bewegt, und in dessen Fußstapfen noch jetzt, selbst ohne daß sie es wollen und wissen, die Nikolaus und Alexander und Paul wandeln, gegeben worden.*

* Wie Friedrich der Große das Ideal der preußischen Regenten, so ist Peter der Große das Ideal der russischen Kaiser, und mit ihm verglichen zu werden, haben die meisten seiner Nachfolger ambitionirt. Katharina stellte sich immer Petern zur Seite und betrachtete sich als die Vollenderin dessen, was er angelangen hatte. Auch Nikolaus, glaube ich, hielt sich für eine neue Auflage Peter's des Großen für das 19. Jahrhundert. Bedhalb hörte er auch Peter's Lob gern, besonders wenn es von Anspielungen und Vergleichen mit ihm selber begleitet war. Ich traf im Innern von Rußland einen russischen Historiographen, der sich mit einer Geschichte Peter's des Großen beschäftigte. Ich weiß nicht, ob er sie publicirt hat, aber ich glaube, das es dabei mehr auf einen Panegyricus für den jetzt lebenden, als für den längst verstorbenen Kaiser abgesehen war.

Deutsche Männer.

Friede vergaß, wieder vor das deutsche Volk hintreten sollten, denn auch jetzt droht ein Feind gleicher Art, gleichen Namens, noch gefährlicher durch seine List als sein Genie.

Der Leser kennt es vielleicht nicht ab, mir in das schöne Unterinnthal zu folgen, worthin, wo an der Grenze gegen Salzburg die Felsen näher zusammenrücken und den berühmten Paß Strub bilden. Zuerst trinken wir zu Waidring auf der Post einen Schoppen rothen Tyrolerwein; auf dem Hausflur hängt ein Oelgemälde, mit mehr Fleiß als Kunst entworfen stellt es die Gefechte dar, in welchen die Bauern, während die österreichischen Generäle Böcke schossen, ihren heimathlichen Boden mit einem Muthe vertheidigten, der ihnen gewiß einen Ehrenplatz neben den berühmten Heroen Griechenlands anweist. Schon zu Waidring ist das Thal enger, rechts und links erheben sich waldige Berge, deren unersteigliche Felsgerade wie Mauerkronen emporragen. Einer derselben ist die Kammerlar, berühmt durch ihre Fernsicht und den Reichthum an Versteinerungen, welche in einem schönen rothen Marmor eingeschlossen sind, der für alle Kirchen der Umgebung das Material zu Säulen und Nischen lieferte. Folgt man dem Bache, so schließen sich die Kalkberge immer enger wie Coulissen einer ungeheuren Bühne, man kann von einem Abhang zum andern leicht mit einem Steine werfen, das Wasser überspringt schäumend die haushohen Felsblöcke, und nur die Straße hat noch spärlichen Raum gefunden. Dort, wo sie am engsten ist, steht ein Kirchlein, nebenan ein alter morscher Thurm, von dem eine zerbröckelnde Mauer den Berg hinaufläuft. Das ist die Thalsperre von Strub. Noch eine kleine Strecke vorwärts, und es erhebt sich eine feinerne Säule, rechts mit dem Adler von Tyrol, links mit dem Wappen von Salzburg. Von hier kann man in einer halben Stunde den Markt Lofer erreichen; auf dem Wege aber, den wir plaudernd zurückgelegt, stürmten die Franzosen unter Lefebvre und Wrede tagelang vergeblich gegen die Tyroler, deren lautes Jauchzen von den Felsen wiederklang, ein kühner Jubelgesang der Freiheit, welche den wackern Männern auch später nicht blühen sollte. Damals waren die Zeiten des Rheinbundes, der tiefsten Schmach und Erniedrigung, und unsere Bauern dichteten das wilde Trutzlied:

Schämt euch, Baiern und Niederland
Und ihr Deutschlands falsche Bürger,
Man heißt euch nur Meuchenwürger,
Euch bleibt ewig eure Schand'!

Man schießt nicht mit sanften Rosen
Auf euch her aus die Franzosen,
Denn man nimmt das grobe Blei
Und bleibt wie das Gesetz getreu.

Es war am 1. November 1805. Gewöhnlich sind die Herbsttage im Hochgebirge weit schöner als der Frühling, wo das Wetter unbeständig wechselt und oft wochenlang der Regen niederströmt. Mit voller Klarheit spannte sich der Himmel von Berg zu Berg, sein tiefes dunkles Blau deutete bereits den Eintritt des Scirocco an, dessen Stürme stets den Schneemantel über die Alpen breiten. Im Passe Strub herrschte reges Leben, durch das Fallgitter des Thurmes lugten zwei Kanonen, etwas rückwärts waren Pferde an den Bäumen angebunden, die Dragoner hielten ihren entweder in den Körben das Futter vor oder spitzten das Riemzeug; weiter rückwärts, wo das Thal etwas breiter wurde, waren lässig einige Bataillone österreichische Infanterie aufgestellt, man mochte etwa 1500 Soldaten zählen. An den Abhängen des Berges lungerten Schützengruppen, theilweise in Hemdärmeln, die Pfeife im Munde oder erzählend von dem und jenem, denn es waren hier durch den Wasserruf Bekannte versammelt, welche sich oft jahrelang nicht gesehen. In die Schützencompagnien wurden damals nur solche Männer aufgenommen, welche beim Scheibenschießen mehrmals im Tage das Schwarze trafen, die anderen dienten als Landsturm, der mit Morgensternen drein schlagen mußte, wenn es zum Handgemenge kam. Eine solche Waffe wurde vor einigen Jahren im Strubpasse gefunden, sie wird jetzt im Museum zu Innsbruck aufbewahrt; es gehörte ein starker Arm dazu, sie zu handhaben. Jetzt ist es mit den sogenannten Tyroler Schützencompagnien anders, da wird jeder, der sich oft nur des hohen Soldes wegen meldet, eingereiht, gleichviel ob es schießen kann oder nicht, und so läuft Alles kunterbunt durcheinander. Die Scheibenschützen sind meistens wohlhabende Leute, welche ihren gutgenährten Leib weder den Strapatzen, noch auch feindlichen Kugeln aussetzen mögen und daher lieber Geld zahlen als ausmarschiren. Minister Bach hat das letzte Flämmchen des Patriotismus ausgelöscht, und so ist es ein Glück, daß unsere Compagnien mit den Schaaren Garibaldi's nicht in Kampf geriethen, der rothe Tyroler Adler wäre schändlich gerupft worden, wie mir Schützen selbst vor zwei Jahren am Gardasee sagten. Wenden wir uns zu einer bessern ruhmvollen Vergangenheit.

Auf einem Platze, wo man ein gutes Stück Weg übersehen konnte, stand der österreichische General Julien und Hager, der Wirth von Kirchdorf, ein Mann im kräftigsten Alter, der Zeit Anführer der Schützen seines Bezirkes. Er schnallte am Säbelgurt, man sah es ihm an, daß er diesen Schmuck nicht gewohnt war und viel lieber nach Art der Bauern die breite Lederkatze mit den weißen Stickereien über dem Bauche trilge. Plötzlich rannte athemlos ein Schütz des Weges daher und rief: „Was thut's denn da? Die Oesterreicher sind z'Lofer davong'laufen, und die Bayern rucken an, daß all's blau ist wie Flachsfeld, wenn's blüht." Einige flüchtige Soldaten bestätigten die Sache, und so galt es, sich für den nächsten Morgen vorzubereiten. Das kaiserliche Militär wurde auf die Straße gestellt, die Schützen vertheilten sich rechts und links zwischen Felsen und Bäumen. Als der Morgen graute, eröffneten zwölf Kanonen das Feuer gegen den Paß, schadeten jedoch den Vertheidigern nichts, denn die Kartätschen erreichten denselben kaum und die Vollkugeln gingen zu hoch und rissen nur Bäume ab. Bald rückten auch die leichten Truppen des Feindes vor, und nun begannen die Schützen das Concert, so daß alle Artilleristen fielen und die Soldaten in der Eile die Kanonen zurückziehen mußten. Da ritt General Deroi daher, um den Paß zu beobachten; der Schütze Empf aus St. Johann erblickte ihn, sein Stutzen krachte aus dem Wald, und jener sank schwer verwundet vom Rosse. Nun wollten die Baiern nicht mehr vorwärts; da die Schützen bei Tage zu scharf zielten, so beschloß man nach Anbruch der Dämmerung einen Angriff zu versuchen. Die Tyroler merkten das, fällten quer über die Straße Bäume als Verhau, während der Landsturm rechts und links an den Felsenwänden Steinblöcke und Holzprügel in Bereitschaft hielt, um sie auf den Feind zu rollen. Die Baiern stürmten gegen beide Flügel und suchten die Tyroler zu umgehen, denn hoch im Gebirge führt ein Fußsteig in den Rücken des Passes Strub, wo nur ein Mensch nach dem andern fortkommen kann. Hager hatte ihn jedoch vorsichtig durch einen Schwarm Sturmmänner verlegt, so daß die Baiern unverrichtet über die Felsen geschleudert wurden. Aus dem Thale donnerten indeß die Kanonen, krachten die Gewehrsalven der Infanterie, von welchen sich die Stutzenschüsse scharf unterschieden; die Berge entlang rollte der Wiederhall, doch plötzlich schien es, als sollten auch sie mit kämpfen, die Felsentrümmer stürzten nieder und das Geheul aus der Tiefe bewies, daß sie getroffen hatten. Der Feind floh, ermannte sich jedoch noch einmal zu einem Hauptsturm. Da wendeten Tyrolerschützen und österreichische Soldaten, weil sie keine Steinbatterien mehr hatten, eine List an; sie ließen in vorstellter Flucht die Straße bis zum Thurme frei, wo die zwei Kanonen standen, und vertheilten sich auf den Abhängen. Der Feind ging wirklich in die Falle und rückte im Sturmschritt vor.

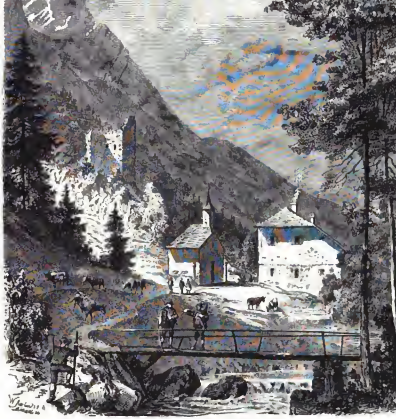
Als er vor der Mündung der Kanonen stand, wetterten diese mit Kartätschen in die dicht gedrängte Masse, das Militär und die Schützen entluden ihre Gewehre. Als der Feind sich zur Flucht wendete, hieben die Dragoner ein, so daß die Bedrängten in größter Verwirrung dem Bache zusprangen, um durch sein steiniges Bett, welches einige Deckung vor den Reitern gewährte, zu entrinnen. Dieses war der letzte ernstliche Angriff; denn schon während des Gefechtes fing es stark zu regnen und zu schneien an, daß die Gewehre nicht mehr losgehen konnten, und vor Finsterniß vermochte man auch nicht mehr zu sehen, man schoß daher nur dorthin, wo man Feuer aufblühen sah und den Feind vermuthete. Die Nacht verging ruhig, denn der Feind, welcher über 2000 Mann todt und verwundet auf dem Platze gelassen hatte, begann sich über Lofer zurückzuziehen.

Zu Mittag kam der Feldmarschall-Lieutenant Chasteler, welcher unthätig mit 5000 Mann, während eine kleine Heldenschaar den Paß vertheidigte, zu St. Johann, nur drei Stunden rückwärts, sich aufgehalten hatte, und befahl — die Schützen, die ihm jedoch über sein spätes Eintreffen nicht viel Schmeichelhaftes sagten. Wir haben hier eine geschichtliche Unwahrheit, welche wohl nicht ohne Absicht verbreitet wurde, berichtiget; Chasteler, der angebliche Held vom Strubpasse, hat bei der Behauptung desselben nicht mehr Verdienst, als die Bauernweiber, welche gleichzeitig die Kühe molken; der Ruhm gebührt Julien, Hager und den Schützenhauptleuten, welche, obwohl sie großen Verlust erlitten, standhaft ausharrten.

Tyrol wurde vom Kaiser Franz an die Krone Baiern abgetreten. Dem hohen Herrn ging die Trennung von den braven Tyrolern gewiß nicht so zu Herzen als diesen von ihm; so mancher verließ, um nicht unter dem verhaßten Feinde zu leben, die Heimath und wanderte nach Oesterreich aus. Hager empfand den Schmerz so tief, daß man ihn von der Zeit an, als er die Abtretung Tyrols erfuhr, never lachen noch irgend eine Lustbarkeit mitmachen sah; er versank in Trübsinn und starb den 8. Juni 1808 am gebrochenen Herzen. Hätte er doch noch 1809 erlebt! Sein Name würde unter den berühmtesten glänzen, aber freilich blieb ihm auf diese Weise auch die bittere Enttäuschung erspart, welche das treue Tyrol erfahren mußte.

Es war damals ein böse erbärmliche Zeit. Deutsche kämpften gegen Deutsche, Brüder eines Landes mordeten sich unter einander. Das Volk trug nicht die Schuld dieser Nichtswürdigkeiten.

Im Jahre 1809 widerhallten auch diese Berge von Krieg und Kampfgetöse, und es gelang Oppacher, dem Wirth von Jochberg, seinen Namen für immer zu verherrlichen. Er hatte bereits 1805 am Passe Strub gefochten und war hier von einer Musketenkugel verwundet worden; jetzt wählten ihn die Schützen zu ihrem Hauptmann. In den ersten Tagen des Mai verbreitete sich die Nachricht, daß die Franzosen unter Marschall Lefebvre mit den Baiern, welche Wrede befehligte, die Ostgrenze Tyrols angreifen würden. Da sie bereits einmal am Passe Strub Schläge geholt hatten, so erwartete man, sie würden die leichter zu überwindenden Stellungen bei Kössen zu erobern trachten, und sandte die meisten Schützen unter dem trefflichen Rupert Winterstetter dahin. Chasteler zog es vor, diesesmal mit seinen 8 Bataillonen Soldaten noch weiter zurückzubleiben als 1805, und stellte sich zu Wörgl am Inn auf. So bestand die ganze Besatzung des wichtigen Passes Strub aus 275 Schützen unter Oppacher, 90 Soldaten, welche ein Lieutenant commandirte, und zwei sechspfündigen Kanonen. Kaum hatte dieses Häuflein die von den Baiern schon früher zerstörten Befestigungswerke des Passes besetzt und etwa hundert Schritte davon einen Verhau über die Straße gelegt, als auch schon die Nachricht anlangte, daß der Feind in einer Stärke von 15,000 Mann anrücke. Oppacher traf eiligst alle Anstalten zur Vertheidigung und schickte die schnellsten Läufer nach Kössen um Hülfe; Winterstetter beharrte jedoch auf seinem Irrthum, daß die Hauptmacht nicht gegen Strub vordringe. So brach der verhängnißvolle 12. Mai an. Schon um 6 Uhr Morgens rückte Wrede zum Sturm vor und ließ die Stellung der Tyroler mit 12 Kanonen beschießen. Kein Schuß antwortete, denn Oppacher hatte befohlen, daß jeder Schütz nur dann losbrennen dürfe, wenn er völlig sicher sei, seinen Mann zu treffen. Um 8 Uhr waren die baierischen Colonnen formirt und drangen vor. Jetzt krachte es von allen Seiten. „Eine Freud' ist's g'wesen", erzählte mir ein alter Schütz. „Hat man eine Minute auf einen Baiern zielt, so ist es schon zu spät g'wesen, ein Anderer hat ihn derweil schon wegg'schossen. Ganze Reihen sind g'fallen und nachher die andern davon g'laffen." So wurden bereits zwei Stürme abgeschlagen, aber auch die österreichischen Kanonen verstummten. Der tapfere baierische Artillerielieutenant Gouthy fuhr nämlich so schnell als möglich mit einer Kanone in den Paß, propte ab und richtete sie selbst so geschickt, daß sogleich eine Haubitze die kaiserlichen Kanoniere tödtete. Dessungeachtet hielten die Schützen aus. Wohl schauten sie sich oft um, ob keine Hülfe komme, da klang helles Jauchzen durch das Thal, und auf einem Wagen stürmte der verwegene Empl mit 20 auserlesenen Schützen daher, jeder so viel werth als 20 Franzosen.



Der Bergpaß Strub bei Waidring.

Sie nahmen sogleich am Kampf Theil. Ein Schütz hatte den Einschlag vergessen. Soll nämlich das Blei sicher treffen, so muß es fest im Laufe des Stutzen liegen; es wird daher zu diesem Zwecke in ein Stück Leinwand gewickelt, das man Einschlag nennt, und mit einem hölzernen Schlegel in die Mündung getrieben. Der Schütz zog ohne

Weiteres das Hemd aus, riß es in Fetzen und pflasterte damit seine Kugeln. Als er es aufgebraucht, zog er dem neben ihm stehenden kaiserlichen Officier das Hemd aus der Hose und schnitt ohne Umstände ein Stück herab. Die Baiern stürmten noch zweimal, wurden jedoch wieder mit großem Verluste zurückgeworfen. Da machte sich der Jäger Stoll von Reichenhall anheischig, dem General Wrede einen Weg, welcher über die Lefrer Alm in den Rücken der Tyroler führte, zu zeigen. Der General brach mit Militär auf, überzeugte sich jedoch bald, daß für Truppen aus dem Flachlande im tiefen Schnee des Hochgebirges nicht fortzukommen sei, und befahl umzukehren. Er zog von der erklommenen Höhe den Vortheil, daß er die Gegend ganz überblicken konnte, wobei er bemerkte, wie schwach der Paß besetzt sei. Auf dem Wege von Waidring nahte nirgends Unterstützung. Da faßte er den Plan, rasch Colonne auf Colonne in den Paß zu werfen und die Tyroler, welche die Seiten nur schwach decken konnten, durch den Stoß der Uebermacht zurückzudrängen. Der Oberst Graf Berchen trat an die Spitze der stürmenden Infanterie, Lieutenant Weigard erstieg mit einigen Soldaten eine Anhöhe rechts vom Thurm, sie beobachteten hier ein unbesetztes Fenster, kletterten hinauf und öffneten von innen das Thor. Die schnellen Schützen schlugen sich im wüthendsten Handgemenge durch, erreichten die Berge und entrannen; die österreichischen Soldaten, welche ihnen nicht folgen konnten, wurden gefangen. Der Feind hatte den Besitz des Passes mit einem Verlust von nahezu 2000 Mann erkauft.

Nach einer Reihe von Jahren traf Oppacher mit Wrede auf dem Markt zu Mondsee zusammen, und es entspann sich ein Gespräch, welches der alte Holz gern erzählte und Peternader aufzeichnete. Es ist so charakteristisch für den Mann und die Verhältnisse, daß wir es hier wiedergeben.

„Woher seid Ihr?“ fragte Wrede Oppacher.

„Von Jochberg,“ antwortete Oppacher.

„Lebt der dortige Wirth noch?“

„Der bin ich selbst.“

„Also wart Ihr es, der mich 1809 am Passe Strub um so viel Leute brachte?“

„Damals waren halt schwere Zeiten; wir thaten, was wir konnten.“

„Hätte ich gewußt, daß der Paß so gering besetzt war, schnell hätte ich ihn forcirt. Wie konntet Ihr es wagen, mit so wenig Mannschaft solchen Widerstand zu leisten?“

„Wir hatten gute Schützen, hofften von Minute zu Minute auf Verstärkung, die aber ausblieb, und so mußten wir den Paß verlassen, weil wir schon Mangel an Munition hatten und durch Ihre Geschicklichkeit in der Art umgangen waren, daß ich mich nur über die höchsten Gebirge retten konnte.“

„Hätte ich Euch und den Hauptmann von Kitzbühl damals bekommen, ihr wäret des Todes gewesen.“

„Auf den Tod waren wir schon gefaßt, wir vertrauten auf Gott.“

„Ich wollte schon von St. Johann aus eine Abtheilung Cavallerie nach Kitzbühl und Jochberg schicken, Eure Auslieferung verlangen und, wenn sie nicht erfolgen sollte, beide Orte plündern und verwüsten lassen. Allein der Dechant von St. Johann schilderte Euch so vortheilhaft und bat so rührend um Gnade, daß ich meine Rache aufgab. Später erfuhr ich, daß der Dechant von Euch die Wahrheit gesprochen hatte, daß Ihr mit den Gefangenen gut umgegangen seid und die Verwundeten wie Freunde verpflegt habt. Darum ließ ich meine Rache ganz fahren, sonst wäre es Euch nicht besser gegangen als den Kirchdorfern, wo der tollkühne Winterstoller durch seinen Widerstand das Unglück des Ortes herbeiführte. Jetzt ist Alles vorbei und vergessen, jetzt sehe ich auch ganz anders, als ich 1809 gesehen habe. Ueberhaupt hatte ich die Tyroler immer lieb und sah sie beim baierischen Militär gerne, denn es waren immer so munthvolle und brave Leute.“

Schließlich lud Wrede den Oppacher ein, wenn er wieder nach Mondsee komme, ihn zu besuchen und bei ihm zu essen.

(Schluß folgt.)

Der Zwölfte.

Kleine Bilder aus großer Zeit.

Von **Georg Hesekiel.**

(Fortsetzung.)

„Doch reden wir von dem Bilde der hübschen Frau, mein Herr,“ fuhr Wedell voll männlicher Fassung fort. „Das Bild erinnerte mich an meine Heimath, mein Vaterland, an schöne Tage, welche ich in Berlin verlebt habe. Dort wohnte ich bei der Großtante eines meiner lieben Cameraden, die Ihr Kaiser jüngst zu Wesel fusilliren ließ; die alte Dame war die Wittwe eines reichen Seidenhändlers, bewohnte ein schönes Haus in der Friedrichsstraße, und in ihrem Wohnzimmer hing ein Bild in ovalem Goldrahmen, welches entweder das Original Ihres Bildes ist, mein Herr, oder eine Copie desselben, jedenfalls stellt es ganz dieselbe Dame dar, ich kann mich darüber nicht täuschen! Jetzt werden Sie begreifen, warum der Gefangenschaft auf das offene Fenster Ihres Hauses schaute und sehnsüchtig nach dem Bilde blickte, das ihn an vergangene schöne Tage erinnerte!“

„Dürfen Sie mir den Namen der Wittwe in Berlin sagen, welcher jenes Bild gehörte, mein Herr?“ fragte der alte Employé, der mit jedem Wort, welches er aus Wedell's Munde vernahm, artiger und höflicher wurde.

„Ich habe keinen Grund, ein Geheimniß aus dem Namen der guten Madame Gabain zu machen!“ erwiderte Wedell.

„Gabain?“ rief de Lachetardie sichtlich auf's Höchste überrascht, „Gabain, höre ich recht, Gabain? Wissen Sie, mein Herr, daß meine Urgroßmutter eine Gabain war, die ganz allein von ihrer ganzen Familie im Lande geblieben, während alle übrigen Glieder derselben nach Holland und Brandenburg auswanderten einige Jahre nach der Revocation des Nanieser Ediktes. Die Gabain waren Hugenotten, mein Herr; wir de Lachetardie sind auch von der Religion; sehen Sie, mein Herr, Sie haben in Berlin weder die Copie noch das Original meines Bildes gesehen; das, was Sie zu Berlin sahen, ist sicherlich das Portrait meiner eigenen Urgroßmutter. Das Bild aber, das in meinem Hause hängt, ist das Portrait meiner Urgroßtante, der Mademoiselle Esther Marie Gabain, welche sich mit ihren Eltern und Verwandten nach Brandenburg flüchtete, aber ihrer an meinen Urgroßvater, den Commandeur Franz Anton Nogaret de Lachetardie, verheiratheten Schwester ihr Bild hier ließ, während sie das Bild meiner Großmutter mit in die Verbannung nahm. Also giebt es noch Gabain's in Preußen? hier habe ich lange den Namen nicht mehr vernommen — wissen Sie nichts weiter von der Familie, mein Herr?“

„Wenig, mein Herr,“ erwiderte Wedell, „außer der alten trefflichen Dame, die, wie ich wohl weiß, zu der sogenannten französischen Colonie gehört, kannte ich nur meinen theuern Waffenbruder, den Lieutenant von Gabain, der unter den Eltern zu Wesel war, doch erinnere ich mich, daß in Berlin noch eine berühmte Seidenhandlung unter dem Namen Gabain besteht.“

Nur wenige Worte wechselte der Employé noch mit den Preußen, oder vielmehr mit Wedell, denn der jüngere Unteroffizier Friedrich Kühns, ehemals beim leichten Bataillon von Schill, bediente sich in allen Fällen des preußischen Säbels besser, als der französischen Sprache. Die beiden Schillianer wurden zurückgeführt, und de Lachetardie blieb allein mit dem Arkenalsofficier.

Von diesem Tage an wurden Wedell und sein Gefährte von allen Aufsehern mit auffallender Nachsicht behandelt, sie erhielten von unbekannter Hand bessere und reichlichere Nahrung, auch für ihre Bekleidung wurde gesorgt. Jetzt waren sie stets das letzte Paar bei der Rückkehr vom Bassin, und niemals verfehlten sie von nun ab, an dem altertümlichen Echause stehen zu bleiben. Wedell wechselte freundliche Worte mit Herrn de Lachetardie und Madame Noiret; der Unterofficier Kühns plauderte mit den kleinen Damen Florine und Dorine, genoß Butterbrödchen und Bonbons in fabelhafter Anzahl und vervollkommnete sich, wie er selbstgefällig bemerkte, täglich mehr in der französischen Sprache.

Der alte Employé aber that mehr für den hartgeprüften, jungen Mann, er hatte sich mit den Gabain's zu Berlin in Verbindung gesetzt, durch sie hatte er der Familie von Wedell Nachricht über Heinrich Leopold gegeben, und von da ab fehlte es nicht

an gewichtigen Verwendungen für ihn, Napoleon aber hielt den Zwölften fest und gab ihn nicht frei. Unter der Hand erlangte de Lachétardie aber doch, daß der unglückliche Officier, nachdem er etwa acht Monate an die Kette geschmiedet gewesen und Steine gekarrt hatte, von der Kette und der Karre befreit und mit Schreiberei im Bureau des Bagno beschäftigt, auch als Dolmetscher zwischen den französischen Officieren und den zahlreichen deutschen Kriegsgefangenen gebraucht wurde. Aehnliche Vergünstigungen wurden auch seinem Gefährten, dem Unterofficier Kühns, zu Theil. Von dieser Zeit an durften die beiden Preußen auch von Zeit zu Zeit das Haus des Herrn de Lachétardie besuchen und dort einige Stunden verweilen. Es versteht sich von selbst, daß sie dort nicht wie Sträflinge behandelt wurden.

4.

Gewiß erkannte Wedell mit dankbarer Rührung die Mühe an, die sich der ehrliche Lachétardie gab, um ihm sein schweres Loos zu erleichtern, und gewiß würden Viele, die an der Stelle Wedell's solche Theilnahme gefunden, wenn auch nicht befriedigt, sich doch dadurch getröstet gefühlt haben; die Meisten würden auch den süßern Trost nicht verschmäht haben, den die Augen der schmucken Madame Noirot oft recht ausdrucksvoll verhießen, mit dem Wedell aber wollte es nicht also ausgehen! Er wurde von Tage zu Tage trüber und zorniger in seiner Seele, ja, es kamen Stunden, in denen er sich der Schwäche anklagte, daß er die Erleichterungen seiner Lage angenommen; er verurtheilte sich hart darum, und wirklich, dem Galeerensträfling, der im zerrissenen Linnen an die Kette geschmiedet Steine karrte und hungerte, dem war leichter im Gemüth gewesen, als dem, der warm gekleidet und genährt am Schreibtisch des Gefängnißwärters Dienste thun und so gewissermaßen doch den Helfer der bonapartischen Schergen gegen seine preußischen und deutschen Landsleute machen mußte. Die geistigen Leiden des jungen Officiers waren jetzt größer, als ehedem die leiblichen!

Im Jahre 1810 erfuhr Wedell, daß sein älterer Bruder Carl, sein Spielcamerad von Halle, sein Schulgenosse von Kloster-Bergen bei Magdeburg, der mit ihm gewesen auf Reisen und im Schlachtgetümmel, der ihn treu begleitet von Magdeburg nach Kopenhagen und von dort zur See nach Memel; kurz, daß sein Bruder Carl, der Hauptmann im Leib-Grenadier-Bataillon war, der preußischen Gesandtschaft in Paris attachirt worden sei. Der unglückliche Galeerensträfling wußte, daß jetzt das Aeußerste geschehen werde, um seine Befreiung zu erwirken.

Er kannte die gewaltige Energie und Geschicklichkeit seines Bruders, er durfte hoffen und er hoffte in peinlichster Spannung!

Carl von Wedell war 1806 Adjutant seines Vaters, des Generals von Wedell, der früher in Halle an der Saale, wo seine Söhne geboren wurden, bei dem berühmten Regimente des alten Dessauers (Anhalt-Dessau, später von Thadden, 1806 von Renouard) stand. General von Wedell setzte sich bei Auerstädt an die Spitze dieses alten berühmten Regiments; zum letzten Male als Marsch schmetterten die schrillen Töne des Marsches von Cassano, den der alte Schnurrbart von Dessau „unseres lieben Herrgotts Dragonermarsch" nannte, den aber die Welt als den „Dessauer Marsch" kennt, zur Attaque, siegreich drang das Regiment vor, der General von Wedell wurde erschossen, sein Sohn und Adjutant blessirt, aber das glorreiche Regiment des alten Dessauers zog auch vom Auerstädter Schlachtfelde mit Ehren ab; es marschirte in guter Ordnung nach Magdeburg und brachte auch dahin die von ihm gemachten französischen Gefangenen, unter denen sich 18 Officiere befanden. Ein solcher Zug thut wohl neben dem ekeln Wust von Schwäche, Feigheit, Verrath und Erbärmlichkeit in jenen Tagen. Wie Carl von Wedell mit seinem schwerverwundeten Bruder von Magdeburg über Kopenhagen nach Preußen kam, ist bereits erwähnt. Er wurde dem General von Benningsen beigegeben, zeichnete sich sehr aus, erhielt neben preußischen und russischen Orden die Erlaubniß, einer Campagne gegen die Türken beiwohnen zu dürfen.*

Dieser Wedell war jetzt in Paris, in einflußreicher Stellung, und sein Bruder auf der Galeere hoffte von Tag zu Tag mit größter Spannung, aber er hoffte vergebens. Carl von Wedell verließ Paris im Jahre 1811, ohne seines Bruders Freilassung erwirkt zu haben. Er hatte es nicht an Bemühungen fehlen lassen, er hatte alle Mittel erschöpft, die sich mit der Ehre vertrugen; zuletzt hatte der Unglückliche aus dem Bagno selbst noch eine Bittschrift eingesendet, in welcher er den französischen Gewalthaber geradezu bat, ihn doch wie seine Cameraden, wie die andern Elf, erschießen zu lassen. Es war Alles umsonst gewesen.

Napoleon hielt den Zwölften fest.

Als Carl von Wedell Paris verlassen hatte, fiel sein Bruder Heinrich Leopold in eine tiefe Schwermuth, jedoch nur für kurze Zeit, dann raffte er sich auf und trug sein schweres Schicksal mit Ernst, ja, mit einer Würde, die ihn zu einer geachteten Person im Bagno machte. Er hatte die Sträflingsjacke geadelt!

Uebrigens hatte der Bruder seiner nicht vergessen in der Heimath, er setzte dort Alles in Bewegung für den Gefangenen, und Napoleon staunte nicht wenig, als plötzlich sogar vom kaiserlich russischen Hofe Verwendungen für den „Zwölften" eingingen; doch beharrte er mit dem rücksichtslosen Eigensinn seines Wesens darauf, jede Bitte abzuschlagen, bis er endlich im Jahre 1812, als König Friedrich Wilhelm III. abermals eine neue Verwendung für den unglücklichen Officier eintreten ließ, in dessen Entlassung willigte, weil er damals sich dem Könige gefällig erzeigen wollte, welchen er zum Bundesgenossen gegen Rußland wünschte.

So wurde der „Zwölfte" frei und er kehrte heim in sein Vaterland, krank und arm, denn sein Vermögen war völlig geopfert und er selbst fast ein Fremdling geworden in der Heimath. Aber er war frei und kehrte heim! das war genug für ihn, sein Auge leuchtete und fest drückte er die Hand auf das pochende Herz. Einen herzlichen Abschied nahm er von dem alten Herrn de Lachétardie und dessen Familie, Madame Noirot selbst war in sehr weicher Stimmung, und ihre Töchter Florine und Dorine schluchzten laut, denn auch ihr Freund, der bärtige Unterofficier Friedrich Kühns, war in gleicher Weise frei geworden und hatte Erlaubniß erhalten, seinen Officier zu geleiten.

So kamen diese beiden Schill'schen heim; sie zogen durch Frankreich und hörten, wie die Mütter jammerten und die Väter fluchten in den Hütten über den Welteroberer, der ihnen einen Sohn nach dem andern vom Herzen riß und ihre lieben Kinder achtlos in den Tod jagte, um sich einen hohen Kriegsruhm, seinen Brüdern, Vettern und Genossen aber Königskronen, Fürstenthümer und Herrschaften zu gewinnen; sie zogen über den Rhein, die beiden Schill'schen, sie hörten die liebe deutsche Muttersprache wieder klingen und sie sahen von ferne die Wälle von Wesel, wo die Elf verscharrt wurden, das französische Blei im Leibe; da preßte der Zwölfte die Hand auf's Herz, und seine Augen sprüheten Feuer. Und da sie nun weiter in's deutsche Land hineinkamen, die zwei alten Schillianer, da wollte ihnen ganz seltsam zu Muth werden, denn sie erkannten bald, daß ein heimlich Rüsten ging von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, ein fein geistig und leiblich Bereiten zum großen Kampfe! Da wurden denen, so von der Karre und aus dem Bagno kamen, die Herzen weit, und sie mußten lächeln über die Blindheit des armen Spottkönigs von Westphalen und seiner Janitscharen, daß die so gar nichts sahen von alledem, was sich um sie gestaltete, obwohl ihr böses Gewissen sie fort und fort mit schlimmen Ahnungen erfüllte und sie wohl das Gefühl eines herannahenden Sturmes hatten.

Endlich erreichte Leopold Heinrich von Wedell die preußische Grenze; an seiner Vaterstadt zog er vorüber, denn das alte Halle hatte westphälisch werden müssen, und die fünf spitzen blauen Thürme mußten an officiellen Feiertagen des Spottkönigs Hieronymi Banner tragen.

So sah Wedell seine Heimath wieder, sein König aber ernannte ihn zum Premier-Lieutenant bei der Garde-Normal-Uhlanen-Escadron!

Es versteht sich wohl von selbst, daß der Premier-Lieutenant von Wedell zunächst das Gabain'sche Haus in Berlin aufsuchte, durch dessen französische Verwandte in Cherbourg ihm so viel Liebes zu Theil geworden, denen er endlich auch eigentlich seine Freiheit verdankte, denn ohne den wackern Herrn de Lachétardie würde es ihm kaum möglich geworden sein, die Nachricht von seinem Aufenthalte in Cherbourg nach Deutschland kommen zu lassen und seinen Bruder zu benachrichtigen, denn seine Familie hatte ihn

* Carl von Wedell war bei der Schlacht an der Katzbach im Generalstabe Blücher's, später war er preußischer Bevollmächtigter im russischen Hauptquartier, nach dem Kriege Chef des Generalstabs des Garde-Corps und vielfach zu diplomatischen Sendungen gebraucht. Im Jahre 1840 nahm er als Generallieutenant den Abschied, und der in vielfacher Beziehung höchst ausgezeichnete Mann lebte noch fast zwanzig Jahre lang in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Rittergut Ludwigsdorf bei Oels in Schlesien; er starb erst am 29. October 1858.

bereits für todt gehalten. Mit tiefer Rührung sah man Wedell zu Berlin oft das Bild betrachten, welches durch die Aehnlichkeit mit dem in Cherbourg so bedeutungsvoll für ihn geworden war.

5.

Die Stunde hatte geschlagen, der Tag des Zorns und der Vergeltung war da, auf den eisigen Feldern Rußlands lag das ungeheure Heer des Welteroberers. Er flog voraus, der Gewaltige, der Fürsten und Völker niedertrat. Er flog voraus, auf flüchtigem Schlitten das nackte Leben rettend. Als er aber nach Paris glücklich entkommen war, da ließ er wie zum Hohn für die Mütter und Väter der Tausende, die in Rußlands Schnee begraben lagen, der empörten Welt verkünden, daß „Seine Majestät der Kaiser sich niemals wohler befunden hätten!" Ein dumpfer Schrei der Entrüstung erklang selbst in Frankreich bei diesem giftigen Hohn, und aus Deutschland antwortete gellend der Kampfruf. Hinter dem flüchtigen Kaiserschlitten her aber stob und schnob, hastete sich und keuchte angstvoll allerlei gespenstisch Zeug, schauderhaft und abenteuerlich anzuschauen, mit mangelnden Gliedmaßen, kaum noch Menschen ähnlich — das waren die Trümmer der großen Armee!

Wie der Donnerruf der Posaunen zum Weltgericht schmetterte nun der preußische Kriegsruf über die Lande zwischen Weichsel, Oder und Elbe; fluchend oder betend, je nachdem, riß der Bauer wie der Edelmann, der Bürger wie der Gelehrte, das Schwert des Vaters oder die Büchse von der Wand; zur Fahne! zur Fahne! wie rief die Trommel so laut!

Es braucht wohl kaum der Versicherung, daß der „Zwölfte" nicht fehlte, wo so viel Tausende kamen auf des Königs Ruf. Mit erhobenem Haupte und leuchtendem Antlitz schritt Leopold Heinrich von Wedell daher in jenen Tagen, die Hand lag ihm wie fest geschmiedet am Säbelgriff, und wenn er die Gedanken abwendete von König und Vaterland in jenen Stunden hoher und heiliger Begeisterung, dann flüsterte seine Lippe leise: „revanche pour Cherbourg!"

In den ersten Märztagen schon meldete sich der Lieutenant von Wedell und bat um Erlaubniß, ein Freicorps anwerben zu dürfen; er machte sich anheischig, die Marschälle und Generale des fremden Tyrannen auf ihrer Flucht nach Frankreich aufzuheben. Warum ließ man dem alten Schillianer nicht die Zügel schießen damals? Mancher Marschall hätte dann als Geisel dienen mögen für bessere Männer.

Als Rittmeister und Chef der neuerrichteten Garde-Kosaken-Escadron focht Wedell bei Lützen und Bautzen, oder vielmehr bei Groß-Görschen und Wurschen, wie diese beiden Schlachten eigentlich heißen; er that seine Pflicht als guter Officier, aber sein Ehrentag, der große Ehrentag seines Lebens, kam noch. Das war der 26. Mai 1813, Wedell's neunundzwanzigster Geburtstag — der herrliche Sieges- und Ehrentag der preußischen Cavallerie, der Tag von Haynau, wo Obrist Dolffs, der kühne Reiter, wie das Soldatenlied von ihm klingt, in den Tod ging für seinen König und das liebe Vaterland, aber zweitausend Franzosen vorausschickte, um ihm Quartier zu machen. An diesem Tage fuhr Heinrich von Wedell wie der Blitz in die Feinde, und die preußische Garde-Kosaken-Escadron wie der Donner hinter ihm her; da war kein französisches Viereck, welches dem „Zwölften" und seinen Reitern vermocht hätte Widerstand zu leisten. Für den Tag von Haynau erhielt Wedell das eiserne Kreuz. Das war der Anfang. Von Haynau ging's nach Leipzig, und auch nach der dreitägigen Riesenschlacht, da kannte er keine Ruhe, da schmetterte hell seine Trompete hinter dem flüchtigen Imperator her, er folgte seiner blutigen Fährte und hetzte ihn bis zum Rheine, der Wedell und seine Reiter in rastloser Verfolgung.

Das war das Ende vom Anfang. (Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

*** Deutsches Schützenfest.** In den Tagen vom 7. bis zum 11. Juli d. J. (am 7. Empfang der Gäste) soll in Gotha ein „deutsches Schützenfest" stattfinden, bestehend in geselligem Verkehr, im Schießen nach Scheiben auf 250 und 400 Fuß rhein. Entfernung, und zwar sowohl aus freier Hand als mit Auflegen, und in Berathungen über Gegenstände des Schützenwesens; damit in Verbindung wird am 8. und 9. Juli ein „Thüringer Turnertag" gefeiert. Alle deutschen Schützen und Schützenfreunde sind dazu eingeladen und deutsche Genossenschaften, deutsche Männer und Frauen sind aufgefordert, Festgaben darzubringen.

Also ein national-deutsches Schützenfest! Nach Jahrhunderten wieder das erste; denn das Schützenfest in Bremen im vorigen Jahre hatte sich nicht gerade das Ziel eines nationalen vorgesetzt, obwohl die Einladungen dazu weithin ergingen, und das in Köln war ein „germanisches" und mehr ein bloßes Gewinnschießen als ein Lustschießen. Es ist eine großartige Idee, die deutsche Nation zu einem solchen Feste zusammenzurufen. Die Schützenfeste des Mittelalters vereinigten oft Tausende von Männern aus weiten Entfernungen; wie viel größere Dimensionen müßte jetzt, bei den gänzlich veränderten, tausendfach erleichterten Verkehrswegen, jetzt, wo das Bedürfniß nationaler Einigung von uns Allen lebhafter als je empfunden wird, eine solche Feier annehmen, wenn der „Schütze" noch wäre, was er damals war, zugleich Bürger und Soldat! Das freilich ist er nicht mehr, aber wohl drängt die Zeit dahin, daß es wieder ähnlich werde, daß die Büchse des freiwilligen Schützen nicht bloß dem Vergnügen des Einzelnen, sondern auch den gemeinsamen Interessen, der gemeinsamen Vertheidigung diene, und auch nach dieser Seite hin soll das Fest in Gotha wirken; wird ihm nicht daraus eine Bedeutung erwachsen, die es jenen alten Lustschießen gleichstellt? Die Idee ist großartig, die Aufgabe, sie zu realisiren, eine gewaltige. Aber die Zeit rechtfertigt ein solches Unternehmen. Je mehr wir uns als Nation fühlen und nach nationaler Einigung drängen, um so mehr bedürfen wir nationaler Mittelpunkte und nationaler Feste; die örtlichen und provinziellen Feierlichkeiten genügen nicht mehr unseren Bedürfnissen, mit diesen müssen sich unsere Feste erweitern.

Das Fest in Gotha soll vor Allem Fest sein, es ist ein erster Versuch. Deshalb kann man es nur billigen, daß für diesmal, um eine allgemeine Betheiligung zu gewinnen und Viele zur Freude zu versammeln, im Ganzen weder in der Beschaffenheit der Büchsen noch in der Art des Schießens eine Beschränkung festgesetzt worden ist; es versteht sich von selbst, daß für die verschiedenen Arten zu schießen (aus freier Hand und mit Auflegen) verschiedene Stände hergestellt werden. — Das Fest soll aber auch ein nationales sein, und dazu kann es nur werden durch die Mitwirkung der Nation. Man ist, wie wir hören, in Gotha ganz dem Grundsatze gefolgt: „Durch das Volk für das Volk!" Möge alles Volk in Deutschland darauf antworten! Mögen Festtheilnehmer aus allen Gauen, von allen Grenzen des Vaterlandes und aus der Fremde sich einfinden! Mögen Festgaben von allen Seiten Kunde davon geben, daß das deutsche Volk gern Opfer bringt für nationale Zwecke und bei gemeinsamer Noth nach gemeinsamer Freude sucht! In Gotha sind, wie wir hören, schon viele Köpfe und Hände, wie für das Fest selbst, so auch für Festgeschenke thätig; man lasse die kleine Stadt nicht allein stehen in ihrem frohen und dankenswerthen Eifer!

Wir machen zum Schluß darauf aufmerksam, daß der Ausschuß bittet, Festgaben spätestens bis zum 15. Juni anzukündigen und bis zum 30. Juni zu übersenden, und daß diejenigen, welche selbst am Feste Theil nehmen wollen, ersucht werden, sich darüber beim nächsten Schützenvereine oder beim Festausschusse zeitig zu erklären und den planmäßigen Beitrag von 1 Thlr. zur Verfügung zu stellen, auch sich spätestens bis zum 15. Juni anzumelden. Letzteres wird sehr im Interesse aller Besucher sein, da in einer Stadt wie Gotha bei einigermaßen starkem Andrange zur Aufnahme Fremder besondere Vorkehrungen getroffen werden müßten.

Ein englischer Gentleman. Als Beweis, welcher abscheulichen Grausamkeiten gegen Thiere der Mensch fähig ist, theilen wir nachstehende Erzählung eines englischen Gentleman mit, welcher sich dem in den Colonien fashionablen Sport der Elephantenjagd eifrig widmete.

Mr. Gordon Cumming, das ist der Name des Ehrenmannes, verfolgte einen durch seine Kugel im Schulterblatt verwundeten Elephanten. Das Thier hinkte langsam bis zu einem Baume, an den es sich hülflos anlehnte, während sein Verfolger in geringer Entfernung ein Feuer anzündete, um sich Kaffee zu kochen und die Leiden des verwundeten Elephanten mit Muße zu beobachten. „Nachdem ich das Thier so längere Zeit betrachtet und mich von seiner Hülflosigkeit überzeugt hatte," fährt Mr. Cumming fort, „beschloß ich Versuche über die Verwundbarkeit verschiedener Theile seines ungeheuern Körpers vorzunehmen und feuerte zu diesem Zwecke aus geringer Entfernung eine Anzahl Kugeln auf ihn ab. Der Elephant empfing meine Schüsse, ohne einen Laut von sich zu geben. Nur eine krampfhafte Bewegung des Rüssels, mit dem er jede neue Wunde berührte, zeigte mir, daß ich getroffen hatte. Da ich endlich fand, daß ich auf diese Weise zu keinem bemerkenswerthen Resultat gelangte, so beschloß ich den Tod des Thieres so viel als möglich zu beschleunigen. Ich begab mich also nach der linken Seite und nahm sein Schulterblatt zum Zielpunkte. Nach und nach feuerte ich nun sechs Schüsse mit meiner englischen Doppelflinte auf das Thier ab und nahm dann meine deutsche Büchse zur Hand. Nachdem ich auch dies Gewehr sechs Mal auf den Elephanten abgedrückt hatte, sah ich, wie aus seinen Augen, die er langsam schloß und öffnete, große Thränen hervorquollen. Dann fing der kolossale Körper an zu zittern und endlich fiel er auf die Seite. Eine Minute später war das Thier todt." Bedenkt man, daß Mr. Cumming den Leiden des Elephanten mit einer einzigen Kugel in den Kopf augenblicklich ein Ende hätte machen können, so weiß man nicht recht, was man empörender finden soll, die That selbst, oder die Selbstgefälligkeit, mit der sie erzählt wird.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 22. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

Wie betäubt, starren Schrecken im Gesicht, stand einige Secunden lang Alles, was sich eben noch so fröhlich durcheinander bewegt, bis plötzlich Leben unter den männlichen Theil der Gesellschaft kam, Einzelne nach der Ausgangsthür stürzten, während Andere die Damen mit hastiger Ansprache nach den Divans führten und dann den Ersteren folgten. Von draußen klangen laute Worte des Capitains durch die offenen Fenster herein, von einer entfernten Stimme beantwortet; schwere Tritte eilten zu beiden Seiten über die Gallerien, und halb ertönten mächtige, das ganze Verdeck erschütternde Schläge gegen das Boot. Reichardt hatte nach der ersten Ueberraschung seine Violine bei Seite gelegt und war den Davoneilenden gefolgt; er sah aber bald, daß die vor dem Ausgange sich zusammendrängende Passagiermenge ebensowenig als der dicke Nebel ihm gestattete, sich von der Natur des Geschehenen oder dem Grad einer möglichen Gefahr zu unterrichten, und trat, nachdem er auf seine seiner Fragen eine Antwort hatte erhalten können, in den Salon zurück, wo ihm die Augen sämmtlicher Ladies in peinlicher Erwartung entgegenharrten.

„Ich glaube kaum, daß der Unfall bedeutend ist!“ sagte er, um nur etwas diesen fragenden Blicken zu entgegnen; kaum hatte er sich aber nach seinem früheren Platze an einem der offenen Seitenausgänge gewandt, als auch der Capitain, gefolgt von den Passagieren, den Salon betrat. „Alles in Ordnung, Ladies, keine Gefahr!“ rief der Eintretende, „hätte aber bei dem verwünschten Nebel ein richtiges „Smash up“ geben können, wenn nicht ein sonderbarer Umstand gewesen wäre!“

In diesem Augenblicke klang die Dampfpfeife, ein gleiches Signal antwortete neben dem Boote, und die ersten Stöße der neu mit ihrer Arbeit beginnenden Maschine machten alle Theile des großen Fahrzeugs erzittern.

„Es ist die „Belle“, die gegen uns gelaufen ist,“ fuhr der Sprechende fort, während die Reisenden begierig nach Näherem sich um ihn drängten; „wir haben nur einen Radkasten eingebüßt, aber ihr Außenzeug scheint ziemlich schlimm zugerichtet. Daß wir aber diesmal nur mit einer Schramme davongekommen sind, verdanken wir Niemand, als dem Gentleman hier!“ Reichardt sah plötzlich alle Blicke auf sich gerichtet, sah des Capitains Hand gegen sich ausgestreckt, und fühlte sich im ersten Momente fast verblüfft von der sonderbaren Angabe. „Glaub's gern, daß Sie nichts davon wissen,“ fuhr der Capitain lachend fort, ihm kräftig die Hand schüttelnd, „demungeachtet ist es so, und wenn Sie jemals dieselbe Tour wieder machen, so suchen Sie die „Mary Brown“ auf, es soll Ihnen kein Cent Passage abgenommen werden. Die Sache ist die, soviel ich aus den kurzen Worten des Capitains von der „Belle“ habe entnehmen können,“ wandte er sich zu den Uebrigen, „unser rothes Licht scheint heute Nacht Mucken gehabt oder sich mit dem Nebel schlecht vertragen zu haben; es hat so trübe gebrannt, daß man fünf Schritte davon kaum eine Art unbestimmten Schein in dem Dunste gesehen hat, und die „Belle“ wäre uns jedenfalls gerade auf den Leib gefahren, wenn der Mann im Steuerhäuschen nicht schon ein paar Minuten vor dem Zusammenstoß den lustigen Reel aus dem Nebel hätte klingen hören. Im Anfange hat er gemeint, der Schall komme aus einem Hause am Ufer, und er habe unrecht gesteuert, bis er noch zu rechter Zeit auf die richtige Vermuthung gekommen und sich, soviel er gekonnt, nach dem Klange gerichtet hat — das ist die Sache; aber eine Mordsfiedel muß das sein, die Sie da haben, Sir, und es ist ein Glück, daß ich Zeugen mit nach St. Louis bringe, sonst würde ich mit meiner Geschichte ausgelacht!“

„Die Violine trägt weit, das ist die Wahrheit,“ erwiderte Reichardt lachend, „wenn ich mir auch nicht hätte träumen lassen, daß sie noch einmal zum Signal-Instrumente dienen würde.“

Das frühere Gefühl der Sicherheit stellte sich bald wieder in der Gesellschaft her, besonders als der Capitain meldete, daß alle möglichen Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung eines ähnlichen Falls getroffen seien; die Tanzlust schien aber der gehabte Schrecken vertrieben zu haben, und Reichardt sah sich bald mit seiner Violine, welche die Runde unter den kopfschüttelnden Passagieren gemacht, in eine der bequemen „Cabins“ einquartiert, während die erhaltene Gepäckmarke ihn über die Sicherheit seines Koffers beruhigte. „Doch noch nicht ohne Glück!“ sagte er, als er sich auf die weiche Matratze warf, „also nur immer den Kopf hoch, und das Uebrige wird sich schon finden!“

Die übrigen Tage der Reise vergingen mit all der Eintönigkeit einer amerikanischen Flußdampfschifffahrt. Reichardt fühlte, daß trotz der Freundlichkeit seiner Mitpassagiere das „Ded,“ auf welchem er Passage genommen, wie eine unsichtbare Scheidewand zwischen ihm und der übrigen Gesellschaft stand, und hielt sich für sich, soviel er konnte. Zweimal wurde er aufgefordert, die Ladies mit seiner Kunstfertigkeit zu unterhalten, und er that dies so ganz mit der Miene des Weltmanns, der sich freut, sich Jemand verbinden zu können, daß man später Anstand zu nehmen schien, weitere Opfer von ihm zu verlangen. Während aber der größte Theil der Reisenden die Zeit entweder mit Kartenspielen und

Trinken oder faulem Umherliegen todtzuschlagen suchte, hatte sich Reichardt eine Beschäftigung gebildet, welche ihm mit jeder Stunde mehr Interesse abgewann. Er hatte zuerst einen einfachen Brief an Harriet begonnen; bald aber war er, in dem Wunsche, sich dem Mädchen ganz so zu zeigen, wie er war, und ihr eine volle freundschaftliche Hingebung zu bethätigen, von der Gegenwart in seine Vergangenheit gerathen, hatte von seinem Entwickelungsgange gesprochen, hatte sie in jede Falte seines Herzens, das kaum ein paar flüchtige Neigungen geborgen, sehen lassen, und nach und nach sein ganzes Denken und Empfinden vor ihr bloßgelegt. Er war in seiner Arbeit unterbrochen worden und hatte sie bei Seite gelegt; bald genug aber mahnte ihn die müßige Zeit wieder zur Fortsetzung. Er nahm einen neuen Gedanken auf, wie er sich ihm gerade bot, und begann zu plaudern, als säße er dem Mädchen Auge gegen Auge gegenüber, und als er an diesem Abende schloß, freute er sich schon auf den nächsten Morgen, um in seiner Beschäftigung fortzufahren. Aus seinem Briefe war endlich eine Art Tagebuch geworden, in welchem er seine Gedanken, die volle Zeit hatten sich zu ergehen, seine Anschauungen und Urtheile einzeichnete, und er wußte es wohl selbst nicht, welch' erschöpfendes Bild seines eigenen Selbst er darin gegeben hatte. —

Erst als vor den Augen des Deutschen die langgestreckte Stadt mit der unabsehbaren Reihe still liegender Dampfboote auftauchte, begann der Gedanke an die nächste Zukunft sich wieder seiner Seele zu bemächtigen, und er vermochte nicht, ein Gefühl von Besorgniß, das ihn leise beschlich, ganz von sich abzuweisen. Er berechnete unwillkürlich die Entfernung, welche ihn jetzt von New-York trennte — er konnte dort auf nichts rechnen, er hatte dort keinen seiner Fähigkeiten würdigen Broderwerb finden können, und doch kam ihm New-York noch immer wie sein letzter Halt vor, den er, je weiter er sich davon entfernte, je mehr verlor.

Ein Gewühl von Lohnkutschern, Karrentreibern und Lastträgern, zwischrinch ihre Dienste anbietend, empfing die Aussteigenden. Reichardt wies Alles, was Kutsche und Wagen hieß, von sich und wählte einen Neger zur Fortschaffung seines Koffers.

„Wohin, Sir?" fragte dieser, als die Last auf seiner Schulter ruhte.

„Ja, wohin jetzt?" fragte sich der Deutsche selbst. Er sah in das Gewühl und Treiben um sich, blickte in die endlose Straße hinein, die sich vor ihm auftsat, und fast wollte ihn das Gefühl des Verlorenseins in einer großen Stadt überkommen. „Wißt Ihr nicht ein anständiges Boardinghaus, Onkel, in dem man ein paar Wochen bleiben kann, ohne daß dem Menschen die Haut über die Ohren gezogen wird?" sagte er nach kurzem Besinnen.

„Mehr als eins, Sir," grinste der Schwarze, „wir sind nicht so schlimm in unserm St. Louis, kommen Sie nur mit mir!"

„In Gottes Namen denn, mag jetzt das Schicksal aus mir machen, was es Lust hat!" brummte Reichardt und folgte dem Schwarzen in die von geschäftigen Menschen und Lastkarren belebte Straße; kaum aber hatte er ein paar hundert Schritte zurückgelegt, als sein Gesicht sich plötzlich aufklärte und er dem ein Stück voranschreitenden Neger nachsprang. Sein Auge war auf einen großen, frischen Zettel mit den riesigen Anfangszeilen: „Varieties Theatre — Parlour Opera! — first Night!" gefallen, und Alles, was von Besorgniß in ihm gelebt, war wie dünner Nebel vor den hereinbrechenden Sonnenstrahlen gewichen.

„Ist nicht irgend ein billiges Hotel oder dergleichen in der Nähe des „Varieties?" fragte er den Lastträger, „es wäre mir meiner Geschäfte wegen lieb!"

Der Schwarze setzte seine Last nieder und kratzte seinen Wollkopf. „Ich bin wenig dort hinauf bekannt," erwiderte er, „und wenn Sie nicht gerade im „Plantershouse", wo es aber starke Rechnungen geben soll, bleiben wollen —"

„Um Gotteswillen nicht!" unterbrach ihn Reichardt, „führt mich nur hin, wohin Ihr denkt, ich kann ja später noch meine eigene Wahl treffen!"

Der Deutsche sah sich bald in einer der engen Straßen nahe dem Flusse untergebracht und ergab sich zum ersten Male darein, ein Zimmer zu beziehen, in welchem bereits zwei andere Gäste ihre Schlafstätte hatten. Die Billigkeit des Unterkommens mußte jetzt für ihn das allein Maßgebende sein, und wenigstens erschien ihm das Haus reinlich. Er hatte sofort nach seinem Eintritte sich erkundigt, auf welche Weise man wohl die Wohnungen der angekommenen Künstler erfragen könne; die Leute im Hause schienen aber von den zu erwartenden Vorstellungen weder etwas zu wissen, noch überhaupt das geringste Interesse daran zu nehmen, und der junge Mann saß jetzt neben seinem noch ungeöffneten Gepäck, um seine nächst zu thuenden Schritte zu überlegen. Es waren noch zwei Stunden bis zu Mittag, und er hatte Zeit vor sich, um Mathildens Wohnung nachzusragen; gelang es ihm aber nicht, diese zu erkunden, so mußte er Abends das Eintrittsgeld zur Vorstellung daran wenden, und es hier versuchen, zu ihr zu gelangen.

Er ließ sich den Weg nach dem Theater beschreiben, steckte zugleich den Brief an Harriet zur Absendung zu sich und wanderte in das Gewirr der Straßen hinein. Das Postgebäude war schnell gefunden, ebenso ohne große Schwierigkeiten das Theater; an den geschlossenen Thüren des letzteren aber endete Reichardt's Weisheit, und nach einigem Besinnen wandte er sich einem nahegelegenen Trinklocale zu, um sich hier, wenn auch nicht Auskunft, doch wenigstens einen Rath zu erholen. Aber auch hier ward ihm nur Kopfschütteln und bedauerndes Achselzucken, und er berente schon die zehn Cents, welche er unnütz für einen Schluck Brandy ausgegeben, als ein junger Mann mit weißem Castorhut und schwarzem Schnurrbart sich vom Schenktische nach ihm drehte, erst einen Blick über seine frische Erscheinung laufen ließ und dann fragte, wen von der Gesellschaft er zu sprechen wünsche. Reichardt, in welchem eine neue Hoffnung erwachte, bezeichnete sich, Mathildens Namen zu nennen und den Frager seines besten Dankes für Angabe ihrer Wohnung zu versichern. Dieser überflog noch einmal das ganze Aeußere des Deutschen. „Mir Heyer nimmt, soviel ich weiß, niemals einen Privatbesuch in ihrer Wohnung an —" erwiderte er.

„O, sie wird mich empfangen und Ihnen für meine Zurechtweisung verpflichtet sein," versetzte Reichardt eifrig, „— sie ist meine Schwester, Sir, wenn wir auch nicht gleiche Namen führen!" sügte er nach einem augenblicklichen Stocken hinzu.

Zu dem Gesichte des Andern stieg ein zweifelndes Lächeln auf. „Geben Sie mir Ihren Namen, Sir, wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind, — ich bin der Agent der Gesellschaft," sagte er, „und dann warten Sie hier einen Augenblick."

Der Deutsche beeilte sich, ein Blatt Papier aus seinem Notizbuche zu reißen, froh, so schnell den rechten Mann getroffen zu haben, und mit einem eigenthümlichen Blicke auf die rasch hingeworfenen Worte entfernte sich der Andere. Jetzt aber zum ersten Male stieg in Reichardt der Gedanke auf, ob denn wohl der Fall möglich sei, daß Mathilde ihn nicht sehen wolle. Er hatte bis zu diesem Augenblicke nur eine unbestimmte Vermuthung über die Ursache, welche das Mädchen in New-York von seiner Seite getrieben, und sie hatte ihn damals gebeten, sie nicht aufzusuchen — er hatte nicht den geringsten Begriff, wie sie zu der Opern-gesellschaft gerathen und welches ihre jetzigen Privatverhältnisse waren; konnte es denn wohl Gründe geben, die sie es vorziehen ließen, ihn von sich entfernt zu halten? Reichardt wurde, je mehr er sich ahnalte Möglichkeiten zu ersinnen, je unruhiger; seine Herreise war in einer so bestimmten Erwartung, mit dem Mädchen zusammenzutreffen, erfolgt, daß er sich wie in die Widmig hinaus geworfen vorkam, wenn er das Wiedersehen mit ihr aus seinen Hoffnungen strich.

Die Rückkehr des Agenten, welcher dem Deutschen schon zwischen der Thür einen Wink, ihm zu folgen, gab, setzte allen Besürchtungen intessen ein vorläufiges Ziel. „Die Lady ist in der Probe, Sir, und Sie sprechen sie am besten dort," sagte Jener; „wenn Sie mir folgen wollen, zeige ich Ihnen sogleich den Weg."

Reichardt konnte nur seine vollste Zustimmung aussrücken und sah sich nach dem hintern Theile des Theatergebäudes geführt, wo eine niedrige Thür den Eingang zu dem Allerheiligsten der Bretterwelt bildete. Schon bei seinen ersten Schritten in dem dunkeln Raume hörte er den Klang eines Pianos, dem sich bald die Töne einer menschlichen Stimme anschlossen; sein Begleiter ließ ihm indessen keine Zeit zum Horchen, faßte seine Hand und führte ihn über dunkle Treppen zwischen Brettern und Balken, aufgespannten Leinwandstücken und andern mysteriösen Gegenständen, deren Natur die Berührung der Hand nicht zu ergründen vermochte, einem matten Lichtpunkte zu, der sich bald als ein halberblindetes Fenster erwies, und der Deutsche sah sich plötzlich, zum ersten Male in seinem Leben, hinter den Coulissen einer großen Bühne.

Digitized by Google

„Der Geschmack muß da sein, Messieurs," klang eine ärgerliche Stimme in halb gebrochenem Deutsch, „das Singen mag sehr gut sein, aber der Geschmack in der Attitüde giebt erst den Effect. Nehmen Sie ein Beyspiel an Mademoiselle Heyer und jetzt stellen Sie sich noch einmal auf!" Ein Händeklatschen erfolgte, und mehrere Personen glitten über die Bretter; gerade sich gegenüber aber sah Reichardt jetzt eine schlanke, weibliche Gestalt erscheinen; sie hob ein feines, bleiches Gesicht, und kaum hatte ihr Blick ihn getroffen, als es wie Morgenröthe in ihren Wangen aufschoß. „Max, Bruder Max, ist es denn wirklich so?" rief sie und im nächsten Moment war sie auch schon in der Coulisse; Reichardt hatte unwillkürlich die Arme gehoben — er fühlte sie an seiner Brust, er fühlte ihren Mund so warm und innig auf dem seinen, als dürfe das gar nicht anders sein, trotz der Menschen um sie her, und als er die feine Gestalt in seinen Armen hielt, kam es über ihn wie ein stilles, klares Heimathsgefühl, als sei jetzt Alles gut und er habe kaum mehr zu sorgen um das, was künftig werden solle. In der nächsten Secunde stand sie vor ihm, Gesicht und Nacken roth übergossen, in halber Verwirrung, aber der ruhige, glückliche Ausdruck seines Gesichts schien ihr schnell ihre volle Controle zurückzugeben. „Welche Schicksale haben Dich denn getroffen, daß sich unsere Wege hier im fernen Westen kreuzen?" frug sie, seine beiden Hände fest in die ihrigen nehmend.

„Sie sind sich nur gefolgt, Mathilde," erwiderte Reichardt lächelnd, seinen Blick in ihr großes, dunkles Auge senkend, „ich komme direct von Nashville, wo ich die erste Spur meiner unsichtbar gewordenen Schwester fand und mich sofort aufmachte, um mir Aufklärung und Rechenschaft geben zu lassen." Wieder stieg ein Roth in ihre Wangen, und in ihrem Auge bebte es wie eine niedergehaltene Empfindung. „Das aber und so manches Andere besprechen wir nachher," fuhr er fort, „jetzt darf ich wohl nicht länger stören."

Sie warf einen fragenden Blick nach der Bühne, auf welchen dort indessen schon gewartet zu sein schien. „Gehen Sie, Mademoiselle," sagte die frühere Stimme, „wir brauchen keine weitere Gesangprobe und ich will Sie nicht aufhalten, es handelt sich nur noch um die Attitüde dieser Messieurs; Sie wissen, der Geschmack muß da sein."

Mathilde hieß, davon eilend, mit einem Händedruck den jungen Mann warten, und dieser zog sich nach der Treppe zurück, um nicht lästig zu werden; nach zwei Minuten aber schon war das Mädchen mit Hut und Mantille wieder zurück, und Beide betraten zusammen die Straße.

Sie gingen schweigend neben einander her, als fühle Jedes, daß sie mehr zu sprechen hätten, als sich auf der Straße abmachen ließe; dann wandte er nur, wenn Reichardt den Kopf nach ihr wandte, bob sie den Blick, als sei sie glücklich, ihn einmal wieder in seinen Zügen ruhen lassen zu können.

Sie hatte den Weg nach dem „Everett-House" eingeschlagen und ging dort ihrem Begleiter rasch nach den Räumen des obern Stocks voran, wo sich ein kleines elegantes Zimmer, mit Divan und Schaukelstuhl versehen, vor ihnen öffnete. „Jetzt denke, Du bist bei Deiner Schwester, Max, und mache es Dir so bequem als möglich," sagte sie, mit voller Ungezwungenheit sich ihrer Umhüllungen entledigend; dann zog sie den Schaukelstuhl zur Seite des Divans und ließ sich leicht darin nieder. „Und willst Du nun freundlich sein," fuhr sie, nachdem Reichardt sich ihr gegenüber niedergelassen, mit voller Seele zu ihm aufblickend, fort, „so frage mich nicht viel, was mich von New-York weggetrieben und mein Schicksal von dem Deinigen trennen ließ. Du weißt, ich hätte mich in dem gewöhnlichen weiblichen Wirkungskreise einzeln stehender Frauen, zu dem die Noth mich doch zuletzt gedrängt hätte, aufgerieben, und so habe ich einen Beruf ergriffen, der mir wenigstens nach einer Seite hin volle Befriedigung giebt. Jetzt erzähle mir Deine Schicksale, und vor Allem, was es möglich machen konnte, Dich hierher zu verschlagen."

Reichardt hatte beobachtend in ihr Gesicht geblickt, das wieder die ganze Blässe angenommen hatte, welche ihm bei ihrem ersten Erscheinen aufgefallen war, und hatte einen kaum momentan um ihren Mund zuckenden Ausdruck wahrgenommen, der weder mit ihrem leichten Tone noch mit der Befriedigung, von welcher sie gesprochen, im Zusammenklange stehen wollte.

„Frage jetzt einmal nicht nach meinen Erlebnissen. Ich müßte Dir eine lange Geschichte erzählen, zu der eine völlig ruhige Stunde gehört," sagte der junge Mann und legte seine Hand auf die ihre. „Ich möchte, daß Du Dich erst einmal gegen mich recht von Herzensgrund aussprächst. Ich will nichts wissen, als was die augenblickliche Gegenwart betrifft. Ich werde auch nicht fragen, und zufrieden sein mit dem, was Du mir mittheilst — aber spricht, damit ich einen Begriff von Deinem jetzigen Leben erhalte, Mathilde."

„Ich habe nichts zu verheimlichen," erwiderte sie, während ein leises Roth wieder in ihr Gesicht stieg; „Du sollst Alles hören, und zuerst, daß es mich ein wahrer Festtag dünkt, Dich hier neben mir sitzen sehen. Meine Lage ist mit zwei Worten ausgedrückt: ich stehe allein, aber ich habe die Kraft dazu und erwartete kaum Anderes, als ich von Dir schied. Habe ich auch Kämpfe zu überwinden, die in meiner Stellung kaum zu vermeiden sind, so habe ich doch auch Genugthuung durch die Kunst in Fülle, und was kann ein Mensch zuletzt mehr verlangen?"

„Und doch bist Du nicht glücklich, Mathilde!"

„Glücklich! du lieber Himmel, wie viel wirklich Glückliche giebt's denn in der Welt, und welche Ansprüche habe ich denn, zu diesen Wenigen zu gehören?" rief sie lachend; aber es war keine Freude in diesem Lachen, und in Reichardt's Seele klang es wie ein Mixton. „Ich habe glückliche Augenblicke, Max," fuhr sie fort, „wenn ich den Gott in meiner Brust fühle, wenn die Menschenmenge vor mir, die nüchterne, träge Masse, von ihm ergriffen wird und im Enthusiasmus losspricselt, wenn ein Wettkampf entsteht zwischen den rohen Aeußerungen dieser Begeisterung und den klingenden Tönen, die ich kaum mehr als die meinigen erkenne, und plötzlich wie niedergeworfen von der Macht des Gottes, jeder Ton um mich her verstummt, daß ich fast erschrecke vor den siegenden Klängen der eigenen Brust — das sind Augenblicke des Glücks, Max, die ich festhalte, wenn die Oede des übrigen Lebens wieder an mich heran tritt, und hat denn der Mensch ein Recht, mehr zu verlangen?"

„Ich mag Dich nicht zu Mittheilungen drängen, die Du mir nicht ungefragt machen willst," erwiderte Reichardt, den Blick von ihrem eigenthümlich leuchtenden Gesichte sinken lassend, „die Augenblicke der Aufregung sind doch am wenigsten das wirkliche Leben, und von den Stunden der nachfolgenden Ermattung spricht Du auch nicht."

„Du sollst Alles durchblicken," erwiderte sie, seine Hand zwischen die beiden ihren nehmend, „aber warte, bis Du den Boden kennst, auf dem ich stehe, und die Menschen um mich heurtheilt hast, bis Du gesehen, wie ich mich zu ihnen und den Verhältnissen stelle. Vielleicht erscheine ich Dir dann fremder, als ich es Dir jemals gewesen — dann aber wird es Zeit sein, mehr zu sprechen. Du begleitest mich heute Abend hinter die Coulissen. Und nun eine Frage, die Du mir trotz der angedrohten Geschichte doch beantworten mußt: führt Dich ein bestimmter Zweck hierher, oder bist Du auf einer Irrfahrt begriffen?"

„Auf einer wirklichen Irrfahrt, Mathilde, die sich aber mit wenigen Worten eben nicht erklären läßt!"

„Es bedarf auch jetzt nicht der Erklärung. Für's Erste nimmst Du Dein „Dinner" mit mir — wir werden keine zwei Minuten darauf zu warten haben, und Nachmittags quartierst Du Dich hier ein, damit wir bei einander sind. —"

„Halt, einen Moment," unterbrach sie Reichardt, einen Blick durch das Fenster werfend, „ich thue Alles, was Du willst, aber hier legiren kann ich nicht. Ich weiß noch nicht, ob ich einen Cent werde in St. Louis verdienen können, und dies Haus ist mir zu kostspielig —"

„Gut!" erwiderte sie mit einem glücklichen Lächeln, „ich werde auch für den Verdienst sorgen, wenigstens augenblicklich — oder meinst Du, wir sollen von einander gehen, ohne einmal wieder

„Sieh'n die lieben geeh'nen Sterne"

zusammen durchphantasirt zu haben? und Monsieur Fenfride, der Directer, wird einen Künstler, wie Dich, der ihm wie vom Himmel herab zufällt, unausgebeutet lassen, so lange wir hier sind?"

„So lange wir hier sind!" klang es wie ein Echo in Reichardt's Innern; sie dachte also nicht daran, daß er sich vielleicht der Truppe anschließen dürfe, wie es als halbe Hoffnung ihm zu Zeiten vorgeschwebt. Er sah einige Secunden lang schweigend vor sich nieder. „Und wenn nun mein Spiel gefiele, Mathilde? — ich habe so manches Effectstück eingeübt, das die Amerikaner anbrechen würde," begann er langsam, „glaubst Du nicht, daß es in Eures Directors Nutzen liegen würde, mich auch weiter zu beschäftigen?"

Als er auffah, war das leise Roth der Erregung aus ihrem

Gesichte gewichen, und ihr Blick ruhte wie in plötzlich erwachter Besorgniß auf ihm. Ebenso schnell aber ward der eigenthümliche Ausdruck durch ein weiches Lächeln verwischt.

„Ich glaube, Max," sagte sie, seine Hand drückend, „daß Dir einige Productionen mit uns Gelegenheit geben werden, Dich hier zu zeigen, Dich in der guten Gesellschaft einzuführen und einen Grund für eine solide Existenz für Dich, sei es auch nur erst als Musiklehrer, zu legen. St. Louis ist kein New-York, es fehlt hier an Leuten, wie Du es bist, und weder unser Director, noch das herumziehende Leben kann Dir jemals einen Halt für Deine Zukunft geben."

„Und welchen Halt bieten sie Dir, Mathilde?"

„O, mit mir ist es etwas Anderes — aber laß das jetzt!" rief sie, sich rasch erhebend, als die Mittagsglocke durch das Haus klang, und fast schien es, als sei ihr die Unterbrechung eine erwünschte. Sie wandte sich nach dem Spiegel, sich mit wenigen Strichen ihr Haar ordnend, und trat dann auf den jungen Mann zu, ihre Hand mit einem: „Ich werde Dich führen!" leicht unter seinen Arm schiebend.

Es lag für Reichardt etwas wunderbar Wohlthuendes in der zwanglosen Weise, mit welcher das Mädchen ihn behandelte, in dieser Weichung von zutraulicher Wärme und halber Zurückhaltung, — er fühlte sich neben ihr daheim, und wenn er auch wußte, daß keine Empfindung ihn bewegte, die der Liebe, wie er sie sich dachte, nahe stand, so fühlte er doch auch, daß er gern mit ihr durch das ganze Leben gegangen wäre. Als sie an seinem Arme die Treppe hinab nach dem Speisesaal schritt, meinte er in ihrer leichten, graziösen Bewegung, in dem hellen Blick, welchen sie zu ihm hob, nur die Verkörperung ihres ganzen inneren Wesens zu sehen.

An der Tafel war kein Platz für den neuen Gast reservirt, er mußte seine Begleiterin verlassen und sich mit einem Sitze am untern Ende des Tisches begnügen. Mathildens Platze gegenüber sah er den Agenten, dessen Auge nicht von ihm wich, bis er sich niedergelassen, und auch dann noch den aus der Entfernung gewechselten Blick der „Geschwister" aufzufangen schien. Der junge Mann wandte, etwas verwundert, den Kopf nach ihm und traf auf einen stechenden Blick unter zwei buschigen zusammengezogenen Brauen, der sich indessen vor seinem Auge langsam senkte. Reichardt suchte, während er aß, umsonst nach einem Grunde dieses sonderbaren Begegnens, bis ihn die Stimme seines Nachbars andern Gedanken zuführte. „Sie gehören zu der angekommenen Gesellschaft, Sir?" fragte dieser höflich.

„Nicht ganz, Sir," erwiderte der Deutsche, „ich bin nur heute zufällig mit Miß Heyer, die meine Schwester ist, hier zusammengetroffen."

Der Andere neigte leicht den Kopf. „Die Zeitungen haben schon viel Rühmliches über die junge Dame berichtet, und die Gesellschaft wird ihre Rechnung hier finden — wir sind leider arm an tüchtigen musikalischen Kräften, und doch könnten so manche ein ventabeles Geschäft als Lehrer in unsern besten Familien, oder als Sänger und Sängerinnen in unsern Kirchen machen. Es scheint, daß Leute von solcher Befähigung nur immer als Zugvögel hierher kommen."

„Well, Sir," erwiderte Reichardt und ließ erst jetzt den Blick über das ganze respectable Aeußere des Sprechenden laufen, während sein Auge in einer neuen Hoffnung aufleuchtete, „Sie stellen mir selbst da eine lockende Aussicht. Ich hatte schon den Gedanken, hier ein Feld für mich zu suchen, und gedachte deshalb während der kommenden Vorstellungen einige meiner Leistungen dem Publicum vorzuführen —"

„Halten Sie den Gedanken fest, Sir," gab der Andere zurück. „Wenn Sie der Mann sind, für den ich Sie halte, so ist hier Ihr Boden, und ich werde mich freuen, Sie zum Hierbleiben aufgemuntert zu haben!"

Reichardt hatte gern das Gespräch noch weiter fortgesetzt, aber Mathilde schien bereits mit ihrem Male zu Ende zu sein und auf ihn zu warten. Er erhob sich, die Hoffnung gegen seinen Nachbar aussprechend, ihn am Abend wieder hier zu treffen, und wandte sich nach den obern Plätzen der Tafel, wo sich bei seinem Herannahen ein halbes Dutzend Köpfe nach ihm drehte.

„Es muß hier gleich eine General-Vorstellung bewerkstelligt werden, um Dir die Ehre einer Bekanntschaft mit unserm verdienten Künstler-Corps zu verschaffen," empfing ihn Mathilde, während sich die nächsten Personen von ihren Sitzen erhoben und der Aufsammlung sich zwischen einem vollen Kreuzfeuer musternder Blicke sah. „Mein Bruder, Max Reichardt, Violinist und Pianist!" Der Vorgestellte blickte mit einer leichten Verbeugung um sich und begegnete wieder dem unangenehmen Blicke des Agenten, um dessen Mund sich bei der Nennung von Reichardt's Namen ein Zug scharfer Ironie legte. Es zuckte in dem Deutschen, ohne Weiteres Erklärung von dem Manne zu fordern. Ein Blick auf die zahlreichen Gäste unter ließ ihn indessen die Ausführung seiner Absicht aufschieben.

„Mr. Fenstide, unser würdiger Director," fuhr Mathilde fort, und der junge Mann sah ein echt französisches Gesicht, von grau gemischtem Haare beschattet, vor sich. Trotz dieses Zeichens beginnenden Alters aber schienen doch die lebendigen Züge und das feurige Auge kaum auf mehr als vierzig Jahre zu deuten. „Freue mich, Herr," sagte er in dem gebrochenen Deutsch, welches Reichardt bereits am Morgen vernommen, „ein Bruder, ganz einer solchen Schwester würdig. Ich beurtheile die Leute nach ihrem Geschmack, Herr," setzte er, Reichardt's Aeußeres überlaufend, wie erklärend hinzu, „und bin noch selten schlafgangen; der Geschmack muß da sein, sonst ist für mich wenigstens der ganze Mensch nicht viel!"

„Es hat wenigstens bei den Bühnenkünstler Manches für sich!" erwiderte Reichardt mit höflichem Lächeln und wandte sich dann nach den nächsten Personen, einem Manne in „gesetzten" Jahren, mit einem Anfluge von Wohlbeleibtheit, dessen ganzer Geschichtsausdruck aber in „lyrische Süße und lächelndes Schmachten" aufgegangen zu sein schien — und einer Dame, schon etwas verlebt, aber mit einer selbstbewußten Bestimmtheit im Blicke. „Herr und Frau Meier, unser Bariton und Alt!" erklärte Mathilde, „und hier," fuhr sie fort, „Fräulein Fastner, Sopran, und die Herren Stiller und Meßner, Tenor und Baß." Reichardt erwiderte die Verbeugungen, es waren gewöhnliche Erscheinungen, auf die sein Auge zuletzt getroffen. Dann aber blieb sein Blick wieder auf dem Agenten hängen, den Mathilde in eigenthümlich kurzem Tone als „Mr. Stevens, our Agent," vorstellte. „Wir kennen uns bereits," sagte Reichardt englisch, den Blick fest auf das noch immer zu halber Satire verzogene Gesicht des Letztgenannten richtend, „und Mr. Stevens wird mir vielleicht erlauben, ein paar Fragen an ihn zu richten."

„Zu irgend einer Zeit, Sir!" war die Antwort, mit welcher der Redende sich wie im halb verdeckten Spott verbeugte.

„Sobald wir allein sein werden, Sir," gab Reichardt zurück und wandte sich, um Mathilden den Arm zu bieten.

„Wir sehen Sie doch heute bei der Vorstellung?" nahm der Director das Wort, „Madamoiselle Heyer hat mir so viel von Ihrer Kunst auf der Violine gesagt, daß Sie uns jedenfalls einige Mal unterstützen müssen." Der junge Mann konnte nur lebhaft seine Bereitwilligkeit erklären und nach einer leichten Verbeugung gegen die Uebrigen geleitete er die „Schwester" aus dem Saale.

„Liegt etwas zwischen Dir und dem Agenten?" fragte Mathilde, als Beide zusammen die Treppe hinaufstiegen.

„Etwas jedenfalls, denn er scheint es auf eine Beleidigung gegen mich abgesehen zu haben," erwiderte Reichardt. „Was es aber ist, will ich eben von ihm erfahren. Ich habe den Mann heute Morgen zum ersten Male und da nur mit ein paar kurzen Worten gesprochen."

Mathilde blieb an der Thür ihres Zimmers stehen. „Laß den Menschen, Max," sagte sie, „ich habe Gründe es zu wünschen, die Du bei der ersten Gelegenheit erfahren sollst. Er tritt übrigens schon morgen seine Weiterreise an, und so, wie ungehörig er sich auch gegen Dich benommen haben mag, laß ihn, mir zur Liebe!"

„Ich will ihn meiden, wenn Du es verlangst," erwiderte er, ohne das Gefühl von Befremdung, das ihn überkommen, ganz verbergen zu können.

„Thu' es, May," unterbrach sie ihn, ihre Hand an seinen Arm legend, „wir werden nicht von einander gehen, ohne daß Du klar in alle meine Verhältnisse geblickt hast — und nun," fuhr sie fort, „als wolle sie damit den Gegenstand beseitigen, „laß Dein Gepäck hierher schaffen, damit ich Dich in meiner Nähe weiß."

Es waren mancherlei Betrachtungen, welche sich Reichardt beim Verlassen des Hotels über die Unklarheiten in Mathildens Lage aufdrängten, aber er hoffte sie bald ergründen zu können, und als er den Agenten, eine Cigarre rauchend, in der Ausgangsthür stehen sah, ging er an ihm vorüber, als bemerke er ihn nicht. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Schäfermarkt in Markgröningen.

Wenn es wahr ist, daß sich in den Festen eines Volks der Charakter desselben ziemlich treu abspiegelt, so dürfte es nicht ohne Interesse sein, in dem Folgenden ein Volksfest gezeichnet zu sehen, das schon durch sein uraltes Bestehen der Beachtung verdient: wir meinen das Schäferfest oder den Schäfermarkt in Markgröningen.

ist aber als geschichtliches Datum das zu verbürgen, daß unser Gröningen, wie es damals hieß, seit 1322 im Besitz der Reichssturmfahne war, so wie daß es 1333 an Würtemberg kam.

Lassen wir die weiteren geschichtlichen Notizen bei Seite und gehen wir zur Hauptsache, zum Schäfermarkte des Städtchens über. Seit undenklichen Zeiten ist Markgröningen durch dieses Volksfest berühmt. Zu demselben gehörte ein Markt, die Kirchweihe und das Zunftfest der Schäfer sammt dem Hammellauf.

Der Triumphzug des Siegers und der Siegerin beim Schäferfest in Markgröningen.

Dieses Städtchen, recht eigentlich im Herzen Schwabens gelegen, vier Stunden von Stuttgart entfernt, rühmt sich eines sehr hohen Alters. Wiesen doch die Vorsteher desselben, als sie im Jahre 1720 die herzogliche Regierung um Belassung eines Special-Superintendenten baten, darauf hin, daß es „die älteste Stadt in ganz Schwaben und vermöge alter Documente 2900 Jahr nach Erschaffung der Welt, also 1000 Jahre vor Christi Geburt erbaut worden sei.“ Beschleichen uns bei dieser Angabe auch einige Zweifel, so möchte doch erwähnenswerth sein, daß Attila, der wilden Hunnen König, das Städtchen um's Jahr 450 nach Chr. zerstört, dagegen Chlodwig, der König der Franken, es wieder aufgebaut haben soll. Ueberdies soll es von Karl dem Großen im Jahr 810 zu einer Grafschaft erhoben, mit großen Vorrechten begabt und mit einem Adler im Wappen versehen worden sein. Jedenfalls

Ueber den Ursprung des Gesammtfestes giebt uns die Sage Aufschluß. „Es war einmal“ — so erzählt sie — „ein Graf zu Gröningen, der hatte einen Schafknecht mit Namen Bartholomäus. Dieser Knecht ward berüchtigt vor seinem Herrn, daß er Schafe aus der Heerde verkaufe und das Geld für sich behalte. Das verdroß den Grafen sehr. Seinen Bartle (Bartholomäus) hatte er bisher immer treu erfunden und konnte fast nicht glauben, was man von ihm sagte. Um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, reiste der Graf weit über Land. Endlich kehrte er, als Metzger verkleidet, wieder zurück. Er ging nun hinaus auf's Feld zu seinem Bartle. Da wollte er sehen, ob er von ihm Schafe bekäme. Er bot und schmeichelte und bot viel Geld dar. Doch vergebens! Endlich griff er nach einem Stück der Heerde. Da ergrimmte der Knecht und schlug den frechen Metzger. Jetzt gab sich der Graf

zu erkennen, lobte den treuen Diener, schenkte ihm einen Hammel und befahl, daß an dem Tage Bartholomäi, dem Namenstage des Knechts, die Schäfer alljährlich ein Fest der Freude und des Andenkens an diese That feiern sollten."

So wenig diese Sage geschichtlichen Grund hat, so sehr zeigt sie, daß der Ursprung des Festes, das sich vorzugsweise auf die Schäfer und die mit ihnen sonst zusammengerechneten Metzger bezieht, sich in das graueste Alterthum verliert. Der Tag des Festes ist zugleich der Tag der Kirchweihe der Stadt; denn die Kirche war schon 1277 erbaut und dem heil. Bartholomäus geweihet. Es dürfte aus diesem Umstande sich ergeben, daß schon zur Zeit der Hohenstaufen, die ohnedin dem Gedeihen der Volksfeste in Schwaben zeben Vorschub leisteten, dieses Schäferfest gefeiert wurde. Die erste geschichtliche Spur findet sich übrigens in einer Rechnung des Spitals der Stadt vom Jahr 1443—44, in welcher erwähnt ist, daß der Meister den Conventbrüdern, Knechten und Mägden an Bartholomäi gekauft habe „Seckel, Messer und Nestel."* Als begünstigende Momente zur Ausbildung des Festes dienten der frühe Wohlstand der Stadt, die große Markung, die bei dem vormals sparsameren Anbau reiches Weideland für zahlreiche Heerden bot, wodurch die Gründung eines Sitzes der Schäferzunft sich von selbst ergab, die Anordnung eines Woll- und Schafmarktes und endlich das Wett- und Preislaufen als Spiel der Erwachsenen, der Söhne und Töchter der Schäfer. Wie besucht und bedeutend aber dieses Fest war, möge und ein Straßburger Gelehrter, Lorenz Fries, darthun. In seinem Buch „von Beschreibung der Meercharten, gedruckt im Jahr 1525" sagt derselbe: „Alldea (nämlich zu Gröningen, das liegt in Schwaben) ist auf nächsten Tag nach St. Bartholomäi ein freier Markt, und auf einen Tag kommt wohl so viel Volks dar, als auf einen Tag gen Frankfurt." Um also ein Bild zu geben, muß sich Fries auf einen Tag der berühmten Frankfurter Messe beziehen. Nahmen doch die Herren des würtembergischen Landes und die Mitglieder des würtembergischen Hauses selbst daran Theil! Hatten sie doch nichts in ihrem Laare, das sich hätte mit diesem Feste vergleichen lassen! Und im Verlaufe der Zeit bis zum Anfang dieses Jahrhunderts schlte es nie an Gästen aus der Mitte des geliebten Regenenthauses. Besondere Aufmerksamkeit richtete Herzog Eberhard III. nach dem dreißigjährigen Krieg auf den Schäfertag und die Schäferzunft. Neben andern Handwerksordnungen gab dieser Fürst eine erneuerte Schäferordnung (21. August 1651) und unterschrieb eigenhändig den pergamentenen Brief, der sie enthält.

Jung und Alt rührt sich schon tagelang, würdig sich vorzubereiten auf die freudigen Stunden des heiligen Bartholomäus. Vornehme und Geringe, Bernsglche und Dürftige scheuen kein Opfer der Gastfreundschaft; gilt es doch die Ehre der Stadt! Rauchsäulen steigen empor, und um die Häuser verbreiten sich Düfte, geeignet, das Herannahen von außergewöhnlichen Freuden zu verkündigen. Auf öffentlichen Plätzen, in den Straßen beuten Zurüstungen auf einen Markttag. Schäfer und Schäferinnen ziehen allmählich in's Städtchen; es zeigen sich schon die bestellten Pfeifer der Schäferzunft; schon erblickt man den Dudelsack, die Querpfeife. Auch entfernetere Gäste finden sich ein. Freundliche Blicke winken dem Fremden den Gruß zu. Lockende Töne aus einzelnen Schalmeien dringen an's Ohr. Dort in friedlicher Herberge tanzen nur Etliche stillsam ein Tänzchen zur Uebung. Horch, es klingt ein Stänchen von Schäfern, den „Herren" gebracht, herüber. Nacht ist's geworden; der Vorabend des Festes ist da! Und zum Nachtgruß werden die Kommenden und Einen die Pfeifen der Stadtwache durch alle Straßen des Städtchens. Und den erhabenen Schluß bildet das Schreien freudig nacheinender Gassenjungen! Aber wenn auch der Lärm auf Gassen und Plätzen verstummt ist, in den Häusern ist's doch noch nicht stille geworden; nicht will der Schlaf die ermüdeten Augen schließen. Naht doch ein Morgen voll Lust!

Und siehe da, kaum grant der Tag, der ersehnte, so erhebt sich auf's Neue Geräusch, denn die Stunde der Freude, schlüge sie jemals zu früh? Pfeife und Trommel der Stadtwache künden geräuschvoll sie an; mit Tagesanbruch beginnt sie den Umzug. Ueberall Rührigkeit, überall emsiges Treiben! Die Schäferebermeister ziehen mit Musik und mit fliegender Fahne vor die Stadtschreiberei, um ihren Obmann, den Stadtschreiber und die Lade der Zunft* auf das Rathhaus abzuholen. Dort wird die Fahne aufgesteckt; sie flattert gegen den Marktplatz hin. Geschäft und Freude beginnen zumal. In der großen Rathsstube geht das Ein- und Ausschreiben der Schäferjungen, das Einsammeln des Legeldes bei Meistern und Knechten, die Austheilung der Nestel und Bänder an sie und dergleichen vor sich. In der geräumigen Hausflur tanzt die junge Schäferwelt unter aufregenden Hoffnungen des Tages beim hüpfenden Ton der Schalmeien. Die Zahl der Fremden wächst mit jeder Stunde. In allen Straßen, in allen Häusern giebt es, je nach Stand, Bildung und Bekanntschaft, Gruß und Kuß, Händedruck und Bückling. Der Krämer legt ohne Säumniß seine Waaren zur Schau; Handwerker um Handwerker ordnet, was seiner Hände Fleiß hervorgebracht, und auch der, „welcher die Einsalt durch tausend Künste und durch der Worte Schwall zu berücken pflegt, setzt sich in sene vielversprechende Stellung." Auf einmal ertönt das Geläute der Glocken, sie rufen zur Kirche Einheimische, Fremde. Ein langer, langer Zug schwebt die breite Treppe des Rathhauses herunter; beschaut von einer Menge Neugieriger, ordnet und verwellständigt er sich unten mehr und mehr. Die Spitze des Zuges bilden die Lakenpfeifer und Schäfer, mit ihren Schalmeien und Querpfeifen den Schäfermarsch blasend.** Nach ihnen kommt der erste Zug der Stadtwache, dann folgt die fliegende Fahne, getragen von dem Stadtschäfer Gröningens und umgeben von Obermeistern, die an ihrem Schäferstabe silberne Schippen haben. An diese reihen sich der Oberaumann, der Stadtschultheiß, die Vorsteher der Schäferzunft und Andere. Den Schluß des Ganzen macht der zweite Zug der Stadtwache. Feierliche Festmusik empfängt die in die Kirche Einretenden. Nach Abfingung einiger Liederverse besteigt der Diaconus die Kanzel und hält eine Predigt dem Feste angemessen, die theils aufmersam, theils voll Zerstreuung hingenommen wird, jedenfalls aber lästig entgehen muß, wenn nicht Murren über das saumige Amen vernommen werden soll. Hastig drängt sich die Menge durch die Kirchthüren hinaus und rennt Spornstreichs davon, um bei dem nunmehr beginnenden Hammellauf einen günstigen Standort zu erhalten. Vornehme eilen in ihren Wagen hinaus.

Endlich ziehen die „Herren" und Schäfer in demselben Zuge, wie sie gekommen waren, auf das Rathhaus zurück. Dort wird die oben berührte Schäferordnung verlesen; dort werden die Preise, welche nach dem Laufe ausgetheilt werden sollen und die in allerlei Kleidungsstücken bestehen, an die Schippen der Obermeister gebunden; dort wird an der Rathhaustreppe der mit Bändern und Blumen geschmückte Hammel in den Zug aufgenommen. Dieser Hammel wird von dem Stadtschäfer geführt und nach der Musik eingereiht. Ihm schließen sich an die fröhlichen Burschen und Mädchen, welche den sogenannten Sprung wagen. Der Oberamtmann, der Stadtschultheiß und Andere folgen, begleitet von stattlichen Reitern. Den Zuschauern dicht umgeben, bewegt sich der Zug auf den Festplatz. Auf einem Steppelfelt ist die 300 Schritte lange Rennbahn hergerichtet. An dem einen Ende stellen sich die Springenden auf; am andern befinden sich die Kampfrichter. Auf beiden Seiten der Bahn wartet eine zahllose Menschenmenge, sei's zu ebener Erde, sei's auf Gerüsten und Wagen, sei's hoch zu Roß, bis das Zeichen zum Wettlaufe gegeben wird. Endlich flattert das weiße Tuch. Barfüßig, die spitzigen Steppeln nicht scheuend, kommen auf Sturmesflügeln die Burschen herbei. Gleiches Schaufpiel bei den Mädchen. Zurufe der schauenden Menge feuern die Kämpfenden an. Aber es geht nicht ganz ohne Neid und Schadenlust ab. Da giebt eine Dirne einer andern einen „getinden" Puff in die Seite, der ihr den Athem auf einen Augenblick nimmt; dort stößt eine an der andern an und Beide kommen zu Fall. Schnell richten sie sich auf und verbergen sich eben so schnell in die Zuschauermenge. Wieder verliert eine Dirne das Gleichgewicht, fällt zu Boden, rafft sich aber rasch wieder auf und humpelt den schadenfroh Vorübereilenten mit Mühe nach. Aber schon hat eine Glücklliche leuchend den Fuß der Tribüne erreicht und schaut sich nach dem nächsten bessen Sitze um, stetz nur triumphirend um sich blickend, da ihr der Sieg ja geworden. Am Ende der Laufbahn liegen die Kampfpreise vor den Kampfrichtern.

* Nestel, Bandstreifen von farbigem Leder mit metallenen Spitzen, das Abzeichen der Schäfer.

* Die Casse, in welcher die Zunftgeräthe, die Einlagen der Schäfer, aufzubewahren werden.

** Dieser Marsch ist uralt und höchst einfach und für den Gröninger das, was der Kuhreigen dem Schweizer ist.

Der Wettlauf ist endlich vorüber. Der Richter Urtheil verkündet den Lauschenden nunmehr die Sieger und Siegerinnen. Der Jüngling und das Mädchen, die für die besten Springer erklärt sind, bilden das siegende Paar und werden mit schweren, glänzenden, roth unterfütterten Kronen aus Messing gekrönt. Von Mund zu Mund wird ihr Name getragen; die strahlenden Blicke verkünden den Zuschauern, wessen die Herzen nun voll. Den sie gewonnen, den Hammel, nehmen sie in ihre Mitte. Im Triumphe, begleitet von ihren Kampfgenossen, ziehen sie unter dem schrillen Geräm der Pfeifen und Schalmeien vom Wahlplatze fort. Man kommt vor dem Rathshause an, dort wird Halt gemacht. Sämmtliche Schäfer und Schäferinnen, die sich am Sprunge betheiligten, tanzen daselbst einen Ehrentanz. In der Mitte des Kreises steht der Zahlmeister und wirft Nestel unter die Tanzenden, die sie zu erhaschen suchen. Doch nicht blos die Schäfermädchen drehen sich im Tanze, auch aus den umstehenden Fräulein und Jungfern holt sich der jubelnde Schäfer die Tänzerin; keine dürft' es verschmähen, mit dem Hirtenstab einen lustigen Walzer zu wagen.

Nun ist's Mittag geworden. Stiller wird's auf den Straßen. Um so geschäftiger regen beim Mahl sich die Hände. Freundschaft und Liebe würzen gar selbsam die Arbeit des Mundes. Wenn im Gedränge sich kaum die Blicke begegneten: siehe, jetzt wirket das Wort, das lebendige, kosend und flüsternd und schäkernd — in allen Gestalten. Doch nicht allzulang dauert das Tafeln. Die Füße der Jugend haben die Ruhe schon satt; sie können es kaum erwarten, bis die Musik wieder zum Tanze ladet. Und aus allen Wirthshäusern tönet solch lieblicher Ruf. Ist vom Walzen, ist vom Getrapp und Gejauchze das Geräusch auch fast unerträglich, dennoch hält der gellende Ton der Querpfeife die Tanzenden richtig im Takte. Die Honoratioren — sie finden gar zahlreich sich ein — können ihre Tanzlust auf dem Rathhaus befriedigen. Die große Rathsstube ist in einen prächtigen Ballsaal verwandelt und scheint sich daß dieser Metamorphose zu freuen; wird sie gemeinhin doch anderer Tänze gewahr. Immer geht es ab und zu; der Tanzenden sind es so viele als der Zuschauenden. Schon ist es zu später Stunde, und dennoch vermindert die Zahl der Fröhlichen sich nicht. Einzelne tanzen sogar fort, bis die kühlende Luft der Morgendämmerung um die glühenden Wangen fächelt.

Der zweite Tag, zugleich Nachmarkt, versammelt in früher Stunde die Vorsteher der Schäferlade, um in Zunftangelegenheiten Gericht zu halten. Aber auch die Schalmeien der Schäfer ertönen fast eben so frühe, und dem beobachtenden Auge kann es nicht entgehen, daß die Tanzlust noch nicht männiglich befriedigt ist. Wenn auch die Zahl der herbeigeströmten Festgäste sich auffallend verminderte, und nur noch selten ein Fremder die Straßen durchwandelt: die Hirtensöhne und Schäfermädchen erscheinen auch heute im Festgewand. Doch sinkt die Flamme, welche so hoch aufgelodert, nach und nach, und „das Juchei des letzten Schäfers, der Abends aus den Thoren zieht, ist dem Funken gleich, der nech aus der Asche emporglimmt."

Obgleich die Zeit gar Manches von dem ehemaligen Glanze dieses Volksfestes, dem einzigen in Schwaben während der guten alten Zeit, verwischte, so besteht es doch heute noch fort, und der Bartholomäustag ist alljährlich für Alt und Jung nicht nur in Markgröningen selbst, sondern auch in den umliegenden und entfernteren Orten ein Tag der Freude und des Jubels. Die Hauptgebräuche des Festes, der Schäfersprung, die Beschaffung der verschiedenen Gewinnste, an deren Spitze der „Festhammel", die Tanzbelustigung ꝛc. haben sich heute noch erhalten. Zudem ist mit dem Feste seit vielen Jahren ein sogenanntes landwirthschaftliches Fest als Erweiterung des Ganzen verbunden worden, wodurch auch die landbebauenden Bewohner des Bezirks durch Ausstheilung namhafter Preise für rationelle Betreibung des Ackerbaus und der Viehzucht in eine rege und innige Beziehung zum „Schäfermarkt" gesetzt wurden. Und wenn der Freund des Volks vollends wahrnimmt, daß auch demjenigen Theil der dienenden Classe, der sich durch Treue und Fleiß und Wohlverhalten auszeichnet, unumwunden theils durch Geldgaben, theils durch Belobungsbriefe Seitens des Vorstandes des landwirthschaftlichen Vereins Anerkennung gezollt wird, so muß es ihm zu wahrer Befriedigung dienen, und er wird dieser Einrichtung mit ungetheiltem Beifall immer vollkommeneren und ausgebreiteteren Fortgang wünschen. — Wie sehr man sich's übrigens angelegen sein läßt, das Fest immer mehr zu heben und zu einem Volksfest zu gestalten, zeigte die neueste Zeit, die den „Schäferlauf" noch eine andere Erweiterung auszumitteln wußte. Sie reiht sich dem Schäfersprung an.

Dort an den Schranken haben sich nicht wenige Preisbewerberinnen aufgestellt und harren der Dinge, die da kommen sollen. Der neue Act des Schaufpiels beginnt: ein „Rennen mit Hindernissen". Jedes Mädchen trägt nämlich eine neue, ganz mit Wasser gefüllte Gelte frei auf dem Kopfe. Nun gilt es, in möglichst schnellem Laufe und ohne die Gelte mit der Hand zu halten, der Tribüne zuzueilen. Aber auch hier stellt sich allerlei Mißgeschick ein. „Die Last auf dem Kopfe kommt auf dem Gleichgewicht; die Schöne verliert die Haltung, fährt mit den Händen nach der wankenden Gelte, und ein tüchtiges Sturzbad fühlt den Eifer der gedemüthigten Neiderin, die kaum vorher hart an ihrer Nebenbuhlerin vorbeistreifte und derselben durch einen Stoß mit dem Ellbogen die Gelte vom Kopfe herunter zu holen gedachte. Beschämt sucht sich diese in der Zuschauermenge zu verstecken. Es gelüstet sie nicht zu sehen, welche von ihren Gespielinnen zuerst die Tribüne erreicht und so den ersten Preis davon trägt." Daß gerade dieses „Rennen" gar manches Gelächter hervorruft und nicht wenig erheitert, läßt sich leicht denken.

Die liebe Jugend ist aber auch nicht vergessen; sie findet Gelegenheit genug zu frendigem Treiben. Besonders verlockend winkt ihr der Kletterbaum mit seinen bunten Gaben, die hoch oben verführerisch flattern. Jeder Junge glaubt eine derselben erklettern zu müssen, und die letzte Kraft wird aufgeboten, um das begehrliche Ziel zu erreichen. Gtr.

Aerztliche Blicke in die Kinderstube.

Das gefährliche Zahnen.

Noch nie ist ein Kind am „Zahnen" gestorben. Stets ist die Ursache des Todes, wenn ein Kind während der Zahnperiode stirbt, eine neue, mit dem Ausbruche der Zähne gar nicht zusammenhängende, lebensgefährliche Krankheit, meistens eine Lungenentzündung oder Brechdurchfall. Daß dem so ist, lehren die Sectionen von Kindern, die angeblich der Tod an den Zähnen zu sich genommen hat. Damit soll nun aber ja nicht etwa gesagt sein, daß der Zahnausbruch bei manchen, zumal schon kranken, Kindern nicht zienlich heftige Beschwerden und Krankheitserscheinungen veranlassen könnte, und daß zur Zeit des Zahnens manches schwache Kind nicht geneigter zum Krankwerden sein könnte. Beides findet statt; aber das Zahnen selbst ist niemals tödlich, denn das Zahnen gehört zur naturgemäßen Entwickelung des kindlichen Körpers und geht bei gesunden Kindern stets ohne besondere Erscheinungen vor sich.

Es ist sehr schlimm, daß unter den Müttern und sogar auch bei einzelnen Aerzten noch so viel Aberglaube über das Zahnen herrscht; es ist dies deshalb sehr schlimm, weil dabei sehr oft leicht zu vermeidende und in ihrem Beginne schon heilbare Uebel als unvermeidliche, vom Zahnen herrührende angesehen und oft so verhängnißvoll werden, daß sie einen tödtlichen Verlauf nehmen. Es ist freilich recht bequem für Aerzte, welche ein krankes Kind nicht gehörig zu untersuchen verstehen, und für Mütter, welche die Aufsicht über die Gesundheit ihrer Kinder Wärterinnen anvertrauen, beim Krankwerden von Kindern sich mit der Redensart zu beruhigen: „das Kind bekommt Zähne." Wie oft werden nicht mit den Ausdrücken „Zahnkrämpfe, Zahnhusten, Zahnruhr, Zahnen durch die Glieder" n. s. f. schwere Krankheiten bemäntelt, die durch Vernachlässigung unheilbar und tödlich werden!

Viele Mütter, denen Kinder angeblich an Zahnkrankheiten gestorben sind, werden dadurch fort und fort in ihrem falschen Glauben an die Gefährlichkeit des Zahnens bestärkt, weil sie beim noch lebenden Kinde keinen Zahn entdecken konnten, nach dem Tode des Kindes aber einen solchen deutlich wahrnahmen. Allein diese nicht wegzuleugnende Erscheinung hat, gerade so wie das Wachsen der Haare bei einer Leiche, ihren Grund darin, daß nach dem Tode

das Zahnfleisch, in welchem während des Lebens der Zahn noch verborgen war, (wie die behaarte Haut) blutarm und dünner wird, einschrumpft und sich über die Zahnkrone zurückzieht, so daß nun der vorher unsichtbare Zahn sichtbar wird. — Andere Mütter werden dadurch verleitet an tödtliche Zahnleiden zu glauben, weil so viele Kinder gerade zur Zeit des Zahnens sterben. Allein auch diese Thatsache hat einen andern Grund, als das Zahnen. Da nämlich gerade in der Zahnperiode die meisten Kinder von der Mutter- oder Ammenmilch entwöhnt und an andere, meist unpassende Nahrung gewöhnt werden, weil sie ferner aus dem warmen Bettchentheil genommen und ins kühle Freie bei schlechter Luft getragen werden, also eine große Umwälzung der früheren Verhältnisse des Kindes eintritt, darum können so leicht krankmachende Einflüsse auf das zahnende Kind einwirken. In der Regel sind diese Einflüsse solche, welche Schnupfen, Husten und Lungenentzündung, sowie Brechdurchfall (in Folge von Magen-Darmkatarrh) erzeugen, nämlich eine rauhe und unreine (besonders staubige) Luft, unverdauliche Kost und Erkältungen (zumal des Bauches). Für die sorglose Mutter und den gewissenlosen Arzt sind diese gefährlichen Krankheiten (s. Gartenl. Jahrg. 1854, Nr. 17) nichts als „Zahnhusten und Zahnruhr", und stirbt das Kind daran, so war natürlich nur das schlimme Zahnen und ein unvermeidliches unglückliches Schicksal, nicht aber menschliche Dummheit daran schuld. Wie viele solcher angeblich zahnkranken Kinder würden am Leben bleiben, wenn beim ersten Auftreten des Schnupfens und Hustens das Kind nur sofort zu Hause in warmer reiner Luft (aber bei Nacht wie bei Tage) gehalten würde, oder wenn man bei den ersten Spuren des Durchfalls warme Ueberschläge auf den Bauch und passende Nahrung angewendet hätte!

Im Allgemeinen erfolgt der Zahndurchbruch auf gleiche Weise bei allen Kindern in einer bestimmten Zeit und Ordnung. Doch giebt es viele Ausnahmen, und diese Ausnahmen sind ohne große Bedeutung. Gewöhnlich schon im 3. oder 4. Lebensmonate treten beim Säuglinge Erscheinungen ein, welche mit dem Zahngeschäfte im Zusammenhange stehen (d. i. das Einschießen der Zähne): die Kinder geifern, schreien plötzlich auf, schrecken im Schlafe manchmal zusammen, uriniren oft und blaß, haben leichteren Stuhl, bekommen wohl auch einen Bläschenausschlag im Gesicht (auf der Wange in der Nähe des Mundes) und werden blässer und unruhiger und zeitweilig unwohlig; sie kauen viel und bringen alle Gegenstände mit dem Zahnfleische in Berührung, auch lassen sie sich gern das Zahnfleisch streichen. An gesunden Kindern sind diese Erscheinungen kaum bemerklich oder gering und bald vorübergehend. Das Erscheinen der ersten Zähne, und zwar der untern mittlern Schneidezähne, findet bei den meisten Kindern zwischen dem 6. und 9. Monate statt. Doch brechen sie oft auch schon weit früher (14 Tage nach der Geburt), aber auch weit später hervor. Daß Kinder nach Verlauf des 1. Jahres noch keinen Zahn haben, ist nichts Seltenes; dagegen ist es eine Seltenheit, wenn mit Ende des 2. Jahres noch kein Zahn durchgebrochen ist. Mädchen, die sich überhaupt früher als Knaben entwickeln, sind diesen gewöhnlich auch im Zahnen voraus. Frühzahnen ist aber durchaus kein Zeichen von Kräftigkeit, ebenjowenig wie Spätzahnen auf Schwäche deutet. Zuweilen ist unregelmäßiges Zahnen sogar eine Familien-Eigenthümlichkeit; auch hat die Stamm- und Volks-Race auf den Zahnprocess Einfluß.

Als Zahncuriositäten erzählt man sich: daß Ludwig XIV. und König Richard mit Schneidezähnen geboren worden sind; — daß Mirabeau 2 Backzähne mit auf die Welt brachte; — daß Hercules 2 Reihen von Zähnen hinter einander stehen gehabt hat; — daß der Sohn des Prusias, Königs von Bithynien, nur Einen großen Zahn statt aller übrigen im Munde hatte; — daß ein Mann im 116. Lebensjahre 8 neue Zähne bekam, die nach einem halben Jahre ausfielen, um durch neue ersetzt zu werden, welche wieder mehrmals wechselten, so daß binnen 4 Jahren der Mann stark in seinem 120. Jahre 50 neue Zähne kamen und ausfielen.

Der Ausdruck der ersten oder Milchzähne, von denen ein Kind gegen das Ende des 2. oder zu Anfange des 3. Jahres 20 Stück (8 Schneide-, 4 Eck- und 8 Backzähne) besitzt, geschieht gewöhnlich in folgender Ordnung: zuerst erscheint (meistens zwischen dem 6. und 9. Monate) das mittlere Paar der untern Schneidezähne und bald (etwa 4 Wochen darauf) das obere Paar derselben; ungefähr 40 Tage später kommen die seitlichen (oder äußern) unternund kurz nachher die seitlichen obern Schneidezähne zum Vorschein. Zu Ende des ersten Lebensjahres bricht nun der vorderste Backzahn, zuerst im Unterkiefer, bald darauf im Oberkiefer hervor. In der Mitte des 2. Jahres zeigt sich der untere und nach diesem der obere Spitz- oder Eck-Zahn, und mit dem Hervortreten des 2. Backzahnes (erst des untern und dann des obern) ist der erste Zahnausbruch beendigt. Diese Zähne behält das Kind bis zum 7. oder 8. Lebensjahre, wo dann allmählich (d. i. der Zahnwechsel) unter Ausfallen der Milchzähne die 32 bleibenden Zähne hervorsprossen. Nach Plinius sind bei den Römern die Schneidezähne des Oberkiefers zuerst erschienen.

Von den Beschwerden, welche das Zahnen manchen Kindern macht, sind die gewöhnlichsten: Hitze und Schwellung des stärker gerötheten Zahnfleisches, was das Kind veranlaßt, öfters mit den Händchen in den Mund zu greifen, jedoch nicht mehr wie früher das Streichen des Zahnfleisches zu dulden. Das beste Linderungsmittel gegen diese beschwerliche Hitze im Munde ist öfteres Betupfen des Zahnfleisches mit kaltem Wasser. Manchmal sind mit dem Zahnfleische auch die Speichel- und Halsdrüsen geschwollen; ja sogar Schwämmchen können sich im Munde entwickeln, doch dürften dieselben öfter noch als vom Zahnen von unpassender Nahrung, vom Zutze oder nicht gehörigen Reinhalten des Mundes herrühren. — Daß bei schwächlichen, zerrütteten Kindern durch die Zahnfleischaffectionen beim Durchbruch der Zähne Krampfanfälle veranlaßt werden können, ist nicht unmöglich, jedoch tödtlich werden dieselben sicherlich nicht. In solchen Fällen kann allenfalls das Einschneiden des dünnen, stark über die vorstehende Zahnkrone hinweggespannten Zahnfleisches manchmal augenblicklichen Nutzen schaffen. In den meisten andern Fällen ist aber diese Operation unnütz, ja sie könnte sogar dadurch schaden, daß sich danach eine Narbe im Zahnfleische bildet, welche der Zahn, weil sie aus festerem Gewebe besteht, schwerer durchbrechen kann als das gesunde weiche Zahnfleisch.

Die Pflege des zahnenden Kindes braucht keine andere als die eines kleinen Kindes überhaupt zu sein, denn dieses bedarf stets der allergrößten Vor- und Umsicht (s. Gartenl. Jahrg. 1854, Nr. 43). Es werde das Kind seinem Alter angemessen ordentlich und mäßig ernährt, hauptsächlich durch Milch; es werde gehörig warm und reinlich gehalten und, wie sich das eigentlich von selbst versteht, vor Erkältung, Diätfehlern, Verstopfung, großer Hitze und schlechter Luft bewahrt. Ein gerade zahnendes Kind, zumal wenn es Beschwerden dabei hat, muß man weder entwöhnen noch impfen. Wäre also ein Kind vor dem Durchbruche der ersten Zähne noch nicht entwöhnt worden (was übrigens gar nicht fein soll), so ist es rathsam zu warten, bis die ersten 8 Zähne durchgebrochen sind, weil dann gewöhnlich ein mehrmonatlicher Stillstand eintritt. Sicherlich wird es jedem Kinde gut thun, wenn es bis nach dem Erscheinen der Eckzähne gestillt wird. — Eine recht unsanfte, sogar bisweilen schädliche Manier ist es, dem zahnenden Kinde öfters mit unreinem (d. h. mit einem nicht eben erst gewaschenen) Finger in den Mund zu fühlen. Ebenso kann das Darreichen und Umhängen von festen Körpern (Wurzeln, elfenbeinernen Ringen, Korallenflüßen u. s. w.) zum Daraufbeißen nur Nachtheile bringen.

Daß gegen schweres Zahnen mancher Altweiber-Hokuspokus wie das Umbinden von Zahnperlen aus verschiedenen Stoffen oder Wündern um den Hals des zahnenden Kindes u. s. f. existirt, ist bekannt, ebenso auch, daß dieser Unsinn sogar von sogenannten gebildeten Müttern getrieben wird. Und daß die ebenfalls zu den sympathetischen Curarten gehörige homöopathische Heilkünstelei eine hübsche Anzahl (gegen 16—20) von ausgezeichneten Heilmitteln gegen Zahnbeschwerden der Kinder besitzen muß, ist natürlich, da ja bei jeder besondern Beschwerde ein besonderes Heilmittel nöthig wird. So ist (nach Dr. Cleter Müller) z. B. vom Kalk alle Wochen eine Gabe zu geben, wenn die Zähne sehr lange zögern durchzubrechen oder wenn das Kind 9—12 Monate wird, ohne daß überhaupt Anlextnungen am Zahnfleische zu bemerken sind. Nach Hering dagegen hilft dieser Kalk ganz besonders auch, wenn zu viele Zähne auf einmal durchbrechen. Schwache Kinder brauchen nur an Kalk zu riechen, und bekämen sie Beschwerden davon, dann hilft das Riechen an Kampfer oder an verflüchtigtem Salpetergeist. China kann gegeben werden, wenn zahnende Kinder oft in's Bett pissen und sich sehr an der Nase reiben, Chamomille aber, wenn sie einen grünen, gehackten Stuhl haben. Ist das nicht eine nette Heillunst?

Bck.

Vom hochnothpeinlichen Halsgerichte.

Schon Viele werden von dem „hochnothpeinlichen Halsgerichte" gehört haben, ohne genauere Wissenschaft über das dabei stattgehabte Verfahren zu besitzen. Vielleicht dürfte dem Wunsche mancher Leser entsprochen werden, wenn im Nachstehenden eine actenmäßige Darstellung eines zu Glauchau am 19. August 1765 stattgehabten hochnothpeinlichen Halsgerichts gegeben wird. Ist doch der menschliche Geist so gern geneigt, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu vergleichen und sich in die Zeit früherer Jahrhunderte zurückzuversetzen. Solches aber geschieht am besten, wenn Thatsachen an dem Geiste vorüberziehen. Fragt man, welchen Vorzug die neueren Strafgesetze mit ihrem Verfahren vor dem der Vergangenheit angehörigen haben, so bedarf es nur eines Rückblicks auf Kaiser Karl's V. hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung, genannt Carolina, welche in den meisten deutschen Ländern bis in unser Jahrhundert in Gültigkeit gestanden hat, ja, in mehreren Ländern heute noch gilt; und fürwahr, es ist hohe Zeit, daß dieses vollständig veraltete Gesetzbuch gänzlich in Ruhestand versetzt wird. Bekanntlich huldigte die Carolina der sogenannten Abschreckungstheorie. Geringen Diebstahl ahndete sie mit dem Strange, auf Kindesmord setzte sie das Lebendigbegraben nebst dem Pfählen, auf Ehebruch das Säcken, beziehentlich das Schwert, auf Brandstiftung das Lebendigverbrennen, uns so sind fast alle Strafen peinlich, d. h. solche, welche an Leib und Leben gehen. Um wie viel milder unterheilen die neueren Strafbücher über Schwächen und Verbrechen!

Kommt hierzu noch, daß die Angeklagten zu jener Zeit durch die Folter zum Geständnisse gezwungen, daß sie vor der Hinrichtung öfters zur Erhöhung der Strafe mit glühenden Zangen zerfleischt wurden, daß dem Todesstreiche selbst das quälende, die Todespein vermehrende hochnothpeinliche Halsgericht voranging, so wird Jeder sich glücklich preisen, daß er der Gegenwart angehört. Freilich darf man die Zustände, welche das genannte kaiserliche Gesetzbuch hervorriefen, nicht außer Acht lassen. In einer an Krieg und Rohheit überreichen Zeit, wo Leben und Eigenthum für nichts geachtet wurde, bedarf es der Strenge und Schärfe der Gesetze, und darum mag die Carolina für ihre Zeit ein ebenso passendes Strafbuch gewesen sein, wie die neueren Strafgesetzbücher für die Gegenwart.

Wie schon oben erwähnt, ging der jetzo maligen Hinrichtung das sogenannte hochnothpeinliche Halsgericht voraus. Dasselbe war ein öffentliches Anklageverfahren, welches wider den Angeklagten unter freiem Himmel stattfand. Die Form und den Charakter des Halsgerichts wird nun ein Jeder selbst aus Nachstehendem sich herauszeichnen können.

Zum Vollstreckungsorte wurde Susanne Rosinen Winklerin wegen Diebstahls ausgesprochenen Todesurtheils war der 19. August 1768 anberaumt und dem damaligen Landgerichte zu Glauchau aufgegeben worden, dies hochnothpeinliche Halsgericht wider dieselbe auf öffentlichem Markte gewöhnlicher Maßen zu hegen und die Execution verrichten zu lassen. Demzufolge hatte sich am gedachten Tage früh 6 Uhr das damit beauftragte Landgericht, bestehend in der Person des Landrichters und vier Landgerichtsschöppen, allerseits in schwarzer Kleidung und Degen oder Hirschfänger an der Seite tragend, bei dem in der Vorstadt wohnenden Landrichter selbst versammelt, und nachdem von dem commandirenden Bürgerhauptmann die bestimmte Mannschaft zur Abholung der Delinquentin aus der Frohnfeste abgeschickt gewesen, sich auf den Marktplatz begeben, allwo vor dem Rathhause, zur Hegung des hochnothpeinlichen Halsgerichts, ein schwarzbehängter Tisch nebst sechs dergleichen Stühlen gesetzt worden war.

An diesem Tische, auf welchem ein eiserner Handschuh, ein Schwert in der Scheide und ein weißer Stab lagen, welche Stücke der Gerichtsdiener dem Landgerichte im Hereingehen aus der Vorstadt nachgetragen hatte, setzte sich der Landrichter nebst den erwähnten vier Schöppen dergestalt nieder, daß der Landrichter den Rücken dem Rathhause zuwendete und die eine Breitseite des Tisches einnahm, während die Beisitzer, je zwei, an der Längenseite des Tisches einander gegenüberfaßen, der fungirende Protokollant aber auf dem sechsten Stuhle an der andern Breitseite Platz nahm.

Als nun hierauf die arme Sünderin, Susanne Rosine Winklerin, durch das dazu abgesendete Commando der Bürgergarde, unter Begleitung der Geistlichen, mit Vorspannung der Schule, auf den Markt und in den von der gewaffneten Bürgerschaft geschlossenen Kreis, vor das Gericht gebracht worden war, so wurde mit Hegung des hochnothpeinlichen Halsgerichts der Anfang gemacht.

Behufs dieses rotete der Landrichter den ersten Schöppen zur linken Hand also an:

„Herr Gerichtsschöppe! ich frage Ihn, ob es Zeit sei, daß ich ein endliches hochnothpeinliches Halsgericht hegen möge, einem Jeden nach seinem Rechte, nach peinlicher Art?"

Der erste Schöppe antwortete hierauf: „Herr Landrichter! dieweil Ihm die Gerichte anbefohlen und Leute vorhanden sind, welche hochnothpeinlich Halsgericht und Recht begehren, so ist es an der Zeit, daß Er das endliche, hochnothpeinliche Halsgericht hegen möge, einem Jeden zu seinem Rechte, nach peinlicher Art."

Der Landrichter wandte sich sodann an den zweiten Schöppen: „Herr Gerichtsschöppe! ich frage Ihn, wie das hochnothpeinliche Halsgericht ich hegen soll, einem Jeden zu seinem Rechte, nach peinlicher Art?"

Hierauf dieser Schöppe entgegnete: „Herr Landrichter! hege Er sittiges mit Urthel und Recht zum ersten Mal, mit Urthel und Recht zum zweiten Mal, mit Urthel und Recht zum dritten Mal; Er gebiete Recht und verbiete Unrecht und Dinges Unlust, und daß Niemand vor gehegte Bank trete und sein selbst oder eines Andern Wort vor Gericht rede, er thue es denn mit Gerichts Urlaub."

Darnach stand der Landrichter mit den Gerichtsschöppen auf, legte den eisernen Handschuh an, ergriff das Schwert und hieß die Scheide von dem Gerichtsdiener hinter sich abziehen und wieder an seinen Ort auf dem Tische legen, nahm das Schwert entblößt sammt dem weißen Stabe in die rechte Hand und hegte das Gericht sichend folgender Gestalt:

„So hege demnach ich ein hochnothpeinlich Halsgericht mit Urthel und Recht zum ersten Male, mit Urthel und Recht zum zweiten Male, mit Urthel und Recht zum dritten Male; ich gebiete Recht und verbiete Unrecht und Dinges Unlust, und daß Niemand vor gehegte Bank trete und sein selbst oder eines Andern Wort rede, er thue es denn mit Gerichts Urlaub."

Hierauf frägt der Landrichter den dritten Schöppen: „Herr Gerichtsschöppe! ich frage Ihn, ob das hochnothpeinliche Halsgericht ich zu Recht genugsam gehegt habe, einem Jeden zu seinem Recht, mit Urthel und Recht, nach peinlicher Art?"

Nachdem darauf der dritte Schöppe: „Herr Landrichter! Er hat das hochnothpeinliche Halsgericht mit Urthel und Recht, einem Jeden zu seinem Rechte genugsam gehegt; laße Er es den Frohn abrufen," geantwortet hatte, wandte sich der Landrichter zum Amtsfrohn mit den Worten: „Frohn, rufe Er es ab."

Dieser rief nun mit lauter Stimme aus: „Es ist ange das hochnothpeinliche Halsgericht gehegt mit Urthel und Recht zum ersten Mal, es ist gehegt mit Urthel und Recht zum zweiten Mal, es ist gehegt mit Urthel und Recht zum dritten Mal, nach peinlicher Art, daß Niemand vor das hochnothpeinliche Halsgericht treten soll, er thue es denn mit Urlaub und Recht. Wer nun vor diesem hochnothpeinlichen Halsgerichte zu klagen hat, der komme und trete hervor, wie Recht ist, nach peinlicher Art; es soll verhöret werden, was Recht ist."

Kamm daß der Amtsfrohn solches angerufen, so trat auch schon der Scharfrichter vor und redete den Landrichter an, wie folgt: „Herr Landrichter! ich bitte um Gunst und Urlaub, daß vor dieß hochnothpeinliche Halsgericht ich treten und reden möge, wie Recht ist."

Der Landrichter erwiderte hierauf: „Es sei Dir vergönnet."

Jetzt begann der Anklager weiter: „Weil heute von Gott und Rechts wegen, auch von wegen der hohen Obrigkeit ein hochnothpeinliches Halsge richt gehegt ist, so bitte ich, man wolle mir meine dreifache Anklage in einer vollkringen laßen, wie sie zu Recht beständig ist."

Wieder entgegnete der Landrichter: „Es sei Dir vergönnet."

Der Ankläger fuhr fort: „Herr Landrichter! ich klage peinlich an gegenwärtige arme Sünderin, Susanne Rosine Winklerin, so sie wider das siebente Gebot gethandelt und gestohlen, auch beim Stehlen Wache gestanden, ich klage sie an zum ersten Mal, ich klage sie an zum zweiten Mal, ich klage sie an zum dritten Mal, ja Hals und Bauch und Alles, was sie nun und an hat, damit soll sie bezahlen heute diesen Tag. Herr Landrichter, ich frage Ihn, ob ich meine drei Anklagen in einer vollbracht habe, wie es sich nach peinlicher Art eignet und gebühret, daß sie Kraft hat?"

Der Landrichter bejahte solches mit den Worten: „Ja, Du hast Deine drei Anklagen wider Susanne Rosine Winklerin in einer vollbracht, wie sie Kraft hat und wie es sich zu Recht und nach peinlicher Art gehört."

Darauf fuhr der Scharfrichter und peinliche Ankläger weiter fort: „Herr Landrichter! so bitte ich, man wolle diese peinlich angeklagte arme Sünderin darüber vernehmen und derselben ihre gütliche Aussage nochmals vorhalten und hören, ob sie ihrer begangenen Missethat nochmals geständig sei."

Auf des Landrichters Antwort: „Ja, es soll geschehen und ihr vormaliges gütliches Geständniß vorgelesen werden," las jetzt der betreffende Protokollführer der Winkler das über ihre erste Vernehmung aufgenommene Protokoll, worin sie der bezüglichen Entwendung von 12 Thalern 12 Gr. geständig, laut und vernehmlich vor, worauf öffentlich der Landrichter die Angeklagte befragte:

„Bekennst Du Dich zu dieser Deiner vormals gethanen Aussage, vor gegenwärtigem hochnothpeinlichem Halsgerichte, nochmals?"

Nachdem die Winkler mit deutlichem „Ja" diese Frage beantwortet und ihr Bekenntniß bekräftigt, so fuhr der Scharfrichter als peinlicher Ankläger fort: „Herr Landrichter! Dieweil die peinlich angeklagte arme Sünderin, Susanne Rosine Winklerin, hier stehet vor Gott und männiglich unter freiem Himmel und ihre Missethat, worüber sie vor diesem hochnothpeinlichen Halsgerichte angeklagt, geständig ist, so bitte ich um Recht und daß vor diesem hochnothpeinlichen Halsgerichte das Urthel derselben gesprochen werden möge, nach peinlicher Art."

Der Landrichter erwiderte nunmehr: „es soll geschehen," worauf der Protokollführer das von dem Schöppenstuhle zu Leipzig abgefaßte Urthel, durch welches die Winkler wegen Diebstahls zum Tode mittels des Stranges verurtheilt worden war, langsam vorlas.

Sofort nach der Publication zerbrach der Landrichter den weißen Stab und legte die Stücke vor sich auf den Tisch, während der Scharfrichter abermals vortrat und das Halsgericht also anredete:

„Dieweil denn dieser von mir peinlich angeklagten armen Sünderin, Susannen Rosinen Winklerin, wegen ihrer eingestandenen und überzeugten Missethat das Urthel von diesem hochnothpeinlichen Halsgerichte gesprochen und eröffnet worden, nach peinlicher Art, so frage ich, wer das jetzt publicirte Urthel zur Execution bringen soll."

Ihm antwortete der Landrichter: „Das sollst Du thun. Jedoch weil gegenwärtiger armen Sünderin der ihr zuerkannte Strang in's Schwert in Gnaden verwandelt ist, so hast Du sie mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen."

Der Ankläger und Scharfrichter wandte sich nach dieser Antwort wieder an's Halsgericht mit folgender Rede: „Weil mir nun aufgetragen wird, von Gott und Rechts wegen und von wegen der hohen Obrigkeit, die Todesstrafe an gegenwärtiger armen Sünderin zur Execution zu bringen, so will ich sie annehmen und dem wohlbehaupteten und gesprochenen Urthel gemäß sie vom Leben zum Tode mit dem Schwerte bringen, damit die hohen Gerichte im Lande mögen gefärket und nicht geschwächt werden, einem Andern zum Exempel und Beispiel. Herr Landrichter! ich bitte aber auch um ein frei, sicher Geleit, damit, wenn mir etwa meine Kunst, wie ich doch, ob Gott will, nicht hoffe, mißlingen möchte, ich dennoch sichern Ein- und Ausgang haben möge."

Der Landrichter antwortete: „Ja, es soll geschehen," und forderte den Amtsfrohn dazu auf.

Dieser verrichtete den Befehl also: „Es wird vor diesem hochnothpeinlichen Halsgerichte dem Scharfrichter und seinen Leuten ein frei, sicheres Geleit hiermit ausgerufen, dergestalt und also, da es über Verhoffen ihm oder den Seinigen in Vollstreckung des Urthels mißlingen sollte, daß er seinen Eingang und Ausgang habe und sich Niemand an ihm oder seinen Leuten vergreifen solle, bei Leib- und Lebensstrafe."

Jetzt erst schloß der Scharfrichter mit den Worten: „Herr Landrichter! Er vergönne mir, vor diesem hochnothpeinlichen Halsgerichte wieder abzutreten und die arme Sünderin abfolgen zu lassen," welche Bitte ihm sofort gewährt ward.

Nach diesem Allen wandte der Landrichter sich an den vierten Schöppen und frug ihn, ob es Zeit sei, daß er das hochnothpeinliche Halsgericht wiederum aufheben möge.

Dieser Schöppe entgegnete: „Wenn Niemand vorhanden, der vor diesem hochnothpeinlichen Halsgerichte weiter zu klagen hat, oder Gericht und Recht begehret, so mag es wiederum aufgehoben werden, wie es angefangen ist; es soll aber der Amtsfrohn zuvor nochmals abrufen, ob etwa noch Jemand vorhanden, der vor diesem hochnothpeinlichen Halsgerichte zu schaffen hat."

Auf die diesfällige Aufforderung hin rief der Frohn darnach Folgendes aus: „Wenn Jemand vorhanden, der vor diesem hochnothpeinlichen Halsgerichte zu schaffen hat, der mag vortreten, denn die Herren wollen das Gericht aufheben."

Da Niemand vortrat, so hob der Landrichter das Gericht folgendermaßen auf: „Weil Niemand mehr vorhanden, der vor diesem hochnothpeinlichen Halsgerichte etwas zu schaffen hat, so hebe ich selbiges hinwiederum auf, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!"

Jetzt legte der Landrichter den eisernen Handschuh wieder ab, ließ das Schwert durch den Frohn wieder in die Scheide stecken, und es wurden auch sodann zugleich die Stühle nebst dem Tische umgeworfen. Darauf wurde die Winkler unter Läuten des Armsünderglöckleins, unter gehöriger Bedeckung der gewaffneten Bürgerschaft, Vorsingung der Schule und unter Begleitung der Geistlichen und des Landgerichts auf den üblichen Richtplatz geführt und durch einen glücklichen Schwertstreich des Scharfrichters, Vormittags 10 Uhr, enthauptet.

Nach dessen Beschehen rief der Scharfrichter dem mit anwesenden Landrichter zu: „Herr Landrichter, Herr Landrichter!" und fragte ihn, nach dessen Antwort: „was ist Dein Begehr?" weiter: „Herr Landrichter, habe ich recht gerichtet?" worauf der Letztere erwiderte: „Ja, Du hast gerichtet, was Urthel und Recht mit sich gebracht hat."

Damit endigte das von 6 Uhr bis 10 Uhr Vormittags angestandene Executionsverfahren.

Deutsche Männer.

(Schluß.)

Von Strub weg eilte Oppacher zu Wintersteller, dem er die bittersten Vorwürfe machte, daß er ihn verlassen. Dieser, betroffen durch den Verlust des Passes, eilte mit all seinen Schützen gegen Waidring, fest entschlossen, trotz der mehr als zehnfachen Uebermacht des Feindes den Kampf zu wagen. Ehe wir das Gefecht beginnen, wollen wir unsere Leser mit Wintersteller, der zu den besten Führern der Tyroler gehört, näher bekannt machen. Er stammt aus einer berühmten Familie. Sein Urgroßvater, ebenfalls Wirth zu Kirchdorf, war Commandant des Landsturmes, als 1703 der bairische Kurfürst Max Emanuel in Tyrol eindrang, um sich mit den Franzosen, welche an der Etsch herauf rückten, zu vereinigen. Sein Heer wurde von den Wogen des Ausstandes verschlungen, dabei zeichnete sich Wintersteller vor Allen aus, indem er vier Fahnen und eine große Trommel eroberte. General Heister, welcher, wie die Oesterreicher meistens, erst dann in Tyrol angekommen war, als die Bauern den Feind bereits ausgefehrt hatten, hängte ihm im Auftrage des Kaisers Leopold die große goldene Medaille um.

Sein Sohn zeichnete sich 1742 im österreichischen Erbfolgekrieg für Maria Theresia aus. Der Panburenführer Trend, welcher mit seinen Horden im Unterinnthal einquartiert war, unterrichtete ihn in der Kriegskunst. Er rückte mit den Schützen aus und wirkte am 12. Februar bei der Erstürmung Münchens mit. Jubelnd und mit reicher Beute beladen führte Wintersteller seine Schaar zurück; die Beute überließ er ganz seinen Schützen, ja er forderte nicht einmal Ersatz für die ausgezahlten Löhnungen. Die Kaiserin ehrte seine Tapferkeit und Hingebung durch die große goldene Medaille mit doppelter goldener Kette und einen Wappenbrief mit vielen Vorrechten. Er war so stark, daß unter den Bauern noch jetzt von ihm erzählt wird, er sei im Stande gewesen, wenn ein Paar Rodler in seinem Hause rauften, mit jeder Hand Einen beim Schopf aufzuheben und so Beide zugleich zur Thüre hinauszuwerfen.

Reich an Ruhm und Unglück war sein Enkel Rupert. Er nahm Theil an allen Kriegen Tyrol's 1796 bis 1809. Hier begegnen wir ihm wieder zu Maidring. Oppacher rieth bei der großen Ueberzahl des Feindes von jedem Widerstande ab, da hielt der Metzger Bergöttler eine fühne Rede und entflammte Alle auf's Neue, um so mehr, als Ehasteler sagen ließ, man solle sich nur bis fünf Uhr Morgens halten, dann werde er mit 10,000 Mann eintreffen und man könne den Feind gänzlich aufreiben. An Kämpfern hatte man zur Verfügung etwa 700 Schützen, 1200 Landstürmer und vierzig Weiber,

die, mit Gabeln bewaffnet, sich unter ihrer Anführerin Anna Feichtinger freiwillig anschlossen und, als es d'ran und d'rauf ging, verwegen wie der Teufel unter den Feind fuhren. Um 1 Uhr Nachts sammelte Wintersteller die Hauptleute, unterrichtete sie von dem entworfenen Vertheidigungsplane, demgemäß die Schützen die Abhänge des engen Thales standhaft behaupten, die Sturmmänner rückwärts die Unterstützungen bilden sollten. Ihm gegenüber stand Werde mit 10,000 Mann Fußvolk und Reiterei und sechzehn Kanonen. Um vier Uhr Morgens fielen die ersten Schüsse, eine bairische Colonne wollte auf der Straße vorrücken, wurde jedoch bald gehemmt; am schärfsten nahmen die Schützen die Kanoniere und Reiter auf das Korn. Der Versuch einer Umgehung wurde durch die Keulenschläge des Landsturms vereitelt, wobei dem Hauptmann Hörl eine Kanonenkugel den Kopf abriß. Nun entbrannte der Kampf auf der ganzen Front sehr heftig. Wintersteller flog auf seinem weißen Rosse, er war nämlich ein sehr gewandter Reiter, hin und her, überall anordnend und beseuernd. Die Schützen krochen bis auf 120 Schritt gegen die Kanonen und zwangen den Feind zweimal sie zurückzuziehen und, weil die Artilleristen erschossen waren, von Infanterie bedienen zu lassen. Da trat allmählich Mangel an Pulver und Blei ein, die Schützen erboten sich zum Sturmlaufen, sie wollten unter die Feinde springen, um sie niederzuschlagen, Wintersteller verbot es jedoch, weil er die kleine Schaar nicht opfern wollte. So wurde es elf Uhr, aber kein österreichischer Soldat ließ sich sehen. Da befahl Wintersteller einen langsamen Rückzug. Am Aberg, wo ein Bergvorsprung sich an die Straße drängt und diese rechts durch Sümpfe eingeengt wird, wollte er noch einmal Widerstand leisten und einen Verhau anlegen. Vergebens! die Baiern waren ihm auf der Ferse. Den Hansl Bauer holten drei Reiter ein; er sprang über den Straßenzaun und schoß Einen, der einen Hieb nach ihm führte, nieder; dann lief er querfeldein, verfolgt von den zwei anderen, er hatte aber wieder geladen und schoß den zweiten vom Pferde, dann lud er nach einmal und traf auch den dritten. So erlitt der Feind einen starken Verlust.

Während dieses Gefechtes hielt sich der kaiserliche General Fenner zu St. Johann auf. Als er um vier Uhr früh den feindlichen Kanonendonner vernahm, verlor er derart den Kopf, daß er vom Bette aufsprang und sich eine Weile im Pferdestall verbarg. Dann lief er wie toll im Hause herum und warf sich endlich auf sein Pferd und ritt davon. Auf der Brücke lauerte aber ein Schütz, der den Auftrag hatte, Niemand durchzulassen. Er hielt Fenner den Stutzen vor. Dieser rief: „Wer hat Euch das befohlen?“ — „Unser Commandant!“ war die Antwort. Er entgegnete: „Euer Commandant bin ja ich!“ — „Das ist nicht wahr,“ entgegnete Jener, „denn wärst Du unser Commandant, so würdest Du jetzt, wo schon die Kanonen schallen, nicht davon reiten.“ Da kam der Hauptmann, zu dessen Compagnie der Schütz gehörte, und sagte ihm: „General, Sie hören, in welcher Gefahr die Unsrigen sind. Jetzt wäre Ihr Beistand am nöthigsten. Ich lasse Sie reiten, wenn aber die Sache schlecht geht, so verklagen wir Sie beim Kaiser.“ Fenner entschuldigte sich, er wolle nur Hülfe holen, und galoppirte davon, nicht die Stimme der Ehre, sondern nur die Kanonen hörend. Seitdem geht in St. Johann der Spruch: „General Fenner war ein Flenner!“

Die Feinde waren durch ihren großen Verlust sehr erbittert. Wie man meistens die Erfahrung gemacht hat, waren nicht die Franzosen, welche nur stahlen, was ihre Klauen faßten, fürchterlich, sondern die Rheinbündler, welche oft mit viehischer Grausamkeit wütheten. Sie waren unedel genug, ihrem tapfern Feinde die Habe zu verwüsten und sein Haus anzuzünden. Wintersteller sah es von ferne aufodern und schwur grimmige Rache. Nur die alte Trommel, die sein Großvater von den Baiern erbeutet hatte, ward gerettet. Er rief aus: „So ist's recht, ich werde darauf den Mordbrennern zur Hölle trommeln!“ Ueber die Barbarei der Baiern, deren Unthaten selbst ihren in Napoleon's brutaler Schule gebildeten General Werde empörten, theilen wir ein Brief eines Augenzeugen, des Bauer Millinger, mit. „Die eingefallenen Soldaten raubten und plünderten, was sie bekamen, zerhackten und zerschnitten Kästen, Truhen, Kleidungen, schlugen die Fenster ein und ruinirten Alles; selbst in die Gotteshäuser drangen sie, nahmen Meßgewänder und die geweihten Gefäße, zertrümmerten die Orgeln und Kirchenfahnen, erbrachen die Tabernakel, streuten die heiligen Hostien auf den Boden und nahmen Monstranzen und Kelche mit. Die Einwohner waren geflohen. Sie ertödteten nur alte Leute, Krodeln und einige Weibsbilder. Jene stachen sie wie Kälber ab, diesen schnitten sie die Brüste heraus, streuten Salz und Pfeffer in selbe, schändeten sie noch halbtodt, stachen ihnen die Augen aus, schnitten ihnen Nasen und Ohren ab und marterten die unschuldigen Menschen auf's Gräßlichste, bis sie den Geist aufgaben. Zu St. Johann brachten sie die im Spitale befindlichen Krodeln um, einen umwickelten sie mit Baumwolle, zündeten diese an und jubelten seiner Schmerzen spottend. Wir haben die gefangenen Baiern vor vier Wochen gewiß nicht schlecht behandelt, haben ihnen von unserm Velo auf den Weg noch Brod gelaust, das Mittagessen mit ihnen getheilt, aber mit uns sind sie ganz anders. Doch ich höre auf von diesen Tage zu schreiben, er war der schrecklichste uns traurigste meines Lebens.“

Wintersteller, auf dessen Kopf ein Preis von 100 Ducaten gesetzt war, entfloh in's Gebirge. Als der Feind vorwärts marschirte, wollte er neuerdings die Schützen sammeln und im Rücken desselben den kleinen Krieg anfangen. Der Dechant Wiesbofer bat ihn jedoch, der Klugheit Gehör zu geben, damit nicht alles Eigenthum zerstört und Weiber und Kinder dem Verderben preisgegeben würden. Dieser würdige Priester hat durch seine Vorbitte, durch sein starkmüthiges Benehmen das große Dorf St. Johann vom Untergange gerettet. Als die Franzosen am 12. Mai eindrangen, erbittert durch den hartnäckigen Widerstand bei Waering, befahl Lefebvre, St. Johann anzuzünden und den Geistlichen, welchen er für einen Hauptaufwiegler hielt, vor der Kirchthüre zu hängen. Wiesbofer warf sich auf den Boden und frech dem Marschall so lange auf den Knieen nach, bis er für die unschuldige Gemeinde Gnade erhielt. Nun stand er auf und dankte; ohne ein Wort weiter zu sagen, war er bereit, den schmählichen Tod zu erleiden, ein wahrer Hirt, der für seine Heerde stirbt. Lefebvre bewunderte den Muth des ehrwürdigen Greises und ließ das Todesurtheil nicht vollziehen. Unsere Ballabendichter suchen so oft nach Stoffen und fischen alle Ritterburgen durch; in diesen Kriegsgeschichten liegt genug, um zehn dieser Herren vollauf zu beschäftigen.

Der Feind wurde am Berg Isel geworfen und floh aus dem Lande. Neuerdings bot Wintersteller auf Hofer's Befehl die Schützen auf und half die Festung Kufstein blockiren. Der französische Marschall zog jedoch Verstärkungen an sich, 5000 Mann drachen in das Pinzgau und konnten von hier aus den Vertheidigern der Ostgrenze in den Rücken fallen. Um so gelegener war es Wintersteller, daß der Führer der feindlichen Armee eine Unterredung mit dem Commandanten der Schützen verlangte. Er sandte zwei Schützen ab, welche einen Vertrag schlossen, demgemäß die Tyroler noch in der Nacht abziehen und die Baiern Tags darauf einrücken sollten. Lefebvre versprach, ohne Zemand ein Leid zuzufügen, schnell vorzurücken und hat auch Wort gehalten, indem er, als einige Soldaten plünderten, die geraubten Sachen zurückstellen ließ.

Am 1. August wurden 25 der gefährlichsten Tyroleraufrührer nach Innsbruck vorgeladen, ihnen jedoch Verzeihung und freie Rückkehr zugesichert. Wintersteller machte sich auf den Weg, zwei seiner treuesten Hauptleute begleiteten ihn freiwillig, entschlossen, jedes Loos mit ihm zu theilen. Man stellte sie alle drei dem General Treuer vor, der, nicht Deutsch verstehend, sich ihre Rechtfertigung verdolmetschen ließ und ihnen schließlich, wenn sie noch einmal aufständen, mit einer Pantomime den Galgen drohte. Wintersteller betrachtete er lang und aufmerksam und klopfte ihm, als er ihn entließ, freundlich auf die Schulter. Tags darauf schickte er ihm einen Paß und den Befehl, schnell heim zu kehren, denn schon drohte Hofer vom Brenner herab. Auch diesesmal unterlag der Feind. Am 21. August kam Hofer nach Wörgl und beauftragte Wintersteller, den Oberbefehl über die Schützen der Gegend zu übernehmen. Er geborchte mit männlicher Entschlossenheit ohne Rücksicht auf die Gefahren, welche ihm an Leib und Leben drohten. Auch Speckbacher traf ein. Am 24. September marschirten sie mit 4300 Mann ab, wovon die eine Hälfte Speckbacher, die andere Wintersteller befehligte, welcher über Kössen nach Unken vorrücken sollte. Der Feind auf dem Kniepaß wurde von Oppacher geworfen und durch ihn die Verbindung zwischen Beiden hergestellt. Er stellte sich dann in einem Wäldchen an der Saale umweit der Straße auf, um sich nach Erforderniß rechts oder links zu wenden. Speckbacher begann den Angriff bei Hofer und drängte den Feind gegen Unken. Auf der Straße empfing ihn Oppacher. Als kein Entrinnen mehr möglich war, warfen die Baiern ihre Gewehre weg. Oppacher selbst erzählt, daß es ihm bei dieser Scene

eiskalt über den Rücken lief und ihn der größte Schauder ergriff, als das ihm vielfach überlegene feindliche Militär, welches so tapfer gekämpft hatte, die Waffen niederlegte und um Pardon schrie. „Die Thränen der Rührung traten mir in die Augen, als auf meinen Ruf: „Haltet ein, meine Landsleute! wir geben Pardon; wir wollen Christen sein und sind wehrlosen Feinden Gnade schuldig!“ — meine bei der Erinnerung an die von den Baiern verübten Gräuelthaten zur Wuth gereizten Schützen die Stutzen von der Wange senkten und ausriefen: „Ja, Oppacher, wir wollen Christen sein!“ und sie, anstatt sie für ihre Frevel zu rächen, verschonten und gefangen nahmen.“

Als Wintersteller von weitem das Getöse des Kampfes vernahm, stürzte er sich zum Waffentanze. Der Feind hatte als Schlüssel der ganzen Stellung den Friedhof von Unken verschanzt und sich in die nahen Häuser geworfen, wo er den Tyrolern einen ernstlichen Widerstand bereitete. Da befahl Wintersteller dem Hauptmann Reischer, mit 600 Schützen Sturm zu laufen. Sechs Mal nahm er den Friedhof, und sechs Mal vertrieben ihn die Baiern wieder, und er mußte daher, um sich zu behaupten, neue Hülfe erwarten. So wogte der Kampf hin und her. Da stellte der Feind jenseits der Brücke eine Compagnie und zwei Kanonen auf, wodurch die Tyroler, von einander abgeschnitten, in eine gefährliche Lage gebracht worden wären. Kaum hatte es Wintersteller bemerkt, so rief er mit lauter Stimme: „Wer Schneid hat, freiwillig vor!“ Da stürmten, eh' noch die Geschütze abgeprotzt waren, drei Bauerburschen und der Schullehrer Hölzl mit umgekehrten Gewehren über die Brücke, ihnen nach Empl mit einer ganzen Compagnie. Der Anlauf war so rasch und heftig, daß die Baiern nicht mehr Zeit zur Flucht fanden und sich ergeben mußten. Hölzl erbeutete das Pferd des Officiers. Nach dem Treffen sagte ein ihm unbekannter Schütze: „Zu hast ein schönes Roß erwischt, laß mich aufsitzen, ich werde sehen, wie es zum Reiten geht.“ Hölzl hielt gutmüthig das Pferd am Zaume und — hatte von seiner Beute nichts als das Nachsehen, denn „Roß und Reiter sah man niemals wieder.“ Auf anderen Punkten dauerte der Kampf mit großer Heftigkeit fort, denn die Baiern wollten nicht nachlassen, weil man ihnen gesagt hatte, daß die Tyroler jeden Gefangenen zu Tode marterten. Da schrie Wintersteller mit lauter Stimme: „Vorwärts, vorwärts! Sturmlaufen! sonst können wir nicht siegen!“ Nun wälzten sich Schützenmassen und Landsturm mit der unwiderstehlichen Gewalt einer Lawine von den Höhen herab, und schnell war die Stellung des Feindes erobert. Etwa 200 Baiern wollten sich durch die Flucht retten und liefen der Saale zu. Dort versuchten sie den Fluß zu überstehen, indem sie einander die Hände reichend eine Kette schlossen. Allein die nachlaufenden Schützen sprengten diese, indem sie einzelne Glieder herausschossen, so daß Viele ertranken. Dabei zeichneten sich vor Allen Empl und der Teufelsweit aus. Der Feind hatte außerordentlichen Verlust erlitten, das bairische Leibregiment war den Stutzenkugeln fast vollständig erlegen. Da kein Hinderniß mehr entgegenstand, so rückten die Tyroler in Baiern ein und kamen noch an diesem Tage bis zu den Höhen, von denen Schloß Karlsburg die Stadt Reichenhall beherrscht. Obgleich in dem Lande eines Feindes, welcher Tyrol unterdrückte und überall die Spuren der Gräuel zurückgelassen hatte, unterfagte Wintersteller jede Plünderung auf das Strengste und zwang einige Schützen, zu ihrem großen Verdrusse, das geraubte Gut zu ersetzen. Bis zum 17. October hielt er sich in seinem Stellungen an der Grenze; da erfolgt Speckbacher den Befehl eine schwere Niederlage. Wintersteller konnte sich nur durch einen schleunigen Rückzug, den er mit großer Klugheit ausführte, vor Tod und Gefangenschaft retten. Dabei mußte er seine zwei Kanonen zurücklassen; bei der Nacht gelang es Empl, den Feind durch List zu täuschen und sie in einen Hinterhalt fortzuschmuggeln. Die Baiern rückten indeß unaufhaltsam durch das Innthal vor und erfochten die letzten Funken des Aufstandes am 2. November auf dem Berg Isel, wo die Tyroler bisher stets siegreich gewesen waren. Einige Hitzköpfe wollten auch jetzt noch den Kampf fortsetzen, und es gelang ihnen, obschon die Botschaft von dem Friedensschlusse, welcher Tyrol neuerdings an Baiern ausliefere, allgemein verbreitet wurde, sie und da ein Aufflackern der Flamme zu bewirken; der bedachtsame und kluge Wintersteller hielt jedoch die Sache für beendet und ließ sich weder durch Bitten noch durch Drohungen bewegen, noch einmal zum Stutzen zu greifen. Die Leute hatten selbstverständlich Oesterreich vertraut, sie wußten nichts von den Kniffen einer unwürdigen Diplomatie, Oppacher schrieb an Wintersteller: „Mir scheint, es kann nicht möglich sein, daß mit dem Kaiser Franz der Frieden abgeschlossen worden ist.“ Während diese treuen Herzen bluteten oder in Elend brachen, bereitete Kaiser Franz die Hochzeit seiner Tochter mit dem verhaßten Corsen vor.

Auch Wintersteller und Oppacher wurden vor das Kriegsgericht geladen. Mit ruhigem Gewissen und ohne Furcht erschienen sie vor Dreuet, welcher schon früher mit dem Hängen gedroht hatte. Die Baiern selbst mußten ihnen bezeugen, daß sie stets menschlich gegen die Gefangenen gewesen seien und nie von ihren Siegen einen Mißbrauch gemacht hätten. Sie wurden frei gelassen. Besonders lebhaften Antheil nahm der Kronprinz Ludwig, welcher sich später als Förderer deutscher Kunst einen unvergeßlichen Namen erwarb, an ihnen; er sprach lange und freundlich mit Wintersteller und ließ sogar auf seine Vorbitte einige gefangene Bauern aus ihrer schweren Haft befreien.

Wintersteller kehrte nach Kirchdorf zurück. Seine Felder waren verwüstet, sein Haus lag in Trümmern, der Schaden, den er erlitten, belief sich auf 49,000 fl., sodaß er in große Dürftigkeit gerieth. Zur Seite ein braves, edles Weib, ertrug er sein Elend mit männlichem Schweigen, obwohl er die Gnadenletten, welche seine Ahnen von den Kaisern als Auszeichnung erhalten hatten, verkaufen mußte. Treu dem Lande wollte er nicht auswandern, wie andere Führer der Tyroler, welche ihr Glück in Wien suchten; er war nicht der Mann in den Vorzimmern zu lungern und, da ihm die Baiern keinen Paß ausgestellt hätten, viel zu stolz, sich heimlich davon zu schleichen.

Endlich schickte ihm der Kaiser 7000 fl. Er suchte damit Haus und Scheune neu aufzubauen, als jedoch die Baiern merkten, daß er sich erhole, suchten sie ihn mit schweren Processen heim, und er konnte kaum wieder emporkommen. Das Unglück läuterte ihn mit siebenfach Gold; wie vorher auf dem Schlachtfeld, leuchtete er jetzt in Noth und Leiden als frommer Mann hervor. Als er vernommen hatte, daß sein Waffenbruder Hofer verhaftet worden, sandte er trotz seiner Mittellosigkeit einen eigenen Boten an den Kaiser Franz, damit dieser Alles für die Rettung aufbiete, und erhielt wenigstens tröstliche Worte zurück. Die Sache hatte keine Eile. Wie man es den Tyrolern übelassen hatte, allein zu siegen, so kam man auch jetzt zu spät, und Hofer fiel auf den Wällen von Mantua. Als diese Festung wieder kaiserlich geworden, kümmerte man sich nicht einmal um seine Leiche, bis diese endlich einige Tyrolerjäger, keineswegs zur Freude des Kaisers, der nun ein Denkmal setzen lassen mußte, heimlich ausgruben und zu Innsbruck in heimathliche Erde senkten. Man hörte später zu Wien nicht mehr gern vom Jahr 1809 reden, denn es war ja möglich, daß die Tyroler, welche die Waffen so kühn gegen den König von Baiern getragen, sie einmal gegen den Kaiser kehren möchten, der ihnen zu Nutz und Frommen des Absolutismus ihre alten Rechte nicht mehr zurückgab. Als Wintersteller die Botschaft vom Tode Hofer's vernahm, weinte er bitterlich und rief aus: „Den unschuldigsten, christlichsten und redlichsten Menschen, der so vielen tausend gefangenen Feinden das Leben rettete und sich keiner Grausamkeit schuldig machte, haben sie gemordet; die Strafe des Himmels kann und wird dafür nicht ausbleiben!“

Als im Jahre 1813 Deutschland sich erhob, so ließ die bairische Regierung Wintersteller und andere Tyroler ergreifen und nach Augsburg führen, wo man sie in Eisen schlug. Die Schergen höhnten ihn und drohten ihm mit dem Tode, sein treues Weib, welches zu München um seine Freiheit bat, wurde zurückgewiesen. Erst nach dem Vertrage von Ried ließ man ihn frei. Tyrol wurde wieder kaiserlich. Nun fragt es sich: wie wurde Wintersteller, der für seinen Herrn Haus und Hof geopfert hatte, von diesem belohnt? Er erhielt vom Landeschef eine Uniform geschenkt, auf welche man ihm die goldene Medaille heftete. Er nahm diese mit Dank an; denn erst jetzt, sagte er, fühle er sich seinen Ahnen, deren jeder die gleiche Auszeichnung empfangen, gleich. Sein Hauswesen ging aber in Folge der Kriegsschäden und großen Theuerung zurück; er fühlte zu oft, seine Noth auf den Markt zu tragen, und mußte lange in sehr beschränkten Umständen leben, bis er eine Pension erhielt. Man rathe, wie viel? — 400 fl., mit Worten vierhundert Gulden, es ist um keine Null zu wenig! Er starb 1832, und das ärztliche Gutachten sagt: „er sei in Folge seiner Unglücksfälle seit den letzten 12 Jahren physisch wie psychisch auf einen

Digitized by Google

Punkt herabgesunken, daß er sich selbst nicht mehr ähnlich war, die körperliche und geistige Thatkraft ganz verlor und endlich im 59. Jahre nach einer langwierigen Krankheit einer allgemeinen Entkräftung unterlag." Winterfeller war ein stattlicher Mann, groß und breitschulterig, das Antlitz festknochig, das Auge feurig, die Stimme laut und tönend. Sein Scharfsinn war eben so groß als sein Muth; daß er mehr zum Feldherrn geboren war, als mancher hochgeborene Herr der österreichischen Armee, hat er sattsam bewiesen.

Machen wir noch einen Besuch bei Oppacher in Jochberg. Auch ihm hatte man für seine Verdienste eine goldene Medaille gegeben, denn die Orden gehörten damals fast nur der bunte volée, welche sie gar nicht zu verdienen brauchte. Mehr als dieses erfreute ihn jedoch der Besuch des Kaisers Franz, der auf der Durchreise bei ihm einsprach und ihn sehr herablassend behandelte. Als Denkzeichen an dieses Ereigniß prangt noch ob der Hausthüre eine rothe Marmortafel mit goldenen Lettern. Oppacher genoß unter den Bauern eines großen Ansehens und wurde von ihnen zum Vertreter auf dem Landtage erwählt. Seine kurze, gedrungene Statur ließ auf große Stärke schließen, die Stirne, von der langes graues Haar zu beiden Seiten niederhing, war hoch, der Blick frei, die Nase stark gewölbt. Die Züge des bescheidenen Mannes, der wenig Aufhebens von sich machte, waren mild und sanft. Wie alle diese Männer von 1809 war er sehr fromm und der Kirche treu ergeben. Er verschied 1845 in einem Alter von 75 Jahren.

Vielleicht fragt nun der Leser, welcher sich die Mühe nahm, diese Episoden aus einer großen Zeit zu lesen: „Warum alte Wunden aufdecken und die Kriege, welche blutsverwandte Stämme mit einander in grimmiger Erbitterung führten, neuerdings vor die Erinnerung führen?" Man kann es den Deutschen, welche einig die Welt bezwingen würden, nicht oft genug in's Gedächtniß rufen, daß sie sich selbst die schrecklichsten Uebel zufügten, wenn sie den Fremden dienten. Zwischen den Tyrolern und Baiern ist jetzt Friede und Freundschaft, über die Leichen der Gemordeten wächst Gras, und die alten viel umstrittenen Schanzen in den Engpässen sind zu bemoosten Erdhaufen zerfallen. Vor zwei Jahren sagte mir ein alter Schütz: „Ich weiß nicht, ob es nicht etwa besser wäre, wenn wir bairisch geblieben wären; das thät mich aber freuen, wenn ich mich noch einmal an der Seite der Baiern gegen die verfluchten Franzosen schlagen dürfte, denn die Baiern sind wackere und feste Leute." Möge nie dynastisches Souverainteresse die deutschen Brüder trennen; wenn sie Seite an Seite unter dem deutschen Banner gegen den Feind kämpfen, so werden gewiß die Helden von 1809 sie versöhnt aus ihren Gräbern segnen, und wie die Schatten der griechischen Heroen bei Salamis zum Siege vor ihnen herziehen!

Illustrirte Skizzen aus Rom.

Erholungsstunden der Franziskaner auf dem Aventin.
Nach der Natur gezeichnet von Zwahlen und Zickler.

Unser heutiges Bild bedarf keiner großen Erklärung. Wir sind in einem Kloster der Regel des heiligen Franz und schauen aus dem Garten desselben hinab auf das weite herrliche Rom und die goldene Tiber. — Diese Ordensbrüder wußten sich stets die schönsten Lagen für ihre Häuser zu wählen, so denn auch hier auf einem der sieben Hügel, dem Aventin. — In der Ferne bietet sich unserm Blick der Sanct Peter mit dem vaticanischen Palast, näher aber der Fluß mit dem Ponte Sisto in der bezaubernden Färbung eines Sommerabends. — Unsere Brüder haben ihre kirchlichen Exercitien eben beendet und suchen in der köstlich kühlen Laubveranda ihres Gartens für den Abend ein Plätzchen der Erholung. — Der Bettelmönch dieses Landes ist fast immer ein Mann aus dem Volk, er bleibt stets mit demselben in Verbindung und hat Freud' und Leid mit demselben gemein. So also

auch die Vergnügungen, die seinigen sind diejenigen des Volks. — Wer nun aus dem guten Stadtviertel Trastevere oder dem Borgo liebt es nicht, an schönen Sonn-abendnachmittagen in einer Osteria jenseits der Tiber eine Partie alla Boccia oder Piostrolla (a. h. dasselbe bekannte Spiel, nur werden anstatt der hölzernen Kugeln gewöhnliche, nur etwas glatt geformte Steine verwendet) zu machen? — So denn auch unsere Frati; die Osterien an der Tiber existiren für sie nicht, sie wählen also ihre zehnmal schönere Veranda. — Die beiden letzten Würfe waren meisterhaft, und unser junger Spieler sucht mit gewohntem Kennerblick gerade zu ermessen, wer von den beiden Gegnern dem Locco am nächsten gekommen ist (Locco ist die zuerst ausgeworfene kleine Kugel, der die Werfer so nahe als möglich zu kommen suchen müssen). Oft ist der Kampf recht hitzig, und die endlichen Sieger sind dann nicht weniger befriedigt als ihre Freunde und dem Volke, wenngleich sie keine friedstörende Fogletta als Siegespreis erreichen können. — Wir begegnen unsern Frati oder einigen ihrer Commilitonen aus andern Orden vielleicht später wieder in Bildern anderer Episoden ihres für den Maler so interessanten Klosterlebens.

Der Zwölfte.

Kleine Bilder aus großer Zeit.

Von **Georg Hesekiel.**

(Schluß.)

Ueber den Rhein nach Paris; nach Paris zog der Wedell mit seinen Reitern, er half die blutige Bahn zwei Mal hauen und zog zwei Mal mit Orden und Ehren geschmückt in die Hauptstadt des großen Tyrannen ein, der ihn fünf Jahr zuvor nach Cherbourg geschickt hatte, der ihn als Sträfling an die Karre schmieden ließ.

O ja, es giebt doch eine Vergeltung auf Erden!

Dem Major von Wedell war es eine ernste Pflicht in Frankreich, sich sofort in Cherbourg und andern Städten selbst umzuthun, oder doch durch seine Cameraden nachforschen zu lassen nach deutschen Kriegsgefangenen, die der gestürzte und verbannte französische Kaiser in der grausenhaften Ueberhebung seiner Tyrannennatur zur Galeere verurtheilt hatte. So wurden noch Hunderte von deutschen Landsleuten frei durch den „Zwölften" und nicht ohne Mühe, denn die durch ihre Werkthaten erbitterten Franzosen versteckten die Gefangenen und hielten sie fest, als wollten sie dieselben behalten zur Erinnerung an den gefallenen Zwingherrn.

Zu Cherbourg suchte Wedell vergebens nach Herrn de Lachétardie, seinem alten Freund, er konnte nur sein Grab besuchen, denn seines Wohlthäters Tochter, Madame Noirot, war mit ihren Kindern nach dem Süden gezogen. Wedell mußte sich die Freude des Wiedersehens versagen. Er stand lange nachsinnlich vor dem alterthümlichen Hause in der Hafenstraße, in dem jetzt andere Leute wohnten, und ihm wurde das Auge naß bei der Erinnerung. Der bärtige Wachtmeister aber hinter ihm, der weinte wie ein Kind, daß er Florine und Dorine nicht fand, seine beiden kleinen artigen Freundinnen. An Ruhm und Ehren reich kehrte der Major von Wedell heim aus Frankreich. Zu Wesel besuchte der „Zwölfte" das Grab der „Elf". Bürger von Wesel hatten es durch kleine eingepflanzte Büsche bezeichnet, damit die Stätte nicht in Vergessenheit gerathe.

Auf Sanct Helena gefangen saß Napoleon — der „Zwölfte" verließ mit leichtem Herzen das Grab der Opfer. Er hatte im Siege die Schmach vergessen, es war keine Spur von Rachegefühl mehr in seiner Seele. Im Frieden gründete sich der ehemalige Sträfling von Cherbourg sein Haus. Die edle, milde Gräfin Charlotte Pückler wurde, zehn Jahre nach dem zweiten Einzuge in Paris, seine Gemahlin. Der Oberst von Wedell wurde General und galt für einen der vorzüglichsten Truppenführer der königlichen Armee. Seit 1846 lag der General von Wedell mit seiner Division in Bromberg, als 1848 der polnische Aufstand ausbrach. Da zeigte der 63jährige General, daß all das Feuer und die rastlose Energie des jugendlichen Schill'schen Officiers noch lebendig waren in ihm. Sein Federbusch wurde der Schrecken der polnischen Insurgenten, seine Erscheinung der Trost und die Zuversicht der deutschen Landsleute, und endlich war er es, der die letzten Reste des polnischen Heeres bei Bardo auseinander sprengte und so die deutsche Bevölkerung des Großherzogthums von der brutalen Unterdrückung der Polen befreite. Die Dankbarkeit der deutschen Bewohner Posens sendete 1851 den Befreier, den rastlosen General von Wedell, als Abgeordneten für Bromberg in die erste Kammer. Da hat sich der tapfere General nicht wohl befunden, er hat seine Pflicht gethan, so gut er's vermochte, aber der ehemalige Officier von Schill und der Gefangene von Cherbourg, der Mann der Thaten, nicht der Worte, war doch herzlich froh, als im folgenden Jahre schon sein Mandat erlosch. Gleich darauf wurde er Generaladjutant Sr. Majestät des Königs und Gouverneur der Bundesfestung Luxemburg, 1855 aber General der Cavallerie.

Da saß nun der „Zwölfte" hoch oben auf dem grotesken Felsenhorste von Luxemburg, mit hellem Auge schaute er hernieder in die Lande der Belgier und der Niederländer, deren Könige ihn mit ihren höchsten Orden decorirten, aber er schaute auch in die französischen Landschaften hinüber, über welche abermals ein Bonaparte gebot, ein dritter Napoleon herrschte mit eiserner Gewalt und glatten Redensarten, ein Herrscher, den die Fürsten Europa's bewunderten, weil er gegen die Bewegung der Völker zwar auch kein anderes Mittel wußte, als die brutale Kartätsche und das dumme Bajonnet, die freche Polizei und die gemeine Spionage, aber diese traurigen Mittel mit Glück angewendet hatte.

Wedell schaute ernst hinüber, er wußte, daß es nur ein wirksames Mittel giebt, die Revolution zu bekämpfen und den Völkern das Heil zu bringen. Wer die Revolution nicht geistig zu bestreiten und aus ihrem Gegentheil heraus zu besiegen vermag, der arbeitet mit Kartätschen und Bajonnet nur für die Revolution.

6.

Im Jahre 1855 war es, da hielten einige prachtvolle und glänzend bespannte Hofequipagen des Kaisers Napoleon III. zu Paris vor dem Hotel Mirabeau in der Friedensgasse und, geleitet von kaiserlichen Ceremonienmeistern und Kammerherrn in Gala, sah man einen greisen Herrn in der preußischen Generalsuniform, von seinen Adjutanten und andern Officieren gefolgt, die Treppen hernieder eilen. Der greise Herr war der Generaladjutant des Königs von Preußen, Gouverneur von Luxemburg, General von Wedell, welcher in außerordentlicher Mission seines Souverains in Paris eingetroffen war und jetzt von den höchsten Hofteamten des gekrönten Bonaparte in feierlichem Aufzuge zur Audienz in das Schloß der Tuilerien geleitet werden sollte.

Es war Wedell, es war der „Zwölfte", den der Bonaparte, der dritte Napoleon, mit den höchsten Ehrenbezeigungen zu seinem Hoftager geleiten ließ!

O ja, es giebt doch eine Vergeltung, auch auf Erden!

Die schimmernden Karossen donnerten über das Pflaster von Paris, mit unbeweglem Antlitz saß Wedell dem kaiserlichen Ceremonienmeister gegenüber, nur auf den Platz, auf welchem der Obelisk von Luxor steht, machte er den preußischen Officier, der ihn begleitete, durch eine Handbewegung aufmerksam.

„Der Platz Ludwig's XV.," sagte Fruillet de Conches, der kaiserliche Ceremonienmeister, erklärend.

Wedell verneigte sich leicht, er kannte den Platz gut genug, den Platz, der erst nach Ludwig XV. hieß, der dann das Schaffot Ludwig's XVI. trug und Revolutions-Platz genannt wurde. Eintrachts-Platz wurde er später getauft, aber Wedell hatte hier in Parade gestanden 1814, Preußen, Oesterreicher, Baiern, Würtemberger, Russen, die ganze siegende Eintracht der deutschen und europäischen Rache gegen Napoleon's Zwingherrschaft — und nun saß doch wieder ein Bonaparte in jenem Tuilerienschloß?

Halt! Trommelwirbel, Spiel, der französische Marsch, die kaiserliche Schloßwache steht unter dem Gewehr und macht die Honneurs vor dem „Zwölften", der langsam die Stufen zum Pavillon Marsan hinaufstieg. Die Hundert-Garden, die in großer Gala an den Thüren schildern, sie salutiren vor dem alten Schill'schen Manne, der vielleicht an Cherbourg und die Karre denkt.

Während der General von Wedell Audienz hat in dem gro-

Digitized by Google

sen Salon hinter der Dianen-Gallerie, hat auch ein altes, kleines Männchen mit dünnem, weißem Haar, das mit dem General von Luxemburg gekommen ist, eine Audienz und zwar bei einer Dame. Das alte, kleine Männchen hatte seinen General in allem Glanz davonrollen sehen und wollte eben in seine Wohnung zurückkehren, als ein Hausdiener zu ihm trat und ihn um einige Augenblicke bat, denn eine Dame wolle ihn sprechen. Der kleine Alte sah den überelegantem Gasthofdiener mit einer halb verlegenen, halb lächelnden Miene an, als wollte er sagen: „Sie befinden sich sicherlich in einem schweren Irrthum, mein gepuhter junger Herr; sehen Sie mich doch an und Sie werden selbst begreifen, daß ich es nicht sein kann, den eine Dame zu sprechen wünscht!“

Der Kellner aber sahr sahr hatt aller Antwort mit der Hand durch die genialen Locken, lächelte höttlich, öffnete eine Thür und rief mit lauter Stimme: „Der Herr, welchen Madame besohlen hat!“ dann ließ er den Kleinen eintreten und schloß die Thür hinter ihm. Der Alte stand in einem sehr eleganten Zimmer, eine in braune Seide gekleidete, ziemlich wohlbeleibte Dame, die ihn sehr freundlich aus ihren hübschen dunkeln Augen ansah, kam ihm entgegen. Der Alte im blauen Rock, der mancherlei Bänder im Knopfloch trug, verneigte sich höchst geschmeichelt, denn die Dame gefiel ihm sehr, obwohl sie schon in reisem Alter war und sicher über fünfzig Jahre zählte. Die Dame nöthigte den kleinen Alten höflich, Platz zu nehmen und ein Glas Liqueur mit ihr zu trinken, endlich begann sie das eigentliche Gespräch mit der Frage: „Sie gehören zum Gefolge des Herrn preußischen Generals, mein Herr, der mir die Ehre erzeigt hat, in meinem Gasthofe abzusteigen?“

„Allerdings zu seinem Gefolge, Madame,“ entgegnete der Alte in ziemlich gewagtem Französisch; „ich bin kein Diener Sr. Excellenz, königlicher Beamter, Madame, Steuerofficier außer Dienst, aber ich wohne im Hause Sr. Excellenz, denn wir sind alte Kriegscameraden!“ Der kleine, vom Alter gekrümmte Mann richtete sich bei den letzten Worten stolz auf und fuhr, da die schmucke Dame ihm verbindlich zulächelte, mit großem Selbstbewußtsein fort: „Seine Excellenz hat mich eingeladen, sie nach Paris zu begleiten, wissen Sie, Madame, nur der Erinnerung wegen; ich bin nämlich mit Sr. Excellenz schon drei Mal nach Frankreich gekommen, und da meinten sie, daß es doch hübsch wäre, wenn wir auch das vierte Mal zusammengingen.“

„Sie kennen also den Herrn General schon lange, mein Herr?“ fragte die Dame.

„Seit Anno 1809,“ entgegnete der Alte nachdenklich und wiegte das weiße Köpfchen, „ja, ja, Anno 1809; Du lieber Gott, wer hätte das gedacht, als wir damals Beide Gefangene in Cherbourg waren!“

„In Cherbourg?“ rief jetzt die Dame, „wirklich, in Cherbourg? so ist er's, ich habe mich nicht geirrt! War der Herr General von Wedell 1809 Gefangener in Cherbourg, mein Herr?“

Die Dame verrieth eine große Aufregung.

„Sr. Excellenz und ich,“ erwiderte der Alte, der sich nicht vergaß, „wir waren in jenem Jahre zu Cherbourg als Gefangene an eine Karre geschmiedet; an der Karre haben wir unsere Bekanntschaft gemacht, Madame; der Bonaparte hat uns selbst zusammengeschmiedet, Se. Excellenz und mich, das hat gehalten. Er verstand sich auf's Schmieden, der Bonaparte.“

Der Alte plauderte so eine ganze Weile fort, ohne darauf zu achten, daß sich die Dame zurückgelehnt hatte und ihn mit scharfen Blicken aufmerksam musterte. Plötzlich traten der französischen Dame ein paar kleine Thränen in die Augen, die sie indessen mit den Wimpern verdrückte; sie richtete sich hastig auf, faßte die Hand des kleinen Alten und rief lebhaft: „Sie sind ein Ungeheuer, Frédéric, Sie verdienen gar nicht, daß ich mich Ihrer erinnere, denn Sie haben Ihre kleine Freundin von Cherbourg ganz vergessen!“

Erschreckt durch die französische Lebhaftigkeit war der gute alte Friedrich Kühns, der ehemalige Schill'sche Unterofficier, aufgestanden, die Dame aber zog ihn mit einem kräftigen Ruck wieder nieder zu sich und fuhr hastig fort: „Ja, ja, Sie sind ein Ungeheuer, Frédéric, Sie sind mir nicht treu geblieben, obwohl Sie uns das so oft geschworen haben, mir und meiner Schwester, dieser armen Dorine; ja, ich bin Florine, Monsieur Frédéric, die kleine Florine Noirot aus dem alten Hause in der Hafenstraße zu Cherbourg — o! wie viele Bonbons habe ich Ihnen gegeben! Großvater Lachetarde hielt mich für eine Gefräßige darum, aber ich ließ es mir ruhig gefallen, um nur Ihnen recht viele Bonbons geben zu können, und nun haben Sie mich undankbar vergessen! O! auf diese Ueberraschung war ich gar nicht vorbereitet; als ich vorgestern den Namen des Herrn Generals nennen hörte, da klang mir der so bekannt; ich suchte gestern unter den Papieren meiner armen Mutter und des Großvaters, bis ich den Namen fand; richtig, er war es, aber es konnte mehrere des Namens geben; sollte das mein Jugendfreund Henri aus Cherbourg sein? das mußt du wissen, dachte ich, ich ließ Sie rufen, ei! ich hatte keine Ahnung, daß ich einen zweiten alten Freund finden würde! Henri und Frédéric — von 1809 bis 1855 — Cherbourg und Paris; o! wenn meine arme Mama noch lebte, wie würde die sich freuen! und diese arme Dorine und der liebe kleine Großpapa Lachetarde!“

Einen Augenblick verzog Dame Florine wehmüthig den Mund und schwieg, gleich darauf aber lachte sie wieder und plauderte so unaufhaltsam und so in einem Gusse weiter, daß der brave Herr Friedrich Kühns gar nicht die Möglichkeit fand, auch nur ein einziges armes, kleines Wörtchen einzuschieben, obwohl ihm seine Jugendfreundin von Cherbourg zum zwanzigsten Male wenigstens befahl: „Ei, so reden Sie doch, Frédéric, sprechen Sie, sagen Sie mir, ob Sie mich ganz verändert finden, ob Sie auch nicht ein Zug mehr an das kleine Mädchen von 1809 erinnert!“

Als der kleine Alte die Unmöglichkeit erkannte, sich durch Worte verständlich zu machen, begann er mit großem Eifer zu nicken und streichelte dazu höchst zärtlich die derbe, sehr fleischige Hand, welche ihm seine Jugendfreundin überlassen. Er war sehr erfreut, daß er auf diese Weise wenigstens einigermaßen vermochte, seine Gefühle an den Tag zu legen.

Nach und nach erst kam einigermaßen Ordnung in das Gespräch; das heißt, Madame nahm immer noch den Löwenantheil für sich, aber sie ließ doch hier und da ein Wort über den General zu, während sie dem Herrn Kühns in höchster Ausführlichkeit den Tod ihres armen Großvaters, den Tod ihrer armen Mutter, den Tod ihrer armen Schwester Dorine, den Tod ihres armen Mannes schilderte, denn „arm“ waren, echt französisch, in den Augen der wohlsituirten, lebenslustigen Frau Alle, welche das Unglück gehabt hatten zu sterben, mochten sie auch, wie der alte Herr de Lachetarde, das höchste Alter erreicht haben. So feierten Dame Florine und Herr Friedrich Kühns das Fest des Wiedersehens mit etlichen Thränen, mehreren Gläsern Liqueur und einer eigentlich ganz unbilligen Menge von Worten. Als der General von Wedell zurückkam von der kaiserlichen Audienz, stattete ihm Kühns sofort Rapport ab über dieses Wiedersehen, und der General eilte sofort in höchster Freude, das Kind seiner Wohlthäter, seiner Retter zu begrüßen.

Die Leute, die Dienerschaft wie die Gäste, im Hotel Mirabeau haben sich in jenen Tagen nicht wenig den Kopf darüber zerbrochen, was wohl der Gesandte des Königs von Preußen so lange und so oft mit „Madame“ zu besprechen haben könne!

7.

Das französische Kaiserthum hatte in jenen Januartagen 1855 den General von Wedell mit Zuvorkommenheiten überhäuft; der Greis aber fragte sich, als er heimkehrte in sein Gouvernement nach Luxemburg, ob die Ehre, die ihm die Bonaparten angethan, als sie ihn nach Cherbourg an die Karre schickten, nicht doch noch größer gewesen, als die, welche sie ihm zu Paris in den Tuilerien erwiesen!

Das war der Gedanke, der den „Zwölften“ beschäftigte bei der Heimfahrt! Zu Luxemburg feierte General von Wedell am 15. April 1856 sein sechzigjähriges Dienstjubiläum, und nicht nur die preußische Besatzung der Bundesfestung beging dieses Fest mit ihrem General, sondern auch die Bevölkerung der Stadt feierte es mit, eine Bevölkerung, die sonst den preußischen Gouverneurs eben nicht besonders freundlich gesinnt zu sein pflegt. Der alte Wedell aber, der hatte es doch verstanden, mit den Leuten da fertig zu werden, und so erklärte die Bürgerschaft feierlich: „Unser Militär-Gouverneur hat, seit er dieses hohe Amt bekleidet, nicht versucht, sich gefürchtet zu machen, er zog es vor, sich verehren zu lassen. Große und Kleine, Arme wie Reiche, lieben und verehren ihn!“

Die Orden und Ehrenzeichen aller Souveraine schmückten den alten Schillianer von Cherbourg, und im Jahre 1858 erhielt er

auch die höchste Auszeichnung im Königreich Preußen, den hohen Orden vom Schwarzen Adler. Erst am 1. Juli 1860 nach 64jähriegem treuem Dienste trat Leopold Heinrich von Wedell in den Ruhestand, und er war auch da noch eine frische männlich kräftige Erscheinung, so würdig und gewinnend auch im äußern Auftreten, daß häufig Fremde, die ihm begegneten, stehen blieben und achtungsvoll den Hut vor ihm zogen.

Die letzten Lebenstage des greisen Kriegers waren nicht ungetrübt, er mußte noch seine geliebte Gemahlin begraben und seinen König, an dem er mit wahrer Begeisterung gehangen; er eilte nach Berlin, um ihn zur Gruft zu geleiten. Noch bei der großen Fahnenweihe König Wilhelm's und bei dem Krönungsfeste sah man den ältesten dienenden preußischen Soldaten in ungebrochener Rüstigkeit. Zwei Tage darauf war er todt: am 22. Januar 1861, ein halbes Jahrhundert nach den elf Cameraden, starb der „Zwölfte!"

Blätter und Blüthen.

Eine Engländerin Königin der Sandwichsinseln. Ein englischer Seeofficier schreibt von Honolulu, der Hauptstadt der Sandwichsinseln: „Der Premierminister der Regierung ist Herr Wylie aus Ayrshire, dessen Tochter Emma vor einigen Jahren der König Kamehameha's heirathete, der nun auf dem Thron der Sandwichsinseln sitzt. — ... Der König ist ein Vollblut-Kanaka (wie die Eingeborenen genannt werden) und ein großer, hübscher Mann, von so stattlichem Ansehen und höflichem Wesen, wie man es nur bei uns finden kann. Er besitzt gebildete Neigungen, tanzt gut, ist auch etwas musikalisch und hat bei alledem eine sehr einnehmende bescheidene Würde. Seine Bescheidenheit kann man am besten erkennen, wenn man eine Stelle aus einer Rede anführt, die er kürzlich bei einer großen öffentlichen Gelegenheit hielt, wo er sagte: „Ich bin der bescheidene Beamte eines bescheidenen Staates." Ich habe ihn, seit wir hier sind, mehrmals im Privatgesellschaften getroffen und kann ihn sehr freundlich und angenehm. Die Königin (Emma) ist sehr zurückgezogen und da ich sie nur einmal gesehen habe, so kann ich nicht viel über sie sagen, was Sie interessiren würde." — Einem Prinzen der Sandwichsinseln begegnet man in London oft auf der Straße. Er ist ein großer, sehr schön gewachsener junger Mann, stets einfach elegant — natürlich englisch — gekleidet und dessen schönes, braunes Gesicht einen sehr intelligenten und angenehmen Ausdruck hat. Der Prinz ist in Paris erzogen.

Das Wallroß und sein Junges. Zu einem eben erschienenen Reisewerke findet sich folgende Stelle aus der Beschreibung eines Wallroßjägers: „Eine Kuh und ein Kalb wurden angegriffen, und die Kuh hatte bereits eine verlorene Harpune im ihrem Rücken. Ich habe in meinem ganzen Leben nichts Interessanteres und Rührenderes gesehen, als die wundervolle mütterliche Liebe, welche dies arme Wallroß an den Tag legte. Als sie an der Harpune saß war und das Boot rollehend durch die Gewässer riß, war ich im Begriff sie durch den Kopf zu schießen, um Zeit zu gewinnen, die andern zu verfolgen; aber Christian rief mir zu, nicht zu schießen, da sie ein Junges bei sich habe. Obgleich ich sehr wenig Achtung nicht verstand, so sparte ich meinen Schuß und als ich genau das Wallroß betrachtete, als es an die Oberfläche kam, um Luft zu schöpfen, bemerkte ich, daß sie ein sehr junges Kalb unter ihrem rechten Arm hatte und sah, daß er es harpunirten wollte. Aber wenn immer er seine Waffe schwang, um sie zu werfen, schien die alte Kuh auf die Richtung derselben zu achten, stieß ihren eigenen Körper dazwischen und schien mit Vergnügen mehrere Harpunen aufzufangen, die für das Junge bestimmt waren. Endlich traf eine wohlgezielte Lanze das Kalb, und wir zogen dann die an die Kuh befestigten Leinen an uns und tödteten sie mit den Lanzen. Christian hatte zum Zeit und Athem mir zu erklären, warum er so begierig war, sich des Kalbes zu versichern, und er gab mir eine praktische Illustration seiner Absicht, indem er das unglückliche Junge mit dem Stiel seiner Lanze sanft „aufstocherte". Dies veranlaßte, daß das arme kleine Thier einen eigenthümlichen, klagenden, grunzenden Schrei ausstieß, der ganz außerordentlich ausdrucksvoll Angst und den Wunsch nach Hülfe aussprach, und Christian sagte, daß dieser Ruf sogleich die ganze Heerde um das Boot herumbringen werde. Unzählichemale hatten wir aber so viel Zeit gebraucht, unsere arme kleine lockende zu bekommen, daß die andern alle bereits außer Schußweite waren, und sie übrigen ihren jungen Verwandten seinem Schicksal, welches ihn schnell in Gestalt eines lanzenstoßes von dem unbarmherzigen Christian ereilte. Ich glaube, ich werde niemals die Gesichter des alten Wallroßes und seines Kalbes vergessen, wie sie nach dem Boot zurückblickten! Das Gesicht des Letzteren drückte solch entsetzliches Schrecken und zugleich Vertrauen aus in die Macht der Mutter es zu beschützen, wie es unter ihrem Arm dahin schwamm; und das Gesicht der alten Kuh zeigte solche stumme Herausforderung, Alles, was nur immer in unserer Macht, für selbst zu thun, und doch wieder solche schreckliche Angst für die Sicherheit ihres Kalbes!"

Ein sehr zweckmäßiges Gesetz, welches wohl der Auffrischung bedürfte, wurde im Jahr 1770 von dem englischen Parlament zum Schutz der Männer erlassen. Durch dasselbe wurde bestimmt: „Alle und jede Frauen, was immer für Alter, Rang, Gewerbe oder Grad sein möge, ob Jungfrauen, Mädchen oder Wittwen, die nach Erlassung dieses Gesetzes irgend welche Ihrer Majestät männliche Unterthanen betrügen und zur Ehe verführen würden durch Vorstümerien, Schminke, kosmetische Waschwasser, falsche Zähne, falsches Haar, spanische Wolle, Reifen, eiserne Schnürbrüste, aufgestopfte Hüften und hohe Hacken — dieselbe Strafe erleiden sollen, welche gegen Hexerei oder ähnliche Verbrechen bestimmt ist, und die unter solchen Umständen geschlossenen Ehen sollen, nach Ueberführung der schuldigen Partei, null und ungültig sein."

Bock's Buch in Heften 4. Auflage.

Die dritte, 10,000 Exemplare starke Auflage des schon bei seinem ersten Erscheinen mit **allgemeinem Willkommen** begrüßten Werkes:

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen

von **Dr. Carl Ernst Bock,**
Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.
Mit 38 seinen Abbildungen.

ist vergriffen und die **vierte,** durchgehends verbesserte und vermehrte ist soeben in der **ersten Lieferung** erschienen.

Der Verfasser sagt darin in einer Ansprache an das Publicum:

„Jeder Mensch hat von Natur die Macht und deshalb auch die Verpflichtung, sich und, soweit es in seinen Kräften steht, auch seine Mitmenschen gesund und bei langem Leben zu erhalten. Denn Krankheiten, frühzeitiges Altern und vorzeitiges Sterben sind ebenso wenig wie Gesundbleiben und ein langes Leben weder Zufälligkeiten noch Voraussbestimmungen, sondern die nothwendigen Folgen unseres Verhaltens; sie hängen von ganz bestimmten Ursachen ab und gehen nach feststehenden Naturgesetzen vor sich. Es ist deshalb die Aufgabe jedes wirklich Gebildeten, überhaupt Jeden, der den Namen „Mensch" verdienen will, sich mit seinen Bedingungen und Gesetzen nicht nur vertraut zu machen, sondern denselben auch nach Kräften nachzukommen, um Krankheit und frühen Tod zu verhüten.

Das vorliegende Werkchen soll den Leser mit den Bedingungen zur Gesundheit und zum langen Leben, soweit es zur Zeit die Wissenschaft vermag, bekannt zu machen. Es lehrt deshalb, gestützt auf den Bau und die Verrichtungen unseres Körpers und seiner einzelnen Organe, ebenso die Pflege des gesunden, wie des kranken Körpers. Müttern und Lehrern ist es aber vorzugsweise deshalb gewidmet, weil diese die Macht haben, durch richtige Erziehung der Kinder ein in körperlicher, wie geistiger und moralischer Hinsicht gesünderes und besseres Menschengeschlecht, als das jetzige ist, zu erzielen.

Bock."

Die anerkannte Gemeinnützigkeit dieses Buches und die glänzende Aufnahme, welche es in seinen drei ersten Auflagen überall gefunden, wo deutsche Zungen reden, überhebt die unterzeichnete Verlagsbandlung jeder Anpreisung desselben.

Die 4. Auflage des **Buches vom gesunden und kranken Menschen** erscheint wieder in **sieben,** in monatlichen Zwischenräumen auf einander folgenden Lieferungen. Der Subscriptionspreis jeder Lieferung von 5—6 Bogen ist nur 7½ Ngr., wofür auch der weniger Bemittelte im Stande ist, sich diesen Helfer in der Noth nach und nach anzuschaffen.

Leipzig, im Mai 1861.

Die Verlagshandlung.
Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 23. 1861.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

Der Abend war gekommen. Reichardt hatte am Nachmittag seine Uebersiedelung bewerkstelligt und, als er Mathildens Zimmer verschlossen gefunden, einen Gang in die Stadt hinein gemacht, in der ihm eine neue Hoffnung zu einer gesicherten Existenz blühen sollte. Erst beim Abendessen war er mit seiner früheren Gefährtin wieder zusammengetroffen und hatte diese dann in Gesellschaft eines Theils der übrigen Sänger nach dem Theater begleitet. Mathilde hatte ihm, ehe sie in ihrer Garderobe verschwand, angedeutet, sich einen passenden Platz zwischen den Coulissen zu suchen, und er gewahrte bald neben einem großen Verspätglück ein Eckchen, aus welchem er Alles übersehen konnte, ohne doch bemerkt zu werden, und so trug er sich dorthin einen Stuhl, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Nach kurzer Zeit schon erschien der Director, bereits fertig geschminkt und völlig costümirt, warf durch das kleine Loch im Vorhang einen Blick auf die sich versammelnde Menge, rieb sich die Hände und verschwand wieder in den Seiten-Coulissen. Reichardt hörte seine halblaute Stimme bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Theaters; nach Kurzem aber erschien er mit zweien der männlichen Acteurs im vollen Costüm wieder und begann Stück für Stück ihres Anzuges zu mustern. „Bon! bon!“ sagte er, „es wird sich mit der Zeit machen; jetzt aber Sie, Monsieur, noch einmal den Mantelwurf beim Abgange, damit ich ruhig sein kann, und dann Sie, Monsieur, die Erhebung der Arme, damit wir nicht ein lebendiges Kreuz vor uns haben; der Geschmack, Messieurs, der Geschmack muß da sein; commençons!“ Die beiden gebotenen Bewegungen wurden durchgemacht, während Herr Meier, der Bariton, erschien und mit der Miene eines über alle Vorübungen erhabenen Künstlers sich auf sein Schwert stützte.

„Eh bien, Monsieur Meier, was ich bemerken wollte,“ wandte sich der Director an diesen, „Sie wissen, nicht zu viel Süßigkeit, lieber etwas mehr Kraft!“ Der Baritonist nickte nur mit dem süßesten Lächeln, während der Erstere wieder zu dem Loche am Vorhang eilte.

Nach einer Viertelstunde erschienen endlich zwei der Damen, und während einzelne der Sänger in gravitätischem Schritte die Bühne maßen, an ihrem Costüm zupften oder summend eine Glanzstellung versuchten, entspann sich unter den Uebrigen ein halblautes Zwiegespräch. Aus dem Zuschauer-Raume klangen einzelne Piano-Accorde, und der Director überflog seine Streitkräfte. „Mademoiselle Heyer noch nicht sichtbar?“ fragte er, nach der Uhr blickend. Unruhig that er einige Schritte nach der Coulisse, blieb aber dann unentschlossen stehen und begab sich wieder nach seinem Loche zurück. Außerhalb begann das Publicum sich ungeduldig bemerkbar zu machen. „Madame Meier, würden Sie nicht einmal nach der Garderobe sehen —?“ wandte sich der Director wie im Kampfe zwischen Nothwendigkeit und Bedenken zurück; Mathildens Erscheinen in der Coulisse aber schnitt seine ferneren Worte ab, und Reichardt meinte sein Herz vor der wunderbaren Hoheit der Gestalt, welche sich ihm zeigte, erbeben zu fühlen. Reiche antike Gewänder fielen von der Schulter, den Arm völlig frei lassend, in künstlerischer Drapirung herab, und nur der glänzende Gürtel deutete die Feinheit der Formen an; ein blitzender Reif schien den lose aufgebundenen, tiefschwarzen Haarreichthum zu halten, unter welchem ein Gesicht, frei von Schminke, wie aus weißem Marmor gemeißelt, erschien. So ernst, als lebe sie bereits in dem Geiste ihrer Rolle, trat sie „in die Mitte der Bühne und sagte einfach: „Wir können beginnen!“

Des Directors Blick hatte ihre Bewegung verfolgt, und eine Art Verzückung schien in seinem Gesichte aufzusteigen, ihn für einige Secunden alles Uebrige um sich her vergessen machend. „O,“ sagte er endlich mit einem tiefen Athemzuge, der ihn wieder in das gewöhnliche Leben zurückzubringen schien, „der Geschmack, ja der Geschmack muß da sein!“ und damit gab er durch leises Klatschen das Zeichen zur Gruppirung. Das erste Klingelzeichen erfolgte, und vom Piano erklang eine rauschende Einleitung, mit dem zweiten Zeichen flog der Vorhang auf, und ein Chor, so kräftig, als es nur die geringe Zahl der Darsteller erlaubte, begann.

Reichardt hörte italienische Musik, die er nicht kannte, und italienische Worte, die er nicht verstand — er war sein Lebtag kein Verehrer der leichten italienischen Richtung gewesen — aber sein Auge ruhte bewundernd auf dem Bilde, welches die Gruppe vor seinen Augen bot. Mathilde, hoch aufgerichtet, schien die Erfüllung eines ihrer Befehle zu erwarten; vor ihr, demüthig gebeugt, das Gesicht mit dem vollsten Ausdruck von Schmerz und Bitte zu ihr erhoben, stand der Baritonist und begann seine Stimme mit der des unter gruppirten Chors zu mischen. Es war wirklich ein Künstler, dieser Meier, seine Töne, so süß und eindringlich, schienen die Klagen einer zurückgestoßenen Liebe zu sein, in seinen Mienen wie seinen Bewegungen lag eine Tiefe der Empfindung, wie sie die Natur selbst kaum wahrer hätte schaffen können; in Mathildens Gesichtsausdruck aber schien mit jeder seiner Noten nur ein größerer Widerwille hervorzutreten, und jetzt, mit einer majestätischen Handbewegung Alles um sich her zurückweisend, begann sie eine jener großen italienischen Cavatinen, deren Töne

bald in ihren weiten Intervallen wie Blitze einschlagen, bald in ihren weichen Melodien das ganze Leid einer Seele auszudrücken scheinen, bald in ihren Rouladen das Wallen des südlichen Blutes verrathen. Reichardt saß in seinem Versteck, seine Sinne nur in Auge und Ohr vereinigt; er hatte weder von dieser Macht ihrer Stimme, noch dieser geschulten Fertigkeit, noch dieser Fähigkeit des tragischen Ausdrucks eine Ahnung gehabt; sie war, wie sie hier stand, eine völlig Fremde für ihn, und faß mit einer Art Aengstlichkeit suchte er in ihrem Gesichte das auf, was ihn an die Mathilde außerhalb des Theaters erinnern konnte.

Ein völliger Sturm des Applaufes brach nach dem ersten Satze in dem gefüllten Hause los; sie schien aber kaum darauf zu achten und nur in der Handlung der Scene zu leben; der Baritон hatte sich ihr genähert und seine Bitten von Neuem begonnen; wieder zurückgewiesen begann er dringender und leidenschaftlicher zu werden, und jetzt entspann sich ein Duett, in welchem Reichardt bald nicht mehr wußte, was er mehr bewundern sollte, den Gesang oder die Wahrheit des Spiels; Meier's Gesichtsausdruck schien eigens für derartige Scenen geschaffen zu sein, immer drängender und süßer flehend wurden seine Töne, immer schmerzlicher seine Züge, bis endlich große Thränen, helle, wirkliche Thränen über die geschminkten Backen rollten. Reichardt meinte, das Schluchzen werde ihm jetzt gleich die Stimme abschneiden, aber jetzt schien der Mann erst in die ihm zusagende Höhe der Empfindung gelangt zu sein. Daß die so Angelockte erweicht werden mußte, ließ sich kaum anders erwarten; sie neigte sich nach einem langen innern Kampfe zu ihm, und mit dem jubelnd einfallenden Chore, von dem brausenden Applaus der Zuhörermenge begleitet, führte er die Gewonnene ab.

Beide waren in Reichardt's unmittelbarer Nähe in die Coulisse getreten, und kaum hier angelangt wollte Mathilde sich von ihrem Begleiter wegwenden, als dieser, wie in Ekstase, sich ihrer beiden Hände bemächtigte und wie halberstickt von seiner Empfindung in deutschen schmerzlichen Tone, der seinen Gesang bezeichnet, ausrief: „Mathilde, Mathilde, fühlst Du denn noch immer nichts?"

Sie wollte sich mit einer kurzen Bewegung frei machen, aber er hielt sie fest und fiel vor ihr auf die Kniee. In ihr bleiches Gesicht stieg das Roth des Zorns. „Sie schämen sich also wirklich nicht, Sie, ein verheiratheter Mann, ein schutzloses Mädchen zu verfolgen?" rief sie mit dem Ausdrucke der bittersten Verachtung.

„O Mathilde, sieh meine Thränen!"

„Sie haben wieder getrunken, Herr, das ist Alles!"

Reichardt, von Ueberraschung gefesselt, wußte nicht sogleich was zu thun; da sah er den Bariton aufspringen und seine Arme ausbreiten, hörte: „O Mathilde, ich kann Dich nicht lassen!" und wollte hinzueilen, als eine kräftige, klatschende Ohrfeige auf des Liebenden Gesicht fiel, die diesen einen Schritt zurücktaumeln machte; im gleichen Augenblicke war auch das Mädchen verschwunden.

Auf der Bühne gingen eben die letzten Töne des Schlußchors in dem neuausbrechenden Beifallssturme unter.

Reichardt fand es jetzt nicht für gerathen, seine Anwesenheit kund zu thun; er wartete, bis der abgewiesene Liebhaber, der sich rasch zu fassen schien, als er den Aeschylus inne wurde, davon ging, und verließ dann seinen Versteck.

Auf seine Frage, wo er wohl die Schwester finden könne, wurde er nach einem der Garderobezimmer gewiesen und nicht ohne eine Art von Befangenheit klopfte er hier an. Er hielt es für seine Pflicht, dem Mädchen zu sagen, daß er die eben stattgefundene Scene belauscht, daß sie sich als unter seinem Schutze betrachten möge, und daß er beabsichtige, dem Menschen eine gebührende Lection zu geben; demohngeachtet fühlte er sich auf so völlig fremdem Boden, kannte so wenig die möglichen Beziehungen und den herrschenden Ton in derartigen Kreisen, daß er nicht wußte, ob es nicht vielleicht discreter sei, nichts gesehen zu haben.

Sein Pochen blieb ohne Antwort, und erst als er den Mund an die Thür legte und halblaut sagte: „Max ist es, Mathilde!" schob sich der innere Riegel zurück. Mitten unter den reichen Gewändern und Schmuckgegenständen, welche überall in dem kleinen Raume ausgebreitet lagen, blickte ihm Mathilde, in ein leichtes Tuch gehüllt, mit einem Gesichte entgegen, das sich zu lächeln bemühte und es doch nicht vermochte, mit Augen, von welchen eben die Thränen gewischt zu sein schienen und die dennoch im hellen Wasser schwammen — und Reichardt dachte nicht mehr an die Indiscretion, die er sich gestürchtet hatte zu begehen. „Ihue Dir keinen Zwang an, Mathilde," sagte er, ihr die Hand entgegenstreckend, „ich bin willenlos Zeuge des letzten Auftrittes hinter der Coulisse gewesen; sage mir nur, ob ich als Dein Bruder handeln darf, und ich denke, der Mensch soll Dich nicht mehr belästigen!"

Ein tiefes Roth war bei seinen ersten Worten in ihr Gesicht gestiegen, das nur langsam sich wieder verlor. „Du warst Zeuge?" erwiderte sie, sichtlich ihre Erregtheit niederkämpfend, „gut, so habe ich Dir vom Vorgefallenen dieser Art nicht erst zu erzählen. Laß es aber nur," fuhr sie, seine Hand drückend, fort, während trotz ihres Ringens nach Fassung ihre Augen immer wieder überquollen, „ich werde allen Quälereien dieser haltlosen Stellung ein Ende machen und mir den nöthigen Schutz verschaffen — morgen schon. Heute Abend aber sprechen wir noch ein Weiteres mit einander. Ich habe in der zweiten Abtheilung nur einmal, gleich zu Anfange, zu singen. Hole mich hier ab, sobald ich durch bin, damit wir allein nach Hause kommen — und nun geh, damit ich mich nicht mehr aufrege, als jetzt für meine Stimme gut ist!" Sie drückte ihm von Neuem die Hand, und er ging, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Auf der Bühne hatte bereits eine neue Production begonnen; er stieg die kurze Treppe nach einer der Theaterlogen hinauf und setzte sich im Hintergrunde derselben nieder; aber er hörte wenig von der Scene. Seine Gedanken waren bei dem Mädchen, welches das Ungeheure ihrer Stellung so tief empfand und dennoch sich an dem eigenen Muthe und dem Vertrauen auf die innere Kraft immer wieder aufrichtete. Eine warme Theilnahme an ihrer Lage begann sich seiner zu bemächtigen, er grübelte, woher ihr wohl der Schutz, den sie sich so schnell zu verschaffen gedachte, kommen solle, ob sie wohl daran denke, ihren jetzigen Beruf zu verlassen, und unwillkürlich trat das Bild einer musikalischen Wirksamkeit an ihrer Seite vor seine Seele. Er Musiklehrer, während sie sich schnell zu seiner Unterstützung herabwürden würde; sie Kirchensängerin und er vielleicht später am gleichen Orte Organist, beide in den besten Familien eingeführt, überall geehrt und geachtet — es lag eine Stille und behagliche Ruhe in dem Bilde, die ihm nach der Unsicherheit und Rastlosigkeit seines bisherigen amerikanischen Lebens eigenthümlich wohl that. Die Scene war zu Ende, eine neue hatte begonnen, aber kaum riß ihn der lärmende Beifall des Auditoriums für Augenblicke aus seinen Träumereien, und erst als Mathildens silberklare, mächtige Stimme an sein Ohr schlug, raffte er sich wieder zur Wirklichkeit empor.

Als er kurze Zeit nach ihrem Abtreten sich an ihrer Garderobe meldete, fand er sie bereits zu seiner Begleitung fertig. An seinem Arm gehangen schritt sie, ohne die fragenden Blicke der übrigen Sänger zu beachten, nach dem Ausgange; nur als sie hier auf den Director traf, welcher mit einer tiefen Verneigung zur Seite trat, blieb sie stehen und sagte: „Ich gehe, Monsieur Fonfrède, da ich doch heute nicht weiter nöthig bin; ich möchte Sie aber bitten, mir morgen früh eine halbe Stunde in meinem Zimmer zu gönnen."

Reichardt sah, wie es in dem Gesichte des Mannes aufleuchtete, ähnlich dem Ausdrucke, welchen Jener bei Mathildens ersten Auftreten in seinen Zügen beobachtet hatte. Das Mädchen aber neigte nur leicht den Kopf und zog ihren Begleiter nach der matt erleuchteten Treppe. Wortlos schritten Beide neben einander hinab, bis sie die Straße erreicht hatten.

An der vorderen Ecke des Theatergebäudes stand ein Mann mit weißem Sommerhute, der langsam aus ihrem Wege trat, als sie die Stelle passirten. Fast war es Reichardt, als hänge sich das Mädchen beim Anblick des Wartenden fester an seinen Arm. „Ich glaube, der Mensch folgt uns," sagte sie nach einer Weile halblaut, „laß uns schärfer gehen!"

„Und was liegt daran, wenn er uns folgt?" fragte er mit einem neuen Aufluge von Besremdung.

„Daß er im Stande ist, uns aufzureden und an unserer Seite zu bleiben," erwiderte sie, ihren Begleiter zu schärferem Schritte drängend; „ich möchte aber jetzt weder eine Szene von ihm hören, noch Dich in einem Wortwechsel mit ihm sehen!"

Reichardt gab schweigend ihrem Drängen nach; als er aber beim Umbiegen der nächsten Ecke zurückblickte, sah er wirklich in geringer Entfernung den Agenten ihrem Wege folgen.

Eine Viertelstunde später saßen Beide in Mathildens kleinem Zimmer im Hotel. Das Mädchen hatte sich, ihrer Umhüllungen entledigt, wie erschöpft in die Polster des Divans fallen lassen und die Hand vor die Augen gedrückt, während Reichardt einen Stuhl herangezogen und sich mit dem unverhüllten Ausdrucke von Theilnahme zum stiller Spannung ihr gegenüber niedergelassen hatte.

„Sieh, Max," begann sie endlich, ihre Hand sinken lassend und das Auge, in den sich Innigkeit mit einem Anstrich von Trübsinn seltsam mischte, zu ihm aufschlagend, „Du bist der Einzige auf meinem ganzen Lebenswege, der mir eine Theilnahme gezeigt hat, die nicht zumeist nur der eigenen Selbstsucht diente, und darum will ich gegen Dich so wahr sein, als ich es nur gegen mich selbst sein könnte. Was mich herüber in die neue Welt gebracht," fuhr sie nach einem kurzen Athemzuge fort, „ist eine einfache Geschichte, wenn sie auch nicht zu den gewöhnlichen gehört. Ich war kein Mädchen wie andere; ich mochte nicht still sitzen, nicht nähen und nicht kochen, wollte nichts als leichtfertige Dinge treiben, Schauspiele lesen, singen, musiciren und declamiren, und meine Jugend war durch die Zwangsmaßregeln, die mich zu einem „ordentlichen Frauenzimmer" machen sollten, so trübe, als sie nur sein konnte. Den einzigen Lichtpunkt darin bildete meiner Mutter Bruder, ein alter Junggesell und leidenschaftlicher Musiker, der Einzige, der mit mir in meinen Neigungen sympathisirte. Er brachte mir die Anfangsgründe der Musik bei, begann trotz meiner Jugend mit mir einen regelrechten Cursus im Singen und ließ mich zwischen seinen vier Wänden meinen Leidenschaften nach Herzenslust nachhängen. Aber er ging, noch ehe ich erwachsen war, zur Verbesserung seiner Lage nach New-York — er war es, den ich dort zu finden gehofft und der mir auch durch einzelne Andeutungen den ersten Gedanken eingegeben, mich aus der beengenden Welt, wie sie mich drüben umgab, hierher zu retten, wo für jedes Talent und jedes redliche Streben sich freier Raum findet. Und ich führte den Gedanken aus, als mein Vater gestorben war, als meine Mutter jeden Augenblick freier Zeit zur nothwendig gewordenen Erwerbung des Lebensunterhaltes forderte. Ich hatte bis dahin, trotz des Widerstrebens meiner Eltern, meine Gesangstudien fortgesetzt, hatte jeden von meinem Toilettengelde ersparten Groschen für Lectionen ausgegeben und daneben mir die nothwendige Kenntniß der italienischen und französischen Sprache verschafft. Ich hoffte sicher, wenn auch nicht als Künstlerin, so doch als Lehrerin meinen Unterhalt zu verdienen, und glaubte daneben Kraft genug zu haben, um auch im schlimmsten Falle selbstständig für mich bestehen zu können. Aber ich habe lernen müssen, daß es das größte Verbrechen einer Frau ist, nicht nur Frau, sondern Mensch im Allgemeinen sein zu wollen, zu dessen Bestrafung sich Jeder, Mann wie Frau, gleich berufen fühlt.

„Als ich in New-York einsah, daß unser beider Weg nicht zusammen gehen könne," fuhr sie, einen Moment das Auge senkend, fort, „nahm ich den Vorschlag an, einer sogenannten italienischen Opernsgesellschaft, welche sich zu einer Tour nach dem Süden rüstete, beizutreten. Derselbe Agent, den Du hast kennen lernen, war es, der mich in unserm Boardinghause hatte singen hören und mich zu dem Director geleitete. Ich sang vor diesem — Arien, die ich längst während meiner Studien durchgeübt, und ward angenommen; das erste Concert fand statt, ich erlangte mit einigen gut einstudirten Piecen einen größern Erfolg, als ihn wahrscheinlich die Gesellschaft bis dahin gehabt, und von diesem Augenblicke an begannen meine Erfahrungen. Ich hatte es verschmäht, mich unter den Schutz der einzigen vertheiratheten Frau in unserer Truppe zu begeben, lebte und studirte für mich, und jeder meiner Schritte ward von dem weiblichen Personale mit Achselzucken und halblauten Bemerkungen begleitet. Das verachtete ich und ging mit tauben Ohren meinen Weg weiter. Bald aber begann sich eine eigenthümliche Aenderung in dem Wesen der Männer zu zeigen. Der Director hatte schon nach den ersten Abenden seiner höflichen Amtsmiene eine wunderliche Süßigkeit beigemischt; er schien sich über ein Cassium meiner Wahl begeistern zu können, und bei nöthigen Bemerkungen kaum den Ton rüschichtsvoll genug treffen zu können; ich hatte anderthalben schon am ersten Tage des Mannes aufrichtige Begeisterung für die Kunst kennen lernen — sie ist eine Art Stedenpferd für ihn, dem er wohl selbst einen Theil des Vermögens, das er besitzt, opfern würde, und schrieb sein Benehmen ebenso dieser Eigenthümlichkeit wie seiner wohl etwas altfranzösischen Erziehung zu. Daneben schien der Agent — der mit uns immer etwas von oben herab verkehrte, wie der Geltmann, an welchem das ganze Heil von uns armen Bagabunden hing — mich plötzlich mit besonderen Augen zu betrachten. Seine anfängliche Protector-Miene wich einer leichten Umgangsweise, welcher sich indessen bald eine Art Vertrautheit in seinem Tone beigesellte, zu welcher ich ihm am wenigsten ein Recht gegeben, die aber auch seinen rechten Halt für eine Zurückweisung hat. Ich regelte mein Benehmen ihm gegenüber noch strenger als bisher, ohne dadurch indessen eine andere Wirkung zu erzielen, als daß er sich eines Tags lächelnd nach mir beug und halblaut sagte: „Sie spielen die Spröde, Miß, und es steht Ihnen allerdings entzückend; ich denke indessen, wir werden uns bald besser verstehen!" Ich hatte diesmal ein passendes Wort für ihn auf der Zunge, aber er hatte sich weggewandt, ohne meine Entgegnung abzuwarten.

„Das veränderte Benehmen beider Männer gegen mich war schnell genug in dem übrigen Kreise bemerkt worden, und ich kannte in den Mienen und der Begegnungsweise meiner Umgebung nur zu gut wahrnehmen, welche Art von Betrachtungen darüber angestellt wurden; fast schien es mir aber, als sei erst dadurch unser Bariton ermuthigt worden, mir Aufmerksamkeiten zu witmen, die in seiner gebundenen Stellung schon an sich Beleidigungen waren, und trotz der entschiedensten Zurückweisung mich auf Tritt und Schritt mit seiner süßsüßmachenden Miene zu verfolgen. Heute aber erst, wo er sich, dem Dufte nach, einmal wieder durch eine Quantität Greg auf die gehörige Gefühlshöhe für die Vorstellung gebracht, ist er soweit gegangen, wie Du es gesehen — mag er indessen jetzt bei Seite bleiben, ich habe noch vor beiden Vorigen zu erwähnen — Du wirst vergessen, und wir besanden uns auf der Fahrt von Louisville hierher. Außer den Damen unserer Gesellschaft, welche immer zeitig ihr Bett suchten, war fast kein weiblicher Passagier auf dem Dampfboote, und ich saß Abends noch allein im Damensalon, allerhand Träumereien hingegeben. Da kam der Director an und bat, noch ein Viertelstündchen mit mir plaudern zu dürfen; ich mochte es nicht abschlagen, so gewiß ich auch war, dadurch einen neuen Stoff zu heimlichen Klatschereien zu geben, und mit einem förmlichen, fast ehrerbietigen Wesen trug er sich einen Stuhl in meine Nähe. Es war nichts mehr und nichts weniger als ein Heirathsantrag, welchen er mir machte. Er zog Papiere aus der Tasche, um mir nachzuweisen, daß er nicht an unser jetziges Unternehmen gebunden sei, sondern ein Vermögen besitze, das ihm genug zum Unterhalt abwerfe; setzte aber hinzu, daß er sehnlichst wünsche, an meiner Seite der Kunst dienen zu dürfen, bis ich selbst den Geschmack an ihrer Ausübung verlieren würde. Seine ganze Rede war so würdig und gehalten, jedes Wort athmete so viel Achtung gegen mich, daß ich mich nicht nur nicht beleidigt fühlen konnte, sondern daß ich ihm nicht einmal, obgleich mein Auge auf sein ergrautes Haar fiel, durch eine schroffe Abweisung wehe thun mochte. Ich sagte ihm, daß ich noch nie an einen Schritt, wie er ihn mir vorgeschlagen, gedacht habe, daß er selbst wohl auch besser thue, mich erst längere Zeit kennen zu lernen, und daß wir Beide für die nächste Zeit kein Wort lieber als noch nicht gesprochen ansehen wollten. Er reichte mir, ohne durch eine Miene seine Täuschung zu verrathen, mit einer Verbeugung die Hand. „Mein Wort ist gesprochen, Mademoiselle," sagte er, „und es wartet Ihrer Entscheidung, mögen Sie diese nun jetzt oder erst zu späterer Zeit geben!"

„Am nächsten Abend erreichten wir St. Louis, der vorausgegangene Agent erwartete uns, und ich konnte es nicht hindern, daß er die Uebrigen den Aufwärtern im Hotel überließ, mit mir aber selbst ging, um mir mein Zimmer zu bezeichnen. Ich muß einige Worte von Wichtigkeit zu Ihnen reden, Miß, ehe ich wieder abreise, lassen Sie mich fünf Minuten bei Ihnen eintreten," sagte er, als wir die Thür erreichten; ehe ich jedoch einen Entschluß fassen konnte, war er bereits im Zimmer und zündete, wie um meine Besorgnisse zu beseitigen, eine helle Gasflamme an. Ich war ihm nothgedrungen gefolgt, er sah, daß es bei ihm zum Besuch, und er nicht bei mir, einen Stuhl für mich herbei, und als ich, mit dem festen Entschlusse keine Art von Ungebührlichkeit zu ertragen, mich gesetzt hatte, begann er: „Ich denke, Miß Heyer, daß wir Beide in dem einen Punkte gleicher Meinung sein werden, bei unserer jetzigen Reise den möglichst besten Gewinn herauszuschlagen. Bielleicht wissen Sie aber, daß Mr. Fonfride in Alton, was über den Geschmack hinausgeht, ein pures Fieud ist, und daß ich es bin, der das ganze Geschäft macht, während Sie

in Ihrer Person allein die künstlerische Anziehungskraft bilden. Jetzt frage ich Sie, warum wir Beide uns für den Nutzen Anderer quälen sollen? Nehmen Sie Ihr Talent und meine Geschäftsroutine von der Truppe, und es bleibt nichts. Ich schlage Ihnen ein Compagniegeschäft zwischen uns vor, am liebsten für das ganze Leben als Mann und Frau, was Ihnen auch zugleich die sicherste Garantie für meine Ehrlichkeit bietet; in acht Tagen will ich bessere Kräfte als die jetzigen bei einander haben, und in zwei Jahren sollen Sie eine reiche Frau sein. Was sagen Sie zu der Idee, die Ihnen vielleicht unerwartet kommt, die Sie aber jeder Abhängigkeit entreißt und Ihnen den vollen Ertrag Ihrer Begabung zusichert, Miß?"

„Ich sage, daß ich meinen eingegangenen Contract halten werde," erwiderte ich ihm kalt. „Im Uebrigen habe ich meinen jetzigen Beruf mehr der Befriedigung, welche mir die Kunst gewährt, als einer hohen Gewinnes wegen ergriffen."

„Genau, was ich als erste Antwort von Ihnen erwartete," lachte er, „indessen, meine theure Miß," setzte er ernster hinzu, „wissen Sie nun, warum ich Ihnen näher trat, und ich denke viel zu hoch von Ihrem Verstande, als daß ich nicht die nähere Erwägung meines Vorschlags von Ihnen erwarten sollte. Selbst wenn man nicht nur den Gewinne allein nachgeht, wird der Klinge nicht seine besten Kräfte opfern, nur um andern Leuten die Taschen zu füllen — namentlich wenn er es in der Hand hat, sich eine eigene sorgenfreie Zukunft zu gründen. In einigen Tagen sehen wir uns wieder," setzte er, seinen Platz verlassend, hinzu, „und dann wollen wir den Gegenstand noch einmal aufnehmen."

„So—" schloß Mathilde mit einem tiefen Athemzuge ihre Erzählung, „so ist jetzt meine augenblickliche Stellung in dieser Truppe. Die Constiere, die sich daraus entwickeln müssen, scheinen mir schon heute Abend mit der handgreiflichen Zurückweisung Meier's begonnen zu haben, und will ich den nachfolgenden aus dem Wege gehen, will ich die Unannehmlichkeiten meiner haltlosen Lage nicht bis zum Boden durchkosten, so muß ich einen raschen, bestimmten Entschluß fassen — und nun, Max, nachdem Du Alles gehört hast," fuhr sie fort, ihre Hand auf die seine legend, „sprich Deine Gedanken gegen mich aus — offen, so offen als ich mich Dir gegeben!"

Reichardt nahm des Mädchens Finger leicht zwischen seine beiden Hände, und in seinem Gesichte begann es wie ein klarer, beglückender Entschluß aufzuleuchten. „Als Du in New-York nicht wußtest, wohin allein in der großen Stadt," begann er lächelnd, ihr in das große, tiefe Auge blickend, „da führten wir das Geschwister-Verhältniß zwischen uns ein, Mathilde. Wir hätten das, trotz aller obwaltenden Verhältnisse, wohl nicht gethan, wenn unsere Seelen nicht etwas Verwandtes gehabt hätten, das uns zu einander zog. Das Geschwister-Verhältniß erwies sich nicht ganz stichhaltig," fuhr er mit einem neuen Lächeln fort, vor welchem sich ihre Wangen leicht färbten, „und heute, wo Du Dich fragst, wohin allein in der weiten Welt, sitzen wir wieder beratbend bei einander. Warum ergreifen wir nun nicht ein Auskunftsmittel, das so nahe liegt, Mathilde? Mir sind die besten Hoffnungen auf einen reichen Erwerb durch Unterricht hier gemacht, um Dich wird sich Alles reißen, was nur einer Sängerin bedarf — wird das wandernde Leben von Dir, gieb mir die Hand, und wir gehen morgen früh zum nächsten Friedensrichter, um uns durch seine Lage dieses Lebens wieder von einander trennen zu lassen!"

Es war ein Ton der vollsten Innigkeit, mit welchem die letzten Worte gesprochen waren, und des jungen Mannes Auge glänzte wie in der vollsten Genugthuung seines Herzens. In Mathildens Gesicht war eine glühende Röthe eingetreten; aber sie sahlen den Blick nicht nieder, ihre Hand umfaßte warm die seinige, und plötzlich brachen wie zwei helle Bäche die Thränen aus ihren Augen.

„Mathilde, warum denn weinen?" rief Reichardt, als überkommen ihn selbst eine plötzliche Rührung; das Mädchen aber erhob sich rasch und neigte sich über ihn, zwei, drei rasche, heiße Küsse brannten auf seinen Lippen, dann, in ausbrechendem Schluchzen, wandte sie sich nach dem andern Ende des Zimmers.

Der junge Mann war aufgesprungen. „Gott, was ist es denn, Mathilde? habe ich denn mehr gesagt, als nur völlig natürlich ist?" rief er; sie aber wandte ihm das Gesicht langsam wieder zu. „Laß nur, es ist schon vorüber," sagte sie, während in ihren Zügen ein Lächeln mit ihrer Erregung zu kämpfen schien. „Ich danke Dir, Max," fuhr sie herantretend und ihre Hand ihm entgegenstreckend, fort, „ich danke Dir aus der Tiefe meines Herzens, denn Du hast mich so glücklich gemacht, wie Du es selbst nicht weißt — aber, Max, es kann ja nun und nimmermehr sein, was Du aussprachst!"

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Ernst Rietschel.

Von Berthold Auerbach.

III.

Ich habe eines Festes erwähnt und muß dies mit einem andern nachtragen. Es war einer jener wunderbaren Momente, daß auch Lessing, der erste Kämpfer für deutsches Wesen gegen die Allmacht des Franzosentumes, seinen Triumpheinzug in Paris gehalten hat. Rietschel's Lessingstatue wurde auf der großen Kunstausstellung in Paris als eines der bedeutendsten Werke moderner Plastik mit dem großen Preise gekrönt. Rietschel erhielt den großen Orden und drei- oder viertausend Franes als Ehrensold dazu. Die Kunstgenossen und die Freunde Rietschel's brachten ihm hierauf einen Fackelzug. Ich war bei Rietschel mit andern Freunden, als die Musik erscholl, die Fackeln leuchteten und das Hoch ertönte und er die Anrede der Begrüßenden erwiderte. Er ließ uns lange nicht fort, als Musik und Fackellicht längst verklungen und verschwunden war.

Nach der Ausstellung der Schiller-Goethegruppe fühlte sich die ganze Dresdner Künstlerschaft gedrungen, dem Meister ein Zeichen der Huldigung und der Liebe zu geben. Im „Deutschen Haus" wurde am 14. Februar 1857 das Fest zu Ehren Rietschels gehalten, mit allerlei Tischsprüchen und Gesängen. Ich hatte die Freude, daß ich den Trinkspruch auf die Schiller und zugleich auf den Meister Rietschel's, auf Rauch, anzubringen hatte, dessen Büste — ein unvergleichliches Meisterwerk, wie nicht leicht eins zu finden — Rietschel gefertigt hatte und die nun im Festsaale aufgestellt war. Ich führe hier die früher genannten Verse an, die an sich keinen Werth haben, die aber dadurch einen Werth gewinnen mögen, daß sie dem Meister und Freunde so herzliche Freude bereiteten:

(Melodie: Prinz Eugen der edle Ritter ꝛc.)

Gotthold Lessing, der edle Ritter,
Kam herauf, wie ein Gewitter,
Das die Luft reich durchbricht.
Er that schlagen die Pauken,
Daß sie mußten niedersinken,
Und einem ward Deutschlands Geist.

Und als die Pauken waren geschlagen,
Thät er nun den Trompeten sagen,
Was das wahre Leben sei:
Laßt nur frei die Herzen schlagen,
Künden, was sie in sich tragen,
Trotz Protestieren und Sklerici.

Und als die Hand des Dramaturgen
Einsetzschrieb die alten Burgen,
Drin der Ungeschmack gemist,
Klar es auch im schönen Münster,
Daß nicht blos zu führen wußt' er,
Auch zu dan'n was ewig ist.

Und mit der Eisenfaust von Göthen
Thät dann Goethe scharf ausroden
Jede Schaar der Fremdelei'n;
Trug hinan die höchsten Höhen,
Wen wunnen je der Poesie gesehen
Zum Himmel hinauf und zur Erde hinein.

Und mit seiner reinen Götterstrahe
Schiller zeigt dem reinen Auge,
Neben wesenlosen Schemen,
Welche Männer im Freundschaftsbunde —

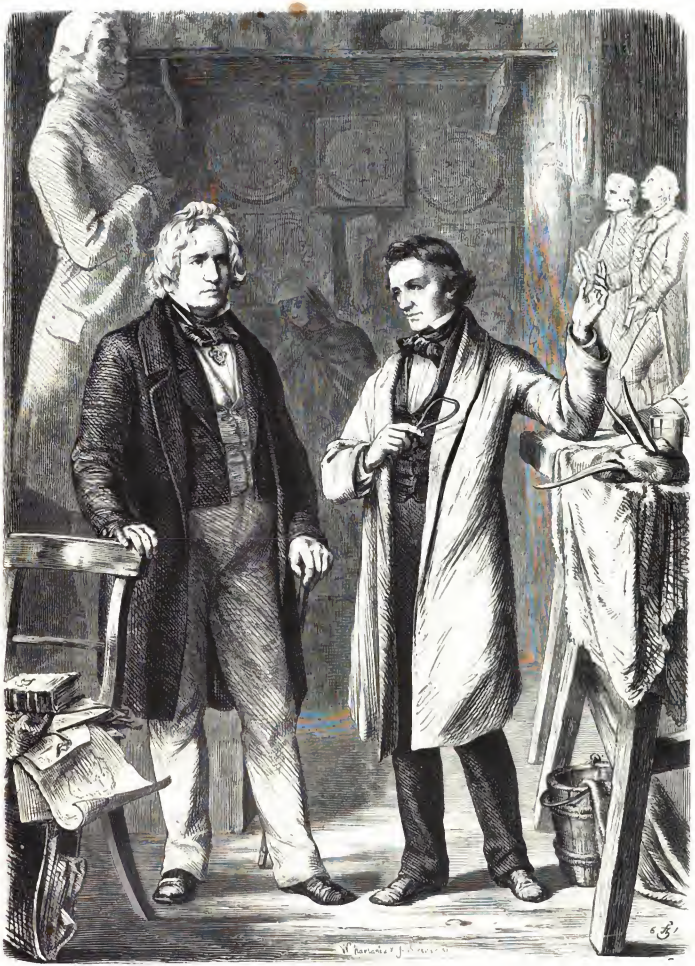
Deutschland hatte hohe Stunde,
Die zwei großen Herzen in eins.

Doch auch die Großen müssen sterben
Und den Tod der Erst' beerben,
Der sie tief'n die höchste Trauer.
Soll'n wir nimmer sie wieder leben?
Nimmer ihnen vor Augen stehen?
Nein, sie wieder auf's Leben gebracht!

Und Ernst Rietschel ward erlesen,
Sein zu schaffen, die gewesen
Und erreicht unterdessen Zeit.
Auf! Du Trias deutscher Geister!
Dich erweckt ein neuer Meister,
Ewig tag' uns Leben hinein!

Seht in Erz das Bild der Besten:
Lessing's sieben, Goethe's seinen,
Prang und Schiller's Sammelring;
Alles hat er neu gestaltet,
Daß es nah und nie veraltet,
Jedem treulich Zeig für Zeig.

Auf, ihr Geigen und Trompeten,
Ihr Clarinetten und ihr Flöten,
Stimmt in mit'ne Worte ein:
Hoch! Der edle tapfre Meister,
Der die Trias deutscher Geister
Uns wiedergab so groß und rein!



Rauch und Rietschel im Rietschel'schen Atelier.
Original-Zeichnung von Paul Thumann.

Ich muß hier leider noch ein Stück aus der Schmach unsers deutschen Daseins verzeichnen. In jedes Deutschen Leben wirft die Zerfahrenheit und Rechtslosigkeit unserer vaterländischen Zustände einen dunkeln Schatten. Abgelehen davon, daß der äußere Ertrag auch der Schiller-Goethe-Gruppe ein sehr geringer war, wurde dem Meister auch noch das künstlerische und materielle Recht seiner Arbeit verkümmert. Rietschel hatte bald die Gruppe zum Zimmerschmuck in verkleinertem Maßstab ausgearbeitet. Nun aber wurde in Dresden selbst eine Nachbildung derselben gemacht und zugleich in vielen andern Orten, wo man sie in gebrannter Erde und nipptischhäßig mit Goldrändern, goldenem Lorbeerkranz und all dergleichen Unzier ausstattete. Gerade die Rietschel'sche Ausdrucksweise — und das ist von allgemeiner Bedeutung für die ganze Kunst — steht auf jener feinen Grenzlinie, wo sich Wirklichkeit und künstlerische Wahrheit eint; irgend ein Zug anders gemacht, vergröbert das Ganze und drückt es in die Trivialität hinunter. Rietschel war in seiner intersten künstlerischen Intention beleidigt durch den verunstaltenden und rechtswidrigen Diebstahl, und wie nun einmal die Begriffe von geistigem Eigenthum noch so verworren sind in Deutschland, es gab sogar Manche, die, auf nationales Besitzthum hinweisend, die Abwehr für unangemessen hielten.

Rietschel klagte bei Gericht und hatte viel Scherererei von dieser Sache, denn im processualischen Formalismus stehen wir den Engländern nicht nach, bei denen aber ein Künstler, der ein solches Werk geschaffen, für Lebenszeit ein sorgenfreies Dasein führen könnte. Rietschel mußte ein Zeugniß beibringen, daß er der Bildner der Schiller-Goethe-Gruppe sei. Der Nachdistoner wurde dann allerdings verurtheilt, aber noch oft, wenn wir über die Straße gingen, sahen wir in den Schaufenstern fremde verunstaltete Nachbildungen. Sollte der Künstler gegen jedes Einzelne Klage erheben? Er ließ die Sache auf sich beruhen, und Tausende kauften die fratzenhaften Nachbildungen, und Niemand dachte daran, daß man den Künstler verunehren und bestehlen helfe. künftige Zeiten werden es hoffentlich kaum mehr für möglich halten, daß man so mit einem Meister und einem Werke verfuhr, die die Ehre des deutschen Namens verkörperten.

Rietschel stand so hoch als Meister, und wahrhaft andachterweckend war es, wie er sein Verhältniß zu seinem Meister Rauch festhielt. Es ist ein bemerkenswerthes Beispiel, das dem bildenden künstler gegeben ist, einen lebendigen, unmittelbaren Meister zu ehren und ihm nachzueifern. Es war ein herzerhebender Anblick, Rietschel und Rauch nebeneinander hergehen zu sehen; die beiden großen Gestalten, anzuschauen, als ob sie sich selbst aufgebaut hätten. Rauch in mehr selbstbewußter, getragener Haltung, majestätisch und straff, Rietschel von gleicher Größe, aber in Haltung und Ausdruck sich mehr in sich zusammennehmend. Ich brachte den letzten Abend, den Rauch noch in Gesellschaft verlebte, mit ihm bei Rietschel zu. Der Blick, mit dem Meister und Schüler — der nun selbst ein so hoher Meister geworden — einander ansahen, die Art, wie sie einander zuhörten, zunickten, es steht in der Erinnerung als classisches, rein schönes Bild der Männerfreundschaft. An jenem Abend war Rauch zum letzten Male in Gesellschaft und trank das letzte Glas Wein. Der andere Tag fand ihn auf dem Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erhob. Es läßt sich denken, wie nahe Rietschel der Tod des Meisters ging, und er fand eine besondere Beruhigung darin, daß er die Büste des Meisters noch geschaffen hatte, die er abdadt, wenn ich mich recht erinnere, für Annweyen in Warmer ausführte.

Mit vielem Humor erzählte Rietschel oft, wie es ihm in seiner ersten Dresdner Zeit ergangen war, als er in die Lehre zum Bildhauer Pettrich kam, der ihm wenig lehren konnte. Rietschel unternahm es auf eigene Faust einen Auftrag auszuführen und zum ersten Male ein kolossales Werk, eine Neptunstatue für Nordhausen, zu modelliren. Er hatte sie vollständig aufgebaut, da merkte er zu seinem Schreck, daß sich die Thongestalt beugte, bald da, bald dort; er brachte Stützen von außen an, aber eines Tages fiel das ganze Modell zusammen. Er hatte nicht gewußt, daß man das Modell um eine schwere, feste Eisenstange herum aufbauen muß. Oft erzählte er auch, wie es ihm erging, da er im Atelier Rauch's das erste Relief machte. Es war zu sehr ausgeladen, und der Meister ging oft still an ihm vorüber und betrachtete die Arbeit; dann blieb er einmal stehen, nahm dem Schüler die Spachtel aus der Hand, als wollte er corrigiren, schnitt aber das ganze Relief vom Brett ab, so daß es sich langsam vorn überbeugte und zur Erde fiel. Zu seiner und seiner Freunde größter Erheiterung nahm er oft nach, wie es war, als das Relief eine so schöne Verbeugung machte und endlich vornüber fiel. Das Verhältniß zu Rauch war ein innig beglücktes. Rietschel erzählte gern davon, wie er den Meister nach München begleitet, ihm bei der Arbeit und namentlich auch in allen Schreibgeschäften und Rechnungen half. Auch davon erzählte er gern, wie er mit dem Meister bei Goethe war, um dessen Büste zu fertigen. „Als mich Goethe zuerst ansah, da war's, als ob dessen ganzes Geschick lauter Auge wäre, solch ein Auge sieht man nicht mehr auf der Welt." Als ich Rietschel einmal sagte, wie es zu den traurigsten Verlusten durch den Tod gehört, daß es kein Mittel giebt, um die Stimme, die Tonlage eines Abgeschiedenen zu vergegenwärtigen, und so auch ein ewiger Verlust bleibe, daß wir nicht wissen, in welchem Tone Goethe sprach — da versuchte Rietschel den vollen Brustton Goethe's nachzuahmen und er behauptete, daß er das gut verstehe. Rietschel hatte, bevor seine Krankheit ihn hinderte, selbst einen schönen klangreichen Brustton und er liebte die Musik, besonders aber den Gesang.

Wieder, als Rietschel den Auftrag zum Lutherdenkmal erhielt, war er krank. Er las viel historische Schriften aus der Reformationszeit. Er machte sich vertraut mit dem Wesen der darzustellenden Charaktere mit der ganzen Zeit-Anschauung. Eines Abends war ich mit Bendemann bei Rietschel, und das oft behandelte Thema kam wieder zur heißen Discussion. Rietschel wollte historisch getreu, aber auch weil es sich künstlerisch besser ausnimmt, Luther im Mönchsgewande darstellen, zumal da ja auch Luther damals, als er das welthistorische Wort: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders" — sprach, es in der That im Augustinergewande aussprach. Tet Chorrock mit den Orgelpfeifen, wie Rietschel die langen Falten nannte, waren ihm zuwieder; er gäbe kein Leben. Wir hielten ihm natürlich entgegen, daß Luther nun einmal so dargestellt werden müsse, wie er geschichtlich in der Verstellung der Menschen steht, wenn er auch den Chorrock erst später anlegte; daß es sich beim Monumente, das die ganze Persönlichkeit zusammenfaßt, nicht um neuen momentane Erscheinung handle, daß nicht nur der protestirende Luther, sondern der protestantische zu geben sei, nicht nur der höchste Moment der bewegenen Opposition, sondern auch die zur Ruhe gekommene geschichtliche That in seinen Folgen. — Allein diesem wußte Rietschel scharfe Gründe mit tiefer Beweisführung entgegenzustellen. Ueberhaupt war er bei aller Milde und Zartheit seines Wesens doch auch zu heftigem Gegenkampfe geneigt. Er liebte und verwarf entschieden; er hatte nichts von der schwächlichen Vermittlungssucht, die es mit nichts und mit Niemand verderben und es Allen recht machen will, und ich glaube, daß dies durchaus nicht im Widerspruch steht mit der Milde und innigen Güte des Wesens. Wer wahrhaft liebt, will und ganz, den muß naturnothwendig das Widersprechende abstoßen. Wer die Gesundheit und die Gerathheit will, muß alle noch so schön aufgeputzte Corruption und alle noch so gefälligen Beschönigungen streng und ganz verwerfen. Wer den Eifer hat, etwas, was in ihm steht, ins Werk zu setzen und zur Geltung im Leben zu bringen, kann nicht auch das Entgegenstehende gelten lassen. Das schließt natürlich die Menschenfreundlichkeit gegen die Träger der Gegensätze nicht aus; aber die Wahrung der eigenen Persönlichkeit und ihrer unerschütterlichen Ueberzeugungskraft ist ebenso Recht als Pflicht. Es giebt ein Letztes in der künstlerischen und ethischen Persönlichkeit, das nicht mehr zur Discussion gestellt, nicht mehr mit Beweisführung gestützt werden mag. Hier stehe ich, ich kann nicht anders — so ruft jede überzeugungsvolle Persönlichkeit zuletzt auf einem gewissen äußersten Punkte.

Die gehalte Faust, die Luther in zusammengedrängter Kraft auf die Bibel stemmt und damit jenes Urwort plastisch sichtbar ausspricht, das ist nicht nur im Geiste Luthers, sondern auch im eingeborenen Geiste des Künstlers ebenmäßig nothwendig. Weichlichere, flügsamere Naturen möchten wohl hier die aufgelöste Hand wünschen, ein sanftmüthiges Hinweisen mit den Zeigefinger auf die Bibel — aber Rietschel faßte geschichtlich und naturnothwendig die ganze Gestalt, als die aus innerster Glaubensüberzeugung kämpfende und siegesgewisse; das Hin und Wider ist vorbei, es gilt nunmehr den ganzen kriegerisch geschlossenen Einsatz der Persönlichkeit, der der letzte und höchste Beweis innerer, unbeugsamer Ueberzeugung ist.

Rietschel war überaus glücklich, als er endlich eine Wohnung in dem Abendrothschen Hause auf der Brühlschen Terrasse fand.

Er konnte den größten Theil des Weges nach seinem Atelier geschützt vor dem Regen zu Wasser zurücklegen. Wir hatten den letzten Winter von 1858 auf 59 eine feste, wöchentliche, abendliche Familien-Zusammenkunft mit Rietschel und einer andern uns beiderseits nahebefreundeten Familie. Rietschel war glücklich, wenn er bewirthen konnte, nur war er empfindlich, wenn man ihn mit der Billigkeit seiner Cigarren neckte, und er ließ sich endlich dazu herbei, für die Freunde eine bessere Sorte anzuschaffen.

Rietschel hatte es doch nicht unterlassen können, Luther im Mönchsgewande zu skizziren und daneben im Oberrock. Er stellte die Skizzen einigen wenigen Freunden vor. Er hatte es aber auch vermocht, der Gestalt im Oberrock derart Bewegung und künstlerischen Fluß zu geben, daß sich Alles für die Fassung entschied, in der wir jetzt das Werk sehen, das unstreitig zu den Größten gehört, was die deutsche Kunst geschaffen.

Eines Umstandes muß ich erwähnen, weil er ein Beitrag zur Charakteristik unserer allgemeinen und besondern Verhältnisse in Deutschland ist. Rietschel hatte vom Luther-Comité in Worms den Auftrag zum Denkmal erhalten. Nun aber klagte ein eingeborener Künstler aus dem engern hessendarmstädtischen Vaterlande, daß es unrecht wäre, Rietschel die Arbeit zu übertragen; es müsse eine Concurrenz ausgeschrieben werden. Ich fand hier anfangen, daß ich, hierwärts veranlaßt, einen Aufsatz „Thesen zur Frage der Concurrenz in Dingen der bildenden Kunst“ in die Allgemeine Zeitung schrieb. Ich brachte Rietschel den gedruckten Aufsatz nach seinem Atelier, wo eben seine Frau ihn abholte. Wir gingen miteinander — es war Abend — nach einer Bierwirthschaft am Ufer der Elbe; dort las Rietschel den Aufsatz, schalt, wie immer, daß ich zu viel aus ihm mache, neckte mich, daß ich da sehr ketzerische aristokratische Ansichten befunde, und hoffte doch auch Gutes davon.

Die hessendarmstädtische Regierung hatte sich vorbehalten, erst nach Ansicht des Rietschel'schen Entwurfs ihre Bestätigung zu geben. Rietschel mußte nach Darmstadt reisen. Es bangte ihm davor. Sollte es noch möglich sein, daß er, der sich so ganz in die Sache versenkt, abgewiesen würde? Oder gar, daß man ihm von außen her allerlei private Liebhabereien aufnöthigen wollte? Der alte Staatsrath J., der, wie ich glaube, damals Consistorialpräsident in Darmstadt war, gehörte zu den entscheidensten und einflußreichsten Persönlichkeiten in dieser Frage. Rietschel wurde nun in Darmstadt trotz alles Widerstrebens veranlaßt, als er J. besuchte, seine sämmtlichen Orden anzulegen. Und nun — es war zum höchsten Ergötzen, wie das Rietschel erzählte — von einer Frage, ob er die Ausführung des Denkmals erhalten werde, war durchaus keine Rede mehr, der alte J. war äußerst zuvorkommend, begleitete Rietschel bis auf die Straße, machte sogar den Kutschenschlag auf und hob ihn hinein.

Ein großer Kampf war Rietschel noch beschieden, während er am Luther arbeitete. Er erhielt den Ruf als Director der Akademie nach Berlin. Wir verhandelten mit einander darüber sehr viel, und als er sich endlich entschieden sollte, schrieb er mir — der Brief wird sich noch finden, ich war damals den Sommer über in Schandau — und ich anwortete ihm, daß es etwas gebe, das ihn unbedingt nöthige, den Ruf anzunehmen: das Lutherdenkmal rufe ihn nach Berlin. Noch war nur eine geringe Summe dafür zusammengebracht, und der Staat und die Hauptstadt des Protestantismus sei alsdann verpflichtet, das Denkmal zu Ende zu führen. Das half mit zur Entscheidung. Rietschel reiste nach Berlin, kam aber doch wieder ohne feste Verpflichtung. Er fürchtete zu sehr die Bureau-Arbeiten der Directien, die Nothigung viel zu sprechen, und überhaupt glaubte er, daß er nicht der Mann dazu sei, zumal bei seiner angegriffenen Gesundheit, rein zu entsprechen, was man von ihm erwarten mußte. Die reine und strenge Gewissenhaftigkeit bewährte Rietschel im Leben, wie in seinem Schaffen, und es kann nicht anders sein, als daß es sich in beiden zugleich bewährt. Zudem hatte man Rietschel ein kaum auskömmliches Gehalt geboten, wenigstens war es im Verhältniß zu seiner Dresdner Stellung nach dieser Seite hin durchaus nicht verlockend, und jetzt gab sich die sächsische Regierung alle Mühe, das eingeborene Landeskind, das die Zierde des Landes war, festzuhalten, und Rietschel hing mit inniger Neigung an seinem Heimathslande und an den altgewohnten Verhältnissen.

Es war im Hochsommer 1859, als ich Rietschel einen ganzen Tag für mich hatte. Er kam am Mittag zu mir nach Schandau, blieb über Nacht und athmete mit wahrer Wonne die milde Luft dort im Elbthale ein. Wir saßen noch lange in seinem Zimmer am Fenster und schauten hinaus auf den mondbeglänzten Strom und die dunkeln Berge. Am andern Morgen kam Rietschel ganz früh zu mir, um in den Berggarten an meiner Wohnung den Kaffee zu trinken. Wir saßen dort unter dem Kastanienbaum, die die heiße Mittagssonne uns vertrieb. Dann gingen wir in das Kirnitzschthal in den Wald, und hunderterlei, ach leider Vergessenes, was aber doch wie ein stilles ewiges Leben in der Seele ruht, sprachen wir da mit einander. Am Nachmittag war Rietschel voll Heiterkeit, da wir allesammt mit dem anwesenden Dingelstedt und dessen Frau und an Speise und Trank erlabten. Ich habe Rietschel selten so von Grund des Herzens lachen sehen, als damals, da bei Tische die beiden Frauen als geborene Oesterreicherinnen einander im Erzählen heimathlichen Scherzes überboten. Dann ging's wieder gemächlich hinaus in's schattige Thal, bis es endlich Zeit war, den Abendzug nach Dresden zu erreichen. Wir setzten über den Strom. Wir saßen noch eine Weile auf dem Bahnhofe, still hinausschauend nach den Schrammensteinen, die jetzt von der untergehenden Sonne erglühten, die hinter dem Lilienstein verschwand. Dann stieg Rietschel ein; wir hätten ihn gern in lauter Herzlichkeit getragen, so wohl und glücklich machte die Abwesenheit dieses herrlichen Menschen.

Ich kam zum Schillerfeste von meinem Landaufenthalte nach der Stadt. — Es waren wunderbar sonnige Tage, jene Tage vom 9. bis 11. November. Ich war viel bei Rietschel, der leider an keiner der öffentlichen Festlichkeiten Theil nehmen konnte. Ich ging am Mittag des 9. lange mit ihm spazieren, durch die Stadt und über die Terrasse. Ueberall wurden Kränze gewunden, Fahnen getragen, und alle Menschen, kein Stand ausgenommen, waren von dem einen großen Gedanken des Festes bewegt. Ich war erhoben, daß es uns Deutschen und uns Allen, deren Gedankenarbeit uns so oft von dem Gemeinedewußtsein auszuschließt, vergönnt war, einmal ein großes, nationales Culturfest mitzufeiern. — Es war in der Welt eine Stimmung, wie zu den olympischen Festen, aber größer und weiter, wie es eben die neue Welt mit sich bringt. Rietschel lächelte zu solchen hochgehenden Betrachtungen und sagte mich: „Sag' ehrlich, glaubst Du nicht, daß mehr Politik als Schillerverehrung dahinter steckt?“ — Ich erklärte ihm, wenn man das Bewußtsein, daß man einmal etwas Einiges habe, um das man sich sammle, den Gedanken, daß ein Mann und ein Name den edelsten Inhalt unsres Lebens ausdrücke, wenn man das Alles Politik nennen wolle: so sei dies allerdings dabei. Aber in der Einheit der Empfindung des gesammten Lebens liegt eben die Politik mit eingeschlossen. Unser deutsches innerstes Leben ist ein nicht loses politisches, sondern wir wollen das politische Leben in Einheit und Freiheit um der Bildung und Menschenhoheit willen. Rietschel gestand mir, daß er eigentlich blos gefragt habe, um sich bekehren zu lassen, und war nun selbst froh und glücklich.

Ich las Rietschel am Nachmittag die Aufprache vor, die ich im Auftrage des Comité's als erste Einleitung zum Festbankett halten sollte. Mehrere Freunde waren dagegen, daß ich diese Worte geradezu lese. Ich war aber der Meinung, daß ich es nicht darauf ankommen lassen dürfe, einen so hohen, nie wiederkehrenden Moment einer unmittelbaren Eingebung zu überlassen. Denn nichts ist peinlicher, als beim Niedersetzen sich sagen zu müssen: du hast nicht gesagt, was du sagen wolltest, hast es in anderer Weise oder gar ganz Anderes gesagt. Ein Vorbereitetes aber auswendig zu lernen, und sich den Schein zu geben, als ob es aus dem Momente entsprungen, erschien mir unwahr und unwürdig. Rietschel gab mir, im Widerspruche mit Anderen, Recht zu diesem Verfahren, und ich las die gesetzten Worte um so beruhigter. Auch am andern Tage war ich weder bei Rietschel. Er hielt sich still, wie ein Einsiedler, während draußen die helle Festfreude jubelnd durch alle Straßen und alle Herzen zog. — Das Goethefest 1849 hatte Rietschel noch mit feiern können. Er hatte damals im Harmoniesaale die sitzende Goethe-Statue drapirt, die so sehr gefiel, daß er sie in kleinerem Maßstabe zum Zimmerschmuck ausführen mußte. Das Schillerfest konnte der Bildner Lessing's, Goethe's und Schiller's nicht in der Gemeinschaft mitfeiern.

Nochmals im vorigen Sommer brachte ich einen ganzen Tag mit Rietschel zu. Wir saßen wieder miteinander im kühlen Waldthale. Rietschel war unruhig und besorgt, zog seinen Paletot bald an bald aus und besonders, als zwei Finken hüben und drüben am Berge einander immer zu schmetterndem Gesange auf-

reizten, hörte er mit Entzücken zu. Auch eine Goldammer pfiff auf einer Erle am Bach, und ich sagte ihm, daß man in meiner Heimath dem Gesange dieses Vogels allerlei Worte unterlegt; neben vielem Derben sagt man auch, daß die sechs kurzen Töne und der langgezogene Schlußton der Goldammer eigentlich heiße: „Wie, wie hab' ich dich so lieb!“

Als wir wieder über die Elbe fuhren, sagte Rietschel: „Es ist doch schön! Wie, wie hab' ich dich so lieb — singt der Vogel.“ Nochmals reichte er die Hand zum Wagenschlage heraus, hielt meine Hand fest und schaute mich noch lange an mit seinen treuen Augen, und das war das letzte Mal, daß ich in sein Auge schaute und seine Hand hielt. — Wenn ich wieder von Ufer zu Ufer fahre, werde ich des Liedes unsers Uhland gedenken:

Ueber diesen Strom vor Jahren,
Bin ich einmal schon gefahren;
Und von diesem Kahn umbrandet
Waren wir da zweien Genossen....

So, wenn ich verrauschter Tage,
Glücklicher, zu denken wage,
Muß ich stets Genossen missen,
Theure, die der Tod entrissen.

Doch was alle Freundschaft bindet,
Zu, wenn Geist zu Geist sich findet;
Gestig waren jene Stunden,
Gestern bin ich noch verbunden.

Pariser Bilder und Geschichten.

Von Sigmund Kolisch.

Moderne Marktschreier.

Gewöhnlich bezeichnet man Spanien und Italien als den classischen Boden der Charlatane und Charlatanerie, der Quacksalber, der Verkäufer von allerlei Wundertränken und allgemeinen Heilmitteln, kurz als die gelobten Länder ausgebeuteter Leichtgläubigkeit und irregeführter Unwissenheit. Gil Blas, Dulcamara und wie sie alle heißen mögen, die berühmt gewordenen Marktschreier der verschiedenen Länder, sie sind arglose Kinder im Vergleich zu dem ersten besten pariser Speculanten, Glücksritter, ja zu dem gewöhnlichsten pariser Geschäftsmanne.

Wer in Europa, sei es nun in dem alten oder modernen, kann sich mit Mengin, dem berühmten Bleistiftverkäufer messen, der als Ritter mit Helm und wallendem Federbusch, mit Musik und einem Wappen auf einem Wagen einherfährt, um auf öffentlichen Plätzen der gaffenden Menge seine Waare feil zu bieten, und der von sich rühmt und rühmen kann, daß er von derselben für mehr als eine Million Franken an den Mann gebracht habe.

Mit einer Offenheit, die Glück macht, erklärt es Mengin den Leuten, die sich, sobald er sichtbar wird, um ihn sammeln, warum er nicht wie gewöhnliche Menschenkinder, sondern in so „abenteuerlicher Weise auftritt, wenn er sein Gewerbe treibt. „Sie werden mich einen Charlatan nennen,“ sagt er ihnen, „weil ich mich in einem solchen Anzug darstelle und mit Musik anfange. Sie haben Recht; meine Verkleidung ist ein marktschreierischer Behelf; allein meine Bleistifte blieben trotz ihrer Vortrefflichkeit auf dem Lager, wenn statt des Helms eine gewöhnliche Mütze oder ein Hut mein Haupt und statt des weißen Mantels ein alltäglicher Paletot meinen Leib bedeckte.“ Und damit berührt der Philosoph der Straße den Kern des pariser Lebens und Treibens. Ohne Trompetenstöße, ohne Wind und Geräusch kein Gelingen, kein Erfolg. Für das stille Verdienst giebt es in diesem Meere von arbeitenden Kräften und arbeitenden Leidenschaften, das man Paris nennt, keinen Lohn.

Herr Merimé, der berühmte Novellendichter, hat eine Reise durch Spanien gemacht und natürlich ein Buch über das merkwürdige Land geschrieben, das von allen christlichen Ländern sich die meisten nationalen Eigenthümlichkeiten bewahrt und seine Sitten und Gebräuche am längsten der überwältigenden Einwirkung der Mode entzogen hat; allein der französische Reisebeschreiber, weit entfernt, sich mit all dem Ungewöhnlichen und Seltsamen, das er vorfand, zu begnügen, tischte seinen Lesern die abenteuerlichsten Erfindungen auf, wie z. B. das Märchen von dem Teufel, den die Frauen auf der pyrenäischen Halbinsel im Strumpfband tragen sollen, und dergleichen mehr. Bei einem Zusammentreffen mit dem Herzog von Rivas, dem angesehenen spanischen Poeten, von diesem befragt, warum er in seiner Reisebeschreibung Dinge, die nie waren und nicht sind, mitgetheilt habe, gab der Franzose die mehr offene als würdige Antwort:

„Sehen Sie, mein Freund, wenn ich die Dinge treu wiedergegeben hätte, wie sie sich vorfinden, so hätte mein Buch nicht angezogen und nur wenig Leser, noch weniger Käufer gefunden; aber etwas Unerhörtes, etwas Unmögliches, glücklich angebracht, ist eine Würze, die den Gaumen des Publicums reizt und den materiellen Erfolg einer Reisebeschreibung sichern.“

Der Schriftsteller Merimé geht von derselben Maxime aus, wie der Bleistiftverkäufer Mengin. Herr Merimé hat es bis zum Senator gebracht; wer weiß, ob es Mengin, mit der Begabung des Herrn Merimé ausgerüstet, nicht noch höher gebracht hätte.

Mengin, ohne sich viel in Schulen umgethan, ohne orthographisch schreiben gelernt zu haben, besitzt eine Naturberedsamkeit und einen Humor, von denen der Senator in dem Luxenbourg-Palaste bis zur Stunde keine Beweise gegeben hat. Mengin erheitert seine Zuhörer, und man möchte sagen, daß sie ihm eher für die gebotene Unterhaltung, als für die Bleistifte die Zweisousstücke hinwerfen. Ein eben so vollendeter Zeichner als Redner, fängt Mengin damit an, sich aus der Schaar, die ihn umsteht, einen Kopf auszusuchen, den er mit Blitzesschnelle als Zerrbild auf Papier wirft und alsbald der Menge zeigt, um darzuthun, wie trefflich sich mit seinen Bleistiften sogar zeichnen läßt. Der Hausen lacht auf über das Bild, und alle Blicke wenden sich abwechselnd nach der Person, welche unwillkürlich dem interessirten Zeichner gesessen, oder besser gesagt, gestanden, und nach dem lemischen Porträit. Diese Person, obgleich auf diese Weise dem Gelächter preisgegeben, weit entfernt sich verletzt zu fühlen, stimmt in das Gelächter ein, und die Heiterkeit ist allgemein. Nie und da ruft einer von den Umstehenden dem Marktschreier einen Witz zu, der diesem zu einer drolligen Antwort oder auch nur Grimasse Anlaß giebt und zur Erhöhung der Heiterkeit beiträgt.

Dieses Alles geht vor, während der Knappe hinter dem Ritter auf dem Wagen auf einem Leierkasten die Ouverture zu der Komödie spielt, welche der neugierige Haufen mit Spannung erwartet. Man kann nicht trefflicher als Mengin einen Boden für eine erwünschte Ernte bearbeiten. Der letzte Ton des Leierkastens verklingt, und Mengin ergreift das Wort.* Nachdem er sein Auftreten und seine Verkleidung, wie oben angedeutet wurde, erklärt hat, fährt er alse fert:

„Sie erkennen wohl mit mir, daß eine Waare nichts durch die Geschicklichkeit von ihrem Werthe verliert, mit welcher ein Verkäufer sie anzubringen weiß. Die künstlichen Mittel, welche ich angewendet habe, um Sie anzuziehen und Sie in Verbindung mit mir zu bringen, fallen von dem Augenblicke weg, als es sich um das Geschäft selber handelt. Könnte eine gute Waare schon dadurch, daß sie gut und wohlfeil ist, angebracht werden, ich brauche wahrlich dieser auffallenden Ankündigung nicht. Meine Bleistifte sind die ausgezeichnetsten, welche in Paris, der Hauptstadt nicht nur von Frankreich, sondern der civilisirten Welt, zu finden sind, und im Verhältniß zu ihrer Vortrefflichkeit spottwohlfeil, ich möchte sagen zu wohlfeil. Es steht zu befürchten, daß Leute, die Billigkeitsfimmel und Verstandsitz, ein edles Herz und einen edeln Geist besitzen, sich Vorwürfe darüber machen, daß sie für einen so brauchbaren, allen Anforderungen entsprechenden Gegenstand, wie ein Bleistift aus der Fabrik, welche ich vertrete, so geringes Geld, wie zwei Sous, bezahlt haben. Ich weiß wie weit der Excellmuth bei Franzosen, überhaupt bei Menschen gehen kann, welche vom Liebe der Civilisation erleuchtet sind; das, was ich hier sage, glauben Sie mir, ist tief gefühlte Wahrheit. Ich schweide nicht auf und

* Ich theile eine seiner Reden, die ich mir genierte und aufgezeichnet habe, fast wörtlich mit.

will es Ihnen beweisen. Glauben Sie wohl, daß ich für mehr als eine Million Franken, also zehn Millionen Bleistifte zu verkaufen vermocht, daß ich einen so guten Ruf erlangt hätte, wenn gegen meine Waare etwas einzuwenden wäre? Nimmermehr! Denn wenn der Franzose sich anerkennend zeigt dem Verdienste gegenüber, ist er unerbittlich gegen die Unredlichkeit. Dies der moralische Beweis, dessen Gültigkeit Sie wohl nicht bestreiten können, nicht bestreiten werden. Einen materiellen Beweis habe ich durch die Zeichnung geliefert, an welcher Sie die Festigkeit und zugleich Weichheit des Striches bewundern konnten. Sehen Sie außerdem, was so ein kleines Ding wie die Spitze einer Bleifeder, wenn diese gewissenhaft fabricirt ist, aushalten kann." Und nun schlägt Mengin mit einem gespitzten Bleistift so gewaltsam auf ein Bret, das vor ihm liegt, daß die Münzen, die sich auf demselben befinden, klirrend in die Höhe fahren. Wer zwei Sous hat, kauft, und Mengin hat seinen Zweck erreicht.

Mehr oder weniger — von Mengin findet sich fast in jedem Franzosen. In gesellschaftlicher, wie in geschäftlicher Beziehung liebt es der Franzose, sich bemerkbar zu machen, Aufsehen zu erregen. Es giebt viele Leute, die sich für den Salon, wie Schauspieler für die Bühne, wie Mengin vorbereiten, um irgend eine witzige Geschichte, einen komischen oder tragischen Vorfall anziehend wirksam zu erzählen. Es giebt eine Menge Leute, welche von ihren Salonerfolgen leben, durch diese Salonerfolge ihr Glück machen, einflußreiche Personen, Akademiker, Generaleinnehmer, Präfecten, Staatsräthe, Senatoren, Deputirte, Minister werden. Die Gabe, angenehm zu plaudern, gilt dem Franzosen mehr, als ausgedehnte Kenntnisse und große Fähigkeiten, als ein edles Streben und Tadellosigkeit des Charakters; drum befleißt er sich auch dieser Kunst vor allem. Wie in seinen Büchern, sucht der Franzose in seinen Gesprächen vor allem zu unterhalten, zu ergötzen. In Paris verzeiht man einem Menschen eher ein Verbrechen, als Langeweile, die er etwa verursacht. Die Marktschreierei wird zur Nothwendigkeit, sie ist die erforderliche Schwuranklage für das Verdienst, wie für die Mittelmäßigkeit, für die gänzliche Ohnmacht.

Herr . . . ist eine viel bekannte, vielgejuchte Erscheinung, der es zum Volksvertreter und Minister gebracht hatte und der, obgleich durch eingetretene Verhältnisse ohne Staatsamt, ein Mann von dem größten Einfluß ist, dessen Schutz und Empfehlung wie eine werthvolle Kostbarkeit gesucht wird, der mit den hochgestelltesten Personen aller politischen Farben in Verbindung steht und dessen Beziehungen zu Staatslenkern oder zu Candidaten künftiger Größe weit über die Grenzen des Landes hinausreichen. Der Minister dieses Staates ist sein Freund, der Führer einer mächtigen Partei jenes Staates ist sein Vertrauter. Mit diesem populären Vorsechter eines patriotischen Gedankens steht er im freundlichsten Verkehr, jenem anderen hat er Dienste geleistet, die Anerkennung finden und verdienen. Sein Salon wird von Berühmtheiten aller Zonen besucht. Verschlossene Thüren öffnen sich auf sein Wort. Feindselige Geschicke werden durch seine Fürbitte abgewendet, zürnende Erdengötter besänftigt. Handelsgesellschaften aller Art wählen ihn zum Unterhändler, wenn sie wichtige Geschäfte abzumachen haben, und betheiligen ihn am Gewinn, bei den größten industriellen Unternehmungen ist er betheiligt. Die Verwaltungscomités sind kaum zu zählen, denen er als Mitglied angehört; und doch ist er weder ein bedeutender Redner noch ein tiefer Denker, noch ein Gelehrter, noch ein Administrator, noch Schriftsteller, er steht nicht an der Spitze eines einflußreichen Blattes, dem er, wie ehemals Herr Bertin dem Journal des Debats, den außerordentlichen Einfluß verdankte, nicht einmal durch irgend eine Fachkenntniß thut er sich hervor, die man immer mehr oder weniger verwerthen kann.

Fragt man einen seiner Freunde, seiner Clienten und Lobredner, deren Zahl Legion ist, wodurch er zu der eben so vortheilhaften als angenehmen Stellung gelangt ist, so antwortet er mit Emphase mit dem Ausdruck tief gefühlter Ueberzeugung: „O, Herr... ist ein ausgezeichneter Mann (un homme distingué)" — das sagt eben Alles und nichts.

Die Lösung des Räthsels liegt in dem pariser Leben, in dem Bedürfniß des geselligen Verkehrs, in der Empfänglichkeit des Franzosen für alle gesellschaftlichen Kunststückchen und seiner Dankbarkeit gegen Jeden, der ihn, wäre es auch nur eine Stunde lang, beschäftigt und unterhält, in der Leichtigkeit, mit welcher er sich gewinnen und ausbeuten läßt. Wenn der lateinische Spruch: „Mundus vult decipi" (die Welt will betrogen sein) irgendwo zur Wahrheit wird, so ist es in Paris.

Herr . . . ist ein Mann von tadellosem Benehmen, alle Formen der großen Welt sind ihm geläufig, er verneigt sich wie man sich verneigen muß, er ißt, er kleidet sich, er besucht und empfängt nach der Vorschrift der Mode, ohne sich deßhalb stutzerhaft zu gebehrden. Nicht um ein Königreich würde er bei Tische das Brod rechts legen und das Glas links stellen oder sich beim Fisch eines Messers bedienen.

Er ist immer hilflich, nie kommt ein ungeschliffenes Wort, ein kräftiger Naturausdruck über seine Lippen; er ist voll Schonung und Nachsicht für die Schwächen und Fehler seiner Freunde und Bekannten und lobt über Gebühr ihre kleineren und kleinsten Verzüge. Tritt er einer Meinung entgegen, so geschieht es in so zarter, rücksichtsvoller Weise, daß man die Einsprache eher für eine Zustimmung halten möchte und der Vertreter dieser Meinung sich eher geschmeichelt, als verletzt, eher erhoben, als gedemüthigt fühlen muß. Es ist kein Beispiel vorhanden, daß er gegen irgend Jemanden, wie nahe er ihm auch stehen mag, einen Tadel ausgesprochen, daß er ihn auf einen begangenen Irrthum, auf eine hervortretende Unvollkommenheit aufmerksam gemacht hätte. Die verunglücktesten künstlerischen oder schriftstellerischen Versuche finden an ihm einen milden Beurtheiler; aus einem Meer von schlechten Versen, von verkehrten Sätzen versteht er einen wohlklingenden Vers, einen vernünftigen Satz herauszufinden, um ihn zu loben. Frauen gegenüber läßt er an Galanterie die Troubadours und Minnesänger des Mittelalters und den Hof Ludwig's XIV. hinter sich; was man nur anbieten kann, um dem schönen Geschlechte gefällig zu erscheinen, das bietet er auf; er erweist sich aufmerksam, ehrfurchtsvoll, huldigend. Was einem weiblichen Ohr nur angenehm zu klingen geeignet ist, das sagt er und zwar in dem angemessenen Tone, der die Grenze des Gesagten richtig bestimmt.

Den Grund zu seiner Größe hat er im Salon gelegt, da hat er anziehende Geschichten wirksam zu erzählen gewußt und Verbindungen angeknüpft, durch diese Verbindungen wurde er in vielerlei Familien- und Staatsgeheimnisse eingeweiht, in die Lage versetzt, Vielen zu nützen und zu schaden, Dienste zu leisten und sich Gegendienste leisten zu lassen, und so hat er mit Emsigkeit seinen Einfluß ausgedehnt, sich zu einem Mittelpunkt vielfacher politischer Bestrebungen und Intrigiren gemacht und sich zum Volksvertreter und Minister emporgearbeitet.

Wenn er spät kommt, wird er im Salon mit Spannung erwartet, wie das Auftreten des Helden eines Stückes, der das Hauptinteresse in Anspruch nimmt, auf der Bühne. Die Unterhaltung stockt, den Gesprächen fehlt Leben und Bewegung. Nun tritt er ein; er kommt gewöhnlich spät, um sich erwarten zu lassen, ein Geräusch der Befriedigung läßt sich vernehmen. Die Gruppen lösen sich auf, man eilt ihm entgegen, um ihn zu begrüßen, [illegible] daß die Frauen, dem Anstand gehorchend, auf ihren Plä[illegible] ben. Wetteifernd sucht Jeder sich seiner zu bem[illegible] Unterredung mit ihm zu erhaschen, Fragen ohne[illegible] ihn gerichtet, über die Zustände im In- und A[illegible] zielle, theatralische, politische Verhältnisse, [illegible] antwortet umständlicher, als man erwarte[illegible] von Einzelnheiten, welche die Auskunft wünscht zu wissen, wen die K[illegible] Augenblick mit ihrer besonder[illegible] persönlich, giebt dessen [illegible] welcher derselbe stam[illegible] zum Entzücken de[illegible] Eine andere Fr[illegible] genie so plötz[illegible] nach Schottl[illegible] interessante [illegible] der Fürstin[illegible] vor sie no[illegible] er tischt [illegible] der Mu[illegible] Räthsel, der Pap[illegible] Aeußer[illegible] gethan[illegible] mals [illegible] ausg[illegible]

wir uns selbst aufgeben." Dem Schutzempfohlenen einer geistreichen Frau ertheilt er einen Rath, wie er es anfangen müßte, um eine Anstellung in der Bank zu erhalten, er bezeichnet ihm den Mitbewerber, welchen er zu besiegen hätte, und die geeigneten Mittel, die anzuwenden wären, um diesen Zweck zu erreichen; er entwirft einen vollständigen Feldzugsplan und schreibt einen Empfehlungsbrief an einen Mann, dessen Bewendung das Weitere thun werde. So beschäftigt er den ganzen Abend über die Gesellschaft und wird den ganzen Abend über von ihr beschäftigt.

Zu bemerken ist noch, daß Herr ... eine bestimmte politische Meinung bekennt, von welcher er bisher nicht wesentlich abgewichen; er ist ein gemäßigter Republikaner, der sich mit einer echt constitutionellen Monarchie absinden läßt. Er ist mit einem Worte liberal, ob aus Ueberzeugung oder Berechnung, wer vermöchte das zu sagen? Genug, daß er den liberalen Bestrebungen nach Kräften Vorschub leistet und sich der kaiserlich napoleonischen Regierung ferne hielt, die ihm bereitwillig die Arme geöffnet hatte. Man sagt diesem Mengin des Salons, der mit Einfluß Handel treibt, eine glänzende politische Zukunft vorher. —

So oft ein neues Stück von Scribe gegeben wurde, sei es nun im Gymnase, oder in der komischen Oper, oder im Théatre Français, sah man während der Zwischenacte im Foyer einen Mann von stattlichem Aussehen in schwarzem Frack, in weißer Halsbinde und Glanzstiefeln, Namens Fournier. Wer ihn nicht kannte, hätte ihn zum Mindesten für einen Akademiker gehalten, so selbstbewußt trat er auf, so überlegen gebehrdete er sich, so bestimmt war sein Urtheil und jede seiner Behauptungen.

Herr Fournier war aber kein Akademiker, sondern bekleidete eine untergeordnete Stelle im Ministerium des öffentlichen Unterrichts und hatte einige unglückliche Bühnenversuche gemacht.

Die pariser Theater haben ein Foyer, eine Art Sprechsaal, wo die Zuschauer nach jedem Aufzug sich versammeln, sich von den erfahrenen Eindrücken erholen und über das Gesehene und Gehörte ihre Meinungen austauschen können. Es ist durch diese Einrichtung dem Bedürfniß des Franzosen, lebhaft Empfundenem sogleich Ausdruck zu geben und seinen Gefühlen in Worten Luft zu machen, in angenehmer Weise entsprochen. Bei ersten Vorstellungen bilden sich da Gruppen; Theaterliebhaber, Enthusiasten, Männer von Fach, Kritiker, Feuilletonisten erklären sich für und gegen das Gesehene und Gehörte. Handelte es sich um ein Ereignis von Scribe, so begab sich Herr Fournier von Gruppe zu Gruppe, bekämpfte mit heißer Beredsamkeit den Tadel, belehrte die Unentschiedenen zu Gunsten des Verfassers, entflammte die lauen Lobredner und unterstützte die Preisenden. Man kann nicht genug von den Ueberschwänglichkeiten erzählen, denen sich Herr Fournier bei diesen Gelegenheiten hingab.

Als das „Glas Wasser" im Théatre Français zur Aufführung kam, fand es Einer im Foyer unwürdig, daß drei Frauen und [illegible]en eine Königin auf einen jungen Officier förmlich Jagd [illegible]ffer geistigen Vorzüge baar sei.

Fournier ihm entgegentretend, „Sie tadeln, was Zug des Dichters zu betrachten ist, was des [illegible]s der menschlichen Natur, feine gereifte Erfahrung vor der Wahrheit darthut? Je unbedeutender desto interessanter, desto anziehender, Königin, wie der kleinen Abigail, Marlborough, zu ihm. Nur psychologisches Wunder [illegible]n die Meisterschaft, [illegible] Höhe in der [illegible]e mit den ge[illegible]" Ein großer [illegible]ter Meinungen der Umgebung beitraten. [illegible]dlich und [illegible]rum zu [illegible] seinem [illegible]zumente [illegible]nochten, [illegible]ugegen [illegible]onnte, [illegible]t. [illegible] im Tone eines zürnenden Propheten, „wo der Kranz auf dem geheiligten Haupte des Genie's nicht mehr unbeneidet, nicht unangetastet bleibt, wo Götterfunken für Irrlichter, hochgehende Gedanken für Lästerungen, reine Gesinnung für Mangel an Erkenntniß gehalten werden!" Während er jedoch mit diesen hohlen Phrasen um sich schlug, fiel ihm eine Betrachtung ein, die er dem Tadler gegenüber mit Vortheil verwenden zu können hoffen durfte, und er fuhr fort:

„Die Liebe der drei Frauen zu Masham unmoralisch! Kommt er der Königin, kommt er der Frau des General Marlborough in unerlaubte Nähe? Wird das Princip der Ehe nicht in Ehren gehalten? Der Officier liebt die kleine Abigail, und die kleine Abigail liebt ihn, und sie heirathen sich. Was kann die strengste Moral mehr verlangen?"

Die Umstehenden nickten zustimmend. Sie zerstoben, da die Glocke den Beginn des folgenden Actes ankündigte und dem Streit ein Ende machte. Durch die Worte des Herrn Fournier überzeugt, kehrten sie in das Schauspielhaus zurück und beklatschten jede wirksame Scene, jedes geistreiche oder witzige Wort, jede überraschende Wendung der Vorgänge.

Es war nicht etwa aus Freundschaft, daß sich Herr Fournier der Stücke des Herrn Scribe so warm, so heldenmüthig annahm, er erfüllte ein Amt, das ihm der dramatische Schriftsteller übertragen und welches ihm weit mehr eingebracht haben soll, als seine Anstellung im Unterrichtsministerium.

Herr Scribe war ein praktischer Mann, ein berechnender Kopf, der seine Nation zu genau kannte, um nicht zu wissen, wie nützlich und schädlich jedem Unternehmen in Frankreich eine kühne, geläufige Zunge, verbunden mit einer imposanten Körperlichkeit, sein kann. Vertraut mit den Intriguen und Kämpfen des Foyer und überzeugt, daß ihre Einwirkungen die bestabgerichtete Claque nicht aufzuheben vermag, verfiel er auf den glücklichen Gedanken, sich einen Sprecher zu seinen Gunsten, einen Agenten im Foyer zu unterhalten, und in Herrn Fournier, der ihm bei seinen literarischen Arbeiten ein wenig behülflich war, glaubte er den Mann gefunden zu haben, der geeignet war, seine Interessen im Foyer zu vertreten.

Mit Eifer, Geschick und Erfolg erfüllte Herr Fournier die ihm gestellte Aufgabe; aber nicht immer wurde es ihm so leicht, wie bei der oben angedeuteten Gelegenheit, das letzte Wort zu behalten und seine Gegner durch einen Phrasenschwall zu erdrücken. Manchmal traf er auf einen geistreichen Widersacher, der ihn verspottete und dem Gelächter preisgab; ein ander Mal stand ein noch Reicherer an Worten, als er selber, ihm entgegen, so daß er durch die eigene Waffe geschlagen wurde; dann stieß er bisweilen auf einen Heftigen, der ihn hart anließ, der seine Zudringlichkeit zurückwies. Allen diesen Widerwärtigkeiten hielt Herr Fournier jedoch mit einem stoischen Gleichmuthe Stand, durch den er das Vertrauen des Herrn Scribe mehr als rechtfertigte.

Eines Abends sollte aber Herr Fournier gar arg aus der Fassung gebracht werden. „Une chaine à rompre" vom Herrn Scribe wurde im Français gegeben, und ein älterer Mann mit grauem Schnurr- und Knebelbart eiferte im Foyer gegen das Stück, dem er einen verderblichen Einfluß auf die Sitten vorwarf, das er gemein und nichtswürdig schalt. Kaum hatte Herr Fournier dieses vernichtende Urtheil vernommen, als er erwiderte: „Ein Dichter, welcher die Gebrechen der Zeit aufdeckt, kann nicht Jedem Willkommenes vorführen, kann unmöglich alle Empfindlichkeiten schonen, und was den Einen erheitert, kann den Anderen verletzen." Ein höhnisches Lächeln zeigte sich auf den Lippen der Umstehenden, und der Mann mit dem grauen Schnurr- und Knebelbart gerieth in eine förmliche Wuth.

„Unverschämter!" rief er dem Vertheidiger des Stückes zu, zog hastig ein Portefeuille aus der Tasche und reichte dem betroffenen Anwalt des Herrn Scribe seine Karte hin. Und als Herr Fournier zauderte sie anzunehmen, verschernd, daß er auf seine bestimmte Persönlichkeit angespielt habe, rief der Andere: „Nehmen Sie, oder ich beschimpfe Sie auf's Gröblichste," so daß dem armen Fournier nichts Anderes übrig blieb, als die Karte anzunehmen und die seinige zu geben, wollte er sich nicht den Mißhandlungen jenes ungestümen Gegners und dem Gelächter der Anwesenden aussetzen.

Er entfernte sich und eilte in die Lage des Herrn Scribe, den er in bester Laune, sichtlich vergnügt über den Erfolg des Stückes fand.

„Was haben Sie? Sie sehen so verstört aus," frug den Ankommenden Herr Scribe; „es geht doch Alles gut."

„Sehr gut!" versetzte Herr Fournier. „Hören Sie nur, was sich zugetragen. Ein Wüthericht nannte Ihr Stück unsittlich und gemein, ich entgegnete, und er gab mir seine Karte."

„Das ist ja vortrefflich," sagte Herr Scribe.

„Er schickt mir morgen seine Zeugen."

„Sie schlagen sich. Sie können mir und dem Stücke keinen bessern Dienst leisten."

„Sie wollen, daß ich mich schlage?"

„Freilich, denken Sie nur, einem Stück, das ein Duell hervorgerufen, ist gläzendste Erfolg gesichert, und wenn es das schlechteste von der Welt wäre."

„Wenn ich falle?"

„So erlebt das Stück dreihundert Vorstellungen nach einander."

„Das ist Ihr Ernst?" frug Herr Fournier mit verlöschener Stimme den Bühnendichter und starrte ihn wie ein Wunder an.

„Es fällt mich Jeder, der sich duelliert, mein Freund," entgegnete beruhigend der Dichter.

Herr Fournier stürzte aus der Loge. Er war von diesem Augenblicke an der erbittertste Gegner des Herrn Scribe.

Den andern Tag that er dem Manne, der ihn herausgefordert hatte, in Gegenwart von vier Zeugen Abbitte, und es kam nicht zum Duell.

Eine gefährliche Stunde.

Von Marine-Lieutenant H.

Es war im Juli 1856. Die amerikanische Kriegsfregatte „Jamestown", damals in den afrikanischen Gewässern stationirt, lag auf der Rhede St. Philipp de Benguela, an der westlichen Küste Süd-Afrika's, ruhig vor Anker, und wir, die Officiere des stattlichen Fahrzeugs, hatten gute Zeit, mitunter auch wohl etwas Langeweile, die wir uns denn, so gut es gehen wollte, zu vertreiben suchen mußten. Eines schönen Abends saßen wir auf dem Kanonendeck der Fregatte beisammen, rauchten gemüthlich unsere Cigarre und plauderten von Diesem und Jenem, als der Besuch des Befehlshabers eines gerade dort auch vor Anker liegenden amerikanischen Handelsschooners eine erfreuliche Abwechselung in unsere Gesellschaft brachte. Capitain Dunlap, eine jener hohen, markigen und knochigen Gestalten, wie man sie nur in Kentucky, seiner Heimath, findet, war bereits über die Mitte der Funfziger hinaus, und schon begann der Schnee des Alters sein Haar zu bleichen; doch war er noch kräftig und rüstig, und die Strapazen seines vielfach bewegten Lebens hatten nicht vermocht, seine eisenfeste Gesundheit zu erschüttern. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht. Der Capitain war als wortkarg bekannt, der nur ungern von seinen Lebenserlebnissen erzählte. Heute aber hatte er unter unsern Officieren einen alten Jugendfreund gefunden, der Grog that das Uebrige, und so saßen wir bald um ihn gereiht und horchten seinen Mittheilungen.

„Wir verließen die Ufer des Arunga-Flusses," begann er eine seiner Erzählungen, „und nahmen unsern Weg nach Süden. Obgleich ich dabei einen großen Umweg in das Innere Afrika's machte, so glaubte ich doch dabei nichts einzubüßen, weil ich fest überzeugt war, daß ich auf diesem Wege die an den Grenzen des großen Tafellandes, im Gebiete der Shagga-Neger, liegenden Goldminen auffinden und daselbst einen vortheilhaften Tauschhandel mit den Eingeborenen würde treiben können. Gegen den Abend eines furchtbar heißen Tages, den wir auf einer Wüstenei zugebracht hatten, langte unsere kleine Karawane an einem breiten Gürtel waldigen Gebirges, in der Nähe des Monbaza, an. Ein kleiner Bach schlängelte sich am Fuße der Hügel hin, und die Vegetation war grün und üppig. Es war mit einem Worte ein höchst angenehmer Ruheplatz, und wir schätzten uns glücklich, denselben erreicht zu haben.

Obgleich wir noch ziemlich vier Stunden bis zum Eintritt der völligen Dunkelheit hatten, so war uns doch, ebenso wie unsern Pferden, Ruhe unbedingt nothwendig, und wir beschlossen deshalben so schleunig wie möglich zu pflegen. Ein guter Weideplatz für unsere Pferde war bald gefunden. Eben loderte unser Feuer lustig empor, und einige Vögel, die wir am Tage geschossen, brieten sich schon munter am Spieße, ein leckeres Abendmahl in Aussicht stellend, während Einige von uns Wasser aus dem nahen Bache zum erfrischenden Tranke herbeiholten — als plötzlich ein Getöse von der Wüste her uns aufschreckte. Ich sprang sofort auf, ergriff meinen Rifle und eilte nach dem Saume des Waldes, woselbst sich eine Scene vor meinen Blicken entfaltete, welche mein ganzes Innere auf verschiedene Art berührte. Ich war erschreckt, erstaunt und erfreut zu gleicher Zeit.

Eine Heerde Elephanten kam über die Sandfläche getrabt, ihre mächtigen Rüssel hoch erhoben, und dann und wann laute, durchdringende Schreie ausstoßend, während die Wüste unter der Wucht der Tritte ihrer unförmlichen Füße weithin erzitterte. Sie kamen gerade auf den Platz los, wo ich mich befand, und sobald ich meine verworrenen Gedanken einigermaßen ordnen und sammeln konnte, wurde es mir auch klar, warum die wüthenden Bestien gerade dahin ihre Richtung nahmen. Der Platz nämlich, den wir zu unserem Nachtlager erwählt hatten, bot, von der Ebene aus gesehen, den einzigen Zugang zum Walde, denn letzterer bildete bei unserer Annäherung eine förmliche Barriere auf der anderen Seite des Baches, mit Ausnahme des Plätchens, wo wir unser Zelt aufgeschlagen hatten. Natürlicherweise hatte die Elephanten dies ebenfalls bemerkt und richteten daher ihren Lauf instinctmäßig nach demselben Zugang. Abdar und Mada, meine beiden Gefährten, waren fast gleichzeitig an meiner Seite, und sobald Ersterer die Thiere erblickt hatte, verschierte er mir, daß die Heerde jedenfalls von Jägern angegriffen und zur Flucht gezwungen worden sei. „Es kann nicht anders sein," bemerkte er, „man hat die Thiere in einen Schlupfwinkel zusammengetrieben, uns sie sind zur Leb, wüthend gemacht, aus demselben entkommen. — Ha! und siehst Du?" rief er, als sein scharfes Auge die Reihen der flüchtigen, riesenhaften Kolosse überflogen, „dort ist einer mit einem Speere im Nacken." Ich folgte seiner zeigenden Hand mit den Augen und erblickte bald ebenfalls deutlich genug den hin und her schwankenden Schaft eines gefiederten Pfeiles in der rechten Schulter des Anführers der Heerde. Abdar verschierte mir, die Elephanten wären im höchsten Grade wüthend, und würden jedenfalls, wenn sie uns bemerkten und erreichten, blutige Rache an uns nehmen. Ich hielt mich gerade noch lange genug auf, um deutlich wahrnehmen zu können, daß die Heerde wenigstens aus einem Dutzend Elephanten bestand, ehe ich meinen voraussetzenden Gefährten in athemlosem Laufe nachfolgte. „Die Pferde werden sie nicht belästigen!" rief Mada, als ich bemerkte, daß es gut sein würde, dieselben los zu binden und frei herum laufen zu lassen, „menschliche Wesen waren es," fügte er hinzu, „die sie gereizt und in Wuth versetzt haben."

Es war keine Zeit mehr zu weiteren Fragen vorhanden, denn die unförmlichen Berge lebenden Fleisches nahten sich wie ein Gewitittersturm. Jetzt bemerkte ich nicht weit von mir einen Baum; auf diesen eilte ich zu und schickte mich sofort an, ihn zu ersteigen. „Um Gotteswillen, nicht da hinauf! nicht da hinauf!" schrie mir Abdar zu, als er an mir vorüberrannte, allein ich verstand ihn nicht, und hätte ich ihn verstanden, so würde ich mich doch nicht haben abhalten lassen, auf den Baum zu klettern, da es mir in jenem Moment überhaupt nicht mehr möglich war, zu denken oder die Ausführung des einmal gefaßten Entschlusses wieder aufzugeben; denn die Elephanten waren schon am Eingang des Waldes.

Der Baum, den ich mir zu meinem Verstek ausgesucht hatte, war eine Eichenart, schlank, biegsam und dicht belaubt. Ich hatte nur darauf Bedacht genommen, daß er hoch und stark genug sei, um meine Person — dies war mein einziger Gedanke in jenem kritischen Augenblicke — aus dem Bereiche der Elephantenrüssel zu bringen. Eben hatte ich die Krone des Baumes erreicht und da Platz genommen, und eben war ich im Begriff, meinen Rifle über den Ast, auf dem ich saß, zu heben und mir denselben quer über die Beine zu legen, um mich dadurch besser in der Balance zu erhalten, als der vorderste Elephant — derselbe, in dessen Nacken der Pfeil stak — unter mir vorüber rannte. — Ich athe-

mete auf. „Wenn der vorüber läuft, thun's die andern auch," dachte ich. Inwessen ich täuschte mich sehr. Zwei andere passirten gleich nach jenem unter mir weg — jetzt kam der Vierte. Mit schwerfälligem Trabe näherte sich der Koloß meinem Baume, blieb bei demselben stehen, stieß ein lautes, fast triumphirendes Schreigendes Geschrei aus und hob dann seinen Rüssel drohend nach mir empor. „Aha," dachte ich, „alter Kerl, beinahe hättest Du mich, allein die Natur ist Dir doch ein Bischen zu kurz gewachsen, obgleich Du ein recht ungeschlachtes Vieh bist."

Das Unthier schien meine Gedanken zu errathen, denn kaum hatte ich sie gedacht, als es seinen furchtbaren Rüssel um den Stamm des Baumes schlang und denselben bedächtig schüttelte. Es war der größte Elephant der ganzen Heerde, selbst größer und mächtiger als der vorderste, von dem Pfeile getroffene, in Wahrheit ein wandelnder Berg. Er ließ mich auch gar nicht lange auf eine Probe seiner riesenhaften Stärke warten. Schon der erste Zug, den er an dem Baum that, versetzte diesen in eine sehr schwankende Bewegung; allein das war noch gar nichts im Vergleich zu dem, was folgte. Er schien nur erst probiren zu wollen, inwieweit der Stamm des Baumes ihm Widerstand zu leisten vermöge. Im nächsten Augenblicke schlang er seinen Rüssel abermals um den Stamm, etwas 12 Fuß hoch über der Erde, und entwickelte nun seine ganze gigantische Stärke. Der Baum zitterte und bog sich wie ein schwaches Rohr. Bei der vierten oder fünften Schwingung sich ich meinen Rifle fallen, denn ich fühlte bald genug, daß ich entweder diesen, meinen treuen Gefährten, oder mich selber fallen lassen müßte, da ich nur durch möglichst festes Anpacken der Baumzweige mich noch halten konnte. Bis dahin hatte ich gehofft, dem Ungethüm eine Kugel durch's Auge jagen zu können, aber die Bestie vereitelte mir durch ihr unmanierliches Gebahren diese Hoffnung gänzlich. Es wurde mir klar, daß ich in weniger als einer halben Minute von meinem lustigen Sitze herabgeschüttelt sein würde — etwa wie ein reifer Apfel oder ein Maikäfer durch einen lüsternen Knaben von einem jungen Bäumchen abgeschüttelt wird — denn das wüthende Thier rüttelte und schüttelte jetzt die Eiche, als ob ein Orkan sie aus dem Boden reißen wolle. Meine Arme und Hände wurden starr und matt, mein ganzer Körper schmerzte, Schwindel erfaßte meinen Kopf, und der Athem fing an mir auszugehen.

In diesem verzweifelten Augenblicke, wo ich wußte, daß ich fallen mußte, kam mir einer jener glücklichen Gedanken zu Hülfe, die öfters die finstere Nacht der Seele eines in der äußersten Todesgefahr schwebenden Menschen wie Blitze erleuchten.

Fiel ich nämlich, so mußte ich unfehlbar, da ich die Richtung meines Sturzes dann nicht in der Gewalt hatte, zu Boden stürzen und würde ohne Gnade und Barmherzigkeit von dem wüthenden Elephanten zu Brei zerstampft worden sein; sprang ich aber herab, so war es möglich, den Rücken des Thieres zu erreichen und mich dort vielleicht festzuhalten. Freilich eine sehr unsichere Aussicht auf Rettung, aber es greift ja der Ertrinkende nach dem Strohhalm. Ich benutzte einen verhältnißmäßig ruhigen Augenblick, empfahl meine Seele dem Himmel und sprang in Gottes Namen von dem Baume herunter.

Der Sprung brachte mich glücklich auf den Hals des Elephanten, gerade zwischen Schultern und Kopf, wo ich mich mit der Kraft der Verzweiflung anklammerte.

Als die wilde Bestie den salto mortale begriff und meine schwache Last auf ihrem Körper fühlte, wickelte sie ihren Rüssel von dem Baume los und schlug damit nach mir, — jedoch ohne Erfolg; ich befand mich außer dem Bereiche des gefährlichen Werkzeugs. Der Elephant wiederholte dies Manöver fünf- oder sechsmal, konnte aber seine freundliche Absicht nicht in Ausführung bringen. Zwei- oder dreimal schlug er von der Seite nach mir, so daß die Schläge dicht hinter mir aufstarchten, und zweimal versuchte er es, mich von oben herab zu treffen, indem er den Rüssel senkrecht in die Höhe reckte und dann damit nach hinten schlug; aber auch diese Versuche gelangen nicht, der Rüssel war eben zu kurz, als daß er mich damit hätte erreichen können.

Ich hatte durch einen glücklichen Zufall gerade die Stelle des Rückens oder Halses eingenommen, welche das Thier mit dem Rüssel nur sehr schwer oder gar nicht zu erreichen vermag, und hütete mich wohl, diese Festung freiwillig zu verlassen. Uebrigens mochte die blinde Wuth, in der sich mein Gegner befand, ihm in diesem Momente nicht gestatten, weitere Versuche dieser Art anzustellen, indem es ihm sonst und im ruhigen Zustande wohl noch gelungen sein würde, meiner mit dem Rüssel habhaft zu werden. Kurz — sobald das Thier merkte, daß seine Rüsselschläge ohne den gewünschten Erfolg blieben, stieß es einen entsetzlichen Schrei aus und stürzte in wildem Laufe davon.

Die übrigen Elephanten waren aus dem Gesichtskreise verschwunden, wohin? das wußte ich nicht; sie waren nirgends zu sehen oder zu hören. —

Mein riesiges Roß lenkte in einen offenen Weg ein, eine Art sandiger Straße, die durch den Wald führte und das ausgetrocknete Bett eines ehemaligen Flusses zu sein schien. Mit unglaublicher Schnelligkeit raste das Thier vorwärts, schnaubend und brüllend und hin und wieder den Kopf zornig aufwerfend. Ein paar Augenblicke später schimmerte das Wasser eines quer über unsern Weg fließenden Stromes im Abglanz der untergehenden Sonne. Das Ungethüm stürzte unaufhaltsam darauf zu und hinein, so daß das hoch aufspritzende Wasser mich vollständig durchnäßte.

Der Strom war nicht breit, und ein paar Secunden genügten meinem Reitpferde, ihn zu durchschwimmen. Das jenseitige Ufer war niedrig und sandig. Kaum eine Viertelmeile davon begann wieder dichter Waldwuchs, der nur durch eine Fläche sandigen Bodens von dem Flusse geschieden war. Der Elephant sprang mit Leichtigkeit die niedrige Uferbank hinauf, und galoppirte dann ohne Rast gerade auf den Wald los.

Jetzt bemerkte ich auch die Fährten seiner vorausgeeilten Begleiter, welche dieselben deutlich genug in dem weichen Sande hinterlassen hatten. Bei diesem Anblicke entschwand mir der Muth. Wenn der Elephant den Wald mit mir erreichte, war ich ohne Rettung verloren. Die Bäume standen so dicht, daß ich fort durch deren Zweige von dem Rücken des Thieres würde abgestreift worden sein, und dann war ich hülflos der Wuth desselben preisgegeben. Ich verfolgte mit Anstrengung meiner ganzen Sehkraft die Fußspuren der vorauseglaufenen Elephanten, konnte indessen keine Oeffnung in dem Saume des Waldes entdecken, durch welche dieselben hätten eingedrungen sein können. Mein Riesengaul konnte sich wohl mit seinem kolossalen Cadaver leicht eine Bahn in den Wald brechen, da die Bäume verhältnißmäßig nur schwach waren und der Elephant sie mit Leichtigkeit wie Strohhalme geknickt und zur Seite gebogen haben würde; — aber ich? jedenfalls würde mich der erste beste Ast, wie die Sehne den Pfeil, von meinem Sitze geschnellt haben.

Aber es war keine Zeit da zu langem Ueberlegen und Nachsinnen über die Mittel zur Abwendung der drohenden Gefahr, denn mit reißender Schnelligkeit näherten wir uns dem verhängnißvollen Bäumen. Noch ein paar Minuten, und ich hatte den Wald erreicht, damit zugleich aber auch das Ende des Daseins, so nicht ein Wunder mich errettete aus der Gewalt des grimmigen Feindes. Da durchzuckte mich der Gedanke, ob es nicht wohl gethan sein möchte, wenn ich mich von dem Elephanten langsam herabließe? Vielleicht würde er das Verschwinden meiner verhältnißmäßig geringen Last gar nicht gewahr, und renne auch ohne seinen Reiter in seinem tollen Eifer vorwärts. Die Furcht aber, daß er meinen Fluchtversuch dennoch entdecken und mir in diesem Falle sofort den Garaus machen werde, hielt mich von der Ausführung dieser Idee zurück.

Die Art und Weise übrigens, wie das Ungethüm nach dem Gehölze zusteuerte, sein kurzes, wüthendes Schnauben, ließen mich sicher genug darauf schließen, daß mein Elephant nur nach Rache dürste und noch etwas ganz Anderes beabsichtige, als sich nur seines Reiters durch das Eindringen in die verschlungenen Baumäste zu entledigen. Was ihm andere Jäger vielleicht Uebles zugefügt, dafür wollte er sich an mir Unschuldigem blutig revanchiren, denn ich war ja auch ein Mensch, und folglich — sein Feind.

Indessen war es höchste Zeit, daß etwas geschehen mußte, wenn ich mich nicht widerstandslos opfern lassen wollte. — In einigen Minuten längstens mußte der Wald erreicht und ich unrettbar verloren sein. Mit der größten Anstrengung, mit der Kraft der Verzweiflung, wie sie nur die Todesangst dem Menschen verleiht, hatte ich bis dahin meinen Sitz zu behaupten gewußt. Plötzlich belebte sich meine Seele mit neuer Hoffnung. Ich erinnerte mich nämlich, gelesen zu haben, daß die Elephantenführer in Indien ihre Thiere tödten, wenn dieselben plötzlich rasend werden und auf keine andere Weise zu bändigen und unschädlich zu machen sind.

Konnte ich nicht das auch thun? Versucht wenigstens mußte

es werden. Hatte ich doch mein Jagdmesser, eine starke, zweischneidige Waffe, mit langer, vortrefflicher Klinge noch an meiner Seite. — Ich zog es aus der Scheide und faßte es fest in die rechte Hand. Sodann versuchte ich, mich zu erinnern, wo sich wohl der Fleck befinden möge, unter welchem der verwundbarste Theil der Rückenwirbel liegt. Einen Augenblick überlegte ich; meine, wenn auch nur unvollkommene, Kenntniß der Anatomie thierischer Körper kam mir zu Hülfe. Ich setzte die scharfe, glänzende Spitze auf den Nacken des Elephanten, gerade zwischen Kopf und Schultern. — Einen Moment noch zögerte ich, ungewiß ob ich auch die rechte Stelle gefunden. — Sodann raffte ich alle mir noch übriggebliebene Kraft zu dem tödlichen Stoße zusammen, stützte beide Hände auf den Griff des Messers und drückte dann mit aller Gewalt der Arme und der ganzen Wucht des Oberkörpers nach unten. Die Spitze durchdrang die dicke, dunkle Haut des Thieres, die Klinge sank tiefer und tiefer in die Fleischmasse ein. Mit einer ungeheuern Anstrengung warf ich jetzt, da das Messer mir einen festen Anhaltepunkt gewährte, mein ganzes Gewicht auf dasselbe, so daß die Klinge bis an's Heft eindrang.

Der Elephant hielt in seinem Laufe inne und stieß einen durchdringenden Schmerzensschrei aus, zitterte wie ein vom Erdbeben erschütterter Berg und stürzte dann, wie ein vom Beile des Schlächters getroffener Stier, schwerfällig auf den Sand, um sich nicht wieder zu erheben. Ich hatte mich auf den Sturz vorbereitet und sprang wohlbehalten zur Seite auf den weichen Boden. Ich war gerettet!"

Wir athmeten hoch auf, denn die Haare hatten uns bei der Erzählung des Capitains zu Berge gestanden — und brachten ihm ein donnerndes Hoch aus, indem wir die Gläser kräftig zusammenklingen ließen. Es war und ja, als wäre er eben erst dem Leben wieder geschenkt worden, denn er hatte seine Todesgefahren so lebendig geschildert, daß wir gleichsam gegenwärtige Zeugen davon gewesen waren.

„Danke schön, Jungens, für Eure Theilnahme," sagte Dunlap, indem er sich eine frische Cigarre anzündete, „und da es schon spät ist, so will ich mich beeilen, an den Schluß meiner Geschichte zu kommen.

Der Koloß alſo fiel zu Boden, wie einſt der Rieſe Goliath von der Schleuder des kleinen David. Die Erde zitterte von der Wucht ſeines Sturzes. Eine Minute lang lag er regungslos wie ein Fels. Dann erzitterte der gigantiſche Körper, convulſiviſch reckten und dehnten ſich die ſäulenartigen Beine, noch einmal erhob ſich der ungeheuere Kopf und der furchtbare Rüſſel peitſchte den Sand. Dann ſchloſſen ſich die kleinen Augen, und der Rieſe war todt.

Eilig trat ich nun den Rückweg an, ſchwamm durch den Strom und begegnete dann meinen Gefährten, welche ſchon geraume Zeit mich ſuchend umhergeſtreift waren. Sie hatten mich von ihren Verſtecken aus auf der Beſtie vorbeireiten ſehen und mich natürlich verloren gegeben. Um ſo größer war ihre Freude, mich zwar matt und angegriffen von dem furchtbaren Maxippa-Ritt, aber doch ſonſt wohlbehalten und unverletzt wiedergefunden zu haben. Als ich erzählt hatte, wie es mir gelungen ſei, das wüthende Thier zu erlegen, machten ſie den Vorſchlag, umzukehren und dem Elephanten die Zähne auszubrechen. Aexte hatten ſie bei ſich, und ſo machten wir uns auf den Weg. Uebrigens war es keine leichte Arbeit, die maſſiven Elfenbeinmaſſen dem Todten zu entreißen, und erſt nach mehrſtündiger Anſtrengung war das Werk gelungen. Mit Hülfe eines Taues ſchafften wir die ungeheueren Hauer über den Fluß und verbargen ſie dann im Buſchwerk, um ſie am folgenden Tage mit unſeren Pferden abzuholen und weiter zu transportiren. Sodann begaben wir uns an unſern Lagerplatz zurück, wo ich am Feuer ſofort in einen todähnlichen Schlaf verſank."

Deutſcher Volksfrühling. *

Gedicht für Männergeſang mit Orcheſter.

Chor.

Was für ein Klingen und Regen
Hebt rings den luſtigen Reihn,
Als wehe ein großer Segen? —
Das muß der Frühling ſein!

Die Bächlein, die Ströme fließen
Befreit von des Eiſes Laſt,
Es blühet auf allen Wieſen,
Es ſchallet von jedem Aſt.

Hinaus auf die grünenden Matten,
Wo Luſt und Lieb' uns winkt,
Daß fröhlich im Waldesſchatten
So Becher wie Lied erklingt.

(Künſtliche Muſik: ferner Gewitter.)

Baß-Solo.

Hört Ihr vom Himmel hoch des Donners Rollen?
Das ſchauert durch die Luft wie ernſtes Mahnen,
Von andrer Feier geht ein leiſes Ahnen,
Und alſo tönt's wie ferner Stimme Grollen:

„Ihr's Zeit, daß ihr an Spiel und Tanz euch weidet?
Schaut ihr das Leuchten nicht am Saum der Wolke?
Der Geiſteserfriſchung naher meinem Volke,
Und habt ihr auch die Stätte ihm bereitet?"

Quartett.

Brüder, nicht mit Jubelchören,
Nicht mit Kränzen hab ich am,
Leben feimet auf Zerſtören,
Und der Sturm erſt fegt die Bahn.
Nieder ſtürzt's in Wetterbächen,
Heiß entbrennen Kampf und Streit,
Erſt das alte Eis zu brechen,
Ch' uns Roſen bringt die Zeit.

Drum, gelobt's in edler Wette,
Für das Vaterland erglüht:
Männerherzen ſind die Stätte,
Wo der Völkerfrühling blüht!
Friſcher Muth und feſte Treue,
Starke Hand und klug're Rath,
Daß der Bund ſich ſtets erneue,
Und das Lied, es werde That.

Chor.

Mag er ſich nahn!
Sei es in Kampfesnoth,
Im Sturmgetoſe
Oder im Meeresgloſe,
Hört kein Gebot,
Brüder, heran!

Starr lag des Winters Hand
Lieber dem Land,
Bruder vom Bruder gebannt,
Die Herzen voll banger Trauer —
Endlich nach langer Nacht
Glühet die Morgenwacht,
Heiß'ge Lenzesſchauer
Durchbrechen die alten Schranken,
Mit friſchen Liebesbanden
Alle, die ſtammverwandt,
Wieder zu einen
Zum einen,
Zum deutſchen Vaterland,
Das wir von Herzen meinen!

Terzett.

Ach, Du warſt ſelbſt, mein Volk, Dir unterworfen,
Den eignen Söhnen wurdeſt Du zum Spott,
Gemetzelt tief von frecher Schergen Horden.

Nur Eines blieb in all der Schmach und Noth
Von Deinen alten Ehren Dir erhalten:
Dein Sangesdruhm und edler Frauen Walten.

* Von verſchiedenen Seiten ſind Preiſe für gute Texte zu Männergeſangscompoſitionen ausgeſchrieben. Wir hörten den „deutſchen Volksfrühling" wohl allen Componiſten empfehlen und bitten die Herren, falls ſie ſich mit dem Dichter in Verbindung zu ſetzen wünſchen, um gefällige Nachricht.

Die Redaction.

Tenor-Solo.

O naht der Männer Kreise, holde Frau'n,
Ihr ernstes Ringen huldvoll anzuschaun,
Zu walten bei des drohenden Kampfs Gebahrung
In heil'ger Sitte, höhern Rechtes Wahrung.
Ja, Frauensinn kann nimmer fehlen,
Mit dem ihr seid, der wird das Rechte wählen,
Zu dem ihr steht, der muß das Feld behalten,
Im Banne kämpft er höherer Gewalten.

Chor.

Laßt die Feier denn beginnen,
Schalle, deutscher Männer Chor,
Und als heil'ge Priesterinnen,
Treist, holde Frau'n, hervor!
Neu die Gluthen anzufachen
Auf des Vaterlandes Heerd,
Treu die Keime zu bewachen,
Die der Frühling uns bescheert.

Schaut ihr den Himmel in Flammen?
Alle zum Schwure schließt euch zusammen:
Zu halten am Vaterlande,
Zu sprengen des Wahnes Bande,
Rächer zu üben den alten Ruhm,
Des Volkes Heiligthum

Neu zu erbauen!
Das Banner Schwarz-Roth-Gold voran,
Bald bricht der Siegs-Morgen an —
Und sollt' unser Blut ihn bethauen!

Baß-Solo mit Chor.

Solo. Gedenkt der Todten!
Die in den Kämpfen dieser Zeit
Mit ihrem Blut gezeugt den Boden.
Chor. Die Todten! Gedenkt der Todten!
Solo. Umweht's euch nicht wie Geisteragnen?
Seht sie, gleich Eidoshelfern, auf euch schauen,
(Chor. Die Todten, die Todten!)
Solo. Die Finger in den Wundenmalen,
Sie mahnen euch, die Schuld zu zahlen:
(Chor. Die Todten!)
Solo. Ja, ob's auch spät und heiß errungen werde,
Ein Land, ein Volk, so weit die deutsche Erde!
Chor. Ein Land, ein Volk, so weit die deutsche Erde!

Schluß-Chor.

Und jetzt, den Lenz zu verkünden,
Zieht rings durch das deutsche Land,
Von Gau zu Gau soll künden
Der heil'ge Völkerbrand.

E.

Der große Brand in Glarus.

Als vor neunzehn Jahren die Schreckenskunde vom Brande Hamburgs durch alle Lande flog, erzitterten die Herzen der Menschen vor dem großen, nie geahnten Unglück, welches die blühende, reiche, in der ganzen Welt bekannte Handelsstadt getroffen, und von Nah und Fern strömten Gaben mildherziger Liebe herbei, um die Noth der Betroffenen nach besten Kräften zu lindern. Ein verhältnißmäßig weit größeres Unglück hat jedoch vor wenigen Wochen den rührigen und wohlhabenden Hauptort des Schweizer-Kantons Glarus heimgesucht, denn er ist in einer einzigen Nacht fast vollständig ein Raub der Flammen geworden; von seinen 4000 Einwohnern haben gegen 3000 nur das nackte Leben zu retten vermocht, während der eigentliche Flecken selbst, der größte, schönste, werthvollste Theil desselben, durch das furchtbare Element vollständig zerstört worden ist.

Der Flecken Glarus — wir fassen nächstens eine gute Abbildung zu geben — liegt ungemein schön. Durch ein großartiges Gebirgsthor tritt man vom Norden her in das etwa eine Viertelsstunde breite Linth- oder Großthal ein, in welchem am Fuße himmelhoher Bergriesen der genannte Hauptort des Kantons gelegen ist. In der Thaltiefe (südlich) erhebt sich der Kärpf in schneigem Gewande, rechts (westlich) steigt die Felsenpyramide des Glärnisch empor, links (östlich) der drohende Schilt (über 7000 Fuß hoch), nach Norden scheint das Thal vom mächtigen Wiggis abgeschlossen. Unmittelbar am Fuße der düstern Pyramide des Glärnisch (Vorderglärnisch), der sich mehr als 6500 Fuß über das Meer und über 5000 Fuß über die Thalsohle erhebt, erblickt man den Flecken Glarus mit den anschließenden, aber selbstständigen Nebenorten Ennenda und Enneth üh l, die sich gegen den Rücken des Schilt hinaufziehen. Die Bergriesen scheinen den Flecken in nächster Nähe im Kreise zu umschließen und keinen Ausgang zu lassen. Als wollten sie die Ortschaft, welche nicht einer günstigen Lage, sondern einzig menschlichem Fleiß ihr Entstehen verdankt, als treue Wächter vor aller Unbill schützen, stehen sie da, die Zeugen der frühesten Zeiten der Erde. Nachdem sie Jahrtausende nur düstern Wald unter sich gesehen, scheinen sie sich jetzt am fröhlichen Treiben behäbiger Menschen zu ergötzen. In ihrem Schooße aber tragen die gewaltigen Recken böse Tücken, und so treu besorgt für das Thal sie aussehen, so schlimm spielen sie zuweilen den Thalbewohnern durch Wasserstürze und Lawinen, vor allem aber durch Sturmwinde mit, von deren Gewalt man außerhalb des Thales keine Vorstellung hat. In Minuten übler Laune lassen die südlichen Riesen den wilden Föhn aus mächtigen Lungen über das blühende Thal los, als wollten sie die Ortschaften zu ihren Füßen in einem Zuge vom Erdboden wegblasen. Da auch in der Schreckensnacht vom 10. auf den 11. Mai, in welcher Glarus ein Raub der Flammen wurde, der Föhn losbrach und dadurch es der Menschengewalt unmöglich machte, dem furchtbar entfesselten Elemente nachhaltigen Widerstand zu leisten, so möge hier für Leser, welche die Gewalt des Föhns noch nicht kennen, eine kurze Schilderung desselben, wie wir sie in dem so eben erschienenen Schriftchen des Schweizerhauptmanns Senn lesen, folgen.

Zehn bis zwölf Mal des Jahres braust von den südlichen Bergrieen herab ein wüthender Orkan, der sich schon aus weiter Ferne durch ein unheimliches Tosen in den Bergen und durch ein wildes Rauschen in den Wäldern ankündigt. Bald durchstürmt er dann mit furchtbarer Gewalt das Thal, deckt nicht selten Häuser und Stämme ab, entwurzelt Bäume, schmettert Felsen von den kahlen Bergzipfeln nieder und versetzt die ganze Natur in grausigen Aufruhr. Plötzlich verstummt der Orkan, als wäre er über sein eigenes Wüthen erschrocken, um nach einigen Minuten mit erneuter Gewalt loszubrechen. Das ist der „wilde Föhn", eine der furchtbarsten Erscheinungen der Gebirgswelt.

Der wilde Gast kündigt sich immer durch Wolken an, welche sich um die südlichen Berggruppen lagern. Am Abend und Morgen ist der Himmel dann stark geröthet, die höheren Wolken zeigen prächtiges Farbenspiel, während die untern grau uno düster herabdrohen. Bleich, als wäre sie wegen des tückischen Gesellen im Schrecken, der auf den Moment des Losbrechens lauert, steigt die Sonne Morgens am Himmel auf. — Ist der Föhn einmal losgebrochen, so stürmt er in der Regel ein paar Tage hindurch, oft nur im Hinterland, andere Male das ganze Land entlang, über den Wallensee bis Zürich hin. Nicht immer ist er verderblich, oft zahm und dann im Frühjahr segensreich. Ist er aber im Grimme, so wird er zur Landesgeißel. Gegen die Tücken des Föhnsturms, der bei einem Brande besonders verderblich wird, haben sich die Glarner seit alter Zeit durch strenge Verordnungen in Sachen der Feuerpolizei möglichst zu schützen gesucht. Während der Föhn geht, sind besondere Wächter in den Ortschaften bestellt; alle Feuerarbeiter müssen ihre Arbeiten einstellen, es darf kein Brod gebacken, in Mollis nicht einmal gekocht werden. — Daß diese Anordnungen nicht überflüssig sind, hat das Unglück vom 10. Mai bewiesen. Bricht während des Föhnsturms in einer Ortschaft Feuer aus, so ist es um dieselbe geschehen. Mit rasender Gier, vom wilden Orkan gepeitscht, verschlingt der Brand dann Haus um Haus und ruht nicht, bis Alles in Asche liegt.

Am vergangenen 9. Mai hatte sich das Glarner Volk zur Landesgemeinde in Glarus versammelt und unter anderen auch einen Antrag auf theilweise Revision des oben erwähnten strengen Feuerpolizeigesetzes verhandelt und zurückgewiesen. Der Ehrentag des Glarner Volkes verlief in würdiger Ruhe. Der folgende Tag (Freitag) kündigte den Besuch des Föhn an. Niemand fürchtete Arges von ihm. Wurden ja doch die allgemein vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln für Verwahrung von Feuer und Licht wie sonst getroffen, und war der Föhnwind doch lange nicht mehr im Bunde mit Feuerflammen erschienen.

Aber die Glarner sollten gräßlich aus ihrem Vertrauen aufgeschreckt werden. — Dort am Landesgemeindeplatz, in der nordöstlichen Ecke desselben, begann Abends 9 Uhr leise ein Flämmchen an einem Holzschopfe zu züngeln, das von einem Fünkchen aus einer brennenden Tabakspfeife oder sonstwo angefacht worden war. Während die Bevölkerung des Fleckens unbesorgt bei einem Glase Bier oder Wein saß oder sich zu Bette begab, spielte das Flämmchen im Holzschopfe weiter und brach zwischen 9 und 10 Uhr zur Flamme aus. — Sofort Feuerlärm, Hülfsruf, herbeieilende Löschmannschaft, Gerassel der Feuerspritzen. Es wäre wohl leicht gewesen, das kaum beginnende Feuer zu löschen, wenn der Föhn nicht mit furchtbarer Wuth das Thal durchstürmt hätte. Er wurde der mächtige Bundesgenosse des in seinen ersten Anfängen unbedeutenden Brandes. Mit ihm vereint spotteten der Letztere allen Anstrengungen der Löschmannschaft und griff mit rasender Eile um sich. Kaum hatte sich der Hülfsruf durch Glarus verbreitet, kaum waren die Spritzenmannschaften herbeigeeilt und begannen ihre Arbeit, so standen auch schon mehrere Häuser in Brand. Der Föhnsturm jagte die Flamme nordwärts über die Dächer hin, vermehrte die Gluth des Feuers, trug brennende Schindeln und glühende Schieferziegel weithin im Fluge des Blitzes und bewirkte so schnell die Entzündung von Gebäuden auf anderen Punkten.

Es gestattet weder der Raum dieses Blattes, noch ist es unsere Absicht, dem furchtbaren Elemente Schritt vor Schritt, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße zu folgen; vom Föhnsturm gepeitscht flog die Flamme auf den Flügeln des tobenden Orkans dahin, als gälte es, keine Secunde beim schrecklichen Zerstörungswerke zu verlieren.

Noch war keine Stunde verflossen, als der ganze Flecken vom Landesgemeinde-Platze bis über den Spielhof am nördlichen Ende hinaus in Flammen stand. Schauervoll prächtig — schreibt Senn — zeigte sich jetzt das Thal, in welchem Glarus liegt. Wenn der Föhn einen Augenblick den Athem an sich hielt, so stieg eine Feuersäule gen Himmel, welche mit den Bergriesen ringsum an himmelanstrebender Höhe wetteiferte. Wie von mächtigem bengalischen Feuer vom Fuß bis zum Gipfel beleuchtet, stand die 7000 Fuß hohe Pyramide des Glärnisch da. Der Kärpf mit seinen Vorbergen im Hintergrunde des Thales strahlte rothheil im Flammenmeere; wie feuriger Regenschauer rieselten die Funken und Gluthen, welche der Föhn emporwirbelte, auf die Umgegend nieder und setzten selbst die Nachbargemeinde Netstall in Brandgefahr. Der Himmel strahlte in so glühendem Roth, daß man bis Zürich, ja selbst bis Schaffhausen, Aarau und Frauenfeld und über die Bergzüge des Jura hinweg darauf aufmerksam wurde und überall einen Brand in der Nähe vermuthete.

So furchtbar schön die Beleuchtung war, so unerträglich glühend war die Hitze. Sie erreichte einen solchen Grad, daß sie die Pflanzendecke des Niedrain-Hügels vom Fuße zum Gipfel bis auf die Wurzeln zerstörte. Hölzerne Gebäude in der Nähe der Brandstätte mußten allein von der Hitze, ohne Berührung mit dem Feuer, in Brand gerathen; drei Spritzen verbrannten gänzlich. Noch am Sonntag nach dem Brande war es in den Trümmern des Fleckens so heiß, daß man nur mit Mühe Athem schöpfen konnte.

Von 10 Uhr Abends bis 6 Uhr am andern Morgen wogte das Flammenmeer über Glarus; am gewaltigsten von 11 bis 4 Uhr. Gegen 500 Gebäude waren das Opfer der grausen Feuersbrunst geworden; darunter die achthundertjährige Pfarrkirche, welche bisher allen Stürmen der Zeit widerstanden und die beinahe die ganze Geschichte des Glarnervolkes mitgemacht hatte. Das wunderbühsche Gelaute derselben schmolz stückweise in die Tiefe. Ob sie sich noch ihren Grabgesang läutete, konnte im wilden Sturme der Elemente nicht vernommen werden. Außerdem verbrannten sämmtliche Pfarrhäuser, etwa ein halbes Dutzend Gasthäuser, zwei Druckereien, eine Buchhandlung und beinahe sämmtliche Verkaufslocale, das Rathhaus, das Regierungsgebäude, die Bank, das Casino, das Schützenhaus u. a. m. Nur wenige Gebäude sind verschont, der Schaden aber wird auf 12 Millionen Franken geschätzt.

Um 6 Uhr Morgens hatte sich die größte Wuth der Elemente erschöpft; sie fanden im Norden, wohin ihre Richtung ging, keine Nahrung mehr. Wie viele Menschenleben in diesem glühenden Grabe liegen, weiß zur Stunde noch Niemand. Eine Frau Luchsinger, die sich aus der ganz neu etablirten, ebenfalls abgebrannten Apotheke ihres Sohnes retten wollte, ist auf ihrer Flucht in dem sogenannten Gewölb erstickt. Den gleichen Tod fand mit ihr Herr Hauptmann Tanner von Herisau, der allzährlich und so auch dieses Mal die hiesige Landesgemeinde besuchte. Zwei Tage nachher kam sein Sohn, um die Brandstätte zu sehen, und erkannte die Leiche seines Vaters, den er längst heimgekehrt wähnte.

Auf dem ganzen Erdenrund giebt es wohl wenige Stellen, wo eine Feuersbrunst sich mit solcher Blitzesschnelle verbreiten, sich zu solcher Heftigkeit entwickeln und solch schreckhafte Gestaltung annehmen kann, wie im Lande Glarus. Keine Feder ist deshalb im Stande, eine Schreckensnacht, wie sie der Hauptort dieses Kantons erlebte, auch nur annähernd zu schildern, und in der vorliegenden Darstellung mag der Leser blos ein dürftiges, skizzenhaftes Bild jener düstern, unheilvollen Stunden suchen. Der Jammer und das Elend so vieler wackern Leute, die in wenigen Stunden all ihr Hab und Gut vernichtet sahen, ist erschütternd. Vielen der reichsten Leute blieb nichts als die Schlüssel ihrer Hausruinen! Ständerath Blumer sah sein ganzes Eigenthum in den Gluthen verschlingen und hatte nur noch Zeit die theure Bürde seiner alten kränklichen Mutter davonzutragen.

Noch während des Brandes aber und kurz nachher zeigte sich in allen Kantonen der Eidgenossenschaft die rührigste Bruderliebe in Hülfe jeglicher Art. Ueberall im ganzen Schweizerlande erfolgten Anordnungen für die Hülfsleistung, die Organisation von Comité's, die Sammlungen und Sendungen. Es bewährte sich jetzt wieder die mächtige Leistungskraft eines freien Volkes, eines republikanisch organisirten Gemeindewesens; es bewährte sich vor Allem in erhebender Weise die alte treue Liebe der Eidgenossen zu einander in aller Noth und Gefahr.

Und auch das große Deutschland, der herrlichen Schwei stammverwandt durch Sprache, Sitte und eine langjährige gemeinsame Geschichte wird, wie es stets gethan, sicher nicht zögern, den hartbedrängten eidgenössischen Brüdern in Glarus mit bestender That beizustehen, damit ihr Hauptort wieder wie ein Phönix aus der Asche in schönerer Gestalt erstehe. Es ist dem deutschen Volke Gelegenheit geboten, durch die That zu beweisen, daß,

„so weit die deutsche Zunge klingt,“

ein „einig Volk von Brüdern“ lebt, welches in dem mannhaften, heldenreichen Schweizervolke seine treuesten Bundesgenossen, seine muthigsten Vorkämpfer ehrt und liebt, welches daher auch mit freudigem Herzen die heilige Pflicht zu erfüllen sich drängt, dem schwer heimgesuchten Glarnern die helfende Rechte zu reichen! *

* Obwohl in allen Gauen Deutschlands für unsere unglücklichen Brüder in Glarus bereits gesammelt wird und ich mit meiner Bitte bei der langsamen Erschinnungsweise der Gartenlaube wohl etwas zu spät kommen dürfte, so wage ich es dennoch an die Herzen meiner Leser zu appelliren und sie um eine Beisteuer für die Unglücklichen zu ersuchen. Es ist ja so viel Unglück vergessen zu machen. — Ueber die eingegangenen Liebes-Gaben werde ich in der Gartenlaube öffentlich quittiren.

Ernst Keil.

Blätter und Blüthen.

Post-Spar-cassen. Die öffentlichen Sparcassen sind ohne Zweifel eine sehr segensreiche Einrichtung. Sie bestehen bei uns in Deutschland seit langer Zeit und sind auch in England eingebürgert. Wer sie erfunden hat, weiß ich im Augenblick nicht zu sagen; allein in England schreibt man ihren Ursprung einem schottischen Geistlichen Dr. Duncan zu, der die einfache Einrichtung zum Besten seiner Pfarrgemeinde machte. Jetzt bestehen diese Spardanlten durch das ganze Königreich hindurch, und das in ihnen niedergelegte Capital beläuft sich auf die ungeheuere Summe von vierzig Millionen Pfund Sterling oder 266 Millionen preußische Thaler. Im vergangenen Jahr 1860 wurden 16,250,000 Pfund Sterling eingezahlt (108,330,000 Thlr.). Sehr eigenthümlich und charakteristisch ist, daß von den 266 Millionen Thalern, welche das Capital der Spardanlten repräsentiren, neun Zehntel von Dienstboten beiderlei Geschlechts beigetragen sind. Daraus geht die traurige Wahrnehmung hervor, daß die angehener zahlreiche Classe der Arbeiter entweder sehr ungenügend bezahlt oder sehr nachlässig und verschwenderisch ist. Es mag wohl Beides daran schuld sein, daß die Arbeiter so wenig ersparen, und noch ein anderer Umstand dazu beitragen. Die Spardanken, z. B. in London, sind nur ein oder zwei Mal in der Woche und dann auch nur zu gewissen Stunden des Tages geöffnet; ferner giebt es in kleinen Orten gar keine

Sparbanken, und endlich erhalten die Arbeiter meistens am Sonnabend ihren Lohn. Hat Jemand ein knappes Einkommen, so gehört schon eine gewisse Energie dazu, überhaupt zu sparen; allein noch bei Weitem mehr, wenn man das Geld lange in seiner Tasche behalten und sich endlich viel Mühe machen muß, um dasselbe in einer Sparcasse zu deponiren; die Versuchung, das Geld am Sonnabend Abend und Sonntag in den weit näher liegenden und zahlreicheren Bierhäusern zu vertrinken, ist, für einen englischen Arbeiter besonders, gar zu verführerisch.

Wer nicht viel hat und das Wenige, was er verdient, sehr sauer verdienen muß, der ist natürlich besorgt, daß die Ersparnisse, die er sich abdarbt, auch sicher angelegt sind. Nun ist es aber in England nicht selten der Fall gewesen, daß Sparcassenbeamte mit dem ihnen anvertrauten Gelde davongegangen und große Verluste erlitten worden sind. Dieser Umstand macht mißtrauisch und das Resultat ist, daß Mancher es vorzieht, sein Geld in irgend einem alten Strumpf für knappe Zeiten aufzuheben, wo ihm aber jedenfalls die Zinsen verloren gehen.

Um nun all diesen Uebelständen abzuhelfen, hat man jetzt in England den Vorschlag gemacht, die Sparcassen mit der Post in Verbindung zu bringen.

Die englischen Posteinrichtungen sind ausgezeichnet, besonders seit Sir Rowland Hill an der Spitze steht. Ich werde später eine Gelegenheit finden, diese Einrichtungen zu beschreiben, und begnüge mich jetzt nur mit einigen Bemerkungen. Die Zahl der allein in London angestellten Postbeamten beläuft sich auf zweiundzwanzigtausend, ungerechnet die Postmeister der durch die ganze Stadt vertheilten Nebenpostämter, die in Speecerei-, Apotheker- und andern Läden ihren Sitz haben und deren Geschäfte von dem Principal des Geschäfts oder irgend einem Commis nebenbei besorgt werden.

Die meisten dieser Postämter auf dem Lande und eine durch die Stadt vertheilte große Anzahl in London sind zugleich Money-order-offices, d. h. Geldorder-Bureaux. In jedes derselben kann man eine Summe bis einschließlich fünf Pfund oder 33 Thlr. 10 Gr. einzahlen, wofür man einen Schein empfängt, der, wenn von dem Adressaten bei seiner nächsten Money-Order-Office abgegeben, ausgezahlt wird. Diese Maßregel erleichtert den Geldverkehr, da es hier keine Pfundnoten giebt und das Einlegen von baarem Geld die Briefträger in Versuchung führt. Man zahlt natürlich eine Kleinigkeit für solche Postwechsel. Wie populär diese Einrichtung ist, geht daraus hervor, daß im Jahr 1860 nicht weniger als 26,500,000 Pfd. Sterl. (nicht ganz 177 Millionen Thaler!) in dieser Weise ausgezahlt wurden. Um aber das Versenden ganz kleiner Summen noch zu erleichtern, hat man ferner die Verfügung getroffen, daß jedes Postamt für Portemarken baar Geld auszahlen muß, so daß diese nun durchweg als eine Art von Tresorscheine gebraucht werden. Nebenbei will ich bemerken, wie sehr die Post darauf bedacht ist, Alles zu thun, was zur Bequemlichkeit des Publicums beiträgt. In Deutschland muß man die Postmarken stets mit der Scheere zerschneiden, eine Unbequemlichkeit, die dort kaum als eine solche gefühlt wird, hier aber eine große war, da eine solche Unmasse von Briefen abgesandt werden. Um nun dieselbe abzustellen, erfand Jemand ein sehr einfaches Mittel. Die Postmarken werden in Bogen gedruckt und jede Reihe der Marken ist nun der Länge und Breite nach von der andern durch eine Reihe dicht aneinander befindlicher, eingestampfter Löcher getrennt, welche ein Abreißen ohne alle Schwierigkeit erlauben. Diese einfache Erfindung belohnte das Generalpostamt mit fünftausend Pfund (oder 33,333 Thlr. 10 Gr.). — Empfangscheine für größere Summen werden nicht gegeben, obwohl man sie mit aller Sicherheit in Briefe legen kann, wenn man den Brief registriren läßt, was außer dem Porto noch sechs Pence (5 Groschen) kostet. Ich bin vollkommen überzeugt, daß die Post den Schaden ersetzen würde, wenn ein solcher Brief verloren ginge, obwohl auf dem Schein, den man erhält, nichts weiter als der Empfang des Briefes angegeben ist.

Um einige Beispiele zu geben, wie sorgfältig man hier bei der Post verfährt, will ich zwei Fälle aus persönlicher Erfahrung anführen. — Ich sandte meiner in Deutschland reisenden Frau eine kleine Summe Geld in Cassenanweisungen nach Bonn, wo sie mir eine Adresse angegeben hatte. Ich bemerkte weder auf dem Couvert, daß Geld im Briefe war, noch hielt ich es für nöthig, den Brief zu registriren. Zu meinem Erstaunen erhielt meine Frau weder Brief noch Geld; allein nach einigen Wochen verlangte mein Londoner Briefträger mich persönlich zu sprechen. Er brachte mir meinen Brief zurück, der mit einem Siegel von der Dead letter office (wörtlich: Büreau todter Briefe) versiegelt und auf dessen Adresse von Bonn aus bemerkt war, daß meine Frau sich dort nicht aufhalte. Es wurde mir nun von dem Briefträger eine Quittung vorgelegt, in welcher ich den Empfang des Briefes sowohl, als des nicht declarirten Geldes, bescheinigen mußte. Die Sache war deshalb um so bemerkenswerther, als der Brief deutsch geschrieben war und ich weder meine Adresse in London angegeben, da diese meiner Frau bekannt war, noch meinen Namen unterzeichnet, sondern mich mit dem Anfangsbuchstaben meines Vornamens begnügt hatte.

Ein andermal schrieb ich an eine Dame, die von dem Lande in ihre Stadtwohnung zurückkehrte. Auf der Adresse versah ich mich in der Hausnummer, und da der Briefträger neu war und das Haus den Winter über leer gestanden hatte, so kannte derselbe noch nicht die Namen in seinem Bezirk; genug, der Brief kam nicht an. Ich schrieb also eine kurze Notiz an das Generalpostamt, ohne meinen Namen zu unterzeichnen, und legte eine Postmarke ein, da doch der Fehler der meinige war. Sogleich bekam die Dame ein Schreiben, unterzeichnet von Sir Robert Hill, in welcher ihr angezeigt wurde, daß man Nachforschungen wegen des Briefs anstelle. Dann am nächsten Tage kam der Brief, und endlich wieder ein Schreiben von Sir Robert Hill, welcher die von mir gesendete Pennymarke enthielt!

Man sieht daraus, daß die Post hier ein Institut ist, welches vollkommen begreift, wie es einzig und allein für den Dienst und die Bequemlichkeit des Volkes da ist, und daß es die beste Weise ist, dieses Institut für den Staat zugleich einträglich zu machen, diesem Dienst die allergrößte Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu widmen. Es ist daher begreiflich, daß die Post in England populär ist und großes Zutrauen genießt.

Man hat also jetzt, wie oben erwähnt, vorgeschlagen, die Sparcassen mit der Post zu verbinden. Dies soll auf die allereinfachste Weise geschehen. Wer irgend eine kleine Summe erspart hat, geht auf irgend ein Postamt, welches zugleich Money-Order-Office ist, zahlt das Ersparte ein und läßt die Summe in sein Büchelchen einzeichnen. Nun haftet der Staat für diese Summe.

Es ist klar, daß diese einfache Maßregel nicht allein alle obenangeführten Uebelstände hebt, sondern noch andere Vortheile für Individuen und den Staat selbst mit sich bringt. Man kann jetzt recht viel Geld in der Sparcasse in London haben und doch in Edinburgh, oder wo man sich sonst in Großbritannien befinden mag, in große Verlegenheit gerathen; durch die neue Einrichtung würde dem auch abgeholfen; hat man nur sein Büchelchen bei sich, so zahlt jedes Postamt, wenn man es verlangt, den ganzen bei irgend einem Postamt deponirten Betrag nebst den fälligen Zinsen. Dem Staat erwächst aber der Vortheil, daß er über die beträchtlichen Summen, die bis jetzt in die ihm unzugänglichen Sparcassen gezahlt wurden, im Interesse des Staates verfügen kann. In manchen Staaten des Continents möchte diese Einrichtung freilich die entgegengesetzte Wirkung haben, als diejenige ist, welche man sich davon in England verspricht. Die Ungeheuerlichkeit der englischen Staatsschuld — die der Staat nicht Fremden, sondern dem englischen Volke, also eigentlich sich selbst schuldet — ist die beste Garantie gegen Staatsbankerott, — da das englische Volk sich selbst regiert.

Es war noch von einer andern Maßregel die Rede, welche mir gleichfalls sehr zweckmäßig scheint, die aber nicht mit der Post, sondern mit den Telegraphenbüreaux in Verbindung gebracht werden sollte. Zahlt man z. B. in Wien tausend Gulden an das Büreau, so soll man das Geld auf die telegraphische Anzeige an jeder größern Telegraphenstation empfangen können. Es sind das telegraphische Wechsel. — C.

Deutsche Geschichte. Wenn wir in unsern Tagen, wo die nationale Idee so gewaltig an der Neugestaltung des alten Europa arbeitet und auch unser Vaterland mit ihrem belebenden Hauche durchdringt, auf ein Werk aufmerksam machen, welches auf einem noch nicht betretenen Wege die deutsche Geschichte in ihren gesammten politischen, wirthschaftlichen und Cultur-Beziehungen vorführt, so wird dies keiner Rechtfertigung bedürfen. Es ist dies die „Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" von Max Wirth, welche in 15 Lieferungen à 8 Bogen und — 12 Ngr. — und 3 Bänden, jeder Band in zwei Abtheilungen, im Verlag der Expedition des Arbeitgebers zu Frankfurt erscheint, wovon soeben die erste Lieferung ausgegeben ist. Ganz abweichend von der gewöhnlichen Methode beginnt der als Volkswirth und Publicist rühmlich bekannte Verfasser damit, den Lesern die geschichtlichen Entwicklungsgesetze vorzuführen, und sogleich von Haus aus die äußern Begebenheiten dem bloßen Spiele der Willkür zu entrücken und unter dem höhern Gesichtspunkt innern nothwendigen Zusammenhangs, eines großen stetig fortschreitenden Culturprocesses zusammenzufassen. Sehr glücklich sind die von der Nationalökonomie zunächst auf ihrem Felde festgestellten Gesetze des gesellschaftlichen Verkehrs der Menschen in ihrer universellen, weil aus der menschlichen Natur selbst abgeleiteten, Geltung für das Geistesleben und die staatliche Gestaltung der Nationen nachgewiesen, und auf diese Weise dem Leserkreise gleichsam eine Vorschule geschichtlichen Studiums geboten, wie sie uns bei keinem ähnlichen Werke bekannt ist. Die Darstellung ist gedrängt und höchst populär, aber populär in dem Sinne, daß sie auch den Gebildetsten anspricht, dabei in hohem Grade anregend; Eigenschaften, die wir dem Werke nicht wenig zum Verdienst anrechnen.

Was das eigentlich Geschichtliche anlangt, so sind in der vorliegenden ersten Lieferung, welche das erste Auftreten der Deutschen in der Geschichte bis zu den Römerkämpfen umfaßt, die Quellen so gut wie die neuesten Arbeiten der Forscher gewissenhaft benutzt, ohne daß der Verfasser sich des eignen selbstständigen Standpunktes begäbe, von welchem aus er uns vielmehr manchen neuen eigenthümlichen Blick eröffnet. Am besten wird sich die Reichhaltigkeit des Materials, welches das Werk bietet, aus dem Inhaltsverzeichnisse des zweiten, nicht die äußeren politischen Begebenheiten, sondern die inneren Zustände behandelnden Abschnitts der ersten Abtheilung des ersten Bandes (bis zum Ende der Karolinger) ergeben. Derselbe behandelt:

1. Land, Wohnsitze, Leute. 2. Eigenthum, freies und gebundenes, Gesammteigenthum, Markgenossenschaft. 3 Die Gütererzeugung, a. Landwirthschaft, Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Fischerei. b. Gewerbe und Handel. 4. Münze, Maß, Gewicht. 5. Transportwesen. 6. Capital, Credit, Preise. 7. Die Staatsverfassung, die Ständenunterschiede, Fürst und Volksversammlung. 8. Gesetzgebung und Gericht. 9. Militärverfassung. 10. Zölle, Steuern. 11. Wohnung, Kleidung, Nahrung. 12. Erziehung, Sprache, Schrift, Literatur, Wissenschaft, Kunst, Musik. 13. Sitten und Gewohnheiten. 14. Religion und Aberglaube. 15. Allgemeiner Stand der Bildung am Ende des Zeitabschnittes.

Und so können wir die Anschaffung des Werks, das sich, wie wenige andere, als ein wahres Volksbuch ankündigt, nicht dringend genug empfehlen. Schulze-Delitzsch.

Heiraths-Ceremonien. Die einfachsten und kürzesten Heiraths-Ceremonien unter civilisirten Völkern finden unstreitig in den Vereinigten Staaten von Nordamerika statt. Das Folgende ist authentisch. Magistratsbeamter: „Mein Herr, wie heißen Sie?" Antwort: „Matthäus." Magistrat: „Wie heißen Sie, mein Fräulein?" Antwort: „Polly." Magistrat: „Polly, wollen Sie Matthäus?" Antwort: „Unbedingt, ich will." Magistrat: „Matthäus, wollen Sie Polly?" Antwort: „Das versteht sich." Magistrat: „Gut, ich erkläre Euch also als Gatte und Gattin für die Zeit Eures Lebens."

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 24. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Deutsche Herzen, deutscher Pöbel.

Erzählung von J. D. H. Temme.

Im verflossenen Sommer besuchte mich der Verwandte eines Freundes aus Deutschland. Es war ein sehr ernster Mann, im Anfang der dreißiger Jahre. Er war nicht immer so ernst gewesen. Ein Tag, eine Stunde kann die Stimmung eines Menschen für sein ganzes Leben begründen. Er erzählte mir Folgendes:

Ich war ein lustiger Student. Wir fuhren von der Universitätsstadt nach der benachbarten größeren Stadt zum Theater. Eines Tages im Sommer war ich mit einem Freunde hingefahren; wir hatten uns verspätet, so daß wir, um nicht zu viel zu versäumen, sofort nach unserer Ankunft, ohne weiter Jemanden zu sprechen, uns zu dem Schauspielhause begeben mußten.

Es wurde ein Lustspiel gegeben; das Haus war voll, wie gewöhnlich. Nur in einzelnen, gerade den vornehmsten Logen war es leer, die höchste Adels- und Beamten-Aristokratie fehlte. Das Fehlen der Stammgäste gerade und der höchsten Classen fiel uns auf. Wir fanden indeß keinen Bekannten, den wir nach der Ursache hätten fragen können. In unserer Nachbarschaft wurde darüber gesprochen, aber nur Weniges, das uns keinen Aufschluß gab.

„Wo ist denn heute die Generalin mit ihren Töchtern, Herr Lieutenant?"

„Wie? Sie wissen nicht, Herr Assessor? Die wohnen einem interessanteren Schauspiele bei."

„Ah, dort sind sie!"

„Allerdings. Auch die Präsidentin ist da und die schöne Comteß Gleichen."

Sie sprachen noch von Mehrerem, die zu dem „interessanteren Schauspiele" gegangen seien. Was für ein Schauspiel es war, sagten sie nicht; Jeder setzte voraus, daß der Andere es kenne, und Jeder kannte es.

Das Theater war spät zu Ende. Mein Freund und ich kehrten zu unserem Gasthofe zurück und hofften dort zu erfahren, was alle Welt in der Stadt zu wissen schien. Der Gasthof lag vor dem Thore der Stadt, und um ihn schneller zu erreichen, hatten wir Seitenstraßen eingeschlagen, die zu den abgelegensten der Stadt gehörten, schon bei Tage wenig besucht und in der weit vorgerückten Abendstunde fast leer waren. Wir hatten mehrere zurückgelegt, und anfangs war uns noch hin und wieder Jemand begegnet, seit einer Weile aber schon war der Laut unserer eigenen Schritte der einzige Ton, den wir vernahmen, und gesehen hatten wir in den dunklen Gassen schon lange nichts mehr. Wir hatten oft, auch zur Nachtzeit, diese Straßen und Gassen durchwandert. Es wohnten nur geringe Handwerker und Arbeiter da, Leute, die vom frühen Morgen an den ganzen Tag hindurch ihre schwere, saure Arbeit haben und am Morgen früh zu dieser Arbeit wieder bei der Hand sein müssen; da legen sie sich denn auch früh am Abend zur Ruhe. Aber hin und wieder hatte man doch Leben gesehen und gehört. Die Stille des heutigen Abends glich einer unheimlichen Todtenstille.

Auf einmal mußten wir unwillkürlich unsere Schritte anhalten. Eine Seitenstraße durchschnitt die Straße, in der wir gingen. Ein Schritt kam daraus hervor, ein schneller, leichter, flüchtiger Schritt. An der Kreuzung der Straße brannte eine Laterne, eine matte, hochhängende Oellampe. Aber wie schwach sie brannte, sie zeigte eine hohe, dunkle Frauengestalt, die an uns vorüberschritt.

„Teufel, eine schöne Gestalt!" flüsterte ich meinem Freunde zu. „Und wie leicht und schwebend der Gang! Und wie war die Haltung!"

„Du bist ein Narr," sagte mir mein Freund zurück. „Komm nur."

Er kannte mich. Wie gern ist ein lustiger Student auch ein leichtsinniger! Und was liebt und sucht der Leichtsinn mehr, als leichtsinnige Abenteuer?

„Ich muß ihr nach," versicherte ich meinem Freund.

Er wollte mich zurückhalten.

„Sie geht dem schlechtesten Winkel zu, der verrufensten und gefährlichsten Gegend der Stadt."

„Meinetwegen."

„Es muß schon elf Uhr vorbei sein."

„Meinethalben mag es schon Mitternacht sein."

Mein Freund kannte mich ganz, er wußte auch, daß ich das, was ich in meinem Leichtsinn mir einmal vorgenommen hatte, ausführen müsse. „Nimm das!" sagte er nur noch.

Er reichte mir einen Dolch zu, den er in der damaligen nicht ganz gefahrlosen Zeit immer bei sich zu führen pflegte. Er war ein solider, vorsichtiger junger Mann. Wir trennten uns. Er ging weiter die Straße hinunter, ich schlug die Querstraße rechts ein und folgte der Frau. Sie war mit ihrem schnellen, leichten Schritt an uns vorübergegangen; sie hatte nicht nach uns hingeblickt, um so weniger hatte ich in der schwachen Beleuchtung der Laterne ihr Gesicht sehen können. Ich hatte sie bald eingeholt; sie war schneller gegangen, als sie meinen Schritt hinter sich gehört hatte.

Ich war an ihrer Seite. Ihre Gestalt hatte sich mir, je näher ich ihr kam, in schärferen und in schöneren Umrissen gezeigt; sie war groß, schlank, voll. Sie mußte jung sein, wenn auch der

leichte Schritt es nicht zeigte. So meinte ich. Ich wollte auch ihr Gesicht sehen. Sie trug einen dichten Schleier.

„Meine Schöne, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?“

„Ich danke Ihnen.“

Sie sagte es kurz und abweisend und deutlich genug.

„Aber daß ich Sie begleite, werden Sie mir erlauben?“

„Ich danke Ihnen auch dafür.“

„Sie sind allein.“

„Und ich wünsche es zu bleiben.“

„Sie gehen einer verrufenen Gegend zu.“

„Um so mehr hätten Sie Veranlassung, mir nicht zu folgen.“

„Ah, wenn Sie mir anderswohin folgen wollten?“

„Mein Herr, verlassen Sie mich.“

„Jetzt wahrhaftig nicht mehr.“

Ich wollte ihren Arm nehmen. „Mein Herr!“ rief sie drohend. Ich war in der That schon mitten in einem Abenteuer. Mitten in der Nacht in einer abgelegenen, dunklen Straße einer großen Stadt, allein mit einem fremden Frauenzimmer, das einsam die Straßen durchstrich, dem verrufensten Theile der Stadt zuging, einem Quartier, das darum das schlechte Viertel genannt wurde, weil die Hefe der Einwohnerschaft dort lebte und verkehrte. Und dieses Frauenzimmer hatte jene hehe, stolze Gestalt, schwebte in leichter, edler Haltung neben mir; ihr dunkles Kleid rauschte an meiner Seite wie schwere Seide; sie sprach in einem gebildeten Tone; sie wies mich strenge, befehlend zurück. Ich konnte, ich durfte mich nicht zurückweisen lassen.

„Ei, meine Schöne, eine Frau, die um Mitternacht allein durch eine dunkle, einsame Straße geht, muß die Begleitung eines Mannes annehmen, der sich ihr anbietet; ich werde Sie daher nicht verlassen. Ich werde Sie begleiten, wohin Sie nun einmal gehen. Haben Sie Ihr Ziel erreicht, so können Sie dann mit mir machen, was Sie wollen.“

Sie hatte sich besonnen.

„Wohl, mein Herr, die Straße ist auch für Sie frei. Aber ich erwarte von Ihrer Ehre, daß Sie keinen Versuch machen, mich anzurühren.“

„Bis Sie selbst mich um meinen Arm bitten,“ lachte ich.

Sie antwortete mir nicht. Die Gasse, in der wir gingen, war sehr schmal; ein Wagen hätte dort nicht fahren können; sie mußte dicht an meiner Seite gehen.

Auf einmal — sie war rasch, aber nur wenige Schritte vorangegangen — blieb sie stehen.

„Geben Sie mir Ihren Arm, mein Herr.“

„Ah, jetzt schon?“

„Schweigen Sie. Lassen Sie uns langsamer gehen; hier, auf die Seite!“

Sie hatte meinen Arm genommen. Ich mußte sie aus der Mitte der Straße, in der wir gingen, zur Seite, unmittelbar an die Häuser und in deren tieferes Dunkel führen. Es war ein runder, weicher Arm, den sie in den meinigen gelegt hatte. Eine schöne, schlanke, volle Gestalt lehnte sich an mich. Aber der Arm war eisig kalt und die ganze Gestalt zitterte.

„Lassen Sie mich einen Augenblick ausruhen,“ bat sie, „bis jene vorüber sind.“

Wir hatten wieder eine Querstraße durchschritten. Ein Geräusch war uns daraus entgegengekommen, ein gleichmäßiger Tritt von mehreren Menschen — wie der Marsch eines Trupps Soldaten. Gesehen hatten wir in der Dunkelheit nichts. Wir waren schon nahe an dem schlechten Viertel; Straßenlaternen brannten dort gar nicht mehr, sie sind für den Luxus der Städte da, an Sitte und Wohlfahrt denkt man bei ihnen nicht.

Die Tritte kamen an uns vorüber. Es war wirklich eine Militairpatrouille, die in die Straße hinein marschirte. Wir waren zwischen zwei Häuser getreten, um ihnen Platz zu machen.

Ich hatte einmal daran gedacht, während wir in dem tiefen Dunkel allein da standen, die schöne Frau an mich zu drücken, aber ich kannte es nicht. Die Kälte des Armes, das Zittern, die bittende Stimme: „Lassen Sie mich einen Augenblick ausruhen!“ — Alles hielt mich zurück. Ich dachte nur dabei ihr Gesicht, bildschön, aber leichenblaß, aus dunklen Augen flehend und zugleich drohend zu mir gewandt. Ich wollte die dunkle Nacht, den schwarzen Schleier, der es bedeckte, durchbohren; ich sah nichts, aber ihr Zittern war stärker geworden.

„Kommen Sie,“ sagte sie hastig, als die Soldaten vorbei waren.

Wir gingen weiter in die Straße hinein, hinter der Patrouille her. Die Soldaten marschirten im Geschwindschritt, und wir hatten sie nach wenigen Minuten aus den Augen verloren und hörten nichts mehr von ihnen. Wir waren in dem schlechten Viertel angelangt; eine Menge kleiner, enger, krummer und dunkler Straßen durchkreuzten sich hier, lösten einander ab. Sie waren überall völlig leer, wir Beiden waren die einzigen lebenden Wesen darin. Stand jene Militairpatrouille mit dieser ungewöhnlichen Leere in Verbindung? Es war schon damals eine eigenthümliche Zeit. Bei unserer Ankunft in der Stadt hatten wir nur erfahren, daß am Tage vorher fremdes Militair eingerückt sei.

Meine Begleiterin führte mich mit sicherem Schritt weiter; sie schien jede der engen Straßen zu kennen, trotz Schwüre, trotz Dunkelheit. In dieser Gegend der Sünde, des Lasters, der Rohheit, der Verbrechen, des Elends? Sie, die hohe, schöne Gestalt, mit der stolzen Haltung, in dem seidenen Gewande? Auf ein galantes Abenteuer hatte ich längst verzichtet. Ich sah nur immer das blasse, leidende Gesicht, von dem ich dennoch nichts hatte sehen können. Aber wer war sie? Wohin führte sie mich? Ich dachte darüber nach.

Wir gingen schweigend neben einander. Ihr Schritt war hastiger, ungeordneter geworden. Wir waren tiefer in das Straßengewirr des schlechten Viertels hineingekommen. In der Finsterniß war es bisher auch still gewesen; selten war uns ein Mensch begegnet, er war still an uns vorübergegangen. Es fing an lebendiger zu werden, nicht auf der Straße, aber in einzelnen Häusern. Die Laden der Fenster waren fest verschlossen, nur dann und wann drang ein dünner Lichtstrahl durch die Ritzen auf die Straße; aber hinter den dunklen Läden war es laut. Heisere Männerstimmen lärmten, Frauenstimmen riefen grell dazwischen; Gläser und Krüge stießen an einander.

Aus einem Hause tönte uns Musik entgegen. Oben waren die Fenster erleuchtet, und an dem trüben, schwitzenden Glase sah man tanzende Paare vorüberfliegen. Auf das Haus führte meine Begleiterin mich zu.

„Dahin?“ mußte ich sie erstaunt fragen.

„Ja,“ war ihre kurze Antwort.

Es waren die ersten Worte, die wir, seitdem die Patrouille an uns vorübergekommen war, wieder mit einander gewechselt hatten.

„Ich darf Sie hinein führen?“ fragte ich sie weiter.

„Ich bitte Sie darum.“ Sie sprach die Worte in einem dringend bittenden Tone.

Einen Augenblick hatte ich, bei der Tanzmusik, doch wieder an ein ordinaires Abenteuer denken wollen; der bittende Ton nahm mir den Gedanken. Aber was wollte sie in dem Hause? in der Tanzkneipe?

Wir traten in das Haus; die Thür stand offen, und wir kamen in einen engen Hausflur. Eine trübe Oellampe, die oben an der Wand hing, zeigte, wie schmutzig es überall war, sie zeigte uns auch eine schmale, dunkle Treppe, die nach oben führte; wir stiegen sie hinauf und gelangten wieder in einen schmalen Flur, aber es war hell darin. Eine Seitenthür, die hineinführte, stand offen, man sah in eine Küche, in der ein großes Feuer brannte; es wurde darin gekocht, geschmort, gebraten. Angenehme Gerüche dufteten nicht daraus hervor, aber durch eine Thür gegenüber drangen entsetzliche Gerüche von Schnaps, von Bier, von Tabak. In die Gerüche mischten sich die Töne einer schlechten Musik, eines plumpen, polternden Tanzes, das Rufen von Tanzenden, das Schreien von Zechenden.

Was suchte die Fremde in diesem Hause? In dem hellen Scheine des Feuers stand ihre Gestalt doppelt schön, edel, stolz vor mir. Ihre Kleidung war eine elegante, aber tiefschwarz; man sah keinen weißen, keinen bunten Streifen. Und doch war es keine eigentliche Trauerkleidung. Das Gesicht war noch immer von dem schwarzen Schleier bedeckt.

Aus der Küche trat eine Frau in den Flur. Es war eine häßliche, dicke, schmutzige Alte.

„Sie sind doch noch gekommen?“ fragte sie meine Begleiterin. „Ist das Zimmer für mich bereit?“ fragte diese zurück.

„Gewiß, Madame.“

„Es ist doch Niemand darin?“

„Kein Mensch.“

Digitized by Google

„Es kann auch Niemand hineinkommen? aus dem Tanzsaale da?“

„Sie können sich darin einschließen.“

„Wer tanzt dort?“

„Die fremden Soldaten.“

„Sie hatten mir gesagt, es werde hier heute Nacht still sein.“

„Es ist nicht meine Schuld, Madame. Diese fremden Soldaten spielen hier die Herren. Ich wollte sie zurückweisen; sie drohten mit Gewalt.“

„Führen Sie mich in mein Zimmer.“

Die Wirthin kehrte in die Küche zurück und kam gleich darauf mit einem Lichte und einem Schlüssel wieder. Meine Begleiterin hatte mich unterdeß durch ihren Schleier betrachtet.

„Sie bleiben bei mir, mein Herr!“ bat sie mich dann leise. „Ich bitte Sie, verlassen Sie mich nicht.“

„Ich verlasse Sie nicht.“

Die Wirthin schloß eine Thür seitwärts von der des Tanzsaals auf. Wir traten in eine einfach meublirte, ziemlich reinliche Stube. Die Wirthin stellte das Licht auf einen Tisch. „Wünschen Sie etwas?“ fragte sie.

„Nein.“

Sie verließ das Zimmer. Sie hatte mich nur einen Augenblick neugierig angesehen, aber ohne alle Frechheit der Neugierde solcher Weiber. Der Fremden war sie mit einer Art von Ehrerbietung begegnet. Jeder Gedanke an ein galantes Abenteuer war aus meinem Innern verschwunden. Aber was wollte, was erwartete die Fremde hier, daß sie mich so dringend gebeten hatte, sie nicht zu verlassen? Und anfangs bei unserem ersten Begegnen hatte sie meine Begleitung so entschieden zurückgewiesen.

Die Stube, in der wir uns befanden, stieß an den Tanzsaal, sie lag aber hinter diesem; sie mußte an der Rückseite des Hauses liegen. Sie hatte nur die eine, auf den Flur führende Thür, durch die wir eingetreten waren. Der Thür gegenüber waren zwei Fenster, die dicht mit Vorhängen bedeckt waren.

„Darf ich Sie bitten, die Thür von innen abzuschließen?“ bat mich meine Begleiterin.

Ich that es. Als ich fertig war und mich wieder nach ihr umsah, saß sie an einem der Fenster. Sie schien mit großer Aufmerksamkeit hindurch zu blicken; sie hatte den Vorhang zur Seite geschoben. Von ihrem Gesichte hatte sie den Schleier zurückgeschlagen. Ich konnte dennoch nichts von ihrem Gesichte sehen. Sie hatte es fest an die Scheiben des Fensters gedrückt. Ich war neugierig, wonach sie so angelegentlich ausschaute. Ich trat an das zweite Fenster. Die beiden Fenster führten auf einen schmalen Hof. Unmittelbar an dessen anderer Seite erhob sich ein hohes, langes, dunkles Gebäude mit Altanen, Vorsprüngen und Thürmen. Ich kannte es. Ich hatte es oft gesehen, freilich nicht von dieser Seite, sondern in seiner Hauptfront, die an der um die Stadt führenden Promenade lag.

„Das ist ja das Zuchthaus!“ rief ich überrascht.

„Ja, es ist das Zuchthaus,“ erwiderte die Fremde kalt und emtönig, und es war mir, als wenn der Ton mir in das Herz schneide.

Meine Augen mußten weiter forschen, was sie in oder an dem dunkeln Gebäude suchen möge. Ich hatte es bald entdeckt. Gerade unseren beiden Fenstern gegenüber und fast in derselben Höhe mit ihnen war in dem Zuchthause ein hohes, breites Fenster. Man sah durch dasselbe in einen weiten, sehr hell erleuchteten Raum. Weiter aber konnte man nichts unterscheiden. In dem Raume mußte eine große Hitze herrschen. Das Fenster war von diesem Schweiße bedeckt, der verhindert, irgend einen Gegenstand auf jenseit anderer Seite klar zu erkennen. Nur eine Menge von Gestalten glaubte man in dunkeln, ungewissen Umrissen zu gewahren. Stimmen von Menschen, unaufhmal von mehreren zugleich, ein paar Mal einem allgemeineren Gemurmel oder Gesumme ähnlich, schienen die Anwesenheit vieler Menschen in dem Raume zu bestätigen.

Dahin waren Auge und Ohr meiner Begleiterin gerichtet, angelegentlich, gespannt. Ich hatte keine Ahnung davon, was dort vorgehen, was die Fremde durch das Dunkel der Mitternacht, durch die Einsamkeit verrufener Straßen hierher geführt haben, was jetzt ihr ganzes Denken und Sein so völlig in Anspruch nehmen könne. Sie saß, das Gesicht an die Scheiben gedrückt, unbeweglich wie eine Bildsäule da. Und doch konnte sie nichts sehen, als eine in das Unbestimmteste verschwimmende Masse von Gestalten, und nichts hören, als schwache, kaum vernehmbare, vollkommen unverständliche Laute von Menschenstimmen.

Nach einiger Zeit wurde ein Flügel des großen Fensters gegenüber halb geöffnet. Wahrscheinlich war die Hitze in dem Raume zu groß geworden. Man unterschied eine Menge Menschen. Sie bekamen sich in einem weiten Saale, an dessen weißen Wänden Lampen brannten. Sie saßen in langen Reihen, mit dem Rücken nach uns gewandt. Es waren Herren und Damen zu unterscheiden, Damen, wie es schien, in reichen Toiletten, Herren vielfach in Uniform.

Mir fiel unwillkürlich jene Aristokratie ein, die heute im Theater gefehlt hatte und einem anderen, interessanteren Schauspiele beiwohne. In der That schienen sie vor einem Schauspiele zu sitzen. Ganz hinten in dem Saale standen mehrere Lichter auf einem Tische. Hinter und zu beiden Seiten neben den Lichtern sah man neue Gestalten. Sie bewegten sich nicht. Aber von derher kamen Stimmen; dort hinten an dem Tische wurde gesprochen. Ich konnte unter den Personen, die sich dort befanden, nur einen starken Mann besonders unterscheiden. Er schien zu stehen, während die Uebrigen saßen. Bewegungen seiner Hände zeigten, daß er sprach. Zu verstehen war auch jetzt nichts.

Das Fenster war nach der Seite hin geöffnet, wo meine Begleiterin saß; sie konnte vielleicht mehr sehen, als ich. Sie war plötzlich aufgefahren. Dann hatte sie leise ihr Fenster geöffnet; nur wenig, nur ein paar Zoll weit, und eben hindurch horchen zu können. Ich vernahm an dem Fenster darum nicht mehr. Doch nach einer Weile hörte ich deutlich ein lautes Gelächter. Es kam aus den Reihen der vornehmen Herren und Damen, der Zuschauer und Zuhörer. Die Fremde fuhr heftig von dem Fenster zurück.

„Es ist entsetzlich!“ rief sie.

Als ich nach ihr hinblickte, hatte sie schon wieder horchend und schauend das Gesicht an das Fenster gepreßt. Auf einmal stieg sie wieder zurück. In dem Saale drüben war, wie ich deutlich hatte erkennen können, ein alter Mann mit wenigen schneeweißen Haaren erschienen. Er hatte sich dem starken Herrn genaht, der an dem erleuchteten Tische stand und zu sprechen schien. Er hatte diesem etwas überreicht, wie es mir vorkam, ein Papier. Ich glaubte wahrzunehmen, wie in dem Saale zuerst ein allgemeines Gelüsten, dann eine tiefe Stille entstand. Die Blicke der Zuschauer schienen nur auf den Greis und den starken Herrn gerichtet zu sein. Es war wirklich ein Papier, das dieser von jenem erhalten hatte. Er öffnete, er las es. Die tiefste Stille währte in dem Saale fort. Der Lesende sieß plötzlich die Hand mit dem Papiere sinken. Er sah nach Jemandem hin. Er verließ seinen Platz. Ich konnte nicht sehen, wohin er gegangen war.

Meine Begleiterin stieß einen Schmerzensschrei aus.

„Allmächtiger Gott! Es ist Alles vorbei!“

Sie war von ihrem Fenster zurückgeflogen. Sie kam auf mich zu. Ich sah zum ersten Male ihr Gesicht. Es war völlig entschleiert. Meine Phantasie hatte in dem finsteren Straßenwinkel mir dieses Gesicht bildschön, aber leichenblaß, mit dunklen, brennenden Augen gezeichnet. Wie weit war sie hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben! Nie habe ich ein edel schöneres und leichenblasseres Gesicht gesehen, nie aber auch in einem Gesichte mehr Schmerz und Leid und Angst und Zorn.

Sie war noch jung. Sie konnte in der Mitte der zwanziger Jahre sein. Und diese Frau hatte ich leichtsinnig verfolgt! Mit ihr hatte ich ein galantes Straßenabenteuer bestehen wollen! Ich stand beschämt vor ihr. Meine Scham konnte nur durch den festen Entschluß ausgelöscht werden, mich ihrem Dienste zu weihen, mochte sie von mir fordern, was sie wollte. Sie sah mich mit den dunkeln Augen bittend an.

„Mein Herr, auch Sie haben in den Saal drüben geblickt?“

„Ja, Madame.“

„Sie haben den alten Mann gesehen, der eintrat?“

„Ich habe ihn gesehen.“

„Ich habe eine Bitte an Sie.“

„Befehlen Sie über mich.“

„Der alte Mann ist mein Diener. Ich muß ihn sprechen. Er weiß nicht, daß ich hier bin. Führen Sie ihn zu mir. Eilen Sie. Wenn Sie links um dieses Haus gehen, so kommen Sie durch eine kleine Gasse an ein Gitterthor, das Sie unmittelbar zu jenem Theile des Zuchthauses führt.“

Ich war schon auf dem Wege und fand ihn, wie sie ihn mir bezeichnet hatte. Durch das Gitterthor sah ich einen weiten Hof, einen Hinterhof des Zuchthauses. Er war durch Laternen hell erleuchtet. Ueberall zeigte ihr Schein mir Soldaten, die in Gruppen oder in Reihe und Glied standen. An dem vergitterten Thore befand sich ein Doppelposten. Ein Unteroffizier, der daneben stand, hatte mich in der leeren Gasse herankommen sehen.

„Wohin wollen Sie?“ fragte er.

Ich konnte, zumal bei dem Anblick des mit so großer Strenge militairisch bewachten Zuchthauses, keinen Zweifel mehr über die Bedeutung des Schauspiels haben, dem ich, ohne es zu verstehen, aus der Ferne beigewohnt hatte, das meiner Begleiterin das Herz zerschnitt, das für jene eleganten Herren und Damen interessanter als das Theater gewesen war, das ihnen jenes laute Gelächter abgelockt hatte. Der blassen Frau war es ein entsetzliches Lachen gewesen. Erwieth, warum? Die Unglückliche! Wir lebten damals in einer furchtbaren, entsetzlichen Zeit. Sie traf vernichtend deutsche Männer — und auch wie manches edle deutsche Frauenherz. In der Brust des deutschen Studenten aber schlug zu jener Zeit kein deutsches Mannesherz, lebten nicht einmal Gefühle für deutsche Männer, und die Frauen waren für ihn nur zu leichtfertigen Abenteuern da. Ich war nicht anders gewesen, als die Andern, aber mit einem Male war eine tiefe Umwandlung in mir vorgegangen.

„Das Standgericht hält hier seine Sitzungen?“ fragte ich den Unteroffizier.

„Ja.“

„Ich wünschte dort Jemanden zu sprechen.“

„Wen?“

„Einen Bekannten im Zuschauerraume.“

Der Mann musterte mich durch das eiserne Gitter. Er schien nichts Verdächtiges an mir zu finden. Das Verfahren war ein öffentliches. Er schloß das Thor auf und ließ mich eintreten.

Das Standgericht wurde in einem Seitenflügel des Zuchthauses gehalten, in einem Exzimmer. Die schmalere Seite desselben war dem Hause zugekehrt, aus dem ich kam, und die Dame, die ich hingeführt, und ich hatten durch das nach jener Seite befindliche einzige Fenster hinein sehen können. Die breitere Front zeigte eine Reihe beleuchteter Fenster. Unter ihnen trat ich durch das Portal in das Gebäude. Auch im Innern standen überall Schildwachen. Sie standen die Treppe entlang, die ich hinaufsteigen mußte, bis oben zu den Thüren des Saales. Oben trat wieder ein Unteroffizier an mich heran.

„Wollen Sie in den Zuschauerraum?“

„Ich suche den alten Bedienten, der vorhin in den Saal gelassen wurde.“

„Ah, er hatte dem Vertheidiger etwas zu übergeben?“

„Richtig.“

„Er ist noch drinnen. Sie können hier auf ihn warten.“

Der Unteroffizier war ein höflicher Mann.

„Darf ich unterdeß in den Zuschauerraum eintreten?“ fragte ich ihn.

Er öffnete mir die Thür, an der wir standen. Ich trat in den Saal des Kriegsgerichts.

Ich befand mich in dem Zuschauerraume, mitten zwischen dem vornehmen, eleganten Publicum, das hier einem interessanteren Schauspiele zusah, das vorhin so laut und so lustig über dieses Schauspiel hatte lachen müssen. Aber mein Blick glitt an diesen aristokratischen Herren und Damen vorüber, um den Mann aufzusuchen, um dessen Leben es sich hier handelte, der hier zum letzten Male kämpfte um seinen Kopf, und über dessen Todeskampf jene hatten lachen können. Ich fand ihn. Es war ein großer, schöner, junger Mann; er stand mit dem seinen, aber kräftigen, ausdrucksvollen, aristokratischen Gesichte klar und ruhig da. Sein Auge weilte furchtlos auf seinen Richtern. Die Masse der vornehmen Zuschauer würdigte er keines Blickes.

(Fortsetzung folgt.)

Eine deutsche Schriftstellerin.

Wir bringen heute, namentlich unseren Leserinnen, die einfache Lebensgeschichte einer Frau, die sich, ohne selbst recht zu wissen, wie ihr geschah, in der Reihe deutscher Schriftstellerinnen gefunden und in den Kreisen der deutschen Frauenwelt sich viele Herzen erobert hat.

Bei Sternen erster Größe bleibt ihr Leben wie ihre Werke ein Besitz für das Jahrhundert, eine unerschöpfliche Fundgrube noch für lange künftige Jahre. Erscheinungen von zweiter Bedeutung, solche, die nicht gewaltige Harfen stimmen können, um neue Töne hervorzurufen für kommende Geschlechter, die aber so glücklich waren, im Vorübergehen eine Saite anzuschlagen, die in vielen Herzen wiederklingt, — sie werden sammt ihren Werken vergessen sein, eh' die Zeit gekommen, in der man ein Menschenleben im rechten unparteiischen Lichte anschauen kann; darum ist der Wunsch des Publicums wohl berechtigt, von solchen Sternen zweiter Größe bei Zeiten Näheres zu erfahren. Was man aus solch einem Leben mittheilen und verlangen kann, das können eben nur die äußern Umstände sein und soviel von dem innern Bildungsgang, als nöthig ist zu erklären, wie sie wohl auf den Weg gekommen, auf dem wir sie kennen gelernt.

Ottilie Wildermuth ist am 22. Februar 1817 geboren, als das älteste Kind des Criminalrath Ronschütz zu Rottenburg am Neckar, einer kleinen württembergischen Oberamtsstadt. Schon im Jahr 1819 kam ihr Vater als Oberamtsrichter nach Marbach am Neckar, Schiller's freundlicher Geburtsstadt. Alle Erinnerungen der Kindheit und Jugend knüpfen sich für sie an diesen anmuthig gelegenen Ort, in dem sie bis zu ihrer Verheirathung lebte und die Freuden eines glücklichen Elternhauses mit drei jüngern Brüdern theilte.

Die äußerst einfachen Lehranstalten der kleinen Stadt boten wenig Hülfsmittel für die geistige Ausbildung eines aufgeweckten und lernlustigen Kindes; die Versuche, das Mädchen mit dem ältesten Bruder Latein lernen zu lassen, hatten keinen glänzenden Fortgang, woran vielleicht mitunter die pedantische Methode der Lehrer Schuld trug, die nicht begreifen haben, daß ein Mädchenkopf anders angefaßt werden muß als ein Knabengeist, der wohl schon zum Voraus logischer und gründlicher angelegt ist. Wie die kleine Ottilie so glücklich war in ihrem ersten Lehrer, der ihr im vierten Jahre schon Lesen und Schreiben ohne alle Schwierigkeit beibrachte, ihren besten Freund, den Vertrauten all ihrer kindischen Angelegenheiten zu finden, so hat sie der lateinischen Lehrstunden nebst Lehrern immer nur mit großer Abneigung denken können und beklagte gar nicht, daß sie vom Bruder, als er zur Schule kam, so rasch überflügelt wurde, daß von gemeinsamen Lectionen keine Rede mehr sein konnte.

So blieb es denn mit den Grundlagen des Wissens, sehr mangelhaft bestellt; die Volksschule that ihr Bestes, indem sie neben gründlicher Kenntniß der Orthographie, des Rechnens und Lesens ihren Schülern alle Jahre auf's Neue die geographische Anschauung der fünf Welttheile beibrachte, ferner die Thatsache, daß Europa drei Kaiserthümer und vierzehn Königreiche habe, und ihnen schließlich noch einen Umriß der württembergischen Geschichte gab.

Es wurden verschiedene Versuche gemacht, der Kleinen zu weiterem Unterricht in der Geschichte und andern dienlichen Wissenschaften zu verhelfen, und es wurden dazu junge Theologen in Anspruch genommen, die als Vicare sich im Orte aufhielten. Da aber diese meist nur kurze Zeit zu Marbach verweilten, ihren Geschichtsunterricht aber höchst gründlich bei Aegyptern, Assyrien, Babylon und Ninive begannen, so kam das arme Kind gar nicht aus diesen altertümlichen Zuständen und fabelhaften Namen heraus, und mußte sich erst später mit Hülfe historischer Romane einigermaßen in's Mittelalter und in neuere Zustände einleben.

Es wurde beschlossen, daß sie einem Onkel, einem benachbarten Landgeistlichen, der bei einer sehr lebendigen, regsamen Natur Freude am Unterrichten fand, mit seiner eigenen Tochter von glei-

Ottilie Wildermuth.

chem Alter, mit der sie schwesterlich die Freuden und Leiden der Kindheit theilte, übergeben werden sollte.

Da wanderte sie denn in lichter Früh über den Berg hinüber und kehrte Abends nach Haus, oder sie verlebte ganze Wochen in dem Dorf, das durch ein altersthümliches Kloster, durch allerlei heimliche und unheimliche Plätzchen und verborgene Wiesengründe, an die sich zahlreiche Geistersagen knüpften, viel Anregendes für eine junge Phantasie hatte. Der Onkel verfuhr auch nicht eben systematisch bei seinem Unterricht, aber sein ganzes Wesen wirkte belebend und anregend; schade, daß er, ehe Ottilie dreizehn Jahre alt war, in eine entfernte Gegend versetzt wurde, — so blieb auch dies Wissen Stückwerk.

Was so an gründlicher Schulbildung versäumt blieb, das wurde theilweise ergänzt durch den fast unbewußten Einfluß gebildeter, geistig lebendiger Eltern. Der Vater besaß bei sehr vielseitigen Kenntnissen, bei warmem Interesse für jede Kunst, die ihn in dem bescheidenen Maßstabe seiner Mittel zum Beschützer aller schönen Künste in seiner Umgebung machte, eine äußerst lebendige Darstellungsgabe; die Mutter hatte durch ein reiches, tiefes Gemüth, eine lebhafte, heitere Phantasie, durch lebendigen Sinn und treues Gedächtniß für Dichtungen Alles, was eine warme Natur anregen und entwickeln kann.

Junge Künstler, reisende Sänger, sogar Declamatoren und Bauchredner, ja, zum Entsetzen der Mutter einmal eine unsicirende Zigeunerbande kehrten in dem Vaterhause ein, dessen gastlicher Herr keinen, sei er arm oder reich, unerquickt ziehen ließ. Reisende Schauspielerbanden, die zu Zeiten ihren mangelhaften Tempel in dem Städtchen aufschlugen, übten einen fast magischen Einfluß auf die Phantasie des Kindes, und als sie vollends im zwölften Jahr mit Vater und Brüdern zum ersten Mal das Theater und die Kunstausstellung in der Residenz besuchen durfte, da ging ihr eine neue Wunderwelt auf.

Leichter zu erreichen und gewiß eben so bildend und besuchtend für das innere Leben waren die harmlosen Freuden, die jeder Tag brachte, die goldne Freiheit in zwanglosen Umhertreiben mit den Gespielen durch Feld und Wiesen, die Abendspaziergänge mit Vater und Brüdern und die erlaubten, oft auch geraubten Genüsse, welche die reiche Bibliothek des Vaters bot.

Unter die zahlreichen Liebhabereien des Vaters gehörte auch der Gartenbau. Zwei schöne Gärten waren reich bepflanzt mit den schönsten Tulpen, mannigfaltigen Rosen, blühenden Lauben, kleinen Gehölzen und seltenen Gesträuchen. Wenn auch die prächtigen Pflaumen-, Birn- und Apfelbäume den ersten Reiz für die Kinder hatten, so gab es doch neben dem materiellen Genuß reichen Stoff zu heiterer Arbeit, zu phantastischen Spielen — und köstlicher noch als das Alles waren die stillen Stunden in der grünen, blühenden Einsamkeit, das süße, bilderreiche Traumleben einer Kinderseele, das vielleicht unbewußt mächtiger als Menschenwort und Menschenthat an der Erziehung eines Herzens Theil hat.

Der Verkehr mit der weit verzweigten Familie wurde nach echt schwäbischer Sitte bis in's dritte und vierte Glied aufrecht erhalten, Onkel und Tanten, Vettern und Bäschen kamen zu kürzern und längern Besuchen und wurden gastirt und bewirthet. Das großelterliche Haus — die Eltern der Mutter lebten im selben Orte — bildete einen äußerst behaglichen Mittelpunkt, die dicke Großmama, des Großvaters zweite Frau, mit dem rothwangigen, gutmüthigen Gesicht verstand so recht, es sich und Andern gut zu machen, und sorgte immer für häusliche Feste, die in der großen Gartenlaube oder in der Staatsstube mit den vielen Familienbildern gehalten wurden, von denen sie viel und lebendig zu erzählen wußte.

Auch mit Pfarrfamilien der Gegend wurde viel freundschaftlicher Verkehr unterhalten, da der Vater, dessen von Natur heiteres, innerlich weiches Gemüth sich gedrückt fühlte von dem harten, schweren Beruf des Juristen, vorzugsweise den Umgang mit gebildeten Geistlichen liebte und suchte. Vor allem war es ein ganz nahe gelegenes Dörfchen, drüben über dem Neckar zwischen grünen Obstwäldern gebettet, dessen freundliches Pfarrhaus ein liebes Ziel viel fröhlicher Spaziergänge war — es war so lieblich hinüberzusahren über den blauen Neckar und weiter zu wandeln, bis der grüne Pfad sich im Obstmäldchen verlor.

Eine gesuchte Erzählerin war Ottilie zu jener Zeit, ohne alle Ahnung, daß einst auf diesem Gebiet ein Theil ihres Berufes liegen werde; den Brüdern ließ sie auf dem Spaziergang die Wahl: „Wollt Ihr eine Räuber-, eine Ritter- oder eine Gespenstergeschichte?“ In den Pausen der Schulstunden, in der Strickstunde, in der Gartenlaube oder im grünen Gras unter dem Apfelbaum des Pfarrgartens — überall sammelte sich ein kleiner Kreis um sie, dem sie unermüdet gelesene oder selbsterfundene Geschichten vortrug; auch die Aufführungen auf einem kleinen Puppentheater fanden stets ein zahlreiches Auditorium.

Im sechsten Jahr, als ihr einmal Niemand mehr erzählen wollte, hatte sich die Kleine eingeschlossen in die Stube, um sich mit lauter Stimme selbst eine Geschichte zu erzählen. Sie war sehr erfreut über diese Entdeckung, daß man sich auch selbst erzählen könne, und erinnert sich fast keiner Zeit, wo sie dies nicht versucht hätte, bis in späterer Zeit die Phantasiebilder von ernsten Gedanken verdrängt wurden. Zu ihren ersten poetischen Versuchen fühlte sie sich angeregt durch die liebliche Umgebung ihrer Heimath, — ein paar Naturgedichte, ein paar Verse, um etwas Anderes als die langweilige Vorlage auf die Schulschrift schreiben zu können, ein begeistertes Gedicht an die junge Lebensretterin Susanna Breisacher in Baden, eine gereimte Satire auf die Lateinschüler, mit denen die Mädchenschule in beständigem kleinem Krieg lebte, eine Elegie auf den Tod von zwei kleinen Kindern, Geschwistern, die in einer Woche starben, das waren so ziemlich ihre ersten Versuche vom zehnten bis dreizehnten Jahr. Auch das Loos des verbannten Königs Karl X., von dem sie freilich wenig kannte, als sein trauriges Geschick, rief ein paar Klagelieder um „das graue Königshaupt“ hervor, während sie später mit glühender Begeisterung Volkslieder dichtete.

Das kleine Talent wurde von Eltern und Freunden gerne bemerkt, doch in keiner Weise gesteigert, noch weniger in der Erziehung darauf Rücksicht genommen. Wenn sie später bedauert hat, daß ihr Gelegenheit zu gründlicher Schulbildung fehlte, so hat sie dagegen immer als großen Segen erkannt, daß ihr durch die tüchtige Leitung der Mutter die häuslichen Geschäfte lieb und vertraut geworden sind, die für Körper und Geist die gesunde Grundlage eines Frauenlebens bilden.

Die einzige längere Trennung vom Vaterhause außer kleinen Reisen zu Verwandten und Freunden rings im Lande, war ein siebenmonatlicher Aufenthalt in der Residenz „zur Ausbildung“, wie das vor dem Zeitalter der höhern Töchterschulen bei jungen Mädchen vom Lande noch mehr als jetzt Sitte war. Diese Ausbildung bestand außer französischen Lectionen im Besuch einer Tanzstunde, in Lectionen im Kochen, Bügeln, Kleidernähen; all diese Lehrstunden bildeten heitere Landcolonien, in denen die seinern Töchter der Residenz nur die zweite Rolle spielten, harmlose Mädchenstaaten im Staat, die von Glanz und Gerüchte des Residenzlebens wenig berührt wurden. Durch liebe Herzensfreundinnen und Verwandtenhäuser wurde Ottilien auch später noch die Residenz fast zur zweiten Heimath. Große Reisen hat sie nie gemacht, und viel später erst auf der Hochzeitreise zum ersten Mal die Grenze ihres kleinen Vaterlandes überschritten.

Daheim gestaltete sich das Leben des erwachsenen Mädchens noch heiter und vielgeschäftig, als die Brüder in der Ferienzeit den Hauch eines frischen, geistig regen Studentenlebens mit nach Hause brachten, als die weiten Räume der alten Amtswohnung einen fröhlichen Sammelpunkt bildeten für die zahlreichen Vettern und Bäschen mit denen die Familie gesegnet war, als in den stillern Zwischenzeiten zahlreiche Briefe, kleine Gedichte, scherzhafte Drama's, welche die kleinen Begebenheiten des Beisammenseins schilderten, hin und wider flogen. Der Vater ließ die Jugendlust gewähren und zog sich höchstens zurück, wo es ihm zu bunt wurde; die Mutter, selbst noch frischen und jugendlichen Sinnes, belebte und erhöhte nur die Freude der Jugend; Sprüchwörterspiele, Landpartien und Wasserfahrten machten die Ferienzeiten fröhlich und wechselreich.

Einen tiefern Reiz als durch diesen heitern Verkehr erhielt das Leben des jungen Mädchens durch die innige Freundschaft mit einer jungen Frau, der treuerwährten Freundin, der sie später in dem kleinen Buche „Auguste“ versuchte ein Denkmal zu setzen.

Zu jeder Zeit übrigens, neben allem Sinn für heitern Umgang, war ihr die Einsamkeit, stille Gänge in der klaren Morgenfrühe, auf den grünen Hügeln, in den lieblichen Thälern der Gegend der liebste Genuß. Diesen tiefen Zauber der Einsamkeit, den die Jugend unbewußt mit vollen Zügen genießt, sucht wohl das spätere Alter vergeblich, bis wir höher gestiegen, immer höher, und immer stiller geworden sind, so daß wir in Ahnung des Lichtes der stillen Ewigkeit Ersatz finden für die verblichenen Jugendträume.

Die glückliche Gabe der Erinnerung ist, daß sie meist heitre Bilder aufbewahrt. Kommt es vielleicht daher, daß das Helle, Fröhliche mehr auf der Oberfläche des Daseins schwimmt, das Dunkle, Ernste sich mehr auf den Grund senkt und wieder hervorgeholt sein will? So scheint auch diese Lebensskizze sich zu einem Lichtbild ohne Schatten zu gestalten, während es auch diesem Leben, wie jedem, nicht an ernsten, trüben Erfahrungen gefehlt hat.

Es ist schwer, die Schatten, die schon durch die vielgepriesene, vielbesungene goldne Kinderzeit gehen, zu Tage zu legen; — das Kind, dem seine innersten Regungen selbst nicht klar sind, kann sie auch nicht ausdrücken, es wird leichter, als man denkt, verschüchtert, gekränkt, mißverstanden, und doch lassen sich auch die Leiden der Kindheit meist auf den alten Spruch zurückführen:

„Der Uebel größtes aber ist die Scheu.“

Wie leicht oder wie schwer die Fehler und Vergehen der Kindheit wiegen mögen auf der Wage der spätern, nüchternen, praktischen Lebensanschauung, das thut nichts zur Sache; jedes Gewissen hat seine eigene Wage, eine Wage, deren Gewichte von höherer Hand geregelt worden sind. Wenn nun auch auf die Freuden dieser Kindheit Leid und Kummer, Reue und Angst schon ihre dunkeln Schatten geworfen, so ist durch sie auch der Zug der ewig treuen, suchenden Liebe gegangen, die sich ausspricht in den schönen Worten: „ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“

Auch dem reifern Mädchenleben fehlte es nicht an ernsten Mahnungen an die Vergänglichkeit des Irdischen, an das Eine, was Noth thut. Zwei geliebte Freundinnen ihrer Kindheit und Jugendzeit starben in blühendem Alter, die Eine unerwartet schnell, die Andere nach langem, schwerem Hinsiechen. Die vielen stillen Stunden, durch lange Monate an diesem Krankenbette verbracht, gehören zu den ernstesten ihres Lebens, gewiß aber nicht zu denen, deren Erinnerung sie auslöschen möchte.

So konnte sie die leichten Vergnügungen, die man so gewöhnlich Jugendfreuden nennt, harmlos genießen, ohne von ihnen hingerissen zu werden. Die Schlange unter diesen Rosen, mit welcher man so oft der Jugend bange macht, hat sie nicht entdecken können, aber ihre fröhlichsten und glücklichsten Erinnerungen liegen nicht da, und sicher ist es eher ein Gewinn, als ein Abzug an echter, frischer Jugendlust, wenn die äußeren Verhältnisse oder der Gang der inneren Entwickelung den Genuß solcher Freuden ausschließen.

Als Schriftstellerin ist einmal aufzutreten, ist Ottilien zu jener Zeit auch nicht im Traume eingefallen. Ernste und heitre Gedichte, jene scherzhaften Dramen, die kleine Ereignisse des Mädchenlebens darstellten, waren all ihre poetischen Versuche, die im nächsten Kreise der Freundinnen gehört und vergessen wurden. Eine Schriftstellerin erschien ihr als ein seltsames Ausnahmsgeschöpf, ihr Loos ein interessantes, aber keineswegs ein wünschenswerthes.

Briefe, zahllose Briefe an ernste, an heitere, an sentimentale, an nüchterne, an fromme, an weltlichgesinnte Freundinnen waren das Einzige, was sie schrieb; dazwischen suchte sie da und dort die Lücken ihrer Bildung etwas auszufüllen, sich wenigstens die französische und englische Sprache, für welche letztere sie große Vorliebe hegte, mehr zu eigen zu machen.

Der schnelle Tod eines geliebten Bruders im Jahr 1841 bildete den innern Wendepunkt, der wohl in jedem Leben eintritt; die tiefste Tiefe des Leides, den ganzen furchtbaren Ernst des Lebens und des Todes, aber auch Gottes erbarmende Treue hat sie

in jenen Tagen kennen gelernt, mit denen sie ihre Jugend als abgeschlossen ansah.

Im Jahr 1843 verlobte und verheirathete sie sich mit Dr. Wildermuth, Professor der Mathematik und der französischen Sprache am Gymnasium in Tübingen; die Verlobung wurde im Hause ihrer Freundin Auguste gefeiert, deren Mann damals Gymnasiallehrer in Tübingen war. Sie that den Schritt in ernster Freudigkeit und hat diese Führung bis auf die heutige Stunde als eine selige und segensreiche erkennen dürfen.

Es war im zweiten Jahr ihrer Ehe, als sie, in Folge eines Scherzes, für ihren Mann und Bruder das erste ihrer schwäbischen Bilder, „eine alte Jungfer", schrieb, das eine Gestalt aus ihrer Jugendheimath darstellt. Ihr Bruder sandte den Versuch an's Morgenblatt; die freundliche Aufnahme, die er dort fand, ermuthigte sie zu weitern, und so, gegangen, getrieben, gezogen und gelockt, ist sie allmählich weiter und weiter zu dem einst gefürchteten Loose einer Schriftstellerin gekommen. „Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben", „Aus dem Frauenleben", „Auguste" folgten binnen wenigen Jahren hintereinander und erwarben ihr reiche Anerkennung und Liebe. Ottilie Wildermuth kennt das weibliche Herz wie keine andere Schriftstellerin und schildert es wahr, einfach und schön. Ihre „Mädchenbriefe" sind das Vollendetste, was man in dieser Beziehung lesen kann.

Drei blühende Kinder, zwei Mädchen und ein Knabe, erwachsen nun sie her; seit des Vaters Tod hat die geliebte Mutter ihr Haus zur Heimath erwählt und steht ihr bei mit Rath und That, wenn die Anforderungen des Lebens und der Pflichten gar zu mannigfaltig werden wollen.

So hat ihr Leben keine interessanten Begebenheiten, keine großartigen Wechsel aufzuweisen, — dem guten alten Neckar, der schon an ihrer Wiege vorüberrauschte, ist sie getreu geblieben und hofft einst an seinen Ufern eine friedliche Ruhestätte zu finden.

Eine Erinnerung an Friedrich den Großen.

Zwischen vier und fünf Uhr Morgens am 29. August 1753 standen vor der kleinen, nach dem sogenannten Lustgarten führenden Treppe des königlichen Schlosses zu Potsdam eine glänzende Generalität und zahlreiche Suite versammelt.

Die Herren, allesammt zu Fuß, bildeten zwei auffällig von einander geschiedene Gruppen. Die eine hiervon, nur aus wenigen Personen bestehend, hatte die Stellung unmittelbar unter dem Aufgang zu der Treppe eingenommen, die andere, weit zahlreichere reihte sich, einige Schritte mehr zurück, in einem weiten und unregelmäßigen Halbkreis um dieselbe. Weiter abwärts auf dem freien und sandigen Platze hielten nach links, vor einem dort aufgeritteten Zuge der Garde zu Corpd, ein königlicher Stallmeister und drei oder vier Reitknechte in der königlichen Livrée mit dem Leibpferde des Königs, einem Schimmel, und mehreren Handpferden, nach rechts die Diener der Herren und Ordonnanzen von allen Waffen, diese letzteren, die einen wie die anderen, sämmtlich ebenfalls abgesessen und die Pferde ihrer Herrschaften und Officiere, wie ihre eigenen am Zügel.

Der Morgen versprach einen schönen, wenn auch heißen Tag, doch war die Sonne noch nicht hoch genug gestiegen, um den hier Versammelten lästig zu fallen. Im Uebrigen war der Platz gegen unberufene Neugierige an seinen sämmtlichen Ausgängen durch Doppelposten abgesperrt, eine Vorsicht, die, nebenbei bemerkt, ziemlich überflüssig erschien, da Jedermann in Potsdam die Friedrich von seinem gestrengen Herrn Vater vererbte Eigenheit kannte, nicht gern, und zum allerwenigsten bei seinen militairischen Vornahmen, müßige Gaffer um sich zu sehen, die Loyalität der Bewohner dieser guten Stadt aber damals noch viel zu groß war, um anders als höchstens in Gedanken etwa dem einmal in irgend einer Sache ausgesprochenen Wunsch und Willen des Königs zuwiderzuhandeln.

Unter den vor dem Aufgang zu den königlichen Gemächern versammelten Generälen machte sich in der kleinen, der Treppe zunächst befindlichen Gruppe auf den ersten Blick die bei sechs Fuß hohe, imposante Gestalt eines Officiers in der Uniform eines General-Lieutenants von der Infanterie bemerkbar. Dieser Mann mit seiner straffen, geraden Haltung, der breiten Brust und dem athletischen Gliederbau erinnerte beinahe unwillkürlich an die weltberühmte Potsdamer Riesengarde König Friedrich Wilhelm's I., als deren vollgiltiger Repräsentant er betrachtet werden durfte und welcher er in der That ursprünglich auch angehört hatte.

Selbst abgesehen von seinen physischen Vorzügen wäre übrigens dieser General immer eine bemerkenswerthe Erscheinung geblieben. Sein Antlitz trug den unverlennbaren Stempel einer nicht geringen geistigen Begabung. Muth und selsenfeste Kühnheit, gepaart mit kluger, berechnender Ueberlegung, standen auf seiner hohen Stirn geschrieben und leuchteten aus seinen blitzenden Augensternen wieder. Der scharfgeschnittene Mund, das eisenfeste Kinn, das kühngeschwungene Oval seines vielleicht nur ein wenig zu vollen Gesichts, Alles stand hierzu in Einklang und verstärkte den Eindruck des Außergewöhnlichen bei diesem Manne, einen Eindruck, der selbst durch den Stolz und Hochmuth in seinen Zügen eher noch gehoben als vermindert wurde.

Eine zweite Persönlichkeit neben dem General machte sich zunächst wohl nur durch den Contrast mit demselben, wie überhaupt zu der ganzen hier vereinigten Versammlung, bemerklich. Auf den ersten Blick trat dieser Contrast zwar nur in der fremdartigen Nationalität dieses etwa 36 Jahre zählenden, hoch und schlank gewachsenen Mannes hervor, denn es hätte bei demselben allerdings des ungarischen Nationalcostüms in Blau und Silber kaum bedurft, um ihn als Magyaren zu kennzeichnen. In Wirklichkeit war es jedoch weder seine fremdartige Kleidung, noch der nicht minder fremdartige Schnitt seines Gesichts mit den unstät blickenden dunklen Augen und dem bandartig über die untere Gesichtshälfte gelegten schwarzen Schnurrbart, was ihn so sehr von seiner Umgebung abstechend machte. Es lag dieser Unterschied vielmehr in seinem ganzen Auftreten, in dieser ewigen Unruhe seines Wesens, in der offenbar mit Absicht hervorgekehrten und darum übertriebenen Lebhaftigkeit seiner Bewegungen begründet. Erschienen der General an seiner Seite und die meisten der Umstehenden in dem ruhigen, selbstbewußten Ernst ihres Auftretens als Männer, die ihren Werth fühlten und nöthigenfalls auch geltend zu machen wußten, so trat das Haschen nach derselben Anerkennung bei diesem Fremden zu grell hervor, um nicht gerade die entgegengesetzte Wirkung zu erzeugen. Es blieb jenen so fest auf ihren Füßen stehenden Gestalten gegenüber beinahe unmöglich, diesen leicht beweglichen, windigen Patron für mehr als einen Partisan von zweifelhaftem Muthe und Geschick, oder noch bestimmter ausgedrückt, als einen der militairischen Abenteurer zu beurtheilen, wie sie damals, zu dem Zeitpunkt der ersten Errichtung stehender leichter Truppen bei den verschiedenen europäischen Heeren, von Polen und Ungarn aus zu Dutzenden in alle Welt hinauszogen, um als Führer solcher leichten Geschwader eine Verwendung zu suchen.

Die Gönnerschaft, welche der vorbeschriebene General gelegentlich gegen diesen seinen Begleiter zu erkennen gab, wie umgekehrt dessen unbedingte Unterthänigkeit im Verkehr mit demselben, trugen freilich noch dazu bei, diesen letzten Eindruck fast zur Gewißheit zu steigern. Außerdem aber war auch das Benehmen aller anderen Anwesenden gegen den Fremden völlig geeignet, die tiefe Kluft zwischen demselben und ihnen zu erkennen zu geben. Der Mann besaß augenscheinlich keinen weiteren Anhalt als jenen General in diesen Kreisen, selbst die übrigen Personen in der Gruppe um den Letzteren gaben sich kaum die Mühe, die Bemerkungen, welche derselbe hin und wieder an sie zu richten wagte, anders als durch ein kurzes einsylbiges Wort oder eine stolze, abweisende Zurückhaltung zu erwidern.

Auch in der zweiten, dieser gegenüber befindlichen Gruppe befand sich übrigens ein Mann, une merkwürdigerweise ebenfalls ein Husar, inmitten seiner Umgebung in einer ähnlichen Isolirtheit. Nur durfte die Sache bei diesem fast noch schlimmer angesehen werden, denn er stand ganz allein, und schon schien Jedermann selbst einer zufälligen Begegnung mit ihm auszuweichen.

Dennoch aber würde ein scharfer Beobachter bald einen wesentlichen Unterschied in dem Verhalten der hier versammelten Generäle und Officiere gegen diesen und jenen anderen Husaren her-

ausgefunden haben. Im Gegensatz zu der eisigkalten Geringschätzung, womit Letzteren den Letzteren von sich ausschlossen, sprach sich die verhaltene Theilnahme für den Ersteren in ihren Blicken, wie in den verschiedenen kleinen Hochachtungsbeweisen aus, welche trotz des Bannes, der auf dem Manne zu lasten schien, der eine oder der andere von den Herren demselben gelegentlich zu beweisen doch nicht unterlassen konnte. Nur die beiden obenbeschriebenen Personen, der General und sein Satellit, der Ungar, machten von diesem allgemeinen Verhalten eine Ausnahme. Die Blicke, welche der Erstere zuweilen auf den zweiten leichten Reitersmann richtete, drückten ebensowohl eine unverhohlene Feindseligkeit, wie die offen preisgegebene Freude über dessen Vereinsamung aus, wogegen der Andere, um sich seinem Herrn und Meister gefällig zu erweisen, keine solche Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne gegen seinen Gönner oder dessen Umgebung laut genug, um von jenem verstanden zu werden, seinem Witz auf Kosten desselben die Zügel schießen zu lassen.

Wenn die Beteufsamkeit dieses zweiten Husaren außer der nur mühsam verborgenen Theilnahme auf der einen und den Zeichen einer entschiedenen Feindseligkeit auf der anderen Seite noch eines besonderen Beweises bedurft hätte, so würde beiläufig die Haltung der Herren der größeren Gruppe auch gegen den General dafür haben dienen können. Die Stellung des Letzteren war offenbar zu bevorzugt, als daß sie ihn unmittelbar ihren Groll hätten fühlen lassen mögen, aber bestenungeachtet schien es in der That nicht anders, als ob sie einen Abglanz der Nichtachtung, welche alle gleichenfalls den Ungar fühlen ließen, auch auf diesen seinen Beschützer zurückfallen lassen wollten, so fremd und abgeschlossen hielten sie sich von demselben. Es mußte unbedingt eine tiefgewurzelte und langgenährte Feindschaft sein, welche eine so auffällige Erscheinung bewirken konnte, und es blieb auch den finsteren Blicken, welche die Herren gelegentlich unter einander austauschten oder auf ihren gemeinsamen Widersacher richteten, wie auf ihrem befremdlichen Benehmen gegen denselben unmöglich zu verlennen, daß, wenngleich ein durch die Umstände gebotener Zwang sie noch abhielt, offen wider den General und zu Gunsten des zweiten Husaren Partei zu nehmen, sie sich in demselben doch alle zugleich mit verletzt und bedroht fühlten und sehnsüchtig nur des Augenblicks harrten, um jenen ihren Haß und ihren nur mühsam gezügelten Zorn fühlen zu lassen.

Inmitten dieser feindseligen Erregung und der nun ihn gährenden Leidenschaften stand Tistsan genug gerade nur der Sinn, welcher doch gleichsam den Brennpunkt derselben bildete, jener Husar nämlich, vollkommen unbewegt, man hätte, nach der unerschütterbaren Ruhe seines bleichen, doch geistreichen Antlitzes zu urtheilen, fast sagen mögen unbetheiligt. Auch bei den hämischsten Bemerkungen des Ungarn zuckte kein Zug seines Gesichts. Dieser Gegner schien für ihn gar nicht vorhanden zu sein, seine eigene Isolirtheit schien nicht den geringsten Eindruck auf ihn auszuüben, und die Hohnblicke des Generals hätten auf eine Bildsäule kaum eine weniger bemerkbare Wirkung hervorbringen können, als bei ihm der Fall war.

Ohne die Bärmütze, den blauen silberbeschnürten Pelz und rothen Dolman würde übrigens in dieser kleinen, schwächlichen Gestalt kaum Jemand den kühnen Kriegsmann und zum allerwenigsten den nimmer rastenden, in allen Sätteln gerechten Husaren vermuthet haben. Auch das Gesicht mit den eingefallenen Wangen und dem kleinen Stutzbärtchen ließ auf den ersten Blick keinen Zug entdecken, der hierauf etwa zu deuten gewesen wäre. Auf den ersten Blick freilich nur, denn bei näherer Beobachtung lag tief auf dem Grunde der treuherzig blickenden, graublauen Augen des Mannes ein Feuer verborgen, wie es nur aus einem Heldenherzen wiederleuchten konnte, und Stirn, Kinn, die Züge um den Mund ließen über den Feuergeist, der diesen scheinbar so hinfälligen Körper bewohnte, keinen Zweifel übrig. Indeß eine specielle Personenbeschreibung ist hier unnöthig, dieser Husar war Hans Joachim v. Ziethen. — Ein Schadow, Rauch, Camphausen haben in Stein und Erz, durch ihren Meißel oder Pinsel sein Bild auf die Nachwelt überliefert, und er selber hat durch seine Thaten dafür gesorgt, sein Andenken bei seinem Volke frisch und unvergänglich zu erhalten.

Aus der auf die Treppe führenden Glasthür trat jetzt der König in Begleitung seines Bruders, des Prinzen Heinrich. Friedrich schien verstimmt. Das noch an die Tage der Jugend erinnernde Antlitz des damals erst vierzigjährigen Monarchen wies sich zwar vollkommen ruhig, aber aus den großen, blauen Augensternen zuckte es gar bedenklich, und um seine Mundwinkel spielte der melancholische Zug, den die Seinen mehr selbst als das Feuer von hundert feindlichen Geschützen fürchteten. Auch über der Stirn des Prinzen lagen tiefe Schatten gebreitet.

„Bon jour, Messieurs!“ erwiderte der König vornehm und kalt die ehrfurchtsvolle Begrüßung seiner Generäle und Offiziere. „Guten Morgen, Winterfeld,“ setzte er, den bis unmittelbar zum Fuße der Treppe vorgetretenen General bemerkend, in viel freundlicherem Tone hinzu.

Der Ungar hatte, als die Herren sich zum Empfange des Monarchen in zwei Reihen ordneten, den Platz neben diesem seinem Gönner geschickt und glücklich zu behaupten gewußt. Ziethen war durch die allgemeine Vorwärtsbewegung, halb wider Willen und jenem fast gegenüber, bis ebenfalls mit in die vorderste Reihe vorgeschoben worden.

Der König würdigte den Letzteren keines Blicks, vor jenem Anderen hingegen hielt er im Vorüberschreiten einen Augenblick inne und sagte zu ihm: „Höre Er, Radivschander, vielleicht wird sich für Ihn heute die Gelegenheit finden, Uns seine Meriten zu erkennen zu geben.“

Die ihm widerfahrene königliche Auszeichnung machte den so Bevorzugten ein paar Zoll höher den Nacken erheben, aber auch sonst äußerte dieser königliche Gnadenbeweis sofort seine Rückwirkung nach hüben und drüben. Einige der Offiziere aus der Umgebung des vorgenannten Generals hielten es plötzlich an der Zeit, ihre gegen dessen Schützling bisher beobachtete Zurückhaltung mit einer verbindlichen Höflichkeit zu vertauschen, umgekehrt dagegen stand Ziethen, fast noch unter dem Nachhall der Worte des Königs, wieder völlig vereinsamt. Die so bestimmt gegen denselben zu erkennen gegebene königliche Ungnade hatte auf Furcht, sich zu compromittiren, am Ende auch die Muthigsten aus seiner Nähe zurückgescheucht.

Zum ersten Male zuckte es bei der ihm von seinem Monarchen bewiesenen Geringschätzung wie von einem verhaltenen Schmerz um die Mundwinkel des tapferen Reiterführers. Da, noch unter dem Anclucken des allgemeinen Stillschweigens, tönte unvermuthet das „Guten Morgen, Ziethen“ des Prinzen Heinrich neben ihm. An dem General Winterfeld war derselbe ganz ebenso wie Friedrich bei jenem, ohne ihn zu bemerken oder zu grüßen, vorübergeschritten.

Ein Zornesblitz aus den Augen des Königs leuchtete zu dem Prinzen hinüber, doch ohne darauf zu achten, fügte derselbe zu Ziethen gewendet hinzu: „General, Ihr müßt mir heute von Rothschloß, Moldau-Tein und Katholisch-Hennersdorf erzählen. Ich war noch zu jung, um an jenen ruhmvollen Tagen Theil zu nehmen, aber nicht wahr, General, es waren das doch ruhmvolle Tage, uns es hat da auch schon preußische Husaren gegeben?“

Friedrich hatte sich über diese Frage auf dem Absatz umgewendet, jedoch seine Blicke schienen auf den künftigen Sieger von Freiberg ganz die gewohnte Wirkung zu verfagen. Einen Augenblick standen sich die Beiden, der König und sein jüngerer Bruder, Auge in Auge gegenüber, der Eine vor innerer Erregung glühend, der Andere kalt und ruhig, wie wenn der königliche Zorn in gar keiner Beziehung zu ihm gestanden hätte. Die physische wie geistige Aehnlichkeit zwischen den Zweien war übrigens, trotz der Verschiedenheit der Alters, selten vielleicht so auffällig als in diesem Moment in die Erscheinung getreten.

Der König sagte sich zuerst. „Ihre königliche Hoheit,“ redete er den Prinzen an, „mögen Dero Wißbegierde auf ein ander Mal befriedigen, für heut beliebt es Uns Dieselben Unserer Person zu attachiren. Messieurs,“ kehrte er sich dann zu den Herren der Begleitung, „der Morgen ist schon weit vorgeschritten, und wir haben heut noch viel zu thun. Zu Pferde denn!“

Friedrich nun einige Schritte voraus, sein Bruder um eine halbe Pferdelänge hinter ihm zurück, setzte sich die Cavalcade in Bewegung. Keiner von den Beiden sprach ein Wort, kaum außer dem Thore angelangt, rief jedoch der Erstere, als einen neuen Beweis seiner bevorzugen Bevorzugung, den General von Winterfeld an seine Seite, dessen Redetalent den Monarchen je länger je mehr ganz gefangen zu halten schien. Bleich vor Wuth über die ihm bewiesene Vernachlässigung ließ der Prinz seinem Pferde den in ihm tobenden Zorn entgelten. Zuvor im Moment des Aufsitzens hatte er übrigens noch Gelegenheit gefunden, Ziethen zuzuflüstern: „Seid auf Eurer Hut, General, der König ist

wüthend auf Euch, er will ..." Der Aufbruch war dazwischen gekommen und der eigentlich wichtige Theil seiner Warnung so dem wackern Reiterführer verloren gegangen.

Der Siegesmuth dieses Letzteren erwies sich übrigens doch nicht stark genug, um so schweren und wiederholten Schlägen zu trotzen; er ritt wie in einer Art Betäubung im Zuge. Allmählich richtete er indeß das Haupt wieder auf, und jetzt hätte wohl Niemand den eisenfesten und geschrieenen Kriegsmann in ihm verkennen mögen. Seine Augen blitzten, ein fester, unwiderruflicher Entschluß stand auf seiner Stirn zu lesen. Wenn er sich nach der Abfertigung und Behandlung, die dem Prinzen Heinrich um seinetwillen von Friedrich zu Theil geworden war, und nach den erneuten Gnadenbeweisen dieses gegen seinen Widersacher, den General von Winterfeld, auch selber verloren gehen mußte, so wollte er wenigstens seines Namens, seines Rufes würdig von der so lange mit Ehren ausgefüllten Stellung zurücktreten. Jahrelang hatte er in der Hoffnung, das einst besessene Vertrauen des Monarchen sich wieder zugewandt zu sehen, alle die auf ihn gehäuften Kränkungen und Zurücksetzungen schweigend, ohne Murren, ohne Klagen ertragen; jetzt aber, wo diese Hoffnung geschwunden, war plötzlich auch eine völlige Wandelung über ihn gekommen. Einen Mittelweg gab es für diesen einfachen, schlichten Charakter nicht; heute noch, so rief es mit tausend Stimmen in ihm, heute noch sollte die Entscheidung erfolgen.

Es war das überhaupt eine böse Zeit am preußischen Hofe und in der preußischen Armee, so um 1753 herum. Der Einfluß des Generals von Winterfeld auf den König war damals bis zu einem später nicht wieder erreichten Höhepunkt gestiegen, und der General war eifersüchtig auf die ihm unverhohlen entgegengetragene Gunst seines Monarchen, sehr eifersüchtig. Niemand sollte dieselbe mit ihm theilen, jeder von dem dieß zu fürchten stand, jeder der sich vor ihm nicht beugen oder seinem aufgehenden Sterne huldigen wollte, war sein Feind, und nichts ließ er unversucht, denselben zum Fall zu bringen. Mehr als einer von den Helden der beiden ersten schlesischen Kriege, so im vorigen Jahre erst noch der berühmte Führer der Dragoner von Bayreuth bei Hohenfriedberg, Otto von Schwerin, waren diesem verdeckten Intriguenspiele bereits zum Opfer gefallen, vor allem aber galt es Ziethen, den der König bis dahin vielleicht am meisten mit in sein Herz geschlossen hatte.

Das Werk war schwierig, aber mit jahrelanger Mühe schien es jetzt endlich der Vollendung nahe. Friedrich sah, Dank diesen ewigen Einflüsterungen, in den biedern alten Husaren nur noch den einst gelegentlich glücklichen Haudegen, ohne wissenschaftliche Bildung, ohne eigentliche militärische Fähigkeiten noch Verdienste. Sein Regiment, diese berühmten Husaren von Ziethen, deren Name schon den Feinden eine Gänsehaut den Rücken niederlaufen machte, galten ihm nachgerade als das schlechteste Regiment seiner ganzen Armee, die Dragoner von Bayreuth etwa ausgenommen, welche nach der Ansicht des Königs sich seit dem Frieden einer wie alle ebenso dem Soff ergeben hatten, als die Ziethen'schen Husaren seitdem gleicherweise verlodert waren. Und die Schuld dieses letzten Falls lag ausschließlich bei Ziethen, der seine Kerle ebensowenig zusammennehmen, als zu exerciren verstand. Der Mann war eben alt und stumpf geworden und taugte zum Husaren den Teufel nicht mehr. General Winterfeld hatte deshalb auch den Naditschzander, einen ehemaligen ungarischen Parteigänger von geringem Namen, nach Potsdam berufen; als Ungar war er Husar von Kindesbeinen an und schien deshalb vollkommen geeignet, die Dinge bei dem Ziethen'schen Regiment und dem preußischen Husarenthum überhaupt wieder in's rechte Geleise zu bringen. Endlich, was für Winterfeld wenigstens weit wichtiger noch, bei diesem prahlerischen, rohen Gesellen brauchte der General nicht zu besorgen, je von ihm in der königlichen Gunst beeinträchtigt zu werden.

Der König und sein Gefolge hatten auf dem von ihnen eingeschlagenen Wege von Potsdam nach Spandow mittlerweile die Gegend zwischen den Dörfern Gatow und Fahrland erreicht, und hinter diesem letzteren Orte bemerkte man ein starkes Corps Truppen von allen Waffen auf der von dort gegen die genannte Festung sich ausbreitenden Ebene aufgestellt. Das Ziethen'sche Husarenregiment bildete dabei den der anlangenden königlichen Suite zunächst befindlichen rechten, das aus Niederschlesien eigens zu diesem Manöver herangezogene Sekulische Husarenregiment dagegen den nach Spandow gelehrten linken Flügel. Da jedoch der Raum zwischen den beiden Dörfern durch den Bogen, welchen die Havel bei Gatow bildet und den bei Fahrland gelegenen Landsee defilirartig verengt war, befand sich das erstangeführte Regiment mit den übrigen Truppen nicht in gleicher Höhe aufgestellt, sondern gleichsam als eine Art Avantgarde bis nahe der Landstraße vorgeschoben. Die Trompeter und der Pauker, mit den bei Katholischhennersdorf den sächsischen Cürassieren von Ohyern entrissenen und seitdem als seltenste den Husaren gewährte Auszeichnung von dem Ziethen'schen Regiment geführten Pauken, hielten vor der Front desselben.

Das ganze hier versammelte Corps mochte etwa bei 20,000 Mann stark sein, obgleich die Zahl der Truppen aber nur eine beschränkte war, so vereinigte sich doch Alles, dies militärische Schauspiel für weit bedeutender als sonst vielleicht erscheinen zu lassen. Die Morgensonne spiegelte sich in den blanken Waffen dieser furchtbaren Bataillone und Schwadronen und hielt mit ihrem Reflex die langen regungslosen Linien derselben wie mit dem Nimbus ihrer früheren und künftigen Thaten umwoben. Der Ruhm der Namen Mollwitz, Czaslau, Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf schien mit den spielenden Sonnenflämmchen gleichsam noch um diese sich im Morgenwinde blähenden Fahnen und Standarten zu schweben. Dazu der wolkenlose blaue Himmel, die freundliche grüne Ebene hier, der breite, in dem goldenen Lichte des jungen Tages erglänzende Strom dort, mit den pittoresken, waldbewachsenen Höhen an seinem jenseitigen Ufer; die Stadt mit dem mächtig aufstrebenden Thurme ihrer Kirche, aus welcher einst das Licht der Reformation über diese Lande aufgegangen, in der Ferne, und der dunkle Wall im ganzen Umkreise dieses schönen Rundgemäldes, — es war ein Anblick, der sich seiner Wirkung wohl versichert halten mochte.

Auch hatte der König fast unwillkürlich mit dem Betreten der Ebene die Zügel seines Pferdes angezogen. Seine Augen ruhten wohlgefällig auf dem schönen Schauspiel vor ihm, bevor er jedoch noch dieser freundlichen Empfindung Worte geliehen, fielen seine Blicke auf das ihm im ersten Moment noch durch ein vorliegendes Gebüsch halb verborgene Regiment Ziethen Husaren, und die hellen Zornesflammen begannen in seinem Antlitz aufzusteigen.

„General-Wachtmeister von Ziethen," rief er zu diesem gewendet, „ich beauftrage Ihn, seinem Oberstlieutenant von Zedmar für die Aufstellung seines Regiments dort in diesem qui de sac meine höchste Unzufriedenheit zu erkennen zu geben. In meinem Leben ist mir noch kein Fall von einer schlechteren Position für ein Husarenregiment zu Gesicht gekommen. Wohin sollen die Kerle denn von diesem mechanten Platze dort attaquiren? Wenn nun ...." Zu allem Unglück hatten die vorgeschobenen Plänkler jetzt auch die ihnen gleicherweise noch durch das vorliegende Gebüsch verborgene Ankunft des Königs entdeckt und an ihr Regiment zurückberichtet, und die Trompeten und Pauken desselben begannen zu dessen Empfange zu wirbeln und zu schmettern, daß Friedrich sein eigenes Wort kaum zu verstehen vermochte. (Schluß folgt.)

Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere.

Von Carl Vogt in Genf.

Nr. 3.

Widerwille gegen alle Reptilien — Negazioni und seine gehaßte Hellseherin — Giftige Schlangen — Ihr Giftapparat und dessen Mechanismus — Heilgen eines Bisses — Wie man sich gegen Giftschlangen zu wehren hat.

Meine Herren!

Die Thierclasse, mit der wir uns heute beschäftigen wollen, flößt allerdings einen unwillkürlichen Abscheu ein. Trotzdem daß ich lange und anhaltend, ja mit Vorliebe könnte ich sagen, den Haushalt und die Entwicklung von einigen dieser Thiere studirt habe, so kann ich mich doch einer unangenehmen Empfindung, eines gewissen Schauers nicht ganz in dem Augenblicke erwehren, wo ich eine Schlange oder einen Frosch, oder gar einen Salz-

mander oder eine Kröte in die Hand nehmen soll. Das kalte, leichenähnliche Anfühlen, das bei den letztgenannten Thieren noch durch den unangenehmen Geruch der milchigen, schleimigen Hautausdünstung vermehrt wird; die unheimlichen Bewegungen; der plötzliche Wechsel zwischen regungsloser Apathie und blitzschnellem Fortschießen; das Geheimnißvolle in ihrem Leben und den Aufenthaltsorten, welche die Thiere vorziehen; das scheichende, bösartige, giftige Wesen, das nur einigen mit Recht, den meisten aber mit Unrecht zugeschrieben wird — all dies vereinigt sich, um die Reptilien nicht gerade als angenehme Gäste erscheinen zu lassen. Für den Unverbereiteten namentlich ist das Kältegefühl, das von einem Frosche z. B. ausstreömt, das Unleidlichste, was man sich verstellen kann, und es liegen Beispiele vor, wo mittelst desselben Betrügereien entdeckt worden sind, deren man sonst vergebens auf die Spur zu kommen trachtete.

Ein gewisser Regazzoni durchzog vor einigen Jahren aller Herren Länder und benutzte die Leichtgläubigkeit mit Magnetismus, Hellseherei, Sommambulismus und ähnlichen Kunststücken aus, zu deren Ausführung er einige vortreffliche Subjekte hatte. Namentlich war eines seiner Weibsbilder ausgezeichnet in Vorstellungen körperlicher Unempfindlichkeit; sie lag in magnetischem Schlafe und gab nicht das geringste Zeichen von Empfindung, selbst wenn man ihr die peinlichsten Schmerzen verursachte. Für den Kundigen konnte dies Resultat sklotischen Starrsinns nicht allzu überraschend sein. Es ist unglaublich, welche entsetzliche Erfindungsgabe zur Selbstquälung Weiber schon dargelegt haben, die sich bemerklich machen wollten. Die Annalen der Medicin sind vollgepfropft von Fällen, wo Schwindlerinnen sich Verletzungen, welche bis zum Rande des Grabes führten, nur deshalb selbst zufügten, um den leichtgläubigen Arzt zu bewegen, eine Broschüre über den außerordentlichen Fall zu schreiben. So ertrug denn auch Regazzoni's Stoikerin ohne das mindeste Zucken wirkliche Qualen, und weithin erschallte ihr Ruf und derjenige des berühmten Professors, und von allen Seiten trugen die Leute ihre Thaler herbei, um gläubig das Wunder anzustaunen. Aber in Frankfurt ging es zu Ende. Einer meiner Freunde beschloß, den Betrug zu entlarven. Er hatte einen lebendigen Frosch in der Tasche, den er plötzlich der unempfindlichen Schläferin in den Rücken hinabgleiten ließ. Ein Aufschrei, ein Zucken — die Scene war ausgespielt.

Wir haben nun in unseren Ländern nur zwei Arten giftiger Schlangen, die verhältnißmäßig so selten sind, daß nur sehr wenige Menschen sie gesehen oder von ihnen bedroht gewesen sind. Man kann also kaum sagen, daß der Haß, den alle Reptilien auf sich geladen haben, ein wahrhaft naturwüchsiger sei, und in der That sehen wir, daß in den alten deutschen Sagen Frösche, Unken und Kröten gar nicht jene Rolle spielen, die man ihnen heutzutage zutheilen würde. Die verzauberten Prinzen sind häufig in Frösche verwandelt und benehmen sich in dieser Gestalt durchaus liebenswürdig und hülfreich; die Unken stehen mit den Kindern auf sehr vertrautem Fuße und fressen mit ihnen aus einer Schüssel; die Schlangen sind Freunde der Menschen, heißen deshalb Hausunken und holen sich ihr Recht selbst vor des Kaisers Thron; bei den Nordländern hält sogar die große Midgardsschlange die ganze Welt durch ihren Ring zusammen. Erst mit der Einführung des Christenthums ändert sich eigentlich die Scene, indem aus dem Oriente Sagen und Meinungen nach dem Occidente übertragen werden. Die Bibel trägt dazu nicht wenig bei. Die Poesie der alten Juden ist mit Löwen, Schlangen und Heuschrecken angefüllt, Alles eingestehte Artikel, die bei uns zwar fruchtbaren Boden, aber keine naturwüchsige Stelle gefunden haben. Wie kann ein nationaler Germane eigentlich mit Fug und Recht in diesen Bestien etwas Furchtbares erkennen, nachdem er den Löwen nur hinter Eisenstangen oder ausgestopft, die Schlange nur als unschuldige Blindschleichen und die Heuschrecken nur als sanft knackende Grabhüpfer kennen gelernt hat! Bei dem Orientalen ist es freilich anders. Er zahlt von seiner Viehheerde regelmäßig den Theil des Löwen und von seiner Ernte denjenigen der Heuschrecken, und sein nackter Fuß muß sich stets wehren vor dem Bisse der Giftschlangen. Ich bin fest überzeugt, daß die kurzen Hörner, die der Teufel auf vielen alten nur neuen Bilderwerken trägt nur die eigentlich nur wie zwei Wülste an der Stirn stehen, von der Hornviper (Cerastes) herrühren, mit welcher die Juden sowohl in Aegypten und beim Auszug durch die Wüste, als auch später auf dem unfruchtbaren, steinigen Feld Erez, den man ironisch das gelobte Land genannt hat, viel zu kämpfen hatten. Zu der That gleichen die Hornvipern, die äußerst giftig sind, mit ihren kurzen Auswüchsen über den Augen nicht wenig der traditionellen Personificirung des bösen Princips. Eben so waren die Juden nicht wenig vertraut mit all' den Gaukeleien, welche die Schlangenbeschwörer, die Psylen Aegyptens und Indiens noch in unseren Zeiten auf allen Märkten produciren, und der Stab Aarons, der vor Pharao sich zur Schlange wandelt, wird auch heutzutage noch in Kairo und Alexandria producirt, ohne daß ein Aaron oder ein Pharao oder eine besondere Intervention einer wunderthätigen Macht dazu nöthig wäre. Der Haß gegen die Reptilien und ihr übler Ruf kommt also weit mehr von außen her und ist nicht in seiner ganzen Stärke national germanisch.

Nichts desto weniger beruht er auf einem reellen Grunde. Wir besitzen in der That in den gemäßigten Ländern Europa's, von den Alpen bis nach Schweden hinein, zwei Arten giftiger Schlangen: die größere Kreuzotter (Pelias berus) mehr in dem Norden, die kleinere Gistotter oder Viper (Vipera communis oder aspis) mehr im Süden. Jenseits der Alpen, in Italien, nimmt das giftige Gewürm schon mehr zu, und die schrecklichsten Arten finden sich bekanntlich unter den Wendeltreisen.

Unsere beiden einheimischen Arten gleichen sich sehr und erst bei genauerer Untersuchung kann man sie dadurch unterscheiden, daß die kleinere Platten, die größere aber nur Schuppen auf dem breiten Kopfe hat. Auch spielen die Farben der größeren Otter weniger häufig ins Braunrothe und Schwarze, als diejenigen der kleineren Viper, die indessen weitestens mehr graulich erscheint. Beide Arten aber sind dicke, kurze Schlangen mit breitem Kopf und zickzackförmiger, dunkler Zeichnung auf dem Rücken, die nur bei der ganz schwarzen Varietät, welche an einigen Orten zuweilen vorkommt, fast gänzlich verschwindet. Denn die Farbe wechselt ungemein von hellen Silbergrau durch alle Abstufungen des schmutzigen Braun und Kupferroth bis zum gefättigten Schwarz, und namentlich sind es die Weibchen, die um ein Drittel länger und dicker werden, als die Männchen, welche hässiger in dunkele Farben gekleidet sind. Im Norden Deutschlands, wo außer der Viper nur die gewöhnlich größer werdende Ringelnatter sich findet, ist eine Verwechselung der giftigen Vipern mit den ungiftigen Schlangen nicht möglich, wohl aber im Süden, wo es eine ungiftige Natter giebt (Coluber viperinus), welche in ihrer Zeichnung der Viper so ähnlich sieht, daß man die Thiere, wenn sie in Bewegung sind, leicht mit einander verwechselt. Diese Verwechslung begegnete in der That dem Naturforscher Dumeril, der wohl über 40 Jahre lang an dem Pariser Pflanzengarten gerade mit dem Zweige der Reptilien betraut nur durch Abfassung eines Hauptwerkes in acht Bänden über dieselben berühmt geworden war, gleichsam als Ironie auf seine langjährigen Bestrebungen. Bei einem Spaziergange in einem Walde bei Paris sah er eine Schlange über den Weg gleiten, und getäuscht durch das schlanke Ansehen derselben, sprang er hinzu und faßte sie um die Mitte des Leibes, indem er sie für die unschädliche Vipernatter hielt. Als er aber von der Schlange in den Daumen und Zeigefinger gebissen wurde, sah der 70jährige Mann freilich sogleich seinen Irrthum ein und traf auch sofort einige Vorkehrungen, die aber ein mehrtägiges Unwohlsein nicht verhinderten.

Das beste Unterscheidungszeichen unserer Giftschlangen ist eben der verderbliche Apparat, den sie in ihrem Rachen tragen und durch dessen Bildung unsere Vipern mit den giftigsten Schlangen der Tropen, den Grubenvipern und den Klapperschlangen, in nächste Verwandtschaft treten. Der Rachen ist ungeheuer groß und kann sich stärker ausdehnen als bei irgend einer anderen Schlange; er trägt aber außer den Giftzähnen nur äußerst wenige und schwache Zähne in den Kinnladen, die nicht im Stande wären, eine größere Beute ernsthaft zu verwunden oder fest zu halten. Die Giftzähne selbst stehen einfam auf dem kurzen, sehr beweglichen Oberkiefer, der durch besondere Muskeln in der Weise bewegt werden kann, daß der Zahn beim Schließen des Mundes sich mit der Spitze nach hinten zurücklegt, beim Oeffnen aber sich etwa in einen rechten Winkel mit der Kinnlade stellt. Es ist dies einigermaßen bedenksam, indem die Schlange nur schwer auf ein gespanntes, pralles Glied mit abgerundeter Fläche, wie z. B. Arm oder Bein, verwundend einhauen kann, während sie dagegen die freieren Glieder, wie Füße und Hände, besonders die Finger und Zehen, mit Vorliebe als Zielscheibe sucht.

Das Zahnfleisch bildet um den Giftzahn eine Art Scheide, welche ihn nebst seinen Ersatzzähnen, denn solche finden sich lose in der Masse des Zahnfleisches hinter dem functionirenden Zahne, beim Schließen des Maules gänzlich einhüllt. Offenbar werden die Giftzähne, auch wenn sie nicht in Gebrauch stehen, von Zeit zu Zeit gewechselt und durch neue ersetzt. Der Wärter der Schlangenmenagerie im Pariser Pflanzengarten erzählte mir wenigstens, daß er in den Behältern der Giftschlangen von Zeit zu Zeit abgestoßene Zähne finde, deren er auch in der That eine ganze Sammlung besaß, und unter welchen er nach Form und Größe sehr gut die Zähne der einzelnen Arten, namentlich der Klapperschlangen, der Brillenschlangen und der berüchtigten Lanzenvipern (fer de lance) der französischen Colonien zu unterscheiden wußte.

Der Mechanismus des Giftapparates ist einfach. Eine traubige, gelappte Drüse, einer Speicheldrüse ähnlich, liegt unter und hinter dem Auge und sendet einen, meistens beträchtlich gebogenen Ausführungsgang, der gewöhnlich eine sackartige, als Reservoir dienende Erweiterung hat, in die Wurzel des Zahnes. Dieser ist in seiner ganzen Länge zusammengerollt und dadurch hohl, und der ihn durchsetzende Canal an der haarscharfen Spitze des Zahnes durch einen Spalt geöffnet, sodaß diese Spitze fast derjenigen eines fein geschmitzenen Zahnstechers ähnlich sieht. Beim Bisse richtet sich die Schlange gewöhnlich mit halbem Leibe auf und schleudert den Kopf vorwärts, wie eine geschnellte Feder. In dem Augenblicke, wo sie beißt, drückt der Drüsenmuskel diese mit ihrem Reservoir zusammen und spritzt einen Tropfen des tödtlichen Giftes in die feine Wunde, welche gewöhnlich ausbleibt, wie wenn man sich mit einer Nadel leicht geritzt hätte. Die giftige Flüssigkeit selbst sieht wie ein klarer, dünnflüssiger Speichel aus, reagirt etwas sauer, hat einen schwachen, eckelerregenden Geruch und hinterläßt auf weißer Leinwand durch Austrocknung einen schwachgelblichen Fleden.

Es ist eine festgestellte Thatsache, daß dieses Gift, welches unter günstigen Umständen eine rasche Zersetzung der Blutmasse herbeiführt, wie viele andere Gifte nur dann wirkt, wenn es direct in die Blutmasse eingeführt wird. Es äußert durchaus nicht die mindeste Wirkung, wenn es nur auf die Haut, auf die Zunge oder in den Magen gebracht wird; es zersetzt sich wahrscheinlich augenblicklich entweder in dem Magen oder in der Leber, ohne irgend welche schädliche Wirkung auf den Organismus bei diesem Umwandlungswege zu äußern.

Furchtbar aber sind allerdings diese Wirkungen, wenn das Gift direct in den Blutlauf gebracht wird, und um so furchtbarer, je kräftiger die Viper, je reichlicher das Gift in dem Behälter, je heißer die Jahreszeit und je mehr durch Erhitzung oder Ermüdung der Mensch selbst zur Blutzersetzung disponirt ist. Aus diesem Grunde mögen namentlich die Schlangen der Tropengegenden um so viel gefährlicher sein, da dort durch die andauernde Hitze das Blut ohnehin zur Zersetzung geneigt scheint. Gewöhnlich schmerzt die Wunde augenblicklich, wie der Stich einer Biene, und kurze Zeit darauf bezeichnet allgemeine Hinfälligkeit, Todesmattigkeit zum Sterben, Unfähigkeit weiter zu gehen, die Betheiligung des Giftes in die Blutmasse und das rasende heftigste Ertrauken des centralen Nervensystemes. Unauslöschlicher Durst begleitet gewöhnlich diese Erscheinungen der allgemeinen Krankheit, die sich mit Diarrhöen, Erbrechen, später mit Delirien verbinden und entweder zu ruhigem Tode führen oder durch heftiges Fieber und reichliche Schweiße sich zum Besseren wenden kann.

Mit dieser allgemeinen Krankheit, die offenbar durch Blutzersetzung bedingt ist, gehen heftige Localerscheinungen Hand in Hand. Das gebissene Glied schwillt manchmal entsetzlich auf, zuweilen selbst verbreitet sich die Schwulst über den ganzen Körper. Die Bißstelle wird blau, schwarz, brandig, das Glied vollkommen unempfindlich, und oft schwindet diese Unempfindlichkeit erst im Laufe von Jahren — ein Beweis der tiefen Einwirkung auf das Nervensystem.

Wie nun sich gegen solchen Schaden wehren?

Zuerst gilt es natürlich, sich der Gelegenheit gebissen zu werden nicht auszusetzen, und dies ist verhältnißmäßig sehr leicht. Die Kreuzotter ist ein träges, apathisches Thier, das Sonne und Trockenheit liebt, steinige mit Gebüsch spärlich bewachsene Halden als Wohnort vorzieht und dort sich in oberflächlichen Verstecken birgt oder regungslos an der Sonne ruht. Sie verfolgt nicht und sieht nicht; sie beißt nur wenn sie angegriffen, gereizt oder gequelt wird, und da dieses meistens nur ohne Absicht geschieht, so sind es gewöhnlich nur Leute, die Reisig, Beeren oder Pflanzen sammeln, welche von ihr in die Hand oder den nackten Fuß gebissen werden. Stiefel und Hosen schützen ganz vollkommen gegen den Biß der giftigen Schlangen; sogar ein Strumpf genügt meistens, den größten Theil des Giftes anzusaugen und die Verwundung fast unschädlich zu machen. Ein Stock mit dem Stecke oder selbst mit einer schwanken Gerte genügt vollkommen, der Schlange den Rückgrat zu brechen und sie unfähig zu machen zum Angriffe. Mir selbst ist es schon begegnet, daß ich eine Viper tödtete, die ruhig im Wege lag und unbeachtet von der spazierenden Gesellschaft, die vor mir herging, überschritten worden war. Man schaue also wohl um sich, wenn man sich in Gegenden findet, wo sich Schlangen dieser Art finden können, und stecke die Hand nicht an Orte, die man vorher nicht mit den Augen oder dem Stecke untersuchen konnte.

Hat man aber das Unglück gebissen worden zu sein, so ist sicherlich die erste Indication, den Uebertritt des Giftes in die Blutmasse zu verhindern. Hat man ein Messer oder selbst nur einen großen Dorn zur Hand, so scheue man sich nicht, mit einem gehörigen Schnitte die Wunde weit zu öffnen und das Blut reichlich fließen zu lassen. Es ist besser, an einer tiefen Schnittwunde, als an einem vergifteten Stiche zu leiden. Man befördere den Ausfluß des Blutes soviel als möglich durch Hängenlassen des Gliedes, durch Waschen mit lauem Wasser, wenn es zu haben ist; man wasche und spüle, um herauszubringen, was möglich ist. Kann man das Glied zum Munde bringen oder ist eine andere Person gegenwärtig, so sauge man augenblicklich Blut und Gift aus der Wunde. Wir besitzen moralische Kindergeschichten, in welchen das Aussaugen des Bisses einer giftigen Schlange als die höchste That des mütterlichen Heroismus und der Todesbingebung für das Kind gepriesen wird. So schlimm steht die Sache nicht. Wer gesundes und derbes Zahnfleisch hat, der kann Saugen nicht bluten; wer von Zeit zu Zeit die ausgesogene Masse vollständig ausspuckt, der wird nicht die mindeste Unannehmlichkeit davon tragen, und im entgegengesetzten Falle ist es höchstens einiges Anschwellen der Lippen und der Zunge und etwas Brechneigung, die den Saugenden für sein Wagestück bestraft. Soviel kann man aber auch wagen, wenn es die Erhaltung der eigenen Gesundheit oder derjenigen eines Mitmenschen gilt.

Sodann unterbinde man augenblicklich das Glied oberhalb der Bißstelle so fest als möglich, um den Blutlauf zu hemmen und den Uebertritt des vergifteten Blutes in die gesammte Blutmasse zu verhindern. Der Natur der Sache nach können nur die oberflächlichen Gefäße und die rückführenden Venen der Haut verletzt sein, und es ist gewöhnlich leicht, die oberflächlichen Hautvenen durch ein Band, das man nöthigenfalls aus einem Kleidungsstücke reißen kann, so zusammenzudrücken, daß der Blutlauf fast gänzlich gehemmt ist. Ist dies aber auch nicht vollständig geschehen, so ist doch schon die allmähliche Ueberführung des Giftes in die Blutmasse von großer Bedeutung, indem dadurch die allgemeine Krankheit gewissermaßen vertheilt und gebrochen wird. Casselman erzählt, daß man in Südamerika an einzelnen Orten die Behandlung des Schlangenbisses in der Art leitet, daß man die Ligatur des unterbundenen Gliedes von Zeit zu Zeit für einen Augenblick öffnet, dann aber wieder zusammenschnürt, um einige Zeit später dieselbe Operation zu wiederholen. Es entstehen bei jeder Oeffnung der Ligatur leichte Convulsionen, die aber bei der Vertheilung auf eine längere Zeit aufschädlich vorübergehen, während sie bei dem plötzlichen Eindringen der ganzen Giftmenge überhandnehmen und den Tod herbeiführen würden.

Was man aber auch thun mag, man thue es rasch, ohne national-germanische Gründlichkeit und langes Besinnen. Einen Fetzen vom Kleide herabreißen und den Finger damit umwickeln, das Messer hervorziehen und einschneiden, saugen und ausspucken und wieder saugen, muß das Werk weniger Secunden sein; denn das menschliche Herz arbeitet rasch und in einer Minute ist der Umlaufmenge der Blutmasse vollendet. Stellen sich nach solchem energischen Einschreiten dennoch allgemeine Krankheitserscheinungen ein, so ist es Sache des Arztes, dieselben zu bekämpfen, indem namentlich schweißtreibende Mittel angewendet werden müssen.

(Schluß folgt.)

Illustrirte Skizzen aus Rom.

Wenn die Beherrscher der ewigen Stadt, die Päpste, in früheren Zeiten die Stufen zu ihrem Wohnsitz, dem vaticanischen Palast, hinaufstiegen, so geschah dies mit dem stolzen Bewußtsein, daß die gesammte Christenheit sich demüthig vor ihnen beugte und in der Person des „heiligen Vaters“ den Stellvertreter Christi auf Erden verehrte. Vom Vatican aus sandten sie ihre Bannstrahlen herab auf die sündigen Völker, und Kaiser und Könige zitterten vor dem Machtgebote eines greisen Priesters, dem nur eine alte Tradition und der Glaube der Christenheit eine solche unermeßliche Bedeutung verlieh. Wie anders ist es aber seit ungefähr zehn Jahren geworden! Jetzt zittert der heilige Vater in seinem Palaste vor den eigenen Unterthanen, vor dem italienischen Volke, wie vor dem aufgeworfenen Schutzherrn, der Taufende von Söldnern nach Rom geworfen hat, um angeblich die Würde des Papstes und das Ansehen der katholischen Kirche zu schirmen, in Wahrheit aber um den charakterschwachen, der wirrbewegten Zeit nicht gewachsenen Pio nono gefangen zu halten und ihm jede freie Bewegung unmöglich zu machen. Wie in den Tagen des Mittelalters, so richten sich auch jetzt wieder, wenn auch in anderer Bedeutung, die Blicke der Völker nach dem vaticanischen Palast zu Rom, denn hier wird sich in nicht zu langer Zeit die hochwichtige Frage über die weltliche Herrschaft des Papstes entscheiden. Es wird daher sicher unseren Lesern einiges Interesse gewähren, Genaueres in Bild und Wort von dieser illüstren Wohnung der Päpste zu erfahren, die zugleich Sitz der höchsten Kirchengewalten der katholischen Welt, dann aber auch, wie kein anderer Palast in nur annähernder Weise, für alle Welt der hehrste Tempel der Kunst ist. Was Höchstes von Meisterwerken des Alterthums und aus der goldenen Zeit der Kunst auf uns gekommen, findet sich in den Räumen des vaticanischen Palastes vereint; ebenso ist seine Bibliothek der Wissenschaft und ihren Forschern eine unschätzbare Fundgrube; sie bleibt der heiß ersehnte Zielpunkt so manches nordischen Wanderers.

Den Palast in seiner ganzen ungeheueren Ausdehnung zu überblicken ist fast unmöglich, denn es ist nicht ein einzelner Palast, sondern eine Aneinanderreihung mehrerer an Baustyl und Dimensionen verschiedener Paläste. In drei Stockwerken umfaßt er eine Anzahl großer Hallen und Säle, Prunkgemächer, Capellen, Gallerien, Corridors ꝛc. Dabei zählt man zweiundzwanzig Höfe und über zweihundert Treppen. Wir geben eine Ansicht des Vaticans von dem Plateau vor dem Sanct Peter. Von hier aus überschaut man die Haupttheile, die Wohnung der Päpste selbst; auch gewährt der Palast von diesem Standpunkte den malerischsten Gesammteindruck. Schon die Geschichte seines Baues, die aus den verschiedensten Epochen datirt, läßt schließen, daß er unmöglich ein einheitliches Ganzes, wie andere Prachtarchitekturen, bieten könne. Von Alters her stand neben der Hauptkirche der katholischen Welt, dem Sanct Peter, ein Palast, der abwechselnd mit dem Lateran den damaligen Päpsten zur Residenz diente. Nach ihrer Rückkehr aus Avignon wurde er ihr ausschließlicher Wohnsitz. Papst Nicolaus V. faßte zuerst den Plan, seine Wohnung zum größten und prächtigsten Gebäude der Welt zu machen, und nach seinem Tode, im Jahre 1455, führte Alexander VI. und dessen Nachfolger den Bau weiter fort. Julius II. ließ durch Bramante die Loggien erbauen; es ist dies der auf der linken Seite unseres Bildes sich zeigende Theil des Palastes; die in unseren Tagen mit Bogenfenstern geschlossenen Räume sind diejenigen, in denen Raphael und seine Schüler uns ihre unsterblichen Meisterwerke hinterließen, daher sie auch den Namen der „Loggien Raphael's“ führen.

Der Vatican in Rom.
Nach der Natur gezeichnet von Zwahlen und Zielcke.

An diese Loggien, die gleichsam einen Corridor bilden, schließen sich die Zimmer an, die der Welt unter dem Namen der „Stanzen (Zimmer) Raphael's“ bekannt sind. Sie enthalten die berühmten Fresomalereien dieses Meisters und geben in verschiedenen Abtheilungen eine Verherrlichung der Idee des Christenthums. Von den vielen Meisterwerken der vaticanischen Gemäldesammlung gedenken wir nur der Transfiguration Raphael's und der Madonna di Foligno. Die Antiken sind aufgestellt in dem Appartemento Borgia (Alexander's VI.), wo sich auch die gedruckten Bücher der Bibliothek seit 1840 befinden, namentlich aber in dem „Belvedere“ (eigentlich einer Villa Innocenz' VIII., welche Julius II. mit dem Vatican vereinte und die später erweitert wurde). Hier finden sich die großen Sammlungen: Galerie lapidaria mit mehr als 3000 meistens Grabmälern entnommenen Reliefs; dann das Museo Chiaramonti, von Pius VII. angelegt und mit Statuen, Reliefs ꝛc. angefüllt; dann gehört der von demselben Papst erbaute Saal, welcher den neuen Flügel des Belvedere (il braccio nuovo) begreift und der an Reichthum kostbarer Marmorarten alle übrigen Säle des Vaticans übertrifft. Keine andere Antikensammlung in der Welt läßt sich jedoch mit dem Museo Pio Clementino vergleichen, denn dasselbe birgt, um nur das Ausgezeichnetste zu erwähnen, den berühmten Torso des Hercules, den herrlichen Apollo, die wundervolle Gruppe des Laokoon, eine Statue des Nils, die kolossale Statue des Antinous und tausend andere Arbeiten, an denen sich das Auge des Kunstkenners nicht satt sehen kann. Es ist dieses Museum der Glanzpunkt des ganzen Vaticans bis auf diesen Tag geblieben. Wenn Julius II. einen Kunststempel geschaffen, sorgte Sixtus V. für eine der Wissenschaft geweihte Halle und baute die Prachträume der Bibliothek. Man kann sich eine Idee von den dort aufgespeicherten Schätzen der Wissenschaft machen, wenn man bedenkt, daß die vaticanische Bibliothek mindestens 70,000, nach Anderen 200,000, nach Wiederen sogar 400,000 Bände enthält, neben denen sich gegen 40,000 Handschriften befinden, die größtentheils zu den ältesten und besten zählen.

Derselbe Sixtus V. erbaute auch denjenigen Theil des Palastes, der die rechte Seite unseres Bildes einnimmt und die gewöhnliche Residenz der Päpste ist. Hier wohnt Se. Heiligkeit, der jetzt regierende Pio nono, während die Eminenz des Cardinal-Staatssecretairs Antonelli im obern Stockwerke thront. Unter Urban VIII. wurde die prachtvolle Scala regia (Haupttreppe), der officielle Haupteingang des Vaticans, gebaut. Man gelangt zu ihr durch das Säulenportal auf der linken Seite unseres Bildchens. Auf einer vierfachen Folge von Marmorstufen führt die Scala regia zwischen ionischen Marmorsäulen zum Haupteingang und bildet eine Perspective von wundervoller Schönheit. Hier befindet sich auch die Wache der Schweizergarde, der letzten schwachen Hülfe, auf welche der viebedrängte Pio nono sich zu stützen versucht. In unseren Tagen ist noch eine neue Seitentreppe hinzugekommen, ein durch die Munificenz Pius' IX. errichteter Prachtbau, der an der Stelle der früheren Rampe direct in den Hof der Loggien hinaufführt. Dieses Werk ist eben vollendet. Aus der Zeit Urban's VIII. endlich datirt die große Vorhalle, die Bernini mit so großem Talent ausgeführt hat. Wir sehen auf unserer Zeichnung die eine Hälfte des größten Meisterwerks, das dieser Künstler in der Architektur geschaffen. Die unzähligen Statuen, die den Porticus schmücken, gehören sämmtlich der Schule Bernini's an, sind aber nur von decorativem Werth. Um schließlich noch einen Begriff von der riesenhaften Ausdehnung dieses Gebäudes zu geben, bemerken wir nur, wie fast alle Quellen die Anzahl der darin enthaltenen Säle, Zimmer ꝛc. auf 11,000 angeben, wohl hinzeichend, um den Vatican als die größte aller Residenzen dieser Welt erscheinen zu lassen.

Es liegt im Dunkel des Schicksals verhüllt, wie lange der Vatican noch die Residenz der Päpste bleiben wird. Vielleicht entscheidet schon die nächste Zukunft die brennende Frage, ob nicht der neue König von Italien Rom zu seinem ersten Herrschersitz erwählen wird und darf; dann könnte vielleicht der heilige Vater, seiner weltlichen Krone beraubt, sich gezwungen sehen, seinen Wohnsitz wie früher im Quirinal aufzuschlagen, wenn er es nicht, wie bereits früher, vorzieht, in der Fremde ein Ruhelager zu suchen, auf welches er sein müdes Haupt in Frieden niederzulegen vermag.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

„Sprich jetzt nicht und laß mich ausreden,“ fuhr das Mädchen, fast krampfhaft die erfaßte Hand drückend, fort, als Reichardt eine Bewegung zur Entgegnung machte, „ich weiß ja Alles, was Du sagen könntest; ich aber sage Dir, Max, daß die Neigung, welche Dich jetzt zu Deinem Vorschlage getrieben, doch weiter nichts ist, als das Mitleid mit meiner augenblicklichen Lage, daß es unser Beider Unglück herbeiführen hieße, wollte ich leichtsinnig dem Drange des Augenblicks folgen. Laß mich ausreden,“ wiederholte sie leidenschaftlich, als er einen neuen Versuch, sie zu unterbrechen, machte, „ich weiß, daß Du mit voller brüderlicher Herzlichkeit an mir hängst, daß Du im Augenblicke Dein eigenes Glück in dem meinen finden würdest; aber ich bin ein egoistisches Geschöpf, Max, und verlange mehr; wo ich mich in Liebe hingebe, will ich wieder geliebt sein mit derselben Gluth, deren ich selbst fähig bin, oder ich müßte mich innerlich verzehren — und wenn mir die volle Befriedigung meines Herzens nicht werden kann, will ich wenigstens nicht mehr zu geben haben, als ich zurückempfange. Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, Max, Du erst zwanzig und kennst Dich selbst noch nicht. Aber der rechte Augenblick wird auch für Dich noch kommen, und ich würde sterben müssen, wenn ich ein neues Leben in Die entstehen sähe, das nicht durch mich geweckt worden wäre; Du aber würdest kann, so lange ich noch lebe, die Kast verwünschen, die an Dir hinge, selbst wenn Die Dein gutes Herz das laute Geständniß versage. Ich wußte es schon in New-York, daß wir einander nicht gehören durften, und es war mir gelungen, mich zum Frieden mit mir selber durchzuarbeiten — laß ihn mir, Max,“ schloß sie mit einem Blicke eigenthümlich schmerzlicher Bitte, als sei sie trotz aller Worte ihrer selbst noch nicht sicher, „wirf mich nicht in neue Kämpfe, die nimmermehr zu unserem Heil führen würden.“

„Aber giebt es denn ein dauerndes Glück in der leidenschaftlichen Erregung, wie Du sie andeutest?“ fragte Reichardt, sichtlich durch den Ernst des Mädchens herabgestimmt. „Ich weiß, daß meine Empfindungen nicht eher eine gewisse Höhe steigen, dafür aber kann ich ihrer Dauer sicher sein und mich ruhig dem Wege überlassen, den sie mich leiten. Ich weiß, daß ich meine volle Befriedigung an Deiner Seite gefunden hätte, Mathilde — Dir genügt aber das nicht; und doch sucht Du vielleicht das Glück da, wo es am wenigsten zu Hause ist.“

„Ich suche das Glück nicht und erwarte es nicht — ich bin nicht dafür geboren — ich will aber auch unser Beider sicheres Unglück nicht durch eine kurze Seligkeit erkaufen!“ erwiderte sie mit ihrem früheren, aus tiefer Innigkeit und Trauer gemischten Tone; „Du wirst auch eine andere Gefühlswärme als Deine jetzige kennen lernen, Max; ich aber verlange nichts für mich, als einen Halt, der mir eine unzweideutige Stellung giebt, einen Begleiter, der dieselbe Achtung verdient, die ich für mich fordere, und von meinem innern Leben nicht mehr beansprucht, als sich ihm freiwillig bietet. Das eigentliche Glück mag nicht in einem solchen Verhältniß zu finden sein, aber wenigstens birgt dieses auch keine Täuschung und genügt völlig für den, der mit seinen Wünschen abgeschlossen hat. — Und nun, Max,“ fuhr sie, wie sich innerlich zusammenraffend und ein Lächeln versuchend, fort, „laß uns ruhig den selben Standpunkt wieder einnehmen, auf dem wir unser Gespräch begannen; ich wollte Deine Meinung über meine Lage und ihre Aussichten hören — Du hast Dich von Deinem guten Herzen fortreißen lassen, nur ich war thöricht genug zu folgen; das ist vorüber, und jetzt möchte ich wohl wissen, was Du sagen würdest — wenn ich — nun ja, warum soll ich es nicht aussprechen — wenn ich unsern Director erhörte? er würde mehr als mancher

Andere den Ansprüchen genügen, welche ich an eine befriedigende Zukunft zu stellen habe."

Reichardt sah in ihr Auge, das nur unsicher seinen Blick auszuhalten schien, und ein Gefühl von Wehmuth stieg in seinem Herzen auf. Es war ihm, als könne er das Mädchen verstehen, die es vorzog, ihr Herz mit seinen Schätzen zu begraben, als es hinzugeben, wo ihm niemals dieselbe heiße Flamme entgegenschlagen hätte, und ein Leben der kalten, nüchternen Vernunft zu beginnen — und doch erschien ihm ein solcher Entschluß in der Fülle der Frische und Jugendkraft, welche sie belebten, wieder so unnatürlich, daß dieser nur aus seinem Gemüthe entspringen kein konnte, das mit jeder andern Hoffnung fertig ist!

„Warst Du nicht schon mit Dir einig, Mathilde, ehe Du meine Ansicht verlangtest?" fragte er.

„Ich bin es jetzt noch nicht, Max," erwiderte sie, ihre Sicherheit wieder gewinnend, „aber ich habe eingesehen, daß ich, um zu dem rechten Ziele zu gelangen, Dir meine Fragen bestimmt stellen muß. Antworte mir ebenso, ich habe Dir einen vollen Einblick in die Charaktere und die Verhältnisse gegeben. Der Director mag seine fünfundzwanzig Jahre zählen, aber sein Geist ist jugendlicher, als der vieler unserer jungen Männer. Er ist ein durch und durch nobler Charakter und die Kunst seine eigentliche Lebensluft. Er mag mich ebenfsewenig lieben als ich ihn, aber gegenseitige Achtung und gemeinschaftliche Neigungen bilden wohl einen haltbaren Ersatz für das, was sich oft Liebe nennt. Er ist in mancher Beziehung ein Original, wohl in andern ein halbes Kind, aber vielleicht kann hier meine eigene Selbstständigkeit zu einer Ergänzung helfen. — Nun, Max?" setzte sie nach einer Pause hinzu, als der junge Mann ihr nur mit einem stillen Blicke ins Gesicht sah.

„Warum fragst Du denn noch?" erwiderte er, wie in halber Gedrücktheit. „Wenn ich nun auch sage, was sich einer solchen Verbindung entgegenstellen läßt, so könnte es doch kaum mehr sein, als Du Dir selbst längst gesagt haben mußt; im Uebrigen aber ist Dein Entschluß bereits so vorbereitet, und Jeder muß immer selbst am besten wissen, was zu seiner Befriedigung gehört, daß meine Worte gewiß am wenigsten ins Gewicht fallen können —"

„Bist Du unzufrieden, Max, daß ich mich Dir gegeben habe wie ich bin, mit allen Schroffheiten, die wohl in mir sein mögen?" unterbrach sie ihn, seine Hand von Neuem fassend, „daß ich mir einmal den seltenen Genuß gegönnt, zu sprechen, wie es mir auf der Seele gelastet?"

„Mathilde!" rief Reichardt, welchen bei dem halbanklagenden Blicke des Mädchens das ganze Mitgefühl für sie wieder überkommen hatte, „es ist ja nur der Schmerz, der aus mir spricht, der Schmerz, daß ich kein befriedigendes Glück für Dich schaffen kann, aber auch keines in Deinen Entschlüssen sehe, trotz alle der herausgekehrten sichten Seiten, mit denen Du Dich selbst zu täuschen suchst!"

„Lassen wir die Sache jetzt!" erwiderte sie, wieder heil zu ihm aufblickend, „es wird spät, und ich verspreche Dir, mich nicht zu übereilen. Ich habe morgen früh den Director zu mir bestellt, aber es liegt noch eine lange Nacht zwischen jetzt und morgen. Sei nach dem Frühstücke wieder bei mir, dann werden wir Beide mit ruhigerem Auge die Dinge betrachten. Und nun gute Nacht, Max!" —

Mit einem stillen Kopfschütteln war Reichardt die Treppe nach den untern Räumen hinabgeschritten. Er fühlte sich unmuthig, kaum wußte er aber, ob in Folge der Zurückweisung seines Antrags, oder aus Sorge über Mathildens Wahl, die ihm noch immer kaum anders als ein Verzweiflungsschritt erscheinen wollte. Jedenfalls war das Bild, welches er sich von der nächsten Zukunft im Zusammenleben und Wirken mit ihr geschaffen, zerronnen, und doch hätte er am wenigsten von ihr ein Hinderniß für die Verwirklichung desselben erwartet. Aber sie war jetzt eine Andere, als er sie in Neu-Yort gekannt, und wenn er sich auch nicht in ihrer Liebe zu ihm getäuscht hatte, so bot ihm diese eigenthümliche Natur doch so viel neue Seiten, daß er das schuldlose Mädchen, welches damals seine Schwester geworden, kaum aus ihr herauszuerkennen vermochte.

Er war in den Ausgang des Hotels getreten, überlegend, ob er in seinem erregten Zustande schon das Bett suche, oder noch einen Gang durch die hellerleuchteten Straßen mache, als eine bekannte Stimme neben ihm laut wurde. „Hatten Sie mir nicht einige Fragen vorzulegen, Sir? Sie sehen, daß ich Ihnen gern die Mühe spare, mich zu suchen!" klang es, und als er den Kopf wandte, sah er in des Agenten Gesicht, das eine ironische Ruhe bewahren zu wollen, aber einen innern Ingrimm nicht verbergen zu können schien. Reichardt hatte trotz Mathildens Mittheilungen noch immer keine Ahnung, weshalb der Mensch sich an ihm reiben zu wollen schien, aber dieser kam ihm in seiner jetzigen Stimmung kaum ungelegen.

„Lassen Sie uns nach dem Speisezimmer gehen, wo wir wohl ungestört sein werden," erwiderte er mit einem finstern Kopfnicken und schritt dem Andern nach dem bezeichneten Raume, welcher nur noch von einer halbeingedrehten Gaslamme nothdürftig erleuchtet war, voran. Die die Mitte des großen Zimmers durchschneidende Tafel war noch mit aufgethürmtem Geschirr und einem Haufen Messern und Gabeln, die sich zu einem großen Vorlegemesser wie die Brut desselben ausnahmen, besetzt; Reichardt lehnte sich bequem gegen den Tisch, schlug die Arme in einander und sah mit hochaufgerichtetem Kopfe seinem Gegner, welcher vorsichtig die offene Thür schloß, entgegen. „Ich wünsche einfach zu wissen, Sir," fragte der Deutsche, sobald sich der Agent nach ihm kehrte, „was Ihre auffallend höhnische Miene, mit welcher Sie mich seit meinem Eintritt ins Hotel verfolgt haben, zu bedeuten hat, und erwarte, wenn ich sie nicht als sichtliche Beleidigung Ihrerseits betrachten soll, eine genügende Erklärung."

„Die Erklärung sollen Sie jedenfalls haben," erwiderte der Amerikaner, während ein fröttischer Zug um seinen Mund einem häßlichen Ausdrucke semes gutmüthigen Gesichts Platz machte; „im Uebrigen aber steht es Ihnen frei, sich so beleidigt zu fühlen, als Sie Lust haben; ich bin völlig bereit, für meine Worte einzustehen!"

„Ich höre, Sir!" sagte Reichardt, die Augen zusammenziehend und sich fester gegen den Tisch stützend. Der Mensch schien einen ernstlichen Streit mit ihm zu suchen, und wenn auch der Deutsche gern einen solchen vermieden hätte, so war er doch fest entschlossen, sich in keiner Weise zu nahe treten zu lassen.

„Very well, Sir!" entgegnete der Andere finster. „Sie treten hier als Bruder der Miß Heyer auf; zufällig weiß ich aber, daß zwischen Ihnen und der Lady gerade so wenig Verwandtschaft besteht, als zwischen uns Beiden hier — ich kann Ihnen sogar, falls Sie Ihre Lüge zu behaupten gedächten, meinen Gewährsmann nennen, es ist einer Ihrer Freunde, der mit Ihnen und der Lady über See gekommen ist, ein Kupferschmied Meißner, in der Whiskyfabrik von „Johnson und Sohn" in New-York beschäftigt; und jetzt, Sir, werden Sie mir wohl nicht verwehren, meine Betrachtungen über das wunderbare Geschwisterverhältniß gerade so anzustellen, wie es mir beliebt."

Reichardt hatte seinem Gegner seit in's Auge gefehen und kaum merklich die Farbe gewechselt. Jetzt zog er sein Notizbuch hervor, einige Worte darin notirend, und darg es ruhig wieder an seinem früheren Orte. „Wollen Sie mir wohl sagen, wie Sie mit diesem Kupferschmied Meißner zusammengetroffen sind?" fragte er dann kalt.

„O, Sie haben mit der einfachen Angabe noch nicht genug!" gab der Agent, grimmig lachend, zurück. „Sie sollen Alles hören, damit Sie sich nicht zu beklagen haben. Es war am Abend nach dem Engagement der Miß Heyer, daß ich in einem deutschen Local von der vorzüglichen Acquisition, welche mir gelungen, sprach und von einem jungen Manne angeredet ward, der sich nach einem Mr. Reichardt, dem bisherigen Beschützer der jungen Lady, erkundigte. Es konnte mir nur lieb sein," fuhr er, das Gesicht zu einem häßlichen Lächeln verziehend, fort, „etwas über die Vergangenheit unseres neuen Mitgliedes zu hören, und ich erfuhr wohl auch Alles, was nöthig ist, um die Art des bisher schon bestandenen Geschwisterverhältnisses zu verstehen. Verlangen Sie noch mehr Erläuterungen, Sir?"

In Reichardt's Gesicht war langsam ein dunkles Roth gestiegen, aber er hielt sichtlich an sich. „Sie werden weder Miß Heyer noch mich mit Ihren Andeutungen beschmutzen können," sagte er, „nur sich selbst, Sir! Sie lassen ein Verhältniß der schlimmsten Art ahnen und denken doch daran, derselben Lady Ihre Hand zur Ehe zu bieten. Sie beschimpfen sie, während Sie die Antwort auf Ihren Antrag erwarten. Ich kann verstehen, daß Sie bei Ihren Voraussetzungen die Eifersucht gepeinigt hat, seit ich hier bin, daß Sie möglicherweise in mir ein Hinderniß für

Ihre Pläne gesehen. Aber nur die bodenloseste Gemeinheit kann unter solchen Verhältnissen zu Werke gehen, wie Sie es gethan. Gegen Sie mein Verhältniß zu Miß Heyer zu rechtfertigen, halte ich völlig unter meiner Würde. Was die Lady betrifft, deren Ehre zu vertreten ich kaum noch ein Recht habe, so wird Ihnen morgen früh die gebührende Antwort werden."

„Halt au!" rief der Amerikaner mit funkelnden Augen, als Reichardt Miene machte, seine Stellung zu verlassen. „Sie glauben mir alles Das so ohne Weiteres sagen zu dürfen? Sie fürchten sich, mir das Wort „Lügner" in's Gesicht zu werfen und wollen auf Umwegen davon schlüpfen —"

„Bleiben Sie mir vom Leibe, Sir!" unterbrach ihn Reichardt, nach dem Handgelenk seines Gegners fassend, welcher die Faust dicht vor seinem Gesichte erhoben. Dieser rang einen Moment mit verbissenen Lippen, um seine Hand zu befreien, und nahm dann einen kurzen Anlauf zum Stoße in des Deutschen Gesicht. Eine kräftige Armbewegung des Letzteren warf den Amerikaner zwei Schritte zurück. Zugleich aber fuhren Reichardt's Hände mechanisch eine Waffe suchend nach dem Tische — er sah den Aussruch der vollen Wuth in seines Gegners Gesichte, sah diesen mit vorgebeugenen Schultern eine Boxer-Stellung annehmen und wußte, daß er dessen Kräften in keiner Weise gewachsen war. Seine Finger fühlten den Griff eines großen Messers. „Bleiben Sie mir vom Leibe, oder es geht nicht gut!" rief er, als er den Agenten lauernd einen halben Schritt gegen sich thun sah, aber im nächsten Momente schon führte dieser mit vorgehaltenem linken Arme einen Faustschlag gegen den Deutschen — ein kurzer Aufschrei erfolgte, der Angreifer taumelte zurück und brach in sich zusammen; in Reichardt's Hand aber blitzte das große Vorlegemesser, das er erfaßt und zu seinem Schutze vorgestreckt hatte.

Eine volle Minute lang herrschte Todtenstille in dem trüben erleuchteten Raume — nur aus dem „Bar-Room" herüber klangen lärmende Stimmen und lautes Gelächter — Reichardt stand bewegungslos wie eine Statue, auf den am Boden liegenden Mann blickend. Plötzlich aber schien das volle Bewußtsein dessen, was geschehen, über ihn zu kommen. Sein Gesicht wurde leichenblaich, und das Messer entfiel seiner Hand. „Er hat es selbst gethan, er selbst!" preßte es sich in heiserem Tone aus seiner Brust. Da fühlte er seine Schulter berührt und fuhr in einem Schrecken, der alle seine Glieder durchzuckte, auf. „Machen Sie, daß Sie fortkommen, Sir," hörte er, „ich habe gesehen, wie Alles gekommen ist, aber des schwarzen Mannes Zeugniß gilt so viel als nichts, und Sie werden als Fremder einen bösen Stand haben!"

„Ich hab's nicht gethan — aber fort, fort, es ist wahr!" rief der Deutsche, wie von Entsetzen gepackt einen neuen Blick auf den regungslosen Körper werfend. „Helft mir, Bob, helft mir, ich zahle's Euch gut!" wandte er sich dann hastig an den Neger. „Schließt die Thür hier und holt meinen Koffer und Violinkasten von Nr. 5. Es ist ein kurzer Weg, um das Gepäck bis zum Flusse zu schaffen, und ich finde sicher ein Boot, das mich mit fortnimmt!" Er riß sein Portemonnaie aus der Tasche und griff von den beiden Zehndollars-Goldstücken, welche er neben einigem Papiergelde noch besaß, eins heraus und reichte es mit fliegender Hand dem Schwarzen.

„Es wäre schon recht, Sir," erwiderte dieser ängstlich mit der Hand zuckend, als dürfe er das Gebotene nicht berühren, „ich kann aber nicht so weit von Hause weg, ohne vermißt zu werden, und es muß doch auch für den Gentleman hier gesorgt sein — zwei Straßen von hier hält eine Reihe Miethkutschen, bis dahin wollte ich das Gepäck wohl schaffen —"

„Gut, Bob, also bis dahin — Ihr findet dort mich und Euere zehn Dollars!"

Reichardt sah noch, wie der Schwarze die Gasflamme ausdrehte, und hatte dann im fliegenden Schritte das Haus verlassen, den Weg nach der bezeichneten Ecke einschlagend. In seinem Kopfe begann es wirr rundum zu gehen. Nur hier und da noch fiel aus einem der Verkaufslocale ein Schein auf die dunkle Straße, und fast hätte er die kleine Zahl der noch bereit stehenden Wagen passirt, ohne sie zu bemerken. Er stellte sich dicht am Ende des letzten auf und ließ den Blick scharf nach dem Hotel hinabschweifen. In dem erwarteten Schwarzen concentrirten sich im Augenblicke die wenigen Gedanken, welche er noch fassen konnte. Daneben aber schwirrten dunkele Bilder, der vollbrachte Mord, die mögliche Entdeckung, seine Gefangennahme und hilflose Lage im fremden Lande, vor seiner Seele, ohne indessen zur bestimmten Form gelangen zu können, und erst als er eine breite Gestalt mit einer Last auf der Schulter vom Flußwege herüberbiegen sah, war er im Stande, sich der peinigenden Vorstellungen zu entschlagen.

„Hier, Bob!" rief er, und der Herankommende folgte der Weisung. — „Nur rasch, damit ich nicht vermißt werde!" flüsterte dieser, den Koffer nach dem Kutschersitz hinaufreichend, und kaum hatte ihm Reichardt den versprochenen Lohn in die Hand gedrückt, als er auch schon im Schatten der Wagenreihe wieder verschwunden war.

„Wohin, Sir?" fragte der Kutscher, als Reichardt in das Gefährt sprang.

„Nach der Levee — aber schnell. Es können kaum mehr als fünf Minuten bis zum Abgange des Bootes sein!"

„Welches Boot, Sir?" war die neue Frage, während die Peitsche auf die Pferde fiel.

„Die Mary Brown!" entgegnete der Deutsche, um nur einen Namen zu nennen, und der Wagen rasselte vorwärts.

Erst als die erleuchteten Dampfschiffe vom Flusse herauftauchten und der Wagen hielt, fuhr er aus seinen Gedanken auf. „Hier ist das Boot," rief der Kutscher zur Erde springend, „Sie haben nicht viel Zeit zu verlieren!" Er hatte die Zügel zurückgeworfen, den Koffer erfaßt und eilte mit diesem einem großen Fahrzeuge zu, das bereits in dicken Wolken den Rauch von sich blies. Reichardt hatte mechanisch den Wagen verlassen und blickte auf — es war wirklich die Mary Brown, wie die riesige, matt beschienene Inschrift auswies, und mit einer Empfindung, als thue sich plötzlich ein sicheres Asyl vor ihm auf, eilte er seinem Gepäck nach und sprang an Bord. Er hatte kaum den Kutscher bezahlt, als das Boot schon sich aus der Reihe der übrigen Fahrzeuge zu schieben begann, und mit einem Gefühle unendlicher Erleichterung sah er das Ufer sich weiter und weiter entfernen, bis das Boot sich endlich dem Laufe des Stromes nach drehte und bald die letzten Lichter der großen Stadt in der Dunkelheit verschwanden.

Jetzt erst stieg er die Treppe nach dem Salon hinauf; kaum hatte er sich aber von dort nach der Office gewandt, als er seinen Arm gefaßt fühlte. „Was der Donner!" hörte er, „meinen Sie, wir haben wieder Nebel zu erwarten?" und das zugleanste Gesicht des Capitains sah ihm beim Umdrehen entgegen.

„Hoffe es nicht, Sir!" erwiderte er die ihm entgegengestreckte Hand schüttelnd, „möchte nur ein Stückchen Wegs mit Ihnen wieder zurückgehen!"

„All right, Sie sind zu jeder Zeit, als Gast auf der „Mary Brown" willkommen, Sir, wissen das, Sir," war die freundliche Antwort, „es ist noch keine halbe Stunde her, daß wir von Ihrer Moreöffeel sprachen — wo ist sie? müssen sie gleich einmal herbeiholen!"

Reichardt hatte in diesem Augenblicke ein Gefühl, als habe ihm Jemand einen Schlag gegen den Kopf versetzt. Die Violine — wo war sie? Jetzt erst entsann er sich, daß er weder beim Auftaden seines Gepäcks, noch beim Abladen desselben etwas davon bemerkt. Was bisher überall seine erste Sorge gewesen, hatte er in der Verwirrung seiner Gedanken aus dem Auge gelassen. „Einen Moment, Capt'n!" rief er, „Sie mahnen mich da an eine entsetzliche Nachlässigkeit!" Er eilte die Treppe hinab, wo sein Gepäck niedergesetzt war; aber außer seinem Koffer war keine Spur von einem anderen Stücke zu entdecken. Die Zähne auf die Unterlippe gebissen sah er in die Nacht hinaus und strebte, sich jede Minute, seit er das Hotel verlassen, wieder zurückzurufen — es war schon richtig, der Neger hatte nur den Koffer nach dem Wagen gebracht, hatte jedenfalls in seiner Eile sich nach weiteren Effecten in dem Zimmer gar nicht umgesehen. Der Verlust an und um für sich war in der Lage des jungen Mannes schon von Bedeutung. Ein noch erhöhtes Gewicht aber erhielt er dadurch, daß in dem Innern des Deckels Reichardt's voller Name verzeichnet und so der beste Anhalt für seine Verfolgung geboten war. Mußte doch auch das Zurückstellen des Instrumentes an sich schon auf eine übereilte Abreise deuten und den ersten Verdacht auf ihn lenken.

Mit gesenktem Kopfe nahm er seinen Weg wieder nach den obern Räumen und war froh, den Capitain nicht gleich wieder zu begegnen.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Die Deutschen in Amerika und die jetzige Krisis. St. Louis, 6. Mai. Das was bei Euch im Vaterlande am meisten interessiren muß, die Betheiligung des deutschen Elements an dem großen Kampfe, ist in den meisten Berichten nur oberflächlich angedeutet — und doch ist der Ausgang dieses Kampfes eine wahre Lebensfrage für die amerikanisch-deutsche Bevölkerung; entweder erhält sie dadurch eine Stellung neben dem eingeborenen Elemente, die nicht nur der Form, sondern auch dem innersten Wesen nach gleichberechtigt und so anerkannt ist, als sie nur dem echten Patrioten gebührt — oder sie muß mit dem Untergange der Union zu einem recht- und heimathlosen Bevölkerungstheile werden, auf dessen Nacken der Sieger seinen Fuß setzt.

Um eine klare Einsicht in die Ursachen der jetzigen Ereignisse zu erlangen, ist ein kurzer Rückblick nothwendig, bei dem ich mich indessen nur auf die äußersten Außenlinien beschränken werde. Ist auch das Grundübel, dem alle übrigen entsprungen, das Institut der schwarzen Sclaverei, so hat dieses dennoch durchaus keinen directen Antheil an dem gegenwärtigen Hader, und Alles, was im Gegentheile seitens der südlichen Staaten zu ihrer Rechtfertigung angeführt wird, ist purer Vorwand.

Bis zum Jahre 1852 war in der amerikanischen Politik von keiner nennenswerthen Partei, welche irgend eine bestimmte Maßregel gegen die Sclaverei in ihr Programm aufgenommen hätte, die Rede, und die wenigen damals existirenden Abolitionisten oder Sclaverei-Abschaffer wurden meist als hirnlose Idealisten verlacht. Die Whigs und Demokraten, die man vielleicht als die aristokratische und Volkspartei bezeichnen könnte, tiefen in ihren Ansichten nur in Maßregeln innerer Verwaltung auseinander, und selbst die zum Oefteren aufgeworfene Frage, ob neu gebildete Staaten als Sclavenstaaten in die Union gelassen werden sollten, welche zu mehrern Malen Stürme im Congresse hervorrief, trug keine bestimmte Parteifärbung. Erst als bei der Präsidentenwahl 1852 die Partei der Whigs an der Haltlosigkeit ihres Programms zu Grunde ging, entstand aus allen mit der herrschenden demokratischen Partei unzufriedenen Elementen eine Partei, die der Republikaner, welche sich, zur Vereinigung der ganzen Mischung, auf der einen sogenannten Test Frage vereinigte: Widerstand gegen jede Ausbreitung der Sclaverei auf die noch nicht zu Staaten reifen Territorien.

Die demokratische Partei setzte diesem Programm den Grundsatz der Volkssouveränetät und Selbstregierung entgegen, so daß jeder sich bildende neue Staat selbst zu bestimmen habe, ob Sclaverei in ihm erlaubt sein solle oder nicht — freilich legte jeder Demokrat diesem nie völlig erklärten Grundsatze, dessen Wesen besonders in Bezug auf die Territorien dunkel ist, seine eigene Meinung unter, und die Ansichten darüber schattirten vom südlichen „Feuerfresser", der sein schwarzes Eigenthum auf jedem Fleck freier Erde von Amerika geschützt sehen wollte, bis zum ehrlichen Rechtsmann, der dem Süden kein Unrecht geschehen lassen, aber auch das, was freier Boden war, nicht versclavt sehen mochte.

Die Deutschen, von dem nativistischen, aristokratischen Geiste abgestoßen, welcher sich in Verbindung mit dem frömmelnden Amerikanerthum in der neuen Partei geltend machte, hatten sich zum Haupttheile den Demokraten angeschlossen, und erst das beginnende schamlose Treiben der demokratischen Parteiführer, die in allen Zweigen der Verwaltung durch die lange Gewohnheit des Herrschens eingerissene Corruption, die öffentlich begangenen geduldeten Diebstähle, die unverdeckten Bestechungen und Verschleuderungen zum Besten einzelner Parteihäupter trieben in den letzten sechs Jahren einen großen Theil der Deutschen zu den Republikanern, und bald begann sich in dieser Partei durch das neu hinzutretende Element ein ganz anderer, kritischer, echt freiheitlicher Geist geltend zu machen, der, wenn auch anfänglich nicht anerkannt, ja sogar angefeindet, sich dennoch immer weitern Durchbruch schuf.

Die Südländer, welche als geschlossene und Hauptmacht der demokratischen Partei die größten und einträglichsten Aemter stets für sich nahmen, alle Gesandtschaftsposten besetzten und mit ihren Söhnen die besten Plätze in der Armee und Marine füllten, die mit einem Worte sich als erbliche Inhaber der Gewalt und der „Beute" betrachteten, sahen plötzlich die junge feindliche Partei zu einer Kraft heranwachsen, die ihnen drohte, nicht allein die Sclaverei als Hauptgrundlage der Union zu negiren und die Sclavenhalter in ihre Schranken zurückzuweisen, sondern ihnen einstens auch die Herrschaft über das Land sammt den fetten Profiten aus der Hand zu winden, und bereits in den Jahren 54—56 bildete sich unter den Staatsmännern des Südens ein geheimes Einverständniß, die gesammten Sclavenstaaten aus der Union zu sprengen und zu einem selbstständigen Staatenverbande zu vereinen, sobald die republikanische Partei jemals ans Ruder gelangen sollte. Damals war der Chef des jetzt gebildeten Südenbundes, J. Davis, Kriegsminister im Cabinet des Präsidenten Pierce, und von hier an läßt sich bereits ein ganzes bis jetzt verfolgtes System entdecken, den Süden durch Waffenvorräthe für eintretende Fälle zu stärken, die Vereinigte-Staaten-Regierung aber durch Verfallenlassen der Kriegsflotte und der einzelnen Forts möglichst hülflos zu machen. Das letzte Glied in dieser Kette südlicher Machinationen bildete der des Betrugs und Diebstahls angeklagte Kriegsminister Floyd, in Buchanan's Cabinet.

Bereits bei der Präsidentenwahl 1856 zeigte die republikanische Partei, daß sie zum furchtbaren Gegner der Demokratie geworden, und die Administration des knapp erwählten demokratischen Präsidenten Buchanan, welcher sich völlig dem Süden verkauft zu haben schien, trieb noch jeden einigermaßen rechtlichen und denkenden Menschen im Norden aus dem demokratischen Parteiverbande. Was nicht geradezu Republikaner wurde, schloß sich Buchanan's erbittertem Gegner, Douglas, welcher, selbst Demokrat, die Schandwirthschaft innerhalb der Partei bekämpfte, an, und mit dieser Zersplitterung war der Sieg der republikanischen Partei im Jahre 1860 gesichert, war aber auch für die südlichen Parteiführer der Zeitpunkt herangekommen, ihren lang vorbereiteten Plan der Trennung auszuführen. Sie wußten, daß noch ein großer Bevölkerungstheil mit demokratischer Gesinnung im Norden bestand, und rechneten so auf einen getheilten Norden einem festvereinigten Süden gegenüber. Süd-Carolina begann bei Erwählung des republikanischen Präsidenten Lincoln den Austritt zuerst, auf die sofortige Nachfolge der übrigen Sclavenstaaten zählend; aber nur der kleinere Theil derselben schloß sich an. Die an den freien Norden grenzenden Südstaaten bedachten wohl, daß ihnen bei einer Trennung ihre sämmtlichen Sclaven über die Grenze laufen könnten, ohne daß eine Möglichkeit der Wieder-Erlangung bleibe, und temporisirten. Die republikanische Regierung aber trat mit einer so unerwarteten Mäßigung auf, verbürgte dem Süden so jedes ihm zustehende Recht, daß sie sofort die Herzen aller nördlichen Demokraten gewann, welche ohnedies durch die im Süden wüthende Pöbelherrschaft mit jedem Tage mehr ihren frühern Parteigenossen entfremdet wurden. Und als Lincoln zur Durchführung der Gesetze und Erhaltung der Union nothgedrungen die nördliche Miliz aufrief, da zeigte sich ein Schauspiel, wie es die amerikanische Revolution, wie es die Erhebung des preußischen Volks 1813 nicht in dieser Großartigkeit geboten hatte. Jeder Parteiunterschied war plötzlich verwischt, „die Union" war das einzige Losungs- und Erkennungswort; was die Waffen tragen konnte, reihete sich zu Regimentern; Geld zur Unterstützung der Regierung floß aus den Banken millionenweise. Jede große Stadt ward ein Armeen speiender Schlund, und selbst der kleinste Ort stellte seine Compagnie — das Blatt hatte sich gewandt: ein großartig vereinigter Norden und ein getheilter Süden stehen sich einander gegenüber — auf der einen Seite ein Volk, tief durchdrungen und begeistert von der Nothwendigkeit, das große Asyl der Freiheit, welches Gott der Menschheit nach langem Kampfe gewährt zu haben scheint, ungeschmälert und unangetastet zu erhalten — auf der andern Seite eine Anzahl herrschgieriger Parteimänner, welche die Gewalt sich nicht entreißen lassen wollen, ihre Staaten durch fanatisirte Pöbelhaufen in Schrecken halten und ihres Selbst-Interesses wegen das heilige Vermächtniß ihrer Väter zu zertrümmern gedenken.

Und bei dieser gewaltigen Erhebung des Nordens waren die Deutschen es vor Allen, welche ein wahrhaft elektrisirendes Beispiel von Patriotismus gaben. Geschäft, Handwerk und Kunst wurden überall verlassen, die Familien der Fürsorge der städtischen Behörden anvertraut; der 48er Geist in seinem ganzen Aufflammen schien in jeder Seele, in jedem Arme wieder lebendig geworden zu sein — und die Amerikaner starrten verwunderten Auges, bis auch der kälteste Knownothing von diesem Aufgeben aller Rücksichten um des neuen Vaterlandes willen zur Anerkennung mit fortgerissen wurde und die amerikanischen fremdenfeindlichen Zeitungen einen einstimmigen Hymnus zum Preise ihrer deutschen Adoptiv-Brüder anstimmten.

Noch ist, während ich dies schreibe, der eigentliche Kampf nicht entbrannt, nur Truppenmärsche, Aufstellungen und Besetzungen von wichtigen Positionen werden als Vorspiel des heranziehenden Gewitters gemeldet, aber Jeder weiß, daß die deutschen Regimenter, deren Mitglieder fast sämmtlich gediente Soldaten sind und in Baden, der Pfalz, Ungarn und Schleswig Holstein bereits Pulver gerochen haben, zu den zuverlässigsten Truppenkörpern der entfalteten Macht gehören. Wird der Kampf für die Union siegreich ausgefochten, dann haben sich die Deutschen ihre Stellung für immer erobert — sollte aber die Union zertrümmert werden, dann werden sie auch um so mehr das Märtyrerthum für die gute Sache zu erleiden haben.

Von einzelnen Namen und interessanten Daten, wie sie mir zu sammeln möglich wurden, gebe ich nun das Folgende. Oberst Blenker (aus der badischen Revolution bekannt) hat in New-York zwei Jäger-Regimenter gebildet — Carl Schurz, der vorläufig die Madrider Gesandtenstelle an den Nagel gehangen, organisirt ein Cavallerie-Regiment in Minnesota — Struve wollte bei einem der deutschen Regimenter als Gemeiner eintreten, wurde aber sogleich zum Ehren-Capitain ernannt — Willich ist Adjutant bei einem Cincinnatier Truppen-Corps — A. Baudissin, schleswig-holstein'schen Andenkens, hat eine Compagnie seiner eigenen Landsleute zusammengebracht — Brickel, Commandeur der badischen Artillerie 1849, hat ein Artilleriecorps mit 4 Sechspfündern und 2 Haubitzen in's Leben gerufen — Hecker organisirt im südlichen Illinois die Heimathswehr — Duysing (früher in kurhessischen Diensten) commandirt ein deutsches Zouaven-Regiment — Fach, 48er Andenkens, hat ein Artillerie-Regiment, in welchem der Theater-Schriftsteller Max Cohnheim als Officier dient — ein anderes Artilleriecorps hat ein früherer nassau'scher Officier, Hartmann, errichtet — ein Turner-Schützen-Regiment hat sich aus 21 östlichen Städten gebildet und dem bekannten 49er General Sigel das Commando angeboten; dieser aber commandirt bereits ein deutsches Regiment in St. Louis und ist zweiter Commandant des dasigen Arsenals. Auch die deutsche Kunst ist überall vertreten: Bergmann und Noll, zwei der anerkanntesten Musikdirectoren, thun Signal-Hornisten-Dienste — der Sänger Gilsa commandirt ein deutsches Jäger-Regiment — der Theaterdirector Hoym in New-York ist Officier bei den Turnerschützen und der Theaterdirector Börnstein in St. Louis Oberst eines Rifle-Regiments, während die sämmtlichen jungen Schauspieler seiner frühern Truppe unter ihm dienen — die Gesangvereine Teutonia und Germania in New-York bilden ein Schützcorps (den ins Feld ziehenden Mitgliedern dieser Vereine wurde beim Abschiedsfest eine Stimmgabel geschenkt, damit sie trotz des Schlachtengetöses den richtigen Ton anschlagen können). Deutsche Frauenvereine zur Pflege der Verwundeten schießen wie Pilze aus der Erde, und Aerzte, ja sogar Hebammen bieten ihre unentgeltlichen Dienste den zurückbleibenden deutschen Familien an.

Viele bekannte Namen mögen noch unter der Masse stecken und kommen in der allgemeinen, gewaltigen Aufregung nicht vor die Oeffentlichkeit; die obigen Angaben schon werden aber wenigstens eine entfernte Idee des Geistes geben, welcher das ganze amerikanische Deutschthum durchdringt.

O. R.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 25. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

Acht Tage waren vergangen. An einem klaren Herbstvormittage landete die Fähre die mit der Eisenbahn von Philadelphia gekommenen Passagiere auf New-Yorker Boden, und nach einem kurzen Gewühle rollten die harrenden Lohnkutscher und Gepäckwagen mit ihrer eingenommenen Last auseinander, während die übrige Menge sich nach den verschiedenen an der Landung ausmündenden Straßen zerstreute. Einer der Letzten, welche der Stadt zuschritten, war ein junger Mann, der die Augen über die nächste Umgebung schweifen ließ, als sei er noch unschlüssig, welche Richtung einzuschlagen; bis er endlich, als sei ihm ein seitenaer Gedanke gekommen, seinen Weg nach einem vor ihm liegenden Verkaufslocal nahm.

Max Reichardt war es, der nach einer vollbrachten Irrfahrt so arm an Hoffnung wie an Geld, mit leerem Herzen und gebeugtem Muthe wieder auf dem Boden angelangt war, den er vor noch nicht zwei Monaten voll glänzender Erwartungen, im Vollgefühle seiner Jugendkraft und seiner Kenntnisse zuerst betreten.

Nach seiner Flucht von St. Louis hatte er Cincinnati erreicht, aber es hielt ihn dort nicht, es trieb ihn fort — weiter nach New-York, in das Gewühl der Weltstadt, wo er das Nöthigste zum Leben noch am leichtesten finden konnte, sollte er auch Musik in einer Bierstube machen müssen. Auch fand er dort den Kupferschmidt, dessen Adresse er in sein Notizbuch verzeichnet. Er hatte, einmal zum Entschlusse gekommen, noch an demselben Nachmittage eine genaue Revision seiner Habseligkeiten vorgenommen, hatte von seinem reichlichen, kurz vor seiner Abreise nach Amerika erst angeschafften Kleidervorrath nur einen bessern Anzug und die nöthigste Wäsche zurückbehalten und das Uebrige, sammt seiner Uhrkette, in dem ersten Verkaufslocale, das sich ihm für seine Absicht bot, losgeschlagen, für den Koffer mit einigem Gewinn sich eine gebrauchte Reisetasche eingehandelt und so das Passagegeld zur Rückkehr nach New-York zusammengebracht. — Oft, wenn er die kurze und doch so inhaltschwere Zeit, seit er New-York verlassen, an sich vorüberziehen ließ, schüttelte er bitter den Kopf. Hätte er nicht jetzt im Besitze alles dessen, was Menschen Glück nennen, sein können, wenn er nicht der Narr seiner Gefühle gewesen wäre? Er durfte sich ja nicht einmal sagen, daß ihn bewußte Grundsätze geleitet, als er Harriet's Liebe zurückgewiesen — und wenn er sich auch Alles wieder zurückrief, was er später sich selbst zu seiner Rechtfertigung angeführt, Alles, was er in dem langen Seelenergusse, welchen er dem Mädchen gesandt, niedergelegt, so wollte es doch seiner jetzigen Lage gegenüber kaum in's Gewicht fallen. Unwillkürlich trat ein alter Vers in seine Erinnerung:

Wer einmal sein Glück verstoßen kann,
Den sieht's auch im Leben nicht wieder an!

und es wurde ihm ganz so, als sei er bestimmt, ein illustrirendes Beispiel dafür abzugeben.

So war er in New-York angekommen, ohne einen Plan auch nur für seine nächsten Schritte entworfen zu haben, war aber endlich mit sich einig geworden, zuerst den Kupferschmied aufzusuchen, und wo möglich mit diesem zusammen seine Wohnung zu nehmen. Im nächsten Verkaufslocale hatte er Einsicht in den dickleibigen Wohnungs-Anzeiger genommen, nach längerem Suchen unter den Hunderten von Johnsons auch glücklich die bezeichnete Firma, in deren Fabrik Meißner beschäftigt sein sollte, entdeckt und wanderte nun der oberen Stadt zu. Es waren nicht eben die freundlichsten Gefühle, welche ihn noch vor wenig Tagen gegen den Kupferschmied beseelt; dieser war es gewesen, welcher dem Agenten gegenüber ein zweifelhaftes Licht auf das Verhältniß zwischen Reichardt und Mathilden geworfen, und so die Ursache zu dem ganzen Unglücke in St. Louis gegeben hatte. Reichardt lannte die kaustische Manier, in welcher der Biedbolds sich gern gehen ließ, so wenig auch seine Worte von einem bösen Herzen dictirt wurden; als aber dieser erste Eindruck vorüber war und die Erinnerung an das übrige treuherzige Wesen des Reisegefährten, an die vielfachen Beweise von Anhänglichkeit, welche dieser ihm während der Ueberfahrt gegeben, sich geltend machte, ließ er gern seinen Groll schwinden und nahm sich nur vor, ihm die ganzen Folgen, welche ein paar unvorsichtige Worte hervorzubringen im Stande sind, durch sein eigenes Beispiel vor die Seele zu führen.

Es war ein großes Gebäude in einer der Geschäftsstraßen der mittleren Stadt, von welchem dem Angekommenen die Firma „F. Johnson und Son" in gewaltigen Lettern entgegenblickte. Der untere Raum, dessen nur durch eiserne Säulen getrennte Thüren weit offen standen, war mit langen, regelmäßigen Reihen über einander lagernder Fässer besetzt, während die linke Seitenwand von vier koloffalen bis fast zur Decke aufsteigenden Holz-Bottichen eingenommen war und rechts eine Riesenbande die daneben befindliche Treppe hinauf nach der „Office" wies. Reichardt warf unwillkürlich zuerst einen Blick über den ganzen, von seltener Ordnung und Reinlichkeit zeugenden Raum und trat dann auf einen zwischen den Fässern beschäftigten Arbeiter zu.

„Meißner?" erwiderte der Angeredete auf Reichardt's Frage

nach dem Kupferschmied, „ich denke nicht, daß Jemand dieses Namens hier im Geschäft ist, — o, warten Sie einmal!“ unterbrach er sich plötzlich, „das kann der Willy oder Billy sein, wie wir ihn nennen, und der ist gleich hier nebenan!“ Er wandte sich nach der Hinterthür und ließ dort ein lautes: „He, Bill, Billy!“ hinausklingen; Reichardt aber dachte zum ersten Male an die Möglichkeit, den Gesuchten hier nicht mehr zu treffen und dann wieder allein sich seinem Glücke oder Unglücke überlassen zu müssen — Schritte klangen hinter den Fässern her, und mit einer peinlichen Spannung sah er der Erscheinung des Herankommenden entgegen. Da tauchte ein theilweis geschwärztes Gesicht auf, das ihn einen Moment scharf ansah, sich dann aber zu einem Lachen verzog, das unter den schwarzen Flecken zur vollständigen Grimasse wurde. — „Halloh, der Professor! 's ist ihi das Gott der Professer!“ rief es, aber erst als Reichardt seine Finger in dem Händerund des Andern fühlte, erkannte er die bekannten Züge. „Wo zum Gewitter haben Sie denn gesteckt, daß man nicht die kleinste Spur von Ihnen hat finden können? Kommen Sie von außerhalb oder wollen Sie gehen?“ fuhr er, einen Blick auf die Reisetasche werfend, fort.

So wohl auch des „Schmiedes“ Willkommen dem jungen Manne gethan hatte, so kalt berührte ihn doch die Art der letzten Frage. Er hatte für ein halbes Leben Abenteuer durchgemacht, hatte sich endlich mit Sorgen und Opfern wieder nach New-York gerettet, und jetzt schien es kaum anders, als habe er den Freund zwei Tage lang beim Bier nicht gesehen. „Ich komme von einer weiten Reise, Meißner,“ sagte er, „und mein erster Gang war zu Ihnen, da ich zufällig Ihre Adresse erfahren — Sie haben jetzt wohl aber kaum Zeit, eine halbe Stunde mit mir nach irgend einem ruhigen Platze zu gehen?“

Der Andere warf einen kurzen forschenden Blick in Reichardt's gebrücktes Auge. „Wenn Sie mich brauchen, so muß sich immer Zeit finden, ich dächte, so viel wußten Sie,“ erwiderte er mit einem Händedruck, „warten Sie nur zwei Minuten, daß ich mir ein menschliches Aussehen geben und den nöthigen Bescheid sagen kann.“

Nach kurzer Zeit schritten Beide nach einem der nächstgelegenen Trinkkeller hinab, Meißner rief nach Bier und winkte dann seinem Begleiter nach einem Tische in der entlegensten Ecke. „Jetzt, Professer,“ sagte er, nachdem sich Beide niedergelassen, „wenn Sie nichts besonders Nothwendiges drängt, so beginnen Sie mit Ihrer Geschichte von dem Augenblicke an, der uns im Shakespare von einander trennte; ich habe manche Gründe zu vermuthen, daß ich Ihnen, wie früher bisweilen, ein Stückchen Moralpredigt werte halten müssen —“

„O, Sie denken auf das Verhältniß zwischen Mathilde Heyer und mir,“ unterbrach ihn Reichardt; „Sie hatten es dem Agenten der Opergesellschaft in einer Weise dargestellt, daß ich in St. Louis den Menschen erstechen und dann flüchtig werden mußte —“

Meißner fuhr in die Höhe, als habe er sich auf eine Nadelspitze gesetzt, und starrte eine Secunde lang mit offenem Munde auf den Sprechenden. „Erstechen?“ rief er, blickte aber auch im nächsten Momente erschrocken in dem leeren Raum umher und drückte die Hand auf den Mund. „Do, Professer,“ fuhr er mit gedämpftem Tone fort, „fangen Sie unser Gespräch nicht mit solchen Phantasien an!“

„Pure Wirklichkeit, Meißner, ich sähe sonst nicht hier!“ erwiderte der Andere gedrückt, „ich wollte interessen erst später davon sprechen und Ihnen die Folgen zeigen, wenn man von einem Freunde lieber das Schlimme als das Gute glaubt —“

„Reichardt, ich will das Beste glauben, wenn Sie es verlangen, ich glaube es schon,“ drängte der Kupferschmied halblaut, „aber fagen Sie, daß Sie einen dummen Spaß gemacht haben!“

„Wir werden darauf kommen, und dann mögen Sie selbst urtheilen,“ entgegnete Reichardt in seiner frühern Weise, „Sie sollen Alles hören, was ich erlebt, wie ich jetzt stehe, und dann reden wir weiter.“ Er that einen langen Zug aus dem schäumenden Bierglase, während der Andere nur langsam und kopfschüttelnd seinem Beispiele folgte, und begann dann die Erzählung seiner Erlebnisse, von dem ersten Tage seines Boardinghauslebens an, schilderte das Fehlschlagen aller seiner Hoffnungen auf dem laufmännischen Felde und dann Mathildens verunglückte Concertspeculation, erzählte, wie der Schmerz über den unerwarteten Fehlschlag das Mädchen an seine Brust geworfen, wie sie am andern Morgen verschwunden gewesen und er aus ihrem Briefe zum ersten Male ein tieferes Gefühl für den „Bruder“ erraten. Der Kupferschmied hatte die gedrängte Schilderung nur mit einzelnem kurzen Kopfnicken begleitet; als aber der Redende jetzt eine kurze Pause machte, reichte er ihm mit einem Blicke der vollen Verständigung die Hand. Mit sichtlich erhöhtem Interesse verfolgte er nun Reichardt's Berührung mit der amerikanischen Aristokratie, das sich entwickelnde Verhältniß zu Harriet, und der wechselnde Ausdruck seines Gesichts bildete die bezeichnendste Illustration zu allen später auf einander folgenden Scenen; in athemloser Spannung aber lauschte er Reichardt's Verfolgung durch den Mob, seiner Flucht in Harriet's Schlafzimmer, und als der Erzähler in sinkendem Tone des Mädchens Antrag und wie er diesen zurückgewiesen, berichtet, schlug der Zuhörer plötzlich auf den Tisch, daß beide Gläser in die Höhe sprangen. „Dacht' ich's doch!“ rief er erregt, „zu gewissenhaft, zu stolz um zuzugreifen, wenn ihm das Schicksal einen Braten vor die Nase hängt — hätte das auch in dem Verhältniß mit der Gnädigen vom Schiffe ahnen und meine natürlichen Vermuthungen fortlassen können. Sie werden wohl niemals zu etwas Rechtem in der Welt kommen, trotzdem Niemand mehr das Zeug dazu hätte, als gerade Sie, aber — nur lassen lassen, was sich nicht halten läßt, ich ändere's doch nicht — heiliges Gewitter! so ein Mädchen und so eine Partie; warum denn nur unser Einem das Glück nicht einmal kommt!“

Reichardt hatte, ohne ein Wort zu äußern, den Sturm über sich ergehen lassen und nahm, als der Kupferschmied beide Arme kopfschüttelnd vor sich auf den Tisch legte, die Fortsetzung seiner Erzählung auf; aber nur verdrossen schien der Zuhörer den weiteren Ereignissen zu folgen und erst, als der letzte Act, der Streit mit den Agenten und dessen tödtlicher Ausgang an die Reihe kam, zeigte sich sein volles Interesse wieder rege.

„Eine weitere Nachricht, daß der Mann wirklich todt ist, haben Sie also nicht?“ fragte er, als der Erzähler geschlossen, und sprang bei dessen Verneinung mit sichtlicher Erleichterung von seinem Stuhle. „Well, Professer,“ fuhr er, dicht an den Andern heran tretend, halblaut fort, „so sehe ich auch noch gar keinen Grund, weshalb er durchaus gestorben sein muß. Wir nehmen vorläufig das Beste von dem Unglück an, wie es jeder vernünftige Mensch thun würde, bis es sich anders zeigt, und sind um so mehr dazu berechtigt, als wir Beide nur die unschuldigen Ursachen waren. Ich sage Ihnen, ich sehe den Menschen ganz genau auf seinen zwei Beinen herumgehen und sich freuen, daß Sie ihm so geschwind aus dem Wege gegangen sind — so!“ fuhr er laut fort, seinen Platz wieder einnehmend, „und nun gehen wir zu den andern nöthigen Dingen über. Frisches Bier!“ rief er und begann mit beiden Gläsern auf dem Tische zu trommeln, bis der „Barkeeper“ vom andern Ende des Raumes heransprungen war.

Reichardt lehnte sich, die Hand gegen die Stirn gedrückt, in seinen Stuhl und athmete leichter auf, als es seit einer Woche geschehen. Ob ihm das freie Aussprechen Lust gegeben, ob des Kupferschmieds aufgewecktes Wesen belebend auf ihn gewirkt, oder die bekannten New-Yorker Umgebungen ihren Einfluß übten, er wußte es nicht; seine Zukunft aber, so wenig Aussicht sie ihm auch zeigte, wollte ihm nicht halb so trostlos mehr erscheinen als noch vor wenigen Stunden.

„Ja, zu den andern nöthigen Dingen,“ begann er, als das Bier auf dem Tische stand, seine frühere Stellung wieder einnehmend, „Sie wissen jetzt meine ganze Lage, Meißner, und alles Zanken über meine Verfahrungsweise ändert nichts daran. Mein einziger Plan ist jetzt, den kleinen Musiker wieder aufzusuchen, der mir in Saratoga Beschäftigung geben wollte, oder, wenn er mich abweist, mich vorläufig nach einer Stelle in einem Trinklocale als Pianist oder Violinist umzuthun. Eine Geige allerdings muß ich mir wieder zu verschaffen suchen, aber das wird nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Wissen Sie etwas Anderes für mich, Meißner, so sagen Sie es.“

Der Angeredete stützte den Kopf in die linke Hand und malte mit der andern große Buchstaben aus dem verschlitteten Bier auf den Tisch. „Meine Meinung ist,“ sagte er nach einer Weile, „daß aus dieser Art Musikanten-Geschichten niemals etwas Rechtes herauskommen kann. Ein gewöhnlicher Mensch wird dabei zu jeder andern Arbeit untauglich und stirbt wie er angefangen, und wen es verwärts treibt, ohne daß er einen Weg dazu sieht, der wird ans Desperation liederlich. Ich kann Ihnen jeden Abend

ein halbes Dutzend lebendiger Beispiele zeigen. Lieber mit der niedersten reellen Arbeit angefangen — Jeder hat da einen Weg vor sich, wie er ihn sich selbst zurecht zu machen versteht."

„Ja doch, ich acceptire jede Arbeit, deren mein Körper fähig ist," erwiderte Reichardt eifrig; „aber was, wie, wo?"

Der Kupferschmied hatte noch immer seine Buchstaben gemalt, begann sich aber jetzt mit vollen Kräften hinter dem Ohre zu kratzen. „Ich wüßte wohl etwas," sagte er endlich, auf den Tisch schlagend, „aber ich weiß doch, daß es nicht geht. Wenn Sie mit Ihrer Violine in der schmutzigsten Bierstube stehen, so können Sie mit jedem Striche zeigen, daß Sie wo ganz anders hin gehörten, und schaffen sich eine Befriedigung daraus — hier aber handelt es sich um die einfache, nackte Erniedrigung bei Ihren Kenntnissen, und es ist ungewiß, ob es überhaupt einmal anerkannt wird, was Sie verstehen."

„Gut, Meißner, so sagen Sie wenigstens, wie diese Erniedrigung heißt; das Musikmachen ist nichts für mich als die letzte Retirade vor dem Hunger, und ich will gern das irgend Mögliche ergreifen, das mich davor schützt. Wollen Sie noch etwas hören, so sage ich Ihnen, daß mir mit dem Verluste meiner Violine auch die letzte Poesie geschwunden ist, die sie mir in das Musikantengewerbe legte, und daß dieser letzte Schlag nach meinem übrigen Unglücke mir nur wie das Siegel zu der unsichtbar geschriebenen Warnung vorkam: Suche Dein Heil auf einem andern Felde!"

„Und also war ich mit meinen Worten zum nachdrücklichen Postscriptum bestimmt!" nickte der Andere mit einem Anfluge von Satire, „so mag denn auch die unsichtbare Macht das Uebrige auf sich nehmen. Einer von unsern Porters wird heute noch kündigen, und ich denke, daß ich so viel Einfluß habe, um Ihnen die Stelle zu verschaffen, wenn nämlich, wie gesagt —"

„Porter, was ist das?" unterbrach ihn Reichardt.

„Porter — well," erwiderte der Kupferschmied zögernd, und in seinem Gesicht spielte es halb wie Humor, halb wie eine Art Verlegenheit, „in ehrlichem Deutsch: Hausknecht, nach amerikanischen Begriffen nämlich —"

Er hielt inne; Reichardt hatte den gespannten Blick plötzlich niedergeschlagen, sich dann rasch erhoben und durchschritt mit schnellen Schritten die ganze Länge des Locals. Langsam kam er wieder zurück. „Beantworten Sie mir gewissenhaft die eine Frage, Meißner," sagte er, vor dem Daſtehenden stehen bleibend, „würden Sie die Stelle annehmen, wenn Sie eben nichts Besseres hätten?"

„Ei, ich habe sie verschen, bis die Herren ausfanden, daß ein Kupferschmied mit Brennerei-Kenntnissen sich vortheilhafter verwenden läßt!" entgegnete der Befragte; „ich habe sie versehen und mich dabei gar nicht übel befunden — das war ich indessen —"

„Gut, und jetzt bin ich es!" entgegnete Reichardt, während ein leises Roth in sein bleichgewordenes Gesicht stieg, „thun Sie für mich, was Sie können, und ich hoffe den Platz auszufüllen."

Ein eigenthümlicher Glanz trat in des Kupferschmieds Auge, als er die dargebotene Hand ergriff. „Ich wußte ja wohl, daß Sie ein tüchtiges Herz haben," sagte er, „wenn es sich nur nicht Ihrem eigenen Vortheile in den Weg stellen wollte. Aber es mag sein — lassen lassen, was sich nicht halten läßt!" setzte er hinzu, als wolle er damit die ihn überkommene Stimmung von sich wersen. „Damit Sie indessen nicht unter falschen Erwartungen eintreten, Professor, so sage ich Ihnen, daß Sie trotz aller Kenntnisse kaum Hoffnung haben, später einmal zu einem Platze in unserer Office zu avanciren. Es sind neben einem alten Buchhalter, der sitzen bleiben wird bis an sein Lebensende, mehr Söhne vorhanden, als das Geschäft jemals Clerks brauchen kann. Sie werden sich auf ein Glück von anderer Seite her verlassen müssen, und so, ehe Sie sich mit großer Arbeit die Hände für die Musik verderben, überlegen Sie Ihren Entschluß nochmals reiflich."

„Ich bin fertig mit mir, und damit lassen Sie es genug sein!" erwiderte Reichardt, dem Freunde auf die Schulter schlagend und dann seinen Platz wieder einnehmend. „Will mich das Glück finden, so bin ich ihm auch als Hausknecht nicht aus dem Wege — es hängt in der Welt doch nur Alles von der Chance ab — und ich werde zege ergreifen, die sich mir Ehren benutzen läßt."

„Sei's denn so, wenn Ihnen die Hoffnung genügt," nickte Meißner, nach seinem Glase greifend, „lassen Sie uns darauf trinken; dann aber werde ich Sie in meinem Boardinghause einquartieren, bis ich Alles in Ordnung gebracht habe." — — —

Am nächsten Morgen standen die beiden Freunde bereits vor dem Geschäftshause, als sich doch langsam die erste Thür austhat und eine breitschultrige Gestalt verdrießlich in die Straße hinaus sah. „Die Zeit verschlafen, Henry?" lachte der Kupferschmied.

„O, der Teufel mag in dem dunkeln Loche aufwachen, und dazu hat mich der Hund in der Nacht nicht schlafen lassen, wollte absolut die Hälfte des Bettes haben," brummte der Oeffnende, „möchte nicht für lange hier mein Lager haben — indessen denke ich doch, ihr seid die Ersten!"

„Well, bedanken Sie sich, ich bringe die Ablösung," rief der Erstere launig, „hier Mr. Reichardt, der heute eintritt — und hier," wandte er sich an seinen Begleiter, „unser Henry, der mit zwei vollen Whiskeyfässern Polka tanzt, unser erster Porter!"

„Auch ein Deutscher?" erwiderte der Letztgenannte, „das ist recht, wenn er auch," fuhr er, Reichardt's Finger zwischen seine breiten, schwieligen Hand drückend, fort, „wohl noch kaum ordentlich gearbeitet hat. Es lernt sich aber in Amerika Alles, und ich denke, wir werden mit einander hinkommen!" Mit einem Kopfnicken machte er sich an das Oeffnen der übrigen Thüren.

„Und nun warten Sie, bis Sie Jemand nach der Office hinaufgehen sehen, melden sich dort als den neuen Porter, den der Bill gebracht hat, und das Uebrige findet sich dann allein!" sagte Meißner, in das Innere vorangehend — ihnen nach betraten zwei andere Arbeiter mit einem kurzen „guten Morgen!" den Raum, und der Kupferschmied wandte sich in ihrer Gesellschaft den hintern Ausgange zu.

„Hier können Sie gleich eine andere Bekanntschaft machen, die nahe genug werden wird," lachte der zurückgebliebene Porter, auf einen großen Neufundländer Hund deutend, der langsam und sich streckend aus dem Hintergrunde hervorkam, den daſtehenden Ankömmling gleichgültig beroch und sich dann gähnend in den Ausgang stellte. „Der Kerl ist wie ein Lump am Tage, aber hat verteufelte Mucken des Nachts. Ich hätte ein richtiges Gesicht mit ihm bestehen müssen, wenn ich ihn nicht seinen Willen mit dem Bett gethan — Sie wissen doch, daß Sie Nachts hier schlafen? können sich gleich die Gelegenheit ansehen, es ist dort unter der Treppe — recht gut, ich habe nichts dawider, nur zu dunkel und für mich ein Bischen eng."

„Ich denke, es wird sich wohl Alles erträglich einrichten lassen!" erwiderte Reichardt.

„Erträglich — warum nicht? — der Mensch gewöhnt sich an Alles!" versetzte der Andere gutmüthig, hing eine große Lederschürze über und folgte den Uebrigen.

Der Zurückbleibende suchte sich einen Sitz auf einem hervorstehenden Whiskeyfasse und schlug die Arme übereinander. Es war nicht die geringste Unsicherheit über das, was er zu thun hatte, in ihm; er wollte seine amerikanische Carriere „von der Pike auf" beginnen und sich durch alle Schwierigkeiten durcharbeiten, wie es schon so viele Andere vor ihm gethan; er hatte sich selbst gesagt, daß der geringste Gewinn, welchen er sich dadurch erringen konnte, eine praktische Geschäftskenntniß sei. Dennoch hatte er mit sich selbst zu kämpfen, nun nicht den Contrast zwischen seiner jetzigen ungewohnten Umgebung und dem Gesellschaftskreise, in welchem er sich während der letzten Wochen bewegt, zu sehr zu empfinden. Schon das letzte Nachtquartier hatte ihm einen Vorgeschmack des zu Erwartenden gegeben. Fünf Mann in drei Betten schliefen in einer Stube, und der Kupferschmied hatte es arrangirt, daß Reichardt als der Sechste zu ihm gelegt ward. Es herrschten ein Humor und eine Zwanglosigkeit unter den Stubengenossen, die sichtlich von allen Seiten gepflegt wurden, nur daß Reichardt sich nicht so schnell an die directen, plastischen Ausdrücke, an die verschiedenen auftauchenden Gerüche und den herrschenden Ton im Allgemeinen gewöhnen konnte. Selbst Meißner schien eine Ahnung von den Empfindungen des Freundes zu bekommen, als dieser, um allen äußeren Eindrücken zu entgehen, die Bettdecke über die Ohren zog, uns flüsterte ihm zu: „Well, Professer, Sie müssen jetzt die Bethältnisse nehmen, wie sie sind, wir haben hier noch die anständigste Gesellschaft im ganzen Hause!" Jetzt erschien es ihm fast wie ein Glück, daß er seine Schlafstelle im Store behalten, und unwillkürlich richteten sich seine Augen nach seinem künftigen Gesellschafter, dem großen Hunde, der noch immer, die Straße beobachtend, in einer der offenen Thüren saß. Reichardt war immer ein Hundefreund gewesen und es berührte ihn wie ein gutes Vorzeichen, als das schöne Thier leicht seinem Locken folgte, ihm während seiner Liebkosungen aufmerksam in's Auge sah und dann

mit seiner Nase eine genauere Inspection der neuen Bekanntschaft vorzunehmen schien.

Ein kurzer Husten in seiner Nähe machte ihn aufsehen, und sein Auge traf auf die Gestalt eines kleinen ältlichen Mannes, welcher einen scharf musternden Blick über den Wartenden gleiten ließ und dann die Treppe nach der Office hinaufstieg. Das war, Meißner's Andeutungen nach, jedenfalls der Buchhalter, und nach Verlauf einiger Minuten folgte Reichardt. Eine Art heimlichen Gefühl überkam ihn, als er in das helle, von dem frei durchlaufenden Lager-Raume bis obern Stocks abgeschlagene Comptoir trat. Die drei eleganten Pulte mit ihren Sesseln, welche ihm entgegendrückten, wie der eigenthümliche Scheerstuben-Geruch mahnten ihn lebendig an eine vergangene Wirthschaft, die er in übermüthigem Leichtsinne von sich geworfen, und er fühlte jetzt erst recht, wie glücklich er wäre, in dem alten Berufe seine ganze Genugthuung suchen zu dürfen.

Der alte Buchhalter stäubte eben in sichtlicher Mißstimmung sein Pult ab und wandte sich mit fragendem Blicke nach dem Eingetretenen.

„Der neue Porter, welchen Bill empfohlen hat!“ beeilte sich dieser zu melden.

„Ein Deutscher wieder?“ entgegnete der Alte grämlich, einen neuen Blick über Reichardt's ganze Erscheinung werfend, „werden wohl ebensowenig vom englisch Lesen und Schreiben verstehen, als der vorige!“

„Ich hoffe, daß ich darin allen Ansprüchen genügen kann, Sir!“

„Wird sich bald ausweisen, ich mag keine Noth mehr damit haben. Jetzt fegen Sie hier aus, aber nehmen Sie die Papiere in Acht — nicht Einem von den Andern ist es eingefallen, daß man sich nicht in Staub und Schmutz hersetzen kann!“ Mit einem ärgerlichen Husten öffnete der Sprechende eins der Fenster, dem jungen Manne den Rücken zukehrend.

Reichardt sah einen Moment mit halb rathlosem Blicke um sich, er mochte seiner Brauchbarkeit nicht mit Fragen über Wo und Wie ein übeles Zeugniß geben, und doch fehlte ihm noch jede Localkenntniß. Im nächsten Augenblicke aber besann er sich, einen Besen in dem unteren Raume bemerkt zu haben, und nach wenig Secunden war er bereits an der ungewohnten Arbeit. Ehe er diese indessen in den äußern Räumen fortsetzte, begann er mit dem von dem Buchhalter gebrauchten Pfauenwedel eine sorgfältige Reinigung der Pulte, stieß die gefalzten Papiere in den ausgefärbten Fächern sorgfältig zusammen, legte die Schreibmaterialien in gefällige Ordnung und hatte die Genugthuung, das Gesicht des Alten, welches seinen Verrichtungen scharf gefolgt war, zu allerhand sonderbaren Mienen sich verziehen zu sehen. „Ist hier noch etwas für mich zu thun?“ fragte er, nach rascher Beendigung der Arbeit.

„Kann noch nichts sagen — weiß überhaupt nicht, ob Sie angenommen werden,“ erwiderte der Buchhalter, sich nach seinem Pulte wendend, „müssen warten bis Mr. Johnson kommt — können sich dort auf den Stuhl setzen.“

Reichardt nahm ruhig den ihm angewiesenen Platz ein, wenn auch die letzten Worte des Alten eine neue Unruhe in seine Seele geworfen hatten. Nach den fortwährenden Fehlschlägen zur Erlangung eines dauernden Unterkommens schien ihm der jetzige Versuch durch den Kupferschmied fast zu schnell geglückt, und es wäre ihm kaum unerwartet gekommen, wenn selbst bei den niedern Ansprüchen, welche er jetzt machte, sich neue Hindernisse in seinen Weg gestellt hätten.

Eine halbe Stunde mochte lautlos vergangen sein, als sich die Thür geräuschvoll öffnete und ein junger Mensch, eine Opernpiece pfeifend, hereintrat. Er ließ nur einen flüchtigen Blick über den Wartenden streifen und warf sich dann, ohne den Hut vom Kopfe zu nehmen, auf den Schemel vor eines der Pulte. Einen Augenblick schien er die hier neu geschaffene Ordnung zu wundern, dann aber begann er mit allen zehn Fingern trommelnd die wieder aufgenommene Melodie zu begleiten.

Der Buchhalter, das Gesicht tiefer verzogen, sah langsam auf. „Wenn Sie nicht arbeiten, Sir,“ sagte er, „so sollten Sie wenigstens Rücksicht auf Andere nehmen, die es thun.“

Der Angeredete unterbrach seine Unterhaltung. „Soll geschehen, Sir,“ erwiderte er mit einem Ausdrucke gutmüthiger Laune, „wußte nicht, daß Sie in Ihrer übeln Stimmung waren, Sir, ist auch sehr unrecht das, Sir, bei einem so prächtigen Morgen — sehen Sie einmal hinaus, Mr. Black, ob Sie dann noch einmal so ein Gesicht ziehen können!“

„Habe an mehr zu denken als an Ihren schönen Morgen,“ brummte der Alte, sich wieder über seine Bücher beugend, „und Ihre Briefe werden Sie wohl auch nicht damit beantworten — die westliche Post schließt um zwölf Uhr!“

„Halloh, die Briefe, richtig — wird aber Alles zu gehöriger Zeit gethan sein!“ rief der junge Mann, seinen Hut vom Kopfe reißend, „denn einmal los dakür, daß die Sphäre fliegen, wenn's noch nicht anders sein kann!“ Bald klang wieder nur das Geräusch der sich auf dem Papiere bewegenden Federn im Zimmer.

Jedenfalls war der Neueingetretene einer der Söhne, von denen Meißner gesprochen, und wenn auch Reichardt über die leichte Weise, in welcher Jener seinen Geschäften vorzustehen schien, innerlich den Kopf schüttelte, so fühlte er sich doch auch zu dem ganzen Wesen des jungen Menschen, in welchem sich noch die ganze Harmlosigkeit der Jugend mit einer glücklichen Laune gepaart ausprach, lebhaft hingezogen. Wenn sich in der übrigen Familie ähnliche Charaktere zeigten, so wußte der Deutsche, daß er sich trotz seiner augenblicklichen niederen Stellung zufriedener fühlen würde, als er erwartet.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erinnerung an Friedrich den Großen.

(Schluß.)

Unfähig sich seiner Umgebung weiter verständlich zu machen, war der König einige Schritte vorgesprungt, um durch einen Wink mit der Hand diesen unerwünschten Lärmen der Musik verstummen zu machen. Leider nahmen die Husaren indeß die Geberde des Monarchen für eine ihnen gespendete königliche Begrüßung. Einen Augenblick fesselte noch ein starres Schweigen ihre Reihen, denn seit dem letzten Kriege bemahe war ihnen eine solche Begünstigung schon nicht mehr zu Theil geworden, dann aber brach es los, lawinenartig, donnerglich, und fünfzehnhundert rechtschaffene Husarenlehren brüllten: „Vivat Fridericus!“ daß die Luft davon erschütterte. Der Ruf pflanzte sich fort auf die rückwärtigen Truppen, die Musik schmetterte darein, dieser Unglückspauker von Zieten schien in der Freude seines Herzens absolut heute noch das Fell seiner Pauken sprengen zu wollen.

Voll wüthenden Aergers drückte Friedrich seinem Schimmel die Sporen in die Weichen, daß das edle Thier wie ein Pfeil mit ihm dahinsauste. „Will Er aufhören!“ schnaubte er den Paukler an, der unbekümmert um die zornsunkelnden Blicke des Königs noch immer, und jetzt wenn möglich noch eifriger denn zuvor, fortfuhr, sein Instrument zu bearbeiten. „Ich werde Ihm Augen machen! Hat Er nicht Ordre pariren gelernt? — General-Wachtmeister von Ziethen, der Kerl taugt nichts, er soll sofort mit seinen Pauken nach Berlin zurückgeschickt werden.“ Der Jubelruf war plötzlich verstummt, die Trompeten schwiegen, nur ein dumpfes Murren lief durch die Glieder. Doch ein Herrschertig des Königs, und die eiserne Disciplin des damaligen preußischen Heeres hielt jeden Mund gefesselt.

Ohne nur noch einen Blick auf das Regiment zurückzuwerfen, war Friedrich langsam die Front desselben entlang den commandirenden Generälen und Regimentschefs entgegengeritten, welche jetzt aus allen Richtungen auf ihn zusprengten. Unter der gegenseitigen Begrüßung und der Entgegennahme des Tagesrapports und der Dispositionen zu den heutigen Manövern hatte der General Winterfeldt, nach noch einem raschen, prüfenden Blick auf das unverändert in seiner vorigen Stellung befindliche Ziethen'sche Husaren-Regiment, den Nachtschauder zu sich gewinkt und mit demselben eine leise geführte Unterhaltung begonnen:

„Es ist sich ein Scandal, Excellenz,“ bratz aus diesem Ge-

Friedrich der Große auf dem Manöver bei Spandow.

flüster die grobe Stimme des Lepteren zu des Königs Ohren, „kann sich Husar da nix machen. Bassatoremotete! wie is sich möglich zu fermiren in diese Sumpf? Nix gut, nix schön. Nur der Ungar sein Husar, der Ungar sich nie in eine solche Falle vor die Maus hineinlegen."

Auch der König ward jetzt noch einen Blick zurück nach dem Standorte des Ziethen'schen Regiments, dann überlog sein Adlerblick das Terrain. Er hatte sich orientirt und seinen Entschluß genommen.

„Messieurs," wandte er sich an seine Generäle, „die Situation ist zu favorable, als daß ich unsern leichten Truppen die Gelegenheit sich zu distinguiren entziehen möchte. Darum hier statt der gestern ausgegebenen folgende neue Disposition: Ein starkes Westcorps ist von Letzlin über Fahrland gegen Spandow im Anzuge, ein demselben an Zahl wenig nachstehendes Ostcorps ist zur Deckung dieser nur schlecht verproviantirten und auf eine Belagerung vorbereiteten Festung aus der Richtung von Nauen eben dort links bei dem Dorfe Seeburg eingetroffen. Zur Aufklärung seiner rechten Flanke hat der Commandeur jenes ersten Corps das Ziethen'sche Husaren-Regiment gegen das Havelufer entsendet, und desinnet sich dasselbe etwa eine halbe Stunde allen andern Truppen seiner Abtheilung voraus, dort auf der Potsdam-Spandower Landstraße, eben zwischen Gatow und Fahrland im Defiliren begriffen. Der Gegner, hiervon benachrichtigt, entsendet seine Husaren und etwas schwere Cavallerie, um diese seine eigene linke Flanke bedrohende Bewegung zu verhindern und wenn möglich über das genannte Regiment einen Sueco's davontragen. Der General-Wachtmeister von Ziethen und der Oberst von Szekuli mögen hierbei gegen einander operiren."

Die Adjutanten sprengten fort, um die nöthigen Befehle auszurichten. „Apropos," hielt der König die ihnen folgen wollenden Generäle zurück, „in Abänderung meiner gestern hierfür gegebenen Bestimmung soll hierbei ausnahmsweise der General-Lieutenant von Winterfeld das Westcorps und — ein unendlich viedeutender Seitenblick fiel auf seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, „Ew. Königliche Hoheit können das Ostcorps commandiren. Vielleicht finden Dieselben da gleich die Gelegenheit die Meriten und valeur der preußischen Husaren aus eigner expérience beurtheilen zu können."

„Höre Er, Ziethen," rief der König unter dem Davonsprengen der Genannten diesen an seine Seite, „entweicle Er mir doch mal schnell seine Dispositien für den gegebenen Fall."

Alle noch Anwesenden spitzten die Ohren, der Radtschlander vermochte sich vor Bergnügen über diese neue Demüthigung seines Rivalen kaum zu mäßigen.

Die Augen des alten Husaren funkelten vor Zorn. „Majestät," erwiderte er fast augenblicklich, und seine Stimme klang völlig dumpf der innerer Erregung, „wenn ich auf den Platz komme, werd' ich's zeigen."

Friedrich schaute ganz erstaunt den kühnen Sprecher von der Seite an, doch der Versuch, den erzürnten Reiterführer so auf das Unpassende seiner lakonischen Antwort aufmerksam zu machen und ihn in die Schranken des unbedingten Gehorsams zurückzuweisen, schlug gänzlich fehl, Ziethen hielt vielmehr den auf ihn gerichteten Blick des Königs aus, ohne nur mit den Wimpern zu zucken. Der Mann schien völlig umgewandelt zu sein.

„Na, höre Er, Ziethen," hub der König nach einem fast minutenlangen Schweigen wieder an, „Er muß Sich aber doch für jegliche Situation einen Plan zu bilden wissen. Als commandirender Officier wird Er doch nicht allein auf den blinden Hasard handeln wollen. Expliaire Er mir doch, wie hat Er Sich denn hierin bei Reichshof, Neustadt und Mauer-Tein verhalten? Es wäre doch curiös, wenn Er da bei seinen remarquablessten Recontres auch ohne eine vorher entworfene Dispositien gehandelt hätte."

„Majestät," erwiderte der Alte ohne Besinnen, „wenn ich mich von der Stärke und Stellung des Feindes unterrichtet hatte, ging ich auf ihn zu, beobachtete seine Anstalten, griff ihn an und schlug ihn."

Friedrich schien über diese kurze und doch so vielsagende Antwort betroffen, und einen Augenblick leuchtete es wie von einer freundlicheren Empfindung in seinen Zügen. Da schnellten vom linken Flügel der bereits in Aufführung der erhaltenen Befehle begriffenen Truppen die Trompeten der Husaren von Szekuli, und man sah dieses Regiment, wie hinter demselben als zweiten Treffen die Dragoner von Meinicke sich gegen die noch immer in ihrer vorigen Aufstellung verbliebenen Ziethen'schen Husaren in Bewegung setzen.

„Na, Herr General-Wachtmeister," wandte sich der König nach einem Blick dort hinüber in fast spöttischem Tone zu Ziethen, „zu recognosciren braucht Er diesmal nicht, da sind fünfzehn Escadrons, die zur Attaque auf Ihn ansetzen. So mache Er denn, daß er auf den Platz kömmt, und zeige Er, wofür Er Uns die Exerzirung verweigert."

Einen Augenblick nach dem Anlangen Ziethen's bei seinem Regiment herrschte dort unten eine anscheinend unlösbare Verwirrung. Ursprünglich in der Richtung gegen Potsdam aufgestellt, mußte die wackere Truppe zunächst auf dem so sehr beschränkten Terrain die Front ändern. Die Husaren von Szekuli, dahinter die Dragoner, rasselten heran, der Boden dröhnte von dem Gestampf ihrer Rosse. Es schien unmöglich, daß jene den auf sie geführten Stoß noch rechtzeitig würden parieren können.

Plötzlich brachen gegen Fahrlauw zwei Escadrons aus dem Gehölz hervor. Wie eine Rakete schossen sie in schräger Richtung vorwärts, schnell wie der Gedanke hatten sie die rechte Flanke der Szekuli'schen Husaren überflügelt. Diese stutzten, doch bevor noch das „Halt" der Trompeten dieses Regiments verklungen, rasselten zweimal vier Escadrons gradaus wider die Mitte desselben. Dichte Staubwolken stiegen auf und hüllten Alles in ihren Schleier. „Kehrt", „Halt" und „Zurück" wurde aus den undurchdringlichen Staubwirbeln bunt durcheinander geblasen.

Das Resultat dieses unerwarteten Doppelangriffs hätte auf dem Ernstfelde keinem Zweifel unterliegen dürfen, die geworfenen Szekuli'schen Husaren würden die ihnen folgenden Dragoner mit über den Haufen gestürmt haben. Auch konnte sich der König, von diesem Meisterstreich ganz enthusiasmirt, des Ausrufes: „magnifique!" nicht enthalten.

Da jagten von der Angriffsstelle ein Paar reiterlose Pferde an ihm vorüber. Die Ziethen'schen und Szekuli'schen Husaren waren bei dem auf so kurze Distanz unternommenen Choc der ersteren zum Theil wirklich zusammengeprallt, und einige der letzteren hatten unter diesem unerwarteten Gewaltstreich den Sattel räumen müssen.

Ueber diese unwillkommene Wahrnehmung ging bei Friedrich die anfängliche Zufriedenheit schnell wieder in eine zweifelhafte Stimmung über. Das Fernglas am Auge hafteten seine Blicke unverwandt auf dem wahrscheinlichen Orte des Zusammentreffens der beiden Regimenter; ineß das Zurückgehen der Dragoner und der Husaren von Szekuli verhinderte durch den hierbei aufgerührten Staub noch immer dort irgend etwas unterscheiden zu können.

Endlich hoben sich diese Schleier allmählich, und wie mit dem Aufrollen eines Vorhangs stand dahinter, im blendendsten Sonnenglanz, das Ziethen'sche Regiment jetzt in Linie aufgerichten. Der herrliche Anblick hatte rings um Friedrich einen Laut der Bewunderung wachgerufen. „Ein Meisterstück!" „Wer thun's ihm nach?" „Superbe!" murmelten die Herren durcheinander. „Es ist und bleibt doch der Ziethen aus dem Busch!" wagte, von seinem enerzischen Temperament fortgerissen, der Prinz Dietrich von Anhalt-Dessau fast an der Seite des Königs zu äußern.

Selbst seine ärgsten Feinde hätten Ziethen kaum einen schlimmeren Streich als hier seine Freunde und Bewunderer spielen können. Friedrich vermochte Alles, nur nicht ein Vorgreifen in seinem militärischen Urtheil zu ertragen. Ein ähnlicher Fall mit diesem nämlichen Prinzen hat ihn vier Jahre später die schon gewonnene Schlacht bei Kollin verlieren gemacht, fast alle großen Unglücksfälle seines Lebens, Hochkirch, Kunnersdorf, Maxen, haben aus derselben Charaktereigenheit ihren Ursprung genommen.

„Ew. Lieden," kehrte sich der König in zorniger Aufwallung zu dem Prinzen, „sehen alle die abgeschossen Husaren nicht, die dort hinter der Front des Regiments die über diese glorieuse Attaque zu Schanden gerittenen Pferde in das Gebüsch hineinschleppen? Das ist ja ein wirkliches champ de bataille, aber kein Manöverfelt. Für die Campagne mag der Ziethen seine Meriten besitzen, aber ich kann um keinerwillen doch keinen Krieg anfangen, um in der Garnison taugt er den Teufel nicht."

„Sag' ich Sie, Herr Oberst," äußerte gerade jetzt der Radtschlander zu seinem Nachbar in den königlichen Gefolge, laut genug, um von dem Könige verstanden zu werden, „is sich der Officier da zwischen die zwei Husard der Oberst von Szekuli — Ah!

und da und dort, noch zwei von die Officiers, allesammt von die Pferd gestürzt und zusammengeritten."

Die Sache hatte leider ihre volle Begründung. Der Zusammenprall der beiden Regimenter vorhin war zu heftig gewesen, und die vor der Front ihrer Züge und Escadrons befindlichen Officiere des Szekuli'schen Regiments, darunter auch dessen Oberst, waren die nächsten Opfer hiervon geworden. Jetzt, wo das Regiment auf weichem Wiesengrund dahintrabte und der Staub die Aussicht nicht mehr behinderte, konnte man deutlich hinter demselben diese Verletzten, von je zwei oder einem Husaren unterstützt, gewahr werden. Auch erschien in dem nämlichen Augenblicke beinahe noch der Adjutant des Obersten von Szekuli, um dem König Bericht von dem Sturz seines Regimentschefs abzustatten, bei welcher Benachrichtigung übrigens von dem Obersten die Ursache des erlittenen Unfalls, großmüthig genug, einem Fehltritt seines eigenen Pferdes zugeschrieben wurde.

Szekuli, ebenfalls ein nach dem zweiten schlesischen Kriege aus dem österreichischen in den preußischen Dienst übergetretener Ungar, doch von ungleich besserem Schlage als Radivschzander, stand zur Zeit bei Friedrich in nicht geringem Ansehen. Der Zorn des Königs kannte deshalb auch jetzt keine Grenzen mehr, er nahm sich kaum Zeit den Adjutanten zu Ende zu hören, sondern stürmte querfeldein zu dem in der Verfolgung des abziehenden Feindes mittlerweile ziemlich nahe herangekommenen Ziethen'schen Regiment hinüber.

„Herr General-Wachtmeister," donnerte er schon auf zwanzig Schritt auf den ihm zum Rapport entgegensprengenden Ziethen ein, „vermag Er seine Leute in der Attaque nicht besser zusammenzuhalten? Das ist ja eine schändliche Negligence und Unordnung, die in seinem Regimente eingerissen. Ist so etwas erhört, mir auf dem Manöverplatz ein ganzes Regiment mit sämmtlichen Officiers über den Haufen zu reiten? — Das Regiment," kehrte er sich zu der lautlos haltenden Front der Husaren, „ist das Brod nicht werth! Plumpes, unbearbeitetes Bauerwolk! . . .."

Weiter gelangte der König in seiner Strafrede nicht. Im heftigsten Affect war Ziethen nach zwei Schritt näher auf ihn zugeritten. Das Antlitz des alten Kriegsmanns glühte, seine Augen schienen Blitze zu sprühen, sein ganzer Körper bebte. Voll Wuth griff er seinen Säbel in die Scheide. „Wenn wir denn jetzt nichts mehr zu sagen, so rief er dem Herr von Schlamen auf ihn blickenden Monarchen zu, „so haben wir doch vormals unsere Schuldigkeit gethan, und als man uns brauchte, waren wir gut genug!"

Eine Minute und darüber hielten sich der König und sein General so gegenüber. In athemloser Spannung harrten die Theilnehmer dieser Scene des Ausgangs derselben, von Moment zu Moment erwartete jeder den Verhaftsbefehl aus Friedrichs Munde zu vernehmen. Ganz im Gegentheil sänftigte sich jedoch die erste zornige Aufwallung in des Monarchen Zügen fast ebenso schnell, als sie über dieselbe aufgestiegen war. Sein Pferd herumwerfend, entgegnete er in weit gemäßigterem Tone als vorhin auf diese ihm trotzig gebotene Herausforderung nur: „Ja, damals wart Ihr gut, aber durch Eure Vernachlässigung taugt Ihr jetzt durchaus zu Nichts!"

Damit kehrte der König dem General den Rücken und ritt langsam die Front des Regiments hinunter. Er schien es nicht zu bemerken, daß Ziethen, nach Uebergabe des Befehls an seinen Oberstlieutenant von Zeemar, sich seiner Suite angeschlossen hatte. Im Begriff, zu dem vorigen Standort zurückzureiten, wandte er sich jedoch im Sattel und winkte den Radivschzander zu sich. „Höre Er," redete er denselben an, „ich habe Ihm heute früh die Gelegenheit sich zu zeigen versprochen und ich will Ihm Wort halten. Er soll an des gefallenen Obersten von Szekuli Stelle für heute dessen Regiment commandiren. Die Dispositionen zu dem stattfindenden Manöver kennt Er, besondere Instructions habe ich dem nicht hinzuzufügen. Er braucht nur die Ideen und Intentionen über die Verwendung der Husaren auszuführen, die Er unlängst vor mir und dem General von Winterfeld expliciert hat. Um Ihm für einen gelegentlichen coup de main freie Hand zu lassen, soll Er übrigens nur im mittelbaren Anschluß an das Winterfeld'sche Corps, in dem Verhältniß als Partisan und Parteigänger operiren."

Der neue Befehlshaber glaubte dem Könige durch die nachträgliche Aussöhnung der vorhin gegen das Ziethen'sche Regiment geschehenen Absicht einen besonderen Beweis seiner Geschicklichkeit liefern zu können; allein das Prinz Heinrich'sche Corps war nach der disponirten Zeitbestimmung mittlerweile bereits auf dem Manöverfelde angelangt, und die Lage der Dinge hatte sich dadurch natürlich sehr geändert. Auch verlor Radivschzander, um so vor jedem Fehlschlag geschützt zu sein, mit den Vorbereitungen zu der beabsichtigten Attaque so viel Zeit und zersplitterte seine Kräfte so sehr, daß darüber das Ziethen'sche Regiment nicht nur Gelegenheit erhielt, sich aus dem Defilé heraus und an seine Infanterie heranzuziehen, sondern, der Unterstützung jetzt gewiß, auch sicher sein konnte, überallhin mit Ueberlegenheit auf den Feind zu treffen. Umgekehrt befand sich die Abtheilung Radivschzander's durch das von demselben angeordnete erneute Vorgehen bei 4000 Schritt von ihrem Hauptcorps getrennt, mit der natürlichen Rückzugslinie auf die Havel. Die wiederholten Befehle endlich, welche Winterfeld an seinen bisherigen Prov'go gesendet hatte, sich unverzüglich wieder mit ihm in Verbindung zu setzen, waren von diesem im Hinweis auf die ihm überwiesene selbstständige Stellung abgelehnt und unberücksichtigt gelassen worden. Erwähnt muß übrigens noch werden, daß der Oberstlieutenant von Zeemar allgemein und mit Recht als Ziethen's bester Schüler betrachtet wurde, und daß die so sehr gereizte Stimmung im Ziethen'schen Regiment wohl vorausgesehen ließ, wie sehr die Officiere und Mannschaften desselben heute Alles aufbieten würden, sich wenn möglich selbst zu übertreffen.

Der König hatte wiederholt bei den Anhalten Radivschzander's den Kopf geschüttelt, das Glas kam kaum von seinen Augen. „Ist denn der Kerl toll geworden?" hörte man ihn zwischen den Zähnen murmeln.

Was vorauszusehen war, geschah. Lange bevor Radivschzander mit seinen Vorbereitungen zu Ende gekommen, warfen sich die Ziethen'schen Husaren auf seine Abtheilung. Der Angriff zeigte sich dabei so wohl berechnet, daß die aus dem zweiten Treffen hervorbrechenden Dragoner von Meinecke sich gleich von vorn herein von den Husaren von Szekuli getrennt befanden. Winterfeld befaß bei seinem Corps an Cavallerie noch die zwei Cürassier-Regimenter „Leibcürassiere" und „Prinz von Preußen", er schickte diese vor, um jenen zur Aufnahme zu dienen. Indeß bereits hatte auch die gesammte noch übrige Cavallerie des Prinzen Heinrich, zusammen mit Schwarzenen, mit in die Action eingegriffen. Attaque folgte nun auf Attaque. Auch die beherzigenswerthesten Lehren darüber auf einander getroffen, Staub und Pulverdampf machten jedes Erkennen der ferneren Vorgänge unmöglich. Endlich mit dem Seitens des General Winterfeld in der Richtung auf Seeburg angetretenen Rückzuge ließ sich die Lage der Dinge wieder ungefähr beurtheilen.

Der größte Theil der Cavallerie des Letzteren war von seinem Corps abgeschnitten und gegen Spandow zurückgeworfen, ein Theil des Ziethen'schen Husaren-Regiments nebst noch einem Dragoner-Regiment des Prinz Heinrich'schen Corps verfolgten dieselbe. Das Gros der Cavallerie dieses letzten Corps drängte sich dagegen in der linken Flanke der Infanterie von Winterfeld, welche überdies in der Front von dem gesammten Fußvolk des Gegners, nach dem französischen Ausdruck, mit dem Bajonnet in der Rippe, gedrängt wurde. Von dem Szekuli'schen Regiment endlich entdeckte man einige Escadrons über das Defilé von Glatow hinaus, auf der Potsdam-Spandower Landstraße; weitere drei Escadrons befanden sich, bart unter dem Standort des Königs, an die Havel gedrängt, und weitab in der Richtung von Pichelsdorf schien nach dem lustigen Gewimmel, das dort stehvar wurde, der andere Theil des Ziethen'schen Regiments den Rest der Husaren von Szekuli in die dort gelegenen Sümpfe und Lehmgruben getrieben zu haben. Eben in diesem Moment löste sich aus dem bunt durcheinander treibenden Gewühl kabelfest eine rasch zuerstellein zurücksprengende kleine Abtheilung von vielleicht dreißig bis vierzig Reitern los; ein nicht enden wollendes Jubelgeschrei, untermischt mit den verschiedenartigsten Reitersignalen, tönte von dorther bis zu dem König herüber.

Die Situation konnte keinem Zweifel unterliegen. Den siegenden Feind in der Front und in der Flanke hatte Winterfeld auf der beinahe völlig ebenen Plaine bis Seeburg seinen Rückzug nimmermehr bis zu diesem noch eine gute Viertelmeile entfernten Dorfe fortsetzen können, ohne zuvor gesprengt und so gut wie aufgerieben zu werden. Auf dem Manöverfelde war dies ein unglücklicher strategischer Zug, auf dem Schlachtfelde wäre es eine totale Niederlage gewesen.

Das Manöver hatte mit diesem Ausgange seinen Abschluß erreicht, auf beiden Seiten ward deshalb zum Sammeln und Frieden geblasen. Die Commandeurs und Oberofficiere sprengten zum Könige, um über ihre Leistungen dessen Urtheil einzuholen.

Als der Erste von Allen war übrigens bei dem Standorte des Monarchen der Herr Radtschander eingetroffen. Freilich sehr wider seinen Willen und in einem Aufzuge, der zu seinem stolzen Auftreten wou heute Morgen den schneidendsten Contrast bildete. Der Rittmeister von Reitzenstein, Ziethen'schen Regiments, hatte sich vorhin vor Picheldorf einen günstigen Moment ersehen, war auf ihn eingesprengt, hatte ihn am Kragen ergriffen, vom Pferde gerissen und gefangen genommen. Zu Fuß, durch den Sumpf geschleift, eine Fouragirleine um den Leib und unmittelbar, wie er aus den Fäusten der erbitterten Husaren hervorgegangen, erschien der Ungar jetzt vor dem Könige. Der Anblick war so lächerlich, daß dieser selbst seinen Ernst nicht bewahren konnte. Friedrich lächelte, die Generäle und Officiere seines Gefolges schütteten sich vor Lachen über diesen traurigen Ausgang des fremden Abenteurers, der allgemeine Jubel wollte kein Ende nehmen.

„Majestät," schrie Radtschander dazwischen, „habe ich mich zu beklagen über die Husaren von die Ziethen. Is sich feine Art! Haben sie mich geschlagen mit die Strick und die Säbel. Sind sich das schlechte Husar, verstehe sich nix von die Krieg und die Manöver . . . ."

„Na höre Er, Radtschander," unterbrach der König den Wüthenden, „seine Theorie über den Dienst der Husaren von neulich war recht gut, aber in der Praxis hat Er heute ganz erbärmlich bestanden. Im Uebrigen laß Er mir die Ziethen'schen in Frieden, den Krieg wenigstens verstehen die aus dem Grunde, das sollte Er heute doch wohl zur Genüge an sich selber erfahren haben — Und sind sie allerwege gut," fügte er in erhöhtem Tone zu dem Rittmeister von Reitzenstein und den mit demselben gekommenen Husaren gewendet hinzu, „selbst wenn sie mir beim Manöver gelegentlich wieder einmal ein paar Pferde gleich in Grund und Erdboden reiten sollten."

Zusammenfallend mit diesen letzten Worten des Königs waren der Prinz Heinrich von der einen, und der General von Winterfeld von der anderen Seite auf denselben zugesprengt. Das Antlitz des Letzteren erschien ganz blaß vor Wuth und Beschämung, seine innere Erregung riß den sonst so gewandten Hofmann fort, wider die Etiquette den König zuerst anzureden.

„Haben Ew. Majestät die Gnade," begann er fast noch unter dem Pariren seines Pferdes, „den Ausfall des heutigen Manövers nicht mir zuzuschreiben. Dieser verdammte Kerl, der Radtschander —"

Ein Blitz aus den Herrscheraugen Friedrichs machte den General mitten in seiner Entschuldigung verstummen; mit tödtlichem Schrecken ward er, der den König so gut kannte, sich bewußt, daß er diesen durch jenen ersten Versuch, dessen Urtheil zu captiviren, in und demselben Moment zweifach verletzt habe.

Die Strafe hierfür sollte nicht auf sich warten lassen. „Ew. Königliche Hoheit," hatte sich Friedrich, wie wenn er die Anrede des Generals ganz überhört hätte, an seinen Bruder gewendet, „haben bei dem heutigen Manöver die ganze Force und Geschicklichkeit eines tüchtigen Generals zu erkennen gegeben. Eine gleiche Sicherheit Zug um Zug, ein bestimmteres Eingreifen zur richtigen Zeit und am richtigen Ort ist mir noch selten zu Gesicht gekommen. — General-Lieutenant von Winterfeld," lehrte er sich zu diesem, „Er hat heute seinen unglücklichen Tag gehabt und wird seine üble Meinung über die preußischen Husaren nun wohl geändert haben. — Höre Er, Ziethen," rief der König, sein Pferd zur Heimkehr wendend, den alten Reitergeneral an seine Seite, „weiß Er, heute in Sanssouci bei der Mittagstafel kann Er uns beiden, mir und meinem Bruder, die Geschichten von Roth-schloß, Neustadt und Moldau-Thein gleich miteinander erzählen."

Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere.

Von Carl Vogt in Genf.

Nr. 3.

(Schluß.)

Nattern — Die Blindschleiche und ihre Ungefährlichkeit — Die Frösche, Kröten, Unken und Salamander — Die Feuerfestigkeit des Salamanders — Ehrenrettung der vielverleumdeten Kröte — Ihre Verwendung in Salat- und Gemüsepflanzungen — Die Geburtshelferkröte.

Die Viper beißt, wie schon angeführt, den Menschen nur in der Noth, zur Vertheidigung; denn sie nährt sich nur von kleineren Thieren, welche sie ganz hinabschlingen kann. Vögel mag sie bei ihrer Plumpheit und Trägheit nur selten erhaschen, und was man von der Zauberkraft ihres in der That schönen Auges erzählt, ist eitel Fabel. Ihre Lieblingsnahrung besteht aus Mäusen und selbst Maulwürfen, die sie ganz hinabschlingt. Bryder in Lausanne, einer jener seltenen Schlangenfreunde, der sein ganzes Haus förmlich mit lebenden Reptilien angefüllt hatte, fand eines Tages eine scheinbar dickgeschwollene Kreuzotter regungslos am Wege liegen. Er stopfte sie in eine Flasche, durch deren Hals der dicke Leib nur mit Mühe hindurchzubringen war, und brachte so seine Beute nach Hause. Als er dort seine Flasche hervorzog, fand er darin die vollkommen schlaff gewordene Kreuzotter und die Leiche eines großen Maulwurfes, die in keiner Weise mehr durch den Hals der Flasche zu bringen war.

Den gefeierten Feind der Otter, den Igel, habe ich schon erwähnt. Außerdem aber fürchten Marder und Wiesel, Iltis und Hermelin, sowie Bussarde und Wespenbahichte den Biß der Otter durchaus nicht und nehmen sie in den allgemeinen Raub mit, sobald sie dieselbe auf ihren Wegen finden. Auch auf Thiere mit kaltem Blute, wie Frösche, wirkt das Gift in keiner Weise.

Die übrigen Schlangen, welche wir in Deutschland und der Schweiz besitzen: die meist graublaue Ringelnatter (Coluber [Tropidonotus] natrix, mit dem gelben, gewöhnlich schwarz eingefaßten Halsbande; die schöne Schwalbacher Natter (C. flavescens), mit bräunlichem Rücken und schwefelgelbem Bauch; die glatte Schlingnatter oder österreichische Natter (Coronella laevis) mit röthlichgrauem Leibe und braunen, fast in Zickzack gestellten Flecken auf dem Rücken; die Vipernatter (Coluber viperinus), welche in ihrer äußeren Zeichnung der Viper so ähnlich sieht — alle diese Schlangen sind vollkommen unschädliche Thiere, die einen Menschen kaum verwunden können und sich entweder, wie die wasserliebenden Ringelnattern, von Fröschen oder von jungen Mäusen und ähnlichen kleinen Bestien nähren, die sie ganz hinabschlingen. Ein neuerer Verfasser hat über diese Schlingoperation an Fröschen äußerst poetische Ergüsse in einem kleinen Buche geliefert. Wir wollen ihm in dieser Beschreibung nicht folgen, doch erlaube ich mir, seine letzten Worte zu citiren, nur um zu zeigen, wie weit Ueberschwenglichkeit sich verirren kann: „Dieser Augenblick quält dem armen Thiere regelmäßig jenen kläglichen Weheruf ab, von dem wir oben gehört haben. Unter dem Eindrucke dieses schmerzlichen Seufzers scheint auch der letzte Blick, den der Frosch aus dem Schlangenrachen in die Welt wirft, etwas besonders Trauriges zu verkünden."

Mag man auch, um jede Ungewißheit zu vermeiden, den Satz aufstellen; daß es gut sei, alle Schlangen, die man antrifft, ohne Weiteres zu tödten, indem auch die unschuldigen der menschlichen Oekonomie keinen wesentlichen Nutzen stiften, so möchte ich doch ein Wort des Schutzes für ein Thier einlegen, dem seine leidige Schlangengestalt eine Menge von unverdienten Verfolgungen zuzieht und das sich zum Unheile eine ungünstige Maske trägt. Ich meine die Blindschleiche (Anguis fragilis), jenes harmlose, walzenförmige, bräunliche Schlüngtein, dem wir auf Grasplätzen, Waldwegen, an Hecken und Gebüschen begegnen, das sich nur langsam schlängelnd weiter bewegt, beim Angreifen leicht zerbricht und meistens dem Zorne gegen die Schlangen als Opfer fällt. Gewiß würde sich die Verfolgungssucht einigermaßen legen, wenn die Leute sich wohl einprägen wollten, daß die Blindschleiche keine Schlange, sondern eine fußlose Eidechse ist, vollkommen so organisirt wie die

übrigen Eidechsen, jene niedlichen Thierchen, denen kein Mensch etwas zu Leide thun mag, und nur durch den Mangel der Füße von ihnen unterschieden. Denn der unterscheidende Charakter von Eidechsen und Schlangen liegt nicht in den Füßen — es giebt Schlangen mit Fußstummeln, wie die Riesenschlangen; zweifüßige Eidechsen und vollkommen fußlose Eidechsen. Der Unterschied liegt im Gegentheile in der Organisation des Maules und der Dehnbarkeit des Rachens. Die Unterkiefer der-Schlangen sind im Kinne gar nicht vereinigt und stehen auf einem complicirten Gerüste ineinander gelenkter Knochenstücke, welche jede Unterkieferhälfte so mit dem Schädel verbinden, daß der Unterkiefer nicht nur nach unten, sondern auch nach der Seite außerordentlich weit abgezogen und der Rachen selbst um das Fünf- und Sechsfache des Körperdurchmessers der Schlange erweitert werden kann. Anders verhält es sich bei den Eidechsen. Bei ihnen sind die Unterkieferhälften in der Mitte fest verbunden oder selbst verwachsen; der Rachen kann sich also nur etwa so öffnen, wie derjenige eines Säugethieres, und die seitliche Erweiterung ist unmöglich. Die Blindschleiche theilt aber diese Organisation des kleinen, mit äußerst feinen, kaum einen sichtbaren Eindruck auf die Haut lassenden, kleinen Zähnchen besetzten Maules mit allen übrigen Eidechsen.

Wie diese, nähret sie sich auch. Ich habe Dutzende von Blindschleichen geöffnet und nie etwas Anderes in ihrem Magen gefunden, als die Reste von Käfern, Würmern, namentlich aber von nackten Landschnecken und besonders von Acker- und Gartenschnecken, die ihre Lieblingsnahrung zu bilden scheinen. Diesen nach kriecht sie im Grase und in der Nähe der Gartenbeete und erweist sich somit äußerst nützlich für die Vertilgung unserer zerstörendsten Gartenfeinde. Sie saugt eben so wenig an Schafen und Kühen, als die Ringelnatter, welche sich in die Nähe der Ställe begiebt, um ihre Eier in die gährenden Misthaufen zu legen; — sie schleicht auch die Schlafenden nicht blind, indem sie über ihre Augen kriecht, und schlüpft nicht durch den geöffneten Mund in ihren Magen, um ihnen, wie das Volk sich ausdrückt, den Herzbündel abzubeißen. Es ist eines der unschuldigsten, harmlosesten, ja sogar nützlichsten Thiere, die man in einem Garten hegen und pflegen kann, und wetteifert in seinem nützlichen Treiben mit seinen leichtfüßigen Verwandten, den Mauer- und Landeidechsen, welche nach Insecten, Schnecken und ähnlichem Gewürme laufen, springen und klettern.

Auch die frochartigen Amphibien: die Laub- und Grasfrösche, die Kröten und Unken, sowie die geschwänzten Salamander möchte ich ausdrücklich Ihrer Liebe und sorgsamen Pflege empfehlen. Die Kirche hat sehr wohl gewußt, daß Froschschenkel zu den delicatesten Bissen gehören, und sie deshalb mit den Fischen unter die Fastenspeisen gesetzt. Die harmlosen Laubfrösche sind sogar Lieblinge der Apotheker geworden, die sie in einigen Gegenden Deutschlands als lebendige Barometer benutzen und an ihren lebhaften Sprüngen nach Fliegen in ihrer Clausur sich zu ergötzen belieben. In der That unterscheiden sich aber die Laubfrösche von den physikalischen Barometern insofern, als das Barometer mit mehr oder minder Sicherheit das Wetter anzeigt, welches kommen soll, der Laubfrosch aber dasjenige, das wirklich vorhanden ist. Ich habe wenigstens immer gesehen, daß der Laubfrosch mir nicht mehr sagte, als ein Blick aus dem Fenster; daß er im Wasser saß, wenn es draußen regnete, und auf der Leiter, wenn die Sonne schien. Es ist aber für wissenschaftlich gebildete Leute, wie die Apotheker gemeiniglich sind, jedenfalls angenehm, eine Controle der unmittelbaren Beobachtung zu besitzen.

Die kleinen Wassersalamander oder Tritonen mit zusammengedrückten breiten Flossenschwänzen, die in Gräben und Tümpeln leben, gelten an einigen Orten Deutschlands für Angethum trinkenden Duellmassers, in gleicher Art wie die Grundeln; obgleich sie sich ebenso gut in stehenden Lehmgräben und Schlammtümpeln, als in den stillen Quellenbächen schattiger Wälder aufhalten. Sonst hat die Volkssage wohl keinerlei Bedeutung an diese Thierchen geknüpft; dagegen hat sie sich reichlich entschädigt an den größeren Erdsalamandern mit abgerundetem Schwanze und gelben Flecken, welche wir besonders in feuchten Waldgegenden häufig antreffen. Sie sondern allerdings aus ihren Hautdrüsen einen weißen, schaumigen Schleim ab, der knoblauchartig riecht und einige ätzende Eigenschaften besitzt; allein auch diese hat man gewaltig übertrieben. Ich habe lebendige Erdsalamander stundenlang in der Hand gehalten und einmal auf einer Excursion nach dem Stechhorn, wo wir von einem starken Gewitterregen überrascht wurden, nach dem Aufhören des Regens mehr als hundert der kleineren, schwarzen Alpensalamander, welche die Feuchtigkeit aus ihren Verstecken hervorgelockt hatte, mit bloßen Händen gesammelt, ohne anderes Ungemach davon zu spüren, als den unleidlichen Geruch, der ziemlich fest an den Händen haftet. Die reichliche Schleimabsonderung aber, die stattfindet, wenn man den Salamander reizt oder quält, und die sogar einige Köhlchen auslöschen kann, wenn man ihn in's Feuer setzt, scheint die Ursache zu all' den Sagen gegeben zu haben, welche dieses Thier zum Gegenstande haben und wornach es im Feuer leben und in entsetzlichem Maße giftig wirken soll. Die Alten schon beschäftigten sich mit diesen Sagen, Aristoteles freilich nur mit großem Zweifel, der Compilator Plinius dagegen mit erstaunlichen Uebertreibungen. Erlauben Sie mir, Ihnen die bezüglichen Stellen nach Oken's Verdeutschung anzuführen.

Aristoteles sagt von ihnen nur: „Daß die Natur gewisser Thiere dem Feuer Widerstand zu leisten fähig sei, zeigt auch der Salamander, der, wie man sagt, wenn er durch das Feuer geht, dasselbe auslöscht." (Buch V. Cap. 17 oder 19.)

Plinius dagegen sagt: „Der Salamander, ein Thier von Eidechsengestalt und fernarig gewichtet, läßt sich nur bei starkem Regen sehen und kommt bei trockenem Wetter nie zum Vorschein. Er ist so kalt, daß er wie ein Eis durch bloße Berührung Feuer auslöscht. Der Schleim, der ihm wie Milch aus dem Munde läuft, frißt, er mag eine Stelle treffen, welche es sei, die Haare am ganzen menschlichen Körper weg, und die benetzte Stelle verliert die Farbe und wird zum Male." (Buch X. Cap. 86.)

„Unter allen Giftthieren sind die Salamander die boshaftesten, denn andere verletzen nur einzelne Menschen und tödten nicht mehrere zugleich. Nicht zu gedenken, daß andere Giftthiere, wenn sie einen Menschen verwundet haben, durch das Bewußtsein davon umkommen und von der Erde nicht wieder angenommen werden; will ich nur sagen, daß der Salamander ganze Völker tödten kann, wenn sie nicht auf ihrer Hut sind. Wenn er auf einen Baum kriecht, vergiftet er alle Früchte, und wer davon genießt, stirbt vor Frost, nicht anders als ob er Aconitum genommen hätte. Ja, wenn bei einem Holze, das er nur mit dem Fuße berührt hat, Brod gebacken wird, so ist es vergiftet; und fällt er in einen Brunnen, so ist es das Wasser nicht minder. Wenn man mit seinem Speichel einen Theil des Körpers besuchtet, und wenn es auch nur die Fußsohle ist, so geht das Haar am ganzen Leibe davon aus. Doch wird dieses so giftige Thier von einigen anderen Thieren gefressen, wie z. B. von den Schweinen, da kann jene natürliche Antipathie die Oberhand behält. Außer dem, was man von einem Kantharidentranke und von einer gespeisten Eidechse erzählt, ist wahrscheinlich, daß sein Gift vorzüglich durch solche Thiere gestillt wird, welchen es zur Nahrung dient. Die übrigen Gegenmittel sind bereits angeführt, und einige werden am gehörigen Ort noch vorkommen. Wäre das gegründet, was die Magier vorgeben, da sie nämlich gewisse Theile des Salamanders als Mittel wider Feuersbrünste vorschlagen, weil er das einzige Thier ist, welches das Feuer auslöscht, so würde Rom längst den Versuch gemacht haben. Sextius sagt: wenn man einem Salamander die Eingeweide ausnimmt, Füße und Kopf abschneidet und ihn in Honig aufbewahrt, so diene er, als Speise genossen, zu einem stimulirenden Mittel; leugnet aber, daß er das Feuer lösche." (Buch XXIX. Kap. 23.)

Die Erzählung Benvenute Cellini's in seiner Lebensbeschreibung, wonach sein Vater einem im Feuer tanzenden Salamander sah, mag Ihnen beweisen, daß das alte Märchen auch im Mittelalter in vollem Glauben stand. Die Beobachtung belehrt uns, daß der Salamander ein harmloses Thier ist, das feuchte, dunkele und schattige Orte bewohnt, Tags über sich verborgen hält, nur bei Nacht oder Regenwetter aus seinen Schlupfwinkeln hervorkommt und sich hauptsächlich von Würmern, nackten Schnecken und weichen Insecten nährt.

Ich komme zu den Kröten, die sich zoologisch weit weniger durch die warzige Haut und den kriechend schleppenden Gang, als vielmehr durch die Zahnlosigkeit ihres Maules von den Fröschen unterscheiden. Giebt es etwas Häßlicheres, als eine recht große, platte Kröte mit dickgeschwollenem Bauche, die langsam nächtlicher Weile aus ihrem Verstecke unter Gebäuden und Steinen hervor-

schleicht, den Genuß des Mondscheines in warmen Sommernächten stört und einen ekelen Knoblauchgeruch um sich verbreitet? Der Sachsenhäuser erschöpft allen Abscheu, den er in Ausdruck, Stimme und Ton zu legen fähig ist, wenn er zu einem Gegner: „Du Krott!“ sagt.

Vor einiger Zeit machte eine Notiz Aufsehen, die durch alle Tagesblätter lief. Ein beträchtlicher Handel, hieß es, werde von Frankreich nach England mit Kröten getrieben. Man bezahle in London für eine kräftige ausgewachsene Kröte von guter Gesundheit bis zu einem Schilling — ein Pfund für das Dutzend, und setze diese Kröten in die Londoner Gärten, wo man ihnen eigene Schlupfwinkel zurichte. Es gab nicht Wenige, die über diese neue Bizarrerie der englischen Gärtner die Köpfe schüttelten. Die Engländer haben Recht. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Aber es ist nicht so leicht wider den Stachel zu löken. Ich hatte eine faustgroße, braune Kröte in meinem Garten, die Abends aus einem Gebüsche unter einer Mondscheinbank hervorkroch und über deren Geschicht ich sorglich wachte. Ein weibliches Wesen, das sie einst gewahrte, zerhieb sie mit dem Spaten und glaubte eine gute That verrichtet zu haben. Die Schnecken aber fraßen die Reseda's, die bis dahin so wohlriechend vor der Bank gedufter hatten.

Was hat man den armen Kriechern nicht Alles angedichtet! Die Erzählung im Decamerone des Boccaccio, in welcher zwei Liebende durch die Ausdünstung einer großen Kröte getödtet werden, die unter dem Salbeibusche sitzt, an dem sie sich getroffen haben, ist nur ein schwaches Spiegelbild dessen, was man den Kröten zumuthet.

Es ist wahr, daß die meisten Arten, besonders die große braune Gartenkröte (Bufo vulgaris), sowie die grüne Knoblauchskröte (Bufo calamita) eine warzige, dick mit Drüsen besetzte Haut besitzen, welche einen weißlichen scharfen Saft absondert, der besonders bei der letztgenannten sehr scharf und unangenehm riecht, vielleicht auch eine zarte Haut ein wenig zu röthen im Stande ist. Vögel, denen man diesen scharfen Saft einimpfte, starben nach kurzer Zeit unter Zuckungen. Auch der Geschmack scheint nicht besonders angenehm; wenigstens schonen manche Thiere, die Frösche fressen, die Kröten oder verzehren sie wenigstens nicht. Aber gefährlich und giftig ist dieser Saft für den Menschen nicht. Ich habe manche Kröte lebendig zu Versuchen geöffnet und längere Zeit in den Händen gehabt und habe nie auch nur Röthung an den Händen gesehen oder Brennen gespürt. Die Hautabsonderung ist, wie die des Salamanders, scharf und unangenehm, aber schädlich kann sie den Menschen nicht werden.

In den „Lehren der Weisheit und Tugend“, die wir als Knaben auswendig lernen mußten, stand auch die berühmte Fabel (von Lichtwehr, wenn ich nicht irre) von dem Johanniswürmchen und der Kröte, die „all' ihr Gift nach ihm spritzt“. Die Kröten spritzen also Gift! Sie spritzen in der That manchmal, wenn man sie ängstigt, eine klare wasserhelle Flüssigkeit aus dem After. Die Frösche thun das auch, und kein Mensch hält sie deshalb für giftig. Es ist fast reines Wasser, welches die Thiere auf diese Weise aus einer sogenannten Harnblase von sich geben, und von Gift ist gar keine Rede.

Der Biß der Kröten ist entsetzlich giftig! Wir wollen das glauben, sobald wir eine Bißwunde von einer Kröte gesehen haben. Die Kiefer aber sind durchaus zahnlos, mit weicher Haut überzogen, nicht einmal hart, hornig und scharf, wie ein Vogel- oder Schildkrötenschnabel, und so dünn und so schwach! Eine Kröte kann bei Weitem nicht einmal so stark mit diesen Kiefern klemmen, wie ein neugeborenes Kind mit seinen zahnlosen Kinnladen, das kaum Kraft hat, die Brustwarze seiner Mutter soll genug zum Saugen zu umfassen. Sage doch Einer, daß ein wenig Tage alter Säugling auf's Blut beißen könne.

Gut — so beißen sie nicht! Aber sie saugen den Ziegen und Kühen im Stalle die Milch aus, und ihr Speichel legt durch seine giftige Wirkung die Thiere trocken!

Speichel? Sie haben kaum solchen, und saugen können die Kröten eben so wenig als die Frösche. Der Bau ihres Mundes erlaubt es nicht.

Wahrlich, alle diese Anschuldigungen sind eitel Dunst und Verleumdung. Sehen wir davon ab und gehen wir auf den Grund, indem wir einsehen, daß ein nächtliches Thier von abschreckender Häßlichkeit, unheimlicher Lebensart, unangenehmem Geruche nothwendig alle Vorurtheile auf sein Haupt sammeln muß.

Fragen wir aber die Beobachtung, die nüchterne Beobachtung, und unser Abscheu wird sich wenigstens in Duldung verwandeln. Wir sehen nun ein Thier, das mit dem Sinken der Nacht, besonders bei feuchtem Wetter und Regen, seinen dunklen Schlupfwinkel verläßt und langsam, halb hüpfend, halb schurrend, spähenden Auges in Feld und Garten am Boden schleicht. Es kann außerordentlich lange hungern und dabei fast zur Mumie eintrocknen — es kann große Mahlzeiten zu sich nehmen und fast übermäßig fressen. Aber nie wird man etwas Anderes in seinem Magen finden als unverdaute Reste von Insecten, von Käfern, Larven und Würmern, vor Allem aber von nackten Gartenschnecken. Davon vertilgt eine Kröte so bedeutende Mengen, daß man keinen besseren Hüter der zarten Salatpflanzen, der jungen Gemüse finden kann. Wenn Nacht und Feuchtigkeit die Schnecken aus dem Boden hervorlocken, dann beginnt auch die Kröte ihre langsame, aber sicher schleichende Jagd, die erst mit dem Sonnenlichte aufhört. Sie hat nur ein kleines Revier, dies aber begeht sie auch gründlich und lernt es um so besser kennen, als ein langes Leben sie befähigt, es Jahre lang zu durchstreifen.

Die englischen Gemüsegärtner haben sich dies zu Nutze gemacht. Die Naturforscher haben schon seit Jahrzehnten die Unschädlichkeit der Kröten gepredigt, aber man hörte sie nicht. Erwiet schon sagte vor fünfzig Jahren: „Die Kröten sind Thiere von häßlicher, ekelhafter Gestalt, die man aber mit Unrecht anklagt, durch ihren Speichel, ihren Biß, ihren Harn und selbst durch ihre Hautausdünstung giftig wirken zu können.“ Jetzt, wo die Engländer in Mißachtung historisch angewachsener Vorurtheile vorangegangen sind, werden andere Länder vielleicht ihrem Beispiele folgen. Man wird finden, daß die Kröten höchst nützliche Thiere sind, daß sie kein Gift bereiten und daß man sie auch nicht vor Spinnen zu hüten braucht, unter deren Geweben sie platzen sollen, wenn sie darunter wegkriechen. Man wird sich überzeugen, daß ein Garten, in dem Kröten, Blindschleichen und Maulwürfe hausen, weit mehr Gemüse bringt, als ein anderer, in welchem man alle diese Schleicher und Wühler sorglich entfernt hat, und man wird sich freuen, Kröten Jahre hindurch zu hegen und am Ende zu freundlich zahmen Hausthieren werden zu sehen.

In der That gewöhnen sich die Kröten an den Menschen und scheinen zarten Gefühlen nicht unzugänglich. Man kennt Beispiele, die den alten Volksmärchen entnommen scheinen, wo eine bejahrte Kröte, die schon seit dreißig Jahren unter einer Treppe hauste, jedesmal hervorkam, wenn die Familie zu Nacht speiste, um wie Hund und Katze ihren Theil mit zu haben, und wo die Familie trauerte, als ein Unglücksfall ihrer Hausunke das Leben raubte. Einige meiner Freunde behaupten, nach Wohlthaten, die sie einer Kröte bezeigt, ganz auffallende Beweise von Dankbarkeit von dem häßlichen Thiere erhalten zu haben. Ein Capitain Percy, der sich ein Nachtemme des Heißsporn rühmte, erzählte, daß er auf einer Reise in das Innere von Sicilien eine Schlange am Wege gefunden habe, die im Begriffe stand, eine Kröte zu verschlingen. Er erschlug die Schlange — die Kröte schlich davon. Sechs Tage darauf kehrte er Abends auf dem nämlichen Weg zu Esel zurück. Plötzlich patscht etwas auf seinen Schenkel — es war seine Kröte, die ihm auf diese Weise ihre Dankbarkeit bezeigen wollte und ihn ganz gewiß erkannt hatte.

„Aber, Capitain, wie konnten Sie denn erkennen, daß es gerade die Kröte war, die Sie gerettet hatten? Eine Kröte sieht ja der andern gleich, wie ein Ei dem andern!“

„Das ist wahr,“ antwortete der Capitain. „Aber sie hat mich mit so dankbaren Augen angeguckt, daß ich an ihrer Identität gar nicht zweifeln konnte!“

Wer aber noch zweifeln wollte, daß es unter den verrufenen Kröten auch empfehlenswerthe Vorbilder zärtlicher Tugend geben könne, dem will ich die Geburtshelferkröte (Alytes obstetricans) in das Gedächtniß zurückrufen. Das Weibchen legt eine Eierschnur mit dichter Hülle, die allmählich zu einer kautschukähnlichen Masse sich verdichtet. Das Männchen hilft diese Eierschnur zu Tage fördern und wickelt sie sich in Achtertouren um die Schenkel. Dann verbirgt es sich mit seiner Bürde oft mehrere Fuß tief in feuchtem Mergel und sitzt nun Wochen lang ohne Nahrung in dem finstern Loche, um die Eier reifen zu lassen. Erst wenn die Larven so weit entwickelt sind, daß sie selbstständig leben können, verläßt es seine Brutstätte und sucht den nächsten Tümpel auf, um darin die

Eier abzusetzen. Ich habe während eines ganzen Sommers eine Colonie dieser brütenden Männchen in einem großen Kachelofen im Mergel gehalten und zuweilen welche gefunden, die sich die Schenkel so fest umwunden hatten, daß sie brandig geworden waren. Sie vertrieben sich die Zeit ihrer Clausur mit leisem Glockenrufe, der wie eine entfernte Harmonika klang und meine Besucher häufig stutzen machte, da sie den Ort nicht entdecken konnten, von wannen er kam. Die Unken sind ebensalls geschickte Bauchredner, und ihr Unk! Unk! tönt wie aus weiter Ferne, wenn sie neben uns in einem Tümpel hocken. Erinnern aber meine Geburtskröten nicht lebhaft an den Otahaiti'schen Fürsten, den Cook im Kindbette liegend fand, weil seine Frau niedergekommen war, und der während der vierwöchentlichen Dauer seines Wochenbettes nicht schnupfen durfte, was er sonst gern that, weil es dem Kinde schaden könnte?

Die älteste noch vorhandene Landkarte.

Die Kunst, die Oberfläche der Erde bildlich darzustellen, ist fast so alt, als die Geschichte der Völker. In der That steht sie auch im innigsten Zusammenhange nicht nur mit der Entwickelung des Handels und der Schifffahrt, sondern auch der Kriegskunst und Mathematik. Dem Seefahrer und Kaufmann waren Karten von jeher ein ebenso nothwendiges Bedürfniß, wie dem Feldherrn, der auf Eroberung in fremde Länder auszog. Daher finden wir nicht allein schon in der Bibel Andeutungen über ihr Vorhandensein, sondern die Schriftsteller der Alten haben uns auch die bestimmte Kunde hinterlassen, daß der griechische Geograph und Astronom Anaximander, der 500 Jahre vor Chr. G. auf Kreta lebte, der Erste war, der seine Forschungen und Kenntnisse über die Erdoberfläche im Zusammenhange bildlich zu veranschaulichen suchte. Durch die Handelslüge der Griechen und Carthager, ganz besonders aber durch die Ausdehnung des macedonischen Reichs unter Alexander d. Gr., der bis über das heutige Afghanistan nach Indien vordrang, endlich später hin durch die Entwickelung der römischen Weltherrschaft wurde naturgemäß die Kenntniß der Erde im Sinne der Geographie beträchtlich erweitert. Bewunderungswürdig ist uns noch heute die Vollkommenheit des römischen Heerwesens und alles damit Zusammengehörigen. Zur Blüthezeit der Römerherrschaft, d. i. zur Zeit von Christi Geburt, bedeckten die Militärcolonien und Standlager der Legionen Roms in systematischer und strategischer Ordnung fast die ganze damals bekannte Welt, und als redende Zeugen dieser glanzvollen Vergangenheit sprechen zu uns nicht nur die Trümmer ihrer Ansiedelungen, aus denen viele unserer blühendsten Städte hervorgegangen sind (Köln, Mainz, Straßburg, Augsburg), sondern auch die Meilensteine, welche den kriegerischen Scharen ebenso gut als Wegweiser wie der politischen Eintheilung als Grenzmarken dienten. Der Afrikareisende Heinrich Barth fand sie tief im Innern Afrika's in der großen Oase Fezzan in der Sahara ebenso gut, wie sich ihre Linien noch heute am Südfuße der schottischen Gebirge, längs des Rheins und des ganzen Laufs der Donau, ja am Südhange der Karpathen verfolgen lassen. In Asien reichen sie weit über den Taurus bis an den Euphrat und Tigris, in Aegypten bis an den Obernil in der Wüste Bahiuda. Es liegt nahe, daß zur Verwaltung dieses Reichs eine Art Landkarten vorhanden sein mußte, und es bestätigt dies der Schriftsteller Varro, nach welchem die Römer Zeichnungen ihrer Länder in ihren Archiven besaßen; Cäsar selbst nahm an den Ausmessungen verschiedener Länder in Germanien thätigen Antheil. So darf es uns denn auch nicht wundern, daß M. Agrippa eine auf Straßenvermessung beruhende Weltkarte entwerfen ließ, welche Kaiser Augustus vollendete und im Sinne der damaligen Zeit durch Anmalen an die Wand des von Agrippa erbauten Portieus zu Rom zum Gemeingut für das Publicum machte. Und merkwürdigerweise ist daraus für unsere Zeit die einzig übriggebliebene Karte aus jenem Zeitalter hervorgegangen.

Diese Karte ist in der gelehrten Welt unter dem Namen der Peutinger'schen Tafeln bekannt, so genannt, weil Conrad Peutinger zu Augsburg der Erste war, der sie aus dem Dunkel hervorzog. Das an dem Portieus gezeichnete Original ist natürlich längst, wahrscheinlich schon zur Zeit der Verwüstung Roms durch die Germanen, zu Grunde gegangen, ebenso sonstige gezeichnete Pläne und Karten aus der römischen Vorzeit. Aber jenes Original, welches sich mit einer riesigen Post- und Reisekarte nach unsern heutigen Begriffen vergleichen läßt, war zweifelsohne in Bruchstücken vielfach copirt worden und zum Staats- und Militärgebrauch in den römischen Colonien und Ansiedelungen vorzufinden. Auf diesem Wege gelangte im 13. Jahrhundert ein der Zerstörung entgangenes Exemplar in die Hände eines Mönches zu Colmar, der es copirte, vielleicht auch nur die Nachzeichnung einer Originalcopie vornahm. Diese Zeichnung kam endlich in den Besitz des genannten Patriziers Peutinger, der die historische Wichtigkeit derselben zuerst erkannte und bekannt machte. Aus Peutinger's Händen, der 1547 starb, ward das Original Eigenthum Martin Welser's zu Augsburg, und späterhin ward es von der kaiserlichen Bibliothek zu Wien erworben, wo das kostbare Document noch jetzt aufbewahrt wird. Im Laufe der letzten drei Jahrhunderte ist dasselbe mehrfach publicirt und der allgemeinen Beurtheilung zugänglich gemacht worden, doch mochten sich durch das mehrfache Abzeichnen einer Auflage von der andern Irrthümer eingeschlichen haben. Deshalb erwarb sich Franz Christoph von Scheid ein großes Verdienst, indem er das Original zu Wien von einem Sachverständigen auf in Oel getränktes Papier durchzeichnen und 1753 in einer neuen Ausgabe in 12 Blättern in natürlicher Größe (ein jedes 13 Zoll hoch und 24 Zoll lang) herausgeben ließ. Auf dieser Karte beruht endlich die neueste von der Münchner Akademie der Wissenschaften 1824 veranstaltete Publication, nachdem mehrere Gelehrte die Scheid'sche Karte nochmals mit dem Original verglichen hatten. Ein berdienter Geograph, Conrad Mannert, Mitglied jener Akademie, hat die Tafeln mit einem erläuternden Texte in lateinischer Sprache versehen.

Soweit reichen die historischen Nachweise über den interessanten Fund; was diesen nun selbst angeht, so wird der Anblick eines Bruchstücks dieser Karte, das wir hier beifügen, den Beschauer allerdings mit einer gewissen Enttäuschung berühren. Vor Allem ist es die Verschiebung des Bildes in Bezug auf geographische Länge und Breite, was uns zunächst auffällt. Zuvor ist zu bedenken, daß den Alten die Vollkommenheit unserer Meßgeräthe nicht zu Gebote stand, daß auch die sogen. mathematische Geographie noch in der Wiege lag. Obschon vor Christi Geburt von den Schülern des Aristoteles die Lehre von der Kugelgestalt der Erde aufgestellt worden war, so war dieser Lehrsatz doch zu August's Zeiten noch nicht zu allgemeiner Anerkennung gelangt. Man hielt den damals bekannten Theil der Erdoberfläche vielmehr für eine ebene Scheibe. Erst 160 Jahre nach Chr. Geb. trat der alexandrinische Gelehrte Claudius Ptolemäus, ein berühmter Astronom und Geograph, mit der Bezeichnung der Meridiane, Polarcirkel und des Aequators hervor; doch konnte dies auf die Peutinger'schen Tafeln nicht mehr rücksichtlich, wenn das uns überkommene Exemplar auch erst aus der Zeit Kaiser Alexander Sever's (der 235 n. Chr. starb) stammt, wie Wietersheim in seiner Geschichte der Völkerwanderung schlagend nachweist. Ihre Entstehung datirt eben aus dem Anfange der Kaiserzeit. Jedenfalls wurde diese alte Staatskarte je nach den Gebietsveränderungen der Römer zeitweilig nachgetragen und abgeändert, und da wir aus den Schriften jener Zeit die Sitze der Völker zu jeder Periode ziemlich genau kennen, so ist auch das After jener Karte nahezu festgestellt. —

Das auffallende Mißverhältniß zwischen der geographischen Länge und Breite in der Lage der Orte rührt jedenfalls daher, daß die ursprüngliche Bestimmung der Karte, vom Publicum in einem Säulengange angeschaut zu werden, es nothwendig machte, das Bild sehr lang, aber nicht zu hoch zu machen. Es sind aber auch die Entfernungen der Orte unter sich nicht proportional, was jedenfalls daher rührt, daß der Chartograph alle Wegelängen, wie die angeschriebenen Distanzen verrathen, geradlinig eintrug, ohne auf die Wegekrümmungen, Steigungen und Senkungen Rücksicht zu nehmen. Man bedenke aber auch die einfachen Hilfsmittel, die den alten Römern nur zu Gebote standen. Eine astronomische Zeitbestimmung zur Bestimmung der Lage der Orte konnten sie nicht ausdrücken, da ihnen unsere Taschenuhren und Chronometer unbekannt waren. Als Ersatz diente ihnen die Gnomonik, die Kunst, aus der Länge des Schattens, den der Stift auf die Ebene einer Sonnenuhr wirft, den Stand einer Sonnenhöhe und sonach die Tageszeit zu ermitteln. Wollten die Alten eine Höhe messen, so bedienten sie sich des Jakobsstabes, ein einfaches Instrument, das nach sehr lange

die Seefahrer anwendeten, um die Höhe eines Sternes oder der Sonne anzugeben. Es bestand aus einem viereckigen stabartigen Stück gut ausgetrockneten Holzes, das an feinen Seitenflächen eine Eintheilung hatte, die zugleich die Winkel angab oder in Zolle und Linien eingetheilt war. Im letzteren Falle war dann eine Tabelle nöthig, welche die mit den Zollen und Linien entsprechenden Winkel angab. An diesem Stabe war kreuzartig ein anderes Holz angebracht, welches sich vor- und rückwärts schieben ließ. Um nun einen Winkel, z. B. die Steigung eines Weges, zu messen, fah man mit dem Auge über das erste Holz und schob das andere so lange vor- oder rückwärts, bis die beiden Punkte, welche mit dem Auge des Beobachters den zu messenden Winkel bildeten, über die Endpunkte des zweiten Holzes genau abschnitten. An der Scala der Seitenflächen las man den gemessenen Winkel ab. Diese Manipulation konnte nach unsern heutigen Begriffen nur sehr oberflächlich ausfallen und eine genaue Grundlage zur Kartenconstruction nicht abgeben.

dem heutigen Neuß und Ober-Ingelheim gewohnt haben müssen, nach Wietersheim's Forschungen aber ihren Sitz südlich der Lippe hatten. Das ganze rechtsrheinische Gelände unterhalb der Main-Mündung hatte sich bis zum 3. Jahrhundert noch frei von römischer Eroberung gehalten, war daher noch nicht bekannt. Das linksrheinische Gelände war dagegen schon seit Jahrhunderten eine blühende römische Provinz, Germania im engeren Sinne genannt. In den Grundzügen sehen wir auf der Peutinger'schen Karte noch dieselben strategischen Straßenlinien wie heute, so die linksrheinische Straße von Coblenz über Bonn (Bonnae) nach dem Straßenknoten Köln (Agrippina). — Bei Coblenz sehen wir die Mosel (Fl. Musalla) einfallen und an derselben das uralte Trier (Augusta Treverorum) verzeichnet. Sogar die Quellgebirge der Mosel und das linksrheinische Schiefergebirge (Eifel, hohe Veen) finden wir angedeutet; ebenso die dort wohnenden Urbewohner Treveri, Triever, und Mediamatrici (von Mediomatricum, Metz), also die Metzer oder Lothringer. Der links entspringende Fluß Mosa

Die älteste Landkarte.

So liegt der Werth der Peutinger'schen Karte denn mehr darin, daß sie uns den damaligen Stand der Chartographie vergegenwärtigt, da alle sonstigen Karten im Gewirre der Völkerwanderung, ganz besonders aber durch den Brand der großen Bibliothek zu Alexandrien unter dem fanatischen Araber Amru für uns verloren gegangen sind. Endlich bildet sie aber in Verbindung mit den wenigen erhaltenen Schriften aus jener Zeit eins der wichtigsten historischen Documente, wenn sich auch durch die Mangelhaftigkeit des Urbilds wie durch die Unwissenheit der Nachahmer und Abschreiber vielfache Unrichtigkeiten nachweisen lassen. Immerhin ist es höchst wichtig, die Richtung der großen Militärstraßen der Römer, die Entfernung der Reisestationen, die Lage der Hauptstädte, Castelle, Bäder, Colonien, die Stellen, wo Flüsse zu passiren sind, die Wohnsitze der barbarischen Völker, endlich sogar eine Art Gebirgsdarstellung in diesem interessanten Documente niedergelegt zu finden.

Das in genauer Abbildung hier dargestellte Bruchstück ist dem Segment II. entnommen und enthält den Mittellauf des Rheines abwärts von Coblenz (Confluentes). Der an dem obern Rande der Zeichnung laufende Fluß ist der Rhein (Fl. Rhenus). Da die Karte nicht mit der jetzt üblichen Orientirung angelegt ist, wonach der Norden oben liegt, sondern um $^1/_4$ Kreis nach links gedreht ist, so entspricht der Name Bructuri auf dem rechten Rheinufer der Völkerschaft Bructerer, welche nach der Karte etwa zwischen ist die Maas, an deren Quellen wir ein großes römisches Standlager bemerken.

Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen, welche dem Beschauer ein ungefähres Bild der chartographischen Behandlungsweise dieser alten Karte geben, und fügen nur noch bei, daß sie sich in gleichem Charakter weiter fortsetzt. Sie enthält in dieser Manier ein Stück des alten Britanniens, Galliens und Spaniens, ferner in Deutschland das linksrheinische Gelände auswärts von der Nordsee bis Mainz; von hier springt die Nordgrenze ins Quellgebiet der Donau (das Zehntland) und folgt der Donau bis in die Nähe von Peterwardein im heutigen ungarischen Banat. Eine Heerstraße führt von hier nach Temesvar und eine andere von 50 Meilen Länge von Orsova bis an die obere Theiß am Fuße der Karpathen (das westliche Dacien). Weiter geht die Karte durch die heutigen Donaufürstenthümer bis zu den großen Flußmündungen der Donau, des Dniester, Bug und Dnieper in den Pontus (das schwarze Meer) und umschließt Kleinasien, die Länder am Euphrat, Tigris und oberen Ganges, Syrien, Aegypten und Libyen und endigt mit Theilen der mauritanischen (nordafrikanischen) Küstenländer. Selbstverständlich sind alle in diesem Umfange liegenden Länder (Italien, Griechenland) ausführlich behandelt. — Bei allen Mängeln, welche dieses Kartenwerk begleiten, ist daher schon der Umfang desselben von interessantester Belehrung für den Geschichtsforscher. —

Deutsche Herzen, deutscher Pöbel.

Erzählung von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

In dem Saale des Kriegsgerichts sah ich auch die Richter des jungen Manneꝛ. Ich begegnete nur strengen, harten, mitunter stumpfen Soldatengesichtern. Der Präsident allein, ein Stabsoffizier, zeigte einen anderen Zug, als den der dienstlichen Unempfindlichkeit, aber er schien das Menschliche, das sich in ihm regte, seiner Umgebung gegenüber zurückdrängen zu müssen. Hatte der Angeklagte von diesen Richtern eine Hoffnung?

Das bekümmerte Gesicht seines Vertheidigers, jenes kräftigen, stattlichen Mannes, den ich schon vorhin durch das Fenster gesehen hatte, suchte mit Anstrengung den Ausdruck der Zuversicht festzuhalten, wohl nur, um dem Angeklagten nicht seinen Muth zu nehmen. Aber es bedurfte dessen für diesen nicht; mochte er Hoffnung oder keine Hoffnung haben, mochte er aus diesem verhängnißvollen Saale in die Arme seines Weibes, seiner Kinder zurückkehren, oder mochten sie ihn unmittelbar von hier zu der abgelegenen grünen Wiese führen, wo die sieben Todeskugeln seiner harrten, er stand ungebeugt, stolz und muthig da, und der Stolz und Muth waren auch ferner in ihm nicht zu brechen.

Sie kennen ihn ja, fuhr der junge Erzähler zu mir fort, jenen edlen Angeklagten, Sie haben mit ihm, er hat mit Ihnen gekämpft für Deutschlands Freiheit und für Deutschlands Einheit. Dieser Sohn eines der edelsten deutschen Geschlechter, dieser Mann der ausgezeichnetsten Bildung, des einnehmenden Wesens, des wohlwollenden Herzens, des eisenfesten Charakters, der glühendsten Vaterlandsliebe. Ich erkannte ihn; ich hatte ihn nie gesehen, ich hatte nur am Tage vorher flüchtig seinen Namen gehört; ich war ja am Tage vorher noch der leichtsinnige Student.

Ich sah ihn. Ich sah ihn, wie er so stolz und muthig, wie er so groß kämpfte für sein Leben, nein, noch immer für sein deutsches Vaterland, für das er sein Leben eingesetzt hatte, für das er noch jetzt es einsetzte. Seine Liebe zu seinem Vaterlande, seine Aufopferung für sein Volk, das waren seine Verbrechen geworden, wofür auf der stillen grünen Wiese die sieben Soldatenkugeln ihn treffen sollten. Ich sah den Gatten jener unglücklichen Frau, mit dem schönen, leichenblassen Gesichte, wenige Schritte von ihm in Todesangst um ihn bebend.

Der Vertheidiger schrieb etwas. Der alte Diener, den ich suchte, stand vor ihm; er schien auf das Geschriebene zu warten. Der Greis war der Diener auch des Angeklagten; er vermochte nicht den Blick auf seinen Herrn zu richten, es hätte ihm das Herz brechen müssen; die alten Augen standen ihm voll Thränen.

Der Präsident setzte, während der Vertheidiger schrieb, die Verhandlung fort; sie war bis nahe zu ihrem Schlusse gediehen. Die Zeugen waren vernommen, der anklagende Offizier hatte die Anklage aufrecht erhalten. Der Vertheidiger hatte geantwortet; ich hatte ihn vorhin durch das Fenster gesehen, als er seine Rede hielt.

Der Präsident richtete, während ich eintrat, die gewöhnlichen Schlußfragen an den Angeklagten:

„Angeklagter, haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung anzuführen?“

Es waren die letzten Worte, die er jetzt zu seinen Richtern zu sprechen hatte. Sie konnten entscheidend für ihn sein, die Würfel über Leben und Tod, selbst jenen kalten, starren Richtern gegenüber. Die letzten Worte eines Angeklagten üben oft eine wunderbare Macht aus.

Der Angeklagte verlor nichts von seiner Ruhe, seinem Stolze, seinem Muthe.

„Meine Herren Richter,“ sprach er mit fester, klarer Stimme, „ich habe an dem Kampfe Theil genommen, der in diesem Lande gekämpft wurde. Sie nennen ihn die Revolution. Sie haben in diesem Augenblicke ein Recht dazu, denn Sie sind die Sieger.“

Unter den Zuschauern wurde es unruhig, er kümmerte sich nicht darum, er fuhr ruhig fort:

„Aber, meine Herren Richter, es wird eine andere Zeit kommen, und sie muß kommen, sie kann nicht mehr fern sein, da werden Sie für das Männliche kämpfen, für das ich, für das wir gekämpft haben, für ein einiges Deutschland. Denn nur für —“

Er wurde unterbrochen; ein lautes Lachen erhob sich in dem Zuhörerraume. In den vorderen Reihen, unter den vornehmsten und elegantesten Damen begann es höhnisch; lauter pflanzte es sich von Reihe zu Reihe fort, bald hatte es den ganzen Raum erfüllt. Dem aristokratischen Pöbel war der Angeklagte ein Ueberläufer aus dem Lager der Aristokratie in das der Demokratie.

Die unglückliche Frau da hinten an ihrem einsamen Fenster — sie konnte dort ihren Gatten sehen — ihr Herz, wenn auch nicht ihr Ohr, hatte seine Worte vernommen; dieses rohe, gemeine Gelächter war die Antwort darauf — wie mußte es ihr Herz zerreißen!

In den Augen des Präsidenten des Kriegsgerichts blitzte ein roher Unwille; aber erst eine ernste, strenge Ermahnung konnte den Ausbruch der Gemeinheit zum Schweigen bringen.

Der Angeklagte hatte sich stolzer erhoben.

„Ja,“ fuhr er fort, „nur für unser Vaterland, nur für Deutschlands Einheit, Freiheit und Größe haben wir gekämpft. Jetzt hat nun das deutsche Volk den Kampf aufgenommen, aber wie gerade vor einem Menschenalter Deutschlands Heere und Fürsten mit dem Volke sich vereinigen mußten, um das Vaterland, das sie beide nicht einig machen konnten, und das deshalb seitdem auch nicht wieder groß werden konnte, wenigstens wieder frei zu machen, so wird nochmals eine Zeit anbrechen, in der das gesammte deutsche Volk wieder für seine Freiheit und dann auch für seine Einheit und Größe kämpfen wird, mit seinen Fürsten und seinen Heeren, oder wenn die Fürsten nicht wollen, ohne sie; und das deutsche Vaterland wird dann einig und groß werden, und an das Wort Revolution — wer möchte dann daran denken wollen, denken können? — Doch, meine Herren, das ist erst eine Sache der Zukunft. Sie haben über Thatsachen der Vergangenheit und der Gegenwart zu richten, ich weiß es. Und dafür habe ich Ihnen nur noch wenige Worte zu sagen; urtheilen Sie über mich, wie Ihr Gewissen es von Ihnen fordert. Erwägen Sie dabei zweierlei: zuerst, kein unlauterer Gedanke hat mich geleitet; und dann, ich habe ein edles Weib, das mich liebt — ich habe drei unmündige Kinder. Dürfen Sie milde gegen mich sein, seien Sie es um der Armen willen.“

Es herrschte doch tiefe Stille in dem weiten Saale; ein Schluchzen unterbrach sie. Der alte Diener konnte das laute Weinen nicht mehr zurückhalten; er hatte von dem Vertheidiger ein Billet empfangen. Er war gebliebeꝛn, um die letzten Worte seines Herrn zu hören; er mußte aus dem Saale hinausstürzen, wenn er nicht zusammenbrechen wollte.

Ich mußte ihm folgen, in dem entscheidensten Momente. Die Verhandlung war beendigt; die Richter mußten sich jetzt zurückziehen, um ihr Urtheil zu berathen, in wenigen Minuten mußten sie zurückkehren, um das gefundene Urtheil dem Angeklagten zu verkünden, Leben oder Tod. Der Greis hatte sich erschöpft draußen an einen Thürpfosten gelehnt, ich trat zu ihm.

„Ihre Herrin erwartet Sie, sie ist hier.“

Er erschrak.

„Hier die Arme? Führen Sie mich hin.“

Er erzählte mir unterwegs; er kam aus der Residenz. Der alte Vater des Angeklagten, der höchsten Aristokratie angehörig, selbst in seinem hohen Alter unverwöhnt zu reisen, hatte den greisen Diener mit einer Bittschrift für das Leben seines Sohnes an die Regierung gesandt. An zweihundert Bauern von den Gütern des Angeklagten hatten eine gleiche Bittschrift beigefügt. Der Bote hatte die Gesuche in der Residenz übergeben; sie waren zurückgewiesen. Er hatte dem Vertheidiger die unglückliche Antwort in die Gerichtssitzung gebracht. Er mußte sie jetzt noch seiner Herrin mittheilen.

Aber die arme Frau kannte sie ja schon. Sie hatte an ihrem Fenster ihn in den Saal treten, ihn mit dem Vertheidiger sprechen, darauf diesen trostlos gehen. „Es ist Alles vorbei!“ hatte sie dann gerufen.

„Es ist Alles vorbei!“ stürzte sie dem Diener entgegen.

„Bei den Menschen, die von Gottes Gnaden sprechen,“ sagte der Greis, „Aber hoffen wir doch noch auf die Gnade Gottes.“

Er überreichte ihr ein Billet. Es war das, welches der Ver-

theidiger in der Sitzung geschrieben hatte. Sie durchflog es. Es enthielt keinen Trost für sie. Der Vertheidiger schien sie, um ihr keine vergeblichen, grausamen Hoffnungen zu machen, auf das Schrecklichste vorbereitet zu haben. Man las es in ihren Zügen. Sie zuckte einen Augenblick zusammen, wie unter ihrem eigenen Todeskampfe. Aber dann hatte sie sich erhoben.

„Adolph ist gefaßt, schreibt mir der Vertheidiger. Er läßt mich bitten, daß auch ich es sei, möge kommen, was da wolle. Ich will es sein. Ich will seiner würdig sein. Die Verhandlung ist zu Ende, wenn ich recht gesehen habe. In wenigen Minuten muß die Entscheidung folgen. Sie wird mich stark finden, wie sie meinen Gatten groß fanden wird. Bleibe Du hier, Konrad. Und auch Sie, mein Herr, Sie haben mir Ihren Beistand bisher gewidmet, verlassen auch Sie mich nicht."

Sie war wunderbar gefaßt. Ihr edles Herz war auch ein starkes. Sie kehrte zu ihrem Fenster zurück. Sie hatte es wieder geöffnet. Der Diener und ich waren ihr gefolgt. Man konnte tief in den Saal hineinsehen, weiter als ich an dem andern Fenster es früher gekonnt hatte. Man sah den Vertheidiger und zugleich den Angeklagten. Das Gericht war noch nicht zurückgekehrt.

Der Angeklag'e saß auf seinem Platze. Er hatte seine Ellbogen auf seine Kniee gestützt und das Gesicht in die Hände gelegt. Welche Empfindungen, welche Gedanken mochten ihn durchströmen in diesen Augenblicken, so nahe vor der Entscheidung über sein Schicksal! Daß die Gattin in seiner Nähe war, daß ihr Auge ihn sehen konnte, er hatte keine Ahnung davon. Wie viel schwerer hätte es ihm das Herz machen müssen!

Der Vertheidiger ging unruhig auf und nieder. Seine Bewegung litt ihn nicht auf seinem Platze. Das Publicum verhielt sich ruhig. Jene Mahnung des Präsidenten wirkte wohl noch nach. Zu ihrer Ehre wollen wir glauben, daß auch das Schwere, Furchtbare des Momentes selbst auf jene Menschen seine Einwirkung ausübte.

Die Gattin des Angeklagten blieb gefaßt. Das Gericht kehrte noch nicht zurück. Sie erzählte dem Diener, wie sie im Gasthofe auf seine sich mehr und mehr verzögernde Rückkehr zuletzt nicht mehr habe warten können und daher, indem sie Niemanden gefunden, dem sie sich anvertrauen mochte, sich allein hierher 'zu der schon gestern gemietheten Stube auf den Weg gemacht habe. Unterwegs, setzte sie großmüthig hinzu, habe sie meinen Schutz angenommen.

Wir Alle hatten unterdeß die Blicke unverwandt nach dem Gerichtssaale gerichtet. Das Gericht war noch immer nicht zurückgekehrt. Es waren furchtbar peinliche Momente des Wartens. Sie waren in der tiefen Stille, die umher herrschte, um so schrecklicher.

Die Mitternachtsstunde war längst verflossen. Die Tanzgesellschaft neben dem Zimmer, in dem wir uns befanden, hatte sich während der Zeit, daß ich abwesend gewesen war, entfernt. Im Hause war Alles still. Aus dem Gerichtssaale drang kein Laut hervor. Einen Augenblick wurde die arme Frau von ihren Gefühlen überwältigt.

„Wie sie entsetzlich lange ausbleiben!" rief sie.

Ich suchte sie aufzurichten.

„Sollte es nicht ein günstiges Zeichen sein? Es zeigt eine Uneinigkeit der Stimmen, einen Widerspruch gegen das härtere Urtheil. Wie leicht kann da die mildere Meinung siegen!"

Aber sie schüttelte schmerzlich das bleiche Gesicht.

„Bei diesen Richtern nicht. Sie können nur hassen. Sie sollen es nur."

Dann hatte sie sich wieder gefaßt. Dem Hasse konnte sie nur Größe entgegensetzen. Sie nahm ihren Platz am Fenster wieder ein.

Endlich entstand in dem Gerichtssaale eine Bewegung. Man hörte dort eine Thür sich öffnen. Das Militairgericht trat wieder ein, der Präsident an der Spitze. Sie begaben sich zu ihren Plätzen.

Hunderte von Herzen schlugen in banger, furchtbarer Erwartung. In meiner eigenen Brust hörte ich das laute Klopfen. Ich glaubte auch das unruhige Pochen in der Brust der Frau an meiner Seite zu vernehmen. Es herrschte in diesem Augenblicke rund um uns her die tiefste Stille. Sie trug die Schritte des zurückkehrenden Soldatengerichts aus dem Saale zu uns herüber. Die Fenster waren noch geöffnet, das des Saals, wie das, an dem wir uns befanden. Wir mußten jedes Wort verstehen können, wenn der Präsident jetzt das Urtheil verkündete.

Ich zitterte am ganzen Körper. Die unglückliche Frau hatte krampfhaft die eine Stange gefaßt, die sich an dem Fenster befand. Der alte Diener hatte sich zur Seite niedersetzen müssen. Er hatte sein Gesicht mit beiden Händen verhüllt. Der Präsident des Gerichts erhob sich. Er nahm ein Papier in die Hand. Es war das Urtheil, das er nun verkünden wollte.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Ein Blick aus den sechziger amerikanischen Zuständen. St. Louis, Mitte Mai. Es giebt ein Wort in der englischen Sprache, für welches der Deutsche keine völlig bezeichnende Uebersetzung hat, weil in seinem Leben ganz der Begriff dafür fehlt. Es ist das Wort „rowdy", das einen Menschen bezeichnet, der, keck und verwegen, bei den kleinsten Gelegenheiten mit Messer und Revolver bei der Hand ist, dem ein Menschenleben nichts gilt und dessen Gemüthsroheit alle besseren Eigenschaften, wenn er deren hat, paralysirt. Der genauere Beobachter amerikanischer Zustände aber erkennt bald, daß dieles Rowdy-Element den Grundzug des gesammten männlichen Amerikanerthums, vom Vereinigten-Staaten-Senator herab bis zum Sträfling, bildet — bei den politischen Strömen von einem Firniß gesellschaftlicher Höflichkeit überzogen, der indessen im Zustande der Erregung sofort abspringt; bei den arbeitenden Classen offen zu Tage getragen und hier eine eigene skala presslessionaller Rowdies bildend, die sich hart an jede Art noch schlimmeren Gewerbe anschließt. Diesen Grundzug nennt der Amerikaner unbändigleitsgeschwind und respectirt ihn in seinen Kindern so, daß er dem zehnjährigen Knaben bereits den Gebrauch der Feuerwaffen gestattet und seiner Rohheit als ein Zeichen trätigen Charakters völligen Raum läßt — und so findet blutige Messergefechte zwischen Schulknaben und jede Art der vulgärsten Krafworte etwas Gewöhnliches — schlimmerer Dinge nicht zu gedenken.

Dieser durchgehende Rowdygeist ist der Fluch der amerikanischen Republik, die sein Mittel zu seiner Bändigung hat; er erzeugt die Prügeleien im Congreß und macht jeden Ort, an dem sich verschiedenartige politische Elemente bis zur Erhitzung reiben, zu einem blutigen Schlachtfelde, und den Messern und Revolvern erlegt gewöhnlich die gute Sache.

Der Süden wird in diesem Augenblicke völlig und allein von diesem Geiste regiert, und die Furcht vor dem Streit und Revolver, der Leichte und dem Theuren und Jedem bald jeden Ausdruck von Sympathie mit der Union nieder — in den Grenzsclavenstaaten aber, wie Virginien, Maryland, Tennessee, Kentucky und vor Allem Missouri, welche neben der Partei der Sclavenbesitzer eine unabhängige, freisinnige Bevölkerung einschließen, in denen das eingewanderte Element zahlreich vertreten ist, kämpft das Rowdythum für die südliche Partei noch nun die Macht, und wo es hier und da die Ueberhand bekommt, jagt es die friedlichen Landbewohner von Haus und Hof, sengt und brennt und versucht durch den Schrecken jeden Widerstand zu ersticken.

St. Louis war noch die einzige Stadt in diesen Grenzsclavenstaaten, in welcher das deutsche Element, verbunden mit einem kleinen Theile unionstreuer amerikanischer Bevölkerung, die Rowdymacht der Secessionisten über Anhänger der Südpartei niedergehalten hatte. Der Staats-Gouverneur, halb wahnsinnig vor Aengstlichkeit, es den anderen südlichen Staaten gleich zu thun, hatte umsonst alle Minen hringen lassen, um den Widerstand des „fremden Elements" zu brechen. Er kündigte dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, welcher die Stellung von Militär-Regimenter in eine Stadt verbot, welche Excessen gegen die Baumwollen-Staaten gesperrt, den Gehorsam — in Zeit von acht Tagen aber hatte das deutsche Element von St. Louis aus sich selbst fünf vollzählige Regimenter dem Präsidenten zur Disposition gestellt, welcher auch sogleich ihre Aufnahme in das hiesige Bev. Staaten Arsenal anordnete, um so einen kräftigen Schutz für die Unionsleute von St. Louis gegen das sich immer stärker erhebende Rowdythum der Secessionisten zu gewähren. Damit war aber aus der deutschen Gewohnheit auch die ganze junge weibrhafte Kraft gezogen, und zur Rowdy für ungesetzliche Gelabren treiben die Fanatikerwüter zusammen, eine „Mann-Guard" der Heimathsverein von ca. 6000 Mann bildend. Jeden Tag marschirte ein Theil derselben nach dem Arsenale hinaus, um sich einschwören und mit Gewehren und Munition versehen zu lassen.

Mit Beginn meines Setzens des Gouverneurs und der Secessionisten-Partei diese Maßregeln wahrgenommen worden, und die ingrimmigste Rache ward Allem, was deutsch hieß, geschworen. Zwei Compagnien bereits eingeexerirter und gut bewaffneter Amerikaner, die sich „Minutenmänner" nannten, vereinigten sich mit einer amerikanischen Militz-Compagnie, um den Deutschen innerhalb der Stadt Widerpart zu halten; der Gouverneur aber, die Geringfügigkeit dieser Macht erkennend, ordnet die Bewaffnung des Staats an, flieht zu diesem Zwecke mit Hülfe des secessionistischen gesetzgebenden Körpers der Schatzkasten des Staats nimmt den zur Bezahlung der Zinsen für die Staatsschuld bestimmten Geldern und bestreibt die Zusammenziehung eines Militair-Lagers bei St. Louis. Die ganze Hefe der Staats-Bevölkerung, das presselsionelle Rowdythum, die Hasen-

Digitized by Google

arbeiter (unter dem Namen Levee-Ratten ein Schrecken aller ruhigen Leute) werden zusammengetrommelt, und ca. 2000 Mann stark wird an dem dem Arsenale entgegengesetzten Ende von St. Louis ein Lager aufgeschlagen, so daß die Stadt zwischen zwei sich bis auf den Tod hassenden Truppenkörpern liegt und jeden Augenblick einen Kampf in ihren Straßen erwarten muß.

Am letzten Donnerstag, den 9. Mai, landet nun noch ein Dampfschiff, zieht die Secessionsflagge auf und schifft für das Secessionslager vier Kanonen und eine gewaltige Masse Gewehre nebst Munition aus, und Alles geht, ohne das geringste Hinderniß zu finden, durch die Stadt nach seinem Bestimmungsorte. Die Deutschen sind in gewaltiger Aufregung, und die Entrüstung, daß der Commandant des Arsenals so ruhig der Verstärkung offener Landesverräther zusieht, ist allgemein. Aber der Commandant hat mit Vorbedacht so gehandelt: die ganze Ladung war aus den südlichen Arsenalen der Ver. Staaten gestohlen, und jetzt hat er ein Recht, den Rowdies zu Leibe zu gehen.

Am Freitage Mittag durchzieht eine Macht von ca. 5000 Mann, mit Artillerie versehen, aus dem Arsenale kommend, die Stadt, die gesammte deutsche Heimathswehr ist daneben auf ihren Alarmplätzen versammelt, und die Stadt ist in fieberhafter Aufregung. Die Geschäfte schließen sich — aber wer nicht durchaus an sein Haus gebunden ist, eilt zu Pferde und Wagen, mit der Straßeneisenbahn oder zu Fuß nach dem Platze der Entscheidung — es scheint nicht ein Treffen, sondern eine aufregende Schaustellung bevorzustehen, und die „Ladies", selbst Frauen mit Kindern machen einen ziemlich bedeutenden Theil der Neugierigen aus. So ist nun einmal der Amerikaner, und wenn die Kartätschen fliegen, er muß es sehen. Die Dispositionen waren so gut getroffen, daß das Secessionslager von den Unionsmannschaften wie mit einem Schlage völlig eingeschlossen war, und, jeder Hoffnung gegen die Uebermacht baar, giebt sich der Commandirende mit seinen Mannschaften gefangen. Die ganze wilde Bande wird, obwohl zähneknirschend, entwaffnet, und wer sich weigert, den Kampf gegen die Ver. Staaten abzuschwören, soll den Marsch nach dem Arsenal als Gefangener antreten. Unter der Zuschauermenge, die fast ganz aus secessionistischen Amerikanern besteht, ist die Erbitterung furchtbar — in jetzigen Zeiten geht Niemand zehn Schritte weit, ohne mit einem geladenen Revolver bewaffnet zu sein — und dem Rowdygelüste folgend, geben einige der Zuschauer auf die Unionstruppen Feuer; dies ist nur für Andere ein Signal, rechts und links, besonders aus den Wagen, fallen Schüsse; Steine fliegen sogleich von allen Seiten, und der so plötzlich attakirte Theil der Truppen schlägt an — die Angreifer stürzen unter die Masse der Frauen, die Wagen jagen davon, Alles zermalmend, was auf ihrem Wege ist, das Pelotonfeuer kracht, und heulend zerstiebt Alles — das Feld aber ist mit Leichen beiderlei Geschlechts bedeckt.

Düster treten die Truppen, ihre Gefangenen in der Mitte, den Heimmarsch an, in St. Louis sind die Straßen gespensterhaft todt — Jeder fürchtet einen Ausbruch des Rowdythums innerhalb der Stadt, die Home-Guards stehen die ganze Nacht unterm Gewehr, aber der Schlag war zu tiefgreifend, und nur an einzelnen Ecken standen lärmende Versammlungen echten Gesindels, deren Redner den Kreuzzug gegen die Deutschen und deren radicale Vertilgung predigten. Noch am Morgen desselben Tags hatte das unter der Autorität des Gouverneurs erscheinende „State Journal" den Passus gebracht: „und dieser Krieg wird geführt werden, so lange noch ein Deutscher ein Leben auf dem Boden von Missouri zu verlieren oder ein Haus zu verbrennen hat!" — was sollten sich also die Rowdies geniren? Blieb aber auch die Nacht äußerlich ruhig, so wurde doch im Geheimen gearbeitet — die reichen Amerikaner, meist sämmtlich Sclavenhalter und deshalb geschworene Feinde der Deutschen, thaten ihre Geldkasten auf, und wo nur eine Feuerwaffe zu kaufen war, wurde sie um jeden Preis erworben.

Der Sonnabend kam, und die bleischwere Angst lag auf der Stadt, die Geschäfte blieben geschlossen. — Rowdy-Haufen durchzogen die Straßen, jedes deutsche Gesicht, das sich zeigte, wurde insultirt, bald blieb es nicht mehr dabei; Hetzjagden wurden auf offener Straße angestellt, und wo es Widerstand gab, ward gefeuert — die Home-Guard war kaum erst organisirt und nur gegen stärkere Aufläufe zu gebrauchen — so zählte man schon zehn meuchelmörderisch Erschossene bis Mittag; mit jeder Minute aber ward der Fanatismus größer; „Tod den Deutschen!" war das immer häufiger werdende Geschrei — die deutschen Quartiere aber waren wohl genug bewacht, und so, als es keine Menschen mehr zu morden gab, richtete sich die tolle Wuth gegen Hunde und Pferde — nur um knallen zu hören und Blut zu sehen.

Am Nachmittag wurde es eine Zeitlang still — es schien etwas vorbereitet zu werden und gegen 5 Uhr kam es schrecklich zum Vorschein. Die letzte Abtheilung der Home-Guard war nach dem Arsenal gegangen, circa 1000 Mann stark, um dort eingeschworen zu werden und ihre Waffen zu erhalten. Scharf geladen treten sie ihren Rückmarsch an; kaum passiren sie aber die oberhalb einer dortigen Kirche nur von reichen Amerikanern bewohnte Walnut-Straße, als vor und hinter ihnen ein Regen von Büchsen- und Revolverkugeln, theils aus der Kirche, theils aus den Häusern, theils von einem offenen Trupp Secessionisten gefeuert, auf sie einschlagen — die überraschten Bürger machen Front nach allen Seiten und geben Feuer, die Spitzkugeln säubern auf fürchterliche Weise die Straße, dringen in die Häuser und vertilgen, wo sie etwas Lebendiges treffen — 25 Leichen bedecken in drei Minuten das Pflaster; dann marschiren die Angegriffenen in guter Ordnung weiter — aber noch zwei Mal haben sie erneuerten Attaquen zu stehen, von allen verborgenen Plätzen schlagen Kugeln in ihre Reihen, und ihre Todten mit sich tragend erreichen sie endlich ihr Hauptquartier. Der Amerikaner hätte jedes Haus demolirt, aus dem auf ihn geschossen wurde, der Deutsche aber fühlt sich in seiner plötzlich so selbstständigen gefährdeten Existenz noch so unsicher, daß er erst die rechte Besinnung wieder erhält, wenn er sich in seinem heimathlichen Viertel findet. Da weiß er, was er zu thun hat.

Heute ist Sonntag, der Regen gießt in Strömen, und so ist es bis auf einzelne hie und da abgefeuerte Schüsse ruhig geblieben. Was morgen wird, mag Gott wissen — nur Belagerungszustand und Kriegsrecht kann einem allgemeinen großen Unglücke vorbeugen. Eine peinliche Gedrücktheit liegt auf der Stadt, die Schulen sind geschlossen, und die Familien fliehen über den Mississippi nach dem freien Boden von Illinois. Das ist der **Anfang** dessen, was sich erst noch entwickeln soll.

Drei Tage später.

Gestern kam **Hecker** mit seinen zwei Söhnen und trat als Gemeiner in eins der freiwilligen Regimenter ein. Die Deutschen jubeln ihm entgegen. **Dowiat**, der schon einige Monate den Baumwollen-Baronen die Schuhe putzt, soll jetzt Feldprediger in einem südlichen Regimente sein.

O. R.

Ein Dohlenpaar. Seit einer Reihe von Jahren, erzählt uns Herr Menge, der Thürmer des Nicolaithurms in Leipzig, nistete in einer Maueröffnung neben dem Krahnbalken auf meinem Thurm ein flottes Dohlenpaar und war in dieser ganzen Zeit wahrscheinlich niemals ernstlich gestört worden. Im vorigen Frühjahr nun hatten dieselben wieder ihr altes Nest bezogen, Eier gelegt, dieselben ausgebrütet, und flogen den ganzen Tag ein und aus, die Jungen mit Futter zu versorgen, zu welchem Zwecke sie auch Besuche auf den Fenstersimsen meiner Wohnung machten, um die kleinen Abfälle, welche für sie hingelegt wurden, in der größten Geschwindigkeit wegzuholen. Dies war für mich und meine Familie eine bekannte Sache, da das Pärchen seit 10—12 Jahren regelmäßig im Frühjahr sein altes Nest wieder bezog.

Nun hatte ich schon lange gewünscht, eine junge aber flügge Dohle in meinen Händen zu haben, um dieselbe genau besehen zu können; ich erstieg zu diesem Zwecke mittelst einer Leiter das Nest, um nachzusehen, ob die Jungen noch da wären oder ob sich dieselben schon fortgemacht hätten, denn einige Tage vorher hatte ich noch beim Füttern das Piepen und Gluchzen derselben gehört. Es saß richtig noch ein Junges, schon ziemlich flügge, auf dem Neste und stemmte, sperrte und zischte gewaltig, als ich es ergriff und wegnahm. Die Alten waren bei diesem Raube nicht zugegen, konnten also auch bei ihrer Zurückkunft nicht wissen, wo ihr Junges hingekommen war; trotzdem sahen sie es im Augenblicke ihres Ankommens auf der Gallerie sitzen, wohin ich es mittlerweile, nachdem ich es meiner Familie gezeigt, gebracht hatte; mit lautem Geschrei und Gekrächze umflogen sie den Thurm unaufhörlich, bis auf einmal das Junge, welches noch sehr steif und ungelenk war, mir unter den Füßen wegflatterte, durch das eiserne Geländer kroch und hinunter in eine Rinne des Kirchdaches stürzte, wo es ruhig sitzen blieb. Mit einer ungeheuren Geschwindigkeit schossen die Alten nach, setzten sich neben dasselbe hin, besahen es von allen Seiten, gackelten und gluchzten um es herum, und da sie es unbeschädigt fanden, erhoben sie sich wieder und flogen in der Richtung nach Schönefeld davon.

Die Rinne, in welcher das Junge saß, befand sich dicht unter einem Dachfenster, so daß ich, als ich hinunter kam, es bequem wieder erfassen und nochmals heraufstragen konnte; dieses Mal setzte ich es aber nicht wieder auf die Gallerie, sondern in sein altes Nest, wo ich es weggenommen hatte, und eilte nun wieder in der größten Geschwindigkeit hinauf, um die Alten beobachten zu können. Ich brauchte auch nicht lange zu warten, da kamen dieselben wieder zurück, aber nicht allein, sondern in Gesellschaft von wenigstens 12—14 andern Dohlen, wahrscheinlich den nächsten Freunden und Verwandten, umkreisten unter unaufhörlichem Geschrei fortwährend den Thurm und suchten das während der Zeit verschwundene Junge.

Endlich mochte die Mutter doch wegbekommen haben, daß sich ihr Kind wieder im Neste befand, denn sie setzte sich auf den Krahnbalken, blickte aufmerksam hinein, horchte und lockte, bis sie sich überzeugt hatte, daß nirgends mehr Gefahr drohte, krächzte laut, wahrscheinlich um die Andern zu rufen, und kroch nun in das Nest hinein.

Was nun im Innern vorging, kann ich nicht sagen, allein nach einigen Minuten kam auch der Vater, lief auf dem Krahnbalken bis hinter an das Nest, während die Verwandten fortwährend den Thurm umkreisten, erfaßte das Junge mit dem Schnabel an dem Flügel, und zog und zerrte dasselbe, während die Mutter hinten schob und hackte, bis auf die äußerste Spitze des schrägen, dachartig mit Eisenblech beschlagenen, also sehr glatten Balkens; dort angekommen ließ der Vater nun los, hüpfte von dem Balken hinunter, blieb aber schwebend dicht unter demselben, und nahm nun das Junge, welches wahrscheinlich vor Angst zitterte, da es die ungeheure Tiefe vor sich sah, und welchem die Mutter noch einen derben Stoß mit dem Schnabel versetzt hatte, sodaß es von dem schrägen Eisenblech herunter mußte, auf den Rücken, die Mutter flog sofort neben ihn, so dicht, daß man das Zusammenschlagen der Flügel hören konnte, und nahm nun die Hälfte der Last auf sich, indem das Junge, mit jedem Fuße auf einem der Alten stehend und mit den Flügeln schlagend, wie ein Kunstreiter in der Luft davon zog, begleitet von dem laut jubelnden Schwarme seiner Verwandten und Freunde, welche wahrscheinlich vor Freude außer sich waren über die glückliche Rettung ihres jungen Vetters.

Dieses Jahr habe ich vergebens auf die Wiederkehr unserer alten Bekannten gewartet; sie sind nicht erschienen, wenigstens nicht im Neste zum Legen und Brüten, sondern nur auf Besuch, um sich einige fette Bissen aus dem Fenster zu holen, worauf sie sofort wieder verschwanden; ihr altes Nest ist noch ganz in dem Zustande, wie sie es verlassen haben, und einstweilen von einem Paar zärtlicher Thurmtauben eingenommen, und ich glaube auch nicht, daß jemals wieder Dohlen sich darin ansiedeln.

Das Pferd des Gemordeten. Ein Herr S., der an der Grenze der Staaten Mississippi und Louisiana bei einem Pflanzer zum Besuch war, ritt eines Morgens in einem der letzten Winter mit seinem Freunde nach Franklinton. In der Nähe eines Dickichts an der Seite der Straße wurden die Pferde sehr unruhig, fingen an zu schnauben und wollten nicht weiter. Der Herr stieg also ab, gab den Zügel seinem Freunde, dem Pflanzer, und ging in das Dickicht hinein, um die Ursache dieser großen Aufregung der Pferde zu entdecken.

Er sah in dem Staube des Weges eine Spur von irgend einem schweren Gegenstande, den man geschleift hatte, und derselben folgend fand er bald, was er suchte. Vor ihm lag der Leichnam eines wohlgekleideten, schönen Mannes, den man schändlich ermordet hatte; eine Kugel war durch seinen Kopf gegangen und außerdem hatte man ihm den Hals von einem Ohr bis zum andern durchgeschnitten; die gestickte Weste und das feine Hemd waren voll Blut, welches aus breiten Messerwunden in Brust und Seite strömte. Der Körper war kaum kalt. Neben demselben lagen zwei lederne Satteltaschen, die man geplündert hatte und deren Inhalt umhergestreut war. Der Ausruf des Schreckens, der dem Herrn entfuhr, lockte seinen Freund herbei, und dieser erkannte in dem Ermordeten sogleich einen Herrn Hendrichs, einen geachteten Advocaten aus einer benachbarten Grafschaft.

Während die beiden Männer damit beschäftigt waren, die Leiche zu untersuchen, hörte man in der Nähe ein Schnauben und Stampfen, und der Pflanzer, der dem Lärm nachging, kam bald mit einem wunderschönen, braunen Vollblutpferde zurück, welches Jedermann in jener Gegend als das Eigenthum des Herrn Hendrichs kannte. Das schöne Thier war in der höchsten Aufregung; es zitterte an allen Gliedern und fiel beinahe vor Entsetzen zur Erde, als es auf die Leiche seines Herrn sah. Die Vorderfüße vorgespreizt, Hals und Kopf lang ausgestreckt, die Mähne beinahe aufgerichtet, starrte es, ein Bild des Entsetzens, mit glühenden Blicken auf den Todten, dem es sich nach einigen Augenblicken zögernd näherte. Dann bog das treue Thier seinen Kopf herunter und als es sich durch Beschnoppern überzeugt hatte, daß es wirklich sein Herr sei, leckte es seine kalten Hände, wie es ein Hund gethan haben würde.

Dieser Mord erregte in der ganzen Gegend eine große Aufregung. Es fand sich, daß der Advocat eine bedeutende Geldsumme bei sich gehabt, die er von einem seiner Clienten erhalten hatte, und im Begriff war, diese nach Franklinton in die Bank zu bringen. Diese Summe und eine goldene Uhr fehlten, so daß Niemand daran zweifelte, Herr Hendrichs sei von irgend welchen Straßenräubern angefallen und ermordet worden. Verschiedene verdächtige Personen wurden arretirt; allein der Mörder wurde nicht entdeckt. Einige Wochen waren seitdem vergangen, als der Herr, welcher die Leiche gefunden hatte, auf dem noch immer im Gewahrsam des Pflanzers befindlichen Vollblutpferde des Ermordeten nach Franklinton ritt, wo gerade Gerichtssitzung und eine große Menge versammelt war. Das wohlbekannte Pferd des Herrn Hendrichs erregte natürlich Aufmerksamkeit, und eine Menge Menschen drängten sich heran, es zu sehen. Plötzlich sprang das Pferd so heftig zur Seite, daß es den Reiter beinahe abgeworfen hätte, und schnaubte laut, wie entsetzte Pferde zu thun pflegen.

Das außerordentliche Benehmen des Thieres erregte Verdacht, und man fand bald, daß die Ursache desselben die Annäherung eines Mannes war, welcher sich in den Kreis drängte, um zu sehen, was da vorgehe. Es war dies ein Speisehauswirth, Namens Bill Nevins. Dem Reiter des Pferdes entging der eigenthümliche Ausdruck auf dem Gesichte dieses Mannes nicht, als er das Pferd erblickte, und ebensowenig die tödtliche Blässe, die seine Wangen färbte, als Jemand aus der Menge den durch das Benehmen des Pferdes erweckten Verdacht gegen Bill Nevins geradezu aussprach. „Wer sagt, daß ich den Advocaten Hendrichs todtschlug? Es ist Alles Lüge!“

Sein Benehmen zeigte indessen so sehr von Schuld, daß man ihn daraufhin einzog. Es war jedoch nicht leicht, ihm dieselbe zu beweisen, und außerdem war es nicht ausgemacht, in welchem der beiden an einander grenzenden Staaten der Mord begangen worden sei, da aus der Spur im Sande der Straße hervorging, daß der Gemordete eine Strecke geschleppt worden war. Man fand die Leiche freilich in Mississippi; allein er konnte ebenso gut in Louisiana ermordet worden sein, dessen Grenze nur wenige Schritte entfernt war.

Der Tag für das Gericht über Nevins war festgesetzt und noch immer weiter nichts gegen ihn vorzubringen, als das allerdings verdächtige Entsetzen des Pferdes bei seinem Anblick. Einige Tage vor der Gerichtssitzung jedoch ritt der Entdecker des Mordes abermals nach Franklinton in Gesellschaft von mehreren anderen Herren. Als man in die Nähe der Stelle kam, wo man den Gemordeten gefunden hatte, zeigte das Pferd wieder dieselben Zeichen der Angst wie früher, während die anderen Thiere seine Aufregung nicht theilten. Die Reiter hatten den fatalen Fleck bereits hinter sich, als der Braune plötzlich, ohne sich an den Zügel des Reiters zu kehren, mit diesem in ein Dickicht hineinsetzte, und sich durch Ranken und Gestrüpp zu einem großen Wurzelstock seinen Weg bahnte, wo er stehen blieb und in heftiger Aufregung mit dem Vorderfuße den Grund schlug.

Da alle Herren Zutrauen in die Klugheit des Pferdes hatten, so untersuchten sie sogleich die Stelle, vollkommen davon überzeugt, daß Hendrichs hier ermordet worden sei. So war es auch. Man fand ein eigenthümlich geformtes Bowiemesser, welches sogleich als eins erkannt wurde, welches Nevins gehabt hatte, und an den Wurzeln des Baumes fand man blutiges Haar, welches unstreitig von Hendrichs kam. Diese Beweise genügten. Der Mann bekannte seine Schuld. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß Hendrichs viel Geld bei sich habe, paßte ihm auf, lockte ihn unter einem plausiblen Vorwand in das Dickicht und ermordete ihn.

Von Hunden hat man häufig ähnliche Beweise von Klugheit gehört; allein durch die Klugheit eines Pferdes ist wohl noch nicht oft der Mord eines Menschen entdeckt worden.

Bob, der Hund der Londoner Feuer-Brigade, war eine Berühmtheit der Weltstadt. Sobald die Feuerglocke an der Station, wo er sich aufhielt, geläutet wurde und die Spritzen sich bereit machten, placirte sich Bob an die Spitze und rannte mit lautem Bellen voraus, den Weg frei zu machen. Auf dem Platz angekommen, war er stets der erste, welcher die Feuerleiter hinauf lief, durch die Fenster in brennende Zimmer drang und den Feuermännern den Weg zeigte, wo ihre Hülfe am nöthigsten war. Als vor einiger Zeit ein Haus in Folge einer Explosion in Brand gerieth, stürzte Bob hinein und kam zurück — eine gerettete Katze im Maul. Bei einem andern Feuer in Lambeth, einem Theil Londons auf dem südlichen Ufer der Themse, hatten die Feuermänner bereits das Haus verlassen, überzeugt, daß kein Mensch mehr darin sei; allein Bob blieb vor einer Seitenthür laut bellend stehen und wollte nicht wanken noch weichen. Man schlug die Thür ein und fand im Gange ein halberstickes Kind. Bei einer Versammlung des Anti-Thierquäler-Vereins im vorigen Jahre zeigte Bob manche seiner Kunststücke und arbeitete z. B. an der Pumpe einer Spritze. Vor einigen Wochen wurde dieses kluge Thier überfahren und getödtet. Bob trug ein messingnes Halsband mit folgender Inschrift:

„Stop me not, but let me jog,
For I am Bob, the London firemen's dog.“

„Haltet mich nicht auf, sondern laßt mich laufen, denn ich bin Bob, der Hund der Londoner Feuermänner.“

Kleiner Briefkasten.

M. Kd. in Stettin. In den nächsten 5—6 Nummern hoffen wir die Ruppius'sche Novelle: „Ein Deutscher“, die so großen Anklang gefunden, beenden zu können. Eine Separatausgabe — eine englische Uebersetzung existirt noch nicht — wird sofort nach Abdruck des Schlusses erscheinen und alle diejenigen Stellen enthalten, welche unter dem Redactionsstifte unserer Zeitschrift nothwendig fallen mußten.

B. M. in Hamburg. Legen Sie die falsche Scham ab und frankiren Sie zukünftig Ihre Wünsche.

Dchs. in K. Die Gesangbuchsverse des Herrn Th. mögen Ihnen gefallen — wir können keinen Geschmack daran finden. Aehnliche Waare finden Sie in allen Gebetbüchern.

Br. in Sch. Ihre Wünsche können wir vielleicht schon in nächster Zeit erfüllen.

F. T. in K. Nicht branchbar.

L. S. in G. Die „Schießordnung des Gothaer Schützenfestes“ ist erschienen und kann sowohl in der Redaction der Gartenlaube eingesehen, wie von dem Ausschuß in Gotha bezogen werden.

L. D. in St. — **Se.** aus T. — **B.** in Hamm. — **Hausfrau** in Lbbg. — **B. B. Nr. 76** — **A. M.** in Annaberg. — **D. F. Nr. 20.** — **C. C. Nr. 23.** — Wir müssen die Herren und Damen, welche unter obiger Chiffre Beiträge einsandten, leider ersuchen, über ihre Manuscripte zu verfügen. Gedicht-Manuscripte, erklären wir nochmals, werden nicht zurückgesandt.

K. in Olb. Für das italienische Sprachstudium können wir Ihnen die Grammatik von Fornasari und den Lehrgang von Philippi, zur Erlernung der spanischen Sprache „Hobelmann's Unterricht“ empfehlen.

D. in G. Die gewünschte Auskunft werden Sie besonders in dem Werke des früheren hiesigen Missionsdirector Graul: „die Unterscheidungslehren ꝛc.“, ferner in Winer's comparativer Symbolik (augenblicklich nur antiquarisch zu haben), in dem gleichnamigen Werke von Matthes (Leipzig, bei Wöller), so wie in Kirchengeschichten und Conversationslexicis finden können.

A. in D. Vortrefflich! Angenommen.

Für die Abgebrannten in Glarus

gingen mir bereits zu von: Carl Geibel in Leipzig 15 Francs — J. C. in Spremberg 1 Thlr. — A. S. in Altenburg 1 Thlr. — C. F. Henke in Ebersbach 2 Ducaten — J. G. S. und G. 5 Thlr. — Dr. Schildbach in Leipzig 1 Thlr. — Redaction und Verlagshandlung der Gartenlaube 20 Thlr. — R. Htm. in L. 2 Thlr. — A. W. in L. 1 Thlr.

Jede Liebesgabe, auch die kleinste, ist willkommen. Denkt Eurer unglücklichen Brüder. **Ernst Keil.**

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das zweite Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen. **Ernst Keil.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 26. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1¼ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

Eine neue halbe Stunde mochte verflossen sein, als sich rasche Tritte auf der Treppe, welche nach der Office führte, hören ließen. Ein zweiter junger Mann, in der ganzen Eleganz der fashionablen Welt, trat mit gehobenem Kopfe, die Cigarre im Munde und die Reitpeitsche in der Hand, ein, und die Familienähnlichkeit verrieth dem wartenden Reichardt sofort, daß er wieder einen der Johnson's vor sich hatte.

„Sie werden erledigen, was etwa vorfallen sollte, Mr. Black," sagte der Eingetretene nach einem kurzen Morgengruße, „ich habe ein Engagement, das mich bis Nachmittag aus der Stadt hält — hoffentlich wird es hier nichts von besonderer Wichtigkeit geben!"

Der Buchhalter hustete ohne aufzusehen.

„Haben Sie mir sonst irgend etwas zu sagen, Sir?" fragte der Erste nach einer kurzen Pause und schlug wie in leichter Ungeduld die Reitgerte gegen seine Wade.

„Es ist heute der 14.," begann jetzt der Alte, ohne den Kopf zu wenden, „und um elf Uhr ist Termin in der Sache gegen James Miller wegen Unterlassung der contractmäßigen Getreidelieferung. Wenn Sie, Mr. William Johnson, der den Vertrag abgeschlossen, aus der Stadt wollen, so sehe ich keinen andern Weg, als die eingeklagte Forderung gegen den Mann fallen zu lassen."

Der Fashionable preßte die Lippen auf einander und machte einen raschen Gang durch das Zimmer. „Sie haben Recht," sagte er dann stehen bleibend, „ich habe das übersehen. Ich werde also nur den kurzen Ritt nach Frost's hinauf machen und dann wieder hier sein. Ist sonst noch etwas, Mr. Black?"

Der Genannte wandte sich jetzt langsam um. „Hier ist ein junger Mensch, der als Porter bestellt werden ist — weiß nicht von wem," sagte er, die buschigen Augenbrauen zusammenziehend, „wieder ein Deutscher und scheint mir schon mehr Bescheid auf Offices zu wissen, als ich bei solchen Leuten gern habe!"

William Johnson wandte rasch den Kopf nach dem sich erhebenden Reichardt, und die Augen der beiden jungen Männer, die kaum zwei Jahre im Alter auseinander sein konnten, trafen sich und blieben zwei Secunden wie unwillkührlich in einander hängen; dann aber überflog der Blick des Ersteren die ganze Erscheinung des Applicanten. Reichardt hatte wohl seinen ältesten Anzug für sein erstes Auftreten gewählt, aber der Sitz der Kleider, die Feinheit seiner Wäsche, das volle, elegant gescheitelte Haar und die ganze Haltung des jungen Mannes verriethen ohne Weiteres den Menschen aus der „guten" Gesellschaft. Was in der Seele des Mustern-den vorging, konnte Reichardt nicht errathen, aber die Mienen des Letzteren nahmen, als er seine Inspection vollendet und die ersten Fragen an den Deutschen richtete, einen Ausdruck von hochmüthiger Nonchalance an, welcher diesem bis in's Herz weh that. „Es ist schon richtig," wandte er sich dann an den Buchhalter zurück, „Bill garantirt für den Mann, und das ist mir lieber, als Jemand von der Straße weg in's Haus zu nehmen — falls er genügend englisch versteht, kann er hier bleiben, und James mag ihm von dem, was er zu thun hat, unterrichten. In zwei Stunden bin ich wieder zurück." Er klatschte mit der Reitpeitsche gegen seine Beinkleider und verließ mit zurückgeworfenem Kopfe den Raum.

Reichardt war bleich geworden; fast wollte ihm diese Behandlungsweise, gegen die er nicht gefeilt gewesen war, absichtlich erscheinen, und doch hätte er sich nicht die Spur eines Grundes dafür angeben können. Er hörte nicht, wie der Buchhalter sich mit einem unsprechenden Brummen wieder abwandte, und erst als dieser ein Stück Papier nach dem äußersten Rande des Pultes schob und ihm mit einem lauten: „Hier schreiben Sie, was ich Ihnen sagen werde!" eine Feder hinhielt, wurde er seinen Empfindungen entrissen. Er folgte der Aufforderung und warf, ohne einen Zug von Bitterkeit unterdrücken zu können, mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit das ihm dictirte Formular eines Verladungsscheins auf das Papier. Der jüngere Johnson hatte neugierig von seiner Arbeit aufgesehen und beobachtete, als erwarte er ein Amüsement, wie der Alte die Schriftprobe vor sich nahm; dieser indessen schien nach der Länge seiner Prüfung jeden Buchstaben studiren zu wollen, ließ einzelne grunzende Laute hören und schob endlich mit einem: „Können etwas davon lernen!" das Papier dem jungen Clerk hinüber. Dann wandte er sich mit einem kurzen Husten nach dem Deutschen. „Sie mögen den Besen nehmen und mit Ihrer Arbeit fortfahren; Mr. Johnson ist einverstanden, daß Sie hier verwandt werden, sagen Sie mir aber zuerst Ihren vollen Namen — die Porters werden im Hause bei ihren Taufnamen gerufen — und dann wird Ihnen Mr. James Johnson hier, an den Sie sich wenden mög'n, das Weitere über Ihre Arbeit sagen!"

Ein erhöhtes Roth war in Reichardt's Backen gestiegen, als er von Neuem die Feder ergriff, um seinen Namen niederzuschreiben; er wartete nicht die Versuche des Buchhalters, eine Aussprache dafür zu finden, ab, warf, sobald er das Zimmer verlassen, den Rock von sich und begann, als wolle er sein verletztes Gefühl betäuben, mit Hast das Reinigungswerk der äußeren Räume. Erst als er die Treppe hinab gefegt hatte und eine Art Scheu in sich

fühlte, die begonnene Arbeit bis auf die offene Straße fortzusetzen, hielt er inne. „Entweder geh' ganz von hier weg und gieb auf, was du unternommen," sprach er nach einer Pause vor sich hin, „oder schäme dich nicht dessen, was dich nährt; sei das, was du einmal bist, ganz und überlasse das Uebrige der Zukunft!" und als gehe er daran, eine Heldenthat zu vollbringen, kehrte er den zusammengefegten Schmutz nach der Straße hinaus, machte sich dann an das Reinigen des untern Raumes und fegte sodann grünlich den Seitenweg der Straße, wie er dies oft von den Porters anderer Geschäftshäuser hatte thun sehen. Jetzt fühlte er, daß er den Berg überstiegen hatte und was nun noch kommen mochte, sollte ihn fertig und vorbereitet finden.

Reichardt's Stellung im Hause hatte sich schon nach Verlauf der ersten Wochen eben so bestimmt herausgebildet, als er selbst einen klaren Einblick in die Verhältnisse seiner Umgebung erhalten hatte. Drei erwachsene Söhne waren in dem Geschäft thätig, von welchen der mittlere die Fabrik und das Lager beaufsichtigte, während der älteste, William, bereits Mitglied der Firma, die allgemeine Oberleitung an Stelle des alten, wenig sichtbaren Vaters versah, und der jüngste, James, als Clerk in der Office arbeitete. Den controlirenden Geist in dem ganzen Etablissement aber bildete der alte Black, unter dessen Augen die jungen Johnsons heranwachsen, unter dessen Leitung sie ihre ersten Arbeiten begonnen und dessen überwachendem Einfluß sich selbst der junge Chef nicht zu entziehen vermochte. Reichardt's Arbeitskreis wies ihn zunächst nach der Office. Er hatte die gewöhnlichen Geschäftsausgänge zu besorgen, war bei den Verladungen beschäftigt und für die Sicherheit und Ordnung der vordern Räume verantwortlich. In den ersten Tagen hatte der Buchhalter mit grämlichem Auge jede seiner Arbeiten bewacht und controlirt, während James von weitem das Thun und die ganze Erscheinung des Deutschen mit einem stillen Interesse zu beobachten schien; als aber der Kupferschmied, sobald er wahrgenommen, wie sich Reichardt in seine neue Lage gefunden, erzählt hatte, daß dieser nur Porter geworden sei, um das amerikanische Geschäft von unten auf kennen zu lernen, daß er aus einer der besten Familien in Deutschland stamme und so viel Kenntnisse besitze als nur irgend ein deutscher Buchhalter oder Correspondent — da hatte James hie und da ein Gespräch mit dem Neueingetretenen begonnen, und Reichardt's freies, herzliches Entgegenkommen hatte bald ein Verhältniß zwischen Beiden geschaffen, das wenigstens, so lange Beide sich im Geschäft neben einander bewegten, den Deutschen oft die Stellung, in welcher er sich befand, vergessen ließ — der Buchhalter aber schien sich bald nur noch mit einzelnen sonderbaren Blicken, welche er auf den jungen Deutschen warf, zu begnügen, und dieser begann mit einem eigenthümlich wohlthuenden Gefühle das anfleimende Vertrauen des Alten wahrzunehmen. Der Einzige, dessen Benehmen sich völlig gleich blieb, war Will'am Johnson. Er schien entweder den neuen Porter gar nicht zu bemerken, oder wenn er ihm etwas zu sagen hatte, geschah es mit demselben sonderbar musternden Blicke über Reichardt's Aeußeres und dem vornehm nachlässigen Tone, welche das erste Zusammentreffen Beider bezeichnet hatten; der Letztere aber hatte schon seit dem ersten Tage sich das Wort gegeben, sich durch eine Behandlungsweise, welche seine Stellung mit sich bringen konnte, niemals wieder aufregen zu lassen; und nahm sie als ein Uebel, das vorläufig ertragen werden mußte.

Eine so lebhafte Genugthuung nun auch der Kupferschmied über die Weise empfand, in welcher sich Reichardt in seine Lage und die ungewohnte Arbeit gefunden, so wenig war er doch mit dessen außergeschäftlichem Leben zufrieden. Er schien auf ein stetes Beisammensein, auf eine rechte Cameradschaft gerechnet zu haben; Reichardt aber, bei aller Herzlichkeit, mit welcher er den Freund behandelte, hielt sich doch fern von der Gesellschaft, in welcher der Letztere sich bewegte. Er nahm seine täglichen Mahlzeiten wie am ersten Tage seiner Ankunft mit dem Kupferschmied zusammen; wenn aber dieser dann irgend ein Bierhaus aufsuchte, ging jener nach dem geschlossenen Geschäft zurück, brannte sich in der Office eine Gasflamme an und begann sich hier den Abend auf seine eigene Art zu vertreiben — diese bestand aber in dem Studium der Unterschiede zwischen der englischen und deutschen Buchhaltung, wie er sie in einem der praktischen englischen Lehrbücher, das sich wie gebräuchlich in der Office befand, vorgefunden; sodann in der Durchsicht des Brief-Copirbuchs, welches ihm eine Menge noch unbekannter Wendungen im kaufmännischen Style zeigte, und wenn auch Meißner nicht begreifen konnte, wie ein Mensch nach anstrengender Tagesarbeit so den Abend verbringen könne, mit nichts als dem Hund und einer Cigarre zur Gesellschaft, so durfte er doch kaum etwas gegen ein Streben, wie es sich in des Freundes Beschäftigung aussprach, sagen und er ergab sich darein, wenn auch unmuthig und brummend.

Inzwischen vergingen zwei Monate in der sich gleichmäßig abspinnenden Arbeit; Reichardt hatte einsehen lernen, daß der Kupferschmied wahr gesprochen, daß trotz aller Anerkennung, die ihm wurde, von einer Aenderung seiner Lage im Geschäfte selbst keine Rede sein könne, und oft, wenn er Nachts, den Hund zu seinen Füßen, wachend im Bette lag, wenn alle die Bilder seiner amerikanischen Erlebnisse an ihm vorüberzogen, begann er sich Phantasien zu machen, auf welche Weise ihm wohl von auswärts ein Glück kommen könne.

Es war ein heller Spätnachmittag zu Anfang des December. Bis Mittag hatte es einen leichten Schnee geworfen, dann war die Sonne durchgebrochen und hatte in den Straßen ein Meer von flüssigem Schlamm geschaffen. Reichardt hatte sich einen starken Besen hervorgesucht, um den Seitenweg, so weit sich das Haus erstreckte, zu reinigen, und begann seine Arbeit mit vollem Eifer. Eine Equipage, die, einem andern Fuhrwerk ausweichend, nahe dem Fußwege herangerollt kam und ihn zu bespritzen drohte, machte ihn zurücktreten und aufsehen; der Wagen war vorüber, aber der Deutsche stand ihm wie gebannt nachstarrend, eine jähe Röthe hatte sein Gesicht übergossen und war einer gleich rasch folgenden Blässe gewichen. Reichardt hatte in ein Paar Augen gesehen, die plötzlich eine Erinnerung wie an einen verschwundenen, glänzenden Stern in ihm wachgerufen — aber die Augen hatten sich bei seinem Anblicke wunderbar belebt, es war ihm fast gewesen, als habe die feine Gestalt, welcher sie gehörten, eine Bewegung der Ueberraschung gemacht — Reichardt hatte von Allem, was der Wagen enthielt, nichts gesehen als dies eine Gesicht, es war vor ihn getreten, wie die Verkörperung seiner süßesten Träume, er hatte den milden Stern wieder erkannt, der ihm an der Seite Harriet's, die wie ein Meteor in sein Leben geschweift, in Saratoga aufgegangen war, dessen Erinnerung selbst in den verlockendsten Augenblicken seiner letzten Vergangenheit nicht von ihm gewichen — und hier hatte sie ihn, die Straße segend, wieder gesehen.

Ein halbes Dutzend Häuser etwa mochte die Equipage passirt haben, als sie plötzlich nach dem Seitenweg beg und hier anhielt. Ein junger, eleganter Mann sprang heraus und nahm raschen Schritts seinen Weg zurück, direct auf den jungen Deutschen los, der krampfhaft seinen Besen gefaßt, das Halten des Wagens beobachtet hatte. Ein Lächeln der Befriedigung glitt über das Gesicht des Herankommenden, als er den gespannten Ausdruck in Reichardt's Mienen bemerkte, zugleich aber schien sein Auge begierig jede Einzelnheit in dem Aeußern des Dastehenden erfassen zu wollen. „Pardon, Sir," sagte er herantretend, „ich möchte mir Ihren Namen erbitten!"

„Max Reichardt, Sir!" erwiderte Jener, während er langsam den Kopf hob und seine Augenbrauen sich wie in einem aufsteigenden Gedanken leicht zusammenzogen.

„Very well, Sir! und sagen Sie mir wohl auch mit gleicher Liebenswürdigkeit, wo und in welcher Stellung Sie sich hier befinden?"

„Halloh, was ist denn das?" klang plötzlich eine Stimme seitwärts, „der elegante Charles Frost zu Fuß bei diesem Schmutze?" William Johnson war es, der soeben vom Pferde gesprungen war und sich jetzt näherte.

Der Angeredete wandte nur leicht den Kopf zurück. „Ah, Johnson!" sagte er, „Sie entschuldigen mich, ich habe einige Worte mit dem Gentleman hier zu reden, und meine Schwester erwartet mich mit dem Wagen."

Der junge Geschäftsherr bob den Kopf, und eine sichtliche Besremdung ging durch seine Züge, als der von ihm Begrüßte seinen Arm vertraulich unter den des Deutschen schob und diesen einige Schritte seitwärts führte.

„Sie verschwenden jedenfalls Ihre Freundlichkeit an mir, Mr. Frost," begann jetzt Reichardt stehen bleibend, während ein lebendiges Roth in sein Gesicht trat, „ich bin nichts als gewöhnlicher Porter in dem Geschäft von Johnson und Sohn, also augenblicklich keine Person, die Ihrer Aufmerksamkeit werth ist."

„Porter — so?“ erwiderte der Andere mit einem Ausdruck von Laune, während seine Augen sich auf's Neue der ganzen Erscheinung des vor ihm Stehenden benächtigten zu wollen schienen, „Porters sind jedenfalls äußerst nützliche Personen, nur weiß ich nicht, welcher Seite des Geschäfts sich so viel Geschmack abgewinnen läßt, daß es möglich wird, sich ihm ganz zu widmen.“

Reichardt's Augenbrauen zuckten wieder. „Die Noth, Mr. Frost, die Sie allerdings nicht kennen werden, lehrt Geschmack an Manchem finden, das sonst nicht munden will. Ich bin mit Empfehlungsbriefen an mehrere der besten Häuser nach New-York gekommen und glaube, daß ich allen nicht übertriebenen Ansprüchen genügt hätte. Ich habe nirgends einen Platz für mich finden können und ehe ich wieder, wie ich es zu Anfang gethan, mein geringes musikalisches Talent zum Tanzfiedeln oder möglicherweise zur Biermusik verwende, habe ich nach einer Beschäftigung gegriffen, die mich ehrlich nährt und mich wenigstens nicht ganz aus meinem eigentlichen Wirkungskreise bringt. Das ist Alles, Sir!“

Das Gesicht des jungen Frost hatte während der erregten Worte des Sprechenden seinen bisherigen Ausdruck verloren. „Ich habe mich vielleicht zu weit gehen lassen,“ sagte er, mit einem höflichen Ernst seinem Gesellschafter die Hand bietend, „ich habe Ihnen nicht weh thun wollen, Sir! — Und wie lange sind Sie bereits in dieser gezwungenen Stellung?“ fuhr er fort, als Reichardt ihm leicht seine Hand gereicht. „Sie müssen meine Neugierde entschuldigen, der nur das Bedauern über das Schicksal eines talentvollen Mannes wie Sie zu Grunde liegt —“

„Ich bin seit zwei Monaten hier, Sir!“ erwiderte der junge Deutsche, als wolle er damit weitere Höflichkeiten abschneiden, und mit einem: „Dank Ihnen, Sir, und nochmals Entschuldigung!“ wandte sich der Andere von ihm, raschen Schrittes nach der wartenten Equipage zurückgehend. Reichardt sah ihm eine Secunde lang nach, dann aber, als wolle er sich für den Augenblick aller Gedanken entschlagen, begann er mit Hast seinen Besen wieder zu rühren und hielt nicht an, bis die begonnene Arbeit gründlich vollendet war.

In dem untern Raume des Hauses stand William Johnson, sich mit dem Hunde beschäftigend, und hob bei Reichardt's Eintritte den Blick, ihn aufmerksam in dessen Gesicht ruhen lassend. „Sie kennen den jungen Mr. Frost?“ fragte er.

„Ich bin früher mit der Familie in Saratoga zusammengetroffen!“ erwiderte der Eingetretene leichthin und wandte sich nach dem hintern Theile des Raumes. Johnson blickte ihm nach, als sei er unschlüssig, ob er noch weitere Fragen thun solle, stieg dann aber langsam die Treppe nach der Office hinauf.

Reichardt hatte seinen Besen in die Ecke geworfen, setzte sich, als er sich allein sah, hinter den Fässern auf die überlaufenden Lagerballen nieder und drückte die Augen in seine beiden Hände. Das war also der junge Frost gewesen, mit dem er gesprochen — Margaret hatte ihn trotz Besen und Schmutz wieder erkannt und den Bruder nach ihm abgeschickt. Aber was konnte der Grund zu dem auffälligen Schritte sein? Hatte er doch in Saratoga kaum zwei Worte mit dem Mädchen gesprochen und, von Harriet in Beschlag genommen, ihr nicht die kleinste Aufmerksamkeit erweisen können, die übrigens seine damaligen Verhältnisse ohnedies verboten haben würden. Worin lag das Interesse für ihn, das sogar den Bruder vermochte, seinenwegen den fashionablen Johnson bei Seite zu lassen? Und der junge Frost schien seine Fragen als so natürlich, selbstverständlich betrachtet zu haben, daß er sich nicht einmal die Mühe gegeben, einen andern Grund dafür anzugeben, als theilnehmende Neugierde. Nun ja, war denn das zuletzt auch nicht Grund genug? Man hatte ihn als fashionablen Menschen, dann als Tanzfiedler mit einigem Talente gesehen, von Harriet war er als Organist weggesandt worden, und nun sand man ihn die Straße fegend. Die Neugierde war jetzt befriedigt, vielleicht folgte ein bedauerndes „schade um ihn!“ und damit war Alles zu Ende. Noch einmal ließ Reichardt Margaret's feines, kindlichklares Gesicht, in welchem die beiden tiefblauen Augen wie ein paar stille, milde Sterne standen, vor seiner Seele aufsteigen, dann erhob er sich rasch, mit der Hand über das Gesicht fahrend, als wolle er damit jeden Gedanken an das eben stattgefundene Ereigniß hinwegstreichen. „Schaffe Dir keine Bitter, Max, mache Dir keine Hoffnungen, die sich kaum verwirklichen können,“ sprach er halblaut vor sich hin, „Du machst Dir die Gegenwart nur noch schwerer!“ und doch war es ihm, als er an seine weiteren Arbeiten ging, immer und immer wieder, als sei ihm eine neue Hoffnung erblüht — aber als drei, vier Tage vergingen, ohne daß das Geringste die Eintönigkeit seines gewöhnlichen Lebens unterbrach, da erblaßte auch das eigenthümliche Vorgefühl einer besseren Zukunft, das er mit sich herum getragen, und eine trübe Empfindung von Täuschung, die er sich doch selbst nicht gestehen wollte, nahm von seiner Seele Besitz.

Es war am Morgen des fünften Tages, als Reichardt von dem Buchhalter nach der Office gerufen ward. „Es sind da Erkundigungen über Sie bei uns eingezogen worden,“ begann der Alte hustend, „kann nicht sagen, zu welchem Zwecke, vermuthe aber, Sie werden sich nach einer andern Stelle umgethan haben. Sind wir Ihnen nicht gut genug, oder haben Sie sich über etwas zu beklagen?“

Wie ein Lichtstrahl allen stillen Hoffnungen plötzlich ihre frischen Farben wieder gebend, war die Mittheilung in Reichardt's Seele gedrungen. Sein Auge glänzte auf, der Blick des Buchhalters aber, der des jungen Mannes Gesicht beobachtete, ward nur noch unmuthiger.

„Ich hatte weder Zeit noch Gelegenheit, mich nach einem andern Platze umzusehen,“ erwiderte der Letztere, frei in das Gesicht des Alten blickend, „und kann Ihnen auch für die Behandlung in meiner jetzigen Stellung nur danken, Mr. Black. Daß ich aber in dieser Stellung nicht an meinem rechten Platze bin, so sehr ich auch bestrebt war, sie auszufüllen, daß ich, nachdem ich meine frühere Zeit nur hinter dem Comptoirpulte zugebracht, von Herzen gewünscht habe, wieder eine gleiche Beschäftigung zu erhalten, darf ich Ihnen ebenso offen gestehen, und Sie werden nichts Unrechtes darin finden —“

„Weiß nichts von einer Clerkstelle,“ brummte der Buchhalter, sich halb wegkehrend, „es ist nur nach Ihrer Zuverlässigkeit und Ihrem sonstigen Leben gefragt worden, und die Clerks sind nicht so selten, daß man sie unter unsern Porters suchen müßte — aber das geht mich nichts weiter an. Was ich sagen wollte, ist nur, daß ein ordentlicher Mann, wie ich Sie kenne und wie ich Ihnen auch das Zeugniß gegeben habe, nicht ohne Weiteres seinen Platz verläßt, sobald er etwas Besseres zu haben glaubt, und daß ich, der ich allein die Noth bei jedem Wechsel habe, wenigstens drei Tage Kündigung von Ihnen verlange —“

„Ich will Ihnen das gern versprechen, Sir,“ unterbrach ihn Reichardt, seiner innern Spannung nachgebend, „noch weiß ich aber nicht einmal, um was es sich handelt!“

„Sie sollen sich um elf Uhr in der Office von Augustus Frost einfinden, und ich will Ihnen wegen Ihrer Zeit nichts in den Weg legen,“ entgegnete Black, sich mit unzufriedener Miene nach seinen Büchern wendend. „Sie mögen jetzt gehen, aber,“ fuhr er den Kopf wieder zurückdrehend fort, „wenn es nicht gerade ein großes Glück ist, was sich Ihnen bietet, so denken Sie daran, daß Johnson und Sohn ebenso viel thun können, wenn es verlangt wird, als andere Leute. Im Uebrigen habe ich Ihr Wort.“ Mit einer Art Knurren schlug er jetzt das meßingbeschlagene Hauptbuch auf und schien von Reichardt's Anwesenheit keine weitere Notiz nehmen zu wollen.

Dieser hatte rasch die Thür hinter sich; in dem äußern Raume aber blieb er stehen und faßte mit beiden Händen seinen Kopf. „Betrüge Dich nicht, Max, bleibe kalt und hesse sieber nichts — es ist nirgends ein Grund da, der ein mehr als gewöhnliches Interesse für Dich geweckt haben könnte!“ sprach er mit halblauter gepreßter Stimme vor sich hin. Im nächsten Augenblicke aber streckte er dennoch erregt beide Arme von sich: „Gott, wenn sich trotzdem eine Aussicht für mich eröffnete!“ Er sah nach der Uhr — noch hatte er fast eine Stunde Zeit, und in wenig Sprüngen war er in dem engen Verschlage unter der Treppe, das sein Lager und seine Reisetasche enthielt. Sorgfältig reinigte er sich und kleidete sich um. Der meist für seinen Gebrauch im untern Raume befindliche Wohnungs-Anzeiger wies ihn nach dem Südende der Stadt, dem Viertel der Banken und großen Commissionshäuser, und nach kaum zwanzig Minuten schritt er, auch äußerlich wieder ganz Gentleman, nach der Straße hinaus.

Je näher er der bezeichneten Stadtgegend kam, je weniger konnte er einer nervösen Erregung Herr werden, nur als ihm endlich die gesuchte Firma in altehrwürdigen, halb verblichenen goldenen Lettern, die in voller Harmonie mit der verwitterten Außenseite des großen steinernen Hauses standen, entgegenblickte, mußte

er einige Minuten stehen bleiben, um die nöthige Ruhe zu gewinnen. Aber erst als er sich lebhaft vergegenwärtigte, wie er nach Verlauf weniger Minuten wieder hier stehen könne, gänzlich entkleidet durch irgend eine verhältnißmäßig unbedeutende Ursache, die seine Berufung veranlaßt, begann er die Rückkehr seiner Selbstcontrole zu fühlen und er wandte sich nun raschen Schritts dem breiten, offenen Eingange des Gebäudes zu, welcher zwischen einer Reihe starker geschlossener Thüren des Erdgeschosses nach den obern Stockwerken führte. Eine hohe Glasthüre am obern Ende der Treppe ließ den Ankommenden in einen hellen, eleganten Raum blicken, in welchem hinter einem niedrigen, die ganze Breite der Office durchlaufenden Gitter ein halbes Dutzend Clerks emsig an ihren Pulten arbeitete, und mit einem neuen Herzklopfen öffnete er die Thür. Kein anderer Laut, als ein zeitweises Rauschen von Papier oder das Kritzeln der Federn ließ sich in den weiten Zimmer hören, kein Auge wandte sich bei dem Klappen der Thür auch nur einen Moment von der Arbeit, und Reichardt meinte in dem sich bietenden Bilde die ganze Bedeutsamkeit eines großen Handlungshauses zu fühlen. Er mußte eine kurze Zeit warten, ehe der nächststehende Clerk nach seinem Begehren fragte.

„Mr. Augustus Frost hat mich um elf zu sprechen verlangt!“ sagte der Eingetretene mit unwillkürlich gedämpfter Stimme; „Max Reichardt, Sir!“

Ohne weiteres Wort schritt der Clerk einer offenen Thür zu, in welcher er verschwand. Nach wenigen Minuten schon kehrte er inzwischen zurück, öffnete das Gitter und lud den Wartenden ein, ihm zu folgen. Reichardt betrat ein ausstehendes Zimmer, in welchem ein einzelner alter Herr an einem Pulte zwischen zwei großen feuersesten Geldschränken arbeitete; die Thür zu einem dritten Zimmer öffnete sich, und der junge Mann befand sich in einem kleinen, von dem Dufte einer Havannah durchschwängerten Raume, der seinem Blicke wie das Ideal eleganten Comforts entgegentrat. Vor einem dunkelbrannen, mit reicher Schnitzerei versehenen Pulte saß, nachlässig in einen Armsessel zurückgelehnt, eine kräftige Männergestalt mit vollem, stahlgrauem Haare, im Gespräche mit zwei Personen, welche seitwärts auf einem der beiden Plüsch-Divans Platz genommen hatten. Schwere Damastvorhänge dämpften das einfallende Tageslicht; das dunkele marmorne Kamin zierte eine Pendeluhr in weißem, von vier Statuetten, den vier Jahreszeiten, getragenem Alabaster-Gehäuse. Zwei große Oelgemälde deckten einen Theil der geschmackvoll gefirnißten Wände, und der schwere Fußteppich machte jeden Laut der Schritte unhörbar. Der Eingetretene erkannte in den Zügen des Mannes vor sich sofort dasselbe Gesicht, das er in Saratoga an Margaret's Seite bemerkt, und wenn auch in diesem Augenblicke eine tiefe Falte zwischen den Brauen ihm einen Ausdruck von Unmuth verlieh, so konnte doch selbst dieser das eigenthümlich ernste Wohlwollen, welches den Grundcharakter der Züge zu bilden schien, nicht ganz vernichten.

Reichardt war zwei Schritte vorgetreten. „Setzen Sie sich, Sir,“ rief ihm der Hausherr mit einem leichten Kopfnicken entgegen und deutete auf einen der unbesetzten Sessel. Dann aber, als kümmere ihn des jungen Mannes Gegenwart nicht, fuhr er, die Augen noch dichter zusammenziehend, in seiner unterbrochenen Rede fort: „Ich muß Ihnen sagen, Gentlemen, daß ich grundsätzlich mit der Sache nichts zu thun haben mag. Der Mann ist öffentlicher Beamter und hat Unterschiede begangen. Sie sagen, das Geld sei zum Besten der Partei verwandt worden und seine Parteifreunde dürften ihn jetzt nicht stecken lassen. Well, Gentlemen, ich fürchte nicht, daß unsere Partei so weit heralgekommen ist, daß sie dergleichen Mittel zu ihrer Erhaltung sanctioniren müßte. Ich halte es im Gegentheil für eine drinanete Nothwendigkeit, daß sie durch gänzliche Desavouirung des Geschehenen ihre Ehre von jedem Verdachte säubere. Ich wenigstens würde mich lieber selbstständig außer jeder Partei hinstellen, ehe ich mich auf die von Ihnen vorgeschlagene Weise zum offenen Beförderer und Beschützer der nur schon zu sehr eingerissenen Corruption machte. Wer im Stande ist, anvertrautes Gut zu irgend einem eigenen Zwecke zu verwenden, der existirt für mich nicht mehr, mag er nun ein hochgestellter Beamter oder der letzte meiner Clerks sein. Vielleicht mögen Ihnen diese Ansichten als ziemlich außer der Mode erscheinen, ich verdanke ähnlichen Grundsätzen aber den ganzen Weg, welchen ich vom armen Gehilfen aufwärts gemacht habe, und will in meinen alten Tagen nicht erst noch von der gewohnten Richtschnur abweichen.“

Ein Blick des Verständnisses ward jetzt zwischen den beiden Dastehenden gewechselt und Beide erhoben sich zu gleicher Zeit. „Wir können die Angelegenheit nicht ganz in der strengen Weise, wie Sie, Mr. Frost, betrachten, da wir nach unserer genauen Bekanntschaft mit dem Betreffenden von seiner völligen Ehrenhaftigkeit überzeugt sind,“ erwiderte der Eine. „Was er gethan, wurde nur von seinem Eifer für den Erfolg der Partei und im Drange des Augenblicks hervorgerufen. Ansehen kann es und natürlich nicht beikommen, Ihre strengere Anschauungsweise bekämpfen zu wollen, und wir müssen uns eben an einige andere Freunde wenden, welche der Theilnahme für einen unglücklichen Mann auch einmal ihr Recht geben.“

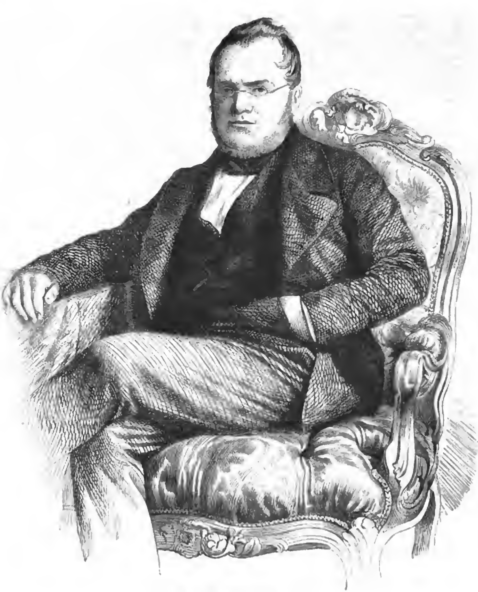
Um den Mund des alten Handelsherrn hatte sich ein bitterer Spott gelegt, als das Wort „Ehrenhaftigkeit“ fiel; jetzt erhob er sich ebenfalls. „Ich kann nichts sagegen haben, Gentlemen, was Andere thun wollen, und Ihnen nur meine Ansicht wiederholen, daß jede falsche Theilnahme für das Verderbnis innerhalb der Partei den Weg zu deren Ruin pflastert.“ Er neigte leicht den Kopf und folgte den Davongehenden bis nach der Thür. Dann kehrte er nach seinem Platze zurück, schlug die Arme in einander und blickte eine lange Weile wie im tiefen Nachsinnen durch das hohe Fenster. Erst als Reichardt, der es für Pflicht hielt sich bemerkbar zu machen, ein leichtes Räuspern hören ließ, wandte er den Kopf, und der Zug von stiller Sorge, welcher auf seinem Gesichte gelagert, machte einem ruhigen Lächeln Platz. „Fast hätte ich Sie vergessen, Sir,“ begann er, sich erhebend und einen Sessel in seine Nähe ziehend. „Nehmen Sie hier Platz. — Wir sind ja wohl halbe Landsmte von Saratoga,“ fuhr er fort, als der junge Mann seinem Winke gefolgt war, und ein Zug von Laune spielte um seinen Mund, als in Reichardt's Gesicht bei der Andeutung seiner damaligen Wirksamkeit ein leichtes Roth stieg. „Sie wurden, se viel ich höre, von der wilden Hummel, der Tochter meines Freundes Burton, nach dem Süden gesprengt und haben es bei Ihrer Rückkehr vorgezogen, lieber Porter zu werden, als zu Ihrem frühern Ernährungszweige zu greifen. Well, Sir, um ohne Umschweife zu reden, es sind einzelne Gründe vorhanden, die mich wünschen lassen, Ihnen nützlich zu sein — Sie selbst werden indessen am besten wissen, in welcher Weise dies geschehen kann. Sie hatten ja wohl den Plan, eine Organisationsstelle anzunehmen. Ich habe einigen Einfluß bei einzelnen hiesigen Kirchengemeinden; oder insofern Sie tüchtig genug in Ihrem Fache sind, könnte Ihnen der lohnendere Weg als Musiklehrer unter den besseren Familien hier geöffnet werden, und die nöthigen Mittel für den Anfang würden sich wohl auch finden —“ er hielt inne, als erwarte er eine Rückäußerung.

Auf Reichardt's Gesicht hatten Röthe und Blässe mit einander gewechselt. „Ich weiß nicht, Mr. Frost, wodurch ich Ihre so freundliche Beachtung verdient habe,“ erwiderte er mit einer Stimme, der er umsonst Festigkeit zu geben versuchte. „Indessen würde ich kaum einer meiner Wünsche in der angegebenen Richtung erröthen. Ich bin von Haus aus Kaufmann, und mein sehnlichstes Verlangen ist es, wieder in den alten Berufsweg einbiegen zu können.“

„Mein Sohn hat mir etwas davon gesagt,“ nickte Frost, „indessen gestehe ich Ihnen, daß mir Ihre Neigung zur Musik und Ihre Fertigkeit darin sich kaum mit dem kaufmännischen Geschäfte, das, wenn es recht betrieben werden soll, jeden andern Gedanken abserbiren muß, vereinigen lassen will. Ich war zu dem Glauben gekommen, daß sich aus Ihnen etwas Ganzes machen ließe —“

„Ich weiß, wie vollkommen Recht Sie haben, Sir,“ unterbrach ihn Reichardt, ohne in seiner Erregung die Unhöflichkeit zu bemerken, welche er beging, „ich habe aber bereits mit einer Fertigkeit gebrochen, die ich nur aussöhle, um den nothwendigsten Unterhalt zu erwerben. Ich habe kein Instrument mehr, und seit ich wieder in New-York bin, concentriren sich meine heißesten Wünsche nur in der Erlangung eines Platzes, sei es auch vorläufig der unbedeutendste, welcher mir ein Vorwärtskommen in meinem langgewohnten Wirkungskreise ermöglicht.“

(Fortsetzung folgt.)



Graf Camillo Cavour.

Das Jahr 1861 begann unter beängstigenden Auspicien. Zwar sind die Gewitterwolken, die sich rings an unserem politischen Horizont aufzuthürmen und in vernichtenden Blitzen zu entladen drohten, größtentheils verschwunden, zwar ist kein kostbares Blut in reicher Fülle auf den Schlachtfeldern vergossen worden — ein einziges Märtyrerthum in Polen ausgenommen; dafür aber hat der tückische Tod zwei Opfer gefordert, die in den weitesten Kreisen den tiefsten Schmerz und die aufrichtigste Trauer hervorriefen. Noch ist der Schleier nicht gelüftet, der das freiwillige Lebensende des Grafen Ladislaus Teleki umhüllt, jenes ungarischen Patrioten, den die Besten seines Volkes beweinten, und schon klingt die verhängnißvolle Kunde vom Hinscheiden Cavour's nicht nur durch ganz Italien, sondern weit über dessen Grenzen hinaus durch alle europäischen Lande. Der Tod Cavour's ist ein welthistorisches Ereigniß, dessen Folgen wir noch nicht abzusehen vermögen. In Cavour verliert sein Vaterland, das von ihm so heiß geliebt wurde, den edelsten seiner Söhne, den begeistertsten Apostel der Freiheit, den uneigennützigsten, aufopferungsfähigsten Patrioten, der mit rastloser, fast übermenschlicher Thätigkeit dahin strebte, das kleine, beinahe verachtete, mindestens gänzlich unbeachtete Sardinien in kaum einem Jahrzehnt zu einem Großstaat zu erheben; in ihm betrauert ganz Europa den ersten Staatsmann der Neuzeit, der mit ernster Ruhe und Gemessenheit, aber auch mit unerschütterlicher Energie seinem hohen Ziele, der einheitlichen Gestaltung Italiens in Freiheit und nationaler Selbstständigkeit, nachstrebte und dasselbe, so weit es in menschlichen Kräften lag, fast erreichte, als ihm der Tod die Augen schloß und ihn abrief von einer Bahn, auf welcher er so Großes und Herrliches geschaffen; einen Staatsmann endlich, der weltklug genug war, alle Klippen, die sich ihm entgegenthürmten, zu umschiffen, aber auch — und dieses Hauptverdienst kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden — es verstand, die Volkssympathien zu studiren, die Bedürfnisse des Volkes in treue Obacht zu nehmen und Hand in Hand mit dem Volke dessen gerechte Forderungen zur Anerkennung zu bringen. Deshalb bleibt Cavour der größte unter allen Diplomaten der Neuzeit.

Es sei uns vergönnt, nur mit wenigen Strichen das äußere Leben dieses berühmten Mannes hinzuzeichnen. Am 1. August 1810 in Turin geboren, war er der Sohn eines reichen Getreidehändlers in der Grafschaft Nizza, den der König Karl Albert in den Adelstand erhoben hatte, während andere Nachrichten ihn den Sprossen eines altadligen Geschlechts nennen. Schon frühzeitig widmete er sich dem Studium der Nationalökonomie und bereicherte die erworbenen Kenntnisse nicht wenig durch Reisen in Frankreich, England, Oesterreich und Spanien. Mitbegründer und Hauptmitarbeiter eines landwirthschaftlichen Journals, der „Associazione Agraria“, in welcher er nationale Tendenzen verfolgte, entschloß er sich bald darauf in Gemeinschaft mit dem Grafen Balbo und unterstützt von den bedeutendsten geistigen Kräften Italiens zur Herausgabe eines constitutionellen Blattes, des „Risorgimento“ (die Auferstehung), in welchem er mit allem Aufwand von Geist und Beredsamkeit die Nothwendigkeit einer sardinischen Verfassung nachwies. Kaum sah er dieses erste Ziel erreicht, kaum war das Statut erschienen, als er seine Bestrebungen für Herbeiführung einer Verfassung dadurch anerkannt fand, daß er zum Mitglied der Kammer erwählt wurde.

Vermochte auch seine damals vorherrschend demokratische Rich-

tung ihm in der gemäßigten Kammer keine große Popularität zu gewinnen, so berief ihn die Achtung seiner Wähler nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges gegen Oesterreich im Jahre 1849 doch wieder in die neue Kammer und lenkte die Aufmerksamkeit des soeben zum Ritter des Annunziaten-Ordens ernannten d'Azeglio auf seine Person; nach Santa Rosa's Austritt wurde er in's Cabinet berufen und mit dem Handelsministerium betraut, das er im Jahr 1851 mit dem der Finanzen verband. Jetzt war ihm die Bahn geöffnet, seine beglückenden Reformen in's Leben zu rufen. Schienen auch die Zeitverhältnisse eines durch einen unglücklichen Krieg zerrütteten, wie politisch und volkswirthschaftlich seit länger als fünfzig Jahren zu Grunde gerichteten Staates nicht eben zur Durchführung großer Reformen geeignet, so gelang es Cavour doch bald, eine neue volkswirthschaftliche Politik im Geiste des Freihandels anzubahnen, Handelsverträge mit Oesterreich, England, Frankreich, Belgien ꝛc. abzuschließen, Straßen und Eisenbahnen anzulegen und Handel und Verkehr einen neuen, nicht geahnten Aufschwung zu geben. Bald sah sich Marquis d'Azeglio genöthigt, dem einflußreichen Manne zu weichen, der im October 1852 an die Spitze der Geschäfte trat. Es überschreitet den zugemessenen Raum, alle die bedeutsamen Reformen zu nennen, die unter Cavour's Präsidentschaft Sardinien beglückten. Da er fast immer ein, zwei, selbst drei Portefeuilles mit dem Vorsitz im Ministerium verband, so konnte er helfend und fördernd in alle Zweige des Staatslebens eingreifen. Die offene und ehrliche Durchführung der Verfassung von 1848 brachte ihn in vielfache Streitigkeiten mit der ihm widerstrebenden Geistlichkeit, allein er ließ sich nicht beirren und setzte — was das gewaltige Oesterreich niemals gewagt hat — den Verkauf der Besitzungen zu todter Hand durch und entzog den Klöstern und religiösen Körperschaften das wichtige Monopol des Unterrichts. Der heilige Vater in Rom zürnte gewaltig und bedrohte Cavour wie den König selbst mit dem großen Banne der Kirche; allein auch dieses Schreckmittel schlug nicht an. Neue Schwierigkeiten traten ihm entgegen, als er jetzt neben der freisinnigen innern Politik auch nach außen dieselbe Richtung zu versetzen beschloß. Unabhängigkeit und Einheit des freien Italiens war das erhabene Ziel, dem er fortan alle seine Kräfte widmete. Um sich dafür die Unterstützung Englands und Frankreichs zu verschaffen, bestimmte er den König und die Kammern, dem westmächtlichen Bündniß gegen Rußland beizutreten und Sardinien selbsthätig am Kriege mit dem moskowitischen Czaren zu betheiligen. Die Tapferkeit der sardinischen Truppen erwarb ihnen die Achtung des Auslandes.

Nach Beendigung des Krieges im Orient trug Cavour Sorge, Rußland wieder zu versöhnen, und beachte sich nicht lange, den Hafen Villafranca an Rußland zu überlassen, um diese Macht günstig für Sardinien zu stimmen. Auf dem Congreß von Paris trat er mit lauter Anklage gegen die trostlos reactionäre Wirthschaft im österreichischen Italien wie im Kirchenstaate auf; seine Worte zündeten in seinem großen italienischen Vaterlande, das ihm durch feierliche Kundgebungen seine Dankbarkeit darbrachte. Als der Kampf mit dem Kaiserstaat Oesterreich begann, konnte sich Cavour auf die Unterstützung Frankreichs, dem er selbst schwere, kaum zu entschuldigende Opfer in seiner innern Politik brachte, verlassen. Wie er aber jede europäische Situation zur Schaffung eines freien italienischen Gesammtstaats benutzte, so trug er auch kein Bedenken, sich, falls er seinem Lande damit einen wesentlichen Dienst leisten konnte, zurückzuziehen, um sich für bessere Zeiten aufzubewahren, so z. B. nach dem Frieden von Villafranca, wo er sich freiwillig dem Schein einer Niederlage unterwarf. Mit welch unübertrefflicher Meisterschaft er es verstand, die Parteien zu einigen, die störrischen Gemüther zu versöhnen, alle Kräfte des Volkes dem einzigen und alleinigen Ziele, der Herbeiführung eines freien, in volksthümlicher Einheit gesicherten Staatenlebens, zuzuwenden, hat sein Wirken in diesem Jahre glänzend bewiesen. Ihm zunächst — dies mögen seine kleinherzigen Tadler nicht vergessen, verdankt Europa den Frieden dieses Jahres. Allein die rastlose Thätigkeit, der er sich hingab, die Bürde der Arbeiten, die auf seinen Schultern lastete, zog ihm in den ersten Tagen dieses Monats eine Krankheit zu, an welcher er wohl weniger, als an der unvernünftigen Blutdürstigkeit seiner Aerzte, die ihm sechs Aderlässe verordneten, unterlag. Die in unseren Tagen weit vorgerückte medicinische Wissenschaft scheint noch nicht bis Italien vorgedrungen zu sein, und selbst das Königshaus Savoyen hat in dem letzten Säculum der bedauerlichen Ignoranz der dortigen Aerzte zwei Opfer bringen müssen!

Cavour verschied am 6. Juni früh gegen 7 Uhr im rüstigen Mannesalter von 51 Jahren. An seinem Sarge weint Italien. Aber die für Völkerfreiheit und Nationalwehl schlagenden Herzen in ganz Europa trauern nicht minder tief und den Hintritt jenes großen Mannes, der noch in den fernsten Jahrhunderten als der geistige Retter seines Vaterlandes, als der der Vorkämpfer für die freiheitlichen Ideen unseres Welttheils, als der größte Staatsmann seiner und aller Zeiten genannt und gepriesen werden wird.

Ankunft der Colibris und der Leuchtkäfer in den nordamerikanischen Städten.

Von R.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung in der Naturgeschichte der beiden amerikanischen Continente, daß sie eine Menge Pflanzen und Thiere unter sich gemeinsam haben, die sich weit auf dem ganzen langen Rücken der neuen Welt, sowohl gegen den Südpol, als gegen den Nordpol hin verbreiten, während sie sonst in keiner Zone der anderen Continente gefunden werden. Der Puma oder der amerikanische Löwe findet sich in Canada, wie auch unter dem Aequator und südwärts hinab bis nach Patagonien. Die so fruchtbare wie furchtbare Klapperschlange hat in manchen Strichen Canada's eben so stark besuchte Brutplätze wie in Venezuela und Brasilien. Eine Menge tropischer Gewächsformen dringen mit verschiedenen ihrer Varietäten im Mississippithale weit höher nordwärts hinauf, als es bei uns der Fall ist. Dasselbe thun einige Gattungen von Papageien und andere Thiere, welche ich hier nicht alle aufzuzählen nöthig habe.

Ich will unter ihnen allen nur eines, das kleine Sonnenkind, den goldigen Colibri hervorheben, weil ich ihm einige sehr genußreiche Augenblicke verdanke, und hoffe dem Leser dieses Blattes ein hübsches Bild davon in seine Gartenlaube bringen zu können. Obgleich jenes zierliche Vögelchen schon im ersten Frühling seine Wanderung in großen Schaaren nach dem Norden antritt und in der Mitte des Sommers sogar an den Ufern der canadischen Seen häufig genug zu finden ist, so hatte ich doch drei Jahre lang in den Vereinigten Staaten gelebt und gereist, ohne daß es mir gelungen wäre, auch nur einen dieser „geflügelten Brillanten“ irgendwo ansichtig zu werden. Ueberall, wohin ich kam, hatte ich den rechten Zeitpunkt verfehlt. Entweder wurden die Colibris erst eben erwartet, und ich hatte keine Zeit, zu verweilen, oder sie waren so eben nach dem Süden heimgekehrt, und ich konnte den Lätzpatanern, die mir wie Elfchen entschlüpften, nicht nacheilen. Es mag auch bei uns wohl manchem Europäer mit dem berühmten Vöglein Zaunkönig eben so gegangen sein, von dem Jeder viel gehört und den doch nicht Jeder im Busch beobachtet hat. Ja, gesteht doch selbst der berühmte aus Schottland gebürtige Ornithologe Alexander Wilson Band I. Seite 171. seiner „American Ornithology“, daß es ihm nie in seinem Leben gelungen sei, eine lebendige Nachtigall zu sehen oder zu hören. —

Endlich blieb ich einmal in der Congreßstadt Washington einen ganzen Winter und Frühling hindurch auf demselben Platze, und siehe, da kamen denn die hübschen kleinen Wanderer zu mir, und ich bekam nun hinreichende Gelegenheit, mich mit ihnen bekannt zu machen und zu vergnügen.

Es ist den Naturforschern bekannt, daß es nördlich vom mexikanischen Meerbusen in der Hauptsache* nur eine Gattung von Colibris giebt, die sie „Trochilus Colubris“ oder den „nördlichen Colibri“ nennen. Das Körperchen dieses Trochilus, wenn man ihm seine Federn nimmt, ist nicht viel größer als der Leib einer großen Hummel, und sein Nest hat nur einen Zoll im Durchmesser

* Allerdings hat man an den nördlichen Küsten des stillen Oceans noch eine zweite gefunden, deren Verbreitungsgebiet aber nicht so groß ist.

und Tiefe. Er ist auf Kopf, Rücken und Bauch von hellgrüner, sehr brillanter Smaragdfarbe, die mit metallischem Glanze schillert. Nur an Hals und Kehle hat er einen rubinrothen Fleck oder Ring, der ihn wie ein Geschmeide ziert. Auch diese rothen Federn schimmern und strahlen wie Metalle und Edelsteine, und überziehen, wie Fischschuppen über einander geschoben, den ganzen kleinen Körper wie mit einem fein gearbeiteten Panzer.

Der Colibri findet in dem Territorium der Ver. Staaten eine Menge von Bäumen und Blumen, deren Blüthen er theils ihrer süßen Säfte, theils der in ihren Kelchen verborgenen Insecten und Käferchen * wegen ausbeutet. So wie sich die schönen Magnolien und die zahlreichen Balsaminen, die prachtvollen Tulpenbäume und die hohen amerikanischen Pappeln im ersten Frühling in den südlichen Staaten mit Blüthen schmücken, bricht der kleine Räscher, der im Winter sich in die Gegenden gebogen hatte, in denen das ganze Jahr hindurch Honig träufelt und Blumen blühn, auf und beginnt seine Wanderung nach Norden, wo er so lange weilt, als den bereits abgeblühten Büschen und Stauden noch neue mit frischer Lust folgen, und dies dauert fast bis in den Monat September hinein.

Der Colibri hat, wie die Schwalbe bei uns, unter jedem Breitengrade des Landes seine bestimmte Ankunftszeit, in welcher die Leute der Gegend ihn erwarten. Anfangs März sieht man ihn bei New-Orleans an der Mündung des Mississippi erscheinen. Ende März kommt er nach Georgia und Süd-Carolina hinauf. Den 25. April hat man als das Datum seiner Ankunft in Pennsylvanien festgesetzt. Und diese Daten stimmen sehr gut mit dem, was ich selber erlebte, überein. Denn es war an einem der Tage zwischen dem Ende März und dem 25. April, als mich in Washington, einer Stadt, die bekanntlich zwischen Pennsylvanien und Carolina ungefähr in der Mitte liegt, ziemlich früh am Morgen ein Freund mit der Nachricht weckte: die Colibris seien da. Wieder er, noch ich hatten sie an einem der vorhergehenden Tage gesehen, und sie mußten daher wohl gerade eben angekommen sein, obgleich ich natürlich nicht behaupten will, daß uns nicht einige versprengte Vorläufer, wie sie wohl jeder großen Armee vorangehen, entgangen waren.

Wir wanderten um 8 Uhr Morgens hinaus nach dem „weißen Hause". Denn in dem Vorhofe oder Borgarten dieser Residenz des Präsidenten der Vereinigten Staaten — so berichtete mir mein aufmerksamer Freund — da stehe der Baum, von welchem die Colibris oder, wie die Engländer sie nennen, die kleinen Sumfvögel (humming birds) so eben Besitz ergriffen hätten.

Wir fanden einen schönen mit vollen Blüthen stehenden Tulpenbaum und entdeckten bald die kleinen summenden, schwirrenden Flatterer, die den Baum in allen seinen Partien und Zweigen belebten. Sie kreisten oben über dem Gipfel des Baumes und schossen auch um seine unteren Zweige dicht vor unseren Augen vorüber, bald im Schatten verschwindend, bald in den Sonnenstrahlen aufblitzend. Anfänglich, ehe ich sie näher in's Auge zu fassen vermochte, konnte ich mir fast eben so gut einbilden, daß ich ein Heer von Bienen, Hornissen oder Maikäfern vor mir hatte. Denn diese Vögel schlagen fast eben so heftig, wie die Brummfliegen, mit den Flügeln, die daher zuweilen beinahe unsichtbar werden oder nur wie ein Stück Schleier erscheinen. Dies ist besonders der Fall, wenn sie vor dem Kelche einer Blume schweben, um seinen Inhalt zu untersuchen.

Meistens, wenn wir so von unten her gegen den blendenden Himmel aufschauten, sahen sie mir dunkel und farblos aus. Aber plötzlich, wenn sie sich im Fluge herumwarfen, glitzerten sie wie ein Edelstein, wenn man ihn in das rechte Licht bringt. Und konnte man den Flug eines einzelnen Individuums in der Nähe verfolgen, so sah man bei jeder Veränderung der Bewegung einen Wechsel der schillernden Farben. Bald traten die smaragdgrünen Federschuppchen des Rückens, bald die Rubinen der Kehle deutlicher hervor. Sie waren alle außerordentlich heftig und ungestüm in ihren Bewegungen, wie dies auch wohl bei den Hornissen der Fall ist. Oft blieben sie ein paar Augenblicke auf einem Punkte schweben, als wären sie da mitten in der Luft befestigt, dann aber plötzlich schossen sie mit Pfeilgeschwindigkeit seitwärts und schwenkten sich im Halbkreise, wie ein Schlittschuhläufer, rasch um den Baum herum, um auf der andern Seite eine andere Tulpe zu finden. Meistens schienen mir die Streitigkeiten um die Blumen — oder um die Weibchen? — Veranlassung zu diesen raschen Schwenkungen zu sein. Oft schnellte ein kleiner Vogel vom Gipfel des Baumes zum Himmel empor, als würde er hinaufgeschleudert. Ein kleiner bissiger Verfolger, der ihm von unten nachsetzte, bewies uns aber, daß jener sich durch seine eigenen Flügelschläge aufwärts lanciert hatte. In der That schien es mir, daß neben dem Blumensaugen Kampf und Streit ihr Hauptgeschäft sei. Kaum hatte einer von ihnen seinen langen Schnabel in eine Blume gesteckt, so gesiel dieselbe Blume einem anderen besser und das Duell begann auf der Stelle. Zuweilen flogen sie dabei, wie zwei um einander herumwirbelnde Funken einer Feuersbe, so hoch in die Luft, daß sie unseren Blicken entschwanden.

Diese Streitlust soll bei allen Colibris allgemein sein, vielleicht sind dabei, wie bei unsern Schwalben, eben so sehr Spiel und Siegeslust die Triebfedern, als blasser Neid und nackte Bosheit. „Diese Colibris haben ein großes Herz," würden meine canadischen Indianer sagen. Und wirklich bestätigen es die Anatomen, daß das Herz des nordamerikanischen Trochilus eben so groß ist wie sein Schädel, obgleich auch dieser verhältnißmäßig nicht klein ist, sondern eine bedeutende Portion Gehirn enthält. —

Die Sonne schien ganz wunderwoll warm und hell in das Gebüsch und die Blüthenkelche des Baumes hinein. Und je wärmer sie strahlte, desto mehr Vögelchen kamen herbei. Ich sah sie über das Dach des Präsidentenhauses der Ver. Staaten hin und her schießen. Denn auch jenseits des Hauses lag ein großer, blumenreicher Garten, den sie besuchten. Doch schien unser Tulpenbaum — wenigstens vielleicht des Hauses — ihr Hauptstandquartier zu sein, zu dem sie aus der Ferne spielend zurückkehrten, indem sie sich mittelst ihre kleinen Körperchen durch die Flügel schlage wie Bälle durch die Luft schnellten. In den andern zahlreichen Bäumen, die umherstanden, fand ich keine Colibris. So sieht man bei uns auch wohl auf einem lustenden Lindenbaume zur Zeit seiner Blüthe Hunderte von Bienen summen und schwärmen. Wie würden aber bei uns wohl die Leute zusammengelaufen sein, wenn man ihnen eine solche stark der Bienen von Colibris rauschende und von ihrem Glanzgefieder, so zu sagen, wie ein Weihnachtsbaum glitzernde Magnolie mitten auf dem Markte ihrer Städte hätte hinstellen können! Uebrigens gewährt die Biene in der Art des Flugs zu der Weise der Colibris einen recht interessanten Gegensatz. Jene ist dabei das wahre Bild der Emsigkeit und des bedachtsamen Fleißes. Sie fliegt ganz langsam, auch wenn sie nicht gerade schwer beladen ist, zwischen den Blumen herum und unterscheidet dieselben vorsichtig, verrichtet sich mühselig tief in ihre Kelche und kommt, bestaubt wie ein Müller, wieder daraus hervor. Man sieht es ihr wohl an, sie ist ein Arbeiter und Künstler. Der Colibri dagegen erscheint in der Manier seines Fluges als ein blos nasch- und flatterhafter Geselle.

Das hübsche, oft beschriebene Schauspiel, wie er sich vor dem Munde einer Blume angelangt einige Augenblicke in der Luft vor ihr fest hinstellt, und wie er dabei seine blitzenden, deutlich erkennbaren Aeuglein mit Aufmerksamkeit zu den Seiten herumwirft, um zu erspähen, ob Alles in der Nähe ungefährdet sei, und wie er dann erst, nachdem er sich hiervon überzeugt, seinen Kopf und Rüssel in den fußzustellenden Becher vertieft — dieses verwundlich sehr hübsche Schauspiel habe ich selber nicht in der gehörigen Nähe beobachten können. Unsere Blühen hingen dazu zu hoch. Doch sah ich es ein paar Mal deutlich, wie sie sich einen Augenblick rastend auf einem kleinen kahlen Zweige hinsetzten. Und auch dies sieht schon hübsch genug aus. Dann wird man erst recht gewahr, daß das tanzende Dingelchen wirklich ein Vogel ist. Man erkennt seine hübsche Figur und seine Beinchen und sieht, wie er sich putzt und kämmt und seine gefiegen Federchen durch seinen Schnabel zieht.

Ich verband früher das Treiben und Leben der Colibris — und ich glaube, in Deutschland mag es noch Vielen so gehen — nur mit dem Innern eines amerikanischen Urwaldes. Aber sie haben, wie man aus dem Obigen sieht, auch die Städte und Wohnorte der Menschen zu ihren Spiel- und Tummelplätzen gemacht. Sie folgen der Kette der blühenden Gebüsche, die sich durch die Länder hinschlingt und fragen nicht darnach, ob diese in einem Urwalde oder zwischen den Häusern und Städten der Menschen stehen. Kurz, wo sie sind, fahren sie sogar mitten auf die gesümmeltreichen

* Man hat sich früher lange darüber gestritten, ob der Colibri auch ein fleischfressendes oder wenigstens Würmerfressendes Raubthier sei, oder ob er sich von lauter Blumenthau und Nektar nähre.

Marktplätze herab, wenn sie dort eine Blume entdecken, ähnlich wie die Geier in Buenos Ayres, wenn sie bei den Häusern ein gestorbenes Thier wittern. Da der Mensch in seinen Gärten so viele schöne Gewächse um sich her versammelt, so mögen sie seinen Ansiedlungen vielleicht vorzugsweise gern folgen. Man sieht sie sogar in so volkreichen Städten, wie Cincinnati oder New-York es sind, nicht selten. Sie nähern sich auch der Person des Menschen ohne Scheu, und wenn in diesen Städten hie und da ein paar Damen die Gewohnheit haben, in einer Gartenlaube ihren Nachmittags-Kaffee zu trinken, so ist es ihnen ein Leichtes, ein paar Colibris an sich zu gewöhnen, indem sie ihnen regelmäßig ein Tröpfchen geschmolzenen Zuckers oder Honigs in einem Näpfchen hinsetzen. Die kleinen Lieblinge kommen zur bestimmten Zeit und naschen sich ihre Portionchen vom Tische weg.

Wir in Washington, da wir sie auf die besagte Weise erst einmal in des Präsidenten Garten entdeckt hatten, hörten nun gleich nachher überall von Colibris. Man sah sie nun alsbald auch in vielen anderen Gärten. Sie huschten auch gelegentlich durch das Gehöfte unseres eigenen Hauses, wo blos ein einziger blühender Pfirsichbaum stand. Sie waren sogar überall in die Gewächshäuser eingedrungen, um auch da ihre Jagd auf Honigfeim fortzusetzen und die verschönten Blumen auszukramen. Doch sind dergleichen Wagnisse nicht ohne Gefahr für sie. Sie können sich mitunter in dem Gemäuer nicht zurecht finden, rennen mit dem Schnabel gegen die Steine und hauchen dann oft unmittelbar nach einem solchen Stoße ihr Seelchen aus, das in dem kleinen Leibe nur sehr lose zu sitzen scheint. Dieser gleicht, wie gesagt, einem geflügelten Funken und stirbt auch schnell wie ein Funken. Ein spät eintretender Nachtfrost vermag sie auf der Stelle umzubringen, wie unsere zarten Georginenblüthen im Herbst. Oft zwar ist es nur eine lähmende Erstarrung, und läßt man die warme Sonne auf das Körperchen scheinen, so regt es sich zuweilen bald wieder und fliegt neubelebt und mit verjüngter Kraft davon. Auch darin gleichen sie manchen Insecten.

Wir besuchten unseren Tulpenbaum in des Präsidenten Garten an den folgenden Tagen noch einige Male wieder. Doch fanden wir sehr bald, daß die Anzahl unserer kleinen Gäste darin schnell abnahm. Nach mehreren Tagen erschien nur kaum noch einer dann und wann. Auch hörten wir bald nachher in der Stadt nur noch hier und da von einem einzelnen versprengten Vögelchen. Daraus schien mir hervorzugehen, daß die Wanderung der Colibris und ihr Einbruch in die Städte und Gärten zuerst in [illegible] und mit einer großen Armee geschieht. Sie kommen wie die Fluth mit einer stark aufgeschwollenen Welle. Diese Fluth zieht von Süden her durchs Land, läßt überall einige Ausreißer zurück und fluthet, sich allmählich verlierend, nach Norden weiter. Es mag indeß auch sein, daß jene von uns beobachtete Magnolie der Tulpenbaum gröbert dieser Gattung an; auch nur deswegen anfänglich so zahlreich besucht war, weil sie wegen ihrer besonders günstigen Stellung ungewöhnlich frühzeitig blühte, und vielleicht vertheilten sich die Thiere in Folge der mit jedem Tage in allen Winkeln und Verstecken der Gegend sich mehrenden und sich öffnenden Blüthen. Da ich bald darauf die Vereinigten Staaten verlassen mußte, so konnte ich leider diese Sache, die ich in den ornithologischen Werken noch so wenig gründlich auseinandergesetzt finde, nicht weiter verfolgen. Doch blieb mir das Licht- und Farbenbild jenes hübschen Vogel- und Blumenstücks, das sich in des Präsidenten Garten erblickte, wie ein reiches Gemälde von De Heem oder Mignon für immer im Gedächtnisse, und ich dachte mir daher, daß eine Copie desselben, wie ich sie hier zu geben versuchte, auch dem deutschen Leser angenehm sein könnte.

Vielleicht sieht er es nicht ungern, wenn ich ihm bei dieser Gelegenheit auch noch sonst Einiges von den Naturseenen, die man zuweilen in diesen amerikanischen Städten zu sehen Gelegenheit hat, beifüge. Und ist eine ziemlich natürliche Decen-Affociation, wenn wir da bei den Colibris, die im Sonnenschein des Tages wie Feuer glänzen, auch gleich die hübschen amerikanischen Feuerwürmer einfallen, die in der Nacht wie Colibri-Federchen schimmern.

Diese Leuchtkäfer oder, wie die Engländer sie nennen, „Feuer-Fliegen“, an denen der ganze amerikanische Continent — Nord- und Süd — so überschwänglich reich ist, erscheinen in den Städten und Landschaften der Union etwas später als die Colibris. Gleich diesen sieht man sie zuerst einzeln hier und da in den Büschen und an den Hecken schimmern, wie die noch spärlich angezündeten Laternen bei einer erst beginnenden Stadt-Illumination. Es dauert aber nicht lange, so fangen sie an, in größerer Anzahl zu schwärmen. Im Beginn des Mai sieht man sie in allen Gärten, in allen Bäumen der langen Alleen, mit denen die Straßen der amerikanischen Städte bepflanzt zu sein pflegen, und überall wo nur ein Büschelchen oder ein kleiner Grasfleck grünt. Fast könnte man dort, wie bei uns, wenn man Menschheim im Kalender findet, zu dieser Zeit der Leuchtkäfer die Gastalenen sparen. Oft sieht man die beiden Seiten der Wege, wo sie schwirren, weithin wie durch zwei, wo nicht helle, doch schimmerige Linien abgezeichnet, wie man zuweilen die Linien des Meeresstrandes durch die phosphoreszierenden Wellen markirt erblickt.

Wenn man spät Abends vor seinem Hause sitzt und auf den Wiesen-Abhang hinabschaut, der von diesem Hause vielleicht zur Straße abwärts fällt, so gewährt dieser Abhang oft den reizendsten Anblick. Zwischen allen Grashalmen scheint das sanfte Licht einer aufschießenden Mücke hervor. Da die meisten nicht viel höher fliegen, als das Gras selbst, und immer wieder unter den Rasen zu tauchen scheinen, so sieht es aus, als sprühe der Rasen Funken, die schnell wieder erlöschen. Oder besser, über der ganzen Oberfläche spielen scheinen dünne, an ihren Rändern schimmernde Lichtwellen in wallender Bewegung zu sein. Zuweilen schlagen diese belebten Lichtwellen auch Wirbel und Brandungen. Denn obwohl sie mitunter so einförmig und ungeführt auf- und abwallen, wie die Oberflächen-Schwenkungen eines vom Winde bewegten Sees, so scheint es doch zuweilen auch, wie unter den Colibris, Spiel und Krieg unter ihnen zu geben. Sie fallen mitunter in großer Zahl über einander her, bilden dichte Knäuel, die dann sich wie eine Leuchtkugel leuchten und sich über die Wiese hinrollen. Diese dunklen Lichtkugeln lösen sich auf in tausend Strahlen und ziehen sich, verschiedenerlei Figuren annehmend, wieder zusammen, wie man einen ähnlichen Tanz auch bei andern Thieren, Vögeln wie Insecten, beobachten kann, nur daß hier durch das Licht der Tanz etwas elfenartiger wird.

So viel vermag von den Colibris und Leuchtkäfern in den Städten der amerikanischen Union. Damit man sich aber nach den von mir etwas mehr ausgeführten Bildern diese Städte doch nicht gar zu reizend denke, mag ich gleich hinzufügen, daß noch sonst manches Stück weiter Raum in sie hineinragt, welches man lieber weg wünschen möchte. Nicht selten vermißt man in diesen Städten

ich spreche hier nicht gerade von Boston und New-York, aber doch von solchen Ortschaften, wie die Bundeshauptstadt Washington oder Cincinnati, St. Louis ꝛc. — noch das schreckhafte Ueberfall des Ochsenfrosches, der einen in irgend einem Nebengäßchen noch unangetroffen, gelbliechen Sumpf bewohnt. Auch müßten und weiden in ihnen, z. B. selbst in den Straßen der Bundes-Hauptstadt Washington, noch fleißig — aber ohne Hirten und wie herrenlos — eine Menge von Schweinen und Kühen herum. Ueber diesen Theil der Straßen-Bevölkerung der amerikanischen Städte könnte man ein eigenes recht interessantes Capitel schreiben, z. B. über die pfiffelegisch merkwürdigen Sitten und Neigungen, welche die Kühe durch ihr beständiges Leben in den Straßen angenommen haben. Es sind vermuthlich die Kühe armer Leute, die nicht Landesig genug haben, um ihr Vieh gehörig zu nähren, und die es daher lieber wie Bettelleute auf der Gasse abenteuern lassen. Sie sehen meistens jämmerlich und mager aus, wie die Hunde in Constantinopel, und sind dabei diesen auch sonst noch in mancher anderen Hinsicht ähnlich geworden. Wie diese benehmen und verschlingen sie Alles, was die Leute in die Straßen an Küchenresten hinausgeworfen haben, und unterschen neugierig jedes nicht gerade aus Pflastersteinen componirte Häuschen, was auf dem Pflaster liegen geblieben ist. Wie die Kühe der Kamtschadalen für Fisch, so gewinnen sie dabei für manche Nahrung eine Vorliebe, welche unsere Kühe verschmähen. Zum Beispiel benaschen sie gerührtlich sehr eifrig den Pferdedünger und lassen darin nichts zurück, was ihnen einer zweiten Verdauung noch fähig scheint. Wie in Bezug auf ihre Speise nicht wählerisch, so sind sie natürlich ebenso wenig verwöhnt in Bezug auf ihr Nachtlager. Man findet sie mitunter auf dem Pflaster der Städte ausgestreckt, wie die Hunde. Am Tage genießen sie auf den Trottoirs zuweilen mit den Cremolinen der spazierenden Damen in Collision. Um Mitternacht sah ich sie zuweilen schlummernd und träumerisch an einen Laternenpfahl gelehnt oder gemüthig wiederkäuend — das Wiederkäuen, was sie zu

Digitized by Google

lauen hatten! — in stiller Gesellschaft um das Gaslicht herumsehen.

Wie die Londoner Straßenbuben, werden diese Rinder der Bundeshauptstadt auch ganz schlau und diebisch gesinnt, und dabei scheint denn in ihnen sogar etwas wie ein böses Gewissen entwickelt zu werden. Ich beobachtete einmal eine dieser — soll ich sagen entarteten oder civilisirten? — Straßen-Kühe beim Stehlen. Ein Krämer hatte mehrere Mehlsäcke vor seine Thür auf die Straße hinausgestellt. Sie waren alle geöffnet, und man sah das reinliche, schneeweiße Mehl, den gelblichen Grieß, die Graupen und den Grütze recht appetitlich daraus hervorschimmern. Eine arme, magre und hungerige Kuh, die von diesem Abfalle angelockt wurde, schlich von der Straße heran. Sie setzte ihren Fuß vorsichtig über den Rinnstein, blickte sich rechts und links um, und auch in die offene Thür des Ladens hinein, und da sie Niemanden in der Nähe gewahrte, so stellte sie ganz auf das Trottoir hinüber und vertiefte ihre Nase in einen der Graupensäcke, indem sie anfing, mit vollen Backen und mit allen dreißig knöchernen Mühlsteinen ihres Maules zu mahlen und zu schlingen. Ich war der einzige Mensch, der zuletzt auf dem Trottoir dahergeschritten kam, und da ich es für eine eben so große Sünde hielt, ein Wesen während der Stillung seines Hungers, als während des „heiligen" Schlafes zu stören, so ließ ich ihr Zeit, hielt ein wenig an und sah, wie sie sich mit lang und etwas schlichten ausgestreckten Halse auf Kosten des reichen Kaufmanns erlabte. — Endlich wollte ich diesem Unachtsamen doch auch den Schaden nicht gar zu groß anwachsen lassen, schritt vor und scheuchte die Kuh fort. Sie sah mich schon von weitem kommen, nahm endlich noch ein tüchtiges Maul voll, zog sich dann mit weißgepuderter Schnauze ganz eilig und stolpernd auf die Straße zurück und trabte weit weg — wie gesagt, als mache ihr Bewußtsein sie eines Diebstahls bewußt. — Doch hiermit für heute genug hierüber! Ich schließe diese Mittheilung mit der Wiederholung der Bemerkung, daß man über das zuletzt erwähnte Thier-Gesindel, welches die Straßen vieler amerikanischen Städte bevölkert, manche psychologische Beobachtungen und Untersuchungen anstellen könnte, und daß ich vielleicht ein anter Mal diese Untersuchungen in der Gartenlaube vortragen will.

Ein italienischer Priester!

Von Moriz Hartmann.

General U... erzählt:

In meiner Jugend einmal, also schon vor geraumer Zeit, machte ich in Begleitung mehrerer Freunde und Diener von Neapel, meiner Vaterstadt, aus eine Reise nach Salerno. Obwohl wir als Neapolitaner an die schauderhaftesten Mord- und Räubergeschichten aus den Provinzstädten und Gebirgsdörfern gewöhnt waren, hatte das, was wir von dem damals höchst verfallenen Neste Salerno zu hören bekamen, unsere Neugierde so sehr gereizt, daß wir uns trotz aller Gefahren zu diesem Ausfluge entschlossen. Salerno hatte für uns die Anziehungskraft des Schauderhaften, Unheimlichen; die Reise den Reiz eines Ausflugs in längst vergessene Zeiten, in denen sich zugetragen, was heute unglaublich und romantisch erscheint. Es hieß, daß sämmtliche Einwohner Salerno's sich in Räuber und Mörder umgewandelt haben, und es war gewiß, daß dort eine geschlossene Gesellschaft bestehe, die für Geld in ihrer Gesammtheit oder in einzelnen Mitgliedern zu jeder That, zu Mord, Ueberfall, Raub, Entführung bereit war. Das Leben des Menschen war da so sehr im Preise gesunken, die Gewissen so verhärtet, daß man auf einen Vorübergehenden schoß, nur um Pulver zu probiren.

Wir begaben uns in dieses Nest ohne Sorgen. Nicht weil wir zahlreich und bewaffnet waren, sondern weil die Salernitaner bei Ankunft solcher Galantuomini, wie wir, voraussetzten, man komme mit ihnen ein Geschäft zu machen, oder mit andern Worten, Individuen zur Ausführung irgend einer blutigen Nache oder einer andern ähnlichen Unternehmung zu miethen. Ich solchem Falle war man ganz sicher; ja man wurde mit Zuvorkommenheiten, mit Gastlichkeit, mit allen möglichen Rücksichten aufgenommen.

In der That gesellten sich in der Nähe von Salerno einzelne Individuen zu uns, die auf's Höflichste ihre Dienste anboten, uns die Wege zeigten, auf mancherlei Interessantes aufmerksam machten und von den Heiligenbildern, an denen wir vorüberritten, mit Andacht und Glauben Legenden erzählten. Mit einem kleinen Gefolge kamen wir auf dem Marktplatze an. Dort waren wir bald von einer ebenso zuvorkommenden Bevölkerung umgeben, die uns aber trotz ihrer Zuvorkommenheit nicht zum Besten gesiel. Es waren meist die Weiber, die sprachen und uns offenbar zum Sprechen bringen wollten. Sie klopften auf den Strauch, sie versicherten, daß die Salernitaner tapfere Leute seien und zu jeder That bereit. Das Lächeln und die lauernden Blicke, mit denen sie ihre Worte begleiteten, machten ihre großen schwarzen Augen und die breiten schwellenden Lippen, die von Natur schön gebildet waren, nicht schöner. Einzelne Männer standen in unserer Nähe, malerisch an den Brunnen gelehnt oder auch ferner an den Häusern, und beobachteten uns schweigend, nur daß sie manchmal mit einer Bewegung oder einem lauten Ausfachen die deutlichsten Anspielungen der Weiber begleiteten. Sie näherten sich mit einem Male von allen Seiten, als einer unserer Reisegefährten, ein leichtsinniger Marinelieutenant, auf die Anspielungen der Weiber einging und verrieth, daß er sie verstehe. Ich glaube, wir hätten in diesem Momente auf offenem Markte und vor hundert Zeugen ein Geschäft von hundert blutigen Neuentres abmachen können. Ich fürchtete, die Zwecklosigkeit unserer Reise zu verrathen, und benutzte die halbe Stunde, um zur Ruhe aufzufordern und ein Gasthaus aufzusuchen. — „Brav o," rief eine Alte mit Beifall, „der Herr, Se. Excellenz wollen wichtige Geschäfte mit ausgeruhtem Geiste in der Frische des Morgens abmachen! Man lasse die Herren in Ruhe; Niemand folge ihnen in die Herberge!" — Ich nickte ihr zustimmend und so einverständig als ich vermochte.

Im Gasthause, einem alten, verfallenen, weitläufigen Gebäude, das ehemals ein Kloster gewesen sein mag, wollte man uns mehrere Zimmer anweisen, wir aber zogen es vor zusammen zu bleiben und bereiteten unser Lager gemeinschaftlich in einem großen Saale, durch dessen Decke hie und da der blaue Himmel mit lächelnden Sternen blickte. Als Alles im Hause stille war, verfäumten wir nicht, die Thüre zu verriegeln, sogar ein wenig zu verrammeln. Auch wachten die Diener abwechselnd an der Thür sitzend. Doch verging die Nacht vollkommen ruhig, ohne die geringste Störung, ohne das kleinste Abenteuer.

Andern Morgens durchzogen wir die Stadt — immer von einigen einheimischen Individuen gefolgt — besahen mehrere alte Gebäude, die an die wissenschaftliche Größe des mittelalterlichen Salerno erinnerten, und traten endlich in eine Kirche. Hier beginnt die Geschichte, die ich eigentlich erzählen wollte und die viele Neapolitaner bestätigen können, denn sie machte damals viel Aufsehen und war in Neapel Stadtgespräch.

Die Kirche war ziemlich besucht. Die Gläubigen, Männer und Weiber, knieten auf dem Steinpflaster und beteten mit jener Heftigkeit, mit der man anderswo zankt und die man nur im tiefsten katholischen Süden an Betenden beobachten kann. Ihre Lippen bewegten sich so rasch und ausdrucksvoll, als ob sie Jemand Vorwürfe machten, oder als ob sie Drohungen aussprächen; die Hände hielten den Rosenkranz, als ob sie einen Dolch hielten, mit dem sie erzwingen wollten, was man ihren Bitten oder Drohungen nicht gewähren würde. Der Geistliche stand am Altar und las die Messe. Er machte das heilige Geschäft wie viele andere Geistliche handwerksmäßig ab und sah auch aus wie hundert andere neapolitanische Geistliche; gut genährtes, doch nicht dickes Gesicht, braune Farbe, magere Hände mit langen Fingern und eine unverhältnißmäßig große Tonsur auf spitzigem, eckigem Kopfe. Er wäre uns weiter nicht aufgefallen, wenn nicht der Meßkranz, ein hübscher Junge von ungefähr zwölf Jahren, unsere Aufmerksamkeit auf den Altar und die Messe gelenkt hätte. Wir standen in der Nähe und konnten bemerken, daß der kleine Junge sehr zerstreut war. Er ließ oft lange auf die sacramentalen Antworten warten, fuhr sich dann, wenn ihn der celebrirende Priester zornig anfah.

mit der Hand über die Stirne, stotterte dann die lateinischen Worte, um einen Augenblick darauf eben so zerstreut zu sein, wie vorher. Er vergaß das Meßbuch zu nehmen, dann es an die rechte Stelle zu legen, dann den Weihrauchkessel zur rechten Zeit zu handhaben. Einige der Gläubigen bemerkten die Zerstreutheit des Knaben und murrten. Mein Marinelieutenant lächelte. Wir glaubten anfangs, daß das fromme Geschäft das Kind langweile und daß er an ein Spiel oder an irgend welche Allotria denke. Als wir aber aufmerksamer hinsahen, bemerkten wir, daß der arme Junge am ganzen Leibe zitterte, daß sein Auge manchmal starr und voll Entsetzen auf einer und der andern Stelle vor dem Altare haftete, daß er mit unsagbarer Angst auf dem bleichen Gesichte den Bewegungen des Geistlichen folgte, der, nach dem Ritus, am Altare bald nach der einen, bald nach der andern Seite ging. Endlich schüttelte er sich wie im Fieber, blickte um sich und sah aus, als wollte er die Flucht ergreifen oder als wüßte er nicht was zu beginnen.

„Der arme Junge ist offenbar krank!" lispelte einer meiner Reisegefährten, und es schien wirklich, als wollte er den Priester um Entlassung bitten, denn er streckte mehrere Male die Hand aus, zupfte ihn am Meßgewande und wollte etwas sagen. Der Priester aber bemerkte es anfangs nicht. Doch mußte er endlich in dem Momente, da er das Allerheiligste erhebt und den Gläubigen zeigt, sich mit dem Gesichte dem Knaben zuwenden; das benutzte dieser und faßte, wie es schien, mit der letzten Kraft, das Meßgewand, riß daran mit der einen Hand, während die andere starr ausgestreckt, von den gläsernen Blicken des Knaben gefolgt, auf den Boden der Altarstufe zu Füßen des Priesters zeigte. Der Priester sah hinab, fuhr erschrecken zusammen, warf die Monstranz auf den Altar und stürzte voll Entsetzen in die Sacristei.

Die Aufregung in der Kirche war ungeheuer. Die Gläubigen schrien auf und warfen sich in einem Knäuel schreiend dem Altar entgegen, an dessen Fuße der Knabe ausgestreckt lag, noch immer mit der einen Hand auf eine Stelle deutend. Diese Stelle war ein Blutfleckeu und gleich daneben ein zweiter, dann ein dritter, vierter; der ganze Platz vor dem Altar war blutig betäufelt. Bei diesem Anblick verstummten die Einen, während die Anderen noch heftiger zu schreien, zu fluchen oder die Heiligen anzurufen begannen. Ein Theil der Gläubigen stürzte dem Priester in die Sacristei nach, ein anderer blieb bewegungslos vor den Blutstropfen stehen. Man hob den Knaben auf, der wie aus einer Ohnmacht erwachte und in abgebrochenen Worten erzählte, wie während der ganzen Messe unter dem Priestergewande hervor Blut und immer Blut träufelte. Das Volk drängte sich nun voll Angst vom Altare fort und zur Thür hinaus. Draußen fing eine Matrone sofort zu predigen an, daß es die Hostie gewesen, die geblutet habe, und das sei die Strafe für die ungeheuern Verbrechen der Sakernitaner, und bei der Gelegenheit nannte sie den und jenen der Umstehenden und warf ihm die Zahl der Morde in's Gesicht, die er begangen, und erzählte solche Gräuel von Salerno, daß wir erkannten, wie wenig das Gerücht übertrieben habe.

Das Bluten der Hostien, sagte die Predigerin, komme nur in außerordentlichsten Fällen vor und nur wenn die furchtbarsten Strafgerichte Gottes drohen. Sie prophezeite den Sakernitanern den Untergang; der Vesuv werde sein Feuer bis hierher wälzen und sie in Flammen begraben, wie ehemals Pompeji und Herculanum, als diese Städte nicht vom Heidenthume lassen wollten, oder das Meer werde austreten und sie allesammt verschlingen. Sie riß das Tuch vom Kopfe und fuhr sich mit beiden Händen in die grauen Haare, die in Wellen über Gesicht und Schulter herabfielen, dann schlug sie sich die Brust, daß es hallte, und erhob ein Klagegeschrei, in das die Weiber und Kinder mit einstimmten. Plötzlich zu uns gewendet rief sie die Band ausstreckend: „Und Ihr Fremdlinge, die Ihr hierher gekommen seid, um neue Sünden zu bezahlen, ziehet fort und häuset nicht neue Schuld auf diese verfluchte Stadt. Kehret zurück und verflehet Euch mit Euren Feinden, ehe es zu spät ist, damit Ihr nicht mit uns zu Grunde gehet."

Bei dieser an uns gerichteten Exhorte wurde die Prophetin unterbrochen. Die Menge, die dem Priester in die Sacristei nachgedrungen war, kam jetzt von dort zurück und aus der Kirche heraus auf den Platz. Aus ihrem Benehmen war schwer zu errathen, was in der Sacristei vorgegangen, denn dieser Vorgang hatte augenscheinlich die verschiedensten Wirkungen auf die Gemüther hervorgebracht. Die Einen waren ernst und sprachen demgemäß unter einander, die Anderen schrieen, die Dritten lachten. Auch unser Marinelieutenant, ein Mann, der bei Allem und immer in erster Reihe sein mußte, lachte ganz gewaltig. Er war einer der Ersten gewesen, die sich dem Priester in die Sacristei nachgestürzt hatten, und sing nun an, immer mit Lachen zu erzählen, was er dort gesehen und erlebt, während die Sakernitaner ihren Landsleuten Bericht erstatteten.

„Der Priester," erzählte der Marinelieutenant, „machte mit dem ersten Schritte in die Sacristei Anstalten sich seiner Kleider zu entledigen und, wie es schien, irgend etwas zu verbergen. Als er sich verfolgt sah, wollte er aus der Sacristei entfliehen, aber einige Männer verstellten ihm den Weg und erklärten ihm, daß sie ersahren müßten, was es mit dem Blute zu bedeuten habe, während andere auf seine Strümpfe aufmerksam wurden, die von oben nach unten mit Blut betäufelt waren. Er wollte seine weiteren Erklärungen geben und zog einen Dolch hervor, mit dem er diejenigen bedrohte, die ihm den Weg aus der Sacristei in's Freie abschnitten; aber im Augenblick war er von hinten entwaffnet und man sah mit einiger Ueberraschung, daß der Dolch von frischem Blute roth war. Darauf ging es an eine Untersuchung; instinctmäßig oder aus Gewohnheit griff ihm eins seiner Beichtkinder in die Tasche und" — hier lachte der Marinelieutenant wieder — „und zog — es war sehr überraschend — ein Paar ganz frischer, erst abgeschnittener Menschenohren hervor."

„Menschenohren?" riefen wir entsetzt.

„Ein ganz wohl conditionirtes, frisches Paar Menschenohren, die noch bluteten und von denen die Blutstropfen kamen, welche den armen Knaben am Altar mit solchem Entsetzen erfüllten."

„Waren es seine eigenen Ohren?" fragten wir weiter.

„Seine eigenen Ohren saßen ihm ganz fest am Kopfe. Ihr seid sehr begriffsstützig," fuhr der Marinelieutenant fort; „die Sakernitaner haben die Sache rascher begriffen. Ist es so? riefen sie und schienen sich Vorwürfe zu machen, nicht gleich errathen zu haben. Manche von ihnen lachten laut auf, und Alle waren sofort beruhigt, als sie einsahen, daß hier von keinem blutigen, drohenden Miratel, sondern von einer gewöhnlichen Geschichte, von einem Morde auf Bestellung die Rede war. Der Priester nämlich gehört mit zu der enggeschlossenen Gesellschaft der hiesigen Bravi; das ist Alles. Heute Morgen hat er einen Auftrag vollzogen und um seinen Auftraggeber die beweisende Probe der Leistung zu überbringen, hat er seinem Opfer die Ohren abgeschnitten und in die Tasche gesteckt. Dann kehrte er eilend in die Stadt zurück, um nicht die Messe zu versäumen, die ihm bezahlt wird. Er kam etwas spät und hatte kaum Zeit, das Meßgewand über das Banditengewand zu werfen; die Ohren blieben in der Tasche und sie tropften während der Messe. Das ist die ganze Geschichte."

Während der Lieutenant uns, hatten die Andern der Menge Bericht erstattet. Als sie geendet, jubelte das Volk auf. Es war also kein Miratel! Ein Alp, eine große Angst war ihnen vom Herzen gefallen und sie wandten sich lachend zu der Prophetin, die ihnen die Hölle heiß gemacht hatte, und verhöhnten sie auf alle mögliche Weise. Der und Jener hatte sogar die Faust gegen sie, nannte sie einen Unglücksraben, eine Hexe, ein Mal-occhio, kurz ein schändliches Wesen, das noch Unglück herbeirufen könne und das man eigentlich beseitigen müsse. Die Prophetin war beschämt und endlich bestürzt. Sie schlich sich schweigend davon, während die ganze Versammlung sehr heiter wurde, daß es nichts gewesen sei als diese Dummheit.

Wir benutzten die kleine Aufregung, um uns unbemerkt davon zu machen, unsere Pferde und Maulthiere zu satteln und den Staub von Salerno von unseren Füßen zu schütteln.

Und was ist mit dem Priester geschehen?

Mit dem Priester? Nichts!

Er ist nicht bestraft worden?

Ich glaube nicht. Er hat seine Kläger gefunden und er hätte seine Richter gefunden.

Er ist wenigstens versetzt worden?

Ich glaube nicht. Doch weiß ich über Alles, was auf jenen Tag folgte, nichts Gewisses. Gewiß ist nur die Thatsache, die ich erzählt habe, und die unzählige Neapolitaner und Sakernitaner erzählen können.

Aus den Erlebnissen eines alten Sachwalters. *

Nr. 1.

Es geschah vor einiger Zeit, daß die sächsische Staatsregierung eine Warnung ergehen ließ vor dem gefährlichen Treiben gewisser Agenten, welche namentlich arglose Bauersleute durch Gunstläufe und Täuſche wiederholt betrogen, in manchen Fällen sogar um ihr ganzes Vermögen, an den Bettelstab und zur Verzweiflung gebracht hatten. Es wurde auch eine wohlmeinende, wenn schon auf dem dermaligen Landtage in ihrer formellen Berechtigung angezweifelte Verordnung erlassen, durch welche das ganze Agentenwesen der Controle der Behörden untergeordnet ward. Wir bezweifeln, daß damit dem Publicum irgend ein wesentlicher Nutzen bereitet werden ist, halten es vielmehr für unmöglich, das vielgestaltige Geschäftsleben so, wie beabsichtigt, zu überwachen, und erblicken das einzige Schutzmittel nicht nur gegen das Treiben gewissenloser Agenten, sondern überhaupt gegen Vermögensverluste und Verwirrungen aller Art in dem Rathe, daß man sich bei jedem wichtigeren Rechtsgeschäfte des Beistandes eines redlichen und geschickten Sachwalters bediene. Wir können unparteiisch diesen Rath geben, denn nach einem vielbewegten Leben in der advocatorischen Praxis haben wir uns aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen. Wir weisen darauf hin, daß es bei der großen Mannigfaltigkeit, Feinheit und Verwickelung unseres Verkehrs selbst für den Gebildeten ganz unmöglich ist, die darauf sich ergebenden Rechtsverhältnisse klar zu erfassen; nur bei der Theilung der Arbeit, dem Princip, auf dem die heutige Gesellschaft ruht, ist es möglich, daß in einer Wissenschaft oder Kunst Etwas geleistet werde, und die Behandlung der Rechtsgeschäfte läßt sich nicht nebenbei erlernen; sie erfordert eben so viel Studium, als Erfahrung. Zur Erläuterung mögen einige aus dem Leben gegriffene Beispiele dienen, bei denen nur die Namen verändert sind.

1. Die unrichtige Firma.

In einer kleinen Stadt des Voigtlandes etablirte sich vor länger als 20 Jahren der Klempnermeister Ohnerast. Er hatte sich auf der Wanderschaft in der Welt umgesehen, und man sah es seinem ganzen rüstigen Wesen, dem klugen Ausdrucke seiner Augen wohl an, daß er sich nicht auf das Ruhebänkchen des Zunftzwangs niederlassen, sondern das auf seine eigene Kraft verlassen werde. Seine Mittel waren sehr bescheiden, aber sein Fleiß mühte sich unverdrossen, von Tagesanbruch bis in die späte Nacht, in der im Hofe gelegenen Werkstatt ab, während seine sorgsame Hausfrau den Verkauf im Laden besorgte. Hier waren einige Lampen neuester Construction ausgestellt, während seine zunftgenossen sich noch nicht über die primitive Lampe von Weißblech erhoben hatten, deren wulstigem Dochte der Qualm wie aus einer Esse entstieg. Obschon der Zunftneid über ihn spottete, so kam doch Ohnerast zunächst bei den Honoratioren der Stadt, dann bei den nächsten Rittergütern in Kundschaft; er konnte sich erst einen Lehrling, dann einen, später mehrere Gesellen halten, und mit seinen Fabrikaten die Leipziger Messe besuchen. Er sah ein, daß sein bisheriger Wohnort zur flotten Betreibung seines Geschäftes zu klein, und namentlich zu abgelegen von den großen Verkehrsstraßen war. Er siedelte in eine größere Stadt über. Das Geschäft war in hellem Wachsen; wo er sonst allein in der Hinterstube gehämmert, da arbeiteten später gegen hundert Leute, nicht blos Klempner, auch Dreher, Gießer und Tagelöhner. Der Handwerksbetrieb hatte sich zur Fabrik ausgedehnt. Es war nöthig geworden einen kaufmännisch gebildeten Buchhalter anzustellen. Meister Ohnerast wurde allmählich ein reicher Mann und war in der Stadt hochgeachtet; trotz seiner durch Geschäftsreisen häufig herbeigeführten Abwesenheit wurde er mit städtischen Ehrenämtern betraut. Dabei blieb er immer der einfache, schlichte Mann; nur ein Mangel entwickelte sich bei ihm stärker und stärker; es war die Meinung, die aus seinem gewiß berechtigten Selbstgefühl entstand, daß er, der bis dahin Alles allein mit dem besten Erfolge ersonnen, geleitet und ausgeführt hatte, überhaupt des Raths anderer Leute nicht bedürfe, und daß namentlich, so vielfacher Art seine Beschäftigungen auch waren, der Rath eines Sachwalters dabei völlig überflüssig sei. Bestärkt wurde er in dieser Meinung noch durch die Erfahrung, daß er einmal in einen Proceß verwickelt worden, in welchem nach seiner ehrlichen Ueberzeugung das Recht auf seiner Seite war, der ihm aber durch eine Eidesleistung seines Gegners verloren ging. — Er pflegte seitdem immer zu sagen, der grundehrliche Mann: „Bei mir gilt das Recht; ich brauche keinen Advocaten."

So entschloß er sich denn, ohne irgend einen vorgängigen juristischen Beirath, eines Tages einen Compagnon anzunehmen. Seine häuslichen Geschäftsreisen erforderten auch, daß während seiner Abwesenheit ein Stellvertreter die Aufsicht über das umfängliche Geschäft führe. Er fand das, was er suchte, in einem seiner Arbeiter, Namens Beimann, der fleißig und geschickt immer von ihm bevorzugt und schon längere Zeit mit der Stellung eines Factors von ihm betraut worden war. Es erschien plötzlich die Firma „Ohnerast und Beimann" am kaufmännischen Herizonte, und es hieß in der Stadt allgemein, Beimann, welcher in der Lotterie gewonnen oder auch eine Erbschaft gemacht habe, sei namentlich seines Gelees wegen zum Theilhaber des Geschäftes emporgestiegen, namentlich da unmittelbar nach Anzeige der neuen Firma die Fabrik durch Anlauf eines Nachbarhauses wieder vergrößert ward. — Beimann leistete nun vermöge seiner technischen und Ohnerast den kaufmännischen Theil des Geschäftes, das sich eines steten Fortschreitens erfreute. — Beimann, obwohl im Geschäfte thätig, war Junggeselle, hatte für Niemanden zu sorgen, und pflegte des Abends als Ersatz für die Freuden des häuslichen Heerdes dem Bachus, wenn nicht unmäßig, so doch reichlich zu opfern, so daß sich sein Gesicht allmählich mit einer heiteren Röthe überzog, das auf der Nase sich bis zum Dunkelroth steigerte, im Ganzen aber nur dazu diente, den Ausdruck von Behaglichkeit und Wohlthätigkeit zu vollenden, der dem wohlgenährten Compagnon eines so geachteten Geschäftes nur wohl anstand, zumal Ohnerast immer schmächtig blieb, jedenfalls in Folge sowohl seines Temperamentes, als seines einfachen Lebens. — Diesen erwünschten Verhältnissen wurde Beimann plötzlich durch ein tragisches Geschick entrissen. An einem feuchten und nebligen Herbstabende des Jahres 1851 suchte er wohl ein Glas mehr als gewöhnlich genossen, oder der dichte Nebel ihn getäuscht haben; er fiel beim Heimwege in den Mühlgraben, wurde zwar aus seinen Hülfrufen vom Nachtwächter bald herausgezogen; inzwischen war er vom Schlage getroffen worden, gänzlich gelähmt und starb bald darauf.

Einige Wochen darauf kam Ohnerast eines Morgens zu uns mit sorgenvollem, fast verzerrtem Gesichte; er theilte mir mit, daß ein Advocat für die armen Verwandten seines verstorbenen Compagnons zu ihm gekommen sei und von ihm die Darlegung seiner Geschäftsverhältnisse und seines Compagnons Antheil am Geschäfte herausverlangt habe; er hat um meinen Beistand. Ich erwiderte ihm, daß er zu dazu einen Advocaten gar nicht bedürfe; denn es gelte ja bei ihm das Recht, und als rechtlicher Mann könne er sich ja nicht weigern, den Erben seines Compagnons das Ihrige herauszuzahlen. Er entgegnete: Jawohl das Seine verpflichte halten, wäre er weit entfernt, aber Beimann habe in seinem Geschäfte auch nicht einen Pfifferling stehen gehabt; bei Annahme der neuen Firma wäre nicht Beimann's Vermögen, das er nie besessen, sondern lediglich seine vorzügliche technische Befähigung maßgebend gewesen, und um des Respectes willen den Leuten gegenüber habe er ihn als Compagnon vor den Leuten figuriren und ihm außer seinem festen Gehalte einen Gewinnantheil zukommen lassen. Aufgeschrieben sei über das ganze Verhältniß gar Nichts. Er überzeugte mich aus den Geschäftsbüchern von der Wahrheit seines Anführens; ich schlug also den Gegnern ihr Verlangen ab und erwartete, ob sie ihre Anfprüche im Processwege anhängig würden, was denn auch geschah.

Mit diesen näherer Beschreibung will ich den Leser nicht ermüden; nur so viel sagen, daß ich es mit einem hartnäckigen Gegner zu thun hatte. Zu einem Vergleiche war Ohnerast

* Unter diesem Titel werden wir eine Reihe Thatsachen und Erfahrungen aus dem Leben eines Sachwalters mittheilen, deren Zweck kein unterhaltender, sondern lediglich ein belehrender sein soll. Der Leichtsinn, mit dem so viele Menschen die wichtigsten Verhältnisse ihrer bürgerlichen und geschäftlichen Existenz behandeln, hat so oft schon die traurigsten Folgen nach sich gezogen, daß wir uns durch diese Mittheilungen, die sämmtlich wirkliche Ereignisse und praktische Lebenstagen behandeln, unsern Lesern gegenüber am besten zu erwerben hoffen. D. Red.

durchaus nicht geneigt, obwohl er vielleicht angenommen worden wäre; er hätte nach seiner Ansicht damit ein Unrecht seinerseits zugegeben und das Recht der Gegner anerkannt. Das Publicum nahm vielfach für die armen Verwandten Partei, und Ohneraſt ward nicht ſelten mit Mißtrauen betrachtet. Dieſe Wahrnehmung und die Sorge um den Proceß überhaupt übte auf die Stimmung des ehrliebenden, vielleicht auch durch ſeine raſtloſe Thätigkeit geiſtig angegriffenen Mannes den ſchlimmſten Einfluß aus. Er ward erſt ſtill und einſylbig, konnte ſein Geſchäft nicht mehr hinlänglich verwalten, und indem er dies fühlte, ſteigerte ſich ſeine Schwermuth mehr und mehr bis zu gänzlicher Willenloſigkeit, ſtundenlang ſaß er vor ſeinen Geſchäftsbüchern, ſah ſtarr auf einen Fleck und ſeufzte. Der Zuſtand ward endlich ſo bedenklich, daß ein Irrenarzt zu Rathe gezogen werden mußte, welcher erklärte, daß eine ſchleunige Beendigung des Proceſſes den Kranken am beſten heilen werde. Obwohl unſere Sache günſtig ſtand, ſo war dies doch nicht ſobald möglich, denn es war Taktik des Gegners, der die Lage der Sache wohl ſah, uns durch fortwährendes Appelliren, wo möglich, zu ermüden und dadurch zur Anbietung einer Vergleichsſumme zu beſtimmen. Ein Vergleich würde aber nur von den ſchlimmſten Folgen auf Ohneraſt geweſen ſein. So blieb nur noch übrig, ihn aus ſeiner Umgebung weg und in eine Privatirenanſtalt zu bringen, wo es zwar den Bemühungen des menſchenfreundlichen und geſchickten Arztes gelang, zuweilen den Kranken zu zerſtreuen und wenigſtens den Fortſchritt der Geiſteslähmung zu hemmen, allein eine Heilung nicht erzielt wurde.

Es gelang mir zwar mit Hülfe einiger Geſchäftsfreunde, ſowie des etwa ſechzehnjährigen Sohnes Ohneraſt's, welcher ganz den Geiſt ſeines Vaters geerbt hatte, den Fortgang des Geſchäftes zu ſichern, allein nur mit ſchweren Opfern. So vergingen beinahe zwei Jahre, ehe der Proceß und zwar völlig zu Gunſten des armen Ohneraſt entſchieden wurde. Ich eilte mit ſeiner Frau und dem älteſten Sohne in die Anſtalt, um ihm dieſe Mittheilung in Anweſenheit des Arztes, der ihn ſchon vorbereitet, zu machen. Wie fand ich den rüſtigen Mann, der kaum 50 Jahre zählte, verändert! Sein Haar war ſchneeweiß geworden, die Geſtalt gebückt, das Auge erloſchen, und tiefe Furchen durchzogen ſein gelbes Antlitz. Faſt nicht minder hatte der Kummer an ſeiner Frau gezehrt; zwei Jahre ihres Lebens hatten die ſonſt ſo glücklichen Menſchen in Kummer verloren, ihre Ehre war angezweifelt worden, und die bedeutenden Vermögensluſte erſchienen noch als das Mildeſte bei dieſem herben Geſchick. Ein einfacher ſchriftlicher Nachweis über das wahre Verhältniß, in welchem Beimann zum Geſchäfte ſtand, hätte all das Unglück erſpart! und jeder Advocat würde Ohneraſt auf die Nothwendigkeit eines ſolchen aufmerkſam gemacht haben.

Nur allmählich und ſchwer gelang es, den Unglücklichen zu ſeiner früheren geiſtigen Energie und Lebendigkeit zurückzuführen; am günſtigſten wirkten auf ihn ein die Bemühungen ſeiner älteſten Tochter, eines gebildeten, ſanften Mädchens, welches auf die ſchmiegſamſte Weiſe ſich ihm anzupaſſen verſtand. Sie führte ihm bald einen braven Schwiegerſohn als Compagnon zu; und ſo ſehr er Ohneraſt's volles Vertrauen beſaß, ſo unterließ Letzterer doch nicht, einen ganz genauen, nach allen Seiten hin erwegenen Societätsvertrag durch meine Vermittelung mit ihm abzuſchließen.

Glarus nach dem Brä
Nach einer Photographie v

Deutsche Herzen, deutscher Pöbel.

Erzählung von J. D. H. Temme.

(Schluß.)

In dem Augenblicke, wo der Präsident das Urtheil verkünden wollte, wurde die Stille in unserer Nähe unterbrochen. Ein Haufen lärmender Menschen stürzte die Treppe herauf. Männer schrieen, Weiber kreischten; heisere, verstimmte Tanzmusik führte sie. Es war die zurückkehrende Tanzgesellschaft oder ein Theil derselben. Sie hatten sich wohl in der Nachbarschaft, in einem anderen Hause noch mehr berauscht und kamen wilder, lärmender zurück, um von Neuem ihren Tanz zu beginnen. Sie stürmten in das Zimmer, das sie verlassen hatten; die Musik mußte lauter aufspielen. Von dem Gepolter des Tanzes, dem Schreien, Jauchzen, Kreischen zitterte das Haus; kein anderer Laut war mehr zu hören.

Der Gerichtssaal drüben mit allen seinen Menschen lag für uns wie eine todte Masse da. Doch es sollte Leben in die Masse kommen. Wir hatten kein Auge von dort verwandt. Der Präsident hatte sich erhoben, das Papier in der Hand. Auch der Angeklagte war aufgestanden, er stand aufrecht, fest und muthig wie immer da. So blickte er dem Präsidenten, allen seinen Richtern furchtlos und ruhig in das Gesicht. Das Profil seines Gesichts war uns scharf zugewandt, wir sahen die feste, klare Ruhe darin.

„Mein Adolph!“ sprach die Frau leise vor sich hin, bewundernd und doch erbebend.

Der Präsident begann zu lesen, man konnte es nicht hören, man sah es. Der Angeklagte verwandte den ruhigen Blick nicht von ihm, er bewegte sich nicht. Aber auf einmal —

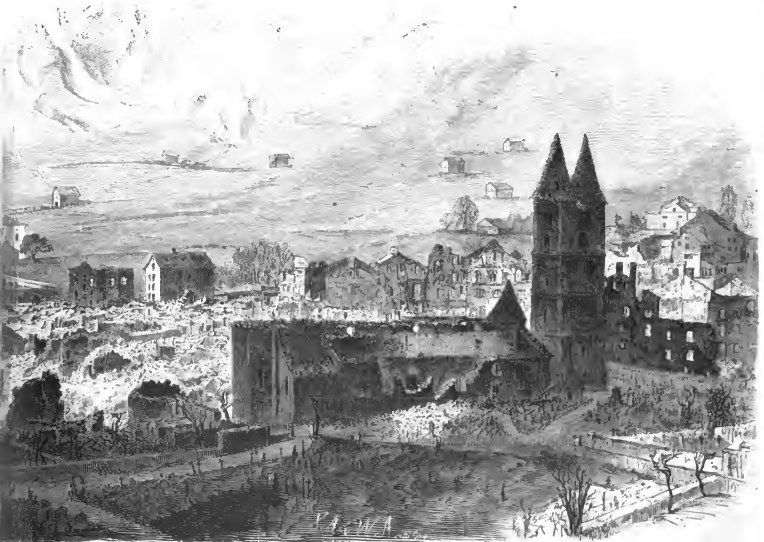
„Ewiger Gott!“ schrie die unglückliche Frau vor mir auf. „Sie haben ihm das Todesurtheil verkündet!“

Woher sie es wußte? Sie hatte es nicht gehört, man konnte keinen Laut hören, geschweige ein Wort verstehen. Auch ihre Augen hatten es ihr nicht sagen können. In dem Augenblicke, als sie es rief, war nicht die leiseste Bewegung im Saale wahrzunehmen. Der Angeklagte stand aufrecht und unbeweglich, wie er gestanden. Der Präsident las noch, wohl die Schlußformel des Erkenntnisses. Und doch wußte es die Unglückliche.

„Ich sah ihn erblassen,“ sagte sie mir nachher, „nur eine Secunde lang. Ich wollte mir gleich darauf sagen, es sei nicht möglich, daß ich in der weiten Entfernung, in dem Scheine von Kerzen einen flüchtigen Wechsel der Farbe hätte wahrnehmen können. Aber ich hatte es deutlich gesehen; es war der Schatten des Todes, der sich plötzlich durch sein Gesicht zog.“

Sie hatte Recht gehabt. Sie hatten ihm das Todesurtheil gesprochen. Gleich nachher zeigte Alles da drüben es an. Ich hatte einen raschen Blick in den Saal geworfen, der Schreck herrschte darin. Alle saßen oder standen sie dort wie erstarrt, mochten sie dieses Urtheil erwartet oder nicht erwartet haben. Es war der erste Augenblick der allgemeinen Ueberraschung.

Hinter uns rauschte die heisere Tanzmusik, lärmten die Tanzenden. Die Frau des Berurtheilten war aufgesprungen, auch sie stand einen Augenblick wie vernichtet da; ihr Gesicht hatte den



Ausdruck einer Todten. Aber auf einmal war das Leben in sie zurückgekehrt; mit dem Leben ein großer, fester Entschluß.

„Mein Herr," sagte sie zu mir, „ich habe jetzt eine Bitte an Sie. Er hat sein Todesurtheil empfangen, Sie sehen es an dem Schrecken jener Elenden, die vorhin über Muth, über Seelenadel lachen konnten. Ich hatte mich vorher nach Allem erkundigt. Das Urtheil wird schon morgen in der frühesten Frühe vollzogen werden. Nur die wenigen Stunden dieser Nacht gehören ihm. Ich muß ihn sehen, noch einmal, jetzt gleich. Führen Sie mich zu ihm."

Sie hatte so fest, so ruhig gesprochen; sie war des Mannes würdig, der Mann ihrer.

„Gnädige Frau, um des Himmels willen!" rief der alte Diener entsetzt. „Gehen Sie nicht, es ist Ihr Tod; Sie machen ihm die letzten Lebensstunden schwerer."

Sie blieb ruhig.

„Nein, guter Konrad. Wie wenig kennst Du ihn und mich! Es wird uns Beide aufrichten, ihn für seine letzte Stunde, mich für das ganze Leben. Aber der Tod wird auch mir nahe sein, wenn ich ihm zum letzten Male die Hand gedrückt habe, zum Tode. Meine Füße werden mich nicht tragen können, besorge mir einen Wagen, der mich dann zum Gasthofe zurückbringt. Mein Herr, geben Sie mir Ihren Arm."

Sie war eine wahrhaft große Frau. Der Diener beugte sich schweigend ihrem Willen. Ich bot ihr meinen Arm, sie legte den ihrigen hinein, fest, ohne Zittern. So führte ich sie aus dem Hause. Wie anders hatte ich sie vor wenigen Stunden hineingeführt! Was Alles hatte in der kurzen Zeit sich ereignet! Ich selbst, das fühlte ich, war für mein Lebenlang ein anderer Mensch geworden.

Ich führte sie an dem wüsten, rohen Tanze vorbei durch die dunkle, stille Gasse zu dem Zuchthause. Auch hier war es still, die Zuschauer hatten den Gerichtshaal noch nicht verlassen. Wir durchschritten ohne Hinderniß das Gitterthor. Die Soldaten waren überall geordnet aufgestellt. Ich hatte vorher an eine Rettung denken wollen.

„Gnädige Frau, haben Sie für den Fall der Verurtheilung an eine Flucht gedacht?"

Wir standen vor dem Gitterthor. Sie zeigte durch die Gitter. „Sehen Sie die strenge Bewachung dort, und er bleibt die Nacht hier. Von hier aus wird er morgen früh —"

Sie konnte doch nicht vollenden. Wir erreichten das Portal des Zuchthausgebäudes. Mehrere Officiere begegneten uns, an ihrer Spitze der Stabsofficier, der dem Standgericht präsidirt, dem Verurtheilten das Todesurtheil verkündet hatte. Er sah bekümmert aus, sein schweres Amt war ihm schwer geworden. Meine Begleiterin wandte sich an ihn.

„Mein Herr, kann ich meinen Mann sehen?"

Sie brauchte ihn nicht zu sagen, wer sie sei. Der Officier erschrak. Er hätte wohl lieber im Kugelregen der Schlacht gestanden.

„Gnädige Frau, ich bedauere. Ihr Gatte steht nicht mehr unter meinem Befehle; seit der Verkündigung des traurigen Spruchs haben meine Functionen hier aufgehört, Sie müssen sich an den Stadtcommandanten wenden."

„Und wo finde ich den Commandanten?"

„Er ist im Commandantur-Gebäude."

Das Gebäude lag in einem anderen Theile der Stadt. Mitternacht war vorüber. Einer der jüngeren Officiere erbot sich dennoch, die unglückliche Frau zu dem Commandanten zu führen oder für sie hinzueilen. In dem Augenblicke öffnete sich eine Seitenthür. Der Verurtheilte trat heraus, von einer Militairwache geleitet. Er sollte in seine Zuchthauszelle zurückgeführt werden. Die Gattin sah ihn.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte sie zu dem jungen Officier.

Dann flog sie auf ihren Mann zu.

„Adolph, mein Adolph!"

Sie lag in seinen Armen. Die Wache war unwillkürlich zurückgetreten. Es giebt ein großes, edles Unglück, das die Brust eines jeden Menschen mit Ehrfurcht erfüllt. Die Officiere entfernten sich schweigend. Auch sie waren von jener Ehrfurcht ergriffen. Die Gatten hielten sich umfangen. In der ersten Secunde hatte das völlig Unerwartete den Verurtheilten wohl niederschmettern wollen. Dann war er klar gefaßt.

„Ich hatte nur an Dich gedacht, Alexandra."

„Ich weiß es."

„An Deinen Schmerz —"

„Du sollst mich aber auch Deiner würdig finden, Adolph. Darum siehst Du mich hier. O, ich weiß es, Du bist ein echter deutscher Mann, Du weißt für Dein Vaterland zu sterben. Das mußte ich Dir sagen. Meine Bewunderung mußte ich Dir bringen, den Dank des Vaterlandes." —

Sie wollte noch weiter sprechen. Eine Thür in der Nähe hatte sich geöffnet. Ein paar elegante Damen waren herausgetreten. Sie mußten in der vornehmen Aristokratie die Vornehmsten sein. Das übrige Publicum war auf einer anderen Seite aus dem Gerichtssaale hinausgelassen. Sie hatten durch diese Thür treten dürfen. Sie blieben stehen, als sie das edle, dem Unglücke, dem tiefsten Schmerze geweihte Paar erblickten. Sie zogen ihre Lorgnetten hervor.

„Ah, eine Scene!"

Sie traten nicht zurück. Die unglückliche Frau sah sie. Sie konnte ihre Fassung behalten.

„Wir müssen uns trennen, Adolph. Gieb mir den Kuß der Scheidung und für unsere Kinder Deinen letzten Segen."

Auch der Verurtheilte blieb gefaßt.

„Bringe den Kindern meinen Segen. Emma wird werden wie Du, und die beiden Knaben — lehre sie, nie ihres Vaters vergessen; sie werden dann auch dem Vaterlande nicht untreu werden. Und nun lebe wohl, Alexandra, mein theures, mein edles Weib."

Sie umarmten sich still. Dann wandte er sich an die Soldaten zurück, die ihn geleiteten.

„Führt mich!"

Er stieg festen Schrittes mit ihnen eine Treppe hinauf. Ich war zu ihr hingetreten. Sie nahm meinen Arm. Sie zitterte heftig, aber sie konnte voranschreiten. Ich führte sie aus dem Hause. Nach den beiden vornehmen Damen hatte ich mich nicht wieder umgesehen. Wer kann in solchen Momenten sich nach der Gemeinheit umsehen? Draußen auf der Promenade wartete der alte Diener mit einem Wagen. Sie stieg hinein. Er mußte sich zu ihr setzen. Zu mir sagte sie noch:

„Erfüllen Sie mir noch eine Bitte. Sehen Sie meinen Mann sterben und bringen Sie mir die Botschaft. Sein Vertheidiger kann es nicht, er ist zu sehr angegriffen. Auch nicht mein alter Konrad. Einen anderen Freund habe ich hier nicht."

Dann brach sie zusammen. Ich sah noch, wie sie, vielleicht in einer wohlthätigen Ohnmacht, in die Arme des alten, treuen Dieners sank. Der Wagen fuhr davon. Ich erfüllte ihre Bitte.

Es war eine warme Augustnacht. Schlaf konnte nicht mehr in meine Augen kommen. Ich verließ die Stadt; ich suchte die grüne Wiese auf, in deren Winkel das Todesurtheil vollstreckt werden sollte. Ein kleiner Kirchhof mit niedriger Mauer lag daneben. Ein klarer, schöner, großer deutscher Strom floß vorbei. Ich sah die Vorbereitungen zu der Execution.

Bald nach vier Uhr — der Tag begann zu grauen — nahte sich der traurige militairische Zug. Zehn Minuten später fielen an der Mauer des Kirchhofes sieben Schüsse. Sieben Kugeln hatten das Herz eines deutschen Mannes durchbohrt. Welcher Schmerz hatte es schon vorher zerrissen! Er starb muthig und edel, wie er gelebt hatte.

Als er sterbend hinsank, tauchten fern am östlichen Horizont die ersten Strahlen der Sonne auf. Er hatte sie nicht mehr gesehen. Er hat die Sonne der deutschen Freiheit und Einheit nicht mehr gesehen. Sie wird dennoch aufgehen. — Seiner Frau brachte ich die Botschaft.

„Sie haben einen deutschen Mann sterben sehen," sagte sie nur und langsam rollte der Wagen mit der Unglücklichen davon, der Heimath, den verwaisten Kindern zu.

Nur nicht nach Norden!

Sie haben Sich in Ihrem Blatte die Förderung des Wohles aller Volksschichten zur Aufgabe gestellt; nicht in letzte Linie stellen Sie die Interessen der arbeitenden Classe. So gestatten Sie mir, daß ich Sie auf einen Gegenstand hinweise, durch dessen Besprechung Sie sich zunächst den Dank dieser Classe, dann aber auch den Dank Anderer erwerben würden, die ein Herz für das Volk haben und denen, wenn es gilt, ihren armen Mitbrüdern zu rathen, daran liegt, zuvor selbst ein sicheres Urtheil zu gewinnen. Ich habe das vollkommen zeitgemäße Thema im Auge: Welches Loos hat der deutsche Arbeiter bei seiner Uebersiedelung nach Rußland (specieller nach dem südlichen Rußland) zu erwarten?

Ein zeitgemäßes Thema? Der nachstehende Bericht, der sicher kein vereinzelt stehendes Factum erzählt, wird dieses Attribut rechtfertigen.

Auf einer Reise durch Deutschland gelangte ich kürzlich in das Gebirgs- und Badedorf E., im Herzen des Königreichs Sachsen gelegen. Zu einem längeren Aufenthalt an diesem Orte genöthigt, erging ich mich an dem Nachmittag des ersten Sonntags in den reizenden Parkanlagen, als mich der hereinbrechende Regen veranlaßte, meine Schritte einem Pavillon zuzulenken. Unter dem schützenden Dache desselben fand ich eine große Gruppe von Landleuten, der ärmlichen Kleidung nach zu schließen, dem Arbeiterstande angehörig, um eine Dame geschaart, deren elegante Toilette und noble Tournüre auf einen höhern Rang schließen ließ. Die Gruppe erregte meine Neugierde. Ich trat näher und fragte einen etwas abgesondert stehenden Herrn nach dem Begehr der Leute. Als mich derselbe stumm anstarrte, belehrte mich die Dame mit größter Zuvorkommenheit, der Herr verstehe kein Deutsch; er komme, wie sie, aus Rußland. Sie habe die Absicht, für ihren ausgedehnten Grundbesitz im Süden Rußlands eine große Zahl von Arbeitern zu engagiren, und die Leute, die hiervon Kunde erhalten hätten, seien gekommen, die Bedingungen des Engagements kennen zu lernen. Da die Dame der deutschen Sprache nicht völlig mächtig war, deshalb im Gespräch mit mir gewöhnlich in ein geläufiges Französisch überging, schien es ihr sehr gelegen zu kommen, bei ihrer Unterredung mit den Leuten in mir einen Dolmetscher zu finden. Es bot sich mir somit eine willkommene Veranlassung, Zeuge und resp. Vermittler der Verhandlung zu sein, die ich im Nachfolgenden, wenn auch nicht sprachlich, so doch sachlich treu wiedergeben will.

Zunächst trat eine Frau vor, überreichte ein Zeugniß der Ortsobrigkeit über des Mannes und der Familie sittliches Verhalten und fragte, ob sie hoffen dürfe, mit ihren sieben Kindern angenommen zu werden. „Sieben Kinder?" Die Dame zuckte die Achseln. „Wenn ich auch wohl manchmal, dem Zuge meines Herzens folgend, mein eigenes Interesse hintenansetze," bemerkte sie, „so muß mir doch dieses im Allgemeinen maßgebend sein. Zunächst muß ich also auf die Leistungsfähigkeit der Anzuwerbenden mein Augenmerk richten, deshalb arbeitsfähigen, namentlich ledigen Personen vor Wittwen oder Eltern, die viele Kinder mitbringen, den Vorzug geben. Doch kommt dabei das Alter der Kinder in Betracht, da auch diese vom 8. Jahre an zur Arbeit, namentlich zum Viehhüten, zu verwenden sind." Als die Frau bemerkte, daß nur zwei der Kinder dieses Alter noch nicht erreicht hätten, wurde ihr die Weisung, daß dann die Kinderzahl wohl kein Hinderniß sei, die Gutsherrin sich aber ihre Entschließung vorbehalte, bis Alle, die auf das Engagement einzugehen beabsichtigten, ihre Certificate vorgelegt hätten und sie die Wahl treffen könne. Erst dann werde sie zum endgültigen Abschluß des Contracts schreiten; früher werde sie sich zu ermüdenden Verhandlungen mit Einzelnen nicht verstehen. Nichtsdestoweniger ließ sie sich herbei, schon jetzt die Hauptstipulationen des Contracts anzudeuten, indem sie zu diesem Zweck ein Papier hervorzog und die auf demselben in gebrochenem Deutsch gemachten Notizen vorzulesen und zu erläutern begann.

„Neben der Arbeitsfähigkeit," lautete die Auseinandersetzung, „lege ich auf den Ruf der Ehrlichkeit und „Fleißigkeit" das Hauptgewicht. In aller Form Rechtens werde ich dies contractlich stipuliren, aber auch gleichzeitig betonen, daß „Grobigkeit" und Trunksucht vom Engagement ausschließen. Damit ist aber nicht gemeint, daß der mäßige Genuß geistiger Getränke verboten sei. Es giebt bei uns ein aus Obst gewonnenes Getränk, Quas genannt, und auch der Branntwein ist nicht theuer.

„Jeder Familie von vier Erwachsenen, d. h. Personen von über funfzehn Jahren — zählt eine Familie diese Zahl nicht, so werden ledige Leute oder eine zweite Familie ihr zugetheilt — überweise ich ein Haus, einen halben russischen Morgen Ackerland, eine Kuh, zwei Schafe und zwei Schweine."

„Als Eigenthum?" war die Frage.

„Die Kuh veranschlage ich nur zu zwanzig Thaler, das gesammte Vieh zu 32 Thaler, welche Summe in vier Jahren abgetragen wird. Erhält eine Famile auch erst nach Ablauf dieser Frist das volle Eigenthumsrecht, so kann sie doch schon früher durch Zucht von Jungvieh eigenen Besitz erlangen."

„Reicht aber die Oberfläche für einen größern Viehstand aus?" fragte ich.

„Gewiß," antwortete sie; „die Fläche ist eine ansehnliche. Bedenken Sie, daß der russische Morgen viel größer ist, als der hiesige, 1600 Saschinen (?) enthält. Und dazu die Fruchtbarkeit des Bodens! — Der Arbeitslohn beträgt für erwachsene männliche Arbeiter jährlich sechzehn Thaler."

Als die Gutsherrin sah, daß ich über diese Summe stutzte, erläuterte sie: „Auch die Frauen und, wie oben bemerkt, selbst die Kinder verdienen ja ihren, freilich verhältnißmäßig geringern Lohn. Außerdem bleibt es ja den Leuten unbenommen, auch am Sonntage für die Gutsherrschaft zu arbeiten und sich dadurch eine Extra-Vergütung von resp. zwei bis vier Silbergroschen zu verdienen. Dann aber kommen die vielen Naturallieferungen in Anschlag. Jeder Erwachsene erhält monatlich 80 Pfd. Mehl, jedes Kind die Hälfte. Gegen den Herbst werden den Familien gewisse Quantitäten Fleisch, Flachs, Fourage für das Vieh — so und so viel Pud — und Feuerungsmaterial verabreicht. Ich dächte, die gebotenen Vortheile sind nicht geringe!"

„Aber," bemerkte ich, „es kommen nun die Gegenleistungen der Arbeiter in Betracht."

„Was diese betrifft," entgegnete sie, „so übernehmen die Leute zunächst die Verpflichtung, jeden Wochentag von 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, im Winter bis 7 Uhr, also täglich, wenn ich für das Mittagsessen $1\frac{1}{2}$ Stunden in Abzug bringe, $12\frac{1}{2}$ oder $11\frac{1}{2}$ Stunden auf meiner Besitzung zu arbeiten. Des Rechts, die Arbeit nach ihrem Belieben auf kürzere oder längere Zeit einzustellen oder bei andern Gutsherrschaften sich zu verdingen, haben sie sich zu begeben."

„Welche Zeit," fielen Mehrere fragend ein, „verbleibt uns zur Bewirthschaftung des eigenen Ackers?"

„Dazu reichen die Morgen- und Abendstunden völlig aus. Ihr werdet doch im Sommer füglich um 4 Uhr an die Arbeit gehen und auch nach 8 Uhr Abends noch thätig sein können? Beachtet dabei wohl, daß bei der Güte des Bodens, der z. B. des Düngers gar nicht bedarf und ohne große Mühe reichen Ertrag liefert, die Bearbeitung desselben eine nicht doppelt, nein zehnfach so leichte ist, als hier. Ueberdies habt Ihr ja auch den Sonntag für Euch, falls Ihr nicht vorzieht, Euch einen Extra-Tagelohn zu verdienen oder einmal zur Stadt zu gehen. Nebenbei bemerkt, so bedürft Ihr im letztern Falle zu Eurer „Legitimation" eines Scheines von mir, auf dem Ziel und Dauer der Reise bemerkt ist."

„Wie steht es mit dem Rechtsschutze der Einwanderer?" fragte ich.

„Es ist mir um Herstellung eines patriarchalischen Verhältnisses zu thun. Deshalb behalte ich mir vor, Streitigkeiten der Leute unter einander persönlich zu schlichten. Auch führe ich über ihr Verhalten genaue Controle. Zu diesem Zwecke überliefere ich jedem Arbeiter ein Buch, in das in gewissen Zeitabschnitten die Censur seiner Aufführung eingetragen wird. Fällt diese ein Dutzend Mal hintereinander belobend aus, so hat der Inhaber zu erwarten, daß sich mein Wohlwollen in Verabreichung eines kleinen Geschenkes erweise. Im andern Falle verhänge ich Strafen, die sich graduell steigern. Das Zeugniß der „Grobigkeit" z. B. zieht bei der ersten Wiederholung eine Strafe von 15 Ngr., bei der zweiten von 1 Thaler nach sich. Die Strafgelder kommen aber nicht etwa mir, sondern einer besondern Casse der Wittwen und Kinder zu gute."

Es lag mir hier nahe, auch über die rechtliche Stellung der Leute der Gutsherrschaft gegenüber in's Klare zu kommen; doch brachte ich darüber die Ansicht der Dame nicht in Erfahrung. Auf meine Frage, ob dem Arbeiter die Rückkehr gestattet sei, wenn ihn die Ortsveränderung reue, erwiderte sie lächelnd: „Das hat nichts zu sagen; dazu ist ihre Lage dort zu befriedigend. Uebrigens sind sie auf wenigstens 12 Jahre contractlich an das eingegangene Dienstverhältniß gebunden."

Die weitere Unterredung drehte sich um das Klima des südlichen Rußland, das die Gutsherrin im Vergleich zu dem hiesigen als viel milder schilderte, wobei sie auf den Schutz hinwies, den gute Wohnungen, warme Kleidung und geheizte Stuben gegen Winterkälte böten. „Wie ärmlich," rief sie, gegen mich gewendet aus, „sind hier die ländlichen Wohnungen, welche Sie ringsherum liegen sehen! In Euern warmen Stuben," fuhr sie gegen die Arbeiter gewendet fort, „soll Euch die Kälte nichts anhaben. Und an Feuerung fehlt's nicht. Giebt's auch bei uns kein Holz, so ist doch Stroh und Dung, der zu „Steinen" geformt wird, genug vorhanden. Während Ihr überdies hier oft nichts auf dem Leibe habt, besitzt dort schon jedes Kind seinen Schafpelz."

Zu meinem Leidwesen hatten sich alle Fragen der Arbeiter ausschließlich um materielle Dinge gedreht. Ich konnte schließlich die Frage nach den kirchlichen Verhältnissen und dem Bestehen von Schulen nicht zurückhalten. Die Gutsherrin meinte in Beziehung hierauf, den Schulunterricht könnten füglich die Eltern den Kindern ertheilen, und was das religiöse Bedürfniß anlange, so sei dafür durch Prediger aller Confessionen gesorgt, welche von den Städten aus die umliegenden Gebiete in der Nähe und Ferne bereisten.

„Was fällt übrigens," rief sie aus, „dieser Punkt in's Gewicht! Was nützt den Leuten alles Andere, wenn sie Nichts zu leben haben! Das leibliche Wohl steht in erster Linie. Daß die Leute in ärmlichen Verhältnissen leben, beweist mir ja, daß sie sich in Schaaren herzudrängen! Warum gestattet man mir nicht, daß ich sie in eine bessere Lage versetze? Habe ich doch ihr Bestes im Auge! Macht man mir in Preußen den Vorwurf, ich verleite die Leute, und untersagt die Anwerbung! Von der hiesigen Regierung erwarte ich größere Willfährigkeit. Sonst gehe ich nach Kurhessen, wo ich sicher günstigen Boden für Erreichung meines Zweckes finde!"

Die größte Zahl der Landleute, unter denen sich auch einige Handwerker befanden, welchen ein größerer Lohn, z. B. einem Schmiede vierzig Thaler, verheißen wurde — namentlich Radmacher und Bauhandwerker wurden willkommen geheißen — schienen durch diese vorläufigen Erklärungen völlig befriedigt und gaben ihren Entschluß kund, bei den Ortsbehörden die geforderten Sittenzeugnisse einzuholen und dann nach festem Abschluß des Engagements den Consens zur Auswanderung nachzusuchen.

Auf dem Rückwege gesellten sich einige der Leute zu mir und knüpften über das Vorhandene eine Unterredung mit mir an. Es befremdete mich, aus ihren Bemerkungen zu vernehmen, daß sie über die theilweise augenscheinlich ungünstigen Bedingungen ganz hinwegsahen und nur für die gebotenen Vortheile, deren allzu grelle Beleuchtung sie bestochen haben mochte, Augen hatten. Uebrigens schien die Persönlichkeit der verhandelnden Dame hauptsächlich auf sie bestimmend eingewirkt zu haben. Einer der gestand, daß der persönliche Eindruck, den die Dame durch ihr offenes, menschenfreundliches Wesen auf ihn machte, ein vortheilhafter war und ihm namentlich ihre Versicherung, daß es ihr um das leibliche Wohl der Leute zu thun sei, eine aufrichtig gemeinte zu sein schien. Nichtsdestowe-

niger wird es sich Niemand verhehlen, daß in der Ehrenhaftigkeit des persönlichen Charakters keine Gewähr für die glückliche Zukunft der Armen liegt, die ihrem Vaterlande den Rücken kehren. Meine Begleiter, denen alle einschlägigen Verhältnisse völlig fremd waren, zu überzengen, daß persönliches Vertrauen allein eine unzureichende Grundlage ihrer Wohlfahrt sei, konnte mir in der Kürze der Zeit freilich nicht gelingen. Doch erreichte ich wenigstens so viel, daß sie sich vornahmen, nicht ohne nochmalige reifliche Erwägung in der Sache vorzugehen. Nur ein in vorgerückten Jahren stehender Mann war durch den Hinweis auf die Rechtssicherheit, deren sie sich hier im Vaterlande erfreuten, völlig umgestimmt. „Kinder,“ rief er, „wir bleiben hier. Hier seind wir doch freia Leit!“

So viel wurde mir klar, daß es eine dankbare Pflicht jedes Menschenfreundes ist, in seinem Kreise, wo es Noth thut, für Aufklärung und Belehrung der armen Mitbrüder zu wirken, vor allem aber auch Pflicht der Organe der Presse, im Interesse unseres Volks diese Angelegenheit allseitig zu besprechen. Nochmals sei sie auch Ihnen, Herr Redacteur, auf's Wärmste empfohlen, da Ihr Blatt in allen Theilen des Vaterlands, wo auch die Propaganda auftreten mag, seine Leser hat.

Blätter und Blüthen.

Das Erdbeben Mendoza's. Valparaiso, 2. Mai 1861. Um Ihnen wenigstens ein Lebenszeichen von mir zu geben, will ich Ihnen melden, daß ich noch lebe und gesund und außerdem im Begriff bin, Chile zu verlassen und diesmal zu Schiff nach Buenos Ayres zu fahren.

Eigentlich böte das schwer heimgesuchte Mendoza viel des Interessanten, um mich noch einmal dort über die Cordilleren zu locken, aber — ich habe die Cordilleren satt und bin ihren fluthenden Wassern erst eben wieder mit genauer Noth entkommen. Ich halte es auch für genügend, wenn sich ein Mensch in acht Monaten viermal in ihren unwirthlichen Höhen und Schluchten abquält, und mag es nicht muthwilliger Weise auch noch zum fünften Male in einer Zeit versuchen, wo die jetzt einbrechenden Schneestürme mich leicht Wochen und Monate lang aufhalten könnten.

Gerade jetzt komme ich aus der Provinz Valdivia, wo ich den Uebergang über die Cordilleren versuchen und dann durch Patagonien nach Carmen hinüberziehen wollte. Da brachen die Regenstürme los, die Bergströme wurden zu Wasserstürzen, der Winter hatte begonnen, und nachdem ich 15 Tage in Schmutz und Regen unter den fortwährend betrunkenen Indianern eine trostlose Zeit verbracht, mußte ich zurück in das flache Land flüchten, wenn ich nicht dort oben vollständig abgeschnitten und gezwungen sein wollte, den ganzen Winter in diesem furchtbaren Aufenthalt zu verbringen.

Und doch ist auch hierbei, so elend ich mich damals fühlte, vielleicht ein Glück, denn wäre ich nicht, diesen Plan auszuführen, nach Valdivia gegangen, so würde mich möglicher Weise das Erdbeben Mendoza's — das furchtbarste, das noch eine Stadt betroffen — in dessen jetzt zusammengebrochenen Mauern ereilt haben, und dort war die Aussicht auf Entkommen sehr gering.

Im Anfang glaubte ich die ersten von dort zu uns herübergedrungenen Gerüchte gar nicht, denn solche Sachen werden gewöhnlich stets im ersten Augenblick übertrieben. Hier aber lauten die Berichte mit jeder Post furchtbarer, und wenn man erst glaubte, daß nur drei Viertheile der Bevölkerung umgekommen seien, so stellt es sich jetzt heraus, daß kaum ein Zehntel gerettet ist. Der Stoß kann dabei nur wenige Secunden gedauert haben, ist aber jedenfalls von zwei verschiedenen Seiten gekommen, die sich dort begegneten, wo die unglückliche Stadt stand. Die Mauern stürzten nach allen Seiten und begruben selbst die in der Straße Befindlichen. Natürlich brach gleich darauf Feuer aus, eine stete Folge solcher Calamitäten, und Hunderte von Menschen fanden noch in den Flammen ihren Tod.

Die Brutalität und Unmenschlichkeit der Gauchos bewährte sich auch hier Das Landvolk strömte in die Stadt, nicht um zu retten, sondern um zu plündern, und ganz unglaublich furchtbare Scenen sollen da vorgefallen sein. In einem größeren Gebäude waren eine Menge junger Leute zu einem Ball versammelt, unter ihnen einige zwanzig junge Damen aus den ersten Familien. Beim Einsturz des Hauses, der wie überall ohne die geringste vorherige Warnung erfolgte, brach das Gebälk so glücklich zusammen, daß es die darunter Befindlichen wenigstens zum großen Theil schützte. Da brach das Feuer aus; noch hätten sie gerettet werden können, denn eine Menge Peons kletterten über die Trümmer weg und hörten das Schreien der Unglücklichen, aber sie halfen nicht — „wir haben keine Zeit,“ riefen sie ihnen zu und suchten in dem sie umgebenden Elend und Jammer nach Beute und verschütteten Schätzen. All diese jungen, edlen Knospen der Stadt, vor Minuten noch von Glück und Licht umgeben, verbrannten oder erstickten unter dem halb eingebrochenen Dach, das sie viel besser gleich zerschmettert hätte. — Ein Unglücklicher wurde nach 16 Tagen noch lebend ausgegraben, starb aber drei Tage später, weil die erhaltenen Quetschwunden mit Maden gefüllt waren. Doch es ist nicht möglich, all den Jammer zu beschreiben — Worte können kaum eine Ahnung des Entsetzlichen geben.

Jetzt ist die Ordnung dort wenigstens in etwas hergestellt, und einige der Räuber sind von den endlich zur Besinnung gekommenen Behörden erschossen worden. Wie aber die Beamten selber dort gewirthschaftet haben, beweist wohl am besten, daß der Gouverneur, der sich gerettet hatte, einen Trupp Leute, die wirklich in die Stadt gekommen waren, um zu retten und Verschüttete auszugraben, aufhielt und zur Bewachung seiner Güter benutzte. Was lag dem Herrn Gouverneur an den Verschütteten, wenn er nur seine Sopha's und Stühle sicher wußte! Der Nämliche soll auch Unterstützung von der Schwesterstadt San-Juan zurückgewiesen haben, weil er keine Unterstützung von Rebellen annehmen wolle. — Hatte er ein Recht das in so furchtbarer Zeit zurückzuweisen?

Jedenfalls ist dies Erdbeben das furchtbarste gewesen, das noch je eine arme Stadt heimgesucht, denn die rasende Schnelle, mit der es hereinbrach, machte Flucht und Rettung fast unmöglich. Nur solche sind in der That übrig geblieben, die sich zufällig außer dem Bereich der zusammenstürzenden Mauern befanden. Alles Andere wurde unter den Trümmern begraben, und ganze Familien sind durch den einen Schlag mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden. Glücklich dabei die, die auch in dem einen Moment ihren Tod fanden und nicht elend unter dem Schutt, nach vielleicht Tage langem Leiden, verkommen mußten! — Und welcher Jammer dabei für die wenigen Ueberlebenden, die in Verzweiflung nach ihren verschütteten Lieben gruben und suchten und dabei sehen mußten, wie dicht daneben die Hunde an den verwesenden Leichnamen zerrten! Kein Wunder, daß Viele davon wahnsinnig wurden!

Eigentlich sollte man nun glauben, daß sich nach einer solchen Katastrophe ein wirklich panischer Schrecken aller südamerikanischen Städte bemächtigt hätte, denn so rasch hat noch keinen von Menschen bewohnten Ort das Verderben ereilt, so gründlich ist in wenigen Secunden noch keine Stätte menschlichen Fleißes der Erde gleich gemacht worden und gewissermaßen von der Welt verschwunden — aber Gott bewahre. Einen Trost haben sie allerdings, den nämlich, daß in wenig anderen Städten ein gleichstarkes Erdbeben so furchtbare Folgen haben würde, wie gerade in Mendoza, da die Häuser hier, aus ungebrannten Backsteinen aufgebaut, sehr dicke Mauern hatten und in ziemlich engen Straßen dicht beisammen standen. Dann können auch in der That Hunderte von Jahren vergehen, ehe solch ein Stoß wieder mit solcher Kraft gerade genau den Fleck trifft, auf dem eine Stadt steht. Niemand denkt aber hier auch nur im Entferntesten daran, daß ihn selber Aehnliches betreffen könne. Das Erdbeben war eben in Mendoza; man bedauert die Leute, hilft ihnen so viel man kann, und damit ist die Sache eben abgemacht.

Nenne es nun Einer Sorglosigkeit oder Vertrauen auf Gott, die Sache bleibt dieselbe, und das Menschenherz pflanzt ja doch nach jedem Stoß, den es erleidet, fröhlich wieder die Fahne der Hoffnung auf und — schlägt weiter. In Valparaiso hat man den Stoß ebenfalls gespürt, aber nur sehr schwach — in Valdivia gar nicht.

Doch genug für heute. In 14 Tagen bin ich wieder in See, dem atlantischen Ocean zuzusteuern, und unterwegs werde ich Zeit genug finden, Ihnen Ausführlicheres über mein bisheriges Leben zu berichten.

So für jetzt mit freundlichen Grüßen Ihr

Fr. Gerstäcker.

Glarus nach dem Brande am 10. Mai. In der vorliegenden Nummer geben wir den Freunden unseres Blattes eine treue Abbildung der Brandstätte, wie sie von Herrn R. Geyser photographisch zwei Tage nach dem Brande aufgenommen wurde. Sie bietet eine genaue Uebersicht der furchtbaren Verheerungen des Feuers und giebt, wenn auch kein schönes und anheimelndes, doch jedenfalls ein wahres Bild des jetzigen Glarus. Von der sehr guten Photographie wird nächstens noch eine Lithographie erscheinen und von Herren Cramer und Lüthi in Zürich zum Besten der Abgebrannten verkauft werden.

Für die „Abgebrannten in Glarus“

gingen in den letzten acht Tagen wieder bei mir ein: Louise B. in Gröditz 1 Thlr. — Dr. B. in Neubrandenburg 5 Thlr. — N. N. in Wittenberg 2 Thlr. — Wenig aber herzlich aus Jena 1 Thlr. — G. Kröhmer in Grimma 2 Thlr. — G. H. in Rössel 1 Thlr. — C. A. Barth 3 Thlr. — Pauline Lehmann 2 Thlr. — O. L. in Minden 1 Thlr. — Haude und Spener'sche Buchhandlung in Berlin 1 Thlr. — F. W. Grüner in Glauchau 5 Thlr. — Gott segne das Wenige, aus Leipzig 1 Thlr. — Leipzig, den 15. Juni 1861. **Ernst Keil.**

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Unser Blatt bringt: Erzählungen von Edm. Hoefer, Levin Schücking, H. Schmid, Temme, Otto Ruppius &c. — Aus der Länder- und Völkerkunde Jagd- und Reiseskizzen von Fr. Gerstäcker — Naturwissenschaftliche Mittheilungen von Bock, A. Brehm, B. Sigismund, Carl Vogt &c. — Beiträge von Berth. Auerbach — Berliner Bilder von Kossak — Biographien, mit vortrefflichen Portraits — Originalmittheilungen aus Amerika — Populär-chemische und physikalische Berichte — Schilderungen industrieller Etablissements. Ferner die **Tages-Ereignisse** durch authentische Abbildungen und Originalberichte. Deutsches Streben und deutsche Vaterlandskunde werden durch künstlerisch ausgeführte Illustrationen:

Die wichtigsten Momente deutscher Größe und **Scenen aus dem Leben deutscher Dichter,**

die von kernigen freisinnigen Darstellungen begleitet sind, würdig vertreten.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. **Ernst Keil** in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 27. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Holzgraf.

Eine oberbairische Geschichte.

Von **Herman Schmid.** *

1.

Der Frühling des Jahres 1811 hatte bald und vielversprechend begonnen; er schien zu wissen, welche Fülle von Frucht und Segen er auszustreuen habe für den reichen Sommer, der nach ihm kommen sollte. Selbst in dem sonst winterlichen Thale an der Ammer war er so anmuthig und mild eingezogen, als gälte es nicht, eine späte Kornsaat vorzubereiten, sondern selbst auf den unwirthlichen Felsgaden des Kofelsberges den Saft in edle Reben emporzutreiben und Kometenwein daraus zu brauen.

Der Abend vor dem Sonntag Exaudi ging besonders glänzend zu Ende, die Berge dem Kofel gegenüber standen im Wiederschein der Abendröthe, die sich über die Thalfläche gegen Unterammergau hin ausgebreitet hatte und in den Wellenkräuselungen der Ammer widerschien — darüber hinauf begann es schon zu dunkeln und die schwache Halbsichel des wachsenden Mondes hing im Blauen, als wär' es eine riesige Laterne, an einem der Felsgiebel ausgesteckt, um den Arbeitern zu leuchten, deren wuchtige Axt- und Hammerschläge noch weithin schallten durch das ruhende Thal. In den Häusern von Oberammergau war es die ganze Dorfgasse hinauf schon stille geworden, nur hie und da hörte man aus einer Stube betende Stimmen, hie und da sah man durch ein erleuchtetes Fenster noch einen Bildschnitzer an der Werkbank sitzen und an einem Figurchen hasseln, das noch fertig werden sollte.

Das Geräusch der Arbeitenden kam aus der Nähe der Kirche. Neben derselben, auf dem sonst so friedlichen Bereiche des Gottesackers, starrte es von Balken und Holzwerk, und ein mächtiges Gerüst ließ die Umrisse einer eigenthümlichen offenen Bühne mit davor errichteten Zuschauerbänken erkennen. Alles war aus derbem, nur leicht behauenem Werkholz gezimmert und ohne Schmuck; blos an der Bühne selbst waren Linien und Farben zu erkennen, so weit sie im Mondschein und bei dem schwachen Lichte einzelner Laternen noch sichtbar werden konnten.

Es war die Bühne zu dem berühmten Passionsspiele von Oberammergau, welche damals noch unmittelbar neben der Kirche auf dem Gottesacker erbaut wurde, und die spätere Arbeitsthätigkeit war nicht zu verwundern, denn über acht Tage war ja schon Pfingsten, und wenn die Vorstellungen, dem alten Herkommen gemäß, am Pfingstmontage beginnen sollten, so gab es noch so viel vorzubereiten und fertig zu machen, daß nicht eine Stunde versäumt werden durfte. Darum waren Zimmerleute und Maler noch vollauf beschäftigt; man hatte sogar Gebetläuten überhört und machte sich kein Gewissen daraus; war es doch keine eitle weltliche Belustigung, der es galt, sondern ein frommes Werk, das in den Augen und Herzen der Oberammergauer heilig ist, wie ein Gottesdienst.

In dem innern Raume der eigentlichen Bühne stand ein junger Mann vor einer großen aufgehangenen Leinwand und strich darauf mit mächtigem Pinsel keck hin und wieder. Es war ein hübscher Bursche, dem die graue Gebirgsjoppe mit grünem Stehkragen und das tyrolerartige grüne Hütel sehr gut ließ, wenn auch das blonde Haar nicht ganz gut zaun paßte, das er in lang hinabfallenden Locken und hinter die Ohren zurück gescheitelt trug. Nach Malerart trat er eben ein wenig von der Leinwand zurück, um bei dem Scheine der zu beiden Seiten an Pfosten aufgehängten Laternen die Wirkung seiner Arbeit zu betrachten. Er war nicht unzufrieden damit, denn über das ungewöhnlich feine und blasse Gesicht flog ein munteres Lächeln, und er trat rasch vor die Leinwand hin, um mit kühner Hand einen hellen, weißen Flecken als Licht darauf zu setzen.

„Mache mir den Haifisch nur nicht gar zu gräulich," sagte eine freundliche Stimme hinter ihm, und ein alter Mann in der Tracht eines Weltgeistlichen trat hinzu. Es war eine nicht große, aber stattliche Gestalt, mit ehrwürdig mildem Gesicht und fast ganz kahlem Kopfe, um welchen nur ein schmaler Kranz von langen Silberlocken schimmerte. „Das Monstrum," fuhr er fort, indem er mit dem getrosten Knopfe seines hohen Rohrstocks an die Malerei klopfte, „das macht ja ein Paar Augen, daß sie Einem im Traum verlemmen könnten!"

Der Jüngling erröthete leicht, indem er dem Geistlichen entgegentrat, seine Hand ergriff und küßte, was dieser ohne Widerrede geschehen ließ. „Spotten Sie nur über mich, Hochwürden," sagte er, „ich kann's doch nicht besser machen! Hab' ich doch mein Leb-

* Unsere Leser kennen den Verfasser des „Holzgrafen" bereits aus früheren Beiträgen, worunter namentlich die „Huberstöcherin" — Anfang vorigen Jahres — allgemeinen Beifall fand. Herman Schmid, der sich übrigens auch als Dramatiker hervorgethan, ließ vor kurzem unter dem Titel: „Alte und neue Geschichten" eine Sammlung seiner Erzählungen erscheinen, deren Stoffe er meist dem bairischen Gebirgsleben entnommen hat. Wir empfehlen diese Erzählungen allen unsern Lesern auf das Angelegentlichste. Wenn Frische und Kernigkeit der Darstellung, glänzende Detailmalerei, interessante Sujets und eine sehr wohlthuende Gesundheit der Anschauung einen guten Novellisten machen, so dürfen wir H. Schmid unbedingt zu den hervorragendsten zählen. Erzählungen wie der „Moderschwender", die „Huberstöcherin", „Eigener Herd" und „Unverhofft" gehören zu den besten Leistungen der Neuzeit auf dem Gebiete der deutschen Novellistik. D. Redact.

tag seinen Haifisch gegeben, und wenn er den Propheten Jonas hat verschlingen und unversehrt wieder ausspeien können, muß er eben doch ein rechtes Ungeheuer gewesen sein, und da hab' ich gemeint . . ."

„Und da hab' ich gemeint," unterbrach ihn der Pater, „ich bin ein hochmüthiger Mensch, der immer gleich oben aus ist und der sich einbildet, weil er ein leidliches Kruzifix oder einen Gemsjäger schnitzeln kann, wär' er schon ein Meister, wie weiland Andreo Pisano, der das wunderbare Gnadenbild gemeißelt hat drüben in Ettal! Wer sagt Dir denn, daß ich spotte? Was habe ich denn gesagt, was nicht auch ernsthaft gemeint sein kann? Was habe ich . . ."

Die rasch aufsteigende Röthe des Jünglings war ebenso rasch desto tieferer Blässe gewichen; er war bei Seite getreten und hatte Pinsel und Farbentopf weggestellt. Jetzt trat er mit einer Geberde, welche unterwürfig war und doch nicht ohne Selbstgefühl zu sein schien, vor den Eisernden und rief: „Ist das Ihr Ernst, Hochwürden? Bin ich wirklich solch ein hochmüthiger, eingebildeter unnützer Bursch? Ach, es weiß ja Niemand besser, als ich selber, daß ich nichts kann und nichts bin als ein elender Stümper!"

Seine Stimme zitterte hörbar; der Greis legte ihm die Hand auf die Schulter, hob ihm mit der andern das Gesicht leicht in die Höhe und blickte ihm väterlich gütig in die Augen. „Nein, Dominni," sagte er beruhigend, „es ist nicht mein Ernst, und Du bist auch kein so elender Stümper, wie Du Dich selber machst! Wenn auch der Haifisch da ein Paar Augen hat, die selbst für ein Ungeheuer zu ungeheuerlich sind, so bist Du doch kein unnützer Bursch, sondern ein tüchtiger Bildschnitzer, und wenn Du fleißig bist wie bisher, wirst Du es noch weiter bringen und Oberammergau alle Ehre machen!"

„Das möcht' ich freilich gern!" rief der Bursche. „Ich will auch fleißig sein . . . aber ich werd' es doch zu nichts bringen können! Ja, wenn ich auch so glücklich wäre wie Andere und hätte was lernen können — aber Hochwürden wissen es ja, wie blutarm meine Eltern waren, und wie sie mich nicht studiren lassen konnten. Die einzige Hoffnung für mich war das Kloster in Ettal; da hätten sie mich wohl aufgenommen, ich hätte studiren können, ich wäre nach München und weiß Gott wo sonst noch hingekommen, — da wäre ich ein tüchtiger Student und vielleicht auch ein Geistlicher wie Sie geworden, aber hätte einen tüchtigen rechten Lehrer in der Bildhauerei gefunden . . . aber das ist Alles vorbei! Vor neun Jahren, wie das Kloster ist aufgehoben worden, war ich noch ein Bub', der eben aus der ABCschule kam — das schöne Stift ist leer, die Herren, die meine Lehrer geworden wären, sind hinausgewandert nach allen vier Himmelsgegenden, und wenn Sie, Hochwürden, sich nicht unser Dorf zum Aufenthalt ausgesucht und sich uns mich angenommen hätten, so wäre ich aufgewachsen wie der Baum im Wald — ich bin gewiß nicht viel, aber was ich bin, verdank' ich nur dem guten, lieben Pater Ottmar . . ."

„Na, na," entgegnete dieser abwehrend, „es freut mich, wenn Du dankbar bist! Vielleicht läßt es sich doch noch machen, daß ich Dich nach München unterbringe, damit wir sehen, ob ein Bildhauer in Dir steckt . . . Es wird doch das Beste sein, denn was Du da vorhin vom Geistlich-Werden gesagt hast, sind doch nur Flausen!"

Der Jüngling sah ihn betreffen an und brachte ein verlegenes Warum? hervor.

„Warum?" rief der Pater. „Weil Du mir gerade so aussiehst wie Einer, der den rechten Sinn für's Klosterleben hat! Meinst Du, der alte Pater Ottmar hat die Augen umsonst im Kopfe und sieht nicht, daß die Schutzengel und die Magdalenen und die Muttergottesbilder, die Du schnitzelt, auf einmal alle miteinander dasselbe Gesicht haben? Meinst Du, daß ich nicht gemerkt habe, wenn sie gleich sehen alle miteinander?"

Die Befangenheit des Burschen stieg mit jedem Worte, er wußte nicht, was er erwidern sollte; daß aber der kluge Pater recht gesehen, zeigte die Unsicherheit in Blick und Haltung des jungen Mannes.

Ein verworrener Lärm, wie von streitenden Männerstimmen wurde von der Straßenseite hörbar und gab ihm erwünschte Gelegenheit, den bedenklichen Fragen des Paters zu entgehen.

„Was ist das?" rief er. „Hören Hochwürden das Geschrei? Am Ende giebt's einen Zank vorn unter den Zimmerleuten!" Damit wendete er sich und schritt rasch der Richtung zu, von welcher der Lärm herkam. Der Pater erwiderte nichts; er sah dem Burschen mit leichtem Kopfschütteln und gutmüthig spöttischem Lächeln nach und folgte ihm dann.

Er kam wirklich gerade recht, um Unheil zu verhüten.

An der innern Seite der Kirchhofmauer hatten sich alle Arbeiter versammelt, welche beim Aufbau des Passionsgerüstes beschäftigt waren. Sie waren von ihren Arbeiten weggelaufen und standen nun in einzelnen Gruppen beisammen, laut und heftig redend und mit den Händen gaierend. Die Werkzeuge hatte sich an die Mauerbrüstung gereiht und rief und zankte durcheinander auf die am äußern Fuße der Mauer vorbeiführende Straße hinab. Dort stand ein lärmliches und doch stattlich vornehmes Fuhrwerk, mit zwei prächtigen Pferden bespannt und von einer Schaar Zimmerleute umgeben, welche hinabgeeilt waren und drohend und schreiend den Wagen am Weiterfahren hinderten.

In dem Wagen saß ein einzelner Mann, bäurisch gekleidet, aber die Stoffe der Kleider waren für diesen Stand zu fein und das schwere Uhrgehänge, das unter der Sammtweste hervorbaumelte, ließ erkennen, daß der Besitzer reich war und diesen Reichthum zu zeigen liebte. Es war ein großer, breitschultriger Mann mit einem nicht unschönen, aber hart gefurchten Gesicht, welchem der trotzige Mund und der übermüthige Blick der unruhigen Augen etwas Abstoßendes gaben. Nach dem richten, etwas struppig aufstehenden und stark mit Grau gemischten Haare schien er schon in der letztern Hälfte des männlichen Alters zu stehen, allein die Art, wie er Zügel und Peitsche in den Händen hielt und wie er auf die ihn umdrängenden Arbeiter herabsah, zeugten von furchtlosem Kraftbewußtsein.

Jetzt hob er die Peitsche, zog die Zügel an, daß die Pferde einen Ruck machten und rief: „Jetzt geht einmal Rub', Ihr Narren! Laßt meine Roß' frei, oder ich fahr' Euch nieder!"

Die Peitsche knallte, die Pferde setzten an, aber sie konnten nicht von der Stelle, sie schnellt und kräftig waren sie am Gebiß und an den Zügeln gepackt und niedergerissen. „Was?" schrieen die Burschen, „Du willst uns erst schimpfen und noch mit dem Niederfahren drohen? Nun laßen wir Dich erst recht nicht vom Platz, bis Du andere Saiten aufpannst!"

„Reißt ihn herunter!" rief einer der Zimmerleute von der Mauer herab. „Wenn er uns überfahren will, so reißt ihn zuvor herunter von seinem Sitz und zeigt dem übermüthigen Holzgrafen, daß wir uns vor ihm so wenig als vor seinen Gelbfäcken fürchten!"

Einige Burschen drängten gegen den Wagensitz vor; einige Arme streckten sich aus, um nach dem darauf sitzenden Manne zu greifen; dieser richtete sich nach seiner ganzen Größe auf, um den Angriff abzuwehren, und schnalzte zugleich mit der Zunge, um die Pferde zum Laufe anzutreiben.

Pater Ottmar war auf die Straße herabgeeilt und trat im entscheidenden Augenblick zu den Streitenden. „Gebt mir Ruh', Ihr Leut'!" rief er den Arbeitern zu. „Schämt Ihr Euch nicht? Ihr arbeitet an einem so frommen, gottgefälligen Werk und fangt Händel an, als wär' es das allergeringste Bauernwirthshäusel, was Ihr da baut! — Gebt mir Ruh', sag' ich, und der Erste, von dem ich noch ein unanstes Wort höre, hat auch den letzten Hobelstoß oder Hammerschlag zum Passion gethan!"

Schon beim Erscheinen des Paters waren die Leute ehrerbietig zurückgetreten; schweigend ließen sie Pferde und Zügel los, und der Wagen hätte ungehindert weiterfahren können, allein sein Besitzer setzte sich mit lautem, verächtlich klingendem Lachen nieder und schien abwarten zu wollen, was weiter geschehen sollte.

„Recht so," begann der Pater wieder, indem er mit wohlgefälligem Nicken den bereitwilligen Gehorsam der Unsicheren anerkannte. „Jetzt will ich aber auch wissen, was es gegeben und wer den Streit angefangen hat."

„Wir sind ganz ruhig bei unsrer Arbeit gewesen," sagte einer der Zimmerleute vortretend, „und wie man halt gern zu der Arbeit singt, weil einem dann Alles leichter aus der Hand geht, und weil wir doch Alle beim Volk und beim Einzug Christi in Jerusalem dabei sind, haben wir den neuen Gesang vor uns hingesummt, den der Herr Lehrer Tedler so schön gesetzt hat. Wissen Sie, Hochwürden, den Gesang, der so anfängt „Heil Dir! Heil Dir, Du David's Sohn!" und wie wir da so in Gott vergnügt arbeiten und singen, da kommt der Holzgraf daher gefahren, daß man gemeint hat, die Räder müßten weg fliegen . . ."

„Ich wißt' nit," unterbrach der Mann auf dem Wagen den

Reeenten, „daß wir Zwei schon Brüderschaft gemacht haben miteinander ... und wenn ich mir auch nichts d'raus mach', daß die Leut' mir den Spitznamen aufgebracht haben, so bin ich doch für Dich der Korbinian Loder vom Durnerhof und nit der Holzgraf ... verstanden?"

„Fehlt nichts," fuhr der Zimmergesell fort ... „also sag' ich, so kommt der Herr Korbinian Loder vom Durnerhof dahergesaust in einem Sturm — wie er aber in die Nähe von der Gottesackermauer gekommen ist, da hat er angehalten und hat auf einmal ganz langsam Schritt gefahren und hat uns zum Trutz ein Schnaderhüpfel gepfiffen in unsern heiligen Gesang ..."

„Ich scher' mich nit um Euren Gesang," unterbrach ihn der Durnerbauer wieder, „warum kümmert Ihr Euch um das, was ich pfeif'? Ich hab' Euch nicht gesagt, daß Ihr still sein sollt mit Eurem langweiligen Geplärr' — aber Ihr habt auf mich herunter geschrieen und habt mir das Pfeifen verbieten wollen."

„Das haben wir gethan," war die Antwort Mehrerer, welche sich wieder gegen das Fuhrwerk vordrängten, „und wir haben das Recht dazu, denn Ihr habt uns zum Spott gepfiffen, und das leiden wir nicht!"

„Die Straßen ist weit und gehört mein so gut wie Euch; wenn Ihr darauf singen dürft, darf ein Andrer juchzen oder pfeifen — wer kann ihm was einreden?"

„Allerdings Niemand," mischte sich jetzt Pater Ottmar in's Gespräch, „so lange es die Ruhe nicht stört und Niemand ein Aergerniß gegeben wird. Ein frommes Lied ist wie ein Gebet, und unter Christen ist es Brauch, das Gebet eines Andern zu achten und es nicht zu stören — wer das thut, zeigt ein hartes Herz und ein verstocktes Gemüth."

„Ah was," rief der Bauer mit rohem Lachen, „wie's in mein' Herz' und mein' Gemüth aussihaut, ist meine Sach' — ich bin fünfzig Jahr alt 'worden und hab' Niemand 'braucht zum Dareinreden, ich will's nochmal fünfzig Jahr' dabei lassen! Aber die Leut' sagen Ihnen das Recht gar nit, Hochwürden — sie sind mit wegen dem Bissel Pfeifen so wild auf mich, sondern weil ich ihnen die Wahrheit gesagt hab' ..."

„So?" fragte der Pater, „die wäre ...?"

„Ich habe ihnen gesagt, daß sie Narren sind, und wer die Wahrheit geigt, bekommt den Fidelbogen um's Maul! Ich hab' ihnen gesagt, sie sollen sich nit auslachen lassen und mit der Arbeit aufhören, weil sie ja doch umsonst und das Passionsspiel vom König verboten ist ..."

„Ein solches Verbot ist allerdings ergangen," sagte der Pater, „aber wenn Ihr das wißt, Durnerbauer, dann wißt Ihr gewiß auch, daß das Dorf eine Deputation nach München geschickt hat, die dem König die Sache von der rechten Seite vorstellen und die Zurücknahme des Verbots erwirken soll ..."

„Ja, daß sie das wollen, hab' ich gehört," erwiderte der Bauer mit Lachen, „ich komm' just von München und hab' die ganze Deputation trübselig beisammen sitzen sehen im Ammerthalerhof — sie haben nichts ausgericht', das Gespiel ist und bleibt verboten ..."

Schweigend und betrübt standen die Leute und blickten auf den Pater, welcher ebenfalls betreten war von der unerwarteten Nachricht. „Wir wollen hoffen, daß es nicht so ist," sagte dieser nach seufzerlanger Pause. „Noch können wir hoffen und dürfen es, bis uns die Nachricht aus einem anderen Munde zukommt — aus dem Eurigen klingt sie gar zu schadenfroh, als daß wir sie so geradhin glauben sollten. Gute Nacht, Durnerbauer!"

Damit wendete er sich kurz von dem Bauer ab und trat zu den Arbeitern, welche rasch einen Kreis um ihn schlossen und den Störenfried gar nicht mehr beachteten. Aergerlich darüber hieb dieser aus Leibeskräften auf die Pferde ein, sing scharf und gellend das Schnaderhüpfel zu pfeifen an, das vorher der Stein des Anstoßes geworden war, und verschwand in der Straßenbiegung.

„Laßt Euch nicht irre machen, Leutein," sagte, ohne sich daran zu kehren, der Pater zu den Arbeitern, „nun laßt Euch die Freude nicht verderben! Wir haben einen gar lieben und herzensguten König, und Herr Georg Lang, der Bergler, und die andern Männer von der Deputation haben Herz und Zunge auf dem rechten Fleck — wird aber unser Gehorsam wirklich auf eine so harte Prob' gestellt, dann habt Ihr Euch freilich umsonst gefreut und umsonst gearbeitet. Dann müßt Ihr Euch mit mir und dem Lehrer Deoler trösten — dann reißt Ihr Euer Gerüst wieder ein, ich lege meinen Text und der Lehrer seine Musik in das Pult — dann muß der liebe Gott eben so gut sein und muß den Willen für's Werk nehmen. — Und jetzt gute Nacht miteinander: es macht feierabend und seid wohlgetrost' ... es wird Alles werden, wie's recht ist."

Er ging; die Männer und Burschen zerstreuten sich rasch nach allen Richtungen. Nach einigen Schritten blieb Pater Ottmar stehen und sah sich flüchtig nach Dominik, dem jungen Bildschnitzer um, jedoch vergebens. Dieser hatte schon zu Anfang des Wortwechsels mit dem Holzgrafen sich erst behutsam an die Kirchhofmauer gedrückt und war schon lange durch ein Seitengäßchen davon geeilt.

Inzwischen waren am andern Ende des Dorfs in der Oberstube eines stattlichen Bauernhauses zwei Frauen beisammen gesessen und hatten den Abend ziemlich einförmig und einsyllbig verbracht. Die Stube war geräumig, aber nicht hoch, und die auf dem Tische brennende Oellampe vermochte nur schwach deren Wände und die Decke von faubrem braunen Holzgetäfel zu beleuchten. Was sich demungeachtet erkennen ließ, zeigte bäuerliche Wohlhabenheit und Prachtliebe; besonders zierlich waren die gewundenen Säulen der in einer Ecke prangenden Himmelbettstatt. Das Bett war von reiner Weiße, aber es trug die Spuren des Gebrauchs, und auf dem nebenan stehenden Nachttischchen zeigten Arzneigläser und Schalen, daß es die zeitweilige Zuflucht einer Kranken war. Diese hatte sich eben in die Nähe des großen grünen Kachelofens gesüchtet, in welchem, obwohl es draußen mild und angenehm war, ein stattliches Feuer brannte, denn es fror sie sormwährend von innen heraus. Sie hatte ein paar Bettjäckle mitgenommen und sich nun halbsitzend auf der Diensbank, in augenblicklich behaglicher Ruhe und mit müden schlummergeschlossenen Augen. Die Kranke war eine Bauersfrau, schlank und abgemagert, bleich und eingebrochen im Gesichte, das nicht unterscheiden ließ, ob diese Züge, welche einst schön gewesen sein konnten, vom Alter oder von der Krankheit so zerstört worden waren oder von Kummer und Gram.

Daß sie einst schön gewesen, bewies das Antlitz der andern Bewohnerin des Zimmers, eines Mädchens, das in Gestalt und Zügen das getreue Abbild der Kranken war, wie eben Jugend und Gesundheit das Abbild von Alter und Siechthum zu sein vermögen. Sie war bereits daran, sich zum Schlafengehen vorzubereiten, und hatte die breiten Zöpfe aufgelöst, daß das braune Haar ihr reich und voll über den Nacken bis den halben Rücken hinunter wallte. Dennoch schien sie mit dem Tage noch nicht vollständig abgeschlossen zu haben, denn sie stand in dem dunkelsten Theile des Zimmers am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Sie legte die Stirne an die kleinen bleigefaßten Runscheiben, und schien deren Kühle mit Behagen zu empfinden; nur manchmal hob sie das Köpfchen und sah nach der Kranken hinüber.

Diese bewegte sich jetzt und murmelte etwas Unverständliches mit halbgeöffneten Lippen. Augenblicklich war das Mädchen mit unhörbaren Tritten zu ihr geeilt, ließ sich, da sie die Augen aufschlug, auf ein Knie vor ihr nieder und fragte zärtlich, indem sie beide Hände derselben erfaßte und ihr in's Gesicht sah: „Wie ist Dir, Mutter? Hat Dir das bissel Schlaf gut gethan?"

„Der Schlaf und die Wärme," wisperte die Leidende mit schwacher Stimme ... „aber ich bin doch recht elend, Vesi; wenn's nicht bald warm wird und die Sonn' mich curirt, dann curirt mich der Doctor von Ammergau so wenig, als es der Bader von Grasswang jemalen gebracht hat ... das Frieren von inwendig heraus wird immer ärger ..."

„Willst nicht in's Bett, Mutter? Vielleicht könnt Du Dich dort erwärmen ..."

Die Kranke machte eine schwache, abwehrende Bewegung. „Nein, hier ist's besser," flüsterte sie; „aber Du leg' Dich nieder, Vesi ... Du brauchst Ruh' ... leg' Dich nieder, ich ruf' Dich schon, wenn ich 'was haben will ... ich weiß darum doch, daß Du mich gern hast und meine gute Tochter bist ..."

Die Ermüdung gewann wieder die Oberhand; die Stimme der Bäuerin sank; ihre Augen schlossen sich wieder, und wie zuvor sank sie an den warmen Ofen und in die Kissen zurück.... „Wenn nur der Vater kämt' ..." murmelte sie halblaut im Entschlummern.

„Ich hab' ihm die Post thun lassen, wie Du's verlangt hast," antwortete Vesi mit gedämpfter Stimme ... „aber er muß nicht fortgekonnt haben, sonst wär' er wohl schon da. Heut ist's aber wohl schon zu spät, heut dürfen wir ihn nicht mehr erwarten ..."

Die Kranke hörte das nicht mehr, sie lag im Zustande der Abspannung, und das Mädchen, ihre Hände haltend, blieb noch

Digitized by Google

einige Augenblicke vor ihr knie'n, als wollte sie nicht durch irgend eine rasche Bewegung die kurze Ruhe unterbrechen oder gefährden.

Mit einmal berchte sie hoch auf, und über das schwachbeleuchtete Gesicht flog rasche Röthe. Dann erhob sie sich sachte, tief behutsam die Hände der Mutter auf die Kissen gleiten und schlüpfte lautlos an das Fenster. Der Schlag eines Finken, wie er im Auswärts lockt, war durch die Nacht hörbar geworden — und trotz des tief hereingebrochenen Nachtdunkels ließ sich an der Umzäunung des kleinen Vorgärtchens am Hause die Gestalt eines Mannes erkennen, der nach dem dämmernden Fenster empor sah.

Geräuschlos öffnete sich das Fenster; Besi's weiße Hand winkte dem Harrenden einen Gruß zu. „Seit wann ist denn das der Brauch," flüsterte sie hinunter, „daß die Finken bei der Nacht schlagen?"

„Der Fink singt, wie's Tag wird," flüsterte es entgegen; „das Licht da droben muß ihn verführt haben!"

„Der arme Narr ist wohl blind," kicherte das Mädchen, „weil er den Tag und ein Nachtlicht nicht auseinander kennt?"

„Das ist nichts Seltsames bei den Finken," antwortete der Bursche, „Du weißt wohl, daß man sie blendet, damit sie nicht mehr wissen, wie sie im Jahr sind, und in einem fort singen . . ."

„Das hat wenigstens das Gute," sagte Besi, „daß man nicht fürchten muß, daß es einem solchen unter der Hand einfällt, davon zu fliegen und sich ein anderes Quartier zu suchen."

„Wenn er in dem rechten Quartier ist," lautete die Antwort, „so fliegt er nicht fort, und wenn Du ihm alle Thür'n im Käfig offen stehen läßt . . ."

„Da müßt' man sich halt," lachte Besi, „um einen tüchtigen Bildschnitzer umschau'n, der einen recht schönen Käfig zusammenschnitzen thät . . . kannst Du mir vielleicht einen verrathen?"

„Ich wollt' wohl," entgegnete der Bursche, „aber ich muß Dir vor Allem sagen, wegen was ich heut' noch so spät hergekommen bin zu Dir . . ."

Der Bursche wollte eben zu erzählen anfangen, als ein schwerer Stein, mit aller Gewalt geschleudert, neben ihm niederfiel. „Himmelsacrament," schrie zugleich eine rauhe, zürnende Stimme, und ein Mann sprang von der nächsten Straßenecke gegen das Haus hinzu. „Wer untersteht sich da, an's Kammerfenster zu gehen? Wer ist der Kerl, daß ich ihm das Genick brechen kann?"

Es war die Stimme des Holzgrafen. Wie er die Umzäunung und das Haus erreichte, traf er Niemand mehr; der Bursche hatte sich leicht und schnell über die Planke eines benachbarten Gartens geschwungen, und das Fenster schaute so trübselig herunter, als ob es sich nie zu so zärtlichem Geplauder geöffnet hätte.

Der Holzgraf stürmte die Stiege hinan; im nächsten Augenblicke wurde die Thüre der Oberstube aufgestoßen und schlug schmetternd an die Wand, daß die Bäuerin erschreckt und schreiend aus dem Schlummer auffuhr. „Heilige Mutter von Ettal!" rief sie bebend, „was ist denn passirt . . .?" Sie hatte sich aufgerafft und blickte mit geisterhaft aufgerissenen Augen in das zornglühende Angesicht des Bauers. „Du bist's, Korby?" stammelte sie dann, „Du kommst noch bei sinkender Nacht?"

Der Bauer erwiderte nicht sogleich; er ließ die rollenden Augen auf der Mutter und auf der Tochter hin und her gleiten, welche weiß wie ein Tuch, aber aufrecht ihm gegenüber stand und ihn fest in die Augen sah. „Ja, ich bin's!" schrie er dann. „Habt mich mit mehr erwartet heut? Bin ich Euch über den Hals gekommen wie der Spitzwürfel dem armen Sünder? Ich muß wohl bei sinkender Nacht kommen, damit ich die saubere Aufführung erfahre, die man hier führt!"

„Die Bäuerin griff sich wie fragend an die schmerzende Stirn, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich versteh' Dich nit, Korby . . . was hast Du denn?"

„Wenn Du's nit weißt," polterte der Mann, „dann schau' die an, die vor Dir da steht wie das böse Gewissen selbst! Ich bin von der Stadt hereingekommen und hab' gleich wieder eingespannt, wie mir Deine Post ist ausgericht' worden, und ich bin gerad' recht gekommen. Ich hab' die Gaul' nur schnell beim Wirth drüben eingestellt, und bin herüber zu Dir — wie ich an's Haus hertomm', hab' ich gemeint, der Blitz müßt' mich in den Erdboden hineinschlagen . . ."

Die Kranke hatte nicht mehr vermocht, sich aufrecht zu halten, und war wieder auf das Lager am Ofen zurückgesunken. Auch sie starrte jetzt fest und angstvoll auf das noch immer unbeweglich dastehende Mädchen. „Was war's denn?" flüsterte sie kaum hörbar.

„Was es war?" rief der Bauer und seine Stimme milderte sich unwillkürlich . . . „O Besi, Besi — daß Du mir das anthun kannst . . . daß ich so was an Dir erleben muß, an der Einzigen, die meine Freud' gewesen ist und meine Hoffnung. Ich hab' sie am Fenster angetroffen, Weib, und drunten einen Burschen, mit dem sie schön gethan hat . . ."

Besi schien jetzt wieder Leben zu bekommen. Sie trat zu der Mutter hin, strich ihr mit der Hand beruhigend über die Stirn und sagte mit zärtlichem Tone: „Mach' Dir keine Sorg' um mich, Mutter — es war nichts Unrechtes — es war der Domini — mit dem hab' ich ein paar Wörteln aus dem Fenster gered . . ."

„So? Das ist nichts Unrechtes?" schrie der Bauer wieder auffahrend. „Und die Mutter sindet wohl auch nichts Unrechtes darin, weil sie nichts sagt? Wer ist denn der Domini, mit dem Du so ungeniert bei einer Nacht zum Fenster hinaus discurirst?"

Besi ging zu ihrem Vater hin, faßte die eine Hand, die er ihr nicht lassen wollte, dann aber doch wie widerstrebend ließ; der Blick des Mädchens hatte eine eigene Macht über ihn. „Ich will Dir wohl sagen, Vater," begann sie, „wer der Domini ist. Ich hätt' es Dir morgen gesagt, denn heut haben wir Dich nit mehr erwartet; ich hätt' es Dir schon vor sechs Wochen gesagt, wenn Du zu uns gekommen wärst. Der Domini ist der Bursch, den ich so lieb hab' wie mein Leben und den ich mir zum Mann ausgesucht hab . . ."

Der Bauer, dunkelrothen Zorn im Gesicht, hob die Faust über Besi zum vernichtenden Schlage — dann schlug er sich selbst damit vor die Stirn und brach, sich in einen Stuhl werfend, in wildes erschreckendes Gelächter aus. „So," rief er, „hat sich das Töchterl einen Mann ausgesucht? Und die Mutter hat sein mitgehetzen und gekuppelt? Und der Vater erfährt's, weil man ihm's doch nicht mehr verschweigen kann, und soll sein auch geduldig Ja dazu sagen? Na ja — recht gern! Warum denn nicht? Aber zuerst möcht' ich doch wissen, wer der Schwiegersohn ist, den Ihr mir ausgesucht habt . . ."

„Das verstehst sich, Vater," sagte Besi, so ruhig wie zuvor. „Es ist der braufe Bursch in ganz Oberammergau, der Sohn von dem braven Manne, der im vorigen Jahr im Hochwasser zu Grunde gegangen ist, wie er die zwei Kinder aus der Ammer geholt hat, der Bildschnitzer Domini . . ."

Der Bauer brach wieder in sein wüstes Lachen aus. „Ist das die Möglichkeit?" schrie er. „Der Tagwerkerbub, der Tafelschmierer, der Bettelmann soll mein Schwiegersohn werden? Thät's ihm wohl, sich in das reiche warme Nest hineinzusetzen, das ich zusammen getragen hab'? Nein, da habt Ihr Euch verrechnet alle Zwei . . . die Leut' heißen mich den Holzgrafen und meinen, sie thun mir einen Spott an damit — aber sie haben Recht, ohne daß sie's wissen . . . ich bin so gut ein Graf, wie ein Anderer! Das Geld hab' ich dazu und den Grafen-Sinn dazu hab' ich auch, das sollt Ihr erfahren! Ja mein Haus kommt kein Anderer, meine Tochter kriegt mit meinem Willen kein Anderer — als den ich ausgesucht hab', und der sich neben den Holzgrafen hinstellen kann an Geld und Sinn — dabei bleib's, so gewiß als ich Korbinian Vorher heiße, und eh' ich davon abgeh' und mich abspeuzig machen laß', eher jag' ich Weib und Tochter aus dem Haus' — eher will ich meinen Hof um ein Spottgeld verlaufen und den Ammergauern die Freude machen, daß sie den Holzgrafen in Tagtehn arbeiten sehn!"

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Bilder.

Nr. 8. Der Salzburger Jammer.

Ueberblicken wir die hiſtoriſche Entwicklung der ſüdeutſchen Zuſtände, ſo ſtoßen wir immer und immer wieder auf eine der traurigſten Erſcheinungen. Pfäffiſche Verdummung des Volkes in Verbindung mit engherziger, egoiſtiſcher Politik der Höfe war es, was Jahrhunderte hindurch die biederſten, fernigſten, begabteſten deutſchen Völkerſtämme verhindert hat, den ihnen zukommenden

Der Schwur der Salzburger Protestanten in Schwarzach, am 5. August 1731.

hohen Standpunkt in socialer, in religiöser und politischer Hinsicht zu erringen; jene Volks-Verdummung von Seiten eines egoistischen, herrschsüchtigen Klerus, religiöse Intoleranz und Fanatismus im Bunde mit antinationaler, perfider Politik ehrgeiziger und doch so schwacher Regenten und mit der unglückseligen Einmischung außerdeutscher Cabinete in die deutschen Verhältnisse, sie waren es, welche die heillose Verwüstung und Zerrüttung unseres Vaterlandes im siebzehnten Jahrhundert herbeiführten, sie waren es, die noch in der ersten Hälfte des vorigen, des achtzehnten Jahrhunderts in einem der schönsten Länder Süddeutschlands einen Act der Brutalität begingen, welcher in allen übrigen deutschen Gauen, ja auch im Auslande, in der ganzen civilisirten Welt einen Schrei des Entsetzens und das tiefste Mitleid hervorrief.

Ihr alle kennt es, das herrliche Land. Riesige Alpen erheben dort ihr Haupt, mit ewigem Schnee bedeckt, in die Wolken. Sie zeigen alle die großartigen Erscheinungen der Schweizeralpen, die hohen, im Sonnenlicht hell funkelnden und schimmernden Gletscher, die schaurigen, gähnenden Klüfte, die donnernden Schneelawinen; Wasserströme brausen schäumend durch Felsen und stürzen sich endlich brüllend in die schwindelnde Tiefe nieder, daß es weithin donnert und das Echo es vielfach wiederhallt. Auf die trefflichen Almen der Berge treibt der Hirt die Heerde, deren harmonischem Geläute der ferne Wanderer mit Vergnügen lauscht. Es weht reine, frische Gebirgsluft. Die Thäler prangen mit üppig grünenden Wiesen und fruchtbarem Getreidelande. Klare Seen dehnen sich aus, und fröhlicher Gesang schallt von den Höhen. Wer kennt es nicht, das Land, welchem von Jahr zu Jahr mehr Freunde zum Vergnügen, zur Erholung von abspannenden Berufsgeschäften oder zur Genesung von körperlichen und geistigen Leiden, alle zum frischen, freien, erquickenden Naturgenuß zuströmen, — das von der Natur mit tausend Reizen geschmückte Salzburg? Gegenwärtig zum größern Theile dem österreichischen Staate, zum kleinern dem Königreich Baiern angehörig, bildete es früher ein selbstständiges Erzbisthum und zwar nach dem westphälischen Frieden bis zum Jahre 1802, außer den drei geistlichen Kurfürstenthümern, das einzige Erzbisthum in Deutschland. Dort lebte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein stilles, biederes, fleißiges Volk. Es bebaute die Felder und arbeitete in den Goldbergwerken, in den reichen Marmorbrüchen und in den weiten Salzwerken, in deren unterirrischen Kammern der Salzstein in so wunderbarem Farben spielt. Doch bald genug sollte das größte Elend, das den Menschen überhaupt treffen kann, über diese friedlichen, braven Menschen hereinbrechen.

Damals, als der geniale Mann von Wittenberg das Wort ausgesprochen hatte, welches eine neue Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse, ja eine ganze Welt von neuen Ideen hervorzurufen bestimmt war, damals war der Ruf von der neuen Lehre auch in die stillen Thäler Salzburgs (in welchen früher schon die Lehren der Hussiten Eingang gefunden hatten) gedrungen und hatte derselben zahlreiche geheime Anhänger gewonnen. Nicht ohne Einfluß war es, daß Luther's Gönner, der treffliche Generalvicar des Augustiner-Ordens, Johann von Staupitz, Hofprediger, dann Abt zu Salzburg wurde und durch ihn Briefe und Bücher des Reformators dahin kamen; bedeutender noch die Einwirkung seines Nachfolgers Paulus Speratus (von Spretten) und anderer lutherisch gesinnter Priester, die zum Theil als Märtyrer für ihre Ueberzeugung fielen. Die heimlichen und offenen Verfolgungen, welche die Lutherischen seit dem letzten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts dort zu erdulden hatten, waren nicht im Stande gewesen, den Protestantismus zu unterdrücken, im Gegentheil hatte sich derselbe, sogar in der Hauptstadt Salzburg, im Sitze des mächtigen Erzbischofs selbst, immer mehr ausgebreitet. Die Pfaffen ahnten es und sannen auf Mittel, das Unkraut auszurotten. Sie griffen zu einer Art geistiger Tortur; von jedem Salzburger forderten sie im Jahr 1684 einen Eid, daß er zur allseligmachenden katholischen Kirche sich bekenne und die Andersgläubenden verfluche. Tausende schworen den Eid, aber die Tefferegger, die fast sämmtlich sich der neuen Lehre ergeben hatten, erklärten, daß sie ihn nicht schwören würden, und wurden zum Auswandern gezwungen, wobei sie diejenigen ihrer Kinder, die unter vierzehn Jahren waren, zurücklassen mußten! Jetzt glaubten die Pfaffen das Land von allen Ketzern gereinigt, aber der Funke, den sie für erloschen hielten, glomm im Stillen fort und zündete mehr und mehr. Gleich den ersten, ursprünglichen Anhängern des Christenthums während der Verfolgungen desselben hielten die Protestanten ihre frommen Andachtsübungen in heimlichem Versteck; im finsteren Walde versammelten sie sich Nachts in Höhlen, ließen sich von demjenigen unter ihnen, der noch am besten lesen konnte — denn die Pfaffen hatten das Volk weislich in tiefer Unwissenheit gelassen — aus der heiligen Schrift vorlesen und sangen geistliche Lieder, mit ängstlicher Sorglichkeit verbargen sie dann die Bibel wieder in einen hohlen Baum oder unter die Erde und schlichen in ihre Häuser zurück. Aeußerlich aber bekannten sie sich vorsichtiger Weise noch zur katholischen Kirche, wohnten dem Gottesdienste bei und nahmen das Abendmahl unter Einer Gestalt. So kam es, daß man ihnen, obgleich ihr Treiben allmählich ruchbar geworden, doch lange nachsah und wenigstens nicht Gewaltmaßregeln in Anwendung brachte. Da gelangte im Jahr 1727 der Erzbischof Leopold Anton Eleutherius von Firmian zur Regierung, ein Mann, geschickter, eine Messe zu lesen, als Land und Leute zu regieren, ein überdies gelegieriger, vergnügungssüchtiger, dem Trunke ergebener Mann und ein so heftiger Feind der Protestanten, daß er einst die Aeußerung that: „Ich will nun einmal die Ketzer aus meinem Lande haben, sollten auch Dornen und Disteln auf den Aeckern wachsen." Meist lebte er auf dem Jagdschloß Clesheim in vertrautem Umgang mit der Gräfin Arco, bei Jagden, Spielen, Schmausereien und soll nur selten nüchtern anzutreffen gewesen sein. Diese Sinnesart wußten seine Räthe, vor allem der gewissenlose Hofkanzler von Rall gar wohl zu nutzen, sie betrogen den leichtgläubigen, schwachen Mann und regierten das Land. Als „Bußprediger" kamen die schlauen Jesuiten herbei, verstuchten auf den Kanzeln den lutherischen Glauben und führten den von Papst Benedict XIII. gebrauchten Gruß ein: „Gelobt sei Jesus Christus!" Die Protestanten, die es für Sünde hielten, den Namen Christus immer im Munde zu führen, beheelten ihren früheren herkömmlichen Gruß bei, und so hatten denn die Pfaffen das gewünschte Mittel gefunden, die Katholischen von den Lutherischen zu unterscheiden, und beobachteten die letzteren genau. Man durchsuchte ihre Wohnungen, und wehe demjenigen, bei welchem man ein evangelisches Buch fand! Man stieß ihn in dunkle, abscheuliche Gefängnisse und quälte und marterte ihn mit Hunger und Durst. Ein dreiundachtzigjähriger, kranker Greis, bei dem man nichts weiter, als Arndt's „Paradiesgärtlein" gefunden hatte, wurde, an den Füßen gefesselt, in einen jener elenden Kerker geworfen und so lange Strafe von 100 Gulden freigelassen. Andere wurden auch mit Steckstreichen gezüchtigt und ihres ganzen Vermögens beraubt. War doch letzteres ein geheimes Hauptmotiv für den gelegierigen Erzbischof und seine Creaturen!

Aber alle diese Mißhandlungen, diese Strafen, welche darauf berechnet waren, die Protestanten mit Gewalt zum Papstthum zurückzuführen, verfehlten ihren Zweck; die Protestanten hielten an ihrem Glauben fest und ließen geduldig jene Martern über sich ergehen. Als jedoch die Bedrückungen ärger und ärger wurden, als unter denen, die man für Ketzer hielt, keine Vermählung mehr stattfinden durfte, als sogar ihre Todten nicht mehr in geweihter Erde begraben werden sollten: da erhoben sich endlich im Jahre 1731 die gemißhandelten Leute, schickten Boten an den Kaiser Karl VI. nach Wien und an das Corpus Evangelicorum nach Regensburg und baten um Gestattung freier Religionsübung oder doch ungehinderter Auswanderung. Die Armen! Als Rebellen wurden ihre Boten in Linz angehalten und in Fesseln dem Erzbischof zurückgeschickt — was war auch anders von Karl VI. zu erwarten, dem Schwächling an Leib und Seele? — und ehe die schwerfällige, plumpe Maschine des Reichstages in Bewegung zu bringen war, verstrichen Wochen und Monate, und als nun endlich das Corpus Evangelicorum sich anfrastte und mit Vorstellungen an den Kaiser und an den Erzbischof wandte, konnte es weder bei dem Einen noch bei dem Andern etwas ausrichten. Das waren die Zustände im „heiligen römischen Reich deutscher Nation"!

Darauf ließ der Erzbischof durch Beamte nach der Zahl der Evangelischen forschen, und zwanzigtausend bekannten sich öffentlich zu Luther's Lehre. Sie verließen, als man diesen Glauben von den Kanzeln herab mit den ärgsten Verwünschungen verfluchte, die Kirchen und betraten sie, trotz den Drohungen der Obrigkeit, nie wieder. In ihren Häusern hielten sie Andachtsübungen und blieben, obgleich ihnen die Jesuiten mit den greellsten Farben die gräßlichen weltlichen Strafen, den schrecklichen Zorn des Papstes und das fürchterliche Fegefeuer als gewisse Folgen ihrer Ketzerei vorstellten, bei ihrem Glauben fest. Da aber alle Verständigen unter

ihnen einfahen, daß eine gemeinſame Berathung über ihre gegenwärtige Lage und Zukunft und gemeinſames Handeln nöthig ſei, ſchrieb zu dieſem Zwecke eine Gemeinde der andern und lud nach Schwarzach ein, das zum Verſammlungsorte gewählt wurde. Am 5. Auguſt 1731 kamen dort über hundert erfahrene Männer, die Aelteſten der Gemeinden, zuſammen.

Es war eine ernſte, feierliche Stunde. Auf einem Tiſche, der noch heutiges Tages den Reiſenden gezeigt wird, ſtand ein Salzfaß. Sie traten um den Tiſch, nahmen etwas vom Salze mit beneßten Finger, verſchluckten es und ſchwuren, eher Leib und Leben zu laſſen, als von ihrem Glauben zu weichen. Zugleich verkannten ſie nicht, daß ihnen daraus die Nothwendigkeit entſtehen könne, Haus und Hof zu verlaſſen, und ſandten daher einige aus ihrer Mitte fort, bei den proteſtantiſchen Mächten nachzuſragen, wieviel dieſe wohl von ihnen bei ſich aufnehmen möchten. — Ta erhoben die Pfaffen über dieſe Vorgänge wüthendes Geſchrei. Aufruhr, Rebellion war es in ihren Augen, und kein Mittel durfte unverſucht bleiben, dieſe Widerſetzlichkeit gegen alle geiſtliche und weltliche Auctorität zu ahnden. Waren nicht die Evangeliſchen jene „verfluchten Ketzer", zu deren Bekehrung jedes Mittel, auch das verrechteſte, anzuwenden erlaubt war? Sollte man nicht durch Verfolgung jener Ruchloſen, welche dem heiligen Vater ungehorſam zu ſein wagten, bereinſt die ewige Seligkeit um ſo gewiſſer erlangen? Kaiſerliche Truppen rückten in Salzburg ein, und Gräuel begannen, welche den Scheuſlichkeiten der bourbonniſchen Wirthſchaft in Neapel nicht nachſtehen. Man ſchlug viele der Evangeliſchen, ſelbſt ehrwürdige Greiſe, in ſchwere Feſſeln und warf ſie in die häßlichen, ſeuchten Gefängniſſe, aus denen manche nach monatelanger Qual als Krüppel hervorgingen. Die Soldaten hauſten in raſendem Fanatismus und viehiſcher Rohheit auf das Fürchterlichſte. Wie beim Plündern einer Stadt zur Zeit der dreißigjährigen Verwüſtung Deutſchlands hieben ſie, ſchoſſen und ſtachen unter die Unglücklichen und raubten manchen die ganze, mit ſauerem Schweiß erwerbene Habe. Sie brachen Nachts in die Häuſer, riſſen die Evangeliſchen aus den Betten und ſchleppten ſie halbnackt mit gefeſſelten Händen und verbundenen Augen in's Gefängniß, in welchem ſie viele Monate lagen und vor Kälte, Hunger und Durſt faſt umkamen; — ja ein Mann, welcher nichts verbrechen, als Andere belehrt, ihre Kinder getauft und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt ausgetheilt hatte, ſoll (nach der Verſicherung Salzburger Emigranten) lebendig eingemauert worden ſein.

Die Soldaten, welche in die Häuſer der Evangeliſchen gelegt worden waren, um die letztern auf alle Weiſe zu quälen, kamen dieſer Inſtruction getreulich nach und begingen namentlich auch gegen Frauen und Mädchen die gröbſten Brutalitäten. Am Schüppelhofe frech eine reiche Bäuerin, welche man auch auf dieſe Weiſe bekehren wollte, in ihrer Angſt in den brennenden Backofen und wurde zwar daraus gerettet, doch nur um in Folge der Brandwunden zwei Tage darauf ihren Geiſt aufzugeben. Vierleitner, ein Greis, wurde an den Füßen ſo hart gefeſſelt, daß der eine ganz unbrauchbar wurde, ſein Sohn wurde an ihn geſchloſſen und ſo beide in eines der ſogenannten Gefängniſſe, d. h. in ein feuchtes, ungefundes, finſteres Loch, drei Mann tief unter der Erde geworfen, daß ſie nicht neben, ſondern über einander liegen mußten. Andere peitſchte man mit dicken Ochſenziemern, daß das Blut den Rücken herabſtrömte, man ſteckte ihre Hände und Füße in den Stock und feſſelte ſie mit Ketten ſo feſt, daß ſie gekrümmt und gebogen liegen mußten, man ließ ſie in Hunger und Geſtank faſt verſchmachten, und wenn ſie um Gotteswillen baten, daß man ihnen nur ſoviel zukommen laſſen möge, als man den Hunden zu geben pflege, antwortete man ihnen nur mit Schmähungen. Wozu auch Mitleid? ſprach es doch ein Jeſuit offen aus, daß alle die lutheriſchen Ketzer auf den Scheiterhaufen gehörten! —

Indem man Andere auf das Entſetzlichſte prügelte, frug man ſie zugleich höhniſch, ob die ketzeriſchen Preußlanten, die Brandenburger, die Schweizer, der Schwede, der Engländer, der Däne und die Holländer nicht bald kommen und ſie aus ihren Händen erretten würden. Die Beamten ſuchten die Evangeliſchen durch Drohungen, die Pfaffen ſuchten ſie durch Ueberredung zu bekehren, man ſchreckte ſie endlich durch falſche Scheinexecutionen. Dreihundert Perſonen führte man eines Tages in einen Saal, der mit ſchwarzem Tuch behangen und deſſen Boden mit Blut beſprengt war. An einem Tiſch befand ſich der Scharfrichter mit dem Schwert und nicht weit davon ein katholiſcher Geiſtlicher. Letzterer drohte ihnen, daß ihnen der Kopf ſolle abgeſchlagen werden, wenn ſie ſich nicht ſofort zum katholiſchen Glauben wieder bekennen wollten, hier ſähen ſie das Blut derjenigen, welche ſich halsſtarrig gezeigt hatten; doch komme er damit von allen dreihundert mehr nicht alſo — fünf zum Rücktritt bewegen. Man flocht auch ein angeſpeyltes Menſchenbild auf ein Rad und ſtellte es auf einem Berg oder einer Höhe ſo auf, daß evangeliſche Gefangene es aus ihrem Gefängniß ſehen konnten. Dabei gingen die Gefangenwärter hin und wieder und flüſterten ſich recht vernehmlich zu: „Ei ſeht, wie die ſich martert, quält und nicht ſterben kann, da ſie ſich doch noch zuvor bekehrt hat! Wie wird es erſt denen gehen, wenn ſie daran kommen werden?" Dann ging auch der Todtengräber ſehr früh vor den Gefängniſſen hin und her mit Schaufel und Spaten, ein Stück rohes Fleiſch (von geſchlachtetem Vieh) auf dem Rücken, und äußerte ſich gegen die Wache, als wenn er ihrer ſchon vorher mehrere begraben, auch noch mehrere würde einſcharren müſſen.

Man bemühte ſich ferner, die Evangeliſchen von der Auswanderung dadurch abzuhalten, vielmehr zur katholiſchen Lehre dadurch zurückzuführen, daß man ihnen von ihren Glaubensbrüdern in der Ferne das abſcheulichſte Bild entwarf. Die Lutheraner, ſagte man ihnen, ſeien Menſchenzufreſſer, ſie würden vor ihren Thüren liegen müſſen wie die Hunde, man würde ihnen die Köpfe abſchlagen oder ſie ſonſt auf grauſame Art ermürgen. — Beſonders war es der König von Preußen, vor welchem man ihnen Furcht einzuflößen ſuchte; von ihm logen die Einen, er locke ſie nur zu ihrem Verderben heraus, verlaufe die Männer für je 200 Gulden und laſſe die Weiber erſäufen. Andere, z. B. Geiſtliche und Beamte zu Hallein und Glaunea, ſagten ſpäter zu Evangeliſchen, die ihren ausgewanderten Brüdern zu folgen entſchloſſen waren: „ſie ſollten nur reiſen, der Brandenburger habe ſchon Galgen gebaut, ſie daran hängen zu laſſen, die Vorigen wären alle ſchon gehängt." Andererſeits ſuchte man ſie durch Verſprechungen zu gewinnen; ſie ſollten künftig weniger Steuern geben und ihre bisherigen Schulden ihnen erlaſſen ſein, ja man wollte ihnen aufzuhelfen ſuchen, ſoweit es nur möglich ſei, und dafür ſollten ſie nicht gezwungen ſein, die Religion öffentlich abzuſchwören, ſondern ſich nur äußerlich nicht mehr dazu bekennen. Doch Alles umſonſt.

Der Commandant der Feſtung Salzburg ließ einige Maſchinen anfertigen um in männliche und weibliche Kleidung ſtecken. Dann rief er dem Scharfrichter zu: „er ſolle ſich bereit halten, heute einem von den ketzeriſchen Hunden den Kopf abzuhauen und ihn hernach zu vierteilen, morgen aber und in den folgenden Tagen würde eine noch ſchärfere Execution vor ſich gehen und an einer großen Anzahl Ketzer vollzogen werden." Eine Weile ſpäter ſchrie er aus ſeinem Fenſter ſo laut, daß die Gefangenen es hören konnten, dem Scharfrichter zu: „Wie iſt die Execution abgelaufen?" und erhielt die Antwort zugerufen: „Ihro Excellenz, alles ſehr wohl." Dann ließ man die Maſchine, nun ohne Kopf und in vier Theile zertheilt, an einem Stricke herumtier, und zwar am Gefängnißfenſter vorbei, daß die Gefangenen es ſehen konnten. Einige Zeit darauf ſtellte ſich bei letzteren der Kerkermeiſter ein, erzählte den evangeliſchen Arreſtanten, was für eine harte Execution geſchehen ſei, und meldete ihnen im Vertrauen, daß es ihnen nicht beſſer ergehen würde, wofern ſie nicht ungeſäumt von ihrem ketzeriſchen Glauben abſtünden, denn man hätte ſich feſt entſchloſſen, alle, die nicht zur katholiſchen Kirche zurückkehren wollten, auf gleiche Weiſe hinzurichten. Andere führte man einzeln auf blutbeſpritzte Plätze und ſagte ihnen, daß dies hier das Blut ihrer Brüder ſei, und daß ſie daſſelbe erfahren würden, wenn ſie nicht zur römiſchen Kirche zurückkehrten. Doch nur Wenige ſielen wieder ab, die Allermeiſten erklärten mit ecter Charakterſtärke: wie ihre Mitbrüder geſtorben ſeien, wollten auch ſie ſterben. Mit unerſchütterlichem Muthe erwarteten die Evangeliſchen ihr Schickſal und wurden durch gewiſſe einzelne Vorfälle, die vielleicht mehr im ſonnenen Aberglauben des Volkes, als in der Wirklichkeit begründet waren, in ihrer Feſtigkeit und Zuverſicht noch mehr befeſtigt. So pflegten die Pfaffen und Soldaten die weggenommenen Bibeln haufenweiſe zu verbrennen. Eine halbverbrannte Bibel der Art, welche ein Salzburger Emigrant von einem katholiſchen Bauer um eine Kleinigkeit eingetauſcht hatte, kam ſpäter in den Beſitz des Königs von Preußen, der ſie zum Andenken in Berlin zurückbehielt.

Nun ſoll bei einem ſolchen Bibel-Brande ein Blatt aus dem Feuer geflogen und, wieder in das Feuer geworfen, nochmals un-

verfehrt herausgefiegen fein, bis es endlich zerriffen und mit Füßen getreten werden; auf dem Blatte aber — fo erzählten die Auswanderer — hätten die Worte geftanden: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht."

Den Vorfchlag des Reichstags, eine Localcommiffion nach Salzburg zu fchicken, verwarf der Kaifer, dagegen verfprach der König von Preußen Friedrich Wilhelm I. den Salzburgifchen Proteftanten, von ihnen, wenn fie auswandern wollten, einige Tauferd in fein Land anzunehmen. Wie gern wären die Unglücklichen in ihrer Heimath, in ihren lieben Thälern und Bergen und in der gewohnten Häuslichkeit und Lebensweife geblieben, wenn man nur Religionsfreiheit gewährt hätte! aber wo hätte der blinde Fanatismus jemals das Wort, den Begriff Religionsfreiheit gekannt und verftanden? Am letzten October 1731 erließ der Erzbifchof an alle Evangelifche den Befehl, fein Land zu verlaffen, und zwar die ganz Unbemittelten fchon binnen acht Tagen, die Angefeffenen binnen eines Monats, die mehr Bemittelten binnen zwei und drei Monaten. Wohl war im weftphälifchen Frieden die Zeit, welche den Emigranten zu gewähren fei, auf drei Jahre beftimmt, der Winter war vor der Thüre, fchon herrfchte grimmige Kälte, und fo meinten die Proteftanten, man werde fie doch nicht jetzt fortjagen, fondern wenigftens den Frühling erwarten; aber was kümmerten den Erzbifchof und feine Räthe die Reichsgefetze? was der weftphälifche Religionsfriede, deffen Garantien im Laufe von faft hundert Jahren lange fchon in Vergeffenheit gerathen waren und von der plumpen, langfamen und mehr und mehr verfallenden Reichsverwaltung nimmermehr thätig geltend wurden? was kümmerte ihn, der in den Armen der Gräfin Arco bei Spiel und Trunk fchwelgte, das Elend der Unglücklichen? waren es doch „verfluchte Ketzer", die jedes Mitleides unwürdig waren! So wurden denn viele Evangelifche plötzlich von Dragonern überfallen, vom Felde, aus dem Walde oder wo fie fich fonft befanden, unter Schmähungen fortgejagt und von ihren Weibern geriffen, von ihren Aeltern, welche zum Theil nachher den Jefuiten zum Unterricht übergeben wurden. Man hörte nichts, als das Commando-Wort: „fort, fort, fort!" Niemandem wurde vergönnt, etwas aus ſeinem Hauſe zu holen; nur was ein jeder eben am Leibe trug und bei ſich hatte, durfte er mit nehmen. Die Männer wußten nicht, wo ihre Weiber geblieben waren, und dieſe nicht, wo ſie ſeine anfinden ſollten. So ſchleppte man ſie fort nach Stadt Salzburg, dort ſollten ſie ihre Päſſe empfangen und dann ungefäumt das Land verlaſſen. Mit Recht rügten daher die evangeliſchen Reichstags-Abgeordneten zu Regensburg und die fränkiſche Regierung in Schreiben an den Salzburger Erzbiſchof, wie man „die Familien von einander ſeparirt, die Hausväter und die Hausmütter ihrer nothdürftigen Ehehalten beraubt, ſchwache und der Eltern Obſicht und Vorſorge noch benöthigte, etwa 12 bis 13jährige Kinder von den Eltern in die weite Welt zum Lande hinausgejagt, andere faſt wie das Vieh fortgetrieben, ihnen nicht einmal nach Hauſe zu gehen und ihre Kleider abzuholen geſtattet, ſie vielmehr bei der rauheſten, härteſten Winterzeit nackt und bloß aus dem Lande gejagt, den freiwillig zu emigriren Entſchloſſenen aber die Päſſe verſperrt und immerfort noch mehre in die härteſten Gefängniſſe geworfen habe."

Aber ebenſowenig, wie die Erzählungen der Päſſen von der Grauſamkeit und Unbarmherzigkeit aller Lutheraner, waren jene Qualen und Mißhandlungen und die Verabredungen des größten Theils ihres Begleitens im Stande, die Salzburger in ihrem Glauben, ihrem Muthe wankend zu machen. Standhaft verließen die erſten Züge, Kind und Greis, Mann und Weib, von Weinenden zu das Land. Noch einmal blickten ſie nach den lieben heimathlichen Bergen, wo ſie ihre Kindheit und Jugend verlebt, wo ſie Freud und Leid erfahren hatten, riefen ihnen weinend das letzte Lebewohl zu und wanderten, bei der unerbittlichen Strenge eines harten Winters, hinaus in eine ungewiſſe, unbekannte Ferne.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben Ludwig Devrient's.

I

Was den Leipziger Auerbachs Keller, das war den Berlinern vor einem Menſchenalter die Weinſtube von Lutter und Wegner; hatte der größte der deutſchen Dichter in jenem eine humoriſtiſche Trinkſcene ſpielen laſſen, ſo verbrachte der größte Schauſpieler der damaligen Zeit in dieſer ein heiteres Zechergelage, welches für viele Jahre zum Mittelpunkte für ſeine Freunde und zum Anziehungspunkte für alle Neugierigen wurde, die den berühmten Mimen nicht nur „auf den Brettern", wie der Cxintendant von Küſtner ſagen würde, ſondern auch beim Glaſe Wein kennen lernen wollten.

Ludwig Devrient — denn ſo heißt jener eminente Schauſpieler und Trinker, von dem wir reden — hatte im Jahre 1827 bereits den Gipfel ſeines Ruhmes erſtiegen. Zwar ſpielte er immer noch meiſterhaft, zwar brachte er noch einen der greifartigſten Charaktere Shakeſpeare's, Richard III., in vollendeter Zeichnung zur Aufführung; aber ſeine Kraft war gebrochen, ſein Lebensmark zerſtört. Die folgenden Zeilen, in denen wir dem Leſer eine Epiſode aus Devrient's Leben vorführen, ſollen dazu dienen, eine Charakterzeichnung vervollſtändigen zu helfen, welche Ludwig Rellſtab und Heinrich Smidt bereits angebahnt haben.

„Und ich ſage Ihnen, Herr Kammergerichtsrath," ſprach Devrient mit lallender Zunge in einem Kreiſe von Männern, welche ſich abſichtslos in obengenannter Weinſtube zuſammengefunden hatten, „der Hoffmann* war doch ein tüchtiger Menſch! Kritiſch hatte er ſeinen Sparren, aber wie der Künig von Thule keinen ſüßeren Troſt hatte als ſeinen Becher, ſo habe ich keinen treueren Freund und Genoſſen gehabt als meinen lieben Amadeus."

„Das mag ſchon wahr ſein," erwiderte der Kammergerichtsrath; „aber da ich erſt nach ſeinem Tode ihn verkehrt, ſo kenne ich Ihren Amadeus leider nicht von dieſer vortheilhaften Seite; als College war er uns ſtets eine verwunderliche Erſcheinung."

* Der bekannte originelle Verfaſſer der „Phantaſieſtücke", „Serapionsbrüder", „Lebensanſichten des Katers Murr", „Fräulein Scuderi" ꝛc. ꝛc.

„Ja, ja," fügte ein bejahrter Arzt hinzu, der trotz ſeines ſchneeweißen Haupteſ der größte Spaßvogel war, „Hoffmann war unter den Juriſten der größte Muſiker und unter den Muſikern der größte Juriſt, der, wenn er in ſeine muſikaliſche Begeiſterung hineingerieth, dem ruhigen Beobachter faſt wie ein Wahnſinniger erſchien, dem aller ſchwindſüchtige Schmerz der Liebe, alles Entzücken ſüßer Träume durch die Seele wogte."

„Freund, Ihr habt ihn als Hausarzt erſt in ſeinem letzten Lebensjahre kennen gelernt," ſagte Devrient. „Mir aber hat er vor Eurer Bekanntſchaft mit ihm oft gegenübergeſeſſen, gerade an der Stelle, an welcher Ihr jetzt ſitzt, und es iſt mir oft unheimlich zu Muthe geweſen, wenn in ihm ſeine fire Idee aufſtieg, daß der Wahnſinn wie ein nach Beute lechzendes Raubthier auf ihn lauere, um ihn plötzlich zu zerfleiſchen."

„Es iſt unbegreiflich, daß ein Mann, der ſich in Königsberg durch ſeinen gediegenen Humor einen Namen gemacht hatte, ſo ſeltſamen Spleen kennen konnte," verſetzte der Rath.

„Der rechte Humor fehlte ihm ſtets, ſo lange ich ihn kannte," bemerkte Devrient; „er nannte denſelben auch nie anders als einen Wechſelbalg grillenhafter Phantaſie."

„Die Tonkunſt zagezan," ſagte der Arzt, „war ihm ein Engel des Lichts, welcher allem über den böſen Dämon in ſeiner Bruſt Gewalt habe, mit welcher ihn in ſeiner Hauskreuzkomödie, die er als Junggeſell allein zu ſpielen hatte, alle Schmerzen ärztiſcher Beeränzigkeit vergeſſen mache. Seine Nerven waren oft in einer fürchterlichen Aufregung; er ſah Geſpenſter am hellen Tage, und wenn er am Mittermacht allein nach Haus gehen mußte, hatte er ſtets Furcht vor Treppelgängern und allerlei hervorbrechem Zeuge, das ihm in den Weg kommen könne. A propos, Devrient, erzählt uns doch einmal die Schnurre, wie Ihr einmal ſeinen leibhaftigen Treppelgänger gemacht habt; Ihr ſeid uns ſchon lange die Erzählung ſchuldig."

Devrient blickte im Kreiſe umher, um da er nur alle bekannte Geſichter ſah, laut ſein Zuſtimmen zu bezeugen, die verlangte Geſchichte vorzutragen.

„Daß Hoffmann," hub er an, „ab und zu an Liebesparoxysmen gelitten hat, wird Allen bekannt sein; weniger bekannt möchte es sein, daß er in dieser Hinsicht allen Warnungen seiner Freunde zum Trotz in einer Weise ausschweifte, welche mehr noch als alle am Arbeitstische und am Piano, so wie hier in dieser Weinkneipe durchwachten Nächte seine Gesundheit untergrub; wenigstens weiß ich aus Erfahrung, daß die Fieberträume seines kranken Gehirns zu solcher Zeit immer am tollsten waren. Auch im Sommer des Jahres 1820, zwei Jahre vor seinem Tode, hatte er wieder einen solchen Raptus. Es war ein schöner Sommertag. Die Probe war beendet, und ich stand eben im Begriff, Rebenstein nach Haus zu bringen —"

„Ist das auch die richtige Lebensart, Devrient?" sprach lachend Wegner, der Mitinhaber der Weinstube und ein flotter Trinker.

„Du meinst, Rebenstein habe mich hierherbegleitet? Das bestreite ich, denn Rebenstein trinkt nur im Stillen. He, Louis, habe ich Recht?"

Louis, der Oberkellner, stand bei Devrient in besonderer Gunst, denn er kannte des großen Mimen Zunge auf's Haar und brachte den Rothwein nie zu warm, den Sect nie zu kalt auf den Tisch; darum genoß er auch das Vorrecht, in nächster Nähe Devrient's verweilen zu dürfen, ein Vorrecht, das er nie mißbrauchte.

„Es ist so, wie Sie sagen, Herr Devrient," sprach Louis. „Früh am Morgen, wenn ich das Fenster meiner Dachkammer öffne, schaut Herr Rebenstein schon von drüben herüber und winkt mir, ihm ein Quart als Morgentrunk hinüberzubringen."

Alle lachten. Devrient aber fuhr fort:

„Eben, als wir uns von Lemm getrennt hatten, tritt eine Jungfer zu mir heran und fragt mich, ob ich Herr Devrient sei.

„Der bin ich," lautete meine Antwort; „was steht dem hübschen Kinde zu Diensten?"

„Ich soll eine schöne Empfehlung von meiner Madam bestellen," spricht sie und macht einen Knix, „und Herr Devrient möchte doch die Güte haben, sie zu besuchen, aber gleich auf der Stelle."

Während mich Rebenstein ganz verwundert ansieht, frage ich ebenso verwundert: „Ja, liebes Kind, wenn ich nur wüßte, wie Deine Madam heißt?"

„Habe ich Ihnen das noch nicht gesagt? Es ist Frau von —"

In diesem Augenblicke wurde die Thür der Weinstube heftig aufgerissen, und der Theaterdiener Zäger stürmte mit den Worten herein:

„Aber, bester Herr Devrient, es ist sechs Uhr; Sie sollen auftreten um lassen sich nich sehen! Logen un Parquet, allens in Aufruhr; im Parterre trommeln de Beene um ut de Gallerie pfeift allens nach Noten!"

Devrient, dem ein solches Vergessen schon öfters begegnet war, sah nach der Uhr und versetzte harmlos: „Wahrhaftig, fünf Minuten über sechs Uhr. Es ist hohe Zeit, Zäger! Auf Wiedersehen, meine Herren, nach dem Theater!"

Bei diesen Worten erhob er sich schwerfällig vom Stuhle; er konnte ohne Hülfe nicht stehen und gehen. Zäger aber wußte Bescheid; er stülpte ihm den Hut auf, faßte ihn kräftig unter den Arm und schleppte ihn mehr, als er ging, nach dem Theater.

Kaum war Devrient aus der Thür, so sprach der Kammergerichtsrath: „Den Spaß, meine Herren, müssen wir mit ansehen! Ich bin neugierig, wie sich Devrient herausbeißen wird."

Damit eilte die Gesellschaft nach dem Theater, dessen letzte Plätze sie erhielt. Man gab Shakespeare's Richard III. Eben waren jene eingetreten, als der Vorhang in die Höhe ging und Devrient aus den Coulissen auf das Theater schwankte. Noch war seine Zunge seines Wortes mächtig, noch vernahm sein bereits geschwächtes Gehör kein Wort des sich unfonft abmühenden Souffleurs; aber mit wunderbarer Gabe beherrschte er seinen Körper, und die Zuschauer studirten den tückischen Charakter Gloster's aus dem Mienenspiel Devrient's, an dem jeder Zoll ein Richard war. Jetzt dämmerte es in seinem Gedächtnisse und mit heiserer Stimme deklamirte er die ersten Verse. Das Publicum lauschte. Mit jedem Worte kräftigte sich die Stimme des Schauspielers, bis ihm plötzlich wie mit Blitzesschnelle die Geister des Weines aus der Brust entflohen. Als er die Worte:

Doch ich, zu Possenspielen nicht gemacht,
Noch um zu buhlen mit verliebten Spiegeln;
Ich, roh gewrigt, entblößt von Liebes-Majestät
Vor leicht sich dreh'nden Nymphen mich zu brüsten;

Ich, um dies schöne Ebenmaß verkürzt,
Von der Natur um Bildung falsch betrogen,
Entstellt, vermahrlost, vor der Zeit gelahmt
In diese Welt des Athmens, bald kaum fertig
Gemacht, und zwar so lahm und ungeziemend,
Daß Hunde bellen, bück' ich wo vorbei;

Ich nun, in dieser schlaffen Friedenszeit,
Weiß keine Lust die Zeit mir zu vertreiben,
Als meinen Schatten in der Sonne spähn
Und meine eig'ne Mißgestalt erörtern;
Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
Kann kürzen diese fein bereden Tage,
Bin ich gewillt ein Bösewicht zu werden —

mit unnachahmlicher Bosheit vortrug, hätte man in der herrschenden Todtenstille ein Blatt fallen hören können. Von Scene zu Scene, von Act zu Act stieg der Beifall, bis die letzten Worte des fluchbeladnen Königs:

Ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für'n Pferd!

mark- und beinerschütternd in die Ohren schlugen.

Noch tobte der Beifallssturm, noch rief die Bewunderung Aller Devrient heraus, als schon die lutterschen Gäste das Theater verlassen hatten, um in der Weinstube, als wäre nichts vorgefallen, die alten Plätze wieder einzunehmen. Bald nachher trat Devrient in großer Aufregung ein; doch erst gegen Mitternacht konnte er zur Fortsetzung der unterbrochenen Erzählung bewogen werden.

„Die Dame," fuhr Devrient fort, „welche mich zu sich hatte bescheiden lassen, war Frau von Z., sie war jung, schön, lebhaften Temperaments, eine große Musikliebhaberin und seit Kurzem an einen Hauptmann im . . . Regiment verheirathet. Hoffmann hatte sie auf einer musikalischen Soirée beim Grafen R. kennen gelernt und sich sterblich in sie verliebt; doch hatte er sich diesmal gewaltig verrechnet, denn das Wort, welches er im Munde zu führen pflegte: „Liebe schwärmt auf allen Wegen" hatte wohl in Bezug auf ihn selber seine Richtigkeit; aber der Gegenstrophe: „Liebe kommt uns rasch entgegen" fehlte von Seiten der Frau von Z. alle und jede Wahrheit. Die Dame befand sich in der peinlichsten Lage; ihr Mann, auf einige Zeit nach Breslau commandirt, stand mit Hoffmann in freundschaftlichem Verhältnisse. Sie kannte das exaltirte Wesen des Dichters der „Phantasiestücke" und wollte ihn nicht ohne Noth bloßstellen. In ihrer Rathlosigkeit und Verzweiflung hatte sie den Beschluß gefaßt, sich an Hoffmann's Freunde zu wenden, und da weder Fouqu-, noch Hitzig, noch Chamisso in Berlin anwesend waren, so hatte sie mich zum Retter in der Noth ausersehen. Aber was zu thun? Guter Rath war theuer. Wir sannen hin und her, fanden aber keinen Ausweg in diesem Labyrinthe. Endlich empfahl ich mich der Dame mit der Bitte, mich sofort zu benachrichtigen, wenn Hoffmann bei ihr zum Besuche erscheinen würde. Mir war bereits ein Plan durch den Kopf gegangen, welchen ich nur der Dame vorher nicht hatte verrathen wollen, um jede Plauderei und jedes Mißlingen unmöglich zu machen. Ich beschloß nämlich, die Furcht Hoffmann's vor einem Doppelgänger zu benutzen und ihn durch sein zweites Ich von einem erzdummen Streiche abzuhalten. Die Maske war die einzige Schwierigkeit, welche ich zu überwinden hatte, denn Stimme, Gang, Gebehrden ꝛc. brauchte ich nicht erst zu studiren. Hier in dieser Stube überdachte ich den Plan genau und war kaum damit zu Ende gekommen, als Hoffmann eintrat. Wir blieben kaum ein halbes Stündchen zusammen und plauderten; er hatte keine Ruhe.

„Sehen wir uns heute Abend?" fragte ich ihn, als er fortstürmen wollte. „Du weißt, es ist heute der 19. Juli, der Sterbetag der Königin Louise, und darum kein Theater. Das ganze Theaterpersonal macht Landpartieen; wie wär's, wenn wir hier einen lustigen Abend verlebten! Wir könnten nichts Besseres thun!"

„Altes Weinfaß," fuhr er mich an, „Du hast den verfluchten Falstaff so oft gespielt, daß Dir seine Schlemmernatur ganz und gar zu eigen geworden ist. Kennst Du denn nichts Höheres mehr als das Trinken?"

„Hat Dich einmal wieder Gott Amor mit sei Feldenem Pfeile verletzt?" fragte ich lachend.

„Ludwig! Ludwig!" antwortete er pathetisch. „Ich glaube, keine sterbliche Frau kann sich rühmen, Dein Herz je gerührt zu haben; nur den Himmlischen, den Musen opferst Du Weihrauch."

„Doch, doch, Amadeus! Eine habe ich geliebt mit aller Gluth jugendlicher Leidenschaft."

„Und diese Eine?“

„Hat mich verrathen und betrogen!“

„Schändlich! teuflisch! Und dennoch bist Du ein Thor, wenn Du darum der holden Minne gänzlich entsagt hast!“

„Nicht doch, Amadeus! Du weißt, Dortchen Lakenreißer ist mir an's Herz gewachsen!“

„Pfui, Ludwig! Wie kannst Du das heiligste Gefühl in der Menschenbrust so verspotten!“

„Still, Du girrender, liebeskranker Schäfer; ich könnte Dir Namen nennen, die Dich erblassen machen würden! Also Du kommst heut Abend nicht?“

„Nein, nicht zu Dir! Aber zu ihr werde ich eilen, zu der göttlichen Frau, die mich in ihren wunderbaren Kreis gebannt hat, deren Athem mich wie Wohlgeruch aus tausend Blumenkelchen anweht, deren Stimme himmlische Sphärenmusik, deren Gang schwebender Götterschritt ist.“

Damit stürzte er hinaus; ich folgte ihm unbemerkt. Als ich ihn über den Gensd'armenmarkt eilen sah und ihn bald darauf wilde Phantasiestücke auf dem Flügel spielen hörte, war ich für den Augenblick beruhigt und kehrte zurück. Der Tag neigte sich zu Ende; die Sonne färbte die Kuppeln der Gensd'armenthürme mit ihrem scheidenden Strahle. Ich begab mich in meiner Verkleidung zu Frau von Z., welche eins der schönsten Quartiere im Reimerschen Hause in der Wilhelmsstraße bewohnte.

„Ist Frau von Z. zu Hause?“ fragte ich den Portier.

„Ja wohl, Herr Kammergerichtsrath!“ lautete die Antwort. „Bemühen Sie sich gefälligst in den Garten.“

Ganz schlecht ist Deine Verkleidung also nicht, wenigstens den Alten hat Du getäuscht! sprach ich zu mir und trat in den Garten. Ich fand die Dame auf einer Bank sitzen, sie war in tiefen Gedanken; eine feierliche Stille herrschte unter den hohen Bäumen, deren Wipfel noch im Abendroth glühten, während der Mond schon die Schatten der schlanken Stämme auf den Rasen warf. Als ich mich näherte, weckte der verrätherische Kies die Dame aus ihren Gedanken.

„Verzeihung, tausendmal Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich Sie in dieser süßen, trauten Stille störe! Hier, dies ungestüm pochende Herz treibt mich rastlos umher, treibt mich gegen Ihren Willen hierher; es sucht Sie und nur Sie, wär's auch nur, um Ihnen guten Abend zu sagen und um Ihren holden Augen süßen Schlummer für die herrliche, duftige Sommernacht zu wünschen!“

„Ich danke Ihnen, Herr Kammergerichtsrath! Mein Herz nimmt nicht so hohen Flug; es acceptirt Ihre Wünsche bestens und erwidert sie höchst prosaisch mit „angenehme Ruh', mein Herr!“ “

„O wie hart, wie grausam klingt dieser Wunsch aus Ihrem Munde! Meine Augen schließen sich, seit sie die Perle der Frauen Berlins gesehen haben, nicht mehr zu erquickendem Schlummer. Gestatten Sie mir, gnädige Frau, wenigstens während einer flüchtigen Abendstunde mein Elend zu vergessen.“

„Wenn Sie mir versprechen, kein Wort mehr von Liebesschwerzen und schmachtendem Herzen, von strahlender Sonne und himmlischer Wonne in den Mund zu nehmen, will ich Ihnen die Erlaubniß geben, eine Tasse Thee bei mir einzunehmen.“

„Ich versprech' Alles, süßeste der Frauen! O, Ihre Nähe macht ja schon glücklich.“

„Sie sündigen gegen Ihr Versprechen, indem Sie es ablegen,“ sprach lächelnd Frau von Z. Dann fuhr sie fort: „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, Herr Rath; ich habe vergessen, dem Diener einen nöthigen Befehl zu geben.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich so unbescheiden bin zu fragen, zu wem Sie den Diener schicken wollen. Ich vermuthe, Sie wollen ihn zu mir schicken, und möchte Ihnen gern den Weg ersparen.“

Bei diesen Worten nahm ich die Perrücke ab. Frau v. Z. vor Erstaunen außer sich, rief aus: „Wie? täuschen mich meine Augen? Sie sind nicht der Kammergerichtsrath, sondern Herr Devrient?“

„Habe ich meine Rolle gut gespielt, gnädige Frau?“

„Ausgezeichnet! Aber Sie haben mich entsetzlich geängstigt! So toll hat's ja der Kammergerichtsrath kaum gemacht!“

„Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie nur auf diese Weise von der Ihnen lästigen Zutringlichkeit meines Freundes befreien kann; denn ein Dämon kann nur durch den anderen ausgetrieben werden.“

„Herrlich,“ sagte Frau von Z., „das wird einen königlichen Spaß geben! Aber werden Sie dem armen Kammergerichtsrath nicht einen Todesschrecken einjagen?“

„Der Schreck wird ihn hoffentlich curiren. Wenn Sie jedoch meinen, daß ich dem armen Kammergerichtsrath zu hart mitspiele, so haben Sie nur zu befehlen, und ich gehe.“

„Bitte, bitte, Herr Devrient; bleiben Sie! Ich weiß keinen anderen Weg, um aus der peinlichen Situation zu kommen.“

In diesem Augenblicke war der wirkliche Hoffmann heftig und verstört über das Quarré des Hofes geeilt und die Treppe hinaufgestolpert; wir hörten ihn den Portier fragen: „Ist Frau von Z. zu Hause?“

„Na nu,“ antwortete dieser verwundert, „habe ich Ihnen, Herr Kammergerichtsrath, denn nicht bereits vor einer Viertelstunde gesagt, daß die gnädige Frau im Garten sei?“

„Er ist ein Narr!“ Mit diesen Worten fuhr Hoffmann auf den alten Mann los und stürmte an ihm vorüber in den Garten.

Ich hatte mich verabredeter Maßen etwas zurückgezogen, um Hoffmann, dessen Aufmerksamkeit durch jene unverschämte Aeußerung des Portiers möglicher Weise geweckt sein konnte, jeden Argwohn zu benehmen. Dies gelang. Frau von Z. ließ ihn gewähren, und Hoffmann entfaltete vor ihr den bunten, prahlenden Pfauenschweif seiner Galanterie. Seine Exaltation stieg mit jeder Minute; eben war er im Begriff, sich seiner Angebeteten zu Füßen zu werfen, als ich hinter einem Baume hervortrat. Das Geräusch meiner Schritte hatte ihn gestört. Ich hatte Sorge getragen, daß das volle Licht des Mondes mich beleuchtete, sodaß Hoffmann, als er mich erblickte, wie angewurzelt stehen blieb.

„Was ist das?“ fragte er entsetzt, und die Haare stiegen ihm zu Berge. „Bist Du ein Teufelsspuk, der mich necken will?“ rief er mit flammelnder Zunge mir zu.

„Mit wem redest Du, Herr Kammergerichtsrath?“ fragte Frau von Z., indem sie sich gleichgültig nach allen Seiten umsah.

„O gnädigste Frau, sehen Sie denn nicht dort den Doppelgänger meines eignen Ich's?“

„Sie scherzen, Verehrtester! Ich sehe nichts als den Mondschein auf dem Rasen.“

„Ich beschwöre Sie, sehen Sie noch einmal mit genau hin! Sehen Sie nicht das Phantom dort, wie es jede meiner Bewegungen nachmacht?“

„Herr Rath, Sie treiben den Scherz zu weit!“

„Gnädige Frau, ich scherze nicht in dieser Stunde und vielleicht niemals mehr; es ist fürchterlicher Ernst.“

„Nein, das ertrage ich nicht länger, Herr Kammergerichtsrath! Erst langweilen Sie mich mit tollen Liebeserklärungen, die, wenn mein Gemahl sie gehört hätte, eine schreckliche Scene hervorrufen würden; und nun quälen Sie mich gar mit noch tolleren Phantasien.“

„Gnädige Frau,“ sprach bleich und bebend Hoffmann, „ich werde Sie nie wieder mit tollen Liebeserklärungen heimsuchen, nur bannen Sie das Gespenst dort, über das Sie allein Gewalt haben können, bannen Sie meinen Doppelgänger in ewige Nacht zurück. Träfe ich ihn noch einmal, so wär's mein Tod!“

Damit stürzte er in wilder Eile aus dem Garten; eben auf der Terrasse blickte er sich scheu um, ob ihm sein Doppelgänger nicht nachfolge. Keines Wortes mächtig ließ er den Portier, welcher ihn erwartete und fragte, ob er Frau von Z. gesprochen habe, verblüfft über die eilige Flucht stehen, und erreichte athemlos und verstört seine Wohnung. Erst nach einigen Tagen sah ich ihn wieder. Niemals hat er von diesem Abenteuer gesprochen; niemals ist er wieder Frau von Z. lästig gefallen.“

„Die Geschichte ist erst nach seinem Tode rucbbar geworden,“ sagte der Arzt, „und zwar durch Frau von Z.“

„Sie hatte mir das feste Versprechen gegeben,“ fügte Devrient hinzu, „bei Lebzeiten Hoffmann's das tiefste Schweigen über den Vorfall zu beobachten.“

„Sie hat Wort gehalten! Aber wie gelang es Ihnen, den Portier zu täuschen?“ fragte der Arzt.

„Frau von Z. gab dem alten Manne einen Auftrag, der ihn auf einige Augenblicke aus seiner Lage entfernte. Diesen Moment benutzte ich, um mich unbemerkt zu entfernen.“

„Und damit genug für heute!“ sagte der Kammergerichtsrath. Die Gesellschaft brach auf; Devrient wurde nach Haus ge-

bracht. Unter den lebhaftesten Vorwürfen seiner zweiten Frau, denen er eine stoische Ruhe entgegensetzte, ging er zu Bett, betete sein Vaterunser, wie er es seit seinen Kinderjahren gewohnt war, und schlief ein.

II.

Am andern Morgen — die Weinstube von Lutter und Wegner war eben gereinigt und geläftet — fand in derselben eine ernste Berathung zwischen den Besitzern derselben statt.

„Du magst sagen, was Du willst," sprach Lutter, „wir können es nicht länger so mit ansehen; wir müssen Devrient an seine Schuld mahnen."

„Aber, Bester," lautete die Antwort, „habe doch Geduld. Ist denn nicht erst im October vorigen Jahres durch die Gnade des Königs Alles bezahlt worden?"

„Gott segne Se. Majestät dafür!" sagte Lutter, „aber das geschieht nicht alle Tage."

„Herzensfreund, machen wir denn nicht ein ganz gutes Geschäft, auch wenn Devrient gar nichts bezahlt?" fragte Wegner seinen Compagnon. „Ist er's nicht, der Abends unsre Weinstube füllt?"

„Man hört es Deinen Worten an, daß Du selbst ein arger Trinker bist, der sich den Kuckuk um das Gedeihen der Wirthschaft kümmert. Denk' nur an Hamburg und an das schöne Geld, welches Du von dort mitbringen solltest, als Devrient Gastrolle auf Gastrolle vor stets überfüllten Hause gab! Was war das Ende vom Liede? Statt Geld zu erhalten, mußte ich, nachdem Ihr etliche tausend Mark verlgeschlagen hattet, noch zweihundert Thaler nachschicken, um Euch auszulösen!"

„Ja, ja," lachte Wegner, „wir haben ein fideles Leben am Alsterbassin geführt, und die Hamburger haben noch lange von uns zu erzählen gewußt! Und doch sind wir nicht bankerott geworden! Wie viel beträgt denn gegenwärtig der Bettel?"

„Da haben wir's! Vierzehnhundert Thaler nennt mein liebenswürdiger Socius einen Bettel!"

„Wahrhaftig, schon wieder 1400 Thaler? Bruderherz, das kann Devrient von seiner knappen Gage nicht zahlen!"

„Knappe Gage? erhält er nicht jährlich 2800 Thaler?"

„Ein Lumpengeld für solchen Mann! Ein Minister für 10,000 Thaler findet sich alle Tage; aber sie werden lange suchen müssen, ehe sie einen Ludwig Devrient wieder finden! Sei gescheidt, Lutter, und nimm meinen Vorschlag an: machen wir einen großen Strich durch Devrient's Rechnung."

„Ein köstlicher Vorschlag das!" eiferte Lutter, „da möchte man ja gleich aus der Haut fahren."

In dieser Weise wurde das Gespräch fortgeführt, bis endlich, wie sehr sich auch Lutter's verdrechnete Geschäftsseele dagegen sträubte, nach langer Debatte festgesetzt wurde, von Devrient's Rechnung die Hälfte der Summe, im Betrage von 700 Thalern, zu streichen.

Unmittelbar nachher schickte Lutter den Oberkellner zu Devrient, um ihm obigen Entschluß mitzutheilen, und ihn an die Zahlung der noch bleibenden 700 Thaler zu erinnern. Louis richtete seinen Auftrag in schonender Weise aus. Devrient hörte ihn schweigend an, schnitt, nachdem jener aufgehört hatte, ein höchst ergötzliches Gesicht und sagte endlich mit seinem unverwüstlichem Humor:

„So? Dein Herr, der Pfennigfuchser, hat die außerordentliche Gnade gehabt, die Hälfte der Weinschuld zu streichen? Das ist Wegner's Geschäft! Nun, ich nehm's dankbar von Freundeshand an. Aber jetzt, Louis, gieb Acht und melde Deinem Herrn Lutter, daß, wenn er die eine Hälfte gestrichen hat, ich hiermit die andere streiche."

Damit riß er die Rechnung mitten durch, stand auf, holte aus der Ofenröhre, denn diese vertrat Devrient's Geheimnische, ein gutes Trinkgeld, drückte es dem ganz verdutzten Kellner in die Hand und sprach:

„So, nun geh', Louis, empfiehl mich Deinem Herrn. Ich werde gleich nachkommen."

Der Devrient wenige Minuten nachher in die Weinstube hätte eintreten sehen, würde in der gebrechlichen Gestalt, zu welcher er in der frühen Morgenstunde zusammengeschrumpft war, nimmermehr den lebenslustigen, liebenswürdigen Zechgenossen vom gestrigen Abend erkannt haben.

„Louis, einen Gist!" rief Devrient.

Unter diesem Namen pflegte er einen überaus starken Liqueur zu fordern, um seine ermattenden Lebensgeister anzuregen. Mit zitternden Händen griff er nach dem Glase und stürzte dessen Inhalt mit einem Male hinunter; dann schüttelte er sich und rief:

„Louis, einen Lasitte!"

Mit jedem Glase, das er von diesem edlen Gewächs hinunterstürzte, streckte sich die wie zu einem Fiedelbogen zusammengezogene Gestalt des großen Histrionen, bis er bei der zweiten Flasche völlig aufstand. Nun kam Leben in die kraftlose Gestalt; hoch aufgerichtet saß er da; aus seinen Augen leuchtete jugendliches Feuer, auf seinen Mienen lag unendliches Wohlbehagen, und er war wieder der alte liebenswürdige, von Witz und Heiterkeit sprudelnde, von Allen verehrte, von Niemand beneidete oder gehaßte Künstler.

Noch war Niemand außer ihm in der Weinstube, in welche die Morgensonne durch die Jalousien mengierig hineinlugte. Nach etwa einer Stunde trat ein zweiter Gast ein, dem man an seinem ganzen Habitus den heruntergekommenen Schauspieler ansah. An der übergroßen Höflichkeit, mit welcher er bei Louis nach Herrn Devrient fragte, erkannte des Kellners geübtes Auge einen Hülfesuchenden; er hatte nicht übel Lust, ihn abzuweisen, doch wagte er es nicht, da Devrient schon aufmerksam geworden war.

„Dieser Herr wünscht Sie zu sprechen!" Mit diesen Worten führte Louis den Fremden zu Devrient.

Ohne nach dem Namen des Angekommenen zu fragen, bat Devrient den Fremden, Platz zu nehmen, und bald saßen Beide in tiefem Gespräche beisammen. Der Fremde zeigte sich als wohlunterrichtet. Der dritten Flasche folgte die vierte, aber während jener, ein ächter Dionysossänger, in langen Zügen schlürfte, nippte dieser nur von dem Rothwein; es saß ihm etwas auf dem Herzen, was nicht recht herunter wollte. Endlich faßte er Muth und sagte:

„Herr Devrient, ich habe gehört, daß Sie vielfach von unseren Kunstgenossen in Anspruch genommen werden; verzeihen Sie deshalb, wenn schon wieder ein Unglücklicher es wagt, Sie um eine Unterstützung zu bitten."

„Herr College," antwortete Devrient, „kommen Sie endlich mit der Sprache heraus! Ich mag das lange Druckseu nicht leiden! Was ist's mit Ihnen?"

„Ach, es ist eine klägliche Geschichte," lautete die Antwort. „Vor vierzehn Tagen habe ich ein ganz gutes Engagement in Posen erhalten."

„Nun, und das nennen Sie kläglich?"

„Ich habe mich wohl in meiner Befangenheit ungeschickt ausgedrückt. Ich wollte sagen, daß ich in einer gar traurigen Lage bin, weil ich nicht nach Posen kommen kann."

„Was hindert Sie an der Reise?"

„Meine Garderobe sind mir ausgegangen. Als ich vor mehr denn acht Tagen hier ankam, wurde mir das eine meiner Kinder so schwer krank, daß ich im Gasthofe liegen bleiben mußte. Arzt, Apotheke und Hotelrechnung haben jetzt meine letzte Baarschaft aufgezehrt; seit gestern habe ich und meine Familie nichts genossen."

„Louis, ein Beefsteak für den Herrn!" rief Devrient. „Soweit," setzte er hinzu, „reicht mein Credit schon noch, um Sie satt zu machen; aber damit ist's auch zu Ende, Herr College!"

„O sagen Sie das nicht, bester Herr! denn auf Sie habe ich meine letzte Hoffnung gesetzt. Ich beschwöre Sie im Namen der Kunst, der Sie huldigen, im Namen alles Heiligen, für das Ihr edles Herz schlägt, mir zu helfen!"

„Herr College! Wenn ich in der That Ihre letzte Hoffnung bin, so sieht es schlimm mit Ihnen aus. Meine Gage reicht selten über die erste Hälfte des Monats hinaus, und heute ist, wie Sie wissen werden, bereits der 24. April."

„Sie haben Credit, Herr Devrient! Der größte Schauspieler Deutschlands wird doch in seiner Vaterstadt 20 oder 30 Thaler auftreiben können, um eine unglückliche Familie zu retten!"

(Schluß folgt.)

Spaziergänge durch Rom und die Campagna.

III.

Ich schlenderte umher in den Straßen der „ewigen Stadt“, ohne bestimmtes Ziel und ohne bestimmten Zweck, wie ich es so gern thue, die Physiognomien der Häuser und der Menschen betrachtend. Ich befand mich im schönsten Theile Rom's, in der Nähe des spanischen Platzes, aber auch hier blickten mich die Häuser oft mit dunkeln, ausgeschlagenen Fensteraugen an, in denen schmutzige halbgewaschene Wäsche zum Trocknen aufgehängt war, die Atmosphäre war voll üblen Geruchs, alle zehn Schritte streckte mir ein zerlumpter Bettler die schmutzigen Hände entgegen, und eine todte Katze verweste mitten auf dem Platze, wo die Säule steht, welche der Papst als Erinnerung an das von ihm eingeführte Dogma der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau Maria hat aufrichten lassen. Auf allen Plätzen Roms stehen dergleichen Säulen und Obelisken. Sie waren ehemals mit den Statuen römischer Helden und Imperatoren gekrönt. Die Regierungen der Päpste haben die Statuen der Helden und Imperatoren abnehmen und sie durch Heilige und unbekannte Märtyrer ersetzen lassen, welche gesenkten Hauptes, die Köpfe mit vergoldeten Reifen und Strahlenkränzen geschmückt, auf „das Rom der Päpste“ hinabblicken. Die todte Katze verpestete ringsumher die Luft. „Wenn doch die Regierung des Papstes sich statt dessen mit Einführung einer guten Straßenpolizei beschäftigte!“ dachte ich unwillkürlich. Aber davon ist keine Rede. Ich würde Niemandem rathen, Abends allein von den Thoren spazieren zu gehen. In den Ruinen des alten Roms ist die Unsicherheit so groß, daß die französische Commandantur an den Eingängen des Colisenms Schildwachen aufgestellt hat, und man diese grandiosen Reste des Alterthums bei Mondschein nur gegen einen besonderen Erlaubnißschein betreten kann. Ermordungen mitten auf der Straße kommen sogar zuweilen bei Tage vor. Es sind das ja bekannte römische Zustände.

Mit diesen Gedanken ging ich mitten über den Platz und betrat eine der auf denselben mündenden Seitenstraßen, um nach dem Corso zu gehen. An der Ecke der Straße vor dem verfallenen Thore eines Palastes saß an einem alten, wackligen Tische unter einem Baldachin von Segeltuch ein Mann in etwas schäbigem Anzuge, einen ebenso schäbigen Hut auf dem grau gewordenen Kopfe, eine Hornbrille auf der Nase, und schrieb eifrig. Neben ihm stand ein hochgewachsenes, schönes junges Mädchen in der Tracht einer römischen Bäuerin aus der Campagna. Sie schien ihm häufig das zu dictiren, was er zu Papier brachte. Wahrscheinlich war es ein

Der öffentliche Schreiber.
Nach der Natur gezeichnet von Zwahlen und Zielcke.

Liebesbrief. Ich trat hinzu und horchte. Richtig, es war ein Liebesbrief an ihren Verlobten, und der Liebesbrief handelte vom Heirathen. Ich hatte einen „öffentlichen Schreiber“ vor mir, eine jener charakteristischen Figuren, wie man sie in Mittelitalien und Südtalien auf allen öffentlichen Plätzen in größern und kleinern Städten findet. Die Kunst des Lesens und Schreibens ist bei dem geringern Theile sowohl der städtischen als der ländlichen Bevölkerung in den römischen Staaten noch nicht sehr zu Hause, und die öffentlichen Schreiber sind Vertrauenspersonen, denen Jedermann seine Geheimnisse ungeniert anvertraut, damit sie sie zu Papier und so an ihren Mann bringen.

Stets ist der öffentliche Schreiber ein Mann von gesetzten Jahren, Ende der Vierzig oder Mitte der Funfzig, die Brille scheint bei allen eine unvermeidliche Zuthat, ihr Aeußeres hat immer etwas Würdiges und Wichtiges, wenn es auch oft etwas schäbig ist. So saß auch der öffentliche Schreiber hier vor mir mit würdiger und wichtiger Miene auf seinem Stuhl, und schrieb ungestört von dem schreienden Kinde, welches ein halberwachsenes Mädchen neben ihm auf seinem Schooße hielt, von dem „Abei!“ des Eseltreibers, der gerade vorüberzog, und von dem ganzen rau-

schenken Straßenlärm. Der Brief war zu Ende. „Rita" hieß das schöne Mädchen mit Vornamen, wie ich im Vorübergehen hörte.

Ganze Züge von Priestern kamen mir entgegen, in Kutten von allen Farben. Sie gingen zu zehn, zu zwanzig und zu dreißig, immer paarweise, schwarze Priester, rothe Priester, grüne, graue und violettfarbene, Alle denselben häßlichen schwarzen Hut mit den umgebogenen Krempen, welche durch Schnüre gehalten werden, auf den tonsurirten Köpfen. Tausende von Priestern sind aus Umbrien und den Marken, aus der Romagna und aus Süditalien in den letzten Monaten nach Rom gekommen. Wenn das so weiter geht, wird die Regierung die Armee aus Priestern rekrutiren können. In Süditalien und in Sicilien haben die Priester tapfer gefochten, für und gegen die Revolution. Ich passirte den Corso. Der Corso sah heute recht unsauber aus. Das schmale Trottoir war von einer Menge Detailverkäufer besetzt, welche den Vorübergehenden ihre Schwefelhölzer, Fleckseife, Stiefelwichse und dergleichen Quark zum Verkauf anboten. Dazwischen schrieen unherziehende Männer und Weiber mit kreischender Stimme Fische und sonstige Nahrungsmittel aus. Eine Buchhandlung gab es auf dem ganzen Corso nicht, dagegen Buchbinderläden und Papierhandlungen in Menge. Vor den Fenstern standen zahlreiche Gebetbücher, grobgemalte Heiligenbilder und schlechte Copien guter Gemälde. Die Kaffeehäuser waren überfüllt von Gästen, welche dicht aneinander gedrängt auf den schmalen Divans saßen. Drinnen war eine unheimliche Stille; ich hörte nichts als die Stimme des Cameriere, der die Bestellungen der Gäste dem Buffet zurief; und es wehte da drinnen eine Luft — wie die Atmosphäre einer Wachtstube. Ueber mir lachte der blaue italienische Himmel im goldnen Sonnenschein; warum gingen die Leute, welche in diesen räuchrigen Conversationshöhlen saßen, denn nicht lieber „in's Freie"? Man kann in Rom nicht in's Freie gehen, draußen vor den Thoren ist nichts als eine sandige, baumlose Wüste, und in der Stadt giebt es keinen Spaziergang, als immer und immer wieder der Monte Pincio.

Es war schmutzig kund langweilig auf dem Corso; ich bog wieder in die Via Condotti ein, welche unter verschiedenen Namen vom spanischen Platz mitten durch die ganze Stadt an der Tiber entlang bis zum Ponte San Angelo zur Peterskirche führt. Je weiter ich mich vom Corso entferne, desto schmutziger und unreinlicher wurde die Straße und desto ärmlicher und miserabler wurden die Häuser. Vor dem Hause eines Schlachters saß eine abschreckende aufsehende Megäre, umtobt von einem halben Dutzend zerlumpter Kinder. Dann mündete die schmale Straße auf einen kleinen Platz. Vor einer höchst unsaubern Garküche hatte ein öffentlicher „Barthünstler und Haarschneider" sein Atelier im Freien aufgeschlagen. In jeder römischen Stadt, in größeren und in kleineren Orten kann man auf den öffentlichen Plätzen dergleichen Barthünstler sehen. Das beste Geschäft machen sie am Montag Morgen, wo die ländliche Bevölkerung in die Stadt kommt und sich rasiren oder auch das Haar zustutzen läßt. In Rom ist an jedem Sonntag die Piazza Montanara dieser allgemeine Haarschneide- und Rasirplatz für die Bewohner der Campagna, welche zur Stadt kommen. Auch hier, in der Via della Fontanella, ging die Bartoperation ganz ungenirt vor sich. Ein Bauer saß, die Hände gefaltet, auf einem Stuhl, seine Frau hockte, den unvermeidlichen Regenschirm von grüner, lackirter Leinwand in der Hand, daneben, auf einem Stein. Der Patient war bereits eingeseift, und die Operation, welche einen halben oder ganzen Bajocco kostet, nahm ihren Anfang.

Der Barthünstler und Haarschneider.
Nach der Natur gezeichnet von Zwahlen und Zielke.

Zwei Kinder gafften die wichtige Handlung an, der Knabe mit dem unverkennbaren Gesichtsausdrucke, als wenn er an die Zeit dächte, wo auch er vor dieser Garküche säße und eingeseift und barbiert würde. Hinter dem Stuhle stand ein bereits abgefertigter Patient in Hemdsärmeln, und wischte sich die Seife mit einer sehr unsaubern Serviette ab. Die Staffage war, wie immer, verfallen aussehende Häuser, Wäsche zum Trocknen in den Fensterlöchern und der unvermeidliche Bettelmönch in der braunen Kutte mit dem Korb am Arm, langsam vorüberschleichend.

Es ist das heutige Rom, welches ich schildere, das moderne Rom, und es ist so, wenn man es nicht durch die falsche Brille eines schwärmenden Kunstenthusiasten anschaut. Es giebt ja auch Menschen, deren Gehirn für die öde, heiße Wüste der Campagna schwärmt. An jedem andern Fleck der Erde würden sie diese Wüste

verabscheuen, aber hier dorrt dieser Sand und dieser magere, grüngelbe Rasenboden ja im zweimeiligen Belagerungskreise der ewigen Stadt.

Wiederum kam mir eine ganze Heerde von Priestern in viellfarbenen Röcken entgegen, da stand ich an der gelben Tiber, vor der Brücke, welche zur Engelsburg führt. Drüben stieg die imposante Masse des Grabmals des Trajan in die Höhe, wie ein ungeheurer Riese, dem der Kopf fehlt, und auf der Mauer saßen französische Soldaten, und die rothen Beine baumelten in der Luft. Da kam ein Wagen über die Brücke gefahren, der Wagen kam vom Vatican; es war eine glänzende, rothe Caroſſe, über und über vergoldet, mit vier schwarzen Pferden bespannt, welche rothes Zaumzeug hatten. Voran ritten zwei Stallmeister, auch auf schönen, schwarzen Pferden, neben und hinter der vergoldeten Caroſſe päpstliche Nebelgardisten in ihren glänzenden Uniformen, den blinkenden Helm auf dem Haupte. In dem Wagen saß der Papſt, Pio Nono, allein im Fond, ihm gegenüber zwei Priester in violettfarbenen, seidenen Gewändern; der Papst trug ein weißes, goldgestücktes Gewand, auf dem Haupte ein kleines goldgestücktes Käppchen. Der Wagen fuhr ganz nahe an mir vorüber. Pio Nono sah blaß, alt und bekümmert aus. Sein Gesicht erschien dick und aufgedunsen.

Armer, alter Pio Nono! Er dachte wohl an jene Zeit, wo sein Name zum Stigma der italienischen Nationalitäts- und Freiheitsbestrebungen geworden war, wo der Jubel von Tausenden fröhlicher Herzen ihn umbrauste, wenn er ausfuhr, wo „Evviva Pio Nono!“ und „Evviva l'Italia!“ dasselbe war. Und heute? Gleichgültig sahen ihn die Bewohner der Via Fontanella vorüber fahren. Niemand grüßte ihn, kein „Evviva“ erschallte, nur hie und da kniete ein zerlumpter Bettler auf dem schmalen Trottoir in den Staub.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Der alte Kaufmann sah, als verfolge er einen Gedanken, prüfend in das Auge des vor ihm sitzenden Reichardt. „Die kaufmännische Laufbahn ist für einen jungen Menschen ohne Vermögen vielleicht die undankbarſte, welche ihm unser Land bietet,“ sagte er nach einer Weile langsam, „und unter Hunderten, die als junge, hoffnungsreiche Clerks begonnen, werden siebenundneunzig alt und grau am Pulte, wenn sie es nicht vorziehen, irgend ein Kleingeschäft auf dem Lande zu beginnen und zu verbauern, während kaum drei durch Glück oder besondere Befähigung sich den Weg in die große Geschäftswelt bahnen. Jeder andere Beruf giebt mehr Aussicht zur Erlangung einer Selbstständigkeit, zur ſpäteren Gründung einer Häuslichkeit als der des unvermögenden Clerks im Bank- oder Großhandelshause. Ihnen aber muß schon der Anfang doppelte Schwierigkeiten bieten — Sie kennen noch nichts von den Eigenthümlichkeiten des amerikanischen Geschäfts, Sie werden, trotz Ihrer guten Hand und Ihres geläufigen Englisch, von denen mir irgendwo eine Probe unter die Augen gekommen, ganz neu zu lernen haben, während eine andere Branche, wie die Musik, Ihnen sogleich Erfolg und bestimmte Aussichten eröffnen würde.“

Reichardt faß einige Secunden wortlos. Der reiche Handelsherr vor ihm, den keine Beziehung an den armen, unbekannten Deutschen knüpfen konnte, hatte schon einmal von Gründen geredet, die ihn wünschen ließen, Reichardt nützlich zu ſein. Jetzt wollte er wieder eine schriftliche Probe von dessen Englisch unter den Augen gehabt haben — die Begegnung mit Margaret's Bruder und dessen eigenthümliche Erkundigungsweise nach seiner Stellung trat daneben vor die Seele des jungen Mannes. Aber nur wie im Fluge berührten die Gedanken sein Gehirn, und kaum wurde er sich der selbstgeschilten Frage, was dem Allen zu Grunde liegen könne, bewußt.

„Ich habe mich in den letzten zwei Monaten jeden Abend ernstlich mit der amerikanischen Buchführung und der kaufmännischen Correspondenz beſchäftigt,“ erwiderte er jetzt, seine Erregung beherrſchend, „und wenn ich auch vielleicht noch nicht im Stande bin, alle Schwierigkeiten, welche ſich mir entgegenſtellen werden, recht zu würdigen oder meine Zukunft in ihrem wahren Lichte zu erkennen, ſo weiß ich dennoch, daß Alles, was in mir lebt, auf meine alte Branche hinweiſt, daß ich die Kraft fühle, mich durch jede Schwierigkeit hindurchzuarbeiten, und daß in dieſer Ueberwindung meine einzige, wahrſte Befriedigung liegen würde. Ich habe die Muſik zur Verſchönerung müßiger Stunden geliebt und gepflegt. Seit ich ſie aber habe zum Broderwerb in's Joch ſpannen müſſen, iſt es mir völlig klar geworden, daß ich am wenigſten zum wirklichen Muſiker geſchaffen bin. Kaufmann könnte und würde ich ganz und mit allen meinen Seelenkräften ſein — Muſiker immer nur wie ein Menſch, der aus ſeiner Heimath getrieben in einem fremden Lande irrt.“

Froſt ſenkte wie nachdenkend den Kopf. „Well, Sir,“ begann er endlich, „ich habe geſagt, daß ich Ihnen nützlich zu ſein wünſche, und ich werde ſehen, was ſich thun läßt, wenn ich auch auf die Art Ihrer Bürgſchaft nicht ganz verbereitet war.“

In dieſem Augenblicke ſprang die Thür auf, und mit raſchem, elaſtiſchem Schritte trat der junge Froſt ein, einen Blick leichter Ueberraſchung auf den jungen Deutſchen werfend.

„Hier iſt Dein Mann, John!“ rief ihm der Alte entgegen, „es iſt aber nicht viel mit ihm zu machen, er will als Kaufmann leben und ſterben.“

„Verläſſig doch nur leben!“ lachte der Eingetretene, dem ſich erhebenden Reichardt die Hand bietend. „Nun?“ wandte er ſich dann an ſeinen Vater. Eine Frage und eine Antwort ſchien in den Blicken Beider gewechſelt zu werden. Jedenfalls handelt es ſich erſt um die Zuſtimmung!“ ſagte der Aeltere und drehte den Kopf wieder nach dem Deutſchen. „Mein Sohn iſt der Anſicht, daß wir ſelbſt noch eine Arbeitskraft gebrauchen könnten,“ fuhr er fort. „Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Ihnen die volle Wahl in ihren Entſchließungen zu laſſen, und wünſchte, Sie hätten mir mehr Gelegenheit gegeben, etwas für Sie zu thun. Wollen Sie eine Stellung in unſerem Geſchäfte, die ſich eben nur nach Ihren Leiſtungen richten kann, annehmen, ſo treten Sie in die Reihe der übrigen Clerks, und Sie haben ſich Ihre Zukunft ſelbſt zu ſchaffen —“

Reichardt that einen Schritt gegen den Sprechenden und faßte im Drange ſeiner Gefühle deſſen Hand, während er den Thränen nicht wehren konnte, die hell in ſeine Augen traten. „Mr. Froſt, Sie machen einen ſo glücklichen Menſchen, wie Sie es vielleicht ſelbſt nicht ahnen,“ ſagte er, „ich weiß nicht, wodurch ich mich Ihrer Güte würdig gemacht haben könnte, aber ich weiß, daß ich Ihr Vertrauen rechtfertigen werde —“

„All right, Sir! ein einfaches Engagement iſt keine ſo große Sache,“ erwiderte Jener, des jungen Mannes Hand ſchüttelnd. „Bringen Sie heute Ihre Angelegenheiten in Ordnung und treten Sie morgen ein. Sollten Sie aber etwas Geld brauchen, ſo ſagen Sie es dreiſt, und es ſteht Ihnen ein Vorſchuß zu Dienſten.“

„Ich danke Ihnen für die neue Freundlichkeit, Mr. Froſt, aber ich habe nur eine Bitte,“ gab Reichardt zurück. „Ich habe unſeren Buchhalter, Mr. Black, eine dreitägige Kündigung zugeſagt, und wenn er mich auch jetzt nicht halten könnte, ſo möchte ich doch den alten Mann für ſein Vertrauen nicht zuletzt noch eine Täuſchung erleben laſſen —“

„Und da wollen Sie noch drei Tage die Straße ſegen?“ rief der alte Kaufmann lachend, aber mit großen verwunderten Augen den Deutſchen anblickend. „Ich ſehe, Sie ſind in mehrfacher Beziehung eine Ausnahme von unſeren jetzigen jungen Leuten, und ich will Niemand hindern, ſein Wort halten —“

„Es handelt ſich nur darum, einen ordentlichen Menſchen in meinen Platz zu ſchaffen,“ fiel Reichardt, dem das Blut in die Backen geſtiegen war, dem Redenden in's Wort.

„All right, Sir!“ winkte Froſt, noch immer lachend, „machen Sie die Angelegenheit mit meinem Sohne ab, der Sie in Ihre neuen Pflichten einführen wird, ſobald Sie frei ſind!“ Er wandte ſich dem Fenſter zu, und John, welcher mit ſichtlichem Intereſſe der letzten Verhandlung gefolgt war, winkte dem jungen Manne mit

dem Kopfe. „Jetzt kommen Sie eine halbe Stunde mit mir," sagte er mit halbgedämpfter Stimme, „und dann wird sich das Uebrige finden." Er faßte leicht Reichardt's Arm und führte ihn nach dem zweiten Zimmer. „Hier will ich Sie gleich dem Mr. Bell, unserm allgeachteten Cassirer vorstellen, unter dessen Leitung Sie wahrscheinlich arbeiten werden," fuhr er fort. „Mr. Bell, dies ist Mr. Reichardt, der erste junge Mann, denn der alte Blad bei Johnsen's ein rühmliches Zeugniß ausgestellt hat, den er nicht aus seinen Händen lassen will, der sich indessen zu Ihrer Disposition stellen wird."

Der Angerufene legte langsam und sorgfältig die Feder aus der Hand, hob ein graues, scharfes Auge und ließ einen langen, prüfenden Blick über die ganze Erscheinung des Vorgestellten laufen. Dann erst neigte er grüßend den Kopf. „Soll mich freuen, Sir," sagte er, „wenn wir uns recht verstehen lernen!"

„Ich hoffe das, Mr. Bell," erwiderte Reichardt, freimüthig seinem Blicke begegnend, „wenigstens soll mein Eifer das Gegentheil nicht verschulden!" Der Cassirer antwortete nur durch ein neues Kopfneigen und nahm, wie zum Zeichen der Entlassung, seine Feder wieder auf.

„Kommen Sie weiter!" sagte Reichardt's Begleiter und schritt diesem voran durch das Vorzimmer nach dem Ausgange. „Jetzt kennen Sie Ihren nächsten Vorgesetzten, wenn ich so sagen darf," fuhr er fort, als beiden neben einander die Treppe hinabstiegen, „und ich hoffe, Ihren früheren Worten nach, daß Ihnen die nöthige Grundlage für die vorkommenden Arbeiten nicht fehlen wird. Der Mann hat Eigenthümlichkeiten, die Sie schnell entdecken werden, ist aber noch lange kein Black. Mit dem übrigen Personale mache ich Sie später bekannt, und nun," schloß er, den leichten Ton wieder anschlagend, den Reichardt zuerst an ihm kennen gelernt, „lassen Sie uns eine Flasche Wein mit einander trinken und von einigen andern Dingen reden!" Er nahm einen rascheren Schritt an, und schweigend gingen die beiden jungen Männer neben einander dem Broadway zu.

In Reichardt's Herzen sang und klang es wie Jubeltönen, und doch war es ihm, als dürfe er seinem neuen Glücke noch kaum trauen, als müsse Alles zuletzt auf einen Irrthum hinauslaufen. Konnte er sich doch nicht den entfernteren Grund für die Freundlichkeit, welche ihm geworden, denken; denn daß man ihn in Saratoga zum Tanze hatte fiedeln sehen, gab sicher die wenigste Ursache dafür, und die zeitweisen Andeutungen des alten Handelsherrn, welche auf eine nähere Bekanntschaft mit Reichardt's Thun und Können hinwiesen, machten ihm die ganze Angelegenheit nur noch räthselhafter.

„Kommen Sie hierher!" rief jetzt der junge Frost, die Stufen zu dem Eingange des „Astorhauses" hinaufspringend. Er schien hier völlig bekannt zu sein und schritt seinem Begleiter durch eine Reihe von Zimmern voran, bis ihnen ein schwarzer Aufwärter entgegentrat, welcher ihrestheils beim Erkennen des Vorausschreitenden eine Seitenthür aufriß. „Eine Flasche Wein und Cigarren, Dick!" rief der Letztere, und kaum hatten sich Beide in dem nur mittelgroßen, mit bequemen Divans, gepolsterten Lehnsesseln und kleinen marmornen Tischen elegant ausgeflatteten Raume niedergelassen, als auch schon der Schwarze den Tisch mit zwei Gläsern besetzte, die Champagnerflasche mit einer Schnelle entkorkte, welche seine häufige Uebung verrieth, und eine Spiritusflamme für die Cigarren entzündete. „Der Amerikaner scheint kaum einen anderen Wein zu kennen als Champagner — ich weiß, daß er in Deutschland für den Morgen nicht gebräuchlich ist!" sagte der junge Frost wie entschuldigend, als er die Gläser füllte, „indessen ist er jedenfalls besser, als der Essig, den man selbst in unsern bessern Hotels noch immer als Rheinwein vorgesetzt erhält, und nun brennen Sie eine Cigarre an, trinken Sie auf eine glückliche Zukunft, und dann beantworten Sie mir einige Fragen so aufrichtig als Sie können. Ich habe genug von Ihnen gehört, um Sie als einen ganz vorzüglichen jungen Mann zu achten, dessen Freundschaft ich mir gern erwerben möchte. Denehmgeachtet ist mir Einzelnes in dem Interesse, was mein Vater und speciell meine Schwester an Ihnen nehmen, noch dunkel, und dennoch scheint mir gerade dies mein eigenes Interesse am lebhaftesten zu berühren. Aber trinken Sie!"

Die Gläser klangen zusammen, und schweigend, aber mit sichtlicher Spannung sah dann Reichardt einer weitern Aeußerung seines Gesellschafters entgegen, zu welcher dieser soeben den rechten Anfang zu suchen schien.

„Sie haben, so viel ich weiß, Miß Harriet Burten kennen lernen," begann endlich der junge Frost, die Champagner-Perlen in seinem Glase verfolgend und nur dann und wann einen kurzen Blick in Reichardt's Gesicht werfend, „und um gleich ersten Farbe zu zeigen, sage ich Ihnen, daß ich dem Mädchen mehr zugethan bin, als alle den fashionablen Puppen, wie sie hier unsere Gesellschaft bilden. Harriet ist mit meiner Schwester Margaret erzogen worden, und mein Umgang mit jener war ein völlig zwangloser und vertraulicher; aber erst als ich erfuhr, daß sie mit irgend einem mir unbekannten Menschen verheirathet werden solle, wurde ich mir bewußt, wie sehr ich an diesem frischen, keden Charakter hing, von dem wohl in mir selbst mehr Verwandtes leben mag, als sich sie meine Stellung recht eingen will. Indessen ließ sich damals, wo noch nicht einmal eine entfernte Ahnung wärmerer Gefühle meinerseits gefallen war, nichts thun, als mit möglichst bester Miene zu resigniren, und ich hatte mich schon gefaßt gemacht, bei Harriet's nächstem Wiedersehen in unserm Hause den unglücklichen „Beau" einer Mrs. Soundso vorzustellen, als mir Margaret mittheilt, daß die projectirte Verbindung sich wieder zerschlagen habe, dann von Ihnen und Ihrer Mitwirkung bei dem Bruche, wie von Ihrer gegenwärtigen Abreise von dort zu reden beginnt, die ganze Angelegenheit aber in einer Weise behandelt, daß ich wohl neue Hoffnungen schöpfen durfte, aber in den verschiedenen Lücken und Unklarheiten auch allerhand Märchengeheimnisse ahnen mußte, in die sich nicht wohl eindringen ließ. Daß Sie mir dabei eine ziemlich interessante Persönlichkeit wurden, ist wohl nur natürlich, und ich gestehe Ihnen eben so offen, daß Ihre Entfernung aus Harriet's Heimath mich mit einer gewissen Befriedigung erfüllte, da mir Ihre Verhältnisse zu dem Mädchen durchaus unklar geblieben waren. So traf ich Sie mit meiner Schwester zwei Monate später der Johnsen's Hause, die Straße fegend; Margaret's Theilnahme, die Sie in einer solchen Lage zu finden, war mir völlig erklärlich, und mein eigenes Interesse trieb mich an, Erkundigungen über Ihre Stellung einzuziehen — befremdend aber war es mir, als ich am nächsten Tage meinen Papa, der sich sonst nicht von schnellen Eindrücken hinreißen läßt, Ihrer erwähnen höre — meine Schwester hatte vorher ein Gespräch von einer vollen Stunde in seinem Cabinet mit ihm gehabt — als ich den Auftrag erhalte, unter der Hand Nachricht über den Grad Ihrer allgemeinen Zuverlässigkeit einzuziehen, und daneben einzelne Worte fallen, die auf eine ganz bestimmte Kenntniß Ihres Wesens und auf die Art hindeuten, wie Sie sich im Süden gestellt oder zu Harriet gestanden haben — was weiß ich? Ich bin kein Mensch, der sich die Kenntniß dessen, was ihm anscheinend vorenthalten werden soll, erzwingen mag. Eins nur wußte ich, daß Ihre ganze Erscheinung und die Weise, in welcher Sie mir begegnet, einen Eindruck auf mich hervorgebracht hatten, der mich ohne Weiteres zu Ihrem Freunde gemacht; und so beschloß ich, das Nöthige in Ihrem Interesse zu thun, in Bezug auf meine eigenen Angelegenheiten aber mich an die directe Quelle, an Sie selbst, zu wenden. — Sie," fuhr er fort, die Gläser neu füllend, „und nun sprechen Sie sich so offen aus, als ich es selbst gethan, sehen Sie sich auch nicht daran, daß mir irgend eine Eröffnung weh thun könnte — ich will nur klar sehen; besonders aber möchte ich wissen, wie weit Ihre eigene Aufrichtigkeit gegen mich geht."

Reichardt hatte den Blick unverwandt auf dem Gesichte seines Gesellschafters ruhen lassen, und diesen traf beim Aufsehen ein Auge voll so warmer Empfindung, daß er wie unwillkürlich die Hand nach dem jungen Deutschen ausstreckte. „Well, Sir, werden Sie ohne Rückhalt gegen mich reden?" fragte er.

„Lassen Sie mich Ihnen einfach sagen," erwiderte Reichardt, die gebotene Hand fassend, „daß kein Gefühl gegen Miß Burten, das Ihnen nur die leiseste Unruhe machen könnte, in mir lebt oder jemals gelebt hat; daß nur die Sorge für meine Selbsterhaltung und der jungen Lady Musikliebe mich in ihre Nähe brachte, und daß bei allem Uebrigen, was durch mich in Bezug auf ihre Verhältnisse geschah, ich fast nur als ein Werkzeug des Zufalls wirkte. Verlangen Sie die Einzelnheiten, so will ich sie Ihnen geben, so weit meine Kenntniß reicht; zugleich aber nehmen Sie mein Wort als ehrlicher Mann, daß das Räthselhafte, was Ihnen das Interesse von Mr. und Miß Frost für einen unbekannten Menschen, wie ich bin, bieten mag, für mich in denselben Maße besteht und daß ich noch bis zu diesem Augenblicke fürchte, meine

neugeborenen Hoffnungen wie eine Seifenblase zerspringen zu sehen."

Der junge Frost schien den Sinn jedes fallenden Wortes mit seinen Augen durchdringen zu wollen. „Und glauben Sie," fragte er nach einer kurzen Pause langsam, „daß auch die junge Lady keine anderen Empfindungen für sie in Ihrem Herzen vermuthet?"

Reichardt's Wangen färbten sich leicht. „Wenn ein vollkommen klares, bestimmtes Aussprechen eine Meinung schaffen kann," erwiderte er in derselben nachdrücklichen Weise, in welcher die Frage gestellt war, „so muß sie wissen, daß ich keines wärmeren Gefühls als das eines freundlichen Dankes gegen sie fähig war."

„Und diese Aussprache hat stattgefunden?"

„Sogar schriftlich, Mr. Frost, da ich nicht persönlich mich bei ihr verabschieden konnte."

Der junge Amerikaner sah einige Secunden lang in das offene Auge des Deutschen. „Ich glaube Ihnen, Sir," sagte er dann des Letzteren Hand drückend, „und selbst wenn Sie mir etwas verschwiegen hätten, so weiß ich, daß es nichts sein kann, was meiner Ehre auch für künftige Fälle im Geringsten zu nahe treten könnte — und so bitte ich Sie, lassen Sie uns Freunde sein. Ich weiß, ihr Deutschen nehmt das Wort tiefer und bedeutsamer, als es gewöhnlich der Amerikaner thut, und es muß das deutsche Blut von meinem Vater sein, was mich oft nach einem Freunde in diesem besseren Sinne hat verlangen lassen —"

„Wenn ich Ihnen genüge, Sir," unterbrach ihn Reichardt angeregt, „so sollen Sie haben, was Ihnen fehlt, und von ganzer Seele sei es Ihnen gegeben —"

„Gut, Sir, ich werde Sie an Ihr jetziges Wort mahnen," erwiderte Frost, des Deutschen Hand fester drückend, „und so lassen Sie uns jetzt die Gläser darauf leeren!"

Die Linke beider junger Männer führte eben den Champagner zum Munde, als die Thür aufsprang und lachend eine kleine Anzahl neuer Gäste erschien. „Halloh, hier ist auch Jemand, der Trauer anlegen wird; was, Frost?" rief einer der Eintretenden. „Wir sprachen eben von dem Manne mit dem Deficit und seinen köstlichen Soirées, die nun verschwinden werden, ebenso wie die beiden armen Mädchen —"

Reichardt hatte aufgesehen und neckte dem Sprechenden William Johnson's Gesicht erblickt, das wie in starrer Verwunderung auf die Stellung der beiden Dastehenden wahrgenommen, sich dann aber rasch abgekehrt hatte.

„Laßt doch die Mädchen, die wahrlich keine von den schlimmsten sind immerhin!" rief Frost, sich mit einem Lachen, das eine auffreizende Mißstimmung zu verdecken schien, erhebend; „ich denke, sie werden jetzt so viel Noth-wit sich selbst haben, daß wir sie nicht noch zwischen uns herumjieben sollten."

„Ganz Frost, ganz Frost!" klang die Antwort zurück, „aber hierher, Gentlemen, im Sitzen läßt sich das Thema viel besser erörtern!"

„Lassen Sie uns bei ihnen Platz nehmen," raunte der Erstere dem jungen Deutschen zu, als die Angekommenen sich um einen der Tische gruppirten, „ich werde dadurch zugleich Gelegenheit haben, Sie mit einem bestimmten Typus aus der New-Yorker Gesellschaft bekannt zu machen."

„Warten Sie damit, bis ich in meiner neuen Stellung bin," gab Reichardt halblaut zurück, „ich habe jetzt nicht einmal das Recht, über meine Zeit zu disponiren, bin augenblicklich noch Porter und muß mich als solcher nicht mit meinem fashionablen Principal zu derselben Gesellschaft setzen."

Ein Zug von Humor glitt über das Gesicht des Andern. „Well, gehen Sie und machen Sie sich baldigst los," sagte er; „das ganze Verhältniß könnte wahrlich Stoff zu dem besten Spaße geben!" Er begleitete seinen Gesellschafter, die Hand vertraulich auf dessen Schulter gelegt, bis nach der Thür, und Reichardt beeilte sich, den Heimweg zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Die Rabblumen.* Geht man an einem staubigen Tage, wo die Straße nicht gerade vom Regen naß, über einen wohlgestreuten Heerweg, so hat man nicht blos Blumen rechts und links auf den Aeckern und Wiesen zu betrachten, man kann deren sogar gerade vor sich, mitten auf dem Wege und zwar in den Fahrgleisen wahrnehmen, welche sich der Straße eingedrückt haben. Es sind dieses Gebilde von Staub, welche sich in ihrer Entstehung zwar dimmelweit von denen unterscheiden, welche Frost an die Scheiben der Fenster zu bauchen pflegt, welche aber an Gestalt denselben nicht ganz unähnlich scheinen. Da sich diese Blumen beinahe auf jeder Straße finden, so ist es auffallend, daß sie so wenig bekannt geworden. Ich entschloß mich daher, mich mit einigen

Gelehrten über sie reden gehört, daß ich sie irgend in einer Schrift erwähnt gelesen. Wahrscheinlich erscheinen dieselben erst seit der Einführung der breiten Wagen, welche die tiefen Fahrgeleise von den Straßen verwischten, eine ebenere Bahn ermöglichten. Dieses ist aber auch schon geraume Zeit her, so daß sie wohl hätten beobachtet werden können, wenn die Menschen leicht das Sehen, was gerade vor ihren Füßen liegt. Bei unhaltbarem Wetter, wenn der Wind nicht mit Gewalt die Straße überfegt, findet man nämlich in den Spuren der breiteren Wagenräder, die von der Last des Wagens hübsch fest und glatt gewerden, mitten innen zimmerdin noch losen, nicht fest gedrückten Staub, der dadurch, daß er lose aufgeschichtet ist, sich in der Farbe dunkler von dem glattgedrückten abhebt. Wo der Boden fester, wenig oder gar nicht, wie der Staub nicht wohl bilden können, auf anderem Grunde sind aber Steine und Erde bald in Mitten der Straße durch die Räder so zermalmt, daß der Staub sich an den genannten Gebilden selten ermangelt. Mitten in der Radspur ist ein von diesem losen Staube gebildeter erhabener Strich bemerkbar, welcher, wenn man ihn genau in's Auge faßt, nie ganz gerade in der Mitte hält, sondern sich stets in Schlangenwindung, wenn auch nur wenig Linien wechselnd, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite zieht. Von diesem mittelsten Striche laufen seitwärts mit großer Regelmäßigkeit längere und kürzere Staubstriche in sanften Schwingungen aus und bilden so die Blumen oder die Verzierung, die, wie gesagt, den Fiederblumen der feinsten Federn oder einigen Algen (Meerpflanzen), in ihren Schwingungen gleich kommen. Verstehende Tafel dürfte sie dem Leser, welcher noch nicht auf sie aufmerksam geworden, zur Anschauung bringen. — Zu bemerken ist noch, daß in dieser Zeichnung die Striche und Reste der Pflanzen gerade so fallen, als sie vom Rade die nächsten gewachsen seien. Aus ihnen kann daher ein Beobachter die Spur ermitteln und mit Zuverlicht lagen, welchen Weg der bereits aus dem Auge verschwundene Wagen, der sie gebildet, eingeschlagen hat, selbst wenn die Hufspur unkenntlich geworden wäre.

Die Entstehungsursache der schönen Zeichnung dürfte nicht schwer zu finden sein. Den beim Winde und dem Unstrocke kann sie nicht herrühren, weil sie bei jeder Richtung des Windes stets dieselbe bleibt, stets in gewöhnlicher Gestalt, mit einer der gegen die Zugluft in den Gleis aufsteigt. Es bleibt demnächst keine andere Ursache übrig, als die Erschütterung der Straße durch die Räder. Daß diese wirklich stattfindet, wird Niemand leugnen, welcher je an einer belasteten Straße gewohnt hat. Die Schwere aber nun auch der Weg unter der Last gesenkt wird, das ganze Gebäude kommt dadurch nicht in Schwingung, sondern nur einzelne Theile desselben, und diese schwingenden Theile werfen den losen Staub den ruhenden Theilen zu, bilden somit die Klangfigur. In sonstündiger Weise dürfen wir zwar hier nicht von Klängen sprechen, die Erschütterung bleibt aber immerhin dem Tone entsprechend, nur daß sie dem menschlichen Ohr nicht mehr die erforderlichen Bedingungen bietet, nicht mehr musikalischer Ton genannt zu werden pflegt. Die Mitte des Steines, welche den schwersten Druck zu tragen hat, ist daher auch vor allen anderen Theilen ruhend. Wenn der Wagen durch eine Krümmung seine Richtung fortbewegt würde, müßte diese linie und mithin der Strich der Mitte gerade ausfallen, da aber das Pferd oder die Pferde, wie gerade sie gehen mögen, in verschiedenen Augenblicken ziehen, unter dem Ziehen sich schreitend bewegen, so erhält der Wagen und mit demselben das Rad einen, wenn auch noch so geringen Druck abwechselnd nach der einen, dann nach der andern Seite hergestaltet, daß der Druck und mithin die ruhende Stelle immer, wenn auch nur in dem Spielraume weniger Linien, wechselt.

Wird Regen eben gelegt, so hebt dieser Gebilde bei trockenem Wetter entstehen. Die sich leicht begreiflich ist, daß bei diesem trocknen Wetter der Wind nicht zu arg spielen, weil derselbe sonst zu rasch die Zeichnungen des erberührlichtenden Rades verwischen würde. Sobald der Staub aber durch Regen angefeuchtet wird, die Straße dadurch ein Haftvermögen gewinnt, ist die Bildung äußerst erschwert. Gang unmöglich ist sie aber doch nicht. Ich glaube wenigstens im Schlamme bemerkt zu haben, daß dieser sich hin und wieder in derselben Weise in der Mitte des Fahrgeleises, wenn auch weniger zierlich, anlege. Da er aber zu diesem Ende einen bestimmten Grad von Flüssigkeit haben muß, um den Geschlitterungen folgen zu können, und wieder so zähe sein muß, daß er die einmal angenommene Form, wenn sie gegeben ist, beibehält, so bleibt diese Art von Gebilden schwerer zu beobachten. Die trockenen Klangfiguren des Heerweges werden baggern an schönen Sommertagen den lesern dieser Blätter wohl erreichbar sein, sie bei der Langeweile einer flantigen Straße einigermaßen beschäftigen können. Durch diese Erscheinung gewinnen sie die Ueberzeugung, daß die Kräfte der Natur aus dem feinsten Staube in jedem Augenblicke Zier- und Schönheit entwickeln können.

W. v. W.

* Wir erlauben uns hier das Wort in dem Sinne zu brauchen, wie man auch von Fiedblumen spricht. Blume ist hier nicht gleichbedeutend mit Blüthe, sondern soll nur die entfernt pflanzenähnliche Bildung andeuten.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 28. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure Fr. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

Reichardt fühlte nur allzugut, daß es trotz aller Gewissenhaftigkeit jetzt die härteste Aufgabe für ihn sein würde, noch drei Tage in seiner bisherigen Stellung zu verbleiben; indessen hoffte er in möglichster Kürze einen Ersatzmann durch Vermittelung des Kupferschmieds zu erhalten. Wenn er jetzt an das treue Gesicht des Letzteren und die Miene dachte, welche sich bei der Erzählung des Geschehenen darauf legen würde, stieg die ganze Empfindung des Glücks, welches ihm geworden, von Neuem in seiner Seele auf. Gleichzeitig aber trat auch Margaret's Bild in seine Gedanken, sie, welche den Hauptreinfluß auf sein Schicksal geübt haben mußte — hatte doch John Frost eines fast stundenlangen Gesprächs, welches sie angenscheinlich in seinem Interesse mit ihrem Vater gehabt, erwähnt — Reichardt kannte nichts von den Beweggründen des Mädchens, aber er mochte jetzt auch nicht darüber grübeln und Gedanken in sich aufkommen lassen, die ihn später vielleicht nur zu einem gelüschten Narren machen konnten, selbst wenn der ganze unendliche Unterschied zwischen ihren Verhältnissen und den seinen nicht bestanden hätte.

Es mußten während seiner Abwesenheit Verpackungen stattgefunden haben, denn der ganze untere Raum des Geschäftsbankes wie der äußere Seitenweg lagen voll Stroh- und Holzüberbleibsel. Reichardt, ohne sich seines versäumten Mittagmahls zu erinnern, kleidete sich schnell um und griff dann nach dem Besen. Erst wollte er die nächsten Arbeiten beseitigen, ehe er die nöthigen Schritte für seine Entlassung that. Er war eben in voller Beschäftigung, um den Seitenweg zu säubern, als William Johnson raschen Schrittes ankam, mit finsterm Blicke stehen blieb, als wolle er zu dem Deutschen reden, dann aber wie sich besinnend in's Haus ging. Es währte nur kurze Zeit, so trat der Kupferschmied aus der Thür. „Was haben Sie denn um Gotteswillen ausgefressen?“ sagte er an den Arbeitenden herantretend, „der Aelteste von den Johnsons hat mich nach Ihnen geschickt, als habe er den Laufpaß für Sie schon in der Tasche, und wandelt jetzt in der Office herum, wie ein Bulldog an der Kette!“

„Müssen eben zusehen, was er will, Meißner,“ versetzte Reichardt, lächelnd in das ängstliche Gesicht des Andern sehend und seinen Besen bei Seite stellend, „ich denke, wir trinken heute Abend noch ein paar Flaschen Wein mit einander!“

„Na, wenn das Wein giebt —!“ erwiderte der Erstere kopfschüttelnd und folgte mit leisen Tritten dem rasch die Treppe hinauf eilenden Freunde.

William Johnson stand leicht an eines der Pulte gelehnt, als Reichardt in die Office trat, und sein Blick schien sich zwei Secunden lang in das unbefangene Auge des Deutschen einbohren zu wollen. „Wollen Sie mir gefälligst sagen, wer Sie sind, Sir?“ fragte er dann.

„Porter bei den Herren Johnson und Sohn, wie Sie vielleicht wissen, Sir!“ erwiderte Reichardt mit einem leichten Lächeln.

Der Amerikaner preßte einen Augenblick die Lippen zusammen. „Und wie kommen Sie dann heute Morgen in ein Zimmer des Astorhauses, das nicht für Jedermann da ist?“

„Ich hatte Urlaub von Mr. Black erhalten — das Uebrige aber ist wohl meine eigene Angelegenheit.“

„Very well, Sir!“ entgegnete Johnson mit einem häßlichen Lächeln, „Sie werden aber einsehen, daß ich nicht ferner in Gefahr kommen mag, mit meinen eigenen Porters an denselben Tisch zu gerathen — lohnen Sie den Mann ab, Mr. Black.“

„Ich begreife nicht, Sir,“ erwiderte Reichardt ruhig, obgleich sein Auge einen erhöhten Glanz anzunehmen begann, „warum Sie mir in dieser absichtlich verächtlichen Weise begegnen. Die augenblickliche Beschäftigung macht hoffentlich den Gentleman nicht, und ich verlange die gleiche Behandlung, welche ich Ihnen selbst angedeihen ließ.“

„Ich behandle meine Leute, wie es mir selbst gutdünkt.“

„Gut, Sir, ich gehöre aber seit den letzten Minuten nicht mehr zu *Ihren Leuten* und werde mir sonach die erforderliche Höflichkeit zu erzwingen wissen, wo sie mir versagt werden sollte. — Ich bedaure aufrichtig, Mr. Black,“ wandte sich der Sprechende an den Buchhalter, „daß ich meines Wortes gegen Sie auf diese Weise entbunden werde. Mr. Augustus Frost lachte zwar über meine Gewissenhaftigkeit, noch drei Tage die Straße fegen zu wollen, gab mir aber Recht, daß Werthalten das Erste für den Kaufmann ist — jetzt mag sich Mr. William Johnson fragen, ob er ebenso gewissenhaft eine Porterstelle ausfüllen könnte, als er leicht darüber zu verfügen versteht. Sollte irgend eine Auskunft von mir verlangt werden, so finden Sie mich in Mr. Frost's Cassenzimmer.“

„Es ist noch etwas von Ihrer Bezahlung rückständig!“ ließ sich jetzt der Alte hören, der während der ganzen Verhandlung in sichtlichem Unmuthe seine Bücher auf- und zugeschlagen hatte.

„Ich weiß es, Sir, und ich werde mir das Geld, das ehrlich verdient ist, holen lassen!“ erwiderte Reichardt; dann machte er eine leichte, ernste Verbeugung gegen den jungen Geschäftsherrn, welcher den Kopf stolz zurückgeworfen, aber leichenbleich in seiner

früheren Stellung verharrt war, und verließ das Zimmer. Er hatte kaum den ersten Fuß auf die Treppe nach dem untern Raum gesetzt, als er zwei Arme seinen Hals umschlingen fühlte. „'s ist weiß Gott so, immer nur laufen lassen, was sich nicht halten läßt!“ hörte er des Kupferschmieds mühsam unterdrückte Stimme. „Sie werden noch ein großer Kerl, ich sag's Ihnen, Reichardt, und ich muß jetzt eine Stunde mit Ihnen gehen, sollten sie mich auch Ihnen nach zum Teufel jagen!“

Vierzehn Tage waren vergangen, seit Reichardt das Ziel seiner nächsten Wünsche erreicht hatte; er war Clerk in einem großen Handlungshause und seine Zukunft lag vorgezeichnet vor ihm; demohngeachtet hatte Alles, was er sich bei seinem ersten Eintritte in das Geschäft geträumt, ein gänzlich verändertes Ansehen gewonnen. Er war den Clerks in der vorderen Office, denen der junge Frost an seinem durch ein besonderes Gitter abgetrennten Pulte präsidirte, als neuer Collega vorgestellt worden, damit aber war auch seine Einführung völlig geschehen, und Niemand kümmerte sich weiter um ihn. Sein Arbeitsplatz befand sich in den zweiten Raume neben dem Cassirer, und die gewöhnlichen Begrüßungen schienen die einzige Verbindung zwischen den Inhabern der beiden Zimmer zu bilden. Reichardt hatte anfänglich auf wenig mehr, als auf freie Arbeit geachtet; in der ersten Woche, die, nach der Art der ihm zugetheilten Arbeit, ihm wie eine gewährte Frist für seine Information erschienen war, hatte er sich mit allen Kräften in das noch fremde Feld geworfen, hatte hier ineffen schneller, als er gehofft, die alten bekannten Wege, wenn auch theilweis unter veränderter Form, wiedergefunden und mit voller Lust sich einer Vervollständigung der ihm nothwendigen Kenntnisse hingegeben.

Doch mit dem Tage seines Eintritts waren auch die Persönlichkeiten des alten, wie des jungen Frost gänzlich andere geworden, als sie ihm zuerst erschienen. Kalt, einen Tag wie den andern, ging der alte Chef durch das Cassenzimmer, nur hie und da ein paar kurze Fragen an den Cassirer richtend, die eben so kurz von diesem beantwortet wurden, und nur ein einziges Mal, beim Anfange der zweiten Woche, war er an Reichardt's Platze stehen geblieben und hatte mit einem Ausdruck des früheren Wohlwollens gesagt, daß die Leistungen des jungen Mannes genügen würden, sobald er in seinem Eifer zu lernen wie bisher fortfahren werde. Der junge Frost aber schien nur durch ein zeitweiliges Kopfnicken, wenn er durch das Cassenzimmer ging, die mit Reichardt geschlossene Freundschaft anerkennen zu wollen; er kam später und ging früher als die Uebrigen, und so war der Deutsche nie wieder zum Austausch eines Wortes mit ihm gekommen. Nur einmal war Jener am Arme eines andern jungen Elegants ihm auf der Straße begegnet, hatte leicht seine Hand ergriffen und im Vorübergehen geäußert: „Ballo, Reichardt, wir sehen uns jetzt kaum mehr, warum kommen Sie nicht einmal nach unserm Hause?“ und manchen Tag danach hatten diese Worte noch in den Ohren des neuen Clerks geklungen, ohne daß er ihnen dennoch mehr Bedeutung beilegen mochte, als der einer abschiedslos hingeworfenen Aeußerung. Er kannte ja wohl den amerikanischen Gebrauch, formlose kurze Besuche in dem „Parlor“ einer Familie abzustatten; dazu aber gehörte wenigstens, als Bekannter des Hauses angesehen zu werden, und welchen Grund hatte er, der jüngste Clerk im Geschäft, darauf Anspruch zu machen?

In irgend einer andern Stellung, die er durch Frost's Vermittelung erlangt hätte, wäre ein freies Heraustreten an die Familie in der Ordnung gewesen, und fast glaubte er jetzt den Sinn der Worte, mit welchen der alte Frost ihn zum Clerk angenommen: „Es thut mir leid, nicht mehr für Sie thun zu können!“ zu verstehen. Seine ganze Stellung hatte sich anders gestaltet, als sie ihm vorgeschwebt; hier in Amerika existirte nicht die Art von Familienband, welche in Deutschland meist die Mitglieder eines Geschäfts an den Principal nur seine Interessen knüpfen, hier war das einfache Contractverhältniß zwischen Arbeitenden und Zahlendem — Reichardt stieg sich völlig allein, und oft, wenn er nach Dunkelwerden einen einsamen Spaziergang durch die Straßen machte, konnte ihn trotz des wohlthuenden Gefühls, eine sichere Stellung erlangt zu haben, eine wohlthätige Empfindung überschleichen, wenn aus einem öffentlichen Locale die Töne eines Pianos und einer Geige herauflangen; er mußte sich bisweilen zwingen, an irgend einem offenen Bierkeller vorüberzugehen und nicht hinabzusteigen, um Bekanntschaft mit einem gewesenen Collegen zu machen, dessen Spiel ein besseres Auditorium verdient gehabt.

Manchen Abend war Reichardt, nur um ein Ziel für seinen Gang zu haben, nach dem Boardinghause gewandert, in welchem er den Kupferschmied wußte. Genügte ihm dieser auch nicht, weder seiner Erziehung noch seiner ganzen Lebensanschauung nach, so war es doch eine so treue Seele, wie sie Reichardt in seinem jetzigen Alleinstehen nur bedurfte, und es that ihm zugleich wohl, die Genugthuung zu bemerken, mit welcher Jener ihn empfing, einen Stuhl für ihn abstäubte und sich dann entfernte, um zu dem gemeinschaftlichen Ausgange den Sonntagsrock anzuziehen. Saßen sie dann in irgend einem Locale besserer Art bei einander, so schien es Meißner für seine Pflicht zu halten, die Unterhaltung zu führen, und hatte aus seinem frühern Leben so viele der eigenthümlichsten Sämurren und Erinnerungen verrächtig, daß Jener kaum mehr zu thun brauchte, als sich den Einreden, welche dieses häufige, praktische Gemisch auf ihn übte, hinzugeben.

Es war ein dunkler, stiller Abend. Von dem bedeckten Himmel fielen langsam große Schneeflocken nieder, als Reichardt von einem Gange nach der Wohnung des Kupferschmieds, den er nicht angetroffen, zurückkehrte. Er war Broadway hinabgegangen und übergete eben, auf welche Weise er den Abend verbringen solle, als er plötzlich seinen Namen nennen hörte. Von den Stufen des Athorhause kam ihm ein junger Mann entgegen. „Ausgezeichnet, daß ich Sie treffe, Sir; Sie müssen mir einen ganz speciellen Gefallen thun,“ hörte er die Stimme des jungen Frost, „ich kann nicht gut von der Gesellschaft weg, sonst würde ich Sie nicht plagen — kommen Sie herein, Sir!“

Reichardt folgte nach der Office des Hotels, wo der Vorausgeschrittene einige Worte auf ein Stück Papier warf und dann den jungen Deutschen bei Seite zog. „Sie wissen, wo Mr. Bell, unser Cassirer, wohnt?“ fragte er. Reichardt bejahte etwas verwundert. „Er geht Abends nie aus,“ fuhr der Erstere fort, „bringen Sie ihm diesen Zettel und bitten Sie ihn, mir sogleich durch Sie den verwechten Betrag zugehen zu lassen und die bevorenere Mühe, die ihm der Gang nach unserer Office verursachen mag, zu entschuldigen. Dann kommen Sie mit dem Gelde hierher, nach dem kleinen Zimmer, in welchem wir schon einmal bei einander waren, und ich werde dadurch Gelegenheit erhalten, Sie endlich in die Gesellschaft unserer jungen Leute einzuführen.“ Mit einem verbraulichen Kopfnicken eilte er davon, und Reichardt ging, um den ihm gewordenen Auftrag auszuführen, wenn ihm auch die 500 Dollars, welche ihm bei einem Blicke auf das Papier entgegenfahen, ein innerliches Kopfschütteln abnöthigten. Es war zum Zwecke eines abendlichen Vergnügens jedenfalls eine ziemlich starke Summe, selbst für einen reichen jungen Mann.

Nach kurzem hatte er das Haus, in welchem der Cassirer seine Wohnung und Kost hatte, erreicht — es war eines der kleinen Privathäuser, wie sie sich noch aus ältern Zeiten in dem untern Theile der Stadt fanden, jetzt aber fast sämmtlich von den Geschäftslocalen verdrängt worden sind — und nach Nennung seines Namens öffnete sich vor Reichardt rasch der Parlor, in welchem sich der Gesuchte steif von einem Stuhle neben dem Kaminfeuer erhob. An der andern Seite des Kamins aber saß eine ältliche, hagere Lady in Schwarz, und schien in ihrer ganzen Haltung nur ein Seitenstück zu dem Cassirer abgeben zu wollen. „Mrs. Reynolds, meine Wirthin!“ stellte dieser förmlich vor und griff sodann nach dem Zettel in Reichardt's Hand. Dieser wiederholte die Entschuldigungsworte des jungen Frost, Jener aber schien die wenigen Zeilen zu drei, vier Malen berächtig zu überlesen, bis er endlich die grauen Augen langsam hob und sie mit einem Ausdrucke von Mißfallen auf den jungen Deutschen heftete. „Sie kommen vom Athorhause, Sir?“ fragte er.

„So ist es, Mr. Bell!“ erwiderte der Befragte einfach, „ich passirte zufällig, als mich Mr. John Frost mit dem Auftrage betrante.“

„Zufällig!“ wiederholte der Andere, mit einem eigenthümlichen Lächeln die Augen wieder auf das Papier sinken lassend; „ich werde indessen sogleich bei Ihnen sein!“

Er verließ das Zimmer, und die Lady am Kamin sah wortlos mit sorgenvoll gerunzelter Stirn in's Feuer, als sollten ihre Züge das aussrücken, was der alte Gentleman sichtlich unausgesprochen gelassen — nach wenigen Minuten indessen erschien dieser, durch einen warmen Ueberwurf geschützt, wieder, und Reichardt

schritt an seiner Seite der Office zu, ohne daß auf dem Wege ein Wort zwischen Beiden gefallen wäre; Reichardt fühlte, daß irgend etwas in der Angelegenheit, die er übernommen, nicht ganz in Ordnung sein müsse; er unterliess, welcher nichts als einen Botengang gethan, mochte nicht das erste Wort darin ergreifen.

Der Cassirer öffnete die verschiedenen Thüren und führte dann im Cassenzimmer eine Gasflamme an, öffnete einen der in die Wand eingemauerten Geldschränke und zählte fünf Hundert-Dollarnoten vor Reichardt auf den Tisch, sorgfältig die erhaltene Anweisung an demselben Orte verwahrend. Reichardt barg das Geld in sein Portemonnaie und sagte dann aufsehen: „Ich denke, Mr. Bell, Sie haben mir noch irgend etwas zu sagen; ich bin ein abgefagter Feind von allen halben Andeutungen, besonders wenn ich nichts davon verstehe."

Der Angeredete schloß langsam die äußere Thür des Geldschranks und wandte sich dann nach dem Sprechenden. „Sie sind zufällig beauftragt worden, das Geld zu holen, Sir?" fragte er.

„Durchaus zufällig, Mr. Bell! Ich kam von der obern Stadt, als mich Mr. Frost anrief."

„Und Sie wissen nicht, zu welchem Zwecke es verwandt werden soll?"

„Habe nicht die entfernte Idee davon, Sir!"

„Sie kennen auch nicht das so comfortable eingerichtete kleine Zimmer im Afterhause?"

„Ich habe es einmal gesehen, Sir, ehe ich hier in's Geschäft trat, und dann nicht wieder."

„Ah! — nun, Mr. Reichardt, ich glaube Ihnen, denn ich habe keinen Grund für das Gegentheil — glauben aber Sie auch mir eins!" sagte der Cassirer, die Brauen dicht zusammenziehend. „In diesem kleinen Zimmer im Afterhause, in welchem der Teufel seine Hütte aufgeschlagen hat, sind mehr Seelen verloren gegangen, als Sie in Ihrer Unerfahrenheit ahnen mögen, und mehr vielversprechende junge Leute thun dort allabendlich die ersten Schritte auf dem breiten Pfade, von welchem die Bibel redet, auf dem Pfade zu ihrem Untergange, als es einer von ihnen selbst weiß. Ich habe trotz der kurzen Zeit Ihrer Anwesenheit im Geschäft Interesse an Ihnen genommen, Sir; Sie schienen mir nicht in die gewöhnliche Art der hiesigen jungen Leute einzuschlagen; ich habe sogar schon in Bezug auf Sie an die Zeit gedacht, so fern sie auch noch liegen mag, in welcher ich vielleicht meinen jetzigen Posten verlassen möchte — Alles dies, Sir, würde ein einziger Abend in jenem kleinen Zimmer, welcher Sie dort anwesend fände, ausstreichen können — Sie gehen heute einen schlüpfrigen Weg, denken Sie an mich, Sir, und Gott gebe, daß ich morgen früh dasselbe klare Auge bei Ihnen wiederfinde, wie heute Abend." Er winkte dem Deutschen, voranzugehen, und folgte ihm dann schweigend, das Licht löschend und jede einzelne Thür sorgfältig verschließend. Als Reichardt, kaum daß er den Fuß der Treppe erreicht, sich umsah, strich soeben der Cassirer steif an ihm vorüber, ohne ein weiteres Wort laut werden zu lassen.

Wenn der Alte durch Abschreckung auf das Herz des jungen Clerks hatte wirken wollen, so hatte er den entgegengesetzten Weg eingeschlagen — konnte sich dieser doch trotz aller Worte noch keine Vorstellung dessen machen, was in dem kleinen Zimmer Entsetzliches vorging, und so fest er auch in seinem Entschlusse war, sich keiner Handlung, die nicht streng mit seinen allgemeinen Grundsätzen übereinstimmte, hinzugeben, so konnte er doch auch eine Neugierde auf das, was er zu sehen bekommen werde, nicht von sich weisen. Als er das Afterhaus kaum erreicht, kam ihm schon aus den hintern Zimmern der junge Frost entgegen. „Gott sei Dank, daß Sie da sind; die schönsten Chancen habe ich bereits verpassen müssen," rief dieser und zählte flüchtig das ihm dargereichte Geld durch, „jetzt aber kommen Sie mit mir, wir gehen halbpart heute Abend, ich habe eine Idee, daß Sie Glück bringen müssen."

„Einen Augenblick!" erwiderte Reichardt, dem plötzlich ein volles Verständniß aufging, halblaut. „Sie spielen?"

„Gewiß! und Sie haben kaum jemals wieder so viel Gelegenheit, sich mit den jungen Leuten aus unserer Haute volée bekannt zu machen als heute Abend!" war die Antwort.

„Ich gehe einige Minuten mit Ihnen, aber stellen Sie mich nirgends vor, noch verlangen Sie von mir, irgend einen Antheil am Spiele zu nehmen," entgegnete Reichardt, der sichtlichen Ungeduld des Andern nachgebend, „liegt Ihnen aber nichts Besonderes an mir, so ist es vielleicht besser, wenn ich ruhig nach Hause gehe."

John Frost blieb plötzlich stehen und warf einen forschenden Blick in das Gesicht des Deutschen. „Ich will gehängt werden," sagte er nunmehr, „wenn Ihnen der alte Bell nicht eine Predigt gehalten und von dem breiten Pfade zu Hölle und Verdammniß gesprochen hat; — ich habe Sie lieb, Reichardt, und möchte mich, daß Sie Ihre Abende Gott weiß wo verbringen, möchte, daß Sie in die Gesellschaft eingeführt werden, in die Sie gehören, und so stellen Sie sich zu mir, und stimmern Sie sich um nichts Weiteres!"

Der Sprechende hatte leicht Reichardt's Arm erfaßt und führte ihn bei den letzten Worten nach den hintern Räumen. Dort riß nete sich nach einem eigenthümlichen Klopfen des Amerikaners eine Thür vor ihnen; zwei leere, halbdunkle Zimmer wurden durchschritten, und jetzt erst that sich auf erneutes Klopfen der kleine comfortable Raum auf, welchen Reichardt bereits kannte.

Das Zimmer war fast gänzlich von Gästen besetzt; tonwohlgeachtet herrschte eine Stille unter diesen, welche die Eintretenden unwillkürlich ihren Schritt dämpfen ließ — nur zu Zeiten durch einzelne laute Worte unterbrochen, wie sie das Spiel an den verschiedenen Tischen hervorrief.

Der Thür gegenüber erhob sich eine Art Büffet mit halb gefüllten Flaschen, Gläsern und Cigarrenkisten regellos besetzt. Rechts von diesem hatte ein langer Tisch die Hauptzahl der Anwesenden um sich versammelt, während links kleinere Partien derselben um die übrigen Tische gruppirt saßen.

Nirgends hob sich beim Oeffnen der Thür auch nur ein Auge, und Frost wandte sich rasch nach dem Haupttische, wo eine Art „deutsches Faro" gespielt zu werden schien, und gab seinem Gefährten einen Wink, ihm zu folgen. Reichardt ließ zweifelnden Blick über das sich ihm darbietende Bild laufen, und lehnte sich dann zur Seite des Thrones, auf welchem der Andere Platz genommen hatte, gegen die Wand, von hier aus langsam die einzelnen Personen musternd. Es gab viel jugendliche Züge unter den Anwesenden, in denen sich noch unverhohlen die verschiedenen Empfindungen je nach dem Gange des Spieles aussprachen; aber es fehlte auch nicht an Gesichtern, denen man die Gewohnheit einer derartigen Unterhaltung ansah, die den Launen des Glücks entweder mit einer Art vornehmer Gleichgiltigkeit folgten, oder ihre momentane Erregung nur durch ein kurzes Verziehen des Mundes andeuteten.

„Alles verkehrt heute! immer kommt meine Karte zu früh oder zu spät," murrte Frost, nachdem er sich durch einen raschen Ausblick von Reichardt's Nähe überzeugt hatte. „Nehmen Sie ein paar Minuten meinen Platz, Sir," fuhr er sich erhebend fort, „vielleicht packen wir dann das rechte Ende."

„Lassen Sie mich vom Spiele weg!" erwiderte Reichardt, fast ängstlich bei Seite tretend — nach einigen Beobachtungen war es ihm, als hätte er selbst für einen hohen Preis jetzt keine Karte anrühren können, „es ist Grundsatz von mir, niemals zu spielen, und ich möchte diesem, selbst auf fremde Rechnung, nicht untreu werden."

„Ob ihr der alte Bell nicht unter den Fingern gebalt hat!" rief Frost mit unterdrückter Stimme, während ein launiger Zug mit der Ungunthe in seinem Gesichte kämpfte; „ist Ihr Gewissen wirklich so zart, Reichardt?"

„Und er hat Recht, Frost!" ließ sich jetzt eine dritte Stimme neben ihnen hören. „Junge Leute in seiner Stellung sollten sich noch nicht einmal nach einem Spieltiscale umsehen —" Reichardt's rasch aufblickendes Auge traf auf ein hämisches Lächeln in William Johnsen's Gesicht — „ich werde einige Minuten für Sie pointiren, wenn Sie es wünschen."

„Wäre es nicht äußerst passend, Sir, daß sich Jeder um seine eigenen Verhältnisse und das, was ihm fehlt, bekümmerte?" gab der Deutsche, den Kopf mit aufsenchenden Augen hebend, zurück.

„Bst, bei allen Glücks- und Unglücksgöttern!" rief Frost mit unterdrückter Stimme, seine Hand auf Reichardt's Mund legend, „jedes laute Streitwort hier ist Lanceverrath und rächt sich unvermeidlich! — Aber er hat Recht, Will, und ich sehe nicht den entfernsten Grund für diese Herausforderung Ihrerseits —"

„Ich glaube wohl nur zu Ihnen gesprochen zu haben, John, da ich mit dem Gentleman hier wohl kaum in irgend einer gesellschaftlichen Beziehung stehen kann," erwiderte Johnsen, sich zum Gehen wendend; „was ich aber sagte, drückte nur eine Billigung seines Verfahrens aus. Lassen wir das, und machen wir unser Spiel!" Er schritt leicht davon; Frost aber drehte den erregten Deutschen mit einer kräftigen Armumschlingung nach der entgegen-

gesetzten Seite. „Ruhig, mein Junge, wenigstens jetzt, oder wir können nach den Statuten schnellstens in's Freie expedirt werden!“ raunte er in Reichardt's Ohr. „Hier ein Glas zur Abkühlung, und damit ist die Sache bis zu einer andern beliebigen Zeit abgemacht — ich mag im Grunde den aufgeblasenen Bengel selbst nicht, und Sie werden noch Gelegenheit genug finden, ihm den rechten Standpunkt zu zeigen.“

Er hatte seinen Gesellschafter nach dem Büffet geführt, drängte ihm hier eine Erfrischung auf, mischte sich selbst aus verschiedenen Flaschen ein Getränk und wandte sich dann nach seinem verlassenen Platze zurück, welchem gegenüber jetzt Johnson einen Stuhl gefunden hatte. Als Reichardt nach einer kurzen Zeit, die er zu seiner Beruhigung gebraucht, folgte, hatte sich zwischen den beiden jungen Amerikanern ein eigenthümliches Spiel entsponnen. Johnson, wie absichtslos, wartete stets, bis sein Gegenüber seinen Ausfall gemacht, und wählte dann die nächsthöchste Karte für sich; Frost hatte entschiedenes Unglück, während die meisten von Johnson's Ausfällen gewannen. Trotz der scheinbaren Absichtslosigkeit aber hatte der Erstere schnell genug die eigenthümliche Verfahrungsart bemerkt. „Suchen Sie etwas unter der Weise, meinen Karten zu folgen, Sir?“ fragte er halklaut, ohne das Auge vom Tische zu heben.

„Nichts, als Ihrem heutigen Mißgeschick zuvorzukommen,“ erwiderte Johnson, mit einem leichten Lächeln aufsehend, „Sie sprachen selbst von ihrem schlimmen Glücke, Sir!“

Frost erwiderte nichts und machte gelassen seine weiteren Ausfälle; nur wer ihn genauer beobachtete, wie es Reichardt that, konnte, sobald den Spielenden ein neuer Verlust traf, dem fast immer ein Gewinn seines Gegenüber folgte, ein scharfes Zucken seiner Lippen bemerken. Nach einer Weile überblätterte er spielend den Rest des ihm gebliebenen Geldes und lehnte sich dann, den Gang des übrigen Spiels beobachtend, auf dem Divan zurück. Johnson machte eine ähnliche Bewegung auf seinem Stuhle und pausirte gleichfalls.

„Halten Sie es für angenehm, Sir,“ begann Frost plötzlich, „sich als Fußgestell für das Spielglück eines Andern brauchen zu lassen, wie Sie es mit mir zu thun scheinen?“

Johnson's Lippe kräuselte sich wie im leichten Spotte. „Regen Sie sich doch nicht unnöthig auf, John,“ sagte er gedämpft, „was thue ich denn? Ich mache gern einzelne Experimente beim Spiel, das ist Alles. Ist Ihnen aber meine Person wirklich so fürchterlich, so thue ich Ihnen gern den Gefallen und gehe.“

„Fürchterlich? glaube kaum, Sir!“ versetzte der Erstere mit einem halbverächtlichen Zucken um seine Mundwinkel, „aber lästig, Sir, unangenehm, wie es alles Aufringliche wird.“

Der Andere wurde bleich und schien gegen eine aufsteigende Erregung zu kämpfen. „Ich hoffe, Sir, meine Ausfälle machen zu können, wie es mir selbst gut dünkt?“ sagte er nach einer Weile langsam.

Frost antwortete nicht, begann aber mit einem Theile seiner Banknoten das Spiel von Neuem — nach zwei Abzügen war der Ausfall verloren; rasch, wie trotzig, ließ er den ganzen übrigen Rest folgen, und in kaum längerer Frist war auch dieser verschwunden. Mit einem halben Fluche zwischen den Lippen erhob er sich.

„Diesmal bin ich hoffentlich außer Verdacht,“ rief Johnson, sein halbspöttisches Lächeln wieder aufnehmend, „und jetzt thun Sie Ihre querköpfigen Gedanken bei Seite, disponiren Sie über meinen Baarvorrath und lassen Sie uns mit irgend Jemand ein vernünftiges Privatspiel machen!“

Frost gab einen unwirthigen Laut von sich, von dem man nicht wußte, war er ablehnend oder annehmend, und wandte sich nach dem Büffet. Reichardt sah ihn dort zweimal nach einander sein Glas leeren, und den Deutschen überkam es plötzlich wie eine unbestimmte Sorge um jenen. Er wußte nicht, bis zu welcher Höhe der Beträge Verlust oder Gewinn hier getrieben wurde und ob das, was Frost bereits verloren, als bedeutend galt; aber er hatte die beginnende Aufregung des Letzteren bemerkt und ahnte, wie weit diese ihn gerade an einem Unglücktage führen könne. Und daneben hatte Reichardt während des ganzen Abends das eigenthümlich ernste Gesicht des alten Cassirers, mit welchem dieser ihm das Geld eingehändigt, nicht aus den Gedanken bringen können; bei jeder neuen Anzahl Banknoten, welche verloren ging, war es vor ihn getreten, und jetzt meinte er es fast mit einem Ausdruck der Mahnung vor sich zu erblicken. Halb unwillkürlich war er dem jungen Manne gefolgt. „Werden Sie noch länger hier bleiben, Sir?“ fragte er, an das Büffet tretend.

„Ei, natürlich — glauben Sie, ich soll wie ein gerupftes Huhn weggehen?“ war die Antwort.

„Und doch wäre das besser, Sir, als sich noch hinterdrein die Haut abziehen zu lassen. Sie haben ausgemachtes Unglück heute Abend — lassen Sie die Karten, Mr. Frost, und kommen Sie weg mit mir!“

Frost hob plötzlich den Kopf und blickte dem Deutschen eine Secunde lang scharf in's Auge. „Haudeln Sie vielleicht nach einem Auftrage des alten Bell, Sir?“ fragte er.

In Reichardt's Gesicht schoß das Blut; er öffnete den Mund und schloß ihn wieder, als finde er nicht sogleich eine Erwiderung. „Ein Schlag in's Gesicht wäre mir lieber gewesen als das!“ sagte er endlich, sich wegwendend; im gleichen Augenblicke aber fühlte er auch seinen Arm gefaßt.

„Bleiben Sie, Sir, es war nicht so schlimm gemeint!“ Der Amerikaner mit halb unterdrückter Stimme, „ich bin ärgerlich, das ist Alles — sprechen Sie aber auch jetzt nicht vom Gehen, wo ich zum Wenigsten dem glatten Johnson noch einen Deutzer anzuhängen habe.“

„Well, Sir,“ erwiderte Reichardt, sich langsam zurückwendend, „und gerade deshalb möchte ich Sie bitten, mit mir wegzugehen!“

„Aber beim —! welches Interesse haben Sie denn dabei?“

Reichardt faßte den Arm seines Gesellschafters und trat mit ihm nach einen Schritt weiter von den Spieltischen weg. „Sie haben mir einmal gesagt, Sir,“ begann er hier, den Blick voll in Frost's Auge ruhen lassend, „ich solle Ihr Freund sein, und das ist es, was mich zu Ihnen reden läßt. Ich weiß nicht, wie weit Ihre gehabten Verluste Sie berühren, denn mir fehlt noch jeder Maßstab für die Verhältnisse; ich weiß aber, daß Sie schon jetzt nicht mehr kalt sind, daß jeder neue Verlust Sie nur immer hartnäckiger machen wird das Verlorene wieder beizubringen, ohne darin auf eine Grenzlinie zu achten; daß Sie bei Ihrem heutigen Unglück nur das Opfer für Andere abgeben müssen, und daß sich, wenn Sie morgen früh mit kaltem Kopfe überschlagen werden, ein Debet für Sie herausstellen kann, das, auf diese Weise entstanden, selbst einen John Frost zu erschrecken vermöchte. Sparen Sie, wenn einmal gespielt sein muß, Ihre Revanche auf bis zu einem glücklicheren Tage, Sir; und selbst wenn Sie mir jetzt nicht Recht geben möchten, so thun Sie es, um mir zu zeigen, daß die Freundschaft, die Sie mir angeboten, nicht nur allein in Ihren Worten bestanden hat.“

„Sie sind sonderlich ein eigenthümlicher Mensch, Reichardt,“ erwiderte Frost, den jungen Deutschen mit einem lächelnden Blicke betrachtend, „und ich würde sagen, die ganze Sache ist gar nicht der vielen Worte werth, wenn sie mich nicht wieder ein Stückchen näher mit Ihnen bekannt gemacht hätte. Ich soll also heute als ein gerupftes Hühnchen fortgehen und mich nicht einmal nach den Federn umsehen — very well! Sie sollen Ihren Willen haben, und die ganze Gesellschaft mag heute in Gottes Namen zum — und so weiter. Für die Zukunft aber, wenn wir uns wieder hier treffen sollten, werde ich mit Ihnen einen ganz besonderen Contract machen. Kommen Sie also!“ —

„Frost, was beim Donner, Sie gehen?“ sagte Johnson, dem Angeredeten in den Weg tretend.

„Müssen das mit meinem Freunde Reichardt hier ausmachen,“ erwiderte dieser lachend, ohne sich aufhalten zu lassen, „er will mich durchaus nicht in Ihren gefährlichen Händen wissen!“

Johnson war, die Stirn runzelnd, zurückgetreten; aber als die beiden Andern das Zimmer bereits verlassen, stand er noch den Blick auf die Thür geheftet und brummte zwischen den Zähnen: „Wer ist dieser Mensch eigentlich?“ —

(Fortsetzung folgt.)

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 15.

Ein Hirschkampf.

Es war October und schon Dämmerung geworden, als ich auf einer meiner Streifereien von Tyrol nach dem bairischen Hochgebirge ein einsam liegendes Forsthaus erreichte, in dem ich ein Obdach für die Nacht suchte und die gastlichste Aufnahme fand. Dabei wurde mir die Freude, Augenzeuge echt gebirgischer Fröhlichkeit zu werden. Im Hausflur hatten sich nämlich die am Tage im Forste beschäftigten Holzknechte und die im försterlichen Anwesen arbeitenden ternfesten „Dirndeln“ zur Löhnung eingefunden und tanzten nun hinterher jauchzend nach dem klingenden Spiel eines Cither, die einer von den anwesenden Männern mit ungemeiner

Fertigkeit schlug. Auch schmucke Jägerburschen, die zum Forsthause gehörten, widerstanden nicht der lockenden Musik und den lockenden Mädeln; ja selbst der alte, aber noch rüstige Oberförster führte sein drolles Ehegespons zum Reigen. Da herrschte keine vornehme Abgeschlossenheit zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Alle waren von unbefangener Lust und rein menschlichem Gemeinsinn beseelt. Mit harmlosestem Frohsinn nahm die Frau Oberförsterin den Tanz vom Jägerburschen und von dem dickbeschuhten, ja wohl gar barfüßigen Holzhauerkind an, während sich der Oberförster mit einem schmucken Sennermädel drehte. Ich, der ich nicht tanzen kann, beschränkte mich auf das Zusehen, noch mehr aber auf's Zuhören; denn Eitherklang ist schon an und für sich, noch dazu aber mit so frischer Ursprünglichkeit und in so passender Umgebung von Menschen und Natur vorgetragen, für mich das Non plus ultra von Musik, und gern will ich mich für ein solches Bekenntniß ob meines sinnlichen Standpunktes auf diesem Gebiete belächeln lassen. Habe ich doch ein Recht, meinen Genuß eben so hoch anzuschlagen, als die in höhern Sphären Schwelgenden.

Als das improvisirte Tanzvergnügen sein Ende genommen, ging ich mit der Försterfamilie auf deren freundliche Einladung in die hirschgeweihgeschmückte Unterstube, um dort in ihrem Kreise den Abendimbiß einzunehmen. Suppe, geräuchertes Wildpret und Schmarren, dazu ein Maß frisches Bier, mundeten köstlich nach dem weiten Marsch. Anhaltend wurde das Mahl durch manche interessante Jagdgeschichte gewürzt, denn da man mich als so ein zur „grünen Farbe" gehöriges Stückchen zu nehmen anfing, wurde selbst der eine Bursche, ein schon ziemlich bejahrter, finsterer, aber kernfester, wettergebräunter Jäger, gesprächiger, als er sonst wohl sein mochte. Ey er aufthaute, hatte er mich wenigstens mit fast mürrischem Blicke, dem jedoch bei näherer Betrachtung eine gewisse Gutmüthigkeit nicht fehlte, betrachtet. Es war spät geworden, denn die Uhr im großen, dunkeln Nußbaumgehäuse hob schnarrend aus und verkündete durch zehnmaligen Kuckuksruf die vorgerückte Stunde. Durch die kleinen Fenster schien hell der Mond herein, und Nebel durchzogen die vor dem Hause liegenden Thalschluchten. Auf einmal hörte man den fernen Schrei eines Hirsches. Hoch horchte ich auf, und selbst auf die daran gewöhnten Jäger verfehlte der markige Ton nicht seinen anziehenden Zauber auszuüben. Alle wurden ruhig und lauschten dem geliebten Klange. Ich öffnete das Fenster, durch welches der frische Waldesduft einströmte, um den Ruf des fern stehenden Brunftigen deutlicher vernehmen zu können. „'s ist der Wierzehner, der oben auf der steilen Eck unter der Geiswand steht," sagte jetzt Seph, so hieß der alte Bursche, der so zu sagen ein Inventar in der Försterei geworden war; denn seit vierzig Jahren hat er schon drei Herren in treuestem Forsthause gedient. „'s heißt doch der schönste Brunftplatz dort oben, den wir hier in der Gegend haben; da kömmt halt," fuhr er zu mir sich wendend fort, „was schauen, denn wenn Du länger da bliebst und mit ausstliegst. Ja, was war das halt für 'n Aufbiß, als ich vor acht Jahren von dem obern Pürschhaus aus den mörderischen Kampf der beiden Hirsche mit ansah, wovon die über der Thüre hängenden Geweih' herrühren." Da mir diese schon beim Eintritt aufgefallen, da sie augenscheinlich im Kampfe unzertrennlich in einander verwirrt worden waren, wie das je zuweilen vorkommt, so waren mir diese Andeutungen eines Augenzeugen des gesehenen Kampfes von höchstem Interesse, und ich wendete daher meine ganze Beredsamkeit auf, den Veteran der Jägerei zu einer umständlichen Erzählung zu bewegen. Es gelang mir leichter, als ich vermuthet hatte. Nachdem ich das Fenster wieder geschlossen hatte, denn es war draußen empfindlich kalt, und die Flamme im Kamin frisch angeschürt worden war, setzten wir uns wieder an den großen achteckigen, geschnitzten Ahorntisch, und Seph fing an zu erzählen. Mit vollster Spannung hörte ich zu, während sich die Andern, die diese Geschichte allerdings nicht das erste Mal vernehmen mochten, einem sanften Schläfchen überließen.

Es war, wie gesagt, vor acht Jahren gewesen, als unser Seph vom Pürschgang nach einem alten Gemsbock erfolglos abgestanden und beim Niederklettern das sogenannte hohe Pürschhaus erreicht hatte. Dort hatte er, ermüdet von der Jagd, sich auf die Matte gelegt und dem sinkenden Tag in's unendlichere Auge geblickt. Wer da gesehen hat, wie wunderbar erhaben ein andrechender Abend in den Alpen wirkt, wenn die scheidende Sonne die silberbemoosten Tannen, die saftigen Almen, so wie die starren, zerklüfteten Felsenwände mit ihren schneebedeckten Häuptern übergoldet, während über das Drunterliegende bereits der dämmernde Schatten seinen Schleier zieht, unter dem die aufsteigenden Nebel wogen, der wird es selbst von einem dort lebenden Gebirgsjäger begreiflich finden, daß er sich zuweilen gern in solche Anschauungen versenkt. Die Sonne war bereits hinter den zackigen Gebirgsriesen verschwunden gewesen, und schon hatte sich unser Waidmann zum weiteren Niederstiegen gerüstet, als ihn der Schrei eines Hirsches wiederum gefesselt. Der Schall war von der gegenüberliegenden sogenannten steilen Eck, einem freien, nur mit wenigen alten Tannen bestandenen fußbreiteren Platze, herübergekommen. Dieser ist nach drei Seiten von steilen Felsenwänden und waldigen Schluchten — das Ganze hieß die „Geiswand" — umschlossen, während die vierte, offene Seite als eine Klippe ein mächtiges Thal hoch überragt, welches tief unten in seinem Bette einen rauschenden Gebirgsbach führt.

Der Hirschschrei ließ unsern Seph sofort das Auge dorthin wenden und, da es ziemlich weit hinüber war, das Fernglas, das in vortiger Gegend meist jeder Jäger bei sich führt, zur Hand nehmen. So konnte er einen starken Zwölfender beobachten, der eben aus der Suhle getreten war und nun das mit sich geführte Wild zusammenzutreiben hatte. Dann, gleichsam als Herrn des Platzes sich gebärdend, war er hingetreten, um sowohl mächtig seinen gewaltigen Ruf ertönen zu lassen, der grollend die abendliche Ruhe durchtönt hatte. Nachdem dem rollenden Echo wieder die tiefe Gebirgsstille gefolgt war, die nur durch das Rauschen fallender Sturzbäche oder bisweilen durch das Rollen eines vom Tritt des Wildes sich losbröckelnden und hüpfend der Tiefe zueilenden Steines unterbrochen wird, war der Schrei eines andern, aber ebenfalls drüben stehenden Hirsches und zwar aus den Schüssten unmittelbar an der Geiswand erfolgten. Gleich wie ein elektrischer Schlag hatte es da den platzbeherrschenden Hirsch herumgerissen, und mit schnaubender Wuth hatte er dem nahen Nebenbuhler geantwortet. Jetzt war der andere auf freier Stätte erschienen und hatte mit lecker Stirn und Stimme den Gegner abermals gefordert. Wüthend hatte dieser das zackige Geweih zur Erde gesenkt und mit demselben die auf der Erde liegenden, faulenden Stämme zerfetzt, so daß die Stücke in der Luft umherflogen. Dann war er schnaubend und zungelnd dem Eindringenden entgegengestürzt, der, nicht minder kampfbegierig, wiederum jenem zugestürmt, so daß sie sich etwa in der Mitte des Platzes getroffen hatten. Prasselnd waren sie mit den Geweihen zusammengeflogen, und indem der unberechtigte Buhler dabei auf die Vorderläufe niedergestürzt, wäre er beinahe verloren gewesen. Doch rasch sich aufraffend, war er tüchtig geworfen, und zwar nach der offenen Seite hin. Verleidigt, hatte er, jedenfalls um dem gefährlichen Terrain am Abhange auszuweichen, sich wieder gestellt, so daß abermals der Zwölfer mit wüthender Kraft stürzend in die Zungen des andern Hirsches gerannt war, ohne aber diesmal den Widerfacher zu stürzen. Trotzdem war dieser augenscheinlich schwächer gewesen, denn im Drängen war er rückwärts gewichen, ohne daß beide mit den Köpfen auseinander gekommen. So hatten sie sich Kopf an Kopf verkrängt, und selbst wenn einer oder der andere zu Fall gekommen, waren dennoch die Geweihe, wie mit eisernen Zangen gehalten, aneinander gefesselt geblieben.

Lange hatten sie so miteinander den Kampfplatz behauptet, obgleich sie immer weiter dem abschüssigen Hange der übertragenden Klippe nahe gekommen. Keiner war gewichen, keiner Sieger geblieben. Endlich war der Schwächere gestrauchelt und zum Unterliegen gekommen. Durch die Anstrengung, sich wieder emporzuraffen, und durch den unausgesetzten Druck des unmehrigen Siegers, der wohl jetzt gern von ihm gelassen hätte, wäre er nicht in sich angeschwiedet gewesen, war der Niedergekämpfte in's Rutschen gekommen, dem sich der Sieger vergeblich entgegenstemmte. Erst langsam, dann schneller, hatten die beiden Hirsche immermehr dem abschüssigen Hange sich genähert, bis der Liegende an einem Taschengebüsche momentan Halt gefunden. Hier hatte er mit seinen letzten Kräften versucht, sich wechselnd aufzurichten, war aber dadurch von seinem letzten schwankenden Hort, den zähen Gesträuchen, losgelassen geworden und beim abermaligen Weitergleiten, das jetzt in erschreckender Geschwindigkeit begannen, hatte er seinen Nebenwinter mit zu Boden gerissen. Aller Gegenwehrung unfähig, waren nun die beiden mächtigen Thiere in rasender Schnelle der letzten Klippe entgegengerollt. Gleich einer gewaltigen Lawine hatten sie Aeste, Gerölle und lose liegende Felsstücke mit sich fortgerissen, die in weiten Sprüngen polternd und prasselnd in die schon nächtig

Digitized by Google

werdende Tiefe gestürzt, daß es dröhnend herauf geschallt, wenn die Trümmer, durch die Tannenwipfel brechend, auf das im Thale lagernde Gestein aufgeschlagen. Aber wie ein bloßer Schauer, der einem rauschenden Gewittersturm vorangeht, war dieser Steinregen dem unvermeidlichen Sturze der dem Tode verfallenen Hochgewitzten vorausgegangen. Das Rollen der verkämpften Recken war zu einem Ueberschlagen geworden; wie ein gewaltiges Rad, dessen Achse die beiden engverknüpften Köpfe bildeten, hatten sie in gewaltigen Kreisen den letzten festen Standpunkt unter sich gefühlt, wobei der zuerst über dem Abgrund schwebende Hirsch noch die äußerste ohnmächtige Anstrengung gemacht, sich mit den Vorderläufen zu erhalten, der über ihn wegschlagende Kampfgenosse aber weit hinaus in die schwarzblaue Tiefe geschleudert worden und so, engverkettet mit seinem Feinde, in dem endlos scheinenden Abgrund verschwunden war.

Dem Auge entzogen, hatte man nur noch das aufrührende Rauschen, Knacken und Krachen gehört, als die beiden massigen Körper durch die alten Tannen gebrochen, so wie den donnerähnlichen Schall, als die gekrönten Leiber tief unten das nackte Gestein berührt hatten; dann hatte nur das Weiterpoltern der immer noch tiefer Fallenden Kunde gegeben von dem erschütternden Vorfall.

Ruhe, tiefe Grabesruhe war darauf eingetreten, daß es — wie der Erzähler hinzufügte — ordentlich peinlich gewesen, und er, der feste Jäger, erschrerk worden sei, als minuteulang nachher noch gelockertes Gestein in die schnerliche Tiefe gerollt.

Während der letzten Scene war der Mond über das zackige Gebirge aufgestiegen und hatte den einsamen, tannenumrauschten Gebirgspfad beleuchtet, den unser Seph hinabgeschritten zum trauten Försterhause.

Am andern Tage war der Bursche mit Holzknechten in's Thal gegangen, um die Zerschmetterten aufzusuchen. Ganz zerfetzt hatten sie auf einem alten Pürschpfad zwischen mächtigen, üppigbemoosten Felsblöcken gelegen, noch im Tode mit ihrem zackigen Hauptschmuck vereint. Hoch über ihnen hatte, angelockt von der willkommenen Beute, ein Adlerpaar gekreist. Bald waren sie hereingeschafft gewesen, und das Wildpret hatte man unter die armen Bewohner des Thales vertheilt. Die Geweihe aber, einen Zehner und einen Zwölfer, hatte sich Seph zur Erinnerung vorbehalten.

So lautete die Erzählung des urwüchsigen Burschen, aus dessen Munde sie freilich doppelten Reiz empfing; denn wo auf der Welt giebt es eine treuherzigere Sprache, als unter dem getreuen Volke in den Hochgebirgen von Baiern und Tyrol? Für mich ist ein solcher stämmiger, gerader, wettergeeifterter, sonnverbrannter, schöngestalteter Gebirgsjäger, wenn er Einem mit seinem herzigen „Grüß' Di' Gott!" die Hand reicht, ein wahres Ideal. Und ein frischer Naturmensch, selbst in seiner Unvollständigkeit, die ja vielfach durch gesunden Geist und biedere Gesinnungen ersetzt wird, nicht fast beneidenswerth?

Das dritte meiner sieben Hausheilmittel.

Aeußere große Wärme.

Große Wärme, entweder trockene oder feuchte, äußerlich angewendet, ist in sehr vielen Krankheitsfällen ein ganz vorzügliches Heil- oder Linderungsmittel und das dritte im Bunde mit frischem ausgelassenen Rindstalge (s. Gartenl. 1858, Nr. 44), sowie mit warmem Wassertranke (s. Gartenl. 1861, Nr. 11). — Aber diese Wärme muß viel höher sein als die des menschlichen Körpers selbst (also über 30° R.), überhaupt so hoch als sie nur vertragen werden kann. Auch darf sie da, wo sie gut thut, nicht blos manchmal, von Zeit zu Zeit und auf kurze Zeit angewendet werden, sondern sie ist dann mit Energie und Ausdauer zu gebrauchen. Flanell, Watte, Katzen- und andere Felle, Wolle, Werg, Prießnitz'sche Ueberschläge 2c. können die Wärme, von welcher hier gesprochen werden soll, niemals ersetzen, denn alle diese Wärmemittel, wenn sie nicht vorher künstlich bedeutend erwärmt wurden, führen unserm Körper keine höhere Wärme zu, als er selbst besitzt.

Von den Heilkünstlern wird unsere hohe Wärme trotz ihrer großen Heilkraft doch gewissachtet, ja sie wird recht hinterlistiger Weise dadurch um ihre großen Verdienste gebracht, daß die Aerzte in der Regel irgend einem mit der Wärme verbundenen ganz nichtsnutzigen Etwas den Erfolg zuschreiben, welcher doch der Wärme allein zukommt. Humpelte ein Rückenmärker im Hahnentritte nach Gastein und kehrte statt auf den Beinen wieder, so hat natürlich nicht die Wärme, sondern der eigenthümliche Salzgehalt des Gasteiner Badewassers dieses Wunder gethan. Bei Heilungen von Rheumatismen durch die Bäder von Teplitz wird natürlich ebenfalls nicht der Wärme, wohl aber den Salzen dieser Bäder die Hülfe zugeschrieben. Weichen Schmerzen und Lähmungen beim Gebrauche von warmen Moorbädern, kann ist das Mineralische im Moore Schuld daran. Wird's bei Lutterleidenentzündungen nach Ansetzen von Blutegeln und warmen Ueberschlägen immer besser und endlich gut, so sind sicherlich die Blutegel die Retter gewesen. Und so wird in unzähligen Fällen, wo die Wärme half, diese Helferin schmählich ignorirt.

Sprechen wir zunächst über die Wirkung der örtlich angewendeten hohen Wärme auf unsern Körper im Allgemeinen. Es versteht sich aber wohl von selbst, daß hier nicht ein solcher Wärmegrad gemeint ist, welcher Verbrennung (brennende Schmerzen und Brandblasen) veranlaßt, sondern nur ein Gefühl von großer Hitze. Diese Wärme erzeugt nun, wie deutlich zu sehen und zu fühlen ist, eine Schwellung, Röthung und Erhöhung der Temperatur des erwärmten Theiles; es vermehrt sich die Blutmenge in demselben, und die festen wie flüssigen Materien desselben dehnen sich aus, erstere werden auch weicher und schlaffer, so daß sogar feste Entzündungsproducte dadurch zur Schmelzung (Eiterung) gebracht werden können. In Folge der Erweiterung der Blutgefäße und der dadurch gesteigerten Blutzufuhr (die eben den erwärmten Theil röthet) findet im erwärmten Theile eine gesteigerte Ernährung, Absonderung und Wärmeentwickelung statt; die Erweiterung der auffangenden Gefäße fördert auch die Auffangung. Im Nervensysteme wirkt die Wärme ebenso als ein Erregungsmittel der Nerventhätigkeit, wie auch beruhigend und insofern schmerz- und krampfstillend. Kurz, die Wirkung einer hohen, örtlich angewendeten Wärme ist so vielseitig, daß sie bei einer Menge der verschiedensten Krankheitszustände Anwendung finden kann.

Auf die Form, in welcher hohe Wärme örtlich anzuwenden ist, kommt in den meisten Fällen nicht sehr viel an. Ganz unnütz, ja bisweilen nachtheilig ist es, wenn man wegen eines einfachen örtlichen Uebels den ganzen Körper mit großer Wärme (besonders durch Bäder) incommodirt. Sicherlich würden die meisten Badecuren gegen örtliche Leiden noch einen weit bessern Erfolg haben, wenn nur die leidende Stelle, aber recht oft und recht lange, dem heißen Bade ausgesetzt würde. Deshalb ist es ebenfoweit bei schmerzhaften, sogenannten rheumatischen Uebeln und Nervenschmerzen, wie auch bei ausgebreiteten Lähmungszuständen von ganz enormem Vortheile, so lange als möglich im heißen Bade zuzubringen und, um die unangenehme Wirkung des heißen Wasserdampfes auf den Kopf zu verhüten, die Badewanne so zu bedecken, daß nur der Kopf oder, wenn das Leiden an der untern Körperhälfte, auch noch der Oberkörper herausſieht, zugleich aber auch durch das geöffnete Fenster frische Luft in das Badezimmer zu schaffen. Bei solchen örtlichen Leiden jedoch, die nur auf eine kleinere Stelle (ein Glied, Gelenk 2c.) beschränkt sind, ist es gerathener von Vollbädern ganz abzusehen und nur ganz örtlich die Wärme zu applieiren. Zu diesem Zwecke können alle möglichen stark erwärmten Dinge verwendet werden, wie: Sand, Lehm, Kleie, Mehl, Brod- oder Semmelkrume, Kartoffel- oder Möhrenbrei, Kräuterpulver, Schlamm, Steine, Metall, Wärmflaschen, Dampf, Wollenes, Pelz, Seide u. s. f., u. s. f. Von Hafergrütze oder Leinsamen macht man darum am häufigsten und liebsten warme Ueberschläge, weil diese des Delgehaltes der genannten Stoffe wegen am längsten warm bleiben und deshalb nicht so oft gewechselt zu werden brauchen. Uebrigens ist schon in den ältesten Zeiten der heiße Rischschamm gegen mancherlei Leiden benutzt worden, und in Frankreich wird heißer Dünger nicht selten gegen Rheumatismus angewendet; Schwalbennester in kochendem Wasser zerrührt und über den Hals geschlagen sind ein Volksmittel gegen Croup. Alte Weiber

schreiben natürlich dem eigenthümlichen erwärmten Stoffe und nicht der Wärme die heilsame Wirkung warmer Ueberschläge zu; bei ihnen wirkt das Fell einer schwarzen oder weißen Katze anders als das einer grauen und zahmen, und eine rothe Bandbinde thut bessere Dienste als eine weiße ꝛc.

Die Prießnitz'schen kalten Einwickelungen, auf welche viele Aerzte und Laien ganz verfessen sind, können unsere Wärme, wie schon gesagt wurde, durchaus nicht ersetzen, da sie immer nur einen solchen Wärmegrad zu entwickeln im Stande sind, welcher dem unserer Körperwärme gleich ist, abgesehen noch davon, daß sie durch ihre Kälte recht leicht auch schaden können. Man stellt dieselben nämlich so an, daß ein in kaltes Wasser getauchtes, wenig ausgerungenes Tuch um den leidenden Theil geschlungen und dann mit einem luft- und wasserdichten Zeuche (Wachstuch) umwickelt wird. Das kalte, nasse, die Haut berührende Tuch nimmt bald die Temperatur der Haut an, allein die dabei gebildeten Wasserdämpfe können weder entweichen, noch sich ableiten, und es bleibt daher der kranke Theil so lange dem Einflusse der feuchten Wärme ausgesetzt, bis wegen des unvollkommenen Abzuglusses der Dämpfe die Tücher allmählich zu trocknen beginnen.

Gehen wir nun auf die einzelnen Krankheitszustände über, bei denen die Wärme ein vortreffliches Heil- oder end Linderungsmittel ist, so sind zuerst diejenigen Leiden zu erwähnen, welche durch heftige Schmerzen beschwerlich fallen, jedoch mit Ausnahme aller frischen Verletzungen, bei denen gerade die Kälte kaltes Wasser, Schnee, Eis), auch ohne die nichtsnutzige Arnica (s. Gartenl. 1856, Nr. 51), den besten Nutzen schafft. Sodann wirkt hohe Wärme da sehr vortheilhaft, wo aus dem Blute an unrechten Stellen ausgetretene, feste oder flüssige Stoffe weggeschafft werden sollen. Auch gegen lähmungsartige Schwäche thut diese Wärme in vielen Fällen recht gute Dienste, doch darf man hierbei nicht zu viel Vertrauen auf ihre Heilkraft setzen. Weit wirksamer ist sie bei Krampfzuständen, zumal wenn diese nur einzelne Muskeln oder Muskelgruppen befallen haben, und überhaupt da, wo gegen Harten, Starren, Sprödes, Gespanntes verfahren werden muß (bei Verengerungen, Einklemmungen, Austreibungen).

Als beruhigendes, schmerzstillendes Mittel kann zu örtlichem Gebrauche die hohe Wärme (in trockner und feuchter Form) ebensowohl bei sogenannten rheumatischen, wie auch bei entzündlichen und sogenannten nervösen Schmerzen empfohlen werden. — Am Kopfe werden z. B. sogenannte nervöse, in den äußern Theilen sitzende, oft halbseitige oder nur auf kleinere Stellen beschränkte Kopfschmerzen durch große Wärme merklich gelindert oder ganz vertrieben. — Der ist bis zum Verzweifeln heftige Gesichtsschmerz weicht in sehr vielen Fällen der energischen Anwendung hoher Wärmegrade. — Zahnschmerzen schwinden in der Regel durch heißes Wasser, was im Munde einige Zeit lang den kranken Zahn umspült und natürlich kann, wenn es nicht mehr heiß gefühlt wird, erneuert werden muß. — Bruststechen läßt sich durch warme Ueberschläge fast stets linderu, selbst dann wenn dasselbe nicht blos rheumatischer Natur ist und seinen Sitz in den äußern Brusttheilen hat, sondern im Innern der Brust und durch Brustfell- oder Herzentelentzündung entsteht. — Bei Leibschmerzen der allerverschiedensten Art, wie bei Koliken, Magen- und Blasenkrampf, Bauchfellentzündung, Ruhr, Steinbeschwerden, sogenannten Blutkrämpfen des Weibes ꝛc., giebt es gar kein besseres Linderungsmittel als große Wärme. — Kreuz- und Hüftschmerzen (Hexenschüsse, Lenden- und Hüftweh) sind am schnellsten durch die Wärme zu verjagen, nur muß sie anhaltend und so hoch als möglich angewendet werden. — Gelenkschmerzen, wenn sie nur nicht eben erst durch eine Verstauchung oder Verrenkung, durch Quetschung oder Stoß erzeugt wurden, bedürfen durchaus der Wärme zu ihrer Linderung. — Ob nun bei den genannten Schmerzübeln die Wärme besser als feuchter (breiiger) Umschlag oder in trockner Gestalt anzuwenden ist, das muß der Patient selbst durch Probiren zu ergründen suchen, da dem Einen die trockene, dem Andern die feuchte Wärme besser thut, was der Arzt im Voraus nicht wissen kann.

Gegen Geschwollenes, wenn es nicht erst seit Kurzem durch Blutaustritt bei Verletzungen entstanden ist, wirkt die Wärme insofern heilsam, als sie Feste zur Schmelzung bringt und das dadurch entstandene oder auch von Haus aus Flüssige (Eiter- durch Entleerung nach außen nur durch Verflüssigung mittels Bethätigung der Saugadernthätigkeit entfernt. Deshalb ist diese Wärme von vorzüglichem Nutzen bei Drüsengeschwülsten, die dadurch entweder zum Eitern und Aufbrechen oder zum allmählichen Schwinden in Folge von gesteigerter Auffaugung gebracht werden. — Alle Gelenkanschwellungen, mit Ausnahme derjenigen durch frische Verletzungen, können durch Nichts so gut gehoben werden, als durch große Wärme. — Blutschwäre, sowie böse Finger und Zehen (der Fingerwurm) brauchen zu ihrer Heilung (durch Eiterung und Aufgehen) lange Zeit, wenn sie nicht mit warmen Umschlägen behandelt werden. — Ein in Folge eines Zahn- oder Zahnfleischleidens geschwollenes Gesicht, wird durch Wärmes innerhalb und außerhalb des Mundes am schnellsten wieder in seine Façon gebracht. — Frostballen und entzündeten Hühneraugen sagen warme Ueberschläge am meisten zu.

Krampfstillend wirkt große Wärme besonders dann, wenn die Krämpfe schmerzhaft und anhaltend (sogenannte Starrkrämpfe, Klamm), nicht Zuckungen sind und einzelne Muskeln oder kleinere Muskelgruppen und zwar in dem Muskelsysteme, welches unserem Willen entzogen ist, befallen haben. Deshalb sind vorzugsweise Krampfzustände im Verdauungs-, Harn- und Genitalapparate durch Wärme zu heben.

Bei Lähmungen und lähmungsartiger Schwäche beweglicher Theile, besonders der Beine, sowie bei Empfindungslosigkeit dieser oder jener Hautstelle thut große Wärme manchmal, freilich nicht immer, recht gute Dienste, nur muß sie hier ebenfalls mit gehöriger Andauer angewendet werden. Gegen Rückenmarksschwäche (die sich nicht im Rücken, sondern gleichzeitig in den Beinen, im Harn-, Darm- und Genitalapparate zu erkennen giebt) wirkt diese Wärme, wenn sie anhaltend auf die untere Hälfte des Rückens appliciert wird, in der Regel weit besser, als das berühmte Bad von Gastein.

Aus dieser kurzen Uebersicht der Leiden, bei denen, wie die Erfahrung lehrt, große Wärme als ein ganz vortreffliches Heil- oder Linderungsmittel wirkt, läßt sich ersehen, wie hoch dieselbe zu halten ist. Doch muß sie, wie schon gesagt wurde, nicht blos auf den Husch applicirt werden und übrigens stets auch in einem solchen Grade, daß großes Hitzegefühl (nicht Verbrennung) dadurch veranlaßt wird. — Und nun, Leser, bitte ich Dich, bringe meine lieben Hausmittel nicht durch falschen Gebrauch, d. h. durch Anwendung derselben bei solchen Uebeln, bei denen sie nicht passen, in Verruf; trinke nicht gegen alle nur möglichen innern Beschwerden heißes Wasser, bestreiche nicht alle äußern Leiden mit Rindstalg und lege nicht überall Wärme auf. Wolle doch meine Aufsätze über diese Hausbesitmittel mit etwas mehr Aufmerksamkeit als die Novellen lesen, zumal wenn darnach curirt werden soll. Und mache ferner auch nicht, wie dies so oft geschieht, unsichre Ansprüche an diese Hausbesitmittel, und verlange nicht bei zahrelangen, verwahrlosten oder verpfuschsalterten Leiden durch dieselben Heilung über Nacht.

Bca.

Deutsche Bilder.

Nr. 8. Der Salzburger Jammer.

(Schluß.)

Der elende Zustand der ersten Züge der evangelischen Salzburger, die ja fast nur aus Unbemittelten bestanden, wird durch gleichzeitige Berichte aus Weltheim und Ulm, wohin sie sich wandten, in das klarste Licht gestellt. Von Weltheim schrieb man unter'm 26. December: „Gestern ist unser Landrichter nebst noch einigen andern hierzu Verordneten den ausgerissenen Salzburgern auf hohe Verordnung entgegengeritten, um selbige weiter zu convoviren. Es bestehen diese Leute aus 800 Personen, so aber in einem erbarmungswürdigen Zustand, indem selche bei dieser inseraaben Winterszeit vieles Ungemach, bald von Frost, bald von Regen und Schnee ausstehen haben. Ueber das alles so druckt selbige die Armuth so hart, daß, da sie in ihrem vorgestrigen Nachtquartier gelegen, deren

Digitized by Google

17 nicht mehr als 16 Kreuzer verzehrt haben;“ und von Ulm unter dem 17. Januar: „Hierbei melde in größter Wehmuth, daß dieser Tage 260 arme, vertriebene Salzburger, worunter etliche 20 Weibspersonen waren, allhier ankamen, sehr elend bekleidet. Sie konnten ohne Mitleiden nicht angesehen werden. Man hat viel junge Leute, auch schwangere Frauen, ingleichen Krumme und Lahme, wie nicht weniger verschiedene angesessene Leute, die jedoch nicht viel Vermögen besessen, mit Gewalt, Schlägen und Stößen aus ihrer Arbeit und von ihren Verrichtungen weggerissen und wie das unvernünftige Vieh fortgetrieben, ohne daß ihnen erlaubt gewesen, etwas weiteres zur nöthigen Bedeckung des halbnackten Leibes mitzunehmen, oder nur eine wenige Zehrung. Bei 800 dergleichen arme Protestanten haben also ohne Verzug aus dem Lande gehen müssen, sind dabei von den Soldaten, welche auf selbige gebauen, getrieben und geschossen, auch Granaten unter sie geworfen, ebenmäßig tractiret, dennoch auf den Grenzen wiederum angehalten und in Scheunen und Ställe eingesperrt worden, in welchen sie noch bei 16 Tagen anhalten und fast ertrauken müssen. Ich kann mit Worten nicht beschreiben, mit was vor Mitleiden diese armen dürftigen Leute hier angenommen worden.“

Aber schmerzlicher noch, als Regen und Schnee, als Frost und Kälte, welche ihren Leib erstarren ließ, war so manchem Familienvater der Gedanke an die daheimgebliebenen Kinder. Waren auch manche Kinder beim Auswanderungszuge, so hatte man doch, wie bemerkt, in unmenschlicher Rücksichtslosigkeit manchem Vater das unmündige Kind vorenthalten, manche Eltern zum Lande hinausgetrieben, die Kinder dagegen in Klöster gesteckt und den Eltern nicht einmal erlaubt, von ihnen Abschied zu nehmen. Als z. B. Hans Hofer seine Ennarin Anna Wöchler, ein Mädchen von vierzehn Jahren, mitnehmen wollte und sie schon auf seinem Wagen hatte, riß sie der Gerichtsdiener vom Wagen herunter und brachte sie zum Stadtrichter, und als zu diesem Hofer's Sohn kam, um das Mädchen abzuholen, war ein Hieb mit dem spanischen Rohr in das Gesicht die ganze Antwort. Glücklicher waren die Eltern Balthasar Branstädter's in Golzegg, welcher eine gewisse Art Berühmtheit erlangte. Als der Vater für sich, für sein Weib und den zehnjährigen Balthasar einen Paß zur Auswanderung begehrte, riß man das Kind mit Gewalt vom Vater weg und sperrte es in eine drei Stock hoch gelegene Kammer. Vater und Mutter baten unter Thränen, daß man ihnen doch ihren Sohn verabfolgen lassen möge, wurden aber mit unbarmherzigen Schlägen fortgetrieben, und dem Knaben trotz seines Weinens, seines Schreiens die Kammer nicht geöffnet. Da sprang er aus dem hohen Kammerfenster herab auf die Straße, kam wohlbehalten unten an und eilte den Eltern nach, wanderte jedoch aus Versehen auf Umwegen allein aus Salzburg fort und allein durch Baiern, bis er sich mit seinen Eltern wieder vereinigen konnte. Ebenso flüchteten manche andere zurückgehaltene Kinder ihren Eltern nach. Noch auf dem Wege mußten sie von den Soldaten rohe Mißhandlungen erdulden und wurden von fanatischen Katholiken verspottet und geschmäht. Dagegen wurden sie von den Evangelischen mit offnen Armen empfangen.

In einigen baierischen Städten überthuerte man ihnen nicht blos Fuhren und nothdürftige Kost und gab ihnen kaum gegen doppelte Zahlung ein elendes Nachtquartier, man suchte ihnen auch ihre Kinder des Nachts heimlich wegzunehmen, indem man ungescheut sagte, man müsse die unmündigen Kinder zu retten suchen, wenn auch die Alten zum Teufel fahren. In Augsburg ließ der katholische Rath vor den Salzburgern die Stadtthore schließen, in Donauwörth lief unter großem Lärm und Geschrei der Pöbel den Unglücklichen nach: „Die lutherischen Hunde wären werth, daß man sie auf dem Schellenberge verbrenne und an den Galgen hänge.“ Die Pfaffen in Ersurt predigten fleißig von „lutherischen Hunden“; der Pfaffe in Kleinwördingen ging noch weiter, er verbot seinen Zuhörern, diesen Leuten einen Trunk Wasser zu reichen, noch ihnen das geringste Gute zu erzeigen, da sie nur Ketzer und Hunde seien, und fand so gehorsame Pfarrkinder, daß sie — ähnlich wie im polnischen Städtchen Behrend, wo die Einwohner den Salzburgern keinen Bissen Brod geben wollten und sogar die Eimer von den Brunnen nahmen — den armen Vertriebenen nicht einmal für Geld einen Schluck Wasser verabreichten, bis sich die Juden ihrer erbarmten, sie zu ihren Brunnen führten, ihnen Gefäße reichten, um für sich und ihre Pferde Wasser zu schöpfen, und sie mit Brod, Bier und Geld beschenkten. Ja, als ein Haufen Salzburger Auswanderer zu Würzburg auf dem Main unter der großen steinernen Brücke wegfuhr, hatte sich auf letzterer ein fanatischer Volkshaufe versammelt und ließ mit den Schimpfworten: „Ihr ketzerischen Hunde, ihr verdammten Leute, Geschlecht des Luzifer!“ eine Menge Steine auf sie herunterfallen, von denen jedoch zum Glück Niemand weiter als ein Knabe verletzt wurde. Und wie die Geistlichen in Salzburg den Evangelischen nicht zugelassen hatten, ihre Todten auf den Kirchhöfen zu bestatten, wie sort beim Tode eines jungen Bauers der Pfarrer die empörende Erklärung abgegeben hatte: „man solle den Todten nur in den Mist hineinschmeißen, daß ihn die Schweine fräßen; eines besseren Begräbnisses sei er nicht würdig, denn er sei schon mit Leib und Seele zum Teufel in die Hölle gefahren und habe den Andern die Hölle aufgesperrt, daß sie ihm nachfolgen könnten;“ und wie sie daher die Evangelischen genöthigt gehabt hatten, ihre Todten in den Gärten zu begraben: so verweigerte auch während der Auswanderung der Fanatismus an einigen katholischen Orten den Salzburgern ihre unterwegs verschiedenen Brüdern auf eine christliche Weise zu bestatten, und nöthigte sie, dieselben auf dem Wege einzuscharren.

Doch — zur Ehre jener Zeit und des deutschen Volkes sei es gesagt — jene Ausgebornen fanatischen Glaubenseifers waren nur vereinzelte Ausnahmen, zahlreiche Katholiken zeigten dagegen theilnehmendes, menschliches Mitgefühl. Die schlichte Einfalt, die Bereitwilligkeit und Glaubensfestigkeit der unglücklichen Vertriebenen imponirten, wie ein damaliger Bericht aus Augsburg meldet: „Der ungemeine Eifer, Begierde und Liebe dieser Leute zu den evangelischen Wahrheiten ist nicht zu beschreiben. Und obgeachtet die wenigsten unter ihnen weder lesen noch schreiben können, so ist billig zu verwundern, daß sie dennoch einen völligen Begriff von der evangelischen Religion besitzen. In weltlichen Dingen scheinen sie ganz einfältig, sind mehrentheils ledigen Standes und der harten Bauerarbeit gewohnt. Alles das Ihrige haben sie gutwillig verlassen, vertrauen ganz ungemein der göttlichen Vorsorge, und ist ihre größte Lust singen, beten und arbeiten. Sie leben ohne Bekümmernis, sind guts Muths und voller Freudigkeit, und lassen sich leiten wie die Lämmer.“

So erbarmten sich ihrer auch unter den Katholiken menschlich fühlende Herzen, und selbst arme Soldaten katholischen Glaubens schenkten ihnen in diesem Mitleid und in lauter Entrüstung über den Salzburger Tyrannen den ganzen empfangenen Sold. Die Juden und namentlich die Judenfrauen, eingedenk der schon von Moses gebotenen Pflichten gegen Fremde und Wanderer, blieben in edler Mildthätigkeit nicht zurück. Und von den Evangelischen wurden die armen Salzburger Glaubensgenossen mit offenen Armen empfangen. Wer wollte sie alle verzeichnen, die Beweise der Menschlichkeit und Liebe, welche die Vertriebenen überall erhielten?! In den süddeutschen Städten, in den thüringischen und sächsischen Städten, in Halberstadt, von dem unter den Emigranten ein alter Mann mit den naiven Worten Abschied nahm: „Ich werde nun bald sterben, will mich aber allemal freuen, so oft ich im Himmel einen Halberstädter antreffe,“ — in Potsdam, wo der preußische König ihnen zurief: „Ihr seid es gut haben, Kinder! Ihr seid es gut bei mir haben,“ — in Berlin, in Königsberg und andern nördlichen Orten, überall diesselbe warme Sympathie, derselbe mitthätige Eifer für die Salzburger Auswanderer; den Preis von allen aber trug Leipzig davon, wo man sich um die Emigranten und deren Verpflegung förmlich riß, wo man von den höchsten bis zu den niedersten Ständen, ja selbst Knecht und Magd, Handwerksbursche und Soldat, Tagelöhner und Bettler sich beeiferten, die Unglücklichen zu beschenken, ja sogar arme Tagelöhner etliche Groschen borgten, nur um sie den Salzburgern geben zu können, und wo ihnen auf diese Weise an Kleidern, Waaren und baarer Unterstützung mehr als 20,000 Thaler zugeflossen sein sollen.

Wenn man sie kommen sah in ihren ärmlichen Kleidern, die Bibeln und die kleinen Kinder tragend, hinter dem langen Zuge her das Gepäck auf 70 und mehr Wagen, worauf zugleich Alte, Kranke, Blinde, Lahme, Krüppel, hochschwangere Weiber, Kindbetterinnen und Kinder lagen, wurde man bewegt, ja zu Thränen gerührt, — waren es doch Glaubensgenossen, die um ihres Glaubens willen alles erduldet, alles verlassen hatten. Man küßte die Kinder, die in ihrer unschuldigen Unbefangenheit die Größe ihres Unglücks nicht verstanden, und führte die Greise und Schwachen bei der Hand. Man geleitete sie in feierlichem Zuge unter Glockengeläute und Absingung jener frommen Lieder in die Stadt, von denen sie schon in Salzburg bei ihren heimlichen Andachtsübungen

erquickt worden waren. Am meisten pflegten die Auswanderer ein von einem ehemaligen Salzburger Bergmann, dem schon 1686 seines Glaubens wegen aus Salzburg verjagten, durch seinen „evangelischen Seelsbrief" und andere Schriften bekannt gewordenen Joseph Schaitberger, gedichtetes Lied zu singen, das daher hier Platz finden mag:

Ich bin ein armer Exulant,
Also muß ich mich schreiben,
Man thut mich aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiben.

Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein,
Es ist Dir auch so gangen,
Drum bist ich Dein Nachfolger sein,
Mach's, Herr, nach Dein'm Verlangen.

Ein Pilgrim bin ich auch nunmehr,
Muß reisen fremde Straßen;
Drum bist ich Dich, mein Gott und Herr!
Du wollst mich nicht verlassen.

Ach steh mir bei, Du starker Gott!
Dir hab ich mich ergeben;
Verlaß mich nicht in meiner Noth,
Wenn's kosten soll mein Leben.

Den Glauben hab ich frei bekannt,
Deß darf ich mich nicht schamen,
Ob man mich einen Ketzer nennt
Und thut mir's Leben nehmen.

Reisen und Band war mir ein Ehr,
Um Jesu will'n zu dulden:
Denn dieses macht die Glaubenslehr,
Und nicht mein dös Verschulden.

Ob mir der Satan und die Welt
All mein Vermögen rauben,
Wenn ich nur diesen Schatz behalt,
Gott und den rechten Glauben.

Herr, wie Du willst, ich geh mich drein,
Bei Dir will ich verbleiben,
Ich will mich gern dem Willen Dein
Gehorsahm unterschreiben.

Muß ich gleich in das Elend fort,
So will ich mich nicht wehren,
Ich hoffe doch, Gott wird mir dort
Auch gute Freund' bescheren.

Nun will ich fort in Gottes Nam',
Alles ist mir genommen,
Doch weiß ich schon, die Himmelskron'
Werd ich einmal bekommen.

So geh ich heut von meinem Haus,
Die Kinder muß ich lassen,
Mein Gott, das treibt mir Thränen aus,
Zu wandern fremde Straßen.

Ach führ mich, Gott, in eine Stadt,
Wo ich Dein Wort kann haben,
Damit will ich mich früh und spat
In meinem Herzen laben.

Soll ich in diesem Jammerthal
Noch lang in Armuth leben,
Gott wird mir dort im Himmels-Saal
Ein besser Wohnung geben.

Wer dieses Liedlein hat gemacht,
Der wird hier nicht genennet,
Das Papstest Lehr hat er veracht
Und Christum frei bekennet.

Man hielt mit ihnen in den Kirchen freien evangelischen Gottesdienst und theilte ihnen das Abendmahl unter beider Gestalt aus. Man bewirthete sie freundlich, beschenkte sie reichlich, begleitete sie wieder feierlich beim Abschied, und die Emigranten weinten Thränen der Dankbarkeit. Man schlug Münzen zum ewigen Gedächtniß der Begebenheit, man veranstaltete für die Unglücklichen Collecten, die ganz ansehnliche Summen ergaben. Nach einer Notiz aus jener Zeit brachte unter andern Dresden nicht weniger als 9676, Leipzig 2005, Frankfurt a. M. gegen 5000, Nürnberg über 6000, Wien 6000, Hamburg sogar über 24000 Thaler, Lübeck 12,134 Mark zusammen, aus Benedig kamen 311, sogar aus Smyrna 26 Gulden. Es flossen diese Gelder nach Regensburg in eine Casse zur Unterstützung der vertriebenen Salzburger, welche bis auf 888,331 Gulden anwuchs; die kursächsische Collecte freilich soll nicht hierzu, sondern — zum Ausbau der Frauenkirche in Dresden mit verwandt worden sein!

Allgemein und groß war das Aufsehen, das die Grausamkeit, mit welcher der geistliche Tyrann in Salzburg gegen seine evangelischen Unterthanen verfuhr, in Deutschland und über die deutschen Grenzen hinaus machte. Der Reichstag that Vorstellungen, aber sie wurden nicht beachtet. England, Holland, Preußen, Dänemark und Schweden verwendeten sich für die Evangelischen — — Alles umsonst, die Unterhandlungen zogen sich hin, und unterdessen fuhr der gewissenlose Erzbischof fort, die noch zurückgebliebenen Protestanten zu quälen. Die genannten Staaten drohten mit Repressalien, drohten, gegen die Katholiken, die sich in ihrem Bereiche befanden, ebenso zu verfahren, sie zu vertreiben und ihr Hab und Gut einzuziehen, aber auch diese Drohungen waren erfolglos, — auch die Bemittelten mußten Salzburg verlassen, manche in schamloser Weise gemißhandelt und geschmäht. Ja, der Erzbischof brachte die geistige Tortur, welche die Tefferegger einst zum Auswandern genöthigt hatte, wieder in Anwendung: um sein Land von all dem verruchten Unkraut zu säubern, forderte er von allen seinen Unterthanen den Eid, daß der evangelische Glaube ein ketzerischer und verfluchter, dagegen der römisch-katholische der alleinseligmachende sei, da bekannten sich noch Viele öffentlich zur lutherischen Lehre und zogen aus ihrem Vaterhause, aus ihrer alten, lieben Heimath ihren Brüdern in die Ferne nach. Auch sie fanden bei ihren Glaubensgenossen dieselbe freundliche Aufnahme, und wie sich gewöhnlich erst im Unglück der Charakter wirklich edler Menschen in seiner wahren, edeln Größe zeigt, so hat uns auch die Geschichte jener Tage eine nicht geringe Zahl edler Charaktere aufbewahrt.

Es gehört dahin auch jener Vorfall, der sich im Oettingen-Wallerstein'schen ereignet haben soll und der schönsten Dichtung unsers größten Dichters Veranlassung und Stoff gegeben hat. Dort in Altmühl (so berichteten die Emigranten, während freilich ein Ort dieses Namens vergeblich zu suchen ist) lebte ein „reiner und vermögender Bürger" mit seinem Sohne. Oftmals schon hatte er den letztern zur Heirath ermahnt, doch umsonst. Als aber nun ein Zug Salzburger Auswanderer das Städtchen passirte, erblickte der Sohn unter ihnen ein Mädchen, das den tiefsten Eindruck auf ihn machte. Die von ihm eingezogenen Erkundigungen ergaben, daß sie von reellen Eltern geboren, sich allezeit „wohl erhalten" und nur des Glaubens willen dieselben verlasse habe. Da ging er hin zu seinem Vater, offenbarte ihm seine Neigung zu der Salzburgerin und bat um seine Einwilligung, mit der Drohung, daß er andernfalls sich niemals verehelichen werde. Erschrocken suchte der Vater, der wohl auf eine bemittelte, wohlhäbige Schwiegertochter gehofft hatte, ihm sein Vorhaben auszureden und sieß einen Prediger und andere Freunde rufen, um den Sohn auf andere Gedanken zu bringen. Als aber der Sohn entschieden bei seinem Entschlusse blieb und auch der Geistliche eine Fügung der Vorsehung darin zu erblicken glaubte, gaben denn alle zuletzt ihre Zustimmung. Der Sohn suchte das Mädchen auf und frug sie, wie es ihr hier im Lande gefalle, und als sie erwidert hatte: „Herr, ganz wohl!" frug er sie weiter, ob sie wohl bei seinem Vater dienen wolle. Sie erklärte sie sich dazu bereit und theilte ihm mit, wie sie das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen und andere Hausarbeit verrichten könne. Da nahm er sie mit sich und stellte sie seinem Vater vor. Der Vater, der von jenem zum Schein geschlossenen Dienstverhältniß nichts wußte, frug die Salzburgerin, ob ihr denn sein Sohn gefalle und sie ihn heirathen wolle. Betroffen erwiderte sie: man solle sie nur nicht foppen, der Sohn habe für seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, werde sie ihm treu dienen. Als aber nun der Sohn ihr seine Neigung, sein Verlangen gestand, erklärte sie, daß, wenn es denn Ernst sein solle, sie es gar wohl zufrieden sei und ihn halten wolle wie ihr Auge im Kopfe, und nachdem ihr der Sohn ein Ehepfand gereicht, griff sie mit den Worten: „Sie müsse ihm doch wohl auch einen Mahlschatz geben," in den Busen und überreichte ihm ein Beutelchen mit 200 Ducaten. —

Wer erkennt nicht sofort in dieser einfach rührenden Geschichte den Stoff jenes herrlichen Gedichts, das mit seinem Erscheinen im Jahre 1798 durch seine schlichte Einfachheit, seine reine Wahrheit, seine Wärme und Tiefe der Empfindung die Lieblingsdichtung des deutschen Volkes geworden und bis zum

heutigen Tage geblieben ist? Mit dem Takte des Genies erkannte Goethe in jenem alten einfachen Stoffe die poetischen Motive, und indem er dieselben dichterisch gestaltete und verarbeitete, neue poetische Momente hinzutrug, das Ganze mit den edelsten und doch naturwahrsten Gestalten aus dem schlichten, tüchtigen deutschen Bürgerleben belebte, und statt der Salzburger Emigrationsgeschichte die großartigen, welterschütternden Begebenheiten der französischen Revolution mit ihrem ethischen Aufschwung, aber auch ihrem furchtbaren Elend zum Hintergrund wählte, schuf er ein episches Gedicht, das ein Wilhelm von Humboldt für das die Schönheit der antiken Dichtungen mit den Vorzügen der modernen Poesie verbindende Dichtwerk, das ein Schiller für den Gipfel der neuern Dichtung, das der Engländer Lewes für das vollendetste unter allen Goetheschen Produkten erklärt und hinsichtlich der Charakterzeichnung sogar den Shakespeare'schen Dramen zur Seite gestellt hat — sein unsterbliches Gedicht Hermann und Dorothea.

Die Emigranten, zusammen über 22,000 an Zahl, gingen theils nach Hannover oder Holland, theils nach Nord-Amerika, die meisten aber nach Preußen. Friedrich Wilhelm I. nahm über 20,000 in sein Land zuvorkommend auf, er that es als Schirmherr des Protestantismus, er wußte aber auch, was er an ihnen gewann, und es lag ihm daran, die durch den nordischen Krieg und durch Pest verödeten Gegenden Ostpreußens wieder zu bevölkern. Einige Zeit über ließ er jedem Mann vier, jeder Frau und jedem Mädchen drei, jedem Kinde zwei Groschen als Beitrag zu den Auswanderungs- und Reisekosten zahlen, indem er bemerkte: „Ich gebe es gern, Gott hat es mir ja gegeben, daß ich den armen Leuten Gutes thun soll." Er wies ihnen in Preußisch-Litthauen einen Landstrich an, wo sie beisammen leben sollten, und erleichterte ihnen die Ansiedelung. Noch unter dem 1. Septbr. 1732 schrieb er an den Grafen von Seckendorf: „Wenn noch 30,000 Salzburger kommen, ich Platz habe; und die Depense, unter uns gesagt, ist mit groß, und peuplire mein wüst Land." Die „Depense" ihrer Aufnahme betrug mehr als zehn Tonnen Goldes, was war dies aber im Vergleich zu den glücklichen Folgen? Hatten sie noch Anfangs mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen, hatten sie auch zu klagen, wie sich die Soldaten unterständen, die längsten Kerle unter ihnen zu werben und mit Gewalt zu Soldaten zu machen (die Potsdamer Leibgarde bedurfte ja Rekruten!), so lebten sie sich doch bald in die neue Heimath ein und brachten dem Lande als braves, biederes Volk durch ihren Fleiß reichen Segen. Hundert Jahre später, 1832, feierten ihre Nachkommen ein Fest dankbarer Erinnerung und setzten zu Gumbinnen dem König Friedrich Wilhelm I. ein Denkmal. Und in Salzburg? Was Schiller seinen Posa zu König Philipp sagen läßt:

> Schon sieben Tausende
> Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
> Den Sie verloren für den Glauben, war
> Ihr edelster. Mit offnen Mutterarmen
> Empfängt die Fliehenden Elisabeth,
> Und furchtbar blüht durch Künste unsers Landes
> Britannien. Verlassen von dem Fleiß
> Der neuen Christen liegt Granada öde,
> Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
> An selbstgeschlagnen Wunden sich verbluten —

man hätte es analog auch dem Erzbischof Eleutherius zurufen können. Nach glaubwürdigen Nachrichten sank die Einwohnerzahl, welche in ältern Zeiten sich wohl auf 250,000 belaufen, seit der Auswanderung der Protestanten auf 190,000 herab. Ein Reisender, der damals das Land besuchte, berichtete, es sähe dort aus, als wenn die Pest zwei Jahre daselbst gewüthet hätte.

Zu manchen Gegenden stand Dorf an Dorf leer und öde, kein Hirt trieb eine harmonisch läutende Heerde auf die Alm, kein Gesang fröhlicher, rüstiger Schnitter schallte von den Feldern, Alles leer, Alles wüst, Alles traurig. Der Wille des Erzbischofs, wie er ihn einst in roher Heftigkeit ausgesprochen hatte, war erfüllt; ja, er hatte nun keinen Ketzer in Salzburg mehr und empfing mit finsterer Eitelkeit zum Dank für die verdienstvolle That vom Papste den Titel „Hoheit", aber das Land hatte seine besten, treusten, fleißigsten Bewohner verloren, und auf den Aeckern wuchsen Dornen und Disteln!

Man schrieb damals 1731. Wohl haben wir seitdem neuen Act von solchem Fanatismus, von solcher Brutalität in Deutschland wieder erlebt; ja es hat sich in diesen Tagen die österreichische Regierung endlich genöthigt gesehen, für die Protestanten der deutschslavischen Kronländer einschließlich Tyrol die frühern Beschränkungen in Rücksicht auf Errichtung von Kirchen mit Thürmen, Glocken, Begehung von religiösen Feierlichkeiten, den Bezug von Büchern und Schriften aufzuheben, ihnen die selbstständige Ordnung, Verwaltung und Leitung der kirchlichen Angelegenheiten zu gewähren und ihnen die vollste Freiheit des Glaubensbekenntnisses und den Vollgenuß der bürgerlichen Rechte zuzusichern. Aber man werfe einen Blick auf die jetzigen Zustände der Juden in dem größten Theile Deutschlands, auf die Herrschaft einer „Staats-Religion", auf die heillosen, nur Unfrieden säenden, die Gemüther knechtenden, freiheitsfeindlichen Concordate, auf die Verhältnisse der Deutschkatholiken und der freien Gemeinden, auf die Bevormundung der protestantischen wie der katholischen Kirchen-Gemeinden und selbst der Volksschule durch den Klerus, auf das Verfemen der von dem großen Criminalisten Feuerbach so treffend ausgesprochenen wolfahrtischen Wahrheit: „Die Wissensschaften gleichen den Seen. Wenn sie stagnirend stille stehen und nicht ewige Fluth sie bewegt, dann verpesten sie die Luft und werden zum Aufenthalt des Ungeziefers, das im Morafte sich gefällt," auf die ebenso anmaßliche, als unverständige Forderung einer Umkehr der Wissenschaft, auf die neuesten Versuche, sogar die Philosophie unter die Controle kirchlicher Oberconsistorien zu stellen, auf den intoleranten Eifer sichtfeindlicher katholischer Kleriker und jener bekannten heuchlerischen, katholisirend-protestantischen Partei, und man wird zugeben müssen, daß wir bis zu einer wahren durchgreifenden Volksaufklärung in religiösen Dingen, bis zum wahren Verständniß, zur wahren Verwirklichung des Grundgedankens der erhabenen Religion der Liebe, bis zur vollkommenen Glaubensfreiheit und vollständigen Gleichstellung der Confessionen auch jetzt, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, noch einen weiten Weg zurückzulegen haben und bis dahin leider noch „gar Vieles faul ist im Staate Dänemark".

Rob. Keil.

Aus dem Leben Ludwig Devrient's.

(Schluß.)

„Credit?" sagte Devrient nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit zu dem Schauspieler. „Ich werde Ihnen beweisen, wie sehr Sie sich geirrt haben. Louis!" rief er. „Kannst und willst Du mir 30 Thaler leihen?"

„Thut mir leid, Herr Devrient," lautete die höfliche Antwort; „ich bin nicht im Besitze einer solchen Summe."

„Gut, so geh' und bitte Deinen Herrn darum. Ich brauch's nicht meinetwegen, sondern um ein gutes Werk zu thun."

Der Kellner ging und brachte nach kurzer Zeit eine abschlägige Antwort.

„Da haben Sie's!" lachte Devrient. „Jetzt werden Sie überzeugt sein, daß es an meinem guten Willen nicht liegt, wenn ich Ihnen nicht helfen kann."

„Das ist hart," sagte der Fremde; „ich habe Brod und gute Versorgung für mich und meine Familie in der Tasche, und kann nicht fort von hier! Die unglückliche Anna," fuhr er halb im Selbstgespräche, halb laut fort, „es wird ihr Tod sein!"

Der Name Anna hatte auf Devrient wie mit elektrischer Kraft gewirkt; er fragte: „Heißt Ihre Frau Anna?"

„Ja! Anna H., geborne H.," lautete die Antwort. „Kennen Sie dieselbe vielleicht?"

Devrient biß sich auf die Lippe, aber antwortete nicht. Anna H. war seine erste und einzige Liebe gewesen.

Inzwischen hatte der Kellner das bestellte Essen servirt. Während sich R. mit wahrem Heißhunger darüber hermachte, das saftige Beefsteak zu verzehren, ließ Devrient, das Haupt auf die

Hand gestützt, einige Bilder aus seiner Vergangenheit vor seinem Geiste vorüberziehen. Er sah sich in fröhlicher Gesellschaft in Dessau. Man bestieg einen Wagen und rollte zum Thore hinaus nach dem Wörlitzer Garten. Ihm gegenüber saß Anna H., damals ein blühendes, lebhaftes Mädchen, für welches Devrient mit aller Gluth der Leidenschaft, aber als ein echter deutscher Jüngling im Stillen schwärmte. Wenn Anna in ihrer Lebhaftigkeit sich umkehrte und Devrient's Knie berührte, zuckte es ihm durch alle Glieder und über seine Wange jagte eine flüchtige Röthe. Der Wagen hielt endlich. Man stieg aus und begab sich nach den zierlichen Gartenanlagen, für welche ein Satiriker die bekannte Inschrift erfunden hat:

Von hoher Obrigkeit wird gebeten,
Man möge hier nicht die Berge zertreten.
Hunde dürfen hier auch nicht laufen,
Damit sie nicht die Bassins anfaufen;
Essbli strafbar aber wird's es sein,
Stecke Jemand einen Festen ein!

Devrient faßte sich an dem schönen Frühlingstage ein Herz und bot der Dame seines Herzens den Arm. Ohne es zu wollen, wandelte das Paar einsame Gänge, und in einem blühenden Fliedergebüsche wechselten sie unter dem Flöten der Nachtigall heilige Gelübde und Liebesschwüre. Doch die Seligkeit sollte nicht von Dauer sein. Devrient verließ Dessau, um sich in Breslau eine Stätte seines Ruhmes zu gründen. Der Abschied hatte ihn schmerzlich bewegt; wie schlug sein Herz, wenn er in weiter Ferne mit banger Ahnung an die theure Braut dachte! ihr gehörte sein ganzes Denken und Thun, ihr weihte er seines Ruhmes Kränze, dessen Bedeutung bald in ganz Deutschland erkannt wurde. Ach! bald fiel ein giftiger Thau auf die zarte Blüthe seines Herzens. Seine Braut verrieth ihn. Ein kalter Absagebrief erstickte mit seinem Winterfroste die frischen Lebenskeimen des aufstrebenden Mannes.

Heut zum ersten Male sah Devrient den Glücklichen vor sich, der ihm seine erste und einzige Liebe geraubt und seinem Herzen unsägliches Weh bereitet hätte. Ein Gefühl des Stolzes und der Befriedigung kam über ihn, und eine Stimme in seinem Herzen flüsterte: „Du bist gerächt!" Aber nur einen Moment überkam ihn dies Gefühl; er bemeisterte mit gewaltiger Anstrengung seine Schwäche, und mit wohlwollender Theilnahme erwog er bei sich die Mittel zur Rettung derjenigen, die ihn einst verrathen hatte.

Der Hunger des Fremden war gestillt. Mit unverstellter Rührung sagte R. dem freundlichen Geber herzlichen Dank und fügte hinzu: „Se will ich mich denn meinem harten Geschicke mit Würde und Gleichmuth der Seele unterwerfen! Meiner Frau aber werde ich sagen, was für einen edlen Mann ich in Ihnen gefunden habe."

„Weiß sie um diesen Weg zu mir?" fragte Devrient.

„Kein Wort!" erwiderte R., „denn bisher habe ich nicht den Muth gehabt, ihr unsere trostlose Lage zu entdecken."

„So hören Sie! Wenn Sie mir versprechen, jedem, selbst Ihrer Frau, meinen Namen zu verschweigen, bin ich bereit, Ihnen aus der Noth zu helfen."

„Wie? wär's möglich? So hätten Sie doch noch einen Ausweg und Hülfe gefunden?"

„Still!" sagte Devrient, „Sie reden zu laut und machen jene Herren, welche eben eingetreten sind, auf uns aufmerksam. Hier, nehmen Sie diese Uhr und machen Sie dieselbe zu Geld! Sie ist mir zwar ein theures Angedenken, aber ich glaube sie im Sinne des Gebers zu verwenden, wenn ich sie Ihnen übergebe."

Bei diesen Worten zog Devrient seine goldene Uhr aus der Tasche, hälelte die schwere goldene Kette los und übergab beides, Uhr und Kette, seinem unglücklichen Collegen.

Dieser war außer sich; bald betändd faß er da, jeder seiner Gesichtsmuskeln zuckte, in seinen Augen standen helle Thränen; endlich sagte er mit fast erstickter Stimme: „O, Sie bester unter den Menschen! Ich kann und darf Ihr edelmüthiges Geschenk nicht ausschlagen; aber Sie haben es seinem Unbandbaren gegeben und sollen von mir hören! Einstweilen leben Sie wohl und getrösten Sie sich des erhebenden Gedankens, eine Familie vom Untergange errettet zu haben."

Damit stand er auf, drückte fest und treu Devrient's Hand, indem eine Thräne aus seinem Auge auf dieselbe rollte, und eilte fort. Devrient aber saß da und beschaute still und sinnend die Thräne auf seiner Hand; sein Herz war ihm zum Zerspringen voll, und unwillkürlich brach er in die Schmerzensworte König Lear's aus:

Auf solche Opfer, o Cordelia, streun
Die Götter selbst den Weihrauch. Hab' ich dich?
Wer uns will trennen, muß mit Himmelsbränden
Uns schrecken, wie die Frösche. Weine nicht! —

Das war einer der glücklichsten Tage aus Devrient's Leben.

III.

Woche auf Woche war seit jenem Tage verflossen; der fremde Schauspieler hatte nichts von sich hören lassen. Devrient hätte in der täglichen Aufregung den erwähnten Vorfall längst vergessen gehabt, wenn seine Frau nicht tagtäglich dafür gesorgt hätte, ihn daran zu erinnern. Längst schon hatte sie Verdacht geschöpft, daß ihres Mannes Aussage, er habe die Uhr dem Uhrmacher zur Reparatur übergeben, eine Erfindung sei, um sie zu täuschen; endlich hielt sie es nicht länger aus und eilte zum Uhrmacher.

„Herr Steinmann," sprach sie, als sie in den Laden trat, „ist meines Mannes Uhr, welche er Ihnen zur Reparatur übergeben hat, noch nicht angebessert?"

„Das muß wohl ein Irrthum sein, Madam Devrient," lautete die Antwort; „mir hat Ihr lieber Mann keine Uhr zur Reparatur übergeben."

„O ich unglückliche Frau," jammerte jene. „Alles, was Gott heißt und Gelegenheit hat, sagt der Säufer durch seine Kehle; aber an seinen Hausstand und an seine Hausfrau denkt er nicht."

Der Uhrmacher zuckte die Achseln; er kannte Devrient's Hanswannin zu gut, als daß er Lust verspürt hätte, das Gespräch mit ihr fortzusetzen.

Mit den Worten: „Na warte, den Streich werde ich Dir gedenken!" stürzte sie aus dem Laden und begab sich in die Lutter'sche Weinstube, in der sie niemand als den Oberkellner vorfand. Sie interpellirte denselben lebhaft und war nicht wenig erfreut, als er ihr nach einigem Besinnen den wahrscheinlichen Verbleib der Uhr angeben konnte. Vergeblich aber forschte sie nach dem Namen des „Bettlers und Bentelschneiders", wie sie ihn nannte, und schließlich blieb ihr nichts übrig, als unverrichteter Dinge nach Haus zu gehen.

Devrient stand, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, stark unter dem Pantoffel. Er ließ auch jetzt das Ungewitter gedultig über sich ergehen, ohne sich zu verantworten oder zu entschuldigen. Interessen grade dies hartnäckige Schweigen gerichte seiner Ungenierten Frau zum größten Aergerniß und faßte beschlossen heute ihre Wuth stets neu an. Aber wie jener Sturm ausbraust, so nahm auch diese Philippica ihr Ende. Als das Wetter ausgetobt hatte, nahm Devrient Hut und Stock und sagte beim Fortgehen zu seiner Frau:

„Es ist mir nur lieb, daß ich durch Dich ersahren habe, wo meine Uhr geblieben ist; ich hatte die Geschichte längst vergessen."

Diese mit einem unnachahmlichen Phlegma gesprochenen Worte reizten die Frau zu einem neuen Zornesausbruche, dem Devrient aber dadurch entging, daß er die Thür hinter sich in's Schloß warf; er steuerte seiner geliebten Weinstube zu. Es war im Juni, der Tag unerträglich heiß; jeder hatte das Freie gesucht, nur drei treue Genossen saßen da und erwarteten Devrient's Ankunft. Es war der Kammergerichtsrath und der Doctor, welche uns schon aus dem ersten Capitel bekannt sind, und ein alter Jugendfreund Devrient's, Namens Schulze.

Nachdem Devrient Platz genommen und wie die Anderen Rock und Halsbinde abgelegt hatte, sprach er: „Wie wär's, Freunde, wenn wir bei der heutigen afrikanischen Hitze unseren Sect draußen unter freiem Himmel tränken?"

„Angenommen! einverstanden!" lautete die Antwort.

„He, Louis!" sagte Devrient, „in einem Stündchen, wenn's kranken Himmel geworden sein wird, bringst Du unsern Tisch, vier Stühle und eine Flasche Sect drüben nach dem Gense'armenmarkt."

„Weiß schon!" erwiderte der Kellner. „Soll ich auch die Cubigkeit bestellen, Herr Devrient?"

„Wird nicht schaden," sprach Devrient lachend; „bestelle sie nur in Gottes Namen. Doch jetzt bring' uns eine frische Flasche Sect!"

Als Louis diesem Befehle nachgekommen war, stellte er neben den Eistübel ein Kistchen auf den Tisch.

„Was soll das?“ fragte Devrient.

„Der Postbote hat das Kistchen bei uns abgegeben,“ antwortete der Kellner. „Sehen Sie, hier ist die Adresse: Herrn Devrient, königlichem Hofschauspieler in Berlin. Abzugeben in der Weinhandlung von Lutter und Wegner, Charlottenstraße.“

„Gieb Acht, Devrient,“ sprach Schultze, „das wird eine Ueberraschung geben!“

„Wenn's nur kein Geheimniß ist!“ fügte der Doctor lachend hinzu. „Werden wir auch bei der Eröffnung zugegen sein dürfen?“

„Von Herzen gern,“ antwortete Devrient; „ich habe vor Euch keine Geheimnisse. Louis, bring' Hammer und Zange her!“

Während Devrient das Kistchen öffnete, schauten Alle neugierig zu; keiner aber war neugieriger als der Empfänger selbst. Jetzt nahm er den Deckel ab — und vor seinen Augen lag, sorgfältig in Watte verpackt, die uns bekannte Uhr und Kette.

„Das ist brav!“ sprach Devrient. „Ich hab's auch nicht anders erwartet.“

„Was hast Du nicht anders erwartet? Erzähle, erzähle!“ rief der Chorus der Zecher, und Devrient mußte wohl oder übel den Hergang erzählen.

Bei dieser Erzählung traten Schulze, der wie Devrient eine weiche Natur war, die Thränen in die Augen. Als Devrient geendet hatte, drückte jener ihm herzlich die Hand, während der Kammergerichtsrath in dem Kistchen umherstöberte.

„Halt,“ rief der Letztere plötzlich, „da liegt ein Brief auf dem Boden des Kistchens; hier ist er!“ Er hielt ihn hoch in die Höhe.

„Vorlesen, vorlesen!“ hallte es wieder im Chorus.

Devrient kam dem Verlangen nach und las:

„Verehrter Herr!

Als Sie vor zwei Monaten auf so liebenswürdige, ja wahrhaft rührende Weise das Einzige hergaben, was Sie besaßen, um mich und meine Familie vom Untergange zu erretten, haben Sie sich ein Denkmal in unseren Herzen errichtet, welches dauernder sein wird als Erz und Marmor. Wir gedenken Ihrer täglich, und meine Frau schickt mit den Kindern allabendlich für den unbekannten Geber und Bobltbäter Bitten und Gebet zu Gottes Thron empor. O, warum unterfagten Sie es mir, je Ihren Namen den Meinigen zu nennen! Kaum habe ich es vermocht, den stürmischen Bitten und Fragen derselben zu widerstehen; nur der Gedanke, unkenntbar zu erscheinen, hat mir die nöthige Kraft gegeben zu schweigen.

Mein Herz ist voll des Dankes, und wenn ich dennoch meinen Gefühlen nur einen schwachen Ausdruck zu geben vermag, so werden Sie, theurer Mann, der in die tiefsten Tiefen der menschlichen Brust geblickt hat, den Mangel der Worte mit der Tiefe der Empfindung entschuldigen; die höchsten Affecte der Seele machen ja den Menschen verstummen. Es wird und muß für Sie ein erhebendes Bewußtsein sein, uns von Sorgen befreit und in glücklicher Lage zu wissen; ist doch das Alles Ihr Werk. Gottes Segen für Zeit und Ewigkeit auf Sie herabflehend bin ich

Ihr stets ergebener

R....“

Nachdem Devrient geendet hatte, fuhr er mit der Hand über die Augen und sprach: „Freunde, Ihr seid Alle weich geworden und schmelzt dahin wie Butter an der Sonne. Nehmt die Gläser zur Hand und trinkt herzhaft eins! Kommt Euch aber einmal Jemand in den Weg, der unglücklich ist und Euer Hülfe bedarf, so thut mir's nach; und könnt Ihr dabei feurige Kohlen auf das Haupt eines Unwürdigen sammeln, um so besser!“

Das Gespräch wurde heiter, Devrient würzte es mit manchem Scherzworte, und schnell war eine Stunde vergangen.

„Jetzt möchte es an der Zeit sein, uns in's Freie zu begeben,“ sagte der Rath. „Die „Obrigkeit“ ist von ihrer ersten Wanderung zurück und gewiß gern bereit, auf die „Devrient's-Wache“ zu ziehen.“

Gesagt, gethan. Tisch und Stühle, Flaschen und Gläser wurden auf den Gensd'armenmarkt gebracht, woselbst die nächtlichen Zecher im Halbcostüm ihre gemüthliche Kneiperei fortsetzten. Geschirmt wurden sie von der „Obrigkeit“, d. h. von den in der Nähe angestellten Nachtwächtern, von welchen jeder mit einem Quart Wein beschenkt wurde. War's nun nur der Hant-Santenus, welcher das obrigkeitliche Gewissen und den Verstand der Nachtwächter schärfte, oder war's angeborenes Talent, genug, die Devrient's-Wache wußte nicht nur jede Störung der vier Zecher zu verhüten, sondern auch ihrer anderweitigen Verpflichtung nachzukommen.

Voll Witz und Laune wußte Devrient die warme Sommernacht hindurch seine Zechgenossen in heiterer Stimmung zu erhalten; er erzählte von seiner Lehrzeit, wie er in Potsdam Seide gehaspelt, Knöpfe besponnen, Franzen und Troddeln kunstgerecht garbeitet habe, und begleitete seine Erzählung mit so treffender Pantomime, daß sich seine Zuhörer vor Lachen ausschütten wollten. Am glücklichsten war er immer, wenn er, wie heute, den „Herrn Meester un de Frau Meesterin“ auftreten ließ; er zeichnete Beide, den brummigen Posamentier und seine keifende Ehehälfte, mit einer Treue und Wahrheit, und sein unerschöpflicher Humor wußte ihrem Familienleben so viel komische Seiten abzugewinnen, daß keine seiner Glanzrollen auf dem Theater diese Leistung einer improvisirten nächtlichen Posse übertroffen hat.

Sich selbst persiflirte er dabei als „kämlges Lehrjungen“, mit welchem Lieblingstitel ihn die „Meesterin“ einst zu beehren pflegte, auf höchst drastische Weise, und ein humoristisches Gelächter begleitete den Schluß seiner Mittheilungen, als er die Worte citirte, welche seine Meisterin bei ihrem letzten Zornesausbruche, ehe er aus der Lehre gelaufen, wie eine wahrsagende Sibylle an ihn gerichtet hatte, „er werde nicht nur ein großer Theaterheld, sondern ein noch größerer Pantoffelheld werden.“

Inzwischen war die Nacht vergangen, der Tag graute, und das letzte Glas ging auf die Neige. War der Geist der Zecher auch noch willig, war das Fleisch doch schwach geworden. Mit lallender Zunge rief man nach der „Obrigkeit“, welche ihrer Instruction gemäß die Nachtschwärmer nach Haus brachte.

Devrient aber schlief diesmal ein, ohne von Seiten seiner Frau eine donnernde Philippica zu hören. Dies seltene Glück verdankte er der verloren geglaubten Uhr, deren Schläge — Devrient ließ, ein guter Aetdherr, diesetbe repetiren — den bösen Dämon bannten.

Der Holzgraf.

Eine oberbairische Geschichte.

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

Beß war von den strengen Worten des Vaters ergriffen, aber sie zeigte es durch nichts Anderes, als daß sie die Unterlippe zwischen die Zähne klemmte. Die Bäuerin hatte das Angesicht in eines der Kissen verborgen und schluchzte bitterlich. „O verfluchige Dich mit noch mehr in Deinem Hochmuth, Kovby,“ rief sie, die schwache Stimme anstrengend. „Wir sind den Leuten obnehin schon genug verhaßt! Wenn ich's doch vor meinem Ende erbitten könnt' von Gott, daß er Dein hartes Herz erweicht, — aber Du hast Dich ganz von ihm abgewendt'... Du hast das Beten verlernt, und seit Du den unglücklichen Holzhauer angefangen hast, ist der Hochmuth völlig Herr geworden über Deine arme Seel...“

„Sei still davon, Beischwester,“ schrie sie der Bauer an. „Was hab' ich von der Frömmigkeit, wenn sie die Mutter dazu bringt, daß sie der Tochter bei ihren Liebschaften hilft! Wenn die leichtsinnige Dirn sich dem Bettelbuben an den Hals wirft, glaubst Du, daß ich's verhindern kann?“

„O Korby, schäme Dich mit selbst, wenn Du mich und Dein eigenes Fleisch und Blut so verkennst! Ich bin nit entgegen gewesen, weil der Tonini wirklich der braufe Bursch ist im ganzen Dorf, weil sie sich alle zwei in Ehren lieb haben von Herzensgrund, und weil ich glaub', daß sie gut zusammen und einmal glücklich sind mit einander. Wie hoch willst mit dem Mädel hin-

Digitized by Google

aus? Den Hof kannst ihr doch nit geben, den mußt Du dem Martin aufbeden, der ja wohl mit der Gottes Gnad' wieder heim kommen wird aus'm Feld — warum willst der Vesi nit erlauben, daß sie den bekommt, den sie einmal in's Herz geschlossen hat?"

„Weil ich mich auf solche Schwatzheiten nit einlaß und weil ich den Verstand haben muß für alle Drei," entgegnete der Bauer grob . . . „aber ganz Unrecht hast Du doch nicht. Mich ist ja dem Faß der Boden nicht aus . . . ich kann's noch einmal im Guten probiren. Komm her zu mir, Vesi . . ."

Das Mädchen trat vor den Stuhl, auf dem er saß. Er sah ihr fest ins Gesicht und sagte um vieles milder: „Thu mir das nicht an, Vesi. Du weißt es am besten, ich hab' Dich allweil lieb gehabt, weil Du ein festes entschlossenes Gemüth hast, wie ich selber — wenn's nit gegen mich, gegen Dein' Vater! Laß den Burschen laufen: es ist nichts an ihm, glaub' mir's, und wenn's Dich jetzt hart ankommt, thu's mir zu lieb . . . Du wirst es bald überwind haben . . . Ich nehm' Dich mit in die Stadt nach München, Du darfst Dir kaufen, was nur Deinen Augen gefallt — aber nit wahr, Du gibst den Burschen auf? Du willst ihn nit mehr sehn, nit mehr mit ihm reden, willst ihn vergessen — nit wahr, Du versprichst mir das, Vesi?"

Einen Augenblick trat Stille ein; Beider Augen ruhten in einander; Jedes hielt den gespannten Blick des Andern aus.

„Nein, Vater," sagte Vesi dann halblaut und mit bebender Stimme. „Das mußt Du nit von mir verlangen, das kann ich Dir nit versprechen . . ."

„Vesi . . ." sagte der Bauer, und auch seine Stimme bebte in Zorn und Erregung . . . „Vesi, sag' nicht so, wenn Dein Vater Dich bitt' . . ."

„Ich kann nit," erwiderte sie, indem sie vor dem finster blickenden Manne wie unwillkührlich auf die Kniee sank . . . „Wenn Du mich gern hast, so verlang' Alles von Deiner Vesi, Vater — nur das Einzige nit, daß ich den Dominik lassen und vergessen soll! Es wär' eine Lüg', wenn ich's thät, denn ich weiß doch voraus, daß ich's nit halten könnt' — und eine Sünd' wär's auch, denn ich hab' es dem Dominik schon zuvor versprochen, daß ich ihn gern haben und seinen Andern nehmen will, als ihn . . ."

„Also Du willst nit?" rief der Bauer, indem er aufzustehn versuchte. Als das Mädchen schwieg und regungslos in der knieenden Stellung blieb, sprang er ungeduldig vollends auf und stieß sie mit dem Fuße vor die Brust, daß sie rücklings zu Boden fiel und das gelöste Haar weit auseinander rollte. Sie gab keinen Laut von sich, auch als der Wüthende über sie herfiel, sie bei den Haaren faßte und in blindem Zorn am Boden hinzuschleppen begann.

Die Mutter schrie laut und kreischend auf, sie wollte hinzu, wollte dem mißhandelten Mädchen zu Hülfe kommen — aber sie vermochte es nicht, die zitternden Kniee verfagten ihr den Dienst . . . „Laß sie los, Korbly," schrie sie außer sich . . . „Thu' ihr nichts zu Leid . . . es ist mein Kind! . . . Heilige Mutter von Ettal — denk', was Du mir versprochen hast, Korbly — denk' an den Andreastag!"

Als ob dies Wort ein Blitz gewesen, der seinen Arm gelähmt hätte, ließ der Bauer das Mädchen los, das sich schreiend vom Boden erhob, schweigend das zerrissene Haar in Ordnung brachte und sich dann in einen Winkel setzte, die thränenleeren Augen in den aufgelegten Armen verbergend. Auch der Bauer sprach nichts; er ging mit mächtigen Schritten in der Stube auf und ab, und fecht mit den Händen vor sich hin. Die Kranke lehnte an ihren Kissen, und ihre eingefallnen Wangen brannten fieberisch roth.

Nach einer Weile blieb der Bauer vor ihr stehn. „Wie ist Dir, Margareth?" fragte er mit erzwungener Gelassenheit.

„Ach, mir gut, Korbly," antwortete sie, „Du brauchst nimmer lang Geduld zu haben mit mir . . ."

„Davon ist nicht die Red'," murrte er. „Bist Du stark genug, daß Du reisen kannst?"

„Wenn's Dir ein Gefallen ist, will ich mich zusammennehmen, daß ich's kann . . ."

„So richte Dich zusammen. Sag' es auch — Deiner Tochter, daß sie sich fertig macht. Nehmt nur das Nöthigste mit, alles Andre kann nachkommen. Wir fahren in einer halben Stund' weg . . ."

„. . . Ohne daß Du mir sagst, wohin?"

„Wohin! Nach Haus! Auf den Tunnerhof! Ich will der Hacken einen Stiel machen, und für Dich ists in der warmen Jahreszeit auf dem Hof auch gesünder, als in dem kalten Nest . . ."

„Nach Haus also? Gern, Korbly — ich hab mir's schon lang gewünscht . . . ich mein' ich könnt' viel ruhiger sterben dort . . . aber warum heute Nacht noch? Hat's nicht bis morgen Zeit?"

„Nein," rief der Bauer mit wieder durchblitzender Heftigkeit, „heut Nacht noch muß es sein! Ich will mit, daß es bis morgen im ganzen Dorf herum ist, und daß wir hinausfahren, als wenn wir Spießruthen liefen . . ."

„Dann soll es sein, wie Du's haben willst, Korbly."

Nach einer Stunde rollte das Fuhrwerk des Holzgrafen wieder in der Nacht durch die Ammergauer Dorfgasse dahin. Vesi saß auf einem eigens bereiteten Sitz neben der in Tücher und Betten eingehüllten Mutter, der Vater auf dem Vordersitz und kutschirte.

Niemand begegnete ihnen, bis sie um die Ecke bogen, wo ihnen die hellbeleuchteten Erkerfenster des Sternwirths entgegen schimmerten. Auf der Straße standen Leute, dicht gedrängt; eine wichtige Nachricht hatte sie noch so spät aus Häusern und Betten gerufen. Der Holzgraf war weder Willen gewöhnigt, langsamer zu fahren, und konnte sich dem Gespräche der Umstehenden nicht verschließen.

„Also ist es wirklich wahr, Nachbar Zwink?" fragte ein neu Herzueilender. „Sie sind da und haben gute Nachrichten?"

„Ja," rief der Angeredete, „es ist Alles wahr! Sie sind da, Sie haben mit dem König selber gereet — er hat's erlaubt, der Passion darf gespielt werden! Hört Ihr? Da droben sind sie alle beisammen — da kann man nicht mehr zweifeln . . ."

Aus den Fenstern des Sternwirthshauses erscholl jetzt Gläsergeklirr, und ein dreimaliges Hoch für Maximilian Joseph, den König „mit dem besten Herzen!"

Mit einem halblauten Fluche hieb der Holzgraf auf seine Pferde ein und sauste davon.

2.

Wenige Wochen später lag ein heller, warmer Vormittag auf dem engen und in seinem Wiesenreichthum höchst anmuthig grünen Graswangen-Thal. Der Himmel ruhte über den waldigen und felsigten Bergrücken wie ein blaues Glasgewölbe und schien mit denselben das Thal zu einer Insel auf festem Lande ab, als wenn dann das Glück so recht daheim sein und nirgends einen Weg finden sollte zu entfliehn. Wer damals auf dem schmalen Sträßchen an den Bergfängen hinwanderte und den stattlichen Bauernhof von der Anhöhe herunter winken sah, der hätte sich gewiß ein festes Besitzthum gewünscht und hätte gemeint, es könne nicht fehlen, da droben müßten fremde und zufriedene Menschen hausen!

Der Tunnerhof lag auch so wunderschön und freundlich, daß man glauben konnte, bei der Erbauung müsse nicht sowohl ein Bauer den Grundriß gemacht haben, sondern ein Landschaftsmaler oder sonst Einer, der den Naturschönheiten nachstrebt oder nachsteigt in den Bergen. Das ansehnliche Gebäude mit weißgetünchtem gemauertem Erdgeschoß, mit dem wetterbraunen Holzgebälke der obern Räume und dem breiten steinbeschwerten Dache lag an sanft aufsteigender Anhöhe auf einer kleinen grasigen Hochebene, nach Morgen und Mittag der Sonne geöffnet, gegen den rauhen Norden und den kalten Westen aber durch einen hohen waldigen Berg gedeckt, der das liebliche Asyl in seinen Schutz genommen zu haben schien, wie ein Vater das zu ihm geflüchtete Kind auf seinem Schooß und zwischen seinen Knieen verbirgt. Der grüne, mit Bäumen bewachsene Abhang senkte sich nach drei Seiten allmählich und angenehm gegen den Thalgrund herab, an der vierten, der Straße zugewendeten Seite stürzte er plötzlich in eine senkrechte thurmhohe Felswand ab, an deren Fuß Gebüsch und Trümmer erkennen ließen, daß hier einmal ein Steinbruch betrieben worden war. Dadurch ward der Anblick des Hofes noch eigenthümlicher; was aber den angenehmen Eindruck desselben vollendete, war ein mächtiger alter Thurm, mit einer Mauerkrone auf seiner Rundung, der über der Felswand und so unter Bäumen versteckt stand, daß er zum Gehöfte selbst zu gehören schien. Dadurch gewann dasselbe das Ansehn einer Burg, wie denn auch Mancher wissen wollte, daß da einmal ein Ritterschloß gestanden und der Turnerhof dann in die Trümmer hineingebaut worden sei. Wieder Andre meinten aber, der runde Thurm mit seinen ungeheuren Quadern

müsse noch viel älter sein und aus der Zeit herstammen, in welcher die Römer überall in deutschen Landen ihre Warthurgen und Castelle hingestellt hatten.

Auch beim nähern Hinzutreten erfüllte der Durnerhof, was sein Anblick von der Ferne versprochen hatte, denn überall waren die Spuren jener Ordnung und jener reichen Bequemlichkeit sichtbar, welche die Folge und Begleitung der Wohlhabenheit sind. Alle Bäume waren zu schöne Pfähle zierlich aufgebunden, alle Wege zum Gehöfte und um dasselbe herum waren sauber und reinlich, nirgends wurde Unrath oder am ungehörigen Orte ein Stück Werkzeug sichtbar. Das Haus selbst stimmte damit vollkommen überein; Alles darin spiegelte und glänzte, und die von den bäuerlichen Gewohnheiten der Umgebung äußerlich in nichts abweichende Einrichtung unterschied sich doch dadurch, daß Alles aus feinern Holzarten gefertigt und mit bessern Stoffen bekleidet war. Der meiste und überraschendste Aufwand hatte sich gefunden, um den alten Thurm wieder herzustellen und ein paar Gelasse desselben wohnlich zu machen. Die Gemächer darin waren natürlich nur eng, aber sie boten in ihrer ungefuchten und darum mit dem alterthümlichen Wesen des Gebäudes übereinstimmenden Einrichtung und Ausschmückung einen Aufenthalt, wie ihn die Einbildungskraft eines Künstlers oder Dichters nur ersinnen konnte, als stillen Zufluchtsort für die stillen Stunden ihrer Schöpferzeit. Es sprach aus Allem ein entschiedener Sinn, ein bestimmter Wille des Ungewöhnlichen und Bessern, nicht ohne unverkennbare Zeichen des Bestrebens, mit Beidem zu prunken. Der letztere Umstand und die ungewöhnliche Stille und Einsamkeit des Ganzen mochte Ursache sein, daß sich bei längerem Verweilen zuletzt das Gefühl eines erkünstelten Zustandes und damit das Unbehagen einstellte, welches unvermeidlich ist, wo eine neuen an sich tüchtige Kraft bestrebt ist, über das hinauszugehen, was sie sein soll und sein kann. Ueber aller Fülle des Besitzes und allem Schmuck lagerte daher etwas, was die wahre innere Freudigkeit nicht aufkommen ließ: man konnte die Bewohner beneiden, aber man fühlte zugleich, daß in dem steten haftigen Schaffen und Bessern das Pflänzchen nicht zu wurzeln vermocht hatte, das vor Allem eine stille, möglichst unveränderte Scholle bedarf — die Zufriedenheit.

Wer daran noch gezweifelt hätte, mußte sich überzeugen, wenn er an diesem Morgen in die große Wohnstube des Erdgeschosses getreten wäre und die abgehärmte Miene beobachtet hätte, mit welcher die Bäuerin an dem glänzend gescheuerten großen Eckisch saß. Der Aufenthalt in der frischen, würzigen Gebirgsluft hatte ihr unverkennbar gut gethan, aber dennoch zeigte ihr Aussehn, daß es den Keim des Uebels in ihr nicht zu zerstören, sondern höchstens seine zerstörende Entwicklung um einige Pulsschläge aufzuhalten vermocht hätte. Ihr Gesicht und die magern Hände waren mit jener leuchtenden Blässe bedeckt, womit die Auszehrung ihre Opfer zu schmücken pflegt. Das Lämpchen brannte noch, selbst heller als zuvor, aber es zehrte an den letzten Tropfen der Lebenskraft, und ein rascher Luftzug schien genügend, es plötzlich zu erlöschen.

Die Bäuerin war vollständig in tiefes Schwarz gekleidet; sie hätte nur die Augen zu schließen gebraucht, um für eine Todte zu gehen. Vor ihr lag ein großes Buch, — es mochte wohl Pater Kochem's gelener Himmelsschlüssel sein; die Frau sah vor sich hin, und es war zweifelhaft, ob sie las oder den Worten des neben ihr sitzenden Mannes zuhörte.

Es war dies eine große Gestalt, deren Haltung mit dem mächtigen, wohlgepflegten Schnurr- und Knebelbart den alten Soldaten verrieth, auch wenn das rothe Band im Knopfloch ihn nicht als solchen bezeichnet hätte.

Der Mann erhob sich jetzt. „Und so muß Ihr Euch in Gottes Namen mit dem Gedanken trösten, Frau Loderin," sagte er, „daß Euer Martin dem Rufe unseres Königs gefolgt, um den Felde der Ehre als ein braver Soldat und tüchtiger Chevauxleger gefallen ist. Ich hab' gewußt, daß Ihr nicht hinunter könnt in die Kirche, wo heute die Seelenmessen für ihn gelesen werden, und da hab' ich's für meine Schuldigkeit gehalten, zu Euch herauf zu gehen und Euch ein tröstliches Wort zu sagen, als sein alter Wachtmeister und Kriegscamerad ..."

„Das ist ein trauriger Trost für ein Mutterherz," erwiderte die Frau tief aufseufzend.

„Ich kann mir das wohl vorstellen," sagte der Wachtmeister, „und doch ist's ein Trost, Frau Loderin, wenn man Eins von den Seinigen hat verlieren müssen und ihm nachsagen kann, daß es brav gewesen ist bis an sein Ende. Und brav ist der Martin gewesen, das muß ihm sein Feind nachsagen — ich hab' ihn wohl gesehen, wie wir Anno Fünfe im Mährischen bei Iglau unter Brete gegen die österreichischen Batterien anspreugen und das Kartätschenfeuer gar manchen Sattel fegte, als wenn nie ein Reiter darauf gesessen wäre ... da ist der Martin nicht gewichen und gewankt von meiner Seite und hätte das rothe Bändl, das ich da für bekommen habe von Napoleon, so gut verdient wie ich! Ich habe mir dort den Rest geholt und muß nun als Invalid abwarten, bis zum letzten Abmarsch geblasen wird — der Martin hat noch mitgemacht, bis ihn Anno Neune eine Tyrolerkugel getroffen hat, bei Schwaz! Man hat's nicht sicher gewußt seither, was mit ihm geschehen ist — er war eben verschwunden, und es hat nicht an bösen Zungen gefehlt, die gesagt haben, er habe die Verwirrung benützt und sei desertirt. ... Ich aber hab' ihn bei der Attaque von Iglau gesehen und hab' es immer gesagt: das kann nicht sein, und ich hab' Recht behalten! Jetzt nach zwei Jahren ist's heraus, daß ihn die Tyroler verschleppt und vergraben hatten, und darum ist's doch ein Trost, Loderin, daß er nicht schimpflich vor dem Feind desertirt, sondern als ein ehrlicher Soldat geblieben ist ..."

Ueber die hohlen Wangen der Bäuerin kugelten ein paar große Thränen. „Ja, das hab' ich auch gewußt," sagte sie, „daß mein Martin brav bleiben wird sein Lebtag — aber um so härter ist's, daß ich ihn verloren hab', und es hätte nicht sein müssen! Er hätt' nit hinaus gemußt in den leidigen Krieg — aber der Unfrieden im Haus hat ihn auch hinaus getrieben! Er ist das erste Opfer gewesen, und so wird's forigehen, bis wir Alle zu Grunde gegangen sind!"

Der Wachtmeister sah die Bäuerin mit verenklichen Blicken an. „Weil Ihr es selber sagt, Durnerbäuerin," bemerkte er, „muß es wohl so sein! Es ist also wirklich wahr, was man erzählt, daß Vater und Sohn sich nicht haben vertragen können und daß der Sohn die Hand aufgehoben hat gegen den Vater ..."

Die Bäuerin machte eine rasche abwehrende Bewegung.

„Gut, gut, ich verstehe," rief der Wachtmeister, „es läßt sich denken, daß man von so etwas nicht gerne spricht. Ich wollt' Euch wünschen, daß Ihr es zu Stande brächtet, den Stolz und Uebermuth Eures Mannes zu brechen ... es kann kein gutes Ende nehmen, wenn es so fort geht! Wißt Ihr denn gar nicht, was ihn so verstockt und so bitterbös gemacht hat? ... die Leut' sagen, er soll einmal ganz anders gewesen sein in seiner Jugend."

Die Bäuerin antwortete mit sichtbarem Widerstreben. „Ich weiß es nur allzugut — aber ich hab es meinem Mann versprechen müssen, daß es niemals über meine Lippen kommen soll! ... Es ist ja doch möglich, daß er sich ändert, ... er ist ja doch heute nach Anmergau hinein zu dem Seelgottesdienst von unserm Martin!"

„Hoffen wir also!" sagte der Wachtmeister. „Solltet Ihr aber einmal auf einen Freund anstehen, so vergeßt den Chevauxlegers-Wachtmeister Georg Lnipold nicht! Und damit Gott befohlen, und noch einmal — tröstet Euch! Wer weiß, ob Euch nicht noch Schlimmeres bevorgestanden, wenn der Martin länger gelebt hätte. Es kommt mir vor, als hätte der Frieden schon wieder die längste Zeit gedauert und als würde das Jahr 1812 in gar manches Haus viel größeres Leidwesen bringen, als Ihr erlebt habt! Ich habe jetzt zwei Feld gesagt genug, um zu sinniren und zu beobachten und die Grabschrift auszustudiren, die man mir einmal auf meinen Leichenstein setzen soll ... Da kommt es mir in meinen Betrachtungen oft vor, als sollt' es von der Franzosenherrschaft auch bald heißen, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht, und als wäre die Zeit nicht mehr fern, wo die Deutschen, statt auf einander loszuschlagen, miteinander auf die Franzosen losdreschen ... aber das wird Blut kosten, viel Blut, und da werden noch viele tausend Mütter zu weinen bekommen, wie Ihr weint!"

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Die Spielhäder. Im October des Jahres 1848 trat im deutschen Parlament der Reichsminister der Justiz, Robert von Mohl, plötzlich mit dem Antrage auf die Tribüne: „Die Hazardspiele haben aufzuhören mit dem 1. Mai des künftigen Jahres.“ Und so lief war man von der Gerechtigkeit dieses Schrittes überzeugt, daß der Antrag ohne lange Discussion angenommen, ja mit fast einstimmiger Acclamation sogleich angenommen wurde. Damals, wo man das Ungeheure noch wähnte, wunderte man sich nur noch, wie das Ungeheim so lange existiren, sein verschuftes Leben so lange fristen konnte. Das Mittelalter regte sich aber doch gegen die armen, nun zumirten Bankiers, und zu dem gerade zu der Zeit in einem Hotel zu Frankfurt a. M. dinirenden Monsieur Blanc, Spielhäzkter in Homburg, trat einer der Gäste und gab ihm die Versicherung seines herzlichsten Beileides. Der Bankhalter, ganz ergriffen von der Zartheudnahme, gab schwerzerfüllt in lauter Trostlosigkeit seine andere Antwort als: „Wenn das deutsche Parlament so lange existirt als meine Bank, kann es froh sein.“ — Leider hatte der Franzose Recht. Das Parlament ging auseinander, aber die Spielbank nicht. Der nachherige Reichsminister Detmold wollte bei zum Gesetz erhobenem Beschluß des Parlamentes zur Ausführung bringen und schickte nach Homburg ein Detachement Soldaten. Ein altes Sprüchwort bewährt aber immer seine alte Kraft; dieses Sprüchwort heißt: inter arma silent leges: zu deutsch: unter den Waffen schweigen die Gesetze — das Militair spielte selbst mit. Das ganze Resultat des Parlamentsbeschlusses war, daß der ehemalige Spiel sich in einen Staat zurückzog, der die Aufschrift trug: Privat-Circel.

Mit dem Jahre 1850 aber wurde wieder ganz öffentlich gespielt, und man ging setzt sogar so weit, daß man dem Parlament einen Vorwurf daraus machte, bestehende Verträge einseitig aufzuheben, und namentlich dem Justizminister das Recht absprach, solche Verträge so wenig zu quittiren.

Mit dem Parlament aber hätten die Spielbanken sich den selbst zur Ruhe begeben müssen, denn mit dem Parlamente war Deutschland sein Staatenbund mehr, sondern ein Bundesstaat, und die zäglliche Fürsorge, die die betreffende Regierung ihrem eigenen Lande durch das Verbot des Spieles zu Theil werden ließ, diese Wohlthat mußte sich auf alle Länder erstrecken, deren Vertreter im Parlament saßen, weil unter solchen Verhältnissen es keinen deutschen Ausländer mehr gab.

Die öffentliche Meinung, die wiederholt in der Presse gegen das wiedererstandene Uebel Lärm machte, wollte man mit der bezachtenden Gewohnheit beschwichtigen und brachte als Beschwichtigung, daß nur solche Bäder in der Blüthe sich befänden, wo auch Spielbanken wären, weil nur diese die Mittel hätten, den Badegästen sonstige Vergnügungen zu bieten. Man hat schon zu viel darüber geklagt, daß vorzugsweise nur in den Bädern gespielt wird, um nur noch ein Wort darüber zu verlieren. Ist es aber nicht doppelt traurig, daß die Heilstätte nur von dem Uebiele leben können? Denn daß die Spiele des Uebels sicher mehr gebracht, als die Curen der Heilstätte vielleicht jemals Heilung, darüber besteht gar kein Zweifel. Die Gleichgültigkeit, mit der man die Sache geschehen ließ, flammt vielleicht noch aus der Zeit des durch erschwerte Verkehrsmittel sehr theuren Reisens, wo die Bäder entweder nur von wirklichen Kranken aus Noth oder von Reichen aus Uebermuth besucht wurden. Solche Leute konnten viel Geld verlieren, und um sie und um ihre Verluste brauchte man sich nicht zu kümmern. Jetzt aber ist das Uebel viel verderblicher und gefährlicher geworden, denn seit den Eisenbahnen kommen Badegäste aus allen Schichten der Gesellschaft, und diese armen Leute kommen um so ärgster, weil die Spieler ihre Plätze ganz harmlos als den Sitz der elegantesten Bequemlichkeit empfehlen, wodurch sowohl der Gast als die Kunst corrumpirt wird. Za, daß die Bäder gerade durch ihr vermeintliches Gute am meisten schaden, davon hoffen wir unsere Leser in einem längeren Artikel zu überzeugen.

Die Fahnenparade des deutschen Jäger-Regiments in New-York. Eines der schönsten Regimenter der nordamerikanischen Armee, das unter den Auspicien des aus den Revolutionskämpfen von 49 bekannt.n Herrn Blenker in New York sich gebildet hat und von der Ver. Staaten-Regierung bereits acceptirt worden ist, das unter der Nummer 8 in das Kriegsheer eingereihte deutsche Jäger-Regiment. Dasselbe nahm am 20. Mai, nachdem es sich auf dem herrlichen Platze vor der City-Hall New-Yorks aufgestellt hatte, drei schöne Banner entgegen. Das erste ward ihm durch die Frau des durch große Gemeinnützigkeit bekannten Herrn Belmont dargebracht; das zweite überreichte Mr. Daily den muthigen Kriegern im Namen der Abkömmlinge der ersten deutschen Ansiedler von New-York; das dritte, die schwarz-roth-goldene Fahne, übergab Frau Amalie Struve dem Regiment als Geschenk der deutschen Frauen. Frau Struve sprach dabei einige begeisternde Worte, die der edlen Patriotin aus dem Herzen quollen, und die Jäger begrüßten das Banner ihrer Heimath mit dem lautesten Enthusiasmus. Während der Fahnenweihe wurden von den Herrn Belmont, Daily, Oberst Blenker, Oberstlieutenant Stadtel, General Sandford und Gustav Struve kurze Reden gehalten. Letzterer trat als Krieger in die Reihen des Regiments, welches den Schriftsteller und Historiker dadurch zu ehren wußte, daß es ihn als „Ehren-Capitain“ aufnahm. Das Jäger-Regiment zählt etwa 1000 Mann, ist schön, meistentheils militairisch gebildeten Leuten zusammengesetzt und zeichnet sich in seinem Aeußeren durch eine exacte Haltung sowohl, wie durch eine einfache, aber außerordentlich geschmackvolle Uniform aus. Seine Officiere haben fast alle in Baden oder Schleswig-Holstein gefochten. Das Aufsehen, welches das Jägerregiment besonders unter den Amerikanern erregt hat, ist groß. Alle englischen Blätter sind voll seines Lobes. Am 27. nach empfangener Marschordre, ging es in's große Heerlager nach Washington ab; die Krieger zogen alle freudigen Muthes ihren ernsten Kriegspfad dahin und bitten mit ihren heiteren Mienen einen Contrast gegen die zugleich mit ihnen hinwegtiehenden Amerikaner bei zweiten Regiments, die alle ernst und schweigend die Bahn betraten. Hunderte von den deutschen Bürgern New-Yorks gaben dem Jäger-Regiment das Geleite. Viele Geistesgenossen marschirten an der Spitze des Zugs voran und ernteten sich erst am Bahnhof von den Kämpfern für's neue Vaterland. M. F.

Eiserne Vogelnester. In einer kürzlich stattgehabten Sitzung der literarisch philosophischen Gesellschaft zu Sheffield wurde ein interessantes Factum mitgetheilt. Ueber dem Ende einer Schmiede befindet sich ein roher Beschlag mit Kasten, in welchem eine Anzahl Tauben ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Aus diesen Resten nahm man eine große Menge Hufeisennägel, welche die Tauben aus Säcken und Kasten, in denen sie, alt und neu, krumm und gerade, aufbewahrt sind, genommen hatten. Die Nägel waren mit einer gewissen Kunst arrangirt und die Spitzen nach unten gelegt, aber nichts Weideres oder Wärmeres war hineingetragen. Das ist nun so seltsamer, als Material wie Streu, Heu, Hodenhaare zc genug umherlag. Auf dieses eiserne Bett hatten die Tauben ihre Eier gelegt, die gerade zum Ausbrüten bereit waren, als die Entdeckung gemacht wurde. Die aus den Nestern genommenen Nägel füllten ein zwei Gallonen haltendes Gefäß, und die aus einem Nest wogen mehr als einen Stein. Die Eier zerbrachen. Die Tauben sind die gewöhnlichen, doch einige den innen sind mit Blechbanden gefreyt.

Lebenskraft der Pferde. Man hat kürzlich in Frankreich einige Versuche angestellt, zu erfahren, wie lange Pferde unter besonderen Umständen, z. B. in belagerten Festungen, ohne Futter würden leben können. Man hat dadurch folgende Resultate erlangt: Ein Pferd kann sünfundzwanzig Tage ohne feste Nahrung leben, wenn es nichts als Wasser trinkt. Es kann nur fünf Tage leben, wenn es feste Nahrung, aber nichts zu trinken hat. Hat es zehn Tage lang festes Futter, aber ungenügend Wasser erhalten, so ist der Magen abgenutzt. Diese Facta zeigen die Wichtigkeit des Wassers in der Erhaltung der Pferde und wie vielethen danach verlangen müssen. Ein Pferd, dem man drei Tage kein Wasser gegeben hatte, trank selbst elf Gallonen (gegen neunzig Schoppen) in drei Minuten.

An ?

Du bist so tief, so unergründlich
Und wie ein Räthsel kenntungsvoll,
Bald weich und mild, bald unempfindlich,
Bewegt von Liebe oder Groll.

Du bist so schön, wenn Du begehrend
Im Auge Liebesflammen trägst,
Und schöner noch, wenn Du gewährend
Die seid'ne Wimper niederschlägst.

Du bist so wild in Deinem Feuer,
So stürmisch, sonder Rast und Ruh',
Und doch ist Keine, keine treuer,
Und Keine züchtiger wie Du.

Du bist so hold, so sanft und innig,
Wenn Du zum Kuß herab mir siehst,
Und doch so kalt, so eigensinnig,
Wenn stirnend Du von hinnen fliehst.

Du bist so still, von Leid getroffen,
So düster und so marmorbleich,
Doch in der Freude warm und offen,
Der aufgeblühten Rose gleich.

Du bist so fromm wie eine Taube
Und doch dabei so schlangenklug,
Das schönste Räthsel, wie ich glaube,
Das je die dunkle Erde trug.

Und weil Du bist so unverständlich
Und doch so offen bist und klar,
Ist meine Liebe so unendlich,
So tief, so heilig und so wahr.

Hermann Flachsland.

Für die Abgebrannten in Glarus

gingen im Laufe der letzten 14 Tage wieder bei mir ein: Genfel in Grimma 1 Thlr. — H. K. in Celle 1 Thlr. — Von dem französischen Handschuhmacher in Aufstadt 3 Thlr. — Z. aus Langensalza 1 Thlr. — F. W. G. von 2 Thlr. — O. E. F. in Glauchau 2 Thlr. — G. L. in Geslin 1 Thlr. — Ein Mitarbeiter der Gartenlaube 3 Thlr. — A. H. in S. 2 Thlr. — G. B. Kühn in Wehra 1 Thlr. — Amalia R. in Berlin 1 Thlr. —Erlös einer Sendung Bücher aus Harzgerode 2 Thlr.

Leipzig, den 28. Juni 1861.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 29. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

Die Morgendämmerung des nächsten Tages hatte sich kaum erst durch einen leicht bedeckten Himmel Bahn gebrochen; Reichardt streckte sich noch in seinem Bette und wartete, daß die im Kamin aufgebauten Kohlenstücke in rechten Brand gerathen sollten, als plötzlich die Thür aufsprang, und John Frost mit einem lachenden: „Richtig, hier hanst er!“ eintrat. „Bleiben Sie liegen!“ rief er, als der junge Deutsche in wortloser Ueberraschung auffuhr, „dehnen Sie sich noch einmal und empfinden Sie, was es heißt, ein warmes Bett zu haben; 's ist Manchen in der letzten Nacht nicht so gut geworten. Bei Gott, Reichardt,“ lachte er auf, „wenn ich Sie nicht schon lieb gehabt hätte, so würde ich Sie von heute an in mein Herz schließen — so eine Teufelsgeschichte!“

„Aber sagen Sie doch um Gotteswillen, was mir die Ehre verschafft, Sie in meiner Hütte zu sehen,“ begann Reichardt, „jetzt, wo kaum erst Milch- und Bäckerwagen ihre Besuche machen —“

„Sollen Alles hören, Sir! bleiben Sie nur in Ihrer Ruhe, und ich werde 's mir auch so bequem machen, als es sich thun läßt,“ erwiderte der junge Amerikaner, sich einen Stuhl zum Feuer ziehend und sich langsam eine Cigarre anbrennend; „die Sache ist einfach die, Sir, daß ich soeben von der Polizeistation komme, wo ich unsern Freund Johnson nebst fünf oder sechs Andern recognoscirt habe. Unser kleines Zimmer im Astorhause ist letzte Nacht, etwa zwei Stunden nachdem Sie mich von dort weggezogen, von der Polizei überrumpelt, — die ganze Gesellschaft aber aufgehoben und nach dem Stationsgebäude abgeführt worden. Es muß ein ganz ungeheurer Verrath stattgefunden haben, mag der Teufel wissen, durch wen. Der Polizei-Capt'n hat den Schlag und das Paßwort gehabt, und der hintere Ausgang, zu dem nur Wenige den Weg von außen wissen, ist so besetzt gewesen, daß die armen Kerls die Ratte im Sack haben spielen müssen. — Well, Sir,“ fuhr er lachend fort, „ein großer Theil von den Uebelthätern hat sich durch herbeigeholte Verwandte und Bekannte noch während der Nacht legitimiren können und ist vorläufig entlassen worden; unser Johnson aber und noch einige mit ihm fürchteten nichts mehr, als daß der Streich zur Kenntniß ihrer Verwandten käme, und so wurde denn eine Botschaft an mich abgeschickt. Ich aber saß gerade irgendwo, nur nicht zu Hause, in einem allerliebsten Eckchen, und die glatte, patente Gesellschaft mußte die lange Nacht auf der Pritsche verbringen. — Bei Jingo,“ rief er, plötzlich aufspringend, „was meinen Sie, Reichardt, wenn wir Beide darunter gewesen wären? An den Kopf wär's allerdings nicht gegangen, aber ich gestehe Ihnen jetzt ganz offen, daß ich lieber zwei Finger verlieren, als meinem Vater als arretirter Spieler unter die Augen treten möchte — und wenn jetzt mein erster Weg mich nach Ihrem Bardinghause geführt hat, trotzdem es wohl die ungelegenste Zeit zu Besuchen ist, so mögen Sie daraus sehen, wie ich an Sie gedacht habe. — Aber,“ lachte er plötzlich wieder auf, „hätten Sie doch die Gesichter gesehen, als ich vor einer Stunde, nachdem ich beim Nachhausekommen den Hülleruf gefunden, in das Stationshaus trat. Ein strahlendes Licht in tiefster Finsterniß ist gar nichts gegen den Effect, den meine Erscheinung machte. Johnson ist trotz mancher unangenehmen Seite immer noch ein ganz leidlicher Junge — seinen Hochmuthsteufel in Bezug auf Sie werde ich ihm auch noch austreiben — und es hat mir wirklich wohlgethan, ihn für so manche Grobheit, die er gestern Abend hat anhören müssen, jetzt aus seinem Elende zu reißen — ja,“ unterbrach er sich plötzlich, „dabei fällt mir aber etwas Anderes ein. Wir haben morgen Taufzagungstag, und es ist eine alte Sitte in unserm Hause, daß wir Kinder, meine Schwester und ich, einige unserer genauesten Bekannten Abends zur Vertilgung eines Truthahns bei uns sehen. Dazu sind Sie also jetzt feierlichst eingeladen, denn ich hoffe, Reichardt, daß ich Sie jetzt zu meinen genauesten Bekannten zählen darf!“ Er hatte sich mit ausgestreckter Hand nach dem Bette gewandt; der junge Deutsche aber war mit beiden Füßen zugleich unter seiner Decke hervor in's Zimmer gesprungen.

„Erst muß darauf der nöthige Kratzfuß folgen!“ rief er mit einem Lachen, in dem sich seine ganze innere Genugthuung aussprach; „im Uebrigen aber kann ich Ihnen nicht mehr sagen, als ich schon gethan,“ setzte er hinzu, Frost's Hand ergreifend, „disponiren Sie über mich, Sir!“

„All right, Sir, ich bedarf auch keiner Worte mehr,“ gab Frost mit einem kräftigen Händedruck zurück, „jetzt aber vergessen Sie das Nächste nicht und fahren Sie in Ihre Hosen!“ —

Eine Stunde später saß Reichardt auf seinem Arbeitsplatze in der Office. Er war einer der Ersten, und als er langsam seine Bücher aufschlug, meinte er die Sauberkeit und Accuratesse seiner Zahlencolonnen selbst noch nie so bewertt zu haben, wie heute, glaubte er noch nie so zufrieden mit seiner Stellung wie jetzt gewesen zu sein. In ihm lebte ein Gefühl, als sei ihm ein unerwartetes Glück geworden, oder er habe eine fröhliche Nachricht erhalten, und wenn er, in seine Arbeit versenkt, bisweilen aufblickte, um sich zu besinnen, was ihn in eine so glückliche Stimmung versetzt, war es doch nichts, als die Einladung in das Frostsche Haus für morgen Abend. Als er sich aber endlich ertappte, wie er vor

sich hinstarrte, sich Margaret's Bild in allen Einzelnheiten, wie er sie in Saratoga gesehen, vor die Seele stellte, und sich in diese lachenden, dunkelblauen Augen versenkte, da rieb er sich unzufrieden die Stirn. „Auf diese Weise hätte das Glück lieber wegbleiben sollen!“ brummte er, „aber hoffentlich werden Wille und Verstand auch noch ein Wort zu sagen haben!“ und wie befriedigt von dem Gedanken überließ er sich wieder der frühern innern Behaglichkeit.

Er hatte so eben eine für den heutigen Tag bestimmte Rechnungs-Aufstellung begonnen, als der Cassirer eintrat und bei Reichardt's Anblick wie verwundert den Kopf hob. „Schon hier, Sir?“ fragte er, mit einem eigenthümlichen Seitenblick an sein Pult tretend.

Der Angeredete sah auf — es war das erste Mal, daß der alte Bell ein außergeschäftliches Gespräch mit ihm begannen. „Ich denke, es ist nicht mehr früh, Sir,“ erwiderte er, „wenigstens habe ich schon ein Stück Arbeit unter den Händen weg!“

„Haben Sie?“ fragte der Alte mit einer senderbaren Trockenheit, „in der Regel arbeitet es sich nicht gut, wenn man schlecht geschlafen hat!“

Reichardt blickte von Neuem auf. „Ich weiß nicht, Sir, ob Sie meinen Schlaf Ihrer Berücksichtigung würdigen,“ erwiderte er, als wisse er nicht recht, was aus den Worten des Cassirers zu machen, „ich darf Ihnen aber in diesem Falle sagen, daß er nie besser war, als in letzter Nacht!“

„Ah!“ zog der Alte, den Kopf langsam in den Nacken legend, „und so sind Sie auch jedenfalls recht sanft und weich gebettet gewesen?“

Durch Reichardt's Gehirn schoß plötzlich ein Gedanke, welcher Licht in die sonderbaren Fragen des Alten brachte, zugleich aber ein helles Lächeln in dem Gesichte des Deutschen hervorrief. „Sie sind mit Ihren Vermuthungen wohl nicht ganz auf der rechten Fährte, Mr. Bell,“ sagte er, „es scheint mir fast, als wollten Sie auf einen Vorgang, welcher letzte Nacht im Astorhause stattfand, hindeuten —“

„Well, Sir, und wenn dem so wäre?“ erwiderte der Cassirer, während sein Auge, wie im Unmuth über den leichten Ton des jungen Mannes, einen strengen Ausdruck annahm.

„So habe ich eben nichts damit zu thun gehabt!“ versetzte Reichardt, ohne sein Lächeln unterdrücken zu können. „So viel ich weiß, hat der Ueberfall gegen ein Uhr stattgefunden; um elf Uhr aber hatte ich mit Mr. Frost das Haus bereits verlassen und lag kurz darauf schon weich und warm in meinem Bette —“

Der Cassirer schwieg einige Secunden, hielt aber das graue durchdringende Auge fest auf Reichardt's Gesicht geheftet, als wolle er in dessen Seele lesen. „Und dennoch scheinen Sie so genau zu wissen, was vorgegangen?“ versetzte er endlich.

Reichardt's Lächeln verschwand und ein rasches Wort schien auf seine Lippen zu treten, das er aber, wie sich bestimmen, zurückdrängte. „Sie meinen sicher nicht damit, Mr. Bell, daß Sie einen Zweifel in meine Wahrheitsliebe setzen könnten?“ sagte er, fast wie bittend, und die Augen des Alten suchten vor seinem Blicke eine Secunde lang den Boden; „ich habe das erste Wort über die Angelegenheit erst heute Morgen erfahren.“

„Und Sie sagen, auch Mr. John Frost habe den Platz so früh verlassen?“ begann der Cassirer wieder, das Auge wie in unruhiger Spannung hebend.

„Wir haben miteinander die Straße betreten, Sir!“

Bell warf durch den halbgeöffneten Eingang einen Blick in das vordere Zimmer und schloß dann die Thür. „Haben Sie wohl irgend ein Bedenken, mir zu sagen, Sir, was den jungen Frost gerade gestern vermocht, seiner ganzen Gewohnheit zuwider so früh dort aufzubrechen?“ fragte er, sich langsam seinem Pulte wieder zuwendend; „es ist ein reiner Privatgrund, welcher mich zu der Frage veranlaßt.“

„Well, Mr. Bell, Sie dirigiren selbst die Gemeinsache,“ erwiderte Reichardt und konnte sich eines neuen Lächelns nicht erwehren, als das Gesicht des Andern sich mit einem plötzlichen Ausdrucke von fragender Verwunderung nach ihm hob; „Sie sprachen gestern Abend zu mir über das Spiel im Astorhause; aber mehr noch als Ihre Worte blieben Ihre Blicke in meiner Erinnerung, mit denen Sie von jeder Hundertdollarnote Abschied zu nehmen schienen; ich sah, daß John Unglück hatte, daß er in seiner Erregung vielleicht weiter gehen würde, als er es wohl mit kaltem Blute thäte, und überredete ihn, mit mir das Local zu verlassen —“

Der Cassirer nickte langsam, den ersten Blick forschend in des jungen Mannes Gesicht gerichtet, als wisse er noch immer nicht, wie weit er trauen dürfe.

„Und ich glaube, Sir,“ fuhr Reichardt fort, „daß nach Allem, was ich erfahren, der Vorfall in der letzten Nacht den besten Eindruck für alle Zukunft auf ihn hervorgebracht hat.“

„Vielleicht, Sir, vielleicht!“ erwiderte der Alte, nach einem langen Blicke in das offene, ehrliche Auge des Deutschen, „vielleicht hätte aber eine schärfere Lection noch besser ihre Wirkung gethan.“

Ein sonderbarer Gedanke schoß plötzlich durch Reichardt's Kopf. „Das heißt, Sir,“ sagte er lachend, „es wäre besser gewesen, wenn John und ich diese Nacht auf der Polizei-Pritsche hätten zubringen müssen?“

„Von Ihnen sprach ich nicht, Sir — und die Sache hat sicher auch ihr Gutes, gerade so, wie sie geschehen ist — interessirt läßt sich hier nur wenig darüber reden,“ erwiderte der Cassirer und hob das Ohr horchend; „nehmen Sie Ihr Mittagsbrod heute mit mir, Sir, und wir werden eine Stunde zu ungestörtem Austausch unserer Gedanken finden, die uns vielleicht Beiden gut thun wird.“

„Ich habe keinen Grund, Ihre freundliche Einladung auszuschlagen, Sir,“ sagte Reichardt etwas überrascht, wandte sich aber nach seiner Arbeit, als jetzt die Thür aufsprang und Augustus Frost langsam durch das Zimmer schritt, während John ihm rasch folgte und gleichzeitig mit ihm in das hintere Zimmer eintrat.

Der Cassirer, über seine Papiere gebeugt, schüttelte den Kopf. „Jetzt beichtet er ihm die ganze Geschichte und malt sie so komisch aus, bis der Alte nicht mehr ernst bleiben kann und ihn mit einem leichten Verweise entläßt,“ brummte er; „dann geht es auf dem alten Wege weiter, bis die Rückkehr vor den Vater einmal nicht mehr besteht und das Geschäft sich jeden Abend am Rande des heimlichen Verderbens befindet. Es bedürfte einer schärfen Lection oder eines gewaltigen Einsatzes, sollte ihn sein Weg einmal zum Besseren führen; aber aus alle diesen saßionablen Spielern ist noch selten mehr geworden, als saßionable Tagediebe und saßionable Selbstmörder.“ Er nickte brummend mit dem Kopfe und schien sich dann ganz in die Zahlreihen vor sich versenkt zu haben.

Reichardt saß noch eine geraume Weile, ehe er die Gedanken ganz seiner Arbeit wieder zuwenden konnte; es war ihm, als habe er durch Bell's wenige Worte einen tieferen Blick in die Verhältnisse des Frost'schen Hauses gethan, als ihm dies auf anderem Wege möglich geworden; kaum vermochte er sich ein anzusprechendes Verhältniß zwischen Vater und Sohn zu denken, als der Cassirer es mit einem Zuge hingestellt hatte, und dessen weiter ausgesprochene Bemerkungen erschienen ihm, wie er John kannte, fast nur als die Ergebnisse eines bald verschrumpften griesgrämigen Herzens; hätte er es doch jetzt allein unternehmen mögen, den jungen Mann ganz vom Spieltische wegzuhalten. Damit aber kam die Erinnerung an Bell's Einladung, die er sich ohne eine bestimmte Absicht des Letzteren nicht denken konnte, bis er sich endlich aller fremden Gedanken mit Macht entschlug und seine Aufmerksamkeit den vor ihm liegenden Büchern zuwandte. Der Cassirer aber schien während seiner Arbeiten die Thür zu des Chefs Zimmer nicht aus dem Auge zu lassen; es war fast schon eine Stunde verflossen, seit Vater und Sohn bei einander waren, und mit jeder neuen Viertelstunde schien sich eine größere Befriedigung auf Bell's Gesichte zu lagern.

„Hoffentlich schlägt einmal die Vernunft durch!“ sagte er soeben, als sich die Thür öffnete und John in seiner gewöhnlichen leichten Haltung aus seines Vaters Zimmer trat.

„Mr. Bell,“ sagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln, „hier ist Mr. Reichardt, der mich gestern Abend vor einer ganz unangenehmen kleinune bewahrt hat, einer kleinune, die für ihn selbst die unangenehmsten Folgen hätte haben können, so unschuldig er auch dabei war. Ich habe gar nichts dawider, Sir, daß Sie auf mich keine Rücksicht nehmen, daß Ihnen selbst mein Name so wenig gilt, daß Sie ihn in die Berichte des Polizeigerichts aufgenommen zu sehen wünschen; aber Sie hätten Schonung gegen einen jungen Mann üben sollen, von dem Sie wußten, daß er nur in meinem Auftrage handelte, und dessen Zukunft Sie mit dem einzigen Streiche, welchen Sie ausführten, vernichten mußten. — Well,

Freund Reichardt," wandte er sich dann an den Deutschen, „ich denke, wir werden in eine ähnliche Gefahr nicht wieder geratben; die Lehre, welche uns Mr. Bell zu geben gedachte, war sicherlich gut gemeint, wenn auch herber, als sich sonst mit der christlichen Liebe verträgt!" Er nickte dem jungen Manne zu und verschwand in dem vorderen Zimmer. Bell blickte, den Kopf hoch aufgerichtet, blaß und starr vor sich hin; Reichardt aber sah plötzlich den Gedanken bestätigt, welcher ihm schon vorher gekommen, daß der Cassirer es gewesen sei, welcher die Aufhebung des Spielzimmers veranlaßt, und das Nachfolgende gab ihm die völlige Gewißheit.

„Ich weiß nicht," begann der Cassirer nach einer kurzen Pause steif, „worauch der junge Mann zu einer Annahme, wie die ausgesprochene, berechtigt ist; es fällt mir aber auch gar nicht ein, eine That zu leugnen, die für jeden gewissenhaften Menschen in meiner Stellung Gewissenspflicht wird, sobald er von Verderb desselben, was ihm zum großen Theile anvertraut ist, vor Augen sieht. Ich habe beobachtet monatelang, ich bin selbst zum Oestern in diesem Locale gewesen, in welchem die reichen jungen Leute zu künftigen Bankerotteuren vorbereitet und die Armeren zu Betrügern an ihren Prinzipalen, zu Fälschern und Zuchthaus-Candidaten gemacht werden; ich habe dennoch nicht eher etwas thun mögen, bis ich sah, daß eine junge Seele, die mir nahe stand, von welcher sich so manches Gute erwarten ließ, in den allgemeinen Canal zum Verderben hineingezogen werden sollte — yes, Sir!" fuhr er mit Selbstbewußtsein fort, „ich bin es gewesen, welcher der Polizei die Angaben über die Vergänge im Astorhause gemacht und ein energisches Einschreiten gefordert hat; Sie haben sich selbst vor den Folgen bewahrt, und ich habe mich mehr darüber gefreut, Sir, als Sie selbst wissen können; aber auch im andern Falle würde ich dafür gesorgt haben, daß Sie von der Lection nicht weiter als nothwendig betroffen worden wären."

Reichardt fühlte eine Art Mitleiden mit dem Manne, der plötzlich in die Lage versetzt war, sich gegen ihn rechtfertigen zu müssen; zugleich aber lehnte sich auch sein Stolz gegen diese heimliche Bevormundung, welche sich ihm plötzlich zeigte, auf. „Ich habe keine Veranwortung Ihrerseits gefordert, Mr. Bell, und Sie mögen in jeder Beziehung Ihrem Gewissen nach gehandelt haben," sagte er in einem Tone voller Bescheidenheit, „ich möchte nur, daß Sie daran gedacht hätten, wie wenig der Mensch das Schicksal eines andern Menschen in der Hand hat. Glauben Sie denn wirklich, ich hätte wieder einen Fuß auf meinen jetzigen Platz, der mir mit so viel Vertrauen übergeben worden, gesetzt, wenn ich in einer Weise compromittirt war, wie es hätte geschehen können? Glauben Sie mir, Mr. Bell, der Mensch soll nie Vorsehung spielen wollen."

Ein eigenthümliches Mienenspiel begann jetzt in dem Gesicht des Amerikaners, bis seine Züge nach und nach fast den Charakter einer Art von Zerknirschung annahmen. „Sie haben Recht, junger Mann, Sie haben nur zu Recht, der Mensch überhebt sich nur zu leicht und er soll sich nicht schämen, es einzugestehen. Wir werden aber darüber noch mehr sprechen. Ich hoffe, Sir, Sie werden mir doch die Freude machen, das Mittagsbrod mit mir zu theilen."

„Ich habe durchaus keinen Grund, warum ich es nicht sollte, Sir!"

„Dank Ihnen, Sir," war die Antwort, mit welcher sich der Cassirer sichtlich zufrieden seiner Arbeit wieder zuwandte.

Fast wortlos hatte am Mittage Bell den jungen Deutschen seiner Wohnung zugeführt, und der Letztere, welcher der feuerbaren Haltung seines Vorgesetzten gegenüber kaum wußte, welchen Ton er anschlagen solle, fühlte sich erleichtert, als er sich sogleich nach dem Speisezimmer an den wartenden Mittagstisch geführt sah. „Ich bringe meinen jungen, aber würdigen Freund Reichardt, dem wir gestern Abend großes Unrecht gethan, als Gast mit," sagte der Cassirer zu der harrenden Lady, „und ich denke, er wird uns auch in der Zukunft dann und wann seine Gegenwart schenken!" Reichardt verbergte sich leicht, wenn ihm auch die angesprochene Hoffnung etwas wunderlich vorkam, uns haschte nur im Fluge einen Blick der Wirthin, der bei Bell's Worten wunderbar aufgeklemmt war. Der Cassirer wies dem jungen Manne seinen Platz an, wie auch seine ganze übrige Weise viel mehr die des Hausherrn als die eines einfachen Kostgängers war, und nöthigte seinen Gast nach Beendigung des schweigsamen, nur von den nöthigsten Worten unterbrochenen Mahls, ihn nach dem Parlor zu einem Platze am Kaminfeuer zu folgen.

„Ich will von dem, was geschehen ist, nichts mehr erwähnen, Sir," begann Bell hier, sich langsam durch das dichte, grau gemischte Haar fahrend, während Reichardt gespannt des Kommenden harrte. „Hatte ich vielleicht auch nicht mit Bedacht genug gehandelt, so werden Sie doch vielleicht heraus gefühlt haben, daß mich eine Theilnahme für Sie dazu leitete, die sich leicht verstehen läßt, wenn auch Ihnen selbst die Gründe dafür noch nicht ganz klar sein mögen. Sie sind mit Liebe Kaufmann, sonst hätten Sie wohl Mr. Augustus Frost's Interesse für Sie in anderer, augenblicklich gewinnbringenderer Weise benutzt — Sie haben sich nicht den übrigen jungen Leuten im Geschäfte und deren oft wenig empfehlenswerthen Bezeugungen angeschlossen, und ich habe Sie sogar schon zweimal in unserer Episkopal-Kirche gesehen — Sie haben sich Ihren Arbeiten mit allem Eifer und trotz Ihrer Leistungen mit einer Bescheidenheit unterzogen, die Ihnen die Zuneigung meiner Gattin wohlthut — und was ich von Ihrem übrigen Leben weiß, hat mir ebenso gezeigt, daß Sie anders sind, als man es von unseren Clerks gewöhnlichen Schlags gewohnt ist. Ich habe aber ebenso gut gewußt, Sir, daß man in Ihrem Alter, bei allen guten Anlagen, kein Engel ist, daß man meist erst in reiferen Jahren nach manchem Ringen und Kämpfen zu dem innern Halte gelangt, auf welchen der Mensch allein sich verlassen kann; ich wußte, daß die Versührung an Sie herantreten und vielleicht Alles zu Grunne richten würde, was bis jetzt meine Theilnahme für Sie geweckt, was Ihnen einen Weg für Ihre Zukunft eröffnen konnte, und sah mit Sorge, wie Johy Ihnen seine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Es ist ein junger Mann mit vielen tüchtigen Eigenschaften; aber in seinen Verhältnissen, die kaum eine Mühe oder einen Kampf von ihm fordern, schießen die Giftpflanzen am üppigsten auf. Well, Sir, Sie sind nicht der ersten Versührung erlegen, wie ich fürchtete, aber nichts kann Ihnen eine Sicherheit für die Zukunft geben — Sie kennen die mannigfachen Verhältnisse nicht, in welche Sie ganz naturgemäß gerathen müssen, sobald Sie mit Ihrer jetzigen Stellung völlig vertraut sein und sich nach Abwechselung und Zerstreuung sehnen werden — und so, wenn Ihnen an einem wohlgemeinten, unschuldigen Vergnügen liegt, hören Sie einen Vorschlag, den ich Ihnen, ohne den geringen Vorsatz, erst später gemacht haben würde — werden Sie Mitglied unserer Kirche, Sir! Der tüchtige Fond, welchen Sie in sich haben, wird dadurch den Halt bekommen, ohne den wir Menschen nun einmal nichts sind, als schwaches Rohr im Winde. Außerdem aber wird es mir nicht allein nützlich werden, Sie mit der Zeit in einen ganzen Kreis respectabler Familien einzuführen und so Ihr Privatleben angenehm zu machen — Sie werden auch Ihrem ganzen geschäftlichen Fortkommen die beste Stütze geben. Einem jungen Manne, der neben geschäftlicher Tüchtigkeit im kirchlichen Kreise gut angeschrieben steht, kann es nie fehlen, und ich würde Ihnen schon heute die naheliegendsten Beweise dafür geben können, wenn Sie eine Weile zu den Unseren gehört hätten —"

Er hob die bis jetzt gesenkt gewesenen Augen und begegnete Reichardt's ruhigem Blicke, der indessen einen Ausdruck zu enthalten schien, welcher ihn in seiner Rede innehalten ließ. „Sie wollten mir entgegnen, Sir?" fragte er nach einer Pause zögernd.

„Wenn Sie zu Ende sind, möchte ich mir wohl zwei Worte erlauben," erwiderte der Deutsche und um seinem Mund spielte es wie ein Zug gutmüthiger Laune. „Ich danke Ihnen zuerst herzlich für Ihre gute Meinung von mir, obgleich Sie mir damit zu viel Ehre anthun, Sir!" fuhr er fort. „Daß ich meine Arbeiten gethan und nach besten Kräften weiter thun werde, hat seinen einfachen Grund in meiner Neigung dafür und meinem hanzgreiflichen Vortheile — alles Uebrige aber haben die Verhältnisse so gefügt. Ich hätte recht gern mit einzelnen der Clerks eine freundliche Verbindung angeknüpft, wenn es sich hätte thun lassen, denn das Alleinstehen war mir nichts weniger als angenehm — im Uebrigen aber hält mich ein angeborener Widerwille von den gewöhnlichen Ausschweifungen junger Leute zurück. In der Kirche bin ich der vorzüglichen Orgel und des recht braven Gesanges halber gewesen — ich bin aber auch ein leidenschaftlicher Freund aller andern guten Musik, Mr. Bell, sei sie nun im Concert oder in der Oper, und wenn ich wohl schon deshalb schlimm zu einem Kirchenmitglied tauge, so muß ich Ihnen leider bekennen, daß mir auch in jeder andern Beziehung der innere Beruf dafür abgeht. — Ich erkenne alle die Vortheile, Sir, welche sich mir bieten könnten," fuhr er lebhafter fort, als der Cassirer eine leichte Bewegung, wie um ihn

zu unterbrechen, machte; „aber es kann doch nichts Traurigeres für einen jungen warmblütigen Menschen geben, als aus reiner Berechnung einen Weg einzuschlagen, zu dem ihn nicht eine einzige Regung in seinem Innern treibt, den Heuchler zu machen und den frischen Jugendmuth sich abkaufen zu lassen. So sehr ich begreife, Mr. Bell, wie Männer von ältern Jahren sich der kirchlichen Richtung zuneigen können, so sehr widern mich doch junge Leute mit frommen Gebärden und stillen Gesichtern an. Da haben Sie Alles, wie es in mir lebt, Sir, und habe ich mich vielleicht zu freimüthig ausgesprochen, so betrachten Sie es zugleich als Bürgschaft, daß Sie mich stets so nehmen dürfen, wie ich mich gebe."

Der Cassirer hatte dem letzten Theile der Rede mit immer steifer gehobenem Kopfe zugehört. „Sie sind ein Deutscher — ich hätte daran denken sollen", erwiderte er jetzt, während ein Zug von Geringschätzung um seinen Mund zuckte; „es wird unter den jungen Deutschen, Turner oder wie sie sonst heißen mögen, überhaupt nichts auf Religion gegeben."

Reichardt's Backen färbten sich höher. „Ich habe immer angenommen, Sir, daß Religion und Kirche zwei verschiedene Begriffe sind, und bin ziemlich überzeugt, daß jeder denkende Mensch seine Religion in sich trägt, mag er auch zu keiner Kirche gehören," erwiderte er, sichtlich eine leichte Erregung unterdrückend, „und meine Religion, Mr. Bell, wenn sie auch nicht bei jeder Handlung oben auf schwimmt, hat mich bis jetzt noch nicht betrogen. Ich verachte Ihre Kirche durchaus nicht, Sir, und habe mir meine Gedanken darüber bereits gebildet — bei der unbeschränkten Freiheit und Unabhängigkeit, zu welcher die amerikanische Jugend erzogen wird, mag sie als nothwendiger Zügel wie zur Bereederung der Sitte vollkommen an ihrem Platze sein. Wir Deutschen aber sind, wenn wir hier herüber kommen, schon so gezügelt, daß wir keiner neuen Schranke bedürfen, um die frischsamen Menschen abzugeben — und wenn Sie meine Bescheidenheit loben, Sir," schloß er lächelnd, „so mögen Sie sie ruhig ebenfalls mir auf Rechnung des deutschen Charakters schreiben."

„Ich denke, Sie, im Augenblicke haben Sie sich durchaus nicht genirt!" sagte Bell, die Mundwinkel in die Höhe ziehend. „Es thut mir leid, nicht das für Sie thun zu können, was ich gern möchte," fuhr er, sich langsam erhebend, fort, „indessen kann das auf unser jetziges Verhältniß natürlich keinen Einfluß üben." Er sah nach der Uhr und wandte sich dann mit einem kalten „ich glaube, es wird Zeit für die Office sein!" nach seinem Hute. Der Deutsche folgte seinem Beispiele, und Beide nahmen in derselben Schweigsamkeit, welche sie herbegleitet, ihren Weg nach dem Geschäftshause wieder zurück.

Das stattgehabene Gespräch hatte wohl nach Bell's Aeußerung keinen Einfluß auf das Verhältniß zwischen ihm und Reichardt üben sollen. Dennoch fühlte der Letztere sehen am demselben Nachmittage, wie ein ganz anderer Geist in den Caffenzimmer zu wehen begann. Der Cassirer hatte sich immer kalt und gemessen gegen ihn benommen, aber seine Worte waren meist von einer höflichen Freundlichkeit begleitet gewesen. Jetzt indessen schien sein Gesicht stets von Stein zu werden und ein Lakeleid in seinem Halse zu stecken, sobald sich der junge Clerk an ihn zu wenden hatte. Seine zur Verständigung unumgänglich nothwendigen Worte aber hätten, um ihren Zweck zu erreichen, nicht um eine Silbe kürzer sein dürfen, und wo sonst die Arbeiten des Deutschen unbesehen bei Seite gelegt worden waren, da hatte jetzt Bell überall kleine Ergänzungen und Verbesserungen vorzunehmen. Es waren sämmtlich Dinge, über die sich kaum etwas hätte sagen lassen, selbst wenn Reichardt seiner Empfindung darüber hätte Worte geben wollen, und so nahm er sich vor, nichts von dem veränderten Benehmen des Cassirers zu bemerken und ruhig seine Pflicht- fort zu thun. Trotzdem aber und wenn er sich auch vordemonstrire, daß der Alte eben nur Clerk wie er selbst sei, von dem sein Schicksal um wenigsten abhänge, konnte er sich doch eines stillen Drucks, wie die Ahnung eines bevorstehenden Unglücks, nicht erwehren, und erst als gegen Abend der alte Frost durch das Zimmer schritt, bei ihm sichen blieb und mit einem halben Lächeln sagte, er habe gehört, daß Reichardt zu dem morgenden Turnfahn eingeladen sei, nur es werde ihn freuen, den jungen Mann einmal in seinem Hause zu sehen, ward es wieder völlig hell in seinem Innern. Er warf einen Seitenblick nach dem Cassirer hinüber, der mit dicht zusammengezogenen Brauen in seinen Papieren kramte. Dann aber ließ er den bunten Bildern, wie sie bei dem Gedanken an Margaret und den bevorstehenden Festabend in ihm aufzutauchen, freien Lauf, und Bell schien jetzt am wenigsten in der Stimmung zu sein, ihn darin zu stören.

Eine volle Stunde hatte Reichardt am andern Abend fertig für die Gesellschaft in seiner Wohnung dagesessen, ehe es Zeit zum Gehen war. Er hatte auf das Sorgfältigste Toilette gemacht, und dennoch war er viel zu früh damit fertig geworden. Er hatte die Zeit damit verbracht, sich zu sträuben gegen den Eindruck, den er sich jetzt schon überkommen fühlte, wenn er sich den Mädchen gegenüberstehend dachte, das, seit sie ihm zuerst entgegen getreten, wie ein stilles, süßes Bild in seinem Herzen gelebt hatte, und das er jetzt in dem ganzen Nimbus von Reichthum und Stellung wiedersehen sollte. Er machte sich endlich mit dem festen Vorsatze zum Gehen fertig, sich mit allen Kräften zu beherrschen, um sich nach keiner Seite hin eine Blöße zu geben, oder auch nur ahnen zu lassen, was in seinem Innern vorgehe — stand ihm doch wie ein Gespenst die Lächerlichkeit vor der Seele: der jüngste Clerk nach der Tochter des Hauses schmachtend! Dennoch, als er den Weg nach Frese's Hause zurückgelegt hatte und die Thürklingel zog, war es ihm, als gehe er der Entscheidung seines ganzen Schicksals entgegen.

Eine hohe, erleuchtete Halle empfing ihn, als sich der Eingang aufthat, von deren Ende ihm helles Mädchengelächter entgegentönte. Der öffnende Diener nahm ihm, kaum daß er seinen Namen genannt, seine Umhüllung ab und führte ihn dem Geräusche zu nach einer der hintern Thüren, die er vor dem Angekommenen aufriß.

„Halleh, da ist Reichardt!" klang diesem die Stimme Johs's entgegen, welcher in der Mitte des großen, reichen Zimmers stand und sehen in irgend einer lustigen Erzählung unterbrochen zu sein schien; „nur herein mit ganz sans gêne, wir sind en famille, wie Sie wissen!" und Reichardt fühlte unter der Zwanglosigkeit der Aufforderung seine Selbst Controle, die ihn einen Augenblick beim Oeffnen der Thür fast hatte verlassen wollen, zurückkehren. Er sah, als er eintrat und einen raschen Blick um sich warf, eine kleine, aus jungen Damen und jungen Elegants gemischte Gesellschaft, deren Augen sich sämmtlich nach ihm gewandt hatten, zerstreut im Zimmer umherstehen, während er neben dem Kaminfeuer die Figur des alten Frost erkannte. Johs ließ ihm indessen zu keiner längeren Betrachtung Zeit. „Ladies und Gentlemen," rief er den Deutschen Hano ergreifend, „mein sehr lieber Freund Reichardt, den ich Ihrem besonderen Wohlwollen empfehle — und nun hier," fuhr er, sich gegen den Vorgestellten wendend, fort, „meine Schwester Margaret, die Sie ja wohl schon kennen — " Reichardt sah eine leichte Gestalt sich erheben und stand mit zwei Schritten vor ihr. Er wußte, daß er jetzt vor Allem sich zusammennehmen hatte, und doch, als er in dieses liebe, milde Gesicht blickte, das bei seinem Nähertommen wie in heller, lächelnder Befriedigung aufleuchtete, als er ihre kleine weiche Hand faßte, die sie ihm nach amerikanischer Sitte entgegenstreckte, meinte er dem Gefühle des Glücks, welches in ihm aufwallte, kaum gebieten zu können. Er hörte ihre Bewillkommnungsworte, die so herzlich klangen, als stände er mit ihr auf völlig gleicher Stufe, und anwillkürlich beug er sich nieder, um ihre Hand zu küssen. Aber mit einem leichten Lachen entzog sie ihm ihre Finger. „Das ist europäische Sitte, die wir nicht verstehen, Sir!" rief sie, und als Reichardt aufblickte, sah er ein hohes Roth über ihre Wangen gegossen, während ihre Augen nur unsicher die heimgen auszuhalten schienen — er fühlte das Blut in sein eigenes Gesicht steigen, und nur eine kräftige innere Anstrengung, hervorgerufen durch ein Gefühl von Gejahr, in welcher er schwebte, bewirte ihm zum Theil von der ihm übertommenen Befangenheit. „Es ist der Ausdruck hoher Achtung gegen eine Dame," sagte er, sich leicht verbeugend, „und so mag ich nicht um Entschuldigung bitten, Miß Frost, selbst wenn ich angestossen hätte!" Er bemerkte noch, wie das frühere klare Lächeln auf ihr Gesicht zurückkehrte, dann sah er sich vor die übrigen Ladies geführt, er hörte Namen, nur sie im nächsten Augenblicke wieder zu vergessen, und erst als ihm der alte Frost mit seinem wohlwollenden Lächeln die Hand drückte, erlangte er seine völlige Sicherheit wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Zeitungsschreiber.

A. Bernstein.

Die in Berlin erscheinende Volkszeitung ist bekanntlich das in Deutschland am meisten gelesene politische Organ, da sie in einer Auflage von mehr als 26,000 Exemplaren erscheint. Wer diese Zeitung kennt, weiß es, daß sie ihre große Verbreitung nicht dem Reichthum literarischen oder politischen Materials, sondern vorzugsweise dem Inhalt ihrer Leitartikel verdankt, die ein eigenthümliches geistiges Gepräge an sich tragen.

Diese Eigenthümlichkeit besteht in einer durchsichtigen Klarheit und Einfachheit der Darstellung, welche sich mit einem so großen Scharfsinn und so tiefer Auffassung der Ereignisse paart, so sehr in den Organismus der Erscheinungen dringt und ihre Lebensgesetze offenbart, daß sie sich dadurch gänzlich von der gewöhnlich sogenannten Popularität unterscheidet.

Die Leitartikel tragen einen Talisman in sich, welcher unwiderstehlich ist; sie überzeugen, sie sprechen zu Sinn und Herzen des unstudierten Mannes; sie rücken den Gegenstand in seine unmittelbare Nähe, entleiden ihn von allem falschen Beiwerk, welches Unverstand oder Parteisophistik ihm angehängt haben, und zergliedern dann mit unwiderleglicher Logik Schritt für Schritt, Satz für Satz, die ganze Frage in alle ihre Bestandtheile, kurz, bündig, handgreiflich, so daß der Leser am Schlusse das Facit selbst ziehen muß und ausruft: der Mann hat Recht — das ist sonnenklar! Er trifft eben immer den Nagel auf den Kopf. Und wo es angebracht ist, trifft er nicht blos, sondern mit einer prächtigen Wendung, mit beißender Ironie, mit zündendem Witz zermalmt er seine Gegner. Es ist bezeichnend für den Ton dieser Artikel, daß sie mit gleichem Interesse vom Kutscher auf dem Bocke und von dem Tagelöhner, wie von den gebildetsten Ständen gelesen werden, welche von den abgestandenen Leitartikeln der monotonen Doctrinaires großer politischer Zeitungen, bei diesen geharnischten und gleichsam aus der Pistole geschossenen Artikelchen Erholung und Anregung suchen.

Da sich die durchsichtige Klarheit und Einfachheit der Darstellung in den verschiedensten Gebieten immer gleich bleibt, so muß es allen Lesern der Zeitung längst klar geworden sein, wie diese Leitartikel sammt und sonders das Erzeugniß eines Mannes sein müssen, in welchem sich seltene Geistesgaben vereinigen. Wenn wir versichern, daß dem so ist, daß die geistige Productionskraft, die so viel gewirkt, die sich schon seit länger als einem Jahrzehnt täglich bewährt, sich noch immer in ihrer Frische erhalten hat, wenn wir hinzufügen, daß weder revolutionaire Schwärmungen noch reactionaire Verfolgungen den eigenthümlichen geistigen Stempel dieser Leitartikel abzustumpfen vermocht haben, so werden unsere Leser es natürlich finden, daß wir den Wunsch hegen, den Verfasser dieser Arbeiten ihnen im Bildniß und Lebensabriß vorzuführen. Denn trotzdem, daß sein Name vollgültigen Anspruch hat, in der ersten Reihe derer genannt zu werden, welche als die bewährtesten Vorkämpfer für die politische Freiheit und Selbstbestimmung der Nation in Aller Munde leben, ist er der bei weitem größten Mehrzahl von Lesern, welche aus seinen Artikeln nunmehr seit länger als zehn Jahren täglich Belehrung, Anregung und Erhebung schöpfen, gänzlich unbekannt. Niemals hat sich der Verfasser der Leitartikel genannt, und nur diejenigen, welche sich speciell um die Zeitungsangelegenheiten kümmern, kennen den Namen des Ehrenmannes.

Was wir nachstehend von dem Lebensgange Bernstein's mittheilen, verdanken wir den Notizen einiger seiner Freunde — daß das Material, welches uns zu Gebote steht, ein nur spärliches ist, hat seinen Grund einmal in der Bescheidenheit des Mannes,

der es verschmähte, eine Berühmtheit zu werden, und dann in der Thatsache, daß sein Leben bisher kein äußerlich bewegtes, sondern ein tief innerliches war, welches nur er selbst einmal in den ganzen Reichthum geistiger Kämpfe und Erlebnisse wird darstellen können. So lange seine fruchtbare Wirksamkeit nach außen uns eine solche Selbstschau nicht in Aussicht stellt, müssen wir versuchen, aus der reichen und mannigfachen Thätigkeit des Mannes ein Bild seines eigensten Wesens zu gewinnen.

A. Bernstein ist im Jahre 1812 in Danzig von jüdischen Eltern geboren, wurde von diesen für den Rabbinerstand erzogen und war bis zum reifen Jünglingsalter ausschließlich auf die geistige Nahrung angewiesen, die das einfache Studium der Bibel und des Talmud einem energischen Geiste darzubieten vermag.

Die Sehnsucht nach erweitertem Wissen trieb ihn im zwanzigsten Jahre seines Lebens nach Berlin, wo er sich mit der ganzen Kraft der Jugend und dem Feuer eines lange unterdrückten geistigen Triebes in alle ihm bisher verschlossen gebliebenen Gebiete des Wissens hineinwarf. Der Umstand, daß er erst in reiferen Jahren die Elemente unserer Cultur aufnehmen konnte, hatte für ihn den Uebelstand, daß er die schulgerechten Stadien einer classischen Bildung nicht mehr nachholen konnte. Aber eben dies scheint zu seiner an den Tag getretenen seltenen Kunst, selbst die strengsten wissenschaftlichen Probleme zu popularisiren, den Grund gelegt zu haben. Denn auf dem Wege der Ausbildung ganz auf sich angewiesen, war er nicht blos gezwungen, bei jedem Zweig des Wissens sich zu möglichster Geistesklarheit und Ueberschaulichkeit emporzuarbeiten, sondern er lernte und erprobte auch an sich selber die Methode, wie man ohne die übliche, schulgerechte Vorbereitung den Wissenschaften beizukommen vermag. Energische Anstrengungen, unerschütterlicher Muth und eine von tiefem sittlichen Ernst getragene Begeisterung für alles Edle und Hohe reichten hin, um in wenigen Jahren die Lücken seiner Kenntnisse und seiner Lebensanschauungen auszufüllen. Vor Allem fühlte er sich gedrungen, mit der hinter ihm liegenden theologischen Epoche zu brechen, und er that dieses mit einer Ueberlegung und Bearbeitung des Hohen Liedes Salomonis (erschienen Berlin 1834), in welcher er mit der freiesten Kritik das biblische Buch als ein literarisches Product behandelte. Die in dieser Schrift von ihm aufgestellte Behauptung, daß das erste Capitel des Hohen Liedes ein spöttendes und eingeschobenes sei, erwarb sich bei sachwissenschaftlichen Autoritäten Anerkennung und Zustimmung, und gab jedenfalls den Beweis, daß schon der 22jährige Jüngling den Muth seiner eigenen Meinung und das Talent besaß, sie geltend zu machen. Doch vermochte er nicht die Ehrfurcht vor der sein ganzes Wesen tief ergreifenden deutschen Literatur so weit zu überwinden, daß er mit seinem Namen ihr ihm heiliges Gebiet betrete. Sein Schriftchen erschien unter dem Namen „Nebenstein“, und durch diese Pseudonymität ermuthigt, begann er sich in freien lyrischen Productionen und kritischen Abhandlungen zu versuchen. Diese Arbeiten erregten die Aufmerksamkeit der ältern Literaten Berlins, die, in hohen Lebensstellungen, es sich zur Ehre reducten, junge Talente geistig zu unterstützen und zu fördern.

Hitzig, Varnhagen von Ense, Chamisso, Streckfuß, Gubitz und der Jüngste dieses Kreises, Willibald Alexis, zogen den jungen Mann zu sich heran, wiesen ihm Arbeiten im Gebiete der wissenschaftlichen, der literarischen und Kunstkritik zu und übertrugen ihm zeitweise auch die Redaction der Berliner literarischen Organe, welche theils von ihnen, theils unter ihrer Einwirkung geleitet wurden.

Durch die Erfolge seiner literarischen Thätigkeit ermuthigt, entschloß sich Bernstein im Jahre 1836 sich in Berlin häuslich niederzulassen. Er heirathete ein junges armes Mädchen, das er kurz nach seiner Ankunft in Berlin kennen und lieben lernte, und fand in seiner Ehe ein so tiefes innerliches Glück, daß Alle, welche ihm in seiner Zeitschrift gestanden, das Verhältniß als ein solches schildern, wie es in reinster Idealität und Verklärung nur selten einmal in die Erscheinung tritt. Diese Ehe breitete über sein ganzes Leben mehr wie je eine sittliche Weihe, und als sie im Jahre 1854 durch den Tod seiner Gattin gelöst wurde, tennte er den seelenverwundenden Schmerz nur dadurch überwinden, daß er immer selbstloser sich der Arbeit für das Allgemeine hingab und durch eine alle Kraft absorbirende Thätigkeit täglich von Neuem das Leben dem Schmerze abrang. Doch haben wir damit vorgegriffen und kehren zu dem Jahre 1837 zurück.

Die literarische Thätigkeit stillte weder den wissenschaftlichen Trieb Bernstein's, noch bot sie ihm ein gesichertes Auskommen. Letzteres zu erreichen, verband er sich mit Wilibald Alexis, um ein Lesecabinet in großem Style in Berlin zu gründen. Es trat sehr hoffnungsreich in's Leben, scheiterte aber an dem Mangel kaufmännischen Sinnes beider Unternehmer. Ein Versuch Bernstein's, sich als Buchhändler einen Erwerb zu schaffen, gelang ebensalls nicht, und Alles verwies ihn von Neuem auf seinen literarischen Fleiß. Sein wissenschaftlicher Trieb führte ihn nun diese Zeit zuerst dem Studium der Natur zu, und wie er in Allem, was er ergriff, sogleich productiv wurde, war das nächste Ergebniß dieses Studiums eine Arbeit über die „Rotation der Planeten“, die zwar das bis jetzt von der Wissenschaft ungelöste Problem nicht löste, aber von so ernster Anlage war, daß der weltberühmte Astronom Wessel es nicht verschmähte, sich hierüber in einen Briefwechsel mit dem Verfasser einzulassen und ihn zur sachwissenschaftlichen Durcharbeitung seiner Ideen zu ermuntern.

Von günstigem Erfolge war eine zweite kleine Arbeit Bernstein's, im Fach der preußischen Finanz- und Domainenverwaltung.

Der Regierungsrath Friedrich Wilhelm's IV. hatte die Bande der Censur gelockert und neue Hoffnungen auf Reformen des Staatswesens erregt; aber unmächtig bewährtigte sich die feudale Partei dieser Gunst der erwachenden Oeffentlichkeit, und Herr von Bülow-Cummerow schrieb sein Werk über Preußens Finanzen, das, weil es der Freiheit des Wortes huldigte, außerordentliches Aufsehen erregte, aber dadurch gerade falsche staatswirthschaftliche Grundsätze unter dem Scheine der Opposition gegen die alte gesunde Nationalwirthschaft verbreitete.

Da erschien gegen Bülow-Cummerow ein kleine anonyme Schrift unter dem Titel: „Zahlen frappiren“, die in zwei Auflagen schnell vergriffen wurde. In derselben wurde der Nachweis geführt, daß die bis dahin von der Finanzverwaltung befolgte Veräußerung der Staatsdomainen zu Gunsten der Tilgung der Nationalschuld ein gesundes volks- und staatswirthschaftliches Princip enthalte; Bülow-Cummerow rechnete, wie die Gegenschrift nachwies, mit falschen Zahlen zu Gunsten einer falschen volkswirthschaftlichen Anschauung. Da die kleine Schrift die bisherige Verwaltung vertheidigte, nahm man an, daß ihr Verfasser ein Finanzbeamter sein müsse, und da sie schlagend die Recheusehler Bülow-Cummerow's bewies, schrieb man sie seiner geringeren Autorität, als dem jetzigen preußischen Finanzminister, Herrn von Patow, zu, der auch noch in neuerer Zeit von Prutz als deren Verfasser angegeben ist. So schwierig damals jede Veranlassung für den wahren Verfasser sein mußte, so wenig veranlaßte ihn dies, aus seiner Anonymität herauszutreten. Diese Thatsache ist nicht blos für Bernstein's literarischen Charakter bezeichnend, sondern genügt auch zum Beweis, wie fern er schon damals von der Vorliebe für Opposition und von der Anshebung seiner Ansichten war, wo er sie für die Regierung geltend machte.

Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Religion boten vom Jahre 1845 an unserm Autor Gelegenheit, die theologischen Studien seiner Jugendjahre im Interesse der Reform des Judenthums geltend zu machen. Die jüdische Reformgemeinde in Berlin verdankt seiner Theilnahme sowohl die Gründung wie die Einführung eines Gottesdienstes in deutscher Sprache und einer Religionsschule, welche nach gelänterten Principien eine Neubildung des Judenthums anbahnt. Noch jetzt sind theologische Studien für Bernstein eine Lieblingsbeschäftigung seiner Mußestunden, und oft finden wir in seinen Mahnungen an das Volk einen Klang, der uns an die großen Vorbilder erinnert, die uns im Prophetenthum als erschütternde Beispiele sittlicher Einwirkung auf ein sinkendes Volk aufbewahrt sind.

Das Jahr 1848 war es nicht, welches Bernstein zur politischen Schriftstellerei anregte; seiner im tiefsten Grunde maßvollen Natur widerstrebten im Gegentheil viele der damals hervortretenden politischen Erscheinungen so sehr, daß er sich von jeder Publicität fern hielt. Gerade diese Erscheinungen waren es aber, die ihn übergingen, daß das Volk einer besonnenen Vorbildung für die politische Freiheit bedürfe, um auf gesunder Grundlage einen Widerstand gegen die Reaction zu leisten, welche durch die Straßen-Demagogie gefährt wurde.

Von dieser Ueberzeugung getrieben, gründete er auf gut Glück, mitten im Belagerungszustande, im März des Jahres 1849 die „Urwähler-Zeitung“, weder von einer Partei, noch von einem

Digitized by Google

nennenswerthen Capital unterstützt, einzig und allein im Vertrauen auf seinen guten Muth, auf sein gutes Ziel und auf das Bedürfniß eines solchen Organs, zu einer Zeit, wo ein sehr wenig vorgebildeter Theil des Volkes in seiner Eigenschaft als Urwähler einer bessern Leitung berufte, als die der Demagogie war.

Der Erfolg krönte das Unternehmen mit beispielloser Schnelligkeit. Schon nach den ersten vierzehn Tagen war die Zahl der Abonnenten auf dreitheilhaftausend gestiegen, obgleich die Leitartikel durchaus mäßig gehalten waren und radicalen Demokraten für viel zu milde galten. Erst als Ende Mai das Urwählerrecht geschmälert, das allgemeine Wahlgesetz durch eine Octroyirung in das Dreiclassensystem umgewandelt wurde, begann die Urwähler-Zeitung einen energischen Kampf gegen die Regierung und die sogenannte constitutionelle Partei, welche die Regierung in ihrem Kampfe gegen Recht und Gesetz unterstützte. In diesem Kampfe, den Bernstein nicht blos mit einer bis dahin ganz ungekannten populären Sprache der Politik, sondern auch unterstützt von dem sittlichen Zorne gegen die Verderbtheit jeder Berletzung des Rechtszustandes führte, wuchs die Theilnahme für die Zeitung so sehr, daß sie bereits im Herbste des Jahres 1849 zu 10,000 Abonnenten hatte und somit die ganze Wuth der Reaction gegen sich wachrief.

Da jetzt noch nicht die Zeit gekommen war, die Presse gewaltsam zu unterdrücken, begann die Regierung die Urwähler-Zeitung durch Processe zu verfolgen. Die ersten Versuche scheiterten an dem Rechtssinn der Geschworenen, die Bernstein, als er auf der Anklagebank erschien, freisprachen. Erst als die Polizei, gegen die bestehende Ordnung, mitten im Monat zwölf neue Geschworne direct für einen Proceß gegen die Urwähler-Zeitung wählte, erfolgte eine Verurtheilung, so daß Bernstein eine viermonatliche Gefängnißhaft zu überstehen hatte.

In der richtigen Voraussetzung, daß mit seiner Verhaftung der Lebensfaden der Zeitung abgeschnitten werde, überließ sich die Polizei nun einer Maßregelungswuth, die in Preußen ohne Beispiel war. Sie confiscirte Tag für Tag die Zeitung für mehrere Wochen, selbst wenn sie ohne Leitartikel erschien, und begünstigte eine andere, der Urwähler-Zeitung nachgeahmte, die sie den Lesern derselben aufzuzwingen hoffte. Die Leser jedoch ließen sich weder durch die Maßregelungen abschrecken, noch durch die Manöver irre leiten. Sie blieben der Urwähler-Zeitung treu, obgleich diese oft gar nicht, oft verstümmelt erschien, bis denn der Polizei nichts mehr übrig blieb, als bei Gelegenheit eines von Polizeiagenten provocirten sogenannten Completes, das mit ungeheurem Eclat „entdeckt“ wurde, die Urwähler-Zeitung gewaltsam zu unterdrücken.

Hierauf übernahm der Buchhändler Franz Duncker den Verlag der „Volkszeitung“, die sich offen als eine Nachfolgerin der unterdrückten Urwähler-Zeitung zu erkennen gab. Die Leser erkannten den Geist derselben sofort aus den Leitartikeln, und schon die erste Woche ihres Erscheinens reichte hin, ihr 5000 Abonnenten zu verschaffen. Allein damals — im April 1853 — war die Fluth der Reaction im vollsten Aufsteigen, und Bernstein erkannte, daß es nothwendig sei, der Volkszeitung noch in anderer Weise als durch die politischen Artikel eine gesicherte Grundlage zu schaffen, für die Zeit, wo sie vielleicht einmal gezwungen sein könnte, die Politik ganz ruhen zu lassen.

Aus Bernstein's Feder erschien in Folge dessen durch volle drei Jahre neben den täglichen Leitartikeln noch täglich ein **naturwissenschaftlicher Artikel**, und diese Arbeiten fanden so außerordentlichen Beifall bei Laien und Fachlernern, daß die Volkszeitung dadurch ein beliebtes Blatt selbst in solchen Kreisen wurde, wo man ihre politische Richtung nicht theilte und bekämpfte. Diese naturwissenschaftlichen Arbeiten Bernstein's — jetzt auch gesammelt erschienen — halten sich ebenso fern von Speculation, wie von irgend einer gemachten Tendenz und verfolgen nur den Zweck, durch die einfache Darlegung des Gesetzmäßigen in der Natur den Geist des Volkes für die Erkenntniß solch hoher Gesetzlichkeit zu wecken, eine Grundlage der Bildung zu schaffen, die für jeden Beruf, sei er welcher er wolle, fördernd und erhebend wirkt, Gedankenlosigkeit und Aberglauben zerstört und die Einsicht erzeugt, daß nur durch organisches Wachsen, durch ungehemmte Entfaltung innerer Lebenstriebe gesunde Gestaltungen entstehen. Gewiß ist die so liebevolle und gründliche Beschäftigung mit den Naturwissenschaften von großem Einflusse auf Bernstein's ganz eigenthümliche Art gewesen, auch die Erscheinungen der Gesellschaft und des Staates von dem Punkte ihres ersten Werdens aus zu erfassen, im Gesetzmäßigen und Nothwendigen das Gute und Dauernde zu erkennen, sich von jedem Uebereifer fern zu halten und doch nie die Kraft und Energie in der Forderung dessen zu verlieren, was das naturgemäße Wachsen des Volksgeistes verlangt.

Die Leichtigkeit, mit welcher die naturwissenschaftlichen Arbeiten die verwickeltsten und schwierigsten Probleme ohne irgend welche Abkürzung dem Verständniß einfacher Leser zugänglich machen, hat ihnen auch den Beifall des Auslandes gewonnen. Es erschienen Uebersetzungen davon in dänischer, schwedischer, polnischer und holländischer Sprache. Von der holländischen Uebersetzung sind bereits fünf Auflagen veranstaltet, von welchen die vierte Auflage in 16,000 Exemplaren so schnell vergriffen wurde, daß eine Concurrenz-Uebersetzung erschien. — Die deutsche Originalarbeit wurde nicht blos in der Hamburger Reform nachgedruckt, sondern auch die deutsche Zeitung in New-York druckte dieselbe regelmäßig, und gegenwärtig erscheinen zahlreich die sämmtlichen Bände im Nachdruck. Und dennoch hat selbst diese spielende Thätigkeit weder der Productivität noch der geistigen Beschäftigung Bernstein's eine Grenze gesetzt. Im Jahre 1856 ertheilte ihm die preußische Regierung ein Patent für die Erfindung eines telegraphischen Problems, welches bisher noch kein Anderer zu lösen vermochte. Bernstein stellte im königlichen Telegraphenamt zu Berlin einen Apparat auf, der zwei Depeschen zeweht in gleicher, wie in entgegengesetzter Richtung auf einer Leitung telegraphiren kann, und die Bedeutung der Erfindung überwand die Schwierigkeiten, welche sich sonst wohl dem demetrastischen Schriftsteller bei den Behörden entgegengestellt hätten; die Telegraphenverwaltung stellte ihm zur Lösung dieser wie anderer telegraphischer Probleme die Leitungen zu Gebote. Die nähere-Darstellung derselben würde uns zu weit abführen, wir wollen nur bemerken, daß die königliche Regierung die Lösung der Probleme, aber zugleich auch die Nothwendigkeit umfassender Verbesserungen im ganzen Telegraphenwesen anerkannte, um sie praktisch durchzuführen. Wenn einmal die Telegraphie, wie das nothwendig erfolgen muß, in die Hände von Privatgesellschaften übergegangen ist, dann werden auch diese Erfindungen ihre volle Wichtigkeit bewähren.

Inmitten all dieser Arbeiten trat aber in Bernstein der Drang nach freier poetischer Gestaltung, der in seiner Jugend so lebendig gewesen war, wieder hervor, und er schrieb für zwei folgende Jahrgänge des jüdischen Kalenders zwei Novellen, welche später in einer besonderen Ausgabe erschienen. „Böggele der Maggid“ und „Mendel Gibbor“ sind Erzählungen aus dem jüdischen Gemeindeleben einer kleinen Stadt im Großherzogthum Posen und stellen so höchst eigenartige, unserm ganzen Culturleben anscheinend fernliegende Zustände dar, daß wir uns staunend fragen, ob wir denn mit diesen Menschen in demselben Staate und zu derselben Zeit leben. So ist das Tatsächliche von ganz besonderem Interesse, wird aber weit überboten durch den sprudelnden, frischen Humor in der Darstellung der Verhältnisse, durch Zartheit und Tiefe in der Schilderung von Seelenzuständen und durch die edelste poetische Kraft, Gestalten so lebensvoll vor uns hinzuzaubern, daß uns ist, als hörten wir ihren Herzschlag und hätten Theil an ihrem innersten Sein. In diesen beiden Novellen sind Frauengestalten von solch seelischer Anmuth und unvergeßlich ergreifender Herzlese, daß wir sie den idealsten Schöpfungen auf diesem Gebiete unserer Literatur an die Seite stellen können. Und wohl glauben wir, daß Eine von ihnen, wie uns die Freunde Bernstein's versichern, das verklärte Bild der Frau ist, die sein höchstes Glück gewesen und deren Verlust über sein ganzes Leben den Schleier einer oft so tiefen Wehmuth breitet, denn das Bild ist von einem so lichten Glanze umgossen, wie ihn nur die Liebe giebt. Der Genuß dieser Erzählungen wird manchen Lesern durch die häufige Anwendung des jüdischen Idioms erschwert, obgleich ebenso viele es wie etwas duftiges Aeußerliches kaum empfinden und sich mit ungetrübter Freude dem umfangenden Zauber dieser Darstellungen hingeben.

Indem wir noch hinzufügen, daß im Fache der Photographie und hauptsächlich der Stereoskopie am Glas Bernstein's Arbeiten mit den Leistungen der Pariser Meister wetteifern, brauchen wir unsern Lesern nicht mehr zu versichern, daß eine so vielseitige Thätigkeit nur durch ein energisches Fleißes geweihtes Leben möglich ist. Diese unausgesetzte Arbeit nach so vielen Richtungen des geistigen Lebens, vereint mit einer großen Zurückhaltung und Bescheidenheit, bewirken es, daß Bernstein nur in einem verhältniß-

Digitized by Google

mäßig kleinen Kreise gekannt ist. Aber gerade, weil er sich allem nach außen Zerstreuenden völlig fern hält, gelingt es ihm, bei anscheinend so verschiedenartigen Arbeiten die volle Harmonie des innern Wesens zu bewahren. Er ist in hohem Grade das, was man liebenswürdig nennt, hilfreich nach allen Seiten, seinen Freunden der treueste und bewährteste Freund, so daß diese bei den seltenen Geistesgaben, die ihn auszeichnen, doch den höchsten Werth des Mannes in seinem Charakter und in seinem Herzen finden. — Was Bernstein in den letzten zehn Jahren für die politische Bildung des Volkes gethan, ist nicht hoch genug anzuschlagen. Wir haben nur einer Pflicht genügt, wenn wir die Leser unseres Blattes mit einem Manne bekannt machten, welcher mit Recht den Dank der Nation für eine langjährige uneigennützige und überzeugungstreue Arbeit in ihrem Dienste beanspruchen darf.

Zur Geschichte des Aberglaubens.

Nr. 4. Blut- und Schwefelregen.

Blut und Schwefel sind zwei Stoffe, an denen das phantastische Gelüst des Volkes nie müde geworden ist, seine Kunst in Verwendung zu allerhand Spukgeschichten zu verbinden. Die geheimnißvollen Eigenschaften beider machten sie zu Werkzeugen der schauerlichsten Einbildung im höchsten Grade geeignet.

Das Blut, die Bedingung, der Inbegriff alles körperlichen Lebens, entzog sich seiner Erforschung bis auf die neueste Zeit mit beharrlich unbestrittenen das Recht über die Phantasie, welches alles Geheimnißvolle verleiht. Alle alchemistischen Versuche, die sich mit dem Auffinden des Steines der Weisen und ähnlicher Probleme beschäftigten, hatten die Lebenskraft zum Gegenstande, welche noch heute in den Köpfen mancher Naturforscher eine eigenthümliche Rolle spielt, und suchten im Blute deren wirksamste Quintessenz. Extravagante Schwärmer und schlaue Betrüger redeten dem leichtgläubigen Volke die mannigfachsten Wirkungen und Kräfte des Blutes ein, die, weil sie unnatürlar waren, dem Hansen Glauben fanden; und wo eine geheimnißvolle Unternehmung vorbereitet oder ein absonderliches Medicum gebraut wurde, durfte es unter den Ingredienzien und Beschwörungsmitteln nicht fehlen. Es wurde jener somerbare Saft, vor dem selbst der Teufel Respect hatte.

Der Schwefel hatte vermöge seiner feurigen Natur sich ein bedeutendes Ansehen von Hand aus mitgebracht. Wo er sich auf der Erde fand, waren die räthselhaftun, gewaltigen Kräfte der ewig verschlossenen, vulcanischen Tiefe in unverkennbarer Thätigkeit gewesen und er selbst eine sichtliche Folge ihrer Wirkungen. Seine leichte Entzündlichkeit, die blaue Flamme, mit welcher er verbrennt, seine Begierde, sich in der Retorte des Goldmachers mit den mannigfachsten Stoffen auf unerklärliche Weise, oft unter dem prachtvollsten Flammensprühen, zu verbinden und neue ungeahnte Körper zu ergungen, welche die sonderlichsten Eigenschaften besaßen, und die wahrhaft infernalischen Gerüche, welche allen diesen Verbindungen eigenthümlich sind, machten ihn recht zu einem Attribut des Teufels geeignet. Und es kann nicht geleugnet werden, daß es kaum ein wörrigeres Element geben dürfte, die Staatszimmer des Höllenfürsten zu wärmen und das Bonbeir seiner Großmutter zu parfümiren.

Da fand man bisweilen nach Gewitterregen, welche von heftigen Stürmen begleitet gewesen waren, auf den Plätzen, die sich an den Wegen gesammelt hatten, eine dicke Haut eines schwefelgelben Pulvers, welches auch außerdem oft die vom Regen getroffenen Gegenstände förmlich überzogen hatte. Dieses Pulver war offenbar mit dem Regen herunlergefallen und zurückgeblieben, als das Wasser sich verflüchtigte. Es hatte, wie man sagte, „Schwefel geregnet". Bei dem Gedanken daran schauerte jedem ehrlichen Christenmenschen die Haut, da es doch nicht anders anzunehmen war, als daß der Teufel bei einer solchen höchst bedeutlichen Erscheinung seine Hand mit ganz besonderer Lust im Spiele gehabt haben mußte. Wenn man den gelben Staub sammelte und durch eine Lichtflamme blies, so flammte er blitzartig auf — das bewies ja seinen höllischen Ursprung vollkänig.

Der Blutregen war nicht minder schauerlich. Es bezeugte seiner finstern, stürmischen Nacht dar. Nach dem heftigen Vollmond oft erschrak man über blutige Lachen, die an Wolkenrändern, in feuchten Gräben, felsspreitsähnlich auch an den verwitterten Kreuzwegen, — warum hier nicht? — gefunden wurden. Haltgerinnen, wie eben aus der Wunde geflossen, kennte die Substanz, aus der sie bestanzen, nur Blut oder ein Blutwerk der Hölle sein. Nicht weil von der einen Lache war eine zweite, oft war das ganze Gewässer eines Teiches davon roth gefärbt. Oder auf dem Schnee zeigte sich die geheimnißvolle, plötzlich entstandene Röthe in großer Ausdehnung. Manchmal waren es wieder nur einzelne Tropfen, die auf dem Grase oder dem hellen Lehmboden sichtbar wurden. Immer aber war die Erscheinung des Blutregens eine das Gemüth des Volkes im höchsten Maße bemruhigende.

Da sie so unverbergesehen eintrat, so konnte nur auf ein Niederfallen der merkwürdigen Substanz aus der Höhe geschlossen werden, und dies geschah um so lieber, als die Luft stets für den Tummelplatz dämonischer Kräfte angesehen wurde. Nun aber — im Ernst gesprochen — giebt es denn, oder hat es wirklich Regen gegeben, der Schwefel mit aus der Luft gebracht hat, oder dessen Wasser durch Blut gefärbt war? Dies gerade nicht; aber trotzdem darf man nicht Alles gleich als Fabel erklären, welche ein Jahr dem andern überliefert hätte, wenn ein einzelner Umstand darin in einer andern Weise zu tennen ist. Freilich ist dieser einzelne Umstand, die Beschaffenheit des merkwürdigen Stoffes, bei unserm Falle gerade die Hauptsache. Doch kommen wir darauf noch. Vor der Hand müssen wir zugestehen, daß die sogenannten Schwefelregen und Blutregen nicht nur, sondern daß auch Getreideregen, Aschenregen, Schlammregen, sogar Fischregen und Kaupenregen stattgefunden haben, und die Fälle davon sind so zahlreich, daß man gar nicht daran denken kann, sie einzeln zu betrachten, viel weniger sie zu leugnen. Wir wollen dies auch nicht im Entferntesten, sondern vielmehr die Eigenthümlichkeiten dieser Phänomene präsent betrachten und durch eine vorurtheilsfreie Untersuchung dem herrschenden Aberglauben eine Provinz seines großen Reiches zu entreißen suchen.

Einer der interessantesten Schwefelregen fiel im Jahre 1804 zu Kopenhagen in der Nacht vom 24. zum 25. Mai. Nicht nur deswegen ist er interessant, weil die Menge des mit herabgefallenen gelben Staubes, von welchem die Erscheinung den Namen hat, eine besonders bedeutende war, sondern auch weil die dabei beobachteten Verhältnisse zuerst ein Licht auf seine Ursachen warfen, und weil die Schilderung davon, obwohl sie von nicht Unerfahrenen gemacht wird, doch zeigt, wie leicht sich der Mensch von seinen eigenen Sinnen betrren läßt. Die Wolke, aus welcher der Regen fiel, kam aus Süden; der Himmel war schwarz bewölkt und die herabfallenden Tropfen hatten eine bedeutende Größe. Ihre Farbe war rein gelb, und die Dächer, auf welche sie fielen, gaben nach der Aussage der Beobachter einen weißen flimmernden Schein von sich, als wären sie von einer schwach brennenden Materie übergossen. Der Eintritt, den dies machte, soll ein schreckhafter gewesen sein. Des Morgens darauf sah man überall, wo das Regenwasser zusammengelaufen war, ein gelbes Pulver schwimmen und auf der Mitte des Wassers eine gelbe Haut. Die Festungsgräben waren an mehreren Orten gleichfam mit einem gelben Teppich übergezogen. Auch auf der Erde kam man dies Pulver, vorzüglich an Stellen, wo der Regen kleine Bäche gebildet hatte, die mehr oder weniger ausgetrocknet waren. Die Farbe und zarte Beschaffenheit der eigenthümlichen Substanz gaben ihr eine große Aehnlichkeit mit Schwefelblumen. Getrocknet durch das Licht geblasen, verbrannte sie unter blitzartigem Aufsenden, ohne aber einen schwefligen Geruch zu hinterlassen. Daraus schon mußte hervorgehen, daß es gewöhnlicher Schwefel nicht sein konnte, eine Untersuchung mittelst des Mikroskops setzte dies außer allem Zweifel, denn die kleinen Körperchen zeigten darin eine vollkäurige Uebereinstimmung mit den zarten Flügeln, aus denen das sogenannte Hexenmehl (Semen Lycopodii) besteht. Als solches wurde denn auch die in einem Umfreise von mehr als einer Quadratmeile niedergefallene Substanz erkannt, nachdem sie den erschöpfendsten Analysen unterworfen worden war.

Insofern nun das Herumwehen schon von Alters her wegen seiner Farbe und seines Verhaltens beim Durchblasen durch die Flamme einer Kerze vegetabilischer Schwefel genannt worden ist, kann man einen Regen, der diesen Körper aus der Luft mitbringt, uneigentlich wohl einen Schwefelregen nennen, ohne doch damit etwas Anderes als einen ganz natürlichen Vorgang zu bezeichnen. Denn man hat durch spätere Nachforschungen erfahren, daß die Wolke, welche jenen Regen brachte, von einem derartigen Wirbelwinde begleitet aufstrat, daß sie schon vor ihrer Auflösung den Bewohnern von Waldbye, einem Dorfe vor Kopenhagen, das Schauspiel einer Wasserhose darbot.

Wahrscheinlich hat diese ihren Weg über Höhen genommen, welche mit dem gerade in jener Zeit blühenden Bärlapp reichlich bewachsen waren, und hier den leichten Blumenstaub entführt, der sich in der Luft mit den Dünsten der Wolke vermischte und mit ihnen zugleich auch herabfallen mußte. Vermöge seiner Leichtigkeit kann dieser Staub über weite Strecken mit fortgeführt werden und bedarf an Orten niederfallen, an denen die Pflanzen, von denen er stammt, gar nicht wachsen. Wenn man ihm aber deshalb, weil er aus der nächsten Nähe nicht gekommen sein sollte, einen atmosphärischen Ursprung zuschreiben wollte, so wäre dies grundfalsch. Als ebenso falsch muß die Angabe betrachtet werden, daß der Regen bei seinem Niederfallen die Dächer leuchtend gemacht habe. Er mußte allerdings durch die in ihm schwimmenden oder die Tropfen umhüllenden festen Körperchen sichtbarer werden und gleichsam wie ein zarter Schneefall erscheinen, allein den Contrast, den er durch diese Sichtbarwerden mit unserm gewohnten Begriff von Regen erzeugte, konnte nur eine von vornherein eingenommene Phantasie als ein Leuchten sich auslegen.

Wie lange selbst in ruhiger Luft der Blüthenstaub sich schwebend erhalten kann, ohne herabzufallen, beweist die Thatsache, welche vor zwei Jahren aus Stade berichtet wurde.

Dort hatte am 4. Juni früh die Atmosphäre ganz das Aussehen des Höhenrauches mit schwachgelber Trübung. Dieser gelbe Schein war durch den Blüthenstaub von Fichten hervorgerufen worden; denn der dieselben Tages Nachmittags eintretende Gewitterregen brachte ihn aus der Luft mit herab. Die Tropfen waren dadurch ganz gelb gefärbt, und alles zusammenströmende Wasser überzog sich mit einer starken gelben, pulverigen Decke. Der Regen war ein Schwefelregen. In gewissen Monaten zeigt der dem Regen beigemengte Blüthenstaub gewisse Verschiedenheiten, welche von der Verschiedenheit der Pflanzen, denen er entstammt, herrühren und die besser als andere seinen irrigen Ursprung darweisen. Es sind nämlich nicht nur die langen Arme des Bärlapp (Lycopodium), sondern auch Fichten und die übrigen Nadelhölzer und eine Menge anderer Pflanzen noch, deren Staub sich in den Regentropfen gefunden hat. Je nachdem in dem Monat, in welchem der Regen fällt, eine dieser Pflanzen besonders reichlich blüht, wird von dieser auch vorzugsweise das Material bezogen werden.

Im März und April sind es Erlen und der Haselnußstrauch, im Mai und Juni vorzüglich Fichtenarten, Wachholder und Birke, im Juli, August und September Lycopodium, Rohr, Teichkolben und Schachtelhalme, welche an der Lieferung des Blüthenstaubes hauptsächlich betheiligt sind. Die Ursache dagegen, welche ihn in die Luft erhebt, bleibt unter allen Verhältnissen dieselbe, — ein Wirbelwind.

Dergleichen Winde haben auch andere lose Körper in großer Menge fortgeführt, und ihr Niederfallen hat man an den Orten, wo sie zur Erde gelangten, Regen genannt, deshalb auch von Getreideregen, Fischregen oder anderen, je nachdem die herabgefallenen Gegenstände den Namen verlangten, gesprochen, ohne aber damit etwas Näheres über den Ursprung der Erscheinung anzusprechen.

In Andalusien zum Beispiel regnete es zu Anfang dieses Jahrhunderts einmal Getreide. Die Erscheinung machte alle Leute stutzig, und trotzdem, daß die Israeliten sich in der Wüste herzlich über den Mannaregen freuten, wollten die Spanier das Getreide nicht als wahrhaftes irdisches betrachten, bis sie erfuhren, daß der Wind dasselbe in Tanger weggefegt hatte.

Die Aschenregen, welche sich bei vulcanischen Ausbrüchen oft über viele Quadratmeilen erstrecken, sind bekannt. Bei einer Eruption des Aetna führte der Wind den vulcanischen Staub bis nach Carthago, wo er erst niederfiel. Herculanum und Pompeji sind lautredende Zeugen für die ungeheure Menge Materiales, welches auf diese Weise fortgeführt werden kann. Von einem Fischregen erzählt uns Forbes Mackenzie. Derselbe fand einst in Schottland drei bis vier Meilen von der Meeresküste entfernt den Boden vollständig bedeckt mit kleinen zwei bis vier Zoll langen Heringen. Die Fische haben die Gewohnheit, bei Gewitterluft aus dem Wasser emporzuschnellen, und sie sind dabei wahrscheinlich vom Winde erfaßt und fortgeführt worden. Oder aber sie können, wie dies leicht möglich ist, wenn sie in so ungeheuren Schaaren streichen, daß sie manchmal die Schiffe in ihren Laufe hemmen, ähnlich wie das Meerwasser vom Winde in großer Menge schraubenartig zur Wasserhose aufgewirbelt und fortgeführt wird, auch einer solchen unfreiwilligen Bewegung verfallen und, einmal emporgerissen, fortgeführt und erst über dem trocknen Lande wieder herabgelassen worden sein.

Wie sich Fischregen auf diese Art und auf ähnliche Weise auch die Raupenregen erklären lassen (am 24. Juli 1804 fielen zu St. Hermine bei Fontenay in Frankreich kleine Raupen in so ungeheurer Menge aus der Luft, daß sich die Einwohner genöthigt sahen, Feuer vor ihren Häusern zu machen, um sich des Andranges zu erwehren) — so haben doch die sogenannten Frosch- und Mäuseregen nur in gewöhnlichen, besonders heftigen Regengüssen ihre Ursache. Die in Folge der Trockenheit in Spalten und Löcher geflüchteten Frösche werden darauch wieder hervorgelockt; umgekehrt aber die Mäuse schaarenweise aus ihren Wohnungen durch das einströmende Wasser vertrieben. Dagegen müssen wir auf eine andere interessante Erscheinung, die in gebirgigen Gegenden oft nach plötzlichem großem Regen sich zeigt, aufmerksam machen, weil sie früher gewöhnlich als Folge eines sogenannten Körnerregens den Cours durch die Zeitungen machte. Man findet den Boden mitunter wie überstäubt mit kleinen, erbsengroßen rundlichen Knöllchen, die durch ihre Aehnlichkeit mit manchen Früchten oft Veranlassung gegeben haben, sie für Pflanzensamen zu halten, welcher mit dem Regen herabgefallen sei, während sie doch auf ihrem Fundorte gewachsen waren, und der vermeintliche Körnerregen zu ihrem Erscheinen nichts weiter beigetragen hatte, als daß er die Erde von den zarten Würzelchen einer Pflanze (einer Ranunkel — Ranunculus Ficaria) hinweggespült und die an denselben oft zu 20 bis 30 sitzenden Wurzelknöllchen bloßgelegt oder sie gar losgerissen und mit fortgeführt hatte. Eine Reise durch die Luft haben diese Dinge keineswegs gemacht. Sie enthalten sehr viel Stärkemehl und sind deshalb ein ganz gutes Nahrungsmittel, so daß ihre Einsammlung, zumal sie oft scheffelweise den Boden bedecken, armen Leuten wohl anzurathen ist.

Etwas Wunderbares haben wir bisher noch nicht gefunden, auch die merkwürdige Erscheinung des Blutregens wird, obwohl sie häufig andern, als den bis jetzt von uns betrachteten Ursachen ihre Entstehung verdankt, uns etwas Uebernatürliches und Unerklärliches nicht zeigen. Es ist zwar eben auch möglich, daß Körperchen, kleine Pflanzen, Flechten oder dergleichen durch den Wind entführt werden, welche vermöge ihrer rothen Farbe dem Regenwasser eine blutrothe Färbung mittheilen können, indessen sind Fälle dieser Art bisher nur selten beobachtet worden. Meist ist die Ursache der eigenthümlichen, blutähnlichen Farbe in mikroskopisch kleinen Thierchen (in süßem Wasser der sogenannte Wasserfloh, Daphnia pulex, im Seewasser kleine Crustaceen und Medusen) oder Pflanzen (Algen) gefunden worden, welche sich in stehenden Gewässern ungebeuer rasch vermehren.

Parry fand auf seiner Polarreise am 10. Juli 1823 unter dem 71. Breitengrade braunrothe Stellen im grünen Seewasser. Jeder Tropfen enthielt nach seiner Berechnung mehr als dreihundert solcher kleiner Thierchen, die zum Theil eine Länge von dem zweihundertsten Theil einer Linie hatten. Ehrenberg, der berühmte Begleiter Humboldt's auf seiner Reise nach Sibirien und sein Nachfolger in der Liste der französischen Akademie, hat durch die Entdeckung der Infusorienwelt — denn was vor ihm auf diesem Gebiete gearbeitet war, ist gegen das, was er ans Licht gebracht, verschwindend, so daß man ihn wohl den eigentlichen Entdecker des mikroskopischen Lebens zu nennen berechtigt ist — auch die räthselhafte Erscheinung der gefärbten Gewässer erklärt. Er fand im Schnee Sibiriens, wie in den Wassertropfen aus dem rothen Meere die färbenden Körper und reihte sie in die geregelten Ordnungen bekannter Geschöpfe. In Sibirien fand er als Ursache der Färbung Infusorien (Astasia haematodes), bei Tor am rothen Meere eine

neue Algenart, die er Tridochesmium erythraeum nannte. Aehnliche Algen sind im fallenden Schnee, den sie ganz carminroth zu färben vermögen, bemerkt worden.

Es giebt auch einige Pilzgattungen (Palmella, Telephora), welche durch warme Gewitterregen aus dem Boden hervorgelockt werden, sich in der Feuchtigkeit überraschend schnell entwickeln und dann in eine dunkelrothe, gallertartige Masse verwandeln, die eine große Aehnlichkeit mit geronnenem Blute hat und oft bei Unkundigen den Gedanken an einen atmosphärischen Ursprung erregt haben mag, wenn nicht der Gedanke an wirkliches menschliches oder thierisches Blut sich in den Vordergrund drängte. Haben doch viel abweichendere Erscheinungen die Gemüther in Schrecken zu setzen vermocht.

Im Jahre 1608 geriethen die Bewohner von Aix in Frankreich durch rothe Blutstropfen, die man hie und da in großer Anzahl auf dem Erdboden, den Blättern und Stengeln der Pflanzen, an den Thürpfosten, an Bretergewänden, kurz überall antraf, in große Bestürzung. Es hatte „Blut geregnet" über die sündhafte Menschheit, und die Geistlichkeit vermehrte noch die Furcht der abergläubischen Menge. Als man nun, gänzlich zerknirscht, überzeugt war, die Gottheit hätte durch diese Erscheinung ein Zeichen ihres Zürnens gegeben, fand Peiresc die Ursache der blutrothen Flecken darin, daß Schmetterlinge, welche gerade in unerhörter Menge vorhanden waren, nach dem Ausschlüpfen aus den Puppenhäuten einige Tropfen einer rothen Flüssigkeit fahren ließen, welche jene blutartigen Flecken veranlaßt hatte.

In einem andern Falle fand ein Edelmann Blutflecke auf dem Schnee in seinem Garten. Genauen Untersuchungen zu Folge waren es die Excremente kleiner Vögel, welche von den mit einem rothen Saft erfüllten Beeren der Phytolacca decandra, die in dem Garten stand, gefressen hatten.

Diese Thatsachen, denen sich in manchen Fällen noch andere erklärend anschließen können, werden das Unhaltbare und Thörichte des Glaubens an den übernatürlichen Ursprung und die dämonische Bedeutung derjenigen Substanzen, welche mit dem Regen herabfallen, dargethan haben; sie werden in den meisten Fällen auch zur Deutung ähnlicher Erscheinungen den Schlüssel an die Hand geben.

Man wolle nur nicht sich selbst täuschen; man wolle nicht mit Gewalt die klare Vernunft, das göttlichste Geschenk, welches der Mensch erhalten, beirren und unsichtbaren lassen von dem Nebel der abergläubischen Furcht, sondern die Kräfte des Verstandes benützen zur Forschung, welche den Irrthum verbannt.

Aus den Erlebnissen eines alten Sachwalters.

Nr. 2.

Das unterlassene Testament.

Mein Nachbar in X. war ein pensionirter Beamter mit einem hübschen Vermögen; er lebte mit seiner Ehehälfte, da er kinderlos war, sorgenlos und mit behaglichem Genuß des Lebens; denn wenn schon die Ordnungs- und Tagesordnung mit einer für jeden Dritten höchst peinlichen Genauigkeit und Gleichförmigkeit inne gehalten wurde, so war doch diese Regelmäßigkeit so eng mit der Natur des in der Handhabung eines strengen und pünktlichen Dienstes ergrauten Mannes verwachsen, daß ohne sie ein Lebensgenuß für ihn nicht möglich war. Es fehlte meinem Nachbar auch nicht die höhere Weihe des Lebens; denn unter einem trockenen und etwas kurz angebundenen Aeußern trug er ein warmes und fühlendes Herz in seiner Brust, und war der unverschuldeten Armuth im Stillen ein trostreicher Berather und Helfer; namentlich erstreckte sich seine Fürsorge auf Waisenkinder, die er in seiner Eigenschaft als Mitglied des Armenvereins des Orts mit großem Takt in braven Familien unterzubringen wußte. Die Unterbringung in einem Waisenhause mit seiner äußerlichen Ordnung und Regelmäßigkeit wäre ihm vielleicht noch erwünschter gewesen; zum Glück gab es aber ein solches in der Stadt nicht.

Oft pflegte ihm ein Freund zu rathen, die Armenbehörde wohl auch an's Herz zu legen, daß er, der kinderlose und wohlhabende Mann, sich doch selbst ein Kind annehmen möge; das lehnte er aber stets ab. Er sah wohl ein, daß seine Frau hierzu nicht tauge; denn obwohl gutherzig, war sie doch kränklich, alternd und eigensinnig, daher zu Kindererziehung durchaus ungeeignet; so blieb alse unser Ehepaar im altgewohnten, einsamen Gleise.

Dieses harmlose Leben sollte durch ein schlimmes Mißgeschick unterbrochen werden. Es brach ein bösartiger Typhus in der Stadt aus und raffte auch meines Nachbars Frau weg. Zugleich mit andern Opfern wurde der Seuche auch eine ganze Familie zur Beute; es war dies meines Nachbars Amtsnachfolger mit Weib und drei Kindern. Verschont von dieser Familie blieb nur ein vierzehnjähriges Mädchen, ein frisches, munteres, sanftes Wesen, Namens Clara. Dessen nahm sich eine wohlhabende Familie an, während mein Nachbar die Stelle seiner Hausfrau durch eine alte Wirthschafterin zu ersetzen suchte. Es erwies sich aber bald, daß sie sich in die starren Eigenthümlichkeiten des alten Herrn nicht finden konnte; sie ward entlassen, eine andere angenommen, und diese mußte einer dritten weichen, welche ebenfalls nicht einschlug. Mein Nachbar, durch den Tod der Gattin ohnehin tief gebeugt, gerieth dadurch in die allerbedenklichste Stimmung und war, obwohl sonst trotz seiner Sechzig ein noch rüstiger Mann, völlig lebensmüde. In solcher Lage hielt ich es für meine Pflicht, dem Armen mit Rath und That beizustehen; ich begriff wohl, daß eine alte Person mit ihren eingewurzelten Gewohnheiten sich in die Eigenheiten des Nachbars nie finden werde, wußte aber auch, daß eine junge ihm in seiner Weise bequem war, und ich lenkte daher seine Aufmerksamkeit auf die ihm von seinem Umgange mit ihrer Familie her wohlbekannte und lieb gewordene Clara, welche in der Familie, die sich ihrer angenommen, eine mehr dienende Stellung einnahm und nicht eine solche Thätigkeit entfalten konnte, als sie ihrer Bildung entsprach. Ich schlug ihm vor, sie als Pflegetochter in sein Haus zu nehmen und damit nicht nur die Leere seines Herzens auszufüllen, sondern sich auch zugleich eine Sorgerin für sein Hauswesen zu schaffen. Er ging auf diesen Plan ein, auch Clara, die schon als Kind viel in seinem Hause verkehrte und manch Liebes und Gutes da genossen hatte, folgte gern seinem Rufe; sie nannte ihn Vater, er sie Tochter; er sorgte aber auch für sie als ein Vater und ließ es an Nichts fehlen, was zur Weiterbildung ihres Geistes und Herzens dienen konnte; sie liebte ihn wie eine Tochter und wußte sich ihm anzuschmiegen und in seine Eigenheiten zu schicken, daß daraus ein Verhältniß erwuchs, wie es reiner und schöner nicht gedacht werden konnte. Um seiner Tochter eine unschuldige Freude nicht zu verderben, geschah nicht selten das früher Unerhörte, daß er die seit einem Menschenalter mit der größten Pünktlichkeit innegehaltene Speise-, Spazier- oder Ruhestunde verrückte. Wenn er sich dabei ertappte, pflegte er selbst darüber zu lächeln und kopfschüttelnd zu sagen: „Ich hätte doch nimmer geglaubt, daß ich auf meine alten Tage noch so ein lüderlicher Kerl werden würde."

Es konnte sich über den glänzenden Erfolg, den mein Rath gehabt hatte, Niemand mehr freuen als ich, wenn mein Nachbar mir oft mit Dank und Stolz von seiner Tochter erzählte. Bei einer solchen Gelegenheit lenkte ich denn auch das Gespräch auf das künftige Schicksal Clara's, was ja doch größtentheils in seiner Hand liege, und welches möglichst sicher zu stellen seine Pflicht, dazu aber eine förmliche Adoption der beste Weg sei.

„Nein," sagte er, „von Adoption will ich nichts wissen, das ist mir wie eine Spielerei, das kann uns nicht näher bringen, als wir uns schon sind; seinen ehrlichen Namen mag das Kind behalten, so lange sie Jungfrau bleibt, denn sie hat ihn von einem würdigen Vater geerbt; wenn sie heirathet, verliert sie ihren wahren nur meinen Namen; beerben soll sie mich ebenhin."

Ich erwiderte, daß es aber dazu eines Testamentes bedürfe, und daß es gut wäre, daran bei Zeiten zu denken.

Er sagte: „ei, bin ich denn plötzlich so alt und schwach geworden, daß ich schon mein Testament machen muß?" in so bestimmtem Tone, daß ich abbrechen mußte; auch später, so oft ich auch davon anfing, konnte ich ihn nicht bewegen, mit mir über diesen Gegenstand zu verhandeln; denn kurz, fast finster ging er auf etwas Anderes über. Clara selbst hatte einen viel zu feinen Takt und zartes Gemüth, als daß sie je hätte diese Saite berühren können.

Der Grund zu diesem Eigensinne des Alten war vielleicht

weniger die Todesfurcht, welche Viele bei dem Gedanken an testamentarische Verfügungen beschleicht und sie davon abhält; es schien vielmehr ein anderes Gefühl die Triebfeder zu sein: das war die Sorge, es könnten sich etwa in die Liebe und Anhänglichkeit seiner Tochter, die sie ihm frei und uneigennützig entgegentrug, eigennützige Motive mischen und so seine reine Freude an ihr trüben, denn er fürchtete, eine Testamentserrichtung bleibe nicht verschwiegen; er hatte auch bisher seiner Clara sorgfältigst verheimlicht, daß er außer seiner Pensien noch ansehnliche Zinsen einnahm. So mußte ich denn die Sache gehen lassen und zunehmender Altersschwäche oder eintretendem Siechthum anheimgeben, eine Sinnesänderung meines Nachbars herbeizuführen.

Inzwischen war Clara zur stattlichen Jungfrau erblüht, und es konnte nicht fehlen, daß manche junge Männer sich zu ihr hingezogen fühlten und ihr auf Bällen oder sonst Aufmerksamkeiten erwiesen. So oft solches geschah, war unschwer zu bemerken, daß düstre Wolken meines Nachbars Stirn umzogen, und, wie wir beim in öffenen und vertrauten Verkehre mit einander standen, so unterließ ich nicht, ihm meine Verwunderung hierüber zu erkennen zu geben. Er räumte ein, daß diese Mißstimmung eine Schwäche von ihm sei, und entschuldigte sich damit, daß es ihm zu schwer auf's Herz falle, wenn er denke, Clara werde ihm verlassen und in eines andern Mannes, dieß ihm fremden Gatten, Haus folgen; er werde sich aber nöthigenfalls darein fügen und sei weit entfernt, seiner Clara irgend welchen Zwang anzuthun. Diese war indeß zu feinfühlend, als daß ihr der Seelenzustand ihres Pflegevaters bei solchen Gelegenheiten hätte entgehen können, und sie nahm daher, um ihn nicht zu kränken, alle Huldigungen mit Gleichgültigkeit, ja mit Kälte auf. Dies wurde ihr so lange auch nicht schwer, als ihr Herz frei blieb.

Da tauchte am geselligen Horizonte unserer Stadt ein junger Mann, Namens Adolf, auf, der Sohn eines Fabrikherrn, von angenehmem Aeußern, der seit seinem Austritte aus der Schule in der Ferne gelebt, viele Länder bereist hatte und durch dies Alles, sowie durch das feiner Erscheinung anhängende Fremdartige die junge Mädchenwelt mehr oder weniger bezauberte. Obwohl fast gegen Jede freundlich und artig, gab er doch Keiner einen Vorzug, so sehr man ihm auch entgegen kam. Was mich hierbei interessirte, war die nicht zu verkennende Thatsache, daß Clara nicht gleichgültig gegen ihn war.

Gerade in dieser Zeit hatte mein Nachbar unerwartet um meinen Rath darüber gefragt, wie man auf möglichst verborgene Weise sein Testament machen und wie es namentlich seiner Clara verheimlicht werden könne; denn er werde doch immer älter, und er wünsche Clara's sein Vermögen nach seinem Tode zuzuwenden, da er nur ganz entfernte, dazu noch sehr reiche Verwandte habe. Ich zeigte ihm hierzu den schicklichsten Weg, da er aber, während ich noch in allen Rechtsgeschäften sein Beistand war, wieder eine ziemliche Zeit verstreichen ließ, ohne auf die Testamentserrichtung zurückzukommen, so lenkte ich das Gespräch darauf. Er erwiderte: „Sie haben doch wohl bemerkt, wie der junge Adolf meiner Clara in die Augen gestochen hat? Ich habe auch nichts gegen ihn einzuwenden, aber wie gleichgültig ist er gegen sie! Er wird gewiß erfahren, daß ich jetzt mein Testament gemacht habe, und denken, daß ich ihn damit ködern will, meine Clara zu heirathen; denn er ist Kaufmann und speculatire; so würde ich meinen ansehnbaren Schatz verhandeln, wie eine Waare." Von dieser Idee war er auch nicht abzubringen. Inzwischen hatten sich Adolf und Clara zwar auf verborgene, mir jedoch bekannt gewordene Weise genähert. Es war zwischen ihnen zu Erklärungen gekommen; Clara konnte sich jedoch, theils aus Zärtlichkeit für ihren Pflegevater, theils weil dieser ja dem Gespräche über Adolf gestissentlich auswich, nicht entschließen, sich ihrem Pflegevater zu entdecken, und verschob dadurch die Entscheidung von einer Zeit zur andern, während Adolf, bei dem abgemessenen Wesen, das mein Nachbar gerade gegen ihn beobachtete, ohne vergängige Sondirung Seiten Clara's in Bezug auf ihres Pflegevaters Gesinnungen sich nicht vorwärts wagte.

So verging zwischen Schwanken und Hoffen wohl ein halbes Jahr, als plötzlich Adolf abbrach und, weniger seiner Neigung folgend, als dem Drängen seines Vaters nachgebend, sich mit einem reichen Mädchen verlobte. Adolf's Vater hatte gewünscht, daß sein Geschäft einst auf seinen Sohn übergehen möchte; da er aber noch mehrere jüngere Kinder hatte, so war dies nicht wohl möglich, wenn Adolf nicht eine reiche Partie machte. Gegen Clara's Person hatte er nicht das Geringste einzuwenden, auch auf sofortige Mitgift wollte er verzichten, nur das sollte sicher sein, daß sie ihren Pflegevater einst beerbe; diese Garantie sei aber nicht da.

Bei Clara's sanftem Wesen äußerte diese Wendung ihres Schicksals sich zwar nicht in leidenschaftlicher Weise; aber ein innerer Gram zehrte sichtlich an ihr, und sie zog sich von aller Welt zurück. Auch ihr Pflegevater war selten sichtbar. Was damals zwischen ihnen Beiden vorgegangen sein mochte, habe ich nie erfahren können. Plötzlich eines Morgens kam athemlos und in voller Hast meines Nachbars alter Diener mit der Botschaft zu mir, sein Herr sei plötzlich bewußtlos umgefallen, zwar wieder zu sich gekommen, aber ganz schwach; er verlange nach mir. Ich eilte hinüber und fand ihn mit verstellten Zügen im Bette liegend; mit der einen Hand hatte er krampfhaft die seiner Pflegetochter gefaßt, welche schluchzend an seinem Bette stand, die andere drückte er gegen die Brust, als wolle er einen tiefen Schmerz niederkämpfen. Die Sprache war fast verschwunden. Doch lispelte er mir zu: „Testament machen, Testament machen, Alles meiner Clara." Ich sendete sofort nach dem Gerichte, während ich in kürzester Form von ihm sei, und entschuldigte sich damit, daß es ihm zu schwer auf's Herz falle, wenn er denke, Clara werde ihn verlassen und in eines andern Mannes, dieß ihm fremden Gatten, Haus folgen; er werde sich aber nöthigenfalls darein fügen und sei weit entfernt, seiner Clara irgend welchen Zwang anzuthun. Diese war indeß zu feinfühlend, als daß ihr der Seelenzustand ihres Pflegevaters bei solchen Gelegenheiten hätte entgehen können, und sie nahm daher, um ihn nicht zu kränken, alle Huldigungen mit Gleichgültigkeit, ja mit Kälte auf. Dies wurde ihr so lange auch nicht schwer, als ihr Herz frei blieb.

Da tauchte am geselligen Horizonte unserer Stadt ein junger Mann, Namens Adolf, auf, der Sohn eines Fabrikherrn, von angenehmem Aeußern, der seit seinem Austritte aus der Schule in der Ferne gelebt, viele Länder bereist hatte und durch dies Alles, sowie durch das feiner Erscheinung anhängende Fremdartige die junge Mädchenwelt mehr oder weniger bezauberte. Obwohl fast gegen Jede freundlich und artig, gab er doch Keiner einen Vorzug, so sehr man ihm auch entgegen kam. Was mich hierbei interessirte, war die nicht zu verkennende Thatsache, daß Clara nicht gleichgültig gegen ihn war.

Gerade in dieser Zeit hatte mein Nachbar unerwartet um meinen Rath darüber gefragt, wie man auf möglichst verborgene Weise sein Testament machen und wie es namentlich seiner Clara verheimlicht werden könne; denn er werde doch immer älter, und er wünsche Clara's sein Vermögen nach seinem Tode zuzuwenden, da er nur ganz entfernte, dazu noch sehr reiche Verwandte habe. Ich zeigte ihm hierzu den schicklichsten Weg, da er aber, während ich noch in allen Rechtsgeschäften sein Beistand war, wieder eine ziemliche Zeit verstreichen ließ, ohne auf die Testamentserrichtung zurückzukommen, so lenkte ich das Gespräch darauf. Er erwiderte: „Sie haben doch wohl bemerkt, wie der junge Adolf meiner Clara in die Augen gestochen hat? Ich habe auch nichts gegen ihn einzuwenden, aber wie gleichgültig ist er gegen sie! Er wird gewiß erfahren, daß ich jetzt mein Testament gemacht habe, und denken, daß ich ihn damit ködern will, meine Clara zu heirathen; denn er ist Kaufmann und speculatire; so würde ich meinen ansehnbaren Schatz verhandeln, wie eine Waare." Von dieser Idee war er auch nicht abzubringen. Inzwischen hatten sich Adolf und Clara zwar auf verborgene, mir jedoch bekannt gewordene Weise genähert. Es war zwischen ihnen zu Erklärungen gekommen; Clara konnte sich jedoch, theils aus Zärtlichkeit für ihren Pflegevater, theils weil dieser ja dem Gespräche über Adolf gestissentlich auswich, nicht entschließen, sich ihrem Pflegevater zu entdecken, und verschob dadurch die Entscheidung von einer Zeit zur andern, während Adolf, bei dem abgemessenen Wesen, das mein Nachbar gerade gegen ihn beobachtete, ohne vergängige Sondirung Seiten Clara's in Bezug auf ihres Pflegevaters Gesinnungen sich nicht vorwärts wagte.

So verging zwischen Schwanken und Hoffen wohl ein halbes Jahr, als plötzlich Adolf abbrach und, weniger seiner Neigung folgend, als dem Drängen seines Vaters nachgebend, sich mit einem reichen Mädchen verlobte. Adolf's Vater hatte gewünscht, daß sein Geschäft einst auf seinen Sohn übergehen möchte; da er aber noch mehrere jüngere Kinder hatte, so war dies nicht wohl möglich, wenn

Digitized by Google

Die Johannisfeier in Leipzig.

Es ist eine schöne Sitte, das Andenken der Todten zu feiern und die Gräber zu schmücken, wie es in Leipzig geschieht, eine Sitte, die hoffentlich nach und nach in allen deutschen Gauen mehr und mehr Raum finden wird. Giebt es eine sinnigere Vermittlung zwischen Tod und Leben als die Blumen? Nur einmal braucht man in Leipzig am Johannistage über die Friedhöfe zu schreiten, und der starre, kalte Eindruck, den der Tod macht, schwindet. Vergebens forschen wir, wann dieser schöne Brauch, der in Leipzig getreu festgehalten wird, aufgekommen ist, wem er seine Entstehung verdankt. Des Volkes Bräuche lassen sich selten auf einzelne Jahre und Personen zurückführen, aus dem ganzen Volke sind sie meistens hervorgewachsen.

Die Todten in dieser Weise zu feiern, mag ein christlicher Gedanke sein, dennoch müssen wir den ersten Ursprung bis in frühere Jahre, bis in die Zeit des deutschen Heidenthums verfolgen. Oder sollte diese Feier mit den verschiedenen Festlichkeiten und Bräuchen, welche noch jetzt an vielen Orten Deutschlands begangen werden und deutlich auf die heidnische Feier der Mittsommerwende hinweisen, nicht im engsten Zusammenhange stehen? In Thüringen, Böhmen und anderen Gegenten leuchten am Abend vor dem Johannistage Feuer auf allen Höhen, heitere Volksgebräuche knüpfen sich daran, welche unverkennbar auf das Götterfest und die verschiedenen Opfergaben der alten Deutschen hindeuten; auf dem Harze wird der Johannistag heiter begangen, Jung und Alt tanzen um einen mit Bändern und Tüchern geschmückten Tannenbaum — einst galt diese Feier den Göttern der deutschen Eichenhaine, das Christenthum hat dem Volke diese liebgewordenen Gebräuche gelassen, nur ihnen einen anderen Sinn untergeschoben und einen anderen Namen gegeben. Johannes dem Täufer zu Ehren wird das Fest jetzt begangen, in Leipzig hat es sich zur schönen Todtenfeier gestaltet.

Die Glocken haben am Morgen das Fest eingeläutet, von den Thürmen flattern Fahnen; eine eigenthümlich wehmüthig-freudige Stimmung hat sich fast der ganzen Stadt bemächtigt. Wohin wir das Auge wenden, erblicken wir Blumen und Blüthenkränze und unwillkürlich folgen wir dem Zuge der Menschen, die zum Friedhofe gehen.

Blumen und Grün erfüllen den ganzen geräumigen Platz vor dem Gottesacker in der Stadt rings um die Johanniskirche. Tausende der schönsten Blumen werden heut feil geboten, um sie alle einem Zwecke zu weihen, dem Andenken der Geschiedenen und dem Schmucke ihrer Grabhügel, denn heute ist der 24. Juni, der Tag der Johannisfeier.

In der Nähe des Kirchhofes drängen sich die Menschen. Eine mit Guirlanden verzierte Pforte nimmt alle auf. Schon stehen wir an Geller's einfachem Grabe, dicht vor dem Gottesacker. Die sechs Cypressen an demselben grünen wie jedes Jahr, wie an jedem Johannistage sind einfache Kränze aus einfachem Grün um dieselben gewunden.

Unwillkürlich bleiben wir hier stehen und lassen die Menschen, welche zum Friedhofe gehen, an uns vorüberziehen. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht ist ausgeschlossen. Einen tiefen Blick kann man hier in manchen stillen Schmerz und manche Seelenwunde werfen. Der Schmerz, der aus manchem so jugendlich frischen Gesichte spricht, schneidet in's Herz.

Dort kommt ein altes Mütterchen, mit einem ärmlichen Tuche umhüllt, langsam daher. In dem Arme trägt sie einen einfachen Blumenstock und preßt ihn fest an die Brust, als wäre er ein Kleinod. Er ist es für sie, denn für ihn hat sie vielleicht ihre letzten wenigen Groschen hingegeben oder hat ihn in ihrer ärmlichen Stube seit Wochen und Monden gepflegt, ihr Auge hat oft mit Tranen darauf geruht und doch hat sie sich wieder auf die Stunde gefreut, in der sie ihn hinaustragen könne auf den Friedhof, um ihn dort auf einem schmucklosen Grabhügel niederzusetzen. Jetzt ist die Stunde gekommen. Es liegt in ihren alten Zügen ungeduldiges Eilen und traurige wehmüthige Erinnerung zugleich. Wir brauchen nicht zu fragen, für wen sie den Topf bestimmt hat. Wir sehen ihr an, daß sie allein und verlassen im Leben daskeht. Es ist ihr Lebensgefährte, dem sie das Andenken bestimmt hat. Hätte sie Kinder — sie würde nicht allein gehen, sie würde dieselben mitnehmen zum Grabe ihres Vaters; sie hätte dann noch eine Zuflucht, und irgend eine frohe Lebenshoffnung würde sich in ihrem Gesichte aussprechen. Sie steht allein.

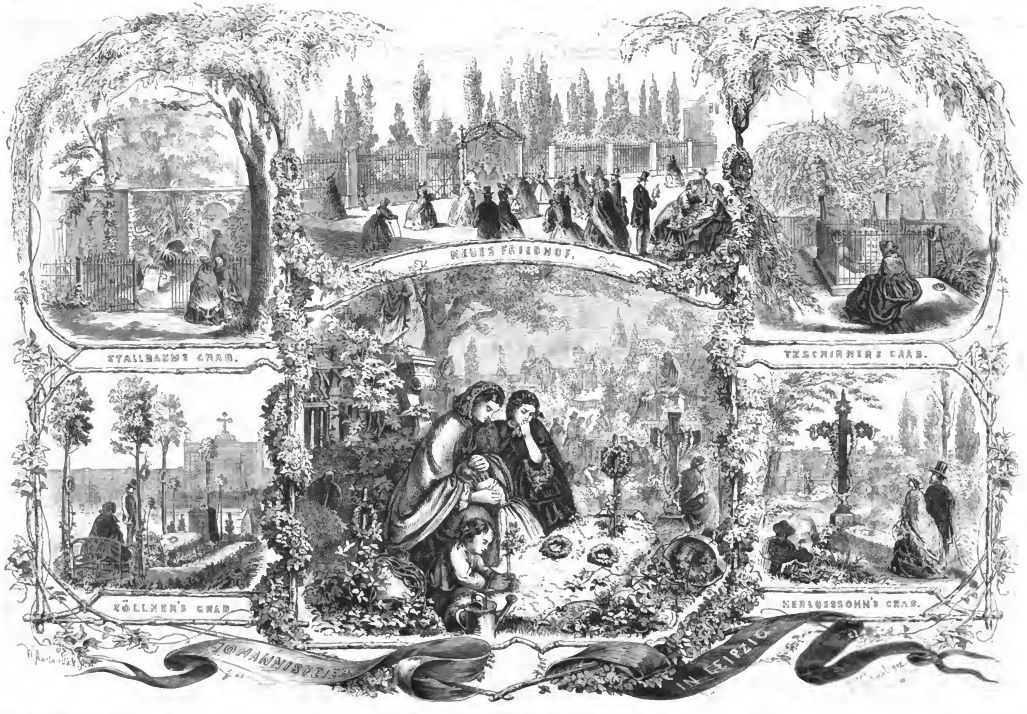
Dicht hinter der Alten gehen zwei noch junge, ganz in Schwarz gekleidete junge Mädchen. Das eine hat zwei frisch gewundene Kränze über dem Arm hängen, das andre trägt zwei Blumenstöcke. Beide Kränze und Stöcke sind einander gleich. Die Augen der Mädchen sind gerothet — sie müssen viel geweint haben an diesem Tage, der den Verlust ihrer Eltern ihnen in ganzer Frische in die Erinnerung zurückrufen. In ihren Zügen spricht sich nur eine tiefe, schmerzvolle Trauer aus, die unbeschwichtigt ist um das Treiben ringsum und keinen freudigen Gedanken aufkommen läßt. Der Tod hat eine unausfüllbare Kluft in ihr Leben gerissen, und vielleicht zählte einst ihr Leben in dem Elternhause zu den glücklichsten. Menschen auf Menschen ziehen an uns vorüber. Der Tod ruft doch manche Thräne hervor. Dort kommt ein noch junger Mann. An seiner Rechten hält er ein Mädchen von ungefähr acht Jahren, an der Linken einen sechsjährigen Knaben. Die Kinder blicken heiter um sich. Die Menschen und Blumen ringsum zerstreuen sie, und sie freuen sich, daß auch sie ihrer Mutter Blumen auf das Grab tragen dürfen. Sie wissen nicht, was „todt" heißt. Unbefangen bestürmen sie ihren Vater mit Fragen, und der Knabe wirft ungeduldig ein, ob das Grab der Mutter denn noch nicht bald erreicht sei. Der Mann vermag nicht zu antworten. In seinen Augen schimmert eine Thräne. Gewaltsam preßt er die Lippen auf einander, um den in ihm stürmenden Schmerz zurückzudrängen. Die fragen der Kinder schneiden ihm tief in's Herz, und doch vermag er ihnen nicht zu zürnen, denn — es sind ihre und seine Kinder.

Eine reiche Equipage rollt in diesem Augenblicke schnell daher, und wir haben kaum Zeit, zur Seite zu springen, um von den Rädern nicht erfaßt zu werden. Dicht vor dem Eingange zum Friedhofe hält sie an. Ein Bediener springt herab und öffnet die Thür. Eine schwarzgekleidete bleiche Frau und ein Mann steigen aus. Sie stützt sich hinfällig auf seinen Arm. Beide sind in den mittleren Jahren. Der Diener nimmt eine Fülle der kostbarsten Blumen und Kränze und folgt ihnen, während sie ziemlich schnell und theilnahmlos durch die Menge auf den Friedhof schreiten. Unsinnt fragen wir uns, wen dieses Paar dort bestattet haben mag. Aus den Zügen der Frau vermögen wir es nicht zu erkennen; es lag Gram, zerknickte Hoffnungen und ein ungebeugter Stolz darin. Nicht für eine halbe Welt schienen ihre Augen vor all den Menschen weinen zu mögen, und doch hatte der Tod tief in ihr Glück und ihre Brust eingeschnitten. „Sie hat ihr einziges Kind verloren," hören wir neben uns flüstern.

Wir treten auf den Friedhof. Wie lieblich der Tod unter dieser Blumen- und Blüthenfülle, welche die grünen Hügel schmückt, aussieht! Der erschütternde Eindruck, den fast jeder Gottesacker macht, ist verschwunden, ruhig, friedlich blickt uns Alles entgegen. Es ist uns, als ob wir die Todten unter den Hügeln lächeln sähen. Heute ist ihr Feiertag, und sie werden gefeiert. Einen Garten der Todten möchten wir an diesem Tage den Friedhof nennen. Blume reiht sich an Blume. Rosen sind wie in Kränzen rings um die grünen Hügel gesteckt, manche sind ganz davon bedeckt. Vergebens lassen wir unsern Blick umherschweifen, um ein Grab zu finden, welches kein Zeichen der Johannisfeier trägt. Selbst der Aermste trägt einen einfachen Blumenstock hierher oder streut wenige Blüthen auf die Stätte, wo er einen Todten ruhen hat.

Dort hinten in der Ecke erblicken wir eine Grabstätte, an die heute Niemand denkt. Sie macht inmitten der Blumen einen erschütternden Eindruck. Das eiserne Gitter, welches sie umschließt, ist noch erhalten — sonst nichts. Selbst der Name der Familie, der diese Stätte gehört, ist auf der Platte, in der er eingegraben war, verwachsen, verwittert, vergessen. Keine Hand hat diese Stätte gepflegt, aber einst war sie in Ordnung gehalten, das zeigen die vertrockneten Cypressen, welche neben den eingefallenen Hügeln stehen, und die Traueresche, welche einst diesen kleinen Raum beschattet hat, jetzt aber auch verdorrt ist. Jetzt treibt das Unkraut sein Spiel auf dieser Stätte und es wuchert so üppig, hoch und dreist, wie es eben nur Unkraut zu thun vermag.

Und eine Menge bekannter Namen blickt uns von den Grabsteinen entgegen. Dort liegt der Dichter Herlossohn. Wer hat ihn in Leipzig nicht gekannt, wer nicht schon manche seiner Ge-


NEUES FRIEDHOF.
STALLBAUM'S GRAB.
TZSCHIRNER'S GRAB.
KÖLLNER'S GRAB.
MENDELSSOHN'S GRAB.
IN LEIPZIG.

dichte gelesen? Er hat gesungen, geliebt und gelebt. Und er ist nicht vergessen, das zeigen die Blumen und Kränze auf seinem Hügel. Dort lesen wir Tschirner's Namen, und die Erinnerung an seinen freien Geist thut uns wohl in einer Zeit, wo die beschränkte Orthodoxie und heuchelnde Frömmelei in vielen Kreisen die Oberhand zu gewinnen droht, bis ein frischer, gesunder Hauch diese Unnatur des Geistes wieder verweht. Auf demselben Friedhofe ruht auch der bekannte, erst kürzlich verstorbene Rector der Thomasschule, Stallbaum. Und können wir in diesem Augenblicke hintreten auf den neuen Friedhof vor dem Thore, der in gleichem Johannisfeierschmucke prangt, so würde uns ein Grab vor allen in die Augen fallen — es ist das Carl Zöllner's. Reich ist es mit Blumen geschmückt, und der Tod scheint dem Sänger so vieler herrlicher Lieder freundlicher gesinnt zu sein als sein einfaches Leben. Wir wissen nicht, wessen Hand seinen Hügel geschmückt — aber Wenige, die hier ruhen, haben so viele Freunde hinterlassen, wie Zöllner.

Von den Todten wird unsere Aufmerksamkeit zu den Lebenden zurückgerufen. So viele rührende Bilder drängen sich uns auf. Hier der Schmerz in still zurückgedrängter Verschlossenheit, dort die unaufhaltsam und rücksichtslos rinnenden Thränen, und zwischen beiden der gleichgültige Blick eines Zuschauers, den nur die Neugierde an diesem Tage hiethergerufen.

Unsere Illustration selbst stellt eine solche ergreifende Scene dar. Sie bedarf kaum einer Erklärung. Eine Mutter steht mit ihren Kindern an dem Grabe des Mannes und Vaters. Mit banger Innigkeit preßt sie den Kopf des einen heftig weinenden Kindes an ihre Brust, sie selbst vermag die Thränen nicht zurück zu halten. Sie selbst bedarf des Trostes und soll Trost geben!

In diesem kleinen Bilde liegt der ganze Lebenskampf einer Familie ausgedrückt. Tage und Jahre voll Glück und Freuden, bis der Tod erbarmungslos in dieselben hineingreift. Nun Wochen und Monde voll Thränen und Trauer und Jahre voll wehmüthig schmerzvoller Erinnerungen.

Diese Scene ist zu erschütternd, wir dürfen den aufrichtigen Schmerz nicht länger belauschen. Es treibt uns weiter.

Ein glänzendes Familienbegräbniß zieht unsern Blick auf sich. Ein prachtvolles Eisengitter umgiebt es. Wie ein kleiner sauberer Garten lacht es uns entgegen. Die seltensten Blumen blühen in ihm. Mehrere hohe Orangenbäume bilden eine kleine Laube, darin steht eine sauber aus Eisen gearbeitete Bank. Ein Mann und eine Frau sitzen darauf. Wir erkennen sie — es sind dieselben, welche in der reichen Equipage zum Friedhofe gefahren kamen. Dort stehen die seltsten Blumen, welche der Diener hieher trug.

„Sie hat ihr einziges Kind verloren," tönt es in uns wieder. Wir sehen ihren Blick und jetzt erst verstehen wir den Ausdruck auf ihrem Gesicht. Sie ist reich, sie hat Alles gehabt, was sie sich wünschte; nun hat ihr der Tod ihr theuerstes Gut gerandt. Was hat sie nun noch vor dem Armen voraus, der zum wenigsten in seiner Familie sich glücklich fühlt? In einer Erde ruht ihr Kind mit dem Kinde des Niedrigsten — der Tod macht Alle gleich. Sie könnte alle Blumen, welche die Stadt birgt, auf dieser Stätte zusammenhäufen, es würde kaum ein Opfer für sie sein, ihr Kind vermag sie dadurch nicht zurück zu erlangen. In ihren Schmerz mischt sich eine stolze Erbitterung, daß der Tod kein Ansehen der Person kennt. Sie kann nicht weinen, aber ihre Wangen werden bleicher und bleicher. Arme Frau!

Nicht weit davon stehen die beiden jungen Mädchen neben zwei gleichen Hügeln. Blumen und Kränze liegen darauf. Wie sorgsam der Rasen gepflegt ist! Sie geben sich ganz ihrem Schmerze hin, kein anderes Gefühl kommt in ihnen auf. Welcher Unterschied zwischen ihrer Trauer und der der reichen Frau!

Stoßen uns all die, welche wir bereits gesehen haben, hier wieder auf? — Dort in einer Ecke neben einem ganz einfachen Hügel sitzt die Alte. Ein zusriedener, genugthuender Zug ruht auf ihrem Gesichte. Der Blumenstock steht zu Häupten des Hügels. Ja, dort unten ruht ihr Lebensgefährte, mit dem sie manches Jahr Arbeit und Sorgen getheilt. Er war alt und schwach geworden — und jetzt hat er es gut! Eine Blume auch auf seinem Grabe, und die Trauerweide eines nahen Grabes breitet ihre Aeste auch über dieses mit. Wie ruhig und schattig er hier liegt! Durch das Gitter eines Begräbnisses dicht daneben hat sich ein Epheuzweig gerankt, den hat die Alte sorgsam um den Hügel ihres Mannes gezogen. Der Tod hat es doch gut mit ihm gemeint, und das ist ein Trost für sie. — Genug mit diesen Bildern, wir können sie doch nicht alle erschöpfen. —

Fr. Fr.

Der Holzgraf.

Eine oberbairische Geschichte.

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

Das Geräusch eines heranrollenden Wagens unterbrach den Redefluß des warm gewordenen Veteranen. Durch die Fenster sah man den Durnerbauer ankommen, in städtischer Chaise, von einem Knechte im Sonntagsstaate kutschirt, und Vesi neben sich auf dem weich gepolsterten Rücksitz, ebenfalls in tiefe Trauer gekleidet. Sie sah in dem dunkeln Anzug und mit der leidenden Blässe des Gesichts ungemein lieblich aus, denn es war dadurch etwas Weiberes in ihre sonst etwas finster gewordenen Züge gekommen. Auf dem Amtlig des Holzgrafen tagegen lagerte es dicke finsterer.

Während Beide in den Hausgang traten, machte sich der Knecht daran die Pferde anzuschirren. Er streichelte die schönen Thiere, indem er ihnen behutsam die Stränge über'm Rücken zusammenknüpfte, und brummte dazu unwillig vor sich hin. Eine Dirne, die unter die Thür des Kuhstalls getreten war, um das stattliche Gespann und Vesi's reichen Anzug zu bewundern, rief ihm zu. „Was hast denn, Mathiez?" sagte sie, „Du thust ja mit Deine Gäul', als wenn Du sie das letzte Mal ausschirren thätst!"

„Es wird auch bald das letzte Mal sein," erwiderte der Knecht. „Zu Michaeli sag ich dem Bauern auf, ich mag mit mehr bleiben in dem unchristlichen Haus!"

„Wie Du so reden magst," rief die Magd, „und kommst justament aus der Kirchen zurück!"

„Ja, ich komm' schön aus der Kirchen," war die Antwort. „Wir sind hingefahren bis an die Gottesackerthür, und die Vesi ist hinein in die Kirchen; der Bauer aber ist sitzen geblieben, und wie drin die Orgel angegangen ist, sind wir wieder weiter gefahren, als wenn der böse Feind hinter uns wär' . . ."

„Aber das ist doch merkwürdig — und wohin denn?"

„Es ist zum Lachen! Nach Unteranmergau hinüber. „Ich hab' ein wichtiges Geschäft dort beim Hunterwirth, das kein' Aufschub hat," hat er gesagt . . . und was war das wichtige Geschäft? Er hat sich eine Flasche Wein geben lassen, und ist dahinter gesessen und hat ein Wort gerett, sondern immer vor sich hin geschaut auf Einen Fleck . . . und zuletzt hat er den Wirth gefragt, er möcht' ein neues schönes Pferdgeschirr haben, ob er ihm keins vertrachen könnt . . . Da hab' ich mir's vorgenommen, so gern ich die Prachtgäul' hab — ich bleibe nit länger mehr in dem Haus, als ich bleiben muß . . ." Damit verschwand er sammt den Pferden in der Stallthüre.

Der Bauer war unterst mit Vesi in die Stube getreten, von dem Wachtmeister und der Bäuerin begrüßt, welche ihm den Grund mittheilte, weßhalb dieser auf dem Durnerhof eingesprochen hatte. Er erwiderte nur kurz, und die Bäuerin, welche ihn zu gut kannte, um nicht zu sehn, daß ihm etwas Unangenehmes begegnet sein mußte, hielt es für das Gerathenste, wenn er Anlaß bekäme, sich auszusprechen. Sie fragte nach der Ursache seines Unmuths.

„Ach was!" rief er, „es ist nicht der Mühe werth, aber ich habe mich doch gerärgert über den miserabeln Kerl, den Friedl von Esbenlohe. Kommt auf mich zu mit dem Weinglas und will mit mir anstoßen und lebt meinen schönen Hof, und wenn er mir feil wär', wollt' er mir gleich dreißigtausend Gulden dafür auf den Tisch hintegen! Himmelsacrament — Ein solches Schandgerös für einen schuldenfreien Hof, wie der meinige, der unter Brüdern seine fünfzig werth ist . . ."

„Du mußt Dich darüber nit ärgern," begütigte die Bäuerin, „der Mann muß mit nüchtern gewesen sein . . . aber wie bist Du denn mit ihm beim Wein zusammengekommen? Bist Du denn nicht in der Kirche gewesen, im Seelengottesdienst?"

„Ich hab' ein dringendes Geschäft gehabt, drüben in Unterammergau," war die Antwort, „und wie ich zurückgekommen bin, war's schon zu spät . . ." Dabei hatte er sich mit dem Gesichte gegen die Wand gewendet und nahm den dort hängenden Doppelstutzen mit Jagdranzen herab.

Die Bäuerin sah ihm ensetzt, der Wachtmeister beseremet zu. „Also Du bist nit in der Kirche gewesen!" jammerte sie. „Und was hast jetzt mit dem Gewehr im Sinn? Wirst doch nit auf die Jagd gehn wollen an dem Tag, wo sie Dein' einzigen Sohn in's Grab gelegnet haben? Aber freilich, warum soll's Du nicht! Hast nit einmal Zeit gefunden zu mir' armseligen Vaterunser für Dein eignes Kind!"

„Mach' mir den Kopf nit warm," entgegnete der Bauer, das Gewehrschloß putzend und prüfend. „Ich muß mir's aus dem Sinn schlagen, und wenn wir uns alle Zwei hinter den Tisch hinsetzen und flennen, machen wir den Buben doch nimmer lebendig."

„Wenn Ihr mir's nicht übel nehmen wollt, daß ich ein Wort darein rede," begann der Wachtmeister, „so möcht' ich wohl rathen, das Jagdgehen heute bleiben zu lassen. Es ist der Leute wegen, und ein vernünftiger Mann wie Ihr, Turnerbauer, giebt den müßigen Zungen nicht gern etwas zu thun."

Der Bauer hatte die Ladung der beiden Läufe untersucht; jetzt stieß er den Ladestock daraus und ließ ihn sich in die Hände springen. „Na, weil der Herr Wachtmeister so meint," sagte er darin mit einem spöttischen Seitenblick auf denselben, „und weil er doch ein so guter Freund von uns ist, will ich thun, was er haben will, und will daheim bleiben. Dann will ich aber auch gleich Dreimal machen in meinem Haus, und da ist es mir gerade recht, daß ein Zeug' und Beiständer dabei ist, wie der Herr Wachtmeister!"

Das Gewehr in den Händen behaltend, trat er an die Thüre und rief fant nach Vesi. Nach einigen Secunden trat sie ein; sie war unmittelbar nach der Ankunft in ihre Kammer gegangen, hatte den Trauerstaat abgelegt und kam nun wieder in der gewöhnlichen Kleidung, wie man sie Tags über und zur Arbeit trägt.

„Seit Ihr wieder daheim seid, Du und die Mutter," begann der Bauer, „geht Ihr alle Beide herum, als wie verlassen und verloren; das vertrag' ich nit, das muß anders werden . . ."

„Du wirst nit klagen können, Vater," sagte Vesi, „daß etwas im Haus und im Feld mit richtig geschieht. Ich thu' meine Schuldigkeit . . ."

„Schuldigkeit?" höhnte der Bauer, „die thut mir jede Dienstmagd für Kost und Lohn — dazu brauch' ich keine Tochter . . . aber die schiefen, verdrossenen Gesichter sind mir zuwider, und ich will ein End' machen, soll's biegen oder brechen! . . . Ich hab' nichts mehr zu Dir gesagt, Vesi, wegen Deiner dummen Bekanntschaft; ich hab' gemeint, Du sollst selber zur Einsicht kommen — jetzt ist die Sach' anders worden, jetzt hab' ich kein' Sohn mehr, denn ich den Hof geben könnt' — jetzt muß es auch mit Dir anders werden! Kurz und gut also — ich hab' das Bauernleben satt, ich zieh' nach München in die Stadt und will nur noch meinen Holzhandel treiben; drum will ich Dir den Turnerhof übergeben, Vesi, und hab' Dir einen prächtigen Hochzeiter ausgesucht . . ."

Vesi sah schweigend vor sich hin. „Nun," schrie er, „hast Du gar keine Antwort für mich?"

„Was soll ich sagen?" erwiderte das Mädchen. „Meine Antwort kennst Du lang'! — Du kannst und sollst mir sagen, daß ich ungeherfam bin . . . ich hab' Dir den Willen gethan und hab' seit dem letzten Abend in Ammergau mit dem Domini kein Wort mehr gered't — ich hab' ihn mit keinem Aug' mehr gesehn, als wenn ich's nit hab' vermeiden können, daß er mir in den Weg kommen ist — so will ich's auch für die Zukunft machen, ich will nicht verlangen, daß Du mir den Domini geben sollst — aber das mußt Dir auch genug sein, Vater, und Du mußt mit von mir verlangen, daß ich ihn vergessen und mein Wort brechen sollt' . . ."

„So?" sagte der Bauer, vor-innerer Erregung bebend. „Du willst also den Turnerhof gar nicht? Und was soll ich denn damit anfangen, meinst?"

„Ich mein' Du sollst ihn behalten, Vater, und sollst wirthschaften wie bis jetzt, und sollst lieber den leidigen Holzhandel aufgeben! — Wenn Du aber baren (parteut) in die Stadt willst, so wirst Du wohl einen ordentlichen Käufer finden — ich mein' es ist doch kein rechter Segen mehr auf dem Turnerhof!"

„Wie soll der Segen herkommen, wenn man mit solchen Kindern gesegnet ist!"

„O Vater, Du sollstest das nit sagen — von mir ist eh' mit die Red' — aber Du solltest es von den Martin nit sagen, der noch kaum eingelegnet ist in seinem Grab . . . Was willst denn noch, Vater? Du hast den Martin verstoßen wie den verlornen Sohn . . . Du hast mir die Herzblätter aus'sbrechen aus mein' jungen Leben, daß die Freud' und die Lust dahin ist für alle Zeit — Vater, was willst denn noch?"

Der Bauer saß unbeweglich, er war tottenbleich bis in die Lippen hinein. „Ich hab' den Burschen verstoßen?" würgte er heraus. „Hat er mit die Hand aufgehoben gegen seinen Vater?"

„Vater," entgegnete Vesi, indem sie ihn fest anblickte, „ich bin damals noch ein kleines halbgewachsenes Mädel gewesen, aber ich weiß noch Alles, als wenn's heut gewesen wäre! Du hast ihn einen Dieb geheißen, Vater, weil er den abgebrannten Niederhütten ein Schäffel Korn gegeben hat ohne Dein Wissen . . . da — es ist wahr — da hat er gethan, als wenn er die Hand aufheben wollt' gegen Dich; aber er hat's nit vollführt — er hat die Hand wieder sinken lassen im Augenblick und ist fort — und ist seit der Stund mit keinem Fuß mehr in sein Elternhaus gekommen!"

„O Korby, Korby," jammerte die Bäuerin, „gieb's denn gar kein Mittel, Dein hartes Herz weich zu machen? . . ."

„Nein, Mutter, nein," rief Vesi, „ich hab's heut gesehn, wie der Vater mit einmal hem hinein ist in die Kirch' — wer sein Herz mit einmal vor unserm lieben Herrgott demüthigen will, der kann auch mit seinem Menschen Erbarmnis haben!"

Der Bauer bebte vor Wuth. „Es was unterstehst Du Dich Deinem Vater zu sagen?" keuchte er mühsam.

„Ja, Vater," erwiderte Vesi, indem sie ruhig aufstand und sich fortzugehen anschickte. „Ich will geh'n, denn auf die Weis' kommen wir nit in's Reine — aber ich unterstch' mich doch, Dir das zu sagen — von Deinem Kind, das Dich gern hat, wenn Du's auch nicht glaubst, kann's Dich am wenigsten kränken . . . Ich sag's noch einmal, ich bitt' Dich, Vater — ber'! Zwing Dich, daß Du beten kannst, und wenn's nur ein einzig Vaterunser ist . . . dann wollen wir weiter reden!"

„Beten soll ich?" brüllte der Bauer losbrechend. „Bet' Du selber Dein Stoßgebet, Rabenkind von einer Tochter . . . das ist Dein Lohns!"

Außer sich vor Zorn fuhr er mit dem Gewehre empor und spannte den Hahn. Der Wachtmeister, welcher ruhig seitwärts gestanden und längst einen solchen Ausbruch befürchtet haben mochte, fiel ihm in den Arm. Von der andern Seite hängte sich die Bäuerin an ihn, welche schon mehr einer Todten als einer Lebenden glich.

„Um Gotteswillen, Korby, was willst Du thun?" kreischte sie voll Entsetzen. „Willst Du zum Mörder werden an Deinem eigenen Kind?"

Der Bauer war angesehen wie ein gefangenes Raubthier, das sich wuthschnaubend seiner Feinde zu entledigen sucht; der Schaum trat ihm vor den Mund. Vesi allein erwartete ruhig und festen Blicks, was kommen werde.

„Denk' an den Antreastag!" rief die Bäuerin wieder und ängstlicher als zuvor.

„Soll ich mich mein' Lebtag von Euch meistern lassen, wie ein Schulbub?" tobte der Bauer. In der nächsten Secunde hatte er mit einem riesenkräftigen Ruck das Weib von sich geschleudert und den Wachtmeister von sich gedrängt . . . und der Schuß dröhnte durch das stille Haus. — —

Ein Schrei folgte ihm; dann war tiefes Schweigen.

Vesi stand aufrecht und unverletzt; im entscheidenden Momente hatte der Wachtmeister den Gewehrlauf in die Höhe geschlagen, daß der Schuß in die Decke fuhr.

Die Bäuerin lag am Boden hingestreckt, einige Blutstropfen auf den bläulichen Lippen — die ungeheure Aufregung hatte das zerstörte schwache Leben mit einem Ruck entwurzelt. Sie war todt.

Vesi sah es zuerst; mit einem wilden Schrei stürzte sie neben der Leiche auf die Kniee, warf sich mit Küssen und zärtlichen Worten darüber hin, und die Thränen, die ihr schon so lange in den heißen, trockenen Augen gebrannt hatten, strömten unaufhaltsam hervor.

Der Wachtmeister trat hinzu und befühlte Hände und Brust der Frau. „Da ist nicht mehr zu retten und zu helfen," sagte er, „die arme Frau hat's überstanden . . . aber kommt, Vesi, Euch kann noch geholfen werden! — Macht's mit Euch selber aus, Durnerbauer, was Ihr gethan habt," fuhr er, zu diesem gewendet, fort, „vor der weltlichen Obrigkeit werdet Ihr es nicht zu verantworten haben, denn Eure Tochter wird Euch nicht anklagen, und ich will schweigen, ihretwegen und wegen Eures braven Martin, der mein Kriegscamerad gewesen ist!" —

Damit trat er zu Vesi, suchte sie emporzuziehen und sagte: „Kommt, Vesi, Ihr seid in dem Hause nicht mehr sicher; folgt mir, ich will Euch an einen Ort bringen, wo Ihr gut aufgehoben sein sollt."

Vesi verharrte in ihrer Stellung und schüttelte mit dem Kopf. „Ich dank' schön, Herr Wachtmeister," rief sie unter Thränen, — „aber ich geh' nit fort. In das Haus gehör' ich, und da muß ich aushalten . . . Die Mutter ist todt, der Vater wär' jetzt ganz allein. . . Geht nur in Gott's Namen, Herr Wachtmeister. . . wenn ihn auch der Zorn übergangen hat . . . es hat keine Gefahr für mich bei meinem Vater!"

„Hört Ihr das?" sagte der Wachtmeister zu dem Bauer, der mit dem Fallen des Schusses todtenblaß, aber unbeweglich dagestanden war und die Büchse fest in den Händen hielt. „Könnt Ihr das hören, und es rührt Euch nicht?"

In das Angesicht des Bauers kehrte Leben und Röthe zurück, mit ihnen aber auch der Hohn und die alte Wildheit.

„Oho," lachte er grimmig, „mich macht man so leicht nicht kleinmüthig! Sie meint wohl, sie zwingt mich zuletzt doch noch mit ihrem Gewinsel . . . Hat sie mich denn schon gefragt, ob ich sie behalte, wenn sie bleiben will? Wenn sich Eins von uns demüthigen und zum Kreuz kriechen muß, ist sie's! — In meinem Haus ist kein Platz für Leut', die mir thun was ich will, und hab' ich heut meinen Sohn verloren und mein Weib dazu, was frag' ich darnach, wenn ich auch noch die Tochter verlier'! . . ."

Vesi wendete sich auf den Knieen und blickte nach dem Vater hin, die Thränen stockten in ihren starr aufgerissenen Augen.

„Rede," schrie er sie mit steigender Bewegung an, „gieb mir eine klare Antwort. Entweder Du bleibst bei mir und thust, was ich von Dir verlang', oder Du bist mein Kind nit mehr und marschirst mir aus dem Haus noch in der Viertelstund' . . . Red', sag ich — ich hab' noch eine zweite Kugel im Lauf. . ."

„Fort, Vesi," rief der Wachtmeister dazwischen springend, als er wirklich wieder eine Bewegung mit dem Stutzen machte. „Kommt mit mir — Ihr fehlt, daß er von Sinnen ist!"

— — „So will ich wenigstens noch Abschied nehmen — von meiner todten Mutter," erwiderte Vesi und drückte noch einen langen, innigen Kuß auf die fühllosen, erstarrenden Lippen der Leiche. Dann blickte sie ihr noch einen Augenblick mit verschwimmenden Augen in das entfeelte Gesicht, auf welchem jetzt ein Friede lag, der ihm seit langer Zeit fremd gewesen im Leben. Rasch sich erhebend schritt sie dann der Thüre zu.

An dieser brach die gewaltsam angespannte Kraft, sie schwankte und wäre zusammengesunken, wenn nicht der Wachtmeister sie unterstützt hätte. An seinem Arme wankte sie über die Schwelle des väterlichen Hauses auf den zierlichen Wegen die Anhöhe hinab.

Als sie einige Schritte gegangen war, flog ihr aus der Thüre ein Bündel nach. Der Bauer hatte, als er sie gehen sah, den Kasten aufgerissen und, was ihm von ihren Kleidern zuerst in die Hände kam, in einen Pack zusammengebunden und schleuderte ihn der Scheidenden nach.

Schweigend hob sie ihn auf und schritt weiter, während die Thüre des Hauses schwer zufiel und der von innen vorgestoßene Riegel rasselte. — —

— — — Einige Tage später fand für dieses Jahr die letzte Aufführung der Passionsvorstellung statt. Dieselbe wurde damals nicht so oft wiederholt, als es seither üblich geworden; auch war der Besuch von Zuschauern um Vieles geringer, so daß häufig die Mühe der wackern Ammergauer unvergolten blieb und der Gemeindesäckel statt des jetzt sich ergebenden ansehnlichen Gewinns nicht selten ein beträchtliches Sümmchen auf die Kosten zu zahlen bekam. Diesmal war der Zudrang ungewöhnlich, denn das Spiel war lange verboten gewesen und jetzt in noch ungesehener Pracht und Schönheit der Anzüge wie der ganzen Ausstellung wieder hergestellt worden.

Die letzten Töne des Schluß-Hallelujah der Schutzgeister waren verklungen, und erschüttert drängte das Volk nach allen Seiten durch die vielen Ausgänge in's Freie. Während die Einen zur langentbehrten leiblichen Erholung den verschiedenen Wirthshäusern zueilten, sammelten sich rings die Gruppen der Wallfahrer, welche aus Tyrol und Schwaben herbeigekommen und sich bestimmt zur Rückwanderung anschickten. Bald rasselten Fuhrwerke aller Art zu den beiden Enden des Dorfes hinaus, und durch den anmuthigen Ammergrund hin schlängelten sich die nicht abbrechenden Züge der Fußwanderer.

Unweit des Schauplatzes hielt eine glänzende Equipage, mit vier prachtvollen Rappen bespannt und von reich galonnirter Dienerschaft umgeben. Dahin begleiteten einige Männer ehrfurchtsvoll einen etwas bejahrten stattlichen alten Herrn mit einem mächtigen Ordensstern auf dem Oberrock. Es war der damals allmächtige Minister Montgelas, der eigens von München gekommen war, die Bauernkomödie zu sehen, welche er als der Aufklärung der Zeit widersprechend verboten, und die der leutselige Max Joseph gegen seinen Willen gestattet hatte. Er war von der Aufführung sehr befriedigt und nickte noch aus dem Wagen gnädig auf den Pfarrer Aldinus Schweiger, Pater Ottmar Weiß und Lehrer Dedler herauf, welche mit entblößten Häuptern denselben umstanden. „Leben Sie recht wohl, meine Herren," sagte er, „danken Sie allen Ammergauern von mir für den seltenen Genuß, den sie mir bereitet haben, und sagen Sie ihnen, ich werde es Seiner Majestät dem König genau erzählen und dafür sorgen, daß es ihnen nie mehr verwehrt werden soll, die Passion zu spielen!" Damit rollte der Wagen hinweg, und die Männer eilten der Bühne zu, den Mitwirkenden diesen neuen und gewichtigen Beweis zu bringen, wie gut sie ihre Sache gemacht hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Kleiner Briefkasten.

Zur Nachricht.

Es werden uns häufig Manuscripte unter Chiffre gesandt, mit der Bitte, sie im Falle der Nichtverwendung unter jener poste restante zurückgehen zu lassen. Wir bemerken, daß die Rücksendung auf diese Weise nur in Briefform, also für höheres Porto stattfinden kann, da Packete mit Chiffre ohne bestimmte Adresse von der Post nicht angenommen werden. Man wolle daher in Fällen, wo das Manuscript des niedrigern Porto's wegen als Packet unter Chiffre zurückgehen soll, mit dieser zugleich eine bestimmte Adresse bezeichnen, damit die Absendung nicht aufgehalten wird.

A. S. in W. Auf unsere an Sie gerichteten Privatanfragen hatten Sie keine Sylbe Antwort, obwohl wir Sie dringend darum ersuchten. Werden Sie es unbillig finden, wenn wir dagegen Ihre „poetischen Lebenszeichen" unbeachtet lassen?

M. M. in N. Nicht angenommen.

W. in B. Wollen Sie uns mit dem Beitrag für Glauns zwingen, Ihr Buch zu besprechen? Dann ziehen Sie die Gabe der Spectation gefälligst zurück.

G. W. in W. „Gruß an die Heimath". Gut gemeint, aber schwach.

Der Bekannte aus Hannoverland. Wir haben das Vergnügen, Sie nicht zu kennen, und möchten Sie auch freundlichst ersuchen, Ihrerseits dieses Vergnügen durch Unterlassung aller weiteren Zuschriften zu verlängern. Ihr „Offener Brief an den Nationalverein" und die aus dem Jahre 1848 stammenden Gedichte enthalten so viel ausgezeichnete Proben des höheren Blödsinns, daß wir mit dieser ersten Sendung vollständig befriedigt sind.

W. in J. Sie werden nächstens Ihren Wunsch erfüllt sehen.

M. in W. Lieber Herr, das ist zu viel verlangt! Wir kennen wirklich die Preise der Londoner Hotels nicht und können Ihnen beim besten Willen nicht sagen, wo Sie in London am billigsten logiren. Fragen Sie gefälligst Bädeker's Reisehandbuch, die Redaction der Gartenlaube hat augenblicklich einige nothwendigere Angelegenheiten zu erledigen.

Schm. in St. P. Gesandte Tratte ist längst an das Comité der Arndt-Stiftung abgegeben.

v. R. in Riga. Wir haben kein Manuscript unter dem angegebenen Titel empfangen.

R. O. in Mannheim. Sie haben sich nicht getäuscht. Der Held der Temme'schen Erzählung: „Deutsche Herzen, deutscher Pöbel" ist allerdings der standrechtlich erschossene A. v. L—r.

Drei Durstche. Enthält viel Schönes, eignet sich aber nicht zur Illustration.

Hfd. in Mühlh. Wir können beim besten Willen nicht überall helfen. Suchen Sie in Ihrer nächsten Nähe die nöthigen Mittel.

Zur gefälligen Beachtung.

Durch eine kleine Erholungsreise bin ich für die nächsten drei Wochen an der Beantwortung der eingehenden Briefe und Manuscriptsendungen behindert. Ich bitte für diese Zeit um freundliche Nachsicht.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Holzgraf.

Eine oberbairische Geschichte.

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

In den innern Räumen der Bühne herrschte ein buntes unübersehbares Gewirr von Farben, Trachten und Gestalten. Dort legten die Schutzgeister die schönen bunten Mäntel und die glänzenden Diademe wieder ab; hier schlüpfte eine zahlreiche Schaar aus den Sandalen und Kitteln, in welchen sie das empörte Judenvolk dargestellt hatten. Auf der einen Seite legte das Kriegsheer Pharao's, das soeben vom rothen Meer verschlungen worden, Helm und Panzer ab, während gegenüber Jonas der Prophet in der Nähe des ungeheuerlichen Haifisches stand und sich das Gewand losgürtete. In stiller Sammlung schritt der Bilderschnitzer Jakob Zwink die Stufen hinab, noch ganz erfüllt von dem Gewichte der ihm gewordenen Aufgabe, der Darstellen des Erlösers zu sein.

In einer einsamen Ecke, an einem Fenster, welches die Aussicht über die Wiesen gegen die Berge hin bot, lehnte ein junger Mann im langen faltigen Apostelgewande, den hohen Wanderstab in der Hand, und sah in den beginnenden Abend hinaus, als habe er völlig vergessen, daß es Zeit sei, in die Wirklichkeit zurückzukehren.

Es war Domini, der junge Bildschnitzer, noch um Vieles bleicher, als er an jenem Abend der Begegnung mit dem Holzgrafen gewesen. Er beachtete es gar nicht, daß ein Mädchen an ihm vorüberschritt, ihn mit eigenthümlichem Blick betrachtete und dann Miene machte, ruhig ihrer Wege zu gehen. Schon nach einigen Schritten aber besann sie sich anders, kehrte zu dem Sinnenden zurück und legte ihm leicht die Hand auf die Schulter.

„Will der Apostel Jakobus noch heut auf die Wanderung gehen, weil er noch aufgeschürzt ist und den Pilgerstab in der Hand hat?"

Dem Angeredeten schoß das Blut in's Gesicht. „Vesi!" stammelte er, „. . . Du bist es?"

„Nicht Vesi," erwiderte sie . . . „Basthi, die Verstoßene — ich habe sie mir blos gespielt, ich bin's wirklich . . ."

„Ich hab' davon gehört . . . auch ich bin wirklich Jakobus der Wanderer — denn ich gehe noch heute fort, um nicht wieder zurückzukommen."

„Und wohin gehst Du?"

„Nach Rußland. Du weißt, daß es von den Ammergauern heißt wie von den Nürnbergern . . . Ammergauer Witz und Hans gehn durch jedes Land! Ueberall trifft man unsre Landsleute — in Petersburg ist Andreas Steinbacher, ein weitsichtiger Vetter von mir — er ist ein reicher Kaufmann geworden! Auf den hab' ich mich besonnen, zu dem will ich hin . . ."

„Und warum willst Du fort, Domini?"

„Wie kannst fragen? Du weißt, daß ich meiner Lebtag nichts sehnlicher gewünscht hab', als ein Bildhauer zu werden — der Vetter in Petersburg wird mir wohl dazu verhelfen, daß ich das erreich' und einen tüchtigen Meister finde . . ."

Vesi sah ihn durchdringend und vorwurfsvoll an. „Hab' ich das um Dich verdient, Domini," sagte sie, „daß Du mir mit die Wahrheit sagst? — Ist das der wahrhaftige Grund, der Dich forttreibt — und ist es mit meinetwegen, daß Du gehst?"

„Und wenn es so wär'?" fragte der Bursche stockend.

„Dann thu's nit — und bleib' da. Ich bin die Zeit her, seit ich fortgenommt hab' vom Turnerhof, bei der Base im Torf gewesen — es ist meiner seligen Mutter Schwester — ich hab' mir derweilen um einen Platz für mich umgeschaut. Jetzt hab' ich einen solchen gefunden — also kannst Du bleiben und warten, bis Dir Vater Ottmar den versprochenen Meister verschafft. Ich mein' allerweil, bei den Russen in Petersburg wird's nit weit her sein damit . . ."

„Nein, Vesi," entgegnete der Bursch eifrig, „laß mich gehn — aber Du sollst um meinethalben nit fort aus Deiner Heimath und aus Deinem väterlichen Haus! Ich weiß, warum Du fort bist — Du hast Dein Wort halten wollen, das Du mir gegeben hast — aber ich hätt' keine ruhige Stund', wenn ich an Deinem Unglück und Deinem häuslichen Unfrieden Schuld sein sollt' . . . ich geb' Dir Dein Wort zurück!"

Vesi sah ihm warm und herzlich in die gutmüthigen, thränenschimmernden Augen. „Du bist brav in allen Stücken," sagte sie, „aber ich nehm's nit an! Ich hab' Dich gern, Domini — Dich allein, und es wär' eine Sünd', wenn ich mit einem Andern zum Altar gehn wollt — und ohne das ist kein Frieden zu machen mit dem Vater . . ."

„Ist es wahr, Vesi? Wirklich wahr?" rief Domini entzückt. „Du bleibst mein? Du willst ausbalten bei mir und warten, was mir der liebe Gott bestimmt?"

„Gewiß," entgegnete Vesi, ihm die Hand hinreichend, in die er kräftig einschlug.

„Und wenn es nicht ist?" begann er wieder. „Wenn ich zu Grunde gehn muß und mein Wort nit halten kann?"

„Dann wollen wir uns damit trösten, daß wir eine Lieb' im Herzen getragen haben — so treu und engelrein wie die unsrige — und daß es eine andre Welt giebt, in der sie nicht verloren ist, und in der alles Herzweh, das wir jetzt ertragen müssen, nur eine Perl' mehr ist in unserer Seligkeit!"

Ein tiefer Blick in die verschwimmenden Augen — eine innige Umarmung — ein rascher glühender Kuß — dann schritt zur einen Seite Apostel Jakobus, zur andern Königin Bathi, die Verstoßene, in die Welt hinaus.

3.

Die Vorgänge auf dem Turnerhofe hatten trotz aller Vorsicht und Zurückhaltung Pest's und des Wachtmeisters dennoch den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden und machten nun mit den abenteuerlichsten Zuthaten und Ausschmückungen die Runde in den Kaufeläden und an den Wirthstischen des Dorfes. Dazu kamen noch allerlei sonderbare Nachrichten über das Leben und Treiben, das der Holzgraf nach der Vereinsamung seines Hauses begonnen hatte. Dem anfänglichen Gerede, daß er das Bauernleben ganz aufgeben, sich auf den Holzhandel verlegen und nach München ziehen wolle, um in der Residenz seinen Reichthum glänzen zu lassen, war bald eine andere Mittheilung gefolgt. Pest hatte in der Stadt einen Platz gefunden, das war Grund genug für den Holzgrafen, mindestens den ersten Theil dieses Planes aufzugeben und ein, wenn auch nur zufälliges Zusammentreffen mit seiner Tochter zu vermeiden. Desto eifriger ließ er sich die Ausführung des zweiten Theils angelegen sein und suchte jene Gelegenheit auf, seinen Reichthum zu zeigen und das Geld nach Sinn und Ausdrucksweise der Bevölkerung zum Fenster hinaus zu werfen. Nirgends in der ganzen Umgegend wurde eine Kirchweihe begangen, eine Hochzeit gefeiert oder irgend ein Tanz gehalten, ohne daß das Gespann des Holzgrafen erschienen wäre, mit einem prachtvollen Trockelgeschirre von schwarzem Glanzleder, das er erst um schweres Geld angeschafft hatte und das die Bewunderung aller Kenner und Roßkäufer war. Aber auch ohne solchen besonderen Anlaß fand er sich bald da, bald dort in einem Wirthshause ein und ließ fieren und braten und Wein und Bier und Kaffee herbeischaffen, nur regalirte und tractirte, wer Lust hatte mitzuhaben. Natürlich fehlte es so wenig als anderswo an arbeitsscheuen und genußlustigen Leuten, welchen solche Gelegenheiten, wohlfeil etwas mitzumachen, höchst willkommen waren, und so hatte der Holzgraf bald ein wüstes und meist übel berufenes Gesolge um sich, das ihn begleitete oder sich anscheinend zufällig immer da einfand, wo er erwartet werden durfte. Es waren ein paar Bauern, die über'n Handel mit Vieh und Getreide die übliche landmännische Beschäftigung verlernt und die üblen Gewohnheiten des halb städtischen Treibens noch leichter erlernt hatten; einige ledige Burschen, welche der Arbeit dem Müßiggang und der strengen häuslichen Ordnung die lockere Zucht des Wirthshauses vorzogen. Tage lang saßen sie mit dem Holzgrafen um den Bierkrug oder die Weinflasche zusammen, bald zechend und jubilirend, bald mit Karten oder Würfeln oder auf der Kegelbahn bemüht, möglichst viele von den Kreuthalern an sich zu bringen, welche dem verschwenderischen Holzgrafen buchstäblich aus der Tasche fielen.

Diesem gefiel die Art und Weise, wie dies Gelichter sich an ihn drängte und sich gegen ihn benahm; es lag darin eine Gattung von Auszeichnung und Ehrerbietung, wornach er immer mehr verlangte, je mehr er, wenn auch unklar und meingestanen, fühlen mochte, daß er des Einen wie des Andern sittlichen unwürdiger wurde. Aus dem gleichen Grunde war es ihm auch am behaglichsten in den Wirthshäusern, denn die Besitzer derselben hatten allen Respect vor einem Gaste, der gerade das, was ihnen das Liebste war, so gering achtete, daß er es ihnen ohne Mühe zutemmen ließ — sein Geld.

Der Holzgraf hatte auch nicht Unrecht, wenn er großmuthswahrnehmen glaubte, daß sein Ansehen im Volke nicht im Steigen begriffen war. Das Volk hat eine gewisse heilige Scheu vor dem Reichthume und vor dem, der ihn besitzt, aber diese Scheu ist durch den richtigen Gebrauch desselben bedingt und schlägt, wo dieser fehlt, leicht in's Lächerliche oder in Verachtung oder gerade in offenen Haß um. Die Stimmung gegen den Holzgrafen schwankte zwischen beiden letztern Regungen: war man ihm zuvor seines Hochmuths wegen nicht eben freundlich gesinnt gewesen, so zürnte man ihm jetzt, weil der Hochmuth zur Härte gegen Weib und Tochter geworden war; man suchte die Absein, wenn man seine sinnlose Verschwendung und Schwelgerei sah — und es bedurfte nur noch eines Anstoßes, um den Haß hervorzubringen.

An einem solchen ließ es der übermüthige Bauer auch nicht fehlen. War er schon früher von allen Gottesdiensten und von Allem, was sich auf die Kirche bezog, ferne geblieben, so hatte er sich doch den Schein gegeben, als wolle er sein Thun durch irgend einen Verwand bemänteln, als schene er sich, die frömmere Anschauung der Bevölkerung zu verletzen. Jetzt that er gerade das Gegentheil und fuhr dem gläubigen Landvolk offenbar und mit herausfordernder Absichtlichkeit durch den Sinn. Er ließ keine Gelegenheit unbenützt, seine Geringschätzung gegen Alles, was Kirche, Gebet und Glauben betraf, an den Tag zu legen, und wenn ein betender Zug von Wallfahrern durch ein nüchternes dahrt lobentes Gespann ansteinander gesprengt wurde, oder wenn irgendwo das Wort des Predigers für die Andächtigen vor Rädergerassel und Peitschenknallen kaum mehr verständlich war, wußte man ohne Frage, daß der wilde Holzgraf seinen Unfug getrieben habe.

Es war daran, daß die Behörden nicht mehr umhin konnten, einem so seltsamen als störenden Betragen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, und in gleichem Maße, als dies geschah, zog sich die Bevölkerung, wo er mit ihr in Berührung kam, von ihm zurück. Namentlich war dies der Fall bei den Bewohnern und Bürgern von Ammergau; allein je unlieber sie es zu bemerken schienen, wenn der Holzgraf sich in das Herrenstübchen drängte, wo sie sich zum Abendtrunk zusammenfanden, je mehr schien er es darauf anzulegen, sich zu ihnen zu drängen.

So war mehr als ein halbes Jahr vorübergegangen; der strenge Winter war zu Ende und der lustige Ausmärs begann. Er war aber diesmal nicht so lustig wie sonst, wo er den fröhlichen Vorläufer des Frühlings machte. Diesmal kamen mit den Schwalben und Staaren allerlei andere trübselige Vorboten und zeigten, daß die Besorgnisse des invaliden Wachtmeisters nicht unbegründet gewesen waren. Man erzählte sich offen und heimlich, Kaiser Napoleon habe es auf Rußland abgesehen und wolle mit einer Armee, wie die Welt noch keine gesehen, in dasselbe eindringen. Daß etwas Wahres an der Sache sein müsse, bewiesen die Rüstungen in Baiern, das, damals noch an den Zwingherrn gebunden, Tausende und Tausende seiner kräftigsten Söhne zu dessen Heer stellen mußte. Auch aus Oberammergau hatte eine beträchtliche Schaar junger Burschen fortgemußt, und in manchem Hause waren darüber die Gesichter von Kummer bleich und die Augen roth geworden vom Weinen.

Eines Abends saßen die angesehenern Bürger des Dorfs in der obern Stube des Sternwirths beisammen, wo der Ofen vorspringt und die Aussicht nach drei Seiten frei giebt. Es ging ein Frühlingsregen nieder; die Tropfen schlugen an die Scheiben, manchmal rüttelte ein Windstoß an den Fenstern und ließ den bleichenen Stern knarren, der draußen von einem Kranze umgeben hin und wieder schaukelte. Desto heimlicher saß es sich in der wohlverwahrten Stube und desto traulicher ließ es sich plaudern, wie der furchtbare Komet, welcher in dem vorigen heißen Sommer so unheimlich niedergeleuchtet habe, doch nicht so ohne Bedeutung gewesen sei und wohl den neuen Krieg verkündigt haben könne, der furchtbarer zu werden drohte, als alle vorher.

Im Gespräche war eine kleine Unterbrechung eingetreten, denn das abendliche Gebetläuten scholl von der Kirche durch Sturm und Dunkel herüber, und die ganze Versammlung saß schweigend, mit entblößten Häuptern und gefalteten Händen leise das Ave sprechend. Nur an einem Seitentische, etwas abgesondert von den Uebrigen saß der Holzgraf, den Hut auf dem Kopfe und mit absichtlicher Theilnahmslosigkeit vor sich hinstarrend.

Das „Gelobt sei Jesus Christus" des Wirths mit dem üblichen „Guten Abend, meine Herren" unterbrach die feierliche Pause und das Gespräch nahm wieder seinen vorigen traulichen Gang. Den dem abweichenden Benehmen Korba's nahm Niemand Notiz, obwohl die und da Einer dem Andern bezeichnend zunickte oder mit den Augen winkte.

„Ja, das muß wahr sein," sagte der Förster, ein rothes Gesicht mit ein Paar falkenssehenden Augen, indem er mit dem Halbeglas an das des Wachtmeisters anstieß, „die Reime versteh'n Sie zu drechseln, trotz Pater Ottmar in der Passion!. Die Grabschrift auf den alten Einsler Klosterwirther ist ein wahres Meisterstück, und wenn ich vor Ihnen abfahre, werd' ich mir die Grabschrift auch bei Ihnen bestellen. Sollte mich wundern, wenn Sie nicht für sich selbst auch eine ausstudirt hätten."

„Das hab' ich gerade nicht," erwiderte der Wachtmeister, „wenn mir auch die und da schon der Gedanke gekommen ist. Was braucht's bei einem invaliden Soldaten viel Ausstudiren?

Für mich kann man die Grabschrift aus dem Siegreif fertig machen!"

„Ah, darauf wären wir doch neugierig!" rief der Förster mit mehrern Andern. „Wie hieße dann die Grabschrift?"

„Sie heißt:

Der Mann, den hier die Erde deckt,
Ward oft zum Kampf und Streit der Waffen
Von Kriegsfurien ungestüm aufgeweckt;
Jetzt läßt der Tod ihn ruhig schlafen,
Bis zum Appell aus dieser Gruft
Ihn wieder die Posaune ruft —
O himmlischer Feldherr, reibe dann
Ihn Deinem rechten Flügel an!"

Alle Anwesenden brachen in Ausrufungen der Verwunderung und des Beifalls aus, nur der Holzgraf stieß das Glas, aus dem er eben getrunken, stark auf den Tisch und lachte höhnisch.

Augenblicklich war es still im Zimmer; Alles blickte betreten nach dem Eindringling, und der Wachtmeister, dem das Blut zu Kopfe stieg, sah scharf nach ihm hin. „Habt Ihr etwas einzuwenden gegen die Grabschrift?" rief er ihm zu.

„Gar nichts für mein Theil," erwiderte der Bauer, „ich muß nur lachen, daß man sich um so was auch kümmern kann! Was liegt d'ran, was sie mir oben auf die Tafel schreiben, wenn ich d'runter doch verfaulen muß!"

„Das ist, wie man's nimmt," war die Antwort, „die eigentliche Grabschrift macht sich freilich ein Jeder selbst . . . und für alle Fälle möchte ich die Eurige nicht zu machen haben . . ."

„Und warum etwan?" fragte der Bauer lauernd und tückisch, eifenbar begierig, ein Häckchen zu finden, um einen Wortwechsel daran zu hängen und seinem Grolle Luft zu machen. Beides wäre auch sicher nicht ausgeblieben, denn der Invalide hatte bereits eine bittere Antwort auf der Zunge. Seit dem Vorgange, dessen Zeuge er gewesen, hatte er eine unüberwindliche Abneigung gegen den wilden und ungefügen Menschen gefaßt.

Gerade im rechten Augenblick unterbrach Pochen an der Thüre die unangenehme Spannung, und ein Mann in tyrolischer Kleidung trat ein, die hochbelaubte Kraxe auf dem Rücken, und bot in etwas fremd klingender Mundart seine Waare zum Kaufe an. Das Unwetter hatte ihn früh zur Herberge getrieben; es litt ihn nicht, so nüssig zu liegen, und so kam er aus der untern Zechstube herauf, bei den Herren sein Glück zu versuchen. Die Waare bestand in einer Menge zierlich geschnitzter Spielsachen, krauswolligen Pudel und Lämmer, schlanker, rothwangiger Puppen und Hanswürsten mit curiosen Bärten und fleckigem Gewand; auch an Gemsejägern und Sennerinnen, an Engeln und Heiligen war kein Mangel, sämmtlich sehr fein gearbeitet und doppelt sauber anzusehen durch die angenehme weißselbliche Farbe des geschneidigen Holzes der Zirbeltiefer, aus dem sie geschnitzt waren.

Der Händler stellte seine Kestbarleiten auf einem der Tische zur Schau, und die Anwesenden drängten sich hinzu und lobten die feine Arbeit und die Zierlichkeit der Zeichnung. „Aber, guter Freund," sagte der Eine derselben, selbst ein wackerer Bildschnitzer, „das heißt doch Wasser in den Fluß tragen, daß Du mit Deinen Schnitzereien nach Ammergau kommst, wo wir selber so viel von solchen Dingen zusammenschnitzeln, daß wir die halbe Welt versorgen könnten damit! Nach Deiner Sprache scheinst Du ein Grödner zu sein?"

„Ja," erwiderte der Tyroler mit starker welscher Betonung, „ich bin aus Urtelsbei im Val Oberdeina."

„Nun ja," sagte der Andere, „das heißt in gutem Deutsch: Sauct Ulrich im Grödnerthal. Es heißt, daß Ihr vor hundert Jahren die Schnitzerei von uns gelernt habt — Du willst uns wohl zeigen, daß uns die Schüler keine Unehre machen . . .?"

Der Grödner konnte nicht antworten, denn er mußte Mehrern Bescheid geben, welche nach dem Preise des einen oder andern Stückes fragten; die laute Stimme des Holzgrafen übertönte das Gespräch. „Was kostet Dein ganzer Kram, Tyroler?" fragte er rasch. Verwundert sah ihn dieser an und als er in der Miene des Fragenden die Bestätigung seiner Rede las, nannte er eine nicht unbedeutende Summe.

Kerby griff in die Tasche und warf klirrend eine Hand voll Thaler auf den Tisch.

„Mein ist der Bettel," rief er lachend, während der Verkäufer, seelenvergnügt über das unvermuthet rasche und günstige Geschäft sich daran machte, das Geld zu zählen und einzustreichen. „Aber," fragte er mit einem Male innehaltend, „was willst Du mit all den feinen Sachen anfangen? Du siehst mir mit aus, als wenn Du auch ein Schnitzer oder ein Händler wärst."

„Was ich damit anfangen will?" entgegnete der Holzgraf wild. „Das geht Dich nichts an, Tyroler! Ich zahle Dir den ganzen Kram, und wenn ich auch nichts weiter wollte, als meinen Zorn darüber auslassen, daß es Leut' giebt, die nichts Besseres wissen, als ihre Zeit mit solchen Spielereien zu verderben!"

Damit ergriff er einige der Figürchen und drückte sie in seiner plumpen Hand, daß sie in Stücke brachen.

Ein lautes Murren des Umwillens stieg durch die Versammlung; der Grödner aber hatte im Augenblick Alle weggedrängt und stand abwechend und schäumend zwischen seinen Schnitzereien und dem sie verderbenden Bauer. „Ho," rief er zornig, „so ist es mit gemeint, übermüthiger Bauer, daß ich Dir meine lieben Figuren verkaufen soll, daß Du sie zerbrichst! Ich hab' sie geschnitzt, daß ein gutes Gemüth sich daran ergötzen und erbauen soll, und nicht zum Spott für Dich! Da hast Du Dein Geld wieder — mit solchen Preis sind mir meine Figuren nicht feil!"

Hingeschleudert rollten die Thaler über den Tisch; der Holzgraf wollte über die Schnitzereien hin und behauptete, sie seien sein und Niemand habe ihm vorzuschreiben, was er damit thun dürfe.

Abwehrend stellte sich jetzt der Wachtmeister neben den Grödner. „Halte Ruh', Türmerbauer," sagte er finster zu dem Lärmenden. „Nehmt Euer Geld, und der Händler nimmt seine Schnitzereien wieder — merkt es Euch einmal, daß es gar Manches auf der Welt giebt, was man um Geld nicht haben kann! — Was haben Euch die schönen unschuldigen Schnitzereien gethan? — Der Grödner da ist nicht der Schnitzer Demini, auf den Ihr's doch abgesehen habt, — und wenn er's wäre und Ihr all' diese Sachen zerbrecht, könnt Ihr's doch nicht ändern, daß er Euer Schwiegerschwiegersohn ist!"

„Der Teufel ist mein Schwiegersohn!" rief der Bauer wüthend. „Ja, wenn's auf's Wollen ankäme — aber da haben andere Leute auch ein Wörtl darein zu reden . . ."

„Wie? So wüßtet Ihr nicht . . .?"

„Was?" fragte Kerby, dessen Augen sich im Zorn verdunkelten. „Was weiß ich nicht?"

„Was sonst, als daß der Demini nach Petersburg gegangen ist? Daß ihn sein Vetter dort mit offenen Armen aufgenommen und ihm eine prächtige Stellung gegeben hat? Daß er im München war und die Besi abgeholt und mit sich genommen hat als seine Frau?"

„. . . . Und das wär' wahr?" stammelte der Bauer.

„Wahr," entgegnete der Wachtmeister, „ich weiß es vom alten Zehentbauer, der in München war und selber gesehen hat, wie sie getraut worden sind am Antonius-Altar in Sanct Peter."

Der Holzgraf wurde wechselnd roth und blaß; er vermochte einige Sekunden lang nicht zu sprechen. „Niederträchtiger," rief er dann einen feinwärts sitzenden Bauer an, der etwas stark getrunken zu haben schien und mit glasernen Augen vor sich hinstarrte. „Du hast den Turnerbeil fangen wollen? Was willst Du geben dafür?"

„Ich sieh' mein Wort nicht um," lallte der Angeredete, „ete Dreißigtausend, wenn Du willst . . ."

„Eingeschlagen! In acht Tagen zahlst Du mir das Geld auf den Tisch und kannst aufzieh'n!"

„Morgen, wenn Du willst!"

„Aber den alten Thurm nehm' ich aus und den Steinbruch dazu! Ich zieh' in die Stadt — aber ich will meine Sommerwohnung auf dem Land haben, wie die anderen Herren aus der Stadt . . ."

„Mit die Baracke und den Steinhaufen soll's mir mit anfommen!"

Beide gaben sich den Handschlag. Der Holzgraf stülpte den Hut auf den Kopf und stürmte aus der Stube.

— — Jahre gingen verüber; der Holzgraf war wirklich in die Hauptstadt übergesiedelt und kam nicht wieder. So war es nicht zu verwundern, wenn er vergessen wurde und zuletzt in der Erinnerung des Volks vollständig verloich. Gab es doch genug der Dinge, welche Kopf und Herz in Anspruch nahmen und voll-

auf beschäftigten. Die Ereignisse gingen ihren gewaltigsten Gang: vom Cinmarsch in Rußland bis zum Rückzug aus dem brennenden Moskau und über die eisige Beresina, von der Erhebung Deutschlands bis zur Leipziger Schlacht, zum Einreiten der Alliirten in Paris und zum endlichen Sturze der Fremdenherrschaft. Auch Ammergau hatte sein reichliches Contingent zu den russischen Opfern gestellt, und als die Volksbewaffnung begann, stand Alles in Waffen, in die Nationalgarden- und Gebirgsschützen-Compagnieen eingetheilt, welche mit dem Wachmeister Luipold ein paar andere Veteranen aus dem Preußenkriege bildeten und commandirten, der riesige Florlmartl als Hauptmann und als sein Oberlieutenant der gewandte Franzisi.

Auch von Vest hatte nichts mehr verlautet; von Tomini war nicht einmal an seine nächsten Befreundeten eine Nachricht gekommen.

So war es Friede geworden in der Welt, und allerorten tauchten mit seinen Segnungen auch die Freuden und Beschäftigungen des Friedens wieder empor. Darum dachten auch die Oberammergauer wieder daran, ihr Passionsspiel aufzuführen, als ein Friedensfest, wenn auch die Zeit, in welcher sonst die Wiederholung zu erfolgen pflegte, noch lange nicht verstrichen war.

Wie vier Jahre vorher geschehen war, ging es auch in den Pfingstwochen von 1815 gar lebhaft und geräuschvoll zu neben der Kirche von Oberammergau, denn auf dem Gottesacker wurde wieder die Bühne zur Passion gezimmert, gemalt und aufgeschlagen. Die Arbeiter waren wieder lustig und guter Dinge und sangen wie damals.

Niemand beachtete einen großen Mann in halb städtischer Kleidung, der an dem Bau und an den Werkleuten vorüberschritt, und ebenfalls nicht zu bemerken schien, was vorging. Er kam die Dorfgasse herauf und nahm die Richtung den letzten Häusern zu, von welchen die Landstraße nach Ettal führt und dann unterwegs sich abzweigt in's Graswanger-Thal.

Es war Korby, der Holzgraf.

Er ging rüstig und hochaufgerichtet daher, wie sonst; aber das Haar war dünn und silberweiß geworden, und die Augen, die sonst so herausforderne um sich geblickt hatten, hingen starr und finster an der Erde. Wenn er sie zeitweise erhob, um nach einem Fenster zu sehen, hinter welchem ein bekanntes Gesicht hervorsah, blitzte in denselben noch der alte ungebeugte Trotz; um den Mund lag der Hohn sogar in weit stärkern Linien eingegraben — aber in den schlaff gewordenen Zügen des Gesichts war doch nicht zu verkennen, daß die Kraft des Körpers dem wilden Gemüthe den Dienst zu versagen begann.

So verändert sein Aussehn war, hatte es doch nicht an Augen gefehlt, die ihn erkannten, und bald ging es wie ein Lauffeuer durch das Dorf, der Holzgraf sei wieder da. Man fragte, erkundigte sich, erzählte und bald wußte Jedermann, daß es mit seinem Reichthume zu Ende war. Er hatte in der Stadt sein verschwenderisches Treiben noch kostspieliger fortgesetzt, zuletzt aber sich in Lieferungs-Geschäfte eingelassen, die mit großen Verlusten für ihn endigten. So hatte er einen letzten unansehnlichen Rest zusammengerafft und war zu nicht geringer Verwunderung des neuen Besitzers auf dem Durnerhofe plötzlich erschienen, um den Thurm zu besehen, den er sich vorbehalten habe bei dem Verkaufe.

Bald ließ sich auch seine Anwesenheit in den Wirthshäusern spüren, in denen er früher sein Wesen getrieben hatte und nun wieder begann, als ob gar keine Zeit dazwischen gelegen wäre. Das Geld strömte nur so und lockte bald die alte Schmarotzergesellschaft wieder um ihn zusammen. Wer ihn beobachtete, konnte nicht glauben, daß es mit seinem Reichthume zu Ende sei; man mußte eher vermuthen, er habe einen Schatz gefunden und denselben verborgen. Niemand ließ es sich in den Sinn kommen, daß er nichts mehr besaß als einen Sack voll Thaler, in welchen er jeden Morgen mächtig hineingriff, obwohl er schon die Tage zählen konnte, innerhalb deren sein Inhalt verschwunden sein würde.

Das Eine, was er unterließ, war, mit eigenem Gespann zu fahren; er nahm dafür häufig Lohnfuhrwerk und erklärte es damit, daß er in seinem „Geschoß" keinen Raum habe, Pferde und Wagen nach seinem Sinn unterzubringen, ein „Gefährt" konnte er nicht anschaffen.

Unverändert war er geblieben in seiner Scheu vor Allem, was mit Religion und Kirche zusammenhing, und er ließ keine Gelegenheit unbenützt, seine höhnische Nichtachtung durch Wort und That zu zeigen. Wohl vermochte er nicht mehr den Ton der Orgel oder die Stimme des Predigers durch Pfeifenknall und Rädergeraffel zu übertönen oder zu stören; aber er fehlte nie an der Kirchenthüre oder bei einem Wallfahrtszuge, um in entgegengesetzter Richtung daran vorüberzuschreiten und den Hut fester in die Stirne zu drücken.

An einem schönen Mittage Abends kam Pater Ottmar Weiß, der Exbenedictiner von Ettal, das von dort herüberende Sträßchen entlang. Am Tage hatte eine der ersten Passionsvorstellungen stattgefunden, denn Pfingsten war damals ungewöhnlich früh gefallen, und der Pater hatte den Abend benutzt, sich von der Aufregung und Anstrengung des Tages durch einen Ausflug in's Freie zu erholen, zugleich dem alten lieben Kloster einen Besuch zu machen, in welchem er so manche schöne und ernste Stunde verlebt hatte und das nun mitten in der großartigen Bergeinsamkeit verlassen und trauerne, vergessen und verfallend dalag. Nichts hatte den Schritt des einsamen Besuchers gehemmt, als er durch den hallen den Hauptgang über das lückenhafte Pflaster dahinging und in die Zelle trat, welche einst die seinige gewesen war. Sie war leer bis auf einiges alte Ackergeräth, zu dessen Aufbewahrung sie nun diente; ein aufgescheuchter Vogel huschte durch das zerbrochene Fenster hinaus, und über der Ecke, in welcher der Arbeitstisch gestanden, hatten Spinnen ihre freien Webstühle reichlich aufgehangen.

Sinnend und erweichen Gemüthes stand er davor und trat in dieser Stimmung den Rückweg an. Es war ihm friedlich um das Herz, und diesen Frieden, der strahlend auch außer ihm auf der abendseinigen Natur lag, gönnte und wünschte er Allen, was ein Menschenberg in der Brust trug. War doch die Zeit nicht arm an neuen Bedrängnissen, denn die Flucht Napoleon's von Elba hatte die Welt aus dem kurzen Traume der Ruhe emporgeschreckt, und mit Bangen sah man der Entscheidung des neuen Kampfes entgegen. In solchen Gedanken und Empfindungen war der Pater an die Wendung der Straße gekommen, wo hart an derselben rechts eine ungeheure schroffe Felsenwand emporstarrt, während gegenüber, beinahe nur durch das kleine Aufgebiet der Ammer getrennt, die Felsklippe in die Höhe ragt, nur gegen die Mitte zu der Kirchthurm von Oberammergau zuerst über die Anhöhe hervorsieht. In der Felswand befindet sich der Eingang einer mächtigen, tief eindringenden Höhle, jetzt mit einem bedrangenden Kreuze geschmückt, damals höchstens als Zufluchtsort von einem Jäger benützt, dem ein Umreiter oder aufallender Nebel die Gebirgsjagd verleidet haben mochte.

Mit stillem Wohlgefallen ruhte das Auge des Vaters auf den Felsklippen, die im Widerschein des Abendrothes leuchteten; dann glitt es abwärts zu den Baumniederungen und den Felstrümmern, welche vor Jahrhunderten herabgerollt waren und nun unter moosiger Decke ausgeruhten schienen von dem riesigen Sturz.

Mit einem Male stand der Wanderer stille, denn es hatte sich etwas zwischen den Büschen und Trümmern geregt, und als er schärfer hinblickte, erkannte er die Gestalt eines am Boden hingekauerten Mannes. Er rief ihm zu, heranzukommen, denn der Abend sei da und er könne Schaden nehmen in der Kühle und in der Dämmerung; als keine Antwort erfolgte, stieg er selbst den Abhang hinan, um sich zu überzeugen, wer es sei und ob etwa Hülfe Noth thue.

Nach einigen Schritten wollte er wieder zurück, denn er hatte den Liegenden erkannt und besorgte, seine Theilnahme nicht nur zurückgewiesen, sondern auch verhöhnt zu sehen, schon um des Kleides wegen, das er trug. Augenblicklich jedoch besann er sich eines Andern, denn er hatte ja noch eine Stunde vorher jenem Herzen den Frieden gewünscht und gegönnt, und daß hier der Friede fehlte, hätte auch ein geringerer Menschenkenner durchschaut, als der Pater es war.

(Schluß folgt.)

Eberhard im Bart.

Ein deutscher Fürst wie er sein soll.

Von Dr. W. Zimmermann.

Herzog Eberhard zerschlägt das Siegel seines tyrannischen Vetters Heinrich.
Originalzeichnung von Camphausen in Düsseldorf.

Gerade einen Monat, nachdem zu Stuttgart der hundertjährige Geburtstag eines Fürsten unter den Dichtern gefeiert worden war, wurde in derselben Stadt der vierhundertjährige Geburtstag eines andern Württembergers gefeiert, der nicht blos ein geborner Fürst war, sondern ein Fürst durch innern Werth und Thaten unter den geborenen Fürsten. Wenn der Dichterfürst am 10. November geboren war, so war dieser Fürst unter den Regenten am 10. December geboren. Am 10. December 1859 waren es vierhundertvierzehn Jahre, daß Eberhard im Bart, der erste Herzog von Württemberg, geboren wurde.

Es giebt wohl keinen andern Fürsten in der deutschen Geschichte, von welchem so urkundlich und thatsächlich, wie von diesem, nachgewiesen werden kann, daß sein Leben rein, lauter und uneigennützig nächst Gott nur dem Volke angehört hat und der Nation, seinem engern und, noch vor diesem, dem großen deutschen Vaterlande. Wenige Länder in der Welt, geschweige in Deutschland, mag es geben, welche Ursache und Gelegenheit hatten, in so kurzer Zeit hintereinander die Geburtstage zweier Landesleute zu feiern, wie Württemberg den Geburtstag seines Eberhard und seines Schiller, welche beide nicht blos große Männer, sondern große Menschen waren.

Eberhard ist der erste deutsche Fürst, welcher die Rechte des Volkes seinen Fürsten gegenüber in schriftliche Urkunden brachte, sie besiegeln und beschwören ließ. Und zwar war dies ganz allein sein eigener Gedanke; er that es nur aus eigenem freiem Antrieb, aus voraussehauender und vorsorgender Liebe für Volk und Land. Er ist der Vater der geschriebenen Verfassung Württembergs in ihren Grundlagen und Hauptgewähren; derjenige, der zuerst klar erkannt und es ausgesprochen hat, daß das ungetheilte Wohl von Fürst und Volk dauernde Sicherheit nur habe, wenn es ruhe auf

einem in Rechtsform gebrachten, verbrieften und beiderseitig beschworenen Vertrag.

Er nahm das aus der Kenntniß der menschlichen Natur und Seele, seiner eigenen zunächst; denn seine ersten Regierungsjahre waren böse gewesen. Fünf Jahre war er alt, als sein Vater starb, welcher im vierzehnten Jahre selbstständig die Regierung eines Landes angetreten hatte. Dieser frühe Verlust des Vaters hatte für den Sohn eine Erziehung zur Folge, wie sie ein Fürst nicht haben soll. Er hat es später oft gesagt: „Eine schlechte Erziehung von Fürstenkindern ist die Quelle der meisten Uebel für Volk und Fürstenhaus.“ Seine Mutter war eine treffliche Frau, in seltenem Grade gebildet für ihre Zeit. Sie trat aber schon im zweiten Jahre ihres Wittwenstandes außerhalb Württembergs in zweite Ehe mit dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich, und Eberhard blieb als Waise in Württemberg zurück. Doch sie wußte ihren Liebling unter einem ausgezeichneten Lehrer. Das war Johann Fergen; er ist bekannt in der Geschichte der Wissenschaft seiner Zeit unter dem deutschen Namen Fergenhans, unter dem griechischen Gelehrtennamen Naucleros, der vertrauteste Freund und Mitarbeiter Reuchlin's und der Lehrer Melanchthon's auf der Universität zu Tübingen. Das war der Ferge, welchem die Mutter die Jahre vertraut hatte, ihren Sohn Eberhard zu führen. Er war weder Mönch noch Priester, dieser helle, freie Geist. Aber aus Haß gegen die Mutter, welche „lateinische“ Briefe schrieb, hatten die Verwandtschaftsräthe, welche ritterliche Kriegsleute, aber ohne humane Bildung waren, dem Lehrer befohlen, aus dem jungen Fürsten keinen Lateiner zu machen; es sei genug, wenn er deutsch lesen und schreiben lerne. Ihre Absicht war, ihn unwissend und den Geschäften abhold zu erhalten, damit sie selbst in seinem Namen regieren könnten. Fergenhans wurde strenge von ihnen überwacht: die lateinische Sprache, damals die allgemeine Geschäftssprache, blieb vom Unterricht ausgeschlossen, und Naucler hatte seinen Raum, als durch die Geschichte, die Länder- und Völkerkunde und durch einzelne Wahrheiten auf den aufgeweckten Kopf und das Gemüth des überaus lebhaften Knaben zu wirken. Nicht viel sitzen über'm Lernen, sondern ritterliche Leibesübungen treiben und der Fürst eines Ritterheeres werden, wie sein Ahnen, die alten Eberharde — das sollte er nach dem Wunsche und der Ansicht der adeligen Vormundschaftsräthe. In seinem vierzehnten Jahre thaten sie, was ihm wohl gefiel; mit Vollendung desselben entfloh er der vormundschaftlichen Gewalt seines Oheims, erklärte sich für volljährig und trat die Selbstregierung des Landes an. Sie hatten die Zustimmung der Städte dazu gewonnen und ihn dazu bereitet; sicher, daß er sie regieren und seinen Leidenschaften die Zügel schießen lasse.

Das Letztere geschah. Der vierzehnjährige Landesherr stürzte sich in den Strudel des wilderten Lebens. Er umgab sich mit jungen adeligen Gesellen. Die schöne Zeit verfloß unter allen Arten von Jagdvergnügen, von ritterlichen Uebungen — in diesen that es ihm bald keiner zuvor — unter Spiel und Tanz und steten Gelagen. Aber im zweiten Stück hatten sich die Räthe verrechnet; der fürstliche Wüstling durchschaute die selbstsüchtige Absicht, in der sie seine Mündigsprechung gefördert hatten; er, der bei seinem Ehrgeiz in Allem der Erste sein wollte, hatte keine Lust, der Spielball seiner alten Räthe zu sein, und die jungen adeligen Genossen seiner Freuden und Ritterspiele waren eben so eifrig, die alten Räthe aus ihren Stellen zu verrängen und sich selbst in deren Einkommen und Einfluß zu setzen.

Der Knabe im Fürstenhut nahm seine jungen Günstlinge zu seinen Räthen an und schob die alten bei Seite. Bitter gekränkt haben diese, wie die Verwirterung der gewaltigen Leidenschaften, die sie aus Eigennutz nicht zur rechten Zeit gezügelt hatten, sich gegen sie selbst wandte und nichts mehr nach ihnen fragte. Selbst seinem Lehrer Naucler gab er zu verstehen, daß er für jetzt unpassend sei, er gab ihm eine Pfründe als Kirchherr zu Brackenheim, an der fernsten Landesgrenze, und der ehrwürdige Fergenhans zog sich darauf zurück. Eberhard aber schien die Freiheit, Landesherr zu sein, zu nichts Edles noch Raum am Hofe hatte, nur dazu benützen zu wollen, sich selbst und das Land zu Grunde zu richten, auf die eigene Gefahr, wie auf den Bankstand und die Sittlichkeit seines Landes hinein zu stürmen. Nicht blos Tage und Nächte wurden durchschwärmt, sondern mit der wilden Jagd seiner leichtsinnigen Umgebung warf er sich, wie auf das Wild des Waldes, so auf die Unschuld und die Schönheiten des Landes, das er auf und ab durchzog. Es war nicht ein Leben für die Schönheit, nicht ein Suchen des Lohns nach der Arbeit des Tages im Genuß der Liebe, in der Kunst der Frauen; es war ein wüstes, frevles Treiben, das in Haus und Hütte einfiel mit dem Wollustsinne des Raubthieres. Ja, Tag und Nacht schweifte er oft mit seinen übermüthigen Gesellen — in den Nonnenklöstern. Das wüste Hofleben häufte nicht blos Schulden auf das Land, sondern Steuererhöhungen widerrechtlicher Art mit seinem Wissen, auf sein Verlangen, und mehr noch ohne sein Wissen, durch seine gewissenlosen Räthe und Diener. Die gewaltsam getriebten Litten und der unter den ungerechten Steuern zusammengedrückte arme Mann erschienen ihm als in der Erinnerung aus seiner ersten Jugendzeit auftauchende Geister oft später, nachdem er Alles gethan, sie zu sühnen, selbst noch auf dem Todtenbette.

Ist das der Fürst, wie er sein soll? wird man wohl fragen, im Angesicht der Aufschrift dieses Artikels. Das ist der Fürst, wie er nicht sein soll; es ist der Fürst, der vierzehnjährig an die Regierung gesetzt wurde; sein eigenes und seines Landes Urtheil. Aber im achtzehnten Jahre trat der Knabe im Fürstenhut, zum Staunen und Schrecken seiner bisherigen Umgebung, zum Staunen und zur Freude des Landes, als Mann hervor, ganz umgewandelt. Attempto! sprach er im Latein der Zeit; „ich wag's!“ zu deutsch. Das blieb der Wahlspruch seines Lebens; wo man noch heut ein Bitt vor ihm sieht, ist dieses Wort angebracht. Was war es, was er wagte? — Er war mitten drin in der Freiheit des Regierens und Genießens, als er plötzlich nicht mehr das war, was er bisher war; als er sein „bisheriges Selbst abschaffte“ und seine bisherige Gesellschaft und Ton und Art am Hof und im Land. Die plötzliche Veränderung in ihrer ganzen Größe zeigt sich am klarsten in einer That: in seinem achtzehnten Jahre reformirte der Fürst jene Nonnenklöster, die bisher die Tummelplätze seiner Freuden waren, in Person, unter Trebung, sie zu schließen, wenn sie sich nicht besserten. Er verbot jeden männlichen Zutritt.

Zwischen Stadt Urach und Dettingen im Württembergerland, eine kleine halbe Stunde von dem Bergschloß Hohenurach, in einem wilden Felsthal, sieht man beruhigte den Felsenhof Güterstein. In wasserreichen Monaten springt hoch oben herab von der Mitte der Felsenwand der Brühlbach, ein schöner Wasserfall, gegen hundert Fuß abstürzend und dann über Felsgeröll hinab in vielen kleinen Wasserfällen schäumend und weiterrauschend in's Thal der Erms. Dort, in einem Halbkreis, umgürtet von gelbrother Felsenwand, lag damals auf einer kleinen Wiesenauböhe die „Carthause Güterstein“, aus Wilhelm Hauff's lieblichstem den Lesern bekannt. Eberhard's Vater und sein Oheim hatten diese Carthäuserstiftet errichtet. Propst daselbst war Conrad von Münchingen, gewöhnlich „der alte Vater“ genannt, ein Bitt von Weisheit und Ehrwürdigkeit.

Dieser ist es, um welchen sich, wie um seinen Angelstern, Eberhard von da an bewegt, wo er ein Anderer zu sein sich entschlossen hat. Dieser war es wohl auch, der im rechten Augenblick die Seele des Jünglings berührte, ihm das Auge über sich selbst öffnete und das wechte, was Etwas in ihm wie im Tiefsichtigen lag. Der Mutter Mahnung, Naucler's, des fernen Lehrers, Erinnerung an Hercules am Scheidewege und an die letzten Worte seines sterbenden Vaters mögen zusammengetroffen sein mit dem Zustande des Fürsten, dessen Gemüthsleit litt unter dem, was er ihr zumuthete. Aber gewiß war es des alten Carthäusers im wohl wahrgenommenen Augenblick mitten auf's Herz geführter Schlag, unter welchem der alte Mensch, in seiner Blöße bereits abgeschwächt, sterbend zusammenbrach und der neue Mensch auferstand.

Der Verfall seines Hauses, die böse Wirthschaft, unter welcher das Land litt, und die Gestalten der alten Eberharde, des „Erlauchten“ und des „Greiners“, unter denen Württemberg blühene geworden, standen jetzt vor seinem Auge. Er wollte für das Land werden, was jene ihm einst waren, und mehr als sie. Er entließ zuerst von sich sein Schwelgen und Umherschwärmen; zugleich entließ er die Genossen seines Müßiggangs, die Lehrer und Pfleger seiner Ausschweifungen, seine Verführer und unfähigen Räthe: die einen verhannte er, die andern stahlen sich davon. Die Luft des Hofes reinigte sich plötzlich. Der unter lauter unterwürfigen, rohen und feichten Gesellen gelebt, umgab sich jetzt mit erfahrenen, weisen und ernsten Räthen, lebte nur den Geschäften und dem Einsichtig, wieder gut zu machen, was er bisher böse gemacht. In seinen Fürsten hatte die Natur so viel Liebe zur Wesenheit und zur Wissenschaft gelegt. Bisher war keine Spur davon auf's Licht getreten.

Digitized by Google

legt, über Nacht, brach sie mit Macht hervor und wuchs zum Erstaunen.

Vier Jahre noch festigte er sich, seine Grundsätze und seine Gesundheit im Heimatklange. Dann führte er einen Vorsatz aus, in das heilige Land zu gehen. Es war in seinem ereignisvranzigsten Jahre; er konnte dabei die Welt sehen und sich bilden; aber eben so sehr trieb es ihn, den Schauplatz seiner Verirrungen auf einige Zeit zu verlassen, nach dem Glauben des Jahrhunderts Sühne zu holen am heiligen Grabe, und dann, wenn intesi vollends, weniger durch die Zeit, als durch das Licht seiner in den Augen der Zeitgenossen heiligen Pilgerfahrt, die Erinnerung seines früheren Lebens im Lande sich verwischt hätte, wiedererstehen in neuer Weihe für sein Volk, als ein innerlich und äußerlich Entsühnter. Er ernannte einen Regimentsrath, an die Spitze desselben den berühmten Johanniterritter Georg von Ehingen, der im Morgenlande gegen die Türken gestritten war, Frankreich, Spanien, Portugal und Marokko bereist hatte, eben so kenntnißreich als tapfer. Er machte sein Testament und brachte es selbst zur Verwahrung in die Carthause von Güterstein.

Am 10. Mai 1468 empfing er zur Pilgerfahrt die Weihe durch den Abt von Herrenalb, Johann von Urenheim, der aus seinem schönen Schwarzwaldthal herabgekommen war, den jungen Fürsten, den Schirmherrn seines Klosters, zur Fahrt einzusegnen. Knieend vor dem Hochaltar der Carthause zu Güterstein, über dem Grabe seines Vaters und seiner Brüder, leistet Eberhard das Gelübde, umgeben von seinen Freunden, seiner Mutter, ergrauten Dienern seines Hauses und Männern aus dem Volk. Dann nahm er Abschied von ihnen und befonders von dem alten Vater, mit ging über die schwäbische Alp in's Gebirge der Alpen, nach Venedig, von da zu Schiff über die Inseln des Mittelmeers an's heilige Grab, wo er den Ritterschlag empfing. Er besuchte die heiligen Orte, fuhr zurück über Cypern, Rhodus und Candia nach dem untern Italien. Denn Italien, Rom, Siena, Florenz, Bologna zu sehen, war von vornherein in seinem Plane gewesen. Verreichert mit Anschauungen, kam er über Trost wieder in sein Land. Auf der Reise hatte er den Bart wachsen lassen, was bei Fürsten damals nicht mehr Sitte war, und doch behielt er ihn bei sein Lebenlang. Daher sein Beiname „der Bärtige", am gewöhnlichsten „Eberhard im Bart". „Ludwig im Bart" hatte das Volk auch seinen mütterlichen Großvater, den Kurfürsten von der Pfalz, geheissen.

Da war eine Freude durch's ganze Land, als Eberhard wieder kam. Und auch er freute sich, wieder unter seinem lieben treuen Volke zu sein; die große Welt, die er gesehen, und die fremden Völker und Höfe hatten ihm die Liebe zu seinem Land und Volk nicht gemindert, feuerern gemehrt. So ein treuherziges Volk und solche Sitteneinfalt hatte er, wie er sagte, weder im Süden noch im Osten gefunden. Nur Eines vermißte er in seiner Heimath, was er in Italien gesehen, die Blüthe der Kunst und der Wissenschaft.

So wenig groß von Person Eberhard war, so war doch der geerungene Jüngling von gewaltiger Stärke und ritterlicher Gewandtheit und in der ersten Jugend sehr kriegerisch gesinnt. Ganz anders kam er aus Italien zurück: die Palme des Morgenlandes wählte er zu seinem Symbol; von da an sah man diese neben seinem Wappen gemalt, mit seinem Wahlspruch „Attempto" umwunden. Er wagte es, von nun an ein Palmbaum zu werden, fruchtbar und segensreich, friedebringend für sein Volk.

Ehe er bei der Heimkehr seine Mutter, seine Räthe, seine Freunde sah, besuchte er den „alten Vater" zu Güterstein. Später besuchte er seinen Oheim, den Pfalzgrafen Friedrich zu Heidelberg. Da weilte er länger. Dieser kriegerische Fürst, welcher „der Siegreiche" heißt, war zugleich von tiefer Einsicht in Staatsgeschäften und bekannt durch seine Liebe zu den Wissenschaften. Da sah Eberhard, wie man einen Staat verwalten musste, wenn das Land blühen sollte; da sah er die trefflichen Lehranstalten, die segensreiche Universität, die tüchtigen Männer in den Stellen. Solche wollte er auch für sein Land haben. Der Gedanke, eine Hochschule in seinem Lande zu errichten, hatte ihn nicht mehr verlassen, seit er Bologna, die berühmteste Universität der damaligen Welt, auf seiner italienischen Reise gesehen hatte.

Es fügte sich, daß er eine Gattin fand, welche eine höhere Geistesbildung hatte. Das war Barbara, die Tochter des Markgrafen von Mantua, aus dem Hause Gonzaga. Vom Vater her Italienerin, war sie von der Mutter her eine Deutsche. Sie liebte das Volk so sehr, daß sie bei einer Theuerung, die ihr als sehr schwer für das Landvolk geschildert wurde, zu ihren Begleitern auf der Weinsteige bei Stuttgart sagte: „sie wolle lieber Speck und Erbsen mit den Bauern essen, als daß das Volk hungere." Neunundzwanzig Jahre alt war Eberhard, als er sich mit ihr vermählte. Glücklich, wie sie anfing, blieb diese Ehe bis an's Ende. Sein Gedanke, eine Universität in seinem Lande zu gründen, konnte an dieser Frau nur einen Geist finden, der ihn darin bestärkte und förderte. Ebenso rachte und sprach seine Mutter Mechthilde. Nicht überall hatte er, seitdem er mit diesem Gedanken umging, Aufmunterung gefunden. Einst, noch in Welschdaue, hatte er mit einem Herrn darüber gesprochen, und dieser ihn angeschaut und gefragt, was er denn für ein Land und Gebiet habe, daß er so herrlich mit einer Universität zu zieren würdig achte. „Ich habe zwar," antwortete Eberhard, „ein Land, das nicht das allerkestlichste, ja wohl ziemlich gering ist; aber dennoch weiß ich mich eines sonderlichen Nutzens und einer köstlichen Frucht von meinem Lande zu rühmen, der Treue und Liebe meines Volkes, eines jeglichen unter meinen Unterthanen." — Dieser Liebe und Treue seines Volkes einen dauernden Dank abzutragen, war der eine Beweggrund zu seiner Universität. Ein anderer war, daß er täglich zu erfahren hatte, was ihm damit abging, daß er selbst nicht in Wissenschaften unterrichtet worden war. Oft kam er auf Reichstagen und in fremden Landen unwillig auf seine Vormünder zu sprechen und pflegte zu sagen: „die Wissenschaft, Künste und Sprachen seien Niemand so sehr von Nöthen, als eben einem Fürsten." Ein dritter Beweggrund von ihm war, daß er seine Zeit begriff, daß er, wie alle höheren Geister, eine Bevalmung dessen hatte, was das nächste Jahrhundert in seinem Anbruch bringen sollte; er wollte auch das Seine dazu thun, das Geschlecht für die neue Zeit vorzubereiten.

Der Geist, der im Sturm der hussitischen Bewegung durch die Welt gegangen war, war zwar vorübergerauscht, schon fünfzehn Jahre zuvor, ehe Eberhard in der Wiege lag, aber er hatte unauslöschlich viele Spuren eingedrückt in viele Gemüther, in viele Gemüther. Der „alte Vater" in der Carthause zu Güterstein war kein Pfaffe, und der schöne heitre Glaube, den er in des jungen Eberhard Knabenherz und Herz pflanzte, empfing kein Licht durch diesen Carthäusermönch. Wie war die Bibel in Deutschland damals selten in lateinischer Sprache, geschweige in deutscher! Aber Eberhard hatte das Glück, das geistvollste Buch des neuen Testaments schon in seiner Jugend deutsch lesen zu können, das Evangelium des Johannes. Das war sein Handbuch. Eberhard hatte aber auch die Geschichte der Hinrichtung der Glaubenszeugen Huß und Hieronymus gelesen. Auch diese hatte er sich eigen in's Deutsche übersetzen lassen, und er hatte tief bewegt in Constanz am Boreusee die Stätte betreten, auf welcher die Scheiterhaufen einst flammen, auf welchen Huß und Hieronymus für die Wahrheit verbrannt wurden. Er fühlte sich darnach erweckt, den heiligen Kampf gegen Aberglauben und geistlichen Fanatismus, welchen jene bezeugten, auf seine Art fortzusetzen. Aus allem dem reifte vollends in ihm der Entschluß, wie er wörtlich in der Urkunde es ausreicht, „bestes zu graben den Brunnen des Lebens, woraus von allen Enden unsichtbar möchte geschöpft werden trostliche und heilsame Weisheit zur Erlöschung des Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit, und eine hohe allgemeine Schule aufzurichten."

In einem Zeitraum von sechzehn Monaten wurde Alles für die neue Hochschule von ihm begonnen und ausgeführt, am Ende des Tages der alten Pfalzgrafen zu Tübingen. Am 3. Juli 1477 war er auf seine Hochschule das An- und Ausland ein, und am 14. September wimmelte es schon in den Straßen Tübingens von Fremden und Eingeborenen aus Schwaben, Franken und der Schweiz. Selbst die beiden Schulen von Paris und Bologna besaßen nicht mehr und nicht höhere Privilegien und Freiheiten, als er seiner Stiftung gab. Am 1. October wurden die Vorlesungen eröffnet. Die ausgezeichnetsten Männer rief er dahin aus dem Ausland. Johann Nauclerus leitete ihn dabei. Unter den Berufenen war auch der nachher so berühmt gewordene Johann Reuchlin, der große Humanist und Lehrer der Staatswissenschaft. Dieser wurde bald unter Eberhard's vertrautem Rathen einer der Ersten. Eberhard selbst blieb die Seele seiner Hochschule. Obgleich Stuttgart später die eigentliche Residenz war, so wurde doch Tübingen sein Lieblingsaufenthalt, und man sah ihn häufiger in Tübingen als in Stuttgart oder Urach.

Digitized by Google

Eberhard lag daran, das Genie und Talent durch nichts zu hemmen. Er stellte die Lehrer seiner Hochschule in der Beseitigung so gut, daß sie unentgeltlich in allen Fächern lehren konnten und mußten. Er wollte, Niemand solle durch Armuth gehindert sein zu studiren; das Talent müsse den Weg zu den höchsten Stellen des Staates aufschließen, nicht Reichthum. Darum setzte er selbst auch für Studirende, die ohne Mittel, aber mit Talent kämen, zahlreiche und ausreichende Stipendien aus, und seinem Vorgange folgten Einzelne und ganze Gemeinden; sie blieben nicht in der Freigebigkeit hinter ihm zurück. Am freigebigsten stiftete seine Mutter, die Erzherzogin Mechthilde, aus Fergenhaus.

Eberhard erkannte die vielen und feinen Fäden, aus welchen der Geist, der „am sausenden Webstuhl der Zeit saß", sein Werk webt, die geistige Entwicklung der Menschheit, das freie Denken der Laienwelt. Daran schloß er sein Streben an. Darum stellte er vorzugsweise nur Laien, nicht Geistliche, an seiner Hochschule an. Darum bob er das Volk. Er hatte erkannt, daß der Geist in der Zeit auf das Emporkommen des Bürger- und Bauernstandes den Fortschritt der Welt gründen wollte, und die Aufgabe sei, die volle Entwicklung dieser anzubahnen, und damit die wahre Civilisation, die höhere geistige Bildung einzuleiten und zur allgemein zu machen.

Unter dem Volke Licht und Verebelung zu verbreiten, ließ Eberhard treffliche Schriften aus fremden Sprachen verdeutschen, nicht nur geschichtliche Werke der alten Welt, sondern auch theologische und poetische, mercicinische und mathematische. Ebenso ließ er die Sprüche Salomo's und Sirach's und noch mehrere Male das Evangelium des Johannes verdeutschen, durch seine Professoren: Summenhart, der aus Paris gekommen, aber ein Württemberger war, durch den Speyrer Gabriel Biel und durch Reuchlin, seinen Geheimschreiber, denn die meisten seiner Professoren waren zugleich auch seine Geheimräthe. Unter den Classikern, die er verdeutschen ließ, waren namentlich die Geschichtswerke der Römer Livius und Sallust, und einige Reden des Demosthenes. Alle diese Schriften ließ er durch den Druck verbreiten. Kaum erst, um das Jahr 1440, hatte Guttenberg die Buchdruckerkunst erfunden, und schon im Jahre 1475 hatte Eberhard eine Buchdruckerei in seinem Lande, zu Blaubeuren, gleich darauf eine zu Urach, unter Conrad Feiner, und eine dritte, im Jahre 1485, zu Stuttgart. In keinem Lande wurde damals so viel gedruckt als in dem kleinen Württemberg. Eberhard hatte sogleich die Bedeutung der Presse erkannt, als das kräftigste Hilfsmittel zu allgemeiner und specieller Verbreitung der Bildung. So wurde er der Begründer der Wissenschaften in seinem Lande und der Ausklärer für das ganze südliche Deutschland, der Bildner seines Volkes und der Erste, welcher kirchliche Reformen vornahm.

Er war ein geschworner Feind der „faulen" Mönche, und sah mit großem Mißfallen ihre Menge und ihre Ausartung. Er griff auch in die Mönchsklöster auf eigne Faust als Reformator ein. Um mit dem Papste sich zu verständigen und dessen Genehmigung für beabsichtigte größere Reformen zu gewinnen, reiste er persönlich nach Rom, vierzehn Jahre, nachdem er es auf seiner Rückkehr aus dem Morgenlande zum ersten Male besucht hatte. In seinem Gefolge war namentlich Reuchlin. Papst Sixtus IV. empfing diesen kleinen Fürsten aus Deutschland, der nichts war als der Graf von Württemberg, mit einer Auszeichnung, wie er sie großen Monarchen Europa's nicht gewährte. Es war damals noch nicht sowohl der Ruf von dem vielgelesenen Einfluß am Kaiserhof, bei Fürsten und Städten der deutschen Lande, was ihn dazu bestimmte — denn dieser bildete sich erst nachher zu solcher Höhe; es war die geistesmächtige und charaktervolle Persönlichkeit, die dem Papste die hohe Achtung abzwang, und die Einsicht, daß so ein Mann gehegt werden müsse, um ihn nicht der Kirche gefährlich werden zu lassen.

Es war dem Papste Allerlei über Volk und Land Württemberg hinterbracht worden, unter Anderem, was das für ein „gewaltthätiges" Volk sei. Es hatte nämlich der römische Hof öfters auch in den württembergischen Landen Eingriffe in die geistlichen Leben zu thun versucht, wie überall. Durch Briefe und Bullen hatte man in Rom sich herausgenommen, hin und her Kirchen zu vergeben an solche, welche sich die Stellen mit Geld erkauft hatten. Die Unterthanen von Württemberg und der dazu gehörigen Grafschaft Mömpelgart hatten aber auch öfters sich heraus genommen, die Rechte ihrer Herren zu handhaben, und wenn sich einer anmaßete, mittelst solcher römischen Bullen Besitz von den Kirchen zu nehmen, so kam er bös weg. Sie haben ihn, so war dem Papst Sixtus hinterbracht worden, auf das höchste Dach der Kirche gesetzt; von Hunger abgemattet, sei er endlich herumtergefallen. Sei einer nicht zu Tode gefallen, so sei er erhängt worden oder habe er die Pergamentbulle anstreichen müssen. — Der Papst fragte nun den Grafen Eberhard in der Audienz darüber. „So lang ich Herr im Lande bin," antwortete Eberhard, „hat noch Niemand vom römischen Hofe sich unterstanden, mir einigen Eintrag zu thun. Aber ich wünsche auch nicht, daß man es wage, sonst würde ich solches Unternehmen gleichmäßig bestrafen; und wenn ich es nicht bestrafe, so fürsten meine Unterthanen ere Meinung von mir fassen, daß ich ein Bastard und ganz aus meiner Ahnen Art geschlagen sei. Diese haben das Recht der Vergebung geistlicher Leben mit Vergießung ihres Blute im heiligen Lande erworben, und alle meine Vorfahren haben dieses Recht stanthaft behauptet. Ich werde davon nicht abweichen." — Verwundert über die muthige Sprache und die Festigkeit dieses Grafen aus dem Lande der Schwaben sagte Papst Sixtus zu ihm, „er thue sehr wohl daran," verehrte ihm die goldene Rose, welche an diesem Tage, dem Sonntag Lätare, die Päpste seit alter Zeit zum Geschenk für irgend einen Fürsten der Christenheit zu weihen gewohnt waren, und stimmte den Verbesserungen zu, welche der Graf in Kirchensachen seines Landes zu machen gedachte.

Die Unterredungen mit diesem Schwaben hatten dem hochgebildeten, aber ganz verweltlichten Italiener auf dem Stuhle Petri Bewunderung eingeflößt. Zwei Carcinäle wurden vom Papste zu seinem Ehrengeleit beschickt. Aber auf dem Wege zur Peterskirche wurde einer derselben an der Seite Eberhard's — von einem Banditen erstochen. Diese Ortmung in der Hauptstadt der Christenheit, welche Frucht päpstlicher Bulle- und Christenverleihung gefiel dem Grafen schlecht.

Er hatte zu viel in Rom gesehen, um nicht aus dieser Stadt und ihrem Bluegericht vorzüglich zum Besuch dessen, welchen Papst Sixtus auf den Tod hatte, zu Lorenzo von Medici, welcher sein Florenz zu einem Sitz der Wissenschaften und Künste gemacht hatte, wie sonst keiner damals in der Welt war. Viel von dem, was er in diesem Wissenschafts- und Kunststaat zu Florenz gesehen, begleitete ihn als unvergeßliche Erinnerung in sein Land zurück; noch näher und öfter verkehrte er seitdem mit den Lehrern seiner hohen Schule; und hatte er bisher schon die Ehrenbürgerin, wo er etwas Wichtiges mit Unbekannten vernahm, solches in seiner Schreibtafel zu verzeichnen, so nahm er jetzt seine Schreibtafel noch mehr zur Hand, hörte mit offeneren Sinnen und Unterredungen der wissenschaftlichen Männer zu, fragte und ließ sich belehren. Denn in ihm widersprach Alles einem blinden Annehmen und Glauben; er wollte in Allem Ueberzeugung, für sich und für Andere. Dieser Graf im Bart war einer der Geister, welche der Reformation und der neuen Zeit voranschritten, einer, in welchem der protestirende Verstand bei tief inniger Religiosität mächtig war, lange seiner Zeit voraus, und in welchem Gedanken zur Klarheit kamen und durch ihn in's Leben heraustraten, an deren Verwirklichung in der Welt die kommenden Jahrhunderte arbeiteten und zum Theil noch heute arbeiten in schwerem Kampfe.

„Meinen heißeren Wunsch," sagt sein Vertrauter Summenhart in seiner Gedächtnißrede auf den Grafen, „hatte Eberhard, als daß er noch eine allgemeine Kirchenversammlung, eine Reformation in Haupt und Gliedern erleben möchte." Bereits that er das Seine im kleinen Kreise, und trug zur Besserung bei, damit es licht werde in der Christheit und im Hause des Landmanns. Im deutschen Bürger und Bauer sah in Regierungen, welche auf diese sich stützen, sah er Deutschlands Zukunft. Die Formen des Bisherigen in Kirche und Staat erschienen ihm veraltet, ausgelebt, überlebt. Das Volk sollte in den Vordergrund treten, Mönchere und Ritterthum, geistliches und weltliches Mittelalter sah er dem frischaufblühenden Volksleben und seiner zukunftreichen Kraft gegenüber als etwas Unhaltbares und Abgelebtes an. Aus seinem deutschen Bibelwerk hatte er, wie er sagte, sich herausgelesen, daß „Menschen aus allen Ständen, Geistliche, Erle und Bürger, in Gemeinschaft leben und sich Alle als gleich betrachten sollten."

(Schluß folgt.)

Wiener Hofleben zur Zeit Maria Theresia's.

Von Johannes Scherr.

Man ist mit Ertheilung des Eigenschaftswortes „groß" heutzutage viel weniger freigebig als früher, und seitdem nicht mehr phantastische Ueberschwänglichkeit und gelehrter Servilismus, sondern nüchterne Kritik und patriotischer Sinn die Wage der Geschichtschreibung halten, dürften gar viele „Großen" von ehemals zu leicht befunden werden. Es überkommt uns ein Gefühl der Scham, wenn wir sehen, daß vordem Fürsten, wie August der Starke von Sachsen, als „Große" angeschmeichelt wurden, Fürsten, die meist nur im Laster groß gewesen sind. Die Anschauungen der Epoche des brutalen wie des aufgeklärten Despotismus, daß das Sittengesetz nur für den „gemeinen Haufen", nicht aber für die Fürsten und Vornehmen verbindlich sei, ist in verdiente Verachtung gefallen, und wir bekennen uns zu der Ansicht, daß nur der gute Mensch ein wahrhaft großer sein könne.

Ist man, in Anwendung des Gesagten auf Maria Theresia, berechtigt, noch ferner von ihr als der „großen Kaiserin" zu sprechen? . . . . . Ich glaube diese Frage aus vollem Herzen bejahen zu müssen. Sie war vielleicht die schönste Frau ihres Jahrhunderts, und jedenfalls war sie eine der bedeutendsten und ersten derselben. Es wollte fürwahr in jener Zeit kolossaler Sittenverderbniß schon Etwas sagen, wenn eine unbeschränkte Herrscherin, deren Temperament noch dazu ein sehr feuriges war, von Freund und Feind als makellos nicht nur, sondern als das Muster einer Gattin, Hausfrau und Mutter anerkannt wurde. Sie war Despotin, ja; aber sie hat es mit dem „patriarchalischen" Despotismus wenigstens ernst und redlich genommen und die Pflichten desselben gewissenhaft erfüllt. Sie hat für Oesterreich Vieles, ja in Betracht der Umstände sogar Großes gethan. Sie war es, welche den Staat aus seiner bodenlosen mittelalterlichen Versumpfung herauszureißen begann, und der Grad, in welchem sie die Bedürfnisse der Zeit erkannte, muß als ein um so höherer geschätzt werden, wenn man bedenkt, daß Maria Theresia am Hofe Karl's VI. aufgewachsen ist, an einem Hofe, wo hispanische Bornirtheit, hispanischer Hochmuth und hispanische Bigoterie noch einmal in vollster Glorie sich breit machte. Uns Maria Theresia hatte nicht nur den eigenen, sondern auch fremden Völkern gegenüber das Bewußtsein der Pflicht und des Rechts. Was auch ihre Fehler als Herrscherin sein mochten — und sie hatte deren genug — Etwas besaß sie, was der verworfenen Cabinetspolitik des 18. Jahrhunderts ganz abhanden gekommen war: ein Gewissen. Als Friedrich der Große — allerdings nur, um Katharina der „Großen" zuvor- oder vielmehr halbwegs entgegenzukommen — das ausgesonnen hatte, was ein ungeheures Verbrechen und noch dazu ein ungeheurer politischer Fehler war, die Theilung Polens, da regte sich nur in Maria Theresia ein sittliches Bedenken, über welches Friedrich und Katharina als über eine Kinderei weit hinweg waren. Ihr berühmtes Handbillet an Kaunitz in dieser Sache ist meines Erachtens das schönste Document für Maria Theresia's Ruhm. Sie fühlte tief und sprach es lebhaft aus, daß „in dieser Sach nit allein das offenbare Recht himmelschreiet wider uns, sondern auch die gesunte Vernunft wider uns ist," und man darf ihr glauben, daß sie „die Sachen nit ohne größten Gram ihren Weg gehen ließ," nur „weil sie allein war und nit mehr en vigueur." In der Vollkraft ihrer Jahre und Energie hätte die Kaiserin sicherlich in die Theilung von Polen nicht gewilligt.

Das Gefühl unumschränkter Machtvollkommenheit war in der letzten Habsburgerin gewiß so stark wie in irgendeinem ihrer Vorfahren. Aber es gesellte sich mütterad und sänftigend dazu ein Zug schöner Menschlichkeit und ernster Weiblichkeit. Ihrem Gemahl, dem flatterhaften Franz von Lothringen, mit zärtlicher, ja leidenschaftlicher Neigung zugethan, wußte sie ihm dennoch seine kleineren und größeren Treulosigkeiten zu verzeihen. Noch mehr, sie vermochte es auch über sich, ihren Nebenbuhlerinnen zu verzeihen. Es ist ein Beweis von erstaunender Seelengröße, daß die Kaiserin, vom Sterbebette ihres hochgeliebten Gemahls kommend, es über sich vermochte, der letzten Favoritin des Kaisers, der verlassen und mißachtet in einer Ecke stehenden und bitterlich weinenden Fürstin Auersperg-Neipperg, tröstend zu sagen: „Meine liebe Fürstin, wir haben wahrlich viel verloren!" Heutzutage zucken wir über die sogenannte „Landesväterlichkeit" die Achseln und zwar mit Recht; wir wissen ja, was dahinter ist. Im Sinne Maria Theresia's aber war die Landesmutterlichkeit eine Wahrheit. Sie betrachtete sich in der That als die Landesmutter Oesterreichs, ihre Völker als eine Art erweiterter Familie, und sie hat diese Anschauungsweise nicht selten in herzgewinnend-naiver Form ausgeprägt. So, wenn die Kaiserin, nachdem sie die Nachricht erhalten, daß ihrem Sohne Leopold in Florenz sein erster Sohn geboren worden, im Nachtkleid in's Burgtheater läuft, um in ihrer großmütterlichen Freude aus ihrer Loge dem Publicum zuzurufen: „er Poldl hat 'n Bub'n!" ein Zug, dessen Echtheit bezweifelt worden, den aber ein neuerdings von Karajan aufgefundener Brief Metastasio's an seinen Freund Azzoni in Siena vom Febr. 1768) als historisch bestätigt hat.

Der Wiener Hof war unter Karl VI. bei aller Verschwendung — die einmalige Aufführung einer Oper kostete nicht selten 60,000 Gulden — eine Stätte spanischer Grandezza, Etikette und Langweile gewesen. In der damals vollständigen Entnationalisirung der habsburgischen Familie änderte der Regierungsantritt Maria Theresia's wenig oder nichts. Erst mit und durch Joseph II. wurde das deutsche Element in der Wiener Hofburg wieder bedeutender. In die hispanische Atmosphäre derselben hatte Franz von Lothringen eine gute Dosis französischer Beweglichkeit gebracht und auch, soweit sein Einfluß reichte, ein Stück französischer Frivolität. Unter Maria Theresia war die italienische Sprache die in der kaiserlichen Familie bevorzugte und demnach Hofsprache. Der süße Metastasio, von dem man mit Anwendung eines Grabbe'schen Grobianismus zu sagen versucht ist, er stinke vor Süßigkeit, war Hofpoet und galt für das Non plus ultra eines Dichters. Von dem Aufschwunge deutscher Literatur nahm man in den vornehmen Kreisen keine Notiz. Die Erziehung innerhalb derselben war überhaupt eine sehr unzulängliche, die Bildung eine sehr dürftige. Mit der Sittlichkeit war es in diesen Kreisen auch nicht eben vortrefflich bestellt. Weder das Beispiel der Kaiserin noch ihre „Keuschheitscommissionen" brachten mehr zuwege, als daß, wie ein englischer Tourist von damals sich ausdrückte, in Wien die Galanterien unter einem mysteriöseren Schleier sich bargen, als dies gleichzeitig anderwärts der Fall war. Die Hofhaltung gestaltete sich, nachdem nur erst die herben Prüfungen des Erbfolgekriegs überstanden waren, sehr glänzend und geräuschvoll. Kaiser Franz liebte das Vergnügen, und Maria Theresia ließ ihrem Gemahl hierin um so mehr freien Willen, da sie selber, zumal in jüngeren Jahren, einer heitern, glanzvollen, an buntwechselnden Zerstreuungen reichen Lebensführung zugeneigt war. Die Einrichtung des Hofstaats war reich und prächtig. Im kaiserlichen Speisesaal funkelte bei festlichen Gelegenheiten ein goldenes Tafelservice im Werthe von 1,300,000 Gulden. In den Hofställen standen 2200 Pferde. Zu den Banketten, Caroussels, Opern und Bällen in der Burg, in den kaiserlichen Lustschlössern und Gärten wurden oft 2000 Gäste geladen. Der ganze Hofhalt kostete jährlich an 6 Millionen Gulden, eine Summe, die uns heutzutage nicht sehr groß vorkommt, welche aber für eine Zeit, wo der Millionenschwindel noch nicht erfunden war, bedeutend genug war. Friedrich der Große verbrauchte für seinen Junggesellenhofhalt in Potsdam und Sanssouci bekanntlich jährlich nicht mehr als 220,000 Thaler. Freilich mußte er sich bei solcher Sparsamkeit und seiner ganzen Art zu leben gefallen lassen, daß er in seiner eigenen Familie nicht anders als der „alte Sauertopf" hieß und daß Besucher seines Hofes fanden, die Anwesenheit des Königs „verschenke jedes Gefühl des Behagens und der Freude".

Seine Glanzperiode erlebte der Wiener Hof unter Maria Theresia in der Friedenszeit zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege (1745—56). Versuchen wir es in möglichster Kürze, durch Hervorhebung einzelner Züge den Charakter dieses Hoflebens zu veranschaulichen. An authentischem Material hierzu fehlt es nicht, insbesondere seitdem A. Wolf die Memoiren des Fürsten Joseph von Khevenhüller, Oberstallmeisters Kaiser Franz I., auszüglich veröffentlicht hat.

Maria Theresia war eine devote Katholikin, und die Art und Weise, wie der Hauptrepräsentant des Protestantismus im Reiche, Friedrich von Preußen, gegen sie verfahren war, konnte sie unmöglich dem Lutherthum geneigt machen. Man weiß, welche Mühe

es kostete, ihr die Einwilligung in die Aufhebung des Jesuitenordens zu entreißen. Sie nahm es mit den Vorschriften und Bräuchen ihres Glaubens sehr genau, hielt gewissenhaft die Fasttage, hörte häufig zwei Messen täglich, jedenfalls aber eine, und ging in den Buß- und Bittprocessionen mit, welche in Zeiten der Noth und Gefahr vom St. Stephan aus durch die Stadt sich wanden und oft wochenlang fortgesetzt wurden. Zur Osterzeit besuchte sie mit ihrer ganzen Familie und mit dem ganzen Hofe die sogenannten heiligen Gräber in sämmtlichen Kirchen, wo ein solches hergerichtet war. Man mußte also am Wiener Hofe fromm sein oder wenigstens so thun, als wäre man es. Für die Kaiserin war es eine besondere Herzensfreude, der Einkleidung von Nonnen anzuwohnen. Ward eine Dame aus den höfischen Kreisen Nonne, so legte Maria Theresia bei der Einkleidungsceremonie selber mit Hand an. So half sie z. B. im Jahre 1753, als die schöne siebzehnjährige Elisabeth von Lamberg, Tochter des gleichnamigen Fürsten, den Schleier nahm, die „geistliche Braut" mit ankleiden. Es gehörte überhaupt zur Politik der Kaiserin, die vornehmen Familien Oesterreichs als zu ihrer Familie gehörig zu betrachten. Sie trug Sorge, die Aristokratie nach Wien zu ziehen, und hat dann in allerdings gewinnendster Weise an den persönlichen Freuden und Leiden dieser Leute theilgenommen, nicht allein aus Politik, sondern auch in Folge eines löblichen Antriebs ihrer Gutherzigkeit, ihrer fraulichen Hilfsbereitschaft. Mitunter freilich wurde diese wohlwollende Betheiligung zur lästigen Bemutterung, als welche sie sich hauptsächlich in der Form jener Verheirathungsmanie äußerte, um deren willen die Kaiserin berufen gewesen ist.

Der von lange her datirenden Veranständerung der habsburgischen Dynastie zum Trotz und zum Trotz auch der welschen Erziehung, welche sie selber erhalten, war und blieb in Maria Theresia die deutsche Familienhaftigkeit der stärkste Charakterzug. Das bewährte sich, wie nach auswärts, so auch und noch entschiedener im Kreise der eigenen Familie. Die Kaiserin setzte ihren Stolz darein, eine rechte Hausmutter zu sein, und es war ihr dabei keineswegs um den bloßen Schein zu thun. Selten hat eine Frau ihre Mutterpflichten treuer erfüllt als sie, und es muß ihr nachgerühmt werden, daß sie ihre Kinder mit bürgerlicher Strenge erzog. Wenn die meisten derselben dieser Erziehung nicht eben Ehre machten, so war das wahrlich nicht die Schuld der Mutter, welche wohl verdient hätte, bessere Töchter als Karoline von Neapel und Ilgiere als Maria Antoinette zu haben* .... Die Kaiserin gebar sechzehn Kinder. Die Taufacte derselben wurden stets zu Festen für Hof und Stadt. Die glänzendsten Festtage jedoch waren der Namenstag des Kaisers und der auf den 15. October fallende Theresientag. Da war die Hofburg oder das Lustschloß Schönbrunn von einem farbenschimmernden Gedränge erfüllt. Militärischer Pomp und höfischer Prunk im vollsten Glanze. Unaufhörlich feierliche Auffahrt der Großwürdenträger und der fremden Gesandten. Der Audienzsaal voll rother und blauer Bänder und goldener Vliese, voll Damenschönheit und Juwelengefunkel. Die ungarischen Magnaten, welche Herren Maria Theresia sehr unterwürfig zu erhalten wußte, in der ganzen Pracht ihres malerischen Costüms. Kaiser und Kaiserin erschienen in der spanischen Hoftracht, welche für Wien noch immer die officielle war. Große und gewiß gehörig langweilige Ceremonie des Handkusses. Abends dann Ball und prächtiges Souper. An der Regel war bei solchen Festen schon vor Mitternacht, ja sogar schon vor 11 Uhr Abends Alles zu Ende. Bei den weniger steifen Familienfesten in der Burg wurden von den jungen Erzherzogen und Erzherzoginnen kleine Concerte oder auch Komödien und Operetten aufgeführt. Aus dem Jahre 1775 wird von einer solchen dramatischen Aufführung gemeldet, welche das Eigenthümliche hatte, daß die prinzlichen Acteurs und Actricen ihre Rollen in verschiedenen Sprachen gaben. Theatralischer Hauptkaiserer war Metastasio.

Der Wiener Fasching stand zu Maria Theresia's Zeit noch in der vollen Herrlichkeit seiner geräuschvollen Lust. Der Hof betheiligte sich eifrigst daran. In raschem Wechsel folgten sich Concerte, Bälle, Schlittenfahrten, Glücks- und Komödienspiele aller Art. Die Kaiserin war eine große Liebhaberin von Maskeraden und Maskenbällen. Sie liebte es, ihren Gemahl, der seinerseits ein standhafter und glücklicher Hazardspieler war, mit allerlei Maskenscherz zu necken und ihm allerlei artige Ueberraschungen zu bereiten. Leider finden wir, daß die sonst so verständige Frau die Schwäche hatte, neben den Maskenbällen auch den Unsinn und Unfug der Kinderbälle zu begünstigen, welcher also schon damals grassirte. Des Kaisers Beispiel hinwiederum steigerte die in den höfischen Kreisen mehr und mehr eingerissene und mittelst des Lotto bedenklicher Weise auch dem Volke mitgetheilte Spielwuth. Eine vornehme Wiener Dame comme il faut mußte eine tüchtige Spielerin sein. Eine der kühnsten war jedenfalls die letzte Maitresse des Kaisers, die schon erwähnte Fürstin von Auersperg: man sah sie eines Abends 12,000 Dukaten auf eine Karte setzen und verlieren. Ein andermal verlor sie im Wurfspiel auf zwei Säze 4000 Dukaten. Maria Theresia vermochte hieran nichts zu ändern, so wenig wie an den Sitten ihres Ministers Kaunitz. Der berühmte Staatsmann hatte die unebrerbietige Gewohnheit, wenn er zur Audienz bei der Kaiserin fuhr, seine beiden Maitressen im Wagen mit sich zu nehmen und sie am Thore der Hofburg auf sich warten zu lassen. Er durfte sich erlauben, diese Unverschämtheit mit einer noch größern zu krönen. Denn als ihm Maria Theresia eines Tages über die erwähnte Gewohnheit, sowie über seinen Lebenswandel überhaupt Vorstellungen machte, schnitt er diese kurz ab mit den Worten: „Madame, ich bin hieher gekommen, mit Ihnen Ihre eigenen, nicht aber meine eigenen Angelegenheiten zu verhandeln." Man ersieht aus alledem, daß die österreichische Aristokratie nicht gerade sich beeiferte, die Sittenstrenge ihrer Herrscherin nachzuahmen. Was freilich die Spielwuth und sonstige Verschwendungssucht der vornehmen Kreise angeht, so ist Grund vorhanden, zu glauben, daß Maria Theresia aus politischen Gründen sich nicht sehr dagegen gesträubt habe, daß die großen Herren und Damen sich ökonomisch ruinirten. Wurden sie doch hierdurch nur zahmer, abhängiger und unterthäniger!

Es muß der Kaiserin sehr schwer gefallen sein, die unbehülfliche Corpulenz ihrer späteren, besonders ihrer spätesten Jahre zu ertragen. In ihren früheren war sie voll rascher Beweglichkeit und liebte deshalb den Aufenthalt auf dem Land und das Reisen. Schönbrunn und Laxenburg sind ihre und ihres Gemahls Schöpfungen. Das erstere hat Maria Theresia aus einem kleinen Jagdschloß zu einem kaiserlichen Prachtsitz gemacht. Es verdient bemerkt zu werden, daß sie wollte, nicht nur die kaiserliche Familie und der Hof, sondern auch die Bewohner Wiens sollten sich an Schönbrunn erfreuen können. Sie gab dem Publicum den Eintritt frei und erlaubte, daß in einem der Nebengebäude eine Wirthschaft sich etablirte, damit die guten Wiener beim Besuche des Schlosses und der Gärten auch der leiblichen Erquickung nicht ermangelten. Es gehörte zu den sommerlichen Sonntagsfreuden eines echten Wiener Kindes, seine stattliche Kaiserin durch die Baumgänge von Schönbrunn wandeln zu sehen. Damals waren noch „die schönen Tage von Aranjuez" des Absolutismus. Seither hat die Menschheit trotz alle- und alledem eine nicht ganz unbedeutende Schwenkung nach links gemacht. Unsern Urenkeln dürfte die Unterthanen-Unterwürfigkeit des 18. und 19. Jahrhunderts nicht weniger abgeschmackt vorkommen, als uns heutzutage das Hexenwesen des sechszehnten und siebzehnten. Aber freilich, das Volk glaubt noch heute an Hexen.....

Maria Theresia wußte, daß sie schön sei — welche schöne Frau wüßte das nicht, und welche unschöne bildete sich's nicht ein? — und sie ist zur Zeit, wo sie noch, einen Ausdruck von ihr selbst zu gebrauchen, „en vigueur" war, eine große Toilettenkünstlerin gewesen. Ihr Lieblingsanzug war eine Robe von Silberbrokat mit blauen Lieblchen, welches mit Diamanten besät sein mußte. Im gepuderten Haare trug sie Brillanten, noch lieber aber Perlen. Ihre ganze Erscheinung und Haltung war voll Würde und Anmuth. Sie wußte zu repräsentiren und verstand es besser als irgend eine Monarchin vor oder nach ihr, bei Gelegenheit die Ma-

* Es dürfte nicht uninteressant sein, anzumerken, wie damals eine österreichische Erzherzogin erzogen wurde. Die Instruction, welche Maria Theresia für die Erziehung ihrer Tochter Josepha entwarf, lautete im Wesentlichen so: „Sie soll erst ausgehen, in Spreisen sehr einfach gehalten werden. Sie soll spanisch und Italienisch lernen. Um 7 Uhr muß sie aufstehen, nach dem Morgengebet und einer geistlichen Lectüre frühstücken. Montag, Mittwoch und Freitag unterrichtet sie Pater Richter von 9 bis 10 Uhr in der christlichen Lehre, im lateinischen und deutsch Lesen. Um 11 Uhr Messe, um 12 Uhr Mittagessen. Den halb 2 bis 2 Uhr Historie lesen, bis 3 Uhr deutsche Lehre. Dann kommt der Tanzmeister, um 4 Uhr der welsche Meister. Um 5 Uhr wird der Rosenkranz ganz laut gebetet. An den andern Tagen kommt der französische Meister, deutsche und französische Stilübungen werden vorgenommen und Musik gelehrt. Es wird der Hofmeisterin empfohlen, darauf zu sehen, daß die Erzherzogin freundlich sei, auch gegen die Dienstleute."

Digitized by Google

jestät herauszukehren. Sonst trat sie gerne den Leuten menschlich näher und ließ sich in gemüthlichem Wienerisch gegen sie aus. Bekannt ist unter den Scenen dieser Art aus ihrem Leben besonders die, wo sie den trefflichen Auktlärer Sonnenfels, als er sich bei ihr über stupide Chicanen seitens der Censur beschwerte, mit den Worten tröstete: „Was ist's halt'r wieder? Seviren sie Ihn schon wieder? Was wollen sie Ihm denn? Hat Er etwas gegen Uns geschrieben? Das ist Ihm von Herzen verzeihen. Ein rechter Patriot muß wohl manchmal ungeduldig werden. Ich weiß aber schon, wie Er's meint. Oder gegen die Religion? Er ist ja kein Narr. Oder gegen die guten Sitten? Er ist ja kein Saumagen. Aber wenn Er etwas gegen die Minister geschrieben hat, ja, mein lieber Sonnenfels, da muß Er sich selbst herausbanen, da kann ich Ihm nicht helfen. Ich hab' Ihn oft genug gewarnt." Man erkennt, denk' ich, an dieser Probe, daß Maria Theresia den berüchtigten Ex-Styl liebenswürdig zu handhaben verstand.

Das Hofleben zur Sommerzeit in Schönbrunn und Lazenburg war, große Galatage ausgenommen, weniger etikettenhaft gezwungen und geschränkelt als das winterliche in der Hofburg zu Wien. Doch verliehen schon Tracht und Mode von damals der höfischen Gesellschaft, selbst wenn sie sich auf dem Lande bewegte, d. h. in den Alleen und Boskets der kaiserlichen Lustschlösser, etwas Abgezirkeltes, Ceremoniöses. Man vergegenwärtige sich nur diese feinen Cavaliere im französischen Hoftleid, weiten, mit Gold und Silber gestickten Röcken, fliegenden Halsbinden von feinster holländischer Leinwand, seidenen Inexpressibles, dito Strümpfen mit blitzenden Diamantschnallen auf den zierlichen Schuhen, in genefsenem Menneigang einherschwebend; und diese schönen Damen, von deren Wespentaillen die schwerbauschigen, mit Guirlanten behangenen Seidenroben niederfließen und deren Füßchen in Atlasschuhen mit zollhohen Hacken stecken, ein Roth, das nicht die Natur, sondern der Schminktopf spendete, auf den Wangen, auf dem Kopfe einen babylonischen Thurmbau von Haarwülsten, Fischbein, Draht, Taffet, künstlichen Blumen und Puder. Du lieber Gott, es war kein Wunder, daß beim Anblick solcher Unnatur unsere „Stürmer und Dränger" so heftig nach Natur geschrieen haben. Aber sind wir berechtigt, jene Zeit der Unnatur zu beschuldigen, wir, die wir es in der „Unnatur" unter Anderem auch glücklich wieder zum Reifrock gebracht haben? . . . Die Wiener Hofherren und Hofdamen zur Zeit Maria Theresia's durften jedoch nicht ihrem eigenen Geschmack und Schneidergenie folgen. Es war ihnen, abgesehen von der gewöhnlichen Hoftracht, für Schönbrunn und Lazenburg noch eine besondere vorgeschrieben: für Herren rothe Fräcke, goldverbrämte Oberröcke und grüne Westen mit goldener Einfassung — jeder Zoll ein Papagei! — für die Damen rothe Roben oder „Säcke" (sacs) mit Gold oder Silber durchwirkt und mit Blonden verbrämt.

Die ländlichen Vergnügungen des Hofes waren meist harmloser Natur. Obenan stand eine aus der Zeit Karl's VI. herübergenommene Uebung, das Scheibenschießen der Damen, an welchem nur diese theilnehmen durften, die jungen Erzherzeginnen an der Spitze. Die Kaiserin vertheilte die Preise. Im Frühjahr und Herbst war eine sehr beliebte Morgenunterhaltung — die Falkenbeize, deren Bräuche genau nach der mittelalterlichen Ueberlieferung eingehalten wurden. Die Damen betheiligten sich, Maria Theresia voran, an diesem Vergnügen und ebenso an dem der Hirschpirsch. Abends war in der Regel Theater; doch wurden von einer zu diesem Zwecke verschriebenen Truppe nur französische Komödien und Possen aufgeführt. Sehr oft ward der Tag mit einem improvisirten Ball beschlossen, wobei hauptsächlich Contretänze und Allemanden getanzt wurden, oder auch mit einer Maskerade, einer Lotterie, einem Feuerwerk. Zur Herbstzeit spielte der Hof Weinlesen. Der gute Khevenhüller hat in seiner gravitätisch-hölzernen Manier so eine Lazenburger Weinlese vom 22. October 1758 beschrieben und nicht vergessen, gewissenhaft aufzuzeichnen, daß dabei „über einen halben Eimer rothen und mehr als zwei Eimer weißen Weines ausgepreßt wurden." . . . Im Ganzen wird man zugeben müssen, daß Maria Theresia's Hof in sittlicher oder wenigstens in anständiger Haltung weit über den meisten Höfen von damals stand. Dagegen fällt der Mangel an geistiger Regsamkeit auf. Diese Wiener Hofkreise waren von der Strömung des Jahrhunderts so wenig berührt, als hätten sie im Monde gelebt.

Der elektromagnetische Telegraph.

Nr. 2.

Wir haben unsern Lesern im vorigen Artikel (Nr. 4) das Bild einer Batterie mit ihren Elementen vorgelegt und damit den Lauf des elektrischen Stromes zur Anschauung gebracht.

Je mehr man nun solche Elemente zu einer Batterie vereinigt, deste stärker wird der Strom und deste deutlichere und bestimmtere Zeichen wird er an den entfernteren Orten hervorbringen. Doch hat die Erfahrung gelehrt, daß eine solche Batterie aus einfachen Plattenpaaren zusammengesetzt wenig zweckentsprechend ist, indem nämlich der Strom rasch an seiner Stärke abnimmt und immer schwächer wird, und man hatte auch bald den Grund dieser raschen Abnahme entdeckt. Derselbe liegt nämlich in der chemischen Veränderung, welche die Metalle und Flüssigkeiten durch den Strom selbst erleiden, indem nämlich derselbe die Fähigkeit besitzt, Wasser zu zerlegen und in seine Bestandtheile Sauerstoff und Wasserstoff zu scheiden. Ersterer tritt alsdann an die Zinkplatte und bildet mit derselben Zinkoxyde, während letzterer sich in Form kleiner Bläschen an der Oberfläche der Kupferplatte ansammelt und diese fast ganz bedeckt, also eine innige Berührung der Feuchtigkeit mit der Kupferplatte verhindert, wodurch alsdann die Wirkungen der Batterie nachlassen und endlich ganz aufhören. Daß dieses von großer Störung für den Betrieb des elektromagnetischen Telegraphen sein würde, bedarf wohl keiner Erläuterung; es ist vielmehr unbedingt nothwendig, daß die verwendeten Batterien einen lange andauernden, gleichmäßigen Strom liefern, indem nur dann ein sicheres Telegraphiren möglich ist. Dieses einsehend, machten es sich berühmte Physiker zur Aufgabe, solche Batterien herzustellen, welche diesen Anforderungen entsprächen, und es ist ihnen auch, theils mehr, theils weniger, gelungen. Diese Batterien werden auch constante Batterien genannt und sie liefern mehrere Minute lang einen fast gleichmäßigen Strom, worauf man nur die alten unbrauchbar gewordenen Elemente herauszunehmen und durch neue zu ersetzen nöthig hat. Von diesen constanten Batterien ist es besonders:

1) Die Daniell'sche, welche in Preußen, Hannover und Sachsen,
2) die Bunsen'sche, welche in Baiern, und
3) die Smee'sche, welche in Oesterreich vielfache Anwendung findet.

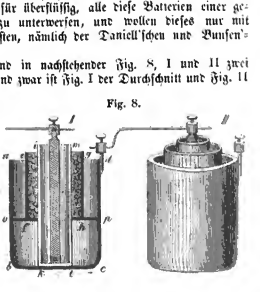
Außer denselben ist noch

4) die sogenannte Sandbatterie in England vielfach in Anwendung, während
5) der Wollaston'sche Tregapparat,
6) die Becquerel'sche Batterie,
7) die Grav'sche Batterie und
8) die von Stöhrer in Leipzig aus Zink, Kohle und einer gesättigten Alaunauflösung construirte Batterie theils weniger, theils gar nicht im Gebrauche sind.

Wir halten es für überflüssig, alle diese Batterien einer genauen Beschreibung zu unterwerfen, und wollen dieses nur mit den zwei gebräuchlichsten, nämlich der Daniell'schen und Bunsen'schen, thun.

Von ersterer sind in nachstehender Fig. 8, I und II zwei Elemente abgebildet und zwar ist Fig. I der Durchschnitt und Fig. II die Ansicht eines solchen Elementes. Dieselben bestehen aus einem Kupfergefäße abcd, welches durch eine mit Löchern versehene Scheibe op in zwei Theile geschieden ist. Auf letzterer ist ein zweiter Kupfercylinder efgh, der ebenfalls mit lauter Löchern versehen ist, festge-

Fig. 8.



löthet, welcher zur Aufnahme von grobgestoßenem Kupfervitriol dient. Er umschließt zugleich einen hohlen Thoncylinder iklm, der, durch die Scheibe op gehend, bis auf den Boden be des äußeren Kupfercylinders reicht, und der in seinem innern hohlen Raume einen massiven Zinkblock n n aufnimmt. Der noch übrige innere Raum dieses Thoncylinders wird mit verdünnter Schwefelsäure angefüllt, während in den äußeren Kupfercylinder abcd Kupfervitriolauflösung gebracht wird, und damit dieselbe, indem sie fortwährend durch den elektrischen Strom zersetzt und verdünnt wird, sich immer wieder sättigen könne, so löst sie den in den Behälter efgh gebrachten Kupfervitriol, zu welchem sie durch die in dessen Seitenwand angebrachten Löcher leicht gelangen kann, fortwährend auf. An diesen äußeren Kupfercylinder ist bei d ein Stück Draht mit einer Schraube angelöthet, in welcher der diesen Kupfercylinder mit dem Zinkblock des nächsten Elementes verbindende Draht festgeklemmt wird. Der Zinkblock des ersten Elementes bildet alsdann den positiven Pol der Batterie, während der an den Kupfercylinder des letzten Elementes gelöthete Draht nebst Schraube den negativen Pol derselben darstellt, sodaß also, wenn man beide mit einander verbindet, die Batterie geschlossen ist. Es ist also ganz dasselbe wie in Fig. 7 (Nr. 4) dargestellt, nur sind hier statt der Platten Cylinder und Becher genommen. Was den Thoncylinder iklm anbelangt, so hat derselbe keinen anderen Zweck, als die verdünnte Schwefelsäure in seinem Innern von der Kupfervitriolauflösung im äußeren Cylinder abzuhalten, er darf jedoch nicht so fest und dicht sein, daß er selbst dem Strome den Durchgang wehren könnte, sondern muß so porös sein, daß er von der Feuchtigkeit durchdrungen wird, dieselbe aber nicht durchrinnen läßt. Damit nun diese Elemente, bei ihrer Vereinigung zu einer Batterie, einander nicht berühren, sondern vollkommen von einander isolirt sind, so werden sie einzeln in Glasgefäße gestellt. Der Lauf des Stromes ist wie bei Fig. 7 angegeben, nämlich der vom Kupfercylinder des ersten Elementes ausgehende positive Strom gelangt zum Zinkblock des zweiten Elementes und von diesem durch die verdünnte Schwefelsäure und die Poren des Thoncylinders, sowie durch die Kupfervitriolauflösung, zum Kupfercylinder dieses Elementes, verstärkt sich hier mit der positiven Elektricität und geht dann zum Zinkblock des dritten Elementes und so durch alle Elemente, bis er, bei dem Kupfercylinder des letzten Elementes angelangt, in den Schließungsbogen übergeht, der ihn wieder zum Zinkblock des ersten Elementes führt.

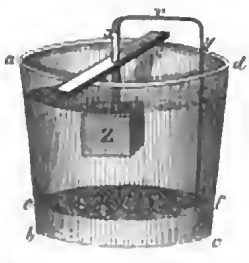
Man vereinigt 12, 18, 24, 30 und noch mehr solcher Elemente zu einer Batterie, je nachdem der Schließungsbogen, d. h. die Drahtleitung, lang oder kurz ist.

Wie bereits erwähnt, so bewirkt der elektrische Strom eine chemische Veränderung der Flüssigkeiten und der verwendeten Metalle, und diese Veränderungen kommen namentlich bei der soeben beschriebenen Batterie sehr stark vor. Er zersetzt besonders sehr rasch die Kupfervitriollösung und scheidet das in derselben enthaltene Kupfer rein metallisch aus, welches sich an dem Kupfercylinder niederschlägt.

Auf diese Eigenschaft gründet sich die Galvanoplastik, von welcher der Leser gewiß schon gehört und deren prachtvolle Erzeugnisse er gewiß schon bewundert hat.

Die galvanoplastischen Apparate sind auch weiter nichts Anderes als ein solches in großem Maßstabe ausgeführtes Element, und der Leser wird uns gewiß hier eine kleine Abschweifung verzeihen, wenn wir ihn mit einem solchen Apparat bekannt machen. Ein solcher ist in Fig. 9 abgebildet und besteht aus einem Troge

Fig. 9.

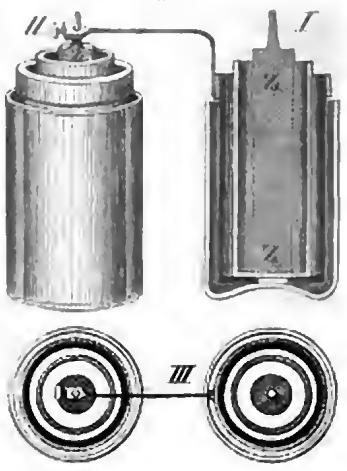


abcd, in welchem nahe am Boden ein Kupferdrahtgeflechte ef angebracht ist. Auf dasselbe werden alsdann die aus einer Mischung von Guttapercha und Graphit, oder auch aus Schwefel gefertigten Formen der galvanisch herzustellenden Gegenstände, wie Münzen, Medaillen, Ringe, Bracelettes, Verzierungen ꝛc. gelegt und nun dieser Trog mit Kupfervitriollösung angefüllt. Von einer über den Trog gelegten Stange hängt nun ein Zinkblock Z in diese Lösung, und sobald man denselben durch einen Draht xvy mit dem Kupferdrahtgeflechte ef in Verbindung bringt, so ist der galvanoplastische Apparat fertig, der also eigentlich weiter nichts als ein solches Daniell'sches Element ist. Der von dem Kupferdrahtgeflechte ausgehende positive Strom gelangt durch den Schließungsbogen yvx zum Zinkblock Z und von diesem durch die Flüssigkeit wieder nach ersterem zurück. Hierbei wird die Kupfervitriollösung zersetzt und reines metallisches Kupfer ausgeschieden, welches sich alsdann in feinen dünnen Schichten auf die auf dem Drahtgeflechte angebrachten Gegenstände niederschlägt. Je nachdem man nun dieselben längere oder kürzere Zeit in dieser Lösung läßt, so wird auch dieser Kupferniederschlag dünner oder dicker, sodaß er nur wie ein Hauch, ein Anflug erscheint, oder auch eine oder mehrere Linien dick wird. Da dieses ausgeschiedene Kupfer so fein zertheilt ist, daß es wie ein Staub ist, so legt es sich auch in die feinsten Schattirungen und Gravirungen der Formen nieder und liefert deren getreuestes Ebenbild, nur erhöht, wo jene vertieft, und vertieft, wo jene erhöht waren.

Ganz ähnlich sind die Apparate zur galvanischen Vergoldung und Versilberung, und man hat nur nöthig, den Trog statt mit Kupfervitriollösung mit einer Gold- oder Silberlösung zu füllen. Sehr häufig werden auf diese Weise die galvanoplastisch hergestellten Kupfergegenstände vergoldet und versilbert, indem man sie vorher von allem Schmutz und Oxyd reinigt und eine kurze Zeit lang in diese Apparate bringt, worauf sich an ihnen das ausgeschiedene Gold oder Silber niederschlägt.

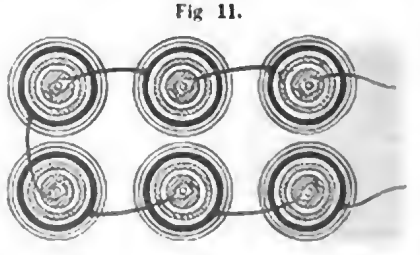
Kehren wir jedoch wieder zu den galvanischen Batterien und zwar zur Bunsen'schen zurück, nach deren Beschreibung wir den Leser mit den Erscheinungen und Wirkungen des elektrischen Stromes und den Telegraphen-Apparaten bekannt machen wollen. Bei der Bunsen'schen Batterie, wovon Fig. 10 in I den Durchschnitt eines Elementes und in II die Ansicht desselben dargestellt ist, sind die Kupfercylinder durch Kohlencylinder ersetzt, welche entweder gar keinen Boden oder eine Oeffnung in denselben haben. In dem hohlen Raume derselben befindet sich ein ähnlicher Thoncylinder wie bei der Daniell'schen Batterie, dessen Durchmesser so groß ist, daß er ziemlich genau den hohlen Raum des Kohlencylinders ausfüllt. Dieser Thoncylinder nimmt alsdann den Zinkblock auf. Ein jedes aus diesen drei Theilen zusammengesetzte Element wird wieder in ein Glasgefäß gestellt, welches mit Salpetersäure oder,

Fig. 10.



da diese beständig salpetrigsaure Dämpfe entwickelt, welche die Luft verunreinigen, Metalle angreifen und zerstören, sowie das Athmen erschweren, mit verdünnter Schwefelsäure gefüllt ist. Der aus diesem Glasgefäße hervorstehende Rand des Kohlencylinders ist mit einem Ringe von Kupfer oder auch von Blei versehen, an welchem zugleich ein Blechstreifen oder ein Drahtstück mit einer Schraube festgelöthet ist, mittelst welcher jeder Kohlencylinder mit dem Zinkblock des nächsten Elementes (wie in III dargestellt ist) verbunden werden kann. Der innere Raum des Thoncylinders wird mit verdünnter Schwefelsäure angefüllt, wie dieses auch mit dem Raume zwischen dem Thon- und Kohlencylinder, sowie zwischen letzterem und dem Glasgefäße geschieht. Der Stromlauf ist bei einer solchen Batterie ganz derselbe wie oben bei der Daniell'schen, wenn nämlich die Vereinigung der einzelnen Elemente, wie in Fig. 11 dargestellt ist, geschieht,

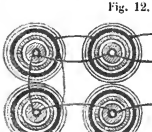
Fig 11.



daß nämlich immer der Kohlencylinder des vorhergehenden Elementes mit dem Zinkblock des folgenden verbunden wird, sodaß also der Zinkblock des ersten Elementes den positiven Pol der Bat-

terie bildet, während der Kohlencylinder des letzten Elementes den negativen Pol derselben darstellt. Wird dagegen die Vereinigung der Elemente zu einer Batterie (wie in Fig. 12 dargestellt ist) vorgenommen, d. h. daß alle Kohlencylinder unter sich, sowie auch alle Zinkcylinder verbunden werden, so bildet der Zinkcylinder des letzten Elementes den positiven, und der Kohlencylinder desselben den negativen Pol der Batterie. Der vom Kohlencylinder des ersten Elementes ausgehende positive Strom läuft zum Kohlencylinder des zweiten, dritten, vierten und aller folgenden Elemente, bis er, bei jenem des letzten Elementes angelangt, in den Schließungsbogen übergeht, durch welchen er zum Zinkblock des letzten Elementes zurückkehrt, und da dieser mit den Zinkcylindern der Elemente wieder in Verbindung steht, so vertheilt er sich auch wieder auf die einzelnen Elemente und geht bei jedem durch die Feuchtigkeit wieder zum Kohlencylinder.

Fig. 12.



So wäre denn der Leser mit dem ersten Theile der elektromagnetischen Telegraphie, nämlich mit den elektrischen Batterien und mit der Erzeugung des galvanischen Stromes vertraut und bekannt geworden, und wenn ihm auch noch Manches unklar und räthselhaft erscheint, so möge er nur bedenken, daß ja das Wesen und Agens der Elektricität selbst noch ein ungelöstes, vielleicht nie zu lösendes Räthsel ist. Er weiß doch nun die Erzeugung des galvanischen Stromes und kennt dessen Vorhandensein, sowie dessen Benutzung und Verwendung zur Telegraphie; er kennt mit einem Worte die Seele, die bewegende, wunderbare Kraft des elektromagnetischen Telegraphen, und wir können ihn nun auch mit dem zweiten Theile desselben bekannt machen, nämlich:

> mit den eigentlichen Vorrichtungen, Apparaten und Maschinen, durch welche der galvanische Strom gepeinigen wird, die ihm vorgezeichneten Wege zu durchlaufen und auf diese oder jene Art und Weise seine Wirkungen zu äußern.

Vor Allem ist es hier nothwendig, daß wir den Leser mit den Erscheinungen, Fähigkeiten und Eigenschaften des elektrischen Stromes vertraut machen, da er dann um so leichter die sich auf dieselben stützenden Apparate verstehen und begreifen wird. Eine Eigenschaft desselben hat der Leser bereits im Vorhergehenden kennen gelernt, nämlich die Fähigkeit chemische Verbindungen herzustellen und zu trennen. Die bei Weitem wichtigere ist jedoch folgende, daß er vorhandene Magneten aus ihrer Ruhelage abzulenken vermag, was zuerst von Oerstedt, Professor in Kopenhagen, im Jahre 1820 beobachtet wurde. Er bemerkte nämlich, daß eine freischwebende Magnetnadel ihre Richtung von Süden nach Norden verläßt, wenn ein galvanischer Strom an ihr vorbeigeht, und zwar ist diese Ablenkung der Nadel bald rechts, bald links, je nachdem der Strom oberhalb, unterhalb oder seitwärts an ihr vorübergeht. Doch nicht allein auf vorhandene Magnete äußert der Strom seine Wirkung, sondern er besitzt auch die Fähigkeit, im weichen, unmagnetischen Eisen, sobald er um dasselbe herumgeleitet wird, einen sehr kräftigen Magnetismus zu erzeugen.

Was ist nun Magnetismus? Diese Frage wurde von den Gelehrten bisher ebenso wenig wie jene, was Elektricität ist, beantwortet, und man bezeichnet mit dem Worte Magnetismus im Allgemeinen die Eigenschaft und Fähigkeit des Eisens, andere Eisentheile anzuziehen und festzuhalten, und erklärt sich dieses, ebenso wie bei der Elektricität, von einer fein zertheilten, unsichtbaren und gewichtlosen Materie herrührend, die in jedem Eisentheilchen vorhanden ist, aber nur dann erst zum Vorschein kommt, vielmehr sich durch ihre Wirkungen kundbar macht, wenn das Eisen dem Einflusse eines bereits vorhandenen constanten Magnets ausgesetzt wird. Bei weichem Eisen verschwindet alsdann sofort der Magnetismus wieder, wenn dieser Einfluß eines anderen aufhört, während in hartem Eisen, d. h. im Stahle, der erregte Magnetismus lange bleibt und vorhanden ist.

Denkt man sich einen gewöhnlichen Eisenstab a b (siehe Fig. 13) von einigen Zoll Länge und umwindet denselben mit feinem Draht, welcher selbst wieder mit Seide oder Wolle übersponnen ist, damit sich der durch denselben laufende Strom nicht seinerseits von einer Drahtwindung auf die andere fortpflanzen kann, sondern denselben seiner ganzen Länge nach durchlaufen muß, so wird dieser Eisenstab so lange magnetisch, als ein Strom diese Drahtwindungen durchläuft. Gewöhnlich giebt man solchen Eisenstäben eine hufeisenartige Form, wie Fig. 14 zeigt, und umwickelt denselben in schraubenförmigen Windungen mit übersponnenem feinem Kupferdraht, so daß alle Windungen nach einer Richtung laufen, wenn man das Hufeisen sich gerade gestreckt denkt. Sind nun a und b die Enden des Umwindungsdrahtes und man bringt dieselben mit den Polen einer Batterie in Verbindung, so ist letztere dadurch geschlossen und der Strom derselben läuft nun durch diese Drahtwindungen. Je nach der Stärke des Stromes wird alsdann auch dieser Eisenstab stärker oder schwächer magnetisch, so daß er im Stande ist, einen Eisenanker c anzuziehen und so lange fest zu halten, bis eine Unterbrechung des Stromes stattfindet, worauf der Magnetismus im Eisen wieder verschwindet und dieser Anker c von selbst wieder abfällt. Eine derartige Vorrichtung wird ein Elektromagnet, sowie die durch den Strom hervorgerufene Kraft Elektromagnetismus genannt, woher auch der Name der elektromagnetische Telegraph kommt, da derselbe auf diese Eigenschaft und Fähigkeit des galvanischen Stromes gegründet ist.

Fig. 13.

Fig. 14.

Es beruhen auf derselben:

a) die Signal-, Glocken- und Weckapparate, bei welchen man einestheils von dem Grundsatze ausging, daß die Mittheilung auf das Gehör die beste sei, da ja der Ton selbst das einfachste von der Natur zur Mittheilung bestimmte Mittel ist, während es andererseits wieder als nothwendig erschien, daß, bevor man mit entfernten Personen eine Correspondenz beginnen könne, man dieselben erst noch durch vernehmbare, auf das Gehör wirkende Zeichen aufmerksam mache;

b) die Zeigerapparate, welche schon vorhandene Buchstaben oder Zahlen auf den entfernten Stationen mittelst eines Zeigers momentan vorweisen;

c) die Schreibapparate, welche gewisse Zeichen als Punkte und Striche bleibend hervorbringen und dadurch ein selbst nach Jahren noch lesbares, bleibendes Document der Correspondenz liefern;

d) die eigentlichen Druckapparate, welche die Buchstaben des Alphabets hervorbringen und fixiren.

Wir werden den Leser mit vielen dieser Apparate vertraut und bekannt machen, und er wird nun, wenn er die im Vorstehenden aufgeführten Eigenschaften des elektrischen Stromes vollkommen aufgefaßt und verstanden hat, mit Leichtigkeit die Bestimmung derselben, ihre Anordnungen, sowie das Ineinandergreifen der einzelnen Theile einsehen und sich eine genaue und gründliche Kenntniß derselben verschaffen können.

Digitized by Google

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Mit einiger Verwunderung sah Reichardt jetzt William Johnsen's Gesicht unter den jungen Männern, deren Namen ihm genannt wurden, aber kaum verrieth eine leise Gegenmgenheit, mit welcher dieser ihm die Hand bot, das eigenthümliche Verhältniß, in welchem Beide zu einander standen, und als der Deutsche Platz genommen, begann jener mit einer Sicherheit das Gespräch aufzunehmen, welche dem Ersteren schnell zeigte, daß Frese's Haus ein gewohnter Boden für den jungen Handelsherrn sein müsse. Schweigend begann Reichardt, während die unterbrochene Unterhaltung wieder in vollen Fluß kam, eine genauere Musterung der Gesellschaft, aber erst nach längerer Zeit wagte er es, sein Auge über Margaret streifen zu lassen — er begegnete ihrem Blicke, der, von einem eigenthümlichen Lächeln begleitet, auf ihm ruhte, sich aber, sobald sich ihre Augen getroffen, leicht wegwandte, und der junge Mann fühlte auf's Neue, wie sehr er sich selbst unter Contrele zu halten habe, wolle er nicht eine Neigung zu einer unbesiegbaren Macht in sich wachsen lassen, die ihn wohl unglücklich machen, aber ihn nie zu einem Heile führen konnte.

„Aber in Anbetracht besagten Truthahns, der noch eine Weile auf sich warten lassen wird, möchte ich eine kleine Appetitreizung vorschlagen," begann jetzt John, sich erhebend. „Wenn," fuhr er sich nach einer der Ladies wendend fort, welche die einzige schon ziemlich verblühte Rose unter den übrigen kaum aufgebrochenen Knospen bildete, „wenn Miß Henderson uns die Quadrille spielte, die sie nur allein in dieser Art zu spielen versteht, so tanzen wir zuerst ein paar Touren durch!"

„Ich unterstütze den Antrag!" — „und ich vereinige meine Bitten an Miß Henderson!" klang es von Seiten der jungen Männer; das weibliche Personal aber hatte sich im Fluge um die Genannte lachend und zuredend versammelt, und sichtlich geschmeichelt erhob sich diese, um sich nach dem Piano im Hintergrunde des Zimmers zu wenden. Reichardt wußte jetzt, was dieser Persönlichkeit, die ihrem Alter nach zu keinem der übrigen Gäste paßte, eine Einladung in den Familienkreis verschafft hatte; sein Blick flog über die sich erhebenden tanzlustigen Gruppen, die nur den ersten Ton zu erwarten schienen, um das Quarree zu bilden; er traf von Neuem auf Margaret, und ein Ausdruck von Aufforderung blickte ihm aus ihrem Gesichte entgegen, der alle seine Nerven in Erregung setzte; mit Macht drängte es ihn, sich den Platz an ihrer Seite zu sichern, im nächsten Augenblicke aber stand auch schon sein Entschluß, jeder Versuchung möglichst aus dem Wege zu gehen, wieder vor ihm — noch schwankte er in harten innern Kampfe, da rauschten die Accorde der Einleitungstakte auf, die jungen Männer flogen den Damen entgegen, Johnson schien der bevorrechtete Bewerber um Margaret zu sein, denn keiner der Uebrigen machte auch nur einen Versuch, ihm ihre Hand streitig zu machen; fast meinte aber Reichardt, als sie ihrem Tänzer die Hand bot, einen bedauernden Blick von ihr aufzufangen.

„Sie tanzen nicht, Sir?" rief ihm John zu, „very well, se thu' ich es!" und damit eilte er der einzigen noch übrigen Dame zu — der Deutsche bemerkte jetzt erst, daß die Zahl der Anwesenden, wenn der junge Frost und die Pianespielerin abgerechnet wurden, genau zu einem Quarree ausreichte, und daß er sich also jedenfalls später einer der jungen Ladies werde anzuschließen haben. Aber waren sie denn neben Margaret nicht sämmtlich ohne alles Interesse für ihn, von der verblühten Pianespielerin bis zur jüngsten herab? Die erstere hätte noch am meisten seine Theilnahme wecken können, er fühlte etwas Verwandtes zwischen ihrem Schicksale und seinem frühern, und wenn er sich ihrer annahm, mußte er sich gewiß alle die übrigen jungen Damen verbinden. Er mußte sich selbst Beifall für seinen Entschluß zu und hoch freier den Kopf. Ihm gegenüber schien eben Johnsen seinen vollen Humor in der Unterhaltung mit seiner Tänzerin spielen zu lassen, und das beifällige Lachen, welches sich auf deren Gesicht zeigte, wollte dem Deutschen fast wehe thun; er wartete, ob sie den Blick nicht noch einmal nach ihm wenden werde; aber die Quadrille begann, lustig und nur der Tanzlust hingegeben rauschten die Paare durcheinander, und Reichardt fühlte mitten in der fröhlichen Umgebung plötzlich ein Gefühl von Alleinstehen über sich kommen, wie es ihm nur in den traurigsten Zeiten seiner vergangenen Fahrten geworden war.

Am liebsten hätte der Deutsche dem lustigen Gewühle gar nicht mehr zugesehen und sich in eine Fenstervertiefung zurückgezogen, um mit sich allein zu sein. So wenig wirklichen Grund er auch für die Verstimmung, welche ihn überkommen, hätte angeben können, so meinte er dennoch ihre volle Berechtigung zu fühlen, meinte es noch nie so empfunden zu haben, wie sehr er dem ihn umgebenden Gesellschaftskreise stand — aber der gute Ton verlangte jetzt ein Bedecken seiner inneren Regungen; er mußte lächelnd das Auge auf den Tanzenden ruhen lassen, mußte sehen, wie Johnsen seine Unterhaltung mit Margaret völlig in der leichten, sichern Weise eines bevorzugten Bekannten führte, wie seine Worte in gleicher Weise von dem in Heiterkeit strahlenden Mädchen erwidert zu werden schienen, und unwillkürlich kam ihm der Gedanke, daß Beide doch durch Stellung und Verhältnisse ein wie für einander geschaffenes Paar abgäben. Damit aber glaubte er auch plötzlich in Bezug auf Johnsen's Beziehung zu der Familie klar zu sehen, und die zwanglose Weise von dessen Auftreten war ihm erklärt; damit verband er auch die eigenthümliche Inconsequenz in dem bisherigen Benehmen des jungen Frost dem Andern gegenüber; Johnsen als Mensch mochte Jenem nicht ganz behagen, aber gegen den künftigen Schwager mußten Rücksichten genommen werden — Reichardt mochte nichts mehr von dem Paare sehen; seine Augen blickten starr unter die Uebrigen, während doch keiner seiner Gedanken bei dem war, was sich ihm bot, und erst als am Ende der Quadrille das Quarree sich auflöste, raffte er sich wieder zum Bewußtsein der Gegenwart auf.

„Aber, by George, Reichardt, ich denke, Sie werden nicht den ganzen Abend so steif dastehen bleiben!" trat John lachend an ihn heran.

„Sicher nicht," erwiderte der Angeredete, sich erhebend, „aber ich bin unter den Uebrigen fast noch ganz fremd, und die Fühlhörner wollen erst ausgestreckt sein. Sagen Sie," fuhr er halblaut fort, seinen Arm vertraulich unter den des Andern schiebend und einem fast peinlichen Drange in ihm folgend, „sieht nicht Mr. Johnsen ihrer Familie näher, als ich bis jetzt gewußt?"

Der junge Frost sah den Frager groß an, warf dann einen Blick hinüber, wo Johnsen in eifrigem Gespräche vor Margaret und einer ihrer Freundinnen stand, und wandte dann das Auge mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Laune nach Reichardt zurück. „Ich weiß von nichts Besonderem," sagte er, „indessen will ich nachfragen, wenn Ihnen etwas daran liegt —"

Reichardt griff fast erschrocken nach des Andern Arm; da sah er plötzlich, wie sich Margaret mit ihrer Nachbarin erheben hatte und in gerader Linie auf ihn loskam — er fühlte, wie ihm das Blut aus dem Gesichte wich. „Nicht wahr, Mr. Reichardt," sagte sie herankommend, und dem Angeredeten war es bei dem süßen Tone, der ihm entgegenklang, als fülle sich sein Herz zum Zerspringen, „Sie lassen uns eine deutsche Composition auf dem Piano hören? der Genuß wird uns so fetten, und wir müssen die Gelegenheit wahrnehmen!"

Reichardt verbeugte sich schweigend, er wußte, daß er kein Wort hätte sprechen dürfen, ohne seine Bewegung zu verrathen; schon in der nächsten Secunde aber hatte er wieder die volle Macht über sich gewonnen. „Sie haben nur zu befehlen, Miß!" sagte er langsam aufblickend und traf auf ein Auge, das wie in fragender Besremdung auf ihm ruhte. Er hielt den Blick aus, es war ihm wie eine Art Wollust, alle übergequellenden Empfindungen zurückzudrängen und nur die halbe Bitterkeit, welche sich in ihm gebildet, blicken zu lassen — es war eine Selbstqual, er wußte es, aber er fand Festigkeit darin und mit einer leichten Neigung des Kopfes wandte er sich dem Piano zu.

Minute war es her, daß er seine Taste unter den Händen gehabt, und er griff in die Claviatur des prachtvollen Instrumentes, als wolle er mit einem Male Alles, was ihm das Herz beklemmte, von sich werfen. Bei seinen ersten Accorden schon waren die Gespräche verstummt, und einzelne der Anwesenden hatten in seiner

Nähe Platz genommen; aber bald dachte Reichardt kaum mehr an die Gesellschaft. Wie der Zufpruch einer befreundeten Seele, der er sich voll hingeben durfte, waren ihm seine eigenen Töne entgegen geklungen; er goß sein Herz mit dem ganzen Grollen, dem er nicht einmal einen Namen zu geben wußte, aus und fühlte, wie nach jedem Griffe sich seine Brust freier und befreigter hob; weicher und milder wurden seine Gänge, es war ihm, als habe er in der Fremde wieder den Weg nach seiner rechten Heimath gefunden, und fast willenlos begann er als Thema des geordneten Spiels: „Sieh'n die lieben, goldnen Sterne auf am Himmelsrand." So fremd das Lied an die Ohren seiner-Umgebung schlagen mochte, so allein stand auch er jetzt mit seinem Empfinden in den selbstgewählten Verhältnissen — und sie, die ihm Ersatz für eine ganze Welt hätte geben können, stand so weit über ihm, hatte sicherlich ihre Herzensbefriedigung schon in dem eigenen Kreise gefunden und ahnte nichts von dem, was in dem Innern des armen Teufels, den ihre Vermittelung erst von Haushrechtsarbeit erlöst, vorging, und wahrlich! sie sollte es auch niemals ahnen — mit einer kräftigen Tiffenanz unterbrach er sein Spiel und sonte wie in Selbstvergessenheit den Kopf, dann aber, als bringe ihn die lautlose Stille um ihn her zur klaren Besinnung zurück, ließ er eine wilde Cadenz über die Tasten laufen und schloß in furiosem Tempo den „Yankee-Doodle" daran. Selbstheyn, Aerger über die Weichheit, in welche er gerathen, regierten seine Finger, aber er half sich dadurch am leichtesten aus seiner bisherigen Stimmung und mit einer sonderbaren Selbstgenugthuung begann er immer carrikirter, immer trivialer die Melodie herunter zu trommeln.

„No, Sir, no! das ist abscheulich!" rief eine Stimme neben ihm, „Sie stürzen die Menschen kopfüber aus ihren schönsten Träumen!" Reichardt brach mitten im Stücke ab und erhob sich rasch, und ein mehrstimmiges Gelächter um ihn her schien den vermeinten Spaß, den er eben vollführt, gebührend belohnen zu wollen. Neben sich sah er die Pianospielerin sitzen, die mit einer Art liebenswürdigen Schmollens zu ihm aufblickte; als er aber das Auge unter die lachenden Gesichter der Uebrigen warf, sah er Margaret's Züge, ernst und bleich, mit einem Ausdrucke von Sorge sich nach ihm heben, eine Secunde lang blieb ihr Blick forschend in dem seinen hängen, dann wandte sie sich ab und machte dem alten Frost Platz, welcher die Gruppe durchbrach und auf Reichardt zuschritt. „Haben Sie uns das alte Vaterland im Vergleiche zu dem neuen zeigen wollen?" sagte er zugelaunt, „fast war es mir so bei dem Contraste, welchen Sie hinstellten."

„Ich weiß wirklich selbst kaum, was ich gespielt habe, Sir," erwiderte der junge Mann in einer leichten Befangenheit, „ich wollte nur aus der Schwärmerei und den Dissonanzen, in denen sie geführt, wieder in's praktische Leben zurück."

„Geschwankt haben Sie wenigstens nicht dabei," lächelte Frost; „Beides ließe sich aber vielleicht auf diesem Felde verföhnen, wenn Sie dann und wann mit John Abends heran kämen; es hängt mir selbst immer noch etwas von der deutschen Musikliebe an."

„Sie wissen, Mr. Frost, daß Sie ganz über mich zu verfügen haben," erwiderte Reichardt sich verbeugend, während das Blut in seine Wangen stieg, um dann langsam einer tiefen Blässe Raum zu geben. Frost hatte sich mit einem freundlichen Kopfnicken weggewandt, und die Pianospielerin sprach zu dem Deutschen; dieser aber ward ihrer in dem Drange widerstreitender Empfindungen, welche Frost's Einladung in ihm wach gerufen, kaum gewahr, und erst als jene sich mit einer direkten Frage, deren Erdrotete er glücklicher Weise auffing, sich nach ihm wandte, wurde er sich seiner Zerstreutheit bewußt. So, das sah er, durfte er sich nicht ferner gehen lassen, wenn er nicht auffallen wollte, und alle Gedanken zusammennehmend, wandte er sich dem Gespräche mit seiner verblühten Nachbarin, die soeben über deutsche Musik schwärmte, zu, bis endlich der junge Frost herantrat und ihn mit einer Entschuldigung gegen seine Gesellschafterin bei Seite zog. „Lassen Sie mir den Wermuthstropfen für heute Abend, ich bin schon darauf vorbereitet," sagte der Letztere, „unser Truthahn ist bereit, und da Sie sich wahrscheinlich noch keine Nachbarin engagirt, so kommen Sie zu meiner Schwester!"

Nur einen Moment zuckte es wie Widerstreben in dem Deutschen; in dem nächsten aber wußte er, daß es hier keinen Ausweg gab, daß ihm der härteste Kampf nicht erspart werden sollte, und daß er diesen zu bestehen habe nach besten Kräften. In möglichst freier Haltung folgte er dem Fremde quer durch das Zimmer nach einer lachenden Gruppe und stand in der nächsten Minute vor Margaret, aus deren Zügen bei seinem Anblick plötzlich der lachende Ausdruck schwand. „Reichardt möchte Dich zu Tische geleiten, Schwester, und es ist gut, wenn wir rechtzeitig Paare bilden!" sagte John kurz und wandte sich wieder davon; des Mädchens Blick aber ruhte still und ernst auf Reichardt's Gesicht, bis dieser ihr den Arm bot und sie in langsamer Promenade durch das Zimmer führte. Er hatte ihr forschendes Auge gesehen, und jedes leichte Wort, mit dem er hätte eine Unterhaltung einleiten können, schien damit wie aus seinem Gedächtnisse gestrichen zu sein; er fühlte ihren Arm leicht wie eine Feder auf dem seinigen ruhen, und eine Empfindung, wie er sie nie vorher gekannt, rieselte durch seine Nerven; er wußte, wie albern er erscheinen mußte, ohne Laut an ihrer Seite zu gehen, während sich um sie her lachend und scherzend die übrigen Paare formirten und selbst der alte Frost mit einer launigen Rede sich bei der Pianospielerin als John's Stellvertreter einführte, so lange dieser abwesend sei — und doch schien ihm sein Gehirn jeden leidlichen Gedanken zur Anknüpfung einer Unterhaltung verweigern zu wollen. Da hörte er plötzlich seine Begleiterin halblaut in deutscher Sprache beginnen: „Ich hatte mich gefreut, Mr. Reichardt, Sie bei uns zu sehen; Harriet Burton hat mir so Mancherlei von Ihnen geschrieben, daß Sie immer fast wie ein längst Bekannter vor mir stauden —!" Wie in halber Zögerung waren die Worte gesprochen; dennoch klang etwas so Ermuthigendes darin zu Reichardt's Seele und der deutsche Laut schlug so verwandt an sein Ohr, daß es ihn wurde, als löse sich eine beengende Fessel vor ihm; unwillkürlich mußte er den Blick nach der Redenden wenden und begegnete einem Auge, das wie in scheuer Prüfung zu ihm aufsah.

„Sie sind so unendlich freundlich gegen mich, Miß Frost, daß ich kaum weiß, wie ich Ihnen danken soll!" erwiderte er in einem Tone, der seinen Worten jeden Charakter von Phrase nahm, und wie in leichter Verwunderung blickte sie von Neuem auf.

„Was thue ich denn Besonderes?" fragte sie, „aber Sie sind anders, Mr. Reichardt, als ich Sie nach unserm ersten Zusammentreffen in Saratega mir vorstellte; selbst wohl, als ich Sie durch Harriet habe kennen lernen, und ich hatte mich wirklich auf den heutigen Abend gefreut —" sie hielt plötzlich inne, als habe sie zu viel gesprochen, und ein leichtes Roth trat in ihr Gesicht; Reichardt aber hätte den seinen Arm, der auf dem seinen lag, fest an sich drücken mögen; es erschien ihm wie eine wahre Seligkeit, der er nicht zu widerstehen vermochte, allen Zwang, den er sich angethan, von sich zu werfen, sich dem vollen Zauber, der auf ihn einwirkte, hinzugeben und dann kommen zu lassen, was da kommen möge. „O, wissen Sie nicht, Miß Margaret," erwiderte er, und es war ihm als springe ein ganzer Strom von Lust in ihm auf, „wie wenig der Mensch und seine Stimmungen von ihm selbst abhängen, wie zehnerlei böse Geister, als da sind Rücksicht und Convenienz, Unterschied in Stellung und Lebenslage, und wie sie sonst noch heißen mögen, ihm die glücklichsten Stunden verderben können? So lange der Mensch nichts zu verlieren hat, kümmert er sich kaum darum und faßt keck hin, wo er ein Glück zu sehen vermeint; kaum daß er aber etwas erobert hat, muß er auch fühlen, welcher Unterschied ihn von Glücklichen trennt, und muß den bösen Geistern ihren Zoll zahlen. Nicht wahr, Sie meinen, jetzt schwatze ich vielen Unsinn? aber lassen Sie es, Miß Frost, Sie sollen mich heute ganz so haben, wie Sie mich vielleicht erwartet haben mögen!"

Sie war mit sichtlicher Auswerksamkeit seinen Worten gefolgt. „Aber was haben denn Ihre bösen Geister mit unserem heutigen Abende zu thun?" fragte sie, das große Auge wie in neuem Forschen auf sein Gesicht heftend, „sind wir denn, wie wir hier beisammen sind, nicht völlig außerhalb ihrer Kreise?"

„Meinen Sie, Miß?" erwiderte er, und es wurde ihm, als müsse sich jetzt sein Herz weit öffnen und Alles, was es zum Uebermaße gefüllt, in ihr Ohr ausströmen. „Dort geht Ihr bisheriger Tänzer und Gesellschafter," fuhr er fort und strebte vergebens, seine Stimme frei von seiner innern Bewegung zu halten; „was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen das zugestehen wollte, was ihm wohl seine Stellung erlaubt; wenn ich kein anderes Dictat kennte, als die Regungen in mir, denen ich gleichberechtigt mit jedem Andern folgen dürfe — wäre es nicht halber Wahnsinn, Miß Margaret? Und doch wäre das, was in mir lebte, vielleicht tiefer und wahrer, als Ihre Salonmenschen jemals fühlen können,

doch bräche mit ihm, da es getödtet und begraben werden müßte, vielleicht der Jugendmuth und die beste Kraft in mir zusammen — meinen Sie nicht, daß die bösen Geister auch hier thätig sein können? Aber lassen Sie nur, Miß," fuhr er lebhafter fort, als ein leises Zucken ihres Armes ihn wie ein elektrischer Funke berührte, „Sie werden niemals von ihnen berührt werden, und ich hätte ja nicht einmal ein Wort davon gesprochen, wenn es nicht willenlos Ihrer Aufforderung gefolgt wäre!"

Schweigend gingen Beide weiter, bis er den Blick nach ihr zu wenden wagte. Sie hatte den Kopf halb gesenkt, und er sah nur einen Theil ihres feinen, bleichen Gesichts. „Aber Sie sind mir nicht böse, Miß Frost?" fragte er zögernd.

Sie sah langsam, einen eigenthümlichen Ernst in ihren Zügen, auf. „Warum soll ich Ihnen böse sein?" fragte sie halblaut; ihr Auge aber schien tiefer und dunkler zu werden, ein leises Beben machte sich darin bemerkbar, als sie sprach; doch wie zurückgescheucht von dem Ausdrucke in Reichardt's Blicke, suchte es wieder den Boden.

„Der Truthahn wartet, Ladies und Gentlemen, und Sie erlauben mir, mich als Festmarschall an Ihre Spitze zu stellen!" wurde in diesem Augenblicke John's Stimme laut, „vorwärts, Reichardt, mir gleich nach, damit keine längere Zögerung entsteht!" und lachend formirte sich hinter dem ersten Paare der Zug.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Ein Blick auf die Waarenlager und das große Feuer in London. Alle Welt weiß etwas von der Ungeheuerlichkeit des Verkehrs und Handels in London, aber Wenige auch derer, die mitten drin stecken, haben eine Vorstellung von der Massenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit seiner Einzelnheiten. In den engen Nebenstraßen der City, wo die Häuserwände so hoch steigen, daß man weder Licht noch Himmel oben sieht und man mit Recht hervorschimmernde Sterne am Tage erwarten könnte, wie sie wirklich erscheinen, wenn man aus der Tiefe eines Brunnens oder Bergwerks emporblickt, in diesen furchtbaren Straßenengen gehen wir vor unzähligen Häusern vorbei, deren manches mehr Menschen und Schätze enthält als eine deutsche Stadt oder gar manch deutscher Staat mit Sitz und Stimme im deutschen Bunde. Der Herr und Regent eines solchen Hauses zählt seine Diener und Arbeiter nach Hunderten und Tausenden, seine Schätze nach Millionen. Die sprüchwörtlich gewordenen Bezeichnungen „Kaufmanns-Fürsten, Handelskönige" 2c. sind hier wörtlich zu nehmen. Manch solches Haus setzt jährlich 6–15 Millionen Thaler um. Der Raum in dieser Straßen quetschender Enge ist kaum leer zu kaufen, wenn man ihn dicht mit dicken Geldstücken als Kaufpreis belegt. Ein solches Anerbieten für den Ankauf eines kleinen Stücks Erdoberfläche hinter der Paulskirche wurde auch wirklich gemacht und unter der Bedingung gemacht, daß man die Geldstücke nicht breit neben einander lege, sondern in dichten Reihen auf die hohe Kante schichte und so die Baustelle belege. In diesen Gegenden, wo, wie Jemand witzig bemerkte, jeder Quadratzoll leerer Raum einen solid gefüllten Cubikzoll Geld werth ist, Privatgeschäftsleute zu finden, die ihren Grund und Boden nicht nach Zollen, sondern nach Morgen berechnen und von jedem Zoll mehr Bedeutende beziehen, als der Landmann von einem wohlbestellten ganzen Acker — in diesen Gegenden viel, glänzenden, weiten Raum zu finden, das ist das erste Wunder, das uns anstaunt, wenn wir in ein solches engversteckles Londoner „Waarenhaus" treten. Mehr und erhabenerer Raum, als im prächtigsten Dome, keine Fenster, aber mehr Licht als draußen unter freiem Himmel, keine Thüren, aber festerer und feuerfesterer Verschluß als in Arnheim'schen Geldspinden, keine Treppen, aber leichterer Verkehr zwischen den verschiedenen Etagen als bei uns zwischen zwei nebeneinander liegenden Stuben, ein Haus, aber mit mehr Straßen inwendig, als in einer ganzen deutschen mit Mahl- und Schlachtsteuer ummauerten Stadt — lauter Wänden solidester Art, fest und hochgemauert von Steinen außen, inwendig mit oft viellellendicken Wänden von Schnittwaaren, Callico, Cattun, Sammet, Seide, Tuch, kostbar gefüllten Tonnen, Kisten, Ballen und Packeten — 1–10 Millionen Thaler an Werth. Das Licht kommt blos von oben durch's Glasfensterdach und leuchtet verschönernd in die verschiedenen Etagen-Gallerien herab, die durch auf und ab gleitende „Versenkungen" voller Waaren und Menschen stets mit einander in lebendiger Verbindung bleiben, so daß man nicht zu steigen, Waarenlasten nicht auf und ab zu tragen braucht. Für Thüren wäre der Raum zu kostspielig. Man schiebt sie eisern und doppelt auf Rollen in die Wände hinein, wenn das Geschäft beginnt, wieder hervor am Abende und macht so die einzelnen Abtheilungen nicht nur diebs-, sondern auch feuerfest.

Das ist eine Idee von einem modernen Waarenhause in der City von London zum Verkauf im Großen. Eben so ungeheuerlich sind die Waarenlager weiter unten, größtentheils an der Themse, besonders auf der Surrey- oder Südseite, östlich von der London-Brücke mit der berühmten Tooleystreet, in welcher neulich zwei solcher Speicher Stoff zu der größten unter den 30,000 Feuersbrünsten lieferten, die London seit dem großen Brande von 1666 — also im Durchschnitt wöchentlich einmal illuminirten.

In der Tooleystraße wohnen keine Menschen, sondern blos Schiffsladungen von Waaren. Am Tage ist sie mit furchtbaren, breiträderigen, dorfkirchenhoch beladenen Wagen und riesigen Pferden mit starkumbuschten Elephantenfüßen und einem solchen Donnern, Knattern, Rasseln und Rasen gefüllt, daß die Menschen nicht mit einander sprechen, sondern sich blos gegenseitig in die Ohren brüllen oder durch Zeichensprache verständlich machen können. Oben über der Tooleystraße giebt's keinen Himmel, nicht einmal schinkenfarbigen Londoner, sondern blos galgenartig hervorragende, kettenrasselnde, krachende Krahne mit schwebenden, steigenden, sinkenden Centnerlasten.

In dieser Tooleystraße brach also Feuer aus. Es fing ganz bescheiden und verborgen an, dem kleinen Veilchen gleich, aber mit dem Essen kommt der Appetit. Das gilt natürlich von dem entsetzlichsten Vielfraße, dem Feuer, in des Wortes verwegenster Bedeutung. So bemächtigte sich mit der Zeit — binnen 24 Stunden — aller aufgespeicherten Vorräthe und verzehrte nach einer gedruckten amtlichen Liste folgende Gegenstände: 20,000 Centner Zucker, gegen 8000 Centner Kaffee, über 300 Säcke Cacao, mehr als 4000 Centner Pfeffer, über 1000 Kisten Ingwer, 180 Centner Packete Cassia, 1084 Packete Sago, über 500 Packete kostbarer Farbenstoffe, 2000 Pack Lackfarbe, 350 Tonnen Salpeter, der explodirte, 24,000 Ballen Baumwolle, über 1000 Packete verschiedener Harzstoffe, 10,000 Centner Hanf, 170 Ballen Safran, 83 Ballen Senna, 110 Pack Schellack, 1500 Ballen Gelbwurz, 8839 Fässer Talg, 4000 Specereien, 3000 Fässer Fleisch — Inhalt des einen Waarenlagers — in dem andern daneben: 10,000 Säcke klaren Zucker, 700 Ballen Hanf, 191 Tonnen (à 20 Centner) Cichorien, 300 Säcke Kleesaat, 14,000 Säcke Mehl, über 3000 Säcke Hopfen, 173 Kisten Gutta Percha, 300 Tonnen Oliven-Oel und mehrere Tausende von Tonnen verschiedenster Farbenstoffe.

Man denke sich diesen Verbrennungsstoff von 24stündiger Dauer, diesen Fraß und diese Verdauung von Werthgegenständen, an denen oder deren Werth eine ganze preußische Armee auf dem Kriegsfuße ein ganzes Jahr zu kauen und zu verdauen gehabt haben würde. Die Straße ist ungeheuer eng im Verhältniß zu ihrer vollgepfropften Höhe und Länge, so daß die von allen Seiten herbeijagenden Spritzen und Helden, die das mit jedem Augenblicke vielköpfigere Ungeheuer erlegen sollen, keinen Platz finden. Die Rettung der Speicher wird bald aufgegeben, und man beschränkt sich auf den Schutz der Umgebungen. Dies gelingt so meisterhaft, daß das Brand-Ungeheuer sich in seiner allmächtigsten Wuth doch am Ende ohnmächtig selbst verzehren muß. Es wirbelt und prasselt die lodernden Flammen himmelhoch und beleuchtet die Drei Millionen-Stadt in der erhabensten Weise, besonders die Schiffe und Mastenwälder auf der Themse unten, die Paulskirche, die prächtige Zollhaus-Façade, den Tower, die London Brücke. Eine entsetzliche Attaque auf die Schiffe mit fließenden, brennenden Oel- und Talgströmen über die Themse hin bildet das furchtbarste Schauspiel, aber die Schiffe werden gerettet. Auch die Salpeter-Explosion verdonnert verhältnißmäßig ohne großen Schaden. Nur der tapferste Held und Feldherr der Feuerwehr fällt mitten im siegenden Kampfe glorreicher als mancher bedenkmalte Feldmarschall, der auf Befehl Tausende in den Tod commandirte, ohne daß man hinterher eine Spur von Ehre oder Nutzen entdecken konnte. — Das große Feuer hat die beiden verzehrten Waarenlager sehr stark beleuchtet, sodaß wir wohl weiter kein Licht hinzuzufügen brauchen.

Federn, als Ableiter des Blitzstrahls. In dem zu Pelschappel bei Dresden gelegenen Postgebäude schlug vor Kurzem der Blitz ein. Die Anwesenden wurden betäubt, da der Blitz durch fast alle Zimmer des Hauses fuhr, wie noch jetzt an den Verletzungen des Mauerwerks deutlich zu sehen. Auffallend ist jedoch die Bemerkung, die man dabei gemacht hat, daß da, wo sich zufällig Federn befanden, der Blitz sich regelmäßig theilte und sich nach links und rechts verzweigte. So bemerkte man, daß über einem Schwalben- oder Sperlingsnest, das am Sims des Hauses war, sich der Blitzstrahl sichtlich in angedeuteter Weise getheilt hatte. Ebenso und noch auffallender war es zu sehen, daß in einem Zimmer, wo ein Bündel Federn (zum Pfeifenreinigen) an der Wand hing, der Blitzstrahl in gleicher Weise sich theilte, und das ziemlich hart darunter hängende Gebund Federn durchaus nicht verletzt war, während die Spuren des Blitzstrahls sich sehr markant an der Wand zeigen. Es ist eine alte bekannte Volksmeinung, daß Vogelnester an einem Hause Segen bringen und daß das Hinwegreißen derselben Unglück bringen soll. Es entsteht nun die Frage (nach dem eben Erzählten), ob sich diese Volksmeinung nur auf ein Vorurtheil gründet, oder vielmehr auf eine Erfahrung, die dem Gebiete der Naturwissenschaft angehört.

H. K.

Kleiner Briefkasten.

Sigelius. Bedauere nicht annehmen zu können. Disponiren Sie gefälligst über die Manuscripte.

G. Kl— in Leipzig. Nicht zu brauchen. Geben Sie behufs Rücksendung gefälligst Ihre genaue Adresse an.

J. N. in Celle. Wie oft sollen wir noch wiederholen, daß Gedicht-Manuscripte niemals zurückgesandt werden?

C. P. in Wien, Ungenannt. Nicht zu verwenden.

Aus Zwickau. Dürfte sich mehr für ein sächsisches Localblatt eignen.

E. R. in B. Keine Rösselsprünge!

A. N. in Lobyn. Bedauern ablehnen zu müssen.

J. H. in Aussig. Für Erfüllung Ihres Wunsches fehlt uns alle Zeit.

L. in Wien. Ihre Mittheilungen über „österreichische Militairjustiz" sind sehr interessant, eignen sich aber nicht zur Veröffentlichung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Holzgraf.

Eine oberdairische Geschichte.

Von **Herman Schmid.**

(Schluß.)

Zwischen den Felstrümmern auf dem Moosgrunde saß oder lehnte der Holzgraf. Seine Kleider trugen ungeachtet des Festtages die Spuren der Abnutzung an sich; die Weste war aufgeknöpft, das Halstuch hing halbgelöst um den magern, sehnigen Hals, und die langen Strähne des völlig gebleichten Haares umgaben unordentlich Stirne und Wangen. Er hatte, unbekümmert um das Passionsspiel und demselben zum Trotz, mit seinen Cameraden um so wilder geschwelgt, als er den Tag, an welchem ihm die Mittel dazu fehlen würden, bereits in nächster Nähe vor sich sah. In wüster, an völlige Trunkenheit grenzender Stimmung war er Abends nach Hause gewankt, nachdem die Straßen von der Völkerwanderung der Passionsbesucher leer geworden bis auf einige Nachzügler. Unterwegs hatte ihn die Macht der genossenen Getränke gezwungen, sich seitab von der Straße auszuruhen; er war in wüsten Schlaf gefallen, aus dem er sich eben noch halbtaumlig aufrichten wollte als der Pater vorüberging.

„Das ist kein Platz zum Ausruhen," redete dieser ihn an. „Steht auf, Durnerbauer, und geht nach Hause — bei dieser Jahreszeit könntet Ihr Euch leicht den Tod oder eine Krankheit holen, so unter freiem Himmel zu liegen!"

Der Holzgraf sah ihn mit einem durchdringenden Blick an, wendete sich dann ab und sagte finster: „Es wär' Alles Eins, wenn's geschähe — es wird sich Niemand darum kümmern, wenn ich im Straßengraben zu Grund' geh', und Sie, Hochwürden, haben auch keinen Dank davon, wenn Sie's thun!"

„Ich thu's auch nicht des Dankes wegen," entgegnete der Pater, „ich thu's, weil ich es für meine Schuldigkeit halte und für meine Christenpflicht ... Ich meine, meine Theilnahme müßte bei einem Manne zweifach angenehm sein, der so allein ist, wie Ihr ..."

„Ja," sagte Korby dumpf vor sich hin, „ich bin allein!"

„Und warum seid Ihr's?" fragte Pater Ottmar entgegen, indem er sich wie zufällig auf ein gegenüber liegendes Felsstück niederließ. „Wer die Menschen von sich stößt und nichts von ihnen wissen will, der muß sich's gefallen lassen, wenn sie auch nichts wissen wollen von ihm ..."

„Ich laß' mir's auch gefallen," sagte der Bauer, wie zuvor. „— Und hat es Euch nie leid gethan, daß es so ist? Habt Ihr es noch nie bereut, daß Ihr es bis dahin habt kommen lassen? ..."

Der Bauer schüttelte höhnisch lachend den Kopf und schwieg.

„Ich glaub' es Euch nicht!" fuhr der Pater fort. „Ihr sollet nie denken, wie anders es mit Euch sein könnte? wie anders Ihr dastehen könntet? — Ihr habt Eure brave Tochter aus Starrsinn in die weite Welt gejagt — habt einen braven Burschen, aus dem vielleicht 'was Tüchtiges geworden wäre, vertrieben und alle Beide unglücklich gemacht — und es sollte Euch nie einfallen, wie es sein könnte, wenn sie nun bei Euch wären und Ihr säßet mitten unter ihnen und ihren Kindern? Das sollte Euch nie einfallen, und die Leute wollen doch wissen, Ihr hättet die Vesi so lieb gehabt ..."

Der Bauer hatte die Hände vor's Gesicht geschlagen und kämpfte sichtbar eine wild aufsteigende Bewegung nieder. „Ich hab' meine rechte Hand auch lieb," stieß er dann hervor, „aber wenn sie brantzig wird, hack' ich sie mir selber vom Leib ..."

„Und wie soll es mit Euch selber werden? Denkt Ihr, zu welchem Ende es mit Euch kommen muß? ... Ihr habt Euer ganzes Vermögen verloren und verschleudert. Ihr habt nichts mehr als den Steinbruch und den alten Thurm, und wenn es wahr ist, was die Leute sagen, hat Euch der Eigenthümer des Durnerhofs schon so viel darauf geliehen, daß von Beiden kein Stein mehr Euer ist ..."

„Das ist Alles wahr," murrte Korby und versuchte zu lachen, aber der Ton erstarb ihm in der Kehle.

„Und was soll nun aus Euch werden?"

„Nicht mehr und nicht weniger, als aus jedem Andern wird — Würmerfraß! Der Weg dazu ist überall leicht zu finden!" Eine Handbewegung gegen die vorbeirauschende Ammer hin erklärte vollends den Sinn dieser Rede.

„Unglücklicher," rief der Pater entsetzt, „so weit könntet Ihr Euch vergessen? Ihr könntet es wagen, in dem Gemüthszustande, in dem Ihr Euch befindet, vor dem schrecklichen ewigen Richter — vor Gott zu erscheinen, eh' er Euch gerufen hat?"

Der Bauer ließ wieder das unheimliche Lachen hören, wie zuvor. „Ja, ja," rief er aus. „Sie sind ein geistlicher Herr! Sie müssen so reden! Aber ich weiß das besser, wie's mit dem ewigen Richter ist! Wenn's wirklich einen solchen giebt ... um uns kümmert er sich nit ..."

„Gottloser, Ihr zweifelt an Gottes Dasein und Weltregierung? Ihr seid wie Einer, der eigensinnig die Augen zudrückt und sagt: es giebt keine Sonne, denn ich sehe sie nicht!"

„Nein, nein, Hochwürden — ich hab' die Augen nit zugedrückt, sondern aufgerissen — sperrangelweit aufgerissen in Verzweiflung und Noth ... aber ich hab' die Sonn' nit gesehen ..."

Er hielt einen Augenblick inne, dann richtete er sich halb

cuspor und fuhr fort: „Es ist schon fast dunkel — aber weil Sie sich doch nach mir umgesehen haben in meiner Verlassenheit, will ich es Ihnen erzählen ... ich werd' Sie nit gar zu lang' aufhalten mit der Geschicht' ..."

Der Pater erklärte sich bereit, und Korby begann:

„Ich bin nit allweil so versteckt gewesen und so versteint, wie jetzt — wie ich ein junger Bursch gewesen bin, hab' ich auch ein lustiges, lebfrisches Gemüth gehabt wie ein anderer — mein Herz ist weich gewesen wie Wachs, und ich hätt' keinem Menschen eine Bitt' abschlagen oder was Leid's anthun können ... nur der jache Zorn, die fliegende Hitz ... die ist mein Fehler gewesen; die hab' ich nit unterdrücken können, wenn's mich auch hintennach gereut hat, so bitterlich als Einen nur etwas reuen kann! ... Ich bin auch fromm gewesen dazumal, so recht inwendig fromm, und hab' gern gebet' und hab' mich oft anslachen lassen von den andern Burschen, wenn ich kein Engelamt versäumt hab' oder keine Vesper und kein' Rosenkranz! — Daran war aber meine Ahn'l schuld, ein altes habhlindes Tagwerkerweib, die mich aufgezogen hat, denn meine Eltern hab' ich nie gekennt ... die sind gestorben, wie ich noch ganz klein war, alle zwei an einem Tag', wie selbigesmal die hitzige Sucht grassirt hat in der ganzen Gegend. Die Ahn'l ist den ganzen Tag im Winkel hinter'm Ofen g'sessen und hat g'spunnen, denn eine andere Arbeit hat sie nimmer thun können ... den ganzen Tag haben die Händ' nicht geruht, wie knochendürr sie auch gewesen sind und wie sie auch gezittert haben vor Schwäche und Alter — dazu hat sie gebet'n können fort und der zahnlose Mund ist kein Augenblick still gestanden — so wenig wie die Händ', die den Faden gezogen haben, und der Fuß, der das Rädel gedreht hat. Alle Morgens, wenn ich fort bin zur Arbeit, hat sie mir's wieder gesagt und nachgerufen, wenn ich schon in der Thür' war: „Was der heutige Tag auch bringt ... bet', Korby, bet' ... das Beten hilft!" — Es ist auch ihr letztes Wort gewesen, wie sie einmal Ruh' gekriegt hat und das Spinnrädel mit ihr ... und ich bin drauf fort und hab' mich verdungen als Knecht, weit fort bis in's Unterland, in die große Ebene um Stranbing herum, ich hab' eben auch gemeint, daß ich was seh'n müßt' von der Welt ..."

Der Erzählende hielt einen Augenblick inne, als ob er sich auf etwas Vergessenes besinnen wollte — dann mit der Hand über die Stirne wischend, fuhr er fort:

„Dort herum ist das Land ganz anders als bei uns — dort ist Alles eben, und man kann halbe Tage lang zwischen den Kornfeldern hingehen, die mannshoch über einem zusammenschlagen ... man sieht oft stundenweit keinen Baum, und nur ganz in der Fern' schauen die Berg' vom bairischen Wald über die Donau herüber — Wer in den Bergen daheim und aufgewachsen ist, der kann hart eingewöhnen in der Ebne't, und mir ist's auch so 'gangen und ich hab' in der ersten Zeit g'meint, ich halt's keine Stund' mehr aus und müßt' mein Bündel nehmen und wieder heimlaufen in die Berg' herein.... Ist aber bald und geschwind ganz anders 'worden — der Bauer, bei dem ich 'dient hab', ist kinderlos gewesen und hat ein armes, weitschichtiges Bas'l in's Haus genommen — und — seit die Meigl (Margareth) im Haus war, hab' ich nimmer an die Berg' und nimmer an's Fortgehn gedenkt — es wär' aber doch wohl g'scheidter gewesen, ich hätt's gethan.

„Sie müssen mich mit auslachen, Hochwürden," unterbrach er sich selbst, „daß ich Ihnen so was erzähl' — aber es gehört zu meiner Geschicht', und ich hab's ja schon gesagt, daß ich mit alleweil so versteckt gewesen bin, als wie jetzt ..."

„Es fällt mir nicht ein, zu lachen," erwiderte der Pater, „ich wollte lieber, Ihr hättet den einzigen warmen und lebendigen Fleck an Eurem Herzen vor dem Versteinern erhalten ..."

„Er hat mir wenig geholfen, der warme lebentige Fleck," fuhr Korby fort, „ich hab' die Margareth gern gesehn und es ist mir bald so vorkommen, als wenn sie mir auch nit feind wär ... sie ist nie ausblieben, wenn ich am Feierabend mich unter die Hausthür' gesetzt und Zither gespielt hab', wie's Brauch ist bei uns daheim — sie hat mich freundlicher gegrüßt als die Andern, und wie's zum Kornschneiden ging, hat sie's immer zu machen gewußt, daß ich der Nächste bei ihr war. „Es arbeit' mir keiner so flink in die Hand, wie der Korby," hat sie einmal g'sagt und hat ein paar blaue Kornblumen, die da gestanden sind mitten unter den Aehren (Aehren), abgerissen und mir hingehalten ... Aber was hätt's werden sollen bei All' dem! Ich war blutarm, und sie hat den Prachthof von ihrem Vetter so gut wie im Sack g'habt, und der hätt' seinen Nachfolger niemals anders geschätzt, als nach den Kronenthalern. Und dann war ich nit der Einzige, dem die Meigl in die Augen gestochen hat und der schöne Hof dazu. Da war gar Mancher, der am Sonntag nur ihretwegen an der Freitbestühr' g'standen ist, um sie vorbeigehn zu sehn, und wenn sie wo auf den Tanzboden kommen ist, haben sich die Bursche gerauft, einen Ring mit ihr herum zu machen. Da war besonders der Alburger Galli, der einzige Sohn von einem der reichsten Bauern in der ganzen Gegend, von denen ihrer Vier einen Tisch brauchen, wenn sie in's Wirthshaus kommen — ein saubrer, ordentlicher und quanter Bursch — der ist ihr auf Schritt und Tritt nachgegangen und hat gemeint, er will's zwingen, daß er die Meigl davon reißt! Einmal — es war im Auswärts, Sankt Andreas-Tag ... und hat gerad' angefangen, aber (schneefrei) zu werden auf den Feldern, da ist eine Hochzeit gewesen in der Nachbarschaft; die Meigl war mit unter den Kramerjungfern, und ich war auch hin'gangen auf den Nachmittag. Der Alburger Galli war mit dem Brättigam gefreund't und hat auch mit gesebit. Er ist immerfort herum gewesen um die Meigl, und hat mit ihr getanzt und wollt's nit leiden, daß ihr ein Anderer in die Nähe kommen sollt'. Er mag's wohl gemerkt haben, wie viel's gefchlagen hat mit mir, und wie er einmal wieder vorbei ist an mir, hat er mir wie unversehens einen Stoß versetzt, daß ich fast über und über gefallen bin, und haben die Burschen alle zu lachen angefangen, in der ganzen Runden herum. Da ist es mir völlig schwarz worden vor den Augen und in Einer Wuth bin ich auf den Galli hin und hab' ihn beim Hals gepackt und an die Wand gerückt, daß er sich nit mehr rühren und schier nimmer hat schnaufen können. Die Leut' sind hinzug'sprungen und haben uns auseinander reißen wollen, aber ich war zu stark und zu zornig und ich hätt' ihn erwürgt, denn er ist schon blau geworden im Gesicht ... auf einmal — so drängt sich die Meigl zu uns hin, faßt mich am Arm und sagt: „Laß los, Korby ... mir zu Lieb' laß los ..." Da ist's gewesen, als wenn meine Finger auf einmal alle Kraft verloren hätten — ich hab' den Kerl losgelassen, und wie er weggetorkelt ist von mir, hab' ich ihm nachg'rufen ... „Geh nur — wir treffen doch schon noch zusammen, daß Du an mich denkst!" Ich hab' selbst nit recht gewußt, was ich sag' — aber das Blut ist mir so fiedig heiß in den Kopf gestiegen, daß ich hinaus bin in's Freie und hab' frische Luft schöpfen und mich abkühlen wollen unter denen Lindenbäumm im Wirthsgarten, an denen just die ersten Mätteln auf'brochen sind ... Und es ist nit lang ang'standen, so kommt die Meigl mit ein paar Cameradinnen auch herunter, als wie zufällig ... stellt sich zu mir hin .. giebt mir die Hand ... und dankt mir, daß ich ihr gefolgt und auf ihr Abbieten so viel 'geben hab' ... und — und ... Aber was soll ich Ihnen all das dumme Zeug erzählen, das Einem in dem Alter im Herz' und im Kopf' umgeht und das man so wenig sollt' aufkommen lassen, wie das Unkraut im Korn ... Es ist eben zum Reden 'kommen unter uns, die Meigl hat mir g'standen, daß sie mich lieber hat als alle Andern, und wenn's mir auch so wär' — wollt' sie mit dem Vetter reden, daß er ein Paar aus uns machen und uns den Hof übergeben sollt' ..."

Der Erzählende hielt inne; wider Willen schien er einen Augenblick an dem Jugendbilde zu hangen, das die Erinnerung vor ihm aufrollte. Dann schüttelte er heftig mit dem Kopfe, als wenn er sich von einem lästigen Einflusse befreien wollte, und fuhr fort:

„Es war eine kurze Freud' dazumal — aber mir ist's doch gewesen, als wenn der ganze Himmel offen wär' über mir. Ich bin in lauterer Glückseligkeit gar nit mehr zurück auf den Tanzboden, sondern bin heim und hab' die einsamsten Weg' gemacht, nur daß ich recht allein hab' sein können mit meinen Gedanken. Die Leut', die mir begegnet sind, die sind mir ordentlich zuwider gewesen — und ich bin ihnen ausgewichen, und wie ich einmal eine ganze Schaar bei einander gesehen hab', die mir zug'rufen hat und zugewinkt, da bin ich davon gelaufen, in den nahen Wald hinein. Da ist mir dann leichter 'worden um's Herz, und an einem alten Bildstöckl am Weg hab' ich mich hingekniet und hab' zu beten ang'fangen .. ? die alte Ahn'l ist mir eingefallen mit ihrem „Bet', Korby, bet" — und so hab' ich dem Herrgott gedankt, daß er's so gut verhat mit mir ... Auf einmal springen von allen Seiten Burschen und Männer heraus aus dem Gebüsch und

auf mich zu und schrieen: „Da ist er! Wir haben ihn! Der hat's gethan!“ Eh' ich mich nur besinnen und fragen kann, bin ich auf den Boden gerissen worden und wie ein wildes Thier dagelegen mit gebundenen Händen und Füßen ... der Alburger Galli ist erstochen gefunden worden hinter'm Wirthshaus ... und ich soll's gethan haben ...“

So viele Mühe sich der Redende gab, seine Bewegung zu verbergen, gelang es ihm doch nur unvollkommen. Der Pater erwiderte nichts; er wollte die Vorgänge in Korby's Gemüth durch keine Bemerkung stören, die vielleicht allzudringend gewirkt hätte — aber sein Auge ruhte mit steigender Theilnahme auf dem Gesichte des Holzgrafen. Der Abend und die Dämmerung war eingebrochen, aber Beide beachteten es nicht.

„Am Anfang,“ begann Korby nach kurzem Schweigen wieder, „war ich wild wie ein scheugewordener Stier — dann aber, wie's mir so recht eingefallen ist, daß ich ja so unschuldig war wie ein neugeboren's Kind, da hab' ich mich getröst' und hab' angefangen zu lachen. Es ist mich freilich hart an'kommen, wie sie mich in Ketten wie den ärgsten Verbrecher hineing'schleppt haben auf's Landgericht; im Grund aber bin ich doch froh gewesen, denn wenn ich dem Assessor Alles sagen werd' wie die Sach' steht, da hab' ich gemeint, es kann mit fehlen, daß er mir mehr glaubt, als die wüthigen Bauern, und mich wieder losläßt augenblicklich ... 's ist aber ganz anders 'kommen; der Assessor hat mir's haarklein vorgerechnet, daß kein anderer Mensch den Galli erstechen haben könnt' als wie ich, und daß ich ein erzverstockter Bösewicht bin, weil ich's nicht eingestehn wollt. „Alle Leut' wissen,“ hat er mir gesagt, „was Du für ein unbändiger Mensch bist in Deinem Zorn. Du hast den Galli schon am Nachmittag bei einem Haar erwürgt und hast ihm gedroht, daß Du mit ihm zusammenkommen willst, daß er an Dich denken soll! Gleich darauf bist Du fort aus dem Wirthshaus, und hinter denselben wird der Galli im Verscheiden gefunden ... Du bist auf einmal ohne alle Ursache fort, bist auf einem ganz andern und abgelegenen Weg heimgegangen. Wie Dich die Leute angerufen haben, bist Du davon gelaufen, und zuletzt hat Dich das Gewissen geschlagen und Du hast in Deiner Angst zu beten angefangen an dem alten Bildstock im Wald ... was kannst Du gegen das Alles sagen? Strick mich Alles so klar zusammen, daß man so grundsolecht sein muß, wie Du, um es zu leugnen?“ — Es ist wahr gewesen — ich hab' mit viel sagen können dagegen, und der Assessor hat sein Handwerk gar gut verstanden und hat mich herumgetrieben mit lauter Fragen und Fragen, daß es mir völlig schwindlig geworden ist im Kopfe und daß ich oft gar nit mehr gewußt hab', was er mich fragt und was ich antwort' ... Bei all' dem aber bin ich doch im Ganzen immer wieder ruhig gewesen — denn ich hab' auf unsern Herrgott vertraut ... und manchen Tag und manche Stund' in der Nacht bin ich in meiner Kenchen auf den Knie'n gelegen und hab' gemeint und gebet't, daß meine Unschuld an den Tag kommen sollt' ... es hätt' sich ein Stein darüber erbarmt ... und wenn die Angst hat über mich kommen wollen und die Verzweiflung, da ist's mir immer gewesen, als wenn die alte blinde Ahn'l vor mir stünd und das Spinnrad schnurrt, und die Alte wispert: „Bet', Korby, bet', — das Beten hilft!“ — Aber es ist ein Monat um's andere vergangen und ich hab' die Hülf' nit herunter beten können vom Himmel, und einmal haben sie mich vorführen lassen in's Verhörzimmer und haben mir das Urtel vorgelesen. Ich sei nit überwiesen, hat's gelaut't, aber im höchsten Grad verdächtig — bedwegen und weil ich ein höcht gefährlicher Mensch sei, sollt' ich aufgehoben werden ... auf drei Jahr ... im Arbeitshaus ...“

Der Bauer schwieg vor Erschöpfung; der Pater vermochte einen Seufzer des Mitgefühls nicht zu unterdrücken.

„Mir ist gewesen — wie einem, der träumt und der nicht recht zu sich selbst kommen kann vom Schlaf, oder der einen Schlag vor's Hirn gekriegt hat — dann hab' ich gebrüllt und getobt wie ein Unsinniger und hab' mit den Händen an der Mauer in meinem Gefängniß gekratzt und bin mit dem Schädel dawider gerennt ... dann hab' ich mich wieder auf das Ziegelpflaster hingeworfen und hab' gebet't ... so lang die Welt steht, hat noch kein Mensch so inbrünstig gebet't wie ich. ... Es war doch Alles umsonst ... einmal sind die Schergen gekommen und haben mich auf einen Wagen gesetzt und hingefahren vor die Zuchthausthür. ... Ich hab' mich geferrt und an den Wagen angespreizt und hab' Himmel und Erde angerufen um Hülf' ... es hat nichts genutzt — sie haben mich zu Boden geworfen, haben mir die Haar' abgeschoert und das Züchtlingsg'wand angezogen ...“

Schluchzen unterbrach den Redenden; er brauchte eine Weile, um sich zu sammeln und fortzufahren. „Ich bin drüben in eine hitzige Krankheit verfallen und weiß nit, wie lang ich so dagelegen bin zwischen Leben und Sterben ... wie ich aber wieder zu mir selber kommen, da bin ich ein ganz anderer Mensch gewesen ... Alles in mir ist kalt und ausgebrannt gewesen, und ist nichts übrig g'blieben, als die harte steinerne Schlacken wie von den Kohlen im Schmiedfeuer. Ich hab' nimmer gewüth', aber mit dem Beten ist's auch vorbei gewesen, und ich hab' Weil' karkätscht und gesponnen, als wenn's so sein müßte — bis die drei Jahr' herumgewesen sind. Da haben sie mich laufen lassen, und ich hab' mir gedacht, ich wollt' nun geh'n, wo die Welt am weitesten ist — aber ich bin nit weit gekommen, denn vor'm Zuchthaus ist — die Meigl g'standen; die hat's erfragt gehabt, daß meine Strafzeit aus ist, und hat auf mich gewart' und hat mir gesagt, sie hat's immer geglaubt, daß ich unschuldig sei, und sie wollt' mir's beweisen und nit von mir lassen — der Vetter sei todt, der Hof gehöre ihr ... und ich sollt' mit ihr geh'n und ihr Mann werden ...“

„Braves Mädel,“ sagte der Pater, „und hat Euch so viel Liebe nicht gerührt? Habt Ihr nicht den Finger der Vorsehung darin erkannt, die Euch Trost und Ersatz schickte für die unschuldig ausgestandenen Leiden?“

Korby schüttelte den Kopf. „Ich hab's nit mehr gekennt,“ sagte er, „es hat sich nichts mehr gerührt in mir — ich hab' keinen andern Gedanken mehr gehabt, als daß meine alte Ahn't nicht Recht gehabt hat mit ihrem „Bet, Korby, bet' — das Beten hilft“ — daß für uns keine Hand herunter greift vom Himmel ... der Mensch, der's zu was bringen will, muß sich auf Niemand verlassen, als auf sich selbst, und sich um Niemand kümmern, als um sich selbst! — So hab' ich's gemacht und gehalten seitdem ... ich hab' die Meigl geheirath', aber den Hof haben wir zuvor verkauft und haben und da herinn' in meiner Heimath angesiedelt, wo kein Mensch was gewußt hat von meiner Schand' ...“

„Und ist Eure Unschuld später nicht an den Tag gekommen?“

„Was hat's genutzt? — Sie ein zwölf Jahr' darnach ist der Bursch', der den Galli erstochen hat, zum Sterben 'kommen und hat's Bekenntniß vor seinem End'. ... Dadurch ist's nicht ungeschech'n gemacht worden, was ich ausgestanden hab' ... und daß es so hat geh'n können, das hat mir's wieder gezeigt, daß der ewige Richter, von dem Sie reden, Hochwürden, sich um das nit kümmert, was auf der Welt geschieht — und daß er Recht und Unrecht geschehn läßt, wie's Tag und Nacht wird und wie in dem einen Jahrgang die Frucht gerath' und in einem andern der Hagel Alles hinein schlägt in Grund und Boden. — Das ist so versteint und verbeint in mir, wie die Felswand da über uns. ... Ein einziges Mal — ja, da ist mir gewesen, als wenn's noch einmal warm werden wollt' in meinem Herzen. ... Das war, wie meine Toch ... wie die Pest auf die Welt kommen ist — aber es war gleich wieder vorbei, und — sie hat's auch bewiesen, daß es doch umsonst gewesen wär'. — Jetzt wissen Sie, Hochwürden, warum ich so bin, wie ich bin — und wenn sie mich aus der Ammer herausziehn und mich einsfarren in dem Eck' an der Kirchhofmauer — dann erzählen Sie's den Leuten, damit sie wissen, wie der Holzgraf dahin gefahren ist. ...“

Bei den letzten Worten war Korby aufgesprungen, stand mit einem Satze auf der Straße und eilte durch die Dunkelheit dahin. Vergebens rief der Pater ihm nach und schritt dann, als sein Ruf unbeachtet an dem Felsen verhallte, dem Dorfe zu, in frommer Sammlung des Unglücklichen im Gebete gedenkend.

Dieser hatte bald sein ehemaliges Besitzthum, den Durnerhof, erreicht und wollte unbemerkt von dem neuen Eigenthümer seine Thurmwohnung erreichen. Das laute Anschlagen des Hofhundes verrieth den Ankömmling, und der Bauer, der ihn erwartet haben mochte, trat ihm unter den finsteren Bäumen des Hausgartens entgegen. „Nun,“ rief er ihm zu, „wie ist's, Holzgraf? Kommst wieder heim bei einer Nacht? Hast Dir's wohl überlegt, was ich Dir gesagt hab' kent früh, und bringst das Geld mit?“

„Geld?“ lachte Korby höhnisch entgegen. „Geld werd' ich nimmer viel brauchen!“

„Aber ich desto mehr,“ war die Antwort, „und kurz und gut, ich hab' Dir's schon heut Morgens gesagt ... ich hab' Dir schon mehr geliehen auf den Thurm und den Steinbruch, als der Bettel

zwei Mal werth ist! Wenn Du das Geld nit zahlst, kannst Du heut' noch zum letzten Mal da schlafen — aber morgen ist Alles mein, und Du kannst Dir um ein anderes Quartier umschau'n..."

„Ich will zum letzten Mal da schlafen," brachte Korby mit hörbarer Anstrengung hervor und wollte fort.

„Oder — ich will Dir einen andern Vorschlag machen," begann der Andere wieder, „damit Du siehst, daß ich's gut mit Dir mein' und einen alten Speci wie Dich nit drücken will ... Du bist noch ganz rüstig und kräftig, ich könnt' einen tüchtigen Arbeiter brauchen — wie wär's, wenn Du als Knecht eintreten wolltest bei mir?"

„Hund von einem Kerl," schrie Korby aufstammend, indem er auf den Bauer mit geballter Faust losſprang. „Zu Deinem Knecht willst Du mich machen?"

„So geh' zum Teufel, wenn Du willst," rief der Bauer, welcher sich schnell in die Thüre gestüchtet hatte und diese zuschlug, „aber morgen kannst Du marschiren!"

Wenige Secunden später war Korby in dem Thurmgemach allein und zündete ein Resichen Kerze an, das letzte, das er besaß, und das nur noch ein kurzes Stündchen zu dauern verhieß. Bei dem unsichern, schwachen Schein sah das Gemach noch unheimlicher und unwirthlicher aus, als bei Tage. Die einstige Pracht und Zierlichkeit war der Abnutzung und dem Verfall gewichen und bildete in ihren Ueberresten einen wirksamen Gegensatz zu den Spuren armseliger Verkommenheit, die darin hauste. Der Eingetretene schien das auch zu fühlen; indem er den Kerzenstumpf auf das zerbrochene Ofensims stellte, warf er einen flüchtigen Blick um sich und sagte halblaut: „Es ist die höchste Zeit, wie mir scheint — wir geh'n zu Ende — alle zwei!"

Ermüdet warf er sich dann auf das dürftige Lager hin und versuchte zu schlafen — aber er vermochte es nicht. Heißer und immer heißer drängte ihm das Blut nach Stirn und Augen — rascher und immer rascher zogen Gestalten und Bilder vor seinem Geiste vorüber; er hatte die lange zurückgedrängten und vergessenen durch seine Erzählung auch für sich heraufbeschworen, und einmal befreit, wollten die Geister nicht so schnell wieder zurückkehren in ihre Gräber. In steigender Unruhe wälzte er sich auf dem Lager hin und her, eine verwirrende Angst überkam seine Sinne, er wußte zuletzt selbst nicht mehr, ob ihn wache Träume umgaben oder fieberhafte Phantasieen. Bald war er im Unterlande, bei der Hochzeit am St. Andreastage, im Handgemeng mit dem Alburger Gakti, aber dieser hatte die Oberhand über ihn und würgte ihn tödtlich an der Wand — dann sah er sich wieder verzweifelnd im Gefängnisse oder hinter dem Wollrade im Zuchthause; bald befand er sich mitten unter den Cameraden seiner Schwelgereien und wollte sich durch Trinken und Lärmen überäuben, aber es ging nicht, denn durch Alles hindurch schmurrte ihm das Spinnrad und das Gemurmel der alten Ahn'l in die Ohren — dann tauchten wieder drei starre todtenblasse Gesichter an seinem Lager auf und drängten sich näher und beugten sich über ihn, daß er ihre kalte Berührung zu spüren glaubte; es waren Margareth, seine Tochter Besi und Domini, der Bilsschnitzer, die sich zu freuen schienen, daß er so verlassen war, und ihm die eiskalten Hände auf das Herz legten, um zu prüfen, ob es noch schlage...."

Es litt ihn nicht länger — aufstehend und mit einer Geberde, als wollte er die Phantome von sich abwehren, sprang er auf, aber er machte dadurch das Uebel nur ärger. Die Kerze war herunter gebrannt, und der qualvuende Docht verbreitete nur noch in der nächsten Nähe des Ofens seinen röthlichen Schein — um so unheimlicher starrte die Finsternitz des ganzen Gemachs in die weit aufgerissenen Augen des Entsetzten. Das Dunkel begann sich zu bewegen und gespensterhaft durcheinander zu wogen und zu stimmern, daß er wieder die Augen schloß und die Hände fest vor's Gesicht schlug. ... „Wenn ich nur nit so allein wär' ..." murmelte er, „... so ganz allein ... es ist schrecklich, wenn man so muttersseelenallein sein muß ..." Er brach ab, denn im Augenblick stand es vor ihm, wie es so ganz anders sein könnte — er sah sich von seinen Angehörigen umgeben und liebend und sorgend umringt, und etwas wie Reue wollte ihn anwandeln, etwas wie ein Gewissensvorwurf, als sei es seine Schuld, daß es so gekommen, aber er sträubte und stemmte sich dagegen mit dem ganzen Trotz seines Gemüthes. „Ich bin nit schuld daran," sagte er halblaut vor sich hin, „... sie hätten auch nachgeben können. ... Warum soll's gerade ich sein, der überall Andern den Willen thut? ... Ich bin nit schuld, daß das Herz in mir so kalt 'worden ist ... und so steinhart. ..."

Er ballte und preßte die Hände an der Brust zusammen, denn es schrankte ihn inwendig schmerzlich und krampfhaft, als wenn etwas, das lange gefangen oder begraben gewesen wäre, auf einmal lebendig würde oder seine Kette zerbrechen wollte. Es war vollständig finster im Gemach — nur die Nachtbelle ließ das graue liche Fenster erkennen, dessen Scheiu allerlei befremdliche unsichere Gestalten auf den Boden warf. Plötzlich kam es dem Einsamen vor, als wenn in der Ecke daneben eine dunkle Gestalt säße und dann auf ihn heran käme ... er täuschte sich nicht, sie saß wirklich da, die alte Ahn'l mit dem nicht ruhenden zahnlosen Munde und den knochenbürren Händen! Diese hatte sie starr gegen ihn ausgespreizt und sah ihn mit den weit offenen blinden Augen unbeweglich an und murmelte: „Bet, Korby, bet' — das Beten hilft" — Immer näher kam das Gespenst gegen ihn heran ... wild schlug er sich vor die Brust und fuhr sich schreckensvoll in das weiße Haar. ... „Bleib' mir vom Leibe," rief er außer sich ... „es ist nit wahr ... erlogen ist's, daß das Beten hilft ... ich kann nit beten ... ich hab' die Kraft nit mehr dazu im Gemüth, und die Wort wollen nit mehr heraus auf die Zung' ... und ich will auch nit beten ... will nit schwachherzig werden zu guter Letzt ..."

Mit diesen Worten, immer lauter schreiend, schleppte er sich vom Lager weg gegen die Mitte der Stube zu ... er stüchtete vor der Gestalt der alten Ahn'l, die ihn mit den ausgespreizten Fingern und den starren, lichtlosen Augen fortwährend murmelnd verfolgte und immer näher kam. Jetzt war sie hart an ihm, jetzt berührten ihn die gespenstischen Finger ... da stürzte er mit einem lauten Aufschrei des Entsetzens bewußtlos zusammen.

Wiederbelebtes, erst leises, dann stärker werdendes Pochen an der Thüre rief ihn nach einiger Zeit aus der Betäubung zurück — allein eh' er etwas zu erwidern oder sich vollständig aufzurichten vermochte, ging die Thüre auf, und voller klarer Lichtschimmer fiel herein. Korby wußte nicht recht, ob er vollkommen wachend und bei sich war, oder ob die Bilder und Gesichter seiner Einsamkeit noch fortdauerten — denn in der erhellten Thüre, lebendig, schön und jugendfrisch, wie sie von ihm gegangen, die gefalteten Hände wie bittend weit gegen ihn vorgestreckt, stand — Besi.

Einen Augenblick starrte er die Erscheinung zweifelnd und unentschieden an; im nächsten lag ihm die Tochter zu Füßen und umklammerte sie, indem sie vor Schluchzen und Weinen kaum die Worte hervorzustoßen vermochte: „Verzeihung, Vater ... Verzeihung ...!"

Dem Manne stieg es wie siedend und wallend nach Herz und Kopf; er bebte und zuckte am ganzen Körper und rief abgebrochen und stammelnd: „Laß meine Füß' los — was willst Du von mir? Ich hab' nichts zu verschenken und zu geben ...!"

„O Vater," rief Besi wieder, „ich will ja nichts von Dir! Ich will nichts, Als daß Du mich lieb haben und wieder bei Dir aufnehmen sollst und daß ich bei Dir bleiben darf all' meiner Lebtag ...!"

„So?" entgegnete er hart, aber durch die Härte des Tones zitterte eine innere Erweidung, wie der Schnee mürbe wird, noch eh' der Thauwind wirklich weht, der ihn schmelzen soll. „Ist es um die Zeit? Ist es Dir gegangen, wie ich's voraus gewußt hab' und gesagt? Ist Noth und Elend über Dich 'kommen, mit Deinem Burschen, um den Du Deinen Vater auf'geben hast und Deine Heimath? Kommst zurück in Noth und Schand' und meinst, Dein Vater wär' noch der reiche Holzgraf, wie dazumal? „Hast Dich verrechnet, Schatz — geh' nur wieder fort und geh' betteln in der weiten Welt — ich bin auch ein Bettler wie Du!"

„Vater, sei nit so hart mit mir! Es ist ja nit die Noth und das Elend, was mich zu Dir treibt! Ich bin so glücklich mit meinem Mann, so glücklich, wie ich mir's gar nie hab' hoffen können! Der Vetter Steinbacher in St. Petersburg hat den Domini aufgenommen, wie er den eignen Sohn nit besser hätt' aufnehmen können — wir haben Arbeit gehabt und Verdienst und Freude vollauf ..."

„Und warum bist Du dann doch fort von ihm und hast den weiten Weg gemacht bis aus Rußland herans?"

„Es hat mir keine Ruh' mehr gelassen — Vater, um Deinetwegen! Der Gedanken, daß ich Dich so verlassen hab', daß Du vielleicht krank sein könnt'st und Niemand hast, der Dich wart'

Die Enthüllung des Lutherdenkmals zu Möhra.

Das Lutherdenkmal zu Möhra.

und pflegt, hat mir alle Freud' verdorben! Dein Willen, Vater, Dein Segen hat mir dabei gefehlt ... d'rum hab' ich nit geruht, bis wir unsere Sachen zusammenpackt haben und sind heraus zu Dir ..."

„Besi," rief der Holzgraf, der seine Bewegung immer vergeblicher zu bemeistern strebte, „Besi — sag' mir die Wahrheit.... Das hättet Ihr ... das hätt'st Du gethan? Aber warum denn? — Hilf mir d'rauf, damit ich's begreif' ... warum solltest Du das Alles gethan haben?"

„O Vater," schluchzte Besi, „wie kannst Du so fragen? — Warum sonst, als weil ich Deine Tochter sein und bleiben will — weil ich Dich gern hab' von Herzensgrund und so wenig von Dir lassen kann, als von mein' guten Domini. ..."

Der Holzgraf richtete sich hoch auf und hob die Arme zum Himmel — „Sie hat mich gern!" rief er erschüttert. „Es giebt doch noch Jemand auf der Welt, der mich gern hat ..." Damit brach ihm die Stimme und unter stürzenden Thränen hob er Besi empor, drückte sie an die Brust und verbarg das Gesicht an ihrer Schulter.

Während der Umarmung trat Domini hinzu, der inzwischen, des Ausgangs gewärtig, vor der Thüre gestanden hatte. Er trug einen schlafenden, etwa vierjährigen Knaben auf dem Arm. „Grüß Gott, Schwiegervater," sagte er, indem er dem erstaunt empor Blickenden die Hand hinstreckte, „der kleine Korby da auf meinem Arm, Euer Enkel, kann Euch jetzt nicht Grüßgott sagen, er ist eingeschlafen vor Müdigkeit!"

„Wie ist mir denn?" rief Korby. „Es ist mir ja auf einmal ganz leicht und warm um's Herz! Ich glaube gar, ich hab' das Weinen wieder gelernt ..."

Er fuhr sich mit beiden Händen an die strömenden Augen.

„Ja," rief er, indem er aus Besi's Umarmung in die Kniee zusammensank ... „ja — ich hab' das Weinen wieder gelernt .... und das Beten auch ... o Du gnädiger Herrgott im Himmel droben ... ich dank' Dir!"

— — — Am andern Tage verließ die wiedervereinigte Familie das Thurmgemach und den Durnerhof. In Oberammergau wurde eine kleine hübsche Wohnung gemiethet, denn Domini hatte ein schönes Stück Geld verdient und konnte sich bequem und behaglich einrichten, um als Bildschnitzer wieder fortzuarbeiten, wie vorher. Mit neuer Rührigkeit ging er daran, Besi begann als Hausfrau zu schalten und zu walten im Hause; der Holzgraf wollte dem gegenüber nicht müssig erscheinen und hatte sich in der Nachbarschaft als Knecht verdungen. So konnte es nicht fehlen, daß in dem kleinen Hause mit den neuen Bewohnern auch die Freude einzog und die Zufriedenheit. Abends fehlte fast nie Pater Ottmar, der sowohl wegen seines Zöglings kam, als wegen des Holzgrafen, der ihm durch das bewiesene Vertrauen und die eingetretene Sinnesänderung werth geworden war. Seelenvergnügt schlug Korby in die Hand des Vaters ein, wenn dieser sie ihm zu Gruße entgegen streckte und ihm vertraulich und halb heimlich zuflüsterte: „So ist's recht, Korby, jetzt seid Ihr auf dem rechten Wege! Arbeit ist das einzige Mittel, welches das Gleichgewicht herstellt zwischen Leid und Seele, und mit dem Gebet der einzige Balsam, der sie kräftig und geschmeidig erhält alle Beide!" — Dann wandte er sich wohl auch an Domini und wollte wissen, ob er seine frühern Träume, als Bildhauer Ehre und Ruhm erwerben zu wollen, wirklich so ganz aufgegeben haben. Dieser lachte dann und sagte: „Ich habe sie aufgegeben und bin froh, daß es so ge-

kommen ist — den beschränkten, aber glücklichen Kreis, der mich jetzt umgiebt, vermag ich vollständig auszufüllen — in dem größern des Künstlers wäre ich wohl ein unglücklicher Stümper geblieben . . . denn ich glaube, Sie haben damals doch Recht gehabt mit dem Haifisch!"

Im Dorfe war natürlich das Aufsehen über die neuen Ereignisse groß und anhaltend, aber größer noch war die Freude, als man die günstige Wendung sah. Alles gönnte Besi und ihrem Manne das verdiente stille Glück, und wer früher, wenn der Holzgraf durch die Straßen ging, ihm bedenklich nachgesehen und die Achseln gezuckt hatte, der sah ihn jetzt mit einer Art von Respect an, wenn er rüstig an der Arbeit stand oder mit den Werkzeugen über die Schulter Feierabends zu seinen Kindern nach Hause eilte.

— An einem schönen Sonntagsmorgen im Juni zog die Ammergauer Dorfmusik in frühester Stunde durch die Straßen, denn es sollte wieder „der Passion" gespielt und die Bewohner und die Gäste lustig gemahnt werden, sich bald aus den Federn zu machen, damit sie noch dem Hochamte beiwohnen könnten, das wegen des Beginns des Schauspiels zu ungewöhnlich früher Stunde begann. Die auf dem Kirchhofe und an den Straßen Stehenden bemerkten unter den Kirchgehern auch den Holzgrafen, der zwischen Besi und Domini, den Enkel an der Hand, der Kirchthüre zuschritt. An der Thüre traf er mit andern Männern zusammen, darunter Luipold, der invalide Wachtmeister, welcher den Andern eifrig erzählte und ihm mit freudestrahlendem Gesichte zurief: „Freut Euch auch mit, Holzgraf! Heut Nacht ist die Nachricht gekommen — die Alliirten haben vor drei Tagen in einer ungeheuren Schlacht . . . bei Waterloo, glaub' ich, war es . . . den Kaiser Napoleon vollständig geschlagen und vernichtet! Jetzt endlich ist es Friede und wird Friede bleiben — jetzt kann ein ehrlicher Deutscher den Kopf hinlegen und in Ruhe dahin fahren!"

Das wiedergekehrte Glück im Hause des Holzgrafen hatte Bestand — bis an jene Grenze, an welcher der Bestand alles Irdischen endet.

Sollte aber vielleicht ein Leser, der Ammergau gesehen, sich nach Haus, Namen und Ort genauer erkundigen wollen, so lasse er die unnütze Mühe. Namen und Orte sind verändert und verschoben, um sie unkenntlich zu machen. Zwar ist Pater Ottmar schon längst zur Ewigkeit heimgegangen; der Wachtmeister liegt schon lange unter der selbst gedichteten Grabschrift; Besi und Domini, wie der Holzgraf selbst, haben ihre Gruben auf dem Friedhofe gefüllt — aber ihre Enkel leben noch, ein tüchtiges, rüstiges, wackeres Geschlecht, dem aber die eignen Erinnerungen fast verloren gingen. Nur hier und da kennt noch ein älterer Mann der damaligen Ereignisse und berichtet in vertraulicher Stunde, wie es dem Erzähler von seinem gastlichen Wirthe begegnete, von den sonderbaren Erlebnissen des — Holzgrafen.

Die Enthüllung des Lutherdenkmals zu Möhra.

(Mit Abbildung.)

„Trübe Morgen, heitere Tage!" jubelte der Kutscher, als sich auf unserem Wege nach Möhra unterhalb der prächtigen Felsenterrasse von Altenstein die feuchten Nebel im Verragrund zertheilten, und weiter ging's dem berühmten Stammort des großen Reformators zu, denn heute zum 25. Juni, dem Gedächtnißtag der Uebergabe der Augsburgischen Confession, sollte sein Denkmal dort, dessen Gründung seit 1846 begann, feierlich enthüllt werden. Als wir durch das Dorf Gumpelstadt, den vorletzten Ort vor Möhra, fuhren, harrten schon zwölf berittene Möhraer Burschen in kurzen blauen Kitteln, mit fliegenden, bunten Bändern an den Hüten zu beiden Seiten der Straße der Ankunft des Erbprinzen von Meiningen, um ihm und seinem Gefolge zum Einzug vorzureiten. Auf allen Wegen, die dem Dorfe zuführen, wogten schon ganze Haufen zu Fuß und zu Wagen z. von Meiningen kam auf der Werradahn ein Extrazug, der nicht weit vom Ort, ohne eine besondere Station abzuwarten, Halt machte, so daß es uns zweifelhaft schien, wie das kleine Dorf von kaum 500 Einwohnern eine solche Menge beherbergen könne. Dennoch gelang es uns bei unserer Ankunft, die Pferde in einem Bauerhause unterzubringen.

Den eigentlichen Festplatz bildete der kleine Raum, der — wie unser Bild zeigt — von Luther's Stammhaus, in welchem die Eltern des berühmten Reformators wohnten, die sie nach Eisleben übersiedelten, dann der Lergaufwärts über denselben gelegenen Schule und Kirche und den jenem links und rechts gegenüber liegenden Häusern gebildet wird. Die Dächer der letzteren waren zum Theil mit Menschen besetzt, und auch mir gelang es unter den Freuden und Leiden eines Correspondenten eines illustrirten Blattes, das Stück einer Dachsparre zum Sitz zu bekommen. Rechts von der jungen Linde, welche an die Stelle der alten gesetzt wurde, unter welcher Luther auf seiner Rückkehr von Worms am 4. Mai 1521 predigte, stand das verhüllte Denkmal und in einiger Entfernung hinter demselben das durch eine kleine Gedenktafel bezeichnete Stammhaus des großen Mannes, der als Eisenacher Schüler verschiedene Male nach dort zurückkehrte und dessen directe Nachkommen noch jetzt in Möhra leben.

Endlich ertönten halb 11 Uhr die Glocken zum Zeichen, daß sich in der Schenke der Gemeindevorstand des Orts, die eingeladenen officiellen Personen, die Künstler, die Geistlichen und Lehrer der Diöcese Salzungen, der Sängerchor von daher mit der Meininger Militairmusik, sowie die Mitglieder des Festcomite's zu versammeln hatten. Beim zweiten Glockengeläute begab sich in dieser Reihenfolge der Festzug nach dem Platze des Standbildes, vor dem auf einer um eine Stufe erhöhten Estrade der genannte Erbprinz mit seinem Hof Platz genommen hatte. Als zum dritten Mal die Glocken erlönt hatten, begann der hinter dem Denkmal nach der Schule zu aufgestellte Sängerchor den ersten Vers von Luther's Lied: „Es wolle Gott uns gnädig sein," in ergreifender, kaum näher zu schilderuder Weise. Superintendent Alsmann intonirte der Superintendent von Salzungen mit den Worten: „Ehre sei Gott in der Höhe," worauf der Sängerchor die in eine treffliche Composition eingekleideten Worte: „und Frieden auf Erden ꝛc." respondirte und daran eine ausgezeichnete Motette von Hauptmann knüpfte. Diese Gesänge wurden so meisterhaft ausgeführt, daß wir, so wie viele Andere, die keine Ahnung davon hatten, daß ein Städtchen wie Salzungen einen solchen Sangerverein aufzuweisen habe, glaubten, die Tenor- und Baßsänger wären Mitglieder der Meininger Oper und die Knaben, welche Sopran und Alt sangen, eine besonders geschulte Currende der Residenz. Um so erstaunter waren wir zu hören, daß sie zusammen den Sängerkranz aus Salzungen bildeten, der uns einen so herrlichen Genuß bereitete, daß seine Vorträge allein als ein Concert zu betrachten waren, und wir können es nicht unterlassen, in diesem Blatte, das auch der Kunst seine Spalten gern öffnet, jenem Verein die vollste Anerkennung für die vorzügliche Ausführung der schwierigen Partieen auszusprechen, da man gewohnt ist, nur von Sängerchören aus größeren Städten solche Leistungen zu hören.

Beim letzten Vers des luther'schen Kraftliedes: „Eine feste Burg," das unter Begleitung der Meininger Militairmusik die ganze Festversammlung in heiliger Begeisterung sang, fiel die Hülle vom Denkmal, und hoch und hehr stand in Erz der Mann, der vor länger als 300 Jahren an derselben Stelle mit seinem Feuergeist die Herzen seiner Möhraer erwärmt und erleuchtet hatte.

Nach der vom Oberhofprediger Ackermann aus Meiningen vor dem Standbilde gehaltenen Festrede mit vielen Reminiscenzen aus Luther's Leben und nach Beendigung der Schlußgesänge überwies der Vorsitzende des Comite's das Denkmal der Gemeinde von Möhra und empfahl es deren Schutz, worauf der herzogliche Verwaltungsbeamte zu Salzungen im Namen der Gemeinde die Uebernahme dieser Verpflichtung erklärte.

Der Ort hatte einen seinen Kräften angemessenen Festschmuck angelegt. Er ist ein sehr einfaches Dorf, das, wie viele im Werragrunde, seinem Aeußeren nach nicht auf der Culturstufe der meisten Thüringer Dörfer steht. Wir sahen ältere Bauern der Gegend, die trotz der 32 Grad Hitze noch wie ihre Urväter den Pelzbarret auf dem Haupte trugen; auch sah man noch häufig den Dreimaster vertreten. Das Stammhaus der Luther, mit einer kleinen braunen Tafel mit der Aufschrift „Dr. Martin Luther's Stammhaus" in Goldschrift gekennzeichnet, ist mit röthlichem Lehm zwischen den Balken ausgefacht ohne allen Anstrich, was sein altehrwürdiges Aussehen allerdings erhöht und ihm den Charakter eines

Bauernhauses aus früheren Jahrhunderten läßt. Es wird noch ein anderes Gebäude als Lutherhaus bezeichnet, allein genaue Forschungen haben ergeben, daß das unterhalb der Schule liegende, vor dem das Standbild errichtet ist, als das eigentliche Stammhaus Luther's betrachtet werden muß, das von seinem Vater Hans bewohnt und im Jahre 1656 von Georg Luther an Johannes Uehling vertauscht wurde.

Das Denkmal, für dessen Gründung der verstorbene Dichter Ludwig Bechstein zu Meiningen seit 1846 durch Aufmunterung zu Beiträgen sehr viel gewirkt hat, ist ein Kunstwerk des Bildhauers Müller in der genannten Stadt und des berühmten Erzgießers Burgschmiet in Nürnberg, der leider den Tag der Vollendung und Enthüllung nicht erlebt hat. Figur und Piedestal sind zusammen 18 Fuß hoch. Letzteres enthält auf der Vorderseite die Worte: „Unserm Luther in seinem Stammort 1846"; auf der rechten Seite in Relief ist die Anschlagung der Thesen an die Kirche zu Wittenberg, auf der hinteren die Gefangennehmung Luther's unweit Altenstein, auf der linken der Reformator in seiner Stube auf der Wartburg mit der Bibelübersetzung beschäftigt. Auf den vier Ecken des Piedestals stehen die vier Evangelisten. Luther selbst steht mit dem linken Fuß etwas vorschreitend, mit der linken Hand die aufgeschlagene Bibel an der linken Seite seiner Brust stützend, die Rechte, wie in der Rede begriffen, etwas vorgestreckt. In seinem Antlitz ist neben der Würde viel Milde, mit der er die versammelte Menge anzusprechen scheint, ausgedrückt. Die Zeichnung der einzelnen Stücke des Ganzen ist trefflich, nur finden wir gerade an diesem Standbild die gewöhnliche monumentale Größe deshalb nicht passend, weil sie dem Raum und den umgebenden kleinen unscheinbaren Gebäuden, dem beschränkten Standort mit einem Wort, nicht entspricht und auf die Umgebung, anstatt erhebend, so zu sagen erdrückend wirkt.

Auf einem freieren Platz, von großen Gebäuden umschlossen, würde das Verhältniß richtig sein, hier aber die natürliche Größe Luther's deshalb angemessen erscheinen, weil hierdurch ein Ebenmaß zwischen ihm und den Gebäuden herbeigeführt worden wäre, das uns weit lebendiger in die Scene versetzen müßte, wo Luther einst an derselben Stelle vor einer so großen Menge der Bewohner Möhra's und der Umgegend predigte, daß sie die damals sehr kleine Kirche nicht fassen konnte. Während man sich ihn in Mitten seiner Verwandten als den gelehrten Patriarchen denkt, erscheint er hier als Riese in der übernatürlichen Größe.

In den Herzen Aller, die dieses Fest besuchten, um das sich der kunstsinnige Erbprinz von Meiningen so verdient gemacht hat, wird die Erinnerung an dasselbe gewiß noch lange wach bleiben.

Dr Potad.

Eberhard im Bart.

Ein deutscher Fürst wie er sein soll.

Von Dr. W. Zimmermann.

(Schluß.)

Im Sinne dieser Gleichheit der Stände sagte Eberhard auch in der Stiftungsurkunde für sein Stift Sanct Peter im Einsiedel im Jahre 1492: „Es sei ihm durch innere Erleuchtung eingefallen, da er in seiner Herrschaft und Regierung dreierlei Stände habe, Geistliche, Adel, Städte und gemein Volk, aus diesen dreien Ständen einen Convent zu errichten. Darin sollen zwölf Canonici, Priester und Kleriker, unter einem Propst oder Vater, sodann vierundzwanzig Laienbrüder unter einem Meister, davon zwölf vom Adel und zwölf aus den Bürgern, zusammen in Gemeinschaft leben. Ihr Name soll sein „St. Petersbrüder". Alle Brüder, Geistliche und Laien, sollen mit einander freundlich wandeln, als wahre Brüder und Kinder eines himmlischen Vaters, keiner sich über den andern erheben, sondern gedenken, daß sie Alle gleich von einem ersten Vater Adam kommen und in gleicher Weise geboren worden, auch durch eine Pforte des Todes vor das strenge Gericht und Urtheil Gottes kommen müssen, da kein Unterschied sein wird zwischen Edeln und Unedeln, zwischen Pfaffen und Laien, Reichen und Armen."

Die Regeln, unter welche er dieses Stift St. Peter stellte, war die verbesserte Regel der „Brüder des gemeinschaftlichen Lebens". Das Gelübde ging dahin, auf weltliche, gelehrte und kirchliche Ehren zu verzichten, das Leben zwischen fromme Uebungen und Studien zu theilen, auf christlich-wissenschaftliche Jugendbildung, auf das Lesen der Schrift in der Volkssprache zu wirken, und den Frieden des eigenen Herzens zu suchen. Die Bibel in deutscher Sprache zu lesen, war eine Hauptvorschrift der Brüder des gemeinschaftlichen Lebens. Er suchte nach dieser Regel sämmtliche Chorherrenstifter seines Landes zu reformiren. Auch die Klöster reformirte er; besonders ist darunter das Augustinerkloster zu Tübingen zu nennen.

Diese Reform des „Augustinerklosters" ist von doppelter Bedeutung für Deutschland und für die Welt geworden. Durch Eberhard's Reform reihelten sich auch manche Mönche unter die Studirenden der Universität. Unter diesen Mönchen war Johann Staupitz. Summenhard's bester Schüler war er bald geworden, darauf Prior des Augustinerklosters zu Tübingen. Das war der Mann, welcher nachher Generalvicar des Augustinerordens, Professor der Theologie an der hauptsächlich unter seinem Rath und seiner Leitung neugegründeten Universität Wittenberg, vertrautester Freund des Kurfürsten von Sachsen, Friedrichs des Weisen, sein Gesandter in wichtigsten Angelegenheiten geworden ist und zugleich der Lehrer des Reformators Luther, derjenige seiner Freunde, dessen sittlicher und geistiger Einfluß auf denselben größer war, als der irgend eines andern. Staupitz war es auch, durch welchen Melanchthon nach Wittenberg berufen wurde. So hat Staupitz auf Eberhard's neuer Universität sich gebildet, von Eberhard frühe ausgezeichnet und auch oft beigezogen zu dem Gelehrtenkreise, welchen Eberhard, so oft er in Tübingen war, um sich zu versammeln pflegte, traulich darin weilend, nicht als Fürst, sondern als Freund unter Freunden, als einer Ihresgleichen. Alle Etikette war da verbannt, wenn er im Hause seines Kanzlers Naucler beim einfachen Mahle mit diesen seinen Männern der Wissenschaft beisammen saß. Aber auch Melanchthon erhielt seine Hauptbildung zu Tübingen. Denn auch dieser war vom Jahre 1512 an daselbst, zuerst als Student, dann als Lehrer, und von da kam er nach Wittenberg. Eberhard war zwar nicht mehr irdisch, als Melanchthon nach Tübingen kam, aber er ging aus von Eberhard's Anstalt, und seitdem Viele, deren Licht gelenchtet hat in der Welt. Das Augustinerkloster zu Tübingen, welches Eberhard reformirte, und in welchem Staupitz zuerst Mönch, dann Student, darauf Prior war, ist dasselbe Haus, welches nachher unter dem Namen des Tübinger Stifts weltbekannt geworden ist durch die großen Männer, die daraus hervorgingen, und deren Ruf weit über die Grenzen Deutschlands hinaus drang. Nicht blos Theologen, sondern Männer auf jedem Gebiete des Wissens, Staatsmänner und Diplomaten, Minister an deutschen und ausländischen Höfen, viele Professoren deutscher Hochschulen, Dichter und Künstler und die beiden größten deutschen Philosophen sind aus diesem „Stift" hervorgegangen.

So war Graf Eberhard einer der Hauptvorbereiter der Reformation. Aber dieser Mann der friedlichen Künste, von welchem sein Volk nach seinem Tode sang:

„Was Eberhard fing an,
Blieb wie Leder lang bestahn,"

trug eben so gut, wie das Friedenskleid, auch das eiserne Wammis und führte gewaltige Schwertschläge. Der eiserne Fürst und der Ritter war auch sehr nöthig in der Zeit, wo das Recht der Faust so zügellos wieder überhand genommen. Während dieses auf so vielen Punkten Deutschlands hart lastete, log der Kaufmann nirgends so sicher seine Straße, als im Württemberger Lande und nachher sogar im ganzen Lande Schwaben, als Eberhard oberster Hauptmann des schwäbischen Bundes war. Wie von den leichtfertigen Nonnen und Mönchen, eben so war „der Mann im Bart" von dem räuberischen Adel Schwabens gefürchtet, und vom Adel der angrenzenden Lande. Er hatte Exempel statuirt; so mild er war, so schrecklich war er in seiner Gerechtigkeit gegen Land-

friedensbrecher und Räuber ohne Ansehen der Person. Noch leben in der Erinnerung und Sage des Volkes und in volksthümlichen Dichtungen diese seine Thaten. An mancher Malstatt am steinernen Tisch saß „der Mann im Bart", unerwartet erschienen, zum Schrecken der Vorgeladenen, die einen anderen Vorsitzer erwartet hatten, und oft ließ er improvisirte Gerichtsschranken ziehen; überwiesene Landfriedensbrecher kamen niemals mehr weit von dieser Stätte; er sorgte dafür, daß sie dem Lande und Volke nicht mehr schadeten. Keine Fürbitte ihrer vornehmen Angehörigen vermochte jemals in solchem Fall das Herz dieses sonst so milden Menschen zu rühren. Andere Richter und Fürsten fürchteten den Haß und die Rache der Verwandten und Verbündeten solcher Landfriedensbrecher, und die Gerechtigkeit drückte oft ein Auge zu; der Graf im Bart kannte keine Furcht und keine Rücksicht, als die auf Gott, das Gesetz und das Volk, dessen Schirm zu sein, sein Amt war. Oft suchte er mit einer auserlesenen Schaar seiner Tapfersten die adeligen Wegelagerer auf und überfiel sie in ihren Schlupfwinkeln; oft zog er ganz allein durchs Land und trat plötzlich im Wald unter gelagerte Haufen solcher schändlichen Leute, ohne daß einer ihn antastete. Es war die niederwerfende Macht seiner Persönlichkeit und seines Charakters, jene Macht, welche so geheimnißvoll und unwiderstehlich auf die Masse der Menschen wirkt.

In jener Zeit, in welcher die Vaterlandsliebe unter den Deutschen, unter Groß und Klein, so sehr krankte, der Gemeingeist schwand, und besonders die Fürsten, aber auch die Städte des Reichs nur für sich selbst sein wollten und nur das Ihre suchten, da leuchtete der Graf im Bart als ein Vorbild eines echten Fürsten des Reiches, und der Kaiser hatte an ihm in allen großen Vaterlandsfragen einen Halt und Sprecher auf den Reichsversammlungen und auf den Fürsten- und Städtetagen. „Ein deutscher Fürst," pflegte Eberhard zu sagen, „hat zwei Pflichten, die erste, daß er sich an seinen Kaiser und die Reichsgränze halte, und mit ihnen den gemeinen Nutzen des Vaterlandes befördern helfe; die zweite, daß er für seiner Unterthanen Wohlfahrt sorgfältig sei."

Die Berichte aller deutschen Zeitgenossen rühmen einstimmig seine Einwirkungen in die allgemeinen deutschen Angelegenheiten. Er war berufen und that das Seine, das verwirrte Reich zum Frieden, zu einer festeren Verfassung bringen zu helfen, er war die Seele der Einigungen und Bündnisse der Zeit. Nie blieb er aus, wenn der Kaiser zur Heeresfolge rief, und erhielt mehr als einmal des Kaisers besonderen Dank für seine Bereitheit zur Reichshülfe, gegen den Burgunder, nach Italien, gegen die Ungarn und Türken. Er war einer der ersten Fürsten, der in den schwäbischen Bund trat und mit Nachdruck für denselben thätig war, jenen Bund, der so viel that für Frieden und Ordnung im Reiche. Des Grafen Beitrittsurkunde wurde zum Grunde gelegt bei den andern Fürsten, welche noch hinzu kamen. Er war der Erste, der den Könige Maximilian eine treffliche Zahl Hülfsvölker in die Niederlande führte und die oberdeutschen Städte nach sich zog; er berieth mit ihnen zu Ulm diese Sache. Er hatte das gleiche Vertrauen des Königs, des Erzkanzlers und der Reichsstände. Er bewirkte die Verlängerung des schwäbischen Bundes. Er war der gewählte oberste Feldhauptmann desselben. Wie viel er darin that, dafür zeugte am lautesten, daß die Bundessachen stockten, als sein persönlicher Einfluß aushörte durch seinen frühen Tod. Kaiser Maximilian sandte ihm das goldene Vließ und den Antrag, ihn zum Herzog zu machen, ihn und seine Nachfolger.

Da nahm der Graf erst nach längerem Bedenken und Unterhandeln die Herzogswürde an, unter der ausdrücklichen, vom Kaiser zugestandenen Bedingung, „daß seinem Land und dessen drei Ständen ihre verfassungsmäßigen Rechte auf's Neue und für alle künftigen Zeiten gewährleistet und gesichert werden." So sollte nach dieses Fürsten Willen sein geliebtes Württemberg im Falle des Aussterbens des Mannsstammes, der damals nur auf wenigen Augen ruhte, als Freistaat, vom Geiste der Verfassung, die er feststellte, belebt, ein angehemmtes und unbelastetes Dasein haben, unmittelbar unter dem Kaiser.

So ausgezeichnet und fruchtbar Eberhard's Thätigkeit für die Verbesserung und Befestigung des deutschen Reiches war, und so schön seine Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterland hervorleuchtete: so thätig und so voll Liebe war er für sein Heimathland Württemberg. Die Lust seines Lebens war Thätigkeit für das Wohl des Volkes, und wie von den größten Fürsten mächtigster Reiche das so oft mit Uebertreibung gerühmt wird, war er in seinem Lande Tag und Nacht in Arbeit, ohne daß das eine Uebertreibung des Lobes wäre. Bis zu dem Geringsten im Haushalt seines Landes und seines Hofes umfaßte seine unermüdete Thätigkeit Alles von den wichtigsten Regierungssachen an. Einfachst war er in seiner Lebensweise, manchem verwöhnten Adeligen und Bürgerlichen oft ärgerlich sparsam; er war es, um viel thun und geben zu können für das Beste von Land und Volk, für seine neuen Anstalten und Einrichtungen, ohne dadurch Land und Volk zu belasten. So viel er Neues schuf im Lande, so zahlte doch das Volk unter ihm weniger als unter seinen Vorfahren und Nachfolgern. Das unter ihm zu einem Ganzen vereinigte Württemberg hatte weniger zu steuern, als vor ihm jeder einzelne Theil des in zwei Hälften getheilten Landes. Die Mittel dazu waren die höchste Einfachheit in seinem eigenen Haushalt und die durch ihn erst hervorgerufene Entwickelung mancher zuvor unbenutzter innerer Hülfsquellen des Landes, aber auch der Ruhm seiner Persönlichkeit im Reiche.

Es ist bös in der Geschichtschreibung, daß man gewöhnlich Alles, was zur Zeit der Regierung eines Fürsten, aber durch Andere Gutes geschieht, auf den Fürsten selbst zurückführt und nur seinen Namen dafür nennt, als hätte er es gethan, ja gar allein gethan, und daß man das Böse nur seinen Räthen zuschreibt und diese dafür entweicht. Der Graf im Bart ist einer der Wenigen, von welchen erweislich ist, daß das Gute, welches unter ihm geschah, entweder zuerst und allein von ihm ausging, oder durch ihn geschah, wenn der Gedanke von einem seiner Räthe kam, wenigstens so durch ihn geschah, daß er thätig dabei mitwirkte, und daß er gerade diese Räthe sich aussuchte, und ihren Rath nicht bloß verlangte, sondern auch unverlangt, selbst dann und da, wo es ihm unbequem oder unangenehm war, ihn hörte, sich ihm fügte, sich unter ihn beugte. Das geschah urkundlich mehr als einmal. Der edle Mensch und die Liebe zu Volk und Vaterland waren größer in diesem Fürsten als sein Selbstgefühl, als die Verstellung von seiner Fürstenwürde; größer die Ehrfurcht vor der Wahrheit, vor der Freimüthigkeit einsichtsvoller, erfahrener Männer, als der Glaube an seine eigene Einsicht und Ansicht. Niemand war weiter entfernt als er, an eine Art besonderer Erleuchtung der Geburt und des Thrones zu glauben.

Während die Fürsten um ihn her nach Unumschränktheit trachteten und dafür arbeiteten, arbeitete der Graf im Bart an der Freiheit seines Volkes und an der Beschränkung der Fürstenmacht. Sein eigenes Beispiel in der Jugend, und was er täglich an seinen zwei Vettern vor Augen sah, machte es ihm zur unerschütterlichen Ueberzeugung, daß Unumschränktheit heillos sei für Fürst und Volk, und brachte ihn zu dem Entschluß, „der Willkür feste Riegel vorzuschieben", uns sein Volk „dagegen und gegen die Verschwendung seiner Nachfolger zu schützen."

Seine zwei Kinder waren ihm frühe geltorben. Als seine Nachfolger waren seine zwei Vettern in Aussicht, Graf Eberhard der jüngere und dessen Bruder Heinrich. Dem Letztern hatte er die überrheinischen Herrschaften des württembergischen Hauses in Verwaltung gegeben. Der hauste in der Grafschaft Mömpelgard so, daß der Graf im Bart ihm erklärte, er habe nicht zur Regierung eines Dorfes, geschweige eines Landes sich tüchtig gezeigt. Als seine Frevel und tollen Streiche sich mehrten, seine früher nur zeitweise Geistesabweichenheit in völlige Geisteszerrüttung zum Verderben von Land und Leuten überging: da, um den Namen und das Wohl Württembergs zu wahren, rief der Graf im Bart ihn nach Stuttgart und ließ ihn, als er ihn so sah, wie er war, in einen Ring geschlossen, auf die Feste Hohenurach gefangen führen. Eigenhändig, mit Hammer und Beißzange, zerschlug der Graf im Bart in Gegenwart der Ehefrau und seiner zwei Kinder, worunter der nachmalige Herzog Ulrich, das silberne Siegel des Geisteszerrütteten, damit derselbe nichts mehr rechtskräftig verfügen, dem Volke nicht mehr schaden könne.

Dieses Unglücklichen älterer Bruder war von der Narrheit der Verschwendung besessen und in einem wüsten Leben an Leib und Seele verkommen. Und der sollte der Nachfolger des Grafen im Bart werden. Gegen den, gegen seine und seiner Gesellen Willkür, hatte der Graf im Bart frühzeitig eine Schutzmauer aufgerichtet. Durch Vertrag, den der Kaiser bestätigte, hatte er eine Regimentsordnung gemacht, wie es nach seinem Tode gehalten sein solle. Dieser leichtsertige Vetter sollte nur unter der Bedingung zur Regierung kommen, daß er einen Landhofmeister und einen Ausschuß von Zwölfen aus den drei Ständen, aus Adel, Prä-

Digitized by Google

laten und Bürgerschaft, als Mitregenten zur Seite habe, Männer, von dem Grafen im Bart persönlich und namentlich als die Würdigsten bezeichnet. Das Volk und des Volkes Wohl ist es, worauf es ankommt, nicht der Fürst, sagte der Graf im Bart damit. In dem gleichen Geiste hatte er schon früher die Mündigkeit des Landesfürsten auf achtzehn, später sogar auf zwanzig Jahre hinaufgerückt. Er wußte, was durch Jahre Unmündige einem Lande schaden konnten; aber er wußte auch, daß es lebenslang Unmündige gebe. Er hatte ja seine Bettern vor Augen. Darum setzte er dem jüngern Eberhard für den Fall, daß er zur Regierung käme, den Regimentsrath als Vormundschaft. Sollte auch dieser, der so untauglich zur Regierung sich zeigte, dennoch zur Regierung kommen, so sollte er sein Lebenlang nicht eigentlich regieren, sondern in Wahrheit und Wirklichkeit der Regimentsrath, die edelsten und erfahrensten Männer des Landes, auf Grund der von Eberhard im Bart gemachten Regimentsordnung und in Uebereinstimmung mit der Landschaft zusammengesetzt aus den Ständen des Landes.

Begabt, wie wenige Fürsten, zur Selbstherrschaft in unumschränkter Form, hat Eberhard im Bart selbst die ständische Vertretung belebt und gefördert. Kein Kaiser, kein Fürstencongreß, kein zuvor in der Noth gegebenes Fürstenwort, das er einzulösen gehabt hätte, hat ihn dazu bestimmt; auch nicht das gereifte Bewußtsein, das Verlangen oder Drängen seines Volkes, wie das anderswo der Fall war, in späterer Zeit und an anderem Ort. Geliebt und geehrt im Reiche, genoß der Graf im Bart eine unbegrenzte Liebe seines eigenen Volkes. „Wenn Gott nicht Herr gott wäre, so müßte unser Eberhard Herrgott sein!“ sagten die Württemberger.

Das, um was neuerdings so oft Minister im falsch verstandenen Interesse ihrer Fürsten mit den Ständen sich streiten, und was so oft als etwas, das der Fürstenwürde entgegen sei, dargestellt werden will, das hat ein württembergischer Fürst, der Graf im Bart, ohne irgend einen Anlaß von seinem Volk aus, aus eigenen freien Stücken, aus Tag und Nacht für sein Volk sinnender und thätiger Liebe, seinem Lande gegeben, und zwar nicht blos als ein Recht, sondern als eine heilige Pflicht des Volkes. Das ist das Recht der Steuerverwilligung durch die ständische Vertretung; nicht im metternich'schen Sinne einer die alten Verfassungen fälschenden Politik, sondern im wahren Sinne des Worts. Als Recht wie als Pflicht war es ausdrücklich ausgesprochen, dem das Testament des Grafen im Bart, seine Regimentsordnung und Verfassung, nicht einhaltenden Nachfolger — die Steuern zu verweigern. Das hat der Graf im Bart als heiliges Vermächtniß seinem Volke, und den deutschen Fürsten und Völkern zur Nachahmung hinterlassen. Das ist das sogenannte „Eberhardinische Testament“, die Grundlage der heutigen württembergischen Verfassung.

Sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, das Volk gegen jede Willkür, gegen jeden Gewaltmißbrauch des Regierenden zu sichern. Das ständische Recht der Selbstbesteuerung ist zwar ein altes gewesen in den vorderösterreichischen und württembergischen Landen, und kommt urkundlich als solches schon auf dem Landtage von 1464 vor. Aber es schlief wieder ein, und der Graf im Bart erst stellte es nicht nur wieder her, sondern durch einen geschriebenen Verfassungsartikel für alle Zeiten fest. So saßen von da an Ritterschaft, Prälaten und Landschaft, d. h. aus jeder Stadt einer vom Gericht und einer von der Gemeinde, auf den Landtagen zusammen, „um in den Sachen zu rathen und zu thun, als sich gebühren würde.“ Er gab Württemberg die erste vertragsmäßige Grundverfassung, und selbst in den Regimentsrath setzte er vier Bürger neben vier Ritterschaftliche und vier Geistliche. In allen diesen Anordnungen spricht sich, wie die Liebe zum Bürgerstand, so die Einsicht aus, daß der Bürgerstand jetzt in den Vordergrund zu treten habe, und die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten das Zeitgemäße sei; drei Jahrhunderte voraus begriff der Graf im Bart die Bedeutung des „dritten Standes“, und zog ihn selbst in die Berathung und in die Beschlußnahme über die Staatsverwaltung.

So war der Reichstag von Worms gekommen im Jahre 1495, auf welchem der Kaiser ihm zum Danke erklärte, daß er Willens sei, ihm die herzogliche Würde zu verleihen. Der Kaiser willigte in alle Bedingungen Eberhard's, wodurch er dem Volke Württembergs seine eigenen Gesetze, seine eigenen Rechte und Freiheiten gegen jede Willkür, gegen jeden Wechsel zu wahren suchte.

Ob Eberhard auf der Grafen- oder der Herzogsbank saß, sein Geist, seine Beredsamkeit, seine Rechtlichkeit hatten unter allen Fürsten des Reichs ein Uebergewicht; und als auf eben diesem Reichstage zu Worms, statt um die Sache, um die Herstellung des inneren Rechtszustands im Reiche, sie vielmehr um Sitz, Titel und Rang sich stritten, da erklärte Eberhard geradezu: „ihm sei es nicht um die Ehre des Sitzes, sondern nur um den Nutzen der Berathungen zu thun, und er wolle gerne hinter dem Ofen sitzen, wenn nur die Sache, über die man sitze, zu Stande komme.“

Auf diesem Reichstage war es auch, wo jenes Wort Eberhard's fiel, das von Dichtern besungen ist und im Munde des Volkes lebt. An einem Abende luden die Herzoge von Sachsen dem neuen Herzoge zu Ehren, wie der Kaiser es ihm zuvor getan, die Fürsten des Reiches zu einem Mahle. Die Vorzüge der verschiedenen deutschen Länder kamen zur Sprache. Die von Sachsen rühmten ihre reichen Silberbergwerke, der Pfalzgraf am Rhein seine köstlichen Weine und Früchte, die von Baiern ihre schönen Städte. Eberhard im Bart, der neue Herzog, hörte ihnen zu und schwieg. „Nun,“ sprach Herzog Albert von Sachsen, „warum lassen wir den Herzog von Württemberg nicht auch von seinem Lande reden?“ — Es mochten die Fürsten sich wohl etwas fühlen, daß sie Herzoge von großen und reichen Landen waren, dem Mann im Barte gegenüber, der trotz seines kleinen Landes soeben Herzog wie sie geworden war und mehr als sie galt beim Kaiser und im Reiche. — „Ich kann,“ antwortete der Herzog im Bart bescheiden, „mein Land nicht groß herstürzchen, denn ich habe ein geringer Land als Euer Liebden alle; aber Eines gleichwohl, dünkt mich, mag ich rühmen: wohin ich komme in meiner Herrschaft, wenn ich mich etwa verritten hätte, im Feld oder im dichten Wald, ganz allein, und wäre müde, so dürfte ich ganz ohne alle Furcht und Sorge einem Jeglichen meiner Unterthanen, möcht' ich treffen, wen ich wollte, das Haupt in den Schooß legen und sicher schlafen.“ Alle Fürsten umher gestanden, daß er bessere Schätze und Güter habe als sie. „Herzog im Bart, Ihr seid der Reichste!“ hat der Dichter einem der Fürsten in den Mund gelegt.

Fünf Monate dauerte der Reichstag zu Worms, sieben Monate Eberhard's Herzogswürde. Heimgekehrt zur Freude seines Volkes, fing er an zu kränkeln. Er erkannte das Ziel seines Wirkens. In den letzten Tagen des Februars 1496 versammelte er seine vornehmsten Räthe im Schlosse zu Tübingen um sich und legte ihnen in feierlicher Rede ihre Pflichten gegen das Vaterland an's Herz. Die Herzogin tröstete er mit liebreichen Worten. In tiefer Rührung standen die Räthe umher. Kurz zuvor noch hatte er die wohlthätigsten Anordnungen für die Armen im Lande eingeführt. Drei Tage lang lag er in schwerem Kampf, er vermochte nicht zu reden. Auf einmal erhob er sich, saß ganz aufrecht im Bette zu Aller Verwunderung und sprach deutlich, daß es Alle hören konnten: „Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, ich bitte Dich, Du wollest mir zu erkennen geben, wenn ich einmal einem meiner Unterthanen wider Recht gethan habe und überlästig gewesen bin, damit solches ihm von meinem Hab und Gut wiederum erstattet werde; oder wenn solches auch nicht genug ist, so hast hier meinen Leib, barmherziger Gott, züchtige ihn immerfort und schone dort der Seele!“ —

Laut seines letzten Willens wurde von allen Kanzeln des Landes verkündet, daß, falls er Jemand durch unziemliche Reden an der Ehre gekränkt oder erzürnt oder an Leib und Gut beschädigt hätte, diese Personen ihm um Gotteswillen verzeihen wollen, und daß er es seinen Erben auf das Gewissen gebunden habe, jeden Schaden zu ersetzen. Ebenso nach seinem letzten Willen wurde er still und einfach, ohne allen Prunk, begraben in der Kirche zu St. Peter im Einsiedel, seinem Lieblingsort; eingekleidet in die blaue Kutte der Brüder des gemeinsamen Lebens, in der Mitte des Laienbrüderchors. Da ruhte er vierzig Jahre, bis das Stift abbrannte, wo dann sein Sarg nach Tübingen in den Chor der dasigen Stiftskirche gebracht wurde. Ein einfacher Stein bezeichnete in St. Peter sein Grab, nichts darauf, als sein Name, sein Geburts- und Todestag. Die Besten im deutschen Reiche trauerten um ihn.

Nach drei Jahren wallete Kaiser Max zu seinem Grabe in St. Peter im Schönbuch. Als er auf dem einfachen Stein stand, sprach er zu den Umstehenden: „Hier liegt ein Fürst, weise und tugendhaft wie keiner im Reich. Sein Rath hat mir oft genützt.“

Der Kaiser kam herüber von Rottenburg am Neckar und von

Reutlingen, des Reiches Stadt. Hier hatte er den Nachfolger Eberhard's im Bart, Eberhard den Jüngern, durch Kaiserspruch für immer des Landes Württemberg entsetzt und Alles bestätigt, was die württembergischen Stände gethan hatten. Diese hatten nach zwei Jahren schon ihrem zweiten Herzog, auf Grund des Eberhardinischen Testaments, den Gehorsam aufgekündigt, weil er den Vertrag gröblich und vielfach gebrochen hatte, unter welchem ihm allein gehuldigt worden war, und welchen der erste Herzog, Eberhard im Bart, aufgerichtet hatte als Schutzmauer für die Freiheit und das Wohl seines Volkes gegen Willkür und Tyrannei.

Im Schlosshof zu Stuttgart steht seit einem Jahre das eherne Standbild Eberhard's, von König Wilhelm gesetzt.

Pariser Bilder und Geschichten.

Von Sigmund Kolisch.

Plaudereien aus den Salons.

Die Macht der Pariser Salons — Scene vor dem Staatsstreich — Frömmigkeit in den Salons — Louis Veuillot und Graf Montalembert — Die Feder eines Bischofs — Lamartine — Die Generäle Türr und Bixio — Aus den Erzählungen Türr's — Bixio ein zweiter Scävola — Ungeheuerliche Anmaßung.

Man weiß überall, daß der Salon in Paris eine große Rolle spielt, aber man kann sich im Auslande nur schwer eine Vorstellung davon machen, welchen mächtigen Einfluß derselbe auf alle Verhältnisse des Lebens ausübt. Der Pariser Salon ist ein Markt, wo man verkauft, kauft und eintauscht, wo man gewinnt und verliert; dann ist er ein Capitol, wo man Kränze des Ruhmes verleiht. Bald ist er ein Forum, wo man über Staatsangelegenheiten entscheidet, bald eine Arena, wo Wettkämpfe abgehalten werden, wo Schönheit mit Schönheit, Fähigkeit mit Fähigkeit, Reichthum mit Reichthum ringen. Selten ist er blos Schauplatz des Vergnügens und des geselligen Verkehrs, noch seltener der Zufluchtsort eines freundschaftlich innigen Zusammenlebens, eines unbefangenen, heitern Gedankenaustausches.

Der Sohn des Philipp Egalité wäre schwerlich im Jahre 1830 auf den Thron von Frankreich gelangt, wenn er in seinem Salon nicht die Herren Casimir Perier, Lafitte und namentlich den alten Herrn von Lafayette empfangen hätte, der es nach den Julitagen wagen durfte, der Menge vom Stadthause die denkwürdige Aeußerung zuzurufen: „Der Herzog von Orleans ist die beste Republik!" Durch eine gefällige Conversation und einige glückliche Bons-mots hat der schlaue Herzog eine Krone gewonnen. Wörtlich genommen hat der Herzog von Aumale Recht, wenn er in seinem Schreiben an den Prinzen Napoleon erklärt, daß sein Vater nicht conspirirt hat. Derselbe hielt allerdings seine geheimen Zusammenkünfte, wie etwa Ludwig Napoleon mit Parteifiihrern, er zettelte seine Aufstände an, er verführte seine Soldaten, er unternahm seine tollen Streiche, wie die von Straßburg und Boulogne, er hat sich überhaupt nie und zu Niemand bestimmt ausgesprochen, dazu war der kluge Mann zu ängstlich und zu vorsichtig; allein er lächelte in seinem Salon diesem Banquier oder jenem General zu und durch dieses Lächeln ließ er errathen, wozu er gegebenen Falles zu bewegen wäre; Blicke und Mienen, aber niemals Worte, sprachen seine Wünsche und Hoffnungen aus. Er wurde von seinen Freunden verstanden, die aus dem Salon des Palais Royal die stillen Eingebungen mitnahmen, nach denen sie handelten, als der Julisturm losbrach.

Als der Staatsstreich vorbereitet und das Nöthige zur Gründung der napoleonischen Herrschaft eingeleitet wurde, fand eine Berathung im Elysée statt; es handelte sich darum, die Listen derjenigen Personen zu fertigen, die aus dem Lande entfernt werden müßten, um den Sieg der Gewalt über Recht und Gesetz zu sichern. Die Vertrauten und Helfershelfer, denen bei dem bevorstehenden Drama wichtige Rollen zugetheilt wurden, waren gegenwärtig, die Generale St. Arnaud und Canrobert, Oberst Espinasse, der Polizeipräfect Maupas, Herr v. Morny und Andere. Die Namen aller derjenigen, welche irgend einen Einfluß, sei es nun auf die Truppen, sei es auf die Arbeiter, üben konnten, wurden vorgeschlagen und ohne Widerrede behufs der Verhaftung aufgezeichnet. Als aber der Name Thiers ausgesprochen wurde, zeigte sich der Präsident der französischen Republik erstaunt.

„Thiers?" rief er erstaunt aus.

„Es ist nothwendig," versicherte mit Nachdruck der Polizeipräfect.

„Er schreibt die Geschichte des ersten Kaiserreichs und schwärmt für meinen Onkel!" bemerkte der Präsident.

„Er ist deshalb nicht minder dem zweiten Kaiserreich entgegen und Ihr entschiedenster Widersacher, Prinz," entgegnete unerschüttert der Präfect.

„Was kann der Mann uns schaden, den die Soldaten höchstens dem Namen nach kennen und der unter den Arbeitern unpopulär ist?"

„Aber in den Salons ist Herr Thiers bekannt und populär. Wenn er da erzählt, hört alle Welt zu, und wenn er einen Witz macht, lacht alle Welt. Erzählung und Witz gehen dann weiter von Haus zu Haus, sodaß ganz Paris über ein Wort von Herrn Thiers lacht. Meine Leute, welche in die Salons Zutritt haben, wo Herr Thiers sein Wesen treibt, berichten einstimmig, mit welcher Rücksichtslosigkeit er sich über Sie, über uns Alle ausläßt."

Der Präsident schwieg.

„Wenn sein Bleiben nicht schadet, so schadet sein Gehen noch weniger," meinte der General St. Arnaud.

„Lassen Sie ihn reisen, Prinz," sagte Herr v. Morny.

Und der Name des Herrn Thiers wurde auf die Liste gesetzt.

Die Salons des Faubourg St. Germain bieten seit Kurzem Scenen von tragikomischer Wirkung dar, in welchen sich ein Stück Zeitgeschichte abspiegelt, die man ergötzlich nennen könnte, wenn sie nicht gar so trostlos wäre. Die Abkömmlinge der unzüchtigen Marquis und Marquisinnen des vorigen Jahrhunderts haben sich aus Verzweiflung nicht dem Trunk, sondern der Frömmigkeit ergeben, nachdem die Julibewegung sie gezwungen hat, Rechte und Pflichten mit anderen Erdenkindern zu theilen und vor denselben nichts voraus zu haben, als einen Titel, der nichts mehr gilt. Zu stolz und dumm, um sich mit dem Nothwendigen abzufinden, unbrauchbar für die neue Welt und das neue Leben, bleibt ihnen viel Zeit sich mit ihrem Seelenheil zu befassen. Die irdischen Dinge gingen für sie so schlecht, daß sie sich dem Himmel zuwandten, nach Art herabgekommener Wüstlinge und verblühter Frauen, die ein stürmisches Leben hinter sich haben. Der italienische Krieg steigerte die Frömmigkeit der um ihre verlorenen Vorrechte Trauernden zum Fanatismus. Krampfhaft klammern sie sich an das Papstthum, nicht etwa um ihm zu dienen, sondern um sich durch diesen Anker im Sturme vom gänzlichen Schiffbruch zu retten.

Mit einem Male sah man einen Plebejer der ungeschliffensten Art in den ausschließlichsten Salons von Paris nicht nur aufgenommen, sondern gefeiert. Der journalistische Klopffechter Louis Veuillot, der die Gegner der von ihm vertretenen Ansicht beschimpft, statt sie zu widerlegen, der Unrath als Waffe gebraucht, dem eben so die Unmuth des Umgangs, wie die Ansichtigkeit der Ueberzeugung, dem eben so die Würde im Leben, wie in seinem literarischen Wirken fehlt, wurde von zarten Frauen, die ihre Ahnen bis zu den Kreuzzügen hinan und weiter verfolgen können, in den lichten Räumen, die sonst kein „Ungeborener" durch seine Gegenwart entweihen durfte, mit Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten überhäuft. Sie nannten ihn einen „großen Mann" und eilirten Stellen aus seinen Artikeln im Univers, durch die er den Raub des Knaben Mortara und die Inquisition und andere ähnliche Vortrefflichkeiten vertheidigte und die von Unbedeutlichkeiten aller Art wimmeln.

Nach Louis Veuillot kam der Graf Montalembert an die Reihe, mit dem der Faubourg jenseits der Seine früher geschmollt hat, weil er zuerst liberale und dann bonapartistische Anwandlungen zeigte. Er erhielt förmlich Absolution, und von schönen Augen und süßen Stimmen wurde ihm für die „Rückkehr zu den Seinen", für die Bekehrung zum alten Glauben an die Allmacht des Papstthums gedankt. „Ein großer Geist giebt seinen

Irrthum auf und wird dadurch nur größer," sagte die Herzogin L... dem ehemaligen Genossen des Abbé Lamennais. Der Graf erröthete, und Einer der Umstehenden, der die Taktlosigkeit der Anspielung fühlte, lenkte das Gespräch mit der Gewandtheit eines Weltmannes auf einen anderen Gegenstand. Die ganze Gesellschaft war bemüht, durch das zuvorkommendste Benehmen den Fehler der schönen Herzogin gut zu machen.

Was werden die Hirtenbriefe der Prälaten gegen Napoleon und Cavour, gegen Victor Emanuel und Garibaldi in den Salons des Faubourg St. Germain gelesen, ausgelegt und bewundert! Der Eine zeigt die gelungene Photographie des Bischofs von Orleans und der von Cambray oder Tours, welche von Hand zu Hand geht. Der Andere zeigt die Antwort, welche er von einem dieser eifrigen Vertreter der Kirche auf seine glückwünschende Zuschrift erhalten hat. Die wohlgeschulte Gesellschaft bemeistert kaum die Ungeduld, mit der Jeder des geehrten Blattes habhaft zu werden sucht.

In dem Salon des Grafen M... zeigt die Hausfrau ihren Gästen eine Feder. Man fragt, was es mit dem Ding für eine Bedeutung habe, und die Gräfin erklärt, daß sie sich in einem Briefe an den ehrwürdigen Bischof von Poitiers gewendet habe, um sich von ihm die Feder zu erbitten, mit welcher er den denkwürdigen Hirtenbrief geschrieben, der den Kaiser Napoleon mit Pontius Pilatus verglich, der sich die Hände wusch, nachdem Christus gekreuzigt worden war. Mit dem lebhaftesten Beifall empfing die Versammlung die Erklärung der Gräfin, man lobte ihren glücklichen Einfall, sich in den Besitz eines so lehrbaren Gegenstandes zu bringen. Jeder will die Feder in der Nähe besehen, und die Fanatischesten küssen sie wie eine heilige Reliquie.

Die Werbungen und Sammlungen für die Armee und den Schatz des heiligen Vaters beschäftigten auf's Lebhafteste die gedachten Pariser Salons. Die jungen Leute aus den vornehmsten Familien wurden zu dem neuen Kreuzzuge gegen die Ungläubigen angefeuert, und die frommen Rekruten, welche sich in Paris befanden, wurden im voraus für künftige Thaten durch die wärmste Anerkennung und durch Auszeichnungen aller Art belohnt; man verkündete sie als Helden, bevor sie noch einen Feind gesehen, bevor sie einen Schuß gehört.

Nach der Niederlage der Päpstlichen bei Castelfidardo, nach der Einnahme von Ancona herrschte tiefe Trauer in den Salons des Faubourg St. Germain, und doch fuhr man fort im Interesse der Partei zu wirken, und da es keine Siege zu besingen gab, besang man Niederlagen. Die Frauen sammelten zum Ankauf eines Ehrendegens für Lamoricière, und die zurückkehrenden Freiwilligen, gleichviel ob sie Stand gehalten hatten oder davon gelaufen waren, wurden mit offenen Armen und als ruhmreiche Märtyrer begrüßt und behandelt. Der ehemalige Kriegsminister der französischen Republik wurde für die Schmähungen, die er von Freunden und Feinden erfuhr, für das Gelächter, welches er im Lande erregte, für das Unglück, das ihm betroffen hatte, durch unbegrenzte Huldigungen in den Salons schadlos gehalten. Ob sich der General durch diese Huldigungen für die Verluste, die er erlitten hat, getröstet fühlt, weiß er allein.

Vor ungefähr drei Monaten war in dem Salon des Marquis C. eine so zahlreiche und glänzende Gesellschaft beisammen, wie man sie nur bei den außerordentlichsten Gelegenheiten findet, und wie sich selbst, als der General Lamoricière von seinen italienischen Niederlagen zurückkehrend empfangen wurde, nicht darstellte. Und in den hell erleuchteten Räumen, wo sich sonst Alles gemessen innerhalb vorgezeichneter Formen bewegt, machte sich eine gewisse Aufregung fühlbar; dort und da fielen die Bemerkungen: „Er wird wohl spät kommen." „Es ist ei Uhr vorüber, wenn er nur nicht verhindert wird." „Er hat dem Marquis auf's Bestimmteste zugesagt." „Er ist seit zwei Tagen in Paris und begreiflicher Weise von Personen und Geschäften vielfach in Anspruch genommen." Der Hausherr wurde fortwährend mit Fragen bestürmt, die sich ebenfalls auf den mit Ungeduld Erwarteten bezogen. Endlich meldete ein Diener: „Herr v. Lamartine", und ein Geräusch der Befriedigung ließ sich im ganzen Saale vernehmen. Der Mann, den das Schicksal mit den großen Gütern des Lebens, mit Ruhm und Reichthum bedacht und der beide verjettelt hat, trat in den Saal, ein Greis mit grauen Haaren vor der Zeit, durch selbstverschuldeten Kummer, durch selbstverschuldeten Jammer gebeugt, mit einem verlegenen Blick, mit zahllosen Runzeln auf Stirn und Wangen. Viele von den anwesenden Frauen, die den Dichter in seiner Jugend gekannt, da sein blaues Auge von Begeisterung glühte, da die edle, hohe Gestalt die Blicke anzog und fesselte, „da blond sein Haar und frisch sein Sinn noch war", mochten sich tief erschüttert fühlen von dieser schauerlichen Umwandlung, die ihnen an dem Dichter der Meditationen entgegentrat.

Alle Welt, Jung und Alt drängte sich an Herrn Lamartine, um ihn zu begrüßen, um ihm die schmeichelhaftesten Dinge zu sagen, um ihn glauben zu machen, daß die Kränze, welche sein jugendliches Haupt geschmückt haben, noch grün und nicht längst verwelkt und zerrissen seien. Wenn er sprach, wurde mit Andacht zugehört, und was er sagte, wie die tiefste Weisheit hingenommen; zu jeder oberflächlichen Bemerkung nickten die Häupter zustimmend, als ob der Poet etwas Unerforschliches erklärt hätte. Der Abend war für ihn ein Triumph, aber freilich in einem äußerst beschränkten Kreise, der nichts, gar nichts mehr zu bieten hat, als diese verübergehende unfruchtbare Genugthuung. Die Welt, in der hier plötzlich Herr von Lamartine erschien, ist eine Art Schattenwelt, wie sie die Alten schildern, wo man, vom Leben abgeschieden, ein wesenloses Dasein fortschleppt. Herrn von Lamartine haben sich die Thüren der adeligen Salons verschlossen, als er die „Girondisten" veröffentlichte, in welchen er Robespierre begnadigt hat, Grundsätze aussprach und vertrat, die ihn zum Mitglied der provisorischen Regierung im Jahre 1848 erhoben, als Frankreich eine Republik wurde. Selbst durch die Erklärung, daß sein Herz legitimistisch, sein Kopf aber republikanisch sei, konnte er den grollenden Faubourg nicht versöhnen, der für seine verlorene Sache nicht nur die Gesühle, sondern auch die Gedanken seiner Anhänger in Anspruch nimmt. Die Verzeihung der Sünden früherer Jahre aber hat das ehemalige Mitglied der provisorischen Regierung mit dem republikanischen Kopfe darum erwirkt, daß er in seinen Cours littéraires der italienischen Unabhängigkeit entgegen trat und sich mit dem Vatican und der Wiener Hofburg verband. Durch diese Abtrünnigkeit hat er sich der Aufnahme in die Welt der Abgeschiedenen würdig gemacht und es verdient, daß er von Monseigneur Dupanloup in der Schrift gegen Victor Emanuel, Cavour und Garibaldi citirt wurde. Armer Lamartine! Wer hätte gedacht, daß der Mann, welcher so viel verbrochen aufgetreten ist, so schlimm enden würde!

Von einem besonderen Interesse war es mir, zwei Männer im Salon zu sehen, die durch riegerische Großthaten einen europäischen Ruf erlangt haben, und deren Namen mit der Befreiung Italiens und mit den Heldenunternehmungen Garibaldi's auf's Engste verflochten sind. Diese Männer sind die Generäle Türr und Bixio. Ich sah sie beide, obgleich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen, im Salon des Herrn Szarvady, wo künstlerische Elemente die vorherrschenden sind, wo klassische Musik die Hauptrolle spielt und eine eben so gewählte als für Kunst empfängliche Gesellschaft anzieht. Frau Szarvady ist in Deutschland zu bekannt, als daß diese einer weiteren Erklärung bedürfte. Den General Türr sah ich in einem engeren Kreise, was man in Paris en petit comité nennt; nur die dem Hause näher stehen, waren zugegen. Nichts an dem Aeußeren Türr's läßt auf die außerordentliche Entschiedenheit und Tapferkeit des Mannes schließen, der sich dem großen Italiener anschloß und mit ihm das Unerhörte vollzog, Schwierigkeiten und Gefahren gleich verachtend, der auf allen Schlachtfeldern focht, wo seit dem Jahre 1848 für die Freiheit, für ein höheres europäisches Interesse gekämpft wurde. Er ist von schwächlichem Körperbau, groß und schlank gewachsen, sein Gesicht ist so blaß, daß es einem die Worte in den Sinn bringt, die Shakespeare dem Julius Cäsar über Cassius in den Mund legt. Das blasse Auge blickt sanft und nimmt ein, ohne zu beherrschen. Das einzig Martialische an dieser Persönlichkeit ist der gewaltige Schnurr- und Knebelbart. Wie in der Regel Leute von echtem anerkanntem Verdienst, ist Türr bescheiden und anspruchslos, schlicht und ungekünstelt in Sprache und Benehmen. Ein hervortretender Zug an ihm wie an Bixio ist eine eben so innige, als aufrichtige Verehrung für Garibaldi, in die sich kein Hintergedanke mischt und die sich in absichtsloser Weise bei jeder Gelegenheit kund giebt. Wenn man an den Streit Agamemnon's mit Achilles vor Troja, an die Eifersüchteleien zwischen den ersten Napoleon und seinen Feldhauptleuten, zwischen den hochgestellten Kriegern aller Zeiten denkt, die mit einander zu wirken hatten, so kann man nicht leugnen, daß sich in diesem ungetrübten Verhältniß der Freiheitskämpfer zu ihrem Oberhaupt eine ideale Höhe der Gesinnung seinerseits wie ihrerseits ausspricht.

Türr ist sehr mittheilsam und ob er gleich mit ungarischem Accent und etwas mühsam Deutsch und höchst unvollkommen Französisch spricht, erzählt er doch in diesen Sprachen mit Anmuth und in anziehender Weise. Alles, was er sagt, zeigt eben nicht von einer besondern Tiefe der Anschauung, aber von Geradsinnigkeit und klarem Verstande. Er erzählte, durch Fragen und Bemerkungen der Gesellschaft veranlaßt, die kriegerischen Begebenheiten im südlichen Italien von der Abfahrt der „Tausend" nach Sicilien bis zum Einzug Garibaldi's in Neapel und entzückte die Zuhörer durch die einfache, ungekünstelte Darstellung, in welcher Garibaldi immer und immer den Vordergrund einnahm. „Von Allem, was ich gewirkt habe," erklärte Türr, „schlage ich nichts als meine Theilnahme an dem Zuge nach Sicilien hoch an;" und er sprach den Vorsatz aus, diese verwegenste aller Unternehmungen, von denen die Geschichte und selbst die Sage meldet, ausführlich für die Mit- und Nachwelt zu beschreiben. Die Landung zu Marsala stellt Türr als das Ergebniß eines Gedankens dar, der plötzlich in dem Kopfe Garibaldi's entstand, als er mit seinen Genossen in Altamo anhielt, um das kleine Heer mit dem Nothdürftigsten, an dem es auf den beiden Schiffen fehlte, zu versehen. Die neapolitanischen Kreuzer, versicherte Türr, kamen zu spät, um die Landung zu verhindern, ohne jedes Einverständniß ihrer Anführer mit den Patrioten. Mit einem angenehmen Humor schilderte Türr den Zustand und namentlich die Bewaffnung des heldenmüthigen Häufleins, das seinem Führer in den sichern Tod folgte.

„Wir thaten bis Palermo keinen Schuß," erzählte er, „aus dem guten Grunde, weil wir nicht schießen konnten. Von den Gewehren, über welche wir verfügten, wollte keines losgehen. An dem einen fehlte der Hahn, das zweite war verrostet, an dem dritten war der Lauf verstopft, kurz wir mußten uns auf Bajonnetangriffe verlegen und haben bei Calatafimi zweitausend fünfhundert Mann regelmäßiger Truppen, die gute Gewehre und Artillerie hatten, zum Weichen gebracht." Wenn Garibaldi anführt, und die neuangeworbenen jungen Leute, vom feindlichen Feuer erschreckt, ein wenig stutzen, ruft ihnen Garibaldi, der immer vorangeht, seinen Hut schwenkend, mit einer Art Gutmüthigkeit die Worte zu: „Vorwärts, vorwärts, Jungen, das ist kein Feuer," (avanti, avanti, ragazzi, questo non e fuoco) und es war die Wirkung unbegreiflich, unglaublich, welche diese einfache Ansprache aus dem Munde Garibaldi's hervorbrachte. Türr war es, dem Garibaldi in der Nacht, wo er Bosco bei Palermo umging, einen Stern zeigte und zu ihm sprach: „Dieser Stern hat mir in Amerika geleuchtet, morgen sind wir in Palermo." Als sich Garibaldi anschickte, sich allein ohne ein Heer nach Neapel zu begeben, stellten ihm seine Kampfgenossen und unter diesen Türr die Gefährlichkeit dieses Schrittes vor, da St. Elmo und mehrere Punkte in der Stadt selbst von Soldaten Franz II. besetzt waren. „Das Volk von Neapel ruft mich, und ich komme," gab Garibaldi auf die Vorstellungen seiner Freunde zur Antwort; und diese wußten, daß jeder weitere Versuch, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, unnütz wäre, und sie folgten ihm, um mit ihm die Gefahr zu theilen, vor welcher sie ihn gewarnt hatten. Kaum angelangt in Neapel, erhielt Garibaldi einen Besuch des Befehlshabers der Festung von St. Elmo, der ihm anzeigte, daß die Soldaten in der Festung dem Bourbon ergeben sind und, von der Ankunft des Freischaarenführers unterrichtet, die Stadt beschießen wollen.

„Sagen Sie ihnen, daß wir hinauf schießen werden, wenn sie herunter schießen," versetzte Garibaldi zum Erstaunen seiner Freunde, die wohl wußten, daß es mit dem Hinaufschießen einige Schwierigkeiten haben würde, zumal weder Soldaten noch Gewehre oder gar Kanonen bei der Hand waren. All dieses nun und noch Anderes erzählte Türr so einfach, wie es sich zugetragen, und man sah es der kleinen Gesellschaft an, mit welchem lebhaften Interesse sie zuhörte. Dem Schreiber dieser Zeilen bleibt der angenehme Abend, den er in Gesellschaft Türr's zugebracht hat, unvergeßlich.

Ganz anders als Türr stellte sich der General Bixio dar. Es ist ein ernster, schweigsamer Mann; die soldatische Entschiedenheit spricht aus jedem Zoll seiner kräftigen gedrungenen Gestalt, aus den fest gezeichneten Umrissen seines sonnverbrannten Angesichts. Er ist scheu, fast schüchtern in größerer Gesellschaft, und man sieht es ihm an, daß er sich besser im Gebrauch der Schlachten, als innerhalb der Formen des Salonverkehrs bewegt. Seine Gedanken schienen von ganz anderen Dingen eingenommen, als von den trefflichen Musik- und Gesangstücken, welche von den hervorragendsten Künstlern in diesem Fache vorgetragen wurden. Das ist ganz und gar der Mann, von dessen Ungestüm im Kampfe die geschlagenen neapolitanischen Truppen viel zu erzählen wissen und auf den der Vers des unsterblichen Lenau paßt:

„Die Feinde zählt kein tapfrer Mann."

Das ist ganz und gar der Mann, unter dessen Leitung die calabresischen Freiwilligen, welche sich anfangs ein wenig zaghaft erwiesen, zu Helden sich herausgebildet haben, der in eine Kirche hineinritt, wo seine Schaar lagerte, um sie zu wecken, da sie zur festgesetzten Stunde nicht wach und zum Marsch bereit war. Schon als Knabe zeigte sich Nino Bixio von einem eben so unerschütterlichen als heftigen Charakter. In einem Alter von sechs Jahren zog er seine Schuhe von den Füßen und warf sie einer Magd in seiner Eltern Hause an den Kopf, die es gewagt hatte, ein verletzendes Wort über seine Familie auszusprechen. Es kam vor, daß er, ebenfalls noch in einem zarten Alter, Obst stahl und sein Vater, der dahinter gekommen war, ihn mit der Frage anließ:

„Weißt Du, was dem geschieht, der gestohlen hat?"

„Es werden ihm die Hände verbrannt," antwortete der Junge, und ohne sich weiter zu bedenken, legte er die Hände ins Feuer, dem der Vater zum Scharen der Truppen Franz II. sie entriß. Italien wurde in dem kleinen Scävola einer der wackersten Freiheitsmänner erhalten.

An Stoicismus wird Bixio von Niemandem überboten, und er gestattet der von ihm angeführten Mannschaft eben nicht allzugroße Bequemlichkeiten. Er hatte die Einschiffung der kühnen Gesellen zu besorgen, die Garibaldi nach Sicilien folgten; und es fand sich, daß die beiden Schiffe so stark beladen wurden, daß die mit dem Seewesen wenig vertrauten Truppen das Untersinken befürchteten. Eines der Fahrzeuge hatte bereits so viel Leute und Dinge aufgenommen, daß ihm die Fluth bis nahe an den Saum drang, und noch kamen nach der von Bixio gemachten Anordnung Personen auf das Verdeck.

Ein ungarischer Freiwilliger, von der auf dem Schiffe herrschenden Unruhe ergriffen, nahm sich's heraus, einen Mann zurückzustoßen, der an Bord steigen wollte; da griff Bixio, damals Capitain, durch das vermessene, undisciplinirte Thun des Freiwilligen in Zorn versetzt, nach einer Muskete und schlug den Mann vor den Kopf, daß derselbe zurücktaumelte und sich's weiter nicht beikommen ließ, die Einschiffung zu stören.

Der General erzählte diesen Vorgang seinem Bruder, dem ehemaligen Minister, der diese Auswahlung als gefährlich bezeichnete, „da so ein Ungar, um die Mißhandlung zu rächen, gelegentlich einen Schuß auf den Beleidiger thun könnte."

„Nicht doch," entgegnete der General, „die ungarischen Freiwilligen sind wackere Leute und haben mir immer viel Sympathie gezeigt. Sie haben nur den Fehler, daß sie gar zu große Ansprüche machen; wenn man auf ihre Forderungen achten wollte, gäbe man ihnen jeden Tag frisches Stroh zum Lager."

„Unglaubliche Anmaßung, die man nicht genug zurückweisen kann!" versetzte lächelnd der ältere Bruder. Was soll aber General Bixio, ein Mann mit solcher Anschauung, im Salon?

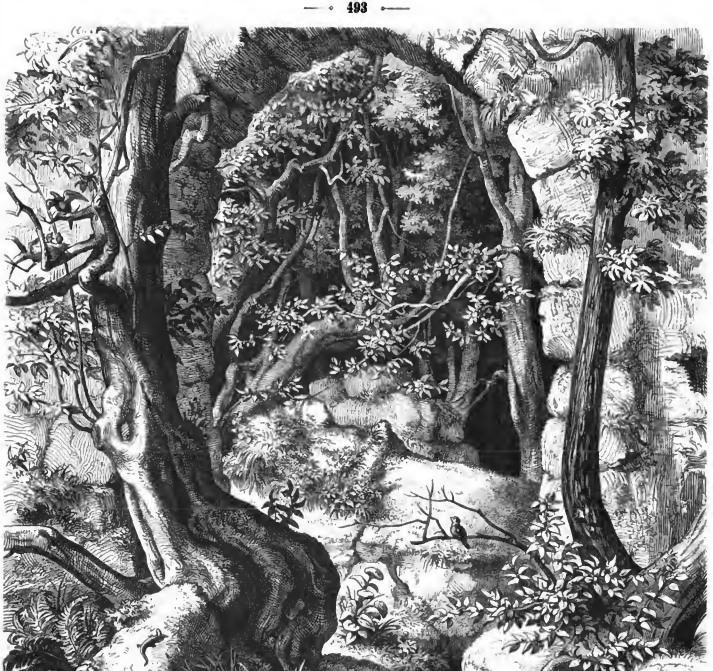
Die Königin und der Wald.

„O Wald, mein Wald, wie lieb' ich Dein Grün!
Weit mehr als den Königssaal!
Ich liebe nichts so sehr, als ihn
Und Dich, mein Ehgemahl.

O, legt mir nun der Tod auf's Herz
Die Hand so lieblich und kalt,
Schließt mich nicht ein in Stein und Erz,
Begrabt mich im grünen Wald.

Wenn die Mönche singen, die Glocken geh'n,
Das macht mir den Schlaf so bang.
Laßt über mein Grab die Zweige weh'n,
Waldvöglein singen mir Sang!"

Doch als sie tödtlich zum Sterben ein,
Da hielten sie ihr nicht Wort,
Sie luden in einen ehernen Schrein,
In steinerne Gruft sie dort.



Waldtreue.

Sie mauerten über ihr auf vom Grund
Einen düſtern Capellenbau,
Die Fenſter blinken vom Glaſe bunt,
Wohl dunkelroth und blau.

Und ein Jahr und Jahrhundert um's and're kam,
Vergeſſen die ſüße Frau,
Vergeſſen des Königs Reich und Nam'!
Verlaſſen das Kirchlein grau.

Da hat es genommen der tiefe Wald
In ſeinen grünſchwanken Schooß;
Kein Prieſter mehr ſingt, keine Glocke ſchallt,
Die Schwellen verſunken in Moos.

O ſprich, hat Liebe denn ſolche Gewalt,
Zu wünſchen Lieb' herbei?
Nun ſchläft ſie umfangen vom grünen Wald,
Der Wald, der Wald iſt treu!

Durch's Fenſter drängen die Zweige ſich traut
Mit Waldesrauſchen und Duft,
Waldvöglein haben ihr Neſt gebaut
Und ſingen über der Gruft.

Hugo v. Blomberg.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Eine glänzende Tafel empfing in dem gegenüberliegenden Zimmer die Eintretenden. Formlos und unter lauter Scherzreden erfolgte das Niedersitzen; als aber Reichardt von dem ihm zugefallenen Platze auffah, traf sein Auge auf Johnson, der, sein Gegenüber bildend, mit zusammengezogenen Brauen des Deutschen ganze Erscheinung zu mustern schien, sich aber dann dem ihm vorgesetzten Teller zuwandte. Bald klang ringsumher nichts als das Klappern der Messer und Gabeln, und Reichardt dankte im Augenblick dem amerikanischen Gebrauche, schweigsam die Hauptpflicht einer Mahlzeit einzunehmen; er erhielt wenigstens Zeit, sich zu sammeln. Margaret saß an seiner Seite, nickt von ihrem Teller aufblickend; dachte er aber daran, mit ihr ein Gespräch von leichter Färbung beginnen zu müssen, so wartete er sich wieder vergebens ab, einen Anknüpfungspunkt dafür zu finden. Alles, was die Uebrigen vereinte, geselliges Leben und Tagesgeschichte, war noch eine fast unbekannte Welt für ihn, und den einzigen Vereinigungspunkt, den sie auch wohl nur berührt hatte, um mit ihm auf gleich bekanntem Boden zu stehen, Harriet Burton, mochte er ihr gegenüber am wenigsten zum Gegenstande eines Gesprächs machen.

„Haben die Ladies schon von der merkwürdigen Fe gehört, mit welcher Dr. Hostell's neues Haus eingeweiht werden soll?“ begann Johnson, seinen Teller zurückschiebend und unter die als Dessert aufgestellten Mandeln und Rosinen greifend.

„Dr. Hostell, der Patentmedicin-Mann?“ lachte eine Stimme.

„Derselbe,“ fuhr der Sprecher fort, „er wird mit einem noch nicht dagewesenen Glanze Bresche in unsere aristokratischen Kreise schießen und sich den Eintritt in die gute Gesellschaft erzwingen; es wird so viel Exstanzliches von dem, was die Partie bieten soll, berichtet, daß die Neugierde schon unsere Ladies nicht ruhen lassen wird.“

Margaret hob den Kopf, als sei ihr die Gelegenheit willkommen, ihre bisherige Stellung aufzugeben, und ein Schein von Lächeln ging über ihr Gesicht.

„Will macht Unsinn!“ rief John's Stimme vom unteren Ende der Tafel herauf, „Hostell hat Geld gemacht, bleibt aber immer der Patentmedicin-Mann und nichts weiter.“

„Warum, Sir?“ rief Johnson, „wir leben in einem Lande, in dem nichts unmöglich ist. Heute ist Einer Porter und hat morgen in der besten Gesellschaft Zutritt, heute schlägt Hostell seine letzte Sassaparilla-Kiste zu und empfängt morgen, vom Geschäfte zurückgezogen, die Leute aus der fünften Avenue!“

Ein einziger Blick des Sprechenden hatte Reichardt bei Erwähnung des „Porters“ getroffen, aber diesem das ganze Blut zum Herzen getrieben. „Und so wohl auch umgekehrt,“ begann er plötzlich, „junge Leute in guter Stellung voll Porter-Rehheit, fashionabler Dünkel mit der wunderlichsten Hohlheit gepaart — es sind allerdings die eigenthümlichsten Gegensätze, die besonders dem Fremden hier im Lande entgegentreten!“ Eine augenblickliche Stille folgte den Worten des Deutschen; es war, als ahne Jeder die verdeckte Bedeutung derselben, bis sich unter den einzelnen Paaren ein allgemeines Gespräch zu entwickeln begann. „Glauben Sie nun an die bösen Geister?“ wandte sich Reichardt halblaut an seine Nachbarin.

Sie schlug langsam das große Auge zu ihm auf. „Warum kümmern Sie sich so viel darum und bauen nicht auf den guten Geist in Ihnen selbst?“ fragte sie; aber es war ein Blick so still und ernst, der ihn traf, daß ihm plötzlich die Erwiderung, welche er sich hatte entreißen lassen, als das Thörichteste seines ganzen Lebens erscheinen wollte.

Für ein wirkliches Glück sah Reichardt es an, daß schon nach Kurzem der Wunsch nach einer Fortsetzung des Tanzes laut wurde; er hatte kaum mehr aufstehen mögen; als sich aber die Gesellschaft endlich erhoben hatte und die Mädchen, wie von einem Zwange erlöst, lachend nach dem andern Zimmer flatterten, zog er den jungen Frost bei Seite. „Ich fühle mich so unwohl, Sir,“ sagte er, „daß ich am besten thun werde, nach Hause zu gehen; wäre ich in gewöhnlicher Stimmung, so hätte ich auch nicht den laux pas in Bezug auf Johnson begangen; und ich weiß, Sie thun es mir zu Liebe, meine Entschuldigung gegen Mister und Miß Frost so zu übernehmen, daß kein falsches Licht auf mich fällt!“

John sah den jungen Mann einige Secunden schweigend an, während der dessen Seele ergründen zu wollen schien. „Sie sind der sonderbarste Mensch, Reichardt, der mir noch vor Augen gekommen,“ erwiderte er dann; „Johnson ist ein Esel, und ich hätte ihn vielleicht noch derber abgefertigt, als Sie es gethan — seinethalber gehen Sie aber doch sicherlich nicht —“

„Ich bin krank, Sir, nichts Anderes,“ unterbrach ihn der Deutsche, „und wenn Sie freundlich gegen mich sein wollen, so glauben Sie mir ohne weitere Worte und lassen mich ganz unbemerkt davon schlüpfen.“

Der Andere blickte mit neuem Forschen in die Augen des Sprechenden. „Es flekt Ihnen irgend etwas quer im Kopfe, Sir; das ist est,“ sagte er, „und ich wollte, Sie sprächen dreist heraus, was es ist. Aber,“ fuhr er fort, als Reichardt eine fast ängstliche Bewegung zur Entgegnung machte, „ich will Sie nicht zum Bleiben zwingen, so sehr mir auch Ihr Entschluß in mehrfacher Beziehung leid thut. Kommen Sie, wenn Sie durchaus nicht anders wollen!“

„Aber ich übergebe mich Ihrer Freundschaft, John, daß ich durch keine Mißdeutung lächerlich werde!“

„Werde Alles besorgen, Sir, wenn ich auch nichts weiter weiß, als daß der Teufel aus Ihnen klug werden mag!“

Beide waren nach einer Art Garderobe am Ende der Vorhalle gegangen, Reichardt hüllte sich in seinen Ueberrock und hatte in den nächsten Minuten unbemerkt das Haus verlassen. Er athmete freier auf, als er die kalte Luft der Straße fühlte, und verfolgte raschen Schritts, ohne einem Gedanken Macht über sich zu gestatten, den Weg nach seinem Boardinghause. Erst als er dort in seinem Zimmer Licht angezündet hatte, blieb er in der Mitte des kalten Raumes stehen und sah starr vor sich nieder. „Es ist recht so,“ sagte er nach einer Pause halblaut, „was habe ich mit diesen reichen, fashionablen Menschen zu thun, unter denen ich doch nur immer der arme Clerk bleibe? Soll ich mir nach Herz in Stücke brechen, wenn es fühlt und verlangt, wie Andere? Aber warum bin ich gegangen? habe ich doch vorausgewußt, was kommen mußte,“ fuhr er fort, den Kopf hebend und die Faust gegen die Stirn drückend, „habe mich selbst wahnwitzig in den Strudel gestürzt —!“ Er machte einen raschen Gang durch das Zimmer und blieb dann von Neuem stehen. „O Margaret!“ rief er plötzlich wie im Ausbruche des bittersten Wehes und schlug beide Hände vor das Gesicht, auf den nächststehenden Stuhl sinkend.

Es war manche lange Stunde verflossen, ehe er das Bett suchte und die innere Ermattung ihm die Augen schloß, und als ihn am Morgen die Frühstücksglocke weckte, war es ihm, als sei jedes Glied an ihm halb zerschlagen.

Fast eine Stunde mochte er bereits seinen Arbeitsplatz in der Office eingenommen haben, und er begann sich soeben zu wundern, daß sich der pünktliche Cassirer noch nicht eingestellt hatte, als John aus dem vordern Raume in's Cassenzimmer trat und die Thür hinter sich zuzog. „Nun, die Krankheit vorüber?“ rief er kurzig, an den arbeitenden Deutschen herantretend, warf aber den Kopf zurück, als er in das Gesicht des Aufblickenden sah. „By George, Sie sehen schlecht aus, Mann,“ sagte er, „was ist denn los mit Ihnen? ich denke doch nicht, daß Sie im Geschäft Streiche wie gestern Abend machen werden?“

„Hat keine Gefahr, Sir,“ erwiderte Reichardt mit einem halben Lächeln. „Ich bin wirklich weder wohl, und denke mich auch so zu halten!“

„Well, Sir, das ist gut — aber wegen gestern Abend,“ versetzte der Andere, noch immer das bleiche Gesicht des Deutschen betrachtend, „es hat mir etwas Mühe gekostet, die Gesellschaft über Ihr Davonlaufen zu beruhigen; die Mädchen schienen sich sämmtlich für Sie interessirt zu haben, und die alte Miß Henderson war ganz unglücklich!“ Reichardt fühlte seine Brust enger werden; er glaubte jeden nächsten Augenblick hören zu müssen, wie sich Margaret geäußert, und kaum wußte er, sollte er es wünschen oder

fürchten, — John aber brach mit einem: „Doch die Hauptsache, weshalb ich kam!“ ab und zog die Stirn in Geschäftsfalten. „Mr. Bell wird für zwei oder drei Tage abwesend sein,“ fuhr er fort, „ob er krank ist, ob er Hochzeit mit seiner Wirthin machen will, oder was sonst los ist, weiß ich nicht. Vater hat seine Zustimmung gegeben, und es fragt sich jetzt nur, ob Sie glauben, während der Zeit allein fertig werden zu können.“

Reichardt sah überrascht auf, und seine Backen fingen an, sich wieder leicht zu röthen. „Ich denke, in voller Kenntniß über das Nothwendige zu sein,“ erwiderte er, „wenn mir so viel Vertrauen geschenkt werden soll —“

„Und so weiter!“ unterbrach ihn John; „um das Vertrauen handelt es sich jetzt nicht, das haben Sie, ohne Umstände gesprochen, vom ersten Tage an in noch größerem Maße besessen, als ich selbst vielleicht, wenn ich auch heute noch nicht weiß, wo der Haken steckt. Die Frage drehte sich um die Fähigkeit und die Arbeit. Sie erklären sich der Stellvertretung gewachsen, also übergebe ich Ihnen in aller Feierlichkeit die Cassenschlüssel. Vater empfiehlt Ihnen nur noch an, Bell's Bücher unberührt zu lassen und nichts als ein Memorandum bis zu seinen Rückkehr zu führen, und so ist mein Geschäft abgethan, Sir!“

Reichardt hatte mit einem Gefühle, das sein ganzes Innere hob und allen Schmerz der letzten Nacht in den Hintergrund drängte, die beiden Schlüssel ergriffen und verließ sein Pult. „Ich hoffe, das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, Sir,“ sagte er, „und ich bitte Sie nur um die Freundlichkeit, hier zu bleiben, bis ich den Cassenbestand mit dem letzten Tagesabschluß verglichen habe.“

Nach einer Stunde saß Reichardt wieder allein und blickte wie in tiefen Gedanken über seine Bücher weg. „Ich werde sein Vertrauen rechtfertigen, weiß ich auch nicht, woher es kommt,“ sagte er leise vor sich hin, „ich werde es rechtfertigen, selbst da, wo es am bittersten und schwersten ist. Das ist der gute Geist, der die bösen von mir halten soll!“

Drei Wochen nach dem soeben Erzählten waren vergangen, Wochen, von denen Reichardt meinte, daß sie ihn fünf Jahre älter gemacht, und doch hatten sie kaum etwas von besonderer Bedeutung gebracht. Bell hatte nach seiner Rückkunft mit deutlich ausgedrücktem Befremden Reichardt's bisherige selbstständige Verwaltung seines Amtes bemerkt, hatte eine lange Prüfung des von diesem geführten Memorandums vorgenommen und dem alten Frost, als dieser beim Durchgehen des Zimmers lächelnd gefragt, ob Alles in Ordnung sei, kopfschüttelnd erwidert, er sehe bis jetzt noch nichts Unrechtes, indessen lasse sich das nicht im Augenblicke beurtheilen, und er liebe es nicht, Unverantwortliche mit Geschäften voller Verantwortlichkeit zu betrauen, worauf Jener mit einem leichten Kopfnicken bemerkt, daß alles Geschehene unter seiner eigenen Verantwortlichkeit erfolgt sei, was wohl genügen werde. Dem Cassirer schien es indessen nicht zu genügen, wenigstens sah Reichardt sein Memorandum, ohne in die Bücher übertragen zu werden, zur Seite gelegt, aber bei jedem darauf Bezug habenden Falle wie im regen Mißtrauen von Neuem geprüft, sah Bell's eigenthümliche Schroffheit und Kälte gegen sich nur im Zunehmen, und ein Gefühl von Bitterkeit hatte sich in dem jungen Manne festzusetzen begonnen, das ihm alle frische Arbeitslust zu nehmen drohte.

Reichardt war am Ende der Woche nach langem, unangenehmem Rathpflegen mit sich selbst eben zu dem Entschlusse gelangt, sich um keine Miene des Cassirers mehr zu kümmern, und wenn auch ohne Freude, so doch ohne steten Aerger seiner Pflicht nachzuleben, als sich ihm John beim Verlassen der Office anschloß. „Meine Schwester möchte Sie sehen, Reichardt,“ sagte er, „sie hat Sie schon im Verlauf der Woche einmal erwartet, ich habe Sie aber entschuldigt und ihr eine so herzerreißende Schilderung von Ihrem leidenden Aussehen gemacht, daß sie seitdem Ihrer mit keinem Worte mehr erwähnt hat — kommen Sie aber doch einmal Abends!“

Reichardt hatte nur zwei kurze Blicke in das Gesicht des Sprechenden geworfen; als er sich aber jetzt von diesem trennte, mußte er sich die eigenthümliche Miene wieder vor das Auge stellen, mit welcher Jener zu ihm getreten war. Ahnte er etwas von dem, was in Reichardt's Innern vorging, und ließ im Stillen seinen Humor spielen? Es war ein unangenehmer Abend, welchen der Deutsche verbrachte. Er konnte Margaret's Bild, von allem Reize umkleidet, wie er sie sich im Hause waltend dachte, nicht aus der Seele bringen. Daneben aber stand John, wie der lebendige Mephisto, ihr Reichardt's „leidendes Aussehen“ schildernd und sich über den Aerger des Mädchens oder auch wohl ihre wegwerfenden Worte belustigend. Und doch stieg auch dazwischen wieder das große, seltsam forschende Auge, mit welchem sie ihn betrachtet, vor ihm auf, daß er sich hätte hinein versenken und alles Uebrige vergessen mögen.

Die zweite Woche hatte ihren Anfang gleich der vergangenen genommen, nur daß Reichardt sich bestrebte, die möglichste Gleichgültigkeit dem Wesen des Cassirers entgegenzusetzen und diesen nur in Fällen, wo es sich nicht umgehen ließ, als überhaupt anwesend zu betrachten, und er fühlte schon nach den ersten zwei Wochen, daß sein Verfahren nicht ohne Wirkung blieb. Bell schien bei der angenommenen zwanglosen Weise, mit welcher der junge Mann sich von seinem Platze erhob und das Zimmer durchschritt, die Papiere auf des Cassirers Pult niederlegte oder wortlos beim Schluß der Arbeitszeit die Office verließ, sich unbehaglich zu fühlen. Er griff oft rasch Reichardt's vollendete Arbeit auf und richtete, als wolle er nur eben etwas sagen, verschiedene Fragen darüber an den Deutschen, die von diesem nur leicht und kurz beantwortet wurden. Es kam schließlich zu Erklärungen und scharfen Worten, die zwar die Schranken der Höflichkeit nicht überschritten, das gegenseitige Verhältniß aber in scharfe Grenzen zogen.

Von diesem Augenblicke an schien sich Keiner der Beiden mehr um den Andern zu bekümmern. Reichardt's bereits gesammelte Erfahrung ermöglichte es ihm, seine Arbeit ohne ein Wort der Frage zu verrichten, und Bell schien von des Andern Thätigkeit nur Notiz zu nehmen, wenn dessen Arbeiten auf seinem Pulte lagen.

An demselben Tage aber schien John den Deutschen erwartet zu haben, als dieser die Office verließ. „Well, Sir,“ sagte er leicht, „Sie sind der Einladung meiner Schwester nicht gefolgt — geht mich auch nichts an, und Sie mögen das mit ihr abmachen. Vater äußerte aber gestern Abend, daß er Sie gern einmal wieder spielen hörte, und wunderte sich über Ihr Ausbleiben.“

„Ich werde kommen, Sir, wenn es gewünscht wird,“ erwiderte Reichardt, „sagen Sie mir nur den Abend.“

Der junge Frost blieb, wie von dem Tone des Sprechenden betroffen, plötzlich stehen und sah diesem in's Gesicht. „Jetzt, Reichardt,“ sagte er, des Andern Arm fassend, „kommen Sie mir einmal nicht weg, bis ich weiß, was mit Ihnen los ist. Hat Sie etwas in unserm Hause gebissen, daß Sie dort krank wurden und nicht wieder hin mögen?“

„Habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß ich nur die Angabe der Zeit erwarte?“ erwiderte Reichardt, während das Blut leicht in sein Gesicht stieg.

„Zeit! man kommt zu irgend einer Zeit, wo man gern hingeht, Sir!“ gab John mit einem halben Kopfschütteln zurück. „Ich will Ihnen nichts entlocken, was Sie für sich behalten wollen, aber Sie sind mir seit dem Danksagungstage eine ganz fremde Persönlichkeit geworden.“

„Lassen Sie nur, Sir, und bestimmen Sie mir einen Tag!“

„Gut, so kommen Sie heute und Sie treffen uns sämmtlich zu Hause.“

Reichardt schlug einige Stunden später, fast ohne Erregung, den Weg nach Frost's Haus ein. Er war sich jetzt seiner Gefühle völlig bewußt, aber sie lagen bewältigt tief im Allerheiligsten seines Herzens, und wenn er auch wußte, daß er einem fortgesetzten leichten Verkehr in Margaret's Gesellschaft nicht gewachsen war, so glaubte er doch für die Dauer eines Abends eine volle Herrschaft über sich bewahren zu können.

Er traf nur den alten Frost im dem Zimmer, in welches er gewiesen ward. Dieser aber hieß ihn mit sichtlicher Befriedigung sich niedersetzen, sprach erst über allgemeines New-Yorker Leben und äußerte sein Befremden, als er von Reichardt's Zurückgezogenheit hörte. Als aber John geräuschvoll mit der Nachricht von dem bevorstehenden Fallissement eines Handelshauses eintrat, spann sich das Gespräch auf das geschäftliche Feld hinüber, und ehe Reichardt, der sich bei dem zwanglosen Tone fast heimisch zu fühlen begann, nur wußte, wie er dazu gekommen, sah er sich schon mitten in einer warmen Erörterung über europäische und amerikanische Geschäftsehre, kritisirte er New-Yorker Speculation im Vergleiche mit deutscher Solidität, und mit einem leisen Lächeln folgte der alte Geschäftsherr seinen Darlegungen.

Das Gespräch ward durch Margaret's Eintritt unterbrochen, welche rasch auf den Gast zutrat. Dieser hatte sich erhoben, hatte nur einen einzigen Blick in ihre Augen, die wie in einer stummen Frage auf ihm ruhten, geworfen und dann die ihm entgegengestreckte Hand an seinen Mund gezogen, ohne diesmal Widerstand zu finden; er wurde sich dessen aber erst später bewußt, denn mit des Mädchens Herantritt war ein Wiederschein der ganzen Befangenheit, wie sie sich während des letzten Zusammenseins mit ihr seiner bemächtigt, über ihn gekommen, und jeder Versuch, die Herrschaft über sich zu gewinnen, schuf nur einen Zwang in seiner äußerlichen Kundgebung, dessen er sich völlig bewußt war, ohne ihn von sich streifen zu können. Er folgte der Aufforderung zum Pianospiel; er spielte aus seiner Erinnerung, verwebte diese mit seinen eigenen Gedanken und gab Allem, was in ihm lebte, Ausdruck; aber es konnte nicht immer gespielt sein, und als er sich erhob, überhörte er fast des alten Frost anerkennende Worte vor Margaret's wunderbar tiefem Blicke, der an ihm hing, aber zu Boden floh, als er sein Auge traf. Und eine sonderbare Unterhaltung war es, welche jetzt folgte. John hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen, schien zu beobachten und ließ nur hie und da ein Witzwort hören; Reichardt hatte eine Bemerkung des alten Frost aufgegriffen und bestrebte sich etwas zu sagen, ohne doch zu einem freien Gedanken gelangen zu können, und der alte Gentleman unterbrach ihn, um seiner Ansicht selbst den rechten Ausdruck zu geben; Margaret lauschte den gesprochenen Worten, bald aber stockten diese gänzlich, und John meinte endlich, es werde dieser Unterhaltung nicht viel schaden, wenn sich Reichardt noch einmal an das Piano setze, eine Aufforderung, welcher der junge Mann mit erleichtertem Herzen nachkam. Als er sich aber zuletzt wieder erhob, hielt er es für das Beste, nicht noch einmal den Versuch zu einem allgemeinen Gespräche abzuwarten und sich bei Zeiten zu verabschieden. Der alte Frost bedauerte, daß er schon so früh aufbreche, drückte ihm aber mit einer Herzlichkeit die Hand, welche dem Deutschen bis tief in die Seele wohlthat. John meinte, Reichardt sei der wunderlichste Heinrich, der ihm noch vorgekommen. Margaret erhob sich leicht, als er sich gegen sie verbeugte, ohne indessen das Auge vom Boden zu heben, und als Reichardt die Straße erreicht und sich zum Heimweg wandte, fühlte er eine Anwandelung sich selbst zu ohrfeigen. „Was können sie über mich denken, als mich für einen gesellschaftlichen Simpel zu halten?" brummte er vor sich hin, „und wie mag sie urtheilen?" klang es in ihm, er sprach es aber nicht aus, und erst nach einer geraumen Weile begann er wieder einen Halt in sich zu fühlen. „Mögen sie es doch," brummte er auf's Neue, „so bin ich wenigstens vor ferneren Einladungen sicher, kann jedem neuen Kampfe aus dem Wege gehen und erhalte Ruhe —" aber es war dennoch ein tiefer, halbunterdrückter Seufzer, welcher dieser Selbsttröstung folgte.

Von diesem Zeitpunkte an schien jeder lichte Punkt aus dem Einerlei seines täglichen Arbeitens und Lebens gewichen zu sein. Sein Verhältniß zu dem Cassirer blieb genau dasselbe, nur daß dieser ihm mit jedem Tage mehr Arbeiten zuschob und selbst oft mehrere Stunden die Office verließ. Der Deutsche fand dann beim Aufsehen stets einen Zettel auf dem Rande seines Pultes: „Mr. Reichardt wird mich bis zu meiner Rückkunft vertreten," und sah den Schlüssel zur Casse im Schlosse. Oft glaubte er aber, wenn er in das Gesicht des rückkehrenden Cassirers blickte, fast mehr Hohn als Vertrauen in der übergebenen Verantwortlichkeit zu finden, besonders da Bell meist Stunden zu seinen Ausgängen wählte, in denen er erfahrungsmäßig am wenigsten vermißt werden konnte. John aber schien den jungen Deutschen kaum mehr zu bemerken, und wenn sich ja einmal Beider Augen trafen, begegnete der Letztere einem Blicke, den er sich nur in ein stillbedauerndes Kopfschütteln zu übersetzen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Aus dem nordamerikanischen Lagerleben. Das fünfte pennsylvanische Regiment, das auf den schönen Fluren Virginiens sein Feldlager, „Camp McDowell", aufgeschlagen hat, weiß sich die Zeit der Unthätigkeit und des langweiligen Friedens mitten im Kriege dadurch zu verkürzen, daß es eine Zeitung herausgiebt, eine Zeitung, geschrieben, redigirt, gesetzt und gedruckt in den Kriegszelten. Das Blatt trägt den Namen des Regiments: „the Pennsylvania Fifth"; es stattet den genauesten Bericht über alle Ereignisse im Lager ab, giebt Aufschluß über den militairischen Stand der Dinge, ergeht sich in poetischen Ergüssen und wird von jedem einzelnen Soldaten an Eltern und Liebchen, an Geschwister und Freunde daheim anstatt der Briefe gesandt. Sein Inhalt ist abwechselnd geharnischt und zart idyllisch gehalten und sowohl in deutscher als englischer Sprache geschrieben. Seine erste Nummer flog mit einem Gedicht an bethaute Blumen in die Welt hinaus.

Bis dahin war es nicht Neues, daß die Pioniere, wenn sie in die Wildnisse des Westens zogen, das Inventar einer ganzen Druckerei mühsam mit sich fortschleppten und Kasten und Presse beim ersten Block ihrer Hütte aufschlugen, der Ansiedlung den Namen gaben und denselben mit dem ersten Morgenroth aus der freien Presse des Urwalds der übrigen lebenden Welt verkündend hervorgehen ließen. Eine Zeitung aus dem Kriegsgetümmel, geschaffen unter Trommelschlag und Musketengeknatter, von den Händen der kriegerischen Helden, war noch nicht dagewesen, und es gebührt der Ruhm dafür einem deutsch-amerikanischen Regiment Pennsylvaniens. Diesem praktischen Anfang werden noch viele folgen, und wir hoffen manch siegverkündendem Blatt aus dem freien Lagerleben von Columbia's Fluren zu begegnen und es zu begrüßen mit einem: „Heil der freien Feldpresse!"

Der Matrose und die Schauspielerin. Die englische Herzogin von St. Albans war früher Schauspielerin. Sie ist eine sehr vernünftige Dame, die sich in ihrem Glanze ihres früheren Standes nicht schämt, sondern gern mancherlei Anekdoten aus jener Zeit erzählt. Eine derselben ist folgende. „Als ich," erzählt sie, „ein armes Mädchen war und für meine dreißig Schillinge hart arbeitete, ging ich während der Feiertage nach Liverpool, wo ich stets freundlich empfangen wurde. Ich sollte in einem neuen Stücke auftreten, etwas gleich den hübschen, kleinen, rührenden Dramas, die sie jetzt auf unsern geringen Theatern geben, und stellte in meiner Rolle ein armes, freundloses Waisenmädchen vor, welche zu dem allerelendesten Zustand der Armuth heruntergesunken ist. Ein hartherziger Handelsmann verfolgt die betrübte Heldin wegen einer bedeutenden Schuld und besteht darauf, sie in's Gefängniß zu bringen, wenn nicht Jemand für sie Bürgschaft leiste. Das Mädchen antwortet: „Dann habe ich keine Hoffnung. Ich habe keinen Freund in der Welt." — „Was?" fragt der finstere Gläubiger, „will Niemand für Sie bürgen, um Sie vor dem Gefängniß zu retten?" — „Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß ich keinen Freund auf Erden habe," war meine Antwort. Gerade als ich diese Worte sagte, sah ich einen Matrosen von der obersten Gallerie über das Geländer klettern und sich von einer Logenreihe zur andern niederlassen; Orchester und Lampen wurden von ihm übersprungen, und im Augenblick stand er an meiner Seite. „Ja, Du sollst wenigstens einen Freund haben, mein armes, junges Weib," rief er mit dem größten Ausdruck in seinem ehrlichen, sonnverbrannten Gesichte. „Ich will für Dich zu jedem Betrag Bürge sein. Was Euch betrifft," sich zu dem erschrockenen Schauspieler wendend, „wenn Ihr Euch nicht drückt und Euern Ankergrund wechselt, Ihr Lümmel, so wird es Euch um so schlimmer ergehen, wenn ich in Euer Takelwerk gerathe." Jedermann im Hause stand auf; es war ein unbeschreiblicher Aufruhr, schallendes Gelächter, Aufschrei des Schreckens, Stimmen der Violinen vom Orchester, und mitten in all diesem allgemeinen Lärm da stand die unwissentliche Ursache von dem Allen, mich beschützend, „das arme, trostlose Weib", Hohn und Verderben athmend gegen meinen Theater-Verfolger. Er konnte nur überredet werden, die Sorge für mich aufzugeben, durch den Theaterdirector, der that, als ob er eben angekommen sei, mich vermittelst eines Ueberflusses von Theater-Banknoten zu erlösen."

Eine komische, wahre Affengeschichte wurde mir vor nicht langer Zeit von einem aus Indien zurückgekehrten Deutschen erzählt, der Capellmeister bei einem indischen Regiment gewesen war. Einer der Seypoys von seinem Regiment hatte Urlaub erhalten, seine Verwandten zu besuchen, und trat zu Fuß die Wanderung in seine Heimath an. Erschöpft von der Hitze des Tages lagerte er sich an einer Quelle, die ein kleines sehr tiefes Wasserbecken bildete, welches von Bäumen überschattet wurde. Da er Hunger fühlte, so langte er Lebensmittel aus seinem Sack und fing an zu essen. Sehr bald gesellte sich einer der in jener Gegend heilig gehaltenen Affen zu ihm, die sehr dreist und unverschämt sind, da ihnen Niemand etwas zu Leide thut. Der Affe wollte mit dem Soldaten frühstücken und langte ohne Umstände zu. Der Indier hatte aber nur gerade genug für sich, und als der Affe zu zudringlich wurde, gab er ihm eine Ohrfeige. Der beleidigte, geheiligte Affe sprang plappernd und Gesichter schneidend davon und kletterte auf einen der Bäume. Der Soldat dachte nicht weiter an den Affen und schickte sich an, sein Mittagsschläfchen zu halten, wobei er seinen Turban abnahm und als Kissen benutzte. Er hatte nicht lange geschlafen, als er durch ein Geräusch im Wasser erweckt wurde, und zugleich erregten vergnügte Töne über seinem Kopfe seine Aufmerksamkeit. Da saß der ungastlich behandelte Affe, boshaft lachend, möchte man sagen, hielt in seiner Hand das Tuch mit der ganzen Baarschaft des Indiers, welches er aus dessen Turban gestohlen hatte, und fand ein teuflisches Vergnügen darin, eine Rupie nach der andern von der Höhe herab in das tiefe Wasser zu werfen. Der Soldat war außer sich und gab sich alle mögliche Mühe, den Affen zum Mitleid zu bewegen; er machte die versöhnlichsten Zeichen und Geberden, hielt die verlockendsten Bissen hin, allein Alles umsonst, der rachsüchtige Affe blieb ungerührt, und als er endlich das Tuch der letzten Rupie nachgeworfen hatte, sprang er sehr zufrieden davon.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 32. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

Die dritte Woche war zu Ende gegangen, und Reichardt fühlte in einzelnen Stunden eine so trostlose Leere in sich, während es ihm doch zu andern Zeiten ward, als möge er sich hinsetzen und sein übervolles Herz einmal recht gründlich ausweinen, daß er am liebsten seine Stellung ganz verlassen und sich ein anderes Schicksal gesucht hätte, wenn er nur gleich gewußt, wohin. Es war am Freitag Abend, als er sich plötzlich des Kupferschmieds entsann, den er so lange nicht gesehen hatte, und auch, kaum daß er ein kurzes Abendbrod eingenommen, den Weg nach dessen Wohnung einschlug; aber keine Ahnung über die eigenthümliche Wendung seines Schicksals, welcher er damit entgegenging, stieg in ihm auf; er dachte an nichts, als sich nur einmal das Herz frei zu sprechen.

Meißner „der Kupferschmied" empfing den Freund mit einem herzhaften Halloh, als er diesen in das allgemeine Gastzimmer seines Boardinghauses treten sah. „Haben Sie wirklich den Weg noch gefunden?" fragte er, während er den Angekommenen nach einer entfernten Ecke führte; „ich hätte beinahe einmal den kühnen Gedanken ausgeführt, Sie in Ihrer Wohnung heimzusuchen, wenn man nur immer wüßte, zu welcher Zeit man solchen seinen Herren am wenigsten ungelegen kommt."

„Höhnen Sie nur, ich hab's diesmal verdient!" gab Reichardt zurück, während er sich bequem an einem der Tische niederließ. „Wenn Sie sonst nichts vorhaben, Meißner, so bleiben wir hier, ich denke, wir sind hier ungestörter als irgentwo anders!"

„All right, Sir!" erwiderte der Kupferschmied, seinen Stuhl näher heranziehend und einen aufmerksamen Blick in das Gesicht des Anderen werfend, „wenn Sie etwas vom Herzen herumzuerthun haben, so sitzen wir hier wenigstens unbehorcht. Zuerst aber," fuhr er fort, dem herbeikommenden Aufwärter die vollen Biergläser abnehmend, „trinken Sie jetzt herzhaft, damit Leib und Seele in die rechte Stimmung kommen, und dann packen Sie aus, gründlich und frischweg."

„Muß ich denn stets etwas auf dem Herzen haben, wenn ich zu Ihnen komme?" fragte Reichardt lächelnd, „oder habe ich etwas Derartiges angedeutet?"

„Brauchen auch nichts anzudeuten," erwiderte Meißner, „ich darf nur Ihr Gesicht ansehen und weiß dann immer so ziemlich, was los ist; heute aber gefallen Sie mir weniger als je — und deshalb sage ich, trinken Sie!" Er stieß sein Glas gegen das des Andern, und als dieser endlich seiner Aufforderung gefolgt, setzte er sich bequem zum aufmerksamen Hören zurecht. Reichardt mußte über die Bestimmtheit lächeln, mit welcher jener seinen Mittheilungen entgegen sah, indessen that es ihm wohl, ohne weitere Einleitung über das, was ihn bedrückte, sprechen zu können, und nach kurzer Zögerung, als suche er nach einem Anfange, sagte er: „Ich glaube nicht, Meißner, daß ich noch lange in meiner jetzigen Stellung werde aushalten können; da haben Sie gleich Alles, was mir auf der Seele liegt!" Er hielt inne und warf einen Blick in des Kupferschmieds Gesicht; dieser aber verzog keine Miene; nur seine sich vergrößernden Augen zeigten die Spannung an, mit welcher er das Folgende erwartete, und Reichardt, den Kopf in die Hand gestützt, begann zu erzählen, was in seinen äußeren Verhältnissen ihm die letzten Wochen gebracht. Er sprach zuerst von der herzlichen Freundlichkeit der beiden Frosts und dem eigenthümlichen Vertrauen, das ihm geworten war; er erzählte, wie sehr er in einzelnen Momenten sich dadurch gehoben und glücklich gefühlt: eine warme Anhänglichkeit an Vater wie Sohn klang aus jedem seiner Worte — mit einem halben Seufzer aber, als verweile er zu lange bei diesen Bildern, brach er ab und begann die Schilderung des Cassirers und seiner Erlebnisse mit diesem, erzählte von den anfänglichen stillen Kämpfen, dem herbeigeführten Bruche, und wie endlich die gegenseitigen Beziehungen, das ganze Leben und Arbeiten in der Office zur völligen Unerträglichkeit geworden. Es war eine Art Selbstgenugthuung, die sich Reichardt durch das in seiner ganzen Schroffheit und Kälte hingestellte Bild des Cassirers schuf, es erleichterte ihn, das einmal in Worte fassen zu können, was er nur immer still mit sich hatte herumtragen müssen; daneben aber war es ihm, als habe er sich selbst zu beweisen, daß Bell und dessen Verfahren ganz allein hinreichend seien, um ihm das Verbleiben in dem Geschäfte zur Unmöglichkeit zu machen — und dieses Letztere glaubte er auch dem Kupferschmiede beim Schlusse völlig klar gemacht zu haben. Er fühlte sich leichter und freier, als er gegen ein befreundetes Herz einmal heruntergesprochen hatte, was, nach und nach angesammelt, wie ein Alp auf ihm gelastet. Was sonst noch im Hintergrunde seiner Seele lag, schmerzend und schwer, das sollte ein verhülltes Heiligthum bleiben, und er hatte sich das Wort gegeben, es nicht einmal gegen sich selbst mehr zu berühren.

Der Kupferschmied war mit sichtlichem Interesse Reichardt's Erzählung gefolgt, als dieser aber jetzt schwieg und ihn, wie eine Aeußerung erwartend, anblickte, legte sich ein Zug von leichtem Spott um seinen Mund. „Und ich soll wirklich glauben, Professer," sagte er nach einer kurzen Pause, „daß es Ihr steifleinziger Cassirer ist, dem Sie das Feld räumen und dem Sie so Ihre

besten Hoffnungen opfern? No, Sir!" fuhr er kopfschüttelnd fort, während ein leiser Roth in Reichardt's Gesicht stieg. „Sie sind nicht der Mann, der sich von so einem Steine aus seiner Straße sprengen ließe — ich habe Sie in schwierigeren Verhältnissen gesehen, Mann, und kenne Sie! — Und so soll ich wohl auch glauben," fuhr er, scharf in des Andern Gesicht blickend, fort, „daß Sie nur wegen des Cassirers Ihre Farbe verloren haben, während Ihre Verhältnisse doch sonst die angenehmsten sein könnten, daß Sie wie in stillem Harme beinahe schon eine ganz spitze Nase bekommen, nur weil Sie dem Ladestock in Ihrer Office den Gefallen thun müssen, sich über ihn zu ärgern? No, Sir, das dürfen Sie dem Meißner nicht sagen —"

„Aber Sie haben doch gehört, daß es eben diese Verhältnisse sind, die mich so peinigen!" unterbrach ihn Reichardt, ohne einen Anflug von Verlegenheit ganz unterdrücken zu können.

„Ich kann mir ja wohl denken," fuhr der Andere fort, ohne auf den Einwurf zu achten, „daß Sie nicht jetzt schon eine Zukunft aufgeben würden, die vor Kurzem noch ein lebendiges Paradies für Sie war, wenn nicht eine ganz bestimmte gewichtige Ursache dafür vorhanden wäre — ich werde Ihnen aber natürlich nicht abfragen, was Sie verschweigen wollen — immer lassen lassen, was sich nicht halten läßt — und so sagen Sie mir nur wenigstens, ob Sie schon andere Aussichten haben, oder was Sie sonst zu thun gedenken."

„Sie gehen zu rasch, Meißner, so weit bin ich noch lange nicht," versetzte Reichardt, in das Glas vor sich sehend, als wolle er des Andern Blick vermeiden, „weiß ich doch noch nicht einmal, wie ich meine Stelle auflündigen soll, ohne wie ein Narr oder ein Undankbarer zu erscheinen."

„Das mögen wirklich Viele für die richtigen Bezeichnungen halten," erwiderte der Kupferschmied trocken, „ich sehe aber, wie kalt Sie die Dinge betrachten, und es wird sich freilich wenig gegen die Unmöglichkeit, in Ihren jetzigen Verhältnissen zu bleiben, sagen lassen."

„Es ist so, Meißner!" sagte der junge Mann, mit voller Bestimmtheit dem Blicke des Fragers begegnend, „ich habe mich gegen Sie ausgesprochen, so weit es möglich war, und so lassen Sie das abgethan sein."

„Gut! aber Ihr ferneres Unterkommen ist damit nicht abgethan," warf der Andere, sich jetzt ereifernd, ein, „und danach haben Sie zu sehen, ehe Sie zur kündigung gehen. Mr. Frost, denke ich, wird wenig Lust haben, Ihrer Ausdauer ein großes Zeugniß auszustellen; der Geschmack zum Porterspielen wird Ihnen jetzt wohl auch vergangen sein; Bekanntschaften haben Sie schwerlich schon genug, um etwas Anderes ergreifen zu können —"

„Ich weiß Alles, was Sie sagen wollen," unterbrach Reichardt den Sprechenden und ließ den Kopf schwer in die Hand sinken, „ich habe mir den größten Theil davon schon selbst gesagt, und doch werde ich mich dem Glück oder Unglück überlassen müssen —"

„Gut, so sind wir damit fertig — ein anderes Bild!" rief der Kupferschmied, mit einer eigenthümlichen Mischung von Aerger und Hymor. „Das gnädige Fräulein vom Schiffe ist wieder hier, wenn Sie es noch nicht wissen — sie scheint aber jetzt im Ernste eine gnädige Frau daraus zu sein."

„Wer — Mathilde?" fragte Reichardt überrascht aufsehend.

Der Andere nickte. „Ich begegnete ihr gestern Mittag am Broadway, wie sie in Sammt und Seide einen alten Gentleman mit sich schleifte. Ich hätte gern gesehen, was sie bei meinem Anblicke für ein Gesicht ziehen würde, aber sie bogen in's Prescott-Haus ein, eben als ich mich bemerkbar machen wollte."

Reichardt sah, wie von einem Gedanken berührt, in des Erzählers Augen. „Und Sie sind sicher, daß Sie sich nicht getäuscht haben?" fragte er.

„Ich denke, wenn man fast eine Viertelsstunde braucht, um sich zu überzeugen, ist man ziemlich sicher!"

Reichardt schien noch immer seinen früheren Gedanken zu verfolgen. „Ziehen Sie Ihren andern Rock an, Meißner," sagte er endlich, „wir machen ihr einen Besuch!"

„Ich?" rief der Kupferschmied sich wie entsetzt von seinem Stuhle erhebend, „soll mich der Himmel bewahren! Zu meiner Bekanntschaft mit ihr steht nichts von einem Vergiß mein nicht; sie hat mir auf dem Schiffe meine Gedanken über ihre Verhältnisse vom Gesicht ablesen können."

„Aber ich versichere Sie, daß sie gegen mich mit der größten Freundlichkeit von Ihnen gesprochen hat!"

„Das ist ihre Sache, ich mag aber solche Frauenzimmer nicht, die auf Speculation nach Amerika gehen und sich da lieber einen reichen Grandart einfangen, als zu leben und zu arbeiten wie die andere Jugend —"

„Meißner!"

„Nun ja, das ist ein Punkt, in dem wir noch niemals übereingestimmt haben, also lassen wir die Sache, und Sie gehen allein. Werden wenigstens gleich hören können, was aus dem Menschen geworden ist, den Sie damals in St. Louis — — Sie wissen ja! — Dummes Zeug!" unterbrach sich der Redende, als Reichardt's Gesicht sich in der plötzlich wachgerufenen Erinnerung verfärbte, „wir hätten längst irgend eine Andeutung, wenn nicht Alles in Ordnung wäre! — aber noch eins," fuhr er fort, als sich der Andere erhoben hatte, und faßte dessen Hand, „ich habe eine Art Ahnung, was Sie so schnell an der Gnädigen treibt — thun Sie keinen raschen Schritt, der Sie aus Ihrer jetzigen Stellung bringen könnte, Reichardt! Ich weiß nicht, welche Mücken Ihnen im Kopfe stecken; aber wenn Sie mit dem alten Herrn wie mit dem jungen so stehen, wie Sie sagten, so kann es doch gar nichts geben, was sich nicht ausgleichen ließe — denken Sie daran, wie schwer das erlangt wird, was sich so leicht aufgeben läßt!"

Reichardt drückte mit warmer Empfindung die ihm gebotene Hand. „Sie sind ein lieber, treuer Freund, Meißner, und Sie wissen, wie ich es anerkenne," sagte er, „wenn ich Ihnen aber auch Alles zeigen wollte, was in mir lebt, so würden Sie meine Gefühlsweise doch eben so wenig verstehen, als ich oft die Ihrige; glauben Sie mir, was ich thun werde, muß ich thun, um meiner selbst willen!"

„So gehen Sie denn Ihren Weg — 's ist schon richtig, daß wir nicht Einer wie der Andere sind; der Herrgott wird ja aber wohl Kostgänger von meiner Sorte auch nothwendig haben!" erwiderte der Kupferschmied, und man wußte nicht, war es Aerger oder Weichheit, was in seinem Tone klang. „Wenn Sie aber einmal wieder Ihren Vortheil „Ihrer Gefühlsweise" halber weggestoßen haben, und Sie wissen nicht mehr wie sich zu helfen, so denken Sie wieder daran, wo der Kupferschmied zu Hause ist!" Er nickte kräftig mit dem Kopfe, stürzte den Rest seines Bieres hinab und geleitete dann schweigend den Andern nach dem Ausgange des Zimmers.

Reichardt wanderte schnellen Schritts durch die Straßen. Noch war er sich nicht völlig klar, welchen Zweck er bei dem rasch unternommenen Besuche verfolgte; die Verhältnisse, welche er antraf, sollten ihn erst zurechtweisen — er wußte aber, daß dem neuen, trostlosen Bilde seiner Zukunft gegenüber, wie es Meißner vor ihm aufgerollt, die Nachricht von Mathilde's Anwesenheit ihn wie eine neue Hoffnung, wie ein Ausgangspunkt seiner jetzigen Kämpfe berührt hatte; er wußte, daß er auf dem Wege war, möglicherweise Alles von sich zu werfen, was ihn bisher gequält, und damit auch alles Glück seines Herzens, alle Befriedigung durch seine jetzige Stellung; aber dies Glück war schmerzlicher für ihn geworden, als jede äußerliche Plage, und alle geschäftliche Befriedigung wollte er gern opfern, wenn er nur fortkommen konnte aus diesem Wirrsale mit sich selbst, das ihn aufzureiben drohte.

Er hatte kaum einen raschen Blick in das Fremdenbuch des „Prescott-Hauses" gethan, als ihm auch schon die Einzeichnung: „Konfride and Lady" entgegenblickte; ohne langes Besinnen sandte er seine Karte nach dem angemerkten Zimmer, und die rückfolgende Einladung brachte ihn schnell vor die ihm bezeichnete Thür. Von innen klang ihm eine leicht hingeworfene Cadenz entgegen, die aber alle seine Nerven in Erregung setzte, und mit leise bebendem Finger klopfte er.

Es war Mathilde, und doch war sie es auch nicht, welche dem Eintretenden lächelnd entgegenkam. Trotz ihrer augenscheinlichen Ungezwungenheit lag etwas in ihrer Haltung, in der Art ihrer Bewegung, selbst in ihrem Blicke, was an die „große Dame" erinnerte und ihre ganze Erscheinung in einer Weise verändert hatte, wie es Reichardt in den wenigen Monaten seit ihrer Trennung kaum für möglich gehalten. Als er ihre Hand ergriff, die sich nur mit einem leichten, flüchtigen Drucke um die seine schloß, mußte er unwillkürlich an das Wiedersehen zwischen ihnen auf der

Bühne in St. Louis denken, und als ob sie die Gedanken in seinem Auge lese, stieg ein leichtes Roth in ihren lächelnden Zügen auf, und mit einem wärmeren Drucke schlossen sich ihre Finger auf's Neue um die seinen.

„Da ist er, Fenfride," wandte sie sich an den Mann zurück, der sich bei Reichardt's Eintreten langsam aus einem Lehnstuhle erhoben hatte und dem jungen Deutschen, trotz des leichten Grau in seinem dunkeln Haare, mit seinen lebendigen Augen und frischen Zügen um fünf Jahre jünger erscheinen wollte, als er ihn zuletzt gesehen, „da ist er, der uns beinahe in einen Criminalproceß verwickelt hätte —"

„Sein Sie völlig ruhig, Monsieur — ich freue mich, Sie wieder zu sehen," rief der Angeredete lachend, dem Deutschen die Hand entgegenstreckend, „ich weiß, daß Sie nur die Ehre Ihrer damaligen Schwester, meiner jetzigen Frau, vertreten haben; der Stevens, der fou, glaubte, noch als Sie schon weg waren, einen grand coup auszuführen, wenn er mir Ihr Geschwister-Verhältniß mittheilte. Zu seinem Glücke ist er mit einem Stiche in's Fleisch davon gekommen — gut war es aber immer, daß Sie sich allen difficultés entzogen — doch nehmen Sie Platz!"

„Bei alledem ist er ein ungetreuer Mensch," begann Mathilde wieder, als sich Reichardt mit sichtbarer Erleichterung, trotzdem er während seiner letzten Erlebnisse wenig an ein Abenteuer in St. Louis gedacht, niedergelassen hatte; „seine klangreiche Geliebte hat er aller Gefahr preisgegeben, während er seinen prosaischen Koffer sorgsam gerettet hat!"

Ein Blitz des Verständnisses ging durch die Seele des jungen Mannes. „Sie haben von meiner Geige etwas gehört?" fragte er erregt; trotz seiner augenblicklichen Bewegung aber fühlte er seine Unsicherheit in der Weise, der jetzigen Mistreß Fenfride zu begegnen, und sein „Sie" war mit einem Blicke auf beide Anwesende begleitet. Fast schien aber Mathilde eine ähnliche Schwierigkeit in Gegenwart ihres Mannes zu fühlen; nur mit einem Lächeln, welches dem jungen Manne die ganze frühere Zeit seines Zusammenlebens mit ihr zurückrief, nickte sie ihm zu und erhob sich, um in dem anstoßenden Zimmer zu verschwinden.

„Sie hatte damals bestimmt, noch einmal mit Ihnen zusammenzutreffen," sagte Fenfride, welcher ihre Bewegungen verfolgt hatte, „und so nahm sie das Instrument, als wir Ihre Entweichung entdeckten, an sich."

Eine kurze Pause erfolgte, in welcher es dem jungen Manne fast wurde, als gehe er dem Wiedersehen mit einer geliebten Person entgegen; war ihm doch die Geige immer wie eine lebendige Vertraute gewesen, welcher er Alles klagen durfte, die ihm gerne wortet und ihn getröstet hatte, und er konnte sich einer sehnsüchtigen Bewegung nicht erwehren, als Mathilde mit dem ihm so wohl bekannten Kasten zurückkehrte.

„Hier, Bruder May, ist die Verlorene," sagte sie, und alles Fremdartige, was Reichardt in ihrem Wesen gefunden, schien völlig daraus hinwegzustreichen; „noch keine Hand hat sie wieder berührt, und ich wünsche nur, daß auch Du ihr durch keine neue Nebenbuhlerin entfremdet sein magst."

„Sie hat nichts zu fürchten gehabt," erwiderte jener, wohlthuend von dem zwanglosen gewohnten „Du" angeregt, „habe ich doch in New-York noch nicht einen einzigen Bogenstrich gethan, bin sogar der Kunst ganz untreu geworden — aber," setzte er mit leichtem Stutzen des Tones hinzu, „bin auch wohl bestraft dafür."

„Das heißt — Du hast den Rückweg in Deinen früheren Beruf gefunden," sagte Mathilde aufmerksam, „und — fühlst Dich nicht glücklich darin?"

Reichardt neigte den Kopf und öffnete den Violinkasten; es war ihm, als sei er eben dabei, eine Unwahrheit zu sagen; war ihm doch sein gegenwärtiger Beruf so lieb, daß er unter anderen Verhältnissen seine vollste Befriedigung darin gefunden haben würde, daß er selbst während aller Kämpfe der letzten Zeit den Verlust seiner Geige nur in einzelnen flüchtigen Augenblicken empfunden hatte. „Bist Du wohl ganz glücklich, Mathilde, daß Du der Kunst entsagt hast?" fragte er langsam aufsehend.

Sie blickte ihn wie verwundert an; an ihrer Stelle nahm der frühere Director das Wort. „Madame Fenfride der Kunst entsagt, Monsieur?" rief er, den Kopf rasch aufrichtend, „wie kommen Sie zu der Annahme? Ah, Sie treffen uns hier muthätig nur allein — eh bien, wir sind für den Augenblick zu einem Stillstand gezwungen; der Stevens war ein großer coquin, aber ein guter Agent, und seit Sie ihn unbrauchbar für uns gemacht, sind unsere Arrangements zum großen Theile fehlgeschlagen. Jetzt habe ich für das äußere Menagement unserer Angelegenheiten eine andere Verbindung angeknüpft, und sobald wir damit in Ordnung sind, werden wir auch unsere unterbrochene Reise wieder aufnehmen. — wir haben übrigens viel von Ihnen, Monsieur, gesprochen," fuhr er lebhaft fort, „obgleich ich Ihre Fertigkeit noch nicht einmal habe bewundern können — nehmen Sie Ihr Instrument und lassen Sie etwas hören!"

Reichardt hatte, indem er seine Geige erblickt, auf der noch nicht einmal eine Saite gerissen war, nur der Aufforderung bedurft, um dem in ihm plötzlich erwachten Drange zum Spiel zu genügen. Mit einer lebhaften Befriedigung aber hatte er auch von der neu in Aussicht stehenden Kunstreise gehört, und die Hoffnung, sich durch einen Anschluß an die Gesellschaft mit einem Male Alkem, was jetzt auf ihm lastete, entziehen zu können, war in bestimmten Umrissen vor ihn getreten. Es galt wohl jetzt nur, dem Manne vor ihm zu zeigen, was er konnte, und ihm damit das Vertheilhafte seines Engagements vor die Augen zu stellen. Er hatte das Instrument aus dessen weichem Lager genommen, stimmte es, prüfte den Bogen und warf dann einen hellen Blick in Mathildens Augen. Ein Lächeln des Verständnisses antwortete ihm, und er begann in großem, kräftigem Tone die Einleitung zu dem variirten Brech'schen Liede, in welchem er und Mathilde sich zum ersten Male zusammen gefunden hatten. Reichardt fühlte, daß er in seinem Spiele nichts verloren hatte, daß sich im Gegentheil alle aufgesparte Kraft und die ganze Tiefe seiner Empfindung in die Töne zu ergießen schienen, und als bei Beginn des Themas Mathildens Stimme, die er noch nie in dieser Fülle und klaren Sicherheit gehört zu haben meinte, einsetzte:

„Ziehn die lieben, gelben Sterne,"

stieg eine stille, lichte Begeisterung in ihm auf, die, sobald Mathilde bei der beginnenden Durcharbeitung die ursprüngliche Melodie übernahm, sich auch auf diese zu übertragen schien. Fenfride, der während des Anfanges sich in seinen Stuhl geworfen und mit der Miene eines mehr und mehr befriedigten Kritikers Reichardt's Spiel verfolgt hatte, that bei Mathildens Einsatz überrascht die Augen groß auf; bald aber begann er sich langsam in die Höhe zu richten, sein Gesicht rötbete sich, und als endlich Violine und Stimme, einander begleitend, im Nachklang des Themas am Schlusse erklangen, schien er wie in Verzückung noch immer den entschwundenen Tönen zu lauschen, bis Mathildens ausbrechendes Lachen ihn wieder zu sich selbst zu bringen schien. „Oh, mon dieu," sagte er mit einem tiefen Athemzuge, „warum habe ich denn das nicht früher gehört! Setzen Sie sich doch gleich einmal hierher, Monsieur," fuhr er fort, als finde er erst jetzt seine Lebhaftigkeit wieder, „Sie dürfen uns ja nicht wieder verlassen, Sie haben ja zehntausend Dollars in Ihrem Bogen, wie Stevens sagen würde — oh, cher enfant, warum mußte ich denn das jetzt erst hören!"

Reichardt that lächelnd seine Geige bei Seite und nahm seinen frühern Platz ein, während Mathilde mit einem Lenchten in ihren Mienen, als sei ihr selbst die größte Genugthuung geworden, sich auf dem Divan ihm gegenüber niederließ. — Eine volle Stunde währte ein erregtes Gespräch zwischen den Dreien, nur als Reichardt endlich das Hotel verließ, war es in seine Hand gegeben, seine gegenwärtige Lage mit einer leichten, gewinnbringenden Stellung in Fenfride's Concert-Truppe zu vertauschen; in seiner Sicherheit hatte sogar der Director die Garantie für ein volles Jahr übernommen.

Je weiter indessen Reichardt seinen Weg durch die stillen Straßen verfolgte, je langsamer wurden seine Schritte — er hätte niemals geglaubt, daß es ihm so schwer werden könnte, sich durch einen raschen Entschluß seinen augenblicklichen Verhältnissen zu entreißen — nur doch wußte er, daß er nicht bleiben konnte, nicht bleiben konnte.

Als er sein Boardinghaus erreicht hatte, trat ihm aus dem bereits leeren Parlor plötzlich der Kupferschmied entgegen. „Gott sei Dank, daß Sie endlich kommen," rief dieser bei seinem Anblicke, „ich dachte schon, Sie würden die halbe Nacht ausbleiben, und doch wußte ich Ihnen noch sagen, daß ich aus purer Eitelkeit meine Akte vergessen hatte!"

„Was — wirklich nur der vergessenen Mittheilung wegen

haben Sie sich den Weg gemacht und bis jetzt gewartet?" fragte Reichardt mit einem Lächeln voll halben Zweifels und führte den Gast nach dem Parlor zurück. „Wollten Sie nicht auch nebenbei hören, zu welchem Punkte meine Verhandlungen mit der „Gnädigen" geführt?" fuhr er launig fort, als ihn ein Blick durch den Raum versichert, daß sie allein waren.

„Hatte nicht daran gedacht!" erwiderte Meißner, den Kopf schüttelnd, „jetzt allerdings sehe ich, daß etwas daraus ankommt, ob Sie noch dasselbe Interesse für das Geschäft Ihres Principals haben, als früher!"

„Etwas Geschäftliches?" fragte der Andere aufmerksam, „ich werde immer mein Interesse für Frost's bewahren, Meißner, selbst wenn ich bereits aus ihrer Office geschieden wäre, was noch nicht einmal der Fall ist."

„So hören Sie eine Minute und thun Sie dann, was Ihnen gut dünkt; nennen Sie mich auch einen Esel, wenn Sie wollen, daß ich erst jetzt damit herausrücke," sagte der Kupferschmied, sich vorsichtig umsehend und dann nach einer der Fensterportièren gehend. „Seit Sie von Johnsen's weg sind," fuhr er fort, nachdem ihm Reichardt mit einiger Befremdung gefolgt war, „scheint der alte Black sein besonderes Zutrauen auf mich übertragen zu haben. Ich muß wenigstens jeden Abend vor dem Geschäftsschlusse zu ihm kommen, und er hat immer einige besondere Aufträge für mich. Als ich heute Abend nach der Office kam, sitzt der alte Mann bleich wie der Tod vor einem Briefe, der eben angekommen sein mußte, und sieht, als er mich sieht, von seinem Sessel auf, als könne er kaum seinen Beinen trauen. „Bill, holen Sie mir rasch einen Wagen," sagt er, „Lassen Sie sich aber vor den Anderen nichts Besonderes anmerken!" Als ich aber mit dem Wagen zurück bin, liegt der Alte mit dem Kopfe auf seinem Pulte nun weiß von sich selbst nichts. Zum Glück war der Doctor nebenan zu Hause, der ihn wieder zu einer Art halber Besinnung brachte, sich aber dann auch gleich mit ihm in den Wagen setzte und den Kranken nach seinem Quartier schaffte. Ich hatte mir nichts anmerken lassen sollen, sagte also auch dem Doctor von dem Briefe nichts; schickte aber den Porter fort, um Einen von den jungen Johnsen's aufzutreiben — der alte Herr liegt schon seit einer Woche hart krank — von denen war aber wie gewöhnlich kein Einziger daheim, und so hielt ich es für das Beste, selbst einmal in den Brief, der offen dalag, zu sehen. Ich bin noch immer schlecht in meinem Englischen beschlagen, aber ich buchstabirte doch so viel heraus, daß das Schiff Mary Lee zu Grunde gegangen und nur die Mannschaft gerettet worden sei, daß die telegraphische Depesche darüber, allem Anscheine nach im Interesse einer Versicherungs-Compagnie, die irgend einen Schlag auszuführen beabsichtige, zurückgehalten werde, und daß jeder an der Ladung Betheiligte am Besten thue, sofort nach dem Rechten zu sehen. Ich wußte nicht, ob ich nicht mit jedem Worte, das ich über den Inhalt redete, mehr verderben, als gut machen konnte, und ließ die Schrift, wie sie war und wo sie morgen früh doch von den Johnsen's sogleich entdeckt werden muß. Als Sie zu mir kamen, vergaß ich über Ihrem blassen Gesichte sogar die ganze Geschichte, und erst später fiel mir ein, daß Frost's an der Sache wohl ebenso betheiligt sein könnten, als Black oder Johnson's, und daß ich Ihnen jedenfalls noch ein Wort darüber sagen müßte —"

„Und wo ist der Brief jetzt — wird ihn nicht der alte Black längst haben holen lassen?" unterbrach ihn Reichardt eifrig.

„Der Alte ist noch immer nicht ganz bei rechter Besinnung," erwiderte der Andere, „ich fragte in seinem Hause nach, ehe ich hierher ging, und gerade deshalb habe ich Ihnen jedes Wort von der Geschichte erzählt."

Reichardt machte sichtlich erregt einen raschen Gang durch das Zimmer. „Ich muß das Papier selbst sehen, Meißner," sagte er, plötzlich stehen bleibend; „Frost's sind wirklich zu einem großen Theile an der Ladung der Mary Lee betheiligt, und was geschehen kann, um einen Schwindel der Versicherungsgesellschaft zu verhindern, muß sofort geschehen. Dazu gehört aber wenigstens ein gegrämeter Beredacht, der sich nur durch den Brief selbst feststellen läßt — können wir jetzt nach der Office von Johnsen's gelangen? der Porter schläft ja wohl im untern Raume, und ein Verwand muß sich finden —"

„Können? Natürlich können wir!" rief der Kupferschmied, fuhr sich aber auch zugleich mit der Hand hinter die Ohren, „was dann aber, wenn der Brief morgen früh nicht mehr da ist? denn um das einfache Hineinsehen wird es Ihnen ja wohl nicht zu thun sein!"

„Hören Sie, Meißner," rief Reichardt, den Andern bei beiden Armen ergreifend, „morgen ist der Brief wahrscheinlich nicht mehr werth als ein Stück Papier; heute aber können wir neben Frost's Capitale wohl auch das Interesse von Johnsen oder Black retten. Wagen Sie einmal für den schlimmsten Fall Ihre Stelle, Sie machen damit, wenn Sie Ihr Englisch nicht betrogen hat, den Einsatz für einen viel bedeutenderen Gewinn —"

„Vorwärts also!" rief der Kupferschmied, seinen Hut fester auf den Kopf schlagend, „die Sache ist mir ein Bischen spitzig, aber Sie haben wohl noch keinem Menschen zu etwas Unrechtem gerathen —"

„Und hoffe es auch niemals zu thun, verlassen Sie sich darauf!" gab Reichardt zurück, und in der nächsten Minute hatten die beiden jungen Männer scharfen Schritts den Weg nach Johnsen's Geschäftshause eingeschlagen. „Es ist kaum elf," sagte der Kupferschmied, welcher an der nächsten Laterne seine Uhr gezogen hatte, nachdenklich, „und wahrscheinlich ist der jetzige Porter, der seine Abende gern lange benutzt, noch nicht einmal zu Hause. Wir könnten uns wohl, wenn wir nicht zwei oder drei Stunden warten wollen, einen Weg von dem Hinterhause nach der Office bahnen, könnten aber auch dabei als ganz ordinaire Einbrecher abgefaßt werden — wenn's aber durchaus sein müßte —"

„No, no!" erwiderte Reichardt, der sich über den todesverachtenden Ton von Meißner's letzten Worten eines Lächelns nicht erwehren konnte, „wir sind die Personen, von denen jetzt Alles abhängt, und dürfen uns deshalb keiner unnöthigen Gefahr aussetzen. Sehen wir, wie wir die Sachen finden, und nehmen dann unsere Maßregeln — vorläufig vertraue ich auf gutes Glück; die ganze Sache ist zu sonderbar an mich gekommen, als daß ich einen Fehlschlag sehr fürchten sollte!"

„Auch ein guter Glaube — aber nur los; einmal eine Sache unternommen bin ich zu Allem fertig!" brummte der Kupferschmied, und schweigend setzten Beide nebeneinander ihren Weg fort.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Zeiten der schweren Noth.

Nr. 3.

Ein Secondelieutenant.

Die beiden unheilvollen Schlachten bei Jena und Auerstädt (am 14. October 1806) waren beendet. Nicht durch den fehlenden Muth der Soldaten waren sie verloren, sondern durch eine unbegreifbare Sorglosigkeit und Verwirrung ihrer Führer und durch ein Geschick, das sich mit aller Schwere gegen Preußen wendete. Preußen hatte große Verluste in den beiden Schlachten erlitten; es würde sie verschmerzt haben, hätte es Männer besessen, welche die aus beiden Schlachten geretteten Trümmer seines Heeres mit besonnenem Muthe gesammelt hätten, wären nicht so schmachvoll feige Männer unter denen gewesen, welchen es einen Theil seiner Macht anvertraut hatte. Es verlor hundert Mal mehr durch die Folgen dieser Schlacht, als durch sie selbst. Die letzten Monate des Jahres 1806 sind die trübste Zeit in Preußens ganzer Geschichte.

Durch den Verlust dieser beiden Schlachten war der ganze preußische Operationsplan vernichtet. Das geschlagene Heer zog sich nicht zurück, es war gleichsam in alle Winde zerstreut, seine Führer hatten jede Besinnung verloren, es dachte nur auf seine Rettung und floh in heilloser Verwirrung. Es wußte nicht, wohin es sich wenden sollte. Ein Theil wendete sich gegen die Ufer, ein anderer schlug die Straße nach Sondershausen ein, um von dort im Norden des Harzes auf Magdeburg zu ziehen, ein dritter flüchtete gegen Erfurt.

Digitized by Google

Lieutenant Hellwig bei Eisenach.

Erfurt war eine schöne, starke Festung. Hundertundzwanzig Kanonen, alle in gutem Stande, blickten drohend von den Wällen herab. Mit Munition war die Festung reichlich versehen, und die großen Magazine in ihr waren gefüllt. Vierzehntausend Preußen waren sich in sie, an ihrer Spitze der Prinz von Oranien, der Feldmarschall Möllendorf, die Generäle Larisch, Grawert, Lissan und Zweifel. Dem übertegensten Feinde hätte sie tage- und wochenlang erfolgreich Trotz bieten können. Ueberdies hatte die Festung noch durch den Petersberg und die Cyriaksburg zwei sehr starke Stützpunkte.

Bereits am Morgen des 15. Octobers umzingelte der Großherzog von Berg Erfurt. Waren seine Truppen auch an Zahl bedeutend der Besatzung überlegen, so waren sie doch von den starken vorhergehenden Märschen und namentlich von der Schlacht am Tage zuvor erschöpft. Außerdem führten sie kein grobes Belagerungsgeschütz mit sich. Die Festung hatte nichts zu befürchten, denn ein Sturm auf die wohlerhaltenen Mauern wäre ebenso thöricht gewesen, wie er erfolglos geblieben sein würde. Der Großherzog von Berg dachte auch nicht an eine ernstliche Belagerung, die ihn vielleicht wochenlang an diesen Platz gefesselt haben würde, durch Capitulation hoffte er sich in den Besitz der Festung zu setzen, um dann mit seinen Truppen ungesäumt die einzelnen Theile des zerstreuten preußischen Heeres zu verfolgen und aufzureiben, ehe sie Zeit gewännen, sich wieder zu sammeln und zu vereinigen.

In der Stadt herrschte die größte Verwirrung und Furcht. Die Soldaten waren zum großen Theil erbittert und zeigten Lust, sich trotz der am Tage zuvor erlittenen Niederlage auf's Aeußerste zu vertheidigen oder durchzuschlagen. Ein Theil der niederen Officiere stand auf ihrer Seite und begriff, wie unendlich viel für Preußens Wohl und Rettung davon abhing, wenn der Feind durch Belagerung der Festung außer Stand gesetzt wurde, die einzelnen Theile des preußischen Heeres zu verfolgen, und diese Zeit gewannen, sich zu vereinen. Aber die Führer hatten Kopf und Besinnung verloren. Der Commandant der Festung wie der Citadelle, der Major Karl von Prüschenk, war so verwirrt durch die Furcht und so muthlos, daß er selbst die geringsten Vorkehrungen zu treffen versäumte. Und keiner der in der Stadt anwesenden Generäle trat ihm unterstützend zur Seite — sie waren ebenso muthlos wie er selbst. Die Rettung des Vaterlandes vergaßen sie bei dem Gedanken an ihre eigene Gefahr, so gering diese auch war.

Schon am Nachmittage schickte der Großherzog von Berg einen Parlamentär in die Festung, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Der Commandant rief einen Kriegsrath zusammen, an welchem die ersten Generäle, welche sich in der Stadt befanden, Theil nahmen. Die schmachvollste Furcht beherrschte ihre Gemüther, sie schützten die vielen Verwundeten vor, welche sich in der Stadt befanden, hielten die Festung zu schwach besetzt, obschon sie an zehntausend kampffähige Mann in sich barg, und kein Einziger im Kriegsrathe besaß Muth genug, eine Uebergabe mit Entschlossenheit und Verachtung zurückzuweisen und die Andern an ihre Pflicht und Ehre zu erinnern, welche ihnen gebot, die Festung bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Der Commandant stimmte zuerst für die Uebergabe, und Alle faunen nur darauf, die günstigsten Bedingungen zu erhalten.

Der französische Oberst Preval war als Parlamentär in die Stadt geschickt und er selbst war erstaunt, als er die Mittheilung erhielt, daß die Festung capituliren wollte. Die Verwirrung und Muthlosigkeit hatte einen so hohen Grad erreicht, daß er sogar, was nirgend Sitte war, mit unverbundenen Augen durch die Stadt auf die Citadelle geführt wurde. Er hatte Gelegenheit genug gehabt, sich auf diesem Gange von der Stärke der Festung zu überzeugen. Er erhielt die Bedingungen, unter denen die Festung sich übergeben wollte, und da er nicht Vollmacht besaß, dieselben zu genehmigen und zu unterschreiben, kehrte er mit denselben zu dem Großherzog von Berg zurück, um ihm dieselben vorzulegen.

In der Eile des Kriegsrathes hatte man folgende Hauptpunkte als Bedingungen aufgesetzt: 1) Die Besatzung solle am 17. October mit allen Kriegsehren, mit Waffen, Effecten und Gepäck, die Bataillonsstücke, Feldcassenkisten, Bäckerei und Armeetrain mit eingeschlossen, ausziehen. Sie soll mit klingendem Spiel, fliegenden Fahnen und brennenden Lunten nach Halle marschiren.

2) Die verwundeten Officiere, Unterofficiere und Soldaten, welche sich in der Stadt befinden, sollen unter dem ersten Artikel mit inbegriffen sein. Die Transportirungsunfähigen bleiben auf Kosten Sr. preußischen Majestät zurück; sobald sie geheilt sind, kehren sie mit Pässen zu ihren Corps zurück.

3) Um die Mittagszeit des folgenden Tages solle das Jehannisthor übergeben werden und von außen besetzt werden, am innern Thor indeß so lange preußische Wache bleiben, als preußische Besatzung in der Festung sei.

4) Da die Effecten der zur Besatzung gehörenden Personen nicht sofort fortgeschafft werden können, so solle ein Termin von drei Monaten dafür anberaumt werden.

In ängstlicher Erwartung harrte der Commandant und der Kriegsrath der Wiederkehr und der Antwort des Großherzogs von Berg. In der Festung hatte sich unter den Soldaten das Gerücht, daß die Festung übergeben werden solle, verbreitet und bei den meisten den größten Unwillen hervorgerufen. Eine Anzahl Soldaten eilte sogar vor das Thor der Citadelle, um von dem Commandant eine Erklärung zu verlangen und ihm die Erklärung zu übergeben, daß sie sich in eine so schmachvolle Capitulation nicht fügen würden. In die Citadelle selbst wurden sie nicht eingelassen.

Es war Abend geworden, als der Oberst Hippolyt Preval mit dem Bescheid des Großherzogs und der Vollmacht zur Unterschreibung der Capitulation in die Stadt zurückkehrte. Ganz im Stillen, um den Soldaten das Verhaben zu verheimlichen, wurde er auf die Citadelle geführt. Der Kriegsrath wurde auf's Neue versammelt. Der Großherzog von Berg hatte auf der Muthlosigkeit seiner Feinde erkannt, daß er Alles von ihnen verlangen könne, und hatte die Bedingungen der Uebergabe verschärft. Die Thore der Festung sollten sogleich für die französischen Truppen geöffnet werden, und schon am Mittag des folgenden Tages, am 16. October, sollte die Besatzung mit Waffen, Gepäck, fliegenden Fahnen und den Bataillonsklanonen ausziehen, aber auf dem Glacis der Festung die Waffen niederlegen und kriegsgefangen bleiben. Die Officiere sollten ihre Degen und Gepäck behalten, nach Preußen zurückkehren, indeß ihr Wort geben, bis zur Auswechselung nicht zu dienen. Transportmittel für sie und ihr Gepäck sollten ihnen verschafft werden. Die verwundeten Officiere, Unterofficiere und Soldaten sollten unter dieser selben Bedingung stehen, für ihre Pflege sollte man sich auf die französische Großmuth verlassen.

Diese zum Theil so schmachvollen Bedingungen waren selbst den meisten Generälen zu hart, und sie protestirten dagegen und suchten mildere zu erringen. Der französische Bevollmächtigte erweiterte, nicht mehr bewilligen zu dürfen. Da drängte der Commandant Karl von Prüschenk zur Annahme derselben. Er schien nicht frei aufathmen zu können, so lange er sich in der Nähe des Feindes befand. Der Gedanke an eine Belagerung, vielleicht gar an einen Sturm auf die Stadt raubte ihm fast die Besinnung. Was kümmerte es ihn, ob sein König durch ihn mehr denn 10,000 brave Soldaten einbüßte? was kümmerte es ihn, daß sie dem französischen Hochmuthe und Spott preisgegeben wurden, daß sie gezwungen werden sollten, in den Reihen ihrer Feinde vielleicht gegen ihr eigenes Vaterland zu kämpfen? er kam mit unverletzter Haut davon, selbst sein Eigenthum wurde nicht angetastet. Vielleicht hatte er gar auf eine Belohnung des Kaisers für seine bereitwillige Capitulation einer so starken und wohlverborgten Festung zu hoffen.

Abends 11 Uhr, während Tausende in der Stadt keine Ahnung davon hatten, welche schmachvolle That auf der Citadelle vor sich ging, wurde dort die Capitulation von Karl von Prüschenk und Hippolyt Preval unterzeichnet. Preußen hatte eine wichtige Festung verloren, ein schwarzes Blatt war für immer in Preußens Geschichte eingeschrieben, das Leben von Tausenden braver Krieger war durch diesen einzigen Schritt dem Verderben preisgegeben. Am folgenden Mittag zog die ganze Besatzung aus. Auf dem Glacis mußten sie die Waffen niederlegen. Manches Herz blutete, in dem Auge manches Soldaten standen Thränen des Schmerzes und der Verzweiflung, mancher zerbrach die Waffen, die er mit Ehren bis dahin getragen und die er nun niederlegen mußte, weil seine Führer anfgehört hatten, Männer von Ehre zu sein.

Die Kunde von dieser schmachvollen Capitulation der Festung und Citadelle Erfurt, auf deren Wiesenhund Blicke so zuverlässig gebaut hatten, und die von der größten Bedeutigkeit war, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Umgegend und erregte die allgemeinste Entrüstung. Eine That rief sie aber hervor, welche neben diesen düsteren Flecken wie ein helles Licht erglänzte, welche zeigte, daß es an tapferen Männern und unerschrockenen Herzen

in Preußen nicht fehlte, daß alles Unheil dieses Krieges nur von wenigen der Großen verschuldet war. In der Geschichte wird diese That meist gänzlich übergangen, weil es ein einfacher Secondelieutenant war, der sie ausführte. Wir wollen sie der Vergessenheit entreißen, die sie wahrlich nicht verdient. Solche Thaten sind immer ein schöner begeisternder Ruf für die Zukunft.

Die zweite Schwadron des preußischen Husarenregiments von Pletz war durch die Gefechte bei Saalfeld abgeschnitten und dadurch in den Rücken der französischen Armee gekommen. Es stand in der Gegend von Eisenach, während Erfurt übergeben wurde. In dieser Schwadron befand sich der Secondelieutenant Hellwig, ein junger, feuriger und tapferer Mann, der unter all seinen Cameraden für einen der Bravsten galt. Auch er hörte von der schmachvollen Capitulation, und sein Herz bebte vor Unwillen. Sein Leben würde er hingegeben haben, hätte er diese That ungeschehen machen können, denn sie warf einen Flecken auf die ganzen preußischen Waffen. Zugleich erhielt er aber auch die Nachricht, daß man in Eisenach den Durchmarsch der ganzen gefangenen Garnison von Erfurt, über 9000 Mann, unter einer nur schwachen Bedeckung erwarte.

Ein Gedanke blitzte in ihm auf. Wenn es ihm gelänge, durch eine kühne That zum Theil wieder gut zu machen, was in Erfurt verschuldet war! Und dieser Gedanke wurde fester bei ihm zum Entschluß, ohne daß er nach den Schwierigkeiten und Gefahren, welche sein Vorhaben darbot, fragte. Ohne Zögern eilte er zu dem anwesenden Flügeladjutanten des Königs, Major Graf v. Götzen, und trug ihm vor, daß er entschlossen sei, die durchmarschirenden Gefangenen zu befreien. Dem Grafen gefiel des jungen Mannes kühner Plan, doch zweifelte er an dem Gelingen; er verprach es in Ueberlegung ziehen zu wollen.

„Nein!“ rief Hellwig, „sogleich müssen Sie sich entscheiden. Gestern in der Frühe sind die Gefangenen von Erfurt abmarschirt, jede Stunde können sie hier ankommen!“

„Es sind über 9000 Gefangene, die Bedeckung wird nicht gering sein,“ erwiderte der Graf. „Ohne einige Compagnien Bedeckung ist ein solcher Transport nicht möglich, und ich kann nicht viel Leute an ein solches gewagtes, ja ich muß sagen tollkühnes Unternehmen setzen.“

„Ich verlange auch nicht viel!“ rief Hellwig begeistert. „Geben Sie mir fünfzig Husaren, lassen Sie mich dieselben aus dem Regiment aussuchen, und ich stehe dafür, daß mein Vorhaben gelingen wird!“

Der Graf lächelte.

„Die Bedeckung wird nicht daran denken, daß sie angegriffen wird,“ fuhr Hellwig fort, „sie weiß nicht, daß wir hier stehen, und sie hat nach der Schmach von Erfurt nicht Ursache, sich vor den preußischen Waffen zu fürchten!“

„Es geht nicht — es ist unmöglich!“ rief der Adjutant, so sehr ein solches Unternehmen auch ihm selbst zusagte. „Sie und all die fünfzig Braven würden sich nutzlos opfern!“

„So lassen Sie uns zum Opfer fallen!“ rief Hellwig. „So wollen wir zeigen, daß es unter den Preußen noch Männer giebt, welche ihr Leben gern für die Freiheit ihrer Cameraden in die Schanze schlagen. Wir wollen zeigen, daß Ehre und Ruhm uns höher gilt als das Leben! Nur fünfzig Mann geben Sie mir, Freiwillige, obschon ich weiß, daß Alle von unserm Regiment mit Freuden bei solchem Unternehmen in den Tod gehen würden! Nur fünfzig Mann!“

Der Adjutant zögerte noch.

„Nun, so sei es!“ rief er endlich, indem er Hellwig die Rechte entgegenstreckte. „Schlagen Sie ein, Lieutenant! Zehn Jahre meines Lebens wollte ich darum geben, hätte nur ein Mann mit Ihrem Herzen und Ihrem Muthe in dem Kriegsrathe zu Erfurt gesessen! Bei Gott, es wäre anders gekommen!“

„Wir wollen die Schmach sühnen!“ entgegnete der junge Mann, indem er die dargebotene Rechte ergriff. „Falle ich, so soll zum wenigsten ein Jeder sagen: Er hat seine Pflicht gethan, wie's sich für einen braven Soldaten gebührt!“

Der Graf vermochte eine innere Bewegung nicht zu verbergen. „Kommen Sie — kommen Sie, Lieutenant!“ sprach er und eilte mit ihm hinaus zu den Husaren. Mit wenigen Worten theilte er ihnen Hellwig's Vorhaben mit, und über hundert meldeten sich sofort als Freiwillige.

Fünfzig Husaren und fünf Unteroffiziere wählte Hellwig selbst sich aus, und keiner von ihnen zweifelte an dem Gelingen, denn sie kannten den kühnen und unerschrockenen Sinn ihres Lieutenants.

„Wir bringen Euch 9000 freie Cameraden mit!“ rief er heiter seinen zurückbleibenden Gefährten zu und sprengte mit seiner kleinen Schar rasch davon. Er ritt auf die Landstraße zu, welche von Erfurt über Gotha nach Eisenach führt, und dort bei Eckrodt, kaum eine Viertelstunde von Eisenach entfernt, stellte er seine Husaren in einem kleinen, bis an die Straße reichenden Gehölze versteckt auf. Mit seinem Plane hatte er sie bereits bekannt gemacht. Die große Anzahl der Gefangenen mußte einen langen Zug bilden. Wie es bei solchen Transporten in der Regel zu geschehen pflegte, marschirte eine Abtheilung der Bedeckung voran, während die andere den Zug beschloß. Zu beiden Seiten pflegten Bedeckungen zu marschiren oder Husaren zu reiten, um das Entweichen einzelner Gefangenen zur Seite zu verhüten.

Ruhig, ohne sich zu verrathen, wollte er fast den ganzen Zug an sich vorbei marschiren lassen und sich dann plötzlich mit Ungestüm auf die letzte Abtheilung werfen. Erst nachdem diese überwältigt, wollte er auf die vordere Abtheilung der Bedeckung sich stürzen, und der mehrfach erprobte Muth seiner Husaren gab ihm die Gewißheit, daß keiner von ihnen zagen werde, wenn der Feind ihnen auch an Zahl mehrfach überlegen war. Auf das Strengste hatte er den Husaren befohlen, sich nicht eher zu rühren und auch durch die günstigste Gelegenheit sich nicht zum Hervorbrechen bewegen zu lassen, als bis er ihnen das Zeichen dazu gegeben.

Er selbst stieg, von einem Unteroffizier begleitet, auf eine kleine Anhöhe in der Nähe des Gehölzes. Ihre Pferde hatten sie zurückgelassen. Um sich zu verbergen, streckten sie sich hinter einen Busch und schauten erwartungsvoll durch ein Fernrohr die nach Gotha und Erfurt führende Straße hinab. Stunde auf Stunde verrann, und die Erwarteten erschienen nicht. Einzelne kleine verspätete Haufen des preußischen Heeres zogen auf der Straße vorüber, und der Unteroffizier schlug vor, sie an sich zu ziehen, um sich durch dieselben zu verstärken. Hellwig lehnte es ab. „Wir sind stark genug,“ sprach er, „und wir dürfen unsern Plan nicht Unbekannten anvertrauen. Hätte ich den Major von Götzen um eine größere Schaar gebeten, er würde sie mir gegeben haben, aber ich freue mich darauf, daß man später erzählen wird, ein halbes Hundert preußischer Husaren haben dem Feinde 9000 Gefangene abgenommen. Die Bedeckung wird auf unsern Ueberfall nicht vorbereitet sein, er muß gelingen, und glaubt Du, daß die Gefangenen, sobald wir nur einen geringen Vortheil errungen haben, uns nicht selbst unterstützen werden?“

„Sie sind ohne Waffen,“ warf der Unteroffizier ein.

„In der Noth wird jeder Stein am Wege, jeder Stock zu einer gefährlichen Waffe, und die bloße Faust eines unerschrockenen muthigen Mannes ist noch mehr zu fürchten, als ein Säbel in der Hand eines Feiglings!“ rief der junge Lieutenant mit begeistertem Muthe. Er richtete das Fernrohr wieder auf die Landstraße und er hätte laut aufjubeln mögen, denn in der Ferne erblickte er die Erwarteten in langem Zuge. Es war gegen 5 Uhr Abends.

„Sie kommen — sie kommen!“ rief er seinem Begleiter zu. „Eile hinab zu unsern Gefährten und prage ihnen noch einmal ein, daß sie bis auf meinen Befehl ganz ruhig bleiben! Doch nein — warte,“ fügte er seinen Entschluß ändernd hinzu, „ich selbst will hinabeilen!“

Er sprang auf, verließ vorsichtig, halb kriechend die Anhöhe und eilte in das Gehölz, wo die Seinen in größter Ungeduld harrten.

„Haltet Euch in Bereitschaft!“ rief er ihnen zu. „Sie kommen! Aber noch einmal hört meinen Befehl: keiner rührt sich, bis ich das Zeichen gebe!“

Er eilte wieder hinauf auf die Anhöhe. Das Herz schlug ihm schnell, laut. Der Augenblick nahte, der die Entscheidung für ihn brachte: Sieg und Ruhm oder — Tod!

Der Zug war nahe gekommen. Auf's Deutlichste erkannte er die den Gefangenen voran schreitenden französischen Soldaten. Ihre Gewehre blitzten in der Abendsonne. Er konnte sie überblicken, sie marschirten ziemlich regulär, aber in Einem war er sicher bestärkt: die Bedeckung war nicht so schwach. Eine ganze Compagnie Linien-Infanterie marschirte dem Zuge voran und eine nicht geringe Anzahl Bedeckungen zu beiden Seiten. War die den Schluß bildende Bedeckung ebenso stark, so hatte er eine schwere

Aufgabe — gleichviel, er blieb fest entschlossen, den kühnen Streich zu wagen.

Ruhig ließ er den Zug vorbei marschiren. Es war ein langer Zug. Das Herz blutete ihm, als er auf die Reihen der Gefangenen niederschaute, die ein Opfer der Feigheit ihrer Führer geworden waren. Er glaubte, den Schmerz und die Niedergeschlagenheit auf ihren Gesichtern lesen zu können, um im Geiste hörte er schon ihren Jubel, wenn sie wieder frei waren — befreit durch ihn. Schon nahte der Schluß des Zuges, auch er bestand aus einer Compagnie Linien-Infanterie. Schnell hatte er ihn überblickt. Er gab seinem Begleiter ein Zeichen, und ungesehen glitten sie von der Anhöhe hinab. Wenige Augenblicke darauf stand er vor seiner kleinen Schaar, die ihn zum Kampfe bereit empfing. Schnell schwang er sich auf sein Pferd, zog den Säbel, gab das Zeichen zum Losbrechen und sprengte der Schaar voran aus dem Gebüsche. Kaum hundert Schritte war er noch vom Feinde entfernt. Dieser war indeß nicht so sorglos, wie er erwartet hatte. Die Franzosen wandten sich gegen ihn, eine Reihe von Gewehrsalven blickte ihm drohend entgegen, aber unerschrocken rief er den Seinen zu: „Immer vorwärts!“ In einer Entfernung von ungefähr 60 Schritt empfing ihn eine Gewehrsalve der ganzen Compagnie, die Kugeln pfiffen über den Köpfen der Husaren hin, diese sprengten unerschrocken auf sie zu und hieben ein. Der Kampf war nur ein kurzer, so heftig sich die Franzosen auch wehrten. In kaum zehn Minuten war die ganze Compagnie überwältigt und streckte die Waffen. In größter Eile wurden ihnen dieselben abgenommen und eine Anzahl der Gefangenen damit bewaffnet.

Hellwig's tapfere Schaar hatte in diesem Kampfe einen nur unbedeutenden Verlust erlitten. Ohne Zögern wollte sich der Lieutenant nun auf die erste Compagnie werfen, aber die Voltigeurs hatten sich in ein Gebüsch geflüchtet und feuerten aus demselben. Mehre Husaren und Pferde wurden schwer dadurch verwundet. Ein Husar und ein Gefangener fielen dicht an Hellwig's Seite. Erbittert sprengte er auf das Gebüsch zu, seine Tapfern folgten ihm, und in wenigen Minuten waren die Voltigeurs, welche im Ganzen 140 Mann stark gewesen waren, zum Theil gefangen, zum Theil in die Flucht getrieben.

Hellwig nahm sich nicht Zeit, sie zu verfolgen. Die Spitze des Zuges mit der ersten Compagnie der Franzosen hatte bereits das Thor von Eisenach erreicht, und er wollte sich auf sie werfen, ehe sie Zeit gewannen, sich in den Häusern festzusetzen. Er erreichte sie vorn in der Stadt, hier wurde der Kampf indeß gefährlicher für ihn, da die Franzosen sich in mehrere Straßen vertheilten und ein nachdrückliches Feuer unterhielten. Ihr Oberst fiel durch den Säbelhieb eines Husaren. Dies erbitterte sie noch mehr. Der bis dahin errungene Erfolg hatte indeß die Kühnheit der Husaren bis zur todesfreudigen Begeisterung gesteigert. Einzelne von ihnen stürzten sich unerschrocken auf den zehnmal überlegenen Feind, ein Theil der Gefangenen, der sich Waffen verschafft hatte, unterstützte sie, und noch war keine halbe Stunde verflossen, so war der Kampf beendet. Die ganze französische Compagnie war zersprengt, gestehen, ein Officier und 15 Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht.

Die Gefangenen waren befreit. Mit lautem Jubelrufe wurde der kühne junge Lieutenant begrüßt, und er konnte diesen Gruß dreist annehmen, denn 9000 brave Krieger hatte er seinem Könige und Vaterlande erhalten. Er selbst hatte eine Wunde empfangen, er achtete indeß nicht darauf, denn eine andere Sorge ruhte schwer lastend auf ihm. Der erste Schritt seines Unternehmens war gelückt; sollte es ganz gelingen, so blieb ihm noch die schwere Aufgabe, die Befreiten sicher aus dieser rings von Feinden umgebenen Gegend zu führen. Er ließ den Muth nicht sinken. Die Befreiten wurden mit all den Waffen, welche aufzutreiben waren, und mit den Carabinern und Pistolen der Husaren armirt, die Bürger Eisenach's brachten Alles, was sie besaßen, zur Erfrischung derselben herbei, und nach kurzer Ruhe brach Hellwig noch an demselben Abend mit ihnen auf und führte sie bis Creuzburg und von dort nach Hannöversch-Münden. Dort übergab er sie dem General Zweifel, der sicher nicht ohne Beschämung auf diese That des Secondelieutenants blickte, denn er selbst war in Erfurt gewesen, als die Festung capitulirte und die nun Befreiten dem Feinde preisgegeben wurden. Hellwig kehrte zu seinem Bataillon zurück, welches er bei Nordheim antraf.

Der edle Herzog von Weimar, Karl August, beschenkte jeden der tapferen Husaren, welche an diesem kühnen Handstreich theilgenommen, mit einem Louisd'or. Die Unteroffiziere verbaten sich dieses Geschenk und wünschten dafür ein Ehrenzeichen. Der Commandant von Erfurt, Major Karl von Prüschenck, wurde durch einen Befehl des Königs Friedrich Wilhelm vom 11. December 1806 seiner unverantwortlichen Capitulation wegen ohne Abschied aus dem Militairdienste entlassen — und der Secondelieutenant Hellwig? Wir wissen nicht, ob er eine Belohnung für seine herrliche That empfangen.

Der Moniteur in Paris veröffentlichte wenige Tage darauf ein Bülletin aus Weimar vom 16. October, in welchem mit hochtrabenden Worten und in übertriebener Weise die Capitulation der Festung und Citadelle und die dadurch erlangten Vortheile mitgetheilt wurden, selbst die Bedingungen der Capitulation wurden wörtlich beigefügt, aber in keinem der folgenden Bülletins, welche stets neue Siege verkündeten, ist erwähnt, daß ein preußischer Secondelieutenant mit fünfzig Husaren 9000 Gefangene befreit.

Mögen diese kurzen thatsächlichen Zeilen ein Denkmal für den Braven sein!

Fr. Fr.

Die Mormonen-Hauptstadt und deren Sultan.

Ungefähr in der Mitte des noch unbewohnten ungeheueren nordamerikanischen Continents, umgrenzt von Wüsten und Wildnissen, hat sich während des letzten Jahrzehends ein neuer Staat, eine neue Religion, eine aus allen Völkern der Erde zusammengeschneite Gemeinde von etwa 100,000 Seelen erhoben. Missionäre in allen Theilen der Erde, China und Japan nicht ausgenommen, und die religiös geweihte Glorie der Polygamie, der Vielweiberei blos für den physischen Zweck der Bevölkerei, in ihren eigenen Häusern bereichern dieses fabelhafteste aller modernen Gebilde jährlich um viele Tausende neuer Mitglieder.

Es ist der religiöse Mormonenstaat in Utah am großen Salzsee, westlich von den Felsengebirgen und diesseits der Sierra nevada, von welcher man auf Californien und den stillen Ocean herabblickt, im Norden der Wahsatsch-Gebirge. Die Mormonen-Hauptstadt ist binnen 10 Jahren wie ein Paradies mit Palästen und Gärten und mannigfaltigster Industrie aus der Wüste emporgestiegen, etwas westlich von dem 114. Längengrade und nördlich von dem 40. der Breite, dieser Durchschnittslinie aller menschlichen Culturgeschichte. In ihrem Entstehen auf das Grimmigste verfolgt, von Vertilgungskriegen ausgerieben und zweimal in Masse vertrieben, zogen sie endlich, wie einst die Kinder Israel, durch unendliche Wüsten und kletterten über die Felsengebirge hinunter in das Salzseethal, wo nach Erfahrungen und Forschungen wissenschaftlicher Reisenden und heldenmüthiger „Freijänger“ kein einzelner Mensch zu leben im Stande war. Hier ließen sich die vertriebenen Mormonen nieder und schufen in kürzester Zeit die merkwürdigste Oase einer ganz neuen Cultur, Religion, Staatsform, Gesellschafts- und Sittlichkeits-Organisation.

Es ist schon unendlich viel, das Empörendste und Beste, das Bitterspruchvollste über diese „Heiligen der letzten Tage“, wie sie sich nennen, geschrieben worden. Bertrauen wir uns jetzt einem Naturforscher an, der die ganze Mormonenschaft aus eigenster Forschung und Erfahrung zuletzt und am ausführlichsten und unparteiischsten geschildert hat. Zwei ungeheuere illustrirte Prachtbände in englischer Sprache von dem Franzosen Jules Remy und dem Engländer J. Brenbich, die sich ausschließlich mit den Mormonen und der Reise zu und von ihnen beschäftigen, liegen vor uns.*

Lassen wir uns zunächst mitten in die große Salzsee-Stadt, das „neue Jerusalem“ der Mormonen, einführen.

„Am 58. Tage nach unserm Aufbruche von Sacramento in Californien, den 25. September 1855, Nachmittags 3½ Uhr, marschirten wir auf einer Hauptstraße in die Mormonenstadt ein.

* „A Journey to the Great Salt Lake City“ u. s. w. London, W. Jeffs. Berlin, Asher u. Co.

Rechts und links dufteten uns Blumen- und Obstgärten an, besonders Pfirsichbäume schwer fruchtbeladen. Also mitten in der großen Salzfestadt, dem neuen Jerusalem, modernen Zion oder „Deseret", was „Land der fleißigen Biene" bedeuten soll. Es liegt am Fuße der Wahsatsch-Gebirge in einer Ebene und am Flusse Jordan. Der obere Stadtheil steigt allmählich an einem Gebirgsabhange amphitheatralisch empor, so daß das Auge mit einem Male den ganzen Umfang übersehen kann. Die Straßen laufen in geraden Linien nach den Ufern des Jordan herunter und sind rechtwinkelig von Querstraßen durchschnitten. Eine starke Lehmmauer zum Schutze gegen Indianer umgiebt die ganze Stadt. Die Einwohner hielten uns für die Post-Karawane, die jeden Monat einmal aus den Vereinigten Staaten ankommt, sodaß wir nicht weiter auffielen. Wir fragten uns sofort nach dem Rathhause, wo wir uns von Gouverneur, Papst und Dictator Brigham Young Quartier ausbitten wollten. Statt „Seiner Excellenz und Hoheit, Heiligkeit und Majestät" trafen wir nur Beamte und Schreiber, die uns an den Oberrichter des ganzen Utah-Landes und Besitzer des Union-Hotels, Mr. Kinney, wiesen. Ein untersetzter, fetter, achtbar gefleideter und aussehender Herr, gemüthlich vor seinem Hotel sitzend und rauchend, das war Mr. Kinney, Oberrichter von Utah im Namen des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Er zeigte sich höflich und herzlich und räumte uns nicht nur seine besten Gäste, sondern auch seine Privatzimmer ein. Erst wurden wir mit Porter und Cognac, dann mit Thee und Zubehör tractirt. Ein großes, schönes Haus, ein Feen-Palast nach orientalischer Wüste! Ein niedliches junges Gebirgs-Schaf, mehr ein Reh, als ein Repräsentant der Dummheit, spielte um uns in der Stube herum und neckte sich mit uns und einem großen straußähnlichen Vogel, dessen langer Schnabel jedoch alle Verwandtschaft mit dem afrikanischen Original verleugne.

Diese seltsamen, niedlichen, vollkommen zahmen Hausthiere in der Stube, diese Cultur, Stille und Behäbigkeit um uns erfüllten uns mit ungemeiner Freude und Erquickung. Abends hatten wir das Schauspiel eines Einzugs von England angekommener Mormonen, die mit großer Feierlichkeit und dem Orchester der Kirche empfangen und für die Nacht auf einem öffentlichen Platze zum Biwouakiren reichlich versorgt wurden. Diese Lagerscenen mitten in der Stadt, die gebräunten Gesichter, Maulesel, Ochsen und zahmen Indianer, welche ab und zu wanderten, brachten einen ungemein malerischen Eindruck hervor.

Am folgenden Tage durchwanderten und studirten wir die Stadt. Jede Straße ist 130 Fuß breit und geradlinig und ist auf beiden Seiten von einem kleinen Bergbrome klaren Wassers durchzogen, da man auf geniale Weise ein Gebirgsgewässer so zertheilt und gerichtet hat, daß es in so vielen Armen durch jede Straße doppelt herabfließt. Jedes dieser Flußkärnchen ist mit doppelten Reihen baumartiger Weiden („Baumwollenholzbaum") gepflanzt. Da sich die Straßen rechtwinklig durchschneiden, bilden sie viereckige „Blöcke" von Häusern von je 6—700 Fuß Länge auf jeder Seite. Jedes Haus steht wenigstens 20 Fuß hinter der Straßenlinie und ist von Obst- und Blumengärten umgeben, so daß die neueste und vollkommenste Stadt zugleich alle Annehmlichkeiten des offenen Landes und Dorfes einschließt (ein soziales Problem, das wir mit unserer alten Cultur noch nicht gelöst haben, so daß wir es erst aus der Mormonen-Hauptstadt lernen müssen). Dies giebt der verhältnißmäßig kleinen Stadt scheinbar auch eine Ausdehnung von mindestens drei englischen Meilen Durchmesser. Die meisten Häuser sind einfach, alle sehr rein, oft ziemlich elegant und auch in einzelnen Fällen palastartig und fast immer geräumig und gefuge. Die Residenz Brigham Young's ist ein Palast 100 Fuß lang und 40 breit, aber nicht zu groß für seine 17 Frauen und seine zahlreiche Nachkommenschaft, die in Abraham-, Isaak- und Jacob'scher Weise als ein himmlischer Segen, als Gierde vor Gott und den Menschen betrachtet wird, da „viele Kinder" als das Hauptstück religiösen Verdienstes gelten. —

Die Residenz des Mormonen-Papstes ist von Granit und andern kostbaren Gesteinen gebaut, steht mit ihren hervorspringenden Ogiven über den langen Fenstern sehr majestätisch aus und soll im Innern fürstlich ausgestattet werden für 30 Sultanas, die sich dieser alte Held von Sultan und Papst noch anzuschaffen gedenkt. Jetzt (1855) wohnt er mit seinen 17 Ehehälften in einem Hause dicht daneben, das einen großen Bienenkorb als Symbol des Fleißes auf dem Dache trägt. Daneben befinden sich die Staats- und Regierungsgebäude und eine unentgeltlich zugängliche Bibliothek, unweit davon die große Gesellschaftshalle und der nunmehrige Raum, auf welchem sich der große Mormonentempel mit sechs hochemporsteigenden gothischen Thürmen erheben soll, über 150 Fuß lang, 119 breit und mit Granitmauern von 9 Fuß 9 Zoll Dicke, eine Schöpfung kirchlicher Baukunst, die alle andern in der Welt übertreffen wird, wie sich wenigstens die Mormonen selbst rühmen. Bis jetzt halten sie ihren Gottesdienst in einem großen Tabernakel daneben, das von der „Bowery" begrenzt wird, einem ungeheuern Schuppen für neue Ankömmlinge, die noch kein Dach und Fach haben. Neben dem Tabernakel das Stiftshaus für die Mysterien der eigentlichen Heiligen, Bischöfe und obersten Hierarchen, das kein Mormone niedrigeren Grades betreten kann. Hier nehmen die Heiligen die noch immer lebendigen Offenbarungen ihres Stifters und Propheten, des von amerikanischer Volkswuth ermordeten Joseph Smith, und die Eingebungen des heiligen Geistes in Empfang. Hier werden die höchsten Kirchenbeamten geweiht und verewigt und mit der heiligen Tunika bekleidet, einem langen, weißen Gurt, der vor jeder Gefahr schützt, so lange er den Körper umgiebt. In der Nähe dieser Staats- und Kirchengebäude sind auch Werkhäuten und Schlasstellen für jeden Mormonen ohne Beschäftigung und Arbeit, außerdem Magazine und Kornkammern der Kirche.

Auf unsern Wanderungen durch die Stadt fiel uns nichts so angenehm auf, als die durchgehende Reinlichkeit, Behäbigkeit und Arbeitsamkeit, die friedliche Ruhe und Ordnung und der gebildete Wohlstand an allen Häusern und Menschen. (Es ist wirklich ein Deseret, ein Bienenschwarm, aber ohne — Drohnen, ohne Militär und Polizei und Beamte — als besondere vom Volke lebende Stände. Jeder arbeitet und schämt sich auch der gemeinsten Arbeit nicht — das ist das ganze Geheimniß. — Maurer und Zimmerleute bauen, schneiden, sägen und behauen Holz, Tischler hobeln und leimen, Gärtner graben und wässern, Schmiede hämmern zwischen sprühenden Funken, Kürschner bearbeiten kostbare Felle und Rauchwerke, Kinder enthülsen Mais, Hirten weiden fröhliche, runde Heerden, Holzfäller kehren mit schweren Lasten aus bewaldeten Felsenklüften zurück, Wollschlauner bereiten schneige Vliesse zum Spinnen und Weben, Erdarbeiter graben Canäle für Bewässerung der Gefilde und Gärten, Schneider, Schuster, Ziegler, Töpfer, Salzsieder und Pulvermacher, Müller, Säger, Waffenschmiede — alle Sorten und Arten von Handwerkern und Fabrikanten arbeiten lustig darauf los und brauchen wenig oder nichts für ihre Heiligen und Herren zu steuern, da diese alle selbst tüchtig mit arbeiten. (Müßiggänger und Arme giebt es nicht, darf es nicht geben, da die Aermsten ohne Mittel oder ohne augenblickliche Arbeit sofort von der „Kirche" — allen Respect vor ihr in dieser Eigenschaft! — mit dem Nöthigen versehen werden.)

Keine Spiel- und Trink-, keine Spur von „liederlichen" Häusern. Ihre Erholung sind Kirche, Schule, Turn- und Exercirplatz (Jeder ist Vaterlandsvertheidiger, deshalb keiner Soldat) und die große Gesellschaftshalle, wo gesungen, getanzt, musicirt und Theater gespielt wird, wenn die wissenschaftlichen Vorlesungen zu Ende sind. Niemals Rohheit oder Trunkenheit auf der Straße, keine Verbrechen, so daß die Gerichtsbücher kaum etwas zu thun haben, als Streitpunkte über „Sellen und Haben" zu schlichten. Das Trinken gebrannter und spirituöser Getränke ist nicht verboten, aber man verknüpft sein Gelt und seine Zeit nicht. Abends plaudern, lesen, predigen und singen die Familien mit einander, da sie fast alle gläubig und abergläubisch unter dem Einflusse ihrer alttestamentlich fabricirten Bibel und der Autorität ihrer Aeltest und Heiligen stehen. Mit Eintritt der Dunkelheit sieht man kein weibliches Wesen mehr auf der Straße.

Die Vielweiberei bringt etwas Türkisches mit sich, eine auffallende Sittenstrenge, womit man von sich und der Welt den nahegiegenden Verdacht der Unsittlichkeit und geschlechtlichen Ausschweifung abzuwehren sucht. Auf Ehebruch folgt Todesstrafe, die noch nie Jemandem zuerkannt worden ist. Was die Frauen betrifft, so ist es psychologisch nothwendig und deshalb auch Thatsache, daß sie ihre durch „Kollegin" verlorne innerste Ehre durch mögliche Sittlichkeit und Religiosität zu entschädigen suchen. Sie berufen sich auf ihre religiöse Vorschrift, auf das alte Testament und die vielbeweisenden Exzväter.

„Ein seltsamer Anblick", fährt unser Gewährsmann fort, „diese Gesellschaft so arbeitsam und nüchtern, so friedlich und ordentlich, namentlich wenn man erwägt, aus welchen widerspruchsvollen und

ausgeworfenen Elementen der verschiedensten Zonen und Nationen sie zusammengesetzt ist und sich immer frisch bereichert. Sie besteht aus Engländern, Amerikanern, Schotten, Canadiern, Dänen, Schweden, Norwegern, Deutschen, Schweizern, Polen, Russen, Italienern, Franzosen, Negern, Hindu's, Indianern, Australiern und Chinesen (das ist die Reihenfolge der Zahl der einzelnen Bestandtheile nach). Alle Nationen, Racen, Farben, Religionen, Sprachen, Sitten und Gebräuche schmelzen hier in Eine friedliche Gemeinschaft von großer Kraft und Energie zusammen (die erst neuerlich, 1856—1858, der ganzen Regierung aller vereinigten Staaten und den Truppen derselben trotze, sich anfangs wehren wollte und dann zum dritten Male ausgewandert im Begriff war, statt sich zu beugen, so daß die amerikanische Regierung nachgeben mußte). Diese Elemente und Widersprüche aller Nationen leben hier in praktischer Verbrüderung und Harmonie und vermehren sich fast noch täglich aus allen Himmelsgegenden. Hier im Herzen der amerikanischen Wildniß ist eine kosmopolitische Nation emporgeblüht, unabhängig, compact und durchweg aus eigener Kraft und fanatischer Energie hervorgewachsen — eine Verbildung (und vorläufig auch noch eine Verbildung als erster Versuch) der allgemeinen, kosmopolitischen Verschmelzung aller Nationen und Religionen zu Einer großen Menschengemeinde, die den Heiligen der letzten Tage denn auch wirklich als Ideal und Ziel vorschwebt," — an deren Verwirklichung in anderer Weise besonders die in aller Welt zerstreuten Deutschen unbewußt aus ihrer wahren Natur und Bestimmung heraus arbeiten.

Dies Mormonenreich am Jordan ist wesentlich ein Werk Brigham Young's, des Präsidenten, Papstes, Sultans und Souverains, des aus der Volkswahl hervorgegangenen Gouverneurs von Utah, des Propheten, Offenbarers und Sehers. Er ist ein Mann von 54 Jahren (im Jahre 1855), hellhaarig, mittelgroß, stark und dick. Sein Gesicht ist regelmäßig, die Stirn breit und hoch, die Augen scharf und fest, der Mund freundlich umzogen. Auf den ersten Anblick sieht er wie ein ehrlicher Landmann aus, doch merkt man bald aus seinen Thaten und Reden den geistig und physisch energischen Mann heraus.

Bruder Brigham, wie ihn seine Heiligen nennen, hat einen Serail mit 17 Frauen verschiedenen Alters. Eine, die wir zufällig im Garten sahen, war auffallend schön. (Wahrscheinlich ist jetzt sein Palast für 30 Ehebällten fertig und der jetzige Sechziger poppelt beweibt.) Die Zahl seiner Kinder ist unbekannt. Im vorigen Frühlinge (1854) wurden ihm in einer Woche neun Stück geboren. Jedermann fließt über vom Lobe über die Sorgfalt dieses Patriarchen für seine Nachkommenschaft. Zu diesem Autokraten der Seelen und Leiber seiner Unterthanen sollten wir nun in unseren schmutzigen Reisecoupées eingeführt werden. Wir fanden ihn in seinem officiellen Büreau, Schreibern dictirend und ein Stück virginischen Tabak zum Kauen zurechtschneidend. Er kauerte in einem Lehnstuhle mit einem breitkrämpigen Filzhute auf dem Kopfe und einen für seine Dicke immer noch viel zu weiten grünen Rock an. Er dictirte noch eine halbe Stunde fort, ohne von uns Notiz zu nehmen. Endlich wurden wir ihm vorgestellt. Er gab uns die Hand und hieß uns Platz nehmen, während er sich selbst wieder setzte, ohne uns eines Wortes zu würdigen. Stumm mit dem Kopfe bis beinahe auf die Kniee gebeugt blieb er sitzen. Ich richtete endlich eine Frage an ihn, die er mit Nein beantwortete, ohne weiter zu reden. Wir hatten ihn mehrmals um eine Privat-Audienz, um besondere Anliegen angehalten. Er antwortete jedesmal bejahend, ohne sich zu regen. Endlich sagte er: „Auf der Straße". So gingen wir zur Privat-Audienz auf die Straße. Hier antworteten er uns gefällig, aber zurückhaltend, bis er uns plötzlich stehen ließ und rasch davon lief, um ein Paar durchgehende Zugochsen aufzuhalten. Er packte sie und hielt sie, bis der Knecht oder Eigenthümer herankam. „Warum läßt du die Ochsen durchgehen?" fragte er den Mann.

„O Bruder Brigham! Wie geht's heute? Ja, diese Ochsen wollten heute nicht pariren, wie ich auch mandmal," war die Antwort des Ochsenmannes.

Der Sultan und Papst wendet sich jetzt wieder zu uns, giebt Jedem die Hand und läßt uns stehen.

Wir sprachen unser Erstaunen über diese seltsame Behandlung gegen einen ihm näher Stehenden aus, der ihn und uns bald aufklärte. Er ist mißtrauisch gegen Fremde, die ihm nicht von zuverlässigen Freunden vorgestellt werden, da er Feindschaft, Gift, Dolch oder Kugel von Attentätern der Frommen in den Vereinigten Staaten fürchtet. Ordentlich vorgestellt wurden wir am nächsten Tage um so freundlicher und zutraulicher behandelt. Er nahm uns mit in sein Schlafzimmer, wo er als Junggeselle schlummert und keine seiner Frauen ohne besondere Erlaubniß Zutritt findet. Da wir nicht Alle Stühle fanden, mußten sich der Vice-Papst Kimball und ein Anderer auf's Bett setzen. Hier sprachen wir über eine Stunde, wobei er sich's angelegen sein ließ, seine Ueberzeugung recht klar und warm auszusprechen, daß sein Glaube und sein Reich bald die ganze Menschheit umgestalten und erlösen werde. — Dieser Glaube ist bei ihm ehrlich, fest und feurig. Das ist hauptsächlich seine Kunst und die Quelle seiner sonst nicht sehr feinen Beredsamkeit. Er war einst Tischlergeselle und hat sich nie große Gelehrsamkeit verschaffen können. Aber er hat das merkwürdigste Reich geschaffen und bisher entwickelt, die verschiedensten Nationen unter Einem roben, seltsam aus Christenthum, Köhlerglauben, Heidenthum und Cynismus zusammengebauten Cultus und geistlichen, wie weltlichen patriarchalischen Absolutismus vereinigt und ihn angedehnt über alle Welt, der in keinem Lande der Erde mehr seine Missionäre und Agenten fehlen, die ihm jährlich immer mehr Tausende zusenden.

Der Frauenverein für Gesundheitspflege in England.

Eine Mittheilung von Dr. **Schildbach**,
zweitem Director der Schreber'schen gymnastisch-orthopädischen Heilanstalt zu Leipzig.

Immer allgemeiner wird die Erkenntniß der Wahrheit, daß die Völker selbst es sind, welche sich ihre Zustände schaffen, und daß die Entwickelung ihrer geschichtlichen Bedeutung, ihres innern Staatswesens und ihres Wohlstandes gleichen Schritt hält mit der Zu- und Abnahme ihres sittlichen und geistigen Werthes. Es ist eine Frucht dieser Erkenntniß und eine praktische Anwendung der alten Regel, daß man beim Bauen mit dem Grunde anfangen müsse, wenn diejenigen, die für das Volk ein Herz haben, ihr Hauptaugenmerk gegenwärtig auf die Erziehung richten.

Solchem Streben für die Hebung des Volks durch Verbesserung der Erziehung verdanken wir bereits eine große Anzahl Schriften. Der Erfolg derselben mußte aber so lange ein mangelhafter und beschränkter bleiben, als man nicht dafür sorgte, daß die große Masse des Volks solche Schriften auch wirklich in die Hände bekam. Diese Erwägung hat jetzt in England und Deutschland Unternehmungen hervorgerufen, welche richtige Grundsätze über Erziehung und Gesundheitspflege zum Eigenthum des ganzen Volks machen wollen.

„Wir machen die Erfindungen, und die Engländer beuten sie aus!" so hat wohl mancher Deutsche in patriotischem Unmuthe gerufen, und so ist in der That oft genug der Gang der Dinge gewesen. Aber solch ein Wort trifft doch nicht immer zu; und ich glaube, es läßt sich auch in dem Falle, über den ich berichten will, behaupten, daß ein auf fremdem Lande gewachsener und sorglich gepflegter Gedanke doch erst bei uns einen ihm völlig zusagenden Boden gefunden habe.

Oft ist uns erzählt worden von der entsetzlichen Verkommenheit des englischen Proletariats, welches und als eine Menschenclasse geschildert wird, die nicht nur die Staatsbürgerlichen Rechte nicht vorhanten sind, sondern auch das erste natürliche Recht jedes Geschöpfes, zu leben und die für Gesundheit und Leben schädlichen Einflüsse abzuwehren, in hohem Grade gefährdet erscheint. Wo der dritte Theil aller lebend geborenen Kinder vor dem fünften Jahre wieder zu Grunde geht, wie es uns von England berichtet wird — da müssen wirklich die sittlichen und Lebensverhältnisse trostlose sein; denn die durchschnittliche Lebensdauer giebt sicherlich den besten

Digitized by Google

Maßstab für dieselben ab. Dieser Schluß aber wird noch berechtigter, wenn man ihn auf die Classen beschränkt, um welche es sich eigentlich handelt, und welche trotz der überaus günstigen Lebensverhältnisse der begünstigten Stände und der Landbevölkerung jene ungünstigen Ziffern veranlassen. Es sind dies die Proletarier der großen Städte und der Fabrikbezirke.

Mögen nun die Zustände dieser Classen in England wirklich schlimmer sein als anderswo oder bei der großen Oeffentlichkeit der dortigen Verhältnisse nur bekannter sein, jedenfalls haben die Engländer zuerst das richtige Mittel dagegen ergriffen, indem sie eine Reform des Erziehungswesens angebahnt haben.

Bei diesem Wort aber muß man nicht, wie es aus Gewohntheit oder Bequemlichkeit oft geschieht, blos an die öffentliche Erziehung, an die Schule, denken, sondern wohl berücksichtigen, daß außer dem Geist, welchen die Schule in Pflege nimmt, auch ein rüstiger, gesunder Körper und ein edler, willensstarker Charakter gezogen werden muß, bis ein ganzer Mensch fertig ist, und daß diese wichtigste Hälfte der Erziehung die Aufgabe des Hauses, der Familie ist.

In der Erkenntniß, daß ein gesunder Körper der unentbehrliche Boden ist, auf welchem allein die edlen Früchte des Strebens une Denkens gedeihen können, und „daß der bei weitem größte Theil von Schwächlichkeit, Krankheit und vorzeitiger Sterblichkeit aus vermeidbaren Ursachen entspringt", hat sich nun ein Verein in England gebildet, welcher die Hauptgrundsätze der Gesundheitspflege zum Gemeingut des Volkes, besonders der niederen Classen desselben, welche dieser Kenntniß noch am meisten entbehren, zu machen sucht. Dieser Verein nennt sich Ladies' sanitary association, besteht hauptsächlich aus hochstehenden Frauen, so wie Aerzten (unter denen unser Landsmann Dr. Roth eine hervorragende Stelle einnimmt) und Menschenfreunden verschiedener Stände, und hat im verflossenen Jahre seinen dritten Jahresbericht ausgegeben.

Die Mittel, deren sich der Verein zur Erreichung seiner Zwecke bedient, sind seinem Programme nach folgende:

„1) Die Abfassung und Veröffentlichung interessanter, einfach geschriebener Abhandlungen über alle Gegenstände, welche die Erhaltung der Gesundheit betreffen. Die Mehrzahl derselben wird hauptsächlich für die Armen geschrieben. Frauen übernehmen bezirksweise die Sorge für Verbreitung und Befolgung dieser Anleitungen.

2) Die Errichtung von Leihbibliotheken interessanter, volksthümlicher Bücher über alle Gegenstände der Gesundheitspflege.

3) Die Veranstaltung populärer Vorträge über Gesundheitspflege.

4) Die Errichtungen von Anstalten, in welchen Lehrerinnen und Lehrer, die an Schulen für die arbeitenden Classen angestellt sind, einen theoretischen und praktischen Unterrichtscurfus über alle Gegenstände der Gesundheitspflege durchmachen können, um diese Wissenschaft ihren Schülern lehren zu können. Auf diese Weise würden Schulmädchen, die künftigen Frauen und Mütter der arbeitenden Classen, eine Unterweisung erhalten, welche, obgleich Allen nothwendig, gegenwärtig nur im Besitz Weniger ist. Auch würden Classen für Privat-Lehrerinnen und andere Damen gebildet werden. Besondere Aufmerksamkeit würde dem Unterricht in der Pflege der Säuglinge und Kinder, als einer der wichtigsten Pflichten des Weibes, gewidmet werden. Um diesen Theil des Unterrichts vollkommen praktisch zu machen, beabsichtigt man, einige Waisenkinder in den Anstalten zu erziehen. Damit würden Schullehrerinnen Gelegenheit haben, eine völlig praktische Kenntniß aller auf die leibliche Gesundheit sich beziehenden Dinge zu erlangen, und durch sie würde diese Kenntniß den arbeitenden Classen mitgetheilt werden, welche gegenwärtig wenig Gelegenheit haben, solche zu erlangen, ausgenommen durch theuer erkaufte Erfahrungen oder durch Bücher, welche sie in vielen Fällen weder Neigung noch Mittel zu kaufen noch Verständniß zu begreifen haben. Es wird beabsichtigt, zu diesem Theil des Unterrichts Kindermädchen zuzulassen, und der Verein hofft dadurch verständig gezogene Kindermädchen zu liefern, denen Kinder sicher anvertraut werden können. Geistliche, Aerzte und Alle, welche sich für gesundheitliche Reform interessiren, werden dringend ersucht, ihren Einfluß zur Errichtung solcher Anstalten in Verbindung mit Zweigvereinen in ihren Wohnoeten zu verwenden.

Der Verein ist ganz auf freiwillige Beisteuern angewiesen und bittet dringend um den Beistand Aller, welche sich für seine Bestrebungen interessiren."

In Bezug auf den ersten Punkt ist der Verein rüstig vorgegangen. Die erste Serie von Schriftchen, welche auf seine Veranlassung speciell zur Vertheilung unter die Armen geschrieben sind, führen folgende Titel: „der Werth der frischen Luft"; „der Gebrauch des reinen Wassers"; „der Werth guter Nahrung"; „der Einfluß gesunden Getränks"; „der Vortheil warmer Kleidung"; „die Gesundheit der Mütter, mit Zeichnungen von neuen Schnitten zu Kinderkleidern"; „wie ein Kind zu behandeln ist"; „die Macht von Seife und Wasser"; „wann bist du gesimpft?" „der wohlfeile Arzt, ein Wort über frische Luft". Aus der zweiten Reihe sind folgende Schriften angeführt: „Bemerkungen über die Aufgabe des Weibes bei gesundheitlicher Reform"; „die Gesundheit des Kirchspiels und die Wohnungen des Volks"; „die Tödtung der Unschuldigen".

Die Mehrzahl dieser Schriftchen, jede zu ungefähr 30 Kleinoctavseiten, kostet 2 Pence das Stück, 12—16 Schilling das Hundert, für Vereinsglieder 9—12 Schilling. Zufolge des dritten Jahresberichts sind vom Verein seit seiner Gründung 76500 Exemplare davon ausgegeben worden.

In den Abhandlungen ist der volksthümliche Ton in vorzüglicher Weise getroffen, d. h. sie geben in anziehender, verständlicher Form ihre Rathschläge, wie sie ein verständiger, gereifter Mann dem Unerfahrenen giebt, dem Gedankenkreis und den Verhältnissen desselben entsprechend. Wie die Anschauungen von den einfachen abweichen, wollen wir uns mit einem Hinblick auf die Sitten und Gewohnheiten des Landes berufen; es können sich aber viele deutsche Volksschriftsteller ein Muster nehmen an der praktischen Behandlung der Gegenstände, wie sie uns hier vorliegt. Auch zu Vorlesungen in öffentlichen Versammlungen könnte ein Theil dieser Schriften ohne Weiteres benutt werden; es ist somit durch sie auch denen, welche nicht selbst derartige Vorträge ausarbeiten können, Gelegenheit geboten, durch Belehrung des Volks über Gesundheitspflege segenreich zu wirken.

Es ist nur eine natürliche Folge dieser glücklichen Wahl und Behandlungsweise des Stoffes, wenn die Jahresberichte von den vorzüglichen Erfolgen und der allgemeinen Beliebtheit der Schriftchen zu erzählen haben. Selbst in Ungarn hatten dieselben Propaganda gemacht, desgleichen in Amsterdam und Hobart-Town (Tasmania).

Vorlesungen über Gegenstände der Erziehungs- und Gesundheitslehre, zum Theil öffentlich, zum Theil ausschließlich für Damen oder Lehrerinnen, wurden auf Veranlassung des Vereins an vielen Orten gehalten, auch unter ärztlicher Aufsicht eine Abtheilung von Lehrerinnen in der Ling'schen erzieherischen Gymnastik praktisch unterwiesen.

Eine Leihbibliothek im Vereinslocal war zwar noch in der Bildung begriffen, aber dennoch bereits lebhaft benutzt. Der Verein hofft sie dieselbe, auf derartige Erfahrungen gestützt, auf reichliche Schenkungen von Seiten der Schriftsteller und Verleger und wünscht sie zu einer Sammlung aller guten Bücher über öffentliche und private Hygieine zu machen.

Die Bildungsanstalt für Kinderwärterinnen war aus Mangel an hinreichenden Mitteln noch nicht ins Leben getreten.

Wenn der Verein mit der bisherigen Energie in seiner Wirksamkeit fortfährt und der Wichtigkeit seiner Zwecke entsprechend an Ausdehnung zunimmt, muß er ein wahrer Segen für die englische Bevölkerung werden. Er faßt die socialen Uebel bei der Wurzel; und wenn es auch zumeist erst die nächsten Generationen sind, denen seine Bemühungen zu gute kommen, so ist dieser Erfolg um so sicherer und nachhaltiger.

Ein Hauptvorzug des Vereins ist der, daß er wesentlich aus Frauen besteht. Es ist überaus erfreulich, wenn Frauen sich in einer ihnen angemessenen Sphäre eine öffentliche Wirksamkeit bilden; erfreulich, nicht nur weil sie uns ein Stück Arbeit abnehmen, sondern auch weil sie diese Arbeit wahrscheinlich erfolgreicher treiben. Dies ist ganz unbestreitbar bei der Frage, wo es gilt, Frauen zu reformiren. Es ist bekannt, wie abweisend, mißtrauisch, oder meistens schwerfällig ein großer Theil des weiblichen Geschlechts sich allen Neuerungen gegenüber verhält, sobald dieselben nicht Mode oder Comfort betreffen, wie hartnäckig sie den größten Autoritäten und augenscheinlichsten Erfolgen gegenüber an den Ueberlieferungen ihrer Mütter und Großmütter festhalten. Wenn aber, wie hier, die Neuerer im eignen Lager sind, dann ist allerdings einige Hoffnung vorhanden, daß — zwar nicht eine Revolution, welche gar nicht erwünscht wäre — aber eine Evolution, eine allmähliche Um-

Digitized by Google

gestaltung zum Bessern in den Gemüthern und Ansichten, dann in den Gewohnheiten, endlich in den Leistungen der Frauen und ihrer Familienglieder eintrete. Also: wacker ausgehalten!

In Deutschland haben sich die exzierherischen und hygieinischen Reformbestrebungen noch nicht in eine compacte Masse vereinigt, sondern sind vereinzelt hervorgetreten. Auch bei uns haben Viele durch das lebendige Wort das Volk über das, was dem Leibe frommt, zu belehren gesucht, aber ohne besonders dazu gebildete Vereine*), vielmehr wo sich Gelegenheit bot, so in Leipzig in Gesellen- und Turnvereinen. Nur in Leipzig bildeten früher eine Anzahl Frauen und neuerdings ein Verein von Lehrern eine — wahrscheinlich einzige — Ausnahme. Auf Prof. Beck's Anregung traten sie zusammen und ließen sich von ihm eine Reihe Vorlesungen über angewandte Anatomie und Physiologie halten.

Solche Belehrungen können natürlich nur einem kleinen Bruchtheil der Bevölkerung zu gute kommen und sind nur darum noch Bedürfniß, weil fast Niemand aus der Schule gesunde und ausreichende Anschauungen über das, was ihn zunächst angeht, sein leibliches Ich, mitbringt. Gerade dies aber ist es, was wir vor allen Dingen zu erstreben haben; nur im heranwachsenden Geschlecht kann allmählich eine der ganzen Bevölkerung zu gute kommende Reform angebahnt werden. Um von ärztlicher Seite die Hand zu bieten, hat vor ein bis zwei Jahren Dr. Schreber in seinem „Anthropos" eine mit Abbildungen ausgestattete Belehrung über den Menschen als Leitfaden für Lehrer herausgegeben; es fehlt blos noch, daß durch entsprechende Bestimmungen in den Schul-Regulativen die gebotene Hand ergriffen werde. — Von den gewichtigen und wohlgezielten Streichen, welche Prof. Beck gegen Unverstand, Vorurtheil und Naturwidrigkeit in allen die Gesundheit angehenden Dingen bereits seit Jahren führt, brauche ich den Lesern dieser Blätter nicht erst zu erzählen. Auch in vielen andern Unterhaltungsblättern finden sich Belehrungen über Menschenkunde und Leibespflege, welche ferner in einer Anzahl selbstständiger Schriften systematisch vorgetragen werden, am ausführlichsten wohl in Beck's Buch vom gesunden und kranken Menschen und in Schreber's Kallipädie.

An solchen Schriften fehlt es in England wahrscheinlich auch nicht, und dennoch wurde der oben geschilderte Verein durch das Bedürfniß hervorgerufen, denn alle die bezeichneten Schriften und Aufsätze kommen nur einer kleinen Zahl von Gebildeten und Wohlhabenden zu Händen und zu gute; die große Masse des Volkes bleibt davon unberührt; und doch ist ein gesunder Körper gewöhnlich ihr einziges Capital und oft unumgängliche Bedingung der Existenz. Diese Betrachtung schuf den englischen Frauenverein für Gesundheitspflege, und derselben Betrachtung verdanken wir auch eine ähnliche deutsche Bestrebung. Eine ähnliche und doch wieder in Vielem abweichende Bestrebung. Sie ist nicht das Panier eines Vereins, sondern die Herzenssache eines einzelnen Mannes, des oben genannten und den Lesern der Gartenlaube nicht fremden Dr. Schreber. Die Belehrung verzettelt sich nicht in einzelnen Abhandlungen, welche erst nach längerer Zeit, nach größerem Aufwand und in Form einer ganzen kleinen Bibliothek vollständig werden, sondern erschöpft den Gegenstand mit einem Male. Sie beschränkt sich nicht auf den leiblichen Menschen, sondern berücksichtigt in gleicher Weise auch den denkenden und wollenden, vor Allem in seiner Entwicklungszeit, als der einzigen, welche die Möglichkeit einer umfassenden und nachhaltigen körperlichen und geistigen Zucht gewährt. Diese hervorgehobenen Gegensätze bezeichnen zugleich die Mängel des englischen und die Vorzüge des deutschen Unternehmens, wie sie meinem Auge erscheinen. Ob aber auch der Weg, welchen Schreber für die Verbreitung seiner Schrift gewählt hat, dem des englischen Vereins vorzuziehen sei, muß erst der Erfolg zeigen. Es kann ihm darauf an, seine Anweisung in alle die Hände zu bringen, für die sie bestimmt ist, und er erkannte ganz richtig, daß dies nur durch die Staatsgewalt, durch die Regierung und ihre Organe geschehen könne. Er sandte daher je ein Exemplar seiner Schrift mit einem gedruckten Begleitschreiben an sämmtliche deutsche Cultus- und Unterrichtsministerien und erbot sich, denselben „behufs unentgeltlicher Vertheilung der Schrift durch Ortsgeistliche, Schulmänner, Gemeindevorsteher, Armenverwaltungen ꝛc." beliebige Summen davon für den technischen Herstellungspreis zu liefern. Von diesem Anerbieten hat die Sachsen-Coburg-Gothaische Regierung einen schleunigen und umfassenden Gebrauch gemacht; zwei andere, die königlich Sächsische, die Schwarzburg-Rudelstädtische und eine Reußische, haben einen vorläufigen Versuch unternommen, die königlich Bairische hat sich auf amtliche Empfehlung der Schrift beschränkt, sämmtliche übrige haben bis jetzt gar nichts von sich hören lassen. Es wird also auch hier sich doch wohl die Privatthätigkeit noch in's Mittel schlagen müssen.

Die Schrift heißt: der Hausfreund, enthält auf wenigen Bogen einen vollständigen Abriß der Erziehungs- und Gesundheitslehre, und ist in edler, von sittlichem Geiste durchdrungener und zugleich warmer und verständlicher Weise geschrieben, so daß sie auch die lebhaftesten Bestrebungen zu ihrer Verbreitung rechtfertigen würde.

Aber Eines schließt das Andere nicht aus; wenn das Schreber'sche Unternehmen das englische ergänzt, so kann dieses auch jenes wieder ergänzen. Die Engländer mögen die Hauptsätze der Erziehungs- und Gesundheitslehre in ein Werkchen zusammenfassen und auch die Geistes- und Charakterbildung berücksichtigen; wir wollen uns ein Muster nehmen an ihrem Gemeinsinn und an ihren Tractätlein lernen, wie man dem Volke Vorträge hält.

Ich mache mir keine Illusion darüber, es wird noch mancher Tropfen den Rhein hinabfließen und noch manche Woge an die englische Küste schlagen, bis die Lehren, wie sie der englische Frauenverein und Dr. Schreber zu verbreiten suchen, allgemeines Eigenthum des Volks geworden sein werden; aber die Ueberzeugung lasse ich mir nicht rauben, daß von ihnen das Streben nach wahrer Volksbeglückung seinen Ausgang nehmen muß und daß sie dahier früher oder später zu voller Anerkennung gelangen werden. Schon jetzt sind Anzeichen vorhanden, daß einzelne Funken gezündet haben, und es steht zu hoffen, daß sie sich mit der Zeit zu einer kräftig emporlodernden, ringsum erwärmenden Flamme vereinigen werden. Mögen Schreber und seine Geistesbrüder in England jetzt noch den einsamen Pionieren gleichen, die mit Axt und Spaten in den Urwald dringen: sie kämpfen für den Fortschritt der Menschheit, und die Menschheit wird fortschreiten.

*) Einen allgemeinen Aufruf zur Bildung von Erziehungsvereinen enthält ein kürzlich erschienenes Schriftchen des Lehrers Reckland in Nessen: „Die Erziehung der deutschen Jugend und ihre Bedürfnisse, Leipzig 1861."

Jagddaguerreotypen.

Von Ludwig Beckmann.

IV.

Das Schwarzwild und seine Jagd in alter und neuester Zeit.

Nachdem wir in den frühern Artikeln die Hochjagden beschrieben haben, müssen wir zum Schluß unter den eingestellten Jagen noch des Fangjagens erwähnen, welches angewendet wird, um Wild — behufs eines Transportes — lebendig einzufangen. Die äußere und innere Einrichtung ist im Wesentlichen dieselbe, wie bei den übrigen eingestellten Jagen, nur werden quer über den Laufplatz die hohen oder mittlern Fanggarne locker gestellt, welche beim Einfallen der Hirsche oder Sauen niedergleiten und das Wild bedecken und verwickeln. — Sobald ein Stück gefangen und ausgelöst ist, bringt man es sofort in die mit einer Fallthür und Luftlöchern versehenen Wildkasten, welche bei weitern Transporten auch mit Schütten und Raufen versehen sind, und ohne Verzug auf Wagen geladen und Tag und Nacht weiter gefahren werden. Die Fangjagen werden nicht selten mit den großen Haupt- und Festtagsjagden vereinigt.

Der Saufang.

„Aufgrunzt die tiefe Bache, hebt windend das Gebrech,
Nach quiett die Frischlingsrotte der wilden Mutter Weh."

Die Saufänge, welche im Freien zum Einfangen der wild lebenden Sauen hergestellt sind, bestehen meistens aus einer etwa

150 Fuß im Durchmesser haltenden kreisförmigen oder viereckigen Umzäunung von starken 8—10 Fuß hohen eichenen Pfosten, welche dicht neben einander mehrere Fuß tief in den Boden gerammt sind. Die etwa 3 Fuß breite und 4 Fuß hohe Fallthür kann in den Riegeln der Thürpfosten senkrecht auf- und nieder bewegt werden und wird durch einen einfachen Stellapparat fängisch gestellt. Ein langer Abzugsdraht reicht vom Stellapparat bis in die Mitte des Saufanges und trägt hier am äußersten Ende den Abzugsbrocken oder steht mit einer Druckleine in Verbindung. Sobald eine der eingewechselten Sauen letztere berührt, schnellt der Stellapparat los und die Fallthüre schließt sich. Um die Sauen in den Fang zu locken, streut oder törnt man Eckern, Bucheln oder Kern vom Fang aus in langen schmalen Streifen nach verschiedenen Richtungen durch den Wald.

Bachen mit Frischlingen vor dem Saufang.

Bei den meisten Saufängen befindet sich an der Hinterseite noch ein zweiter ungähnter Raum, der Beigarten, welcher dazu dient, die eingefangenen Sauen bis zu weiterer Verfügung aufzunehmen. Der Beigarten steht durch zwei Fallthüren mit dem Saufang in directer Verbindung und ist in verschiedene Kammern abgetheilt, um die Sauen nach Alter und Geschlecht separiren zu können. Jede Kammer hat nach außen ebenfalls eine Fallthür, in welche die zum Transport bestimmten Saufassen passen.

Will man die Sauen an Ort und Stelle schießen oder unter den Hunden abfangen, so wird an dem Beigarten noch ein Hatzlauf angebracht, welcher im Wesentlichen mit den bei eingestellten Jagen üblichen gleich ist; nur mit dem Unterschied, daß hier statt der Tücher und Garne eine Einzäunung von starken Eichenbohlen angewendet wird.

Die Park-Saufänge sind meistens einfacher und bestehen nur in einer kreisförmigen Bohlenwand von etwa 8—10 Fuß Höhe. Der Durchmesser des Saufanges beträgt etwa 40 Fuß, die Wände haben eine Eingangs-Fallthür, deren Abzugsdraht bis zu einem nahen Wachthäuschen geleitet ist, wo der Jäger die Ankunft der Sauen erwartet. Oft benutzt der Jäger auch den nächsten besten mit einigen Steigbretern versehenen Baum zum Ansitz, da hier im Park die Sauen nicht so lange auf sich warten lassen, wie im Freien.

An der Hinterseite dieser einfachen Saufänge befindet sich eine kleine, mit Vorder- und Hinterfallthür versehene Bucht oder Kammer. In diese Bucht werden die eingefangenen Sauen, welche lebend transportirt werden sollen, durch Körnung gelockt und eingeschlossen, worauf sie durch die hintere Fallthür in die bereit stehenden Saufassen getrieben werden. — Hauptsächlich dienen diese Saufänge uns, um während einer im Park abzuhaltenden Jagd diejenigen Sauen, welche nicht erlegt werden sollen — z. B. jüngere Bachen ꝛc. — aufzubewahren.

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Claire von Glümer.

XI.

Eine der unglückseligsten Episoden in Wilhelminens Leben ist ihre Verbindung mit Herrn v. Döring. Er war Officier in sächsischen Diensten, Wilhelmine lerne ihn zu Anfang der vierziger Jahre kennen, und es gelang ihm, der Künstlerin eine Leidenschaft einzuflößen, die sie alles Urtheils, aller Willenskraft beraubte. Es war dies um so unerklärlicher, da Wilhelmine gerade in den letzten Jahren so glücklich gewesen war, wie nie zuvor. Nach mancher Täuschung hatte sie endlich einen treuen, edeln Freund gefunden, dessen Liebe sie für alle Qualen der Vergangenheit entschädigte, bis ihr ungestümes Herz in den äußern Verhältnissen neue Ursache zu Kämpfen und Schmerzen fand. Die Stellung ihres Freundes machte ihm die Ehe mit einer Schauspielerin unmöglich, und er war zu stolz seinen Beruf aufzugeben, um nur der Mann einer berühmten Frau zu sein. Wilhelmine war durch einen zehnjährigen Contract an das Dresdner Hoftheater gebunden; erst nach Ablauf desselben konnte sie an Pension Anspruch machen. Vermögen besaßen Beide nicht genug, um sich der bindenden Fesseln zu entledigen, denn Wilhelmine hatte erst seit einigen Jahren angefangen, für sich zu erwerben; bis dahin hatte sie für ihre Kinder gearbeitet.

Wilhelmine hat in spätern Jahren der schmerzlichen Gesinnung jenes Mannes volle Gerechtigkeit widerfahren lassen — sie hätte es ihm vielleicht nicht vergeben, wenn er anders gehandelt hätte — aber zu jener Zeit wollte und konnte sie die Rücksichten nicht gelten lassen, die ihren Wünschen entgegenstanden. Sie begann an der Liebe ihres Freundes zu zweifeln und gab ihm endlich auf, um der unheilvollsten Täuschung ihres Lebens zu verfallen.

Die Gewalt, die Döring über sie gewann, kannte keine Grenzen; feinerwegen brach sie mit den meisten ihrer Freunde, weil diese nicht abließen, sie vor der unheilvollen Verbindung zu warnen; sie opferte ihm ihr Vermögen, die Frucht jahrelanger Thätigkeit; sie brachte sogar durch übermäßige Anstrengungen ihre Gesundheit und — wie sie selbst mehr als einmal gesteht — ihren Ruhm als Künstlerin in Gefahr. Im Widerspruch mit ihrem ganzen Wesen fing sie jetzt an, bei ihren Erfolgen auch den pecuniairen Ertrag zu berechnen. Sie arbeitete nicht mehr für sich selbst, sondern für den Mann, den sie liebte, und dieser brauchte Geld und wieder Geld.

Ich habe niemals mit Wilhelminen über ihre zweite Ehe gesprochen. Jede Erinnerung daran versetzte sie in die äußerste Aufregung; selbst den Namen des Herrn von Döring nannte sie nie. „Der Teufel!“ sagte sie, wenn sie nicht vermeiden konnte, ihn zu erwähnen. Aber eine Menge Briefe und Tagebuchblätter

von ihrer Hand liegen vor mir, und diese genügen, um ein helles Licht auf das unglückselige Verhältniß zu werfen.

So lange die Leidenschaft sie gefangen hält, d. h. fünf ganze Jahre, ist Wilhelmine unaufhörlich bemüht, Herrn von Döring gegen die Beschuldigungen zu vertheidigen, die von allen Seiten gegen seinen Charakter erhoben werden. Sie will nichts von allem glauben, klammert sich mit der ganzen Kraft ihrer Seele an diese Liebe, und dennoch ist sie nicht glücklich.

Bald nachdem das Verhältniß mit Döring angeknüpft war, schreibt sie:

„Danzig, den 16. Mai 1843.

„... Leider geht es mit meiner Gesundheit schlecht. Die schnelle Veränderung des Wetters und das überhaupt etwas strenge Klima hier hat einen sehr nachtheiligen Einfluß auf meinen Körper gehabt; ich sehe bleich und elend aus, und Ihr würdet Euch über die Veränderung, die mit mir vorgegangen ist, nicht wenig wundern. Zu allen meinen großen Anstrengungen kommt nun auch noch das schrecklichste Heimweh, was Sie sich denken können, bester H. . . ., und es bedarf all meiner Vernunft, all meiner Fassung, um den unglückseligen Spleen nicht überhand nehmen zu lassen. Sie wissen ja, was ich für ein Gewohnheitsthier bin, und fühlte ich auch die Nothwendigkeit mich einmal von Allem loszureißen, so wußte ich auch im Voraus, daß ich an dieser Umwälzung aller meiner Verhältnisse lange zu kämpfen haben würde. Nun, es mußte so sein, mein Geschick mußte eine andere Wendung nehmen, und bezahlte ich diesen Kampf auch mit meinem Herzblut, er war nothwendig, denn wie es bisher war, stand kein Glück zu erwarten. Ich fühle es wohl, daß ich an einem ernsten Wendepunkte meines Lebens stehe, und wie mein Schicksal sich in der nächsten Zukunft noch gestalten wird, das muß noch zur Klarheit in mir werden. Nur predigt mir nicht von Ruhe vor, für mich giebt es hier keine. Ich muß fort, unaufhaltsam fort, und was mir in den Weg tritt, reiße ich mit mir. Ob nun der Strom meines Lebens zu einem Abgrunde führt, oder sich noch ruhig in die Sandfläche der Alltäglichkeit verlaufen wird — wer kann es wissen? Jetzt eile ich mit einer kranken Brust von Anstrengung zu Anstrengung, von Aufregung zu Aufregung, von Triumph zu Triumph, und jeder Schritt führt, Gott sei Dank, näher dem Grabe. Ich habe Alles, und die Welt beneidet mich, und doch habe ich mir den Tod nie sehnlicher gewünscht, als eben jetzt."

„Königsberg, 18. Juni 1843.

„Liebe theure Freundin! Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 13. d. M., die sei gestern in meinen Händen sind. Ihr Gebet zu Gott, daß er meinem Herzen endlich Ruhe schenken möge, wird wohl nicht eher in Erfüllung gehen, als bis dies Herz ganz stille steht, denn leider sehe ich immer mehr ein, daß ich Phantomen nachjage, nie erreichen werde, wornach ich strebe, und so ewig unbefriedigt bleiben werde. Darum, liebe Freundin, je eher dies unruhige Herz aufhört zu schlagen, je früher geht mein heißester Wunsch in Erfüllung.

. . . „Wünschen Sie mir ja nicht mehr Prosa in mein Leben, liebe Freundin, es ist davon so viel darin, daß sie mich fast erdrückt, und mache ich hier und da einen extravaganten Streich, so ist es nur, um nicht in der ewigen Prosa zu versumpfen. — Das Leben lastet schwer, schwer auf mir, und gewaltsam strebt meine Seele aus dem lästigen Kerker hinaus!"

„Zürich, 11. September 1843.

„Nehmen Sie meinen aufrichtigen, herzlichen Dank, theure Freundin, für Ihr liebevolles Schreiben vom 25. v. M. Bin ich doch überzeugt, wie es aus Ihrem wohlwollenden Herzen in die Feder geflossen ist, und wie Sie es treu und wahr mit mir meinen. Geben Sie sich aber keinen zu bangen Sorgen um mich hin, und sein Sie überzeugt, daß der Schritt, den ich thun werde, das Resultat einer reiflichen Ueberlegung sein wird, indem ich für alle Fälle mit mir einig bin und in meinem Innern abgeschlossen habe. Sie werden gewiß die Freude haben, mein Herz bald auf irgend einem Wege zur Ruhe kommen zu sehen. Mein Loos falle wie es wolle, so bin ich ja der innigen Theilnahme treuer Freunde gewiß, die mich nicht im Glück, viel weniger im Unglück verlassen würden, wenn das Letztere wirklich über mich kommen sollte. Ich werde sehr bald zu Ihnen zurückkehren, und dann muß sich mein Geschick auf die eine oder andere Weise rasch entscheiden. Wendet es sich auch nicht nach Eurem Wunsch und Willen, so werdet Ihr mir nicht durch zu große Bezeichnlichkeiten, die, ich weiß es ja, aus liebender Sorge für mich entstehen, ein Glück verkümmern, das ich nun eben für mein Glück erkannt habe. Ich sollte meinen, es wäre kein ganz verfehlter Lebenszweck, dem besten, liebenswürdigsten und liebenswerthesten Menschen sein durchaus nicht vom Glück begünstigtes Dasein erleichtern zu helfen, statt ihm die Hand zu entziehen, die er voll Zuversicht und Vertrauen ergriffen hat, und um so weniger werde ich mich jetzt aus ängstlicher Sorge für meine Zukunft von ihm losſagen, da er unglücklich ist und keine Freundeshand, als die meinige, auf dieser Welt hat. Ich werde nur nach seinem Willen handeln, und nur sein Wille kann mich von ihm trennen. Bis jetzt habe ich zu allen meinen Handlungen mich bestimmen lassen und habe nicht selten Ursache gehabt, zu bereuen, daß ich nicht meinem eigenen Willen gefolgt bin. Diesmal nun bin ich fest entschlossen, so selbstständig zu handeln wie möglich und mich nur dem Willen des Einen unterzuordnen, dem ich aus voller Ueberzeugung mein Geschick in die Hand gegeben habe. Ich glaube durch diese Handlungsweise Niemandem zu nah zu treten, da durch sie keiner Pflicht, die ich sonst noch zu erfüllen habe, Eintrag geschehen wird. Meine Mutter ist eine alte Frau von 63 Jahren, die allerdings jetzt Ruhe und Sorgloſigkeit allem Andern vorzieht und wohl auch in ihrer Aengstlichkeit zu weit geht, denn meine Zukunft ist ja in jedem Fall gesichert, und wäre es nöthig, würde ich mich einzuschränken wissen und mir gern jede Entbehrung auferlegen, ehe ich mich von den theuersten Pflichten loßsagte. Sein Sie daher ganz außer Sorge, liebe Freundin, Sie werden sehen, daß ich nichts thue, was nicht reiflich überlegt ist. Ich werde den 28. bis 30. in Dresden eintreffen — wie lange ich bleiben werde, kommt auf die Umstände an. Meine Reise in die Schweiz beschränkt sich nur auf Zürich, da mein Gastfreund mich bis Mitte des Monats aufgehalten hat. Meine Schwester Betty hat die ganze Tour gemacht und ist erst gestern nach vierzehntägiger Abwesenheit zurückgekommen. Ich habe mich in der fürchterlichsten Hitze schrecklich plagen müssen und habe heute zum ersten und vorletzten Male gesungen. Das sind die Freuden, die ich von solcher Reise habe."

Wilhelmine kehrte nach Dresden zurück, allein die Ruhe, nach der sie sich sehnte, wurde ihr nicht zu Theil. Das Verhältniß zu Herrn von Döring spann sich im stürmischen Wechsel von Qual und chimärischem Glücke jahrelang fort. „Was ist unergründlicher, als das Herz eines Weibes, wenn es liebt?" schrieb sie später, als der Wahn verflogen war, „und ich liebte ihn treu und innig. Trotz aller Täuschungen, die er mir bereitete, hielt ich seine Reue immer wieder für wahr, seine Thränen für echt, seine Zerknirschung für aufrichtig." Ihre Liebe schien nur zu wachsen in den Schmerzen, die er ihr verursachte, und jedes Mißtrauen gegen ihn empfand sie im nächsten Augenblicke wie ein unverzeihliches Unrecht. Im Juni 1846 schreibt sie aus Nürnberg:

. . . „Gott sei Dank! mein Glaube an diesen einen Menschen hat mich nicht betrogen, und nicht zu hart wege mich die Strafe heimsuchen, die ich darum verdiene, daß ich einem schönen Argwohn gegen ihn auch nur einen Augenblick Raum in meiner Seele gönnen konnte! In welchem Zustande ich nach Leipzig kam, nachdem ich mir noch zwei Tage lang den fürchterlichsten Zwang in Hannover auferlegen mußte, werden Sie begreifen, der einen so tiefen Blick in mein Inneres gethan hat. Ich war todtkrank an Leib und Seele. Meine Schwester war meiner Aufforderung sogleich gefolgt, und ich fand nicht nur sie, sondern auch Döring dort und war schon den Tag vorher von ihnen erwartet worden. Ich habe nun eine ernste Auseinandersetzung mit Döring gehabt, und es hat sich denn herausgestellt, daß nur schwarze Verleumdung in den Hauptsachen sich an ihn gewagt, daß er unbesonnen, aber nicht schlecht und verrätherisch war und nur bis jetzt den Muth nicht hatte, mir seine Unbesonnenheit einzugestehen. Er hat weder gespielt, noch den Fleiß meiner Hände verkauft, denn ich habe Alles selbst gesehen, und gesehen, wie hoch und heilig er diese kleinen Gaben der Liebe hielt. Fluch also über die Menschen, die ihre Lust nur am Bösen finden und sich nicht schämen, das Reinste und Heiligste zu belasten! Und doch muß ich diesen Menschen wieder danken, denn sie haben es dahin gebracht, was sie freilich nicht bezweckten, daß mein Glaube an den Mann, für den mein Herz die treueste und reinste Liebe hegt, für dieses Leben unerschütterlich fest steht, und nichts mich wankend machen wird in dem Entschluß, mein ganzes Leben mit all seinen edelsten Kräften nur ihm

zu widmen. Schelten Sie mich nicht exaltirt, theurer Freund, es ist nun einmal so und kann nicht anders sein und werden. Ich bin dem Leben und der Kunst zurückgegeben und trete nun mit neuer Kraft, mit belebtem Muth allen Plagen entgegen, die meiner noch bis zum Spätherbst warten."

„Berlin, 6. October 1846.

„. . . Nun wollen Sie als theilnehmender Freund auch wissen, wie es mir geht? Gut und schlecht! Gut, weil Sie nicht ganz Unrecht haben, daß „die kleine Welt von Glück, die ich mein eigen nenne", eine Gleichgültigkeit gegen alles Uebrige geschaffen hat, die nur wenige Ausnahmen duldet, unter denen Sie aber oben an stehen, da ich Ihre Freundschaft hoch und werth halte. Schlecht, weil mich meine Verhältnisse zwingen, mit und in einer Welt zu leben, die mich anekelt, da sie die warmen Pulsschläge meines Herzens nicht verstehen kann und nur ausruft: wie spielt sie schön Komödie!! Ich sehne mich nach Ruhe und ungestörtem Genuß dessen, was ich einzig und allein mein Glück nenne."

1847 ging Wilhelminens Contract mit dem Dresdner Hoftheater zu Ende. Er wurde nicht erneuert; eine Menge kleiner Widerwärtigkeiten und kleinlicher Intriguen, welche die Künstlerin in ihrer gereizten Stimmung doppelt schwer empfand, hatten ihr die alte Heimath verleidet und sie zu den Entschlüsse gebracht, eine längere Kunstreise zu unternehmen.

Zu derselben Zeit waren endlich auch die Schwierigkeiten beseitigt, welche ihre Heirath mit Herrn von Döring so lange verhindert hatten. Ihre Freunde, aufs Höchste bestürzt bei dieser Nachricht, erschöpften sich noch einmal in den eindringlichsten Warnungen — aber Wilhelmine blieb fest in ihrem Entschlusse. Sie nannte Alles Verleumdung, was gegen Döring sprach, und ein Packet von Papieren, durch die sie von seiner Unwürdigkeit überzeugt werden sollte, ward für ungelesen ins Feuer. Am entschiedensten sprach sich Wilhelminens fürstlicher Freund, der Herzog von . . . . aus; er schreibt:

„Jetzt muß ich noch ein Wort reden, was mir sehr schwer auszusprechen wird, was ich aber doch aussprechen muß, wenn ich anders Ihr Freund bin. Die Nachricht, daß Ihr Verhältniß mit Herrn von Döring nicht allein noch fortbesteht, sondern sogar zur Ehe führen soll, hat mich mit dem tiefsten Schrecken erfüllt. Von allen Seiten und schon lange ist dieser Döring nämlich als einer der allerverächtlichsten Menschen mir geschildert worden, als ein Mensch, der nur darauf ausgeht Sie auszubeuten und der dabei mit dem Luxus groß thut, den er mit dem Ihnen abgenommenen Gelde treibt. Dies Letztere soll sogar seine Cameraden schon mehrere Male zu Deliberationen darüber gebracht haben, ob es ihnen möglich bleibe, mit ihm fort zu dienen. Ich wiederhole, wie weh es mir thut, Ihnen so Schmerzliches sagen zu müssen; ich wiederhole aber zugleich nochmals, daß, wenn ich Ihr wahrer Freund bin, ich das Gesagte nicht verschweigen durfte."

Dieser Brief ist am 29. August 1847 geschrieben; an demselben Tage wurde Wilhelmine in Kleinzschocher bei Leipzig mit Herrn von Döring getraut. Ob das nicht geschehen wäre, wenn sie den Brief zur rechten Zeit erhalten hätte?

Vor der kirchlichen Ceremonie unterschrieb Wilhelmine den von Döring vorbereiteten Ehecontract, ohne ihn gelesen zu haben. Ihrer Meinung nach mußte sie dem vielverkannten, vielverleumdeten Manne das unbedingteste Vertrauen zeigen. Mit der Linken bedeckte sie die letzten Zeilen, um auch nicht ein Wort zu lesen, und schrieb ihren Namen, ohne Ahnung, daß sie mit diesem Federzuge Alles was sie besaß und je besitzen würde, sogar die Hälfte der Pension, die sie vom Dresdner Hoftheater beziehen sollte, Herrn von Döring zuschrieb.

Es war eine entsetzliche Zeit, die nun folgte. „Ich war in die unwürdigsten Bande geschlagen", schreibt Wilhelmine, „an einen Mann gefesselt, der mich um mein sauer erworbenes Vermögen gebracht hatte und der Jahre lang ein teuflisches Spiel mit meinen heiligsten Empfindungen trieb, denn während er mir in's Antlitz Liebe heuchelte, war, wenn er von mir ging, Hohn und Spott mein Lohn für alle Opfer, die ich ihm brachte. Und nachdem ich ihm das Letzte gegeben hatte, was ich noch besaß, nachdem ich auch ihm gerichtlich fast mit Leib und Seele verschrieben hatte, warf er die Maske ab und stand vor mir, ein vollkommener Teufel."

Wilhelmine war nahe daran, in Verzweiflung und Selbstverachtung zu Grunde zu gehen, während sie der Welt gegenüber den Schein des Glückes zu behaupten strebte und auf's Angestrengteste in ihrem künstlerischen Berufe thätig war. Im Herbst trat sie eine Kunstreise an, die sie den Norden führte. Petersburg war das Ziel, dem sie zustrebte; aber die Unterhandlungen mit der dortigen Theaterdirection führten zu keinem Resultate. Nachdem sie in Kopenhagen die glänzendsten Triumphe gefeiert hatte, ging sie nach Riga, wo sie als Romeo am 29. December 1847 das Publicum zum letzten Male zu begeisterter Bewunderung hinriß. Sie ahnte nicht, daß sie die Bühne nie wieder betreten würde. Von Riga ging sie nach Dorpat, und hier erfolgte im Februar 1848 ein vollständiger Bruch mit Herrn von Döring. Nun erst erfuhr sie die Bedeutung des Ehecontracts, und während Döring nach Sachsen zurück ging, um seine Ansprüche an Wilhelminens Eigenthum geltend zu machen — er belegte sogar ihre Möbel mit Beschlag — blieb die unglückliche, verlassene Frau in der Fremde. „Ich war vernichtet, zertreten, eine Bettlerin!" schreibt sie, „an Leib und Seele todtkrank, und ohne Hoffnung, mich jemals wieder aus meinem Elend erheben zu können."

Ende Februar kehrte Wilhelmine nach Deutschland zurück, um den Schutz der Gesetze gegen Herrn von Döring in Anspruch zu nehmen. Sie ging zuerst nach Berlin, wo eben der Nachhall der Pariser Ereignisse alle Gemüther durchbebte. „Zu jeder anderen Zeit würde auch sie auf's Gewaltigste davon ergriffen worden sein; aber sie war jetzt so müde von den Stürmen, die in der letzten Zeit über sie hingegangen waren, daß sie sich über ihr persönliches Leid nicht zu erheben vermochte. Und hatte sie sich auf Augenblicke davon losgemacht, sing sie an in die Weite zu sehen, so wurde sie durch die zahllosen Widerwärtigkeiten, die ein Ehescheidungsproceß unvermeidlich mit sich bringt, immer wieder auf das alte Leid zurückgewiesen.

Damit war übrigens das Maß ihrer Schmerzen noch nicht erschöpft. Im Mai erhielt sie die Nachricht, daß ihre Tochter Sophie Devrient, die in Hannover bei dem Vater lebte, gefährlich erkrankt war. Sie eilte sogleich zu ihr und fand eine Sterbende. Am vierten Tage nach ihrer Ankunft verschied das arme junge Wesen unter namenlosen Qualen in den Armen der Mutter, und Wilhelmine kehrte vollständig gebrochen nach Berlin zurück. Noch im Juli schrieb sie ihrem langjährigen Freunde, dem Kammerherrn von Dolp in Detmold:

„Berlin, 20. Juli 1848.

„Wie soll ich Ihnen für die freundige Ueberraschung danken, mein werther Freund, die Sie mir durch den Empfang Ihres lieben Briefes bereitet haben? Er war in meinem ganz freudlosen Dasein ein Lichtpunkt. Nehmen Sie meinen innigen, aufrichtigen Dank für Ihre Theilnahme, die mir in meiner gegenwärtigen Lage doppelt wohl gethan hat. Goethe läßt seinen Harfner singen:

„Wer sich der Einsamkeit ergiebt, ach! der ist bald allein.
Ein jeder lebt, ein jeder liebt und läßt ihm seine Pein!"

So geht es auch mir. Ich bin todt für diese Welt, und nur mit sehr wenigen Ausnahmen fragt man nach mir.

Indessen bin ich damit ganz zufrieden, denn zum Glück brauche ich die Welt nicht, und vermisse sie daher auch nicht. — Was Sie fürchten, muß ich Ihnen bestätigen, ich bin verstummt und zwar für immer — und was Sie hoffen, wird nicht in Erfüllung gehen, denn ich werde weder als blutrünstige Lady Macbeth noch als racheschnaubende Medea auftreten, um Ständen mir selbst in Wirthschaft die Zankerkräfte der Letztern zu Gebot, ich würde keinen Gebrauch davon machen, denn mein Fasen ist seiner Verfolgung werth! Ich war und bin über allen Ausdruck unglücklich, und die grausigen Geschicke, die in den letzten beiden Jahre gleich schweren Gewittern sich über meinem Haupte entluden, haben eine so vollständige Zerstörung sowohl in meinem Innern als Aeußeren hervorgebracht, daß schon darum an ein vollkräftiges neues Auftreten in der Welt für mich nicht mehr zu denken ist. Meine Seele ist todesmund, und jede leise Berührung macht ihr Schmerzen. Seit einem halben Jahre singe ich nicht mehr, da ich kaum Musik hören kann. Diese Seelenzustände haben nur zu deutliche Spuren auf meine äußere Erscheinung geprägt — ich bin elend und krank — aber frei!! Den Todesstoß hat mir der Tod meiner Tochter gegeben, die am 22. Mai in Hannover in meinen Armen verschieden ist.

Seit drei Monaten lebe ich hier in dem bewegten Berlin ganz allein, abgeschieden und vollständig vereinsamt

ich wollte hier die gerichtlichen Differenzen mit Herrn von Döring abwarten, die sich aber leider so in die Länge ziehen, daß ich ihr Ende wohl nicht mehr erleben werde. Von wenigen mir treu gebliebenen Freunden gedrängt, will ich nun anfangen, etwas für meine tieferschütterte Gesundheit zu thun, und, nachdem ich hier eine Molkencur beendigt haben werde, nach dem nahen Seebade Heringsdorf gehen und dann im Herbst am Rhein eine Traubencur gebrauchen. Für den Winter suche ich nach einem stillen, bescheidenen Orte, wo ich vielleicht mit einigen treu gesinnten Seelen zusammen leben könnte, die die Mühe nicht scheuen, mich etwas wieder aufzurichten und meinen ganz erstorbenen Muth neu zu beleben. Noch habe ich keine Wahl getroffen, da sie keine leichte Aufgabe ist. Berlin ist mir durch meinen jetzigen Aufenthalt unerträglicher als je; Dresden durch die Erinnerung auf immer verleidet; Weimar, Coburg, Gotha nur im Sommer erträglich. Wo also hin? In eine große Stadt mag ich nicht — kann ich nicht, denn meine pecuniären Verhältnisse gebieten mir die größte Einschränkung, da Herr von Döring Alles, was ich mein nannte, für sein Eigenthum erklärt hat. Gott mag also wissen, wohin mich das Schicksal noch schleudern wird; doch was ist an mir gelegen?"

Blätter und Blüthen.

Das Auswachsen des Getreides. Die so ganz abnormen Witterungsverhältnisse des vorigen Jahres haben auf das glückliche Einbringen des Getreides in sehr vielen Gegenden einen höchst nachtheiligen Einfluß ausgeübt. Die fortdauernde Nässe des Bodens ließ einestheils ein rechtzeitiges Schneiden der Feldfrüchte nicht zu, anderntheils verhinderte die Feuchtigkeit der Atmosphäre ein völliges Trockenwerden, und die Folge dieser mißlichen Umstände war, daß in den Körnern chemische Umwandlungen vor sich gingen, die ihren Werth als Nahrungsmittel herabsetzen mußten.

Das Getreide fing an auszuwachsen, das heißt, die kaum gereiften Körner entwickelten schon eine selbstständige Lebensthätigkeit, sie keimten. Mit dem Keimen ist nun aber eine Veränderung der innern Eigenschaften der Körnerbestandtheile derartig verbunden, daß das Stärkemehl sowohl als der Kleber sich in Stoffe verwandeln, von denen der Keim und die daraus sich entwickelnde junge Pflanze zu leben, und aus denen sie ihre ersten Organe herzustellen im Stande ist. Diese Stoffe müssen daher vor allen Dingen löslicher Natur sein, damit sie sich in den Gefäßen ausbreiten können. Aus dem Stärkemehl entstehen zuckerartige Verbindungen, und diese geben den jungen Trieben der Pflanzen, sowie den Keimen jenen süßen Geschmack, der uns die ersten Gaben des Frühlings so angenehm macht.

Der Kleber, eine unter gewöhnlichen Verhältnissen im Wasser unlösliche Verbindung, wird ebenfalls in eine Form übergeführt, welche den Zellen seine Aufnahme gestattet. Er wird flüssig gemacht, und zu dieser Umwandlung wirken sowohl Wärme, Luft und Feuchtigkeit, als noch unerforschte Agentien im Innern der Pflanze zusammen. Der Kleber ist der Stickstofflieferant, und als solcher auch uns in den Körnern, welche wir zu unsrer Nahrung verwenden, ganz besonders werthvoll. Ohne ihn würden wir nicht im Stande sein, ein gesundes Brod zu backen, denn seine plastische Eigenschaft, die den Teig zu einer zusammenhängenden zähen Masse macht, ist Ursache, daß wir aus dem Mehle ein lockeres poröses Gebäck herzustellen im Stande sind, weil dadurch der Teig die Gasblasen, die sich beim sogenannten „Aufgehen" in Folge eines eigenthümlichen Gährungsprocesses entwickeln, zusammenhält, sich durch dieselben aufbläht und der ganzen Teigmasse eine ungemein große Oberfläche giebt, welche den Einwirkungen des Magensaftes Vorschub leistet, also leicht verdaulich ist.

Diese wichtige Eigenschaft verliert der Kleber aber beim Keimen vollständig oder doch zum größten Theil, je nachdem der Proceß mehr oder weniger weit vorgeschritten ist. Er verwandelt sich in einen Schleim, der sich mit den wässrigen Bestandtheilen vereinigen kann und an der Bildung neuer Organe Theil nimmt. Man kann ihn in diesem Zustande durch Wasser aus dem Mehle ausziehen, und macht davon in der Bierbrauerei wirklich Anwendung, indem man der Gerste die Bedingungen einer raschen Keimung darbietet, um die Stärke theilweise in Zucker überzuführen, den nahrhaften Kleber aber löslich zu machen und dem Biere einverleiben zu können. Das Malz ist eine solche in einem gewissen Stadium des Keimens unterbrochene Gerste.

Das ausgewachsene Getreide verbäckt sich daher nicht mehr ohne Weiteres zu einem lockern Brode, weil in ihm der Kleber die plastische Eigenschaft verloren hat und mehr oder weniger in jenen löslichen Schleim übergegangen ist, der beim Backen auseinandergeht und, statt ein poröses, mürbes Gebäck zu geben, eine feste, schliffige, nasse Masse liefert, die für den Magen ganz unverdaulich ist. Er ist in der That in diesem Zustande derjenige Bestandtheil, welcher den Werth des Mehles ungemein erniedrigt.

Wir glauben daher, weil auch in diesem Jahre aus einigen Gegenden uns Klagen über das Auswachsen des Getreides zugehn, unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen ein Mittel an die Hand geben, aus ausgewachsenem Getreide sich doch noch ein gesundes, wohlschmeckendes Brod bereiten zu können. Es besteht dies darin, daß man den Kleber aus seinem schleimigen Zustande wieder in die frühere plastische, unlösliche Form zu bringen sucht. Wenn man den umgewandelten Kleber mit gewissen Salzlösungen, als kohlensaurem Natron (Soda), kohlensaurem Kali (Pottasche), Kochsalz und ähnlichen behandelt, so giebt er seine Löslichkeit auf. Er wird auf's Neue zähe und plastisch und gewinnt alle seine früheren Eigenschaften wieder. Setzt man daher dem Mehle, woraus man Brod backen will, etwas von den genannten Salzen (und unter ihnen würde sich das Kochsalz am besten zu diesem Zwecke eignen) zu, so wird der Teig durch die in Folge der Säuerung sich entwickelnden Luftarten sich aufblähen lassen, weil er durch den wieder unlöslich gewordenen Kleber Zusammenhang gewonnen hat, als ob er aus Mehl von gesunden Körnern bereitet wäre, das Brod wird locker und porös werden.

In dieser Beziehung angestellte Versuche haben ergeben, daß ein Zusatz von zwei Loth Kochsalz für je drei Pfund Mehl aus ausgewachsenem Getreide ein ganz ausgezeichnetes Brod lieferte, das nicht nur vollständig leicht verdaulich und höchst wohlschmeckend war, sondern das sich auch wochenlang in Räumen aufbewahren ließ, welche durchaus nicht die günstigsten Bedingungen der Erhaltung erfüllten, und das trotzdem frei von Schimmel und völlig genießbar blieb.

Das Salz wird in dem Einteigewasser aufgelöst und der Teig ganz in derselben Weise wie der von gesundem Mehle behandelt. Der Geschmack des Brodes wird durch den Zusatz eher verbessert; kurz das Mittel ist seiner Einfachheit und seiner Wirksamkeit wegen so ausgezeichnet, daß wir es für unsre Pflicht halten, diejenigen unserer Leser darauf aufmerksam zu machen, welche fern von den Kreuzungspunkten der Intelligenz erst nach langen Jahren der Erfolge der Wissenschaft und Technik durch zufällige Uebermittelung theilhaftig werden, und von denen Viele sorgenvoll an die Verwendung ihrer vielleicht bescheidenen Ernte denken.

Eine photographische Druckmaschine. Eine Lyoner Zeitung kündigt die Ankunft einer solchen Maschine aus Amerika an, welche in einer Stunde 4000 Photographien von einem einzigen negativen Bilde drucken kann. Das gebrauchte Papier soll mit Gelatin präparirt und mit Silber-Jodin getränkt sein, dem andre Substanzen beigemengt sind, welche es äußerst empfindlich machen. Es wird auf einen Cylinder gerollt und durch ein Uhrwerk in der Weise abgewickelt, daß jeder Theil etwa eine Secunde dem Negativ gegenüber bleibt, welches, während das Papier sich abwickelt, durch dieselbe Maschinerie mit einem Deckel verdeckt wird. Die Sonnenstrahlen sind durch eine kräftige Linse auf dem Original concentrirt. Vermittelst dieser Maschine kann man die Abdrücke für einen Sou das Stück liefern.

Kleiner Briefkasten.

Blg. in Hbg. Gönnen Sie dem Londoner „Punch" das billige Vergnügen, die Verdienste Blücher's in's Lächerliche zu ziehen — die Weltgeschichte spricht deshalb doch das letzte Wort! Als die zarten englischen Ladies dem Marschall Vorwärts bei seiner Ankunft in London die Hände dermaßen beleckten, daß er schließlich durch Ueberziehen wildlederner Handschuhe sich vor den Zärtlichkeiten seiner Anbeterinnen zu retten suchte, als die ganze englische Presse den alten Helden als den Retter Englands und Besieger Napoleon's pries, wer sprach damals von „Zweiter Hand Lorbeern"? Die Unverschämtheit der englischen Presse bleibt sich stets gleich.

M. in O—n. Das Manuscript Ihres Herrn Gemahls, Mitglied der preußischen Expedition, ist uns aus Hongkong mit Postgelegenheit zugegangen. Der Brief kostet nicht weniger als 4 Thlr. 16 Ngr. Porto. Ob wir den Beitrag zur Aufnahme bringen können, ist noch sehr die Frage.

S. L. in Frkf. „Komm doch zur Ruh', bewegt Gemüth!" Das Schützenfest in Gotha wird nächstens schon durch Text und Bild zur Darstellung kommen. Die Ausführung guter Zeichnungen und Holzschnitte nimmt viel Zeit weg, und da bei der großen Auflage zur Druckherstellung einer Nummer außerdem drei Wochen erforderlich sind, so dürfte es Ihnen begreiflich werden, daß die gewünschten Schilderungen und Illustrationen nicht gut vor Mitte August erscheinen können. Der Name des Künstlers, Professor Schneider in Gotha (der Maler des Barbarossa an dem Gabentempel) bürgt übrigens für die Wahrheit und malerische Ausführung unsrer Illustrationen. — Auch das Nürnberger Sängerfest wird Anfang September in unsrer Zeitschrift durch Text und Illustrationen gefeiert werden.

F. R. in S. Wir selbst kennen den Luc. Herbert'schen Roman „Louis Napoleon" gar nicht und müssen Sie auf das Prutz'sche Museum verweisen. Prutz nennt das Buch „echtes Leihbibliothekenfutter, von dem sich jeder Gebildete mit Unlust abwenden müsse." Sie werden also das Opus wohl in einer benachbarten Leihbibliothek finden und sich selbst ein Urtheil bilden können.

R. S. in T. Ihre Mittheilung stimmt mit einer andern, die wir direct aus Stanz erhalten. Man schreibt uns von dort: „Noch lange werden die Maidli des Vierwaldstädter Sees sich der hübschen schlanken Söhne Norddeutschlands erinnern. Um Verwechselungen vorzubeugen, wurde der eine der Bremer Schützen, die besonders auffielen, „der ganz Große" und ein anderer „der ganz Schöne" genannt. Die Uebrigen rangirten unter dem Namen: „die nicht so gar Großen"."

Br. in Tr. Werden nächstens Ihren Wunsch erfüllen und eine Berichtigung des angezogenen Artikels geben.

K. in L. Danken herzlich für den liebenswürdigen Brief. Ihre weiteren Zusendungen erwarten wir und werden sofort entscheiden.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Die Straße war völlig menschenleer, als Reichardt und Meißner ihr Ziel erreichten, und Letzterer, der mit einem Einschlüssle fertig geworden zu sein schien, begann ohne Zögern an einer der großen Thüren zu pochen; aber nur ein lautes gewaltiges Bellen antwortete. „Ob uns das Vieh nicht einen Strich durch die Rechnung machen wird?“ sagte der Kupferschmied, sich umkehrend; „es ist wie ein Wolf bei Nacht und will nur den Porter, der mit ihm schläft, kennen.“

„Ich meine doch, mich sollte der Kerl noch kennen,“ erwiderte Reichardt herantretend; „vor weiterem Pochen aber lassen Sie mich eine Untersuchung anstellen: ist der Porter zu Hause, so muß der Schlüssel innen stecken!“ Er wandte sich nach der nächsten Thüre, welche den gewöhnlichen Eingang bildete, öffnete sein Taschenmesser und schob dieses in das Schloß; wie überrascht aber wandte er sich wieder zurück. „Die Thür ist offen, Meißner,“ sagte er halblaut, „aber kein Schlüssel da!“

„Richtig, wieder einmal eine Lumpenwirthschaft!“ versetzte dieser herantretend, „warum wollen die Herren keinen gewissenhaften Deutschen nehmen und stellen einen liederlichen Irischen herein! Der Mensch ist mit einem halben Stiche weggegangen und hat vergessen zu schließen!“ Er versuchte die Thür aufzudrücken, aber ein grimmiges Knurren dahinter ließ ihn davon abstehen. „Ohne Spectakel wird's schwerlich abgehen,“ fuhr er bedenklich fort, „und die Polizei ist niemals weit von hier.“

„Lassen Sie mich nur,“ gab Reichardt, die Thür fassend, zurück. „Down, Watch!“ rief er in kurzem, bestimmtem Tone, und das Knurren verstummte; er öffnete vorsichtig den Eingang, aber kurz vor ihm blickten ihm zwei glühende Augen aus der Dunkelheit entgegen, und ein neues bissiges Knurren schien ihn zu warnen. Nach einem eigenthümlichen Fingerschnipp und zwei schmeichelnden Worten des Eintretenden schien das Thier indessen unsicher zu werden; ein zweifelndes, unzufriedenes Brummen ließ sich hören, und als Reichardt es in bestimmter Weise lockte, kam es vorsichtig schnüffelnd heran, um indessen nach wenigen Secunden der Untersuchung eine Art freudiges Winseln hören zu lassen und den jungen Mann zu umspringen. Nur mit Mühe erwehrte sich dieser der Erkennungsliebkosungen des ungeschlachten Thieres, wandte sich dann aber, diesem die Ohren kraulend, nach dem hintern Theile des Raums. „Jetzt, Meißner, rasch den Brief,“ rief er, „ich beschäftige den Hund so lange, und werden wir überrascht, so haben wir nachsehen wollen, weshalb die Thür hier offen gewesen ist!“

„All right, Sir!“ rief der Kupferschmied halblaut zurück und eilte die Treppe nach der Office hinauf; der Hund hob bei dem Laute den Kopf und wurde unruhig; ein Auf Reichardt's aber, welcher den Raum unter der Treppe öffnete und auf das Bett klopfte, brachte ihn schnell zu dem willkommenen Lager. Nach kaum drei Minuten schon klangen Meißner's zurückkehrende Tritte, die jedenfalls leise sein sollten, obgleich jede Treppenstufe darunter krachte; noch einmal hatte der Wartende das aufmerksame Thier zu beruhigen, und folgte dann rasch dem Geöffneten, der ihn mit einem: „Teufelsgeschichte das! aber Alles in Ordnung!“ empfing, dann aber nach einem Rückblicke auf die unverschlossene Thür halblachend hinzusetzte: „Der Hund ist wahrlich das beste Schloß, ich will an den Kerl denken!“

Reichardt antwortete nicht und ging nur mit starken Schritten dem nächsten, noch erleuchteten Bierlocale zu, wandte sich hier nach dem unbesuchtesten Theile des Raums und nahm mit sichtlicher Ungeduld den erbeuteten Brief aus des Kupferschmieds Hand. Sich auf einen Stuhl werfend, begann er langsam, als wolle er jedes Wort erwägen, die Durchsicht, während des Kupferschmieds Augen an seinen Zügen hingen; ehe aber noch die späten Gäste von den Anwesenden recht bemerkt worden waren, hatte sich der Lesende schon wieder erhoben, nickte dem Gefährten mit einem eigenthümlich glänzenden Blicke zu und schritt, von diesem gefolgt, wieder zur Thür hinaus. „Es sind noch viel bestimmtere Dinge hier, Meißner, als Sie haben herauslesen können,“ sagte er, als Beide die Straße wieder betreten hatten, in hörbarer Aufregung, „und der alte Black muß einen sehr ergebenen Freund haben, um solche Mittheilungen zu erhalten; jedenfalls haben Sie heute Abend den geschwindesten Streich Ihres ganzen Lebens ausgeführt — und nun vorwärts, vielleicht ist bei Frost's noch Jemand wach!“

„Wird ziemlich Eins werden, ehe wir dorthin kommen!“ brummte der Kupferschmied, nach seiner Uhr sehend.

„Hilft nichts, Meißner, Sie müssen die Nacht mit durchmachen!“ war die von rascherem Schritte begleitete Antwort, „wer weiß, ob Sie nicht irgend eine Art Zeugniß abzulegen haben!“

„Der Bill ist immer da, Sir!“ erwiderte der Andere wie in verletzter Würde, „glauben Sie aber, man hat in Aussicht auf eine trockene Nacht keinen Durst, daß Sie sich nicht einmal Zeit zu einem Glase Bier nehmen?“

Reichardt wandte den Blick vorwärts. „Dort winkt noch ein Stern,“ sagte er, nach einer einsamen hinten Laterne an der matterleuchteten Häuserreihe zeigend, „nehmen Sie aber da gleich Vorrath!“

„Ohne Sorge, Sir, sobald der Mensch nur weiß, was ihm bevorsteht.“

Es war wirklich schon eine halbe Stunde über zwölf, als die beiden jungen Männer den Weg nach dem entfernten fashionablen Stadttheile zurückgelegt hatten, und kein einziges Fenster in Frost's Hause zeigte noch einen Lichtschimmer. Ohne indessen lange zu zögern, zog Reichardt kräftig die Klingel, mußte dies aber noch einige Male wiederholen, ehe sich in dem meist zu Dienstboten-Wohnungen benutzten Unterbau des Hauses ein Fenster öffnete. „Wecken Sie sogleich den jungen Mr. Frost,“ sagte der Außenstehende in bestimmter Weise, „geben Sie ihm hier meine Karte und melden Sie, daß ich in dringenden geschäftlichen Angelegenheiten komme!“

„Mr. John Frost ist noch nicht zu Hause!“ klang es zurück.

„So wecken Sie den alten Herrn!“ rief Reichardt ungeduldig.

„Ich weiß nicht, ob ich darf, Sir!“ war die Antwort; eine Stimme aus dem Innern aber schien die Bedenklichkeiten des Sprechenden zu beseitigen, ehe der Angekommene zu einer neuen Antwort gelangt war. Das Fenster schloß sich; eine lange Weile aber verstrich, während Reichardt ungeduldig den kalten Vorplatz stampfte und mehr als einmal sich versucht fühlte, von Neuem die Klingel zu ziehen — der Kupferschmied aber, sich die Häuser im Laternenschein betrachtete, langsam auf dem Seitenwege spazieren ging — ehe sich die Thür aufthat und ein Gesicht sich vorsichtig herausstreckte. „Sind Sie allein, Sir?“ klang es; Meißner aber, welcher beim Oeffnen der Thür herangekommen war, nahm dem Befragten, der nicht sogleich zu wissen schien, was zu erwidern, die Antwort ab. „'s ist nur eine ganz vernünftige Vorsicht,“ rief er, „gehen Sie allein, Reichardt, und lassen Sie mich nur bald wissen, ob ich nothwendig bin!“

Reichardt schlüpfte topfschüttelnd in das Haus; nach wenigen Minuten aber schon ward auch sein Begleiter von seinem Spaziergang abgerufen, und eine halbe Stunde später trat der Erstere allein wieder heraus, raschen Schritts durch die kalten Straßen den Heimweg suchend.

Reichardt verbrachte fast den ganzen Rest der Nacht ohne Schlaf in seinem Bette. Der alte Frost hatte nach der ersten Erregung, welche seine Mittheilung hervorgerufen, ihn mit einer Herzlichkeit behandelt, die ihm trotz des Tantzefühls, welches den alten Hanteldoherrn bewegen mochte, doch zu weit gegen seinen „jüngsten Clerk“ zu gehen schien, und die, so wohl sie ihm im Augenblicke, besonders in Gegenwart des Kupferschmieds, auch gethan hatte, doch jetzt von Neuem einen harten Kampf in ihm hervorrief. Er hatte Frost's Vertrauen, von welchem John so Mancherlei wissen wollte, gerechtfertigt — was konnte ihn aber diese einfache Pflichterfüllung in seinen innern kämpfen helfen? Blieb er denn nicht trotzdem immer der, der er war? Fast erschien ihm die Gelegenheit, bei Fonfride's Concertruppe anzukommen, wie ein Rettungsanker vor der Verlockung, in seinen jetzigen Verhältnissen zu bleiben, die er immer mächtiger wiedererstehen fühlte, sobald Margaret's Züge neben des alten Frost's wohlwollendem Gesichte und John's launigen Mienen vor ihm auftiegen; er begriff, daß nur ein männlicher, starker Entschluß ihn aus diesem Zwiste mit sich selbst, aus der immer wiederkehrenden Selbstqual reißen konnte — und als gegen Morgen endlich der Schlaf über ihn kam, stand es fest in ihm, schon am nächsten Tage seinen Austritt aus dem Geschäfte anzuzeigen.

Es war schon fast Mittag am nächsten Tage, und noch saß Reichardt allein im Cassenzimmer. Kurz nach seinem Eintritte hatte ihm einer der übrigen Clerks die Cassenschlüssel mit der Ordre überbracht, Bell's Stelle während des Morgens zu versehen; aber auch weder von John noch von dessen Vater hatte sich etwas erblicken lassen. Reichardt fühlte sich so müde und abgespannt, daß er kaum einmal daran dachte, zu welchem Resultate wohl die Entdeckung des beabsichtigten Schwindels geführt haben möge; wohl versuchte er einige Male sich seinen Arbeiten zuzuwenden, aber seine Gedanken drehten sich nur immer um sein heutiges Ausscheiden und seine nächste Zukunft. Er war nicht nur völlig mit sich einig, sondern fühlte auch eine Ruhe, als liege Alles, was in ihm einer Erregung fähig war, erschlafft darnieder.

Gegen Mittag endlich hörte er Jarvis's rasche Tritte im vorderen Zimmer und sah ihn gleich darauf bei sich eintreten. „Wissen Sie wohl, Sir,“ sagte dieser, die Thür schließend, „daß Sie der böswilligste Mensch sind, den ich kenne?“ Reichardt sah überrascht auf und blickte in ein lachendes Gesicht, das sich vergebens zu bemühen schien, den Ausdruck des Ingrimms nachzuahmen. „Ja, ihm Sie nur verwundert,“ fuhr der Sprecher fort; „gestern Abend will ich Sie besuchen, muß Sie in einer wichtigen Angelegenheit sehen, und gerade an diesem Abend sind Sie ausgegangen; ich gehe an die verschiedensten Orte, um Sie zu finden, bleibe zum ersten Male nach jenem Abend im Astorhause über ein Uhr aus; und gerade während dem kommen Sie mit einer so wichtigen Sache in unser Haus, daß ich mich hätte prügeln mögen, nicht meinem alten Papa zur Hülfe an der Seite gewesen zu sein. Ist das nicht die reine Bosheit von Ihnen, Sir? — O Sie Hauptkerl, geben Sie mir einen Kuß, Reichardt!“ rief er plötzlich, wie in ausbrechender Empfindung, und faßte den Deutschen bei beiden Ohren.

„Ist schon Alles geschert?“ fragte dieser, etwas befremdet von der eigenthümlichen Erregtheit des Andern, die ihm selbst die Rettung des großen Capitals nicht ganz erklären wollte.

„Geschert? was? Ah, die Versicherungssumme!“ rief der Amerikaner mit einem leichten Erröthen; „ob mir nicht im Augenblicke etwas ganz Anderes durch die Gedanken ging! Glücklich geschert, Sir! wir hätten aber wohl keine Stunde später kommen dürfen! Es müssen von den Schlauköpfen schon bereitende Stimmen auf die Seite geschafft worden sein, und der heutige Tag war jedenfalls bestimmt, die Insolvenz der Gesellschaft zu erklären. Was wir mit unserer Beschlagnahme erlangt haben, wird uns und auch wohl den alten Blad kosten, dessen Interesse wir, als einfach in Act der Gerechtigkeit, mit vertreten ließen, Johnsen aber mit seiner Getreide-Speculation, an der sich sein Buchhalter, glücklicherweise unter eigenem Namen, betheiligt hatte, wird mit verschiedenen Anderen einen harten Schlag erleiden. Wir können es nicht ändern; warum ist er stets überall, nur nicht in seiner Office! Jetzt aber zu Anderem! — Schon Mittag?“ fuhr er sich unterbrechend fort, als in dem vorderen Zimmer das Geräusch der sich erhebenden Clerks laut wurde, „reste besser, so sind wir ganz ungestört. Sie essen heute bei uns, Reichardt, was ich Ihnen hiermit an Stelle jeder formellen Einladung mittheilen will — und nun lassen Sie es uns eine halbe Stunde in Vater's Zimmer bequem machen; er wird den ganzen Tag nicht hier sein — kommen Sie!“ und damit wandte er sich, dem Deutschen voran, nach dem angedeuteten Raume, den der Letztere bis jetzt nur einmal und damals mit so ganz anderen Gefühlen betreten hatte.

Reichardt war bei der Einladung zum Mittagstisch blaß geworden und zögerte einige Secunden, ehe er dem Voranschreitenden folgte. Er wußte, daß jetzt der Augenblick da war, um den Entschluß, der über seine nächste Zukunft entschied, zur That werden zu lassen.

Als er das hintere Zimmer betrat, kam ihm John, sich mit der einen Hand eine Cigarre anbrennend und mit der andern dem Eintretenden die offene Havannahälfte hinhaltend, entgegen, und saß nur mechanisch griff dieser in den Vorrath.

„Dort sind Zündhölzer!“ rief der Erstere, nach dem eleganten Feuerzeug deutend, und warf sich dann in einen der Divans, „setze jetzen Sie sich hierher und bören zuerst eine Neuigkeit!“

„Ein Wort vorher, Mr. Frost,“ sagte Reichardt, und der Ton seiner Stimme verrieth den Druck, unter welchem er sprach, „ich werde kaum Ihrer Einladung zum Mittagstisch folgen können — und,“ fuhr er mit einem tiefen Athemzuge fort, „ich möchte gleich die Gelegenheit wahrnehmen, um Ihnen zu sagen, daß ich mich entschlossen habe, wieder zu meiner frühern Beschäftigung als Musiker zurück zu kehren. Es bietet sich mir gerade jetzt eine passende Chance dafür, und wenn Sie Mr. Frost bitten wollten, mich ohne jede weitere Frage, die mir aus mancherlei Gründen nur peinlich werden müßte, zu entlassen, so würden Sie mir einen Freundschaftsdienst erweisen, der mich Ihnen zu jedem Danke verpflichtete.“

John hatte sich langsam aufrecht gesetzt, seine Augen schienen mit jedem Worte des Sprechenden größer zu werden, bis er, als Reichardt geendet, diesen regungslos mit offenem Munde anstarrte. Plötzlich aber schnellte er in die Höhe und legte seine Hand auf des Andern Schulter. „Das ist doch unter allen Umständen nur ein toller Spaß, Sir!“ rief er, „nur ich muß Ihnen sagen, daß es ein schlechter ist —“

„John, ich bitte Sie herzlich, machen Sie mir das, was geschehen muß, nicht noch schwerer,“ unterbrach ihn Reichardt fast

stehend, „ich spreche so ernst, wie vielleicht noch niemals in meinem Leben.“

„Es ist Ihr Ernst, daß Sie von uns weg wollen? jetzt gleich wegwollen?“ fragte der Erstere, langsam jedes Wort betonend, „und auch nicht einmal einen Grund dafür angeben wollen?“

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich mein altes Geschäft wieder ergreifen möchte und soeben eine günstige Chance dafür habe —?“ erwiderte der Deutsche, aber vor John's festem, klarem Blicke steckte seine Stimme.

„Sie haben es ja nicht gelernt, Flausen zu machen, eben so wenig als ich, Reichardt!“ sagte der Andere nach einer kurzen Pause. „Ich weiß, daß etwas Störendes in Ihrer Seele liegt, ich habe es in so Manchem, das Ihr Wesen zu einem ganz eigenthümlichen machte, wahrgenommen; aber Sie hatten mir versprochen, mein Freund zu sein, und so meinte ich immer, die Zeit werde kommen, wo ich Sie ganz verstehen würde. Ich weiß auch jetzt, daß Sie mit dem alten Bell auf einem Fuße gestanden haben, der Jedem das Geschäft hätte verleiden müssen — er hat es selbst in seiner steifen Ehrlichkeit heraus gesagt und auch seinen Versuch, Sie zum Kirchenmitgliede zu machen, nicht verschwiegen — Bell ist indessen seit heute Morgen beseitigt; er ist in der Marine-Bank zum Cassirer ernannt worden, ein Posten, nach dem er lange gestrebt — wahrscheinlich hat der Kircheneinfluß auch sein Bestes dabei gethan, und er wird endlich seine fromme Wirthin mit ihrem Grundbesitz heirathen. Wenn ich nun auch noch nicht weiß, was Vater beabsichtigt, so glaube ich doch kaum, daß nach dem, was Ihnen das Geschäft seit letzter Nacht schuldig ist, an einen neuen Cassirer gedacht werden wird —“

„Sie sagen da etwas, John, was Sie wohl kaum verantworten können,“ unterbrach ihn Reichardt, in dessen Gesicht das Blut aufstieg und wieder ging; „wäre es aber auch wirklich so, ich ginge doch — müßte gehen, John, und Sie sollen auch nicht vergebens mich an unsere Freundschaft erinnert haben. Mit der Stunde, in welcher ich New-York verlasse, wird mein Inneres klar vor Ihnen liegen, und Sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, werden sagen: Er hatte Recht und er konnte nicht anders!“

In dem Blicke des jungen Amerikaners begann es plötzlich wie eine Art Verständniß aufzusteigen, sein Auge wurde größer und dunkler und mit eigenthümlicher Betonung, sagte er: „Sie wissen jedenfalls schon, daß Harriet Burton hier ist?“

„Harriet Burton?“ entgegnete der Deutsche, merklar überrascht, „woher soll ich das wissen? Ihre Ankunft würde mir unter andern Umständen allerdings interessant sein — aber was habe ich jetzt mit ihr zu thun?“

John ließ den Blick lang und tief in dem Auge des Andern ruhen. „Reichardt,“ sagte er dann, während sein Ton weich wurde, „Sie erinnern sich vielleicht unseres ersten Gesprächs im Atterbaue — fühlen Sie wirklich nichts für das Mädchen? Sagen Sie nur Ja oder Nein, ich weiß, Sie können nicht lügen!“

Einen Augenblick trat es wie eine Art Verwunderung in die Züge des Deutschen; dann erwiderte er mit einem leichten Lächeln, das alle Gesprantheit aus seinem bisherigen Geschäftsausdruck zu nehmen schien: „Was ich einmal mir Bestimmtheit sage, John, das mögen Sie als sicher hinnehmen; Harriet ist ein vorzügliches Mädchen in jeder Beziehung, aber unsere Naturen passen zu einander wie Feuer zum Wasser, und ich würde mich nie mehr für sie interessiren können, als für jeden andern reichen Charakter.“

„Jedenfalls aber müssen Sie in einer bestimmten Beziehung zu ihr stehen,“ entgegnete der Andere, wo noch nicht völlig überzeugt, „denn trotz der Erneuerung meiner früheren, ziemlich speciellen Bekanntschaft mit ihr war ihre erste Frage nach Ihnen — Margaret hat ihr sicher von Ihren letzten Schicksalen Nachricht gegeben — und als ich Sie gestern noch früh aufsuchen wollte, geschah dies eben nur Harriet's wegen; sie scheint mir so viel auf Sie zu geben, daß ich ein längeres Gespräch mit Ihnen haben wollte, ehe ich mich bestimmt gegen das Mädchen aussprach.“

„Jedes Gespräch über sie aber, das nicht einmal zu etwas führen könnte, wird unnöthig, sobald ich gehe,“ sagte Reichardt. „Glauben Sie mir doch, John, daß mir mein Entschluß einen langen, bittern Kampf gekostet hat, einen Kampf, den Sie noch völlig verstehen sollen, und so gewähren Sie mir doch den letzten Freundschaftswunsch, um den ich Sie gebeten, und erschweren Sie mir nicht durch andere Angelegenheiten einen Schritt, der der schwerste meines ganzen Lebens ist!“

„Aber —“ Der junge Amerikaner schlug sich mit der Faust auf den Schenkel, dann zündete er langsam die erloschene Cigarre wieder an, wanderte einige Male das Zimmer auf und ab und blieb dann vor dem Deutschen stehen. „Sie können nicht so formlos von hier weg, Reichardt,“ sagte er, „mögen auch Ihre Gründe sein, welche sie wollen. Ich muß erst meinen Vater davon benachrichtigen, und auf jeden Fall nehmen Sie Ihr Mittagsbrod mit uns. Sie werden sich den Mädchen gegenüber, die Sie erwarten, nicht zum auffälligen Sonderling machen wollen, denn ich hätte nicht einmal eine Erklärung für Ihr Ausbleiben. Ich werde mit meinem Vater sprechen, und das Uebrige findet sich nachher.“

Auf Reichardt's Gesichte spiegelte sich ein Kampf der verschiedenartigsten Empfindungen, bald aber schien sich ein Entschluß daraus hervor zu ringen. „Ich werde kommen, Sir,“ versetzte er, „und wenn Sie jetzt hier bleiben, werde ich sogleich die Zeit benutzen, um mich auszukleiden.“

„Ich halte Sie nicht, wenn Sie nicht bleiben wollen,“ erwiderte John, während ein Ausdruck von Trauer in seinen Mienen aufstieg, „Sie wissen indessen, daß Sie bis drei Uhr Zeit haben!“

„Ich weiß es, aber es ist jedenfalls besser, wenn wir unser Gespräch enden. Ich habe Ihnen gesagt, John, daß Sie mich völlig verstehen werden, und so lassen Sie uns abbrechen.“ Der Redende hielt dem jungen Amerikaner die Hand hin, welche dieser schweigend, aber mit einem leisen Kopfschütteln drückte, und Jener verließ das Zimmer, den Weg nach seinem Boardinghause einschlagend.

Obwohl jetzt der erste, schwerste Schritt für sein Aufsehen gethan war, so fühlte sich Reichardt fast noch beklommener als vorher. Er hatte in einer Art Trotz gegen seine eigenen Gefühle zugesagt, in Frost's Hause zu sein, er hatte gemeint, daß die Gewißheit, Margaret zum letzten Male zu sehen und dann allen Kämpfen mit sich selbst entrückt zu sein, ihm die nöthige Sicherheit geben werde, daß Harriet's Gegenwart adeleitend auf seine Stimmung wirken würde. Als er sich jetzt aber das Bild der beiden Mädchen vor die Seele hielt, meinte er noch niemals die Tiefe seiner Liebe für Margaret so empfunden zu haben, wie in diesem Augenblicke, und es überkam ihn ein Bangen vor diesem letzten Begegnen mit ihr, das ihn noch jetzt hätte wortbrüchig werden lassen, wenn es nur irgendwie angängig gewesen wäre. Erst als er die nöthige Toilette gemacht und, nach der Office zurückgekehrt, den jungen Frost nicht mehr anwesend fand, faßte er sich zu dem erforderlichen Muthe, seinen Entschluß fest und mit der rechten Ruhe durchzuführen auf. Seine Erklärung dem alten Frost gegenüber, wenn sie nothwendig werden sollte, fürchtete er nicht; er wußte, daß er von diesem vielleicht mißverstanden werden konnte, aber nicht durch Fragen genährt werden würde.

Als es Zeit zum Gehen war, steckte er die Cassenschlüssel zu sich, faßte dem ältesten Clerk im vordern Zimmer, daß er binnen zwei Stunden wieder zurück sein werde, und daß hatte ihn ein Wagen der Pferde-Eisenbahn in die Nähe von Frost's Haus gebracht. Dort wies ihn der offnende Diener nach dem vordersten Zimmer, und von einem Sessel am Fenster sah er Margaret sich erheben und ihm langsam entgegentreten. Ein Blick durch den Raum hatte ihn überzeugt, daß er allein mit ihr war, und alle Selbstkontrole in sich aufnehmend, sprach er die gewöhnlichen Worte der Begrüßung. Er hatte kaum dabei aufgesehen, aber der leise Klang ihrer Antwort ließ ihn den Blick heben. Das Mädchen stand seltsam bleich vor ihm, während doch ihr großes Auge voll und dunkel auf ihm ruhte; nur zwei Secunden lang hingen Beider Blicke ineinander, Reichardt aber meinte darin eine halbe Welt voll Empfindungen zu sich aufsteigen zu fühlen; ein Ertrinken, tod und vernichten, durchfuhr sein Gehirn; ihr Hände zu fassen, ihr mit aller Gluth seines Herzens zu sagen, was in ihm lebte, was er für sie fühlte; er ging so doch, was konnte ihm noch Schlimmeres werden? und dann hatte er doch einmal sein Herz gelenkt — aber der Klang der ersten Worte, mit welchen sie ihn anredete, ließ ihm alle kühnen Entschlüsse vergessen.

„Sie wollen uns verlassen, Mr. Reichardt?“ begann sie, „John sagt, er könne nicht mit Ihnen fertig werden, und hat einen Verdacht, daß Harriet's Ankunft Sie zu Ihrem Entschlusse gebracht — Niemand weiß doch aber besser als ich, daß sie keinen Einfluß auf Sie übt, und sie habe ich, da wir heute eine halbe Stunde später essen werden, auf Sie gewartet —“ sie steckte vor

Digitized by Google

dem Ausrufe, der in des jungen Mannes Augen lebendig wurde, und ein leichtes Roth flog in ihren bleichen Wangen auf.

„Miß Frost, ich weiß nicht, wie ich zu der Güte komme, mit der Sie mir begegnen," erwiderte er, ohne ein Beben der Erregung in seiner Stimme unterdrücken zu können, „ich bin der sänftige, vielleicht der unbeteiligte Clerk in Mr. Frost's Geschäfte — was liegt daran, wenn ich gehe?"

Ihr Gesicht nahm einen Ausdruck von Ernst und Trauer an. „Und haben wir Ihnen denn nicht gezeigt, daß wir Sie mehr achten, als es Ihre augenblickliche Stellung vielleicht erforderte?" erwiderte sie mit einem eigenthümlich tiefen Klang ihrer Stimme, „was ist es denn, was Sie von uns treibt? Ich weiß, daß Vater gern das Mögliche für Ihre Zufriedenstellung thun würde."

„Aber es giebt eben halbe Unmöglichkeiten, Miß," sagte er, seinen Blick mit einer Art Trunkenheit, die ihn überkam, in ihr Auge versenkend; „seien Sie doch barmherzig und fragen Sie nicht länger," setzte er in zitterndem Tone hinzu, „ich muß ja gehen, Margaret — ich muß — ich muß!"

Wie ein Blitz leuchtete es bei seinen letzten Worten plötzlich in ihren Augen auf, ein tiefes Roth schoß in ihr Gesicht, dann aber wandte sie sich ab, und Reichardt wußte, daß er errathen war, daß er sich zu weit hatte hinreißen lassen und nun wohl völlig mißverstanden wurde — er hätte kaum gewußt, was im Augenblicke sagen, wenn nicht das Oeffnen der Thür ihn aus seiner momentanen Verlegenheit befreit hätte. Beider Augen wandten sich nach dem Geräusch, und den beiden Frost's voran trat Harriet Burton in's Zimmer. Ihr Gesicht war bleicher und magerer geworden, seit Reichardt sie zuletzt gesehen, aber das ruhige, helle Lächeln, das bei des jungen Mannes Erblicken von einem leichten Roth begleitet, darin aufstieg, verlieh ihr einen wunderbaren Reiz. „Da ist er ja!" sagte sie ohne alle Befangenheit auf ihn zutretend und ihm die Hand reichend; zugleich aber flog ihr Blick auch nach Margaret hinüber, dann auf Reichardt zurück, und ein Ausdruck von Verständniß begann sich in ihren Zügen geltend zu machen, der den Deutschen in neue Verlegenheit zu stürzen drohte.

„Sie bereiten mir durch Ihr Erscheinen eine Ueberraschung, Miß Burton, die ich für kaum möglich gehalten hätte," sagte er, nur um einige Worte zu sprechen.

„Und Sie haben, wie ich höre, eine feste unangenehme für uns im Sinne!" fiel sie lebhaft ein, „ich habe aber behauptet, daß hier jedenfalls nur ein Mißverständniß zu Grunde liegen könne, und habe mich vermessen, diesem auf die Spur zu kommen —"

„Lassen wir das Alles bis nach dem Essen und denken vorläufig nicht daran," unterbrach sie der alte Frost, „ich hoffe, ein offenes Wort zwischen Mr. Reichardt und mir wird seinen Zweck nicht verfehlen. Lassen Sie uns jetzt zu Tische gehen!" Er wandte sich halb nach der Thür, und John eilte herbei, um einer der jungen Damen seinen Arm zu bieten. Wie ein halbsicher Vogel aber kam Margaret herbeigeflattert, sich Harriet's Arm bemächtigend und diese nach der Thür mit sich fortreißend. Reichardt aber fühlte einen schmerzenden Druck auf seiner Brust — sie hatte seine Begleitung vermeiden wollen.

„Recht artig von Margaret!" sagte John, halb lachig, halb verdrießlich dem Paare nachblickend, „very well, sie müssen wir uns einander führen!" Er faßte den Arm des Deutschen, mit diesem den Nebrigen folgend. „Ich bin schon halb ein glücklicher Mensch, Reichardt!" flüsterte er in leiser Hast seinem Begleiter zu, „Harriet ist liebenswürdiger als je, und nun um Gotteswillen machen Sie uns keinen schwarzen Strich durch unsern heitern Tag!"

„Alles Glück, John!" erwiderte der Angeredete nur, während sie in das Speisezimmer traten, und warf hier einen freien Blick umher. Margaret's letzte Bewegung hatte ihm plötzlich eine Sicherheit und seinem Entschlusse eine Bestimmtheit gegeben, von denen er kaum wußte, wie sie entstanden.

Gestattete schon das Mahl bei seiner amerikanischen Natur und der Gegenwart des aufwartenden Dieners keine belebte Conversation, so schien doch auf der kleinen Gesellschaft noch ein besonderer Druck zu lasten. John hatte zwar einige Witzworte versucht, aber weder bei Harriet, welche das Still neben einander sitzende andere junge Paar zu beobachten schien, noch bei dem alten Frost, der sich mehr als je in eigene Gedanken versponnen zeigte, Anklang gefunden und endlich nach einem verdrießlichen Rundblick geschwiegen. Zu Reichardt war es wohl aufgestiegen, als solle er mit einigen Worten den Bann, der augenscheinlich nur seinethalber auf den Uebrigen lag, brechen, zugleich aber kam ihm dies in seiner gegenwärtigen Lage wieder als völlig unpassend vor, und schon nach kürzerer Zeit, als es wohl sonst geschah, erhob sich der Hausherr so schweigsam, als er sich gesetzt. Als aber jetzt Margaret seinem Brüderle folgte und Reichardt an ihrer Bewegung den wiederholten Plan sah, sich an Harriet anzuschließen, schoß es in diesem plötzlich wie ein schmerzlicher Grimm auf, der ihm hätte die Thränen in die Augen treiben können. John hatte sich indessen Harriet's bereits bemächtigt, nur wie in halber Echen wandte sich die Zurückbleibende nach dem Deutschen.

„Dürfen Sie mir denn nicht noch einen freundlichen Blick gönnen, Miß?" sagte dieser, langsam neben ihr das Zimmer verlassend, „es ist ja doch das letzte Mal, daß ich zu Ihnen rede!" Sie sah nicht auf und antwortete nicht, als sie aber in der Thür des vordern Zimmers Harriet ihrer wartend erblickte, eilte sie von seiner Seite der Letzteren entgegen. Reichardt preßte die zitternden Lippen aufeinander und nickte dann kurz und bestimmt mit dem Kopfe.

Als er das vordere Zimmer betrat, sah er die Mädchen, von John begleitet, beiden durch eine Seitenthür verschwinden, und nur der alte Frost schien ihn zu erwarten. „Setzen Sie sich ein paar Minuten zu mir her, Sir," sagte der Letztere, einen Stuhl heranziehend, „es ist wohl für uns Beide das Thunlichste, ohne weitere Zögerung zu sagen was zu sagen ist." Er ließ sich langsam auf einen der Lehnsessel nieder, und nicht ohne einen leichten Anflug von Beklommenheit setzte sich Reichardt ihm gegenüber.

„Ehe wir zur wirklichen Frage, die ich durch John's Mittheilung kenne, gehen," fuhr der alte Handelsherr, sich zurückbeugend, fort, „muß ich einige Worte vorausschicken. Sie werden wahrgenommen haben, daß der Eintritt in mein Geschäft in etwas eigenthümlicher Weise stattfand, daß er überhaupt nur erfolgte, weil ich Sie gern aus Ihrer damaligen Stellung in eine Ihren Wünschen entsprechende Lage versetzen wollte. Ich darf hier wohl auch hinzufügen, daß ich Sie von dem ersten Tage Ihres Eintritt an nicht wie jeden gewöhnlichen Clerk, später aber immer als den Freund meines Sohnes behandelt, daß ich Ihnen ein Vertrauen gezeigt habe, wie es sich ein junger Mann Ihres Alters bei so kurzer Anwesenheit im Geschäfte nicht leicht zu rühmen hat."

Reichardt, etwas bleicher geworden, neigte sich zustimmend. „Well, Sir," fuhr der Sprechende ruhig fort, „es gab natürlich Gründe für meine Handlungsweise. Ich hatte Sie in Saratoga nur einmal flüchtig gesehen und nur etwas von Ihrem Wesen und Ihrer Lage durch Margaret erfahren, hörte aber von Ihren spätern Schicksalen in Tennessee. Sie hatten es dort in der Hand, eins der wohlhabendsten, interessantesten Mädchen des Staates zu heirathen und schlugen es aus, durch Gründe bewegen, die auf einen hier zu Lande seltenen Charakter deuteten und eine Gesinnungsweise verriethen, auf welche wenigstens das Geld nie als Bestätigungsmittel wirken kann. Wie ich diese Gründe und überhaupt Ihren ganzen innern Menschen kennen lernte," sprach er weiter, ohne auf Reichardt's sichtliche Ueberraschung zu achten, „sollen Sie hören. Sie hatten auf Ihrer Dampfbootfahrt nach St. Louis, in einer Art Dankesfluß gegen Harriet, einen Brief an diese begonnen und die Ergießungen Ihres Innern jeden Tag fortgesetzt, und wenn etwas zur Bevölkerung des verlebten Gemüthes des Mädchens beigetragen, wenn etwas dazu geholfen hat, sie die Trillheit ihres damals beabsichtigten Schritten erkennen zu lassen, so sind es Ihre Zeilen gewesen. Erst einen Monat später vertraute sie meiner Tochter brieflich die ganze Angelegenheit und sandte die von ihnen empfangenen Blätter mit. Im nächstfolgenden Monate aber sah Margaret Sie die Straße fegen, und als sie Ihre damalige Stellung erfahren, gab sie mir Einsicht in Harriet's Papiere und drang in mich, Sie auf irgend eine Weise Ihrer unwürdigen Lage zu entreißen."

Er hielt einige Secunden inne, während sich in Reichardt's Innerem die widerstreitendsten Empfindungen kreuzten und ihm nur das Eine klar war, daß nach diesen Eröffnungen seines Bleibens in dem Hause nun so wenig er sein könne.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schmerzensasyl eines Dichters.

Zwischen Jena und Camburg, von beiden Städten gleich weit entfernt, erheben sich am linken Ufer der Saale kühn aufstrebende Felsen, von welchen herab drei Schlösser, grünende Wein- und Gartenanlagen und eine kleine Stadt dem Wanderer freundlich zuwinken. Wer dem Winke folgt, die Steile des Weges nicht scheuend, der betritt droben eine „geweihte Stätte". Sie ist eine geweihte, wenn anders eine große geschichtliche Vergangenheit eine solche Weihe verleihen kann und wenn das Wort desjenigen wahr ist, der hier am Abend seines Lebens ein Asyl für die Wunden seines Herzens gefunden hat, das Wort Goethe's, daß „die Stätte, die ein guter Mensch betrat, geweiht ist für alle Zeiten".

Schloß und Stadt Dornburg an der Saale im Großherzogthum Weimar, das alte Kaiserpalatium, ist diese geweihte Stätte.

Das am 14. Juni 1828 zu Torgau erfolgte Hinscheiden seines jenen Brief an den Kammerherrn Obersten von Bulwitz *, in welchem wir folgende Beschreibung Dornburgs finden, die gleichsam als eine Apotheose dieses schönen Landsitzes gelten kann und die wir hier einzuhalten uns darum nicht versagen können.

„Da sah ich vor mir, auf schroffer Felslande, eine Reihe einzelner Schlösser hingestellt, in den verschiedensten Zeiten erbaut, zu den verschiedensten Zwecken errichtet. Hier, am nördlichen Ende, ein hohes, altes, unregelmäßig-weitläufiges Schloß, große Säle zu kaiserlichen Pfalztagen unschließend, nicht weniger genugsame Räume zu ritterlicher Wohnung; es ruht auf starken Mauern zu Schutz und Trutz. Dann folgen später hinzugefügte Gebäude, haushälterischer Benutzung des umherliegenden Feldbesitzes gewidmet. Die Augen an sich ziehend aber steht weiter südlich, auf dem solidesten Unterbau, ein heiteres Lustschloß neuerer Zeit, zu anständigster

Schloß Dornburg.

hochedlen Herrn und genialen Freundes, des Großherzogs Karl August von Weimar, hatte Goethe, den schon Hochbetagten, so tiefschmerzlich berührt, daß er, um die Stätte der Trauer und die Vorbereitungen zu den fürstlichen Exequien zu fliehn, deren aufregenden Eindruck er nur zu sehr fürchten zu müssen glaubte, die weimarische Residenz verließ und sich am 7. Juli 1828 nach dem großherzoglichen Schlosse Dornburg begab. Und dort, in der Einsamkeit und ländlichen Abgeschlossenheit, an dem Herzen der Trösterin Natur, leitete er den wildaufstürmenden Schmerzensquell in die ruhige Strömung philosophischer Resignation.

In der Betrachtung der Anmuth eines solchen wahrhaften Lustorts verflüchtete sich allmählich der Schmerz des großen Mannes über das Dahinscheiden seines letzten geistesebenbürtigen Freundes — nachdem er 23 Jahr früher, im Maimond des Jahres 1805, schon den ersten aus der schönen Fürsten- und Dichterstirn nachgeweint hatte — ein Schmerz, der für den nun ganz Vereinsamten so groß war, daß er nach seinem eigenen Geständniß erst nach Verlauf von einigen in stillem Schmerzhinbrüten verlebten Tagen und Nächten sich in's Freie wagte.

Hier arbeitete er an dem zweiten Theile des Faust, von hier datiren sich Briefe an Zelter, und hier schrieb er als Entgegnung auf die Zuschrift durch welche die junge Großfürstin Marie Pawlowna ihm ihre Theilnahme und Tröstung hatte versichern lassen, Hofhaltung und Genuß in günstiger Jahreszeit. Zurückkehrend hierauf an das südlichste Ende des steilen Abhanges, finde ich zuletzt das alte, nun auch mit dem Ganzen vereinigte Freigut wieder, dasselbe, welches mich so gastfreundlich einlud.

„Auf diesem Wege nun hatte ich zu bewundern, wie die bedeutenden Zwischenräume, einer steil abgestuften Lage gemäß, durch Terrassengänge zu einer Art von auf- und absteigendem Labyrinth architektonisch auf das Schicklichste verschränkt worden, indessen ich zugleich die sämmtlichen, über einander zurückweichenden Localitäten auf das Vollkommenste grünen und blühen sah. Weithin gestreckte, der belebenden Sonne zugewendete, hinabwärts gepflanzte, tiefgrünende Weinhügel, aufwärts an Mauergeländern üppige Reben, reich an reifenden, Genuß zusagenden Traubenbüscheln; hoch an Spalieren sodann eine sorgsam gepflegte, ausländische Pflanzenart, das Auge nächstens mit hochfarbigen, an leichtem Gezweige herabspielenden Glocken zu ergötzen versprechend; ferner vollkommen geschlossen gewölbte Laubwege, einige in dem lebhaftesten Flor durchaus blühender Rosen höchlich reizend geschmückt; Blumenbeete zwischen Gesträuch aller Art. Von diesen würdigen landesherrlichen Höhen sah' ich ferner in einem anmuthigen Thale so Vieles, was, dem Bedürfniß der Menschen entsprechend, weit und breit in allen

* Ein Abdruck dieses Briefes findet sich bei Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen. Jena 1854.

Lauben sich wiederholt. Ich sehe zu Dörfern versammelte ländliche Wohnsitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen gezeichnet; einen Fluß, der sich vielfach durch Wiesen krümmt, wo eben eine reichliche Heuernte die Emsigen beschäftigt; Wehr, Mühle, Brücken folgen aufeinander, die Wege verbinden sich auf- und absteigend. Gegenüber erstrecken sich Felder an wohlbebauten Hügeln bis an die steilen Waldungen hinan, bunt anzuschauen nach Verschiedenheit der Aussaat und des Reifegrades. Büsche hie und da zerstreut, dort zu schattigen Räumen zusammengezogen. Reihenweis, auch den heitersten Anblick gewährend, seh' ich große Anlagen von Fruchtbäumen, sodann aber, damit der Einbildungskraft ja nichts Wünschenswerthes abgehe, mehr oder weniger anfleigende, alsjährlich neu angelegte Weinberge."

Aus diesem ruhigen, wohlgeordneten und die Spuren einer schon früh thätig besorgten Vergangenheit enthüllenden Wesen um sich her abstrahirt sich Goethe den für ein „beklümmertes Gemüth wohlthuenden" Schlußsatz: „daß die vernünftige Welt von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun entschieden angewiesen ist."

Goethe wohnte in dem Äußersten, auf der Seite nach Jena zu gelegenen Gebäude, welches früher ein Freigut, aber bereits zur Zeit von Goethe's Aufenthalt ein Besitzthum des weimarischen Fürstenhauses war. Ueber dem Portale dieses Hauses empfängt uns das schöne lateinische Distichon:

Gaudent ingredientes, lucebur et aede recedens!
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus!

nach Goethe's eigener Uebersetzung:

Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder!
Ziehst Du als Wanderer vorbei, segne die Pfarre Dir Gott!

Diesen menschenfreundlichen Spruch nahm Goethe zum Eingang jenes Benkwitz'schen Briefes und findet in ihm sinnig den Wahlspruch seines verewigten Herrn, seines „Herrn, welcher nach seiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorübervandelnden besorgt war, als für sich selbst, der, wie der Anordner jener Inschrift, weniger seiner Wohnung, seines Daches gedachte, als derjenigen, welche da zu herbergen, mit Gunst zu verabschieden oder vorbeigehenz zu begrüßen wären."

Das Zimmer, welches Goethe bewohnte, befindet sich im zweiten Stock auf der südöstlichen Seite. Es ist in seiner innern Einrichtung wie ein unansstbares Heiligthum als „Goethezimmer" getreu wie zu des Dichters Aufenthalt erhalten. Ein kleines Täfelchen erzählt uns, daß Goethe hier vom 7. Juli bis 12. September 1828 gewohnt hat, ein anderes enthält von Goethe's eigener Hand Notizen über Barometerstände, zeigt und also den Dichter als Naturforscher.

Einen Hauptheil seiner Studien auch während dieses Landaufenthalts, wie überhaupt in jener spätern Periode seines Lebens, scheinen naturwissenschaftliche Forschungen gebildet zu haben. Darunter namentlich „botanische Betrachtungen", worin ihn der reichausgestattete Blumengarten des Schlosses einlud, und „da thut sich" bei ihm „eine alte wohlstudirte Liebschaft wieder hervor." Insbesondere aber füllen — merkwürdig genug — die letzten Dornburger Briefe an Zelter die ausgedehntesten Beobachtungen über — das Wetter. Der große Mann erstrebte nichts mehr und nichts weniger als den Geheimniß des hundertjährigen Kalendermannes auf die Spur zu kommen. Er sucht die Grundlagen, auf welchen sich die scheinbar so regellosen Erscheinungen des Wetters basiren, zu entdecken und tritt mit Glück als Wetterprophet auf. Wohin geräth nicht die Universalität des menschlichen Geistes! An diese Studien erinnern uns jene noch vorhandenen Barometeranfzeichnungen auf dem Täfelchen, dessen wir oben Erwähnung thaten. Denn an den Stand des Barometers, den er täglich zum Oestern untersuchte, namentlich an die Vergleichung „seines Steigens und Fallens mit der Physiognomie der Atmosphäre und der Bewegung der Wolken" knüpfte er hauptsächlich die gedachten Untersuchungen.

Das Zimmer ist hoch, hell und geräumig. Unter dem einfachen Meublement fällt namentlich ein Ofen auf, dessen Aufsatz eine Thurmruine von einer Schlange umwunden darstellt. Der Eintritt zu dem Zimmer ist jeder Zeit durch den jetzigen Bewohner des Hauses, den großherzoglichen Hofgärtner Sckell, zu ermöglichen, der damals Goethe's freundlichen Wirth machte und in dessen Herzen die Erinnerung an den Goethe'schen Aufenthalt einen unverlöschlichen Heerd hat. Da erfahren wir genau, wie Goethe lebte, wie er um 6 Uhr aufstand, nach dem Kaffee und Frühstück von halb 8 bis 9 Uhr in dem Schloßgarten lustwandelte, nach einem weiteren regelmäßig von einem Glas Moselwein begleiteten Frühstücke dann bis zum Mittagstisch seinem Secretair Johp dictirte und bis 4 Uhr Nachmittags Besuche empfing. Nach einem weiteren kurzen Spaziergang fuhr er im Dictiren fort bis 6 Uhr Abends, wo er statt eines Abendessens regelmäßig ein Glas Wein nebst Zwieback genoß. Nach dieser Erfrischung verkehrte er gern im Gespräch mit vertrauten Freunden, an deren Besuch es ihm selten mangelte. Um 9 Uhr, spätestens eine halbe Stunde vor 10 Uhr ging er zu Bett.*

Dieses regelmäßige Leben, das ihm wohl schon sein hohes Alter vorschrieb, hielt er streng ein. Während der ganzen Dauer seines Aufenthalts verließ er Dornburg nur drei Mal, einmal ritt er in Begleitung Sckell's nach Großheringen, einem gegen vier Stunden entfernten Dorfe in der Nähe von Sulza, wo er bei dem dasigen Schultheiß Piegel Einkehr nahm, ein zweites Mal nach Camburg, die dortigen Ruinen in Augenschein zu nehmen, und ein drittes und einziges Mal nach Jena, wo er bei dem Bibliothekar Legationsrath Weller abstieg.

Goethe empfing, wie erwähnt, fast täglich Besuch von nah und fern. Außer seiner Familie, Eckermann und dem gedachten Legationsrath Weller besuchte ihn zum Oestern der Kanzler Müller und der Landesdirectionsrath Töpfer von Weimar, der Baumfreche Götze von Jena, von Fremden namentlich viele Engländer, worunter der Herzog von Wellington.

Am 12. September reiste Goethe ab, und nur noch zwei Mal vor seinem Tode, in den Jahren 1829 und 1830, kam er, und auch dies auf ganz kurze Zeit, in das ihm liebgewordene Dornburg. Als er das letztere Mal da war, sagte er beim Scheiden zu dem Hofgärtner: „Lieber Freund, es ist wohl das letzte Mal, daß ich Sie besuche, wollen Sie nicht einmal zu mir nach Weimar kommen?" Sckell entgegnete, daß seine Geschäfte ihm keine Zeit zu einem solchen Besuche übrig lassen würden. „Nun," sagte Goethe, indem er ihm mit der einen Hand die seinige drückte, die andere aber gen Himmel hob, „dann sehen wir uns dort wieder," — und es ward denn auch sein letztes Mal. — Nur noch einen Sommer schenkte ihm der Genius des Lebens, dann forderte der Tod auch von ihm sein ewiges Recht. Noch eine andere Ahnung begleitete

* Aus jener Zeit erzählt man sich die folgende Anekdote: Eine junge Engländerin, glühende Verehrerin Goethe's, kam nach Weimar, um den Dichter persönlich aufzusuchen und zu sprechen. In ihrem nicht geringen Eifchreden erfuhr sie da, daß Goethe nach Dornburg gereist sei und von dort auch nicht bald zurückkehren werde. Einige Stunden dauerte sie im Postwagen nach Jena und kam endlich erschöpft und ermüdet in Dornburg an, fest entschlossen, den nächsten Morgen den bedeutungsvollen Besuch zu machen. Es wird allgemein bekannt sein, wie sehr Goethe durch Besuche, die oft der langweiligsten Art waren, in Anspruch genommen wurde. Oft gab er einen seinen Leuten Befehl, Niemanden zu ihm zu lassen, aber die Zahl der Besucher minderte sich deshalb nicht. Viele derselben wußten dann durch Geschenke an die Kammerdiener sich Zutritt zu verschaffen, und so war es kaum mit unserer Dame, die sein anderes Mittel fand, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Sie wurde in das Empfangszimmer geführt. Ein Sturm der verschiedensten Gedanken bewegte sie; der Moment, den sie so schnlichst erwartet hatte, war da. Jetzt trat Goethe herein und grüßte mit leichter Verbeugung. Aber war es nun die Größe des Augenblicks oder die Scheu des Mannes, der sie unverwandt betrachtete und sich an den Eindruck, den er auf sie machte, zu ergötzen schien — kurz, die junge Dame verlor alle Fassung und stand verwirrt, keines Wortes mächtig vor dem Dichter. Ein böser Genius schrieb über ihr! Da endlich raffte sie sich auf. Unbeholfen lentte sie das Gespräch auf das Wetter, sprach von der Unbeständigkeit der Witterung und wurde nicht satt, Betrachtungen über den gerade herabströmenden Regen anzustellen. Goethe, auf's Aeußerste gelangweilt, schlitzte Geschäfte vor und empfahl sich kurz. Die junge Dame war unglücklich. Einer solchen Art hatte sie sich diesen Besuch nicht gedacht. Was sollte sie ihren Freundinnen in England davon erzählen? Sie war entschlossen, ihren Fehler wieder gut zu machen und einen zweiten Besuch, falle dieser nun auch aus wie er wolle, zu wagen. Nach mancherlei Schwierigkeiten gelang es ihr auch, diesen zu nehmen zu werden. Goethe empfing sie auf das Freundlichste, unterhielt sich viel mit ihr von Literatur und war so artig, daß sie es endlich wagte, ihm ihr Album zu überreichen und ihn zu bitten, dasselbe doch einige Zeilen zu verherrlichen. Er nahm es lächelnd, schrieb, wie unsere Quelle sitte mit demselben, nachdem sie sich beim Dichter mit den größten Dankbezeugungen verabschiedet hatte, in ihr Wirthshaus. Wer beschreibt aber ihren Schreck, als sie dort angekommen die folgenden Worte las:

„Es regnet, wenn es regnen soll,
Es regnet seinen Lauf,
Und wenn's genug geregnet hat,
Dann hört es wieder auf!"

D. Red.

Goethe, indem er schon früher einmal zu dem Hofgärtner Sckell äußerte, es werde eine Zeit kommen, wo sich die Jugend und das Volk gegen seine angestammten Herrscher erheben würde — und zwei Jahr darnach war die Julirevolution und zwanzig Jahre später die des März 1848.

Soviel von Goethe! Aber wie wir Eingangs erwähnten, knüpfen sich an Dornburg auch noch große historische Erinnerungen. Und auch bei diesen können wir uns nicht versagen, etwas zu verweilen. Dornburg ist eine der ältesten Städte in Thüringen. Sie hatte schon im Jahre 937 Stadtrecht und war früher weit größer als heutzutage. Schon in der Goetheschen obigen Beschreibung wird angedeutet, daß das obere nördliche Schloß in seiner alten Herrlichkeit ein kaiserliches Schloß war. So ist denn auch urkundlich nachgewiesen, daß Dornburg zu Zeiten der sächsischen Kaiser eine kaiserliche Pfalzstadt war. Hier hielt Mathilde, Aebtissin von Quedlinburg, im Jahre 999 in Vertretung ihres in Italien abwesenden Neffen, des Kaiser Otto III., einen Reichstag, zu welchem sie auch die schöne Luitgarde, Markgraf Eckard's von Thüringen und Meißen liebliches Töchterlein, mitgenommen hatte, welche vom gesinnen Herrn Vater der Aebtissin Schutz und Obhut anvertraut war, um mit dem rückkehrenden Kaiser verlobt zu werden. Nun aber wollte es das Schicksal, daß das Fräulein trotz jungen Sohne eines norddhüringischen Grafen, Namens Werner, von Herzen zugethan, auch früher schon mit ihm versprochen war. Während nun die hochehrwürdige Frau Aebtissin in dem Rittersaal zu Dornburg saß, um mit den Ständen über das Wohl und Wehe des Reiches zu berathen, ersah sich Herr Werner die Gelegenheit, mit einigen Getreuen in Dornburg einzudringen und die mathildische Schutzbefohlene auf schnellem Rosse nach Walbeck zu entführen. Vergebens eilten die aufgeschreckten Getreuen des Reiches dem sühnen Räuber nach, es gelang denselben unzweifelhaft die schützenden Mauern des genannten Ortes zu erreichen. Dennoch aber brachte nicht das sühne Wagniß, sondern erst der bald erfolgende Tod des hartherzigen Bauwaares das treu ausharrende Paar an das ersehnte Ziel. Also ein schön Stück mittelalterlicher Romantik! Noch jetzt zeigt man Mathildens vergoldete Bettstelle. Auch im Jahre 1004 wurde von Heinrich II. ein Reichstag zu Dornburg abgehalten, bei welchem es sich namentlich um die Wiederaufrichtung des Bisthums Merseburg handelte. Später kam Dornburg in den Besitz der Schenken von Vargula und Tautenburg, von denen sich dann ein besonderer Zweig als die Schenken von Dornburg bildete. Durch Kauf ging es an die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg über, nur in dem sogenannten thüringischen Grafenkriege wurde es nach einer fünftägigen Belagerung durch den Friedensschluß vom 26. Juli 1345 ein Lehn der Landgrafen von Thüringen, welche es seit dem Jahre 1358 in völligen Besitz nahmen und Burgmannen drein setzten.

Das vordere Schloß ist gegenwärtig der Sitz eines Justiz- und Rechnungsamtes und Beamtenwohnung. In dem ursprünglich sehr geräumigen, aber jetzt durch Bauten verkleinerten Rittersaale, wo einst die Großen des damals so herrlichen deutschen Reiches rathend und thatend saßen, erschallen jetzt die Stimmen streitender Männer und Weiber, die sich um eine nichtbezahlte Rechnung oder um ein ausgeschlossenes Schimpfwort zanken, und wie grollend schauen von den Wänden hernieder die edlen Häupter aus den Zeiten alter deutscher Herrlichkeit. Sic transit gloria mundi!

Das kleinere Schloß in der Mitte ist in den Jahren 1728 bis 1748 vom Herzog Ernst August in dem pittoresten Geschmacke damaliger Zeit erbaut worden und ist das eigentliche Wohnhaus der großherzoglichen Familie im Falle ihrer Anwesenheit in Dornburg. Und wie in dem ersten vor fast tausend Jahren Reichstage, so wurde in diesem Schlößchen im Jahre 1818 der erste verfassungsmäßige weimarische Landtag, einer der ersten in Deutschland, abgehalten.

So vereinigt die Erinnerung auf einem kleinen Stück Erde des Großen und Schönen gar viel. Dir aber, freundlicher Leser, ruft es von dort her scheidend und einladend zu:

„Freudig trete deinem nach sieh entfernte Dich wieder,
Siehst Du als Wanderer vorher, legte die Pfade Dir Gott."

F. Hdg.

Die Hollandsgänger in Nordwest-Deutschland.

Nicht nur unsere Künste, Gewerbe und Handwerker, sondern auch unser Ackerbau und unsere Bauern haben ihre Wanderburschen. Man findet diese Erscheinung einer von Zeit zu Zeit zum Wanderstabe greifenden Land-Bevölkerung in verschiedenen Theilen Europas. Sie zeigt sich überall da, wo sehr feuchtbare Landstriche von mannigfaltigem Anbau, in denen zur Zeit der reichen Ernte die Arbeit begehrt ist, mit dürftigen, von der Natur vernachlässigten Gegenden, in denen der Arbeiter viele und der Bodenproducte wenige sind, nachbarlich zusammenstoßen.

So zieht alle Jahre im Herbst die arme slovatische Bevölkerung der Karpathen mit Gesang und in froher Aussicht auf Erwerb in die üppigen Landschaften an der ungarischen Donau hinab, um dort den Bewohnern der „goldenen" Insel Schütt und anderer ungarischen „Paradiese" bei der Weizenernte zu helfen. So wandern die Thalbewohner verschiedener Alpendistricte aus ähnlichen Gründen und zu ähnlichen Zwecken in die üppige Po-Ebene hinab. Eben so helfen in Spanien die kräftigen, aber armen Bewohner der Gebirge Galiciens ihren castilischen und portugiesischen Nachbarn an den Niederungen der Flüsse. Und aus Irland ziehen die armen celtischen Torfbättenbewohner alljährlich über's Meer nach und von Schottland hinüber und herüber, um sich in den reichen Lowlands die Tasche zu füllen.

Auch bei uns in Deutschland haben die Contraste der Natur- und Bodenverhältnisse in verschiedenen Provinzen unter unsern sonst so sehr an dem Boden klebenden Bauern solche Bewegungen erzeugt, die nun schon seit Jahrhunderten Jahr aus Jahr ein so regelmäßig wiederkehren, wie die Schwalben und Kranichzüge.

Eine der bedeutendsten Wanderungen dieser Art bringt der Gegensatz zwischen den armseligen Haide-Districten und den fetten, ihnen anliegenden Marschländern des nordwestlichen Deutschlands zu Wege. In den wundervollen Tristen von Holland und Friesland sproßt in jedem Frühling eine solche Fülle von schönen Gräsern und Wiesenkräutern und darnach im Sommer ein solcher Segen von Raps, Flachs, Weizen und Roggen auf, daß die einheimischen Knechte der reichen „Mynheers" nicht Alles rechtzeitig und schnell genug einheimsen können. Seit uralten Zeiten haben ihnen daher die Bewohner der deutschen Haiden ihre Arme geboten. Diese, die nicht an das üppige Leben der Marschleute gewöhnt sind, können sich in ihren Torfern während des an Feiertagen reichen Winters billiger durchdrungen, und vermögen daher ihre Dienste für eine geringere Entschädigung zu leisten, als die Knechte, welche die Marschbewerten sich in ihrem eigenen Lande zuziehen können.

Es ist daraus das in einem großen Theile von Nordwestdeutschland bekannte sogenannte „Hollands-Gehen" entstanden. Dasselbe ist in der ganzen Osnabrückischen Gegend, im nördlichen Westphalen, in der südlichen Hälfte des Herzogthums Oldenburg, in den Grafschaften Hoya und Bereden, überhaupt vorzugsweise in allen Landschaften auf der linken Seite der Weser zur Sitte und zu einem eigenthümlichen Erwerbszweige geworden. Es setzt sich aber mit Variationen, wie die Haidestriche selbst, auch noch in's Innere der Niederlande fort. Auch dort hilft natürlich wieder der einheimische Haidebewohner seinem reichen Nachbar in den Marschen und concurrirt mit den fremden Arbeitern aus Deutschland.

In den Dörfern aller der bezeichneten Striche thun sich im Frühjahr die arbeitslustigen Männer, die noch kein eigenes Besitzthum haben, die jüngeren Söhne der Bauern zusammen und beginnen ihre friedlichen Razzias in das lockende Niederland. Auch kleine Eigenthümer, schon bejährliche und verheirathete Leute schließen sich ihnen wohl an. Denn da in den Marschen andere Culturen herrschen und die Haupternten früher fallen, als auf den Haiden, so können sie, nachdem sie ihre dürftigen Roggen- und Buchweizenfelechen bestellt haben, die Hütung derselben während des Sommers ihren Frauen und Kindern überlassen und dann noch rechtzeitig zur fetten Ernte in der Heimath zurück sein. — Weil das sumpfreiche Holland seit alten Zeiten thr vorzugliches Ziel war, nennt man diese Leute gemeiniglich „Hollandsgänger".

hie und da auch „Friesländsgänger“ oder auch wohl kurzweg „Friesen“.

Es giebt verschiedene Gattungen dieser „Friesen“. Denn obgleich ursprünglich wohl nur das Gras- und Kornmähen sie in's Leben rief, so haben sie doch in den aus lauter menschlicher Kunst und Arbeit hervorgegangenen Niederlanden noch manchen anderen lohnenden Zweig der Thätigkeit gefunden. Man kann dort überall einen kräftigen Arm verwenden, beim Torfbaggern, beim Häuserbau, bei den Canalgrabungen, bei den Schleusen und sonstigen Wasserwerken. Der Eine hat sich mehr Talent für dieses, der Andere für jenes angeeignet.

Da alle diese und andere Arbeiten ihre verschiedenen „Saisons“ haben, so setzen daher auch die Hollandsgänger zu verschiedenen Zeiten aus. Einige, die zu Hause viel Muße haben, und die dem Niederländer den ganzen Sommer hindurch erst beim Torfbaggern, dann beim Heuen, schließlich bei der Weizen-Ernte zu helfen denken, begeben sich schon im ersten Frühling, bereits im Anfange Aprils auf die Wanderung, und kommen dann im Spätsommer mit den reichlichen Ersparnissen mit einer ganzen Halbjahrs-Ernte zurück. — Die Mehrzahl aber verläßt erst im Anfange Juni zur Zeit der Heuernte Haus und Hof und begnügt sich mit der Aussicht, bei der Rückkehr einen geringeren Sparpfennig in der Tasche zu haben. Die Zahl der auf diese Weise Beschäftigung suchenden Personen läßt sich natürlich kaum feststellen. Doch muß sie sich wohl auf viele Tausende belaufen. Denn es findet sich zwischen der Weser und den Niederlanden kaum ein Geestdorf, in welchem das „Hollandesgehen“ nicht eine mehr oder weniger bedeutende Rolle in dem Leben der Bewohner spielte.

Um durch Association ihre Reisen billiger oder auch wohl gefahrloser zu machen, vergesellschaften sich diejenigen, die sich aus einem Districte zu einem Hollandsgange entschlossen haben, zu kleinen Trupps. Zuweilen verschafft sich ein solcher Trupp einen sogenannten „Vorewagen“, und dieser wird mit den schweren Reiseeffecten, Ernteinstrumenten und Victualien bepackt, namentlich mit den Sensen und den für diese nöthigen Apparaten. Der große Bedarf und Verbrauch von Sensen von Seiten der Hollandsgänger hat in mehrern Haide-Dörfern das Schmiedehandwerk sehr bedeutend gemacht, und es giebt im Dönabrückschen, wie in der Grafschaft Diepholz, zuweilen in ganz abgelegenen Crischaften, große von Wasser getriebene Hammerwerke entstanden, welche vorzugsweise für die Hollandsgänger arbeiten.

Alsdann bekommt der Vorewagen eine reiche Ladung von Speck und Schinken mit, die während des Winters in den räucherigen Hütten der Haidebauern reifen und gahren, und eben so wenig fehlt es ihm an lebhschwarzem Roggenbrod und Pumpernickel, mit dem die Hollandsgänger in manchen Strichen der niederländischen Weizenesser so viel Aufsehen machen. — Zuweilen betheiligen sich auch wohl ihre Töchter und Frauen mit einer kleinen Spekulation an einer solchen Expedition. Sie haben im Winter Garn gehäckt oder Leinwand und sogenanntes „Wollaken“ gewebt, und sie geben davon und von andern Producten ihrer Industrie und Haushaltung dem Vorewagen eine kleine Portion mit. Der Mann oder Vater sucht es ihnen in dem reichen Niederlande zu verhandeln und bringt dafür zuweilen ein sehr willkommenes Douceur zurück.

Freilich haben in neuerer Zeit die strengeren Zollgesetze und Donauiers diesen kleinen mit unserer Bauerwanderung verknüpften Hauteloszweig sehr gelnickt und fast getödtet. — Viele aber auch machen von dem nomadischen Vorewagen keinen Gebrauch, nehmen ihre Sensen selber auf die Schulter, hängen sich die Waschersache und den Brod- und Speckack über den Rücken und wandern nach dem philosophischen Grundsatz: „omnia mea mecum porto“ leicht geschürzt nach Nordwesten hinaus. — Auf der Reise leben sie natürlich sehr sparsam. In Wirthshäusern kehren sie nicht viel ein, namentlich auf der Hinreise, wo mehr guter Wille, als Mittel vorhanden sind, häufiger schon auf der Rückreise, wo der Holländer die Taschen gefüllt hat.

Wenn das Wetter nicht allzu schlimm ist, so übernachten sie unter freiem Himmel, in einem Walde oder unter einem Baume. Es scheint mir, daß sie eben so wie die Zigeuner seit alten Zeiten ihre bestimmten Striche und Pfade haben, auf denen sie gehen, und ihre gewissen Nachtstationen, die sie zu benutzen pflegen. Wenigstens sind mir auf meinen Streifereien in jenen Gebieten solche Hollandsgänger-Stationen wohl hie und da vorgekommen. So steht zum Beispiel am Rande des sogenannten „Stiebe“, eines Waldes im Herzogthum Oldenburg, eine wundervolle, große und uralte Eiche, welche das Volk deswegen die „Holländer“- oder „Friesen-Eiche“ nennt, weil die Hollandsgänger unter ihrem weiten Gezweige und auf der bübschen Wiese, die sie beschattet, auf ihren Reisen zu rasten pflegen. Es mag noch viele andere solche Friesen-Eichen oder Hollandsgänger-Stationen in jenen Gegenden geben.

Wie Alles in der Welt, so werden auch die Unternehmungen der Hollandsgänger durch eine gewisse Gewohnheit und Kunstfacht geregelt. Manche von ihnen haben ihre Freunde in Westfriesland, andere im Utrechtschen, anderen ist Groeningen oder das eigentliche Holland gelänfiger. Wieder andere pflegen nach einigen Districten von Brabant zu gehen.

Zu früherer Zeit ging bekanntlich von allen diesen Ländern eine großartige Bewegung der flanderischen und holländischen Stämme nach Osten aus, die friedlichen Wanderungen der Blamingen in's sogenannte „Osterland“. Diese Wanderung hatte freilich eine andere Bedeutung als das jetzige Hollandsgehen unserer Haidebauern. Die Blamingen kamen in die Ostländer nicht als zeitweilige Knechte, sondern als culturverbreitende Colonisten und bleibende Ansiedler, die sich als Eigenthümer des von ihnen angebauten und der Wildniß entrissenen Bodens bemächtigten.

Diese Wanderung der Flanderer, Holländer und Friesen nach Osten hat jetzt aufgehört, da alle fruchtbaren Marschgegenden, welche sie lockten, mit Bevölkerung gefüllt sind. Aber vielleicht ist die jetzt stattfindende Bewegung in umgekehrter Richtung aus Osten nach Westen noch ein Nachhall, gleichsam eine kleine Ebbe jener größeren Fluth. Vielleicht staunen sich damals, durch die Ostwanderung vermittelt, jene Betanntschaften im Westlande und die Einladungen dahin an. Jetzt hat nicht mehr jeder östliche Haidedistrict — fast jedes Dorf — dort im Westen seinen Lieblingsdistrict, den es vorzugsweise aufsucht, sondern auch jeder einzelne Hollandsgänger pflegt in den Marschen seinen Bauer zu haben, mit dem er seit länger bekannt ist, und der seinen „Hinrich aus Sublingen“ oder seinen „Dirk vom Thümmerfee“ oder seinen „Kort von Borstel“, oder wie der Bursche und sein Dorf eben heißen, zur Zeit der Heuernte erwartet. Oft freilich lösen sich solche Kundschaften auf oder sind von einem Anfänger erst anzuknüpfen. Dann zieht der Hollandsgänger in den Marschen von Gehöfte zu Gehöfte herum und sucht sich da, wo man noch nicht mit Arbeitern versehen ist, unter den möglichst besten Bedingungen anzubringen. Selten Lohn bekommen sie nicht. Vielmehr bemüht sich in den Marschen und überall in Holland und Friesland die des Fleiß beförderne Sitte, ein Stück Arbeit, z. B. das Abmähen eines Feldes, in Bausch und Bogen zu verdingen, so viel für diesen Kamp, so viel für jenes Feld. Je mehr sie in kurzer Zeit niederbringen, desto mehr verdienen sie.

Da je nach Umständen, je nach der Lage oder Sumpfigkeit des Feldes, je nach der Härte der zu schneidenden Halme, des jungen Grases, des Klees, des Schilfs, des Getreides, die Arbeit schwieriger und mühseliger ist, so gehört viel Klugheit dazu, um dies Alles zu ermäßen und abzuschätzen. Und der Umsichtige steht sich natürlich besser dabei, als der, welcher sich von dem kargen Holländer übervortheilen läßt. — Gewöhnlich machen sich zwei oder drei Freunde, die sich gegenseitig ungefähr gleiche Kraft und gleichen Eifer zutrauen, zusammen, berathen sich mit einander und arbeiten gemeinschaftlich an der Abmähung einer großen Fläche, die sie mit einander in Contract nehmen. Sie thun dabei zuweilen recht glücklich, zuweilen aber auch recht unglückliche Griffe, und sie haben ihre guten und schlechten Jahre.

Wenn das junge Gras noch frisch und saftig steht, geht die Arbeit leichter von Statten, und sie machen einen ordentlichen Profit. Wenn der Frühling aber sehr trocken war und das Gras hart und strupyig wurde, oder wenn Mäuse und Maulwürfe den Boden durchwühlten und häufige Erdhügel den Sensen in den Weg warfen und die Arbeiter dies nicht gleich beachteten, dann ist oft das Umgekehrte der Fall. — Waren alle Umstände günstig und das Jahr recht ergiebig, so eilen dann die Hollandsgänger, meistens im Monat August, zu ihren Haiten, die Taschen voll von blanken holländischen Gulden, zurück. — Da sie sich hierbei zutreilen ebenso wie beim Ausgange zusammenschaaren, so langen sie in ihren Dörfern oft in ganzen Trupps, alle die Kinder des Orts, die im Frühlinge ausgegen, auf einmal an, und da ist dann großer

Digitized by Google

Jubel und Freude. — Den Ihrigen bringen sie mancherlei Geschenke aus den Niederlanden mit und dazu auch einen hübschen Sparpfennig, als Sorgenbrecher für den Winter.

Auch die Armen werden dabei nicht vergessen, und gewöhnlich wandert einer der 60 oder 80 holländischen Gutoen in die Armenbüchse. Dagegen vergißt sie dann auch der fromme Pastor des Orts nicht. Er spricht am Sonntage öffentlich vor der Gemeinde dem lieben Gott seinen Dank aus dafür, daß er die Hollandsgänger glücklich zurückgeführt habe. Und ebenso giebt er ihnen auch im nächsten Frühling zur Zeit des Auszugs seine frommen Kanzelwünsche mit auf den Weg für eine ergiebige Ernte in dem holländischen Aegypten.

Ein Ritt von Lima aus ins Innere.

Reiseskizze von Fr. Gerstäcker.

Es ist eine ganz eigenthümliche Thatsache, daß man die noch so getreue Beschreibung eines fremden, besonders überseeischen Landes mit der größten Aufmerksamkeit lesen mag, und sich doch ein ganz anderes und verschiedenes Bild von dem Lande selber machen wird, als man es später in Wirklichkeit findet. Man mag dabei noch soviel Erfahrung von anderen Ländern auf seiner Seite haben, es hilft Alles nichts; die Phantasie, selbst des trockensten Menschen, spielt uns stets einen Streich, und wir sehen uns dann plötzlich in Scenen versetzt, mit denen wir von vornherein vertraut zu sein glauben, und die uns doch jetzt vollkommen unbekannt und fremd sind.

So ging es mir mit Peru, dessen Küste ich als dürr und steinig kannte, von dem ich aber geglaubt hatte, daß ich, wenn nur die ersten Hügel überschritten, die ersten Meilen hinter mir, ein herrliches, mit Vegetation bedecktes Land finden würde, und wie hatte ich mich darin getäuscht!

Am dritten Weihnachtsfeiertag, Morgens etwa um zehn Uhr, ritt ich aus und zwar auf einem guten Maulthier, das ich mir besonders zu dem Zwecke in Lima gekauft, meinen Revolver vorn im rechten Halfter, meine Doppelbüchse ebenfalls geladen an der Seite, denn eine Menge Morgegeschichten waren mir von diesem Wege erzählt und ich besonders gewarnt worden, die Tour nicht allein zu unternehmen. Thatsache ist es, daß viele Menschen schon in der Nähe von Lima, aber nicht weiter ab als sechs oder acht Leguas, angefallen und ermordet wurden, und es war deshalb immer besser, sich vorzusehen. Außerdem treiben sich auch, nach Aufhebung der Sclaverei, eine Unmasse von Negern hauptsächlich in Lima und dessen unmittelbarer Nähe umher, und diesen Burschen ist ebensowenig zu trauen, wie den Süd-Americanern selber, denn sie sind schon zu lange im Land gewesen, um nicht etwas weniges davon zu lernen.

Mein nächstes Ziel, Cerro de Pasco, jene berühmte Silberstadt und auch zugleich die höchste der Welt, für die ich irrthümlicher Weise Dante gehalten, liegt 5000 Fuß höher als letztere Stadt, und zwar 14,500 Fuß, schon an den Wassern des Amazonenstromes und in etwa nordöstlicher Richtung von Lima fort. Der Weg zieht sich auch aus Lima, wenn man die Brücke über den Rimac passirt hat, nördlich hinauf bis zu dem kleinen Bergstrome Chillou, dem er von da an treu bis zu der Wasserscheide der Cordilleren folgt.

In den Straßen von Lima selber sieht man dabei natürlich nur wenig von dem Charakter des Landes draußen, die dürren Küstenhügel ausgenommen, die kahl und nackt heraufschauen und eben nicht viel Tröstliches von der nächsten Umgebung versprechen. Und jetzt verläßt man diese Straße und betritt einen breiten Weg, der ebenfogut ein trockenes Flußbett sein könnte, denn er ist mit großen, vom Wasser rund und glatt geschliffenen Kieseln bedeckt, deren Zwischenräume allein mit grauem Staub gefüllt sind. An beiden Seiten ist er mit einer niedrigen dicken Lehmmauer eingefaßt, hinter der hie und da Weiden und auch wohl Fruchtbäume stehen, denn eine der Wasserleitungen, die Lima mit frischem und gutem Wasser versehen, führt hier durch und begünstigt in etwas die Vegetation. Sonst ist Alles kahl, Alles dürr, todt und wüst und nicht ein Vogel — die ellen Raeraben Lima's ausgenommen — zu sehen.

Draußen am äußersten Thore Lima's steht noch ein Garten, in dem ein Deutscher einen Schanstand hat; es ist heute noch Feiertag und die schwarz-roth-goldene Fahne weht darüber — gegenüber flattern die italienischen Farben im Wind — eine kleine scherzhafte Illustration, wie friedlich die beiden Flaggen dicht neben einander wehen könnten, wenn jede nur ihr eigenes Wohl im Auge hätte — dahinter beginnt die Oede und hie und da, noch mehr zur Stadt, stehen nur ein paar kleine offene Lehmhütten, in denen Tschitscha, wie altbackenes Brod und Papiercigarren dem reisenden Publicum für schweres Geld zur Verfügung gestellt sind. Wer sich dadurch nicht verführen läßt, reitet weiter und sieht sich plötzlich am Ende des eingezäunten Weges und am Fuße jener dürren Hügel selber, die selbst da, wo sich ein Thal hineineröffnet, nichts, nichts weiter bieten, als Sand, Staub, Steine und hart gebrannte, dürre, rothbraune Erde, auf der die Sonne niederzengend liegt.

Soweit das Auge dabei die ebene Bahn bestrich, war kein menschliches Wesen zu sehen, nur hinter mir her kam in scharfem Trab ein einzelner Cavallerist, dessen Bahn von hier links ab nach einem kleinen Städtchen ging. Er zügelte sein Pferd ein, als er mich überholte, und frug, wohin ich so allein wolle. Ich nannte ihm mein Ziel, das weit hinter den Cordilleren lag, und er schüttelte den Kopf. „Ich solle mich in Acht nehmen", meinte er, „denn es treibe sich wieder einmal böses Gesindel im Lande umher, dem sie bis jetzt vergebens nachgespürt hätten." Damit beg er seitab und verschwand wenige Minuten später in der Staubwolke, die sein eigenes Thier aus dem trockenen Boden schlug.

„In Acht nehmen!" Ich hatte weiter gar nichts zu thun, zündete mir eine frische Cigarre an und trabte wohlgemuth meine Bahn entlang. Mich drängte es nur, die Nähe der Küste zu verlassen, und zwar nicht der möglichen Räuber, sondern dieser traurigen Scenerie wegen, die ja doch im Innern mit einer mehr freundlichen Umgebung wechseln mußte.

Eine kleine halbe Stunde mochte ich so durch diese Einöde geritten sein, als ich vor mir Staub aufwirbeln sah, und gleich darauf erkannte ich drei Reiter, die auf meinem Wege Lima entgegensprengten. Es waren, wie ich bald fand, Neger, und ich lenkte mein Pferd nach der rechten Wegseite hinüber, sie sinks an mir vorbeipassiren zu lassen. Eine seite Begrenzung des Weges fand aber hier gar nicht statt, wo die Bahn Hunderte von Fußen breit dalag, die Reiter theilten sich dabei, so daß ich zwei zur Linken und einen zur Rechten bekam, und dicht bei mir zügelten sie plötzlich ihre Thiere ein, während einer der Ersteren seinen Arm ausstreckte und Feuer für seine Cigarre verlangte.

Die Möglichkeit ist nun da, daß es ganz brave und harmlose Menschen waren, die nicht das geringste Böse im Schilde führten. Nach allen früher gehörten Morgegeschichten war ich aber nicht gesonnen, ihnen hier allein, Einer gegen Drei, den geringsten Vortheil über mich zu geskatten, denn „Gelegenheit macht Diebe". Schon vorher hatte ich deßhalb die Hand unter meinem Halfterdeckel, und den Revolver herausnehmend sagte ich dem Manne vollkommen ruhig: „das sei das einzige Feuer, das ich zu vergeben hätte."

Er prallte mit seinem Maulthiere rasch zur Seite, und die anderen Beiden lachten laut auf, ich aber gab meinem Thiere die Sporen, fest entschlossen, mich auf keine weitere Unterhaltung im Arms Bereich einzulassen, und als ich gleich darauf den Kopf nach ihnen zurückdrehte, sah ich, wie sie noch im Wege hielten. Ich wußte aber recht gut, daß sie mir jetzt nicht mehr folgen durften, denn das wäre ein offener Beginn von Feindseligkeiten gewesen, bei denen sie, meiner Doppelbüchse gegenüber, bös den Kürzeren gezogen hätten. Das mochten sie auch recht gut selber wissen, denn ich wurde nicht weiter von ihnen belästigt und hatte sie bald aus dem Gesicht verloren.

Mit meinem Maulthier war ich ziemlich zufrieden, wie alle diese Thiere aber, die vorherstlich in Gesellschaft gehen, war es allein zu faul, und ich hatte die Sporen nöthig. So erreichte ich denn auch bald den kleinen Bergstrom Chillou, denn ich jetzt

an entgegen reiten sollte, und fand an dessen Ufer wenigstens etwas Vegetation, immer aber noch weit weniger, als ich erwartet hatte. Das Thal dazu, dem ich aufwärts folgen sollte, lag zu beiden Seiten des Stromes dürr und kahl, und eine Menge von Einrichtungen, die aus mauerartigen übereinander gelegten Steinen bestanden, gaben mir Stoff zum Nachdenken, weshalb um Gotteswillen Menschen mit der größten augenscheinlichen Mühe und Arbeit eine Anzahl von Plätzen sorgfältig eingezäunt und abgegrenzt hatten, in denen auch nicht einmal ein einzelner Grashalm wuchs.

Im „Winter" sollen diese Berge allerdings ein etwas freundlicheres Aussehen haben, denn obgleich es hier nie wirklich regnet, fällt doch dann und wann, wie mir gesagt wurde, ein feiner Sprühregen, der, mit dem Thau der Nächte, das Gras aus dem dürren Boden ruft und die Hänge mit einem matten, durchsichtigen Grün deckt. Möglich, daß dann diese Einfriedigungen zu Weiden werden, in denen sich kurze Zeit ein paar Maulthiere vor dem Verhungern schützen können. Soviel ist übrigens sicher, daß sich Viele dieser Lauftriche durch Bewässerung mit nur einiger Arbeit trefflich verwerthen ließen, denn an Wasser fehlt es selbst diesen trockenen Hügeln nicht. Eine Menge von Quellen entspringen darin, und der Fluß oder Bergstrom selber hat Fall genug, ihn nach vielen Seiten hin zu verwenden. Das aber kostete Arbeit, schwere Arbeit, und dazu ist diese faule spanische Race nicht gemacht. Nur den Fremden will sie für sich schaffen lassen und scheint höchstens dazu gut, eine einträgliche Anstellung mit Würde zu verzehren oder den Tag über die Eidbegen auf dem Ladentische abzureiben. Selber thätig sein wollen oder können sie nicht, und weite Strecken Landes, die reiche Ernten tragen könnten, werden deshalb so lange unbenutzt und dürr liegen, bis fremde Hände sich ihrer bemächtigen — was jedenfalls im Lauf der Zeit geschieht.

Ich passirte jetzt einige Haciendas, die, von Quellen und dem Chillen selber begünstigt, Pisang, Orangen, Futterkräuter und Zuckerrohr trugen. Ueberhaupt ist der Boden selber fruchtbar genug, und treffliche Gemüse werden hie und da, besonders von Deutschen, in der Nähe von Lima gezogen. Weiter oben verengte sich aber das Thal mehr und mehr, der vom Wasser getränkte grüne Streifen Land wurde schmaler und schmaler und zog sich endlich nur noch wie ein Band dicht an den Ufern des Bergstromes entlang, während rechts und links die kahlen nackten Höhen wild und traurig in die blaue Luft hineinstarrten und von ihren dem sengebrannten, ja gebratenen Flächen eine erstickende Hitze ausbreiteten. Ueberhaupt war der Weg — von keinem einzigen Baum gegen die Sonnenstrahlen geschützt — nichts weniger als angenehm zu reiten, und erst mit anbrechendem Abend wurde es kühl genug, mein Thier zu schärferem Schritt antreiben zu können.

Vor Dunkelwerden erreichte ich endlich eine Brücke über den Chillon, der hier viel zu reißend floß, als daß man ihn mit dem Pferde hätte passiren können. An der andern Seite lag eine Hacienda, Macas, wo ich übernachten konnte, und ich fand dort wenigstens ein gutes Bett, von den Beschwerden des ersten Tages auszuruhen.

An der Brücke wurde mir von einem Chinesen Zoll abgenommen, und ich sah dicht an der Hacienda eine Menge niedriger, schilfgeflochtener, schmutziger Hütten, die von Chinesen wimmelten. Auf meine Erkundigung sagte mir der „Mayor domo" (der Eigenthümer wohnte in Lima oder befand sich wenigstens gerade dort), daß diese Chinesen sogenannte Culies seien, die einen achtjährigen Contract hätten und nach dieser Zeit frei wären, für sich selber etwas anzufangen oder sich auf eigene Hand zu vereinigen. Diese hier hatten schon fünf Jahre ihrer Zeit abverdient, und der Mann versicherte, er sei mit ihrer Arbeit zufrieden.

Die Sclaverei ist in Peru abgeschafft, aber die Sclaven bestehen fort, gerade wie in Ecuador. Diese Söhne des „himmlischen Reichs" (Töchter kommen gar nicht herüber) werden von „Unternehmern" in China angeworben, bekommen freie Passage und sehen sich dann plötzlich ganz einfach zum Verkauf ausgestellt, wo man sie an den Meistbietenden für den Preis von 3—400 Dollars, vielleicht auch mehr, wie gerade Arbeiter verlangt werden, absäßt. Ihre Behandlung soll dabei, wie sich das auch kaum anders erwarten läßt, eine sehr schlechte sein; selbst vor körperlicher Mißhandlung schützt sie das Gesetz oder deren Vertreter nicht — es sind ja nur Chinesen — und man sucht aus ihnen in dem kurzen Termine soviel Arbeit als möglich, mit sowenig als möglich Unterhaltungskosten, herauszuziehen.

Die Neger sind frei geworden, und Chinesen wie Indianer haben an deren Statt das Joch übernommen, das sie früher wund drückte. Peru selber freilich hat nichts dabei gewonnen, als eine freie, freche und ekelhafte Bevölkerung der schwarzen Race, und einen Zuwachs von eben so zweifeutigem Nutzen in dem, wenn auch fleißigen, doch schmutzigen und lasterhaften Volke Chinas.

Von Macas, bis wohin ich noch ziemlich ebenen Weg gehabt, brach ich am nächsten Morgen früh wieder auf und kam jetzt bald in das eigentliche Bergterrain des Landes. Der Chillon hat einen außerordentlich starken Fall, der gar nicht so selten in kleine Wasserstürze ausartet. Das Thal verengte sich außerdem immer mehr, die Felsen liefen an vielen Stellen schroff und steil bis in das Flußbett nieder, und da die peruanischen Wegbauer nie ein Pfund Pulver verbrauchen, hemmende Felsen damit zu sprengen, so zieht sich der schmale Maulthierpfad denn auch bald steil einen solchen Hang hinauf, bald läuft er gelegentlich, wie es gerade paßt, eben so unerwartet bis zum Wasserrand hinunter, es den Maulthieren überlassend, ihre Bürde unaufhörlich auf- und abzuschleppen.

Dicht bei Macas, am rechten Ufer des Flusses und ziemlich hoch am Berg hinauf in einer wilden Oede von nackten, unfruchtbaren Wänden liegt eine alte indianische Stadt mit einem ganz eigenthümlich gespenstischen Aussehen. Die Mauern scheinen, soweit ich das aus der Ferne erkennen konnte, von Lehm zu sein, trotzdem aber daß die Dächer schon lange verfault und niedergebrochen waren, hatten sie doch in einem Lande, wo man keinen Regen kennt, der Zeit Trotz geboten, und unheimlich starrten noch jetzt die dunklen, augenartigen Fenster und Thüröffnungen, durch die schon lange, lange Jahre kein lebendes Wesen geschaut hatte, aus den weißen leeren Wänden heraus nach dem Wanderer unten. Noch ließ sich der frühere Marktplatz erkennen — noch die Ueberreste einer wahrscheinlich von den Spaniern gebauten Kirche, aber kein Fuß betrat mehr jene öffentlichen Plätze und Straßen, kein Haupt neigte sich mehr in jener Kirche dem unbekannten neugebrachten und furchtbaren Gott, dessen Name in diesem neuen Weltheil mit Blut getränkt und mit Schrecken umgeben worden. Die bleichen, kahlen Mauern, die von dort herüberschimmerten, lamen mir vor wie ein riesiges Menschengerippe, das da drüben in der Sonne dörrte.

Aber auf diesen Wegen kann man sich nicht viel Betrachtungen hingeben, denn man muß das Auge auf den Pfad selber halten, der von jetzt an bald steil aufsteigt, bald tief abfällt, wie gerade das Terrain selber toll und wild seine Höhen aufgewerfen oder seine Tiefen gerissen hatte. Dem Wegbau haben die Süd-Americaner nur eine sehr unbestimmte Idee, die sich darauf beschränkt, die Bahn für ein Lastthier nur möglicher Weise passirbar zu machen. Schwierigkeiten im Wege wegzuräumen fällt ihnen nicht ein; sie umgehen dieselben, wenn auch auf noch so großen Umwegen, und was ihre Thiere dabei unnöthiger Weise auf- und abklettern müssen, wird gar nicht geachtet. Sprengpulver steht, wie mir gesagt wurde, sorgfältig auf allen Rechnungen, aber wie ein Steinbohrer aussieht, wissen sie schwerlich; wenigstens ist er nie angewandt.

Enger und enger wurde das Thal, aber hie und da zeigten sich jetzt auch einige fruchtbare und angebaute Felder darin, und besonders üppig stand in diesen die Alfalfa, das Futterkraut für die Thiere. Auch Mais und Kartoffeln — denn das tropische Klima lag hinter mir. Uebrigens hatte ich mir vorgenommen, heut noch das von Macas vierzehn Leguas entfernte Oberagilie, ein größeres Städtchen, zu erreichen, um in gutes Quartier zu kommen, und die Nacht brach ein, während sich der Weg noch steil am Fluß hinaufzog. Der Chillon bildete hier fast nur eine Kette von kleinen Wasserstürzen, und wundervoll sah es aus, wie die weiß schäumende Fluth donnernd und kochend aus dem dunklen Schatten der Felsen herausströmte und in tiefen Kesseln dann tief unten wirbelte und gährte. Der Pfad war dabei schmal und rauh, mein Thier mußte halbe Stunden lang über lose Felsstücken hingetrieben und selbst oft klettern; Maulthiere haben aber darin einen vortrefflichen Instinct, und man kann sie sich selber vollkommen ruhig überlassen, ja je weniger man selber den Zügel führt, desto sicherer gehen sie. Es wurde aber doch neun Uhr, ehe ich die Stadt selber erreichte, und mit Mühe konnte ich noch Quartier für mich und einen Burschen bekommen, der mein Maulthier für die Nacht in einen der Potreros (Weideplätze) hinausführte. An ein Bett war ebenfalls nicht zu denken, und ich schlief die Nacht — wie

schon so viele in meinem Leben — mit dem Kopf auf dem Sattel, in meinen Poncho eingeweidelt.

Der nächste Tag brachte für mich eine fremdländische Scenerie, denn der wilde Strom schien genug Wasserstand unbarmherzig zu strecken, daß es hier sehr häufig regnen solle. Ich hatte also die dürren, trocknen Küstenhänge Perus hinter mir und durfte jetzt doch wenigstens auf grüne Hänge hoffen. Es giebt nichts Traurigeres, als durch ein so todes Land zu reiten.

Die Berge waren auch hier in der That mit grünen und blumen tragenden Büschen bewachsen, und am Wege selber stand in großen duftenden Sträuchern das reizende Heliotrop (Vanille), das seinen Wohlgeruch mit der frischen Morgenbrise anstreute. Allerliebste Colibris, purpurroth und grün und von winziger Kleinheit, summten und surrten um die Weidenbüsche des Stromufers, und buntfarbige, zierliche Vögel machten schwache und meist unglückliche Versuche, ein Concert anzustimmen.

Die Vögel Amerika's haben herrliche Farben, aber nur sehr wenige können wirklich singen, und unsern Waldsängern daheim kommt keiner gleich, den Mocking bird von Louisiana, der auch die amerikanische Nachtigall genannt wird, vielleicht ausgenommen.

Alfalfa, Mais und Kartoffeln wuchsen hier üppig, blieben aber auf das schmale Thal beschränkt, und nur hie und da hatten sich die Bewohner in die Hänge hinaufgewagt und ordentliche Felder angelegt, die grün und fruchtbar aussahen. Wenn die Leute hier ordentlich arbeiten wollten, könnten sie gewiß genug ziehen, wenig aber brauchen sie nur zum Leben, und über das Wenige hinaus gehen dann auch ihre Anstrengungen nicht, wie man es ja in ganz Süd-Amerika, wie man es bei der ganzen spanischen Race findet.

Gegen Abend überholte ich einen Arriero, der mit Packthieren nach Cerro de Pasco und weiter nach Huánuco zog. Den Thieren waren die kupfernen Gefäße zu einer Branntweinbrennerei aufgeladen, und Einzelne davon trugen riesige kupferne Kessel, die diese Leute mit großer Gewandtheit auf den Packsätteln festzuschnüren wissen. Manchmal gelingt es freilich mit den ihnen anvertrauten Gütern um, denn rauh ist auch der Weg und rauh das Volk, und was sich eben nicht gutwillig mit den rehledernen Schnüren festigen läßt, muß entweder biegen oder brechen. Den Schaden trägt natürlich der Empfänger, wohalb alle auch große Vorsicht damit brauchen? Mehrere der kupfernen Gefäße und Röhren waren schon eingebogen und ein paar der Abzughähne vollkommen abgebrochen, so daß ich in der That nicht weiß, wie sie das im innern Land je wieder reparieren können.

Da ich am vorigen Tage einen sehr weiten Ritt mit meinem Thiere gemacht und es etwas schonen wollte, so blieb ich an diesem Tage bei den Arrieros, natürlich in der Voraussetzung, daß wir wieder irgend ein bequem gelegenes Haus erreichen würden, in dem wir übernachten könnten. Darin sollte ich mich aber gelaßlich sehen. Höher und steiler stieg der Weg hinan; fruchtbare, angebaute Felder hatten wir schon gegen Mittag hinter uns gelassen, und viele Strecken mußte ich absteigen und zu Fuße gehen, meinem Thier nur etwas den Weg zu erleichtern. Aber wir erstiegen auch jetzt den scheitelnden Bergrücken der Cordilleren, in die wir so allmählich hineingekommen waren, daß ich es gar nicht recht merkte, bis mich die kältere Luft darauf aufmerksam machte.

Einer Menge von Maulthieren und Eseln begegneten wir dabei, oder überholten sie auch, die theils leer von Cerro herunterkamen, theils eine Menge der verschiedenartigsten Waaren hinaufschafften. Ganze Karawanen von Eseln besonders trugen jene schweren eisernen, mit Schrauben versehenen Gefäße, in denen das Quecksilber verschickt wird, das sie in Cerro zur Amalgamation gebrauchen. Große Fässer trugen andere und riesige Kisten, ja eines der unglücklichen Thiere hatte sogar ein ganzes Pianino auf dem Rücken, das es von Lima aus in die 48 Legnas — circa 34 deutsche Meilen — entfernte Bergstadt hinaufschleppen mußte. Wer die Wege selber kennt, sollte das fast für unmöglich halten, aber Maulthiere machen fast Alles möglich, was in ihr Fach schlägt, und nicht sehr rasch, aber vollkommen sicher verfolgen sie ihre Bahn. Manchmal freilich wird es ihnen doch zu viel, und besonders hier oben, wo die Berge nur höchst dürftig Futter tragen und nichts auf der Gotteswelt mehr zu kaufen ist, verlassen sie nicht selten ihre Kräfte. Die Beweise liegen dazu in zahlreichen gebleichten Maulthier- und Pferdegerippen auf den Höhen und besonders an der Straße selber, denn so lange sie nur noch kriechen konnten, gönnte man ihnen keine Ruh. Ist wird ja sogar erst den todten die bitterschwere Last abgeschnallt, die das arme, von Hunger ermattete Thier zu Boden drückte. Arrieros können nämlich oder wollen für ihre Thiere kein Futter kaufen, und sobald sie diese Höhe erreichen, wo drehalb auch nie Jemand einen Vorrath von Futter einlegt, so treiben sie ihren Trupp von Thieren einfach auf die Weide. Wie gesund die aber für sie sein muß, sah ich am nächsten Morgen, wo der ganze Boden weiß mit Reif gedeckt war.

Diese Nacht, die ich vollkommen im Freien zubringen mußte, fror ich furchtbar, denn eben erst aus einem heißen Klima so recht mitten wieder in den Winter hineinzukommen, wollte meinem Körper gar nicht zusagen. Du lieber Gott, ich wußte ja nicht, was mir noch Alles bevorstand, und wie oft ich in den nächsten Wochen das Klima von heiß zu kalt und von kalt zu heiß wechseln sollte. Nahrungsmittel waren außerdem ebenfalls keine zu bekommen. Nicht weit von dort, wo wir abstatteten, hatte allerdings ein Schäfer seine kleine, runde, mit Rasen gedeckte Hütte, in der er die Nacht warm genug liegen mochte, aber nichts weiter als etwas gegenannte chupa oder Suppe, die er uns aubot und die ich, mit der frischen Erinnerung an die ecuadorische Kochkunst, hartnäckig verweigerte. Ich führte etwas Brod und Chocolade bei mir und hielt davon meine kargalen Abendbrod. Am nächsten Morgen brachen wir ziemlich früh wieder auf, d. h. die Arrieros begannen mit ihren Thieren sehr früh; ehe sie aber allen die Sättel aufgelegt und die Packen festgeschnürt hatten, verging doch eine ziemlich lange Zeit und ein schöner Theil vom Tag. Mir selber wurde dabei die Zeit lang, und sobald ich mein Thier fertig gesattelt hatte (wobei mir die Hände so froren, daß ich sie abwechselnd in die Tasche stecken mußte), sagte ich den langsamen Arrieros adios und trabte frisch in die wilde, öde Bergwelt hinein. Und wie wild, wie öde sah das hier aus; wie kahl und starr hoben sich die nackten, nur dürftig mit einem gelblichen Gras bewachsenen Kuppen empor, zwischen denen nur manchmal eine einzelne stille Lagune der Scenerie einige Abwechselung gab! — Und trotzem war kein einziges wildes, d. h. jagendes Thier hier zu sehen. Hoch, hoch über mir, aber weit außer einer Kugel Bereich kreisten wohl ein paar Condore, sonst aber — zwei schwarze Wasser ausgenommen, die auf der einen Lagune schwammen — war kein einziges lebendiges Wesen zu sehen, und ich und mein Maulthier schienen in der ringsum ausgestorbenen Schöpfung allein übrig geblieben zu sein.

Ein paar Mal, wo es ziemlich steil bergauf ging, stieg ich ab, es dem Thier zu erleichtern, und fand dann zu meinem Erstaunen, daß mir das Athmen sehr schwer wurde. Auch Kopfschmerz bekam ich, oder eigentlich keinen wirklichen Schmerz, sondern nur eine Art unangenehmes Zusammenpressen der Schläfe. Freilich war alle Ursache dazu vorhanden, denn ich befand mich hier, als ich die Höhe endlich erreichte, auf dem höchsten Paß der Cordilleren und 16,000 Fuß hoch über der Meeresfläche. Ich fühlte dabei besonders die beißende Schärfe der Luft, wenn ich den Athem durch die Nase zog, sonst aber von allen jenen Unbehaglichkeiten, von denen mir früher war erzählt worden, nichts. Es soll nämlich gar nicht so selten vorkommen, daß Menschen und selbst Maulthiere einen wirklichen Krankheitsanfall auf dieser Höhe bekommen, eine Art von Seekrankheit, die von furchtbaren Kopfschmerzen und tödtlicher Ermattung begleitet ist. Die davon befallenen Maulthiere stürzen plötzlich nieder, und wenn man sie nach einiger Zeit wieder in die Höhe bringt, zittern sie an allen Gliedern, und können sich vor Mattigkeit kaum selber von der Stelle schleppen, viel weniger noch einen Reiter tragen. Man nennt diesen Anfall, wenn ich nicht irre, hier im Land Bedre, und er muß, nach Allem, was ich darüber gehört habe, weit eher in gasartigen Luftströmungen, als in der wirklichen Höhe seinen Ursprung haben, da er nie eigentlich auf dem höchsten Punkt des Passes, sondern mehr an dem östlichen Hang der Cordilleren vorkommt.

(Schluß folgt.)

Das erste deutsche Schützenfest.

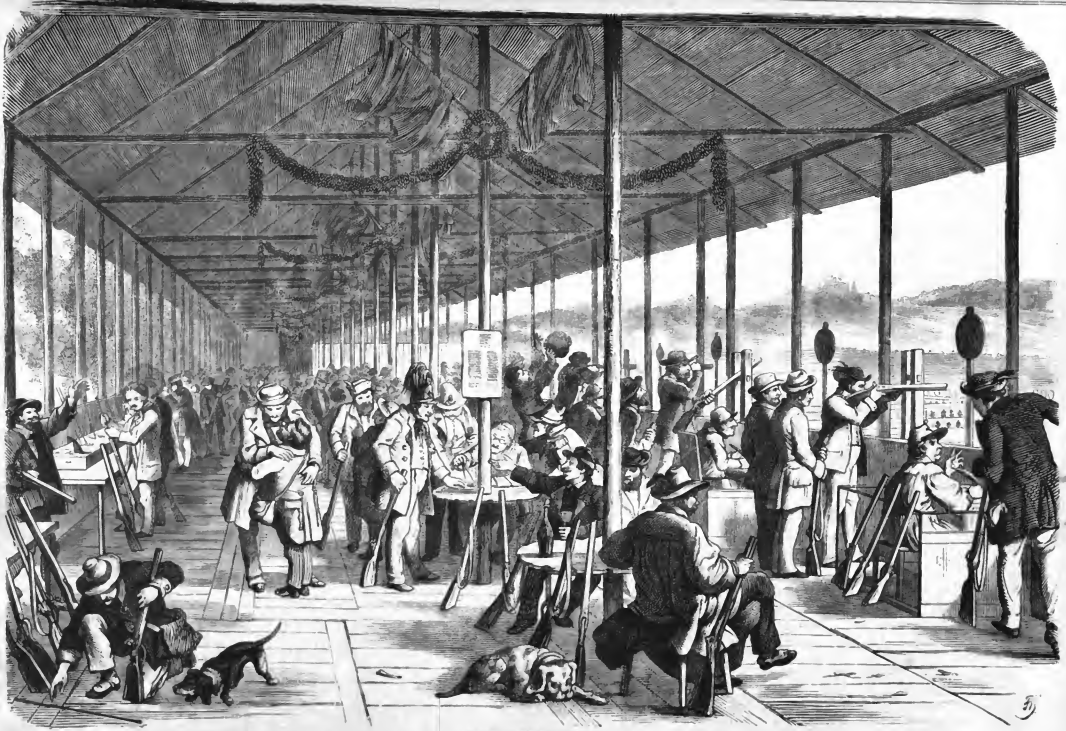
Das erste deutsche Schützenfest in Gotha ist vorüber, das Werk der Zerstörung an allen Bühnen und Buden, die zum Feste mühsam aufgebaut worden waren, ist vollbracht, die Fahnen und Bogen, durch welche die Gäste geehrt wurden, sind verschwunden. Aber noch lange wird das Fest in der Erinnerung eines Jeden, der ihm beiwohnte, in den Wirkungen leben, die daraus hervorgehen müssen.

Schon der Ort selbst, wo ein volksthümliches Fest gefeiert wird, macht einen festlichen Eindruck, seine Lust ist Festlust, die Gesichter der Menschen sind Festgesichter. So war's auch in Gotha, wo vom 7. bis 11. Juli d. J. mit dem Schützenfest zugleich ein allgemeines thüringer Turnfest gefeiert wurde. Vom Eisenbahnhof am einen Ende bis zum Schießplatz am anderen Ende der Stadt, von Straße zu Straße zeigte sich Haus für Haus mit Gewinden und Kränzen von Laub, Nadelreisig, Blumen geschmückt; Fahnen, Wimpel, Flaggen jeder Größe und Gestalt wehten von allen Häusern, meistens zwischen kleineren Fahnen in den Landesfarben, Grün und Weiß, oder in dem thüringischen Roth und Weiß eine gewaltige schwarz-roth-goldene: oft sah man die Farben Schleswig-Holsteins; ein Nordamerikaner hatte das Sternenbanner aufgezogen. Hohe Bögen mit Reisig und Fahnen und einem „Gut Heil!" oder „Willkommen!" waren an den Eingängen der Hauptstraßen angebracht, einige darunter mahnten zur Einigkeit, andere wiesen in scheidenförmigen Tafeln auf das „eine Ziel" der Schützen hin. So hatten nicht blos Privatleute geschmückt, sondern auch die Stadt und die Staatsbehörden, alle öffentlichen Gebäude ohne Ausnahme trugen ein Festgewand und bewiesen wohlthuende, wie einträchtig im Ländchen Gotha Behörden und Bürger zusammenwirken. Vor allem prangte das Rathhaus, das Hauptbureau für die Einquartierung, im Schmucke grüner Guirlanden, zahlloser Fähnchen und großer Flaggen.

Es versteht sich von selbst, daß der Festplatz hinter der Stadt nicht zurückblieb. Die „Alt-Schützen-Gesellschaft" hatte ihre große Besitzung am nördlichen Ende der Stadt dem Feste gewidmet; diese Gesellschaft umfaßt die Schützen Gotha's, die meisten der ungefähr 90 Unternehmer des Festes gehörten ihr an, und nicht blos die Schützen, sondern fast alle Mitglieder der Gesellschaft hatten sich eifrig des Festes angenommen. Der große Platz vor dem Schießhause war in zwei Hälften abgetheilt, und von diesen nur die obere zum Festraume gezogen. Im unteren Raume befanden sich eine Halle für ein Musikcorps, drei Eß- und Trinkbuden und verschiedene Kuchen- und Schaubuden, bestimmt, die Masse des Publicums einigermaßen vom Festraume abzuleiten. Dieser war durch eine Barriere abgegrenzt. Auf deren Mitte stieg ein mächtiger Bogen empor, der auf beiden Seiten die Wappen deutscher Staaten enthielt und auf hohen Masten ihre Flaggen, über allen, zwischen der schwarz-weißen und der schwarz-gelben, eine große schwarz-roth-goldene und darunter auf der einen Seite der Gruß: „Willkommen!" auf der andern der Zuruf: „Einigkeit macht stark!" Rechts am Eingange eine Speisewirthschaft von 126 Fuß Länge und 28 Fuß Tiefe, halb innerhalb, halb außerhalb des Festraums. Das große Schießhaus, gerade dem Eingange gegenüber, mit einer einzigen hohen schwarz-roth-goldnen Fahne geschmückt, bildete den Mittelpunkt des Festraums. Es umfaßt drei Säle, von denen der eine unmittelbar vor dem Feste gebaut worden war; im mittelsten großen Saale flaggten von oben herab die Fahnen aller deutschen Staaten, durch ein schwarz-roth-goldnes, von zwei deutschen Fahnen umgebenes Band verbunden. Dieser Saal war zu den täglich stattfindenden Festessen bestimmt und für 300 Gedecke eingerichtet; der eine Nebensaal sollte zu Verhandlungen benutzt werden, der andere zum Speisen à la carte. Um eine Küche von gehörigen Dimensionen zu gewinnen, hatte man Heerde und Geräthe vom Schlosse Friedenstein beigeschafft. Rechts am Schießhause eine große geschmackvolle Trinkhalle, eben erst aufgebaut und noch nicht vollendet, und weiter hinauf an der Anhöhe zwei große Wirthschaften, nebst einer „kohlenfarben" und einer Cigarrenbude sorgten noch, außer einer Bierwirthschaft und einer Conditorei links vom Schießhause, für die leiblichen Bedürfnisse. Musikbanden spielten auf zwei Plätzen im oberen Festraume. Man konnte sich also leiblich wohl befinden!

Einen wahrhaft herrlichen Anblick gewährte oberhalb des Schießhauses der „Gabentempel". Außer Festgewinden und Blumen zierten seine Giebel zwei schöne Bilder; das eine von Heinr. Schneider in Gotha stellte Barbarossa dar, noch schlafend im Kyffhäuser, aber im Begriff zu erwachen, von Raben umflattert, die davon fliegen, von Gnomen umgeben, die Waffen schmieden, Säbel schleifen, Kugeln gießen; das andere, nach der Schießhütte zu gerichtet, von Emil Jacobs in Gotha transparent gemalt, zeigte das Bild der Germania, wie sie den Schützen die Kränze reicht, die sie aus der Hand zweier Genien empfängt. Der Inhalt des Gabentempels war so reicher Zierden würdig. Vor Allem hatte dazu das Ländchen Gotha beigesteuert, und zwar jede Start, fast alle Schützengesellschaften, eine Menge Einzelner, Männer und Frauen. Aber es war überhaupt fast jedes deutsche Land, fast jede deutsche Stadt dazu vertreten — nur leider mit Ausnahme Oesterreichs und — man gestatte mir die merkwürdige Zusammenstellung — Liechtensteins. Auch Deutsche im Auslande, in England, in Kurland, in Frankreich und in der Schweiz, lauten werthvolle Preise. Unter den Gebern befanden sich der Herzog und die Herzogin von Coburg-Gotha, der Herzog Albert, Prinz-Gemahl von Groß-Britannien, und der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen. Die beiden letzteren waren die einzigen unter allen Personen fürstlichen Standes in schönem Bürgersinne des Festes, ohne irgend vom Festausschusse dazu aufgefordert worden zu sein; denn dieser hatte sich gestissentlich enthalten, außer den Herzögen des Landes, deren Theilnahme er gewiß war, Einzelne speciell um ihre Betheiligung zu begrüßen. Die festbarsten Gaben — wir wollen damit auch die geringsten nicht in Schatten stellen, die der geringe Mann vielleicht mit größerer Aufopferung dargebracht hat, und es ist keine leichte Aufgabe, aus allen Kostbarkeiten die werthvollsten herauszuwählen, aber es dünkt mir nothwendig, wo denen, die den Anblick nicht gehabt haben, einen Begriff davon zu verschaffen — die festbarsten Gaben befanden in einem Humpen des Herzogs Ernst, einer Wasserbüchse und einem Pokal des Prinzen Albert, zwei Trinkgefäßen des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Preußen, einem Humpen von Frankfurt a. M. mit 50 Zweithalerstücken, einem Taschenbarometer nebst Kette von den Frauen Gotha's, einem Pokal von der Stadt Gotha, einem Pokal von Hamburg. Allerlei Geschirre von Silber, Pokale und Becher, Löffel, Dosen, Schaustein, alle Gattungen von Uhren, alle Arten von Porzellan, alle Sorten Pfeifen und Cigarrenspitzen, Waffen jeglicher Gattung und namentlich Büchsen jeglicher Construction, feine Stickereien in Masse fanden sich hier aufgestellt; es fehlte kaum ein Erzeugniß der Industrie, selbst Glaszeug und Thongeschirr konnte der Schütze gewinnen. Wein war in Menge geliefert worden, zum Theil mit der Bestimmung, daß er beim Feste getrunken werde, aber freilich hatte er in den Keller wandern müssen. Noch am letzten Tage langten Festgaben an, einige zu spät. Der Werth alles Verbandenen mit Einschluß der Gaben an Geld mag sich, gering gerechnet, wohl auf 5000 Thaler belaufen haben.

Aber wir müssen den schönen Anblick, der die Zuhauer beständig aufs Neue anzog, verlassen, um in die Schießhütte zu gelangen. Sie lag am äußersten Ende des Platzes, 314 Fuß lang von Ost nach West gestreckt und hatte durchgängig 25 Fuß Tiefe. Die Schießstände befanden sich an der nördlichen Seite, an der südlichen die Ladestände. Zehn Stände hatten 250, zwanzig 400 Fuß rhein. Entfernung. Bei den Ständen zu 400 Fuß hatte das Centrum (Schwarz) 5½ Zoll, bei den Ständen zu 250 Fuß hatte es für das Freihandschießen 4½, für das Aufgelegtschießen 3 Zoll Durchmesser, der Ring um das Centrum hatte bei den Scheiben zum Auflegen auf 400 Fuß 5½, sonst 9 Zoll Durchmesser. Ueber allen hingen bekränzte Tafeln mit den Namen der Scheiben, und zwar führten die vier Ehren- und Prämienscheiben die Namen „Deutschland", „Herzog Ernst", „Thüringen", „Schleswig-Holstein", ferner die Scheiben auf 400 Fuß die Namen „Prinz-Gemahl Albert", „Kronprinz von Preußen", „Deutsche Flotte", „Blücher", „Scharnhorst", „Gneisenau", „Yorck", „Schill", „Lützow", „Frhr. v. Stein", „Vater Arndt", „Theodor Körner", „Andreas Hofer", „Vater Jahn", „Fichte", „Alex. v. Humboldt", „Leipzig", „Waterloo", die Scheiben auf 250 Fuß die Namen „Barbarossa", „Hansa", „Rhein", „Donau", „Elbe", „Oder", „Weichsel", „Weser". Der Schuß kostete auf die Ehrenscheiben 15, auf die anderen Scheiben 10, 5, 4 und 2½ Sgr. Für die Scheibe „Deutsche Flotte" waren von einzelnen Gebern, namentlich vom Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg, besondere Ge-



In der Schießhütte.
Nach der Natur aufgenommen von Professor Schneider in Gotha.

schenke gestiftet werden, nur diese wurden den Schützen zum Preise ausgesetzt und alle Einlagen darauf (der Schuß kostete 10 Sgr.) ohne Abzug bestimmt, zum Bau eines Dampfkanonenbootes für die Nordsee dem preußischen Marineministerium überwiesen zu werden; sie gewährte einen Ertrag von fast 153 Thalern. Auf den vier Ehrenscheiben wurden Festgaben und Gelegenheine ausgeschossen, auf den übrigen Scheiben nur Gelegewinne. Ein Theil der Ehrengaben war zu besonderen Prämien für die bestimmt, welche jeden Tag und während des ganzen Festes die vier höchsten Summen von Treffern erlangt hatten. Das Schießen aus freier Hand war bei der Vertheilung der Festgaben begünstigt.

Die Schießordnung war etwas complicirt. Denn man hatte das Aufgelegtschießen neben dem Freihandschießen zugelassen und bei einzelnen Ständen auch das Diopter und jedes beliebige Hülfsmittel ausgeschlossen, es sollte hier vollkommen feld- und jägermäßig geschossen werden. Zum Schießen aus freier Hand wurde Schießen „frei mit erhobenem Arm“ erfordert. Wer auf die Ehrenscheiben schießen wollte, mußte erst einmal Schwarz getroffen haben, auf die Freihandscheiben aus freier Hand, auf die Scheiben für's Auflegen mit Auflegen; wer dann noch drei Mal aus freier Hand oder sechs Mal mit Auflegen Schwarz getroffen hatte, der durfte noch für jede 3 oder 6 Treffer einen Schuß auf die Ehrenscheiben für die freie Hand oder für's Auflegen lösen. Für jede 100 Schuß waren 25 bis 30 Gewinne, je nach der Güte der Schüsse, ausgesetzt; die Güte der Schüsse wurde durch Schußmesser und Meßcirkel von besonders erfundener Construction — Erfindungen des einen Mitgliedes des Schießcomités, Helfricht in Gotha — ermittelt. Die obere Aufsicht in der Schießhütte war zwei Personen anvertraut, für jeden einzelnen Schießstand besonders beeigte ein Ordner die Aufsicht nebst dem Ausmessen der Schüsse und der Bestimmung und Ausheilung der Gewinne, Lauter mühevolle, die höchste Aufopferung erfordernde Aemter! Das Schießstand befand sich in der Mitte zwischen den Ständen für 400 und für 250 Fuß, hier war der Sitz des Schießcomité's und von hier aus wurde mit der Zielermannschaft durch eine Correspondenzanstalt eigener Construction schriftlich verkehrt. Die Zieler standen unter der Oberfläche bei den Scheiben, die Gräben für diese waren gegen 8 Fuß tief, hinter den Scheiben Erdauswürfe, durch Pfähle und Bretter gestützt, zur Sicherung der Zieler gegen das Zurückprallen der Kugeln dicht mit Reisig bedeckt; von jedem Schießstande führte ein besonderer Klingelzug zur Scheibe; um eine Verwechselung der Scheiben von den einzelnen Schießständen aus zu vermeiden, waren Reisen von Lärchbäumchen angebracht.

Diese Einrichtungen haben sich im Ganzen bewährt, es ist kein Geringes, daß sich bei so vielem Schießen nicht das mindeste Unglück zugetragen hat. Die „Correspondenzanstalt“ freilich verweigerte einige Male ihren Dienst, weil die Stricke, an denen die Depeschen befördert wurden, durch die Regen vor dem Feste beschädigt worden waren und erneuert werden mußten; und es entstanden dadurch, sowie durch das Zerschießen einiger Klingeln mehrere Pausen. Auch erforderte das Ausmessen der Schüsse für so viele Scheiben, trotz der Einfachheit der Werkzeuge, ein zu großes Personal und eine Aufmerksamkeit, welche nicht leicht längere Zeit ausdauert.

Nachdem wir so die Festtadt und den Festraum beschrieben haben, können wir unsern Einzug halten. Wir mögen kommen, woher es auch sei, an jeder Hauptstraße werden wir von Mitgliedern des Festausschusses, von Schützen und Turnern, von Zielern in rothen Röcken und Mützen feierlich empfangen und begrüßt; am Bahnhof erwartet uns ein Musikchor, auf den Straßen empfangen uns wehende Tücher und froher Zuruf, auf dem Rathhause — da geht es am Vortage (dem 7. Juli) bei dem plötzlichen Zusammenströmen so vieler Gäste dunt her, aber jeder erhält sein Plätzchen! — helfen wir unseren Quartierzettel, Zieler begleiten uns zu unseren Wirthen. Ueberall herzlicher Empfang. Wir entlerigen uns des Staubs der Reise und eilen auf den Schießplatz, das Terrain zu recognosciren. Noch ist der letzte Hammerschlag an der Schießhütte und sonst hier und da nicht gefehlen, denn Regentage haben die Arbeit aufgehalten. Wir begegnen dem Herzog Ernst, der die Arbeiten selbst noch einmal besichtigt; er hat in den letzten Tagen fortwährend mit den Ausschußmitgliedern gewirkt, sein praktischer Blick, sein Geschmack haben dem Feste großen Nutzen gebracht. Wir wandern an den geschmückten Hallen und Häusern hin. Wir betreten eine Restauration — man hat wacker für uns gesorgt — wir treffen andere Gäste, jeden Augenblick vermehrt sich ihre Zahl, hier begrüßt der Pfälzer den Holsteiner, dort der Nürnberger den Rheinländer, da ruft und selbst ein alter Freund aus der Ferne an; Concertmusik rauscht nach uns herüber, aber wir hören nicht viel davon, weil die Menge fortwährend wächst. Ein dünner Regen treibt uns in die Häuser hinein, schnell vergeht der Abend. Ein müder Nachbar erinnert uns, daß wir nach Hause gehen müssen, denn morgen früh 7 Uhr sollen wir uns zum Festzug versammeln. Wir finden's probat, denn wir wollen ihn nicht versäumen.

Und wir haben ihn mitgemacht, diesen Festzug! Keiner von uns, darin waren Alle einig — hat jemals einen so schönen Zug gesehen, so gewaltige Eindrücke mit hinweggenommen. Er bildete den Glanzpunkt des Festes und wirkte noch durch die ganze Dauer desselben.

Um 6 Uhr am 8. Juli weckte uns die Reveille, die durch die Stadt zog. Wir begaben uns um 7 Uhr auf den Marktplatz, schon trafen wir eine dichtgedrängte Zuschauermasse, wir stellten uns auf dem uns bestimmten Platze auf. Halb 8 Uhr zogen die Turner heran, ihre Fahnen von Jungfrauen in weißen Kleidern mit rosarothen Schärpen umgeben, gegen 8 Uhr die Festreiterei. Gleich nach 8 Uhr war die Aufstellung vollendet, der Bürgermeister Hünersdorf hielt vom Rathhause aus eine Anrede an die „deutschen Festgenossen“, hieß sie willkommen, sprach den Wunsch aus, das Fest möge das deutsche Nationalgefühl stärken und der Wehrkräftigkeit immer neuen Aufschwung geben, und schloß mit einem Hoch auf Deutschland. Dann erscholl vom höchsten Punkte des Hauptmarkts herab des Festordners Assessor Ewald II. weithin vernehmliches „Bewegt marsch!“ Der Zug setzte sich unter lautem Hurrah in Gang, alle Glocken der Stadt läuteten, Kanonen donnerten vom Galgenberge und vom Schießplatze, eine unabsehbare Menschenmenge wogte und strömte durch einander, alle Fenster, zum Theil die Dächer waren mit Zuschauern besetzt; man schätzt die Zahl aller Anwesenden, Festtheilnehmer und Zuschauer, habe sich in Folge der Menge der Fremden und des Zuzugs aus der ganzen Umgend auf 20,00 0 belaufen, obwohl Gotha nur 16,000 Einwohner hat. Die Zahl der Schützen im Zuge betrug gegen 800, die der Turner gegen 500; gegen 80 Fahnen wurden im Zuge getragen.

Uns so, unter beständigem Kanonendonner und Glockengeläute, durch die dicht geschaarten Menschen bewegte sich der Zug sicher dahin, feierlich friedlich, ohne die mindeste Störung, als könnte es gar nicht anders sein. Voran der Festordner mit schwarz-rothgoldener Schärpe hoch zu Rosse, zwei Festreiter zur Seite, dann die Festreiterei, 59 Reiter, alle mit weiß-grünen Schärpen, alle stattlich beritten, ein Musikcorps, eine Abtheilung Communalgardeschützen, der Vorstand des Turnvereins von Gotha, die roth-weiße Fahne des thüringer Turnerbunds, von einem Turner getragen und umgeben von einer aus Turnern bestehenden Abtheilung der Feuerwehr von Gotha in Dienstleitung, die Deputationen auswärtiger Turnvereine mit Fahnen und Schilbern, unter Anschluß der auswärtigen Turner, die Fahne der Turner Gotha's, umgeben von der Fechtriege, eine Anzahl weißgekleideter Jungfrauen, von den Zuglührern der Turner umgeben, die Turner von Gotha, eine Anzahl Studenten, denen ein Trinthorn vorausgetragen wurde. Ein zweites Musikcorps eröffnete den Zug der Schützen, voran gingen ihre Zieler in rothen Jacken und Mützen, Zielerstäbe, Scheiben und Zielerfahnen tragend, mit Pfeifern; es folgten die Deputationen auswärtiger Schützenvereine mit Fahnen und Schilden, die auswärtigen Schützen, der Schützenmeister und zweite Vorsitzende des Festausschusses, Siegling, und der Bürgermeister, drei Knaben in Bauernracht von rothem Sammet, mit Humpen und Pokalen, der Schützenkönig von Gotha im Ornat — einem schweren Gehänge von silbernen Schilden — der Vorstand der Allschützengesellschaft, die Schützen derselben mit ihrer Fahne. Ein drittes Musikcorps reihte sich daran, dem die Männergesangvereine Gotha's mit ihren Fahnen und Abzeichen und alle Festtheilnehmer, die nicht zugleich Schützen waren, folgten. Eine Abtheilung Communalgardeschützen bildete den Schluß. Zwischen den einzelnen Abtheilungen des Zugs schritten Zuglührer mit weiß-grünen Binden und Städen, alle Fahnen der Turner und Schützen waren von weißgekleideten Mädchen begleitet, die theils schwarz-roth-goldene, theils roth-weiße Schärpen trugen.

Ein wunderbares Schauspiel bot dieser Zug mit seinem bun-

ten Farbenwechsel, mit seinen vielen, oft kostbaren Fahnen, in seinem lebendigen und musterhaft geordneten Hinschreiten. Und eigenthümlich paßten zusammen die jugendlichen Turner — unter denen die Coburger sich durch eine besondere schmucke Kleidung, Ausrüstung und Bewaffnung auszeichneten, das Publicum nannte sie „des Herzogs Garibaldianer", — und die älteren Schützen, bei denen die jägermäßige Tracht mit Uniformen aller Gattungen wechselte; ja, in diesem Zuge durfte man sich die altwärtische Gravität unserer Schützengilden und den militairischen Pomp mit Trotzeln und Fangschnüren, Epauletten, gestickten Kragen, Federhüten und Schleppsäbeln wohl gefallen lassen. Der ganze Aufmarsch dauerte volle achtzehn Minuten.

Vom Hauptmarkt, wo der Herzog, mit Hurrah, Hut- und Fahnenschwenken begrüßt, der Aufstellung beigewohnt und einen Theil des Zugs mit angesehen hatte, nahm dieser seinen Weg durch mehrere Straßen am Theater vorbei, über die beiden unteren Märkte nach dem Schießplatze. Dort erwartete ihn der Herzog, umgeben von den nicht beim Zuge betheiligten Mitgliedern des Festausschusses, auf einer Estrade vor dem Schießhause, dem Eingange gegenüber. Jede Abtheilung grüßte beim Einmarsch durch Hurrah und Fahnenschwenken. Die Jungfrauen stellten sich an der Estrade auf, zur einen Seite die Turner, zur andern die Schützen, quer vor die übrigen Festtheilnehmer, die Communalgarde besetzte den Eingang, die Fahnen traten in zwei Reihen zusammen, der Festordner meldete die beendigte Aufstellung dem Herzog-Ehrenpräsidenten, und dieser sprach mit seiner kräftigen, sonoren Stimme die schönen, feierlichen Weiheworte des Festes:

„Geehrte Versammlung! Der Gedanke einer Vereinigung deutscher Schützen rief schon vor Jahrhunderten die Schützengilden zu gemeinsamen Festen zusammen. Aber mannshaftsam gingen die Wegen der Zeit über die früheren Versuche hinweg. Das Alte sauf in Trümmer, ein neues Leben ist erstanden aus alten Grundfesten erblüht in jugendlicher Frische ein neuer Gedanke. Das Volk, das edle deutsche Volk, fühlt sich in seiner Kraft. Nach Einigung drängen die Massen, und so schaarten sich auf den ersten Ruf die deutschen Schützen aus allen Gauen und die Turner der engern Heimath um ihre Fahnen, und jubelnd begrüßen wir hier vor uns alle die Fähnlein, die von fern gekommen. Kraft und Geschicklichkeit sollen heute nach Preisen ringen, um den Einzelnen, gehoben durch das Bewußtsein seines Werthes, dem Ganzen brauchbarer zuzuführen. Das Hauptziel des gemeinsamen Strebens sei Wahrung der Ehre und Schutz des großen deutschen Vaterlandes. In diesem Gedanken lasst uns einander die Bruderhand reichen! Und hiermit erkläre ich den ersten deutschen Schützentag für eröffnet."

Wer könnte den Sturm der Freude beschreiben, den diese Worte hervorriefen? Wenn ein Anderer so gesprochen hätte, ein Mann aus dem Volke, sie hätten Eindruck gemacht, Eindruck machen müssen bei allen den festlich gestimmten Menschen; hier kamen sie aus dem Munde eines Fürsten, der im bürgerlichen Kleide im Kreise seiner Unterthanen vor die Festgenossen aus ganz Deutschland hintrat, eines Fürsten von mannhafter Persönlichkeit und zweifellosem Patriotismus, der sich eben dadurch die Achtung des ganzen Vaterlandes erworben hat; man konnte in ihm die Idee dieses Schützenfestes verkörpert finden. Ein tausendfaches Hurrah brach los, nicht enden wollender Lebehochruf auf den Herzog antwortete. Sahen wir schon vorher im Auge manches kräftigen Mannes eine Thräne glänzen, jetzt konnten Viele sich nur noch mit dem Taschentuche helfen. Freudige Rührung, muthige Zuversicht, flammende Begeisterung vereinigten alle Herzen. Für einen Jeden ein unvergeßlicher Augenblick! Sechs Kanonenschüsse verschollen beinahe in diesem Jubel. Mit Mühe wurde so viel Ruhe hergestellt, daß die Männergesangvereine die Hymne des Herzogs, mit einem neuen Text, vortragen konnten. Abermals jubelnder Hochruf! Nun brach der Herzog, vom Ausschuß begleitet, nach der Schießhütte auf. Die ganze Festversammlung folgte und schritt hinter ihm durch die Hallen. Und sogleich begann ein lustiges Schießen.

Oft sind es einzelne Momente, die einer länger dauernden Festlichkeit ein bestimmtes Gepräge geben. So hier. Dieser Zug und die Ansprache des Herzogs ließen unverlöschliche Eindrücke zurück. Es war nun entschieden: diese Feiertage sollten Tage gemeinsamer nationaler Freude sein, aber zugleich den ernsten Gedanken pflegen, daß der „Schütze" sich dem Dienste des Vaterlandes weihe.

Von Stunde zu Stunde hatte sich die Zahl der Theilnehmer vermehrt, unmittelbar vor dem Feste waren schon über 2600 Männer eingeschrieben, sie mag im Ganzen mit Einschluß derjenigen, die nur an einzelnen Tagen Theil nahmen, wohl bis auf 10,000 Personen gestiegen sein. Als Schützen zeichneten sich gegen 960 Männer in das Schützenalbum ein, aber sehr Viele waren noch außer diesen anwesend. Aus allen deutschen Ländern kamen die Theilnehmer, die meisten aus Norddeutschland, wo kaum eine Stadt von einiger Bedeutung fehlte, die wenigsten aus Oesterreich, nur ein Wiener und ein Steiermärker hatten sich eingeschrieben; von Königsberg und Danzig bis nach Aachen und nach Freiburg im Breisgau, ja nach der Schweiz, von Rendsburg bis nach München war jeder deutsche Gau vertreten, ganz Deutschland war beisammen!

Der Raum des Festplatzes war so ausgedehnt, daß trotz der ansehnlichen Massen, die zuweilen darin verkehrten, nirgends Ueberfülle, Gedränge entstand; und Alles ging friedlich und freundlich neben einander her. Auf diesen Ton der Friedlichkeit war neben der nationalen Idee, welche alle Theilnehmer mehr oder weniger bewegte, der eigenthümliche Charakter der Feststadt nicht ohne Einfluß. Denn Thüringen liegt zwar größtentheils nördlich von dem thüringer Walde und wird deshalb zu Norddeutschland gerechnet, aber der Thüringer zeigt sich vom Norddeutschen vielfach verschieden. Hat er mit diesem etwas Gehaltenes, ruhig Behäbiges gemein, so nähert er sich doch dem Süddeutschen durch offenes und freies, gutmüthiges und gemüthliches Wesen, sein Blut ist nicht so heiß, wie das des Süddeutschen, aber auch nicht so kühl wie das des Norddeutschen. Gotha selbst zeichnet sich noch vor allen thüringischen Städten durch eine gewisse Freiheit des Lebens (nicht der Sitte, die man eher kleinbürgerlich streng nennen könnte) aus, die sich schon in der Tracht, noch mehr aber in einem frischen Umgangston kund thut. Daß diese Stadt den Mittelpunkt bildete und aus ihr und ihrer Umgegend die große Masse der Theilnehmer stammte, mußte dem Feste insofern zum Nutzen gereichen, als Süddeutsche und Norddeutsche sich hier gleich wohl fühlen konnten. Die Freundlichkeit der Aufnahme, die von allen Seiten anerkannt wurde, that das Ihrige, um die Gäste mit den Festgebern zu verbinden.

Aus Leuten der mittleren Stände, der bürgerlichen Gewerbe, bestand die große Mehrzahl der Theilnehmer, und das gab dem Feste ein eigenes Gepräge. Wir haben ja festlich-nationaler Zusammenkünfte schon genug gehabt, die Wanderversammlungen unserer Gelehrten waren in der That die Anfänge, wenn sie auch nicht den Namen trugen; bei uns Deutschen geht nun einmal ein großer Theil alles öffentlichen Lebens aus geistiger Arbeit hervor, und die Wissenschaft bricht jenem die Bahn; die Wanderversammlungen der Gelehrten haben sich in anderen Kreisen, z. B. in den Künstlern, fortgesetzt, aber der festlichen Zusammenkünfte für den gemeinen Mann gab es noch sehr wenige, welche die ganze Nation umfaßt hätten; nur das Sängerfest und den Turnertag zu Coburg können wir dahin rechnen, und die Kreise der Schützen und Schützenfreunde sind wieder ganz andere als die der Turner und Sänger. Jene sind nicht so leicht beweglich wie diese, unter ihnen ist der festhafte Bürger und Landmann, der „Philister", um mit dem Studenten zu reden, sehr stark vertreten; die Schützengilden haben ihren Boden in alter Zeit, aus der es ihnen schwer fällt, herauszuwachsen. Der Zopf der Uniformen und der Trödel der Orden charakterisirt einen großen Theil derselben.

So war denn eine bedeutende Zahl der Festgenossen nicht eben von verschiedener Bildung. Aber — und darin besteht die schöne und großartige Wirkung nationaler Feste — alle Theilnehmer waren gehoben durch die Gemeinsamkeit selbst, durch die festliche Gemeinschaft so vieler Menschen aus fast allen Gauen der Vaterlandes; durch diese Gemeinschaft trat gewissermaßen das Vaterland mit seinen Hoffnungen und Sorgen, mit seiner Berühmtheit und seinem Ringen vor jeden Einzelnen hin und führte ihn heraus aus den engeren Schranken seiner bürgerlichen Kreise. Und in diesem Lichte des Festes selbst ersehen auch der minder bedeutende Mann als ein würdiger Genosse.

Nicht am meisten galt dies wohl von einem Theil derer, die dem Namen nach den wesentlichsten Bestandtheil des Festes bildeten, von den Schützen. Es giebt unter ihnen zwei Classen, die sich auf allen Schützenfesten einfinden, so weit ihre Tasche reicht, und für welche die Schützensprache besondere Namen hat, die „Schießteufel" und die „Beerfehlen". Jene haben kein anderes Interesse als das Schießen selbst; sie werden davon so beschäftigt, daß ihnen

der höhere Zweck des Zusammenseins entschwindet. Und die „Brodschützen“ gehen darauf aus, mit dem Schießen — zu erwerben, ihr Auge ist hell, ihr Arm fest, ihr Blut ruhig, ihre Büchse sicher, aber sie entweihen die Kunst. Neben diesen steht eine dritte Classe, derer, die zwar nicht um des Gewinns, sondern um der Ehre willen schießen, aber auf das Gutschießen einen Werth legen, als böte das Leben nichts Höheres. Es versteht sich von selbst, daß diese drei Classen auch in Gotha nicht fehlten. Und sie empfanden wohl den Hauch der Festlust, die dort wehte, am wenigsten.

Die Art überhaupt, wie geschossen wurde, befriedigte keineswegs alle Wünsche, die sich daran knüpften. Aus freier Hand wurde sehr wenig und im Ganzen mittelmäßig geschossen. Auf die Hauptprämienscheibe für freie Hand mit Zulassung des Diopters auf 400 Fuß geschahen nur 471, auf dieselbe Entfernung mit Auflegen dagegen 886 Schüsse; auf 250 Fuß wurden aus freier Hand (ohne Diopter) nur 492, mit Auflegen dagegen 1102 Schuß auf die Ehrenscheiben abgeschossen, die Stände für freie Hand waren überhaupt so schwach besetzt wie diejenigen für das Auflegen so überfüllt, daß das Schießcomité sehr bald einige der Freihandstände zum Auflegen einrichten mußte. Einigen Einfluß hierauf mochte die Bestimmung der Schießentfernung haben, daß auf den Freihandständen „frei mit erhobenem Arme“, also nicht mit eingestemmtem Arme geschossen werden sollte. Denn ein Theil der Schützen war nur auf das Schießen mit eingestemmtem Arme eingeübt und führte zu schwere Waffen, um mit diesen anders schießen zu können, dies waren namentlich Schützen aus Süddeutschland und aus Bremen. Nachdem einige von ihnen zurückgewiesen worden waren, als sie den Arm einstemmten, trat am 9. Juli Vormittags ein Schiedsgericht zusammen und dieses beschloß, obwohl die Schießordnung keinen Zweifel gestattete, eine Versammlung der Schützen darüber entscheiden zu lassen, ob die getroffene Bestimmung aufrecht erhalten werden solle. Für die Erhaltung sprach, daß das Einstemmen eine besondere Construction der Büchsen erfordert und einen bedeutenden Vortheil dem völlig frei Schießen gegenüber gewährt, daß also beide Schießweisen nicht wohl mit einander auf denselben Stand concurriren konnten, daß Viele sich der Schießordnung gemäß eingerichtet hatten und daß man, wenn man einmal den Zopf des Auflegens abschaffte, nicht zugleich eine Schießweise zulassen wolle, welche abermals besondere Hülfsmittel erforderte. Und diese Gründe gaben den Ausschlag. Der Herzog Ernst selbst leitete die Abstimmung. Bei der Verkündung erklärte sich eine beträchtliche Mehrzahl für die Schießordnung.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Ein offenes Fürstenwort. „Der Herzog von Gotha und sein Volk. Ein Aufruf von Ernst Schmidt (Schriftsteller) nebst einem Antwortschreiben des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha.“ Das geht Schlag auf Schlag jetzt — eine wahre Freude für alle Patrioten. Erst das deutsche Schützenfest, dann die großartige Sängerfeier in Nürnberg und nun diese Brechstöße eines Fürsten, die wie eine Bombe in's feindliche Lager fallen soll. Das Schriftchen gehört zu den Zeitdärmen von höchster Bedeutung. Wir haben in dem Antwortschreiben des Herzogs Ernst das offene politische Bekenntniß eines Regenten vor uns, in welchem das deutsche Volk mehr und mehr das anzuerkennende Bild seiner Nationalität anerkennt, und an dieser Selbstbestimmung schiebt der Fürst eine Darstellung der jüngsten politischen Entwickelung seines eigenen Landes, in welcher er über diese Bevölkerung eine Kritik ausübt, wie sie nach Standpunkt und Entschiedenheit des Ausspruchs ohne Gleichen dasteht.

Mochte der Herzog schildern, oder nicht, daß sein eigenes Bekenntniß zur Nationalidee gewogen sei, nicht etwa um seine Person in den Leben, sondern um bei sehr vielen Freunden der nationalen Sache die Zweifel an der Bestimmtheit und Aufrichtigkeit seines politischen Charakters zu beseitigen; in jedem Fall ist durch dieses „Antwortschreiben“ gerade der letztere Zweck vollkommen erreicht. Ein deutscher Fürst von der jetzigen Stellung, der nicht nur nunmehrden aussprecht: „Ich meinerseits fühlten Jugend lebendige und private insbesondere liberalen demokratischen Principien. Ich war im eigentlichen Sinne des Wortes das wilde meiner Zeit“

sondern der täglich sich und Nar darüber, warum er vollständig auf den anticlerikalen Kreuzzug, der gegenwärtig seinen Landen gepredigt werde; ein Fürst, in dessen Person der Adel und zwar nicht nur der seines Landes, sondern leider überall in Deutschland, die persönliche Verkörperung der revolutionären Bestrebungen des Jahres 1848 sieht! — ein Fürst, welcher das gesammte Institut der Kammerherren, Kammerjunker und Hofjunker aufhebt, „da diese Chargen einzig nur den einmal von Bürgerlichen nicht besetzt werden können,“ und damit der Hof („das heißt mein Haus“) nun einem Jeden geöffnet werden konnte, dem er vermöge Talent oder Ehre die Berechtigung zutrage; ein Fürst endlich, der, um seine Stellung dem Lande gegenüber zu charakterisiren, die Formel „den Dienern Gottes“ zu streichen behielt trotz der fürstern Ansicht, daß ihm „Kaiser eigentlich ideelle Bruch mit dem sogenannten Fürstenthum von Gottes Gnaden als großes Verbrechen angerechnet werde“; ein solcher Fürst hat an jeden ehrenhaften deutschen Mann sich das Anrecht erworben, von jedem Zweifel an ihm befreit zu sein.

Eben wie in diesen politischen Bekenntnissen die Hochherzigkeit und Schaffensfreudigkeit des deutschen Mannes, so erhellt aus die Darlegung des Verhältnisses, in welchem Herzog Ernst als Fürst zu seinem Volke steht, mit der erhebenden Freude, welche stets durch den Anblick eines gemüthvollen, schutzwarenden Weisen in uns hervorgerufen wird; erhebend aber wirkt die Freude durch den beben Ernst und die ruhige Klarheit, welche selbst aus den strengsten Urtheilen des Regierenden hervorsprechen. Wie das Volk aus der Fürstenperspective betrachtet sich anonimmt, haben haben uns Dramen, Romane und diplomatische Actenstücke manches bereeren Volk entworfen; hier leben wir zum ersten Male dieses Bild von einer Fürstenhand gezeichnet und müssen bekennen, daß ein solcher Anblick uns noch nicht gewähren werden ist. Mit scharfem Auge mustert der Fürst sein Volk, schaut es in Gruben, legt die Beziehungen der einzelnen zu ihm dar, und keiner Partei scheint er die Rüge, die sie von seinem Standpunkte aus verdient hat; aber auch die Anerkennung hat ihre berühmtesten Stellen in dem Fürstenbriefe.

Am Schlusse desselben scheint der Herzog sich an das gesammte deutsche Volk zu wenden, indem er sich vor dem Urtheilen verwahrt, als ob er sich bei der Kritik der heimathlichen Zustände eine Anomalmstellung angewiesen. „Ich bin frei vor Gott,“ sagt er, „meine Person vom Volke zu trennen, ich rechne mich vielmehr zu ihm und fühle mit ihm. Und gerade weil es mir gelungen ist, von Jugend auf den Standpunkt zu verlassen, von dem die meisten meiner Standesgenossen das Volk und dessen Treiben beurtheilen, verlange ich um so Ehreres und Höheres von der Gesammtheit.“ — „Ehre,“ le schießt er, „ist es verwerflich, nach einer Popularität in dem allgemein gebräuchlichen Sinne zu ringen und auf Kosten der gestellten Aufgabe sich künstlich populär zu machen. Aber eben so ernig ist es zu glauben, daß ohne die warmen Sympathien des Volks, alle ohne Popularität im richtigen Sinne, seine patriotischen Männer dennech im Stande sein können, segenbringende die Massen zu führen. — Das Volk muß die Namen seiner Führer bereits hatten, es muß sie selbst vor Verunglimpfung schützen und darf nie vergessen, daß gegenseitiges Vertrauen von gegenseitiger milder Beurtheilungsweise unzertrennlich ist.“

Man kann wohl vom deutsch-nationalen Standpunkt aus nichts dringender wünschen, als daß dieses ethene Fürstenwort bei Fürsten und Völkern Deutschlands recht viele Beherzigung finde! Wäre dies möglich, dann könnte aus ihm eine segenbringende That werden.

H.

Bei dem Unterzeichneten gingen im Laufe der letzten Wochen an Gabensendungen ein:

Für die „Abgebrannten in Glarus“

1 Thlr. C. L. Fig. aus Plauen — 2 Thlr. Bunarsky in St. Petersburg — 10 Thlr. ohne Namen und Postzeichen — 2 Thlr. D. in Rudolstadt — 2 Thlr. 19 Ngr. Herold in St. Petersburg — 2 Thlr. 19 Ngr. Schutz in St. Petersburg — 1 Thlr. Dr. Roeder in Strehla.

Für die „Heuglin-Expedition“

10 Thlr. Gartenbau-Verein in Königsberg — 1 Thlr. Die Zöglinge einer Schule colleeten in G. — 3 Thlr. Seatgeiellschaft in Leipzig, durch Herrn Neumann — 10 Thlr. Bartdel in Breslau.

32 Thlr. 18 Ngr. **zu Gunsten der aus Schleswig-Holstein Vertriebenen,** von einigen in Krondadt (Rußland) lebenden Deutschen — 2 Thlr. 10 Ngr. St. Haale in Barbenow **für das Arndt-Denkmal** — 6 Thlr 24 Ngr. **für die Schillerstiftung,** durch Justizcommissar Ausfeld auf Schloß Temmerig bei Watersdhausen.

Literarische Anzeige.

Von

Bock, Buch vom gesunden und kranken Menschen. 4. Auflage, ist soeben die 3. Lieferung

und von

Storch, der deutsche Leinweber. 2. Auflage, der 3. Band

ausgegeben worden.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 34. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

„Sie übertrafen schon in der ersten Woche die Erwartungen, welche wir von Ihren kaufmännischen Leistungen gehegt hatten, Mr. Reichardt," begann Frost auf's Neue, sich langsam über die Stirn streichend, „Sie gewannen sogar dem alten Bell Interesse ab, so wenig er es Ihnen auch damals wohl hat merken lassen; aber erst nach dem Spielabend im Astorhause, der mir, mit dem Früheren zusammen, gewissermaßen ein vollendetes Bild von Ihnen gab, stieg der Wunsch in mir auf, Sie für längere Zeit an uns zu fesseln, und ein hingeworfenes Wort des alten Bell, daß er sich in Ihnen gern einen tüchtigen Nachfolger erzöge, zeigte mir den einzuschlagenden Weg; gestern aber trafen zwei Dinge zusammen, welche meinen Entschluß zur Reife brachten: Bell's schon eine Zeit lang vorausgesehene, aber jetzt erst erfolgte Ernennung zum Cassirer der Marine-Bank, und die entschlossene, umsichtige Weise, in welcher Sie von dem Geschäfte einen schweren Verlust fern hielten. Ich beabsichtigte, Sie heute mit der interimistischen Führung des Cassirer-Amts zu betrauen, der ich nach kurzer Probezeit natürlich die Bestätigung hätte folgen lassen."

Er hielt von Neuem inne, vor sich auf den Boden blickend, während Reichardt, bleich, die Lippen wie in einem schmerzlichen, aber festen Entschlusse auf einander gepreßt, das Auge auf seinem Gesichte haften ließ.

„Well, Sir," begann der alte Herr aufsehend wieder, und schien mit seinem Blicke jeden Zug in Reichardt's Gesicht studiren zu wollen, „ich habe Ihnen das Alles gesagt, um Ihnen zu zeigen, wie weit ich in meiner Offenheit gegen Sie gehe, um Ihnen zugleich das Verhältniß, in welchem Sie zu meinem Hause stehen, klar zu machen. Sie wollen weg von uns, Sie haben das aus Ihren unwiderruflichen Entschluß angekündigt, und bestehen Sie nach dem so eben Gehörten noch darauf, so werde ich Ihnen sicher nicht das Geringste in den Weg legen — —" er machte eine Pause und blickte den vor ihm Sitzenden wie zu einer Aeußerung auffordernd an.

„Mr. Frost," erwiderte Reichardt, und strebte umsonst einen Druck, der auf seiner Stimme lastete, zu entfernen, „es hätte wahrlich nur der früheren Güte und Freundlichkeit bedurft, um mich hier zu halten, wenn eine Möglichkeit zu bleiben für mich vorhanten wäre —" er hielt inne und mußte sich mit Macht zwingen, Frost's forschenden Blick auszuhalten. Eine leichte Falte legte sich jetzt zwischen die Augenbrauen des Letztern.

„Very well," erwiderte er, „was ich aber verdient zu haben glaube, Mr. Reichardt, ist wenigstens die Angabe eines irgend plausiblen Grundes. Haben Sie nach meiner offenen Aussprache gegen Sie noch immer kein Vertrauen zu mir gewonnen, so werden Sie wenigstens einsehen, daß man ein Geschäft nicht so augenblicklich ohne Angabe einer Ursache verläßt —!"

Reichardt fühlte sein ganzes Innere zu dem Manne hingezogen, er fühlte sich weich werden, er hätte ihm mögen sein ganzes Herz ausschütten und dann ohne Abschied davon gehen; aber er bezwang sich. „Ich hatte es mir durch Johy als letzte Freundlichkeit erbeten, Mr. Frost," sagte er, „ohne weiter an mich gestellte Fragen gehen zu dürfen; ich weiß, daß ich mich der Verlemung dadurch aussetze, aber ich kann und darf es im Augenblicke nicht ändern —!"

„Very well, Sir," erwiderte Frost, sich wie in leichtem Unmuthe erhebend, während Reichardt seinem Beispiele folgte, „ich kann Sie nicht zwingen zu reden; interessen — trotz der Bestimmtheit Ihres Entschlusses will ich dies noch nicht als Ihr letztes Wort ansehen. Ueberlegen Sie bis heute Abend, und dann möge es Ihnen noch immer freistehen, mir die Cassenschlüssel abzuliefern oder in eigenem Verwahr zu behalten. Ich werde Sie nach dem Geschäftsschluß hier erwarten."

„Ich werde zur Zeit hier sein, Sir!" erwiderte der Deutsche, der nicht den Muth in sich fühlte, einem solchen Verfahren gegenüber kurz abzubrechen, sich leicht verneigend und wandte sich, von dem Andern einige Schritte geleitet, nach der Thür.

Wie ein Stein begann es sich auf Reichardt's Brust zu legen, als er das Haus verlassen und der nächsten Eisenbahnlinie zuschritt. Er wußte, daß das Glück zum zweiten Male in seinen Weg getreten war, daß er nur die Hand ausstrecken durfte, um sich die Thür zu den besten Kreisen der Gesellschaft, zu einer erfolgreichen Carriere zu öffnen; daß, wenn er von sich stieß, was sich ihm jetzt bot, von Neuem ein haltloses Leben ohne Ziel und ohne eigentliche innere Befriedigung vor ihm stand — und doch schien es ihm jetzt mehr als je eine Unmöglichkeit, in seiner bisherigen Stellung zu bleiben. Was Harriet aus Laune oder einer Wallung ihres sinnlichen Blutes für ihn gethan, als sie ihn einer unwürdigen Lage entriß, das war von Margaret aus Erbarmen und Mitleid geschehen; in seiner jetzigen Stellung war er gewissermaßen ihr Geschöpf, und nur zu gut meinte er jetzt ihr heutiges Wesen verstehen zu können. Wie sollte er ihr gegenüber ausdauern, ohne sich selbst aufzureiben? Er mußte ja gehen! Was ihm aber die Ausführung seines Entschlusses am schwersten machte, das war die

Freundlichkeit des alten Frost, der er so gern genug gethan hätte, wenn er nur gekonnt hätte!

Er hatte den Eisenbahnwagen bestiegen, war in die Nähe des Geschäftshauses gelangt und hatte dieses erreicht, ohne sich dessen nur recht selbst bewußt zu sein, und erst als er beim Eintritt in die Office einige bereits wartende Geschäfte zu erledigen fand, raffte er sich zum Bewußtsein der nächsten Gegenwart auf. Er hatte eben seinen Platz im Cassenzimmer wieder eingenommen und wollte sich auf's Neue seinen Gedanken überlassen, als sich die Thür langsam öffnete und des Kupferschmieds Gesicht sich vorsichtig hereinbog. „Ausgezeichnet, daß Sie allein sind, Professor!“ rief dieser halblaut und schlüpfte in's Zimmer; „müssen übrigens hier verdammt gut angeschrieben stehen; die Herren da vorn haben mich mit einer Artigkeit hereingewiesen, die ich kaum einem von ihnen zugetraut hätte.“

Reichardt, welchem in seiner gedrückten Stimmung der bekannte Ton wie eine Herzstärkung an's Ohr schlug, erhob sich lächelnd und zog einen Stuhl herbei. „Etwas Neues, Meißner?“ fragte er.

„Weiß nicht, was Ihnen von meinen Neuigkeiten noch neu ist,“ erwiderte Jener, sich niederlassend, „hätte mich ihrethalber auch nicht hier herauf gewagt, wie der Kranich unter die Pfauen; ich komme wegen etwas Anderem, wegen des alten Mr. Black, den die Freude wieder ganz auf die Beine bringt, freilich nicht so geschwind, als er gestern umfiel. Es war mein Erstes heute Morgen, als ich nicht mehr bei der Teufelsgeschichte nothwendig war, nach seinem Hause zu gehen — ruhig wieder in's Geschäft zu gehen, hatte ich, ehrlich gestanden, noch seinen rechten Muth — schenkte dem Doctor klaren Wein ein, und der gab dem alten Manne tropfenweise so viel davon, als er auf einmal vertragen konnte, und ich sage Ihnen, schon die erste Portion brachte ihn zu richtigen klaren Sinnen zurück — zuletzt aber saß er mit gefalteten Händen da, und die Thränen liefen ihm hell über die Runzeln, und —“ der Erzähler unterbrach sich mit einer Grimasse und schlug mit der Faust auf sein Knie, „das Wasser trat mir beinahe selber in die Augen, denn so was hätte ich mein Lebtag nicht bei ihm zu sehen erwartet, — ich hörte dann aus ein paar Worten, daß es all sein Erspartes gewesen, was auf dem Spiele stand, und drauf er sich, wenn das Geschäft gut ausgefallen, damit hatte zur Ruhe setzen wollen. Well, ich mußte hinter dem Bett hervor und erzählen; er wollte wissen, wie es mit Johnson's stände — ich hatte wohl etwas munkeln hören, mochte's aber nicht sagen, und dann mußte ich ihm versprechen, Sie zu ihm zu bringen, sobald Sie abkommen könnten — es schien ihm viel daran zu liegen, daß Sie kämen. Zuletzt gab er mir noch einen Auftrag an William Johnson, und jetzt hatte ich doch wenigstens einen Grund für mein Ausbleiben. Als ich in die Office trete, geht William Johnson mit langen Schritten auf und ab, während die andern Beiden mit trübseligen Gesichtern an den Pulten sitzen. „Da ist er!“ ruft der Aelteste und kommt auf mich zu, als wolle er mich verschlingen. „Wo sind Sie im Geschäft, Sir?“ schreit er. — „Im Geschäft von Johnson and Son, Sir!“ sage ich ruhig. — „Und wenn Sie eine Entdeckung machen, so theilen Sie diese andern Häusern auf Kosten Ihrer Principale mit?“ — „Wenn Einer von den Herren Johnsons in der Office oder auch nur anderwärts zu finden gewesen wäre,“ sage ich, „so hätte ich ihnen meine Meldung gemacht, ich habe lange genug nach den Herren suchen lassen. Mr. Black wußte nichts von seinen Sinnen, und so hielt ich es für das Beste, meinen Freund Reichardt im Geschäft von Augustus Frost um Rath zu fragen. Der Brief war im Uebrigen nicht an Johnson and Son gerichtet, sondern an den alten Mr. Black, der ganz zufrieden mit dem ist, was ich gethan.“ — „Ah, Reichardt! dieser Mensch schon wieder! nun ist mir Alles erklärlich!“ sagt er, es war aber ein richtiges Zischen, mit dem er es von sich gab, und daneben habe ich selten noch so viel Haß in einem Auge gesehen — weiß der Herrgott, was er gegen Sie haben mag; „well, Sir,“ sagte er weiter, „so mögen Sie sich auch von dem Mr. Reichardt für die Zukunft beschäftigen lassen!“ “

„Nun wenn ich es nicht thue, so werde ich jedenfalls ein Unterkommen für Sie schaffen, mit dem Sie zufrieden sein sollen,“ unterbrach ihn Reichardt, der mit reger Theilnahme der Erzählung gelegt war, „was Frost's für mich nicht mehr thun können, das sollen sie an Ihnen thun, und ich weiß, daß mir der alte Gentleman unter den obwaltenden Umständen meine letzte Bitte nicht abschlagen wird!“

„Das ist wenigstens einmal ein Wort, das dem Herzen wohlthut,“ erwiderte Meißner, dem Andern die breite Hand hinhaltend, „ich denke indessen in keine Verlegenheit zu gerathen. Der alte Mr. Frost muß sich wohl selbst abgefangen haben, was mir passiren könne, denn es sagte mir, als er mich heute Morgen wegschickte, wenn ich Unannehmlichkeiten haben sollte, möchte ich mich nur bei ihm melden. Aber —“ unterbrach er sich, „was sprechen Sie denn da von Ihrer letzten Bitte und so weiter? Sie werden doch um Gotteswillen nicht Ihre Mücken von gestern Abend noch im Kopfe haben?“

„Es steht genau noch so wie gestern Abend, Meißner!“ versetzte Reichardt, das Auge auf sein Pult senkend und mit der Feder Striche auf dem vor ihm liegenden Papier ziehend.

„Aber sie werden Sie nicht gehen lassen!“ rief der Kupferschmied, seine Stimme dämpfend, eifrig. „Ich habe diese Nacht hier und da ein paar Worte zwischen dem alten und jungen Herrn fallen hören, die Ihnen, denke ich, von selbst die Tollheiten austreiben werden!“

„Ist Alles schon durchgesprochen,“ erwiderte der Andere, mit einem trüben Lächeln den Kopf hebend, „ich soll Cassirer werden — aber ich kann nicht, Meißner, und werde heute Abend austreten.“

Der Kupferschmied sah dem Freunde zwei Secunden schweigend in's Gesicht. „Nun, so gehen Sie denn —! Heiliges Gewitter!“ rief er wie in ausbrechendem Unmuthe. „Adieu!“ setzte er plötzlich hinzu und erhob sich rasch, um das Zimmer zu verlassen.

„Ich weiß noch nicht, wo Mr. Black wohnt, Meißner!“ sagte Reichardt.

Der Andere unterbrach wie nur widerwillig seine Bewegung. „Glaub' kaum, daß es dem Alten jetzt noch viel Freude machen würde, Sie zu sehen!“ sagte er, sich nur halb zurückwendend, „aber sagen Sie mir, wo ich Sie heute Abend treffen soll.“

„Dicht heute Abend, aber morgen früh will ich Sie bis zehn Uhr in meinem Boardinghause erwarten.“

Der Kupferschmied nickte verdrießlich und schritt ohne jedes weitere Wort hinaus. Reichardt sah ihm einen Moment nach und wandte dann den Kopf mit einem tiefen Athemzuge seinem Pulte zu; nur wenige Minuten aber hing er jetzt seinen Gedanken nach, dann raffte er sich plötzlich auf und begann eine fergfältige Ordnung aller geschäftlichen Papiere vorzunehmen; zuletzt griff er nach einer am Tage zuvor unbeendigt gebliebenen Arbeit und hatte bald in der Vollendung derselben seine ganze Aufmerksamkeit concentrirt.

Erst als die Zeit des Geschäftsschlusses herankam, erhob er sich wieder, überblickte noch einmal prüfend das Zimmer, stellte jeden Stuhl gerade und verließ dann sichern Schritts die Office.

Eine Viertelstunde später zog er an Frost's Hause die Klingel — er war entschlossen, seinen Abschied möglichst kurz, wenn auch mit herzlichen Worten abzumachen, bei seiner Abreise von New-York aber sich ohne Rückhalt schriftlich gegen John auszusprechen, und in voller Fassung öffnete er jetzt die Thür nach dem Vorderzimmer.

Von einem der Divans erhob sich Harriet bei seinem Eintritt und legte das Buch, mit welchem sie beschäftigt gewesen zu sein schien, bei Seite; aus ihrem Blicke aber, mit welchem sie ihn begrüßte, meinte Reichardt fast einen Wiederschein ihres frühern keden Muthwillens sich entgegen blitzen zu sehen. Es war ihm unangenehm, das letzte schwere Geschäft, zu dem er einmal vorbereitet war, nicht ohne Verzug abmachen zu können. „Ich dachte Mr. Frost hier zu treffen —“ sagte er.

„Und sind sicherlich ganz glücklich, Sir, mich an seiner Stelle zu finden,“ lachte sie, „nehmen Sie Platz — oder,“ fuhr sie fort, sein Zögern bemerkend, „darf ich Ihnen vielleicht selbst einen Stuhl herbeiholen?“

Er war genöthigt, ihren Arm zu fassen, um sie von der wirklichen Ausführung ihres Anerbietens zurückzuhalten. „Quälen Sie mich jetzt nicht, Miß Harriet,“ bat er, „und sagen Sie mir, ob ich Mr. Frost sprechen kann!“

Ihr Lachen verschwand. „Haben Sie wirklich vorher nicht eine Viertelstunde für mich, Sir?“ fragte sie, und Reichardt glaubte es fast wie Bewunrj in ihrem Auge zittern zu sehen. „Sie wollen Frost's verlassen — ich habe kein Urtheil über Ihre Beweggründe; aber ein ich Ihnen denn so unangenehm, daß Sie mir vor Ihrem Gehen nicht zwei Worte gönnen mögen?“

„O Miß, wie falsch verstehen Sie mich!“ rief er in einem

Auflage von Verlegenheit. „Mr. Frost hatte mich genau zur jetzigen Zeit hierher bestellt —!“

„Very well, so sind wir schon mit einander in Ordnung,“ unterbrach sie ihn, und ein leises Lächeln trat in ihr Gesicht, „Mr. Frost wird nicht vor einer halben Stunde hier sein, sie mögen also ruhig Platz nehmen und sich eine Viertelstunde mit mir langweilen!“ Sie hatte sich wieder bequem in den Divan niedergelassen, ihr Buch wie ein Spielzeug zwischen die Finger nehmend, während der junge Mann nothgedrungen nach einem Stuhle griff. Nachdem er sich niedergelassen, trat eine Pause ein, welche er in seiner jetzigen Stimmung am wenigsten auszufüllen vermocht hätte.

„Lassen Sie mich Ihnen gleich eine Erklärung geben, Sir,“ begann endlich das Mädchen, als wolle sie einen lästigen Zwang von sich werfen, während ein leichtes Roth in ihr Gesicht stieg; „ich wäre Ihnen nicht entgegen getreten, wie ich es gethan, wenn Sie ein anderer Mann wären, als der Sie sind, und wenn ich Ihnen jetzt von Grund meines Herzens für das, was Sie mir schrieben, danke, so erwidern Sie kein Wort darauf, aber geben Sie mir Ihre Hand und sagen Sie mir, daß Sie Harriet Burton's Freund geblieben sind.“

„Miß Harriet,“ versetzte er, eigenthümlich von ihrem weich gewordenen Tone angeregt ihre Hand ergreifend, „war es denn etwas Anderes als die wärmste Dankbarkeit und Freundschaft, was mich zum Schreiben drängte? und warum soll ich Ihnen dieselben Gefühle nicht stets bewahrt haben?“

„Gut, Sir, und so lassen Sie es zwischen uns bleiben,“ erwiderte sie greß in sein Auge sehend und seinen Händedruck leise erwiedernd, „ich denke, Harriet wird jetzt anfangen kalt und vernünftig zu werden, wie andere anständige Leute. — Aber,“ fuhr sie wie von einem andern Gedanken berührt fort, „sind Sie nicht verwundert über meine Begnügungsreise nach dem Norden, fast mitten im Winter? — und doch,“ setzte sie, seine Antwort unterbrechend, hinzu, „sind Sie die recht eigentliche Ursache davon. — Warten Sie,“ unterbrach sie ihn auf's Neue, „die Angelegenheit, in die Sie so tief eingeweiht gewesen, interessirt Sie jedenfalls, wenn ich sie auch nur mit wenigen Worten andeute. — Sie haben es wohl längst errathen,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „daß Ihr ganzes Unglück in unserer Stadt nur durch die Machinationen von Curry und Young hervorgerufen worden war; nach Ihrer Abreise nun entstand eine Art Rückschlag in der öffentlichen Meinung, die Meisten schämten sich dessen, was geschehen; mehr aber als gegen Curry richtete sich der stille Unwille gegen Young, dessen thätige Theilnahme zur Aufreizung des Mob bekannt war; Curry wurde wegen seines Schwarzen als der Beschädigte mehr entschuldigt. In unser Haus kam Keiner von ihnen meines Wissens mehr, sie mochten vermuthen, daß ich im Besitz von wenigstens einem Theile ihres Geheimnisses war, und ich hatte Ruhe. Da kündigt plötzlich Young seinen Banketrott an, und zugleich durchläuft eine Sage die Stadt, daß er den Pastor Curry eines entsetzlichen Verbrechens angeklagt habe; der Pastor aber, als er habe festgenommen werden sollen, sei verschwunden gewesen und habe einen Brief hinterlassen, worin er Alles ableugne und die ganze Beschuldigung Young's nur als einen Versuch, von ihm Geld zu erpressen, hinstelle. Young aber ließ seine Schwester vernehmen; Bob, der frühere schwarze Kirchendiener, ward, obgleich er schon bald nach dem Mob nach einer Farm im Lande geschickt worden war, herbeigeschafft, und Curry durch die Zeitungen verfolgt — seine eigene Gemeinde hatte eine Belohnung auf seine Habhaftwerdung ausgesetzt. Da — an demselben Tage, an welchem die Beschreibung seiner Person erschienen war, hatte ich noch spät Abends am Piano gesessen und versucht, die Melodie des deutschen Liedes, welches Sie bei uns gesungen, mir wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, und gehe im Mondlichte, das durch die Treppenfenster schien, nach dem oberen Corridor hinauf, um nach meinem Zimmer zu kommen — da höre ich plötzlich ein leichtes Geräusch an der Thür, die zum Balkon führt, und herein tritt lautlosen Schritts eine Gestalt — ich erkannte sie auf den ersten Blick — es war Curry. Leise schleicht er bis zu der Thür von Mrs. Burton's Zimmer und klopft zweimal in eigenthümlicher Weise — er war wohl nicht erwartet worden, denn er mußte eine lange Weile harren, eine Weile, in der ich glaubte, das Pochen meines Herzens müsse mich verrathen; endlich aber nach einem dritten Klopfen öffnet sich das Zimmer, und er schlüpfte hinein.

„Ich stand noch eine geraume Zeit, die Hand gegen das Herz gedrückt, rath- und thatlos,“ fuhr die Erzählerin nach einem tiefen Athemzuge fort. „Ich hätte meinen Vater wecken sollen, aber ich hätte es nicht über mich gewonnen, selbst ihm eine Nachricht, die ich kaum hätte in Worte fassen können und deren Folgen ich nicht abzusehen vermochte, zu hinterbringen; ich war so unentschlossen und zaghaft, wie noch selten in meinem Leben, und schlich endlich leise nach meinem Zimmer. Aber ich schlief die ganze Nacht nicht, und wenn ja einmal ein halber Schlummer über mich kommen wollte, schreckte mich das leiseste, zufällige Geräusch wieder auf. Ich war am Morgen sicher, daß Curry noch im Hause war. Beim Frühstück meldete eine unserer Schwarzen, daß Mrs. Burton wegen Unwohlsein ihr Zimmer nicht verlassen möge; Vater war an dergleichen Launen längst gewöhnt und nickte nur still mit dem Kopfe — ich aber erkannte schnell den Stand der Dinge, und eine unsägliche Unruhe über das, was mir zu thun obliege, überkam mich. Soweit ich meinen Vater kannte, wußte ich, daß ein öffentlicher Eclat ihm seinen Frieden für lange Zeit nehmen mußte, daß er bei Entdeckung des Geschehenen seine Frau wohl zu irgend einem stillen Uebereinkommen zwingen, sich aber schwerlich öffentlich von ihr trennen werde; daneben aber fühlte ich auch, daß meinerseits ein ferneres Zusammenleben mit dieser Frau völlig unmöglich war. Ich hatte zwei Tage zuvor Briefe von Margaret und John erhalten, und als sich mir jetzt die Nothwendigkeit aufdrang, für die Zukunft nach irgend einem Hafte außerhalb des väterlichen Hauses zu suchen, war ich mir auch über mein nächstes Handeln bald genug klar. Ich verbrachte fast den ganzen Morgen damit, meinen Vater schriftlich von dem Nöthigen zu unterrichten und den Schritt, welchen ich zu thun Willens war, zu rechtfertigen. Als er aber Nachmittags wie gewöhnlich nach der Farm ritt, packte ich meinen Koffer, ließ die kleine Kutsche anspannen und mich zu einer Freundin zwei Meilen von der Stadt fahren, wo der Postwagen passiren mußte. Meinen Brief hatte ich auf Vaters Schreibtisch, auffällig in's Auge springend, zurückgelassen — und jetzt bin ich hier, um,“ setzte sie mit einem halben Seufzer hinzu, „wahrscheinlich das väterliche Haus und den schönen Süden sobald nicht wieder zu sehen. Was während meiner Reise dort vorgegangen ist, soll ich erst noch erfahren. — So!“ begann sie von Neuem, als wolle sie einen aufsteigenden trüben Gedanken von sich schütteln, „indessen ist das Alles noch nicht die Hauptsache, die ich Ihnen mittheilen und in der ich Ihre Ansicht als Freund hören möchte; Sie sind der einzige Unparteiische, zu dem ich jetzt sprechen kann; Sie verlassen heute schon das Haus, und so darf ich mich Ihnen um so eher anvertrauen.“ Sie machte, die Augen niedergeschlagen, eine kurze Pause, als wisse sie nicht recht, wie mit ihrer weiteren Mittheilung zu beginnen. „John sagt,“ fuhr sie endlich fort, die Blätter des Buchs in ihrer Hand durch die Finger laufen lassend, „Sie seien sein bester Freund — hat er Ihnen etwas in Bezug auf mich vertraut?“ Nur einen Moment schlug sie das Auge zu ihm auf und ließ es dann wieder sinken.

„Er hat zu mir von seiner innigen Verehrung für Sie gesprochen, Miß,“ erwiderte Reichardt, welcher jetzt erst den Zweck des herbeigeführten Gesprächs zu errathen glaubte, „er hat auch wohl die Hoffnung, seinen schönsten Wunsch erfüllt zu sehen, geäußert —“

„Und was würden Sie mir rathen?“ unterbrach sie ihn, noch immer ohne aufzusehen.

„Ich soll Ihnen dabei rathen?“ rief Reichardt überrascht, „haben Sie denn nicht den besten Rathgeber an Ihrem eigenen Herzen?“

Sie blickte rasch, mit einem eigenthümlichen Lächeln zu ihm auf. „Und warum folgen Sie nicht Ihrem Herzen, Sir, wenn der Rathgeber so untrüglich ist?“

Der junge Mann verfärbte sich leicht. „Ich verstehe Sie nicht, Miß!“ sagte er nach einer augenblicklichen Pause.

„O, meinen Sie wirklich auch gegen mich den Geheimnißvollen spielen zu können?“ erwiderte sie. „Betrügen Sie sich selbst und die ganze Welt,“ fuhr sie, sich plötzlich erhebend, fort, während ein wunderbarer Glanz in ihr Auge trat, „Harriet Burton aber betrügen Sie nicht, Sir, und Harriet will Sie glücklich wissen! Ich darf Ihnen Euns sagen, und ich will es,“ fuhr sie erregt fort, ihre Hand leicht an den Arm des sich erhebenden Deutschen legend, „John ist noch der einzige Mann auf dieser Erde, den ich mir jetzt in näherer Verbindung mit mir denken könnte;

aber Sie möchte ich auch keinem andern Weibe gönnen, als nur meiner Margaret!“

„Miß Harriet, um Gotteswillen!“ rief Reichardt und die Sprache schien ihm in plötzlichen Schrecken verfagen zu wollen; in ihrem Augen aber, das dunkel und groß auf seinem Gesichte ruhte, zitterte es wie eine gewaltsam unterdrückte Empfindung.

„Sie sollen Vertrauen zu mir haben, Sir, oder ich nehme es mir!“ sagte sie, während ihre Hand von seinem Arme glitt: „die größten Seiten Ihres Charakters scheinen nur da zu sein, um Unglück anzurichten, aber ich werde es diesmal verhüten! Warum wollen Sie fort, Sir, wenn Sie nicht meinen, Ihr Herz habe Ihnen einen schlimmen Streich gespielt, dessen Folgen Sie mit Aufopferung Ihres Glückes vorbeugen müssen? Sagen Sie doch, daß das, was mir mein Gefühl im ersten Moment gesagt und meine Augen dann bestätigten, falsch war, sagen Sie es doch, wenn Sie können!“

„Miß Harriet,“ erwiderte Reichardt, der mit Macht die ihn ergfassende Verwirrung niederzukämpfen suchte, „wenn Sie nicht wollen, daß ich sofort und unverrichtet Sache das Haus verlasse, so ziehen Sie weder mich noch meine Verhältnisse in unser Gespräch —“ er mußte vor einer Erregung, die alles Blut nach seinem Herzen zu treiben schien, innehalten.

Das Mädchen sah ihm zwei Secunden lang schweigend in das bleiche Gesicht. „Ich will Ihnen nur einen kurzen Vorfall erzählen, und dann mögen Sie gehen,“ erwiderte sie ruhig. „Ich konnte mir heute Nachmittag schon im Voraus denken, was das Ende Ihres Gesprächs mit Mr. Frost sein würde, und trat, mit mir selbst fertig, da ich die Denkweise des alten Herrn ziemlich genau kenne, hier in's Zimmer, als Sie eben das Haus verließen. „Er will nicht reden,“ rief er mir entgegen, „und wenn ich auch sicher glaube, daß er einen genügenden Grund für sein Handeln hat, se frappirt mich doch dieses plötzliche, lichtscheue Verbergen seiner Gedanken.“ — „Wollen Sie meine Ueberzeugung hören?“ sagte ich; „er liebt Margaret, Sir, fühlt sich zu schwach, um dagegen anzukämpfen, und hält sich doch auch selbst für zu gering, um eine Hoffnung hegen zu dürfen!““

Reichardt's Hand faßte wie in einem Krampfe den Arm der Sprecherin, während seine Augen sich fast unnatürlich erweiterten. „Harriet, Sie haben das nicht gethan,“ rief er mit einer Stimme, die ihrer ganzen Kraft beraubt schien, „sagen Sie nein, Sie wissen nicht, was Sie damit angerichtet hätten!“

„Wir wollen das abwarten, Sir, so schlecht sich auch sonst meine irrische Natur zur Schutzengelrolle eignet!“ erwiderte sie, ohne Zucken den Druck seiner Hände aushaltend, während es leise wie ein melancholisches Lächeln über ihr Gesicht glitt. „Mr. Frost,“ fuhr sie dann in ihrer früheren Weise fort, „sah mich überrascht mit großen Augen an, ohne ein Wort zu reden; bald aber klärte sich sein Gesicht zu einer Miene voll sonderbaren Ausdrucks auf: „ganz deutsch!“ sagte er vor sich hin und begann einen Gang durch's Zimmer zu machen. „Haben Sie schon eine ähnliche Aeußerung gegen Margaret gethan?“ fragte er dann, vor mir stehen bleibend. — „Ich glaube, es wäre unvorsichtig gewesen, Sir!“ sagte ich. Er nickte schweigend. „Und was sagen Sie dazu, Harriet?“ begann er nach einer Weile wieder. — „Nichts, Sir, als daß Margaret in ihm das beste Loos ziehen würde!“ — „Also meinen Sie, daß auch Margaret —?“ — „Ich meine nur, daß sie Alles ahnt, Sir, und sich unfonft gegen ihre eigenen Gefühle sträubt —““

„Nein, nein!“ unterbrach sie Reichardt, der mit stockendem Athem jedes Wort von ihren Lippen aufgefangen hatte, „Sie wissen ja nicht — o mein Gott, mein Gott!“

„Also leugnen Sie doch wenigstens nicht mehr,“ rief sie mit plötzlich aufleuchtendem Gesichte, „und nun sagen Sie mir doch, ob sich etwa Margaret Ihnen zuerst hätte erklären sollen, oder ob Sie von Mr. Frost die vorherige Versicherung erwarteten, daß die Liebe zu einem reichen Mädchen in Amerika durchaus nichts Unehrliches sei? sagen Sie mir doch, ob es nicht eine Feigheit ist, seinem Glücke den Rücken kehren zu wollen, nur weil man nicht den Muth hat, es zu erringen?“

„Feig?“ erwiderte er, unfähig seine Empfindungen länger zu beherrschen; „haben Sie denn wohl einen Begriff von einem Kampfe gegen sich selbst, Miß, oder kennen Sie alle die Umstände, die einen Entschluß wie den meinigen herbeiführen mußten?“

„Very well,“ sagte sie mit einem Lächeln, das wie ein Zeichen in seinem Gesichte aufstieg, „so werden Sie jetzt also alle Ideen, Ihre Stellung zu verlassen, aufgeben und vorläufig hier ruhig warten, bis ich wieder zurück bin!“ Sie wandte sich ohne weiteres Wort nach einer Seitenthür und verschwand dort.

Als sich Reichardt allein sah, überkam es ihn wie eine völlige Verwirrung aller seiner Gedanken, in der er sich nur der einen Frage klar bewußt war: Wohin ging sie? was beabsichtigte sie? Wie ein Wirbel ging bald die Erkenntniß, daß er völlig verrathen war, bald Harriet's Gespräch mit dem alten Frost, dessen Ende er nicht erfahren hatte und sich nicht vorzustellen vermochte, bald der Gedanke an Margaret selbst, die sich so schon von ihm gewandt, durch seinen Kopf; er hätte aus dem Hause stürzen mögen, um allem Kommenden auszuweichen, und doch fühlte er es zugleich tief in seiner Seele wie die Ahnung eines unaussprechlichen Glücks aufsteigen, die alle seine Nerven durchzitterte; bei jedem Geräusch im Hause zuckte er zusammen, und er dachte nicht einmal daran, nach Fassung zu ringen, hatte er doch keinen Begriff, was es sein könne, das als das Nächste ihm entgegentreten werde; aber es währte geraume Zeit, ehe seine Spannung sich lösen sollte. Da öffnete sich endlich leise dieselbe Thür, durch welche Harriet sich entfernt hatte, und Reichardt meinte jeden Nerv in sich beben zu fühlen, als er Margaret, bleich wie er selber, eintreten sah. Langsam, das große Auge ernst auf ihn gerichtet, kam sie heran, um ihren Mund irgendwie spielte es wie eine mühsam niedergehaltene Bewegung. „Harriet sagt mir, daß ich noch ein Wort zu Ihnen reden möchte, und Sie würden bleiben,“ sagte sie halblaut — dann schien ihre Stimme zu versagen; aber auch Reichardt, der sein Herz voll zum Springen fühlte, hatte jetzt nicht ein Wort zu sprechen vermocht, und so standen sie Blick in Blick, bis plötzlich ein Strom von Thränen in ihre Augen schoß, und sie, sich wegwendend, wieder davon eilen wollte. In dem Deutschen aber waren alle zurückgedrängten Empfindungen aufgewallt, und mit einer fast unwillkürlichen Bewegung hatte er ihre Hand gefaßt.

„Margaret, Miß Margaret, um Gotteswillen!“ rief er, ohne des Widerstrebens, mit dem sie sich ihm zu entziehen suchte, zu achten, „sagen Sie mir doch, was ich thun soll, und ich werde es thun: ich will bleiben, ja ich bleibe, sobald Sie es verlangen, und müßte ich selbst dabei zu Grunde gehen — aber sehen Sie mich an, damit ich Muth dazu erhalte, gehen Sie nicht wieder so von mir, Margaret!“

Er fühlte ihren Widerstand ersterben, noch eine kurze Zeit blieb ihr Kopf abgewandt, dann aber hob er sich und mit einem wunderbar gemischten Ausdruck von Schämigkeit und hingebendem Vertrauen kehrte sie ihm das durch Thränen lächelnde Gesicht zu. Wieder standen sie Ang' in Auge, seine beiden Hände hielten seit die ihre zwischen sich; es war ihm, als müsse er aufjauchzen und sie fest in seine Arme schließen, und doch bannte ihn der Zauber dieser unbeirrten Jungfräulichkeit, der wie ein Duft über sie ausgegossen schien, zurück in seine Schranken.

„Und warum bekam ich heute Mittag keinen Blick von Ihnen?“ fragte er endlich.

„Sie wollten ja gehen!“ erwiderte sie, fast mit den Worten zugleich aber brachen von Neuem die Thränen aus ihren Augen, und haftig sich losreißend eilte sie aus dem Zimmer.

Reichardt starrte ihr nach, wie in halber Verzückung; plötzlich aber streckte er, als müsse er mehr Raum in seiner Brust schaffen, die Arme weit von sich und schlug dann beide Hände vor sein Gesicht. Mitten im Gefühle seiner jungen Seligkeit inmitten kam ihm der Gedanke an den alten Frost, dem er in seiner jetzigen Erregtheit unter keinen Umständen hätte entgegentreten mögen. Es drängte ihn hinaus, allein zu sein und erst klar mit sich zu werden, ehe er die übrige Welt an sich heranreten ließ, und schon nach wenigen Minuten hatte er das Haus verlassen, planlos und nur mit den Verhältnissen der letzten Stunde beschäftigt in die Straßen hinein schreitend. Erst nach geraumer Zeit hob er den Kopf wieder und blickte Lichelnd in der bereits einbrechenden Dunkelheit um sich, als ihm ein vorstehendes Gebäude den Weg versperrte und er sich in einem Gewirr enger Gassen fand, welche er nie zu vor kennen gelernt; scheu der von einer Laterne beleuchtete Name der nächsten Straßenecke indessen zeigte ihm, daß er nicht weit von Meißner's Boardinghaus sein könne, und wie von einem freundlichen Gedanken berührt, schlug er raschern Schritts den Weg dahin ein.

„Zo, da sind Sie ja doch!“ rief Meißner, der im Augenblicke

beschäftigungslos, müßig in der leeren Gaststube saß, dem Eintretenden entgegen; schwer war es aber zu unterscheiden, ob sein Willkommen ein freundiger oder unmuthiger war, so schienen sich beide Empfindungen in seinen Zügen zu mischen: „haben Sie heute bei der Gnädigen nicht antommen können?“

„Bei der Gnädigen?“ fragte Reichardt lachend.

„Gerade so!“ erwiderte der Andere, sein Gesicht unwillig verziehend, „ich habe mir Ihre Sache genau überlegt, und ich will Ihnen sagen, daß ich Sie jetzt vollkommen verstehe. Sie sind in das Frauenzimmer verliebt, und vielleicht um so mehr, weil sie jetzt einen alten Mann hat; deshalb gereichen Sie wahrscheinlich mit den Leuten zu gehen und lassen Ihr ordentliches Geschäft nur Ihre guten Aussichten im Stiche.“

Reichardt konnte sich einer leichten Betroffenheit über die Auslegung, welche sein bisheriger Plan bei der Ausführung gefunden hätte, nicht erwehren, die aber schnell vor dem Glücke, das seine Seele füllte, verschwand. „Wissen Sie, daß es sehr unrecht ist, Meißner, einem Menschen dergleichen Dinge unterzulegen?“ sagte er, in sichtlicher Laune sich einen Stuhl herbeiziehend, „denken Sie nur, in welches Licht Sie mich damit stellen müssen.“

Der Kupferschmied warf einen halben Blick in sein Gesicht. „Die Wahrheit wird meistens unrecht genannt,“ brummte er, „und Sie werden sie freilich jetzt nicht zugestehen!“

„Meißner, ich gehe ja aber gar nicht und bleibe, wo ich bin!“

Der Andere hob rasch den Kopf und sah dem Sprechenden scharf in die lachenden Augen. „Wollen Sie mich jetzt zum Narren machen oder haben Sie das heute Nachmittag gethan!“ rief er nach einer Pause.

„Keins von Beiden,“ erwiderte Reichardt mit dem vollen Ausdrucke des Glücks, „es ist nur eben ein Unterschied zwischen Nachmittag und jetzt. Es ist noch Alles geblieben, wie es war, Meißner, und doch hat sich auch wieder so viel geändert!“

„Ei, so geben Sie Räthsel auf, wem Sie wollen, mir aber müssen Sie beichten!“ rief der Kupferschmied aufspringend und faßte den Freund bei beiden Schultern; „kein Pardon!“ fuhr er fort, als der Andere abwehrend beide Arme gegen ihn ausstreckte, „denken Sie etwa, man quält sich Ihretwalber umsonst mit sich selbst herum und verdirbt sich den ganzen Tag?“

„Still jetzt, Meißner,“ entgegnete Reichardt ernster werdend und erhob sich, „Sie sollen Alles erfahren, sobald ich reden darf, und so fragen Sie jetzt nicht weiter. Vorläufig kommen Sie mit mir, damit wir ein ordentliches Abendbrod nehmen und eine Flasche Wein trinken; dann aber gehen wir zum alten Black.“

„Ab und zur Ruhe gewiesen, ich konnte mir es schon denken,“ brummte der Andere, die Arme sinken lassend; „aber auch gut! es dient wenigstens als Probe für eine uneigennützige Freundschaft!“ Mit einem kräftigen Kopfnicken eilte er davon, um seine gewöhnliche Umkleidung vorzunehmen.

Als Reichardt spät am Abend nach seinem Boardinghause zurückkehrte, ließ er sich noch Feder, Tinte und Papier nach seinem Zimmer bringen und schrieb an Mathildens Mann, daß seine Verhältnisse es jetzt nicht gestatteten, das ihm gemachte Anerbieten anzunehmen. An seine ehemalige Chefähnin selbst aber legte er einige Zeilen herzlichen Abschieds und freundlicher Wünsche für ihre fernere Zukunft bei, zugleich die Hoffnung aussprechend, ihr auf ihren beiderseitigen Lebenswegen einmal wieder zu begegnen. Er ging noch selbst nach dem Schalter der nahen Postoffice, um der Besorgung des Briefs am nächsten Morgen sicher zu sein. In seine Wohnung zurückgekehrt, begann er Vier langsam auf und ab zu schreiten, bis er nach einer Weile, sich die Stirn reibend, mitten im Zimmer stehen blieb. Die Erregung, welche die letzten Ereignisse in ihm hervorgerufen, war verüber, und fast wollten jetzt, wo er den letzten Schritt gethan, der ihn in seinem bisherigen Wirkungskreise festhielt, leise Zweifel in ihm aufsteigen, ob er nicht zu voreilig gehandelt. Was ihn wie in einem Zauber gefangen gehalten, während er es durchlebt, begann jetzt eine völlig verschiedene Färbung anzunehmen, und je genauer er das Geschehene betrachtete, je weniger vermochte er eine aufsteigende bängliche Ungewißheit von sich zu weisen. Hatte er doch nicht ein einziges Wort von Margaret, das ihn zu größern Hoffnungen als bisher berechtigte; von Mr. Frost's Meinung seinen Gefühlen gegenüber kannte er nichts, als die sonderbare Miene, welche jener bei Harriet's Mittheilung gezeigt hatte und die sich zuletzt nach allen Richtungen hin deuten ließ; und wenn er sich auch mit seinem Gedanken an Harriet Hammerle, die ihn sicher nicht aus seinen Schwingen getrieben und ihm Hoffnungen gemacht haben würde, wenn nicht ein bestimmter Grund zu den letzteren verbanden gewesen wäre, so hatte er doch schon selbst erfahren, wie leicht sich das Mädchen von einer Idee zum bestimmten Handeln fortreißen ließ, ohne die wirklich bestehenden Verhältnisse zu berücksichtigen. Langsam entkleidete er sich und suchte sein Bett, um sich von Neuem die Bilder des Tages vor die Seele zu rufen. Da trat ihm plötzlich Frost's Aeußerung: „Ganz deutsch!“ in die Erinnerung und daneben Harriet's spöttelnde Frage, ob er erst die allseitig genügendsten Versicherungen verlange, ehe er sich entschließe, nach einem Glücke zu greifen; — „ist es nicht Feigheit?“ klang es dann in seinen Ohren. Nein, er war nicht feig, er wäre kräftig und entschlossen in jedem andern Falle gewesen; und mochte es auch „deutsch“ sein, zu zagen, wo es galt, in eigener Sache keck nach dem Höchsten zu greifen, so würde er das jetzt wohl von sich werfen, wenn nur Margaret — ! Ehe er den Gedanken indessen geendet, stand das in Thränen lächelnde Gesicht, wie es sich nach ihm gebogen, vor seinem innern Blicke, sah er in diese Augen, deren Ausdruck ihm einen Himmel in die Brust geworfen — er grübelte nicht weiter, aber tief in die Seele das vor ihn tretende Bild anstehmend, war es seine letzte bewußte Verstellung, ehe er entschlief. —

Es war ein eigenthümliches Gefühl, das sich Reichardt's bemächtigte, als er am andern Morgen das Cassenzimmer betrat und von Bell's bisherigem Arbeitsplatze Besitz nahm. Bei seinem Erwachen war ihm die neue Wendung seines Schicksals fast wie ein Traum erschienen, in den seine am Abend zuvor durchkämpften Zweifel wie ein dunkler Punkt tauchen. Aber sich kräftig aus seiner Gedankenwelt aufraffend, hatte er sich den Stand der Dinge klar vor Augen gestellt, hatte erkannt, daß, möchten sich auch die ihn umgebenden Verhältnisse für oder gegen seine Hoffnungen gestalten, er ohne bestimmte Ursache nicht von Neuem zurückstreten könne, und vorläufig Allem, was sich aus den gestrigen Vorfällen entwickeln werde, ruhig entgegensehen müsse — und mit der gewonnenen Ruhe war auch, seine ganze Seele durchwärmend, das Bewußtsein seiner neuen Stellung und der sich jetzt vor ihm eröffnenden Zukunft in ihm wach geworden. Demungeachtet traten ihm bei seinem Eintritt in die Office alle Empfindungen, mit welchen er dieselbe gestern verlassen, wieder lebendig entgegen, und er konnte sich einer leichten Beklommenheit nicht erwehren, wenn er an das erste Begegnen mit dem alten Frost, dem er jedenfalls eine Erklärung schuldig war, dachte. Er war längst mit den ihm obliegenden Pflichten vertraut, aber er mochte demebengeachtet noch keine Hand an die von Bell abgeschlossenen Bücher legen, ehe nicht das erwartete Zusammentreffen vorüber war, und so blätterte er die vor ihm liegenden Papiere durch, ohne doch mit einem Gedanken bei der vorgenommenen Beschäftigung zu sein, aber jeden Tritt, der in dem vordern Zimmer laut wurde, belauschend.

Fast eine halbe Stunde mochte er in diesem Zustande verbracht haben, als er die Eingangsthür zur Office klappen und gleich darauf eine Stimme laut werden hörte, und „das ist er!“ murmelte er vor sich hin, seine ganze Fassung möglichst zusammenraffend.

Reichardt hatte sich erhoben, als Frost sichtbar wurde. Der erste Blick in das Gesicht des Eintretenden aber zeigte ihm, daß dieser von irgend einem geschäftlichen Aerger ganz in Anspruch genommen sein mußte, und fast schien es, als wolle er ohne Aufenthalt nach dem hintern Zimmer gehen. Kurz vor der Thür des letztern erst hielt er, wie sich besinnend, seinen Schritt an und wandte sich langsam dem jungen Manne zu. „Ich war gestern leider verhindert, Ihren Entschluß entgegenzunehmen,“ sagte er, während sich ein seltsames halbes Lächeln um seinen Mund legte, „ich sehe aber, wir sind mit einander in Ordnung, und so wird es sich ja bald zeigen, wie weit das neue Arrangement unsern beiderseitigen Erwartungen entspricht. Notiren Sie sich vorläufig von heute ab denselben Gehalt, welchen Bell bisher bezogen.“ Er hielt inne und blickte, wie einen besonderen Gedanken verfolgend, in das Gesicht des Deutschen. „Johnson war heute schon bei mir,“ begann er nach kurzem Schweigen von Neuem, „und verlangt als

Digitized by Google

einen Act der Billigkeit, daß ich seine Forderung an die Versicherungsgesellschaft mit zur Liquidation kommen lasse, da die Nachricht von dem beabsichtigten Betruge gewissermaßen durch die Vermittelung seines Geschäfts an uns gelangt sei. Der alte Black hat, soweit es sein Interesse betrifft, bereits seine Zustimmung gegeben und wird dafür unter Einlegung seines Capitals als Partner in Johnsen's Geschäft treten, aus welchem der Vater, der ohnedies nicht viel mehr von dieser Welt zu hoffen hat, ausscheidet. Jetzt fragt es sich, was sollen wir thun?'

Reichardt war mit aufmerksam gehobenem Kopfe und sichtlichem Interesse der letzten Mittheilung gefolgt. „Die Forderung läßt wohl eine doppelte Auffassung zu, Sir," sagte er jetzt, während sich sein Gesicht höher färbte. „Tritt uns Johnsen nur als Geschäftsmann gegenüber, so halte ich sein Verlangen für eine reine Absurdität. Er hat durch Geschäftsleichtfertigkeit verschuldet, was wir durch Glück und ein rasches Benutzen der günstigen Chance gewonnen — das ist das einfache und allein richtige Verhältniß in der Sache, das für den Kaufmann wohl jedes weitere Wort unnöthig macht. Anders vielleicht mag sich dieses gestalten, wenn Johnsen als Freund Ihres Hauses Ihre persönliche Rücksicht beanspruchte, hier aber hört natürlich jedes Urtheil eines Dritten auf."

„Gut, und was würden Sie in dem letztern Falle an meiner Stelle thun?" fragte der alte Herr lächelnd.

Nur einen Augenblick ging es wie eine leichte Verlegenheit über Reichardt's Gesicht. „Ich glaube nicht, Mr. Frost," erwiderte er dann, „daß ich die Verhältnisse genug kenne, um mich nur in die angedeutete Lage versetzen zu können."

Frost nickte, während sich der frühere eigenthümliche Zug seinem Lächeln wieder beigesellte. „Ich will Ihnen gestehen," sagte er, „daß ich nicht die geringste Neigung hätte, von der gesunden kaufmännischen Ansicht, welche Sie besitzen ausgesprochen, abzuweichen, wenn ich nicht Rücksicht auf Black nehmen möchte, einen alten, treuen Arbeiter, dessen ich mich schon seit Beginn meiner Carriere entsinne und der mehr werth ist, als vielleicht alle drei Johnsons zusammen. Das, was unser Geschäft verlieren muß, wenn wir Johnsen zur Liquidation seiner Forderung zulassen, steht in keinem Verhältniß zu den Folgen, welche dessen Verlust für ihn und somit für Black's alte Tage haben könnte — sie würden fast sicher den Fall des Geschäfts bringen. Interessen lasse ich gern der begründeten Meinung eines Vertrauensmannes, wie Sie es durch Ihre neue Stellung geworden sind, ihre Geltung, und so werde ich das Opfer, was zu bringen ist, auf mein Privat-Conto nehmen. Sobald Johnsen kommen sollte, weisen Sie ihn zu mir!"

Er nickte leicht und wandte sich nach seinem Zimmer. Reichardt's Brust aber war bei dem Ende des Gespräches weit geworden und hob sich jetzt unter Empfindungen, wie er sie bisher in dem Maße noch nie gekannt. Er meinte in diesem Augenblicke sich für den Mann, der von ihm gegangen, wie für die ihm anvertraute Stellung in jede Gefahr stürzen zu können und lange noch stand er, mit dem Lächeln tiefster, glücklichster Befriedigung der sich hinsinnend, ehe er, langsam den Kopf hebend, sich seinen neuen Arbeiten zuwandte.

Es war Mittag, als sich die Thür nach dem Vorderzimmer öffnete und John geräuschvoll eintrat. „Ich bin wirklich so sehr mit andern Dingen beschäftigt gewesen, Will, und bin es noch, daß ich kein Wort von der ganzen Sache weiß," hörte ihn Reichardt sagen; „wenn Vater mit dem Cassirer hat sprechen wollen — hier ist er, reden Sie zu ihm!"

Der Dastehende blickte auf und sah in William Johnson's Gesicht, welcher, hinter dem jungen Frost eingetreten, soeben wie in unangenehmer Ueberraschung den Kopf nach dem Deutschen wandte. „Mr. Frost hat jedenfalls von Ihrem wirklichen Cassirer gesprochen!" sagte der Letztere, das Gesicht kurz nach seinem Begleiter kehrend.

„Das ist er, Mr. Reichardt, Sir!" erwiderte John mit einem Lächeln, das nicht ohne einen Anflug von Schadenfreude war, „Mr. Bell hat seinen Platz jetzt in der Marine-Bank. Machen Sie Ihr Geschäft ab, und ich werde einstweilen nach dem meinigen sehen!" Er schritt rasch nach dem Vorderzimmer, Johnsen in sichtlichem Kampfe mit sich selbst zurücklassend. Reichardt hatte nur einen Blick in das sich ihm wieder zuwendende Gesicht geworfen, meinte aber Alles, was in der Seele dieses gedemüthigten Mannes vorging, mitzufühlen, und hätte in seiner glücklichen, gehobenen Stimmung nicht noch eines Sanktions Schwere neuer Demüthigung hinzufügen können. „Wenn es sich um die Versicherungs-Angelegenheit handelt, Sir," sagte er in freundlichem Tone, „so bin ich allerdings davon unterrichtet, indessen finden Sie Mr. Frost in seinem Zimmer, und Sie sind bereits erwartet."

Zwischen Johnsen's Augenbrauen machte sich jetzt ein eigenthümliches Zucken bemerkbar, als wisse er nicht, welche Miene anzunehmen. „Dank Ihnen, Sir," versetzte er endlich, schien aber augenscheinlich noch eine Frage auf den Lippen zu haben. Wie in einem raschen Entschlusse indessen wandte er, den Kopf zurückwerfend, sich plötzlich ab und öffnete die Thür zu Frost's Zimmer. Kaum war er verschwunden, als sich auch John's Gesicht wieder in der vordern Thüröffnung zeigte. „Sie!" rief dieser halblaut, nach einem vorsichtigen Rundblick eintretend, „mich auch noch um andere Leute Dinge zu kümmern, wenn ich selbst nicht weiß, wo mir der Kopf steht! Für's Erste habe ich mit Ihnen zu reden, Reichardt, und zwar sehr ernsthaft," setzte er die Stirn runzelnd hinzu, „es ist längst Mittag, und so werde ich Sie nach Ihrem Boardinghause begleiten."

„Doch nichts Gefährliches?" fragte Reichardt, sich lächelnd zum Gehen fertig machend.

„Kommt auf die Umstände an, Sir!" war die Antwort, mit welcher Jener dem Deutschen nach dem Ausgange der Office voranging. Auf der Straße angelangt schritt er, wie um ein Gespräch im Gehen zu vermeiden, seinem Begleiter immer um einen halben Fuß voraus, und Reichardt konnte sich endlich einer leichten Spannung, was der Grund dieses ungewöhnlichen Benehmens sei, nicht erwehren. Sie fanden den Parlor des Boardinghauses, wie gewöhnlich während der Mittagszeit, leer, und der Deutsche zog zwei Stühle zum Kaminfeuer, schweigend die Mittheilungen des Andern erwartend. Ohne sich aber zu setzen, legte John die Hand auf die Schulter seines Gesellschafters und sah diesem scharf in die Augen. „Sie haben Ihren Entschluß, uns zu verlassen, aufgegeben," begann er, „und ich weiß nur, daß ein Gespräch mit Harriet einen bedeutenden Antheil daran hat. Reichardt," fuhr er fort, während eine stille Gluth in sein Auge trat, „ich bin soeben dabei, mir das Glück oder Unglück meiner ganzen Zukunft zu gründen. Sagen Sie mir, was Sie zu Ihrem ersten plötzlichen Entschlusse und zu dem jetzigen schnellen Aufgeben desselben bewegen hat. Sie sind es mir durch Ihr gestriges Versprechen schuldig, und ich weiß, daß Sie mich, Ihren besten, aufrichtigsten Freund, nicht belügen werden."

Reichardt sah verwundert in das erregte Gesicht des Sprechenden. „Was kann denn mein Entschluß mit Ihrem Glück oder Unglück zu thun haben?" fragte er. „Sprechen Sie Ihre Gedanken aus, John, und ich will Ihnen so ehrlich antworten, als Sie es nur wünschen können."

„Weichen Sie mir nicht aus," rief der Andere, wie ungeduldig, „zeigen Sie mir die rechte Ehrlichkeit und antworten Sie mir gerade uns offen!"

Ein tiefes Roth stieg langsam in das Gesicht des Deutschen. „Sie wissen nicht, was Sie von mir, der sich noch selber kaum klar ist, verlangen," erwiderte er nach einer Pause, „bemehyngeachtet will ich ohne Rückhalt gegen mich Ihrer Forderung genügen; erkennen Sie aber dann, John, daß das, was ich zu sagen habe, viel besser unausgesprochen geblieben wäre, so wissen Sie, daß Sie selbst mir keine Wahl gelassen haben."

(Schluß folgt.)

Ein Kaiser in Exil.

Von Schmidt-Weißenfels.

In den Hauptstraßen der Neu- und Altstadt der schönen alten Königsstadt Prag sieht man, mit Ausnahme der Sommerzeit, fast täglich gegen Mittag einen reich verzierten Wagen, von herrlichen Rossen langsam dahin gezogen. Der Kutscher, in grotesker Livree, in Schuhen und weißen Strümpfen, kurzen Sammethosen, gelbem Rock und mit riesigem Dreimaster auf dem gepuderten Haupt, thront in seiner Majestät hoch oben auf dem Sitz. Niemand befindet sich im Innern des Wagens; aber unweit davon, auf dem Trottoir, bemerkt man einen stattlichen Diener in derselben Livree, wie sie der Kutscher trägt, und zweien Herren in einfach bürgerlicher Kleidung — augenscheinlich den Besitzern der Karosse — in langsamem Tempo und mit der üblichen vornehmen Lakaienmiene folgend. Rechts und links grüßen die Vorübergehenden respectvoll einen von diesen beiden Herren; es ist ein kleiner Greis — der Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich. Sein Begleiter ist einer der Kammerherren, die zugleich seine Wächter abgeben.

Ferdinand I., obwohl jetzt 68 Jahr alt und von jeher schwächlich an Körper wie an Geist, ist doch in seinen Bewegungen noch keineswegs als hinfällig zu bezeichnen. Rastlose Arbeit in der Jugend bildete die Keime seiner Kränklichkeit aus, und als er 1835 Kaiser wurde, war er geistig und körperlich so leidend, daß man seine Auflösung in Bälde voraussetzte. Aber er erholte sich mit den Jahren mehr und mehr, und viel mag dazu beigetragen haben, daß er seit seiner Thronbesteigung wenig mehr als die Form der Regierung repräsentirte und alle Geschäfte in vormärzlicher Zeit, so gemüthlich wie man eben damals verwaltete anstatt zu regieren, von einem Regentschaftsrath erledigt wurden, der aus Erzherzog Ludwig, Fürst Metternich und Graf Kolowrat bestand.

Des alten Kaisers Kopf zeigt den echten sogenannten Ferdinandeischen Typus auf: eine große hervorspringende Stirn, ein nach dem Kinn fast zugespitztes Gesicht, halbaufgeworfene Lippen und eine lange gerade Nase ohne Schönheitslinie. Wie träumend, immer vor sich hinsehend und doch niemals den scheuen matten Blick auf Etwas haften lassend, geht der kleine alte Herr willig wie ein Kind, und sichtlich auch wie ein solches geleitet, an der Seite oder am Arme seines Kammerherrn, der mit ihm plaudert und dem er wie mechanisch antwortet. Hier und da, namentlich an den Schaufenstern von Delicatessenhandlungen, bleibt der Kaiser stehen und so lange, bis sein Begleiter ihn wieder fortzieht, selbst oft wider des Kaisers Willen. Ferdinand I. hat nicht einmal als Privatmann in Exil die Freiheit, zu thun und zu lassen, was er will. Er ist immer noch der Kaiser, über dem der Kammerherr steht, der seine Instructionen hat. So wandert er ein Stündchen durch die Straßen der Stadt, mit einer Mitleid erregenden automatischen Behendigkeit fast unaufhörlich seinen Cylinderhut von dem mit spärlichem Silberhaar bedeckten Haupt ziehend, mehr aus Instinct als durch den Blick vergewissert, daß man ihn grüße. Viele kennen ihn nicht, beachten ihn nicht in seiner unscheinbaren, schlichten Erscheinung, und Wunder konnte es nicht nehmen, daß einmal ein nach Prag verschlagener Naturschon der Puszta, der erfuhr, daß der Kaiser da spazieren gehe, ehrfurchtsvoll den großen Lakaien in unwichtigem Loyalitätseifer anfiel, weil er diesen wegen seiner Gravität und seines bunten Aufputzes für die Majestät hielt. Ein anderer Sohn des stolzen Magyarenvolkes bewies seine Verehrung für den „König“ zwar der rechten Person, aber ebenfalls so unwichtig, daß er Fiasco machte. Als er den Kaiser kommen sah, zog er flugs auf offener belebter Straße seine Attila aus und breitete sie auf dem Straßenpflaster aus, indem er dabei dem Stutzenden und scheu sich abwendenden „König“ leuchtenden Auges seine Elysien zurief. Die guten Prager, der Kaiser selbst und auch sein Kammerherr hielten den Magyaren für toll, und die herzukommende Polizei brachte ihn bei Seite. Erst hier demonstrirte der Ungar, daß er seinem Könige die höchste Verehrung nach der Sitte seines Volkes dargebracht, indem er ihn bat, über seine hingelegte Attila zu schreiten.

Der Hradschin ist der Ort, wo Ferdinand I. die Residenz seines Exils genommen.

Wer kennt sie nicht, diese Hurad, diese stolze Burgstadt der einstigen Könige von Böhmen? Wer hätte nicht den Hradschin Prags rühmen gehört? Vom Ufer der breiten Moldau, welche die Stadt in zwei Hälften theilt, erhebt sich amphitheatralisch auf einem jener Berge, welche die Moldau begleiten, der alte, palast- und klosterreiche Stadtheil der Kleinseite, die Stirn gekrönt mit der wundervollen Fronte der tausendfenstrigen Burg, der Harad Otakar's, an deren Ecken noch die alten Wachthürme hervorspringen. Der Hradschin giebt Prag jene imposante architektonische Wand, welche, in Verbindung mit dem Berggürtel und dem schön geschwungenen Strom des Flusses, den Anblick der böhmischen Hauptstadt zu einem der entzückendsten macht, so daß ihr Humboldt den dritten Platz unter den am herrlichsten gelegenen Städten des Continents zuerkannte. Vom Hradschin selbst schweift das Auge in der Pracht des Städtebilds der hundertthürmigen Praga, die weithin sich ausbreitet in die Ebene, umkränzt von den „Minarets der Christenheit“, den Dampfschloten der Industrie.

Die Burg sieht in ihrer steinernen Majestät auf diese alten Paläste und Kirchen, sprechende Zeugen einer versunkenen Blüthenzeit. In der alten Harad residirte einst das Geschlecht Otakar's; hier fand 1618 der Fenstersturz statt, der den Anfang des dreißigjährigen Krieges machte, dessen Ende das reiche Böhmen als eine Wüste fand, getränkt mit dem Blut der alten Czechengeschlechter und der Protestanten, die der habsburgische Kaiser ausrottete, weil sein zusammengeheirathet Land zu klein war, um Einen Gott auf zwei Weisen anzubeten. Oede und verlassen stand dann diese Burg Jahrhunderte lang — kein König thronte dort mehr. Erst in neuester Zeit zog wieder ein Fürst hier ein, ein alter, vom Throne herabgeendigter, ein Exil suchender Kaiser: Ferdinand I., der seither letzte gekrönte König von Böheim und von Hungarn.

Es hat ihn wohl gekränkt, den alten Mann, daß der Sturm des Revolutionsjahres 1848 ihn vom Throne wegfegte, um einem jungen Herrscher, der selber die Zügel des zum Abgrund eilenden Reiches führen konnte, Platz zu machen. Ferdinand I. liebte Wien und liebte es trotz der Ereignisse des Jahres 1848 — es brachte ihm Thränen in die Augen, als er nach der Thronentsagung aus Wien fort mußte, um es nie wieder zu sehen. Ein Kind an Gemüth, bedauerte er, all diese schöne Herrlichkeit des Herrscherdaseins aufgeben zu müssen, diese gewohnte Pracht Aller vor seiner Person, die lärmenden oder ihn sonst wie erheiternden Ehrenbezeigungen, welche die Beschäftigung seiner Monarchenstellung vornehmlich gebildet, sortan nun entbehren zu sollen. So viel es geht, hält er denn auch noch heute auf diese Ovationen, die man ihm als regierendem Kaiser gebracht; er will noch heut als Kaiser respectirt werden, trotzdem er nicht mehr regiert, und geschieht irgend Etwas nicht nach seiner jeweiligen Laune, so bricht seine Empfindlichkeit darüber oft drastisch genug durch. Geht er in der Stadt, wie gewöhnlich, wenn er in Prag ist, spazieren, so ist sein Begrüßen, sich gegrüßt zu sehen und wieder zu grüßen, an der Hauptwache vorbeizugehen, um sich zu vergewissern, daß die Truppen ihm noch die schuldigen Honneurs machen. Seine Freude an Militärmusik wird ihm so oft wie möglich bereitet. Wenn er aus der Burg geht oder nach Hause kommt, schlägt der Tambour den Wirbel, und die Wache macht die Ehrenbezeigungen. Allmorgentlich spielt eine Musikbande unter seinem Fenster. An seinem Geburtstag wird ein großer Zapfenstreich geschlagen und durch die Soldaten ihm ein Fackelzug gebracht. Dies Alles sind die Erheiterungen, die der alte Kaiser nicht entbehren kann.

Sein übriges Leben verstieht regelmäßig unter der Beschäftigung mit seinen Lieblingsneigungen. Ferdinand I. ist ein leidenschaftlicher Blumenfreund und ein Botaniker von wirklicher Bedeutung. Es scheint, als wenn Metternich, der sich selbst viel darauf einbildete, ein Naturforscher zu sein, und der die Jugend des Thronfolgers leitete, ihm diese Passion eingeflößt habe. Jeden Morgen besucht der alte Herr den Garten im Hirschgraben bei der Burg und unterhält sich eine Stunde lang eifrig mit den Blumen, bis ihn der Kammerdiener zur Promenade führt oder zum „Arbeiten“, worunter einige Vorträge über sein Hausweisen, über Aemtersen und dergleichen begriffen sind. Sein Mittagsmahl ist von regelmäßiger Einfachheit und besteht aus fünf Speisen. Gewöhnlich haben seine Kammerherren ihm gern oder ungern gesehene Gäste dazu gebeten, wie den Cardinal Schwarzenberg, der Nachkar des Kaisers ist, Deutherren, Stiftsdamen ꝛc.

Abends treibt der Kaiser Musik, für welche er eine außerordentliche Vorliebe hat; auch hierzu wird ihm Gesellschaft geladen, welche natürlich meist aus musikalischen Elementen besteht, die sich aus allerlei Ursachen mit der Last solcher Soireen befreunden. Dies dürfte ziemlich aller Verkehr sein, wenn man einige Audienzen abrechnet, die Ferdinand I. noch unterhält. Zwischen ihm und seiner Familie in Wien herrscht aus erklärlichen Ursachen eben kein inniges Verhältniß. Der Kaiser kann es nicht verwinden, daß man ihn über Nacht bei Seite geschoben, und die regierende Familie hat kein Bedürfniß, den alten gutmüthigen Fürsten darüber weiter zu trösten. Sehr selten, daß ein Mitglied der kaiserlichen Familie aus Wien bei der Durchreise den früheren Herrscher besucht; nur seine Stiefmutter pflegt alljährlich bei ihm einige Tage zuzubringen, und ebenso der Erzherzog Karl, der mit ihm zugleich als präsumtiver Thronfolger zu Gunsten seines Sohnes Franz Joseph am 2. December 1848 abdankte. Beide Brüder haben eine ungemeine Aehnlichkeit, und die Anhänglichkeit, welche der besagte Erzherzog für den Kaiser Ferdinand hat, bietet diesem während des mehrtägigen Besuchs Gelegenheit, sein Herz mit den kleinen Sorgen vertrauensvoll anschütten zu können. Auch läßt man bei dieser alljährlichen Gelegenheit den Kaiser an des Erzherzogs Karl harmlosen Vergnügungen Antheil nehmen; namentlich gestattet man, daß er alsdann das Theater besuche, von dem man ihn sonst „der Aufregung wegen" und zum Kummer des dafür passionirten Greises fern hält. Es muß ein lustiges Wiener Stück mit Ballet und Gesang gegeben werden, denn der Kaiser wie sein Bruder haben nur daran ein ausgesprochenes Vergnügen und lachen in ihrer kleinen Loge sich herzlich über den Komiker und seine Witze fatt, in jener alten patriarchalischen Ungenirtheit, die sonst immer, trotz aller Etiquette, der kaiserliche Hof bei der Berührung mit dem Volke zeigte und die jetzt verschwunden ist. Der diesjährige Besuch des Theaters brachte dem Kaiser unerwartet eine Ovation, welche in Wien gerade nicht angenehm berührt haben mag. Das Publicum begrüßte den greisen Fürsten mit einer ungeheuchelten Innigkeit und lauten Hochs und Zivios, die sichtlich den Kaiser in Rührung versetzten. Es war eine unter den jetzigen Verhältnissen bedeutungsvolle Demonstration für die Autonomie des „Königreichs Böhmen". Ferdinand I. war ja der letzte gekrönte König desselben!

Den Sommer pflegt der Kaiser auf seinen Herrschaften Reichstadt oder Ploschkowitz in Böhmen zuzubringen. Letztere Herrschaft hat ihn bei der neuen Gemeindewahl im Februar d. J. zum Bürgermeister erkoren, und der Kaiser nahm dies suffrage universel auch an, ebenso wie der jetzt auf Brandeis in Böhmen herrschende Ex-Großherzog von Toscana das seiner Bauern. So fanden beide Fürsten hier ihre Anerkennung und herrschen als Bürgermeister.

Die kindliche Naivetät des Kaisers Ferdinand ist sprüchwörtlich. Sie ist sein Charakter, und eine Menge Anekdoten könnte man erzählen, um sie zu kennzeichnen. Als der bekannte Claviervirtuose Dreyschock einmal bei ihm spielte, war der Kaiser ganz entzückt über diese Fertigkeit des Spiels. Natürlich rechnete der Virtuos außer anderem Lohn auch auf außerordentliche Complimente Seitens des Fürsten; doch was sagte dieser, als der Spieler zu Ende war? — „Sie müssen recht schwitzen, nicht wahr?" — Ein ander Mal ließ sich der Kaiser photographiren und nachdem er sich hatte erzählen lassen, wie sein Verhalten dabei sein müsse, ergriff er schelmisch-lächelnd den Arm des Photographen und sagte zu ihm in seinem gemüthlichen Wiener Dialekt: „Na, i wer schon hübsch artig sein!" — Ach eine andere Anekdote ist nicht uninteressant. Als man Ferdinand I. nach dem italienischen Kriege von 1859 den Inhalt des Friedensvertrages mittheilte, wonach die Lombardei von Oesterreich abgetreten wurde, bemerkte er: „Na, so hätt' ich's halt auch noch kriegen können!"

Auch seine Güte ist sprüchwörtlich. Der Kaiser, dessen ganzes Wesen ein kindliches zu nennen ist, hat unaufhörlich das Bedürfniß zu geben, und die Masse seiner Geschenke, sein ausnehmend weiches Gemüth, erwarben ihm nicht ohne Grund den Beinamen des „Gütigen". Aber wie es einer solchen Natur entspricht, „erfließen" die Geschenke und Almosen ohne Bewußtsein über die Wirkung derselben, und die Umgebung des Kaisers läßt ihn auch nur nach ihrer Anleitung dieses Herzensbedürfniß befriedigen. Bei dem ungeheuren Privatreichthum Ferdinand's kann es nicht auffallen, daß er fast täglich mehrere hundert Gulden verschenkt; aber diese eminente Summe, welche so jährlich aus seiner Schatulle fließt, wirkt verhältnißmäßig nur sehr unbedeutend als wirkliche Wohlthat. Wohl werden viele Arme und Verdiente, die sich die Protection der Umgebung erwerben, bedacht; aber die große Summe wird doch nur der Kirche für allerlei, oft wahrhaft unnütze Dinge gegeben. Um jedes Altarbild, jeden Umbau einer Kirche oder Verschönerung derselben wendet man sich an Ferdinand I., und selten vergeht eine Woche, in der die „Prager Zeitung" nicht ein Register über Geschenke von je einigen hundert Gulden für solche Zwecke veröffentlicht. Der Kaiser will glücklich machen, will schenken von seinem Ueberfluß, und da seine Umgebung ihm allein die Anleitung dazu giebt, so unterstützt er überwiegend nur deren Protectionen und Tendenzen, die mit denen des Priesterthums nicht wenig verwandt sind.

Letzteres, immer beeifert, sich fette Opfer auszuzinden, hat zwar nie rechte Allmacht über den alten Kaiser erhalten, der trotz aller Einwirkungen doch immer einen unverfälschten, gesunden Menschenverstand sich bewahrte; aber so viel haben die geistlichen Herren doch erreicht, daß der exilirte Monarch äußerlich Alles thut, was sie wünschen, die Messe besucht, ihre Gesellschaft erträgt und ihre Anordnungen, oft mit den ihm eigenthümlichen kaustischen Glossen, respectirt. Dagegen ist ihnen, namentlich den Jesuiten, die Gemahlin Ferdinand's vollständig ergeben. Sie wurde als sardinische Prinzessin an dem Hofe ihres Vaters, des ersten Victor Emanuel, danach erzogen, um im Alter empfänglich für alle Anforderungen der Geistlichkeit zu sein. Die neuesten Ereignisse, der Krieg Sardiniens gegen Oesterreich und Rom, hat sie, die nie vergaß, daß ihr Vaterland Italien sei, vollends den religiösen Exercitien anheimfallen lassen, und Beten und Fasten ist ihre einzige Beschäftigung geworden. Zwischen ihr und dem Kaiser herrscht, wie früher, so noch jetzt, die strengste Etiquette, und die beiden Gatten haben fast gar keine Berührung familiärer Art mit einander. Nur nach dem Diner pflegt der alte Kaiser eine Schale mit Früchten zu nehmen und damit nach dem Zimmer seiner Gemahlin zu gehen, um dieselben in traulichem Gespräch mit ihr zu verzehren. Aber wie oft wird auch dieses Beisammensein durch die Beichtväter der Kaiserin verhindert! Der Kaiser findet häufig die Thür zu den Gemächern seiner Gemahlin verschlossen, und lautlos, aber schelmisch vor sich hin lächelnd kehrt er nun wieder zurück; er weiß, daß der Kaiserin von ihren Jesuiten Buße und Fasten auferlegt werden ist, und sie, geborsam dem Befehle der Priester, jede Berührung mit der Außenwelt alsdann strenge vermeidet.

Ein Ritt von Lima aus ins Innere.

Reiseskizze von Fr. Gerstäcker.

(Schluß.)

Der eigentliche Gipfel der Cordilleren zeigt sich aber hier keineswegs so scharf und entschieden ausgeprägt, wie weiter südlich und östlich von Valparaiso, wo man den wirklich scheidenden Gebirgsrücken in einer halben Minute passiren kann. Hier ist die Höhe weit mehr gebrochen und in kleine Hügel und Tiefen abgetheilt; sogar eine Lagune hat sich dort oben gesammelt, und ich fand eigentlich erst, daß ich den wirklichen Hauptgipfel erreicht hatte, als ich plötzlich wilde, mit Schnee bedeckte Hänge vor mir sah, deren weiße Flächen tiefer hinabreichten, als ich mich selber befand. Die Schneegrenze, d. h. die Linie des ewigen Schnees, die in der Schweiz etwa auf 9000 Fuß liegen wird, wenn auch einzelne von ihren Gleichern bis 8000 herunterreichen, liegt wunderbarer Weise unter und nahe den Wendekreisen viel höher als unter der eigentlichen Linie selber, denn sie beträgt unter dem Aequator 15,000 und unter jenen 16—17,000 Fuß. Woher das kommt, ist noch nicht erklärt, wenn auch für Amerika allein eine Erklärung leicht

würde. Gerade unter dem Aequator und in wenigen Graden davon liegen hier nämlich eine Menge sehr hoher, schneebedeckter Berge, und unter ihnen der riesige Chimborazo, der fast mit einer Masse von 1½000 Fuß in die Schneeregion hineinreicht. Natürlich verbreiten diese ausgedehnten Schneefelder auch eine viel größere Kälte als dort, wo diese Kuppen nur vereinzelt emporragen, und müssen deshalb die Schneegrenze auch tiefer in das niedere Land drücken. Die nämliche Erscheinung, wenn auch natürlich in kleinerem Maßstab, haben wir schon mit der Schweiz und Tyrol, denn in dem letzteren Land, das keine so weite schneebedeckte Flächen hat, wie das erstere, liegt die Schneegrenze ebenfalls höher, und 9000 Fuß hohe Kuppen tragen hier nur im Winter Schnee, und auf dieser Höhe noch das zarteste und süßeste Alpengras.

Von hier ab senkte sich der Weg bald wieder bis zu etwa 14,000 Fuß nieder, führte aber nicht wieder, wie ich gehofft hatte, in fruchtbare Thäler hinab, sondern hielt sich auf diesen Höhen, die man hier punas nennt, und wo nur allein ein dürftiges, vom Reif nicht selten wie gesengtes Gras Schaf- und Llamaherden am Leben erhält. Die Schafe haben wahrhaftig kein leichtes Brod, wenn sie sich an diesen Hängen ihre Nahrung suchen wollen, und die Llamas halten sich lieber in den tiefer gelegenen und sumpfigen Stellen auf, die das Schaf vermeidet. Denn das Llama hat breite Hufe oder vielmehr Schalen, mit denen es nicht so tief in den weichen Boden einsinkt, kann auch vielleicht eher das im Wasser wachsende und mehr saurere Gras vertragen, als das Schaf.

Diese Cordilleren sind die eigentliche Heimath des Llamas, das aber nicht mehr wild angetroffen wird, sondern überall in zahmen Heerden beisammen lebt. Das Vicuña dagegen, eine kleinere Gattung, kommt hier noch wild vor, und läßt sich entweder nicht zähmen, oder ist auch vielleicht zu schwach, irgend eine Last zu tragen. Früher soll es auch Guanacos gegeben haben, deren eigentliches Vaterland Patagonien bis zum 30. Breitengrade hinauf ist, diese sind aber jetzt ausgerottet oder nach dem Süden hinübergetrieben, wo man sie noch in zahlreichen wilden Rudeln findet.

Die alten Ynlas, deren Erinnerung jetzt nur noch im Munde des Volkes lebt, während ihre einfachen Bauwerke selbst noch bis auf unsere Tage dem Zahn der Zeit getrotzt haben, hielten nicht selten große Jagden auf das Vicuña und zwar auf eine höchst eigenthümliche Weise, indem sie dieselben „verlappten". Nach allen Beschreibungen nämlich scheinen sie wirkliche Federlappen gehabt zu haben, mit denen sie, wo sie ein Rudel dieser Vicuñas trafen, dasselbe einkreisten und den Ring immer enger und enger zogen, bis sie die einzelnen Thiere mit dem Lasso fingen oder mit ihren Pfeilen tödten konnten. Die Federlappen waren dabei gar nicht so hoch, aber kein Vicuña wagte es sie zu überspringen; nur wenn sich ein oder mehrere Guanacos mit im Rudel befanden, was ziemlich häufig scheint der Fall gewesen zu sein, so war die Jagd vergebens, denn diese letzteren übersprangen die Lappen, und sobald eines dieser Thiere hinübersetzte, blieben die Vicuñas auch nicht zurück, sondern folgten dem Beispiel. Die Indianer hüteten sich auch deshalb wohl ein Rudel einzukreisen, bei dem sie eines der klügeren Guanacos spürten.

Das wilde Guanico hat eine bestimmte Farbe, wie überhaupt fast alle wilde Thiere — das gezähmte Llama dagegen findet sich von allen Farben, schwarz, weiß, braun, grau, gefleckt, ja selbst getigert, und es giebt kaum etwas Bunteres auf der Welt, als eine Heerde dieser hübschen, langhalsigen, zottigen Thiere, die nicht scheu, aber doch erstaunt den schönen Kopf emporwerfen, wenn ein einzelner Reiter auf diesen Höhen die stille Oede ihrer Weiden unterbricht. Es giebt aber gewiß nichts Herzigeres und Lieberes auf der ganzen Welt, als so ein junges Llama mit seiner seidenweichen und dichten Wolle, und ich hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn ich eines dieser prächtigen kleinen Dinger hätte mitnehmen können. Aber ich hatte Mühe genug mich selber vorwärts zu bringen, und überhaupt können die Llamas auch das heiße, trockene Land der Küste gar nicht recht vertragen. Sie kommen allerdings dann und wann in einzelnen Heerden selbst bis nach Lima hinunter, aber man treibt sie stets wieder so rasch als möglich zurück in das höhere, kältere Land, das ihre eigentliche Heimath ist und dessen rauher Luft zu begegnen, sie einen ganz anständigen warmen Pelz auf dem Leibe tragen.

Mein Maulthier hatte sich oben in der feinen und dünnen Luft ziemlich gut gehalten; beim Bergsteigen schien ihm nur auch die Luft etwas zu fehlen, denn es schnaufte schwer und blieb oft stehen, sich auszuruhen. Um es nicht zu sehr anzustrengen, machte ich deshalb einen kurzen Tagesmarsch und blieb in dem ersten Tambo, der unten am Fuß des oberen Rückens ziemlich einsam in den Bergen lag. Diese Tambos, kleine, niedrige Lehmhütten, die in größeren Städten wohl auch kaum und mann ein Bett für den Fremden und Reisenden haben, sind in dieser Wildniß natürlich nur einfache Nachtquartiere, in denen man höchstens Abends eine Kartoffelsuppe und — wenn man Glück hat — ein Stück Fleisch, aber sonst nicht die geringste weitere Bequemlichkeit findet. Wenn man schlafen will, wird einem für die Nacht ein halbes Dutzend trockener Schaffelle anvertraut, auf denen man wenigstens vor der Feuchtigkeit des Bodens geschützt ist; sonst muß man, wie gewöhnlich, seinen Sattel zum Kopfstissen, seinen Poncho zur Decke nehmen, und wenn die Luft recht kalt und eisig über die Schneeberge herüberstreicht, kann man nach Herzenslust unter der dünnen Decke schlitteln und frieren.

Ueberreinlich sind dabei diese Nachtquartiere ebenfalls nicht, und wenn es nicht unumgänglich nöthig ist, sollte man sich nie in der Nähe des Heerdes anhalten, wo die Suppe bereitet wird — vorausgesetzt nämlich daß man etwas eigen in Bereitung der Speisen wäre. Dennoch ist es kein Vergleich mit dem Innern von Ecuador, denn im Vergleich mit den Bewohnern dieses Landes sind die Peruaner wahrhafte Holländer. Das Hauptnahrungsmittel dieser Höhen sind Kartoffeln, die aber auch aus mehr „tropischen" Gegenden eingeführt werden müssen, und Schafsleisch; Mais bekommen sie ebenfalls dann und wann herauf und dörren ihn mit Fett, wo er ihnen als Brod dient.

Von diesem Hans aus Cafacancha, wo ich übernachtete, brach ich am nächsten Morgen wieder ziemlich früh auf, ein kleines Städtchen Uallap zu erreichen. Der Weg dorthin, der noch immer auf der Puna fortführte, war aber heute sehr schlecht, denn obgleich hoch in den Bergen und an grasigen Hängen hinführend, zeigte sich der Boden so weich und sumpfig, daß mein Maulthier ein paar Mal zu versinken drohte und von da an nur mit der äußersten Vorsicht weiter gebracht werden konnte. Allerdings hat der Staat, da dies der Hauptweg der ganzen Republik ist, den Weg verbessern und an den schlimmsten Stellen ordentlich pflastern lassen. Da dies aber nur mit sehr rauhen Steinen geschehen konnte, die noch dazu kein festes Lager fanden, so drückten sie sich natürlich theils in den sumpfigen Boden ein, theils schoben sie sich auseinander, und eine schönere Gelegenheit, die Beine eines Maulthiers zu zerbrechen, giebt es wohl auf keiner Straße der Welt.

Unterwegs sah ich nichts als zahlreiche Schaf- und Llamaheerden. Die Schäfer wohnen in kleinen, runden Hütten, deren etwa vier Fuß hohe Mauer von Steinen aufgebaut ist, auf denen ein spitzes Dach von dick aneinander gelegten Binsen ruht. Als Brennmaterial dient ihnen dabei der an sumpfigen Stellen abgestochene und in der Sonne getrocknete Rasen, und sie haben im Innern auch Lehm roh zusammengeknetete und von ihnen selbst aufgestellte Oefen, die so trefflich geformt sind, daß sie tüchtig ziehen und eine höchst wohlthätige Temperatur im Inneren verbreiten. Rings im Inneren der Hütte läuft dann eine Bank von eben solchen Rasenstücken aufgestellt, die über Tag zum Sitz und Nachts zur warmen Lagerstätte dient. Der Rauch zieht natürlich durch das Dach, oder wo er eben sonst einen Ausweg findet — Schornsteine kommen nicht vor.

Uallap erreichte ich etwa drei oder vier Uhr Nachmittags, und da ich von hier aus noch etwa acht Leguas bis Cerro hatte, beschloß ich hier die Nacht zu bleiben. Ein guter Tambo sollte ebenfalls im Ort sein; vergebens frug ich aber dort um Nachtquartier, vergebens hielt ich bei jedem nur einigermaßen anständigen Haus, das ich in dem kleinen Städtchen fand, quarto zu bekommen; Niemand wollte den Fremden beherbergen, und no hay quarto lautete der Bescheid. Wäre ich nun ein schüchterner, junger Reisender gewesen, so hätte ich jedenfalls diese Nacht müssen unter freiem Himmel zubringen — keinenfalls etwas Angenehmes, da es etwa eine Stunde später scharf zu graupeln anfing. Ich hatte aber schon genug von der südamerikanischen Race gesehen, um zu wissen, wie man sie behandeln muß, und sowie ich meinen Rundritt gemacht und nirgends ein Nachtquartier gefunden, ritt ich vor das beste Haus der Stadt. Dort stieg ich einfach ab, schnallte meinen Sattel ab und trug ihn in das Haus, stellte meine Büchse in die Ecke und erklärte dem Besitzer, der mich vorher selbst ziemlich

barsch abgewiesen, daß ich eingezogen sei. Er schien das auch vollkommen in der Ordnung zu finden, über meine vorherige Anfrage wurde kein Wort mehr gesprochen, und der Mann war von da an so freundlich, wie er sein konnte. Ich bekam sogar etwas sehr Seltenes, für mein Maulthier etwas Hafer und Mais, denn trauten auf der Weide war wenig oder nichts für dasselbe zu finden.

Außerdem entdeckte ich eine Tienda, in der ich ein Licht, etwas Brod und ein Blech mit Sardinen in Oel kaufen konnte. Chocolade und etwas guten Cognac hatte ich selber bei mir, und wenn der Leser wissen will, wozu ich solche lucullische Vorbereitungen an einer solchen öden Stelle machte, so muß ich ihm einfach sagen, daß es Sylvesterabend war, den ich an diesem Ort allein und einsam verbrachte. Natürlich wollte ich ihn auf eine Haut feiern und mir wenigstens einen ordentlichen Grog brauen, die Gesundheit meiner Lieben und Freunde daheim zu trinken.

Wie denn die Zeit kam, daß daheim die Mitternachtsstunde schlug, und während ich im Geist die fröhlichen Paare daheim in den erleuchteten Sälen dahinfliegen sah, während ich manches stillen traurigen Thränchens gedachte, in dem sich gute Menschen ein herzliches Prost-Neujahr entgegenriefen — während ich wußte, wie — doch das Alles läßt sich eben nicht so mit Worten sagen, wie man es in einer solchen Stunde fühlt; als es aber daheim zwölf Uhr war, und während in Ualyay der Hagel auf das Dach niederrasselte und auf das hölzerne Vordach der Veranda schlug, lag ich ausgestreckt auf meinen Schaffellen, den Kopf auf dem Sattel, den dampfenden Grogbecher neben mir, und ein herzlicher gemeintes Prost-Neujahr hat Niemand aus der weiten Fremde in die Heimath gesandt, die guten Menschen dort zu grüßen.

Sonst schlafe ich, sowie ich den Kopf auf den Sattel drücke — heute ging's nicht, und lange noch lag ich träumend und wach, rauchte eine Cigarre nach der anderen und blies den Dampf in das neben mir stehende flackernde Licht hinein; der Mensch kann nämlich, wie bekannt, nicht im Dunkeln rauchen, so sonderbar das auch für einen Nichtraucher klingen mag. Sobald man den Dampf nicht sieht, weiß man nicht, ob Pfeife oder Cigarre brennt, und demzufolge wäre der Genuß des Rauchens also in der That nur eine Einbildung.

So lag ich, bis es auch in Ualyay schon sicher lange zwölf Uhr war, aber hier blieb Alles still und stumm. Das alte Jahr war vorüber und ein neues fing an, das etwa wußten die Leute, und Weiteres kümmerte sie nicht. Wie hätten sie auch mit irgend einem bestimmten Gefühl das alte Jahr scheiden sehen sollen, da sie überhaupt gar kein bestimmtes Gefühl für Zeit haben! Sie wissen, daß das Jahr 365 Tage hat, das ist Alles, wie rasch diese fliegen oder wie langsam, bleibt sich völlig gleich, denn sowie ein Tag vorbei ist, kommt ein anderer, der genau so aussieht und ganz denselben Werth hat, wie sein Vorgänger. Wozu die Tage etwa zu gebrauchen wären, und daß sie doch vielleicht selber in die Welt gesetzt sein könnten, derselben etwas zu nützen, fällt ihnen gar nicht ein.

Daß wir Europäer diesen Zeitabschnitten vielleicht ein wenig zu viel Nachdenken widmen, ihnen vielleicht etwas zu große Bedeutung zulegen, mag vielleicht sein, aber so ein neues Jahr ist doch auch immer wieder ein Riesenschritt dem Grab entgegen, nach denen gemessen unsere Bahn nicht eben lang erscheint, und daß Einem bei einem solchen Schritt dann noch eine ganze Menge von anderen Dingen einfallen — wer kann's dem armen Menschenherzen verdenken?

Mein Licht wehte endlich nieder, und als ich am nächsten Morgen aufwachte, stand die Neujahrssonne schon hoch am Himmel. Da ich übrigens keine Neujahrsvisiten zu machen hatte, störte mich das wenig, und ich stand langsam auf, meine Chocolade zu kochen und dann mein Thier zum Weitermarsch zu satteln.

Als ich die Thür öffnete, schien und blitzte die Sonne auf die weißbereiften und behagelten Wiesen und Dächer — Schnee und Eis unter 11 Grad südlicher Breite in Peru, wo, allen authentischen Bildern nach, die Leute als einzige Kleidung einen Schurz von rothen und gelben Federn und eine ebensolche Krone tragen. Wetter noch einmal, wie fest ich mich in meinen Poncho einwickelte und wie oft ich die Finger wärmen mußte, bis ich den Sattel wieder aufgeschnallt hatte!

Was half es mir jetzt, daß ich den Winter unter den Tropen zubrachte? Ich fror hier mit meinen verhältnißmäßig dünnen Kleidern mehr, als ich in Deutschland im kältesten Winter gefroren haben würde. Die aufsteigende Sonne leckte aber bald den Reif von den Hängen, und erst einmal im Sattel, wurde mein Thier, wie ich, bald warm genug.

Von hier aus führte der Weg bis Cerro de Pasco nur durch eine weite Pampa — eine fast ununterbrochene Hochebene, auf der das Maulthier wacker austraben konnte. Trotzdem daß hier die eigentliche Regenzeit schon länger eingesetzt, war ich bis jetzt noch glücklich verschont geblieben, und selbst die jene Ebene durchströmenden Flüsse standen so niedrig, daß ich sie alle an den verschiedenen Furten passiren konnte.

Ganz merkwürdig ist die Scenerie, die sich dem Reisenden bietet, wenn er das enge Thal hinter sich läßt, in dem Ualyay noch liegt. Dort öffnet sich die Pampa vor ihm, und rechts und links weichen die niedrigen Berghöhen mehr und mehr zurück. Diese bestehen aber hier aus den wunderlichst geformten Steinen und Felsblöcken, die sämmtlich aufstehen, als ob sie theils gemeißelt, theils durch Menschenhände sorgfältig aufeinander geschichtet wären. Dazu ist der ganze Berg nicht etwa Fels, sondern Rasenboden, aus dem die einzelnen Steine förmlich heraus zu wachsen scheinen, und was für sonderbare Gruppen bilden sie! Hier steigt ein einzelner Pfeiler wohl sechzig bis achtzig Fuß hoch vollkommen isolirt empor, dort sind vier oder fünf Felsblöcke zu einer Art riesigen Menschenfigur, die einen weitausschenkenden Hut trägt, aufgeschichtet, und alle möglichen fabelhaften Ungethüme kann sich die nur einigermaßen lebhafte Phantasie aus diesen zerrissenen Gestalten und Formen zusammenstellen.

Man soll nie in der Welt etwas aufschieben — als ich dort vorbei kam, wollte ich mir ein paar der sonderbarsten Gruppen abzeichnen, verschob es aber auf den Rückweg, und als ich zurück kam, regnete es gerade an der Stelle, und ich mußte machen, daß ich nach Ualyay hineinkam. Hier traf ich mit einer kleinen Reisegesellschaft zusammen, die ebenfalls von Lima kam und nach Cerro de Pasco wollte. Es war ein Kaufmann von dieser Stadt, mit seiner jungen Frau, einem kleinen fünfjährigen Burschen vor sich auf dem Sattel, und ein älterer Herr, der sie begleitete — möglicherweise der Schwiegervater.

Unterwegs fanden wir einen jener kleinen Haidevögel, die sich ziemlich zahlreich in der Steppe finden. Sie sind etwa von der Größe einer Lerche, mit der sie auch sonst viel Aehnlichkeit haben, und weiß und schwarz gefleckt. Dies eine harmlose Thier flatterte um uns her, und wir sahen, wie es eines seiner Jungen, das noch nicht recht flügge war, wegzubringen suchte. Die junge Frau äußerte den Wunsch, den kleinen Vogel zu haben, und der gebersame Gatte wollfahrte dem. Die arme Mutter flog mit ängstlichem Flügelschlag und Klagerufen hinter uns drein, als ob sie den Raub zurückerbitten wollte. Ich sagte der jungen Dame, daß sie unmöglich das kleine hülflose Thier am Leben erhalten könne, ihre einzige gleichgültige Antwort darauf aber lautete: „ich weiß es", und sie behielt das arme Thierchen in der Hand, bis es die Mutter lange in Verzweiflung aufgegeben hatte und sie müde war, es zu tragen — dann warf sie es auf die Steppe hinaus, dort zu verschmachten.

Es war eine noch junge, ganz hübsche Frau, aber ich hätte von da an kein freundliches Wort — nicht einmal ein artiges — mehr mit ihr wechseln können. Keinenfalls hatte sie ein Herz, wie sie sich denn auch um ihr eigenes Kind den ganzen langen Weg nicht ein einziges Mal bekümmerte.

Hier begegneten wir einer Masse von Arrieros und besonders Llamatreibern, denn Cerro de Pasco ist eine nicht unbedeutende Stadt, die äußerem Nichts selber erzeugt, sondern Alles, bis auf das Letzte, aus der Umgegend zugeführt bekommen muß. Nur das Silber, um dafür zu bezahlen, liegt um sie her im Bauch der Erde, und die Menschen haben sich in einer kalten Einöde angesiedelt, um es heraus zu wühlen.

Pasco war die frühere Minenstadt, etwa drei Leguas von dem jetzigen Cerro entfernt, die Minen aber dort erwiesen sich schlecht, und die Bewohner von Pasco zogen sich meist alle nach den reicheren Minen von Cerro hinüber, wo sie sich häuslich niederließen. Da aber Cerro ursprünglich von Pasco kam, nannten sie die Stadt, wie es auch daheim nicht selten unsere Schriftsteller thun, Cerro de Pasco. — Pasco besteht solcher Art noch immer fort; wir konnten es vor uns an einem kahlen trockenen Berghang liegen sehen, aber nur noch wenige Einwohner sind dort, mehr aus alter Gewohnheit wie eines wirklichen Nutzens wegen, kleben ge-

blieben, und weiter Handel noch Gewerbe blühen in der Mutterstadt, die das junge silberreiche und deshalb geadelte Cerro land überflügelt hat. Auch ein paar Haciendas sahen wir unterwegs, aber die Eigenthümer derselben müssen sich auf dieser Höhe einzig und allein auf die Viehzucht beschränken, denn allen Feldfrüchten sind die Nachtreife, die hier das ganze Jahr eintreten, stets verderblich. Auf dieser Höhe kann natürlich weder Sommer noch Winter einen Einfluß haben, und wenn die Sonne auch im Sommer, wo sie über Kopf steht, am Tag etwas wärmer scheinen mag und etwas mehr Schnee von den Gebirgen wegfrißt, so bleibt die Luft doch immer kalt und dünn, und die Nächte sind immer dem Frost und Reif preisgegeben.

Einen wundervollen Anblick hatten wir aber auf dieser Hochebene, denn als sich gegen Mittag der auf den Flächen lagernde Nebel hob, sah ich das herrlichste Panorama von Schneegebirgen um mich her, das sich auf der Welt denken läßt. Diese schneebedeckten Kuppen schienen allerdings von dort aus, wo wir uns befanden, nicht übermäßig hoch — lag doch die Ebene selber wenigstens 14000 Fuß über der Meeresfläche — aber wie ein weißer zackiger Gürtel spannten sie sich um uns her, ist tüchtige Hörner in die Wolken reckend, um deren scharfgerissene Spitzen dünne, schleierartige Nebel hingen. Thätige Vulcane schienen übrigens nicht darunter zu sein, wenigstens konnte ich nirgends die dunklen Rauchsäulen erkennen, die in Ecuador so manches Schneegefilde überhängen.

Die Pampa bildet hier solcher Art einen von mächtigen Hängen eingeschlossenen Kessel, der ebenfalls eine mehrere Leguas im Umfang haltende Lagune trägt. Alle die Wasser aber, die hier entspringen, nähren schon den Amazonenstrom und fließen in ihm dem atlantischen Meere zu. Diese Lagune weit zur Rechten lassend, zieht sich der Weg, während die Stadt Pasco elendiglich an dem rechten Hügelbang liegen bleibt, mehr nach links hinüber, und etwa um drei Uhr Nachmittags erreichten wir die Minenstadt Cerro de Pasco.

Das erste deutsche Schützenfest.

(Schluß.)

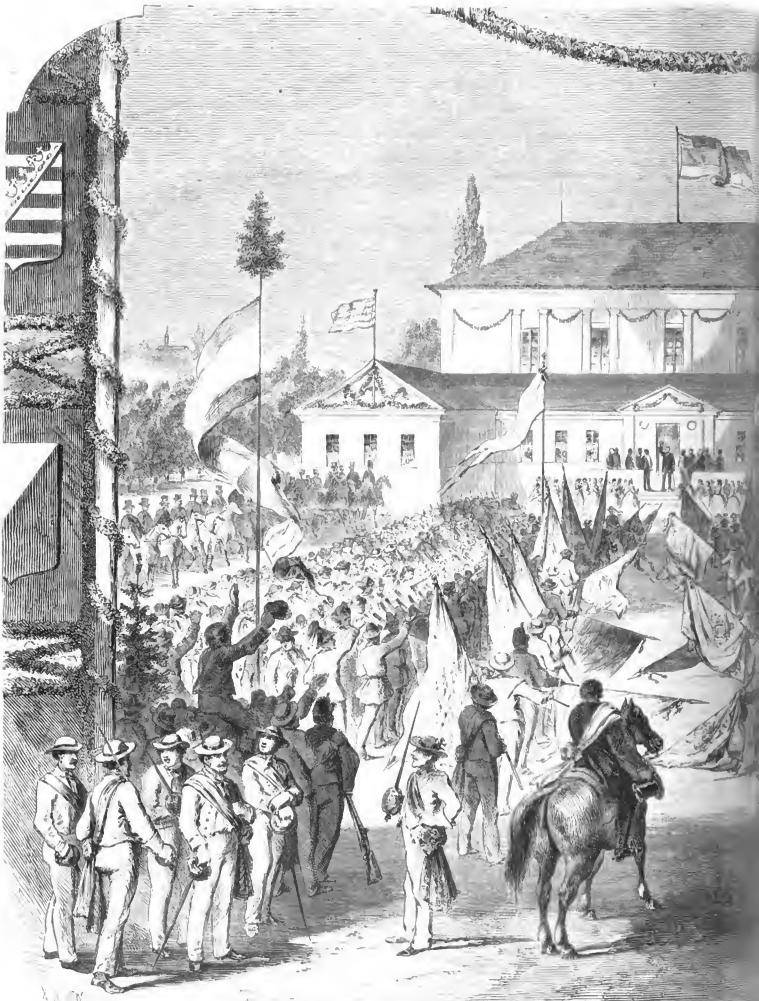
Eine Zeit lang schien es, als könnte aus diesen Verhandlungen über die Stellung beim Schießen ein Zwiespalt entspringen, der alte Hader zwischen Norden und Süden! Es bedurfte manches Zuspruchens, um das heiße Blut der scheinbar Zurückgesetzten zu besänftigen; der Herzog selbst war eifrig bemüht, jeden Einzelnen zur Unterordnung zu bestimmen. Es wurde durch ihn und den Ausschuß vorgeschlagen, einzelne Stände zum Schießen mit Einstemmen einzuräumen, auch Festgaben dafür auszusetzen. Aber die Süddeutschen setzten eine Ehre gerade in die Eigenartung, wie nalleten von besonderen Ständen nichts wissen. Es stand immer noch kritisch. Da erhob sich bei der Festtafel Berthold Auerbach und sprach in seiner zugleich sinnigen und martigen Art Worte voll Nachdruck und Eindruck. Er verglich zuerst Schriftsteller und Schützen in ihren Mitteln, der Feder und der Büchse von Stahl, und in dem Wege, auf welchem sie ihre Ziele erreichen, dem vielmaligen Drucke, dessen die Schriftsteller, dem einen Drucke, dessen der Schütze berühre. Dann forderte er für beide das rechte eine Ziel. Ob eingestemmt oder mit freiem Arm, das gelte gleichviel, der treffe in's Schwarze, der sich füge und unterordne. Hätten die Süddeutschen sich um einer solchen Bagatelle willen ausgeschlossen, so hätten sie das „deutsch" aus ihrem Namen streichen sollen. Das sei des Uebels Kern: „tausend Wege und keine Bahn, tausend Meinungen und kein Gehorsam!" Gewaltig war die Wirkung dieser Worte, überall klangen sie an und hallten sie nach, nicht blos bei der Festtafel, wo nach diesem Redner kein andrer aufzutreten wagte, sondern in der Schießhütte, auf dem ganzen Festplatze, wo Einer dem Andern davon mittheilte. Der Schriftsteller hatte in's Schwarze getroffen! Nur einzelne Wenige entfernten sich, bei weitem die Meisten blieben und fügten sich, und Manchem gelang es auch so, wie er nicht gewohnt war zu schießen, eine Festgabe zu erringen.

Jeden Vormittag vertheilte der Herzog selbst die als Prämien ausgesetzten Festgaben an diejenigen, die an den vorausgegangenen Tagen die meisten Treffer erlangt hatten. Fröhlich ging es dabei her. Denn von mehreren Seiten war für diesen Zweck ein Festtrunk geliefert worden, feine Biere von Culmbach und Gotha, verzügliche Weine von Schweinfurt, von Hallgarten im Rheingau (vom Gute des alten Jtzstein — der Geber, Dr. Eisenlohr, empfing ein dankendes Telegramm), von Pfälzer und von Wormser Schützen. Der glückliche Gewinner mußte seine Eroberung hoch empor halten über die dicht um den Gabentempel gedrängten Zuschauer und wurde mit Zuruf begrüßt, die vertheilten Becher empfingen ihre Weihe im Festwein, einen Pokal Liebfrauenmilch leerte der Herzog auf das Wohl der Stadt (Worms), wo solcher Wein gedeihe. Wie erwähnt, waren auch denen Festgaben ausgesetzt, die während des ganzen Festes am meisten in's Schwarze getroffen hatten; diese Gaben, sowie die für die vier Hauptscheiben und die Scheibe „deutsche Flotte" bestimmten Ehrengaben wurden am Abend des letzten Tags, gleichfalls vom Herzog persönlich, den Gewinnern eingehändigt. Unermüdlich hielt dieser dabei bis in die späte Nacht aus.* Der Wein floß auch da noch in Strömen. — Einige Schützen trugen fast Berge von Gewinnen davon, und wir hörten darüber manche Klage, daß die Schießordnung dies nicht genug verhindert und damit den „Broschützen" zu große Vortheile eingeräumt habe. Als die sichersten und eifrigsten Schützen mit freier Hand bewährten sich die Leute aus Arnheim und Keil aus Sendershausen ohne Diopter jener schoß auch da ohne Diopter, wo dasselbe gestattet war), und Tonner aus Nürnberg mit Diopter. Beim Aufgelegtschießen that sich ein Schütze — wenn ich nicht irre, Kammerer aus Dresden — dadurch hervor, daß er, nachdem er die Büchse aufgelegt und gezielt hatte, seinen Hut darüber deckte, dann noch eine Zeit wartete und, ohne visiren zu können, abschoß, aber fast regelmäßig in's Schwarze traf, ein Kunststück, das fast wie eine Satire auf das Schießen mit Auflegen getreuet werden könnte. Die Glücklichen, welche die besten Schüsse auf die vier Hauptscheiben hatten, waren Trump aus Stuphaus bei Gotha und de Leeuw aus Arnheim aus freier Hand, und Reinhard aus Frankfurt a. M. und Koch aus Kiel mit Auflegen.

Wir nannten es ein nicht allen Wünschen entsprechendes Resultat, daß so wenig aus freier Hand und ohne Hülfsmittel geschossen wurde; denn das ist doch ohne Zweifel die allein wahre Kunst zu schießen, die keiner äußeren Hülfsmittel, keiner besonders construirten Büchse bedarf, um zu treffen, die auch im freien Felde zu jeder Zeit angewandt werden kann. Aber freilich, es war ein erstes deutsches Schützenfest, erst von ihm wird sich eine neue Periode der deutschen Schießkunst datiren, erst wenn über der Schützengilde der Schützenbann steht, wenn die Gilde damit aus dem engen Kreise ihres Herkommens in das fortschreitende Leben der Gegenwart eintritt, erst dann wird die Schießkunst den Wünschen und Anforderungen der Gegenwart genügen.

Indessen wir legen auf das Wettschießen und seine Erfolge nicht zu großen Werth, obgleich es den Mittelpunkt und eigentlichen Zweck des Festes bildete; es kommt auch auf den reichen Hintergrund an. Wir haben der „Schießteufel" und „Broschützen" gedacht; das öffentliche Kampfspiel für sich, ohne das Vorwiegen der nationalen Idee, hat nur die Bedeutung einer Kunstproduction,

* Es sei hier eines wahrhaften Quadreaus gedacht. Eine Schützengesellschaft, ich denke die von Jülda, hatte zwei silberne Trinkbecher mit vier Flaschen Johannisberger zur Ehrengabe gestiftet. Der Wein kannte natürlich im Gabentempel nicht aufbewahrt werden, ohne zu verderben, aber humoristisch wollte man ihn doch unter den Siebenten patabren lassen, der Wein kam also, wo er hin gehört, in den Keller, und an seine Stelle traten vier mit Wasser gefüllte, aber wohl verkeaelte und sattlich mit Etiquette versehene Flaschen. Zu der Ehre der Preisvertheilung am letzten Abend fiel es aber Niemandem ein, an diesen Lauch zu denken, und der Schütze nahm richtig seine vier Flaschen Johannisberger-Wasser in Empfang und mit nach Hause. Das Schicksal wollte nun, daß der glückliche Schütze hier ein anderes glückliches Ereignis, eine Kindtaufe nämlich, zu feiern hatte. Die Gäste sind geladen, der Johannisberger soll die Freude des Festes bilden, gekannt ist die Gewohnheit. Da, o Schrecken, entströmt den schönen Flaschen ein Strom von keine Zungenprobe, keine Analyse anders nennen kann als reines Wasser!



Fechtriege. Festreiterei. Turner. Turnerfahnen. Das große Schießhaus. **Der Festzug währen**
Festordner Ewald II. Nach der Natur aufgenommen
Der Herzog mit dem Comite.

…de des Herzogs.
…vor Schneider in Gotha.
…ahnen.

Gabentempel.
Gothaische Communalschützen.

Liedertafeln und Orchester.
Schluß des Zuges.

eines eitlen, ja den Hader hervorrufenden Spieles. In Olympia konnten Hellenen ihren Siegen über Hellenen Denkmäler setzen, in Olympia wurde einem Nero der Kranz des Siegers gereicht. Den rechten Sinn erhält und bewahrt der Wettkampf nur da, wo die nationale Idee über ihm steht. Diese aber wirkte hier auf den Wettkampf im Schießen vor Allem durch das Zusammenleben in feierlicher Freude. Von den Festtafeln, von den Bällen, von den Zusammenkünften Abends in Häusern und Schenken, vom Zusammensein mit der Jugend der Turner wurde auch in den Schützen jener rechte Geist vaterländischer Gesinnung genährt, belebt und gehoben.

Die Festtafel bildete ja unsere Rednerbühne; an ihr fanden sich die geistigen Bundesgenossen. Um einem Ueberstürzen der Toaste vorzubeugen, war die Einrichtung getroffen, daß ein Mitglied des Festausschusses den Vorsitz führte und jeder, der sprechen wollte, sich zum Worte zu melden hatte, und dadurch gelang es, eine wohlthätige Ordnung zu erhalten. An dieser Festtafel nahmen alle Stände, beide Geschlechter Theil, nicht blos der steele Bruder, der gemüthliche Zecher, sondern auch manch bedeutender Mann; der Herzog selbst saß am ersten Tage mitten unter den Festgenossen, neben ihm Gustav Freytag. Und es fiel hier manch zündendes, tief ergreifendes Wort. Entsprang doch jedes aus geweihter Stimmung, sprach doch jedes zu begeisterten Herzen! Mehrere Trinksprüche feierten den Herzog, den Helden des Tages, den deutschen Mann und Fürsten, andere galten den deutschen Schützen und dem deutschen Schützenthum — der Herzog selbst erwiderte damit in einer liebenswürdig gewinnenden Weise —, dem Schützenbunde, dem deutschen Vaterland und seiner Zukunft, seiner Einracht, seiner Einheit, dem deutschen Reich der Zukunft, den Deutschen im Auslande, den deutschen Frauen, den Kurhessen, den Schleswig-Holsteinern, der Schweiz, der deutschen Flotte. Kaum eine Frage der Nation blieb unberührt, alle ihre Wünsche und Hoffnungen, alle ihre Sorgen fanden einen Ausdruck. Von selbst versteht sich, daß die Stadt Gotha und ihre Bewohner, der Festausschuß und seine Abtheilungen und die sich aufopfernden Ordner nicht vergessen wurden. Berthold Auerbach namentlich war's — einen andern Trinkspruch von ihm haben wir schon erwähnt — der, tief sinnreich von der „im Verborgenen schaffenden Arbeit" ausgehend, dem Ausschuß ein Glas brachte.

Die Festtafel war auch der Platz, wo uns die Grüße aus der Ferne trafen, wo wo aus sie nach der Ferne gingen. Das ganze Deutschland wollte ja mit uns sein und am Feste Theil nehmen, auch wer nicht kommen konnte! Telegramme wanderten hin und her, sie kamen von Potsdam, von Lauenburg, von Oldenburg, wo der kranke Julius Mosen die Worte abgefaßt hatte, aus Stade, aus Glückstadt, aus Emden, aus Ansbach, aus München, aus Hagenow, aus Bern, aus Hamburg, aus Graudenz, aus Mielum bei Cuxhaven; sie gingen an die eidgenössischen Schützen in Aidwalden, die noch am Abend mit dem Zuruf: „seid einig wie wir!" dankten, nach Kassel an den Präsidenten der aufgelösten zweiten Kammer, Nebelthau, nach Oldenburg mit den Worten:

„Erbarret ruhig und bedenket,
Der Freiheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenkt,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf."

nach Kiel an die Brüder in Schleswig-Holstein, „in Hoffnung einer besseren Zukunft", nach Windsor an den Prinzen-Gemahl, Herzog Albert, den Kronprinzen und die Kronprinzessin von Preußen, zum Danke für ihre Ehrengaben.

Das heitere und festliche Leben der Tafel setzte sich am Nachmittage und am Abend fort und verbreitete sich gewissermaßen von der Tafel aus mit deren Genossen über den ganzen Festplatz, namentlich am dritten und vierten Festtage; denn die beiden ersten, besonders der zweite, konnten sich nicht entschließen, dem Feste ein freundliches Gesicht zu zeigen. Da wimmelte es durcheinander, Männer und Frauen, Schützen und Turner, Nordeutsch und Süddeutsch, lachend und ernst, jubelnd und gerührt, unter dem Krachen der Büchsen und dem Donner der Böller. Musikchöre spielten auf drei Plätzen, am Nachmittage des dritten Tages trugen die Männergesangvereine Gotha's die schönsten deutschen Lieder vor. Abends beleuchteten Gaslampen und bunte Papierlaternen den Platz, die Kränze spendete Germania strahlte vom Gabentempel herab, in dem Wäldchen dahinter, unter den Bäumen vorn, in und vor den Trinkhallen und Speisesälen saßen Tausende bei Wein und Bier, da und dort trat ein Redner auf — einer brachte seinen Spruch ein paar Mal — dort stimmte ein flotter Bursche ein Lied an. Und so war's auch in der Stadt selbst, nach der ein Theil der Gäste zurückströmte, auch dort herrschte in allen Schenkstätten bewegtes Leben. Hauptsächlich war dies an den Abenden des 8. und 10. Juli der Fall. Denn an diesen beiden Abenden versammelten sich die Festgenossen zum Ball im Theater, am ersten Tag zum „Turnerball", am zweiten zum „Schützenball". Hier war über das Parquet und das Parterre ein Fußboden gelegt und dadurch eine Verbindung mit der Bühne und ein großer Saal hergestellt worden, alle Logen, alle sonst benutzbaren Räume, auch die Colonnade an der äußeren Seite standen den Gästen offen, glänzende Beleuchtung, eine gepnte Menge, ein reicher Flor frischer Mädchen, endlich die personliche Gegenwart und Theilnahme des Herzogs übten einen besonderen Zauber. Aber bald waren die großen Räume so überfüllt, daß nur eifrige Tänzer zurückblieben, wer Andern hingegen in freundlichen benachbarten Hallen unterzukommen suchten.

Bei diesen Bällen, wie beim ganzen Fest, machten die Turner, so zu sagen, die leichten Truppen der Armee. Sie hatten am Vormittag des 8. Juli eine Berathung gepflogen, am Nachmittag desselben Tags fand auf dem schön geschmückten Turnplatz hinter dem Friedenstein ein Schautnnen Statt, bei dem sich die Leipziger Turner, die Turnlehrer Metz aus Hannover und Föhnert aus Coburg, sowie einige Turner aus Pössneck, Zeitz und Gotha hervorthaten. Am anderen Tage, trotz des schlechten Wetters, unternahm der größte Theil der Turner eine Turnerfahrt nach dem Thüringer Walde. Wir übergehen deren Einzelheiten und erwähnen nur den feierlichen Empfang in Waltershausen, die freundliche Aufnahme in Schnepfenthal und die Feier am Grabe von Gutsmuths. Am Abend kehrte die Schaar, vom Regen zwar schwer verfolgt, aber nicht in der Laune gestört, nach Gotha zurück, zog mit Musik und Fackeln unter den abgeholten Fahnen auf den Hauptmarkt und beschloß da mit Rede und Lied das Thüringer Turnerfest. Viele reisten alsbald ab, aber viele, namentlich die aus größerer Ferne, blieben auch noch, schwärmten an den folgenden Tagen auf dem Festplatze unter den Standhaften Schützen peculirend und jubilirend, necknd und scherzend unther und trugen nicht wenig dazu bei, daß das Fest den Charakter jugendlicher Frische behielt.

So verliefen die Feiertage von Gotha freudig, aber zugleich ernst, in jener Haltung, die nur aus gehobener Stimmung entspringt. Mancher Becher Wein und manches Seidel Bier wurde geleert, aber kaum war ein Betrunkener zu erblicken. Eine Nordamerikanerin, die auf dem Festplatze anwesend war, soll sich beim Anblick aller Trinkhallen und aller Trinker in beständiger Angst nach Betrunkenen umgeschaut und über nichts mehr gewundert haben, als daß sie nicht einen einzigen zu sehen bekam.

Was in den geselligen Zusammenkünften den Grundton bildete und die Stimmung erhob, das suchte durch die Verhandlungen einen klaren Ausdruck zu gewinnen und ein bleibendes Werk zu gründen. Ueber das Maß des Thunlichen gingen die Ansichten zuerst aus einander. Stimmen aus Süddeutschland drängten auf Volksbewaffnung, wenigstens auf militärische Organisation des Schützenwesens, hin. Andere, unter ihnen namentlich die Ausschußmitglieder von Gotha, waren gegen einen so weit gehenden Plan. Sie wendeten mit Recht ein, daß damit von vorn herein über das Ziel hinausgeschossen werde, daß man für jetzt nur die deutschen Schützen zu einem Bunde vereinigen und dadurch um ganz Deutschland ein neues nationales Band schlingen könne, dagegen, wenn man das Schützenwesen jetzt militärisch organisire, um eine Volkswehr dadurch zu begründen, nur einen Theil der Schützen dazu gewinnen und in das Schützenthum selbst, statt es unter einen Hut zu bringen, gleich bei der ersten Wiederbelebung den Keim der Spaltung lege und der ohnedies mißlichen Sache neue Gegner erwecke; das Schützenthum sei aber auch in seiner jetzigen Gestalt nicht zu einer Volkswehr geeignet und könne sich erst durch die allmähliche Entwickelung, die der Schützenbund mit sich bringen werde, dazu herabbilden lassen; es fehle endlich für die Auswahl einer Schußwaffe zur Zeit an genügenden Erfahrungen. Nach mehreren Besprechungen wurde am Dienstag (den 9. Juli) Abends eine Vorverhandlung improvisirt, um das Ziel des auf den 11. Juli ausgeschriebenen Schützentages festzustellen. Der Herzog selbst führte den Vorsitz und nahm, wie es in der Natur dieser Berathung als

einer bloßen Besprechung lag, an derselben den lebhaftesten Antheil, indem er für das Programm des Ausschusses von Gotha in die Schranken trat. Seine glänzende Begabung zeigte sich dabei im hellsten Lichte; mit frisch lebendiger Auffassung und Darstellung verband er die schärfste Kritik und eine Kraft der Dialektik und Analyse, die Jedermann in Staunen setzte; ein solcher Fürst, mußten wir uns sagen, läuft keine Gefahr, sein Ansehen auf's Spiel zu setzen, wenn er sich dem gemeinen Manne gleichstellt. Ihm gegenüber vermochte denn auch keine andere Ansicht Stand zu halten, und es wurde beschlossen, der Versammlung am Donnerstage nur die Gründung eines Schützenbundes und die Bestellung eines Ausschusses zur Ausführung vorzuschlagen.

Der Herzog selbst eröffnete auch diese Versammlung mit einer meisterhaften Rede, die mit Recht durch alle Zeitungen gelaufen ist. Nachdem er den Schützen, die der Einladung gefolgt waren, in lebendigen Worten gedankt hatte, sagte er: die Zeit, in Worten allein zu glänzen, sei vorüber, das deutsche Volk verlange Thaten zu seiner Kräftigung und Einigung, man spreche von Gefahren, die dem Vaterlande drohen, aber es gebe keine Gefahren, wenn ein Volk stark und einig sei. „Auch wir Schützen," sprach er, „haben Veraltetes schwinden zu lassen und mit dem Alles bewegenden Geiste der Zeit vorwärts zu schreiten. Lassen Sie uns vergessen, wo unsere Wiegen stehen, ob im Norden oder Süden, ob im Osten oder Westen Deutschlands; lassen Sie uns einen großen, gemeinsamen, deutschen Schützenbund gründen, einmal, um gemeinsame Normen zu finden für die größern und kleinern Schützenfeste, eine gemeinsame Schützenordnung; zum andern Mal, um die ganze Schaar des großen Bundes der bewaffneten und gut geschulten Jugend gleichsam als eine Reserve der Armee an die Seite zu stellen." Er schloß mit der Aufforderung, sich zur Erklärung der Uebereinstimmung zu erheben. Begeistert folgte die ganze Versammlung, die schon vorher während der Rede öfters in Beifallsruf ausgebrochen war, unter lautem Jubel. Der Herzog erklärte den Schützenbund hiermit gegründet und schlug vor, eine der Städte Frankfurt, Bremen und Gotha mit der Leitung der Verhandlung der Versammlung zu beauftragen. Aber v. Heyman aus Bremen trug darauf an, den Herzog um Uebernahme des Präsidiums zu ersuchen, und die Versammlung trat einstimmig bei. Der Herzog nahm den Vorsitz an, indem er die förmliche Leitung der Debatte dem ersten Vorsitzenden des Ausschusses von Gotha, Ministerialrath Braun, übertrug. Der zweite Vorsitzende dieses Ausschusses, Staatsanwalt Sterzing, entwickelte hierauf die Vorschläge desselben im Wesentlichen dahin, daß ein Ausschuß zur Ausführung des eben beschlossenen Schützenbundes gewählt und mit dem Entwurf einer Schützenordnung und der Vorbereitung und Leitung des nächsten deutschen Schützenfestes beauftragt werde. Mehrere Redner wünschten schon jetzt specielle Bestimmungen zu treffen und dabei das Hauptgewicht auf die deutsche Wehrverfassung zu legen; v. Kolb aus Rendsburg verlangte dagegen energisch in durchschlagenden Worten Unterordnung unter den gewählten Führer (den Herzog), einen besseren gebe es nicht, und der Herzog selbst empfahl, das nächste Ziel einzuhalten und nur in allgemeinen Grundzügen festzustellen, den Ausschuß aber aus den Ausschüssen der Städte Frankfurt a. M., Bremen und Gotha zu bilden. Nach einigen Verhandlungen wurden die Anträge des Festausschusses und der Vorschlag des Herzogs angenommen, dann setzte die Versammlung noch den Beitrag jedes dem Schützenbunde beitretenden Mitgliedes zur Bestreitung der Kosten auf 5 Groschen fest und ermächtigte den Ausschuß, sich auch mit Gründung einer Schützenzeitung zu beschäftigen. Als der Herzog hierauf den Schützentag für geschlossen erklärte, scholl ihm abermals vielfacher Zuruf entgegen.

In der That, er hatte sich wohl um die Sache verdient gemacht. Denn es ist ein bedeutendes Werk, dieser Bund der deutschen Schützen; er wird im Frieden mit heiteren Festen alle Stämme Deutschlands vereinigen und aneinanderketten und die Idee nationaler Gemeinschaft unaustilgbar in einem Jeden befestigen, zugleich aber die Möglichkeit geben, daß im Kriege „gleichsam eine Reserve", ein Landsturm bewaffneter Bürger, der Armee an die Seite tritt. Und gerade daß der Bund nur in dieser Form, in dieser Beschränkung gegründet worden ist, gerade dies sichert sein Bestehen und Wachsthum und seine Bedeutung. Daß er aber in dieser Form und trotz der verschiedenen Ansichten so einmüthig, unter so großer Theilnahme zu Stande gekommen ist, daran hat die persönliche Mitwirkung des Herzogs Ernst den stärksten Antheil.

In Gotha's Nachbarschaft, in Langensalza, wurde vor etwas länger als drei Jahrhunderten, im Jahre 1556, ein „Kutschießen" mit Armbrusten und „Feuerröhren" gehalten, dem viele Schützen aus allen Ständen, zum Theil aus weiten Entfernungen, z. B. aus Kassel und Leipzig, beiwohnten. Es war das Jahr, nachdem der Reichstag zu Augsburg die neue Confession anerkannt hatte, man feierte damals Religionsfrieden und Religionsfreiheit, und das Fest war, wie der Chronist im classischen Style des 16. Jahrhunderts mit ausdrucksvollen Worten berichtet, „ein Fest der Friedlichkeit und Genügsamkeit und treuherzigen Freudigkeit."

Nicht so wie jene Schützen konnten wir auf Lorbeeren ausruhen, nicht so harmlos war das Fest von Gotha. Immer klang in die Freude herein die deutsche Noth. Aber daraus entsprang auch die Weihe des Festes, seine ernste Haltung, die Stimmung begeisterter Opferbereitschaft. Und diese Stimmung, diese Weihe wird keinen verlassen, der mit in Gotha war, Jeder wird sie hinaustragen und weiter verbreiten. Durch die gemeinsame Sprache sind wir nur ein Volk, durch die gemeinsame Ehre sind wir eine Nation. Die Ehre Deutschlands war das Banner dieses Festes der Nation, der Gedanke der Festgenossen. Alles dies scheint mir am Treffendsten ausgesprochen in dem Liede eines unbekannt gebliebenen Verfassers, mit welchem die „Schützenfestzeitung" eröffnet wurde; es lautet:

Nur Tage noch, wir sind am Ziel
Zum friedlich frohen Wettstreit!
Um uns das Funkeln funkelnde Spitzen,
Scharf der Bolzen, weitende Pfeile,
Völker und Büchsen, Hummen und Bogen,
Trommeln und Schwerter, Sänger und Becher
Verbinden die Freunde.

Doch weckt des Freudenfestes Schall
Den fernen ernsten Kriegesball.
Klingt uns der Schuß nicht Mahnung der Schlachten,
Mahnt er uns nicht an blutendes Trachten?
Tapferer Stolz auf edelste Güter,
Heilige Sorge füllt die Gemüther
Zur Wehre der Freunde.

Die Freude kommt aus freiem Muth,
Und Freiheit preiset aus rothem Blut.
Fröhliche Kämpfer, kühn in die Schranken,
Geben der Welt wir freie Gedanken,
Daß wir dem Namen Ehre bereiten,
Dem Namen der Ehre.

Dem deutschen Namen, der uns ehrt,
Der Treue und der Treue weiht!
Freudige Eintracht festlicher Stunde
Halten wir fest zum ewigen Bunde,
Bleiben ihr treu zum Lieb der Verräther,
Bleiben getreu dem Namen der Väter
Im Bunde der Freunde.

Auch schließen deutsches Bürgerblum
Erglänzt in lichtem Heldenruhm.
Zählung es mehr einstmals treffbar Heere?
Herrlicher der Kaufmann sich auf dem Meere!
Gab nicht der Wehrmann blutige Strecke?
Bei dem Seidaten ruht keine Scholle
Im Belte der Ehre.

Wohl zählt nicht jeder mit hinaus
In blutig wilden Schlachtengraus.
Mehr als uns selber, unsere Söhne
Geben wir Preis, in Jugend und Schöne,
Unsere Söhne, waffenbereitwillig,
Zeigen die alte, wohlbekannte
Teutonische Kriegesmuth.

Digitalisiert durch

Blätter und Blüthen.

Eine Universal- oder Weltsprache. Da in der Gegenwart die Bestrebungen des Menschen ununterbrochen darauf gerichtet sind, räumliche Entfernungen zu kürzen, die Völker einander näher zu bringen und einen allgemeinen Weltverkehr anzubahnen, so ist es nur als eine natürliche Folge zu betrachten, wenn in Millionen denkenden Köpfen vielleicht hin und wieder der Wunsch auftauchte, es möchte auch die letzte Schranke fallen, welche die Menschen hindert, sich an allen Punkten der Erde als Brüder zu begrüßen, die Schranke der Sprachen. Aber wunderbar muß es erscheinen, daß, während in Süddeutschland, wie die illustrirte Zeitung vermuthet, ein Mann auftritt, welcher die großartige Idee, eine Weltsprache zu schaffen, bearbeitet, zu gleicher Zeit auch ein Norddeutscher seit sieben Jahren thätig gewesen ist, demselben Ziele zuzusteuern, und daß beide Männer in so gänzlich von einander abweichender Weise ihren Zweck zu erreichen suchten, daß an eine Verschmelzung beider Systeme vielleicht kaum gedacht werden kann. Denn während der Süddeutsche auf dem philosophischen Wege tiefsinniger Sprachforschung bemüht gewesen ist, seine Idee in's Leben zu rufen, war der Sinn des Norddeutschen darauf gerichtet, auf rein praktischem und naturgemäßem Wege eine Sprache zu schaffen, welche durch die außerordentlichste Vereinfachung des grammatischen Baues, durch den angenehmsten Wohlklang der Wörter und durch die größte Leichtigkeit, sie zu erlernen, vollkommen geeignet ist, sich zum allgemeinen Lieblinge der gebildeten Welt zu machen. Zu seiner Unternehmung haben ihm Zeit und Geschichte den bedeutungsvollsten Wink gegeben, denn so wie das Auf- und Abfluthen siegreicher und unterdrückter Nationen nach Jahrhunderten in England eine Sprache schufen, welche, von Orthographie und Aussprache abgesehen, mit jeder andern europäischen Sprache in ihrer Einfachheit wetteifern kann, so hat auch der norddeutsche Forscher auf dem Wege wissenschaftlicher Vergleichung eine Sprache zu Stande gebracht, die, ohne den Nationalstolz eines Volkes im Mindesten zu verletzen, jeden Europäer durch die ihm bekannten Heimathsklänge ansprechen und durch eine in jeder Beziehung bemerkbare Vervollkommnung fesseln wird. Um die Aufmerksamkeit von mehr als einem Volke auf diese große Idee zu lenken, wird seine Grammatik zur Universal- oder Weltsprache in deutscher, französischer und englischer Sprache erscheinen, und er selbst wird noch vor Verlauf eines Jahres persönlich auftreten, um vor dem Richterstuhle der Wissenschaft von seinem Unternehmen Rechenschaft abzulegen. Wie schon angedeutet worden, hat der Verfasser sich blos die Regeln der Schönheit und Anmuth, der Leichtigkeit und Kürze, der Einfachheit und Biegsamkeit bei seiner Schöpfung zur Richtschnur genommen.

Alle Unregelmäßigkeiten und Ausnahmen, wodurch das Erlernen einer Sprache so außerordentlich erschwert wird, sind gänzlich beseitigt. Es giebt nur ein einziges Hülfszeitwort, und dieses ist in seiner vervollkommneten Form zugleich das Schema für die Conjugation **aller** übrigen Zeitwörter. Da alle weiblichen Hauptwörter durch die einfache Endform a oder issa von den männlichen Substantiven abgeleitet werden, so hat der Lernende mit einem Schlage die Kenntniß dieser Tausende von Wörtern erlangt, ohne sein Gedächtniß nur im Mindesten anzustrengen. Der bestimmte Artikel, dessen Anwendung durch so viele Regeln in fast jeder europäischen Sprache mit nicht wenig Schwierigkeiten verknüpft ist, fällt in dieser Universalsprache gänzlich weg, und der Einheitsartikel ist nur eingeführt, um die Sprache womöglich noch mehr zu erleichtern. Auch für das Beiwort hat der Verfasser eine so einfache Regel aufgestellt, daß seine Sprache selbst in dieser Beziehung nicht von der englischen übertroffen wird, und durch seine einfache Regel, das Geschlecht der Hauptwörter zu unterscheiden, übertrifft er sogar die Einfachheit der englischen Sprache. Auf eine gleichgroße Einfachheit und Schönheit stößt der Leser beim Prüfen der Zahl- und Fürwörter, und überall berühren hin und wieder die wunderschönen Klänge der altgriechischen oder italienischen Sprache sein Ohr. Was ferner die Verbindung der Wörter und Sätze anlangt, so wird auch hierin nicht eine einzige Nation nur die mindeste Schwierigkeit finden. Ueberall ist der Verfasser von der objectivsten Anschauung ausgegangen, und trotzdem ist die Willkür keines Volkes in der Wahl so beschränkt, daß es ihm durch schwerfällige Regeln unmöglich gemacht wäre, seinem eigenen Geschmacke in Form und Ausdruck zu huldigen. Was endlich die Aussprache anlangt, so ist das Alphabet so verständlich und einfach, und doch so umfassend und bedeutungsvoll aufgestellt, daß die Wörter und Eigennamen aller europäischen Sprachen vollkommen richtig durch dasselbe ausgesprochen werden können, ohne daß der Lernende dazu eines Lehrers bedarf, ein Vorzug, dessen sich wohl noch keine einzige Grammatik rühmen kann; so wie überhaupt diese Universalsprache fähig ist, jede Schönheit der Form, der Verbindung, des Ausdrucks und der Stellung in sich aufzunehmen; ebenso ist sie im Stande, auf die Vereinfachung und Vervollkommnung jeder andern europäischen Sprache zurückzuwirken, und trotzdem wird ein wissenschaftlich gebildeter Mann sich kaum ein Vierteljahr mit derselben zu beschäftigen brauchen, um sie mit ziemlicher Geläufigkeit zu sprechen. Wenn überhaupt die Idee einer Universalsprache praktisch zur Ausführung kommen soll, so glauben wir, daß der norddeutsche Forscher den richtigen und vielleicht einzig möglichen Weg eingeschlagen hat, um sie mit Zustimmung aller Nationen in's Leben zu rufen.

Eine Notiz für Angler. In Deutschland wird das Angeln als ein sehr untergeordnetes Vergnügen betrachtet und meistens den Kindern überlassen; allein in England wird ihm ganz ebenso viel Wichtigkeit beigelegt wie irgend einem Zweige der Jagd. Nirgends ist auch die Kunst des Angelns zu größerer Vollkommenheit gebracht worden als in England. Liebhaber dieses Zeitvertreibs machen alljährlich Ausflüge nach Schottland oder nach den englischen Seen oder selbst nach überseeischen Ländern, z. B. nach Canada. Die Lachsfischerei in den Flüssen Norwegens ist durchgängig an englische Angler verpachtet. Eine Bemerkung scheint diesen bis jetzt entgangen zu sein, daß nämlich die Fische der Kleidung des Anglers ganz ebenso große Aufmerksamkeit schenken, wie das Wild der des Jägers. Angestellte Versuche haben ergeben, daß die Fische sich vor Farben fürchten, mit denen sie nicht vertraut sind, und daß sie dunkle Hüte und Röcke und weiße Hemden scheuen, während sie von grüner oder braungrauer Kleidung keine Notiz nehmen. Wer also Erfolg im Angeln haben will, muß sich eine dazu passende Kleidung anschaffen. — In Amsterdam wird nächstens eine internationale Ausstellung von allen nur immer möglichen Fischereigeräthschaften stattfinden.

Poetisches Kochbuch.

(Ein Flamrin. Kalt, mit Vanillesauce.)

Wenn in des Sommerabends linder Kühle
Dein müder Fuß im Kreis der Lieben ruht,
O wie erquickt dann nach des Tages Schwüle
Ein herzerquickend Labsal Geist und Muth!

So laß der Töchter Kochkunst sich entfalten,
Der süßen Speise Vorschrift ist bereit;
Schon seh' ich sie am Heerde freudig walten
Mit quirlend-rührender Geschäftigkeit.

Und wenn nun abgethan des Tages Mühen,
Wenn bei der trauten Lampe Dämmerschein
Des Gärtchens Blumen duftend Euch umblühen,
Dann mag sie oft Euch süße Labung sein

Recept.

Laß eine Kanne Milch am Feuer wallen
Und thu' — im Sieden — nach und nach hinein:
Sechs Loth gesiebten Zuckers, 6 Loth Mandeln,
Citrone auch, die sei gewiegt recht fein.
Dann nimm 6 Loth der allerbesten Stärke,
In kalter Milch vorher gut aufgelöst,
Die rühr' in's Kochende mit flinken Händen,
Und rühre, rühre, bis es Blasen stößt!
Rühr' auch 6 Dotter noch dazu, im Sieden;
Nimm's aus dem Ofen; rühre, eh's verkühlt,
Den Schnee hinein und schütt' es, um's zu stürzen,
In eine Form mit kalter Milch gespült.

Berthold Auerbach's Volkskalender für 1862. Mit dem 1. September können wir aus dem Verlage von Ernst Keil in Leipzig wieder den Volkskalender von Berth. Auerbach erwarten, den alten guten Freund, den man bislang überall herzlich willkommen geheißen. Er wird sich auch in diesem Jahre der alten freundlichen Aufnahme erfreuen dürfen, da Auerbach, den Forderungen des erneueten nationalen Geistes Rechnung tragend, nicht minder wie in den früheren Jahrgängen bemüht gewesen, an Stelle jenes zufälligen Allerlei, welches die Kalenderschriften gewöhnlichen Schlages darbieten, eine kräftige Nahrung von Männern der Wissenschaft zu bringen, die der Blüthe und Bildung Deutschlands würdig ist. — Die Illustrationen, von Künstlerhand angefertigt, gereichen dem Büchlein eben so sehr zur Zierde, als sie angenehme Unterhaltung bieten. Mehr als wir vermögen, wird der Kalender für sich selbst sprechen. Er enthält diesmal: Ein Kalendarium mit 12 Monatsbildern von Kaulbach. — Die Frau des Geschworenen. Eine Erzählung von B. Auerbach mit 12 Bildern von Paul Thumann. — Der Prellschuß von B. Auerbach. — Der letzte Hofnops. Eine humoristische Erzählung von M. v. R. mit 15 Zeichnungen von Ed. Ille in München. — Ein mitteldeutsches Waldrevier (Sonst und Jetzt). Von B. Sigismund. — Fleischspeise und Kraftbrühe von Rudolf Virchow in Berlin. — Flotte und Flagge. Von R. Andree. — Verlorne Dinge von A. Bernstein (Redacteur der Berliner Volkszeitung). — Lege deine Sorgen ab. Eine Mahnung zur Versicherung vom Geheimrath Ernst Engel (Director des Königl. Statist. Bureau's in Berlin). — Der hundertjährige Geburtstag eines echten Deutschen. — Ein Brief vom ersten deutschen Schützenfest.

Die für Preußen arrangirte Ausgabe erscheint bei A. Hofmann und Co. in Berlin.

Bei Ernst Keil in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eine Gemsjagd in Tyrol

von Friedrich Gerstäcker.

Mit 34 Illustrationen in Holzschnitt und 12 Lithographien nach Originalzeichnungen von C. Troſt.
Gr. 8. elegant broschirt 3 Thlr. 10 Ngr. — elegant geb. in englische Preßdecken mit Goldschnitt 4 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 35. 1861.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft.

Von Otto Ruppius.

(Schluß.)

Bei diesem Bedenken Reichardt's wurde der junge Frost, die Augen fest auf das Gesicht des Sprechenden gerichtet, einen Schatten blässer und neigte nur zustimmend den Kopf. „Sie wissen," fuhr Reichardt vor sich niedersehend fort, „daß ich letzten Sommer Ihre Schwester Margaret und Harriet Burton in Saratoga traf, und daß Harriet, die mein Geigen zum Tanz ein Niggergeschäft nannte, mich als Organisten nach Tennessee schickte. Ich hatte mit Margaret damals nur wenige Worte gewechselt, und doch waren sie hinreichend gewesen, mir das ganze Herz zu öffnen, als habe ich sie schon längst gekannt, als stehe ich auf durchaus gleicher Stufe mit ihr, und während mir Harriet trotz des engen Beisammenlebens in ihrer Heimath, trotz des Dankes, welchen ich ihr schuldete, innerlich völlig fremd blieb, war Margaret meine stete und liebste Erinnerung, mein Denken im Wachen und im Traume. — Sie wissen, wie ich in Ihr Geschäft kam," fuhr der Redende nach einem tiefen, halbunterdrückten Athemzuge fort, „entsinnen sich des ersten Abends, an welchem ich Ihrer Schwester wieder Ang' in Auge gegenüberstand — nun, John!" unterbrach er sich, entschlossen den Blick hebend, „an diesem Abende kam plötzlich die Erkenntniß über mich, daß ich eine Leidenschaft unbewußt in mir groß gezogen hatte, die, so sehr sie mich auch oft beglückt, mich doch jetzt um so elender machen mußte; ich war der jüngste Clerk im Geschäfte, hatte dazu meine Stellung nur Mr. Frost's Wohlwollen zu danken, und auch die leiseste Hoffnung für meine Herzenswünsche erschien mir Wahnsinn. Sie wissen, wie ich an diesem Abende Ihr Haus verließ, und das war der Anfang eines Kampfes gegen mich selbst, den ich redlich mit allen meinen Kräften durchfocht, der mich aber wohl aufgerieben hätte, wenn ich nicht als einzige Rettung zu dem Entschluß gekommen wäre, New-York zu verlassen. Da haben Sie Alles, was Ihnen räthselhaft erschienen sein mag!"

„Und nun?" rief John, in dessen gespanntem Blicke ein ganz neues, verändertes Leben zu blühen begann.

„Ich weiß kaum selbst, was ich Ihnen weiter sagen soll," erwiderte Reichardt, von Neuem das Auge senkend, „Harriet hatte mich errathen, übertrumpete mich und nahm mir das Wort ab zu bleiben —!"

„Das ist wirklich so?" fragte der Andere, als wage er der Gewißheit noch nicht vollen Raum zu geben. „Und doch —" brach er dann plötzlich aus, „ich glaube Ihnen, Reichardt, ich bin ein Esel gewesen, geben Sie mir einen Kuß!" Beide Arme schlang er um den überraschten Deutschen und zog diesen dann mit sich auf die bereitstehenden Stühle nieder. „Ich sage Ihnen, Mann, Sie haben mit Ihren Worten einen glücklichen Menschen gemacht," fuhr er erregt fort, „einen doppelt glücklichen, und ich will's Ihnen verzeihen, daß Sie mich und sich selbst so lange auf die Folterbank gespannt haben; es ist einmal so, wo die Mädchen in's Spiel kommen, wird auch der klügste zum Narren! Machen Sie Ihre Sache mit Margaret fertig — ich verstehe jetzt Vieles, was mir auch an ihr unverständlich war — und nach Allem, was bis jetzt geschehen, denke ich kaum, daß Vater einen großen Schrecken über die Geschichte bekommen wird. Daß ich mich aber einen Esel nanne — well, Sir! ich war bis heute noch nicht völlig über Ihre Beziehungen zu Harriet klar; als sie hier eintraf, wollten Sie plötzlich weg; heute Morgen erfahre ich, daß ein Brief von ihrem Vater angekommen ist — wann, weiß ich nicht — der sie wieder nach Hause ruft, und eben so plötzlich entschließen Sie sich wieder zu bleiben; ich habe mich gewehrt gegen die aufsteigenden Gedanken und konnte doch nicht davon loskommen — weg damit! Sie werden mich aber besser verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Harriet morgen in ihre Heimath zu begleiten und nicht ohne sie wieder zurückzukehren gedenke!"

„Und was treibt sie so schnell wieder weg?" fragte Reichardt, in dessen Innerm es bei John's Ergießung klarer, wolkenloser Frühlingshimmel geworden war.

„Familiengeschichten, Teufelsgeschichten!" erwiderte der Andere, „Mrs. Burton hat losgibber das Haus verlassen und ist abgereist, so viel ich verstehe, und Harriet soll ihren Vater nicht allein lassen. — Aber jetzt kommen Sie, um irgendwo einen Imbiß zu nehmen," rief er aufspringend, „ich habe noch so viel Geschäfte, daß ich nicht zum Essen nach Haus gehen kann, und Sie schenken mir die Zeit, die Sie noch haben. Heute Abend werden Sie natürlich, um von Harriet Abschied zu nehmen, in unserm Hause sein."

Als Beide den Broadway erreichten, holten sie den alten Frost ein. „Fertig mit Johnson?" fragte John, ihn aufhaltend.

„Ich glaube, wirklich fertig, und wir werden ihn schwerlich wieder in unserm Hause sehen!" entgegnete der Angeredete. „Er scheint so wenig an eine wohlmeinende Ermahnung gewöhnt zu sein oder eine Verpflichtung zum Dank anerkennen zu können, daß ich ihm den Stand der Dinge völlig habe klar machen müssen, und erst, als er sich schriftlich gebunden, die Hälfte der ihm verdienten Versicherungssumme zu Blad's Cintage in sein Geschäft zu schlagen, habe ich seine Forderung bewilligt. Sein Geschäft verliert nichts bei dem Arrangement, Blad aber erhält dadurch die

Macht, die er neben einem Menschen wie Johnson nur zu nöthig haben wird!" Mit einem freundlichen Nicken trennte er sich von den jungen Leuten. —

Der Geschäftsschluß war an diesem Abend kaum vorüber, als Reichardt sich auch schon auf dem Wege nach Frost's Hause befand. Ein Drängen und Zweifeln, ein Hoffen und Fürchten zog ihn mit Macht dahin und als er dort die Klingel faßte, meinte er kaum anders zu fühlen, als da er zum ersten Male hier gestanden hatte.

Er fand die sämmtlichen Familienglieder in dem hintern Zimmer, wo das Piano stand, versammelt. Sein erster Blick indessen flog nach Margaret; er sah ihr Gesicht bei seinem Eintreten aufglühen, aber ein helles, klares Lächeln grüßte ihn und schuf in seiner Seele plötzlich eine Gewißheit seines Glücks, die alle seine Seelenkräfte wie mit neuem, sprudelndem Leben durchströmte. Lachend beantwortete er John's launigen Gruß, trat mit einem fast muthwilligen Blicke Harriet's neckendem Auge, in welchem wieder der ganze sprühende Geist früherer Zeit erwacht zu sein schien, entgegen und faß bald, ein Gefühl wie beseligende Heimath im Herzen, unter den Uebrigen.

Es waren sonderbare Stunden, welche sich an diesem Abende folgten. Oft war ein Gespräch über die gewöhnlichsten Dinge im Gange, und doch schien es mit einem Interesse und einer glücklichen Laune geführt zu werden, als läge in jedem Worte noch ein anderer, geheimer Sinn. Bald stockte die Unterhaltung wieder gänzlich, während Jedes seine eigenen Gedanken zu verfolgen oder die eines Andern in dessen Augen errathen zu wollen schien, bis der alte Frost mit einigen Worten der Unterhaltung einen neuen Anstoß gab.

„O, da fällt mir etwas ein," rief Harriet mitten in einer solchen Pause, „Mr. Reichardt ist gewiß einmal so freundlich, uns das deutsche Lied zu singen, das er in meines Vaters Hause vortrug. Höre ich es nicht noch einmal, so quäle ich mich gewiß wieder Tag für Tag damit ab und finde doch die Melodie nicht!"

Bereitwillig erhob sich der Deutsche, während John herzu sprang, um das Piano zu öffnen.

„Zieh'n die lieben, gold'nen Sterne,"

begann der Erstere nach der Einleitung, kaum aber hatte er die Anfangs-Strophen gesungen, als es ihn wie ein unbeseiglicher Widerwille gegen das Musikstück überkam. Alle mit seiner „Schwester" Mathilde früher durchlebten Scenen schienen von den Klängen plötzlich vor seine Seele gerufen worden zu sein. Das Lied, in diesem Kreise gesungen, wollte ihm wie eine Verhöhnung und Entweihung seiner tiefsten, heiligen Gefühle erscheinen, wie ein Herüberziehen der geschwundenen Trübsal in sein jetziges Glück — er brach plötzlich ab und sprang auf. „Erlassen Sie mir das Stück heute Abend," sagte er fast bittend, „zum rechten Vortrag gehört auch die rechte Stimmung, und seit ich meine Heimath hier gefunden habe, vermisse ich wahrlich keine andere."

Fast unwillkürlich hatte sein Blick bei den letzten Worten Margaret's Auge gesucht, und wie ein helles Verständniß strahlte es ihm dort entgegen; Harriet aber war aufgesprungen und rief in lustigem Spotte: „O Sie können auch sentimental sein? Zur Strafe sollen Sie jetzt gerade dies Lied weiter singen!"

„Ich schaffe Ihnen die Noten und einen englischen Text obendrein, Miß!" gab Reichardt wie in halber Angst zurück. Zu seinem Glücke aber ließ die Meldung, daß der Abendtisch bereit sei, ein weiteres Verfahren gegen ihn nicht aufkommen.

Der alte Frost erhob sich, und die beiden Paare folgten. „O Miß Margaret," flüsterte Reichardt dem Mädchen zu, das leicht in seinen Arm gehangen neben ihm schritt, „wie geht es sich heute so anders zu Tische!"

Sie hob lächelnd das große Auge zu ihm. „Warum haben Sie nicht längst schon Ihre bösen Geister, die sicherlich nicht in unser Land passen, von sich gejagt?" fragte sie.

„O, Sie haben nur zu Recht; aber wahrlich," erwiderte er leise, indem er mit festem Drucke die über seinem Arme hängende kleine Hand faßte, die nur kurz sich dagegen sträubte, „Sie sollen nichts mehr von Gespensterfurcht an mir wahrzunehmen haben!"

Als Reichardt zwei Stunden später seine Wohnung wieder betrat, blickte ihm vom Tische sein Violinkasten entgegen, und es wurde ihm, als merke er erst jetzt, wie lange er das Instrument, diesen verschwiegenen Freund in Leid und Freud', vermißt habe. Bedurfte er doch eines Vertrauten im Augenblicke mehr als je, um sich aussprechen zu können. Denn hatte er sich auch tief glücklich gefühlt, als er Margaret zu Tische geleitet, so sollte er es doch noch in größerem Maße während des Mahls selbst werden. Da hatte John, der eine Weile nachdenklich gesessen, plötzlich begonnen: „Ich denke, Vater, Du wirst Dich mit Margaret ziemlich einsam fühlen, so lange ich weg bin, und ich möchte deshalb vorschlagen, daß Ihr Reichardt als meinen Stellvertreter bei den Mahlzeiten installiret — er scheint sich ja jetzt behaglicher in unserem Hause zu fühlen!" hatte er mit einem Blick auf Margaret hinzugesetzt, welcher dieser das Blut in die Wangen getrieben. Und der alte Frost schien angenehm von dem Gedanken berührt worden zu sein, und Reichardt hatte auf die Frage um seine Zustimmung nur mit ganzem Herzen sich zur Disposition stellen können, und so war er jetzt schon fast zum Familienglied geworden.

Als er den Violinkasten öffnete, blickte ihm, unter die Saiten des Instruments geschoben, ein zierliches Billet entgegen. Er entfaltete es rasch und las:

„Bruder Max!

Noch einmal einen herzlichen Gruß von der Schwester. Ich empfing Deinen Abfagebrief mit recht gemischten Empfindungen, aber es ist wohl besser so, daß wir unsere Wege nicht auf's Neue vereinigen — wenigstens besser für mich, die jetzt so glücklich und zufrieden ist, als sie es nur jemals zu werden erwartete. Laß uns also Abschied von einander nehmen, und sollte uns das Leben je wieder einmal zusammen führen, so möge das von der Noth hervorgerufene Geschwister-Verhältniß aus unserer Erinnerung getrichen sein — meinerseits glaube ich dies Mr. Fonfride zu schulden, und Dir kann ja am wenigsten an einer Vertraulichkeit gelegen sein, welche nur Deinem edelmüthigen Herzen entsprungen war. — Kaum glaube ich, daß wir unsere Kunstreisen noch für längere Zeit fortsetzen werden; sie waren ohnedies für Fonfride nur mehr das Steckenpferd des einzeln stehenden Mannes, und seit er in nähere Beziehungen zu einzelnen im gleichen Hotel mit uns wohnenden Familien getreten ist, scheint auch das Wanderfieber bei ihm nachzulassen. Er hat schon seit Deiner Absage davon gesprochen, nur eine Tour bis New-Orleans zu machen und von dort, ehe wir einen festen Wohnort wählen, mich zu einer Vergnügungsreise nach Frankreich mit hinüber zu nehmen.

So lebe denn wohl, Max, werde so glücklich als Du es verdienst, sei zum letzten Male gegrüßt und geküßt, und vergiß die Zeit, die trotz all ihrer Noth doch eine so glückliche für mich war.

Mathilde."

Reichardt blickte noch eine Weile sinnend in die Zeilen, er brachte den geschwundenen Tagen ein kurzes Todtenopfer. Dann aber rasch den Kopf hebend und mit hellen Augen vor sich, wie in eine sichtbare, sonnenbeglänzte Zukunft blickend, griff er nach seiner Geige, Alles was in ihm lebte, in der so lange entbehrten Zwiesprache mit den Klängen des Instruments ausströmend, und erst nach geraumer Zeit, als ihn ein frostiges Gefühl an seine kalte Stube mahnte, suchte er sein Bett.

Vier Wochen waren verstrichen, für Reichardt wie ein langer, heller Frühlingstag. Der alte Frost hatte mit jedem Tage mehr die unsichtbare Schranke, welche ihn trotz allen Wohlwollens von seinen Untergebenen trennte, fallen lassen und hielt den jungen Mann oft den größten Theil des Abends fest, sich in Gespräche über die verschiedensten Angelegenheiten des öffentlichen und geschäftlichen Lebens mit ihm vertiefend, oder sich beguem in den Lehnstuhl streckend, zu einer musikalischen Unterhaltung ermunternd. Mit einer ganz eigenthümlichen Befriedigung hatte Reichardt schon am zweiten Abend nach seinem Eintritt in die Familie in Margaret eine noteusfeste Pianospielerin entdeckt, und am dritten Tage war seine Violine nach Frost's Hause gewandert, wo sie von da ab ihren bleibenden Ruheplatz auf dem Piano fand. Trotz dieses engen Beisammenlebens aber war Margaret dem Deutschen äußerlich noch nicht um einen Zoll breit näher getreten, und nur ein innerliches gegenseitiges Verständniß schien ihrem Umgange mit jedem Tage eine größere Freiheit und Sicherheit zu geben; selbst als in der dritten und vierten Woche verschiedene Ball-Einladungen aus angesehenen Familien für Reichardt eintrafen, und er, eine

neue Bruderrolle übernehmend, oft allein an Margaret's Seite seinen Eintritt in die fashionable Gesellschaft machte, änderte sich dieses Verhältniß nicht, in dessen Reinheit und Offenheit er sich vorläufig glücklich fühlte. Meinte er doch mit jedem Tage unverhohlener in des Mädchens Auge zu lesen, was ihm Worte nur hätten sagen können, und hätte er doch überdies kaum gewußt, wie eine nähere Erklärung mit ihr herbeizuführen.

Da wurde ihm eines Morgens ein Brief von John von der Post gebracht. Einige Mal hatte er schon durch des alten Frost's oder Margaret's Vermittelung Grüße von dem Abwesenden erhalten, und mit einiger Verwunderung über diese jetzige directe Zuschrift beseitigte er den Umschlag. Er las:

„Liebster Freund!

Wir sind hier auf diesem prächtigen Stück Erde, das mir recht wohl gefallen könnte, wenn ich eben kein New-Yorker Kind wäre, bald zu Ende; wir — das heißt zuerst der alte Mr. Burton, der einen Theil seiner Besitzungen bereits verkauft hat, und den Rest verwalten lassen will, bis sich ein weiterer Käufer findet; und sodann Harriet und ich, von welchen Herrschaften ich weiter unten reden werde. Sie sind, wie ich durch Harriet weiß, mit den Vorfällen in der Familie bekannt, und so erzähle ich Ihnen denn, daß Curry, der geistliche Bod, während der Nacht durch Burton selbst aus dem Schlafzimmer von dessen sauberm Weibe geholt, von einigen handfesten Negern festgehalten und dann durch den Sheriff nach dem County-Gefängniß gebracht worden ist. Der alte Gentleman hat sich durch die Entdeckung wie durch Harriet's Entfernung so aus seiner gewöhnlichen Natur treiben lassen, daß er, ohne Schonung gegen Mrs. Burton, den klaren Sachverlauf zu Protokoll gegeben hat. Kaum ist aber die Sache ruchbar geworden, als sich auch ein Mob bildet, um das Gefängniß zu erbrechen und den Strafact in die eigene Hand zu nehmen; der Sheriff erläßt ein rasches Aufgebot an alle bessere Bürger, aber erst als das Gefängniß bereits gestürmt und der heilige Mann in den Händen des Volks, gelingt es, ihn halbtodt der kurzen Execution am nächsten Baume zu entziehen. Jetzt sitzt er in Nashville hinter Schloß und Riegel und sieht dem Zuchthause entgegen. Mrs. Burton hat sich über die ersten Schwierigkeiten durch Ohnmachten forthelfen wollen, der alte Herr aber hat noch dieselbe Nacht ihre sämmtlichen Sachen zusammenpacken lassen und sie selbst am Morgen mit der Postkutsche zu ihren Verwandten geschickt. Der Scheidungsproceß ist bereits eingeleitet, und die Entscheidung wird schnell genug erfolgen.

Als wir hier ankamen, war nun freilich der Gemüthszustand des alten Gentleman nicht eben der brillanteste, er hatte, seit er am Tage der Vorfälle von seinem Advocaten gekommen, keinen Schritt wieder aus dem Hause gethan, und als ich in der ersten passenden Stunde ihm den Vorschlag machte, mir Harriet zur Frau zu geben und mit uns nach New-York überzusiedeln, schien ich nur seinen halben Wünschen entgegen zu kommen. Er ist schneller auf meine Ideen eingegangen, als ich gehofft hatte, und was ein unermüdlicher New-Yorker zur Verwirklichung thun konnte, das habe ich gethan.

Nun aber, liebster Freund, kommt die Hauptsache.

Ich war mit Harriet schon, ehe wir New-York verließen, in Ordnung gekommen; als ich aber heute die Erwähnung unserer nahen Abreise benutzte, um sie zu nähern Festsetzungen über unsere Vereinigung zu bestimmen, erklärt sie mir, daß sie nicht eher an etwas wie Hochzeit denken werde, ehe nicht Ihr Verhältniß mit Margaret zur vollen Reife gediehen und Ihre Vereinigung bestimmt sei; beide Hochzeiten müßten zusammen gefeiert werden.

Jetzt, bester Freund und künftiger Bruder, frage ich Sie doch um Gotteswillen, wie steht es? Sie sehen, daß mir plötzlich Hände und Füße gebunden sind — melden Sie mir umgehend den Stand der Dinge, und was Sie durch einen raschen Entschluß vorher noch zu ordnen vermögen, das thun Sie — wenn nicht Ihret-, so doch um meinetwillen. Soll ich mich in Ihrer Sache an den Vater wenden, wenn Sie nicht gleich den Muth dazu finden können, so sagen Sie es, oder disponiren Sie in irgend einer Weise über mich; ich gehe jetzt für ihre allerbaldigste Schwangerschaft mitten durch den Höllenpfuhl.

Ihr John Frost."

Reichardt hatte die letzten beiden Sätze der Zuschrift dreimal durchgelesen; endlich legte er sie bei Seite, stützte den Kopf in beide Hände, und ein Schauer, aus Seligkeit und Bangen gemischt, überkam ihn. Plötzlich aber, wie zu einem Entschlusse gelangt, erhob er sich und blickte nach der Uhr. Es war noch über eine Stunde bis zur Mittagszeit im Frost'schen Hause. Behufsam riß er das erste Blatt des Briefs herab, faltete den Rest zusammen und dann rasch nach seinem Hute greifend verließ er die Office, in dem vordern Zimmer hinterlassend, daß er binnen einer Stunde wieder zurück sein werde.

Er hatte den Weg nach seiner jetzigen zweiten Heimath eingeschlagen und traf Margaret am Piano. Mit einer leichten Verwunderung in ihren Zügen erhob sich das Mädchen, als sie den Eintretenden erkannte, die sich noch zu erhöhen schien, als Reichardt herantrat und das bewegte Auge, ohne sogleich das erste Wort finden zu können, auf sie geheftet hielt.

„Ich habe soeben einen directen Brief von John in Bezug seines Verhältnisses zu Harriet erhalten, der mich veranlaßt, Sie einige Minuten allein zu sehen, Miß Margaret," begann er endlich, „und ohne Sie mit dem übrigen Inhalte zu plagen, bitte ich Sie nur, diese beiden Schlußsätze aufmerksam zu lesen."

Er reichte ihr mit leise bebender Hand den Brief, mit dem Finger die genannte Stelle bezeichnend. Sie warf noch einen kurzen, fast forschenden Blick in sein Gesicht und neigte dann den Kopf nach der Schrift — Reichardt hielt sie fest im Auge. Plötzlich schoß ein tiefes Roth in ihre Wangen, sich von hier aus über Stirn und Hals verbreitend; sie wandte sich, die Hand mit dem Briefe sinken lassend, rasch ab und schritt nach dem Fenster. Einen Augenblick nur stand Reichardt unschlüssig, im nächsten wußte er, daß jetzt der Augenblick da sei, sich volle Klarheit zu schaffen, und kühn im innern Drange schritt er ihr nach.

„Margaret, Sie wenden sich von mir?" fragte er, an ihre Seite tretend, und die volle Tiefe seiner Empfindung zitterte in seiner Stimme, „bin ich ein Thor gewesen, daß ich einer Hoffnung Raum gab und nicht floh, als ich noch die Kraft dazu hatte?"

Sie blieb wortlos in ihrer Stellung.

„Margaret," begann er dringender, „sehen Sie mich an und reden Sie ein Wort zu mir, ich kann nicht so von Ihnen gehen, ohne daß Alles, was ich bis jetzt mein Glück und meine Zukunft genannt, über mir zusammenbricht; sagen Sie mir, bin ich Ihnen nichts — nichts als der gewöhnliche Gesellschafter gewesen? — Margaret!" und aller Drang seines Herzens, die ganze Weiche seines Gefühls lag in dem Tone dieses letzten Wortes.

Da hob sie langsam den Kopf; noch glühte ihr Gesicht, und um den frischen Mund bebte es wie ein Wiederspiegeln ihrer erregten Seele, aber aus ihrem tiefen, feuchtglänzenden Auge blickte dem Harrenden eine ganze Welt von Liebe entgegen und ließ es wie einen urplötzlichen Rausch über ihn kommen. Er hatte sie umschlungen und wußte kaum, wie es geschehen, er bedeckte sie, die widerstandslos in seinen Armen hing, mit Küssen und sank sich erst wieder, als sie, eng an ihn geschmiegt, das Gesicht an seiner Brust geborgen hatte. Bald aber, wie sich zusammenraffend, erhob sie den Kopf und faßte seine beiden Hände. „Gehen Sie jetzt," sagte sie fast ängstlich, „gehen Sie, Vater kann jeden Augenblick hier sein!"

„O, er soll bald Alles wissen — ich fürchte ja die bösen Geister nicht mehr," rief Reichardt im überquellenden Bewußtsein seines Glücks, „aber," setzte er plötzlich in deutscher Sprache hinzu, „sag' einmal nur „Max" zu mir, Margaret, und ich gehe!"

Ein Lächeln voll tiefer Seele breitete sich über ihr Gesicht. „Geh jetzt, Max!" erwiderte sie deutsch und auf's Neue von einem dunkeln Roth übergossen, barg sie den Kopf an seiner Schulter. —

Den Rückweg nach der Office machte Reichardt fast nur mechanisch. Sich gewaltsam von den immer neu aufsteigenden Erinnerungen an die eben durchlebte Scene losreißend, hatte er alle seine Gedanken auf den nächsten, schwersten Schritt gerichtet, der sich als unmittelbar folgend aus dem jetzt vollbrachten entwickelte. Es wäre ihm unmöglich gewesen, zum Mittagstisch zu bleiben und dem alten Frost ruhig unter die Augen zu treten; eine Frage über sein Ausbleiben konnte nicht fehlen, und ehe er sich mit einer Lüge

half, war es besser, das, was einmal geschehen mußte, sofort zu thun — John sollte nicht sagen, daß er keinen Muth gehabt. Er wollte gerade und offen an Margaret's Vater schreiben, ehe dieser wieder mit ihm zusammentraf. Trotz dieses klaren Entschlusses hatte er, in der Office angelangt, dennoch ein starkes Gefühl von Zagen zu überwinden, ehe er nach der Feder griff, um die letzte Entscheidung seines Schicksals herbeizuführen, und eine geraume Zeit währte es, ehe er die passenden Anfangszeilen gefunden und seine Sätze in Fluß kamen.

Was er schrieb, war der völlige Abdruck seines Innern. Er schilderte mit kurzen Worten seinen früheren Seelenkampf, der ihn zu einem Verlassen des Geschäfts gedrängt, bis Harriet's Dazwischenkunft Hoffnungen in ihm geweckt, deren Erfüllung bisher als einfache Unmöglichkeit vor ihm gestanden; er erzählte von dem innigen Glück, welches ihm seitdem durch das engere Zusammenleben mit der Familie erblüht und daß er wohl noch lange keinen weiteren Schritt zu einer Aenderung dieser Verhältnisse gewagt hätte, wenn nicht John's Brief, welchen er beilegte, ihn zum Handeln getrieben. Er bekannte, daß seeben eine Verständigung zwischen ihm und Margaret stattgefunden, daß er aber nicht vermöge, ruhig zu sein, ohne seinem väterlichen Freunde die volle Sachlage eröffnet zu haben. Er sprach keine Bitte aus, äußerte keine Hoffnung, der Brief war nichts als ein vertrauungsvolles Bekenntniß, und so, als er ihn noch einmal durchlesen, schloß er ihn mit einem tiefen Athemzuge und sandte ihn durch einen der Porters nach Frost's Hause. Es war bald vier Uhr geworden, als er geendigt; aber er wußte, daß Frost vor Vier nie seine Wohnung verließ.

Und nun folgte eine Stunde „Hangens und Bangens in schwebender Pein." Bald wollte ihm der rasch gethane Schritt als die größte Uebereilung seines ganzen Lebens erscheinen, bald traten ihm wieder Frost's wohlwollende Züge vor die Augen, und er suchte sich zu vergegenwärtigen, welchen Ausdruck sie wohl beim Lesen seines Briefs annehmen würden, bald überredete er sich selbst, daß es in der Lage, in welcher er sich befand, kaum einen andern Weg als den eingeschlagenen für ihn hätte geben können. Es war bald fünf Uhr geworden, ohne daß er zu einem Striche an seinen Arbeiten gekommen wäre; mit jeder weiteren Minute aber begann mehr eine stille Bangigkeit über Frost's verzögerte Ankunft sich seiner zu bemächtigen, und doch, wenn er sich ihn eintreten dachte, hätte er die Entscheidung gern noch weiter hinausgeschoben.

Da öffnete sich plötzlich, ohne daß er ein vorheriges Geräusch vernommen, die Thür; ernst trat der alte Handelsherr in's Zimmer und schritt mit einem: „Kommen Sie herein, Reichardt!" hindurch. — Der Angeredete aber hätte nicht zu sagen vermocht, ob die Worte kurz oder freundlich gewesen waren. Nur einige Secunden gebrauchte, um mit einem kräftigen Athemzuge seine Brust zu erweitern und seinen ganzen Muth zusammenzuraffen, folgte er.

Frost hatte sich auf einen der Divans geworfen und deutete mit einem: „Setzen Sie sich einmal hierher, lieber Freund!" auf einen bereits herbeigezogenen Stuhl. Wie sich einen Moment sammelnd blickte er vor sich nieder, Reichardt aber meinte während dieser Pause sein eigenes Herz schlagen zu hören.

„Sie haben mir einen Brief geschrieben," begann endlich der Aeltere aufsehend, „und ich muß Ihnen sagen, daß Vieles des darin Enthaltenen mir nicht ganz unbekannt war, wenn ich auch kaum einen so raschen Schritt wie Ihren heutigen von Ihnen erwartete. Wie alt sind Sie wohl, Sir?"

„Ein und zwanzig Jahr geworden!" erwiderte der Deutsche haltlaut.

„Very well, und Margaret ist erst siebzehn," nickte Frost; „ich gestehe Ihnen aber, daß ich die allzufrühen Heirathen nicht liebe, wenn ich auch Ihrer geistigen Reife gern vollen Credit gebe. Selbst John hat noch Zeit, besonders da durch die Uebersiedelung von Harriet's Vater jede Nothwendigkeit für eine beeilte Vereinigung der jungen Leute wegfällt, und ich werde ihm noch heute meine Ansicht darüber mittheilen. Indessen," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, während dem langsam die Farbe aus Reichardt's Backen gewichen war, „will ich gern diese Gelegenheit wahrnehmen, um Ihnen offen meine Absichten und Wünsche in Bezug auf Sie mitzutheilen, so wenig ich auch daran dachte, daß dies jetzt schon geschehen solle. Sie sind mir lieb, Reichardt, ich habe Vertrauen zu Ihrem Charakter und Ihrer eigenthümlich gebildeten Natur, und ich habe mir gesagt, daß Sie einmal für John, sobald dieser das Geschäft übernähme, eine nothwendige Ergänzung bilden würden, während einige Mängel Ihrerseits, wenigstens Mängel für unser Amerika, die gerade aus Ihren besten Eigenschaften entspringen, durch John paralysirt werden müßten. Ich habe mir ferner gesagt, als ich die erste Ahnung von Ihrer Neigung zu Margaret erhielt, daß es ein reiner Gewinn sei, wenn deren mütterliches Vermögen für das Geschäft durch Sie erhalten blieb, und so gesteht Ihnen der Kaufmann, daß ihre Wünsche mit dem natürlichsten Interesse meinerseits zusammentrafen, denen ich als Mensch, der ich selbst meine Carriere vom armen Eleck auf gemacht habe, kaum etwas entgegen zu setzen gehabt hätte. Aber Sie sind noch in einem Alter, Reichardt, in welchem sich, so viel ich auch von Ihnen hoffe, niemals eine bestimmte Garantie für eine Neigung geben läßt, und Margaret soll ebenfalls erst noch die Welt sehen und sich prüfen; ich will jetzt nicht stören in ein Verhältniß greifen, das sich einmal entsponnen hat, indessen lassen Sie vorläufig einmal ein Jahr oder länger verstreichen, ehe Sie mir wieder einen Brief, ähnlich dem heutigen, schreiben."

Mit jedem Worte des Sprechenden war die Farbe mehr in Reichardt's Gesicht zurückgekehrt, seine Augen glänzten auf und wurden größer, zwischen ihnen indessen stand eine sichtlich peinliche Spannung auf das „aber" des Schlußsatzes, das nicht ausbleiben konnte. Es kam, und kaum hatte er den Sinn desselben ergründet, als er auch aufsprang und mit beiden Händen die Rechte des alten Herrn faßte. „Mr. Frost —!" mehr ließ ihm seine innere Bewegung nicht sprechen.

„All right, Sir! ich weiß, wie Sie's meinen!" rief Jener sich erhebend und kräftig des jungen Mannes Hand schüttelnd, „bleiben Sie, wie Sie sind, und Sie sorgen für unser beiderseitiges Interesse. —"

Reichardt war nach seinem Arbeitsplatze zurückgekehrt, aber es litt ihn hier nicht länger; er mußte hinaus und sich Luft machen. Laufende Geschäfte gab es um diese Tageszeit für ihn fast nie, und so griff er nach seinem Hute, raschen Schrittes die Office verlassend. An dem Ausgange zur Straße lief er fast einen ihm begegnenden Menschen über den Haufen, fühlte sich aber auch zugleich fest am Arme gefaßt. „Was ist's denn, brennt's oben?" Der Kupferschmied war es, der ihm lustig die Worte entgegenwarf und das Gesicht des Eilenden nach dem seinigen kehrte.

„Meißner!" rief der Letztere angenehm überrascht, „wo stecken Sie denn, daß ich Sie niemals mehr sehe?"

„Arbeit, fürchterliche Arbeit, aber auch Bezahlung danach!" war die Erwiderung, „er hat seinen Mann gekannt, der Mr. Frost, als er mich unterbrachte, und gewußt, was ich brauche. Noch zwei Jahre so, Reichardt, und ich habe mit meinem Bischen zusammen eine Farm, wie sie nir schon lange in der Nase steckt. Aber noch einmal, was rebellirt denn in Ihrem Kopfe?"

Reichardt blickte ihn mit leuchtenden Augen an. „Sie wissen noch immer nicht, warum ich hier fort wollte, und nicht, warum ich wieder blieb," sagte er mit gedämpfter Stimme; „haben Sie wohl, als Sie in Frost's Hause waren, eine junge Dame dort gesehen?"

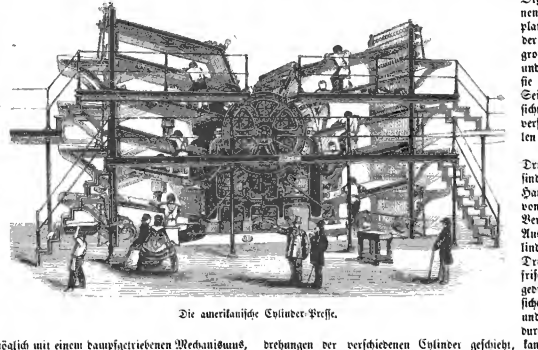
Gespannt nickte der Andere.

„Meißner, das wird meine Frau!" rief ihm Reichardt im ausbrechenden Glücke in's Ohr, faßte dann dessen Kopf mit einem derben Schütteln zwischen seine Hände und eilte davon. Der Kupferschmied aber sah ihm einige Secunden wie verblüfft nach, ließ dann einen haltlauten Pfiff hören und brummte, mit der Faust in die flache Hand schlagend: „Wahr, und wieder wahr: Nur immer laufen lassen, was sich nicht halten läßt!"

Die amerikanische Cylinder-Presse.

Unter dem elektrischen Drahtnetzwerke, das sich immer dichter über den Londoner Häuser- und Schornsteinmassen verstrickt, bemerkt man leicht hier und da einen Mittelpunkt zusammenlaufender Fäden, die sich an hohen thurmartigen Säulen vereinigen und von da in's Innere herabzucken. Ganz besonders fällt ein so geschmückter Palast in der Zeitungsgegend der City auf. Es ist die tägliche Geburts- und Werkstätte einer der drei Penny-Zeitungen: „Standard", „Daily Telegraph" und „Morning Star", deren jede täglich in 48 Foliospalten à 150 Zeilen, à 40—50 Buchstaben und daher — mit Rücksicht auf die vielen enggedruckten Theile — in ungefähr 8000 Zeilen und beinahe einer halben Million Buchstaben erscheint und jeden Morgen frisch überall hundert Meilen rund um London für einen Penny oder 10 Pfennige tausendfach ausgeschrieen und Millionen von Menschen in Omnibus, Eisenbahnen und Dampfschiffen vor die Nase gestoßen wird. Die drei Penny-Zeitungen erscheinen täglich in mehr als 200,000 Exemplaren, wovon auf eine einzige mehr als die Hälfte kommen.

Ueber 100,000 Exemplare, jedes mit etwa einer halben Million Buchstaben, alle Morgen frisch, das will geschrieben, gesetzt und besonders gedruckt sein!



Die amerikanische Cylinder-Presse.

Beachten wir hier blos das letzte Wunder — den Druck. Wer nur die oberflächlichste Kenntniß von dem Mechanismus des Druckens, auch in seiner vollkommensten Art mit Dampf, besitzt, wird sich sagen, daß eine Zeitung, die immer von Abend bis etwa Morgens um 2 Uhr geschrieben und gesetzt wird, nicht mit den bei uns bekannten vollkommensten Mitteln schon früh um 7 Uhr in 100,000 Exemplaren über die Welt hin fliegen kann.

Dies ist nur möglich mit einem dampfgetriebenen Mechanismus, der mehr leistet, als alle in Deutschland bis jetzt thätigen Dampfpressen, mit der Hoe'schen „Zehn-Cylinder-Typen-Revolvirungs-Maschine", wie sie officiell genannt wird. Meines Wissens ist noch kein solches Wunder in Deutschland thätig. Man könnte sie hier auch schwerlich verwerthen und genügend füttern. Polizei und Steuern und eine altväterische, faule Art, Zeitungen zum Verkauf zu bieten und zu lesen, also Behörden und Publicum und Zeitungseigenthümer zugleich zorgen nach Kräften dafür, daß keine Zeitung wohlfeil, frisch und in 100,000 Exemplaren erscheine.

Die Hoe'sche Maschine wird aber auch bei uns nöthig werden, wenn die Schwingen unseres geistigen und materiellen Lebens von den Bleigewichten politischer Furcht und von unserer eigenen Schwerfälligkeit befreit sind. Bis jetzt hat es blos ein Organ in Deutschland bis über 100,000 Exemplare gebracht, keine Zeitung, sondern das Blatt, das der Leser nicht erst zu suchen braucht, wenn er die Gartenlaube liest.

Sie hat auch zuerst auf die Hoe'sche Presse aufmerksam gemacht. Wir versuchen hier, mit Hülfe einer Abbildung, eine bestimmtere Vorstellung von diesem genialen und praktischen Wunderwerk des amerikanischen Oberst Richard Hoe (sprpr. Hoh) beizubringen, ohne uns dabei auf technische Einzelnheiten einzulassen, die ohne technische Vorkenntnisse und entsprechende mathematische und mechanische Einzelnheiten doch schwerlich verständlich werden würden.

Das Haupt- und Mittelstück der Maschine ist ein horizontaler, großer Cylinder, 4½ Fuß Durchmesser, der sich, mit den gesetzten Buchstaben auf einem Theil seiner Oberfläche, dreht und damit andere Cylinder, die sich an ihn schließen, in drehende Bewegung setzt. Die abzudruckenden Buchstaben oder Typen nehmen blos ein Viertel der Cylinder-Oberfläche ein, der andere Raum dient mit als Druckerschwärze verbreitendes Mittel. Um diesen Haupt-Cylinder herum liegen parallel zehn kleinere, die Druck-Cylinder, die, während sich ersterer je einmal umdreht, jeder einen weißen Bogen Papier drehend gegen die Typen drucken und so mit jeder Umdrehung des großen Cylinders zehn bedruckte Bogen liefern. Zu beiden Seiten dieses Walzwerks sehen wir in den verschiedenen Etagen der Maschine Jungen, welche jeden der zehn Druck-Cylinder immer mit neuen Bogen versehen. Das ist eine sehr einfache Operation. Die Bogen liegen platt über einander vor ihnen, sobald sie immer nur den obersten durch einen Druck und Strich mit einem platten Stück Elfenbein zu lockern und an dem einen Rande ein wenig zu lüften brauchen, um sie den metallenen Fingern der Maschine zugänglich zu machen, die dann von selbst den Bogen glatt und sicher in den Mechanismus reißen. Dieser bedruckt die Bogen und liefert sie sicherer, leichter und schneller, als irgend ein intelligenter Organismus erlernen könnte, bedruckt platt über einander mit Hülfe von großen Klappen und Flügeln, wie sie auf der rechten Seite besonders sichtbar werden, auf verschiedenen Stellen ab.

Die Quelle der Druckerschwärze befindet sich unter dem Haupt-Cylinder, von wo sie durch Vertheilungs- und Ausgleichungs-Cylinder nach jeder Druck-Operation frisch auf die Typen gebracht wird. Die sichere, leichte Art und Weise, wie dies durch bloße Umdrehungen der verschiedenen Cylinder geschieht, kann hier um so weniger veranschaulicht werden, als wir im Bilde gerade vor der Maschine stehen und keinen Anblick von einer Seite gewinnen.

Wir bemerken nur noch, daß die Leichtigkeit und Sicherheit, womit die Maschine 20—30,000 Bogen in der Stunde druckt, auch das dünnste und schwächste, daher wohlfeilste Stroh-Druckpapier verwendbar macht, wie denn auch alle drei Penny-Zeitungen auf solchem Papier erscheinen, wenn sie sich inzwischen nicht schon der befreiten Einfuhr ausländischen Papiers Deutschland befreuert höchst unnöthet noch die Lumpenausfuhr) bemächtigt haben und deutsches Papier brauchen.

Ein großer Vortheil der Maschine ist noch, daß trotz der gerundeten Stellung der Typen-Formen gewöhnliche Typen verwendet werden, nicht, wie für andere Cylinder-Pressen, expreß dazu gegossene. Die Querlinien, womit die Typen befestigt werden, müssen natürlich dem Cylinder entsprechend etwas gerundet sein, während die längs angebrachten ganz gerade sind. Die einfachen mechanischen Vorrichtungen zur Befestigung der gradlinigen Typen in der rundlich gebogenen Form, sobald sie sogar stehen bleiben, als in einer ganz ebenen, beruhen auf Schraubenwerken, die sich ohne Zeichnung nicht leicht erklären lassen. Hier kam's uns blos darauf an, ein Bild von der Maschine zu geben, welche im Stande ist, in jeder Stunde 30,000 Bogen zu bedrucken, welche Leistung, bloßen Menschenhänden anvertraut, kaum für den hundertfachen Preis möglich wäre.

Sie wird von einer 24-Pferdekraft-Maschine getrieben, die jeden Augenblick von der Einwirkung auf die Presse so getrennt

werden kann, daß letztere in demselben Augenblicke absolut still steht, um durch einen einzigen Griff wieder sofort in Arbeit versetzt zu werden.

Die Presse wiegt über 900 Centner, ist 35 Fuß lang, 12 breit und 18 hoch. Sie kostet an Ort und Stelle in der Hoe'schen Anstalt etwa 8000 Pfund Sterling und einen guten Theil Transport in 40—50 verschiedenen Kisten und Kasten. Sie arbeiten zu sehen, ist ein Genuß, den sonst keine dampfsuchanische Thätigkeit gewähren kann, da sich hier Großartigkeit und spielende Freiheit mit wunderbar erscheinenten Wirkungen vereinigen.

Ein Blatt des Gedenkens an die Wittwe Jean Paul's.

An einem Nachmittage in den ersten Tagen des Februar 1860 versammelte sich vor dem Leichenhause des Münchner Friedhofes eine kleine Zahl von Männern, um einer Frau das Grabesgeleite zu geben, die das beneidenswerthe Erdenloos betroffen hatte, einst die Gattin Jean Paul Friedrich Richter's zu heißen.

Unter der kleinen Zahl von Leidtragenden waren nur wenig künstlerische und literarische Namen vertreten, an denen München in neuester Zeit doch nicht arm ist, nur der alte Vogel v. Vogelstein und Riehl waren zu bemerken. Die Uebrigen glänzten durch ihre Abwesenheit. Der protestantische Geistliche hielt eine lange Rede, in welcher er nebenbei zu bemerken beliebte, daß die Verstorbene die Gattin eines berühmten Mannes gewesen sei, dazu heulte ein eisiger Wind über das Öde, offene Grab hin — die Zuhörer fröstelten — es war ein recht trauriges, in Rückblick auf das reiche Leben der Verblichenen unwürdiges Begräbniß.

Der Verfasser dieser Zeilen war nicht nur unter den Anwesenden, sondern auch unter den aus vollem Herzen Leidtragenden. Seine Gedanken gingen von diesem einsamen Grabe nach einem anderen, weit von diesem entfernten, am Fuße des Fichtelgebirges gelegenen, nach dem Grabe auf dem Baireuther Kirchhofe, das Jean Paul und seinen Sohn umschließt. Er hätte so gern seinen Gefühlen und Erinnerungen an dieser Stätte einen Ausdruck gegeben, aber allen den Anwesenden stand bereits die Furcht vor Erkältung auf den Mienen geschrieben, und Erkältung ist in München bekanntlich eine sehr gefährliche Sache.

Wo der Schwerpunkt unseres Wirkens war, da sollte auch die Stätte unserer Ruhe sein, nur so hätte die Wittwe Jean Paul's ihr letztes Plätzchen auf dem schönen Kirchhofe in Baireuth finden müssen, an der Seite ihres Gatten und ihres Sohnes, in der Umgebung der Gräber theurer Freunde, die um Jean Paul's Ruhestätte gleichsam Grabeswacht hielten. Wie frei und heiter ist der Baireuther Kirchhof gelegen, wie still und traulich ist dieses grüne Plätzchen, Jean Paul's Grab, das noch von den Eschen des Grabes der Freundin beschattet wird! wie eng und dumpfig dagegen ist das Münchener campo santo, wie öde und schaurig hier das Grab! Eine Frau wie die Wittwe Jean Paul's, die, ausgestattet mit seinem Verstande und hoher geistiger Selbstständigkeit, ihre einzige und ganze Bedeutung in der Unterordnung unter einen höheren Geist findet, ist in der That bedeutend und wäre schon für sich selbst unseres Interesses würdig, auch ohne den Strahlenglanz, mit dem ein Dichterhaupt auch das ihrige umgogen hat.

Aus dem geistig regen Berlin, aus glänzenden Verhältnissen war sie im ersten Jahre dieses Jahrhunderts dem Dichter in die Einsamkeit und Einfachheit seines Lebens gefolgt. Jean Paul war in seiner Jugend eine Gestalt für alle Frauenherzen. Hoch und schlank von Gestalt, hatte er einen Kopf von echt germanischer Schönheit: ein großes, tiefes blaues Auge, eine gewölbte Stirn, blondes in's Bräunliche spielendes gewelltes Haar und dazu etwas Unfugbares in seiner Stimme, das, vereint mit hoher Begeisterungsfähigkeit, die Herzen Aller bezwang. Von seinem ersten Erscheinen in Weimar 1796 an bis zu seiner zweiten Anwesenheit in Berlin 1801 war sein Leben ein immerwährender Triumphzug durch die Herzen der Frauen zu nennen. Sie zogen ihm nach wie einem anderen Rattenfänger von Hameln. Er hatte heiße Liebeskämpfe zu bestehen mit Charlotte von Kalb, Emilie von Berlepsch, mit Caroline von F., einer Hofdame der Herzogin von Hildburghausen. Glänzend und genialisch erfüllten sie seine Phantasie — aber nicht sein Herz, dieses war nur einer aufbehalten, Carolinen, der Tochter des Geheimen Obertribunalraths Meyer in Berlin.

Nach einem längeren Aufenthalte am Hofe der Herzogin von Hildburghausen, einer der vier Schwestern auf dem Throne, an die er die Widmung des Titan gerichtet hatte, nach einer neuen Herzenstäuschung mit der erwähnten Hofdame, war der bereits in der Mitte der dreißiger Jahre stehende Dichter damals nach Berlin gekommen, und hier, auf der Grenze zweier Jahrhunderte, auf der Höhe seines Schaffens und seines Ruhmes, sollte er durch ein Zusammentreffen von Umständen, welches wir kurzsichtige Menschen Zufall nennen, diejenige finden, welche alle Ansprüche an das Weib seines Herzens und seiner Wahl zu erfüllen versprach. Der gelehrte Kriegsrath Zöllner hatte zu Ehren des Dichters ein großes Gartenfest veranstaltet. Es war jene social unschuldige Zeit, wo ein preußischer Minister einen deutschen Dichter noch zur Tafel einlud, und Jean Paul hatte beim Minister von Alvensleben gegessen, so daß er um einige Stunden später, als die Gesellschaft geladen war, in dem Gesellschaftslocal eintraf. Nur noch ein Platz am Ende der Tafel war leer, an der Seite Carolinens, den der Dichter denn auch sofort einnahm und den ganzen Abend nicht mehr verließ, so sehr hatte ihn seine Nachbarin durch ihre mädchenhafte Anmuth, die Einfachheit und Feinheit ihrer Manieren, durch Geist, Bildung, Reinheit der Gesinnung, Verehrung alles Schönen und Großen, vor Allem aber durch jenes selbstlose, unbegrenzte Wohlwollen für alle Menschen, welches er bei den Frauen bisher gesucht, aber nicht gefunden hatte, zu fesseln gewußt. Dieser Abend hatte für sein Herz entschieden, doch erklärte er sich bestimmt erst nach einem halben Jahre in einem Briefe an den Vater.

Ein Dichter auch im Leben, feierte er im Wonnemonate seine Hochzeit, zu welcher ihm die Königin Louise von Preußen durch den Herzog Georg von Mecklenburg, ihren Bruder, ein silbernes Theeservice überreichen ließ.

Ueber diese erste Begegnung Jean Paul's mit seiner Gattin war lange Zeit eine andere Lesart in Umlauf, die romantischer klang als jene. Nach dieser hätte Jean Paul, eingeladen bei Carolinens Vater, der sich für literarische Bestrebungen lebhaft interessirte, sich nach Tisch in ein Zimmer zurückgezogen und sei dort eingeschlafen; Caroline sei ohne Vorwissen durch ein Geschäft in das Zimmer geraten, hätte den schlafenden schönen Dichter erblickt und sich nicht enthalten können, auf seine Lippen einen Kuß zu drücken. Jean Paul sei erwacht, aufgesprungen und dem tief beschämten Mädchen mit den Worten nachgeeilt: Sie müssen meine Frau werden! An der ganzen Geschichte ist aber kein Wort wahr. Dieselbe war nach der Versicherung der Gattin Jean Paul's die böswillige Erfindung eines neidischen Mädchens, das sich auf Jean Paul Hoffnung gemacht hatte.

Als vorläufiger Wohnort des jungen Paares war Meiningen bestimmt, wo Einsamkeit und die freundlichen Beziehungen des Dichters zum Herzog einen ebenso angenehmen als poetisch fruchtreichen Aufenthalt versprachen. Auf dem Wege dahin stellte der neugeadelte Legationsrath, welchen Titel Richter kurz vor seiner Verheirathung von dem Herzog von Hildburghausen erhalten hatte, die junge Frau dem Dichterheere in Weimar vor. Sie fand durch Natürlichkeit, Anmuth und Geist, namentlich in den Kreisen von Herder, Wieland, Knebel und Einsiedel, großen Beifall, auch die Herzogin Amalie zeichnete sie besonders aus und versprach bei dem ersten freudigen Familienereignisse die Pathenstelle zu übernehmen. Nur Goethe und Schiller mit ihren geläuterten Schönheitsidealen verhielten sich diesmal gegen den formlosen Dichter und dessen Frau mit auffallender Zurückhaltung, und auf der andern Seite war die junge Frau in ihrem sittlichen Gefühle um keinen Preis zu bewegen, Goethe's Haus zu betreten, wo bereits Fräulein Vulpius ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Ihre Bekanntschaft mit Goethe beschränkte sich daher auf ein flüchtiges Begegnen am dritten Orte. Noch schlimmer war es ihr mit Schiller ergangen, den sie im Theater bei einer Vorstellung des Wallenstein und auch nur aus der Ferne gesehen hatte.

Der Aufenthalt in Meiningen währte trotz der Bitten des

Herzogs und der Anerbietungen des Präsidenten von Heim nur zwei Jahre. Von Meiningen wurde für ein Jahr der Wohnsitz nach Coburg, immer näher an Baireuth, verlegt, bis dann die Uebersiedelung nach dem Ziele der Sehnsucht Jean Paul's, nach dessen geliebtem sonnigen Marientha[illegible] am Südabhange des Fichtelgebirges, nach Baireuth, vollständig geschah. Hier übte die Verstorbene fast durch ein halbes Jahrhundert, still und verborgen vor der Welt, jene hohen Tugenden, welche ihr bis an's Lebensende die Achtung und Verehrung aller derer erworben haben, welche das Glück hatten, auf ihrem Lebenswege ihr zu begegnen. Wenn auch Manche finden wollen, daß im Aeußern Baireuth, natürlich reducirt, mit Berlin eine auffallende Aehnlichkeit habe, so läßt sich das weniger von der Gesellschaft sagen, obwohl es damals in dieser Richtung noch besser war, als heute. Wir wollen damit nur andeuten, wie schwer es jeder anderen Frau mit weniger Genügsamkeit und Lebenskluqheit geworden wäre, sich in die neuen, oft kleinlichen gesellschaftlichen Verhältnisse zu finden. Aber der Liebe wird Alles leicht. Die junge Gattin und Mutter war mit ihrem Herzen ganz in die Herzen ihres Gatten und ihrer drei Kinder hineingewachsen. Sie war für Jean Paul die leise, die unsichtbare Hand, die vor ihm her Alles aus dem Wege räumte, was den hohen Schwung seines Geistes hätte hemmen können. Sie war ihm Natalie und Lenette zugleich, Natalie, mit der er von den höchsten Dingen reden konnte, Lenette, die ihm die saftigsten Braten vorsetzte. Sie allein hatte seine hieroglyphischen Charaktere, die er Schrift nannte, entziffern können. Was er Tags über geschrieben hatte, ging Abends zum Copiren in ihre Hände über. War auf diese Weise ein Werk beendigt, so wurde es von beiden Seiten einer genauen Durchsicht unterzogen und ein Heft angelegt, in welches die Ergänzungen mit dem Zeichen eines Quadrates und einer Zahl eingetragen wurden, während eine bloße Einschaltung nur mit einem Halbmonde bezeichnet war. Die Folge einer zweiten Durchsicht war ein zweites Heft, welches zur Aufnahme der Ergänzungen jener Ergänzungen bestimmt war. Daher dieses Einschaltungssystem, dieser endlose Periodenbau in den Werken des Dichters, der übrigens an seinen Erzeugnissen außerordentlich feilte und nicht das kleinste Billet ohne eine originelle Wendung des Gedankens schreiben konnte.

Auf diese Weise hatte die Gattin alle von 1801—1818 erschienenen Werke copirt, später übernahm die älteste Tochter diese Beschäftigung, nicht ohne Gefahr für ihre eigne geistige Selbstständigkeit. Aller Geist ist egoistisch, und Jean Paul war ein so mächtiger, daß er ganz unbewußt seine geistige Eigenart neben sich bestehen ließ. So mußte sich auch die Gattin allmählich von dem mächtigen Magnete anziehen lassen und nahm unwillkürlich seine Sym- und Antipathien an. Namentlich war dies in literarischer Beziehung der Fall. Herder und später die Romantiker standen ihrem Gefühl und Geschmacke näher, als Goethe und Schiller; nächst jenen waren ihr Sterne, Swift, Smolett lieb, von denen sie noch in späteren Jahren die durchlesenen Handexemplare Jean Paul's besaß. Von dem regen Bildungseifer der Frau möchte am deutlichsten der Umstand sprechen, daß die fast siebenzigjährige noch englischen Unterricht nahm.

Alle Humoristen lieben eine gute Küche, und bei Jean Paul war dies in den Jahren seiner Ehe um so mehr der Fall, als er früher die Genüsse des Lebens hatte entbehren müssen. Wie er in seinem ganzen Leben die Beziehungen zu seiner Jugend festhielt, so liebte er auch die Speisen in der Art, wie sie seine Mutter einst zubereitet hatte. Nicht ohne Mühe gelang es der jungen Frau, dieses Geheimniß der Zubereitung zu ergründen. Ihr zarter Sinn wußte seinen Neigungen und Liebhabereien in jeder Weise entgegenzukommen. So fehlte am Martinitage nie eine fette Gans auf dem Tische. Jedes der Kirchenfeste hatte sein eigenes Gebäck, und Weihnachten durfte die Stolle um keinen Preis fehlen, und die Stolle mußte aus Hof sein. „Natürlich aber muß ich sie selbst, und die größte Lust hatte ich, wenn er beim Essen derselben meinte, in Hof habe man doch einen eigenthümlichen Vortheil in der Bereitung des Backwerkes.“ Bei diesen Worten lächelte sie und freute sich in späten Tagen noch über diese ökonomische Mystification.

Der Tod des einzigen einundzwanzigjährigen Sohnes hatte ihrem liebenden Mutterherzen eine tiefe Wunde geschlagen, und da zu mußte sie ihren eigenen ungeheueren Schmerz in die Brust zurückdrängen, um den des Vaters zu mildern. Max Richter war das Opfer des Ruhmes seines Vaters, er wollte in dessen Fußstapfen treten, verzweifelte an seiner Kraft und rieb sich innerlich selbst auf. Die Mutter liebte diesen an Körper und Geist gleich hoffnungsvollen Sohn, wie nur je eine Mutter ein Kind geliebt hat. Noch am Ende ihrer Tage war das Andenken an diesen Sohn der nie versiegende Thränenquell ihres Herzens. Oft traf der Verfasser sie lesend in den Briefen des Sohnes oder denen des damaligen Prorectors der Universität Heidelberg, des Hofrathe Schwarz, der über den strebenden, ringenden Jüngling für das Mutterherz wahre Dithyramben geschrieben hatte.

Wenn man bisher von Jean Paul's Privatleben sprach, legte man den Beziehungen zu einer Frau eine Bedeutung bei, die jedenfalls übertrieben ist. Frau Rollwenzel, die Wirthin am Wege nach Eremitage, war eine ganz gute, biedere Frau, die vortreffliche Kuchen but und eine Stärke in der Bereitung von Karpfen besaß, aber eine Frau, an welche den Dichter lediglich die Gewohnheit fesselte und vielleicht auch eine kleine Dosis von Eigenliebe, deren Reiz gerade in der Bewunderung einer Frau auf dieser niedern Stufe der Gesellschaft lag. Frau Rollwenzel wurde stets, wenn ihr der Dichter seine Producte vorlas. Ja, aber sicherlich hat sie nicht verstanden, was er ihr las, und gewiß hatte ein ehrenfester Leichensermon des kräftigen Pfarrers von St. Johannis bei ihr dieselbe Wirkung gethan.

Von innigeren Beziehungen, die man hier und da hatte durchschimmern lassen, konnte nicht die Rede sein. Wenn wir auch zugeben, daß die Ehe Jean Paul's nicht ohne jene Conflicte blieb, die jeder tiefere, geistige Inhalt dieses heiligen Verhältnisses bedingt, Conflicte, die um so tiefer sein werden, je bedeutender zwei Naturen, so war doch seine Gesinnung zu rein, sein Begriff von der Ehe zu erhaben, als daß er sich in dieser Beziehung je hätte etwas zu Schulden kommen lassen. Das eheliche Band zwischen Beiden war durch ein geistiges Band gefestet und verklärt. Seine Liebe und Verehrung für die Gattin war am Ende dieser Ehe dieselbe wie im Anfang geblieben, mit mit Recht konnte sie nach dem Tode des Gatten an eine befreundete Dame schreiben: „Ich möchte mein Leben mit keinem andern vertauschen. Ich habe in jeder Beziehung das Höchste genossen.“ Daher sie auch nach dem Heimgange ihres Mannes in Briefen an befreundete und distinguirte Personen sich mit einem gewissen Stolz in ihrer prächtigen Handschrift als die Wittwe Jean Paul's unterschrieb.

Nach dem Tode des Gatten war es einsam um sie geworden. Die beiden Töchter folgten dem Zuge ihres Herzens und der Bestimmung ihrer Gatten nach München. Die ältere hatte den früheren Maler und späteren Kunstschriftsteller Ernst Förster geheirathet, die jüngere einen bairischen Officier. Von den Freunden des Hauses waren die einen von Baireuth weggezogen, wie Hofrath Langermann, der einem Rufe nach Berlin folgte, ferner ein Sohn Herder's, andere starben Einer nach dem Andern hin, wie die Familie des Präsidenten von Welden, Emanuel Osmund, der katholische Geistliche Oefterreicher. — „Oft kommt es mir vor, als wäre ich auch schon gestorben,“ pflegte sie oft zu äußern.

Vom Jahre 1825 bis 1850 führte sie in Baireuth jenes stille Wittwenleben, von dem wir nachher sprechen werden. Ein zweimaliger Aufenthalt in München und eine Reise nach Berlin, waren die einzigen Unterbrechungen. In Berlin begegnete man der seltenen Frau mit besonderer Aufmerksamkeit, besonders von Seiten der Frau von Paalzow und der Prinzessin Wilhelm, welche der Wittwe des Verfassers der Luvana mit ihrer jüngsten Tochter, der späteren Königin von Baiern, auf dem Arme entgegenkam.

Eine freudige Botschaft war für die Verstorbene der Entschluß König Ludwig's, Jean Paul auf dem Gymnasiumsplatze in Baireuth eine Statue zu errichten, und diese Enthüllungsfeierlichkeiten waren die glänzenden Herbstlichter ihres Lebens. „Anfangs,“ äußerte sie, „war es mir, als ob ein Schwert durch meine Seele dränge, wenn ich an dem Standbild vorüberging — später verlor sich zwar das Gefühl, aber wenn ich es heute noch vermeiden kann, vorüberzugehen, vermeide ich es doch.“

Man muß es den Baireuthern zum Lobe nachsagen, daß sie die Ehre, die Wittwe Jean Paul's in ihren Mauern zu haben, wohl zu schätzen wußten. Von Seite der Gesellschaft war „die Frau Legationsräthin“ der Gegenstand zarter und feiner Auszeichnung, von den niederen Schichten wurde der „Jean Paulin“ als einem Wesen höherer Art begegnet. Voll pietätvoller Rücksicht benahm sich vorzüglich die Familie des Banquier Schwabacher gegen sie, indem sie von der großen Wohnung, die Jean Paul bei Leb-

zeiten inne hatte, das Arbeitszimmer und das Wohnzimmer des Dichters zum Nachtheil des größeren Theiles absonderte und der Wittwe überließ, welche noch durch fünfundzwanzig Jahre diese Räume bewohnte. Der Verfasser erinnert sich heute noch des Gefühles der bangen Ehrfurcht, mit welcher er als achtzehnjähriger Mensch diese Räume betrat. Eine kleine Frau, gekleidet in ein graues, dichtes Wollengewand, empfing ihn. Die Gestalt war etwas gebeugt, aber von seinem Anstand und edler Würde gehalten. Der Kopf in der Umrahmung der sehr dichten Garnirung einer fast altmodischen Haube, war der Ausdruck geistiger Frische und herzlicher Güte. Die Wangen behielten merkwürdiger Weise bis in das höchste Alter einen rosigen Anflug, und dieses große, klare, glänzend braune Auge war der thatsächliche Beleg für ihren Ausspruch: „Ich bin der Meinung, daß, je älter, desto glühender man wird."

Die ganze Einrichtung der Wohnung war einfach und schmucklos und erinnerte an frühere Zeiten. An einer Wand hing in braunpolirtem Rahmen eine große Zeichnung des verstorbenen Sohnes, dieser gegenüber ein Pastellbild Jean Paul's aus dessen späteren Jahren, gemalt von Kreul in Nürnberg, und darunter ein Medaillonbild des Obertribunalrathes Meyer. An dieser Wand stand auch das altmodische, mit braunem Wollzeug bezogene Sopha, auf dem der Dichter seinen letzten Athemzug ausgehaucht hatte. Das daneben liegende Arbeitszimmer Jean Paul's, in dessen Heiligthum einst nur die geistreiche Herzogin von Kurland einzudringen so glücklich war, hatte sich für den Verfasser nur einmal, und zwar bei einer festlichen Gelegenheit, geöffnet. Da war noch der Tisch, an dem der Dichter gearbeitet, das Repositorium, in dessen Fächern die Tagebücher, Collectaneen und Manuscripte lagen, da waren noch die Stiegen für die Kanarienvögel, da hing eine Bleistiftzeichnung, Portrait Jean Paul's aus seiner Jugend, da waren noch viele theure Reliquien, und ein Blick durch das Fenster sel auf die dichte grüne Laube des Gartens, in welcher er so oft den Eingebungen seines Genius gelauscht hatte, und flog weiter nach den lichtblauen Höhen des Fichtelgebirges.

Ein hoher Genuß war es, wenn die Legationsräthin Einen einlud, an ihrer Seite auf dem Sopha Platz zu nehmen, wenn sie vergangene Zeiten und Menschen heraufbeschwor oder irgend ein Thema aus der Geschichte des Tages herausnahm und mit ihrem klaren, sanften, wohltönenden Organ eine Unterhaltung darüber anknüpfte. Sie interessirte sich für alle Erscheinungen des Tages, sei es in Literatur oder Politik. Namentlich hatte sie das Jahr 1848 beschäftigt, und Verfasser konnte sich bei ihrer Furcht vor der Republik hin und wieder eines Lächelns nicht erwehren. „Die Republik," behauptete sie, „sei nur eine Staatsform für Branntweintrinker." Nach den Ideen und Kreisen, in denen sie sich bewegte, darf eine solche Aeußerung ebensowenig Wunder nehmen, als es unrecht wäre, zu glauben, daß die Vertreterin derselben eine geborsame Dienerin ihres aristokratischen Umganges gewesen sei.

Wenn Aristokraten hochmüthig waren, und sie die Absicht merkte, war sie es noch mehr, trotz ihres bescheidenen, anspruchslosen Sinnes, der so weit ging, daß sie nie zu bewegen war, zu einem Portrait zu sitzen. So conservativ sie in politischen Dingen war, so freisinnig war sie in religiösen. Ihre religiösen Anschauungen wurzelten in dem seichten Rationalismus ihrer Jugendzeit. Sie hatte denselben aber mit einem positiven, geistigen Inhalt zu vertiefen gewußt. Der Grün-Donnerstag war ihr Abendmahlstag. — „Ich nehme das Abendmahl nicht etwa in dem Glauben, daß ich damit den wahren Leib und das wahre Blut Christi erhalte, sondern daß ich durch Erneuerung dieser äußeren Form desto thätiger und wirksamer in der Liebe gegen meine Mitmenschen werde." — Bei ihrer Begeisterung für alles Edle war ihr jede Rohheit in Gesinnung oder That auf das Tiefste verhaßt. Es strahlte eine sittliche Würde von ihr aus, die glücklicherweise jede derartige Aeußerung von selbst von ihr ferne hielt. „Es ist ein schlechter Geschmack," lautet die Stelle eines ihrer Briefe, „Geschmack am Schlechten zu finden, und schon aus ästhetischem Gefühl sollte man immer gut sein." Dabei war ihre Redeweise immer fein und gewählt, und für das Gemeine in der Welt hatte sie keine Worte.

Bewundernswerth war ihr praktischer, ökonomischer Sinn, der dem Baireuther Publicum Anlaß zur Erfindung von allerhand kleinen Anekdoten gab. Die guten Leute konnten nicht begreifen, wie eine Frau, die eine nicht unbedeutende Pension und vielleicht ein Vermögen von 40,000 Thlr. besaß (35,000 Thlr. hatte Reimer in Berlin für das Verlagsrecht sämmtlicher Schriften bezahlt), wie diese mit fast kaum 300 Thalern jährlich sich begnügen konnte. Es ist wahr, daß sie ihre Gäste nicht eben luculisch bewirthete, aber wer hätte das auch verlangt? Dafür war sie für ihre Familie das Bild werkthätiger, edler, nie ermüdender Liebe. Für ihre Familie stridte, nähte sie den ganzen Tag, für ihre Familie hätte sie selbst darben können, und dem Bitten und Drängen dieser Familie nachgebend, entschloß sie sich im Jahre 1850, Baireuth zu verlassen und nach München in das Haus Förster's überzusiedeln. „Seit zwei Monaten," schrieb sie in einem Briefe aus München vom 25. Juli 1850, „bin ich nun mit aller Habe hier und, indem ich die Bedürfnisse und Wünsche aller Meinigen mit allen Sinnen wahrnehmen und belauschen kann, viel glücklicher, als in Baireuth. Freilich kann ich jetzt weniger mir selbst leben, allein befriedigter, beruhigter, indem ich für diese theuersten Gegenstände meiner Sorge und meiner Liebe das Möglichste zu thun in Nichts gehindert bin. Sie haben mich, entfernt von ihnen, nur immer für sie beschäftigt gesehen, beurtheilen Sie demnach die Aufgaben, die ich mir selber stellte, da ich ihnen nahe bin, und die Bedürfnisse von elf Menschen meinem Auge nahelegen. Auf Welt und Geselligkeit habe ich verzichtet, sogar die brieflichen Mittheilungen an entfernte Freunde und Bekannte sehe ich mich genöthigt zu beschränken, und möchte fast Jeden bitten, mich für todt zu halten, was ja auch so gut sein könnte und hoffentlich nicht mehr ferne sein wird."

Ehe sie aber dieses Ziel erreichte, sollte ihr der bittre Kelch des Lebens und der Schmerzen noch einmal gereicht werden. Sie sollte noch am Sarge ihrer ältesten Tochter weinen, die im Anfang des Jahres 1853 starb. „Gott hatte dieses reine, nur Liebe ausströmende Herz viel lieber, als mich, und nahm sie, auf dem Höhepunkt ihres Lebens stehend, in seine Vaterarme auf. Bald ihr nachzufolgen, ist mein innigstes Gebet!"

So schrieb sie am Tage nach dem Scheiden dieser Tochter. Sie folgte ihr erst nach sieben Jahren, fast an demselben Tage, nach einem Leben voll Mühe und Liebe im dreiundachtzigsten Lebensjahre.

Georg Horn.

Pariser Bilder und Geschichten.

Von Sigmund Kolisch.

Mirès.

Der Gerichtspalast von Paris brachte in den ersten Tagen des Juli ein Drama zur Aufführung, welches ein grelles Licht auf die politisch-socialen Zustände des französischen Kaiserreichs wirft und einen Abgrund zeigt, der geeignet ist, nicht nur die zunächst betheiligte Gesellschaft, sondern die europäischen Völker sammt und sonders zu erschrecken und zu belehren.

Die Moral, welche aus diesem Drama schreit, lautet: „Wehe, tausendfach wehe der Nation, die in einem Anfall von feiger Angst ihre Kräfte hingiebt, einem Herrn, wie er auch geartet sei, die sich taub, blind und stumm machen läßt, damit sie nicht höre, was über ihr Schicksal berathen wird, nicht sehe, wie man die Fäden spinnt, an welchen sie gehalten und geführt wird, damit ihr kein Warnungs- und Schmerzensruf entfahre! Ohne Freiheit keine Sicherheit, ohne Freiheit der Presse keine Sicherheit der Personen und des Eigenthums, keine Redlichkeit in der Verwaltung, keine Gesetzlichkeit, alle Interessen der Bürger der Willkür des Beamtenthums, den Uebervortheilungen jeder Art bloßgestellt. Die Entwöhnung und die Demoralisation werden allgemein, da Jeder sich gezwungen sieht, seine Ueberzeugung zu verbergen, zu verleugnen oder gar aufzugeben, wenn diese der Behörde, die Alles vermag, mißfällig sein könnte und ihm folglich nur zwischen Feigheit und Abtrünnigkeit die traurige Wahl bleibt." Das ist die Moral.

Das Drama, von dem hier gesprochen wird, ist nichts Anderes, als der gegen Herrn Jules Mirès geführte Proceß. Kaum läßt sich's entscheiden, wer in dem Schauspiel die klägliche Rolle spielt, ob die Angeklagten, ob die Ankläger, oder die Richter. Fürchterlich erscheint jedenfalls, was in demselben als Fatum auftritt und Alles lenkt, Alles beherrscht, Alles entleidet. Der vielbeneidete Speculant, der als „großes Muster" Nacheiferung weckte, dessen Erfolge die nach Gewinn lüsterne Generation reizten, den Arbeiter aus seiner Werkstatt, den Bauer von seinem Pfluge, den Concierge aus seiner Loge, den Beamten aus seiner Kanzlei, den Kaufmann aus seinem Laden, den Künstler von seiner Feder, seinem Meißel oder Pinsel, das Weib aus dem Heiligthume ihres Hauses, von ihren Kindern zu dem gefährlichen Spiele zogen, in welchem sie endlich im Schweiße des Angesichts erworbenen Groschen, ihr eigenes Heil, ihre eigene Zukunft, das Heil und die Zukunft der Ihrigen einsetzten und verloren, dieser Speculant, welchem Tausende wie einem glänzenden Stern bewundernd folgten, wurde am 11. Juli wegen Betrugs und Mißbrauchs des Vertrauens zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt.

In der Begründung des strengen Spruches wird ihm zur Last gelegt, daß er Actien, welche in die von ihm geleitete Gesellschaft, die sogenannte „Allgemeine Eisenbahncasse" als Unterpfand niedergelegt wurden, ohne Willen und Wissen der Besitzer zu hohen Preisen verkauft, daß er die Besitzer durch Ertheilung der von den Papieren entfallenden Interessen in dem Wahne erhalten hat, daß ihre Einlagen, die nicht mehr existirten, unangetastet geblieben, und sie erst dann von dem Verkauf in Kenntniß setzte, als die Actien im Werthe bedeutend gesunken waren, und dadurch, daß er ihnen diesen niedern Preis anrechnete, einen bedeutenden Gewinn erreichte. Ferner wird ihm zur Last gelegt, daß er gegen einen bloßen Empfangschein Actien der Gesellschaft, deren Geschäfte er führte, aus der Casse nahm, sie verkaufte und wieder zurückkaufte und den durch diese Operation erzielten Gewinn, welcher der Gesellschaft gehörte, behielt, — daß er Einzahlungen auf Eisenbahnobligationen annahm, die nicht vorhanden waren, da die Unterzeichnungen zahlreicher, als die ausgegebenen Obligationen waren, — daß er endlich in den Jahren 1858, 1859 und 1860 den Actionären seiner „Casse" falsche Dividende, d. h. einen Gewinnst ertheilt, der nicht vorhanden, sondern vom Capital genommen war, wodurch die Actionäre und das Publicum irre geführt wurden.

Herr Mirès hätte sich besser vertheidigen können, als er es gethan hat, und statt die Ungesetzlichkeiten, die er sich zu Schulden kommen ließ, juridisch rechtfertigen zu wollen, hätte er seinen Richtern folgende Fragen stellen sollen: Bin ich nicht das natürliche Product der bestehenden Verhältnisse? Folgte ich nicht der vorherrschenden Moral, die den Erfolg höher stellt, als das Gesetz, die dem Gelingen, dem glücklichen Resultat das Recht zu Füßen legt und dem Sieg, wie er auch erfochten sein mag, den Preis ertheilt? Kann ich dafür, daß die Gesellschaft, geistig gelähmt und entmuthigt, gezwungen alle höheren Bestrebungen aufzugeben, das Gebot beobachtete: Du sollst keine andern Götter haben neben dem Golde, und der als ein Heiliger verehrt wurde, der sich im Dienste des Goldes vor Allen hervorthat? daß man die Größe eines Menschen, wie in einer dahingeschwundenen Zeit einzig nach der Zahl der erlegten Feinde und der eroberten Waffen, nach der Zahl der erbeuteten Millionen maß? Steht es nicht in meinen Büchern verzeichnet und weiß man es nicht auch obnedies, wonach die mit den höchsten Staatsämtern bekleideten Personen jagen? Kann von mir mehr Tugend, als von den Männern gefordert werden, welche das allerhöchste Vertrauen genießen und die Interessen der Nation in Händen haben? Mußte ich nicht denken, daß ich recht handle, da ich mit den Vertretern der Gesetze Hand in Hand ging? Wenn meine Ausweise unrichtig waren, meine Inventarien Ziffern anführten, die nicht ganz an ihrer Stelle waren: ahmte ich darin nicht dem officiellen Beispiele nach? Hat man nicht häufig an dem Staatsbudget das, was man das „Gleichgewicht" nennt, bewundert, das doch lediglich einer glücklichen, aber freilich etwas willkürlichen Anreihung von Ziffern zu verdanken ist? Wirft man dem Crédit mobilier, der von der Regierung beschützten und begünstigten Anstalt, nicht dasselbe vor wie mir? Hört man nicht auf der Börse, in den Rechenstuben, überhaupt in den Kreisen der Gesetzkunde über Unrichtigkeit der Werthangaben schreien, so oft die Herren Pereire einen Ausweis über die Geschäfte der von ihnen vertretenen Anstalten liefern? Murrt man nicht überall und laut genug gegen die Geschäfte, die der Crédit mobilier zusammen mit dem Seinepräfecten, Herrn von Hausmann, macht? gegen die Arbeiten, die sie zusammen in Paris ausführen, und von denen der größte Nutzen, wie geklagt wird, eben nicht der Stadt zufällt? Sollte es Ihnen nicht bekannt geworden sein, daß Herr Louis Lazare in dem von ihm redigirten Municipalblatte, Revue municipale, einen Artikel veröffentlichen wollte, in welchem er nachwies, daß die Arbeiten, die die Crédit mobilier in Paris ausführen läßt, nach einem Plane vorgenommen werden, welcher sich auf dem Stadthause befindet, und welcher nur widerrechtlicher Weise von einer so hochgestellten Person, wie der Seinepräfect, mitgetheilt werden konnte? Hat die Sache dadurch ihre Bedeutung verloren, daß man den Redacteur höflichst ersuchte, den Artikel dem Feuertod oder mindestens dem Gefängniß in dem Schreibepulte zu überliefern? Darum ist die Gerechtigkeit in Frankreich auf der einen Seite nicht nur blind, sondern auch taub und stumm, und auf der andern Seite scharfsichtig, von feinem Gehör und rebselig? Warum wiegt sie auf ihrer Wage mit ungleichem Gewicht? — Es wäre dem kaiserlichen Advocaten, der die Anklage zu unterstützen hatte, schwer geworden, auf diese Fragen zu antworten.

Herr Mirès (Jules) hat im December des Jahres 1809 zu Bordeaux das Licht der Welt erblickt. Vermögenlos, ohne ein Handwerk erlernt zu haben, ohne alle Kenntnisse, schleppte er sich seit seinem zwölften Jahre von Anstellung zu Anstellung, bis er 1841 den Weg aller Unzufriedenen, aller Glücksucher in Frankreich einschlug, den Weg nach Paris. Aber auch in der großen Stadt versuchte er Mancherlei ohne Erfolg. Erst gegen Ende des Jahres 1844 fand er an der Börse den geeigneten Schauplatz für seine Thätigkeit. Im Jahre 1848 kaufte er mit Herrn Millaud zusammen die Eisenbahnzeitung, wodurch er den Grund zu seinem Emporkommen legte. Von da ab nahmen sein Ruf und sein Reichthum zu. Große, kühne finanzielle und industrielle Unternehmungen folgten eine auf die andere, bis gegen Ende des Jahres 1860 das Unheil in der Form eines Processes über ihn hereinbrach. Sonnabend den 15. December (1860) wurden die Bücher in den Rechenstuben der Allgemeinen Eisenbahncasse gerichtlich versiegelt, und zwar in dem Augenblicke, als Herr Mirès im Namen der ganzen verurtheilten Gesellschaft die Actien der abgeschlossenen türkischen Anleihe auszugeben im Begriffe stand.

Die gerichtliche Maßregel wurde durch einen Baron Pontalba herbeigeführt, welcher sich als Angeber im häßlichsten Sinne des Wortes darstellt. Es ist nicht zu berechnen, wie groß und heilig der Zweck einer Angeberei sein muß, um dieser den empörenden, widrigen Charakter zu benehmen. Die Angeberei des Herrn von Pontalba ist von der niedrigsten Art; denn sie entspringt unbestreitbar aus dem gemeinsten persönlichen Interesse.

Der Baron Pontalba ist ein adeliger Börsenspieler. Seine Mutter besindet sich im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, das die kluge Frau aber durchaus nicht gesonnen ist, von ihrem Sohne verspielen und verprassen zu lassen, der bereits Millionen durchgebracht hat. Folgende Scene, von der man erzählt, ist im besten geeignet, den würdigen Baron Pontalba zu kennzeichnen.

Eines Abends vor Sonnenuntergang befindet er sich in dem Salon seiner Mutter. Mit einem Male verlangen Gerichtsdiener im Namen des Gesetzes Einlaß. Der Commissär, welcher sie führt, zeigt einen Verhaftsbefehl vor, ausgestellt gegen Herrn v. Pontalba, der Wechsel unterzeichnet hätte und die betreffenden Summen nicht bezahlen könne. Die Diener der Gerechtigkeit thun, was ihre Pflicht, und bemächtigen sich der Person des Schuldners. Dieser sinkt in Ohnmacht; Frau von Pontalba, wie sehr sie das Thun und Treiben ihres Sohnes mißbilligt, fühlt doch wie eine Mutter; geängstigt und ergriffen von dem Auftritt vor ihren Augen, bezahlt sie die Wechsel, die ihr Sohn ausgestellt hat. — Und darauf war es abgesehen. Herr v. Pontalba brauchte Geld und setzte dieses erbauliche Drama mit Hülfe eines Freundes in Scene, dem er Wechsel ausstellte und von dem er sich verfolgen ließ, um seine Mutter zu prellen. Dieser einzige Zug offenbart die hohe ete Sinnesweise des Mannes, welcher Herrn Mirès in's Verderben gestürzt hat; die Art, wie er dieses Werk vollbringt, ergänzt auf's Vortheilhafteste das Bild dieser anziehenden Menschengestalt.

Die „Eisenbahncasse" des Herrn Mirès hat, wie jede ähnliche Anstalt ihren „Ueberwachungsrath", der dazu bestimmt ist,

die Verwaltung zu überwachen, d. h. die Verwaltung durch die Geranten zu controlliren und die Interessen der Actionäre (der Gesellschaft) zu vertreten und zu wahren, in gegebenen Fällen zu vertheidigen. Ein Mitglied des Ueberwachungsrathes bei der Eisenbahncasse des Herrn Mirès war der Baron von Pontalba.

Herr von Pontalba, welcher ein Grundeigenthum zu Mont-l'Evêque im Werthe von zwei Millionen besaß und ein erhebliches Einkommen seiner Beziehung zur Eisenbahncasse verdankte, spielte mit Unglück auf der Börse und wurde der Eisenbahncasse 1,200,000 Franken schuldig, die auf den Grund von Mont-l'Evêque hypothekarisch vorgemerkt und der Gesellschaft gesichert wurden.

Im Jahre 1858 machte Herr von Pontalba im Interesse der Eisenbahncasse eine Reise nach Marseille. Im Jahre 1859 wurde er von den Geranten nach Rom geschickt und ihm die Aufhebung der auf seinem Grundeigenthum lastenden Hypothek von 1,200,000 Franken zugesagt, wenn es ihm gelingen würde, die Unterhandlungen zu Rom, mit welchen er betraut wurde, an ein glückliches Ende zu führen. Die Sendung des Herrn von Pontalba verunglückte aber gänzlich. Er hatte in zwanzig Monaten 250,000 Franken verbraucht, ohne etwas auszurichten. Diese Summe wurde ihm ausbezahlt. Nichtsdestoweniger erhob er nach seiner Rückkehr aus Rom Ansprüche auf die 1,200,000 Franken, d. h. auf die Entlastung seines Bodens von Mont-l'Evêque, die ihm ausdrücklich blos für den Fall eines Gelingens zugesagt worden war. Für seine Reise nach Marseille verlangte er, die Kosten abgerechnet, nicht mehr und nicht weniger als 300,000 Franken. Natürlich weigerten die Geranten die unmäßigen unverdienten Beträge. Herr von Pontalba drohte eine gerichtliche Klage wegen Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung der Eisenbahncasse einzureichen, wenn seinen Forderungen nicht Gehör gegeben würde. Da sein Trohen ohne Wirkung blieb, schritt er zur Ausführung, reichte im November 1860 persönlich eine Klage beim Justizminister ein und wendete sich außerdem mit seiner Forderung an das Civilgericht, nachdem er vorher den Buchhalter des Herrn Mirès, einen Herrn Debaux, durch Mittel, welche leicht zu errathen sind, zum Austritt aus dem Hause bewogen, und für seine Zwecke gewonnen hatte. Der Minister Herr Delangle wies die Klage zurück, Herrn von Pontalba zu größerer Vorsicht einer Anstalt gegenüber rathend, an die so große und zahlreiche Privatinteressen geknüpft sind.

Am 4. December 1860 reichte Herr von Pontalba die Klage beim kaiserlichen Procurator ein, welche der Justizminister zurückgewiesen hatte und in welcher all die Unregelmäßigkeiten aufgezählt waren, die er der Verwaltung der Eisenbahncasse vorwarf.* Am 15. December 1860 wurde Herr Mirès vor den Untersuchungsrichter geladen, und an demselben Tage noch wurden, wie schon oben angegeben wurde, die Bücher der Eisenbahncasse unter Siegel gethan. Also gebrängt, in all seinen Operationen gestört, gab Herr Mirès endlich nach, und der Notar Herr Mocquart brachte zwischen ihm und Herrn von Pontalba eine Ausgleichung zu Stande, welcher zufolge Herr Mirès auf die 1,200,000 Franken, welche auf Mont-l'Evêque vorgemerkt waren, verzichtete und seinem Gegner für die Reise nach Marseille 200,000 Franken (statt 300,000) baar ausbezahlte.

Und um darüber ja keinen Zweifel übrig zu lassen, daß es ihm bei der Angelegenheit durchaus nicht um das Interesse der Gesellschaft, sondern lediglich um Erpressung von Geldsummen, auf die er kein Recht hatte, zu thun war, stand Herr v. Pontalba von der Klage ab, so wie er von Herrn Mirès den unrechtmäßigen Tribut erpungen hatte. Am 18. December fand die Auszahlung statt, am 19. fielen die Siegel von den Büchern des Herrn Mirès.

Die Anfregung im Publicum aber, durch die Begebenheiten seit dem 4. December, die mehr oder weniger entstellt bekannt worden, erzeugt und erhalten, wollte sich nicht so leicht, wie die Gerechtigkeit, beschwichtigen lassen und überdauerte den Rückzug der Klage durch Herrn von Pontalba. Von allen Seiten erhob sich ein Geschrei gegen die „verwegene Speculation", gegen den Mißbrauch, welchen finanzielle Gewandtheit mit der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Menge treibe. Und dieses Geschrei wurde so laut und drohend, daß man es selbst im Palaste nicht überhören konnte. Die Sache kam in einem Ministerrathe zur Sprache, und der Minister, welcher sich ohne Schuld wußte, Herr von Persigny nämlich, hob den ersten Stein auf. „Es bestehe," sagte er, „ein enger Zusammenhang zwischen der Regierung und Herrn Mirès, da dieser zwei Blätter verwaltet, welche im Interesse der Gewalt wirken: Le Constitutionnel und Le Pays, Journal de l'Empire. Dieser Zusammenhang, verbunden mit den Gerüchten, welche hochgestellte Personen zu Mirès gesellen, legen der Regierung die Pflicht auf, Herrn Mirès gegenüber die ganze Strenge der Gesetze in Anwendung bringen zu lassen." Im Ministerrathe erhob sich keine nachdrückliche Einwendung, da Jeder sich verdächtig zu machen fürchtete. Der Kaiser stimmte Herrn von Persigny bei, und das Schicksal des Herrn Mirès war entschieden. Es wurde beschlossen, daß der kaiserliche Avocat aufgefordert würde, die Klage aufrecht zu halten, die Herr von Pontalba reichlich bezahlt zurückzuziehen für gut befunden. Der kaiserliche Advocat vollzog den Befehl. Am 15. und 16. Februar 1861 wurden die Bücher und Schriften in den Bureaux der Eisenbahncasse mit Beschlag belegt. Am 17. wurde Herr Mirès verhaftet und nach Mazas gebracht, wo er in strenger Abgeschlossenheit von jedem Verkehr fast bis zu seinem Processe gehalten wurde.

Tröstlos erscheint die Abhängigkeit von der Regierung, welche die Gerichte auch bei dieser Gelegenheit wieder an den Tag legten, und der Ohnmacht, mit welchem sie sich nach jedem Winke von oben herab richteten, statt mit verbundenen Augen unerbittlich ihren Weg zu gehen.* Der Staatsanwalt hätte die Sache fallen lassen, obgleich die Anklage des Herrn von Pontalba eine fortwährende Beeinträchtigung der Gesellschaft durch die Geranten darlegte, wenn ihm nicht vom Ministerium die Weisung fortzufahren zugegangen wäre. So wie aber Herr Mirès von der Regierung dem Gerichte geliefert wurde, da zeigten sich die Vertreter des Gesetzes mit einem Male wie von einer Wuth gegen den Angeklagten ergriffen, so daß der Eifer, mit welchem sie dessen Vernichtung betrieben, sogar die Gegner, ja die Opfer der von Herrn Mirès gegründeten Anstalt empörte. Herr Massi, welcher bei den Gerichtsverhandlungen, die Angelegenheit Mirès betreffend, den Vorsitz führte und dem es folglich oblag, mit Ruhe und Unbefangenheit, ohne jede Neigung nach der einen oder der anderen Seite hin die Debatten zu lenken, zeigte sich so leidenschaftlich gegen den Angeklagten eingenommen, daß man ihn eher für den Ankläger, als für den Präsidenten zu halten versucht war, und daß sich die öffentliche Meinung nicht ohne einige Lebhaftigkeit gegen ihn aussprach.

Am Abend des Tages, da Herr Mirès zu der größtmöglichen Strafe verurtheilt wurde, welche von der Zuchtpolizei verhängt werden kann, befand ich mich in einer bürgerlichen Gesellschaft der rue du Sentier. Natürlich daß man kaum von etwas Anderem als von dem gerichtlichen Ereigniß sprechen hörte. Zu meinem Erstaunen hatte die Schadenfreude, mit welcher die arbeitsamen Kaufleute den Sturz des Herrn Mirès vorhersahen, einer milderen Stimmung, ja einer mitleidigen Theilnahme an dem Schicksal des gesunkenen, des verlovnen Mannes Platz gemacht.

„Zu fünf Jahren Gefängniß!" sagte ein Hemdenfabrikant, „das ist zu viel, das hört auf Gerechtigkeit zu sein. Zwei Jahre wären mehr als genug gewesen."

„Was der arme Mann von so heftiger Gemüthsart und von so hochgehendem Ehrgeiz nur leiden muß!" sagte ein überaus reicher Modewaarenhändler. „Im Jahre 1858 war mein Sohn auf einem Balle, den Herr Mirès gab. Noch heute erzählt er von der orientalischen Pracht, die da herrschte, von den vornehmen Personen, die den Speculanten muftarten. Ein Hof war in einen Saal umgebaut worden, der nur für die eine Nacht zu dienen hatte und den nächsten Tag wieder eingerissen wurde. 100,000 Franken hat die Arbeit gekostet. Und im Jahre 1861 ist er ruinirt, vernichtet, zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt! Dieser Wechsel ist zu fürchterlich!"

„Der Aufwand, den er trieb, ist sein Unglück," meinte ein Bankier, „den verzeihen ihm die Herren vom Gesetze nicht, die sich in den Schulen und Gerichtsstuben jahrelang abmühen, ohne es je weit gebracht zu haben, wie der glückliche Speculant. Wenn

* Wir können uns mit dieser Auffassung unsers verehrten Mitarbeiters nicht ganz einverstanden erklären. Die gegen Mirès zeugenden schwer gravirenden Thatsachen sind nicht wegzuleugnen. Wenn die Gerichte dabei mehr Energie als gewöhnlich zeigten, so mag der Grund dazu wohl mehr in der allgemeinen Empörung gegen den damals verdammten Schwindel gelegen haben, weniger in der Einwirkung seitens der Regierung, die in dieser Angelegenheit mehr zu fürchten als zu gewinnen hatte.

D. Red.

auf einem Balle im Stadthause oder anderwärts Frau und Fräulein Mirés mit ihren kostbaren Gewändern, mit ihren Perlen und Diamanten all die Frauen und Töchter der Gerichtspräsidenten, der kaiserlichen Procuratoren, der gesammten Magistratur verdunkelten, so haben diese ihren Zorn den Gatten und Vätern mitgetheilt, der sich nun, da der arme Miré in ihre Hände gefallen ist, Luft macht. Der Präsident, wie der Staatsanwalt, wie die Richter zeigten sich unerbittlich."

„Es kann talentvollen und thätigen Rechtsgelehrten," bemerkte ein Notar, „in der That nicht angenehm sein, von einem glücklichen Abenteurer ohne Kenntniß, ohne Verdienst überflügelt zu werden."

„Was hat aber diese Unannehmlichkeit mit der Gerechtigkeit zu schaffen?" wandte der Advocat ein.

„Freilich, freilich!" scholl es von allen Seiten, und der Notar hielt es für angemessen, auf diesen Einwurf nichts weiter zu antworten. — —

Aus dem Norden.

Von Dr. Alfred Brehm.

V. Das Moorschneehuhn.

Wir waren noch nicht warm im Fegstuen geworden, als sich uns der meinen Lesern bereits bekannte Jäger Erik mit der Anfrage vorstellte, ob wir nicht auf Schneehühner jagen wollten. Er verstehe, sagte er, die Kunst, die Vögel heranzulocken, und es sei vollkommen gleichgültig, ob wir gut schießen könnten oder nicht; zu Schuß sollten wir kommen, das dürfe er versprechen.

Man kann sich denken, daß wir mit größtem Vergnügen auf das Anerbieten des alten Graukopfs eingingen. Wir hatten bereits vergeblich nach den Moorast-Schneehühnern herum gespürt, und ich kann wohl gestehen, daß ich auf keine andern Vögel begieriger war, als auf dieses Huhn. Man hatte mir in Christiania von seiner Balze erzählt, und das war genug, um einen deutschen Vogelkundigen, welcher eben blos die Balze des Auer- oder Birkhuhns aus eigener Anschauung kannte, zu begeistern, auch wenn derselbe nicht Jäger gewesen wäre, wie ich. Jeder Jäger giebt mir Recht, daß das Wort „Balze" wie Harmonie durch die Seele klingt und gleichsam den ganzen Menschen wie elektrisch berührt. Und nun hier die Balze eines mir noch neuen Vogels! — mehr bedurften wir nicht, um alle Reisemüdigkeit sofort zu vergessen.

Wir richteten uns also flugs in unser Wohnung ein, putzten die Gewehre und ordneten das Jagdzeug für den nächsten Morgen; denn natürlich glaubten wir bei den ersten Grauen des folgenden Tages von dem Alten geweckt zu werden. Wie groß aber war unser Erstaunen, als Erik bereits ½10 Uhr Abends erschien und uns zur Jagd aufforderte. Es war schon wahr, die Nacht war hell, denn wir befanden uns bereits im Ausgange des Mai, und die Mitternachtssonne, welche um diese Zeit bereits Norwegens nördlichen Theil bescheint, sandte ihr Licht schon wenigstens bis in die Mitte des Landes herab. Aber dennoch wollte das uns gar nicht in den Sinn, anstatt am Morgen vor Mitternacht auf die Balze auszuziehen. Doch wir sollten noch mehr erfahren.

Halb ungläubig folgten wir dem alten Jäger, und noch ungläubiger wurde ich, als mir Freund Berghaus verdrossen, daß unser Jagdgebiet unmittelbar hinter dem Hause beginne, daß der Alte hoffe, schon in einer Entfernung von wenigen hundert Schritten uns Schneehühner vorzuführen. So wanderte ich kopfschüttelnd dem Gebirge oder vielmehr den Hügelreihen zu, welche auf der bereits mehr als 4000 Fuß über dem Meere gelegenen Hochebene fußten. Unmittelbar hinter dem Hause betraten wir den Sumpf oder Moraft, welcher alle ebenen Stellen des Gebirges bedeckt und überhaupt in ganz Norwegen da auftritt, wo das im Ueberfluß vorhandene Wasser nicht schnell genug Abfluß findet. Alle trockenen Stellen eines solchen Morastes sind mit Birken, Wachholder, Weiden und niedrigem Gesträuch und Gestrüpp bewachsen; denn der eigentliche Holzwuchs hat aufgehört, und die Wälder sind längst in der Tiefe zurückgeblieben. Die wasserreichern Stellen des Morastes werden von einem gelblichgrünen Moosteppich überzogen, aus dem sich die frischen grünen Moosbeeren und wenige Gräser erheben, während alle darin zerstreut liegenden Steine mit Flechten bekleidet sind. Der Grund dieser Moräste ist verhältnißmäßig fest, denn das Moos wurzelt gewöhnlich auf einem innennbaren Steingeröll, welches den Untergrund aller dieser Niederungen bildet; doch finden sich häufig genug sehr schlammartige Stellen dazwischen und unter Umständen größere und kleinere Seeen.

Dies war das Revier, in welchem wir jagen sollten. Gegenwärtig hatte der Moraft freilich noch nicht sein sommerliches Gepräge; ein Schneefeld reihte sich an das andere und ließ uns noch eine schwache Vorstellung gewinnen von den ungeheuren Schneemassen, welche der Winter hier zusammengehäuft hatte: denn der Schnee lag noch jetzt so hoch, daß die Wachholderbüsche fast vollständig und die niedern Weiden- und Zwergbirkengesträuche vollständig bedeckt waren. Demzufolge konnten wir natürlich von dem eigentlichen Moraft so gut als Nichts wahrnehmen. Unser Weg führte uns von einem Schneefeld auf das andere, und bei weitem die meisten dieser Ueberreste der Winterdecke waren so fest, daß wir, ohne nur im Geringsten einzusinken, über sie hinweggehen konnten. An den Stellen aber, wo ein von der Höhe herabkommendes Rinnsal den Schnee unterwaschen oder theilweise aufgezehrt hatte, genossen wir alle Jägerfreuden einer Sumpf- oder Wasserjagd im vollsten Maße; denn dort fielen wir nicht blos bis unter die Arme in den Schnee, sondern wateten auch unter den lebhaftesten Verwünschungen über alle Schuhmacher ganz Deutschlands mit augenblicklich durchnäßten Stiefeln und Gamaschen durch die eiskalten Wasserbäche, welche ein förmliches Wassernetz über die ganze Fläche gebreitet hatten.

Der alte Erik hatte ganz wahr gesprochen, als er uns sagte, daß unsere Jagd gleich hinter dem Gehöfte beginnen werde, denn schon unter dem zweiten oder dritten Schneefeld glaubte er einen Versuch seiner Zauberkünste anstellen zu können. Die Nacht war mittlerweile vollständig hereingebrochen, d. h. es war so dunkel geworden, daß man wohl noch im Sitzen, aber nicht mehr mit Sicherheit im Fluge schießen konnte. Der Kukul, welcher längst eingetroffen war, hatte seinen Abendruf beendet; nur die Wasserläufer und noch mehr die Regenpfeifer ließen sich vernehmen. Von den Hühnern bemerkten wir keine Spur und vernahmen auch keinen Laut, welcher uns an eine Balze hätte erinnern können.

Der Alte lauschte und äugte wie ein Luchs in die Dämmerung hinaus, und es schien uns fast, als habe er mehr durch sein Spürvermögen, als durch Gehör und Gesicht, Kunde bekommen, daß in der Nähe Moraftgeflügel sein müßten. Mit einem Male blieb er stehen und rief einigemal hintereinander mit ganz eigenthümlicher Betonung: „djiuk, djiuk," und „djï-uk, djï-uk" in die Nacht hinaus. Unmittelbar nach seinem Lockruf hörten wir in der Ferne das Geräusch eines aufklatschenden Huhnes, und in demselben Augenblick vernahmen wir auch den schallenden Ruf des Thieres, welcher ungefähr wie „Grr — rrr — rrr — rrr — rrr" klang. Dann war wieder Alles still. „Ahs!" sagte Erik, „da haben wir sie ja. Ich wußte wohl, daß wir hier Hühne finden würden." Und von Neuem begann er zu locken, immer schwachtender, schmeichelnder, hingebender, verführerischer. Der alte bärtige Geselle wurde zur sinnbethörenden Sirene mit seinen Lockungen, welche, wie ich mich später überzeugte, den Paarungstrieb des Weibchens in einer vollkommen täuschenden Weise wiedergaben. Auf das „djiuk", welches den liebeglühenden Hahn aufgeregt hatte, folgte jetzt ein zartes, unendlich schmachtendes und Gewährung verheißendes „gu, gu, gu, gurr," und wirklich antwortete der nun noch mehr angefeuerte Hahn im selbigen Augenblick — das Klanggeräusch wurde stärker, — Erik gab ein Zeichen, wir fielen hinter den Büschen nieder, — und unmittelbar vor uns auf der blendenden Schneefläche stand der Moraftahn in voller Balze. Es war ein Anblick zum Entzücken! Aber das Jägerfeuer war mächtiger, als der Wunsch des Forschers, das Schauspiel zu genießen: ich hatte unwillkürlich mein altes, treues Gewehr aufgenommen,

Digitized by Google

und ehe der Hahn noch einen Ton von sich gegeben hatte, wälzte er sich bereits in seinem Blute.

Ein Stimmgewirr ohne Ende folgte dem Knall des Schusses, welcher donnernd von dem Berge zurückklang. Die Hühner waren mäuschenstill, aber alle Regenpfeifer und Strandläufer zeigten durch ihr lautes und wiederholtes Geschrei deutlich genug, wie unangenehm sie aus ihren Nachtträumen erweckt worden waren; aus einem nicht fernen Teiche hob sich mit harten Flügelschlägen eine Entenschaar, dem starken Geräusch nach zu schließen, ein Flug von Trauerenten, welche eben jetzt an die Paarung gedachten, und mit lärmendem „Schad, Schad“ tauschten Wachholder-Drosseln durch das Gebüsch.

Das Huhn wurde aufgenommen, und die Jagd ging weiter. Schon nach wenigen hundert Schritten ließ der Alte wieder seine verführerischen Lockungen hören, und diesmal antworteten anstatt eines Hahnes deren zwei. Ganz wie vorhin wurde der Hitzigste von ihnen herbeigezaubert. Jetzt aber gönnte ich nur die Freude der Beobachtung.

Am entgegengesetzten Rande des Schneefeldes fiel der steife Vogel ein, betrat dort leichten Gangs das Schneefeld und lief gerade auf uns zu. Es war bell genug, um ihn schon in der Ferne deutlich wahrzunehmen. Aber der liebesrasende Gesell dachte gar nicht an Gefahr und kam näher und näher, bis auf wenige Schritte an uns heran. Das Spiel hatt erhoben, die Flügel zu beiden Seiten gesenkt, daß sie fast den Schnee berührten, den Kopf niedergebogen: so lief er vorwärts. Plötzlich schien er sich zu verwundern, daß die Lockungen geendet hatten, und nunmehr begann er seinerseits sehnsüchtig zu rufen. Mehrmals warf er in ganz eigenthümlicher Weise den Kopf nach hinten, und tief aus dem Innersten der Brust heraus klangen, dumpfen Kehllauten vergleichbar, abgebrochene Rufe, welche man wiederholt in der vorhin angegebenen Weise, und eifrig rannte der Hahn mit tief gesenktem Kopf und Flügel herbei, dicht an uns heran und buchstäblich über unsere Beine weg; denn wir lagen natürlich der Länge lang auf dem Schnee. Doch jetzt mochte er seinen Irrthum wohl eingesehen haben, er stand plötzlich auf, stiebte davon und rief allen übrigen Mitbewerbern ein warnendes, leises Knurren zu. Jetzt mochte Ernst lecken, wie er wollte, die zahlreich versammelten Hähne zeigten blos Bedenken; kein einziger aber ließ das laut schallende Err — reck — eck — eck wieder vernehmen.

Doch wir zogen weiter und verhielten uns auf eine Strecke von mehreren Minuten hin ganz ruhig, bis unser Alter glaubte, daß wir in das Gebiet noch ungestörter Hähne eingetreten wären. Dort wurde die Jagd fortgesetzt, und ich erlegte nach den ersten Lockungen einen zweiten Moorfahn und nach wenigen Minuten bereits den dritten. Nunmehr aber schienen die Thiere gewitzigt worden zu sein; es war vorbei mit der Jagd, nicht aber auch mit der Beobachtung. Denn zu meiner Freude bemerkte ich, daß fortan die Weibchen, welche sich bisher ganz unsichtbar gemacht hatten, die Warnungen übernahmen, um ihre Liebhaber von dem Verderben abzuhalten. Aus diesem Umstande, den ich später durch vielfache Beobachtungen bestätigt fand, glaube ich schließen zu dürfen, daß der Herr Gemahl eines Moorschneehuhns sich zweifelos Artigkeiten gegen andere Schönen seines Geschlechts erlaubt, welche sich mit dem Begriff einer wohlgeordneten Ehe nicht recht vertragen; auch der alte Erik versicherte mir, daß die erlegten Hähne keineswegs blos ungepaarte, noch nach einer Gattin seufzende, sondern die Herren Ehegemahle wären, welche zu Ehren des schönen Geschlechts hier einen Kampf zu bestehen oder vielleicht gar der Minne süßen Lohn sich zu erwerben gedächten.

Unsere Jagd hatte doch einige Stunden gedauert, Mitternacht war vorüber, der neue Tag graute bereits im Nordost. Der Kutul ließ sich wieder vernehmen, das Blaukehlchen brachte noch träumerisch seine ersten Klänge dem Morgen dar, im tiefen Sumpf wurde es lebendig, und die klangvollen Stimmen der Strandläufer mischten sich öfter als in der Nacht mit dem fast schwermüthigen Rufe des Goldregenpfeifers oder des Morinells, welcher mehr in der Höhe seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Wir wendeten uns heimwärts und störten unterwegs noch viele, viele Paare des Moorschnehuhns auf. Denn sicherlich hatten auf dem kleinen Gebiete, welches wir durchwanderten, 50 bis 60 Paare Herberge genommen. Doch sie waren alle viel zu scheu geworden, als daß sie uns hätten nahe genug kommen lassen, um einen Schuß auf sie abzusenden; nur eine Ente versah es und wurde unsere Beute. Aber wir waren auch so zufrieden mit unsern drei Schneehähnen, daß wir uns gar kein größeres Jagdglück wünschten.

Wir schliefen bis gegen Mittag, merkten aber gar bald an dem bleiernen Dahinschleichen der Zeit, daß unsere Sehnsucht nach dieser reizenden Jagd durch das gestrige Glück nur noch vergrößert worden war. Kaum konnten wir die Nacht wieder erwarten, und trotz des feinen Sprühregens, der eisigkalt vom Himmel fiel, gingen wir mit dem zehnten Glockenschlag wieder hinaus, und diese, und die folgende, und die dritte und jede Nacht, welche wir auf dem Dovre-Fjeld zubrachten, und später noch viele andere. Da habe ich denn den merkwürdigen Vogel genau genug kennen gelernt und kann nun schon aus eigener Anschauung die Beschreibung von ihm geben, welche ich nach dieser Schilderung meinen Lesern schuldig zu sein glaube.

Das Moorschneehuhn ist ein schönes, großes Thier, welches ungefähr zwischen Birk- und Rebhuhn in der Mitte steht. Seine Länge beträgt 15, die Breite 24 Zoll. Je nach der Jahreszeit ist es verschieden gefärbt. Im Winter ist es das auf den schwarzen Schnabel und Schwanz, sowie einige bräunliche Federfäume an den Flügeln und den hochrothen, prachtvollen Augenkamm, blendendweiß, im Sommer dagegen bunt, wie der Morast selber. Schon Mitte Aprils zeigen sich am Kopfe die dunkleren braunen Sommerfedern; Anfangs Mai ist bereits der Rücken gefleckt; im Juni vollendet sich die Mauser, und im Juli endlich trägt das Thier sein volles Sommerkleid. Die Federn sind kastanienbraun und an der Spitze dunkel gebändert; auf dem Rücken sind sie gewöhnlich lichter gefärbt, doch wird dieser Saum nach kurzer Zeit abgetreibt, und dann sieht die ganze Oberseite gleichmäßig rothbraun aus: aber die Farbe wird durch viele schwarze Punkte und Strichelchen unterbrochen; die Schwungfedern bleiben immer weiß, die äußern Schwanzfedern immer schwarz. Gleichzeitig mit der dunkeln Befiederung der Vorderseite hebt und röthet sich beim Männchen der Brauenkamm, welcher ja bekanntlich auch bei unserem Birkhahn während der Balze anschwillt. Die Hennen sind den Hähnen immer voraus, wenigstens in der Sommermauser; sie tragen bereits das volle Sommerkleid, während jene noch ganz buntscheckig sind. Aber trotzdem wissen sich auch die Männchen vortrefflich zu verstecken. Ihr Kleid ähnelt auch im Uebergange dem Gelände selbst mit den von der Schneeschmelze noch übrig gelassenen Schneehäufchen und Schneefeldern, und sie, wie alle Hühner, verstehen die Kunst meisterhaft, Oertlichkeiten aufzusuchen, welche der Gleichfarbigkeit mit ihrem Gefieder wegen sie decken und schützen. Man kann recht eigentlich sagen, daß dieses Thier das Kleid sich beständig nach der Heimath paßt; es wird bunt mit dem Frühjahr und weiß mit dem Winter, wie die Landschaft selber. Wenn die Schneehühner ihr Sommerleben durchgelebt, wenn sie ihre Liebeskämpfe ausgefochten und die zahlreiche Brut groß gezogen haben, scheiden sie sich wieder, wie im Frühjahr; aber nun kommt zunächst die weiße Farbe zum Vorschein und zwar eher an dem übrigen Körper, als am Kopfe. Fällt dann plötzlich Schnee, so sieht man die klugen Thiere eifrig beschäftigt, sich die dunklen Federn auszurupfen, und Eines hilft dabei dem Andern. Da liegen an einer Lagerstelle oft die dunklen verrätherischen Federn des Sommers massenweise; so verschierte mich wenigstens mein alter naturkundiger und von mir oft erprobter Jäger; denn ich selbst konnte die Moorschnehühner eben blos im Frühjahre und Sommer beobachten.

Das Moorschnehuhn ist ein ganz reizendes Geschöpf in allen seinen Bewegungen. Sein Flug ist sehr leicht und schön; er ähnelt dem des Birkwildes, nicht dem der Rebhühner, und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß das Huhn auf ganze Strecken hin schwebt. Gegen das Ende hin, also kurz vor dem Einfallen, stößt das Männchen regelmäßig sein lautschallendes „Err-reck-eck-eck“ aus; das Weibchen steigt immer stumm. Der Lauf ist überaus gewandt. Das Thier versteht es ebenso meisterhaft, über die trügerische Moosdecke, als über den frischen Schnee

Das Schneehuhn.

hinwegzulaufen. Die breiten, dicht befiederten Füße kommen ihm dabei trefflich zu statten; vielelben sind überhaupt ganz vortrefflich für sein Leben geeignet. An den Zehen sitzen wahre Krallen, Nägel von einem halben Zoll Länge, oben stark gewölbt, nach unten tief ausgehöhlt, täuschend an die langen Klauen erinnernd, welche unsere Wedervarren zu tragen pflegen. Damit scharrt es im Winter den Schnee weg und gräbt sich tiefe Gänge in demselben, um sich zu schützen und zu seiner Nahrung zu gelangen. Man will sogar beobachtet haben, daß die Nägel wechseln, d. h. bald größer und breiter, bald kürzer und schmäler werden; die Erklärung ist leicht zu geben. Im Sommer nutzt sich der Nagel auf dem harten Boden ab, im Winter, wo der weichere Schnee weniger Widerstand leistet, wächst er vorn rasch nach und über seine gewöhnliche Länge hinaus. Je nach der Jahreszeit ist der Aufenhalt und das Leben des Moorhuhns verschieden. Im Winter treibt es der Mangel zuweilen von seinen Gebirgen herunter, selbst bis an die Meeresküste und dicht heran zu bewohnten Gebäuden, jedenfalls aber in die Birkenwälder, wo wenigstens nicht die ganzen Bäume verschneit sind. Um diese Zeit bilden die Knospen der Birken seine ausschließliche Nahrung, und noch lange im Frühjahr frißt es vorzugsweise Birkenknospen und später Birkenblätter. Nun geht die Schneeschmelze an; die Wasser stürzen brausend zu Thal; die warmen Südwinde räumen oben auf den Bergfeldern auf. Jetzt steigt das Moorhuhn wieder empor, doch niemals zu den Spitzen, nämlich dorthin, wo die Geröllhalden den Gipfel umlagern, — denn dort wohnt das Alpenschneehuhn, ein blos in der Gestalt und Farbe ähnliches, sonst aber durchaus unähnliches Thier. Jetzt sucht unser Moorhuhn vorzugsweise die Birkenbestände auf, und hier beginnt denn auch sein Liebesleben mit all der Lust und Freude, mit all dem Kampf und Streit. Sofort nach der Paarung, und wenn die ärgsten Kämpfe unter den Hähnen ausgefochten sind, zieht sich jedes Paar nach einem besondern Standort zurück.

Die Balze währt noch lustig fort, da hat das Weibchen schon längst seine Eier gelegt. An sonnigen Abhängen der Hochebene, zwischen dem bereits schneefreien Gestrüpp der Haide, der Moosbeeren, der Heidel- und Mehlbeeren, zwischen niederem Saalweidengesträuch, im Gebüsch der Zwergbirken und des Wachholders, hat sich das Weibchen eine flache Vertiefung gescharrt und mit einer Hand voll dürrem Laub, mit Grashalmen und anderm trockenen

Pflanzentheilen, auch mit den eigenen Federn unordentlich ausgelegt. Die Vertiefung ist aber immer wohl geborgen, stets unter einem dichten Zweig angelegt, gewöhnlich unter dem dichtesten, niedrigsten Busche in der ganzen Umgebung. Hier findet man schon Ausgangs Mai, sicher Anfangs Juni neun bis zwölf, zuweilen aber auch funfzehn, sechzehn birnförmige, glatte, glänzende Eier von ofergelber Grundfarbe mit zahllosen leberbraunen oder rothbraunen Fleckchen, Pünktchen und Täpfelchen bedeckt. Die vollkommen erd- oder besser pflanzenfarbige Henne brütet auf ihnen mit großer Hingebung, und der Hahn macht den treuen, guten Wächter. Mit wahrem Heldenmuth giebt er sich der augenscheinlichsten Todesgefahr preis, zeigt sich dem Jäger tollbreist und bemüht sich, durch lautes „gabäu, gabäu“ und Neigen des Leibes seine Herrschaftsrechte über das Stückchen Grund und Boden in der deutlichsten Weise kund zu geben, giebt sich den Anschein, als wolle er dem Jäger den Eintritt in sein Reich verwehren. Im Nothfall fliegt er weg, und die Henne bleibt immer ruhig sitzen, scheint sich gar nicht um die ihr drohende Gefahr zu kümmern.

Unter sich kämpfen selbst die brütenden Schneehühner noch, und die Norweger behaupten steif und fest, daß die Weibchen sich gegenseitig ihrer Eier berauben, wo es nur immer anginge, wie dies ja auch die nebeneinander brütenden Enten und manche Ammer-Arten zu thun pflegen. Auch jetzt noch ist immer die Mitternacht den Hühnern die liebste Tageszeit, zumal oben im Norden, wo die Sonne groß und herrlich am Himmel steht und ihren rothen Duft auf alle Berge legt. Nach zehn Uhr Abends beginnt eigentlich die wahre Lebendigkeit erst; das Männchen ruft, und andere antworten; es kommt wohl auch zu kleinen Kämpfen und Streitigkeiten, bis endlich jedes Weibchen mit sanftem „djake“ und „gu, gu, gurr“ den Gemahl nach Hause fordert. Geht Alles gut, so schlüpfen schon Ende Juni die Küchlein aus den Eiern. Vom Juli bis zum August sieht man dann die Eltern mit ihren ausgeschlüpften Jungen im Moore. Der Vater geht mit stolzen Schritten, hochgehobenen Hauptes voraus, beständig sichernd und bei Gefahr sein „gabäu, gabäu“ rufend. Die Mutter folgt lautlos mit der reizenden Kinderschaar. Bei wirklich drohender Gefahr giebt sie sich aber, wie unser Rebhuhn, dem Feinde preis, um ihre Brut zu retten. Sie hinkt, sie flattert, sie wankt vor dem Jäger oder vor dem Fuchs dahin, versucht alle Künste der Verstellung, lockt den bösen Feind weiter und weiter, rettet ihre kleine Schaar, schwirrt plötzlich auf und fliegt in großen Bogen nach dem ersten Orte zurück, wo sich die Kinderchen inzwischen wohlgeborgen hatten. Dann ruft sie leise glucend nach ihnen, und da und dort wird's lebendig: hinter dem Moosbusch hervor, zwischen dem Gestein heraus huscht und rennt es, und in wenigen Minuten ist die kleine Schaar wieder versammelt.

In der ersten Jugend haben die niedlichen Geschöpfe ein dunkles Kleid, welches einem Moosbündel des Morastes zum Verwechseln ähnlich sieht. Sie sind rasch und behend, wie alle wilden Küchlein, und laufen leicht und gewandt über Schlamm- und Wassergräben hinweg, die kleinen stumpfen Flügel zur Erlangung des Gleichgewichts benutzend. Schon in den ersten acht Tagen sprossen die Schwungfedern, und wenn die Küchlein zehn Tage alt sind, flattern sie bereits. Die ersten Schwingen sind braun und schwarz gewässert, denen unsrer jungen Rebhühner ganz ähnlich; aber schon in der ersten Mauser treten weiße an ihre Stelle, und bei den folgenden Federerneuerungen, welche mehrmals nöthig werden, weil die Schwingen für die größer und größer werdenden Thiere immer bald zu schwach sich zeigen, wachsen immer wieder weiße Schwungfedern nach.

Schon mit der kleinen Brut suchen die Eltern die Schlammmoore auf, und namentlich das Gebüsch der Saalweiden bietet ihnen jetzt eine willkommene Zufluchtsstätte. Sie verbienen um diese Zeit den Namen Morasthuhn in jeder Hinsicht; denn sie sind wahre Sumpfvögel geworden und scheinen sich auch auf dem flüssigsten Schlamme mit Leichtigkeit bewegen zu können. Ende August sind sie ganz erwachsen, und im September beginnt nun bereits die Mauser wieder. Im Winter beim hohen Schnee bleibt dann die ganze Familie noch zusammen; sobald aber gegen das Frühjahr hin die Liebe sich geltend macht, sprengen sich die Völker, und die jungen Hähne treten nun schon kühn als Bewerber der alten und jungen Hennen auf.

Das Morasthuhn bildet in Norwegen eines der geschätztesten Jagdthiere. Seine große Häufigkeit gewährt dem nur einigermaßen geschickten Jäger eine ergiebige Ausbeute, und deshalb findet man auch viele Normannen mit vollstem Rechte der schönen Jagd leidenschaftlich ergeben. Auf dem Dovre-Fjeld lernte ich einen Engländer kennen, welcher bereits seit sechs Jahren in Norwegen wohnt und von einem der elendesten Moräste zu dem andern zieht. Das stehende Thema der Erzählung dieses Jägers war: „Vor sechs Jahren war ich hier und schoß in sechs Wochen 320 Hühner. Das folgende Jahr zog ich nach Jerkin; da schoß ich 240. Vor drei Jahren war ich in Kongsvold, da schoß ich aber blos 180. Das beste Jahr jedoch war voriges, da habe ich über 400 erlegt, und dieses Jahr läßt sich auch recht gut an.“ Leider muß ich dieser ganz hübsch klingenden Erzählung hinzufügen, daß die Engländer, wie überall, wo sie in der Fremde erscheinen, für die Landeseingebornen ein wahrer Gräuel und eine wahre Geißel sind. Bis nach den Lofoten hinauf tragen diese unglücklich Rastlosen ihre Angel und ihr Gewehr. Mitten unter den Mücken sitzen sie und fischen Lachse, und in den tollsten Morästen steckeln sie sich an und schießen Schneehühner. Die Zahl entscheidet: sie kennen keine Hegung und keine Schonung; sie schießen die Jungen nieder, wenn sie den Lerchen oder Wachteln gleich groß sind, und werfen sie weg, ihren Hunden zu, nachdem sie die Zahl der erlegten Stücke sich aufgeschrieben haben. Deshalb darf man es dem Normann nicht verdenken, wenn er jeden Fremden mit Mißtrauen ansieht und sich erst sehr sicher stellt, ehe er einem Jäger erlaubt, auf seinem Grund und Boden zu jagen. Er fürchtet mit Recht diese englischen Scheußlichkeiten. Der Normann erlegt blos die erwachsenen Schneehühner, im Herbst mit dem Gewehr, im Winter mit Netz und Schlinge. Aber nur die Wenigsten kennen die herrliche und rechtliche Jagd, welche mich der alte „Erik“ lehrte, und ich habe wieder einsehen lernen, daß der Reisende Glück haben muß, wenn er Etwas sehen, Etwas kennen lernen will.

Zum Schluß möchte ich eine Bemerkung hinwerfen: Ich bin fest überzeugt, daß sich das Moraſtſchneehuhn in Deutschland einbürgern läßt, und daß also mit der Einführung des prächtigen Geschöpfes ein neues und vollkommen unschädliches Wildpret gewonnen werden könnte. Wie das anzufangen, darüber vielleicht später einmal an diesem Orte, — falls ich glauben darf, daß eine derartige Belehrung erwünscht sein sollte.

Schutzmittel gegen Krankheiten.

Unterziehjäckchen, wollene Strümpfe und Bauchbinde.

„Aber ich will mich nicht verweichlichen;“ — „was soll ich denn dann machen, wenn ich in's Alter komme?“ — „nein, das kann ich nicht aushalten, das ist mir zu unbequem.“ Solche Reden muß der Arzt hören, wenn er eins oder das andere jener eben genannten heilsamen Kleidungsstücke zu tragen empfiehlt. Und so sprechen nicht etwa blos kerngesunde Menschen, nein, auch Solche, die aller Augenblicke den Pips haben, oder wohl gar schon an organischen Uebeln leiden.

Wie viel lebensgefährliche acute und chronische Leiden, ganz abgesehen von der Unzahl von Katarrhen, Rheumatismen und Brechdurchfällen, würden nicht aufkommen können, wenn man sich zur richtigen Zeit jener Schutzmittel bediente! Vorzugsweise sind es aber Herzkrankheiten und Lungenleiden, gegen welche dieselben zu schützen vermögen. Verf. fand unter der ihm zugänglichen nicht etwa geringen Masse von Kranken, die an der asiatischen Cholera litten, nicht einen einzigen, der eine Bauchbinde (aber auch bei Nacht) getragen hätte. Ja er selbst, Jahre lang ein Abhärtungs-Fanatiker, der aber trotz aller Abhärtung doch fortwährend schwächelte und kränkelte, am bösen Halse, an Husten und Heiserkeit litt, wurde, als er sich endlich in die Arme der Verweichlichung warf, kerngesund und konnte sich nun mit seinem lieben Jäckchen und wollenen Strümpfen ohne Nachtheil nicht unbedeutenden Stra-

passen aussetzen. — Und das ist ja auch ganz natürlich, denn unser Körper ist nicht von Eisen, sondern vermöge seiner Einrichtung und in Folge unserer jetzigen Lage. Civilisation, zumal in gemäßigten Klimaten, so leicht und so oft schädlichen Einflüssen der Außenwelt ausgesetzt, daß man sich, will man gewissenhaft mit seiner Gesundheit umgehen, gegen diese Schädlichkeiten, so viel es nur immer geht, zu schützen verpflichtet ist.

Unter den Schädlichkeiten, welche am häufigsten gefährliche Krankheiten nach sich ziehen, steht die Kälte und vorzugsweise die Erkältung obenan, und deshalb haben die Menschen ihren Körper schon seit langer Zeit mit schlechten Wärmeleitern, Wolle, Seide, Pelzwerk, Flaum) umgeben, um theils jenes Maß von Eigenwärme, welches zum Gesundsein unentbehrlich ist, zu erhalten, theils um eine schnelle Abkühlung der erhitzten Haut mit Unterdrückung der Schweißabsonderung zu verhüten (s. Gartenl., Jahrg. 1858. Nr. 2). — Es sind nun aber gewisse Stellen unseres Körpers gegen Kälte empfindlicher als andere, und es werden deshalb durch die Erkältung dieser Stellen auch leichter Krankheiten hervorgerufen. Allerdings findet das nicht selten bei verschiedenen Menschen in verschiedener Weise statt, allein bei den Allermeisten sind die Erkältungen der Füße, des Bauches, des Rückens und der Achselhöhlen am schädlichsten.

Das Unterziehjäckchen, auf der bloßen Haut getragen, schützt ebenso den Rücken wie die Achselhöhlen und, wenn es noch über den Bauch (wenigstens über die Oberbauch- oder Magengegend) herabreicht, auch diesen vor Erkältung. Obschon man sich nun sehr bald an ein solches Jäckchen so gewöhnt, daß man dasselbe gar nicht wieder abzulegen wünscht, so kann es doch dadurch noch erträglicher gemacht werden, daß man die Aermel desselben sehr kurz (aber Aermel muß es zur Verhütung der Achselhöhlenerkältung durchaus haben) und daß man die Brust damit unbedeckt läßt (da diese weit unempfindlicher gegen Kälte als der warme Rücken ist). Auch braucht dieses Jäckchen, wenigstens im Sommer, nur ganz dünn, aus Baumwolle gefertigt zu sein, während im Winter ein wollenes oder seidenes zweckmäßiger ist. Gerade im Sommer, wo in Folge des Schwitzens der heißen Haut das Hemd nach schneller und stärkerer Abkühlung naßkalt wird und dann eine oft recht gefährliche Erkältung veranlassen kann, gerade da ist das Unterjäckchen äußerst heilsam. Uebrigens erzeugt es auch gerade im Sommer, und zwar gegen alle Erwartung, dadurch noch ein großes Wohlbehagen, als es den größten Theil des Schweißes durch sich hindurch in das Hemd dringen läßt und so von der Haut das unangenehme Gefühl des Anklebens feuchter Leinwand abhält. Um nun aber seine Vorzüge ganz vollständig entwickeln zu können, muß das Jäckchen gestrickt oder gewirkt sein, denn dann kann die Hautausdünstung bequemer in und durch die Maschenräume hindurch in das Hemd dringen.

Wer sich starker Erhitzung mit nachfolgender schneller Abkühlung oder gar der Zugluft auszusetzen hat, wer in feuchten und kalten Localen zubringen und zumal darin schlafen muß, wer leicht und stark schwitzt, zu Rheumatismen (s. Gartenl. 1856. Nr. 47) und Katarrhen (besonders im Athmungsapparate) disponirt, wer sogar schon von Husten, Herzklopfen, kurzem Athem und herumziehenden Schmerzen heimgesucht ist, dem ist das Unterziehjäckchen geradezu ganz unentbehrlich. — Sollte ein Jemand, der sich den Gefahren der Erkältung auszusetzen hat (wie ein Arbeiter im Freien oder in naßkalten Räumen, der Landmann, Soldat, der Bewohner von heißen und Fiebergegenden), oder der sich überhaupt nicht einer Hausknechtsgesundheit zu erfreuen hat, eine ganz besondere Abneigung gegen das Leibjäckchen haben, nun, der trage wenigstens ein baumwolleues, wolleues oder seidenes Hemd. — Uebrigens ist das eine alte Großmutteransicht, daß, wer sich einmal bejacht hat, nun zeitlebens dem Unterjäckchen verfallen oder wohl gar von Jahr zu Jahr ein wärmeres Jäckchen zu tragen genöthigt sei. Davon nun aber, daß ein solches Jäckchen eine die Gesundheit ganz zerrüttende Schweißsucht hervorzurufen im Stande wäre, davon kann erst recht keine Rede sein. — Natürlich soll nicht jedem gesunden Menschen dieses Kleinungsstück zum fortwährenden Tragen hierdurch empfohlen werden, sondern nur dann, wenn derselbe bei Hautertheilung eine schnelle oder heftige oder längere Zeit andauernde Abkühlung zu fürchten hat. Wer sich aber nicht einer ganz guten Gesundheit, die schon einen Puff aushalten kann, bewußt ist, der greife seinem Körper mit einem Unterziehjäckchen unter die Arme.

Die Bauchbinde (aus Baumwolle, Wolle, Seide oder weichem dünnem Leder), welche zum Theil mit durch ein langleibiges Brustjäckchen ersetzt werden kann, verhütet durch Warmhalten des Bauches Magen- und Darmkatarrhe, die sehr häufig sind und den Grund zu mannigfachen Verdauungsstörungen (sogenannte Durchfall mit und ohne Kolikschmerzen) abgeben. Diese Katarrhe, wenn sie nicht gleich bei ihrem Entstehen gehörig beachtet werden, laufen bei kleinen Kindern (wo sie Brechdurchfall veranlassen) in den allermeisten Fällen tödlich ab und können recht gut durch Warmhalten des Bauches, zumal in der Nacht, wo sich die Kinder gern bloß strampeln, verhütet werden (s. Gartenl. 1854, Nr. 17). Freilich läßt sich hier die Bauchbinde, weil sie in der Regel über den Bauch in die Höhe geschoben wird, besser durch eine Art Schwimmhose oder durch einen über die Füße und den Unterleib gezogenen Sack ersetzen, die aber beide an ihren hintern Theile, gewisser Bedürfnisse wegen, aufgeschlitzt sein müssen. — Erwachsene, die zumal auf Reisen, leicht von Magenbeschwerden und Durchfall heimgesucht werden, finden in der Bauchbinde, und wenn sie auch noch so dünn ist, ein ganz treffliches Schutzmittel, doch müssen sie dieselbe vorzugsweise auch in der Nacht und zumal bei heißer Witterung tragen. Die meisten Brechdurchfälle, die man so gern dem Obst-, Salat-, Eis- und dgl. Essen zuschreibt, verdanken ihr Entstehen dem Bloßliegen des Bauches in der Nacht. Und daß der Ausbruch der asiatischen Cholera, der gewöhnlich in den Morgenstunden erfolgt, bei den allermeisten Kranken der nächtlichen Baucherkältung zuzuschreiben ist, steht fest. — Wo's überhaupt nicht richtig im Bauche ist, da ist die Bauchbinderei am Platze.

Wollene Strümpfe werden zwar von den meisten Damen, auch wenn dieselben vorwährenden an kalten Füßen und Kopfschmerzen leiden und doch um zwar theils aus Eitelkeit (weil die dickere Strumpf einen größern Fuß macht, theils aus Empfindlichkeit (weil das Wollene Jucken erzeugt) verdammt, allein sie — ich meine nämlich nicht die Damen, sondern die wollenen Strümpfe — sie sind trotz alledem gut, sehr gut, denn wenn es auch einzelne Glückliche giebt, deren Füße gegen Nässe und Kälte unempfindlich sind, so ist doch bei den allermeisten Menschen der Fuß insofern ein schwacher Punkt, als Erkältung desselben zumal durch kalte Nässe) in diesem oder jenem Theile des Körpers, am liebsten aber im und am Kopfe, Krankheites nach sich zieht, und eine solche Erkältung können in den meisten, allerdings nicht in allen Fällen, die wollenen Strümpfe verhüten. Aber sie machen einen schweißigen Fuß! Nun, wenn das auch wirklich einmal der Fall wäre, so ist das kein Unglück und jedenfalls den nicht selten sehr gefährlichen Krankheiten, welche durch Fußerkältung veranlaßt werden können, weit vorzuziehen. Auch erfährt man darüber, wie der schwitzende Fuß nicht unangenehm wird, das Nöthige in dem Aufsatze der Gartenlaube 1858, Nr. 47.

Da die Feinde der Verweichlichung, also auch des Unterjäckchens, der Bauchbinde und der wollenen Strümpfe jedenfalls von Zeit zu Zeit Erkältungen erkulten werden, so wollen wir denselben aus reiner Menschenliebe, damit sie nicht etwa den Folgen der Erkältung unterliegen, nicht blos unser in der Gartenlaube 1858, Nr. 2) besprochenes diätetisches Verhalten dagegen, sondern auch die von Hering empfohlenen homöopathischen Heilmittel, erstres im Ernste, letztere im Spaße, empfohlen haben. Herr Constantin Hering* schreibt nämlich: bei Verkältungen im Frühjahre paßt Weißnieswurz, Sumach oder Holzlohle; im Sommer Tollkirsche, Zaunrübe, Antimonnetall oder Holzkohle; im Herbste Weißnieswurz, Quecksilber oder Sumach; im Winter, wenn es trocken ist, Sturmhut, Tollkirsche, Zaunrübe, Krähenaugen, Kamille oder Schwefel, manchmal auch Brechwurzel, wenn's aber feucht ist, Muscatnuß, Bittersüß, Weißnieswurz oder Holzkohle. Sollte man sich auf der rechten Seite erkältet haben, dann ist nach dem Hrn. lebensmagnetisch-homöopathischen Sanitätsrathe Dr. Lutze Tollkirsche, bei linksseitiger Verkältung dagegen Sturmhut, Quecksilber, Krähenaugen oder Schwefel anzuwenden. Gegen Blödsinn empfiehlt Dr. Hirschel Muscatnuß; diese würde demnach auch für einen Dummen passen, der sich im Winter, wenn's naß ist, erkältet hat.

Red.

* Es ist hier der amerikanische, ja nicht etwa mein Freund, der leipziger Hering, gemeint.

Blätter und Blüthen.

Eine Carriere. Zu der revolutionairen Erhebung, die im Mai des Jahres 1849 am Rheine stattfand, stellte die Jünglingsschaar der Universität des revolutionären Bonn ihr Contingent in drei Studenten, von denen der eine sich Karl Schurz nannte. Der von hier auf das benachbarte Zeughaus zu Siegburg unternommene Putsch mißglückte und führte die Leiter desselben nach der Pfalz, um sich der Bewegung, die dort in voller Blüthe stand, anzuschließen. Ihnen folgte Schurz. Er trat in die pfälzische Bürgerarmee ein, die gerade in ihrer Bildung begriffen war, und wurde nach deren Organisirung zum Adjutanten des Obersten Anneke ernannt. Der Ausgang dieses Feldzuges ist bekannt; das Schicksal vieler seiner Führer in den Mauern von Rastatt verhallt; dasjenige der Flüchtigen über Länder- und Meeresweiten dunkel und großen Theils traurig.

Nur von einem Fall weiß ich zu erzählen, der nicht nur seine heitern Lichtseiten aufweist, sondern in diesem Augenblicke sogar blendende Strahlen eines glänzenden Glücks von sich wirft. Es ist die einfache Geschichte Karl Schurz's, eines Sohnes armer Eltern, aus der Gegend von Bonn, der sich von dem rauhen Pfade eines geächteten Verbannten zu der glatten Bahn eines Diplomaten, zu dem Vertreter einer großen Nation an dem stolzesten Hof der Höfe, in einem der schönsten Länder der Erde emporgeschwungen hat. Auf der Kanone zu Rastatt vor Müdigkeit nach dem Tage des Kampfes entschlafen, ward er nach der Cernirung der Festung durch die Preußen zum Gefangenen in den Mauern. Sein guter Genius verbarg ihn den Augen der Häscher eine kurze Zeit, bis er, Dank seinem außerordentlichen Scharfblick, bei Nacht und Nebel einen Ausweg durch einen engen unterirdischen Graben entdeckte, der ihn aus der Festung in's freie Feld hinausführte auf den Weg zur Flucht, zur Freiheit.

Nach einem raschen, glücklichen Uebergang über den Rhein langte der Jüngling in der Schweiz an, wo seine Freunde in tiefer Sorge um ihn trauerten und die Tage des Exils trostloser noch, als um ihr eignes Geschick, um dasjenige ihrer tapfern Brüder, die dem Standrecht verfallen waren, empfanden. Während es einiger Monate für den ohnehin schwächlichen jungen Mann bedurfte, sich von den erlittenen Strapazen zu erholen, sann sein Geist nur dem einen Gedanken nach, nämlich seinen mit in die Gefangenschaft gefallenen und zugleich schwer verwundeten Freund und Lehrer Gottfried Kinkel, dem der ewige Kerker oder gar die Kugel des Standrechts drohte, zu befreien. Er schrieb zu dem Ende von seinem Exil in der Schweiz aus nach Bonn an die edle Frau des gefangenen Dichters und fragte an: ob und was eigentlich zur Rettung ihres Gatten geschehen sei? — Sie antwortete: nur einige vergebliche Versuche seien gemacht, sonst nichts; Jeder aber sei von dem Gedanken durchdrungen, daß er auf eine oder die andere Weise befreit werden müsse. Schurz antwortete ihr und erbot sich, das Werk zu unternehmen, sie solle nur für die Mittel, die es erfordere, sorgen.

Der kühne Jüngling, selbst ein Landflüchtiger, verließ darauf sein sicheres Asyl und reiste auf verschiedenen Kreuz- und Querzügen nach Köln ab. Dort blieb er einige Zeit, um Vorbereitungen zu seinem Werke zu treffen, consultirte mit Johanna Kinkel, dieser herrlichen und muthigen Seele, und ging dann, da sein geheimer Aufenthalt in Köln anfing aufzufallen und es in Bonn gar bekannt geworden war, daß er dort sei, nach Brüssel und Paris. Unterdessen hatte die edle Johanna sich dem Anscheine nach ruhig in Bonn verhalten, aber auf schwierigen und geheimen Wegen das zur Bewerkstelligung der Flucht ihres Gatten nothwendige Geld herbeigeschafft. Damit ausgerüstet ging Schurz nach Moabit und Spandau, um hier, wie es in der Anklageschrift gegen einen Mitschuldigen heißt, „das mit außerordentlicher List und Verwegenheit ausgeführte Unternehmen“ zu Ende zu führen.

Wer die doppelt umzingelte Festung Spandau kennt, wer je von der Wachsamkeit der preußischen Wächter, mit der sie besonders des Dichters Zelle umstellt hatten, gehört hat, wird die Schwierigkeit des Unternehmens begreifen, für welches selbst die Ankläger dem neuen „Blondel“ das Prädicat der „List und Verwegenheit“ beilegen. Obwohl von dem kaum zwanzigjährigen jungen Mann das Wagniß mit der größten Umsicht, die weder den kleinsten noch den größten Umstand außer Acht läßt, eingeleitet war, so scheiterten doch viele Versuche, ehe der letzte gelang. Die endliche Ueberredung des Gefängnißwärters Brune, dieses hochherzigen Mannes, der die Flucht wesentlich unterstützte, das Nachmachen der verschiedenen Schlüssel, waren nicht das Geringste, was zum glücklichen Gelingen des Werkes beitragen mußte; die hundertfachen Einzelheiten sind zur Zeit oft genug zur Sprache gekommen, und einer spätern vielleicht bleibt es aufbewahrt, genauere Aufschlüsse noch über dieselben zu geben. So viel mag hier noch am Platze sein, daß in jener wilden und stürmischen Nacht vom 6. auf den 7. November 1850, in welcher Kinkel der Freiheit zurückgegeben wurde, der tapfere und jugendliche Freund am Fuße der schaurigen Veste stand, von deren hohen Mauern der Entfesselte mit entsetzlicher Todesgefahr hinabgelassen wurde, dem Befreiten mit hochklopfender Brust entgegenharrte und eine rasende Flucht mit ihm unternahm bis zum Meere und über das Meer, auf welchem ein furchtbarer Sturm die im elenden Zweimaster Dahinschaukelnden endlich an das Ufer von Schottland verschlug, woselbst sie dann in Edinburg landeten. Von dort setzten sie in einem bessern Fahrzeuge nach Frankreich über, wo in Paris die in Todessehnsucht harrende Gattin sich mit dem Dichter wieder vereinigte.

Der muthige Befreier theilte darauf das Exil mit seinen Freunden in London. Nach einem Aufenthalte von etwas länger denn einem Jahre daselbst, in welchem er die Bekanntschaft seiner jungen Frau, einer Dame aus einem geachteten Hause Hamburgs gemacht, ging er nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Mit dem Schatz einer gründlichen Kenntniß der englischen Sprache und einem Schatz von wissenschaftlichen Vorkenntnissen überhaupt ließ er sich in Philadelphia nieder, legte sich hier eifrig auf das Studium der Rechtskunde und lernte dabei die Geschichte des Landes und insbesondere die seiner Parteien kennen. Dann ging er ein Jahr später nach dem Staate Wisconsin, wo deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz unsern Landsleuten eine bereits achtunggebietende und einflußreiche Stellung erworben hatte. Nahe der Hauptstadt Madison, in einer Stadt, Watertown genannt, siedelte er sich mit seiner jungen Familie an und nahm Theil an dem politischen Streben in den beschränkten Kreisen städtischer Verwaltung. Dann richtete er sein Augenmerk weiter auf die Politik des jungen aufstrebenden Staates, dessen herrliche Constitution denkenden Republikanern ein Fundament bietet, auf welchem sie die stolze Freiheitshalle weiter bauen können. Er bethätigte sich daher in den berathenden Versammlungen, hielt Reden in den öffentlichen Meetings und suchte namentlich für die republikanische Partei Propaganda zu machen. Mit dieser ging er dann aber auch — um den localen Kunstausdruck zu gebrauchen — durch „Dick und Dünn“. Wenn das Parteicommando lautete: links! so hielt er links; wenn es hieß: rechts! so bog er auch dahin aus. Seine Argumente hatte er, ein echter Advocat und Diplomat, eben so gut für eine Parteifrage als gegen dieselbe bereit liegen. Die entschiedenen Leute vom Princip wollten ihm ein solches Verfahren zum schweren Vorwurf machen, allein er ließ sich nicht irritiren und folgte der Parteifahne getreu und mit bewunderungswürdiger Disciplin.

Sein Talent und seine Ausdauer, Eigenschaften, die bald von den Amerikanern wie von den Deutschen, besonders aber von den Parteigängern anerkannt wurden, sollten belohnt werden, und zwar trotz seiner Jugend mit dem höchsten Amte im Staat, dem des Gouverneurs. Dieser voreilige Versuch scheiterte, nicht, wie man behaupten wollte, an dem Nativismus der Eingeborenen, nein, vielmehr an der ruhigen Beurtheilungskraft der einfachen amerikanischen Bürger und Farmer, die dem Herrn Schurz alle mögliche Gerechtigkeit zollten, ihm die Verdienste, die er sich um die Partei erworben, in deren Lager er allerdings die große Masse der Deutschen mit überzeugender Redekunst hinüber geführt, dankend anerkannten, aber behaupteten: die Staatsruder ihres Landes nicht den Händen eines Jünglings anvertrauen zu dürfen, der, obgleich sehr wissensreich, doch von der eigentlichen Administration eines Staates durchaus keine Kenntniß haben könne. Schurz wurde dadurch nicht entmuthigt, vielmehr warf er sich mit Todesverachtung in den „heißen Kampf“ der letzten Präsidentschafts-Campagne der Vereinigten Staaten und errang hier ein Thatenfeld, auf welchem er die goldenen Lorbeeren davon trug, die die Republik ihren Getreuen spendet nach dem Grundsatze: „Wem der Sieg, dem die Beute!“

Herr Schurz beanspruchte nun in Folge dessen Anfangs seine Sendung nach Turin als Gesandter. Warum man ihm diesen Wunsch nicht gewährte, ist nicht bekannt; in der amerikanischen Presse cursiren darüber die verschiedensten Meinungen. Dagegen hat die Administration der gegenwärtig an das Ruder getretenen republikanischen Partei der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ihn mit einer andern eben so glänzenden und noch wichtigern Mission betraut. Sie hat den ehemaligen armen Studenten aus Bonn, den landflüchtigen und nicht amnestirten Sohn Preußens, sie hat ihren Adoptivbürger zum Vertreter ihrer großen Nation gemacht und ihn als Gesandten an den Hof der Königin Isabella von Spanien nach Madrid instruirt und dirigirt, an dem er bereits vor einigen Wochen angekommen ist.

Herr Schurz ist der erste deutsche Bürger in Amerika, der mit einer Mission ersten Ranges beehrt wurde. Es ist kein Zweifel, daß er nicht nur ein würdiger Repräsentant seines neuen Adoptivvaterlandes, sondern auch seiner alten Heimath stets eine Ehre sein wird. Er übernimmt die schwere Verantwortlichkeit desselben in einem kritischen Augenblick. Seine ihm angeborene und in vielen Fällen bewährte Diplomatie wird ihm im Verkehr mit denjenigen am Hofe Isabella's, zu Statten kommen. Spanien ist den Vereinigten Staaten nicht freundlich gesinnt und glaubt aus den gegenwärtigen Mißständen desselben einen Vortheil ziehen zu können. Der deutsche Plebejer Schurz wird der holden Isabella und ihren spanischen Granden — gleichviel ob mit Courtoisie und Grandezza — aber eindringlich und beharrlich darthun, daß die stolze Union feststeht, einerlei ob einige ihrer Sterne verdunkelt oder gar als Irrwische für eine geraume Zeit verschwunden sind.

Zum Abonnement auf das zweite Semester empfehlen wir die

Deutsche Turn-Zeitung.

Herausgegeben von **Goetz**.

Wöchentlich eine Nummer von einem halben oder einem ganzen Bogen. Preis halbjährlich 18 Ngr.

Die Deutsche Turn-Zeitung hat sich die Aufgabe gestellt und, wie es der Erfolg beweist, diese Aufgabe mit Glück gelöst, das Turnen in seinen vielfachen Beziehungen zu besprechen, dabei belehrend zu unterhalten und freundschaftlich vermittelnd zwischen den zahlreichen Freunden des Turnens in den Vereinen im In- und Auslande, denen sie somit als Organ dient, aufzutreten. — Zum Unterschied von der in Coburg erscheinenden Turn- und Wehrzeitung bemerken wir ausdrücklich, daß unser Blatt nur den rein turnerischen Interessen dient, innerhalb derselben aber jeder vernünftig begründeten Ansicht seine Spalten öffnet. Die Deutsche Turn-Zeitung ist kein Parteiblatt, sondern ein Sprechsaal für Alle, die es ehrlich mit der Turnerei meinen. – Leipzig, im August 1861.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil**.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Friedrich Oetker.

Währt sie stets noch unvergessen,
Ungesühnt, die alte Schuld,
Zeigt noch stets die Mahnung Hessen
Uns der schimpflichsten Geduld:
Strahlt aus Finsterniß und Schande
Fleckenlos ein Name doch,
Preis die Schmach im deutschen Lande,
Größter seine Ehre noch!

Friedrich Oetker, Mann des Rechtes,
Des Gesetzes treue Hut,
Mit dem stumpfen Sinn des Knechtes,
Mit des Bürgers Uebermuth
Hast Du stets den Kampf begonnen,
Deine Waffe nur das Wort,
Fruchtlos ist manch Jahr verronnen,
Fruchtlos währt Dein Kämpfen fort.

Nicht um Gold und Ruhmesgierde,
Nicht um Lohn von dieser Welt,
Nie war niedrige Begierde
Deinem Streiten zugesellt,
Wie der Bitty aus finstrer Wolke
Leuchtend zünget reinen Lichts,
Zeigst den Weg Du Deinem Volke,
Todt Du ruhst am Boden nichts.

Für das Recht hast Du gestritten,
Das verstrickt in Banden liegt,
Für das Recht hast Du gelitten,
Unbeirrt und unbesiegt;
Was auch Mächtige versprochen,
Blieb allein das Recht Dein Hort,
Niemals ward Dein Muth gebrochen,
Und Du brachest nie Dein Wort!

Friedrich Oetker, reinen Glanzes
Strahlst, ein Stern, Du durch die Zeit,
Jede Blüthe Deines Kranzes
Hegt die Frucht der Ewigkeit,
Nimmer kann Dein Schwert zerbrechen,
Fällst Du selbst auch im Gefecht,
Mag Gewalt Dein Urtheil sprechen,
Die Geschichte nur spricht Recht!

Ruhm ist nicht bei allen Siegen,
Widerlegt nicht, wer gebeugt,
Auch ein mannhaft Unterliegen
Für des Streiters Sache zeugt,
Und bis einst in Schlachtgewittern
Retteut der Befreier naht,
Still auch hinter Kerkergittern
Reift der Zukunft gold'ne Saat.

Friedrich Oetker, Schweres tragen,
Müssen wir noch immerdar,
Dämmernd kann beginnt's zu tagen,
Doch die Sonne ahnt der Aar;
Und es wir mit bangen Nöthen
Seufzen noch im finstern Bann,
Zeigt der Freiheit Morgenröthe
Uns doch schon Dein Name an!

Albert Traeger.

Des Kaufmanns Ehrenschild.

Von Dr. J. D. H. Temme.

Wir hatten jeden Sonnabend einen Club, in welchem Kaufleute, Beamte und Officiere sich einfanden. Es war in einer reichen Handelsstadt und die Kaufleute überwiegend. Unter ihnen hatte ich einen mir besonders nahestehenden Freund. Er war älter als ich, aber wir hatten uns bei manchen Gelegenheiten kennen gelernt, und es hatte sich dadurch ein gegenseitiges inniges Vertrauen zwischen uns gebildet.

Freiherr von Holberg war sein Name, Friedrich Holberg seine kaufmännische Firma. Er war früher ein armer Officier gewesen, hatte die Feldzüge von 1813 bis 1815 mitgemacht, sich Ehren und Orden erworben, dann, da er arm und in seinem Regimente ein schlechtes Avancement war, seinen Abschied genommen und sein Glück als Kaufmann versucht. Er hatte es gefunden, zuerst in Amerika; seit Jahren war er schon nach Europa zurückgekehrt und gehörte zu den reichsten Handelsherren der Stadt, zu den gewissenhaftesten und geachtetsten. Er war Mitglied unseres Sonnabendclubs, den er regelmäßig besuchte.

Eines Abends im Sommer fand er sich später als gewöhnlich ein. Als er erschien, bemerkte ich eine Aufregung an ihm, die er, wenigstens vor mir, der ich ihn genau kannte, vergeblich zu verbergen suchte. Ich glaubte schon seit einiger Zeit eine Veränderung an ihm wahrgenommen zu haben, er war stiller als sonst, nicht immer von gleicher, unbefangener Laune, es schien ihn etwas zu drücken. Seine Augen hatten mich bald nach seinem Eintreten gesucht. Nach wenigen Minuten trat er auf mich zu, begann ein gleichgültiges Gespräch und führte mich in diesem wie absichtslos aus der Nähe der übrigen Gesellschaft. Das Sommerlocal der Gesellschaft war in einem großen Garten vor der Stadt.

Wir waren in eine Laube eingetreten, in der wir von den Anderen nicht gesehen werden konnten. Sein Wesen war auf einmal ein anderes geworden. Er warf den Zwang von sich ab, den er sich angethan hatte, sich zu verbergen, aber nur bald, nicht einmal bald; wie schwer mußte der Druck sein, der auf ihm lastete!

„Ich habe eine Frage an Dich," begann er, „eine Frage an den Freund, aber auch an den Criminalrichter —"

Er stockte. Es war, als wenn ihm die Zunge festklebe, oder als wenn er nach Athem suchen müsse.

„Also doppelt auf Dein Gewissen," fuhr er dann fort.

„Ich werde Dir nach meinem besten Wissen und Gewissen antworten," sagte ich.

„Aber," stieß er heraus und er konnte mich nicht dabei ansehen, „die Sache betrifft nicht mich. Ich habe von einem Freunde den Auftrag, Dich um Deine Ansicht und Deinen Rath zu befragen."

„Meine Antwort soll Dir werden, als wenn es Deine Sache wäre. Trage sie vor."

Er mußte trotz der Versicherung, daß er nur eine fremde Sache vertrete, wiederum eine Pause machen. Es kostete ihm Ueberwindung, mit ihr hervorzukommen.

„Dem Kaufmann," sagte er dann, „sind seine Bücher sein Ehren- und Adelsschild. Habe ich Recht darin?"

„Es ist die Anschauung eines Edelmannes," erwiderte ich, „aber auch eine sachlich richtige."

„Und durch eine Unrichtigkeit darin hat er sein Schild beschmutzt, zerbrochen?"

„Und vor dem Gesetze eine Fälschung, ein Verbrechen begangen."

„Immer?" fragte er hastig. „Durch jede Unrichtigkeit?"

„In der Regel wenigstens, zumal wenn die Rechte eines Andern verletzt werden sollen."

„Dann immer?"

„Ich wüßte kaum eine Ausnahme. Nur ganz besondere Umstände des Falles möchten sie begründen können."

Er mußte sich wieder zusammennehmen.

„Denke Dir folgenden Fall: Jemand hat mich betrogen, oder er will mich betrügen, und ich habe in das Geschäft, durch das dies geschehen soll, mich wirklich mit ihm eingelassen, es auch schon in meinen Büchern eingetragen. Ich kann mich nun vor den nachtheiligen Folgen nicht anders retten, als durch weitere falsche Eintragungen in meine Bücher. Ist das ein Verbrechen?"

„Eine objective Fälschung wäre immer da," sagte ich.

„Auch ein Verbrechen?" rief er.

„Nein, denn es fehlte die Absicht einer Verletzung der Rechte des Anderen; Du wolltest Dich nur gegen eine unrechtmäßige Verletzung Deiner eigenen Rechte schützen. Indeß —"

„Indeß?"

„Du müßtest unter allen Umständen und vor Allem den Beweis führen können, daß Dn Dich nur eben so habest schützen wollen, und daß Du also der Betrogene seiest."

„Und wenn ich den Beweis nicht führen könnte?"

„So wärst Du vor dem Gesetze ein Betrüger und Fälscher."

„Und die Strafe wäre Zuchthaus?"

„Die Strafe wäre Zuchthaus, wahrscheinlich mehrjähriges."

Er war einen Augenblick erblaßt. Dann hatte er sich wieder jene frühere Gewalt angethan, daß sein Aeußeres nicht verrathen solle, was in seinem Inneren vorging.

„Und der Ehren- und Adelsschild wäre für immer beschmutzt," murmelte er vor sich hin.

Er hatte sich auf eine Bank gesetzt, den Kopf gesenkt, die Augen zur Erde niedergeschlagen; so zeichnete er mit seinem Stocke unförmliche Figuren in den Sande. Ich hatte den Druck, der auf ihm lastete, ihm nicht erleichtert. Ich wollte es.

„Wir haben noch immer keinen besonderen Fall besprochen," sagte ich. „Darf ich den erfahren, um den es sich handelt?"

Er sann nach. Er konnte zu keinem Entschlusse gelangen.

„Der Freund," fuhr ich fort, „hat nicht immer die Verpflichtung, dem Criminalrichter zu denunciren."

Auf einmal fuhr er auf. Ein Schritt war der Laube näher gekommen. Er hatte nach ihm aufgeblickt.

„Morgen," sagte er hastig, indem er schnell aufstand.

Als ich ihn anblickte, sah ich nur eisige Kälte und Ruhe in seinem Gesichte. Mit welcher Gewalt mußte er sie erzwungen haben!

Ein unangenehmer Mensch hatte sich uns genähert, ein Amerikaner, Namens Jones, der sich seit ungefähr sechs bis acht Wochen in der Stadt aufhielt, mit guten Empfehlungen von amerikanischen Handelshäusern versehen, hier überall Aufnahme gefunden hatte und namentlich auch mit Holberg und in dem Holberg'schen Hause viel verkehrte. Es hieß sogar, daß er der ältesten Tochter Holberg's, einem eben so schönen, wie braven und liebenswürdigen Mädchen den Hof mache.

Ein wie schöner, edler und stolzer Greis der Freiherr von Holberg war — Mühen und Entbehrungen, namentlich in dem fremden Welttheile, hatten ihm vor der Zeit das Haar gebleicht — so roh, übermüthig, anmaßend, geldgemein war das Ausehen des Amerikaners Mr. Jones, obwohl seine Gestalt schlank und wohlgebildet, sein frisches, gebräuntes Gesicht regelmäßig und seine Augen groß, dunkel und blitzend waren. Sie bildeten die völligsten Gegensätze, jener wahrhaft adelige Freiherr, dieser ordinäre Geldmensch. Oder war er das nicht einmal? Und sie waren auch nicht Freunde. Daß der Herr von Holberg den Menschen nur mit Widerwillen um und bei sich duldete, hatte ich längst bemerkt; heute glaubte ich noch mehr zu gewahren. Wie der Amerikaner aber zum Anbeter der schönen Therese Holberg sich hatte aufwerfen können, das war schon längst Allen um so mehr ein Räthsel, als man sie zugleich im Stillen mit einem anderen Bewerber verlobt hielt, einem der reichsten und liebenswürdigsten jungen Männer der Stadt. Karl Rauscher und Therese Holberg liebten sich wenigstens, darüber glaubte kein Mensch in Zweifel sein zu können. Warum sie sich dann nicht verlobten und öffentlich verlobten, zumal da der junge Rauscher zugleich völlig unabhängig war, das war freilich ein neues Räthsel.

Der Amerikaner hatte uns gesehen, er kam auf uns zu und trat in die Laube. Nach einer leichten Begrüßung wandte er sich sofort an Holberg.

„Dann, Sir, ich freue mich, Sie zu sehen. Ich hatte Sie schon gesucht."

„Mich, Mr. Jones?" fragte der Herr von Holberg vornehm und mit jener kalten Ruhe, die er so schnell hatte annehmen können.

„Sie, Sir. Ich hätte etwas mit Ihnen zu sprechen."

„Mit mir allein?"

„Hm, ja."

„So werden Sie die Güte haben müssen, zu warten, bis ich mit meinem Freunde fertig bin."

„Dann, Sir, es hat keine Eile. Und Sie haben mit Ihrem Freunde wohl wichtige Sachen zu besprechen?"

„Ja, Sir."

„Mit dem Herrn Criminaldirector?"

Der Mensch schien die Worte mit einer Beziehung zu sprechen. Holberg verfärbte sich leise.

„Aber ein hübsches Plätzchen haben Sie hier gewählt," fuhr der Andere leicht fort. „Sie erlauben doch, daß ich mich zu Ihnen setze?"

Ich konnte mich nicht mehr halten.

„Ich weiß nicht, mein Herr," sagte ich zu dem Menschen, „ob Sie von Herrn von Holberg gehört haben, daß ich mit ihm zu sprechen habe?"

„Dam, Sir, Sie mit ihm? Dam —"

Er wollte aufstehen. Holberg, der vornehme Freiherr, der stolze Kaufmann, war verlegen geworden.

„Du erlaubst," sagte er zu mir, „daß ich vorher die Angelegenheit mit Mr. Jones abmache. Wir können dann unser Gespräch mit desto mehr Muße fortsetzen."

„Wenn Du es wünschest, gewiß."

„Darf ich bitten, mir zu folgen, Mr. Jones?"

Beide verließen die Laube. Ich blieb darin zurück, nachdenklich, gedrückt, vielleicht nicht minder gedrückt, als mein Freund. Er war so brav, er war ein wahrer Edelmann, aber auf seine kaufmännische Ehre stolzer, als auf seinen Adel; und was war das mit seinen kaufmännischen Büchern? — denn um ihn selbst hatte es sich gehandelt. Und welchen Einfluß, welche Gewalt übte dieser rohe, gemeine Amerikaner über ihn aus? Auch er war früher in Amerika gewesen; er hatte dort zuerst Vermögen erworben, den Grund zu seinem gegenwärtigen Reichthum gelegt. Er hatte dort noch lange Zeit nach seiner Rückkehr nach Deutschland Verbindungen unterhalten. Ich verlor mich in Vermuthungen, die nur leere bleiben konnten.

Die Beiden waren nicht weit gegangen. Ich sah sie durch die Zweige der Laube mit einander sprechen, dem Anscheine nach ruhig. Der Amerikaner schien sogar weniger übermüthig zu sein; Holberg hatte seine ganze Ruhe und Vornehmheit beibehalten, die

dem schönen Greise so wohl standen. Nach ungefähr zehn Minuten trennten sie sich.

„Also bis morgen, draußen," glaubte ich den Amerikaner noch sagen zu hören.

Holberg kehrte zu mir in die Laube zurück. Aber so wie er von dem Anderen sich abgewendet hatte, sah ich sein Gesicht blässer werden, die Züge erschlaffen, den Körper in einander sinken. In der Laube mußte er sich niedersetzen.

„Holberg, was hast Du mit dem Menschen gehabt?"

„Nichts, nichts."

„Wir sind Freunde. Du mußt es mir sagen. Der gemeine Mensch wird Dein Dämon, der Dich vernichtet; er ist es schon."

Er fuhr zusammen. „Was sagst Du da? Ja, ja, Du hast Recht."

„So hast Du die Pflicht, Dich mir zu entdecken. Ich beschwöre Dich darum. Du mußt gerettet werden."

„Kann ich es? Kann ich es?"

„Dich mir nicht entdecken? Oder nicht gerettet werden?"

„Beides nicht."

Ich mußte ihm näher treten. „Er will morgen zu Dir kommen?"

„Ja."

„Hinaus nach Holbergen?"

„Ja."

Holbergen war ein reizendes Landgut, das mein Freund ungefähr zwei Meilen von der Stadt sich angelegt hatte. Seine Familie hielt sich im Sommer dort auf. Er kam oft, des Sonntags regelmäßig, hinüber.

„Deine Familie ist dort?"

„Ja."

Seine Tochter fiel mir ein; allerdings lag der Gedanke an sie nahe genug. „Auch Deine Tochter ist draußen?"

„Mein Kind, mein Kind!" rief er auf einmal im tiefsten Schmerze.

Die Tochter war sein Liebling; er nannte sie die Perle unter seinen Kindern.

„Holberg, Freund," sagte ich, „Dir steht wirklich ein Unglück bevor, ein schweres Unglück, Dir und Deinem Kinde. Darfst Du, kannst Du es mir nicht entdecken? Kann Dein treuester Freund nicht mit Dir berathen, wie es abzuwenden ist?"

Er starrte mich an; er stand wie abwesend. Zu einem Entschlusse konnte er auch jetzt nicht gelangen.

„Morgen," sagte er nach einer Weile. „Nein, nicht morgen, übermorgen. Ich muß vorher noch einmal Alles überdenken, nachsehen, ordnen. Uebermorgen komme ich zurück. Lebe wohl."

Er ging; ruhiger und gefaßter, als ich nach dem letzten Sturme in seinem Innern erwartet hatte. Was ihn so niederdrückte, was ihn so aufregte, ich sann vergebens darüber nach. Nur Eins schien mir klarer zu sein: es lagen hier alte Beziehungen zwischen ihm und dem Amerikaner zum Grunde. Aber welche und von welcher Art, das war mir wieder unklar genug. Schien dagegen nicht noch Eins wieder klar genug zu sein, daß der Amerikaner ihm für alle Verbindlichkeiten sein Kind abkaufen wollte? Ich mußte, um Licht zu bekommen und vielleicht Hülfe bringen zu können, bis zum zweiten Tage, zum Montage, warten. Licht, ein entsetzliches Licht, sollte ich schon früher erhalten.

Am nächsten Abend, Sonntags, es war schon beinahe Nacht, brachte der Polizeidirector der Stadt einen Fremden zu mir. Er stellte ihn mir als einen englischen Polizeibeamten vor, der in einer dringenden Angelegenheit an ihn gewiesen sei, den er aber gleich zu mir führe, weil hier neben dem polizeilichen Einschreiten ebenso wesentlich sofort ein richterliches Verhandeln Noth thue.

Der englische Beamte theilte Folgendes mit: Von New-York war vor ungefähr einem halben Jahre ein Schiff mit Passagieren nach England abgegangen. Unter den Passagieren hatte sich ein Master Frank aus New-York befunden, ein Mann von ungefähr fünfundzwei ßig Jahren, dem Anscheine nach wohlhabend, nach seinen Gesprächen auf einer Reise nach Deutschland begriffen, woher seine nach Amerika ausgewanderten Eltern stammen. Er war mit dem Schiffe in Liverpool angekommen. Vier Wochen später war er auch, oder vielmehr ein Mann, der in seinem Alter gewesen und seinen Namen geführt, in einem Londoner Handlungshause erschienen, hatte dort New-Yorker, auf seinen Namen Frank lautende Wechsel vorgezeigt und deren nicht unbeträchtlichen Betrag gegen Quittung erhoben. Er war dabei zugleich im Besitze von völlig unverdächtigen Legitimationspapieren gewesen. Man hatte seitdem nichts weiter von ihm gehört. Der Zufall hatte es aber gewollt, daß vier Monate später, vor ungefähr drei Wochen, derselbe New-Yorker Kaufmann, der jene Wechsel auf den Londoner Bankier ausgestellt, diesen besuchte. Bei der Gelegenheit kam das Gespräch auf die Wechsel und auf Mr. Frank. Der Londoner beschrieb sein Aeußeres, der New-Yorker wollte es nicht zutreffend finden. Die Wechsel mit den Quittungen Frank's wurden herbeigeholt. „Das hat Frank nicht, das hat ein Anderer geschrieben!" rief der New-Yorker. Die Sache war von Wichtigkeit; ein Verbrechen schien jedenfalls vorzuliegen; der einmal angeregte Verdacht mußte weiter verfolgt werden. Es wurde der Polizei Anzeige gemacht, diese forschte nach, und es ergab sich zuerst, daß vor ungefähr fünf bis sechs Monaten im Hafen von Liverpool die Leiche eines fremden, völlig unbekannten Mannes von ungefähr fünfundzwei ßig Jahren aufgefunden war. Der Verstorbene war mit einem Taschentuche, das man noch fest zusammengezogen um seinen Hals fand, erdrosselt gewesen. Papiere oder Werthsachen fand man nicht bei der Leiche, auch sonst nichts, das über ihn hätte Auskunft geben können; nur trug seine Leibwäsche den Buchstaben F. Alle Nachforschungen nach ihm und dem Verbrechen, das an ihm verübt sein mußte, waren damals fruchtlos geblieben. Jetzt aber wurde ferner Folgendes festgestellt: Die Leiche war ungefähr acht Tage nach der Ankunft des nämlichen Schiffes entdeckt, auf welchem sich der Mr. Frank befunden hatte. Auf dem Schiffe hatte ein anderer junger Mann, in dem nämlichen Alter wie Frank, die Ueberfahrt gemacht, ein Deutscher, Namens Johansen, der seit mehrere Jahre in Amerika aufgehalten hatte, wahrscheinlich als Mitglied einer herumziehenden Gaukler- oder Seiltänzerbande. Auf dem Schiffe hatte er wenigstens die Gesellschaft vielfach durch Kunststücke solcher Leute zu unterhalten gewußt. Er war deshalb auch gern gesehen gewesen, und besonders hatte Mr. Frank sich an ihn angeschlossen. Beide waren in Liverpool zusammen an's Land gestiegen. Von da an hatte man nichts wieder von ihnen gesehen und gehört, bis, nachdem ein Mr. Frank die Wechsel in London präsentirt, der New-Yorker Kaufmann jetzt die Zweifel an der Echtheit dieses Mr. Frank angeregt hatte. Der Verdacht wollte sich gelten machen, daß Frank ermordet und daß jener Johansen der Mörder sei, der den Ermordeten seiner Papiere und Sachen beraubt und seinen Namen angenommen habe. Der Verdacht wurde durch einen anderen Umstand bestätigt. Bei weiteren Nachforschungen wiesen nämlich die Schiffsregister nach, daß am zweiten Tage nach der Einlassirung der Wechsel ein Mr. Jones von Dover nach Calais gefahren sei. Wenn nun auch der Name Jones in England ein sehr gewöhnlicher war, so mußte dennoch andererseits beachtet werden, daß der Vater des Mr. Frank in Amerika lange Zeit den Namen Jones geführt und auch unter dieser Firma Handelsgeschäfte dort betrieben hatte. Demzufolge waren weitere Nachforschungen der so aufgefundenen Spuren gepflogen. Man unterzog sich ihnen und, Dank der strengen französischen Fremdencontrole, man fand, daß ein Amerikaner, Namens Jones, gerade zu der Zeit, um die es sich handelte, in Calais angekommen, sich einige Zeit in Paris aufgehalten und dann nach Deutschland weiter gereist war. Als Ziel seiner Reise hatte er die Hauptstadt angegeben, in der man uns befanden. Der englische Beamte war ihm sofort nachgereist. Er war vor einer Stunde angekommen, von dem Polizeidirector hatte er erfahren, daß der Gesuchte hier sei.

Was jetzt weiter zu thun und in welcher Weise zunächst zu verfahren sei, mußte ich noch fragen. Aber andere Gedanken hatten zu allermächt mich ergriffen, faßt überwältigt.

Ein Mr. Frank war in New-York der Compagnon Holberg's gewesen, freilich unter einem anderen Namen, unter der Firma Schuler und Compagnie. Ihm hatte Holberg sein Glück zu verdanken gehabt; durch ihn hatte er dann freilich, als er schon nach Europa zurückgekehrt war, einen bedeutenden Theil seines Vermögens wieder verloren. Und erst da hatte er den wahren Namen Frank seines früheren Compagnons erfahren, und daß dieser ein großer Schurke war, den seine Betrügereien genöthigt hatten, aus Europa nach Amerika zu flüchten und dort eben so oft Aufenthalt wie Namen zu wechseln. Er war vor einigen Jahren, wie es hieß, in Armuth gestorben. Er hatte einen Sohn hinterlassen, der jetzt in dem Alter von etwa fünfundzwei ßig Jahren stehen konnte,

und von dem Nachrichten eingelaufen waren, daß er ein würdiger Sohn seines Vaters sei.

Das Alles wußte ich aus Mittheilungen Holberg's, der allerdings in Beziehung auf Einzelnheiten seines früheren Verhältnisses zu Frank immer Zurückhaltung gezeigt hatte. War der Ermordete der Sohn Frank's? Hatte er hierher, zu Holberg, gewollt? War jener gemeine Amerikaner Jones der Mörder, der des Namens und der Papiere seines Opfers sich bemächtigt hatte? der alle Verhältnisse, alte Verbindlichkeiten, vielleicht noch mehr geltend machen wollte?

Und wenn das Alles so war, was half es meinem armen Freunde? Mußte ich nicht annehmen, daß es auch bei ihm sich um ein Verbrechen handle? Und war dieses nicht um so mehr bloßgestellt, wenn der Verbrecher sein Verfolger war? War er nicht schon dadurch, wenngleich nur äußerlich, in die Verbrechen jenes Menschen mit hinein verwickelt? Aber es mußte gehandelt werden, schleunig, sofort, und ich mußte als Criminalrichter einschreiten. Ich durfte dabei der Freund bleiben.

Der Polizeidirector hatte Recht gehabt. Zugleich mit dem polizeilichen Vorangehen that ebenso sehr ein gerichtliches Verhandeln Noth. Bestätigte sich der einmal vorhandene Verdacht, so mußte der Verfolgte sofort bei dem ersten Angriffe gerichtlich vernommen werden. Die ersten Fragen an einen zumal überraschten Verbrecher sind nur zu oft entscheidend für die ganze fernere Untersuchung. Der englische Polizeibeamte hatte ein ziemlich genaues Signalement des Verfolgten bei sich; es war nach den Angaben in dem Londoner Bankierhause aufgenommen, bei dem er seine Wechsel realisirt hatte. Es paßte vollständig auf den Mr. Jones. In Verbindung mit den übrigen Momenten war es danach völlig gerechtfertigt, auf der Stelle, noch in der Nacht, bei Mr. Jones einen polizeilichen Besuch zu machen; der Polizeidirector mußte dazu den englischen Beamten zuziehen. Meine, des Criminalrichters, Anwesenheit war eine Garantie mehr für die Gesetzmäßigkeit des Verfahrens.

So hatte auch der Polizeidirector sich die Sache überlegt und er hatte schon vorher einen seiner Beamten zu der Verfolgung von Jones geschickt, um sich, ohne alles Aufsehen, zu erkundigen, ob dieser zu Hause sei.

Der Beamte brachte in unsere Berathungen die Nachricht, der Gesuchte sei nicht da; er sei am Nachmittage ausgeritten und nicht zurückgekehrt, und man wisse nicht, wo er sei. Ich wußte es wohl, wenigstens wohin er geritten sei, er mußte auch noch dort sein. Er hatte Holberg einen Besuch auf Holbergen angesagt. Schon früher war er mehrere Male draußen gewesen und hatte dann, wenn es ihm zu spät zur Rückkehr nach der Stadt geworden war, die Nacht in einem Gasthofe logirt, der ungefähr zehn Minuten von dem Gute an der Chaussee lag. Unzweifelhaft war er auch jetzt da. Ich theilte es den beiden Polizeibeamten mit. Es wurde beschlossen, ihn dort aufzusuchen. Seine Ueberraschung mußte um so größer sein, nuthin auch, wenn er der Verbrecher war, seine Verwirrung. Seine Wohnung in der Stadt sollte unterdeß unter scharfe polizeiliche Beobachtung gestellt werden.

Wir brachen so schnell wie möglich nach Holbergen auf. Wir fuhren; einige Genss'armen und Polizeidiener zu Pferde begleiteten uns. Es war eine warme, stille, ziemlich klare Sommernacht. Gegen Mitternacht hatten wir die Stadt verlassen und bald nach ein Uhr in der Nacht erreichten wir den Gasthof bei Holbergen; er lag dieffeits des Schlosses, unmittelbar an der Chaussee. Das Haus lag im tiefsten Dunkel vor uns; man gewahrte auch nicht die geringste Bewegung. Unsere Ankunft war nicht vernommen worden.

Der Kutscher mußte vom Bocke steigen und an die Hausthür klopfen, als wenn noch späte Gäste angekommen seien, die Einlaß begehrten. Es war mir unterdeß schwer genug auf dem Herzen. Auf dem ganzen Wege hatte sich eine immer größere, drückendere Angst meiner bemächtigt; meine Gedanken konnten das Schicksal des Menschen, den wir verfolgten, von dem Holberg's nicht trennen. Und daß der wiederwärtige, gemeine Mensch ein Verbrecher war, das wollte mir immer gewisser werden, ich konnte immer weniger daran zweifeln.

Die Thür des Gasthofs wurde geöffnet. Wir traten in das Haus wie verspätete Gäste. Die Genss'armen und Polizeibeamten hielten sich zurück. Der Wirth erschien und wurde nach dem Herrn Jones gefragt. Er kannte ihn. Der Amerikaner begehrte dort, aber er war nicht im Hause. Es war des Abends gegen sechs Uhr angekommen, hatte sich zum Schlosse Holbergen begeben, bei dem schönen Wetter zu Fuße, und war noch nicht zurückgekehrt. Das war auffallend; die Nacht war schon bis um halb zwei Uhr vorgerückt.

Ich fragte den Wirth, ob Herr Jones, wenn er sonst auf Holbergen gewesen, wohl so spät dageblieben sei.

„Niemals," war die Antwort.

„Ob heute auf dem Schlosse etwas Besonderes sei, vielleicht ein Fest gefeiert werde?"

„Auch das nicht soviel er wisse."

Mir wollte es unheimlicher werden. Da mußte sich etwas ereignet haben. Sollte der Mensch jenen entsetzlichen Handel erzwungen haben? Sollte die Perle der braven Familie —? Ich durfte den Gedanken nicht ausdenken.

„Doch etwas," fuhr der Wirth fort, „war heute am Schlosse los. Vorgeltern Abend war in dem Dorfe Alsleben hinter Holbergen eine Seiltänzerbande angekommen. Der Herr von Holberg hat sie gestern Abend auf dem Hofe spielen lassen, um seinen Leuten ein Vergnügen zu machen. Meine Leute waren auch hin."

Es konnte an dem Ausbleiben des Amerikaners nichts ändern. Ich mußte dennoch unwillkürlich stutzen, als eine Seiltänzerbande erwähnt wurde. Auch der, den wir verfolgten, sollte zu einer solchen Bande gehört haben. Wir überlegten, was weiter zu thun sei. Sollten wir die Rückkehr des Amerikaners abwarten, oder ihn geradezu im Schlosse aufsuchen? Es wurde ein Mittelweg beschlossen. Ich, als Bekannter der Holbergschen Familie, sollte mich allein, nur unter Begleitung eines der Polizeidiener, der bürgerliche Kleidung trug, in das Schloß begeben, dort Erkundigungen einziehen, und je nach dem Befunde zum Wirthshause zurückkehren oder durch den Polizeidiener die anderen Beamten herbeirufen lassen.

Ich machte mich mit dem Diener auf den Weg, in der schönen, ruhigen Nacht ebenfalls zu Fuße. Weg, Schloß und Umgebung waren mir bekannt; ich war oft da gewesen. Wir mußten eine Zeitlang die Chaussee weiter hinaufgehen; dann bog eine gerade Pappelallee links ab und führte in vier bis fünf Minuten zum Schlosse. Das Schloß gehörte zu einem großen Gute, es lag mitten in einem weitläufigen Park; dieser erstreckte sich bis an die Chaussee, und wir hatten ihn in der Pappelallee schon zu beiden Seiten. Jenseits des Schlosses zog er sich bis zu der Feldmark des Dorfes Alsleben hin. Das Dorf lag eine starke Viertelstunde von dem Schlosse entfernt.

Ich erreichte mit meinem Begleiter das Schloß; es war noch hell darin, in mehreren Zimmern brannte Licht. Auch unter dem großen Eingangsportale war es hell. Es standen Leute dort, im Hause an den hell erleuchteten Fenstern glaubte ich Menschen hin und her gehen zu sehen. Und es war schon nahe an zwei Uhr Morgens. In einer Stunde, noch früher, mußte der Tag grauen. Hier hatte sich etwas Besonderes zugetragen, oder man hatte es noch vor. Eine prinzende Angst ergriff mich; ich mußte meine Schritte beschleunigen. Wir erreichten das Portal. Die Menschen, die dort standen, waren Leute, die zum Schlosse gehörten, ein paar Bediente und einige Mägde, welche in Gruppen mit einander sprachen. Sie kannten mich, und einer der Bedienten trat auf mich zu.

„Wissen der Herr Director etwas von dem gnädigen Herrn?"

„Wie so?"

„Er ist um zehn Uhr am Abend ausgegangen und noch immer nicht zurück."

„Wohin war er gegangen?"

„In den Park, um noch zu promeniren."

„Hat man ihn gesucht?"

„Sie suchen noch nach ihm. Die gnädige Frau hat alle Anderen ausgeschickt."

„Die gnädige Frau ist zu Hause?"

„Sie ist oben in ihrem Zimmer."

„Führen Sie mich zu ihr."

(Fortsetzung folgt.)

Schickler's Blumentisch.

Wenn die Menschen zu träge oder zu beschäftigt sind, um zu der Natur hinaus zu gehen, so muß man jene zu diesen in ihre Zimmer und Werkstätten hereinzuholen versuchen, denn ohne Naturgenuß wird der Mensch unnatürlich, wozu bei unseren überkünstelten Gesellschaftsformen ohnehin übergroße Gefahr vorhanden ist. Glücklicherweise macht sich auf unsere Mutter und Erzieherin an uns und in uns so mächtig geltend, daß wir, wir mögen wollen oder nicht, ihre Kinder bleiben, und nur Verblendete oder Heuchler stimmen in das einfältige Lamento ein, daß die Erde ein „Jammerthal" sei.

Die Natur ist zwar nicht immer sehr beflissen, ihre Kinder mit Wohlthaten zu überschütten, sondern sie läßt sich oft gewaltig bitten, ja sie fordert diese heraus, daß sie ihr ihre Gaben abringen, und mit einem nachsichtsvollen Mutterlächeln gönnt sie ihnen dann die hochmüthige Freude, welche sich einbildet, sie habe sich allein das Errungene zu danken. Ihre Absicht hat sie doch erreicht: ihre Kinder sind thätig und betriebsam geworden. Dabei läßt sie die Ihrigen bald dieses bald jenes Mittel finden, bei denen die Finder nur nicht vergessen dürfen, daß ihre Wohlthäterin es für sie verloren hatte, verloren, damit jene es finden sollten.

Wie wir bei einem Blumentischchen zu diesen Gedanken kommen? Nun, weil Herr Schickler ein solcher Finder gewesen ist und er uns seinen glücklichen Fund mittheilt.

Luftdruck heißt dieser Fund. Herr Schickler freilich ist nicht der erste Finder; diese waren schon vor mehr als 200 Jahren Galilei und Toricelli. Daß aber unser schwäbischer Gewährsmann das Gesetz des Luftdruckes im Innern des abgebildeten Blumentischchens angewendet hat, um diesem einen Springbrunnen als reizende Zugabe hinzuzufügen, ist ein sicherlich dankenswerthes Verdienst.

Wenn wir uns an der Betrachtung des Blumentisches mit dem Springbrünnchen erfreut haben (Fig. 1), durchschneiden wir die Säule des Tisches und sehen uns ihr Inneres an, um dort die treibende Kraft zu entdecken (Fig. 2, s. folgende Seite).

In der Mitte des weiten Raumes der Tischplatte, ringsum nur einen kreisförmigen Raum zum Einstellen der Blumentöpfe übrig lassend, befindet sich ein rundes Blechgefäß c, und ein zweites f, genau von demselben Rauminhalt, im Fuße des Tisches, unter der Säule. Beide Gefäße sind durch 2 Rohre, e und d, verbunden. Auf der Decke des oberen Gefäßes e ist jedoch noch ein gleichweiter beckenartiger Behälter aufgelöthet, so also, daß beide durch den Boden getrennt sind, der eben so dem oberen beckenartigen Behälter als Boden wie dem Gefäße e als Decke dient.

Das Rohr e ist am oberen Ende knieförmig abwärts gebogen und geht in seiner ganzen Länge durch Decke und Boden des Gefäßes e und durch die Decke des Gefäßes f bis dicht über den Boden dieses letzteren, wo es offen endet. Das andere Rohr, d, beginnt in der Decke des Gefäßes f und reicht bis dicht unter die Decke des Gefäßes c. Zwischen beiden Rohren ist in der Decke des Gefäßes c ein drittes kurzes Rohr eingelöthet, welches unten offen und oben in eine feine Oeffnung endet.

In diesen Apparat wird mit einem Trichter durch den kleinen verschließbaren Hahn a (auf der Figur wie ein Kreuz aussehend) das Gefäß c voll Wasser gefüllt, jedoch so, daß nichts davon oben in das Rohr einläuft. Hat man alsdann den Hahn wieder gut verschlossen, so hat nun dieses Wasser nur einen Ausweg, nämlich die feine obere, durch den aufrechten Pfeil angedeutete Oeffnung des kurzen Rohres zwischen den beiden längern. Dieses Wasser ist es also, welches springen soll. Die Luft soll es dazu treiben, nämlich die Luft, welche in dem unteren Gefäße f und in dem von ihm ausgehenden Rohre d enthalten ist. Diese muß aber wieder getrieben werden und zwar durch anderes Wasser. Wir gießen nun in das oberste Becken ebenfalls Wasser, welches das treibende ist. Dieses tritt in das knieförmig gebogene obere Ende des Rohres e ein und fließt in das untere luftgefüllte Gefäß f hinunter, und in demselben Maße, als dieses Gefäß Wasser aufnimmt, muß die Luft durch das Rohr d aufwärts entweichen. Am oberen Ende dieses Rohres unter der Decke des Gefäßes e steht aber das in diesem enthaltene Wasser der Ausbreitung der Luft im Wege. Da jedoch das in dem Rohre e abwärts stürzende Wasser unablässig die Luft in dem Rohre d aufwärts drängt, so muß das Wasser in e weichen und einen Ausweg suchen. Dieser ist für dasselbe nur in der feinen Sprungöffnung des mittelsten Röhrchens gegeben. Dort muß es hinaus dringen und die kleine Fontaine bilden.

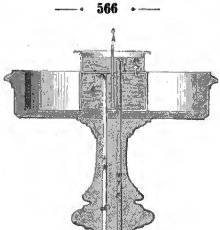
Blumentisch mit Springbrunnen.

Wie lange dauert nun das Springen derselben? So lange bis alles Wasser aus e hinausgedrängt ist. Alsdann ist e leer, oder richtiger mit Luft gefüllt, und f ist mit Wasser gefüllt. Dieses wird nun durch den Hahn b abgezogen und e durch den Hahn a wieder gefüllt. Es beginnt der Kreislauf auf's Neue, und ist derselbe an unserer Figur durch die Richtung der kleinen Pfeile angedeutet.

Es versteht sich von selbst, daß die kleine Fontaine um so länger springt, je größer die Gefäße e und f sind und je enger die Oeffnung des Sprungröhrchens ist.

Der Verfertiger dieses Blumentisches, Herr Schickler in Stuttgart, schreibt darüber:

„Der hier abgebildete Blumentisch hat eine passende Größe und eine gefällige Form. Der Wasserstrahl wird auf 1½ Fuß



Durchschnitt der Säule des Blumentisches.

Höhe getrieben und springt ungefähr vier Stunden ohne Unterbrechung, und es bleibt dabei die ganze Umgebung rein und trocken, so daß ich durchaus keinen Anstand nehme, diese neue Einrichtung als eine wahre Zierde für Salons um so mehr zu empfehlen, als namentlich im hohen Sommer Springbrunnen, im Zimmer angebracht, der Gesundheit sehr zuträglich sind. Einige Goldfischchen in das Bassin gesetzt, verleihen dem Ganzen noch mehr Eleganz und Zauber."

Der Preis für diese neuen Blumentische mit Springbrunnen durch Luftdruck ist für einfachere Exemplare 75—100 fl., mit feinster künstlerischer Schnitzarbeit und Vergoldung 150 fl. Blumentische mit Springbrunnen durch Luftdruck von feinstem Eisenguß mit reichen Verzierungen schön bronzirt und vergoldet kosten 90—100 fl.

Wir können diese schöne Zimmerzierde nur bestens empfehlen.

R.

Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere.

Von Carl Vogt in Genf.

Nr. 4.

Landschnecken — Ihre Wanderungen — Ihre Feinde — Regenwürmer und deren Muskelkraft — Die Sage von zerschnittenen und wieder zusammengeheilten Regenwürmern — Der Tausendfuß — Abenteuer eines preußischen Officiers — Die Kellerasseln und Spinnenthiere — Zecken und Milben — Ohren Hahnemann und die Krähe.

Meine Herren!

Ehe ich zu den Insecten übergehe, welche unsere sämmtlichen übrigen Stunden ausfüllen sollen, glaube ich in der heutigen Vorlesung einige Thiere zusammenfassen zu müssen, die weder zu den Wirbelthieren, noch zu den Insecten gehören und nicht ohne Einfluß auf die menschliche Oekonomie sind. Die Einen sind die Weichthiere, Mollusken, nackte oder mit einem Haus versehene Landschnecken, die schleimige Körpers auf fleischiger Sohle dahingleiten und zwischen ihren weichen Lippen starke Hornkiefer oder selbst eigenthümliche Raspelinstrumente tragen, gegenannte Zungen, d. h. hornige Bänder, auf welchen eine Unzahl von feinen Zähnen auf regelmäßigen Längs- und Querreihen aufgestellt sind. Diese Raspelzunge arbeitet mit ihren feinen Hornzähnchen gegen einen hornigen Unterkiefer und kann auf diese Weise sehr bedeutende Wirkungen besonders auf weiche Pflanzengewebe hervorbringen.

Alle unsere Landschnecken athmen durch Lungen. Betrachten Sie einmal eine ruhig dahin kriechende Schnecke, so werden Sie auf der rechten Seite des Körpers in ziemlicher Entfernung hinter dem Kopfe ein rundes Loch gewahren, welches die Schnecke von Zeit zu Zeit schließt und wieder öffnet. Die Höhle, welche sich hinter diesem Loche befindet, führt nicht nur in einen geräumigen Athemsack, sondern auch in die Mündungen des Darmcanales und der Geschlechtstheile. Das Athembedürfniß ist indeß bei den Schnecken bei weitem nicht so groß, als bei anderen Thieren, und sie können Wochen lang mit zugepfropfter Schalenöffnung harren, ohne bedeutenden Schaden darunter zu leiden.

Feuchtigkeit ist ein absolutes Bedürfniß, Dunkelheit eine Wohlthat für die Schnecken. Ihr Körper sondert beständig eine Masse zähen, fadenziehenden Schleimes ab, der auf allen ihren Wegen zurückbleibt und in Gestalt eines silberglänzenden, feinen Ueberzuges ihre Spur verräth. Nur wenn die Unterlage durch diesen Schleim feucht gemacht ist, können sie auf derselben vorwärts gleiten, weshalb sie auch auf Asche, Sägemehl, das sich noch obendrein an den Schleim anhängt, nur mit größter Mühe vorwärts gelangen. Man hat hieraus auch die Anweisung zum Abhalten der Schnecken von Gartenbeeten begründet, die darin besteht, daß man die Wege herum mit höchst feinem, trockenem Sand, Sägemehl, Asche, Hammerschlag oder Kohlenstaub bestreut. Nur hat man leider dabei vergessen, daß die Verwüstungen der Schnecken im Allgemeinen nur in feuchten und nassen Jahren zu fürchten sind, wo durch das häufige Regnen alle diese Gegenstände eine so glatte Oberfläche bekommen, daß die Schnecken mit leichter Mühe darüber weggleiten. Eine längere Reise über einen breiten Weg bei heißem Sonnenscheine würde eine nackte Schnecke unzweifelhaft tödten. Der reichlich abgesonderte Schleim, mit welchem sie sich gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen sucht, wird bald so zähe, daß alle Bewegungen aufhören. Sie trocknet förmlich wie zu einem Stückchen Horne aus und geht gänzlich zu Grunde, sobald dieser Zustand länger andauert. Deshalb verbergen sich auch die nackten Schnecken während der heitern und trockenen Tage in der Erde, unter Hecken und Blättern, am Fuße der Stämme und Mauern und kommen nur Nachts, sobald der Thau beginnt, oder bei anhaltendem Regenwetter hervor.

In den Feldern und Gärten ist es namentlich die kleine graue, gelbliche oder bräunliche Felsschnecke (Limax agrestis), welche in nassen Jahren, wie z. B. 1816 und 1817, die furchtbarsten Zerstörungen anrichtet und mit Vorliebe jungen Klee und sprossendes Getreide, Salat und Bohnen, Erdbeeren und Kürbisfrüchte, sowie Rüben und Kohlrabi anfrißt. Vom ersten Frühjahre an kriecht sie aus der Erde, wo sie selbst bis zu einer Tiefe von 3 Fuß ihr Winterquartier aufschlägt und fest zusammengezogen das Eintreten der Frühlingsregen erwartet, ja häufig schon bei Thauwetter durch das niedersickernde Naß zu früh geweckt wird, daß sie selbst unter dem schmelzenden Schnee an

der Oberfläche anlangt. Die Fortpflanzung findet den ganzen Sommer hindurch, vom Mai bis in den November hinein statt, und da die Thiere Hermaphroditen sind, d. h. weibliche und männliche Geschlechtsorgane stets vollständig auf einem einzigen Individuum ausgebildet sind, so befruchten sie sich immer wechselseitig und legen mehrere Hunderte von Eiern unter dürre Blätter, sowie in die Erde, an Mauern und Hecken. Nichts ist leichter, als sich solche Eier zu verschaffen; man braucht nur einige Schnecken in einem feuchten Kasten mit Salatblättern zu füttern und man wird fast regelmäßig Morgens an der unteren Fläche dieser Blätter Häufchen von verhältnißmäßig großen, runden Eiern finden, welche eine höchst dünne Kalkschale besitzen und in deren Innerem ein kleiner, mit bloßen Augen nur unter günstigen Umständen sichtbarer Dotter in einer sehr großen Menge wasserhellen Eiweißes schwimmt. Die Entwickelungszeit dieser Eichen dauert 14 Tage bis 3 Wochen. In Zeit von 2 Monaten ist bei gutem Futter das ausgeschlüpfte Schneckchen schon zu mehr als halber Größe herangewachsen.

Die großen rothen und grauen, nackten Waldschnecken (Arion empiricorum und hortensis), welche man häufig zur Herstellung schleimiger Fleischbrühe benutzt, namentlich für Brustkranke, sowie die graumarmorirten sehr großen Kellerschnecken (Limax maximus), die sich an einzelnen Orten ziemlich häufig finden, kommen doch fast nie in solcher Menge vor, daß sie erheblichen Schaden zufügen könnten; doch sind sie ebenso unangenehme Gäste, als die großen Weinbergschnecken mit dem gelbbräunlichen Gehäuse (Helix pomatia), und die Busch- und Strauchschnecken (Helix nemoralis und hortensis) mit gelber oder röthlicher, häufig mit braunen Binden gezierter Schale, die an Zierbüschen und Obstbäumen zuweilen nicht unerheblichen Schaden anrichten.

Die Feinde der Ackerschnecken sind nicht gering an Zahl. Kröten und Blindschleichen nähren sich fast ausschließlich von ihnen; Maulwürfe, Spitzmäuse, Enten, Hühner, Dohlen, Krähen, Elstern und Raben stellen ihnen eifrig nach, und selbst der gobschimmernde Laufkäfer verschmäht sie nicht. Ihr bester Jäger ist, wie schon angeführt, in Gärten die Kröte, und das beste Mittel, um sie zu hegen, Einfassungen von Buchs um die Beete zu pflanzen, in deren dichten, immergrünen Blättern sie sich leicht verbergen können. Auf Grasplätzen sammelt man sie leicht, indem man ein nasses Bret die Nacht hindurch auf das Gras legt und durch Begießen die Feuchtigkeit in der Umgegend erhält. Auf Gartenbeeten kann man sie sammeln, indem man frische Kürbisschnitte unterlegt, welchen sie begierig nachziehen. Nur hat diese Sammelmethode den Uebelstand, daß sie erst im Herbste angewendet werden kann, wenn die Kürbisse der Reife nahe sind, und daß gerade im Frühjahre die Schnecken durch Benagen der jungen Pflänzchen den meisten Schaden thun.

Soll ich Ihnen auch von den Regenwürmern (Lumbricus agricola) reden, die ein heimliches Leben unter der Erde führen, nur bei warmem Regenwetter hervorkommen und dann stets noch die Vorsicht brauchen, daß sie mit einem Theile ihres Hinterleibes in ihrem Loche stecken bleiben, um bei der geringsten Erschütterung der Erde schnell in dasselbe sich zurückziehen zu können? Sehr schädlich sind sie gerade nicht, aber doch sehr gefräßig, und die humusreiche Erde genügt ihnen nicht allein, „sie suchen nach vermoderten Vegetabilien," wie ein Beobachter sagt, „und wenn sie deren nicht finden, so präpariren sie sich ihren Fraß, indem sie, was ihnen vorkommt, in ihre Löcher herunterziehen. Jedermann weiß, daß die Strohhalme, Federn, Blätter, Papierstreifen, welche man des Morgens auf den Höfen und in den Gärten in der Erde stecken sieht, als wären sie von Kindern hineingepflanzt, während der Nacht von den Regenwürmern verschleppt werden. Wenige jedoch werden gesehen haben, wie mit so schwachen Werkzeugen ein Wurm im Stande ist, so große Gegenstände zu überwältigen. Wenn man jedoch den Widerstand erprobt hat, den der Wurm dem entgegensetzt, der ihn aus dem Loche hervorzuziehen versucht, so wird man sich über die Muskelkraft eines nur aus Muskeln und Haut bestehenden Thieres nicht so sehr verwundern. Ein starker Strohhalm wird in der Mitte gefaßt und so scharf angezogen, daß er zusammenknickt, und so in's Loch hinabgezogen; ein breite Hühnerfeder mit der Fahne war ohne Schwierigkeit in ein enges Loch gezerrt; ein an der Spitze gefaßtes grünes Blatt von einer Himbeerstaude zerreißt." Jungen Setzlingen wird der Regenwurm auf diese Weise besonders schädlich, indem er sie in sein Loch hinabzieht. Die Lauskäfer, die Skolopender und Tausendfüße, besonders aber die Maulwürfe sind die gefährlichsten Feinde der Regenwürmer.

Eines Vortheiles muß ich hier noch erwähnen. Gärtner haben mir öfters Regenwürmer gezeigt, an deren Leib der sogenannte Gürtel, ein rother, mehrere Linien breiter Ring, besonders angeschwollen war. „Da sehen Sie, der ist gewiß mit dem Spaten mitten von einander geschnitten worden und wieder zusammengeheilt." Ich weiß nicht, ob Regenwürmer, wie andere niedere Thiere, einen verlorenen Theil wieder zu ersetzen vermögen; es liegen keine weiteren Erfahrungen darüber vor. Aber das weiß ein jeder Naturforscher, daß jeder Wurm einen solchen Gürtel besitzt, der besonders zur Begattungszeit stark anschwillt und in dem Fortpflanzungsgeschäfte eine wesentliche Rolle spielt. So viel Hunderte von Würmern auch bei dem Umgraben eines Gartenbeetes zerschnitten werden, so habe ich doch nie einen vernarbten oder in der Reproduction begriffenen Wurm gefunden und glaube deßhalb, daß die getrennten Theile sehr bald sterben und zu Grunde gehen.

An feuchten, dumpfigen Orten, unter Rinden und im Moose, in Kellern und unter der Erde finden wir häufig kleine, schlangenartige, aus sehr vielen Ringen zusammengesetzte Gliederthiere, welche einen deutlichen Kopf mit Augen und Fühlhörnern besitzen und auf einer Unzahl von Beinen umherlaufen, weshalb man sie auch Tausendfüße (Myriapoden) genannt hat. Es sind gewissermaßen Mittelding zwischen Kruftern und Insecten; denn während sie einerseits, wie diese letzteren, durch vielfach im Körper verzweigte Luftröhren athmen, besitzen sie gegliederte Anhänge oder Beine an allen Ringen des Körpers in derselben Weise, wie die Krebsthiere. Die großen Skolopender der südlichen Gegenden sind ihres giftigen Bisses wegen berüchtigt; die kleineren, bei uns lebenden Arten können mit ihren schwachen Kieferzangen zwar ein kleines Insect bewältigen und, wie wir eben sahen, den Regenwurm erfolgreich angreifen, aber nicht einmal die Haut des Menschen verletzen. Sie erscheinen also eher als nützliche Thiere, wenn auch einige Arten, wie besonders der gelbliche Julus mit blutrothen seitlichen Tupfen, gern an gefallenes Obst und gelbe Rüben geht, in welche er Höhlungen bohrt.

Der sogenannte elektrische Tausendfuß leuchtet in der That nicht nur in der Dunkelheit mit schwachem Glühen, sondern läßt auch eine leuchtende Spur zurück, wo er kriecht. Man findet ihn besonders gern in Miststätten, in alten, feuchten Ställen und Gewölben, wo er Nachts nach Nahrung umherschleicht. Ein preußischer Husarenlieutenant mußte eined Tages im siebenjährigen Kriege auf einer Streife in einem alten Gemäuer übernachten, wo er auf einem Bündel Stroh am Boden schlief. Es war eine schaurige, kalte Regennacht; der Wind heulte grausich und schüttelte die morsche Thüre gewaltig. In der Nacht wurde das Heulen so stark, daß der Lieutenant aufwachte. Er sah zu seinem Schrecken an dem Boden, an den Wänden, selbst an der Decke leuchtende Streifen und Züge, die, seltsam in einander verschlungen, die und da einige Aehnlichkeit mit hebräischen Lettern boten. Jetzt ward es dem tapferen Lieutenant doch etwas unheimlich zu Muthe; er glaubte vielleicht in den leuchtenden Zügen, deren Bedeutung er leider nicht enträthseln konnte, sein eigenes „Mene tekel" zu erblicken, das ihm aus einem Versehen der höllischen Hofkanzlei in altestamentlicher, ihm unverständlicher Schrift zugefertigt wurde. Seine aufgeregten Sinne sieben ihn auch schon den bekannten Schwefelgeruch verspüren, und in dem Heulen des Sturmes glaubte er den höllischen Chor der Dämonen zu hören, die der Empfangnahme seiner armen Seele entgegenjauchzten. Da indessen unser Lieutenant zur Armee des alten Fritz gehörte, so ermannte er sich sehr bald, griff nach seinen Waffen, tappte aber dabei auf einen der Lichtstreifen, der sich vor ihm zu bewegen schien. Er stieß etwas, wie einen leichten Stich, und bemerkte nun, daß die leuchtende Materie an seinen Fingern hängen blieb. Jetzt war alle Furcht verschwunden. Er schlug Licht, sah bei dem Scheine der Laterne einiges Gewürm, das auf dem Boden umherkroch, ging einige Exemplare davon auf und schickte sie in einer Kederpfuile eingeschlossen dem Pastor Götze, nicht dem berüchtigten Hauptpastor, den sein Streit mit Lessing so bekannt gemacht hat, sondern dem Pastor Götze in Magdeburg, der in jener naiven Zeit lebte, wo ein Pfarrer sich noch mit Eingeweidewürmern, Insecten und mikroskopischen Thieren beschäftigen durfte, ohne daß die Stillen im Lande ein Aergerniß an seiner Frömmigkeit nahmen. Der Pastor Götze, ein gewiegter Naturforscher, dessen Name noch heute einen vortrefflichen Klang besitzt,

erkannte sogleich den elektrischen Tausendfuß und zog aus der ganzen Geschichte nur den Schluß, daß de Geer Unrecht habe, wenn er das Leuchten der Thiere bezweifle. Zu bedauern ist freilich, daß die Geschichte nicht in bessere Hände kam. Für einen Verfasser von Tractätchen oder einen Zögling des Rauhen Hauses wäre sie wohl einige Pfund Sterling werth gewesen.

Die Kelleraffeln (Oniscus murarius) gehören in die Nähe der Tausendfüße, obgleich sie von ihnen wesentlich verschieden und in ihrer Organisation mehr den eigentlichen Krustenthieren genähert sind. Ihre Athmung wird durch eigenthümliche Blättchen mit verzweigten Höhlungen bewerkstelligt, die unter den Klappen am Hinterleibe verborgen sind und die auch beim Weibchen zum Schutze der Eier während der Entwickelung dienen. Die verschiedenen Arten, von denen einige sich kugeln können, leben, wie schon der Name andeutet, an feuchten, dunkeln Orten und verbergen sich im Freien Tags über unter Steinen und faulenden Blättern, um Nachts ihrem Fraße nachzugehen, der besonders aus modernden Pflanzenstoffen besteht. Solche Lebensweise könnte ihnen nun wohl schwerlich zum Vorwurfe gereichen; aber da sie außerdem auch noch die süßen Obstbaumfrüchte, welche man in den Kellern aufbewahrt, namentlich die Birnen, an solchen Stellen, wo die Oberhaut schon etwas beschädigt ist, und selbst die Spalierfrüchte, die noch an den Bäumchen hängen, angreifen und Höhlungen hineinfressen, so thut man wohl besser, wenn man sie so viel als möglich zu vertilgen strebt. Auch sollen sie eine ganz besondere Vorliebe für einige Arten von Sämlingen und Setzlingen haben, besonders für die Petunien, die in den Mistbeeten oft gänzlich von ihnen verwüstet wurden. Da diese Blumen jetzt eine Lieblingspflanze für die moderne Cultur geworden sind, so dürfte allerdings einige Vorsicht in dieser Beziehung anzurathen sein.

Die Spinnenthiere oder Arachniden, welche die eigentlichen Spinnen, die Scorpionen und Geißelspinnen, die Weberknechte, Zecken und Milben begreifen, zeichnen sich fast alle durch ihren räuberischen, heimtückischen Charakter und das Gift aus, welches sie theils in ihren Kinnladen, theils in ihrem Schwanze tragen. Durch den vielfachen Wechsel ihrer Formen und die Mannigfaltigkeit ihrer Organisation wiederholen sie gewissermaßen in der Reihe der Gliederthiere die Reptilien, mit denen sie sonst übrigens im Entferntesten keine Aehnlichkeit haben. Trotz ihrer Häßlichkeit und Grausamkeit sind doch die meisten unter ihnen dem Menschen nur nützlich, indem ihr Gift nur kleineren Thieren schädlich ist, unter welchen sich zahlreiche Feinde des Menschen befinden. Denn was sonst ihnen aufgebürdet wird, ist größtentheils Fabel und Verleumdung und kann vor der besonnenen Naturforschung nicht Stich halten.

Die Zecken (Ricinus) und Milben (Acarus) sind meistens Schmarotzer und fallen demnach nicht in den Kreis unserer Beschäftigungen, obgleich Beides über sie zu sagen wäre. Namentlich unter den Angriffen der Milben hat die Menschheit nicht wenig gelitten, da ja, wie jetzt festgestellt ist, eine häßliche, fast mikrospische Bestie aus dieser Familie, die Krätzmilbe (Sarcoptes scabiei), die alleinige Ursache jener juckenden Hautkrankheit und ihrer Ansteckung ist. Das kleine Thier gräbt sich in die Oberhaut ein, legt in diese Gänge Eier; die Jungen graben weiter und bringen durch die Reizung Pusteln und Schärfe hervor. Kömmt nun eine einzige Milbe lebend auf die Haut eines anderen Menschen, so erzeugt sie bei diesem dieselbe Krankheit. Soviel die Menschen früher, wo man die Ursache der Krankheit nicht kannte, durch diese selbst, sowie durch die langwierige Behandlung geplagt wurden, ebenso viel wurden die Geister angefüllt mit pathologischem Unsinn über die schreckhaften Folgen der vermeintlichen Krankheit. War ja doch die allgemeine Krätzkrankheit, die Psoriasis, das hohe Paradepferd, auf welchem seiner Zeit Ehren Hahnemann, der Erfinder der gleichwerthigen Homöopathie, vor der staunenden Menge einhertrabte und sich Ruhm und Geld erwarb! „Zurückgetretene Krätze" war zu jenen Zeiten das Schibboleth für alle chronischen Krankheiten ohne Ausnahme, und da es wohl nie einen Menschen gegeben hat, der nicht einmal in seinem Leben ein Bläschen oder eine Blüthe auf der Haut gehabt hätte, so war die innere Krätze gleich demonstrirt und die Ursache der Krankheit gefunden. Heutzutage, wo man das Thierchen kennt, wo man seine Lebensweise bis in die kleinsten Einzelheiten erforscht hat, heutzutage sind alle jene Hirngespinste einer auf die Leichtgläubigkeit gegründeten Speculation in ihr Nichts zerfallen. Man heilt die Krätze, indem man die Milben tödtet; man tödtet sie so schnell als möglich, in wenigen Stunden, mit einigen Bädern und ähnlichen Einreibungen, was früher für ein Verbrechen an der Zukunft des Menschen gehalten wurde, und man weiß nichts mehr von all den schauderhaften Uebeln, welche die zurückgetretene Krätze verursachen sollte.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus dem Schleswig-Holsteinischen Kriege.

Von Graf A. Baudissin.

Nr. 2.

Der Kurbad.

Ich lag mit einer Compagnie des dritten Jägercorps auf Friedrichshof, wo der Commandeur der Avantgarde, General von Gerhardt, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Der General war ein liebenswürdiger Vorgesetzter; er suchte die Geselschaft der jungen Officiere, brachte ganze Abende plaudernd und erzählend unter ihnen zu, und erfreute sich deswegen einer großen Popularität. Zu seinen vielen Eigenthümlichkeiten gehörte auch die, daß er Morgens nach dem Frühstück den Dohnenstieg besuchte, um die Krammetsvögel auszunehmen, welche sich über Nacht gefangen hatten. Ich stand bei dem General gut angeschrieben, und als ich mich daher eines Morgens mit der ersten Compagnie des dritten Jägercorps zum Dienste meldete, sagte er: „Lassen Sie es gut sein — ich will gerade Vögel ausnehmen. Sie können mitgehen — der Lorenz hat einen Korb, bitten Sie den Lorenz, Ihnen denselben zu geben. Nach der nehligen Nacht müssen viele Vögel in den Dohnen hängen."

Lorenz gab begreiflich den Korb her, und ich wanderte mit dem Commandeur der Avantgarde nach dem Tannenholze, um Weindrosseln auszunehmen. „Da hängt einer!" rief der General, der jeden Platz kannte, wo eine Dohne hing. „Da ist wieder einer — zwei! Sehen Sie nicht? da hängen zwei in einer Schlinge." Der alte Herr war ganz entzückt über den reichen Fang. Fast in jeder Dohne hing ein Vogel, so daß unser Korb halbvoll war, als wir die erste Hälfte des Dohnenstieges ausgenommen hatten.

„Warten Sie nur, bis wir auf den Hügel kommen," sagte der General; „ich wette Ihnen eine Flasche Champagner, daß wir in jeder Schlinge einen Vogel treffen. Hier unten in der Ebene habe ich nie viele gesehen, aber oben hängt es brechend voll."

Wir erreichten die Höhe und betraten den Dohnenstieg. Die ersten Dohnen waren leer — leer — Alles leer — wo eine Dohne hing, war die Schlinge in Unordnung, die Beere abgerissen — die Vögel waren ausgenommen. Kaum hatte ich die schwarze Ahnung ausgesprochen, als der General zwischen den jungen Tannen eine Uniform zu entdecken glaubte. „Kommen Sie doch 'mal her, mein Geliebter," rief er muthschnaubend. Ein Jäger meiner Compagnie kam etwas verlegen aus dem Dickicht und stellte sich vor dem General in Positur.

„Was machen Sie hier?" fragte der General.

Der Jäger sah mich bittend an, ich nickte ihm verstohlen zu, und da er sah, daß ich ihm mit einem blauen Auge durchhelfen würde, gestand er seine Schauethat.

„Wie viele Vögel haben Sie ausgenommen?"

„Ich weiß nicht, Herr General!"

„Sie wissen nicht? Können Sie zählen?"

„Zu Befehl, Herr General!"

„Dann zählen Sie mir sie vor!"

„Die Vögel liegen da in meinem Tornister," stotterte der Jäger.

„Holen Sie ihn her! — Der Kerl soll die Angst kriegen. Mir die Vögel auswehmen und in den Tornister packen! Himmelsacrament und kein Ende!"

Der Jäger brachte den Tornister, öffnete ihn vorsichtig — er war voll von Krammetsvögeln.

„Zählen — ein bei ein," befahl der General.

„Een, twee, dree, veer, fif —"

„Hochdeutsch zählen! bleiben Sie mir mit Ihren „Fifen" weg! Hochteutsch!"

„Ich kann nicht, Herr General!"

„Sie sprechen doch Hochdeutsch, da werden Sie doch auch zählen können."

„Nein, Herr General."

„Nun, denn man immer zu mit Ihren Fifen!"

„Söß, söben, acht, negen, tein —" hier blickte der Jäger mich ängstlich an; ich gab ihm aber durch alle möglichen Zeichen zu verstehen, daß er sich nicht fürchten solle; und er hub wieder an zu zählen und hörte nicht eher auf, bis er „Söben und dörtig", siebenunddreißig Krammetsvögel ausgepackt hatte.

„Was glauben Sie, wird jetzt geschehen?" fragte der General; „ich möchte blos wissen, ob Sie eine Idee von dem haben, was heute mit Ihnen passirt? Nun, was denken Sie wohl?"

„Ich weiß nicht," sagte der Jäger.

„Ein Jahr Festungsarrest ist das Allerwenigste, vielleicht fünf Jahre Zuchthaus! Ich will Ihnen was sagen, Jäger, — wie heißen Sie?"

„Matthias Johannsen, Herr General."

„Also, Jäger Johannsen, Sie sind ein Lurbaß, ein ganz niederträchtiger Lurbaß! Jetzt nehmen Sie die Krammetsvögel und bringen sie dem Lorenz, und dann melden Sie sich beim Wachtcommandanten in Arrest. Ich will Euch lehren, meinen Dohnenstieg respectiren! Also, daß Sie es wissen, Sie sind ein Lurbaß! Wissen Sie, was Sie sind?"

„Ein Lurbaß, Herr General."

„Ja, und ein ganz gehöriger Lurbaß sind Sie! Jetzt marsch fort! Sie Millionen-Lurbaß! Das einzige Vergnügen, das man hat, wird Einem von den eigenen Leuten gestört; ich thue den Leuten zu Liebe, was ich kann, und zum Dank dafür nimmt mir der Lurbaß meine Vögel aus. Ist der Kerl von Ihrer Compagnie?"

„Zu Befehl, Herr General."

„Scheint eine saubere Compagnie zu sein! Gefällt mir nicht! Müssen Ihre Leute besser anhalten! Taugt der Kerl etwas? dient er schon lange?"

„Er ist ein braver Soldat, Herr General — und trotzdem steht er in der zweiten Classe und hat die schleswig-holsteinsche Cocarde ablegen müssen."

„Ein braver Sokdat, und Krammetsvögel seh — ausnehmen! Ein braver Soldat und doch keine Cocarde? Wie reimt sich das zusammen?"

„Wenn Sie es erlauben, werde ich Ihnen erzählen, durch welchen Unstand er die Cocarde einbüßte. Der Mann jammert mich, und ich möchte ein gutes Wort für ihn einlegen, damit Sie ihm verzeihen, Herr General."

„Ihr Schleswig-Holsteiner haltet zusammen wie Pech!" murrte der General. „Schießen Sie los und erzählen Sie mir, was diesen Tugendhelden in die zweite Classe gebracht hat."

„Er war mit vielen anderen Soldaten auf einem Tanzboden. Ein Unterofficier, der des Guten zu viel gethan, zog gegen einen Soldaten den Säbel. Die Anderen fielen über ihn her, nahmen ihm den Säbel ab und brachten ihn aus dem Saal. Am folgenden Tage zeigte der Unterofficier Matthias Johannsen als denjenigen an, der sich gegen seinen Vorgesetzten thätlich vergangen habe — und das Kriegsgericht verurtheilte ihn zu einmonatlichem Arrest und Verlust der Cocarde. Seit dieser Zeit ist der Jäger Johannsen tiefsinnig und begeht bisweilen Thorheiten wie die heutige, gleichsam, als wolle er sich absichtlich ins Unglück stürzen."

Der General kaute am Schnurrbart. „Also sonst ein braver Kerl?" fragte er, mich scharf anblickend.

„Ein sehr braver Mann."

„Soll die Cocarde wieder haben!"

„Und wegen der Vögel, die er ausgehoben?"

„Der verdammte Lurbaß! Siebenunddreißig Vögel hat er ausgenommen und nicht einmal die Dohnen wieder gerichtet. Bestraft muß er werden, geben Sie ihm zwölf Stunden Arrest — und, damit er die Vögel nicht umsonst ausgenommen hat, soll er mir sie rupfen, alle Siebenunddreißig. Sagen Sie aber Ihren Leuten, daß ich mir ausbitte — Wer Teufel kommt da an? Ist das nicht der Pape?"

„Ja wohl, Herr General, es ist der Lieutenant Pape, und wie mir scheint, hat er Eile!"

Pape sprengte im Galopp heran, sprang vom Pferde und übergab dem General einen Befehl des Generalcommandos.

Während der alte Herr las, flüsterte er mir zu: „Morgen früh um vier Uhr marschiren wir nach Missunde. Diesmal setzt es etwas. Fünfzehntausend Mann und acht Batterien haben Marschordre."

Der General winkte dem Adjutanten und gab mir durch ein freundliches Kopfnicken zu verstehen, daß ich gehen könne. Ich begab mich zu meinen Leuten und erzählte ihnen, was ich eben vernommen hatte. Den Lurbaß nahm ich extra vor und sagte ihm, daß er morgen seine Cocarde wieder haben solle; er möge nur vermeiden, dem General zu begegnen, und die unglücklichen Drosseln rupfen.

Die Jäger nahmen die Nachricht, daß es morgen zum Gefechte kommen würde, mit der Ruhe und Besonnenheit auf, welche den Deutschen, besonders den Norddeutschen, so eigenthümlich ist. Statt Hurrah zu rufen und sich zu betrinken, packten sie ihre Tornister aus und behielten nur das Nothwendigste zurück. Wer seine Bandage verloren hatte, ersetzte sie durch eine neue; die alten Zündhütchen wurden vorsichtig abgenommen und gegen frische vertauscht. Manche schrieben nach Hause, andere horchten der Terrainschilderung aufmerksam zu, die ein Unterofficier von der Gegend um Missunde entwarf.

Die Dänen hatten ein Lager aufgeschlagen bei Kochendorf, einem Kirchdorfe zwischen Eckernförde und der Schlei. Das Lager war, wie wir durch Spione wußten, durch einen Laufgraben gedeckt und durch mehrere Batterien verstärkt. Die Zahl der Feinde wurde auf 6—8000 angegeben. Die Rückzugslinie der Dänen ging über das Dorf Cosel nach Missunde, wo ein starker Brückenkopf die an dieser Stelle sehr schmale Meeresbucht, welche unter dem Namen Schlei bekannt ist, vollständig beherrschte. Zudem hatten die Dänen vor Eckernförde Kriegsschiffe liegen, und das nördliche Ufer der Schlei, Missunde gegenüber, mit Batterien bespickt. Die Kniede und Wälle waren rings umher niedergerissen, die Distancen sorgfältig gemessen, sodaß die dänische Artillerie ein schreckliches Feuer auf die Angreifenden richten konnte. Um aber der deutschen Artillerie das Auffahren zu erschweren, waren die Wege durchstochen und unpassirbar gemacht.

Die Jäger hörten diesen Mittheilungen mit gespannter Aufmerksamkeit zu und bemerkten sehr richtig, daß es nothwendig sein werde, nicht viel Federlesens zu machen, sondern mit dem Bajonnet daraus loszugehen.

Früh am 12. September 1850 marschirten wir von Friedrichshof ab. Es war ein herrlicher Herbstmorgen; unsere Straße führte uns durch prangende Wälder und reiche Dörfer und Felder — das schöne deutsche Land war wohl eines Kampfes werth. Die Bewohner der Dörfer kamen uns mit Erfrischungen aller Arten entgegen; manche Mutter erkannte ihren Sohn und drückte ihm weinend einen Kuß auf das bärtige Gesicht. Das zweite Jägercorps hatte die Spitze; es traf schon vor Kochendorf auf den Feind, warf ihn aber überall mit dem Bajonnet zurück. Als wir uns Kochendorf näherten, rückten das erste Bataillon und das dritte Jägercorps in die Gefechtslinie. Es war ein Wetteifer unter den Bataillonen, welches zuerst an den Feind kommen sollte. Das zweite Jägercorps, geführt von dem tapferen Hauptmann von Ganzer, ließ uns lange nicht in's Gefecht kommen. Der kleine Hauptmann schwenkte seinen Säbel und stürzte sich, von dem herrlichen Corps gefolgt, auf die Dänen. Eine Position nach der anderen, ein Haus, ein Zaun, eine Waldlisière nach der anderen wurde mit dem Bajonnet genommen, und wenn der begeisterte Führer nach der Erstürmung einer Position „Schlagt an! Feuer!" rief — beantworteten unsere Leute sein Commando mit einem lauten Hurrah. — Wir hatten noch keinen Schuß gethan und glaubten schon, daß das zweite Jägercorps die ganze Arbeit allein thun würde; aber es kam anders.

Vor uns stand das Lager der Dänen — eine vollständige Stadt aus Stroh und Latten gebaut; aus den Laufgräben blitzten die Bajonnete, die Kanonen drohten Tod und Verderben. Hauptmann von Ganzer drängte die Dänen nördlich nach der Schlei zu, wir — d. h. das erste Bataillon und dritte Jägercorps — griffen mit Sturm das Lager an. Kaum waren wir auf freiem Terrain, als die Kanonen uns begrüßten. Zweiunddreißig Geschütze beschossen uns mit Voll- und Hohlkugeln — noch höre ich den klat-

schenden Schlag in meinen Ohren, mit welchem eine Vollkugel in das erste Bataillon einschlug und zehn oder zwölf Mann niederriß. — „Schließt Euch!“ rief der Major von Behrens — unfreiwillig einer der tüchtigsten Officiere unserer Armee — „Vorwärts, erstes Bataillon!“

„Schwärmen!“ rief mein Commandeur, der heldenmüthige Major von Eickstedt. — „Schnell avanciren!“ Um Nu rissen die Jäger die Büchsen von der Schulter und flogen über das Feld. Ein schreckliches Feuer empfing uns, und laß Dir sagen, lieber Leser, Alles ist zu ertragen in der Schlacht, nur nicht ein wohlgezieltes Kanonenfeuer, das mit furchtbarer Consequenz eine Vollkugel nach der andern daherschickt. Mir ist es in solchen Stunden, wenn ich den weißen Rauch aufsteigen sah, immer gewesen, als ob die Kugel mir direct in's Gesicht fliegen müsse. Die Dinger saußen Einem um die Ohren und wühlen die Erde neben Einem auf! — — Brrr! — Wir lagen auf der Erde, krochen vorsichtig weiter, schossen und luden im Liegen, und krochen wieder vorwärts. Kartätschen sausten daher — Granaten platzten über und neben uns — wir krochen näher. Die Tänen im Laufgraben feuerten ihre Donnerbüchsen ab, die mit zwei Rehposten und einer Bleiplatte geladen waren — die Jäger lachten über „Hannemann“ und rückten immer näher.

„Avaneiren! drittes Jägercorps, avanciren!“ blies der Hornist. — Rasch sprangen wir auf — Hurrah! — d'rauf und d'ran durch Rauch und Feuer, Kanonen- und Flintenkugeln! — Wir hatten den Laufgraben. Die Artillerie hatte ihre Stellung aufgeben. In sausender Carriere fuhr sie ab; eine neue Position wurde gewählt, neues Verderben spieen die Kanonen. Ich sah mich um; es schien mir, als ob die Erde bebte; — da kam die vierte Sechspfünder-Batterie. Die Kanoniere schwenkten die Helme, Trompeten bliesen, Rosse schnoben — „Ha! welche Lust, Soldat zu sein!“ sangen die Leute — die Kanonen flogen daher — eine Bombe reißt zehn Pferde und sechs Mann in Stücke — im Umsehen sind die Pferde abgespannt, vorwärts fliegt die Batterie. — „Abprotzen! Batterie, Feuer!“ ertönt der Ruf des Officiers — Acht Kanonen donnern dem Feind entgegen. — Wieder eine Salve! — In der nächsten dänischen Batterie fliegt ein Pulverkarren in die Luft. „Avaneiren, erstes Bataillon! Avaneiren, drittes Jägercorps!“ rufen die Hörner. Die Musikcorps spielen auf, und „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ singen die stürmenden Krieger. Eine zweite Batterie fährt hinter uns auf, eine dritte, vierte, fünfte, sechste. Wie rasend stürzen die Pferde vorwärts, lustig schmettern die Trompeten. „Feuer! Batterie-Feuer!“ blasen die Signale. Weißer Rauch steigt auf aus hundert Geschützen, die Erde dröhnt unter dem Donner der Schlacht. Die Tänen retiriren, ihre Batterien fahren ab über die Brücke bei Missunde, Detonnanzen fliegen längs der Chaussee nach Schleswig. Plötzlich hören wir Gewehrfeuer in der linken Flanke. Ein Augenblick machen sie Halt — „d'rauf und d'ran!“ ruft der unermüdliche Verfolger — er wirft sie in die Schlei.

Wir hatten die Tänen bis an den Brückenkopf getrieben und richteten ein verheerendes Spitzkugelfeuer auf die Artillerie. Namentlich eine dänische Batterie war unsern Schützen fast ganz preisgegeben; wir schossen die Kanoniere nieder, wenn sie mit der Lunte an's Geschütz traten. Ihr Hauptmann sprach ihnen Muth zu. Er stieg kühn auf einen Wall, kreuzte die Arme, um seinen Leuten Courage zu machen — ein Schuß knallt neben meinem Ohr — der Hauptmann schlägt die Arme auseinander und fällt todt hin. „Endlich!“ sagt eine Stimme neben mir; ich drehe mich um — es ist der Lurbaß. Sein Gesicht ist mit Blut gefärbt, sein linker Arm ist verbunden, der Nothschweiß ist vom Käppi abgeschossen — und dennoch lächelt der Jäger zufrieden und sagt: „Acht Mal habe ich vorbeigeschossen auf den Hauptmann — aber jetzt hat er sein Theil!“ — Der Hornist wankt; das Blut strömt aus seiner Seite — er drückt mir die Hand und überreicht mir das Horn. Zwei Mann tragen ihn fort. — „Kann Einer von Euch blasen?“ frage ich. — „Das kann ich,“ sagt der Lurbaß. Er hebt den verwundeten Arm und bläst „avaneiren!“

Das erste Bataillon rückt geschlossen heran. Ein entsetzliches Feuer empfängt die braven Burschen. Wie Hagelkörner so dicht schlagen die Kugeln der Tänen in das Bataillon. — „Es ist Euer Tod,“ ruft ihnen ein Officier zu. — „Mak nix, Tambour schlag an!“ rufen die Soldaten, und wie ein Gewitter stürzen wir uns auf den Brückenkopf. Wir mochten fünfzehnhundert Mann sein und sollten eine Schiffsbrücke stürmen, die von sechs- bis achttausend Infanteristen und acht Batterien vertheidigt wurde!

Die achtzehnpfündige Batterie des Hauptmanns Christiansen und vier Bataillone kamen nicht in's Gefecht. Ein furchtbarer Kampf entspann sich am Brückenkopf; die Leute schlugen sich wie Verzweifelte. Wir hofften sicher auf Hülfe von unsern Brüdern — statt dessen hörten wir aber das Signal: „Zurück!“ — Zurück? Fünfzehnhundert Mann im Kampfe mit Sechstausend, im Bajonnettkampfe — und zurück? — Wer erbarmt sich der Verwundeten, die uns flehend zurufen: „Nehmt uns mit!“? —

Wir mußten zurück, das steile Ufer im furchtbaren Feuer ersteigen, den Anprang des Feindes, das Kanonenfeuer der nachsetzenden Batterien anhalten. Als wir die Höhe erreichten, waren unsere Kanonen abgefahren, unsere Bataillone in vollem Rückmarsch. Wir formirten eine Tirailleurkette und wichen langsam zurück, bis wir Kochendorf erreichten. Da lag der Hauptmann Schmidt neben Hauptmann Domeyer und dreißig bis vierzig Jägern in einer Schenke, Schmidt war in den Leib, Domeyer durch den Hals geschossen. Die Leute waren alle Schwerverwundete. Manche waren schon todt, manche lagen im letzten Todeskampfe. Schmidt's Rechte ruhte in der Hand seines Flügelmannes, der in den Kopf geschossen war. Als ich eintrat, weinte Schmidt und sagte: „Trauern Sie nicht um mich — um den da thut mir's leid!“ Wir waren kaum im Stande, unsere verwundeten Cameraden zu retten, so drängten die siegreichen Tänen nach, und noch immer ließ Wilsen, der in seinen Proclamationen gesagt hatte, daß er den Krieg kenne, keine Position zu unserem Schutze nehmen.

Erst spät am Abend erreichten wir das dänische Lager. Es war künstlich und mit Geschmack gebaut. Die Officiershütten hatten Lehnstühle, aus Stroh geflochten, Blumen waren gepflanzt, Kränze hingen über den Thüren. Ingrimmig über unser nutzloses Kämpfen zündeten wir das Lager an. Es war ein furchtbar schöner Anblick! Kein Lüftchen bewegte sich; Ruhe und Frieden herrschten ringsum; da, plötzlich steigt eine Flamme empor, erst klein und unbedeutend, doch schnell sich weiter fressend zum Ungeheuer heranwachsend. Die Bataillone marschirten langsam und feierlich durch die Säulen von Rauch; die züngelnden Flammen schlugen über ihnen zusammen, Millionen Funken hinaussendend in die dunkle Nacht. Scheu bebten die Rosse zurück vor dem Flammenmeer. Die blanken Helme der Reiter funkelten im grellen Wiederscheine des Lichts, schauerlich ertönten die Lieder der Soldaten inmitten der entsetzlichen Verwüstung.

Der Anblick des brennenden Lagers erzürnte die dänischen Seelente vor Eckernförde. Mit einer der dänischen Nation würdigen Tapferkeit warfen sie von den Schiffen Bomben in die Mühle von Eckernförde, in das Holzlager des Kaufmanns Lange. Der Verräther hatte seine Tochter dem tapfern Hauptmann Jungmann, welcher bei der Vernichtung der Flotte im April 1849 unsterblichen Ruhm erwarb, zur Gattin gegeben — Grund genug für das dänische Volk, den Vater zu verfolgen. Sie bombardirten die friedliche Stadt, vernichteten die bedeutenden Holzvorräthe und zerstörten die Windmühle. Kein Wunder! Es lag kein deutscher Fürst mit Nassauern und Schleswig-Holsteinern in der Nähe, der ihnen zum zweiten Male eine Probe deutschen Muths und deutscher Kraft hätte geben können. Aber die stolze dänische Flotte mußte ihren Heldenmuth beweisen, die verlorenen Lorbeeren wieder gewinnen — Eckernförde wurde bombardirt von den dänischen Helden! — —

Zwei Tage nach dieser „Recognoscirung“, wie Se. Excellenz den Angriff auf Missunde nannte, bei welchem wir mehrere Hundert Todte und Verwundete und eben so viele Gefangene verloren, befahl der General von Gerhardt mir, die Jäger-Compagnie antreten zu lassen.

„Lassen Sie einen Kreis formiren!“

Die Compagnie schwenkte links und rechts — der Kreis war gebildet.

„Lassen Sie den Jäger Matthias Johannsen vortreten.“

„Matthias Johannsen!“

„Hier!“

„Vortreten!“

Von zwei Cameraden geführt, trat er vor den General. Sein linker Arm hing in der Binde, oberhalb des Knie's trug er eine Bandage. Ein Streifschuß hatte seine Brust getroffen.

Der General reichte ihm die Hand und sagte: „Sie tragen keine Cocarde?“

Das blasse Gesicht des Soldaten färbte sich purpurn.

„Nehmen Sie meine Cocarde — erweisen Sie mir die Ehre! Ich bin stolz darauf, sie Ihnen geben zu dürfen, stolz, wenn Sie sie nehmen.“

„Achtung! — Schultert das Gewehr! — Präsentirt das Gewehr! — Ihre Cameraden präsentiren vor Ihnen — das ist eine Ehre — denn Ihre Cameraden sind brave Männer — aber Sie sind der bravste!“

Ein Strom von Thränen drang aus den Augen des verwundeten Kriegers — sein Auge blieb thränenleer.

„Achtung! — Schultert das Gewehr!“

„Leute, ich habe Euerem Cameraden Unrecht gethan, habe ihn einen Lurbaß genannt. Er ist kein Lurbaß, sondern stehender Ordonnanz bei dem Commando der Avantgarde und nicht mehr in der zweiten Classe, sondern in der ersten Classe des Soldatenstandes. Nicht wahr, Jäger?“

„Ja, Herr General!“

„Oeffnet den Kreis! — Rechts und linksum! Marsch! Halt!“

Der General faßte Johannsen unterm Arm und zog ihn ins Zimmer, wo ein gedeckter Frühstückstisch bereit stand. Die Officiere des Stabes tranken das Wohl des ehelichen schleswig-holsteinischen Bauerjungen, der glühend vor freudiger Aufregung dem Wiederhersteller seiner Ehre die Hand reichte. — —

Zehn Jahre später begegnete mir auf einer einsamen Wanderung am Missourifluß ein zum Skelet zusammengefallener Mensch. Er schleppte sich mühsam weiter in der brennenden Sonnenhitze, in dem giftigen Boden des Waldes. Bestürzt über sein geisterhaftes Aussehen bot ich dem Kranken meine Hülfe an — es war Matthias Johannsen! Ob er mich erkannte? — ich weiß es nicht. Dankend nahm er meine Hülfe an. Ich erquickte ihn durch einen frischen Trunk und eilte nach der nächsten Farm, um einen Wagen zu holen. Als ich zurückkehrte, war der Kranke geheilt! Er lag neben einer umgestürzten Eiche, die Hände über die Brust geschlagen; — auf dem zerrissenen Hemde saß die schleswig-holsteinische Cocarde!

Ich habe ihn begraben in fremder Erde und das Gewehr präsentirt, als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde. Wohl ihm! — sein Herz hat ausgeblutet. Sein Leib ruht in freier Erde! —

Das deutsche Sängerfest in Nürnberg.

Nürnberg! Nürnberg! Das war das Losungswort, welches unlängst die Herzen vieler tausend Sänger wunderbar erregte.

Im Osten begann es bereits zu dämmern, als wir zwischen Bierzehnheiligen und Banz hindurch fuhren. Das ehemalige reiche Stift Banz blickte wie trauernd über all die geschwundene Herrlichkeit in das reizende Mainthal hernieder. Drüben im Kloster Bierzehnheiligen herrscht noch immer reges Leben, und wer weiß, ob nicht die von dorther tönende Frühmettenglocke schon jetzt wieder gläubige Wallfahrer zur Eile antrieb.

Mit der prächtig aufgehenden Sonne wurde das schöne Bamberg erreicht, und der Jubel, der uns hier empfing, ermunterte auch die hartnäckigsten Schläfer. Ueber Nacht waren die Sänger aus dem Frankenlande und aus Frankfurt a. M. in gewaltiger Menge hier eingetroffen, um sich unserem Zuge anzuschließen. Das bunte Durcheinander auf Bambergs Bahnhofe bot ein köstliches Bild. Die ganz oder theilweise geopferte Nacht war rasch vergessen; hier und da wurde schon wieder ein Gesang angestimmt, und voller Herzlichkeit begrüßten sich die aus Nord und West hier zusammentreffenden Sänger. Die balsamische Morgenluft hatte Herz und Gemüth urplötzlich wieder frisch gemacht. Jeder Einzelne fühlte sich stolz gehoben, wenn er auf den mächtigen Zug von Sangesbrüdern blickte, die voll herrlicher Zuversicht kaum den Augenblick erwarten konnten, der sie dem herzlich ersehnten Ziele nun so bald zubringen sollte.

Je näher wir Nürnberg kamen, desto ruhiger und ernster wurden Alle. Seit Monden war dies ja der Brennpunkt unser innigsten Wünsche gewesen, wir hatten geträumt und geschwärmt von dem Augenblicke, wo wir Nürnberg erreichen würden, und jetzt klopften die Herzen schneller, denn dort erhoben sich die wunderbaren Thürme der ersehnten Stadt, und über ihr thronte die alte, mächtige Burg. Einzelne, weit von der Stadt abgelegene Häuser winkten uns schon mit ihrem festlichen Schmuck die ersten Grüße zu. Ein wirklich zauberhafter Anblick bot sich uns jedoch dar, als wir in den Bahnhof einfuhren. Die lange Halle schien in einen schwebenden Blumengarten verwandelt, denn von der Bedachung herab hingen zahllose Guirlanden und Kränze, welche wieder prächtige Blumenaupeln trugen. Dazwischen und an den Wänden aber war ein so reicher und doch so geschmackvoller Schmuck von Flaggen und Wappen angebracht, daß man kaum wußte, wohin das entzückte Auge sich zuerst wenden solle. Da war das Wappen keines deutschen Landes vergessen, denn alle Länder sandten ja Sänger hierher, und mächtig wehte das erhabene schwarz-roth-goldene Banner darüber und dazwischen, wie in gemeinsamer Liebe Alles vereinigend zu einem einzigen, mächtigen Stamme.

Ein tausendfaches Hoch tönte uns entgegen, als der kolossale Wagenzug hier endlich hielt, und ein begeistertes Hoch erklang als Gegengruß. So manchem Auge entquoll eine Freudenthräne, wenn man all die Hände sah, die sich uns zum brüderlichen Empfang entgegenstreckten. Man empfing uns nicht als Fremde, deren Wohnort hundert und mehr Meilen weit entfernt lag; nein, man empfing uns wie alte, treue Freunde, wie Brüder.

Am Bahnhofe bot sich uns ein überraschendes Bild dar. Gegen dreihundert Bürger der Stadt hatten sich erboten, die fremden Sänger hinein zum Rathhause zu geleiten, und jedem dieser sich aufopfernden Männer war ein auf hohem Stabe befindliches, mit Bändern und Kränzen geschmücktes Schild zugetheilt, welches den Namen einer der Städte zeigte, von woher man laut der eingegangenen Anmeldungen Sänger erwartete. Die Masse dieser dicht neben einander aufgestellten Schilder bildete jetzt gleichsam eine große, bewegliche Städtelarte des gesammten deutschen Reiches. Aber auch fremdländische Namen waren hier zu finden, z. B. London, Constantinopel, Hermannstadt u. s. w., denn von da aus waren wenigstens Deputationen der dortigen deutschen Männergesangvereine angemeldet.

Nach herzlicher Erwiderung des unerwartet treuherzigen Empfanges hatten sich die mit uns angelangten Sänger um ihre rasch enthüllten Fahnen und Banner geschaart, und so traten wir unsern langersehnten Einzug in die herrliche Stadt unter klingendem Spiele und in stattlicher Zahl an. Das alte Frauenthor empfing uns in wahrhaft poetischer Weise, denn über dessen äußerem Eingange war folgender Spruch angebracht:

Von ihrer Zinnen Höhen, von ihrer Thürme Kranz
Begrüßt die Stadt, die alte, den heut'gen Tages Glanz;
Der Feste lud sie viele, ein solches nimmermehr;
Zieh ein in ihre Mauern, du fröhliches Sängerheer!

Uns als wir das altehrwürdige Thor durchschritten, welch ein überraschender Anblick bot sich da uns plötzlich dar! Das alte, königliche Nürnberg strahlte im herrlichsten Festschmucke. Auf den Straßen wogte die Menge auf und ab, und die dicht mit jubelnden Menschen besetzten Fenster waren von Blumenguirlanden umgeben oder mit Tannen- und Eichenkränzen geziert, und von allen Dächern wehten gewaltige blau-weiße und schwarz-roth-goldene Flaggen, die fast bis auf die Straße herabreichten.

Du armes, so lange verfolgtes und verpöntes schwarz-roth-goldenes Banner, dessen Farben sich einst Achtung gebietend über einen halben Weltheil verbreiteten, hier also durftest Du endlich wieder einmal frisch und frei wehen über den Söhnen des gemeinsamen Vaterlandes! Mit Freuden mußte man dies als ein Zeichen begrüßen, daß man hier sich fern hielt vom kleinlichen Separatismus, von der erbärmlichen Selbstsucht, die so gern der Welt glauben machte, wie gespaltrich und wie revolutionär Alles sei, was unter unseren alten, geheiligten Farben sich kund giebt.

Als unser Zug an der herrlichen Lorenzkirche vorüberkam, die mit erhabener Schönheit vom Glanze vergangener Zeiten erzählt, senkten sich wie unwillkürlich die wehenden Fahnen vor diesem

Digitized by Google

Denkmale deutscher Baukunst. Allein zu längerem Anschauen gab es jetzt keine Zeit, denn rüstig drängte der Zug vorwärts über die merkwürdige Fleischbrücke nach dem Herrenmarkte und von da zum altehrwürdigen Rathhause. Dies war der Cnepunkt unseres Einzuges. Fahnen und Embleme wurden im großen Rathhaussaale einstweilen aufgestellt, und die alten von Dürer und seinen Schülern gemalten Ritter aus dem Triumphzug Kaiser Maximilian's I. schienen in dem zu ihren Füßen sich entwickelnden Leben selbst wieder frisches Leben zu gewinnen.

Droben im Rathhausſaale aber waren die mit aufopfernder Liebe thätigen Männer des Festausschusses jetzt in unaufhörlicher Wirksamkeit. Herzlich begrüßten sie die ankommenden Sänger und schmückten deren Fahnen mit nationalen Ehrenbändern. Alsdann wurden die Sängerzeichen vertheilt, welche in der ebenfalls schwarzroth-goldenen Schleife befanden, auf der unter dem aus Metall gefertigten Stadtwappen mit entsprechender Umschrift noch ein kleines roth-weißes Band als Vertretung der Stadtfarben angebracht war. Voll Stolz und Freude schmückten wir uns mit dem schönen Sängerzeichen, das fortan der Talisman für das herzlichste Entgegenkommen und für die liebevollste Aufnahme war. Gleichzeitig wurden im Rathhause auch die Quartierbillets vertheilt. Dieselben enthielten auf einem künstlerisch ausgestatteten Blatte den Namen des Inhabers und dabei die Worte: Herr .... findet gastliches Obdach bei Herrn ..... Die Rückseite des Blattes zeigte einen Plan der Stadt, welcher dem Besitzer der Karte sogleich beim Aufsuchen des Weges als Leitfaden dienen konnte.

Allein da brauchte man nicht erst ängstlich die graden und krummen Straßenlinien des Planes zu studiren oder die Bitte um Auskunft über den einzuschlagenden Weg auszusprechen, denn noch ehe wir eines von Beiden thun konnten, boten sich schon freundliche Menschen in Menge an, die uns an den Ort unserer Bestimmung bringen wollten.

„Gastliches Obdach!“ Das versprachen unsre Quartierbillets; allein dies war doch der kleinste Theil dessen, was man uns bot, denn wir begegneten überall einer Herzlichkeit, die wir unmöglich in dieser Weise erwarten konnten. Der lang entbehrte Freund, der nach Jahren aus der Fremde heimkehrende Sohn kann sich kaum eines herzlicheren Willkommens erfreuen. Wie mit einem Zauberschlage hatten wir hier mit einem Male Freunde und Brüder gefunden, von denen man noch im Augenblicke vorher keine Ahnung gehabt. Schon unten auf der geräumigen Hausflur kamen uns die Kinder entgegengesprungen, die mit dem Rufe: „Die Sänger! Unsere Sänger sind da!“ — unsere Ankunft den harrenden Eltern jubelnd verkündeten, und diese empfingen uns mit einer Herzlichkeit, als wären wir von Jugend auf Freunde des Hauses gewesen. Nie aber werde ich den beseligenden Blick stummer Freude vergessen, mit welchem eine seit langen Jahren gelähmte, im altmodischen Lehnstuhle ihre Schmerzensstage verbringende Matrone mir die weiße Hand zum Willkommen bot. Die schwerbewegten Lippen suchten, wenn auch vergeblich, den Gruß zu stammeln, den das verklärte Auge doch so deutlich schon ausgesprochen hatte. — Es kostete Mühe, sich all der Freundlichkeit zu erwehren, mit der man unsern Wünschen in jeder Weise zuvorzukommen suchte. Küche und Keller wurden sofort in Bewegung gesetzt und deren Genüsse in einer Art aufgetragen, als vermuthete man, daß wir die letzten sechs Monate in den nahrungslosen Polarländern zugebracht hätten.

„Wer weiß, ob es einem Jeden sist so gut ergangen ist, als dir,“ so dachte ich, als ich zur Mittagsstunde dem Orte zueilte, welchen wir als unsern Sammelplatz bestimmt hatten. Als ich dort ankam, waren die meisten meiner heimathlichen Sangesgenossen bereits versammelt, aber ihre fröhlichen, zufriedenen Mienen machten jede weitere Frage überflüssig. Nicht blos die wohlhabenden Bürger Nürnbergs hatten Alles aufgeboten, um ihre Gäste so glänzend als möglich zu empfangen, auch die weniger Bemittelten hatten nicht hinter jenen zurückbleiben wollen, denn Alle setzten eine Ehre darein, daß der altbegründete Ruhm von Nürnbergs Gastlichkeit in diesen Tagen nichts von seinem Glanze einbüßen sollte.

Ueber 5000 Sänger waren angemeldet, allein an 6000 erschienen, denn so Mancher hatte sich erst spät noch entschlossen, die fröhliche Sängerfahrt mitzumachen. Allein wären ihrer auch achttausend gewesen, so hätten sie doch alle ein gastliches Unterkommen gefunden, denn die braven Nürnberger setzten ihren ganzen Bürgerstolz darein, sich über alle Maßen gastfrei zu zeigen. Die wohlmeinende Fürsorge des umsichtigen Festausschusses, der für überzählige oder verspätet anlangende Sänger noch große Säle gemiethet und eingerichtet hatte, erwies sich als unnöthig, denn fast überall hieß es: wo Zwei Platz finden, wird auch noch für einen Dritten oder Vierten Rath geschafft, und solche Einreminglinge hatten sich fürwahr keiner minder freundlichen Aufnahme zu erfreuen, als ihre schon früher erwarteten Genossen.

Der Nachmittag jenes Empfangstages wurde von den Meisten benutzt, das alte, herrliche Nürnberg zu durchstreifen. Ich kannte die Stadt schon von früheren Jahren her; damit will ich jedoch nicht sagen, daß nicht jeder neue Schritt durch die ehrwürdigen Straßen immer wieder neue Schönheiten in diesem Schmuckkästlein altdeutscher Baukunst entdecken läßt. Mich aber zog es wieder hinaus zum Bahnhofe; ich wollte sehen, ob die wächtigen Regungen, die mich bei dem herzlichen Empfange da draußen ergriffen hatten, das Gemeingut Aller wären, die von nah und fern Nürnbergs freundlichem Rufe Gehör schenkten. Der Nachmittag brachte in fast ununterbrochener Reihe zumeist die Sänger aus Süden, Wien, Innsbruck, Salzburg, Linz, München, Augsburg, Stuttgart und wie die Städte da drunten alle heißen mögen, hatten die ihnen angestammte Liebe für Musik und Gesang auf glänzende Weise bewährt, denn aus jenen Gauen waren die Sänger in einer Anzahl erschienen, zu welcher der Besuch aus Norden in gar keinem Verhältnisse stand. Unvergeßlich bleibt mir der Jubel der tyroler und schweizer Sänger bei ihrer Ankunft und wie sie ihre kurzen, prächtigen Sängerwahrsprüche harmonisch ertönen ließen. Freudenthränen über den herzlichen Empfang glänzten aber in den Augen Vieler, sie mochten nun aus Süden oder aus Norden kommen.

Von Stunde zu Stunde gingen jetzt ähnliche Züge, wie der unsrige am heutigen Morgen, mit Sang und Klang hinein durch die jubelnde Stadt zum Rathhause, und jeder einzelne davon hatte wieder seine Eigenthümlichkeiten. Hier trug man mächtige Trinkhörner mit im Zuge, dort vertraten tumpfvolle und originelle Pokale deren Stelle, auch Städtewahrzeichen sah man einhertragen — kurz, es war ein Bild voll steter Abwechslung.

So war der Abend herangekommen, und gegen 7 Uhr versammelten sich die Sänger beim Rathhause, um im gemeinschaftlichen Zuge hinauszuwallen nach dem vor dem Lauferthor gelegenen Marfelde, wo die Festhalle errichtet war. An 5000 Sänger mochten jetzt schon anwesend sein, doch noch immer brachte jede Stunde neuen Zuwachs, selbst dann noch, als sich der große Zug in Bewegung setzte, der wieder überall von der dichtgedrängten Menge mit Hurrahs und Tücherschwenken empfangen wurde. Aber es war auch ein prächtiges Schauspiel, so viele glückliche und fröhliche Männer zu sehen, denn Jeder hatte das ihm heute früh noch ganz fremde Nürnberg bereits so lieb gewonnen, als wenn es seine Vaterstadt wäre. Ein besonders festliches Ansehn erhielt der Zug durch die 240 zum größten Theile kostbaren Fahnen, welche die Vereine aus ihrer Heimath mitgebracht hatten. Nur eine kleine Anzahl von Männern war im Zuge, deren ernstere Miene bei so viel Fröhlichkeit ringsumher auf tiefgegründeten Kummer schließen ließ. Die ersten Männer führten seine Fahne mit sich; auf dem ihnen vorgetragenen Schilde aber war zu lesen — Kiel, und das erklärt alles Uebrige zur Genüge. Obgleich die Männer wohl bitteres Leid im Herzen trugen, waren sie dennoch zu dem Freudenfeste gekommen, denn deutsche Sänger verkummerten sich zu hier, es war ein deutsches Fest, nun da wollten die braven Kieler beweisen, daß auch sie noch mit Leib und Seele Deutsche sind und deutsch fühlen, und so mochten sie nicht zurückbleiben. In den immer wachsenden Jubel stimmten sie freilich nicht so herzlich als die Andern ein, weil sie den Gedanken an ihre geknechtete Heimath nicht unterdrücken konnten. Aller Herzen aber weihten ihnen und ihrem mit Füßen getretenen Rechte die wärmste Theilnahme.

Es begann bereits zu dunkeln, als unser Zug draußen auf dem Marfelde anlangte. Noch hatten wir nicht die Festhalle gesehen, von welcher man uns schon überall die herrlichsten Schilderungen gemacht hatte. Man kann sich deshalb unsre immer wachsende Neugierde vorstellen, je näher wir zeigt diesem Ziele rückten. Da bogen wir endlich um die letzte Baumgruppe, und vor uns lag der prachtvolle Riesenbau, dessen Anblick in Allen das freudigste Staunen hervorrief. Den vorherrschend gothischen Styl der Kirchen und alten Gebäude Nürnbergs hatte man auch bei der Festhalle zu Grunde gelegt. Der ganze Bau zeigte trotz seiner

riesigen Ausdehnung dennoch überall die schönsten Verhältnisse und machte dadurch einen prächtigen Eindruck. Dieser ward jedoch auf das Höchste gesteigert, als wir nun das Innere betraten. Welch ein gewaltiger Raum! Nach Art der Basiliken war das Innere in fünf Schiffe abgetheilt; das Auge wurde in dem kolossalen hohen Mittelschiffe auch nicht durch eine einzige Säule oder Stütze gestört. Es erschien Alles so leicht und ungezwungen, und dennoch wieder so solid, daß die Furcht, 15,000 Menschen in diesem Gebäude versammelt zu sehen, gar nicht die Oberhand gewinnen konnte. Die für 5 bis 6000 Sänger eingerichtete Tribune bot hinreichenden Raum zu freier Bewegung, und dennoch war von allen Seiten der Dirigent bequem zu sehen, was bei andern Gesangsfesten, wo vielleicht blos der vierte Theil an Sängern anwesend war, oft unmöglich erschien. Die schlanken Säulen, welche die Gallerien und die Bedachung der Seitenschiffe tragen, waren mitgebrachte Sängerzeichen, und so war bei dem sich immer herzlicher gestaltenden Verkehre nichts natürlicher, als daß man zum Andenken an das herrliche Fest die heimischen Sängerzeichen gegen fremde auszutauschen suchte, wobei man überall williges Entgegenkommen fand. Der Preuße freute sich, das Zeichen seines österreichischen Festgenossen auf der Brust zu tragen, und ebenso umgekehrt. Da gab es keine politische Scheidewand mehr, denn der erhabene Zweck, ein wahrhaft nationales Fest zu feiern, hatte jeden Einzelnen mit Allgewalt durchdrungen.

Als endlich das Zeichen zum Beginn der Feier gegeben ward, trat in den weiten, dicht besetzten Räumen plötzlich tiefe Stille ein. Die Nürnberger Gesangvereine trugen zur Eröffnung der Feierlichkeit ein Lied vor, einen alle Genossen willkommen heißenden Sängergruß, der allgemeinen Dankesjubel hervorrief. Hieran knüpfte sich die Ansprache des Sängerausschußvorstandes Dr. Gerster, der

Die Sängerhalle in Nürnberg.

mit Guirlanden umwunden und zeigten die Wappen sämmtlicher Städte, welche Sänger hierher entsandt hatten, so wie die Namen unsrer gefeiertsten Dichter und Componisten. Das Licht erhielt der großartige Raum durch bunte Fenster, in denen das Glas durch gemaltes starkes Oelpapier ersetzt wurde. Herrlich war der hierdurch erzielte Lichteffect, wenn die Sonne diese Fenster beschien, im Innern der Halle; eben so großartig war wieder der Anblick des Abends, wenn das Licht, welches hier enormen Gaskronleuchtern und einer Masse einzelner Flammen entströmte, von außen der Festhalle eine erhabene Weihe verlieh. In der Mitte des Zuhörerraumes war ein von Blumen eingefaßter großer Springbrunnen, dessen Wasser während der Pausen zwischen den Gesängen eine erfrischende Kühle, wenigstens in nächster Umgebung, verbreitete. Die Fahnen der Sänger wurden auf der hoch oben um das ganze Mittelschiff laufenden Gallerie angebracht und trugen nicht wenig zu dem schönen Eindruck des Ganzen bei, wenn sie auch in akustischer Hinsicht wohl einigen Abbruch thaten.

Ungemein herzlich und erhebend aber war der Verkehr, der sich zwischen den hier zum ersten Male vereinigten Sängern rasch entwickelte. Da genügte ein biederer Händedruck, ein ehrlicher Gruß, um Männer rasch zu Freunden zu machen, deren Heimath Hunderte von Meilen auseinander lag. Die Mitglieder jedes einzelnen Vereins trugen neben dem Nürnberger noch das aus der Heimath in begeisterten Worten das Glück Nürnbergs pries, dieses herrliche Fest zum Ruhme der Stadt hier gefeiert zu sehen, womit er ein Hoch auf den König von Baiern verband, in welches die Versammlung von Herzen einstimmte. Tiefergreifend sprach der Redner dann noch von der großen Bedeutung dieses Festes und schloß mit den Worten:

„Wie verschiedenartig auch die Pfade des Lebens sind, welche wir sonst wandeln und naturgemäß wandeln müssen, in der Liebe zum deutschen Vaterlande, in dem Streben nach dessen Einigkeit, Unabhängigkeit und Macht schreiten wir Alle, ob aus Süden, ob aus Norden, auf gemeinsamem Wege. Auf diesem Wege leuchtet uns das deutsche Banner voran, auf diesem Wege leitet uns das deutsche Wort, begleitet uns das deutsche Lied. In diesem Sinne, mit diesem Willen heiße ich Euch Alle nochmals willkommen als unsre lieben Gäste, und es sei und bleibe immer wahr unsres Festes Spruch:

Deutsches Banner, Lied und Wort
Eint in Liebe Süd und Nord!
Hoch! Hoch!“

Wie enthusiastisch hierbei Alles einstimmte, brauche ich wohl kaum zu sagen. Nach einem würdevollen Instrumentalvortrag (Festmarsch von B. Lachner) begrüßte die Augsburger Liedertafel in einem trefflichen Liede die Stadt Nürnberg, und hieran knüpften

sich verschiedene Vorträge einzelner Vereine, von denen das Doppelquartett der Königsberger Sänger ganz besonders ansprach. Wie gut auch in akustischer Beziehung die kolossale Halle gebaut sei, das konnte man vollständig beurtheilen, wenn man die Klangwirkung der oft nur von wenigen Sängern vorgetragenen einzelnen Lieder verfolgte.

In den Pausen zwischen den Gesängen gab es oft genug von Seiten des Vorstandes erfreuliche Mittheilungen zu machen; da waren telegraphische Grüße aus Rußland, Belgien und aus vielen deutschen Städten eingetroffen. Von den in Bern lebenden Deutschen langte an jenem Abend ein prachtvoller silberner Pokal an, mit der Bestimmung, daß derselbe bei diesem Feste erwachenden Nationalsinnes dem sich durch die beste Leistung auszeichnenden Vereine als Preis zuerkannt werden sollte. Alle diese Mittheilungen wurden mit Jubel und mit Dank aufgenommen.

Für diesen Abend der Vorsicher stand blos ein einziger Gesammtvortrag aller Vereine auf dem Programm und zwar ein in jeder Beziehung würdevoller. Gegen Mitternacht traten alle Sänger zusammen und stimmten mit wahrer Begeisterung Arndt's Vaterlandslied an. Was ist des Deutschen Vaterland? Wie brausten diese Fragen, von den gewaltigen Tonmassen gehoben, hin durch den großartigen Raum, und wie zündete jedes Wort in den Herzen aller Anwesenden! Da strahlte jedes Auge höher im Bewußtsein der hier herrschenden Einheit, die dem ganzen Vaterlande hätte als würdiges Vorbild dienen können. Und als man endlich zu der Strophe kam: das ganze Deutschland soll es sein! — da stimmten auch Tausende und aber Tausende im Publicum mit ein, und in diesem erhebenden Augenblicke schörften sich wohl auch diejenigen unsrer deutschen Brüder, über deren Heimath die dunkeln Wolken sich noch immer nicht zertheilen wollen, Muth und Hoffnung für eine bessere Zukunft, die uns so nahe erscheint, je fester und treuer Alle zusammenhalten. — Der Beifallssturm, der nach dem Arndt'schen Liede losbrach, ließ nicht früher nach, bis endlich die letzten tiefergreifenden Strophen wiederholt wurden. Möge der Nachklang dieses Liedes als ein heiliges Vermächtniß von jedem Sänger mit in die Heimath gezogen sein!

Mit diesem Liede war die Vorsicher zu Ende. Es war ein schöner Tag, den wir heute durchlebt, und er erfüllte uns mit froher Zuversicht auf die übrigen Festtage.

(Schluß folgt.)

Amerikanische Zustände.

Von Otto Ruppius.

Nr. 1.

Die letzten Ereignisse in den Vereinigten Staaten, der Conflict zwischen Süd und Nord, die Niederlage der nördlichen Armee in der Schlacht bei „Bulls Run", die Flucht der nördlichen Freiwilligen, eine Flucht, wie sie die Kriegsgeschichte in dieser Sonderbarkeit noch nicht aufzuweisen hat, sind in Aller Munde; trotz aller bereits bekannten Specialitäten aber steht der deutsche Beobachter noch vor den Begebenheiten, ohne sich dieselben in ihrer Eigenthümlichkeit ganz erklären zu können, ohne einen rechten Maßstab für ihre Tragweite zu finden, und auch nur Derjenige, welcher tief in die Geheimnisse der amerikanischen Zustände eingedrungen, wird zu einer richtigen Erkenntniß von Ursache und Wirkung, zu einem klaren Urtheile über Gegenwart und Zukunft gelangen können. Dabei aber sind die öffentlichen amerikanischen Verhältnisse nicht allein von staatlichem, sondern auch von so hohem allgemein menschlichem Interesse, daß ein tiefes Eingehen in dieselben seitens eines deutschen Blattes um so mehr zu einer Nothwendigkeit wird, als die amerikanischen Zeitungen bei der augenblicklichen feindlichen Lage der Dinge sich schwerlich herbei lassen werden, die bewegenden Ursachen bei ihren rechten Namen zu nennen.

Die Geschichte lehrt uns, daß, je freier die Staats-Einrichtungen waren und je unbeschränkter die einzelne Persönlichkeit sich darin zu entwickeln vermochte, auch die schlimmen menschlichen Anlagen innerhalb der Staatsgesellschaft zu einer Entwickelung gelangten, welche endlich den Segen ungehemmter Freiheit in einer Weise paralysirte, die das fernere Bestehen des bisherigen Staats zu einer Unmöglichkeit machte. Die alten Republiken gingen meist an innerer, naturgemäß hervorgerufener Fäulniß zu Grunde, gerade wenn sie äußerlich in der höchsten Blüthe zu stehen schienen. — Dieselben Verhältnisse wie dort, oft wahrhaft frappirende Spiegelbilder, bestehen jetzt in den Vereinigten Staaten, dennoch aber suchen die Wenigsten die Ursachen der letzten amerikanischen Ereignisse in diesen Zuständen, und doch ist es so wahr, daß es dem geöffneten Auge wie ein Gorgonenhaupt entgegenstarrt: die Vereinigten Staaten sind politisch so durch und durch verfault, daß eben nur eine entsetzende innere Schwierigkeit, wie die jetzige, nothwendig war, um den äußerlich glänzenden Bau auseinander bersten zu lassen und selbst für die kräftigste Hand, für den tüchtigen Kopf eine Wiederherstellung früherer Verhältnisse unmöglich zu machen. — Die Schlacht bei „Bulls Run", in welcher für den Eingeweihten zum ersten Male in der crassesten Weise die Natur der innern Zustände zu Tage trat, ist der Anfang zum Ende der Union und wohl auch der Republik, * — das ist keine Prophezeiung, sondern ein einfach aus den bestehenden Verhältnissen sich entwickelnder logischer Schluß, und der Leser mag ihn aus den Thatsachen, wie sie zum klaren Verständniß hier folgen werden, sich selbst ziehen.

Die amerikanische Republik ist auf die breiteste Basis freier Selbstregierung gegründet. — Die sämmtlichen Beamten der einzelnen Staaten und Communen, wie die Mitglieder der gesetzgebenden Körper werden in directer Wahl vom Volke ernannt, und nur die Unions-Aemter, wozu vor Allem die Minister-, auswärtigen Gesandten- und Consulatstellen mit ihren Nebenämtern, die Post- und Zollämter gehören, sind von dem Präsidenten zur Besetzung überlassen, welcher damit die thätigsten Mitglieder der Partei, welche ihn erwählt hat, belohnt.

Sich um eines der ersteren, durch Volkswahl zu besetzenden Aemter zu bewerben, oder dafür zu „laufen", wie der technische Ausdruck ist, gehört aber zu den lostspieligen Dingen. Die Wähler müssen bearbeitet und für diesen Zweck einflußreiche Männer angeworben und bezahlt werden; hat man keine Opponenten sind, wiederum durch Gelderzgütung, aus dem Wege zu schaffen; je bedeutender das zu besetzende Einkommen oder der Einfluß durch ein Amt ist, je höher steigen die Kosten, und mancher unglückliche, noch nicht mit allen Schleichwegen zur Erlangung von Stimmen bekannte Candidat ruinirt sich finanziell durch den Wettlauf nach einem wünschenswerthen Posten für sein ganzes Leben.

Dieses aufgewandte, oft nur geliehene Geld, was in den meisten Fällen in gar keinem Verhältniß zu dem zu erwartenden gesetzlichen Einkommen steht, muß nun von dem glücklichen Sieger vor allen Dingen aus dem erlangten Amte wieder herausgearbeitet werden; ein unbefangener Deutscher, welcher die Höhe der Einkünfte kannte, würde freilich nicht begreifen, wie das möglich sei. Die gesetzlichen Einflüsse aber sind eben nur das Geringste bei einem Amte, und was durch „pickings and stealings". in ehrlichem Deutsch: durch angenommene Bestechungsgelder, unredliche Profitmacherei und offenen Diebstahl, herausgeschlagen werden kann, ist die Hauptsache. Der Terminus „Pickings und stealings" ist ein in der politischen Sprechweise Amerikas völlig eingebürgerter technischer Ausdruck, und der Begriff hat seine Berechtigung in einer Weise erlangt, daß das Einkommen eines Amtes fast durchgängig nicht mehr nach den gesetzlichen Emolumenten, sondern nach der Möglichkeit des natürlich zu erwerbenden Gutes berechnet wird. Einige Fälle aus der gewöhnlichen Praxis zur Erklärung.

Dem Assessor einer kleinen Stadt, d. h. dem Beamten, wel-

* Herr O. Ruppius ist soeben erst aus Amerika nach der Heimath zurückgekehrt. Er kennt Amerika und seine Zustände genau, und wir dürfen interessante Mittheilungen aus seiner Feder erwarten, trotz alledem möchten wir doch unsere Zweifel über die Richtigkeit seiner Schlußfolgerungen aussprechen. Ein politisches Zukunft wie die Union und die nordamerikanische Republik fürzu nicht über Nacht zusammen, so wenig wie Preußen und Oesterreich durch teilweilige Corruptionen zu Schanden gegangen. Wo neben dem Faulen soviel Gesundes und Kräftiges in die Höhe strebt, kann von Untergang nicht die Rede sein. D. Red.

über den Werth des Privat-Grundeigenthums behufs Feststellung der Grundsteuer jährlich abzuschätzen hat, steht eine gesetzliche Vergütung von vielleicht 300 Dollars zu — er macht sich indessen durch die ihm in die Hand gedrückten Geschenke der Grundbesitzer für niedrige Abschätzungen 5000 Dollars daraus. Der Vorsitzende eines Stadtraths läßt für Straßenbauten und andere städtische Arbeiten sich von dem Unternehmer derselben Rechnungen zum doppelten Betrag der Arbeiten ausstellen, weist sie als richtig zur Zahlung an und theilt den Ueberschuß mit dem Unternehmer — viele Städte weisen derartige Männer auf, die ohne einen Cent Vermögen zum ersten Male in den Stadtrath gewählt wurden und nach acht bis zehn Jahren ein fürstliches Vermögen zusammengestohlen hatten. Ein New-Yorker Constable — Gerichtsbote und Executor — kann bei guten Zeiten durch „Züchtigen und Loslassen" bequem 10,000 Dollars jährlich aus seinem Amte machen, freilich sind nicht alle derartige Stellen dort gleich fett. Der Schatzmeister einer Stadt verwendet die eingehenden Steuern zu eigenen Speculationen, erklärt den Inhabern von Stadt-Anweisungen, womit jeder einheimische Gläubiger der Stadt ausbezahlt wird, daß zur Einlösung sein Geld in der Casse sei, kauft aber endlich aus „eigenen Mitteln" den Geldbedürftigen ihre Anweisungen mit 10 Procent Abzug ab. Die heimlichen Einkünfte eines Sheriffs, des „Engels mit dem Rachefchwerte", gehen oft in's Unglaubliche und lassen sich meist nur nach der Gerichtsheit des Beamten berechnen. Die Gesetzgeber der verschiedenen Staaten, wie die Abgeordneten im Congreß treiben zum größten Theile mit ihren Stimmen völligen Handel, sobald die Bewilligung eines Privatvortheils, wie die Vergebung eines Contractes für Staatsarbeiten, eine Unterstützung für Eisenbahn-Compagnien, die Gewährung eines gewinnreichen Patents oder dergleichen in Frage liegt; und die Gewinnung eines einflußreichen Abgeordneten mit zehn- und zwanzigtausend Dollars bei Gelegenheiten, die einen solchen Betrag rechtfertigen, sind nichts Ungewöhnliches; — ein Lieferant oder Unternehmer öffentlicher Arbeiten, welcher auf diese Weise seinen Contract erlangt, muß natürlich das ausgegebene Geld durch Betrug an der Regierung wieder einbringen und rißlirt bei der Entdeckung desselben höchstens ein neues Geldopfer; etwas Anderes erwartet aber auch Niemand von dem Verstande eines solchen Mannes. Für den Präsidenten sind die zu vergebenden Aemter nichts als die Mittel zu einem politischen Schacher, wenn auch in anderer und complicirterer Weise als bis jetzt angedeutet, und der letzte Präsident Buchanan hat diesen mit einer Schamlosigkeit ausgeübt, die den letzten Congreß unter seiner Verwaltung, des öffentlichen Scandals halber, sogar zur Aufwerfung der Frage nöthigte, ob der Genannte nicht ebenso in Anklagestand zu versetzen sei, als es mit einzelnen seiner Cabinetsglieder wegen offenen Betrugs geschehen.

Ein Beamter in den Vereinigten Staaten ist erst in zweiter oder dritter Reihe zum Dienste des Volks, das ihn erwählt, da. In erster Reihe hat er die Milchkuh, für welche er allein sein Amt ansieht, auf jede mögliche Weise auszunehmen. Allerdings giebt es nun in der großen Republik genau so bestimmt abgefaßte und strenge Gesetze gegen Schwindel und Betrug jeder Art, wie in andern wohlgeordneten Staaten. Die Gewohnheit der Preßmachereri, der „pickings and stealings", der Bestechlichkeit und des Wahlbetrugs seitens der Beamten hat aber während der langen Jahre der Ausübung jedes Gefühl für Ehre und Rechtlichkeit in Bezug auf diese Zustände im Volke so abgestumpft, daß selbst die eclatantesten Fälle von der eingetroffenen Corruption in den öffentlichen Verhältnissen kaum mehr als eine kurze Aufregung schaffen konnten — Untersuchungs-Committees wurden zu öfteren Malen selbst im Congreß gegen die hochgestellteften Beamten in's Leben gerufen. Die Verhandlungen derselben verliefen aber stets nach kurzer Zeit so im Sande, daß der nächstheste Gegenstand von öffentlichem Interesse sie ohne Abschluß völlig aus der Welt schaffte. Gestattete es der Raum, so ließen sich aus den letzten Jahren amtliche Schwindelgeschichten erzählen, die zu dem Wunderbarsten in ihrer Großartigkeit und Frechheit gehören, was nur die Geschichte der verdorbensten Staaten jemals geliefert, und die nach einer Woche voll glänzender, in ihrem erbitterten Tone erhabener Congreßreden und scharfer Zeitungs-Polemik verschwanden, ohne dem Schuldigen ein Haar gekrümmt zu haben, um jetzt bei einer zufälligen Erinnerung daran nur noch mit einem Achselzucken berührt zu werden.

Bis zur Erwählung des jetzigen Präsidenten Lincoln herrschte die demokratische, dem Süden freundliche Partei, ihr wurde deshalb vor Allem die eingerissene Verderbniß zugeschrieben, und was seit Erwählung des jetzigen Präsidenten im Süden geschah, schien auch diese Beschuldigung völlig zu rechtfertigen. Ein bedeutender Theil des Terrains, welches jetzt die südlichen Staaten bilden, ist mit dem Gelde der ursprünglichen Vereinigten Staaten erworben worden. In andern Fällen, wie in Texas, welches später zu der Union trat, wurde von dieser die Staatsschuld des neuen Bundesgliedes übernommen. Alle anfänglich nothwendigen Verbesserungen und Einrichtungen waren mit nördlichem Gelde bezahlt, und schon der einfachste Rechtssinn hätte eine Lossreißung von Staaten verhindern müssen, die mit Opfern erworbenes Eigenthum der Union waren. Diese Lossreißung aber geschah nicht allein im Interesse der hungrigen südlichen Politiker, welche bis jetzt die Beute aus den fettesten Aemtern unter sich allein getheilt und diese nun nicht aufgeben mochten — sondern auf dem Wege des offenen Raubes werden dazu die in der südlichen Münze befindlichen Baarsiens, die Waffenvorräthe, öffentlichen Gebäude und Forts der Vereinigten Staaten weggenommen. Die von der Union angestellten Postmeister und Zollbeamten erklären die in ihren Händen befindlichen Amtsgelder für gute Prise. Die im Süden geborenen Officiere der Vereinigten-Staaten-Armee und Marine vergessen Eid und Ehre, übergeben ihre Posten und Schiffe den Rebellen, und selbst Männer, wie der alte General Twiggs in Texas, der Zweit-Commandirende in der Union, schänden ihr graues Haar mit Verrath. Damals wandte sich die Sympathie der ganzen civilisirten Welt dem Norden zu, und die Deutschen in Amerika standen aller Orten zur Vertheidigung der Union auf; man glaubte die Fäulniß und Verdorbenheit, welche sich bisher geltend gemacht, nur in der südlichen Partei zu Hause und hoffte von einem „republikanischen", nördlichen Regimente neue, reinere Zustände — als ob eine Generation, die mit den Grundsätzen der allgemeinen Corruption von Jugend auf groß gesäugt, durch einen einfachen Regierungswechsel hätte zu gänzlich entgegengesetzten Instincten und Anschauungen gebracht werden können!

Heute, wo sich ein freierer Blick auf die Maßnahmen der Lincolnschen Regierung gegen den Süden werfen läßt und die letzten Ereignisse vieles anfänglich Räthselhafte erklärt haben, kann mit voller Bestimmtheit angenommen werden, daß die leitenden Politiker des Nordens, in deren Hand der Präsident sich oft ganz machtlos gezeigt, nie daran dachten, gegen den Süden in einer Zwangsweise vorzugehen, wie es die Aufstellung der nördlichen Armee erscheinen ließ. Der Süden, welcher seine sämmtlichen äußeren Bedürfnisse, seine Bekleidungsstoffe, sein Haus- und Ackergeräth vom Norden bezieht und dadurch zum Hauptheile den nördlichen Fabriken mit ihrem Arbeiterheere Brod giebt, durch welchen der Export- und Commissionshandel von New-York meist nur existirt, durfte nicht zum Aeußersten getrieben werden; er sollte die Macht des Nordens fühlen gleich einem muntigen Jungen, durch die Blokade seiner Häfen eingeschpert werden und Hunger zu leiden haben, bis die erste Hitze verraucht und er Vernunft angenehmen gelernen sei, aber am wenigsten durch blutige Maßregeln zu einer Todfeindschaft gegen den Norden getrieben werden, und so wurde auch nach Lincoln's Amtseinführung an viel nöthigere Dinge gedacht, als die südliche Rebellion sofort im Keime zu ersticken. Die Beute, welche der republikanische Wahlsieg gebracht, mußte zuerst eingeheimst, die sämmtlichen bisherigen Bundesbeamten entsetzt und die Aemter unter der siegreichen Partei vertheilt werden — die Aemtersag und der Aemterschacher begannen in Washington schlimmer und ekelhafter als je und zeigten dem Volke, das umsonst nach sofortigen kräftigen Maßregeln zur Erhaltung der Union rief, daß die jetzt zur Herrschaft gekommene Partei gerade da in dem alten Unwesen beginnen wolle, wo die frühere aufgehört. Aber es bekam bald noch mehr zu sehen.

Die Bildung einer nördlichen Armee war angeordnet; sollte auch damit kein großer Krieg geführt werden, so schuf sie doch eine Masse von neuen Aemtern und Gelegenheit in Fülle, ein ausgezeichnetes Geschäft zu machen. Regiment auf Regiment wurde angenommen, die Ausrüstung derselben aber bis zur Verzweiflung der Angeworbenen hinausgeschoben. Müßig lag die nördliche Jugend, die danach brannte sich mit dem Feinde zu messen, umher, und selbst die endlich bewaffneten und einexercirten Truppentheile warteten vergebens von der Woche zum Monat auf Befehl zum Ausmarsch. Inzwischen suchte Alles, was einen Posten hatte erwischen können, sein Schäfchen möglichst zu scheeren. Die Lieferan-

ten hatten genug für Erlangung ihrer Contracte zahlen müssen, um nicht für theueres Geld das möglichst Schlechte zu liefern. Als einzelnes Factum sei angeführt, daß bei verschiedenen großen Pferdelieferungen, wobei die Regierung 119 bis 125 Dollars pro Stück zahlte, zwischen 50 bis 75 Dollars am Stück profitirt ward und eine Hand voll Geld jede Untersuchung der Brauchbarkeit bei der Ablieferung beseitigte. Die Quartermasters oder Proviantmeister stahlen wie die Raben, was dem Soldaten zukommen sollte, und die „pickings and stealings“ derselben wurden allgemein zur Höhe von 6—800 Dollars monatliches Einkommen für jeden Einzelnen angenommen; während dem begann aber durch die entsetzliche Verpflegung, die selbst Russell von der „London Times“ für schlechter erklärte, als er sie je im Krim-Kriege erlebt, eine bösartige Diarrhoe unter den Truppen einzureißen und mehr Leben hinwegzuraffen, als eine Schlacht hätte thun können. Sold ward nicht gezahlt; das Geld war längst dafür vorhanden und angewiesen — aber es wollte den Weg zu dem gemeinen Soldaten nicht finden. Bei der großen Armee ward endlich ein Theil nach $2^1/_2$ Monaten ausbezahlt, viele der Hülfsbedürftigen hatten sich indessen während dieser Zeit ihre Forderungen von dem Zahlmeister mit 25 bis 30 Procent Verlust abkaufen lassen. In Missouri war nach drei Monaten noch kein Cent an die Mannschaften gekommen, und während Alles, was nur die Hand zur Krippe bringen konnte, sich nach dem längst als berechtigt anerkannten Gebrauch die Taschen auf Kosten des entbehrenden Freiwilligen, der für eine große Idee Heimath und Familie verlassen zu haben glaubte, füllte, während das Volk vergebens über die Unthätigkeit seiner Regierung schrie, verstärkte die südliche Armee von Tage zu Tage ihre Stellungen mehr, organisirte die südliche Regierung in voller Ruhe ein Vertheidigungssystem ihres Landes, das einem Einmarsche der nördlichen Truppen auf jedem Schritte tödtliche Hindernisse in den Weg legte. — Was lag aber daran, da die Lincolnsche Regierung nie an einen wirklichen Krieg gedacht, da der Ober-General Scott erklärt hatte, er werde den Süden ohne großes Blutvergießen zur Raison bringen und bedürfe deshalb auch nicht einmal einer Cavalerieforce? Die leitenden Politiker sammt ihrem Anhange machten ihr prächtiges Geschäft, wie die Sachen standen, und als erst die Idee aufdauchte, die Armee auf 500,000 Mann zu bringen und 500 Millionen Dollars zu diesem Zwecke aufzunehmen, mußte es als Hauptsache gelten, so lange als möglich in statu quo zu bleiben, um den zu erwartenden Goldstrom ruhig in die rechten Taschen zu leiten.

In der Heimath, welche die Freiwilligen zur „Rettung der Union“ verlassen, waren währenddem überall Tausende und Tausende von Familien ohne Ernährer, einzig der Mildthätigkeit der zurückgebliebenen Bürger überwiesen. Aber nichts erhaltet rascher als eine Mildthätigkeit, die durch einen augenblicklichen Enthusiasmus hervorgerufen worden, und die im Felde befindlichen Männer und Väter müssen hören, wie die heiligen Versprechen ihrer Mitbürger, auf die vertrauend sie fortgezogen, zu nichte geworden, wie ihre Familien darben und betteln gehen, ohne daß die entfernten Versorger die Mittel zum Helfen in die Hände bekommen können. Außerdem sind diesen während der verronnenen Dienstzeit die Augen über die Zwecke dieses Kriegs aufgegangen, sie sehen, während die Südländer jeden Verdächtigen hängen und füsilliren, von ihnen eingebrachte und überführte südliche Spione frei ausgehen, sehen erwiesenen Verrath kaum beachtet und Alles, was südlich heißt, mit vorsichtigster Schonung und Rücksicht behandelt; sie haben ihre eigenen Officiere kennen gelernt, die nicht die Befähigung, sondern die Parteigunst an ihren Platz gebracht, militärische Ignoranten in den höchsten Stellungen, während die Männer von Kenntniß und Erfahrung bei Seite geschoben werden; sie sehen sich selbst als Opfer hungriger Speculanten, und der einzige Trost bleibt, daß sie nur auf drei Monate sich zum Dienst verpflichtet — durch die ganze Armee beginnt sich bald nur der eine Geist geltend zu machen: „nach Hause! fort aus dem ganzen Schwindel mit der Stunde der Erlösung!“ und in den Regierungskreisen beginnt man einzusehen, daß mit Ablauf der Dienstverpflichtung die Welt das Schauspiel einer auseinander laufenden Armee haben wird, die nur nach den gefallenen großen Worten ein einziger Schlag von Bedeutung gesehehen ist. „Eine Schlacht, eine gewonnene Schlacht um jeden Preis!“ heißt jetzt die Parole, die Siegesbegeisterung soll die Truppen zu einer neuen Dienstverpflichtung führen — und die Schlacht wird gewagt, gewagt in der Weise, welche das ganze nördliche Kriegswesen bis jetzt bezeichnet. Ohne Frühsicht müssen die Freiwilligen vorwärts zum Kampfe, kann daß ihnen unterwegs gestattet wird, einen Bissen im Fluge zu nehmen. Dennoch gehen diese freudig, da es doch endlich einmal zum Schlagen kommen soll. Aber der commandirende General kennt weder die Stärke des Feindes, noch hat er einen rechten Begriff dessen, was die Leitung einer Schlacht verlangt — bis jetzt war er eben nur Advocat — in der ersten Stunde schon weiß er nichts mehr von der Stellung seiner Truppentheile, jeder sieht auf eigene Faust, ohne Ablösung, ohne Ruhe, ohne Verbindung mit der übrigen Armee, kämpft lange Stunden bis zur Erschöpfung, und mitten hinein unter die Abgetriebenen, fast Verschmachteten schlägt plötzlich der Ruf: „die Schlacht ist verloren, die Cavallerie im Anrücken; rette sich, wer kann!“ Der Schrecken fährt in die erschöpfte Mannschaft, die Officiere, ohne das Vertrauen ihrer Untergebenen, sind nicht im Stande, die sich wild auflösenden Glieder zu halten, die letzte Hoffnung auf einen Sieg, um den bis zur Todesmüde gekämpft, um den alle bisherige Entäußerung vergessen worden, ist dahin, und: „Nach Hause!“ ist das Losungswort derer, die noch Kraft genug in sich fühlen, nicht auf dem Wege liegen zu bleiben. Die Schlacht bei „Bulls Run“ war nur die Explosion all der faulen Gase, welche die verrotteten politischen Zustände Amerika's erzeugt, und hat die Ordnung der vorigen Verhältnisse in eine Ferne gerückt, für die sich nirgends ein Maßstab finden läßt. Das wahrscheinlichste Resultat ist bei der offenen Erbitterung und Hartnäckigkeit des Südens in einer Trennung der Landestheile zu suchen, die aber kaum viel Anderes als die gänzliche Auflösung der jetzigen Staatenordnung nach sich ziehen kann.

Wird einmal die Theilbarkeit der Union angenommen, so hat damit selbstverständlich jeder einzelne Staat oder ein Theil desselben das Recht, sich nach Belieben zu trennen — in New-York existirt schon längst das ausgesprochene Gelüst, die Stadt und Umgebung zu einem unabhängigen Gebiete zu machen. Im aristokratischen Süden regen sich mächtig monarchische Gelüste. Frankreich und England betrachten mit scharfem Auge die jetzigen Vorgänge und warten nur ihrer Zeit — läßt sich auch nach keiner Seite hin eine Vorhersagung wagen, so tritt doch Eins dem erfahrenen Beobachter mit voller Sicherheit entgegen: Die Union und die amerikanische Republik stehen an der Grenze ihres kurzen Daseins, und ihre Grabschrift wird sein: „Our Institutions were only an Experiment“, d. h. unsere Staatseinrichtungen waren nur ein Versuch.

Zur Berichtigung. In dem Artikel: „Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient. Von Claire von Glümer. XI.“ in Nr. 32, ist auf Seite 511, Spalte 2, Zeile 39 ein Kammerherr von Dorop in Detmold genannt. Der Name dieses Herrn ist Donop, was wir zu berichtigen bitten.

Für die Familienbibliothek.

In jeder guten deutschen Familienbibliothek darf am wenigsten ein Werk fehlen, dessen Hauptcentrum in der Verherrlichung deutscher Männer und einer der wichtigsten Epischen deutscher Vergangenheit besteht. **Ludwig Storch**, allen unsern Lesern bekannt, hat ein solches in seinem besten und berühmtesten Romane:

Ein deutscher Leinweber

gefeiert, und wir freuen uns, dem großen vaterländischen Lesepublicum heute anzeigen zu können, daß dieses Werk, welches in der ersten Ausgabe 15 Thaler kostete, jetzt in der bekannten Familienausgabe der Storch'schen Schriften zu dem billigen Preise von 3 Thaler erscheinen wird

Der ganze Ertrag der Schriften kommt allein dem wackern Verfasser zu Gute.

Der deutsche Leinweber erscheint in 12 Bänden von je 12—15 Bogen. Jeder Band, dessen Preis in der alten Ausgabe $1^1/_2$ Thlr. betrug, kostet nur $7^1/_2$ **Neugroschen**, der Bogen also blos 5 Pfennige. Band 1—3 ist bereits erschienen, die folgenden erscheinen in monatlichen Zwischenräumen.

Ernst Keil in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 37. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Des Kaufmanns Ehrenschild.

Von Dr. J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Der Bediente führte mich in das Haus, in das Zimmer der Hausfrau. Den Polizeidiener ließ ich unten. Die Frau von Holberg ging in großer Aufregung in dem Zimmer umher; sie fuhr heftig erschrocken zusammen, als sie mich plötzlich sah. Dann trat sie mir doch, wie einem Hülfe, Schutz, Rath Bringenden entgegen. Sie war sehr blaß. Den Bedienten hatte ich unterwegs nicht weiter befragt. Bei meinem Eintreten in das Zimmer hatte er sich entfernt. Die Frau von Holberg war allein.

„Gnädige Frau, was ist hier vorgefallen?“ rief ich ihr entgegen.

„Wissen Sie nichts von meinem Mann?“ fragte sie hastig.

„Nichts, als daß die Bedienten mir sagten, er werde gesucht.“

„Er ist seit einer Stunde fort.“

„Aber nur auf einer Promenade. Die Nacht ist schön —“

„Nein, nein,“ rief sie. „Das ist es nicht. Es ist ein Unglück vorgefallen.“

„Welcher Art könnte es sein?“

Sie wollte mir etwas sagen. Sie stockte und wandte sich händeringend von mir.

„Gnädige Frau, hier ist wirklich ein Unglück vorgefallen. Theilen Sie es mir mit.“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Sie müssen es mir mittheilen. Ich bin Holberg's nächster Freund; ich bin Ihr Freund.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Gnädige Frau, Sie erschrecken, als Sie mich sahen. Es fuhr mir durch das Herz. Sie müssen mir dennoch Alles sagen, gerade darum.“

Sie wandte sich zu mir; ihr Gesicht war leichenblaß. Sie sah mich entsetzt und doch fragend und hülfesuchend an. Einen Entschluß hatte sie noch nicht gefaßt, noch nicht fassen können. Wie Schweres mußte sie drücken! Ich mußte ihr entgegenkommen.

„Lassen Sie uns mit Ruhe sprechen, mit Ruhe überlegen, gnädige Frau. Theilen Sie mir mit, was hier vorgefallen ist.“

Sie konnte es nicht, nicht sogleich.

„Was führt Sie hierher?“ fragte sie in ihrer bebenden Angst. „So unerwartet? Mitten in der Nacht?“

„Ich werde es Ihnen nachher mittheilen.“

„Nicht sogleich? Warum nicht? Wen betrifft es? Meinen —?“

„Es betrifft nicht Ihren Mann, Niemanden der Ihrigen. Beruhigen Sie sich darüber völlig. Erzählen Sie mir jetzt.“

Sie konnte sich etwas mehr beruhigen.

„Setzen wir uns. Ich werde Ihnen erzählen. O, könnten Sie mir, könnten Sie uns Hülfe bringen! Sie wissen, ich bin mit den Kindern schon seit mehreren Wochen hier. Mein Mann kommt öfter zu uns heraus. Er kam auch heute — wir haben schon Morgen — er kam auch gestern Abend. Er war sehr still, verstimmt, gedrückt. Auf meine Frage, was ihm fehle, sprach er nur im Allgemeinen von unangenehmen Geschäften. Nachher wurde er mittheilender. Er hatte zum Amüsement der Kinder und der Leute des Gutes und der Nachbarschaft einer Truppe von Seiltänzern und Gauklern erlaubt, ihre Kunststücke auf dem Schloßhofe zu machen. Er kam selbst hin. Die Kinder freuten sich, und er wurde munter mit ihnen. Auf einmal, gegen Abend, kam Herr Jones hier an. Sie kennen ihn?“

„Ich kenne ihn,“ sagte ich. „Aber,“ mußte ich sie zugleich fragen, „hatte Holberg Ihnen seine Ankunft nicht vorher angekündigt?“

„Nein. — Es fällt Ihnen auf?“

„Fahren Sie fort, wenn ich bitten darf.“

„Er blieb eine Weile in unserer Gesellschaft, dann ging mein Mann mit ihm allein in sein Cabinet. Sie waren sehr lange dort. Erst nach halb zehn Uhr kehrte mein Mann in das Familienzimmer zurück. Er kam allein und sah fast wie zerstört aus. Ich konnte ihn in Gegenwart der Kinder nicht fragen, was ihm fehle. Ich fragte ihn nur nach Jones, der mit ihm zum Abendbrod hatte zurückkommen wollen. Er sei fortgegangen, gab er mir zur Antwort; es sei ihm zu spät geworden. Wir setzten uns darauf zum Abendessen, aber mein Mann konnte nichts anrühren. Er starrte nur schweigend vor sich hin. So hatte ich ihn noch nie gesehen, auch die Kinder nicht. Es herrschte die peinlichste Todtenstille im Zimmer. Niemand konnte etwas verzehren. Auf einmal sprang er vom Tische auf; er nahm seinen Hut, um das Zimmer zu verlassen.

„Wo willst Du hingehen?“ fragte ich ihn.

„Ich muß eine Promenade machen, im Park.“

„In so später Stunde?“

„Ich habe Kopfschmerzen; in der frischen Luft wird mir besser werden.“

Ich begleitete ihn aus der Thür; draußen im Gange waren wir allein.

„Holberg, Dir fehlt etwas Anderes?“

„Nein, nein.“

„Du hast etwas mit dem unheimlichen Menschen gehabt. Seine Gegenwart war Dir schon längst unangenehm, drückend. Es ist ein Geheimniß zwischen Euch, das Dir Sorgen macht. Willst Du Deine Sorgen nicht mit Deiner Frau theilen?“

Er konnte meinen Bitten nicht ferner widerstehen.

„Ja, der Mensch ist mein Unglück, unser Aller.“

„Und was hast Du mit ihm?“

„Ich habe alle Verbindlichkeiten gegen ihn. Ich kann sie nicht lösen. Er will unser Kind dafür.“

„Therese?“

„Unser braves, gutes, engelreines Kind.“

„Der entsetzliche Mensch?“

„Der Verräger, der Schurke!“

„Für alle Verbindlichkeiten? Gieb ihm Alles, Alles an Geld und Vermögen, was wir haben, wenn wir nur unser Kind dafür retten können.“

„Ich kann ihn mit all' unserem Geld und Gut nicht abkaufen.“

„Großer Gott, was ist es denn?“

„Morgen. Ich muß mich sammeln, ehe ich es Dir mittheilen kann. Morgen sollst Du es erfahren.“

Ich wollte ihn beschwören, mich nicht in der fürchterlichsten Ungewißheit zurücklassen. Er stürzte fort. Ich konnte ihn nicht halten, wenn ich nicht vor den Kindern und den Domestiken Alles bloßstellen wollte. Er ist noch nicht zurückgekehrt. Als es Mitternacht geworden war, sandte ich Leute aus, ihn zu suchen, sie hatten ihn nicht gefunden; ich schickte mehrere aus, zu genauerer Nachforschung in weiterer Ferne. Die Leute waren selbst unruhig; sein gedrücktes, verstörtes Wesen war ihnen aufgefallen. Keiner hat mir Nachricht über ihn bringen können. Darf ich noch die Hoffnung hegen, daß er sich nicht ein Leid zugefügt habe? Sich — oder?“

Sie stockte.

„Oder?“ mußte ich fragen, und eine schreckliche Ahnung ergriff mich.

Sie kämpfte mit sich, ob sie mir antworten, ob sie die schwere Last, die sie noch drückte, von sich abwälzen solle. Sie konnte es nicht, wenigstens nicht ganz. Ich sah es ihr an.

„Jones!“ sagte sie nur. „Der Amerikaner.“

Es war meine Ahnung gewesen. Er war nicht im Schlosse und war auch nicht zu dem Gasthofe zurückgekehrt. Sein Pferd war noch dort.

„Wie kommen Sie auf ihn?“ fragte ich dennoch.

„Einer der Gutsknechte hatte ihn noch spät im Parke gesehen.“

„Wann?“

„Gegen zehn Uhr. Der Mann wußte die Stunde nicht genau. Es muß ungefähr um dieselbe Zeit gewesen sein, als mein Mann fortgegangen war. Der Amerikaner hatte mit einem der Seiltänzer gesprochen.“

„Mit einem Seiltänzer?“ Eine sonderbare Helle wollte in mir auftauchen. „Wo war das gewesen?“

„Hinten im Park, nach der Grenze von Aisleben hin.“

„In dem Dorfe haben die Seiltänzer ihr Quartier?“

„Ja, bis morgen.“

„Was hatten die Beiden gesprochen?“

„Der Knecht hat es nicht verstanden.“

„Können Sie auf der Stelle den Knecht zu mir schicken?“

„Er ist mit den Uebrigen zum Aufsuchen meines Mannes fort. Aber welches Gewicht legen Sie auf den Umstand?“

Ich mußte ihr jetzt mittheilen, was mich hergeführt hatte.

„Der Amerikaner ist wahrscheinlich ein Betrüger, ein Mitglied einer herumziehenden Gaukler- und Seiltänzerbande, und der Mörder des Mannes, dessen Namen er führt und dessen wahre oder fingirte Rechte er auch gegen Holberg geltend machen will. Ein englischer Polizeibeamter ist mit mir zu seiner Verfolgung herübergekommen. Er wartet draußen im Gasthofe an der Chaussee.“

Ein neuer Schreck hatte die Frau ergriffen; dann lebte doch ein neuer Hoffnungsschimmer in ihr auf. Auch sie hatte mir jetzt noch etwas mitzutheilen. Sie hatte bisher nicht darauf geachtet; auf einmal wurde es ihr wichtig, und auch mir.

Der Amerikaner war zu dem Spiele der Seiltänzer auf den Hof gekommen. Er hatte, was ihr gleichfalls jetzt erst auffiel, nur mit Widerstreben und nur auf kurze Zeit von ihrem Manne sich hinführen lassen. Einer der Gaukler hatte ihn gleich nachher spirt. Es war ein großer, fast riesiger, kräftiger Mann, mit einem grossen, schwarzen Barte, rohen Zügen, stechenden Augen. Als, schon nach wenigen Minuten, auf das Drängen des Amerikaners, Holberg mit diesem fortgegangen, war der Mensch ihnen gefolgt; er war an den Amerikaner herangetreten und hatte ihn, wie um eine Gabe bittend, die Mütze hingehalten. Der Amerikaner hatte ihm schnell ein Geldstück in die Mütze geworfen und sich dann in das Schloß entfernt. Die Frau von Holberg wollte dabei bemerkt haben, daß der Amerikaner sich verstärkt habe und in seiner Hast ihr verwirrt vorgekommen sei. Auffallend war ihr auch noch das Benehmen des Seiltänzers, den ihr Mann vollständig für die ganze Vorstellung bezahlt und der auch nur von dem Amerikaner eine Gabe gefordert hatte.

Das erhöhte sie mir. Es gab mir ein neues Licht auf den Weg, den ich als Criminalbeamter zu nehmen hatte, eine neue Spur für die Verfolgung des Verbrechers. Aber auch zu Gunsten des Fremden, dessen Schicksal sich mir mit jedem Augenblicke trüber gestalten wollte? Vielleicht war das Eine mit dem Anderen in eine neue Verbindung getreten. Ich mußte vor allen Dingen dieser letzten Spur weiter nachgehen. Ich mußte sofort den Gaukler befragen und überraschen.

Den mitgebrachten Polizeidiener sandte ich zu dem Gasthofe zurück, mit dem Ersuchen an den Polizeidirector, zur Verfolgung des Amerikaners außer dem Gasthofe auch noch das Schloß bewachen zu lassen und mir nach Aisleben einige Gensd'armen nachzusenden. Dann ließ ich mich durch einen Bedienten des Schlosses nach dem Dorfe Aisleben führen, in dem die Seiltänzer sich befanden. Der Diener brachte mich in die elendeste Schenke des Dorfes. Dort lagen die Künstler, die auch in ihrer Weise durch die Kunst die Welt darstellen, freilich auf dem Seile, also nur etwas mehr in der Luft — dort lagen sie in dem elendesten Raume des Hauses, in der Scheune und in den leeren Ställen zu beiden Seiten der Scheune. Ihre Ruhestätte waren Stroh, Steine, Lumpen, Tünger. Der Schnaps hatte sie in den Schlaf gewiegt, manchen auch wohl der Hunger.

Der Tag graute, als ich an der Schenke angekommen war. Ich ließ den Wirth wecken und fragte ihn, ob der Anführer der Truppe noch da sei. Jener riesige Gaukler, der an den Amerikaner herangetreten war, war der Anführer, wie mir die Baronin Holberg gesagt hatte. Sie seien alle in der Scheune, sagte der Wirth, auch der Signor Trapani Simo. Sie ließ also der große Künstler sich nennen. Ich fragte, wann der Signor am gestrigen Abende oder in der vergangenen Nacht nach Hause gekommen sei. Sie seien nach Beendigung der Kunststücke auf dem Schloßhofe Alle zusammen zurückgekommen und sofort in die Scheune gegangen. Dort habe er nach Dunkelwerden nichts weiter von ihnen gehört. Sie wollten um sechs Uhr Morgens aufbrechen, da hätten sie sich wohl früh zur Ruhe gelegt. Ob Einer später die Scheune wieder verlassen habe, wußte der Wirth nicht; die Scheune hatte einen besonderen Ausgang unmittelbar in's Freie.

Die Gensd'armen waren vom Gasthofe schnell angekommen. Ich trat mit ihnen in die Scheune. Gerade ging die Sonne auf; ihre ersten Strahlen fielen durch ein breites Fenster in den Raum. Welch ein Bild beschienen, zeigten sie! Halb bekleidet, halb nackt lagen über ein Dutzend menschlicher Gestalten am Boden, bunt durch einander; Männer, Weiber, Kinder; kräftige Glieder, abgemagerte und abgehärmte Figuren, vom Schnaps des gestrigen Tages noch gerötete, von Hunger und Kummer gebleichte Gesichter. Eine leichenblasse Frau, einen Säugling an der Brust, in der Brust die Schwindsucht, über Brust und Kind unordentlich dichte, lange, glänzend schwarze Haare herabhängend, vergesse ich nie. Auch nicht ein Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren, schön wie ein Engel, aber auch bleich wie der Todesengel. Man konnte kein schöneres schlafendes Gesicht sehen. Wie könnte ich je das ganze Bild vergessen! Die Frau schlief nicht, sie war die Erste, die uns sah, gleich bei unserem Eintreten.

„Gensd'armen!“ schrie sie laut auf.

Sie mochte wohl noch mehr als die Auszehrung in der unglücklichen Brust tragen. Im Nu waren sie Alle aufgesprungen, nur die Kinder suchten sich zu verkriechen, nicht unter Decken, denn die hatten sie nicht, aber in den ärmlichen Lumpen, mit denen sie ihre Blöße halb bedeckt hielten. Ein riesiger Mann mit schwarzem Barte stand vor mir. Er wäre ein schöner Mann gewesen, wenn er nicht gar zu verkommen und gemein ausgesehen hätte. Er stand halb drohend und halb erschrocken da. Er war der Signor Trapani Simo, der, den ich suchte. Ich redete ihn deutsch an, trotz seines italienischen Namens.

digitized by Google

„Ich bin Signor Trapani Simo!“ antwortete er stolz.

„Richtig, Sie suchte ich. Folgen Sie mir. Ihr Uebrigen rühret Euch nicht von hier. Gensd'arm, Sie sind mir dafür verantwortlich.“

Einer der Gensd'armen blieb in der Scheune zurück. Der andere mußte den Gaukler mir in eine Stube der Schenke nachführen. Dort befragte ich ihn.

„Wie heißen Sie jetzt?“

Er war auffallend kleinlaut geworden.

„Heinrich Hochmann.“

„Aus —?“

„Aus Sachsen.“

„Treiben Sie Ihr Handwerk schon lange?“

„Meine Kunst,“ sagte er.

Er war fast ängstlich geworden, aber Künstler wollte er bleiben.

„Ihre Kunst denn?“

„Seit meinen Kinderjahren. Mein Vater war gleichfalls Künstler.“

„Kennen Sie Jemanden Namens Johansen?“

„Nein,“ sagte er fest, bestimmt, aber zu fest und zu bestimmt für die bis jetzt völlig beziehungslose Frage. Er hatte sich auf sie vorbereitet und mußte für die Antwort sich dennoch Gewalt anthun. Ein Geheimniß lag sicher da vor. Durfte ich auch schon eine Schuld annehmen? Aber welche?

„Waren Sie in Amerika?“ fuhr ich fort.

„Nein.“ Er war schon sicherer geworden.

„Waren Sie nie außerhalb Deutschlands?“

„O ja, oft, in Italien, in den Niederlanden, in Ungarn, Frankreich —“

„Und niemals in Amerika?“

„Niemals.“

„Sie haben heute auf dem benachbarten Schlosse Ihre Künste producirt?“

„Ich habe eine Vorstellung gegeben.“

„Bei der Gelegenheit sind Sie an einen fremden Herrn herangetreten, der zum Besuch kam?“

„Ich erinnere mich.“

„Sie haben eine Gabe von ihm geforderl?“

„Ein Zutrittsgeld. Er war ein fremder, vornehmer Herr.“

Wir wurden unterbrochen. Ein Polizeidiener trat in die Stube, eilig, mit einem wichtigen, zugleich Schrecken verkündenden Gesichte. Er bat mich allein sprechen zu dürfen. Ich verließ mit ihm das Zimmer. Bei dem Gaukler ließ ich den Gensd'armen zurück. Der Polizeidiener kam vom Schlosse; der dort eingetroffene Polizeidirector hatte ihn zu mir geschickt. Er überbrachte mir eine Nachricht, die mich eben so sehr überraschte als erschreckte.

„Der Amerikaner, der gesucht wird, ist todt gefunden.“

„Und der Herr von Holberg?“ war meine Frage, die die höchste Angst mir eingab.

„Von ihm ist noch immer keine Nachricht da.“

Ein furchtbarer Schlag hatte mich getroffen. Ich durfte es nicht zeigen.

„Wo ist der Amerikaner gefunden?“

„Im Schloßgarke.“

„In welcher Gegend?“

„Hinten am Parke fließt ein Bach vorbei, eigentlich ein Fluß, er ist tief und reißend.“

„So ist es; ich kenne ihn.“

„Vom Parke aus führt eine hölzerne Brücke mit einem verschlossenen Thore hinüber.“

„Nicht weit von der Chaussee, nach dem Gasthofe hin.“

„Dreißig Schritte unterhalb der Brücke wurde der Leichnam gefunden. Er lag in den Zweigen einer Weide, die in das Wasser hineinreichten. Der Strom mußte ihn dahin getrieben haben.“

„Wer hat ihn gefunden?“

„Einer der Diener vom Schlosse, beim Nachsuchen nach dem Herrn.“

„Wann?“

„Vor etwa einer halben Stunde, als es angefangen hatte, hell zu werden.“

„Hat man die Leiche aus dem Wasser genommen?“

„Auf Befehl des Herrn Polizeidirectors, der sogleich herbeigerufen war und hineilte.“

„Hat man Verletzungen, Spuren von Gewalt gefunden?“

„Keine.“

„Eine Beraubung des Todten?“

„Durchaus nicht. Uhr und Börse waren noch in den Taschen.“

Und Holberg war noch immer nicht wieder da, man hatte noch nicht die geringste Nachricht von ihm! Ich sprach es nicht aus, desto schwerer lastete der Gedanke auf mir.

„Ich werde sogleich zum Schlosse kommen,“ sandte ich den Polizeidiener dahin zurück.

Ein anderer Gedanke war mir plötzlich gekommen. Der Gaukler, Heinrich Hochmann, der in der Welt herumstreichende Mann des gemeinen Aussehens, der nach Allem mit dem verstorbenen Amerikaner bekannt gewesen sein mußte, der ihn dennoch abgeleugnet, der bei meinem und der Gensd'armen Erscheinen sich erschreckt hatte! Wie hatte ich auch an Holberg denken können, den festen, edlen, ritterlichen Mann? Wie konnte er ein Mörder, ein gemeiner Meuchelmörder sein? Freilich was hätte jenen bewegen können, den Amerikaner um's Leben zu bringen? Umgekehrt hätte es wohl in den Interessen des Amerikaners liegen mögen, den Gaukler, den ehemaligen Cameraden aus dem Wege zu räumen, der ihn verrathen, sein ganzes Glück vernichten, ihn sogar auf das Schaffot bringen konnte. Indeß die beiden ehemaligen Gesellen konnten auch in Streit geralhen sein, mit einander gekämpft haben, und in dem Kampfe konnte der riesige Seiltänzer den Gegner, dessen er sich vielleicht nicht anders zu erwehren wußte, in das Wasser geworfen haben.

Aber mußte denn nothwendig ein Mord, nur ein gewaltsamer Mord vorliegen? Ueber Alles, auch über das Letztere, mußte mir eine sofortige Fortsetzung der abgebrochenen Befragung des Gauklers, wenn auch nicht ein klares Licht, eine bestimmte Auskunft, doch irgend einen Anhalt zu weiterer Aufklärung geben. Ich traute mir wenigstens so viel Gewandtheit des Inquirirens und der Beobachtung zu, um für meine innere Ueberzeugung Anzeichen darüber zu gewinnen, ob, wenn eine gewaltsame Tödtung verübt worden, der Gaukler der Thäter sei oder nicht.

Ich kehrte zu ihm zurück und konnte die gleichgültigste Miene von der Welt annehmen. Er empfing mich mit der nämlichen Ruhe und Kaltblütigkeit. Aber aus dem äußersten Winkel seines Auges sah er mich forschend an, und tief hinten im Auge konnte eine Angst sich nicht verbergen. Wir hatten einen Kampf mit einander begonnen, den Kampf des Inquirenten mit dem Inquisiten. Wie viele hundert Mal hatte ich ihn schon durchgekämpft! Meist war ich der Sieger geblieben. Wie oft aber auch war der Verbrecher siegreich daraus hervorgegangen, frech und verstockt, oder listig und gewandt! Wenn ich ihm nachher das ganz oder gewöhnlich nur vorläufig freisprechende Urtheil publiciren mußte, dann hatte der lauter und freier triumphirende Blick mir wohl deutlich genug meine Niederlage verkündet, bei der es doch nun einmal bleiben mußte. Aber ich hatte redlich meine Schuldigkeit gethan, als Richter und auch als Mensch, und ich dankte doch Gott, daß ich — kein Geschworner war.

Wer sollte jetzt der Sieger bleiben? Jenes Lauern aus dem Augenwinkel, jene Angst hinten im Auge, sie waren schon zwei Kampfesblößen, die er sich gegeben hatte. Er hatte verbin das etwas Außerordentliches und Schreckhaftes verkündende Gesicht des Polizeidieners gesehen. Nur sein Schuldewußtsein konnte die Nachricht, die mir mitgetheilt worden, auf sich beziehen. Aber hatte ich nicht vielleicht in demselben Augenblicke auch ihm schon eine Blöße gegeben? Es war mir um das Herz wahrhaftig immer schwer und traurig genug gewesen, wenn ich mich als Inquirent von der Schuld eines Menschen überzeugen mußte. Aber jenes Zeichen eines Schuldewußtseins wollte mir das Herz leichter machen. Deutete ich es richtig, so war mein Freund Holberg kein Schuldiger. Ich knüpfte das Verhör mit ihm wieder an, wo ich es hatte abbrechen müssen. Er nahm eben so ruhig denselben Faden wieder auf.

„Wir sprachen von dem Herrn, dem Sie eine Gabe oder ein Zutrittsgeld abforderten.“

„Er war ein fremder Herr, der bezahlen konnte.“

„Und Sie kannten ihn nicht?“

„Ich kannte ihn nicht.“

„Er hat Sie erkannt!“

„Hat er das gesagt?“

„Sein Blick hat es Ihnen selbst gesagt.“

„Ich habe den Blick nicht gesehen.“

„Später, als es dunkler Abend war, haben Sie mit ihm gesprochen."

„Ich?" — Er sprach das Wort völlig unbefangen.

„Gewiß, Sie."

„Wo wäre das gewesen?"

„Im Schloßpark."

„Ich war nicht in dem Park."

„In der Nähe des Flusses, der den Park auch von der Feldmark dieses Dorfs trennt."

Ich hatte ihn fest und scharf angesehen, absichtlich, daß er es merken, das Stechen meines Blicks gleichsam fühlen sollte. Er mußte wirklich plötzlich die Augen niederschlagen. Aber es dauerte keine halbe Secunde lang.

„Ich war da nicht," sagte er, und er sah mich eben so fest an, wie ich ihn.

Er log. Auch ohne das Zeugniß des Bedienten, der ihn gesehen hatte, wußte ich es. Aber mußte die Lüge sich auf den Tod des Amerikaners beziehen? Konnte sie nicht im Gegentheil eben so sehr und noch mehr zum Zweck haben, den Amerikaner nicht zu verrathen?

„Wann hatten Sie Ihre Vorstellung auf dem Schloßplatze gestern Abend beendet?" fuhr ich fort.

„Es konnte gegen acht Uhr sein."

„Wohin gingen Sie von da?"

„Wir kehrten hierher zurück."

„Sie mit den Andern?"

„Wir Alle zusammen."

„Auf geradem Wege?"

„Auf dem kürzesten, am Rande des Parks entlang."

„Hierher in diese Schenke?"

„In jene Scheune."

„Haben Sie die Scheune seitdem verlassen?"

„Nein. Doch, ich war einmal auf dem Hofe nebenan, um nach meinem Wagen zu sehen, ob er zur morgenden Abreise im Stande sei."

„Wann war das?"

„Unmittelbar vorher, ehe ich mich zum Schlafen legte, vielleicht um halb zehn Uhr."

„Waren Sie lange draußen gewesen?"

„Vielleicht zehn bis funfzehn Minuten."

„Hat Jemand Ihre Rückkehr bemerkt?"

„Ich weiß es nicht; die Leute schliefen schon."

„Sind Sie verheirathet?"

„Ja."

„Ist Ihre Frau mit hier?"

„Sie gehört zur Gesellschaft."

„Wer ist das blasse Mädchen von ungefähr zwölf Jahren?" Die plötzliche Frage erschreckte ihn sichtlich; sie hatte ihn völlig unvorbereitet getroffen.

„Das Mädchen?" wiederholte er, mit verwirrt umher irrenden Augen.

„Sie lag in der Nähe der blassen Frau mit dem Säugling im Arme."

„Das war meine Frau mit unserem Kinde."

Er wollte durch die Antwort Zeit gewinnen, sich von seinem Schreck zu erholen.

„Und das Mädchen?" fragte ich.

Er hatte sich erholt.

„Sie ist von ihrer frühesten Kindheit bei meiner Gesellschaft. Ein früheres Mitglied, ein liederlicher Mensch, ging mir durch und ließ sie mir zurück."

„Er war ihr Vater?"

„Ja. Die Mutter war schon früher gestorben."

„Sein Name?"

„Rosenberg hieß er."

„Wo ist er jetzt?"

„Ich habe nie wieder von ihm gehört."

Er hatte alle diese Fragen bestimmt und ruhig beantwortet. Mit dem Mädchen war es doch ein Geheimniß. Wieder ein neues Geheimniß? Weitere Fragen, die ich an den Gaukler stellen konnte, hätten sich unmittelbar auf den Tod des Amerikaners beziehen müssen. Sie wären jetzt noch verfrüht gewesen. Ich mußte vorher seine Frau und das Mädchen vernehmen, und auch dann ging ich sicherer, vor irgend einer Erwähnung des Todes oder der Auffindung der Leiche des Amerikaners ihn nach der Stelle des Auffindens zu führen und zu beobachten, welche Eindrücke das allmählich Näherkommen zu der Stelle und darauf der Anblick der Leiche auf ihn machen werde. Ich ließ ihn in sicheren Verwahrsam bringen und dann seine Frau vorführen.

Es war die kranke, blasse Frau mit der Auszehrung in der Brust. Sie hatte das schöne, lange und dichte schwarze Haar geordnet. Man sah, wie schön sie einst gewesen war. Jetzt war sie ein Bild des Elends, des Hungers, des in seiner Blüthe rasch dahin schwindenden Lebens. Sie konnte kaum fünfundzwanzig Jahre zählen. Auch ihr innerliches, geistiges Leben war schon tief angefressen, gebrochen. Ein gewisser Stumpfsinn sah aus den starren, grauen Augen hervor; tägliches Elend von so mancherlei Art, Sünde und Laster, und die Unmöglichkeit, aus dem Allem je herauszukommen, lömmen den Geist völlig abstumpfen. Ihren Säugling trug sie im Arme; er schlief. Das Kind war schon blaß, wie die Mutter; die Muttermilch war ihm schon der Todestrank geworden. Ich konnte der armen Frau nicht wehe thun.

„Sie sind gestern Abend mit der übrigen Gesellschaft vom Schlosse hierher zurückgekehrt?"

„Ja."

„War auch Ihr Mann dabei?"

„Er war mit dabei."

„Ist er später wieder fortgegangen?"

„So viel ich weiß, nicht."

„Soviel Sie wissen?"

„Ich bin bald eingeschlafen, ich war müde."

„Sind Sie in der Nacht nicht erwacht?"

„Nur einmal, als mein Kind Nahrung forderte."

„War zu der Zeit ihr Mann da?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe mich nicht nach ihm umgesehen, und es war dunkel in der Scheune."

Sie antwortete Alles leise, etwas schüchtern, mit jenem Stumpfsinn, als wenn es sich der Sache nach um nichts handele. Ich fragte sie nur noch:

„Kennen Sie einen Menschen Namens Johansen?"

Sie besann sich eine Weile ruhig.

„Ich habe den Namen nicht gehört," sagte sie dann in der vorigen Weise.

Wußte sie wirklich von nichts? Oder war es ihr, vielleicht mit in Folge langjähriger Drehungen und Mißhandlungen von Seite ihres Mannes, zur Gewohnheit geworden, nur gleichgültige, nichts gefährdende und nichtssagende Antworten zu geben? Ich ließ noch das bleiche Mädchen vorführen. Ihr Geheimniß zog mich an, und wie leicht konnte ich, durch oder ohne dieses Geheimniß, von ihr eine wichtige Auskunft erhalten!

War sie im Schlafe einem schönen Engel, wenn auch dem Engel des Todes, gleich gewesen, jetzt war sie das Bild eines wunderbaren menschlichen Lebens. Sie war groß, schlank, zart gebaut, schon früh mitten auf dem Wege zur Entwicklung der Jungfrau. Große, schwarze Augen lagen wie dunkle Kohlen in dem schönen, schneeweißen Gesichte, ein wildes Feuer ausströmend. Ihre Lippen waren stolz und trotzig aufgeworfen. Sie sah mich neugierig, aber zuversichtlich an, als sie eintrat. Die Neugierde gehörte dem Kinde, die Zuversicht aber einem schon reiferen, bewußten Wesen.

„Wie heißt Du?" fragte ich sie.

„Amelie."

„Mit Deines Vaters Namen?"

„Ich kenne ihn nicht."

Ihre Antworten waren rasch und bestimmt; es ging eine gewisse klare Entschlossenheit aus ihnen hervor.

„Dein Herr hat ihn Rosenberg genannt."

„Der Signor!" warf sie verächtlich die Lippen auf.

„Was willst Du sagen?"

Sie hatte eine schnelle Gegenfrage:

„Der Signor hat ein Verbrechen begangen, nicht wahr, mein Herr?"

„Wüßtest Du mir etwas davon zu sagen?"

„Also nicht?"

(Fortsetzung folgt.)

Bürgersleute und Bürgermeister.

Nr. 3.

Zu den traurigsten Folgen des Polizeistaats gehört allezeit der Mangel an Gemeinsinn und der Ueberfluß an Unselbstständigkeit im Volke. Der deutsche Bürger, dessen Bezeichnung als solcher an die männliche Würde eines Vertheidigers seiner festen Stadt, ihrer Freiheit, ihrer Rechte erinnert und der seit dem dreizehnten Jahrhundert allen Einfluß landesherrlicher Beamten in seine inneren Angelegenheiten immer entschiedener zurückgewiesen hatte, dieser kernhafte deutsche Bürger ging aus dem Elende des dreißigjährigen Kriegs arm und schwach hervor und endlich im gleichen Schritte, als das Reich sank und die Fürsten stiegen, nach und nach ganz im Unterthan auf. — Wer sieht sie nicht noch vor sich, jene vorsichtigen Stadtbürger, die ihre oberste Zuversicht ausschließlich in dem „Schutze der Obrigkeit" und der Zunft erkannten, die leinen Schritt aus dem gewohnten Alltagsgleise anders als mit „hoher obrigkeitlicher Bewilligung" zu thun wagten, die — leider nicht blos aus Rücksicht auf die geschäftliche Kundschaft, sondern aus purem angeborenen und anerzogenen Respect — zu Adeligen und fürstlichen Dienern wie zu höheren Wesen hinaufschauten, vor jedem „herrschaftlichen" Wagen den Hut bis tief zur Erde zogen und, um die „Furcht" vor der Obrigkeit früh genug zu pflegen, den „Polizeidiener" zum Popanz ihrer Kinder machten? — Welch' niederdrückender Anblick, den freien stolzen Bürger der großen deutschen Städtezeit nach Jahrhunderten sogenannter Civilisation in solcher Knechtsgestalt wiederzufinden!

Diese Versunkenheit des Bürgerthums trat am sichtbarsten zu Tage bei der Behandlung derjenigen städtischen Angelegenheiten, bei welchen der einzelne Bürger berufen war, ein bürgerliches Recht öffentlich zu behaupten, und namentlich das wichtigste von allen: das Wahlrecht seiner obersten Magistrate. Hier spielten Gleichgültigkeit, zaghafte Rücksicht und selbstische Schlauheit ihre unerquicklichsten Rollen. Der Berechnung des allereigensten Vortheils erlag jede Regung für das allgemeine Wohl: man wählte nach höherem Wint oder nach Verwandtschaft und Kundschaft, oder nach dem Gewichte der Bestechung, und die Mehrzahl wählte gar nicht, um sich vor jeder „Ungelegenheit" zu bewahren. In manchen Städten suchte man sogar die Bürger dadurch zum Wahlacte herbei zu locken, daß man ihnen am Wahltage einen freien Trunk gab, und noch heute giebt es Orte, wo bei jeder Bürgermeisterwahl die „Biermarke" mitwirkt.

Es ist nicht zu verwundern, daß demgemäß auch die meisten Bürgermeister dem Geiste entsprachen, unter dessen Walten sie zum Amte gelangt waren. Die Geschichte der Mehrzahl deutscher Städte wird uns nicht widersprechen, wenn wir dieselben größtentheils als dienstwonnevoll nach oben und herrisch nach unten bezeichnen. Anstatt Beschützer der städtischen Rechte waren sie nur zu oft die Tyrannen des kleinen Bürgers und die Schmeichler der landesfürstlichen Macht, die es dann trefflich verstand, aus solchen Zuständen den größten Vortheil zu ziehen. Die alte Selbstständigkeit der Städte ging allgemach verloren, bis es endlich, mit der Ausbildung der Landeshoheit in neuerer Zeit, den fürstlichen Regierungen sogar gelang, Stadträthe sammt Bürgermeister als Unterbehörden sich zu subordiniren. Ja leider fehlt es sogar nicht an Stadträthen, welche sich so sehr als Unterbehörden fühlen, daß sie in Differenzen mit den Vertretern der Bürgerschaft (Gemeinderäthen, Stadtverordneten ꝛc.) jeder Nachgiebigkeit gegen diese voll beamtlichen Subordinationsstolzes den schiedsrichterlichen Ausspruch einer fürstlichen Oberbehörde vorziehen.

Johann Smidt.

In unseren Tagen ist auch in dieser Beziehung Manches besser geworden, haben sich wieder Bürgermeister gefunden, welche in beharrlichem Kampfe für die freie Entwickelung der Städte und ihres Bürgerthums ihre oberste Pflicht erkannten und die in Wahrheit Bürgermeister, das heißt Muster als Bürger und Männer darstellten, bei denen die Tugenden der Vaterlandsliebe und der Freisinnigkeit sich von selbst verstanden. Wir haben den Lesern der Gartenlaube bereits zwei solcher Männer in Bild und Wort vorgeführt und lassen heute einen der würdigsten der jetzt Heimgegangenen folgen: Johann Smidt, den Bürgermeister von Bremen. Wenn auch die amtliche Stellung dieser Häupter unserer freien Städte von denen in monarchischen Ländern bedeutend verschieden ist, indem diese der Regierung unterthan sind, während jene selbst die Spitze der Regierung bilden, nicht blos die städtischen Vorrechte, sondern zugleich die Ehrenrechte des Staats ausüben, Gesandte empfangen und schicken und somit vielfach auf diplomatischen Boden wandeln müssen, so ist doch gerade Johann Smidt einer von den Bürgermeistern gewesen, die auch in Beziehung auf ihre rein städtischen Arbeiten als Muster gelten können. Es ist nothwendig, daß unsere Städtebewohner allenthalben einsehen lernen, welche Wichtigkeit in der Ausübung ihres Wahlrechts liegt, daß sie prüfen lernen, welche Eigenschaften einen Mann zu einem solchen Amt befähigen, daß sie an glücklichen Beispielen schätzen lernen, wie viel Ehre, Wohlstand und Lebensfreudigkeit der Gemeingeist einer rührigen Bürgerschaft sicherlich in jeder deutschen Stadt zu schaffen vermag.

Johann Smidt war der Sohn eines Predigers an der St. Stephanikirche in Bremen und wurde am 5. November 1773 geboren. Er genoß die Erziehung seiner Zeit und bezog im Jahre 1792 die Universität Jena, von welcher damals die neue Lehre einer verjüngten Wissenschaft und Bildung ausging, denn dort stand Fichte eben in voller Jugendkraft, und eine Menge anderer bedeutender Männer wirkten ihm zur Seite.

Im Jahre 1795 kehrte er nach Bremen zurück zu selbstständigem Wirken auf der Grundlage einer gediegenen philosophischen, humanistischen und historischen Bildung; Geist und Gemüth aber

waren bis an sein Lebensende der Theologie zugewandt. Unter strebsamen Freunden und ohne feste Anstellung verstiessen ihm die ersten Jahre nach seiner Rückkehr. Nachdem er auf Veranlassung der Predigers Stolz an der St. Martinikirche in Bremen, eines geborenen Zürichers, der zu seinem vertrautesten Umgange gehörte, sich in Zürich zum Prediger hatte ordiniren lassen, erhielt er im Jahre 1797 in Bremen die Stelle eines Professers in der philosophischen Facultät des Gymnasii illustris. Diese Stellung gewährte ihm reichliche Muße, um Vorlesungen über populär-wissenschaftliche Gegenstände zu halten und Politik zu treiben, bis er im Jahre 1799 das „Hanseatische Magazin" begründete, von welchem im Ganzen bis zum Jahre 1804 sechs Bände erschienen. Wir geben zugleich eine Probe seiner Denk- und Schreibweise, wenn wir aus dem „Vorberichte" zu diesem Magazin folgende Stellen mittheilen: „Bei allen den Unruhen und Verwirrungen," sagt er, „welche die furchtbaren politischen Phänomene unsers Jahrzehends auch hervorgebracht haben, ist es doch unleugbar, daß diese merkwürdige Krise mehr wie irgend eine andere dazu beitrug, den Blick größerer und kleinerer Staatsgesellschaften auf sich selbst zu lenken und ihnen durch eine Selbstprüfung die Periode künftiger Vervollkommnung vorbereiten zu helfen. Der Gedanke, daß die individuelle Existenz eines jeden Staats einer Apologie vor dem Richterstuhle der Vernunft bedürfe, ist allgemeiner wie je zur Sprache gekommen, mehr wie sonst hat man angefangen es einzusehen, daß diese Apologie nur durch die Zweckmäßigkeit seiner ganzen innern Einrichtung begründet werden könne, daß die fortschreitende Vervollkommnung derselben zu den nothwendigen Bedingungen seiner künftigen Fortdauer gehöre, und daß es die angelegentliche Sorge jedes Staatsbürgers sein müsse, dazu Alles beizutragen, was er vermöge. Ueber das Mittel zur Erreichung dieses Zwecks mußte man bald einverstanden werden, es konnte kein anderes sein als die volle Publicität dieser Sorge. Nur dann, wenn jeder in seinem Kreise das, was er der Verbesserung bedürftig hält, und die Mittel, welche er zu dieser Verbesserung zweckmäßig glaubt, ohne Scheu denen, welche dahin zu wirken vermögen, zur Prüfung darlegt, nur dann kann echter Bürgersinn der als der belebende Geist den todten Buchstaben jeder Verfassung lebendig und kräftig erhalten muß, empor kommen, nur dann kommt durch Menschen, wie sie sein sollen, auch der Staat, wie er sein soll, immer mehr dem Reich der Wirklichkeit näher. Die unumgängliche Nothwendigkeit einer solchen Publicität wird in Deutschland auch wirklich nachgerade so allgemein anerkannt, daß in unsern Tagen (1799!) gewiß weniger von dem Nutzen, als von der zweckmäßigen Anwendung derselben die Rede sein darf. Man hat aufgehört, Staatsgebäude wie Staatsgefängnisse zu betrachten, in deren wohlverwahrten Mauern nur eine heimliche Procedur ihrer ungestörten Ordnung sicher zu sein wähnt, und überzeugt sich vielmehr, daß nur da fröhlich und sicher zu wohnen sei, wo man das Licht nicht scheut und beim Schein desselben seine Bahn sich zu ebnen bemüht ist."

Von diesem allgemein deutschen Standpunkt geht er dann auf den besondern der Hansestädte über, indem er sicher davon überzeugt ist, „daß Deutschland die Erhaltung oder Verwüstung seiner vorzüglichsten handelnden Seestädte nicht mit gleichgültigen Augen ansehen dürfe und ansehe." — „Zu steter Vervollkommnung werden wir fortschreiten," sagt er a. a. O., „wenn wir der Fünfte Stürmen ebenso sicher sein könnten, wie wir es vor inneren sind; der Bann unserer Staatscultur trägt wirklich noch zu schöne Früchte. Durch übermäßige Abgaben wird unser Volk nicht gedrückt; es genießt die Producte seines Fleißes. Nicht nur das Maß der öffentlichen Abgaben legen wir uns selbst auf, sondern auch die Art derselben wird durch gemeinschaftliche Rath- und Bürgerschlüsse bestimmt, und was man freiwillig trägt, trägt man leicht." — „Wir haben keine privilegirten Stände, die Geburt schließt Niemand von irgend einem Amte aus, wozu er sich die Fähigkeit zu erwerben weiß" ꝛc.

Die äußern Stürme blieben nicht aus, und als Smidt im December 1800 in den Rath erwählt worden war, zielte sein ganzes Streben dahin, Bremen die eben erwähnten Vorzüge zu erhalten und, was in Folge der Fremdherrschaft verloren gegangen war, wieder zu erringen. In den ersten Jahren seines neuen Amtes wurde er, wie jeder Andere, nur zur Erledigung unbedeutender Arbeiten verwendet; aber gerade im rechten Augenblicke war die Bahn für ihn frei. Als das deutsche Reich in völliger Auflösung begriffen und in allen Staaten das zusammenhaltende Element angefault war, zog an der Seine das große Unwetter des Jahrhunderts sich zusammen: Napoleon warf mit kräftigem Stoß in der alten Welt Staat um Staat über den Haufen. Durch dieses erschütternde Ereigniß wurde Smidt an seinen rechten Platz gestellt. Inmitten der ihn umgebenden moralischen Fäulniß war er mit einem Häuflein Gleichgesinnter gesund geblieben und hatte unverzagt zugegriffen, um das Gute unter den Trümmern hervorzuziehen. Er rettete, was zu retten war, sein Bremen im Herzen, Deutschland im Auge, wohl wissend, daß es im Interesse Deutschlands sei, den Hansestädten die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu erhalten.

Auf seinen einzelnen Wegen und schweren Gängen in der Zeit der tiefsten Erniedrigung können wir ihm nicht folgen, weil das Material dazu noch in den Archiven vergraben liegt. Nur an dem von ihm Errungenen läßt sich abmessen, wie er mit den damaligen faulen Zuständen gerungen haben mag. Je toller es draußen stürmte, desto zuversichtlicher stand er auf dem Fundamente seines Wahlspruchs: „Niemand wird getreten, er lege sich denn zuvor nieder!" — Niemals hat er sich und seine Sache treten lassen. Still und ruhig ging er den sichern Weg auf das eine Ziel hin, welches er sich vorgesteckt hatte: Deutschlands Freiheit, Bremens Selbstständigkeit.

Daß Beides nur durch Waffengewalt errungen werden könne, darüber waren alle Einsichtigeren mit Smidt einig. Er wirkte im Dienste dieser Idee und wartete ruhig bis zum entscheidenden Moment, wo es galt, die nicht leichte Aufgabe zu lösen. Die Schlacht bei Leipzig war geschlagen und Bremen durch die ersten fliegenden Corps der Alliirten von französischen Truppen befreit worden. Deutschland lag in den Wehen einer Wiedergeburt, Napoleon's Macht war für immer gebrochen. Diesen günstigen Moment ergriff Smidt, um bei der nun nothwendig eintretenden neuen Welterheilung die Selbstständigkeit den Hansestädten zu retten. Unter seinem Einfluß trat man kühn den großen Mächten mit einer Selbstconstituirung entgegen und war bereit, mit ihnen alle Opfer und Gefahren zu theilen. Schon am 5. November 1813 versammelte der Senat sich zum ersten Male wieder, und Tags darauf berief er die Bürgerschaft. Beide Corporationen proclamirten die Herstellung der bremischen Selbstständigkeit in unauflöslicher Verbindung mit Deutschland. Sofort ließ man die bremischen Truppen den alliirten Heeren sich anschließen. Smidt verantaßte auch Hamburg und Lübeck, Bevollmächtigte in's Hauptquartier der Verbündeten zu senden, er selbst begab sich in dieser Eigenschaft für Bremen dahin und zog mit nach Paris, immer wach und rührig, wo es galt, die vaterländischen und vaterstädtischen Interessen zu vertreten. So wurde nicht allein die staatliche Form den Hansestädten wiedergewonnen und aus dem monarchistischen Fanatismus glücklich gerettet, sondern zugleich auch die ebenbürtige Stellung denselben neben den monarchischen Staaten im Bunde gesichert. Dies Alles verdankt man lediglich den Bemühungen Smidt's, er wohnte dem Wiener Congreße bei, unterschrieb die Wiener Congreßacte, die deutsche Bundesacte und die Wiener Schlußacte, trat dann als Gesandter seiner Vaterstadt in die Bundesversammlung ein und wirkte dort von 1816 bis 1857. Im Mai 1821 gelang es ihm, den Etikettler Zoll durch den Bundestag definitiv zu beseitigen und damit ein Ziel zu erreichen, das man seit 200 Jahren angestrebt hatte.

Zum Bürgermeister von Bremen wurde Smidt am 26. April 1821 erwählt. Von dieser Zeit ab wendet sich seine Thätigkeit fast ausschließlich den vaterstädtischen Angelegenheiten zu. Hatte die wiedergewonnene Selbstständigkeit die alten überlebten Zustände auch einstweilen nur restaurirt, so galt es doch, dem angebrochenen neuen Tage gerecht zu werden, vor dessen hellem Strahle am allerwenigsten ein so weit blickendes Auge, wie das Smidt's, sich verschließen konnte. Wir sehen ihn nun mit den veralteten Formen staatlicher und kirchlicher Verhältnisse ringen und endlich siegen. In der Kirche wurde den beiden Hauptconfessionen gleiche Berechtigung gewährt, wenn auch unter staatlicher Souverainetät; das Schulwesen wurde neu organisirt; eine sogenannte Handelsschule gegründet; im Staate die Finanzverwaltung vereinfacht; die Civilstandssachen wurden der Kirche entzogen und dem Staate übergeben ꝛc. An die Stelle der Syndici trat eine „Commission für auswärtige Angelegenheiten", deren Chef Smidt ward und blieb. Eine titellose Gleichheit Aller wurde eingeführt und all' und jeder Bockbeutel der „guten, alten" Zeit abgeschafft, weil der Ehre und Würde des Staats damit nichts vergeben werde und davon die Erfüllung einer

würdigen nationalen Aufgabe nicht abhänge. Aber zu einer eigentlichen Verfassungsänderung kam es doch nicht; eine dieserhalb niedergesetzte Deputation schlummerte nach Vollendung eines Entwurfs wieder ein. Der nationalen Erhebung folgte eine politische Abgespanntheit; man war hier wie überall im deutschen Vaterlande zufrieden, daß die Fremdherrschaft ein Ende genommen. Smidt aber ließ sich dadurch nicht beirren. Die Kunst des Regierens hatte er vollständig begriffen und uns ihr erkannt, daß dem Staate eine Spitze, die wisse, was sie wolle, Noth thue, und daß darin die erste Bedingung eines gesunden Fortschrittes enthalten sei. Eine systematische Leitung müsse die Zügel straff halten und auf gewattenschaftliche Kannegiesserei dürfe nichts gegeben werden. Um dies zu erreichen, müsse der Senat von allen Seiten unbeeinflußt dastehen und fortwährend eingedenk sein, daß die Leitung des Staats in seiner Hand ruhe. So stand denn Smidt fortan als die Spitze der Spitze immer mit wachsamem Auge auf seinem Posten.

Von dieser Zeit an hat manche Idee von weitreichenden Folgen, nachdem sie als trefflich von ihm erkannt worden war, Fleisch und Blut erhalten, und aus kleinen Anfängen ist Großes geworden. So nur eines in die Augen fallenden Beispiels von weithistorischer Bedeutung hier zu erwähnen: die Gründung Bremerhavens. Durch sie kamen Handel und Schiffahrt erst recht in Schwung, und dieser Schwung wirkte wohlthätig auf das ganze Gebiet der Weser zurück. Es lernte sich als einen untrennbaren Organismus fühlen, und die hannoverschen und bremischen Staatsmänner gaben diesem Gefühle in dem Staatsvertrage vom 11. Januar 1827 Ausdruck. Von Jahr zu Jahr steigt die Bedeutung Bremerhavens; es nimmt an Umfang zu; ein Wald von Masten ist auf der Rhede und in den beiden Bassins schon jetzt sichtbar, und wie mag dies erst werden, wenn das Dampfroß eine directe Verbindung mit dem Binnenlande hergestellt hat! — Diese Einwirkung auf die fernere Entwidlung der alten Hansestadt gehört ohne Zweifel zu Smidt's segensreichsten Thaten.

So war das öffentliche Leben dieses deutschen Mannes und bremischen Patrioten; nicht weniger interessant und wohlthuend ist es, ihn in seinem Privatleben kennen zu lernen. Alles Große ist einfach und schlicht. Auch der große Mann behängt sich nicht mit schillernden Flittern. Smidt war ebenso einfach und schlicht als groß, ein Bürgermeister in des Wortes vollster Bedeutung. Mit Band und Orden hat er sich nie geschleppt; nur die eine Auszeichnung ist ihm geworden, die eines juristischen Doctortitels von der Universität Jena bei Gelegenheit der Elfjährher Verhandlungen. Auch die Familientradition Smidt's ist reich an rührenden Zügen seines einfachen und schlichten Charakters.

Smidt hatte sich am 1. Januar 1798 mit Wilhelmine Rode vermählt, einer Frau im edelsten Sinne des Wortes, ganz dazu geschaffen, dem großen Manne zur Seite zu stehen, ums würzig, seine Geschäftstin zu sein über die goldene Jahreszahl 50 hinaus. Johann Smidt, Bremens großer Bürgermeister, starb am 7. Mai 1857. Am 11. Mai ward er ebenso schlicht und einfach, als er durch's Leben gegangen war, zu Grabe getragen, und am 5. November 1860 setzte ihm bremische Dankbarkeit ein Denkmal im großen Saale des Rathhauses. Die Festrede des Bürgermeisters Duckwitz schloß mit folgenden Worten: „So gehet denn hin und führet Eure Kinder und Eure Enkel zu diesem Standbilde und erzählet ihnen, wie der alte schlichte Bürgermeister mit männlicher Würde und Länge als ein halbes Jahrhundert gestreht hat, daß der Name Bremen überall mit Achtung genannt werde, und wie die Quelle seines ganzen Wirkens seine warme Liebe zur Vaterstadt und zum deutschen Vaterlande gewesen ist; und erzählet ihnen ferner, wie der Mann, den die Mächtigen der Erde ehrten, in seinem Familienkreise das Muster aller häuslichen Tugenden war. Lehret daher Eure Kinder und Eure Enkel ein Beispiel und Vorbild zu nehmen an diesem Mann, und nach dem Maße ihrer Kräfte zu thun, wie er gethan hat, auf daß auch sie in ferner Zukunft bereit seien, ihr Alles zu setzen an ihres Bremens Ehre!" —

Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere.

Von Carl Vogt in Genf.

Nr. 4.

(Schluß.)

Die Milben — Ihr Vorkommen auf den Nahrungsmitteln — Die Käsemilbe — Die Ubermilbe — Der Weberknecht — Die Spinnen — Gewebespinnen und Jagd- oder Wolfsspinnen — Grausamkeit derselben — Die Tarantel — Die Sage von den Folgen ihres Bisses — Ihre Wohnungen und ihr Fang.

Kehren wir aber zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück. Da haben wir denn eine Menge von Milben, die alle der Krätzmilbe mehr oder weniger ähnlich sehen und die auf unseren Vorräthen mancherlei Verwüstungen anrichten, ja selbst zum Theil nicht ungern gesehen werden, da man sie gewissermaßen als Beweise für die Güte der Waare ansieht. Alter Käse zerfällt nach und nach in Staub. Betrachtet man den Staub näher mit einer Lupe, so wimmelt es darin von unzähligen kleinen, achtfüßigen Milben, die den Käse nach und nach so aufsehren, daß nur sie selbst mit ihren abgelegten Hautbälgen und ihrem Unrathe übrig bleiben. Das ist aber gerade die rechte Höhe, und kein Feinschmecker würde billigen, daß man ihm alten Roquefort ohne dieses Milbenpulver vorsetzte. Es ist in der That die Käsemilbe (Acarus siro), die schon dem alten Linné bekannt war, welche diesen Unfug anrichtet. Auf gedörrten Zwetschen und Pflaumen von Bordeaux, auf Feigen und Datteln zeigt sich ein weißlicher oder gelblicher Anflug, der die Güte der Waare bekundet; denn es ist ja nach der Meinung der verständigen Hausfrauen ausgebleichter Zucker. Die Lupe zerlegt auch diesen Anflug in kleine Milben, welche sich allerdings von dem Zucker der getrockneten Früchte nähren. In altem Brod, in Mehl, an Rosinen, an allen modernden Stoffen finden sich verschiedene Milbenarten, die man erst bei genauerer Untersuchung erkennt.

Die kleine grünliche Webermilbe oder Pflanzenspinne (Trombidium telarium) treibt auf Linden und Bohnen, sowie in unseren Gewächshäusern und Mistbeeten mancherlei Unfug. Sie legt sich auf der Unterseite der Blätter äußerst feine, feinverzweigte Gespinste an, wahre Nester, in welchen Tausende dieser Thiere wimmeln und den grünen Saft so aufsaugen, daß die Blätter welken und abfallen, die Pflanzen kränkeln und zu Grunde gehen. Doch entwickeln sie sich nur bei trockenem, heißem Wetter und lassen sich leicht durch häufiges Bespritzen mit kaltem Wasser entfernen.

Von besonderem Nutzen sind dagegen außer den eigentlichen Spinnen die sogenannten Weberknechte oder Kanker (Phalangium opilio), diese sonderbaren Kratzeher, welche auf ihren unendlich langen Beinen einen kurzen, fast lugeligen Leib schwankend einhertragen und bei der leisesten Berührung die langen Stelzenbeine fahren lassen, die sich geraume Zeit hindurch noch zudend bewegen. Es sind nächtliche Thiere, die Tags über sich gern in ein Versteck drücken. Nachts aber überall umherklettern und hauptsächlich die Stubenfliegen überfallen, welche sie aussaugen.

Sehen wir uns bei den eigentlichen Spinnen um, die in zwei Abtheilungen zerfallen, die Gewebespinnen, die ein künstliches Gewebe zum Fangen der fliegenden Insecten anfertigen, das bei jeder Art seine ganz specielle Form und Größe hat, und die Jagd- oder Wolfsspinnen, welche kein solches Gewebe verfertigen, sondern höchstens irgend ein Versteck sich anlegen, aus welchem sie sich auf ihre lebende Beute stürzen. Alle Spinnen besitzen große, hakige Kinnladen, die in ähnlicher Weise wie die Giftzähne der Schlangen durchbohrt sind und mit einem Giftkläschen in Verbindung stehen. Diese scharfen Haken schlagen sie in den Leib ihres Opfers ein, das fast augenblicklich durch den Einfluß des Giftes gelähmt und getödtet wird; dann saugen sie das Innere auf und lassen den leeren Balg fallen. Brauchsam und unverfälschlich tödten die Spinnen alles, was in ihr Bereich kommt; ja sogar die schwächeren Thiere ihrer eigenen Gattung, und was sie nicht gerade zur augenblicklichen Nahrung bedürfen, spinnen sie

meistens in ein Gewebe ein, um es so lange aufzuheben, bis sie es bei Gelegenheit aussaugen können.

Auf dieser Grausamkeit beruht denn auch die eigenthümliche Einrichtung, wodurch bei ihnen die Begattung und Befruchtung ermöglicht wird. Die Taster der Männchen sind nämlich löffelartig geformt und verdickt und können in ihren Höhlungen die befruchtende Flüssigkeit aufnehmen. Die Männchen laden diese Taster förmlich, sobald sie sich anschicken, den meist um die Hälfte größeren und stärkeren Weibchen in ihren Netze einen Besuch abzustatten. „Denn," sagt de Geer, „nur zur Zeit der Begattung haben sie mit den Weibchen Gemeinschaft, und haben auch alsdann alle Vorsicht nöthig, um nicht von ihnen gefressen zu werden, welches oft geschieht, wenn sie zu kühn zu Werke gehen. Denn es ist kein Thier in der Welt grausamer und blutdürstiger, als eine Spinne. Indessen findet man auch gewisse Arten kleiner weiblicher Spinnen, die mit den Männchen in ihren Netzen ziemlich vertraulich leben, ob sich diese gleich immer aus Furcht in einiger Entfernung halten. Ich habe die besondere Begattungsart der Spinnen oft mit angesehen, wobei das Männchen ein Opfer der Grausamkeit des Weibchens wurde. Einmal sah ich, daß sich das Männchen einer großen Kreuzspinne dem im Mittelpunkte des Netzes sitzenden Weibchen mit aller Vorsicht und ganz langsam näherte, wie gewöhnlich ein paarmal zurückfuhr und wieder ansetzte, endlich auf einmal auf das Weibchen losſprang, dasselbe umhalste und sich zum Werke anschickte. Es gelang ihm aber sehr übel. Denn den Augenblick faßte dieses das Männchen mit den Zangen, überspann es, und es wurde nachher rein ausgesogen. Ich wurde wirklich dabei mit Abscheu und Unwillen erfüllt."

Man kann diese Liebe unter Schrecken nicht selten an schönen Herbsttagen bei den großen Kreuzspinnen beobachten, die an Nesselbäumen so häufig ihre Netze spinnen. Das Männchen nähert sich mit der unendlichsten Vorsicht; bei der geringsten Bewegung des übermächtigen Weibchens schaudert es entsetzt zurück oder stürzt sich an einem Faden zur Erde, und sobald es nur mit seinem Taster die Geschlechtsöffnung des Weibchens berührt und damit die Begattung vollzogen hat, zieht es sich auf das Schleunigste zurück, weil es selbst nach diesem Liebesdienste in unmittelbarer Lebensgefahr schwebt.

Die Jagdspinnen oder Wolfsspinnen (Lycosida), die man häufig im Nachsommer mit einem Säckchen antrifft, in welchem sie die Eier oder kaum ausgeschlüpften Jungen tragen, erhaschen ihre Beute im Sprunge. Es ist wirklich interessant zu sehen, wie ein solches Thier einer Fliege nachstellt, die etwa an einer weißgetünchten, von der Sonne hell beschienenen Wand sitzt, an der man die Bewegungen der meist schwarzen Wolfsspinne und der dunkeln Fliege am besten aus der Ferne belauschen kann. Die Fliege sitzt ruhig und putzt sich mit den Vorderfüßen. Die Wolfsspinne nennt augenblicklich auf sie zu, aber in solcher Weise, daß sie stets dem Hinterleibe der Fliege gegenüber steht und von dieser nicht gewahrt werden kann. Die Fliege dreht sich um sich selbst; die Wolfsspinne rennt im Kreise, um stets ihren Pesten dem Hinterleibe gegenüber zu wahren. Dreht sich die Fliege mehrmals hin und her, so sieht es gerade aus, als sei die Wolfsspinne mittelst eines unsichtbaren Perpendikels an ihrem Hintern gebunden; so genau folgt sie im Kreise rennend und stets sich mehr nähernd den Bewegungen der Fliege. Endlich ist sie nahe genug und dann stürzt sie sich in gewaltigem Sprunge wie ein Tiger auf ihre sorglose Beute, die sie selbst im Fallen von der Wand nicht loslässt und augenblicklich aussaugt.

Zu der Gattung der Wolfsspinnen gehört auch die berüchtigte Tarantel (Lycosa tarantula), welcher italienische Leichtgläubigkeit jene eigenthümliche Krankheit zugeschrieben hat, die Oken nach den Beobachtungen des schwedischen Arztes Köhler im vorigen Jahrhundert folgendermaßen beschreibt: „Wenn ein Mensch stiller wird als zuvor, viel nachsinnenden scheint, stets unruhig ist, den Appetit verliert, schwere Glieder bekommt, matt- und trostlos wird, ein Drücken unter dem Herz, große Beängstigung empfindet, eine gelbliche Gesichtsfarbe bekommt; endlich die Zähne wackelig werden, der Harn häufig und bleich abgeht, und der Mensch allmählich schen und melancholisch wird; wenn dieser Zustand zwei bis drei Jahre dauert: so glaubt man, die Tarantel habe ihn gestochen, obschon weder er noch Jemand anders etwas davon weiß, und das Uebel müsse durch Musik geheben werden. Man läßt sodann Musikanten kommen, meistens mit einer Geige oder Cither, welche nun eine eigene Melodie spielen, wozu anfangs der Kranke den Takt giebt mit einem hohlen und jämmerlichen Geschrei, roth im Gesichte wird und endlich in völligen Tanz geräth. Je älter und schwerer die Krankheit ist, desto länger dauert der Tanz und oft zwei Stunden ohne Unterbrechung. Wollten die Musikanten früher aufhören, als der Anfall vorüber ist, so glaubt man, daß der Kranke sterben müsse. Bei einem falschen Ton thut er einen jämmerlichen Schrei, rückt den ganzen Leib und gebehrdet sich, als wenn er die gräßlichste Pein ausstände. Zuweilen wird das Herzdrücken und die Angst so heftig, daß er nicht mehr tanzen kann; dann faßt er mit den Händen einen Tisch oder Stuhl und tritt den Takt mit den Füßen. Ist der Anfall vorüber, so fällt er in starken Schweiß, und man giebt ihm ein Glas Wasser oder Wasser mit Wein und läßt ihn eine Stunde ruhen. Nachher läßt man ihn noch drei Tage hinter einander tanzen, aber immer nach einer besonderen Musik, weil eine andere nicht auf ihn wirkt. Hört er während dieser Zeit zufällig dieselbe Musik, so kann er sich des Tanzens nicht enthalten; nachher aber hat er das ganze Jahr keine Lust mehr dazu, als bis wieder die nämliche Zeit kommt, wo das alte Heilmittel wieder versucht wird. Es giebt Leute, welche 16 bis 25 Jahr getanzt haben. Geht die Krankheit zu Ende, so kommt an irgend einem Gelenk eine Geschwulst, worauf man die Blätter von der Eselsgurke legt, um sie in Eiterung zu bringen. Vornehme Leute halten die Krankheit geheim. Bei meinem Aufenthalte zu Tarent ließ ich zwei Musikanten kommen, um diese Musik zu lernen. Zufällig ging ein Mädchen durch das Zimmer und fing sogleich, als es die Musik hörte, an zu tanzen und hielt damit drei Stunden an, obschon es nichts von einem Tarantelstich wußte. Das ganze Uebel ist offenbar nichts als eine Art Milzsucht, welche durch die sitzende Lebensart, besonders des weiblichen Geschlechts, in der schmutzigen Stadt hervorgebracht wird."

Leon Dufour, der bekannte Entomologe, dem die Kenntniß der Insecten so viel verdankt, erzählt Folgendes von der Tarantel, die er in Spanien zu beobachten Gelegenheit hatte: „Sie bewohnt vorzugsweise trockene, sandige Gegenden, die der Sonne ausgesetzt sind, und baut sich dort tiefe Höhlungen, in welchen sie lauert. Ein solcher Tarantelbau besteht aus einem cylindrischen Loche, das häufig einen Zoll Durchmesser hat und über einen Fuß tief in den Boden hineinreicht. Anfangs ist dieser Gang ganz senkrecht; aber in vier bis fünf Zoll Tiefe bildet er einen Winkel und setzt sich erst eine Zeit lang in horizontaler Richtung fort, um später erst wieder in die Tiefe hinab zu gehen. In der Ecke dieses Winkels sitzt die Tarantel als Schildwache, um von dort aus wie ein Pfeil auf ihre Beute zu stürzen. Dort sieht man in der Tiefe ihre funkelnden Augen, die wie Diamanten glitzern und wie Katzenaugen im Dunkeln leuchten.

Gewöhnlich findet sich auf dem äußeren Loche ein trichterförmiger Aufsatz, der einen Zoll über den Boden emporragt, zwei Zoll im Durchmesser hat und aus Holzstückchen gebaut ist, die mit etwas Lehm zu einem Ganzen verkittet sind. Der Aufsatz ist sehr fest und von innen mit einem dichten Seidengewebe überſponnen, welches sich durch die Röhre und den ganzen Bau hindurch fortsetzt. Diese kunstreiche innere Auskleidung ist der Spinne äußerst nützlich, sowohl zur Erhaltung der Reinlichkeit, als zur Verhinderung des Einsturzes, wie auch zur Erleichterung des Erkletterns im Inneren, indem die Fußkrallen daran einen sicheren Halt haben. Der Aufsatz fehlt zuweilen, in den meisten Fällen aber ist er vorhanden, und sein Nutzen läßt sich auch leicht einsehen. Die innere Röhre ist dadurch vor Regen und Ueberschwemmungen geschützt; die heftigen Winde können den Eingang nicht verwehen; der Aufsatz selbst bietet den Fliegen und übrigen Insecten, von denen die Tarantel sich nährt, einen willkommenen Ruhepunkt.

Der Mai und der Juni sind die geeignetsten Monate, um sich Tarantuln zu verschaffen. Als ich sie zum ersten Male in der Tiefe des ersten Steckwerkes in ihren Röhren entdeckte, glaubte ich mich ihrer mit Gewalt und lebhafter Verfolgung bemeistern zu können. Stundenlang belagerte ich sie förmlich in ihrer Festung, indem ich mit einem großen Pflanzenmesser Laufgräben anlegte, diese bis zu einer Tiefe von einem Fuß und einer Breite von zwei Fuß ausgrub, ohne jemals die Tarantel erhaschen zu können. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen gab ich diese Art des Angriffes auf und bediente mich der List, die mir besseren Erfolg versprach. Ich nahm einen Grashalm, an dessen oberem Ende sich eine kleine Aehre befand, und bewegte diesen leise an der Oeffnung

der Röhre. Ich merkte bald, daß die Tarantel aufmerksam wurde und sich auf diese Weise lödern ließ. Sie kletterte langsam tastend empor und stürzte sich öfters mit einem gewaltigen Sprunge aus der Oeffnung, die ich dann geschwind schloß, dem Grashalme nach, den ich eiligst zurückzog. Die so ausgeschlossene Tarantel war äußerst unbehülflich und ließ sich dann leicht in eine Papierdüte jagen, in welcher ich sie einschloß. Zuweilen aber auch traute die Tarantel nicht ganz oder hatte weniger Hunger, sodaß sie dann in ganz geringer Entfernung von der äußeren Oeffnung Halt machte und in keiner Weise zu bewegen war, ihre Röhre zu verlassen. In diesem Falle suchte ich mich genau über die Richtung des Ganges und die Tiefe, in der sie saß, zu vergewissern und stieß dann plötzlich ein breites Messer schief so unter ihr durch, daß ich ihr den Rückzug in den Gang verschloß. Im sandigen Boden fehlte ich darin selten; Steine dagegen vereitelten manchmal mein Manöver. Gewöhnlich sprang dann die erschreckte Tarantel aus ihrem Loche hervor; in anderen Fällen aber blieb sie hartnäckig auf meiner Messerklinge sitzen, wo ich sie dann mit einem heftigen Stoße mitsammt der Erde emporschnellte und mich so ihrer bemächtigte. So fing ich manchmal bis zu fünfzehn Taranteln in einer Stunde. Die Bauern der Pouille fangen nach dem Bericht von Baglivi die Taranteln auf andere Weise. Sie ahmen, indem sie in der Nähe des Loches in einen Grashalm blasen, das Summen der Bienen nach. Die Tarantel, welche dies hört, glaubt ein Insect summen zu hören, stürzt zum Fange desselben hervor, wird aber von dem listigen Bauer selbst gefangen.

Die Tarantel ist eine häßliche, haarige und, wie man sieht, wilde Jagdspinne, aber dem Menschen so wenig gefährlich, daß sie sich sogar leicht zähmen, locken und aus der Hand mit lebendigen Insecten füttern läßt.*

Als Hausgenossen möchte ich sie nun freilich nicht haben, denn sie ist, trotz der rothen Binde über den Unterleib, ausnehmend häßlich, und da sie weit größer und stärker als die Kreuzspinne ist, so dürfte ihr Biß allerdings nicht schmerzlos, wenn auch ungefährlich sein.

Eine Abstimmung.

Aus der guten alten Zeit.

Ungefähr in der Mitte unseres gesegneten neutralen Deutschlands, und zwar zu der Zeit, als dasselbe noch nicht zu einem bloßen geographischen Begriff zusammengeschrumpft war, sondern die Krone Karl's des Großen noch auf dem Haupte eines deutschen Kaisers, wenn auch etwas matt und verblichen, glänzte, in einem der vielen kleinen Staaten, aus denen damals der große Reichskörper zusammengesetzt war, lag ein wohlbegütertes Bauerndorf, das wir aus strategischen Rücksichten Herbedorf nennen wollen, obwohl es unter einem andern Namen auf den Karten zu suchen ist. Besagtes Herbedorf umschloß mit seinen Mauern, die, beiläufig bemerkt, ihr Dasein dem Kaiser Heinrich dem Finkler und der Hunnennoth verdankten, ein liebendes Paar, das sich über den hoffnungslosen Starrsinn der Eltern gar sehr zu beklagen hatte.

Was wir bei unserer wahrhaftigen Geschichte verbürgen können, ist, daß sich der stämmige Schulzensohn Hannfried, der Stolz der männlichen Jugend des Dorfes, und Liesemargt, des Gemeindeschöppen Baltin Garbenbinder einzige Tochter, einander liebten, wie sich nur jemals ein Paar geliebt haben mag, das bei der Kirchweihe mitsammen auf den Plan zog, in den Spinnstuben sich neckte und schließlich mit einander nach Hause ging, sich zum öftern zankte und eben so oft mit einem herzhaften Schmatz Versöhnung feierte. Anfangs hatten die beiderseitigen Eltern nichts gegen das sich in aller hergebrachter Ordnung entspinnende Liebesverhältniß der jungen Leute einzuwenden gehabt; aber plötzlich wurden der Schulze und der Gemeindeschöppe Feinde, und zwar Feinde aus politischen Gründen und folglich recht grimmige Feinde. Diese Feindschaft war ein Hagelschlag, der das stille Liebesgärtchen zu zerstören drohte. Der Schulze verlangte von seinem hoffnungsvollen Sprößling nichts weniger, als er solle der blonden Liesemargt den Laufpaß geben, und wenn auch der Gemeindeschöppe dem Hannfried den Unwerstand seines Alten nicht entgelten ließ, so sagte er doch, Liesemargt möge die Augen aufhaben und sich nicht wegwerfen, er getraue sich, ihr noch alle Tage einen Mann zu schaffen. — Trotz solchen Haders der Alten blieben die beiden Jungen sich in Liebe zugethan, und wußten sie sich öffentlich meiden, so kamen sie um so häufiger heimlich zusammen.

Sie hatten sich eben wieder recht innig umfangen. Die Mondesschiel blinzelte aus den Wolken hervor wie ein alter Vertrauter, und die Blätter der Dorflinde rauschten leise. Die Liebenden kümmerten sich weder um den Mond noch um die Linde, sondern allein um sich, wie es bei Liebenden zu geschehen pflegt in Stadt und Dorf. Wehe, da riß plötzlich eine nervige Faust die Umschlungenen auseinander; um Hannfried's Wangen wetterte es, und Liesemargt hörte im Fliehen ein klatschendes Geräusch, wie wenn eine flache Hand mit einer fleischigen Wange in Berührung kommt. Liesemargt wird bei unsern schönen Feierinnen durch ihre feige Flucht nicht gewinnen, aber wir zeichnen nicht aus der Phantasie, sondern aus dem wirklichen Leben. Hannfried zürnte der Geliebten auch nicht wegen ihrer Flucht, er hätte im Gegentheil viel darum gegeben, hätte sie den verdächtigen Schall nicht gehört.

Es war der Schulze, der mit so roher Faust sein übertretenes Gebot rächte. Worte sprach er nicht viel; er war überhaupt kein Mann von vielen Worten. Hannfried wußte den Commentar zu der empfangenen Ohrfeige, zum Ueberfluß aber donnerte ihm der Vater noch zu: „Das sag' ich Dir, Junge! So wahr ich den Schulhau nimmermehr zugebe, so wahr geb' ich nicht zu, daß Du die Liesemargt mir als Schwieger in's Haus führst. Wonach sich zu achten!"

Mit dem Schulhau, auf den der ersirrte Mann anspielte, hatte es aber die einfache Bewandtniß, daß das Schulhaus zu Herbedorf seit Menschengedenken in einem entsetzlichen Zustande des Verfalls war, daß man schon vor vielen, vielen Jahren auf einen Neubau, wenigstens auf eine grünliche Restauration angetragen hatte, aber aus all den vielen Visitationen und Berichten erwuchs schließlich nichts, als die bittere Feindschaft zwischen dem Gemeindeschöppen und wenigen Verständigen, die zu ihm hielten, und dem Schulzen sammt seiner großen starrköpfigen Partei.

Was aber den Mann betrifft, der am meisten bei der Schulbausrage mit betheiligt war, wir meinen den Schulmeister, so hatte sich derselbe bisher seufzend in das Unabänderliche gefügt. Als aber die Wände seiner Wohnung immer windschiefer wurren, so daß er sich jeden Morgen zu einem Tanzbein veranlaßt sah, daß das Dach noch nicht über ihm eingestürzt war, da riß auch ihm der langgesponnene Faden der Geduld, und er beschloß, einen entscheidenden Gang zu thun. Hatte die Regierung Gründe, ihren Befehl nicht mit Strenge durchzuführen, so wollte er sogleich an die „rechte Schmiede" gehen, an den Herzog, bei dessen strengem Rechtssinn sein Ansehen der Person galt. Er zog daher eines schönen Morgens seinen Bratenrock an, setzte seinen besten Stürmer auf und wanderte nach Meiningen, der Haupt- und Residenzstadt des kleinen Fürstenthums, zu dem Herbedorf gehörte. Unangefochten gelangte er in das herzogliche Wartezimmer, von wo aus die Audienz suchenden Personen nach der Reihenfolge ihrer Anmeldung in die Gemächer des Herzogs geführt wurden.

Der Schulmeister hatte es sehr glücklich getroffen. Es befanden sich nur wenige Personen im Wartezimmer, und so hatte er Hoffnung, recht bald vorgelassen zu werden. Damals erlaubte man noch mehr als heute einen Meister des Bakels auf zwanzig Schritte weit, und so war es nicht zu verwundern, daß ihn der herzogliche Kammerrichter, Herr Zeuner, sogleich mit seinem Titel anredete.

Herr Zeuner war übrigens ein durchaus volksthümlicher Charakter. Seinem Fürsten mit Leib und Seele ergeben, genoß er dessen vollstes Vertrauen und war trotz seiner Derbheit dessen steter unzertrennlicher Begleiter. Zeuner kannte die feinen Manieren schwenzelnder Höflinge nicht; er ging mit dem Herzog um fast wie mit seines Gleichen, und der den edlen Kern in der rauhen

Schale würdigende Fürst nahm dem bewährten Diener nichts übel. Noch heute erzählt man sich manche ergötzliche Scene zwischen dem Herzog und seinem Kammerhusaren, die sich nicht einmal alle in ihrer ursprünglichen originellen Derbheit wiedergeben lassen. Eines Tages ging der Herzog aus und war bereits die Schloßtreppe hinab, als Zeuner bemerkte, daß der Herzog sein Taschentuch vergessen habe. Rasch eilt er damit an's Fenster, sieht den Herzog eben über den Schloßhof schreiten, pfeift hinab und ruft: „Durchlaucht, Ihr Schnupftuch!“ Der Herzog wendet sich und antwortet: „Ei, kannst Du mir's nicht herunterbringen?“ „Sie haben jüngere Beine als ich,“ versetzt Zeuner trocken und wirft das Tuch hinab. Der Herzog lacht, geht zurück und fängt das flatternde Tuch auf. Bemerken wir nun noch, daß der Kammerhusar als Meininger Stadtkind auch im Umgang mit dem Herzog den breitesten Dialekt sprach, so vermag sich der Leser wohl ein Bild von der originellen Persönlichkeit Herrn Zeuner's zu entwerfen.

„Will wohl Zulage haben, he?“ sagte der Kammerhusar, als er dem Schulmeister die Nachricht brachte, der Herzog erwarte ihn. „Na, kann's probiren; der Herzog ist guter Laune.“

„Ich hab' ein ander Anliegen,“ antwortete der Schulmeister und folgte seinem Führer nach dem Audienzzimmer. Mit gutem Muthe war der Schulmeister gekommen, und er hatte sich seine Anrede an den Fürsten in Gedanken zurecht gelegt; jetzt aber stopfte ihm das Herz doch gewaltig, und er hatte fast Alles vergessen, als der Herzog Georg erschien und die klaren, durchdringenden Augen fragend auf ihn hasten ließ. Das edle Antlitz des Fürsten mit der hohen, freien Stirne und der kühn gebogenen Nase war zwar ineß so vertrauenerweckend, daß sich der Schulmeister ein Herz faßte und sein Anliegen vorbrachte, wie seine Dienstwohnung so dauſällig sei, daß er jeden Tag befürchten müsse, sie stürze ihm über dem Kopf zusammen, wie die herzogliche Baucommission dies anerkannt und die herzogliche Regierung den Neubau bewilligt habe, wie aber die Gemeinde sich hartnäckig weigere, dem Befehle zu gehorsamen.

Herzog Georg hörte den Bittsteller ausmerksam an, ließ sich über Manches näheren Aufschluß geben und erkundigte sich nach den Persönlichkeiten, die sich hauptsächlich als Gegner des Schulbaus bemerklich machten. Der Schulmeister gab über Alles genauen Bescheid und ward mit den Worten entlassen: „Geh' Er in Gottesnamen! Ich will kommen und Seinen Bauern die Köpfe zurechtsetzen.“ Hoffnungsvoll verließ der Schulmeister das Audienzzimmer und erzählte Herrn Zeuner den Erfolg seiner Unterredung mit dem Fürsten.

Herzog Georg von Sachsen-Meiningen war ein Mann der That, der nicht gern in den Kanzleistuben herumschleppen ließ, was er selbst schlichten konnte. In das constitutionelle Wesen einer späteren Zeit hätte er wohl kaum gepaßt; aber dasselbe war auch der Anschauungsweise des damaligen Volkes fremd. In den patriarchalischen Zuständen jener Vergangenheit verlangte man vom Fürsten, daß er mit eigener Hand in das Getriebe der Staatsmaschine, die freilich weniger complicirt als heutzutage war, eingriffe und dem Hülfesuchenden persönlich Rath und Hülfe gewähre. Weil Herzog Georg diese Regentenpflicht rücksichtslos gewährte, weil der geringste seiner Unterthanen den Weg zu ihm offen fand, besonders aber weil der Herzog es liebte, mit dem Volke persönlich zu verkehren, und sich nicht scheute, die niedrigsten Hütten zu besuchen, darum ward er trotz mancher Schroffheit, trotz mancher gewaltsamen Handlung, die aus seiner Anschauung des Fürstenberufes entsprang, so allgemein verehrt, darum wird das Andenken des guten „Herzog Jörg“ noch heute gepflegt, und darum hört man noch heute von Zeitgenossen den ehrenden Ausspruch: „Es steht kein Herzog Jörg wieder auf!“ Aber Herzog Georg war nicht nur ein wohlwollender und volksfreundlicher Fürst, er war auch ein weiser und geistreicher Mann, er liebte und begünstigte die Wissenschaften und Künste, und es lag nicht an ihm, daß sein Hof nicht mit dem seines Herrn Vetters zu Weimar wetteifern konnte.

Am nächsten Sonntag ritt Herzog Georg mit seinem getreuen Zeuner nach Herbedorf. Er stieg am Pfarrhause ab und lud sich ohne Umstände beim Pfarrer zu Mittag ein. Die Gewohnheit des Herzogs, auf seinen Ausflügen im ersten besten Bauernhause einzukehren und mit dem Bewohner Hausmannskost zu theilen, war landkundig und trug viel zur Popularität des Fürsten bei. Auf einem dieser Ausflüge soll es geschehen sein, daß, als der heimgesuchte Bauer Obst auftrug und der Herzog ihm freundlich ermahnte, sich nicht allzu sehr zu beranben, dieser den Fürsten mit den Worten zum ungeritten Zulangen zu bewegen suchte: „Essen Sie nur zu; die Säu' kriegen sie doch.“

Der Herzog war sehr gesprächig bei Tische. Er unterbricht sich mit dem Pfarrer über allerlei wissenschaftliche Dinge und zeigte sich in fast allen Fächern unterrichtet. „Wissen Sie,“ sagte er im Laufe des Gespräches, „daß ich nun mit meinem Institute zu Dreißigacker so ziemlich im Reinen bin? Bechstein* hat zugesagt, und mit andern berühmten Gelehrten steh' ich in Unterhandlung. Es soll eine Musteranstalt für Deutschland werden, so wir Gott Leben und Gesundheit und dem Werke Gedeihen schenkt. Es kann für ein Land nichts Rühmlicheres geben, als eine solche Anstalt! Der Forstbetrieb liegt noch sehr im Argen, und unsere Jäger wissen nichts von der Wissenschaft. Die bloße Praxis aber thut's nicht mehr. Ueberhaupt gereicht ich, noch mehr Gelehrte in mein Land zu zieh'n, damit wir uns nicht vor Weimar zu schämen haben, wo die Musen sich versammeln. Wissen ich mir auch keinen Goethe und Schiller und Wieland bestellen kann, so soll doch die Welt wissen, daß es außer Weimar noch ein Land giebt, wo das Genie mit offenen Armen aufgenommen ist. Das Land wird mir's Dank wissen. Denn von den Tischen der Gelehrten, worunter ich aber nicht bloße Studengelehrte verstanden wissen will, fällt immer ein Brösklein Anteiligenz für's Volk ab, das daran noch gar sehr Mangel leidet.“

Ueber die Absicht seines Besuchs deutete er nur an, daß er wegen des Schulbaus einmal vernünftig zu den Leuten reden wolle. Der Pfarrer möge auf der Kanzel verkündigen, daß sich nach dem Gottesdienste die Ortsnachbarn unter der Linde, dem Platze für dergleichen Zusammenkünfte, einzufinden hätten. „Es kann nichts schaden,“ fügte er hinzu, „wenn Sie in Ihre Predigt etwas von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit einfließen lassen. Gehorsam ist ein Ding, das Ihren Bauern noth zu thun scheint. Ungehorsame Unterthanen kann ich aber nicht brauchen. Ich habe meine Rechte gegen Land und Leute immerdar vor Augen und im Herzen und handle so, daß in der Geschichte meines Landes mein Name mit Ehren genannt werden kann. Ich liebe meine Unterthanen und will nichts als ihr Glück; aber geberchen sollen sie!“

Das Gericht von der Unwesenheit des Herzogs hatte sich wie ein Lauffeuer im Dorfe verbreitet; daß es mit seinem Besuche einen besonderen Zweck verband, ahnte außer der a Pfarrer nur Einer — der Schulmeister. Erst als der Geistliche im Namen des Durchlauchtigsten Herrn die Gemeinde zur Versammlung berief, ging Manchem ein Licht auf. Dennoch waren die Hartnäckigsten entschlossen, nicht nachzugeben, und der Schulze stutirte eine Rede ein, worin er die Unvermögenheit der Gemeinde, den Schulbau aus eigenen Mitteln zu bestreiten, gründlich nachweisen wollte.

Nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes, an dem auch der Herzog Theil genommen, fanden sich die Nachbarn auf dem Versammlungsplatze ein. Die Parteien hielten sich gesondert. Der Gemeindeschöppe mit seinem Anhang triumphirte; die Andern standen die Köpfe zusammen, und Einer ermuthigte den Andern zum Widerstande. „Man kann uns nichts anhaben, wenn wir die Schule nicht bauen,“ bemonstrirte der Schulze. „Wir haben kein Geld und damit Basta! Die Obrigkeit ist allerdings von Gott eingesetzt, wie der Herr Pastor gesagt hat, und wir sind ihr auch unterthan in allen Stücken; aber wo nichts ist, hat auch der Kaiser das Recht verloren.“

Die Gemeinde war vollständig beisammen, als der Kammerhusar Zeuner erschien, in Begleitung eines Knechtes, der einige Bunde Stroh trug. Er ließ das Stroh auf der einen Seite des Platzes niederlegen, ordnete einige Bunde wie zu einem bequemen Lager und legte das letzte Bund quer darüber. Verwundert schauten die Bauern drein; die Bedeutung dieser Anstalten blieb ihnen ein Räthsel. Einige schlichen um den Kammerhusaren herum und suchten ihn auszuforschen; aber Zeuner gab keine Antwort als die: „Abwarten!“

Jetzt trat der Herzog vor die Versammlung, zu seiner Linken das rothselhafte Strohlager. Alle Hüte flogen von den Köpfen; ehrfurchtsvoll erwiderten die Männer den Gruß des Fürsten.

„Ich bin gekommen, um ein paar verständige Worte mit Euch zu reden,“ begann der Herzog. „Es ist mir zu Ohren gekommen,

* Joh. Matthäus Bechstein, der bekannte Ornithotog, Autor des Lehrbuches Ludwig Bechstein.

daß Euer Schulhaus in einem höchst miserablen Zustande sein soll, und ich hab' mich mit eignen Augen überzeugt, daß dem also ist. Ja, als Huntestall und Schafställe würde die Baracke zu schlecht sein, in der Ihr dem verdienten Lehrer Eurer Kinder zu wohnen zumuthet, in dem Ihr Eure eignen Kinder der Gefahr aussetzt, erschlagen zu werden. Schämt Euch dessen! Ferner ist mir berichtet worden, daß Euch längst befohlen worden ist, das alte Haus von Grund aus abzureißen und ein neues zu bauen, daß aber die Mehrzahl von Euch diesem Gebote beharrlichen Trotz entgegensetzt. Ist das wahr?"

Der Schulze, auf den die Augen des Landesherrn vorzugsweise gerichtet waren, nahm all seinen Muth zusammen und wollte sprechen. Er drehte den dreieckigen Hut in der Hand, räusperte und konnte das rechte Wort nicht finden. „Durchlauchtigster Herzog," stotterte er, „Durchlauchtigster Herzog wollen in Gnaden geruhen, zu bedenken, zu entschuldigen, zu verzeihen —"

„Gut, gut!" unterbrach ihn der Fürst. „Ich glaub' es nicht, was man mir von Eurem Ungehorsam, Eurem Trotz gesagt hat. Ich weiß, daß die Gemeinde Herbedorf die Mittel besitzt, eine anständige und zweckmäßige Wohnung zu bauen, und daß es nur der vernünftigen Vorstellung bedarf, um sie zu ihrer Pflicht zu vermögen. Zwingen will ich Euch bei alledem nicht. Es soll Jeder seinen freien Willen haben, und wenn die Mehrzahl von Euch den Bau nicht will, so mag er verbleiben — auf Eure Gefahr."

Auf einen Wink des Herzogs trat Zenner hart an das Streuhlager, zog eine Hetzpeitsche unter dem Rock hervor, schlug das Riemeneude derselben zurück, schlang es um die Hand und machte eine sehr bezeichnende Bewegung.

Herzog Georg fuhr unterdessen fort: „Ich will zu diesem Zweck unter Euch abstimmen lassen. Wer der Meinung ist, daß die Gemeinde Herbedorf ein neues Schulhaus bauen soll, der trete daher auf die rechte Seite, wer dagegen ist, vorthin auf die linke!"

Auf der linken Seite stand aber eben Zenner's drohende, peitschenbewaffnete Gestalt, deren verdächtiges Gebehrdenspiel die Bauern mit Entsetzen erfüllte. Auf der rechten Seite standen bereits der Gemeinderschöppe und seine Genossen, auf der linken noch niemand. Da schlich auch der Schulze langsam und gelenken Hauptes der Rechten zu, und seine Anhänger folgten ihm nach, also, daß die ganze Gemeinde eines Sinnes zu sein schien.

Ein kaum merkliches Lächeln spielte um die Mundwinkel des Herzogs. „Es freut mich," sagte er, „daß ein vernünftiges Wort eine gute Statt bei Euch findet. Ich habe nicht einen Widerspenstigen unter Euch getroffen, sondern Ihr habt Euren guten Willen einstimmig ausgesprochen. Gehet denn mit Gott an's Werk! Ich aber werde ferner Euer gnädiger Herzog sein!"

Der Herzog hatte kaum ausgesprochen, als eine laute Stimme außerhalb der Versammlung rief: „Unser Herzog soll leben, vivat hoch und drei Mal vivat hoch!" Es war Hannfried, der dabei die Mütze in der Luft schwenkte und sich so ausgelassen geberdete, als sei er auf dem Tanzboden und das Kirmesbier spuke ihm im Kopfe. Der Schulze stand wie auf Kohlen und schoß seinem Sprößling manchen zornigen Blick zu, der leider immer sein Ziel verfehlte. Der Herzog winkt: endlich den Ueberlauten herbei und fragte ihn nach seinem Namen.

„Ich bin des Schulzen Aeltester," war die Antwort, „und ich bin deswegen so lustig, weil ich nun doch die Liesemargt heirathen darf. Der Vater hat's mir versprochen, wenn er in den Schulhau einwilligen thäte, dann sollt' ich auch die Liesemargt haben. Wenn Sie nun noch ein durchlauchtigstes Wörtchen dazu sprechen möchten —"

„Da kann ich Dir nicht helfen, Bursche!" versetzte der Herzog. „In seinem Hause ist Bürger und Bauer ganz allein Herr. Wenn aber Dein Mädchen brav ist, so wird der Vater nichts dagegen haben, und ein ehrlicher Mann hält auch sein Wort. Wenn Du Hochzeit machst, komm' zu mir, Deine Aussteuer zu holen, und Deinem ersten Jungen bin ich Pathe. Komm, Zenner! Gott behüt' Euch, Ihr Männer!"

Ein vielstimmiges Lebehoch schallte dem Fürsten nach, der bald darauf nach einem herzlichen Abschied vom Pfarrer mit seinem getreuen Kammerhusaren in die Stadt zurückritt. Selbst der Schulze schwenkte den Hut, dann reichte er dem Gemeindeschöppen die Hand, die dieser mit einem kurzen: „'s bleibt beim Alten!" drückte. „Dir aber," wendete er sich an Hannfried, „sollt' ich ungebrannte Asche auf den Buckel geben. Seinen Landesherrn mit solchen Alfanzereien zu molestiren! Die Liesemargt magst meinetwegen haben. In vier Wochen ist Hochzeit. Merk's!"

Der Schulmeister freute sich des Erfolgs seines Gangs „vor die rechte Schmiete"; die Bauern aber waren nun alle mit dem Schulbau einverstanden. „Es hat's uns Keiner so vorgestellt, wie unser Herzog Jörg!" meinten sie; die Herzreise und der Streuhausen wurden mit keiner Silbe erwähnt. Die Geschichte aber ward dennoch weiter erzählt, und es lebt noch Mancher, der sie als Kind aus der Ferne mit angesehen hat.

Die Kunst, die Parteien unter einen Hut zu bringen, war freilich in der guten alten Zeit etwas ungeschlachter Natur; aber wer sie zum Guten anzuwenden wußte, dem sah man gern die rauhe Form nach, die freilich in unserem erleuchteten Zeitalter unendlich verfeinert worden ist. War auch die Ruthe manchmal scharf, die er zu fassen gab, so befand sich Land und Volk doch vortrefflich unter dem väterlichen Regimente des Herzog Jörg, und die Söhne und Enkel jener Männer von Herbedorf nennen noch mit Ehrfurcht seinen Namen.

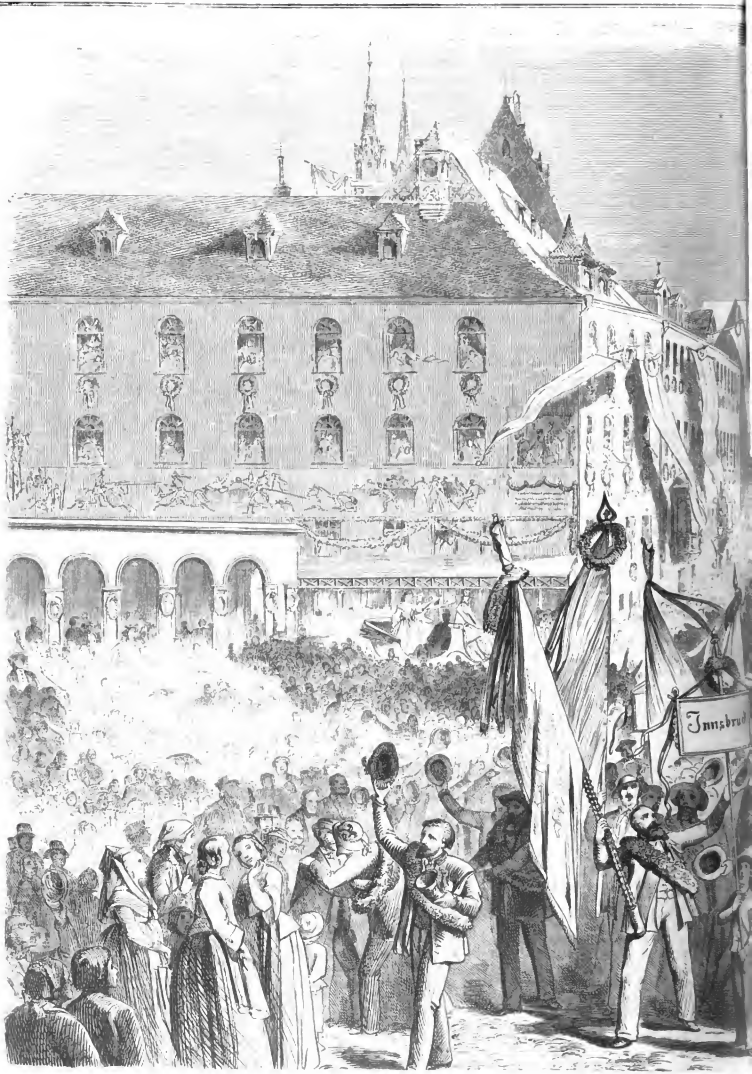
Das deutsche Sängerfest in Nürnberg.

(Schluß)

Schon um 5 Uhr am nächsten Morgen (Sonntag den 21. Juli) durchzogen Musikchöre die Stadt nach allen Richtungen, um mit ihrem Sängerruf die Festtheilnehmer zu ermuntern, denn schon auf die siebente Stunde war die Probe zur ersten Aufführung angesetzt. Während des Morgens strömten in unabsehbarer Menge fremde Besucher von nah und fern der Stadt zu und füllten die festlich geschmückten Plätze und Straßen, vertieft im Anschauen all der Herrlichkeiten. Allein da gab es fürwahr auch wahrhaft Schönes in Menge zu sehen, denn die Nürnberger hatten ihren Stolz darein gesetzt, in diesen festlichen Tagen ihren Gästen auch einen Begriff der früheren großen Bedeutung der Stadt zu geben. Wohl nur wenige Städte können sich einer so bewegten und zugleich so glänzenden Vergangenheit rühmen als Nürnberg, und wenige Städte haben wohl eben so viel bedeutende Männer in ihren Mauern leben und wohnen gesehen. Alle die Häuser aber, welche durch ihre Insassen oder durch besonders festliche Gelegenheiten so große Berühmtheit erlangten, waren durch prachtvolle, sinnige Gemälde verziert, die fast ohne Ausnahme echte Meisterwerke waren. Um die Bilder wenigstens nur kurz anzudeuten, bemerke ich, daß natürlich keiner der alten Nürnberger Kunstlorypyhäen vergessen war. Albrecht Dürer's Geburtshaus und sein späteres Wohnhaus, die Häuser des Hanns Sachs, Veit Stoß, Adam Krafft, des Volksdichters Griebel zierten herrliche Bilder; an Peter Vischer's Haus war eine schöne Hautreliefarbeit angebracht. Unter allen Bildern standen treffliche Sprüche, von denen ich hier nur als Probe denjenigen anführen will, womit Professor Hoffmann das Bild des Hanns Sachs zierte. Der biedere Meistersänger rief den Beschauern zu:

Die ihr vor meinem Hause steht,
Faßt Euch, bevor ihr fürbaß geht,
Noch sagen einen guten Spruch:
Singen ist fein, doch nicht genug.
Müßt treulich, was die Meister sagen,
Auch heim in Stadt und Häuser tragen,
Daß Zucht und Einigkeit erwach'
Durch's deutsche Land: Das wünscht Hanns Sachs.

Des gelehrten Behaim, der mit Columbus eng befreundet, so wie des mächtigen Pirkheimer, war an deren Häusern in großartigen Bildern gedacht. Die Katharinakirche, wo früher die Meistersänger ihre Singschulen hielten, zeigte das Bild eines solchen Volksdichters. Als Vertreterinnen kaiserlichen Glanzes strahlten die beiden alten Häuser der Patricierfamilien Rieter und Scheurl. In



Der große Nürnberger Sänger

n 22. Juli 1861.

letzterem, auf der Burggasse, hatte Kaiser Maximilian I. wiederholt gewohnt, da es ihm dort besser gefallen, als droben auf der mächtigen Burg. Ein großes Bild verherrlichte des Kaisers Eintritt in dies Haus. Am Rieter'schen Hause auf dem Herrenmarkte war auf einem gewaltigen Fries ein hier gehaltenes Turnier unter Kaiser Friedrich III. dargestellt, ein lebendiges Bild des damaligen Patricierlebens. Ein herrliches Leben muß hier gehersscht haben zur Zeit jener Turniere. Die Patricier haben freilich viel von ihrer Macht und Bedeutung verloren, das aber haben die Bürger gewonnen, und ich denke — zum Heile der Welt und des Geistes.

Die kostbaren riesigen Bilder waren theils von einzelnen Nürnberger Künstlern, theils in der Kunstschule unter Leitung des Director Kreling entworfen und ausgeführt, und sie legten den Beweis dafür ab, daß Nürnbergs Kunst noch heute auf der altgewohnten hohen Stufe rüstig steht und schafft.

Die Sonne brannte gewaltig auf unsere Häupter, als wir einzeln oder in Gruppen am Nachmittag hinaus nach der Halle wanderten. Doch was kümmerte uns die Hitze? trugen wir doch große Erwartungen in der Brust; die Probe am Morgen hatte durch die Präcision, mit welcher auch die schwierigsten Tonstücke des Festprogramms vorgetragen wurden, alle Mitwirkenden und Hörer überrascht, deshalb durften wir wohl auch schon voll Vertrauen auf den Erfolg der Aufführung blicken.

Wie wunderbar strahlte uns aber jetzt im vollen Tageslichte die festliche Riesenhalle entgegen! Da drinnen erschien durch die transparenten Fenster Alles in zauberhaften, träumerischen Lichtern; man glaubte sich in der That in einen morgenländischen Feenpalast versetzt. Man konnte auf allen Mienen eine wohlthuende, freudige Erregung sehen, mit der die kommenden Dinge erwartet wurden. Der eigentlichen Aufführung ging eine kurze, aber würdige Feier voran: die Enthüllung der Festfahne, die als ein Denkmal bleibender Erinnerung an diese erhabenen Tage gestiftet worden war. Die hierauf bezügliche Festrede hielt in würeigter Weise der Vorstand des Festausschusses, Rechtsanwalt Dr. Lindner. Er feierte das Lied als Zeichen deutscher Einheit, aber er forderte auch auf zum männlichen Zusammenhalten in der That. Die sich entfaltende Fahne begrüßte er heute noch als ein Zeichen des Friedens, aber Alle forderte er auf, dieser Fahne auch für die Zeiten der Gefahr Treue zu geloben. Der Redner schloß hierauf mit den Worten:

> „Zum großen Baue der deutschen Einigkeit sei dieses Fest ein Stein, und deshalb stimmt Ihr Alle ein mit mir: Ein ganzes Deutschland, ein einig Deutschland lebe Hurrah Hoch!“

Einen ergreifenden Eindruck machte es, als die Schlußworte der Rede von allen den Tausenden von Sängern mit tiefbewegter Stimme nachgesprochen wurden, worauf erst der donnernde Zuruf der ganzen Versammlung erfolgte. Hierauf begrüßte der Bürgermeister von Wächter im Namen der Stadt herzlich die Sängergäste, und ein niederrheinischer Sänger dankte feurig dafür in Aller Namen. Daß der seem im Seebade weilende König von Baiern auch dort noch Nürnbergs und des Festes gedachte, bewies eine nach dem ersten Theile der Aufführung anlangende, vom Bürgermeister sofort vorgetragene Depesche, worin der treuen Stadt und ihren Gästen ein Gruß gesandt war, der sofort die herzlichste Erwiderung auf telegraphischem Wege fand und zu einem freudigen Lebehoch auf den kunstsinnigen König als Beschützer dieses Festes Veranlassung gab.

Die Aufführung selbst übertraf in der That auch die kühnsten Erwartungen. Man hörte sofort, daß die Sänger daheim bereits fleißige Versuchen gemacht hatten, und deshalb gewährte das Ganze auch einen in dieser Weise kaum für möglich gehaltenen Genuß. Der erste Theil des Concertes enthielt folgende Compositionen: Der 23. Psalm, von Jul. Otto; Festgesang, von A. Methfessel; All-Deutschland, von Fr. Abt, und An das Vaterland, von F. Hiller. Der zweite Theil brachte: Sturmesmythe, von Fr. Lachner; An die deutsche Tricolore, von Herzog Ernst zu Sachsen-Coburg; An die Deutschen, von Tschirch, und Des Sängers Herz, von G. Emmerling.

Sämmtliche Compositionen waren mit Instrumentalbegleitung, und die Direction hatte mit Ausnahme der beiden Tonschöpfungen vom Herzog Ernst nun von A. Methfessel stets die Compositionen übernommen, die auch immer mit verdientem Beifall empfangen wurden. Unendlich aber wurde bedauert, daß der hochverzige, kunstgeübte deutsche Fürst, dem alle Herzen hier mit Liebe entgegen schlugen, und der alte, fast erblindete Nestor des deutschen Männergesanges, Methfessel, nicht auch erschienen waren.

Den Preis des Tages errang nach dem allgemeinen Urtheile die herrliche Composition „Sturmesmythe“ von Fr. Lachner. Da war alles Gesuchte und Geschraubte vermieden, und das Erhaben-Natürliche erlangte den wohlverdienten Sieg. Das schöne Werk mußte auf allgemeines Verlangen und zum Danke aller wahren Kunstfreunde wiederholt werden; ebenso verlangte man auch das Lied des kunstliebenden Fürsten zur Wiederholung, und an dieselbe schloß sich ein begeistertes Hoch auf den fürstlichen deutschen Tondichter.

Der Totaleindruck dieser Aufführung war ein für alle Theile im höchsten Grade zufriedenstellender, und die deutsche Kunst konnte sich mit vollem Rechte eines neuen Sieges rühmen. Jetzt, nach beendigtem Concerte, zog Alles hinaus zur Erholung und Erfrischung unter den köstlichen Abendhimmel. Rings um die große Festhalle und in der ganzen Ausdehnung des Marktes waren eine Menge Schaustätten unter dem Schutze prächtiger Bäume errichtet, dem Verschmachteten ein herrliches Asyl. Das Gewühl in den Etablissements, die wegen der Güte des dort verzapften Stoffes den meisten Zufruch hatten, ist gar nicht zu beschreiben; um einen oberflächlichen Begriff zu erhalten, müßte man ein Verzeichniß der Hunderttausende von abschiedslosen Rippenstößen und getretenen Hühneraugen anfertigen. Wer aber endlich so glücklich war, Platz erlangt und den gefüllten Bierkrug vor sich zu haben, der sah sich das Gewühl mit absonderlichem Wohlgefallen an. An munterer Nachbarschaft fehlte es nirgends, und Bekanntschaften waren rasch angeknüpft. Obgleich die Sänger wohl nach Tausenden zählten, so waren sie in dieser Volksmenge dennoch bei weitem die Minderheit, allein fürwahr eine glückliche, beveorzugte Minderität. War eine Bank auch noch so voll, für einen Sänger wurde immer noch Platz, und dem Unbekannten begegnete man sofort mit gewinnender Herzlichkeit. Ob Tenor oder Baß, Solist oder Chorbrummer, danach ward nicht gefragt. Ganze Vereine, welche gern beisammen bleiben wollten, suchten sich wohl auch ein schattiges Plätzchen mitten auf der Wiese, lagerten sich und ließen ihre Humpen füllen und dann immer wieder frische Leder ertönen, wo sich auch gewiß bald, angezogen von bekannten Tönen, fremde Sänger einfanden und einstimmten in die Lieder und in die Herzlichkeit. Gegeben wurde freilich tapfer in diesen heißen Tagen der Freude, sowohl drinnen in der Stadt, als am Maxfelde draußen. Krüge, Trinkhörner und Pokale gingen fleißig von Munde zu Munde, aber ein Ansarten selbst der lautesten Fröhlichkeit war nirgends zu sehen. Die Würde des ganzen Festes hielt unwillkürlich Jeden in der rechten Bahn.

Am Sonntag Abend wurden in der Festhalle von neun Uhr an die Einzelvorträge fortgesetzt, und wahrhaft Schönes gab es da zu hören. Den meisten Beifall ernteten wohlverdient die Wiener und Innsbrucker Sänger; die letzteren wurden von allen Seiten so lange bestürmt, bis sie noch einen ihrer Nationallieder anstimmten. Wirklich vollendet war der Vortrag der Wiener Sänger, und von allen Seiten hörte man sicher äußern, wie schwer es sei, nach solchen Leistungen noch um den Ehrenpreis in die Schranken zu treten. Trotzdem gab es jedoch noch muthige Sänger genug, die ihre Lorbeeren zu erlämpfen suchten. Schriftliche und telegraphische Grüße wurden wieder in den Pausen in Menge aus allen Weltgegenden gemeldet. Deutsche Sänger aus Newyork, Paris, Aarau, Hermannstadt, Rostock, Judenburg und hunderi andern Orten wollen wenigstens auf diese Weise ihre Theilnahme an dem großen nationalen Feste zu erkennen geben.

Das riesige Parterre der Festhalle hatte für die Abendstunden eine höchst praktische Veränderung erfahren, indem man durch Indie-höhestellen immer der dritten Bank Tische bildete, wo man sich bei der durch die Tausende der Anwesenden leicht erklärlichen Hitze mit einem kühlen Trunk erlaben konnte, für den die großen Büffets unter dem Sänger-Podium reichlich sorgten. An jene rasch entstandenen Tische wurden die Städte- und Vereins-Schilder befestigt, und dabei nahmen nun die Zugehörigen Platz. Auf diese Weise konnte man hier die Sangesgenossen der verschiedenen Städte vereint antreffen, und bald entspann sich der herzlichste Verkehr zwischen den deutschen Landsleuten aus Nord und Süd, aus Ost und West. Da sprachen oft vier Fremde, die sich rasch gefunden hatten, jeder das Idiom seiner Heimath, und dennoch verstanden sie sich alle rasch,

denn es lag ja die Sprache des Herzens bei Allen zu Grunde. Das war eine prächtige Völkerwanderung an jenen Abenden in der Festhalle, und Keiner wird diese begeisterten Stunden vergessen, so lange noch ein Herzschlag in ihm wohnt.

Lange nach Mitternacht brachen wir auf, allein der prachtvolle, tagesheelle Menschenein ließ noch Keinen an die Nacht glauben, und überall bildeten sich wieder neue Gruppen von Sängern oder Zechern, die sich erst trennten, als die Morgendämmerung das Mondlicht verscheucht hatte. Kein Wunder also, daß nun am Montage (den 22. Juli) 6 Uhr Morgens erlönenden Sängerrufe nicht so rasch Folge geleistet ward. Der Schlaf forderte seine Rechte, und da die Probe in der Festhalle heute überdies erst um 8 Uhr begann, so konnte sich der Müde wohl noch ein Stündchen süßen Schlafes gönnen. Zur Mittagsstunde aber durchwogte ein Leben die Stadt, wie noch an keinem Tage zuvor. Mit ihren Fahnen, Emblemen und Schildern strömten die Sänger dem Kornmarkte zu, um sich hier zu dem großen Festzuge aufzustellen. Ich war einige Zeit zweifelhaft, welche Partei ich ergreifen sollte. Um meiner Referentenpflicht recht zu genügen, hätte ich mir einen Platz an irgend einem Fenster sichern müssen, um den ganzen Zug dort vorübergehen zu sehen; allein die Sängerpflicht, selbst mit im Zuge zu erscheinen, gewann endlich die Oberhand, und ich hätte es bitter bereut, wenn ich der letzteren nicht treu geblieben wäre, denn der Eindruck, den ich so von allen durchzogenen Straßen empfing, wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Die fröhlichen Sängermienen wurden anfangs etwas bedenklich, als sich am Himmel einige schwere Gewitterwolken aufthürmten, allein nach einem ganz kurzen, wohlthätigen Regenschauer heiterte sich der Himmel und mit ihm die Blicke Aller wieder auf, und prachtvoll, wenn auch um einige Grade zu heiß, strahlte bald auf's Neue die Julisonne über uns. Die Ordnung des Zuges war so getroffen, daß die Vereine genau nach alphabetischer Reihe ihrer Heimathstädte auf einander folgten. Festlich geschmückte Bürger begleiteten jede einzelne Abtheilung und stellten im Verein mit den Turnern aus Nürnberg und dessen Umgegend jede erforderliche Ordnung leicht her. Dem Zuge voran ward das gestern enthüllte Festbanner Nürnbergs getragen, welches auf der einen Seite die Germania, auf der andern den bekannten Festspruch in kostbarer Stickerei zeigte. Sechs starke Musikchöre waren im Zuge vertheilt, doch waren bei der Länge des letzteren kaum zwei zu gleicher Zeit zu hören. Die Schilder, welche mit den Fahnen jeder Abtheilung vorausgetragen wurden, ließen die Heimath der vorbeiziehenden Sänger sofort erkennen. Ueber 260 Vereine mit mehr als 6000 Sängern waren in dem Zuge, der 240 meist herrliche Fahnen aufzuweisen hatte.

Wo aber wäre Jemand im Stande, den brausenden Jubel zu schildern, der in allen Straßen, auf allen Plätzen den Zug empfing und begleitete! Wir wandelten förmlich unter einem fortwährenden Regen von Blumen und Sträußen, welche aus allen Fenstern und von der Straße von zarten Händen uns zugeworfen wurden. Sängergrüße, Fahnenschwenken und Lebehochs als Entgegnung fanden ebenfalls kein Ende, und feuriger Dank wurde besonders den nur allzuoft wahrhaft schönen Blumenspenderinnen zugejubelt. Bei ihrer großen Freigebigkeit und bei der Länge des Zuges geriethen hier und da bald einige der Damen in Verlegenheit, da ihr Blumenvorrath erschöpft war; allein ein begeistertes Frauenherz weiß rascher Hülfe zu schaffen als der bedächtigere Mann. Waren die Sträuße zu Ende, so wurden unbarmherzig die Zierpflanzen in den Töpfen am Fenster geplündert, deren eine enorme Anzahl an jenem Tage auch ihr letztes Blatt noch hergeben mußten; dann ergriff man die Kränze und Girlanden, die als Festschmuck das Fenster zierten und warf sie auf die Sänger herab, die jauchzend die Hände danach emporstreckten. Ich habe mehrere Damen bemerkt, welche zuletzt, als aller Vorrath erschöpft war, noch die künstlichen Blumen ihres Haarschmuckes oder ihrer Hüte opferten, um nur nicht mit leeren Händen für die dargebrachten Bivats zu danken.

Unwillkürlich drängte sich wohl Jedem die Frage auf, wodurch wir zum Gegenstand so vieler Güte und Aufmerksamkeit werden mochten. Egoistisch wäre es gewesen, hätten wir unsere Gesangesleistungen als Ursache all dieser Huldigungen ansehen wollen. Aber nein, der mächtigen Triebfeder des Ganzen, dem nationalen Gedanken, der hier angefrischten und gelungenen Vereinigung aller deutschen Volksstämme galt der Jubel und die großartige Begeisterung, die sich bei jenem Zuge überall kund gab und welche manchem Auge Thränen der Rührung und Freude entlockte. Die Einheitsidee war endlich hier einmal keine Theorie mehr, und das Herz quoll über voll Seligkeit und Hoffnung, wenn man auf alle die Tausende sah, die sich dieser Einheit und ihrer Segnungen wahrhaft bewußt waren. Nach allen Theilen des Vaterlandes hin haben sich jene Eindrücke hoffentlich schon überstedelt, denn da war kein deutscher Gau, der nicht in dem Zuge vertreten gewesen wäre. Allen aber wurde mit gleicher Liebe begegnet, und das eben gab dem Feste die unaussprechliche Weihe. Solch einen Zug hat wohl noch keine Zeit und keine Stadt gesehen, denn kein größter Glanz war die gleichmäßige Begeisterung der Theilnehmer und des Publicums.

Gegen zwei Stunden nahm dieser Zug in Anspruch, doch waren und dieselben im unaufhörlichen Strudel der Freude und Rührung wie Minuten erschienen. Erst als wir die Festhalle wieder betraten, vermochten wir uns einigermaßen zu erholen und zu sammeln. Um 4 Uhr begann die zweite Hauptaufführung, in welcher zum Vortrag kamen: Hymnus, von B. E. Becker; Unser Hort, von J. Grobe; Frühlingsgruß an das Vaterland, von B. Lachner; der deutsche Landsturm, von Kücken; Hymnus, von H. Neeb; Schlachtgebet von Möhring; Ermanne Dich, Deutschland! von A. M. Storch, und zum Schluß: Dankliet, von Kalliwoda. Auch diese Aufführung ging trefflich von Statten. Nach Schluß derselben ließ sich freilich eine ziemliche Abspannung der Stimmen bemerken. Kein Wunder, wenn man bedenkt, wie viel seit Sonnabend gesungen worden war. Die Einzelvorträge wurden auch an diesem Abend wieder in der Festhalle fortgesetzt, allein für Viele war die Hitze nach den heutigen Anstrengungen doch in der überfüllten Halle unerträglich, und diese suchten Erquickung in der durch einen kurzen Regenschauer nunderbar erfrischten Natur. Der Gipfelpunkt des Festes war jetzt erreicht. Der Theil des Gesammtgesanges konnte eigentlich mit heute als abgeschlossen angesehen werden, denn nur eine länliche Nachfeier stand uns noch bevor.

Am Morgen des Dienstag (23. Juli) ging die Sängerwallfahrt, zumeist in Begleitung ihrer lieben Wirthsleute, hinaus nach dem etwa 3/4 Stunde entlegenen Walde am Dutzendteiche, einem Lieblingsorte der Nürnberger, der diesen Vorzug seiner reizenden Lage wegen auch vollkommen verdient. Hier waren Tische und Bänke errichtet und die zuvorkommenden Tafeln wieder dabei aufgepflanzt; allein ein schattiges Lager auf weichem Moos im Walde hatte hier für die Meisten noch mehr Anziehungskraft, und so entstanden Hunderte solcher Niederlassungen. Da wurde in der herrlichen Natur noch manche herzliche Verbrüderung geschlossen, und gerade diejenigen Sänger, deren Heimath weite Länderstrecken trennten, fühlten sich hier am mächtigsten zu einander gezogen.

Je näher aber die Nachmittagsstunde rückte, desto stiller wurden die fröhlichen Kreise, denn Jedermann fühlte, wie das herrliche Beisammensein immer mehr zur Neige ging. Auf dem Rathhaussaale war am Nachmittage noch eine Versammlung der sämmtlichen Vereinsvorstände, wobei neben anderen Angelegenheiten auch die Feier des nächsten großen deutschen Gesangfestes besprochen wurde. Man hielt es für erforderlich, eine Pause von fünf Jahren bis dahin eintreten zu lassen, um dann wieder etwas wahrhaft Großartiges schaffen zu können. Frankfurt am Main ward vorläufig als nächster Festplatz bestimmt und diese Wahl mit allgemeinem Beifall begrüßt. Nach den in Nürnberg verlebten Sängertagen hat gewiß jede andere Stadt einen sehr schweren Stand, noch darf man überzeugt sein, daß Frankfurt seine schöne Aufgabe würdig lösen wird. Die Herren in der Eschenheimer Gasse werden sich hoffentlich bis dahin wohl auch an die in Nürnberg so sehr gefeierten deutschen Nationalfarben gewöhnt haben.

Unsere Reihen hatten sich schon bedeutend gelichtet, als wir am Dienstag Abend zum letzten Male die Festhalle betraten. Ein wehmüthiges Gefühl beschlich Jeden, wenn er bedachte, wie nun so bald von diesen herrlichen Räumen Abschied nehmen sollte. Noch einige allgemeine Lieder wurden angestimmt, und hierauf dankte der Vorstandsausschuß durch Dr. Oerster den aus allen Gauen herbeigeeilten Sängern für die rege Theilnahme am Feste, welches aus einem Sängerfest eigentlich ein Volksbundestag geworden sei. Höchst bezeichnend war es, als hierauf zugleich zwei Sänger, einer aus Innsbruck und der andere aus Berlin, die Tribüne bestiegen und so gemeinschaftlich den herzlichen Dank des Südens und

des Nordens für die liebevolle Aufnahme darbrachten. Nachher sprach ein Schweizer kräftige Worte für die Freundschaft zwischen Deutschland und der Schweiz, und hieran knüpften sich wieder einige Einzelvorträge. Der Bürgermeister Seiler trat alsdann mit der Meldung auf, daß der Richterspruch sämmtlicher Vereinsvorstände den von Bern als Preis gesandten Pokal den Wiener Sängern zuerkenne, daß aber, wäre noch ein zweiter Preis zu vergeben gewesen, diesen entschieden die Innsbrucker würden erhalten haben. Die Versammlung gab durch donnernden Beifall die Uebereinstimmung mit dem ausgesprochenen Urtheile zu erkennen. Eine dumpfe Stille lagerte sich aber bald über Alle, als Bürgermeister Seiler im Namen des Ausschusses und der Stadt den Sängern das Lebewohl darbrachte. Er wußte jedoch die trübe Stimmung bald zu besiegen, als er von der Bedeutung des Festes sprach:

„Unser Fest ist in der Geschichte Deutschlands ein Ereigniß. Hier im Herzen Deutschlands, in der alten Noris, da hat deutsches Herz deutschem Herzen sich erschlossen, und die Macht des deutschen Liedes war es, die solches ermöglichte."

Und hierauf brachte der Redner dem ganzen großen Deutschland ein Hoch! Es war das letzte Hoch, was in der Festhalle angestimmt wurde, aber gewiß auch das begeistertste, und es schien, als sollte das Hüteschwenken und Rufen kein Ende finden. Aber das Schicksal blieb unerbittlich — es mußte geschieden sein. Als allgemeines Schlußlied war Mendelssohn's „Abschied vom Walde" erwählt, und bei dem darin vorkommenden „Lebewohl" war wohl kein Sänger, der nicht ein Beben der Wehmuth im Tone und im Auge gefühlt hätte. Bewegt und schweigend drückten wir uns noch die Hände; die Stimme versagte den Meisten unter uns die Worte des Abschieds, und so mußte der herzliche Händedruck sie ersetzen. Noch einen letzten Blick warf ich zurück in die zauberische Festhalle, aber sie erschien mir jetzt trotz aller Gasflammen düster und traurig, denn die Freunde und Genossen schieden ja aus ihr.

Schweigsam und in Gedanken versunken wanderten wir der alten, lieben Stadt zu, die wir ja morgen auch verlassen sollten. Wie lebendig traten noch einmal gerade jetzt, wo es zum Scheiden ging, alle die glänzenden Bilder der froh durchlebten Tage vor meine Augen! Mit welcher Freude gedachte ich des Beisammenseins mit den biedern, fröhlichen Sängern aus den verschiedenen österreichischen Hochlanden! Diese treuherzigen Männer waren rasch die Lieblinge Aller geworden, und wurde bekannt, daß eine oder die andere ihrer Corporationen sich zu einer bestimmten Stunde an irgend einem der öffentlichen Vergnügungsorte versammeln wollte, da fanden sich gewiß Hunderte der übrigen Sänger mit ein, die nicht müde werden konnten, sich an den herrlichen Leistungen der Bergessöhne zu erfreuen. Dann wurden oft diese lieben Sänger so lange gebeten und gequält, bis sie einige ihrer in der von ihnen vorgetragenen Weise ganz unbeschreiblich lieblichen Alpenlieder zum Besten gaben. Und hatten sie uns einmal durch ein schwermüthiges Lied selbst traurig gestimmt, dann erschallte plötzlich wieder so ein unnachahmlicher Bergjauchzer, und damit waren sie wieder mitten in ihrer unverwüstlichen Fröhlichkeit, die Alles mit sich fortriß. — Welche herrliche Erinnerung gewährte mir der Nachmittag, wo die Wiener und Münchner Sänger in den alten Kreuzgängen des germanischen Museums gemeinschaftlich und fürwahr in höchster Vollendung ihre Lieder ertönen ließen! — Wie heiter waren wieder die Bilder, wenn bei der mächtigen Tafelrunde die ausbenteurlichen Humpen kreisten, wie z. B. der riesenhafte kleine Finger der Bavaria, den die Münchener, oder das Schweppermannsei, das die Augsburger mit sich führten!

Wie viel Märlein erzählte man sich nicht von dem geheimnißvollen Sänger, der Nachts bald dort, bald hier auf den Straßen angetroffen worden war, wie er mit seelenvoller schöner Stimme Lieder zur Guitarre gesungen. Ich stellte dem Fabelhaften lange nach, bis ich endlich erfuhr, daß er in später Nachtstunde schon mehrere Male vor demselben Hause in einer der ältesten Gassen Nürnbergs gehört worden sei. Ich ging mit einigen Freunden dorthin, und — richtig, da trafen wir ihn, wie er eben ein Lied von glühender Liebe in die mondhelle Nacht hinauf ertönen ließ. Als er geendet hatte, trat ich zu ihm heran und sagte, daß der Gegenstand, dem ein so feuriges Lied geweiht würde, gewiß das wunderlieblichste Mädchen in ganz Nürnberg sein müßte. Da aber lachte der Minnesänger hell auf und meinte, er sei kein Natur- und Architekturschwärmer, und wo er zum Beispiel ein so köstliches altes Haus sähe, wie just das dort vor uns, da stimme er gern die schönsten seiner Lieder an und seine Phantasie bevölkere alsdann die Söller, Fenster und Erker des Hauses mit jungen Edelfrauen aus der Ritterzeit, denen sein Sang geweiht sei. — Hierauf wanderten wir mit einander fürbaß, und der Minnesänger, ein lieber, treuherziger Oesterreicher, erzählte uns noch viel von seinem abenteuerlichen Wanderleben, wobei er, gleichsam wie Bilder, seine Lieder einflocht, heitere und ernste, die er mit unvergleichlicher Seelenwärme vortrug. Die Nacht war bereits zu Ende, als wir uns trennten, und wir haben uns später noch öfter getroffen, wo sich Alles an seinen Gesängen erfreute.

Alle diese Erinnerungen wurden jetzt nun um so lebhafter, und doch waren sie gleichzeitig auch wieder mit Wehmuth gemischt, wenn man daran dachte, wie bald man sich von dem lieben Schauplatze aller der herrlichen Bilder trennen mußte. Als ich heute noch einmal die Stadt umwanderte, um von den wunderbaren alten Mauerthürmen und von den Thoren mit ihren so bezeichnenden Festsprüchen Abschied zu nehmen, da gewahrte ich drüben am Bahnhofe schon die Tafel, welche den Abschiedsgruß für die abziehenden Sänger in folgendem Sinne enthielt:

Lebt wohl! Das ist das letzte Wort,
Wenn uns des Festes Freude schwindet.
Doch bleibt die Hoffnung unter Hort,
Daß uns ein Vaterland verbindet.
Wenn Alles sieht und Alles schwand,
Ein Vaterland — das deutsche Land!

Und als es nun am andern Morgen auch bei uns zur Trennung kam, da gab es wahrlich einen schweren Abschied, denn in den wenigen Tagen hatte man sich mit den lieben Nürnbergern so innig verlebt, als ob man schon seit Jahren zu einander gehört habe. Wie sie uns nun aber hinausgeleiteten zum Bahnhofe, wo die brausende Locomotive schon harrte, um uns wieder gen Norden zu führen, da wurde so manches Auge der Scheidenden feucht, und diese Thränen werden Euch, Ihr herzigen Nürnberger, gewiß deutlicher gesagt haben, als Worte es je vermochten, wie wohl und glücklich wir uns bei Euch fühlten.

Mit innigem Danke sind wir von dem schönen Nürnberg geschieden und zugleich voll Bewunderung für diese Stadt, wo bürgerlicher Gemeinsinn so Großes und so Schönes zu schaffen gewußt hat.

Werfen wir nun einen kurzen Rückblick auf den Zweck und auf die Erfolge des Festes, so muß man vor Allem eingestehen, wie tasselbe die davon zum Voraus gehegten und hoch gespannten Erwartungen nicht blos erfüllt, sondern auch weit übertroffen hat. Die musikalische Bedeutung des Festes ist unbestritten eine sehr große, indem auf's Neue dadurch dargelegt wird, wie keinem andern Volke die Befähigung und das Verständniß der Musik so eigen sei, als dem deutschen. Ein unschätzbarer Vorzug, den das Fest anstrebte und erreichte, ist jedoch die Vereinigung von Sängern aus allen deutschen Ländern zu einer wahrhaft erhebenden nationalen Feier. Nord und Süd sollten sich im Herzen Deutschlands einmal die Hand reichen und einander klar in's Auge schauen, und so wurde die brüderliche Zuneigung, die wir schon nach kurzem Beisammensein einander entgegentrugen, rasch zum lebendigen Bewußtsein, daß die Einheit Aller auch zugleich die Freiheit und das Glück Aller sei. Die Begeisterung jener Tage war zu edel, als daß sie nach kurzer Zeit spurlos verschwinden könnte wie ein Traum; sie hält sicher die Herzen noch warm, wenn auch rüstere Tage der Noth erscheinen sollten.

Und Euch, Ihr lieben Sangesbrüder drunten im Süden, die Ihr den nordischen Genossen durch Euer biederes, herzinniges Wesen so rasch zu lieben Freunden wurdet, Euch reiche ich nochmals aus der Heimath im Geiste die Bruderhand. Wir haben treulich mit einander gesungen, und es hat einen herrlichen Einklang gegeben, als sich Nord und Süd so innig verband. Jedes Lied aber, was wir mit Euch vereint gesungen, soll uns zum Markstein deutscher Einheit werden. Wo wäre wohl einer der Festtheilnehmer, der hinfort unseres Arndt's Vaterlandslied singen könnte, ohne dabei im Geiste all die lieben Nürnberger Genossen um sich zu sehen!

Das ganze Deutschland soll es sein! Und das ganze Deutschland muß es werden, sei es nun erfungen oder — errungen. Mein Lebeteohl aber sage ich Euch mit dem herrlichen Passauer Festspruch:

„Lied wird That,
Früh oder spat!"

A. B.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 38. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Des Kaufmanns Ehrenschild.

Von Dr. J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Die Augen des Mädchens hatten bei der ersten Frage erwartungsvoll aufgeblitzt. Bei dieser zweiten schlug sie sie enttäuscht, traurig nieder. Dann auf einmal erhob sie sie wieder, trotzig, entschlossen.

„Gleichviel. Der Signor ist doch ein Verbrecher. Mich hat er gestohlen. Rosenberg? Ich habe einen anderen Vater. Ich will bei dem Menschen, bei der Gesellschaft nicht länger bleiben."

„Und wer wäre Dein Vater?" fragte ich sie.

„Ich kenne ihn nicht. Der Signor hat ihn mir nie genannt."

„Und Du behauptest doch, der Signor habe Dich gestohlen?"

„Ich weiß es."

„Wann wäre es geschehen?"

„Als ich noch ein ganz kleines Kind war."

„Du erinnerst Dich dessen noch?"

„Mein Herz sagt es mir."

„Und weiter hast Du keine Beweise?"

Sie brach plötzlich in Thränen aus.

„Wie könnte ich Beweise haben? Er wird es nicht gestehen. Ach, mein Herr, Sie gehören zur Polizei oder zu den Gerichten; nehmen Sie sich meiner an, daß ich zu den Menschen nicht zurück muß. O, wenn ich Ihnen sagen könnte —!"

Sie konnte nicht weiter sprechen. In dem Kinde war gewiß Vieles überspannt, durch Erzählungen Anderer, durch ihr eigenes abenteuerliches Leben. Aber war ihre Lage, ihr elendes Handwerk, ihr ganzes jetziges Leben nicht ein wirkliches, schweres Unglück für sie?

„Beruhige Dich, Kind," tröstete ich sie. „Ich werde sehen, was für Dich zu thun ist. Antworte mir jetzt noch auf einige Fragen, aber die volle Wahrheit. Der Signor war gestern Abend mit Euch Anderen hierher gegangen?"

„Ja, mein Herr."

„Ging er nachher wieder fort?"

„Ja."

„Wann war das?"

„Als Alle schliefen, als er es wenigstens meinte. Ich weiß auch, wohin er ging."

„Du wüßtest das?"

Ich mußte und konnte sie so gleichgültig wie möglich fragen. Ich war im höchsten Grade überrascht, gespannt, aber ich durfte es ihr nicht zeigen; schon darum nicht, um nicht ihrer lebhaften, überspannten Phantasie und ihrem Hasse gegen den Seiltänzer Veranlassung zu Erfindungen oder Uebertreibungen zu geben.

„Ja," sagte sie, ebenso zuversichtlich, wie im Tone der Wahrheit. „Als wir vom Schlosse zurück waren, befahl der Signor mir, mich schnell umzukleiden und zum Schlosse zurückzueilen, aber nicht in das Schloß zu gehen, sondern mich in der Allee, die zur Chaussee führt, aufzustellen und dort auf einen Herrn zu warten, der aus dem Schlosse kommen werde. Es sei ein großer, hübscher Herr, in einem braunen Rocke, mit einem großen schwarzen Barte. Wenn der Herr komme, so sollte ich ihm sagen, der Signor erwarte ihn im Schloßpark an der Brücke, die über den Fluß führe. Weiter nichts. Ich solle dann gleich zurückkehren, aber keinem Menschen etwas sagen. Ich richtete meinen Auftrag aus, und als ich zurückkam, war der Signor schon fort."

Das war eine Mittheilung, die auf einmal ein Licht verbreitete, auf das ich nie hatte hoffen, das ich eine Minute vorher nicht hatte ahnen können. Und das Kind erzählte mit allen Zeichen der vollsten Wahrheit. Hatte ich danach nicht auf einmal den Mörder? Aber ich hatte noch Fragen an das Kind.

„Kam der Fremde allein aus dem Schlosse?"

„Ganz allein. Er schien eilig zu sein."

„Um welche Zeit war es?"

„Ich hatte nicht sehr lange auf ihn gewartet. Es war schon dunkel geworden. Vielleicht war es neun Uhr."

„Was sagte der Herr, als Du ihm Deinen Auftrag ausgerichtet hattest?"

„Er werde kommen."

„Wurde er nicht überrascht?"

„Nein. Es kam mir sogar vor, als wenn er so etwas erwartet hätte. Aber als er mich sah — ich war auf einmal hinter einem Baume hervorgetreten — meinte ich, daß er sich erschreckt habe. Und dann sah er mich mit so sonderbaren, durchbohrenden Augen an."

„Und er sagte Dir sonst nichts, als daß er kommen werde?"

„Kein Wort. Er ging dann sogleich weiter."

„Wohin?"

„Nach der Chaussee hin."

„Und wo bliebst Du?"

„Ich kehrte auf dem geradesten Wege, an dem Park entlang, hierher zurück."

„Hattest Du den fremden Herrn schon früher gesehen?"

„Niemals."

„Der Signor war schon fort, als Du hier ankamst?"

„Ich sah ihn nicht mehr."

„Hast Du ihn zurückkehren sehen?"

„Nein. Ich schlief bald ein; ich war müde und habe die ganze Nacht geschlafen, bis Sie mit den Gensd'armen kamen."

Ich konnte von dem Kinde nicht mehr erfahren. Aber es war ja so viel, was sie mir mitgetheilt hatte. Nur ein Zweifel wollte nicht von mir ablassen: ob auch Alles wahr sei, was sie mir gesagt, ob sie mir nicht ein Märchen aufgebunden habe. Der Seiltänzer war ihr verhaßter Meister, von dem sie befreit sein wollte; sie wußte oder setzte voraus, daß er von mir wegen eines Verbrechens verfolgt werde; von ihrer überspannten Phantasie glaubte ich schon einmal eine Probe gehabt zu haben; ähnliche, aus der Luft gegriffene Erfindungen, gerade von Kindern in ihrem Alter, waren in meiner criminalistischen Praxis mir schon mehrfach vorgekommen. Sie hatte zwar das Aeußere des Amerikaners zutreffend beschrieben — er trug auch gewöhnlich einen braunen Rock. Aber sie konnte ihn gesehen haben und er konnte ihr aufgefallen sein, als der Seiltänzer ihm nachgegangen war und eine Gabe von ihm gefordert hatte. Ich hatte noch eine Probe.

„Hast Du gehört, daß der fremde Herr ermordet ist?"

Sie erschrak heftig.

„Wer?" rief sie mit zitternder Stimme.

„Der, den Du bestellt hattest."

„Ich bin unschuldig!" schrie sie auf.

Sie war unschuldig. Sie hatte auch nicht gelegen. Ich ließ sie unter besonderer Aufsicht des Wirths in der Schenke zurück und begab mich nun mit dem Seiltänzer zu dem Schloßpark und zu der Stelle, wo der Leichnam des Amerikaners gefunden war. Es war das Nächste, was ich amtlich zu thun hatte. Gern wäre ich vorher zum Schlosse selbst gegangen, um mich nach den dortigen Ereignissen zu erkundigen. Ich muß hier die Oertlichkeit beschreiben.

Das Dorf Alsleben war von dem Schlosse Holbergen ungefähr eine Viertelstunde entfernt. Ein ziemlich gerader Weg führte durch Ackerland dahin. Zu seiner rechten Seite lag der Schloßpark, an dem der Weg mitunter unmittelbar lief. Der Park war durch einen hohen Zaun eingeschlossen. Jenseits des Parks war die Chaussee, an welcher der Gasthof lag. Durch den Park floß der breite und tiefe, einem Flusse gleichende Bach, der Alsbach genannt. Bei seinem Ausflusse aus dem Park hatte er eine zum Gehen und Fahren bestimmte hölzerne Brücke, in deren Mitte, also auch gerade über der Mitte des Wassers, sich ein verschließbares, aber gewöhnlich nur in das Schloß gelegtes Thor befand. Die Brücke war ungefähr in der Mitte zwischen dem Dorfe Alsleben und dem Gasthofe an der Chaussee, von Beiden etwa zehn Minuten entfernt. Ein Fußweg, der von dem Gasthofe direct nach dem Dorfe führte, lief kaum funfzig bis sechzig Schritt weit daran vorbei.

Zu der Brücke war der Amerikaner durch das Mädchen bestellt worden. Welchen Weg dahin er genommen hatte, war mir ungewiß. Im Gasthofe war er nicht wieder gewesen. Wahrscheinlich war er gleich von der Schloßallee in den Park gegangen; er konnte sich auch erst in der Nähe des Gasthofs von der Chaussee aus auf jenem Dorfwege zu der Brücke gewendet haben, ohne vorher den Park zu berühren.

Der Seiltänzer war unzweifelhaft direct vom Dorfe aus hingegangen. Denselben Weg führte ich ihn jetzt. Ich mußte vor Allem sehen, welchen Eindruck schon dieser Weg auf ihn machen werde. Er hatte kein Wort von dem Auffinden der Leiche erfahren. Das leiseste Zeichen, daß er von dem Tode etwas wisse, war dahe rein Verräther; schon eine Unruhe mußte ihn verdächtig machen. Ich beobachtete ihn genau; ich konnte es. Die Sonne stand schon eine Weile am Himmel, es war ein schöner, klarer Sommermorgen. Er ging ruhig zwischen mir und dem Gensd'armen. Ich sprach kein Wort, er schwieg ebenfalls; den Gensd'armen machte der Dienst stumm, wenn er nicht von mir gefragt wurde.

Wir hatten die Nähe der Brücke erreicht; er war ruhig und unbefangen geblieben. Von der Brücke führte in gerader Linie ein schmaler Fußsteig zu dem Wege, den wir gingen. Ich bog schweigend in den Fußsteig ein. Er mußte dieselbe Richtung nehmen. Auf einmal stutzte er; es war, als wenn sein Fuß unwillkürlich zögere, voranzuschreiten; er hatte sich verfärbt. Das Zeichen, das ihn verrieth! rief es in mir. Aber ich hatte einen Fehler gemacht. Hinter der Brücke, an dem jenseitigen Ufer des Flusses, standen Leute, Diener des Schlosses, Polizeidiener, Gensd'armen, Neugierige. Ein menschlicher Körper lag auf dem Boden. Es hätte sich Niemand zeigen, der Leichnam hätte verborgen sein müssen. Ich hatte vergessen, das vorher anzuordnen.

Das jetzige Erschrecken des Menschen, nachdem er das Alles gesehen hatte, konnte dem Ungewöhnlichen, das er sah, gelten, ohne Zeichen eines Schuldbewußtseins zu sein. Ja, es konnte, zumal nach der Behandlung, die ihm widerfuhr, nur zu leicht von der Furcht erzeugt sein, unschuldig für den Schuldigen eines Verbrechens gehalten zu werden, auf das er nach Allem sofort schließen mußte. Ich hatte einen großen Fehler gemacht, der nicht mehr zu verbessern war und dessen Folgen sich schnell zeigen sollten. Ich mußte ihn weiterführen, als ob ich nichts bemerkt, auch in nichts gefehlt hätte. Wir überschritten die Brücke und traten zu den Leuten. Sie umgaben die Leiche, die nur nach dem Wasser hin frei lag; es war der Amerikaner. Ich ließ sie aus einander treten und führte den Gaukler dicht, unmittelbar an die Leiche.

„Heinrich Hochmann, kennen Sie diesen Todten?"

„Nein," sagte er, aber mit troden angeklebter Zunge und die Augenlider zwinkerten ihm und die Lippen schienen leise zu beben.

„Besinnen Sie sich wohl, Hochmann. Eine Lüge kann hier eine schwere Schuld für Sie werden."

„Nein," wiederholte er. „Ich kenne den Mann nicht." Und er konnte diesmal fester und freier sprechen.

Mit ihm war vor der Hand nichts mehr zu verhandeln. Ich ließ ihn zu einem ein paar hundert Schritte entfernten Pavillon des Parks abführen. Es mußte jetzt zunächst zur gerichtlichen Gewißheit erhoben werden, ob ein Verbrechen vorliege und von welcher Art. Aber vor allen Dingen mußte ich Anderes wissen.

„Ist der Freiherr wieder da?" fragte ich einen alten Diener des Schlosses, der unter den Anwesenden war.

„Nein," war die traurige Antwort des alten Mannes.

„Auch keine Nachricht von ihm?"

„Nicht die geringste."

„Was machen die Damen?"

„Der Herr Director können es sich denken."

„Wissen sie von dem Auffinden der Leiche?"

„Ja."

Die Leute des Schlosses standen alle mit traurigen, niedergeschlagenen Blicken da. Es war, als wenn sie Alle Theil an einem Morde hätten. Welches Zeugniß dafür, daß hier ein Mord verübt war, und zugleich gegen den Mörder! Als ich mit dem Seiltänzer anlangte und ihn zu der Leiche führte, mochte wohl in mancher Brust ein Hoffnungsstrahl aufzucken wollen; aber als der Mensch so entschieden leugnete, den Todten zu kennen, verschwand auch schnell der schwache Strahl wieder. Die feineren Zeichen, die für seine Schuld sprechen konnten, waren ihnen entgangen.

Es wurden folgende Thatsachen festgestellt: Beim Anbruche des Tages waren zwei von den Leuten des Schlosses auf den Gedanken gekommen, nach dem vermißten Schloßherrn im Alsbache zu suchen; es könne ihm in der Nacht ein Unglück zugestoßen sein. Dreißig Schritte unterhalb der aus dem Park in das Feld führenden Brücke hatten sie im Wasser, und zwar am Parkufer, einen menschlichen Leichnam gefunden. Der Strom mußte ihn dahin getrieben haben; eine Weide, die mit ihren Zweigen weit in das Wasser hineinreichte, hatte ihn aufgehalten. Die Leiche war sofort für die des Amerikaners erkannt. Sie war übrigens mit dem braunen Rocke bekleidet, in welchem auch das Mädchen von der Seiltänzertruppe den Amerikaner gesehen hatte. Spuren einer Gewalt waren an ihr nicht zu finden. Nur in dem Innern der linken Hand war eine kleine, frische Wunde, ein Holzsplitter stedte noch darin.

Wie der Körper in das Wasser gekommen war? Die an sich so unbedeutende Wunde sollte darauf hinweisen. Nirgends am Wasser waren Spuren eines Kampfes oder Ringens, oder andere Fußtritte als von den Personen, die nach dem Schloßherrn gesucht hatten, zu entdecken. Aber die Brücke über den Fluß war mit einem hölzernen Geländer versehen, in welchem jedesmal einen halben Fuß von einander hölzerne Stäbe, oben zugespitzt, aufrecht standen. Unmittelbar an dem in der Mitte der Brücke befindlichen Thore, nach der Parkseite hin, war die Spitze eines dieser Stäbe abgebrochen, und der Holzsplitter in der Handwunde paßte genau zu dem Holze des abgebrochenen Stabes. Dort also — es war der nächste Schluß — auf der Mitte der Brücke war der Körper in das Wasser gelangt, über das Geländer hinüber; im Hinüberstiegen war die Hand mit dem Stabe in Berührung gekom-

Digitized by Google

men, die Spitze war abgebrochen, ein Splitter war in die Hand gedrungen.

War diese Annahme gerechtfertigt, stand ferner fest, was freilich noch zu ermitteln war, daß der Verstorbene erst in dem Wasser seinen Tod gefunden, so war auch nicht anzunehmen, daß er sich selbst freiwillig in den Fluß gestürzt habe. Die Hand konnte dann nur Hülfe suchend, um sich im Falle festzuhalten, nach der Stange gegriffen und diese abgebrochen haben. Es war dann aber auch kein Unglücksfall anzunehmen; das Geländer war vier Fuß hoch, also immer zu hoch, als daß Jemand durch einen Zufall hinüber fallen konnte. Es blieb also nur ein gewaltsames Hinüber- und Hinunterwerfen durch einen Dritten übrig; ob in einem Ringen und Kämpfen, oder ob durch einen hinterlistigen Ueberfall, darüber fehlte es an irgend einem Anhalt. Für eine gewaltsame Tödtung durch die Hand eines Dritten sprach also mindestens eine dringende Vermuthung. Welchem Dritten gehörte diese Hand?

Das Brückenthor hatte bei dem Auffinden der Leiche offen gestanden. Es war kein Schluß daraus zu ziehen. Die Leute des Schlosses waren beim Aufsuchen ihres Herrn die ganze Nacht über die Brücke hin- und hergegangen. Ob am gestrigen Abende das Thor verschlossen gewesen, war nicht zu ermitteln; für gewöhnlich wurde es im Sommer nicht verschlossen gehalten. Zu dem Schlosse waren mehrere Schlüssel vorhanden, die sich im Besitze von Gärtnern, Knechten und Arbeitern befanden. Ein Raubmord lag auf keinen Fall vor. An der Leiche waren Uhr, Börse, Briefsache unversehrt gefunden.

Der Polizeidirector war sofort nach Entdeckung der Leiche zu der Stadt zurückgefahren, um die Sachen des Todten in Verwahr zu nehmen und zugleich die Gerichtsärzte und einen Protokollführer für mich herbeizuschaffen. Sie kamen. Die Aerzte stellten bald fest, daß der Verstorbene lebend in das Wasser gekommen war; er hatte in diesem durch Erstickung seinen Tod gefunden. Sie traten auch nach der Lage und Beschaffenheit der Handwunde meiner Vermuthung bei, daß der Verstorbene über das Brückengeländer hinüber in das Wasser gewonnen sei und im Falle, um sich daran zu halten, nach der Stange gegriffen und diese abgebrochen hatte. An einer Tödtung durch die Hand eines Dritten war also vernünftigerweise nicht mehr zu zweifeln. Wer war nur dieser Dritte?

Ich hatte das Mädchen von der Seiltänzertruppe herrufen lassen. Sie erkannte in dem Todten mit der größten Bestimmtheit den Herrn, den sie für ihren Herrn gerade hierher hatte bestellen müssen. Ich ließ sie zur Seite bringen, um dann den Seiltänzer wieder vorführen zu lassen. Vorher mußte ich noch den Gutsknecht vernehmen, der den Seiltänzer mit dem Verstorbenen hatte sprechen sehen.

Er war anwesend. Er sah den Ermordeten; er hatte vorher den Seiltänzer bei mir gesehen. Er kannte auch äußerdem Beide, den Seiltänzer aus dessen Vorstellung; der Amerikaner war auch schon einige Male auf dem Schlosse gewesen. Er versicherte mit voller Bestimmtheit, daß er sie Beide gestern Abend zusammen im Parke angetroffen habe. Er hatte seine Geliebte, die die Vorstellung der Seiltänzer mit angesehen, nach deren Beendigung nach Hause gebracht. Sie wohnte am Ende des Dorfs Alsleben; seinen Rückweg hatte er durch den Park genommen, da er das Brückenthor über dem Alsbache, wie er vermuthete, offen gefunden hatte. Er war bis zu der Brücke langsam gegangen, in dem Sandwege also auch leise. So wie er die Brücke hatte betreten wollen, stutzte er. Er hörte jenseits der Brücke, im Parke, zwei Stimmen mit einander reden, die ihm im ersten Augenblicke beide unbekannt waren. Bald darauf glaubte er sie Beide zu erkennen, es mußte der Amerikaner und der Seiltänzer sein. Was sie sprachen, konnte er nicht verstehen; sie redeten, wenn auch nicht gerade leise, doch mit gedämpfter Stimme. Er war neugierig, was die beiden fremden und, seiner Meinung nach, auch einander fremden Menschen in dem Schloßpark, in der späten Abendstunde geheimnißvoll mit einander könnten zu verhandeln haben. Er trat leise auf die Brücke, bis an das Thor. Das Thor lag nur angelehnt, nicht einmal im Schlosse. Er wollte es leise weiter öffnen, um hindurch zu gehen. Vorher lauschte er noch einmal; er hörte die Stimmen deutlicher; er erkannte sie nun auch bestimmt. Sie sprachen deutsch mit einander; verstehen konnte er aber nur einzelne Worte, aus denen nicht im Geringsten auf den Sinn oder Gegenstand ihrer Unterredung zu schließen war. Als er dann die Thür weiter öffnen wollte, knarrte diese trotz seiner Vorsicht in ihren Angeln. Augenblicklich war das Gespräch verstummt. Er ging nunmehr auf die Stelle zu, wo er es gehört hatte, es war vorn in dem Gebüsch, das wenige Schritte vor der Brücke begann. Es war Alles still da. Als er hineingehen wollte, trat ihm der Amerikaner entgegen und sah ihn fragend an, was er hier wolle, „so recht vornehm," sagte der Zeuge. Das vornehme, befehlende Wesen des fremden Herrn, der bei dem Schloßherrn zum Besuche war, hatte den Knecht eingeschüchtert, und er hatte, ohne etwas zu sagen, ohne sich weiter umzusehen, ohne wieder zu horchen, seinen Weg durch den Park zum Schlosse fortgesetzt. Es war, nach seiner Berechnung, kurz vor zehn Uhr gewesen. Von dem Schloßherrn hatte er nichts gesehen und gehört.

Die Thatsache, daß um diese Zeit der Seiltänzer und der Ermordete beisammen gewesen, mußte danach in Verbindung mit der Aussage des dreizehnjährigen Mädchens als ausgemacht feststehen. Seitdem war der Ermordete nicht wieder gesehen worden. Um dieselbe Stunde oder etwas später war, nach dem Gutachten der Aerzte, wahrscheinlich der Tod des Amerikaners erfolgt. Ein Anderes stand zugleich fest, daß das Brückenthor schon vor der That offen gewesen war. Wann es geöffnet worden, war auch jetzt nicht zu ermitteln, der Knecht hatte vorher einen andern Weg genommen, und die sämmtlichen übrigen Personen, die über die Brücke gegangen waren, hatten sie erst später, beim Nachsuchen nach dem Schloßherrn, überschritten.

Der Seiltänzer Hochmann, als er wieder vorgeführt wurde, erschien mit seiner vollen Sicherheit und Unbefangenheit, die ihn vorhin, beim Anblick der Leiche, nur auf einen Moment verlassen hatte. Aber er sollte nicht so bleiben.

„Sie kennen den Leichnam nicht?" fragte ich ihn wiederholt.

„Nein," wiederholte auch er, vollkommen fest und sicher.

„Sie wissen nicht, daß der Todte Johansen geheißen hat?"

„Nein."

„Haben Sie einen Mann dieses Namens gekannt?"

„Ich habe es Ihnen schon einmal verneinen müssen."

„Bleiben Sie dabei, den Verstorbenen gestern Abend im Park nicht gesprochen zu haben?"

„Ich bleibe dabei, ich habe ihn nicht gesprochen."

„Sie hatten ihn sogar hierher bestellen lassen."

„Wer? Ich?" fuhr er auf. „Das ist nicht wahr! Das ist bei Gott nicht wahr!"

Die Worte, die Heftigkeit, mit der er sie sprach, bezeugten, daß es doch wahr war, bezeugten wiederholt, daß das Mädchen die Wahrheit gesagt hatte. Er hatte auf die Frage, als eine mögliche, sich vorbereitet; sie erschreckte und verwirrte ihn dennoch, uns um das zu verbergen, übertrieb er in Worten und in Entrüstung.

„Ich bringe Ihnen einen Zeugen," sagte ich ruhig.

„Wen?" rief er.

„Nachher. Ich werde Ihnen vorher noch einen Zeugen Ihrer Zusammenkunft selbst mit dem Todten bringen."

„Der Mensch schwört falsch. Wo wäre das gewesen?"

Er gab sich immer mehr Blößen. In Betreff des Zeugen der Bestellung hatte er sich noch auf eine allgemeine Frage nach ihm beschränken können. Jetzt verrieth er durch den Ausdruck „der Mensch" schon, daß er wußte, von wem die Rede war.

„Wo es gewesen wäre?" erwiderte ich ihm. „Hier, in jenem Gebüsche."

„Es ist nicht wahr!"

Er mußte auch noch hinsichtlich des Mädchens zum Verräther gegen sich werden. In der Verwirrung, in der er einmal war, wurde er es leicht.

„Wir sprachen schon im Dorfe von der Amelie Rosenberg," fuhr ich ohne weiteren Uebergang fort.

Er konnte mich kaum den Namen aussprechen lassen.

„Das ist eine Lügnerin," rief er, „eine schlechte Person, ein faules Geschöpf, die ich habe strenge halten müssen, und die aus Haß, aus Rache dafür durch ihre Lügen mich verderben will."

„Sie sprachen vorhin nichts Böses von dem Kinde," sagte ich.

„Warum sollte ich?"

„Warum sollen Sie es jetzt?"

„Aber sie ist eine Lügnerin, eine durch und durch verlogene Person. Fragen Sie meine ganze Gesellschaft. Sie lügt immer von mir."

„Und was sollte sie jetzt von Ihnen gelogen haben?"

Da war es ihm auf einmal klar, wie er sich verrathen hatte.

„Ich weiß es nicht," sagte er kleinlaut.

Ich mußte den Augenblick benutzen.

„Sie wissen nur zu wohl, daß sie nicht gelegen hat. Dieser Todte, der hier vor Ihnen liegt, ist von dritter Hand ermordet. Der Mörder ist bis jetzt unbekannt. Aber Sie haben den Ermordeten früher gekannt; Sie haben in Verbindungen mit ihm gestanden, von denen Niemand Näheres weiß. Sie sind gestern plötzlich wieder mit ihm zusammengetroffen; das Zusammentreffen ist ihm unangenehm gewesen; Sie sind darauf nochmals in seiner Gesellschaft gesehen worden; Sie mit ihm allein; kurze Zeit vor der Stunde, in welcher der Mord verübt sein muß, ganz in der Nähe des Orts, wo der Mord verübt ist. Seitdem hat den Todten lebend Keiner wiedergesehen. Sie hatten sogar zu dieser Zeit und zu diesem Orte ihn im Geheimen hinbestellen lassen. Jeder Unbefangene kann nicht mehr Gründe fordern, um Sie des Mordes verdächtig, dringend verdächtig zu halten. Sie könnten diesen Verdacht nur einzig und allein dadurch von sich ablenken, daß sie die offenste Wahrheit angäben über alle jene Gründe, die Sie so verdächtig machen. Statt dessen leugnen Sie Alles ab, wollen den Zeugen Lügen und Meineid vorwerfen —"

Ich hielt plötzlich inne. Er war schon seit einer Weile blaß, dann tief nachsinnend, dann unruhig geworden. Er wagte nicht, mich anzusehen; er sah mich auf einmal mit einem sonderbaren Blicke fest an. Er hatte etwas auf den Lippen.

„Sie haben mir etwas zu sagen?" sagte ich.

Er sah sich um. Ich hatte, als ich das Verhör begann, wie es die Vorschrift erforderte, die sämmtlichen übrigen Personen sich entfernen lassen. Nur ich und der Protokollführer waren allein mit ihm. Ich vernahm ihn im Freien, an der Stelle der That. Er sah sich um, ob Jemand in der Nähe, etwa im Gebüsche versteckt sei, der ihn belorchen könne. Er hatte mir ein Bekenntniß zu machen. Er sah uns völlig allein.

„Ja, Herr Director," sagte er, „ich habe Ihnen die Unwahrheit gesagt, ich muß es bekennen. Ich sehe ein, welch' einen Fehler ich gemacht habe. Ich selbst habe mich dadurch verdächtig gemacht, denn an dem Morde bin ich unschuldig; glauben Sie es mir. Ein Kind kann nicht unschuldiger sein, als ich an dem Tode dieses Mannes."

Seine Worte wälzten wieder einen schweren Stein auf meine Brust. Er sprach mit allen Zeichen der Wahrheit und zugleich jener inneren Herzensangst des Lügners, der es plötzlich einsieht, wie er durch Unwahrheit den Schein einer schweren Schuld auf sich geladen hat. Er ist nicht der Mörder! rief es in mir.

„Sagen Sie mir die Wahrheit," ermahnte ich ihn.

„Sie sollen sie vollständig von mir hören. Ich kenne diesen Todten schon lange, schon seit zwanzig Jahren. Wir waren als junge Burschen zusammen in einer Seiltänzertruppe; später waren wir längere Zeit gemeinschaftlich Principale. Manchmal waren wir auseinander gekommen, wir kamen immer wieder zusammen. Er war nicht sehr verträglich, er wollte immer befehlen, und er war ein roher und harter Mensch. Im vorigen Jahre hatten wir uns zum letzten Male getrennt; er sagte, er wolle nach Amerika gehen, um da auch einmal sein Glück zu versuchen. Ich hatte seitdem nichts wieder von ihm gehört, bis ich ihn, völlig unvermuthet, am gestrigen Abende hier wieder sah. Er war ein vornehmer Herr geworden. Er erschrak, als er mich, als ich ihn erkannte. Davon mußte ich profitiren. Ich bin ein armer Teufel; ich muß oft hungern mit Weib und Kind und Leuten, und Hunger thut weh. Er war reich, er trug eine Uhr mit schwerer goldener Kette; er besuchte als Freund den reichen Schloßherrn. Ich schickte das Mädchen, die Amelie, ihm nach und ließ ihn hierher bestellen. Er durfte nicht ausbleiben, da ich ihn durch sein Geheimniß immer in meiner Gewalt hatte. Er kam. Ich bat ihn um Geld, um Unterstützung. Er gab mir und versprach mir noch mehr. Ich hatte ihn als Freund gebeten; er hatte auf meine Freundschaft gerechnet, daß ich ihn nicht verrathen werde. So schieden wir auch als alte Freunde. Ich ging mit meinem Gelde nach meinem Dorfe zurück; er blieb im Park, hier, diesseits der Brücke, wohl um von Niemandem mit mir zusammen gesehen zu werden. Außerhalb des Parks, jenseits der Brücke, hatten wir mehrmals Menschen hin- und hergehen gehört. Er gab mir drei Goldstücke; ich versicherte sie bei meiner Frau finden; sie hat deren fünf, zwei hat mir der Baron des Schlosses für die Vorstellung gegeben. Ich habe Ihnen jetzt die volle Wahrheit gesagt. Von dem Tode des Mannes weiß ich nichts; ich bin unschuldig daran. Ich hatte keinen Streit mit ihm, und wenn ich ihn hätte berauben wollen, so hätte ich ihm seine Uhr genommen und seine Börse, in der er noch viel Geld hatte. Das muß Ihnen Beweis für meine Unschuld sein."

Er hatte Recht. Uhr und Uhrkette und die noch volle Börse, was Alles auf dem Todten gefunden worden, waren redende Zeugen seiner Unschuld; noch mehr war es die unverlenbare Wahrheit, mit der er sprach. Es begann für mich der schwerere Theil der Ausübung meines Amtes. Fast nur noch in Beziehung auf ihn mußte ich den Menschen weiter verhören.

„Wie hieß der Todte?"

„Er hat viele Namen geführt. Er war oft mit Polizei und Gerichten in Streit gerathen. Sein eigentlicher Name war Christoph Richter. Er war aus dem Badischen gebürtig."

„Hat er auch den Namen Johansen geführt?"

„Mehrere Male. Unter ihm war er als geschickter Boltigeur am bekanntesten."

„Erzählte er Ihnen von seinem Aufenthalte in Amerika?"

„Es sei ein schlechtes Land. Aber er habe dort einen reichen alten Herrn kennen gelernt, der ihn lieb gewonnen und zu seinem Erben eingesetzt habe. Daher habe er sein Vermögen."

„Nannte er den Namen?"

„Es sei ein Herr Jones gewesen. Er müsse nach dem Testamente jetzt dessen Namen führen."

„Theilte er Ihnen sonst nichts mit?"

„Nein. Wir sprachen nur noch über mich und über unsere alten Bekannten."

„Waren Sie lange mit ihm zusammen?"

„Ungefähr eine halbe Stunde."

„Sie sagten, es seien während dieser Zeit Menschen vorübergekommen. Haben Sie Niemanden erkannt?"

„Niemanden. Sie gingen jenseits der Brücke. Einer kam herüber. Er mußte uns gehört haben. Richter trat ihm entgegen; er ging darauf weiter. Richter sagte mir, es sei ein Knecht vom Schlosse gewesen. Bald nachher gingen wir auseinander."

„Wie waren Sie in den Park gekommen?"

„Das Brückenthor stand offen. Ich hatte es schon am Tage so gefunden."

Nach meiner inneren, sogenannten subjectiven Ueberzeugung war ich mit ihm fertig. Objectiv war noch Verdacht gegen ihn da, und ich mußte ihn einstweilen in fernerer Haft behalten. Ich ließ ihn wieder in Verwahrsam bringen. Aber was nun weiter?

Holberg war noch immer nicht zurück; es war noch immer keine Nachricht von ihm da. Man hätte es mir zuerst mitgetheilt. Dagegen hatte die Frau von Holberg wiederholt zu mir geschickt, sobald ich Zeit hätte, zum Schlosse kommen, sie wünsche dringend mich zu sprechen. Ich konnte mir denken, wie heißes Verlangen sie tragen mochte, von mir zu erfahren, ihr Herz gegen mich auszuschütten; seit dem Auffinden der Leiche des Amerikaners hatte sie mich nicht gesprochen; über den Tod konnte sie genaue und zuverlässige Mittheilungen nur durch mich erhalten, und — ihr Mann war noch immer nicht da. Die arme Frau!

Ich hatte nach der Vernehmung des Gaullers einen freien Moment. Die auf dem Ermordeten gefundenen Papiere hatte ich schon vorher durchgesehen. Sie hatten sich nur in seiner Brieftasche befunden und enthielten nichts, was für die Untersuchung oder sonst von Interesse gewesen wäre. Auf der Brust des Todten hatte sich noch eine kleine, runelich glatte blecherne Kapsel gefunden, die an einem um den Nacken geschlungenen starken ledernen Riemen hing. Ich war neugierig, was sie enthalten möge. Allein sie war verschlossen, der Schlüssel fehlte, und ich durfte sie um so weniger gewaltsam aufbrechen, als ihr Inhalt ein leicht zerstörlicher sein konnte.

(Schluß folgt.)

Aus den Zeiten der schweren Noth.

Nr. 4.

Rudolph Zacharias Becker.

Zu jenen Männern, die während der eisernen Unterdrückung des deutschen Volkes durch fremden Despotismus kräftig und furchtlos das Hochgefühl für Ehre, Freiheit, Selbstständigkeit und nationale Einheit unter uns zu immer helleren Flammen, zu Thaten anzufachen bemüht waren, gehört Rudolph Zacharias Becker. Er verdient es, daß wir gegenwärtig, wo ein rastlos agirender und annectirender Napoleon wieder den französischen Thron einnimmt, sein erhebendes Vorbild neben den Vorbildern anderer freien, deutschen Männer aufstellen. Und so wollen wir in einfachen, aber treuen Zügen schildern, wie er durch Wort und That für Wahrheit und Recht, für die heilige Sache des deutschen Volkes rastlos wirkte und unerschrocken duldete.

Rudolph Zacharias Becker wurde den 9. April 1752 zu Erfurt geboren, studirte in Jena Theologie und widmete sich nach Vollendung seiner Universitätsstudien als Hauslehrer der Jugenderziehung. Darüber versehlte er den gewöhnlichen Weg zur Anstellung in einem öffentlichen Amte seiner Geburtsstadt. Als jedoch im Jahre 1780 seine Beantwortung der Frage: „Ist es nützlich, das Volk zu täuschen?“ von der königlichen Academie der Wissenschaften in Berlin mit dem Preis gekrönt worden war, brachte ihn der Freiherr Karl Theodor von Dalberg, damals Statthalter des Kurfürsten von Mainz in Erfurt, zu der daselbst erledigten Professur der Geschichte und zum Secretair der Academie in Vorschlag. Der Erfolg davon war aber, daß der Kurfürst von Mainz erst ein Jahr darauf die Schrift der geistlichen Censur übergab, um zu bestimmen, ob sie nicht als ketzerisch confiscirt werden müsse.

Dennoch ermunterte der Beifall, den diese Schrift erhielt, Beckern, die Volksschriftstellerei zu seinem ordentlichen Berufe zu wählen. Nachdem er eine ihm angetragene Lehrerstelle an der Erziehungsanstalt zu Dessau angetreten hatte, schrieb er dort zuerst in den Jahren 1782 und 1783 die „Dessauer Zeitung für die Jugend und ihre Freunde", die er nach seiner Uebersiedlung nach Gotha und selbstständigen Niederlassung daselbst 1784 als „Deutsche Zeitung für die Jugend" fortsetzte, dann seit 1788 mehr für Erwachsene berechnete und 1796 zur „Nationalzeitung der Deutschen" erhob. Sein Wort drang bald so weit, als die deutsche Sprache ertönt. Seine wohlthätigen Rathschläge, seine verständigen Belehrungen wurden an den Höfen der Fürsten, in den Wohnungen der Bürger, in den Hütten des Landmanns vernommen. Muthig bekämpfte er alle Thorheiten, alle Werke der Finsternis, eifrig empfahl er das Gemeinnützige jeder Art, begeistert sprach er für Alles, worauf die Würde der Menschheit beruht. So übte er den segensreichsten Einfluß auf die fortschreitende Bildung des deutschen Volkes.

Beim Nachdenken über die Gründe, aus welchen sich bestimmen lasse, was dem Volke, also dem Menschen überhaupt, wahrhaft nützlich sei, gewann er die Ueberzeugung, daß die gewöhnliche Vorstellung von zwei entgegengesetzten Grundtrieben des Menschen, einem Princip des Guten und einem des Bösen, irrig sei, und daß er nur von einem einfachen Naturtrieb bei allen Neigungen und Handlungen, auch den widersprechendsten bewegt werde. Das sei der Trieb der Fortschreitung oder der Vervollkommnung. Er sei die Quelle alles Guten, Edlen und Großen, wenn er von der Vernunft geleitet, ebenso aber auch die Quelle aller die Menschheit entehrenden Laster und Verbrechen, wenn er ohne Leitung der Vernunft befriedigt werde. Die christliche Religion lehre keinen andern Weg zum Heil der Seele, als diesen, nur daß sie das Streben nach Vollkommenheit noch durch das höchste Gebot der Liebe erhöhe und veredle. Er stellte dieses Moralsystem zuerst im „Noth- und Hülfsbüchlein oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim (Gotha, 1787—1798)" als praktisches Beispiel der Selbstbildung der Einwohner eines Dorfes so lebendig und anregend dar, daß von diesem Volksbuche bald über eine Million Exemplare in vielen Auflagen (neueste Auflage 1838, Preis 27 Sgr.), Nachdrücken und Uebersetzungen abgesetzt wurden. Später, 1791, verband er damit sein „Mildheimisches Liederbuch" und 1816 sein „Mildheimisches Evangelienbuch", die sich ebenfalls vielen Beifall gewannen.

Die naturgemäße Sittenlehre, die er in seinem Noth- und Hülfsbüchlein schlicht und klar dem unverbildeten Landmann vorgetragen, brachte er in seinen „Vorlesungen über die Pflichten und Rechte der Menschen (2 Bände, 1791 und 1792)" in wissenschaftliche Form und Zusammenhang für die gebildeten Stände und erläuterte sie mit wirklichen Beispielen aus der Geschichte des Tages. Die äußeren Umstände waren damals einem solchen Unternehmen günstig. Es war das Zeitalter Friedrichs des Einzigen und Josephs des Zweiten. Becker durfte den Grundsatz aufstellen: „Da die Menschen in Staaten vereinigt leben, um nicht blos wie Viehherden neben einander ruhig zu weiden, sondern um Hand in Hand den Weg des Fortschritts zu wandeln, so erstreckt sich das Gebiet der Oeffentlichkeit über Alles, was Menschen angeht, nicht blos über öffentliche Angelegenheiten der Länder, Städte und Dörfer, sondern auch über Handlungen des Einzelnen, insofern ihre Bekanntmachung der Gesammtheit nützen kann."

Diesem Grundsatze gemäß setzte er auch seine journalistische Thätigkeit fort. Im Jahre 1791 begründete er neben der Nationalzeitung der Deutschen den „Anzeiger", der 1792 durch ein kaiserliches Privilegium zum „Reichsanzeiger" erhoben und nach Aufhören des Reichs im Jahre 1806 in den „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" verwandelt wurde. Der eigene Vertrieb dieser Zeitschriften und seiner Bücher veranlaßte ihn, eine Buchhandlung zu gründen.

Obschon er bei der Unterdrückung unseres Vaterlands durch den französischen Despotismus seine schriftstellerischen Mittheilungen nur auf die schon öffentlich bekannten Ereignisse der Zeit beschränken mußte, so suchte er doch stets für Erweckung deutschen Gemeinsinns und deutscher Volkskriege zu wirken, so oft sich ihm eine Gelegenheit dazu bot. In diesem Sinne führte er mit Beihülfe seines Schwagers Hennicke insbesondere die Nationalzeitung bis zum Jahre 1811 fort, wo ein unbekannt gebliebener, boshafter Verleumder dem Marschall Davoust die Idee in den Kopf setzte, Becker sei Theilnehmer geheimer politischer Verbindungen gegen Napoleon und stehe an der Spitze von 20,000 verschworenen Deutschen, die der französischen Armee in den Rücken fallen sollten, wenn sie nach Rußland zöge. Davoust ertheilte alsbald demselben Maréchal de Logis, Namens Pfersdorf, der einst den unglücklichen Herzog von Enghien in Ettenheim verhaftet und nach Paris geführt hatte, den Befehl, Becker gefangen zu nehmen und in die Citadelle von Magdeburg zu bringen. Pfersdorf zog in der Nacht vom 29. zum 30. November 1811 mit einer starken Schaar Cürassiere von Erfurt zu diesem Unternehmen aus, ließ die Landstraßen von Gotha nach Erfurt, Eisenach und Schmalkalden besetzen und Becker's Wohnung von Cürassieren umzingeln. Dieser hatte in früher Morgenstunde eben einen Brief an den ältesten seiner damals in Göttingen studirenden Söhne geschlossen, als ein Freunder, der ihn zu sprechen verlangte, in sein Zimmer geführt wurde. Kaum hatte derselbe ihm sein den Allgemeinen Anzeiger der Deutschen betreffendes Anliegen vorgetragen, als sich ein entsetzliches Gepolter auf der Treppe vernehmen ließ und alsbald mehrere Cürassiere in das Zimmer drangen, wo sie mit ihren Waffen einen Lärm machten, als ob sie Alles zertrümmern wollten. Der mit dem Kreuz der Ehrenlegion gezierte Anführer kündigte Becker mit donnernder Stimme an, er käme im Namen und auf Befehl des französischen Gouvernements, sich seiner Person und seiner Papiere zu bemächtigen. Er möge sich unverzüglich dazu bequemen, ihm zu folgen, sonst würde er Gewalt brauchen. Becker's Frage nach der Ursache dieses Verfahrens wurde auf brutale Weise abgewiesen. Seine Frau, die, durch das kriegerische Gräfe aufgeschreckt, zu ihm zu dringen versuchte, wurde mit blanken Säbel bedroht. Endlich gelang es ihr, in ein Cabinet neben dem Zimmer ihres Mannes zu kommen; doch auch hier wurde sie von dem Anführer zurückgehalten, bis derselbe auf Vorstellung von Becker's Schwager, Hennicke, ihr erlaubte, Abschied von ihrem Manne zu nehmen. Sie reichte ihm zusammen sein gewöhnliches Frühstück und hatte in diesem schrecklichen Augenblick noch die Fassung, auch dem Mann, der ihr Herz so tief verwundete, ein Glas Wein anzubieten. Beschämt schlug er es aus und benahm sich ruhig und höflich.

Inzwischen wurden Becker's Papiere von französischen Polizeibeamten mit der größten Hast zusammengepackt und in die vor der Hausthüre haltenden Wagen geschafft. Da nahte sich der Expeditionsgehülfe und Gesellschafter seiner Buchhandlung Lossius dem Anführer, faßte ihn, um sich bemerkbar zu machen, beim Rock und frug ihn, was dies zu bedeuten habe. Jener schrie den Cürassieren zu, den Menschen von ihm abzuhalten. Sogleich setzten sie ihm die Säbelspitzen auf die Brust und trieben ihn in eine Ecke. Dort bedrohten sie ihn bei jeder Bewegung mit dem Tode, bis der Anführer hinzutrat und ihn frei zu lassen befahl. Dennoch wäre er beinahe noch ein Opfer der Brutalität geworden. Der Diener Becker's war nämlich am Wagen noch mit dem Aufbinden der gleichfalls weggenommenen Schatulle seines Herrn beschäftigt, als der Postillon die Pferde zum Abfahren antrieb und jener dadurch in Gefahr gerieth, gerädert zu werden. Da stürzte Lossius aus der Hausthüre, um ihn zurückzureißen. Augenblicklich haut ein Cürassier ihn über den Arm und sticht gerade auf ihn los, so daß er das Leben nur einer schnellen Wendung verdankt.

Becker mußte in den Wagen steigen, ohne irgend eine Verfügung für seine Familie, sein Hauswesen und seine Geschäfte für den möglichen Fall seines Todes hinterlassen zu können. Der Zug ging über Langensalza, Sondershausen, Nordhausen &c., ohne daß er das Ziel desselben erfuhr. Seiner Bitte, ihm eine kurze Rast zu gewähren, wurde nicht gewillfahrt. Den 2. December früh 5 Uhr erblickte er die Wälle von Magdeburg. Als das Thor geöffnet worden, wurde er zum Gouverneur und Commandanten gebracht und nach Davoust's Befehl beiden als Staatsgefangener von äußerster Wichtigkeit übergeben, der mit der größten Verschwiegenheit verwahrt werden und für den die Herren mit ihren Köpfen haften sollten. Er wurde in das backsonförmige Gewölbe einer feuchten Casematte eingesperrt, durch deren mit starken, eisernen Stäben versehenes Fenster die Sonne noch nie einen ihrer Strahlen geworfen, weil es auf der Nordseite der Casematte war. Alle Lebensbedürfnisse konnte er nur auf eigene Kosten erhalten, alle Bücher und Schreibmaterial waren ihm versagt, und selbst in den kurzen Wintertagen durfte er nur beim Abendessen und nicht länger als eine Viertelstunde Licht brennen. Gehindert an allem

Verkehr mit Frau, Kindern und Freunden, gänzlich abgeschieden von aller menschlichen Gesellschaft und Mittheilung mußte er seine Unterhaltung auf sich selbst, auf die Erinnerungen der Vergangenheit, auf die Empfindung seiner gegenwärtigen Leiden und Entbehrungen, auf die Hoffnungen und Besorgnisse der Zukunft beschränken. In den ersten Wochen seiner Haft schien es ihm kaum zweifelhaft, daß man ihn wie Palm erschießen würde, um durch seinen Tod ebensalls ein Schreckbild für die noch deutsch gesinnten Deutschen aufzustellen. Da er keine Handlung oder Gesinnung sich vorwerfen konnte, wodurch er ein solches Schicksal verdient hätte, so glaubte er, dasselbe als eine Fügung Gottes ansehen zu dürfen, der ihn würdige, zum Besten des deutschen Volkes, dem sein Leben in Wort und That gewidmet gewesen, auch noch durch seinen Tod mitzuwirken. Diese Ansicht gab ihm den Muth, dem Tod ohne Grauen in's Auge zu sehen und sich darauf gefaßt zu machen, den letzten Gang als deutscher Mann mit Ehren zu thun. Die Sorge für seine Gattin und seine fünf noch unversorgten Kinder stellte er der Vorsehung anheim, wobei er jedoch die Gefühle des Herzens nicht ganz bemeistern konnte.

Im neunten Monate seiner Gefangenschaft wurde dieselbe von dem Gouverneur, Divisionsgeneral Grafen Michaud, sehr gemildert, wahrscheinlich weil der Richter, der die Untersuchung gegen Becker inzwischen geführt hatte, seine Unschuld versicherte. Dennoch fühlte er bei der mageren Kost seine Kräfte abnehmen und sich in der feuchtkalten Casemate von rheumatischen Fieberanfällen ergriffen, welche die Hülfe des Arztes erforderten. Als ihm am 26. August 1812 der Gefangenwärter seine Mittagssuppe brachte und er vom Bette aufgestanden war, ihm die schwere Fallthüre des Kerkers emporheben zu helfen, so riß der daran befestigte Strick entzwei. Er war zu schwach, die Thüre aufrecht zu erhalten, sie fiel nach seiner Seite zurück, schmetterte ihn nieder, mit dem Kopf wider die Mauer, zerschlug ihm das rechte Schlüsselbein und quetschte den Oberarm. Der Arzt erklärte, daß die Heilung sich verzögern werde, wenn er nicht in ein gesundes Zimmer gebracht würde. In der dumpfen Kerkerluft könne sich zu seinem schon vorhandenen Fieber ein Wundfieber gesellen und ihn leicht gefährlich werden. Er durfte daher ein von ihm selbst gewähltes Zimmer in der Wohnung des Commandanten beziehen, sand dort unter menschenfreundlichen Personen Achtung und Theilnahme und genas von seiner Verletzung bis auf periodische Schmerzen, die er noch lange empfand. Während seines Krankenlagers hatte ihm der Gouverneur auch bewilligt, daß ihn seine Söhne besuchen durften. Sie kamen an, als er, den Arm noch in der Binde, unter den Linden vor der Commandantenwohnung auf einer Bank saß. Die Freude des Wiedersehens überwältigte die Herzen. Sie ergoß sich in Thränen, ehe sie Worte finden konnte.

Der siebzehnte Monat seiner Gefangenschaft ging schon zu Ende, und noch zeigte sich ihm keine Aussicht zu seiner Befreiung, obschon er selbst, seine Familie, seine Freunde und Gönner dieserhalb alle möglichen Mittel angewendet hatten. Da traf die Nachricht in Gotha ein, daß Napoleon durch diese Stadt kommen werde, um von Erfurt aus den neuen Feldzug zu eröffnen. So schmerzliche Gefühle nun auch sein Name in der unglücklichen Gattin und ihren Kindern aufregen mochte, so belebte sie doch die schwache Hoffnung, daß sie vom Kaiser unmittelbar Gerechtigkeit erlangen würden. Als man ihnen daher am 25. April gegen Abend meldete, der Kaiser werde in einer halben Stunde eintreffen, so eilten sie nach dem Gasthof zum Mohren, wo er absteigen sollte. Dort erfuhren sie aber, daß er nicht aussteigen, sondern nur die Pferde beim Chausseehause nächst der Stadt wechseln werde. Sie beflügelten daher ihre Schritte auf dem Wege zu dem bestimmten Orte, wo sich eine Menge Menschen versammelt hatte, um den Mann des Jahrhunderts zu sehen. Jetzt kam der kaiserliche Wagen, und der Herzog August von Sachsen-Gotha, der wenige Minuten vorher auf dem Platze angelangt war, nahte sich dem Schlage, um den Kaiser zu begrüßen. Da fürchtete die Schwerbekümmerte, es möchte ihr der günstige Augenblick entgehen werden. Sie riß sich plötzlich vom Arm ihres zweiten Sohnes mit den Worten los: „Mein, ich warte nicht länger!“ schob dan vor ihr stehenden Gensd'armen auf die Seite, stand mit einem Sprunge vor dem Wagen und überreichte hastig dem Kaiser ihr Schreiben. Aber in dem Augenblicke verließen sie auch ihre Kräfte, sie sank laut jammernd zu Boden. Es war ein herzzerreissender Anblick, die verzweifelnde Frau im Staube vor dem Herrscher zu sehen, den sie als den Urheber ihres Unglücks hassen mußte. Der Kaiser entfaltete das Schreiben, während er sich zum Wagen herausbeugte und den Herzog fragte, wer die Frau sei. Ehe dieser noch eine Antwort ertheilte, sah der Kaiser in das Papier und sagte: „Ich weiß es, was es ist.“ Er bat dann den Herzog, der Frau die baldige Rückkehr ihres Mannes zu verkündigen. Der Herzog hob sie freudig gerührt auf und wünschte ihr zur Befreiung ihres Mannes Glück. In dem Augenblicke erschallte auch schon ein allgemeines „Hurrah!“ wie es vielleicht in Deutschland niemals in Gegenwart des Kaisers gerufen worden. Der Kaiser legte sich noch einmal zum Wagen heraus und sagte zu der tiefgerührten Frau: „Ihr Mann wird zurückkehren; aber sagen Sie ihm, daß er sich künftig klüger benimmt und sich nicht mehr in die Angelegenheiten der großen Mächte mischt,“ Worte, die deutlich zeigten, wie sehr gehässige Verleumdung Becken angeschwärzt haben mußte. Hierauf rollte der Wagen davon.

Den 5. Mai um die Mitternachtsstunde trat Becker wieder in sein Haus ein. Er sagt darüber in seiner ergreifend geschriebenen, zeitgeschichtlich merkwürdigen Schrift „Becker's Leiden und Freuden in siebzehnmonatlicher Gefangenschaft (1814)“: „Liebende und geliebte Gatten, Eltern und Kinder, welche je von den Ihrigen so lange, und mit solcher Gefahr der Trennung auf immer, entfernt waren, nur solche vermögen sich die Scenen des Wiedersehens und die Gefühle des Herzens, das sich kaum von der Wirklichkeit der erfüllten Sehnsucht überzeugen kann, in der ganzen Fülle der Entzückung vorzustellen. Die Sprache ist zu arm, sie Andern mitzutheilen.“

Becker's Befreiung war seine Anerstehung zu neuem Leben und Wirken. Nach dem über den Welttyrannen ergangenen Gottes- und Völkergericht erneuerte er den 1. Januar 1814 die Nationalzeitung der Deutschen und machte in ihr das hehre Gericht der Offenkundigkeit noch mehr geltend, als früher. So berichtete er das Gute und Böse, was sich hören und sehen ließ, was aller Welt zum Spiegel, zur Warnung oder zur Nachahmung bekannt werden sollte; so war er ein Wächter der öffentlichen Wohlfahrt, ein Anwalt der Volksnoth; so sorgte er für echte, innere Verbesserung des deutschen Volkslebens. Auch der deutschen Kunstgeschichte leistete er wesentliche Dienste durch Herausgabe des Werkes: „Hans Sachs im Gewande seiner Zeit (1821)“ und der „Holzschnitte aller, deutscher Meister,“ deren werthvolle Originalplattensammlung sich jetzt im königlichen Museum zu Berlin befindet. So war er thätig, bis er am 28. März 1822, Abends 6 Uhr, nach vierwöchentlichen Leiden, wenige Tage vor Vollendung seines siebenzigsten Jahres sanft mit der untergehenden Sonne von der Erde schied. Sein Geist aber lebt und wirkt auf ihr fort unter Denen, die für die höchsten Güter der Menschheit, für Religion, Wahrheit, Freiheit und Recht ernst und freimüthig wirken, die, wenn es gilt, für sie standhaft dulden und dem Tod unverzagt in's Auge schauen. Sein „Anzeiger der Deutschen“ endete erst mit dem Jahre 1850, und viele unserer Leser werden sich des Blattes noch erinnern können.

Adolph Bube.

Stille Leute.

Mir gegenüber wohnt seit einigen Jahren ein gar seltsames Ehepaar. Es sind dies Leute so still und ruhig, daß selbst der eigensinnigste Hauswirth über solche Miethsbewohner nichts zu bemerken haben würde — sie sind beide taub. Nicht etwa erst in spätern Lebensjahren taub geworden, nein, sie sind's von Geburt an. Nie ist ein Wort, ein Ton in ihre Ohren eingedrungen. — Lautlos bewegt sich Alles um sie her. — Seltsames Stillleben!

Ich war früher nie mit Taubstummen zusammengekommen, und meine Ansichten über solche Menschen waren höchst verworren. Ich hielt sie für jährzornig, mißtrauisch, jeder höhern Regung unzugänglich. Jetzt war mir Gelegenheit gegeben, diese Unglücklichen genau beobachten zu können. Ich mußte meine stillen Nachbarsleute näher kennen lernen. — Der Mann arbeitet als Tischler in einer großen Werkstatt und besorgte nebenbei auf eigne Hand in sein Fach ein-

schlagende Reparaturen; die Frau nähte für die Leute. Meine Jungen hatten mir einige Möbel etwas stark schadhaft gemacht, der taubstumme Tischler sollte dieselben auszubessern.

Eines Sonntags, als Beide daheim waren, ging ich hinüber. Ich pochte an. Lieber Gott, sie hören's ja nicht! Unangemeldet und deshalb verlegen und leise trat ich ein. Die Frau nähte am Fenster, der Mann las in einem Buche. Sie hatten mein Kommen nicht bemerkt. Ich wußte nicht, was ich beginnen sollte, beinahe wäre ich wieder fortgegangen. Es war so eigenthümlich still im Stübchen; aber nett und traulich war Alles eingerichtet. Blumen blühten auf dem Fensterbrete; einfach lackirte Möbel standen im Zimmer, einige hübsche Zeichnungen schmückten die Wände. Ich trat einen Schritt vor — da bemerkte mich der Mann. Er stand auf und grüßte mich mit einem sehr deutlich gesprochenen „guten Morgen!" Erschrocken trat ich zurück, als ich ihn reden hörte. Ist er nicht taubstumm? Oder bin ich in die unrechte Thür gekommen. Jetzt kam auch die Frau herzu. Ich entschuldigte mich und brachte mein Anliegen vor. Beide sahen mir dabei aufmerksam auf Mund und Augen, und der Mann bat mich, etwas langsamer zu sprechen. Ich folgte der Weisung und bemerkte mit Erstaunen, daß ich vollkommen verstanden wurde. Mit dem innigsten, würdiger Stimeligkeit lasen die Beiden die Worte von meinem Munde ab. Auch ich verstand jedes ihrer Worte. Wohl lag in ihrer Sprache und Ausdrucksweise etwas eigenthümlich Fremdes, etwas Kindliches, und manche seltsame Wortbildung traf mein Ohr. Fast klang es mir, als redete ich mit Ausländern, etwa mit Engländern, die der deutschen Sprache zwar mächtig, doch hier und da sich eigenthümlich ausdrücken und accentuirten.

Ich besah mir die an der Wand hängenden Zeichnungen, und der Mann theilte mir mit, daß dies noch Andenken an seine Schulzeit seien. Den Ehrenplatz unter den einfachen Bildern nahm ein Portrait ein. Er führte mich vor dasselbe und mit leuchtenden Augen erzählte er mir, dies sei das Bild seines geliebten Pflegevaters und Lehrers, des verstorbenen Magister Reich. Mit rührender Liebe gedachten Beide des edeln Mannes und des Institutes, das sie geblebt hatte und noch jetzt ihr geistiger Mittelpunkt zu sein schien.

Schließlich verehrte mir der Tischler noch einige Schulprogramme, Genaueres über das Leipziger Taubstummen-Institut enthaltend, und lud mich ein, mit ihm heute Nachmittag die Anstalt selbst zu besuchen. Die Sache interessirte mich, und gern versprach ich mitzukommen.

Oftmals war ich an jener Anstalt vorbeigegangen, war auch wohl ein Weilchen stehen geblieben und hatte durch's Gitterthor zugesehen, wie die Kinder im Garten herumspielten. Aber die Sache hatte für mich kein bleibenderes Interesse; ich vergaß es bald wieder, weil ich keine Ahnung davon hatte, was darin getrieben wurde. Ich hielt das Ganze wesentlich für eine Versorgungs- und Verpflegungsanstalt, bedauerte im Vorbeigehen die armen Kinder und pries die Humanität, die solche Anstalten gegründet, in denen diese Unglücklichen doch wenigstens mechanisch zu etwas Nützlichem ausgebildet würden. Schon das Lesen der Schulprogramme brachte mir jetzt andere Ansichten bei und spannte mein Interesse auf's Höchste. Schade, daß diese Programme nicht im Buchhandel erscheinen, sondern nur privatim vertheilt werden; sie würden manches Vorurtheil zerstören und der Anstalt manchen neuen Freund gewinnen.

Zur bestimmten Stunde holte mich mein Führer ab. Das Leipziger Taubstummen-Institut liegt in der Nähe des bairischen Bahnhofs am Eingange in das Johannisthal, jene freundliche Gartenstadt, in welcher der Leipziger ein den ganzen Sommer hindurch währendes Laubhüttenfest feiert. Im Garten, ganz sinnig dastehend, erhebt sich das Gebäude, umgeben von hübschen Anlagen, die zum Tummelplatz der Kinder dienen. Bei unserm Eintritte in den Garten waren eben sämmtliche Zöglinge, Knaben wie Mädchen, auf ihren Spielplätzen. Welch lustiger und doch tief ergreifender Anblick! Einige spielten mit dem Ball, andere haschten sich um ein Rasenrondell herum. Stille Leute, wie ich in meiner Ueberschrift sagte, waren's eben nicht; sie lachten und sprangen, gerade wie vollsinnige Kinder desselben Alters.

Es mochten gegen 100 Kinder sein, Knaben und Mädchen, groß und klein — und alle taub — wie trat's Wasser in die Augen; ich dachte an meine Kleinen daheim. Wie freut's mich, wenn sie mich mit frischer, heller Stimme begrüßen und wir dies und jenes vorschwatzen! Ihr armen Eltern dieser unglücklichen Kinder, wie mögt auch Ihr Euch auf die Zeit gefreut haben, da Euer Kind Euch mit dem süßen Vater- und Mutternamen rufen würde! und die Altersgenossen Eures Kindes sprachen längst, aber dem Euern blieb die Zunge gebunden. Immer noch hofftet Ihr. Du arme Mutter, welch ungeheurer Schmerz durchzuckte Deine Brust, als sich Dir endlich die furchtbare Gewißheit aufdrängte: Dein Kind ist taub!

Mein Eintreten in den Garten störte die Kinder einigermaßen im Spiele. Die Meisten begrüßten mich mit einem freundlich gesprochenen „guten Tag!" — Mein Begleiter stellte mich dem aufsichtführenden Lehrer vor, und dieser hatte die Güte, mich mit der Anstalt und ihrem Wirken so genau als möglich bekannt zu machen.

Unmittelbar vor dem Gebäude steht auf einem frischgrünen Rasenplatze ein einfacher Denkstein, einer edlen Leipziger Dame, der Frau Dr. Carl gewidmet, welche dieser segensreichen Anstalt ein Capital von mehr als 20,000 Thlr. geschenkt hat. Das Institut ist eine sogenannte pia causa. Es hat sich nämlich durch die Wohlthätigkeit edler Menschen nach und nach ein Fond gebildet, dessen Zinsen für die Anstaltszwecke verwendet werden; das Fehlende giebt der Staat. Diesen fortwährend im Wachsen begriffenen Fond, der natürlich, je größer er wird, auch desto mehr zum Gedeihen der Anstalt beiträgt, verkankt das Institut wesentlich dem Edelsinne von Leipzigs Einwohnern, die oft noch in der letzten Stunde der armen Taubstummen gedenken. Aus andern sächsischen Orten wird verhältnißmäßig sehr wenig dazu gethan, obgleich die Anstalt ihre Pforten allen sächsischen Taubstummen, besonders denen des Leipziger und Zwickauer Kreisdirectionsbezirks — die aus den übrigen Theilen des Landes werden gewöhnlich in das Dresdner Institut gebracht — öffnet.

Wir traten in das Innere des Hauses, in die großen Aufenthaltszimmer der Knaben. Dort befinden sich die Büsten jener Männer, deren Namen alle Taubstummen segnend nennen. Es sind dies — Samuel Heinike, der Begründer der deutschen Taubstummenerziehung und Stifter des Leipziger Instituts, und sein Nachfolger, Director Carl Reich, der Ausbauer dieses segensreichen Werkes.

Die Leipziger Anstalt ist die älteste ihrer Art in Deutschland. Sie wurde von Samuel Heinike begründet. Dieser Mann, auch auf andern Gebieten der Pädagogik ausgezeichnet — er war einer der Ersten, die dem Schulschlendrian jener Zeit energisch entgegentraten — wurde 1729 in dem Dorfe Rauschüß bei Weißenfels an der Saale geboren. Von seinen Eltern zum Landmann bestimmt, trat er, um dem zu entgehen, in Dresden in Militairdienste. Mit Musikerlernung jeder freien Minute und Entbehrungen aller Art arbeitete er sich geistig so empor, daß er, obwohl schon verheirathet, sich in Jena Universitätsbildung aneignen konnte. Zufällig war ihm schon in Dresden ein taubstummer Knabe zugeführt und von ihm mit glücklichem Erfolg unterrichtet worden. In seiner spätern Stellung, als Cantor im hamburgischen Klosterdorfe Eppendorf wurde ihm abermals ein tauber Müllersohn übergeben. Das günstige Resultat, das er auch hier errang, das ihm sogar, als einem, der Gott meistern wolle, die Verfolgung jetotischer Geistlicher zuzog, bewog ihn, mehr und mehr seine Kraft diesen Unglücklichen zuzuwenden. Nachdem er das Anerbieten des Grafen Schimmelmann, in Wandsbeck ein größeres Institut zu errichten, aus ehrenwerthen Gründen abgeschlagen, folgte er dem Rufe des Kurfürsten, nachmaligen Königs Friedrich August von Sachsen und begründete im Jahre 1778 zu Leipzig die erste Taubstummenbildungsanstalt in Deutschland.

Mit ihm zu gleicher Zeit beschäftigte sich in Paris der Abbé de l'Epée mit der Taubstummenerziehung. Aber beide Männer stehen in ihrem Wirken ganz selbstständig da, sie hörten erst von einander, nachdem die Zeitungen von ihren Erfolgen berichtet hatten. Und dann standen sie sich als Gegner gegenüber. Der Abbé meinte, die Pantomime (Gebehrensprache) und das geschriebene Wort seien ausreichend zur Bildung der Taubstummen, während unser Heinike wesentliches Gewicht auf das gesprochene Wort legte. Er lehrte seine Zöglinge sich schriftlich und mündlich auszudrücken und füllte so möglichst den Unterschied zwischen Hörenden und Tauben aus. Erst die Neuzeit ist Heinike gerecht geworden. Jetzt wird fast in allen Taubstummenanstalten Deutschlands das Sprechen geübt und gepflegt. Heinike's Nachfolger im Leip-

ziger Institute war der um den Ausbau der Methode so hochverdiente Magister Reich.

Im Jahre 1840 wurde das jetzige Gebäude errichtet, das, obwohl später um ein Stockwerk erhöht, für die gegenwärtige Anzahl der Zöglinge kaum hinreichenden Raum gewährt. Besonders fehlt ein großer Saal für die Andachten und Schulfeierlichkeiten. Vielleicht erstarkt der Fond des Instituts recht bald in einer Weise, daß diesem Mangel durch Bauen neuer Localitäten abgeholfen werden kann.

Beim Herumgehen im Anstaltsgebäude waren wir auch in ein Stübchen gekommen, das von meinem Begleiter die Modellkammer genannt wurde. Sie enthält die besten Arbeiten der Zöglinge. Es ist eine Hauptaufgabe der Anstalt, ihre Pfleglinge, besonders die weiblichen Geschlechts, erwerbsfähig zu machen. So ist für die Knaben, um sie zur Handarbeit geschickt zu machen, eine Tischlerei eingerichtet, und ein Tischlermeister — der jetzige ist selber taub — giebt ihnen wöchentlich zweimal Anweisung zu Holzarbeiten. Hier in der sogenannten Modellkammer sind die besten Holzarbeiten aufgestellt. Allerliebste Sachen! — So nett und sauber ausgeführt! — Auf großen Regalen stehen da Geräthe aller Art, sogar Thier- und Menschenfiguren. In einem besonderen Schranke sind die Pappарbeiten aufbewahrt; ein Buchbinder kann's nicht reinlicher und feiner machen.

Am meisten erregten die Näh- und Stickarbeiten meine Verwunderung. Die taubstummen Mädchen erlangen hierin im Institute eine solche Geschicklichkeit, daß sich die Meisten sofort nach der Entlassung aus der Anstalt dadurch selbstständig erhalten können. Die Knaben kommen nach der Entlassung zu irgend einem Meister — viele werden Tischler — der von der Regierung für diese Mühe 50 Thaler Lehrgeld erhält. Uebrigens haben, wie mir mein gefälliger Führer sagte, die Taubstummen schon als Gesellen das Recht, auf eigene Rechnung zu arbeiten.

Die meisten Taubstummen bleiben natürlich unverheiratet; doch ehelichen sie sich oft sogar unter einander, ohne daß aus solchen Ehen, wie man fast befürchten könnte, taube Kinder hervorgehen. In Leipzig leben mehrere solche Ehepaare recht glücklich, und die Kinder sind kerngesund; freilich ist die Kindererziehung mit großen Schwierigkeiten verbunden. So wurde mir erzählt, daß eine taubstumme Mutter, um zu erfahren, ob ihr Kind in der Nacht schlafe oder schrie — hören kann sie's ja nicht — leise das Gesicht des Kindes betastete und so das Gehör gewissermaßen in den Fingerspitzen habe. Frühzeitig führt auch der Instinct die Kinder solcher Eltern zum Gebrauch der Pantomime.

Wir waren wieder im Wohnzimmer der Knaben angelangt. Einige größere Knaben schrieben, wie ich bei näherer Besichtigung fand, an selbstgearbeiteten Aufsätzen. Ich las sie durch — die Oberclasse einer mittleren Bürgerschule hätte sich solcher schriftlichen Ausarbeitungen nicht zu schämen brauchen.

„Aber wie ist es möglich, daß diese Gehörlosen zu solcher Sprachfertigkeit kommen können?“

„Diese Frage,“ erwiderte mein Begleiter, „würde sich leichter beantworten lassen, wenn Sie uns gefälligst während der Schulzeit besuchen wollten.“

Am andern Morgen, mit dem Beginn der Schule war ich wieder im Institute. Eigentlich ist, wie ich später erfuhr, die Anstalt nur Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr dem Fremdenbesuche zugänglich; indeß dem, der sich tiefer mit ihrer Aufgabe beschäftigen will, öffnet sie ihre Thore gern zu jeder beliebigen Zeit. Die Zahl der taubstummen Schüler beträgt gegen hundert, welche in zehn Classen unterrichtet werden, so daß also auf einen Lehrer durchschnittlich zehn Schüler kommen, und damit hat er vollkommen zu arbeiten. Befremdend war es mir, daß sich fast immer zwei Classen in einer Stube befanden — wie mir erzählt wurde, unterrichten in manchen andern Instituten, und früher ist es hier auch so gewesen, sämmtliche Lehrer zu gleicher Zeit in einem großen Saale, ohne daß dadurch Lehrer und Schüler gestört werden. Jede Classe verfolgt ihr Ziel für sich. Sieht der Lehrer einmal die Augen seiner Zöglinge auf sich gerichtet, so ist er auch ihrer Aufmerksamkeit gewiß; denn alles Geräusch, alle andern Störungen gleiten spurlos an ihrem Ohr vorbei. Um unachtsame Schüler aufmerksam zu machen, pochen die Lehrer auf den Tisch, nicht etwa damit es der Schüler hört, er fühlt die Erschütterung und wendet schnell sein Auge dem Lehrer zu. Im eigentlichsten Sinne des Worts sah ich hier anschaulich unterrichten und glaube, daß die Elementarschule gar Manches in dieser Beziehung von der Taubstummenschule lernen könnte.

In den unteren Classen ist die Pantomime — Gebehrdensprache — das Verständigungsmittel zwischen Lehrer und Schüler. Schon im Elternhause braucht der kleine Taubstumme für die Dinge seiner Umgebung bestimmte Zeichen. Die Pantomime ist seine Muttersprache. Kommt er nun in das Institut, so eignet er sich schnell die dort gebräuchlichen, den seinen ähnlichen Zeichen an. Er hat gewissermaßen nur eine Dialektverschiedenheit zu überwinden. Man könnte die Pantomime recht eigentlich die Weltsprache nennen, durch die sich Jeder Jedem verständlich machen kann. Kommt ein Wanderbursch in ein fremdes Land, zuerst hilft er sich durch Zeichen. Und welches andere Mittel haben Seefahrer, wenn sie zu unbekannten Nationen kommen?

Jetzt zurück zu unsern Taubstummen. Mit Hülfe dieser Pantomimen dringt der Lehrer, welcher sie natürlich so gut wie seine Schüler verstehen muß, in das Seelenleben der Kleinen ein. Der Zögling sieht aber, daß seine ältern Schicksalsgenossen neben der Pantomime auch sprechen und schreiben können; er versucht es auch, und nun beginnt der Unterricht im Sprechen, die Bildung der Articulation. Das ist freilich eine höchst schwierige Aufgabe. Jeder Laut erfordert eine besondere Mundstellung. Der Lehrer zeigt nun dem Kleinen mit Hülfe des Spiegels genau die Sprachwerkzeuge, bewegt sie und fordert den Schüler auf, diese bis jetzt nur zum Essen gebrauchten Theile in gleicher Weise zu bewegen, damit er einige Herrschaft über sie bekomme.

Jetzt stellt der Lehrer den kleinen Taubstummen vor sich, giebt ihm die Mundstellung zum a, legt die eine Hand des Kindes auf seine Brust, die andere an seinen Kehlkopf und spricht nun mit voller, starker Stimme a. Der Schüler fühlt die Bewegung der Brust, das Zittern des Kehlkopfes, das Ausströmen des Luftstromes; er versucht's nachzuahmen, und endlich gelingt es ihm, ein mehr oder weniger reines a herauszubringen.

So ist der erste große Schritt zum Sprechen gethan. O, u sind leichter für den Schüler. Die Zungenlage ist wie beim a, nur die Mundöffnung wird kleiner. Schwieriger sind e, i. Die Consonanten kommen an die Reihe; welche Schwierigkeiten sind da noch zu überwinden! Bei jüngern Taubstummen gelingt es in der Regel eine reinere Articulation zu bilden als bei schon älteren; da sind die Sprachwerkzeuge gewissermaßen noch nicht eingerostet, sie sind biegsamer, als bei jenen. Auch darf der Lehrer seine Schüler mit diesen Uebungen nicht zu sehr anstrengen, weil sonst leicht die Lunge, die bei allen Taubstummen mehr oder weniger abnorm ist, zu sehr angegriffen werden könnte. Hand in Hand mit der Bildung der Articulation gehen das Lesen- und Schreibenlernen.

Trotz aller Mühe, die es bisher gekostet, erkennt aber die Anstalt in der Articulation, in den Anfängen des Lesens und Schreibens nichts weiter als das Mechanische in der Grundlegung der Sprache. Allmählich gelangt der Schüler zu einfachen Worten — Rad, Schaf — als Zeichen ihm bewußter Gegenstände. Es ist nun ein Mittel genommen, sein Gedächtniß anzubauen. Er wird geübt, für jeden in der Wirklichkeit, im Bilde oder in der Pantomime gezeigten Gegenstand das Wort zu geben. Was er scharf und richtig articulirt hat, das schreibt er dann auch richtig, und daher kommt es, daß die Orthographie der Taubstummen fast immer ganz fehlerfrei ist.

Jetzt werden dem Schüler die einfachsten Eigenschaften gegeben, und er spricht schon im kleinen Satze — das Rad ist rund. Weiter lernt er das Verhältniß der Dinge zu einander in Worten ausdrücken — der Baum ist in dem Garten. Er lernt die gewöhnlichsten Bindewörter — und, oder ꝛc. anwenden. Die gebräuchlichsten Zeitwörter werden ihm gegeben, und so wächst seine Sprache gleich einem Baume größer und immer größer. Conversation und Grammatik werden auf das Zweckmäßigste verbunden, um die Schüler in die deutsche, die schwierigste aller Sprachen, einzuführen.

Und die Erfolge sind staunenerregend. Nicht genug, daß ich mich mit den Schülern der obern Classen mündlich über die verschiedensten Gegenstände unterhalten habe, ich ließ sie auch kleine Aufsätze fertigen, deren Ausführung mich in Verwunderung setzte.

Man irrt ungeheuer, wenn man meint, die Taubstummen lernen nur mechanisch lesen und schreiben. Das ist das Wenigste; ich habe in manchen Volksschulen solche correcte Aufsätze nicht gefunden. — Wesentlich ist der Taubstummenunterricht Sprachunter-

richt, dabei werden aber die Realien, das Rechnen und Zeichnen keineswegs vergessen. Auf letzteres wird namentlich Gewicht gelegt. In den obern Classen tritt auch als Gipfelpunkt der Religionsunterricht hinzu. Die Pantomime, die in der Unterclasse vorwiegend war, in den Mittelclassen mit dem gesprochenen Worte gleichbedeutend dasteht, tritt in der Oberclasse nur als Begleiterin des Worts, als Seite auf. So wird auch der Religionsunterricht „sprechend mit pantomimischem Ausdruck" gegeben. „In der Schrift allein ist und läßt er, bei aller Erklärung, kalt, wie die Januarsonne. In der Pantomime allein, die der Lehrer ohnedies nie mit dem geschriebenen Wort in gleichem Moment geben kann, läuft der Unterricht Gefahr, das Erhabene und Geistige in das Gemeine und Sinnliche herabzuziehen."

Das Leipziger Institut hat einige seiner befähigtsten Schüler zu Lehrern heranzubilden, in denen die Taubstummenbildung gewissermaßen ihren Culminationspunkt erreicht hat, und diese Männer wirken mit reichem Erfolge unter ihren Schicksalsgenossen.

Es war 12 Uhr. Die Schule wurde geschlossen, und mit Hochachtung schied ich von einer Anstalt, die ihre Aufgabe in so tüchtiger Weise löst.

Ein deutscher Colonist in Algerien.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Officiers der Fremden-Legion in Algier.

Wir kehrten im Herbst 1853 aus den ungesunden Ebenen von Lhabra zurück, wo wir mehrere Monate hindurch campirt hatten, beschäftigt mit dem Neubau einer Chaussée von Oran nach Maskara. Während unseres Aufenthaltes in dieser sumpfigen, übel berüchtigten Gegend hatten Wechselfieber und Diarrhöe schon eine beträchtliche Anzahl der Leute theils in die Militärhospitäler von Oran und Maskara, theils in das Aushülfshospital zu Saint-Denis du Sig expedirt; und obgleich zweimal während der Dauer der Straßenbauten Nachsendungen von Truppen aus Sidi-bel-Abbès, unserm Standquartier, stattgefunden hatten, schlugen wir am Abend des 23. October obigen Jahres doch nur in der Stärke von etwa 800 Mann unser kleines Zeltlager vor dem Dorfe Tlelat auf, das wir zu Anfang Juni mit 1400 Mann passirt hatten.

Mir ging es, obgleich ich beritten war, wie den armen Teufeln, welche die ungeheure Etappe von 48 Kilometern (12 guten Stunden) zu Fuße und schwer bepackt hatten machen müssen: ich war ermattet zum Umfallen. Obgleich wir in den letzten Tagen des October waren, hatte doch die afrikanische Sonne den ganzen Tag mit wirklich außergewöhnlicher Gluth ihre versengenden Strahlen herabgesandt, nur — was das Schlimmste war — nicht einen Tropfen genießbaren Wassers hatte der ganze nicht enden wollende Weg geboten. Zum Ersatz dafür trocknete ein feiner, überall eindringender Sandstaub die nach Erfrischung lechzenden Kehlen vollends aus, und gleich als hätte die von der Sonne auf uns herabströmende Gluth nicht genügt, unsere Situation mehr und mehr beschwerlich zu machen, selbst von unten herauf wurden wir von der Hitze attaquirt, da der Boden unter unsern Füßen, durch die Sonnenstrahlen ausgetrocknet, dieselben zurückwarf.

Genug, als endlich „Halt" für diesen Tag zum letzten Male commandirt war, ließ ich mich mehr von meinem Granschimmel heruntergleiten, als ich sprang, warf ihm die Zügel auf den Nacken und begann vor Allem damit, meinen erschöpften und ermüdeten Gliedern durch ein längeres Strecken und Recken einige Geschmeidigkeit wiederzugeben. Während dieser wohlthuenden gymnastischen Uebung hatte sich mein Schiras (dies war der Name meines Pferdes) vergebens bemüht, auf dem unfruchtbaren Boden etwas für seinen Appetit zu finden. Schon zweimal hatte ich nach meinem Burschen, einem braven Deutschen, gerufen; doch wer nicht kam, war mein Fritz Becker.

„Wo zum Henker steckt mein Fritz?" fragte ich einen Trainsoldaten, der mit zwei großen Pferdeeimern voll frischen Quellwassers bei mir vorüberging; bei welcher Gelegenheit ich noch meinen Schiras von dem verlockenden Labetrunk zurückhalten alle Mühe hatte.

„Ihr Fritz, Herr Lieutenant," antwortete mir der Trainsoldat, „hat heute gute Zeit; hier in Tlelat giebt es viele deutsche Colonisten, und er kennt einige Familien. Hat mir schon auf dem Marsche davon gesprochen und gesagt: „Sobald wir in Tlelat angekommen sein werden, werde ich meinem Herrn ein paar Flaschen deutsches gutes Bier, einen Laib deutsches Brod und deutschen Käse, und meinen Pferden einige Metzen Hafer holen; weiß schon wo ich das Alles kriege."

Ich war, ich gestehe es, schon im Begriff gewesen, meinem Fritz über sein unerklärliches Verschwinden, gerade in dem Augenblick, wo ich seiner am nöthigsten benöthe, zu zürnen; die durch die Mittheilung des Trainsoldaten mir gewordene Aussicht auf langentbehrte Genüsse stimmte mich indessen um so mehr zu Gunsten meines Deserteurs, als mir sein Vorhaben ein neuer Beweis seiner treuen und schon in so manchen kritischen Fällen bewährten Anhänglichkeit an mich war. Ich begann daher nunmehr meinen Granschimmel seines Sattel- und Zaumzeugs zu entledigen. Einige Leute meiner Compagnie, vermuthlich von Fritz dazu beauftragt, waren bereits mit Aufschlagen meines Zeltes beschäftigt, und nicht lange dauerte es, so lag ich ausgestreckt auf meinem portativen Feldbette, das, gleichwie das Zelt, auf Mauthiersrücken den Weg gemacht hatte.

Eine halbe Stunde mochte ich, behaglich mich streckend und eine Pfeife rauchend, der Ruhe gepflegt haben, als mein Bursche, beladen wie ein Mauthier, in mein Zelt trat und mich folgendermaßen apostrophirte: „Seien Sie nicht böse, Herr Lieutenant, daß ich so lange ausgeblieben; doch ich wollte früher als die übrigen Deutschen im Dorfe sein, um für Sie alles das haben zu können, was ich mir ausgedacht und was Ihnen auch gewiß lieb sein wird." Und dabei legte er, eines nach dem andern, ein mächtiges Roggenbrod, einen Topf mit sauern Gurken, mehrere sehr einladende, ganz auf deutsche Art fabricirte Käse und sechs Flaschen deutschen Oberländsafes auf den Feldtisch. „Und nun, Herr Lieutenant," fuhr Fritz fort, „werde ich schnell die Pferde besorgen, denen ich auch etwas mitgebracht habe, das sie seit Jahr und Tag nicht gesehen: prächtigen Hafer! — Sobald unsere Compagnie kochendes Wasser hat, mache ich dann auch gleich Ihren Kaffee. Sie sollen schon mit mir zufrieden sein und an die Heimath denken, wenn ich Ihnen das Abendessen vorsetze; wenn's auch einfach ist, aber es ist doch ein deutsches!"

„Gut, Patriot!" sagte ich, „hast Recht. Aber erkläre mir doch, wie kommt es, daß Du so bekannt hier bist und in so kurzer Zeit alle diese herrlichen Sachen, mit denen Du beladen warst, bekommen hast?"

„Das ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen schon ein andermal erzähle und in der's nicht viel Lustiges giebt. Doch die Familie, von der ich so reichlich beschenkt bin und der ich viel Gutes von Ihnen erzählt habe, ist begierig Sie zu sehen und läßt Sie bitten, morgen Mittag eine deutsche Suppe bei ihr zu essen. Und da wir morgen so wie so Ruhetag hier haben, so dachte ich: Der Lieutenant wird's wohl nicht ausschlagen, und habe die Einladung in Ihrem Namen angenommen. Sie werden's nicht bereuen; es sind gute, kernbrave Leute, die auch in den sechssechn Jahren ihres Aufenthaltes in diesem Lande schon manchen Fünffrankenthaler (Duro in Algerien genannt) gespart haben. Also, nicht wahr, Herr Lieutenant, wenn ich zur Nacht noch einmal hinübergehe in's Dorf, da kann ich dem Christian Wöhler und seiner Frau sagen, daß mein Herr morgen Mittag ihr Gast sein wird?"

„Von Herzen gern, Fritz! — Und dank' ihnen auch meinerseits schon heute für das heimathliche Abendessen; grüß' sie freundlich von mir, die guten Leute."

Während dieser Unterredung hatte mein Bursche dem Inneren meines Zeltes (welches zugleich das seinige war), so weit dies im Lager- und Marschleben thunlich, die möglichste Bequemlichkeit gegeben, Alles an seinen Ort gebracht, meine und seine Waffen an der Zeltstange in der Mitte aufgehängt, und ging nun, nachdem ich mich bereit erklärt, dem morgigen Schmause beizuwohnen, hinaus, um nach den Pferden zu sehen und den unsäglichen Kaffee für mich zu besorgen. Bald brachte er mir denn auch den dampfenden Mokka. Durch den Genuß desselben neu gestärkt und nachdem ich mein Marschcostüm gegen ein anderes vertauscht hatte, machte

ich mich auf den Weg, um die Umgebungen des Lagers ein wenig in Augenschein zu nehmen und mir vor dem Abendessen in Begleitung einiger Cameraden noch etwas Bewegung zu machen.

Es war gegen 4 Uhr Nachmittags (in der vorhergehenden Nacht um 12 Uhr waren wir von Saint-Denis aufgebrochen); die Sonnenstrahlen verursachten jetzt eine weniger unangenehme Wärme, die Atmosphäre war abgekühlter und reiner. Unser Lager befand sich auf der südlichen, gänzlich unkultivirten Seite des Colonistendorfes, dessen Bevölkerung zu zwei Drittheilen aus Deutschen, der Rest aus Spaniern und Franzosen besteht. Tlelat liegt auf halbem Wege zwischen Oran und Sidi-bel-Abbès und auch zwischen Oran und Maskara. Die von Oran kommende Straße theilt sich am südlichen Ausgange des Ortes, um rechts, in südwestlicher Richtung, nach Sidi-bel-Abbès und links, in beinahe östlicher Richtung, nach Makara zu führen. Diese verschiedenen, sehr gut construirten und erhaltenen Straßen durchschneiden rings um Tlelat herum eine weite Ebene, die nur erst im fernen Südwesten durch mehr und mehr ansteigende Bergrücken begrenzt ist. Diese Hochebene, denn eine solche ist sie, da sie nur erst in unmittelbarer Nähe der Meeresküste einen plötzlichen, schroffen Abfall von circa 500 Fuß gegen dieselbe hat, ist, so weit das Auge reicht, mit üppigem Weizenfeldern bedeckt, und nur hin und wieder, wie z. B. da, wo die Straße sich am südlichen Ausgange von Tlelat theilt, findet man in geringer Ausdehnung sumpfige Strecken. Die fruchtbarkeit oder, besser gesagt, der heutige Kulturzustand dieser Ebene ist das Werk deutscher Colonisten, welche vorzugsweise aus dem Elsaß, aus Baden und Thüringen ausgewandert sind und — nachdem sie lange Jahre unter Gefahren, Entbehrungen und der mühseligsten Arbeit hier gelebt — nun endlich anfangen den Segen ihres Fleißes und ihrer nicht ermüdenden Thätigkeit zu ernten. Einer der hervorragendsten dieser Colonisten ist Christian Wöhler, und ich will in Folgendem wiedergeben, was er mir über sein Leben in Afrika mitgetheilt, nachdem ich den Leser zuvor bei ihm eingeführt habe.

Nachdem am nächsten Tage meine dienstlichen Obliegenheiten beendet, machte ich mich unter Leitung meines Fritz auf den Weg, um den versprochenen Besuch abzustatten. Beim Eintritt in das Dorf, welches nur aus zwei langen Reihen von Gebäuden auf beiden Seiten der Heerstraße besteht, fiel mir unter andern ein durch seine Größe und Ausdehnung alle übrigen überragendes Haus auf, welches, ziemlich in der Mitte der Colonie belegen, noch besonders durch sein gefälliges Aeußere einnahm. Dasselbe hatte, wie alle Baulichkeiten in diesem Lande, nur eine Etage über dem Parterre, war jedoch in größeren Höhen-, Tiefen- und Längen-Dimensionen, als die es umgebenden Häuser gebaut und von weitläufigen Wirthschaftsgebäuden umgeben. Die Hauptfacade des Wohnhauses, welches der Heerstraße zugekehrt und von dieser durch einen ziemlich breiten Graben und ein hohes, vor demselben gezogenes Eisengitter getrennt war, zeigte eine Front von 10 Fenstern in der obern Etage und 8 im Erdgeschoß; sämmtliche Fenster waren mit grünen Jalousien verschlossen, um die brennenden Sonnenstrahlen vom Innern zurückzuhalten.

„Das ist Christian Wöhler's Wohnung," sagte Fritz. „Vor drei Jahren hat er sich dieses schöne Haus gebaut."

Ich wollte schon auf die große Eingangsthür zugehen, als mein Führer mir mittheilte, daß der gegenwärtige Zutritt zum Innern von der hintern Seite aus stattfinde. Wir umgingen demnach das Haus und befanden uns bald einem weitgeöffneten Thore gegenüber, welcher, zwischen zwei Stallgebäuden angebracht, in einen sehr großen und geräumigen Wirthschaftshof führte. In diesem sprangen mehrere zahme Schafe und Gazellen lustig zwischen Federvieh aller Art umher, ein Strauß durchmaß mit gravitätischem Schritt den weiten Hof, und zwei Prachtexemplare echter Neufundländer hatten sich behaglich im Schatten eines großen Nußbaumes ausgestreckt, der den Mittelpunkt des Hofes bildete. Verschiedene geöffnete Stallthüren ließen den reichen Viehstand des Besitzers sehen, und die zahlreichen Wagen und landwirthschaftlichen Geräthe auf die Ausdehnung seines Eigenthums schließen. Wir schritten der hinteren Eingangsthür des Wohnhauses zu und wurden an derselben vom Familienvater, der unsern Eintritt in den Hof wahrgenommen, empfangen und herzlich begrüßt.

Christian Wöhler war ein Mann von etwa 52 Jahren, eine athletische Gestalt. Sein lebhaftes blaues Auge, das durch die afrikanische Sonne gebräunte, von einem vollen, dunkelblonden Barte eingefaßte Gesicht, in dem herzliche Gutmüthigkeit mit männlicher Festigkeit sich aussprach, sowie der kräftige deutsche Händedruck und das aufrichtige „Willkommen", das er uns zurief, nahmen mich sofort für den Colonisten ein. Er führte mich in das große, zu ebener Erde belegene Wohnzimmer, in welchem der Mittagstisch bereits gedeckt stand.

„Wir haben," sagte unser Wirth, „noch ein Stündchen Zeit bis zum Essen, und da, denke ich, vertreiben wir uns die Zeit mit einer Pfeife Tabak und einem Glase Rheinwein. Habe Beides direct aus Deutschland bekommen und zwar ganz kürzlich erst, durch einen Bremer Schiffscapitain, der in Oran vor Anker lag und mir unter andern meine kleine Nichte aus Braunschweig mitgebracht hat. Sie werden sie sehen, ein munteres Ding, wild und toll wie ein Junge. Wird nicht ermangeln, Ihnen Neuigkeiten aus der Heimath mitzutheilen. Doch nun lassen Sie uns ein Glas auf's Wohl des lieben Vaterlandes trinken, Herr Lieutenant; um so besser wird dann nachher das deutsche Mittagsbrot schmecken, bei dessen Zubereitung meine Frau schon seit frühem Morgen thätig ist. Ja, die deutsche Hausfrau läßt sich's nicht nehmen, selbst in der Wüste muß Alles in hergebrachter Ordnung gehen. Na, sie versteht das Küchendepartement, und wenn man, so wie die Herren Officiere hier in Afrika, oft Monate im Lager mit der Compagnieküche vorlieb nehmen muß, da wird sie wohl heute Lorbeern ernten."

Unter diesen Mittheilungen hatte Herr Wöhler eine Grünigesellschaft entführt und drei Gläser gefüllt. Wir stießen an, tranken den goldenen Rheinwein auf das Wohl der Muttererde und nahmen dann die langen Pfeifen zur Hand, um den aus Deutschland gekommenen Knaster zu probiren. Inzwischen hatte sich die Gesellschaft vergrößert: zwei Söhne des Hauses und ein junges Mädchen von 17 Jahren erschienen nach einander und wurden durch den Alten mit mir bekannt gemacht. Fritz, mein Bursche, schien Freund von altem Datum mit dem älteren der beiden jungen Leute zu sein, und ich ersuhr denn auch, daß die Familie Wöhler und mein Fritz aus einem Orte, einem großen Dorfe an der preußisch-hannöverischen Grenze, seien. Das junge Mädchen war die jüngste Tochter des Hauses, zwei ältere hatten sich bereits in der neuen Heimath vortheilhaft verheirathet. Endlich ließ sich auch von außen die Stimme der Hausfrau vernehmen, rufend, Befehle ertheilend; und endlich hielt sie ihren feierlichen Einzug in's gemeinschaftliche Wohnzimmer, eine mächtige Suppenterrine tragend. Nachdem sie diese vor ihrem Platze auf der gedeckten Tafel niedergesetzt, trat sie zu mir, bot mir die Hand und hieß den „Landsmann" in mir herzlich willkommen. Ihre Erscheinung war die einer echten deutschen Hausfrau aus dem wohlhabenden Bauernstande, ihr Alter ungefähr 45 Jahr. Ihr auf dem Fuße folgte die oben erwähnte, kürzlich angekommene Nichte, welche singend und springend die Begrüßungsceremonien abmachte, kaum 14 Sommer zählte und muthwillig und neckisch die langen blonden Locken um das frische, blühende Gesichchen herumwarf.

Auf eine Aufforderung der Hausfrau setzte sich die Gesellschaft zu Tische, vermehrt noch durch drei Mägde und zwei Knechte, sämmtlich Deutsche. Obgleich alle Gerichte nur der Kategorie der sogenannten Hausmannskost angehörten, hätte ich sie doch nicht für ein Diner bei Berry und Besour gegeben, so schwelgte ich bei ihnen kräftig zubereiteten und schmackhaften Speisen in den Erinnerungen an die Heimath. Unter Tische kannte denn auch Elise, so hieß die Nichte, Nachrichten der Heimath aus und erheiterte zu verschiedenen Malen die Tafelrunde durch ihren Muthwill und die Art und Weise, wie sie ihre Reise von Bremen bis Oran beschrieb. Endlich erhoben wir uns von Tische und gingen — da die Sonne nicht mehr zu heiß brannte — in den hinter den Wirthschaftsgebäuden belegenen Garten, um hier den Kaffee zu nehmen. Ich hatte bisher noch nicht gewagt, unsern freundlichen Wirth zum Erzählen seiner hier erlebten Abenteuer zu bewegen; jetzt jedoch benutzte ich die Gelegenheit, ihn auf das Thema zu bringen, indem er von den Schwierigkeiten sprach, welche ihm die Anlage seines Gartens bereitet habe.

„Sind Sie schon lange Zeit in Algerien?" fragte ich.

„Seit 1837," entgegnete er; „bald sind es 16 Jahre. Ich vermisse recht sehr die theure Heimath, und doch ..... Kommen Sie, Herr Lieutenant, wir wollen uns hier im Schatten auf die Bank setzen, und bis man uns den Kaffee bringt, werde ich Ihnen ein wenig aus den ersten Jahren meines Colonisirtlebens erzählen."

Wir setzten uns unter einem breitästigen Baume nieder, den

die im nördlichen Afrika lebenden spanischen Colonisten „Bellombra“ (schöner Schatten) nennen, und unter dessen Zweigen hölzerne Bänke mit Rücklehnen standen, während am Stamme des Baumes selbst ringsherum Klapptische befestigt waren. Die Pfeifen wurden auf's Neue gestopft, und Herr Wöhler begann folgendermaßen seine Erzählung:

„Es ist zwar eigentlich eine traurige Erinnerung für mich, die Zeiten und Begebenheiten wieder durch die Erzählung aufzufrischen, welche meiner Uebersiedelung nach Afrika unmittelbar vorangingen, doch kann ich nicht umhin es zu thun, da deren Mittheilung zum Verständniß nothwendig ist. Ich besaß in S....., einem großen und reichen Dorfe nahe der preußisch-hannöverischen Grenze ein schönes und sehr einträgliches Bauerngut, welches in meiner Familie seit Jahrhunderten von Vater auf den Sohn fortgeerbt war. Theils Familien-Differenzen, theils das für mich ungeachtet meines guten Rechtes ungünstige Resultat eines Processes, der zehn lange Jahre gedauert und ein beträchtliches Theil meiner Ersparnisse aufgezehrt hatte, trugen mehr und mehr dazu bei, mir den Aufenthalt in der Heimath zu verleiden. Ich entschloß mich rasch, den lockenden Versprechungen der französischen Regierung zu folgen, verkaufte mein ganzes Eigenthum und zog mit meiner Frau, zwei Söhnen und drei Töchtern nach Marseille aus, um mich dort nach Algier einzuschiffen. In Marseille brachte ich meine Colonisations-Angelegenheiten in Ordnung und trat von dem Augenblicke an, wo ich die betreffenden Papiere in den Händen hatte, in Verpflegung der französischen Regierung, das heißt so viel als: Ueberfahrt nach Afrika, Beköstigung während derselben, Ein- und Ausschiffung meiner gesammten Effecten bis zu meinem Bestimmungsorte geschah auf Kosten des französischen Kriegsministeriums, in dessen Händen damals wie jetzt (1853) die gesammten Afrika betreffenden Angelegenheiten ruheten.

Bevor ich mich mit den Meinigen an Bord des Schiffes begab, das uns nach der neuen Heimath bringen sollte, versah ich mich in Marseille noch mit Waffen und Munition reichlich und kaufte alle diejenigen Gegenstände ein, welche wir für den Anfang meines Colonistenlebens, über dessen Schattenseiten ich mir keinerwegs Illusionen machte, unentbehrlich erschienen. So ausgerüstet betraten wir am 20. August 1837 das Schiff, auf dem wir denn endlich am nächsten Tage den Hafen von Marseille verließen und dem Süden zusteuerten. Unsere Ueberfahrt, die neun Tage dauerte (heute macht man sie in kaum 3 Tagen), und mit deren Beschreibung ich Sie nicht aufhalten will, lief ziemlich gut ab und am 30. August Abends 5 Uhr traten wir in Algier an's Land und wurden mit Sack und Pack in ein cafernenartiges Gebäude untergebracht, welches man die „Karawanserai des Dey“ nannte und das auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt sich befand. Meine ersten bittern Erfahrungen machte ich hier. Das Land, welches mir die Regierung (allerdings zu einem sehr mäßigen Preise) verkauft, doch nicht, wie die Berichte in den Zeitungen angekündigt, unentgeltlich überwiesen hatte, war 2 Stunden südöstlich von Algier belegen. Dasselbe war durch ein starkes Fort, „La Maison Carrée“ (das Häuservierdrat) genannt, gedeckt, in welchem eine ansehnliche Besatzung sich befand. Um jedoch dahin zu gelangen, mußten wir die Prolongen * abwarten, indem es damals um Algier herum noch nicht so sicher wie jetzt und die große Kabylie nicht allzu entfernt von meinen Ländereien war. So kam es, daß ich mit meiner Familie 5 Tage in der „Karawanserai des Dey“ zubringen mußte. Außer uns mochten hier wohl noch zehn oder zwölf andere Familien oder Gesellschaften von Reisenden aller Art und Nationen den Abgang der Prolongen erwarten, und es war in Folge dessen der eben nicht kleine innere Raum des nur ein Erdgeschoß haltenden Gebäudes vollständig besetzt. Dasselbe bildete ein regelmäßiges Viereck, dessen vier zusammenhängende Flügel einen mäßig großen Hofraum umschlossen, in welchem Hunde, Last- und Zugthiere, Rindvieh, Schafe, Ziegen u. dergl. ebenfalls auf die Abreise ihrer respectiven Eigenthümer warteten.

Endlich am 4. September Abends wurde uns eröffnet, daß wir uns bereit halten sollten, um 3 Uhr in der Nacht uns den vorbeipassirenden Prolongen anzuschließen. Ich hatte gerade am Tage zuvor mich auf dem Markte mit dem für meine erste Niederlassung nöthigen Last- und Zugvieh versehen, einige Vorräthe an Lebensmitteln, Mehl, Wein u. s. w. eingekauft und zwei mir sehr empfohlene Leute in meinen Dienst genommen, welche, kurz zuvor erst mit sehr guten Attesten entlassen, für mich den Vortheil hatten, das Land und seine Bewohner genau zu kennen; der Eine war ein Deutscher, der Andere ein Belgier, und Beiden war außerdem die französische Sprache vollkommen geläufig. — Um 2 Uhr früh, in der Nacht zum 5. September 1837, standen wir vollständig ausgerüstet und bewaffnet im innern Hofraum neben unsern Thieren und erwarteten das Eintreffen unserer Escorte. Meine bewegliche Habe befand sich auf den Rücken von acht Maulthieren, vier andere trugen mich und meine drei Diener, während meine Frau mit den Kindern auf einem der vier von mir angekauften, zur Landwirthschaft bestimmten, zweiräderigen Karren Platz genommen hatte. Meine Vorräthe an Lebensmitteln, Saat- und Mahlkorn u. s. w. befanden sich auf den übrigen drei von je zwei starken Ochsen gezogenen Karren. Kurz vor 3 Uhr kündigte uns Hufschlag, Waffengerassel und das Knarren der Fuhrwerke die Ankunft der Prolongen an, welche, von einer starken Escorte umgeben, sich uns näherten. Wir schlossen uns denselben an, sowie auch die übrigen Bewohner der Karawanserai, welche nach derselben Richtung abreisen wollten.

Ohne irgend einen Unfall waren wir gegen 10 Uhr Vormittags am Orte unserer Bestimmung angelangt. Ein Vermessungsbeamter der Regierung überwies mir die von mir angekauften Ländereien. Dieselben bestanden in größtentheils unculturirtem Boden, der zum Theil mit niedrigem Buschwerk oder Zwergpalmen, zum Theil mit hohem, wohlriechendem Grase, hier Alfa genannt, bewachsen war. Ein aus dem Innern kommendes kleines Flüßchen durchschnitt dieselben der Länge nach, und die Heerstraße lief an deren südlicher Breitenausdehnung hin. Gegen Norden zog sich meine Besitzung bis an das Meer. Obgleich ich sah, daß nur durch ungeheure Anstrengungen die Urbarmachung dieses Bodens zu erlangen sein würde, war ich dennoch mit demselben nicht unzufrieden, indem einestheils die Nähe der Stadt Algier mir schnellen, leichten und vortheilhaften Absatz meiner Producte sicherte und anderntheils ich sowohl durch eigene Wahrnehmung, als durch die Versicherung meiner beiden neuen, des Landes kundigen Diener die Gewißheit erlangt hatte, daß der Boden ein sehr fetter und culturfähiger sei.

Ich überspringe einen Zeitraum von drei und einem halben Jahre und sage Ihnen aus dieser Zeit nur so viel, daß ich nach unermüdlicher Arbeit und Ausdauer endlich so weit gelangt war, mein Land vollkommen cultivirt und ertragsfähig gemacht zu haben. Schon mancher Liebhaber hatte sich gefunden, dem die schöne, so nahe der Hauptstadt liegende Besitzung gefiel, und mehr denn einmal hätte ich sie mit bedeutendem Vortheil verkaufen können. Bis jetzt jedoch, — es war im Frühjahr 1841, — hatte ich trotz der großen Unannehmlichkeiten, welche mit den errungenen Vortheilen Hand in Hand gingen, mich noch nicht zu einer Veräußerung entschließen können. Die Zelte waren durch ein ziemlich geräumiges, aus Fachwerk erbautes Wohnhaus ersetzt, und mein schon recht ansehnlicher Viehstand unter langen Schuppen gegen die Unbilden der Witterung geschützt. Eine massive, hohe, von einem tiefen, mit dem Flüßchen in Verbindung gesetzten Graben umgebene Mauer umschloß meine Niederlassung, in der sich außer mir, meiner Familie und meinen Dienern noch 10 Mann Besatzung befanden. Die Militair-Behörden gaben damals den Colonisten diese Hülfe aus doppelten Gründen: einmal um sie gegen die unaufgesetzten Angriffe der Araber und Kabylen möglichst zu schützen, und dann um die Truppen zu beschäftigen und ihnen Gelegenheit zum Verdienst zu geben, da die Soldaten gegen eine mäßige Bezahlung dem Colonisten in allen seinen Arbeiten an die Hand gingen. Seit längerer Zeit war meine Niederlassung in keiner Weise durch Angriffe der Eingeborenen beunruhigt worden; Alles ging seinen ruhigen, geregelten Gang, und es war selbst die Rede davon gewesen, die unter so bewandten Umständen entbehrliche Schutzmannschaft in ihre Garnison zurückzuziehen.

Am Abend des 7. April 1841 hatte ich von Algier aus die Nachricht erhalten, daß acht Tage später das bei mir stationirte Commando eingezogen werden würde. Ich hatte beim Eintritt der Dunkelheit wie gewöhnlich das große Einfahrtsthor, die einzige Oeffnung der Ringmauer, fest geschlossen, doch unterlassen, die Zugbrücke, welche es mit dem gegenüberliegenden Rande des Grabens verband, aufzuziehen. Diese Vorsichtsmaßregel hatte ich schon seit mehreren Monaten außer Augen gesetzt. Nach dem gemeinschaft-

* Siehe die Skizze: „Eine europäische Dame unter den Kabylen“ in Nr. 49 der Gartenlaube, Jahrg. 1860.

lichen Abendbrode hatte die gesammte Bevölkerung, vom Tagewerk ermüdet, sich zur Ruhe niedergelegt, und Alles war bald in tiefen Schlummer versunken.

Mitten in der Nacht weckte mich ein ungewöhnliches Geräusch; kaum war ich zur Besinnung gelangt und hatte mich vom Lager erhoben, als ich schnell hinter einander mehrere Flintenschüsse hörte, die in meiner nächsten Nähe abgefeuert wurden. Im Nu waren meine Diener und mein ältester Sohn ebenfalls auf den Beinen und hatten die stets scharf geladenen und zur Hand befindlichen Doppelbüchsen ergriffen. Als ich die Thür öffnete, sah ich bereits die Soldaten, welche in der Mitte des Hofraums unter zwei grossen Zelten campirten, halb angekleidet, die Gewehre in der Hand, theils aus denselben herausflürzend, theils schon im Kampfe mit dem Feinde, denn dieser hatte die Zugbrücke überschritten, das Einfahrtsthor überstiegen und wahrscheinlich gehofft, uns Alle im Schlaf zu überraschen. Etwa zehn Kabylen hatten schon im Innern festen Fuß gefaßt, und waren im wildesten Handgemenge mit den glücklicherweise noch zur rechten Zeit durch das Gebell unserer wachsamen Hunde ermunterten Soldaten. Vielleicht eine gleiche Anzahl sah ich theils auf dem Rücken der Mauer zunächst dem Thore, theils auf diesem selbst, von wo aus sie sich bemühten, uns mit ihren langen Flinten so viel als möglich zu schaden. Der Corporal, welcher die Soldaten commandirte, rief mir zu, ihm nicht zu Hülfe zu kommen, sondern mich nur gegen die Kabylen zu wenden, welche noch nicht bis in den Hofraum gedrungen waren. Ehe er noch seinen Zuruf zu Ende gebracht, lagen bereits zwei Eindringlinge, von den zwei Kugeln meiner Doppelbüchse erreicht, am Boden. Ebenso glücklich hatten meine drei Diener gezielt."

(Schluß folgt.)

Das Renchthal und die Klosterruine Allerheiligen im Schwarzwald.

Die Ruinen der Abtei Allerheiligen.
Nach der Natur aufgenommen von C. G. Winkler.

Wenn die feuchten Herbstnebel sich breit und träge hinlagern über die gelbrothen Rebgelände der Vorhügel des Schwarzwaldes, über die kahlen Stoppelfelder und bereiften Matten des Flachlandes, wogt droben über die wolkenlosen Kuppen der Berge, über dunkle Forst- und frischgrüne Bergmatten hin ein Meer wonnig warmen Sonnenscheins, einzelne Käfer und Schmetterlinge freuen sich der letzten Sommertage, Heerden von Rindern und Ziegen grasen an den würzigen Sommerhalden, und die Bewohner einsamer Höfe und weitumher zerstreuter Weiler sammeln ringsum den letzten Segen ihrer mühsam gepflegten Ernte.

Also fort auf den sittigen des Dampfes, an den langgestreckten, bunten Vorhügeln und Vorbergen, an den freundlichen Städtchen und Dörfern zu ihren Füßen, an der nahen, im heimeligen Thale verborgenen Bäderstadt an der Oos, der römischen Civitas aquensis Aurelia vorüber! Kaum gedenken wir flüchtig dahineilend der Zeiten, wo Hadrian und der fromme Antonin hier neben den trotzenden Castellen ihrer Zwingherrschaft die Heimstätte römischer Gesittung und südländischen Lebensgenusses gründeten, wo Trajan und Caracalla in ländlicher Zurückgezogenheit lebten, wo der Bewohner stolz des römischen Bürgerrechtes sich rühmte, bis der Sturm germanischer Stämme all die Römerherrlichkeiten zerstörte, und über den Trümmern das fränkische Banner, abermals fremder Herrschaft Zeichen, von den Mauern des königlichen Meierhofes flatterte. Jetzt ziehen die letzten Sommergäste, Einer nach dem Andern, von den heilbringenden Quellen und von den grünen Tischen des Herrn Benazet der fernen oder nahen Heimath zu.

Wir aber eilen weiter. Das Denkmal Erwin's von Steinbach, des deutschen Meisters, der Straßburgs Riesenbau zu den Wolken thürmte, grüßt uns von der Spitze des trauten Rebhügels, die steile Yburg schaut von ihrer schwindelnden Höhe auf uns nieder, die sonnigen Thäler, an deren Wänden der edle Mauerwein, der Steinwein, der Affenthaler reift, stiegen an uns vorbei, Alt- und Neuwindeck überragen die Thürme von Bühl und Achern, hinter welchem die Pflegeanstalt für geistig Kranke, Illenau, in paradiesisch schöner Umgebung hervorblickt. Dort oben schimmert hoch am Berge das weithinschauende Brigittenschloß, und in himmelanstrebender Ferne strecken die Hornisgründe, die mächtige Grenzmauer des Badener und Württemberger Landes, ihren kahlen, waldumkränzten Rücken weithin über die niedrigere Bergwelt zu ihren Füßen.

Noch eine kurze Fahrt, und die Locomotive läßt abermals ihren

gellenden Ruf vernehmen; zur Rechten dehnt sich eine fruchtbare Ebene, einst das inselreiche Bett des breit dahinfließenden Rheinstromes, auf dem des Römers Ruderflotte herrschte, in dessen Moorgebieten das Mittelalter seine Tiefburgen und Weiherhäuser baute, — und in nebeliger Ferne, vor dem blauen Hintergrunde der Vogesen ragt der Dom Erwin's, ein einsam stehender Riese, zum Himmel. Zur Linken öffnet sich das breite Renchthal. Wir sind in Appenweier, der Hauptzug eilt weiter dem badischen Oberlande zu, eine Seitenbahn fährt rechts ab nach Kehl und Straßburg. Wir verlassen hier den Schienenweg. Lachender Sonnenschein lagert sich über Feld und Wald, ein frischer Herbstwind bringt uns aus dem Thale den trauten Gruß der Berge. In einer Breite von einer Stunde öffnet sich vor uns das Thal; zur Linken, an der fernen Hügelkette, glänzt zwischen wechselnden Rebgeländen, Wäldern und Matten Giebel an Giebel; auf dem trümmerbedeckten Vorhügel stand ehemals, wie eine Vorwache des Thales, Schloß Ulmburg. Zur Rechten, über rebenbedeckte, fruchtbare Vorhügel und lichtgrünen Buchenwald herüber, grüßen die Zinnen von Staufenberg, und über demselben, im Hintergrunde erhebt sich die dunkle, waldbedeckte Kuppe des Stellenwaldes, auf dessen Höhe einst schon der Römer seine weithin herrschende Zwingburg errichtet und kleine Rittergeschlechter des Mittelalters, Staufenbergische Ganerben, gesessen hatten.

Als 1683 von dem kaiserlichen Hoflager in Ungarn aus der Türkensieger, Markgraf Ludwig von Baden, mit unserm Staufenberg und der ganzen Herrschaft Oberkirch belehnt worden, wurde dies die Veranlassung schwerer Drangsale für das Schloß und sein Gebiet, denn 1689 fiel es in plünderude Feindeshand, und die Durchacher Bauern konnten nur unter blutigen Opfern den heutelgierigen Feind aus ihren Bergen jagen. Im Jahre 1693 wütheten neue Kämpfe zwischen den welschen Mordbrennern und den Oesterreichern rings in unsern Bergen und Thälern, und der übel berüchtigte Führer des schlimmen Feindes, General Melac, bechrte Staufenberg mit einem Besuche, um es zur Feste wiederherzustellen. Aber dies kam nicht zur Ausführung.

An den sonnigen Bergen und Hügelzügen zu Füßen des Schlosses bis hinab zu dem Dorfe Durbach im Thale wächst der süße, feurige Durbacher Wein, unter den Mauern desselben, in sonnehellem, lustigem Bezirk, der edle würzige Klingelberger, den im Jahre 1770 der österreichische Festzeugmeister von Rede, der damalige Inhaber des Schlosses, zuerst hierher verpflanzte, spaten Enkelgeschlechtern zu süßer, wonnesprudelnder Labung.

Durch den Großherzog Leopold wurde Schloß und Gut Staufenberg dem Fiscus abgekauft, und ist jetzt noch in den Händen seiner Nachkommen. Um die finstern Höhen des Stellenwaldes, auf denen, über den Grundmauern des alten Römerbaues, die weiten Trümmer eines mittelalterlichen Herrensitzes, des sogenannten „versunkenen Schlosses", umhergestreut liegen, schweben noch heute die Geister der Sage, und nur mit Bangen geht zur nächtlich.n Stunde der Wanderer an dem überwachsenen Gemäuer vorüber, auf dem die „Waldfrau" noch jetzt ihr Lieblingsplätzchen hat. Dort war's, wo einst Sebald, des Ammanns Sohn von Staufenberg, im Waldbusch die schöne Melusine, die Himmel-Stellen-Tochter, erblickte und ihr gelobte, sie in dreien Tagen nach einander mit einem Kuß auf Mund und Wangen zu erlösen, wogegen sie ihm einen reichen Brautschatz, nebst sich selber zum Weibe versprach. Am ersten und zweiten Tage that der Jüngling, wie ihm geboten, obwohl die Waldfrau bereits Flügel und Drachenschweif trug, aber zum dritten Male hatte das Angesicht der Schönen sich in einen Krötenkopf verwandelt. „Kannst Du Dein Antlitz nicht entblößen, so kann ich Dich nicht küssen," sprach der bebende Sebald und eilte, vom Schrecken gejagt, den Berg hinab, während unter lautem Schrei Melusine ihre Arme nach dem Fliehenden ausstreckte. Mehrere Jahre nachher saß Sebald in fröhlicher Tafelrunde neben seiner angetrauten Braut, da fiel von der leise gespaltenen Decke herab ein Tropfen auf seinen Teller in seine Speise; ohne es zu wissen, aß er davon und sank augenblicklich todt zur Erde.

Drunten auf dem Staufenberg aber gebot in alten Zeiten Ritter Peter, ein mannlicher Held. Heimkehrend von ersten Thaten, findet er neben dem Burgweg eine wunderliebliche Jungfrau sitzend. Die Flamme der Liebe lodernte jählings in seinem Herzen.

Ich bin Deine, ewig Dein,
Doch mußt Du auch der Meine sein!

erwiderte die Jungfrau seinem werbenden Worte, und der Bund der Liebe mit der Waldfei war geschlossen.

Unangefochten wirst Du nicht bleiben,
Man wird Dich treiben, Dich zu weiden.
Wo Du es thust, red' ich ohn' Zagen,
So bist Du todt in dreien Tagen,

so hatte die Schöne drohend hinzugesetzt, und er hatte ihr freudig Treue geschworen. Allnächtlich kehrte nun zu süßer Minne das schöne Traumbild bei ihm ein, und wenn er erwachte, so erschien ihm Alles wie ein seliger Traum. Da zog Herr Peter fort zur Kaiserkrönung und vergaß dort seines Gelübdes auf der heimischen Burg und freite eine Verwandte des Königs zum Weibe.

Und als zur festlichen Hochzeit die Gäste in der Runde saßen, der Ritter losend neben der strahlenden Braut, da spaltete sich über ihnen des Saales Decke, und, wie sie vorausgesagt, zeigte die Meerfee durch die Oeffnung den wunderlieblichen Fuß bis an das Knie, und der Ritter fühlte, daß sein Urtheil gesprochen. Der Hochzeitjubel verhallte, die Gäste eilten in banger Sorge von dannen, in drei Tagen war Peter von Staufenberg eine Leiche. So die Sage.

Doch wir eilen weiter im Renchthale vorwärts. Fruchtbares Ackergelände, herbstlich gerothete Rebhügel, liebliche Waldschluchten mit einsamen Hütten, dunkler Tannenbusch, wechselnd mit lichtem Birkenschlag zur Rechten, breite, reichbewässerte Wiesengründe zur Linken, erreichen wir das in einem Walde von Obstbäumen liegende Dorf Nußbach.

Das Dorf sieht gar freundlich und wohlhäbig drein mit seinen großen, stattlichen Bauernhöfen, seinen freundlichen Häusern an der breiten Straße, mit dem schönen Pfarrhof zwischen blühenden Gärten, an dessen Vorderseite eine Steinschrift bekundet, daß der Abt von Allerheiligen des Hauses Gründer gewesen. Trotz dem neuen Aussehen ist aber Nußbach schon ein alter Ort, vielleicht das älteste Dorf des Thales, denn als Uta von Schauenburg 1196 das Kloster Allerheiligen gründete, vergabte sie demselben auch die hiesige Kirche.

Die Aepfel-, Birn- und Nußbäume, bisher unsere steten Begleiter am Wege hin, machen dem weniger empfindlichen Kirschbaume Platz, ein Zeichen, daß wir uns der Heimath des besten Kirschwassers nähern, von dem manch' Hofbauer seine 1200 Maß im Keller hat. Der Vogelbeerbaum wiegt im Herbstwinde seine rothbehangenen Zweige; Elster, Rabe, Häher, die beweglichen, unruhigen, schreienden Gäste des Hochwaldes, hüpfen um uns her, jetzt führt der Weg hart um den Vorsprung eines waldigen Hügels zur Rechten, und wie mit einem Zauberschlage liegt das liebliche, großartig eingerahmte Oberkircher Thal vor uns ausgebreitet.

Wir rasten eine kurze Weile auf dem Steinbamm am Rande der Straße, in dem zauberischen Anblick versunken, der sich vor uns ausbreitet, aber nicht lange, denn es treibt uns vorwärts, mitten in die reiche Gebirgsherrlichkeit hinein, die uns in buntem, wechselvollem Rundgemälde umgiebt. In wenigen Minuten stehen wir mitten in dem Thale. Nahe vor uns liegt die von modernem Sprengwerk getragene Brücke über die rauschende Rench; überall ziehen sich lebendige Wasser und glitzernde Rinnsale durch die dunkelgrünen Wiesen; zur Linken treten die steilen Rebgehänge näher heran, zur Rechten erheben sich die Waldgebirge über Fürstened hinauf bis zu der weit über 2000 Fuß emporragenden langen Kuppe des Mooswaldes, der Scheide des Rench- und vordern Kinzigthales; im Hintergrunde umsäumen, immer höher und wilder emporsteigend, die gewaltigen Berge des obern Renchthals bis gegen den Knebis hin, aus dessen Wurzeln jene perlenden Quellen hervorsprudeln, aus denen schon so mancher Leidende und dem Tode Verfallene den lindernden und rettenden Trank geschöpft; vor uns, von eilenden Wassern getrieben und gefördert, klappern, stampfen, ächzen die Mühlen, rauchen die Schornsteine, rühren sich Hunderte geschäftiger Arme, und dort stehen in behaglicher Ruhe die altersgrauen Giebel und Thürme des Städtchens Oberkirch. Wahrlich, selten wirst Du ein Plätzchen finden, an dem so viel liebliche und großartige, so viel anmuthig milde und wilde Natur, so viel idyllisch ländliches, so viel reges, rastles geschäftiges Menschenleben, so viel Gegenwart und so viel Vergangenheit im engen Rahmen eines kleinen Bildes sich vereinigt.

Blicken wir von der Brücke an der sinken Thalwand gerade, fast senkrecht empor, so sehen wir auf steilem Felsenvorsprung die noch in ihrer Zerrümmerung stolz herabschauenden Mauern der Schauenburg, einst ein zähringisch Erbgut, und drüben auf

der Höhe zur Rechten, hinter dem Tannenwald verborgen, liegen die Trümmer des Schlosses Fürsteneck, von einem Erben der Zähringer, Heinrich von Fürsteneck, 1260 zu besserem Schutze seiner Herrschaft Oberkirch erbaut.

Nähern wir uns nun langsamen Schrittes dem Städtchen Oberkirch. Wir stehen hier im Herzen der gesegneten Ortenau, jetzt einer der schönsten und verhältnißmäßig bevölkertsten Gegenden des herrlichen badener Landes. Die Felder bringen Getreide aller Art, Hanf, Kartoffeln, die Fluren und Hügel den reichsten Obstsegen an Aepfeln, Birnen, Nüssen, Kirschen, womit ganze Märkte an Ort und Stelle veranstaltet und fremde, weit entlegene Märkte versehen werden, sowie auch zahme Kastanien hervor, die sonnigen, den warmen Süd- und Westwinden offenen Halden trefflichen Wein; aus den Wäldern wird Holz in Scheiten, Kohlen, Baustämmen, Brettern und Latten theils nach den reich versehenen Lagerplätzen in den Städtchen und Dörfern im Thal, theils geraden Weges an den Rhein und nach Straßburg versührt; Pech und Harz siedet der Hinterwälder und versendet es in schweren Ladungen; der Bieshand ist blühend, süßen Honig in Menge liefern die würzigen Bergkräuter; frischer, labendes Trinkwasser sprudelt allenthalben aus den Rinnsalen der Berge, wässert in künstlichen und natürlichen Runsen die Matten, und selbst die Göttin der Gesundheit, die wohlthätige Hygiea, läßt an vielen Stellen aus dem Schooß der Berge ihre heilbringenden Quellen strömen.

In solcher glücklichen Natur ist auch die Anlage der Menschennatur eine glückliche und kernhafte. Natürliche Gutmüthigkeit, Gottesfurcht, Offenheit, Redlichkeit, unverdrossener Fleiß, heitere Lebensanschauung, Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit, Treue gegen das Fürstenhaus sind von jeher hervorstretende Züge in dem Charakterbilde des wackern Völkleins gewesen, und selbst da, wo die Verfeinerung der neuern Zeiten dieselben etwas verwischt hat, ist das alte gute Gepräge nicht ganz unkenntlich geworden. Nächst dem Bau des Bodens ist der Handel mit dessen Erzeugnissen, so wie mit Durchgangswaaren ihre vornehmliche Nahrungsquelle.

Frühe schon theilte sich, wie die Geschichte der genannten Geschlechter und Herrensitze zeigt, die alte fränkische Gaugrafschaft Mortenau (Ortenau) in kleinere Gebiete. Das größte derselben blieb die Herrschaft Ulmburg, später Herrschaft Oberkirch genannt, welche von dem Fuße des Kniebis bis in die Rheinebene durch das Renchthal und Kappeler Thal sich erstreckte.

Wir übergehen die wechselnden Schicksale des Ländchens in älterer Zeit, in welcher die oft streitbaren Bischöfe von Straßburg mancherlei Kriegsnoth herbeiführten und der Krummstab schwer auf dem Nacken des armen Volkes lag. Die Tage des Bauernkrieges riesen mit dem Ortenauer Haufen auch unsere Oberkircher unter die Waffen, aber der edle Markgraf Philipp von Baden, zu dessen Landesheheit die Herrschaft gehörte, brachte am 22. Mai 1525 den glücklichen Tag zu Renchen zu Stande. Den Bauern ward großmüthig Vergebung zu Theil, nur Korn, Mahlfrüchte und Wein sollten sortan den ganzen Zehnten leisten, der Kleinzehnten ward zur Hälfte herabgesetzt, Jagd- und Waldrecht wurden geregelt, Wölfe, Bären und Wildschweine sollten zur freien Jagd zählen, die Frohnden wurden gemildert, der Todfall abgeschafft, nur der Ehrschatz als Erbsteuer für Güter beibehalten. Der Sturm des Bauernkrieges umtobte rechts und links unser friedliches Eiland, es gewann aus demselben seine bessern Zustände. Der dreißigjährige Krieg löste abermals auch hier alle Bande, Schweden und Kaiserliche wütheten abwechselnd in den schönen Ländchen; mehr denn einmal flüchteten die Bewohner das nackte Leben in die Berge. Im Jahre 1648 kam die Herrschaft abermals als Reichslehen pfandweise an Württemberg, bis 1665 Straßburg sie wieder einlöste. Als aber in den Kriegen des Reiches mit Ludwig XIV. der Bischof Egon von Straßburg zu dem Reichsfeind sich neigte, wurde 1683 Markgraf Ludwig von Baden mit der Herrschaft Oberkirch belehnt, welche dafür die schwere Rache der Franzosen zu tragen hatte, bis sie 1699, freilich als eine öde Brandstätte, wieder an Straßburg kam.

Das 18. Jahrhundert brachte langwierige Waltzproceße mit dem Stift; der französische Revolutionsstrieg konnte unser Thal als Durchgang zu dem wichtigen Kniebispaß nicht unberührt lassen. Drei Mal flunden die tapfern Bewohner des Thales in offenem Kampfe wider den zügellosen Feind, im Jahr 1800 starben 70 Bürger bei Bolhpurg den Tod für's Vaterland. Das Jahr 1801 brachte Friede und eine neue bessere, die badische Herrschaft.

Unser Städtchen Oberkirch selbst, welches sich malerisch an den linken Fuß des Gebirges zulehnt, und an welchem die lustige Rench vorüberfließt, hat seinen Namen offenbar daher, daß in ältern Zeiten nach der ersten Kirche des Thales zu Nußbach die zweite weiter oben im Thale hier entstand, sodaß hier die obere, dort die untere Kirche war. Unter Straßburgischer Herrschaft war Oberkirch nicht nur Sitz des Oberamtes, sondern auch Hauptort eines eigenen Gerichtsbezirkes, dem ein Schultheiß, Stabhalter und 10 Richter vorstanden, und hatte das Münzrecht in einem dazu bestimmten Gebäude. Auch besand hier ein jetzt eingegangenes Kapuzinerkloster. Jetzt ist es Sitz eines Decanates und Bezirksamtes, sowie der übrigen herrschaftlichen Stellen. Auf der Höhe nordöstlich davon steht zwischen herrlichen Nebengebäuden das freundliche Landhaus des Herrn v. Haber, und die Geselligkeit der friedlichen Bewohner hat sich manches trante Plätzchen geschaffen, an welchem auch der fremde Gast eine stets freundliche Aufnahme und eine frohe Abendstunde im trauten Kreise findet.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Fahrlässigkeit im Betriebe der englischen Eisenbahnen. Nur erst acht Tage sind dahin seit dem 25. August, wo ein fürchterliches Unglück auf der nach Brighton führenden Eisenbahn die gesammte Bevölkerung Londons in Angst und Schrecken versetzt hatte, und auf's Neue standen heute früh dicht gedrängte Menschengruppen vor den Expeditionslocalen der vielgen Tagesblätter, um Näheres über die neue, fast noch schrecklichere Eisenbahn-Katastrophe zu erfahren, welche gestern, Montag den 2. September, auf der sogenannten North-Junction-Railway stattgefunden hat. Noch ist die gesammte Einwohnerschaft der Riesenstadt in höchster Spannung und zeigt mit theilnehmendem Interesse der Mittheilung der täglich mehr und mehr zur Kenntniß des Publicums gelangenden Einzelheiten des vor acht Tagen stattgehabten Unglücks, und schon dringt neuer, zahlreicher Liebe- und Schreckensschrei von der andern Seite Londons heran. — Am Sonntag, 25. August, war ein sogenannter Excursion-Train in den fünf englische Meilen von dem Seebadeorte Brighton auf der Londoner Linie gelegenen Tunnel eingedrungen, nachdem der am südlichen Eingange desselben stationirte Signalbeamte das Zeichen dazu gegeben hatte. Fast zu gleicher Zeit und in Folge eines, sei es mißverstandenen, sei es falsch gegebenen Signals erscheint am nördlichen — nach London zu belegenen Eingange des fünf englische Meilen langen Tunnels ein anderer Zug. Es wird nun dem zuerst eingefahrenen ein Roth- oder Gefahrsignal gemacht; allein der Maschinist kann den Zug nicht sofort zum Halten bringen und dringt eine ziemliche Strecke in das Innere des Tunnels ein. Nachdem er endlich den Zug zum Halten gebracht, läßt er ihn langsam wieder zurückgehen. Indessen naht sich der Courierzug (Parliament-Train) von Portsmouth, der mit sobetrübter Geschwindigkeit dahinfliegt. Der am südlichen Eingange stationirte Wächter, diesen letztern Zug herankommen sehend, macht denselben die verzweifeltsten Signale, jedoch umsonst. Unaufhaltsam sauft der Courierzug in den Tunnel hinein und trifft hier auf die ihm entgegenkommenden letzten Wagen des vor ihm in den Tunnel eingefahrenen Vergnügungszuges, welcher sich vor dem von London herkommenden Personenzuge zurückzieht. Der Zusammenstoß ist fürchterlich. Ueber 20 Todte und mehr Verwundete schafft man nach Brighton, nachdem Stunden vergangen sind, ehe man die Unglücklichen aus Trümmern und totaler Finsterniß des Tunnels hervorgebracht hat. Die Mehrzahl der Todten und Verwundeten sind Damen; auch eine ganze Familie — Vater, Mutter und Kinder — besindet sich unter den Gebliebenen. Alle sind so entsetzlich verstümmelt, zerrieben, zermalmt, daß eine Erkennung bei den Meisten nur mit Mühe, nach mehreren Tagen erfolgen kann. Einzelne der Cadaver sind bis heute noch nicht recognoscirt. Von den mit dem Leben davon Gekommenen sind wiederum Viele so beschädigt, daß sie entweder den Verlust der Operationen oder Amputationen erliegen oder zu fürchterlichen Krüppeln werden. Andere sind von Strömen siedenden Wassers aus der Maschine beim Zusammenstoß überschüttet und liegen unter unsäglichen Schmerzen, den Tod als eine Erlösung herbeisehnend.

Man sollte glauben, daß ein so schreckliches Ereigniß eine neue, verdoppelte Aufmerksamkeit im Betriebe der übrigen Linien zur Folge haben müsse. Bewahre! Gestern, Montag 2. September, kommt ein Zug von Kew-Garden, welcher in einer Geschwindigkeit von 20 engl. Meilen in der Stunde dahinfliegt, und bringt Spaziergänger, heiterer, vergnügter Gesellschaft, die sich die Schönheiten der Gärten in Kew angesehen und sich an dem herrlichen Spätsommertage ergötzt hat, auf der nördlichen Verbindungsbahn nach den nördlichen und nordöstlichen Stadtvierteln Londons zurück. Nahe bei der Station Hampstead — so zu sagen im Weichbilde Londons — bekehrt die Bahn eine bedeutende Curve. Plötzlich erblickt der Maschinist einen Güterwagen mitten auf der Bahn vor sich. Er bremst . . . Zu spät! Die Locomotive rennt gegen den leichtsatten, schweren Wagen an, steigt, kommt aus den Schienen und stürzt den 20 Fuß hohen Eisendamm hinunter, hier Wagen hinter sich verreißend, von denen der letzte auf hartem Wege sich dermaßen in die Böschung hineinarbeitet, daß er zur

in der Luft schwebend hängen bleibt; die übrigen drei und die Locomotive kommen in Stücken unten an. 13 Todte und gegen 100 fast ausschließlich schwer Verwundete sind das Resultat dieser neuen, ebenso unbegreiflichen als unverantwortlichen Fahrlässigkeit. Der Anblick soll fürchterlich, unbeschreiblich erschütternd gewesen sein und die Körper der Getödteten sich in einem so vollkommen unkenntlichen Zustande befinden, daß bis heute Vormittag noch nicht eine der Leichen mit Bestimmtheit recognoscirt war. Ein mir bekannter Engländer, Augenzeuge dieses letztern Unglücks, sagte mir, daß ein junges, elegant gekleidetes Mädchen, dessen Alter er auf 16—17 Jahre schätzte, der Länge des Körpers nach in zwei Hälften getheilt war. Die zahlreichen Verwundeten hat man einstweilen in den drei zunächst gelegenen Hospitälern untergebracht. Es hatte sich ein wahrhaft panischer Schrecken der hiesigen Bevölkerung schon in Folge des letztern Falles bemächtigt; Beweis dafür ist, daß das an Sonn- und Montagen von London Excursionisten wimmelnde Brighton am letzten Sonntag um Nichts fast ausgesuchten war. Allein dieses neue, so schnell auf das erste folgende Unglück hat dem Schrecken die Krone aufgesetzt. Die Versicherungs-Gesellschaften, von denen in Nr. 35, Jahrg. 1860 der Gartenl.-sprechen werden ist, werden jedenfalls in Folge dieser beiden Katastrophen brillante Geschäfte machen.

Ich sehe mir doch dafür die deutschen Eisenbahnen; man mag sicher gegen die Bevorzugung, welche den gedienten Soldaten bei Besetzung von Civil-Beamten-Posten von fast allen deutschen Regierungen gegeben wird; in Bezug auf deren Plazirung bei dem Eisenbahn-Betriebs-Personale möge man sich zu dieser Bevorzugung zustimmen; sie trägt unendlich zu der bei weitem größeren Sicherheit bei, deren sich das Leben der Eisenbahn-Reisenden in Deutschland erfreut. Z. S. in London.

Amerikanische Studien nach der Natur. Nr. 1. Das Dienstmädchen. Das Dienstmädchen in Amerika zerfällt in drei abgesonderte Species: das amerikanische, das irische und das deutsche.

Das amerikanische Dienstmädchen stellt sich, als Amerikanerin, mit jedem andern weiblichen Wesen dieses Continents auf gleiche Höhe, vermeidet sich deshalb nicht, sondern geht nur einen Contrast ein und versagt völlig selbstständig über ihre Zeit, sobald sie mit der sie für die bestimmte Arbeit zu Ende ist. Wie in Deutschland die Herrschaft den Nachweis über gute Führung fordern, da verlangt sie Nachweis der verschiedensten Art, ehe sie „einen Platz" annimmt — wie viel Kinder vorhanden sind, wie oft Gesellschaft im Hause gegeben wird, ob auch sämmtliche Zimmer und Treppen mit Teppichen belegt sind, * wie lange sie schon Dienstmädchen in der Familie gewesen sind. Als erste Bedingungen aber stellt sie, daß sie einen oder den andern „Freund", der sie besucht, im Besuchszimmer empfangen dürfen, und daß sie der Wäsche halber im Etagen und beliebigen Wechseln von weißen Unterzeuge nicht beschränkt sei. In ihrem ganzen Thun und Sein, selbst beim Fegen der Straße, strebt sie „Lady" zu sein, und sollte sie auch nur zwei baumwollene Hemden besitzen, ** so müssen sie doch mit Spitzen besetzt und einem wenigstens vergoldeten Knopfe versehen sein, sollte sie auch die zerrissene Ferse der Strümpfe unter die Fußsohle ziehen, in wüste sie doch nur wenig tragen, und hat sie sich auch noch keinen Cent zurücklegen können, so ist sie doch im Stande, sobald sie zu irgend einer Gesellschaft oder Landpartie eingeladen wird, äußerlich völlig als „Lady" auszutreten. Das amerikanische Dienstmädchen hat durch den Segen der freisinnigen meist eine allgemeine Schulbildung genossen, welche sie indessen durch eifriges allabendliches Lesen der südlichen Neuigkeiten und Mordgeschichten in der Zeitung gehoben zu haben meint; sie tritt deshalb auch mit großer Sicherheit in die Conversation ihrer Herrschaft ein und würde ein Zurücktreten ihrer Theilnahme als eine unerträgliche Verletzung ihrer Menschenrechte betrachten. Ist sie hübsch, was unter dieser Species meist der Fall ist, so findet sie es nur natürlich, einmal die gleiche Stellung, wie die ihrer jetzigen „Mistreß" einzunehmen.

Das irische Dienstmädchen beschränkt sich vor Annahme eines „Platzes" nur auf die Frage nach der Entfernung des Brunnens und des Holzgelasses, und ihre Hauptbedingungen sind: an jedem katholischen Festtage freie Verfügung über die Winter und das Eingemachte; sowie neben den ihr gehörenden Abenden und am Sonntagen Zeit für den Wochenbesuch der Kirche. Sie kann meist nicht lesen, sitzt aber dennoch an streng gehotenen Feiertagen, das Gebetbuch verkehrt in ihrer Hand, stundenlang in ihrer Kammer. Ihre beiden Hauptleidenschaften sind schreiender Putz und ein komischer Schlaf. Mißlingt, weder letzterem Neigung nur durch eine öftere Untersuchung ihres Bettes, das meist als Flaschenkeller dient, getwerten werden kann. Sie ist selten recht reinlich, meist nächtig und entweder von einer eigenthümlichen Beschränktheit, oder versteckt und unzugänglich. Nur in Ausnahmsfällen kann sie sich über drei oder vier Monate an einem Orte halten.

Das deutsche Dienstmädchen giebt in Amerika den schlagendsten Beweis von der Gelehrigkeit und schnellen Auffassungsgabe ihrer Race. Sie darf nur drei Tage in ihrem ersten Dienste sein, so ist sie schon über die Obliegenheiten und Tradition der Heimath hinweg, hat völlig den Satz begriffen: daß man in Amerika nicht Alles zu thun brauche, was die Herrschaft verlangt, und steht am Sonntag ohne Gewissensscrupel die Hausfrau Köchin und Kindermächen machen. Treuherz ist das, was sie als Grundanlage mit herüber gebracht, Treue und leicht zu gewinnende Anhänglichkeit, die Gewohnheit scharfer Arbeitung und ein instinctmäßiges Respectsgefühl gegen die Brodherrschaft, nach welcher völlig aussuchten gewesen, und deutsche Dienstmädchen sind deshalb trotz ihrer anfänglichen Schwerfälligkeit im Erlernung der englischen Sprache ein so gesuchter Artikel unter den Amerikanern, daß ihnen ein Lohn von 120 Dollars jährlich gern bezahlt wird. Das deutsche Dienstmädchen heirathet meist schnell aus ihrem Dienste weg, und unter der länger angestessenen deutschen Bürger-Aristokratie giebt es sogar verhältnißmäßig wenige Frauen, welche nach ihrem Eintritt in das neue Land nicht zuerst geheirathet hätten. O. R.

Beitrag zu den eisernen Vogelnestern in Nr. 28 der Gartenlaube. Die von der literar.-philosoph. Gesellschaft zu Sheffield ausgegangene Mittheilung in Betreff der eisernen Vogelnester ist dem Unterzeichneten nicht so ganz bekannt und vorgekommen. Ihm ist bekannt, wie es hierorts auf dem Lande Brauch ist, den Nestern, in welchen Hühner, Enten, Gänse zc. brüten sollen, einige Stücke altes Eisen unterzulegen. Man ist dann sicher, daß das Hämmern und Pochen, z. B. bei dem Schärfen der Sensen, dem in dem sie sich entwickelnden zarten Leben dieser Thiere nicht schadet, auch wenn sie in ziemlicher Nähe verkommen sollte. Ebenso weiß die durch das Hämmern verursachte Erschütterung durch das unterzogelegte Eisen neutralisirt. Das Bescrembende liegt für ihn nur darin, daß es nach jener Mittheilung den Anschein gewinnt, als ob jene Thiere, durch ihren Instinct geleitet, selbst das Metall auffindig gemacht, die durch das Hämmern in der Schmiede für ihre Jungen so gefährlichen Erschütterungen für dieselben unschädlich zu machen. Gewiß eine Erscheinung, welche für den Freund der Natur von hohem Interesse sein muß. Es möchte daher, um hierüber Gewißheit zu erhalten, recht vielfachen worth sein, wenn jene literar.-philosoph. Gesellschaft sich wollte berufen fühlen, weitere Beobachtungen zu veranlassen, und Erkundigungen darüber einzuziehen, ob nicht jene Tauben von Neuem bemüht sein werden, ihre Nester mit Nägeln auszufüttern, und ob, im Fall ihnen dies gewehrt wurde, sie im Ausbrüten ihrer Jungen noch eben so glücklich sein werden als vordem. Es wäre somit hierin eine treffliche Gelegenheit geboten, über den wunderbaren Instinct der Thiere mehr Licht zu verbreiten. F.

* Amerikanischer Styl in jedem bessern Hause und das Scheuern völlig ersparend.

** In Amerika wird regelmäßig wöchentlich gewaschen.

Berth. Auerbach's

Volkskalender für 1862.

Mit Bildern nach Originalzeichnungen von

Kaulbach, Paul Thumann und **Ed. Ille.**

Preis 12½ Ngr.

Auerbach's Volkskalender nimmt auch in diesem Jahre unter allen Kalendern den **ersten** Rang ein. Er bringt von Männern der Wissenschaft eine der Blüthe und Bildung Deutschlands würdige Nahrung. Die künstlerischen **Illustrationen** gereichen dem Büchlein eben so sehr zur Zierde, als sie angenehme Unterhaltung bieten. Er enthält diesmal:

Ein Kalenderbrinn mit 12 Monatsbildern von **Kaulbach.** — Die Frau des Geschworenen. Eine Erzählung von **B. Auerbach,** mit 12 Bildern von **Paul Thumann.** — Der Prellschuß von **B. Auerbach.** — Der scheue Hofmeyo. Eine humoristische Erzählung von **M. v. P.,** mit 15 Zeichnungen von **Ed. Ille** in München. — Ein mittelalterliches Waldreiter (Sonst und Jetzt). Von **B. Eigismund.** Fleischspeise und Kraftbrühe von **Rudolf Virchow** in Berlin. — Flotte und Flagge. Von **K. Andree.** — Verlorene Dinge. Von **A. Bernstein** (Redacteur der Berliner Volkszeitung). — Lege deine Sorgen ab. Eine Mahnung zur Verscherung vom Geheimrath **Ernst Engel** (Director des Königl. Statist. Bureau's in Berlin). — Der hundertjährige Geburtstag eines echten Deutschen. — Ein Brief vom ersten deutschen Schützenfest.

Verlagsbuchhandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das dritte Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 39. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Des Kaufmanns Ehrenschild.

Von Dr. J. D. H. Temme.

(Schluß.)

Als ich mich auf den Weg zum Schlosse machen wollte, kam jenseits der Brücke von der Chaussee her im Galopp ein Reiter angesprengt. Er warf sich vom Pferde und kam in den Park. Es war ein reitender Bote, den mir der Polizeidirector mit einem versiegelten Packet aus der Stadt schickte. Ich mußte bleiben. Ich riß das Siegel auf und fand mehrere Papiere. Wenige Zeilen des Polizeidirectors lagen bei. Er habe in der Wohnung und unter den Sachen des Todten genaue Nachsuchung gehalten; Näheres über dessen Person habe er nicht vorgefunden; die beikommenden, aufgefundenen Papiere würden aber auf eine in so mancher Hinsicht bedauerliche Weise ein weiter zu verfolgendes Licht auf das aller Wahrscheinlichkeit nach vorliegende Verbrechen eines vorher überlegten Mordes werfen.

In dem Schreiben war noch ein sehr kleiner Schlüssel eingeschlossen; er habe in einer verborgenen Schublade eines Secretairs gelegen und werde zu der auf der Brust des Todten gefundenen Kapsel passen. Der Polizeidirector war erst nach einer äußerlichen Untersuchung der Leiche von Holbergen abgegangen. Ich las zuerst die Papiere, die ein Licht über die That verbreiten sollten. Sie gaben ein für mich entsetzliches Licht. Es war zunächst eine Correspondenz zwischen Holberg und einem Herrn Frank in New-York. Die Briefe Holberg's waren im Original da, die Frank's in zurückbehaltenen Abschriften. Sie waren ungefähr drei Jahre alt und ergaben Folgendes:

Holberg und Frank hatten früher in New-York ein Compagniegeschäft betrieben, unter der Firma Schuler und Compagnie. Frank hatte damals den Namen Schuler geführt. Später war Holberg nach Deutschland zurückgekehrt und hatte hier ein neues Geschäft begonnen, unter seiner eigenen und allemigen Firma Friedrich Holberg. Es war gleichwohl ein Compagniegeschäft zwischen ihm und Frank, gegründet mit ihrer Beider gemeinsamen Mitteln und auf gemeinsame, gleiche Rechnung. Frank sollte nur nicht als Compagnon genannt werden. Das New-Yorker Geschäft war unterdeß ganz das bisherige Compagniegeschäft geblieben. Einige Jahre später aber hatten die Compagnons sich getrennt; Holberg war aus dem amerikanischen und Frank-Schuler aus dem deutschen Geschäfte ausgetreten. Jeder Austretende war mit seinem Antheile an der bisherigen Gemeinschaft abgefunden. Frank hatte aus dem deutschen Geschäfte baare dreißigtausend Dollars erhalten.

Mit dieser Darlegung früherer Verhältnisse begann der erste Brief der Correspondenz. Er war von Frank an Holberg. Er fuhr aber fort, Holberg habe ihn bei jener Auseinandersetzung betrogen; das deutsche Geschäft habe zur Zeit der Theilung anstatt der sechzigtausend Dollars, die Holberg angegeben, und von denen er mit jener Hälfte zu dreißigtausend Dollars abgefunden sei, ein Vermögen von dreimalhunderttausend Dollars gehabt. Hiervon fordere er nun seine Hälfte, nach Abzug der bereits erhaltenen Summe, mit noch einhunderundzwanzigtausend Dollars, nebst Zinsen seit zehn Jahren. Die Beweise für seine Forderung besitze er in Documenten von Holberg's eigener Hand, wie dieser wohl wisse. Wenn er seine Rechte nicht früher geltend gemacht, so beruhe das in eigenthümlichen Umständen, die Holberg ebenfalls kenne und zu deren Bekanntmachung dieser ihn nicht zwingen möge.

Es folgte die Antwort Holberg's. Sie lautete einfach dahin, er sei dem Herrn Frank nichts mehr schuldig. Seine, Holberg's, Bücher ergäben den klaren Beweis. Welche Bewandniß es mit den Documenten habe, auf welche Frank sich beziehe, wisse dieser am besten.

Ein zweiter Brief Frank's erwiderte, er bestehe auf seiner Forderung. Seine Documente seien echt, Holberg's Bücher, wenn sie anders lauteten, könnten daher nur gefälscht sein.

Holberg entgegnete, er sehe fernerem Schritten Frank's ruhig entgegen; dieser möge dabei nur bedenken, daß er ein noch immer in Deutschland steckbrieflich verfolgter Betrüger sei.

Hiermit schloß die Correspondenz. Eine Notiz von fremder Hand auf dem letzten Briefe bemerkte, daß Frank bald nach dessen Empfang gestorben sei. Beigefügt war ein Rechnungsabschluß von Holberg's Hand. Er betraf das deutsche Compagniegeschäft Holberg's und Frank's und lautete in der That auf ein reines Geschäftsvermögen von dreimalhunderttausend Dollars.

Holberg, der edle Freiherr von Holberg, der weit und breit hochgeachtete Kaufmann, mein treuester, liebster Freund, also wirklich Betrüger und Fälscher! Betrüger nach seinem eigenen Zeugnisse, und Fälscher nach einem Vorwurfe, auf den er nur mit einer Drohung hatte antworten können! Und jetzt gar, seit der heutigen Nacht —! Ich konnte den Gedanken nicht ausdenken, den ich dennoch nicht von mir weisen konnte. Es schüttelte mich wie Fieberfrost.

Fast mechanisch nahm ich nur noch den kleinen Schlüssel, den der Polizeidirector mitgesandt hatte, um damit die auf der Leiche gefundene Kapsel zu öffnen. Er paßte zu dem kleinen Schlosse. Ich öffnete es. Es lagen zusammergefaltete Papiere darin. Das erste, das ich entfaltete, war ein Tauschein für einen Sohn von Frank. Das zweite ein Originalbrief Frank's an Holberg. Bei seinem Lesen ergriff mich eine fast tödtliche Angst.

Er war wenige Wochen älter, als jener Vermögensabschluß

Holberg's über das gemeinsame deutsche Geschäft. Frank hat Holberg darin, dem deutschen Geschäfte, als diesem gehörig, eine Reihe speciell benannter Capitalien zum Betrage von mehr als zweimalhunderttausend Dollars zuzuschreiben und ihm darnach unter Hinzurechnung dieser Capitalien schleunig den Vermögensabschluß des deutschen Geschäfts zu übersenden. Den Grund zu dieser Bitte wolle er ihm in seinem nächsten Schreiben angeben; es fehle ihm jetzt an Zeit, da die Sache eilig sei und der Brief sofort zu dem wartenden Dampfboote müsse.

Ich hatte auf einmal Licht. Wie der Brief in die Hände seines Schreibers zurückgekommen war, blieb mir ein Räthsel. Alles Andere stand klar vor mir.

Wenige Monate nach der Zeit, da der Brief geschrieben, war in Amerika eine jener Handelskrisen ausgebrochen, mit denen Schwindel aller Art jenes Land mitunter heimsucht. In den, Schwindel hatte sich unzweifelhaft auch Frank hineingeworfen, der erfahrene, gewandte Betrüger. Um ihn mehr zu benutzen, hatte er sich von Holberg den falschen Vermögensabschluß geben lassen; unter Vorzeigung desselben und seines Gesellschaftsvertrags mit Holberg konnte er sich natürlich einen großen Credit verschaffen. Holberg, der ihn erst später als den Betrüger kennen lernte, hatte sich durch sein Vertrauen zu dem Mann, der sich in Amerika zuerst seiner angenommen und dem er den Grund seines Glückes verdankte, zur Aufstellung des Abschlusses verleiten lassen. Die Krisis hatte bald nachher Frank mit ergriffen. Auch seine Trennung von Holberg und die dreißigtausend Dollars, die er dadurch baar erhielt, hatten ihn nicht retten können. Später, vor ungefähr drei Jahren, nachdem wahrscheinlich seine Gläubiger selbst unterdeß gestorben, verdorben und verloren waren, hatte er von dem Abschlusse gegen Holberg Gebrauch gemacht, zu der Aufstellung der Theilungsforderung in jener Correspondenz.

Der alte Schurke war darüber gestorben. Sein Sohn, nicht besser als der Vater, hatte sich in neuerer Zeit auf den Weg nach Deutschland gemacht, um die Ansprüche des Vaters an Ort und Stelle zu verfolgen. Vielleicht hatte er nur den Brief Holberg's an diesen verkaufen wollen. Er war unterwegs von dem verbrecherischen Abenteurer Richter ermordet worden. Diesen hatte jetzt eine andere Mörderhand getroffen. Und dieser zweite Mord? Der erste hatte seinem Urheber keine Früchte eintragen sollen, und der zweite —?

Holberg war kein Betrüger, kein Fälscher. Er hatte wahrscheinlich — nach seiner Unterredung mit mir am vorigen Abende erschien es mir unzweifelhaft — objectiv falsche Eintragungen in seine Bücher gemacht, aber nicht um zu betrügen, sondern nur um sich gegen einen frechen Betrug zu schützen, gegen den er kein weiteres Schutzmittel hatte. Es war ein Fehler, ein großer Fehler; aber es war kein Verbrechen. Wurde der Grund bekannt, es konnte kaum seiner Achtung, die er überall genoß, Abbruch thun. Und die ganze Sache blieb begraben, wenn der Ermordete wenige Stunden früher noch lebend wäre betroffen worden. Welches furchtbare Schicksal hatte eine bis dahin fleckenlose Hand zum Morde geleitet!

Ich mußte zum Schlosse. Frau von Holberg hatte von Neuem mich bitten lassen. Es war ein schwerer Gang. Ich trat in ein Trauerhaus. Die Diener schlichen gesenkten und bleichen Hauptes einher. Zu der Trauer hatten sich Schreck und Angst gesellt. Ich wurde durch das todtenstille Haus zu dem Zimmer der Baronin geführt. Auf dem Wege dahin öffnete sich leise eine Thür. Therese, die Tochter Holberg's, stand darin. Sie hatte mich ankommen sehen und winkte mit dem blassen, verweinten Gesichte mich zu sich. Ich konnte nicht an ihr vorbeigehen. Sie ergriff meine Hand.

„O, wo ist der Vater? Wissen auch Sie es nicht?“

Ich wußte es ja so wenig wie sie.

„Und was ist noch mehr vorgefallen? Die Mutter will keins von uns Kindern zu sich lassen, und wir dürfen nicht aus unseren Zimmern. Die Bedienten schütteln stumm, aber weinend den Kopf, wenn wir sie fragen. Es muß noch ein großes Unglück geschehen sein, das wir nicht erfahren sollen.“

Die Arme, sie wußte von dem Tode des Amerikaners noch nichts. Ich mußte sie mit allgemeinen Worten trösten.

„Ich gehe zu Ihrer Mutter, Therese. Ich selbst wünsche von ihr noch so Manches zu erfahren. Vertrauen Sie auf den lieben Gott, der die Schicksale der Menschen regiert.“

Sie nahm noch einmal meine Hände. „Wenn Sie zur Mutter gehen, so bitten Sie sie, daß sie mir verzeiht. Es war ein unbedachtes Wort, das ich zu ihr sprach. Sagen Sie ihr das. Ich will gern Alles thun, um den Vater zu retten.“

Eine schwere Ahnung durchflog mich. „Was müßte die Mutter Ihnen verzeihen? Was hätten Sie zu ihr gesprochen?“

„Als der Mr. Jones fort war, als die Mutter mit dem Vater gesprochen hatte, theilte sie mir mit, daß der Vater Verbindlichkeiten gegen den Mann habe, die er nicht lösen könne, und daß der Amerikaner dafür meine Hand gefordert habe. Ein Schreck fuhr mir durch den ganzen Körper, ein Grausen. „Mutter, es ist nicht möglich!“ mußte ich rufen. „Nie kann der Mensch mein Gatte werden!“ Es war unbedacht, unüberlegt von mir. Ich will ja gern Alles für meinen braven Vater thun. Sagen Sie das der Mutter. O, wenn ich wüßte, wo der Vater ist, ich würde selbst zu ihm eilen, auf der Stelle, und es ihm sagen, daß ich morgen, heute die Frau des Amerikaners werden will.“

„Braves, braves Kind! Ja, Du bist die Perle unter seinen, unter allen Kindern.“ — Armes, armes Kind! mußte ich draußen fast laut ausweinen.

Ich kam zu der Mutter. Sie flog mir mit dem leichenblassen Gesichte entgegen. Weinen konnte sie nicht; die furchtbarste innere Angst hielt ihre Thränen zurück. Mit den trocknen, heißen Augen starrte sie mich an, als wenn sie in meinem Gesichte Leben oder Tod suche.

„Er ist ermordet?“ rief sie.

Ich konnte es ihr nicht verschweigen. „Alle Anzeichen sprechen bis jetzt für eine gewaltsame Tödtung.“

„Und wer ist der Mörder? O, verhehlen Sie mir nichts. Martern Sie mich nicht mit Ungewißheit, wecken Sie keine leeren Hoffnungen in mir.“

„Der Thäter ist noch nicht ermittelt.“

„Der Seiltänzer ist es nicht?“

„Ich halte ihn nicht dafür.“

„So ist er, nur er es — nur er —“

„Gnädige Frau,“ rief ich entsetzt, „wie können Sie selbst —? Nein, nein! Sehen halten, wen können, wen dürfen Sie für den Mörder halten?“

„O mein Gott, wenn Sie meinen armen, unglücklichen Gatten gesehen hätten!“

Ich nahm ihre Hand und führte sie zum Sopha. „Setzen wir uns, gnädige Frau, um über den wichtigsten und zugleich schrecklichsten Gegenstand so viel möglich mit derjenigen Ruhe zu sprechen, deren diese Erörterung für uns Beide bedarf. Noch ist kein Beweis da, noch ist der Name Ihres Gatten nicht ausgesprochen. Es liegt eine gewaltsame Tödtung vor. Das Verbrechen ist aller Wahrscheinlichkeit nach an der Parkbrücke verübt. Von der Brücke ist der Amerikaner in das Wasser geworfen worden, in dem er seinen Tod gefunden hat. Weiter ist bis jetzt nichts ermittelt. Theilen Sie mir jetzt Alles mit, was Sie wissen und mir vielleicht noch nicht vollständig gesagt haben. Wir gelangen auf diese Weise vielleicht am ersten zu den Spuren des Thäters; mögen sie dann führen, wohin das Schicksal sie einmal bestimmt hat.“

Sie hatte sich gefaßt.

„Ich hatte Ihnen heute Nacht nicht Alles gesagt,“ sagte sie.

„Ich ahnte es. Sie hatten Geheimnisse, die Sie mir ohne die größte Noth nicht anvertrauen durften.“

„Es galt die Ehre meines Mannes. Verzeihen Sie mir.“

„Sie haben gehandelt, wie Sie handeln mußten. Jetzt kann ich Ihnen sagen, daß die Ehre Ihres Mannes gerettet ist.“

Sie erblaßte doch von Neuem. „Wie?“ rief sie in einer schrecklichen Ahnung.

„Niemand kann Holberg mehr zu einem Betrüger und Fälscher machen. Ich habe die Beweise in den Händen.“

„Allmächtiger Gott, und jetzt ist er ein Mörder!“

Es war ein furchtbarer, herzzerreißender Aufschrei. Sie konnte sich erst nach langer Zeit wieder erholen. Ich theilte ihr dann von den Papieren mit, die der Polizeidirector in der Untersuchung, und die ich auf der Leiche des Amerikaners gefunden hatte; ich legte sie ihr vor, ich hatte sie mitgebracht; ich setzte sie von den weiteren Ermittelungen über die Personen dieses Letzteren in Kenntniß. Ich fügte meine Combinationen hinzu.

„Sie haben richtig combinirt,“ sagte sie. „Auch in Betreff

der Bücher meines Mannes. Nachdem Frank, sein früherer Compagnon, die Gesellschaftsverträge aufgelöst und seinen Antheil herausbezahlt erhalten hatte, fiel meinem Manne seine Unvorsichtigkeit bei Ertheilung des unrichtigen Abschlusses über das Geschäft in Deutschland schwer auf das Herz. Er forderte ihn von Frank zurück. Dieser antwortete nicht. Mein Mann reiste selbst nach Amerika; die Sache war ihm wichtig genug; seine Ehre stand auf dem Spiele. Frank verhöhnte ihn, und erst jetzt lernte mein Mann den Betrüger kennen, der sich lange vor ihm zu verbergen gewußt, weil er zugleich mit den geachteten Nauen meines Mannes speculirt hatte. Er drohete meinem Manne, wenn er ihn noch ferner belästige, ihn als Betrüger verhaften zu lassen, auf Grund jenes falschen Abschlusses, der nur zu betrügerischen Geschäften habe gemacht werden können. Dagegen war mein Mann nun zwar gesichert durch den Brief, in welchem Frank ihn um den Abschluß gebeten hatte. Aber wie groß war sein Schreck, als er von dem Betrüger in seinen Gasthof zurückkehrte und den Brief nicht mehr vorfand! Er hatte ihn nach Amerika mitgenommen, um ihn, wenn Frank es verlange, gegen den Abschluß auszutauschen. Während er bei Frank gewesen, war ihm der Brief mit anderen Papieren aus seinem Zimmer entwendet worden. Der Dieb war durch Nachschlüssel in das Zimmer gelangt. Man hatte zu der Zeit einen verdächtigen jungen Menschen am und im Hause umherschleichen sehen. Frank's Sohn war in dem gleichen Alter. Mein Mann sah jetzt klar, in welchen Händen er sich befand. Er reiste nach Deutschland zurück. Er hatte nur Einen Gedanken, wie er sich vor dem Verdachte des doppellen Betrugs gegen die Gläubiger Frank's und gegen diesen selbst schützen könne. In seiner Angst — Sie waren damals noch nicht hier, einen anderen Freund, dem er sich anvertrauen mochte, hatte er nicht — so kam er in seiner und meiner Angst auf den unglücklichen Gedanken, falsche Eintragungen in seine Bücher zu machen. Es hat nachher schwer genug auf ihm gelastet, auf ihm und auf mir, so schwer, daß wir selbst Ihnen uns nicht anvertrauen konnten. — Sie sehen jetzt zugleich das Räthsel gelöst, wie jener Brief in die Hände Frank's zurückgekommen ist.

Und mit jenen betrügerischen Ansprüchen unser halbes Vermögen und noch mehr, zuletzt unser Kind fordernd, kam, wie wir meinten, der Sohn des Betrügers hierher, selbst ein gemeiner, frecher Betrüger, wie wir jetzt erfahren, ein gemeiner Mörder, sondirte wochenlang Boden, Personen, Zustände, Verhältnisse, verbarg sich halb und gab sich halb zu erkennen, ließ drohende Winke fallen und schmeichelte wieder, zeigte uns täglich das tödtende, selbst die Ehre vernichtende Schwert über unseren Häuptern, wälzte centnerschwere Last auf uns, nahm meinem Manne seine Kraft und seinen Muth, um dann auf einmal mit einem letzten, gewaltsamen Schlage uns ganz zu vernichten, für sich Alles zu gewinnen. Gestern führte er den Schlag aus.

O mein Freund, ich hatte Ihnen nicht Alles gesagt. Ich konnte es unter dem fürchterlichen Drucke, in der entsetzlichen Angst nicht. Mein Mann hatte mich nicht in jener Ungewißheit zurückgelassen. Er theilte mir seine Unterredung mit dem Amerikaner mit; lassen Sie mich ihn noch so nennen. Mit dem kältesten, frechsten Hohne hatte der Mensch ihn geradezu einen Betrüger, einen doppelten Betrüger, genannt, und von ihm die Herausgabe des seinem Vater und dessen Gläubigern geraubten Vermögens gefordert.

Mein Mann, nachdem er sich von dem ersten Schreck erholt, hatte ihm die Thür gewiesen. Der Amerikaner hatte gelacht.

„Pah, Sir, Sie haben in Amerika prostitirt und nicht prostituirt. Man streitet den Leuten ab, was man ihnen schuldig ist; aber man wirft sie erst zur Thür hinaus, wenn man ihnen bezahlt hat, was man ihnen nicht abstreiten kann. Und bezahlen müssen Sie, denn ich habe Beweise und Sie haben keine. Der Brief von meinem Vater ist Ihnen gestohlen, sagen Sie, und Sie werden vielleicht gar behaupten wollen, ich sei der Dieb —"

„Du Elender bist es," rief mein Mann.

„Haben Sie Beweise, Sir?"

„Frecher Schurke —"

„Sir, durch Schimpfen rettet man sich nicht. Auch hier nicht. Man hat hier vortreffliche Gerichte, und ich sage Ihnen, Ihre Million gehört mir und das Zuchthaus gehört Ihnen. Indeß, Sir, das Zuchthaus will ich Ihnen abkaufen. Sie haben eine liebenswürdige Tochter."

„Unverschämter Böswicht!"

„Und ich liebe sie —"

„Kein Wort weiter!"

„Und, Sir — ereifern Sie sich nicht, ich kann von hier geradewegs zu den Gerichten gehen — und, Sir, ich bitte Sie hiermit um die Hand Ihrer Tochter —"

Mein Mann hatte die Thür geöffnet.

„Hm, Sir, ich gehe. Ich sehe, Sie sind hier auf Ihrem Schlosse nur halber Geschäftsmann. In Ihrem Comptoir in der Stadt werden Sie traitabler sein. Morgen Mittag um zwölf Uhr werde ich dort bei Ihnen sein, um Ihr väterliches Jawort zu holen und unser ganzes Geschäft abzuwickeln. Sie haben dann die Wahl, ob Sie schon die morgende Nacht als Betrüger im Kerker zubringen wollen —"

Mit der Drohung ging er. Unter ihrer Last, unter der furchtbaren Last des ganzen Gespräches fand ich meinen Mann. Er theilte es mir mit. Die Mittheilung konnte ihn nicht erleichtern. Sie rief nur neuen Schrecken, neuen Zorn und eine kochende Wuth in ihm hervor. So mußte er in's Freie. Ich konnte ihn nicht halten. Daß er mit dem Menschen zusammentreffen könne, meine Seele hatte keine Ahnung davon. Und dürfen wir zweifeln, daß er mit ihm zusammengetroffen sei? Dürfen wir zweifeln an dem fürchterlichen Unglück, an dem Verbrechen? Und das Glück, das rettende Glück stand so nahe bei ihm. Zwei, zwei armselige Stunden später! Und jetzt die Ewigkeit des Verderbens! des Verbrechens! O großer Gott im Himmel, warum mußte es so kommen?"

Ich hatte wohl eine Antwort auf die Frage. Aber wäre sie eine tröstende für die arme Frau gewesen? Und ich hatte gar keinen Trost, keine Hoffnung mehr für sie. Mit jener kochenden Wuth in der Brust war ihr Mann in die Nacht, in den Park gegangen. Er war mit dem Amerikaner, den der Seitlänger aufgehalten, zusammengetroffen. Der cynische Mensch hatte ihn mit neuem, rohem Hohn behandelt. Ha, Sir, Sie haben sich besonnen! Jetzt schon! Sie kommen mir nach. Sie wollen mir die Hand Ihrer Tochter geben, selber anbieten. Es ist liebenswürdig, es ist verständig von Ihnen! — Da war die auf den Tod kochende Wuth des braven Mannes, des Ehrlmannes, des an seinem Vermögen, an seiner Ehre, an seinem Herzen, an der Liebe zu der Perle seiner Kinder verletzten und vernichteten Mannes zur vollen, wild lodernden Gluth emporgeschlagen. Er hatte den Elenden gepackt — er war ein fester, kräftiger Greis — er hatte ihn geschüttelt, er hatte ihn die Brücke hinunter in den Strom geworfen.

Meine Phantasie schuf mir das Bild. Aber konnte ich zweifeln, daß ich die klare, nackte, schreckliche Wirklichkeit sah? Was nun weiter? Die entsetzliche Frage trat wieder an mich heran. Ich sollte diesmal eine Antwort nicht suchen müssen. Ein Wagen fuhr auf den Hof des Schlosses. Wir eilten ahnungsvoll an das Fenster. Holberg stieg aus dem Wagen, langsam, mit bleichem Gesichte. Die Frau sprang von dem Fenster zurück. Sie wollte aus dem Zimmer stürzen, dem Gatten entgegen. Mitten im Zimmer brach sie zusammen.

„Allmächtiger Gott!" schrie sie auf, aus einer Brust, die die Angst zu erdrücken drohte.

Ich mußte sie zu dem Sopha führen. Da wurde es unten, draußen laut. Heller Jubelruf ertönte. Es waren die hellen Stimmen der Kinder. Das Geräusch des Wagens hatte auch sie an das Fenster gezogen. Sie hatten den Vater erkannt, den vermißten, unter Sorgen und Angst die ganze Nacht gesuchten Vater, um den die Todesangst der Mutter das Herz zugeschnürt hatte, um den kein Schlaf in ihre Augen gekommen, um den die liebenden Kinderherzen so sorgen- und angstvoll sich gebangt hatten. Er war wieder da.

„Der Vater, der Vater!" riefen, jauchzten und jubelten sie. „Der Vater ist wieder da!"

Kein Befehl der Mutter, der sie in ihre Stuben gebannt hatte, hielt sie mehr. Sie stürzten in die Corridors, die Treppen hinunter, aus dem Hause, auf den Hof, zu dem Wagen, zu dem Vater.

„Vater! Vater! Du bist wieder da, Vater!"

Sie umfaßten seine Hände, sie hielten sich an seinem Rock, an seinen Armen.

„Zur Mutter!" riefen sie. „Wie wird die Mutter sich freuen!" Sein bleiches Gesicht, seine entstellten Züge hatten sie nicht

gesehen. Sie sahen ja nur den wiedergefundenen Vater. Sie zogen ihn im Triumphe in das Haus, die Treppen hinauf. Ihr Jubel durchdrang noch das Innere des Hauses. Aber allmählich wurde er stiller und stiller. Der Vater hatte noch kein Wort gesprochen. Seine Hand hatte noch Keins von ihnen geliebkost. Da sahen sie nach seinem Gesichte; sie sahen, wie bleich, wie entstellt es war. Ihr Jubel wurde weniger laut. Als sie das Zimmer der Mutter erreicht hatten, war er ganz verstummt. Und mit bleichen und entstellten Gesichtern traten sie Alle, still, wie ein Leichenzug, zu der unglücklichen Frau. Sie war aufgesprungen. Auch sie sah nicht zuerst in sein Auge. Sie konnte es nicht, die liebende Gattin.

„Du bist kein Betrüger, kein Fälscher, Friedrich!“ rief sie. „Hier ist der Beweis. Der Brief ist wieder da.“

Sie hielt ihm den Brief hin, den ich in der Kapsel des Amerikaners gefunden hatte. Er warf einen Blick auf das Papier.

Ich nahm die Hände der Kinder.

„Kommt, kommt! Laßt den Vater und die Mutter jetzt allein. Sie haben mit einander zu sprechen. Ihr sollt ihn nachher begrüßen.“

Sie verließen gehorsam das Zimmer. Als ich mich wieder umwandte, stand Holberg mit verhülltem Gesichte da. Betrüger und Fälscher war er nicht.

„Aber ein Mörder!“ rief er. „Ewiger Gott, warum mußte es sein?“

Auch er fragte es. Dann trat er zu seiner Frau.

„Ernestine, kannst Du dem Mörder verzeihen? Du, Du? Die Anderen dürfen es nicht. Aber Du darfst es. Kannst Du es auch?“

Sie lag schon an seiner Brust, sie hielt ihn mit ihren beiden Armen umschlungen.

„Friedrich, Dir gehört mein Herz, meine Liebe, mein Alles, bis zu meinem letzten Athemzuge.“

„Ich wußte es, mein braves Weib. Aber ich mußte es von Dir hören. Darum kam ich noch einmal hierher zurück.“

Er wandte sich zu mir. „Meine That — ich war nicht Herr meiner Vernunft und meiner Sinne, als ich sie verübte; da sie geschehen war, wie entsetzlich klar war es da auf einmal in mir! Für mich war Alles vorbei. Ich floh zur Stadt, zu Dir, nicht zu dem Freunde, zu dem Strafrichter. Du warst nicht da. Ich erfuhr, daß Du hier seist. Ich mußte das Wort Verzeihung von den Lippen meiner Gattin hören. Jetzt — Aber darf ich noch einmal allein auf mein Zimmer gehen, ehe Du mich verhaftest?“

„Geh!“ sagte ich unter einer entsetzlichen Ahnung.

Er ging. Ich nahm die Hand der Baronin. „Meine Freundin, fassen Sie sich.“

Auch sie hatte errathen, was ich ahnte.

„Muß es sein?“ fragte sie.

„Gott wird entscheiden.“

Wir horchten Beide mit angehaltenem Athem, mit klopfenden Herzen, mit zitternden Gliedern. Nach einer Minute fiel ein Schuß in dem Zimmer des Schloßherrn.

„Es ist geschehen!“

Die Baronin sank vor dem Sopha auf die Kniee. Sie betete still. Es war geschehen. Warum mußte es so kommen? Ich hatte vorher gemeint, eine Antwort auf die Frage zu haben, aber kann der Mensch sich vermessen, auf die Frage zu antworten? Aber bedenken soll er immer und immer, und es sich tief und fest einprägen, daß der eine Fehler, sei er auch noch so klein und unbedeutend, so leicht weiter und weiter bis zuletzt in den Abgrund führt, und daß auch die edelsten Leidenschaften, wenn die Vernunft sie nicht zu zügeln versteht, den Weg zum Verbrechen und zum Verderben bahnen.

Eine Vorlesung von Charles Dickens.

Der Name Charles Dickens ist in der ganzen Welt mit Recht beliebt und geachtet; seine köstlichen Bücher sind fast ebenso wohl bekannt in Deutschland, wie in England, und wir lesen sie mit immer neuem Vergnügen, obwohl uns die Hälfte ihrer Schönheit entgeht, theils wegen der Uebersetzung, theils weil wir nicht im Stande sind, ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nur wer lange in England gelebt hat, mit dem Volksleben vertraut und der englischen Sprache vollkommen mächtig ist, vermag zu beurtheilen, wie treffend und wahr seine Schilderungen englischer Zustände und Charaktere sind. Wir bewundern und lieben Dickens als den Schriftsteller des Volks, als den Verfechter des Fortschritts, der mit der scharfen und mächtigen Waffe des Humors schändliche Vorurtheile und Abgeschmacktheiten bekämpft und dessen Bücher sämmtlich von einem so reinen Geiste durchweht und trotz aller Schalkheit in einer Sprache geschrieben sind, die sie jedem Alter und jedem Geschlecht empfehlenswerth und zugänglich macht.

In England ist Dickens so populär, als nur immer ein Mann sein kann; allein natürlich nicht besonders beliebt unter den „obersten Zehntausend“ und den andern Tausenden, die sich an dieselben anhängen; Leute, die, wenn auch nicht das Bewußtsein, so doch stets eine Ahnung von ihrer eigenen Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit, kurz sich selbst im Verdacht haben, „Futter für Humoristen“ zu sein.

Da wir Deutsche englische Sitten und Gebräuche mit deutschen Augen und Gefühlen ansehen, so wundern oder empören wir uns über manche Dinge, welche in England nicht den allergeringsten Anstoß, ja nicht einmal Verwunderung erregen.

Nicht nur auf mich, sondern auch auf viele andere Deutsche machte es stets einen peinlichen Eindruck, „anständige Männer“ Monate lang, Abend für Abend, dieselben Worte und Späße, dieselben Gebehrden wiederholen zu hören und zu sehen — einzig und allein um so schnell als möglich „Geld zu machen“. Ich muß gestehen, ich erröthete, als ich zuerst einer Vorlesung des berühmten Jägers Gordon Cumming beiwohnte. Ein großer Saal war mit all seinen afrikanischen Jagdtrophäen geschmückt; sein Reisewagen war aufgestellt; an dem einen Ende war eine Bühne; auf ihr erschien der schöne, stattliche Jäger in dem theatralischen Hochlandscostüm — das blanke Schwert in der Hand! Nachdem so jeder Anwesende für wenigstens zwei Pence von dem Eintrittsschilling von seiner Person abgesessen hatte, stieg Herr Gordon Cumming auf eine Tribüne, die durch einen ungeheuren Elephantenschädel gebildet wurde, und während transparente Bilder erschienen, wiederholte er dieselben Geschichten, dieselben Scherze mehr als hundert Abende hintereinander. Verschwand er, um sich zu erfrischen, von der Bühne, dann machte sein Buschmann auf derselben seine Sprünge, und Beide schienen mir in dem Augenblick Wesen ganz derselben geistigen Ordnung.

Hier findet man an dieser Zurschaustellung der Person nichts Anstößiges, denn der Mann macht ja Geld! Freilich, so lange er Geld macht, ist er aus den höheren Kreisen der Gesellschaft ausgeschlossen, denn nur Geldhaben ist aristokratisch, Geldverdienen plebejisch; allein man vergißt hier sehr bald, wie Geld gewonnen wurde, sobald es nur da ist. Was man aber nie vergißt und vergiebt, ist, kein Geld zu haben. Bei uns ist das einfach ein Unglück, in England ist es geradezu ein Verbrechen und zwar das größte, was noch hassenswerther und unanständiger als selbst Freigeisterei in religiösen Dingen ist; die Engländer schreiben nur G... statt Gott, um nicht geradezu einzugestehen, daß das Wort in ihrem Herzen meistens Geld ausgesprochen wird.

Wenn uns diese Art von Prostitution schon bei einem Mann wie Gordon Cumming auffällt, der doch nur ein „Gentleman“ und tüchtiger Jäger von nicht übertrieben feinem Gefühl ist, so berührt sie uns noch peinlicher, wenn wir sie von Männern ausgeübt sehen, die wir in Deutschland weit über den bloßen „Gentleman“ stellen, nämlich von talentvollen Schriftstellern. Albert Smith zum Beispiel war ein solcher, und doch machte er Jahr aus Jahr ein alle Abende in einem ausgeputzten Locale dieselben alten Witze und erntete dafür alle Abende andere neue Schillinge, die sich bald zu Tausenden von Pfunden in der Bank anhäuften.

Als ich vor einigen Jahren hörte, daß Charles Dickens in der Art eines Schauspielers Scenen aus seinen eigenen Werken vorlese und zu diesem Ende überall in England umhereise, that

mir das leid, und ich konnte mich nicht entschließen, eine seiner Vorlesungen hier in London zu besuchen. Dickens schien mir dadurch eine Stufe herunter zu steigen, und andere Deutsche, mit welchen ich hier darüber sprach, hatten ganz dieselbe Empfindung. Es fehlt uns in Deutschland zwar nicht an ähnlichen Schriftstellern, allein wir betrachteten sie immer mehr als Lustigmacher, und unsere Achtung vor ihnen war nicht besonders groß. Ich erinnere an Sapphir und seine Nachahmer, mit denen Dickens wohl nicht gern gleichgestellt werden möchte.

Dramatische Vorleser und Schauspieler wiederholen zwar auch oft dasselbe, und wir hören sie stets mit Vergnügen und denken nicht, daß sie sich dadurch herabsetzen; ja, wir schätzen nicht einmal den Schauspieler gering, der den gestiefelten Kater spielt; allein was würden wir von dem Herrn Hofrath Tieck denken, wenn er hundert Abende hintereinander in dieser Rolle aufträte?

Als ich einst einer Vorlesung von Herrn und Madame Ronge über Kindergärten in der St. Martins-Halle in London beiwohnen wollte, freute ich mich, das Gedränge am Eingange zu sehen. Da wogte ein Meer von Köpfen, und die Leute, welche wegen Mangel an Raum abgewiesen wurden, machten sehr trübselige Gesichter, was mich für unsern Landsmann aufrichtig freute. Aber ach, meine Freude war voreilig, denn als ich am Eingange mein Billet vorzeigte, wies man mich mit der Bemerkung zurück, daß dies eine Vorlesung von Dickens sei. Die unseres Landsmanns fand in einem kleineren Locale desselben Hauses statt, und — am Eingange war kein Gedränge und im Saal viel mehr Platz für Zuhörer als Zuhörer.

Dickens als Vorleser.

Dickens hat großes dramatisches Talent, wie Alle versichern, die ihn auf Privatbühnen auftreten sahen. Erst gestern sah ich in einem Ladensenster einen von Dickens selbst mit seinem Namen unterzeichneten Abdruck einer großen Lithographie, die ihn in einer Theaterscene darstellt. Da alle Leute, die ihn vorlesen hörten, den gehabten Genuß nicht genug rühmen konnten und ich in der That vor Begierde brannte, ihn ebenfalls zu hören, ein Wunsch, der durch meine persönliche Bekanntschaft mit ihm noch erhöht wurde, so beschloß ich meine vielleicht abgeschmackte Verlegenheit zu besiegen und seiner letzten Vorlesung in dieser Saison beizuwohnen.

Dieselbe sollte in der zwischen Piccadilly und Regentstreet sich erhebenden St. James-Hall stattfinden, wo Dickens einige Capitel aus „Dombey und Sohn“ und die Gerichtsscene aus den „Pickwickiern“ vorlesen wollte. Die Vorlesung fand am Abend statt. Der sehr große, wunderschöne Saal war so gefüllt, als er nur sein konnte, und es waren wohl zweitausend Zuschauer anwesend, wenn nicht mehr. Das will etwas heißen, wenn man bedenkt, daß Dickens dieselbe Vorlesung schon sehr oft gehalten hat und daß die Plätze von 20 Sgr. bis 1 Thlr. 20 Sgr. kosteten. Das Publicum gehörte meist der höheren Mittelclasse an; allein auf den Zweischillingplätzen sah man auch nicht nur Männer und Frauen aus dem Handwerkerstande, sondern selbst gewöhnliche Arbeiter, Soldaten und Seeleute. Es war angenehm ihre Gesichter zu beobachten. Man konnte auf allen lesen, daß man einen großen Liebling des Publicums erwartete, einen Liebling, den man nicht nur liebte, wie zum Beispiel einen komischen Schauspieler, sondern den man sehr verehrte und achtete, dem man dankbar dafür war, daß er sich herabließ, sein ihm neben dem größern Talent gefällig verliehenes geringeres zur Unterhaltung seiner Freunde und Verehrer auszuüben.

Auf der für das Orchester bestimmten Erhöhung — es werden in dem Saale fortwährend Concerte gehalten — stand ein Tisch mit einem kleinen Pulte und Wasserflasche und Glas. Hinter demselben war eine Wand von dunkelbraunrothem Tuch aufgestellt und vor dem Tisch, in der Höhe von etwa acht Fuß, eine Reihe von acht Gaslichtern angebracht, die das Publicum nicht sah und deren Schein den braunrothen Schirm und den Tisch erleuchtete. Personen gingen zwischen den Reihen der Zuhörer umher und boten „Dombey und Sohn“ und „The trial of Pickwick“ zum Verkauf aus, wie auch Papierfächer, auf denen Scenen aus diesen Romanen abgebildet waren.

Als Dickens erschien, wurde er mit einem achtungsvollen Applaus begrüßt, von dem er aus Grundsatz keine Notiz nahm, da man sich bestrebt, das widerliche und störende Bedanken für Applaus auch von der Bühne zu verbannen. Dickens ist ein hübscher, noch jung und blühend aussehender Mann, mit klugen Augen und einem humoristischen, etwas sinnlichen Munde. An jenem Abende erschien er mit weißer Weste und weißer Halsbinde und trug eine Blume im Knopfloch; kurz er war „in dress“, d. h. im Gesellschaftsanzug. Die beifolgende Abbildung, freilich in der grellen Beleuchtung von acht Gaslichtern aufgefaßt, ist sehr gut und ähnlich.

Die Vorlesung begann mit „Dombey und Sohn“. Da ich etwas entfernt von dem Vorleser saß, so gebrauchte ich mein Opernglas, welches mich in den Stand setzte, jeden Wechsel in seinen Zügen zu beobachten, wodurch ich das, was er las, noch besser verstand und genoß.

Der Ton und die Art des Vortrags der englischen „lecturers“ — Personen die Vorlesungen halten — ist ganz eigenthümlich und durchaus von den bei uns gebräuchlichen abweichend. Die meisten lesen außerordentlich schnell, und die immer wiederkehrende Modulation im Ton macht diese Vorlesungen sehr monoton. Es dauert eine ganze Weile, ehe ein Deutscher sich daran gewöhnt. Alle Stellen des Buches, in welchen Personen nicht redend eingeführt sind, liest Dickens in ähnlicher Weise; allein er thut es dennoch ebenso verschieden von andern, gewöhnlichen lecturers, als er selbst

von ihnen verschieden ist. Bei ihm fällt die Manier nicht unangenehm auf; ich meine selbst einem Deutschen nicht, denn die Engländer sind daran gewöhnt.

Sobald aber die Personen redend eingeführt werden, verwandelt sich der Vorleser in den Schauspieler, und man hat gerechte Ursache über Dickens' großes Talent zu staunen. Er liest jede Person, wie er, deren Schöpfer, sie sich gedacht hat, und dieser Umstand giebt seiner künstlerischen Leistung ein noch ganz besonderes Interesse. Schließt man die Augen, so hört man nicht Dickens, sondern man hört den Doctor, die Wärterin, den kleinen, kranken Knaben und die andern Personen des Romans. Es ist erstaunlich, wie richtig Dickens alle Eigenthümlichkeiten der Classe von Personen, die er schildert, beobachtet hat, und noch erstaunlicher, daß er sie so täuschend copiren kann. Fast jeder der Zuhörer kennt einen Doctor, eine Wärterin ꝛc., die gerade so reden wie Dickens, indem er sie darstellt, und das Gelächter bei den komischen Stellen ist nicht zu unterdrücken. Mich ziehen diese mehr an, als die rührenden; allein daß Dickens darin nicht weniger Meister ist, wird aus der Wirkung klar, die er hervorbringt, selbst unter den erschwerendsten Umständen. Als er auch die Stimme des kranken Kindes nachahmte, machte dies auf mich zuerst einen befremdenden Eindruck, den ich auch bis zum Ende nicht gänzlich los werden konnte; allein die englischen Zuhörer schienen nicht dasselbe Gefühl zu haben, denn viele Damen hielten ihre Taschentücher an die Augen, und eine, die mit ihrem Manne vor mir saß, weinte so laut, daß der Letztere ganz ärgerlich wurde.

Die Gerichtsscene, in welcher Pickwick verurtheilt wird, der Wittwe Bardell für Brechung eines Eheversprechens eine bedeutende Summe zu zahlen, ist eine der besten des ganzen Buches. Sie enthält eine ganz köstliche Satire, deren Trefflichkeit nur von denen begriffen werden kann, welche mit dem englischen Gerichtsverfahren genau bekannt sind, und deren Humor keiner so vollkommen genießen kann, als wer sie von Dickens selbst vorlesen hörte. Alle darin auftretenden Personen waren so scharf und bestimmt durch Ausdruck, Ton und Manier ihrer Rede gezeichnet, daß man jede Individualität augenblicklich erkannt haben würde, wenn auch der Name des Redenden nicht genannt worden wäre. Der Richter Starnleigh war herrlich; der flotternde Mr. Winkle classisch komisch; Sam Weller köstlich; aber der Lichtpunkt der ganzen unübertrefflichen künstlerischen Leistung des Verfassers der Pickwicker war die Rede des Sergeant Buzfuz für die Klägerin Mrs. Bardell! Jedes Wort war köstlich, jede Geberde der Natur abgelauscht und, obwohl nur ganz gelinde übertrieben, so überwältigend komisch, daß das Lachen kein Ende nahm und manche der Zuhörer beinahe den Lachkrampf vor Vergnügen bekamen. Ich muß gestehen, ich habe in meinem Leben nichts Komischeres und Amüsanteres gehört. Was das Verdienst dieser Vorlesung noch bedeutend erhöhte, war, daß ihre Wirkung nicht durch niedrige Buffonerie erzielt wurde; ein Fehler, in welchen komische Schauspieler so häufig verfallen. Es war da nicht eine Geberde, nicht ein Ton, der nicht unangenehm für Dickens berührte; das Ganze war eine durchaus künstlerische, eines humoristischen, so bedeutenden Schriftstellers wie Dickens vollkommen würdige Leistung. Ich verließ den Saal, geheilt von meinem Vorurtheil, voll von Bewunderung für das Talent des Vorlesers und dankbar für den köstlichen Abend, den derselbe mir gewährte.

Cervin.

Ein deutscher Colonist in Algerien.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Officiers der Fremden Legion in Algier.

(Schluß.)

„Ich schwang mich nun," fuhr Wöhler fort, „auf die Höhe der Mauer und sah zu meinem Entsetzen, daß außen herum Alles von weißen Burnussen wimmelte. Allein ich verlor nicht den Muth; die bereits gefallenen Schüsse mußten auf dem Fort (dem bereits erwähnten „Häuservquadrat") gehört worden sein, und ich konnte von dort aus jeden Augenblick Hülfe erwarten. Inzwischen war es auch den Soldaten gelungen, vollständig der mit ihnen kämpfenden Kabylen Herr zu werden. Wir wandten uns daher nun vereinigt dem äußeren Feinde zu, der seine ganze Stärke auf den einzigen zugänglichen Punkt, die Brücke, concentrirt hatte. Mit Hülfe der in der Mauer auf beiden Seiten des Thores angebrachten Schießscharten gelang es uns, die Angreifer auf einige Zeit im Schach zu erhalten; doch lange konnte dies nicht währen, da die Kabylen, uns hundertfach an Stärke überlegen, endlich den Vortheil behalten mußten. Auch waren bereits drei der Vertheidiger auf unserer Seite kampfunfähig: zwei Soldaten, von denen der Eine einen Schuß in die rechte Schulter und der Andere einen in den Leib bekommen und mein damals 14 Jahr alter ältester Sohn, dem eine Kugel die linke Hand zerschmettert hatte. Plötzlich, als gerade unsere vereinigten Kräfte auf die Deckung des Einganges gerichtet waren, entdeckte ich zu meinem Entsetzen, daß es den Kabylen gelungen war, von der entgegengesetzten Seite die Ringmauer zu erklettern. Als ich mich an der Spitze von vier Mann dem bedrohten Punkte zuwandte, war es bereits zu spät. Einige vierzig dieser blut- und beutegierigen Gebirgsbewohner hatten bereits das Innere erreicht, und nun begann ein Kampf der Verzweiflung Mann gegen Mann, das heißt, Einer gegen Zehn. Schon beim ersten Lärm hatte ich sofort Frau und Kinder in ein sicheres Versteck, ein tiefes und wohlverdecktes, zur Aufbewahrung von Lebensmitteln und Früchten bestimmtes Erdloch von ziemlichem Umfang gebracht, um sie in Sicherheit zu wissen und durch ihr Geschrei und Gejammer nicht in der Vertheidigung von Habe und Leben gehindert zu werden. Und dies war gut; denn die Feinde, sobald sie in überwiegender Menge im Innern der Ringmauer sich befanden, begaben sich sofort an die Plünderung und zündeten an, was nur immer brennbar war.

Im Augenblicke, wo ich, schon der Verzweiflung nahe, unser Häuslein immer mehr zusammenschmelzen sah und nur noch dachte, durch den Tod dem schrecklicheren Loose, nämlich der Gefangenschaft, zu entgehen, hörte ich ganz in der Nähe die wohlbekannten Töne der Signaltrompete. „Gott sei Dank!" rief mir der Corporal von weitem zu. „Muth, Meister Wöhler! die Cavallerie und Artillerie des Forts kommt zum Entsatz im Galopp heran!" — Und so war es, und auch Zeit war es!

Kaum vernahmen die Feinde die ihnen nur zu gut bekannten Signale, als ein panischer Schreck an die Stelle des Uebermuthes und der Siegestrunkenheit trat, und nun Jeder von ihnen so schnell als möglich den Ausgang zu erreichen oder über die Ringmauer zu entkommen suchte. Doch jetzt war die Reihe an uns, und was unsern Kugeln oder Bajonnetstößen entging, fiel draußen unter die scharfe Klinge der französischen Cavallerie, vor der die Kabylen allen Respect hatten; nicht zu rechnen, daß zwei Berggeschütze einen Hagel von Kartätschen zwischen die dichten Massen der Räuber warfen.

Gerettet waren wir nun — doch um welchen Preis! Mein Wohnhaus war vom Feuer zerstört, mein Vieh theils verbrannt, theils verschwunden, einer meiner Diener getödtet, ich und mein Sohn verwundet und von den zehn bei mir einquartierten Soldaten nur noch drei kampffähig, vier Andere waren verwundet, drei getödtet. — Doch wir hatten unsere Verluste theuer erkaufen lassen, indem wenigstens vierzig todte oder verwundete Feinde den Boden des Hofes bedeckten. Noch größer war die Zahl der Gefallenen draußen, wo die reitenden Jäger und die Artillerie unbarmherzig das verheerende Handwerk des Krieges übten.

Sobald der letzte Feind verschwunden war, ritt der commandirende Officier über die Brücke, kam zu mir und drückte mir sein Bedauern aus, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, eher auf dem Schauplatze des so ungleichen Kampfes zu erscheinen. Dann machte sich der gleichfalls aus dem Fort angelangte Arzt daran, den Verwundeten die schnellste Hülfe zu leisten und die, welche den Transport vertragen konnten, sofort nach den Hospitälern der Stadt schaffen zu lassen. Unter diesen Letzteren befand sich auch mein Sohn. Sodann holte ich meine Frau und Kinder aus ihrem Versteck unversehrt hervor und begann, soviel es für den Augenblick möglich, aus Brettern und ein provisorisches Obdach zu bauen. Den Truppen war es gelungen, den größten Theil meines zu-

streuten Bieses wieder einzusangen, und — glücklicherweise befand sich unter den von den Kabylen geraubten Gegenständen nichts, was einen besonderen Werth für mich hatte oder ein unersetzlicher Verlust gewesen wäre.

Dieser Vorfall hatte mir indessen gezeigt, wie wenig selbst die Nähe der Stadt Algier und des Forts, unter dessen Kanonen gewissermaßen meine Besitzungen lagen, mich vor der zu großen Nachbarschaft der Kabylie schützte, und ich beschloß deshalb die erste günstige Gelegenheit oder Offerte zu benutzen, um in einer besseren Gegend mich niederzulassen. Noch im Laufe des Sommers fand sich ein Matleser, dem meine Ländereien gefielen und der die Absicht hatte, dieselben zur Anlage einer Rübenzuckerfabrik zu benutzen. Ich schloß mit ihm einen sehr vortheilhaften Handel ab und unternahm gleich darauf, nur von meinem aus Deutschland mitgebrachten Diener begleitet, von Algier aus zur See die Reise nach Oran, um in dieser in jeder Beziehung besseren Provinz mich anzukaufen. Nach einer vierzehntägigen Abwesenheit kehrte ich als Eigenthümer der Grundstücke zurück, in deren Besitz Sie mich noch heute sehen und deren Bewirthschaftung ich im Herbst 1841 übernahm. Ich hatte allerdings auch hier im Anfang mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen, indem die Provinz nur erst seit Kurzem und noch nicht einmal in ihrer heutigen Ausdehnung sich unter französischer Botmäßigkeit befand; allein hier hatte ich wenigstens die Kabylie nicht zur Nachbarschaft, sondern nur die weit friedlicher gesinnten Stämme nomadisirender Araber, obnehin schon seit vielen Jahrzehnten an die eingewanderten Spanier gewöhnt, bevölkerten hin und wieder die Umgegend; von ihnen hatte man höchstens kleine Diebereien zu befürchten, vor denen man sich ja schützen konnte. Außerdem war in unmittelbarster Nähe meiner Niederlassung ein permanentes Lager etablirt, in dem sich durchschnittlich 2 bis 3000 Mann Truppen befanden. Noch andere Colonisten kamen nach und nach hinzu, und so entstand mit der Zeit das Dorf, dessen ältester Einwohner und, wenn Sie wollen, Begründer ich bin. Von Jahr zu Jahr ging es mit meiner Haus- und Feldwirthschaft besser und wurde sie einträglicher; mein Viehstand vermehrte sich mehr und mehr. Im Anfang hatte ich mir eine hölzerne Baracke gebaut, dann ein etwas größeres und solideres Gebäude aufgeführt, und endlich — im Jahre 1850 — habe ich das Haus gebaut, welches Sie jetzt vor sich sehen, und ihm die nöthigen Stallungen und Wirthschaftsgebäude hinzugefügt. Das Alles ist mein zwar mühsam und oft gefahrvoll, doch vollkommen rechtmäßig erworbenes Eigenthum. Meine Felder sind in gewöhnlichem und gesegnetem Zustande, mein Weizen ist auf dem Markte zu Oran der geschätzte und ohne Widerrede höher bezahlt als jeder andere; ich bin der Erste, dem es geglückt ist, hier eine Baumwollenpflanzung in's Werk zu setzen und nicht unbeträchtlichen Gewinn aus ihr zu ziehen; wenn es sich um Lieferungen für die Truppen handelt, werden mir von Seiten der Behörden Privat-Offerten gemacht, bevor öffentliche Bietungstermine angesetzt werden. Ich habe einige Mal Gelegenheit gehabt, der Behörde nicht unwesentliche Dienste zu leisten, und bestie dafür deren unbegrenztes Vertrauen — mit einem Worte, ich bin zufrieden mit meinem Loose und wünschte nur, daß ein jeder deutsche Colonist hier ein Gleiches sagen könnte. Doch dem ist nicht so; denn leider findet man unter den hier lebenden Landleuten nur wenig wirklich brave und rechtschaffene Leute; den bei weitem größeren Theil der hiesigen Deutschen haben traurige und compromittirende Antecedentien zur Uebersiedelung nach Afrika veranlaßt. Ich habe in dieser Beziehung manche herbe Erfahrung gemacht, um so mehr als ich seit der Gründung des Dorfes Ortsvorsteher (Maire) in demselben bis auf den heutigen Tag gewesen bin.

Nun, Herr Lieutenant, kennen Sie meine Schicksale; seitdem Sie einmal nach Deutschland und wohl gar in meine liebe Heimath kommen, so erzählen Sie nur den Leuten dort, daß der Christian Wöhler es nicht bereut, nach Afrika gegangen zu sein, daß er jedoch durch langjährige Erfahrung hier zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß nur solche Colonisten glücklich werden mögen, die ein gutes Gewissen mitbringen und an deren Anlagecapital kein Fluch oder gar Schlimmeres klebt!" ...

„Recht so, mein Freund," entgegnete ich und schüttelte die dargebotene Rechte des Biedermannes. Ich hätte gern noch länger mit ihm geplaudert; allein meine Dienstpflichten nahmen jetzt meine Zeit in Anspruch, und ich beschloß, da das Commando noch vor Tagesanbruch die letzte Etappe nach Sidi-bel-Abbès antreten sollte, und ich bis dahin zu viel zu thun hatte, um noch einen Besuch bei der Colonistenfamilie machen zu können, gleich definitiven Abschied zu nehmen. Die sämmtlichen Bewohner des Hauses hatten sich inzwischen nach und nach um den Garten eingefunden. Wöhler's ältester Sohn, ein rüstiger junger Mann von 26 Jahren, zeigte mir auch seine in jener Schreckensnacht verstümmelte Hand, von welcher ihm Zeige- und Mittelfinger abgeschossen waren. Auch den mehrerwähnten treuen Diener Wöhler's, den dieser noch aus Deutschland mitgebracht, lernte ich kennen. Elise, die kleine Nichte, nahm mich dann noch in Beschlag und wollte mir die Herrlichkeiten der Ställe und des Hühnerhofes, sowie die zahmen Gazellen, Schakals, Strauße ꝛc. zeigen; allein ich brach kurz ab, indem ich herzlich und freundlich dankend mich verabschiedete. Doch mußte ich Allen das feierliche Versprechen ablegen, meinen Besuch unfehlbar jedesmal zu erneuern, wenn ich — was allerdings nicht selten geschah — durch Tolat passirte.

Als ich mit meinem Fritz die breite, einzige Straße des Ortes hinunterschritt, kamen wir unter Andern an eine offene Hausthür, vor welcher unter dem Schatten einer Akazie zwei Frauen saßen, Mutter und Tochter, wie ich nachher erfuhr. Fritz grüßte sie mit einem „guten Abend!" — Erfreut erhoben sich Beide, und die Tochter sagte im reinsten und unverfälschtesten Dialekt des Elsaß: „O! sprachet 'r aach dietsch?"

Als wir darauf einige Minuten uns mit den beiden Frauen unterhalten hatten, sagte mir die Mutter ganz treuherzig: „'r sprachet a recht schlachtes Dietsch." — Die gute Frau hielt ohne Zweifel den Elsässer Dialekt für das richtige und reine Deutsch und meine Aussprache für eine verdorbene und falsche. Doch ließ sie es sich nicht nehmen, uns mit einem Glase Piquette (eine Art Dünnbier) zu tractiren und uns zugleich mit vieler Zungengeläufigkeit Einiges aus der Chronique scandaleuse des Ortes zu erzählen.

Endlich waren wir in unserer Zeltstadt angelangt, wo bald ein erquickender Schlummer mich für den letzten starken Marsch stärkte. Die Sonne sank schon gegen die fernen Gebirge des Atlas hinab, als wir am folgenden Tage, von der herrlichen 80 Mann starken Musik unseres Regiments eingeholt, in unser Standquartier Sidi-bel-Abbès einrückten. Noch zu verschiedenen Malen habe ich späterhin meinen Besuch im Hause des braven Wöhler erneuert und mich stets der besten und herzlichsten Aufnahme zu erfreuen gehabt.

Theodor Küster.

Christenverfolgungen in Italien.

Die Gartenlaube hat erst jüngst ein Beispiel erzählt, in welcher Weise das Volk in Deutschland beim alten Glauben erhalten oder zu ihm zurückgeführt wurde: die Geschichte von den Salzburger Auswanderern. Wenn nun selbst im deutschen Oesterreich, wo die Inquisition niemals und am wenigsten in spanischer und italienischer Weise Eingang gefunden, eine solche Anrottung des Protestantismus möglich war, wie sollte in Italien der Kampf des armen verlassenen Volks gegen die Allgewalt des Papstthums enden?

Alle Schilderungen über die Christenverfolgungen, welche von den heidnischen Römerkaisern, selbst einem Nero, verhängt worden sind, verlieren von dem Gräßlichen ihres Eindrucks, sobald sie neben die Entdeckungen gestellt werden, welche die Durchforschung der Inquisitionsgebäude und Archive in Rom, zur Zeit der römischen Republik von 1849, zu Tage gefördert hat. Martern, wie nur eine teuflische Phantasie sie ersinnen kann, sind hier verübt worden seit jenem 1. April 1543, an welchem Paul III. die ersten Generalinquisitoren ernannte und die „Congregation des heiligen Officiums" in Rom gegründet hatte, bis fast zur jüngsten italienischen Fürstenflucht. Man hat Protestantischgesinnte mit Pech bestrichen und so lebendig verbrannt, man hat sie öffentlich mit eisernen

Ruthen gepeitscht und mit Fackeln todtgeschlagen, man hat sie von Kirchthürmen gestürzt, in Masse abgeschlachtet, wie das Vieh, oder in unterirdischen Folterkammern schrecklich zu Tode gequält. Und sollten die Martergefängnisse für Ketzer in jüngster Zeit dort menschlicher eingerichtet gewesen sein, als wir sie in Neapel für politisch Verfolgte gefunden haben?

Mit der Wirksamkeit der Ketzergerichte begann in Italien eine allgemeine Flucht aller des neuen Glaubens Verdächtigen nach dem protestantischen Norden, und die Mehrzahl dieser Flüchtlinge mußte heimlich, bei Nacht und Nebel, oder unter mancherlei Verkleidung die Grenze zu erreichen suchen, denn den Ketzerrichtern lag vor Allem daran, Exempel zu statuiren, Vermögen zu confisciren und nebenbei Seelen zu retten durch Vernichtung der Leiber. Von den zahlreichen Massenverfolgungen erwähnen wir hier nur eine. Bis nach Neapel hatten die Waldenser sich ausgebreitet; dort lebten in drei Colonien (la Guardia, Baccarizza und San Sisto) ihrer etwa viertausend, von denen selbst katholische Stimmen urtheilten, daß sie „ein einfaches und unterrichtetes Volk" seien, das sich ganz allein mit dem Spaten und dem Pfluge beschäftige und „auf dem Torbette sich ziemlich religiös gesinnt zeige". Gegen diese Christengemeinden brach im Jahre 1560 die Verfolgung der Inquisition aus, königliche Soldaten mußten gegen sie marschiren, und selbst eingesangene Banditen und zum Tode verurtheilte Verbrecher begnadigte man zu einem „Kreuzzug gegen die Ketzer", von dem sie straffrei heimkehren sollten. Und die Verbrecher kehrten heim, nachdem die armen Waldenser bis zum letzten Kinde hingemordet waren.

Während bei den heidnischen Christenverfolgungen wenigstens viele und oft lange Unterbrechungen von der einen zur andern stattfanden, gleichsam Ruhepausen zur Stärkung für den nächsten Sturm, gönnten die päpstlichen ihren Schlachtopfern unter sechs auf einander folgenden Regierungen (von Paul III., dem Vater der Inquisition, 1543, bis zu Gregor XIII., 1585) auch nicht einen Augenblick des freien Athemholens. Zu diesem ununterbrochenen Wüthen von der geistlichen Seite kam in Italien noch die Willfährigkeit der regierenden Fürsten und Herren in der Unterstützung der Kirchenmacht gegen die Städte, in welchen sich noch Reste der ehemaligen Freiheit erhalten und die sich eben deshalb zuerst der Reformation zugeneigt hatten. Hier arbeiteten somit Hierarchie und Dynastie Hand in Hand, um dem Absolutismus eine feste Stätte zu gründen und jedes Zugloch irgendwelcher freien Einströmung unbarmherzig zu verstopfen.

Schutz von oben und dadurch die Kraft eines längeren Widerstandes gegen die Inquisition hatte der Protestantismus nur an zwei Punkten Italiens gewonnen: in Ferrara und Modena, das damals einen Staat bildete, und in der Republik Venedig. Dort war es Renata, die Tochter Ludwig's XII. von Frankreich und Anna's von der Bretagne, welche, längst dem Protestantismus heimlich zugethan, allen Einfluß auf ihren Gemahl, den Herzog Hercules von Este, aufbot, um die Ketzergerichte von den Grenzen ihres Landes zurückzuhalten; und hier, in dem großen Seehandelsplatze, in welchen der Verkehr Völker aller Nationen zusammenführte, mußte schon die Klugheit ausgedehnte Toleranz gegen Andersgläubige gebieten. Doch lange währte die Duldung an beiden Orten nicht. In Ferrara starb Herzog Hercules im Jahre 1559, und Renata, deren guter Geist schon vorher dem Andringen des römischen Hofs hatte weichen müssen, verließ das arme Land, das plötzlich alle Blüthen der Künste und Wissenschaften von den Pfaffenhänden verwüsten sah, und kehrte nach Frankreich zurück, wo sie 1575 zu Montargis als Protestantin starb. In Venedig aber schlich nun in mancher Nacht das Gondelpaar, zwischen welchem auf einem Brete das Opfer der Inquisition saß, aus dem schmalen Canale unter der Seufzerbrücke hervor und übergab den Lagunen ihre Beute. Wie viele Verbrechen bedecken dort die ewig schweigenden immergrünen Fluthen!

Ganz im Geheimen blieb in Venedig der Protestantismus noch bis in das erste Viertel des 17. Jahrhunderts hinein am Leben, ja, er trat sogar noch einmal entschieden hervor, als es galt, den Anmaßungen des heiligen Stuhls unter Paul V. mit aller Macht entgegen zu treten. Damals (im Jahre 1611) durfte der gelehrte Servitenmönch Paoli Sarpi als theologischer Berather der Republik äußern: „Nichts ist wichtiger, als das Ansehen der Jesuiten zu vernichten. Sind sie gestürzt, so stürzt Rom, und ist Rom verloren, so wird die Religion von selbst sich erneuern ..... Die Inquisition wird anfhören und das Evangelium emporsteigen!" — Aber erst dritthalbhundert Jahre später sollte dieses prophetische Wort seiner Erfüllung am nächsten sein.

Als endlich auch Venedig den offenen Kampf gegen die römische Hierarchie aufgegeben hatte, schien der Stern der neuen Lehre vom italienischen Himmel ganz verschwunden; denn die wenigen evangelischen Gesandtschaftscapellen, welche man zu unterhalten gestattete, waren vorhalb ohne alle Bedeutung für einen „italienischen Protestantismus", weil kein Italiener sie besuchen und weil der Gottesdienst nicht in italienischer Sprache begangen werden durfte. Und dennoch schimmerte am äußersten Horizont Italiens noch ein Strahl von jenem Stern des Glaubens: ein armes Bergvölklein wagte es, mit der einzigen Waffe des Gottvertrauens dem geistlichen Weltgebieter in Rom zu trotzen.

Die Waldenser sind diese Glaubenshelden. Sie gehören zu den Vorläufern der Reformation, die Zeit ihrer Entstehung versetzt man am wahrscheinlichsten in das 12. Jahrhundert, für ihren Stifter hält man den Lyoneser Petrus Waldo und sie selbst für diejenigen „Armen von Lyon" (Pauperes de Lugduno), welche in Böhmen als „Picearden", in Straßburg als „Winkler" bekannt waren und deren Verposten bis nach Arragonien und Unteritalien vorrangen. Ihrer Ausrottung im Neapolitanischen haben wir oben gedacht. In Oberitalien hatten sie ihre festen Sitze in Piemont, wo sie sich seit dem dreizehnten Jahrhundert in den drei Thälern von Luserna, Perosa und San Martino behaupteten. Ursprünglich bestand zwischen den Waldensern und der herrschenden Kirche keine Trennung in den Glaubenssätzen und dem Kirchendienste; heilig war ihnen die Messe und die Ohrenbeichte, die Siebenzahl der Sacramente und die Brodverwandelungslehre, die Ehelosigkeit der Priester und das Armuthsgelöbniß derselben; aber für unheilig erklärten sie das Leben des Klerus, wie es allenthalben ohne Schen sich zeigte. Nicht am Glauben, sondern an den Glaubenshütern waren sie irre geworden, und erst durch den Kampf mit der Geistlichkeit bis hinauf zum Haupt der Kirche und durch die Verfolgungen, die sie wegen dieses Kampfes zu erdulden hatten, wurden sie zum Forschen in der Schrift und zum Neuhau eines gereinigten Christenthums hingelenkt. Als nun bis zu diesem armen Bergvölkchen, diesem „Israel der Alpen", die frohe Mähr von dem Siege einer großen Kirchenreformation in Deutschland und der Schweiz drang, da verlangte es nach einem Boten der neuen Lehre und schloß sich, nachdem Farel and der Schweiz zu ihm gekommen war, dem reformirten Glaubensbekenntniß an.

Durch diesen Schritt lenkten die Waldenser den Lauf der großen Ketzerverfolgung auf ihre Spur. Ihre Heimath ist ein Grenzland, das bald der savoyischen, bald der französischen Herrschaft unterworfen, bald zwischen beiden getheilt war; je nach der Theilnahme der einen oder beider Mächte an der Ketzer-Unterdrückung richtete sich der Erfolg derselben. Immer aber führten diese Männer der Berge das Schwert wie Helden. Nach langem Kampfe sah schon Herzog Emanuel Philibert von Savoyen sich bewogen, am 5. Juni 1561 die sogenannte „Capitulation von Cavour" mit ihnen abzuschließen, die ihnen innerhalb ihrer drei Thäler freie Religionsübung und dazu Verkehrsfreiheit mit ihren katholischen Nachbarn zusicherte. Wieviel jedoch eine solche Zusicherung in jener Zeit werth war, zeigte sich bald genug. Die Worte des Vertrags ließ man bestehen, gab es doch für immer neue Quälereien der der Macht einmal Verfallen tausend andere Wege. Jede Grenzveränderung zwischen Frankreich und Piemont bot dem geistlichen wie dem weltlichen Arme willkommene Gelegenheit, zahlreiche Familien, ja ganze Gemeinden der Waldenser von Haus und Hof, von Hab und Gut zu vertreiben; bald ging die Flucht nach Frankreichs, bald nach Savoyens Grenzpfählen, und selten fanden die Verfolgten anderen Schutz, als auf dem Schweizerboden.

Eine allgemeine Hetze, abermals ein römischer Kreuzzug, ward im Jahre 1655 über sie verhängt. Alle Grausamkeit der Kriegsfuchte, für welche der kaum beendigte Dreißigjährige Krieg eine so entsetzliche Schule gewesen war, schien hier noch einmal entbunden zu wollen, ja, so unerhörte Gräuel wurden begangen, daß der Wehegeschrei aus jenen Alpenthälern das ganze protestantische Europa aufschreckte. Dem entschiedenen Mahnruf desselben gelang es, selbst einen Ludwig XIV. zu einem Einspruch gegen das Wüthen der Piemontesen zu vermögen; die Waldenser wurden in alle Rechte, die sie vor dem Vernichtungskriege besessen, wieder eingesetzt, und aus allen protestantischen Ländern flossen ihnen Gaben zum Wiederaufbau ihrer Wohnstätten und Kirchen zu.

Diesmal hatte das gegebene Fürstenwort eine Dauer von zwanzig Jahren, doch derselbe Ludwig XIV., der hier den Frieden gestiftet, warf dieselbe Brandfackel, mit welcher er eine halbe Million seiner edelsten Bürger aus Frankreich vertrieb, auch in die Hütten der Waldenser; auf sein drohendes Gebot erließ Herzog Victor Amadeus II. am 31. Januar 1686 ein Edict, durch welches aller öffentliche und geheime nichtkatholische Gottesdienst bei Vermögens- und Todesstrafe untersagt und zugleich die Zerstörung aller Gotteshäuser, die Landesverweisung aller Geistlichen und Lehrer und die Taufe aller Kinder der Waldenser durch katholische Priester angeordnet wurde. Das war der italienische Wiederhall der Aufhebung des Edicts von Nantes!

Vergebens drangen Bitten und Fürbitten in den Herzog um Zurücknahme seines Befehls; er blieb für jeden bessern Einfluß verschlossen. Ebensowenig waren die Waldenser zur Auswanderung in Masse zu bereden, wozu namentlich die schweizerischen Glaubensgenossen aufgefordert hatten. Sie griffen zu den Waffen, mit dem heldenmüthigen Entschluß, ein Häuflein von kaum zweitausend Männern, gegen zwei Heere, ein französisches und ein savoyisches, die von West und Ost gegen die Thäler heranrückten, um des Glaubens willen den Kampf zu bestehen. Da schien in dem Herzog das Gewissen erwacht zu sein, er beredete mit wahrhaft fürstlichem Aufwand von Versprechungen die aufgestandenen Schaaren zu einer vertrauensvollen Uebergabe, und als nun, nach drei bangen Tagen, die Waldenser voll Vertrauen die Waffen streckten, da wanderten sie, gegen vierzehntausend an der Zahl, ohne jede menschliche Rücksicht auf Alter und Geschlecht, in die Kerker der Festungen, um dort dem Bekehrungseifer eines vorsorglich zusammengezogenen Schwarms von Priestern und Mönchen überliefert zu werden.

Und wie müssen die Bekehrungsmittel dieser heiligen Männer beschaffen gewesen sein! Denn als endlich abermals der Einspruch protestantischer Fürsten und der schweizer Glaubensgenossen wenigstens so viel Gehör bei dem Herzog fand, daß er die Waldenser zur Uebersiedelung nach dem Norden der Alpen frei gab: welche Gestalten krochen aus den Gefängnissen hervor, und wie war ihre Zahl zusammen geschwunden! Arm und bloß, wie sie den Kerker verließen, wankten sie dem Mont Cenis zu; aber trotz aller Sorge und Hülfe der Schweizer, die dem Trauerzuge bis Susa und Lanslebourg mit Kleidern, Brod, Wein und Bibeln entgegeneilten, fanden in Genf von jenen vierzehntausend Waldensern nur dreitausend sich wieder. Die andern waren den Kerkern, Bekehrungen und den Alpen erlegen.

Von diesen Waldenser Emigranten siedelten die meisten sich im Brandenburgischen an, wo auch die gleichzeitig vertriebenen französischen Emigranten das freudigste Willkommen empfing. Kleinere Gruppen suchten sich im übrigen Deutschland und in den Niederlanden eine neue Heimath zu gründen; eine nicht geringe Zahl hatte sich von der heimathlichen Natur der Schweizerberge nicht trennen können, und diese pflanzen bald neue Reiser in die verödeten Thäler.

Während nämlich Rom frohlockte über die nun erst vollständige Niederlage der Ketzer in Italien, rüsteten, von unwiderstehlicher Sehnsucht nach ihren Bergen getrieben, Hunderte von Waldensern sich zur gewaltsamen Heimkehr, und zwar ganz in's Geheim, denn die protestantischen Mächte hatten sich verpflichtet, ihnen jede Rückkehr unmöglich zu machen. Wirklich waren im Jahre 1687 dreihundert und im Juni 1689 siebenhundert derselben durch die Regierung von Bern von der Ausführung ihres Vorsatzes zurückgehalten worden. Am 16. August desselben Jahres gelang es jedoch einer Schaar von neunhundert Männern, das savoyische Ufer des Genfersee's zu erreichen und sich durch die französische Besatzung der Festung Echelles durchzuschlagen. Ihr Führer war Heinrich Arnaud, ein waldensischer Geistlicher; ihm folgten am 27. August noch siebenhundert Mann in das Thal San Martino, wo sie sich auf einem Hügel verschanzten und den mächtigen Schutz eines früh einfallenden Winters fanden. Desto verzweifelter wurde ihre Lage im kommenden Frühling; französische und piemontesische Truppen besetzten die beiden Ausgänge des Thales und sperrten sie somit sämmtlich ein. Zwar schlug die kleine Schaar einen Sturm dieser Uebermacht zurück, würde aber dennoch erlegen sein, wenn sie nicht das Ungeheure gewagt hätte, unter dem Schutze eines dichten Nebels die steile Felswand hinter ihrem Lager zu erklimmen, auf welcher sie zu den Höhen von San Giovanni gelangte. Hier erreichte die geretteten Männer eine Botschaft des Herzogs, die ihnen Frieden und Freundschaft antrug. Freudig ergriffen sie die dargebotene Hand, neu gestärkt stiegen sie über die Franzosen her, schlugen und verfolgten sie bis auf französischen Boden. Dieser Sieg vollendete das neue herzliche Einverständniß zwischen dem Herzog, der damals den Versuch machte, das französische Gängelband abzuschütteln, und den Waldensern, denen nun alle Gefängnisse sich öffneten und deren Lieben aus allen Fernen wieder der Heimath zueilen. Arnaud erhielt sogar den Rang eines Obersten in der Armee des Herzogs.

Das Edict, welches nicht nur allen Waldensern die Religionsfreiheit wieder gab, sondern auch einer großen Anzahl französischer Protestanten die Niederlassung bei ihnen gestattete, ward von Victor Amadeus am 23. Mai 1694 unterzeichnet. Es schließt allerdings die blutigen Verfolgungen in diesen Thälern ab. Mit der Rechtlosigkeit der Ketzer blieb es trotz alledem beim Alten, denn schon am 29. August 1696 unterzeichnete derselbe Herzog den geheimen Traetat von Turin, in welchem er sich Ludwig XIV. gegenüber verpflichtete, in allen von Frankreich an die Krone Savoyen abzutretenden Ländern nur katholische Bewohner zu dulden und alle französische Protestanten und Waldenser aus den savoyischen Thälern zu verbannen. Letzteres Loos traf mit dreitausend Unglücksgenossen auch den kaum erst fürstlich gefeierten Arnaud. Die sogenannten „wälschen" Gemeinden des östlichen Schwarzwaldes verdanken diesen Auswanderern ihre Entstehung.

Ein eigenthümliches christliches Liebeswerk bildet die Sammlung aller gegen die Waldenser erlassenen Edicte, die im Jahre 1740 veröffentlicht wurde, offenbar um diese zum Theil damals in glückliche Vergessenheit gerathenen Gewaltgesetze der Nachachtung wieder eindringlicher zu empfehlen. Am scheußlichsten erscheint darin ein Edict von 1655, nach welchem den Waldensern ihre Kinder weggenommen werden können, im Fall diese katholisch werden wollten, und dazu erklärt dieses Gesetz für eine solche Selbstbestimmung bei Mädchen ein Alter von 10, bei Knaben von 12 Jahren für genügend!

Während des ersten französischen Kaiserreichs herrschte in diesen Ländern allgemeine Religionsfreiheit; diese wich der Restauration aller alten Zustände, als Victor Emanuel I. als König von Sardinien wieder in Turin einzog. Auch jene Edicte gegen die Waldenser erhielten frische Kraft; ja, sie blieben selbst nach dem Regierungsantritt Karl Albert's (1831) bestehen. Noch im Jahre 1834 suchte der Bischof von Pinerole sie in ihrem ganzen Umfange wieder zu Ansehen zu bringen, namentlich kam der „Kinderraub" in eine wahrhafte Blüthe. Zu Pinerolo bestand ein besonderes Ospizio dei Catecumeni für Waldenserkinder, um deren Rückgabe die Eltern vergeblich alle Mittel versuchten; wohlhabende Waldenser mußten sogar noch ansehnliche Pensionen für die katholische Erziehung ihrer geraubten Kinder bezahlen! Auch alles Besitzthum außerhalb der drei Thäler wurde ihnen von Neuem unmöglich gemacht; kurz, die Bedrängniß des protestantischen Bergvolkes erreichte wieder einen Grad, der ihm abermals die Aufmerksamkeit und Theilnahme des protestantischen Auslandes zuwandte; vor Allen bot Preußens König, der noch im Jahre 1837 den vertriebenen Zillerthalern eine neue Heimath in Schlesien zugewiesen hatte, auch den Waldensern einen sicheren Raum in seinen Staaten an. Diese beharrten jedoch auf dem Boden ihrer Väter, und ihre Heimathtreue ward endlich belohnt.

Die großen Bewegungen in Italien, von jenem 16. Juli 1846 an, wo Pius IX. den Stuhl Petri bestieg, bis heute sind vor Aller Augen vorübergegangen. Wir Alle sahen, daß auch in Italien nur eine glückliche Dynastie es vermochte, dem gebundenen Volke die römischen Fesseln zu zerschlagen. Und es währte lange, bis man in Turin zu der Einsicht gelangte, daß die Befreiung des Gewissens eine große That sei. Mußten doch erst Männer wie R. Azeglio, Graf Cavour und Cesare Balbo ihre gefeierten Namen an die Spitze einer Adresse an den König stellen, ehe auch den armen Waldensern ihr Recht werden konnte. Sogar die von Karl Albert gewährte Verfassung vom 29. Januar 1848 erklärte noch „die katholische apostolische römische Religion" für die herrschende Religion des Staats, neben welcher alle übrigen Culte nur geduldet werden sollten „nach Maßgabe der bestehenden Gesetze" — d. h. für die Waldenser nach der Edictsammlung von 1740! — Aber schon am 17. Februar schlug die Stunde des Triumphs für die standhaften Dulder; ein königlicher Erlaß verlieh ihnen alle bürgerlichen und politischen Rechte der

übrigen Staatsangehörigen, öffnete ihnen alle Staatsschulen und akademischen Würden und hob alle diesem widersprechenden früheren Gesetze auf.

Nicht blos in den beglückten Thälern der Waldenser leuchteten am Abend dieses Tags die Freudenfeuer, die festlich strahlenden Hotels der Gesandten von Preußen, England und Holland in Turin zeugten davon, daß ein Siegesfest der Humanität in Europa begangen werde.

Am besten weiß stets das Volk für lange Volksleiden zu belohnen. Als man am 27. Februar zu Turin die Verleihung der Verfassung großartig feierte, gewährte die Festcommission bei dem Festzuge den Abgeordneten der Waldenser den Vortritt, und hier, wo sie zum ersten Male als berechtigte Gemeinschaft öffentlich auftraten, ging bei ihrem Anblick dem erregten Volke das Herz auf, und freudig begrüßten die von Priesterbanden sich gleichfalls frei fühlenden katholischen Bürger mit tausend Evviva's ihre „waldensischen Brüder", ihre „lieben, wiedergewonnenen Brüder"! Dieser Augenblick höchster Erhebung konnte auf Jahre des Jammers den Mantel der Vergessenheit decken. Noch heute ist der 27. Februar ein Festtag der Waldenser.

Wie lange? — Diese Frage wirft uns die jüngste Zeit entgegen. Savoyen und ein Theil des Völkleins der Waldenser sind unter Frankreich gekommen. Seitdem schwebt eine trübe Wolke über dem kaum aufgegangenen Freudenlicht. Wer will heute ahnen, was die Politik, die in diesem Lande regiert, die Politik der Gegenheit, morgen dem Volke bringt? Braucht der Kaiser die Pfaffen, so opfert er ihnen die Gewissen, und braucht er sie nicht, so schützt er ihre Feinde. Mehr als irgend ein anderes Land, mehr als Rußland und Spanien, läßt Frankreich und Italien uns klar werden, welche Schlange um Hals und Herz der Völker die Verbindung der Politik mit der Religion erzeugt, und dazu haben sie in Rom wie in Paris immer neue Beweise geliefert für eine alte Wahrheit: Je weniger in ihren Regierungshandlungen Spuren zu finden waren von dem Charakter einer wahrhaft christlichen Regierung, um so ängstlicher fesselten sie von je die Völker an ihr Regierungsschristenthum.

Wir schließen hier, obwohl unser Gegenstand noch nicht erschöpft ist. Eine neue Reihe päpstlicher Christenverfolgungen entspann sich nämlich aus der katholischen Abwehr gegen die vordringende Wirksamkeit der protestantischen Bibelgesellschaften. Hier begegnen wir nicht mehr Massenverfolgungen, sondern den Quälereien gegen Einzelne. Diesen regierungspriesterlichen Umtrieben, welche durch den großen politischen Umschwung seit 1859 einen plötzlichen Abschluß erhalten haben, und dem gegenwärtigen Stande des Protestantismus in Italien widmen wir einen besondern Artikel.

Auch für diesen werden wir, wie für den vorliegenden, mit aller Anerkennung für den Fleiß des Verfassers den zeitgeschichtlichen Versuch L. Wilke's über „das Evangelium in Italien" hinsichtlich der Thatsachen zu Grunde legen. Seine Anschauung von Gott wird uns jedoch fremd bleiben, denn wer nach der furchtbaren Weise der Unterdrückung des reformatorischen Geistes in Italien zu dem Ausrufe kommt: „Man kann nicht anders als Gottes rächende Hand erkennen, welche das unglückliche Land in das selbstverschuldete Gericht dahin gab!" — wessen Theologie noch heute es zulässt, solch einen grimmigen Judengott auf den Altar der Religion der Liebe zu setzen, wer solche miserable menschliche Leidenschaften, wie Rachsucht, und noch dazu an Unglücklichen und Unschuldigen, am höchsten Besen wiederfindet, der könnte leicht vor dem priesterlichen Herrsch- und Verfolgungsfieber nicht sicherer sein, als die treuesten Jünger und eifrigsten Diener des armen unbefleckteitelsigen Pio Nono und seines jesuitischen Generalstabs. Dr. Fr. Hfm.

Das Renchthal und die Klosterruine Allerheiligen im Schwarzwald.

(Schluß.)

Am andern Morgen wandern wir zum Städtchen Oberkirch hinaus in's dustig dämmernde Thal; die Berge rücken uns näher von der Rechten und Linken. Es ist Sonntag. Aus den Seitenthälern, von den Höfen und Weilern an den Thalwänden her strömen festlich geschmückte Gäste zur Mutterkirche. Die Männer und Knaben in rothbodiger Pelzmütze oder breitrandigem, schwarzem Hut, dem schwarzen, weiß oder roth gefütterten Tuch- oder Zwilllichrock, der rothen Weste, langen schwarzen Zeughosen oder kurzen Lederhosen mit Halbstiefeln, selten Schuhen mit weißen Strümpfen, die Weiber mit schwarzer Bänderhaube, die Mädchen, unter denen wir manches edle, liebliche Gesichtchen heraus finden, mit unbedecktem, in verschiedene Form geflochtenem Hauptzhar, rothem Halstuch, schwarzer, kurzer Leibjacke und blauem Rock.

In einer halben Stunde haben wir Lautenbach erreicht, dessen berühmte, einst von Allerheiligen aus versehene Wallfahrtskirche ein gutes Altargemälde und zur Linken im Hauptschiff ein nicht minder der sehenswerthes Oelbild enthält. Hier haben wir die Wahl zwischen drei Wegen nach Allerheiligen, entweder der Thalstraße nach über Oppenau, und von da weitere zwei Stunden das reizende Lierbacher Thal hinauf, ohne Zweifel der bequemste, aber längste, oder von Lautenbach an über den Soolberg, oder durch das Sulzbachthälchen über den Brunnberg. Wir wählen den Letzten.

Nach zehn Minuten biegen wir links in das enge Thälchen ein, in dem wir nach weitern zehn Minuten das Badhaus Sulzbach erreichen. Zwischen den beiden Badhäusern, unter einem bedeckten Gange hindurch, an dem Ausfluß der Quelle vorbei, steigen wir bergauf in eine einsame, wilde, reiche Gebirgswelt hinein. Eine gute halbe Stunde führt uns so der rauhe Bergweg steil im Walde aufwärts, dann öffnet sich vor uns die Waldgegend, mächtige dunkle Berge ragen zur Linken und Rechten empor, tief eingeschnittene Wiesenecken ziehen sich unter ihnen hin; noch fünf Minuten steigen wir empor; Aepfel- und Birnbäume, an denen entlaubten Aesten noch das spätreifende Obst hängt, sind uns die Verkündiger naher Menschenwohnungen, und nach wenigen Schritten stehen wir in dem Gehöfte des Brunnberghofes. Heerden von Schweinen und Kühen ziehen an den Höhen umher, tief über die niedern Fenster hängt das schützende Strohdach, im untern Stockwerke reihen sich die Stallungen für das zahlreiche Vieh, Scheunen und Schoppen aneinander, in den zweiten Stock, zu den Wohnungen der Familie, führt die hohe starke Holztreppe; das Ganze macht den Eindruck einer wohnlichen Stätte in dieser wilden Gebirgseinsamkeit.

Die rothwangige Bäuerin streckt den Kopf zum Fenster heraus und deutet uns die Richtung des Wegs an. Wir folgen über eine kahle Bergwiese der angegebenen Richtung. Eine steigende Nebelwolke hüllt uns plötzlich in ihren feuchten Schooß, aber ein Windstoß jagt sie stäubend über uns hinweg, die blinkenden Sonnenstrahlen drücken sie an die dämmernde Bergwand zur Rechten; wenige Schritte, und wir stehen an dem Saum der Bergmatte, und — eine ungeahnte, wunderherrliche Gebirgswelt liegt, wie aus dem Schooße der Wolke gezaubert, zu unseren Füßen. Es ist das Lierbacher Thal, in dessen Tiefe das Nordwasser rauscht, an dessen Hängen einsame Berghütten nisten oder durch steigende Rauchsäulen ihre Stätte in der verborgenen Schlucht verrathen, über dem gewaltige Bergrücken mit ihren Waldsäumen und Waldkronen, ihren Wiesengründen, ihren Felsenzinnen sich hinziehen — wahrlich ein Anblick, ein Stück idyllisch schöner Schöpfung, wie uns wohl selten ein zweites begegnet, und wohl werth des Schweißes, den uns der Bergpfad vom Sulzbachthälchen herauf gekostet. Noch einmal weisen wir den Blick hinüber auf jene Felsenspitze über dem Thale. Es ist die Felsenkirche, der Siebenschwesternfelsen, einst ein Kirchlein, in welches sich sieben Schwestern vor der Gewaltthat verfolgender Hunnen geflüchtet hatten. In ihrer Noth flehten sie zur Mutter Gottes, welche das Kirchlein in einen Felsen verwandelte und so die Schwestern hinter den Felsenmauern rettete.

Neugestärkt, nichts mehr fühlend von der Beschwerde des Weges hinter uns, durchrieselt von der reinen, fühlenden Bergluft, geleitet vom wärmenden Sonnenstrahl, folgen wir langsamen, zögernden Schrittes dem bequemen, in Sommertagen dicht beschatteten Fußpfade, der uns jetzt durch stolzen Buchen- und Ahornwald, jetzt durch dichten, dunkelgrünen Tannenschlag, jetzt an lichten Gebüschen mit dem zarten, seidenblätterigen Berggras, der

Digitized by Google

rothblühenden Haide, der spären Heidelbeere verüber, hinunter führt in das Lierbacher Thal. Die warme Herbstsonne hat sich in seinem Schooße gelagert, ihren Lebensodem noch einmal durch die hinsterbende Natur ergießend; es ist, als wollte sich in dem sonnigen Herbstmorgen Alles, Alles noch einmal an ihren Funken erfreuen und neu beleben: an den erwärmten Felsen rollt bröckelnd des Gestein herab, das dürre Laub rauscht, die Eister hüpft durch die Büsche, der schwanke Birkenwipfel, das Gras wiegt sich leise träumend im Herbstwinde, die Eidechse huscht über die Baumwurzeln, der letzten Käfer einer glitzert im Sonnenstrahl, und auch um des Wanderers Herz legt sich der Sonnenglanz wonnigen, glückseligen Behagens. Das Rauschen der Wasserfälle dringt, wie aus unterirdischen, verschlossen Kammern, in gedämpften, ahnungsvollen Tönen fernher aus dem Schooß des Berges herüber. Wir wandern, stillen Träumen nachhängend, des Weges im Thale weiter, die steilen, waldigen Berge treten hochaufstrebend heran, sie schließen unsere Straße — eine Wendung zur Linken, die Schranke öffnet sich, aber nur um uns eine neue zu zeigen. Ein mächtiges Felsenthor erhebt vor uns seine Pfeiler; auf dem linken, in schwindelnder Höhe steht ein einsaches Holzkreuz, um das rechten kahle Zacken schlingen kühne Tannen ihre Wurzeln.

Es ist der Eingang zu den Bärenschrässenfelsen und den Wasserfällen von Allerheiligen. Wir treten über eine schmale hölzerne Brücke ein. Unter vier bis fünf hohen, dichten Tannen reihen sich in dem dämmernden Dunkel ihres Schattens bequeme Rasenbänke im Halbkreise. Von da folgen wir, den Bach zur Linken, dem ebenen Fußwege und erreichen bald den ersten, nur wenige Fuß hohen Fall, dann den zweiten, der über eine etwa zwölf Fuß lange, halb flach liegende Felsenplatte herunterschießt.

Wir stehen in einem tiefen Felsenkessel; unten am Wasser sind die Steinwände mit dichtem Moose bekleidet, weiter hinauf hängen einzelne Büsche, niedrige Tannen mit grüngelben Flechten an den Felsen, und stufselförmig ansteigen schließen in schauerlicher Höhe die kahlen Zinnen den Rand des Wasserkessels, über welchen der Sage nach einst ein von Kaiserlichen verfolgter schweifscher Reiter den Sprung auf Leben und Tod wagte, der in der Tiefe zerschellte, woher der Felsen noch jetzt den Namen „Reitersprung“ führt. Ein dritter Fall stürzt sich etwa zehn Fuß hoch über eine steile Felsenwand. Wir überschreiten eine zweite Brücke, um nach der anderen Seite zu gelangen. Dort führen uns hart an der linken Felsenwand Treppen mit sicherem Geländer an den wildrauschenden Fällen empor. Senkrecht, wohl 400 Fuß hoch, starrt drüben die steile Steinwand empor, dürre Tannen und mageres Buschwerk klammern sich in ihre Ritzen, zu ihren Füßen stürzt sich über 20 Fuß hoch der vierte Fall schäumend in das ausgewühlte Steinbecken, über ihn rieselt der Bach in kleinern sprudelnden Fällen von Steinstufe zu Steinstufe, eine dritte schmale Brücke führt gerade über die kleinen Cascaden hinüber auf eine Felsenstaffel, auf welcher ein gar liebliches, herrliches Ruheplätzchen unter der ansteigenen Felswand angebracht ist. Unter uns schäumt der eben bewunderte vierte Fall, über uns aus der Tannenschlucht heraus stürzt dröhnend der fünfte, größte unter der Brücke vor uns vorbei, weiterem Sturze entgegeneilend. Hier, auf dem Belvedere, ist unstreitig der schönste Platz der ganzen Partie. Ringsum, über uns, unter uns, rauscht und sprudelt und schäumt es, rings thürmen sich die Berge, die Felsen, die Klüfte, der dunkelnde Wald um uns empor, und über die Fälle zu unsern Füßen hinaus senkt sich das Auge hinab durch die Tannenschlucht und streift in die duftigen, sonnig beglänzten Berge des Lierbacher Thales. Aber auch an unser traulich Plätzchen wirft die Sonne ihren erwärmenden Strahl und spiegelt sich in tausend und abertausend schäumenden Silberperlen, und spiegelt sich in der freudig verklärten Tiefe unserer eigenen Seele.

Drüben, an dem Felsen des anderen Ufers, steigt eine morsche Treppe zu einem nicht minder zerbrechlichen Gerüste empor. Ob wohl der Maler hier gesessen, als er unsere Ansicht von den Wasserfällen genommen? Wir wissen es nicht, sicher aber ist, daß sich von da aus das schönste Bild der drei größten aufeinander folgenden Fälle gewinnen läßt.

Widerstrebenden Herzens verlassen wir unser Ruheplätzchen, über die Brücke nach dem anderen Ufer zurückkehrend. In einer zwanzig Fuß breiten, fünfzig Fuß tiefen Spalte, links am Wege, klafft dort die geborstene Granitwand auseinander, über eine tischförmig runde Felsenplatte stürzt etwa acht Fuß hoch der sechste Fall, und wenige Schritte über demselben strömt über die ganze Breite des Baches der siebente oder, wenn man will, der erste. Die Waldgehänge zu beiden Seiten werden niedriger, wir verfolgen in einem fast ebenen Hochthälchen den Lauf des Baches. Vor etwas mehr als zwanzig Jahren, als ein blutjunges Bürschlein, hat der Verfasser schon diese wildromantischen Gegenden besucht; aber damals war wohl hier eine wilde Bergschlucht, das schäumende Bergwasser brauste durch dieselben hinab, von oben und von unten im Thale konnte man sein Rauschen vernehmen, von einer thurmhohen Felsenspitze zur Seite konnte man da und dort hinabschauen in die schaurige Tiefe; vielleicht mochte auch ein waghalsiger Bergsteiger hinabsteigen in den tosenden Schlund; aber erst 1840 hat ein wackerer Mann, Bezirksförster Eichrodt, Hand an's Werk gelegt, diesen einzig schönen Punkt zugänglich zu machen, und so selbst dem Fuße des zartern Geschlechtes Weg und Steg sicher zu bereiten. Seitdem ist Allerheiligen mit seinen Wasserfällen ein von Nah und Fern oft besuchter Ort geworden, und allsommerlich wandern die Badegäste von Sulzbach, Freierbach, Peterathal, Arbogast und Griesbach einzeln oder in Gesellschaften hierher.

Das Waldthälchen, in dem wir fortschlendern, wird licht, ein freundlicher, welliger Wiesenplan breitet sich vor uns aus, und nach einer Krümmung des Weges nach links erblicken wir in dem ringsum von hohen Waldgebirgen umschlossenen Wiesenkessel die Gebäude des ehemaligen Klosters Allerheiligen. Jenseits des forellenreichen Baches stehen noch die Steinpfosten des ehemaligen sogenannten Gastgartens, zur Rechten stand vor dem Thore das Schlachthaus und das lange Werkstättengebäude, links am Thore das ehemalige Gasthaus und die Stallungen. Wir treten durch das Thor ein, von dem noch die Fundamente eines runden Thorthurmes stehen. In gerader Flucht zu unserer Rechten stand der Speisesaal, die Abtei, hinter derselben der Conventsgarten und weiter zurück das Holzhaus. An die Abtei stieß der Bau, welcher oben die Krankenzimmer, unten Kellerei und Küche enthielt, und hinter demselben befand sich, über dem großen gewölbten Keller, der geräumige, viereckige innere Klosterhof; von dem Conventshaus, dem Capitelhaus und an der westlichen Seite von der Klosterkirche eingeschlossen. Neben der Kirche lag der Friedhof, nordöstlich davon eine Sägemühle, und dem Abteigebäude und vordern Klosterhofe gegenüber befand sich südlich der große, noch jetzt in seiner Einfassung erhaltene Abteigarten, in dessen Mitte das Gymnasium stand. Jetzt stehen noch einzelne von den Neben- und Wirthschaftsgebäuden, von wenigen Tagelöhnern bewohnt, zerfallend unter dem wechselnden Einfluß der Monden und Jahre. In dem Abteigebäude hat die Regierung eine Wirthschaft errichtet.

Wir treten durch ein Gorgewölbe, in welchem rechts und links Säulenstücke aller Art, Capitäle, Schäfte, Füße umherliegen, durch das Portal, dessen Wappen die Zahl 1669 trägt, in den Raum des Hauptschiffes ein. Der Bauschutt ist ein schöner altdeutscher, der Eherbogen, die Bögen zu den Seitenchören waren Rundbogen, das Hauptschiff und der Chor selbst ein Kreuzgewölbe. Von dem Langhause ist das nordwestliche Seitenschiff ganz verschwunden, 2—3 Fuß hohe Säulenfüße ragen noch aus dem moosbetrachten Boden hervor. Von der südöstlichen Seite stehen noch drei Säulen des Hauptschiffes, die Außenmauern und der Bogen einer Seitencapelle. Durch den Bogen des Chores aber blicken wir hinaus in die waldige Gebirgslandschaft. Auf den zerfallenden Mauern wächst die Dornenhecke, der wilde Brombeerstrauch und die genügsame Zwergtanne, um die Säulenfüße, über die umherliegenden Friese und Säulenschäfte, über den Deckelplatten einsinkender Grabgewölbe wuchert üppiges Moos und weiches Berggras, und unwillkürlich trägt es die Seele auf den Fittigen des Gedankens zurück in jene Tage, in welchen noch Gebet und Gesang in den heiligen Hallen des Gotteshauses ertönten und reges, emsiges, oft lärmendes und heiteres Leben waltete in den Häusern ringsumher, und Hunderte frommer Andeter zur Wallfahrt um des Tempels Pforten sich sammelten. Die Klosterkirche, ehemals ein schönes, stattliches Gebäude, war aus Quadern erbaut, groß und reich verziert, hatte einen prachtvollen Hauptaltar und sechs Nebenaltäre und ein schönes vergoldetes Ciborium mit biblischen Darstellungen in getriebener Arbeit. Auch die Klosterbibliothek war nicht unbedeutend.

Wir blicken weiter zurück in die Tage, in welchen noch die Grabesstille des Urwaldes über Bergen, Schluchten und Thälern lag, stiller und tiefer als jetzt über diesen zerbröckelnden Trümmern, in die Tage, in welchen zuerst des Menschen Hand die Axt legte an

Die Wasserfälle von Allerheiligen.
Nach der Natur aufgenommen von C. G. Winckler.

die Bäume des Waldes, und zuerst des Menschen, eines Weibes frommer Wille auch hier in dieser Gebirgseinöde eine Heimathstätte menschlicher Gesittung und traulichen Erdenlebens gründete.

Es war um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, als Uta, die Tochter des rheinischen Pfalzgrafen Gottfried und der Luitgardis, der Tochter Berthold's des Dritten von Zähringen, mit dem in Baiern, Schwaben und Italien länderreichen Herzog Welf IV. sich vermählte. Der einzige Sohn ward ihnen bald entrissen. Der Herzog aber fand keinen Gefallen an den Freuden des Hauses, sondern führte ein unstätes, sittenloses Leben, trennte sich von seiner Gemahlin, welche einsame Jahre der Wittwenschaft in Italien vertrauerte. Da traf die Rache des Himmels den leichtfertigen Gemahl: erblindet, mit reuiger Seele kehrte er zu der vorher Verlassenen zurück. Als ein Büßender, ein Wohlthäter der Kirche und

der Armen lebte er bis 1191. Uta aber, welche als ihrer Mutter Erbgut das Zähringische Allod Schauenburg mit umliegenden Gütern erhalten hatte, nannte sich nach dieser Veste und verlebte daselbst ihre letzten Wittwenjahre in frommen Uebungen. Wohl in Folge getroffener Verabredung mit Wolf gedachte sie sofort daran, ein Kloster zu stiften. Sie liebte die Regel Norbert's von Prämonstrat. Ihr Kloster sollte dieser Regel gehorchen.

In dem Bergwinkel, aus welchem das Nordwasser durch wilde Schluchten hinabstürzt, um nach wenigen Stunden sich mit der Rench zu vereinigen, begann sie den Bau einer Kirche, welche, schon 1193 vollendet, allen Heiligen geweiht ward, und bescheukte das Kloster mit reichen Gütern. Anfangs war es eine Propstei mit fünf Geistlichen. Die Gedenoth des Adels, die fromme Sitte der Zeiten mehrte ihre Besitzungen so rasch, daß schon die Grafen von Freiburg fernere Veräußerungen ab dasselbe zu verbieten suchten.

Der Ruf guter Sitte, reger Thätigkeit und wissenschaftlichen Strebens mehrte sein Ansehen so, daß demselben schon um 1250 das Kloster Lorsch einverleibt und mit Geistlichen aus Allerheiligen besetzt wurde. Die Mönche, deren Zahl auf 30—40, deren Einnahme über 20,000 Fl. gestiegen war, beschäftigten sich theils mit der Seelsorge im Kloster und auswärts, theils mit dem Unterricht in Elementar- und wissenschaftlichen Gegenständen, und ihre Bodencultur wurde ein Muster für die ganze Umgegend.

1657 war es zur Abtei erhoben worden, aber dennoch entging es nicht den Stürmen der Zeiten. Der Bauernkrieg, Unruhen gegen die Bischöfe von Straßburg, die französische Revolution brachten wirkliche oder doch schwer drohende Drangsale, und das Jahr 1802 endlich führte seine Aufhebung und 1803 die Auswanderung der Mönche nach Lautenbach herbei. Man berathschlagte hin und her, ob man dasselbe seinem Zweck erhalten, oder ein Besserungshaus für Geistliche, oder sogar eine Spinnerei daraus machen wolle, als am 6. Juni 1803 ein Blitz vom Himmel allen Berathungen ein Ende machte, und die Flamme Kirche und Klostergebäude in einen Trümmer- und Schutthaufen verwandelte.

Vor uns, auf der Höhe des Seelberges, rinnt die frische Quelle des Elsbrunnens, der uns daran erinnert, daß auch an die Gründung dieses Gotteshauses eine Sage sich knüpft.

Lange Zeit, so wird erzählt, war Uta unschlüssig, wohin sie die Zellen ihres Gotteshauses bauen wollte. Da beschloß sie, die Entscheidung dem Himmel (!!) anheimzugeben. Am Tage der h. Ursula ließ sie mit dem zum Bau bestimmten Gelde einen Esel beladen und diesen frei seines Weges gehen. Wo ferne beobachtete man, wo er sich zuerst niederlegen würde. Dort sollte das Kloster sich erheben. Das Thier lief zwei Stunden bergan, bis der Durst es zwang, an einer Quelle zu trinken, welche jetzt noch der Elsbrunnen heißt. Von da setzte es gestärkt seinen Weg durch das Dickicht des Waldes fort, bis auf die Höhe des Seelberges, wo es seine Last abwarf. Hier aber war es zu rauh und winterlich zur Errichtung eines bewohnten Gotteshauses, man baute daher daselbst nur eine Kapelle zur h. Ursula, und wählte zur Gründung des Klosters die Wiesenau am Nordwasser zu Füßen des Berges.

Lange saß ich träumend und alter Zeiten gedenkend in den zerbröckelnden Klostertrümmern, da mahnte der rasche Flug der Stunden zum Aufbruch.

Von den Klostertrümmern hinweg stieg einige hundert Schritte die breite Fahrstraße bergan, dem dunklen Tannenwalde zu, dann neigte sich der breite, aber grasbedeckte Weg schnell bergab. Wohl drei Viertelstunden führt er durch den hohen Tannenforst unaufhaltsam thalwärts hinab, da auf einmal öffnet sich das dämmernde Dunkel des Waldes, und vor uns liegt, nach der fernen Rheinebene sich hinziehende, das liebliche Thal der Acher. Die weithin zerstreuten Häuser von Ottenhöfen, der lebendige Fluß zur Seite, die grünen Matten, die fruchtbaren Hügelgelände geleiten uns freundlich weiter. Das Edelfrauengrab hinter Ottenhöfen, die Veste der Röder von Hohenreed, die Trümmer des Bosensteiner Schlosses, der Herrensitz zum Neuenstein über dem Dorfe Kappel, nichts vermag unsere eilenden Schritte zu hemmen. Durch Kappel, am Oberachern, an der Allenau vorüber, durch Achern geht es ohne Aufenthalt zur Eisenbahn. Es war ein rascher Marsch, die vierthalb Stunden Weges vom Kloster bis zur Station, eines Zwanzigjährigen nicht unwerth, aber wer möchte in solchem vorüberfliegenden, immer neu überraschenden Wechsel der wunderherrlichen Landschaft der gemeinen Prosa blasiger Fersen oder enger Stiefeln gedenken, wer dürfte träge einherschlendern, wenn schon die schwarze Maschine pfeift, die uns mit dämonischer Gewalt im Fluge entführen soll?

Amerikanische Zustände.

Von Otto Ruppius.

Nr. 2.

Von allen amerikanischen Verhältnissen, welche der deutschen Kritik unterlagen, hat noch keines so viel einseitige und zum Theil völlig unrichtige Urtheile hervorgerufen, als das der Negersclaverei, nicht allein vom Standpunkte der Humanität, sondern auch in Beurtheilung des Einflusses, welchen das „eigenthümliche Institut" auf die innere Politik der Vereinigten Staaten ausübt — wird doch selbst der Grund des jetzigen Conflicts zwischen Süd und Nord vielfach in dem Bestehen der Sclaverei und dem Hasse des Nordens gegen diese gesucht, sprechen doch selbst große leitende Zeitungen Deutschlands mit einer Leichtigkeit von der möglichen Emancipirung der Schwarzen, als stehe dieser nichts als der Egoismus der Sclavenhalter entgegen.

Bei Gründung der Union erstreckte sich die Sclaverei über die sämmtlichen rebellischen Colonien, die späteren Staaten; alle die großen Väter der Republik waren Sclavenhalter, und die natürgemäß niedere Stellung der Schwarzen war als so selbstverständlich angenommen, daß bei der Erklärung der Menschenrechte in der Unabhängigkeits-Erklärung Niemand daran dachte, daß unter diesen „Menschen" jemals die Schwarzen mit verstanden werden könnten. Erst später, als auf Washington's Empfehlung die nördlichen Staaten ihre Sclaven zu entfernen begannen, nahmen die Gesetze den Zusatz „jeder freie weiße Mann" an. Die Republik fand also eine schwarze Bevölkerung, die im Lande geboren und großgezogen war, deren sie sich nicht zu entledigen vermochte, bereits vor und hatte aus dieser Thatsache das möglichst Beste zu machen. Den Schwarzen mit den Weißen gleiche Rechte zu geben, ließ sich aus den gewichtigsten Gründen nicht thun, selbst wenn der Wille dafür vorhanden gewesen wäre. Die erste natürliche Folge einer Gleichstellung wäre die sortlaufende Vermischung beider Racen und die damit verbundene Degenerirung der weißen Bevölkerung gewesen — wissenschaftlich gebildeten Lesern darf nicht erst gesagt werden, daß fortgesetzte Kreuzung zwischen den emstandenen Mischlingsarten sogar bis zu physischer Zeugungsunfähigkeit führt — und die Pflicht der Selbsterhaltung schon mußte die weiße Race zwingen, den geistig und körperlich unter ihr stehenden Schwarzen auch gesellschaftlich in einer niedereren Stellung zu erhalten; das vorgefundene Verhältniß der Neger als Sclaven aber schuf die Grenzlinie so scharf und beseitigte so sehr jede Zwitterstellung der Genannten, daß, als die nördlichen Staaten, welche der Negerarbeit am wenigsten bedursten, die Sclaverei gesetzlich aufzuheben begannen, der allergeringste Theil der Sclavenbesitzer daran dachte, seinen Sclaven die Freiheit zu geben, sondern daß die Hauptmasse nach dem Süden verkauft ward.

Für den Süden waren die Neger als Arbeiter eine unbedingte Nothwendigkeit, wenn überhaupt an die Erzeugung südlicher Producte, wie Baumwolle, Reis und Zucker gedacht werden sollte; eine Sonne, welcher sich der Weiße nie ohne die Gefahr eines Gehirnschlages für längere Zeit aussetzen kann, hat nicht die geringste Einwirkung auf den Schädel des Schwarzen, und während die Miasmen der Reisfelder tödtliche Fieber für den Weißen erzeugen, schlägt der Schwarze innerhalb derselben umgefährdet sein Nachtlager auf. Hätte aber auch der Süden seine Neger zu einer freien schwarzen Arbeiter-Bevölkerung umgestalten wollen, so gab es doch, neben den obigen, weitere unwiderlegbare Gründe, den Zustand der Sclaverei festzuhalten. Der Neger arbeitet nicht, wenn nicht ein physischer Zwang ihn dazu treibt, und je weiter

sich die niedern Negerarten in körperlicher Kraft und Ausdauer, verbunden mit abnehmender Intelligenz, dem Thiere nähern, je stärker tritt dieser Widerwille gegen jede mühsame, geregelte Beschäftigung hervor. Den schlagendsten Beleg für diese längst feststehende Thatsache liefert Jamaica, während der Herrschaft der Zwangsarbeit seines reichen Ertrags halber so bekannt. Die englische Regierung hob die Sclaverei auf und erwartete, daß schon der eigenen Erhaltung wegen die Neger sich zu bezahlter Arbeit bequemen würden; der allergrößte Theil derselben aber lief nach geschehener Freilassung in die Wälder und war durch kein Mittel und für keinen Preis zu bewegen, zu irgend einer Art von Arbeit zurückzukehren; mit den Thieren zusammen und ähnlich wie diese lebten sie von dem, was der gesegnete Boden wild erzeugte, bauten sich zum großen Theil nicht einmal Hütten und starben wie das Thier, eine Beute der Aasfresser. Fast die gesammte Bodencultur Jamaica's ging zu Grunde, und die englische Regierung hat neuerdings zwar nicht wieder zur Negersclaverei, aber zu einem noch weit scheußlichern Arbeitssystheme, der Anwerbung chinesischer Coolies, gegriffen. Der Unterschied zwischen beiden Zwangsarbeits-Systemen ist der, daß der Eigenthümer eines schwarzen Sclaven diesen wenigstens so weit schont, als es sein eigener Vortheil verlangt, während die Coolies meist zu Tode geplagt sind, noch ehe ihre sogenannte Lehrzeit zu Ende geht.

Einen fernern eigenthümlichen Beweis für die allgemeine Arbeitsscheu der Neger liefern die freien Schwarzen in den Vereinigten Staaten, die sämmtlich zu einer höhern Species als die soeben genannten Feldsclaven gehören. Niemand wird dort einen solchen bei schwerer Arbeit finden, sollte es auch halb zum Verhungern gehen, und während der Deutsche und Inländer gern seinen Unterhalt mit Eisenbahn- und Canalarbeiten, Holzhacken und Backsteintragen verdient, ist der freie Schwarze Barbier, Aufwärter und Bedienter, oder auch nur der Mann seiner Frau, welche ihn als Wäscherin ernährt. — Wer jemals die Zuckerplantagen besucht hat, dem werden die „Unverbesserlichen" unter den wirklichen Negern, welche oft kein Mittel der Strenge oder Milde zur Arbeit bringen kann, nicht fremd sein, dem wird es ebenso schon vor Augen gekommen sein, daß sich Neger zur Mittagszeit lieber sofort auf den Boden gelegt und sich mit den erlangbaren rohen, einigermaßen genießbaren Erdfrüchten gesättigt haben, ehe sie die verhältnißmäßig kurze Entfernung nach dem Orte des allgemeinen Mittagsmahles zurückgelegt hätten.

Der Neger arbeitet nicht ohne physischen Zwang, und so lange noch an eine Bodencultur in den südlichen Staaten gedacht wird, ist auch die Negersclaverei nicht zu umgehen.

Zur richtigeren Beurtheilung der amerikanischen Sclavenverhältnisse möge nun aber das Folgende dienen.

Unter den jetzt in den Vereinigten Staaten lebenden Negern lassen sich drei Haupt-Species genau unterscheiden. Die niedrigste derselben findet sich hauptsächlich in den Zuckerplantagen von Louisiana, wie überhaupt den südlichsten Theilen der Union, und ist augenscheinlich der Uebergangsstufe vom Menschen zum Affen nicht fern. Die Schädelbildung, die Bildung der Brusthöhle, wie die dürren Arme und Beine mahnen völlig an den letzteren. Das Haar dieses Negers läßt sich wie Thierhaar zu Filz verarbeiten, und schläft er beim Feuer, so wendet er nicht die Füße der Flamme zu, wie der weiße Mensch, sondern den Kopf, wie der Hund. Den Humanisten sollte es ziemlich schwer werden, den gleichberechtigten Menschenbruder auch in ihm anzuerkennen. Wo er zur Arbeit dienen muß, da tritt die Sclaverei in ihrer erschreckendsten Gestalt vor das Auge, denn nur die stets wache Furcht vor der Peitsche vermag ihn bei der Arbeit zu erhalten, während die eigenthümliche Heimtücke in seinem Character oft die schärfsten Züchtigungen nothwendig macht. Seiner Heimath sind meist die Schreckbilder entnommen, welche das Blut des deutschen Lesers sieden machen, die aber wohl kaum ein Ende nehmen werden, so lange die Menschheit nicht ohne die Boden-Erzeugnisse leben will, welche nur durch Sclaven-Arbeit erzielt werden können.

Auf einer ungleich höhern Stufe steht eine zweite Species, welche sich größtentheils bis zur nördlichen Grenze der Baumwollen-Districte findet. Wenn sich auch hier durch die mannigfachste Vermischung einiger Negerarten, aus welcher diese Gattung entstanden, sowie durch den nicht unbedeutenden Zusatz von Blute der Weißen ein bestimmter äußerer Typus kaum feststellen läßt; wenn die Bilder vollster Häßlichkeit mit wurstartigen Lippen und breitgedrückter Nase sich neben ganz erträglichen Gesichtern finden und die Farbe vom Schwarzgrau bis zum schmutzigen Gelbbraun variirt: so hat sich doch fast durchgängig ein gemeinsamer Character herausgebildet. Eine eigenthümliche Gutmüthigkeit, mit einer sonderbaren Schmiegsamkeit vereint, die bei rohern Gemüthern unwillkürlich an die Weise einiger Hunderacen erinnert, bei verfeinerteren aber als vollendete Bedienten-Natur auftritt — ein unverwüstlicher Hang zur Lustigkeit und eine wunderbare Musikliebe — allerdings auch die allgemeine Arbeitsscheu, welche sich indessen verdecken als bei der erstenwähnten Art zeigt, treten dem Beobachter entgegen und erwecken unwillkürlich seine Theilnahme. Dem veränderten Character und der höhern Intelligenz dieser Neger gemäß, ist nun auch ihre Behandlung eine von der der frühern Gattung durchaus verschiedene. Die Peitsche kommt selten und meist nur bei unverbesserlich tückischen Characteren in Anwendung — übermäßige Strenge findet sich eigentlich nur da, wo eine Pflanzung nicht von ihrem Herrn, sondern von einem angestellten Aufseher verwaltet wird; wo die Familie des Eigenthümers auf dem Besitzthume wohnt, besteht fast überall eine Art patriarchalischen Verhältnisses zwischen Herren und Sclaven; die geschlechtlichen Beziehungen der letzteren werden durch Gründung von Familien geregelt, und jeder derselben ein Stück Land um ihre Hütte, zur Zucht von Schweinen, Federvieh und dergl. für eigenes Interesse, wie zur Anlegung eines Gärtchens überlassen; jede Gelegenheit ist recht, um ein abendliches Fest für die Schwarzen zu improvisiren; wo sich ein besonderes Talent für mechanische Verrichtungen zeigt, wird es zu einem entsprechenden Handwerk herangebildet, Mädchen zu Nätherinnen erzogen, und die Manierlichsten unter der Masse zum Dienst für das Haus als Köchinnen, Kammermädchen, Kutscher und Leibdiener herangezogen. Wie sich das Loos dieser Neger zu dem der freien Schwarzen im Norden verhält, mag aus der Thatsache hervorgehen, daß stets mehr zur Flucht verlockte Neger aus den freien Staaten zu ihren alten Herren freiwillig zurückkehren, als die Zahl derer ist, welche auf eigene Faust die gewonnene Freiheit genießen mögen; unter allen den Geschichten aus dem Sclavenleben Amerikas aber, welche gedruckt in die Welt hineingegangen sind, geben die Bilder von Sealsfield wohl allein wahre, auf eigene Anschauung gegründete Zeichnungen, die zu einer richtigen Beurtheilung der Verhältnisse in den Baumwollendistricten nicht genug empfohlen werden können.

Die dritte Species, welche sich nur noch selten rein, aber selbst in ihren Mischungen noch deutlich unterscheidbar findet, hat fast kaukasische Bildung und wird ihres hohen Preises wegen nur zur innern Dienerschaft in reichen Häusern verwandt. Eigenthümlich elegante Körperformen und eine hohe natürliche Grazie zeichnen die Frauen aus, während mancher Mann das Modell zu einem schwarzen Apoll abgeben könnte. Ihnen entstammen die ihrer Schönheit wegen berühmten Quadronen in New-Orleans, welche fast eine ganz besondere Bevölkerungsclasse bilden und das Hauptcontingent zu Maitressen für die reichen Südländer stellen; aber selbst in der Kreuzung mit niedriger stehenden Negerarten verwischt sich die Anmuth und Grazie in ihren Körperformen nur wenig. Für sie existirt die Sclaverei nur dem Namen nach. Eine wunderbare Schmiegsamkeit macht besonders die Mädchen den üppigen Damen des Südens als Kammermädchen, als Mitwisserinnen ihrer kleinen Geheimnisse fast unentbehrlich, und die Gebieterin hat oft mehr von den Launen ihrer Dienerin zu leiden, als diese von der Strenge jener.

Trotz des mildern Looses der beiden letzteren Negerarten bleibt es interessen wahr, daß die größte Abscheulichkeit, der rücksichtslose Handel mit menschlichen Wesen, die Trennung von Familien durch Verkauf, noch immer besteht, daß in einzelnen Staaten, um der Aufreizung der Schwarzen durch das gedruckte Wort vorzubeugen, jede Schulbildung derselben auf das Strengste verpönt ist, und so lange die Sclaverei überhaupt existirt, werden sich auch ihre Consequenzen nicht völlig beseitigen lassen. Die Masse der schwarzen Bevölkerung aber ist nun einmal da, und daß sie bei der Gründung der Union da war, machte das erste und schwerste Unglück derselben aus: sie hat eine Bevölkerung, die tief unter der weißen Race steht und ohne die dringendsten Gefahren nicht auf gleiche Stufe mit dieser gestellt werden kann, die, soll sie unbedingte für die Allgemeinheit sein und nicht zur völligen Landplage werden, nur im Zustande der Sclaverei zu verwenden

Digitized by Google

ist, und so lange nicht das Geheimniß entdeckt wird, den Charakter der Negerrace völlig zu ändern, wird auch die Sclaverei für die südliche Hälfte der Vereinigten Staaten ein nothwendiges Uebel bleiben. Die schwarze Race besteht so lange als die weiße und gelbe; während aber die beiden letzteren, die weiße voran, eine Culturstufe nach der andern erklommen, befinden sich die Negerreiche Afrika's noch in demselben rohen, primitiven Zustande, in dem sie vor tausend Jahren waren, und es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die niederen Negerarten da, wo sie durch das Zusammenleben mit den Weißen eine Art Civilisation angenommen haben, Schritt für Schritt zurücksinken, sobald sie sich selbst überlassen bleiben. Die Neger-Colonie Liberia in Afrika, die gegründet wurde, um nach und nach den befreiten Schwarzen in den Vereinigten Staaten ein passendes Vaterland zu schaffen, giebt schon jetzt, nach der verhältnißmäßig kurzen Zeit ihres Bestehens und trotz der Bemühungen der dortigen Missionaire, einen schlagenden Beleg dafür. Die freien Schwarzen in den nördlichen Staaten Amerika's aber, einschließlich der beiden (englischen) Canada's, werden als eins der größten Uebel betrachtet, sie bilden die arbeitsscheue, zum größten Theile bildungsunfähige Hefe der Bevölkerung, und einzelne, neu in die Union eingetretene Staaten haben die Niederlassung freier Schwarzen gesetzlich ganz verboten. Daß sich einzelne Ausnahmen unter den amerikanischen Negern finden, auf welche das allgemeine Urtheil keine Anwendung hat, darf gar nicht abgeleugnet werden; einzelne glücklichere Organisationen aber können natürlich nichts im Verhältniß zu der großen, allgemeinen Masse wiegen. —

Und nun zum weitern Verständniß noch einige Worte über den Einfluß, welchen die Sclaverei auf die politischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten übt.

Schon zu Anfange dieser Zeilen wurde bemerkt, daß der Norden bei Beseitigung seiner Sclaven diese zum allergrößten Theile nach dem Süden verkaufte; hierzu möge gefügt werden, daß bei Beschlagnahme amerikanischer Schiffe, welche mit der verbotenen Einfuhr afrikanischer Neger sich abgaben, sich keines vorfand, welches nicht durch nördliche Rheder ausgerüstet worden wäre, und so darf von einem Widerwillen des Nordens, als Ganzes, gegen die Sclaverei durchaus nicht gesprochen werden. Es giebt allerdings dort eine kleine fanatische Partei, die sogenannten Abolitionisten, welche — wie in früheren Jahren unsere radicalen Socialisten die ganze Welt zum Heile der arbeitenden Classen umgewandelt wissen wollten — direct auf eine Emancipation der Neger los arbeiten möchten; sie haben indessen einen kaum merkbaren Einfluß. Was die eigentliche Oppositionspartei gegen den Süden, die Republikaner, nach ihrem Programme erstreben will, ist nur, die Sclaverei auf das bis jetzt eingenommene Gebiet zu beschränken, sie nicht auf neue, noch unbesiedelte Gebietstheile auszudehnen, und hierin muß jeder Vernünftige zu ihnen stehen. Bei alledem aber darf der deutsche Zuschauer amerikanischer Ereignisse nie vergessen, daß diese „Einschränkung der Sclaverei" nur ein Parteigrundsatz ist, eine Frage, auf welcher die verschiedensten politischen Elemente zu einer Partei sich zu vereinigen vermochten, und nur ein Mittel, zur Herrschaft über die andern Parteien der Union zu gelangen, daß es in Amerika wohl herrsch- und habsüchtige Parteiführer, aber fast nirgends einen wahren Patrioten giebt, und daß die Sclavereifrage immer nur eine Angelegenheit der Politik, nie aber der Humanität und der Cultur bildet. Und wenn jetzt die Abolitionisten und mit ihnen ein Theil verzweifelnder Republikaner das Geschrei erheben, die Sclaven zu befreien und den Süden durch Erregung von Sclavenaufständen zu ruiniren und zu unterjochen, so mag der deutsche Leser auch sicher sein, daß nie im Ernste daran gedacht werden wird, denn der Haupthandel des Nordens beruht auf den Sclaverei-Erzeugnissen des Südens, die Fabriken des ersteren werden zum allergrößten Theile durch den Süden erhalten, Geschäft und „Geldmachen" aber ist das erste und höchste Evangelium des nördlichen Amerikaners, und der Ruin des Südens, wenn wirklich die ziemlich unausführbare Drohung zur Wirklichkeit würde, müßte ebenso den Ruin der nördlichen Handels- und Fabrikbezirke zur unausbleiblichen Folge haben.

Blätter und Blüthen.

Aus Jahn's Leben. Die Tage, in denen die deutschen Turner sich in Berlin zusammenfanden, um dort den Grundstein für ein Denkmal des Begründers der deutschen Turnkunst zu legen, sind vorbei. Vieles ist in jenen Tagen über Jahn gesprochen, viele einzelne Züge aus seinem Leben sind erzählt worden, denn Allen war daran gelegen, das Bild dieses Mannes in ganzer Frische zu erfassen. Zwei Züge dürften vielleicht nicht unter den erzählten sein, wir theilen sie deshalb aus dem Munde zweier Augenzeugen hier mit.

Jahn gehörte bekanntlich zu den wärmsten Anhängern des Lützow'schen Corps, hatte er doch vorzugsweise zur Gründung desselben mit beigetragen, und treu hielt er mit ihm aus. Er war Hauptmann in demselben, und durch seine Ruhe und Entschlossenheit in Gefahren, durch seinen offnen, geraden Sinn hatte er sich die Liebe aller seiner Cameraden erworben.

Das Treffen an der Göhrde am 16. September 1813, die einzige Begebenheit, die aus den beschränkten Dimensionen des niederelbischen Krieges heraustrat und unmittelbar von einem wichtigen Erfolge begleitet war, wird mit Recht als der Glanzpunkt in der Geschichte des Lützow'schen Corps angesehen, denn 500 Mann Fußvolk und 500 Reiter unter Lützow's Führung nahmen daran Theil, und ihnen blieb das Verdienst, durch ihre Entschlossenheit, durch ihre oft an Verwegenheit grenzende Tapferkeit den Kampf zum siegreichen Ausgange geführt zu haben. Freilich hatten die Lützower von allen Truppen, die an dem Kampfe Theil genommen, den schwersten Verlust, die meisten Todten und Verwundeten. Lützow selbst war im Schenkel und Unterleib schwer verwundet, mehrere der älteren und ersten Officiere waren theils getödtet, theils verwundet. Nur einige junge Officiere standen nach dem Kampfe an der Göhrde an der Spitze der Lützower, welche am Gefechte Theil genommen hatten. Diese Abtheilung wurde einstweilen mit dem Reich'schen Corps unter dem Major Reich vereint, mit welchem zugleich sie auch verproviantirt wurde.

Eifersüchtig auf den Ruhm, den die Lützower in dem Kampfe sich erworben, vernachlässigte der Major Reich sie absichtlich, und während seine Leute von Allem vollauf hatten, fehlte es den Lützowern nach dem heißen, mühevollen Tage an den nothwendigsten Bedürfnissen. Unwillen brach in ihren Reihen aus. Verschiedene andere kleine Unbilligkeiten von Seiten des Majors waren hinzugekommen, um ihn bei den Lützowern verhaßt zu machen. Lauter und lauter machte sich die Erbitterung unter ihnen geltend. Da ließ der Major sie und auch sein Corps antreten und hinaus aus dem Lager auf einen freien Platz marschiren. Beide Corps stellte er einander gegenüber auf, ritt dann vor die Lützower und ließ sie mit harten Worten an. Unruhe entstand in ihren Reihen. „Ruhig!" rief der Major. „Noch ein Zeichen des Unwillens und Ungehorsams gebt, und ich lasse den zehnten Mann von Euch erschießen! Bei meiner Ehre!"

Manche der tapfern Lützower erbleichten vor stiller Wuth, andere stießen gewaltsam die Kolben auf die Erde, andere griffen unwillkürlich an das Schloß, und es zuckte in ihrer Hand loszudrücken und den Major zu erschießen. Die Erbitterung war auf's Höchste gestiegen; offener Aufruhr und dann ein heftiger Kampf unter Waffengefährten war kaum noch zu vermeiden. Die jungen Officiere sprachen vergebens beruhigende Worte. Da sprengte ein Mann auf kleinem schwarzen Pferde über das Feld daher, er schien zu errathen, daß etwas Wichtiges vorging, denn die unruhige Haltung der Lützower konnte ihm nicht verborgen bleiben. Schon aus der Ferne rief er ihnen ein lautes „Guten Morgen, Cameraden!" zu, welches die Soldaten mit einem lauten Hurrah und „Guten Morgen, Herr Hauptmann!" erwiderten. Es war Jahn.

„Was giebt es?" fragte er sie. Einige der Officiere traten zu ihm und erzählten ihm Alles. Seine Augen leuchteten, und er warf auf den Major einen erbitterten Blick. Ruhig ritt er vor die Front seiner Leute und rief: „Achtung! das Corps hat mich zu seinem Führer erwählt, so lange der Major durch die Wunde verhindert ist Euch zu führen. Mir habt Ihr jetzt zu folgen und zu gehorchen — ruhig deshalb, Euch soll Euer Recht werden!" Die Soldaten begrüßten ihn mit einem lauten Hurrah.

Dann wandte er sich an den überraschten Major Reich: „Herr Major," rief er, so daß alle seine Soldaten es hörten, „ich danke Ihnen für die Pflege und die Sorgfalt, welche Sie den Lützowern haben zu Theil werden lassen, ich danke Ihnen für Ihre freundliche Gesinnung und Aeußerung, den zehnten Mann erschießen lassen zu wollen, weil die Leute ihr Recht verlangten — ich danke Ihnen — dem General werde ich Bericht darüber erstatten!"

Der Major bebte vor innerster Erbitterung. Jahn wandte sich von ihm ab und zu seinen Soldaten. „Bataillon, rechts schwenkt!" commandirte er und marschirte mit ihnen ab. — —

Im Jahre 1838 befand er sich mit seiner Frau und seinem Freunde, dem jetzigen Prediger Marschall — dem er drei Jahre zuvor die „Denknisse eines Deutschen" oder „Fahrten des Alten im Bart" in die Feder dictirt hatte, und nicht, wie von Vielen angenommen wird, Karl Schöppach, der nur nach Jahn's Anleitung die Vorrede dazu geschrieben — auf einer Reise in Thüringen. Zwölf Stunden von Freiburg entfernt, bemerkte ihn ein zufällig dort anwesender Freiburger und rief ihm mit der Botschaft entgegen: „Haben Sie das Unglück schon gehört? Ihr Haus ist niedergebrannt!"

Unwillkürlich trat Jahn erschreckt einen Schritt zurück. „Was macht die alte Großmutter und die Tante? Sind sie gerettet?" rief er. Als er die Versicherung erhalten, daß Beide wohl und munter seien, trat er zu seiner Frau, welche über diese unerwartete Kunde fast in Ohnmacht gefallen war, und rief: „Frau, die Großmutter und die Tante leben und sind gesund — nun laß den Bettel brennen!"

Er hatte seine völlige Fassung und Ruhe wieder, aber dennoch trieb es ihn heim, um, wie er sagte, „die Todtenwacht auf der Brandstätte

Digitized by Google

seines Hauses zu halten." Und seinen Entschluß setzte er durch. Seine Frau dem Freunde anvertrauend, legte er die zwölf Stunden bis Freiburg in einem Wege zurück, traf am Abend dort ein und hielt auf der Brandstätte die Todtenwacht bis zum andern Morgen.

Es waren ihm viele Papiere und Manuscripte verbrannt, auch das Manuscript jener berühmten oder berüchtigten Dissertatio Archaeologica Sacroburschicosa pro Gradu Doctoris Quomodonis (d. i. des Comments), die er verfaßt hatte und die der Studiosus Held 1802 in Greifswald hielt, worauf dieser natürlich relegirt wurde. Freunde, welche diese Dissertation später bei Jahn im Manuscript gelesen, können nicht genug von der urkräftigen, aber zugleich auch humoristischen Weise, in welcher dieselbe abgefaßt war, erzählen.

Ein deutsches Bad. Wer kennt nicht Rehme, das westphälische Bad, nach dessen Heilquelle jährlich Tausende wandern? Wenige dürften aber wissen, daß Rehme eigentlich durch — Schweine entdeckt wurde. Die Purpurschnecke entdeckte ein Hund; die Weinrebe zu beschneiden, lehrte der Esel von Nauplia; ein Hirsch zeigte die Quelle des Carlsbades; warum soll ein Ort seine Prosperität nicht den Schweinen zu verdanken haben? — ja, wenn wir noch Studenten wären, verstände sich das von selber; heute bedürfen wir des Commentars!

In Rehme lebte ein Bauer, den bei Fleiß und Sparsamkeit sein Gütchen nährte. Wäre es immer so geblieben! Unser Bauer haspelte den Faden seiner Tage anspruchslos und in Zufriedenheit ab. Eins nur verursachte ihm beständigen Verdruß: eine Pfütze auf seinem Hofe. Alle Versuche, das Wasser abzuleiten oder den Pfuhl zu stopfen, scheiterten. Es hatte sich da festgesetzt wie ein böses, unabwendbares Verhängniß. Wie ungehalten der Bauer darüber auch war, seine Schweine ließen über die Existenz der Pfütze keinen Kummer vernehmen. Sobald sich die Stallthür öffnete, stürzten die borstigen Quadrupeden grunzend in die Lache und wälzten sich links und rechts und streckten sich zur Ruhe, und die ganze Tonleiter des vollkommensten Wohlbehagens entglitt den halbgeöffneten Rüsseln. Aber dies Wohlbehagen schüttelten die Thiere in ihrem Bade nicht ab; es folgte ein Wohlbehagen der Gesundheit; sie trugen es in den Stall und durch die ganze Lebenszeit, bis die Scheere der Atropos in Gestalt eines Metzgermessers an die Kehle trat. Der Bauer ward endlich durch alle diese Umstände auf die Wirkungen des Wassers aufmerksam. Er sammelte in einer Wanne das Pfützenwasser, steckte seine eigenen Glieder hinein und erfuhr, außergewöhnlich gestärkt durch das Bad, daß das Wasser mehr als die alltäglichen Kräfte enthalte. Die Nachbarn wußten es bald, auch die Vettern und Freunde, und in kurzer Zeit die ganze Umgegend. Nunmehr erschienen häufig neugierige Gäste des Bades wegen und priesen Wirth und Wasser. Unser Bauer ward zum gesuchten Mann, seine Pfütze zur Wunderquelle. Er kriegte — warum gehörte er auch zur träumerischen deutschen Nation? — große Rosinen in den Kopf: es spiegelte sich aus der bescheidenen Pfütze Reichthum, Verdienst und Ehre. — Aber die Menschenmäuler werfen häufig den Teufelsdreck zwischen irdische Projecte. Die Fama schläft nicht gern und macht hyperbolische Sprünge am liebsten. Unsers Bauern Entdeckung stand wie ein meilenlang geschweifter Komet am Horizont der kannegießernden Collegien, und — der Staat hat auch ein Wörtchen zu sprechen in die Gemüthlichkeit des Grundeigenthums. — Jeder Preuße hat das Recht, sich einen Schürfschein zu erheben, und mit diesem in der Hand darf er überall im Lande, auf wessen Grundbesitz es auch immer sei, einbohren, um Kohlen oder Salz zu finden. Wird nun irgendwo ein Lager genannter Fossilien entdeckt, so ergreift der Entdecker die unteren Schichten als Eigenthum; die obere Schicht mit der Ackerkrume bleibt dem Besitzer, der seine Pfähle darum hatte, und wie es wohl einregistrirt im Hypothekenbuche steht. Nun aber bedarf der Kohlen- oder Salzlager-Entdecker noch eines Platzes oberhalb der Erde zur Ausbeutung des Fundes, und sofern ein freiwilliges Uebereinkommen zwischen Entdecker und Obergrundbesitzer sich nicht ermöglichen läßt, ebnet eine durch Gesetz sanctionirte Expropriation die Schwierigkeiten. Dieses Schürfgesetz ist tödtlich, wie viele Leute ihm auch die Faust entgegenstrecken mögen. Es förderte schon manche Million Tonnen Kohlen an das Tageslicht und salbt mit immer neuem Lebensbalsam die Schwingen der Industrie. In Rehme trat der Staat selber, durch die Salinenbehörde repräsentirt, zu unserem Bauer. Es sollte sich unter der Pfütze ein Steinsalzlager befinden. Man bohrte ein trotz der Protestationen des Bauers gegen die vermeintlichen Eingriffe der Regierung in die Rechte des Grundbesitzes. Von Steinsalz ward keine Probe zu Tage gehoben. Auch Kohlen, die man nachher absolut erbohren wollte, ließen sich vergeblich nöthigen; dagegen sprudelte ein 27 Grad warmer Quell empor. — Der Bauer sprudelte auch in neuen, nachdrücklichen Einwendungen gegen die anscheinlichen, schreienden Ungerechtigkeiten, als die Behörde von der Quelle für den Staat Besitz ergriff.

Es ging ans Processiren und Appelliren; indessen man stoppelte aus der desfallsigen Gesetzgebung richtig zusammen, daß der Staat lediglich sein gutes Recht beansprucht hatte. Da entschloß sich der Bauer zu einem letzten Verzweiflungsschritt: er bot dem Staate sein Grundstück für 20,000 Thaler an. Ja, wenn er es mit dem Staatsoberhaupte selber zu thun gehabt hätte! Den Beamten gelten hinter dem Bureau nur Paragraphen der Instructionen und buchstäblichen Gesetze; die Gerechtigkeit steht Paragraph so und so, littera X, alinea 1, 2 oder 3; die Großmuth ist viel zu jacobinisch und confus für Gesetzes-Paragraphen. Im Comptoire ward calculirt, inspirirt, allegirt, revidirt und concludirt: unser Bauer hatte blos Ansprüche auf eine Entschädigungssumme von 200 Thaler, und die Gesetzes-Paragraphen waren dem Beschlusse musterhaft beigefügt. — Die redliche, einfache Seele des Bauern starrte erstaunt und entsetzt in das Labyrinth der Gesetzgebung; die tausend Wege und Pfädlein umschlangen ihn mit Polypenarmen, ihm wußte Niemand den Ariadnefaden zu reichen! Es ging zu viel Traum für die Zukunft verloren. Die Wirklichkeit zerknickte mit einer gar zu rauhen Hand die Blüthen der Hoffnungen, die Pfeiler des Vertrauens auf gegründete Voraussetzungen und vermeintliches Menschenrecht. Der Wahnsinn klopfte an des Bauern Schädel, und nicht einmal die Wunderbäder auf des Unglücklichen expropriirtem Hofe ersäuften den schrecklichen, wüsten Eindringling. — Als unser Bauer der Irrenanstalt übergeben ward, hatten die Oberbehörden superrevidirt, und der Staat entschloß sich, mit 20,000 Thlr. zu entschädigen. Der Bauer hatte somit die Summe nun richtig erworben und blos seinen Verstand verloren, und es soll doch nur sehr wenig Verstand sein, der eines einfältigen Bauern!

Wenn Du nun Deine kranken Glieder nach Rehme schleppst und Du gesundet heimkehrst und der Quelle Heilkraft segnest, so vermuthest Du wohl nicht, daß der Entdecker der Quelle Deines Heils im Wahnsinn wimmert.

H. P.

Deutsche Flotte. Noch selten hat ein großer, glücklicher Gedanke Macht und Einfluß im Volke erlangt, ohne daß derselbe dem ursprünglichen Vater aus der Hand genommen und dieser sammt den ersten Anfängen zur Verwirklichung der Idee vergessen worden wäre. Heute enthusiasmirt sich und zahlt das ganze deutsche Volk für die Gründung einer deutschen Flotte, aber lange, ehe die Gothaer und der National-Verein damit sich zu beschäftigen dachten, wurde dieser geboren und auch sofort in die Welt eingeführt. Das geschah nämlich am 30. Aug. 1860 in der Bierhalle der Gebr. Korte zu Magdeburg, wo am selben Abend die erste Flottenbüchse aufgestellt und hier der erste Pfennig für die künftige deutsche Seemacht niedergelegt wurde. Christus ging aus einer Krippe hervor, warum nicht auch die deutsche Flotte aus einer deutschen Bierhalle? Damit nun aber künftigen Zeiten die Nachricht von der wahren Entstehung der jetzigen Bewegung aufbewahrt bleibe, ist die Gesellschaft im Korte'schen Locale am 30. August dieses Jahres zu feierlicher Sitzung zusammengetreten, hat an der Stelle, an welcher die erste Flottenbüchse aufgestellt war, eine marmorne Gedenktafel errichtet, und mögen auch die dort gesammelten Beiträge das Wenigste in der großen, allgemeinen Summe, wie sie jetzt von allen Seiten zusammenströmt, wiegen, so registriren wir doch das Factum, damit der Grundsatz gewahrt werde: „Jedem das Seine!"

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal sofort aufgeben zu wollen.

In dem vierten Quartal kommen außer den trefflichen Beiträgen eines Bock, Carl Vogt, Schulze-Delitzsch, B. Auerbach, Beta, Max Ring, L. Storch, Fr. Oetker, Temme, G. Hammer, Mor. Hartmann, H. Schmid, Lev. Schücking rc. rc. noch weiter zum Abdruck:

Der Junker von Hohensee, eine alte Geschichte, von Edm. Hoefer — Eine Ansiedelung aus dem Stegreife. Deutsch-amerikanisches Bild von Otto Ruppius — Um Cap Horn, von Fr. Gerstäcker — Die drei Großmächte, von Lev. Schücking — Des Junker von Seidlitz erste Waffenthat, von Ferd. Pflug — Das hundertjährige Jubiläum der Bleistiftfabrik von Faber. Mit Abbildung von Herb. König — Ein Ausflug in's Teufels-Moor, von J. G. Kohl. Mit Abbildung — Wissenschaft im Spiele. Mit Abbildung — Hamburger Bilder, von E. Willkomm. Nr. 1. Hohes Wasser. Mit Illustration — Der Bouteille-Pfropfen und die deutschen Korkschneider — Ein kostspielig Stück heiliges römisches Reich — Pariser Bilder, von Sigm. Kolisch — J. G. Fichte, von Johannes Scherr — Erinnerungen aus dem schleswig-holsteinischen Kriege, von Graf A. Baudissin — Die Bauden des Riesengebirges, von Rud. Gottschall. Mit Abbildung — Frau Birch-Pfeiffer — Die Plassenburg, von Lud. Storch — Gottfried Kinkel, von H. Beta. Mit Portrait — Bilder aus dem Norden, von A. Brehm. Mit Illustrationen — Drei Tage mit Kaulbach — Eine Emeute unter dem Wasser. Erinnerung — Aus den Zeiten der schweren Noth, von Theod. Oelckers. Mit Illustration — Erinnerungen an Wilhelmine Schröder Devrient (Fortsetzung) — Vorlesungen über verleumdete Thiere, von Carl Vogt in Genf — Mit dem Dampfer von Callao nach Valparaiso, von Fr. Gerstäcker — Auch eine Erziehung zum Gottesbewußtsein — Ein Stück deutsche Schande — Aus der afrikanischen Wildniß — Das wilde Kaninchen und sein Todfeind. Mit Abbildung — Vom Singemäuschen — Zur Kinderzucht und Kinder-Erziehung — Der elektro-magnetische Telegraph (Fortsetzung). Mit Abbildungen.

Auch die

Deutschen Bilder — und — Scenen aus dem Leben deutscher Dichter, mit Illustrationen,

werden fortgesetzt.

Leipzig, im September 1861.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. 1861

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die drei Großmächte.

Sittenbild aus dem vorigen Jahrhundert.

Von **Levin Schücking.**

1.

Es war um das Jahr 1760, als zwei junge Wanderer mit dem Ränzlein auf dem Rücken durch die schöne süddeutsche Landschaft schritten.

Der Eine von unseren Wanderern ist der jüngere Sohn eines jüngeren Zweiges eines alten Grafengeschlechtes, das in den fern abliegenden Gegenden Rhätiens daheim war, und dessen Linien sich nach der Farbe ihres Wappenzeichens, einer Fahne, unterschieden; welche berühmten und in allen heraldischen Werken zu findenden Fahnen nur leider in den letztvorangegangenen Zeiten so gar fröhlich und üppig gestattert hatten, daß nach und nach auch der einst große Reichthum des Hauses dahin gestattert und jetzt völlig verschwunden war.

Je stiller und langweiliger unter solchen Umständen mit jedem Jahre das Leben auf seiner väterlichen Burg wurde, desto mehr sehnte der junge Graf Albrecht von Werdenfels sich aus dieser Burg in die Welt hinaus. Die Welt, dessen war Graf Albrecht gewiß, mußte ihm im Vergleich zur Heimath außerordentlich gefallen, und nebenbei war er nicht abgeneigt anzunehmen, daß auch er — solche Eindrücke sind ja gewöhnlich gegenseitig — der Welt gefallen werde. Und Niemand hätte das als eine unberechtigte Eitelkeit auslegen können; weshalb sollte ein junger Graf, der einen Wald von dunkelkastanienbraunen Locken, große, feurige, blaue Augen und einen überaus zierlichen Mund besaß, und auf dessen Wangen der rosige Widerschein seiner heitern rothen Wappenfahne lag — Albrecht gehörte zu der Linie von der rothen Fahne, die immer am fröhlichsten gestattert hatte und deren Burg die verfallenste von allen war — warum sollte er nicht der Welt gefallen?

Die Schwierigkeiten, welche sich einer Reise entgegenstellten, hatte Graf Albrecht besiegt. Er hatte einen kleinen Beutel mit Goldstücken von seinem Vater eingetauscht gegen das feierliche Versprechen, in strengem Incognito als „Albrecht Fels“ reisen zu wollen, damit der Umstand, daß ein Graf Werdenfels als einfacher Fußwanderer durch die Welt gezogen, nicht einen ewigen Schandfleck auf die Linie „von dem rothen Fahn“ und das gesammte Haus der Werdenfels bringe. Auch hatte er versprochen, sobald er auf seiner Reise durch Schwaben und das Donauthal hinunter in die Kaiserstadt Wien gekommen, ein großes Empfehlungsschreiben seines Vaters an den Reichsvicekanzler abgeben zu wollen. Es sollte dann ganz diesem gewigten und allmächtigen Staatsmann anheimgegeben werden, wie ihn derselbe etwa in kaiserlichen Diensten, z. B. als Oberst eines Reiterregiments, als Feldmarschallieutenant, Landeshauptmann oder Gouverneur einer bedeutenden Festung, oder in irgend einer andern für einen Grafen Werdenfels passenden Stelle unterbringen wolle.

Albrecht von Werdenfels nahm also vom Vaterhause an einem sehr schönen Sommertage Abschied und wanderte rheinabwärts in die Welt hinein, indem er sich die Zeit damit vertrieb, daß er sich einige alte Volkslieder vorsang, ohne darauf zu achten, daß die düsteren grauen Felsenwände, an denen sein Weg in dem stillen engen Thale vorüberführte, nicht das mindeste Vergnügen darüber verriethen, ja daß sie ihm wohl wie spottend ein Echo zurückwarfen. So oft dies geschah, blieb Albrecht stehen und warf dem tückischen Gesellen, der ihn aus der Klippenwand höhnte, laut und aus voller Brust das Wort seines Liedes zu, das ihn gerade am meisten zu ärgern schien. Nach und nach aber ermattete der junge Mann in diesem Spiele, da er die Erfahrung machte, daß das Echo in einem solchen kleinen Disput immer das letzte Wort behielt.

Der zweite Tag seiner Wanderung führte ihm einen Gefährten zu. Er fand ihn in dem großen Nachen, mit dem er die Ueberfahrt über den Bodensee nach Lindau zu machte. Es war ein junger Mensch von ungefähr demselben Alter, in welchem Albrecht stand, aber einem sehr verschiedenen Aeußeren. Er war mager, äußerst gelenkig und behende, gelb von Farbe wie ein Zigeuner, und während aus seinen schwarzen, schmalgeschlitzten Augen Lebenslust und Keckheit blitzten, zeigte der ziemlich breitlippige Mund ein nur selten und auf Augenblicke schwindendes Lächeln, das bereit schien, bei jeder halbwegs passenden Gelegenheit in ein helles und herzliches Gelächter überzugehen. Da die Fahrt auf dem weiten stillen Wasserspiegel sehr langweilig war, so begannen die jungen Leute eine Unterhaltung, die der Fremde in einem gebrochenen und unendlich komisch lautenden Deutsch führte, welches Albrecht so erheiternd eigenthümlich fand, daß er fortwährend darauf Bedacht blieb, dies Gespräch nicht abbrechen zu lassen. Auf diese Weise wurden sie nach und nach sehr vertraut mit einander, und als mit scheinbarer Offenheit Albrecht mitgetheilt hatte, daß er ein reisender Student sei, der die Hochschule zu Wien beziehen wolle, nachdem er sich auf einer Fußwanderung durch Schwaben im Reiche umgesehen, trug ihm der Andere seine Begleitung auf dieser Reise an.

„Ich bin ein Venetianer,“ sagte er, „und heiße Fano* Solari; ich habe also, wie Ihr sehet, ein Vaterland, in welchem junge Leute meiner Gemüthsart immerhin ihren Zeitvertreib und die Befriedigung des natürlichen Wunsches finden können, von der Welt um sie her amusirt zu werden; insofern brauchte ich nicht den

* Stefano.

Wanderstab zu ergreifen, um in's Land der Schwaben zu reisen. Es ist etwas Anderes, was mich verführt hat, eine kleine Streiferei in diese dunklen und nebelhaften Gegenden zu wagen; denn, um es Euch mit einem Worte zu gestehen, ich habe vor etwa einem Vierteljahre meine Mutter, Frau Teresa Solari, die bisher allein für mich sorgte, verloren. Und weil es nun nicht gut ist, daß ein Jüngling von meiner Gemüthsart sich ganz ohne elterliche Aufsicht befindet, so habe ich den Entschluß gefaßt, mich aufzumachen, um statt der verlorenen Mutter einen treuen und zärtlichen Vater zu ermitteln. . . ."

„Das soll heißen?" fiel Albrecht lachend ein.

„Euer Lachen zeigt mir, daß Ihr verstanden habt, was es heißen soll!"

„Weshalb," fuhr Albrecht kopfschüttelnd fort, „wendet Ihr denn just Eure Schritte dahinüber — gewährt es Euch eine besondere Befriedigung, einen Schwaben zum Papa zu bekommen?"

„Nicht eben das," entgegnete Fano Solari. „Aber im Nachlaß meiner guten Mutter befanden sich einige Briefe, deren nähere Durchsicht mich vermuthen ließ, daß dasjenige auf meine Verehrung berechtigte Wesen, welches ich daheim in unsrer kleinen Häuslichkeit seit je vermißt habe, aus Schwaben gekommen sei und sich vor dem Zeitpunkt, mit welchem meine Zeitrechnung beginnt, eine Weile in Benedig aufgehalten haben muß."

„Nun," versetzte Albrecht, „dann wünsch' ich Euch Glück zu der Fahrt. Vielleicht findet Ihr das, was Ihr sucht, in irgend einem Schlosse oder einem schönen, stattlichen Patrizierhaus in dem Lande, welches dort am andern Seeufer vor uns liegt. Denn es ist Jedermann bekannt, daß die reichen und vornehmen Herrn desselben es zu ihrer Ausbildung für nöthig halten, als junge Leute einen oder den andern Winter in dem schönen fröhlich-üppigen Venedig zuzubringen und an seinen Freuden mit dem mehr oder minder größern Erfolg für ihre moralische Vervollkommnung Theil zu nehmen, mit welchem sie dann zurückkehren."

Fano nickte mit dem Kopfe. „Meine Mutter Teresa Solari," sagte er, „war aus einem guten Hause, und ein anderer als ein durch seine Herkunft und seine Stellung empfohlener Herr hätte es nicht vermocht, ihr Herz zu gewinnen."

„Enthalten denn die Briefe, welche nach Eurer Mutter Tod in Eure Hände fielen, nicht den Namen dessen, den Ihr sucht?"

„Nein. Sie sind unterschrieben mit den Buchstaben C. X. X., und die Poststempel der zwei oder drei letzten, welche nicht mehr das Datum Venedig tragen, zeigen den Namen Lindau. Da dies nun die kleine Inselstadt hier vor uns ist, so muß nothwendiger Weise meine Jagdstreiferei auf den treulosen Mann, der sich solcher Hieroglyphen bediente, dort beginnen."

„C. X. X.," wiederholte Albrecht, „das sind nicht gerade Hieroglyphen; als römische Zahlbuchstaben bedeuten sie 120, und wir wollen hoffen, daß sich diese Zahl nicht als eine Art Nummer auf Euch beziehe."

Beide lachten herzlich über Albrecht's Einfälle. Der Italiener suchte dann seine Briefe hervor und übergab sie Albrecht, damit er sie durchlese und ihm seine Meinung darüber sage, und Albrecht steckte sie zu sich, um, sobald er Muße finde, des Reisegefährten Wunsch zu erfüllen. Dann zogen sie in die merkwürdige kleine Seestadt Lindau ein, welche jetzt ihr Schiff erreicht hatte. Und am andern Tage zogen sie in's hügelige schöne Schwabenland, auf Ravensburg zu, und dann über Ravensburg hinaus, mitten in die fremde Welt mit ihren seltsamen malerischen Städtchen an den Flüssen, ihren alterthümlichen Schlössern und Burgen auf den Felsen und ihren großen Abteien und Klöstern auf den Halden rebentragender Hügel.

Eines Abends hatten sie die Gastlichkeit eines großen und prächtigen Klosterbaus in Anspruch genommen, welches die Abtei Triefalten hieß und von Mönchen bewohnt war, die sich ihr Gelübde, wie es schien, außerordentlich leicht gemacht hatten. Die Herren ließen sich Stiftsherren nennen, trugen sich, wie es ihnen beliebte, und schienen auch zu thun, was ihnen beliebte. Als unsere beiden Reisenden in Erwartung der Abendmahlzeit in den Höfen und Gärten umherschlenderten, sahen sie eine Gruppe derselben in einer schattigen Rebenlaube hinter großen Weinkrügen sitzen; zwei andere waren damit beschäftigt, unsern davon einen unglücklichen Jagdhund zu dressiren, und einer saß in Hemdärmeln an einem Aepfelbaum und blies hier melancholische Weisen auf der Flöte, ohne sich durch das Gelächter der Zechenden und das Heulen des geprügelten Hundes stören zu lassen.

Als unsere jungen Leute eine Strecke weit in den großen Klostergarten hineingeschritten waren, kam ihnen seitwärts aus einem Gebüsche einer der Stiftsherrn, ein langer und großgewachsener Mann, entgegen, der im langsamen Auf- und Abwandeln in einem Romane las, den er jetzt zuklappte und in die Tasche seines langen schwarzen Rockes von leichtem Sommerzeug gleiten ließ. Er gesellte sich zu den Fremden, unterhielt sich mit großer weltmännischer Gewandtheit mit ihnen, und endlich forderte er sie auf, am morgigen Tage zu rasten und einer großen Jagd auf Hochwild zuzuschauen, welche ein benachbarter großer Herr, der Reichsgraf von Grimmbach zu Hohenklingen, veranstaltet und wozu er sowohl den ehrwürdigen Vater in Gott, den zeitigen Herrn Prälaten dieses ausgezeichnet fürnehmen und edlen Stifts Triefalten, als auch den regierenden Bürgermeister der nahen freien Reichsstadt Großlingen, seine beiden Grenznachbarn, einzuladen nicht versehlt habe. So hohe und fürstliche Herren in nächster Nähe, an einem anziehenden Schauspiele sich betheiligend, zu erblicken, war für unsere Wanderer allerdings verlockend; und also beschlossen Albrecht und Fano dem Winke des geistlichen Herrn zu folgen.

2.

Es war ein schöner, warmer Sommertag, als die beiden jungen Leute um eine nicht mehr gar zu frühe Morgenstunde aufbrachen und, nachdem sie ihr leichtes Gepäck dem Bruder Pförtner übergeben, durch das Pförtchen im Thorbau des großen Klosters und reichsfreien Stifts hinausgelassen wurden. Die Landschaft lag in allem Reiz eines duftigen Morgens vor ihnen: Wiesenthäler, waldgekrönte Hügelreihen, Rebengelände und Ackerfluren. Doch herrschte der Wald, der rechts und links die Anhöhen bedeckte, vor; in einer Thalsenkung in der Ferne sah man die Spitzen und Wetterhähne einiger Thürme aufleuchten; es war die, wie der Stiftsherr versichert hatte, berühmte freie Reichsstadt Großlingen.

Eine Höhe rechter Hand, welche der Pförtner des Convents den Galgenberg nannte, war Albrecht und Fano als der Punkt bezeichnet, der das Jagdrendezvous bilde, und wohin sie sich zunächst zu begeben hätten. Als sie auf leicht zu findenden Fußsteigen so dahinschritten und allmählich zu steigen begannen, wurde ihre Heiterkeit vielfach durch die seltsamen Gestalten der Bäuerlein angeregt, welche ihnen begegneten oder auch wohl, mit Klappern und Stecken ausgerüstet, an ihnen vorübereilten, um sich zum Jagdrendezvous zu begeben, offenbar ängstlich, daß sie zu spät eintreffen könnten. Es waren in der That eigenthümliche Individuen, die in den großen dreieckigen Hüten und den langen bis an die Knöchel reichenden Röcken nur ein wenig zu gedrückt, trübselig und verwittert aussahen, um den Eindruck einer grenzenlos komischen Gnomenrace zu machen.

Die jungen Leute kamen endlich in den schönen hochstämmigen und dichten Bergwald, durch den allerlei Schneisen liefen, und wo Grenzpfähle mit verschiedenen Wappen standen. Nachdem sie eine Weile unter den hochwipfeligen Stämmen fortgewandert waren, bog der Weg in eine zur nächsten Höhe emporführende Allee ein, und am Ende derselben, auf jener Höhe, nahmen Albrecht und Fano einen Gegenstand wahr, der ihnen zeigte, daß sie nicht irre gegangen waren, als sie sich aufmachten, den „Galgenberg" zu erreichen.

Jener die Höhe krönende Gegenstand war nämlich in der That das auf drei Beinen ruhende, verwitterte und sehr altersgrau aussehende Ding, welches zu allen Zeiten das Vorrecht gehabt hat, auf's Vielfachste die Phantasie des Volkes zu beschäftigen.

Unsern, vielleicht einen Steinwurf weit davon entfernt und den beiden Wanderern näher, zeigte sich ein anderes und minder abschreckendes Etablissement. Unter einer großen Buche war eine geräumige und stattliche Jahrmarktsbude aufgeschlagen; hinter derselben stand ein mit einem Fasse beladenes Wägelchen, und ein dürrer ausgespannter Gaul weidete gierig inmitten der Allee das aufgeschossene Gras ab.

„Eine Marketenderbude!" sagte Fano, „wenn sie auch für die nicht zur Jagd eingeladenen Gäste einen frischen Trunk hat, so bin ich in bester Stimmung ihr Kundschaft zuzubringen."

„Ihrem Dasein liegt jedenfalls ein menschenfreundlicher Gedanke zu Grunde," versetzte Albrecht, „und der Mann, der auf

dem umgestülpten Korbe davor sitzt, sieht nicht aus, als würde er einen kleinen Verdienst zurückweisen."

Der bezeichnete Mann sah allerdings nicht so aus, er hüpfte, sobald er die Fremden ihre Schritte seiner Bude zulenken sah, in die Höhe und kam ihnen entgegen, zum Gruße mit seiner langen blauen Schlafmütze wedelnd. Dabei pries er seinen Land- und Seewein, sein Bier und seine Eßwaren mit vollen Backen an.

„Laß uns erst einmal Deine merkwürdige Bude betrachten," sagte Albrecht zu dem geschäftigen Männchen; „Du hast ja alles Mögliche gethan, sie herauszustaffiren."

Er hatte alles Mögliche gethan. Er hatte sie mit frischen Maien umstellt; er hatte ein sehr reinliches weißes Laken über das Auslagebret geschlagen; er hatte die Vorderseite ausgeschmückt mit drei großen Bildern in schwarzen Rahmen, welche die Contrefeis von drei höchst stattlichen Herrn in gewaltigen, wie eine Welt von Locken und Puder aussehenden Perrücken darstellten; und in die Bude als ihren Hauptschmuck hatte er seine kleine, rumbliche, stilllächelnde Frau in einer mit falschem Gold und Silber und noch falscheren Perlen geflickten Sonntagshaube gesetzt; und diese kleine Frau war bei der Annäherung der fremden Herren von dem Schemelchen, auf welchem sie saß, aufgeschnellt und fuhr nun mit einer Hast zwischen ihren Gläsern und Flaschen umher, als ob sie Alles aneinander schlagen und zerstören wolle, um ihre flinken Hände zerstießen und zerstörten doch nichts, als höchstens die sandere Ordnung, womit Alles gereiht stand.

„Nur ruhig, liebe Frau, gebe Sie uns einen Trunk von Ihrem Seewein," sagte Albrecht. Das Mütterchen schenkte aus einem Kruge in zwei große Stangengläser ein, und der Mann stand lächelnd, zopfwedelnd und so voll Eifer, die Herren rasch zu bedienen dabei, daß es aussah, als sei er entschlossen, sofort selbst in den Krug zu schlüpfen und Händel mit dem Wein anzufangen, weil er aus dem engen Hals nicht schnell genug heraus wollte.

„Welche merkwürdige alte Herren hast Du denn hier vor Deine Bude gehängt?" sagte Fano.

„O das sind unsere Herren, unsere lieben Landesherren, Ihr werdet sie gleich hier sehen . . . sie werden gleich hier sein, unsere gestrengen Herren, der Herr Reichsgraf . . ."

„Das ist wohl der da in dem grünen Rock mit goldnen Schnüren und der großen Meerschaumpfeife in der Hand?" fiel Albrecht ein.

„Ganz richtig, Herr, ganz derselbe, just wie er leibt und lebt, Seine Erlauchten Gnaden — und der Andere hier, in dem schwarzen Pelzrock mit der güldenen Kette, das sind Seine wohlweisen Gestrengen, der Herr regierende Bürgermeister von Großlingen; und der Dritte, das sind Seine Gnaden, der hochwürdigste Herr Prälat von Triefalten, der mit dem großen Kreuz auf der Brust und der mit der . . ."

„Laugen, schiefen, merkwürdig gescheidten Nase!" fiel Fano lächelnd ein.

„Ja, sie haben eine etwas länglichte Nase, der hochwürdigste Gnädige; es sind schöne Bildwerke, und weil wir denn heute unsere kleine Bude hier aufschlagen wollten, von wegen der großen Jagd und der paar Kreuzer, die es dabei zu verdienen geben kann, wenn Alles hübsch reinlich und nett und sauber ist, so hat sie uns unser Rentschreiber geliehen, dem gehören sie, dem guten Herrn Rentschreiber, und da habe ich sie denn hingehängt; werden's auch nicht ungnädig vermerken, die Herrschaften, wenn sie kommen; sie müssen augenblicklich hier sein, auf Hohenllingen ist allbereits vor einem halben Stündchen zum Aufbruch geblasen, man hört's hier recht gut von drüben herüberschallen, obwohl man das Schloß nicht sehen kann, von wegen der Bäume und auch von wegen der Berge, und weil's da unten durch den Tobelgrund und dann rechts um die Ecke geht, sonst würde man's ganz gewiß sehen können, und ich könnt's den Herrschaften schon zeigen . . ."

Albrecht unterbrach dadurch, daß er abermals sein Glas zum Füllen hinreichte, den Redestrom des kleinen Mannes und sagte dann:

„Ihr lebt wohl recht glücklich hier, unter der Herrschaft so stattlicher Herren?"

Der kleine Mann machte eine ganz unbeschreibliche Miene; es war offenbar, daß diese Frage des fremden Herrn einen tiefen Schatten von Ernst auf seinen Gesichtszügen hervorlockte, und daß er es doch für respectwidrig hielt, den beiden jungen Leuten etwas Anderes als die lautere Freundlichkeit und Heiterkeit zu zeigen. Mit einem süßsauren Lächeln versetzte er:

„O ja, recht glücklich, wenn Sie's nicht für ungütig nehmen wollen, recht glücklich, nur thät's Noth für unser Eins, daß man von Zeit zu Zeit so einen kleinen Schatz von guten groben Münzsorten fände, wie sie sie dazumal in der Schwedenzeit wohl vergraben haben, denn sonst kommt unser Eins wahrhaftig nicht durch, Herr, mit den Renten und den Gülten und Allem; mit den Renten nun einmal gar nicht, und was die andern Stenern sind, die an den Rentschreiber gehn, und was die Abgaben an die Gemeindslade sind . . ."

„Sind die so schwer und drückend?"

„Schwer, Herr, wenn Sie's nicht ungütig nehmen, daß ich's so frei heraussage, Angst und Noth muß unser Eins drum schon schwitzen, und Hunger und Kummer auch ein wenig; aber sonst freilich leben wir hier recht glücklich im Lande, es thut genug wachsen, und der Wein ist auch nicht übel, und das Handwerk könnte seinen Mann nähren, und mit der Robot, nun ja, mit der Robot ist's wohl ein wenig schlimm, und dann die Zehnten, die Blutzehnten, die Rauchhühner . . ."

„Um Gotteswillen hört auf," rief Albrecht hier, „das ist ja entsetzlich, was Euch Alles aufgebürdet ist!"

„Nun, ein klein wenig schlimm ist's schon," sagte der zopfwedelnde kleine Mann, und seine Freundlichkeit ging immer mehr in einer greinenden Miene unter, „ein klein wenig schlimm ist's schon, absonderlich heuer, bei den Kreisumlagen und der Kriegssteuer und . . ."

„Wahrhaftig, er ist immer noch nicht zu Ende!" rief Fano aus, „Kriegssteuern, Kreisumlagen, Gülten, Robot, Renten, Blutzehnten, Rauchhühner . . ."

„Blutzehnten — was ist das?" unterbrach ihn Albrecht.

„Das will ich Euch sagen, Herr," fuhr der Schenkwirth fort, „Blutzehnten, mit Verlaub zu sagen, das ist der Zehnten von den Lämmern und den Kälbern, die fallen — sehen Sie, wenn Sie's nicht ungütig nehmen, da hatt' ich ehedem von meinem kleinen Gehöft, das will sagen zu meines Vaters Zeiten, jährlich an's Stift Triefalten ein Rauchhuhn zu liefern; aber damit waren die Herren bald nicht mehr zufrieden, und es hieß, es müsse ein fetter Kapaun sein; und als es dann weiter kam, da wurde uns gesagt, der Kapaun sei eine Ehrung für die vier Hochzeiten des Jahres, und so mußten wir jährlichs vier Kapaunen bringen . . . und das war nun eine gar lästige Sache mit den Kapaunen, denn Kapaunen, mit Verlaub zu melden, sind heiklich aufzubringen und absonderlich im Winter und dann waren sie den Herren immer nicht fett genug, und so riethen sie uns endlich, um unfres eigenen Besten willen, statt der vier Kapaunen jährlich ein Kalb zu bringen, damit wollten sie zufrieden sein, und weil es nun wohl leichter für uns zu beschaffen war, so singen wir denn nun an, es mit einem Kalb gut zu machen; und das ging denn eine Weile so hin, bis nach etlichen Jahren das Kalb immer länger gesäugt sein sollte, und so ward ein Rind daraus, und aus dem Rind ward ein Ochse, und jetzt haben wir an das hochwürdige Stift jährlichs einen wohlausgewachsenen fetten Ochsen zu liefern,* zu Michelis ist der Termin, wenn Sie's nicht ungnädig nehmen . . ."

Fano brach in ein lautes Gelächter aus, und Albrecht schlug die Hände über dem Kopf zusammen:

„Und so haben sie Euch ein Huhn in einen Ochsen verwandelt — das ist ja unerhört — und das duldet Ihr?"

„Ja, liebes Herrle, da macht unser Ein's nichts dawider: wer ein böses Maul hat, der kommt in's Loch, und wer mit seinen Präsentationen in Rückstand bleibt, der kommt um Haus und Hof und hat viel Ungemach!"

„Also so werdet Ihr regiert von Eurem Bedrücker, die Ihr noch dazu respectvoll und demüthig da vor Eure Bude hängt, diese abscheulichen Perrücken? An den Galgen dort hängt sie lieber — an den Galgen gehören sie; kommt, Fano, wir wollen ihnen diesen Ehrenplatz geben!"

Fano rieb sich vor Vergnügen die Hände über diesen Einfall.

Zornig und empört streckte Albrecht die Hand nach einem der Bilder aus, ohne sich durch den Schreckensruf und das Abwehren des kleinen Wirths stören zu lassen. Fano blickte umher, ob er nicht etwas wie eine Leiter in der Nähe der Bude entdecke, und da keine da war, nahm er von dem seitwärts stehenden Gefährt die eine Wagenleiter, warf sie auf seine Schulter und eilte damit auf den Galgen im Hintergrunde zu. Albrecht folgte ihm nach wenig

* Buchstäblich wahr.

Augenblicken, die drei Bilder tragend, während der kleine Mann mit dem Zöpfchen allmählich aus dem Zustand äußerster Beweglichkeit und Lebendigkeit in den einer vollständigen Versteinerung vor Schreck und Entsetzen überging.

Fano hatte mit seiner Behendigkeit bereits die Leiter an den Galgen gesetzt und war daran wie ein Eichhorn emporgeklettert, als Albrecht mit seiner Last ihn einholte und ihm eines der Bilder emporreichte. Das Bild hing, bevor eine Minute verflossen war, oben an dem alten Haken, der in dem Querbalken eingeschlagen war.

„Seine Erlaucht der hochgebietende Herr Reichsgraf geruhen zu hängen!“ rief Fano triumphirend aus, während er von der Leiter niederglitt.

Er nahm diese dann wieder auf seine Schulter und stellte sie an der zweiten Seite des dreieckigen Gerüstes auf. Die Reihe zu hängen kam an den regierenden Herrn der freien Reichsstadt Großlingen.

„Seine Wohlweisheit der regierende Herr Bürgermeister, hoch!“ rief der Italiener halb vor Lachen erstickt, als er das zweite Conterfei angehakt hatte.

Es kam die Reihe an den Dritten. Die alten Haken fehlten nirgends. Auch die dritte Seite erhielt bald ihre Zierde. Der Prälat von Triesalten schaute nach kurzer Weile in seiner großen Perrücke finster und melancholisch von seinem hohen Platze herab.

Fano warf nun die Leiter um, klopfte lachend den Staub von seinen Kleidern und sagte dann:

„Der Einfall war vortrefflich — aber es ist jetzt räthlich, an den Rückzug zu denken, denn . . .“ er unterbrach sich und lorchte einen Augenblick, und setzte dann hinzu: „Ich höre Schritte da aus dem Gebüsche her!“ Zugleich eilte er aus der Nähe des Attentats fort, zu der Bude zurück, zog seine Börse, um ein Stück Geld auf das Auslagebret zu werfen, und mit dem Rufe: „Kommen Sie, Albrecht, kommen Sie!“ schlug er eilig den Weg, den sie gekommen waren, ein.

Albrecht hatte erst einen Rundgang um den ganzen Galgen herum gemacht, um noch einmal sich des Total-Eindrucks zu erfreuen, den die Ausführung seines Einfalls hervorbrachte. Als er zu der vorderstenSeite zurückgekommen war und einen gerührten Scheideblick auf das ausdruckvolle und majestätisch stirnrunzelnde Antlitz des Reichsgrafen warf, hörte auch er rasche leichte Schritte hinter sich. Er wandte sich um und wurde jetzt durch einen überraschenden und sehr unerwarteten Anblick gefesselt.

Eine junge Dame näherte sich ihm. Ein leichtes coquettes Hütchen von grüner Seide mit Rosabändern auf dem rosigen Haupte, in einer weiten grauen Robe, den Oberkörper in einen grünen Jagdrock gehüllt, der mit goldenen Gallous besetzt war und von goldnen Brandenbourgs zusammengehalten wurde, kam sie auf einem Fußsteige heran und war schon dicht hinter Albrecht. Ihr Antlitz glühte in der frischen Morgenluft und von der Anstrengung des raschen Wandelns den Weg zu der Höhe des Rendezvousplatzes hinauf, und dies rosige Antlitz war so lieblich, so wunderhübsch, und lächelte dem Unglücklichen, der hier oben Henkerarbeiten vollzogen hatte, so freundlich entgegen, daß dieser erstaunt stehen blieb und sich gefesselt fühlte, und daß er für den Augenblick ganz die dringende Nothwendigkeit vergaß, jetzt, bei der Annäherung des Jagdtrosses, die Flucht zu ergreifen — er konnte diesen Jagdtroß bereits im Gebüsche eine Strecke weit hinter der hübschen Jägerin die Höhe herauskommen hören. —

Und so stand er, in den gefährlichen Anblick verloren, bis die junge Dame, ehe er sich's versah, ihm freundlich lächelnd mit der Hand einen Gruß gewinkt hatte, der ihn nun vollends festhielt, denn nun konnte er doch unmöglich mehr Reißaus nehmen — im Angesicht der Dame!

Diese wendete sich mit einigen Worten, die sie rasch zu flüstern schien, an einen hinter ihr dreinschreitenden Büchsenspanner, und der Mann antwortete etwas, was Albrecht jedoch ebensowenig wie die Frage verstand.

„Wer sind Sie?“ fragte jetzt das Fräulein mit der freundlichsten Offenheit von der Welt und setzte hinzu: „Ich kenne Sie nicht, und der Andreas hier kennt Sie auch nicht — aber das schadet nicht, wir können doch gute Jagdcameraden werden, wenn mein Vater Sie eingeladen hat — es wird heute ein sehr hübsches Treiben werden.“

Mit einem herzgewinnenden offenen Wesen warf bei diesen Worten die schlanke junge Dame aus den großen braunen Augen einen prüfenden Blick auf die Gestalt des Fremden, und es schien, daß diese edle und anmuthige Jünglingsgestalt vollständig Gnade vor den braunen Augen fand.

Albrecht hatte aber leider in einem Maße, das sehr verhängnißvoll für ihn werden sollte, seine Geistesgegenwart verloren. Er murmelte verlegen einige Worte und wollte mit abgezogenem Hute seinen Rückzug nehmen, als die hübsche Amazone ausrief:

„Was sagen Sie? Sie wollen doch nicht fort? Sie sind nicht geladen? O das schadet nicht . . . heute ist Alles geladen, bleiben Sie nur — wie heißen Sie? Ich will Sie schon meinem Vater vorstellen; ich höre an Ihrer Sprache, daß Sie fremd sind, und wir lassen Fremde von Distinction . . . nein, Sie wollen doch gehen, Sie wollen an der Jagd nicht theilnehmen?“

„Entschuldigen Sie mich, meine Gnädigste,“ stammelte Albrecht, „ich bedaure auf's Tiefste, daß ich leider nicht die Muße habe . . .“

Er endete den Satz nicht, denn in diesem Augenblicke trat der Büchsenspanner dicht hinter ihn und wies zugleich über seine Schulter fort auf den Galgen hin, wobei er ausrief:

„Schauen die gnädige Comtesse doch einmal da hinauf, was dort hängt,“ sagte der Mensch dabei.

Die gnädige Comtesse warf einen Blick in der angegebenen Richtung — trat darauf erschrocken einen Schritt zurück und sagte erblassend und dann dunkelroth werdend:

„Das ist ja . . . Herr, wer that das?“

Albrecht stand wie mit Purpur übergossen. Er konnte jetzt nicht mehr an Flucht denken — nicht daran denken, diesen schönen und liebenswürdigen Geschöpf gegenüber die Rolle eines ertappten Schulbuben, der sich aus dem Staube macht, zu spielen. Er konnte auch nicht mehr fort, denn um ihn her ergoß sich plötzlich der ganze Schwarm der edlen Waidemanne. Da waren sie, die hochgemutheten Jagdgäste alle, mit ihren Freunden und Dienern; in ihrer Mitte eine dicke, untersetzte, außerordentlich wohlgenährte Figur in reichem Jagdcostüm und um ihn her viel andere stirnrunzelnde, gnädige Herrn, und um diese her, wie die werthlosen Hüllen um den süßen Kern, die dienstbeflissenen Förster, Jäger, Büchsenspanner — eine ganze Menschenwoge, die plötzlich theils mißfam leuchend und die Stirnen rundend, theils leichten festen Schritts, theils lachend und scherzend und theils ehrfurchtsvoll sich zurückhaltend, um den unglücklichen jungen Mann hervogte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Zeiten der schweren Noth.

Nr. 5.

Buchhändler Palm.

Von Th. Oelckers.

Wir sind oft geneigt, fast nur mit einem mitleidigen Staunen an unsere Väter zu denken, wenn wir von „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ zu Anfang dieses Jahrhunderts hören. Man kennt freilich die Thatsachen jener Zeit, sie sind klar und deutlich genug aufgezeichnet, aber man betrachtet sie gleichsam als etwas Fremdes, wie die Ereignisse einer Erzählung aus entlegenen Ländern oder aus grauer Vorzeit, der frische, unmittelbare Eindruck, wie sie ihn auf die Zeitgenossen machen mußten, fehlt, und so versteht man die Lage und die Zustände, die jene Erscheinungen erzeugten, nur unvollkommen, ja, kaum die noch unter uns lebenden Greise, die selbst zu jenen Zeitgenossen gehörten, vermögen sich den Zustand und ihre eignen damaligen Gefühle zum recht klaren Bewußtsein zu bringen. Wir halten jenen Zustand kaum noch für möglich, weil uns der „corsische Tyrann“ bereits zur Mythe ge-

Palm's letzte Stunde.

„In der ganzen Umgebung fand sich Niemand, der dem Märtyrer die Fesseln anzulegen wagte."

worden und weil wir nicht genug erwägen, daß der noch bei weitem nicht so mächtige gegenwärtige Imperator gleichwohl schon Macht genug gehabt hat, uns aus der Ferne und auf indirectem Wege polizeilich maßregeln zu lassen. Es kann aber nur heilsam sein, sich immer auf's Neue recht klar zu vergegenwärtigen, was man bereits einmal erleiden mußte, um desto besser gewaffnet zu sein, wenn und ähnliche Gefahren nahe treten. Denn jene frühern traurigen Zustände können, ja, es steht zu fürchten, sie werden wiederkehren, wenn der nicht unmöglichste Fall eintritt, daß Deutschland noch einmal — wenn auch nur momentan — von den westlichen Nachbarn überrannt wird. Man täusche sich nicht, die dienstwilligen Werkzeuge jener Tyrannei würden alsbald wieder dasselben wie vor funfzig Jahren, und — leider müssen wir auch dies noch befürchten — die Niederträchtigkeit, die Feigheit und Feilheit der hohen wie der niedern Verräther in unserer eigenen Mitte würden nicht verfehlen, ihnen die Hand zu bieten, und über Nacht könnte noch einmal verwirklicht sein, was uns jetzt kaum begreiflich dünkt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß keine Nation der Welt so vorzügliches Talent zum Schergendienst entfaltet hat, wie die französische; so offenkundig dies aber auch ist, so gründlich man es auch seiner Zeit unmittelbar hat erfahren müssen, pflegt es doch jetzt nie genügend hervorgehoben zu werden, namentlich auch nicht von den Historikern der napoleonischen Zeit, einer Zeit, die man gleichwohl nur richtig verstehn, wenn man sich das Wesen und die Wirkungen jener unerhörten Willkürherrschaft lebhaft vergegenwärtigt, wenn man sich erinnert, daß alle jene vielgerühmten Gebilden Napoleon's, und am allermeisten seine Marschälle, willenlose, knechtische Schergen waren; sie waren insgesammt, ohne Ausnahme, vom erbärmlichsten Schergengeiste beseelen und während sie sich ihresgleis weit weniger durch den Schimmer jener übrigens sehr puerilen „Gloire“ (die niemals unserm „Ruhme“ entspricht), als vielmehr durch gemeinen Eigennutz und durch Bedientenfurcht vor dem Gebieter leiten ließen, flößten sie leider auch den Völkern, die sie in seinem Namen knechteten, eine Furcht ein, die in erschreckender Weise demoralisirend wirkte. Der Sänger hatte nur allzu Recht und schilderte nur allzu wahr, wenn er in seinem Aufrufe sagte:

„Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus seiner Brust gerissen — —
Das Wimseln seiner Greise rührt: Erwache!
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut!
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut!“ —

Aber es kam dann die Zeit, wo die Wunden vernarbt und beinahe vergessen waren, wo man nicht mehr begreifen mochte, wie die Teutschen den hochgefeierten Helden des Jahrhunderts einen „Wüthrich“, einen „Bluthund“ hatten schelten können, eine Zeit, wo man den gerechten patriotischen Haß sogar lächerlich zu machen suchte und zu dem Ende Ausdrücke wie „Franzosenfresser“ ersand. Durch eine solche Selbstverspottung würde sich ein Volk auch nicht einmal dann ehren, wenn sie gerecht wäre.

Der Haß war ein nur allzu gerechter; — nur freilich muß man sich auch erinnern, daß nicht die Fremden allein, sondern daß vor Allem auch die damaligen Machthaber in Deutschland selbst an jener „tiefen Erniedrigung“ schuld waren.

Dem Gegner, der sich 1804 in Frankreich die Kaiserkrone auf's Haupt gesetzt hatte, würde Deutschland ohne seine unselige Zersplitterung mehr als gewachsen gewesen sein, es würde keiner Coalition bedurft haben, um ihn zu Schach zu halten. Die erste Bedingung, damit dies geschehen konnte, wäre gewesen: Einigkeit der deutschen Fürsten unter einander, d. h. sie hätten sich aller Eifersucht entschlagen und ihre eitlen Hausinteressen auf dem gemeinsamen Altare des Vaterlandes zum Opfer bringen müssen; nicht minder dringend nothwendig aber würde gewesen sein eine Appellation an das Volk, also das Zugeständniß, daß die Nation überhaupt eine selbstständige Geltung haben und nicht blos als willenloses Werkzeug dienen, nicht blos schwitzen, zahlen und bluten sollte. Nichts lag den Machthabern jedoch ferner als ein solcher Gedanke; die Dynastenhäuser allein und mit ihnen höchstens noch die Junker waren die Nation. Alle Uebrigen kamen nicht in Betracht und hatten keinenfalls eine Stimme, wenn es sich um das Interesse des Ganzen handelte; alle Uebrigen waren nur Nullen, auch z. B. die Männer nicht ausgenommen, die eine deutsche Kunst und eine deutsche Literatur geschaffen hatten, sie galten den Herren gewissermaßen nur als Spaßmacher und Maîtres de plaisir, die man allenfalls einmal, je nach Umständen und je nach der Mode, allergnädigst protegiren konnte. Wenn es dem äußern Feinde zu begegnen galt, dachte man auch damals in Deutschland keinesweges an das Nächste, an die Wehrhaftmachung und Begeisterung des Volks (auch damals hielt man das vielmehr für gefährlich!), man dachte nur an die Herren Vettern, mit denen sich eine Coalition schließen ließe, damit dann ein jeder sein Contingent armeliger Gamaschenknechte in's Feld schicken könnte.

Deutschland war in der That im Zustande tiefster Erniedrigung und Schmach: durch seine eigenen Fürsten zerrissen, zum Bruderkampfe gezwungen, von den Fremden gehetzet, von den Marschällen des Eroberers ausgesogen, von den französischen Schergen genißhandelt und zum Schweigen gebracht durch die Furcht, die den ängstlichen Gemüthern eine Unzahl französischer Emissäre und Spione einzuflößen wußten, die unter allerlei Masken das Land überschwemmten. Der Nachbar mißtraute dem Nachbar, der Freund wagte im Briefe an den Freund kein Wort, keine Sylbe über die öffentlichen Zustände einfließen zu lassen, denn überall lauerte der Verrath, der Horcher war nahe, und die Häscher des Tyrannen waren zur Hand.

Aber unter dem Volke, das später, nach siebenjährigen namenlosen Leiden, das Joch brechen sollte, von dem es die Fürsten, die sich, bald eigennützig, bald feig, dem fremden Zwingherrn gefügt, nicht zu erlösen vermocht hatten, unter diesem Volke gab es auch damals noch Herzen, die keine Vergewaltigung einschüchterte, und Zungen, die keine Drohung zum Schweigen brachte. Im Gegentheil, sie waren es, die den neuen französischen Kaiser Mißbehagen einflößten und Sorge erregten, und daher hatte Napoleon auch schon am 6. Juli 1806 ein außerordentliches Kriegsgericht ernannt, um Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter von Spottschriften und Caricaturen über ihn und sein Haus zu entdecken und zu bestrafen.

Eine von patriotischem Zorn dictirte Flugschrift oder, wie die Knechte des Machthabers sie bezeichneten, eine „hochverrätherische Schandschrift“ war unter dem Titel „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ im Frühling 1806 erschienen. Diese Schrift ist durch das Schicksal Palm's berühmt geworden, mag aber, weil man sie in verhältnißmäßig wenig Exemplaren verbreitet hatte, wenig Leser gefunden haben. Der größere Theil der Auflage wurde, so scheint es, vom Verleger und dessen Geschäftsfreunden vernichtet, und das Büchlein gehört daher jetzt unter die Seltenheiten. Ein unlängst erschienenes Schriftchen (J. Ph. Palm ꝛc., von Fr. Schultheis, Nürnberg 1860) bezeichnet als den Verfasser der Broschüre Joh. Konrad von Yelin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München (gest. 1826 in Edinburg). Die 144 Seiten starke Flugschrift beleuchtet im Eingange die damaligen Zustände Frankreichs, Napoleon's innere und äußere Politik, und verbreitet sich sodann namentlich über die Ursachen des Verfalls und der tiefen Erniedrigung des deutschen Vaterlandes in treffender Weise und in Bemerkungen, die leider auch für die heutigen Zustände ihre Geltung noch nicht verloren haben. Am schärfsten äußert sie sich über das Gebahren der französischen Truppen in Deutschland und besonders in Baiern, als dessen „Verbündete“ dieselben nach den heillosen Tagen von Ulm, wo die Oesterreicher unter Mack das Gewehr gestreckt hatten, eingezogen waren.

Wir lassen einige Stellen aus der Flugschrift (die übrigens keineswegs einen Aufruf zum Aufruhr oder Meuchelmord enthielt; hier folgen, nicht weil sie an sich einen besondern Werth hätten, wohl aber weil sie insofern interessant sind, als es diejenigen waren, welche die Schrift in den Augen des Zwingherrn und seiner Gehilfen am stärksten gravirten und denen Palm sein Schicksal verdanken sollte.

„Napoleon's Sprache und Erklärungen zerrissen, am deutschen Hofe waren viel zu sanft, als daß ein baierischer Einwohner von seinen bald erfolgenden unerhörten Bedrängnissen sich etwas konnte ahnen lassen. Nie aber wurde die Menschheit, unter dem Ausdruck der Freundschaft, boshafter als diesmal gelästert; nie das Land eines verbündeten Fürsten schändlicher als diesmal die kurbaierischen Staaten behandelt. Fast gerieth man auf den verpweifelten Gedanken, Maximilian habe seine Erbländer, sich selbst und seinen ganzen Hof Frankreichs unumschränkter Gewalt unterworfen. Ungeheuere Lieferungen waren das erste Wort, womit man Städten und Dörfern in Baiern das Compliment machte. Nach diesem traurigen Willkomm eilte der Soldat wie ein ausgehungerter Wolf auf sein angewiesenes Quartier zu. Sonst pflegt der Hunger seine

Speise zu verachten, hier forderte er Leckerbissen zu seiner Befriedigung." —

Es folgt nun eine Schilderung der bis zum Ekelhaften getriebenen Völlerei der fremden Söldner, der Mißhandlungen, die sie sich gegen ihre Wirthe erlaubten, ihres an Frauen verübten grauenerregenden Frevels, und dann heißt es weiter: „Im dreißigjährigen Kriege lebte der Oesterreicher unter Tilly und Wallenstein gerade so wie jetzt der Franzose, und wenn sein Kaiser sich aus jenem Kriege nichts anmerkte, so hat er doch die damals übliche Unterhaltungsart eines Heeres genau copirt. Männer, denen aller Glaube beizumessen, haben als reine Wahrheit versichert, daß Frankreichs Oberhaupt, als ihm in München über die unerhörten Trauszale, worunter der baierische Einwohner seufze, die nachrichtlichsten Vorstellungen geschahen, mit kaltem Blute sagte: „Das haben meine Leute nicht gethan. Es ist Krieg; man lasse mich in Ruhe und störe mich nicht in meinem Plan." Schon im December des vor. Jahres wird der Friede in Preßburg unterzeichnet, und von dem Augenblicke an hat Oesterreich Hoffnung, seine Feinde los zu werden. Hätte Baiern nicht ein gegründetes Recht, die Vortheile dieses Friedens zu genießen? Diese konnten keine andern sein, als daß das französische Heer abgeführt und das Land fernern Bedrückungen enthoben würde. Gerade das Gegentheil erfolgte. Die Franzosen ziehen sich aus den Staaten des deutschen Kaisers, um sich in Baiern festzusetzen und hier bei Fressen und Saufen ein durch Monate fortgesetztes Siegesfest mit dem Untergange aller Einwohner zu feiern. Wenn hier vom Untergange die Rede ist, so nehme man das Wort in strengster Bedeutung und nicht als einen Ausdruck, der nur die Größe der Leiden, welche die Franzosen über den baierischen Staat herbeigeführt, angeben soll. Noch sind es nicht fünf Jahre, da ein feindliches Heer der nämlichen Nation in diesem Lande den Meister spielte. Und da zweifelt wohl Niemand, daß die damals den Einwohnern geschlagenen Wunden binnen dieser kurzen Frist bei den Wenigsten vernarben konnten. Der Landmann, des benöthigten Zugviehes entblößt, hatte kaum angefangen, sich wieder mit Pferden und Rindern zu versehen, als der einem Einfall in allen Stücken gleiche Durchzug der Franzosen demselben diesen wichtigen Theil seiner Habe wieder entzog; Betrug, List, Gewalt boten einander hierin die Hände. Thränen und fußfälliges Bitten um Verschonung wurden mit Hohngelächter oder mit Schlägen abgewiesen. Der Franzose gab sich den Namen eines Retters von Baiern. Wahrlich eine Rettung, jener ähnlich, da der Kranke, welchen dieser Arzt früher in's Grab geschickt hätte, unter der Hand eines andern blos eines langsamern Todes stirbt. Wenn irgend mit der Freundschaft ein Spott getrieben wurde, konnte er wohl bitterer sein als dieser? Doch es liegt za in Napoleon's Plan, Deutschland so zu entkräften, daß ihm für jetzt und die entfernteste Zukunft von dieser Seite nichts zu befürchten stehe."

Die Broschüre, deren Verleger und Drucker nicht genannt waren, gerieth im Hause eines Pfarrers unweit Nördlingen in die Hände einiger dort einquartierten französischen Officiere, von denen einer Deutsch verstand. Sie denuncirten ihren Fund beim General Davoust (damals in Oettingen), welcher sofort dem Ursprunge der Schrift nachforschen ließ. Man verhaftete den Nördlinger Boten, der das Bücherpacket an den Pfarrer überbracht hatte. Der Bote behauptete anfangs, es von einem Unbekannten erhalten zu haben, da aber seine Frau plauderte, gestand er, daß es ihm vom Weinhändler Schoderer in Donauwörth übergeben worden. Man erfuhr ferner, daß die Stage'sche Buchhandlung in Augsburg die Broschüre als Neuigkeit versendet hatte, und der Commis dieser Handlung sagte aus, daß sie derselben von der Stein'schen Buchhandlung in Nürnberg zugesandt worden. Besitzer der letztgenannten Buchhandlung war Palm, der sich damals in Geschäften in München aufhielt.

Aus einem in dem erwähnten Schriftchen von Schultheis angezogenen Briefe Palm's an seinen Buchhalter, sowie aus einem dort gleichfalls mitgetheilten Schreiben des letztern an Palm läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß Palm die Flugschrift „Deutschland" nicht blos hatte verbreiten helfen, sondern daß er selber der Verleger war. Der Drucker soll Hessel in Altdorf gewesen sein.

Als Palm Kenntniß von einem Artikel im Journal de Paris erhielt, welcher als den Verleger und ersten Verbreiter der „Schandschrift gegen den Kaiser und die große französische Armee und gegen die Freunde und Alliirten S. t. Majestät" die Stein'sche Buchhandlung in Nürnberg bezeichnete, wendete er sich an das nürnberg'sche Vormundschaftsamt, die damalige Behörde der Buchhandlungen, und bat um gerichtliche Untersuchung, die jedoch unterblieb, da man die Angelegenheit nicht für wichtig hielt.

Während er sich noch in München befand, erhielt Palm von seiner Frau die Nachricht, daß am 28. Juli vier schwarz gekleidete Herren im Hause erschienen seien, um Nachfrage nach der Broschüre zu halten. Die strenge Hausfuchung hatte jedoch ebenso wenig zur Entdeckung des eifrig gesuchten Manuscripts, als gedruckter Exemplare geführt. Der auf's Aeußerste geängstigte Buchhalter Palm's erstattete Letzterm in einem vom 7. August datirten Briefe ausführlichen Bericht über die Angelegenheit und ertheilte ihm zugleich nützliche Rathschläge. „ . . . . . Der Buchhändler Auffage nebst Protokoll ist bereits an Herrn General Bernadotte abgesandt; daß Sie bei Ihrer Zurückkunft ebenfalls vernommen werden, glaube ich wohl selbst, allein wenn Sie ebenfalls auffagen, daß sie an Unbekannte verkauft . . . so sehe ich nicht ein, wie man es Ihnen durchaus aufbürden sollte können, daß Sie der Verleger sein müssen, da ja kein einziger Beweis gegen Sie da ist. Sollte auch einer oder der andre ausgesagt haben, daß er es von Ihnen erhalten, so können Sie dies ja leicht einwenden, da ja die Fälle fast täglich vorkommen, daß wir Beischlüsse an andre Handlungen erhalten, die wir nicht sagen können, wo sie her sind, da nicht immer die Namen des Absenders darauf stehen und wir kein Recht haben, die Packete zu eröffnen . . . . In Ihrem ganzen Hause ist kein Papier, das verdächtig machen könnte, alles ist bei Seite . . . . Gehen Sie doch ja nicht nach Augsburg . . . oder gebrauchen Sie wenigstens alle mögliche Vorsicht. Könnten Sie sich nicht vom König von Baiern ein Diplom als baierscher Buchhändler auswirken . . . oder einen Rathstitel, wenn es auch etwas Geld kostete, so möchte es jetzt vielleicht sehr dienlich sein und Sie hier bei den Franzosen in Respect setzen. . . . Sie müssen über meine Einfälle nicht lachen, Gott weiß es, daß ich es redlich mit Ihnen meine . . . Ob Sie durch ein längeres Ausbleiben der Untersuchung ausweichen, zweifle ich, im Gegentheil fürchte ich, Sie möchten sich dadurch erst verdächtig machen . . . Auf den 15. soll die Uebergabe Nürnbergs an Baiern geschehen, wenn es wahr ist; ob dann die Franzosen fortgehen werden, weiß niemand gewiß . . . Ich bin selbst Tag und Nacht in tausend Aengsten und traue mir kaum bei verschlossener Thüre zu schreiben, aus Furcht überfallen zu werden. Sie können daher unbesorgt sein, daß ich Jemand zum Vertrauten des Geheimnisses mache, ja sogar Ihre Briefe verbrenne ich, um alle mögliche Entdeckung zu vermeiden, und bitte dies auch mit meinen zu thun . . . Von Hessel in Altdorf, haben Sie nichts zu befürchten, der hat keine Gefellen, ich war sogleich selbst bei ihm, um ihn zu warnen. Kurz, ich habe alles Mögliche gethan, was ich thun konnte . . . . Der Himmel gebe nur, daß der Sturm bald vorübergeht, um aus der Seelenangst zu kommen." (Schluß folgt.)

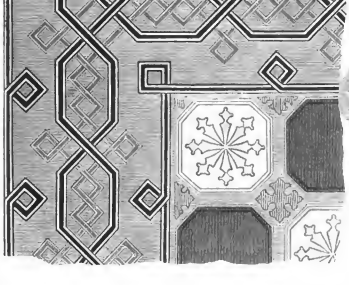
Die Kunst im Hause.

So wenig die Lobredner der sogenannten guten alten Zeit auf irgend einem Lebensgebiete zum Tadel der Gegenwart berechtigt sein mögen, so ist doch eine Erscheinung unserer Zeit mit aller Entschiedenheit als ein eigenthümliches Gebrechen derselben zu bezeichnen, ihr Mangel an Verständniß für den Einfluß der bildenden Kunst auf die Erzeugnisse des praktischen Lebens. — Würde irgend einer unsrer deutschen Vorfahren vom 13. bis zum 17. Jahrhundert heute lebendig unter uns wanteln dürfen, überall würde er Fortschritt und Entwickelung des äußeren wie des geistigen Culturlebens finden, wäre er aber ein Mann handwerklicher Kunstfertigkeit und vergliche das Treiben unsrer kunstindustriellen Werkstätten mit denen seiner Zeit, er würde darüber erstaunen, daß wir, die wir sonst überall es doch so herrlich weit gebracht", so sehr hinter dem zurückstehen, was die Kunstfertigkeit der Vorzeit auf diesem

Gebiete hervorbrachte. Wir brauchen nur einen Blick in die unversehrt gebliebene Einrichtung eines Nürnberger Patrizierhauses zu thun, um uns zu überzeugen, wie von der Gestalt des Bauwerkes, von der Sculpturverzierung der Fluren und Zimmer bis zum Schlüssel und zum gestickten Kissen das Walten einer unerschöpflichen Erfindungsgabe künstlerischer Formen in der Ausprägung eines harmonischen Styles sich ausspricht, während fast jedes beliebige moderne Wohnzimmer eine Musterkarte geschmackloser Formen entwickelt, aus welchen die etwa darin vorhandenen Nachbildungen gediegener moderner Kunstwerke wie wahre Wunderwerke hervorragen. Ganz besonders gilt dies, und die geneigten Leserinnen mögen uns diese Offenheit nicht verargen — von denjenigen Gegenständen häuslichen Zimmerschmuckes, die in das große Gebiet der beliebten „weiblichen Arbeiten“ fallen. Noch in den altmodischen Zimmern, wo von der Urgroßmutter her sich ähnliche Niedlichkeiten erhalten haben, gewahrt man mit Vergnügen, wie die wunderlichen Blumen, Schmetterlinge, Muschelverzierungen ꝛc. mit dem Cotillonschmutz der gepuderten Familienportraits, mit den Ausschweifungen der zierlichen Nußbaummöbel und den Stucaradesken der Decke harmoniren. Es ist Nichts besonders gediegen schön, doch hat eben Alles einen gemeinsamen Zug von Styl. Dagegen bitte ich die geneigte Leserin in ihrem eignen Boudoir umherzublicken. Der Berliner Ofen wird wahrscheinlich antike oder gar „gothische“ Architekturformen entwickeln, Nähtisch und Causeuse ergehen sich in den dreiten Profilen üppigster Renaissance des 17. Jahrhunderts, während der goldne Spiegelrahmen sich entschiedenen Rococo und die Deckenmalerei in halb maurischen, halb italienischen Arabesken die Stylmengerei vervollständigen.

In solchen Umgebungen ist es denn nicht zu verwundern, wenn das Canevasmuster, das die geehrte Leserin vielleicht eben mit der Gartenlaube vertauschte, eine der sehr gewöhnlichen ungeheuerlichen Blumengruppirungen aufweist, in welchen die zahllosen farbigglühenden Quadrätchen sich alle mögliche vergebliche Mühe geben, den zarten Linienschwung von Blättern und Blüthen herauszubringen, oder wenn gar die lächelnden Züge einer lithographirten Idealschönheit in viereckige Fadenkreuze übersetzt werden sollen. Weit entfernt sind wir, ihr darüber Vorwürfe zu machen! Der Gute, zu dessen Ueberraschung die Kreuzchen so unermüdet ausgezählt und ausgetippelt werden, findet die fertige Arbeit sicherlich ganz reizend! Leider müssen wir aber in Vergleichung dieser Arbeiten mit der Kunstfertigkeit früherer Zeiten, ja im Vergleich mit den Webereien und Stickereien, wie sie jede beliebige indische oder arabische Nähmamsell aus freier Hand und eigner Erfindung ausführt, an den meisten Arbeiten unsrer Damen gerade das Beste, nämlich die geschmackvolle Form, um deren willen das Ding doch einzig geschaffen worden, vermissen, und zwar nicht etwa aus Mangel an Begabung, sondern weil unsre ganze Zeitrichtung die Pflege dieses ganzen Gebietes beinahe seiner Aufmerksamkeit im ernsteren Sinne werth hält.

Indessen das Schöne hat mit dem Wahren Eines gemein: nach den Zeiten der Unterdrückung kommen beide siegreich wieder an's Tageslicht, und schon ein Vergleich von heute und vor zehn Jahren giebt der erfreulichen Wahrnehmung Raum, daß unsre häuslichen Kunstzustände sich entschieden im Stadium der Besserung befinden. Schon verschwinden in den meisten Familien die „prachtvollen,“ englischen Stahlstiche,“ welche sich noch vor Kurzem einer



Düsseldorfer Muster.

fast unbeschränkten Alleinherrschaft auf deutschem Boden rühmen durften; die gediegenen Leistungen unsrer großen Meister der Gegenwart, vor Allem des unvergleichlichen Ludwig Richter, in ihrer schlichten Holzschnittmanier sind im besten Sinne des Wortes volksthümlich geworden; und wo einmal von einer Seite her die Empfindung sich Bahn gebrochen, daß der Kunst ein tieferer Zweck innewohne, als ein Luxusartikel neben dem Nützlichen zu sein, da läßt sich auch ein weiteres Eindringen des Verständnisses auf allen Gebieten des Schönen verhoffen.

Mit besonderer Freude lenken wir deshalb heute die Aufmerksamkeit der freundlichen Leserinnen auf ein Unternehmen hin, das die Reform künstlerischer Gestaltung der weiblichen Arbeiten sich zum Ziele gesetzt hat. Hand in Hand mit dem Aufschwung der Kunstblüthe unseres Jahrhunderts, die in München, Berlin, Dresden, Düsseldorf und anderen Orten sich theils unter der Protection großherziger Kunstmäcene, theils aus innerer Triebkraft entwickelte, mußte sich eine Anregung derjenigen kunstgewerblichen Zweige kund geben, welche, durch ihre Ornamentik mit Malerei und Baukunst verwandt, den wohlthätigen Einfluß bewährter Meister erfahren konnten, und die Familienkreise unserer Künstler, zumal der Düsseldorfer Schule, boten erwünschte Gelegenheit, künstlerischen Gestaltungssinn auch auf das Gebiet weiblicher Arbeiten zu übertragen. Die Fertigung künstlerischer Stickereien für die stylvoll restaurirten und neu mit Fresken geschmückten Kirchen bot Gelegenheit, reichste Formen für kostbare Ausführung darzustellen, und die geschehene Anregung ging mehr und mehr in größere Kreise über, so daß bei-

nahe im ganzen Rheinlande ein Streben nach stylvoller Formengebung die meisten Arbeiten der vortigen jungen Damen kennzeichnet.

Liegt es schon in der Natur der Sache, daß das Schöne fast immer dem Zweckmäßigen sich anschließt, und bedingt schon die Wahl künstlerischer Motive diejenige eingehende Rücksichtnahme auf die Natur des Arbeitsmateriales, welche der aufgewendeten Mühe den besten Erfolg und unverminderte Arbeitslust sichert, so kann es nicht fehlen, daß bei einiger Anleitung die Principien der „rheinischen Musterschule“ sich im ganzen Vaterlande mehr und mehr Anhängerinnen gewinnen werden, und eine vollkommene Vermittelung hierzu scheint uns das Institut von Fräulein Clara Hanke in Düsseldorf zu bieten, von deren kunstfertiger Hand Arbeiten fast in allen bedeutenden Stickereihandlungen Mittel- und Norddeutschlands die verdiente Anerkennung auf sich gezogen haben. In nebenstehenden Holzschnitten, welche zwei uns von dort her freundlichst überlassene Musterzeichnungen vorführen, fehlt allerdings der Hauptreiz der geschmackvollen Farbenzusammenstellung, indessen wird sich aus ihnen der wohlthätige Einfluß des Princips erkennen lassen, jedem Material nach seiner eigenthümlichen Natur gerecht zu werden. Beide sind Muster für Ruhelissen und in den Formen des für diese Arbeiten so vorzüglich geeigneten arabischen Styls erfunden. Ersterer zeigt einen Stern von rothem Sammt, umgeben von einer schwarzen Arabeske desselben Stoffes, mit Goldfäden auf sichtgrauem Tuche aufgenäht; der andere (nur zu einem Viertel wiedergegeben) bildet ein Canevasmuster, dessen Kante roth in roth schattirt, dessen roth-weißes schachbretartiges Mittelfeld mit ausgeschlagenen Stemchen von naturellfarbigem Leder besetzt ist. Fräulein Hanke's Musterlager bietet die reichste Auswahl zweckmäßiger Verwendungen fast aller Kunststyle in Tuch, Sammt, Leder, Wolle und Schnurenstickerei.

Was bei diesen Mustern, denen natürlich ein weites Gebiet zur Verwendung offen steht und die mit geeigneter Anpassung an Zweck und Material in den verschiedenartigsten Gegenständen, als: Kissen, Möbelbezüge, Vorhänge, Ofenschirme, Mappendecken ꝛc. praktisch benutzt werden können, das Eigenthümliche und Werthvolle ist, beruht in ihrer wirklich künstlerischen Zeichnung und Farbengebung, die gegenüber den blos mühevoll-künstlichen Arbeiten eine ungemeine Anziehungskraft übt und beweist, daß die Kunst auch im Kleinen eine echte sein kann. — Durch die Verlagshandlung wird auf nähere Erkundigung mit Vergnügen Auskunft ertheilt werden.

A—Z.

Pariser Bilder und Geschichten.

Von Sigmund Kolisch.

Eine Künstlerarriere.

Auf den öffentlichen Plätzen, in Straßen und Höfen von Paris Musik machen zu dürfen, ist eine Begünstigung, die von der Polizei den Armen, den Hülfsbedürftigen gewährt wird, die recht einträglich für die von Haus zu Haus wandernden Virtuosen, eine wahre Plage aber für die Bewohner der lärmenden Stadt ist. Denn diese sind verurtheilt, all das Leiern, Schaben und Zupfen auf den abenteuerlichsten Instrumenten, das Brummen, Krächzen, Quieken und Brüllen verzweifelter Kehlen anzuhören.

Der Franzose ist aber viel zu heiterer Laune, um sich durch die falschen, grimmigen Töne verstimmen zu lassen, und beschenkt freichlich das Elend, welches sich in so zudringlich widerwärtiger Weise an seine Großmuth wendet. Und so ein Straßenkünstler, der es gut anzustellen weiß, um Mitleid zu erregen, den das Schicksal mit einer tüchtigen Gebrechlichkeit bedacht hat, oder der sich durch Jugend, durch Aeußerlichkeit oder ein bischen Fähigkeit empfiehlt, der seine Beine nicht schont, oder dem eine „gute Stelle“ auf einer Brücke, oder an einer Straßenecke zugewiesen wird, kann ein gar hübsches Einkommen, man sagt, zwischen 5 und 25 Franken pro Tag, erzielen. Es giebt in Paris Straßenspiellente, die sich mit dem Ertrage der Mildthätigkeit ein beträchtliches Vermögen gemacht haben und sich im Besitz von Häusern oder Renten befinden, was sie jedoch nicht hindert, ihre ohrendetäubende Kunst, sei es aus Gewohnheit, sei es aus Gewinnsucht, fort zu treiben.

Diese ehrwürdigen Tonmeister erinnern an Herrn Dupin den Aeltern, den bekannten Orleanisten, welcher, von einem seiner Freunde darüber zu Rede gestellt, daß er die Stelle eines Procurators am Cassationshofe wieder gesucht habe, nachdem er so würdig seine Entlassung gegeben und sich vom Kaiserreiche zurückgezogen hatte, zur Antwort gab: „Was wollen Sie? ich war nahe daran die Zinsen meines Capitals anzugreifen.“

Viele habsüchtige Eltern zwingen ihre Kinder, Knaben und Mädchen, nachdem sie ihnen die Erlaubniß ausgewirkt und irgend ein Liedchen beigebracht, an öffentlichen Orten zu singen, und hinzugen zu ihrem eigenen Gewinn die armen Kinder um Gegenwart und Zukunft. Herr Feliz und Fräulein Rachel haben Glück gehabt. Anders als die Schaustellerin enden sonst die Mädchen, welche in den Straßen mit Guitarren umherlaufen, um den Leuten heisern Gesang und welke Blumen feil zu bieten.

Hier und da, wenn es dunkel wird, sieht man einen schlank gewachsenen hagern Mann von ungefähr 30 Jahren, mit einem dichten schwarzen Bart und langen Haaren, in einem Anzuge zwischen gut und schlecht, den Rock bis zum Kinn empor zugeknöpft, einen Violinkasten in der Hand, auf den Boulevards des Capucines oder der Place Vendome oder sonst an einem belebten Punkte der Stadt plötzlich erscheinen. Während er das Instrument aus dem Kasten nimmt und den Hut vor sich hinstellt, blickt er scheu umher, wie Jemand, der sich vor etwas fürchtet, oder der etwas thun will, dessen er sich zu schämen hat. Nun fängt er an zu spielen, die Elegie von Heinrich Ernst etwa oder ein Adagio von Beriot, kurz ein rührendes Stück, und er spielt rein und mit Ausdruck, gut genug für jeden Salon. Die Menge, welche sich um den Virtuosen gesammelt hat, ist erstaunt und ergriffen. Ein tiefes Unglück bei dem Manne voraussetzend, der sich gezwungen sieht, ein schönes Talent in so klägicher Weise zu verwerthen, leeren die Zuschauer ihre Taschen. Der Hut, den der Virtuose vor sich hingestellt, ist mit allerlei Münzen voll gefüllt, wenn das Stück zu Ende gespielt ist. Kaum ist der letzte Ton verklungen, so verschwindet das blasse Genie der Straße mit derselben Hast, als es herbeigekommen war.

Das erste Mal, als ich die Scene sah, ging auch ich in die Falle und steuerte über meine Kräfte zur Unterstützung des Künstlers bei, der sich so unglücklich darstellt. Seitdem aber habe ich erfahren, daß derselbe die Geige und zugleich verschämte Armuth spielt und sich bei diesem Gewerbe, wie er weislich berechnet hat, besser befindet, als wenn er Unterricht ertheilte und in irgend einem Orchester mitwirkte. Der Marktschreier!

In den Batignolles, einem Viertel von Paris, läßt sich seit einiger Zeit ein Sänger hören, dessen Aussehen und Auftreten ihn von seinen Cameraden unterscheiden und mit dessen Geschichte mich der Zufall bekannt gemacht hat. Er heißt Gustave Freminet, ist der Sohn eines Tischlers, der in der Rue Rocher wohnte und arbeitete, sich und seine Familie redlich nährte, erzählte mir eine Frau, bei welcher ich zu Besuch war und die sich schnell vom Fenster zurückzog, als sie den herabgekommenen Mann vorübergehen sah, um ihm die Demüthigung ihres Anblicks zu ersparen. Der gute Tischler und seine Frau, vor Allem bedacht, ihrem einzigen Sohne ein glückliches Leben zu bereiten, und von einigen ihrer Bekannten auf die musikalischen Anlagen und Stimmmittel des Knaben aufmerksam gemacht, brachten alle erdenklichen Opfer, um denselben musikalisch ausbilden zu lassen. Die Sache ging leidlich gut. Gustave machte in der Kunst hinreichend Fortschritte, um in einem Alter von 18 Jahren, zur größten Genugthuung seiner Eltern, in's Conservatorium als Schüler aufgenommen zu werden.

Schmeichelte sich die Familie schon früher mit glänzenden Hoffnungen seine Zukunft betreffend, so galt ihnen die Aufnahme in die erste musikalische Anstalt Frankreichs als eine Bürgschaft der Erfüllung des heiß gehegten Wunsches. Die guten Leute in der Umgebung des angehenden Künstlers, dessen Stimme entschieden den Charakter des Tenors annahm, träumten laut von den vielen, vielen Tausend Franken, die Gustave als Opernsänger gewinnen würde. Mit enthusiastischer Bewunderung nahmen sie jede

Gesangsübung auf, die sie von ihm zu hören bekamen. Nichts natürlicher, als daß der junge Mann die Ueberzeugung seiner Eltern und Verwandten theilte, sich zufrieden in seinem künftigen Glücke wiegte und die Aufmerksamkeiten und Huldigungen, welche ihm zu Theil wurden, so wie die schweren Opfer, welche sein arbeitsamer Vater ihm brachte, wie etwas ihm Gebührendes hinnahm. Er erlaubte sich Ausgaben für seine Unterhaltung, von denen ihn die Anstrengungen seines Vaters hätten zurückhalten sollen. Um die Zeit, als der Dünkel Gustave's und sein Ansehen in der Familie den höchsten Grad erreicht hatten, bezogen Frau Anne Roussel und ihre Tochter Celestine eine Stube, welche der Tischler vermiethete.

Frau Roussel hatte schwere Kämpfe mit dem Schicksal bestanden. Früh verwittwet und auf sich allein angewiesen, war sie außer Stande, für ein kleines Kind, die Frucht ihrer Ehe, zu sorgen, an dem sie liebend hing. Zu ihrem Schmerze mußte sie sich von ihrem Kinde trennen. Sie that es in ein Unterstützungshaus (Salle d'asile), wo die kleine Celestine bis zu ihrem zwölften Jahre blieb und in allen einem Weibe nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten unterwiesen wurde. Nachdem später das Kind aus der Anstalt getreten war, lernte es künstliche Blumen machen und fand kurz darauf in dem bekannten Hause Labitte, Rue Richelieu, das dergleichen Blumen, die keinen Frühling kennen, verkauft, als Ladenmädchen ein vortheilhaftes Unterkommen. Nicht lange, so schwang sie sich zur ersten Verkäuferin auf und erhielt nebst der Verköstigung 100 Franken monatlich. Da sie sich in ihre Aufgabe trefflich zu schicken wußte, sich thätig und eifrig im Geschäfte erwies, die Käufer aus allen Weltgegenden mit Takt zu behandeln und einzunehmen wußte, worauf die Handelsleute zu Paris einen besonders großen Werth legen, wurde sie von den Eigenthümern des Geschäftes mit Geschenken und Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft und hatte eine Stellung, die Vielen beneidenswerth erschien.

Ohne schön zu sein, war Celestine um die Zeit, als sie mit ihrer Mutter die Stube beim Tischler bezog, eine angenehme frische Erscheinung mit lebhaften schwarzen Augen und von aufgeweckten Geiste. Sie befliß sich, ja sie befliß sich zu sehr eines feinen, ausgezeichneten Benehmens und redete in Ausdrücken, wie sie in Eug. Sue und Balzac gelesen.

Sprachen Gustave und Celestine mit einander von Kunst und Künstlern, von Dingen, die er aus dem Verkehr mit den andern Zöglingen des Conservatoriums oder durch die Vorträge der Professoren, sie aus ihren Romanen kannte, dann horchte die schlichte Gesellschaft beim Tischler mit einer um so größeren Bewunderung auf die Bemerkungen von beiden Seiten, je unverständlicher sie ihnen waren. Und in den Blicken der guten Leute sprach sich die Ueberzeugung aus, daß die Zwei für einander wie geschaffen seien.

In der That wirkte der angehende Künstler von vortheilhaftem Aeußern, der so selbstbewußt auftrat, dessen Fähigkeit von seiner ganzen Umgebung angestaunt wurde, auf die Einbildung des Ladenmädchens, das sich ihn zu einem Romanhelden ausdehnte und ausschmückte. Anrverseits wurde sie von dem Zögling des Conservatoriums einiger Aufmerksamkeit würdig befunden, weil sie sich von den Anderen im Hause durch Eleganz und Bildung vortheilhaft unterschied und weil er doch, wie er sich in seiner Selbstüberhebung ausdrückte, mit ihr reden konnte. Seine Hinneigung zu Celestinen ging so weit, daß er, freilich nur auf Augenblicke, den Vorzug des Künstlers, dem Tausende entgegenwinken, vor einem Ladenmädchen vergaß, das für 1200 Franken jährlich Blumen anrühmt und verkauft.

Mit lebhafterer Theilnahme als alle Anderen beobachtete und verfolgte Frau Roussel die Entwickelung eines innigeren Verhältnisses zwischen Gustave und ihrer Tochter. Anne hatte nämlich in früheren Jahren den Sonsleur der großen Oper bedient, der äußerst redselig der staunenden Frau von den Schätzen erzählte, „die in den Kehlen der Sänger und Sängerinnen stecken," und der häufig, wenn er seiner Baarschaft beim Weinhändler arg zugesetzt hatte und sich in Geldverlegenheit befand, zu der Aufwärterin darüber klagte, daß ihn Gott nicht mit einer Tenorstimme gesegnet habe, die ihm, wie etwa Herrn Roger, 100,000 Franken jährlich einbrächte und es ihm möglich machte, sorglos seinen Vergnügungen nachzugehen.

Auf Erden aber ist kein Glück und selten eine Hoffnung ungetrübt. Vor dem Sonnenschein im Hause des Tischlers schwebte eine düstere Wolke; an die glänzenden Erwartungen hängte sich eine ernste Besorgniß. Einige Monate vor den Prüfungen im Conservatorium finden auf dem Stadthause die Rekrutenverloosungen statt. Und Gustave war daselbe Jahr zu ziehen verpflichtet. „Wie, wenn ihm der Zufall ein schlimmes Loos in die Hände spielte? Wer wird ihm bei den beschränkten Vermögensverhältnissen seiner Eltern einen Stellvertreter kaufen, um ihm die Unterbrechung der vielversprechenden Laufbahn zu ersparen?" lauteten die quälenden Fragen, die man in dem Kreise stellte, dessen Mittelpunkt der junge Sänger war. Gustave selbst, obgleich sonst leichtfertig und ernsten Gedanken wenig zugänglich, zeigte sich bekümmert, wenn von seiner Militärpflichtigkeit die Rede war.

Je näher der Tag rückte, an welchem das Loos über das Schicksal des angehenden Künstlers entscheiden sollte, desto stiller wurde es in dem Hause des Tischlers, desto gespannter wurden die Gemüther daselbst.

Auf den 30. März war die Rekrutenverloosung, auf den 12. Juli die Untersuchung der dem Militärdienst Verfallenen und zugleich die Gesangprüfung im Conservatorium festgesetzt.

Als am Morgen des 30. März 1853 Gustave aus dem Hause ging, um sich zur Ziehung zu begeben, konnte der Tischler vor Aufregung gar nicht arbeiten, mit zitternder Hand legte er den Hebel bei Seite. Klopfenden Herzens, eine Thräne im Auge, unbeweglich sah der Arbeiter seinem dahinschreitenden Sohne eine Weile nach. „Möchte es gelingen!" murmelte er vor sich hin. Und als der Sohn ihm aus dem Gesichte war, suchte er sich zu fassen und fing wieder zu hobeln an. Frau Freminet betete und weinte im Verborgenen.

Gegen 1 Uhr Nachmittags kehrte Gustave zurück, mühsam sich dahin schleppend, als träge er ein Kreuz, er sah blaß, sein Auge blickte düster, man konnte ein leises Zittern seiner Lippen bemerken. In seinen Zügen stand es geschrieben, daß er ein schlechtes Loos gezogen hatte.

„Du hast Unglück gehabt, Gustave!" sagte der Tischler, als der junge Mann in die Werkstatt trat. Er legte das Werkzeug, mit dem er gearbeitet hatte, wieder aus der Hand und indem er sich den Schweiß vom Gesichte wischte, fetzte er sich auf einen Stuhl, was er niemals während der Arbeitszeit that. Die Tischlerin entfernte sich, um ungestört zu weinen.

Kaum jedoch war die Heftigkeit des ersten Eindrucks überwunden, als schon die Betrübten nach einem Trost, nach einem Mittel zur Abhülfe suchten. Es wurde darüber Rath gehalten, wie das Geld zum Ankauf eines Stellvertreters herbeigeschafft werden könnte. Der Eine schlug eine Bittschrift an den Kaiser vor, der Zweite machte auf die Hülfsvereine aufmerksam, die doch unterstützen, wo sie können, der Dritte stimmte für einen Aufruf in den Zeitungen an Freunde und Beschützer der Künste ꝛc. Zuletzt nahm Frau Roussel das Wort, welche vorher den Gegenstand mit dem Soufleur der großen Oper besprochen hatte. „Nach der Ansicht eines Sachkenners," sagte sie, „könnte Herr Freminet, der doch ein Künstler ist, nichts Besseres thun, als sich an Seinesgleichen, d. h. wieder an Künstler, mit der Bitte wenden, daß sie in einem Concert mitwirken, dessen Ertrag zu seiner Befreiung vom Militärdienst anzuwenden wäre." Der Vorschlag wurde von der ganzen Gesellschaft, ganz besonders aber von Gustave vortrefflich befunden und einstimmig angenommen.

Nach einigen Wochen fand das Concert in der That statt, und da sich musikalische Berühmtheiten zur Mitwirkung herbeiließen, wurde die erforderliche Summe geliefert.

Seit dem Tage, als Gustave das verhängnißvolle Loos gezogen hatte, und seine Hülflosigkeit ihm deutlich wurde, konnte man an ihm mehr Ernst und weniger Selbstvertrauen denn bis dahin bemerken. Als er am 12. Juli endlich vor den Untersuchungsrath trat und zum Militärdienst tauglich erklärt wurde, fiel aber sein ganzer Stolz zusammen. Er hatte von dem aus den Concerten gewonnenen Gestern bedeutende Summen zu allerlei Ausgaben verwendet, er wußte nicht, wie das Deficit ersetzt werden sollte, und ging trübe gestimmt und sorgenvoll direct vom Stadthause in das Conservatorium, wo heute die Hauptprüfung stattfinden sollte.

War die trübe Aussicht, war Müdigkeit, war Unsicherheit der Stimme überhaupt daran schuld: die Töne, welche Gustave vorbrachte, waren klanglos, schwankend, falsch sogar; er hörte es und rang nach besserer und richtigerer Anstimmung; allein

die Anstrengungen, die der Zögling machte, um seiner Stimme Nachdruck und Genauigkeit zu geben, verschlimmerten noch die Sache. Ein Lächeln des Spottes malte sich auf den Gesichtern der Zuhörer, und Herr Auber, der berühmte Director der Anstalt, richtete an den Schüler die vernichtenden Worte: „Wie wenig Verstand, wie wenig Musikkenntniß, ja selbst nur musikalischen Instinct muß man haben, um so schwach und unsäßig, wie Sie, eine Prüfung bestehen zu wollen!“ So rücksichtslos wurde dem armen jungen Manne seine schönste Hoffnung geknickt zu Füßen geworfen.

Beschämt, verletzt, außer sich vor Schmerz, verließ er hastig den Saal und jagte, als würde er verfolgt, durch die Straßen nach Hause, wo man ihn mit zweifacher Spannung erwartete. Er lachte, als er in die Stube trat, wo er seine Eltern fand, und als diese wie tuit einer Stimme fragen, wie es ihm ergangen sei, gab er zur Antwort: „Ich bin General und habe den Feind geschlagen, weil die Trompeten so falsch bliesen. Die Terz muß sterben, denn sie ist an Allem schuld.“

„Gustave!“ rief der Tischler, indem er seinen Sohn am Arme faßte, „was sprichst Du? Wir fragen Dich, wie es Dir auf dem Stadthause und im Conservatorium ergangen ist.“

Der junge Mann stierte seinen Vater mit großen Augen an und sprach mit Heftigkeit: „Kein Quartier! Nieder mit ihnen. Sie taugen Alle nichts, weder die Infanterie, noch die Cavallerie, denn sie bleiben keinen Augenblick im Takt.“

„Er ist von Sinnen!“ sagte der Tischler mit verlöschener Stimme zu seiner Frau, indem er mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes auf den Sänger zeigte. Dann machte er noch einen Versuch, seinen Sohn aus der „Nacht der Gedanken“ zu reißen, und als auch dieser mißlang, sagte er kein Wort mehr, sondern führte oder trug vielmehr den Unglücklichen in dessen Stube, entkleidete ihn und brachte ihn zu Bette, in der Hoffnung, daß Ruhe und Schlaf vielleicht dem jungen Manne das verlorene Licht des Geistes zurückgeben werde. — Wohl entschlief Gustave, wohl erwachte er; doch das Licht seines Geistes kehrte nicht zurück. Nach einigen Tagen wurde er in die Irrenanstalt von Bicêtre gebracht, wo ihm die erforderliche ärztliche Pflege zu Theil wurde und wo er einige Monate blieb.

Als er aus dem Krankenhause kam, war sein Vater der schweren Arbeit und dem noch schwereren Grame erlegen und auf dem Friedhofe von Montmartre begraben worden. Seine Mutter hatte die Wohnung in Rue Rocher aufgegeben und sich eine kleine Stube rue de l'Empereur gemiethet; in einem vorgerückten Alter mußte sie das Gewerbe der Frau Rousset ergreifen, um sich kümmerlich durchzubringen. Von ihr konnte er keine Unterstützung erwarten.

Ohne Celestinen und Frau Rousset hätte es ihm an einem Obdach und an den dringendsten Lebensbedürfnissen gefehlt; diese aber nahmen ihn gastlich auf, und ihr Haus wurde dem vom Schicksal Heimgesuchten eine wahre Zufluchtsstätte. Celestine gefiel sich in der Rolle einer Netterin und glaubte an ihre Liebe zu dem jungen Manne, den das Verhängniß seiner Verfolgung würdig erachtete. Was Frau Rousset betrifft, hätte sie es nicht über sich vermocht, einem Wunsche ihrer Tochter, der so lebhaft auftrat, zu widerstreben; dazu kam, daß ihr Orakel, der Seufleur, das sie um Rath befragt, den Ausspruch that, daß ein junger Mann, wie Gustave, die Stimme wiederfinden könne, wenn er sie durch irgend eine äußere Einwirkung verloren habe, und daß sie folglich die Hoffnung auf eine glänzende Laufbahn des jungen Mannes nicht aufgab.

Aus dem Zusammenleben der jungen Leute entwickelte sich denn auch ein förmliches Liebesverhältniß, und dieses führte zur Ehe. Einige Monate, nachdem Gustave ein Hausgenosse der beiden Frauen geworden war, fand die Vermählung statt, geräuschlos, im Beisein nur der nächsten Verwandten des Brautpaares.

Die Honigmonde vergingen, wie alle Honigmonde, unter Lust und Glück, unter Vergnügen und Zärtlichkeit; doch folgte ihnen der Jammer auf dem Fuße. Celestine arbeitete und erwarb; Gustave genoß und verthat. Dieser Abstand zwischen den Talenten gab, nachdem die schöne Zeit der Schattenlosigkeit verflogen war, zu Reibungen Anlaß, die von Tag zu Tag zunahmen. Celestine hatte als Romanleserin einen Anflug von Schwärmerei, als Ladenmädchen aber war sie äußerst praktisch und berechnend, voll Ehrfurcht vor dem zählbaren Ergebniß der Mühe und Arbeit. Sie sei bereit, sagte sie, auf die Rückkehr der Tenorstimme ihres Mannes zu warten; doch sei diesem dafür die Pflicht auferlegt, sich der äußersten Sparsamkeit zu befleißen und die Befriedigung seiner vernehmen Gelüste bis zu einer Zeit aufzuschieben, da er ihnen aus selbstverwerbenen Mitteln würde Genüge thun können.

Wie bitter aber auch die ausgesprochene Zumuthung Celestinens war, sie blieb doch ohne Wirkung auf das fernere Benehmen ihres Gatten. Statt ihn zu überzeugen, reizte sie ihn; und das Recht, welches das französische Gesetz dem Ehemanne einräumt, mißbrauchend, verfuhr Gustave ohne Schonung mit dem Einkommen seiner Frau. — Kaum drei Jahre zählte die Ehe, welche mit einem kleinen Mädchen gesegnet war, als sie schon durch dauernden Hader vielerlei Störungen erfuhr.

Die Geduld, mit welcher Mutter und Tochter auf die Rückkehr der abhanden gekommenen Tenorstimme warteten, riß endlich auch, und sie drängten den Künstler ohne Kunst zur Annahme einer Commisstelle in einem Laden, die sich „glücklicher Weise darbot“, damit er ein wenig die Lasten des Haushalts tragen helfe, statt sie übermäßig zu vermehren; denn man müsse nehmen, was man findet, wenn man nicht finden könne, was man sucht. Gustave mußte nachgeben. Er trat als Commis in einen Laden, wurde aber durch die ihm „aufgenrungene Erniedrigung“, wie er es nannte, so erbittert, daß der Hausfriede durch die Anstellung eher verlor, als gewann. Ungewohnt außerdem der Ordnung und geregelten Thätigkeit, ohne Lust und Geschick zu dem neuen ihm fremden Berufe, erfüllte er so wenig die Wünsche seines Borgesetzen, daß er nach Kurzem entlassen wurde.

Von da ab wurde ein Krieg ohne Waffenstillstand und von einer beispiellosen Heftigkeit von Celestinen und ihrer Mutter gegen Gustave geführt. Das Haus wurde ihm zur wahren Hölle gemacht. Was er sagte, wurde entweder mit schmollendem Schweigen oder mit grollender Mißbilligung aufgenommen; was er verlangte, wurde verweigert; was er zurückwies, wurde ihm aufgedrungen. Nie trat ihm ein Lächeln, nie ein gütliches Wort, ein freundlicher Blick der Frauen entgegen. Und was er auch anwenden mochte, Sanftmuth oder Ungestüm, um sein Ansehen geltend, um den Feindseligkeiten ein Ende zu machen, blieb erfolglos. — Gereizt, gequält, müde gehetzt, verließ er das Haus, verließ er Weib und Kind.

Er trat auf einem Provinzialtheater als Sänger auf, fiel durch und wurde von der Direction fortgeschickt. Andere ähnliche Versuche auf Provinzbühnen lieferten dasselbe Ergebniß. Nach Paris zurückgekehrt, nimmt er eine Anstellung im Chore der großen Oper an, deren Ertrag aber nicht hinreicht, die dringendsten Lebensbedürfnisse zu decken. Er treibt sich in schlechter Gesellschaft herum, sinkt immer tiefer und tiefer. Nach einiger Zeit erfährt Celestine, daß er mit einer zweideutigen Frauensperson zusammen wohnt, und gründet auf diesen Umstand ihr Ansuchen um gerichtliche Scheidung von ihrem Manne, die denn auch erfolgt.

Ohne Energie, ohne Existenzmittel, aus dem Chore der großen Oper wegen Unpünktlichkeit gestoßen, ist Gustave auf den Erwerb durch Gesang auf den Straßen angewiesen, zu dem ihm aber die vorgeschriebene Befugniß fehlt. Schon ist die Polizei hinter ihm her, um ihn für die Uebertretung zur Rechenschaft zu ziehen.

Welches Ende steht dem Künstler bevor?

Hamburger Bilder.

Von C. Willkomm.

Nr. 1. Hohes Wasser.

„Wenn es noch ein paar Stunden so fortweht, giebt es Hochwasser.“ Diese oder ähnlich klingende Worte hört man in Hamburg und weiter elbaufwärts im Frühjahr, Herbst und Winter zu verschiedenen Malen. Selbst die Sommermonate bleiben nicht immer ganz davon frei. Der Bewohner des Binnenlandes fragt mit Recht: Was hat man darunter zu verstehen? Auch bei uns, und zumal in gebirgigen Gegenden, giebt es zuweilen Hochwasser, der Wind aber hat damit nichts zu schaffen. Plötzlich hereinbre-

dende Unwetter, Wolkenbrüche mit Hagelschlag verbunden machen die Giesbäche und Wildwasser anschwellen, und die reissend aus Bergschluchten und Thaltrichtern hervorstürzenden Gewässer überschwemmen dann binnen wenigen Stunden fruchtbare Saatfelder, Wiesen, Dörfer und Städte, und verbreiten weithin Schrecken und Verderben.“

In Hamburg, wie überhaupt in den Niederungen zwischen Ems, Weser, Elbe und Eider hat das Wort „Hochwasser“ eine andere Bedeutung. Für gewöhnlich stößt dasselbe, wie oft es auch gebraucht werden mag, Niemand Furcht ein. Man ist daran gewöhnt und weiß, wie man zu sagen pflegt, Bescheid damit. Allein es treten doch Fälle ein, wo auch dem Erfahrensten die Haare vor Angst zu Berge steigen, und wo im drängendsten Augenblicke der furchtbarsten Gefahr selbst der Gleichgiltigste und Phlegmatischste nur an die Rettung des eigenen Lebens und der ihm Angehörigen denkt. Hamburg würde entweder gar nicht gegründet worden oder bis auf den heutigen Tag ein ganz unbedeutender Ort mit Fischerei und dürftigem Handel geblieben sein, wenn nicht Fluth und Ebbe den Unterbau seiner Häuser bespülte. Fluth und Ebbe sind auch die Grundursachen des Hochwassers, von welchem ein beträchtlicher Theil der gewaltigen Stadt alljährlich zu verschiedenen Malen heimgesucht wird, das aber, wenn es die gewöhnlichen Marken der Hochfluthen nicht übersteigt, mehr Anlaß zu heitern Auftritten als zu haarsträubenden Schreckensscenen giebt.

Zweimal innerhalb des kurzen Zeitraumes von vierundzwanzig Stunden ebbt und fluthet die Meereswoge. Unter normalen Witterungsverhältnissen dauern im Allgemeinen Ebbe sowohl wie Fluth etwa sechs Stunden, doch darf man diese Frist nicht gar zu buchstäblich nehmen. Die Dauer von Ebbe und Fluth hängt mehr oder weniger von örtlichen Verhältnissen, und insbesondere von geringerer oder weiterer Entfernung eines Ortes von dem Weltmeere ab. An den Küsten des großen atlantischen Oceans steigt die gewöhnliche Fluth doppelt so hoch, ja an einzelnen Stellen noch höher, als etwa bei Cuxhaven. In Hamburg und den zunächst gelegenen Orten der Niederelbe schätzt man die Höhe einer gewöhnlichen Fluth auf fünf Fuß, und die Zeit des steigenden Wassers wird auf reichlich fünf Stunden berechnet, während die Ebbe oder die Zeit des fallenden Wassers sieben Stunden dauert. Ohne dieses regelmäßig sich wiederholende Anschwellen und Sinken der Meereswoge, das hier nicht weiter erklärt werden soll, würde die Schifffahrt auf der Elbe gleich Null sein, das Flußbett des Stromes trotz seiner großen Breite und seiner gewaltigen Wassermasse in wenigen Jahren versanden und seine Mündung höchst wahrscheinlich sich in ein aus zahlreichen Inseln bestehendes, von Sümpfen umgebenes ungefundes Delta verwandeln. Fluth und Ebbe allein sind es, denen Hamburg seine Größe, seine Handelsblüthe, seinen Reichthum, seine Wichtigkeit als Welthandelsstadt verdankt. Die mit steigender Fluth anfrollende Meereswoge trägt die schwerbefrachteten Handelsflotten auch ohne Mithülfe des Windes den Strom hinauf und läßt sie ungehindert die Untiefen passiren, die sich in großer Menge in der Elbe vorfinden und das Ab- und Auffegeln stark beladener Seeschiffe erschweren. Die Ebbe leistet ähnliche Dienste, indem sie das Auslaufen der Schiffe aus dem Hafen erleichtert und die enormen Massen von Sand und allerhand faulen Stoffen dem Meere zuführt, das sie in seinem ewig bewegten Wallen und Sieden zu Atomen zerschlägt.

Heftig wehende oder lange anhaltende Winde bleiben niemals ohne Einfluß auf Ebbe und Fluth. Starker Ostwind schwächt z. B., wenn er längere Zeit in gleicher Richtung fortweht, in Hamburg die Fluth dergestalt ab, daß sie sich nur wenig bemerklich macht. Die Wassermasse der Elbe ist zu solchen Zeiten mächtiger als die aus der Nordsee heranfrollende Fluthwoge, die ihrerseits von der Gewalt des Ostwindes zurückgehalten wird. Sie kann den Ebbestrom nicht überwältigen und kämpft so lange mit ihm, bis dieser die Fluth überwindet und sie in's Meer zurückdrängt.

In solchen Zeiten, die häufiger im Sommer als im Winter eintreten, sind die zahlreichen Fleethe (Canäle) Hamburgs fast wasserlos, und der Verkehr zu Wasser im Innern der Stadt, so wichtig für die handeltreibende Bevölkerung derselben, wird in höchst empfindlicher Weise gehört. Der Kaufmann kann weder Waaren vom Bord der Seeschiffe auf leichte Weise mittelst großer, flacher Kähne, Schuten genannt, in seine an den Fleethen gelegenen Speicher schaffen lassen, noch durch dieselben Vehikel Schiffe mit Kisten und Ballen, die in den Speichern aufgestapelt liegen, befrachten.

Das umgekehrte Verhältniß tritt ein, wenn der Wind in entgegengesetzter Richtung, also aus Westen weht. So lange er eine gewisse Stärkegrade behält oder, wie der Seemann sich ausdrückt, „frische Briese“ bleibt, wirkt er wohlthätig auf Schifffahrt und Handelsverkehr. Unter frischer Briese aus Westen ist die Elbe lebhaft bewegt; sie rollt und wogt, und trägt auf ihrem breiten Rücken zahlreiche Nachen, Jollen, Ewer, kleinere und größere Seeschiffe mit und ohne Segel. Die Fleethe wimmeln von sich durch einander drängenden Schuten; viele tausend Hände sind auf den Fahrzeugen wie in den Speichern beschäftigt, und im Hafen, wie am Hafenquai herrscht vom grauenden Morgen bis in die sinkende Nacht hinein lebhafte Thätigkeit und fröhlichstes Leben.

Unbequem und nicht selten zum Verderben wird aber der West- und insbesondere der Nordwestwind, sobald er sich zum Sturme steigert. Dann thürmen sich die Wogen der Nordsee zu Bergen auf, und bei steigender Fluth treiben sie die Gewässer der dem Meere zustrebenden Flüsse mit solcher Gewalt zurück, daß sie, in ihrem naturgemäßen Laufe behindert, sich ebenfalls ausstauen und nunmehr zugleich mit den eindringenden Meereswogen rückwärts fluthen. In solchen Fällen wächst die Fluth zur Sturmfluth, die Sturmfluth aber erzeugt immer höhes Wasser. Wie die Bewohner der Alpen mit Lawinen, so sind die Bewohner Hamburgs vertraut mit hohem Wasser. Heißt es doch sogar im Sprüchwort, es dürfe nicht zuwintern, ehe die Keller gefüllt seien!

Was ein solches „Kellerfüllen“ sagen will, das muß man mit ansehen, um sich einen Begriff von der Herrlichkeit desselben machen zu können. Wir nehmen an, es tritt Hochwasser ein oder das Kommen desselben wird erwartet. Die ganze Nacht schon wehte es stark, d. h., wie man im Binnenlande sich ausdrückt, es stürmte, daß die Wetterhähne umknickten, von den Firsten der Dächer Ziegelsteine herabprasselten, und hie und da ein alter Baumstamm, der das Bengen und Nachgeben verlernt hat, mit sammt dem Wurzelwerk aus dem Erdboden gerissen ward. Das nennt man an den Seeküsten „starkes Toben in der Luft aber war die Sache nicht bedenklich, und kein Mensch kümmerte sich um das Pfeifen und Heulen des Sturmes. In einer der niedrigsten Straßen der Stadt im St. Katharinenkirchspiel befindet sich eine sehr besuchte Barbierstube. Fünf Sandsteinstufen, jede beinahe einen Fuß hoch, führen von der engen Straße zu derselben, doch muß der Eintretende, der hier Geschäfte hat, zuvor die „Diele“ (Hausflur) eines Mannes passiren, der mit alten Mobilien handelt. Zum Zeichen seines Geschäftsbetriebes hat der Mobilienhändler auf eine der Steinbänke an den Seiten der Treppe zwei alte Stühle über einander gestellt. Die Hausthür selbst steht offen. Durch dieselbe erblickt man im dunkeln Innern der Diele allerhand Urväterhausrath: eine Kommode mit Messingbeschlag; darauf eine Stutzuhr, die nicht mehr geht; einen Spiegel mit halb blindem Glas; eine Moderatorlampe, die man anspumpen kann, so viel man will, ohne den Docht darin zum Brennen zu bringen. Tief im Hintergrunde Kleiderschränke von unsicherer Farbe, und ganz vorn im hellsten Tageslicht, schräg an die Kommode gelehnt, das Portrait einer ehrsamen Bürgersfrau, das hierher gewandert ist, weil beim letzten Umzug der Familie in dem neu gemietheten Logis kein Platz zu finden war, um es aufzuhängen. Unter der Barbierstube, fünf Stufen tief, ist der Eingang zu einer zehn zahllosen Kellerwohnungen, welche Hamburg eigenthümlich sind. In dieser wohnt ein gealterter Schuhmacher, Meister Pech sen. Er wohnt schon lange in diesen engen, dunstigen Keller; denn es lebt sich da gut, weil er eine starke, viel verbrauchende Kunschaft hat, die, was in Hamburg über Alles geliebt wird, prompt bezahlt und gar nicht dingt. Fast sämmtliche Arbeitsleute aus den nächsten sechs bis sieben Straßen, eine Menge Unterstubenmädchen und andere Personen, die starkes Fußzeug brauchen, lassen bei Meister Pech sen. arbeiten, und allen diesen frammen, wohlgenährten Leuten fehlt es nicht an Geld. Bei ihnen gilt an jedem Sonntage und nicht selten auch nach Feierabend in der Woche der Grundsatz: „Geld spielt gar keine Rolle!“ In gewöhnlich verständliches Deutsch übersetzt heißt das: es kommt uns nicht darauf an, einen Thaler mehr oder weniger auszugeben. Gehen sie etwas spät vergnügt nach Haus, so trösten sie sich wohl gegenseitig mit den Worten: „Wat deiht's, wi hebbt et man ja!“

Zwischen zehn und elf Uhr Vormittags springt ein Küper eilig die fünf Stufen zur Hausflur hinauf, tritt in die Barbier-

Digitized by Google

stube und setzt sich zurecht. „Man flink!“ ruft er dem Dienst habenden Gehülfen zu, der schon Seife in seinem Messingbecken zerschlägt. „Ick habe an den „Borsetzen,“ am „Baumwall“ und am „Stubbenhuk“ zu thun, und muß mich eilen. In zwei, drei Stunden giebt's Hochwasser.“

Der Gehülfe hält dem Eiligen das Becken schon unter das Kinn, da kracht ein Kanonenschuß von der Baste Erikus, daß die Scheiben klirren. Diesem folgt gleich darauf ein zweiter und dritter. Der Gehülfe vergißt das Einseifen.

„Man flink!“ wiederholt ungeduldig der Küper. „Ick heff keen Tid to verleeren! Der Wind is umtoeopen; weiht Nordwest zu Nord!“

mehr zu sehen ist, richtet Meister Pech sen. seine Augen nach dem Himmel, wo die dunkelgrauen, fliegenden Wolken, die von Nordwest in rasender Eile über die spitzen Giebel fortziehen, ihn höchst nachdenklich stimmen. Er kehrt sich um und ruft seiner Frau zu, in möglichster Schnelligkeit Betten und Alles, was keine Nässe vertragen kann, nach „bawen“ (nach oben) zu schaffen, ehe das Wasser komme. Gleichzeitig zeigt sich die klappernde und schreiende Jugend wieder in der Straße, unter der sich auch ein hoffnungsvoller Enkel des gut situirten Meisters befindet. Der Großvater jagt ihn mit einem Hieb seines Knieriemens in den Keller, ruft ihm zu: „Hilf Großmutter aufpacken!“ und springt dann selbst nach in die dunkle, halb unterirdische Wohnung.

Beim Hochwasser in Hamburg.
Nach der Natur gezeichnet von Julius Geißler.

Der Barbier beeilt sich, daß der Küper unter dem flimmernden Wasser mit den Augen blinzelt. Der geschickte Mann aber versteht sein Geschäft, und glatt, wie er es nur wünschen kann, steht der Eilige auf und wirft seinen Doppelschilling auf den Tisch. „Wird's schlimm?“ fragt der neugierige Gehülfe und wirft einen Blick auf die Straße, die sich bei den Kanonenschüssen mit höchst unnützen Jungen von neun bis zwölf Jahren füllt, die alle in Holzpantoffeln über das schlechte Pflaster klappern und dabei ununterbrochen in den jauchzenden Jubelruf ausbrechen:

„Hurrah! Hochwater, keen Schoo! Hurrah! Hochwater, keen Schoo! Een, twee, dree, Hurrah!“

Meister Pech sen., den Knieriemen in der Hand, die Mütze stark nach hinten gerückt, taucht aus seiner Kellerwohnung auf und sieht sich mit bedenklichen Blicken um. Die jubelnden Jungen sind verschwunden. Man hört nur noch das Geklapper ihrer Pantoffeln und unarticulirte Töne aus der Ferne. Sie haben den kürzesten Weg zum nächsten Fleeth eingeschlagen, wo sich ein Fluthmesser befindet, um zu sehen, wie hoch das Wasser steht und wie hoch es wohl bis zu Eintritt der Ebbe noch steigen könne.

Da die wilde Jugend der Keller, Gänge und Säle nicht

Die Alarmkanonen krachen auf's Neue, und in den Rinnsteinen der niedrigsten Straßen, beim Zuppelhause und seiner nächsten Umgebung zeigt sich urplötzlich Wasser, als ob verborgene Quellen der Erde sich öffneten. Nun beginnt ein Laufen und Rennen, ein Eilen und Hasten, als gälte es, einem grausamen Feinde zu entfliehen. Alles, was niedrig wohnt, besonders die Inhaber zahlloser Keller, räumt aus. Wer nicht ausräumen kann, schiebt die größeren Mobilien zusammen und improvisirt auf diesen inmitten des Zimmers einen erhöhten Wohnraum. In Straßen, welche bei gewöhnlicher Sturmfluth — und eine solche ist im eiligsten Anzuge — wasserfrei bleiben, während sich die tiefer gelegenen Kellerwohnungen mit dem fatalen Element füllen, retten sich die Leute mit ihren besten Sachen auf das Pflaster und führen hier, so lange das Hochwasser andauert, ein ganz zufriedenes Lagerleben, wobei es an Scherz- und Witzworten selten fehlt.

In der ersten Zeit der steigenden Hochfluth giebt es Vergnügen und Lust die Menge. Die unbändige Jugend sammelt sich an den zunächst vom Wasser bedrohten Orten, springt über die mit jeder Minute breiter werdenden Bäche, lärmt, schreit, balgt sich und durchwatet zuletzt die ganz überfluthete Straße, bis die Bewegung

des Wassers selbst unheimlich wird, und auf der Oberfläche des jetzt zum Strome angeschwollenen Baches die Spuren einer Wellenbildung sich zeigen. Spurlos zerstreut sich der lärmende Schwarm, und an die Stelle der lauten Lust tritt jetzt die Ruhe des bittersten Ernstes. Gurgelnd, schäumend, brausend ergießt sich die Hochfluth aus allen Oeffnungen durch jeden Spalt, jede kleinste Oeffnung in die angrenzenden Wohnungen. Der Strom zieht mitten durch Hausfluren, durch bis vor Kurzem bewohnte Zimmer, und auf Straßen und Plätzen, wo noch vor wenigen Stunden Kinder spielten, gleiten jetzt Nachen und Jollen, geführt von stämmigen Männern, die zum Schutz gegen die Wuth des rasenden Nordweststurmes den echten Hut des Seemannes, den wetterdichten Südwester, tragen.

Je höher das Wasser steigt, desto störender wirkt es auf den Verkehr ein. An allen lebhaften Uebergangspunkten bilden sich Gruppen harrender, unruhiger, oft verdrießlich werdender Menschen. Viele lockt nur die Neugierde herbei, Andere aber haben jenseits des heftig durch die Straßen wogenden Stromes unaufschiebbare Geschäfte und wissen nicht, wie sie über das zwei bis drei Fuß tiefe Wasser kommen sollen. Eine Zeit lang behilft man sich mit Wagen. Aber diese Wagen müssen mit einer hinreichenden Anzahl Menschen besetzt sein, damit sie der Kraft des Stromes Widerstand leisten können. Später, wenn die Fluth immer mehr anschwillt, kann die Verbindung der überfluteten Straßen mit den vom Hochwasser frei gebliebenen nur noch durch Kähne vermittelt werden.

Bei solchen Vorgängen macht die Speculation, welche in Hamburg den meisten Menschen angeboren ist, sofort ihre Rechte geltend. Bei jedem Hochwasser, das immer mehrere Stunden lang anhält, ist auf bequeme Weise ein Stück Geld zu verdienen. Droschkenkutscher haben ihre Taxe, die sie einhalten müssen, wenn ihre Passagiere die Sätze derselben ebenfalls ihrem Gerächtnisse gut eingeprägt haben. Zu Fuhren durch's Hochwasser aber giebt es weder für Droschken noch für Jollen und andere Fahrzeuge festgesetzte Preise. Deshalb wird der Preis nach den Personen, welche übergesetzt zu werden begehren, nach der Eile des Geschäftigen, nach der wirklichen oder vorgeblichen Schwierigkeit der Passage und nicht selten nach bloßer Laune bestimmt.

„Betalen!" (bezahlen) das ist das Wort, das mit fester Stimme und trotziger Miene von Jedem unzählige Male ausgesprochen wird, der so glücklich ist, an einem der besuchtesten Uebergangspunkte den Fährmann zu spielen. Zu diesem Dienst stellen sich die verschiedensten Individuen ein, und da der Begehr nach beschleunigter Passage allgemein ist, so findet in der Regel Jeder seine Rechnung dabei. Nicht ungewöhnlich ist das Tragen Eiliger durch's Wasser. Besonders kräftige und schmucke Männer, deren Körperformen die beste Empfehlung für ihre Anerbietungen sind, legen sich vorzugsweise auf das „Uebertragen". Aus Galanterie bieten sie ihre Dienste natürlich zuerst dem weiblichen Personal an, das ängstlich trippelnd an der schmutzig gelben Wasserfläche, die so ungastlich durch die Straßen fluthet, hin und wieder geht. Junge, hübsche Kleinmädchen und gewandte Köchinnen leisten selten der freundlichen Einladung langen Widerstand. Ist es doch immer besser, einem Einzelnen sich anzuvertrauen, als mit Mehreren zugleich in einem meistentheils zu schwer beladenen Nachen die Ueberfahrt zu unternehmen. Ohnehin hat der stämmige Mann in seinen gewaltig hohen Wasserstiefeln bereits dargethan, daß er an Kraft und Ausdauer dem heitigen Christophorus wenig nachgeben dürfte.

„Was kostet's?" fragt eine sauber gekleidete Köchin, die sehr feines Schuhzeug trägt, und die ihre blendendweiße Mütze mit breitem Rosa-Bindeband vortrefflich kleidet, den sie ansprechenden Christophorus.

„Veer Schilling, Kökſch (Köchin)", lautet die Antwort, indem er der ängstlich auf das wallende Wasser Blickenden die offne Hand hinhält.

Die Köchin hat sich verspätet. Das prächtig farbige Tuch, welches den schmalen Kord unter ihrem Arme bedeckt und das ihr die Herrschaft zum Anzuge erst neu gekauft hat, damit sie auf der Straße gehörig damit prahlen kann, streift fast das schmutzige Pflaster. Schnell entschlossen zieht sie das Portemonnaie und entnimmt demselben ein Vierschillingsstück — morgen heim Handel mit der Vierländerin läßt sich die kleine Ausgabe wohl wieder verdienen — und vertrauensvoll reicht sie dem schmunzelnden Manne die Hand.

Ein lautes „Hurrah!" der gaffenden Menge begleitet den Abzug des Trägers mit seiner schönen Last. Mitten im Strome, der dem starken Manne bis über die Kniee strudelt, seufzt das junge Mädchen ängstlich und klammert sich fest um den Hals des Retters. Christophorus bleibt stehen und blinzelt die Aengstliche mit verliebten Augen an.

„Wüllt Kökſch, hat Se Bange?"

„Man to! Man to!" antwortet die Geängstigte.

„Ick mut erst en Trinkgeld hebben."

„Drüben . . . gern," flottert das Mädchen.

„Nee, mien lütt Deern, glick up de Stell'!"

Die Köchin will abermals ihr Portemonnaie ziehen, der schrecklich Mann aber lacht kopfschüttelnd und fährt fort:

„Geld hebb' ick genog, ick will, dat mi de lüttje Kökſch enen Sööten (Kuß) gift. Will Se oder will Se nich? Veer Foot Water sün hier; ick smiet Se glick dal (nieder)."

Das erschrockene Mädchen faßt sich ein Herz und erfüllt, um wieder auf's Trockene zu kommen, das Verlangen des Unerbittlichen. Dieser lacht wie ein Kobold und setzt unter lautem Gekreisch der drüben Stehenden die Erröthende auf festem Boden ab.

Scenen solcher und ähnlicher Art kommen bei Hochwasser am hellen Tage häufig vor, in der Nacht ist man weniger geneigt zu Scherzen. Dann überwiegt das Gefühl der Bangigkeit auch bei den an Hochwasser Gewöhnten jede heitere Regung. Man kann nicht wissen, welchen Verlauf die Sturmfluth nimmt, und um sich auch gegen das Schlimmste zu sichern, sind alle Bedrohte nur auf Rettung ihrer Habe und ihrer Familien bedacht. Je häufiger die Kanonen sich hören lassen, die das Wachsen des Wassers verkündigen, desto schweigender arbeiten die Menschen in den überfluteten Quartieren. Man hört nur vereinzelte Zurufe und Commandoworte, und sieht rothen Laternenschein über den zitternden Wellen schimmern.

Blätter und Blüthen.

Der größte Bienenvater der Welt. Wenn man auf der Oberschlesischen Eisenbahn von Osten oder von Westen her auf die Station Brieg gelangt und hier die Oder überschreitet, so ist man im Laufe der Wasserpassiren. Hat man hier durch lustige Sandschachen und düsteres Kahrgehölz noch zwei und eine halbe Meile zurückgelegt, so erreicht man das polnische Dorf Karlsmarkt (Karlswiese). Dies kleine Dörfchen mit seinem unsicheinbaren katholischen Pfarrhause ist seit etwa zehn Jahren der Zielpunkt von Reisenden aus allen Gegenden Europa's, ja selbst aus der neuen Welt; denn von hier aus ging eine Reform in der Bienenzucht, welche diese landwirthschaftliche Branche auf eine nie erreichte Höhe hob.

Der Garten am Pfarrhause ist dicht besetzt mit wohl Hunderten von Bienenwohnungen verschiedenartiger und zum Theil noch nie gesehener Form, und die Luft erfüllt von Tausenden summender Bienen. Unter diesen wandelt im einfachen Hausrocke, ein Käppchen auf dem Haupte, ein schlichter, silberhaarer Mann so ruhig umher, als sei er von Baumblüthen umflogen. Die Bienen fitzen ihm auf Hals und Rücken, Brust und Händen, ja in den Aermeln seines Rockes; doch das stört ihn nicht im Mindesten: er nimmt sie von da und dort sein sänftcrlich herab und läßt sie sitzen und krabbeln dabei ruhig vor sich hin, wenn Besucher umwehnt sind und vor den Bienen die Furcht ergreifen oder über einen Bienenstich Ach und Weh schreien. Ihn selbst stechen sie fast nie, und wenn es ja geschieht, so achtet er das nicht mehr als einen Mückenstich. Immer ist sein Blick auf die Stöcke und die fliegenden Bienen gerichtet, und wenn seine Besucher Fragen an ihn richten, so sind seine Antworten meist sehr kurz. Man muß schon interessante Fragen zu stellen wissen, wenn er näher darauf eingehen soll. Wer hier von der Bienenwirthschaft etwas profitiren will, der muß insbesondere zu sehen und zu beobachten verstehen, wie der Mann selbst, dessen Gesicht so gutmüthig und gewöhnlich, doch nicht ohne einen sehr geistvollen Zug darin ist, und dessen Wesen eine gewisse Sprödigkeit, fast der Schüchternheit ähnlich, zeigt, so lange er sich nicht besonders angeregt fühlt.

Das ist Dzierzon, der Pfarrer (wie man hier sagt, Curatus) des Orts, durch seinen Namen schon als der polnischen Nationalität angehörig bezeichnet, der die Bienen so genau kennt, als wäre er selbst eine Biene, und der sie förmlich zu dressiren versteht. Was er will, das müssen sie thun: braucht er Honig, so müssen sie Honig fabriciren; bedarf er Wachs, so müssen sie Wachs bereiten; hat er mehr Bienen nöthig, so müssen sie sich mit ihrer Vermehrung beschäftigen. Diese seine Gewalt über die Bienen hat er eben durch seine gründliche Kenntniß ihrer Natur erreicht. Darnach macht er Gebrauch von ihren Trieben und Neigungen, vermeidet Alles, was bielen zuwider ist, schützt sie vor ihren Feinden und vor jedem üblen Witterungseinflusse, pflegt sie in Krankheiten, macht ihnen so zu

sagen das Leben behaglich, — und aus allem diesem folgt dann, daß sie im Stande und gewillt sind, für ihn zu arbeiten mit aller Vollkraft, wenn es gilt, gleich wie die Arbeiter eines Fabrikherrn, der für ihr Wohlsein väterlich sorgt. Man muß Dzierzon's unausgesetzte Ueberwachung seiner kleinen Lieblinge selbst gesehen haben, um ein vollständiges Bild zu haben von dem Bienenvater, wie er sein soll. Ihm entgeht nichts, was etwa an den Stöcken zu thun oder abzuändern ist, wo ihnen Schutz vor Schlagregen oder sengendem Sonnenstich und dergleichen noth thut, und jedes Bienchen, das er ermatten sieht, wird von ihm zart aufgenommen und zu seiner Wohnung gebracht. An kühlen Morgen trägt er ein Weiselhäuschen bei sich, in welches er erstarrte Bienen von der Erde aufliest und das er, um sie zu erwärmen, an seinem Leibe verwahrt. Seine derartige Thätigkeit ist aber keine geringe, da er außer seinem Bienenstande in Karlsmarkt noch mehrere Bienenstände besitzt und alle mit gleichem Eifer selbst beaufsichtigt. Und bei der Beaufsichtigung nimmt er auch Hammer und Säge, Bohrer und Zange zur Hand und bessert und reparirt an den Stöcken und Geräthen wie der geschickteste Handwerksmann.

So wie Dzierzon die Bienenzucht betreibt und wie sie betrieben werden muß, kann man sie in Wahrheit die Poesie der Landwirthschaft nennen. Wo Bäume und Blumen sind, meint Dzierzon, da sollten auch Bienen sein, um jedes solche landschaftliche Bild zu beleben. Gewiß hat er auch mit seiner Behauptung Recht, daß Umgang mit Bienen den Menschen veredle, ihn zur Ordnung und zum Fleiß anrege und ihn von schlechter Unterhaltung abziehe. Aber abgesehen von dieser immerhin beachtenswerthen poetischeren Seite hat die Bienenzucht einen überaus großen materiellen Werth. Zuerst wird durch sie in unglaublicher Weise die Fruchtbarkeit eines Landes erhöht, indem der Blüthenstaub durch die Bienen gleichmäßiger und anhaltender als durch Winde vertheilt und ausgebreitet wird. Dann aber sind Honig und Wachs so geldwerthe und gesuchte Artikel, daß durch ihre allgemeinere Erzeugung der Nationalreichthum bedeutend erhöht wird, indem ein guter Stock in einem Tage 10 Pfund Honig einträgt und entsprechend Wachs bereitet. Dabei ist zu beachten, daß ein solcher Ertrag reiner Gewinn ist, da man die Bienen nicht wie andere Hausthiere durch Futter zu unterhalten hat.

Scharfsinn und Beobachtungsgabe sind zwei Eigenschaften, die Dzierzon in so hohem Grade wie nur wenige Andere besitzt. Durch sie ist er in das vielfach so geheimnißvolle Bienenleben tiefer als irgend Jemand vor ihm eingedrungen, ja so tief, daß kaum noch Wesentliches darüber zu erforschen übrig geblieben sein dürfte. Er hat diese Eigenschaften zur Ueberraschung der Naturforscher gleich bei seinem ersten öffentlichen Auftreten documentirt, als er seine großen Entdeckungen kund gab: daß die Bienenkönigin nur einmal für ihr ganzes Leben befruchtet werde, und daß sie die einzige eierlegende Mutter im Stocke sei. Jemehr diese beiden Entdeckungen zuerst von vielen Seiten angezweifelt wurden, desto glänzender war Dzierzon's Ruhm, als er unumstößlich deren Wahrheit durch diejenige oberitalienische Bienenart nachwies, welche von gelber Farbe ist und die schon Virgil besungen hat. Dzierzon führte diese Bienenart im Jahre 1853 bei uns ein, und die aus Italien erhaltene gelbe Königin erzeugte auch unter den deutschen schwarzen Männchen (Drohnen) fort und fort gelbe Bienen, die hierlands gebornen jungen gelben Königinnen aber nach den schwarzen Drohnen mehr oder weniger schwarze Bienen. Die weiteren auf diese Farbenverschiedenheit gegründeten Versuche gewährten alle die vollste Ueberzeugung von Dzierzon's diesfälligen Behauptungen, so daß jetzt kein Mensch mehr daran zweifelt und Dzierzon als der größte Theoretiker und Praktiker im Bienenwesen dasteht.

Ehe Dzierzon auftrat, bestand die Bienenwirthschaft, mit wenig geringfügigen Ausnahmen, darin, daß man den Bienen so viel als möglich Honig wegnahm, was man ziemlich naiv Berauben nannte, und sie im Uebrigen machen ließ, was sie wollten. Von ihrer Natur und ihren Neigungen hatte Niemand einen rechten Begriff; man fabelte höchstens, daß man es den Bienen sagen müsse, wenn ihr Herr gestorben sei, weil sie sonst eingingen; zu Wohnungen hatte man den armen Thieren die gelassen, in denen man sie wild gefunden hatte: hohle rohe Baumstämme.

Das Alles hat Dzierzon gründlich verbessert. Er lehrt planmäßige Bienenzucht treiben. Nach seiner Methode ist man unabhängig von den Launen der Bienen, kann zur rechten Zeit und in rechter Weise von ihren Diensten Gebrauch machen, kann sich nach Bedarf in wenig Jahren Hunderte von Stöcken erziehen und die Vermehrung wieder beliebig beschränken und destomehr Honig und Wachs gewinnen. Seine Bienenwohnungen sind der Natur der Bienen angemessen und den Betrieb der Bienenzucht erleichternd. Ja, wer sich vor den Bienenstichen fürchtet, dem verschafft Dzierzon die sanften italienischen Bienen, die kaum je stechen und noch fleißiger arbeiten als die unsern.

Wer rechtes Interesse für die Bienenzucht hat und im Stande ist, die Reise nach Karlsmarkt zu machen, der wird sich hoch befriedigt fühlen und von der eignen Anschauung großen Nutzen haben. Zu einer solchen Reise ist die Zeit gleich nach Pfingsten die beste, wo der Bienenbetrieb in voller Blüthe steht und in Karlsmarkt die meisten Kunstschwärme gemacht werden.

Um durch Thatsachen zu beweisen, wie weitverbreitet Dzierzon's Ruhm ist, sei hier erwähnt, daß die schwedische Regierung Herrn Hanson aus Drammen in Norwegen auf Staatskosten nach Karlsmarkt geschickt hat, um sich an Ort und Stelle zu unterrichten. Der Engländer Bruce hat zum selben Zweck Karlsmarkt besucht. Herr Wagner zu York in Pennsylvanien in Nordamerika hat sich vollständige Dzierzonsche Stöcke mit italienischen Bienen kommen lassen. Herr Kalinski in Bialystock, Gouvernement Grodno, in Rußland, hat zwei italienische Schwärme aus Karlsmarkt bezogen. Bei allen Vieren ist der Erfolg vollständig gewesen wie bei den vielen tausend Andern, die jetzt schon in allen Ländern der Welt nach der einzigen, unübertrefflichen Dzierzonschen Art die Bienenzucht betreiben.

Akademische pädagogische Seminare. Sicherm Vernehmen nach tritt im Laufe dieser Tage in Leipzig ein Verein zusammen, der eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart, nämlich die Heranbildung tüchtiger Lehrerkräfte auf den Universitäten, zum Ziele hat. Indem wir diesem Verein, der vor allen Dingen die Herbeischaffung der zu Gründung von pädagogischen Seminaren erforderlichen Mittel sich zur Aufgabe gestellt hat, das beste Gedeihen wünschen und das größere Publicum im Voraus auf dasselbe aufmerksam machen, wollen wir nicht unterlassen, die große Tragweite, welche dieser Verein für das gesammte Schul- und Erziehungswesen haben kann, hier kurz darzuthun. Der Goethesche Spruch:

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern selber erzogen wären,

läßt sich nämlich mit vollem Rechte auch auf unsre Schulen anwenden. Haben wir tüchtige Lehrer, werden wir auch tüchtige Schulen haben. Sind die Lehrer als Lehrer erzogen, werden sie auch mit Erfolg Andere erziehen können. Nun wird aber ein Student nicht zum Lehrer erzogen, wenn er auf der Universität seine gewöhnlichen Facultätsstudien macht und sich in Theologie, Mathematik oder Philologie Gott weiß was für Kenntnisse einsammelt. Er wird auch noch kein Lehrer, wenn er eins oder mehrere Collegien über Pädagogik hört, denn das wäre, wie die jüngst erschienene Schrift über Leipzigs Volksschulen zur Genüge nachweist, dasselbe, als wenn ein „theoretischer Schuster" Stiefeln und Schuhe machen wollte. Er muß sich vielmehr, wie die schon bestehenden Schullehrerseminare für die Volksschullehrer es verlangen, unter Beaufsichtigung pädagogisch gebildeter Männer längere Zeit einer praktischen Uebung unterziehen, soll er im wahren Sinne des Worts seines Berufes Herr werden. Inmitten einer kleinen Schule, einer Seminarschule, soll sich reger pädagogischer Geist entzünden, im regen Verkehre mit Kindern und mit begeisterten Pädagogen soll die heilige Aufgabe der Erziehung und des Unterrichts jedem klar werden. Nichts Anderes wollen die akademischen pädagogischen Seminare, nichts Anderes der Verein zur Gründung derselben. Und der Erfolg solcher Seminare? Vor allen Dingen würden unsere höheren Schulanstalten endlich einmal pädagogisch gebildete Philologen, Mathematiker u. s. w., unsere Volks- und Bürgerschulen pädagogisch erzogene Theologen erhalten. Aber auch den Volksschullehrern würden diese Seminare zu Gute kommen. Denn die Schullehrerseminare, auf denen sie gebildet werden, würden Männer als Lehrer erhalten, die auf der Universität sich nicht allein eine fachwissenschaftliche, sondern auch eine allgemein philosophisch-pädagogische Bildung erworben und außerdem praktische Geschicklichkeit im Unterrichten bekommen hätten. Daß nun hieraus den Seminaristen ein hoher Gewinn für ihre ganze Lebens- und Berufsanschauung neben praktischer Fertigkeit erwachsen muß, ist außer allem Zweifel. Erfreuen sich aber alle Lehrer eines Landes einer tüchtigen wissenschaftlichen wie praktischen Vorbildung, haben sie alle, bevor sie in's Amt treten, die ungeheure Aufgabe ihres Berufes in vollem Maße begriffen — und das kann nur geschehen, wenn Jemand mit dem idealen Maßstabe einer Kunst oder Wissenschaft längere Zeit gemessen wird —: dann müßte unser Schulwesen nothwendig auf diejenige Höhe gelangen, die erforderlich ist, soll eine charaktervolle Nation für die Zukunft erblühen. Aber noch mehr! Es gab eine Zeit, wo die Trennung der Schule von der Kirche eine brennende Frage war. Sie wurde vorzugsweise hervorgerufen durch den Umstand, daß viele, ja die meisten geistlichen Schulinspectoren an der Schule deren einzelne Zwecke und Erfordernisse weniger verstanden, als die ihnen untergebenen Lehrer. Vergessen wir nicht: diese Frage kann von Neuem auftauchen. Sorgen wir bei Zeiten dafür, daß sie nicht zum Unheil der Schule entschieden wird. Wird das aber der Fall sein, wenn die Schulinspectoren, die Pastoren, Superintendenten, Kirchen- und Schulräthe allesammt eine tüchtige pädagogische Bildung durchgemacht haben, wenn sie mit den Lehrern von einem und demselben Geiste der Pädagogik genährt und gekräftigt worden sind? Dieser Sachlage gegenüber ist es in der That zu verwundern, daß man nicht schon längst an Errichtung akademisch-pädagogischer Seminare ernstlich gedacht hat. So viel uns bekannt, besteht bis jetzt nur ein einziges derartiges Seminar in ganz Deutschland, und zwar in Jena!

Noch einmal der Secondelieutenant. Die Gartenl. enthält in Nr. 32 unter der Rubrik: „Aus den Zeiten der schweren Noth" die Mittheilung einer Heldenthat des damaligen Secondelieutenants Hellwig, der am 17. October 1806 mit 50 preußischen Husaren vor den Thoren von Eisenach den von Jena's Schlachtfelde als Sieger fortziehenden Franzosen 9000 in Erfurt zu Kriegsgefangenen gemachte Cameraden wieder entriß. Dieses Heldenstücklein ist um so höher anzuschlagen, wenn man dabei bedenkt, daß es in den dunkelsten, hoffnungsärmsten Tagen ausgeführt wurde, die unser Vaterland gesehen hat, in Tagen, wo selbst die Besten zagten, in Tagen, wo die mit den höchsten militärischen Ehren bekleideten Officiere der preußischen Armee ehrvergessen dem Sieger die ihnen anvertrauten Festungen ohne weitern Widerstand öffneten. Aus dem Schlusse der interessanten Schilderung scheint mir hervorzugehen, daß dem Verfasser die weiteren Lebensverhältnisse Hellwig's unbekannt sind, und da dasselbe auch bei vielen Lesern der Fall sein möchte, die den wackeren Soldaten aus der angeführten Episode lieb gewannen, so glaube ich beiden Theilen einen Dienst zu erweisen, wenn ich seine Geschichte hier kurz mittheile.

Rudolph Friedrich Hellwig wurde zu Braunschweig, wo sein Vater, ein noch jetzt im ehrenvollsten Andenken stehender Mann, Professor am Collegium Carolinum war, am 18. Januar 1775 geboren. Früh erwachter Neigung zum Soldatenstande folgend, trat er, eben fünfzehn Jahre alt, durch die Vermittlung Herzogs Ferdinand von Braunschweig in preußische Dienste, und machte, als Cornet beim von Kölerschen Regimente stehend, den Rheinfeldzug von 1792—95 mit. Die Affaire von Eisenach machte den damaligen Secondelieutenant zuerst bekannt; nach der Capitulation von Lübeck, die er durch einen Zufall nicht mit unterschrieben hatte, anfangs mit den übrigen Officieren in Ratkau gefangen, gelang es ihm

bald nach Schlesien zu entkommen. Als er von Glatz aus als Courier nach Königsberg kam, da ward ihm auch die vollste Anerkennung für die am 17. October bewiesene Treue und Entschlossenheit. In einer besondern Audienz von der gefeierten Königin Louise empfangen, erhielt er, mit Worten des rührendsten Dankes, aus ihren Händen den Verdienstorden, und Friedrich Wilhelm III. ernannte ihn zum Rittmeister und Escadronchef. Bei der Reorganisation der Armee erhielt er eine Escadron im zweiten schlesischen Husarenregiment, 1812 wurde er Major. — Der Feldzug von 1813 brachte Hellwig Ehre auf Ehre; mit seinem Detachement abgeschickt, die Verbindung zwischen Erfurt und Magdeburg unsicher zu machen, überfiel er bei Langensalza das aus Rußland zurückkehrende, über 2200 Mann starke baierische Contingent unter General von Rechberg und zerstreute es; von der dabei erbeuteten Beute sandte er fünf Kanonen nach Breslau, es waren die ersten Trophäen, welche dem vom Schicksale gebeugten Preußenkönige zu Füßen gelegt wurden — dafür erhielt Hellwig das eiserne Kreuz zweiter Classe, als zweiter Mann in der Armee, welcher mit diesem eben gestifteten Ehrenzeichen geschmückt wurde; — fünf Tage später, am 17. April, hob er den bei Wanfried stehenden starken Vorposten der westphälischen Truppen auf, wobei von dem Heldenhäuflein 2 Offiziere, 80 Husaren und 50 Infanteristen gefangen genommen und 100 Pferde erbeutet wurden; dafür kam ein anderweites Zeichen der Anerkennung für den Major aus Breslau, das eiserne Kreuz erster Classe — und er war noch dazu der Erste, der dieses Wahrzeichen aus schwerer Noth empfing. — Nach der Schlacht von Groß-Görschen und dem Uebergange über die Elbe machte Blücher Hellwig bekannt, daß der König ihm bewilligt habe, ein Freicorps zu bilden, zu dessen Formirung er neben seiner die Escadron von Lareche verwenden, seine Kräfte nach Gelegenheit vermehren und mit denselben nach eigenem Ermessen operiren könne. So entstand das bekannte „Hellwig'sche Freicorps", dessen Cavallerie 1815 zur Bildung des 7. Ulanenregiments, die Infanterie zu der des Füsilierbataillons des 27. Regiments verwendet wurde, als Hellwig zum Chef des 9. Husarenregiments avancirte; als solcher focht er ehrenvoll bei Wavre und Namur und zog am 8. Juli an der Spitze dieses Regiments, dem als besondere Auszeichnung eine neue Standarte verliehen wurde, unter den Siegern mit in Paris ein. — 1830 erhielt er das Commando der 15. Cavallerie-Brigade, wurde 1831 Generalmajor und Ritter des rothen Adlerordens zweiter Classe.

Der unscheinbare Secondelieutenant von 1806, der sich vor Eisenachs Thoren die Sporen verdient hatte, stand 1838 mit Lorbeeren und Ehrenzeichen bedeckt vor seinem Könige, dem er in „schwerer Noth" treu gedient, und bat um seinen Abschied. Er wurde ihm mit dem Charakter Generallieutenant. Nach sieben Ruhejahren starb er am 26. Juni 1845 zu Liegnitz, das er zu seinem Wohnplatze gewählt hatte, um im Kreise seiner zahlreichen Waffengefährten und Freunde zu leben, und er hatte derselben eine große Menge, „denn wem er Freund war, dem war er es probehaltig und wirklich, und zu allen Zeiten." C. St.

Die volta-elektrische Metallbürste von Imme, welche neuerdings mit großem Aufwande in allen Zeitungen annoncirt wird, ist nur eine neue veränderte Auflage der Goldberger'schen Rheumatismusapparate; letztere sind in ihrer Unwirksamkeit längst erkannt, und Verf. muß nach genauer Prüfung auch der Imme'schen Bürste dieses Schicksal prophezeien; da es sich um die Ausgabe von vier Thalern dabei handelt, so scheint es angemessen, leichtgläubige Käufer schon jetzt darauf aufmerksam zu machen. Die Bürste wird zwar von einem promovirten Arzte, der sich „Ehrenmitglied" verschiedener imaginärer „Akademieen" nennt, empfohlen, aber diese scheinbare Wissenschaftlichkeit ist nur ein wenig dauerhafter Firniß, durch welchen einem ganz gewöhnlichen Humbug ein reputirliches Aeußere ertheilt werden soll. Die Bürste stellt allerdings mit einem volta-elektrischen Doppelelemente in Verbindung, welches in der That die Multiplicatornadel um ein Geringes ablenkt, und hierauf legen die Erfinder das größte Gewicht; es ist aber nicht daran zu denken, daß ein so schwacher Grad von Galvanismus auf den Menschen durch das Medium der Oberhaut auch nur die oberflächlichste Wirkung ausübt; dies thut der Galvanismus erst dann, wenn einige Dutzend solcher Elemente zusammengefügt werden, wie Verf. durch eigene Experimente festgestellt hat, ohne diese Einwirkung selbst dann noch als medicinisch verwendbar gefunden zu haben. Die elektrische Wirkung dieses Fabrikates ist demnach eine rein illusorische, seine wahre Wirksamkeit beschränkt sich auf die des mechanischen Frottirens, und dieses ist weder etwas Neues noch etwas so Kostspieliges. Es ist diese „Erfindung" eine Ausgeburt der oberflächlichsten physicalischen Anschauungsweise und des unwürdigsten Mißbrauchs der Wissenschaft. Dr. P. Niemeyer.

Briefkasten.

A. Kolm, Ratzeburg. Vor einer Auswanderung nach Amerika sind bei den augenblicklichen Verhältnissen alle Solche entschieden zu warnen, welche 1) nicht mehrere hundert Dollars Mittel zum sofortigen Ankauf einer cultivirten Farm besitzen, und bei dem Betriebe derselben 2) mehr erwarten als den nothwendigsten Lebensunterhalt zu verdienen. Durch die vollständige Unterbrechung des Verkehrs zwischen Süden und Norden sind die Handwerks- und Arbeiter-Verhältnisse in den nördlichen Staaten in einer Weise gelähmt, daß z. B. in diesem Augenblicke sich gegen 30,000 brodlose Arbeiter in New-York allein befinden; aber auch der Verdienst der westlichen Farmer, für deren Erzeugnisse der Süden der Hauptabnehmer war, hat sich durch das Verbot jeder Ausfuhr nach dem Süden so gleich Null gestellt, daß z. B. für Kartoffeln der Transport nach manchem Speditionsorte und die Kosten der Säcke sich um einige Cents höher belaufen, als der Marktpreis für die Kartoffeln ist — der Farmer bei einem Verkauf mithin mehr Kosten hat, als er einnimmt. Im Uebrigen ist für Den, welcher augenblicklich zufrieden mit der nothwendigsten Existenz ist, die jetzige Zeit sicher die profitabelste zur Ansiedelung, da cultivirtes Land oder auch uncultivirtes Prairieland, wie in Illinois, in unmittelbarer Nähe der Central-Eisenbahn, kaum jemals wieder so billig zu haben sein wird und der Kriegszustand für den Nordwesten, wie Wisconsin, das nördliche Illinois, Indiana, Iowa und Minnesota — sämmtlich Staaten, in denen der Ansiedler kaum einen Fehlgriff thun kann, sobald er nur seines Absatzes wegen in der Nähe einer Eisenbahn oder eines großen Flusses bleibt — durchaus keinen andern Einfluß als den der verhinderten Ausfuhr hat, auf welche der junge Ansiedler ohnedies noch nicht rechnen darf.

Alle Ansiedlungsprojecte südlich von den Vereinigten Staaten, wie in Central-Amerika und Brasilien, sind erwiesener Maßen Speculations-Unternehmen gewissenloser Agenten, in denen der Deutsche unrettbar zu Grunde gehen muß. Jeder Vernünftige wird auf den ersten Blick einsehen, daß, wo noch Millionen Acker fruchtbaren Landes für billigen Preis in einem gemäßigten Klima und unter dem Schutze freier Institutionen zu haben sind, wie in dem Norden der Vereinigten Staaten, Ansiedelungsprojecte in südlichen Klimaten, unter einem Mischlingsvolke und bei völlig unsichern Rechtszuständen eben nur der rücksichtslosesten Gewinnsucht entsprungen sein können. Wohl möge aber jeder Auswanderungslustige überlegen, ob seine augenblicklichen Verhältnisse im deutschen Vaterlande so drückend sind, daß ihnen eine mühevolle, oft karge Existenz unter ganz fremden Verhältnissen vorzuziehen ist. Die Zeit, schnell wohlhabend zu werden, ist in den Vereinigten Staaten vorüber, und die Poesie des Farmerlebens weicht nur gar zu schnell den Mühseligkeiten und Entbehrungen desselben; besonders möge doppelt mit sich zu Rathe gehen, wer nicht an anhaltende körperliche Anstrengung gewöhnt und Bedürfnisse des Geistes und Gemüths zu den seinigen zählt. Es giebt in diesem Augenblicke Hunderttausende von Deutschen in Amerika, welche ein Jahr ihres Lebens darum geben würden, wenn ihnen die Möglichkeit einer Rückkehr und einer Existenz in Deutschland offen stände.

F. St. in D. Sie haben Ihren Beitrag für die Flotte verweigert, dagegen offen erklärt, sofort zehn Thaler zahlen zu wollen, wenn für einen Proceß gegen den Bundestag gesammelt würde, durch den die Frankfurter Herren gezwungen würden, die verauctionirte Flotte bis auf den letzten Nagel zu ersetzen. Ihr Verlangen ist ein billiges und ganz gerechtes; wollen Sie uns aber gefälligst angeben, wer hier Richter sein und wo die deutsche Nation Gerechtigkeit finden soll?

A. R. Z. in New-York. Leider ist das übersandte Manuscript zu sehr im politischen Zeitungsstyle gehalten, auch wohl zu umfangreich im Verhältniß zum Stoffe, als daß es sich in der Gartenlaube verwenden ließe.

M. in Eisl. Der Fähndrich hat als Soldat nur seine Schuldigkeit gethan?

J. in Kbg. Danken freundlichst für gefällige Offerte. Die Schilderung der Krönungsfeierlichkeiten mag für Preußen ein besonderes Interesse haben, unsern vielen außerpreußischen und außerdeutschen Lesern dürften diese theuren Formalitäten ziemlich gleichgültig sein.

C. L. B. in Zürich. Wenn auch warm aus der Seele des Deutsch-Amerikaners entsprungen und mit Fleiß und sichtlicher Liebe bearbeitet, ist doch die Abhandlung zu sehr raisonnirend und docirend, als daß wir den beanspruchten Raum dafür verwenden könnten. Sie wollen gefl. über das Manuscript verfügen.

v. B. in D. Sie leiden nicht allein! Werfen Sie den Herren, die Sie im Dunkeln umschleichen, die urkräftigen aber wahren Worte eines Freundes der Gartenlaube entgegen:

Visir auf!

Die Stirne frei, das Auge frei!
Aus reinem Herz die Rede!
Der Arglist und der Heuchelei,
Der Hetzerei und Kriecherei —
Den Schurken gilt die Fehde!
Zum Teufel mit den tück'schen Katzen,
Die Jedem nach dem Munde schwatzen
Und boshaft Jeden darnach kratzen!

Fest im Entschluß, kühn in der That,
Für's Wohl des großen Ganzen!
Pfui ihm, der süßelt feigen Rath,
Und der, so lang er Mark noch hat,
Nicht schaffen mag und schanzen!
Zum Teufel mit den feigen Hasen,
Die prahlten und sich dicke fraßen,
So lange sie im Kohle saßen!

Nun merket auf und habet Acht!
Erkennet sie im Lichten!
Damit sie nicht des Baues Pracht,
Der goldig uns entgegen lacht,
Zerwühlen und vernichten!
Zum Teufel mit den Maulwurfsseelen,
Die sich in schwarzes Dunkel stehlen,
Statt edles, freies Licht zu wählen!

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 41. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die drei Großmächte.

Sittenbild aus dem vorigen Jahrhundert.

Von **Levin Schücking.**

(Fortsetzung.)

Der untersetzte, dicke Mann, der einen großen rothen Kopf und ein wulstiges Unterkinn hatte, trat zu der jungen Dame heran.

„Was hast Du, mein Kind, was giebt es da, wer ist dieser fremde junge Mann, mit dem Du sprichst?“ sagte er mit einem rauhen und tiefen Baßtone.

„Mein gnädigster Papa,“ antwortete sie, einen zornigen Blick auf Albrecht werfend, „dieser Fremde hier scheint sich einen Spaß mit Ihrem Bilde erlaubt zu haben, den ich Ihnen selbst überlassen muß zu beurtheilen.“

„Einen Spaß — mit Unserem Bilde — ei, das wäre!“ rief der Reichsgraf von Gimmbach, der um seiner Kurzsichtigkeit willen jetzt näher an den Galgen herantrat, aus; „doch nicht etwa mein Bild an den ... alle Wetter, Aglaë, ist das wirklich mein Bild, was da hängt?!“

„Es ist Ihr Bildniß, Papa!“

„Da soll doch gleich das Wetter dreinschlagen!“

„Und wer hängt denn hier?“ rief jetzt ein großer, starker Mann, der sich vor allen Andern durch den ungeheueren Haarbeutel, der seine Schultern bedeckte, auszeichnete — er war an die andere Seite des Galgens getreten.

„Das ist ja ein Sacrilegium ... ein Sacrilegium! ...“ fiel eine schrille Stimme ein, die einem mageren Herrn mit einem langen, abenteuerlichen Gesichte gehörte, in welchem Albrecht sofort die schiefe, spitze Nase des hochwürdigen Prälaten erkannte, „... es ist ein kirchenschänderisches Sacrilegium! Unser Conterfei an dem Galgen!“

Der dicke Reichsgraf war unterdeß an der andern Seite um den Galgen gegangen und brach jetzt in etwas aus, was einem zornigen, donnerartigen Auflachen glich.

„Und die Magnificenz,“ schrie er, „die fürsichtige, wohlweise, ist hier in gleicher Art verhöhnt worden!“

Die Magnificenz der freien Reichsstadt Großlingen, welche eben noch mit einem gewissen unterdrückten Spottlächeln dem Prälaten von Triefalten seine Erhöhung angedeutet hatte, stand jetzt beim Anblick des eigenen Conterfeis wie an den Boden gebeftet.

„Welcher Elende hat solche höllische Bosheit verübt?“ schrie er auf mit einem Tone, der dem Wuthkollern eines Puters glich. „Es ist Hochverrath an uns und unserer landesherrlichen Autorität!“ rief der Reichsgraf jetzt.

„Es ist ein Sacrileg!“ fiel der Prälat ein.

„Es ist ein crimen laesae majestatis!“ donnerte der Bürgermeister.

„Und der Bösewicht, der es gethan hat —“ erhob der Reichsgraf seine Stimme.

„Den soll man auf das Rad flechten,“ brüllte der Bürgermeister, der jetzt alle Anderen an Zorn übertraf.

„Allermindestens an denselben Galgen hängen!“ schrillte die erhobene, scharfe Stimme des Prälaten.

„Der Bösewicht ist hier!“ fiel der Büchsenspanner der jungen Dame ein, indem er auf den vollständig vernichtet daſtehenden Albrecht, dem er keinen Augenblick mehr von der Seite gewichen war, deutete, „dies ist der Bösewicht!“

Der kleine Schenkwirth mit dem wedelnden Zopfe, der sich neugierig in die Nähe gedrängt, hatte in diesem Augenblick nichts Eiligeres zu thun, als durch heftiges Kopfnicken sein Zeugniß wider den Schuldigen abzulegen, da er in der peinlichsten Angst schwebte, daß man ihm diesen ungeheuerlichen Frevel sonst schuld geben könne.

Die junge Comtesse Aglaë hatte während dieser ganzen Scene sich an der Seite ihres Vaters gehalten und dabei Blicke voll Bestürzung und Betroffenheit bald auf die Redenden, bald auf Albrecht geworfen. Diese Blicke aber waren es, die dem Letzteren Ruhe und kaltes Blut zurückkehren ließen. Er richtete sich keck auf und sah mit männlicher Haltung dem entgegen, was kommen werde.

„Nehmt doch die Bilder ab ...“ sagte Aglaë jetzt beschwichtigend, „es ist ein schlechter Spaß, den man sich erlaubt hat, und am besten wäre, keinen Lärm darüber zu machen ...“

Aber der Reichsgraf hörte sie nicht. Während ein paar Jäger hinzufprangen und sich anschickten, die Bilder abzunehmen, rief er aus: „Das ist der Bösewicht?! das ist der Monsieur?! Warum faßt man ihn nicht? Man ergreife ihn. Man führe ihn ab. In den Thurm mit ihm! In den festesten Thurm auf Hohenklingen!“

Mehrere Arme streckten sich nach Albrecht aus. Er schüttelte sie mit einer kräftigen Bewegung ab.

„Ich kann selbst gehen,“ sagte er stolz und trotzig. „Ich bedarf keiner Führer.“

Er wandte sich sofort, nun zu gehen, herzlich danach verlangend, diesem Auftritt ein Ende zu machen und von der Stelle zu kommen.

In diesem Augenblicke aber erhob der regierende Bürgermeister von Großlingen seine Stimme. „Halten zu Gnaden, Herr Graf,“ rief er, „ich muß doch gegen eine solche einseitige Verhaftung Protest einlegen. Der Galgen steht just auf der Grenzmarke der

respectiven Territorien, der Galgen ist gemeinschaftlich, der Galgen ist nicht allein aus Ihrem Holze aufgebaut, sondern auch zu Nutz und Frommen gemeiner Bürgerschaft von Großlingen — ich protestire gegen die einseitige Verhaftung. Da, wo wir jetzt stehen und wo der Inculpatus steht, ist Großlingensches Gebiet; das Seiner Erlaucht fängt erst dahinter, an der andern Seite des Galgens an."

„Was verlangen Sie denn?" fuhr der Reichsgraf verwundert und unwirsch auf.

Der Bürgermeister wollte antworten, aber diesmal fiel ihm der Prälat in die Rede. „Allerdings, Erlaucht," sagte er mit seinem schärfsten Tone, „einem einseitigen Vorgehen in dieser Sache muß auch ich mich Namens des gefürsteten Hochstifts Triefalten nachdrücklichst widersetzen."

„Aber was fällt Ihnen denn ein, Hochwürdigster?" rief jetzt der Reichsgraf, vollständig ergrimmt; „einen Strolch, der mein Bild an den Galgen gehängt hat, soll ich nicht einsperren lassen?"

„Bedenken die Erlaucht," versetzte der Prälat mit seinem kühlen, scharfen Tone, der zu der Aufregung und dem Toben des Bürgermeisters einen eigenthümlichen Contrast bildete; „Sie haben nicht allein daran gehangen, mein Conterfei hat ebenfalls daran gehangen!"

„Und das meine ebenfalls!" schrie der Bürgermeister, „ich muß mich auch widersetzen, daß auf einseitiger Befehl der Comtesse Aglaë die Bilder abgenommen werden. Was meint Er, Syndicus Schaumlöffel?" wandte er sich zu einem kleinen Herrn, der während dieser Verhandlung zornig mit den Augen blinzelnd hinter ihm gestanden hatte.

„Was ich meine?" sagte dieser jetzt laut und heftig, „ich meine, wir dürfen den Rechten der Gemeinde, deren Väter und Vertreter wir sind, nicht das Mindeste vergeben. Ich beantrage, daß die Bilder, welche man eben auf einseitige reichsgräflich Gisumbach'sche Veranstaltung abzunehmen bestissen ist, wieder an ihren Platz gebracht werden. Man darf für die einzuleitende Untersuchung nichts an dem Corpus delicti verändern. Ich verlange den status quo!"

„Wir verlangen den status quo — die Bilder müssen hingehängt werden!" schrie der Bürgermeister.

„Ich kann mich diesem Verlangen nicht anschließen!" sagte kopfschüttelnd der Prälat.

„Es hieße ein Scandalum verlängern," flüsterte ein langer, dürrer Mann mit einem Pferdegesicht und einem tief in die melancholische Stirn gedrückten dreieckigen Hute dem Prälaten zu.

„Er hat Recht, Hochrichter Hopfenstock," sagte der Prälat, „es wäre ein Scandalum. Die Bilder müssen herunter."

„Man nehme forderlichst eine Restitutio in integrum vor," fuhr der Hochrichter des Prälaten fort, „man hänge sie wieder hin, und dann läßt Jeglicher der drei also in ihrer Ehre gekränkten Herren das seinige abnehmen."

„Macht's damit, wie Ihr wollt," fuhr mürrisch der Reichsgraf dazwischen, „alles Andere aber sind Flausen. Der Gefangene ist von meinen Leuten auf meinen Befehl in sichere Hand genommen, und der marschirt in meinen Thurm und wird von meinem Gericht justificirt!"

„Er ist auf Großlingenschem Grund und Boden betroffen und wird demnach auch in Großlingen inhaftirt gehalten!" rief der Bürgermeister mit dem äußersten Zorn dawider.

„Ei, seht mir doch die Magnificenz an!" rief der Reichsgraf jetzt mit einem äußerst beleidigenden Hohne. „Ich habe die Herren heute als meine Gäste zur Jagd geladen, und was bei dieser Gelegenheit vorfällt, das habe ich als Jagdherr zu schlichten und zu richten. Dabei bleibt's — fort mit dem Gefangenen!"

Albrecht war jedoch zu seinem Heile, zu seiner unbeschreiblichen Erleichterung längst zwischen zwei handfesten gräflichen Jägern davon gegangen und auf dem Wege nach Hohenklingen. Das aber endete den gewaltigen Zwist nicht, der über ihn zwischen den drei Gewaltigen entbrannt war.

In diesem Zwiste war der Reichsgraf eben nahe daran, abzusiegen, und zwar durch das zuletzt von ihm vorgebrachte Argument, als er sich plötzlich in seiner zornigen Aufregung eine Blöße gab, welche die Hartnäckigkeit seiner Widersacher auf's Höchste brachte. „Ueberdem," setzte er nämlich hinzu, „ist das Hauptverbrechen an mir begangen, ich bin der regierende Reichsgraf von Gisumbach zu Hohenklingen, und dem frieth man nicht einen solchen Streich, ohne daß er sich selber Revanche dafür nimmt, das merkt Euch, Ihr Herren!"

„Das können wir Euer Erlaucht nicht einräumen, müssen geziemendst depreciren," fiel hier sogleich der Prälat ein. „Die eine Landesherrschaft steht so hoch wie die andere, das crimen commissum ist vollständig ein und dasselbe, ob es gegen Euer Erlaucht oder gegen mich . . ."

„Es ist ein und dasselbe," rief hier der Bürgermeister dazwischen, „ob es an einem Reichsgrafen oder an der hohen Obrigkeit einer gemeinen Stadt und Landschaft Großlingen, oder an einem zeitigen Prälaten hochwürdigen und gefürsteten Stifts Triefalten begangen wird! Es ist ein völlig gleich zu qualificirendes Reat!"

Dabei stelzte der Bürgermeister mit langen Schritten, wie ein zorniger Hahn in der Kampfbahn, dicht an die Seite des Prälaten. Dieser aber sah mit einem ganz unbeschreiblichen Blick bemitleidenden Hochmuths auf den ihm zu Füße kommenden Bundesgenossen und sagte sehr ruhig: „Mit Verlaub, Euer Magnificenz — dagegen ließe sich doch etwas erinnern! Was die Beleidigung einer landesfürstlichen Obrigkeit angeht, so ist allerdings das Reat vollständig gleich zu qualificiren, ob es nun einen Reichsgrafen, wie Seine Erlaucht, unsern sonderbaren Freund und Gönner, oder den fürsichtig-wohlweisen Consuln der freien Reichsstadt betrifft. Ich bitte aber in Anbetracht zu nehmen, daß bei uns, dem zwar unwürdigen, aber erwählten und infulirten Abten des Gotteshauses Triefalten, unsere geistliche Würde hinzukommt und der unauslöschliche Character unserer priesterlichen Würde, deren Antastung dieses Verbrechen zu einem gegen Gott, die Religion und die Kirche stempelt, weshalb denn weiter gar kein Streit und Zweifel mehr obwalten kann, daß sofort der Gefangene an uns auszuliefern sei."

„An uns auszuliefern sei," echoete der Hochrichter Hopfenstock, der während der obigen Rede still andächtig seinen hochwürdigen Amts- und Brodherrn angeschaut hatte und jetzt die Schlußfolgerung derselben mit einer ganz entsetzlichen Entschiedenheit wiederholte, als ob er sich wie ein Löwe auf Jeden stürzen wolle, der ihm widersprechen werde.

„Der Gefangene wird nicht ausgeliefert, der Gefangene bleibt, wo er ist!" erwiderte mit zorniger Barschheit der Reichsgraf.

„Und er wird doch ausgeliefert," schrie der Syndicus Schaumlöffel; „er ist auf unserem Grund und Boden inhaftirt, und man soll Großlingen nicht an seine Rechte tasten! Hier steh' ich, auf unserem Territorio, und protestire feierlich gegen die Verletzung unserer Jura, Privilegia und kaiserlichen Gnadenbriefe!"

„Und hier steh' ich," rief der Hochrichter Hopfenstock aus, indem er mit seinen langen Beinen auf die andere Seite des Galgens stelzte, wobei der Prälat nebst seiner Dienerschaft ihm folgte, „hier steh' ich auf meines gnädigsten und hochwürdigsten Herrn von Triefalten Immunität und gefreitem Gebiet und protestire wider jegliches einseitige Vorgehen!"

„Protestirt so viel Ihr wollt," sagte der Reichsgraf sich mit seinem Gefolge auf die dritte Seite des Galgens zurückziehend, „hier steh' ich auf meinem Grund und Boden und lasse mir nichts vorschreiben. Und damit basta — die Jagd kann beginnen — Oberförster, stelle Er die Schützen an."

Aber die zwei in ihren Rechten und in ihrem Ehrgefühl so bitter gekränkten Parteien hatten nicht Lust mehr, an der Jagd Theil zu nehmen. Während der Oberförster des Reichsgrafen begann, die Standpunkte der Jäger zu bestimmen, und zugleich Hornsignale für die Treiber geben ließ, hielten der Prälat und der Bürgermeister, jeder in seiner Gruppe, einen kleinen Kriegsrath und dann begaben sie sich ohne Abschied von dem Reichsgrafen, der sich nicht weiter um sie kümmerte, jeder auf seinen respectiven Heimweg.

3.

Während die Herren so mit unversöhnlichem Groll auseinander gingen, der Reichsgraf mit seiner schönen Tochter und seinem Triumph vom Jagdvergnügen nach, der Bürgermeister mit seinem Syndicus und seinem Ingrimm nach Hause, und der Prälat mit seinem Hochrichter Hopfenstock und Rachepsalmen in's gefürstete Stift Triefalten heim — unterdeß sammelte sich eine kleine Gruppe von Dienern der beiden geschlagen abziehenden Herrschaften vor der Bude des kleinen Schenkwirths. Sie wollten sich von diesem Näheres über

den unerhörten Fall berichten lassen, und in guter Freundschaft — denn was kümmerte sie der „Streit der Mächtigen“ — bei den ausgebotenen Erfrischungen darüber discurriren. Das zopfwedelnde Männchen gab Antwort auf alle Fragen, die es beantworten konnte, es war weit entfernt, seine Sache — es glaubte seine Sache stände sehr schlimm, da es durch sein Geplauder den ganzen Verfall veranlaßt hatte — durch Leugnen noch schlimmer zu machen. Und so stellte sich denn bald heraus, daß der Frevler zwei gewesen: und daß der Hauptschuldige, der die Bitter aufgehangen, ein schwarzbrauner Italiener gewesen, oder doch ein Mensch aus fenst einem Lande, wo die Sonne die Köpfe schwarz brennt und die Hölle die Seelen, daß sie solcher erschrecklicher Thaten fähig werden. Denen aus der Versammlung aber, die mit dem hochwürdigen Herrn von Triefalten als dessen Büchsenspanner und Leibdiener gekommen, ward alsbald klar, daß die Verbrecher Niemand anders als die zwei Leute seien, welche in der vergangenen Nacht im Convente ihre Herberge genommen, und von denen Einem der Mannen bekannt war, daß sie ihr Reisegepäck dort gelassen . . . es war also wahrscheinlich, daß der flüchtige Frevler sich auch im Stifte wieder einstellen werde, um sein Eigenthum zu reclamiren, und bei dieser Gelegenheit brauchte man ihn nur zu fassen, um den Haupthäter in Haft zu bekommen und über beide Nebenbuhler zu triumphiren. Nachdem die Leute des Convents ihre Gläser geleert, trennten sie sich deshalb von den Stärkischen und eilten ihrer Herrschaft nach, um diese zu erreichen und Bericht zu erstatten.

Unterdeß war Albrecht, unser gefangener Freund, zwischen den zwei handfesten Gesellen, denen seine Obhut anvertraut war, durch dichte Waldgründe bergab und wieder bergauf geführt, durch wahrhaft prächtige Bergwälder, in denen die Drossel schlug, der Fink sang, und im Sommersonnenscheine Alles in lustigem Leben und Treiben begriffen war: die Mücken, die auf und ab tanzten vor den eilig schreitenden Männern her, der weiße Falter, der quer über den Weg her flatterte, und die Menschen, die aus den fernen Gründen herüber die Fanfaren und Signale der begonnenen Jagd durch die reine Morgenluft schmettern ließen. In dieser schönen freien Gotteswelt wollte es Albrecht gar nicht zu Sinn, daß er wirklich ein Gefangener, ein von Strafen und Mißhandlungen bedrohter Delinquent sei, den man in einen dunklen und fürchterlichen Kerker und vor ein Gericht eines kleinen Despoten führte, das sicherlich nicht geneigt war, ihm auch nur das Geringste von seinen entsetzlichen Procedüren zu schenken, da es selten in dem Hochgenuß schweigen konnte, einen solchen Capitalverbrecher vor seine Schranken zu ziehen. Als er aber bei einer Wendung des Weges vor sich ein ärmlich aussehendes Städtchen und neben demselben, auf halber Höhe des dahinter emporsteigenden Berges, das massiv und stattlich dastehende Schloß Hohenklingen erblickte, welches von vier oder fünf äußerst düster und tückisch aussehenden dicken Thürmen überragt wurde, da begann Albrecht das Mißliche seiner Lage zu fühlen; eine gewisse Verzweiflung bemächtigte sich seiner, und er sah sich seine beiden Begleiter darauf an, ob es möglich sein werde, ihnen auf irgend eine Weise zu entkommen. Die Aussicht dazu war schwach; der eine dieser wohlbewaffneten Burschen schritt vor ihm her, und der andere folgte. Beladene Büchsen führten sie beide; Mienen, als ob sie geneigt wären sich überrumpeln zu lassen, machten sie auch nicht . . . es war von dieser Seite keine Hoffnung da. Und so kam man denn unverfreulichen Ziele näher und näher und endlich in eine Gasse der kleinen Stadt, wo die Straßenjugend zusammenlief, um dem stattlichen jungen Herrn, den man als Verbrecher transportirte, zu folgen, und die Hunde hinterdrein bellten, als ob sie, die Sicherheits-Wächter und Beschützer nächtlicher Ordnung, ihre moralische Entrüstung darüber andrücken wollten, daß ein so anständig aussehender junger Mann sich in solche Lagen durch seinen Leichtsinn bringe. Und dann kam man in einen Hohlweg, der zum Schlosse hinaufführte, und dann unter den dunklen Thorbogen des alten Bergcastells und endlich auf einen kleinen, von allerlei Gebäudetheilen aus den verschiedensten Zeiten umringten Hof. Links war eine Thür mit gothisch gewölbtem Bogen, neben welcher einige Gewehre an die Wand gelehnt standen. Die Thüre war offen; ein schrecklicher Geruch von Bier und furchtbar schlechtem Tabak drang Albrecht daraus entgegen; er mußte jedoch nichts desto weniger diesen Qualen trotzen und sich der eigenthümlich aussehenden Gesellschaft vorstellen lassen, welche da drinnen schmauchend, plaudernd oder schlafend auf Pritschen umherlag oder mit äußerst schmutzigen Karten sich die Zeit vertrieb. Albrecht befand sich dem reichsgräflich Glimmbach'schen Armeecorps, welches hier sein Hauptquartier hatte, gegenüber.

Der Commandeur dieser Armada, der in der militärischen Hierarchie die hohe Stufeil eines Feldwebels erreicht hatte, auch durch martialische Haltung und wohleingebundenen, festglänzenden Zopf solcher Bedeutsamkeit alle Ehre zu machen bestissen war, musterte schweigend und düster den Gefangenen, den man ihm brachte.

„In den Thurm soll er?“ sagte der Mann nach einer stummen Pause zu einem der beiden escortirenden Jäger. „Weshalb in den Thurm? Hat Er was Schriftliches darüber?“

„Die Erlaucht haben's so befohlen!“ versetzte der Jäger.

„Befohlen? Ihm? Das geht uns vom Militare nicht an. Wenn Er nichts Schriftliches hat, so geht es uns nichts an. Das Militär braucht sich nicht darum zu kümmern, sondern nur um sein Dienstreglement. Auf der Hauptwache abgeliefert Arrestanten kommen in das Wachtgefängniß. Ich werde das Subject in das Wachtgefängniß einsperren, bis Serenissimus selber es anders ordiniren! Komm Er mit!“ wandte er sich dann an den Gefangenen. Albrecht folgte ihm.

Es war eine schmale Zelle, wie die Wachtstube selbst gewölbt, braun geräuchert und dunkel, in welche Albrecht geführt wurde. Rechts war das Fenster, links im Hintergrunde eine Pritsche. Es war natürlich, daß Albrecht sich eher nach der Seite des Lichtes, als nach der Dunkelheit wendete; er trat an das Fenster und da er bemerkte, daß es sich öffnen ließ, so beeilte er sich, frische Luft in seine Zelle einströmen zu lassen. Draußen vor dem Fenster befanden sich allerdings Stangen, welche dicht und fest genug waren, um jeden Gedanken an Flucht im Entstehen zu ertödten; aber diese Stangen waren unten rund ausgebaucht, so daß man sich ungehindert in das Fenster legen und mit vorgebeugtem Kopfe nach rechts und links den Hof überschauen konnte. Albrecht schob den einzigen Stuhl, der in dem Raume war, heran und rubte sich eine Weile, den Arm auf die Fensterbrüstung gestützt, von seinen morgendlichen Wanderungen aus. Sein Auge überflog dabei mit einer lässigen und halben Aufmerksamkeit den Schloßhof mit allen seinen aus verschiedenen Zeiten stammenden und unvermittelt an einander geschobenen Bautheilen, die bald aus schwerfälliger, grobsteinige Mittelalter, bald Rococostil und bald Fachwerkgetriebe zeigten, an welchen letzteren die Balken und Ständer und Streben mit allerlei Schnitzereien verziert und mit schönen Bibelsprüchen bedeckt waren.

Für's Erste benutzte jedoch Albrecht die ihm gebotene angenehme Gelegenheit zur Lectüre der frommen Sprüche nicht; sein Auge schweifte müde über die ihn umgebenden hohen Mauern, die Fenster von allerlei Gestalt, die Erker, Giebel und Dächer, von denen hohe Essen und Thurmhauben in die weite Ferne blickten. Auch sah er mancherlei eigenthümliche Gestalten, Diener in sauberen Zacken und Hausröcken, Mägde in seltsamen Trachten mit ratzgrosen Mützen und saftigen kurzen Röcken, Soldaten in ganz curiosen Uniformen mit Blechmützen, die wie Bischofsmützen aussahen, im Schirrhofe sich müßig, schäckernd, lungernd umhertrieben. Vor seinem Fenster und vor der Thüre der Wache schritt eine Schildwache auf und nieder, gähnte, blieb stehen, reckte die Glieder und begann dann wieder ihren langsamen Wandelgang; endlich stellte sie ihr Gewehr an die Mauer und zog aus der Patrontasche ein, was es schien, zum Privatbesitz des Mannes gehörendes Taschenmesser hervor und begann die Klinge desselben auf seinem Nagel zu probiren. Mechanisch war dadurch Albrecht's Aufmerksamkeit auf des stattlichen Kriegers Patrontasche gezogen worden, auf deren Deckel sich ein Namenszug von blankem Messing befand. Was war an diesem Namenszug, das ihm bekannt vorkam oder vielmehr wie eine Art Erinnerung in ihm wedte, und daß er darauf hinblickte, ohne doch sich Rechenschaft darüber geben zu können, was ihm daran auffiel? Und als er nach . . . war es nicht wieder derselbe Eindruck, den er erhielt, als er nach einer Weile das Auge abwandte und über den ihm gegenüberliegenden Gebäudetheil hinstreifen ließ und über dem Portal ein großes, aus Stein gehauenes Wappen erblickte, auf welchem ganz derselbe Namenszug angebracht war? Es war eine höchst künstlich verschnörkelte Chiffre, aber man mochte sie nun betrachten wie man wollte, das Endresultat des darauf verwendeten Studiums war allezeit, daß sie ein C und zwei X bildete. Ein C und zwei X . . . das war CXX; und dies war ja die Hier-

glyphe, womit die Briefe an Fano's Mutter, die Briefe, welche Albrecht noch immer in der Tasche trug, unterzeichnet waren . . . der Gedanke durchschoß unsern Gefangenen, nachdem er eine Minute lang das Wappen angestarrt hatte, wie ein Blitz, und augenblicklich zog er sein Taschenbuch hervor, in welchem er jene Briefe untergebracht hatte, bis er Muße und Lust gewinnen würde, sie zu durchlesen. Diese Muße war ihm ja jetzt in vollem Maße vergönnt, und so nahm er und entfaltete das kleine Packet und begann darin zu lesen. Die Briefe waren in italienischer Sprache geschrieben; sie waren sehr zärtlich, aber auch sehr kurz, mit einer großen und unbehülflichen Handschrift auf dickes, unbeschnittenes Papier geschrieben; auch waren ihrer sehr wenige, etwa vier oder fünf; und obwohl Albrecht den Inhalt verstand, machten sie ihm doch den Eindruck, als habe der Schreiber darin mit ziemlicher Mühe ein etwas festsames Italienisch zusammengestellt. Albrecht rief die Schildwache an.

„Sag' Er mir einmal, guter Freund," sagte er, „was bedeutet der Namenszug auf seiner Patrontasche da?"

Der Mann holte sich die Patrontasche von seiner Rückseite nach der Vorderseite herüber und betrachtete sie eine Weile sehr aufmerksam.

„Was wird's bedeuten?" versetzte er dann — „den Namen vom Gnädigsten!"

„Und wie lautet der Name?"

„Cosimus."

„Cosimus? Ist das Alles?"

„Ich glaub' halt schon. Der Feldwebel drin wird's wissen."

„Ruf' Er den Feldwebel einmal her."

Die Schildwache sah den Gefangenen ein wenig überrascht, daß dieser in so bestimmtem Tone Befehle ertheile, an, dann rief er: „Feldwebel . . . kommt einmal heraus! Der Musjeh drin will Euch etwas sagen."

„Na, was will Er denn?" fragte der Feldwebel, auf der Schwelle der Wachstube erscheinend.

„Ich möchte wissen," hub Albrecht an, „was der Namenszug da auf den Patrontaschen bedeutet."

„Das bedeutet Cosimus der Zwanzigste."

„Cosimus der Zwanzigste . . . ich danke Euch, Feldwebel. Wart Ihr schon lange hier im Dienste?"

„So ein Zährle oder zwanzig!"

„Zwanzig Jahre . . . und wißt Ihr, ob vor der Zeit Euer Serenissimus . . ."

In diesem Augenblick wurden die beiden Kriegsmänner von einer plötzlichen Aufregung ergriffen, die Albrecht hinderte, seine Frage zu enden. Die Schildwache eilte mit langen Schritten, sich neben die Thüre der Wache strack und stramm aufzustellen. Der Feldwebel eilte eben dahin — der Mann auf dem Posten erhob ein ganz entsetzliches, an den alten Mauern wiederhallendes Gebrüll:

„Wache . . ."

Das „heraus", welches er folgen lassen wollte, wurde aber kurz abgeschnitten durch eine gebietende Handbewegung, welche eine schmale Hand und ein graziös erhobener Arm machten — die Hand nämlich und der Arm Aglaë's, der jungen Gräfin, welche in diesem Augenblicke in ihrem Jagdcostüme, den Büchsenspanner, der der Anklager Albrecht's geworden, hinter sich, in den Schloßhof trat. Sie wehrte entschieden und, wie es schien, etwas mißmuthig die ihr zugedachten militärischen Honneurs ab und wandte sich einem Theile des Gebäudes zu, den sie nicht erreichen konnte, ohne ziemlich dicht an dem Fenster vorüber zu gehen, in welchem Albrecht lag.

Albrecht's erste Bewegung war, sich rasch in den Hintergrund seines Gefangenzelle zurück zu ziehen — es war ihm in der ganzen Welt nichts unangenehmer, als von der jungen Gräfin in seiner demüthigen Situation erblickt zu werden. Dieser ersten Bewegung aber folgte der Gedanke, daß, wenn er so glücklich sein könne, nur ein paar Worte mit der jungen Dame zu wechseln, es ihm vielleicht gelinge, ihre Vermittlung zu gewinnen, um aus eben dieser demüthigen Lage heraus zu kommen. Deshalb blieb er, wo er war, und als er sah, daß Aglaë, während sie an ihm vorüberging, einen raschen Blick auf ihn warf, sagte er:

„Meine gnädigste Comtesse, würden Sie, wenn ein Graf Albrecht von Werdensels Sie ersuchte, ihm eine Audienz zu gewähren, diese Bitte abschlagen?"

„Graf Albrecht von Werdensels?" fragte sie erstaunt stehen bleibend.

„Das ist mein Name," versetzte er mit einer leichten Verbeugung.

„Und Sie wünschen mich zu sprechen?"

„Es ist der heißeste Wunsch meines Herzens, natürlich aber eine Audienz, die nicht durch dies Sprachgitter hier geführt würde und nicht Ew. Erlaucht zwänge, in einer Ihrer unziemlichen Situation zu verharren."

Sie schien einen Augenblick nachzudenken.

„Sind Sie wirklich . . ." begann sie dann.

„Der jüngere Sohn des Grafen Gebhard von Werdensels," unterbrach er mit einer so sichern und vornehmen Haltung, daß Aglaë seinen Zweifel mehr in sich aufsteigen fühlte und dem Feldwebel winkte.

„Der Herr," sagte sie diesem, „verlangt mich zu sprechen, führ Er ihn nach oben in meine Zimmer."

„Erlaucht, ich bin für den Mann verantwortlich," versetzte der Feldwebel, die Hand an der Blechmütze.

„Ich befehl's Ihm," entgegnete die junge Dame sehr entschieden, „auch kann Er im Vorzimmer bleiben."

Damit wandte sie ihm wie dem Gefangenen den Rücken und schritt auf die nächste Thüre zu, die über eine kleine Treppe in das Innere des Schlosses führte. Nach fünf Minuten stand der Graf von Werdensels in einem kleinen, altfränkischen, mit schweren und massiven Möbeln besetzten Gemach. Er hatte Zeit sich darin umzusehen, denn es dauerte eine Weile, bis die junge Gräfin, gefolgt von einer alten, duenaähnlich aussehenden Dame in breiten Puschen und hohem gepuderten Toupe durch eine weit offen gerissene Flügelthüre eintrat.

„Was haben Sie mir zu sagen?" fragte die Gräfin, an einem Tische stehen bleibend, wie um anzudeuten, daß sie der Audienz keine lange Dauer wünsche, oder vielleicht auch um der Nothwendigkeit überhoben zu sein, auch Albrecht zum Sitzen einzuladen.

„Meine gnädigste Erlaucht," sagte Albrecht mit einer Verwirrung, die ihn jetzt zum zweiten Male bei dem Anblick der schönen Gräfin überkam, „ich weiß in der That nicht, wie ich beginnen soll. Wenn ich in diesem Augenblicke meine ganze kühle Ruhe und Geistesgegenwart hätte, so würde ich vor Allem zuerst davon reden, daß ich Ihre gütige Vermittlung in Anspruch nehme, um sofort aus einer Gefangenschaft befreit zu werden, die, gegen eine Person meines Ranges und meiner Herkunft verhängt, eine schwere Rechtsverletzung ist. Ich bin auf einer Reise nach Wien begriffen, bin mit Empfehlungsschreiben an den Reichsvicekanzler ausgerüstet und würde unmittelbar beim Kaiser Beschwerde erheben, wenn mir nicht Genugthuung gewährt würde. Aber Alles das liegt mir in diesem Augenblicke nicht am Herzen . . ."

„Und was liegt Ihnen denn am Herzen, mein Herr Graf?" unterbrach ihn Aglaë mit einem kalten und fast ironischen Tone, unter welchem sie doch eine große Verlegenheit und innere Bewegung nicht ganz zu verbergen vermochte.

„Am allermeisten das," antwortete Albrecht, „vor Ihnen einen thörichten Paragraphenreich zu entschuldigen, den ich zwar nicht begangen habe . . ."

„Sie haben ihn nicht begangen?" rief Aglaë lebhaft aus.

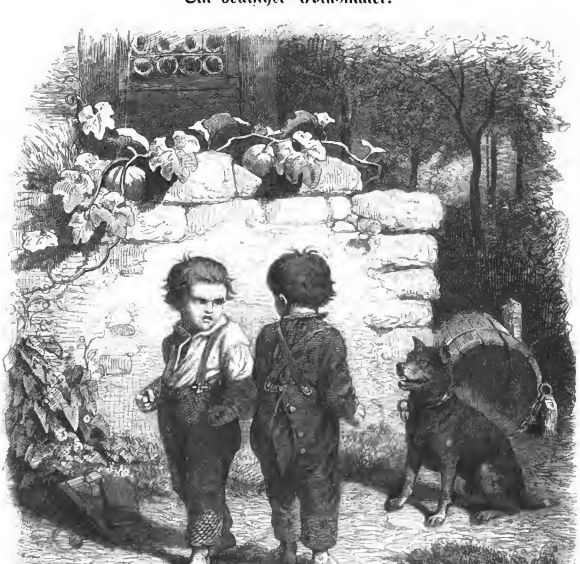
„Nein, es hat ihn ein Anderer ausgeführt, der Zeit hatte zu entfliehen, während ich von Ihrem Anblick gefesselt stand und unter Ihren Augen zu stehen meiner unwürdig hielt . . . aber ich nehme die volle Verantwortlichkeit für das, was geschehen ist, auf mich!"

„Nun, dann werden Sie auch keine Ursache haben, sich zu beschweren," fiel Aglaë ein.

„Ich wollte ja eben bemerken, daß ich in diesem Augenblicke weit weniger an eine Beschwerde denke, als an die Hoffnung, in Ihren Augen etwas gerechtfertigter und Ihrer Achtung werther dazustehen, wenn Sie mich angehört haben. Es ist mir unerträglich, Ihnen als ein Mensch ohne Besonnenheit und Vernunft zu erscheinen, als ein Abenteurer vielleicht, der sich durch seinen Leichtsinn in eine lächerliche Situation gebracht hat — ja, in eine wirklich lächerliche — die schlimmste von allen . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Volksmaler.



X A. v. R. Brentano — Düsseldorf.

Schlage 'mal her!
Originalzeichnung von E. E. Böttcher.

Ein deutscher Volksmaler — so nennen wir unsern E. E. Böttcher. Nachdem durch Männer wie Salzmann, Gellert, R. Z. Becker, Zschokke, Hebel, Auerbach, A. Bernstein u. A. die Würde eines deutschen Volksschriftstellers auf eine hohe Stufe der Achtung im Volke erhoben ist, und besonders seitdem das „Volk" selbst diesen einst durch die sogen. Leute „von Geburt" so geschändeten Begriff wieder zu Ehren gebracht hat, wird auch die deutsche Künstlerwelt uns nicht mehr zürnen, wenn wir als den Nächsten an der Seite des Volksschriftstellers den Volksmaler erkennen. Beide, der Schriftsteller wie der bildende Künstler des Volks, arbeiten an derselben Aufgabe: dem Volke sein eigenes Bild vorzuführen, in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, in seiner öffentlichen und geselligen Bewegung, wie in seinem Familienleben. Beider Streben ist, mit dem Griffel der Wahrheit dem Volke das Schöne, Edle, Gute in seinem eigenen Wesen vorzuzeichnen und in ihm den rechten Abscheu vor dem Gegentheil von dem Allen zu erregen. Beide verfolgten dasselbe Ziel, so lange auch Jeder seinen eigenen Weg ging; erst die Gegenwart hat ihnen jedoch eine gemeinsame Bahn angewiesen in der illustrirten Volksliteratur.

Es ist zwar nicht immer erforderlich, aber es ist häufig, daß diese schreibenden, dichtenden und bildenden Männer des Volks auch aus den Reihen desselben, ja selbst aus der Armuth stammen und durch eigene Kraft und etwas Glück die Höhe im Leben errungen haben, von der aus sie wieder zurückwirken auf die Schichten ihres Ursprungs. Letztere Schule ist offenbar eine gute, wenn auch eine harte, denn es ist doch wohl Etwas daran, daß derjenige, welcher selbst barfuß lief, am besten weiß, wie das thut und ist.

Aus dieser Schule ging auch Böttcher hervor. Sein Geburtsort ist das Dorf Imgenbroich auf der hohen Veen, im Regierungsbezirk Aachen, sein Geburtstag war der 9. December des Jahres 1818 und er selbst das zwölfte Kind seiner Eltern, die dann noch fünf Mal taufen lassen mußten. Für solch reichen Himmelssegen erwies sich jedoch ihr irdisches Gut als zu gering; die Tuchfabrik des Vaters konnte die steigenden Bedürfnisse der Familie nicht aufbringen, er verkaufte sein gesammtes Anwesen in Imgenbroich und zog nach Württemberg, wo ihm bei Heidenheim die Leitung einer Fabrik übergeben wurde.

Hier führte die Kunst dem armen Knaben das erste [illegible]

Daß schon in früher Jugend seine Darstellungsgabe mit Griffel und Stift Befriedigung suchte, ist nichts Ungewöhnliches; seine Versuche hatten jedoch in seinem Familienkreise wohl kaum die entsprechende Beachtung gefunden. Da kamen einige seiner Skizzen und Zeichnungen nach der Natur einer menschenfreundlichen Dilettantin vor Augen, einer Frau Zoepritz (geb. v. Hartmann aus Stuttgart), die dem jungen Talent ihre Unterstützung anbot: der strebende Knabe sollte bei ihr Unterweisung im freien Handzeichnen genießen. Noch heute erzählt Böttcher mit Freude, wie jenes Anerbieten ihn in solche Aufregung versetzt habe, daß er dadurch mehrere Nächte um seinen Schlaf gekommen sei.

Gleichwohl stand es um seine Künstlerlaufbahn noch immer schlimm genug. Um seinen Eltern die schwere Sorgenlast zu erleichtern, nahm er nach seinem Austritt aus der Schule einen Schreiberdienst bei dem Gerichtsnotar in Heidenheim an; seine karge Einnahme vermehrte er durch Unterrichtertheilen im Französischen, das ihm von Haus aus geläufig war, und endlich malte er von ihm selbst erfundene Wappen für Jedermann, Stück für Stück zu sechs Kreuzer. Namentlich aus der letztern Einnahme erschwang er sich nach und nach ein Ersparniß von fast vierzig Gulden. Diese Summe in der Tasche und fünfzehn Jahre im Rücken, da war die Welt sein und er entschlossen, in ihr sein besonderes Glück zu suchen. Sein nächstes Ziel war Stuttgart, wohin die für ihn nur halb entschleierten Geheimnisse der Lithographie ihn lockten.

Trotz der Abmahnungen seines Vaters und der Frau Zoepritz führte er seinen Vorsatz aus. Durch die Empfehlungen des Geheimraths v. Hartmann, des Vaters seiner Wohlthäterin in Heidenheim, fand er Beschäftigung für die Georg Ebner'sche Kunst- und Verlagshandlung, er illuminirte, lithographirte, zeichnete Portraits, das Stück zu 24 Kreuzer, wie es eben kam, und besuchte nebenbei noch die Kunstschule. Hier übte er Hand und Auge nach der Antike und dem lebenden Modell und fand an dem Director Sammter, sowie an den Professoren Seibert humane Förderer seines Talents.

Das Jahr 1838 rief ihn in seine preußische Heimath zurück, um der Militärpflicht Genüge zu leisten. In Düsseldorf machte er sein Examen zum freiwilligen einjährigen Dienst, den er jedoch erst im Jahre 1841 antreten hatte. Die Zwischenzeit benutzte er zu lithographischen Arbeiten, sowie zum Portraitiren. Erst im Jahre 1844, beinahe sechsundzwanzig Jahre alt, bezog er die Akademie, mit dem Entschluß, sich fortan vorzugsweise dem Genre zu widmen, und er that dies mit raschem Erfolge. Den Anfänger, den wir damals 1844 in der zweiten Malclasse des Professors Theodor Hildebrandt sahen, finden wir schon 1847 als Schüler Schadow's in der Meisterclasse. Er gehört nun längst zu den besten Künstlern der Düsseldorfer Schule.

Auch als Menschen hat ihn das Glück liebgewonnen; eine glückliche Ehe tritt ihm mit ihren reizenden Bildern entgegen, so oft er die eigenen auf der Staffelei verläßt.

Auf diese letzteren werfen wir nun noch einen besondern Blick. Man erkennt in ihnen einen vorherrschend idyllischen Charakter, weil Böttcher seine Volksscenen meist in die freie Natur verlegt, und zwar am liebsten in die des Rheins und der Lahn, des Taunus und des Schwarzwalds. Seine ersten Bilder zeigen uns nur Gruppen von wenigen Figuren, wie „den Invaliden mit seinem Führer" (Eigenthum des rheinischen Kunstvereins), „Kinder in einem Korbe", eine „Heimkehr vom Felde", die Entlassung eines Gefangenen aus dem Kerker" (der damaligen „sesialen" Richtung der Düsseldorfer Kunst zugehörig), „die Mutter mit dem Kinde, mit dem Hofhahn spielend", „die Mutter an der Wiege des Säuglings", „ein junges Ehepaar vor der Hausthür, mit seinem Knaben sofend", „der Bursch am Fenster seiner Geliebten", „Kinder, auf einem Schubkarren durch den Wald fahrend", Alles zu herzen ansprechenden Gegenstände. Gerade diese verleihen aber auch seinen späteren größeren und umfangreicheren Compositionen ihren fesselnden Reiz. Wir erinnern an „Rheinische Dorfjugend", die in einem Bauern-gehöfte „Fuhrmanns" spielt, ferner die „Heimkehr vom Schulfeste", den Schulmeister mit der Flöte an der Spitze, ein Bild voll volksthümlichen Humors, einen „Abend im Schwarzwald", und auch sein „Abend nach der Schlacht" (ein graubärtiger Krieger und die Marketenderin vor der Leiche eines jungen Gardisten, vom Mond beleuchtet) gehört hierher; ebenso der „Rheinische Erntezug", der zuerst als Aquarell in dem bekannten Rheinlandsalbum für den Prinzen und die Prinzessin von Preußen erschien, „die Heuernte", die auf der Brüsseler Ausstellung besonders hervorgehoben wurde, und „der Abend am Rhein", der durch die Illustrirte Zeitung (Nr. 899) weitere Verbreitung fand.

Eine der jüngsten seiner liebenswürdigen Gaben, den Knabenzwist, theilen wir als eine Probe von des Meisters Griffel hier mit. Wir haben Spielgenossen vor uns, die aus der Schule kommen. Dafür zeugt am Boden das Buch und die Schiefertafel mit dem Schwamm an der Schnur. Sie waren gut mit einander auf dem ganzen Wege, der Unfriede ist plötzlich ausgebrochen, und zwar augenscheinlich vor der Wohnung desjenigen der kleinen Helden, bei dem wir, wie der Thüringer Volkswitz sagt, den „großen Herrn" hinten heraus hängen sehen. Er ist offenbar der Schwächere, aber er steht unter dem Schutze des Suttans, der in sichtlicher Freude am Scandal seine drohenden Blicke gegen den andern Knaben schießt. Dieser erscheint als ein entschlossener Bursche, der gewohnt ist, sich selbst zu helfen; dafür spricht wenigstens der Pflock, mit dem er sinnreich einen abgerissenen Knopf für den Hosenträger ersetzt hat. Auch läßt seine Haltung auf die Lust zum Angriff schließen, während der Andere mehr auf die Defensive angewiesen zu sein scheint. — Ständen sie auf der Mensur, es erwartete Jedermann jetzt das Commandowort: „Los!" — Man möchte gar gern sehen, wie der Kampf beginnt und wie die Intervention des Suttans ausfällt; — aber unser Warten hilft nichts, es bleibt auch auf unserm Bilde bei der Kriegsbereitschaft, die Jungen beharren beim Princip der freien Faust, und der arme Suttan hat das Zusehen, wie wir.

F. H.

Aus den Zeiten der schweren Noth.

Nr. 5.

Buchhändler Palm.

Von Th. Oelckers.

(Schluß.)

Am 9. August traf Palm von München in Nürnberg ein. Mancher Warnungen ungeachtet hielt er sich für sicher. Aus den Zeitungen erfuhr er indeß die Verhaftung des Augsburger Buchhändlers und begab sich auf Zureden der Seinigen zu seinem Oheim und ehemaligen Lehrherrn nach Erlangen, welches damals noch preußisch war. Aber schon nach einigen Tagen trieb ihn die Sorge um seine Familie und um sein Geschäft nach Nürnberg zurück. Inzwischen hatte der dort commandirende französische General Frère von Paris den Befehl erhalten, Palm zu verhaften. Dieser fand jetzt für gut, sich in seinem Hause verborgen zu halten. Man bediente sich einer List, um zu erfahren, ob er anwesend sei. Es erschien in seinem Buchladen ein zerlumpt gekleideter Junge, der ein von etlichen angesehenen Bürgern unterzeichnetes Attest vorwies, auf Grund dessen er um Unterstützung für seine Mutter, eine arme Soldatenwittwe, bettelte. Er bat, Herrn Palm, von dem er schon früher bescheukt worden, persönlich sprechen zu dürfen. Der Commis ging mit dem Attest ein einem der oberen Zimmer des Hauses, wo sich sein Herr versteckt hielt, theilte diesem das Verlangen des Jungen mit, und argles ließ Palm denselben kommen, sah sein Attest an und beschenkte ihn. Kaum war der Junge fort, als zwei französische Gensd'armen im Buchladen erschienen, welche der Bettler von Palm's Anwesenheit unterrichtet hatte. Ohne sich mit Fragen aufzuhalten, verstigen sie sich sogleich in das ihnen schon bezeichnete zweite Stockwerk des Hauses und betraten Palm's Zimmer mit der Aufforderung, sich anzukleiden und mit ihnen zum commandirenden General zu kommen.

Palm's Verhaftung erregte ungeheueres Aufsehen in der Stadt.

Daß aber ein fremder General anstatt der Ortsbehörde den Richter zu spielen sich anmaßen durfte, war eben auch ein Merkmal von Deutschlands tiefer Erniedrigung. General Frère ließ Palm vorführen und durch einen Dolmetscher über die durch seine Buchhandlung versendete Flugschrift befragen. Palm erwiderte, daß er die Schrift von auswärts, von ihm unbekannter Hand erhalten und laut der Adresse versandt habe, wie dies im Buchhandel häufig vorkomme. Die französische Untersuchungsbehörde schenkte der Aussage Palm's, auf welcher er beharrlich bis an sein Ende blieb, wenig Glauben. Uebrigens war, wie es in sogenannten politischen Processen so häufig der Fall ist, das Urtheil schon vor der Untersuchung fertig und die letztere nichts weiter als eine Form. Da kein weiteres Geständniß von Seiten Palm's erfolgte, erklärte ihm der General, er habe so lange Hausarrest, bis er gestehen werde, woher er die Schrift erhalten. Alle Räume des Hauses der Stein'schen Buchhandlung wurden jetzt untersucht, und Palm, der unter der Ueberwachung der Gensd'armen zunächst dorthin gebracht worden war, wurde unter dem Vorwande, daß das Haus nicht Sicherheit genug biete, auf das Rathhaus geführt.

Es galt, den Deutschen ein abschreckendes Beispiel zu zeigen, doch fand die Tyrannei gerathen, den Gewaltstreich mit dem Scheine gesetzlicher Formen zu umgeben, wie es in derartigen Fällen auch anderwärts üblich ist. Nachdem der gefangene Palm eine Nacht auf dem Rathhause zugebracht, führten ihn die Gensd'armen am 15. August wieder in seine Wohnung, und man befahl seiner kranken Frau, eine Chaise zu besorgen, da Palm nach Ansbach zu dem im dortigen Schlosse wohnenden Marschall Bernadotte gebracht werden müsse. Dem Befehl mußte gehorcht werden, und mit Mühe setzten die Gattin des Verhafteten und dessen Freunde es durch, daß denselben ein angesehener Rechtsgelehrter nach Ansbach begleiten durfte. Mit diesem und zwei Gensd'armen fuhr er dorthin. Noch war er der besten Zuversicht voll und glaubte, man werde ihm wenig anhaben können. Zu Ansbach angelangt, verlangte Palm's Begleiter Gehör bei Bernadotte für den Gefangenen, erfuhr aber von dem diensthuenden Adjutanten, „eine Audienz werde Palm nicht gewährt, die Verhaftung sei auf unmittelbaren Befehl des Kaisers von Paris aus erfolgt." Man eröffnete dies Palm in seinem Gefängnisse zugleich mit der Kunde, daß er abgeliefert werden solle, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden; könne er keinen Wagen bezahlen, so werde man ihn zu Fuß abführen. Der rechtskundige Begleiter sorgte für das nöthige Reisegeld und gab dem Gefangenen alle möglichen tröstenden Zusicherungen.

Palm's Gattin, welche glaubte, man habe denselben nach München geschafft, that Alles für ihn, was in ihren Kräften stand. Sie schickte Kleidungsstücke und Geld nach München, denn in Nürnberg hatte man Palm nicht die Zeit gelassen, das Nothwendigste mitzunehmen. Sie richtete eine Vorstellung an den französischen Gesandten Otto in München und eine Bittschrift an den Marschall Berthier, aber beide Schreiben blieben ohne Antwort und ohne Erfolg.

Man führte Palm nach der noch von den Franzosen besetzten Festung Braunau, wo im Gasthause zum weißen Falken die Sitzungen des außerordentlichen Kriegsgerichts abgehalten wurden. Sieben französische Obersten bildeten dieses Gericht, und Referent oder vielmehr Ankläger war General Binot. Am 22. August kam Palm in Braunau an, wohin man auch bereits den ebenso wie Palm am 15. verhafteten Weinhändler Schoderer gebracht hatte. Für diesen verwendete sich ein Freund, der damalige Polizeikanzlist Kremer von Donauwörth, auf das Energischste und unterstützte ebenso das Verlangen Palm's, der am 24. und 25. in's Verhör kam, daß man ihm einen Vertheidiger geben möchte. Der von Schoderer erwählte Vertheidiger stellte sich nicht ein, doch fand ihm der für ihn rastlos thätige Kremer zur Seite. Der von Palm verlangte Vertheidiger konnte in der gegebenen kurzen Frist von Nürnberg nicht eintreffen, das Kriegsgericht fand nicht für gut, ihm einen solchen zu bestellen, und so blieb er ohne Vertheidigung, und es war freche Lüge, wenn man in dem später veröffentlichten „Urtheile" sagte, Palm habe bei seinen zwei Verhören einen Vertheidiger gehabt. Thatsächlich war das freilich höchst gleichgültig, da ja den Richtern schon vor der Untersuchung befohlen war, den Angeklagten zu verurtheilen.

Palm und Schoderer waren von sechs Angeklagten die Einzigen, die das Kriegsgericht in seine Gewalt bekommen hatte. Die vier Andern, die sich der Gefangennahme durch die Flucht entzogen hatten, waren: Merkel, Gastwirth zu Neckarsulm (in seinem Besitze hatte man eine Caricatur gefunden, die den Franzosenkaiser darstellte, wie er in einer sehr natürlichen, aber nicht für anständig geltenden Position Fürsten machte; Merkel wurde einen Tag nach Palm's Tode nach Braunau geschafft, aber nach kurzer Haft wieder entlassen); ferner Jenisch, der schon erwähnte Commis der Stage'schen Buchhandlung in Augsburg; Kupfer, Buchdrucker und Buchhändler zu Wien, und Eurich, Buchhändler zu Linz (die beiden Letztgenannten waren Verleger und Verbreiter der „Genealogie der kaiserlichen Majestäten und Hoheiten", die man bei Schoderer und Merkel gefunden hatte). Es versteht sich, daß alle sechs Angeklagten schuldig befunden und verurtheilt wurden, und die Beiden, die das Gericht in seiner Gewalt hatte, sollten 24 Stunden nach erfolgtem Urtheile hingerichtet werden. Dieses am 25. August gefällte Urtheil wurde in's Deutsche übersetzt und in beiden Sprachen durch den Druck veröffentlicht.

Unmittelbar nach dem zweiten Verhöre Palm's und nachdem er in sein Gefängniß zurückgeführt war, verurtheilte ihn wie die andern Angeklagten die außerordentliche Militaircommission zur Todesstrafe. Er hatte davon noch keine Ahnung, er glaubte sich sehr gut vertheidigt zu haben und erwachte des andern Tages (26. August) guten Muthes in seinem Kerker, den er im Laufe der nächsten Stunden frei verlassen zu dürfen hoffte. Um halb elf Uhr Vormittags öffnete sich in der That der mit doppelten Thüren und dreifachen Schlössern verwahrte und wohlbewachte Kerker, und man hieß den Gefangenen in das anstoßende Höfchen treten. Aber er sollte hier nicht, wie er erwartete, die Kunde seiner Entlassung, sondern das Urtheil des Kriegsgerichts anhören, das ein dazu befohlener Kanzlist des Stadtmagistrats mit zitternder Stimme ablas. Palm vernahm, daß er nach drei Stunden erschossen werden sollte.

Zwei Geistliche — Pfäfel und Gropp — beide glücklicherweise würdige Männer, die man zu Palm ließ, um ihm zum Tode vorzubereiten, erleichterten durch ihre Theilnahme dem Verurtheilten die letzten Augenblicke, in denen sein Verhalten übrigens ein durchaus würdiges und edles war. Auf Zureden dieser Geistlichen entschloß er sich, im Gefängnisse noch ein Abschiedswort an die Seinigen zu schreiben. Dieser Brief lautete:

„Herzens-Schatz! Herzlich geliebte Kinder!

Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen, urtheilte mein hiesiges Militairgericht über mich, nachdem ich nur zwei Verhöre hatte und gefragt wurde: ob ich politische Schriften verbreitet hätte; ich sagte, was ich wußte, daß höchstens nur per Spedition zufälligerweise dergleichen könnte versandt worden sein, aber nicht mit meinem Willen und Wissen.

Auf dies richtete man mich mit vom Leben zum Tode ohne Defensor. Ich bat mir dazu — aus, welcher aber nicht erschien; indessen vor Gott wird er mir erscheinen.

Dir, Hausfrau, sage tausend Dank für Deine Liebe, tröste Dich mit Gott und vergesse mich nicht.

Ich habe auf der Erde nun nichts zu sagen, aber dort deste mehr. Lebe wohl, Du und Deine Kinder, Gott segne Dich und sie.

Empfehle mich dem Herrn und der Frau Schwägerin und allen Freunden, denen ich für ihre Güte und Liebe danke.

Nochmals lebe wohl. Dort sehen wir uns wieder!

Dein herzlicher Gatte und meiner Kinder Vater
Joh. Phil. Palm.

Braunau im Gefängnisse, am 26. August 1806. Eine Stunde vor meinem Ende."

Es ist, wie gesagt, kaum zweifelhaft, daß Palm der Verleger der Broschüre „Deutschland" war, und wenn er dies noch in der Stunde seines Todes feierlich in Abrede stellt, so liegt die Erklärung nahe: er wollte die Ueberlebenden schonen, die er durch ein offenes Geständniß noch immer gefährdet haben würde.

Schoderer kam mit einer kurzen Haft davon. Theils die eifrigen Bemühungen seines Freundes, theils auch wohl der Umstand, daß man mit einem einzigen Opfer schon die gewünschte Wirkung zu erzielen hoffte, retteten ihn. Bezüglich Palm's blieb jede Anstrengung vergebens; umsonst begaben sich die angesehensten Frauen Braunau's mit ihren kleinen Kindern zum Festungscommandanten St. Hilaire und flehten um Gnade; man berief

auf den Befehl des Kaisers, der allein begnadigen könne; nicht einmal ein Aufschub der Hinrichtung wurde erlangt. Während sie dem Urtheile zufolge erst nach 24 Stunden stattfinden sollte, beschleunigte sie General Binot, einer der diensteifrigsten Henkersknechte, vielmehr gefliſſentlich und ließ seinem Opfer nur eine dreistündige Frist.

In der Festung hatte man, aus Furcht vor einer Volkserhebung, die Besatzung mit scharfgeladenem Gewehr ausrücken lassen, auf den Wällen standen die Artilleristen mit brennender Lunte neben den Kanonen. Im Gefängnisse befanden sich bei Palm noch die beiden Geistlichen. Es war 2 Uhr Nachmittags, als man an die Gefängnißthür klopfte und fragte, ob der Verurtheilte bereit sei. Die Geistlichen wollten ihn bereden, sich noch durch irgend eine Labung zu stärken, aber der Märtyrer fühlte sich für die wenigen Augenblicke und im Bewußtsein seiner guten Sache stark genug und erklärte, „er wolle den Tod als sein Abendmahl empfangen."

Die Thür öffnet sich, und Palm tritt hinaus in den hellen Sonnenschein, wo die Schergen seiner harren. Es ist Befehl gegeben, ihn zu binden. Das Gefühl des Gefangenen empört sich über diese schnöde Behandlung, er vergißt auf einen Augenblick, daß ja doch er als Sieger in der Mitte dieser elenden Knechte steht. Einer der Geistlichen eilt zum Major Güß, der mit der Execution beauftragt war, und fleht, einen Mann wie Palm mit dieser Schmach zu verschonen. Aber der gehorsame, willenlose Kriegsknecht wagt von dem erhaltenen Befehle nicht abzugehen. Jetzt bietet der Gefangene seine Hände ruhig dar, aber in der ganzen Umgebung findet sich Niemand, der den Auftrag übernehmen will. Da drängt sich ein französischer Soldat herbei, lehnt sein Gewehr an die Wand und beginnt den Henkerdienst mit größtem Eifer.

Ein Leiterwagen mit Ochsen bespannt, mit einem Brete zum Sitzen quer über den Leitern, harrt des Verurtheilten. Palm erklärt, zu Fuß gehen zu wollen. Auch dieser Wunsch wird nicht erfüllt, und er besteigt in Begleitung der zwei Geistlichen den Wagen. Halb drei Uhr setzt sich der Zug in Bewegung. Voran die ganze Militairmusik, hinter ihr eine Schwadron mit Gewehr und blanken Säbel, neben dem Wagen zu beiden Seiten sechs Grenadiere mit aufgepflanzten Bajonneten und desgleichen links und rechts dicht am Wagen noch zwei Soldaten, die den Gebundenen jeder mit einem Stricke halten. Hinter dem Wagen schließt sich eine zweite Schwadron an. So bewegt sich der Zug inmitten einer von allen Seiten zusammengeströmten Volksmenge nach dem Richtplatze. In der Nähe des letzteren äußert Palm, er wolle eine Rede an das Volk halten; aber seine Begleiter erinnern ihn, daß der Versuch vergeblich sein und Seitens der Franzosen jedes seiner Worte sicherlich sogleich durch Trommelwirbel übertäubt werden würde. Auf dem sogenannten Glacis vor dem Salzburger Thore bildet die französische Besatzung ein Viereck, dessen eine der Stadt zugekehrte Seite offen bleibt. Dorthin sollen die Schüsse fallen. Palm steigt vom Wagen, er will mit offenen Augen dem Tode entgegen sehen, willigt aber auf die Bitte der Geistlichen ein, sie sich verbinden zu lassen. Er nimmt Abschied von seinen tieferschütterten Begleitern und kniet auf Befehl auf den Boden nieder. Kaum sind die Geistlichen einige Schritte von ihm entfernt, als der Commandorus erfolgt. Wie häufig in solchen Fällen, fehlt auch hier den unglücklichen Werkzeugen des Mordes die feste Hand. Sechs Soldaten feuern, treffen Palm aber nicht zum Tode. Er ist niedergesunken, aber man hört ihn laut ächzen. Drei andere Soldaten treten vor, feuern und fehlen gleichfalls. Palm ist still geworden, aber der eine Geistliche bemerkt, daß er noch athmet, und ruft mit lauter Stimme dem Major zu: „Was ist das? der Unglückliche lebt noch, machen Sie seinen Leiden ein Ende!" Alle Naheſtehenden schreien laut auf und weinen, während zwei Soldaten hinzulaufen, ihre Gewehre an die Schläfe des am Boden liegenden Opfers setzen und ihm den Kopf zerschmettern, daß das Gehirn umherspritzt.

Verstimmt und stumm marschirten die sonst so geschwätzigen Franzosen nach der Stadt zurück, aber in ihren Quartieren sprachen sich die meisten laut gegen die Hinrichtung aus, und der zur Execution commandirte Hauptmann äußerte, er wolle lieber quittiren, als noch einmal eine solche Execution übernehmen.

Palm's Leichnam hatte auf dem Richtplatze eingescharrt werden sollen, aber der Magistrat von Braunau trug Sorge, ihn auf dem Kirchhofe beerdigen zu lassen, wo die Kinder des Ermordeten ihm später ein Denkmal setzen ließen.

Das Schicksal des Hingeopferten erregte in ganz Europa die wärmste Theilnahme; nicht nur in vielen deutschen Städten, auch in England, in Rußland veranstaltete man Geldsammlungen für die Familie; dies war indeß der geringste Erfolg seines Märtyrerthums — Tausende, die bis dahin die Erniedrigung noch stumpfsinnig ertragen hatten, fühlten sich aufgerüttelt, während ihnen die Schamröthe über Deutschlands Schmach in's Gesicht stieg, und der Tod eines einzigen schlichten Mannes hatte für Napoleon den Werth einer Niederlage, nicht einer solchen, die sich durch einen glänzenden Sieg auf dem Schlachtfelde wieder gut machen läßt, sondern einer fortwirkenden, nachhaltigen Niederlage, die unausbleiblich zum Untergang führt. Eine armselige Schrift war unterdrückt worden und hatte ihren Zweck verfehlt; aber ihre unberechnete Folge, die Ermordung ihres Verbreiters, half Napoleon schlagen, denn Palm's vergessenes Blut sprach beredter als hundert begeisterte Schriften, und auch hier sollte es sich bewähren, daß jeder in einer gerechten Sache Unterliegende nur scheinbar unterliegt und daß jede Märtyrerkrone zugleich eine Siegerkrone ist.

Ein deutscher Erfinder.

Am Strande der Ostsee lehnte im Jahre 1849 ein Kanonier sinnend auf seinem Stück. Er blickte finster in sich, denn er suchte nach einem neuen Mittel zur Vertilgung des übermüthigen Feindes. „Hund und Fisch" lagen im Kampfe, und der Fisch behielt die Oberhand. Die Kugeln der unerreichbaren feindlichen Schiffe hatten arg in den Reihen der heimischen Kämpfer gewüthet. Aber trotzdem die erste junge deutsche Flotte des Jahrhunderts damals noch nicht dem Hammer des Bundestags verfallen war, konnte sie den Truppen an diesem Strande keine Hülfe gewähren.

Eben sandte der Kanonier einen Blick des Zornes zum Meere, da sprang unfern von ihm ein Seehund in die Fluth. Mit diesem Sprung war ein Geistesblitz durch ein Haupt gefahren; der Kanonier war zum Erfinder geworden. Tag und Nacht sann und zeichnete und schnitzte er, nicht achtend der Spötteleien der Cameraden und des vornehmen Kopfschüttelns der Seeleute, bis ihm das Modell zu einem Boote gelungen war, mit dem er in die Tiefe der See tauchen und unter den Wogen sich frei bewegen wollte, um gegen den Feind einen unterseeischen Minenkrieg zu beginnen. Die Liebe zu seinen Waffenbrüdern, die Ehre des Vaterlandes, der Haß gegen den Feind waren die Sporen zu seiner Erfindung gewesen, ihr erster und einziger Zweck konnte nichts Anderes sein, als die Vernichtung der feindlichen Flotte.

Nicht eine Regierung nahm sich der Erfindung an, sondern des Erfinders Waffengenossen, zu denen all die Fürsten und Prinzen, welche der Patriotismus eines sogenannten „tollen Jahres" zu einem „meerumschlungenen" Kriege begeistert hatte, damals schon nicht mehr gehörten, die Waffengefährten also steuerten eine Summe zusammen, welche nothdürftig hinreichte, um den ersten deutschen Brandtaucher in deutsche Salzfluth zu bringen.

Unter des Erfinders Leitung fügten die eisernen Wände des Boots sich in die ungefähre Gestalt eines Seehundsleibs. Mächtige Cylinder gaben die Lungen des Unthiers, ihr Ein- und Ausathmen bestimmter Wassermassen senkte oder hob das Fahrzeug; der Schwanz desselben bildete das durch vorstehende Hörner geschützte Steuer, und die Schraube, durch ein Tretrad in Bewegung gesetzt, befähigte es zum selbstständigen, von jeder Leitung vom Spiegel der See aus unabhängigen Laufe. Auch die Augen fehlten ihm nicht, starke Fenster der Deckwand gestatteten den Blick nach oben. Pumpen und Ventile führten zum Kiel, um es von Wasser zu entleeren, oder, wenn nöthig, damit zu füllen. Die Luke zum Ein- und Ausſteigen befand sich in der Nähe des Kopfes, vorn am Kopfe aber saß der Höllenrachen, die Pulvermine, zu welcher Guttaperchaarme aus dem Schiffe hervorragten.

So sollte der Bau vollendet werden; aber das Boot konnte

bei dem Mangel an Mitteln nur ein Werf der Noth sein, als es in einer schönen December-Mondnacht ins Wasser sprang und seinen ersten unterseeischen Lauf versuchte. Es war freilich noch ein unbeholfener Gang innerhalb des Hafens, aber dennoch hatte er den vollen Werth einer siegreichen That des deutschen Geistes, und es fehlte dieser That auch der äußere Erfolg nicht, denn kaum war die Kunde von dem gelungenen Sprunge des Unthiers zum Feinde vor dem Hafen gelangt, so eilte er mit vollen Segeln davon. Dieser Erfolg hätte wohl verdient, den Zopf des Vorurtheils von den Häuptern der Seeleute abzureißen. Dies geschah jedoch nicht, weil des Erfinders Zunftbrief nicht am Bord eines Schiffes, sondern am Lande auf einem Kanonenrohr geschrieben war und weil sein Elternhaus nicht nach dem Meere, sondern nach den Alpen schaute. Nicht der Feind, sondern das eigene Schiffsvolk nannte den unheimlichen Kampfgenossen den Teufel der See — und behandelte ihn auch so. — Doch — still davon, damit es die Nachkarn nicht hören! —

Noch war der Apparat nach des Erfinders Ueberzeugung nicht fähig, in einer größeren Tiefe, als von 27 bis 28 Fuß, dem Druck des Wassers zu widerstehen; es fehlten ihm außerdem die Cylinder, ein Mangel, der zur Anwendung von Eisenballast nöthigte, um die zum Sinken erforderliche Schwere zu erzielen; aber die maßgebenten Männer der Wissenschaft und des Fachs erkannten das Schiff als stark genug für eine Tiefe bis zu 100 Fuß. Hier konnte somit nur die Erfahrung als Schiedsrichter auftreten, und den Erfinder beseelte in der Begeisterung für sein großes Werk der volle Muth, das Wagniß einer solchen Erfahrung zu bestehen.

Diejenigen, welche die Widerstandsfähigkeit des Schiffs in solcher Tiefe so entschieden behaupteten, hielten sich gleichwohl nicht für moralisch verpflichtet, der Probefahrt selbst beizuwohnen.

Auf sich allein angewiesen, war der Erfinder entschlossen, auch allein das Werk seines Geistes zu bestehen. Nur zwei Männer, tüchtige Seemänner, die bisher immer treu zu ihm gestanden hatten, trennten sich auch jetzt nicht von ihm, wo eine augenscheinliche Gefahr ihnen bevorstand.

„Sie werden uns nicht mit Fleiß ertränken wollen," sagten sie — „und sollte ein Unglück über uns kommen, so wollen wir es redlich mit einander theilen."

Gestärkt von solchem Vertrauen einfacher Matrosen, bestieg mit ihnen der Meister sein schwarzes Boot. Noch einmal erhob er das Auge zum Himmel mit einem Blick, von dem Niemand sagen konnte, ob er betete, oder ob er Abschied nahm von allen Lieben.

Es war am ersten Februar 1850. Der Schlag der neunten Morgenstunde tönte vom Gestade herüber, da schloß sich die Luke über den drei Männern, das Schiff begann zu sinken und entschwand den Augen der Menge, die am Ufer und auf den Booten des Hafens dem Schauspiel zusah.

Wir aber begeben uns mit in das Schiff, wir vertrauen uns unter des Erfinders Führung selbst dem „Teufel der See" an.

Wir finden den Meister am Steuer und Witt und Thomsen, die treuen Matrosen, am Trettrade. Das Schiff dringt in der Fluth vorwärts bis zu einer Stelle, wo unter ihm die größte Tiefe des Hafens gähnt. Hier gebietet der Erfinder zu halten, er öffnet das Ventil nach dem Kielraume, und das Wasser dringt ein. Das Schiff sinkt tiefer und tiefer, an sechstausend Pfund der Salzfluth belasten es bereits, — da eilt plötzlich das Hintertheil des Brandtauchers voran, das Wasser schießt im Kielraum der Richtung nach, vergeblich schließt Meister Wilhelm (so nennen wir vor der Hand den Erfinder) rasch das Ventil, die gesammte Wassermasse im Innern drängt nach dem tieferen Hintertheil, ein unheimliches Zischen und Krachen beginnt, der Roheisenballast setzt sich in Bewegung und rutscht der Tiefe nach, endlich kommt das Schiff in eine der senkrechten immer näher tretende Stellung, Ballaststücke von hundert und anderthalb hundert Pfunden donnern an den drei Männern vorbei und drohen ihnen die Glieder zu zerschmettern. Fest angeklammert an die Rippen der Schiffswände hängen sie da, vom schauerlichen Augenblick übermannt, während das Boot tiefer und tiefer sinkt.

Da richtet der Meister den Blick nach dem Manometer, — er liest 27, 28, 29 Fuß Tiefe, — „Wenn das Boot jetzt nicht bricht, können wir uns retten!" — ruft er, und — wie Eis rinnt es ihm durch die Adern: mit mächtigem Knistern und Krachen biegt erst die linke Wand des Schiffs sich einwärts, dann auch die rechte, — und gleich einer teuflischen Foltermaschine rücken die Wände näher und näher, — die Trettäder, aus Gußeisen, sieben Fuß im Durchmesser groß, werden in Stücke zerdrückt, Eichenbalken zerknickt wie Zündhölzchen, Manometer und Pumpen zerstrengt — alle Schrecken der Todesnoth umringen die drei Männer.

Und tiefer und tiefer sinkt das Schiff.

„Was ist's? Witt, was ist's?"

Dem stieren Blick, der sträubenden Gebehrde des erstarrenden Mannes folgend, sieht der Meister noch über sich einen Haufen Eisenballast aufgeschichtet, der bis jetzt der Verlockung zum Rutschen in die Tiefe widerstanden, aber, nun das Schiff immer mehr zur Senkrechten hinneigt, plötzlich auf die drei Männer herabzustürzen droht. Ein Blick, und der Meister erkennt, daß hier in diesem Knäul geballt ihrer Aller Tod ruhe; da, mit aller Energie in höchster Gefahr, ein Schwung und Wurf des starken Körpers, und plötzlich stemmen sich seine Füße gegen die Rippen der Wandung, während er mit dem Rücken und den Armen gegen den wankenden Panzer drückt — fünf fürchterliche Stunden lang, denn nicht weniger als viertausend Pfund Eisen bewältigt so lange des einen Mannes äußerste Kraftanstrengung: dann stößt das Hintertheil auf den Grund der See, langsam legt das Schiff sich hin und streckt die Riesenglieder aus, ein Eisensarg Lebendigbegrabener.

Wer giebt das Leben aus, so lange der Geist noch wacht?

Kaum ist der Tod zum zweiten Male in wenigen Secunden an den Männern vorübergegangen, kaum gestattet die Ruhe des Schiffs das Rühren der Hände, so ist ihr erstes Bemühen, die horizontale Lage desselben durch das Ordnen des Ballastes zu sichern. Um eine möglichst gleichmäßige Vertheilung der Eisenstücke herbeizuführen, müssen sie jedes einzelne Stück durch Untertauchen ihres schweißtriefenden Körpers aus dem eisigen Wasser hervorholen, das bereits über Fuß hoch im Raume steht — eine entsetzliche Arbeit! — Und nun sie endlich vollbracht ist, und die Lebenslust mit der Hoffnung winkt, daß es möglich sei, das Leck-Wasser auszupumpen, die Lecke der eingebogenen Wandungen zu verstopfen und den Apparat wieder zu heben, — da sehen die unglücklichen Männer erst, was ihnen bis jetzt entgangen war: die Pumpen sind zerstört, die Brause der Hinterpumpe ist ganz abgesprengt! Alle Versuche des Pumpens sind vergeblich, vergeblich ist diese Hoffnung auf Rettung. Da fassen die Männer die Arme sinken, am Trettwerk stehen sie stumm beisammen, reichen sich die Hände und bieten einander das letzte Lebewohl. Sie fühlen den ungeheuren Schmerz, nun wirklich lebendig begraben zu sein.

Plötzlich leuchten wieder des Meisters Augen. „Wenn die Wand da oben einbricht, sind wir verloren; wenn sie hält, so öffnet sich uns noch ein Rettungsweg durch die Klappe. Aber merkt, Ihr Männer, jetzt ist es keiner Menschenkraft möglich, die Luke zu öffnen, weil das Wasser mit einem Drucke von wenigstens vierthalbtausend Pfund auf ihr lastet. Aber die Natur selbst hilft uns diese Last heben, sobald die Luft im Schiffe hinlänglich zusammengepreßt ist, um einen gleich starken Gegendruck zu erzeugen. Männer, jetzt gilt's, wir noch einmal Euer Vertrauen zu bewähren. Gegen ein Naturgesetz kämpfen wir vergeblich. Laßt mich, so lange die Luft noch gut ist, das Ventil öffnen, damit das Wasser zu unserer Hülfe eindringe. Verfammen wir dann so lange, bis der Druck innen uns selbst die Luft, und uns bleibt nichts, als der Tod durch Ersticken!"

Diesmal sind des Erfinders Worte vergeblich, sie stoßen in beiden Matrosen auf denselben Unglauben: die braven Männer können ein solch physikalisches Gesetz nicht fassen, sie bitten den Meister dringend, das Ventil unberührt zu lassen, weil sie dann doch unrettbar ertrinken müßten.

So sieht sich denn Meister Wilhelm genöthigt, den Weg, den er als den nächsten und sichersten zur Rettung erkennt, aufzugeben, um seine Schicksalsgenossen nicht in Verzweiflung zu bringen. Mit diesem Augenblick tritt zwischen die drei Männer in so entsetzlicher Lage das Gespenst der Uneinigkeit; der Zweifel führte zum ersten Ungehorsam, und dieser führt weiter.

Entschlossen, das Steigen des Wassers als letztes Rettungsmittel ruhig abwarten, hüllt der Meister sich in seinen Mantel, schwingt sich auf das rechte Trettad und sucht durch sein Beispiel und seine ermuthigende Zurfprache hebend auf den Geist der zusehends in die Haft der Angst verirrenden Gefährten einzuwirken. Während Witt und Thomsen vergeblich ihre Kräfte an den Pumpen erschöpfen, erst vereint, dann abwechselnd, und Alles mit der

Selbstberuhigung, daß sie bis zum letzten Augenblick ihre Schuldigkeit thun wollen, beobachtet der Meister die Vergeblichkeit ihrer Abmühung mit stiller Genugthuung. Immer aber beweist er ihnen noch wiederholt vergeblich, daß sie auf keine andere Rettung zu rechnen haben, als durch die Luke; sobald er ihnen jedoch vorrechnet, daß es noch drei bis vier Stunden währen könne, ehe das Wasser der Lecks den Raum hinlänglich fülle, um durch die Luke zu entkommen — da ersaßt die beiden abgematteten Männer neues Entsetzen, sie halten sich nun für sicher verloren, eilen trotzdem an die Luke und suchen nun diese mit ihrer letzten Kraft zu heben. Aber selbst die Verzweiflung giebt ihnen nicht Stärke genug zur Ueberwindung der ungeheueren Wasserlast.

Mit blutendem Herzen sieht der Erfinder die beiden Männer, im Wasser mit einer Fehrwartemperatur bis an die Brust, gegen das Unmöglichste ringen. Dringend bittet er sie, aus dem Wasser zu steigen und frische Kraft zu sammeln, um im rechten Augenblick sich durch Schwimmen retten zu können. Endlich wendet er sich vom empörenden Anblick ab mit dem entschiedenen Zurufe: „Thut, was Ihr wollt, es hilft Euch nichts! Nur durch die Klappe kommen wir wieder nach oben!“

Da läßt Witt sich bewegen, ebenfalls auf einer höhern noch trockenen Stelle einen Ruhepatz zu suchen. Erfreut hierüber spricht der Meister ihm freundlich zu: „Witt, Du kannst nicht schwimmen, binde Dir einige Breterstücke fest zusammen, die nimmst Du als ein Floß mit hinauf und hälst Dich daran, bis man Dich oben in ein Boot rettet.“

„Wahrlich, Herr,“ entgegnet Witt, wieder frischen Muths aufathmend, „es ist merkwürdig, wie Sie immer Rath wissen, und es ist wirklich Alles so gekommen, wie Sie's gesagt haben!“

„Brav, Witt! So vertraue mir auch jetzt. Vielleicht bewährt sich's auch an uns, daß Gott keinen Deutschen verläßt!“

Aber Einen schien er gerade in diesem Augenblicke zu verlassen, den armen Thomsen. Immer noch steht er bis an die Schultern im Wasser an der nutzlosen Pumpe und erschöpft sich auf eine Weise, daß er mehrere Male zusammensinkt und endlich nur noch mit dem Kopfe nicht, in der Meinung, er pumpe. Bei seiner körperlichen Ermattung ist sein Geist in einen Zustand höchster Erregtheit versetzt, der von dem Trotz, mit dem er bis dahin jeder Bitte widerstanden, sich so weit steigert, daß er zu einer Scene hingerissen wird, die man die erste unterseeische Meuterei* nennen könnte. Welche Gefühle, welche Gedanken müssen dem guten, braven, stets so treuen, muthigen und hingebenen Matrosen Herz und Kopf zerrissen haben, bis er, irren Blicks das Messer ziehend und gegen den Meister herantretend, dem Freunde zurust:

„Witt, ich sterbe nicht allein! Es muß auch Der fallen, der uns hieher geführt hat!“

Obwohl in tiefster Seele verletzt, verliert doch der Meister keinen Augenblick seine Geistesgegenwart. Rasch nimmt er sein Terzerol von der Schiffswand herab, wo es längst unter Wasser gehangen, und auf den Verirrten anlegend ruft er ihm zu:

„Thomsen, noch ein Schritt, und Du bist der Erste, der in der Tiefe der See erschossen ist!“

Auf dem triefenden Gewehre ist kein Zündhütchen; aber die Drohung allein genügt, den Mann wenigstens so weit zu sich selbst zu bringen, daß er nun dem Beispiele der Anderen folgend eine trockene Stelle sucht und in tiefster Niedergeschlagenheit sich zusammenkauert.

Zwei Stunden sind bis jetzt vergangen, es ist 11 Uhr Mittags geworden.

So sitzen nun die drei Männer, äußerlich ruhig, da, während das Wasser im Schiffsraume langsam höher und höher steigt.

Und in welcher unheimlichen Dämmerung geht dies Alles vor! Durch zweiundfünfzig Fuß Meeresfluth hindurch dringt das Licht durch die kleinen Augen des Schiffs in den Raum. In diesen ersten zwei Stunden lag auf allen Gegenständen ein grüner Schein, der nun allmählich sich in einen braunen verwandelt. Der Meister, gewohnt, die Sinne immer wach zu halten zum Forschen und Prüfen, benutzt auch diese einzig im gesammten Forscherleben dastehende Gelegenheit zu seinen Beobachtungen, ja, es entspinnt sich zwischen ihm und Witt, der seine volle Ruhe wieder gewonnen, eine so gemüthliche Unterhaltung, daß die Selbstvergessenheit, zu der diese Männer in einer solchen Umgebung fähig sind, die höchste Bewunderung verdient. Keine Erscheinung bleibt ununtersucht. Da schwimmt auf dem Wasser ein Tabakspacket. Es wird herbeigefischt, und wie freuen sich Beide, in solcher Tiefe immer noch Licht genug zu finden, um die Aufschrift desselben lesen zu können! An diese Bahrnehmung knüpfen sich neue Pläne des Erfinders, er erkennt plötzlich, wie nützlich sein Apparat für die Naturforschung, für die Schiffahrt, für die Industrie werden, wie er namentlich bei der Kabelverlegung Unschätzbares leisten könne! — Es drängt ihn zu dem Ausrufe:

„Wahrlich, Witt, es wäre schon deshalb schade, wenn wir nicht wieder hinaus kommen sollten, weil dann sicherlich diese Erfindung vielleicht Jahrhunderte als eine unpraktische angesehen würde, während wir hier die schönste Ueberzeugung gewinnen, daß sie gut ist!“

„Ja,“ erwiderte Witt, „das ist sie! Und es ist einerlei, kommen wir wieder hinauf und es wird wieder ein solcher Apparat erbaut, so fahre ich gleich wieder mit, denn die Geschichte ist gut, und daß uns die Pumpen versagt haben, dafür können wir nicht!“

Dieses Zeugniß aus dem Munde des einfachen Matrosen, der selbst noch wie im versiegelten Grabe mit liegt, ist in diesem Augenblick die höchste Ehrengabe für den Erfinder, und sie erhebt ihn sichtlich, sein Auge strahlt von gerechtem Stolz und von Rettungszuversicht.

Da soll gerade jetzt für sie die ärgste Gefahr noch von daher kommen, von wo sie keine Rettung mehr erwarten, von oben, von den Glücklichen auf der See.

Zu den Gegenständen der Beobachtung des Meisters am Kopffenster des Apparates hat längst das Meer nach oben gehört. Plötzlich zeigt sich ihm der nahende Schatten eines Bootes, eine Lothleine kommt näher und näher. Ist auch an keine Rettung durch Hebung des 70,000 Pfund schweren Brandtauchers zu denken, so wirkt doch schon der Gedanke einer Verbindung mit den Lebenden oben entzückend auf die mehr und mehr in dem nassen Grabe erstarrenden Männer. Durch Rufen und Hämmern an die Eisenwände des Schiffs geben sie Lebenszeichen, die Signale werden gehört, kaum fünfzehn Minuten vergehen, so schweben acht bis zehn Boote oder ihnen, der Meister hört deutlich seinen Namen rufen und das Commando der Bootsführer, bis der immer stärkere Zusammenfluß von Fahrzeugen und Menschen und das Durcheinander der Stimmen nur noch ein dumpfes Getöse vernehmen läßt.

Im Apparate ist die Luft bereits so comprimirt und auch so verdorben, daß sie das Athmen erschwert, aber auch der Augenblick kommt immer näher, wo der einzige Rettungsweg nach oben aufgethan werden kann. Da rückt ein kleiner Anker herab, jetzt erreicht er den Apparat und fischt gerade auf ein Fenster. Drückt er die Scheibe ein, so sind die Männer verloren, die Luft entweicht zu rasch, die Luke ist nicht zu öffnen. Endlich, wieder nach grauenvollen Secunden für den Meister, gleitet der Anker an der Eisenwand ab. Diese Gefahr ist vorüber.

Aber eine noch ärgere folgt ihr. Eine starke Kette rasselt hernieder, und so entsetzlich geschickt umfährt sie den Kopf des Brandtauchers mit drei Gängen, daß sie die Ausgangsluke einschließt — der Apparat ist unlösbar gesperrt, mit jeder Windung der Kette wird der Sarg fester vernagelt! — Das ist der fürchterlichste Augenblick für Meister Wilhelm, und der peinlichste für seine Seele, denn er allein erkennt die ganze Gefahr der Lage, und er muß schweigen, um seine freudig aufathmenden Gefährten nicht mit einem Schlage zu Boden zu schmettern.

Sieben Fuß hoch steht jetzt das Wasser durch die ganze Länge des Apparats, es reicht den Männern bis an den Hals, die Luke muß jetzt zu heben sein, und es ist die höchste Zeit dazu, denn groß kann die Zahl der Minuten nicht mehr sein, wo ihnen nur noch die Wahl frei steht zwischen dem Tod durch Ersticken oder durch Ertrinken.

Es ist drei Uhr Nachmittags, da fühlen die Männer an der Bewegung des Apparats, daß die Kette in der Richtung nach dem Lande heftig anzegogen wird; der Brandtaucher neigt sich nach rechts; je stärker sie draben anziehen, um so größer wird die neue

* Wir wollten dieser Erzählung einer der merkwürdigsten deutschen Erlebnisse unpräjudizlich die Ueberschrift „Eine Meuterei unter der See“ geben, unterließen dies aber auf den Wunsch des „Erfinders“ und „Meisters,“ der dem braven Thomsen nicht eine unverdiente Kränkung bereiten wollte. Es thut ihm ebenbies leid, daß dieser Vorfall, für den tausend Entschuldigungen in jeder Menschenbrust sprechen, im Interesse der Wahrheit und der Vollständigkeit der Darstellung hier erzählt werden mußte.

Die Red.

Gefahr, daß die dünnen Blechlatten des Kopfes eingeschnürt und abgerissen werden. In diesem Augenblick stehen alle, auch Thomsen, der sich an den Trümmern des Tretrads aufrecht hält, wie zum Sprunge bereit. Plötzlich erschüttert ein dröhnendes Geraffel der verhängnißvollen Kette den ganzen Bau, — sie ist abgerissen — die Luke frei! —

„Witt, jetzt ist's Zeit! Die Luke geöffnet, ehe sie uns noch einmal einschließen!“ — Witt hebt, die Luke öffnet sich, doch erschreckt von dem hereinstürzenden Wasser, läßt er sie wieder fallen. Der Meister aber weiß, daß nun die Rettung sicher ist.

„Auf, Thomsen, jetzt können wir hinaus!“ Mit diesen Freudenrufe führt er den von Mattigkeit Wankenden über den Ballasthaufen und die Räderrümmer unter die Ausgangsluke, er selbst steigt auf die Treppe, um jenen nachzuziehen, falls ihn die letzte Kraft verlassen sollte.

„Fertig?“ — ruft Witt.

„Ja!“ — Die Luke geht auf, und empor fliegt Witt wie der Pfropf aus der Champagnerflasche.

Jetzt gilt's dem Meister, Thomsen zu sichern. Er will ihn bei den Haaren fassen, um ihn so mit nach oben zu nehmen, aber die erstarrten Finger versagen den Dienst. Da erblickt er ein Tau am Kopf des Apparats, das nach oben führt. Er ergaßt es, — doch die Luft, vom einstürzenden Wasser jetzt mit ungeheurer Gewalt aus dem Apparat getrieben, ergreift Beide und reißt sie empor, Thomsen in gerader Richtung nach oben, den Meister am Tau entlang nach dem Schiffe hin, mit dem es verbunden ist. —

Eilen auch wir zum Lichte hinauf. Da wimmelt es von Booten und harrenden Menschen. Selbst in die nächsten Seestädte ist durch die Telegraphen die Kunde vom Schicksal des „Teufels der See“ gedrungen und hat Neugierige und Theilnehmende herbeigelockt. Mit dem Reißen der Kette ist hier oben alle Hoffnung zur Rettung dahin, und ein edler Mann der Wissenschaft fordert die Menge auf, für die Unglücklichen zu beten. „Auch sie,“ ruft er, „haben sich für unsere Sache, für Schleswig-Holstein, ja für Deutschland geopfert!“

Da sprudelt ein Wasserberg, und die Todten stehen auf — Witt erscheint, mit den Beinen voraus, an der Oberfläche, gleich darauf Thomsen, zuletzt und abseits von diesen der Meister. Unermeßlicher Jubel begrüßt die Geretteten.

Der Erfinder aber hat ein Zeugniß für sein Werk erlebt und Erfahrungen über die Natur der Luft, des Schalls, des Lichts, des Wassers mit herausgenommen, wie jahrelange Studien sie ihm nicht hätten geben können. Schiller's Taucher ist zur Prosa geworden, der Meichengrund erschlossen.

Und wer ist dieser Erfinder, dieser Meister Wilhelm?

Es ist der **Wilhelm Bauer** aus Dillingen in Schwaben, vormals baierischer Artillerie-Unteroffizier, dann russischer Submarine-Ingenieur und nun ein verkannter, zurückgesetzter und vergessener Mann in München.

Im Kieler Hafen, wo er am ersten Februar 1851 niederfuhr, liegt noch heute der arme „Teufel der See“. Wilhelm Bauer aber ward mit seiner Erfindung und mit vielen anderen gleich bedeutenden Thaten seines technischen Genies in der Heimath verlassen und in die Fremde getrieben, — ins Elend, nannten's unsere Väter. Nicht Preußen, nicht Oesterreich vermochten den Mann zu würdigen, die Schätze seines Geistes für den Dienst des Vaterlandes, ja der Menschheit zu heben. Wilhelm Bauer's Rettungsboot, seine Taucherkammern, seine unterseeischen Kanonen zum Heben der größten Lasten und den Wasserriesen, sein aëronautischer Apparat, sein Kabelschneider, seine Revolverbatterien für Küstenvertheidigung, seine hyponautische Corvette, seine Verbesserungen am Telegraphen ꝛc. — jede dieser Erfindungen fand von Akademien in Baiern, in Oesterreich, in Rußland, in England, in Frankreich die fast allenthalben gleichlautende Anerkennung, daß „sie auf richtigen Principien beruhe und eine hohe technische Begabung des Erfinders beurkunde“ — aber weiter nichts! — Ein Deutschland gab es nicht, das sich des genialen Mannes annehmen konnte, in der baierischen Heimath konnte man ihm den Kanonier nicht vergessen, in England betreg man ihn um seine Erfindungen und wies ihm dann die Thüre, in Frankreich zeigte man den Willen dazu, in Rußland hatte er zwar einen neuen Beantlauchter, aber auch dort waren 134 unterseeische Fahrten nicht hinreichend, seinem Wirken eine ehrliche Bahn zu führen, und als in den letzten Tagen das Schwabenmeer hätte die Ehre erleben können, zum ersten Male, so lange die Welt steht, einen versunkenen Dampfer („Ludwig“) einzig und allein durch die Kräfte der Natur gehoben zu sehen, da waren die Augen zu blöd für den Werth einer solchen Ehre, man verließ den Mann im Angesicht des Gelingens seiner großen Erfindung, und so ist der letzte Schlag durch das Schicksal, der den von allem Unglück eines deutschen Erfinders verfolgten Mann traf, noch ein Schwabenstreich gewesen.

Und nun ein Wort zum Schluß.

Ich habe dies Alles nicht erzählt, um unsere Leser zu amüsiren. Ich habe es erzählt, um zu fragen, ob noch viele Männer in Deutschland leben, die so Ungewöhnliches, so Ungehenres für ihr Wirken zu leiden und zu wagen hatten; ob noch viele Männer leben, die für all' ihr Ringen und Mühen, für so große Opfer so hart bestraft worden sind; ob es ewig das bittere Loos auf Erden bleiben soll, ein deutscher Erfinder zu sein.

Wir leben in Tagen einer herrlichen, begeisternden Erhebung des nationalen Bewußtseins der Deutschen. Wir sind wieder einmal zu dem in Deutschland so seltenen Entschluß gelangt, von den Worten zum Wirken, von der Rede zur That überzugehen. Noch einmal nimmt die Nation durch ihre entschlossensten Männer die Wahrung ihrer Sicherheit und Ehre selbst in die Hand, sie denkt selbst an den Schutz ihrer Küsten, sie arbeitet selbst für eine neue deutsche Flotte. Sollte in einer solchen Zeit ein technisches Genie, wie das Bauer's, im Elend verkümmern, sollte im Angesicht solcher Bestrebungen für Küste und Flotte ein Wilhelm Bauer unbeachtet und ungewürdigt zu Grunde gehen müssen?

Es ist die Pflicht der Nation, den deutschen Erfinder in ihren Dienst zu rufen, es ist ihre Pflicht, auszusprechen, nicht: dem Manne kann, nein: dem Manne muß geholfen werden!

Friedrich Hofmann.

Ein oberfränkisches Landschaftsskelebklatt.

Von L. Storch.

Nr. 1. Die Plassenburg.

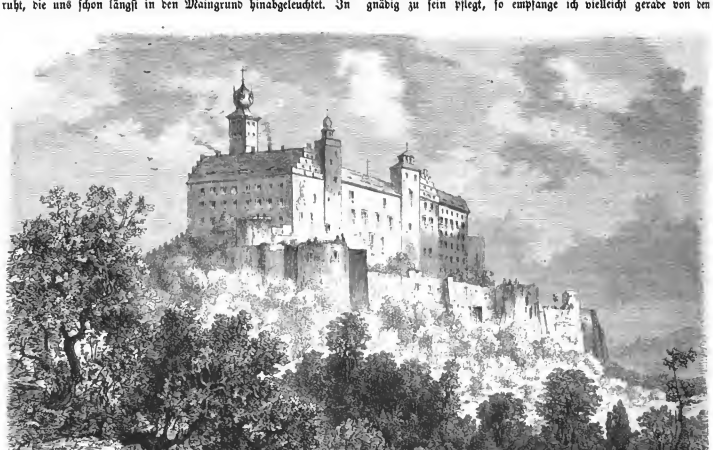
Dem schönsten Frühlingswetter begünstigt, stieg ich im Kulmbacher Bahnhofe aus dem Waggon, von meinem Freunde und seiner Schwester, die wir Frau Sophie nennen wollen, erwartet und auf das Herzlichste begrüßt. Es war ein frischer köstlicher Morgen, und Alles funkelte im jungen Glanz der Sonne, des Thaus, der Frühlingspracht. Die Natur umher, die beiden lieben Menschen in meiner Gesellschaft und ein kleines, aber auserlesenes Frühstück gaben mir jene Elasticität des Geistes, der Seele und des Körpers, die zum wahren poetischen Genuß schöner Gegenden so unentbehrlich ist.

In dieser herrlichen Stimmung gingen wir durch das helle, schmucke, reinliche Städtchen Kulmbach, dessen breiten, schön gepflasterten, mit stattlichen Häusern besetzten Straßen man immer noch die alte patriarchalisch-gemüthliche Fürstlichkeit ansieht, obschon über dritthalb hundert Jahre verflossen sind, seit das Brandenburger Fürstenhaus hier seinen Zweig, die ältere Linie der Markgrafen von Kulmbach (Anspach-Baireuth), abhierben sah. Es ist ein eigenthümlicher Segen, welcher in diesen ehemaligen kleinen Fürstenresidenzen von Geschlecht zu Geschlecht fortwuchert, obgleich die Dynastien, die ihn hervorgerufen, längst in ihren steinernen Fürstengrüften modern; die Saat, die ihre väterliche Hand gebreut, bringt immerdar Früchte, die dem späten Enkel zu gut kommen. Blüthe und Frucht unserer Geistesbildung, unserer milden Sitte, unseres specifisch deutschen behäbigen Gemüthslebens sind zum großen Theil aus diesen kleinen Fürstenresidenzen hervorgegangen. Obgleich Kulmbach und Plassenburg unter dem Fürstenhause, das hier von 1341 bis 1603 residirte, mehr als einmal von schwerem Kriegsdrangsal heimgesucht wurde, namentlich unter dem berüchtig-

Digitized by Google

ten Markgrafen Albrecht dem Jüngern, Alcibiades, so ist es doch heute noch Verkünder der alten Fürstenherrlichkeit.

Diese geschichtlichen Erinnerungen waren wohl geeignet, meine heitere Stimmung zu verstärken, da ich mich so gern dankbar derer erinnere, von welchen die guten Gaben kommen, die mich erfreuen. Obnedies habe ich von Jugend auf einen stillen sympathetischen Zug zu diesen kleinen fürstlichen Häusern gehabt, die in ihrer Nähe Gesittung und Wohlstand wachriefen, wie ein Springbrunnen Gras, Blumen, Gesträuch und Bäume. Die alten Markgrafen von Kulmbach segnend, betraten wir die prächtige Lantstraße, die sich in Schneckenlinie den schön gegormten Berg emporzieht, auf dessen Gipfel die imposante Plassenburg als reiche Mauerkrone ruht, die uns schon längst in den Maingrund hinabgeleuchtet. In



Die Plassenburg.

der That ist ihr erster Anblick schon überraschend, ehrfurchtgebietend, fürstlich.

„Ja!“ rief mein Freund, „wenn auch eine fürstliche Wittwe, ist und bleibt sie doch eine adelstelze Fürstin, eine Verkünderin deutschen Fürstenlebens der Vorzeit, und auch sie ist eine würdige Stufe des preußischen Königsthrones, wie die Burg Hohenzollern und die Burg in Nürnberg.“

„Um so mehr hätte man sie mit Pietät behandeln sollen,“ nahm Frau Sophie das Wort, „um so billigere Scheu hätte man tragen sollen, die edle Fürstenwittwe zu mißhandeln, die ehrwürdige Thronstufe zu entweihen.“

Ich sah sie fragend an.

„Sie wissen wohl noch nicht, daß die Plassenburg jetzt Landeszuchthaus ist, in welchem die schlimmsten Verbrecher ihre Strafe verbüßen? Auf der Thronstufe des preußischen Königshauses spalten Züchtlinge Holz. Ist das nicht die ärgste Profanation des stolzen Residenzschlosses vom brandenburgischen Franken?“

„Der Gegensatz zwischen den letzten fürstlichen Bewohnern des Schlosses und den jetzigen ist allerdings stark und grell,“ entgegnete ich, „aber die Weltgeschichte liebt solche Contraste, um uns den wahren Werth der menschlichen Dinge zu Gemüth zu führen.“

„Wenn die Regierenden selbst so wenig Pietät für die Stammsitze ausgestorbener Fürstenhäuser zeigen, was soll man vom Volke verlangen? Muß man nicht unwillkürlich daran denken: was werden in ein- oder zweihundert Jahren die heutigen Residenzschlösser sein?“

„Spinnfabriken, werthe Frau!“

„O, gehen Sie doch mit Ihrer Prosa! Soll denn alle Poesie aus dem Leben unsrer Nachkommen schwinden? Der Anfang ist allerdings dazu gemacht.“

„Nicht doch! Die Poesie stirbt nie; denn ihre Quelle, das Volksleben, versiecht nicht. Ich werde mir z. B. meine poetische Stimmung durchaus nicht von den Züchtlingen der Plassenburg stören lassen, und da der Himmel den Poeten in dieser Richtung gnädig zu sein pflegt, so empfange ich vielleicht gerade von den Züchtlingen poetische Anregung.“ In der That fiel mir beim Anblick der stolzen Bergfeste über unsern Häuptern, des schmucken Städtchens unter unsern Füßen und der reichgeschmückten, vom Strom durchzogenen Thalau — ich weiß nicht wie — Goethe's Zueignung zu seinen Gedichten ein:

„Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.“

Wir waren oben, wir wußten nicht wie, und lehrten gleich in das erste Haus der Festung, das Wirthshaus, ein. Ein frischer Trunk des berühmten Kulmbacher Biers schmeckte auf die Anstrengung des Bergsteigens vorzüglich gut. Ein Soldat von der zunächst gelegenen Hauptwache führte uns in die „alte“ oder „obere Burg“ zu dem Director der Strafanstalt, dessen Erlaubniß zur Besichtigung der Localitäten einzuholen ist. Wir passirten zunächst den geräumigen untern Hof, der mir schon wegen seiner Baulichkeiten imponirte. Am meisten fällt eine kühn emporragende Bastei mit einem auf den Hof mündenden verzierten Portal in die Augen. Ueber dem Portale sieht man die etwas historionisch gehaltene Reiterstatue des Markgrafen Christian — Sohn des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg und Stifter der neuen Baireuther Linie — mit einer lateinischen und einer deutschen versificirten Unterschrift in demselben Geschmack. Dieser Fürst erbaute die hohe

Baster, nach ihm die Christiansburg genannt, nun schon lange nicht mehr zugänglich. Das ehemalige Zeughaus, die beiden Casernen, das Commandantenhaus sind sehr ansehnliche Häuser, das letztere noch ein Bau des letzten Markgrafen Alexander, der noch einmal Besitzer der beiden Fürstenthümer (Ansbach und Baireuth) diese an die Krone Preußen abtrat und mit seiner Gemahlin, der bekannten Lady Craven, nach England ging, wo er 1806 starb.

Die breite, gut gehaltene Fahrstraße brachte uns von hier weiter bergauf durch freundliche Gartenanlagen auf das Rondal, ein nach Westen scharf vorspringendes, mehr als halbrundes Befestigungswerk, jetzt ein prächtiger Altan, der hinsichtlich der Kühnheit seines Baues und der überraschend reizenden Aussicht auf das Städtchen, das lachende Mainthal und die Berge zu beiden Seiten desselben wenig Nebenbuhler haben dürfte. Mein Freund hielt uns einen historischen Vortrag über die Bergfeste und deutete die einzelnen Punkte der vor uns liegenden reichen schönen Landschaft. Als wir uns lange gelabt, gingen wir östlich durch ein festes Thor und betraten den Haupttheil der Akropolis, „die obere Burg", auch „das Schloß" und „der schöne Hof" genannt. Niemals bin ich von einer Bauanlage so überrascht worden, wie von diesem Hofe. Ich hatte einen Hof erwartet, wie ich ihn auf vielen noch erhaltenen Burgen und alten Schlössern gesehen, und ich erblickte einen in ungewöhnlicher, südländischer Ornamentik und großartiger Architektur prangenden wohlerhaltenen Kunstbau, der den geräumigen, hellen, regelmäßig viereckigen Hof umschließt. In jeder Ecke erhebt sich ein Thurm, an der Nordseite fallen sechs dicke alte Säulen in byzantinischem Styl in's Auge, am interessantesten aber sind die an den Stockwerken der übrigen innern Seiten übereinander sich hinziehenden Bogenlauben (Bogen- oder Laubengänge, Arcaden) mit reicher Arabesken- und Portraitsculptur. An der Westseite, durch die wir eingetreten waren, zeigte uns eine Inschrift den Eingang zu den colossalen Weinkellern. Wie unser Geschichtskundiger versicherte, war er einst mit vollen Stückfässern dicht besetzt, die an Größe und Dauerhaftigkeit dem berühmten Heidelberger Fasse nichts nachgaben. Diese Fässer voll Wein, die Gemäldegallerie und das Archiv mit der Bibliothek waren die drei berühmtesten Sammlungen der Pfassenburg. Die Gemälde bestanden zumeist aus den Bildnissen sämmtlicher Personen des hohenzollernschen Fürstenhauses; das Archiv war eines der reichsten in Deutschland, und der berühmte originelle Ritter Lang mehrere Jahre dessen Vorsteher. Sie sind alle ausgewandert, die Fürsten, die Hofleute, die Weinfässer, die Urkunden und die Bilder, aber es herrschte nichts desto weniger reges Leben auf dem schönen Hofe und in den Gemächern, das Leben der zahlreichen hantierenden Sträflinge. Es fiel uns sogleich auf, wie reinlich, gesund und wohlgenährt die Leute aussahen.

„Nahrhafte Kost, frische Bergluft und mäßige Arbeit stärken sie, und die schönen Räume wirken unbewußt erheiternd auf ihr Gemüth," sagte mein Freund. In der That mögen Züchtlinge kaum noch irgendwo so fürstlich schön und gesund wohnen.

Der Director der Anstalt nahm uns mit urbaner Freundlichkeit auf und ließ uns durch seinen ersten Unterbeamten herumführen. Wir traten in die Arbeitssäle, wo einst Fürsten banketirt, in Küche und Bachaus, in die Schlafzimmer, und fanden überall die musterhafteste Ordnung und Reinlichkeit, die mich ungemein befriedigten. Die Aufseher hatten gar nicht so bärbeißige Gesichter, wie sie mich in andern Strafanstalten verletzt; man sah es den Sträflingen an, daß sie sich nach ihren Umständen wohl befanden. Es ist eine schöne Blüthe der fortschreitenden Gesittung, wenn der Verbrecher mit Humanität behandelt wird und man ihn fühlen läßt, daß man den Menschen noch in ihm ehrt, während er seine der Gesellschaft schuldige Sühne büßt. Dies ist ein besseres Mittel ihn zu bessern, als Schläge und Predigten.

Wir widmeten der schönen Kapelle an der Ostseite des Hofs, in welcher noch (katholischer und protestantischer) Gottesdienst gehalten wird, und den meist öden Fürstengemächern einige Aufmerksamkeit. In einem derselben gab ein aus der Wand hervorragender steinerner Frauenkopf unserm Freunde Gelegenheit zu interessanten historischen Excursen.

Die Sage giebt ihn für ein Bild der weißen Frau aus, die auf der Pfassenburg eigentlich ihren Stammsitz hat und von hier aus in die übrigen brandenburgischen Fürstenschlösser, zunächst nach Baireuth, eingewandert ist. Die hohenzollernsche Familiensage behauptet bekanntlich, die jugendliche Wittwe des letzten Besitzers der Herrschaft Pfassenburg aus dem Hause Orlamünde, des Grafen Otto II., Kunigunde, habe ihre beiden Kinder ermordet, um die Gemahlin Albrecht's des Schönen von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, zu werden, welcher einer alten Erbverbrüderung gemäß mit seinem Bruder Johann II. die Erbschaft Pfassenburgs 1338 antrat, und sie sei es, die als weiße Frau umwandle und dem von seinen Söhnen gefangen gehaltenen Markgrafen Friedrich dem Aeltern Nachts in diesem seinem Schlafgemach aus der Wand tretend erschienen sei, um den unglücklichen Fürsten zu trösten.

Der „schöne Hof" auf der Pfassenburg.

Seitdem uns Forscher wie die Gebrüder Grimm und ihre Schüler das deutsche Alterthum erschlossen, wissen wir, daß der Ursprung dieser und andrer Sagen ein mythischer ist. Die weiße Frau ist die alte Göttermutter Frigga, die sich als Winter- und Sommergöttin, als dunkle und glänzende (Holle die Dunkle, Bertha die Helle) manifestirte, als erstere wohnte sie in Höhlen und Bergen, z. B. im Hörselberge, als letztere in Schlössern; sie war zugleich Lebenspenderin und Todesverkünderin, und in letzterer Eigenschaft hat sie sich in den Fürstenschlössern erhalten. Wie allen Götterfagen in ihrer Verpuppelung wurden auch dieser bestimmte Persönlichkeiten untergeschoben. In Böhmen führt die weiße Frau sogar noch den Namen Bertha.

Was das Steinbild betrifft, welches über der Lagerstätte des gefangenen Markgrafen Friedrich auf der Wand ragt, so mag es wohl Denkmal einer schönen Trösterin sein, die den einsamen Fürsten unter dem Namen der weißen Frau besuchte, und es hat sich die Tradition erhalten, daß sie ein damals auf Pfassenburg lebendes Fräulein Barbara von Rosenau gewesen sei. Das tragische Schicksal des Markgrafen Friedrich des Aeltern bildet den interessantesten Theil der Geschichte der berühmten Burg und wäre für ein Drama ein würdiger Stoff, und die geheimniß- und liebevolle Theilnahme des Fräuleins von Rosenau an diesem Schicksal, die aus Kummer darüber starb, erscheint auf dem dunkeln Grunde als helle poetische Blume.

Urkundlich ist die Pfassenburg im 12. Jahrhundert erbaut und zwar von der reichen und mächtigen Familie Andechs-

Meran, die sie bis Mitte des dreizehnten Jahrhunderts besaß. Da das Testament des letzten Herzogs von Meran nach dessen wahrscheinlich gewaltsamem Tode unterschlagen worden, so griff nach seinen Ländern, wer nur Macht hatte, und der mächtige Graf Otto der Gewaltige von Orlamünde, dessen Gattin eine Schwester des Herzogs war, nahm die Herrschaft Plassenburg und das meranische Vogtland, aber nach noch nicht vollen hundert Jahren ging Plassenburg an die Burggrafen von Nürnberg, die hohenzollersche Dynastie, über. Damit begann die zweite Glanzperiode der Plassenburg (1340). Im Jahre 1415 erwarb Burggraf Friedrich von Kaiser Sigismund die Mark Brandenburg und wurde Kurfürst, und in seinen Enkeln theilt sich das hohenzollersche Haus in die kurfürstliche und markgräfliche (fränkische) Linie. Der Sitter der letztern, welche 1603 ausstarb, war eben jener Markgraf Friedrich der Aeltere. Ein hochromantischer, überschwänglicher Charakter, wie das hohenzollernsche Haus deren mehrere aufzuweisen hat, überließ er sich gern allen möglichen prächtigen, ritterlichen Einfällen, selbst in den höhern Lebensjahren.

Die Laune des Schicksals hatte ihm in seinem ältesten Sohne, Kasimir, einem kalten grausamen, versteckten, dem seinigen entgegengesetzten Charakter, einen furchtbaren Gegner gegeben. Dieser verführte zwei seiner Brüder zu einer Verschwörung gegen den Vater, und nach einem prächtigen Fastnachtsbankett und Tanz im Schlosse 1515 überfielen die beiden Prinzen Kasimir und Johann den Vater im Bette, zwangen ihn mit dem Degen in der Faust ein Abdankungsdocument ab und sperrten ihn als wahnsinnig zwölf Jahre in einen Thurm. Und Niemand wehrte dem scheußlichen Verbrechen. Aber eine gerechte Nemesis waltete über der ruchlosen That. Ein Dichter könnte die poetische Gerechtigkeit in Bezug auf die Schuld dieses Hauses nicht schöner handhaben, als das Schicksal sie übte. Markgraf Georg, der zweite Sohn des gemißhandelten Vaters, hatte seine Zuflüchtung zu der That gegeben — er weilte am burgundischen Hofe und ging mit der schönen Maria, Erzherzogin von Oesterreich und Burgund, als sie die Gemahlin des jungen Königs Ludwigs II. von Ungarn wurde, nach Ungarn — und theilte sich dann mit Kasimir in die Herrschaft der fränkischen Lande. Und dieser Markgraf heißt wie zum Hohne „der Fromme", blos weil er sich energisch für die Kirchenreformation erklärte, die ihm Zuwachs an Gut und Macht gewährte.

Kasimir starb 1527, 45 Jahre alt, an der Ruhr unter freiem Himmel als kaiserlicher General in Ungarn, und sein Vater wurde nun frei und regierte noch neun Jahre. Er war nie geisteskrank gewesen. Kasimir's Sohn aber ist der wilde Parteigänger Markgraf Albrecht der Jüngere, Alcibiades genannt, der, seines Landes verlustig und geächtet, eine wüste Geißel Deutschlands, 1557 ohne Erben, noch nicht 36 Jahre alt, starb. Sein Andenken haftet wie ein Brandmal an dieser stolzen Burg, an diesem schönen Landstrich. Markgraf Johann starb in Spanien schon nach wenigen Jahren als Gemahl der Wittwe König Ferdinand's des Katholischen von Aragonien, wahrscheinlich vergiftet, und mit Georg's Sohn, dem Markgrafen Georg Friedrich, starb das Haus in Franken aus.

Der vierte Bruder, Albrecht, Hochmeister des deutschen Ordens, hatte sich allein der unsinnlichen Gewalthat widersetzt und, wiewohl vergeblich, wiederholt die Freilassung des Vaters verlangt. Und ihm, der sich auf Luther's Rath zum erblichen Herzog in Preußen erklärte, verdankt die kurfürstliche Linie des Brandenburger Fürstenhauses die Erwerbung des Herzogthums Preußen und das spätere Königreich den Namen. Mit seinem blödsinnigen Sohne erlosch 1618 dieses Geschlecht.

Die fränkischen Lande fielen wie Preußen an das Kurhaus, und die beiden Söhne des Kurfürsten Johann Georg gründeten, Markgraf Christian die Baireuther, Markgraf Joachim Ernst die Ansbacher Linie.

Mit dem Glanz der Plassenburg war es aus. Zwar wurde sie nach ihrer Zerstörung durch die fränkischen Bundesstädte in der wüsten Fehde mit Markgraf Albrecht dem Jüngern, 1554, durch Markgraf Georg Friedrich mit den Entschädigungsgeldern der zu ihrem Schaden so rachsüchtigen Bundesstädte prächtiger wieder aufgebaut, und sein Nachfolger, Markgraf Christian, verschönerte sie durch Erbauung der hohen Bastei und anderweitig sehr, aber die Fürsten residirten nun in Baireuth; die stattliche Bergfeste war und blieb verlassen. Es war doch, als ob nach der Schandthat, welche die Söhne am Vater begangen, ein Fluch auf dem Geschlecht und ihrer Wohnstätte ruhte. Das verbrecherische Fürstengeschlecht erlosch, das Fürstenschloß, wo das Verbrechen begangen, wurde — ein Zuchthaus.

Die erste wichtige Folge des gewaltigen Stoßes, welchen das in seinem Staatsorganismus veraltete Königreich Preußen von der jugendlichen Macht des über Nacht zum Imperator gewordenen corsischen Soldaten im Herbst 1806 erhielt, war das Losreißen der fränkischen Fürstenthümer, die, von französischen Präfecten administrirt, hier gräfliche Jahre durchzumachen hatten. Die Plassenburg erlebte als Festung ihre letzte Katastrophe; an ein baierisch-französisches Belagerungscorps durch Capitulation übergeben, wurden auf Napoleon's Befehl ihre Festungswerke demolirt (1806—1807), und sie stand nun mit dem Baireuther Lande unter dem wahrhaft entsetzlichen französischen Gouvernement, das dran und drauf war, das blühende Land in eine Wüste zu verwandeln. Der 30. Juni 1810 brachte das gedrangsalte Land endlich an die Krone Baiern, welche die Plassenburg zum Landeszuchthaus einrichten ließ.

Die demolirten Gräben und Wälle sind unter der baierischen Regierung zu Gartenanlagen geebnet werden, auch haben die Baulichkeiten manche Veränderung, ihrem jetzigen Zweck entsprechend, erfahren. Aber immer noch ist sie einer der reizendsten Landschaftspunkte des an Schönheit so reichen Oberfrankens.

Wir verließen die einst so stolze und nun so tief gedemüthigte Akropolis mit sehr gemischten Gefühlen.

Die deutsche Flottenmacht.

Seitdem der Krieg mit Dänemark uns wieder näher rückt, geht der Ruf nach einer Flotte durch alle Gauen des gemeinsamen Vaterlandes, und von Neuem beginnt das deutsche Volk in alter Opferbereitwilligkeit die Flottensammlungen. Das schmähliche Ende, welches die gleichen Anstrengungen vor kaum 10 Jahren nahmen, anstatt den Eifer zu lähmen, hat nur dazu geführt, die Energie der Bewegung zu verstärken und ihr zum Richtzeig zu dienen über den einzig praktischen Weg, den man einzuschlagen hat, um nicht nochmals gleichem Schicksal anheim zu fallen. Preußen ist es, so lange es an einer deutschen Centralgewalt gebricht, Preußen, dem die Flottengaben von allen Seiten zufließen, dem man die Schiffe anvertraut wissen will, welche aus den gesammelten Geldern erbaut werden sollen. Nur unter preußischer Flagge, das leuchtet Allen mehr und mehr ein, kann die Anerkennung der deutschen Flagge auf dem Meere erkämpft werden,* und in den Reihen der preußischen Marine mag wohl der Verlust im Kampfe, aber niemals der Auctionshammer die Ehrengabe der Nation betreffen.

* Die Drohung einer namhaften europäischen Seemacht, als in einem unbedeutenden Gefecht in den schleswig-holsteinischen Gewässern drei Kriegsdampfer der damaligen deutschen Marine am 4. Juni 1849 Theil nahmen, „diese Schiffe im Mangel einer anerkannten Flagge als Seeräuber behandeln zu wollen," ist bekannt.

Unter allen den verschiedenen Sammlungen ist in jeder Beziehung die von dem deutschen Nationalverein in seiner letzten Generalversammlung durch Beschluß vom 24. August d. J. zu Heidelberg eingeleitete weitaus die bedeutendste. Im Gegensatz zu den Einzelsammlungen bringt der Nationalverein Plan und Zusammenhang in die Bewegung, erörtert Ziele und Mittel mit Rücksicht auf die Meinungen der Fachmänner, und kümmert sich namentlich um das von der preußischen Regierung selbst befolgte System der Küstenvertheidigung und das, was dieselbe bisher dafür geleistet hat. Den übrigen nicht selten phantastischen, auf eine völlige Verkennung der vorhandenen Kräfte und nächsten Aufgaben hinauslaufenden Projecten gegenüber, faßt er die Agitation in einen einzigen praktisch erreichbaren Zweck zusammen: den Bau von Dampfkanonenbooten, zum Schutz unserer Nord- und Ostseeküsten, und die Aushändigung der gesammelten Gelder zu diesem Zweck an das preußische Marineministerium.*

* Der Beschluß vom 24. August lautet: „Da zur Zeit eine deutsche Contratzewalt nicht vorhanden ist, wird die vom Nationalverein heute bewilligte Summe und werden ferner die gesammelten Bestände, sobald sie den Betrag von 10,000 Gulden erreicht haben, an das preußische Marine-Ministerium abgeliefert, mit der ausdrücklichen Bestimmung, die Gelder zum Bau der zum Schutze der deutschen Nord- und Ostseeküsten bestimmten Boote in den Reihen der preußischen Kriegsmarine zu verwenden."

In der That genügt, nach dem Urtheile der Sachverständigen, zu dem angeführten Zwecke, namentlich wenn man zunächst einen dänischen Krieg im Auge hat, eine Flottille von Dampfkanonenbooten, und zur Deckung unserer Ostseeküsten würden etwa zwanzig solcher Fahrzeuge, jedes mit zwei oder drei schweren Geschützen, für die Nordseeküsten etwa vierzig ausreichen, wozu dann außerdem noch die erforderlichen Transport- und Avisé-Schiffe hinzutreten müßten. Beide man dann nach und nach, so weit dies die vorhandenen Mittel zuließen, eine Anzahl größerer Kriegsschiffe, so würde sich eine deutsche Kriegsflotte, welche auch andern Aufgaben gewachsen wäre, als der bloßen Küstenvertheidigung, namentlich dem Schutze des deutschen Handels auf fremden Meeren, von einem solchen festen Kerne aus allmählich schaffen lassen, wie es der Lage der Dinge bei uns entspricht, da zu diesem Behufe außer den Schiffen auch die Ausbildung tüchtiger Seeofficiere, Matrosen ꝛc. nothwendig ist, zu welcher Zeit gehört, wenn auch die deutsche Handelsmarine treffliche Aspiranten dazu liefert.

Welche bedeutende Interessen übrigens Deutschland zur See zu schützen hat, und was bis jetzt dafür geschehen ist, darüber theilen wir die von dem Ausschußmitgliede des deutschen National-Vereins Schulze-Delitzsch und dem Herrn Pickert von Danzig als Berichterstattern in Heidelberg gegebenen Notizen in der Kürze mit, welche sicher für viele Leser der Gartenlaube von Interesse sein werden.

Die Handelsmarine Norddeutschlands nimmt an Zahl und Tragfähigkeit ihrer Seeschiffe die dritte Stelle ein, indem sie unmittelbar hinter der Englands und Nordamerikas rangirt. Die Statistik giebt und in dieser Beziehung für die einzelnen Staaten folgende Zahlen:

1.	England mit Colonien hat Seeschiffe im Gehalt von					5,609,623 Ton.
2.	Nordamerika	„	„	„	„	5,049,807 „
3.	Norddeutschland	„	„	„	„	1,007,676 „
4.	Frankreich	„	„	„	„	952,000 „
5.	Schweden u. Norwegen	„	„	„	„	621,721 „
6.	Niederlande	„	„	„	„	552,725 „
7.	Oesterreich	„	„	„	„	349,491 „
8.	Dänemark	„	„	„	„	214,320 „
9.	Rußland	„	„	„	„	172,605 „
u.	s. w.					

Auf die einzelnen Küstenstaaten vertheilt sich wiederum die norddeutsche Marine wie folgt:

1.	Preußen	hat 1081	Seeschiffe mit	334,254	Ton. Gehalt.
2.	Hamburg	„ 483	„	189,888	„
3.	Bremen	„ 262	„	164,892	„
4.	Mecklenburg	„ 381	„	141,417	„
5.	Hannover	„ 821	„	97,111	„
6.	Oldenburg	„ 632	„	70,434	„
7.	Lübeck	„ 67	„	9,780	„

Hiernach sind die hannöverschen und oldenburgischen Schiffe die kleinsten, zum Theil wohl nur für die Küsten bestimmt, die Bremer und Hamburger durchschnittlich die größten, und etwa 30,000 Matrosen auf allen Schiffen zusammen beschäftigt, von denen 10,271 Mann auf Preußen kommen, welches überhaupt zu einem Drittheil bei dieser ganzen Marine betheiligt ist.

Und zum Schutze einer so ausgedehnten Rhederei, so wichtiger Handelsbeziehungen, welche die von ganz Frankreich übertreffen, hat bisher nur ein einziger Staat überhaupt Etwas gethan, nämlich Preußen, indem sämmtliche übrige norddeutsche Küstenstaaten weder Kriegsschiffe noch Kriegshäfen besitzen! Es hat gegenwärtig die seit circa 10 Jahren in aller Stille geschaffene und fortwährend verstärkte preußische Kriegsflotte folgenden Bestand:

Segelschiffe.

1	Fregatte Gefion	zu	48	Kanonen.
1	„ Thetis	„	38	„
1	Corvette Amazone	„	12	„
1	Brigg Hela	„	8	„
1	Transportschiff Elbe	„	6	„
1	„ Mercur	„	6	„
36	Ruderkanonenboote à 2 Kanonen . .	„	72	„
4	Ruderkanonenjollen à 1 Kanone . .	„	4	„
46	Schiffe	zu	194	Kanonen.

Dampfschiffe.

a) fertige.

1	Schraubencorvette Arcona	zu	28	Kanonen und	400	Pferdekraft.
1	„ Gazelle	„	28	„ „	400	„
1	Raddampfercorvette Danzig	„	12	„ „	400	„
1	Raddampfaviso Lorelei . .	„	2	„ „	120	„
1	Schraubenaviso Grille . .	„	3	„ „	160	„
1	„ Xitis . . .	„	2	„ „	120	„
4	Schraubenkanonenboote à 3 Kanonen u. 80 Pferdekraft	„	12	„ „	320	„
15	dergleichen à 2 Kanonen und 60 Pferdekraft . . .	„	30	„ „	900	„
25	Schiffe	zu	117	Kanonen und	2820	Pferdekraft.

b) Dampfschiffe im Bau begriffen und nahezu vollendet.

1	Schraubencorvette Hertha	zu	28	Kanonen und	400	Pferdekraft.
1	„ Vineta	„	28	„ „	400	„
1	„ Medusa	„	18	„ „	200	„
1	„ Nymphe	„	18	„ „	200	„
4	Schraubenkanonenboote à 3 Kanonen u. 80 Pferdekraft	„	12	„ „	320	„
8	Schiffe	zu	104	Kanonen und	1520	Pferdekraft.

was zusammen, mit dem Wacht- und Casernenschiff Barbarossa, 89 Schiffe mit 415 Kanonen und 4340 Pferdekraft der darunter befindlichen 33 Dampfer ergiebt, wobei noch besonders hervorzuheben ist, daß, mit Ausnahme der älteren Schiffe Barbarossa und Danzig, über die ausgezeichnete Bauart und Kriegstüchtigkeit sämmtlicher Schiffe unter den Sachverständigen nur eine Stimme ist.

Mag nun das von Preußen hiernach Geleistete im Verhältniß zu der Macht und den Handelsinteressen des Landes nicht genügend erscheinen, so wird man doch die Kürze der Zeit in Anschlag bringen müssen, seit welcher man sich hier überhaupt erst ernstlich mit der Sache zu beschäftigen angefangen hat, und außerdem die außerordentlichen Opfer und Anstrengungen, welche Preußen, Angesichts der bedrohten Lage für sein Landheer, in den letzten Jahren hat machen müssen, wodurch sein Budget für Heer und Marine zusammen auf circa 80 Millionen Gulden steigt, gegenwärtig angeschwollen ist. Außer der Heranziehung seiner ganzen kriegstüchtigen jungen Mannschaft zur Ausbildung in den Reihen des stehenden Heeres handelte es sich zugleich um die Aenderung seines Artilleriesystems und der Schußwaffen der Infanterie, um den großen Militärmächten Europas ebenbürtig in der militärischen Technik gegenüberstreten zu können. Die Herstellung der gußstählernen Kanonen und Zündnadelgewehre hat viele Millionen in Anspruch genommen, ebenso wie die Cadres der neuen Regimenter, und Preußen allein in Deutschland — natürlich mit Ausnahme Oesterreichs — sieht den Ereignissen wirklich gerüstet entgegen, als der Herr des Gesammtvaterlandes, auf den sich, sobald Gefahr droht, die Augen Aller von selbst hinwenden. Jedenfalls reicht seine Flotte schon jetzt zur Deckung seiner Ostseeküsten aus, ja an Dampfern möchte sie beinahe schon der dänischen Flotte in offener See gewachsen sein, wogegen diese an großen Segelschiffen die preußische um mehr als das Vierfache überragt*. Was daher gegenwärtig noch zu geschehen hat, hat mehr den Schutz der deutschen Interessen in der Nordsee als den der specifisch preußischen zum Zweck. Daß und wie Preußen aber auch dorthin seine Blicke richtet und seiner deutschen Aufgabe nachzukommen gedenkt, bewesst am besten die Erwerbung des Jadebusens und dessen Ausbau zum ersten Kriegshafen der Nordsee, der bereits Millionen gekostet hat und noch kosten wird.

Mag der finanzielle Erfolg aller dieser Sammlungen nicht erheblich erscheinen (ein einziges preußisches Schraubenkanonenboot kostet circa 50,000 Thlr.), so wird doch die moralische Wirkung der Selbstbefreuerung, welche das deutsche Volk wiederholt auf sich nimmt, auf die deutschen Regierungen, insbesondere die preußische, nicht ausbleiben. Daß die Gabe von Deutschland kommt, daß die preußischen Staatsangehörigen im Nationalverein selbst, als Deutsche, ihre Beisteuern mit denen

* So haben die Dänen nur 4 Dampfkanonenboote à 2 Kanonen, und ihre beiden Schraubenfregatten führen zwar 42 Kanonen eine jede, aber nur 200 Pferdekraft, sind also den preußischen großen Schrauben-Corvetten (zu 400 Pferdekraft) kaum gewachsen.

Digitized by Google

ihrer andern deutschen Stammesbrüder einigen und sie mit als Gabe des großen Gesammtvaterlandes der eignen Regierung zufließen lassen, muß diese unausbleiblich an das letzte Ziel mahnen, dem es gilt, in welchem die deutsche Flotte, wie alles Heil für uns, eingeschlossen ist, — an die Einigung Deutschlands, deren Erkämpfung Preußen durch seinen geschichtlichen Beruf und seine Machtstellung sich selbst und dem deutschen Volk schuldet. Das Dargebot und die Annahme der Schiffe und der Sammlungen dazu ist zugleich das Dargebot und die Annahme der Führerschaft in den Kämpfen, ohne welche die deutsche Einigung nicht zu erreichen ist. Dies kann und darf sich die preußische Regierung nicht verhehlen, und die preußische Ehre haftet fortan als Pfand für die Wiedereinlösung der Ehre und Macht des deutschen Vaterlandes. Wir hoffen zu Gott, daß wir dieses Mal nicht wieder betrogen werden!

Blätter und Blüthen.

Londoner Industrieen. Im Monat Mai des Jahres 1855 empfing ich einen — unfrankirten — Brief aus London, welcher mich nicht wenig überraschte mit der freudigen Kunde, daß ich zum „Vicepräsidenten der Allgemeinen Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste und Gewerbe" ernannt worden sei. Ein Graf mit französischem Namen hatte das Diplom als Generalsecretair unterzeichnet; als „Titular-Präsidenten" waren beigedruckt ein Prinz und ein „Colonel Honorable"; als „Titular-Vicepräsidenten" ein irischer Baronet, ein belgischer Graf, ein Franzose schlichtweg und ein britischer Capitain. — „Sonderbar," dachte ich bei mir selber; „gleich zum Vicepräsidenten; zum bloßen Mitglied wäre noch eher erklärlich, aber sofort diese hohe Würde!" — Während ich mich noch auf die gewähltesten Ausdrücke besann, um meinen Dank für solche Auszeichnung in einem stattlichen Antwortschreiben zu vermelden — kam schon der zweite — unfrankirte — Brief, diesmal etwas gehaltreicher und theurer, aus London. Er enthielt die Statuten der Gesellschaft und das Verzeichniß ihrer Mitglieder — nein, nicht Mitglieder, denn sie zeichnet sich vor allen ihren Schwestern dadurch aus, daß sie deren kein einziges, sondern **nur Präsidenten und Vicepräsidenten** besitzt. Eine feinere und erfolgreichere Speculation kann kaum erdacht werden; von der Ehre, sich „Vicepräsident" unterzeichnen zu können, lassen sich die meisten der Erwählten blenden, und wer dann A gesagt hat, der sagt auch gewöhnlich B. Dieses B aber besteht einfach in der Erfüllung des Artikels 4 der Statuten, des wichtigsten, welcher folgendermaßen lautet: „Zur Aufbringung der allgemeinen Kosten der Gesellschaft verpflichtet sich ein jedes Mitglied, von seiner Aufnahme an, entweder eine jährliche Steuer (cotisation) von 25 Francs, oder die Summe von 250 Francs ein für allemal zu zahlen und zwar im Voraus." — „Zum „Protector" der Gesellschaft wird Jedermann ernannt, welcher an dieselbe mehr als 250 Francs einzahlt." — Auf die Befolgung dieses Paragraphs ward ich denn auch dringend aufmerksam gemacht — leider vergebens, denn ich wußte nunmehr sehr gut, woran mich zu halten. Nachdem ich mehrmals Mahnbriefe empfangen hatte, ohne zu antworten, blieb die Sache ruhen — Vicepräsident bin ich aber, denn ich besitze mein Diplom! — Ein Jahr später zeigte mir eine zweite Gesellschaft in London, die der „Vereinigten Künste" an, sie habe mich zu ihrem correspondirenden Mitglied ernannt, und ich möge 50 Francs Jahresbeitrag einsenden, um das Diplom zu empfangen. In meinem Antwortschreiben erbat ich mir zuerst das letztere und empfing es auch alsbald mit den Statuten und den „Annalen" der Gesellschaft, in welcher man den Titel eines „Gründungs-Mitglieds", Membre Fondateur, erwirbt mittelst einmaliger Zahlung von 500 Francs. Die zweite Classe bilden die „Ehrenmitglieder", jährlich 100 Francs Beitrag, die dritte endlich die „ausländischen correspondirenden Mitglieder". Wie man sieht, giebt es auch in diesem Verein keine „wirklichen" Mitglieder — aber „Ehrenmitglied" klingt auch besser, und soll wahrscheinlich dem „Vicepräsident" die Wage halten. An der Spitze des „Instituts der vereinigten Künste" stehen „Membres Protecteurs", darunter viele hochklingende Namen, acht Fürsten, ein Herzog und der General Urquiza, Präsident der argentinischen Conföderation in Südamerika. Unter den ersteren lesen wir auch den des Fürsten von Butero in Sicilien, zu welchem ein günstiges Schicksal bekanntlich den früheren Lieutenant G. Wilding aus Hannover erhoben hat. Ueberhaupt gewährt eine Durchsicht der Mitgliederverzeichnisse dieser Gesellschaften höchst interessante Beobachtungen. Vor Allem wimmeln sie von möglichst volltönenden aristokratischen Namen; wir dürfen annehmen, daß diejenigen, welche darunter wirklich bekannt sind, weiter nichts erhalten haben, als ein Diplom zugesandt, und von den übrigen Verhältnissen der Gesellschaft nichts wissen. Der gleiche Fall ist es wohl mit den meisten Gelehrten von Ruf, die in den Verzeichnissen figuriren. Sodann aber sind Epitheta, wie „Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften" — oder „Commandeur und Ritter vieler Orden" — das ganz Gewöhnliche. Unter den ersteren findet man manche, welche wohl auf gleicher Stufe mit dem Institute stehen, das sich ihrer als seiner Mitglieder rühmt; unter den letzteren manche bedenkliche, z. B. den „kaiserlich asiatischen Orden". Als Muster eines Titels führen wir an denjenigen des Grafen De M., Präsident-Fondateur, Commandeur und Ritter mehrerer Orden (?), Genealogist und Historiograph des edlen Ordens von Sanct Hubertus (in Baiern? schwerlich), Mitglied der Akademieen und kaiserlichen und königlichen gelehrten Gesellschaften in Frankreich, England, Italien, Spanien, Belgien, Holland rc. Unter den „Gründungsmitgliedern" des letztgenannten Instituts der „vereinigten Künste" finden wir natürlich sehr wenige Deutsche aufgeführt und fast Alle, wie sich von selbst versteht, mehr oder minder verdruckt; so z. B. Baron Salorati, früherer preußischer Minister; Rimpau, W., Grand-Bailli, Membre de la Societé Aratoire de Brunswick etc. etc. à Schlanstedt, Prusse — oder den Conseiller Aulique Winkler, Littérateur, schlichtweg „in Deutschland", „Allemagne"! Es ist wirklich stark, wie und auf welche Art das Verzeichniß zusammengebracht ist, wahrscheinlich um Neulinge zu blenden; so liest man unter den Ehrenmitgliedern: Eichhorn, Literat, „in Deutschland"; Heine, Heinrich, Literat, Poet, „in Deutschland" rc. Jeder, der nur etwas in der Literatur bewandert ist, weiß, daß Heine in Paris wohnte, und nicht „in Deutschland", und daß es dem seligen Hofrath Winkler in Dresden ganz gewiß nicht eingefallen ist, 500 Francs zur Gründung des „Instituts der vereinigten Künste" herzuschießen. — In der Liste der ca. zweihundert Vicepräsidenten der ersterwähnten Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste und Gewerbe, die zum Glück weit weniger deutsche Namen anführt, als die vorige, sind uns besonders zwei aufgefallen: Wagener, Mitglied der zweiten preußischen Kammer in Berlin — und Wentzel, preußischer Landtagsabgeordneter und Appellationsgerichtspräsident in Ratibor! In einer Biographie des letzteren, leider nun verstorbenen Ehrenmannes haben wir gelesen, daß er durch diese Auszeichnung ganz besonders erfreut worden sei — Beweis, daß er dieselbe nicht näher kannte.

„Aber welchen Zweck haben denn derlei Gesellschaften?" höre ich doch noch fragen. Antwort: „Keinen andern, als mühelos Geld zu machen!" Oder hat man schon davon gehört, was etwa Künste und Gewerbe ihnen danken? Gewiß kein Sterbenswörtchen; doch davon nachher. Die „Cotisation" ist die Hauptsache, und die Speculation gar nicht schlecht dabei. Zweihundert Vicepräsidenten à 25 Francs und so und so viel, welche sich dran kriegen lassen, ein für allemal 250 zu zahlen, ungerechnet die „Protectoren" mit höheren Summen — das bildet schon ein ganz hübsches Einkommen, mit welchem die Ausgaben in gar keinem Verhältniß stehen. So zählt z. B. die Mitgliederliste der „Vereinigten Künste" circa 100 Membres Fondateurs, etwa 120 Ehrenmitglieder und gegen 100 Correspondenten. Angenommen, die Hälfte davon stehe nur auf dem Papier, die andere Hälfte aber zahle wirklich, so ergiebt sich ein Gründungscapital von 25,000 Francs und eine Summe jährlicher Beiträge von 7250 Francs, für welche auch nicht das geringste Recht. der kleinste Gewinn erworben wird. Dazu kommen noch die Nebeneinnahmen; die Herren Präsidenten mit ihren Secretären — gewöhnlich bildet eine Dreizahl den eigentlichen Kern der Gesellschaften — verfehlen nicht, Diplome und Veröffentlichungen an alle gekrönten Häupter, Mäcene von Ruf, große Banquiers rc. zu senden, und diese wissen größtentheils, was damit gesagt werden soll; sie geben ihre Beisteuer, aber als ein Almosen für die Herren Grafen und Ritter vieler Orden. Dann finden die schlauen Gründer Leute genug, welche die Sache ernst nehmen, Bücher einsenden, Modelle, Zeichnungen von Erfindungen, Productenproben — alle diese Gaben werden natürlich schleunigst verwerthet und zwar oft in einer Art, daß dem Einsender der größte Schaden daraus erwächst. Wie mancher gute deutsche Erfinder hat schon zu seinem Schrecken erfahren, daß in Großbritannien derjenige das Patent erhält, welcher zuerst kommt! Aber um dergleichen schätzbare Mitglieder doch einigermaßen zu fesseln, vertheilen jene liebenswürdigen Gesellschaften mit schlauer Berechnung auch Prämien — Medaillen in Gold und in vergoldetem Silber (vermeil)! „Ah," höre ich rufen, „das ist doch Etwas!" Allerdings ist es Etwas — allein sehr wenig. Diese Medaillen sind stets nur Gegengaben. Wer der Gesellschaft eine Anzahl Porcellangemälde im Werth von 100 Francs, ein Prachtwerk, das 200 Francs kostet, rc. gläubig zusendet, der erhält dafür die goldene Medaille (Couronne du Merite civil) im Werthe von 25 Francs zur Belohnung! Daher kann man auch mit der Vertheilung der Goldmedaillen viel freigebiger zu Werk gehen, wie mit derjenigen der silbernen; diese erhält, wer dem würdigen Verein die eingehende Beschreibung einer Erfindung vorlegt, die sich anderwärtig verwerthen läßt. Man sieht, die Herren kommen stets auf ihre Kosten! Das „Institut der vereinigten Künste" giebt außerdem noch „Annalen" heraus; das Abonnement auf ein Trimester kostet 15 Francs, auf ein Jahr 50 Francs; man erhält dafür je ein Heft von 108 Seiten (für 4 Thaler!!) ohne Schmuck, ohne Abbildungen — und darin Abhandlungen „über Leonardo da Vinci"; „wie Herr von Lamartine ein berühmter Mann wurde"; Fabeln rc. Auch dies gehört zu den Exploitationen der würdigen Gesellschaften.

Es giebt deren nicht blos zwei, nein, Dutzende; ihr Hauptsitz ist London, aber sie finden sich auch in Paris und Brüssel. Da existiren hygienische, mercantilische, künstlerische, industrielle, national-ökonomische, culturhistorische rc. Vereine, von deren Wirksamkeit Niemand etwas weiß und Niemand jemals etwas wissen wird; alle haben den gleichen Zweck; eines ihrer charakteristischen Kennzeichen ist, daß sie stets einen französischen Titel führen und an ihrer Spitze französische Namen tragen, von welchen viele etwas stark nach Legitimität schmecken. Sie speculiren sämmtlich auf eine der lächerlichsten Eitelkeiten des Menschengeschlechts — und es ist tief beklagenswerth, daß sie sich nicht verrechnen.

Von

Bock, Buch vom gesunden und kranken Menschen. 4. Auflage, ist soeben die 4. Lieferung

und von

Storch, der deutsche Leinweber. 2. Auflage, der 4. Band

ausgegeben worden.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 42. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die drei Großmächte.

Sittenbild aus dem vorigen Jahrhundert.

Von **Levin Schücking.**

(Fortsetzung.)

„Nein, lächerlich ist Ihre Lage nicht gerade," unterbrach ihn Aglaë, die bei der sichern und gewandten Redeweise des mit gerötheten Wangen und aufgeregt leuchtenden Augen vor ihr stehenden jungen Grafen allmählich die kühle Sicherheit ihres Wesens verloren hatte und ihn nicht mehr so offen wie früher ansah, sondern die Augen niederschlug, „im Gegentheil, sie ist sehr ernst, denn mein Vater ist höchst erzürnt und durchaus nicht geneigt, das schwere Verbrechen, welches Sie begangen haben, in einem versöhnlicheren Lichte zu sehen. Ich gestehe Ihnen gern, daß ich vorhin eine Gelegenheit ergriff, mit meinem Vater allein darüber zu reden und . . ."

„Und das," fiel Albrecht beinahe mit einem flehentlichen Tone der Stimme ein, „das geschah gewiß nicht, um meine Lage zu verschlimmern!"

„Es geschah nicht dazu," antwortete sie, jetzt wieder offen und voll ihn ansehend, „es geschah, um ihn zur Milde geneigt zu machen; aber ich bin erschrocken, ihn so unnahbar und gereizt zu finden. Die ärgerliche Scene, welche zwischen meinem Vater und seinen Gebietsnachbarn Ihretwegen stattfand, hat eine Verstimmung in ihm erregt, welche nicht geeignet ist, Ihnen irgend eine Hoffnung auf eine andere Behandlung, als die allerstrengste, zu lassen. Ich gestehe Ihnen auch offen, daß ich erschrocken bin über den strengen und unbeugsamen Entschluß meines Vaters in dieser Sache, und daß ich deshalb die Jagd verließ, an der ich beunruhigt und beforgt keinen Theil mehr nehmen mochte."

„O, ich danke Ihnen, Gräfin, ich danke Ihnen für diese Worte," fiel Albrecht hier senvig ein. „Sie schlimme Dinge Sie mir auch prophezeien, ich achte Alles dessen nicht, denn ich höre aus diesem Allen nur die Theilnahme heraus, womit Sie mich glücklich machen! . . ."

„Sie nehmen eben," erwiderte sie, abermals erröthend und die Blicke niederschlagend, „Ihre Lage mit demselben leichten Sinne hin, welcher Sie in diese Lage gebracht hat. Vielleicht halten Sie Ihren Namen, der allerdings der eines edlen und vorzüglichen Geschlechts ist, für den Zauber, welcher Ihre Fesseln sprengen wird. Aber täuschen Sie sich darin nicht — mein Vater selbst wird vielleicht das, was Sie gethan, als einen Pagenstreich ohne weitere böhere Absicht zu betrachten überredet werden können, wenn ihm nachgewiesen ist, daß Sie Graf Albrecht von Werdenfels sind. Allein er darf Sie deshalb doch nicht milder behandeln, weil den Gebietsnachbarn gegenüber seine Ehre verpfändet ist. Er hat diesen Leuten gegenüber die Verpflichtung, Sie so strenge zu behandeln, daß deren verletzte landesherrliche Würde und Autorität sich für befriedigt erklärt. Die regierenden Herren der Reichsstadt Großlingen werden sich in dieser Beziehung sehr wenig um die Ansprüche auf glimpfliche Behandlung kümmern, welche Ihnen Ihre Geburt in den Augen meines Vaters geben könnte!"

„Sie finden ein grausames Vergnügen daran, mir meine Hoffnungen zu zerstören, Comtesse," sagte Albrecht mit einem Tone des Vorwurfs, „. . . was hat ein armer Gefangener denn anders als seine Hoffnungen? Weshalb mir mein letztes Gut rauben?"

„Ich will Ihnen nicht Ihre Hoffnungen rauben," sagte sie eifrig, „ich wollte Ihnen nur Ihre Lage in einem Lichte darstellen, das Sie veranlassen sollte, mit dem Ernste, den die ganze Angelegenheit fordert, mir Alles das zu sagen, was Sie zur Erklärung Ihres unbegreiflichen Verfahrens, zur Entschuldigung, wenn Sie wollen, anführen können."

„Das verlangen Sie nur, Comtesse . . . und wollen Sie, wenn ich es gethan, meine Fürsprecherin bei dem Grafen für mich werden — darf ich das hoffen?"

„Ich will es," erwiderte sie halblaut, „wenn Sie etwas anführen, was mich dazu in den Stand setzt."

Albrecht machte eine leichte Verbeugung, wie um ihr seinen Dank auszusprechen, und begann dann zu erzählen, wie er überhaupt in diese Gegend gekommen, wie die Bilder in der kleinen Schankwirthsbude seine und seines Begleiters Lachlust gereizt, weil sie gar so lächerliche Physiognomien gezeigt . . . Albrecht war klug genug, sofort die plausibelste Entschuldigung zu finden, er stellte die Sache dar als hervorgegangen aus einem lebhaften artistischen Gefühle, das durch die abscheuliche Malerei verletzt worden sei, und wenn man ihn reden hörte, war man alsbald überzeugt, daß die beiden jungen Leute die Bilder nur an den Galgen gehängt hatten, weil sie diese Stelle als die passendste für die Werke eines so pöbelhaften Sudlers gehalten, wie der Maler dieser Portraits war.

Aglaë wenigstens glaubte an diese Auslegung sogleich, ohne noch das mindeste Bedenken zu hegen. Die beiden jungen Leute waren ja völlig fremd hier — wie konnte ihnen in den Sinn gekommen sein, die drei würdigen Urbilder der Portraits zu beleidigen?

Sie hätte nun zu gleicher Zeit ohne Zweifel auch ihre Theilnahme an Albrecht's Schicksale noch lebhafter an den Tag gelegt, als sie es bereits gethan, wäre nicht in der Erzählung des jungen Grafen etwas gewesen, was ihren Gedanken eine ganz eigenthümliche Richtung gab. Sie hörte offenbar mit großer Spannung dem

zu, was Albrecht von seinem Gefährten berichtete, und als er, sie scharf fixirend, fallen ließ, daß Fano's Briefe mit einem C und zwei X unterzeichnet seien, veränderte sie offenbar die Farbe, während sie das Gesicht abwandte und, wie es schien, einen sprechenden Blick zu ihrer Dueña im Hintergrunde hinüber warf.

Es schien auch, als ob sie von diesem Augenblicke an nicht mehr in der Gemüthsverfassung sei, das Gespräch mit Albrecht fortzusetzen. Der kühle Gleichmuth, den sie mit mehr oder weniger Erfolg während der Unterredung behauptet hatte, war offenbar gründlich erschüttert — sie mußte sich zusammennehmen, um Albrecht zu sagen, daß sie hoffe, ihren Vater von der Harmlosigkeit dessen, was vorgefallen, zu überzeugen, und um ihn dann mit einer unendlich freundlicheren Verbeugung, als womit sie ihn empfangen, zu entlassen.

Albrecht begab sich mit der besten Zuversicht, ja, mit einer gewissen Befriedigung über ein Abenteuer, welches ihn in diese Berührung mit einer so reizenden jungen Dame wie Gräfin Aglaë gebracht hatte, in die Hände des seiner harrenden Feldwebels zurück.

4.

Als der Abend herannahte, füllte sich der Schloßhof von Hohentlingen mit dem Troß des heimkehrenden Jagdzuges an. Der Reichsgraf erschien endlich selbst, ertheilte noch einige Befehle, die nicht darauf deuteten, daß er mit einer gnädigeren Stimmung, als worin ihn am Morgen Albrecht zu sehen Gelegenheit gehabt, zurückgekehrt sei, und begab sich dann mit seinen Beamten in das Innere des Schlosses, um das große Jagdmahl, zu dem die Ehrengäste fehlten, jetzt allein zu verzehren. Albrecht hatte eine leise Hoffnung, daß noch an diesem Abende seine Lage eine Veränderung erfahren und er nicht die Nacht in seiner Gefangenschaft zubringen werde. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Er mußte den Schlaf auf einer nicht eben sauberen Strohmatratze suchen und sich in die anderen Unbequemlichkeiten einer Haft finden, welche, je länger sie dauerten, desto unbehaglicher wurden. Auch am andern Morgen verging eine Stunde nach der andern, bis endlich ein Mensch in einer grünen Jagdlivree über den Hof gestürzt kam und dem Feldwebel, der die Schloßwache perennirend zu befehligen und nie abgelöst zu werden schien, den Auftrag brachte, seinen Schutzbefohlenen sofort zum Grafen heraufzusenden.

Es war ein anderer Theil des Gebäudes, als der von der Gräfin bewohnte, in welchen Albrecht geführt wurde; es war der Hauptbau, der dem Mittelpunkt des Ganzen, einen großen ovalen Speisesaal oder Ahnensaal, wenn man will, umschloß — denn beides war hier in dem einen großen, mit zwei ungeheueren Kachelöfen an den beiden Enden versehenen Gemache vereinigt; wahrscheinlich hatte man die Gestalten der tapfern Ahnen gerade hierhin in den Banketsaal gebracht, um sie Zeugen werden zu lassen, daß ihre Enkel an Großartigkeit heroischer Leistungen ihnen nicht nachgaben und ihrer nicht unwürdig geworden.

Reichsgraf Cosimus schritt in diesem Saale, dessen Fenster geöffnet waren und die Aussicht in einen nach französischem Geschmacke angelegten Garten gewährten, auf und ab. Er stieß dabei dicke Rauchwolken aus, welche er aus einem großen ungarischen Meerschaumkopf hervorqualmte.

Als Albrecht eintrat, blieb er stehen und den Gefangenen, der ihm eine höfliche Verbeugung machte, vom Scheitel bis zur Sohle mit einem majestätischen Blicke messend, sagte er:

„Komm Er näher!"

Diese Worte wurden mit einer Stimme, die wie ein aus der tiefsten Brust aufsteigendes Donnergrollen lautete, gesprochen. Albrecht fand für gut, weder darauf zu antworten, noch dem Befehl zu folgen.

„Man nennt sich einen Grafen von Werdenfels?"

Der Graf von Werdenfels bejahte diese Frage durch ein stolzes Kneipnicken.

„Haben Sie etwas, was diese Angabe zu beweisen im Stande ist?"

„Ich habe einen Brief an den Reichsvicekanzler Graf Schönborn bei mir."

„Ich bitte darum," antwortete der Graf, der auf der Scala der Höflichkeit immer mildere Töne anschlug.

Albrecht zog seine Brieftasche hervor und überreichte ein großes, mit den Werdenfels'schen rothen Fahnen gesiegeltes Schreiben dem Grafen. Dieser betrachtete es lange, und nachdem er sich von der Richtigkeit des Wappens überzeugt hatte, gab er es Albrecht zurück.

„Wenn es Ihnen erforderlich erscheinen sollte, mögen Euer Erlaucht es öffnen."

„Ich danke Ihnen," versetzte die Erlaucht, „es bedarf dessen nicht, Ihre ganze Erscheinung läßt mich nicht daran zweifeln, daß Sie die Wahrheit sprechen, obwohl es befremdlich ist, daß ein Graf von Werdenfels in einem so gründlichen Incognito reist. Aber das ist Ihre und noch mehr Ihres Herrn Vaters Sache. Ich bitte, Herr Graf, nehmen Sie Platz."

Cosimus wies mit einer leichten Handbewegung auf ein Tabouret, welches in einer der Fensternischen stand, und setzte sich auf ein anderes, Albrecht dicht gegenüber.

„Sie haben mit der Gräfin, meiner Tochter, gesprochen," fagte er, „und bei dieser sich wegen des tollen Streichs verantwortet, mit dem Sie sich hier bei uns eingeführt haben. Ich will diese Entschuldigung gnädigst gelten lassen, zumalen es wahr sein mag, daß die Conterfeis, welche unsere Unterthanen in schuldiger Devotion sich von ihren gnädigst regierenden Landesherrn anfertigen lassen, mitunter den Herren Kunstverständigen zum Aergerniß gereichen können. Ich werde ein Edict dawider ausgehen lassen, auf daß hinfüro alle derartigen Maler-Elaborate, wenn sie mich betreffen, hierorts an eine censirende Hofstelle abgeliefert werden, welche sie mit einem Placet zu versehen hat; dann wird ein solcher Casus sich nicht wieder ereignen können!"

Albrecht nickte diesem Beschluß Serenissimi mit lächelndem Schweigen seinen Beifall, froh, daß er seine Schutzrede nicht noch einmal vorzubringen habe.

„Und so wollen wir denn," fuhr der Reichsgraf fort, „über diese Sache hinweggehen und gnädigst die bis jetzt erlittene Haft als ein genügsames, kleines Memento für den jungen Herrn gelten lassen ... was hat es aber für eine Bewandtniß mit dem Begleiter des Herrn Grafen, dem jungen Italiener, der anitzt, wie anhero berichtet ist, als der Hauptschuldige im Stift Triefalten in Gewahrsam genommen ist?"

„Er ist ebenfalls verhaftet worden?" rief Albrecht aus.

„So ist es. Von den Stiftischen!"

„Dann retten Sie ihn aus dieser Lage, Erlaucht," fuhr Albrecht lebhaft fort, „denn wenn mich nicht Alles trügt, bestehen Beziehungen zwischen Ihnen und dem armen Fano, welche ganz der Art sind, um Sie dazu aufzufordern."

„Was wissen Sie darüber?" fiel die dicke Erlaucht ein, indem sie eine furchtbare Wolke Rauchs ausqualmte.

„Fano Solari hat mir gesagt, daß seine Mutter, eine Venetianerin von gutem Hause, Teresa Solari geheißen, daß sie von ihrem Geliebten Briefe erhalten, welche die Unterschrift C. XX. getragen, daß er ein deutscher Cavalier aus Schwaben gewesen sein müsse ..."

Graf Cosimus war bei diesen Mittheilungen offenbar in eine äußerst heftige innere Bewegung gerathen, welche er umsonst dadurch zu verbergen strebte, daß er bald rechts zum Fenster hinaus, bald links in die Tiefe des Saales blickte, bald hierhin, bald dorthin spuckte und eine schreckliche Rauchwolke um sich dampfte.

„Hat Derselbige solcherlei Briefe bei sich und kann sich damit ausweisen?" fragte er endlich.

„Er hat dieselben mir zur Durchsicht anvertraut, und sie stehen zur Disposition, wenn es Euer Erlaucht gefallen sollte, zu gestatten, daß sie in meinem Besitz bleiben, denn ich bin meinem Freunde dafür verantwortlich!"

Die Erlaucht nickte einwilligend, und Albrecht zog noch einmal seine Brieftasche hervor und übergab ein kleines Convolut alter, vergilbter Papiere daraus dem Reichsgrafen.

Cosimus entfaltete mit bewegter Hand die Blätter und starrte sie mit einer Miene an, deren Ausdruck sehr schwer zu beschreiben war. Es stritten sich ein gewisses verschämtes Betroffensein und eine tiefere Rührung darin; er heftete bald seine Augen auf die Handschrift, welche ihn so lebendig in eine längst verschwundene Jugendzeit zurückversetzte, bald wandte er die Blicke mit einem gleichsam verächtlichen Kopfschütteln davon ab, spuckte zum Fenster hinaus und machte ein äußerst martialisches Gesicht, während seine derbe, gebräunte Faust die Papiere in ziemlich zerknittertem Zustande auf das breitgerundete Knie gedrückt hielt. Dann murmelte er allerlei Worte zwischen den Zähnen, die Albrecht nicht verstand, und schielte dabei zuweilen wie mit einer gewissen Aengstlichkeit auf

die Briefe hin, als ob er sie fürchte, und als ob daraus etwa eine kleine Schlange oder irgend ein anderes unangenehmes Ding hervorschlüpfen und ihm in's Gesicht springen könne.

Mit einer plötzlichen Bewegung, welche offenbar zeigte, daß ihm die Sache Ueberwindung koste, gab er endlich Albrecht die Briefe zurück, und während dieser dieselben wieder an sich nahm, sagte er:

„Ich werde diesen jungen Menschen selber sprechen — ich werde hinüber reiten nach Triesalten ... unterdeß bleiben Sie hier und lassen Sie es sich bei mir gefallen, Graf Werdenfels — betrachten Sie sich als meinen Gast — ich werde Ihnen Zimmer anweisen lassen."

Er stand auf und rührte eine Glocke, die auf einem Spiegeltische stand. Als der Jäger, welcher vorhin Albrecht zu dem Grafen hinüber geführt hatte, erschien, sagte er:

„Weiß' Er dem Herrn die Fremdenzimmer an. Er bedient ihn und bleibt zu seiner Aufwartung bei dem Herrn Grafen. Jacob und Andree sollen satteln — für mich den Honigschimmel — ich will ausreiten — sogleich!"

Der Jäger eilte hinaus und nach einer stummen Pause, während welcher Reichsgraf Cosimus schweigend seinen Meerschaumkopf ausgedampft hatte, kehrte er zurück, um Albrecht in die ihm bestimmten Gemächer zu führen. Die Erlaucht entließ den jungen Mann mit einem stummen Kopfnicken.

Albrecht fand in den ihm angewiesenen zwei kleinen Thurmzimmern mancherlei Toilettenbedürfnisse vor, so daß er im Stande war, seinen Anzug ein wenig zu ordnen. Doch fehlten ihm seine Sachen, und als er dem ihm zur Disposition gestellten Bedienten seine Noth darum klagte, versprach dieser einen der Reitknechte, welche die Erlaucht nach dem Stift begleiten würden, zu beauftragen, das leichte Gepäck mit herauszubringen. Der Jäger machte dann Anstalten, dem jungen Herrn ein frühliches Frühstück zu serviren, das dem eben aus seiner Gefangenschaft Erlösten sehr willkommen war. Endlich entfernte er sich, und Albrecht, der für's Erste seine Zeit nicht anders herumzubringen wußte, verließ nach einer Weile ebenfalls sein freundliches Quartier, um durch die Schloßgebäude eine kleine Streiferei vorzunehmen und die eigenthümliche und seltsame Welt, in welche er geraten war, näher zu betrachten.

Nachdem er auf langen, oft sehr dunklen Corridoren, wo Treppen und Treppchen bald hinauf und bald hinab führten, mehrere Theile und Flügel des weitläufigen Baues durchirrt hatte, gelangte er — es mußte in dem Theile des Schlosses sein, den Comtesse Aglaë bewohnte — am Ende eines Ganges an eine offene Flügelthüre, die auf einen hohen Treppenabsatz hinausführte, von welchem in zwei halbrundgeschweiften Fluchten steinerne Stiegen in den Garten hinabliefen. Er folgte ihnen und kam in den großen, eine in leiser Senkung sich abdachende Bergseite bedeckenden Garten des Schlosses. Hier umgab ihn eine seltsame und leider sehr vernachlässigte und ungepflegte Welt von verschnörkelten Beeten, welche die mannigfachsten Figuren, halbe Monde, Sterne, Buchstaben und Räder bildeten; von Taxushecken, die zu Thürmen, Obelisken, Truthähnen und Elephanten zugeschnitten waren; von kleinen Wasserwerken und Fontainen, die nicht mehr sprangen, und von ähnlichen Dingen, mit denen man im vorigen Jahrhundert die Natur zu verzieren und zu schmücken pflegte, gleich als ob sie eine verblaßte Ballschönheit sei, welche man durch einen großen Aufwand von Ornamentik erst präsentabel machen müsse. Albrecht von Werdenfels, dem eine solche Art von Gartenkunst etwas ziemlich Neues war, verlor sich immer weiter in diese ihm fremde Welt, verirrte sich darin, ohne es zu bemerken, und stand endlich vor einem eisernen Gitterthor, das, halb geöffnet, ihn in eine Waldallee blicken ließ. Am Ende dieser Allee warf die Sonne, die das Laubgewölbe der dichten Wipfel nicht zu durchdringen vermochte, in eine Lichtung ihren vollen Strahlenguß und beleuchtete so ein höchst effectreiches Waldbild, welches noch interessanter und für Albrecht insbesondere anziehender durch die Staffage wurde, die er darin erblickte. Auf dem Hintergrunde jener goldenen Strahlenhelle nämlich sah er zwei weibliche Gestalten sich bewegen, und ohne seine scharfen Augen viel dabei anstrengen zu müssen, erkannte er darin die Gräfin Aglaë nebst ihrem alten Gesellschaftsfräulein. Er gerieth in eine eigenthümliche Bewegung bei diesem Anblick, in Etwas, was einem großen Erschrecken sehr ähnlich war, und sein erster Impuls war, sich unsichtbar zu machen, sein zweiter Gedanke jedoch der, ihr kühn entgegen zu gehen und sich als freier Mann ihr vorzustellen, als der Gast ihres Vaters, der jetzt Alles ausbieten durfte, um bei ihr den Eindruck zu verwischen, den er ihr in seiner bald lächerlichen, bald bemitleidenswerthen Lage von gestern gemacht haben mußte.

Albrecht nahm sich also ein Herz und schritt — er bemerkte zu seiner Verwunderung, daß sein Schritt eine eigenthümliche Unsicherheit habe — aufrechten Hauptes — er bemerkte ebenfalls zu seiner Verwunderung, daß es ihm merkwürdig schwer wurde, das Haupt ruhig und stolz aufrecht zu tragen — den herankommenden Damen entgegen. Es war übrigens seltsam, daß Gräfin Aglaë an sich selber etwas von ähnlichen Bemerkungen machen mußte — denn sie nahm plötzlich den Arm ihrer Begleiterin, und es schien Albrecht, als ob ihr Schritt sich in dem Maße verlangsame, wie der seine unter dem Einfluß einer bedeutenden Beklemmung schwankender wurde. Die beiden jungen Leute stutzen sich endlich gegenüber, und es mußte für sie etwas da sein, was diesen Augenblick eine Bedeutung gab, die er ganz offenbar für das alte Gesellschaftsfräulein nicht hatte. Denn das Gesellschaftsfräulein sah so gelb und verwittert aus, so würdevoll und so namenlos gefaßt auf alle Vorkommnisse des irdischen Lebens, wie sie zu allen Stunden des Tages oder der Nacht auffah. Die beiden jungen Leute aber, welche sich jetzt anblickten und dann beide ein wenig zur Seite blickten, wechselten zwei bis drei Mal die Farbe, bis auf Aglaë's holdem runden Gesichte ein etwas höheres Incarnat als das gewöhnliche, und auf Albrechts Zügen ein etwas blasserer Teint als der, welcher sonst darauf lag, endlich die Oberhand gewannen und sich der Herrschaft bemächtigten.

„Sie sehen, Comtesse," sagte Albrecht, während er sich tief verbeugte und das dreieckige Hütlein mit der schmalen Goldborte schwenkte, „Sie sehen, daß es nicht so schlimm mit mir steht, wie Ihre Erlaucht mir vorherzusagen beliebten. Dieselben machten sich ein äußerst grausames Vergnügen daraus, mir mindestens Galgen und Rad in Aussicht zu stellen, und ich glaube, Sie hatten die Jagd, an welcher Sie theilzunehmen begonnen, blos und lediglich in der Absicht verlassen, um sich das Vergnügen, Ihren armen Gefangenen so in Schreck und Angst zu versetzen, desto früher machen zu können!"

„Der Herr Graf von Werdenfels," versetzte Aglaë verlegen, „schieben mir sehr böse Absichten unter — aber es freut mich aufrichtig, dieselben in einer Lage zu sehen, worin Ihnen Ihre alte Sherzhaftigkeit und Lust am Spott so bald und so völlig zurückgekehrt ist!"

„O, ich verstehe den kleinen Hieb, den die gnädige Comtesse mir zu versetzen beliebeu," fiel lächelnd Albrecht ein; „aber ich nehme ihn demüthig hin, da ich ja weiß, daß ich Ihrer Fürsprache die günstige Veränderung meiner Lage verdanke, die mir erlaubt, als Gast Seiner Erlaucht diese Gärten in Augenschein zu nehmen und dabei eines so überaus angenehmen Rencontres mich zu erfreuen."

„Mir verdanken Sie dabei gar nichts, mein Herr Graf, sondern Alles der Güte meines Vaters!"

„So sehr ich diese zu verehren weiß," versetzte Albrecht, „so habe ich doch selber wahrgenommen, daß die Erlaucht, schon bevor ich mich vor ihr verantworten durfte, zu meinen Gunsten gestimmt und entschlossen war, mich einer Gefangenschaft zu entledigen, deren ich freilich bezann, sehr überdrüssig zu werden. Obwohl," setzte Albrecht mit einer etwas bewegten Stimme und höheren Tonlage hinzu — „obwohl es mir vom Schicksal beschieden schien, daß mein Herz in der Gefangenschaft für ewiglich hier verbleiben und auch allen Gedanken an seine frühere Freiheit fröhlich entsagen soll!"

Eine solche Verstierung, wie Albrecht sie hiermit ausstrach, ging in jenen galanten Zeiten nicht über die Grenzen einer gewöhnlichen Courtoisie zwischen jungen Leuten hinaus. In dem Ton jedoch, mit welchem Albrecht sie vorbrachte, mußte etwas liegen, was ihr eine tiefere Bedeutung in den Augen der jungen Gräfin gab; denn diese, statt darauf mit einer andern galanten Phrase, wie sie ihr gewiß zu Gebote gestanden hätte, zu antworten, verstummte und bemerkte nur, da die Lustwandelnden jetzt das Gartenthor erreicht hatten, zu ihrer Begleiterin gewendet:

„Wir wollen noch einmal umkehren, es ist so schön unter diesen schattigen Bäumen!"

Die kleine Gesellschaft wandte sich deshalb und schritt wieder in die Waldallee hinein, aus der sie gekommen. Albrecht setzte in

dem begonnenen Tone die Conversation fort und erzählte allerlei aus seiner Heimath und über seine kleinen Reise-Erlebnisse, wobei Aglaë immer kürzere Antworten gab und, wie es Albrecht schien, immer gespannter und selbstvergessener lauschte.

Als sie so am andern Ende der langen Allee angekommen waren, wurde dieser angenehme Zeitvertreib für die jungen Leute und ihre bewegten Herzen durch die Erscheinung einiger Männer unterbrochen, die von links her aus dem Gebüsche traten, aus dem ein breiter Fußsteg in die Allee einlenkte.

Es waren zwei sehr stattlich in rothe gallonirte Röcke gekleidete Herrn, der Eine groß und stark, der Andere klein und rundlich; zwei bewaffnete und in einer ganz eigenthümlich altfränkisch aussehenden Livree steckende Diener folgten ihnen. Alle trugen stark gepuderte Perrücken, mit dem Unterschiede nur, daß die der beiden Herren in einer Wolke von Locken bestanden, während die Diener sich mit bescheideneren steif aufpomadisirten „Taubenflügeln" begnügten.

Als sie unsere Gesellschaft erreicht hatten, blieben sie stehen, zogen sehr höflich ihre großen Dreispitze ab, und der erste der Herren wandte sich an die junge Gräfin mit den Worten:

„Es gewähret uns eine insonders günstige Vorbedeutung, daß wir auf dem Wege zu dem Herrn Reichsgrafen der Ehre und des Glückes theilhaftig werden, vorab Ew. Erlaucht unser dienstwilligst gehorsames Compliment machen zu können. Wir hoffen die gnädigste Comtesse wohlauf und bei guter Gesundheit zu treffen."

„Ich danke Ihnen für Ihr Compliment, Herr Bürgermeister Erdenreot, und Ihre gewogentliche Nachfrage nach meinem Befinden," versetzte Aglaë — „was jedoch meinen Vater, den Herrn Reichsgrafen, betrifft, so bedaure ich, daß Ew. Magnificenz denselben nicht daheim antreffen. Er ist vor ein paar Stunden nach Triesalten geritten. Ich bitte, sich bedecken zu wollen!"

„Dies ist allerdings für uns eine schwer zu beklagende Nachricht," entgegnete der Amtsbürgermeister der freien Reichsstadt Großlingen. „Jedoch," fuhr er fort, „da wir in einer abenderlich bedeutsamen und wichtigen Angelegenheit kommen, so werden wir mit Hochdero günstigem Verlaub im Schlosse auf die Heimkehr . . ."

„Herr Bürgermeister," unterbrach hier der andere Herr, der unterdeß Albrecht von Werdenfels scharf in's Auge gefaßt hatte, den Redenden, „ich meine, salvo meliore, wir könnten unsere Angelegenheit selber hier auf eine überaus einfache Weise zur Erledigung bringen. Das unserer Justiz durch einfeitiges und nicht zu rechtfertigendes Vorgehen des Herrn Reichsgrafen entzogene Individuum stehet auf freien Füßen hier vor uns, und es wäre sehr thöricht, wenn wir nicht die Gelegenheit ergriffen und um sofort ebenfalls via facti vorschritten. So ist meines bescheidentlichen Bedünkens mit einem Male die Sache geordnet und die bedrohliche Gährung unserer Bürgerschaft beruhigt und gestillt."

„Ja, meint Er in der That, Syndicus?" fiel der Amtsbürgermeister von Großlingen ein . . . „allerdings . . . aber wenn es uns in Präjuicia und Nachtheile brächte . . ."

„Der Besitz hat immer seinen Vortheil, Herr Bürgermeister — setzen wir uns in Besitz," rief der Andere, der unseren jungen Freund mit einem so heißbegehrenden Blicke, wie ein Geiziger einen Schatz, anstarrte, ihm dicht an die Seite trat und nun ohne Weiteres rasch seinen Arm mit den Worten ergriff:

„Er ist verhaftet und arrestirt, junger Mann, im Namen von Senat und Gemeinde der freien kaiserlichen und des Reichs Stadt Großlingen!"

Albrecht wollte mit stolzem Zürnen den unternehmenden Syndicus wenigstens drei Schritte weit von sich fortschleudern, aber leider klammerte der kleine stämmige Reichsbürger sich mit Händen, die wie eiserne Haken waren, an ihn fest, und die zwei bewaffneten Diener der Stadt waren nicht träge gewesen, ihrer Obrigkeit beizustehen.

Albrecht sah sich abermals gefangen. Gefangen — wenn nicht etwa Gräfin Aglaë ihn befreite. Denn Gräfin Aglaë wurde bei dem Anblick dessen, was vor ihren Augen vorgenommen ward, so empört, sie gerieth so ganz vollständig außer sich, daß es schien, sie werde in der Aufregung, in welcher sie war, ein ganzes Heer in die Flucht schlagen.

„Mein Herr Bürgermeister," rief sie mit zitternder Lippe aus — „was unterstehen Sie sich zu thun? — hier auf dem Grund und Boden unseres Gebiets wollen Sie einen Herrn von vornehmem Hause, einen Gast meines Vaters aufheben und gefangen nehmen? Wissen Sie, daß mein Vater einen solchen Schimpf, den Sie ihm noch dazu in meiner Gegenwart, unter meinen Augen anthun, nicht hinnehmen wird, ohne Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um diese That zu rächen!"

„Meine gnädigste Comtesse," nahm hier der Bürgermeister das Wort, „dies von Euer Erlaucht wider unser Verfahren fürgebrachte Argumentum kann uns wenig beirren, zumal der Herr Reichsgraf am gestrigen Tage sich dieselbe Thathandlung auf Großlingenschem Grund und Boden mit Verletzung unseres Territorii erlaubt haben! Wir üben nur . . ."

„Das Jus retorsionis!" rief hier der triumphirende Syndicus dazwischen, „ja wohl, meine Gnädigste, Aug' um Aug', Zahn um Zahn. Erlaucht halten zu Gnaden, aber wir würden unseren geschworenen Eiden untreu werden, wenn wir nicht alle gemeiner Bürgerschaft von Großlingen Rechte und unantastbare Hoheit wahrnähmen; unsere Väter würden sich im Grabe umdrehen, wenn wir durch Mangel an Eifer und Wachsamkeit Großlingen um den Ruhm brächten, einen solchen des Hochverraths angeklagten Delinquenten justificirt zu haben. Was sieht und zögert Ihr noch, Ihr Lumpenre?" rief der kleine Rathsherr den Dienern zu, „macht fort mit ihm — macht Euch auf den Heimweg, Ihr haftet mit Euren Köpfen für ihn!"

Albrecht blickte schweigend während dieses ganzen Vorganges erst seine Dränger und dann die Züge der jungen Gräfin an. Er sah sehr wohl ein, daß ihm bei jenen ein Protest nicht helfen werde, da sie so wenig Gewicht auf den Protest der Gräfin legten; und zudem bot ihm die offenbar von einem ganz ungewöhnlichen Aufgeregt- und Empörtsein zeugende Miene der Gräfin ein weit fesselnderes Schaufpiel dar; so stand er denn das Auge wie Hülfe suchend auf sie gewendet, und es war, als ob der Blick dieses Auges Aglaë zu noch größerer Leidenschaft der Vertheidigung hinriffe. Sie drohte dem kecken Bürgerthume mit der ganzen Macht ihres Vaters, mit seinem wohlgerüsteten Heere, was aber durchaus keinen Eindruck hervorzubringen schien; sie drohte mit dem Reichskammergericht und mit der Reichsacht und Aberacht . . . aber mit noch viel weniger Erfolg. Während Albrecht also gute Miene zum bösen Spiele machen und alle seine Selbstbeherrschung zusammennehmen mußte, um unter den Augen der Gräfin sich mit möglichst viel männlichem Anstand und ungebeugter Würde in die Rolle eines von zwei Stadtmenschen abgeführten Gefangenen zu finden — während deß wetteiferten die beiden regierenden Herren von Großlingen ihre Maßregeln mit allerlei süßsauren und stachlichten Redensarten, worin die zärtenste junge Gräfin eben so viele grenzenlose Unverschämtheiten erblickte, welche sie endlich bewogen, diesen entsetzlichen alten Perrücken den Rücken zuzukehren und mit eiligen Schritten den Weg zum Schlosse einzuschlagen.

Die beiden Herren aber stülpten augenblicklich ihre großen Dreimaster auf ihre gerötheten und triumphirend blickenden Gesichter, und eilten ihrem Gefangenen nach, um dessen Abführung so zu beschleunigen, daß sie vom Schlosse aus auf reichsgräflich Grimmbach-Hohenklingenschem Gebiet nicht mehr erreicht nur eingeholt werden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Manöver der Schweizermiliz am St. Gotthard

vom 14. bis 25. August 1861.

Daß die Führer des Schweizerheers kein eitles Spiel des Waffenglanzes treiben, sondern bei allen größeren Feldübungen den Ernst der Lage der Eidgenossenschaft vor Augen haben, das zeigten sie in der Wahl des Terrains für ihre Manöver. Stets wählten sie solche Punkte, welche durch die Kriegsgeschichte oder für die Landesvertheidigung besondere Wichtigkeit haben.

Ein solcher Punkt ist auch der Alpenknoten des St. Gotthard. Ueber ihn führete schon in den ältesten Zeiten ein Saum-

a. Furcahörner. b. Muttli und Muttli-Gletscher. (8950 Fuß.)

Die Rast der Walliser Truppen auf der Furca. (7790 Fuß.)

Nach der Natur gezeichnet von H. Jenny.

c. Furcasignal. dd. Berneralpen.

f. Meienwand. g. Rhonegletscher. (5130 Fuß.) h. Furca-Paß. e. Finsteraarhorn. a. Furcahörner.

weg, welcher Deutschland mit Italien verband. Die ersten Heeresmassen, welche ihn im Lichte der Geschichte betreten, sind unsere unstäten Vorfahren, die Cimbern und Teutonen gewesen. Später mehrmals die deutschen Kaiser auf ihren Römerzügen. Aus der neueren Zeit ist am denkwürdigsten Suwarew's Kriegszug am St. Gotthard in den Jahren 1798 und 1799. Der Schauplatz dieses Kampfs erstreckte sich über einen großen Theil des St. Gotthard-Gebiets: die Teufelsbrücke, das Reußthal, die Surenen, die Furca, der Grimsel und der Vierwaldstättersee wurden Zeugen blutiger Gefechte. Damals konnte man noch nicht auf breiter Straße über die Bergrücken fahren, es galt damals noch Haller's Ausspruch: „Ueber die Alpen geht kein Rad." Auf schmalen Saumpfaden mußten die Heere, Mann hinter Mann, vorwärts dringen, die Abgründe unter, die Lawinen über sich. So war Suwarew mit seinen 30,000 Russen in das Thal der Reuß gelangt, aber hier von der französischen Uebermacht eingeschlossen worden. Nur ein Rettungsweg stand ihm offen, ein steiler Hirtenpfad, der aus dem Schächenthal über den Kinzig-Kulm nach Schwyz hinüberführt, und auf diesem entkam er, aber wie! Die Kanonen mußten in ihre einzelnen Theile zerlegt und getragen, die Pferde nicht selten an den Schwänzen festgehalten werden, und doch stürzten über fünfhundert Menschen, viele Pferde und manches Packstück in die Schlünde; Niemand kümmerte sich um sie, man eilte vorwärts, und der kühnste aller Alpenübergänge ward glücklich für die Hauptmasse der Armee vollbracht. — Auch in dem Sonderbundskrieg von 1847 spielte der St. Gotthard eine sehr bedeutende Rolle.

Die Alpengruppe des St. Gotthard vereinigt demnach beide oben genannten Interessen; zu ihrer kriegsgeschichtlichen Wichtigkeit kommt noch die ihrer Lage, denn als ein Grenzgebirg ist sie einer der wichtigsten Punkte der Schweiz für die Landesvertheidigung. Daß gerade letztere Bedeutung die diesjährige Wahl des Manövrirterrains leitete, ergiebt sich aus der Dispositon zum Manöver selbst, das sich dadurch ganz klar als eine Demonstration gegen die italienischen und französischen Annexionsgelüste offenbart. Der betreffende Divisionsbefehl (vom 12. August) stellt den Truppen des Manövers folgende Aufgabe: „Die ganze Südgrenze unseres Vaterlandes ist bedroht, feindliche Colonnen haben dieselbe angegriffen, bevor wir gerüstet ihnen entgegentreten konnten. In Graubünden kämpft der Gegner an dem südlichen Ausgange der Engadinerpässe und des Splügens, im Centrum ist es ihm gelungen, sich des St. Gotthards zu bemächtigen; die Spitzen seiner Colonnen sind bis an den Vierwaldstättersee vorgedrungen, in Wallis halten wir St. Moritz noch und das südliche Debouché des Simplon; die schweizerische Armee sammelt sich in aller Eile an dem nördlichen Abhange der Alpen; eine Avantgarde, welche in Luzern und im Bernee Oberlande steht, erhält den Befehl, sich mit aller Anstrengung des Reußthals zu bemächtigen und den St. Gotthard zu erstürmen. Dies die Aufgabe der zum Truppenzusammenzug beorderten Truppen."

Die theilnehmenden Truppen bestanden aus einer Sappeurcompagnie (von Aargau), zwei Gebirgsbatterien (von Wallis), einer Guidencompagnie (von Genf), vier Schützencompagnien (von Nidwalden, St. Gallen, Wallis und Tessin), vier Bataillonen Infanterie (von Waadt, Graubünden, Wallis und Bern), vier Ambulancesectionen und den Parkabtheilungen. Commandirender war Oberst Aubert, und als Generalstabschef functionirte Oberst Wieland.

Am Morgen des 14. Augusts begann um 6 Uhr die Einschiffung der Truppen in Luzern, und gleich nach 8 Uhr gab ein Kanonenschuß das Zeichen zur Abfahrt. Die kleine Flotille bestand aus drei Dampfern und mehrern Schleppschiffen. Bei Brunnen stieß eine Abtheilung eines Bündner Bataillons in vier Schleppschiffen zu der Flotille, die im Angesichte von Flüelen und Seedorf ankerte. Sie wurde jedoch vom Feinde (einer St. Galler Schützencompagnie unter Major Krauß) sogleich mit einem donnernden Willkommen begrüßt, welchen man sofort erwiderte. Die Landung ging glücklich vor sich. Der Feind, auf der linken Flanke auch von den eidgenössischen Hülfstruppen angegriffen, die glücklich die Schenegg (6380 Fuß) überstiegen hatten und vom Isenthal her am rechten Ufer des Urnersees vordrangen, zog sich auf Altdorf zurück. Unterdessen rückten bei Attinghausen auch die Truppen in's Treffen, die den Surenenpaß (7170 Fuß) überstiegen hatten, während ein fünftes Detachement, das über den Klausenpaß (6130 Fuß) gezogen war, bei Bürglen aus dem Schächenthal hervorbrach. Im Sturme ging es nun vorwärts gegen den Feind, und dieser von allen Seiten bedrängt und angegriffen, zog sich auf der einzig noch möglichen Rückzugslinie, der Straße nach Amsteg, bis an die Klus zurück. Gegen 2 Uhr endigte das Gefecht, und die verschiedenen Truppen bezogen ihre Bivouaks. Das ganze combinirte Manöver konnte insofern als gelungen betrachtet werden, als die verschiedenen Truppenabtheilungen genau zur festgesetzten Zeit eingetroffen waren und so die einzelnen Operationen richtig in einander eingreifen konnten. Wer aber die wilden Bergübergänge über den Klausen, die Surenen und Schenegg kennt, wo die Truppen stundenweit Schneefelder, Steingerölle, unwegsame Saumwege, schmale Felsgräthe, die an gähnenden Abgründen vorbeiführen, passiren mußten, der wird der Pünktlichkeit und Ordnung, mit der diese Märsche ausgeführt wurden, alle Anerkennung zollen.

Am 15. August gegen 6 Uhr des Morgens brachen die in und um Altdorf gelagerten Truppen auf, um den am gestrigen Tage bis nach Amsteg zurückgeworfenen Feind weiter zu verfolgen. Bei Erstfeld ging eine Abtheilung über die Reuß und zog sich ebenfalls thalaufwärts. Mitten aus dem grünen Thalkessel von Amsteg erhebt sich trotzig der Felshügel Flühli mit den Trümmern einer alten Burg, nach der Sage das von Geßler erbaute Zwing-Uri. Diese Anhöhe hielt Major Krauß mit seinen Schützen besetzt, und vertheidigte sich gegen Artillerie und Infanterie, bis die eidgenössischen Schützen die steilen Abhänge des scheinbar unzugänglichen Franschenberges erkletterten und von der Höhe herunter auf den rechten Flügel des Feindes ein wohlgezieltes Feuer eröffneten, während in der Fronte die Infanterie im Sturme vorrückte und die Truppen, die am linken Reußufer vorgedrungen, auch die linke Flanke der feindlichen Position bedrohten. So von drei Seiten angegriffen, zog sich der Feind hinter die Kerstelenbrücke bei Amsteg zurück. Hier beginnt die Gotthardsstraße und öffnet sich das liebliche Maderanerthal. Major Krauß hatte bei der Kerstelenbrücke Barrikaden aufgeworfen, und hinter dem Bergbache und der nahen Reußbrücke stellte er seine Truppen in vorzüglicher Stellung auf; allein von Amsteg aus wurden sie von einem furchtbaren Feuer überschüttet, und ihre Stellung wurde durch die Tessiner Schützen, die durch die enge Schlucht des Kerstelenbaches vorgedrungen waren, umgangen. Major Krauß ließ daher zum Rückzuge blasen und zog sich über die Reußbrücke nach dem eine halbe Stunde entfernten Intschi zurück. Damit schloß gegen 1 Uhr das Manövre dieses Tags, das ebenfalls als ganz gelungen bezeichnet werden konnte.

Auch der 16. August begünstigte das Feldspiel mit vortrefflicher Witterung. Die Truppen draugen auf beiden Seiten der Reuß thalaufwärts; der Feind zog sich unter lebhaftem Feuer nur Schritt für Schritt zurück bis zur Meidschligenbrücke, die sich in kühnen Bogen über die Reuß schwingt. Hier war die eidgenössische Vorhut etwas zu unvorsichtig vorgerückt; rasch brach Major Krauß mit seinen Schützen aus einem Hinterhalte hervor, warf im Sturmschritt die überraschten Gegner über die Brücke zurück, verbarrikadirte dieselbe und nahm sogar in einem Hohlweg die eidgenössische Artillerie. Aber die erlittene Schlappe wurde rasch wieder ausgewetzt. Mit der größten Leichtigkeit und Gewandtheit kletterten die eidgenössischen Jäger links und rechts an den steilen Bergabhängen, die die Brücke dominiren, empor, um den Feind von oben herab, hinter Gebüsch und Felsen verborgen, sicher aufs Korn zu nehmen, während die Infanterie in geschlossenen Reihen gegen die Barrikade vordrang. Die Brücke wurde unter Hurrahrufen erstürmt und der Feind bis zum Pfaffensprung* zurückgeworfen, der dritten großen Brücke an der St. Gotthardsstraße. Nachdem der Feind seine Hauptmacht auf das linke Reußufer zurückgezogen, sprengte er die Brücke und zog sich rasch gegen Wasen zurück, da zahlreiche gegnerische Corps auf fast unwegsamen Fußsteigen seine Stellung umgangen hatten und ihm nun den Rückzug abzuschneiden drohten.

Doch horch! auch drüben aus den Schlünden des Maienthales ertönt der dumpfe Donner der Geschütze. Das Walliser eidgenössische Hülfscorps unter Major Gingins zog von den Höhen des Sustenpasses (6980 Fuß) herunter und erstürmte am Ausgange des Maienthales die vom Feinde nur schwach vertheidigte Maienschanze. Unterdessen war das Gros der eidgenössischen Armee in Folge der supponirten Zerstörung der Reußbrücke am weitern Vordringen aufgehalten worden; rasch ward aber über den

* Man erzählt, ein Mönch habe ein Mädchen seinen Eltern geraubt und sich mit seiner Geliebten durch einen kühnen Sprung über die grausige Tiefe vor seinen Verfolgern hier gerettet.

Fluß eine Notybrücke geschlagen und der Uebergang glücklich vollzogen. Die Rückzugsarmee hatte im Wasen bei der malerisch auf einer Anhöhe gelegenen Kirche und auf dem Gottesacker eine günstige Stellung gefaßt. Anbert, mit dem sich auch die Walliser vereinigt, gab den Befehl zum allgemeinen Angriff. Auf der Gotthardstraße rückten die Sturmcolonnen vorwärts, an den Bergabhängen zogen sich im Zickzack die eidgenössischen Jägerketten hin, und von den Höhen herunter ließen die Gebirgshaubitzen ihre mächtigen Stimmen erschallen. Wasen schien in ein Rauch- und Flammenmeer gehüllt zu sein. Der Anblick dieser Scene war imposant. Dazu stürzte während dieses Kampfes eine Lawine in die Reuß herab und verbreitete einen augenblicklichen Schrecken. Um 1 Uhr war Wasen genommen, und der Feind floh unaufhaltsam bis nach Andermatt. Damit endete der dritte Tag.

Am folgenden Morgen, 17. August, geschah ein Hauptangriff, die Erstürmung der Schöllenen und der Angriff auf die Teufelsbrücke. Hier in der wilden Felsschlucht, wo die schroffen, nackten Bergwände sich zu schwindelnder Höhe erheben, wo die nah an einander gerückten dunkeln Granitmassen kaum der brausend und schäumend dahin eilenden Reuß einen engen Durchpaß gestatten, und wo die Straße im Zickzack und zwischen Gallerien hindurch an den hohen Felsen hin sich windet, da war allerdings für größere taktische Evolutionen kein Raum. Es wurde daher statt eines Gefechtes eine Schießprobe im Großen abgehalten, wobei die feindliche Front auf den terrassenförmig ansteigenden Höhen durch 20 Scheiben, die in verschiedener Entfernung aufgestellt waren, bezeichnet war — letzteres, um auf die verschiedenen Feuerwaffen, Gebirgsartillerie, Jägergewehr und Stutzen, Rücksicht nehmen zu können.

Unterdessen hatte sich auch der Himmel zum Sturme gerüstet und schwere Gewitterwolken in's Vorterrestein geführt; es wurde daher zum Aufbruch commandirt. Von einem scharfen, schneidenden Westwinde umhaucht und in Wolken eines lästigen Staubes gehüllt, stiegen die Colonnen die Gotthardstraße hinauf, über die berühmte 95 Fuß hohe Teufelsbrücke und durch das unheimliche Urnerloch in das freundliche Urserenthal, wo auf den lieblichen Alpentriften das Lager aufgeschlagen und dieser vierte Tag beendet wurde.

Am 18. August, nach einer etwas feuchten und kalten Nacht, wurde Felzgottesdienst, Rastag und Inspection gehalten. Dazu war Tags vorher ein neues eidgenössisches Hülfscorps eingetroffen, Detachement Nr. 1 unter Oberstlieutenant Meyer (1 Walliser Bataillon, eine halbe Schützencompagnie, 1 Gebirgsbatterie), welcher vom Oberwallis her die Furca (7790 Fuß) überschritten (der Gegenstand unsres Bildes) und sich im Urserenthale mit dem Gros der eidgenössischen Vorhut glücklich vereinigt hatte.

Am 19. August wurde der Gotthard überschritten von der eidgenossischen Brigade Wälti, — ein herrlicher, die Mannschaft belebender Marsch, ohne Gefecht. Festelnd war das Bild des Haltplatzes beim Hospiz: das Bataillon Berner hatte in eine Linie im Vorbertreffen seine Waffen zusammengestellt, die Walliser in geschlossener Colonne dahinter. Auf den Felsenplatten und Blöcken ringsum lagen, saßen, standen, aßen, tranken, frühcken, schliefen die Leute oder staunten in die neue „welsche Welt". —

Jenseits des Hospizes fällt der Paß sehr steil nach Tessin hinunter. Der kühne Bau der Straße mit seiner großartigen Felseneinrahmung war jetzt durch eine überaus interessante Staffage belebt: die Brigade schlängelte sich die zahlosen Windungen hinab, und in schnellem Marsche ging es gegen Airolo, wo die Brigade um Mittag anlangte und Rast hielt.

Am 20. August wirbelten die Trommeln früh noch durch die dunkle Nacht. Dazu streiften trübe Regenwolken an den Bergen hin, und hinten im Bedretothale stürmte und donnerte es gewaltig, als es um 2 Uhr hinaus in die Todesschwarze Nacht ging, das Thal aufwärts gegen die Nuffenen (7260 Fuß). Auf schmalem Fußwege am Tessin entlang zogen die Truppen festen Schrittes, aber still dahin. Da tauchte der Mond plötzlich aus der dunkeln Wolkenhülle hervor und warf seinen magischen Schein auf die stummen Gestalten. Der Morgen brach an, der Himmel sendete gewaltige Regenschauer, die fast 2 Stunden lang andauerten. Um 9 Uhr hatte man die Vorhut bei den obersten Sennhütten des Thales ein. Es wurde Halt gemacht und das Morgenrot verzehrt. Hier wird die Gegend sehr wild, die freundlichen grünen Alpentriften mit den schäumenden Alpenrosen gehen nach und nach über in nackten Fels oder weite Schutt- und Trümmerfelder, bedeckt mit ungeheuren Felsblöcken. Auch der Fußweg verschwindet — und Alles ist schauerliche Einöde. Nach kurzem Halte zog man in vielen Schlangenwindungen die steilen Anhöhen hinauf gegen den Paßsattel, eine harte Aufgabe für die Gebirgsartillerie, die Sanmthiere und die Gepäckcolonnen; allein die Paßhöhe wurde endlich ohne bedeutende Unfälle glücklich erreicht, nur über mehrere Schneefelder marschirten die Truppen dann 1 Stunde lang steil abwärts auf Grieselfetscher vorbei in das Eginenthal, wo sie nach 13—14 stündigem Marsche bei St. Ulrichen ihre Bivouaks bezogen.

Am demselben Morgen war auch die 1. Brigade, welche Tags vorher vom Hospital nach Realp vorrückte, unter Oberstlieutenant E. Meier über die Furca gegangen und marschirte nach einem Force-Marsch, der nicht weniger Schwierigkeiten, als der über die Nuffenen gehoten hatte, gleichzeitig mit den Truppen der zweiten Brigade in St. Ulrichen ein und bezogen unter strömendem Regen in dem nahen Münster ihr Lager.

Am 21. August führte die ganze Division einen neuen Force-Marsch nach dem 8—9 Stunden entfernten Brieg aus, wo sie am folgenden Tage Rastag hielten. Die Inspection der ganzen Division an diesem Nachmittag ergab das erfreuliche Resultat, daß die Truppen gesund und frisch, voll heitern Humors waren und daß die ärztlichen Berichte über Erwarten günstig lauteten.

Am 23. August vor Tagesanbruch begann der Abmarsch der Truppen auf der Straße nach Sitten — ein trauriger Weg, denn in Folge der Schneeschmelze und der letzten Regengüsse war die Rhone über ihre Ufer getreten, hatte die schönsten Wuhren zerstört und die weite Niederung überschwemmt. Von den wilden Fluthen war die Straße an vielen Stellen weggerissen, und die Umgebung von Naren glich einem ungeheuren Sumpfe. Noch vor Mittag trafen die Truppen in der Gegend von Leuk ein und bezogen bei Susten ihre Lager.

Am 24. August fand endlich das Schußmanöver statt. Die Aufgabe des Tages war für die eidgenössische Armee die, den Feind, der vom rechten Ufer der Rhone her angegriffen und die Brücke am Eingange zum Pfyner Wald erstürmt hat, wieder über die Brücke zurückzuwerfen, dann von Position zu Position zu verfolgen und zuletzt mit der Erstürmung des Dorfes Siders die Entscheidung herbeizuführen. Auch dieser Theil des Manövers, dessen Beschreibung uns Einzelne wir unterlassen müssen, gelang vortrefflich. Schon um 11½ Uhr war Siders in den Händen der siegreichen eidgenössischen Armee. Nach beendigtem Gefechte zogen die Truppen durch das mit zahlreichen cantonalen und eidgenössischen Fahnen geschmückte Siders nach einer freundlich decorirten Matte außerhalb des Dorfes, wo die ganze Division von den gastfreundlichen Wallisern auf generöse Weise bewirthet wurden, und wo beim freden Schalle vaterländischer Weisen der feurige Gletscherwein von Siders in Strömen floß. Am Nachmittage zogen die Truppen in glühender Hitze hinunter gegen Sitten und rückten unter dem Hurrahrufen der Menge mit fliegenden Fahnen und schmetternder Musik in die festlich decorirte Hauptstadt des Wallis ein.

Am 25. August war die letzte Inspection der Division durch den Chef des eidgenössischen Militär-Departements, Oberst Anbert, der hier seine Truppen mit einem „Abschiede" entließ, in welchem er die militärische Tüchtigkeit derselben freudig pries und mit den Worten schloß: „Wenn wir einst die Waffen ergreifen müssen, um die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes und seine Grenzen zu vertheidigen, so kann die Schweiz in ihre Armee ihr volles Vertrauen setzen. Ihr habt es in diesen wenigen Tagen bewiesen!" — Dies ist eine Anerkennung, welche jeden Mann, der ein warmes Herz für eines kleinen freien Volkes Recht und Ehre in der Brust trägt, für dieses „Volk in Waffen" mit Hochachtung erfüllen muß.

Unser Bild stellt uns auf den Sattel, den durch ein sogenanntes Furcasignal (Stange) angezeigten höchsten Uebergangspunkt der Furca, auf welchem sich uns ein Blick auf die Alpenwelt im Südosten öffnet. Zwischen den beiden Furcahörnern, welche den Hintergrund zu beiden Seiten abschließen und, weil sie wie die zwei Zinken einer Gabel (furca) emporragen, dem Berge den Namen geben, sehen wir zur Linken den Muttli mit seinem Gletscher, ganz zur Rechten deuten die heraufsteigenden Truppen eine Tiefe an, den Furcapaß, jenseits des Felsenpfades über ihm blicken wir in das Ober-Rhonethal und sehen den durch seine Pracht berühmten Rhonegletscher, der sich dem Galenstock

allmählich zum Rhonethal hinabsenkt; neben ihm ragt die Meienwand auf und über dies Alles erheben sich die wildgerissenen Eisstachelen und krystallenen Dornenkronen der Berner Alpen bis zu ihrem äußersten Flügelmann, dem Finsteraarhorn, das uns fein 13,325 Fuß hohes, oben abgeflachtes Zackenhaupt gleich neben dem rechten Horn der Furca zeigt.

Vom verlassenen Bruderstamme.

Eine Fahrt nach Angeln — Die Bauern in Angeln — Deutsch und dänisch — Schwarze Gends'armen — Unterdrückung der deutschen Sprache — Die deutschen Pastoren — Eine dänische Kirche — Dänische Schnitzbrer — Im Postwagen — Oberpräsident Hagemann — Pastor Hansen und sein Religionsunterricht.

Das Land, das im Volksmunde Angeln heißt, ist einer der interessantesten Distriete Schleswig-Holsteins. Angeln wird im Norden von der Flensburger Föhrde, im Osten von den Wellen der Ostsee, im Süden von der Schlei, im Westen von der Eisenbahnlinie begrenzt, welche Schleswig mit Flensburg verbindet, und hat einen Flächeninhalt von ungefähr 15 Quadratmeilen. Der Boden ist außerordentlich reich und ergiebig. In Angeln sieht man die stolzesten Bauernhöfe, die stattlichsten Dörfer, die wohlhabendsten und schönsten Kirchspiele des Landes. „Wir sind so wohlhabend, und der Boden ist so ergiebig, daß man uns gar nicht ruiniren kann, sonst hätten uns die Dänen längst ruinirt," sagten mir häufig die Bauern in Sörup, Goltingen und Satrup, wenn ich mit ihnen über das Land und über die dänische Wirthschaft sprach.

Aber noch weit interessanter als das Land sind seine Bewohner. Welch' ein Kern im deutschen Bauernstande liegt, und welcher Entwickelung dieser Bauernstand fähig ist, das kann man in Angeln sehen! Die Angeler oder die Angelster, wie sie sich selbst nennen, sind melancholischen Temperaments. Sie sprechen mit besonderer Vorliebe von religiösen Gegenständen und denken oft und viel an den Tod; Mancher läßt sich seinen Sarg bei Lebzeiten bauen und in die Stube stellen, und Frauen und Mädchen in blühender Jugend nähen sich manchmal das Sterbehemd. Wie auf den winddurchrauschten Orkney-Inseln und auf den brannen Haiden Schottlands, steht das innere Auge des melancholischen Anglers häufig das Zukünftige, was der schaffende Weltgeist sonst dem Auge des Erdenbewohners zu seinem Glücke verborgen hat. Auf diesem idyllischen Hügelland mit seinen dunkellaubigen Eulen und spitzblättrigen Eschen, überall von hohen Knicks durchzogen, welche wie dunkle Laubgewinde auf dem sonnigen, grünen Wiesenteppich liegen, zwischen diesen reichen, gelben Getreidefeldern, diesen dunkeln Buchenwäldchen, diesen reichen Gehöften und altertümlichen Kirchen waltet das zweite Gesicht; hier erscheint Manchem die „Fata Morgana" der Seelen und enthüllt die Zukunft in Feuerflammen, welche aus einem Dache emporschlagen, in Leichenzügen, in denen er die Gestalten seiner Nachbarn und Freunde erkennt, und in Schlachtbildern, welche ihm die Befreiung seines Landes verkünden. Der Angeler ist ferner ein Mann von schnellen Begriffen, er faßt leicht auf und ermittelt sich schnell, hat ein großes Talent zur Selbstverwaltung seiner eigenen Gemeindeangelegenheiten, liest viel und unterrichtet sich gern. Die Schulen waren in Angeln immer besser im Stande, als überall in Schleswig; fleißig werden Zeitungen und Journale gelesen; die Wohlhabenden schaffen sich alle kleine Privatbibliotheken an, und man begegnet einer Kenntniß der politischen Verhältnisse, welche oft in Erstaunen setzt. Mit diesen hervorstechenden Eigenschaften des Verstandes vermischt sich eine übergroße Vorsicht, welche oft in Mißtrauen ausartet, aber sofort in das vollkommenste Vertrauen umschlägt, sobald dies einmal gewonnen ist, und eine große Hartnäckigkeit, welche ihnen in ihrem jetzigen Widerstand gegen das Dänenthum übrigens besonders zu statten kommt. Der frühere Hochmuth der Junker, der Hofbeiter, gegenüber dem Küthner ist ganz verschwunden; wenigstens habe ich keine Spur davon entdecken können; aber er ist in Stolz und Hochmuth den Dänen gegenüber umgeschlagen.

In Angeln erschienen mir die Bauern wie die Sieger, die Dänen wie die Besiegten. Sie betrachten die dänischen Beamten, Pfarrer und Schullehrer, welche ihnen von den Inseln in's Land geschickt sind, um sie zu regieren und zu drücken, wie elendes, armes Ostvieh, welches lediglich gekommen ist, um sich zu mästen und sich in seiner Armuth satt zu essen, und sprechen von ihnen nur mit geringschätziger Verachtung. Leider haben die braven Angler in dieser Anschauung vollkommen Recht. Der Angler ist ferner sparsam, er ist ordentlich; aber er ist kein Fitz. Die Gastfreundschaft in Angeln ist unbegrenzt. Für die Vertheidigung ihrer Rechte ist diesen herrlichen Bauern kein Opfer zu groß. Den Armen wird überall geholfen. Dabei sieht man und liebt man den Luxus in schönen, geräumigen Bauten, in prächtigen Möbeln und Kleidern, in stattlichen Pferden, in reichbeschnitzten Hochzeiten, Kindtaufen und Fahrten auf Besuch. Mahagony-Möbel, Uhren, bequeme Sessel, Sophas und Schaukelstühle, Pianinos und elegante Schreibtische fand ich in den meisten dieser Bauernhöfe, welche in gefälligen Formen gebaut und durchweg zierlich und reinlich gehalten sind.

Ich weiß nicht, ob es in Deutschland bekannt ist, daß in den Jahren 1850 und 1851, trotz der im Jahre 1852 zu Stande gekommenen Verhandlung Dänemarks mit Preußen und Oesterreich, als Mandataren des deutschen Bundes, in denen ausdrücklich die Selbstständigkeit Schleswigs und die vollständige Gleichberechtigung der deutschen und der dänischen Nationalität in Schleswig versprochen wurde, durch eine Reihe von Verfügungen Seitens der dänischen Regierung in 5 Städten und 48 ländlichen Kirchspielen in Schleswig an Stelle des deutschen Schulunterrichts der dänische Schulunterricht und an Stelle des deutschen Gottesdienstes der dänische Gottesdienst in der Art eingeführt wurde, daß in 3 Städten an allen Sonntagen sowohl deutsch wie dänisch gepredigt werden, in den Landkirchspielen aber der Gottesdienst abwechselnd einen Sonntag deutsch, einen andern Sonntag dänisch sein sollte. Für die Gesetzmäßigkeit und Rechtmäßigkeit dieser Verfügung konnten selbst Seitens der dänischen Behörden gar keine Gründe angegeben werden. Die Abgrenzung der sogenannten gemischten Distriete, in denen dänische Schulsprache und dänischer Gottesdienst eingeführt wurde, wurde in der willkürlichsten Weise nach alten statistischen Tabellen aus den Jahren um 1810 vorgenommen und oft so, daß in diesen gemischten Districten auch nicht ein einziger Mensch zu finden war, welcher dänisch sprach oder dänisch verstand. Angeln, welches der größte und wichtigste unter diesen gemischten Districten war, kam dabei besonders schlecht weg. Von 52 Sonntagen wurden ihm 26 abgenommen und der „dänischen Lehre" geweiht, wie der Volksmund den dänischen Gottesdienst und die dänische Schulsprache nennt. Die Bauern, welche an der deutschen Bibel und dem deutschen Gesangbuch hielten, wie an dem besten Erbe ihrer Väter, wurden gezwungen, für ihre Kinder eine dänische Bibel und ein dänisches Gesangbuch anzuschaffen. In den meisten Kirchspielen werden die Predtger geradezu gehaßt. Die Bezeichnung „der schwarze Gends'arme" zeigt genügend, mit welchen Augen man sie betrachtet. Das Band zwischen der Schule und der häuslichen Erziehung ist zerrissen. Die Eltern schicken zwar, so weit sie nicht Mittel haben, ihre Kinder auswärts unterzubringen, die Kinder zur Schule, weil sie sonst hart gestraft werden, aber damit hört auch ihre Theilnahme auf. Sie erklären, sie verständen nichts von der dänischen Schulsprache und trüreden nie etwas davon wissen wollen. Und die Kinder, sie werden, sobald sie confirmirt sind, die dänischen Bücher in's Wasser, sprechen nie ein Wort dänisch wieder und geben sich ordentlich Mühe, das zu vergessen, was sie gelernt haben. *

Ich hatte die Herzogthümer, mit den umfassendsten und besten Empfehlungen versehen, nach allen Richtungen bereist, um die gegenwärtigen Zustände des Landes aus eigenen Anschauungen an Ort und Stelle kennen zu lernen. Was ich gesunden habe, war Erbitterung, Schmerz und Haß überall, die rechtloseste Willkür in Schleswig Seitens der Administrativ- und Polizei-Beamten —

* Um allen etwaigen böswilligen Angriffen Seitens der elderdänisch nationalen Partei und wahrscheinlich auch conservativer deutscher Zeitungen, daß ich übertreibe, in Voraus zu begegnen, erkläre ich, obschon mir Vorstehendes aus meinen eigenen Unterredungen in Angeln bekannt geworden ist, daß ich es dennoch aus der den Seiten der königlich preußischen Regierung im verflossenen Sommer den Cabineten der englischen, französischen und österreichischen Regierung überreichten ministeriellen officiellen Denkschrift wörtlich entnehme.

Dr. jur. Gustav Rasch.

Digitized by Google

wozu der berüchtigte §. 8 der Schleswig-Holstein octroyirten Verfassung sie vollkommen autorisirte, indem er den dänischen Unterthanen in den Herzogthümern jeden Rechtsweg abschnitt — eine Knechtschaft der Geister und Sprache, Schule, Kirche und Presse, wie Oesterreich sie so niemals in Venetien versucht hat, die kleinlichsten Verfolgungen, ein über das ganze Land ausgebreitetes Netz von Spionage und Denunciation, allmähliches Sinken des Real-Credits, täglich zunehmende Armuth in den Städten bei den Handwerkern und kleinen Bürgern, beide Herzogthümer baar aller politischen Rechte, die Presse überall in den Händen der dänischen Polizei, das Petitionsrecht bis auf die Lächerlichkeit einer Unterschrift herabgesunken, kein Vereins- und Versammlungsrecht, die Communalverwaltung überall auf dem Wege, den Tänen oder ihren Creaturen in die Hände zu gerathen, oder bereits in ihren Händen, vollkommene Unsicherheit der Person und des Eigenthums vor den unaufhörlichen Angriffen und Versuchen der dänischen Beamten — aber alledem gegenüber der zäheste und trotzigste Widerstand der deutschen Bevölkerung in beiden Herzogthümern, nicht zu wanken und zu weichen und fest zu einander zu halten, zur Ehre Deutschlands, und um den eigenen Widerstand desto kräftiger zu machen. Holstein ist um Vieles glücklicher als Schleswig, die Verbindung mit dem deutschen Bunde macht dort die Dänisirungs-Versuche und dänischen Beamten, Pastoren und Schullehrer unmöglich. Aber was waren das für Beamte, welche Schleswig dänisiren? Der Anschuß der Juristen, Theologen und Schullehrer, welche die dänischen Inseln besitzen. „Alle unsere Beamten, die noch einen Begriff von Ehre haben, gehen nur mit dem größten Widerwillen und gezwungen nach Schleswig!“ sagte man mir in Kopenhagen. Und ich überzeugte mich von der Wahrheit dieser Worte auf dem Festlande. Ich habe in ganz Schleswig wenig dänische Beamten gefunden, von denen man nicht mit grenzenloser Verachtung sprach und Dinge erzählte, welche diese Verachtung vollkommen rechtfertigten. Ich übertreibe nicht; was ich sage, ist in Schleswig in Aller Munde, und ein ganzes Volk lügt nicht.

Nur Angeln hatte ich noch nicht gesehen. Ich hatte die Reise durch Angeln aus verschiedenen Gründen bis zum Schluß meiner Untersuchungen der Zustände in Schleswig-Holstein mir vorbehalten.

An einem der letzten Augusttage saß ich bei einem meiner neuen Freunde in dem Staatszimmer oder in dem Salon — wenn man so will — seines im südlichen Angeln gelegenen Hofes. Ich nenne seinen Namen absichtlich nicht, denn ich würde ihn sofort einer Menge Traasserien Seitens seines Hardesvogtes aussetzen. Wir sprachen über die politischen Verhältnisse in den Herzogthümern und besonders über Angeln. Er theilte mir Manches von dem mit, was ich oben über die Bewohner des Landes erzählt habe. Dann gab er mir die Charakteristiken dänischer Pastoren und Schullehrer in Angeln. Hätte er mir das, was er mir heute Abend erzählte, vor sechs Wochen erzählt, ich hätte es geglaubt, obschon mein Freund einen der ehrenwerthesten Namen in Schleswig trägt und durch seine Wahrheitsliebe, seinen Muth im Widerstande und seine Vertheidigung der Rechte des Landes hochgeehrt ist. Aber ich hatte so viel Unglaubliches gesehen und gehört, ich erstaunte über nichts mehr.

„Sehen Sie,“ sagte er, „wir hatten vortreffliche Prediger im Lande, würdige, gelehrte Männer, hochgeachtet und geliebt von der ganzen Bevölkerung. Die dänische Regierung hat sie sämmtlich fortgejagt, weil sie nicht in dänischer Sprache predigen und nicht das Kirchengebet in der neuen Lesart sprechen wollten. Zwei nur haben wir behalten, es ist der Pastor Juhl in Tästrup und Pastor Röhs in Cathby. Auf die inständigste Bitte der Bauern ihres Kirchspieles, zu bleiben und sich dem Lande zu erhalten, ließen sie sich bewegen, das Kirchengebet in der neuen Lesart zu sprechen, und beten jetzt „für unsern König“. Und nun schicke man uns fast ohne Ausnahme das nichtsnutzigste Gesindel aus Kopenhagen, Säufer, Spieler, Trunkenbolde, liederliche Subjecte, welche nur ein Lebensprincip haben, sich mit ihren fetten Pfarreien zu mästen und ein reiches Wohlleben zu führen, Menschen ohne Gottesfurcht, ohne Bildung und ohne allen Takt, ohne Kenntniß unserer Sprache. Sie wissen ja ohnedem, es ist mit dem Studium der Theologie in Kopenhagen nicht weit her. Bloßes Auswendiglernen und Einpaukerei!“

„Ich weiß darum; sprechen Sie weiter!“

„Nun geht kein Mensch mehr zur Kirche. Die Bauern wollen die Prediger, welche sie ihres Wandels und ihrer Unwissenheit wegen so verachten, auch nicht mehr in der deutschen Predigt hören. In manchen Kirchspielen Angelns weiß man Sonntags nicht mehr, ob dänischer oder deutscher Sonntag ist. Wenn unser Volk nicht einen so bedeutend sittlich-religiösen Kern in sich trüge, so wäre es lange moralisch zu Grunde gegangen. Oft predigen die Pfarrer nur vor dem Küster und den Schulkindern, welche in der wörtlichen Bedeutung des Wortes in die Kirche getrieben werden. Zuweilen muß er aber auch von der Kanzel herumtersteigen, und der Küster schlicht dann die Kirche, weil auch die Kinder nicht in die Kirche zu bringen sind. Es versteht ja auch Niemand Etwas von der dänischen Predigt. So ist es dem Pastor Hartnack in Norderbrarup häufig ergangen. Er versteht gar kein Deutsch und ist vollkommen unfähig. Neulich kam er in die Schenke und wollte einen Häring essen. Er war nicht im Stande sich in deutscher Sprache auszudrücken, ob er ihn geräuchert oder gepökelt wolle. Endlich brachte man ihm Beide. Kennen Sie seine berüchtigte Leichenrede? Er sprach: „Da liegt er in sein schwarzes Kiste, Ihr habt ihm gekennt, aber ich habe ihm nicht gekennt! Amen.“ So war es wörtlich; Sie können aus diesen Worten die Bildungsstufe ermessen, worauf der Mann steht. Da war ein Pastor Hansen in Kappeln, der Vorgänger des jetzigen Pastor Thieß. Er war ein Säufer und Bettler. Endlich hat sich die Regierung denn doch genöthigt gesehen, ihn wegen seiner Unthaten zu entfernen. Erkundigen Sie sich in Kappeln im Hahn'schen Wirthshaus. Dort sind mit ihm Scenen von Völlerei vorgekommen, welche so ekelhaft sind, daß ich sie nicht erzählen mag.“

„Und die Schullehrer in Angeln?“

„Es ist in Dänemark, wie Sie wahrscheinlich wissen, kein Ueberfluß an Schulmeistern, wie an Candidaten des Predigtamtes. Es kommt der dänischen Regierung aber auch nur auf Verbreitung der dänischen Sprache in Angeln an, nicht auf Verbreitung der Bildung. So hat man uns die unwissendsten Kerle geschickt, welche bei unseren Knechten in die Schule gehen könnten, Menschen, welche früher zuweilen Matrosen oder Soldaten waren, welche sich in Angeln nur damit beschäftigen, den Kindern Gesangbuchsverse nach der Melodie des „tappern Landsoldaten“ einzuüben, zu fluchen, zu saufen und zu spielen. Da ist ein Lehrer Petersen in Moorskirchholz — erkundigen Sie sich in Kappeln — er spielt und trinkt Morgens mit den Schweinetreibern im Wirthshaus, er dient der Polizei als Spion, er sperrt die Kinder bei Wasser und Brod ein, und prügelt sie, daß es entsetzlich ist. Alle Versuche der Bauern der Gemeinde Boel, bei der Visitation eine Untersuchung gegen den Menschen zu veranlassen und ihn aus dem Amte zu entfernen, sind bis jetzt vergeblich gewesen. Da ist ein zweites ähnliches Subject in Maasholm, den seine Gemeinde der größten Unsittlichkeit beschuldigt. Es ist nicht möglich, ihn zu entfernen.“*

Am andern Morgen standen wir vor dem nahe bei dem Hofe gelegenen Posthause. Ich wollte nach Kappeln fahren. Der Postwagen kam, er war besetzt. Drei Angeler Landleute saßen darin und ein hübsches, junges Mädchen in städtischer Kleidung. Die Pferde wurden gewechselt. Die Landleute traten so lange in die Stube. Ich fragte sie, ob sie mich als überzähligen Passagier bis zur nächsten Station mitnehmen wollten, wo die Postverwaltung verpflichtet sei, mir Wagen und Pferde zu stellen.

Sie sahen mich mißtrauisch an und verwiesen mich an den Postillon.

Auch der Postillon machte ein mißtrauisches Gesicht und nahm meinen Freund in eine Ecke.

„Wer is de Häyr?“ hörte ich fragen. „De is wohl uht Berlin?“

Mein Freund nickte.

„Geht nich!“ rief der Postillon. „Ich the et nich!“

Damit war die Verhandlung zu Ende.

„Sie sehen, Sie sind hier Persona ingrata im Lande. Der Postillon vermuthet, daß Sie umherreisen, um das Land zu besuchen, und das will die dänische Regierung absolut nicht. Warten Sie! In zehn Minuten wird mein Wagen vor der Thüre stehen. Mit meinen Pferden überholen Sie die langsamen Postgäule bis zur nächsten Station um eine halbe Stunde.“

Die drei Landleute stiegen in den Wagen, nicht ohne nochmals einen mißtrauischen Blick auf mich zu werfen. Der Wagen

* Hr. Moritz Busch, der im Jahre 1855 Angeln bereiste, fand dort ganz dieselben Zustände. S. Schleswig-Holstein'sche Briefe von M. Busch. Verlag von Gustav Mayer in Leipzig. S. ferner: Die Wahlen zur schleswig'schen Stände-Versammlung im Jahre 1860. Hamburg, 1861.

rollte fort. Aber in zehn Minuten stand einer jener hochräderigen holsteinischen Wagen mit zwei vortrefflichen Pferden vor der Thüre. In gestrecktem Trabe fuhr ich hinterher und kam eine halbe Stunde früher auf der nächsten Poststation an. Ich bestellte mir einen Platz und nahm nun im Postwagen den Platz des jungen Mädchens ein, welches auf der Station blieb, aus Schleswig kam und Verwandte besuchte.

Der Wagen fuhr weiter. Die mir gegenüber sitzenden Landleute sahen mich mit mißtrauischen Blicken an. Ich konnte an ihrer Gesinnung gegen mich gar nicht zweifeln. Vergebens versuchte ich, sie zu einem Gespräche über die Zustände im Lande zu veranlassen. Sie brachen den Faden der Unterhaltung immer kurz ab. Endlich fragte mich der Eine:

„Sagen Sie mal, wen wollen Sie denn in Angeln besuchen?" *

Ich nannte die Namen von zwei der achtungswerthesten Hofbesitzer und nahm zwei Empfehlungsbriefe aus meiner Brieftasche. Sie lasen auf den Couverts die Jedermann bekannten Namen.

Plötzlich veränderte sich der Ausdruck auf den Gesichtern. Die Blicke wurden zutraulich und wohlwollend. Nur der Eine, der neben mir saß, sah mich pfiffig an und sagte: „Also den Herrn Hagemann wollen Sie nicht besuchen?"

Glücklicherweise wußte ich, wer Hagemann war.

„Hagemann auf Ohrfeld?" fragte ich entrüstet, „Hagemann ist ja Euer heimlicher Oberpolizeiminister in Angeln! Er hat ja noch im vorigen Mai Euren braven Pastor in Gelting, Valentiner, der jetzt Pastor in Leipzig ist, als er den Pachter Geiger in Gelting zu seiner silbernen Hochzeit besuchen wollte, durch die Polizei aus dem Lande bringen lassen wollen!"

Jetzt sah auch der Dritte mich mit Blicken des vollsten Vertrauens an.

„Ja," sagte er, „der Pastor in Gelting war ein braver, würdiger Mann. Aber sie trieben ihn aus dem Lande, die Dänen, weil er nicht dänisch predigen wollte. Dem Baron haben sie wider alles Recht das Patronat genommen und haben einen Dänen, den Hansen, an seine Stelle gebracht. Dreimal hat der Hansen neulich die Kirche Sonntags zuschließen müssen, weil Niemand in der Kirche war. Wir haben den Hagemann gefragt, ob er uns den Pastor Valentiner, wenn er aus Leipzig auf Besuch zu uns käme, durch Gensd'armen aus dem Lande bringen lassen wolle. Er hat's aber abgeleugnet."

Ich nahm ein Papier aus der Brieftasche und hielt es ihnen hin. „Lesel das da vor!"

Er las:

„Wenn es der unterzeichneten Behörde gerüchtsweise zur Kunde gekommen ist, daß der Dr. phil. F. W. Valentiner, Prediger in Leipzig, vormals Prediger in Gelting, in Veranlassung einer am 27. Mai 1861 stattfindenden Feier der silbernen Hochzeit des Pachters Geiger auf Gelting als Gast erwartet werde, so veranlassen obwaltende Umstände mich, die Obrigkeit des adeligen Gutes Gelting davon in Kenntniß zu setzen, daß zufolge mir ertheilter Instruction von Seiten des königlichen Ministeriums, insofern gedachter Valentiner den geschlossenen Theil des ersten Angler adeligen Güterdistricts betreten sollte, Schritte von mir wider denselben einzuleiten sind, welche unzweifelhaft seine augenblickliche Entfernung zur Folge haben werden.

Königl. Oberpolizeiverwaltung Ohrfeld, den 25. Mai 1861.

M. Hagemann."

Nun ergingen sie sich in Verwünschungen und erbitterten Ausdrücken gegen ihren „geheimen Oberpolizisten", wie sie ihn nannten, und in wirklich rührenden Bemerkungen über den Pastor Valentiner und den Baron Hobe von Gelting, „diese braven, herrlichen Männer," wie sie sie nannten.

„Im Kirchspiel Gelting wird doch auch dänisch gepredigt und dänisch in den Schulen unterrichtet," sagte ich; „kann denn Jemand von Euch mir angeben, wie viel Menschen im District Gelting dänisch sprechen oder dänisch verstehen?"

„Ich kenne jedes Haus im Kirchspiel," erwiderte der mir gegenübersitzende Landmann, ein großer, kräftiger Mann mit melancholischem Gesichtsausdruck, „im Kirchspiel Gelting versteht und spricht Niemand dänisch. Die ganze Bevölkerung ist deutsch. Es ist nur ein alter Mann da, welcher in jungen Jahren Matrose auf der dänischen Flotte war. Der versteht das Plattdänische wohl noch etwas, er kann es aber nicht mehr sprechen. Das Schriftdänische, in dem der Hansen predigt, versteht er gar nicht."

„Aber Rundhof ist doch auch gemischter District! Kennt Einer von Euch Rundhof?"

„Rundhof," erwiderte mein Nachbar, der mich mit so pfiffigem Blick nach dem Oberpolizeiverwalter gefragt hatte, „ist halb deutsch, halb gemischter District. In dem gemischten District wird in *keinem* Hause dänisch gesprochen. Es sollen dort einige alte Männer noch dänisch verstehen, welche auf der dänischen Flotte dienten."

„Und dort wird dänisch unterrichtet und dänisch gepredigt?" rief ich entrüstet.

„Ja," sagte mein Nachbar und Thränen traten ihm in die ehrlichen, blauen Augen, „das ist recht traurig! Denken Sie, die armen Kinder! Außer vier Stunden die Woche ist der ganze Unterricht dänisch. Die Kinder lernen nichts. Alle Bildung im Lande geht dabei zu Grunde. Und was das für Schullehrer und Pfarrer sind, die sie uns nun seit zehn Jahren in's Land geschickt haben! Der Hansen, den sie uns an die Stelle des braven Valentiner geschickt haben, entließ neulich die Knaben etwas früher aus dem Confirmationsunterricht und behielt die Mädchen zurück. Ein Bauer fragte seine Tochter, warum der Pastor sie so viel länger bei sich behalten hätte. Sie wurde roth und sagte, das könne sie doch nur der Mutter sagen. So kam es denn heraus, daß der Pastor ihnen gesagt habe, um sie vor dem Laster zu warnen, sie sollten sich vor den Mannsleuten in Acht nehmen, denn wenn diese ihnen zu nahe kämen, würden sie leicht schwanger, es entstände dann ein Kind in ihrem Leibe, und um dieses zu entfernen, müsse man ihnen ein großes Loch in die Seite schneiden. Sie können hieraus sehen, was das für ein Mensch ist, dieser Pastor. Nein, es sind gar keine Menschen, viel weniger Pastoren!"

G. Nasch.

* Ich werde alle folgenden Unterhaltungen immer, des besseren Verständnisses wegen, in hochdeutscher Sprache wiedergeben, obschon sie meistens immer in plattdeutscher Sprache geführt wurden. G. N.

Das Schwimmende Land in Wakhusen.

Von J. G. Kohl.

Der Römer Plinius erzählt von neuen Wundern aus den Wäldern Germaniens *, indem er beschreibt, wie kleine mit Bäumen bewachsene Inseln der römischen Flotte, als sie an den Küsten Nordwestdeutschlands segelte, aus den Mündungen der Elbe und Weser mehrfach entgegen geschwommen seien. Wahrscheinlich sind dies solche Moorlandstücke gewesen, wie sie noch heutzutage zuweilen von den Wasserfluthen an den Nebenflüssen der Weser und Elbe losgerissen und zum Schwimmen und Forttreiben gebracht werden.

Im Kleinen kommt dieses Phänomen überall in unseren torfreichen und morastigen Gegenden vor. Nirgends aber erscheint es großartiger, complicirter und mehr mit dem Ackerbau und der ganzen Existenz der Bewohner verwachsen, als in der Feldmark des hannoverschen Dorfes Wathusen im sogenannten „St. Jürgener Lande" an den Ufern des Flusses Hamme, der aus den Mooren des Herzogthums Bremen herab der untern Weser zufließt. Ich hatte schon Manches über das schwimmende Wunder von Wathusen gehört und gelesen, ohne daß ich mir über die Ursache, den Umfang und die näheren Umstände desselben ganz klar werden konnte. Ich beschloß daher, an Ort und Stelle selber nachzusehen, und so zog ich denn eines schönen Tages mit Hülfe eines Landeskindes mein kleines, roh gestaltetes „Schedel-Schiff", eine Art von Canoe — es ist das einzige Vehikel, dessen man sich zur Befahrung dieser wässrigen Landschaften bedienen kann — über eine Stelle des Dammes oder Deiches hinüber, der das ganze besagte „St. Jürgener Land" umzingelt.

Als wir diese nicht sehr mühsame Operation bewerkstelligt und unser Schiffchen im jenseitigen Wasser wieder flott gemacht

* „Aliud e silvis mirandum."

hatten, lag eine weit hingestreckte, fast ununterbrochene Wiese von circa 40,000 Morgen Grasland vor uns. Es war das besagte St. Jürgener-Land, das ein großes, ganz flaches Dreieck zwischen den Flüssen Hamme und Wumme bildet und von einem Labyrinthe von Wasserarmen, künstlichen Gräben und Canälen oder „Fleeten“ und kleinen natürlichen Tümpeln und Seen durchfurcht ist.

Schon die Entstehungsweise dieser „Tümpel und Seen“ steht mit dem schwimmenden Eisreich von Walhufen in einiger Verbindung und erklärt dieselbe wenigstens zum Theil. Im Winter nämlich, wenn das ganze Land überschwemmt ist und bei starker Kälte mit einer dicken Eiskruste bedeckt wird, verbindet sich stellenweise diese Kruste mit dem unterliegenden Boden und Geschilfe, und gefriert mit ihm in eine Masse zusammen. Wenn nun im Frühlinge der Eismantel sich löst und zerspringt, bleiben zuweilen mehr oder minder große Stücke gefrornen Landes an den Schollen hängen und werden mit ihnen fortgeführt. Die Landeskinder nennen sie „Dobben“ oder „Eisrobben“. Zuweilen werden auf diese Weise ganze Tagewerke (ein „Tagewerk“ zu zwei Morgen) auf einmal losgerissen und versetzt, und die Dicke der gelösten Erdschicht beträgt wohl drei bis fünf Fuß.

Die Eisschollen bleiben mit ihrer schweren Last an irgend einer kleinen Bodenschwelle hängen und setzen sie daselbst ab, indem sie schmelzen. Da, wo sie die Erde losrissen, entsteht ein Loch, das sich mit Wasser füllt, und das die Leute daher wohl eine „blanke Stelle“ zu nennen pflegen. Wenn in einer Gegend das Eis sich häufig solche „Dobben“ herausholte, so vergrößert sich wohl der kleine Wassertümpel zu einem See von etwas bedeutenderem Umfange.

Der größte See des St. Jürgener Landes, der auf diese Weise entstanden ist, heißt „die Blänken“. Er steht unter diesem Namen auf unsern Landkarten und hat auf ihnen wohl anderthalb Stunden im Umfange. Unser Weg führte uns mitten durch diesen „See“ hindurch. Er bot jetzt im Hochsommer, wo überall hohes Schilf aus dem Wasser emporragte, den Anblick einer grünen Wiese dar. Nur im Winter, wo das Schilf abstirbt, ist er in seinem ganzen Umfange „blank.“ — Diese durch das Eis in der Oberfläche des Landes ausgearbeiteten „Blänken“ wären dem guten Plinius, wenn er sie gekannt hätte, wohl wieder als ein „Mirabile Germaniae“ erschienen. Aber wohl mit noch größerem Interesse hätte dieser aufmerksame Naturbeobachter die Berichte der Landeskinder über ein anderes Winter-Phänomen dieser Gegenden, die sogenannten „Spanjen“ angehört, wenn er sie, wie ich es jetzt that, mit den Nachkommen seiner Chauci Majores oder Minores im Lande hätte herumschlüpfen und sie in ihrer niedersächsischen Sprache hätte examiniren können.

„Spanjen“ — wahrscheinlich von „spannen“ abzuleiten — nennen sie in diesen Gegenden die Risse, welche zuweilen bei heftigem Froste und starker Anspannung des Eises in der Eiskruste entstehen und sehr sonderbare Effekte zu Wege bringen. Diese Risse oder „Spanjen“ geben mit einem heftigen Knalle und Krachen les und durchsetzen die Eisdecke zuweilen mit Blitzesschnelle zwei bis drei Wegestunden weit und weiter. Aehnliches geschieht freilich auch anderswo, wo sich breite zusammenhängende Eisdecken bilden. Das Eigenthümliche aber, das dies Phänomen hier darbietet, kommt durch die sumpfige Beschaffenheit des Landes zu Wege. Da, wie gesagt, in sehr kalten Wintern nicht nur das Wasser bis auf den Boden gefriert, sondern auch dieser erstarrt und sich mit dem Eise zu einer Masse verbindet, so theilt sich der in dem Eise beginnende Riß auch dem festen Boden mit. Auch dieser wird gekläftet und thut sich wie das Eis auf, und beide, Eisschollen und Erdreich, werden dabei zuweilen 5 bis 6 Fuß hoch und mehr zu beiden Seiten des Risses in die Höhe getrieben und aufgehäuft. Die Risse, die sich in der Tiefe alsbald mit Wasser füllt, wird mitunter so breit, daß man darin wie in einem natürlichen Canale zwischen Eis- und Schlammmassen durchhin schiffen kann.

Wenn eine solche „Spanje“ unterwegs auf einen anderen Gegenstand, z. B. auf ein im Eise eingefrorenes Schiff trifft, so vermag sie auch dieses entzwei zu reißen. Sie geht vom Eise und Schlamm auch auf das daraus hervorragende Festland über, zerreißt Erdhaufen oder Inseln, die ihr im Wege liegen, und setzt mitten durch die hohen Deiche des Landes, wenn sie mit dem Ganzen zusammengefroren sind. Ja, sie fährt sogar wie ein Blitz in die auf diesen Deichen und Inseln stehenden Häuser, wühlt unter ihnen den Boden auf, zerspaltet die Mauern und zerreißt die Balken, „gleichsam, als wenn eine Kanonenkugel durch das Haus gefahren wäre.“

„Ich habe es selbst in meinem eigenen Hause einmal erlebt,“ erzählte uns unser Schiffer. „Ich saß ganz ruhig bei meinem Feuer, als es plötzlich mit großem Spektakel dicht bei meinen Knieen vorüberfuhr und quer durch's Haus schoß. Der Boden neben mir wurde wie von einem Erdbeben aufgewühlt, die Balken, auf denen mein Haus stand, zerrissen und die Mauern gespalten. Je fester die Erde ist, sagen die Leute, deste besser kann die Spanje laufen. Kommt sie in weichen Boden, da hat sie keine Macht mehr und da läuft sie im Sumpfe aus. Und der Thauwetter lassen gar keine Spanjen im Lande. Auch kommen die großen und zerstörenden Spanjen nicht alle Winter, sondern nur, wenn die Kälte sehr stark war und lange dauerte.“

Jetzt in dieser schönen Sommerzeit hatte ich nicht Gelegenheit, weder über diese „Spanjen“, noch über jene „Eis-Dobben“ selbst einige Beobachtungen zu machen. Ich konnte nur den Erzählungen meiner Leute darüber lauschen. Unsere nassen Wege standen jetzt im schönsten Schmucke des Frühlings. Ueberall schifften wir durch zahlreiche Plantagen der weißen Seerose (Nymphaea aquatica), welche eben jetzt in der herrlichsten Blüthe stand, und mit ihren schneeweißen großen Kelchbechern alle Tümpel und kleinen Wasserverstecke schmückte. Die Hiesigen nennen ihre breiten schwimmenden Blätter „Letten-Blader“. Es ist ein Name, der vielleicht etwas mit dem griechischen Lotos zu thun hat. Für die schönen Blüthen der Pflanze selbst haben sie einen andern Namen: sie nennen dieselben „Poppeln“; und ihre armstricken, am Grunde des Wassers liegenden Wurzeln haben hier wieder eine besondere Benennung; sie nennen sie „Ausballen“. So besitzt sonderbarer Weise jeder der Hauptheile derselben Pflanze einen eigenthümlichen und verschiedenen Namen. Auch für alle anderen hübschen Gewächse, die in üppiger Fülle zu den Seiten unserer Schifffahrt standen, halten meine Leute ihren eigenen Namen. Se nannten sie das mit rothem Samen bedeckte Kraut den „rothen Heinrich“. Eine Päonie, bei der häufig eine einzelne Blüthe breit aufgeht, während die anderen noch in der kleinen Knospe zusammengeeilt, heißt bei ihnen „Glucknenne und Küken“, eine andere lange, rothblühende Blume „der Katzenschwanz“, eine dritte „der Fuchsstimmel“. Die blaue Iris heißen sie mit „Ekers Brod“ (Storchen Brod). Alle diese und andere Blumen und Gräser, aus denen der Grastepp dieses Landes componirt war, standen jetzt wie das ganze Land in spitzigem Wasser. Aber die St. Jürgener verstehen sich darauf, sie „über dem Wasser“ abzumähen. Ueberall fanden wir Leute knietief im Sumpfe watend und mit dieser nicht leichten Operation beschäftigt. Das Gras blieb dabei eine Zeitlang auf dem Wasser schwimmen. Hatten sie einen Strich herunter gemäht, so harkten sie das Gras in einen freien Canal, schoben es in einen großen auf dem Wasser schwimmenden Haufen zusammen und flößten dann diesen Haufen mit einem Brete, das an einem langen Stiele befestigt war, über den Canal hin bis zu der Stelle, wo ihr Heuschiff lag, das mit der auf diese Weise dem Wasser entgegenen und noch triefenden Grasernte beladen wurde. Diese muß dann stundenweit zu einem Deiche oder sonst einer etwas höhern Landstelle weggefahren werden, um da an der Sonne heu daraus zu machen.

Die Canäle, Gräben und „Fleeten“, welche die Communicationswege des Landes sind, müssen alle Jahre, damit sie sich nicht verstopfen und „zulanten“, fleißig geputzt werden. Dazugen giebt es andere unregelmäßige Gewässer im Lande, z. B. ehemalige Flußbetten oder Flußarme, die man in dieser Beziehung vernachlässigt, und bei solchen Gewässern zeigt sich dann wieder Etwas, was mit dem Phänomen des „schwimmenden Landes“ zusammenhängt. Die Oberfläche solcher stehenden und fließenden Gewässer überzieht sich nämlich bald mit einer Decke von Wasserpflanzen, und wenn diese verwelken, kommt Erdreich hinzu, auf dem sich dann wieder andere Pflanzen einnisten. Im Laufe der Jahre bildet sich so eine dichte und dicke Decke von verfilztem schlammigen Wurzelwerke, das zuletzt im Stande ist, allerlei sehr schöne und nützliche Gräser und Kräuter zu erzeugen und zu tragen. Auch diese schwimmenden Kräuterdecken nennen die Leute hier „Dobben“.

Da diese schwimmenden Dobben beständig mit dem Wasser gehoben werden, und alle Alles, was auf ihnen keimt, nie wie das auf festem Boden wurzelnde Gras im Wasser ertrinkt wird, so geben sie besonders schönes Viehfutter, und die Gräser stehen auf

ihnen vorzugsweise dicht und üppig. Ueberall, sowohl im St. Jürgener Lande, als auch in dem ganzen Thale der Hamme hin, erkannte ich die gewundenen Streifen ehemaliger Flußarme an den höheren Standen und Blumen und dem frischeren Grün, womit sie gegen die übrigen festen, ertränkten und grauer aussehenden Wiesen abstachen.

Wenn wir in diese überwachsenen Arme hineinfuhren, so sank der Rand des schwimmenden Blumenteppichs unter dem Kiele unseres Schiffs in's Wasser. Wenn wir mit unseren Rudern hinstießen, konnten wir das Ganze in schaukelnde Bewegung setzen und am Ende mit einiger Mühe durchstoßen, und so auf das Wasser darunter gelangen, das oft noch 6 oder 7 Fuß tief war. In der Mitte der heißen Jahreszeit trocknen zuweilen, wie die ganze Landesbewässerung, so auch diese Flußarme aus, und dann liegt der Blumenteppich auf dem Grunde und kann abgemäht werden. Oder das Wasser nimmt unter ihnen doch so weit ab, daß die Mäher darüber wegschreiten können, ohne beim Durchbrechen Gefährliches befürchten zu dürfen. — Manche Dobben sind auch schon von Haus aus so dick und dicht, daß sie einen Arbeiter wohl tragen.

Die zierlichen Kibitze und die munteren Meerschwalben hatten jetzt noch ihre Jungen im Neste, und überall, wo wir in den Winkeln des Landes stöberten, umflogen uns diese hübschen, um ihre Brut so mütterlich besorgten Thiere in Schaaren. Sie verfolgten unser Schiffchen weit hinaus mit ängstlichem Geschrei, schwebten uns zu Köpfen und indem sie sich herabschwenkten, schweiften sie mit großer Kühnheit dicht über unsern Mützen weg. Sie schrieen dabei aus vollem Halse, und daß es ihnen einige Ueberwindung kostete, Muth zu fassen, konnte man wohl bemerken. Denn ehe sie den Schuß gegen den ihnen so gefährlich erscheinenden Gegenstand wagten, sammelten sie sich ein wenig, hielten in der Luft einen Augenblick an, nahmen einen Anlauf und kamen dann wie Pfeile gegen uns herab, als wollten sie uns fortscheuchen.

Unter solchen Beschäftigungen und Beobachtungen, und indem wir bei mehreren hübschen Bauernhöfen, die auf ihren Warfen mitten im Wasser lagen, vorüberfuhren, kam endlich der Hauptort des St. Jürgener Landes, die kleine Insel, auf welcher die Kirche und die Gräber dieser Wasserleute lagen, in Sicht. Es war ein ganz eigenthümliches Stückchen Land, das über der allgemeinen Ueberschwemmung und über dem Grasmeere etwa 15 Fuß hoch hervorragte und auf dem neben der Kirche noch für die Wohnung des Pastors und die seines Küsters Platz war. Ich habe selten eine absonderlichere kleinere Ansiedlung besucht. Für einen Maler wäre sie ein sehr dankbares Thema gewesen.

Auch jetzt noch in der Höhe der Sommerhitze war dieser sonderbare kleine Ort nur zu Schiff zu erreichen. Die Kirchleute und die Schullinder kamen selbst jetzt herangerudert. Im Winter steckt das kleine kirchliche Etablissement rings umher im Eise. Dann kommen die Frommen und Lernbegierigen auf Schlittschuhen und Schlitten heran.

Aber zuweilen, wenn die Stürme brausen und der Eisgang wüthet, ist das Kirchlein völlig unzugänglich, und der Pastor von seiner Heerde gänzlich abgeschnitten. Dann trifft es sich wohl, daß drei Wochen hinter einander kein Gottesdienst gehalten werden kann, aus Mangel an Besuchern. Dann ruft das Glöcklein vergebens in die Wasseröde hinaus. Die Frommen hören's, aber sie vermögen nicht durchzudringen. Der Küster steht auf der Wacht, späht in die Wüste hinaus und berichtet dem Pastor, ob er Schiffe entdecke oder nicht. Zuweilen haben sie schon das heilige Osterfest selbst mit Stillschweigen überhüpfen müssen. Man erzählte mir solche Dinge sonst wohl von Island und Grönland.

Der Rand dieser sonderbaren St. Georgs-Insel, an dem wir aus dem Schiffe hinaufstiegen, ist steil abgearbeitet und mit einem rohen Palissadenwerk aus unbehauenen Eichenästen verbarricadirt. Diese Aeste sind unten am Fuße der Insel in den Boden gerammt, mit ihren oberen Enden, die in allen Richtungen und Krümmungen auseinander gehen, ragen sie über die Oberfläche der Insel hervor, so daß man sich mitten drin stehend von einem sehr wunderlichen Zaunwerk umgeben sieht. Mit ähnlichen Befestigungen, Pfahlwerken und Weidengeflechten, wie sie eben Jeder zu Stande bringen kann, umgiebt sich hier zu Lande jedes Haus und Warf, um sich gegen die Angriffe des Eises zu schützen. Dazu werden denn auch wohl noch einige große Steinblöcke von den benachbarten Haiden herübergeschafft, um das Pfahlwerk damit noch ferner zu beschweren und zu befestigen. Sie nennen eine solche Umschanzung hier „die Fessel-Roden" (Fessel-Ruthen).

Außerdem wurzelten auch auf dem Rande unserer Insel rings umher mächtige und sehr malerische Eichen, unter deren Schatten das Kirchlein, das Küster- und Pastorenhaus ruhten. Daneben auch die zahlreichen bemoosten Monumente des Friedhofs der Gemeinde. Nichtsdestoweniger ist schon oft das Eis durch „Fesselroden" und Bäume und Gräben dahin gestürmt und hat die Häuser selbst und die Insel beschädigt. Einige der alten Eichen tragen in ihren dürren Aesten und hohlen Stämmen die Spuren von solchen Erschütterungen zur Schau.

Nur das alte, kleine, dickmauerige Kirchlein hatte aller dieser Unbill getrotzt und lag noch so da, wie man es in katholischen Zeiten, als hier ein großer und berühmter Wallfahrtsort war, gebaut hatte. Die alte Glocke des Kirchthurms trug auf ihrem Kranze noch „Mönchsschrift". So nennen die jetzigen Protestanten hier die Schriftzüge aus den katholischen Jahrhunderten.

Sanft, still, geräuschlos und dabei doch stetig und ohne Schaukelungen glitt unsere kleine Barke von der Wallfahrtsinsel des heiligen Georg noch durch manches curiose Wasserdorf in dem Labyrinthe der Wasserwege dieses wunderlichen Landes fort, bis wir endlich unser Ziel, die hohen Bäume von Walhusen, in Sicht bekamen.

Es ist selbst für einen Kundigen nicht ganz leicht, sich in diesem Labyrinthe zurecht zu finden. Wegweiser und Meilenzeiger giebt es natürlich nicht. Da man immer niedrig zwischen Wasserrosen, schönen Nymphäen, „rothen Heinrichs", „Katzenschwänzen" und „Hennen und Küken" steckt, so kann man auch nicht weit spähen. Ein Wasserweg sieht aus wie der andere, und da die Schiffe keine Spuren hinterlassen, so kann man auch nicht, wie bei den Irrwegen in den Haiden, erkennen, ob der Weg, auf dem man sich eben befindet, eine viel befahrene Hauptstraße ist, oder nicht.

Manche Canäle sind gar keine Fahrstraßen oder „Fleeten", sondern blos sogenannte „Scheden" (Scheiden), d. h. Grenzgräben zwischen zwei Dorfschaften oder Grundbesitzern; und doch sind diese „Scheden" oft eben so breit, tief und gemächlich wie die Fleeten. Zuweilen war ein Canal ehemals eine freie Fahrstraße, wurde aber später aus irgend einem Grunde als solche aufgegeben und führt nun in die Irre, in Sumpf, Geschilf und verwachsenes Land hinaus. Mitunter ist das Ende einer solchen Straße durch „Dobben" und Verschiebungen in dem schwimmenden Erdreiche verstopft und zugelandet.

Wir nahmen irrthümlich einen Canal der letzten Art auf, der anfänglich ganz breit und schifffahrtsmäßig aussah und auch direct auf die Bäume von Walhusen hinführte. Nach einer Stunde Fahrt aber wurde er schmäler, verwachsener, zweigte sich aus und führte uns in dichtes Geschilf und Dobben, und zuletzt strandete unser Schiffchen auf dem „hohen Lande" der überschwemmten Wiesen. Wir schoben, zogen und stießen es hinüber, kamen noch einmal wieder in ein Stückchen Schifffahrt, das aber auch nicht weiter führte, und auf dem wir nun gefangen saßen, wie Enten im Eise. Rings um uns her war ein Chaos von Wasser und Land, in dem man weder schiffen noch wandeln konnte. Der Boden, wenn wir ihn berührten, bebte, und mit unsern Ruderstangen konnten wir unter die vorstehenden Ränder des Canalufers seitwärts weit im Wasser, auf dem die Dobben schwammen, hinuntersühlen. Wir steckten schon mitten in dem verführerischen, zerrissenen und durchlöcherten schwimmenden Lande von Walhusen. Guter Rath war theuer.

Glücklicherweise fanden wir ein Stück von einem Ballengerüste, das, ich weiß nicht wozu, gedient haben mochte, in der Nähe unseres Canals stehen. Dies bestieg unser Schiffer, um das Terrain zu sondiren, und er entdeckte in nicht großer Ferne „hohes Land", eine Art Landzunge, die auch ganz bis nach Walhusen hinzuführen schien. Diese Wasserleute haben einen merkwürdigen Blick für die Abschätzung des Niveaus des Terrains. Von „Hochland" sprechen sie eben so viel wie die Gebirgsbewohner. Aber auch da schon wenden sie diesen Ausdruck an, wo ein Stück ein paar Zoll über dem Nachbarlande hervorragt. „Dies ist Hochland!" sagen sie mit Nachdruck und großen Augen, als wenn es ganz was Kostbares wäre, von einem Strich, auf dem Du noch einen Fuß Wasser findest. Aber freilich haben sie ganz Recht. Denn für das Tiefland daneben, das zwei Fuß niedriger liegt, ist die Hoffnung, daß es noch im Laufe des Sommers aus dem Wasser gerettet werden könne, um 100 Procent schwächer.

Mit Mühe und Noth, indem wir unser Schiff theils über halb überschwemmte Erdhaufen schoben, theils durch tiefere Wasserlöcher ruderten, erreichten wir unsere Landzunge und wanderten dann zu Fuß über dies „Hochland“ hin, das vielleicht davon seinen Namen haben mochte, weil es nur mit hohen Wasserstiefeln passirbar war. — Mit Hülfe dieser letzteren kamen wir denn so nun richtig in dem merkwürdigen Orte Wahnsinn an.

(Schluß folgt.)

Der Luthersaal in Worms.

Das alte und ehrwürdige „Wurmez an dem Rne“ hat seinen majestätischen Strom, von Dichtern besungen, von Wanderern gefeiert, es hat seine einzige „Liebfrauenmilch,“ es hat seine blühenden Nibelungensagen vom Siegfried und der Chriemhilde mit dem gepriesenen „Rosengarten“; — aber es hat auch seinen Reichstag, der dieser Stätte durch Luthers kräftiges Auftreten ein bleibendes Gedächtniß erworben.

Der alte Luthersaal in Worms.

Wir setzen bei unsern Lesern die Kenntniß der Reformationsgeschichte voraus.

Obgleich gewarnt und auf Hussens Schicksal hingewiesen, folgte Luther doch freudig dem kaiserlichen Ruf, der ihn 1521 zur Verantwortung nach Worms berief. Ihn begleiteten Justus Jonas, Nikolaus v. Amsdorf, der Rechtsgelehrte Hieronymus Schurff und ein dänischer Erelmann, Namens Petrus v. Schwaven. Da wenige Tage vor seiner Ankunft in Worms seine Bücher öffentlich verurtheilt worden waren, so eilten ihm viele Freunde nach Oppenheim entgegen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen; aber muthig gab er die bekannte Antwort: „Wohlan, weil ich erfodert und berufen bin, so habe ich bey mir gewiß beschlossen, hineinzuziehen im Namen des Herrn Jesu Christi, wenn ich gleich wüßte, daß so viel Teuffel darinnen weren, als Ziegel auff allen Dächern sind.“

Dinstag den 16. April traf er in Worms ein und nahm seine Wohnung im Deutschen Hof, wo er von Grafen, Rittern, weltlichen und geistlichen Herren besucht wurde. Andern Tags „frue vor Essens“ erschien Ulrich von Pappenheim, des Reichs Erbmarschall, um Luther zu eröffnen, daß er Nachmittags 4 Uhr vor dem Reichstag zu erscheinen habe. „Und alsbald es vier geschlagen hatte, desselben Tages, kamen genanter von Pappenheim und Caspar Sturm der Ehrenhold, welcher D. Martin von Wittenberg aus, biß gen Worms geleitet hatte, erfoderten und gaben ihm mit hinein dringen wolten, aber die Trabanten trieben sie mit Gewalt abe, viel stiegen auff die Dächer und Häuser Doct. Martinum zu sehen.“ *

Nachdem Pappenheim ihm bemerkt, daß er nichts reden solle, als wenn er gefragt würde, erhob sich „der Kayserliche Orator, D. Johan Eck, gemeiner Official des Bischoffs zu Trier“, indem er sich an Luther wandte und ihm in lateinischer und dann in deutscher Sprache den Zweck dieser Citation vorlegte, nämlich: „Erstlich, ob du bekennest, daß diese Bücher dein seyn, und ob du dieselben für deine erkennest oder nicht? Zum andern, ob du dieselben und was darinnen ist, widerrufen, oder auff denselben verharren und bestehen wilt?“ — Auf Begehren des Rechtsgelehrten Schurff wurden die Titel der fraglichen Bücher vorgelesen, worauf Luther zuerst lateinisch, dann deutsch antwortete, daß er die genannten Schriften allerdings als von ihm verfaßt anerkenne, daß er aber, um sich zur Vertheidigung vorzubereiten, Bedenkzeit ausbitten müsse, welche ihm auch gestattet wurde, aber nur bis zum andern Tag.

* Wir entnehmen diese und die nachfolgenden bezeichneten Worte einer 1521 erschienenen, Luthers Aufenthalt in Worms und die Verhandlungen vor dem Reichstag schildernden Schrift.

„DES folgenden Tags, auff den Donnerstag, umb vier Uhren Nachmittage, kam der Ehrnheld, führete Doctor Martin ins Kayſers Heſſ, da er von wegen der Fürſten Geſchäffte, biß zu ſechs Uhren bliebe, und wartete unter einem groſſen Hauffen Volcks, das ſich ſelbſt für Menge druckte und drengete.“ Dr. Eck redete den Mönch zuvörderſt an und ſchloß mit den Worten: „wiltu deine erkante Bücher allzumahl vertheidigen, oder aber etwas widerruffen?“

Auf dieſe Frage gab Luther eine ſehr ausgedehnte Antwort, die er zuerſt lateiniſch ſprach und dann deutſch wiederholte, „wiewohl auffs aller unterthänigſte und demüthigſte, ſchrey nicht ſehr noch heffttig, ſondern redet fein ſittig, züchtig und beſcheiden, doch mit groſſer Chriſtlicher Freudigkeit und Beſtändigkeit.“ In dieſer Antwort bittet er zuvörderſt um Entſchuldigung, wenn er den höchſten und hohen Herren nicht den gebührenden Titel gebe, da er „nicht zu Hofe geweſt, ſondern im Kloſter geſteckt“; dann erklärt er wiederholt, daß die vorliegenden Schriften von ihm verfaßt ſeien. Er bemerkt ferner, daß er ſeine Bücher in drei Claſſen theilen müſſe. „Etliche ſind, in welchen ich von Chriſtlichem Glauben und guten Wercken ſo ſchlecht, einfältig und Chriſtlich gelehret habe,“ — „die andere Art meiner Bücher iſt, darinnen das Babſtthumm und der Papiſten Lehre angegriffen und angetaſtet wird, als die, ſo mit ihrer falſchen Lehre, böſem Leben und ärgerlichen Exempeln, die Chriſtenheit an Leib und Seel verwüſtet haben“, — dieſelben könne er unter keiner Bedingung widerrufen. Was die dritte Art ſeiner Bücher betreffe, „ſo ich wider etliche privat und einzelne Perſonen geſchrieben habe, nemlich die ich unterſtanden haben, Römiſche Tyranney zu ſchützen und zu vertheidigen, und die gottfelige Lehre, die von mir gelehret iſt, zu fälſchen und zu zämpffen“, ſo geſtehe er wohl offen, daß er „etwas heffttiger und ſchärffer geweſt, denn es nach Gelegenheit der Religion und Proceſſen ſich geburet“, ſei aber nicht im Stande, dieſelben zu widerrufen. Schließlich bittet er, man möge ihn „mit Prophetiſchen und Apoſtoliſchen Schriften überweiſen“, daß er geirrt habe, dann wolle er bereitwillig den erkannten Irrthum widerrufen und der Erſte ſein, der ſeine Bücher ins Feuer werfe.

Mit dieſer Erklärung nicht zufrieden, verlangt der kaiſerliche Orator von Luther: „er wolle eine einfältige, runte und richtige Antwort drauff geben, ob er reveciren und widerruffen wolte, oder nicht?“ Worauf Luther die bündige, ewig denkwürdige Antwort gab:

„Weil denn E. K. Maj. Chur: und F. G. eine ſchlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, ſo wil ich die geben, ſo weder Hörner oder Zähne haben ſol, nemlich alſo: Es ſey denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrifft, oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen und Urſachen überwunden und überweiſet werde, (denn ich gläube weder dem Babſt, noch den Concilien alleine nicht, weil es am tage und offenbar iſt, daß ſie offt geirret haben, und ihnen ſelbſt widerwertig geweſt ſeyn) und ich alſo mit den Sprüchen, die von mir angezogen und eingeführet ſind, überzeuget, und mein Gewiſſen in Gottes Wort gefangen ſey, ſo kan und wil ich nichts widerruffen, weil weder ſicher noch gerathen iſt etwas wider das Gewiſſen zu thun. *Hie ſtehe ich, ich kan nicht anders, Gott helffe mir, Amen.*“

Es war früher ziemlich allgemein die Anſicht verbreitet, daß dieſer berühmte Reichstag von 1521 im Saale des alten Rathhauſes, an der Stätte, wo heute die Dreifaltigkeitskirche ſteht, abgehalten worden ſei; allein es unterliegt wohl keinem Zweifel und wird nun allgemein angenommen, daß Friedrich Zorn, der Chronikenſchreiber von Worms (lebte von 1538 bis 1610), Recht hat, wenn er jenen Reichstag nicht in den Bürgerhof, ſondern in den „Biſchofshof“ verſetzt. Dieſer vom Marktplatz und dem Bürgerhof abgelegene, ganz in der Nähe des Doms befindliche biſchöfliche Palaſt wurde 1504 erbaut, ward aber 1689 mit der übrigen Stadt ein Raub der Flammen. Hier war es, wo Luther vor Kaiſer und Reich ſein muthiges Bekenntniß ablegte, und vorſtehendes Bild, das nach einem jetzt ſelten gewordenen Kupferſtiche gefertigt, veranſchaulicht vollkommen getreu jenen berühmten Saal.

Diätetiſches Recept gegen Heiſerkeit.

Die „Heiſerkeit“, mag ſie mit oder ohne Huſten und Auswurf einhergehen, kommt ſtets in Folge einer krankhaften Affection des Stimmorgans (d. i. der Kehlkopf; ſ. Garteul. Jahrg. 1855. Nr. 43.) zu Stande und rührt nicht etwa, wie ängſtliche Huſter gleich zu fürchten pflegen, ſtets von Kehlkopfsſchwindſucht her oder artet in eine ſolche aus. Denn dieſe Schwindſucht kommt für ſich unendlich ſelten vor und hat, wenn ſie wirklich bei andern Leiden auftritt, für Arzt und Kranken keine beſondere Wichtigkeit.

Um nun einen heiſern Kehlkopf bei ſeinem Krankſein richtig behandeln zu können, muß man bedenken, daß dieſes Organ nicht blos das Sprechen und Singen vermittelt, ſondern daß es auch der Pförtner und Wächter des Athmungsproceſſes iſt, indem es ſeine Lage hinter und unter der Mund- und Naſenhöhle am oberſten Ende der Luftröhre ſo einnimmt, daß alle Luft, welche in die Lungen hineintritt und aus denſelben herauskommt, durch daſſelbe hindurch ſtrömen muß. Außerdem iſt es aber hinter und unter der Zunge auch ſo gelegen, daß Alles, was wir verſchlucken, ebenſo über den die Eingangsöffnung der Kehlkopfshöhle ſchließenden und ſo vor dem Eintritte fremder Stoffe ſchützenden Deckel (d. i. der Kehldeckel, die Epiglottis) hinweg, ſowie an der hintern Kehlkopfswand hinab rutſchen muß. Da nun ganz dieſelbe Haut, welche die Mundhöhle auskleidet, auch ununterbrochen auch in die Kehlkopfshöhle hineinreicht, ſo pflanzen ſich ſehr leicht und ſehr gern Krankheits- und Reizungszuſtände von dem Schlund- auf das Singorgan fort.

Es würde ſonach bei Krankheiten des Kehlkopfs ebenſo auf die Thätigkeit deſſelben, wie auf die Luft, welche wir einathmen, und auf das, was wir an Speiſe und Trank genießen, Rückſicht genommen werden müſſen. Die Mode aber, bei Kehlkopfsleiden außen am Halſe alle nur möglichen Arten von Torturen (in Geſtalt von Pockenſalbe, Senfteig, ſpaniſcher Fliege, Seidelkraft, Haarſeil ꝛc.) anzulegen, gehört zum Curioſchtendrian, der noch niemals etwas genützt hat (ſ. Garteul. Jahrg. 1861. Nr. 17.). Ebenſo iſt das ängſtliche Warmhalten des Halſes ganz unnütz, und auch von den Prießnitzſchen Kaltwaſſerumſchlägen läßt ſich nicht viel Vortheilhaftes ſagen.

Bei Kindern (zumal bei Knaben), und zwar vorzugsweiſe im Alter von 2 bis 8 Jahren, iſt die Heiſerkeit, beſonders wenn ſie ſich mit Schmerzhaftigkeit der Kehle und Schlingbeſchwerden verbindet, deshalb ſofort zu beachten, weil ſie ein Vorläufer des äußerſt gefährlichen Croup (der Halsbräune; ſ. Garteul. Jahrg. 1859. Nr. 3.) ſein könnte. Darum muß auch bei einem heiſern hüſtelnden Kinde vom Arzte ohne Verzug das Innere des Halſes unterſucht und, ſollte ſich hier Croupmaſſe vorfinden, in richtige Behandlung genommen werden.

Bei Heiſerkeit, wenn dieſe nämlich nicht dem Croupe eines Kindes angehört, ſind hiernach die folgenden diätetiſchen Regeln zu beobachten.

Rec. Größte Ruhe des Stimmorgans [1]);
warme und reine Luft [2]) zum Athmen und
zwar bei Tag und bei Nacht;
milde, warme oder laue Nahrung [3]).
S. Nicht nur ſo zeitig als möglich, ſondern auch bis zum völligen Verſchwinden der Heiſerkeit anzuwenden.

Ad 1) Die größte Ruhe verlangt das afficirte Stimmorgan, wenn es geſunden ſoll, ebenſo wie jeder andere Theil, wenn er krank. Denn Schonung des leidenden Organs iſt bei jeweder Art von Behandlung das Allernöthigſte und ſehr oft das allein ſchon Heilende. Deshalb muß der Heiſere ſo wenig als nur möglich und ja nicht etwa mit Anſtrengung, ſondern ganz leiſe ſprechen. Singen beim Heiſerſein kann recht leicht die Stimme für immer ruiniren, und lautes Sprechen oder Streiten beim kalten Biere in rauchigem Locale hat ſchon Manchen mit leichter Heiſerkeit eine lebenslange Rauhheit der Sprache zugezogen. Ja ſogar das heftige Räuſpern und Huſten muß der Heiſere ſoviel er nur immer kann zu bekämpfen ſuchen, weil beim Huſten die Luft mit großer Gewalt durch die verengerte Stimmritze getrieben wird und ſo eine ſtarke Reibung an den afficirten Stimmbändern ſtattfindet.

Ad 2) Gleichmäßig warme und reine Luft zum Ath-

Digitized by Google

men, aber ebenso bei Nacht wie bei Tage, ist ebenfalls ein Haupterfordernis zur Heilung der Heiserkeit. Kalte, rauhe und trockene Luft, zumal im Winter bei Ost- und Nordwind oder wenn der Heisere gar vorher warme Luft eingeathmet hatte, ist die größte Schädlichkeit für einen kranken Kehlkopf. Deßhalb muß der Heisere im Winter im geheizten Zimmer schlafen und, müßte er durchaus in's kalte Freie hinaus, dann jedenfalls einen Respirator (s. Gartenl. 1855. Nr. 8.) tragen. — Rein, d. h. frei von Staub jeder Art, Tabaksrauch, scharfen Dämpfen, reizenden Gasarten, muß die Luft, in welcher ein Heiserer athmet, stets sein, da jede unreine durch die Kehlkopfshöhle hindurchströmende Luft das Kehlkopfsleiden nicht nur unterhält, sondern fast immer noch steigert. — Bisweilen thut feuchtwarme (mit Wasserdämpfen geschwängerte) Luft bei Heiserkeit sehr gute Dienste.

Ad 3) Reizlose Speisen und Getränke sind deßhalb vom Heiserkeitskranken zu genießen, weil diese bei ihrem Uebergange über den Kehlkopf auf dessen Leiden nicht störend einwirken, während dies reizende Stoffe (wie scharfe Gewürze, Spirituosen) zu thun vermögen. Zu diesen reizenden Stoffen, welche vermieden werden müssen, gehört aber auch die Kälte, und darum darf das Getränk immer nur verschlagen (abgeschreckt) genossen werden; am besten dient freilich warmer (nicht etwa heißer), schleimiger Trank; auch hat das Aufsuchen des Kehlkopfes mit rohem Ei oder Gummischleim sein Gutes. Selbst harte und trockene Nahrungsstoffe dürfen eigentlich beim kranken Kehlkopfe nicht vorbeipassiren, sondern müssen stets in der Mundhöhle ordentlich zerkaut und eingespeichelt werden, so daß man sie dann als weichen Brei verschluckt.

Wer sein Stimmorgan zum Sprechen oder Singen sehr nöthig hat, sollte die angegebenen diätetischen Regeln nicht blos bei krankhaftem Zustande seines Kehlkopfs gehörig befolgen, sondern zum Theil auch zur Vermeidung von Kehlkopfleiden beachten. Der Respirator ist für Solche ganz unentbehrlich; ihnen kann vorzüglich der Uebergang aus warmer in kalte Luft, und zwar besonders dann, wenn der Kehlkopf durch Singen oder angestrengtes Sprechen erhitzt ist, sehr gefährlich werden; ebenso hat auch das Trinken kalter Flüssigkeit nach Kehlkopfsanstrengung seine Gefahren. Daß Staub und Rauch die Stimme belegt, ist bekannt. Auch gehen nicht selten Erkältungen der äußern Haut, namentlich der Füße, des Halses und Nackens, Veranlassung zur Heiserkeit (in Folge des Kehlkopfkatarrhes). Eine vorsichtige und allmähliche Gewöhnung des Halses, und überhaupt der äußern Haut, an kalte Luft und kaltes Wasser ist Jedem anzurathen, jedoch muß diese Gewöhnung ja recht vorsichtig und allmählich geschehen, wenn sie nicht anstatt Heil Unheil anrichten soll. — Der Aberglaubische trägt Amulete von echt indigoblauer Seide, Bernsteinketten, Acajounüsse und andern Hokuspokus als Schutzmittel gegen Kehlkopfsleiden um den Hals. — Der homöopathisch gesinnte Kranke soll (nach Müller), wenn er bei seiner Heiserkeit eine vorherrschende und stille Gemüthsstimmung hat, Feldkamille einnehmen, Brechnuß aber dann, wenn seine Stimmung eine mürrische und zänkische ist.

Schließlich soll hier noch auf eine ab und zu auftretende Heiserkeit aufmerksam gemacht werden, bei welcher die Stimme schwach, klanglos und ungleich, weniger metallisch, vorübergehend rauh, bald hoch und überschlagend, bald tief und monoton erscheint. Lautes und längeres Sprechen und Singen erzeugt Schmerzen und Trockenheitsgefühl in der Kehle, bisweilen auch Röthe und Hitze des Ohres. Diese besonders bei Kanzelrednern und Schullehrern beobachtete Stimmverstimmung rührt von zu starker Anstrengung des Stimmorgans her und bedarf zu ihrer Heilung der allergrößten Ruhe des Kehlkopfes.

Bod.

Blätter und Blüthen.

Fingerzeig für künftige Nationalfeste. Voraussichtlich und hoffentlich sind die drei großen deutschen Nationalfeste des vergangenen Sommers: das Schützenfest in Hamburg, das Nürnberger Gesangsfest und das Turnfest zu Berlin, nur der glänzende Anfang einer größern Reihe ähnlicher erhebender Feierlichkeiten gewesen, und die Zukunft wird für eine würdige Nachfeier dieser Feste sorgen. Die Erfahrungen, welche auf den drei genannten Festen gemacht wurden, kommen den künftige n zu Gute, und wir möchten in dieser Hinsicht nach dem übereinstimmenden Urtheile so Vieler ganz besonders Nürnberg und die dort getroffenen Einrichtungen in wohl jeglicher Hinsicht als Muster empfehlen. Eine würdevolle Ausstattung eines solchen Festes ist von großem Einflusse auf alle Theilnehmer. Malerei und Architektur müssen Hand in Hand gehen, um derartigen Festen die höhere Weihe zu geben, wie dies in letztgenannter Stadt der Fall war. Nürnberg benutzte diese Gelegenheit, um seinem gerechten Stolze auf eine große Vergangenheit Ausdruck durch Wort und Bild zu geben, und in Art und Weise, in welcher dies geschah, hat sicher alle Besucher mit Achtung und Ehrfurcht erfüllt. Es liegt hierin ein Fingerzeig, den andere Städte, welche künftig derartige große Feste veranstalten, nicht unbenützt vorübergehen lassen dürfen, und ganz besonders aus diesem Grunde kommen wir noch einmal auf denselben Gegenstand zurück. Zwar ist in vielen Blättern schon eine ausführliche Beschreibung des Nürnberger Gesangsfestes erschienen, dabei aber der Bilder und Festverse nur oberflächlich gedacht worden. Es war jedoch so Vorzügliches in Reim und Bild geboten, daß eine nachträgliche Erwähnung derselben gewiß nicht ungerechtfertigt erscheint, indem sie gleichzeitig ein Sporn zu würdiger Nacheiferung sein soll.

Zwei deutsche Kaiser, Friedrich III. und sein Sohn und Nachfolger Maximilian I., waren es, die eine große Anhänglichkeit für Nürnberg an den Tag legten und wiederholt ihren Aufenthalt dort nahmen. Zwar befuchten sowohl frühere als spätere kaiserliche Machthaber Nürnberg ebenfalls, aber da gerade die herrlichste Blüthezeit der Stadt in die Regierungsperiode der beiden oben genannten Kaiser fiel, so ist deren Verkehr für die deutsche deutsche Reichsstadt wohl erklärlich. Friedrich III. zu Ehren veranstaltete Nürnberg ein glänzendes Turnier auf dem Herrenmarkte, und die schöne städtische Darstellung desselben nahm jetzt am Meter'schen Hause einen gewaltigen Raum ein. Kaiser Maximilian's war am Scheuerl'schen Hause gedacht, wo er wiederholt wohnte. Der ritterliche, galante Herr zog die Wohnung im Hause des angesehenen Bürgers dem Aufenthalte in der gewaltigen Burg bedeutend immer vor. Auf dem großen Bilde erscheint Maximilian als Hochzeitgast im Scheuerl'schen Hause, wo der reiche Tucher sich mit des Hausherrn Schwägerin vermählte. Auf dieser Darstellung war der Glanz und Reichthum der Stadt zu jener Zeit gebührend hervorgehoben. Darunter standen die Verse:

Es ging hier, in der Scheuerl Bürgerhaus
Als Gast der Kaiser selber ein und aus,
Wollt' er der Hofburg stolzes Prangen meiden.
Drum bleibet Nürnberg, das den Fürsten ehrt,
Doch auch was Adel auf eignen Werth,
Sein Kaiserstuhlbild lieb für alle Zeiten.

Noch mehr als durch Pracht und Reichthum glänzte Nürnberg in Mitelalter durch seine Künstler und Gelehrten, und dieser herrlichen Männer durch Bild und Reim zu gedenken, war bei dem Feste das edle Bestreben des neuen Nürnberg gewesen.

Albrecht Dürer's Geburtshaus und auch das Haus, wo der edle Künstler später wohnte, waren durch siebenfammige Bilder geziert. Jenes zeigte den Genius der Kunst, wie er dem Neugeborenen den Weihekuß auf die Stirn drückt, das letztere den frommen Künstler in seinem späteren Wirken mit dem Spruchz darunter:

Von diesem schlichten Bürgerhaus
Ging einstens eine Leuchte aus,
Die hundete reinen göttlichen Schein
Weit über alle Lande hinein;
Das Licht strahlt heil uns wird nimmer getrübt,
So lang eine Kunst, eine deutsche, es giebt.

Das unsterblichen Poetenleben Hans Sachs war an dessen Wohnhause nicht minder würdig gedacht. Das Bild zeigte ihn uns in seiner Werkstatt dichtend und von Thatia, der Muse, umschwebt, während auf der andern Seite der Schallokmarr stand, dem Sachs in seinen spätern Jahren, durch dessen Schwänke und Erzählungen unvergeßlich angezogen, lange Zeit folgte. Unter dem Bilde war zu lesen:

Die Ihr vor meinem Hause steht,
Laßt Euch, bevor Ihr sucht geht,
Noch sagen einen guten Spruch:
Singen ist fein, doch nicht genug.
Wüßt freudig, was die Meister sagen,
Auch dein in Stadt und Häuser tragen,
Daß Fried' und Einigkeit erwacht'
Durch's deutsche Land: das wünscht Hans Sachs.

Die Häuser der altverühmten Künstler Adam Kraffft, Peter Vischer und Veit Stoß waren ebenfalls in gleich würdiger Art verziert, und daß man bei dieser Gelegenheit auch des Todes gedachte, wo vor allen Zeiten die Meistersänger Nürnbergs zusammenkamen, war voranszusehen. Am Katharinenfaale, dem ehemaligen Versammlungsorte der edlen Zunft, war das Bild eines Meistersängers angebracht und der Inschrift:

Ihr Sänger einer neuen Zeit,
Wir grüßen Euch mit Freudigkeit.
Und weil Ihr auch zur Zunft gehört,
Seid doppelt drum von uns geehrt.
Wir stehen im Geiste bei Euch ein
Und wollen gute Merker sein.

Draußen in der Festhalle wurde freilich nicht nach Art der alten Meistersänger in der Rosmarin-Weis, in der gebundnen Paradies-, Goldschwanz-, Hofton-, Meistervogt-Weis und wie die Weisen alle heißen mögen, gesungen, dafür erklangen aber Lieder voll inniger Vaterlandsliebe und Kraft vom Gemerke* herab, so daß Ihr wohl leicht den Sängern der Neuzeit Euern ersten Preis, den König-David-Gewinn, zugesprochen hättet, wenn es Euch vergönnt gewesen wäre, die gewaltigen Tonmassen daherbrausen zu hören.

Dem edlen Pietheimer und dem gelahrten Bebaim war an deren ein-

* Gemerke hieß das Gerüste, worauf die Meistersänger standen, und Merker nannte man die Vorsteher der edlen Zunft.

stigen Wohnhäusern durch große, herrliche Bilder ein ehrendes Gedächtniß gestiftet. Der Spruch an Pirkheimer's Hause war eine Mahnung an die durch Geburt bevorzugten Stände, und sie verdient beachtet zu werden:

Der Musen Schirmer in dem Rath,
Dem Kaiser treu in Wort und That,
Der Besten Freund durchs ganze deutsche Land,
Pirkheimer war's, ein Vorbild seinem Stand.
Daß Adel mit Verdienst die Hand sich reichen:
Ihr Edlen, gehet hin und thut desgleichen!

Ein ganz vorzüglicher Volksdichter war der zu Anfang dieses Jahrhunderts hochverehrte Flaschner- (Klempner-) Meister Grübel, und die Nürnberger haben vollkommen Recht, auf ihn stolz zu sein. Ein von Grübel verfaßtes und bald überall gesungenes Sprenlied auf die Reichsorden Schlacht begründete zuerst seinen Ruf, und eine Menge trefflicher Gedichte, alle in Nürnberger Mundart, gingen von ihm aus. Grübel durfte bei dem großen Feste nicht vergessen werden, und das Bild an des Dichters Wohnhause war ein ganz vorzügliches. Es stellte Grübel dar, wie er in seiner Werkstatt einigen Freunden seine Gedichte vorliest. Der Mann darunter war in Grübel's eigner Schreibweise in Nürnberger Mundart und lautete:

Will Aner wiß'n, wöis da Reichsstadtleit ßs'weh'n,
Dös er ner di Gedicht vo unsern Grübel lös'n,
Der haut sei Burger kennt, wir g'laut's an der Acht,
Und haut a no denn Nörnberger Treschter g'macht. —

Wie wir hören, erscheinen die genannten prächtigen Bilder sämmtlich in photographischen Nachbildungen, und wir halten es für unsre Pflicht, das Publikum auf diese Kunstwerke aufmerksam zu machen.

Auch an anderen Häusern bemerkte man sehr treffende Inschriften. Nur einige davon wollen wir hier anführen. — An der Nachbarschaft des Grübel'schen Hauses wohnte ein Zirkelschmied, der an seine Behausung geschrieben hatte:

Ihr lieben Sänger, nehmt's nicht ilel,
Wenn ich's nicht kann, wie dort der Grübel,
Doch liebe ich, was recht und grad,
Schirr rundt und immer accurat.
Drum greifft Euch ins Zirkel Eisen
Mit Lust ein deutscher Zirkelschmied.

So mancher, der in Nürnberg gewesen, kennt wohl den „rothen Hahn", das fremdliche Gasthaus mit seinem gemüthlichen Wirthe. Dieser hatte über seiner Thüre folgende Inschrift:

Ihr Fremdte des rothen Hahns, kommt nur hervin!
Ihr sollt hier Alle willkommen sein.
Ich bin zu der gastlichen raubinstige nicht,
Ich habe ein ehrliches, gutes Gesicht.
Doch stürmt mir der Gallier einmal in's Haus,
Dann hack' ich die beiden Augen ihm aus.
Euch aber, ihr fröhlichen Sängergäste,
Euch will ich bewirthen auf's Allerbeste.

Unvergleichlich anziehend ist ein Spaziergang um Nürnbergs Stadtmauern. Da steht noch Alles so stark und trotzig wie vor Jahrhunderten, und weder die Zeit, noch ungeduldende und zerstörende Menschenhände haben an diesen derbdien Zeugen eines eisernen Heldenters gerüttelt. Man erwartet jeden Augenblick, einen eisengepanzerten Ritter auf den Zinnen der Stadtmauer erscheinen zu sehen, oder man schaut hinauf nach den alten riesigen Thürmen, ob nicht der Thorwart sich drehen an einer der Luken zeige und nach unserm Begehr frage. Alle diese alten, ehrwürdigen Thor thürme tragen Inschriften und Sinnsprüche und waren zum Theil noch mit vortrefflichen allegorischen Darstellungen geziert. Einige dieser höchst charakteristischen Thorsprüche wollen wir hier anführen, doch vorher noch des Empfangsspruches am Bahnhofe gedenken. Derselbe hieß:

Mit des Dampfes raschen Schwingen
Durch die Welt der Sänger zieht,
Doch noch rascher in die Herzen
Dringt sein liebes deutsches Lied.

Das Königsthor, welches zunächst vom Bahnhof in die Stadt führt, war besonders reich geschmückt und führt den die Sänger bewillkommnenden Spruch:

Heil Euch! und Heil der guten neuen Zeit,
Die bedeutsam mit des Feuers Flügelreifen;
Es ändert sich der Stände wirrer Streit,
Gewerb' und Kunst sich einen zu Genossen;
Der Forscher löst der Saumig Rarte Bande,
Und Ost und West sind schon durch die Lande.

In der innigen Verbindung durch Fleiß und Gewerbsthätigkeit steht Nürnberg mit Fürth. Das nach Fürth führende Südthor zeigte in zwei allegorischen Figuren die beiden Nachbarstädte. Auf Seite der Nürnberg darstellenden Figur las man die an Fürth gerichteten Worte:

Du stehst mit uns an der Zahre schwere Last,
O Schwesterstadt, voll Arbeit und voll Plage;
Durchsticht dieses Thor mit jäher Nuh,
Mit süßer, guter Fuß bei jedem Stundenschlage,
Drum sei willkommen, du mein treuverbundene,
O Nachbarin, wie alle deutschen Gäste!

Bei der Fürth darstellenden Figur las man gleichfalls als Antwort auf jenen Willkommengruß:

Es naht herzlich der Ihr in Festgewand,
Reich wie in Tagwerks müheerfüllt Tagen,
Die Schwester dent und reichet ihre Hand,
Zu rasten selbst an deinen Ehrentagen.
Sind wir in Fleiß und Sorge treuverbunden,
So laß uns theilen auch die guten Stunden!

Ueber der engen, alten Pforte, dem sogenannten Hallerthürlein, war die Klage zu lesen:

Wär' wie die andern ich groß und weit!
Möchte mich dehnen und recken.
Muß in Scham und Schüchternheit
Leider mich tief verstecken.
Stürmen die deutschen Sänger herein,
Hallerthürlein ist viel zu klein.

Eine andere kleine Pforte in der Stadtmauer, das Casemattenthürlein, war weniger höflich. Wahrscheinlich war kein Nürnberger dort als Thürwart bestellt, denn der Spruch daselbst lautete:

Wer nicht bei Tage kommt, bleibt draußt!
Ich halte Ordnung hier im Haus,
Geh mit den Hühnern schon zur Ruh
Und spere' vor Nacht mein Thürlein zu.

Am Thiergartner-Thor war vor alten Zeiten unten im Wallgraben der Bärenzwinger. Mit Bezug hierauf hieß der Sprechvers:

Fürcht Dich nicht, lieber Gleiche mein!
Traust zwar in einen Garten ein,
Wo wilde Thiere wohnen;
Doch fängst Du ein Liebsein sein,
Gleich werden sie zahm und freundlich sein
Und sicher Dein verschonen.

Das unterhalb der Burg befindliche finstere Bestnerthor hatte für die Eintretenden den Spruch:

Ich bin das alte Bestnerthor;
Komme Dir wohl gar tumzig vor;
Laß Dich nicht trügen durch den Schein,
Tritt unverzagt mit kussig ein.
Ich weiß, gar bald detennst Du gern:
Die laube Schar hat süßen Kern.

Am Wöhrder Thor war zu lesen:

Singst, Fremdling, Du auch Baß nicht, noch Tenor,
Hast nur ein treues Herz und offnes Ohr
Für deutschen Brudergesanges Weisen vor,
Tritt ein durch's gastlich offne Wöhrder Thor!

Beim Lauferthor strebt ein gewaltiger runder Thurm himmelan. Letzterer ist, wie noch zwei seiner ähnlich gestalteten Genossen, nach Dürer's Plane errichtet. Durch das Lauferthor ging der Hauptzug der Sänger und Festtheilnehmer hinaus nach der Festhalle. Hier bekamte es einen doppelten Sprüches. Nach der Stadt zu an der innern Seite stand:

Zu schmucke Schaar mit Bändern und mit Fahnen,
Dem Zelte nah umweht Dich aus dem Stein,
Dem altersgrauen, noch dem Geist der Ahnen
Aus großer Zeit ein heller Wiederschein.
Durch Einklang, singt er, wuchs auch dieser Thurm
Zum Himmel an und trotzet jedem Sturm.

An der äußern Seite desselben Thores las man einen herrlichen Mahnspruch:

Wie's mächtig doch zusammen klingt,
Wenn Deutschland treu zusammen singt,
Von Einem Takte getragen!
Und hatter hier und in jenem Muth,
So eins wie heute mit Gut und Blut,
Bald schweigen die alten Klagen.

Auch in der prächtigen Festhalle waren treffliche Sprüche in Menge zu finden. Nur einige davon wollen wir als Probe zum Schlusse noch geben.

Stehst Du fern im fremden Lande
Einsam und verlassen da:
Nur ein deutsches Lied gesungen,
Und die Heimath ist Dir nah.

Das Lied ist aller Zwietracht Feind
Und stärker als ein Heer.
Das Lied ist's, das uns einig macht
Zu Schutz und Trutz und Wehr.

Was Euer Herz Edles ersinnet und sucht:
Im Liede die Blüthe, in Thaten die Frucht.

Die deutschen Farben erklärte ein Spruch folgendermaßen:

Gold, die deutsche Redlichkeit,
Roth, das Tagen schöner Zeit,
Schwarz, der treue Ernst der That:
Das bekennt Euch zum Vaterland!

Wir schließen hiermit die Proben aus den durch Presse und Malerei so glänzend gehobenen Nürnberger Festtagen. Erstreulich wäre es, wenn Leipzig und Frankfurt a. M., wo voraussichtlich die nächsten großen Nationalfeste gefeiert werden dürften, dem wackern Nürnberg auf würdige Weise nachersterten. Durch solche Ausstattung erhält ein derartiges Fest einen unverjänglichen Glanz, und die Liebe zu unserm gemeinsamen, schönen Vaterlande wird dadurch mächtig gefördert.

Nicht unerwähnt darf es bei dieser Gelegenheit bleiben, daß viele der anwärtigen Gesangsvereine, die nach Nürnberg gezogen waren, poetische Festgrüße an die liebe Stadt und die deutschen Sangesgenossen dargebracht hatten. Manch sinnreicher Gedanke voll Weihe und Kraft war darin enthalten und erweckte warme Begeisterung. Um auch hiervon unsern Lesern eine Probe zu geben, wollen wir nur noch den Schlußgruß des von dem Münchberger Sängern dargebrachten Festgrußes anführen:

O Brüder, deutsche Brüder,
Reicht alle Euch die Hand!
Stimmt an das Lied der Lieder,
Das Lied vom Vaterland!
Singt es gleich Sturmesbrausen,
Stimmt jauchzelnd ein!
Singt es den Feind zum Grausen:
Um Deutschland soll es sein!

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 43. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unter Fremden.

Aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von **Otto Ruppius.**

Ein finsterer, schwerer Himmel lag über der Häusermasse der amerikanischen Stadt, daß die Gaslichter in den endlosen schnurgeraden Straßen kaum ihren nächsten Umkreis zu erhellen vermochten und die dunkeln, schweigenden Gebäude in unerkennbare Fernen hinauf zu wachsen schienen. Es war schon spät; nur dann und wann noch klang durch die Stille ein verschwindendes Wagengerassel oder das Lachen einer verspätet heimkehrenden lustigen Gesellschaft, während in langen Zwischenräumen raschen Schritts ein einzelner Fußgänger, vorsichtig sich von den Häusern entfernt haltend, den Seitenweg entlang eilte.

Da beg um die Ecke einer der breiten Straßen eine dicht verschleierte weibliche Gestalt, hielt scheu ihren Schritt an und schien auf ein ihr nachfolgendes Geräusch zu horchen, um dann stiegenden Schrittes und scheinbar unbekümmert um die eingeschlagene Richtung den sich vor ihr aufthuenden Weg zu verfolgen, und erst als sich ihrem Auge ein noch erleuchtetes Kellerlocal gezeigt und sie einen Blick durch die unverhüllten Fenster geworfen hatte, blieb sie stehen, athemschöpfend und dann wie unentschlossen bald durch die erhellten Scheiben, bald in die einsame Straße hineinblickend.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Glasthür des Locals, um eine kräftige, untersetzte Figur in langer Schürzenjacke und groben, leinenen Beinkleidern, die sich in den Schäften der starken Stiefeln verloren, hindurch zu lassen. Pfeifend schritt der Mann die kurze, steinerne Treppe hinan und prallte hier leicht vor der Frauengestalt zurück, welche einen raschen Schritt nach dem Eingange gethan hatte.

„Um Gotteswillen, Sir," begann die Letztere in geläufigem Englisch, ihren Schleier halb zurückschlagend, „können Sie mir nicht sagen, wo das Unionhotel ist? Ich habe mich in der Stadt verloren und finde Niemand, der mich zurechtweist."

Der Angeredete maß die Sprecherin einen Augenblick vom Kopfe bis zu den Füßen, und ein eigenthümliches Lächeln glitt dann über das derbe, noch jugendliche Gesicht. „Verstehe verdammt schlecht Englisch, Miß," sagte er, „und nach Ihrem Unionhotel werden Sie wohl wo anders suchen müssen, als hier. 's ist übrigens schon ziemlich spät dazu!"

„O, so verstehen Sie Deutsch!" rief sie eifrig, in ein reines Hochdeutsch überspringend, als habe sie nur den ersten Theil seiner Antwort vernommen, und schien jetzt erst aufmerksamer die Gestalt des vor ihr Stehenden zu überfliegen, „ich möchte Sie herzlich bitten, nur eine kurze Strecke mit mir zu gehen, bis ich nicht mehr stehen kann; ich bin schon mit Mühe nur den größten Unannehmlichkeiten aus dem Wege gegangen."

„Nenne das, Kind!" erwiderte der Andere, mit einem halben Lachen sich zum Gehen wendend, „solche Unannehmlichkeiten passiren eben nur nach Zwölf. Es thut mir ordentlich leid, daß Sie so hübsch deutsch sprechen können!"

„Noch einen einzigen Augenblick," rief die Fremde, welcher plötzlich der Sinn der erhaltenen Antworten klar geworden zu sein schien, während es sichtlich wie ein nervöses Zittern ihren Körper überlief, „ist nicht eine Frau hier unten?"

„Eine Frau?" erwiderte der junge Mann, sich, wie von ihrem Tone betroffen, zurückwendend und nochmals ihre ganze Erscheinung musternd, die trotz ihrer Einfachheit eine tadellose Eleganz zeigte, „eine Frau ist nicht hier, aber wollen Sie mir wohl sagen, was Sie so spät auf der Straße zu thun gehabt? — es ist kaum eine Zeit zum gemüthlichen Spazierengehen!"

„Mein Gott," erwiderte Jene, als dränge sie gewaltsam einen Thränenstrom zurück, und schlug den Rest ihres Schleiers bei Seite, „ich bin vor einer Viertel- oder einer halben Stunde, ich weiß es selbst kaum mehr, mit dem Dampfboote angekommen und habe den Gepäckmann, der mich nach dem Unionhotel führen sollte, in der Dunkelheit verloren; nachher ist mir von mehreren Männern der Weg vertreten worden, ich habe mich in eine Nebenstraße geflüchtet und geglaubt, irgendwo einen Schutz zu finden, die Menschen haben aber meine Spur nicht verlassen, bis ich alle Richtung verloren —" sie hielt inne, als wolle die Erinnerung ihre Fassung überwältigen.

Der Mann warf einen prüfenden Blick in das schwarzumrahmte bleiche Gesicht, in welchem die innere Erregung noch im Kampfe mit der äußern Contrele zuckte, und trat einen halben Schritt näher. „Well, Miß, so habe ich wohl eine Dummheit gemacht, und nichts für ungut!" sagte er zögernd, „bei der Nacht hat sich aber der Mensch vor Fledermäusen zu hüten! — Unionhotel!" setzte er hinzu, mit der Hand unter seinen grauen Filzhut fahrend, „wenn Gott nicht besser weiß, als ich, wo es ist, so sieht es schlimm mit ihm aus, und nebenbei," fuhr er fort, einen plötzlich niedergefallenen Regentropfen von der Hand schleudernd, „wird's keine fünf Minuten dauern, so bekommen wir ein Bad ohne Bestellung, wenn wir bis dahin nicht ein Unterkommen für Sie finden können. Gleich um die zweite Ecke von hier ist etwas wie ein Hotel, freilich nicht sehr vornehm; ich denke aber, es wird Ihnen wenigstens ein reinliches Nachtquartier geben."

„Aber mein ganzes Gepäck ist nach dem Unionhotel gegangen!" unterbrach sie ihn unschlüssig.

„Nun, morgen giebt es hoffentlich noch einmal einen Tag,

daß sich danach sehen läßt — wir haben jetzt kaum eine Wahl, Miß!" erwiderte er, mit der Hand die häufiger fallenden Regentropfen auffangend; sie blickte einen Moment mit sich im Kampfe zuerst die öde Straße hinab, dann auf den jungen Mann vor ihr und sagte, wie in einem kurzgefaßten Entschlusse den leichten Ueberwurf dichter um die Achseln ziehend:

„So lassen Sie uns gehen, Sie werden mich sicher nur dahin führen, wo ein anständiges Mädchen bleiben kann!"

Er nickte nur und schritt, ihr zwei Fußlängen voran, eilig die Straße hinauf. Erst an der angedeuteten zweiten Ecke blieb er, wie von einem Gedanken berührt, stehen. „Sie sind ganz allein angekommen?" fragte er, sich nach ihr umblickend.

„Ich habe Freunde einige Meilen im Lande, die ich morgen früh aufsuchen will?" erwiderte sie, er aber schüttelte kurz den Kopf.

„Ich frug wegen etwas Anderem, es muß aber auch so gehen!" brummte er und schritt einem der räucherigen Häuser in der Seitenstraße zu, dort die Klingel ziehend. Erst nach einer Weile öffnete sich langsam die Thür, und mit einem Wink zum Folgen gegen seine Begleiterin trat er ein. In der schmalen Hausflur stand, eine trübe brennende Lampe in der Hand, ein Dienstmädchen, das sich sichtlich erst dem Schlafe entrissen und verwundert den Kopf hob, als die elegante weibliche Gestalt hinter dem jungen Manne hervortrat. „Hier ist eine Lady, Susy, die ein Bett für diese Nacht braucht," begann der Letztere, aber ein eisrigeß: „Wir dürfen Nachts keine einzelnen Frauenzimmer aufnehmen, sie kann nicht hierbleiben!" schnitt seine Rede ab, und damit schien auch die Mürrigkeit der Thürhüterin völlig verschwunden, deren Augen sich jetzt groß auf jede Einzelnheit in der Erscheinung der Fremden zu heften begannen.

„Weiß Alles, Susy, hier aber steh' ich gut für die Lady, verstanden?"

„Kann nichts helfen, Mr. Reinert, Madam hat's verboten, und ich nehme sie nicht auf."

„Kann nichts helfen, wenn ich gut stehe?" rief der Mann in einem Tone, in welchem sich Humor und Aerger mit einander stritten, „dann hätte freilich die Liebe ein Ende, und ich müßte für alle Zukunft sehen, ob mein Wort anderwärts nicht etwas gilt. Jetzt brennen Sie ein Licht an und bringen die Lady nach einem Zimmer mit einem ordentlichen Bett, oder Sie wecken Madam, daß die Ihnen ein Licht aufsteckt, wie man anständige Leute behandelt! So steht's, Susy!"

Die Fremde war mit bleichem, regungslosem Gesichte der Verhandlung gefolgt und trat jetzt mit gehobenem Kopfe heran. „Sie können mir ruhig ein Unterkommen für die Nacht geben, Kind; ich werde morgen Ihre Madam selbst sprechen," sagte sie mit der eigenthümlichen, sichern Gehaltenheit, welche die Frauen der höhern Stände im Verkehr mit niederer Stehenden kennzeichnet, „übrigens sollen Sie sich nicht umsonst noch in später Nacht Mühe machen!" und nach einem langen, zweifelhaften Blicke, bald über die ganze Erscheinung der Herangetretenen bald in das Gesicht des jungen Mannes, störte die Widerspenstige endlich den Docht ihrer Lampe auf, um zögernd aus dem Hintergrunde der Hausflur zwei Leuchter, jeden mit einem Stümpfchen Licht versehen, herbeizuholen, es ungewiß lassend, ob die Aeußerungen des jungen Mannes oder das Wesen der Fremden eine Aenderung ihres Entschlusses herbeigeführt.

„Und wollen Sie mir nicht Ihren Namen sagen, im Fall ich Sie nicht wieder sehen sollte?" begann die Letztere sich an ihren Helfer wendend und streckte diesem eine weiße, vom Handschuh befreite Hand entgegen, als die Thürhüterin Miene machte, die Treppe hinauf voranzugehen; „ich möchte doch wenigstens wissen, wem ich meinen Dank schuldig bin!"

„Wird kaum viel an meinem Namen gelegen sein, und jedenfalls sehe ich Sie morgen früh noch einmal wegen des Gepäcks!" lachte der Angeredete, die dargebotene Hand kräftig schüttelnd, „indessen heiße ich Michael Reinert und habe mit einem Geschäftscollegen einen Milch- und Genußfahrel, da wo Sie mich trafen. Wär's nicht gerade gewesen, daß Einer von uns auf die Farmerwagen warten mußte, so wären Sie wahrscheinlich noch nicht gleich in's Trockene gekommen!"

Die Fremde hatte das ihr angewiesene Zimmer betreten, das Dienstmädchen mit einer Gabe weggesandt und ließ jetzt mit einer Art halber Scheu die Augen über jeden Gegenstand im Zimmer gleiten. Es zeigten sich eben nur vier kahle, weiße Wände, ein breites, hochbeiniges Bett, das kaum mehr als eine Strohmatratze zu enthalten schien, ein Waschtisch mit thönernem Waschbecken und gleichem Wassergkrug und ein Stuhl mit hölzernem Sitze. Als sie langsam ihren Hut abgelegt, schien sie ein kurzer Schauer zu überkommen, aber wie sich gewaltsam ermannend machte sie einen raschen Gang durch den kleinen Raum, schob den Riegel vor die Thür und schlug dann die wattirte Decke des Bettes zurück, als wolle sie sich von dem Zustande desselben überzeugen. Das kurze, trübe brennende Licht, das sie zur Eile zu mahnen schien, wenn sie noch im Hellen zur Ruhe kommen wollte, gab ihr wenig Hülfe für ihre Untersuchung; sie entkleidete sich, wie in kurzem Entschlusse, nur ihrer äußeren Umhüllung, ihres Kleides und ihrer zierlichen Stiefeletten, und streckte sich dann, nochmals mit einem forschenden Blicke jeden Winkel des Zimmers durchlaufend, auf dem harten Lager aus. Sie hatte kaum langsam die Decke über sich gezogen, als das Licht mit einem kurzen Aufflackern erlosch und die weißen Wände nur in den einzelnen schwachen Strahlen, welche eine entfernte Straßenlaterne durch das Fenster hereinwarf, sichtbar wurden. Draußen goß der Regen nieder, und unwillkürlich verfolgte die Daliegende das Geräusch des fallenden Wassers, bis sich ihr Ohr einem ganzen Rhythmus daraus zu bilden begann und die unsichern Lichtkreisen an den Wänden sich danach zu bewegen schienen; aber die monotonen Laute übten eine eigenthümlich beruhigende Wirkung auf ihre erregten Nerven, und ungerufen begannen vor ihrer Seele klare, bestimmte Bilder aufzutauchen.

Da war ein heller Frühlingsmorgen, an welchem sie, noch ein halbes Kind an Geist und Körper, zuerst amerikanischen Boden betreten. Sie kam über das Meer vom Todesbett einer heißgeliebten Mutter, deren letzte Worte für sie gewesen waren: „Lucy, lerne Dich fügen, und es wird Dir wohlgehen!" Aber dieß „sich fügen lernen" hatte sie schon so oft als Kind hören müssen und stets hatte sie dabei gefühlt, als werde ihr klarstes Recht damit unterdrückt, daß es selbst gegen die letzte Ermahnung des geliebten Mundes sich wie Opposition in ihr geregt hatte. Und erst später sollte sie den Sinn der Worte völlig kennen lernen. Nun war sie mit einem Bruder ihrer Mutter, welchen die langwierige Krankheit derselben aus seiner amerikanischen Heimath über das Meer geführt, als Waise nach der neuen Welt gekommen und war in eine Familie eingetreten, in der jedes Gesicht und jedes Herz ihr fremd gegenüberstand. Und sie war kein Kind, das sich leicht anschmiegte oder durch Liebenswürdigkeit fesselte. Sie hatte ihrer Pflegemutter, die sie als eine unvermeidliche Last empfangen, versprochen, ihren Pflichten gehörig nachzukommen, und sie that dies, ohne doch damit mehr zu erreichen, als die beiden jungen Cousinen, welche sie vorgefunden, neidisch und ihre Pflegemutter sich mit jedem Tage abgeneigter zu machen. Anfänglich wohl hatte die Anerkennung ihres Verhaltens nicht ausbleiben können; als aber Lucy diese kaum wärmer als wie etwas Selbstverständliches aufzunehmen schien, als im Familienverkehr ihr gerader, eigenthümlicher Charakter sich oft störend geltend machte, während sich doch kaum ein anderer Grund als ihre Schrofftheit zu einem Verweise finden ließ: da hatte sie bald selbst die laue Freundlichkeit ihrer Pflegemutter schwinden fühlen, hatte bald mehrfach Ungerechtigkeiten derselben ertragen und zuletzt sich als „das unangenehme Ding, mit dem kaum auszukommen sei", bezeichnen hören müssen.

Dann kam die Zeit, in welcher sie Jungfrau wurde. Sie begann sich rascher und vortheilhafter zu entwickeln als ihre Cousinen, und ein wunderbar natürlicher Takt schien das bei ihr zu vollbringen, was sonst nur eine bildende und regelnde Muttersorge schafft; ihre Bildung war nach den Aufprüchen der sie umgebenden Welt fast eine vollendete; sie hatte gewußt, daß es die Trümmer ihres elterlichen Vermögens waren, durch welche ihr die Erlangung von Kenntnissen und Fertigkeiten wurde, daß das, was sie lernte, ihr einziges Capital für die Zukunft war, und sie hatte sich in unermüdlichem Eifer ihren Studien, die ihr oft ihre unangenehme Stellung vergessen ließen, hingegeben; jetzt aber wollte es ihr oft scheinen, als betrachte ihre Pflegemutter ihre ganze Persönlichkeit nur als ein Hinderniß, ihre eigenen Töchter in das rechte Licht zu setzen; wo sie früher nur auf Kälte und Vernachlässigung getroffen, da meinte sie jetzt absichtlichen Demüthigungen zu begegnen, sie glaubte bei einzelnen Gelegenheiten in dem Auge ihres Pflegevaters zu lesen, daß er das ihr angethane Unrecht empfinde, aber es nicht wage, ihre Partei zum Nachtheil seiner eigenen Töchter zu nehmen, und die Ueberzeugung begann von einem Tage zum andern mehr

Platz in ihr zu greifen, daß sie lange nicht mehr ihres Bleibens in der Familie sein könne, wenn sie sich nicht innerlich aufreiben wolle, daß sie freiwillig gehen müsse, wenn sie nicht einmal durch den Ausbruch ihrer verwundeten Seele unvorbereitet dazu gezwungen werden solle. Wohin aber in dieser unbekannten Welt, war ihr so lange unklar, bis ihr eines Tags bei einem Blick in die Zeitung die Ankündigung einer offenen Stelle für eine Erzieherin in einer Familie der südlichen Grenzstaaten vor die Augen kam. Schon zwei Stunden darauf war ein Brief von ihr an die bezeichnete Adresse abgegangen. Sie dachte nicht daran, daß Empfehlungen und Zeugnisse für derartiges Unterkommen nothwendig seien; sie hatte, wie die Erregung des Augenblicks es ihr eingegeben, ihre Lage kurz geschildert und ihre Kenntnisse aufgezählt, und erst bei ruhigerem Blute wollten Bedenken in ihr aufsteigen, ob sie nicht zu voreilig gehandelt, ob sie sich nicht mit ihrer Offenheit, völlig fremden Menschen gegenüber, der Lächerlichkeit preisgegeben. Und zugleich, wenn sie an die Möglichkeit einer Annahme ihres Anerbietens dachte, überkam sie ein Zagen vor den neuen unbekannten Verhältnissen, vor dem ungewohnten Wirkungskreise, dem sie vielleicht nicht einmal gewachsen — diese Regung schwand indessen, je mehr sie sich zwang, das, was sie im schlimmsten Falle treffen und von ihr gefordert werden könne, klar vor die Augen zu stellen, und zuletzt blieb ihr nur noch die Sorge, vielleicht ganz ohne Antwort gelassen zu werden. Aber eine Antwort kam, schneller als sie gehofft; mit einem verwunderten Blicke auf das Postzeichen legte ihr Pflegevater das geschlossene Couvert in ihre Hand, und mühsam ihre Erregung verbergend, suchte sie ihr Zimmer. Es war eine sonderbar lakonische Antwort. Wenn sie den Muth in sich fühle, einen Versuch bei ihrer mangelnden Erfahrung, selbst auf die Gefahr des Mißlingens hin, zu machen, so möge sie kommen, hieß es, und eine Banknote im ungefähren Betrage des Reisegeldes war beifügt. Nur einige Secunden lang stand sie mit ihrem letzten Entschlusse kämpfend, dann ging sie zu ihrem Pflegevater.

Schon am nächsten Tage hatte sie ihre Heimath im Rücken. Ihr bisheriger Schützer hatte nur wenige schwache Bedenken ihrem Plane entgegen zu setzen gehabt, und fast hatte es ihr scheinen wollen, als fühle er sich mit ihrem Gehen einer stillen Last enthoben. Indessen hatte er ihr beim Abschiede eine Hundertdollarnote in die Hand gedrückt und ihr gesagt, sie möge, falls sie in Verlegenheit gerathe, nie vergessen, wo ihre zweiten Eltern wohnten; ihre Pflegemutter aber hatte sich über eine augenblickliche Verstimmung, welche sie bei der Ankündigung von dem Entschlusse des Mädchens überkommen, leicht hinweggeholfen und gemeint, einige Zeit unter fremden Leuten werde nur heilsam auf Lucy's Charakter einwirken. Ihren beiden Cousinen war es bei der Nachricht von ihrer bevorstehenden Abreise sichtlich leicht geworden, und so hatte sie ihren eigenen Weg zur Bildung ihrer Zukunft angetreten, hatte ein an wunderbaren Muth in dem Gedanken, sich jetzt frei und selbstständig bewegen zu können, gesunden, zugleich aber sich vorgenommen, jeden Cent ihres Geldes zu Rathe zu halten, um im Falle des „mißlungenen Versuchs“ welcher ihr in Aussicht gestellt worden, nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, vor Erlangung eines andern Unterkommens in ihre bisherige Heimath zurückkehren zu müssen — und so war sie mit dem Dampfboote in der großen Stadt, kaum einige Meilen von ihrem Bestimmungsorte, am späten Abend angelangt. Sie hatte, um Kosten zu ersparen, ein ihr bezeichnetes Hotel zu Fuße erreichen wollen, war aber schon bei den ersten Schritten auf dem Boden ihrer neuen Selbstständigkeit in Verlegenheiten gerathen, die sie in ihrer geschützten Stellung bis jetzt kaum geahnt, und es hatte zuletzt des kräftigen Aufraffens ihres Muthes bedurft, um das Vertrauen auf sich und eine erträgliche Zukunft wieder zu gewinnen.

Draußen schlug der Regen noch immer auf das Pflaster, bald einen Marsch trommelnd, bald mit dem herbeieilenden Winde eine Galoppade versuchend, und sobald der Schlummer sich auf die Augen des ermüdeten Mädchens senken wollte, schreckten ihn unheimlich aufsausende Traumgestalten wieder hinweg. Erst nach geraumer Zeit nahm sich endlich die körperliche Erschlaffung ihr Recht und legte über sie den tiefen, traumlosen Schlaf der kräftigen Jugend.

Ein heller Morgen weckte die Ruhende, und mit den jungen Sonnenstrahlen war auch ihr Muth in voller Frische wieder erwacht. Das kahle Zimmer um sie erweckte jetzt mehr ihr Interesse als das gestrige Gefühl der Unheimlichkeit — sie hatte noch nie in das Innere eines dieser zahlreichen Kosthäuser für die junge arbeitende Bevölkerung gesehen, und ohne besonderen Widerwillen machte sie Gebrauch von den für ihre kurze Toilette vorhandenen Geräthschaften. Als sie endlich die Treppe hinab schritt, um die nöthigen Maßregeln zu einem baldigen Verlassen des Hauses zu treffen, blickte ihr aus der Hausthür bereits ihr Koffer neben ihrer Reisetasche entgegen, in der offenen Thüre nach der Straße aber stand ihr gestriger Helfer im Gespräche mit einer frischen, sauber gekleideten Frau und hob mit einem jovialen Schmunzeln die Augen nach ihr.

„Ich habe schon für die beste Legitimation gesorgt,“ sagte er auf das Gepäck deutend, „sie hier ist wie ein grimmiger Wolf in gewissen Dingen, ich aber vor Allen wäre halb zerrissen worden, wenn nicht Alles sauber gewesen!“

Die Frau sah mit einer Kopfbewegung voll launiger Drohung nach dem Sprecher und kam dann ihrem Gaste entgegen. „Sie werden es nicht gefunden haben, wie Sie es gewohnt sind, Miß, und auch nicht so aufgenommen worden sein, man kann sich hier aber nicht genug versehen,“ sagte sie, die Thür zu dem nächsten Zimmer öffnend. „Wollen Sie jetzt hier herein treten und sagen, was Ihre Wünsche sind, so brauchen Sie nicht erst noch einmal ein anderes Hotel aufzusuchen!“

Eine halbe Stunde darauf hatte Lucy von ihrem Zufluchtsorte Abschied genommen, hatte dem „Milch- und Gemüsehändler“, der ihr tachend Vorsicht für die Zukunft empfohlen, da sie nicht immer einen so ehrlichen Kerl auf ihrem Wege treffen würde, den Wunsch ausgedrückt, ihm den geleisteten Dienst einmal vergelten zu können, und rollte in einem gemietheten Wagen der Farm entgegen, welche in glücklichem Falle ihre neue Heimath werden sollte. Der Kutscher hatte wohl gemeint, den „angegebenen Platz“ zu kennen; auf ihre vorsichtig gethanen Fragen nach der Familie aber hatte sie von keiner Seite Auskunft erhalten können und unwillkürlich prüfte sie sich jetzt, ob sie im Stande sein werde, auch weniger angenehme Verhältnisse dauernd zu ertragen. „Lerne Dich fügen!“ klangen ihr die Worte ihrer Mutter wieder in's Ohr, und sie glaubte dies unter fremden Menschen eher ermöglichen zu können, glaubte in einer bestimmt bezeichneten Stellung eher ihre Genugthuung, selbst unter schwierigen Verhältnissen, zu finden, als unter Leuten, welche sie die Ihren nennen sollte und die es doch niemals gewesen waren.

Eine Stunde lang mochte sie unter den verschiedenartigsten Bildern, welche sie sich von dem sie erwartenden Orte zu machen gesucht, gefahren sein, als der Kutscher plötzlich die Pferde anhielt und um sich blickte. „Der Platz muß jedenfalls hier herum sein, und ich kann nicht begreifen, daß ich nirgends ein Anzeichen sehe!“ sagte er, während er von Neuem die ganze Umgebung durchspähte. Lucy wandte zum ersten Male mit Bewußtsein ihr Auge der Landschaft zu. Rechts von der schmalen Straße erstreckten sich weite eingezäunte Felder ohne irgend eine Spur eines Wohnhauses, links zog sich auf einem rasigen Abhange niedriges Gebüsch hin, das in kurzer Entfernung von dem Wagen wieder an endlose Felder schloß. Mit einem Kopfschütteln stieg der Kutscher ab, band die Pferde an die nächste Einzäunung und wandte sich rückwärts, um sich zu orientiren; das Mädchen aber sah noch nicht lange allein, als sie am Ende des Gebüsches eine Männergestalt, sichtlich mit irgend einem Gegenstande beschäftigt, aufsuchen und zwei Negerköpfe ihr folgen sah. Ohne langes Bedenken vertieft sie den Wagen, um selbst die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, und stand nach wenigen Secunden vor einem hohen Manne in farrenmäßigem Sonnenrange, mit breitem Filzhute über einem von schwarzem Bartwuchse eingerahmten, kaum mehr jugendlichen Gesichte, das sich in einer eigenthümlichen Aufmerksamkeit hob, als sie ihre Frage that.

„Ihr Kutscher hat eine halbe Meile von hier die falsche Straße eingeschlagen!“ sagte er, nachdem sein großes dunkeles Auge ihre ganze Erscheinung überflogen hatte; „er kann nicht fehlen, wenn er dort die Richtung links nimmt!“ und mit einer leichten Verbeugung wandte er sich wieder den beiden Negern zu; Lucy aber meinte noch niemals in ein Auge geblickt zu haben, das so wie dieses auf den Grund ihrer Seele zu dringen schien, ohne doch in seiner Schärfe etwas Verletzendes für sie zu haben. Sie sah, sich umwendend, wie der Kutscher bereits ihr Gepräch bemerkt, und bald hatte dieser mit einem: „So ist es, wenn man seine geraden Straßen gewohnt ist!“ die Pferde wieder zurück gewandt.

Digitized by Google

Ein zweistöckiges, aus gebrannten Steinen erbautes Landhaus, mit einer zierlichen Veranda versehen, tauchte nach kurzer Fahrt am Ende eines mit wohlgepflegten Schattenbäumen besetzten Rasenplatzes auf. „Das ist der Ort!“ sagte der Kutscher, und mit hellem Blicke überflogen die Augen des Mädchens das Haus wie die sauber gehaltenen Umgebungen. Nach dem Eindrucke, welchen das Gesammtbild auf sie hervorrief, meinte sie, es müßten sehr schlimme Verhältnisse kommen, wenn sie hier nicht nach ein oder der andern Seite hin eine Befriedigung finden sollte. Ein wohlerhaltener Fahrweg führte in einer Kreiswindung nach dem Eingange des Hauses, und schon in halber Entfernung sah sie dort eine den Wagen erwartende Gestalt in der Veranda erscheinen, fast berührte es sie aber wie ein leichter Schreck, als ihr beim Halten dieselbe Persönlichkeit, welche sie kaum erst auf dem Felde getroffen, langsam entgegenkam und ihr dasselbe durchdringende Auge wie dort begegnete. „Miß Lucy Hast wahrscheinlich!“ sagte der Herantretende, ihr leicht die Hand zum Aussteigen bietend, „und so erlauben Sie,“ fuhr er auf ihre bejahende Verneigung fort, „daß ich mich Ihnen gleich selbst als Major Wood, den Beantworter Ihrer Offerte nenne.“ Er wandte sich, während der Kutscher den Koffer ablud, nach dem Hause und zog kräftig die Thürklingel. „Hierher, Flora!“ rief er, als im Hintergrunde der das Haus durchschneidenden „Halle“ sich das Gesicht einer alten Mulattin zeigte, „die Lady hier wird das neueingerichtete Zimmer im obern Stock bewohnen, und Du sorgst pünktlich für ihre Bedienung, siehst auch jetzt sogleich auf Unterbringung des Gepäcks.“

Dann aber drehte er sich mit einem: „Wenn Sie mir nachher einen Augenblick folgen wollen, Miß —“ dem Mädchen wieder zu, welches so eben den Kutscher ablohnte, und schritt ohne weitere Ceremonie nach dem Innern des Hauses voran. Es lag eine Unumwundenheit und Bestimmtheit in seinem Auftreten, die von den gewöhnlichen Höflichkeitsformen kaum viel zu wissen schien, und Lucy fragte sich unwillkürlich, ob dies die allgemeine Weise eines Mannes sein könne, der seiner Sprache und Bewegung, seiner weißen, geschonten Hand und dem sauber bekleideten kleinen Fuße nach zur modernen Welt gehören mußte, oder ob dieser Ton nur ihrer künftigen Stellung in seinem Hause gelte? demohngeachtet fühlte sie sich dadurch schnell über die leichte Befangenheit, welche meist der erste Eintritt in neue, unbekannte Verhältnisse erregt, hinweggehoben und dieser Geradheit gegenüber eine eigenthümliche Sicherheit in sich erwachen. Mit einem freundlichen Nicken gegen die Dienerin, deren gelbes Gesicht in wohlgefälligem, halb verlegenem Grinsen zu der neuen Erscheinung aufsah, folgte sie rasch dem Vorangegangenen und trat eben in das von diesem geöffnete Zimmer, als er sie dort mit einem leichten: „Miß Hast ist angekommen, die Erzieherin, von welcher ich bereits gesprochen!“ anzukündigen schien, sich aber beim Rauschen ihres Kleides rasch nach ihr umwandte. „O, Sie haben Ihr Geschäft bereits abgethan, very well!“ sagte er, und Lucy fühlte wieder diesen Blick voll eigenthümlicher Beobachtung auf sich ruhen. „Hier ist Mrs. Lowell, meine Schwester, welche an der Stelle meiner verstorbenen Frau meinem Hauswesen vorsteht,“ fuhr er dann fort, nach einer ältlichen Dame deutend, die steif in einen Lehnstuhl zurückgelehnt, der Eingetretenen das Gesicht langsam zudrehte; „Sie wollen sich mit ihr verständigen, und später sehe ich Sie dann selbst wieder!“

Das Mädchen trat der Dasitzenden entgegen, während das Klappen der Thür die Entfernung des Hausherrn andeutete, wartete aber umsonst auf ein Begrüßungswort. Kalt ruhte das graue Auge der Dame auf der Nahenden, und nur wie der Nothwendigkeit nachgebend, deutete sie auf einen unweit befindlichen Stuhl. „Die Erzieherin — so?“ begann sie, ohne den steifen Ausdruck ihres Gesichts zu ändern, „es ist das erste Wort, was ich davon höre, wenn er auch sagt, er habe davon gesprochen. Er kann natürlich thun und lassen, was er will, aber er soll dann die Leute mir nicht auf den Hals schicken. Ueberhaupt sehe ich nicht ein, wozu eine Erzieherin nothwendig ist, wo es so viele ausgezeichnete Institute giebt — das ist aber einmal wieder eine von den Ideen des Majors, die kein anderer Mensch hat!“ Sie schüttelte kurz den Kopf und blickte nach dem Fenster.

Lucy war einen Schatten blässer geworden. „Ich weiß kaum, wie ich Ihre Worte deuten soll, Ma'am,“ sagte sie nach einer augenblicklichen Pause, sichtlich eine aufsteigende Erregung niederkämpfend, „und Sie setzen mich dadurch in eine eigenthümliche Lage. Ich bin einer bestimmten Aufforderung, mich hier einzufinden, gefolgt und hatte natürlich darauf gerechnet, mich der Dame des Hauses anschließen zu dürfen; meinerseits hätte es sicher an nichts fehlen sollen, mich einer erwiesenen Freundlichkeit werth zu zeigen, und vielleicht können Sie sich vorstellen, wie weh es einem jungen Mädchen, das zum ersten Male unter Fremde tritt, thun muß —“

Eine Handbewegung der alten Dame unterbrach die Sprecherin. „Ich will Niemand wehe thun, ich möchte nicht, daß so etwas von mir gesagt würde, ich spreche nur meine Ansichten aus, die ich wohl eben so gut haben darf, wie Andere,“ sagte sie, den Kopf würdevoll zurücklehnend; „ich habe vom Anfange mit Ihrer ganzen Angelegenheit nichts zu thun gehabt und möchte jetzt also am wenigsten mein Wort hinein geben — indessen, wie gesagt, will ich Niemand wehe thun, ich weiß nur von Allem, was da geschehen sein mag, nichts;“ — sie machte auf's Neue eine Handbewegung, die kaum anders denn als ein Entlassungszeichen gedeutet werden konnte, und Lucy erhob sich zögernd von der Ecke des Stuhls, welche sie eingenommen. „Guten Morgen, Miß!“ schloß die Aeltere mit einer halben Kopfneigung, ein geöffnetes Buch von ihrem Schooße aufnehmend, und das Mädchen sah keine andere Wahl, als das Zimmer zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das hundertjährige Jubiläum der Bleistiftfabrik von Faber,

in Stein bei Nürnberg.

Von Herbert König.

Im Septembre des Jahres 1761 richtete der alte Faber, zünftiger Bleistiftmacher und Bleiweißschneider zu Nürnberg, sein „Kräuchen“ her. Es bestand dies aus einem kleinen Laden, in dem er die fertige Waare kunstreich aufgestapelt hatte, und mehreren dunkeln Stuben und Kammern, die er gern seine Fabrik nennen hörte. Er hatte bei vieler Arbeit sein leidlichs Brod, denn seine Bleistifte galten schon damals Etwas — auch war er sonst ein zufriedener Mann, der sich in seinen Söhnen geschickte Nachfolger heranzog. Nur ein Schmerz durchzuckte ihn, ein leiser Aerger beschlich das sonst so neidlose Gemüth, wenn er vom stolzen England hörte mit seinen berühmten Bleistiften, die aus den massiven Blöcken des reinsten Cumberlandschen Graphit gefertigt wurden, den keine heimische Composition ersetzen wollte, weder die von Graphitpulver und feinstem Thone, noch eine andere, und wäre sie noch so sinnreich gewesen. Im Wachen und Träumen stand ihm der englische Bleistift als unerreichtes Musterbild vor der Seele, und selbst in seinem letzten Stündlein soll er den Umstehenden zugeflüstert haben: „Kinder! thut's den Englischen nach — wenn auch nicht zuvor!“

Ein volles Jahrhundert ist seitdem verflossen, und die Nachfolger des alten deutschen Fabrikanten haben auf's Rühmlichste die Mahnung ihres Urahnen beherzigt, und das englische Fabrikat an Güte nicht allein erreicht — sondern es sogar übertroffen.

Es ist die berühmte Bleistift-Fabrik von A. W. Faber in Stein bei Nürnberg, welche in diesem Jahre ihr hundertjähriges Jubiläum feierte und abermals den Beweis lieferte, wie deutscher Fleiß, wie rastlose Energie und Ausdauer unserer Landsleute niemals fremdländische Concurrenz zu fürchten hat.

Jemehr es nun Pflicht der heimischen Presse und Journalistik ist, alles Das hervorzuheben und zu beleuchten, was unserm Vaterlande zur Ehre gereicht, um so mehr — und wir können es nicht unterdrücken — finden wir es unverzeihlich, wie in einem bekannten Conversations-Lexiken unter der Rubrik „Bleistifte“ unter Andern gesagt werden kann: „Die englischen sind die besten. Diesen stehen die Wiener und Pariser am nächsten; gröbere Sorten jedoch werden in Deutschland, namentlich in Nürnberg, gefertigt.“

Dieses — Versehen einigermaßen wieder gut zu machen, war zum Theil die leitende Idee, die zu diesem Aufsatze Veranlassung

HUNDERT JAHRIGES JUBILÄUM DER BLEISTIFT-FABRIK VON A.W. FABER IN NÜRNBERG
FABER
1761
EIN GUTER BLEISTIFT IST DAS
SPITZE AB!
CEDER VOM LIBANON
DRESDEN

gab und somit einem Unternehmen gerecht zu werden wünscht, das bereits seit länger als zehn Jahren eine europäische Berühmtheit erlangt hat und seine Artikel nach den fernsten Theilen der Erde versendet.

Und, meine Herren und Damen, ein guter Bleistift ist wahrlich keine Kleinigkeit, so wie ein schlechter selbst den ruhigsten Menschen zur Verzweiflung bringen kann. Deshalb wird ihn nicht allein der zeichnende Künstler zu schätzen wissen, sondern auch der Geschäftsmann, wenn er die Course notirt, oder die Hausfrau, wenn sie ihre Ausgaben bucht. Und so der Eine wie der Andere kann es nicht vertragen, wenn der Bleistift knirscht und das Papier zerkratzt, und zuletzt die Spitze abbricht, was jedem feinfühlenden Wesen einen Stich in's Herz geben muß. Aber ein wahres Gaudium ist es, wenn das schöne Blei vom glänzendsten Schwarz bis in die feinsten Silbertöne über die weiße Papierfläche fährt und weder den Zeichner noch den Schreiber in ihrem Gedankenfluge hindert, sondern demselben ganz gazellenfüßig vorauseilt. Wer das nicht begreift und einsieht und nachempfindet, der stehle sich weinend aus dem Bleistiftbunde, oder überschlage diese Seite. Denn wie man den Menschen in seinem Umgange zu erkennen pflegt, kann man vielleicht mit gleichem Recht den Menschen nach seinen Bleistiften beurtheilen und das Paradoxon aufstellen: Sage mir, mit welchem Bleistifte Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer oder was Du bist. So wird der abstracte Verstandesmensch einen harten Bleistift einem weichen vorziehen, wie umgekehrt eine weiche, empfindsame Natur den weichen einem harten. Der Geizhals hingegen wird jedesmal den billigsten Bleistift wählen, also den schlechten, gleichviel, ob er sich mit diesem Instrument sein ganzes Leben hindurch jämmerlich abarbeitet.

Selbst eine ernste Sache verträgt ein humoristisches Gewand und bewahrt uns oft vor falschem Pathos. In diesem Sinne wurde vorstehende Composition entworfen, die das hundertjährige Jubiläum gedachter Fabrik allegorisch behandelt und wozu wir einige begleitende Worte folgen lassen wollen.

Wohl noch zu größerm Ruhme, als die Ertheilung von Preis-Medaillen der Industrie-Ausstellungen fast aller Nationen, gereichten dem Chef der Fabrik, A. W. Faber, die Zeugnisse der ersten Autoritäten deutscher und ausländischer Kunst. Namen, wie Cornelius und Overbeck, Kaulbach, Bendemann, Lessing und Horace Vernet, gewiß über jedes Vorurtheil erhaben, sprechen sich in anerkennendster Weise über dessen Fabrikat aus, und namentlich der edle Bendemann behandelt das Thema mit besonderer Wärme und Liebenswürdigkeit, während er sagt: „Indem ich Ihre Faber-Polyhrates-Bleistifte* entschieden allen übrigen, selbst den englischen vorziehe, habe ich mich mit einem gewissen Stolze von den letzteren emancipirt."

Eingedenk des vortrefflichen Künstlers, der mit so patriotischem Interesse hier auftritt, schlug unserm Zeichner der Schall in den Nacken, daß er auf seinem Bilde einige der Bendemann'schen Figuren (aus dem Dresdner Thronsaal) anbrachte: Moses in der Mitte, weiter unten Constantin, Lykurg und Solon, jeden mit seinem Wahlspruche, wenn auch, dem Zwecke entsprechend, etwas variirt.

Inmitten sitzt, nach rastloser Arbeit ruhend, die alte respectable Firma Faber, in der Person des Gründers der Fabrik. Statt eines Feldherrnstabes (obwohl er vollkommner Herr auf seinem Felde ist) hält er einen Bleistift in der Hand; auch ruht er nicht auf Lorbeeren, sondern auf seinen lieben Bleistiften. Von beiden Seiten strömen Glückwünschende heran mit allerlei Gaben, und anmuthige Frauengestalten, moderne und phantastische, reichen ihm die Kronen der Kunst und des Bürgerthums. Auch fehlt im Vergrunde der Humor nicht, in Gestalt des kleinen Knaben mit einer Narrenkappe, der auf seinem Griffel wie auf einem Steckenpferde reitet. Links spitzt ein alter Dorfschullehrer mit wichtiger Miene einen schönen neuen Bleistift, und die Kinder sehen ihm andächtig zu. Der Schreibende auf der andern Seite, auf bequemem Lehnsessel am geschnitzten Pulte, deutet auf die beiden Faber'schen Häuser in Paris und New-York. Einen prächtigen Cedernstamm, denn dies edle Holz wird bekanntlich zu den bessern Bleistiften verwendet, tragen Gestalten, welche die vier Hauptsorten der Bleistifte repräsentiren. Auch des Bergmanns ist gedacht, denn der Graphit kommt aus der Erde und muß tausend und abertausendmal durchgeknetet werden, wie uns der kräftige Arbeiter zeigt. Ueber dem Ganzen aber thront, als nervus rerum, die Fabrik selbst (die im Umfang fast einer kleinen Stadt gleicht), und ihre Schlote dampfen lustig bei Tag und Nacht, wie es bei einer wackern Fabrik Sitte ist.

Und wer in Zukunft einen guten Bleistift in die Hand nimmt, gedenke dabei des Meisters Faber und seiner Fabrik und des hundertjährigen Jubiläums. Und es wird ihm nicht übel anstehen, dabei sein Glas zu erheben und „Prosit!" zu rufen — denn er trinkt es nicht allein zu Ehren der Faber'schen Fabrik — er bringt es deutschem Gewerbfleiß und wohlerworbenem Ruhme.

* Die vorzüglichsten Bleistifte der Fabrik.

Das Schwimmende Land in Wakhusen.

Von J. G. Kohl.

(Schluß)

Wakhusen ist wieder so ein Chaulendorf, wie Plinius es beschreibt, in dem, wie er sagt, die Häuser auf ihren künstlichen Sandhügeln den Anblick von Schiffen unter Segel gewähren, während sie bei niedrigem Wasser gestrandeten Fahrzeugen gleichen. Jedes Haus bildet für sich eine solche kleine Insel wie die St. Jürgener Kirchen-Insel, die ich beschrieb.

Ueber die Hauptsache, die mich hierher geführt hatte, nämlich über das „schwimmende Land", erfuhr ich nun im Verlaufe meiner Spaziergänge und Unterredungen mit den Wakhuseneen etwa Folgendes: Der ganze Untergrund, auf dem das Dorf, seine Häuser, seine Wiesen, seine Aecker ruhen, ist eine 25 bis 30 Fuß dicke Schicht von Torfmoor, die ihrerseits wieder in der Tiefe auf festem Sande liegt. Diese Torfmoor-Schicht, auf der Alles ruht, gewährt begreiflicher Weise eine sehr unsolide und zitterhafte Basis. Ueberall, wo man geht und steht, bebt der Boden ein wenig unter den Füßen. Wenn man in den Häusern ein mit Wasser gefülltes Glas auf den Tisch stellt, und draußen die Pferde trampeln oder auch nur ein Mensch fest auftritt, so schlägt das Wasser im Glase Wellen. Einige Scharfsichtige wollen denselben Effect auch schon dann wahrgenommen haben, wenn draußen die Hunde bellten. Um nun die Häuser ganz fest zu begründen, wäre natürlich das Beste, sie entweder, wie es bei Venedig geschehen ist, auf Pilotis zu bauen, die tief bis in den festen Sandgrund hinabreichten, oder auch den 20 bis 30 Fuß dicken Moorgrund ganz wegzugraben, das Loch mit Sand wieder hoch aufzufüllen und auf dem Gipfel dieses Hügels dann zu bauen. Aber man begreift leicht, daß das für die Wakhusener eine zu kostspielige Operation sein würde, besonders da ihre einstöckigen Häuser, wie die aller Niedersachsen, sehr breit, sehr lang und geräumig sind. An Pilotis können natürlich nur Leute wie die reichen Venetianer denken.

Aber auch der Sand ist hier, wie ich schon andeutete, eine große Rarität. Jede Ladung muß in Schiffen von entlegenen Dünen hergefahren werden. Und wenn sie einmal eine Schiffsladung Sand haben, so wissen sie in ihrer Ackerwirthschaft so viel Verwendung dafür, um einen nöthigen Communicationsweg festzumachen, um die Oberfläche eines Getreidefeldes zu verbessern, daß es als eine wahre Verschwendung und Riesenarbeit erschiene, ein 30 Fuß tiefes Loch von der Größe eines niedersächsischen Hauses damit auszufüllen. Zuweilen verfahren sie indeß wohl so, daß sie da, wo die Manern des Hauses stehen sollen, einen tiefen Graben durch die ganze Moorschicht hin aushöhlen, diesen Graben voll Sand schlemmen und darauf dann die Manern bauen. Gewöhnlich aber wird nur ein einige Fuß dicker Sandhügel, eine „Warf", über dem Moor hin ausgebreitet, und die Häuser darauf errichtet.

Dies giebt anfänglich für eine neue Anlage einen ziemlich unsicheren Untergrund. Das Torfmoor ist der Zusammenpressung fähig. Der Sandhügel (die Warf) sinkt im Laufe der Jahre mit sammt dem Hause ein. Zuweilen sinkt er auf der einen Seite mehr ein, als auf der andern, und das Haus kommt dann mit der Zeit so schief und tief zu stehen, daß die Leute sich zum „Aufschrauben" ent-

Digitized by Google

schließen müssen. Zum Aufschrauben der Häuser sind die Dorf-Zimmerleute in diesen Wasserländern durchweg eingerichtet. Sie haben hölzerne, etwa vier Fuß lange Schrauben. Von denen setzen sie ein oder zwei Dutzend unter das Haus und schrauben es mit Allem, was es enthält, in die Höhe. Indem sie immer wieder Sand oder Stein-Grus, oder was sie sonst zum Auffüllen des Zwischenraums zur Hand haben, nachschieben, können sie das Haus 5 bis 6 Fuß oder auch so hoch, wie sie wollen, bringen. Aber natürlich strapazirt dies die alten Gebäude sehr. Es giebt dabei Viele, im Innern und in dem Mauerwerk zu stützen und zu bessern, und sie sitzen daher in ihren schiefen und versunkenen Häusern so lange, wie sie es aushalten können.

„Ich habe schon drei Mal in meinem Leben schrauben lassen," sagte mir einer dieser Wasserleute. „Ich habe mich aber jetzt entschlossen, wenn ich wieder zu tief sinke, lieber ganz neu zu bauen. Es macht mir zu viel Kosten und Umstände." Mancher Arme hat auch nicht das Vermögen zum „Schrauben" und muß dann wider Willen in seiner schiefen Wohnung aushalten. So lange das Haus oder die Warf noch nen sind, muß wohl alle zehn Jahr einmal „geschroben" werden.

Mit der Zeit wird der Boden fester und fester, die Torfmoore unten compacter zusammengepreßt, die „Warf" dicker und solider, und Alles setzt sich dann in's Gleichgewicht. Die Leute freuen sich daher, wenn sie auf recht alten Warfen wohnen. „Meine Warf," rühmte sich gegen mich Einer, „ist über 100 Jahr alt. Mein Vater und Großvater und Urgroßvater haben schon so viel Grus, Balken, Ziegelsteine und Sand hineingestedt, daß mein Haus feststeht, wie auf Felsen gebaut."

Dies Alles sind zwar keine ausschließlichen Eigenthümlichkeiten in Wathusen. Man findet es so vielmehr mit Abweichungen in allen den wässrigen Moor- und Marschdistricten Nordwestdeutschlands. Aber man wird bald sehen, daß es nöthig war, hier einleitungsweise an diese Dinge zu erinnern, um die Erscheinungen beim „schwimmenden Lande" zu verstehen.

Die Torfmoor-Schicht — auch dies muß ich noch vorher bemerken — besteht aus verschiedenen Lagen von sehr abweichender Schwere und Qualität. Oben kommt zuerst eine Schicht, in der die Pflanzentheile, welche die Moore bilden, noch unvollkommen zersetzt oder vermodert sind. Sie hat eine hellbraune oder graue Farbe, und die Leute nennen sie „de witte Moor" (das weiße Moor). Sie ist federleicht und schwimmt wie Korkholz auf dem Wasser. Weiter unten wird das Moor brauner und gewichtiger und zuletzt ganz schwarz und ganz schwer.

Das Moor ist durchweg eine ziemlich locker zusammenhängende Masse, in der sich eine Schicht leicht von der andern löst. Wenn nun im Frühling bei der Schneeschmelze auf den weiter im Innern des Landes liegenden Hochmooren die Hamme, der Fluß, in dessen Niederungen Wathusen liegt, anschwillt und alle Canäle und Gräben sich mit Wasser füllen, auch das Moor selbst sich durchweg wie ein Schwamm vollsaugt, so bläht sich vermuthlich wohl die ganze Gegend mit Allem, was auf dem anschwellenden Moore liegt, ein wenig auf. Am meisten aber fühlen sich die leichten Schichten, „das weiße Moor", gehoben, und sie kommen, indem das Wasser zwischen ihnen und den braunen und schwarzen Schichten eindringt und sie aus einander reißt, am ehesten zum Schwimmen. Sehr viel hilft dabei auch der Frost, der, wie ich sagte, nicht nur das obenstehende Wasser, sondern auch die oberen Moorschichten zu einer dadurch noch leichter werdenden Masse gefrieren läßt. — Gewöhnlich ist die Schicht, welche sich abhebt und zum Schwimmen kommt, nur 5, 6 bis 8 Fuß dick, und zuweilen noch viel dünner. Mitunter sollen aber auch 20 Fuß dicke Erdschollen zum Schwimmen gebracht werden. — Man kann sich übrigens denken, daß je nach der Höhe und Gewalt des Wasserstandes, nach der Stärke des Frostes und nach den verschiedenen Graden der Festigkeit und des Zusammenhangs der weißen, braunen und schwarzen Torfschichtung dies Alles sehr verschieden ausfällt.

Häufig ist der Teppich der schwimmenden Wiesen so dünn, daß, wenn man mit einem Wagen darüber hinfährt, der Boden sich unter den Pferden tief senkt, hinter dem Wagen aber wieder emporhebt. Da zuweilen vermögen die jungen Füllen, indem sie darüber hinlaufen, das Ganze in Schwankung zu versetzen, so daß der Boden hinter ihren flüchtigen Hufen Wellen schlägt, wie ein ausgespanntes Tuch. — Die im Orte selbst aufgewachsenen Thiere wissen aber sehr gut zu beurtheilen, wie weit sie sich hinauswagen dürfen, und sie vermeiden bei ihren Spielen die Stellen, wo das schwimmende Erdreich so schwach wird, daß es sie nicht mehr tragen könnte.

In nralten Zeiten ist wahrscheinlich ein stundenlanger Strich Landes in vollem Zusammenhange längs der ganzen Hammeniederung zum Schwimmen oder, wie sie hier gewöhnlich sagen, „zum Treibn" gekommen. Seitdem sich aber der Mensch auf dieser Scholle niedergelassen, seitdem er tiefe Canäle und Gräben gezogen, Häuser gebaut und das Land auf mannigfaltige Weise zerstückt hat, ist dies nicht mehr der Fall. Der Boden kommt nun nur noch stückweise „zum Treiben". Ueberall, wo das Torfstoß mit schweren Dingen belastet ist, kann das Wasser das Gewicht nicht mehr heben, reißt die leichteren Partien von den schwereren los, läßt diese liegen und bringt jene in die Höhe. Dies ist begreiflicher Weise namentlich bei den mit Sand und Häusern beschwerten Warfen der Fall. Diese schwimmen gar nicht mehr, sondern wackeln und heben höchstens noch zu Zeiten oder sinken, wie gesagt, wohl einmal ein wenig ein. Ebenso bleiben auch alle anderen stark beschwerten Landparcellen im Wasser stecken. So die Fahrwege, die, um sie gangbarer zu machen, im Laufe der Jahre mit viel Sand bedeckt wurden, und die das Wasser nun nicht mehr tragen kann. So weit die Chausseegräben gehen, lösen sich diese Wege von den Aeckern zu den Seiten los. Die Sanchaussee bleibt liegen, und die Felder zu beiden Seiten steigen in die Höhe.

Man kann sich denken, was dies allein schon für eine Verschiebung im Lande giebt. Liegen Stege oder Brücken über die Gräben, so bleibt beim Hochwasser zuweilen das eine Ende derselben in der Tiefe stecken, während das andere sich hoch emporhebt und auf den schwimmenten Acker wie auf einen Berg hinaufführt. Hat man die Pfähle der Brücke sehr tief in die untere stets ruhige Erdschichte eingerammt, so bleibt die Brücke fest, und das steigende Land schiebt sich an den Pfeilern in die Höhe. — Behandeln sie ein Stück Land immerfort als Wiese oder Weide, so verändert es sein Gewicht nicht und kommt jedes Jahr zum Treiben". Bebauen und beackern sie es aber, so wird es allmählich durch den jährlich aufgeführten Dünger und den Sand, den sie auch gern unter ihre torfige Ackerkrume mischen, immer schwerer und verliert am Ende die Fähigkeit zum Treiben. Es sinkt, bleibt im Wasser stecken und wird dadurch unfähig, ferner als Ackerland benutzt zu werden. Man sieht hieraus, daß das „schwimmende Land" für die Wathusener eine große Wohlthat ist. Ein Acker, der nicht mehr „treibt", ist für sie verloren. Sie können ihn ferner nur noch als Sommerwiese benutzen. Nur auf dem „schwimmenden Lande" können sie Korn säen, auf ihm haben sie ihre Gärten. Das schwimmende Land erzeugt, wie jene „Dobben" in den alten Flußarmen, von denen ich oben sprach, die besten Kräuter und Wiesen. Am liebsten erhielten sie ihre ganze Feldmark mit Allem, was darauf steht, wie ein mächtiges Floß beständig im Schwimmen.

Das Dorf und seine Bewohner eilt daher auch, so zu sagen, immer dem schwimmenden Lande nach. In früheren Zeiten lagen sie dem Flusse Hamme weit näher als jetzt. Weil dort aber durch Bewohnung und Bebauung in der angegebenen Weise das Land Stück für Stück schwerer wurde und sich nicht mehr über das Wasserniveau erhob, immer tiefer versumpfte, so haben sie sich immer weiter vom Flusse weggezogen. Dort ist die Wüstenei immer größer geworden, und sie zeigten uns noch einige ein wenig erhöhte Bodenstellen, auf denen früher Häuser lagen, jetzt aber nur einige Disteln wuchsen. Wenn sie erst einmal alles schwimmende Land niedergearbeitet, befestigt und entränkt haben, dann ist es aus mit den armen Wathusenern, denn ihre ganze Wirthschaft ist, wie die der Flußbewohner und Gärtner der chinesischen Flüsse, auf's Schwimmen berechnet.

Zuweilen, wenn ein Acker schon anfängt unsicher, d. h. hier zu Lande fest zu werden, wagen sie es wohl noch, ihm eine Einsaat anzuvertrauen. Mitunter gelingt dies, das Land hebt sich noch einmal zu ihrer Freude empor. Mitunter aber auch ist es vorbei. Es kommt nicht wieder, und die Einsaat, die den Winter und Frühling und zuweilen auch den ganzen Sommer über im Wasser bleibt, ist dann verloren. Natürlich heben sich die Aecker nicht alle zu gleicher Zeit. Bielweber steigt je nach der Dicke der weißen Torfschicht und je nach tausend anderen Zufälligkeiten ein Stück Land früher und leichter im ersten Frühjahr empor, als das andere. Einige Stücke bleiben wohl beinahe das ganze Jahr hindurch schwimmen. Das sind die besten.

Es hat begreiflicher Weise einige Schwierigkeiten, einen so zerlappten, mit tiefen Wasserrillen zerschnittenen schwimmenden Acker zu bepflügen. Aber, wie gesagt, die Pferde des Landes sind klug und sie wissen während der Arbeit gleich auch einen solchen verrätherischen Riß, unter dem tiefes Wasser lauert, zu erkennen und zu vermeiden, auch wenn ihr Herr ihn übersehen haben sollte.

Die Differenz zwischen dem niedrigsten Wasserstande im Sommer, bei welchem das meiste Land in Walhusen fest auf dem Boden ruht, und dem höchsten Wasserstande, bei welchem fast Alles schwimmt und treibt, wie Rahm auf der Milch, beträgt wohl zehn Fuß, und so hoch also können denn auch die Aecker und die auf ihnen wachsenden Bäume über ihren gewöhnlichen Standpunkt hinausgehoben werden. Steigen die Aecker und Wälder oder Gehölze umher, wie es ausnahmsweise geschieht, sogar 12 Fuß und mehr, so verändert dies die ganze Physiognomie des Landes. Die Häuser auf ihren festen Sandhügeln liegen dann tief, und die Gärten und Aecker schwimmen hoch aufgetrieben um sie her, und man erhebt sich zu ihnen vom Hause aus auf Stegen und Leitern. So lange das Wasser in den Wohnungen noch leidlich niedrig steht, behelfen sie sich erst auf allerlei Weise. Sie machen für das Vieh im Stalle ein Bretergerüst, auf das sie die Kühe wie auf eine Tribüne hinaufstreiben. Zuweilen fahren sie auch wohl mit einem großen Boote in die weite Hausrenne hinein, binden dasselbe an die Balken und machen daraus, indem sie das Vieh einschiffen, einen temporären Stall. Auch für ihr Heerdfeuer mitten im Hause errichten sie ein Bretergerüst, bedecken dasselbe mit Sand und zünden darauf dicht über dem Wasserspiegel die häusliche Flamme an. Zuweilen wird auch wohl ein großer, eiserner Braukessel an einer Kette über dem das Haus füllenden Wasser aufgehängt und in ihm das Feuer angemacht. Sie selber hausiren und schlafen auf dem Boden, steigen auf Leitern zu dem Feuerheerde und zum Vieh in der Haushalle, die zu einem Wasserkeller geworden ist, hinab.

Können sie das Haus auf keine Weise mehr halten, so bleibt zuletzt nichts übrig, als auf den schwimmenden Acker oder Wald daneben hinauszuziehen. Da errichten sie temporäre Hütten und Schuppen, treiben auf rasch construirten Brücken ihr Vieh hinaus und campiren daselbst — oft wochenlang — bis die Fluth wieder sinkt und die Häuser und Stallungen frei werden. Ein alter Mann in Walhusen erzählte mir, daß er sich während seines Lebens schon vier Mal auf diese Weise mit seiner Familie, seinem ganzen Haus- und Viehstande unter die Bäume seines schwimmenden Waldes habe retten müssen.

Wie gesagt, hätten die Walhusener nicht die Wohlthat des schwimmenden Landes, so wären sie längst hundert Mal mit ihren Thieren verhungert oder ertränkt. Diese guten Leute begreifen daher gar nicht, wie andere Menschen ohne „schwimmendes Land" existiren können, und beklagen die, welche keines besitzen.

Ihr schwimmendes Land ist immer, selbst in regenloser Zeit, von unten her herrlich gewässert. Es ist auch vor zu viel Regen gesichert, da dieser leicht davon abläuft. Auch bei Ueberschwemmungen können die schwimmenden Stücke nie durch Verschlämmung verdorben werden, da sie immer über die höchste Fluth die Oberhand behalten. Ein Stück Wiesenland, das vorher, so lange es fest war, vielleicht blos wildes Gras, Schilfe, Binsen und Riethe erzeugte, verbessert alsbald, wenn es zum Treiben kommt, ganz von selbst seine Pflanzendecke, besamt sich in der Luft und dem Sonnenschein, denn es sich öffnet, mit feineren und gesunderen Gräsern. Kein Wunder also, daß unsere gefälligen Walhusener, die uns in der Dorfflur herumführten, von jedem Garten-, Acker- und Gehölzstück genau zu sagen wußten, ob es zum Treiben komme oder ob es stecken bleibe.

Für gewöhnlich und im Ganzen hat es mit der bloßen Erhebung des Landes sein Bewenden. Die gelösten Aecker steigen im Winter ruhig und allmählich in die Höhe und sinken am Ende des Frühlings wieder in ihre Plätze zurück. Kleine Veränderungen und Dislocirungen des Erdreichs kommen zwar jeden Winter vor, wie man dies bei einer so großen Zerreißung des Rasenteppichs natürlich finden wird. Beständig werden kleine Stücke Landes vom Wasser nicht nur gehoben, sondern auch von der thalwärts ziehenden Strömung mit fortgeführt und weit von ihrem Heimathsorte wieder deponirt.

Meistens sind es solche Debbenstücke, wie ich sie eben beschrieb, die mit dem Eise zusammengefroren sind und von den Schollen weggeführt werden.

„Bei mir," sagte mir ein Dorfbewohner, der mir seine Aecker zeigte, „schwimmt alle Frühlinge irgend etwas heran und setzt sich auf meinem Lande fest. Ich weiß gar nicht, woher es kommt, und erfahre auch fast nie, wem es gehört hat, und ich habe immer meine liebe Noth damit!" — „Freuen Sie sich denn nicht über den Zuwachs?" — „O bewahre!" erwiderte er, „ja, wenn es Sand wäre, dann wollte ich mich wohl freuen. Aber es sind immer nur garstige Moorflecken und Torf-Inseln, die mir in meinen Garten dringen, oder sich wie Schlammhaufen auf meine Aecker und Wiesen legen. Wir haben nachher viel Arbeit und Mühe, sie wieder wegzugraben oder auszuebenen. Und ist einmal etwas Werthvolles darauf, gedüngtes Land oder Baumwuchs, so kommt gewöhnlich der Eigenthümer in einem Schiffe hinterdrein gefahren, reclamirt und führt das Brauchbare wieder zurück. Meistens vereinigen wir uns gütlich über die Sache und theilen den Schaden, den Vortheil und die Arbeit bei der Wegschaffung und Zerlegung dieser gestrandeten Insel gemeinschaftlich."

So, sage ich, geht es gewöhnlich her. Wenn sich aber im Frühling, wie es zuweilen geschieht, ein heftiger Westwind aufmacht, dann wird der Aufruhr und die Unordnung unter den zerstückten Landparcellen der Walhusener größer. Dann setzt sich der Luftstrom hinter die Bäume, die auf den zum Theil noch gefrorenen und durch tiefe Gräben von einander geschiedenen Erdschollen stehen, bringt Locomotion in sie hinein und läßt sie aufeinander stoßen, wie im Hafen liegende Schiffe, wenn ein Sturm zwischen die Flotte fuhr. Zuweilen nimmt dann der Wind wohl ein größeres Stück Land mit fort und treibt es, die Bäume wie Segel blähend, weit in's Wasser hinaus, wie Plinius dies beschreibt, wenn er sagt, „die großen Eichen mit ihren Zweigen auf den schwimmenden Inseln der Weser hätten wie rudernde Riesen ausgesehen."

Gewöhnlich aber bleibt es auch dann nur bei den kleinen Verschiebungen und Verwirrungen, die indeß immerhin störend genug sind. So zeigten uns unsere Leute ein Stück bewaldeten Landes, das wohl einen halben Morgen groß, mit einem dichten Gehölze von Tannen, Birken, Erlen, Eichen besetzt war, und das der Wind vor einigen Jahren aus seiner Stelle getrieben hatte. Es war ganz in den breiten Canal hineingefahren, der es von der Besitzung des Nachbarn trennte, und hatte diesen geschlossen.

Da diese Canäle, wie gesagt, die Landstraßen der Gegend sind, so sollte in dem besagten Falle die Verstopfung wieder beseitigt werden, und dem Eigenthümer des dislocirten Waldes drohte der Verlust eines schönen, breiten Streifen Landes, den man weggraben wollte. Um diesem Verluste zu entgehen, entschloß sich der Besitzer lieber zu einem anderen Verfahren.

Er griff zu den Schrauben, mit denen sie hier ihre Häuser aus dem Sumpfe zu bringen gewohnt sind. Es wurden auf beiden Seiten der beiden auf einander gedrängten Felder Balkengerüste befestigt, eine Anzahl von Schrauben längs der ganzen Linie gesetzt und diese dann von den Zimmerleuten und helfenden Nachbarn gleichzeitig angespannt. Zugleich hatte man auch auf der anderen Seite der Insel Stricke an die Bäume gebunden, die man von den benachbarten fester Haus-Warfen aus ebenfalls anzog. Und so wurde die ganze Insel wieder in ihre frühere Lage zurückgebracht. Aehnliche Operationen sind in Walhusen im Laufe der Jahrhunderte schon oft vorgekommen, und die Leute sind daraus eingeübt.

Den großen Bäumen, die zuweilen auf dem schwimmenden Erdreiche stehen, geht es, wie man sich leicht vorstellen kann, häufig nicht anders als den Häusern. Sie gerathen, wie diese, in allerlei schiefe Stellungen. Bei den Erdrissen, die da entstehen, wo sich das feste vom treibenden Eise löst, fallen sie oft ganz um oder werden auch in's Wasser hinausgeworfen. Da sie meist in einer sehr lockeren Krume wurzeln, so treibt sie der Wind zuweilen wie die Halme eines Aehrenfeldes haufenweise über einander. Allein auch die Bäume des Landes sind auf solche Vorfälle gefaßt. Im Sommer, wenn der Boden sich setzt, und ihre Wurzeln unter der in's Gleichgewicht bringen stehen sie gesund und frisch wieder auf und richten sich in Reih und Glied wie zuvor.

Ein Walhusener erzählte mir, wie einmal auf seinem Lande eine große schöne Eiche umstürzt sei und flach am Boden dagelegen habe. Er glaubte, daß sie sich nie wieder aufrichten würde,

und machte sich in dieser Meinung darüber her, den Baum zu vernutzen. Er entlaubte einige Zweige der großen Krone, hieb auch mehrere Aeste aus und beschäftigte sich damit einen ganzen Tag. Wie groß aber war seine Verwunderung, als er am andern Morgen mit der Absicht, das Zerstörungswerk fortzusetzen, zu seiner Eiche zurückkehrend, diese munter und gerade wie ein Soldat dastehen sah! Wahrscheinlich hatte sich der Boden über Nacht gesenkt, und es waren dabei einige der untern Wurzelzweige angedrückt. Vielleicht war auch einige Spannung in denjenigen Wurzeln gewesen, die beim Umsturz des Baumes noch mit dem Boden in Verbindung geblieben waren. Durch die theilweise Entblätterung seiner Krone hatte der Baum an diesem Ende Erleichterung bekommen, und kurzum, er war umgeschnappt, und noch am heutigen Tage zwitscherten wiederum die Vögel und säuselten die Winde in seinen wieder belaubten Wipfeln.

Dies sind denn so einige von den bunten Ereignissen und sonderbaren Zuständen, zu denen das Phänomen des schwimmenden Landes bei Wakhusen Veranlassung giebt. Der Leser mag sich denken, daß es noch viele ähnliche giebt, von denen ich bei der Kürze meines Aufenthalts nichts in Erfahrung brachte, oder von denen es zu weitläufig sein würde hier zu sprechen.

Aus der afrikanischen Wildniß.

Charles John Anderson, der bekannte Reisende, der uns schon öfter Erlebnisse, Forschungen und Abenteuer aus Südafrika, vom Ngami-See ꝛc. erzählte, ist jetzt mit einem neuen Werke: „der Okavango-Fluß", eine Beschreibung seiner letzten Reise, herausgetreten, das namentlich auch eine Reihe höchst interessanter Jagdabenteuer enthält.

Er drang vom Cap durch das westliche Damara-Land weiter als früher und als Andere, wenigstens in bis dahin unerforschte Gegenden des inneren Afrika ein und erwies sich besonders als Nimrod gegen Elephanten. Niedrigeres Hochwild wurde blos gelegentlich auf's Korn genommen und trotz der entsetzlichsten Gefahren immer überwunden; wie denn überhaupt der gebildete Mensch in dieser seiner geistigen Ueberlegenheit sich fast immer siegreich gegen Wildniß und Barbarei trotz oft tausendfacher physischer Ueberlegenheit geltend zu machen weiß. Er und zwölf andere geschulte Männer schlugen auf dem Wege eine bewaffnete Schaar von sechshundert Wilden theils in die Flucht, theils todt.

Der Mensch ist blos schwach, wenn er sich fürchtet und nicht zu rechter Zeit richtig schießen kann in der Wildniß. Anderson nahm's gelegentlich mit großen Armeen von Elephanten auf, wenn sie mit starr ausgestreckten Rüsseln und fegelartig ausgespannten Ohren wüthend um ihn her trompeteten.

Das erste Elephanten-Abenteuer erlebte er in einer prächtigen Thierwildniß in der Nähe des Omaruru-Flusses voller Giraffen, Zebras, Gnus, Kudus ꝛc. Die Spuren wurden verfolgt, bis sie in einer Entfernung von drei Viertel englische Meile ruhig fressend entdeckt wurden. Sie fielen ohne besondere Abenteuer, und Schaaren von Berg-Damaranern stürzten wie aus der Luft und Erde geierartig herbei, um sich an Hunderten von Centnern Fleisch zu mästen. Der Held selbst schmauste am folgenden Morgen von einem gebratenen Elephantenfuße und wildem Honig.

„Das Erhebendste, was ein Jäger erleben und genießen kann, fand sich kurz darauf in einer herrlichen Mondscheinnacht, deren Licht das natürlichste und wildeste Thierleben zauberhaft beleuchtete. Wie geheimnißvoll die tiefsten Sinne und Nerven aufregend und spannend, sich mitten in der Nacht, mitten in schaurlich auflebender Wildniß allein, unbemerkt, ungehaßt als Zeuge dieser wilden, räthselhaften Bewegungen, Gewohnheiten und Neigungen der Bewohner einer solchen unvermenschlichten Natur zu fühlen! Die Natur in ihrer ganzen reichen Gestaltungs- und Bildungspracht! Keine künstliche Fütterung, keine Ketten, Kasten und Kerker, keine Tyrannen-Disciplin eines Wärters hat die stolze Kraft, wundervolle Elasticität, Lebensfrische und Laune dieses animalischen Lebens entnervt und zu armseligen Kunststücken verhungert und verhauen. Welch spannende Erregung bei jeder neuen Anmeldung einer neuen Erscheinung! Der entfernte Fußhall, jetzt deutlich über steinigen Boden klappernd, jetzt leise vibrirend in das gespannte Ohr, während er über weichen Grund schreitet — eine zarte Antilope, ein plumper Elephant, ein wildes Schwein, ein boshaftes Rhinoceros, ein Gnu, eine Giraffe, ein Schakal, ein Löwe — was ist's — was mag es sein? Jeder Sinn, jedes Atom in uns lauscht, beobachtet, erkannt und sieht scharf, wie genau sich nicht nur die verschiedenen Arten, sondern auch die einzelnen Exemplare derselben Art individualisiren! Und wenn sie sich begegnen und der Elephant mit dem Rhinoceros, der Löwe mit dem Tiger, zwei männliche Löwen um eine Geliebte auf Leben und Tod kämpfen! Wie sie sich belauschen und belisten, stehen und aufsuchen, lieben und hassen — Alles in furchtbarster Kraft und Unmittelbarkeit! Anderson gesteht, er habe in einer einzigen solchen Nacht mehr Naturgeschichte kennen gelernt, als durch jahrelanges Wandern, Forschen und Studiren „am Tage".

„Weit, weit in der Ferne von menschlichem Sein, mitten in den Behausungen des wilden Gethiers, neben den Klüften der Büffel, in Thälern, wo der Oribi spielt, wo Gnus und Gazellen und Hirschthiere grasen, wo Eland und Kuder unversagt nachten in grauen, von wildem Wein überwachsenen Urwaldsäumen, wo der Elephant in Frieden weidet und das Flußpferd ungescheucht plätschert im Bade und das Nashorn sich nach Willen wälzt und der wilde Esel sich seines Nachtrunks erlabt — über den braunen Karru, wo des Springbocks Stimme klagend klötzt und des furchtsamen Quaggas pfeifendes Gewieher an der Quelle den Morgen ruft und Zebraheerden muthwillig ihre Mähnen schütteln und mit wilden Hufen die trostlose Ebene durchdonnern und der fußbeschwingte Strauß hoch wie ein Reiter dahin galoppirt, um seine Heimath in hundertmeiligen Entfernungen immer neu zu suchen, wo der wilde Eber die Erde doppelpflügt, die Hyäne lacht, der Löwe donnert und der Tiger schleicht, über den braunen Karru hin mit ausgedornten, versandeten Bette wollen wir wandern, weit, weiter weg von den Gehäusen der Menschen —"

Mit diesen Worten eines echten Wildniß-Poeten schließt Anderson sein Entzücken über die mondbeleuchtete afrikanische Nacht. Er stand im Schutze und Schatten eines Ameisenhügels, bis krachende und knackende Zweige des Waldes und der Büsche des Waidmanns Leidenschaft wieder erweckten. Es waren Elephanten, wie ein Dutzend aus der Dunkelheit hervor grauender Riesenkörper verriethen. Es schienen noch dazu junge männliche zu sein. „Ich war zu weit für einen Schuß. Auch schienen sie mich sofort zu wittern, da sie sich nach einiger Prüfung der Luft zurückzogen. Kurz darauf erscheint ein Trupp ausgewachsener Bullen-Elephanten und marschirt mit festem, geradem, vorsichtigem Schritt zum Wasser. Ich lief hinter einen Baum, um ihnen in den Weg zu kommen. Just als der erste in gefährlicher Nähe an mir vorbeischritt, schickt' ich ihm eine sichere Kugel mit schwerer Ladung in den Leib. Er stieß einen schwachen Schrei aus, spannte die Ohren weit aus und floh mit hoch hin und her schwenkendem Rüssel.

Einer von dessen Begleitern floh in entgegengesetzter Richtung, so daß ich zwischen beide kam. Da nun auch noch zwei andere zum Vorschein kamen, vorsichtig, voll Verdacht, als witterten sie mich, hielt ich meine Lage nicht für übermäßig sicher. Dennoch schoß ich, als sich einer in einer gar zu verführerischen Stellung vor mir aufpflanzte. Ich traf, und eine zweite Kugel warf ihn, nachdem er etwa funfzig Schritt gewankt hatte, todt nieder. Sein Begleiter kehrte nach kurzer Flucht zurück, witterte mich, floh und fiel von einer Kugel."

Kurz darauf erschien eine ganze große Heerde von Mutter-Elephanten mit Jungen und näherte sich unbesorgt dem Wasser, wo sich bald aus anderen Richtungen her noch andere Heerden einfanden. Welch ein unerhörter Anblick, als sie sich alle wie auf Commando in gerader Linie, wie eine Front Infanterie auf der Parade, dicht neben einander aufstellten und so an Rande des Wassers hin tranken, ohne es durch plumpes Hineinsteigen zu trüben! Und das war wahrscheinlich ihr Grund. Die Linie mochte ungefähr aus 150 Exemplaren bestehen. Der Mond war gerade klar

hervorgetreten und verbreitete ein zauberhaftes, träumerisches Licht über die gigantischen Creaturen hin. „Mir verging die Lust, ein so großartiges, seltsames, lebendiges Naturgemälde zu stören, so daß ich meine mörderische Büchse fallen ließ und mich ganz der Betrachtung ergab. Aber als sie nach reichlicher Tränkung zurückzuziehen begannen und in ungewissem Mondlicht grau verschwammen, sprang ich auf, um wenigstens einen der Letzten abzufangen. Ich schoß und traf einen Mutter-Elephanten. Das Stürzen und Rauschen und Brausen und wuthschmetternde Trompeten, das folgte, war wahrhaft entsetzlich. Es war ein besonders grausames Chor, wie ich bald nachher beinahe auf Kosten meines Lebens erfuhr.

Eines Morgens befand ich mich in der Nähe eines Ortes, genannt Oremboto, wo Elephanten ganz besonders gern zum Trinken sich versammeln, obgleich nirgends Wasser zu sehen ist.] Sie graben's sich jedesmal mit ihren Rüsseln, mit denen sie es mehrere Fuß tief unter der Oberfläche zu riechen scheinen. Hier lauerte ich auf deren Ankunft und fand mit der Zeit eine Heerde von Mutter-Elephanten mit Jungen, wahrscheinlich alte Bekannte aus der Mondnacht. Ich hatte nicht Lust zu schießen, weil Mutter-Elephanten sehr gefährlich sind und auch wenig Elfenbein liefern, aber eine große Menge halbverhungerter Ovatdschimbas, die jämmerlich um Nahrung heulten, bewogen mich, einen Schuß zu versuchen.

So kroch ich leise bis auf dreißig Schritt an einen noblen Mutter-Elephanten heran und wartete auf eine gute Position. Während dieser Minuten waren mir unvermerkt vom Rücken her zwei andere nahe gekommen, der erstere 30 Schritt vor, die beiden anderen 15 Yards hinter mir. Das war eine Lebensfrage, die in zwei Secunden gegen mich entschieden worden wäre, wenn ich nicht im Augenblicke des Gewahrwerdens mit einem furchtbaren Satze über den nächsten Busch gesprungen und nach windesschneller Flucht vor den raschen Verfolgern hinter einem größeren Busche Schutz gesucht und mich platt auf den Boden hingeworfen hätte. Als ich wieder etwas aufsah, stand mir eine ganze Heerde auf der andern Seite des Busches wüthend gegenüber. Mit ihren kleinen, durchdringenden, unruhigen, drohenden Augen, ihren klappenden, schlaffen Ohren und hocherhobenen Rüsseln bildeten sie einen furchtbaren Feind für einen einzelnen Menschen. Aber nachdem sie eine Zeitlang gedroht und vergebens gesucht hatten, machten sie alle plötzlich Kehrt und gaben mir sofort meine ganze Jägerleidenschaft wieder. Ich richtete mich auf und schoß auf den Leit-Elephanten. Das war eine unbesonnene Tollkühnheit. Schrill und Mark und Bein durchdringend trompetend waren sie im Nu herum und in voller Jagd auf mich los. Jetzt erfuhr ich, was es heißt, für sein Leben zu laufen. Ich behielt mit der Kraft der Eile Geistesgegenwart genug, immer hinter Büsche springend davonzulaufen, wobei mir meine schwere, gereifelte Büchse sehr hinderlich ward; aber obgleich ich meine Feinde dicht hinter mir stampfen und Zweige und Aeste krachend niederbrechen hörte, ich hielt sie nur fester und lief und lief und stürzte immer vorwärts, athemlos, sinnlos und von einem neuen Todesschrecken überfallen, als ich eine große Strecke offenes, baum- und buschloses Land vor mir sah. Hätten sie mich bis dahin verfolgt, es wäre mein Tod gewesen. Aber plötzlich merkte ich, daß sie sich durch dichteres Gebüsch hinter mir hatten aufhalten lassen, und dann, daß sie sich zurückzogen. Jetzt wieder Leben und einige Sicherheit fühlend bestieg ich einen hohen Ameisenhügel, um zu sehen, was sie eigentlich vorhätten. Nach einigem Suchen zwischen Walddickicht und Gebüsch entdeckte ich blos einen Elephanten unter einem Baume. In der Meinung, es könnte der von mir angeschossene sein, rückte ich vorsichtig näher, sah aber bald meinen Irrthum, nämlich fast noch die ganze Heerde. Und sie sahen so erbittert und boshaft aus, daß ich mich eilig wieder zurückzog. Dabei schienen sie mich zu bemerken oder zu wittern, denn sie stürzten plötzlich wieder vorwärts. Dann und wann hielten sie, gleichsam um zu recognosciren und in alle Winkel und Ecken zu blicken. Es gelang mir, mich in Sicherheit zu verkriechen und so, daß ich ihre Bewegungen genau beobachten konnte. Sobald sie an gewisse Stellen kamen, wahrscheinlich solche, wo ich und mein eingeborener Diener (der auf eigene Rechnung geflohen) gestanden, machten sie Halt und untersuchten den Boden unter mit dem größten Eifer. Dann ging's eilig weiter mit aufgehobenen Rüsseln, klatschend an die Seiten schlagenden Ohren und mit raschem Hin- und Hergepeitsche der stumpfen, haarlosen Schweife. Als ich sie aus dem Gesicht verloren, athmete ich erst auf und wurde mir erst der Gefahr bewußt, der ich entkommen. Ich dankte meinem Schöpfer und beschloß, nie wieder Mutter-Elephanten mit Kälblein anzugreifen."

Es wurde ihm nicht schwer, Wort zu halten, da sich stattliche männliche Elephanten und auch andere achtbare Feinde oft genug einfanden. Zum Beispiel Löwen. Zwar hat schon Livingstone diesem feigen Katzengeschlechte die ihm von Freiligrath unverdient zuerkannte Wüsten-Königskrone vom Kopfe geschlagen, und auch Anderson fand keine besondere Veranlassung, es zu ehren und zu fürchten, da ihm Löwen theils heil und mit ganzer Kraft, theils angeschossen davonliefen; aber alte, blos Menschen fressende Löwen sind ihm das Scheußlichste und Schauerlichste in der Wüste. „Stellt mich jedem beliebigen Feinde gegenüber," sagt er, „Mensch oder Thier, und ich nehme es mit ihm auf, wenigstens unter dem Lichte der Sonne. Aber ein versteckt lauernder, feig kriechender, nächtlicher Schleicher, dessen katzenartige Bewegung und Annäherung kein Ohr entdecken kann, dessen Muskelkraft die aller andern Thiere übertrifft, der im Stande ist, mitten durch Heerden Vieh hindurch zu schleichen, ohne sie zu berühren, nur um sich einen Menschen aus dem Schlafe zu holen — ist mehr, als der muthigste Jäger ruhig fürchten kann, wenn er sich in der Wildniß sein Lager zurecht macht, zumal wenn man Vorfälle, wie den folgenden, noch nicht vergessen.

Vorige Nacht führten zwei alte Löwen eine Schreckenstragödie in meinem Viehgehege auf. Der Himmel regnete in pechfinsterer Nacht herab, und in der Furcht, Löwen möchten eine solche Nacht zu einem Ueberfalle benutzen, hielt ich mich Stunden lang wach. Endlich übermüdet, tröstete ich mich damit, daß die Ochsen einen solchen Ueberfall laut genug ankündigen würden, und legte mich zum Schlafen zurecht. Kaum fühlte ich mich im Halbschlummer, als der furchtbarste Schrei, der in ein Todesröcheln auslief, mich wach rief. Ich werde diesen entsetzlichen Aufschrei, dieses rasch verstummende Todesröcheln nie vergessen. Zwei Löwen hatten sich in das Viehgehege eingeschlichen und einen Treiber aus seiner Hütte, wo er mit Weib und Kindern schlief, herausgerissen, um ihn in kurzer Entfernung von unserm Lager hörbar mit gierig-wohlgefälligem Gebrülle zu zerreißen und zu verzehren. Das eine Ungeheuer hatte sich einen Weg durch die schwachen Pfähle nur Wände erzwungen und den Unglücklichen mit einem Sprunge und Schlage seiner Vordertatzen, wobei er auch noch die Frau verwundet, ergriffen und davongeschleppt. Der Mann mochte sich an Pfähle der Hütte angeklammert haben, denn sie war ganz umgerissen und zum Theil weit mit fortgeschleppt worden. Die nächtliche Scene, welche jetzt folgte, kann sich Niemand denken. Das Geschrei der Frau und der Kinder, das tumultuarische Entsetzen der Thiere, das Gekrache und Gebrüll der beiden fressenden Löwen in der Nähe, fortwährendes Schießen von unserer Seite in die Nacht hinein, um weitere Ueberfälle abzuschrecken — das war mehr, als selbst ein in den Schrecken der Wildniß abgehärteter Nimrod mit ruhigem Blute erleben konnte.

Mit anbrechendem Tageslichte verfolgten wir die Spur der Löwen, nachdem wir 200 Yards von uns die Stelle gesehen, wo sie ihre Beute bis auf einige Knochen und Fetzen von Kleidungsstücken aufgefressen. Aber eine zwölf Meilen weite Verfolgung blieb ohne Erfolg. Die feigen Ungeheuer hatten sich sicher vor dem Tageslichte verkrochen, um in der Nacht wieder herbeizuschleichen und Gelegenheiten abzulauern. Die alten Menschenfresser von Löwen folgen immer in den Spuren, wo sie auf Menschenfleisch rechnen. Schon in der dritten Nacht nach der erwähnten Tragödie schlich sich ein solches Ungeheuer in das drei Tagereisen weiter aufgeschlagene Lager, um vor Ochsen und anderem Vieh vorbei ein neues Opfer zu holen, während Ochsen und Schafe in maßlosem Schrecken ihre Fesseln und Schranken durchbrachen und nach allen Seiten davon stürzten. Das Gekreische der Weiber und Kinder, das Brüllen der Männer und des Löwen, aufzischende und die Schreckensscene beleuchtende Feuerwerkskörper, das Büchsengeknalle, das Heulen, Brüllen, Blöken, Quieken, Lachen und Schreckensgetön anderer aufgescheuchten wilden Thiere aus der Nähe und Ferne gab eine Scene, gegen welche die großartigsten Wolfsschluchts-Freischütz-Schrecken zu einem lächerlichen Kinderspiel werden."

„Gestern Abend um 11 Uhr," erzählt er an einer andern Stelle, „ward ich durch einen furchtbaren Aufschrei aus meinem Schlafe aufgeschreckt. Ich dachte sogleich an die zwei Löwen, die uns wie geheime Spione und gedungene Mörder zu folgen pflegten und uns schon öfter unbequem geworden waren. Mit Büchse

und Pistole hinausspringend fand ich bald heraus, daß einer der Löwen den jungen Buschmann, den wir am vorigen Tage gefangen genommen, überfallen und fortgerissen hatte. Wir eilten mit mehr störenden als erhellenden Lichtern hinaus in die dunkele Nacht zur Verfolgung, wobei mir Herr Hahn (ein Deutscher) mit seiner Laterne leuchtete. Die Buschmänner und die Hunde heulten, unsere Zugthiere stampften, ächzten und zitterten, die Wildniß drausen lag theils drohend, theils selbst in Furcht und Schrecken dicht vor und dicht um uns. Wir konnten nichts von dem feigen Mörder entdecken, aber mit Grausen stolperten wir über den Rest seiner Beute, dem ein Arm und die Eingeweide abgefressen worden waren. Trotz unseres Wartens und Wachens in entsprechender Entfernung ließ sich das feige Ungeheuer nicht wieder wittern. Wir beschlossen mit anbrechendem Tage ihn und seinen Collegen auszuspüren und abzuthun. Spuren fanden sich bald mit Hülfe der Hunde, auch sahen wir einen oder den andern dann und wann aus dichtestem Dickicht hervorschimmern, aber sie hielten sich stets in der Weise verfolgter Katzen mit bösem Gewissen möglichst unzugänglich und wußten weichend und kriechend sich stets vollkommen zu decken und wieder unsichtbar zu machen.

Endlich mußten wir uns zurückziehen, um eine bessere Gelegenheit abzuwarten. Diese fand sich in der Gegend von Otschiomavare, wohin uns die Menschenfresser von Löwen, wie sich hernach ergab, gefolgt waren.

Ungefähr 3 Uhr Morgens bekam ich Lust zu einem nächtlichen Ausfluge. Bald stand ich mit meiner Doppelflinte und der Revolver-Rifle-Büchse als einsamer menschlicher Zuhörer der Wildniß-Nacht-Musik, besonders zweier um die Wette brüllender Löwen, die sich in nicht freundlicher Absicht unserm Lager nähern zu wollen schienen. Ich hatte bald 4 oder 5 gut bewehrte Begleiter, wir denen ich eine Jagd gegen sie unternahm. Hier glückte mir zum ersten Male ein oft versuchter Schuß, den ich nach dem Gehör richtete. Ich glaube nun ein gutes Ohrenmaß zu haben. Mit ihm aus dem Brüllen der Löwen Richtung und Ferne berechnend und demgemäß zielend, schoß ich und hörte sofort das Schmerzgeheul eines bisher Brüllenden. Alle erklärten, ein Löwe sei sicher getroffen. Erneutes Brüllen neben schwachem Gewinsel schien diese Hoffnung nur zu bekräftigen. Wir malten uns die Scene zwischen den beiden Löwen nach ihrem Gebrüll deutlich aus. Der gesunde suchte durch ermuthigendes Brüllen den getroffenen winselnden zur Flucht zu bewegen, aber letzterer konnte nicht, so daß sich das Gebrüll des Ersteren in eine Art von mitleidigem Seufzen und tröstendem Röcheln herabstimmte.

Mit anbrechendem Tage spürten wir den verwundeten Feind aus. Die Hunde machten's uns leicht und führten uns bald in die Nähe Beider, wie sie eben an dem Flußufer hin langsam die Nacht bes nahen Waldes zu gewinnen suchten. Ich machte mich bald mit meinen Hunden bis auf 50 Schritte an den letzten, langsamsten heran, zielte und traf ihn durch beide Vorderblätter, also tödtlich. Mit furchtbarem Geheul fiel und zappelte und schlug er mit dem Schweife die Seiten. Kaum hatte ich mich noch mehr genähert, um ihn vollends abzuthun, als der andere Löwe mit riesigen Sätzen aus einem Hinterhalte auf mich zusprang. Ich kniete grade, zielte gut und meinte ihn mitten in die breite Brust zu treffen. Aber welch Entsetzen! Der Schuß versagte, eben so der zweite und dritte. — Mein Revolver ging nicht los. Mit dem nächsten Sprunge war ich zerschmettert, ganz sicher, wenn ich Miene zur Flucht machte. So blieb ich knieen mit festem, herausfordernd dem Auge gegen das Ungeheuer. Das war meine Rettung. Mein Blick erschien ihm unheimlich. Er machte eine feige Abbiegung und zog sich dann mit beschleunigter Geschwindigkeit zurück. Während die Hunde den sterbenden Löwen zaus'ten, verfolgten wir den Flüchtling, nachdem ich den Fehler an meinem Revolver entdeckt und beseitigt, aber vergebens. Nur des Nachts kehrte er wiederholt zu seinem todten Freunde zurück und brüllte und winselte in echter Löwentraner, aber ohne uns je schußgerecht zu werden."

Leoparden und Panther, gejagt und zerrissen von Hunden, Antilopenheerden, aus Dickicht oder hohem Gras hervor plötzlich überfallen von Panthern, Leoparden oder Löwen, Alligatoren, Flußpferde, Ottern und Rhinocerosse in warmen, schlammigen Gewässern, Auswanderung ganzer Stämme, nachdem Löwen Hunderte von Weibern und Kindern gefressen, gefährliche Jagden gegen das Rhinoceros, das im Kampfe mit Löwen und Elephanten zuweilen blos durch die ungeheuere Gewalt seines Stoßzrappiers auf der Nase siegt, Abenteuer mit der agilen Gymnastik der Springböcke und mit der Hunde übertreffenden Schnelligkeit oder brutalen Grausamkeit wilder Schweine, Giraffen, Zebra's, Gnu's und Kuu's, Löwen, Hyänen und Schakale, wilde Ameisen siegreich gegen thurmhohe Gräser, dazu Hunger, Durst, Hitze, Gefahr und Kampf gegen wilde Menschen, die oft gefährlicher sind, als Heeren von reißenden Bestien — immer kämpfend Tag und Nacht gegen unzählige, namenlose, ungeahnte, unüberwindlich erscheinende Hindernisse — immer siegreich aus tausend Niederlagen, unter der Tatze des Löwen hervor aufstehend, Truppen von Löwen in die Flucht schlagend, Heerden von Elephanten wie erschreckte Schafe in die Wildniß hineintreibend — sich als Einzelner und Einziger unter Tausenden von grimmigen Menschenfeinden, von denen Jeder unendlich überlegen ist an Kraft — haltend, bewährend, Tag für Tag und Nacht für Nacht, wachend und schlafend immer auf's Neue und stolzer als Herren der Schöpfung in ihrer wildesten Grausamkeit und Größe Geltung erstreitend: — das ist ein echtes, glorioses Nimrod-Leben — und das ist der immer wieder mächtige, unwiderstehliche Zauber, den solche Touristen-, Jagd- und Forschungs-Bücher auf uns in Unterjacken und Unterziehhosen und Pelzen und hinter Doppelfenstern ausüben.

Wissenschaft im Spiele.

Wir meinen mit unserer Ueberschrift nicht die Wissenschaft, das Trente et quarante oder die Roulette zu berechnen. Den grünen Tisch lassen wir mit all seinen Chancen der Geburts- und Geldaristokratie. Wir wollen die Wissenschaft in den Spielen des Volks aufsuchen, bei denen es auf rasches richtiges Urtheil und auf Gewandtheit des Körpers ankommt, nicht auf den bloßen unberechenbaren Zufall, deren Zweck die Erholung, nicht die Befriedigung unsittlicher Leidenschaften ist; und wir legen deshalb besonderes Gewicht auf diejenigen Spiele, die im Freien geübt werden, weil sie und als die geeignetsten erscheinen, die durch die Mühen und Sorgen des geschäftlichen Tages genährte Aufregung der Sinne sowohl als des Geistes und des Gemüthes dadurch niederzuschlagen und zu besänftigen, daß sie die Aufmerksamkeit immer auf etwas Wechselndes, Neues lenken und den ganzen Organismus durch eine anmuthige Bewegung und Uebung der körperlichen und geistigen Kräfte wieder in eine friedliche harmonische Verfassung bringen. Bei den Alten gab es nur Spiele dieser Art. Sie wurden als ein Zweig der Bildung gepflegt, und aus den öffentlichen Wettkämpfen als Sieger hervorzugehen, war eine der größten Ehren. Bei uns haben sie leider ihr Ansehen zum großen Theil eingebüßt. Das früher hochgeschätzte Ballspiel ist ganz vernachlässigt. In Italien dagegen wird es noch als eine Ueberlieferung des alten Rom getrieben. Und die Engländer und Amerikaner, denen die Pflege und Ausbildung des Körpers die wichtigste Pflicht des Lebens ist, sind leidenschaftliche Ballschläger und Criquetspieler. Einen Ersatz haben wir in dem nationalen

Kegelschieben,

das, so verschieden es in verschiedenen Gegenden gespielt wird, doch überall darauf hinauskommt, mittelst einer durch die Kraft des Armes geworfenen oder auf einer langen Bahn fortgerollten Kugel ein Ziel zu treffen, das am Ende der Bahn durch aufgestellte Kegel bezeichnet ist. Während in einigen Landschaften die Kugel geworfen wird, so daß sie einen Bogen in der Luft beschreibt, um bei ihrem Herabfallen die Köpfe der Kegel zu treffen, wird in anderen das Spiel so geübt, daß die Kugel aus der Hand geschleudert auf einer geneigten Bahn hinanfrollt und erst beim Herabrollen die Kegel umwirft. Die einfachste Art aber und zu-

gleich diejenige, welche ihrer Mannigfaltigkeit wegen am meisten Geschicklichkeit und Berechnung nöthig macht, ist die, nach welcher die Kugel auf einer langen horizontalen Bahn direct in die Kegel geschoben wird.

Die Kegel, deren Zahl seit undenklichen Zeiten 9 ist, müssen in einem länglichen Viereck weit genug von einander aufgestellt sein, damit die Kugel dazwischen durchlaufen kann, ohne einen davon treffen und umwerfen zu müssen. Es muß möglich sein, wie es in der Kunstsprache heißt, eine „Natte", ein „Loch" sowohl, als eine „Methode" zu schieben.

Die Wissenschaft des Kegelschiebens ist zweierlei Art, einmal gründen sich alle dabei vorkommenden Erscheinungen auf die physikalischen Gesetze der Elasticität und des Parallelogramms der Kräfte, das andere Mal aber kommt eine noch geheimnißvolle Beziehung zwischen dem Spieler und der rollenden Kugel in Betracht. Wer ein einziges Mal auf einem Kegelschube gewesen ist und beobachtet hat, welche Vorbereitung der „Schieber" trifft, ehe er in der richtigen Stellung sich befindet, wie er die Kugel vorher untersucht und ihr in der Hand die angenehmste Lage zu verschaffen bestrebt ist (natürlich hat jeder Einzelne seine Lieblingskugel, mit der er allein etwas trifft); wie er sie behutsam mit dem zweiten und dritten Finger der linken Hand auf den Scheitel tupft, da, wo er weiß, daß ihr Gehirn liegt: der muß unbedenklich von einem geheimen Einverständniß zwischen beiden überzeugt sein. Der Laie freilich hält eine Kugel für ein rundes Stück Holz, das aus der Hand geworfen sich den Geier um alle Menschen schert. Aber der Kegelschieber weiß sehr gut, daß er, selbst wenn die Kugel schon in vollem Laufe sich befindet, ihr noch zureden und sie bestimmen kann, rechts oder links zu laufen. Sie hat hinten Augen und beobachtet das Telegraphiren ihres Herrn und Meisters, wie er die Arme krampfhaft nach einer Seite reckt, oder den Fuß einknickt. Wenn er den ganzen Oberkörper mit einer Viertelwendung auf die gefährlichste Weise rechts biegt, als wäre er auf der Heuernte, so weiß sie, daß sie zu weit links läuft; das Unterstemmen der Arme, das Einknicken der Kniee, das Herausziehen des Fußes bis an's Gesäß, Alles hat seine besondere Bedeutung. Aber wie es nimmermehr gelingen wird, eine Grammatik der Augensprache zwischen Liebenden zu schreiben, so wird es auch nie mögtich werden, den Schlüssel zu dieser Geheimsprache zu finden. Nur so viel ist sicher, daß ein wirbelartiges Herumrühren des Oberkörpers in der Luft, als ob er über die Zweckmäßigkeit eines Aufschwungs in höhere Regionen ganz anderer Meinung wäre als Beine und Bauch und sich deswegen nothwendig von diesen abdrehen müßte, allemal die directe Aufforderung an die Kugel ist, „alle Neune" umzuwerfen. Was der Uneingeweihte für Grimassen und für Verrenkungen hält, worüber er sich todt lachen möchte, das muß der Tieferblickende für einen magnetischen Rapport, für eine spiritualistische Beziehung zwischen der Seele des Schiebers und der Seele des Holzes erklären.

Darüber ist nun nicht mehr zu lachen.

Die zweite Hälfte der Wissenschaft im Kegeln ist aber nicht so kurzweg mit einem einzigen Schlagwort abgemacht. Wir müssen dabei auf physikalische Grundsätze zurückgehen. Als erste Bedingung nehmen wir an, daß die Bahn eine gute, d. h. vor allen Dingen eine völlig horizontale sei. Läßt man auf einer solchen Bahn eine Kugel hinrollen, so daß sie sich immer von oben nach unten um eine horizontale Achse dreht (Fig. 1.) und genau so viel Weg zurücklegt, als sich von ihrem Umfange auf der Unterlage abwickelt, so wird die Richtung ihrer Bewegung eine vollständig gerade Linie sein; und es scheint nur geringer Uebung zu bedürfen, um auf eine so einfache Weise jeden einzelnen Kegel zu treffen oder zu „stechen", wie sich das Kegler-Rothwälsch ausdrückt. Allein die Sache hat doch ihren Haken. Es bekommt nämlich die Kugel durch den Wurf aus der Hand außer der Kraft, die sie fortschleudert und die in Folge der Reibung auf der Unterlage die Ursache der nach vorn rollenden Drehung um die horizontale Achse ist, noch einen andern Impuls dadurch, daß man gewöhnlich beim Loslassen die Kugel nicht ruhig auf der schiefen Ebene der Hand herabgleiten läßt, sondern ihr unwillkürlich mit dem kleinen Finger und dem vierten oder mit dem Zeigefinger und dem dritten einen seitlichen Druck giebt. In Folge dessen dreht sich die Kugel schon in der Luft, entweder von links nach rechts (Fig. 2.) oder umgekehrt (Fig. 3.), und sie möchte, auf dem Boden angelangt, in der entsprechenden Richtung, also nach rechts laufen, wenn der Druck vom kleinen Finger ausgeübt wurde, dagegen nach links, wenn der Zeigefinger die Kugel von rechts nach links drehte. Da aber die vorwärts drängende Kraft des Armes viel stärker ist, als die seitlich wirkende der Finger, so wird der Einfluß, der durch diese Drehung ausgeübt wird, sich auch nur verhältnißmäßig wenig bemerklich machen. Zumal im Anfange des Laufes scheint die Kugel, selbst wenn sie mit Absicht gedreht wurde, oft eine ganz gerade Linie zu verfolgen, und erst wenn die Bewegungskraft nach vorn durch die Reibung mehr und mehr aufgezehrt wird, kann die seitliche Drehung Veranlassung zu einer Abweichung von der geraden Linie werden. Die Kugel biegt allmählich von der ursprünglichen Bahn ab und beschreibt einen Bogen, der je nach der Stärke der Drehung, die von den Fingern ausging, mehr oder weniger gekrümmt ist. Das ist das ganze Geheimniß der sogenannten Bogenkugeln, welche immer als der Beweis einer großen Geschicklichkeit angesehen werden.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Ganz ähnlich wie der Druck der Finger wirkt das sogenannte „Kantiren". Dasselbe besteht bekanntlich darin, daß die Kugel nicht auf der Mitte des den Anfang der Bahn bezeichnenden Bretes aufgelegt wird, sondern daß sie auf der Kante desselben hinaus läuft. Dadurch aber schon, daß der Schieber, um dies zu erreichen, nicht gerade ausschiebt, sondern dem Arme eine Wendung geben muß, erhält die Kugel einen seitlichen Druck, der auf einen Bogenlauf hinwirkt und der noch durch die rinnenförmige Beschaffenheit des Bretes in seiner Wirkung verstärkt wird.

Selbst auf dem besten Kegelschube nämlich wird das Bret in der Mitte durch das Aufwerfen der Kugel in kurzer Zeit eine Vertiefung erleiden. Dadurch legen sich die Kanten höher, und die Kugel hat, wenn sie nicht in der Mitte des Bretes läuft, immer das Bestreben nach der Mitte herabzufallen. Diese Neigung macht sich auch geltend, indem die Kugel im ferneren Laufe nicht in der Richtung der Kante fort rollt, sondern immer nach der Richtung zu laufen sucht, nach welcher von der Kante aus die Mitte lag. Beim Auflegen auf die linke Kante bekommt also die Kugel eine Tendenz nach rechts zu laufen, — umgekehrt, wenn sie rechts aufgelegt wird — und sie wird, da die ihr durch die Hand mitgetheilte Drehung immer in demselben Sinne einwirkt, wie das Kantiren, in einem ganz entschiedenen Bogen ihren Weg nehmen.

Geübte Kegelschieber wenden das Kantiren oder das Schieben im Bogen an, um die Kugel mehr von der Seite in die Kegel zu bringen, von wo aus die fallenden Kegel dann der Aufstellungsrichtung eher folgen und andere mit umwerfen. Einen ähnlichen Effect erreichen Mindergeübte oft ohne Absicht durch das „Aneckeu", bei welchem die Kugel noch vor den Kegeln an die Seitenbande anschlägt, von dieser aber in Folge der Elasticität wieder zurückgeworfen wird. Allein dieses ist schimpflich.

Regelrechtes Aneckeu ist nicht so leicht, als es nach dem hier geltenden Grundgesetz scheinen sollte, daß eine elastische Kugel von einer ebenen Fläche, wie ein Lichtstrahl von einem Spiegel, unter demselben Winkel wieder zurückgeworfen wird, unter welchem sie anprallte, denn es kommen hier auch die mannigfachsten Drehungen der Kugel, welche Veranlassung zu Richtungsänderungen werden, in Betracht.

Nehmen wir das einfachste Beispiel, daß der König, von allen neun Kegeln allein noch übrig, genau von der Mitte aus durch Aneckeu getroffen werden sollte. Jeder wird glauben, daß der Punkt, an welchem die Kugel die Bande berühren muß, um den richtigen Abschlag zu bekommen, genau in der Mitte zwischen dem Anfangspunkte des Laufes und dem Könige, in U (Fig. 4) liegen müsse, und sich sehr wundern, wenn, obgleich er die Kugel KA genau in der Richtung nach U geworfen hat, er damit doch den König nicht trifft, sondern vorbeischiebt und das ganz regelrecht. „Wo muß ich aber nun aueckeu, um den König zu treffen?" — „etwas

vor der Mitte" — urtheilt der Eine; „Ach Gott bewahre, ein großes Stück hinter der Mitte," meint ein Andrer, und Beide haben in ihrer Art Recht.

Man betrachte nur Fig. 4, und es wird in die Augen springen, daß die Größe der Kugel allein schon die Ursache wird, warum scheinbar das oben ausgesprochene Gesetz des Abschlags seine Gültigkeit verliert. Es liegt nämlich der Punkt des Anschlages an die Bande, wenn die Kugel BA in der Richtung nach U hinrollt, nicht in U (wie es nur für eine unendlich kleine Kugel der Fall sein würde), sondern der Punkt B der Kugel trifft bereits in N die Bande. Prallt sie nun unter demselben Winkel wieder ab, so ist natürlich, daß sie rechts vom König vorbei gehen muß und zwar um so weiter, je größer ihr Durchmesser ist, je weiter also der Punkt N von U entfernt liegt. Man müßte also nach einem Punkte zielen, der um so viel wenigstens hinter U liegt, als N nach vorn zu gelegen ist. In Folge einer optischen Täuschung hält man außerdem auch die nach vorn zu liegende Hälfte der Bahn für länger, als die andere, und man wird also um so mehr hinter der scheinbaren Mitte erst den Anschlagspunkt zu suchen haben.

Fig. 1.

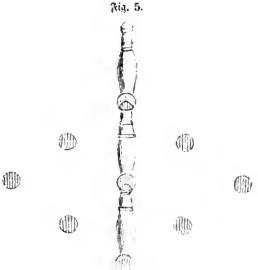
Andererseits kommt dagegen in Betracht, daß die Kugel, sobald sie an die Bande anschlägt, eine Reibung und dadurch die Veranlassung zu einer Drehung erleidet, in Folge deren sie an der Bande hinlaufen möchte. Der Punkt B wird an N einen Augenblick festgehalten, die gegenüberliegende Seite A dagegen drängt nach vorwärts, und die Kugel fängt an sich von rechts nach links zu drehen, als ob sie an der Bande hinlaufen wollte, und ihre Bahn, wie eine Bogenlugel, nach links zu legen. Dadurch erleidet das Gesetz vom Abschlag elastischer Kugeln eine Abänderung; der Abschlagswinkel wird immer kleiner als der Anschlagswinkel und zwar um so mehr, je größer die Kugel und je größer die sie bewegende Kraft ist, und man müßte also, wenn man allein darauf Rücksicht zu nehmen hätte, vor der Mitte anecken. Durch eine entsprechende Drehung mit der Hand kann man diese Abweichung natürlich vergrößern oder verringern, und Mancher, der gegen sich in den unnatürlichsten Grimm verfällt, weil er seine Kugeln nicht von der Bande losbekommen kann, braucht sie beim Schieben nur nach der entgegengesetzten Seite zu drehen.

Es muß ganz natürlich erscheinen, daß bei der Concurrenz so verschiedener wichtiger Bedingungen der Eine hier, der Andere dort aneckt, um denselben Kegel zu treffen, je nachdem er mit einer großen oder einer kleinen Kugel schiebt, je nachdem er viel oder wenig Kraft anwendet, je nachdem er sich über die Dimensionen der Bahn im Klaren ist, und seine Kugel bewußt oder unbewußt in der Hand dreht. Es wird jedem Kegelspieler Vergnügen gewähren, seine empirisch gefundene Methode sich nach dem Gesagten zu begründen; den Ungeübten werden diese Begriffe zwar nicht zu einem Kegelkünstler ersten Ranges machen, aber sie werden ihm die Erkenntniß der Ursachen seiner Ungeschicklichkeit erleichtern und ihm den Weg der Besserung bezeichnen.

Die Bewegung, der Lauf der Kugel ist aber noch nicht der Zweck des Kegelschiebens. Was nützt die schönste Kugel, wenn sie „in Ganzen" oder höchstens „ein Paar" nimmt, und der nächste Schieber mit seiner laienhaften Unsicherheit „Acht um den König" und „Alle Neun" hinlegt!

Die Kugel muß auch richtig in die Kegel hineingerathen, sie muß „greifen" und möglichst lange in dem Kegelquarré sich herumdrehen. Trifft die Kugel den Kegel voll, gerade in der Verbindungslinie ihrer Mittelpunkte, so schleudert sie ihn vor sich her, ohne eine andere Bahn einzuschlagen. Ein augenscheinliches Beispiel einer solchen Vollkugel ist der sogenante „Stich" oder „Hamburg", Fig. 5. Wird dagegen ein Kegel seitlich getroffen, so schlägt die Kugel eben so ab, als ob sie an eine ebene Fläche, die

Fig. 5.

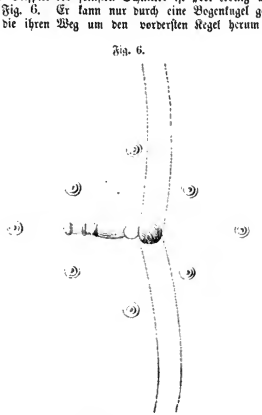


Stich.

man sich durch den Berührungspunkt gelegt denken kann, angeprallt wäre, und der Kegel fällt in der Richtung, die seinen Mittelpunkt mit dem Berührungspunkt verbindet.

Das Beispiel des feinsten Schnittes ist „der König aus der Mitte", Fig. 6. Er kann nur durch eine Bogenkugel geschoben werden, die ihren Weg um den vordersten Kegel herum nimmt

Fig. 6.

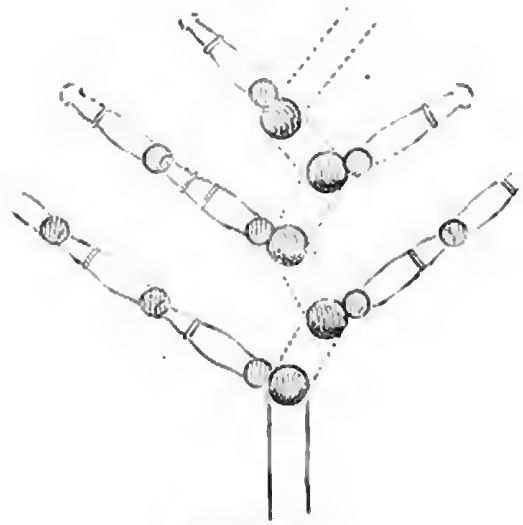


König aus der Mitte.

und den König so fein trifft, daß er ganz leise auf die Seite fällt, und die dann selbst zwischen den beiden hintersten Kegeln durchgeht. Der König allein wird sehr selten geschoben. Auf dem geraden Wege und durch unverhüllte Kraft ist ihm nicht beizukommen, am ehesten fällt er noch durch Frauen, welchen ja immer das Schwerste unbewußt durch ihre Schwäche gelingt.

Um „alle Neune" zu schieben ist es nothwendig, daß die Kugel bald voll die Kegel trifft, bald sie schneidet, und zwar so, daß die fallenden Kegel die stehenden dort mit umwerfen, wohin die Kugel auf ihrem Wege selbst nicht kommt. Eine Art, auf so

Fig. 7.



Alle Neune.

dies möglich ist, zeigt Fig. 7. Die Kugel schneidet den vorderen Kegel 1, prallt ab und trifft 2 voll, daß durch ihn 3 mit umgeworfen wird, springt zurück an den König, von diesem wieder an den Kegel 4 und nimmt endlich noch 5, während der König durch seinen Fall den Kegel 9, der vordere Kegel 1 aber den links von ihm stehenden 8 und dieser 7 umreißt. Es versteht sich von selbst, daß dies nicht die einzige Art ist, den Meisterschub auszuführen; es ist aber immerhin die sicherste, so „in die Vollen zu gehen", daß man die Spitze womöglich durch eine Bogenkugel von der Seite trifft.

Und das wünsche ich allen Keglern! — ich habe gestern mit all' meiner Wissenschaft herzlich schlecht geschoben.

Die drei Großmächte.

Sittenbild aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Erwin Schücking.

(Fortsetzung.)

5.

Es waren einige Stunden nach der gewaltsamen Scene, welche wir eben erzählt haben, verflossen, als Reichsgraf Cosimus mit seiner Begleitung in großer Hast mit schweißbedeckter Stirn wieder in den Schloßhof von Hohenklingen einritt. Er stieg von seinem schäumenden Honigschimmel ab und befahl, daß ihm augenblicklich ein anderes Pferd gesattelt werde, und dazu ein zweites für den Grafen Albrecht von Werdenfels.

Die Stallknechte eilten, des Gebieters Befehle zu vollziehen, Cosimus trat unterdeß in das zu den Gemächern seiner Tochter führende Portal des Schlosses — auf der Mitte der in's obere Stockwerk hinaufleitenden Treppe jedoch flog ihm Aglaë entgegen, die in großer Spannung und Unruhe auf seine Rückkunft gewartet hatte.

„Haben Sie gehört, was während Ihrer Abwesenheit geschehen ist, mein Vater?" sagte sie, „welche Beleidigung uns angethan ist?"

„Uns eine Beleidigung? Und welche?"

Sie erzählte mit geflügelten Worten das Ereigniß des Morgens.

Der Reichsgraf stand wie vom Donner getroffen. Er schien einer solche Frevelthat wider seine Herrscherrechte nicht für möglich zu halten und erst, als seine Tochter mehrmals die ganze Geschichte wiederholt und haarklein Alles angegeben hatte, brach er in einen ganz entsetzlichen Zoen aus. Er stampfte mit dem Fuße, er stieß Verwünschungen und Drohungen aus und schien nicht übel Willens, seine bewaffnete Macht aufzubieten und mit den vier alten eisernen Kanonen, welche die Armirung seines Schlosses bildeten und von einer Plattform über dem Thore niederdrohten, vor Großlingen zu rücken, um den Pfefferkrämern das ganze reichsfreie Nest in Schutt und Asche zu legen.

Als er mit seiner Tochter in deren Wohnzimmer eingetreten war, hieß er die Gesellschaftsdame derselben hinausgehen und rief mit einem vor Wuth gerötheten Gesichte aus:

„Es ist ja just wie eine vollständige Verschwörung gegen mich. Der Prälat von Triefalten zeigte sich völlig unversöhnlich — ich habe nichts als die spitzesten Reden zu hören bekommen — den Italiener, als den Hauptschuldigen, werde man nun und nimmer herausgeben, nun und nimmer der Glimmbach'schen Justizverwaltung die Satisfaction einräumen, daß sie beide arme Sünder so drückten Seine Hochwürden sich aus — zu justificiren bekomme. Ich mußte schon mit meinem letzten Argument herausrücken und gestehen, was ich durch den Werdenfels erfahren, und wie die Sache mit diesem Fano Solari sich eigentlich verhält, und weshalb ich Alles daran wenden werde und Himmel und Erde in Bewegung setzen wolle, wenn es nöthig, den jungen Menschen ausgeliefert zu bekommen. Das aber half Alles nicht, der Hochwürdige steifte sich nur immer mehr und ließ nicht undeutlich vermerken, daß er meine ganze Erzählung für eine Kriegslist halte, ersonnen um den Inhaftirten in meine Gewalt zu bekommen und triumphirend aus der Stiftischen Custodia nach Hohenklingen zu führen! So etwas muß ich, der Reichsgraf Cosimus von Glimmbach, mir von diesen Pfaffen gefallen lassen!" setzte die Erlaucht, indem sie zornig mit dem Fuße auf den Boden stampfte, hinzu. „Endlich," fuhr Cosimus dann fort, „gab der Prälat die Erklärung ab: wenn ich wirklich durch die alten Briefe, von welchen ich geredet, darthue, daß der junge Mensch mir so nahe stehe, so werde man stiftischer Seits sich vielleicht eines andern besinnen und seine freundnachbarlichen Gesinnungen durch rin so bedeutsames Opfer als die Herausgabe des Gefangenen zu bethätigen sich entschließen können. Das war denn endlich ein Wort, welches ich mit Dank annehmen mußte; und sogleich bestieg ich meinen Gaul wieder, um heimzureiten und den Werdenfels zu holen, damit er die Briefe dem Prälaten vorlege. Und nun, wir ich in bester Hoffnung daher komme, trittst Du mir mit der Nachricht von diesem tückischen Streiche des Krämerpacks von Großlingen entgegen — darüber könnte man ja rasend und verrückt werden. Den Menschen könn-

ten sie meinethalb bis zum jüngsten Tage eingesperrt halten — aber die Briefe, die Briefe muß ich heraus haben!"

Also sprach Cosimus der Zwanzigste zu seiner Tochter, nicht ahnend, wie tief er durch seine letzte Bemerkung über den „Menschen" Aglaë's zarteste, aufgeimende Gefühle verletze.

Sie schwieg deshalb eine Weile, dann theilte sie ihrem Vater den Inhalt ihrer Gedanken, welche sie sich während seiner Abwesenheit über die Sache gemacht hatte, mit. Aglaë's Rath war, sich auf weitläufige Procedueren in so drängender Sache nicht zu verlassen und Kaiser und Reich darum nicht aus ihrem ruhigen Schlummerzustande zu bemühen, sondern sich selbst Recht zu verschaffen und, um dies mit dem gehörigen Nachdruck und sichrer Bürgschaft des Erfolgs thun zu können, zuvörderst und ohne Zeitverlust die Stammvettern und die anderen Reichsgrafen und Dynasten im Schwabenlande zu beschicken und heranzuziehen zu einem großen und mächtigen Bündniß wider der Städter Uebermuth und maßlose Verwegenheit.

Cosimus der Zwanzigste betrachtete die verschiedenen Seiten, welche für einen gewiegten Politiker dieser Plan darbot. Die Idee, an der Spitze einer großen Liga dynastischer Interessen zu stehen, gefiel ihm aus der Maßen wohl. Er hatte nur die Sorge, daß es unmöglich sein werde, die andern Herren im Schwabenlande, deren jeder nur seinem eigenen Kopfe zu folgen pflegte, zu irgend etwas Gemeinsamem, und mochte es noch so ersprießlich für Alle sein, zu bewegen. Dafür waren sie deutsche Reichsgrafen und Landgrafen ꝛc. Auch war nicht zu hoffen, daß man mit der Drohung einer solchen Eventualität die Herren von Großlingen erschrecken werde — höchstens konnte es den Erfolg haben, daß sich die hochnothpeinliche Justiz der edlen freien Reichsstadt ein wenig in den Proceduren beeilte, in denen sie zweifelsohne jetzt wider den unglücklichen Gefangenen sich ergehen werde, und die, wenn man den natürlichen Lauf der Dinge nicht störte, für ein paar Jährlein sicherlich zur absonderlichen Befriedigung des Reichsstadt-Großlingenschen politischen Selbstbewußtseins sich fortspinnen mußten.

Cosimus beschloß deshalb für's Erste, mit Hintansetzung aller weiteren Erörterungen mit seinen Nachbarn wegen gewaltthätiger Gebietsverletzung, Landfriedensbruch u. s. w. sich zur Abordnung einer feierlichen Gesandtschaft zu bequemen und von den Städtern blos die Brieffächten zu reclamiren, welche der Gefangene bei sich führe.

Zwei seiner Beamte wurden deshalb mit einem großen Schreiben, dessen Ausfertigung sich bis tief in die Nacht hineinzog, am andern Tage nach Großlingen abgefertigt.

Gegen Abend desselbigen Tages kehrten sie zurück und berichteten ihrem Gebieter, daß nach einer äußerst stürmischen Sitzung des gesammten großen Raths und Magistrats die wohlweisen und fürsichtigen Herrn einen vollständig abweisenden Beschluß gefaßt, mit dem sie, die Abgeordneten, heimgeschickt worden, da alle Papiere des Inhaftirten bei den Acten bleiben müßten. —

Cosimus war außer sich. Dem ersten sprudelnden Zorne, in welchen ihn diese Nachricht versetzte, folgte jedoch eine tiefe Niedergeschlagenheit, worin sich zeigte, wie sehr es ihm am Herzen lag, den Sohn Teresa Solari's aus seiner Haft befreien und an seine Brust drücken zu können. Er ging umher wie Jemand, der einen Schlagfluß betommen und sich nicht von seiner grämlichen, inneren Verstörung erholen kann. Der Wein hatte keine Süßigkeit mehr für ihn und der große Meerschaumkopf keinen Reiz.

Mehrere Tage vergingen so, und es schien, als ob Cosimus täglich rathloser werde. Aber auch von Aglaë's Wangen wichen die Rosen fröhlicher Gesundheit. Aglaë sah im Geiste den schönen jungen Grafen aus dem rhätischen Alpenlande in einem schrecklichen Verliese gefangen, wo ihn kein Sonnenstrahl beschien und wo sich die Verzweiflung seiner bemächtigte. Es mußte in der That entsetzlich sein, die Rolle der armen Maus spielen zu müssen, mit welcher die grausame Katze der Großlingenschen hochnothpeinlichen Justiz ihr Spiel trieb! Sie sann hin und her und brütete über Plänen, die Herzen der schlimmen Regenten der Stadt zu erweichen — endlich fand sie einen Plan, und dieser Plan war gut, er war vortrefflich — wenn es nur nicht so schwer gewesen wäre, ihn — auszuführen nicht, wohl aber, ihn dem Vater vorzuschlagen!

Es war in einer Dämmerungsstunde, wo ihr Vater sich in ihrem Zimmer befand und trübselig durch das geöffnete Fenster in den Abendhimmel hinausschaute; wo sie ein kleines Tabouret neben seinen Stuhl geschoben hatte und ihre Wange an seine Schulter lehnte, so daß er nicht sehen konnte, wie ihre Züge bald bleich, bald vom tiefsten Roth überflogen wurden, während sie sprach; wo eine weiche, fast sehnsüchtige Stimmung den an rohe Lebensformen gewöhnten Mann überkommen zu haben schien, und wo er einem Worte, das sich an sein im tiefsten Grunde so gutmüthiges Herz wandte, einen guten Boden zu gönnen mehr geneigt war, als seit langer Zeit.

„Vater," sagte Aglaë, „ich sehe, es bricht Ihnen das Herz, daß man Ihnen Ihren — weshalb soll ich das Wort nicht geradezu aussprechen? — Ihren Sohn vorenthält!"

Cosimus schwieg. Er legte nur leise den Arm um die Taille seines Kindes.

„Ich mache mir Vorwürfe," fuhr Aglaë fort, „daß ich aus falscher Scham, aus einer mädchenhaften Zurückhaltung, die ich nicht überwinden konnte, das Wort verschweige, das all diesem Kummer ein Ende machen könnte."

„Und giebt es solch ein Wort?" fragte der alte Herr. „Ich weiß keines!"

„Du kennst die Grafen von Werdenfels," fuhr Aglaë fort.

„Ich kenne sie . . . ich bin mit einem Oheim Albrecht's von Werdenfels auf der Hochschule zu Prag gewesen. Wer kennt sie nicht im Schwabenlande? Es ist ein edles und ehrenwerthes altes Geschlecht; einst waren sie mächtiger und reicher als alle in den rhätischen Landen und jenseits des schwäbischen Meeres, die Habsburger selber nicht ausgenommen."

„Aber sie sind nicht mehr mächtig und reich?"

„Nein; sie sind um den größten Theil ihrer Herrschaften und Lehne gekommen . . . sie sind arm jetzt, sehr arm!"

„Was sie aber nie dazu gebracht hat, etwas zu thun, das ihres alten Namens und ihrer Geburt unwürdig wäre?"

„So viel ich weiß," versetzte Cosimus, „haben sie nie etwas gethan, was sie um einen Theil der Achtung bringen könnte, die ihnen gebührt und die Jedermann noch heute dem Namen Werdenfels zollt. Es müßte denn sein," fuhr Cosimus fort, „man wollte etwas Unehrenhaftes darin sehen, daß dieser Albrecht zu Fuße durch die Welt schwärmt und die Narrenpossen treibt, welche ihn in seine jetzige entwürdigende Lage gebracht haben."

Aglaë schien eine Weile über diesen letzteren Punkt nachzudenken. „Ich glaube nicht," sagte sie dann, „daß ein Mann, welcher einem Hause des hohen Adels angehört, wohl daran thut, Fußreisen zu machen. Es ist nicht geziemend für ihn. Aber ich denke nicht, daß es hinreichend ist, ihn darum als einen unwürdigen Sprossen seiner Ahnen zu betrachten und seinen moralischen Werth deshalb geringer anzuschlagen. Die Ritter, welche Gottfried von Bouillon nach Palästina folgten, haben oft genug, wenn ihre Pferde erlegen waren, tagelang durch den Sand Palästinas wandern müssen."

„Es mag sein, mein gelehrtes Töchterchen," versetzte Cosimus kopfnickend; „auch steht es jedem Fürsten und jedem Manne, weß Standes er sein mag, wohl an, wenn er zu Fuße eine Wallfahrt zu einem Gnadenbilde unternimmt; aber ich muß zweifeln, ob das die Meinung war, mit welcher Albrecht von Werdenfels zu Fuß das Haus seiner Väter verlassen hat; und jedenfalls ist es mir lieb, daß Niemand von meinem Geschlechte behaupten kann, es habe jemals ein Reichsgraf von Glimmbach auch nur eine Tagereise zu Fuß gemacht."

„Streiten wir darum nicht," versetzte Aglaë, ihre weiße Rechte auf die breite Schulter ihres Vaters legend; „soviel ist gewiß, die Werdenfels sind ein unserem Hause ebenbürtiges Geschlecht, und wenn Albrecht von Werdenfels in diesem Augenblicke eine Behandlung leidet, die ihn mit Verbrechern auf eine Stufe stellt, so kann auch dies seiner Ehre keinen Eintrag thun, denn zu allen Zeiten sind edle Herren und große Dynasten durch unglückliche Zufälle in die Gefangenschaft ihrer Standesgenossen oder übermüthiger Städter, denen sie eine Züchtigung zugedacht hatten, gerathen und in deren Verliesen und Gefängnissen bestrickt gehalten worden."

Cosimus nickte wieder mit dem Kopfe. „Das ist richtig, mein Kind," sagte er. „Gefängniß, sei es nun wegen einer begangenen Gewaltthat, oder sei es in Folge der Schicksalsschläge, welche einen Krieg begleiten, kann einen Edelmann nicht entehren. Die stolzesten Geschlechter zählen Ahnen auf, welche wegen Straßenraub oder andrer Ausübung ihres auf den Stegreif angewiesenen Berufs dem Nachrichter verfielen."

„Nun wohl," fuhr Aglaë fort, „und wenn die Werdenfels

arm sind, vielleicht sehr arm — was schadet es? denn die Glimmbach zu Hohenslingen sind desto reicher von Gott mit Glücksgütern gesegnet . . .“

Cosimus wandte bei diesen Worten Aglaë sein Gesicht zu, und Aglaë schlug die Augen nieder; dann, als sie den Blick ihres Vaters stumm auf sich ruhen fühlte, verbarg sie ihr Antlitz an seiner Schulter.

„Was hast Du vor? was willst Du mir damit sagen?“ fragte Cosimus endlich. „Denkst Du . . .“

Sie unterbrach ihn.

„Weißt Du ein anderes Mittel, ihn zu befreien, ein anderes, um den Schlüssel in Deine Hände zu bekommen, der auch Deines Sohnes Kerker öffnet?“

„Und Du wolltest deshalb . . .“

„Vater, es ist kein Opfer, das ich bringen will . . . ich liebe ihn!“

Cosimus sprang auf. Er schritt unruhig auf und ab.

„Du hast Recht,“ sagte er dann. „Meinen Schwiegersohn werden sie schon herausgeben, diese zähen, frechen Dütendreher! Sie müssen, oder . . .“ er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort: „Ich habe einen trefflichen Gedanken, Aglaë, um sie zu zwingen — vortrefflich, Du sollst es sehen! Und was den jungen Mann angeht, so kann mir ein Werdenfels zum Eidam so lieb sein, wie ein Anderer; er wird der Mann sein, auf die Gelegenheit zu achten, es diesen Stiftischen und diesen Städtern heimzuzahlen, was sie an mir gethan haben in allen diesen Tagen . . . ich will's überlegen, Aglaë, ich will's bedenken, Kind.“

Und damit verließ Cosimus das Wohnzimmer seiner tief bewegten Tochter und schritt seinen eigenen Gemächern zu, um sofort die zwei angesehensten und erprobtesten seiner Beamten zu sich zu bescheiden.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Ein chinesisches Heimchengefecht. Wagen und Wetten ist eine der menschlichen Leidenschaften erster Classe, die bei den verschiedenen Nationen in den mannigfaltigsten Formen auftritt, als Lotterie- und Hasardspiel, als Wettrennen, Hahnen- und Stiergefecht, Wetten um so und so viel Flaschen Champagner oder bescheidene „Seidel“ oder „Töpfchen“ Bier. Nirgends aber wird die Glücksgöttin oder das Vertrauen auf eigene Meinung in so seltsamen Formen versucht, als bei den Chinesen. Wir erinnern nur an die Wettkämpfe mit Wachteln und mit Heimchen oder Grillen.

Von einem solchen populären, aber polizeilich verbotenen Kampfe letzterer giebt ein Engländer aus eigenem Erlebniß folgende Schilderung: Von Whang geführt, der mit seinem langen Zopfe und schwarzgrauer Kleidung wie eine große Schildkröte aussah, schritten wir gegen Abend durch die Straßen von Canton, um einmal eine der Tausende von heimlichen Spielhöllen persönlich kennen zu lernen. Endlich kamen wir vor einer dunkeln, niedrigen Thür an, in die wir uns hinter dem Zopfe unsers Führers hereinzwängten. Wir befanden uns in einem kleinen, stickigen Raume, dessen obere Hälfte fast ganz von regimentstrommelgroßen Papierlaternen ausgefüllt war. „Tseng tau ki!“ schrie unser Führer, was bei uns heißen würde: „Platz gemacht!“ Aber wir protestirten gegen diese Auszeichnung und erklärten, daß wir blos als bescheidene Zuschauer gekommen wären.

In der Mitte des Raumes stand ein runder Tisch mit reich gezierten Rändern von geschnitztem Elfenbein, in dessen Mitte ein großer Porcellannapf delikat weiß und fein roth geädert. Um Tisch und Napf standen etwa funfzehn chinesische Herren der besseren Classen, alle sehr erwartungsvoll und aufgeregt. Am Tische, einander gegenüber, befanden sich die beiden Secundanten der erwarteten Wettkämpfer. Man schrie nun, daß es losgehen solle. Sofort erschienen zwei Herren, jeder mit einem köstlichen Elfenbeinkästchen, mit goldenem, feinem Gitterchen oben, in der Hand, und ließen zwei große Heimchen in den Porcellannapf springen. Heimchen werden von gewissen Künstlern zu solchen Wettkämpfen ordentlich gezogen und dressirt, wie in London Hähne. Sie sahen ganz dunkel aus und hatten lange Beine mit auffallend starken Oberbeinen. Ungemein dick, wohlgenährt und lebhaft, glotzend mit starren Augen aus ihren dicken Ochsenköpfen, machten sie trotz ihrer insectarischen Winzigkeit einen nicht geringen, schauerlichen Eindruck, zumal mit ihren stark arbeitenden Kneipzangen von Fängen. So wie sie in dem glatten, gewölbten Porcellannapfe hinunter glitten und gegen einander stießen, machten sie ein scharf knisterndes Geräusch und zogen sich sofort von einander zurück wie zum Ausholen und mit drohenden Gesticulationen, worüber die Gesellschaft sofort in entzückten Beifall ausbrach. Aber ungeduldig über deren Vorbereitungen, schrieen sie den Secundanten zu, sie zu hetzen. Diese gingen also an die Arbeit, Jeder mit einem Strohhalm bewaffnet, womit die Thierchen so geschickt gereizt wurden, daß sie offenbar dachten, eins packe, zerre, zupfe und stoße das andere. Sie bäumten sich auf ihren Hinterbeinen und tanzten und bissen und rangen mit ihren Vorderfüßen und zogen und kratzten und rissen und kollerten und wälzten sich übereinander und sprangen auf und ab, hin und her, rück- und vorwärts und rutschten und glitten und bluteten und schäumten am Munde, bis Haut- und Fußstückchen sich lösten und noch lebenzitternd auf dem Boden des Napfes umher zerstreut lagen.

Die Zuschauer waren jetzt aufgeregt bis zum Wahnsinn und sprangen umher und rutschten und zogen und zerrten und kratzten und schrieen und kreischten und glotzten mit großen, perlartig glitzernden Augen.

Sie wetteten um „Fliegenkuchen“, Kuchen, in welche, statt der Rosinen, Fliegen hineingebacken sind — eine sehr beliebte Delicatesse des himmlischen Reichs, die man sich auch bei uns im Juli und August wohlfeil verschaffen könnte, wenn wir gewohnt wären, von unseren — Stubenfliegen einen besseren Gebrauch zu machen. Hier in der Wettstube war der Fliegenkuchen freilich blos ein Vorwand, um die verbotenen Geldwetten dahinter zu verbergen.

Ich gestehe, daß ich selbst so thöricht war, mich aufregen zu lassen und zu wetten und zwar mehrmals um mehr als zehn Fliegenkuchen, worunter man stillschweigend Dollars verstand. Mein Landsmann und Freund hatte die Vorsicht, alle meine Wetten zu decken, d. h. auf der entgegengesetzten Seite just ebenso viel zu wetten, so daß bei Ausgleichung derselben der Eine gewinnen mußte, was der Andere verloren. Wir glaubten sehr pfiffig zu sein, aber die Chinesen zeigten sich doch überlegen. Meine Wetten waren bis hundert Dollars gestiegen, zu derselben Höhe war mein Freund mit den Chinesen gegangen, die auf das andere Heimchen wetteten. Ich war ganz sicher, welches gewinnen mußte, denn das eine hatte schon keine Spur von Flügeln mehr und kaum noch ein Bein heil und ganz, während das andere mit noch einem ganzen Flügel und drei starken Fußstumpfen versehen war. So wie ich aber die letzten Zehn zum Hundert gewettet hatte, biß mein bis zu einem Stumpf von Körper zerrissener Gegner meinem Heimchen mit einem Male total und radical den Kopf ab. Da lag der todte Held mit abgebissenem Kopfe, dessen Fänge noch ohnmächtig am Boden schnappten und bissen. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wie's möglich sein konnte. Es war Alles ganz natürlich zugegangen, und ganz barbarisch, füg' ich hinzu, aber wie? Konnte ein unsichtbarer Langzopf mit einer unsichtbaren Pincette im Spiele gewesen sein?

Doch es half nichts; ich mußte meine hundert Thaler zahlen und that es in dem frohen Gefühl, daß sie mein Freund wieder für mich eincassiren werde, da sein Heimchen gewonnen. Während er nun lachend umherging und Anstalt machte, seine Gewinne einzutreiben, stürzte plötzlich ein Chinese herein, blaß wie Asche, athemlos und stotternd, daß drei Mandarinen mit Soldaten auf das Haus zu marschirten. Im Nu waren die Laternen heruntergerissen und ausgelöscht, der Porcellannapf zertrümmert und alle Anwesende durch die enge, niedrige Thür gequetscht und entflohen. Wir tappten unter krachenden Porcellanscherben im Dunkeln umher, bis wir durch das Gedränge und Gequetsche der Letzten mit nach außen auf die Straße gedrängt wurden. Hier fiel mein Freund mit dem Kopfe in eine zerbrochene Papierlaterne und ich über ihn. Wir mußten lachen trotz dieser demüthigenden, doppelten Niederlage. Die Chinesen hatten sich mit meinen hundert Dollars im Dunkeln aus dem Staube gemacht. Von einem Mandarin und Soldaten war keine Spur zu entdecken. Wir waren „gemacht“.

Kleiner Briefkasten.

Fr. K. in Wien. Gedichte nicht angenommen, Prosa erwarten wir.

E. S. in Berlin. Verworfen.

Fr. in Oon. Die Gartenlaube hat bereits mehrere derartige Biographien gebracht.

C. M. R. in Wernigerode. Das mehrfach in der Erzählung „Ein Deutscher“ von Otto Ruppius erwähnte Lied: „Zieh'n die lieben goldnen Sterne“ ist von Proch für Stimme, Cello und Piano componirt und unter dem Titel „Schweizer Heimweh“ bekannt. Es ist bei Haslinger in Wien erschienen und später als Thema zu einem Concertstück für Violine benutzt worden. — Obengenannte Ruppius'sche Erzählung ist übrigens vor einigen Tagen in einer billigen Separatausgabe erschienen.

D. in H. (Niederschlesien). Wir hoffen Ihren Wunsch nächstens erfüllen zu können.

F. in H. Viel Schönes darin, verehrte Frau, aber doch nicht zum Abdruck geeignet.

H. in M. Nicht zu benutzen.

A. in Hagen. Haben weder Brief empfangen, noch können irgendwie Rath in der beregten Angelegenheit ertheilen.

Fräul. M. T. in Nürnberg. Besten Dank für Ihre Anerkennung; unsere Bescheidenheit verbietet uns jedoch, Ihr Gedicht abzudrucken. A. R. erwidert Ihre freundlichen Zeilen mit den aufrichtigsten und unvergänglichen Gefühlen des Dankes für alle die lieben Nürnberger, die aus 6000 Sängern in jenen herrlichen Tagen eben so viel begeisterte Verehrer für ihre ehrwürdige Stadt, diese Perle des deutschen Vaterlandes, zu machen wußten.

W. in Wien. Ganz richtig. Den dreibändigen Roman „Metternich und Kossuth“, noch vor kurzem in Oesterreich verboten, können Sie jetzt durch jede Buchhandlung für den billigen Preis von 1 Thaler beziehen. Er enthält sehr interessante Episoden aus dem Leben beider Männer.

R. K. in G. Es ist nicht unsere Sache in dergleichen Dinge einzugreifen. Hat sich Ihr Oberprediger den Orden wirklich nur durch seine „Heuchelei“, wie Sie es nennen, erkauft, so wird der Segen eines solchen „Geschäfts“ nicht ausbleiben. Es paßt dann auf diesen Herrn auch das Distichon, das L. Storch bei ähnlicher Gelegenheit sehr glücklich improvisirte:

Wie hoch muß Dich das Kreuz beglücken!
War's doch auch Christi höchste Lust!
Er trug's gottfreudig auf dem Rücken,
Du trägst's demüthig auf der Brust.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. 1861.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Zur Beachtung!

Um den vielfach ausgesprochenen Wünschen einer großen Anzahl neuer Abonnenten wenigstens in Etwas nachzukommen, hat sich die unterzeichnete Verlagshandlung entschlossen, den Preis der

vier Jahrgänge 1856 bis 1859 der Gartenlaube

zusammengenommen bis Ende dieses Jahres von 8 Thlr. auf 3 Thlr. 15 Ngr.

zu ermäßigen. Es wird indeß ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß diese Ermäßigung nur bis Ende dieses Jahres und bei Zusammenankauf der vier Jahrgänge gilt, einzelne Jahrgänge dagegen den alten Preis von 2 Thlr. behalten. Mit dem 31. December tritt unwiderruflich für die Jahrgänge 1856 bis 1859 der frühere Preis von 2 Thlr. wieder ein.

Die beiden ersten Jahrgänge, 1853 und 1854, sind vergriffen, 1855 ist nur in wenigen Exemplaren noch vorrätthig.

Die Jahrgänge 1856 bis 1859, welche zusammen 410 Quartbogen mit den prachtvollsten Illustrationen umfassen, enthalten eine Reihe der interessantesten Original-Erzählungen von Lev. Schücking, Temme, Max Ring, v. Sternberg, Gerstäcker, E. Willkomm, Ernst Fritze, L. Mühlbach, L. Rosen, L. Storch ꝛc., viele der besten wissenschaftlichen Beiträge von Bock, Alfred Brehm, Roßmäßler, Berth. Sigismund, Doebereiner, Hirzel ꝛc., Reise- und Jagdbilder von Gerstäcker und Guido Hammer, Biographien und Portraits der hervorragendsten Erscheinungen der Neuzeit, beschreibende und geschichtliche Aufsätze ꝛc. ꝛc., mithin eine reiche Bibliothek für edle Unterhaltung und instructive Belehrung.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil.**

Unter Fremden.

Aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

Vor der Thüre stand die Farbige, augenscheinlich auf sie wartend. „Ich soll Miß Hast den Weg nach ihrem Zimmer zeigen!“ sagte sie mit dem frühern freundlichen Grinsen, und Lucy folgte ihr mechanisch die mit Teppichen belegte Treppe hinauf, sah vor sich eine Thür geöffnet und trat ein, ohne sich nur recht ihrer Umgebungen bewußt zu sein; jedes Wort des eben gehabten Gespräches hatte sich in ihrer Seele wiederholt, und erst als die Mulattin ihre Hülfsleistung anbot, entriß sie sich den erhaltenen Eindrücken. „In einer Viertelstunde, Flora!“ nickte sie der Wartenden zu, und als diese das Zimmer verlassen, warf sie einen Blick auf den sie umgebenden Raum. Ein weicher Fußteppich, ein Bett von einer türkischen Damastdecke verhüllt, eine zierliche Commode mit Toilettenspiegel, ein Schreibtisch, ein Schaukelstuhl und eine kleine Anzahl Rohrsessel bildeten eine so freundliche Ausstattung, als sie nur das Schlafzimmer einer Dame auf dem Lande zeigen mochte, zwischen den dunkeln Vorhängen der Fenster aber bot sich dem Mädchen eine weite Fernsicht über Felder, Wiesen und Wald. Langsam ließ sie sich auf dem nächsten Stuhle nieder, fast ängstlich den wohlthuenden Eindruck, welchen das heimliche Zimmer auf sie gemacht, von sich weisend. Sie sah bei ihrem ersten Schritte in die Familie Verhältnisse vor sich, die sie nicht verstand, sah die Frau, welche ihr natürlicher Halt hätte sein sollen, in einer Opposition gegen sich, welche nicht einmal die einfachste Höflichkeit für erforderlich achtete und deren Grund sie ebensowenig begriff, sah den Hausherrn ihren Eintritt mit einer Kürze behandeln, die sie in ihrer eigenthümlichen Lage sich völlig selbst zu überlassen drohte — sie war kaum eine halbe Stunde in diesem Hause und doch glaubte sie sich schon fragen zu müssen, wie hier wohl von einer Zukunft für sie die Rede sein könne — trotz ihrer eigenen ungewissen Lage, trotz der freundlichen Gedanken, welche der erste Eindruck des Hauses fast wie eine Prophezeiung in ihr hervorgerufen. Unruhig erhob sie sich und durchmaß langsam das Zimmer; noch hatte sie weder ihren Hut noch den leichten Sommermantel abgelegt, und die wiedereintretende Farbige folgte ihrem Gange mit verwundertem Blicke, bis Lucy's Auge auf sie traf.

„Thun Sie mir wohl den Gefallen und fragen den Major, ob ich ihn auf einige Minuten sprechen könne?“ sagte das Mädchen, wie mit einem Entschlusse fertig geworden, und als die Mulattin dienstbereit das Zimmer verlassen, nahm sie einen der Sessel am Fenster ein, den Kopf in die Hand stützend. Sie wollte sich Klarheit über ihre Stellung im Hause verschaffen und sich lieber sogleich von der Unhaltbarkeit derselben überzeugen, lieber bei Zeiten die genährten Hoffnungen aufgeben, als sich einer unsichern Heimath anvertrauen, um dann diese später mit noch unangenehmeren Erfahrungen zu verlassen. Kaum war sie indessen über das, was sie dem Hausherrn zu sagen, mit sich einig geworden, als schon Flora wieder erschien und ihr einen zusammengefalteten Zettel überreichte. Mit sonderbar gemischten Empfindungen las sie:

„Betrachten Sie sich völlig als zu Hause, treffen Sie Ihre Anordnungen, wie Ihnen dieselben als nothwendig erscheinen, es ist dafür gesorgt, daß ihnen nachgekommen wird, und kehren Sie sich sonst an nichts. Später, sobald es meine Zeit erlaubt, spreche ich Sie selbst. Wood."

Das war genau der Mann, wie er ihr beim ersten Blick entgegen getreten war, und ungerufen stand sein durchdringendes Auge vor ihr, als wollte es sagen: Bist Du die, für welche ich Dich gehalten? und dasselbe Gefühl der Sicherheit, welches sie bei seinen ersten Worten empfunden, überkam sie wieder; nochmals überlas sie die wenigen Zeilen und dann erhob sie sich, langsam ihres Hutes und Mantels sich entledigend. Jeder Zoll im Hause war ihr noch fremd, nirgends sah sie in den Verhältnissen, wie sie sich ihr bis jetzt vor Augen gestellt, einen Leitfaden, um ein Anstoßen zu vermeiden; aber sie fühlte, daß, wo an ihre Selbstständigkeit appellirt wurde, sie nicht zurückweichen durfte. Eben wollte sie sich mit einer Frage an die harrende Dienerin wenden, als sich die Thür halb öffnete und ihr ein trotziges Knabengesicht unter reichem, wildem Haar entgegenblickte — es war dasselbe Auge, dieselbe eigenthümliche Kopfhaltung, welche soeben noch vor Lucy's Seele gestanden, und ein warmes, eigenthümlich wohlthuendes Gefühl der Zuneigung für das kaum erblickte Kind begann plötzlich in ihrem Innern aufzusteigen. „Nun, warum denn nicht näher?" frug sie lächelnd, als der große, dunkele Blick forschend auf ihrem Gesichte hängen blieb, und langsam trat der Knabe ein, in gerader Linie auf sie zugehend; hinter ihm aber bog sich halb neugierig, halb scheu der wirr umlockte Kopf eines kleinen Mädchens zur Thür herein.

„Pa sagt, wir sollten zu Ihnen heraufgehen, Sie würden eine neue Mama für uns sein," sagte der Erstere ernst und wie noch immer ihr Gesicht studirend, „aber Tante Lowell hat auch eine neue Mama sein sollen und kommt nur zu uns, wenn sie uns schlagen will — aber ich lasse mich nicht schlagen."

„Schlagen! sehe ich denn so sehr danach aus? und wer wird denn einem so tüchtigen, kleinen Kerl etwas thun wollen, der doch gewiß gern auf Jemand hört, den er lieb hat?" sagte sie, dem Kinde die Hand entgegenstreckend, „und ich denke doch, wir werden uns mit der Zeit recht lieb haben!" Ein heller Strahl ging über des Knaben Gesicht, sein Auge schien ihre Züge nicht verlassen zu können, und langsam legte er seine Hand in die ihre. „Aber noch weiß ich ja nicht einmal wie Du heißt?" fuhr sie fort.

„Ich heiße Richard, gerade wie Vater heißt," erwiderte er, sichtlich lebendig werdend; „das ist Lotty," setzte er hinzu, auf das Mädchen deutend, das während der Verhandlung langsam herangekommen war und jetzt mit einem hellen Aufblick ihre Hand in Lucy's ausgestreckte Linke legte, „und Maggy ist vor der Thür und will nicht herein; Tante Lowell sagt immer, sie ist ein verdrehter Kopf, mit dem nichts anzufangen ist."

Ein Gefühl von aufwallender Liebe, wie sie es in ihrer bisherigen Heimath niemals hatte kennen lernen, hatte sich Lucy's Herzens bemeistert, als sie die Hände des kleinen Paares in den ihrigen gefühlt; sie erhob sich jetzt rasch und schritt, von den Kindern gefolgt, nach der Thür. Draußen stand an die Wand gedrückt eine magere, kleine Gestalt mit unordentlich gescheiteltem, kurz abgeschnittenem Haare und hob scheu den Kopf der neuen Erscheinung entgegen. Lucy beckte sich nieder zu ihr und senkte einen langen, warmen Blick in ihr Auge. „Will mir denn Maggy nicht auch Willkommen sagen und gute Freundschaft mit mir machen?" sagte sie mit dem ganzen Wohllaut ihrer Stimme, „ich möchte ja doch so gern, daß mich auch Maggy lieb hätte!"

„O, und Miß Lucy schlägt nicht, sie hat's gesagt — und sieht sie nicht freundlich aus, Maggy?" rief der Knabe, als wolle er dem kleinen, furchtsamen Geschöpfe, das mit verwunderten Augen in das fremde Gesicht vor sich starrte, Muth machen.

„Und sie spielt auch Piano, Pa hat's gesagt — können Sie nicht?" setzte Lotty hinzu, sich in voller, erwachter Traulichkeit an die Angeredete schmiegend.

„Piano — pshaw! aber Geschichten erzählen!" rief der Knabe den Kopf wichtig hebend, „können Sie das, Miß Lucy?"

„Nun, ich werde Piano spielen und Geschichten erzählen, wenn meine Kinder mich recht lieb haben und folgen werden!" erwiderte die Befragte, die kleine Maggy, die willenlos sich ihr hinzugeben schien, in ihre Arme nehmend und sich dann erhebend. Zum ersten Male fiel jetzt ihr Blick auf das Aeußere ihrer Pflegebefohlenen, das trotz der werthvollen Stoffe, welche zu der Kleidung verwendet worden sein mochten, völlig vernachlässigt erschien, und ein heiliges Mitleid mit dem Vater, der sicher die mangelnde Sorge für seine Kinder bitter empfunden haben mußte, ehe er sich entschlossen, zu fremder Hülfe zu greifen, überkam sie und rief den Entschluß in ihr wach, in jeder Weise zu versuchen, Mutterstelle an den ihr Anvertrauten zu vertreten.

„Wo schlafen die Kinder?" wandte sie sich an die Farbige, welche mit einem Blick voll regen Interesses die kurze Scene zu beobachten geschienen.

„Bei der Wirthschafterin, Ma'am!"

„So führen Sie mich zu dieser, wir wollen gleich die erste Nothwendigkeit zu ordnen versuchen, ehe wir an meine Angelegenheiten denken. Möchtet Ihr Eure Betten bei mir haben, Kinder?" wandte sie sich an diese.

„Halloh, wir schlafen bei Miß Lucy, und da werden Geschichten erzählt, bis Keins mehr ein Auge aufhalten kann!" rief der Knabe und sprang wie in toller Freude davon; die Mulattin zog eine wunderliche Grimasse, schien etwas sagen zu wollen und es wieder zu unterdrücken und ging endlich dem Mädchen nach dem hintern Theile des Hauses voran, wo zwei Schwarze in der Küche hantirten, während sich in einer daranstoßenden geöffneten Vorrathskammer die untersetzte Gestalt einer Weißen beschäftigt zeigte. Lucy, von ihrer Führerin bedeutet, wandte sich der Letzteren zu, kaum schien dieselbe aber von ihrer Erscheinung Notiz zu nehmen, und die Weise, in welcher sie nach kurzem Aufblicken der Eingetretenen den Rücken zeigte, drängte dieser unwillkürlich den Gedanken an eine absichtliche Unart auf.

„Sie sind die Wirthschafterin?" fragte sie mit voller Höflichkeit im Tone, „ich muß mich Ihnen schon selbst als neue Hausgenossin vorstellen und komme dabei gleich mit einer Bitte!"

Die Angeredete wandte wie in einer unvermeidlichen Nothwendigkeit den Kopf und zeigte ein Gesicht voll harten, unangenehmen Ausdrucks, das während des kurzen Blicks über das Aeußere der Sprecherin nur noch unfreundlicher zu werden schien. „Ich bin allerdings die Wirthschafterin!" sagte sie kurz und machte damit eine halbe Bewegung sich wieder wegzudrehen.

„Und ich bin die Erzieherin der Kinder hier, die ich gern völlig bei mir haben möchte," erwiderte Lucy, ihren bisherigen Ton beibehaltend, aber mit einem Blick voll ernster Sicherheit dem Auge der Frau begegnend. „Sie würden mich sehr mit der Angabe verbinden, ob neben meiner Wohnung sich noch ein dienendes Zimmer befindet, der zu ihrer Schlafstube dienen könnte; im andern Falle würde ich auch wohl in meinem Zimmer Raum finden."

„Ich glaube nicht, daß die jetzige Ordnung geändert werden wird," erwiderte die Erstere kalt, sich ihrer bisherigen Beschäftigung wieder zudrehend. „Mrs. Lowell hat die Kinder unter meine Obhut während der Nacht gegeben, und da werden sie bleiben, bis Mrs. Lowell selbst mir andere Befehle giebt."

In dem Innern des Mädchens stieg es plötzlich wie die Ahnung eines bereits gegen sie fertig gemachten Complots auf; kaum war es sonst möglich, bei ihrem ersten Eintritte in das Haus auf eine so bestimmt ausgeprägte, wiederholte Unfreundlichkeit zu treffen; und wenn sie auch keine Ahnung von den Gründen hatte, die jedenfalls in den häuslichen Verhältnissen lagen, so fragte sie sich doch, ob nicht der Einfluß des vereinigten weiblichen Commando's stärker sein würde als die Macht des Hausherrn, der die wenigste Zeit zu haben schien, sich um seine häuslichen Angelegenheiten zu bekümmern. Kaum zwei Secunden Zeit mochten indessen die sich in ihr drängenden Gedanken genommen haben, und in gleicher Zeit hatte sie auch eingesehen, daß sie nur durch eine völlige äußere Ruhe und Gehaltenheit ihre Würde bewahren könne. „Es hätte mich gefreut, Ma'am," sagte sie, mit ihrer ganzen Kraft jedes äußere Zeichen einer Erregung unterdrückend, „wenn Sie mit derselben Freundlichkeit, die mich zu Ihnen führte, auf eine gegenseitige Besprechung eingegangen wären; so muß ich Ihnen überlassen, was Sie thun wollen, und bitte Sie nur zu bemerken, daß ich Sie nochmals ersuche, Anstalten für die Uebersiedelung der Kinder in meine unmittelbare Nähe zu treffen." Und die kleine Maggy aufnehmend, welche sich ängstlich an ihrem Kleide festgehalten, wandte sie sich gedankenvoll nach ihrem Zimmer zurück, wo noch immer Koffer und Reisetasche des Auspackens harrten.

„Ich wußte, daß sie Ihnen nicht zu Willen sein würde," sagte die alte Flora halblaut, ihr in das Zimmer folgend und die Thür vorsichtig schließend, „es ist schon zwei oder drei Tage be-

kannt, daß Sie kommen würden, und sie hat ein Gesicht dazu geschnitten, als' stecke ihr ein Knochen im Halse. Sie commandirt im Hause, Mrs. Lowell thut nur, was sie will, und selbst der Major mag oft nicht zu ihr reden, wenn sie ihr grimmiges Gesicht vorgenommen hat — es sind da auch noch andere Sachen, über die ich aber nicht reden mag," setzte sie hinzu, während es in ihrem Gesichte zuckte, als unterdrücke sie eine auffliegende schmerzliche Empfindung.

Lucy hatte aufgehorcht, setzte dann das Kind auf ihrem Arme in den Schaukelstuhl und blickte einige Secunden wie im scharfen Nachdenken durch das Fenster über die weite Landschaft. „Wir wollen ausspacken," sagte sie endlich, sich, wie zu einem bestimmten Entschlusse gelangt, zurückwendend, „und ich hoffe, Flora, daß wenigstens Sie keine Partei gegen mich nehmen, wo ich kaum erst den Fuß in's Haus gesetzt und sicher noch Niemand beleidigt haben kann!" Sie hatte der Mulattin die Hand entgegengestreckt, welche diese fast mit einem Ausdruck von Inbrunst ergriff. „O Ma'am," rief die Letztere mit halbunterdrückter Stimme, „ich habe Ihr Gesicht gesegnet, als ich es zum ersten Male sah, ich habe Ihren Fußtritt gesegnet, als er zuerst im Hause klang — Sie wissen noch nichts, aber Sie erfahren vielleicht mehr — Flora wird Ihnen treu sein, wie der Stengel der Blume, der noch lange tranert, wenn sie schon von ihm gegangen!"

Nur für einen Augenblick beschäftigte der eigenthümliche Ausbruch die Seele des Mädchens, dann wandte sich ihre Aufmerksamkeit wieder der nächsten Gegenwart zu. Sie war entschlossen, den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten, sie konnte kaum anders nach den Zeilen des Hausherrn, wenn sich auch dessen Worte: „Es ist dafür gesorgt, daß Ihren Anordnungen nachgekommen wird," kaum zu bewähren schienen, und ein eigenthümliches Interesse wurde in ihr rege, wenn sie an den klaren, bestimmten Blick des Mannes dachte, zu sehen, ob er seinen Willen durchführen, oder diesen dem augenblicklichen häuslichen Frieden opfern werde. An sich selbst dachte sie in dem letzten Falle kaum; noch hatte der Gedanke, hier eine Heimath zu finden, nicht einmal in ihr Wurzel geschlagen.

Wohl eine halbe Stunde mochte mit dem Einräumen der Kleider, Wäsche und der mannigfachen kleineren Toilettengegenstände in deren neue Behälter verstrichen sein, ohne daß dabei mehr als ein zeitweiliges bewundertes Murmeln der alten Mulattin laut geworden wäre, als plötzlich eine bis dahin verschlossen gewesene Seitenthür des Zimmers mit einem Geräusch aufsprang, daß das Kind im Schaukelstuhle mit einem nervösen Schrei in die Höhe fuhr und selbst Lucy mit einem leichten Schrecken sich umblickte. Herein kam die Wirthschafterin, von einem Schwarzen gefolgt, sah mit grimmigen Blicken im Zimmer umher, ohne scheinbar von dessen Bewohnern Notiz zu nehmen, und begann dann die einzelnen Stücke des dastehenden Bettes auf den Boden zu werfen. Ein einziger Blick in das geöffnete Nebenzimmer, in welchem sich die verschiedenen Theile mehrerer Bettstellen sowie ein Haufen von Matratzen und Decken befand, hatte Lucy belehrt, daß ihrem Wunsche auf irgend eine Weise Geltung verschafft worden war, und erklärte ihr zugleich das Wesen der Eingedrungenen; als diese aber einige in ihrem Wege stehende Sessel mit dem Fuße bei Seite stieß, richtete sich das Mädchen von ihrer Beschäftigung auf und sagte mit der vollen ernsten Haltung, welche ihr zu Gebote stand: „Ich muß Sie ein für allemal bitten, Ma'am, hier den nöthigen Anstand zu bewahren, Sie sind in dem Zimmer einer Lady, das Sie nicht einmal betreten sollten, ohne um Erlaubniß gebeten zu haben!" aber nur ein kurzer höhnischer Laut, dem das neue Wegstoßen eines Möbels folgte, ward ihr als Antwort, und die ganze Erregung, welche sie bisher gewaltsam unterdrückt, brach sich in ihr Bahn. „Entweder, Ma'am, finde ich die Achtung, welche ich fordern kann," rief sie mit zitternder Stimme, „oder ich bitte noch in diesem Augenblick Major Wood um die Erlaubniß, sein Haus verlassen zu dürfen!"

Da wandte sich die Wirthschafterin nach ihr, und ein böser Zug glitt über ihr Gesicht: „Sie sollen die Achtung haben, welche Sie verdienen, Miß, verlassen Sie sich darauf," erwiderte sie, „und wenn ich das Haus eher verlasse, als Sie, so mögen Sie das auch zu derselben Achtung schreiben!" Damit wandte sie sich an den Schwarzen, diesem einzelne Anweisungen für seine Arbeit gebend, und verließ dann mit hochaufgerichtetem Kopfe das Zimmer. Fast meinte Lucy einen versteckten Sinn in der Entgegnung der Frau suchen zu müssen; als aber Flora hinter ihr murmelte: „Das schmeckt ihr freilich nicht, und so hat's ihr noch Keins gesagt!" und der Schwarze mit einer Art bewundernden Grinsens das Gesicht nach ihr hob, glaubte sie die gehörten Worte nur dem Einflusse des Aergers zuschreiben zu müssen und beg sich wieder ruhig nach ihrer früheren Beschäftigung nieder. —

Am Abende desselben Tags war die Nebenstube von Lucy's Zimmer zum Schlafzimmer für sie und die Kinder eingerichtet, und diese lagen, nachdem die Aufregung über die geschehene Unsicherheit durch eine lange Geschichte ihrer neuen Freundin beseitigt worden, bereits im tiefen Schlummer; das Mädchen aber saß im Dunkeln am offenen Fenster, in die sternenklare Nacht hinausblickend und überdachte ihre Lage. Sie hatte nach dem Auftritte mit der Wirthschafterin weder diese noch die „stellvertretende" Dame des Hauses wieder zu sehen bekommen; sie war mit den Kindern, die nicht wieder von ihr gewichen, zu einem Mittagsmahle hinabgerufen worden, das für sie und ihre Pfleglinge allein im Speisezimmer servirt war, das aber kaum karger hätte ausfallen können, so daß die aufwartende Flora nur durch Lucy's Ruhe von einer lauten Aeußerung ihrer Entrüstung abgehalten werden zu sein schien; am Nachmittage hatte ihr „der Major" sagen lassen, daß er sie am nächsten Morgen zu sprechen wünsche, und so hatte sie auch ein Abendbrod, von dem ihr, nachdem sie die Kinder befriedigt, kaum etwas übrig geblieben war, ruhig hingenommen. Sie wußte, daß sie sich heute eine erbitterte Feindin gemacht, die jetzt begann, ihre Rachsucht an ihr zu üben, so wenig sich auch Lucy die ursprüngliche Ursache dieses fenderbaren Hasses zu erklären vermochte; sie wußte aber ebenso wohl, daß ein Verhältniß in dieser Weise nicht für die Zukunft bestehen könne, wenn sie sich auch unfonft fragte, wie dies ohne ein bestimmtes, scharfes Auftreten ihrerseits, ohne den ein Hereinziehen der Autorität des Hausherrn geändert werden könne — und dieser, der stets sein Mahl für sich allein nahm, schien am wenigsten mit den kleinen materiellen Dingen des häuslichen Lebens behelligt werden zu dürfen.

Während des Gedankenganges des Mädchens hatte ihr Auge mechanisch auf einem hellen Flecken gehaftet, der wohl zwanzig Schritte entfernt sich von dem dunkeln Boden vor ihrem Fenster abschied; es schien der Lichtschein zu sein, welcher aus dem Fenster eines seitwärts liegenden kleinen Hauses fiel; plötzlich aber tauchte dort auch der Dunkelheit eine Gestalt auf, die mit augenscheinlicher Vorsicht sich dem Häuschen näherte, und Lucy erkannte auf den ersten Blick das sich deutlich abzeichnende Profil des Hausherrn. Er schien irgend einen Vorgang innerhalb des Hauses erspähen zu wollen, und das Mädchen, welches seine Bewegungen mit einem Interesse beobachtete, über das sie sich kaum selbst Rechenschaft hätte geben können, wollte sich eben fragen, was einen solchen Mann bewegen könne, seine Schritte in Heimlichkeit zu hüllen, als von dorther der Aufschrei einer weiblichen Stimme herüber klang und der Major aus dem Lichtkreise verschwand. Ein Geräusch wie das hastige Schließen eines Fensters folgte jetzt, und Lucy's feine Ohren vernahmen nach Kurzem ein verdecktes eigenthümliches Jammern und Klagen, das, zeitweise unterbrochen, bald zu erzählen, bald zu leidenschaftlichem Bitten sich zu steigern schien, und oft lag ein solches Weh in den entsernten Tönen, daß das aufhorchende Mädchen ihr eigenes Herz darunter zittern zu fühlen meinte. Erst nach mehreren Minuten nahmen die Laute einen ruhigeren Charakter an und verschwanden endlich ganz; trotzdem aber meinte Lucy noch immer diese Klage, die wie aus dem Innern eines zertretenen Herzens gekommen zu sein schien, in ihren Ohren zu hören und seltsam gespannt sah sie dem Wiedererscheinen des Majors entgegen. Er kam nach einer langen Weile; er beg sofort aus dem Lichtscheine in's Dunkele, aber eine starke Macht schien ihn noch einmal nach dem Fenster zurückzuziehen, er legte den Arm gegen die Wand des Häuschens und lehnte den Kopf daran — es mußte dicht am Fenster sein, denn Lucy sah sein Profil so hell erleuchtet, daß sie meinte, selbst in ihrer Entfernung jede Aenderung in seinen Zügen wahrnehmen zu können — seine Augenbrauen waren finster zusammengezogen, und um den Mund schien es wie ein tiefer, gewaltsam unterdrückter Schmerz zu lagern; so blieb er stehen, mehrere Minuten lang, den Blick in das Innere des erleuchteten Raums gerichtet; dann trat er weg, ließ den Kopf auf die Brust sinken und schritt langsam in die Dunkelheit hinein; Lucy aber behielt ihren Platz am Fenster, den Blick auf den hellen Flecken vor ihren Augen gerichtet, bis dieser erlosch; es war ihr, als habe sich soeben die einzelne Scene eines düsteren Dramas vor ihr abgespielt, dessen

Anfang sie nicht kannte und dessen Ende sie nicht errathen mochte; der Mann, welcher hier Herr war, der Mann mit dem festen, bestimmten Blicke, wandelte nicht, als müsse er jeden seiner Schritte verbergen, Nachts zu einem Orte der Klage, wenn dort nicht ein großer, verborgener Schmerz für ihn selbst lag, und als ihr die kalten, unfreundlichen Gesichter der beiden Frauen im Hause, die vernachlässigten Kinder und die sichtliche Abgeschlossenheit des Hausherrn vor die Seele traten, meinte sie so voll mit diesem fühlen zu können, als liege Alles, was ihn bedrücke, in völliger Klarheit vor ihr.

Noch am andern Morgen, als sie erwachte, stand das Bild des vergangenen Abends in ungeschwächter Deutlichkeit vor ihr, und unwillkürlich war sie an das Fenster getreten, um bei Tageslichte den Schauplatz zu mustern. Hinter dem Hause, wohin sich Lucy's Zimmer öffneten, stand an der Grenze einiger einfachen Gartenanlagen ein unscheinbares kleines Gebäude, das möglicherweise zu einer Art Pavillon bestimmt gewesen, in seiner jetzigen Erscheinung und abgelegenen Stellung aber von Lucy gänzlich übersehen worden war; dennoch erhielt es durch den dicht dahinter beginnenden schattigen Obstgarten seinen Reiz, und als das Mädchen den kleinen Richard, welcher, kaum daß er ihr Bett leer bemerkt, ihr nachgefolgt war, auf den Stuhl neben sich klettern sah, sagte sie, von einer unbezwinglichen Neugierde getrieben, und doch durch eine eigene Scheu von einer directen Frage abgehalten: „Was für ein niedliches kleines Haus, mitten im Grünen! wer wohl dort wohnen mag?"

Der Knabe war mit dem Auge ihrem halben Fingerzeige gefolgt und sagte dann mit dem eigenthümlichen Ernste, welcher Lucy so sehr an seines Vaters Gesicht gemahnt: „Dort wohnt Mary!"

„Mary!" wiederholte das Mädchen, „wer ist Mary?"

„Mary ist Mary, und Tante Lowell sagt, sie sei verrückt!" erwiderte der kleine Befragte mit ungestörtem Ernste; durch Lucy's Seele aber zuckte das letzte, unerwartete Wort in einer Art von Schmerzempfindung, die gehörten Klagetöne wurden plötzlich wieder in ihren Ohren lebendig, und die ganze nächtliche Scene erhielt eine noch dunklere Färbung. Es war ihr wie eine Erleichterung, als das gutmüthige Gesicht der alten Flora sich in der Thür zeigte, um nach den Kindern zu sehen und „Miß Lucy" zu benachrichtigen, daß sie den Major in seinem Zimmer finde, sobald sie ein Gespräch mit ihm zu haben wünsche; trotzdem aber drängte es sie zugleich, sich wenigstens so viel Aufklärung zu verschaffen, als sich, ohne das zu verrathen, was sie erlauscht, thun ließ. Sie sandte den Knaben nach seinem Bett zurück, bis sie komme, um ihm beim Ankleiden zu helfen, und musterte dann vor dem Spiegel ihren Anzug. „Ich glaubte schon alle Hausgenossen zu kennen," begann sie leicht hingeworfen, „Richardt erwähnt da aber soeben einer Mary —"

„Hat er noch an sie gedacht? Gott segne das Kind, Gott segne es!" erwiderte die Mulattin, wie in einem unwillkürlichen Gefühlsausbruch; dann aber begann es, als habe sie zu viel gesagt, wunderlich in ihrem Gesichte zu zucken. „Es ist Niemand Besonderes, Ma'am, durchaus nicht, Ma'am," fuhr sie fort, einen gewaltsamen Versuch machend, ihre rebellischen Mienen zur Ruhe zu bringen, „es ist nur meine Tochter, Ma'am, wenn sie auch so weiß ist, daß man ihr kaum das schwarze Blut noch ansieht — sie ist krank, wissen Sie, Ma'am, und so werden Sie sie wohl nicht gleich zu Gesicht bekommen —" und noch immer zuckte es um Auge und Mund der Alten, daß Lucy sich wegwenden mußte, um nicht von deren sichtlicher Verlegenheit, so sonderbar sich diese auch ausdrückte, selbst angesteckt zu werden. Sie schnitt die Scene mit dem Auftrage an die Farbige ab, sie beim Major anzumelden, dann aber bis zu ihrer Rückkunft bei den Kindern zu bleiben, und schritt endlich, ohne sich der sonderbarsten neu aufsteigenden Gedanken über die Natur der belauschten Scene erwehren zu können, nach dem ihr bezeichneten Zimmer hinab.

Major Wood saß, eine ganz verschiedene Erscheinung von der, welche dem Mädchen auf dem Felde entgegengetreten war, in elegantem Morgenanzuge an einem Tische mit Papieren und erhob sich bei Lucy's Eintritt, um einen Stuhl für sie herbeizuholen. Unwillkürlich warf diese einen forschenden Blick in sein Gesicht; in diesen zwar bleichen, aber so sicher ausgeprägten Zügen, daß sich kaum ein anderer Ausdruck darin denken ließ, deutete indessen keine Spur auf eine Erregung, wie sie Lucy am Abend zuvor darin zu sehen geglaubt, und als er das Auge auf sie richtete, dieses eigenthümliche Auge, das sich stets bis in ihr Allerinnerstes zu senken schien, meinte sie fast, die nächtliche Scene nur geträumt zu haben.

„Sie wollten mich schon gestern sprechen, Miß Hast," begann er leicht, als Beide einander gegenüber saßen, „und es thut mir leid, daß meine Zeit mir nicht erlaubte Ihnen zu willfahren — indessen ist ja wohl nichts dabei verloren worden!" setzte er nachlässig hinzu, und dem Mädchen that der Ton der letzten Worte, welcher selbst die halbe Entschuldigung wieder zu beseitigen schien, fast weh.

„Sie haben jedenfalls das Recht mich zu empfangen oder abzuweisen, Sir!" erwiderte sie und blickte zu Boden. Einige Secunden wartete sie vergebens auf die Fortsetzung seiner Rede, aber sie meinte seinen Blick auf sich ruhen zu fühlen und scheute sich aufzusehen.

„Sind Sie empfindlich, Miß?" hörte sie endlich seine Stimme, aber ein so sonderbarer Ton klang darin, daß sie rasch das Auge hob und dem Blicke des seinigen voll begegnete.

„Vielleicht, Sir, aber wohl nur, wo ein aufrichtiges, warmes Interesse in mir verletzt wird!" erwiderte sie ruhig, und vor dem klaren Ausdrucke ihres Blicks senkte sich einen Moment der seinige.

„So — nun, so darf ich ohne Redensarten weitersprechen!" begann er wieder, sich leicht zurücklehnend. „Ich gestehe Ihnen, daß ich etwas von den ersten Scenen erwartete, welche Ihrem Eintritte in mein Haus folgten, daß ich mir aber die Gelegenheit nicht selbst rauben wollte, einen Blick in Ihr Wesen zu thun, der mich bei den obwaltenden Verhältnissen kaum trügen konnte, und ich ließ Sie deshalb, soweit als angänglich, auf sich selbst angewiesen. Ich gestehe Ihnen ebenso, daß ich mit einer andern Persönlichkeit wohl nicht in gleicher Weise verfahren haben würde; Ihr offenherziger Brief aber hatte mich so angesprochen, daß ich meine Kenntniß Ihres Charakters in der kürzesten Weise zu vervollständigen wünschte; und wenn Sie dies wieder beleidigen sollte, so muß ich Ihnen wenigstens sagen, daß sich dadurch unser künftiges Verhältniß, so weit es mich betrifft, schnell festgestellt hat." Er machte, wie eine Aeußerung erwartend, eine Pause.

„Ich kann Ihnen nur für die Offenheit danken, mit welcher Sie mir entgegen treten!" erwiderte das Mädchen, während sie einem sonderbaren Zwiespalte in ihrem Inneren nicht zu gebieten vermochte; die ungewöhnliche Weise dieses Mannes, sein eigenthümliches Verachten aller Umschweife übten eine Art fesselnden Einflusses auf sie, dessen sie sich kaum erwehren konnte; dennoch war es ihr zugleich, als solle sie sich verletzt fühlen von dieser seltsamen Formlosigkeit, und unwillkürlich fragte sie sich, welches Wesen dieser Mann wohl einer Dame gegenüber, die nicht die Erzieherin seiner Kinder sei, annehmen werde.

Wood hatte, als wolle er sich bestimmter über den Sinn ihrer Aeußerung belehren, einen prüfenden Blick in ihr Gesicht geworfen und fuhr dann fort: „Ich will wirklich ganz offen gegen Sie sein, Miß. Ich gebe im Ganzen nicht viel auf eine Erziehung durch Frauen; sie folgen meist zu sehr den augenblicklichen Eindrücken, und wo sich durch Uebung oder Umstände eine festere Consequenz bei ihnen herausgebildet hat, ist es meist auf Kosten ihres Herzens geschehen; — Sie wollen sagen: und doch habe ich nach einer Erzieherin verlangt und Sie selbst hierher kommen lassen," unterbrach er sich, als Lucy eine Bewegung machte; „der Widerspruch soll Ihnen gleich erklärt werden, zuerst will ich indessen noch offener gegen Sie sein, damit Sie mich für alle Folge verstehen und Kommendem keine falsche Deutung unterlegen. Ich zähle im Allgemeinen die Gesellschaft von Frauen nicht zu meinen Bedürfnissen, so sehr ich deren Nothwendigkeit für eine geordnete Häuslichkeit anerkenne, und wenn ich den Bestand derselben in meinem Hause noch durch Ihr Engagement vermehrte, so ist es eben nur geschehen, weil meine Kinder die Stellvertretung einer treuen Mutter vermißten und ich ihnen nicht jede frühe Erinnerung an das Vaterhaus durch ihre Erziehung in einem Institute rauben wollte — um ganz ehrlich zu sprechen, würde ich selbst die Kinder in meinem Hause schwer vermissen, so wenig ich sie auch zeitweise zu Gesicht bekomme. Ich gestehe nun, daß mir die Wahl einer Dame für meine Zwecke wahrscheinlich schwer geworden wäre, wenn ich nicht Ihren Brief, der so ganz von allen andern mir zugegangenen verschieden war, erhalten hätte. Ich glaubte daraus auf ein Herz für meine Kinder schließen zu können, meinte auch darin den nöthigen Grad von gereifter Selbstständigkeit zu entdecken, und nach den Erfahrungen des gestrigen Tages denke ich um so weniger mich getäuscht zu haben. Hiermit wären wir also fertig, und es giebt nur noch eine Klippe, an der allein unsere beiderseitigen Pläne scheitern könnten."

(Fortsetzung folgt.)

Charlotte Birch-Pfeiffer.

Es war im Jahre 1812, als eines Nachmittags ein älterer Mann in der Uniform eines höheren Beamten des baierischen Kriegsministeriums in Begleitung eines zwölfjährigen Mädchens durch die Corridors der königlichen Residenz in München den Gemächern zuschritt, welche König Max Joseph I. bewohnte. Der Mann war der königlich baierische Oberkriegscommissar Pfeiffer, das Mädchen seine Tochter. König Max hatte den wackeren Beamten, den er von Stuttgart berufen hatte, zu einer Audienz beschieden; das Mädchen war auf diesem Wege die Begleiterin, die Führerin ihres Vaters, denn der Vater war erblindet.

Es war ein Verwaltungsgegenstand, über welchen der König von seinem Beamten Bericht haben wollte. Obgleich des edelsten Sinnes beraubt, führte der Oberkriegscommissar dennoch seine Geschäfte fort und war um keinen Preis zu bewegen, seine Pension zu nehmen. Als der fragliche Gegenstand erörtert war, richtete der König seine Aufmerksamkeit auf das Mädchen, welches bisher im Hintergrunde des Audienzzimmers stehen geblieben war, wenn etwa der Vater irgend ihrer Hülfe bedürfte.

„Pfeiffer, ist das Deine Tochter?"

König Max pflegte nämlich diejenigen seiner Diener, welche ihm persönlich bekannt und werth waren, mit „Du" anzureden.

„Majestät, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen meine Lieblingstochter vorstelle. Sie ist die Gefährtin meiner Einsamkeit, ich kann mit ihr von Allem reden und fühle mich in Allem von ihr verstanden."

„Das ist schön, das ist brav von Dir, mein Kind," versetzte der König, das junge Mädchen in die vollen blühenden Wangen kneifend. „Wie alt bist Du denn?"

„Zwölf Jahre, Majestät."

„Was, Mädchen? Hätt' darauf geschworen, Du wärest in dem Alter der Auguste." Damit meinte der König seine Tochter, die jetzige Kaiserin-Mutter von Oesterreich, die um einige Jahre älter war. „Na, wie heißt Du denn?"

„Charlotte, Majestät, aber nur im Taufschein, für das gewöhnliche Leben heiß' ich nur „Die Lottl"."

„Blitz, da fällt mir etwas bei. Du bist wohl diejenige —? Die Königin hat mir's erzählt, und der hat es der Schmidt, der Confirmandenlehrer, mit großer Heiterkeit mitgetheilt. Bist Du schon confirmirt?"

„Ich besuche eben den Unterricht."

„Denn ist's auch richtig."

Der Vater sah bald den König, bald die immer verlegener werdende Tochter an. Der Oberhofprediger der Königin Caroline, Dr. Schmidt, ein vortrefflicher Mann, der, beiläufig erwähnt, zu der Zeit, als er nach München kam, im Jahre 1800, als Ketzer in ganz München keine Wohnung bekommen konnte, sodaß König Max sich genöthigt sah, ihn in die Residenz aufzunehmen, dieser Mann war der einzige Geistliche der damals noch kleinen protestantischen Gemeinde Münchens und leitete den Confirmandenunterricht. Er sprach eben mit seiner großen Begeisterungsfähigkeit von dem Leben nach dieser Erde und von den Freuden, die uns in der himmlischen Seligkeit erwarten, als plötzlich „die Lottl" aufstand und an den von Eifer erglühenden Lehrer die schüchterne Frage richtete:

„Sie — Herr Oberhofprediger, woher wissen's denn das so genau?"

Der König erzählte dem Vater dieses Intermezzo und fügte lachend zu dem Mädchen bei: „Aber merk' Dir das für die Zukunft, die Herren haben es nicht gern, wenn man sich in religiösen Dingen zu neugierig zeigt. Aber Pfeiffer, nun sage mir — das Mädchen scheint Geist zu haben — was soll denn aus ihr werden?"

„Majestät, das ist eben mein einziger Kummer," antwortete der Vater mit einem tiefen Seufzer.

„Kummer? Wie so Kummer? Rede!"

Statt des Vaters nahm aber jetzt die Tochter das Wort, wohl fühlend, daß der Augenblick gekommen sei, der ihr Schicksal entscheiden sollte.

„Ich wüßte schon, Majestät, was aus mir werden sollte, und wozu ich den Drang und das Talent in mir verspüre. Ich möchte am allerliebsten zum Theater gehen."

„Theater?" wiederholte der König. „Wie ist Dir denn dieser Gedanke gekommen, Mädchen?"

„Ich selber trage die Schuld, Majestät," nahm der Vater für die Tochter das Wort. „Der Schiller — der verwünschte Schiller!"

„Was hast Du denn gegen den Schiller?"

„Was ich gegen ihn habe, Majestät? Viel — sehr viel. Aber freilich habe ich selbst dem Mädchen immer von ihm erzählt und sie auf seine Werke aufmerksam gemacht. Majestät, Schiller war mein Stubencamerad auf der Carlsschule, wir haben zusammen in einem Zimmer gewohnt, und ich war derjenige, der das Manuscript der „Räuber" vor den Augen der Aufseher in das Bettstroh versteckt hatte. Hätte ich aber gewußt, daß mein Herr Camerad mein Kind auf solche Gedanken bringen würde, Majestät, wahrhaftig, ich hätte die Räuber ausgeliefert. Dann wäre es mit der ganzen Dichterei zu Ende gewesen."

Der König lachte über den halb ernsten, halb komischen Ausbruch des biederen Mannes. „Also zum Theater willst Du gehen?" wandte er sich wieder gegen die Tochter.

„Aber der Vater, Majestät — der Vater will nicht, er sagt, das sei für die Tochter aus einer guten Familie keine Carrière. Darüber werde in der ganzen Stadt München gesprochen werden."

„Dummes Zeug, Alter! Du bist ein braver Mann, was kann Dich das Gerede kümmern? Und wenn das Mädchen Lust und Talent hat, so soll sie dem Zuge auch folgen, wie sich auch die müßigen Mäuler darüber verziehen mögen. Es bleibt dabei. Dein König will's. Das Mädchen soll zum Theater. Der Zuccarini soll ihr lehren, was sich lernen läßt, und wenn sie soweit ist, dann laß' mir's sagen, damit ich komme und applaudire."

Dieses Mädchen war Charlotte Birch-Pfeiffer, und diese Scene mit König Max Joseph dem Gütigen ist gerade so vorgefallen, wie wir sie unseren Lesern erzählt haben.

„Die Lottl" war in ihrem dreizehnten Jahre geistig wie körperlich so weit entwickelt, daß sie bereits im Jahre 1813 in einem Stücke von Plötz, „Moses Errettung", auf der Bühne des damals unter der königlichen Hoftheaterintendanz stehenden Isarthortheaters zum ersten Male in einer Liebhaberinrolle auftreten konnte. Der König hatte sein Versprechen gehalten, er wohnte der Vorstellung bei und applaudirte nach Kräften. Nach mehreren Engagements an verschiedenen Theatern machte die junge Künstlerin im Anfang der zwanziger Jahre eine größere Gastspielreise, die sie nach Hamburg führte, wo sie mit dem größten Beifalle zwanzig Gastrollen gab, und später nach Berlin, wo sie berufen war, die Stelle der Crelinger, damaligen Meme. Stich, welche durch unliebsame Vorfälle für einige Zeit für die Bühne des königlichen Schauspielhauses unmöglich war, auszufüllen. Hier hatte sie sich des Beifalles von Zelter zu erfreuen, dessen Bekanntschaft sie auch später machte und der sich in einem seiner gedruckten Briefe an Goethe voll Anerkennung über sie ausspricht. Geist und Bildung brachten sie bald mit Varnhagen, der Rahel, deren Bruder Ludwig Robert, mit Ganz und der Familie Beer zusammen, von der Michael Beer, der Verfasser des Struensee, dem wenn auch nicht schönen, doch in hohem Grade anziehenden Mädchen besondere Aufmerksamkeit widmete, und Giacomo Meyerbeer der Frau bis zur Stunde ein treuer Freund geblieben ist. Nach mehreren Gastspielen in Holland, in Petersburg privatisirte Frau Birch-Pfeiffer, nach ihrer Verheirathung mit dem trefflichen Publicisten Dr. Birch, in München, übernahm 1837 das Theater in Zürich und gab dasselbe im Jahre 1844 auf, einem Rufe Küstner's nach Berlin folgend, um im dortigen Schauspielhaus die Stelle der Frau Amalie Wolf, geborenen Malcolmi, Goethe's Liebling, einzunehmen.

Wir haben es an dieser Stelle weniger mit der Schauspielerin, als mit der dramatischen Schriftstellerin zu thun. Die erste, welche Frau Birch-Pfeiffer ermunterte, als Bühnenschriftstellerin aufzutreten, war keine geringere als die Rahel. Es war bei dem ersten Auftreten der Künstlerin in Berlin in dem Raupach'schen Stücke „Die Fürsten Kawansli". In einer Parterreloge des Hauses saß die Schwester der Debutantin. Plötzlich hörte sich diese von einer neben ihr sitzenden Dame mit den Worten angeredet: „Sie sind die Schwester der Fräulein Pfeiffer." — „Woher wissen Sie das?" fragte nach der ersten Ueberraschung die Schwester. — „Woher?" lächelte Rahel. „An Ihrer Angst und aus Ihrem Gesichte. Uebrigens haben Sie keine Sorge, die kommt durch. Mein Name ist Varnhagen. Machen Sie mich mit Ihrer Schwester bekannt."

Die Bekanntschaft wurde noch an demselben Abend gemacht, und beide Frauen führten durch mehrere Jahre einen sehr lebhaften Briefwechsel. Rahel war immer diejenige, welche die Künstlerin antrieb, die Feder für die Bühne in die Hand zu nehmen.

Das erste Stück der Bühnenschriftstellerin war „der böhmische Mägdekrieg" und erschien 1828 auf dem Theater an der Wien. Jedoch begann erst mit „Pfefferröschen" die Reihe jener sprüchwörtlich gewordenen Erfolge, die ihren Namen populär gemacht haben, wie selten einen, Erfolge, wie sie auf der deutschen Bühne bisher nur Kotzebue aufzuweisen hatte, dessen die deutsche Bühne sich ebenso wenig wie seiner Nachfolgerin zu schämen braucht. Mit dem letzten Stücke „der Goldbauer" hat Frau Birch-Pfeiffer ihr neunundsiebzigstes Stück geschrieben. Als einst ein berühmter Schriftsteller in Zürich sie fragte: „Wie machen Sie es nur, daß Sie solche Erfolge zu Wege bringen?" antwortete sie ihm: „Das will ich Ihnen sagen, Sie schreiben mit dem Kopfe, ich mit meinem Herzen." Sie hatte damit das Geheimniß ausgesprochen. Gemüth, eine hie und da etwas derbe Herzlichkeit und eine unverwüstliche innere Frische sind neben einem bedeutenden schriftstellerischen und dramatischen Talent die Ingredienzien, welche ihr die Gunst des Publicums durch so viele Jahre gesichert haben. Dabei sind drei Dinge bei ihrer Thätigkeit für die Bühne nicht außer Acht zu lassen. Kenntniß der Bühne, des Publicums und des Lebens. Fürwahr, es erfordert einen ungewöhnlichen Fond von Geist, neunundsiebzig Stücke zu schreiben, von denen ein Drittel Originalarbeiten und zwei Fünftel Repertoirestücke geworden sind, und immer wieder etwas Neues, Fesselndes und Spannendes zu bringen, um die mit jedem Stücke sich steigernden Ansprüche des Publicums zu befriedigen. Es ist wahr, daß Shakespeare und Schiller bessere Dramen geschrieben haben, als die Birch-Pfeiffer, und daß man an ihre Erzeugnisse nicht den höchsten künstlerischen Maßstab legen darf, aber schon in der großen classischen Periode unserer Literatur war Kotzebue neben Schiller und Goethe ebenso gut für die Bühnen eine Nothwendigkeit, wie die Birch-Pfeiffer heutzutage, wo wir noch dazu keinen Goethe und keinen Schiller mehr am Leben haben. Sie amüsirt das Publicum, sie füllt die Theatercassen, und die Bedingung einer idealen Kunstrichtung ist eben nur eine gefüllte Theatercasse. Daß wir aber keinen Ueberfluß, wir wollen gar nicht sagen an guten, sondern nur brauchbaren neuen Bühnenstücken haben, möge eine statistische Notiz beweisen. Von hundert im letzten Vierteljahr bei der General-Intendanz in Berlin eingereichten Stücken waren erst zwei, die für die Bühne brauchbar waren, und dabei wird jedes Stück von sechs Personen gelesen.

Uebrigens gehörte von Seiten einer Frau ein wahrhaft männlicher Muth dazu, weniger um die Spießruthenhiebe der Kritik zu ertragen, als sich durch dieselben auf dem einmal betretenen Wege nicht irre machen zu lassen. Schon dieser Muth der Ueberzeugung muß uns Achtung einflößen. In Frankreich hätte diese Frau mit ihrer Productionsfähigkeit ihren Platz unmittelbar neben Scribe erhalten, und ein französisches Journal nannte sie jüngst auch „un auteur français que le hasard a fait naître en Allemagne."

Wenn jede Kritik gegen die Birch-Pfeiffer ein Pfeil gewesen wäre, es existirte von ihr schon längst kein Härchen mehr. Und wenn die Gegner nur die Gegner ihres Princips, nicht ihrer Erfolge gewesen, wenn sie nur bei dem Papier geblieben wären! Aber nein! Am Morgen der Aufführung eines Stückes ließ ihr der vormärzliche Polizeipräsident von Berlin, Herr v. M., sagen, daß eine Partei sich gebildet, mit der Absicht, das Stück am Abend auszupfeifen. Die Verfasserin möge sich dadurch nicht abschrecken lassen, es seien alle Verkehrungen dagegen getroffen worden. Es waren aber keine Verkehrungen nöthig. Das Stück war „Dorf und Stadt".

Unantastbar steht der Privatcharakter der „Verfasserin“ par excellence da. Wo es gilt, ein Talent, sei es in welcher Richtung, zur Geltung zu bringen, immer ist „die Mutter“ mit ihrer vielvermögenden Hand bereit und einen gar nicht unbedeutenden Theil ihrer Tantièmen verwendet sie auf Unterstützung hülfloser Menschen.

Machen wir jetzody der Dame einen Besuch. Wir staniren unter den Linden in Berlin. Von da bis zur Krausenstraße Nr. 70, Ecke der Friedrichsstraße, ist nicht mehr gar weit, und die zwei Treppen, freundlicher Leser, wirst Du auch noch steigen können. Also vorwärts!

Wir klingeln. Ein männlicher Kopf mit weißgrauem, vollem Haar und schwarzem Schnurrbart erscheint. Es ist Gustav, der geflügelte Merkur des Hauses, allen Besuchern desselben wohlbekannt. Gustav ist kein gewöhnlicher Diener, er vergißt zwar leicht, aber schadet nichts, er hat doch „Sinn für das Höhere“. Gustav steht mit allen Künstlerinnen, und deren kommen nicht wenige in ein Haus, aus dem so gute Rollen hervorgehen, auf dem besten Fuße und besitzt seine persönlichen Bekanntschaften alle in einem photographischen Album. Gustav servirt immer in Escarpins und ist glücklich, wenn die schöne K. eingeladen ist, um ihr aus lauter Verehrung in der Zerstreuung die Bratensauce auf das seidene Kleid zu schütten. Gustav ist auch der beste Beurtheiler dramatischer Neuigkeiten. Die Stücke seiner Herrin stehen ihm natürlich am höchsten.

„Haben Sie gestern das neue Stück gesehen, Gustav?“

„Zu dienen, Herr Doctor.“

„Wie war's?“

Gustav zuckt die Achseln, und das ist bedeutlich.

„Der Autor,“ meint er, „hat Talent — ein hübsches Talent, aber noch gar kein Geschick. Und dann bin ich eben nicht sehr portirt für Stücke mit weißer Wolle.“

„Was meinen Sie damit?“

„Nun, eben Stücke aus den alterthümlichen Zeiten, in denen die Inexpressibles noch nicht in der Mode waren und alle Leute in weißem langweiligem Wollenzeuge gingen.“

„Ah so!“

„Aber wenn es den Herren beliebt, die Frau Doctorin sind in ihrem Zimmer.“

Damit will Gustav sein ausdrücken, daß uns nicht der mit blauem Damast garnirte, mit exotischen Gewächsen, Statuen und Oelgemälden geschmückte große Salon zum Aufenthalte angewiesen wird, sondern daß uns die besondere Gunst zu Theil wird, von „Frau Doctorin“ in ihrem Arbeitszimmer empfangen zu werden.

Fürchte Dich nicht, mein freundlicher Leser und Begleiter, daß Dir eine hagere, lange Figur mit einem rothen, kühn um die Schultern drapirten Shawle, einer unaussprechlichen Coiffure und einem gelehrten Citate entgegentreten wird. Du kommst zu keinem Blaustrumpfe, sondern zu einer Frau, die nichts weniger als hager, in einem grünsaffianenen kleinen Lehnstuhle sitzt, die in ihrer äußeren Erscheinung jede Extravaganz sichtlich zu vermeiden scheint, ein graues Wollenkleid trägt, die natürlich und freundlich wie jeder andere wohlwollend gesinnte Mensch zu Dir spricht, bei Deinem Eintritt die Brille ablegt, bei der ersten Begrüßung vielleicht über Kopfweh oder sonst ein Uebel klagt, dann aber dieses vergessend die Unterhaltung voll frischen Humors weiter führt.

Das ganze Zimmer ist grün, grüne Tapeten, grüner Teppich, grüne Vorhänge, an den Wänden umher sind die Bilder von Collegen oder Freunden des Hauses angebracht. Unter Letzteren sehen wir Schönlein, den großen Arzt, den berühmten Rechtslehrer von Keller, umgeben vom Ansichten von Zürich, wo sich das Freundschaftsband mit diesen Männern geknüpft hat. Da ist auch eine Abbildung der königl. preußischen Dampfjacht „Grille“, welche von dem hochseligen Könige, dem besonderen Gönner der Verfasserin, bekanntlich ihren Namen nach dem Stücke derselben erhalten hat. Vor dem Schreibtisch baut sich eine andere Bilderwand auf, die besonderen Günstlinge aber haben ihren Platz auf dem Schreibtische selbst. Da ist die anmuthige Herzogin v. B., von ihr selbst geschenkt, die kleine Gosmann in verschiedenen Birch'schen Rollen, aus früheren Zeiten Charlotte von Hagen und an der Spitze aller Uebrigen die einzige Tochter der Schriftstellerin, die Hofgerichtsräthin v. H. in Freiburg, eine Frau von hoher geistiger Begabung. Auf diesem Schreibtisch, von welchem die Waise von Lowood, die Grille ꝛc. ausgegangen sind, liegen Manuscripte, Zeitungen, Bücher, fliegende Zettel, erbrochene Briefcouverts, Büchschen und Fläschchen aller Art wirr und zerstreut durcheinander, aber nur auf den ersten Anblick. Der zweite überzeugt uns, daß in dieser Unordnung die größte Ordnung ist. Jeder Zettel, jeder Streifen Papier hat seinen bestimmten Platz. Auf einem hochgesteckten Zettel sind die Namen der Atmosphempfänger des heutigen Tages oder derjenigen Personen aufgezeichnet, an die im Laufe des Tages Briefe geschrieben oder Aufträge bestellt werden müssen.

„Außer der trefflichen Herzogin von Orleans hat wohl noch keine Dame soviel Briefe geschrieben, wie Sie, Frau Doctorin?“

„Ja, wenn ich doch, wie die Liselotte von der Pfalz, immer nur an Freunde schreiben dürfte, aber so kommt eine Masse Dinge an mich heran, die mich innerlich gar nicht berühren. Und doch darf ich ein an mich gerichtetes Vertrauen nicht unerwidert lassen, und könnte ich darauf auch nur mit einem wohlwollenden Worte antworten. Bitte Sie, bin im Leben genug darüber gescholten worden, daß ich nicht unter die Classiker gegangen bin; welches Recht hätten die guten Leute erst, wenn ich auch noch unhöflich würde! Ich bin eine alte Frau, habe mich von Welt und Geselligkeit so ziemlich zurückgezogen, Arbeiten ist mir ein Bedürfniß, um so mehr, als ich nur fünf Stunden des Tages habe, von 5 bis 10 Uhr Abends, wo ich über meine Geister gebieten kann. Ich habe wieder etwas unter der Feder, aber wann ich es vollenden werde? — ich weiß es nicht. Vor Allem muß ich hinaus in die Sommerfrische. Wenn wir auch nur immer die Wirkungen unserer Sachen vorausbestimmen könnten! Wir arbeiteten um ein halb Theil so leicht. Aber mir ging es immer so, daß gerade die Sachen, auf die ich alles Vertrauen setzte, fehlschlugen, und andere Stücke, die ich Anstand nahm hinauszugeben, das meiste Glück gemacht haben. Das Publicum ist ein wunderlich Ding.“ Hier nimmt die Verfasserin aus einer kleinen, goldenen Dose eine Prise.

„Entschuldigen Sie, meine Herren, ich weiß zwar, daß Schnupfen für eine Frau ein großes Laster ist; Sie werden mir aber verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß dieses große Laster meinen Augen sehr wohl thut.“

Die kleine goldene Dose, aus der sie den Tabak nimmt, erregt durch ihre eigenthümliche Form unsere Aufmerksamkeit. Wir besehen sie näher, sie erregt unsere Bewunderung durch ihre wundervoll getriebene Arbeit.

„Die Arbeit ist auch nicht von heute,“ erklärt Frau Birch-Pfeiffer. „Diese Dose ist ein Geschenk Ludwig's XIV. an einen Vorfahren meines Mannes, einen Dänen, der in irgend einer diplomatischen Angelegenheit an den Hof von Versailles gesandt werden war.“

„Und diese Dose ist wohl auch das magische Medium, vermöge dessen es Ihnen so gut gelang, sich in die galante Zeit von Versailles zurückzuversetzen, die alte Maintenon und Ludwig XIV., Mazarin mit seinen Nichten zu belauschen und den slatternhaften Herzog von Richelieu auf seinen Liebesabenteuern zu verfolgen?“

„Vor Allem aber erhält sie mir den Tabak frisch, und das ist ihr erster Vorzug,“ ist die hündige Antwort der Verfasserin.

Wie viele interessante Menschen haben in diesen Räumen wohlwollende, wahrhaft mütterliche Aufnahme gefunden! Eine der bedeutendsten Erscheinungen auf diesem Boden war jedenfalls Jenny Lind, als sie zum ersten Male nach Berlin kam. Bekanntlich hatte Meyerbeer die berühmte Schwedin zur Aufführung seines Feldlagers nach Berlin kommen lassen.

„Meyerbeer,“ erzählte Frau Birch-Pfeiffer, „hatte mich gebeten, mich des Mädchens anzunehmen, vor Allem aber sie deutsch vocalisiren zu lehren, da sie bisher nur schwedisch und italienisch gesungen hatte. Meyerbeer brachte sie zu mir. Sie kam aus Paris, sah aber gar nicht nach Paris aus. Ein großer Hut, ein unscheinbares Kleid, und ein fast abgetragener Wollenshawl war ihre Pariser Toilette, und dabei benahm sie sich so ängstlich und eckig, daß ich wirklich nicht wußte, was ich aus diesem Wesen machen sollte. Meyerbeer wollte mich vor Allem ihre Stimme hören lassen, öffnete das Clavier und schlug die ersten Töne der Arie der Alice aus dem Robert an. So wie die ersten Töne erklangen, war dieses scheue, zurückhaltende Geschöpf plötzlich voller Leben und Feuer, legte rasch den Hut ab, warf den Shawl fort und sang nun die Arie mit jener wundervollen Engelsstimme, die schon nach den ersten Takten mir die Thränen aus den Augen lockte. Ich war, ehe ich die Stimme gehört, noch nicht entschlossen, ob ich die Verpflichtung übernehmen sollte, aber nun war ich keinen

Augenblick mehr in Zweifel, denn hier war nicht mehr von freiem Willen die Rede, hier zwang das Genie, welches Gott in diese jungfräuliche Seele gehaucht hatte. Ich wünschte allen unseren Künstlerinnen die Energie und Ausdauer in ihren Studien, wie sie dieselbe zarte Mädchen an den Tag legte. Ich studirte mit ihr die Norma, mit der sie musikalisch ganz fertig war, nur der deutsche Text machte ihr noch Schwierigkeiten, besonders die Stelle: „daß es zersplittere," in der sie mit ihrer weichen schwedischen Zunge die Schärfe des Wortes „zersplittere" nicht herausbringen konnte; sie sprach immer statt des z ein s, überhaupt das Wort ohne dessen markige, charakteristische Kraft. „Lassen wir es sein, liebe Jenny, es geht heute nicht, und ich muß in die Probe zur Marquise von Villette." Die Probe währte ohngefähr vier Stunden. Ich komme nach Hause, höre Clavier spielen, eine Singstimme und frage meine Leute: „Wer ist denn da?" — „Frl. Jenny," war die Antwort. — „Die ist wohl erst gekommen?" — „Nein, sie ist gar nicht weggewesen." — „Wie?" In demselben Augenblicke, wie ich das Zimmer betrete, kommt sie mir mit geharnischtem Schritt entgegen, faßt mit fast männlicher Kraft meinen Arm und schmettert mir die Stelle mit der vollsten Wucht und Schärfe entgegen. Sie hatte in diesen vier Stunden die einzige Stelle wohl an zweihundert Mal probirt. Hier in dieser Schatulle," damit deutete die Versserin auf einen rothsammetnen mit vergoldeter Bronze verzierten kleinen Kasten, „hier sind meine Diamanten, die Briefe Jenny Lind's und Mendelssohn Bartholdy's an mich. Letztere werden bald in einer Biographie Mendelssohn's im Druck erscheinen. Aber wundern Sie sich nicht, wenn ich vermeide, Musik zu hören, ich kann nicht mehr, ich habe das Größte, die Harmonie der Sphären von diesen beiden Menschen hier in diesem Zimmer gehört."

In diesem Augenblicke klopft es, und ein kleiner ältlicher Mann mit scharf geschnittenen Zügen und einer unendlichen Bescheidenheit im Auftreten tritt in's Zimmer.

Wir wollen uns entfernen.

„Bitte, bitte, bleiben die Herren, wir sind alte Freunde," spricht Frau Birch, auf den Herrn deutend, „und Ihnen wird es gewiß interessant sein, die Bekanntschaft eines berühmten Mannes zu machen. Meine Herren, Sie stehen dem Componisten des Robert und der Hugenotten gegenüber."

Der Eingetretene ist Giacomo Meyerbeer.

„Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen, liebe Freundin. Einem deutschen Hofe geht es à coutre-coeur, in meinem Nordstern einen Czaar betrunken auf der Bühne zu sehen. Es ist darum eine Aenderung der Situation im Texte nöthig, und diese bitte ich Sie mir zu machen. Sie verstehen es so vortrefflich, auf meine Intentionen einzugehen, viel besser als Scribe, der mir oft recht viele Schwierigkeiten machte." Nun erzählt der berühmte Componist einen komischen Vorfall, der ihm mit Scribe bei „Robert der Teufel" passirt war. „Sie kennen, meine Herren, vielleicht den ersten Act, wo die als Ritter auftretenden bösen Geister im Französischen die Textworte haben: „Nous le tenons". (Wir halten ihn.) Zu diesen drei Worten habe ich versucht, den infernalischen Triumph der bösen Geister in düsteren Klangfarben auszudrücken. „Was haben Sie da gemacht!" rief Scribe, der der Hauptprobe beiwohnte. „Den Triumphgesang der Hölle," antwortete ich. „Die Dämonen glauben jetzt Robert in ihrer Mitte zu haben." — „Mein Gott, ich habe mit dem „le" ja nicht Robert, sondern den Spielsatz gemeint," rief Scribe, der sich aber bald beruhigte, da er fand, daß die Sache in dieser Auffassung sich denn doch besser machte."

Die belebte Unterhaltung wird durch den eintretenden Gustav unterbrochen; dieser meldet den Herzog von K.

„Der Herzog?" ruft Frau Birch, ihre Toilette betrachtend. „Aber so muß Hoheit doch immer zu einer Zeit kommen, wo man für ihn nicht in Scene gesetzt ist. Nun gut, so mag sich Hoheit mit meiner Alltagserscheinung begnügen. Eine deutsche Schriftstellerin kann nicht, wie Madame de Staël, in Turban und Sammtschleppe am Schreibtische sitzen. Es soll mir eine besondere Ehre sein, Seine Hoheit zu empfangen," ruft sie dem abgehenden Gustav zu. „Morgen, lieber Freund," wendet sie sich an Meyerbeer, „sende ich Ihnen die Aenderung. Und Sie, meine Herren, werden mich entschuldigen. Fürsten sind verwöhnte Menschenkinder, und Kunst und Leben zwei verschiedene Dinge. Ich kann einen Fürsten wohl in einer Komödie bei einem Rendezvous, aber niemals vor meiner Wohnung in der Krausenstraße warten lassen. Leben Sie wohl und wiedersehen Sie das Vergnügen, welches mir Ihr Besuch gewährt hat."

Georg Horn.

Zur deutschen Flotte.*

Zur deutschen Flotte! tönt's durch's deutsche Land,
Und jede Brust erglüht in heil'gen Feuern,
Und opferfreudig bietet jede Hand
Die deutsche Steuer für das deutsche Steuern,
Die Grenzen fallen zwischen Süd und Nord,
Kein Hader mehr, kein brudermordend Schwärben,
Die alte Zwietracht stürzt sich über Bord,
Der Hauch der Einheit soll die Segel blähen:
Die deutsche Flotte sei in steter Wehre
Ein einig Deutschland auf dem weiten Meere!

Ehrwürdig Banner, ruhmvoll Schwarzrothgold,
Begraben einst in schmerzensreichen Tagen,
Empor sollst Du, zum Wimpelschmuck entrollt,
Der Auferstehung frohe Botschaft tragen,
Ob vielgefährt noch das zerrissne Land,
Du überragst sie hoch die Trennungszeichen,
Und hoffend sei der Blick zum Meer gewandt,
Die bunte Wirrnuß wird in Nacht verbleichen,
Wenn neuen Ruhm und frische Kraft gewannen
Die deutschen Farben auf den deutschen Tannen!

Nicht wehrlos ferner rollt der deutsche Strom,
Er trägt den Schutz in seinen eig'nen Wellen,
Und ungefährdet soll im deutschen Dom
Zum Himmel auf das deutsche Danklied schwellen,
Und wo die Schande deutscher Ehre droht,
Kein ferner Feind mag fratzes mehr sich wähnen,
Wir haben Bestes jetzt für deutsche Noth,
Als nur das Mittel unfruchtbarer Thränen:
Mit deutschen Schwertern werde nun gelungen
Das Lied von Schleswig-Holstein meerumschlungen!

Doch bahne sich der deutschen Flotte Kiel
Den Weg nicht nur durch blutgetränkte Wogen,
Mit schöner Fracht nach einem edlen Ziel,
Des Friedens Botin, komme sie gezogen,
Und wie dereinst, da ringsum dichte Nacht,
Zu wilden Völkern und auf öde Risse
Des deutschen Lichtes Segensstrahl gebracht
Der deutsche Bürger auf dem deutschen Schiffe:
So trage sie in alter Länder Mitte
Mit deutschem Fleiße auch die deutsche Sitte!

Andächt'gen Herzens stehen wir ihn an,
Dem Ruhm und Preis von Ewigkeit gebühren,
Er wolle sie als höchster Steuermann
Mit gutem Wind zu gutem Heile führen,
An diesem Werke, das wir ihm geweiht,
Bewähre sich die alte Huld auf's Neue,
Noch war er stets mit deutscher Frömmigkeit,
Mit deutschem Muthe und mit deutscher Treue:
Und so befehlen wir dem deutschen Gotte
Die deutsche Flagge und die deutsche Flotte!!

Albert Traeger.

* Bei einer zum Besten der deutschen Flotte in Elbing veranstalteten Aufführung gesprochen.

Das Bier.

Fränkische und baierische Lagerbiere.

Von Dr. Franz Töberiner.

Bei der gesteigerten Consumtion der Lagerbiere und der hieraus hervorgehenden volkswirthschaftlichen Bedeutung derselben, ferner bei dem Einfluß, welchen der verbreitete Genuß dieser Getränke auf die Sitten, Lebensweise und Thätigkeit ganzer Nationen ausüben muß, ist es jetzt an der Zeit, das Wesen der Bereitung der Lagerbiere in allgemeineren Kreisen bekannt zu machen, und dieses erscheint um so nöthiger, als nicht selten unter diesem Namen Flüssigkeiten producirt und verabreicht werden, deren Genuß unbedingt als der Gesundheit nachtheilig, dieselbe untergrabend, den Geist erschlaffend zu erklären ist.

Die Materialien für die Bereitung der Lagerbiere sind Wasser, Gerste und Hopfen, ersteres als Verflüssigungsmittel, die Gerste als stoffgebender Körper und der Hopfen theils als Würze, theils als Bedingniß für eine gewisse Dauerhaftigkeit der Biere.

Das Wasser, welches zum Brauen verwendet wird, darf nur geringe Spuren von fakigen und erdigen Körpern enthalten, damit durch diese die lösende Kraft auf die Gersten- oder vielmehr Malzbestandtheile möglichst wenig beeinträchtigt wird.

Die Gerste — wie überhaupt jede Getreideart — besteht der Hauptsache nach aus Stärkemehl und Kleber neben der Hülsenfasstanz und gewissen mineralischen Körpern. Kleber und Stärkemehl zeigen bei dem Zustand, wie sie in der Gerste enthalten sind, keine Wirkung auf einander. Tritt jedoch Feuchtigkeit hinzu, wie z. B. beim Einbringen der Gerste in die Ackerkrume, so wird der Keim belebt und der an der Basis derselben befindliche Kleber chemisch verändert. Unter anderen durch das beginnende Leben des Keimes aus dem Kleber erzeugten Producten ist eins besonders, das in Wasser lösbar ist und die merkwürdige Eigenschaft besitzt, das in Wasser unlösliche Stärkemehl je nach den Umständen in Traubenzucker oder in Gummi, die beide in Wasser löslich sind, zu verwandeln.

Dieses besondere Product aus dem Kleber wird bei Vorhandensein von Feuchtigkeit in allen Getreidearten gebildet und Diastas genannt. Es ist von der größten Wichtigkeit für alle diejenigen Operationen, in Folge deren aus mit Wasser vermischtem Stärkemehl oder irgend einem stärkemelhhaltigen Pflanzenkörper zuckerhaltige und für die weitige Gährung fähige Flüssigkeiten erzeugt werden. Das Diastas nämlich, in solche bis auf 60 bis 70 Grad C. erhitzte Gemische gebracht, ändert das Stärkemehl fast vollständig in Traubenzucker, bei einer niederen oder höheren Temperatur aber in Gummi um, wobei jenes nur in seinen Elementen umgesetzt, also keine Gewichtsveränderung veranlaßt wird, während bei der Zuckerbildung aus dem Stärkemehl zu den Elementen derselben noch Wasserelemente zu einem Ganzen zusammentreten. Die Bildung des Diastas aus dem Kleber der keimenden Getreidearten und sein Verhalten gegen Stärkemehl ist vor etwa dreißig Jahren ermittelt und alsbald technisch benutzt worden, um aus Stärkemehl eine concentrirte Traubenzuckerlösung darzustellen. Aber auch in der Brauerei haben die wissenschaftlichen Forschungen über Diastas einen großen Umschwung hervorgebracht, auf den wir später zurückkommen und hier nur bemerken wollen, daß dieser Umschwung nicht zum Besten der Bierconsumenten ausgefallen ist.

Bei der der eigentlichen Bierbereitung vorangehenden Umänderung der Gerste in Malz ist eben die Bildung von Diastas das Hauptmoment. Das Einweichen der Gerste in Wasser und das Uebereinanderlagern derselben in Haufen, wobei sich Wärme entwickelt, soll den Keim beleben und die rasche Bildung von Diastas veranlassen. Der Ueberhitzung der Gerste, wodurch das Diastas zerstört und sämmtliches Stärkemehl in Gummi verwandelt werden würde, beugt man durch Umschaufeln und größere Verbreitung, also Erniedrigung der Haufen vor. Erfahrungsmäßig ist bei einem gehörig geleiteten Malzen die größte Menge Diastas gebildet, wenn die Würzelfäserchen die Länge des Gerstenkorns bis ein Drittel darüber haben. Die weitere Entwicklung derselben und des Blattriebes wird nun durch schnelles Trocknen an der Luft (Luftmalz) oder auf der erhitzten Darre (Darrmalz) unterbrochen.

Während des Keimens der Gerste bereits wirkt das sich bildende Diastas auf einen Theil des Stärkemehls verändernd; es entsteht neben etwas Gummi viel Traubenzucker, weshalb ein gut bereitetes Malz einen auffallend süßen Geschmack besitzt. Die durchgreifende Umsetzung des Stärkemehls findet aber beim Einmaischen des Malzes statt. Diese erste Operation der eigentlichen Bierbereitung besteht darin, daß das gereinigte und geschrotene Malz filtrirt mit lauwarmem Wasser angeteigt und dann der Teig mit Wasser von etwa 52 bis 54 Grad C. Temperatur vermischt wird. Die richtige Maische zeigt nun 60 bis 66 Grad C. Wärme und wird hierbei unter Umrühren und Nachgießen heißen Wassers so lange erhalten, bis die zwischen den Hülsen befindliche Flüssigkeit voll und rein süß schmeckend geworden und das Stärkemehl verschwunden ist.

Von den beiden Umänderungsproducten des Stärkemehls durch Diastas ist nur der Traubenzucker der weinigen Gährung, d. h. bei einer geeigneten Temperatur und unter Gegenwart von Wasser und Hefen des Zerfallens in Weingeist und Kohlensäure fähig, während das Gummi, wenn nur eben die Bedingungen der Weingährung vorhanden sind, keine Veränderung erleidet. Ist in einer gegebenen Quantität Malzes durch vorgängig geleitetes Einmaischen das vorhandene Stärkemehl möglichst nur in Traubenzucker verwandelt worden, so muß bei gehöriger Ausgährung ein weingeistreicheres und deshalb mehr berauschend wirkendes Bier resultiren, als wenn unter gleichen Gewichtsverhältnissen von Malz und Wasser bei der Einmaischung zugleich ein wesentlicher Theil des Stärkemehls in Gummi verwandelt worden ist. Wir wissen, daß das Gummi ein erwärmender, d. h. für die Respirationsthätigkeit wirkender Nahrungsstoff ist. Dasselbe wird nun nach Liebig's Vorgang auch von dem Weingeist behauptet, und es würde dann, wenn die Behauptung wahr ist, diejenige Menge des Weingeistes, welche im Proceß der Gährung erzeugt wird, denselben Nahrungswerth haben, wie die zu ihrer Bildung erforderliche Zuckermantität, oder wie diejenige Menge Gummi, welche statt des Zuckers bei der Einmaischung des Malzes gebildet worden ist. Gegen die Nahrungsfähigkeit des Weingeistes im Bier spricht aber die allgemeine Erfahrung, daß man sich nach dem Genuß eines körperreichen, d. h. eines stark gummihaltigen Bieres weit gesättigter fühlt, als nach dem von weingeistreichem Bier mit geringem Gummigehalt. Bier der letzteren Art wirkt zwar berauschender, verursacht aber bei einem nicht ganz mäßigen Genuß Schwächung der Verdauungsorgane, Eingenommenheit des Kopfes und die daraus entstehenden Uebel, bei fortgesetztem stärkerem Genuß aber noch weit gefährlichere Krankheitszustände, wodurch der Körperzustand und die Geistesthätigkeit gänzlich untergraben wird. Ein nicht unbedeutender Gehalt von Gummi scheint zur normalen Beschaffenheit eines guten Bieres zu gehören, denn er tritt den absprannenden Wirkungen des Weingeistes entgegen, beschäftigt die Verdauungsorgane und wirkt dadurch erwärmend.

Diese letzteren Eigenschaften sind es gerade, welche die fränkischen und baierischen Biere so zuträglich machten und ihnen eine so bereitende Verbreitung gaben. Diese Biere waren und sind zum Theil noch durch Erfahrung gesundene und als zweckmäßig sich zeigende Gemische von Weingeist und Gummi mit gewissen Malzbestandtheilen (unter denen die Erdsalze eine für die allgemeinere Nahrungsfähigkeit des Bieres nicht unwichtige Rolle spielen), und den aus dem Hopfen gezogenen Stoffen in Wasser gelöst. Da selbst bei der vorsichtigsten Leitung des Einmaischens die Bildung von Gummi unvermeidlich, aber ein gleichmäßiges Verhältniß zwischen diesem und dem gleichzeitig erzeugten Traubenzucker bei wiederholten Einmaischungsarbeiten nicht zu erzielen ist, so suchten die fränkischen und baierischen Brauer ein annähernd gleichmäßiges Verhältniß zwischen Gummi und Zucker dadurch zu erzielen, daß sie in einem Theil, gewöhnlich einem Drittel des Maischguntes, d. h. des mit lauwarmem Wasser angerührten und nachher mit heißem Wasser vermischten Malzschrotes, durch sofortiges Erhitzen bis zum Sieden die Bildung des Gummi's vorwalten ließen, dagegen die übrigen zwei Drittel des Maischgutes so behandelten, daß aus dem Stärkemehl fast nur Zucker gebildet wurde, worauf beide Theile wieder vereinigt und weiter bearbeitet wurden. Sind beide Theile des Maischgutes zweckmäßig behandelt worden, so kann man darauf rechnen, daß die Umänderungsproducte des Stärkemehls in der

erhaltenen Flüssigkeit nahezu aus ein Drittel Gummi und zwei Drittel Traubenzucker bestehen und daß diese selbst bei weiterer gehöriger Behandlung ein Getränk giebt, das allen Anforderungen entspricht, die an ein gutes baierisches Lagerbier zu stellen sind.

Aber nicht alle chemischen Erfahrungen werden in der Technik zum allgemeinen Besten benutzt, sondern viele derselben auch von Einzelnen im Eigeninteresse zum Nachtheil der Mitmenschen und des Gemeinwohles ausgebeutet. Die Veränderungen in der Methode der Bereitung der Lagerbiere in vielen Brauereien, wie sie seit einer Reihe von Jahren wahrnehmbar sind, geben dafür ein auffallendes Beispiel und rechtfertigen, wenn auch nicht in der vollen Ausdehnung, eine neuerdings in einem Correspondenzartikel der Nadebenger Zeitung gelegentlich der Besprechung in den baierischen Kammerverhandlungen über die Beibehaltung oder Aufhebung der Biersteuer gemachte Bemerkung, dahin lautend: „in Baiern sei allgemeine Ansicht, daß seit der Zeit, wo die Bauer Chemie treiben, kein gutes Bier mehr gebraut werde.“ Die Entdeckung des Diastas im Malz und die, daß es nur bei einer begrenzten Temperatur das Stärkemehl in Traubenzucker verwandele, und die Erfahrung, daß die im Malz enthaltene Menge desselben im Stande ist, die zehnmal größere Quantität Stärkemehls, als im Malz enthalten, in Traubenzucker zu verwandeln, wurden von vielen Brauern Baierns und anderer Länder benutzt, um mit einem geringeren Aufwand von (bekanntlich der Besteuerung unterliegendem) Malz ein gleich weingeistreiches oder aus der herkömmlich gebräuchlichen Quantität Malzes und Wassers ein weingeistreicheres, deshalb dauerhafteres, ansehnend kräftigeres Bier zu erzielen. Denn es wird nicht allein jetzt häufig das Einmaischen so geleitet, daß eine möglichst geringe Menge von Gummi entsteht, sondern auch nicht selten, besonders bei hohen Gerstenpreisen, weniger Malz genommen und dagegen das Minus von diesem durch Zusatz von Stärkemehl oder stärkemehlhaltigen Pflanzentheilen verschiedener Art ausgeglichen. Letztere Nachhülfe übt aber einen wesentlichen Einfluß auf die Menge der mineralischen Bestandtheile des Bieres aus. Diese sind, weil sie aus phosphorsauren und anderen Salzen bestehen, die zur Bildung der Knochensubstanz und zur normalen Zusammensetzung gewisser thierischer Flüssigkeiten und Secretionen dienen, gewiß von hoher Bedeutung auf die allgemeinere Nahrungsfähigkeit des Bieres; ihr Gehalt muß in diesem geringer werden, wenn bei seiner Bereitung statt einer Quantität Malzes ein entsprechendes Verhältniß von Stärkemehl verwendet worden, und ein so dargestelltes Bier kann, selbst wenn bei der Einmaischung die gehörige Rücksicht auf die Bildung von Gummi genommen worden ist, nicht in dem Maße den allgemeinen Nahrungszwecken entsprechen, wie ein aus der gehörigen Quantität Malzes bereitetes Bier.

Ueber die übrigen Operationen beim Brauen der Lagerbiere können wir uns kürzer auslassen. Nachdem die Bildung des Gummi's und Zuckers in dem Maischgut beendigt ist, wird die Flüssigkeit, entweder nach Beseitigung der Malzhülsen oder auch mit diesen, längere Zeit im Kochen erhalten. Dadurch bezweckt man eines Theiles das Verdunsten des überschüssigen Wassers, anderen Theiles aber das Unlöslichwerden und Gerinnen der aus dem Malz ausgezogenen Kleber- und eiweißartigen Stoffe. Die von diesen Stoffen und den Hülsen durch Seihen geschiedene Flüssigkeit heißt die Würze und besitzt einen angenehm süßen, malzartigen Geschmack. Um nun aus ihr ein haltbares und wohlschmeckendes Bier zu erhalten, wird sie entweder siedend heiß auf eine bestimmte Quantität Hopfens gegossen oder auch damit kürzere oder längere Zeit gekocht. Der Hopfen enthält an ansziehbaren Theilen Gerbstoff, einen harzartigen Bitterstoff, ein flüchtiges aromatisches Oel und einen schwach narkotischen Stoff; ersterer befördert die Klärung der Würze, der Bitterstoff und das ätherische Oel bedingen den bitter-aromatischen Geschmack und eine begrenzte Haltbarkeit des Bieres, und durch letzteren erhält es eine sehr schwache narkotische Wirkung. Da, wo die Würze mit dem Hopfen gekocht wird, geht ein Theil des ätherischen Oeles durch Verdunstung verloren, so wie auch durch die atmosphärischen Einflüsse eine Zersetzung des narkotischen Stoffes erfolgt, so daß dadurch die reizenden Wirkungen des Bieres zum Theil, die narkotischen fast gänzlich oder durchaus verschwinden.

Der gute kräftige Hopfen, als ein zu Zeiten sehr theueres Biermaterial, wird nicht selten durch verlegene oder an und für sich schwache Waare oder andere bitter-aromatische Pflanzenkörper (Enziawurzel, Galgant, Koriander, Cardamomen, Fichtenſprossen, Bitterklee, Wermuth, Aloë u. s. w.) oder durch ein Kunstproduct (Pikrinsäure) ersetzt. Ist ein derartiges Surrogat bei dem hohen Preis, der für die Lagerbiere gezahlt wird, nicht zu entschuldigen und gegen das Publicum ein Vergehen, so ist noch weniger der in einigen Brauereien gemuthmaßte Zusatz von scharf narkotischen Stoffen (Kokkelskörnern, Krähenaugen) zu entschuldigen und beim Nachweis als ein Verbrechen gegen das allgemeine Volkswohl nicht hart genug zu bestrafen.

Die Schlußoperation bei der Brauerei der Lager- und aller übrigen Biere ist die Gährung. Die gehopfte Würze wird zur möglichsten Abkaltung atmosphärischer, in der Wärme gesteigerter Einflüsse so rasch wie möglich abgekühlt, was auf dem Kühlschiff geschieht, und, wenn bei Erzielung von Lagerbieren die Temperatur auf 7 bis 10° C. gesunken ist, auf die in gleich kühlen Räumen aufgestellten Gährbottiche gebracht, wo man sie mit der zur vollständigen Ausgährung nöthigen Menge Hefen vermischt und das Ganze sich überlässt. Die Biergährung ist eine weinige Gährung und besteht in der durch die Hefen veranlaßten Zerlegung des gelösten Traubenzuckers in Weingeist und Kohlensäure. Der Weingeist löst sich gänzlich in der Flüssigkeit, während die Kohlensäure wegen ihrer luftförmigen Beschaffenheit zum größten Theil entweicht; sie bedingt das Aufsteigen von Luftblasen, welche anfänglich Hefen und andere trübende Theile mit in die Höhe reißen und diese auf der Oberfläche als einen mannigfaltig gestalteten Schaum schwimmend erhalten, bis dieser bei langsamer vor sich gehender Gährung wieder zu Boden sinkt und die feg. Unterhefe darstellt. Ist die Gährung anscheinend beendigt, so kommt das gegohrne Gut auf in kühlen Kellern befindliche große Lagerfässer, wo die feg. Nachgährung und die vollständige Klärung des Bieres vor sich geht und dasselbe nach einigen Monaten für den Genuß und zum Versandt reif ist.

Möge sich nach diesen Erläuterungen und Erfahrungen, die zum Theil auf eigene Anschauungen der Art der Lagerbierbereitung in vielen Brauereien verschiedener Länder und auf die Prüfung ihrer Fabrikate durch den Geschmacksinn und die mit ihrem Genuß verbundenen Folgen begründet sind, jeder Trinker des Lagerbieres seine Folgerungen machen und danach prüfen, welche Art derselben seinem Gesundheitszustand zuträglich ist oder nicht. Mögen aber auch die Brauereibesitzer, welche eins der lohnendsten Geschäfte betreiben, ihren wahren mit dem Interesse des Publicums zusammenfallenden Vortheil bedenken und demselben nur ein gutes, den allgemeinen Nahrungszwecken entsprechendes und deßhalb kräftigendes Bier bieten, welches getrunken und empfohlen werden kann. Mögen endlich diejenigen Brauer, welche Biere mit scharf narkotischen Stoffen verfertigen, ihr Gewissen durch Aufgebung dieses schändlichen Zusatzes erleichtern, wenn dieses überhaupt noch möglich ist, und bedenken, daß endlich doch der Tag der harten Verantwortung kommen muß, wenn sie ihr verbrecherisches Verfahren nicht aufgeben.

Das wilde Kanin und sein Todfeind.

Das wilde Kanin erreicht bekanntlich kaum die Größe seines zahmen Collegen, von dem es sich wesentlich nur durch sein derberes Naturell und die unveränderliche, hasenähnliche Färbung unterscheidet. Setzt man zahme Kanin im Freien aus, so verwildern diese unter günstigen Umständen rasch und sind nach Verlauf einiger Generationen der wilden Race wieder völlig gleich.

Da das wilde Kanin die bekannte Färbung des Ober- und Unterkörpers, selbst die schwarz weiße Zeichnung des kurzen Schwänzchens (Blume) mit dem Hasen gemein hat, so ist es gar nichts Seltenes, daß ein halbwüchsiger Hase von Jagdliebhabern für ein altes Kanin angesehen und todtgeschossen wird. Bei einiger Uebung erkennt man indeß ein Kanin selbst in voller Flucht leicht an der grauern Farbe, an den kurzen Löffeln und besonders an seiner eigenthümlich hastigen und niedern Gangart, welche durch seinen gedrungenern Körperbau und die Kürze der Hinterläufe bedingt ist. Wesentliche Unterscheidungszeichen sind außerdem: der Mangel des

schwarzen Entfleckes an den kurzen, fast nackten Löffeln des Kamins und der glotzende Ausdruck des großen, lebhaftschwarzen Auges. Die Wolle ist kürzer und dichter, die Haut eher der Balg weit fester und zäher als beim Hasen, wie dies schon seine abweichende Lebensart erfordert.

Zu den besondern Eigenheiten des wilden Kanins gehört das Ausscharren zahlloser kleiner Grübchen in der Nähe des Baues und auf den Weideplätzen, ferner das bekannte Warnungszeichen, (Klopfen, Stuppen), wobei das hemmungslose Kanin den Hintertheil mit einem heftigen Ruck auf die Sohlen der Hinterläufe niederschnellt, so daß ein lauter, klappender Schall entsteht. Wird dieses Klopfen innerhalb des Baues fortgesetzt, so hört man nur einen dumpfgebrochenen Ton, als ob jemand tief unten mit einem Hammer arbeitete, und manchen einsamen Spaziergänger hat dieses regelmäßige, unterirdische Pochen Anlaß zu den wunderlichsten Vermuthungen gegeben.

Als abgefagter Feind der Nässe und Kälte siedelt sich das Kanin am liebsten in einem sand- oder mergelhaltigen Hügellande an. Ob das fragliche Terrain mit Laub- oder Nadelholz bestanden, mit Heide, Ginster und Dornbüschen überwachsen oder völlig kahl ist, bleibt ganz unwesentlich, sobald der Boden nur warmgründig und gute Weide in der Nähe ist. Bei der Anlage seiner Baue befolgt es kein festes System, sondern richtet sich hierin ganz nach den örtlichen Verhältnissen. Wesentlich besteht jeder Bau in mehreren engen Ein- und Ausgangsröhren, welche oft zweigartig verbunden in der etwas erweiterten Kammer zusammentreffen. Auf kahlen Plätzen trifft man mitunter Hauptbaue von 20 bis 30 Röhren und mehreren Kammern, zu denen noch besondere senkrechte Fallröhren führen. Dagegen findet man in jungen Nadelholzculturen oft eine Unzahl kleiner Baue von 2—3 Röhren ohne jeden Zusammenhang über das ganze Terrain zerstreut. Nicht selten quartiert sich das wilde Kanin bei dem Dachse ein und lebt mit dem harmlosen Grimbart auf ganz vertrautem Fuße. Auffallender ist schon das Factum, daß auch Flüchse und Kaninchen zeitweilig ein und denselben Bau bewohnen, wie Referent mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Nähe des Menschen scheut es weniger als jede andere Wildart, es dringt bis in die Vorstädte und siedelt sich selbst auf geräuschvollen Holzschneidereien und Lagerplätzen an, um von dort aus die umliegenden Gemüsegärten zu plündern. Von einem nähern gesellschaftlichen Verbande der Kaninchen* ist bei den hiesigen Lapins keine Spur zu entdecken; zur Winterzeit ziehen sie sich allerdings mehr in die Nähe der größern Hauptbaue, allein mit Einbruch des Frühjahrs zerstreut sich die ganze Sippschaft, mit Ausnahme einiger alten lebensmüden Rammler, wieder in den umliegenden Getreidefeldern und Rapsbreiten.

In Revieren, wo dem Kanin wenig nachgestellt wird, pflegt es den ganzen Tag über in der Nähe seines Baues, von dem es sich niemals weit entfernt, herum zu hocken. Die eigentlichen Weideplätze besucht es indessen erst gegen Abend und zwar weit früher, als der furchtsamere Hase. Eben so kehrt es Morgens später zurück und sitzt dann oft noch stundenlang an den Waldrändern und Ackerfurchen, um sich zu sonnen und vom nächtlichen Thau zu trocknen. Nach einem warmen Gewitterregen sieht man das Kanin oft schon mehrere Stunden vor Sonnenuntergang auf der Saat oder im jungen Klee sitzen, so unbeweglich, daß es in einiger Entfernung schwer von einem Erdklumpen zu unterscheiden ist. Jetzt deckelt es einige Schritte vorwärts, sichert nochmals und bengt dann rasch den Kopf zur Erde, um in aller Eile ein Mündchen voll Klee abzurupfen. Im nächsten Moment sitzt es wieder aufrecht und unbeweglich mit stramm aufgereckten Löffeln auf jedes Geräusch horchend, während die großen schwarzen Lichter ängstlich nach allen Seiten umherspähen und das stumpfe Näschen sich unter beständigem Schnüffeln langsam auf und nieder schiebt. Dabei wackelt der lange, abgebissene Kleestengel, den es wie eine Cigarre im Munde hält, unaufhörlich und verschwindet allmählich zwischen seinen beweglichen Lippen.

Bei der leidigen Gewohnheit des wilden Kanins, auf dem gewählten Weideplatz hartnäckig zu beharren und hier ein rundes Plätzchen neben dem andern kahl abzufressen, scharet es natürlich weit mehr, als der unherstreifende, überall naschende Hase. Den Producten der Gartenculture giebt es zu jeder Jahreszeit den Vorzug vor den gröbern Früchten des weiten Feldes und ist besonders lüstern nach den ersten Blättern der jungen Stangenbohnen, doch verschmäht es auch junge Erbsen, Blumenkohl und andere Gottesgaben nicht. Man pflegt daher in Gemüsegärten einige weiß getünchte Dachziegel in Giebelform aufzustellen, welche das argwöhnische Kanin, als vermeintliche Fallen, eine Zeitlang respectirt. Im Winter besucht es die Kohlgärten und scharrt unter dem Schnee nach der jungen Saat. Was es im Wald und an den Hecken zur Nahrung auffucht, ist nicht der Rede werth, und wenn der Werth eines Kanins etwa 7—8 Groschen beträgt, so kann sich der Schaden, den es unter Umständen im Laufe eines Jahres anzurichten vermag, auf eben so viel Thaler belaufen.

Seine Fruchtbarkeit ist bekannt, beinahe berüchtigt. Schon um Mariä Lichtmeß, wenn kaum der erste Staar mit lustigem Pfeifen seine Ankunft verkündete, haben sich unter den leichtsinnigen Kaninchenmännlingen bereits die heftigsten Kämpfe um den Besitz einer Geliebten entsponnen. In jungen Schlagdickungen an sogenannten Sommerwegen sieht man sie dann oft bei hellem Tage sich unter Knurren, Beißen und Quieken herumjagen und balgen, wobei sie mitunter hoch über den Boden gegeneinander springen, daß die Wolle davon stäubt. Ueber die Dauer der Ehebündnisse, die gegenseitige Treue der Gatten und ihr Verhältniß zu den übrigen Cokonisten fehlen noch zuverlässige Beobachtungen, doch läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß hier etwa dieselben Principien Geltung haben, welche an den Ufern des Saalsee's eingeführt sind. Noch betrübender für den Moralisten ist die grausame Manie der Kaninchenwäter, ihren eigenen neugeborenen Kindern nach dem Leben zu trachten, resp. dieselben roh zu verzehren! — eine Erscheinung, welche auch bei zahmen Kaninchen und Hauskatzen hin und wieder zu Tage tritt.

Um derartigen Calamitäten vorzubeugen, fondert sich das trächtige Weibchen bei Zeiten von der übrigen Gesellschaft ab und schlägt an entlegenen Orten sein Wochenbett auf. Es gräbt für diesen Zweck eine enge Röhre, deren Kammer mit der eigenen ausgerupften Bauchwolle feiermeisig und warm ausgefüttert wird. Beim Forsgehen versäumt das Weibchen niemals, den Eingang mit Moos, trockenem Laub, Gras und Erde dicht zu verstopfen. Derartige Mutterbaue trifft man nicht selten an den abschüssigen Hängen lebhafter Fahrstraßen und Hohlwege, oft aber auch an ganz ungewöhnlichen Orten. So fand einer meiner Bekannten einen Satz junger Kanin in seinem Blumengarten und zwar unter der schmalen Einfassung eines Rosenbeetes, kaum drei Finger breit unter der Erde. Die Zahl der Jungen beträgt 4—10, sie sind in der ersten Lebensperiode, wie junge Hunde und Katzen, völlig blind und hilflos, werden aber schon in der dritten Woche von der Mutter in einen größern Bau oder in's Kornfeld zu den Uebrigen geführt. Die kleinen, lugelrunden Dinger sind nun schon unglaublich behende und selbstständig, die Mutter bekümmert sich nicht weiter um sie, denn diese ist insgemeinen bereits ein neues Verhältniß eingegangen und setzt dieses Geschäft mit bekannter Fruchtbarkeit tief in den Herbst hinein fort. — Man hat berechnet, daß ein einziges Kaninchenpaar sich binnen 4 Jahren bis auf 1,274,800 Stück vermehren würde, falls jedes Individuum am Leben bliebe. Glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und auch der übermäßigen Vermehrung des Kanins hat die Natur nicht allein durch die Mordlust einzelner Rammler die nöthige Grenze gesteckt. Nasse Sommer und schneereiche Winter beschränken ihre Ausbreitung bedeutend, und eine tödtliche Seuche, die in manchen Gegenden periodisch wiederzukehren scheint, rafft oft ganze Colonien hinweg. Ueberdem arbeitet eine Unzahl von Feinden unaufhörlich an der Verminderung seines Geschlechtes und würde dasselbe längst vom Erdboden vertilgt haben, wenn das wehrlose Geschöpf diese andauernden Niederlagen nicht durch seine gewaltige Productionskraft auszugleichen könnte. —

Die Zahl seiner Feinde ist in der That Legion! — Bei der Wehrzahl unserer Jäger rangirt das wilde Kanin etwa wie Habicht und Wiesel, man macht keine besondere Jagd darauf, schenkt ihm aber zu seiner Jahreszeit einen Schuß, wo es sich nur blicken läßt, denn eines gesetzlichen Schutzes in Betreff der Setz- und Hegezeit hat das Kanin sich unsers Wissens nirgends zu erfreuen. Dagegen glaubt ihm der Wildreich und der schlingen-

* Es ist in dieser Beziehung viel gefabelt worden. Man spricht z. B. von der Oberherrschaft eines Patriarchen in Form des ältesten Rammlers und rühmt die Subordination, Verträglichkeit und Anhänglichkeit der kleinen Colonisten! — Ein spaßhafter Franzose will sogar beobachtet haben, daß ein krankes Kanin von seinen Cameraden sorgsam verpflegt und ihm regelmäßig ein Mäuschen voll Gras zugetragen wurde! —

stellende Bauernjunge eine besondere Aufmerksamkeit widmen zu müssen. Außer dem Dorfspitz, Hirtenhund und der Feldkatze stellt ihm das ganze Heer des haarigen und gefiederten Raubzeuges mit Leidenschaft nach, selbst Krähen und Elstern stoßen auf junge oder verwundete Kaninchen, wo sie ihrer ansichtig werden. Meister Reinele legt sich meistens an Hecken und Waldrändern in der Nähe der schmalen Pfädchen (Gänge, Wechsel), auf denen das Kanin Abends zur Weide rückt, in Hinterhalt und erwischt seine Beute im Sprunge. Dagegen nimmt er wenig Notiz von ihm, sobald es einmal im Freien angelangt oder seiner ansichtig geworden ist. Ebensowenig fällt es ihm ein, dem Kanin durch mühseliges Nachscharren in seine enge Behausung zu folgen, er müßte denn Schweiß oder einen Satz hütteloser Junger wittern. Bei hohem Schnee erhascht er indeß auch manches Kanin im freien Felde nach einer kurzen Hetze, sobald er ihm den Rückweg zum Bau abschneiden kann. Der eigentliche Todfeind des Kanins aber ist der Iltis, welcher vermöge seines schmächtigen Körperbaues besähigt ist, die innersten Schlupfwinkel eines Kaninbaues zu durchstöbern. Bei seiner Ankunft stürzt Jung und Alt in blinder Verwirrung durcheinander und in rasender Hast den Ausgängen zu.

Das Frettchen.

Der Jäger hat dieses eigenthümliche Verhalten beider Thierarten zu benutzen gewußt, indem er einen nahen Blutsverwandten des Iltis — das Frettchen — zähmte und zum Herausjagen der Kanin verwendet.

Das Frettchen (Mustela furo) verhält sich zum Iltis etwa wie die weiße Maus zu unsrer Hausmaus, denn es ist nichts weiter als ein Kakerlake vom Iltis, von dem es sich wesentlich nur durch seine schmutzig weiße oder isabellgelbe Farbe und das kürzere Haar unterscheidet. Das Auge ist matt rosenroth, Haut und Nägel horn- oder fleischfarbig. Wie der Iltis, so ist auch das Frettchen höchst ungeschickt im Klettern, dagegen Meister im Kriechen und Schlüpfen auf dem Boden und so geschmeidig in allen Bewegungen, daß ein Engländer meiner Bekanntschaft es als ein sehr biegsames Thier oder ein Thier ohne Knochen bezeichnete. Man hält das Frettchen in großen Drahtkäfigen oder dichten Kammern, und giebt ihm ein weich gefüttertes Körbchen zur Schlafstelle, welches durch einen beutelartigen Ueberzug geschlossen werden kann, denn in diesem Körbchen wird es auch zur Jagd geführt. Das gewöhnliche Futter besteht in Weißbrod und Milch, zur Abwechslung erhält es dann und wann ein rohes Ei, einen frisch getödteten Vogel und während der Jagd die Augen der erlegten Kaninchen, nach denen es merkwürdiger Weise besonders lüstern ist. In Folge der vorherrschend vegetabilischen Fütterung ist seine Ausdünstung weniger penetrant, als dies beim Iltis unter Umständen der Fall sein kann, indessen immer unangenehm genug. An Dummdreistigkeit, Lichtscheu, Mordlust und Schlaffucht steht es dem Iltis wenig nach, und die Anhänglichkeit an seinen Wärter äußert sich höchstens dadurch, daß es denselben nur ausnahmsweise beißt. Aus letzterm Grunde, wie auch, um ihm das Exgreifen eines Kanins im Bau zu erschweren, pflegt man ihm in der Jugend die untern Fangzähne abzubrechen. Von einer Dressur ist nicht die Rede, das Frett durchkreucht aus angeborenem Triebe, wie ein Dachshund, den Bau und kehrt aus Langeweile, Hunger oder Bequemlichkeitsliebe zu seinem gewohnten Körbchen zurück, ohne sich weiter um seinen Herrn zu bekümmern.

Will man mit dem Frett auf einem Kaninbau operiren, so werden zunächst alle kleinen Nebenröhren aufgesucht und verstopft, worauf man die gangbarsten Hauptröhren mit kleinen, glockenförmigen Garnen (*Kaninhauben), die sich hinter dem einspringenden Kanin wie ein Strickbeutel zusammenschnüren, überdeckt. * Da nun aber nur ein Kaninchen zur Zeit gefangen werden kann und nicht selten mehrere hintereinander aus ein und derselben Röhre stüchten, so pflegt man einige Schützen um den Bau aufzustellen, welche die dem Garn entronnenen Kanin niederdonnern oder auch — vorbeischießen. Zu diesem Zweck formirt die Jagdgesellschaft einen Kreis um den Bau und jedes Mitglied verpflichtet sich, nicht früher zu schießen, bis das Kanin die Schützenlinie passirt ist. Derjenige, welcher das Frettchen beaufsichtigt, wird im Centrum des Kreises postirt, wo er sämmtliche Röhren überstehen kann; er führt kein Gewehr, denn er hat außer der Ueberwachung des Frettchens noch das Auslösen der gefangenen Kaninchen zu übernehmen, welches niemals Sache der Schützen sein darf. In dieser Weise wird man gewiß die bei derartigen Jagden so leicht entstehenden Unglücksfälle am einfachsten vermeiden.

Die Röhren sind nunmehr mit den Garnen belegt, das Frettchen durchschleicht mordlustig die innersten Tiefen des Baues, während die Schützen in erwartungsvoller Spannung der Dinge harren, die da kommen werden. Nach einer Weile glaubt der Jagdhüter, welcher horchend mit dem Ohr am Boden liegt, ein Geräusch in der Unterwelt zu vernehmen und benachrichtigt den nächsten Schützen durch einen bedeutungsvollen Wink. Jetzt hört man das heftige, warnende Klopfen eines Kanins und bald darauf ein dumpfes Gepolter und Gedränge, worauf abermals tiefe Stille folgt. Hui! — da fährt plötzlich ein alter Rammler aus der Hauptröhre und mit solcher Behemenz in das tückische Garn, daß er mit demselben hoch empor schnellt, so weit es die Länge der Zugschnur erlaubt. Der Arme zappelt gewaltig, allein seine Anstrengungen dienen nur dazu, das Garn noch enger zusammenzuschnüren, und so liegt er bald, jeder Bewegung unfähig, am Boden, ein regungsloser, runder Ballen. — Ein zweites Kanin erscheint jetzt in der freigewordenen Röhre, es fährt mit einem Hakensprung quer über seinen gefangenen Cameraden hinweg, allein kaum hat es den Kreis der Schützen passirt, so krachen u tempo mehrere Schüsse, und tödlich getroffen taumelt es radschlagend den Hügel hinab, bald den Rücken, bald den blendendweißen Bauch emporkehrend.

Jetzt wird es auch an den übrigen Röhren lebendig, hier und dort schnellt ein vom Garn umstricktes Kanin zappelnd empor, der Jagdhüter hat alle Hände voll zu thun, die Gefangnen auszulösen, in einen Sack zu stecken und die Garne rasch wieder aufzustellen. Dazwischen kracht es nach allen Seiten, und ein alter steifer Hühnerhund entwickelt eine merkwürdige Thätigkeit im Apportiren der Todten und Blessirten. Endlich verstummt die Kanonade, der Bau ist leer, und nun kommt auch unser Frettchen wieder zum Vor-

* Ein Dutzend dieser Hauben ist meistens ausreichend. Jede Haube hat bei 2 Fuß Länge etwa 3 Fuß im Umfange und wird aus feinem Bindfaden in einfälligen Maschen glockenförmig gestrickt. Die 5—6 Fuß lange Zugschnure wird durch die Maschen der obern Einfassung ringsum gezogen. Beim Aufstellen der Garne ist zu beachten, daß dieselben nicht zu straff über den Röhren ausgespannt werden und keine Lücke zwischen dem untern Rand und dem Boden sichtbar ist. Um das Garn in seiner Stellung zu erhalten, steckt man einige Heftel rings um den Rand und drückt diese locker in's Erdreich. Dagegen wird die Zugschnur fest um den nächsten Ast, Wurzel oder dergl. geschlungen.

schein. Vom hellen Sonnenlicht geblendet steht es unschlüssig in der dunkeln Röhre, den langen Hals hin und her reckend. Es ist augenscheinlich höchst unzufrieden mit dem Ausgang der Affaire, denn es hat bis jetzt nur das Nachsehen gehabt und kann gar nicht begreifen, wo alle Kaninchen geblieben sein mögen! — Jetzt kriecht es vorwärts, mit dem Bauch am Boden windet es sich langsam wie eine Schlange durch das hohe Heidekraut und blinzt mit den blöden rothen Augen. Da trifft es zufällig mit der Nase gegen ein todtes Kanin und diese Berührung wirkt auf das träge Gezweck werden ganze Haufen von Reisig und trocknem Farnkraut vor den Röhren aufgestapelt und in Brand gesetzt. Sämmtliche Mitglieder der Jagdgesellschaft beeilen sich, den aufsteigenden Qualm mit Tüchern und Zweigen in den Bau zu treiben; Alles vergebens! die Röhren wollen nicht ziehen, und hartnäckig kehrt der erstickende Rauch zur Oberwelt zurück. Zuletzt kommt Einer auf die sentimentale Idee, das Frettchen ausgraben zu wollen. Sofort werden vom nächsten Bauernhofe Hacken, Schaufeln und Spaten herbeigeschafft, die jüngern Herren betheiligen sich lebhaft bei den

Das Frettiren der Kaninchen.

schöpf wie ein Zauberschlag. Mit Blitzesschnelle fährt es plötzlich dem todten Kanin ins Genick und hängt hier, wie ein saugender Blutegel, so fest, daß es sich mit seiner Beute hoch vom Boden heben läßt. Gewiß das schlagendste Bild des nächtlichen Raubthieres, wenn auch nur en miniature!

Die Garne werden nun abgenommen, gezählt, gesäubert und der Länge nach in gleiche Bündel zusammengefaßt, um der so leicht entstehenden Verwirrung des Fangzeuges vorzubeugen. Dann geht's weiter zum nächsten Bau.

Allein nicht immer geht's beim Frettiren so lustig her! — Oft bleibt das Frettchen schon im ersten Bau sitzen und kommt erst nach Sonnenuntergang, mitunter gar nicht wieder zum Vorschein. Es hat dann meistens ein Kanin in einer blinden oder Sackröhre überrumpelt und hält nun, nach reichlicher Mahlzeit, in aller Seelenruhe seine Siesta, ohne sich um die Jagdgesellschaft weiter zu bekümmern. Nach halbstündigem Warten, Locken und Pfeifen greift man zu energischern Mitteln, als da sind: blinde Schüsse und das Anzünden losen Schießpulvers in der Röhre, worauf das übliche Dämpfen oder Ausräuchern folgt. Zu diesem Erdarbeiten, und nach Verlauf einer Stunde ist ein Einschlag von mindestens 6 Fuß Tiefe hergestellt, der sich rasch nach allen Richtungen erweitert. Die Wahlstätte bietet nun etwa denselben Anblick, wie das alte Barrowiel nach seiner Zerstörung durch Heinrich den Löwen. Was geschehen konnte, ist geschehen, allein das Frettchen ist und bleibt verschwunden.

Am andern Morgen bringt unser Jagdhüter das Frettchen zurück. Es ist allerdings todt — entweder im Qualm erstickt oder von einem einfältigen Dachshund im Walde erschlagen.

Es läßt sich indeß Manches thun, um derartige Erfahrungen zu vermeiden. Zunächst operire man immer mit zwei Frettchen abwechselnd und reiche denselben vor der Jagd keinerlei fettes Futter, dagegen so viel warme Milch, als sie nur saufen mögen. Bleibt eins sitzen, so kann man versuchen, es mit einem Stückchen rohen Fleisch, an der Spitze einer langen Gerte befestigt, anzuführen. Gelingt dies nicht, so stellt man das gewohnte Schlafkörbchen des Frettchens tief in die Eingangsröhre, verstopft diese, wie alle übrigen Röhren, sorgfältig und geht mit dem andern Frettchen weiter. — Oft schon nach einigen Stunden, spätestens

am nächsten Morgen wird man den Flüchtling schlafend in seinem Körbchen finden. — Ferner ist es vortheilhaft, dem kriechenden Frettchen eine Schelle an einem schwachen Wollfaden an den Hals zu hängen. Die Kaninchen werden dadurch frühzeitig gewarnt, und man kann das Verbleiben des Frettchens leichter überwachen. — Drittens frettire man niemals absichtlich bei schlechtem Wetter, in der Hoffnung, alsdann mehr Kaninchen in der Erde zu finden.

Wenn wir uns, schließend, nach dem Werth des wilden Kanins für die Küche erkundigen, so stoßen wir auf die widersprechendsten Meinungen und Vorurtheile. Der Eine rechnet es zu den feinsten Delicatessen, während ein Anderer es für unschmackhaft, wo nicht gar für ungenießbar erklärt. Die Wahrheit dürfte auch hier in der Mitte liegen. Das Kanin nimmt (im Gegensatz zum Hasen) bis zu einem gewissen ziemlichen Breitengrade fortwährend an Stärke und Güte des Wildprets zu. Außerdem kommt die Jahreszeit des Abschusses, das Alter des Individuums und vor Allem die Zubereitung mehr als bei anderem Wilde in Betracht. Zwischen einem alten Rammler, der zur Winterzeit erlegt wurde, wo er nur selten den dumpfigen Bau verläßt, und einem jungen Kanin, welches den ganzen Sommer bei üppiger Nahrung im freien Felde lebte, ist allerdings ein großer Unterschied. Unter allen Umständen wird indeß ein einfach gebratenes Kanin ein ziemlich sades Essen bleiben, denn ein weißes, weichliches, dem Hühnerfleisch ähnliches Wildpret eignet sich vorzugsweise zu pikanten Ragouts, Pasteten ꝛc. Daher spielt das „Lapin“ in französischen Kochbüchern eine größere Rolle als der Hase, und französische Gastronomen und Gourmands haben ihm weitläufige Capitel in Prosa und gebundener Rede geweiht, während es bei uns eine ebenso zweifelhafte Stellung einnimmt, als Dachshirschen und Ziegenbraten.

Ludw. Beckmann.

Die drei Großmächte.

Sittenbild aus dem vorigen Jahrhundert.

Von **Levin Schücking.**

(Schluß.)

6.

Am andern Tage rückte aus der Burg Hohenklingen eine feierliche Gesandtschaft aus, um sich nach Großlingen zu begeben. Sie bestand aus den zwei von dem Reichsgrafen zum Conseil beschieden gewesenen Beamten und einem reichsgräflichen Trompeter. Alle Drei waren in ihrem Gallaecostüme, die Herren in gallonirten Kleidern mit großen Allonge-Perrücken, der Trompeter in der auf allen Nähten mit breiten Tressen besetzten Montur, alle Drei zu Pferde.

Zu gleicher Zeit verließ der Reichsgraf mit einem Paar berittener Diener das Schloß, um sich gen Triefalten zu begeben. Er kehrte bereits um Mittag in heiterster Stimmung zurück.

„Alles geht gut, Aglaë,“ rief er seiner Tochter entgegen, als er über ihre Schwelle trat. „Seine hochwürdigen Gnaden sind bestens mit einem Anschlag contentiret, der zum Zweck hat, die fürsichtigen Herren von Großlingen zu dupiren. Ich fand den geistlichen Herrn in großer Irritation wider dieselbigen, weil sie sich auf Kosten des Stiftes berühmen, den rechten, echten Missethäter trotz Stift und Reichsgrafschaft in ihrer Gewahrsam zu halten. Er wird nicht verfehlen, pünktlich einzutreffen. Meine Beamten sind von Großlingen noch nicht zurück?“

Sie waren noch nicht zurück. Aber bevor der Graf vom Diner, dem er heute zum ersten Male wieder seine volle Theilnahme zuwendete, sich erhoben, wurden die Herren angekündigt und hereingeführt. Sie berichteten, daß der Magistrat von Großlingen ihr Ansuchen in seierlicher Sitzung entgegengenommen und in des Grafen Begehren, von ihnen ein freies Geleit, um in der Stadt zu erscheinen und mit ihnen verhandeln zu können, zu erhalten, ohne Rückhalt gewilligt. Zu Urkund deß übergaben sie ihrem Gebieter eine Schrift, welche mit dem großen Stadtsiegel besiegelt und mit mehreren Unterschriften versehen war. Nachdem Cosimus das Document durchlesen, nickte er lächelnd seiner Tochter zu und dann erhob er sein Glas und trank mit einem Ausdruck von Ironie, der nicht unterließ aller Anwesenden gehorsamstes Gelächter hervorzurufen, die Gesundheit des hochweisen und fürsichtigen Magistrats.

Am folgenden Morgen, um die zehnte Stunde, wurde die Reichsstadt Großlingen in Bewegung gesetzt durch das Eintreffen einer höchst stattlichen und zahlreichen Cavalcade, welche sich über das geräumliche und an Abgründen reiche Pflaster dieser ausgezeichneten Stadt in langsamem Schritt nach dem Rathhause zu bewegte. An der Spitze dieses Zuges ritten Seine Erlaucht, der gnädigste Herr Reichsgraf Cosimus ter Zwanzigste, der hochwürdige gnädige Prälat des freiadligen, reichsunmittelbaren und infulirten Stiftes von Triefalten, und zwischen Beiden die junge Gräfin Aglaë, deren Anthlitz, durch den Ritt in der frischen Morgenluft geröthet, ausfah wie eine blühende Rose. Hinter ihnen kam ein glänzendes Gefolge der beiderseitigen Dienerschaften.

Die Herrschaften hielten vor dem Rathhause, einem altertümlichen Giebelgebäude mit verwitterten Kaiserbildern über den Bogen und Säulen, welche die Fronte trugen und eine offene Halle oder „Laube“ bildeten, worunter der regierende Amtsbürgermeister, Herr Elias Erchenrodt, eine schwere, goldene Kette auf der Brust, neben dem rechtskundigen Collegen, dem Syndicus Schaumlöffel, sich aufgestellt hatte, um die Ankommenden geziemend zu decomptimentiren und in die große Rathsstube zu führen. Als dieses geschehen und die Herrschaften vor einer Reihe von äußerst ehrwürdig aussehenden und löwenmuthig dastehenden Männern, die das Vertrauen ihrer Mitbürger an diesen Ehrenplatz geleitet hatte, auf drei für sie aufgestellten Armsesseln Platz genommen, eröffnete der Syndicus als amtliches rhetorisches Organ der Gemeinde die Verhandlungen, indem er in sehr wohlgesetzten Worten des Weiteren entwickelte, wie der Senat und das Volk der schon im Alterthume sehr berühmten, namentlich aber in neueren Zeiten durch die weise Fürsorge ihrer Lenker zu großem Ansehen und erweiterter Macht und Autorität gekommenen Republik Großlingen es sich zu einer hohen Ehre schätze, zwei so fürnehme und hochansehnliche, erlauchte und respective hochwürdigst gnädige Herren in ihren Mauern zu begrüßen; wie zwaren in den jüngsten Tagen gewisse, nicht näher zu spezificirende beträchliche Irrungen und Wirrungen in den beiderseitigen politischen Beziehungen eingetreten; wie jedoch Senatus populusque Grosslingensis seine freundnachbarlichen Gesinnungen darum nicht so sehr vergessen habe und jemals vergessen könne, daß es eines Schrittes bedurft habe, wie der am gestrigen Tage von Seiner Erlaucht beliebte, denn man jedoch dienstwilligst auf der Stelle durch Erfüllung des in geziemendster Weise potendo angebrachten Wunsches deseriret . . .

„Ja, ja, Ihr habt meinen Wunsch erfüllt,“ unterbrach hier der Reichsgraf die treffliche und zierlich gesetzte Rede, „Ihr habt mir das verlangte freie Geleit für mich und meine Familie und meine Begleiter ausgefertigt; ich danke Euch dafür, meine ehrenfesten, fürsichtig wohlweisen Herren. So bin ich denn, im Vertrauen darauf, persönlich hier erschienen, in der Hoffnung, Ihr wollet mir einen zweiten Wunsch und ein freundnachbartlicht unter gleichem Dienstverbieten gestelltes Begehren nicht abschlagen; und das ist, daß Ihr mir vergönnt, hier in Eurer Gegenwart und sogleich ein Wort persönlich mit Eurem Gefangenen reden zu dürfen.“

Dies Begehren konnte nichts enthalten, was für das wider den Inhaftirten instruirte Verfahren bedenklich, für des Senats und Volks von Großlingen Würde unzuständlich, für des Kaisers und des Reichs freie Stadtgemeinde präjudicirlich erschien. Nachdem der Amtsbürgermeister über die Sache die Vota seiner Collegen gesammelt, wurde deshalb der einstimmige Beschluß gefaßt, daß sothanem geziemendlich vorgebrachten Ansuchen Cosimi zu deferiren sei. Es erhielten die zwei aufwartenden Weibel und Rathsdiener den Befehl, Captatum aus seiner Haft hervorzuholen und „in medio zu gestellen“.

Es dauerte eine ziemlich geraume Weile, bis Albrecht von Berdenfels in Folge dieses Senatusconsults aus dem Gefängniß, einem finstern Thurmzimmer im Hinterhau des Rathhauses, das man ihm mit Berücksichtigung seiner geltend gemachten Herkunft

und Geburt eingeräumt hatte, herbeigebracht war und in der Versammlung erschien. Er trat endlich zwischen den beiden Dienern ein, ein wenig bleich, ein wenig angegriffen und jedenfalls viel weniger übermüthig aussehend, als damals, wo er mit Aglaë unter den schattigen Wipfeln der Allee gelustwandelt war und sich dem Zauber hingegeben hatte, den die Nähe der schönen, jungen Comtesse auf ihn übte.

Verlegenen Blickes betrachtete er die Herrschaften und nahte dann mit etwas unsicheren Schritten, um dem Reichsgrafen und seiner Tochter eine tiefe Verbeugung zu machen. Cosimus aber trat rasch auf ihn zu und fragte halblaut:

„Wo sind die Briefe Teresa Sciari's? Können Sie sie dem Präla ten von Triefalten vorzeigen?"

Albrecht zuckte die Achseln.

„Man hat sie mir abgenommen," sagte er, „man wird sie zu den Acten der Untersuchung gelegt haben — wie auch mein Empfehlungsschreiben . . ."

„Nun, so werden wir sie schon herausbekommen, wenn wir die ganze Untersuchung glücklich zu Ende gebracht haben" — und mit diesen Worten nahm er Albrecht's Rechte, schritt mit ihm auf seine Tochter zu, die in großer Bewegung kein Auge vom Antlitz Albrecht's verwandt hatte, aber zugleich, auf die Lehne ihres Stuhles gestützt, so regungslos dastand, als wage sie ohne eine solche Unterstützung keinen Schritt zu thun — und dann nahm Cosimus die Hand seiner Tochter und legte sie in die Hand des jungen Grafen. Schüchtern und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck wie Verzeihung stehend sah Aglaë zu Albrecht auf und flüsterte:

„Es ist nur um Ihretwillen — ergeben Sie sich darein — ich will Ihre Freiheit nicht binden, Sie bleiben unumschränkter Herr Ihrer Hand . . ."

Während dessen gab der Reichsgraf dem Prälaten einen Wink, und dieser trat an das Paar heran, legte seine Rechte auf die verbundenen Hände der beiden jungen Leute und sprach:

„Sie, Graf Albrecht von Werdenfels, und Sie, Gräfin Aglaë von Glimmbach, haben sich die Hände gereicht, um sich zu verloben zu einem ehelichen ewigen Bunde?"

Graf Albrecht blickte zuerst den Prälaten, dann Aglaë, dann den Reichsgrafen so bestürzt und überwältigt an, daß die junge Gräfin statt seiner das Wort nehmen mußte und halblaut mit zitternder Lippe antwortete: „Wir haben es!"

„So spreche ich, kraft meiner priesterlichen Gewalt," fuhr der Prälat fort, „über diesen von nun an unzertrennlichen Bund den Segen der Kirche aus. Möge Gott Sie segnen und kräftigen durch seine Gnade für die Erfüllung der Pflichten, die Sie von diesem Augenblick an übernehmen!" Dann machte er Beiden eine Verbeugung und mit den Worten: „Ich gratulire Ihnen. Sie sind kirchlich verlobte" — trat er zurück.

Mit strahlend triumphirendem Antlitz aber trat jetzt Cosimus vor. Er legte die Hand auf die Schulter Albrecht's, und sich der staunend dreinschauenden Rathsversammlung zuwendend, sprach er:

„Meine wohlweisen Herren, ich stelle Ihnen hier meinen Schwiegersohn, den Grafen Albrecht von Werdenfels, vor. Sie werden sich nun ihres freien Geleitsbriefes erinnern, in welchem derselbe jetzt als zu meiner Familie gehörig mit eingeschlossen ist. Wir haben Brief mit Siegel darüber, und mit Ihrer gütigen Erlaubniß wird derselbe jetzt mich ungehindert nach Hohenklingen heimbegleiten. Ich ersuche nur noch die Herren um diejenigen Briefschaften, welche sie ihm abgenommen haben und die sie ihm als sein unzweifelhaftes Eigenthum zurückzuerstatten schuldig sind!"

Es ist schwer, die Ueberraschung zu beschreiben, welche sich während dieses Vorgangs auf den Gesichtern der würdigen Väter der Stadt malte. Der Amtsbürgermeister sah starr vor Verwunderung in das Antlitz seines Collegen Schaumlössel, und College Schaumlössel stumm in das Antlitz seines Vorgesetzten; die Andern aber blickten ebenso stumm auf die Mienen der beiden würdigen Männer, nach deren Ansichten sie die ihrigen einzurichten seit je bestens geschult waren.

„Das ist aber unverantwortlich," rief endlich der Bürgermeister aus — „das heißt den ganzen in pleno versammelten Magistrat überlisten und überrumpeln wollen . . . das dulden wir nicht . . ."

„Nein, das dulden wir nicht" — riefen jetzt alle versammelten Väter, wie vom Gefühle einer urplötzlich gekommenen Energie erfaßt.

Aber Syndicus Schaumlössel, der rechtskundige, erhob sich, und alsbald legte sich der Sturm.

„Meine Herren Collegen," sprach er, „weder die Reichs- noch statutarische Gesetze verbieten es einem in Untersuchungshaft befindlichen Gefangenen, sponsalitia de futuro einzugehen; weder die Reichs- noch die canonischen Gesetze verbieten es einem Priester, solche Verlöbnisse kirchlich zu segnen und zu festigen. Wir können dawider rechtlich keinen Einspruch erheben. Und da nun der Graf Albrecht von Werdenfels allerdings gegenwärtig zu der Familie Seiner Erlaucht gehören dürfte, so sehe ich für unser Gemeinwesen große und unabsehliche Weiterungen voraus, wenn wir der Erfüllung des von uns ertheilten Geleitsbriefes uns entziehen und es auf ein beim höchsten Reichs- und kaiserlichen Kammergericht zu impetrirendes Mandat wollten ankommen lassen. Mein unvorgreifliches Votum geht dahin: halten wir uns an den Spruch unserer Vorvordern: „Ein Wort ein Mann!""

Cosimus der Zwanzigste dankte durch abkürzte, daß er ohne Weiteres rief:

„Ich danke den Herren, daß Sie mir also erlauben, jetzt wieder in guter Nachbarschaft mit Ihnen zu leben. Ich hoffe, Sie erweisen mir die Ehre, morgen am Verlobungsfest auf Hohenklingen meine Gäste zu sein, wo wir den alten Hader und Span gemüthlich in gutem altem Rheinwein ersäufen wollen. Aber nun bitte ich auch um die Papiere — geben Sie mir die Papiere heraus!"

Diese Rede der Erlaucht hatte etwas, das auf die noch immer stürmisch bewegten Gemüther unendlich beschwichtigend wirkte.

Der Syndicus befahl die Untersuchungs-Acten zu bringen, und die beiden Rathsdiener schleppten den ungeheuren Stoß herbei und warfen ihn auf den ädzenden Magistratstisch. Während nun der Amtsbürgermeister die von dem Reichsgrafen reclamirten Schriftstücke suchte, und der Syndicus sich anschickte, über Alles ein ausführliches Protokoll aufzunehmen, waren Aglaë und Albrecht in die tiefste Fensternische am obern Ende des Saals getreten, wo Albrecht, Aglaë's Hand haltend, mit flüsternder Stimme zu ihr sprach:

„Und Sie sagten, ich solle nicht gebunden sein, der unumschränkte Herr meiner Hand bleiben, Aglaë? Das war Ihr Ernst nicht — wenigstens bin ich meinerseits zu solcher Großmuth gegen Sie, das erkläre ich Ihnen, nicht fähig — ich halte jetzt diese Hand fest, fest auf ewig, als die Bürgschaft eines überwältigenden, unsagbaren Glückes!"

Sie sah schüchtern zu ihm auf und dann beschämt zu Boden.

„Sie halten sie freilich so fest, meine arme Hand," sagte sie lächelnd, „daß ich darauf verzichten muß, sie wieder frei zu machen. Ich muß mich also gefangen geben — aber hoffentlich werden Sie nicht vergessen, wie es Gefangenen zu Muthe ist!"

„Niemals wenigstens," sieh Albrecht eifrig ein, „wie es einem Gefangenen zu Muthe ist, der so aus den Tiefen der Verzweiflung auf die höchste Höhe des Glückes gehoben wird — diesen Augenblick werde ich nie vergessen, nie, wie viel ich Ihnen schuldig bin — ein Leben voll Dankbarkeit kann es nicht sohnen!"

Aglaë fühlte eine warme Thräne auf die Hand fallen, welche Albrecht in diesem Augenblicke erhob, um sie an seine Lippen zu führen.

Elias Erchenröd hatte unterdeß glücklich die verlangten Briefschaften aus dem Actenstoß hervorgesucht und überreichte sie feierlich dem Reichsgrafen. Dieser zog jetzt den Prälaten in ein zweites Fenster und übergab ihm dort die Briefe Jane's.

„Meine Handschrift ist Ihnen bekannt?" sagte er.

„Es ist allerdings Euer Erlaucht Handschrift," versetzte der Prälat, indem er ruhig und langsam den Inhalt der Briefe überblickte. „Und diese Briefe haben sich im Besitze des Italieners gefunden, er hat sie mit dem Nachlasse seiner Mutter erhalten?"

„Fragen Sie den Grafen Werdenfels!" erwiderte flüsternd Cosimus.

„So muß ich," hub der Prälat nach einer Pause, während welcher er fortgefahren war, zu lesen, wieder an, „so muß ich diesen Beweisstücken gegenüber meine Zweifel fahren lassen. Ew. Erlaucht mögen beruhigt sein, der Italiener wird morgen zu dem Verlobungsfeste auf Hohenklingen als erster der Gäste eintreffen."

Cosimus schüttelte warm dem Prälaten die Hand.

„Dank, herzlichen Dank, Ew. Hochwürden — nnr . . ."

Der Reichsgraf legte den Finger auf den Mund. Der Prälat antwortete mit einem lächelnden Kopfnicken.

„Also, bis morgen!" sagte Cosimus.

Und „bis morgen!“ sagte er dem ganzen wohlweisen Magistrat der freien Reichsstadt Großlingen, als er nun schied, gefolgt von dem so rasch gewonnenen Schwiegersohn.

„Bis morgen!“ echo'ten die fürsichtigen Herren, die in eigenthümlicher Weise jetzt mit der Wendung, welche die Dinge genommen, vollständig versöhnt waren und sich nur eine Rache an ihrem listigen Gebietsnachbar vornahmen: die nämlich, am andern Tage mit ihren größten Perrücken in sein Schloß einzuziehen und mit den größten Haarbeuteln, welche nur erdenkbar waren, wieder heimzukehren.

Und wenn je ein löblicher Vorsatz mit Energie und erschöpfender Gründlichkeit durchgeführt wurde, so war es dieser, obwohl wir gestehen müssen, daß es nicht allein unsere Gestrengen und Wohlweisen waren, die sich an diesem Tage so mit Ruhm und Ehre bedeckten und der Altväter Tapferkeit in heißem Wettstreit erreichten. Es unterlag eben Alles, was das Schloß Hohenklingen belebte, an diesem Tage unter dem berauschenden Banner einer trunkenen Fröhlichkeit — denn

Quand Auguste buvait, la Pologne était ivre . . .

und was August für Polen, war Cosimus für Hohenklingen; und Cosimus . . . aber was sollen wir uns weiter darüber ergehen, was Cosimus an diesem großen Tage war — hatte er doch ein Recht, fröhlich und guter Dinge zu sein — fröhlich über die gelungene Kriegslist und die versöhnten Feinde, die er wenigstens ein Dutzend Mal heute mit unbeschreiblich warmen Freundschaftsbetheuerungen freundnachbarlichst umarmte; fröhlich über den gewonnenen Schwiegersohn, welcher ihm mit jedem Römer, den er leerte, besser gefiel und endlich gegen den Abend hin — als der schönste, edelste, fürtrefflichste junge Mann im ganzen heiligen römischen Reiche vorkam; fröhlich endlich über den jungen Italiener, den Freund seines künftigen Schwiegersohnes, der ihm am Tische gegenüber saß und von dem er vor allen Gästen mit vielem pfiffigen Augenblinzeln versicherte, daß er ihn als ganz zur Familie gehörig betrachte, daß er ihn ewig bei sich behalten und wie ein Kind des Hauses behandelt wissen wolle, ja, daß er ihn adoptiren wolle, Alles um den Freund seines lieben Eidams Albrecht zu ehren. Und dabei warf er schalkhafte Blicke bald zu Albrecht von Werdenfels und bald zu dem Prälaten hinüber; und dann legte er den Finger auf den Mund — doch es ist besser, lieber Leser, auch wir legen den Finger auf den Mund und fahren nicht fort, Dinge und Situationen zu schildern, welche sich Jeglicher selbst auf's Beste auszumalen im Stande ist.

Blätter und Blüthen.

Die Krokodilsprobe. Die Gottesurtheile, deren Aussprüche sich in den vorurtheilsvollen Tagen des Mittelalters in Deutschland solche Personen zu unterziehen hatten, welche des ihnen schuldgegebenen Verbrechens nicht geständig waren, als die Wasser-, die Feuerprobe &c., sind Jedermann bekannt. Wenige unserer Leser aber wissen vielleicht, daß noch bis zur heutigen Stunde in Indien ein ähnlicher Brauch herrscht, über eine Schuld, die von dem Angeklagten geleugnet wird, wenn die Beweise der Zeugen fehlen, das Schicksal zum Mitankläger oder Freisprecher des Angeschuldigten herauszufordern. Die Proben, welche dergleichen Personen zu bestehen haben, sind indeß schrecklicherer Art, als sie in Deutschland es waren, unter allen aber ist wohl ohne Zweifel die furchtbarste die, wobei man den gefräßigen Krokodilen es überläßt, das von den menschlichen Richtern abgelehnte Amt der Entscheidung zu üben.

Der französische Naturforscher Lequevel de Lacombe sah auf seinen Reisen einem solchen unerhörten Schauspiele zu und beschreibt es in folgender Weise:

Man erwartete mit Ungeduld den Vollmond, und sobald dieser eingetreten war, berief der Richter die betreffenden Theile und ließ den Häuptling benachrichtigen, der mit seiner Familie sich einfinden sollte. Einige Stunden später, etwas vor 10 Uhr, versammelte sich Alles in einer sumpfigen Ebene, in deren Nähe ein sehr breiter Fluß strömte, in welchem sich viele Krokodile aufhielten. Die Beute, welche man ihnen diese Nacht bestimmte, war ein junges, bildhübsches Mädchen von kaum 16 Jahren, mit einem sanften Gesicht und bescheidenem Anstand in Mienen und Gebehrden. Sie hieß Rakar und war die Tochter eines vor wenigen Jahren verstorbenen mächtigen Häuptlings, der außer ihr keine anderen Kinder hinterlassen hatte. Ein eifersüchtiger, tückischer Verwandter, der mehrfach mit seinen Liebesanträgen von dem sittsamen Mädchen abgewiesen worden war, hatte sie öffentlich angeklagt, daß sie ein schamloses Liebesverhältniß mit einem Sclaven unterhalte, ein abscheuliches Verbrechen bei der Kaste der Zanak-Andia, in welcher das junge Mädchen geboren war. Darauf stand Todesstrafe — aber da das Mädchen beharrlich ihre Tugend verfocht, sollten die Krokodile über ihre Schuld oder Unschuld entscheiden.

Zunächst befahl ihr der neue Häuptling der Rakar, sich mitten in den Kreis der Versammelten niederzulassen, wo sie geduldig saß und die lange Rede des Richters anhörte. Dieser sprach zuerst von den alten heiligen Gebräuchen des Landes, deren Verletzung in der letzten Zeit sehr häufig vorgekommen sei, danach kam er zur Hauptsache und begann die Verhandlung mit einer Erzählung der Thatsachen. Als er die Belastungsdocumente angeführt und die Gründe genannt hatte, auf denen die Anklage beruhe, beschwor er Rakar noch einmal, ihr Verbrechen einzugestehen; sie aber antwortete mit dem festen Tone, welchen die Unschuld verleiht, die Krokodile würden über das ihr fälschlich vorgeworfene Verbrechen richten, und alle hier Versammelten würden gar bald die Wahrheit erfahren. Der Richter überlieferte sie nun dem Ombiasch (Zauberer), der sie an den Flußrand führte. Das traurige Loos des jungen Mädchens, von dessen Unschuld ich im Herzen mich überzeugt hielt, hatte mich tief gerührt. Gern hätte ich alle Waaren, die ich bei mir führte, darum gegeben, wenn ich sie hätte retten können, denn die Probe, der sie sich zu unterwerfen hatte, schien mir allzu gefährlich. Ich wandte mich mit einer Bitte an den Häuptling, der aber lächelte nur mitleidig und gab meiner Bitte keine Antwort.

Als Rakar die Beschwörung des Ombiasch vernommen hatte, der den Krokodilen befahl, sie zu ergreifen und zu verschlingen, wenn sie schuldig sei, wandte sie sich an ihre Gespielinnen, die sie bis dicht an das Wasser begleitet hatten, dankte ihnen für den Beweis ihrer Anhänglichkeit und bat sie noch um ein Band, um ihre Haare zu binden, dessen Flechten sie im Schwimmen gehindert haben würden. Dann drückte sie ihre Freundinnen noch einmal heiter lächelnd an die Brust, blickte sie auf's Zärtlichste an, warf rasch ihre Kleider ab und stürzte sich nackt in's Wasser, welches sie mit den schnellen und kräftigen Bewegungen ihres schlanken Körpers zertheilte. Ich zitterte, als ich sie fast augenblicklich von Krokodilen umgeben sah, deren Köpfe über das Wasser hervorragten und die sie zu verfolgen schienen. Aller Augen waren auf die kühne Schwimmerin geheftet, denn ihre Jugend und ihre herrliche Gestalt, deren wundervolle Formen wir soeben gesehen, nahm alle Anwesenden für sie ein, und ihrem Muthe ward volle Bewunderung gezollt. Alle, die hier im Kreise saßen, schienen für ihre Rettung zu beten, vielleicht war es nur Einer, der ihren Untergang wünschte, jener teuflische Verwandte, der sie des Verbrechens so schnöde bezichtigt hatte.

Eben trat der Mond, der erst die Augen vor dem traurigen Schauspiel zu verhüllen schien, leuchtend hinter einer dunklen Wolke hervor, er warf seine hellen Strahlen auf den Spiegel des Wassers und beleuchtete jetzt für uns Alle die furchtbare Scene. Es war mir dadurch verstattet, allen Bewegungen des Mädchens zu folgen, deren blendender Rücken fast immer über dem Niveau des Flusses sich hielt, außer wenn sie, was öfter geschah, jählings in die Tiefe schoß. Sie schwamm mit einer erstaunlichen Sicherheit und Geschwindigkeit und kam bald an der gefährlichsten Stelle des Wassers an, einer Insel nämlich, welche den Krokodilen zum Aufenthalte diente, die in ganzen Schaaren dort in träger Ruhe Tag und Nacht im Sumpfschilfe lagerten, wie ich es selbst bei einer Fahrt durch den Fluß vor wenigen Tagen zu sehen Gelegenheit hatte. Hierhin ging die Richtung ihrer Schwimmfahrt, die Erreichung der Insel war das erste Ziel, welches ihr gesteckt war: kam sie dann glücklich zurück, so hatte sie die Gottesprobe bestanden. Rakar erbebte nicht; dreimal tauchte sie vor der furchtbaren Insel unter. So oft sie verschwand, glaubte ich sie verloren, endlich gewann sie die Insel und tauchte am Ufer aus den Fluthen. Hier schien sie nur eine flüchtige Minute lang Athem zu schöpfen und Kraft zu sammeln für das Bestehen der zweiten noch unheilvolleren Probe, da jetzt die meisten Ungeheuer aus dem Schlaf aufgeschreckt waren und ihre Beute zu erwarten schienen. Auch schien es, nachdem sie sich wieder den Fluthen anvertraut hatte, als ob sie viel häufiger gegen die Krokodile anzukämpfen hätte, als vorher. Sie tauchte viel öfter unter und blieb zuweilen so lange unter dem Spiegel des Wassers, daß ich wohl zehnmal glaubte, sie sei nun unrettbar verloren. Immer aber tauchte sie schließlich wieder empor, und jedesmal begrüßte sie dafür ein Aufschrei der Freude, der fast über alle Lippen ging, obschon ein großer Theil der Anwesenden greise und, wie es schien, strenge, harte Männer waren.

Genug, sie hatte das Glück, den zermalmenden Zähnen der entsetzlichen Krokodile zu entgehen; schon kam sie dem Ufer näher und näher; noch ein, zwei Stöße ihrer elastischen Hand, und sie betrat wie eine Siegerin das Ufer, von welchem sie vor etwa zwanzig Minuten ausgeschwommen; ihre Freundinnen harrten nicht, bis sie ihr Kleid ergriffen, sie drückten sich an ihre nasse Brust, sie trockneten ihr die Tropfen der Fluth ab mit ihren eigenen warmen Körpern. Plötzlich riß sie sich aus den Armen der sie beglückwünschenden Freundinnen los; es ergriff sie das Gefühl der Scham; sie kleidete sich hastig an; bald erschien sie vor dem Richter und dem Ombiasch: beide sprachen sie aller Schuld frei und ledig.

Der falsche Ankläger Rakar's wurde aber verurtheilt, ihr eine so bedeutende Ehrenentschädigung zu zahlen, daß dazu seine sämmtlichen Heerden nicht zureichten. Das Mädchen aber folgte der Eingebung ihres edlen Herzens, sie schenkte ihm die Summe und überließ ihn Gewissensbissen, die er jetzt doppelt empfinden mußte.

Bei **Ernst Keil** in Leipzig ist erschienen:

Ein Deutscher.

Roman aus der amerikanischen Gesellschaft. Von Otto Ruppius.

Geh. 27 Ngr.

Dieser in der Gartenlaube mit so vielem Beifall aufgenommene Roman erscheint hier in einer billigen Separat-Ausgabe.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unter Fremden.

Aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

„Sie haben bereits meine Schwester, sowie die Wirthschafterin kennen gelernt," fuhr Major Wood nach einer Pause fort; „Beide halten Ihr Erscheinen hier für einen Eingriff in ihre Rechte, und ich bin nicht dazu gemacht, um Frauen, die in anderer Beziehung ganz ihre Stellung ausfüllen mögen, zur Raison zu bringen. Können Sie Beide vermeiden, können Sie sich hier Ihre eigene Welt schaffen, so will ich meine Maßregeln danach treffen, daß Ihnen in keiner Beziehung etwas fehlen soll, Sie dürfen nur gegen Flora deshalb Ihre Wünsche äußern — im andern Falle aber versteht es sich, daß Ihnen jeden Tag der Austritt mit Beibehaltung Ihres ersten vierteljährlichen Gehaltes offen steht. Mich selbst werden Sie wenig sehen, da mich meine Geschäfte einen großen Theil meiner Zeit vom Hause fern halten, nöthigenfalls werden Sie sich aber durch Flora stets mit mir in Rapport setzen können." Er hob langsam den während des letzten Theils seiner Rede leicht gesenkten Kopf nach ihr, und in seinen Augen spielte ein Ausdruck von unsicherer Erwartung, der ganz verschieden von dem gewöhnlichen Charakter seines Blicks war und dem Mädchen eine größere Anhänglichkeit des Mannes an seine Kinder, als er wohl hatte zeigen wollen, zu verrathen schien.

„Ich werde thun, Sir, was in meinen Kräften steht," sagte sie mit der Wärme, welche im Augenblick ihren Entschluß befestle, „und wenn sich dennoch die Unmöglichkeit eines solchen Verhältnisses herausstellen sollte, so sein Sie versichert, daß weder mein Herz noch mein guter Wille die Schuld daran tragen werden!"

Er blickte ihr zwei Secunden wie in halber Selbstvergessenheit in's Auge, erhob sich dann aber rasch und wandte sich nach dem Schreibtisch zurück. „Gut, Miß, ich danke Ihnen!" sagte er kurz, dort nach einer augenscheinlich bereit gelegten Banknote greifend, „nehmen Sie hiervon Ihren vierteljährlichen Gehalt und bestreiten Sie mit dem Uebrigen die Ausgaben, welche für die Kinder nöthig werden — berechnen wollen wir uns später einmal — und nun, bitte," schloß er, ihr die Hand reichend und die ihre mit einem kräftigen Drucke umschließend, „senden Sie mir Flora!"

Lucy glaubte die Selbstständigkeit ihres Denkens erst ganz wieder zu erlangen, als sie ihr Zimmer betreten. Die Kinder spectakelten in der Nebenstube, sie achtete indessen, nachdem sie die Mulattin weggesandt, im augenblicklichen Drange ihrer Gedanken nicht darauf und trat an's Fenster. Die nächste Zukunft ihres Lebens war also festgestellt; was ihr aber, dem Major gegenüber, kaum beachtenswerth erschienen, daß sie sich hier ihre eigene Welt zu bilden habe, das wollte bei einem allgemeinen Blicke über ihre Lage eine ganz veränderte Färbung annehmen; es hieß doch nur, sie zu einer völligen Abgeschlossenheit und Einsamkeit, für wie lange wußte sie nicht, verdammen. Daß die Schwester des Majors ihr niemals den Entschluß zu bleiben, niemals ihr directes Verbandeln mit dem Hausherrn und ihre einzunehmende selbstständige Stellung, welche die Autorität Jener völlig bei Seite setzte, verzeihen werde, war ihr beim ersten Blicke, welchen sie in das graue Auge dieser Frau geworfen, klar geworden; daneben hatte ihr auch ihre rasche Auffassung der Dinge gesagt, daß sich ein Einfluß auf den Major nur durch die Kinder erreichen lasse, die nun in ihrer Hand waren — durch diese Frau allein aber wäre es ihr möglich geworden, zu einem irgend passenden Umgange aus der Nachbarschaft zu gelangen, und so wenig sie auch bis jetzt auf viel Gesellschaft gegeben, so war sie doch jung, war für den Kreis gebildeter Menschen erzogen, und eine Art Sorge, ob sie werde ausführen können, was sie versprochen, überkam sie bei dem Bilde ihres künftigen abgeschlossenen Lebens. Sie hatte indessen einmal ihr Wort gegeben, und fast war es ihr, wenn sie an die letzten Momente ihres Gesprächs mit dem eigenthümlichen Manne dachte, als würde sie es, selbst jetzt, noch einmal geben.

Draußen schien eben Richard unter dem Aufschreien der kleinen Mädchen gymnastische Uebungen anzustellen, und Lucy warf von sich, was sich drückend auf ihre Seele gelegt, mit festem Sinne dem Beginne ihrer Wirksamkeit zueilend. —

Ein eigenthümliches Leben war es jedenfalls, was sich von da ab in dem Hause gestaltete. In den ersten Tagen hatte Lucy genug zu thun gefunden, um nicht auf ihre Umgebung viel achteu zu müssen; die Garderobe der Kinder war einer genauen Durchsicht unterworfen worden, und Flora hatte auf ihren kaum geäußerten Wunsch zwei nähkundige Negermädchen herbeigebracht; dann mußte an den Beginn eines regelmäßigen Unterrichts gedacht werden, der jedenfalls schon einmal versucht worden war, da sich die zum Anfange nöthigen Bücher im Hause vorfanden — schon das Wort Unterricht aber hatte die Kinder, die nicht die angenehmsten Erinnerungen daran in sich tragen mochten, völlig rebellisch gemacht, und es bedurfte der ganzen Freundlichkeit und Mühe Lucy's, um die alten Eindrücke zu verwischen. Als aber eine sichere Regelmäßigkeit in das Märchens Tagewerk kam, erhielt sie mehr Augen für das, was um sie her vorging. Sie schien für die beiden Frauen im Hause durchaus nicht in der Welt zu sein. Keine achtete bei den nothwendigen einzelnen Begegnungen auch nur mit einem Blicke auf sie; ihr ernster Gruß, den sie niemals unterließ,

ward nicht gesehen, das Zimmer im untern Steck, worin sich das ihr überwiesene Piano befand, ward auffällig gemieden, und wo die Kinder einer oder der andern der Frauen in die Hände liefen, wurden sie mit einem „Armes Ding!“ aufgenommen, mitleidig gestreichelt und dann mit einem Kopfschütteln entlassen. Luey sah die Absicht sie zu kränken — durch eine Vernachlässigung ihrer Mahlzeiten schien dies nicht mehr geschehen zu können, denn ihr Tisch war schon vom zweiten Tage an reichlich und gut besetzt, und Flora hatte ihr mit einem bedeutsamen Augenwinken gesagt, sie möge darauf rechnen, daß es so bleibe — Luey sah die zur Schau getragene Absicht und fühlte, daß sie sich darüber leicht werde hinwegsetzen können; sie schritt unbesangen mit den Kindern durch das Haus, wenn sie mit diesen nach den Unterrichtsstunden einen Gang in's Freie machte; sie setzte sich Abends leichten Herzens allein an das Piano, um ihre schöne Fertigkeit nicht einschlafen zu lassen, und vergaß in der Musik für eine Weile eine Gegenwart, die kaum schmutzloser und nüchterner für sie hätte sein können, die aber bis jetzt wenigstens noch nicht zur Last für sie geworden war.

Erst am Ende der zweiten Woche sollte sie, weitere Erfahrungen machen. Ausnahmsweise hatte es ein fürgliches, mißrathenes Frühstück gegeben, und Luey schritt soeben mit den Kindern nach ihrem Zimmer hinauf, als sie Flora's zankende Stimme in der Küche vernahm.

„Ruhig hier, wir Beide haben nichts mit einander zu verhandeln,“ hörte sie die Wirthschafterin erwidern; „hast einmal wieder für eine neue Tochter zu sorgen, Flora, und möchtest Dich um sie zerreißen; laß sie sich aber nur vorsehen, daß sie nicht als Zweite hinüber in's Gartenhäuschen kommt!“

Es lag etwas wie stille Drohung in dem Tone der Worte, und Luey hatte unwillkürlich ihren Schritt angehalten. Kaum konnte mit der „neuen Tochter“ Jemand anders gemeint sein, als sie; was aber um Gotteswillen waren die Gedanken dieser Frau, die sie, die Fremde, mit dem Gartenhäuschen, wo die Geisteskranke sich befand, in Verbindung bringen konnte? Einen Augenblick lang trat der Abend, an welchem sie die Klagetöne dort vernommen, sammt dem unheimlichen Gefühle, das sie damals überschlichen, vor ihre Seele und fast wollte es sie überkommen, als sei sie in Verhältnisse getreten, die in ihrer Verborgenheit sich wie ein unsichtbares Netz um sie schlingen würden, bis sie rettungslos verwickelt irgend einem unbekannten Verderben Preis gegeben sei — nur einen Augenblick lang währte die Regung, dann scheuchte ihr kräftiger Geist die wirren Vorstellungen hinweg und sie sagte sich, daß dem Aerger jede Weise recht sei, um sich Luft zu machen. Sie sah Flora bleich und mit zuckendem Gesichte aus der Küche schießen und, statt ihren Weg wie gewöhnlich nach Luey's Zimmer zu nehmen, sich nach den hinteren Theilen des Hauses wenden, und mit einem bedauernden Kopfschütteln schritt das Mädchen weiter; oben angelangt aber konnte sie es nicht unterlassen, einen Blick hinüber nach dem kleinen Hause zu werfen. An manchem Abende hatte sie den Lichtschein, der ihr aus jenen Fenstern entgegenfallen, wieder beobachtet, aber nie mehr einen Laut von dort vernommen; deutlicher als je aber trat jetzt von Neuem das damals belauschte Bild vor sie, und als sie sich endlich abwandte, konnte sie, trotz ihres Strebens, sich von dem erhaltenen Eindrucke frei zu machen, sich einer Art innerer Beklemmung nicht ganz erwehren. Sie hieß endlich die Kinder zum Beginn des Unterrichts niedersitzen, aber so viel sie sich auch zur Aufmerksamkeit zwingen mochte, immer stiegen wieder die Worte der Wirthschafterin in ihr auf, hörte sie den eigenthümlich drohenden Ton derselben, begann sie fast unbewußt über eine Deutung zu grübeln.

Es mochte vielleicht eine Stunde verflossen sein, und sie wollte eben ihren Schülerinnen eine Pause zur Erholung gönnen, als sich vorsichtig die Thür ihres Zimmers öffnete, ein spähendes, gutmüthiges Gesicht sich hereinschob und diesem mit einem lachenden deutschen „Da sind Sie ja endlich!“ die Gestalt eines jungen Mannes folgte. Luey blickte einen Moment verwundert auf, im nächsten aber hatte sie trotz der veränderten Erscheinung ihren Helfer in der Noth bei ihrem nächtlichen Abenteuer in der Stadt erkannt, und ein wohlthuendes Gefühl überkam sie beim Anblick dieses ehrlichen, jovialen Gesichts. Der Angekommene schien es auf einen Besuch bei ihr abgesehen zu haben, wenigstens hatte seine frühere Arbeitstracht einem völlig modernen Anzuge Platz gemacht, und trotz der etwas derben Hände bot er eine durchaus passable Erscheinung.

„Mr. Reinert! das ist ja eine angenehme Ueberraschung!“ rief das Mädchen sich mit aufgeklärtem Gesichte erhebend, „wer aber, um Gotteswillen, hat Sie denn hier herauf gebracht? War denn Niemand da, der mich hätte nach dem Parlor rufen können?“

„Das heißt wahrscheinlich: es ist ein Bock gegen die feine Lebensart, ohne Weiteres hier herein zu tappen,“ erwiderte der Eingetretene mit einem gutmüthigen Lachen die ihm entgegengestreckte Hand drückend, „ich bin indessen nur froh, daß ich Sie überhaupt gefunden — 's sind curiose Leute in Ihrem Hause, wollte Sie Keins auch nur kennen, und die alte Lady sah mich an wie ein deutscher Polizeicommissär. Ich hätte wohl unverrichteter Sache wieder meiner Wege gehen können, wenn sich nicht eins von den schwarzen Gesichtern meiner erbarmt und mich hier herauf geschickt hätte!“

Luey war bleich geworden — sie hatte nicht geglaubt, daß die Opposition ihrer Gegnerinnen so weit gehen könne, und ein peinliches Gefühl ihrer schutzlosen Lage überkam sie. „Und Sie sind sicher, daß Sie richtig verstanden worden sind?“ fragte sie, sich nach einem Stuhle wendend, um die Zeichen ihrer Erregung zu verbergen.

„Hat es doch das schwarze Gesicht gethan!“ lachte der junge Mann zuversichtlich; „aber lassen Sie nur, Miß, und ärgern Sie sich nicht, wenn sonst über nichts Schlimmeres!“ setzte er gutmüthig hinzu, „ich kenne schon den amerikanischen Hochmuthsteufel, der die Deutschen kaum für richtige Menschen ansehen möchte; ich hatte schon damals meine Gedanken, als ich erfuhr, daß Sie in eine amerikanische Familie gingen!“

„Setzen Sie sich, Mr. Reinert!“ sagte Luey, kaum halb auf die Worte hörend.

„Nur eine halbe Minute, Sie haben auch zu thun!“ erwiderte er mit einem Blicke auf die Kinder, welche mit offenem Munde die fremde Erscheinung anstarrten und der fremden Sprache lauschten. „Ich komme wegen zweierlei! Sie haben ein Tuch bei uns liegen lassen,“ fuhr er fort, ein kleines Packet auf den Tisch legend, „und ich dachte oft daran, es mit heraus zu nehmen, wenn ich zum Einkaufen in die hiesige Gegend fuhr — das geschieht nun aber erst heute, wo ich noch einen andern Auftrag für Sie habe. Ich weiß nicht, ob Sie an dem Morgen, wo Sie von uns gingen, etwas gemerkt haben — nun es ist einerlei!“ sprach er mit einer launigen Kopfbewegung weiter, „und kurz heraus, meine bisherige Wirthin wird meine Frau und läßt bitten, ob Sie nicht morgen zur Hochzeit auf ein paar Stunden, oder so lange es Ihnen gefiele, mit bei uns sein wollten — sie hat Sie geradezu in's Herz geschlossen und die ganze Zeit her von Ihnen gesprochen!“

Dem Mädchen ward es bei der schmucklosen Einladung, als überwehe sie in der eisigen Luft ihrer jetzigen Verhältnisse ein warmer Hauch, und nie glaubte sie das deutsche Gemüth mehr ausgeprägt gesehen zu haben, als jetzt in den Mienen des vor ihr Sitzenden. Sie konnte es nicht unterlassen, ihm nochmals mit einem lebhaften Drucke die Hand zu reichen, und sagte: „Ich wünsche Ihnen alles Glück, das gewiß nicht ausbleiben wird, Mr. Reinert, und ich würde mich jedenfalls einstellen, wenn meine Verhältnisse es nur einigermaßen erlaubten. Aber ist es auch nicht morgen, so komme ich sicher einmal in den nächsten Tagen — Sie haben mir wirklich eine große Freude durch Ihre Einladung gemacht.“

„Ja hab's doch gewußt, Sie sind eine echte Lady, Zoll für Zoll, daß man Ihnen nicht einmal für die abschlägige Antwort böse sein kann,“ erwiderte der junge Mann, mit einem eigenthümlichen Gemisch von Unmuth und Herzlichkeit die dargebotene Hand schüttelnd und sich dann erhebend. „Meine Alte wird schimpfen und meinen, ich habe meine Commission nicht fein genug angebracht, aber ich will Sie nicht weiter damit plagen. Versprechen Sie mir nur, Miß, daß Sie nicht vergessen wollen, wo die Reinert's wohnen, wenn Sie einmal nach der Stadt kommen, und daß Sie uns für alle Fälle zu Ihren Freunden rechnen, wenn Sie einmal nichts Besseres bei der Hand haben.“

„Ich weiß wahrhaftig nicht, womit ich so viel Freundlichkeit verdient habe,“ gab das Mädchen zurück, „aber verlassen Sie sich darauf, daß ich sie zu würdigen weiß!“ und mit einem: „Wir werden ja sehen, uns sollen Sie wenigstens immer auf dem Platze finden!“ verabschiedete sich der Besucher, von dem Mädchen bis nach der Treppe geleitet.

Luey war in ihr Zimmer zurückgekehrt und fühlte sich leichter, als sie es noch vor wenigen Minuten für möglich gehalten. Es war

nichts als eine einfache Herzlichkeit, die ihr entgegen getreten, und der, welcher sie ihr geboten, stand weder in gesellschaftlicher noch geistiger Beziehung auf einer Stufe mit ihr; aber es war ein Sonnenstrahl, den gerade jetzt ihre Seele bedurfte, und ohne daß sie daran dachte, jemals einen Nutzen daraus ziehen zu wollen, war es ihr doch, als stehe sie nicht mehr so vereinsamt und haltlos, als sie sich bisher gefühlt. Sie überlegte gelassen das Geschehene. Die Dame des Hauses hatte wieder eine Gelegenheit benutzt, um ihr eine Demüthigung zuzufügen; aber Lucy konnte zuletzt auch darüber hinaus kommen, um dem Vertrauen des Majors genug zu thun und sich selbst zu sagen, daß sie gelernt habe, sich zu fügen, selbst wo dies schwer sein mochte. Ruhig lag sie den Geschäften, welche der Morgen noch für sie hatte, ob, und selbst als die Mulattin sie mit einem Gesichte zu Tische rief, das von einer nur mühsam überwundenen Erregung sprach, vermochte sie dieser beruhigend auf die Schulter zu klopfen und sie zu ermahnen, nicht noch der Wirthschafterin die Freude zu machen, sich an ihrem Aerger weiden zu können. —

Es war am späten Nachmittag, als sie mit den Kindern von einem Spaziergange zurückkehrte. Auf dem Rasenplatze vor dem Hause stand eine kleine Gesellschaft ältlicher und jüngerer Damen, augenscheinlich im Abschiednehmen von der Schwester des Majors begriffen, und Richard nannte schon den Weitem die Namen Einzelner derselben und bezeichnete sie als nahe Nachbarn. Lucy überstieg mit unwillkürlichem Theilnahme die ihr zugewandten Gesichter. Das waren die Elemente, aus welchen sich leicht ein Umgangskreis für sie hätte bilden können, wenn ihr nur durch eine einfache Vorstellung Gelegenheit geboten worden wäre, sich geltend zu machen, und ihr Auge traf auf manche Züge, die ihr reges Interesse weckten. Da sah sie, wie sich einzelne Köpfe nach ihr drehten, um sich indessen nur schnell wieder zurückzuwenden und eine gleich kurze Aufmerksamkeit Anderer auf sie zu lenken; sie sah, wie Mrs. Lowell eine steife Kopfhaltung annahm und die Oberstirpe verächtlich hob, wie die Gesichter der Uebrigen fast nur den Wiederschein des ihren zu bilden begannen, wie augenscheinlich die bisherige Conversation verstummte, und hörbarschnell stieg die Erkenntniß in dem Mädchen auf, daß der Haß ihrer Gegnerin sich ein noch weiteres Feld als den Kreis ihres Hauses gesucht, daß durch irgend ein Mittel selbst jeder möglichen Freundlichkeit der Nachbarschaft gegen die Erzieherin vorgebeugt werden war. Ein mit tiefer Bitterkeit gemischter Stolz hob sich in ihr, als sie die halb neugierigen, halb unfreundlichen Blicke bemerkte, die bei ihrem Nahen auf sie fielen, während die Dame des Hauses ihr den Rücken zukehrte und mit den ihr Nächststehenden ein Gespräch über das Wetter begann. Mit hochgehobenem Kopfe, die Hände der beiden kleinen Mädchen festhaltend, schritt sie an der Gesellschaft vorüber, verneigte sich leicht und betrat das Haus. Sie hörte, wie Richard hinter ihr angerufen wurde, aber ohne zurückzublicken, schritt sie nach ihrem Zimmer und blieb hier, die Kinder von sich lassend, in der Mitte des Raumes stehen. War das nicht mehr, als selbst ein ruhiges Gemüth zu ertragen vermochte? Was auf Erden konnte es wohl geben, das ihr, unbetheiligten Fremden gegenüber, zum Vorwurf gereichen, das ein Begegnen wie das eben erlittene rechtfertigen konnte, wenn ihre Feindin nicht die Lüge und die Verleumdung zu ihren Bundesgenossen gemacht? War aber dies Verfahren einmal gegen sie eingeschlagen, so konnte doch ihr Aufenthalt hier kaum anders als in einem Ruin ihres guten Namens enden, hier, wo sie nur an der Wirkung zu erkennen vermochte, was gegen sie geschah, ohne nur die Möglichkeit einer Vertheidigung für sich zu haben! Und warum ging sie denn nicht und überließ ihren Feinden das Feld, auf dem ihr doch niemals ein Sieg erwachsen konnte?

In einem Zwiefpalte mit sich, der ihr den Glauben an die eigene Energie zu rauben drohte, sah sie Richard eintreten, der mit einer Art von Siegesmiene auf sie zuschritt. „Sie sind böse auf Sie da unten, Miß Lucy, ich hab's wohl gemerkt, als sie mich aufrufen; aber ich habe es ihnen gesagt!“ begann er mit blitzenden Augen. „Ich habe gesagt, Miß Lucy ist unsere neue Mama, der Niemand weh thun soll; Pa hat sie lieb und wir haben sie lieb. Tante Lowell und die Wirthschafterin mögen fortgehen, wenn sie wollen, hat Pa gesagt, aber Miß Lucy bleibt hier! Tante Lowell hat mich dafür schlagen wollen, aber sie ist nicht schnell genug gewesen!“ Er lachte lustig auf und sprang nach dem anstoßenden Zimmer; dem Mädchen aber war das Blut in's Gesicht getreten, sie wußte selbst nicht warum; es waren nur kindische Worte, die sie gehört, und doch meinte sie noch von nichts so warm und wohlthuend im Herzen berührt werden zu sein, und erst nach einer Weile tauchte langsam der Gedanke in ihr auf, daß die ihr augenblicklich gewordene Genugthuung doch kaum zu etwas Anderem führen könne, als die Erbitterung ihrer Gegnerinnen nur zu vermehren. Sie saß nieder am Fenster und begann von Neuem über ihre Lage zu grübeln, bis ihr der Kopf weh that; von drüben blickte ihr das Gartenhaus wie ein verkörpertes Geheimniß entgegen; das Gesicht des Majors in eigenthümlichem Zusammenhange mit den seltsamen Worten der Wirthschafterin trat vor sie, und wirre, abenteuerliche Vermuthungen begannen sich in ihr zu bilden, bis endlich Flora's Eintritt, welche zum Abendessen rief, sie ihrem Hinbrüten entriß.

Es war dunkel geworden, die Zeit, in welcher die Kinder zum Schlafen gebracht wurden, fast fürchtete sich aber Lucy vor dem Alleinsein und ihren Phantasie-Gebilden. Morgen früh beim klaren Sonnenlichte wollte sie einen klaren Entschluß fassen, heute in ihrem erregten Zustande aber jeden Gedanken daran von sich werfen. So nahm sie ihre Zöglinge mit sich in das Zimmer, wo das Piano stand, ließ die kleine Maggy auf ihrem Schooße sitzen und erzählte eine lange Geschichte; als aber das kleine Mädchen am Ende derselben fest eingeschlafen war, hob sie es leise herab, bettete es in den Schaukelstuhl und setzte sich dann zum Piano, dem, was in ihr lebte, was sie ersann, in den Tönen des prächtigen Instruments Ausdruck gebend; Lotty hatte sich bald einen niedrigen Schemel neben sie gezogen, den Kopf an ihren Körper gelehnt und die Augen geschlossen, während Richard auf einem Stuhl in der Fenstervertiefung nur eine kurze Zeit länger gegen seine Müdigkeit kämpfte, und erst nach geraumer Weile ließ Lucy mit einem tiefen Athemzuge die Hände von den Tasten gleiten. Als sie aber jetzt nach den Kindern um sich blickte, begegnete ihr Auge dem des Majors, welcher, bequem auf dem Sopha im Hintergrunde niedergelassen, den Blick wie in voller Selbstvergessenheit auf sie geheftet hielt, und Lucy fühlte eine plötzliche Verlegenheit über sich kommen, als sei das Geheimniß ihres Herzens belauscht worden. „Ich wußte nicht, Sir, daß Sie hier waren!“ sagte sie, sich nach dem Kinde an ihrer Seite niederbeugend.

„Bin ich Ihnen lästig, Miß, so gehe ich,“ erwiderte er, den Kopf rasch hebend, und Lucy sah im Aufblicken eine tiefe Falte sich zwischen seine Augen legen, „ich will Sie nicht hier vertreiben!“

Fast meinte das Mädchen einen Anflug von Bitterkeit in seinen Worten zu hören, und eine Ahnung der gänzlichen Gemüthslosigkeit, in welcher der Mann im eigenen Hause leben mochte, beschlich sie. „Ich glaube doch kaum etwas Derartiges gesagt zu haben,“ versetzte sie mit unwillkürlicher Herzlichkeit, „ich war nur überrascht, nicht mit den Kindern allein zu sein!“

„Und sind Sie es des hiesigen Alleinseins noch nicht müde?“ fragte er, ohne den Ausdruck seiner Züge zu ändern. Lucy aber begegnete einem so scharf beobachtenden Blicke, daß sie eine größere Beventung in der Frage suchen mußte, als in den einfachen Worten zu liegen schien. Hatte er etwas von den ihr geworbenen Kränkungen erfahren?

„Ich habe voraussehen können, daß ich völlig ohne Umgang und Gesellschaft sein würde,“ erwiderte sie zögernd, „wenn dies auch unter einigermaßen anderen Verhältnissen nicht durchaus nothwendig gewesen wäre —“

„Und jedenfalls ist die Sache unangenehmer als sie schien, wollen Sie sagen!“ unterbrach er sie. „Sie haben Recht, und ich hätte das Kommende wissen können. Sie haben heute Besuch gehabt, Miß?“

Sein Ton war von einer so sonderbaren Schroffheit, daß das Mädchen kaum wußte, wie ihn zu deuten, oder welche Antwort zu geben. „Ich habe allerdings Besuch gehabt, Sir,“ erwiderte sie, ihre Haltung zusammenraffend, „einen Landsmann von mir, der sich meiner in einer frühern dringenden Verlegenheit angenommen; aber ich weiß durchaus nicht, in welcher Beziehung er zu der vorigen Frage stehen soll —“

Sein Blick ruhte im finstern Forschen auf ihr. „Very well, Miß,“ sagte er nach einer kurzen Pause, „Sie haben ein Auge, das sich kaum zum Lügen eignet, und ich frage nicht weiter nach der Beziehung dieses Mannes zu Ihnen. Flora hat mir einzelne Dinge von den Vorgängen im Hause hinterbracht, die mich um Ihre Festigkeit besorgt machten, und kaum hätte ich es Ihnen ver-

denken können, wenn Sie irgend eine Gelegenheit zur Aenderung Ihrer Lage ergriffen hätten. Meine eigenen Empfindungen müssen Ihnen allerdings gleichgültig sein, aber um der Kinder willen möchte ich Sie bitten, auszuhalten, bis ich Ihnen freien Weg schaffen kann, was nicht mehr zu lange währen soll!" Er erhob sich, als fürchte er mehr zu sagen, und ging einen Schritt nach der Seitenthür, wandte sich aber dort zurück und reichte dem Mädchen die Hand. „Denken Sie daran, daß den Kindern die Mutter fehlt!" sagte er, und Lucy sah in ein Auge, in welchem eine herbe Bitterkeit mit der aufsteigenden Weichheit zu kämpfen schien; sie fühlte einen Druck seiner Hand, der ihr fast weh that, und dann sah sie die Seitenthür sich hinter ihm schließen; sie aber meinte in diesem Augenblicke, daß keine Macht der Erde stark genug sein könne, sie den übernommenen Pflichten abwendig zu machen. —

Sie hatte die Kinder zur Ruhe gebracht, aber eine stille Erregung, die nichts mit ihrer frühern Stimmung gemein hatte und die sie doch auch mit Worten nicht hätte bezeichnen können, ließ sie noch nicht daran denken, ihr eigenes Lager zu suchen. Ein klarer Mondschein lag rings um das Haus auf der Landschaft, und als sie einen Blick durch das Fenster warf, meinte sie, nicht schneller in sich selbst Ruhe schaffen zu können, als wenn sie noch einen Gang durch die nächsten Umgebungen mache, die wie ein Bild des Friedens und der Stille vor ihr lagen. Sie sah noch einmal nach den Kindern und verließ dann geräuschlos das Haus, ihren Weg an der Grenze der Gartenanlagen hinnehmend, bis sie den Obstgarten, welcher sie vor allen Blicken aus dem Hause schützte, erreicht hatte. Langsam folgte sie hier einem der geschlängelten Wege und bald begann sie den wohlthuenden Einfluß des freundlichen Nachtbildes, welches ihr von allen Seiten entgegenblickte, auf sich zu fühlen.

Sie grübelte jetzt nicht mehr über ihre Lage, sie wußte, daß sie hier bleiben und aushalten müßte, was auch über sie ergehen werde, bis er es vermöge, die Verhältnisse zu ändern. Sie dachte kaum daran, sich klar zu machen, was sie hier hielt, was diese Bereitwilligkeit in ihr hervorgerufen, sich für ein fremdes Interesse zu opfern, sie wußte nur, daß sie nichts gegen die Macht dieses Blicks vermochte, mit welchem der Major sie verlassen. Wohl hätte sie errathen mögen, was dieser kräftigen Natur im eigenen Hause die Hände binden und sie zu einer Bitterkeit treiben könne, wie sie Leute ihr aus seinem Auge entgegengesprungen, aber sie stieß nur auf die alten Räthsel, die sich ihr seit dem ersten Tage geboten — da hielt sie plötzlich ihren Schritt an. Ihr Weg hatte sie ins Freie geführt, und dicht vor ihr lag das Gartenhaus. Matt stach das erleuchtete Fenster gegen die Monthecke ab, und Lucy von einer Art plötzlicher Scheu vor dem Orte befallen, wollte sich eben wieder zurückwenden, als ihr Blick auf eine Gestalt fiel, die, auf eine unweit entfernte Bank hingeworfen, das Gesicht in die beiden untergelegten Arme verborgen, mehr dort lag als saß, und ein zweiter, schärferer Blick ließ sie ohne Schwierigkeit das Aeußere des Majors erkennen. Eine halbe Minute lang stand sie zögernd, unwillkürlich lauschend, ob sich kein Ton aus den Häuschen vernehmen lasse, dann aber stieg eine plötzliche Besorgniß in ihr auf — die Gestalt lag so völlig regungslos, als sei das Leben aus ihr entwichen; dazu war die Stellung eine so auffallende, daß sich ganz von selbst der Gedanke an die Möglichkeit eines unglücklichen Vorfalls bot, und langsam trat das Mädchen näher, bereit, bei der kleinsten Bewegung sich zurückzuziehen. Aber sie stand schon neben dem Daliegenden, ohne auch nur ein Zeichen des Athemholens bemerken zu können, und in verstärkter Sorge legte sie mit einem „Major!" die Hand auf seine Schulter. Aber mit einem plötzlichen Ruck schnellte er zu einer sitzenden Stellung auf, sah das fast erschreckte Mädchen zwei Secunden wie geistesabwesend an und stand dann auf seinen Füßen vor ihr. Seine Stirn zog sich finster zusammen, als er sie erkannte. „Was thun Sie hier? was wollen Sie von mir?" fagte er barsch, „die Neugierde hat Sie getrieben, Sie sind mir nachgeschlichen! Eine wie die Andere!" setzte er wie in tiefer Bitterkeit hinzu.

„Ich schleiche Niemand nach, Sir, und die Neugierde gehört am wenigsten zu meinen Fehlern!" versetzte Lucy, welcher sein rauher Ausbruch schnell ihre volle Fassung wiedergegeben; „hätte mich nicht der bloße Zufall hergeführt, so wäre ich wohl schwerlich so weit gegangen, Sie in der Sorge um Ihren Zustand zu berühren."

„Ah, und Sie haben, seit Sie hier sind, wahrscheinlich noch kein Wort von diesem Hause gehört," versetzte er mit einem Tone, dessen Ironie dem Mädchen wohl that, „haben sich auch noch mit keinem Gedanken darum gekümmert!"

„Ich habe Sie einmal im Scheine dieses Fensters gesehen, Sir, und dabei eine Ahnung erhalten, daß Ihr Leben nicht ohne Schmerz ist," entgegnete sie ernst, „ich habe später einige unverständliche Worte in Bezug auf das Haus fallen hören, ohne nach Dingen zu forschen, zu deren Ergründung ich das wenigste Recht hatte, und wenn ich Sie jetzt bitte, mir zu glauben, so ist dies wohl nicht mehr, als worauf ich Anspruch machen darf." Sie neigte leicht den Kopf und wollte mit einem „Gute Nacht, Sir!" sich wegwenden, aber die Hand des Dastehenden legte sich auf ihre Schulter.

„Bleiben Sie, Miß," sagte dieser, „es ist mir, als müsse ich glauben, daß Sie nicht zu dem großen Troß gehören, wenn dies auch ein wunderliches Gefühl für mich ist, aber wenigstens haben Sie ein Herz — die Deutschen, heißt es, besitzen einen Vorzug darin vor uns — und es ist besser, Sie hören von mir, was Ihnen doch einmal aus anderm, vielleicht gehässigem Munde zu Ohren kommen muß. Setzen Sie sich her!" fuhr er fort und ließ sich auf die Bank nieder, das Gesicht in beide Hände legend, und von einem wunderbaren Interesse für das, was sie vernehmen werde, getrieben, nahm Lucy neben ihm Platz.

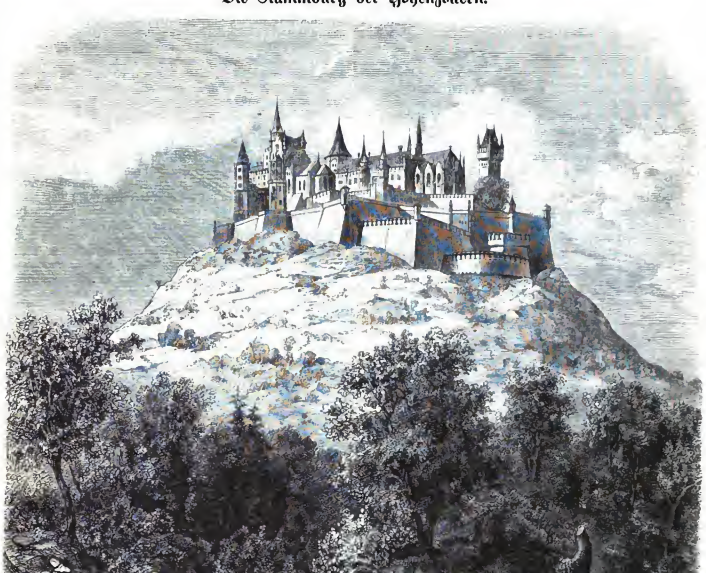
„In diesem Hause," begann er nach einer Pause langsam den Kopf hebend und den Blick vor sich auf den Boden richtend, „wohnt die einzige Frau, welche ich in meinem Leben ohne Selbstsucht gefunden, die einzige, die mich meiner selbst willen geliebt hat, und die gerade deshalb zu Grunde gerichtet worden ist, ohne daß ich sie hätte retten können."

„Es gab eine Zeit," fuhr er nach einer neuen Pause fort, „da galt die alte Flora als das schönste Mulattenmädchen, und mein Vater wurde vielfach um ihren Besitz beneidet, obgleich er als eifriges Kirchenmitglied kein anderes Verhältniß zu ihr als das des Herrn zur Sclavin einräumen wollte. Ich war damals nie daheim, bald im Osten, bald in Europa, und kam eines Tages gerade noch recht, um meinen Vater auf dem Sterbelager zu finden. Meine Schwestern waren verheirathet, und er hatte kaum noch etwas zu ordnen; dennoch schien ihn meine Ankunft zu erleichtern, und als er sich mit mir allein sah, war sein erstes Wort: „Richard, versprich mir eins, berühre Flora's Tochter nicht, denn sie ist Deine Schwester!" Es lag nichts Außergewöhnliches in dem eingestandenen Verhältniß, und ich dachte, als ich ihm das geforderte Versprechen in die Hand gab, nur darauf, mich baldmöglichst einer Verwandtschaft, die nur zu Inconvenienzen führen konnte, zu entledigen, mein Vater selbst billigte diesen Plan lebhaft, aber mein leichtes Herz spielte mir bald einen verhängnißvollen Streich. Kaum war ich nach dem Tode des alten Herrn mit einer Ueberschicht des Nachlasses beschäftigt, so trat eines Morgens ein Gesicht in meinen Weg, wie ich es kaum schöner gesehen; ein Paar tiefe, große Augen, die meine ganze Erscheinung mit einem Male erfassen zu wollen schienen, begegneten den meinen, und eine Stimme, die wie zum Bitten geschaffen war, sagte: „Master, ich flehe Sie an, lassen Sie mich bei meiner Mutter und verkaufen Sie mich nicht an Fremde — der alte Mr. Wood hat es gewollt, ich weiß es, aber seien Sie barmherzig — ich bin Mary, Flora's Tochter, Sir!"

Das Mädchen war beinahe völlig weiß, ihre Gestalt hätte kaum von jugendlich edleren Formen sein können, und mich überlief ein warmes Mitleiden bei dem Gedanken, sie in irgend eine rohe Hand nur als Opfer der Sinnlichkeit fallen zu sehen; sie war zudem immer ein Stück von einer Schwester, und ich ließ der augenblicklichen Regung ihr Recht — sie erhielt das Versprechen, in ihren bisherigen Verhältnissen gelassen zu werden, und wortlos, aber mit einem wunderbar warmen Ausdruck meine Hände küssend, eilte sie davon."

(Fortsetzung folgt.)

Die Stammburg der Hohenzollern.



Die Burg Hohenzollern.

Es waren lange Wagenzüge, welche aus dem Aachen der Preußenkrone die Masse der Theilnehmer und Zuschauer eines mittelalterlichen Festspiels wieder heimwärts beförderten. Die Krönung ist geschehen. Die Königsberger Hofchronik hat den Act ausführlich beschrieben; in der Geschichte wird er einst eine Zeile einnehmen.

Nicht kampfgewohnte Ritterschaaren mit der getreuen Vasallen Fähnlein und Wappentrompetern trabten aus den Thoren ihren Burgen zu, nein, der grelle Pfiff der Locomotive gebot der größten Menge, zu den Wagenreihen zu eilen, die alle Arten von Ständen mit demselben Dampfe davon trugen. Das hohe Eisenroß mit dem glitzernden Athem ist das Wappenbild der Gegenwart. Was im öffentlichen Leben der Völker an Großartigkeit des Gedankens und der That diesem Bilde nicht entspricht, muß es sich gefallen lassen, auf seinen wirklichen Werth herabgesetzt zu werden.

Das Völkerleben der Gegenwart ist so hart durch die endlose Unsicherheit der Zukunft, und dazu ist der geistige Fortschritt in den Ländern der Bildung ein so entschiedener, daß sein strenger Ernst auch zu den Herrschergeschlechtern seine Ansprüche erhebt.

Die Zeit der Spiele ist vorüber,
Erstanden ist im Volk der Mann —

und wohin ein ganzes Volk sein Auge richten soll, da muß auch Etwas geschehen, das des Hinschauens werth ist. Die Tage liegen hinter uns, wo eine Dynastie glauben durfte, durch äußern Pomp ihren Glanz zu erhöhen. Es kann nicht mehr besondere öffentliche Feste der Fürsten und besondere öffentliche Feste des Volks geben. Beide gehören unzertrennlich zusammen, und die herrlichsten Feste werden die sein, mit welchen ein Volk aus freiem Herzen eine fürstliche That feiert. Eine solche Feier verkündet nicht nur den wahren Glanz der Dynastie, sie mehrt auch deren Macht, denn sie kommt auf der politischen Wagschale wiederum der Schwere einer That gleich. — Und wie leicht entbehrt ein solches Fürsten- und Volksfest alles kleinlichen Aufputzes, der nur zur Befriedigung ständischer Eitelkeiten dienen kann, wie tief stehen unter der geschichtlichen Würde einer solchen Feier selbst die schmuckreichsten Uniformen von Oberstküchenmeistern und die rothesten Staatsjacken des Domchors!

Aber noch etwas schon so oft Bekämpftes würde ein Verhältniß zwischen Fürst und Volk, wie das angedeutete, entbehrlich machen: nämlich die starke Selbstvergötterung, welche in der Behauptung eines ganz besondern dynastischen Gongottesgnadenthums liegt und die — wenn solch ein göttliches Privilegium für **alle** „Kronen" in Anspruch genommen werden sollte, also auch für die neapolitanische, russische, französische, hessische, modenesische, dänische, römische, spanische ꝛc. — als eine schwere Versündigung an Gott beklagt werden müßte. Deutschland kennt einen Fürsten, der „die Formel" „von Gottes

Gnaden" von seinem Namen streichen ließ, weil sie dem fortgeschrittenen Geiste der Zeit widerstreitet; die höchst absichtliche Betonung dieser „Formel" bei feierlichster Gelegenheit konnte nur geeignet sein, den aufrichtigsten Dank der Nation gegen jenen Fürsten hinzuleiten.

Wir überlassen die Königsberger Festlichkeiten den Spalten und dem Schicksale der Tagesblätter und führen unsere Leser, statt vor die goldenen Thronstufen an der Ostsee, zur Felsenwiege der Hohenzollern im schönen Schwabenlande.

Das Schwabenland ist eine der reichsten Schatzkammern deutscher Geschichte. Auf seinen Bergen ragen die Denkmäler vieler Herrschergeschlechter, untergegangener und noch heute blühender, und in den Thälern steht manches einfache Haus, aus welchem Geister hervorgegangen sind, deren Ruhmeskränze zu Deutschlands Ehre ewig blühen.

Von den Denkmälern der Berge haben zwei weltgeschichtliche Bedeutung erlangt: das der Hohenstaufen und das der Hohenzollern; von jenem zeugt nur noch der Berg und die Geschichte, die Trümmer des Kaiserschlosses sind verschwunden; dieses prangt, mit Königsburg erhoben, in erneuerter Pracht, aber den bessern Theil seiner Geschichte hat das Geschlecht sich erst zu verdienen. — Abseits von Beiden, auf Schweizergrund, verwittert die Habsburg, deren Geschlecht das Schicksal zwischen Beide gestellt hat. —

Die Stammburg der Hohenzollern zieht uns jedoch nicht blos als historischer Markstein an, auch die Natur hat den Berg mit ihren Reizen geschmückt, und der Kunst ist zur Verherrlichung der Dynastie dort Manches gelungen. So erfreut sie uns von ferne durch ihr eigenes Bild und eröffnet uns auf ihren Zinnen ein entzückendes Rundgemälde.

Südlich von dem ehemaligen souverainen Fürstensitze Hechingen erhebt sich der waldige Berg der Burg zu einer Höhe von 2347 Fuß über dem Meere. Der Weg zu dem Felsenschlosse empor ist steil, aber schattig, und kann auch zu Wagen zurückgelegt werden. Je weiter wir uns vom Thale entfernen, desto prächtiger dehnt es sich zu unseren Füßen aus und desto reicher wird sein Rahmen von Hügelrücken und Bergeshäuptern; bald aber geben wir die Aussicht auf dem Anblick, welchen, je näher wir ihm kommen, um so imponirender der Mauerkranz mit den Zacken seiner Krone von Thürmen uns bietet.

Der Weg zum Eingang in die Burg windet sich im Halbkreise um die Umfangsmauer. Das erste Thor, Adlerthor genannt, empfängt uns mit Steinbildwerk und Inschriften und öffnet uns einen stattlichen Thorweg, welcher uns weiter zur Burg hinauf und unter anderen Baulichkeiten an einer freien gothischen Wendeltreppe vorüber führt, die von üppigem Epheu malerisch umrankt ist. Wir gelangen vor ein zweites Thor. Die Kunst hat zu seinem Schmuck zwei Knappen angebracht, welche trotzige Blicke nach dem Zollernhorn hinüberwerfen, einen Nachbarberge, von welchem der Burg, wenn ihr der Charakter einer Bergfestung geblieben wäre, vorzugsweise hätte Gefahr drohen können. Haben wir endlich das letzte Thor, über welchem sich der ebenfalls reich mit Bildhauerei verzierte Thorthurm erhebt, durchschritten, so breitet das Innere der Burg sich vor uns aus. Der Anblick ist überraschend durch die Großartigkeit und Mannigfaltigkeit der Bauwerke, die hier vor uns aufragen. Die Reihe wird eröffnet durch die im altdeutschen Style erbaute evangelische Kirche; an diese schließt sich die Kaserne an, ein stattlicher Bau von gleichem Style und mit der Inschrift: „Aderherrst auf Bergeskron' — Zollerns Stamm auf Preußens Thron." Eine prachtvolle Treppe führt vom Hofe aus zu den Schloßgebäuden, die im Halbkreise den ganzen westlichen Theil der Burg einnehmen und die durch ihre vier Thürme und die alte Warte einen wahrhaft imposanten Anblick gewähren. Mit dem auf Marmorsäulen ruhenden Gewölbe des Grafensaals neben dem Markgrafenthurm beginnt eine ansehnliche Zimmerreihe, darunter die Räume der Bibliothek, die königlichen Gemächer und Säle. An diese Bauten grenzt die alte Warte und der sogenannte Bischofsthurm, der höchste der ganzen Burg. Von da zieht sich der Schloßtheil der Königin, überragt von dem Kaiserthurme und dem durch die Ketzerfabrik des Erzengels Michael und die Pracht des Baues ausgezeichneten Michaelsthurme, bis zur katholischen Burgkapelle. Neben dieser hat das Pulvermagazin seinen Platz, und der Burggarten schließt den Hof ab. In der Mitte desselben breitet eine uralte Linde ihre riesigen Aeste aus; sie ist erst in der Gegenwart zu einem geschichtlichen Baume geworden, als König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen unter ihrer Blätterkrone die Erbhuldigung des Volkes seiner neuen „Hohenzollernschen Lande" entgegennahm.

Auch der Anfang dieser Burg liegt im Dunkel der Sagenzeit, und gefällige Geschichtsforscher wühlten im Dienste für die „königliche" Dynastie weit in die Jahrhunderte hinein, um die Wiege des Geschlechts in möglichst glänzender Umgebung zu finden. Es gelang ihnen wirklich, bis zu Antenor, einem Helden von Troja, vorzudringen. Wir lassen ihnen ihre Freuden und sind mit der Notiz zufrieden, daß man nicht weiß, wer den Grundstein dieses Bergschlosses gelegt hat. Die Gelehrten des Landes sehen hier sogar Spuren eines Römercastells. Erwiesen ist dagegen, daß zu Carl's des Großen Zeit ein Graf Thassilo von Zollern lebte und um das Jahr 800 starb; er gilt als der erste mit Sicherheit bekannte Stammvater der Familie, und das Schloß seines Namens hat also damals schon gestanden. Es ritteu tapfere Männer droben ein und aus. Thassilo's Sohn oder Enkel Rudolf (I.) folgte dem Heerrufe des Königs Heinrich (des Städtebauers) gegen Hunnen und Wenden und erwarb sich hohe Ehren. Ein Urenkel desselben, Friedrich (Fridolin), soll um das Jahr 980 das Schloß erneuert und um mehrere Gebäude vergrößert haben. Wieder begegnen wir zwei Hohenzollernheldeu im Jahre 1061: Burkard und Webel, die in einem Kriege zwischen den Herzögen von Schwaben und Zähringen bei Rheinfelden den Tod fanden. Burkard's Sohn, Friedrich III., genannt Maute, war der unzertrennliche Gefährte des Kaisers Heinrich V. und machte sich um die Stadt Speyer sie verdient, daß diese sein Bild und Wappen mit einem Platz im Dome beehrte. Ebenso tüchtig erwies sich sein Sohn Rudolf (II.). Er errang nicht nur im Turnier zu Zitrich 1165 den Ehrenpreis, sondern trat im Kampfe der Welfen gegen den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen auf des Letztern Seite, und sein Schwert gab den Ausschlag in der Entscheidungsschlacht im Neckarthal bei Tübingen, wo am 6. September 1164 der Welfen Macht erlag. Ein bedeutender Zuwachs von Gütern war der Lohn für seine Thaten. Dieses Helden Sohn war jener Konrad, welcher durch seine Vermählung mit einer Erbgräfin von Bohburg, deren Hause das Nürnberger Burggrafenthum übertragen war, selbst Burggraf von Nürnberg und dadurch der Stifter der konradinischen oder fränkischen Linie des Hauses Hohenzollern geworden ist.

Dieser regelrechte Verlauf einer so wichtigen Erwerbung scheint jedoch dem Schicksal nicht gefallen zu haben; es ersann einen bedeutungsvolleren Gang, der von Sage und Dichtung vorgezogen wird. Darnach starb Burggraf Konrad frühzeitig und kinderlos, als die schreckliche Zeit des deutschen Interregnums (1256 bis 1273) sich ihrem Ende nahete. Dies herbeizuführen, war aber gerade des Grafen Eitelfritz von Hohenzollern eifrigstes Bestreben, und zwar führte er bei den deutschen Fürsten das laute Wort für den Grafen von Habsburg. Und als sein Wirken gelungen und Rudolf zu des Reiches Kaiser gewählt war, da eilte der Hohenzoller zu dem Habsburger, der eben vor Basel lag, um, der Erste, ihm die Kunde seines Glücks zu bringen. Aus Dankbarkeit belehnte der Habsburger den Hohenzoller sofort mit dem Burggrafenthum von Nürnberg —

„Und auf diesen Grund erbauet
Wuchs auch Zollerns Macht und Ehre,
Daß des Hauses Adler schauet!
Nun vom Felsen bis zum Meere."

Auf Burg Hohenzollern behielt die schwäbische Linie des Hauses ihren Sitz. Die ritterliche Erscheinung aus deutschen ist Graf Friedrich, genannt der Oettinger (weil er am Hofe des Grafen von Oettingen erzogen worden war), dessen unbändige Streitlust den Untergang der Burgveste herbeiführte. Nachdem derselbe mit allen seinen Nachbarn, fürstlichen und städtischen, in Fehden gelegen, versah er es, selbst die Gräfin Henriette von Württemberg persönlich zu verletzen, ein Weib, das ihm einst in Liebe zugethan gewesen. Sie schwur ihm Rache und hielt Wort. Im Bunde mit Ulm, Rottweil und noch fünfzehn anderen Reichsstädten begann sie 1422 den Krieg, besetzte Hechingen und schloß die Burg Hohenzollern ein. Da wagten Haß und Liebe manchen kühnen Gang, denn während die erzürnte Gräfin viele Mannen vor den festen Mauern in den Tod führte, erstand den bedrängten Vertheidigern eine Beschützerin in dem „Mädchen aus der Steinlach", Amasia von Mößingen. Die Liebe zu dem schönen Oettinger ließ ihr keine Ruhe, sie erfüllte sie mit dem Muthe, trotz aller Gefahren die Noth in der Burg zu lindern. Jede Mitternacht durch-

Digitized by Google

schritt sie in langem, wallendem Gewande das Feindeslager, und Niemand wertrat der engelhaften Erscheinung den Weg. So versorgte sie lange Zeit die darbenden Kämpfer, bis endlich das irdische Wesen in ihr erkannt wurde. Der Engel der Burg lag in Ketten, und die hohe Veste fiel. Graf Friedrich suchte sich mit den Tapferen seiner Schaar durchzuschlagen, gerieth in Gefangenschaft und begab sich, als er auf die Fürbitte der Markgräfin von Brandenburg die Freiheit wieder erlangt, auf eine Wallfahrt zum heiligen Grabe, von der er nicht zurückkehrte. Die stattliche Zollernburg aber ward von den Fäustern der Rache in einen Trümmerhaufen verwandelt, über welchen Würtemberg das Scepter ausstreckte.

Erst nachdem des Oettingers Sohn, Jost Nicolaus, wieder Herr des öden Berges und des Landes geworden war, beschloß er den Wiederaufbau der Burg. Derselbe begann im Jahre 1453, und zwar mit einer absonderlichen fürstlichen Feierlichkeit. Weil nämlich die Reichsstädte sich dem Bau alles Ernstes zu widersetzen drohten, so erschienen auf des Burgherrn Bitte zur Grundsteinlegung seine fürstlichen Freunde und Verwandten, der Erzherzog Albrecht von Oesterreich, die Markgrafen von Brandenburg und Baden und der Graf von Fürstenberg, mauerten mit silbernen Kellen und Hämmern den Grundstein und stellten dadurch die neue Burg unter ihren Schutz. Und weil die Fürsten einiger waren als die Städte, so mußten diese schweigen. Die meisten Bauwerke der heutigen Burg stammen aus jener Zeit.

Wie anderwärts begab es sich auch hier, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Wohnen in der Höhe nicht mehr nach dem Geschmack der fürstlichen Herrschaften war; dies widersuhr auch jenem Eitel Friedrich (VI.), welcher, als das schwäbische Hohenzollern abermals in zwei Linien zerfiel, der Stifter der Linie Hechingen wurde. Er baute sich ein Schloß in der Hauptstadt seines Ländchens, während die Burg als starke Bergveste ihre weiteren Schicksale erwartete. Diese kamen mit dem dreißigjährigen Kriege. Die Schweden eroberten Land und Veste und übergaben Beides an Würtemberg; letzterem entrissen es, und zwar durch eine damals sehr übliche List, die Kaiserlichen wieder, indem sie sich dem Commandanten einen, jedoch gefälschten Befehl seines Herzogs zur Uebergabe zustellten. Für die damalige Kriegskunst galt Hohenzollern für einen Punkt von so großer strategischer Bedeutung, daß Oesterreich mit einer jährlichen Summe von 5000 Gulden von dem Fürstenhause das Recht erwarb, jeder Zeit eine Besatzung daselbst halten zu dürfen. Bis zum Jahre 1740 hatte diese Besatzung über eine halbe Million gekostet, trotzdem übergab sie sich in diesem Jahre, beim Beginn des österreichischen Erbfolgekriegs, ohne Gewissensbisse an ein französisches Corps. Dennoch zog Oesterreich erst im Jahre 1798 seine Soldaten und seine Gulden von Hohenzollern zurück. Nachdem somit die Burg auch ihren kriegerischen Werth verloren hatte, stand sie nur noch als ein Alterthum droben, das der Fremde der schönen Aussicht wegen besuchte. Sie war ihrem gänzlichen Verfall bedenklich nahe, als endlich Preußens Könige die Blicke nach der Stätte ihres Ursprungs hinsenkten. Schon im Jahre 1826 begann man mit den nothwendigsten Arbeiten zur Erhaltung des noch Vorhandenen; die völlige Neugestaltung ist ein Werk der preußischen Krone, mit welcher die Hohenzollernkönige im Jahre 1850 ihre altersgraue Wiege schmückten.

So stehen wir wieder in der Gegenwart und wollen uns hier oben ihrer freuen. Wir begeben uns aus dem Hofe auf den Wall der Burg. Da man bei der Wiederherstellung derselben auch ihr altes strategisches Ansehen vor Augen gehabt zu haben scheint, so ist sie nach der neuesten Befestigungskunst mit Allem ausgestattet worden, was ihr Halbbarkeit versprechen konnte, mit Schanzen und Bastionen, Kugelpyramiden und Geschützen aller Art. Erst König Wilhelm gab der Burg den friedlichen Charakter eines Schlosses zurück. — Wir beginnen unsere Rundschau auf der östlichen Seite des Walls. Zu unseren Füßen liegt der sogenannte „Königsgarten", die Schießstätte von Hohenzollern, weiterhin wölben sich die Kuppen der waldreichen Höhen und Berge der rauhen Alp hintereinander auf. Mitten aus dem Waldesgrün erhebt sich ein Felsenvorsprung, auf welchem das Kirchlein „Maria-Zell" heraufleuchtet. Die Legende thut's nicht anders, sie kann das Kirchlein nicht ohne ein Wunder auf den Fels gebaut sehen. Die Bequemlichkeitsliebe der Menschen hat dieses Haus der Maria unten im Thale aufrichten wollen, die Steine lagen fertig unten und die Stätte war für die Werkleute bereitet, — aber was geschieht? Nächtlicherweile fliegt leise eine Schaar Engel vom Himmel herab, trägt emsig die Quadern auf den Fels und mauert die Kirche für und fertig auf —

„Und als in Rosenschöne
Erwacht des Tages Strahl,
Da hallten Glockentöne
Hernieder in das Thal."

Ein frommer Hirte hat's mit angesehen, sonst wären die lieben Engel wahrscheinlich um die Anerkennung dieser architektonischen Leistung gekommen. Was hat unser deutsches Volk Alles erleben müssen, um Blindheit und Seligkeit verwechseln zu lernen! Noch heute schwört die Gewohnheit auf die zwei Sprüche: „Die Liebe macht blind" und „der Glaube macht selig." Wie manches Licht wird noch im Lande vergeblich verbrennen, bis man zu der Ueberzeugung kommt, daß der Glaube blind und nur die Liebe selig macht!

Entzückend ist der Blick nach Norden. Er umfaßt die mit allem Wechsel der Fruchtbarkeit geschmückte Ebene, die sich bis nach Hechingen hinzieht. Ueber diesem freundlichen Städchen, das sich hinter seinen Obstwald halb versteckt, erhebt sich ein Hügel, an dessen Abhange das Franciscanerkloster St. Lucien liegt, und über denselben reicht das Auge weit in das lachende Schwabenland hinein und erkennt in blauer Ferne den Rechberg und den Hohenstaufen. Es ist wirklich so, wie wenig auch diese beiden Namen neben einander passen.

Wenden wir uns gen Westen, so erfreut uns im Thale der Anblick vieler schmucker Dörfer, in denen der Friede den Wohlstand genährt hat, mitten aus seinem heitern Kranze von Baumgruppen blickt das Luftschloß Lindich hervor, und weit muß der Blick über das blühende Land eilen, bis er den Hintergrund findet, den der Schwarzwald mit blauen Streifen zieht und wo er den Kniebis zum äußersten Wächter gesetzt hat. Noch weiter erstreckt sich die Hochebene nach Südwesten hin; sie reicht über viele Ortschaften und den herrlichsten Scenenwechsel über Rottweil hinaus bis zu den steilen Höhen von St. Georgen; Wälder und Bergzüge mit stolz erhobenen Häuptern winden sich am Horizont hin, und über zwanzig badische Wegstunden scheint der Feldberg nicht, nur mit seiner 4650 Fuß hohen Schneekrone seine Grüße herüber zu winken. Fast ganz Oberschwaben liegt vor dem königlichen Hohenzollern ausgebreitet; es war kein Wunder, wenn kühnen Heldengeistern auf dieser Höhe selbst eine Thronstufe nicht zu hoch erschien, um sie zu erschwingen.

Diese Thronstufe ist erschwungen; seit 160 Jahren haben sieben Hohenzollern sich die Königskrone von Preußen auf das Haupt gesetzt; das markgräfliche Gebiet von 500 ist zu einem Königreich von 5000 Quadratmeilen angewachsen, das in Europa zu den Großmächten zählt. Daß die Dynastie diese hohe Stellung nach ihren tiefsten Fall von 1806 jetzt einnimmt, verdankt sie dem unermeßlichen Opfermuthe des Volks, des preußischen und des gesammten deutschen. Trotzdem haben Beide sich lange Zeit dafür wenig Dankes zu erfreuen gehabt; die Umtriebe der Diplomatie triumphirten über die treuen Völker, bis das in Europa aufgethürmte Unrecht zusammenstürzte und viele der erschütterten Throne auf die neue Gefahr hinwies, die aus den nationalen Völkern hervorbrodten, aus denen ein neuer Jupiter seine gefährlichsten Blitze zog. Seitdem wandte die Politik der Hohenzollern sich wieder dem eigenen Volke zu, aber unbekümmert um die Sympathien der übrigen deutschen Stämme, die draußen vor seinen Grenzen stehen — mit dem Programm einer deutschen Nationalpolitik in den hochgehobenen winkenden Händen. —

Es war ein treuer deutscher Mann, der von der Hohenzollernburg, als sie noch im Verfalle lag, einst mit folgenden Worten schied: „Hinter jeder Wiege liegt ein Grab. Auf Aufgang folgt Niedergang. Auch der Stern der Hohenzollern vollendet einen Kreislauf nach ewigen Gesetzen. Verfallen ist das Haus der Ahnen, verfallen wird das Haus der Enkel, bedünte es auch den Erben, es sei für die Ewigkeit gebaut. Aber was länger dauert, als das Geschlecht und sein Haus, sind zwei Blätter in der Weltgeschichte mit der Ueberschrift: Deutschland, Preußen. Ich möchte nimmer ein König sein; aber wäre ich einer, so müßte in meiner Geschichtszeile jedes Wort von Thaten reden, von Großthaten, welche nach Jahrtausenden noch die Völker mit Festen feiern und gute Fürsten zur Nachahmung begeistern." — So sprach der Mann, aber wie selten werden solche Wahrheiten gehört.

Fr. Hfm.

Vom verlassenen Bruderstamme.

Nr. 2. Ein deutscher Märtyrer in Schleswig.

In der Stadt Sonderburg starb an einem warmen und sonnigen Frühlingstage dieses Jahres in tiefer Armuth ein wahnsinniger und schwer kranker Mann. Nur im ganz hellen Sonnenlicht und gestützt auf zwei Stöcke war der Unglückliche im Stande, einige Schritte zu gehen. Das Licht seiner Augen reichte in den Momenten, wo nicht die finstere Nacht des Irrsinns seine Seele umdunkelte, nur bis zu dem Stück Boden, auf dem seine schwankenden Füße standen; wenn aber der Wahnsinn mit seinen schwarzen Fittichen herunzog, dann träumte er, er sei ein steinreicher und glücklicher Mann, besitze viele Millionen in Gold, Perlen und Diamanten und wohne in einem glänzenden, mit orientalischem Luxus ausgestatteten Schlosse, bis die Gestalten dänischer Gensd'armen und Soldaten ihn aus seinen Prunkgemächern jagten und in die elende Wirklichkeit voll Armuth, Blindheit und Elend zurückstießen. Der Unglückliche hat mehrere schreckliche Jahre in diesem Zustande verlebt, bis der Todesengel, mitleidiger als der Wahnsinn und die Dänen, ihn endlich, als der Frühling wieder mit frischem Grün, mit schimmernder Blumenpracht und mit süßem Blüthenduft von Neuem über die schönen Küsten von Alsen wehte, aus seinen Qualen erlöste.

Der Unglückliche war nicht immer so arm und elend gewesen. Einst war er ein reicher, glücklicher Mann, weithin angesehen und geachtet in Schleswig, Holstein und Jütland, ein Mann von Energie, Intelligenz und reichem geistigen Wissen, in den letzten zehn Jahren ein tapferer Kämpfer unter den Deutschen in Schleswig. Es war der Apotheker Karberg aus Apenrade. Jedermann in Schleswig kennt seinen Namen und nennt ihn mit Hochachtung und einem Gefühle innigen Mitleids. Wenige aber kennen die Qualen und Martern, denen sein energischer Geist endlich unterlag. Er war ein Opfer von Gewaltthaten, welche sich die österreichische Regierung in Venetien und in der Lombardei niemals erlaubt hat; sein zerstörtes Leben ist unter die Acte dänischer Gerechtigkeit zu zählen, welche in Schleswig während der letzten zehn Jahre vielfach an Deutschen Angesichts Deutschlands verübt worden.

Der Apotheker Karberg kam im Jahre 1848 in das Land. Er hatte die Apothekerkunst in Lübeck erlernt, studirte Pharmacie in Kiel und Berlin, erhielt in dem Staatsexamen, welches er im Jahre 1831 vor dem Sanitätscollegium in Kiel ablegte, die erste Nummer und kehrte im Besitz eines Vermögens, welches er theils erheirathet, theils als Apotheker in Bittingen in Hannover erworben hatte, in die Heimath zurück, um die Apotheke in Apenrade für eine Summe von 48,000 Thaler anzukaufen. Die Apotheke war immer eine der besten und einträglichsten im Lande. Und doch starb der Wahnsinnige in Sonderburg als ein armer Mann, dessen elendes Leben nur durch die Wohlthaten seines Bruders und Schwagers erhalten wurde. — Und wer waren diejenigen, welche ihn, den einst reichen, glücklichen und angesehenen Mann in diese Armuth und in diese Nacht von Irrsinn und körperlichen Schmerzen gestoßen hatten? Es waren die dänischen Beamten in Schleswig. Ich werde sie im Laufe meiner kurzen und traurigen Erzählung mit Namen nennen. Sie thaten das, was sie thaten, mit Bewußtsein, mit Absicht, ohne Erbarmen, ohne Mitleid! —

Ein Mann, dessen Name in dem schleswig-holsteinischen Lande als Arzt, als wissenschaftlicher Schriftsteller, als Mensch und als Streiter für das Recht und die Freiheit seines heimathlichen Bodens hochgeehrt ist, übergab mir auf meiner Reise durch die Herzogthümer ein Manuscript, welches eine actenmäßige Darstellung der an dem Apotheker Karberg verübten Vergewaltigung enthielt. Vor des Unglücklichen Tode hatte er nicht gewagt, es zu veröffentlichen. Er fürchtete, daß man aus Rache über die Veröffentlichung neue Gewaltthaten an dem Unglücklichen verüben könne. Als das Opfer dänischer Gerechtigkeit in Schleswig angelitten hatte, da versuchte er das Manuscript drucken zu lassen. Aber kein Buchhändler und kein Buchdrucker wagte, das Manuscript zu drucken. Er übergab es mir sodann mit der Bitte, in Deutschland diesen Fall dänischer Gerechtigkeit zu veröffentlichen, und ich erfülle nun seinen Wunsch durch Freund Keil in der gelesensten Zeitschrift in Deutschland, vor einem imposanten Publicum von mehr als Hunderttausend, damit man in Deutschland wissen möge, in welcher Art und Weise in Schleswig von den dänischen Beamten und Polizisten mit Deutschen umgegangen wird. Ich füge hinzu, daß meine Darstellung in den Thatsachen sich dem mir vorliegenden Manuscript genau anschließt, daß sie also ebenfalls actenmäßig ist, daß ich aber absichtlich meine Erzählung jedes rhetorischen Schmuckes entkleide. Man erstumme aber nicht; man wundere sich nicht über eine Reihe von Ungerechtigkeiten und administrativen Gewaltthaten. Die Karberg'sche Vergewaltigung steht leider in der Leidensgeschichte des unglücklichen Schleswig nicht vereinzelt da. Mir sind viele ähnliche Dinge bekannt geworden. Von den vielen nenne ich hier nur zwei, die Vergewaltigungen, welche dem Apotheker Paulsen in Husum und dem Apotheker Funke in Duere widerfahren sind. Der Verlauf derselben war ein ganz ähnlicher; nur endete das Drama nicht so schrecklich. In der Schlußscene des letzten Actes trat dort nur die Armuth auf, nicht der Irrsinn und die Verzweiflung. Alle diese einzelnen Beispiele sind nur Fälle der consequenten Verfolgung eines Princips. Das Princip ist die Danisirung eines deutschen Landes, und in diesem Princip liegt es, die Deutschen in Schleswig jeder Stellung als Aerzte, als Beamte, als Lehrer, als Geistliche zu berauben, sie zum Auswandern zu zwingen.

Apenrade ist eine sehr gewerbthätige und wohlhabende Stadt im nördlichen Schleswig. Neunzig Segelschiffe liegen in ihrem Hafen; ein einziger Rhederer besitzt allein zwanzig Schiffe. In Apenrade war immer viel Intelligenz; aber in Apenrade wurden auch von jeher die deutschen Interessen mit großer Consequenz und Selbstständigkeit vertreten. Das Apenrader Wochenblatt nahm immer in der die deutschen Interessen vertretenden Journalistik einen sehr ehrenvollen Platz ein. Deshalb hatten die Dänen auch einen bittern Groll auf die Stadt, und als die Schlacht bei Idstedt ihnen die Macht in die Hände gab, da fielen sie mit einer wahren Erbitterung über die deutsche Bevölkerung her. Sechsundzwanzig Preßprocesse und über hundert Confiscationen tödteten das Leben des Apenrader Wochenblatts. Der Apotheker Karberg wurde aber besonders von ihnen gehaßt, weil er deutsche Sitte und Intelligenz, mit Energie und mit dem Besitz eines bedeutenden Vermögens verband. In den Jahren 1848 bis 1850 war er Commandeur der Bürgerwehr gewesen, und hatte sich als solcher durch mehrere energische Handlungen, welche ihm die Dänen nicht vergessen konnten, ausgezeichnet. Seine Betheiligung an der politischen Bewegung in den Herzogthümern war indeß niemals von Bedeutung gewesen, weil schon damals die ersten Spuren eines Rückenmarksleidens bei ihm auftraten. Nach dem Erlaß des Amnestiepatents vom 8. Juli 1851 kehrte Karberg nach Apenrade zurück.

Er war kaum angekommen, da begannen schon die kleinlichen Plackereien, denen alle Amnestirte ausgesetzt waren. Die Maßregeln, welche die österreichische und päpstliche Polizei in Italien gegen politisch Compromittirte anwendet, und welche man unter dem Namen des Precetto zusammenfaßt,* wurden auch in Apenrade in Scene gesetzt. Sie wurden in der Stadt confinirt und es wurde ihnen bei schwerer Geld- und Gefängnißstrafe verboten, ihre Gärten vor der Stadt zu besuchen. Abends nach acht Uhr durften sie ihre Häuser nicht mehr verlassen; Nachts war es ihnen nicht gestattet, außer dem Hause zu schlafen. Alle drei Tage wurden sie vor den Polizeimeister zu einer bestimmten Stunde vorgeladen, um ihre Anwesenheit in der Stadt zu constatiren. Wehe ihnen, wenn sie nicht auf die Minute erschienen! Drei Thaler, acht und mehr Thaler Strafgelder waren die Folge jeder Versäumniß, und der Executor erschien am andern Morgen, um das Geld abzuholen. Waren sie aber zur vorschriftsmäßigen Zeit erschienen, dann ließ man sie stundenlang warten. Der Apotheker stand unter denen, welche in dieser Weise gemaßregelt wurden, obenan; ja, man dehnte das Precetto bei ihm noch in einer unerhörten Weise aus. Täglich mußte er der Polizei ein Verzeichniß sämmtlicher an ihn ankommenden Briefe einreichen, und in diesem Verzeichniß auf das Genaueste Ort und Namen des Absenders angeben. Da alle Briefe auf der Post erbrochen wurden, so wurde die Controlle seiner Angabe sehr leicht. Schwere polizeiliche Strafen trafen ihn, sobald er eine unrichtige oder falsche Angabe ge-

* Ueber das Precette s. „Frei bis zur Adria", Leidensgeschichte Italiens ꝛc. von Gustav Rasch. Capitel: Venetien, Modena, Rom.

Digitized by Google

macht hatte. Ferner mußte er täglich ein Verzeichniß sämmtlicher Personen einreichen, welche die Apotheke besuchten, und zwar nicht nur ein Verzeichniß solcher Personen, welche ihm selbst Besuche abstatteten, sondern auch derjenigen, welche Apothekerwaaren kauften. Der Apotheke gegenüber wohnte ein Buchbinder, der zu seinem Aufseher bestellt wurde und den Auftrag hatte, den Besuch in der Apotheke zu controlliren. Wehe dem Apotheker, wenn auf der Liste des Buchbinders ein Name figurirte, der nicht auf den Listen Karberg's verzeichnet war! Neue, immer höhere Geldstrafen mahnten ihn zu einer strengern Aufmerksamkeit. Diese geistreichen Specialitäten des Precette habe ich weder in Venetien, noch in Rom, noch in Modena entdecken können. Die Polizeibeamten des Papstes könnten wirklich in Schleswig erfolgreiche Studien machen.

So ging es viele Monate. Mancher wurde der täglichen Plackereien und Geldstrafen müde und verließ das Land. Karberg war aber ein consequenter und energischer Mann. Er blieb. Mit unerschütterlicher Ruhe reichte er alle Tage seine Verzeichnisse ein, erschien täglich zur bestimmten Minute auf der Polizei, und bezahlte Besuche über Besuche. Den Dänen dauerte die Sache zu lange. Man mußte andere Mittel ersinnen, um Karberg los zu werden. Eines Tages erschien in der Apotheke ein junger Mann, der sich für einen Candidaten der Pharmacie ausgab und sich Worsaal nannte. Er fragte Karberg, ob er nicht geneigt sei, seine Apotheke zu verkaufen. Karberg schien eine Ahnung seiner schrecklichen Zukunft zu haben. Er sagte Ja, führte den Käufer in der Apotheke umher, zeigte ihm die Waarenvorräthe, legte ihm die Bücher vor und bestimmte dann seinen Preis. Aber kaufen wollte der Mann die Apotheke nicht. Er wollte sie umsonst haben. Der Mann war ein Vetter des dänischen Amtmanns in Apenrade, des Kammerherren und Ritters vom Danebrog, Helyer. In die Apotheke Karberg's kam er nicht wieder. Er kaufte sich in Apenrade ein Haus, und als er das Haus hatte, da richtete er sich dort eine Apotheke ein. Als Karberg eines Tages ausstand und auf die Polizei gehen wollte, um seine Listen einzureichen und seine Anwesenheit in der Stadt zu constatiren, erblickte er zu seinem nicht geringen Erstaunen eine neue Apotheke. Die Sache war mit großer Schnelligkeit und Heimlichkeit betrieben worden. Das Haus, worin die Apotheke über Nacht hergerichtet wurde, war einer sehr achtbaren Frau unter dem Vorwande, man wolle in demselben eine Bierbrauerei anlegen, abgekauft worden. Zur Anlegung einer Apotheke hätte sie es niemals hergegeben. Das Realprivilegium hatte der neue Apotheker schon in der Tasche, als er Karberg's Apotheke besah. Er hatte es aus Kopenhagen mitgebracht. Karberg hatte freilich das Realprivilegium seiner Apotheke mit 30,000 Thaler bezahlt, und am 23. Januar 1846 war dies Privilegium von König Christian VIII. auf ihn extendirt worden. Indeß auf solche Kleinigkeiten kommt es in Schleswig gar nicht an. Der Baron Hobe von Gelting wird seit mehreren Jahren von Seiten der Dänen angegangen, ihnen seine Baronie zu verkaufen. Wenn er dann sagt, sein Grundbesitz sei Fideicommiß, und er sei schon deshalb gar nicht berechtigt, denselben zu verkaufen, so giebt man ihm lachend die Antwort, darin liege gar keine Schwierigkeit, die Fideicommißangelegenheit würde man ihm sehr leicht in Ordnung bringen. So bot der Umstand, daß Karberg bereits im Besitz eines Realprivilegiums war, gar keine Schwierigkeiten.

Karberg reichte nun einen Protest bei dem Sanitätscollegium in Kiel ein, er wandte sich im Beschwerdewege an die Polizeibehörde, an die oberste Medicinalbehörde, an das Ministerium in Kopenhagen, er berief sich auf sein Privilegium — er bekam entweder eine abweisende, oder gar keine Antwort. Seine Apotheke war durch die Anlegung einer neuen Apotheke auf die Hälfte ihres frühern Werthes gesunken. Der jetzige Werth erreichte nicht mehr die Höhe der auf das Grundstück eingetragenen Hypothekenschulden. Karberg war bereits ein armer Mann geworden.

Aber der Amtmann und sein Vetter und das Ministerium in Kopenhagen hatten dennoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht, wie man zu sagen pflegt. Zu einer Apotheke gehören Kunden, welche Recepte machen lassen und Waaren kaufen. In der neuen Apotheke war und blieb es still und leer. Kein Recept wurde bestellt, nicht das Mindeste gekauft. Die Deutschen in Schleswig sind groß im zähen, passiven Widerstande, wenn ihnen auch die Initiative in der Handlung abgeht. Da gab der Amtmann den dänischen Beamten, der städtischen Armeneasse, der Verwaltung des Krankenhauses und der Gefängnißdirection auf, von nun an ihre Apothekerwaaren nur von dem neuen Apotheker, seinem Vetter, zu beziehen. Der neue Apotheker mußte aber auch verdienen. Karberg hatte der Armencasse, dem Krankenhause und der Gefängnißverwaltung immer einen Rabatt von 25 Procent bewilligt. Der Amtmann befahl, von diesem Rabatt jetzt abzustehen. Die Anstalten wurden freilich aus dem städtischen Vermögen verwaltet, und die Stadt büßte den Rabatt ein. Aber darauf kommt es in Schleswig wieder nicht an. Von den Beamten, aus der Armencasse und von den Kranken in den Gefängnissen konnte indeß die neue Apotheke nicht allein bestehen. Der Amtmann war um neue Mittel nicht verlegen. Wo wäre das jemals bei einem dänischen Beamten in Schleswig der Fall? Der Amtmann berief die zwölf Kirchspielvögte des Amtes zu sich. Er stellte ihnen vor, daß der Regierung Alles daran gelegen sei, daß die neue Apotheke reussire. Die Regierung befehle Jedem von ihnen durch seinen Mund, und zwar bei Strafe der höchsten Ungnade, durch alle möglichen Mittel dahin zu wirken, daß die Bauern und Hofbesitzer bei dem neuen Apotheker ihre Recepte machen ließen. — Aber die Kirchspielvögte waren brave und charakterfeste Männer. Sie erklärten dem dänischen Amtmann, Kammerherrn und Danebrogritter, daß sie sich zu solchen Dingen nicht hergeben würden, daß sie sich den Teufel um die Gnade oder Ungnade der Regierung bekümmerten, und daß der Apotheker Karberg ein vortrefflicher Apotheker und ein hochgeachteter Mann sei. Nur Einer von den Zwölfen war der Ischarioth; er ging auf den Befehl des Amtmanns ein. Ich nenne deshalb seinen seit dieser Zeit in der ganzen Umgegend von Apenrade nicht mit Freude genannten Namen. Es war der Kirchspielvogt Reuter — ein Dertscher.

Aber trotz alledem blieb es in der neuen Apotheke still und leer. Alle Anstrengungen des Kirchspielvogts Reuter waren vergebens. Keiner von den in seinem Kirchspiel wohnenden Hofbesitzern und Bauern kaufte auch nur für einen Bankschilling in der neuen dänischen Apotheke. Es mußten andere Mittel in Bewegung gesetzt werden, um den Widerstand zu brechen und dem verhaßten Karberg das Handwerk zu legen — das sah der Amtmann von Apenrade, das sah das Ministerium in Kopenhagen ein.

Es wurde nun ein eigenes Sanitätscollegium für Apenrade errichtet, und der neue dänische Apotheker wurde zum Mitgliede desselben ernannt. So wurde Worsaal der Vorgesetzte Karberg's, wurde Mitvisitator der Landesapotheken und konnte in dieser Eigenschaft bei Tag und bei Nacht in Karberg's Apotheke kommen und dieselbe visitiren und inspiciren. Dies geschah auch. Bei jeder Gelegenheit wurde Karberg's Apotheke auf's Genaueste visitirt. Indeß auch mit den Visitationen kam man nicht weiter. Die Ordnung in Karberg's Apotheke war so musterhaft, daß selbst der neue Apotheker keinen Makel entdecken konnte. Da verfiel man auf ein neues und wirklich teuflisches Mittel. Karberg erhielt unter Anrohung einer schweren Geldstrafe den polizeilichen Befehl, seine beiden deutschen Gehülfen abzuschaffen und zwei Dänen zu engagiren, angeblich, weil die deutschen Gehülfen sich mit dem dänisch redenden Theil des Publicums nicht verständigen könnten. Die Absicht, welche diesem Polizeibefehl zu Grunde lag, war natürlich eine ganz andere. Man wollte gewaltsam Versehen provociren, Karberg dann schwerere Brüche auferlegen und auf Grund der Versehen die Apotheke schließen. Karberg wurde wirklich gezwungen, einen seiner guten deutschen Gehülfen zu entlassen und den Dänen zu engagiren, den ihm die Polizei vorschlug. Aber er merkte die Absicht der Polizei; er paßte genau auf. Der Däne war nicht im Stande, Versehen zu provociren, weil der deutsche Gehülfe und Karberg selbst ihn keine Minute in der Apotheke allein ließen. Aber der Däne hatte noch eine zweite Rolle in der Apotheke übernommen, die Rolle des Spions. Karberg hatte immer die Gewohnheit gehabt, mit seinen Gehülfen gemeinschaftlich zu Mittag zu speisen — er konnte den dänischen Gehülfen von dem gemeinschaftlichen Mittagessen nicht ausschließen. Der Däne rapportirte nun jeden Wort, was bei Tisch gesprochen wurde. Als Karberg die zweite Rolle seines neuen Gehülfen durchschaute, warf er ihn aus dem Hause.

Man sah, auch so kam man nicht zum Ziele. Alle kleinen Mittel und Quälereien halfen nicht; es mußte zu andern Maßregeln geschritten werden. Andere Federn, andere Personen wurden in dem Karbergschen Drama in Bewegung gesetzt. Es ist das immer so in Schleswig.

Am 17. Februar 1855 erhielt Karberg ein Rescript des

Ministeriums aus Kopenhagen. Minister Raasløff zeigte ihm in demselben an, daß auf ein vor sieben Jahren eingereichtes Gesuch, welches Karberg nach dem Tode des frühern Königs, nur um die Formalitäten zu wahren, eingereicht hatte und welches die nochmalige Bestätigung seines früher bereits bestätigten Privilegii Seitens des jetzigen Königs betraf, nicht eingegangen werden könne. Zu gleicher Zeit erhielt der Amtmann in Apenrade Seitens des Ministeriums den Befehl, die Apotheke zu schließen. An demselben Tage noch wurde von einem Polizeidiener ein Zettel an die Apotheke geklebt, worauf die Vorübergehenden stammend in dänischer Sprache die Worte lasen: „Die Apotheke ist geschlossen."

Der Apotheker Karberg war ein energischer und muthiger Mann. Er wurde nicht bleich vor Schrecken, als er den Zettel sah, den der Polizeidiener an seine Hausthür klebte. Er ließ jedem seiner Gehülfen eine Flasche Wein geben und trank selbst eine Flasche, „weil doch so Etwas noch nicht in Schleswig passirt sei," sagte er. Dann protestirte er gegen dies unerhörte Verfahren bei dem Sanitätscollegium, und wandte sich zu gleicher Zeit im Beschwerdewege an den höchsten Gerichtshof des Landes, an das Appellationsgericht in Flensburg und an das Ministerium in Kopenhagen. Er erhielt die abweisende Antwort, daß es bei dem eingeschlagenen Verfahren sein Bewenden haben müsse. Nun wandte er sich mit der Bitte an den Minister in Kopenhagen, daß es ihm gestattet werden möge, die Apotheke noch ein Jahr lang fortzuführen, um dieselbe in der Zwischenzeit zu verkaufen. Der Minister Raasløff wies ihn auch mit diesem Gesuche ab.

Ein zufälliger Umstand bewog das Ministerium indeß, von dem eingeschlagenen Wege in Etwas abzuweichen. Auf der Apotheke standen Pupillengelder und Capitalien dänischer Landleute hypothekarisch eingetragen. Diese Hypothekengläubiger erhoben in der Gefahr, vollkommen ruinirt zu werden, ein Geschrei durch das ganze Land. Man fürchtete in Kopenhagen, daß der Lärm zu groß werden würde, und so wurde Karberg gestattet, die Apotheke für eine von einer Medicinalcommission zu bestimmende Summe an einen bestimmten Pharmaceuten, den man ihm nennen würde, zu verkaufen. Diese Commission sollte aus drei Personen bestehen, von denen der dänische Medicinalrath Scheißner die eine, der zukünftige Inhaber der Apotheke die andere sein, und Karberg die dritte wählen möge. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß es auf diese Weise ganz in die Hand der Dänen gegeben war, welchen Preis man für das Eigenthum Karberg's fixiren wollte. Einige Tage später zeigte auch der Medicinalrath Karberg an, daß ein Däne, Namens Stißgaard, zum zukünftigen Besitzer der Apotheke bestimmt sei. Nun schritt man zur Taxation der Apotheke. Dieselbe lautete auf 10,250 Thaler und 10,000 Thaler für das Privilegium. Zur Charakteristik dieser Taxation diene, daß die Bruttoeinnahme der Apotheke sogar während des letzten Jahres, wo bereits die zweite Apotheke bestand, jährlich 4282 Thaler betrug, daß ferner, selbst nach dänischer Schätzung, das Realprivilegium einen Werth von 30,000 Thaler, und daß Karberg 48000 Thaler für die Apotheke bezahlt hatte. Karberg verlor durch diesen Zwangsverkauf also fast 18,000 Thaler. Man sollte nun denken, die Sache sei zu Ende gewesen. Noch nicht! Man hatte gar nicht daran gedacht, dem jetzt bereits armen Apotheker 18000 Thaler zu bezahlen. Man verlangte die Apotheke umsonst. Ich werde nun mit wenigen Worten eine Reihe von Intriguen schildern, die den Zeitraum eines ganzen Jahres in Anspruch nahmen und den Unglücklichen vollkommen arm und elend machten.

Es wurde Karberg eine Punctation zum Abschluß des Kaufes vorgelegt, nach der der neue Apotheker die Apotheke für die Summe von 22,500 Thlr. zu übernehmen hatte. Hierauf zahlte er bei der Uebernahme der Apotheke nur 3000 Thaler. Die übrigen 19,500 Thaler sollten drei Jahre lang unkündbar stehen bleiben. Die Einwilligung der Creditoren habe Karberg zu beschaffen. Außerdem habe er sämmtliche Kosten und Steuern bis zur Uebernahme zu tragen. Als Karberg diese Punctation sah, erklärte er, er werde und könne sie schon aus dem Grunde nicht unterschreiben, weil er selbstverständlich nicht im Stande sei, seine Creditoren zu vermögen, ihre Capitalien drei Jahre unkündbar stehen zu lassen. Man erwartete diese Weigerung Karberg's, um ihm härtere Bedingungen aufzuerlegen. Die Veranlassung war gefunden. Sofort erhielt er ein weiteres Schreiben des Künstlers, worin ihm dieser anzeigte, daß nun auch er von dem stipulirten Kaufe zurücktrete, und er ihm durch seinen Sachwalter andere Bedingungen stellen lassen werde. Diese Bedingungen wurden dem unglücklichen Karberg auch sofort mitgetheilt. Sie waren unerhört und bestanden in nichts Geringerem, als Karberg sollte seine Gläubiger dahin bringen, von ihren Forderungen 35 Procent fallen zu lassen, angeblich aus dem Grunde, um die letzten beiden Gläubiger zu decken, welche sonst ausfallen würden. Der neue dänische Apotheker dachte auf diese Weise noch 3487 Thlr. zu incriren.

Natürlicherweise schlug Karberg dies neue Ansinnen ab und verlangte contractmäßige Abnahme der Apotheke. Der dänische Apotheker sagte Nein, um das Unmögliche durchzusetzen. Man vergesse nicht, daß während der ganzen Zeit, nämlich seit fast einem Jahre, wo diese Verhandlungen schwebten, die Apotheke geschlossen war, daß die Waarenvorräthe und das Verkaufslocal verlegen waren, daß also sämmtliche Waaren verdarben, daß Karberg aber sämmtliche Lasten und Steuern, welche auf der Apotheke ruhten, tragen mußte. Der Arme war in einem verzweifelten Zustande. Das Vermögen, das ihm aus dem Erlös der Apotheke noch übrig blieb, verminderte sich von Tage zu Tage. Er mußte Steuern und Lasten bezahlen, ohne einen Schilling Einnahme zu haben. Sein Gesundheitszustand wurde täglich schlechter. Nochmals wandte er sich verzweifelnd in einer ganzen Reihe von Bittschriften, Angaben und Rechtsanführungen an die Polizeibehörde, an den Amtmann, an das Appellationsgericht, an das Ministerium. Entweder er erhielt gar keine oder nur abschlägliche Bescheide. „Es giebt in Schleswig gar kein Recht!" Diese Worte habe ich alle Tage in Schleswig gehört, und Karberg hat die schreckliche Wahrheit dieses Ausspruchs im reichsten Maße erfahren. Der Unglückliche begriff immer noch nicht, daß die Dänen seine Apotheke umsonst haben wollten, und daß noch ein neuer Streich gegen ihn geführt werden solle. Es wurden neue Anschläge gemacht. Genug, diese beispiellose Vergewaltigung endete damit, daß die beiden letzten Gläubiger auf ihre eingetragenen Forderungen zum Betrage von 6750 Thalern verzichteten, wenn die Apotheke sofort von dem neuen Käufer übernommen werden würde. Das geschah am 6. Januar 1856, fast ein Jahr nach dem gewaltsamen Schluß der Apotheke. Alle Manöuvres und Intriguen waren nur auf diesen letzte Ziel berechnet gewesen. Diese Verzichtleistung hatte man von Anfang an beabsichtigt und sie dadurch, daß man Karberg's Lage täglich verzweifelter machte, zu erzwingen versucht. Man wußte, daß diese Verzichtleistung gelingen würde, denn — — die zuletzt eingetragenen Gläubiger waren Karberg's Bruder und Schwager.

Das Märtyrerthum des unglücklichen Apothekers war zu Ende. Er war ein ganz armer Mann geworden und auf das Gnadenbrod bei seinen Verwandten, welche selbst einen großen Theil ihres Vermögens eingebüßt hatten, angewiesen. Er lebte noch fünf Jahre in schwerer Krankheit und im Wahnsinn. Dann starb er, ein beklagenswerthes Opfer unerhörter Zustände und einer unerhörten Vergewaltigung, zu der sich Behörden, Gerichte und Minister wechselseitig die Hände gereicht hatten, um sie zu vollbringen.

Ich aber schließe meine Erzählung eines Actes dänischer Gerechtigkeit in Schleswig mit den Worten, mit denen das mir vorliegende Manuscript beginnt. Nachdem darin von den sichtlosen und auf vollständiger Unkunde der Verhältnisse beruhenden Urtheilen über Schleswig-Holstein, welche der Verfasser bei einer Reise durch Deutschland hat hören müssen, die Rede gewesen ist, heißt es: „Schreiber dieser Zeilen, ein dem Greisenalter nahestehender Mann, geborner Schleswig-Holsteiner, des Landes und des Volkes, unter dem er gelebt, in aller und jeder Hinsicht kundig, im Genuß einer unabhängigen Muße, welcher von den Dänen, weil er ihrer Macht entzogen, Nichts zu fürchten, von den Deutschen Nichts zu erbetteln hat, hält es für seine Pflicht, da er dergleichen Urtheile bei Gelegenheit einer Reise durch Deutschland hörte, ein Zeugniß abzulegen in Sachen Schleswig-Holsteins und Dänemarks."

Gustav Raich.

Ein Winter-Asyl für geistige Handwerker-Ausbildung.

Der Neuzeit war es vorbehalten, in Verfolg rationeller volkswirthschaftlicher Anschauungen die Gewerbe von den Zunft-, Innungs- und Gildegesetzen zu befreien, welche selbst im Schooße des Handwerks nur von den Schwachen als Stütze, von den Kräftigen aber als gleichgültige Schranke, in vielen Fällen als Fesseln angesehen wurden und welche aufzuheben das allgemeine Interesse forwohl, als die zeitgemäße Entwickelung der Gewerbthätigkeit, aus Grund des Bedürfnisses längst verlangten. Eine große Anzahl deutscher Regierungen hat bereits das Gewerbe, freilich mehr oder weniger beschränkt, freigegeben. Fast alle aber haben, ähnlich wie bei der Ausübung einer auf strengen, wissenschaftliches Studium sich stützenden Praxis, z. B. der der Aerzte und Juristen, den Betrieb des Bauhandwerks, unter welchem vornehmlich das der Maurer und Zimmerer zu verstehen ist, von einer zu bestehenden Prüfung abhängig gemacht.

Durch die Einführung dieser Prüfungen wurden die jungen Baugewerke genöthigt, insofern sie das Meisterrecht ausüben wollten, neben der Erlangung praktischer Fertigkeiten auch auf die wissenschaftliche und künstlerische Seite ihres Faches ihr Augenmerk zu lenken. Damit ihnen dies möglich werde, errichtete man, neben Industrie-, Gewerbe-, Handwerker-, Sonntags- und Feiertags-Schulen für das vorbereitende und allgemeine Bedürfniß, sogenannte Baugewerkenschulen.

Solcher Schulen giebt es in Deutschland viele und besonders in denjenigen Theilen unsers großen Vaterlandes, in welchen man vor der zunehmenden Volksbildung nicht erschrak, sondern sie als anschließliche Bedingung des Volkswohlseins eifrig förderte. Diese Schulen sind größtentheils Regierungsanstalten und lösen dem Staate, da das Schulgeld gering gestellt werden muß, auf Klostergüter ꝛc. zur Dotirung dieser jungen Anstalten nicht mehr disponibel sind, nicht unbeträchtliche Gelder. Die Frequenz ist gewöhnlich nicht in die Augen fallend; sie erstreckt sich durchschnittlich auf 50 Schüler in den Wintermonaten.

Die Beschreibung einer solchen Schule würde kaum von allgemeinem Interesse sein. Wir wollen keine dieser gewöhnlichen Baugewerkschulen beschreiben, wie sie Baiern seit 30, Sachsen seit 20, die sächsischen Herzogthümer, Hannover ꝛc. seit 15 und 10 Jahren aufzuweisen haben. Wir wollen auf eine außergewöhnliche derartige Anstalt aufmerksam machen, die jährlich von über fünfhundert Schülern besucht wird, die nicht durch die Absicht einer Regierung, sondern durch die Einsicht und Energie eines Mannes entstand und die, eine verhältnißmäßig geringe Staatsunterstützung abgerechnet, durch sich selbst besteht.

Es sind dies ziemlich viel Leute: sinnbegabte junge rüstige Arbeiter, die den Sommer über, mitunter bei kargem Lohn und harter Arbeit, Hammer und Kelle, Axt, Säge und Hobel, Feile und Pinsel handhabten, die auf schwankendem Gerüste, in Sonnenhitze und Regen Stein, Holz und Eisen zu Behausungen für Haus- und Landwirthschaft, für Industrie, Handel und Wissenschaft zusammenfügten und die Ende Oktober jeden Jahres „nach Handwerks Gebrauch und Gewohnheit" ihre Schritte nach der kleinen braunschweigischen Stadt Holzminden lenken, um da „des Zirkels Kunst und Gerechtigkeit" kennen zu lernen.

Daß dieser Ort, den der freundliche Leser auf mancher Karte von Deutschland und in mancher Schulgeographie umsonst suchen dürfte, an einem Flusse und in einer holzreichen Gegend liegt, läßt sich aus dem Namen schließen. Dieser Schluß ist auch richtig. Holzminden, ein Städtchen von ungefähr 4000 Einwohnern, liegt an der Weser und zwar an der sogenannten Oberweser, deren Ufer mit ihren Bergen von Kalk und buntem Sandstein, den tief eingeschnittenen Thälern und dem entzückenden Landschmucke mächtiger Buchen- und Eichenwaldungen dem Naturfreunde eine bisher viel zu wenig benutzte Fülle der lohnendsten Partien bietet.

Von der Stadt selbst läßt sich nicht viel sagen. Außer einigen Beamten und Kaufleuten, die im Gegensatze zum allgemeinen Plattdeutsch ein ziemlich schriftgemäßes Hochdeutsch sprechen und sich von der eigentlichen Masse der Bewohner in einer für den Süddeutschen auffälligen Weise fernhalten, giebt es einige Gewerbtreibende, die aber, wie der zahlreich vertretene Ackerbürger, in Feldbau und Viehzucht ihren Hauptverdienstweg erblicken. Das blaue Oberhemd und die Gamasche, der Schinken, die Schlackwurst und der „Schluck", das kummtlose Geschirr der Pferde, die Einrichtung der Häuser mit ihrer „Dele" — die Ein- und Durchfahrt, Hausflur, Dresch- und Futtertenne, Wagenschuppen, der Salon und Tummelplatz der Kinder und der kleinern Hausthiere zugleich ist — der fast stereotype Ausdruck in den Gesichtern, das starre Festhalten an dem Althergebrachten — Alles zeigt an, daß man bei Annäherung von Innermannʼs westphälischen Dorfschulzen auf der rechten Spur ist.

Außer einem ziemlich lebhaften Betrieb von Sandsteinbrüchen besitzt Holzminden keine nennenswerthe Industrie. Dagegen hat es neben der „Baugewerkschule" ein Gymnasium, dessen hohes Alter von einigem Interesse ist.

Nach diesem anfprnchslosen Städtchen „waltzen" im Spätherbste Maurer-, Zimmer-, Tischler-, Schlosser-, Maschinen- und Mühlenbauer-, Dachdecker- und Stubenmaler-Gesellen vor Allem aus dem nördlichen Theile von Deutschland, als: Braunschweig, Preußen, Mecklenburg, Hannover, den Hansestädten, Schleswig und Holstein, dann aus Dänemark und Schweden, weiter aus den sächsischen Herzogthümern, Oesterreich, der Schweiz, ja selbst aus Amerika, Rußland und der Türkei.

Die Mittel verdienen sich mit ihrer Hände Arbeit erst das Geld, mit Hülfe dessen es ihnen möglich werden soll, sich geistig auszubilden. Ihre Hände tragen sehr oft beim Eintritte in die Schule noch die Schwielen, die Zeichen handfertiger Thätigkeit, sie daß ihnen das Halten und Regieren der Feder und des Stifts nicht eben leicht wird. Ungeachtet dessen und des ungewohnten Sitzens im engen Raume und bei Gaslicht während der langen Winterabende — nugewohnt für sie, die den Sommer über in der freien Luft und im Sonnenglanze sich bewegten — wird dann gearbeitet, nicht blos einige Stunden, sondern den ganzen Tag und die halbe, oft den größten Theil der Nacht. Der Unterricht beginnt früh 6½ Uhr und dauert mit wenig Unterbrechung bis Abends 9½ Uhr. Wahrend dieser Zeit gilt es auch, stetig zu sein, denn der mitgebrachten Kenntnisse sind oft wenige, die Zeit ist kurz und das zu bebauende Feld groß. Beispiele, daß dem, übertriebenen Fleiße aus Gesundheitsrücksichten Einhalt gethan werden mußte, kommen oft vor.

Was bewegt aber diese große Anzahl Jünglinge, ihre Groschen, Grote und Schillinge im Sommer und den verführerischen Genüssen der Seestädte gegenüber zu sparen, im Herbste die Aussicht auf weiteren Verdienst, ihre Bekannten und alle gewohnten Verhältnisse zu verlassen, sich in Holzminden fünf Monate lang unter Zeichnungen und Büchern zu vergraben und sich dabei anzustrengen, mehr als bei Ausbehung eines mächtigen Steinblocks oder eines Stammes Holz? —

Sie wollen vorwärts auf der Bahn geistiger Ausbildung; sie haben mit richtigem Gefühle die Nothwendigkeit herausgefunden, daß man die Zeit nicht mehr beliebigen könne durch Wiederkäuung althergebrachter Formen, und daß es nicht mehr blos darauf ankomme, daß, sondern wie man arbeite, und daß endlich immer noch die Capitale, welche die Motten und der Rost nicht fressen, die am besten zinstragenden sind. Mag auch bei Vielen die strikte Nothwendigkeit, die Berechtigung zu einer besseren Lebensstellung, zum Meisterwerden, auf diese Weise zu erwerben, dem Streben hauptsächlich zu Grunde liegen — immer erscheint die Baugewerkschule zu Holzminden in ihrer außerordentlichen Ausdehnung und in dem sich durchgehends äußernden Streben ihrer Schüler als ein interessantes Moment der Zeit, das den Zeitgenossen vorgeführt zu werden verdient.

Wie entstand diese Schule, die so, wie sie jetzt ist, einzig in Deutschland dasteht? —

Nach Einführung der Gilden-Ordnung vom 13. November 1821 im Herzogthume Braunschweig war die Ausübung des Meisterrechts bei den Bauhandwerkern von einer unter Zuziehung des Districts-Baumeisters zu bestehenden Prüfung abhängig gemacht. Um den Gesellen die Erlangung der hierbei beanspruchten Bildung zu ermöglichen, ertheilte der damalige Kammer-Bauconducteur, jetzige Kreisbaumeister Friedrich Ludwig Haarmann in Holzminden, einzelnen Gesellen unentgeltlichen Privatunterricht im Zeichnen und in den Anfangsgründen der Mathematik. Dieser Unterricht reihte sich bald so aus, daß im Winter 1830 sieben Schüler

unter Zuziehung anderweiter Lehrkraft unterrichtet und im Winter 1831 ein besonderes Local für sunfzehn Schüler gemiethet, im nächsten Winter aber bereits Abtheilung der Schüler in Classen nothwendig wurde. Die braunschweigische Regierung gewährte der jungen Anstalt Schutz, Aufmunterung und einige Unterstützung, und „so" — schreibt der verstorbene braunschweigische Oberdaurath Liebau — „entstand, durch offenkundiges Bedürfniß hervorgerufen und darum auf der festesten Grundlage beruhend, die Baugewerkschule zu Holzminden."

Die Anstalt blühte rasch empor. Im Jahre 1840 zählte sie bereits 151, 1850 224, 1855 393, 1857, bei ihrem sünfundzwanzigjährigen Jubiläum, 480, 1860 531 Schüler. Die Lehrkräfte stiegen von 5 auf 33 Personen. Bei der angegebenen Schülerzahl darf nicht unerwähnt bleiben, daß besonders in den letzten Jahren wegen mangelnder Localitäten Hunderte von Angemeldeten abgewiesen werden mußten.

Der Preis dafür beläuft sich derzeit auf 60 Thaler für die sünf Wintermonate.

Im Sommer ist die Schule geschlossen. Mit den im Frühjahre aus Süden kommenden Zugvögeln wandert der Schüler hinaus in die Fremde, um bei lustigen Hammer- und Axtschlägen sich wieder zu erholen von dem langen angestrengten Sitzen, zugleich aber auch um den Seckel wieder zu süllen, der den Winter über trotz aller Sparsamkeit ziemlich leer geworden. Hierbei giebt es noch der Anklänge viele an die so vielfach und mit ebensoviel Unrecht als Recht verschrieenen Handwerks-Bräderschaften, die bei allem leeren Formenkrame und vielfachen Mißbräuchen immer noch den erwärmenden Geist erkennen lassen, der viele Jahrhunderte früher die Genossen der freien künstlichen Kunst vereinte.

Der Gründer der Anstalt, Friedrich Ludwig Haarmann, steht derselben noch jetzt mit regem Eifer und in unermüdischer Thätigkeit vor. Er wird sich diesem Berufe, nachdem er den Mittheilungen

Die Baugewerkschule zu Holzminden.

Die Anstalt zerfällt in drei Classen, denen seit einigen Jahren eine sogenannte Meister- (Repetenten-) Classe und eine Parallel-Abtheilung für Maschinen- und Mühlenbauer beigeordnet ist. Die Classen selbst sind bei der bedeutenden Schülerzahl ebenfalls in parallele Abtheilungen gesondert. Eine Prüfung in Betreff der Aufnahme findet nicht statt, und es läßt sich bei der sehr verschiedenen Kenntnißstufe der Eintretenden ein fruchtbarer Unterricht in diesen Zweigen nur dadurch erreichen, daß weniger durch allgemeine Vorträge, als auf jedes Individuum einzeln gewirkt wird. Dieses Princip ist bisher, freilich nur mit einer verhältnißmäßig großen Lehrerzahl, im Allgemeinen von erfreulichen Erfolgen begleitet gewesen.

Gelehrt werden neben den gewöhnlichen Elementarkenntnissen und Fertigkeiten niedere Mathematik, die Grundsätze der Mechanik und Physik, darstellende Geometrie, Bauconstructionen, Entwerfen und Veranschlagen von Gebäuden, freies Handzeichnen (dieses sehr und, wie wir glauben, mit Recht betont), die gewöhnlichen ästhetischen Formen der Baukunst, Modelliren von Constructionen in Holz und Gyps, sowie Bossiren von Ornamenten in Thon. Die Schule gewährt — und das ist das Eigenthümliche an ihr, was alle Beachtung des Pädagogen und Volkswirths gerade in Bezug auf derartige Hochschulen verdienen möchte — außer dem eigentlichen Unterrichte freie Wohnung, Heizung und Licht, Mittag- und Abendtisch, Wäsche, Schreib- und Zeichenmaterialien, ärztliche Pflege ꝛc. des letzten braunschweigischen Landtags zufolge ausschließlich mit der Direction der Anstalt betraut werden wird, ungetheilt hingeben können.

Dem erfreulichen Stande der Schule sieht man es nicht an, daß auch sie ihre Kämpfe nicht blos hatte, sondern noch hat, und daß es der Sorgfalt eines Vaters bedurfte, der das Leben seiner Kinder hütet, um die Stürme abzulenken, welche die Anstalt in ihrer Entwickelung bedrohten. Wir glauben hierbei beispielsweise erwähnen zu müssen, daß der Vorsteher die Ausgaben für eine so unbedingt nöthige Gasanstalt, die er nach wiederholt abgeschlagenen Bitten aus eigenen Mitteln bestritt, erst nach Jahren von der Regierung zurückerstattet bekam; ferner daß zu Anfang der vierziger Jahre die von Fremden der Anstalt beim Landtage gestellten Bitten um reichlichere Unterstützung aus Staatsmitteln, die durch das Blühen der Anstalt und durch die bedeutenden Unterstützungen andrer Schulen hinlänglich motivirt waren, an dem vorgeschützten Umstande scheiterten, daß weder der Director Theolog sei, noch die Anstalt unter Aufsicht des Consistoriums stehe.

Und doch ließe sich mit einigen Tausenden von Thalern zum noch größern Aufschwung der Anstalt unendlich viel thun. Wird aber die braunschweigische Regierung, bei einem Besuche der Schule von nur 30 Landeskindern, diese Summe auf dem Altare des größeren Vaterlandes niederlegen? Oder ist zu erwarten, daß die Staaten, denen nachweislich das größere

Contingent der Schüller angehört, ſich mit der braunſchweigiſchen Regierung zur Verbeſſerung der äußeren Einrichtungen der Schule einigen werden? Und wenn dieſer gute Wille vorhanden, wann dürften die darüber zu pflegenden Verhandlungen zum Abſchluß und wann endlich zur Ausführung kommen? —

Euch Allen aber im großen deutſchen Vaterlande mag das Vorgeführte als Beleg dienen, daß Einigkeit und Einheit nicht blos den Franzoſen, Ruſſen und zur Abwechſelung einmal den Japaneſen gegenüber noth thut, ſondern daß es auch im Lande der kleinen Angelegenheiten genug giebt, die der Abhülfe warten. Iſt doch das Einſchlagen eines Nagels im Stande mitunter nothwendiger, als das Abputzen der Außenwände und das Auflegen eines neuen Daches! —

Jul. O. Weſinger.

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Claire von Glümer.

XII.

Nach unſäglichen Quälereien kam endlich der Proceß gegen Herrn von Döring zum Abſchluß, d. h. Wilhelmine **erkaufte** ſich ihre Freiheit für eine namhafte Summe, die ſie theils durch ein kleines Capital, das ſie noch bei Verwandten ausſtehen hatte, theils durch den Beiſtand treuer Freunde zuſammenbrachte. Die Löſung dieſer Ehe war eben dem ganzen Verlauf derſelben angemeſſen.

Inzwiſchen war Wilhelmine auf einige Zeit nach Dresden zurückgekehrt und hier empfing ſie einen Beweis von Theilnahme, von dem ſie oft mit der innigſten Dankbarkeit erzählte. Ein Unbekannter — dem höhern Bürgerſtande angehörend — ſchickte ihr aus Berlin eine Summe Geldes; er ſchrieb dabei in einfach herzlicher Weiſe, daß er von den beträngten Verhältniſſen der Künſtlerin gehört hätte, und bat ſie, den kleinen Tribut ſeiner Verehrung nicht zu verſchmähen. Wilhelmine antwortete ihm:

„Dresden, 30. December 1848.

„Geehrteſter Herr! Vergebens würde ich mich bemühen, Ihnen die freudige Ueberraſchung zu ſchildern, welche mir der geſtrige Empfang Ihres Schreibens bereitete. Nehmen Sie den tief gefühlteſten Dank und die Verſicherung, daß ich den ganzen vollen Werth Ihrer Hingebung aus tiefſter Seele anerkenne! Sie ſind der einzige Menſch, der in unſerem großen deutſchen Vaterlande daran gedacht hat, daß eine **deutſche Künſtlerin** in Noth ſein könnte, und ſicher machen Sie hier eine große Ausnahme, denn noch habe ich es nicht erlebt, daß der Deutſche es zur Nationalſache gemacht hätte, ſeine **heimiſchen** Künſtler nicht untergehen zu laſſen, ein Beiſpiel, welches uns alle andern Nationen ſo oft gegeben, was aber in Deutſchland noch keine Nachahmung gefunden. — Mich hat ſchweres Unglück getroffen, doch bin ich davon mehr moraliſch als **materiell** niedergebeugt; ich weiß mich einzuſchränken und habe das **Glück**, die Entbehrung aller überflüſſigen Bedürfniſſe nicht zu fühlen. Wären meine Seelenleiden nicht ſo tief, ſo hätte ich mich **vielleicht** ſchon längſt wieder aufgerafft und durch die Ausübung **meiner** Kunſt meine äußere Lage verbeſſert. Indeſſen davon hält mich für den Augenblick mehr als ein Grund ab, und wahrſcheinlich werde ich das beſcheidene Loos, welches mir gefallen, dem Rücktritt in die Kunſtwelt vorziehen. Nehmen Sie Ihre Freundesgabe **zurück** — ich bedarf ihrer in dieſem Augenblicke nicht, geſtatten **Sie** mir aber, mich im Fall der Noth offen und vertrauensvoll **an Sie** zu wenden, was ich mit voller Unbefangenheit thun werde, **denn** Sie ſind mir ſeit geſtern kein Fremder mehr! Mitte Januar **bin** ich in Berlin und werde den Winter dort zubringen. Ich werde **keine** Fehlbitte thun, die dahin geht, daß mein erſter Gang zu **Ihnen** ſein darf.

Da ich nicht die Freude habe perſönlich von Ihnen gekannt zu ſein, ſo kann ſich nur die Künſtlerin Ihr Wohlwollen erworben haben, und das macht mich ſtolz! Ich habe ein aufrichtig redlich Herz, und mit dieſem Herzen dankt Ihnen und grüßt

Ihre achtungsvoll ergebene
Wilhelmine Schröder-Devrient."

Die Künſtlerin hat dann auch die Bekanntſchaft des wackern Mannes gemacht und hat ihm bis an ihr Ende die freundſchaftlichſte Zuneigung bewahrt.

Anfang März 1849 ging Wilhelmine nach Paris. Das Verlangen nach künſtleriſcher Thätigkeit war endlich erwacht, und ſie heffte dort am leichteſten Anknüpfungspunkte zu finden. Aber die Zeitverhältniſſe waren ihren Plänen nicht günſtig, die politiſchen Kämpfe verſchlangen jedes andere Intereſſe; überdies beruhte ſie einer längeren Ruhe für ihre durch Anſtrengung und Leiden ſehr erſchöpfte Stimme — ſie kam unverrichteter Sache nach Deutſchland zurück. Im Mai führten ihre Geſchäfte ſie nach Dresden, und hier erlebte ſie den Ausbruch der Maircevolution, die auch auf ihr Leben einen unberechenbaren Einfluß gewinnen ſollte.

Es war am Nachmittag des 4. Mai, als am Zeughauſe die erſten Opfer fielen. Wilhelmine befand ſich in der erſten Etage eines Hauſes am Altmarkt, als plötzlich der ganze Platz von wüthendem Geſchrei erdröhnte. Sie ſtürzte an's Fenſter — ein paar blutende Leichen wurden vorbei gefahren, und die wilden Ausrufungen des Volks, das die Karren umdrängte, machten ihr den ganzen Vorgang klar. Mit einem Schrei des Entſetzens antwortete ſie auf das Toben der Menge. Aber ſchon im nächſten Augenblick wurde ſie vom Fenſter zurück gezogen — und ihre vielbeſprochene Betheiligung am Mainaufſtande, die ihr ſpäter unzählige bittere Stunden bereiten ſollte, war zu Ende!

Wie die meiſten Frauen wurde auch Wilhelmine in ihrer politiſchen Richtung nur durch das Gefühl beſtimmt. Zu allen Zeiten hatten ſich ihre Sympathien dem Volke zugewandt, — wie viel mehr mußte das in jenen Tagen der Fall ſein, als ein friſches Leben in die Maſſen drang und Jeder bereit war, Gut und Blut im Kampfe für ſeine Ueberzeugung hinzugeben. — Sie hätte nicht ſie ſelbſt ſein müſſen, wenn ſie beim Anblick dieſer noch blutenden Wunden, dieſer eben gebrochenen Augen im Stande geweſen wäre, den Jammerſchrei ihres Herzens zu unterdrücken.

Am nächſten Morgen verließ Wilhelmine die von allen Schrecken des Bürgerkrieges bedrohte Stadt. „Der Frühling hatte ſich in voller Schönheit über die Erde ausgebreitet," ſchreibt ſie, „und nie werde ich den erſchütternden Eindruck vergeſſen, den es auf mich machte, als ich durch die üppig blühenden Fluren fuhr, über welche der Himmel ſeinen hellſten Glanz ergoß, während aus der im Thale liegenden Stadt die Sturmglocken des Aufruhrs herüber ſchallten. Tief habe ich da Schiller's Worte empfunden:

„Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual."

Wilhelmine wendete ſich zunächſt nach Gotha und von dort nach Heidelberg. Aber ſchon nach wenigen Wochen wurde ſie durch die wachſenden Unruhen aus Baden vertrieben und ging nun in die Schweiz, die ſie nur zum kleinſten Theile kannte. Sie wohnte längere Zeit am Brienzer See. In der Friſche und Stille, in der Pracht der Natur, die ſie hier umgab, fand ſie Geneſung für Leib und Seele. Als der Winter ſie abermals nach Paris führte, war ſie wieder heiter, lebensmuthig, hoffnungsreich. Im Laufe dieſes Winters verlobte ſie ſich mit Herrn von Bock aus Livland, den ſie ſeit Jahren kannte, und in dem ſie das volle Verſtändniß, die treue Liebe fand, deren ſie ſo ſehr bedurfte. Am 14. März 1850 wurden ſie in Gotha getraut. Wilhelminens Künſtlerlaufbahn war damit abgeſchloſſen.

Nur zu bald ſollte Wilhelmine erfahren, daß auch die innigſte Herzensbefriedigung nicht vor Kämpfen und Schmerzen ſchützt. Sie begleitete ihren Mann nach Livland, wo derſelbe Ritterſchaftsgüter in Pacht hatte und das Gut Trikaten bewohnte. Sie trat damit in Verhältniſſe ein, die ihrem Weſen, ihrer Eigenthümlichkeit nach keiner Seite angemeſſen waren. Die Gleichförmigkeit des Landlebens hätte ſchon an und für ſich genügt ſie unglücklich zu machen. Sie bedurfte eines immerwährenden wechſelvollen Verkehrs mit der Außenwelt, weniger um Anregungen zu empfangen, als um den Reichthum des eignen Weſens ausſtrömen. War ihr das verſagt, ſo wurde ihr das raſtloſe Treiben und Fluthen ihres Geiſtes-

lebens zur unerträglichen Pein. Sich selbst hat sie das niemals klar gemacht und hat immer nur in äußern Zufälligkeiten die Ursache des Leidens gesucht, das tief in ihrer Natur begründet war.

Es fehlte freilich auch nicht an äußerer Veranlassung zum Unbehagen. Klima, Lebensweise, häusliche Einrichtungen, Alles war anders als in Deutschland, und Wilhelmine war nicht mehr jung genug, um sich in das fremde Wesen einzuleben.

Sie suchte ihre Umgebung den eignen Wünschen und Gewohnheiten nachzuformen, aber der Versuch mißlang, mußte mißlingen, da die Menschen, auf die sie wirken wollte, nicht einmal ihre Sprache verstanden. „Mit der ganzen Energie meiner Seele warf ich mich auf die Thätigkeit in meinem Hausstande," schreibt sie; „ich hoffte dadurch die Lücke auszufüllen, die durch das Aufgeben meines künstlerischen Berufes in mein Leben gekommen war. Ich wollte reformiren, wollte die Menschen aus ihrer Verthierung herausziehen, wollte sie lehren und unterweisen — aber alle Mühe war vergebens! Umsonst habe ich ein volles Jahr mit Trägheit, Rohheit, Sclaverei, mit Dummheit, Böswilligkeit und Unsauberkeit gekämpft, bis meine Kraft zusammenbrach und meine ganz zerrüttete Gesundheit die Rückkehr nach Deutschland nothwendig machte."

Ein Brief Wilhelminens an ihren langjährigen Freund, den Geheimrath C. G. Carus in Dresden, giebt ein treues Bild ihrer Stimmung und Lebensweise. Sie schreibt:

„Mein hochverehrter Freund! Sie hätten längst meinen Dank für Ihr liebes, liebes Schreiben empfangen, wäre ich nicht zum größten Theil durch Krankheit und dann durch Besuche abgehalten worden, die man hier zu Lande gleich auf mehrere Tage im Hause hat. Vor allen Dingen wünschte ich Ihnen noch danken, daß Sie das Zeichen meiner Anhänglichkeit und Verehrung so freundlich aufgenommen und im Herzen gefühlt haben, daß ich Sie nie und nimmermehr vergessen kann. Es ist mir immer schwer geworden, für Gefühle, in welche meine ganze Seele getaucht war, Worte zu finden, und so können Sie es eigentlich bis zu dieser Stunde noch nicht wissen, was ich Ihnen in meinem Herzen eingeräumt habe. Nur so viel weiß ich, daß ich die Tage, an denen Sie zu mir gesprochen, in einer erhöhten Stimmung zubrachte, welche ich nicht selten in meine Darstellungen, meine Lieder übertrug. Sah ich Sie in der Loge, im Saale sitzen, mir aufmerksam zuschauend und horchend, da habe ich oft ganz allein nur für Sie gespungen und hätte es Ihnen gerne so recht zu Danke gemacht. Ihre freundlichen Worte haben mich dann über manches Mißstungene getröstet und dermuthigt und mich angefeuert, es das nächste Mal besser zu machen. Wußt' ich doch, daß Sie unter so viel Larven nicht allein die einzige fühlende Brust, sondern auch die ruhige Klarheit des besonnenen Urtheils mitbrachten. Lob und Tadel war mir aus Ihrem Munde gleich erfreulich. Habe ich nun zwar lange nicht erreicht, was ich gewollt, bin ich auch weit hinter dem zurückgeblieben, was ich eigentlich empfunden, so muß ich mich, muß ich Euch, die Ihr wohl manchmal mit Recht mehr von mir verdern kountet, mit dem alten Sprüchwort trösten: ein Scheim' macht's besser als er kann — ich habe gethan, was ich konnte. Jetzt blicke ich manchmal nicht ohne Wehmuth auf mein künstlerisches Wirken zurück, denn war ich auch noch weit vom Ziel entfernt, so war ich doch immer den Andern ein großes Stück voraus. Doch das ist von der Mehrzahl längst vergessen, und das Mittelmäßige, was jetzt in meiner Kunst geleistet wird, genügt vollkommen. Ich spreche das eben Gesagte nicht ohne Schmerz aus, denn ich hatte gehofft, für länger als einen flüchtigen Augenblick gestrebt zu haben. Doch das ist das traurige Loos des Mimen, daß, einmal aus dem Kreis des Wirkens herausgetreten, seine Spur nur allzuschnell verweht wird! und doch weiß ich, daß ich in manchen Herzen fortlebe, die mir tausend andere anstwiegen, und in dieser Gewißheit liegt für mich ein großer Trost, eine freundliche Genugthuung.

Sie wollen von meinem Leben wissen, theurer Freund! Es ist still und einfach und mitunter wohl etwas zu monoton, was hauptsächlich in den hiesigen Ortsverhältnissen liegt; man lebt einsam auf seinem Gute, kommt mit den nächstwohnenden Nachbarn höchst selten zusammen und muß seine Zeit, so gut es bei dem gänzlichen Mangel an äußerer Anregung gehen will, aus sich selbst heraus auszufüllen suchen. Ich habe viel gelesen und mich an ältern Sachen erhoben und erbaut, zumal an Goethe, der uns überall mit so viel Würde, Klarheit und antiker Ruhe entgegen tritt, daß seine Nähe uns immer in eine „behagliche" Stimmung versetzt. „Wahrheit und Dichtung" habe ich wieder mit unendlicher Befriedigung gelesen, nur ist dadurch meine Sehnsucht nach Italien wieder hoch in mir aufgeflammt! Nun, wer weiß, vielleicht sehe ich das Wunderland früher als ich denke. Ihnen, mein theurer Freund, haben wir auch schöne und feierliche Stunden zu danken. Mein Mann hat mir Ihre „Psyche" vorgelesen und was mir in diesem hohen und edlen Werke unzugänglich war, wußte er mir mit Verstand und Klarheit näher zu bringen. Die würtige Richtung, die mein Mann auch in der Musik hat, läßt auch in diesem Fache nichts von der neuen Seichtheit zu, und so sind Beethoven, Mozart, Schumann und Schubert immer unsere Auserwählten. Ich habe für Sie manches Lied aus dem reichen Schatze, den uns Schubert hinterlassen, hervorgesucht, die will ich Ihnen versingen und das vielleicht bald. Was mich sonst in meiner nächsten Nähe umgiebt, ist häßlich und grauenhaft; die Menschen sind kaum Menschen zu nennen, und was sie thun, treiben und hervorbringen, zeugt von der niedern Cultmsstufe, auf welcher diese Unglücklichen noch stehen. Was ließe sich über hiesige Zustände nicht Alles sagen — sie sind entsetzlich. — Mein Mann ist ein edler, begabter Mensch, voll zarter Liebe und Sorgfalt für mich, ach! und darum kein „Scheinbild"! Sie werden ihn hoffentlich bald kennen lernen, denn wir wollen einmal wieder freiere Luft athmen und uns Gesundheit holen, die uns leider Beiden fehlt. Ich bin sehr elend; zu meinen alten Leiden haben sich, durch Klima und eine meiner ganzen Natur heterogene Lebensweise hervorgerufen, neue gesellt, und besonders ist es die Leber, die mir viel zu schaffen macht. Da muß Carus helfen! und da der Haß in der Leber sitzt, müssen wir die vor allen Dingen vernehmen, denn weil so viel Liebe in meinem Herzen lebt, will ich nun auch den Haß vollends abschütteln, den ich doch noch gegen manches Menschenkind im Busen trage.

Sie erinnern mich an meine Memoiren — noch habe ich mich nicht entschließen können aus Werk zu gehen; ich muß da so manche Wunde aufreißen, die kaum geheilt, manch strenges, unerbittliches Urtheil fällen über Solche, die noch leben und die ich gerne schonen möchte. Einen Schritt habe ich für diese Arbeit gethan, ich habe meine Papier: geordnet, und kommt einmal die gehörige Stimmung über mich, so liegt Manches schon bereit."

Wilhelmine ging nach Ems (1851); im Herbst traf sie mit ihrem Gatten, der das Seebad von Ostende gebraucht hatte, wieder zusammen und machte mit ihm eine Reise nach Dresden. Kaum waren sie hier angelangt, als Wilhelmine wegen ihrer angeblichen Betheiligung am Mainaufstande zur Untersuchung gezogen wurde. Herr von Bock stellte Caution, und Wilhelmine, die Zeit ihres Lebens nichts so sehr gescheut hatte, als Conflicte mit den Behörden, ging sofort nach Berlin, um von dort aus die nöthigen Schritte zu thun. Hier traf sie ein neuer Schlag — auf Grund der Dresdner Anklage wurde sie aus Rußland ausgewiesen.

Ihre Verpweiflung kannte keine Grenzen, besonders als Herr von Bock im Frühjahr nach Livland zurückkehren mußte. Alles, was ihr peinlich, beinah unerträglich gewesen war, trat zurück vor dem Verlangen mit ihrem Manne vereinigt zu sein, aber während schon zu Ende 1851 die Untersuchung in Dresden niedergeschlagen wurde, mußte Wilhelmine bis zum Winter 1853 warten, ehe die ersehnte Erlaubniß zur Rückkehr nach Rußland erfolgte. Welchen verdüsternden Einfluß diese Verwicklungen auf sie ausübten, geht am deutlichsten aus einem Briefe an Carus hervor, dem sie am 2. Januar 1852 von Berlin aus schreibt:

„Hochverehrter Freund! Sie haben mir so manches Jahr gestattet, mich an dem Tage Ihres Wiegenfestes in den Kreis derer mischen zu dürfen, die sich um Sie drängen, um ihre Glückwünsche zu bringen — sei es mir, der Ausgestoßenen, auch dies Jahr vergönnt, die Wünsche wiederholen zu dürfen, die ich Ihnen in den vergangenen Jahren aus vollem, treuem, wahrhaftem Herzen gebracht hatte. Mögen Sie denn ihnen Allen, denen Sie Freund, Rather und Tröster sein können, noch lange, recht lange erhalten bleiben! Gern hätte ich Ihnen diesmal, da mich der Zufall so in Ihrer Nähe hält, diese Wünsche selbst überbracht, aber mein Fuß wird jene Stadt, die mich mit dankbarem Jubel, statt mit polizeilichen Maßregeln hätte empfangen sollen, in diesem Leben nicht mehr betreten. Es beschleicht mich überhaupt bei dem Schreiben dieser Zeilen ein Gefühl der Wehmuth, denn mir ist, als müßte ich Ihnen ein ewiges Lebewohl sagen. Durch das rudelose Verfahren gegen mich in Dresden bin ich — Dank sei es den Machinationen meiner dortigen Freunde — heimathlos geworden, und

wer weiß, wo mich der Strom des Lebens hinführen wird. Zudem fühle ich durch die letzte Katastrophe meines Lebens mein Herz so angefüllt mit Bitterkeit und Groll, daß es am besten ist, ich scheide auch von den letzten wenigen Freunden, die mir leider zu fern stehen, als daß sie diese herben Empfindungen in meiner Brust mildern könnten. Wie klein diese Zahl wahrer, aufrichtiger Freunde war, die ich mir mit aller Treue und Offenheit von meiner Seite im Leben erworben hatte, das hat mich die letzte Zeit gelehrt. Doch fahret hin! —"

Den Sommer 1852 verlebte Wilhelmine von ihrem Gatten getrennt theils in Coburg, theils in Ems und Schlangenbad. Im Herbst kam Herr von Bock, sie nach Paris abzuholen. Mit ihm vereinigt, in Umgebungen, die ihr behagten, inmitten eines regen geselligen Verkehrs, fand sie die verlorne Frische und Freudigkeit wieder. Aber trotz ihrer entschiedenen Vorliebe für die Franzosen und für französisches Wesen fühlte sich Wilhelmine doch eigentlich nur heimisch und behaglich, wo das deutsche Element vorherrschte, und so waren es denn auch vorzugsweise deutsche Künstlerkreise, mit denen sie verkehrte. Unter diesen behaupteten eine hervorragende Stelle — auch in der Vorliebe Wilhelminens — die Abende bei Ferdinand Hiller, der damals in Paris lebte und mit dem sie seit Jahren in den freundlichsten Beziehungen stand. Dort war man sicher, den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten aus der französischen und deutschen Künstlerwelt zu begegnen, und es fehlte, unter den Auspicien des Meisters, nicht an den auserlesensten musikalischen Leistungen.

Ueberhaupt gab sich Wilhelmine den künstlerischen Genüssen, die Paris in so reichem Maße bietet, mit voller Seele hin. Der Besuch von Museen — besonders der Antiken im Louvre — entzückte sie immer aufs Neue. Wie hoch sie die Leistungen der Oeche, der Rachel schätzte, ist bereits gesagt. War sie mit der musikalischen Richtung im Allgemeinen nicht einverstanden, so litt sie doch nicht so dabei, als wenn ihr dergleichen „Verirrungen" in Deutschland begegneten — wie wir ja nie von Fremden so viel verlangen, wie von unsern Freunden — und daß auch die Musik, die sie als die rechte, echte erkannte, ihren Einfluß, ihr Publicum nicht verloren hatte, sah sie mit großer Freude.

Ihr selbst war im Laufe dieses Winters noch einmal beschieden, die deutsche Kunst aufs Würdigste zu vertreten. Sie sang zum Besten des deutschen Hülfsvereins und am folgenden Morgen erhielt sie von dem bekannten Kritiker Gathy folgende Zeilen:

„Paris, den 11. Februar 1853.

„Verehrte Frau! Wozu es mich gestern unwiderstehlich drängte in meiner Freude, das muß ich heute geistig wiederholen: Ihnen die Hand drücken, so recht aus der Fülle des bewegten Herzens.

Das war ein Triumph deutscher Kunst in Paris! Welche Bewegung beim Erscheinen der großen Sängerin, deren Name auch hier in der Fremde am Kunsthimmel in ungetrübter Glorie prangt! Bei ihrem Auftreten welche Spannung der Gemüther, welche Gefühle bei ihrem Gesang, wie schwebten über uns Allen die Töne so übermächtig, daß unter ihrer hinreissenden Gewalt Alle in eine einzige Seele zusammenflossen, in eine und dieselbe Empfindung! Von dem Ausbruch der Begeisterung, von dem nimmer rastenden Erguß will ich schweigen. Und wie Viele waren, denen der Zauber der Worte, dieses zum vollen Verständniß und Genuß des Kunstwerks so wesentlichen Theils, gänzlich unzugänglich blieb! Ein Sieg der reinen Gemüthskraft also, in der Belebung des künstlerischen Ausdrucks.

Und war es nicht charakteristisch und wahrlich rührend zugleich, daß flüsternd von Mund zu Mund auf französischen Zungen durch den ganzen Saal das begeisterte Wort „Fidelio" sieg und Erinnerungen belebte, die, wie in ganz Deutschland, auch hier unverlöschlich bleiben, hier in Paris, dem Orte des Leichtsinns und des Unbestands, des Wechsels und der Vergeßlichkeit aller Dinge, der höchsten und wichtigsten Angelegenheiten? Wie muß sich nicht glücklich fühlen bei solchem Erlebniß der Hochbegabte, im stolzen Bewußtsein seiner so mächtig einwirkenden Persönlichkeit!

Ja, es ist noch immer dieselbe geniale Frau, die wir früher gekannt; und mit dem Namen Fidelio auf immer verschmolzen und unsterblich in den Annalen der Geschichte, bleibt als Ausdruck des höchsten Kunstgenusses, als Gegenstand der unbedingten Bewunderung den Herzen der Zeitgenossen theuer der Name Schröder-Devrient.

Aug. Gathy."

Blätter und Blüthen.

Die Gamskrickel. Auf meiner Wanderschaft, erzählte jüngst ein guter Leipziger, verlief ich an einem Herbstmorgen des Jahres 1846 den berühmten Wallfahrtsort Mariazell in Obersteiermark, um nach Gratz über das Gebirge zu gehen. Der Weg führt in einem ziemlich breiten Thal zwischen den hohen Bergen nach einem großen k. k. Eisengußwerk, das dabei liegende Dörfchen durchschneidend, bis zu dem hohen Seeberge, an dessen Fuße die Bergwerke sich befinden, wo der Eisenstein gegraben wird, und dessen Spitze der Brandhof, Wohn- und Jagdhaus des Erzherzog Johann, krönt. Während des mühsamen Steigens fiel mir erst ein, daß ich ja eigentlich auf dem Wege in die Heimath sei und daß ich ein kleines Andenken an das schöne Bergland mitnehmen könnte, nur war ich noch nicht recht mit mir im Klaren, was es sein sollte. Da hörte ich plötzlich hoch oben am Felsen Hundegebell und Büchsenknall und erkannte dort eingerammte Holzpfähle, an denen Leinen gezogen und in deren Mitte rothe Lappen befestigt waren, welche im Winde flatterten. Das Alles deutete auf eine Treibjagd, und nun wußte ich auf einmal, was ich mitnehmen könnte: ein Paar Gemsbörnet! das giebt schöne Stockgriffe oder Tabakspfeifenröhrchen, so dachte ich und stieg auch schon rechts in die Höhe, um wo möglich mit einem Jäger sprechen zu können.

Nach ziemlich mühevollem Steigen oben angelangt, sah ich einige hundert Schritt vor mir 12 bis 15 Jäger auf Steinen und um Eßlörbe hergelagert, und auch die Treiber am andern Ende des großen eingelappten Bergplateaus saßen beim Frühstück, aber Alle blickten vor Erstaunen über das Erscheinen eines wildfremden Menschen von ihrer Mahlzeit auf. Ich konnte ihnen das um so weniger verdenken, als jedenfalls meine Reprälentation der Art war, daß auch andere Leute, als diese einfachen, nur in ihren einsamen Bergen lebenden Alpenjäger, sich verwundert hätten, wenn ich so plötzlich ohne Einladung mit zerrissenem Rock und Hosen, abgerissener Reisetasche, voller Erde und Schmutz und dabei so todt wie ein Zinsbahn vor Hohe und Gesicht vor ihnen gestanden wäre; heimlich meinen Eifer hinauf zu kommen war ich meinem Male gestirrt, Strecken zurück gerutscht, hängen geblieben an Steinen und verklüppelten Bäumen und endlich auf allen Vieren kriechend oben angelangt. Da stand ich nun und sah die Leute an, und die mich, denn unter der gezogenen Leine getraute ich mich nicht weiterzukriechen, da ich nicht wußte, ob es erlaubt sei, und dabei muß ich noch ein ganz besonders dummes Gesicht gemacht haben, denn Alle fingen an zu lachen, bis endlich Einer von ihnen, ein großer, starker Mann, aufstand, mir einige Schritte entgegenkam und mir winkte. Da schritt ich denn tapfer darauf los. Meinen unterthänigen Gruß erwiderten Alle freundlich und luden mich zum Sitzen ein, worauf mein großer Erretter fragte, wo ich herkomme, wer und was ich sei und was ich denn eigentlich wollte. Ich erzählte nun ausführlich, daß ich von Zell käme, nach Hause wolle und, da ich die Jagd gehört, herzugekommen sei, um für Geld und gute Worte einige Gemsbörner einzuhandeln, wenn sie solche hätten.

Schon bei meinen ersten Worten merkte ich, daß die Leute meinen sächsischen Dialekt nicht verstanden, und als ich nun mit meinem Vortrag fertig war, erhob sich ein anderer von den Jägern, ein Mann von mittler Größe, mit dünnem, weißem Haar, denn er war schon alt, aber gelenkig wie die Andern, stellte sich vor mich und sagte: „Jesus, Maria! was plauscht der Tatl daher? Sag' mir a mal, was Du eigentlich begehrst." Ich wiederholte meine Bitte um einige Gemsbörner und um derselben mehr Nachdruck zu geben, zeigte ich auf das Horn, welches oben an dem Bergstecke angebracht war, den er in der Hand hatte; er lachte und sagte: „Ah so!" fragte mich in seinem österreichischen Dialekt, woher des Lands ich sei, und da ich ihm Leipzig in Sachsen nannte, schwieg er erst einige Zeit und meinte dann, daß es bei uns freilich keine Gemsen gäbe, dann drehte er sich nach seinen Leuten um mit den Worten: „Wissts's denn, was der Narr begehrt?" und da Alles schwieg, sagte er lachend: „Er will halt a Paar Gamskrickel!" — Nach dem allgemeinen lauten Gelächter fragte er: „Hast denn schon a Gams gelegen?" und da ich dieses verneinte, rief er dem großen Jäger zu: „Du, Franzel, zeig' se ihm!" worauf wir Alle um einen großen Felsblock, ganz in der Nähe gelegen, herumgingen. Da lagen sie, die schönen Thiere, todt und voll Blut, mit den schwarzen, offenen Augen, fast noch warm und halb mit Tannenreisig zugedeckt, elf Stück, alle nebeneinander. Da ich wirklich noch niemals Gemsen in natura gesehen hatte, so war ich natürlich sehr erstaunt über ihre Größe und Stärke, ich hatte mir dieselben kleiner und zarter gedacht. Nachdem ich mich nun satt gesehen und dieselben auch angeklopft hatte, zeigte ich auf die schönsten und größten Hörner und fragte, ob ich dieselben erhalten könnte, worauf mir der alte Jäger erwiderte, daß das eigentlich kein Gebrauch sei, das Gebörn auf dem Jagdplatze auszubrechen und zu verkaufen, da es aber zufällig den von mir bezeichneten Bock selbst geschossen, so wolle er für diesmal eine Ausnahme machen und mir gegen Zahlung des Schußgeldes von 5 Groschen Schein oder 6 Kreuzer Conv.-Münze dasselbe überlassen. Er nickte dem großen Jäger Franzel zu und hielt mir dann die Hand hin, um das Geld einzustreichen.

Freudig holte ich meinen kleinen Beutel aus der Tasche und zählte ihm 5 große kupfere Groschen à 3 kr. Schein in die Hand, wobei er und die andern Alle heimlich vor sich hinlachten, dann stiefelte er das erhaltene

Geld in die schwarzen Lederhosen und übergab mir die mittlerweile ausgebrochenen Hörner, mit dem Zusatze, daß, wo Gamsricket wären, auch ein Gamsbart sein müßte, und dabei in die Höhe greifend an seinen grünen Hut, nahm er den daselbst angesteckten, einfach in grünes Leder gefaßten, aber sehr großen und prächtigen Gamsbart herab und gab ihn mir, mit der Bemerkung, daß es nicht etwa der Kinnbart sei, wie bei den Geisböcken, sondern die langen Rückenhaare des Thieres, und ich sollte denselben auch zum Andenken nach Sachsen mitnehmen, worauf er mir dann glückliche Reise wünschte und mich dann verließ, ohne meine Danksagungen abzuwarten. Glücklich über meinen gelungenen Handel, sagte ich den Jägern Adieu und stieg eben an der Seite wieder hinab nach der Straße, als mir der große Franzel nachkam und mich warten hieß. Bei mir angelangt, gab er mir die 5 Groschen wieder und sagte: „Es war halt bloß a G'spaß von dem Hannes, er thut's nit anders," und auf meine Frage, wer denn der Hannes sei, nahm er seinen grünen Hut ab und sagte: „'s war halt unser Hannes, der Erzherzog. Schau aufi, daß Du nit fallst, und b'hüt di Gott!" worauf er mich verließ und wieder aufwärts stieg.

Als ich Abends im Nachtquartiere zu Seewiese saß und mein Abenteuer erzählte, sagten wieder Alle: „Es ist halt unser Hannes und der thut's einmal nit anders," und der Wirth meinte: „Wanns Du zu mir kommen wärst, hätt ich Dir gleich sag'n woll'n, daß es Gamskrickel heißt, denn den Deinigen Ausdruck versteht hier im Land'l ka Seel." C. M.

Noch einige Thiergeschichten. Eine Familie, die seit Jahren in Amerika angesiedelt war, machte einen Besuch bei ihren Verwandten in Stuttgart. Die Reise ging über Paris, wo man mit den reichen mitgebrachten Mitteln sich die nöthige Ausstattung anschaffte, um als würdiges Glied der europäischen nobeln Gesellschaft auftreten zu können. In einer neuen Equipage fuhr man der langersehnten Heimath zu, von amerikanischen Begleitern war einzig ein Hund mitgekommen, der wegen seiner trefflichen Eigenschaften auch unter den sonstigen Merkwürdigkeiten, die man herübergebracht, sich sehen lassen durfte. Rechnete man ihn ja fast zur Familie; so groß war seine Treue und Anhänglichkeit, so freundlich und liebenswürdig seine Aufführung, so trefflich seine Geisteskräfte. In der ersten württembergischen Grenzstadt ward übernachtet. Die Freude, in wenigen Stunden die Ihrigen begrüßen zu dürfen, war den Reisenden einzig durch die Nachricht getrübt, mit der sie am frühen Morgen überrascht wurden, daß der Hund nirgends mehr zu finden sei. Die Vermuthung lag nahe, daß ein Fuhrmann, der in demselben Gasthaus eingestellt und den seltenen Schatz alsbald erkannt hatte, den Hund in tiefer Nacht mit sich genommen und wieder zurück über die Grenze gebracht habe. Man reiste etwas verstimmt weiter, nachdem die nöthigen Weisungen gegeben waren, den gestohlenen Hund wo möglich wieder beizuschaffen. Ein Fahndebrief wurde dem Fuhrmann nachgeschickt und hätte wohl seinen Zweck erreicht, wenn nicht der Hund selbst den Proceß noch schneller zu erledigen gewußt hätte. Als man eben wieder zum ersten Male das frohe Wiedersehen am heimathlichen Mittagstisch feierte und von den Fährlichkeiten und Abenteuern der Reise sprach, wobei auch des ausgezeichneten Hundes und des leidigen Unfalls mit demselben Erwähnung geschah: kratzte es an der Thüre, und siehe da, der Vermißte springt herein und legt sich, mit Schmutz bedeckt, von Hunger und Durst völlig erschöpft, aber mit freundlichsten Blicken zu den Füßen seines Herrn. Ein abgerissener Strick gab Kunde von dem, was ihm widerfahren war. Der Fuhrmann hatte ihn an seinen Wagen gebunden und mehrere Stunden mit fortgeführt, das Thier aber hatte den Strick abgebissen, hatte in fremdem Lande auf unbekannter Straße ganz allein einen Weg von beiläufig acht Stunden zurückgelegt, hatte die Richtung der Reisenden, die Straße der Residenz, wo sie abgestiegen, Stockwerk und Zimmer, wo sein Herr sich niedergelassen, sicher aufgefunden und rechtfertigte auf's Glänzendste den Ruf, der ihm bereits vorausgegangen war. Will man eine begreifliche Vermittelung dieser jedenfalls außerordentlichen Spürkraft annehmen, so läßt sich im vorliegenden Falle höchstens sagen, der Geruch des Lederwerks der neuen Kutsche habe für das Thier den leitenden Faden gebildet.

Vollends unbegreifbar erscheint aber ein ähnlicher Vorfall mit einem anderen Hunde. Ein Jägersmann, der in einem einsamen, zwischen Wäldern liegenden Forsthause wohnte, hatte einem Freunde in einem Nachbarorte, als dieser zufolge einer Anstellung in der etwa zwanzig Stunden entfernten Hauptstadt dorthin abzureisen hatte, zum Abschied einen kleinen Hund geschenkt. Der weite Weg wurde vom Herrn und Hund ganz im Wagen zurückgelegt, dieser kam in ganz neue, ihm völlig unbekannte Gegenden und Umgebungen, es lagen tiefe Flußthäler und beträchtliche Höhenzüge dazwischen; und doch lief der Hund fort und langte nach acht Tagen wieder bei seinem alten Herrn im abgelegenen Försterhause an.

Doch auch von einem andern Thier, das jedenfalls viel besser ist, als sein Ruf, weiß man etwas Ueberraschendes zu berichten. Zwar ist längst bekannt, daß die Gans keineswegs so dumm ist, als man ihr schnöder Weise nachsagt, und daß sie schon ganz rührende Beweise jahrelanger und treuester Anhänglichkeit an Einzelne, ja an ganze Corporationen geliefert hat. Aber weit überragt werden solche „Regimentsgänse" durch eine ihrer Schwestern, die eine merkwürdige Probe nicht allein von kluger Berechnung, sondern von theilnehmendem Gemeinschaftsgefühl abgelegt hat. Ein Mühlbauer fuhr mit einem beladenen Fruchtwagen durch ein Dorf. Am Ende desselben bekam einer der Fruchtsäcke eine Oeffnung, sodaß ziemlich viel Korn auf die Landstraße verschüttet wurde. Der Fuhrmann faßte von der Frucht am Boden auf, was er konnte, mußte aber, da die Straße sehr schmutzig war, eine beträchtliche Menge Körner zurücklassen. Dies machte sich eine in der Nähe befindliche Gans weidlich zu Nutzen und fraß davon eine Weile recht nach Herzenslust. Plötzlich aber hält sie mit Fressen inne, steht stille, als ob sie sich auf Etwas zu besinnen hätte, läuft dann mit eiligen Schritten in's Dorf hinein und kehrt nach wenigen Minuten vergnügt zurück, begleitet von ihrer Cameradschaft, die nun auch an dem Glücke sich betheiligte und das durch cameradschaftliche, neidlose Freundschaft bereitete Mahl sich trefflich schmecken ließ. L. M.

Hauschild's vegetabilischer Haarbalsam. Ueber dieses neuerdings in vielen, besonders sächsischen Blättern täglich ausgebotene Geheimmittel, enthält die „Pharmaceutische Centralhalle", herausgegeben von einem der tüchtigsten Chemiker und Apotheker Deutschlands, Dr. Hermann Hager, folgende Mittheilungen: „Das Geheimmittelwesen ist unbedingt eine scheußliche Verirrung der menschlichen Culturzustände, das sich unreell in seinem ganzen Verhalt zeigt, dessen Bekämpfung daher zu einer moralischen Aufgabe wird. Die Bekämpfung ist sehr leicht, wenn Männer der Wissenschaft beim Ankauf des Geheimmittels die Natur desselben constatiren und seinen Werth durch die Presse in das wahre Licht stellen. — Aus der angestellten chemischen Untersuchung ergab sich evident, daß der Hauschild'sche Haarbalsam nichts weiter ist, als eine mit etwas Weingeist versetzte und durchgeseihte Abkochung der Klettenwurzel (Radix bardanae). Es sind 1 Theil Klettenwurzel mit ungefähr 6 Theilen Wasser aufgekocht und der Colatur (dem Durchgeseihten) 1 Theil Weingeist zugesetzt. Was den Werth des Mittels betrifft, so kostet eine Flasche, wie sie für 10 Silbergroschen von Julius Kratze Nachfolger verkauft wird, bei obiger Bereitung in der Apotheke 1½ Silber- oder Neugroschen. Man sieht, das Geschäft ist gut. — Eine so neue Art und Weise, ein Haarmittel in Gang zu bringen, versuchen vielleicht Andere auch. Sie lassen sich eine Zeit lang den Kopf wohl rasiren, gehen so als Kahlkopf herum und lassen dann das Haar zum Erstaunen der Welt wachsen, finden Helfer, die darüber in die Zeitungen berichten, und der frisch Behaarwuchste verkauft aus Menschenliebe sein unschuldiges Hülfsmittel in Form eines Balsams, Oels oder einer Pomade für den siebenfachen Preis des wirklichen Mittels an seine Mitmenschen."

Kleiner Briefkasten.

C. P. in Withon. Besten Gruß. Erscheint nächstens. Heute ist es ein Jahr, daß wir zusammen den Inselsberg erstiegen.

Pzw. in Bergedorf. Erinnern Sie sich der schönen Mondnachtsfahrt? Alle grüßen herzlich.

F. in Rgf. Bedauern sehr. Auch die Einholungsfeierlichkeiten müssen wir den größern illustrirten Zeitungen überlassen — die Gartenlaube hat für derartige Feste keinen Raum.

D. in L. Gerstäcker ist vor wenigen Tagen von seiner großen Reise nach Coburg zurückgekehrt. Daß er die Mutter seiner Kinder unter dem grünen Rasen des Friedhofs gebettet fand, wird Ihnen bekannt sein.

Bock's Buch in Heften 4. Auflage.

Die dritte, 10,000 Exemplare starke Auflage des schon bei seinem ersten Erscheinen mit **allgemeinem Willkommen** begrüßten Werkes:

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen

von **Dr. Carl Ernst Bock,**

Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

Mit 38 feinen Abbildungen.

ist vergriffen und die **vierte**, durchgehends verbesserte und vermehrte ist soeben in der **ersten bis fünften Lieferung** erschienen.

Die anerkannte Gemeinnützigkeit dieses Buches und die glänzende Aufnahme, welche es in seinen drei ersten Auflagen überall gefunden, wo deutsche Zungen reden, überhebt die unterzeichnete Verlagshandlung jeder Anpreisung desselben.

Die 4. Auflage des **Buches vom gesunden und kranken Menschen** erscheint wieder in **sieben**, in monatlichen Zwischenräumen auf einander folgenden Lieferungen. Der Subscriptionspreis jeder Lieferung von 5 – 6 Bogen ist nur 7½ Ngr., wofür auch der weniger Bemittelte im Stande ist, sich diesen **Helfer in der Noth** nach und nach anzuschaffen.

Leipzig, im Mai 1861.

Die Verlagshandlung.
Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 46. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das Bombardement von Schärding.

Von Herm. Schmid.

Der alte Rentbeamte Regler war ein freundlicher Mann, dem Alles wegen seiner Herzlichkeit und seines offenen Wohlwollens gut war. Wenn er mit seinem schneeweißen Kopfe den Weg zur Kirche herantam oder durch's Thor ging, um über die Brücke oder längs des Capuzinerklosters seinen Spaziergang zu machen, da nickten ihm von allen Seiten, aus allen Fenstern lächelnde Grüße zu, und aus jeder Hausthüre scholl ihm irgend ein freundliches Wort entgegen. Er kam auch selten weit auf seinen Spaziergängen, denn links und rechts gab es Veranlassung still zu stehen und mit Jemand zu plaudern. Bald waren es Kinder, die von ihrem Spielzeuge wegsprangen, um mit einem halb verlegenen „Grüß Di' Gott" dem bekannten Spaziergänger die Hand zu reichen, der für solche Fälle immer eine kleine Kindergabe in der Tasche trug; bald war es irgend eine bedrängte Hausfrau, der es wohl that, die kleinen Sorgen ihres Haushaltes vor dem alten Manne auszuschütten, der, wenn er auch nicht zu helfen vermochte, doch mit einer Art zuhörte, daß es der Klagenden wohl that — bald endlich war es ein Bürger oder ein Bauer, der mit den Behörden auf irgend eine Art zusammengerathen war und der sich glücklich fühlte, sich bei dem erfahrenen Beamten Rath zu holen, der an Allem so lebhaft Antheil nahm, als wenn er noch zur Stunde — nach seinem Lieblingsausdrucke — „der Renteufel" gewesen wäre.

Was ihm so besonders die Herzen gewann, lag nicht darin, daß er mit den Leuten sprach, sondern in der Art, mit welcher er es that. Er war immer heiter und hatte ein passendes Scherzwort in Bereitschaft, das nie verletzte, weil dahinter ein Gemüth voll reiner, tiefer Empfindung lag, wie unter dem plätschernden, gefahrlosen Wellenspiel einer Quelle der klare, trotz der Tiefe erkennbare Grund. Es geschah nicht blos, daß die Kinder, schnell beruhigt, durch Thränen hindurchlachten, sondern auch die Erwachsenen fanden Behagen daran, wenn durch die Wolken ihrer Betrübniß und den Sprühregen ihres Kummers ein Lichtstrahl fiel, wie rother Sonnenuntergang nach einem trüben Tage, oder ein Sonnenblick mitten im Aprilregen. Hier wie dort brach sich das einförmig traurige Grau zur Farbe; damit kam Beruhigung, denn wenn auch gebrochen, die Farbe ist doch Licht.

Diese Munterkeit, der volle Wiederschein innerer Harmonie, machte den Grundzug seines Wesens aus, und wie er Andere damit erfreute, war sie der Stab, woran sein eigenes Leben sich emporrankend Kraft und Stütze gewann. Sie verlieh ihm auch nicht bis an's Ende, der beste Beweis, daß er nicht zu den Hohlheiten gehörte, welche die innere Leere und Dunkelheit durch ein Feuerwerk von Witz verdecken wollen, das sie Andern und sich selbst vormachen. Sie mögen damit manchmal die Zuschauer täuschen, während der im Grunde trübselige Feuerwerker nur zu gut fühlt und weiß, daß der Funkenregen nur ein Blendwerk ist. Er blieb sich gleich, auch nachdem Leid und Mühsal aller Art über ihn gekommen; nachdem, einen Volksausdruck zu gebrauchen, das Unglück „tausend Mann stark" über ihn hereingebrochen war.

Wie er nun Allen werth war, die ihn kannten, war er es mir doppelt, denn er war mein Großvater und die Ferientage, die ich in seinem Hause zubringen durfte, stehen in der Sammlung meiner Erinnerungen bleibend aufbewahrt, als die schönsten Exemplare von Angedenken aus der Jugendzeit. Stunden-, ja tagelang lauschte ich mit wahrem Seelenoergnügen den Ereignissen aus seinem vielbewegten Leben, die er so lebhaft vorzutragen wußte, daß man sie mit dem Erzähler nochmal durchzumachen glaubte. Oft äußerte er dabei den Vorsatz, er wolle sich einmal darüber setzen und niederschreiben, was ihm Alles auf seinem langen Lebenswege begegnete. Ich munterte ihn jederzeit auf, das ja zu thun und hoffte bestimmt, daß sein Rücklaß die versprochene Schilderung enthalten werde. Als er aber dahin gegangen war, wie ein Licht auslöscht, das seine Umgebung so lieblich erhellt hat und doch für den später Kommenden in keiner Spur wahrnehmbar bleibt, da fanden sich nichts als Anfänge, zerstreute Blätter und Vormerkungen, wie man sie zu einer solchen Arbeit macht, ein Ganzes war nicht vorhanden.

Die folgende Erzählung ist ein solches abgerissenes Blatt; ich gebe es ohne viele Zuthat, als Bruchstück eines wackern Seins, das einst in allen Regenbogenfarben der Freude über einer dunklen Folie geschimmert hat. Vor uns liegt und dehnt sich das Leben noch voll und unzertrümmert; vielleicht dient die Betrachtung des Bruchstücks dazu, den Strahl zu erkennen, der die an sich todte Masse leuchten macht.

Der Winter von Anno Achte ging unter sehr bedenklichen Anzeichen zu Ende. Man sprach immer lauter davon, daß die Allianz zwischen Oesterreich und dem Kaiser Napoleon angefangen habe locker zu werden, aber mich bekümmerte das im Ganzen sehr wenig. Ich saß damals bereits seit zwei Jahren als wohlbestallter kaiserlich königlicher Controllor am Landgericht zu Schärding am Inn und fing soeben an die Behaglichkeit einer sorgenfreien Stellung zu genießen. Mir war angefähr so, wie wenn man lange in strenger Kälte gewandert ist und dann in der warmen Stube empfindet, wie das Leben in die steif gefrorenen Glieder zurückzukehren beginnt. — Wie ich das niederschreibe, finde ich, daß das Gleichniß, das mir da so in die Feder gekommen ist, sehr gut paßt, denn mein Dasein und meine Wanderung an der Seite meiner geliebten Katharina war bis dahin in der That, als wären wir in einer Winterkälte von zwanzig Graden im Walde und bei Nacht nach Monduntergang und vor Sonnenaufgang unterwegs gewesen.

Und doch hinkt dieser Vergleich wie jeder. War es auch keine Kleinigkeit, sich achtzehn Jahre lang vor dem Einfrieren zu schützen mit sehr geringer Einnahme, die immer gleich blieb, während der in Kindern ausgedrückte Segen Gottes sich stetig vermehrte, so trugen wir doch in uns, was wärmer hält, als der dichteste Flausrock — wir hatten uns aus Liebe geheirathet und das Sprüchwort vollkommen wahr gefunden: Jung gefreit hat keinen gereut.

Vielleicht — vielleicht auch nicht, erzähle ich ein anderes Mal von den ersten Anfängen meiner Jugend, die wahrlich nicht auf Rosen gebettet war. Das Mittelste von fünfzehn Kindern, zählte ich achtzehn Sommer, als ich Wien verließ, um als wirklicher Actuar auf einer herrschaftlichen Besitzung des grünen Innviertels einzutreten. Erlaßt mir's, die Freuden eines solchen Actuariats zu schildern. Sie sind heute noch nicht die schönsten, aber damals wäre es fast nicht zum Aushalten gewesen, wenn nicht ein Engel, in Gestalt eines schönen Mädchens, meiner Katharina, die als Kammerjungfer auf dem Schlosse der Gräfin diente, mir trotz aller Qual einen Himmel auf Erden geschaffen. Wie auch der alte Drache, die Baronin, aufspaßte, wie sie mich auch mehrere Male anredete: „Er scheint mir auch ein echtes Wiener Früchtl zu sein, laß' Er mir die Mädels im Schlosse ungeschoren, wenn wir gute Freunde bleiben sollen — vor allen meine Katharina hier" — wir wußten uns doch zu finden, von Blicken kam es zu Händedrücken, dann zu Erklärungen, und bald wechselten wir den Schwur ewiger Liebe. —

Theure Katharina, treue, liebevolle Gefährtin meines Lebens, meine Hand zittert, da ich dieses in der Einsamkeit niederschreibe, in der Du mich zurückließest! Ich feiere sie in diesem Augenblicke wieder, die Weihestunde unseres Glücks; wir sind wie Tamino und Pamina durch Wasser und Feuer gewandelt — aber wir haben unseren Schwur gehalten wie sie!

Leider ließ der Argwohn nicht nach, uns zu beobachten und zu verfolgen, wenn man uns auch nichts Bestimmtes nachzusagen vermochte. Ich erkannte es daraus, als mir eines Tags die Baronin zufällig im Schlosse begegnete und mich von oben bis unten musternd vor mir stehen blieb. „Er Windbeutel," sagte sie dann, „hört nicht auf, meiner Katharina dummes Zeug in den Kopf zu setzen. Ich sag' es Ihm jetzt zum letzten Male — und wenn ich Ihm erwische, daß Er mir das Mädel nicht in Ruhe läßt, so jag' ich Ihm eine Kugel durch den Kopf."

Damit ging sie; ich aber blieb in der größten Entrüstung zurück. Das war zu viel, das war ein Eingriff in meine Menschenrechte, der mich aller Bedenklichkeiten überhob, und ich beschloß, der Sache rasch ein Ende zu machen. Ich hatte Aussicht, in Wien eine kleine Stelle zu erhalten; ich sprach mit Katharina, die mit Allem einverstanden war, und wenige Wochen darnach kam meine Bestallung mit einem so großen Siegel, als ob ich Minister geworden wäre. Die Frau Baronin wüthete zwar und drohte wieder mit dem Erschießen, als ich und Katharina mit mir den Abschied nahm, aber nun kehrte ich mich nicht mehr daran, nahm meine Braut unter'm Arm und kutschirte nach der Trauung mit ihr überselig nach Wien. Zu einer solchen Reise von mehreren Tagen gehörte damals eine Art von Heldenmuth, und es war die volle Begeisterung einer beiderseitigen ersten und glücklichen Liebe erforderlich, um sich auf dieselbe sogar zu freuen, wie wir es thaten. Man fuhr damals in sogenannten Zeiselwagen, einer Art Fuhrwerk, wie man sie vor den Linien von Wien immer noch antrifft. Nur waren damals in diesen Fuhrwerken noch keine Bänke angebracht. Ueber einen gewöhnlichen Bauernwagen wurden Reife gespannt und über diese eine große Plache gezogen, ähnlich wie es heutzutage bei Frachtwagen geschieht. In der dadurch gebildeten Röhre war dichtes Stroh aufgehäuft, darüber Decken gebreitet, und darauf saß oder lag oder kauerte die ganze zusammengewürfelte und durcheinander gerüttelte Gesellschaft. So war das Fuhrwerk beschaffen, auf dem wir die Hochzeitreise antraten, und doch hätte uns die Neuheit des ungestörten Beisammenseins für Alles entschädigt, wäre es mir nur möglich gewesen, in der Maschine auszuhalten. Ich war kaum hineingekrochen und einige Zeit gefahren, als sich mir eine sehr lebhafte Vorstellung von jenem Zustande aufdrängte, den die Schiffer Seekrankheit nennen, und wohl oder übel — ich mußte heraus und zu Fuße nebenher wandern. So oft ich auch den Versuch wiederholte, es ging nicht; es kam mir vor, als steckte ich in einer Ofenröhre, um bei gelindem Feuer geschwort zu werden, und trotz des Regens, der am zweiten und dritten Tage nicht fiel, sondern goß, schritt ich neben dem Wagen her, der glücklicher Weise nicht die Gewohnheit hatte, sich zu übereilen. Ich kam mir vor wie Nährvater Joseph auf den Bildern, welche die Flucht nach Aegypten darstellen und auf welchen ich denselben auch nie reitend oder fahrend gesehen habe, sondern immer nebenher wandelnd und den Esel am Zügel führend. Mein einziger Trost war, wenn meine Katharina hie und da durch eine Spalte des Bratrohrs ihr liebes Gesichtchen zeigte oder mir die Hand herausbot, um sich zu überzeugen, daß ich weder vom Regen verschwemmt, noch im Kothe versunken sei.

Endlich war Wien erreicht und die Trübsal war aus — wie ja seitdem auch meine Freude „aus" geworden ist. Aber nun begann eine selige Zeit, eine Zeit der Arbeit und der Sorge, denn es galt, zu erwerben und dem so rasch gebauten Hause einen dauernden Grund zu untermauern — eine Zeit des vollsten Glücks, denn die Monate und Jahre bewiesen, daß wir Beide in der raschen Wahl nicht fehlgegriffen hatten. Anfangs ging es freilich schwer und langsam, aber es ging doch — und es war nicht recht, daß ich oben diese Zeit mit einer kalten, nächtlichen Winterwanderung verglichen habe. Es war Frühling, doppelter, dreifacher Frühling ... der Natur, des Lebens und der Liebe; aber jetzt, da ich dies schreibe, ist es Winter um mich, dreifacher Winter, in dem Du mich nicht hättest so allein lassen sollen, liebe Katharina; ach, gerade zu dieser letzten Winterwanderung hätte ich Deine weiche, liebende, sorgende Hand am meisten bedurft!

... Wir hatten uns allgemach aus der Entbehrung zu dem Zustande emporgearbeitet, daß wir hatten, was wir brauchten; heimsten und trugen wir doch Beide einmüthig ein wie die Bienen. Zumal seit wir in Schärding waren, gelangten wir schon zu jenem Grade von Wohlhabenheit, die für die Zukunft zurücklegen vermag. Ich war mit Frau und sechs Kindern wohlgekleidet; die Miethwohnung, die wir inne hatten, war reichlich und anständig eingerichtet. Stattliche, „feiernde Betten" standen herum, in den Schränken hatte sich manches Stück Leinwand angesammelt, der Keller und die Vorrathskammer war gefüllt, und was die Hauptsache war, in meinem Arbeitszimmer im Landgerichtsgebäude lag wohlversperrt in meinem Pulte ein kleines Etui von rothem Maroquin, und in diesem ein nicht unbeträchtliches Sümmchen, das wir erübrigt hatten, und das alle Anlagen zu gutem Wachsthum verrieth.

Wir waren darum freudig im Gemüth, und als der Katharinentag des Jahres 1808 herankam, war ich, wie jedes Jahr, darauf bedacht, diesen Tag als einen Ehrentag meines guten treffischen Weibes durch ein Fest zu begehen. Diesmal hatte mir etwas ganz Besonderes ausgeheckt. Unsere älteste Tochter Constanze war ein Mädchen von sechzehn Jahren, gut, sanft, liebenswürdig, zu Allem geschickt und von so hoher Schönheit, daß ich es wohl sagen darf, wenn ich auch ihr Vater bin ... oder vielmehr war, denn sie hat ja auch schon lange vor uns fortgemußt in der schönsten Pracht ihrer Jahre! Sie war das leibhafte Abbild ihrer Mutter, aber doch geistig wie körperlich noch veredelt und verklärt, und von einer Anmuth umgeben, die ihr alle Herzen gewann. Sie war darum auch der Augapfel des ganzen Hauses, und wenn sich in demselben, wie das ja überall vorkommt, ein Wölkchen zusammenziehen wollte, so durfte sie sich nur an's Clavier setzen und ein Lied zu singen anfangen, so war Alles ausgeglichen. Es war unmöglich, dem seelenvollen Ton ihrer schönen Stimme, der bewußtlosen Kunst ihres Gesanges zu widerstehen. — Darauf hatte ich meinen Plan gebaut. Die Honoratioren der Stadt hatten zur erlaubten Genußthuerzügung in den langen Wintermonaten ein Liebhabertheater eingerichtet, bei dem auch ich mein komisches Talent gelegentlich machte. Zwar geschah das unter stetem Widerspruche meiner Katharina, die dem Theater und Allem, was damit zusammenhing, nicht grün war, aber sie mußte das wienerische Blut in meinen Adern gewähren lassen. Ich hatte veranstaltet, daß man die Schweizerfamilie gab und Constanzen war die Rolle Emmelinens zugetheilt. Es war das erste Mal, daß sie die Bühne betreten sollte, und mit dieser Talentprobe ihrer Tochter sollte die Mutter überrascht werden.

Der Abend der Vorstellung war herangekommen, ohne daß Katharina, die sich um das Theaterwesen wenig kümmerte, gemerkt hätte, was vorging, denn Constanze hatte die Partie außer dem Hause bei dem alten Lehrer einstudirt, der zugleich das Orchester leitete. Der Zuschauerraum war überfüllt, und Katharina saß vorne in der ersten Reihe zwischen zwei vertrauten Nachbarinnen, die zu

verhindern hatten, daß die Ueberraschung nicht in die Brüche gehe. Constanze selbst mußte ein kleines Unwohlsein vorschützen, um daheim bleiben zu können, bis die Mutter sich entfernt hatte. Jetzt stand sie in der Schweizertracht, ein wahrer unschuldsvoller Engel, im Garderobezimmer vor mir da und rückte sich vor dem Spiegel vollends zurecht, während draußen die Ouverture begann. Ich selber prangte im Costume des Peter, denn um die Vorstellung möglich zu machen, hatte ich, unbeschadet meiner Controllerschaft, mich herbeilassen müssen, die Tölpelpartie zu singen. Da sah ich mit Verwunderung, wie die Thüre aufging und durch die Spalte das langweilige Gesicht des Amtsdieners halb verlegen und halb ängstlich hereinsah. „Ach, Ihr Gnaden, Herr Controllor," rief er, als er mich erblickte, „kommen Sie doch in Eile herüber aufs Amt. Ein französischer Courier ist angekommen. Der Herr Landrichter ist verreist, wie Sie wissen. Der Courier will Pferde und seinen Paß visirt haben. Er muß in einer halben Stunde wieder fort."

„Er ist ein Esel, Kratzhorn," entgegnete ich ihm mit aller Ruhe, deren ich in dem kritischen Augenblick fähig war. „Die Pferde habe ich nicht im Sacke bei mir, für die soll der Posthalter sorgen, und daß ich hier nicht weg kann, wird er begreifen. Die Ouverture ist aus, der Vorhang geht im Augenblick auf, ich habe die erste Scene und muß hinaus. Und wenn das nicht wäre, soll ich vielleicht hinaus und das löbliche Amt in dem Hanswurstenanzug prostituiren, den ich anhabe? Der Courier soll seine Papiere schicken . . ."

„Aber das will er nicht," jammerte der Diener. „Er giebt sie nicht aus der Hand . . er macht ein fürchterliches Gesicht, und wenn Sie nicht bald kommen, giebt's sicher ein Unglück!"

In dem Augenblick klingelte es draußen, und der Vorhang stieg empor. „Der Franzos soll sich menagiren; er ist auf kaiserlich österreichischem Boden und nicht etwa in Feindesland . . . Ich muß hinaus . . ."

Ich rannte auf die Bühne, spielte und sang mein Duett, so gut ich es in der Verwirrung vermochte, und eilte wieder ab, höchst begierig, welche Antwort der leidige Kratzhorn mir inzwischen zurückgebracht haben werde, aber zu meinem Staunen kam er nicht mehr. Inzwischen war es draußen fortgegangen, und Emmeline war aufgetreten. Sie sang so schön, daß ich bald an nichts andres mehr dachte und an den Courier erst wieder erinnert wurde, als am Schlusse des ersten Actes der Kratzhorn wieder kam, diesmal aber mit vergnügt lächelndem Gesichte. „Es ist gut gegangen," sagte er. „Der Franzose mußte erfahren haben, wo Sie sind, und war mir nachgekommen in aller Rage. Die Komödie aber hat ihn besänftigt, wahrscheinlich hat er so etwas noch nie zu sehen bekommen. Er sitzt nun draußen und läßt Ihnen sagen, er habe zuerst vorgehabt, in Bayerbach Rast zu machen; nun wolle er es hier thun und sich die Oper mit ansehen. Wenn's aus ist, will er wegen seiner Papiere mit Ihnen reden."

Nun ging es ohne Störung zu Ende, unter ungeheurem Beifall, und der Beifall war nicht mehr als natürlich, denn eine solche Emmeline ist wohl auf keiner Bühne gesehen und gehört worden. Was sind all' die künstlichen Schöpfungen, die man in den Treibhäusern zieht — das war eine freie Waldblume, wie die einfache Natur sie giebt: das war eine Künstlerin, welche sich zur Emmeline macht, das war Emmeline selbst. Auch meine Katharin war davon ergriffen. „Mädchen," sagte sie, indem sie sie auf die schöne Stirne küßte, „wie kommst Du mir dazu? Du trägst einen edlen Genius in Dir; er kann das Glück Deines Lebens sein, wenn Du ihn nicht verschmähst . . . Aber Eins bitt' ich Dich, von den Brettern bleibe mir weg und laß den heutigen Beweis Deines Talents genug sein. Die Bretter verführen und ziehen ab, bewahre Du Deinen ganzen Reichthum für Dich und schmücke damit, wie jetzt das Haus Deiner Eltern, so dasjenige, das Dich einst als Frau empfangen wird."

Gerührt umarmte sie die Tochter und gelobte, was die Mutter verlangte. Bald war der Theaterputz abgelegt, und wie es Brauch war, versammelte sich Alles, was mitgewirkt hatte, und auch ein Theil der Zuschauer in einem Saale des Hauses. Dieses Nachfesten des Genossenen bei einem Glase wärmenden Bischof bildete den nothwendigen und angenehmen Schluß jedes Theaterabends.

Erst wie man da in larger bunter Reihe lachend und plaudernd beisammensaß, wurde ich wieder an den französischen Courier erinnert und zwar durch ihn selbst. Er trat ein, von dem fatalen Kratzhorn geleitet, und brachte nicht geringe Bewegung in die Gesellschaft. Er war ein Mann von ungewöhnlicher Schönheit, den die Obersten-Uniform der Chasseurs unvergleichlich kleidete. Ich wußte natürlich, warum er kam, und eilte ihm pflichtschuldigst entgegen, um die so lange verschobene Paßvisa nachzuholen und mich wegen der Zögerung gebührend zu entschuldigen. Aber ich hatte mich getäuscht, denn der Oberst fragte nicht nach mir, sondern nach — Emmeline. Ehe es mir möglich gewesen war, mir für meine Expectationen Gehör zu verschaffen, hatte er die Gesuchte bereits gefunden. Er stellte sich ihr und der neben ihr sitzenden Mutter mit dem leichten soldatischen Anstande vor, den der Krieg lehrt; im nächsten Augenblicke saß er schon neben Constanzen und war mit ihr, die genügend französisch sprach, in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. Ich postirte mich natürlich in die Nähe, aber ich stand geraume Zeit unbeachtet nebenan, wie ein verirrtes Fragezeichen. Erst als Kratzhorn hinzutrat, den der Oberst schon als ein Anhängsel der Ortsobrigkeit kannte, und als er durch Geberden und Fingerzeige mich ihm vorgestellt hatte, wendete sich derselbe nach mir um. Ich hatte schon die Miene in die gehörigen Autoritätsfalten gelegt, als er mich fester in's Auge faßte und mich offenbar von der Bühne her erkannte. „Ah," rief er lachend, „das ist Monsieur Pierre, nicht wahr? Ich danken Ihnen tausendmal. Sie haben mich sehr ergötzt, Sie waren sehr drollig!" Dazu lachte er von Herzen und versicherte mich einmals über's andere, wie sehr ich „drôle" gewesen sei. Ich fing schon an, darüber empfindlich zu werden, als er wie eintenkend sein Portefeuille hervorzog und mir hinreichte. Es war Alles in Ordnung; Alphons de Faure, Oberst im Gardes-Chassem-Regiment, Adjutant Sr. Majestät des Kaisers Napoleon, reiste in geheimen Aufträgen nach Wien. Ohne mir einen Blick zuzuwenden, nahm er das Papier wieder in Empfang, sah flüchtig hinein und fuhr dann angelegentlich in seiner Unterhaltung mit Constanze fort. Es hatte den Anschein, als sei sie Niemand außer ihr im Zimmer; und es war doch eine beträchtliche Anzahl von Respects-Personen des Ortes zugegen, welche auch Töchter besaßen und mitgebracht hatten, die in ihren Augen einer so besondern Aufmerksamkeit nimbestens ebenso würdig gewesen wären. Ich fand es begreiflich, daß sie die Köpfe zusammen steckten und zischelten, denn abgesehn von meiner Tochter sing meine eigene Stellung an, mich jeden Augenblick mehr zu wurmen. Ich stand hinter dem Stuhle des Obersten wie ein angemalter Türke an einem Kaufladen, und begann dem noch immer in Amtsstellung hinter mir verharrenden Kratzhorn in deutscher Sprache ganz laut einige Ausrufungen zuzuschleudern, bei denen Gebrauch ich auf den festen Glauben fündigte, daß der Oberst nur französisch verstehen werde. Das Blut stieg mir in's Gesicht und ich weiß nicht, was ich vielleicht gethan hätte, wären nicht die Klänge des Posthorns hörbar geworden, mit denen der Postillon von der Straße herauf bemerklich machte, daß ihm das Warten in der Novemberkälte nicht sehr angenehm war. Es war die Melodie des bekannten Volksliedes:

„'s Warten thuet weh, bös weiß' ich sche,
Mach' mer nur auf, sonst g'frier' i o!"

Das half. Obwohl der Oberst aller Wahrscheinlichkeit nach den Text nicht kannte, erhob er sich rasch, wie Jemand, der sich plötzlich an etwas Vergessenes erinnert, ergriff meinen Arm und führte mich bei Seite. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen," sagte er im reinsten und geläufigsten Deutsch, das mir ein sehr empfindliches Frösteln verursachte, denn ich dachte nicht anders, als er werde sich über meine ausgekramte Blumenlese von Kraftausdrücken einen Commentar erbitten. „Ihnen Sie gefälligst auch Ihre Frau Gemahlin und Ihre Tochter," sagte der Oberst, als wir in einer Fensterbrüstung angekommen waren. „Meine Zeit ist bis auf wenige Augenblicke um, und diese will ich benützen, um eine wichtige Angelegenheit in Ordnung zu bringen." — „Alse eine förmliche Verhandlung mit Zeugen," dachte ich, indem ich den beiden Verlangten zuwinkte, die auch nicht säumten, mit nicht geringerer Neugierde hinzuzutreten. — „Sie werden über das, was ich Ihnen zu sagen habe," begann der Oberst, „minder erstaunt sein, wenn Sie bedenken, daß es den Soldaten in den immerwährenden Kriegen zur Gewohnheit wird, Alles rasch und, so zu sagen, im Fluge abzuthun. Ich bin Oberst, wie Sie sehen, und werde, wenn mich nicht früher eine Kugel trifft, in ein paar Jahren General sein; ich besitze ein anständiges Vermögen und bin aus einer guten elsässischen Familie — ich hoffe daher, daß Sie gegen meine Verheirathung nichts werden einzuwenden haben." — Ich sah den

Redenden etwas verblüfft an und bemerkte mit einer Verbeugung, daß ich nicht wußte, wie ein kaiserlich königlicher Controller zu Schärding dazu kommen solle, sich in eine solche Angelegenheit zu mischen. „Weil es Ihre Fräulein Tochter ist," entgegnete er, „mit welcher ich mich verbinden will. Mein Fräulein, ich bitte Sie hiermit in Gegenwart Ihrer Eltern um Ihre Hand — Mein Herr — Madame, ich ersuche um Ihre Einwilligung." — Constanz stand hoch erröthend mit niedergeschlagenen Augen da; ich und Katharina sahen uns einen Augenblick verblüfft an. „Aber mein Herr," rief sie dann, „wir sehen Sie zum ersten Mal . . . Ist das nicht auch mein Fall mit Ihnen?" entgegnete der Oberst artig. „Und doch kenne ich Sie alle schon so gut, um Ihnen einen solchen Antrag zu machen . . . Sagen Sie mir vor Allem, Fräulein Constanze," fuhr er, zu derselben gewendet und ihre Hand ergreifend, fort — „sagen Sie mir, ob Sie meinem Antrage nicht abgeneigt sind; ob Sie sich entschließen können, meine Gattin zu werden." Constanze, obwohl beklommen, schlug ruhig ihr großes dunkles Auge auf und heftete es fest auf den Fragenden.

„Sie haben das Aussehen eines edlen Mannes, Herr Oberst," sagte sie dann. „Geben Sie mir Gelegenheit, mich davon und von der Ernsthaftigkeit Ihrer Frage zu überzeugen, so werde ich keinen Grund haben, mit meiner Antwort zurückzuhalten."

Der Oberst ergriff ihre Hand. „Das genügt mir," sagte er. „Ich bin nicht so thöricht, zu verlangen, daß Sie mir schon jetzt Ihr bestimmtes Jawort geben; aber ich werde Ihnen beweisen, daß mein Aussehen Sie nicht getäuscht hat, und Sie werden einwilligen."

„Aber mein Herr," schaltete ich eifigst ein, um meine väterliche Autorität doch ein Bischen geltend zu machen, „Sie begreifen doch, daß man eine so wichtige Angelegenheit nicht mit einem Fuß auf dem Wagentritt abmachen kann, als wenn wir uns zu einer Spazierfahrt für ein paar Stunden verabredeten? Das ist bei uns zu Lande nicht üblich; ich müßte doch vor Allem Ihre Papiere prüfen und die gegenseitigen Bedingungen feststellen . . ."

„Dazu werden wir noch Zeit genug haben," unterbrach mich der Oberst rasch. „Verstehen Sie mich recht. Ihre Tochter hat einen raschen und tiefen Eindruck auf mich gemacht; sie ist eben so geist- und gemüthvoll als anmuthig und schön. Ich werbe um sie und werde mich von diesem Augenblicke an als verlobt betrachten — von Ihnen aber und von Constanzen verlange ich entgegen nichts, als daß Sie meinen Antrag nicht geradezu zurückweisen; nichts als die Versicherung, daß Sie über diese kostbare Hand nicht verfügen wollen, bis Sie wieder von mir gehört haben."

Jetzt fand es Katharina für gut, sich in's Mittel zu legen. „Nun, nun, Herr Oberst, damit hat es ohnehin keine Gefahr; Constanze wird sich so schnell nicht verheirathen. Wir Frauen haben in solchen Dingen ein bestimmtes und sicheres Gefühl; darum sage ich Ihnen, daß ich der ganzen Art Ihres Auftretens glaube. Dennoch soll ein vielleicht doch flüchtiger Augenblick weder Sie binden, noch bei meinem Kinde Hoffnungen oder Wünsche erwecken, deren Erfüllung so ungewiß ist. Wir sagen daher auf Ihre freundliche Werbung nicht Nein, aber auch nicht Ja. In Jahresfrist werden Sie Zeit genug haben, sich das Ja zu holen, wenn Sie es dann noch zu erhalten wünschen . . ."

Der Oberst verbeugte sich und küßte galant Katharinens Hand. „Ich begehre nichts Bessres," sagt er, „Sie werden sehen, wie bald ich wiederkomme." Er wollte noch mehr sagen, aber erneuter Posthornruf unterbrach ihn. „Ich muß fort," rief er, indem eine düstere Wolke über seine Züge lief. „Ihre Hand, Constanze! Lassen Sie mich in Ihrem Auge lesen, mit welch' schönen Hoffnungen ich von Ihnen gehe. Leben Sie wohl! ich preise die Schickung, die mich hieher geführt, denn ich nehme ein volles Herz, eine beglückende Erinnerung mit." Ihre Hand festhaltend, sah er ihr einen Augenblick tief und innig in's Gesicht; der Ausdruck desselben war edel und, von einer wehmüthigen Regung erweicht, doppelt schön. Ich selbst konnte mich einer unwillkürlichen Rührung nicht erwehren, als ich die stattliche Gestalt in voller Mannskraft und Schönheit betrachtete und die tiefe Empfindung gewahrte, die der starke Mann kaum niederzukämpfen vermochte. „Gedenken Sie meiner, Constanze," rief er dann rasch, indem er ihre Hand an die Lippen führte, und mit einem flüchtigen „Leben Sie wohl" für Katharina und mich war er aus dem Saale. Noch eh' wir Zeit gefunden, uns über das ungewöhnliche Ereigniß eine Bemerkung zu machen, hörten wir von der Straße herauf den Wagen fortrasseln und das Posthorn, immer schwächer werdend, in der Ferne verklingen. — Damit war wieder alles Außerordentliche aus unserem Leben verschwunden, und die Tage vergingen in gewohnter Gleichmäßigkeit und behaglicher Zufriedenheit. Des Vorgefallenen ward nicht erwähnt; ich und Katharina unterließen es, weil wir am Tage und bei ruhiger Ueberlegung uns überzeugt hielten, daß das Ganze nicht mehr war, als eine schöne, augenblickliche Aufwallung. Constanze schwieg ebenfalls; sie war dieselbe in der liebevollen, gewinnenden Anmuth ihres Umgangs und Betragens; nur war ihr ganzes Wesen entschiedener und jungfräulicher, sie hatte vollständig aufgehört, ein Kind zu sein.

So ging der Winter vorbei, der März neigte sich bereits zu Ende, und die Kriegsgeschichte, die uns schon früher gefänglich hatten, kamen drohender wieder, wie Gewitterwolken, die man schon vorübergezogen glaubt, mit einer Wendung des Windes plötzlich und schwärzer als zuvor wiederkommen. Regimenter über Regimenter drängten sich heran und blieben nach allen Richtungen hin im Umwirtel stehen, überall nur wenige Stunden von der kaiserlichen Grenze. Die Quartiermacher und Marschcommissäre gaben einander die Thüre der Amtsstube in die Hand, und wir kamen gar nicht zu Athem vor lauter Arbeit. Es war bei Allen ausgemacht, daß der Krieg wieder beginne und daß es diesmal einen Kampf auf Leben und Tod mit dem gewaltigen Franzosenkaiser gelte, der insgeheim die Vernichtung und Zerstückelung Oesterreichs beschlossen hatte. Darum war Alles getrester als sonst, denn man fürchtete nicht, daß die schlimme Zeit von 1805 sich wiederholen werde, sondern hoffte, daß dieser Krieg der letzte sein und den so bart entbehrten Frieden für immer bringen werde.

Eines Morgens war schon sehr früh Alles in dem kleinen Schärding auf den Beinen. Ueberall standen die Leute in Gruppen vor den Häusern beisammen, und wer sort konnte, eilte der Rathhausgasse zu und suchte in der Nähe des Brauhauses zum Stieger Posto zu fassen. Dahin sah man auch hie und da in größter Eile die eine oder andere schwarze Gestalt mit stattlichem Schirmhut und im Rathsherrnmantel losstieuern. Dort stand auch ich mit dem Landrichter und allem Amtspersonal, dem Kaiser Franz war in die Stadt gekommen und beim Stiegerbräuer abgestiegen. Schon standen wir Beamten an der Thüre, um zur Audienz vorgelassen zu werden, als uns der Kammerdiener die Thüre wieder vor der Nase zuschlug und eilig auf ein paar Männer zutrat, die erst nach und in's Vorzimmer gekommen waren. Es waren zwei Landleute in Tyrolertracht. Der Eine war ein starker, breitschultriger Mann im kurzen, braunen Lodenrock, über dem kurzen Lederhose den breiten, mit weißen Pfauenfedern gezierten Gürtel. Er hatte ein ernsthaftes und doch freundliches Gesicht und trug einen breiten, schwarzen Bart, der bis auf die halbe Brust herabfiel. Der zweite war jünger, eine hochgewachsene, schlanke Gestalt im langen, grünen Rock und gleicher Weste. Der Kammerdiener flüsterte nur ein paar Worte mit den Beiden, dann führte er sie mitten durch uns hindurch und, ohne sie erst anzumelden, zum Kaiser hinein.

„Geben Sie Acht, Herr Controler," raunte mir der Bierbrauer Waninger zu, der als Rathsherr hinter mir stand, „das hat etwas zu bedeuten. Den Einen von den Tyrolern kenn' ich recht gut vom Sehen; ich bin ja öfter hineingeritt, um Wein einzukaufen. Der Kleine mit dem Barte, das ist der Sandwirth Hofer aus dem Passeyerthal, und auch der Andere kommt mir bekannt vor. Er hat die Unterinnthaler-Tracht, so wie man sie um Rinn herum trägt, und ich werde mich nicht beirren, das Gesicht schaut in die Speckbacher-Familie hinein. Was die nur beim Kaiser wollen!"

Das war nun wohl nicht zu errathen, aber das sie nichts Unangenehmes gebracht hatten, das sah man klar, als sie wieder herauskamen, und mit vergnügten und entschlossenen Gesichtern an uns vorbeischritten, denn da trug Jeder von ihnen eine schwere goldene Ehrenkette mit einer Denkmünze über der Brust. Wenige Tage darnach kam die Nachricht, daß die Tyroler aufgestanden waren, um wieder von Baiern loszukommen und mit dem alten Kaiserreiche vereinigt zu werden. Es hat mich meine Lebtage gereut, daß ich die beiden Männer gesehen habe, und besonders gefiel es mir von Hofer, als ich sein schmächtiges, aber mannhaftes Ende auf den Wällen von Mantua erfuhr, daß er den Kugeln der Franzosen so aufrecht entgegen getreten war, als ich ihn aus dem Audienzzimmer des Kaisers hatte kommen und den Weg zu dem blutigen Ende beginnen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sempacher-Schlacht-Feier.

Unsere tapfern Vorfahren, die alten Schweizer, hatten seit dem Anfange ihrer mit Schweiß und Blut so schwer errungenen Freiheit und Unabhängigkeit die fromme Uebung angenommen, auf jeder geschichtlich denkwürdigen Stätte, wo eine verdienstliche, vaterländische That geschehen, eine Capelle zu erbauen. Es entsprach dieses ganz ihrem einfachen, aber tiefen Sinne lebendiger und kindlicher Gottesfurcht, in welchem sie vor Beginn der Schlacht den Lenker der Menschenschicksale um seinen Beistand anflehten, und dann nach erfochtenem Siege zu Dank und Ehren ihm ein Heiligthum erbauten, in welchem in Dankbarkeit und Liebe auch der gefallenen Väter und ihres Seelenheiles sollte gedacht werden. In diesem Sinne und Geiste beschloß die Bürgerschaft von Luzern gleich nach dem ruhmvoll ob Sempach über den Adel Oesterreichs errungenen Siege, auf der Wahlstatt vor dem Walde zu Ehren Sanct Jacobs des Aeltern eine Capelle zu erbauen, in welcher alljährlich auf Montag nach St. Ulrichstag eine „Schlacht-Jahrzeitfeier Gott zu Ehren, Lob und Dank, den Gefallenen aber zum Angedenken und Seelenheile" sollte abgehalten werden. Bevor der erste Jahrestag der Schlacht wiedergekehrt war, wurde die Capelle am 5. Heumonat 1387 schon eingeweiht und die Feier der Kirchweihe auf den Sonntag vor der Schlacht-Jahrzeit mit pfarramtlichem Gottesdienste in der Schlachtcapelle festgesetzt.

Wie aus der Geschichte bekannt ist, wurden mit der Leiche des edelsinnigen Herzegs Leopold von Oesterreich diejenigen der gefallenen Edeln ihren Familien bereitwillig überlassen, welche dieselben theils nach Münster und Königsfelden, theils auch in besondere Familiengrüfte abführten. Wessen Leiche während den drei Tagen, welche die Eidgenossen alter germanischer Sitte gemäß, der allfälligen Wiederkehr des Feindes gewärtig, auf dem Schlachtfelde verharrten, nicht auf der Wahlstatt abgeholt wurde, ward vor dem Abzuge der Eidgenossen auf dem Schlachtfelde begraben. Dreiunddreißig Jahre nachher erhielt Rudolph von Hallwyl auf sein Gesuch die Erlaubniß, die Gebeine der auf dem Schlachtfelde Bestatteten zu sammeln und bei der damaligen Pfarrkirche von Sempach in „geweihte Erde" zu legen. Seit dieser Zeit hat der Pfarrer von Eich die Verpflichtung, am Tage der Schlachtfeier eine Gedächtnißmesse für die bei der Kirche beerdigten Oesterreicher zu lesen und ihre Gräber zu besuchen. Aehnliche kirchliche Gedächtnißfeiern werden am gleichen Tage auch in der Stiftskirche im Hof zu Luzern, in Kriens und Münster abgehalten.

An der Capelle.
Nach der Natur aufgenommen von Anton Büttler in Luzern.

Seit Einweihung der Capelle auf dem Schlachtfelde war die Landesregierung für Erhaltung und Ausschmückung derselben und für kirchliche Hebung der Schlachtfeier selbst eifrig besorgt und zwar Alles auf Kosten des Staates. Priester, zur Feier der heiligen Meßopfer, wurden engagirt und neben der kirchlichen Feier auch die Armen nicht vergessen und mit derselben das Austheilen eines Almosens verbunden und zwar „jedem Mensch ein Brod bis auf zehn Gulein werth." Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Capelle wiederholt erneuert. Die gegenwärtige Gestalt erhielt dieselbe im Jahre 1825. Xaver Hecht malte ein großes Schlachtbild, die Auffrischung der Frescomalerei besorgte Meister Barroxi von Brissage.

Zur Besorgung der Capelle bestellte die Landesregierung einen „Schlachtbruder" oder Sigrist, der zugleich Pächter des kleinen Staatsgütleins ist, auf dem dieselbe steht. Nach diesen geschichtlich nothwendigen Erörterungen gehen wir zur Schilderung der gegenwärtigen Schlacht-Jahrzeitfeier über.

Mitten im gesegneten Luzernergau liegt von immergrünen Wiesen und wogenden Saatfeldern lieblich umrahmt der schöne blaue Sempachersee und an demselben, von altersgrauen, epheuumrankten

Mauern und Thürmen umgeben, die kleine Stadt. Ueber beiden, an sanftansteigender, fruchtbarer Bergehalde, steht zwischen prächtigen Wallnuß- und Obstbäumen halbversteckt die blendendweiße Schlachtcapelle mit rothem Dach und Thürmchen ungemein malerisch da, und leuchtet wie ein Edelstein im Glanz der Sonne weit in's schöne Land hinaus. Die schöpferische Einbildungskraft des trefflichsten Landschaftsmalers könnte sich wohl kein lieblicheres Bild gestalten. Neben der Capelle steht das kleine Beinhaus zum Aufbewahren der von der Pflugschaar an's Tageslicht gebrachten Knochen der Erschlagenen, und ringsherum vier uralte, niedrige Kreuzsteine. Mit dem ersten Grauen des Jahrzeittages laden die beiden Glöcklein der Capelle mit beweglichem Gebimbel zur Frühmesse ein. Ihr folgen, je nach mehr oder weniger starkem geistlichen Besuche, 15 bis 20 andere Messen, darunter drei feierliche Hochämter. Von allen Seiten her strömt das festlich gekleidete Landvolk zur Capelle und füllt vom frühesten Morgen bis zur Beendigung der Festfeier ihren Raum. Die Cantonsschule und das Lehrerseminar haben Ferien. Studenten und Lehramtscandidaten rücken daher am frühen Morgen mit ihren weißrothen und weißblauen Vereinsfahnen und mit Musik aus, um mit besonderer Ver- und Nachfeier, mit eigener Festrede, mit Musik und Gesang die Schlachtfeier zu begehen. Hinter der Capelle, im Schatten der herrlichsten Nußbäume, deren breite Schlagschatten sich ungemein malerisch an den weißen Mauern des Kirchleins abheben, ist ein großes blauweißes Zelt errichtet, zur Aufnahme der Regierungsabgeordneten und der zahlreich anwesenden Geistlichkeit. Unter demselben, an die Mauer der Capelle gelehnt, steht die kleine hölzerne Kanzel für den Ehrenprediger.

Es ist 8 Uhr. Eine Menge Volks hat sich schon in malerischen Gruppen um die Capelle aufgestellt. Von ferne ertönt Musik und flattern drei Fahnen. Jetzt folgt wohltönender Gesang, das begeisterte Sempacher Schlachtlied: „Last hören aus alten Zeiten" ꝛc. Es sind die Studenten, die heranrücken. Nach Absingung eines Einleitungsliedes mit Musikbegleitung betritt der von ihnen in besonderer Versammlung auserkorene Redner die Kanzel und spricht in jugendlicher Begeisterung von den Großthaten der Väter. Das Volk lauscht gerne den jugendlichen Worten des Musensohnes, und Mancher nickt dem Nachbar zu und sagt: „Der hat ein Redhaus, das giebt einen Pfarrer!" Während der Rede kommt der Staatswagen mit dem Regierungsabgeordneten, Rathsschreiber und Ehrenprediger angefahren, der Staatsweibel in dem weißblauen Mantel und Rebelpatter neben dem Kutscher auf dem Bock; sie werden mit einer Rede begrüßt. Unterdessen ist die kurze, aber begeisterte Feier der Studenten zu Ende, und die Musensöhne räumen den Platz, den nun die Regierungsabgeordneten und die Geistlichkeit einnehmen. Die Ehrenpredigt beginnt. Von dem Religionslehrer des Lehrerseminars gehalten, war sie dieses Jahr einfach, kurz, allgemein verständlich und volksthümlich gehalten. Sie schilderte den Geist der Bruderliebe und Eintracht, der unsere Väter in den Freiheitsschlachten beseelt, und den wir in den gemeinnützigen Bestrebungen unserer Gegenwart durch die Macht der Vereinigung sehen bethätigen und immer noch mehr bethätigen sollen.

Während der Predigt bildet die kleine Volksversammlung um das Zelt ein sehr belebtes Bild. Hier eine Gruppe hülscher, leise plaudernder Landmädchen in ihrer kleidsamen modernisirten Tracht, und um sie flanirend junge Burschen, die sichere Kunde bekommen von dem sonst geheim gehaltenen Bittgang an die Schlacht-Jahrzeit. Dort eine Schaar Studenten mit ihren Fahnen und farbigen Mützen im Schatten der Bäume behaglich hingelagert. Ueber das Ganze spannt der reine Himmel seinen blauen Bogen und gießt die heiße Julisonne in reicher Fülle zitternd ihr belebendes Licht.

Nachdem die Ehrenpredigt beendigt ist, betritt der Leutpriester von Sempach in pfarramtlichem Ornate die Kanzel und liest mit sehr vernehmlicher, weithin tönender Stimme in alterthümlicher Sprachweise den sehr merkwürdigen Schlachtbericht aus dem Jahrzeitbuche der Schlachtcapelle. Derselbe ist von Leutpriester J. Ulrich im Jahr 1577 und zwar höchst wahrscheinlich nach ältern Vorlagen verfaßt. In schmuckloses einfacher, aber um so wirksamerer Sprache erzählt er die Ursachen und den Verlauf des Krieges, nennt die erbeuteten Banner, wohin sie bei der Vertheilung gekommen, giebt das Verzeichniß der gefallenen Edlen, wie aller auf der Wahlstatt gebliebenen Eidgenossen und schließt in dem allgemeinen Gebete mit den rührenden Worten: „Last nun Gottes willen uns eingedenk sein aller Derjenigen, die auf dieser Wahlstatt sowohl auf unserer, als auf österreichischer Seite geblieben und umgekommen sind, deren Jahrestag und Gedächtniß heute gehalten wird."

Nach beendigtem Gebete wird das letzte feierliche Hochamt mit Musikbegleitung abgehalten, nach welchem sämmtliche anwesende Geistliche mit der Aborderung der Landesregierung unter Vortragung von Kreuz und Fahne aus der Capelle ziehen zum kirchlichen Grabbesuche der Gefallenen. Das alte schöne Kirchenlied „Libera nos" ertönt. Zuerst wird das Beinhaus mit den Knochen der Gefallenen mit Weihwasser und Weihrauch eingesegnet, nachher die vier Kreuzsteine, bei welchen jedes Mal ein kurzer Halt gemacht wird. Ringsum umsteht den Bittgang das betende Volk in ernster Haltung und in malerischen Gruppen. Ist auch diese kirchliche Todtenfeier endlich zu Ende, dann vertheilt der Leutpriester von Sempach das Almosen der Landesregierung, das 57 Franken beträgt, unter die zahlreich zusammengeströmten Armen. Während dieser Zeit findet im Schatten eines riesenmäßigen Nußbaumes oberhalb der Schlachtcapelle die Nachfeier der Lehramtscandidaten ebenfalls mit Anrede und Gesang statt, und nach derselben ziehen sie, vereint mit den Studenten unter Musik und Gesang und die vier lustig flatternden Fahnen voran, hinunter in das Städchen, wo ein bescheidenes Mittagsmahl sie erwartet. Bei demselben wurde dieses Jahr beschlossen, in telegraphischer Zuschrift Herrn Prof. Rauchenstein in Aarau den Dank der studirenden Jugend von Luzern auszusprechen, weil er sich die verdienstliche Mühe genommen, gegenüber der geschichtlichen Schadewasserkritik der Neuzeit, namentlich eines Ottokar Lorenz in Wien, die Existenz Winkelried's festzustellen. Der greise Professor beantwortete sogleich umgehend durch den Telegraph diesen Ausdruck jugendlicher Erkenntlichkeit mit den Worten: „Glücklich das Land, wo die Jugend mit dem Herzen die Thaten der Väter ehrt und ihnen nacheifert; an solcher Jugend können die Alten nur Freude haben."

Die Landesregierung hält durch ihren Abgeordneten für die anwesenden Geistlichen, sowie für angesehene Festbesucher von Luzern, von Sempach und Umgebung Freitafel mit 80 bis 100 Gedecken, zu der sie durch ihren Standesweibel gastfreundlich die Gäste einladen läßt. Während des Mahles bringen Studenten und Lehramtscandidaten nach einander Ständchen mit Musik und Gesang, und erhalten dafür aus der freigebigen Hand des Regierungsabgeordneten ihre Spenden an Ehrenwein. Trinksprüche und vaterländische Lieder beleben die Tafelfreuden, und es bewährt sich dabei das Wort unseres schweizerischen Thukydides Johannes v. Müller: „Das ist allerdings der beste Theil des Festes, wenn der Mensch auf Gott getrost, mit all seinen Brüdern guten Muthes ist. —

Noch bleibt uns am Schlusse unserer Schilderung übrig, die verehrten Leser der Gartenlaube auf den jetzigen Schlachtenbruder oder Sigristen aufmerksam zu machen, falls sie sich bewogen finden sollten, auf einer genußvollen Schweizerreise im nächsten Sommer von der Eisenbahnstation Sempach aus eine Wallfahrt auf das Schlachtfeld zu unternehmen. Sie werden in dem alten lebhaften Männchen ein Original von Cicerone finden, wie ein solches wohl eine Seltenheit ist. Aus einer alten Züricher Chronik, die er einst gelesen, kennt er Einzelnheiten aus dem Verlaufe der Sempacher Schlacht, die Niemandem sonst bekannt sind. Noch hat er bei seinen Lebzeiten die Eisenstafel an einer einsamen Eiche gekannt, worauf zu lesen stund, daß daselbst Winkelried den Seinen eine Gasse gemacht. Franz Helfenstein, so heißt der Schlachtsigrist, weiß Bescheid von der Lilie, welche da entsprossen, wo jetzt der Hochaltar der Schlachtcapelle steht, auf welchem Grund und Boden der Erzherzog Leopold sein junges Leben gelassen. Seine Gattin sei dann gekommen und habe die Eidgenossen gebeten, das Köstlichste von der Hinterlassenschaft ihres Gemahls, das sie zu tragen vermöchte, wegnehmen zu dürfen. Das sei ihr willig gestattet worden. Darauf habe sie den Leichnam ihres gefallenen Gatten in einen Sack gesteckt und habe solchen drei Schritte weit getragen, worauf er dann von Männern bis zur Wallfahrtscapelle in Gormund fortgeschafft worden sei. Nach Franzens Aussage rühren die Knochen im Beinhaus von den „ältesten Krenkeln" her, und haben die Eidgenossen bei Sempach Finger an den Händen gehabt, so dick und lang wie Bratwürste. Derlei und noch viel andere wunderbare Sachen erzählt Franz Helfenstein, wohlbestallter Schlachtbruder, und zwar mit einer Lebendigkeit und Ueberzeugungskraft, welche den kühlsten Zweifler stutzig zu machen, und vom Saulus zum Paulus umzuwandeln vermag.

Eine arabische Fantasia.

Es war im Sommer des Jahres 1856, in den letzten Tagen des 40tägigen Ramadhan oder der mohammedanischen Fastenzeit, als ich, nach einer längeren Excursion in die nach der großen Sahara zu gelegenen äußersten Punkte der französischen Besitzungen in der Provinz Constantine, nach Biskra zurückkehrte. Schon der vor ich mit meiner aus Spahis bestehenden kleinen Escorte die Oasis, in welcher Biskra liegt, erreicht hatte, traf ich mit meinem alten Freunde, dem Kaid von Biskra zusammen, der, von der Zeit meiner Ankunft durch meine Cameraden benachrichtigt, es sich nicht hatte nehmen lassen wollen, mir entgegenzureiten. Nachdem die üblichen, doch von beiden Seiten aufrichtigen und herzlichen Begrüßungen stattgefunden und der Kaid seinen herrlichen arabischen Rappen neben meinem Graufchimmel nach einiger Mühe in ruhige Gangart gebracht hatte, erzählte er mir, während seine geübten Finger mit bewundernswerther Geschwindigkeit die so beliebte spanische Cigarette rollten, daß am letzten Tage des Ramadhan eine große Fantasia auf der Ebene vor dem Fort Saint-Germain abgehalten werden solle und daß der General Montauban zu dieser Festivität aus Constantine erwartet werde.

„— Also eine Fantasia?“ fragte ich; „und auf wessen Anregung?“

„— Auf die meinige,“ entgegnete Sidi-Soliman-bel-Hadj; „und eine noch unübertroffene,“ fügte er hinzu, indem er mit sichtlichem Behagen die aromatischen blauen Rauchwolken seiner feinen Cigarette beiden Nasenlöchern entströmen ließ. „Wollen Sie mir es glauben, Lieutenant,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „daß die Krieger und Reiter meines Stammes begierig sind, ihre Ueberlegenheit und Gewandtheit vor den Fremden (den Europäern) sowohl, als auch den Nachbarstämmen gegenüber geltend zu machen? Ich gebe Ihnen mein Wort, es wird etwas ganz Außerordentliches geleistet werden, und Sie selbst sollen eingestehen, daß Sie etwas Ueberraschenderes noch nicht gesehen. Uebermorgen ist der letzte Fastag, die Fantasia beginnt um 8 Uhr früh, Abends mit Einbruch der Dunkelheit findet ein großes Feuerwerk statt und am 9ten Tage findet der Ball im Officier-Cercle. Nun, pas trop tôt,“ schloß der nicht allzugläubige Muselmann seine Mittheilungen, „nun wird man endlich wieder anfangen das Leben zu genießen.“

Sidi-Soliman, Kaid von Biskra, war ein schöner, in der vollen Mannesdraft stehender Araber, sehr reich, sehr in Gunst beim General-Gouvernem, energisch in seinem Handeln, streng, doch gerecht gegen seine Untergebenen und ein entschiedener Freigeist. „Wenn der Prophet,“ sagte er oft, „den Château-Margaux, den Château-Lafitte, den Cliquot u. s. w. gekannt hätte, er würde ihn seinen Gläubigen nicht verboten haben. Nehmen wir daher an, sein Verbot rührt eben blos von dieser Unkenntniß her, und thun wir dem edlen Safte, den Gott hat für seine Menschenkinder werden lassen, möglichste Ehre an.“ Und er hatte einen exquisiten Weinkeller, der brave Kaid, ich habe oft Gelegenheit gehabt ihn kennen zu lernen. Auch machte er kein Geheimniß aus dieser freien Ueberretung der Gesetze des Propheten; sie schadete auch dem großen Ansehen und dem noch größeren Einflusse nicht, deren er bei seinen Glaubensgenossen sich erfreute. Und doch schmückten drei grüne Seidenquasten seinen Burnus, unträgliches Zeichen einer dreimaligen Pilgerfahrt nach dem Grabe des Propheten. Auch französisch sprach Sidi-Soliman, und zwar so fertig, daß nur wenig in seiner Aussprache den Nicht-Franzosen verrieth. Doch schwärmte er für Alles, was geeignet war den Ruhm und die Nationalität seines Volkes hervorzuheben, und deshalb bot er auch jetzt Alles auf, um seine „Fantasia“ so glänzend als möglich herzustellen.

„Was ist eine arabische Fantasia?“ wird der bei weitem größere Theil der verehrten Leser der Gartenlaube fragen. — Ich will versuchen, in Kürze ihnen ein Verständniß dessen zu geben, was der Araber unter diesem Worte begreift.

Der Araber — und vorzugsweise derjenige des französischen Algerien — kann sich kein öffentliches Fest, keine allgemeine Volksbelustigung oder Feier der Anwesenheit hoher und berühmter Gäste ohne eine solche Fantasia denken. Auf einem weiten, je nach den Umständen und Erfordernissen bem engen oder auf coupirtem Terrain belegenen Platze versammeln sich zahlreiche Reitertrupps in feierlicher Rüstung und führen Kampfspiele, Scheingefechte, verwegene Reitkunststücke und Exercitien vor den Augen der Zuschauer aus. Eine erhöhte Tribüne, welche sich gewöhnlich im Centrum des Schauplatzes befindet und ringsumher einen freien Blick gewährt, dient zur Aufnahme der Ehrengäste und Notabilitäten, während die große Masse des schaulustigen Publikums in einem weiten Kreise den Platz umgiebt. Es ist selten, daß eine solche Fantasia ganz ohne Unglück, ja ohne Todesfälle abläuft; ja oft ist es vorgekommen, daß ein fanatischer oder hinterlistiger Bursche die Gelegenheit benutzte, um sich eines persönlichen Feindes zu entledigen. Doch nehmen wir unsere Erzählung wieder auf; sie wird am besten ein Bild einer solchen arabischen Festfeier geben.

Am frühen Morgen des vom Kaid bezeichneten Tages strömten von allen Seiten größere und kleinere Trupps berittener Araber auf das Fort St.-Germain zu, welches, nur um einige hundert Schritte nördlich von dem eigentlichen Biskra belegen, Sitz der Militair-, Justiz- und Verwaltungsbehörden des Bezirks ist, deren obere Leitung sich in der Person eines Obersten vereinigte, welcher Chef des Kreises von Biskra, ich glaube des umfangreichsten von Algerien, ist. Doch nicht im Innern des Forts hielten die schwarzen, braunen und weißen Krieger ihre meist unansehnlichen, aber darum nicht minder ausgezeichneten Pferde an, sondern draußen, gegenüber dem nördlichen Eingangsthor des weitläufigen Forts, auf einem weiten, sandigen Platze, in dessen Mitte eine mit der französischen Trieolore gezierte kolossale Tribüne sich befand. Einige dieser Reitertrupps kamen weit her und hatten mehrere Tage gebraucht, um an ihren Bestimmungsort zu gelangen, andere hatten kaum tausend Schritte zurückzulegen gehabt.

Zu Fuß, in Begleitung des Kaids und mehrerer Officiere unseres Bureau's oder von den verschiedenen, im Fort garnisonirenden Truppentheilen, hatte ich mich früh schon auf den Weg gemacht. Wir wollten vor dem Beginn der Spiele die Contingente der verschiedenen Stämme in Augenschein nehmen. Der Kaid ließ uns schlauerweise erst alle die nicht seinem Stamme angehörenden Pferde und Reiter besichtigen, und erst dann wurde uns das Glück zu Theil, seine eigenen, allerdings mehr imponirenden Leute zu sehen. Wie traurig und unbeweglich stand die Mehrzahl der kleinen, türen Pferde da, als wollten sie einschlafen oder drohten jeden Augenblick vor Erschöpfung umzusinken! Einer unserer Officiere, seit Kurzem erst in Afrika angekommen, machte eine hierauf bezügliche, halb spöttische Bemerkung. Schlau und verschmitzt lächelte Sidi-Soliman, und erst nach Beendigung der Besichtigung näherte er sich jenem Officier mit den französisch gesprochenen Worten: „Wenn es Ihnen gefällig ist, mein Herr, so sagen Sie mir Ihre Meinung über diese Pferde nach der Fantasia.“ — Und ihn weiter keines Wortes würdigend, nach seine Antwort abwartend, führte er uns nach der großen Tribüne, wo auch bald der Divisions-General und Commandeur der Provinz anlangte, welcher erpreß aus dem neun Tagesmärsche entfernten Constantine zu dieser Feierlichkeit eingetroffen war, gefolgt von seinem Stabe, allen Officieren, welche nicht durch den Dienst behindert waren, und was sonst an Standespersonen augenblicklich anwesend war. Auch ein reicher Damenflor nahm auf den verdeckten Plätzen der Tribüne Platz.

Nun endlich begann die Fantasia. In geschlossenen Reihen defilirten zunächst die sämmtlichen Trupps, je nach ihren verschiedenen Stämmen geordnet. Die Einen waren mit der langen orientalischen Flinte, Andere mit langen Lanzen, wieder Andere nur mit dem arabischen Schwerte bewaffnet. Der Kleidung nach ließen sich die Stämme ebenfalls leicht unterscheiden. Da sah man die braun- und schwarzgestreiften Burnusse der Beduinen, die schneeweißen des Stammes Beni-Otta, die schwarzen und dunkelbraunen der Gebirgsvölker von der tunesischen Grenze und die weißen, jedoch schmutzigen der nomatisirenden Araber; endlich kam auch ein Trupp ohne Burnusse: es waren Kabylen, braune, türre, jedoch markige Gestalten, einen schmutzigen rothen Fez auf dem kahl geschorenen Kopfe, ein Haik Hemde auf dem Leibe, welches, ohne Aermel und nur leicht in der Schulter- und Halsgegend zusammengehestet, den kräftigen, muskulösen Arm unbekleidet sehen ließ; dieses Hemd und ein weites, unter dem Knie geschürztes orientalisches Beinkleid von weißem Baumwollenstoff werden zusammen durch eine bunte, dalb seidene, halb wollene Schärpe um die Taille gehalten. In dieser Schärpe stecken lange Messer aller

Art: Dolche, Pistolen, Yatagans ꝛc. Die Füße und Beine dieser verwegensten Reiter sind unbekleidet und ohne Sattel noch Bügel sitzen sie auf ihren kleinen Pferden, mit denen sie Eins zu sein scheinen.

Nachdem sämmtliche Contingente vor der Tribüne und um dieselbe herum defilirt hatten, theilte sich die Masse in drei Gruppen, deren eine bei der Tribüne blieb, während die beiden andern in entgegengesetzter Richtung sich von einander entfernten und ziemlich weit von dem Mittelpunkte des Schauplatzes Stellung nahmen. Der zurückgebliebene Trupp begann sich nun aufzulösen und seine wirklich im höchsten Grade erstaunliche Gewandtheit in allen Reitkünsten zu zeigen. Bald sagten sie auf einander los, bis zu einer Nähe, daß man eine Collision für unvermeidlich hielt; doch fast Kopf an Kopf warfen die Reiter ihre Pferde zurück, jagten in rasender Carrière auseinander, um im nächsten Moment wieder in wilder Hast auf einander zuzustürzen. Dann feuerten sie die im schnellsten Jagen geladenen, sehr langen Flinten in den unglaublichsten Positionen ab, luden wieder, warfen sie hoch in die Luft, fingen sie mit erstaunlicher Gelenkigkeit, feuerten ab, im Augenblick, wo sie das Gewehr wieder berührten, ließen sich im vollsten Lauf des Pferdes von demselben hinabgleiten, vollzogen — — Alles im Laufen — wieder hinauf auf den Rücken des Thieres, knieten, lagen, standen auf demselben, warfen das Gewehr weit von sich, legten sich zur Seite an das Pferd an, ergriffen im Fluge die fortgeschleuderte Waffe, luden sie, auf dem Pferde stehend, zielten, feuerten rück-, vor- und seitwärts . . . . ein tolles, wirres Durcheinander, begleitet von dem wilden Schreien, mit welchem sie ihre Thiere anspornen; und bei alledem stets in den weiten, bis auf die Füße niederfallenden Burnus gehüllt. Man muß eine solche Hetzjagd mit angesehen haben, um sich einen Begriff machen zu können von der unglaublichen Geschwindigkeit und Gelenkigkeit, welche der Araber in Benützung seines Pferdes und seiner Waffe bekundet; die beste, wahrste Illustration würde nicht im Stande sein, einen vollen Begriff von dem zu geben, was man bei einer solchen Fantasia zu sehen Gelegenheit hat und was man, einmal gesehen, nie vergißt. Und diese mageren, vorher so schlafrigen und hinfällig aussehenden Pferde . . . wie werden sie munter, bohalt sie den bekannten Reiter auf sich fühlen! Es ist, als ob ein ganz anderer Geist in das zuvor so ruhige, unbeweglche Thier gefahren, als ob es sich bewußt sei, daß von seiner Schnelligkeit, von seiner Sicherheit seine, seines Herrn, ja die Ehre des ganzen Stammes abhängt, zu welchem dieser gehört. Wie es plötzlich den Kopf hebt, die Nüstern sich erweitern, das Auge lebhaft und glänzend wird, und wie es dahin fliegt, ohne Ruhe, ohne Rast, ohne Futter, ohne Trank, wenn es nicht anders geht, auf den Ruf seines Herrn herauspraßt wie ein Hund, die Datteln aus seiner Hand nimmt, auf sein Wort sich niederlegt oder aufrichtet, langsam geht oder dem Winde gleich fliegt . . . auch das muß man gesehen haben, um es zu verstehen. Doch expatriirt das Pferd dieser — ich möchte sagen zweiten — arabischen Race, und sein Werth ist dahin; dieses Pferd gedeiht und entfaltet sich nur in der Wüste: in Ausdauer, im Entbehren kommt ihm keines gleich, so schäbig, so verlommen es auch aussehen mag.

Der erste Act des Schaufpiels war vorbei, der zweite begann. Sobald die Reiter, welche bereits ihre Künste producirt hatten, zur Seite geritten waren, begannen die beiden andern Trupps, welche eine Entfernung von mindestens 3000 Schritten zwischen sich hatten, sich erst langsam, dann schneller und immer schneller in Bewegung zu setzen. Die Aufgabe, welche sie zu lösen hatten, war das sogenannte Durchreiten, d. h. beide Trupps in gleicher Front und gleicher Stärke und jeder in zwanzig hinter einander folgenden Gliedern oder Reihen, ritten im rasendsten Lauf der Pferde einander entgegen und ein Trupp durch den andern hindurch, ohne anzuhalten, ohne ein Pferd, ohne daß zwischen den einzelnen Reitern mehr überflüssiger Raum vorhanden war, als um eben einen andern hindurch zu lassen, der in entgegengesetzter Richtung dahinjagte. Der Zusammenstoß, oder besser gesagt, die Vermischung mußte, der Berechnung nach, gerade vor dem Platze, welchen der General inne hatte, erfolgen, und so geschah es auch. In bewundernswürdig gerichteten Reihen flogen die Wüstenkinder auf einander zu, und obgleich gewiß an tausend Pferde in jedem Trupp sich befanden, waren sie schneller durch einander und wieder getrennt, als der Leser Zeit gebraucht, um zehn von diesen Zeilen zu lesen. Und kein Unfall, kein Stürzen, kein Straucheln nur. Und doch ist dies eines der gefährlichsten Manöverd, welches selten ganz ohne Unfall verläuft; und Staub und in die Lüfte hinaus geschleuderter Sand hüllten die verwegenen Reiter ein, deren die Einen auf dem Rücken des Pferdes mit dem Gesicht nach vorn, Andere verkehrt saßen, wieder Andere standen, knieten, lagen, kauerten . . . Es war ein unbeschreibliches Durcheinander, ein fabelhafter Anblick, das Herz klopfte, der Athem stockte, als diese zwei mit Windesseile sich entgegen fliegenden, compacten Reitermassen dicht vor unsern Augen sich mischten und einen Moment, einen kurzen, darauf der Plan vor uns frei war und nach wenigen Schritten und in bester Ordnung beide Haufen Front machten und unbeweglich dastanden. Ein jubelnder Applaus erscholl von den Tausenden, welche dieses Schauspiel mit angesehen. Kaum war er verhallt, als der eigentlich militärische Theil, der dritte Act der Fantasia, begann.

Dieser bestand in einem Scheingefecht, welches ein treues Bild der eigenthümlichen Kampfesweise der Araber gab. Da jedoch ähnliche Scenen schon zur Genüge in deutschen Blättern geschildert sind, so begnüge ich mich hier nur die Folgen dieses sogenannten Scheingefechtes mitzutheilen. Es gab da Verwundete und Todte in Masse, fingirte und wirkliche. Der letztern waren drei, zwei Verwundete, deren Einer auch noch acht Tagen starb, und ein Todter. Die beiden Ersteren hatten ihren Unfall sich selbst zuzuschreiben, dies war erwiesen und unbestritten; allein mit dem Todten hatte es eine ganz andere Bewandtniß. Die allgemeine Stimme seiner Freunde und Stammesgenossen bezeichnete sofort Denjenigen, welcher ihm den Garaus gemacht, und schrieb diesen Mord der Eifersucht — — — auf ein Pferd zu. Ben-Marsa hieß der Getödtete, Abd el-Cofra der Mörder. Beide waren Jünglinge, Beide gehörten reichen Familien an, Beide hatten im Handel um dasselbe Pferd gestanden; Ben-Marsa war es geglückt, die „Perle der Pferde" zu erlangen, Abd el-Cofra hatte ihn von diesem Augenblicke an der Rache geweiht. Die Fantasia bot ihm, wie er glaubte, hierzu eine günstige Gelegenheit; bei einem der Scheingefechte rannte er ihm, wie unversehens, den Yatagan in den Leib. Allein er beging die Thorheit (wenn man es so nennen darf), sofort sich flüchtig zu machen. Dieser Umstand, sowie der, daß man von dem zwischen den beiden Jünglingen stattgehabten, auf's Aeußerste geschraubten feindlichen Verhältniß unterrichtet gewesen, genügten auf ihn die Anklage des Mordes zu werfen. Noch im Laufe des nächsten Tages ward er gefangen eingebracht und der richterlichen Behörde überliefert. Ich kann über sein Geschick ein Mehreres nicht sagen; durch Veräußerung des Ausenthalts ist mir dasselbe aus dem Sinn gekommen, doch hat er jedenfalls unter dem Yatagan des mit den Exekutionen für Eingeborene betrauten Schahous (Gerichtsdieners) sein Leben verhaucht.

Gegen 11 Uhr Vormittags war die „Fantasia" zu Ende, und sie schnell als möglich suchten Alle die Kühle der Wohnungen, der Zelte oder des Palmenwaldes, der in unabsehbarer Weite die Südseite um Biskra bedeckt. Ich gehörte nebst mehreren Freunden zu Denen, welche diesen letztern Aufenhalt dem dumpfigen Zimmer vorzogen. Dort, unter dem Dache riesiger Palmenblätter und zur Seite einer lustig murmelnden Quelle der Oasis ließen wir uns das Mittagsmahl serviren und saßen dann bei Pfeife, Mokka und unterhaltendem Gespräch, bis es Zeit war zum Feuerwerk zu gehen, zu dessen Beginn der im Augenblick des Verschwindens der Sonne auf den Wällen des Forts abgefeuerte Kanonenschuß* das Zeichen geben sollte.

Wie so eigen doch das Leben der Menschen ist und wie wahr das Wort, daß man stets bereit sein müsse, vor den höchsten Richter zu treten, zeigte mir dieser Tag. Unter den in unserm gemüthlichen Kreise unter den Palmen lustig und guter Dinge Seienden befand sich auch ein liebenswürdiger, junger Mann; sein Name war Müller, er war gebürtig aus Bautzen oder aus Görlitz, nicht sicher bin ich aus welcher dieser beiden Städte, doch aus einer derselben bestimmt; er war Sergeant-Major (Feldwebel) einer Compagnie von Boltigenen des zweiten Regiments der Fremdenlegion, welche augenblicklich im Fort garnisonirte. Müller (authentischer

* Während der Dauer des vierzigtägigen Ramadhan verbietet das mohammedanische Gesetz jeden körperlichen Genuß, er habe Namen, wie er wolle, in der Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. In allen Garnisonsplätzen Algeriens läßt — um sich den Arabern gefällig zu erzeigen — die französische Regierung im Moment des Sonnenuntergangs einen Kanonenschuß lösen, welcher den Gläubigen das Signal zum Ende der Entbehrung und zum Beginn des Genusses ist.

Name, nicht fingirter) war 23 bis 25 Jahre alt; als Landsmann hatten wir uns einander angeschlossen. Er hatte in den nächsten Tagen sein Officiers-Patent zu erwarten, war ein vielseitig gebildeter junger Mann, von einnehmendem Aeußern und hatte, wie ich gehört, Deutschland in Folge der politischen Ereignisse der Jahre 1848 und 49 verlassen. Eine zärtlich geliebte Braut war ihm daheim geblieben, mit der er eifrig correspondirte und der er, so viel mir bekannt, von Zeit zu Zeit einen Theil seiner Ersparnisse schickte. Sie sollte nach Afrika kommen, sobald er Officier sein würde, uns sich dort mit ihm verheirathen. Müller war geschickter Planzeichner und seit Kurzem im Genie-Bureau beschäftigt, wo man mit ihm und seinen Arbeiten sehr zufrieden war. Seine Carrière war voraussuchen: Officier, dann naturalisirt als französischer Unterthan, ausgeschieden aus der Fremdenlegion und übergetreten zu einem technischen oder wissenschaftlichen Corps, in der Folge eine lucrative Anstellung im Civildienst — das waren so ungefähr die nach menschlichen Begriffen gewissen Aussichten, welche Müller hatte. Allein das Wort ist sehr wahr: „der Mensch denkt — Gott lenkt!" Es sollte sich ganz, ganz anders gestalten ... Armer Freund! —

Noch vor dem üblichen, für dieses Jahr letzten Kanonenschusse brachen wir auf, um uns nach dem etwa eine Viertelstunde entfernten Punkte zu begeben, wo das Feuerwerk, welches unsere Artillerie arrangirt hatte, abgebrannt werden sollte. Es war dies ein Platz vor dem sogenannten Dhar-Diaf, Name einer Art Karawanserai nebst Kaffeehaus, unfern des Forts, östlich Biskra und an dessen äußersten Häusern belegen. Der Platz wird von einer breiten Chaussee durchschnitten; auf der Stadtseite derselben befand sich das obenerwähnte arabische Kaffeehaus, an dessen einer äußern Mauer eine Menge langes Bauholz aufgeschichtet lag, welches eine Art Tribüne amphitheatralischer Art bildete. Wir hatten auf den untersten Schichten des Bauholzes noch einige freie Plätze und nahmen davon Besitz. Auf der entgegengesetzten Seite der Chaussee, und etwa zehn Schritte vom Graben entfernt, befanden sich die Vorrichtungen zum Feuerwerk, bestehend in Stangen, Gerüsten ꝛc.

Kurz vor 7 Uhr dröhnte der Schuß, dessen Echo der Palmenwald wiederholt zurückwarf, und den die versammelte Menge, zum größten Theil aus Eingeborenen bestehend, mit Jubel als das Ende der vierzigtägigen Fastenzeit begrüßte. Unmittelbar darauf nahm das pyrotechnische Schauspiel seinen Anfang. Daffelbe sollte durch drei Kanonenschläge eröffnet werden, welche an Pfählen befestigt waren. Zwei derselben hatten glücklich von den sie beengenden Banden sich befreit und unter lautem Krachen den Anfang des Feuerwerks verkündet. Der dritte jedoch, sei es durch eine fehlerhafte Plazirung oder durch ein Versehen der functionirenden Artilleristen, explodirte nicht, wie die beiden ersten, nach oben hin, sondern flog mit der Schnelligkeit einer Kugel, welche aus einem wirklichen Geschütz geworfen wird, zur Seite und direct nach dem Punkte hin, auf dem wir uns befanden. Im Moment selbst der Explosion stieß der arme Müller einen Schmerzensschrei aus und war auch sogleich über und über mit Blut bedeckt. Die compacte Hülse des Kanonenschlags hatte ihm den rechten Schenkel über dem Knie zerschlagen.

Wir brachten den Unglücklichen sofort nach dem nicht fernen Militär-Hospital, wo die anwesenden beiden Aerzte sofort und einstimmig, nachdem sie die schwere Verletzung untersucht, erklärten, daß nur die schnellste Amputation hier retten könnte. Zu dieser ward denn auch sofort geschritten. Inzwischen hatten sich bereits der General, der Oberst und die sämmtlichen schon im Officier-Casino eingetroffenen Officiere, denen die Kunde des traurigen Vorfalls gleich berichtet war, eingefunden. Alle bezeigten die aufrichtigste Theilnahme. Die Operation wurde von den beiden, sehr jungen Militär-Aerzten (der Oberarzt, ein tüchtiger, erfahrener Chirurg, war leider abwesend) vollzogen. Es hatte bei derselben ein grobes Versehen stattgefunden; sei es die Eile, sei es die Unerfahrenheit oder Ungewohnheit der beiden Operateure, — genug, nach einer für den Verwundeten schrecklichen Nacht, sah man sich am nächsten Morgen zu einer zweiten Amputation genöthigt. Dem furchtbaren Blutverluft, zu dem sich ein gefährliches Wundfieber gesellte, und endlich den doppelten, gewiß schrecklichen Schmerzen waren die physischen Kräfte des armen jungen Mannes nicht gewachsen. Vier Stunden nach der zweiten Amputation war er todt.

Es wurde ihm ein ehrenvolles, ja selbst prachtvolles Leichenbegängniß veranstaltet. Die Theilnahme war eine allgemeine, eine aufrichtige. Die jungen Mädchen Biskra's, die ihn wohl kaum dem Namen nach gekannt, schmückten sein Grab mit Blumen und Kränzen; ein langer Leichenzug und eine Ehrengarde folgten dem Sarge; man erwies ihm die militärischen Ehren, denn er hatte zu verschiedenen Malen im feindlichen Feuer gestanden, und — war als Officier gestorben. Sein Patent hatte der General mitgebracht und wollte es ihm am Tage nach der Fantasia auf der Parade feierlich überreichen. Ob er noch zu dem Bewußtsein gelangt ist als Officier gestorben zu sein, — ich weiß es nicht und bezweifle es selbst, denn seine Schmerzen waren fürchterlich, und ich gestehe es: ich wünschte seinen Tod, um den Unglücklichen erlöst zu sehen.

Dieser traurige Vorfall wirkte entschieden auf die Stimmung der im Casino versammelten Ballgesellschaft; die Fröhlichkeit, die sonst gewiß nicht gestohlt hätte, konnte nicht durchbrechen, Alles war gedrückt, schmerzlich berührt. Ich ging nach 10 Uhr Abends nach dem Casino, um eben da gewesen zu sein, und entfernte mich eine halbe Stunde später; es ließ mich nicht in dem Kreise der Tanzenden, ich mußte zurück an das Schmerzenslager meines armen Freundes. Auch der Ball, der unter andern Umständen jedenfalls bis zum Morgen gewährt haben würde, hatte bereits um 12 Uhr sein Ende erreicht.

Das war eine „Fantasia", die, ein Leben Mord und ein so bedauernswerthes Ende eines jungen, lebensfrischen und mit den herrlichsten Aussichten in die Zukunft blickenden Mannes zur Folge hatte.

Theodor Küster.

Von einer alten Dame.

Eine Erinnerung vom Sängerfest in Nürnberg.

Die Sonne stand brennend am blauen, wolkenlosen Himmel, der auch keine einzige Wolke zur Trübung oder Dämpfung des allgemeinen Jubels an seiner Wölbung duldete. Die Hitze war manchmal drückend; der Staub, immer auf's Neue aufgerührt von den tausend und tausend Füßen, die ihn auf dem Wege nach dem schattigen Festplatze treiben mußten, überaus lästig und setzte sich wie dichter Puder auf die schwarzen Ueberwürfe der Damen, auf die kokettes dunkeln Federhüchen derselben, die so viel Frische und Heiterkeit der jugendlichen Gesichter halb versteckten und halb sehen ließen. Die beiden Wege, die hinausführten, vom Lauferthor und vom Marthor aus, wurden gewöhnlich halb seufzend unternommen, boten aber immer wieder so viel Ausbeute an Vergnügen, so viel Lust am Sehen und Gesehenwerden, daß Staub und Hitze vielleicht noch nie gedultigere Menschen getroffen haben.

Dann war aber vom Marthor aus, vielleicht just in der Mitte des heißen Weges, in der Umgebung einiger schöner, alter Bäume ein neueres kleines Landhaus zu treffen, das für's Auge einen erfrischenden Ruhepunkt bildete. Ich meine weniger das Häuschen selbst mit seinen schmalen Blumenrabatten vor der Hausthüre. Aber zur Seite stand wieder ein kleines Gewächshaus, das in der Zusammenstellung seiner blühenden Gewächse, in dem Reichthum, dem Farbenschmelz und auch der Seltenheit derselben ausfah wie ein wunderschönes, noch vom Thau glänzendes Blumenbouquet. Alle ermüdeten Füße blieben wohl einige Momente dort stehen, und alle vom Staub nicht halb erblindete Augen verweilten mit Wohlgefallen auf dem lieblichen Anblick. Längs der Mauer, die das ganze Gehöfte umschließt, führte alsdann der Weg weiter dem rauschenden Festplatz zu.

Ich meinte gegen meinen Nürnberger Freund, der unser gewöhnlicher Begleiter zu den Festfreuden und Genüssen war, das sei ein angenehmer Ruhepunkt, und der Besitzer des Häuschens, ohne Zweifel ein großer Blumenfreund, verdiene sich den Dank aller Vorüberwandernden.

Mein Freund bejahte es etwas zerstreut, indem er eben zu den niedrigen Fenstern eines noch kleineren Häuschens hinauf grüßte, das mehr im Hintergrunde nur halb über der angedeuteten Mauer

sich erhob und einem ältern Frauenzimmer zur Wohnung zu dienen schien, welchem der Gruß galt.

„Noch mehr, als der liebliche Blumenflor Sie erfreut," sagte der Freund im Weitergehen zu mir, „wird es Sie interessiren, wenn ich Ihnen sage, wer die kleine, alte Dame ist, die am Fenster da oben stand und meinen Gruß mit ihrem schmalen, muschern Blick kaum beachten konnte. Sie mit Ihrem lebendigen Interesse für Geschichte müssen wissen, daß das die einzige noch lebende Tochter des Adam Lux, des heroischen Mainzers ist, der in dem traurigsten Zeitpunkte der französischen Revolution den Muth hatte, für Charlotte Corday seine Stimme zu ihrer Vertheidigung und zur Verdammung ihrer gefühllosen Richter laut und frei zu erheben. Wie Sie ja wissen, wurde er der Märtyrer seiner edlen Freimüthigkeit und fiel ebenfalls der Guillotine zum Opfer."

Ich war betroffen. „Was, eine leibliche Tochter dieses edeln, viel bewunderten Mannes existirt noch, und zwar hier in Nürnberg? Ich muß sie jedenfalls kennen lernen! Können Sie mich vor meiner Abreise nicht bei ihr einführen?"

„Warum nicht? Obgleich sie nicht gewohnt und wahrlich nicht eingerichtet ist, Fremde zu sehen und zu empfangen, wird sie mir, einem langjährigen Bekannten, nicht verübeln, wenn ich bei einem Besuche Jemand mit mir bringe, der so viel Interesse und Theilnahme an ihrem unglücklichen Vater genommen. Die Tochter hat in anderer Art recht viel Schweres in ihrem Leben durchgemacht."

Vielleicht kennen einige Leser der Gartenlaube die Geschichte des Vaters nicht. Lux war ein junger, mit dem Weibe seiner Jugendliebe verheiratheter Mann und durch dieses Gutsbesitzer in Koßheim in der Nähe von Mainz geworden. Er lebte allgemein geliebt und geehrt in einem kleinen Kreise ausgewählter Freunde, hatte trotz seiner gelehrten Bildung sich aller Ansprüche auf irgend ein Amt vor der Hand begeben, erfreute Sinn und Herz neben seinen ökonomischen und ländlichen Geschäften am Lesen der von ihm so geliebten Classiker und war für Frau und Kind der liebevollste Familienvater.

Die neuen, meteorartigen Erscheinungen am politischen Himmel des Nachbarlandes mußten seinen Geist und sein Denken lebhaft anregen. Wahrscheinlich war er ein näherer oder entfernterer Bekannter des geistreichen Forster, kam vielleicht öfters in jenen Kreis, der, längst angeekelt von den traurigen Zuständen in Deutschland und vorzugsweise von der verkommenen Pfaffenherrschaft, in nächster Nähe mit innerem Frohlocken eine neue Zeit anbrechen sah, ein Morgenroth der Freiheit und der Menschenrechte. Wer kann es jenen Männern verdenken, die ganz gewiß in der Mehrzahl die Exetsen und Grechesten, die Vornehmheitslosesten ihres Volkes waren, daß sie bei all dem Jammer der damaligen Wirthschaft endlich im Laufe der Ereignisse glauben und annehmen konnten, im Verein mit Frankreich ließen sich ihre hohen Ideale für Gründung und Befestigung neuer und volksthümlicher Staatseinrichtungen besser realisiren?

Lux wurde durch die Wahl seiner Mitbürger zum Mitglied der Nationalconvention jener Städte und Ortschaften ernannt, welche der Aufforderung der französ. Republik, sich frei zu erklären, Gehör gegeben und sich als Rheinisch-deutscher Freistaat constituirt hatten.

Dann wurde er von demselben mit Forster und einem andern Mainzer Bürger Potocki zum Gesandten nach Paris erwählt, um das oben angeführte Gesuch um Anschluß an Frankreich dem französischen Convent vorzutragen. Er entwand sich den Armen seiner geliebten Familie, schöne, weitgehende Hoffnungen für sein Vaterland in der Seele tragend, und seine Gattin, die in ihren Ueberzeugungen ganz mit ihrem Manne stimmte, soll nach dem Zeugniß der Tochter mit allen Schritten desselben vollkommen einverstanden gewesen sein.

Die Mainzer Gesandten trugen das Vereinbarungs-Gesuch vor, und mit allgemeiner Beifallsbezeigung wurde es vom französischen Convent aufgenommen und sofort decretirt den 31. März 1793.

Aber der Aufenthalt in Paris öffnete den Mainzer Abgeordneten die Augen in einer Weise, wie sie nicht erwartet hatten. Besonders Forster und Lux mußten nicht die bedeutenden, die für Wahrheit und Recht glühenden Seelen gewesen sein, wenn nicht das Getreibe, das Wühlen der beiden mächtigen Parteien, die sich bekämpften und mit jener schreckenerregenden Willkür um die Herrschaft stritten, auf sie einen traurigen und darniederschmetternden Eindruck gemacht hätte. Haben wir doch in dem Nachlaß von Forster, in seinen Briefen aus Paris, die vor mehreren Jahren auf's Neue von Gervinus herausgegeben wurden, deutlich genug den Eindruck gelesen, den die Ereignisse und Zustände im damaligen Frankreich auf das Gemüth dieser nur das Gute und Rechte wollenden Männer machten.

Nach den Vorgängen des 31. Mai und des 2. Juni 1793 zogen sich die geschlagenen Girondisten von Paris zurück nach Caen, welche Stadt sie zum Mittelpunkt ihrer Partei und ihres offenen Auftretens gegen die Bergpartei machten. Marat, der Hauptverbrecher der letzten Ereignisse, der Führer und Leiter des Berges, war in den Augen des hochherzigen, schwärmerischen Mädchens von St. Saturin (in der Nähe von Caen) die verabscheuenswürdigste Persönlichkeit, die das Unglück und das Verderben über ihr geliebtes Vaterland brachte. Hatte er nicht selbst in öffentlicher Rede geäußert, daß noch zwanzigtausend Köpfe fallen müßten, um die Revolution sicher und fest zu begründen? Sie wacht sich auf aus ihrer Heimat, die junge und schöne Charlotte Corday, reist nach Paris, dringt zu dem blutigen Fanatiker, ersticht ihn im Bade und erwartet als ganz ruhig ihre Verhaftung und Verurtheilung.

Ihre enthusiastische That blieb nutzlos, die Ereignisse wurden zu mächtig und schritten über die Leiche Marat's weg ihren fürchterlichen Gang. Aber der Heldenmuth des Weibes, ihre edel gehaltenen Antworten vor dem Revolutionstribunal, dem sie unerschrocken sagte: „Ich hoffte einen Menschen zu tödten, damit ich Hunderttausende damit retten könnte, einen Bösewicht, um Unschuldige sicher zu stellen, ein wildes Thier, um meinem Vaterlande die Ruhe zu geben. Ich war Republikanerin vor der Revolution, und es hat mir nie an Energie gefehlt" — das erschütterte Viele, deren Herzen für Frankreich schlugen, doch unter der Ständung menschlicher Gefetze und Gefühle in der Stille bluteten.

Lux sah sie dem Tode entgegengehen, den 17. Juli, auf dem schrecklichen Armensünderkarren mit einem rothen Mantel bekleidet, und war ergriffen von dem Ausdruck des schönen Antlitzes voll Ruhe und Sanftmuth, mitten unter dem Geheule und Gelächter einer bestialischen Menge. Wie der Henker mit Rohheit und Hohn den guillotinirten Kopf dem Volke zeigte, rief eine Stimme aus dem Haufen: „Seht, sie ist größer als Brutus!"

Es war die Stimme des furchtlosen Deutschen. Und am 19. Juli schrieb er seinen Ruf an Frankreich und dessen edlere Bürger, über Charlotte Corday und ihre That. Er mißbilligt darin den Mord an Marat, läßt aber der Tugend und den Beweggründen Charlottens alle Gerechtigkeit widerfahren, appellirt an das Urtheil der gerechten Nachwelt, die das Außergewöhnliche der That erst würdigen werde, obgleich in jenem Moment der ermordete Marat noch ein größerer Gegenstand des Enthusiasmus der Pariser, seine Büste an allen Plätzen aufgestellt, seiner Leiche die Ehre des Pantheons zu Theil wurde. Er spricht ihr eine Ehre und Bewunderung aus, eine Verachtung gegen die Macht ihrer Richter und Henkersknechte, die nothwendig seine Verdächtigung als schlechter Patriot, als Landesverräther nach sich ziehen mußte. Schon vor diesem Schriftstück hatte Lux eine andere Flugschrift herausgegeben: „Avis aux Français", worin er eben so offen seine Ueberzeugung aussprach, daß es unter dem gefährlichen Streite der Freunde der Ordnung und der Anarchisten mit der Freiheit zu Ende ginge und der Bürgerkrieg die nothwendige Folge sein würde; er versuchte es die Vaterlands- und Freiheitsliebe in den Herzen jedes Franzosen neu anzufachen, verfluchte die Jacobiner und weihte seine vollständige Achtung den Girondisten.

Beide Schriften vereint bewirkten denn auch seine Verhaftnahme bald nach der Herausgabe. Drei Monate nachher wurde auch er zur Guillotine geführt, — „die," wie er in seinen Worten über die Corday sagt, „in seinen Augen nichts mehr ist, als ein Altar, worauf man unschuldige Opfer schlachtet und womit — seit dem reinen Blute, das am 17. Juli darauf gestossen ist — keine Schande mehr verbunden sein kann." — Sein Haupt fiel, indem er mit wahrer Seelengröße das Schaffot betreten hatte.

Wedekind meint, er hätte sein Leben retten können, wenn er sich vertheidigt, wenn er eingestanden hätte, seine Schriften in melancholischer Gemüthskrankheit abgefaßt zu haben. Wirkliche Patrioten hätten ihm alsdann zu einem solchen Ausgange verholfen. Aber Lux war ein Deutscher, mit deutscher Wahrheit und Ueberzeugungstreue, die er als Mann höher schätzte, als sein Leben. Er starb lieber, als daß er sich durch eine Lüge rettete. So weit die Geschichte des wackern Mannes.

Digitized by Google

Ueber all dem Jubeln, Singen und Feiern des Sängerfestes hatte ich die Tochter des Adam Lux nicht vergessen. Am Abend des nächsten Tages mahnte ich meinen Freund, sein Versprechen zu erfüllen, und wir gingen den heute so viel stillern Weg hinaus nach dem kleinen Häuschen.

An der niedrigen Hofthüre sagte uns ein junges friedendes Mädchen, die Tochter der Gemüsegärtnerin, der die Wohnung gehört, daß die alte Dame zu Hause sei, und wir stiegen die schmale, reinliche Treppe hinauf zu dem Zimmer, das sich auf unser bescheidenes Klopfen öffnete.

Eine kleine freundliche Frau bewillkommnete meinen Freund mit einiger Verlegenheit, weil sie meinte, Zimmer und Toilette sei nicht in der besten Ordnung, um Besuch zu empfangen. Er beruhigte sie rasch darüber und stellte mich als einen seiner Bekannten aus der Ferne vor, der aus großem Interesse an ihres Vaters Wirken und Schicksal ihre Bekanntschaft zu machen wünsche.

Die heitere, milde Gestalt drückte mir dankend die Hand nun nöthigte mich, neben ihr auf dem einfachen schwarzen Kanapee zu sitzen, wo ich im Laufe des Gespräches ihr Aeußeres, das von dem Lichte des Hoffenfters beleuchtet wurde, betrachten konnte.

Das Alter — sie zählt schon 72 Jahre — hat tiefe Furchen in angenehme Gesichtszüge geschnitten, die von dem freundlichen Blicke der blauen, aber schwachen Augen beherrscht werden. Eine feine Röthe färbt immer noch die schmalen Wangen, die von einer weißen Krause und einem schützenden Spitzenhäubchen eingerahmt sind. Weder Crinoline, noch bauschende Kleider umhüllen ihren zerbrechlichen Körper, und nur das einfachste dunkle Wollenkleidchen fällt auf die Füße hernieder, die übrigens die einfame, fast verlassene Frau bei gutem Wetter, wie sie mir sagte, alle Morgen auf größere oder kleinere Spaziergänge leiten müssen.

Die Einrichtung des kleinen, aber hellen Zimmers, nebst dem daran stoßenden Schlafstübchen und dem dunkeln Heerde daneben, ist äußerst einfach, dünkt ihr aber ein köstliches Besitzthum zu sein, weil sie erst seit einem halben Jahre, die Arme, die einzige und unumschränkte Besitzerin einer geweihten Wohnung ist — die Folge drückender Verhältnisse. An der bis zur Hälfte der Zimmerhöhe gehenden Vertäfelung der einen Wand steht ihr altes liebes Instrument, das sie sich durch viele Stürme des Lebens hindurch gerettet hat, und dessen kurze Tasten noch manchmal von ihren zitternden Fingern zu einem Chorale angeschlagen werden, wenn ihre Verlassenheit, ihre alten Tage sie ängstigen wollen und sie sich auf's Neue Stärke und Heiterkeit da suchen muß, wo sie mit kindlichem Glauben und Vertrauen sagt, auch sie nicht vergessen ist. Gegenüber an der Wand hängen über einem kleinen Tischchen im Kreise herum mehrere Silhouetten von Freunden aus früherer Zeit und geben der alten Frau schmerzliche und liebe Erinnerungen.

Sie erzählte mir auf leise Fragen hin, wie sie — eine geborne Mainzerin — hierher nach Nürnberg verschlagen wurde, wo sie als kinderlose Frau ihren Mann verlor, der in einem dortigen Geschäfte Mitantheilhaber gewesen. Schon lange Jahre ist er jetzt gestorben und hat sie allein ohne Kinder und ohne nahe Verwandte zurückgelassen. Das Geschäft, worin ihre beiden kleinen Vermögen niedergelegt waren, nahm nach seinem Tode keinen günstigen Verlauf, und doch hatte er unselige Verfügungen getroffen, daß seiner Wittwe Existenz bis an ihr Lebensende an die Familie des Associé gefesselt bliebe in Bezug auf ihr Vermögen und ihren Unterhalt. In dem schlimmen Falle, den die Angelegenheiten genommen, für beide Theile ein drückendes Verhältniß! Sie schien es aber mit wahrer Religiosität und heiterer Ergebung bewältigt zu haben, und fühlt sich trotz Abhängigkeit und der einfachsten, ärmlichen Lebensweise zufrieden in einer Bedürfnißlosigkeit, die mir wahrhaft rührend war.

Hat sie wohl als Erbtheil ihres edeln Vaters, den sie freilich kaum gekannt hat — denn er starb, als sie kaum drei Jahre alt war — seinen Stoicismus, seine Verachtung der Welt und ihrer bösen Elemente als Erbtheil übernommen und sie unbewußt in ihre Lebensansichten und Verhältnisse übertragen? — Sie erschien mir wirklich ehrwürdig, wie sie ungeschickt und anfpruchslos von ihrer einfachen und einsamen Lebensweise sprach, ohne männlichen Schutz, ohne Dienerin, ohne gesellschaftliche Verbindungen, als einige befreundete weibliche Wesen, die sie dann und wann auffuchen.

Sie hatte Freude an meiner lebhaften Theilnahme für sie und das Andenken ihres Vaters. Sie holte mir aus ihrer alten Commode die einzigen alten, vergilbten Reliquien, die in ihrem langen Leben und im häufigen Wechsel des Wohnortes ihr geblieben waren, als von ihm selbst herrührend. Es sind drei Hefte. Das erste gedruckte Heft enthält die in lateinischer Sprache abgefaßte Doctor-Dissertation von A. Lux und zwar über den Enthusiasmus, welche er hielt in Mainz, den 19. November 1784. Das zweite Heft, von seiner Hand geschrieben, enthält Bruchstücke aus Ossian's Gesängen und aus dem Homer. Das dritte, wiederum gedruckte kleine Bändchen heißt: „Republikanischer Nachlaß von Adam Lux, weiland Mitglieds des Rheinisch-Deutschen Convents und außerordentlichen Gesandten zu Paris, in Straßburg gedruckt im dritten Jahr der fränkischen Republik" und herausgegeben mit einer Vorrede von dem bekannten oder berüchtigten Beeckling. Der in seinen Folgen so tragische Aufruf für die Charlotte Corday ist hier am Schlusse mitgegeben.

Die Tochter bestätigt übrigens das oben Angeführte aus ihren Erinnerungen, oder vielmehr aus den Erzählungen ihrer Mutter. Es war dieser und ihrem Gatten während der drei Monate seiner Einkerkerung die Möglichkeit geblieben, mit einander zu correspondiren; und Lux muß seiner Frau mitgetheilt haben, daß, wenn er seine Klugschriften auf eine gewisse Weise widerrufen würde, er Hoffnung haben könnte, ihr und seiner Familie erhalten zu bleiben. Er appellirte an ihre Entscheidung, als diejenige, die ein Recht an sein Leben, aber auch an seine unbestellte Ehre hätte. Die geistesstarke Frau bestärkte ihn mit bewunderungswürdiger Fassung in seinem Entschlusse, nichts von dem zurückzunehmen, was er aus tiefster Ueberzeugung gesprochen und veröffentlicht. Und Lux starb als Märtyrer seiner Grundsätze mit Heldenmuth.

Die Wittwe verkaufte bald nachher ihr Besitzthum in Kostheim und zog sich mit ihren beiden Mädchen, von denen die noch Lebende damals kaum drei Jahre alt war, nach Mainz, wo ihr mehrere Verwandte lebten. Sie starb einige Jahre nach dem Tode ihrer ältern Tochter, und zwar noch ehe die Jüngere verheirathet war.

So kam es, daß die Matrone, deren Bekanntschaft ich eben gemacht, ziemlich einsam durchs Leben ging, welches ihr nicht viele Rosen, sondern viele Dornen brachte, — und nun in ihrem zweiundsiebenzigsten Jahre beinahe in Verlassenheit die trübern Tage des hohen Alters an sich herantreten sieht. Der Himmel erhalte ihr für die nunmehr noch kurze Zeit ihres Erdenwallens die Gesundheit, die Heiterkeit und die Ergebung, die über ihr ganzes Wesen verbreitet ist, und mit der sie gewiß Jedermann — neben dem Interesse für ihre Abstammung — unwillkürlich fesselt.

Sollte nicht vielleicht da oder dort die Verehrung für einen echt deutschen Mann Pietät für die Tochter hervorrufen?

Das waren meine Gedanken, als ich bei der Abendämmerung still mit meinem Freund nach der Stadt zurückkehrte, und die nämlichen sind es, die mich bewegen, diese Begegnung für weitere Antheilnehmende niederzuschreiben.

E. Hirzel.

Aus der Schlacht von Dennewitz.

Die preußischen Patrioten und Generale hatten im Jahre 1813 keine leichte Aufgabe. Der von den Franzosen ausgefogene, auf das Aergste mißhandelte und noch immer gefesselte und streng bewachte Staat sah sich durch York's kühnen Entschluß plötzlich in einen Krieg verwickelt, für den er nicht gerüstet war. Zwischen den feindlichen Heerestheilen mußte man die junge Mannschaft zum Waffendienst herbeiziehen. Woher sie, noch der nöthige Kriegsbedarf für ein größeres Corps kannte, ohne den gefährlichen Verdacht des Feindes zu erregen, offen an einem Orte zusammengebracht werden. Weniger Noth machte das Einexerciren der Ankömmlinge; die gedienten Soldaten nahmen sich freiwillig der Rekruten an und gaben ihnen mit Lust und Liebe die nöthige militärische Dressur; der Corporalstock war verschwunden. Außerdem hatte Scharnhorst's weise Organisation der preußischen Armee unter Napo-

leon's Argusaugen für die Zeit der allgemeinen Erhebung trefflich vorgearbeitet. Bekanntlich durfte Preußen damals vertragsmäßig nicht mehr als 40,000 Mann unter den Waffen haben. Da aber, nach Scharnhorst's Anordnung, die ausexercirte Mannschaft stets sofort heimgeschickt und frische an ihre Stelle einberufen wurde, so konnte man beim Ausbruch des Kriegs bereits auf ein wenigstens einigermaßen eingeschultes Heer von mindestens 150,000 Mann rechnen.

Als nach der Kriegserklärung endlich das offene Handeln begann, errichtete Preußen drei Armeecorps, unter York, Kleist und Bülow, die alle drei unter Blücher's Oberbefehl stehen sollten und zu denen später noch ein viertes Corps unter Tauentzien kam. — Nachdem jedoch auch Oesterreich und Schweden dem preußisch-russischen Bunde gegen Frankreich beigetreten waren, beschloß man in dem „Hauptquartier der Verbündeten", bei welchem die Monarchen von Preußen und Rußland sich persönlich befanden, eine gemischte Heeresordnung. Darnach formirte man drei Hauptheere: das böhmische, unter Schwarzenberg, aus Oesterreichern, Preußen und Russen, das schlesische, unter Blücher, aus Preußen und Russen, und das Nordheer, unter dem Kronprinzen von Schweden (Bernadotte), aus Schweden, Preußen und Russen zusammengesetzt; zu letztern kamen noch die gemischten Truppen Wallmoden's.

Zum Nordheer waren von Preußen die Armeecorps von Bülow und Tauentzien commandirt.

Hier stehen wir vor der zweiten und weit größeren Schwierigkeit, welche die preußischen Generale im Jahre 1813 zu überwinden hatten: das ist die Unterordnung derselben unter Oberbefehlshaber, welche das führten, was man seit dem preußischen Beistand in Schleswig-Holstein den „diplomatischen Krieg" genannt hat; das Muster derselben war aber schon Bernadotte gewesen, der schwedische Kronprinz, der „Cunctator" von 1813. Geborener Franzose und gewählter Schwede, entbehrte er das, was damals im Preußenheere jeden einzelnen Mann auszeichnete: das Herz für die Sache, für die man focht. Er ist eine häßliche Erscheinung in

Reiterangriff der Schwadronen des Maj
Originalzeic

hmitterlöw in der Schlacht bei Dennewitz.
Bleibtreu.

dieser Zeit: denn während ihn das Gewissen strafen mochte über die Treulosigkeit, im Bunde mit den Feinden seines Vaterlandes gegen seinen ehemaligen Kaiser und seine Waffengenossen das Schwert zu ziehen, scheute er sich nicht, in Schlachtberichten, welche den berüchtigtsten Napoleonschen Bülletins nichts nachgaben, die Siege der preußischen Feldherrn sich zuzuschreiben, trotzdem er nur der Hemmschuh an ihrem Siegeswagen war. Um so glänzender stehen uns ihre Thaten da, und um so preiswürdiger sind diese Helden, welche nicht nur den übermächtigen Gegner, sondern sich selbst, ihren Zorn über solche Unwürdigkeit dazu besiegten.

So war dies Bülow mit dem Siege von Groß-Beeren ergangen, und dasselbe widerfuhr ihm nach der Schlacht bei Dennewitz, die wir wenigstens in den Hauptzügen näher betrachten wollen.

Napoleon's Plan, daß das bei Wittenberg unter Oudinot stehende Heer auf Berlin losrücken solle, war auch nach der Schlacht von Groß-Beeren nicht aufgegeben; er schickte sogar, mit Oudinot unzufrieden, den Marschall Ney zur Ausführung desselben ab. Vergebens hatten die drei Generäle Bülow, Tauentzien und Winzingerode den schwedischen Kronprinzen noch zur rechten Zeit zum kräftigen Vordringen aufgefordert, er beharrte bei seinem Zaudern, bis die Franzosen wieder zu Kraft gekommen und durch Ney und seinen Truppenzuzug für Berlin abermals gefährlich geworden waren. Da zerriß Bülow die niederdrückenden Fesseln des Gehorsams gegen einen solchen Führer und folgte seinem eigenen freien Entschluß zur nächsten Waffenthat, für den er gleichwohl, der dienstlichen Form genügend, erst die Genehmigung des Kronprinzen einholte. Dieser ertheilte sie, verlangte jedoch, daß die Brigade Borstell, ein Drittheil von Bülow's gesammter Macht, zur Deckung seiner Armee zurückbleibe, eine Anordnung, welche Bülow durch einen directen Gegenbefehl an Borstell aufhob.

Folgendes war die Situation am 5. September. Bülow stand bei Marzahn und besetzigte mit der noch nicht mit ihm vereinigten Brigade Borstell ungefähr 37,000 Mann; Tauentzien hielt Jüterbogk mit höchstens 10,000 Mann besetzt; das Hauptquartier

des Kronprinzen war in Nabenstein. Ney marschirte mit seiner ganzen Macht (60—70,000 Mann) von Wittenberg gegen Jüterbogk. Da nun Tauentzien denselben unmöglich Stand halten konnte, so mußte durch den ersten Stoß die Nordarmee getrennt und der Weg nach Berlin bloß gelegt werden. Bülow's Plan war nun, durch einen Flankenangriff die Hauptmacht des Feindes von Jüterbogk ab und auf sich zu lenken und ihn somit noch vor Jüterbogk zur Schlacht zu zwingen.

Und so geschah es. Am 6. September Morgens stand Bülow auf dem Kirchthurm zu Edmannsdorf und überschaute die französischen Heereszüge, die von Zahna her anrückten. Von hier erkannte er in dem Dorfe Dennewitz den Schlüssel der Gegend, weil dort der sumpfige Agerbach, welcher die Niederung trennt, überbrückt war und stärker verspringende Anhöhen sich trefflich zur Aufpflanzung von Geschütz eigneten. Darnach ertheilte er seinen drei anwesenden Brigaden Thümen, Krafft und Hessen-Homburg, sowie der Reserve unter Boyen ihre Ordres und erwartete den ersten Kanonenschuß von Jüterbogk her, um seinerseits die Schlacht zu beginnen.

Dieser Augenblick kam um 9 Uhr. Sofort setzte sich Bülow's ganzes Armeecorps in Marsch, die Brigade Thümen voran, dann die Brigade Krafft, zuletzt die Brigade Hessen-Homburg; das schwarze Husarenregiment auf der linken, die übrige Reiterei, 20 Schwadronen, auf der rechten Flanke. Ueber eine Stunde war man dem Feind zur Seite vorwärts gerückt, ohne von ihm bemerkt zu werden; da aber die Kanonade von Jüterbogk immer heftiger wurde, so eröffnete Bülow, obwohl noch fern vom Feind, sein Kanonenfeuer, um den offenbar hart bedrängten Waffenbrüdern die nahe Hülfe zu verkünden und den Stoß der feindlichen Uebermacht gegen sie zu schwächen. Beides gelang. Ney sprengte der nächsten Anhöhe zu, überzog mit einem Blick die größere Gefahr und wandte sie sogleich seine Hauptmacht entgegen, während er den Kampf gegen Tauentzien fortzusetzen befahl.

In demselben Augenblicke hatte Tauentzien den Befehl zum Rückzug gegeben; ein großer Theil seines Geschützes war zerschmettert, seine Mannschaft vom tapferen Kampf gegen einen dreifach überlegenen Feind erschöpft. Kaum gewahrte er jedoch den Erfolg von dem neuen Kanonendonner in der Ferne, sie durchdrang Vertrauen und frische Kampflust alle Glieder, und Tauentzien ließ, wie Varnhagen schildert, „seine ganze Reiterei auf das französische Fußvolk anstürmen. Sie durchdrang das erste Treffen, rollte dasselbe auf, sprengte auch im zweiten einige Vierecke und richtete ein großes Gemetzel an, mußte sich dann aber eiligst sammeln, weil nun auch die feindliche Reiterei plötzlich hervordrang; zwei Regimenter polnische Ulhanen stürzten ungestüm auf beiden preußische Landwehrschwadronen, diese stürmten ihnen herzhaft entgegen, es gab einen harten Zusammenstoß, ein furchtbares Handgemenge, zuletzt wurden die Polen von den Schwadronen des Majors von Schmitterlöw gänzlich geworfen, zusammengehauen oder zersprengt."*

Mit diesem Reitergefecht fiel der erste, anfangs unglückliche Kampf Thümen's zusammen. Er wie Tauentzien hielten sich jedoch, nachdem Bülow Beiden Unterstützung zugesandt. Gewehr- und Geschützfeuer wütheten arg in beiden Kämpferreihen; da gleiche Kräfte mit einander rangen, so wogte das Gefecht hin und her. Wie auf dem linken Flügel, den Thümen bildete, ging's auch auf dem rechten, welchen Krafft einnahm, weil Borstell noch immer nicht auf dem Schlachtfelde erschienen war. Je länger der Kampf sich hinzog, desto gefahrvoller ward er für die Preußen, denn Ney konnte immer frische Truppen in's Feuer führen, während die Preußen oft sogar zurückweichen mußten, nur um sich mit frischem Schießbedarf zu versehen. Es waren bereits alle Brigaden im Feuer. Bald gelang es jedoch dem linken Flügel, nach blutigem Kampfe mit Bajonnet und Kolben, die Höhe von Dennewitz und das Dorf zu stürmen, ja hinter Dennewitz traten die jubelnd vordringenden Streiter mit den Truppen Tauentzien's zusammen. So begrüßten Genossen sich selten, wie in einem solchen Augenblick. Auf dieser Seite war der Sieg errungen.

Desto schlimmer stand es auf dem rechten Flügel. Hier hatte Ney gegen die 14 preußischen Bataillone Krafft's und Hessen-Homburgs, die dort kämpften, 47 französische vereinigt, die noch von zahlreicher Artillerie unterstützt wurden. Dennoch zogen sich die Preußen nur nach äußerster Gegenwehr aus dem eroberten Gehlsdorf zurück, sie wichen nicht vom Schlachtfelde, und Boyen führte persönlich die Bataillone nach jedem Rückschlag wieder in's Feuer vor. Hier drohte die höchste Gefahr.

Bülow sandte Boten auf Boten nach Borstell, und auch den Kronprinzen bat er dringend, ihm Hülfe zu senden. Dieser stand mit den schwedischen und russischen Truppen bei Edmannsdorf, eine ebenso zahlreiche und ruhige Zuschauerschaft vor der blutigen Action. Und was antwortete der Kronprinz auf Bülow's Bitte? — „La bataille est gagnée, j'arrivo avec 48 bataillons, le général Bulow n'a qu'à se retirer en seconde ligne." Nach einem solchen Kampfe sollten Bülow und die Preußen Platz machen, damit der Kronprinz mit Russen und Schweden sich den Lorbeer hole! Bülow würdigte diese Antwort so wenig einer Beachtung, als sie Wahrheit enthielt, denn von den 48 Bataillonen ward kein Bajonnet sichtbar, auch der Kronprinz nicht, sondern nur einige Reiter und Geschütze kamen bei Bülow an; dieser setzte seine letzte Hoffnung auf Borstell's bereits angemeldete Ankunft.

Borstell würde dennoch auf dem Kampfplatz nicht eingetroffen sein, wenn nicht auch er dem Kronprinzen den entschiedensten Ungehorsam bewiesen hätte, denn als er von Krappstädt abmarschirte, erhielt er den Befehl, sich mit den Truppen des Kronprinzen bei Edmannsdorf zu vereinen. Borstell hielt jedoch sein Wort und erschien noch im rechten Augenblick bei seinen auf's Aeußerste bedrängten Waffenbrüdern. Der Kampf um Gehlsdorf ward nun mit neuer Heftigkeit fortgesetzt. Ney und Bülow standen sich hier gegenüber. Mehrere Stürme der Preußen waren abgeschlagen, da wendete Ney plötzlich seine Hauptmacht von dieser Kampfstätte ab und nach Rohrbeck hin, bis wohin Thümen und Tauentzien mit nun vereinten Kräften vorgedrungen waren. Dieser Irrthum Ney's, dem gesährlichern Feind in diesen Beiden zu vermuthen, entschied das Schicksal des Tags. Es begann ein allgemeiner Rückzug, der bald in eine völlige Flucht ausartete, in welche selbst noch ungeschwächte französische Heerestheile mit fortgerissen wurden. Das Schlachtfeld mit seinen Vordern gehörte den Preußen allein.

Folgenermaßen lautete der Kriegsbericht aus der Kanzlei des Kronprinzen: „Das preußische Heer, höchstens 20,000 Mann stark, hielt mit wahrhaft heroischem Muthe die wiederholten, durch 200 Kanonen unterstützten Angriffe von 70,000 Feinden aus. Der Kampf war ungleich und mörderisch, doch herrschte nicht einen Augenblick Unentschlossenheit unter den preußischen Truppen; und wenn einige Bataillone das gewonnene Terrain augenblicklich räumen mußten, so geschah es nur, um es auf der Stelle wieder zu erobern." (So weit näherte man sich der Wahrheit; aber nun:) „In dieser Lage der Dinge rückten 70 russische und schwedische Bataillone, 10,000 Mann Reiterei von beiden Nationen und 150 Stück Geschütz in Angriffscolonnen mit freien Zwischenräumen zum Entwickeln vor. Schon waren über 4000 Mann russischer und schwedischer Reiterei und mehrere Batterien in Galopp herangesprengt, um einen Punkt, gegen den der Feind vergeblich seinen Angriff richtete, zu unterstützen. Ihre Ankunft begann denselben Einhalt zu thun, und die Erscheinung der Colonnen that das Uebrige. Das Schicksal der Schlacht war auf der Stelle entschieden." — —

Gegen diesen unredlichen Bericht schrieb General Bülow eine wahrhafte Darlegung der Thatsachen für die Berliner Zeitungen; aber die Censur ist sich zu allen Zeiten gleich geblieben, für sie hat es kein Jahr 1813 gegeben; sie strich die deutsche Wahrheit und ließ die französische Lüge passiren.

* Aus diesem Reitergefecht griff der Künstler den Augenblick der hier dargestellten Kampfscene. Wir bitten unsern Lesern diesen Holzschnitt als Probe einer „Geschichte der deutschen Freiheitskämpfe, in Bildern von G. Bleibtreu und K. Borstell" und mit erläuterndem Text", einem empfehlenswerthen Unternehmen von Franz Duncker in Berlin, mit, das ausser diesem Reitergefecht bei Dennewitz noch folgende Gegenstände in derselben Weise bieten wird: Der Königin Luise und Napoleon zu Tilsit; Der Schloßhof in Straßburg; Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig in den Dünen bei Quiberon; Andreas Hofer nach dem Treffen am Berg Isel; die Convention zu Tauroggen; General York auf dem Landtage zu Königsberg; Einweihung der Lützower Freischaar; der König von Preußen in der Schlacht bei Lützen; Schlacht bei Groß Beeren; Körner's Tod; Schlacht an der Katzbach; Bülow und Boyen in der Schlacht bei Dennewitz; York bei Möckern; Erstürmung des Grimmaischen Thores von Leipzig; Pflege der Verwundeten; Blücher's Rheinübergang; York und Gneisenau auf dem Montmartre vor Paris; Blücher bei Belle Alliance; Napoleon's Flucht.

An die Stelle des Wortes will der Herausgeber dieser vortrefflichen Sammlung das Bild stellen, indem durch die verklärende Hand der Kunst die Geschichte erst recht lebendig werde. Ein begleitender Text wird in kurzen aber markigen Zügen jedes einzelne Bild erklären und indem es von dem einen zum andern überleitet, eine gedrängte Darstellung der Ereignisse von 1806 bis 1815 gewähren.

Unter Fremden.

Aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

„Von dieser Zeit an“, fuhr Wood fort, „war es fast, als wolle ein stiller Genius um mich. Noch nie war besser für meine Bedürfnisse, meine kleinsten Bequemlichkeiten gesorgt worden, und ich durfte kaum nach etwas verlangen, ohne es auch schon bei der Hand zu finden. Meine Wäsche war die glänzendste, mein Zimmer jeden Tag mit frischen Blumen besetzt; nur dann und wann aber traf ich das Mädchen bei einer ihrer geräuschlosen Beschäftigungen, dann indessen hob sie die Augen mit einem solchen Ausdruck des Glücks nach mir, daß ich wohl schon damals an eine tiefere Empfindung ihrerseits hätte glauben können, wenn mich das eigenthümliche Verwandtschaftsverhältniß nur daran hätte denken lassen. Mary war für einzelne der jungen Pflanzer in der Nachbarschaft, schon seit sie erwachsen, ein wünschenswerther Gegenstand gewesen, und was bei meinem Vater nicht erreicht werden konnte, das versuchten sie bei mir. Hohe Summen wurden mir für ihre Ueberlassung geboten, die ich interessen um so leichter zurückwies, jemehr ich mich an die warme, wohlthuende Fürsorge des Mädchens und den Reiz, den ihre fremdartige Erscheinung auf mich ausübte, gewöhnte; in natürlicher Folge besser aber verbreitete sich bald die Meinung, daß ich mit ihr in derselben Weise lebe, als mein Vater mit ihrer Mutter. Bei meinen nähern männlichen Bekannten, gegen welche ich kein Hehl aus dem Geschwister-Verhältnisse machte, fand ich wohl endlich meine Rechtfertigung — gnadenlos verurtheilt aber blieb ich bei den Frauen. Ich war ein junger selbstständiger Mann, der schon längst unter den zahlreichen heirathsfähigen Töchtern der umwohnenden Familien hätte wählen sollen, und noch hatte ich mich, meinen mannigfachen Geschäften hingegeben, kaum einmal mit einem Blicke nu die sich mir bietende Herrlichkeit gekümmert. Die Erklärung dafür war jetzt gefunden; die Angabe meines wahren Verhältnisses zu Mary ward entweder mit einem ungläubigen Achselzucken hingenommen oder mir als doppelte Unmoralität zur Last gelegt, und doch hätte der unmoralische Mensch bei Müttern und Töchtern Gnade gefunden, wenn er nur das Mädchen zu Gunsten einer oder der andern Schönheit hätte opfern wollen. — Ich fühlte mich indessen so wohl in meiner geordneten Häuslichkeit, daß ich mich öfter den ganzen Umwillen der weiblichen Welt hinweg gesetzt hätte, wenn nicht das Drängen meiner Verwandten, dem Scandal ein Ende zu machen und eine wirkliche Herrin an die Spitze meines Hauswesens zu stellen, gewesen wäre. Die erste Bedingung dafür war natürlich Mary's Entfernung, und erst als mir die vorzunehmende Aenderung zur halben Ehrensache für die Familie gemacht worden, ging ich daran — aber mit schwerem Herzen. Ich fühlte jetzt erst, wie sehr das Mädchen mir an meinen ganzen Lebensgewohnheiten verwoben war. Ich legte ihr die Nothwendigkeit des Schrittes vor, aber je länger ich ihr in das zitternde Auge sah, je weniger wollte mir dieselbe selbst einleuchten; ich bot ihr die Freiheit an und ein kleines Capital, womit sie sich bei ihren mancherlei Fertigkeiten im Osten eine eigene Existenz gründen könne; da fiel sie vor mir auf die Kniee und rief: „Master, was habe ich denn verbrochen? Ich mag nicht frei sein und will nur hier bleiben dürfen; und duldet mich die neue Mistreß nicht im Hause, so will ich mit auf dem Felde arbeiten — aber nur nicht fortschicken, nicht fortschicken, Sir!“

Da las ich zum ersten Male in ihrem Blicke, daß es eine Liebe geben könne, die über jedem Interesse steht, wenn ich sie auch am wenigsten unter den Frauen meiner Kreise gefunden; aber ich war in dem Bestreben gegen meine Verwandten scheu zu weit gegangen, als daß ich hätte ganz davon zurücktreten können. Eine Meile von hier liegt eine andere Farm-Abtheilung, vorthin, in die Negerstube, ward Mary versetzt, und als es sich erwies, daß ich zu keiner eingreifenderen Aenderung zu bewegen war, fand sich auch eine mitleidige Seele, die sich entschließen konnte, mein Haus und Vermögen mit mir zu theilen. Meine Verwandten hatten die Heirath geordnet, und ich ging sie ein, wie ein unvermeidliches Geschäft; ich sah Mary nicht wieder, wie ich es versprochen, und ertrug meine veränderte Lebensweise so gut es ging.

„Das währte über zwei Jahre“, fuhr der Redner mit einem tiefen Athemzuge fort, „bis Letty geboren ward und eine starke Erkältung, die ich mir in der Regennacht beim Ritte nach dem Arzte geholt, mich krank niederwarf. Ich wußte bald von mir nichts mehr, und Flora hatte in ihrer Bedrängniß auf eigene Gefahr ihre Tochter zur Aushülfe. Wie im Traume hörte ich diese endlich durch das Zimmer gleiten, ich kannte noch ihren Tritt und es war mir, als habe sie nie das Haus verlassen, hörte sie im Nebenzimmer den kleinen Richard beruhigen und meiner Frau antworten, die sich Beide niemals gesehen; als ich aber eines Morgens zum ersten Male wieder zu klarem Bewußtsein erwachte, sah ich sie vor meinem Bette auf den Knieen liegen, das Gesicht in die Kissen gedrückt, und als ich ihren Namen nannte, fuhr sie auf, küßte krampfhaft meine Hände und stürzte zum Zimmer hinaus. Erst Tags darauf erfuhr ich, daß meine Frau instinctmäßig ihre Persönlichkeit errathen, sie fortgesandt und ihr verboten hatte, jemals das Haus wieder zu betreten — und diese Frau verdankte nur der regen Sorge des Mädchens, das neun Nächte an ihrem Bette gesessen, das mit unermüdeter Wachsamkeit jede Störung und jeden Ton aus ihrer Nähe gehalten, das Leben. Mich aber überkam es, wenn ich an die abgemagerten, bleichen Züge und die entzündeten Augen der Ausgewiesenen dachte, wie eine bittere Selbstanklage — und doch hätte ich nicht ohne völligen Bruch mit Allem, was Familie und Convenienz heißt, ihr Schicksal ändern können.

Und wieder vergingen fast zwei Jahre, bis meine Frau bei Geburt der kleinen Maggy starb. Auf's Neue war während der Zeit dem Mädchen die Freiheit angeboten worden, ohne daß sie darauf eingegangen wäre, und ich hatte es nicht über mich gewinnen können, sie völlig ohne den Trost einiger freundlicher Worte zu lassen; fast schien sie innerlich nur von diesen gelegentlichen Begegnungen zu zehren — jetzt aber sandte ich nach ihr zur Pflege der Kinder, und wie sie mit jedem Tage bei ihrem erneuten Walten in meiner Nähe sichtlich aufzublühen schien, so begann auch meine Häuslichkeit ihren frühern Reiz wieder für mich zu gewinnen. Ich lieh den neuen Vorstellungen meiner Verwandten taube Ohren, erklärte ihnen die Unpassigkeit jeder Bemühung für eine zweite Heirath, und die Lästerzungen wurden es endlich müde zu reden. Aber die Kinder wuchsen heran, ich durfte sie kaum mehr in der alleinigen Hand von Dienstleuten lassen und mußte an ihre Erziehung denken. Eine meiner Schwestern war kinderlose Wittwe und hätte am geeignetsten Mutterstelle vertreten, doch nur bei Mary's Entfernung glaubte sie mit Ehren meinem Hause vorstehen zu können. Sie kam endlich selbst, kam während meiner Abwesenheit von der Farm, und als ich heimkehrte, trat sie mir mit der Nachricht entgegen, daß sie selbst dem Mädchen in's Gewissen geredet und dieses bereit sei zu gehen. Was sie ihr gesagt, sollte sich nur darauf beschränkt haben, daß Mary meinem Glücke und der Zukunft der Kinder im Wege stehe, Flora aber berichtete mir mit verstörtem Gesichte, daß die Angekommene sich fast eine Stunde mit dem Mädchen eingeschlossen und die Mulattin beim Oeffnen der Thür ihre Tochter ohnmächtig gefunden habe.

Ich kämpfte einen harten Kampf mit mir; ich wußte, daß ich bei den ringsum bestehenden Vorurtheilen auf keine achtbare weibliche Unterstützung, wie ich sie bedurfte, zu rechnen hatte, und ich konnte die Wohlfahrt der Kinder nicht der Neigung einer Farbigen und meinen persönlichen Wünschen opfern; dennoch wollte mir ihre Entfernung wie ein schweiender Undank erscheinen, und ich klammerte mich endlich an den Gedanken, daß sie freiwillig gehe. Ich ließ sie kommen, und ein glanzloses Auge, eine gebückte Gestalt, die meine Frage fast in einem innern Weh erstücken ließen, trat vor mich. „Ich weiß, daß ich gehen muß, und ich gehe, Sir!“ sagte sie, fast ohne jeden Klang in ihrer Stimme, und als ich ihr zusprach, daß sie mir lagen solle, wohin sie zu gehen gedenke, daß ich ihr die Freilassungspapiere sofort ausstellen und sie mit einer genügenden Summe versehen werde, schüttelte sie nur den Kopf und sagte: „Ich gehe, wohin ich geschickt werde, Sir, es ist mir Alles gleich!“

Ich entließ sie mit schwerem Herzen. Am andern Morgen aber saß sie noch in ihrer Kammer, wohin sie sich am Abend zuvor gesetzt haben mochte, blickte stier und theilnahmlos in's Leere,

und weder die Stimme ihrer weinenden Mutter, noch die meine waren im Stande, ihr eine Antwort zu entlocken — sie war irrsinnig!“

Mit bebendem, gesunkenem Tone hatte der Erzähler die letzten Worte gesprochen und blickte in finsterem Schweigen eine Zeitlang vor sich nieder. „Ich weiß nicht, ob meiner Schwester ein Rest von Gewissen schlug,“ fuhr er dann langsam fort, „aber sie hatte nichts dagegen, daß die möglichen Heilungsversuche mit dem armen, treuen Wesen hier angestellt wurden, und so ward für Mary das Haus hier eingerämmt, bald aber auch jede Hoffnung auf eine Wiederherstellung aufgegeben. Fast ein Jahr ist es jetzt her, daß sie todt für die Außenwelt in endlosem Hinbrüten die Tage verbringt, und nur periodenweise scheint eine Erinnerung in ihr zu erwachen. Dann klagt sie, daß sie sterben werde, wenn sie gehen müsse, spricht von glühenden Krallen, die ihr das Herz aus der Brust reißen wollen, und nur wenn ich an ihrem Lager sitze und zu ihr rede, geht der Anfall langsam in einen totenähnlichen Schlummer über. Von Monat zu Monat ist sie mehr hingeschwunden, und morgen — wird sie wohl erlöst sein!“

Lucy vermochte kaum den leisen Ton der letzten Worte zu vernehmen, dann aber fühlte sie plötzlich ihre Hand gefaßt. „Kommen Sie,“ sagte der Redende fast rauh, sich rasch erhebend, „es ist lehrreich für jede Frau, ein Opfer ihres eigenen Geschlechts zu betrachten!“ und willenlos, einem Eindrucke preisgegeben, der sich kaum aus dem Gehörten allein hätte erklären lassen, folgte sie dem Major, welcher nach der Thür des Hauses schritt, hier einen Moment, wie sich sammelnd, stehen blieb und dann behutsam öffnete.

Ein einfach, aber bequem eingerichtetes Zimmer, dessen dicker Fußteppich keinen Schritt hörbar werden ließ, empfing sie, und im Hintergrunde auf einem weißen Lager, matt von dem Lichte der Schirmlampe beschienen, zeigte sich eine regungslose, anscheinend schlafende Gestalt, von der still weinenden Flora und einem Negermädchen bewacht. Vorsichtig auftretend führte der Hausherr seine Begleiterin heran. Ein gelbes, bis auf die Knochen abgemagertes Gesicht, von welchem die dunklen, etel gezeichneten Augenbrauen und das dichte, schwarze Haar in schartem Contraste abstachen, trat Lucy's Blick entgegen, und sie würde die Daliegende schon jetzt für eine Leiche gehalten haben, wenn nicht ein zeitweises schwaches Zucken sich in den verfallenen Zügen bemerkbar gemacht hätte.

„Und dies ist jetzt Alles, was von dem schönsten, reinsten Geschöpfe, das je in unserm Laude gewandelt, übrig geblieben!“ sagte Wood nach einer langen Pause mit tiefer, halbunterdrückter Stimme und wandte sich dann nach der Thür, als wolle er seine Empfindungen verbergen; Lucy aber reichte der alten Mulattin mit einem Blicke tiefen Mitleids die Hand, welche sie deren Küssen kaum wieder entziehen konnte, und folgte dann dem Vorangegangenen.

„Und können Sie jetzt verstehen, daß ich die Frauen hasse?“ fragte er, als sie an seine Seite trat, langsam dem Wohnhause zuschreitend, und sein Gesicht schien jeden weichern Ausdruck wieder völlig abgestreift zu haben.

„Und ist sie nicht ebenfalls eine Frau?“ gab das Mädchen ernst zurück; um den Mund ihres Begleiters aber zuckte es wie bittere Ironie.

„Sie? der Gestalt nach allerdings!“ erwiderte er. „Eigentlich aber wollten Sie wohl nur fragen, was Sie denn selbst seien, gegen die ich eine solche Aeußerung thue?“

„Und wenn ich dies gemeint hätte, Sir, obgleich ich nicht daran dachte,“ sagte sie, in einem unklaren Gefühle erlittenen Unrechts den Kopf hebend, „wenn ich Sie fragen möchte, wie Sie bei diesen rücksichtslos ausgesprochenen Empfindungen von mir eine Pflichterfüllung und Selbstverleugnung fordern können, die sich doch kaum mit Ihren Begriffen vereinigen läßt —“

Er blickte in den mondhellen Nachthimmel hinein, ohne zu antworten. „Fragen Sie mich jetzt nicht, wie ich zu dem sonderbaren Vertrauen gegen Sie gekommen, denn ich könnte Ihnen kaum etwas darauf sagen,“ entgegnete er endlich, „und nur eins, Miß,“ wandte er sich rasch nach ihr, „machen Sie es nicht zu Schanden! Und nun gute Nacht!“

Er hatte ihr die Hand gereicht, in welche sie mechanisch die ihre gelegt; sie hatte seinen kräftigen Druck gefühlt und war dann fast wie im Traume in ihr Zimmer gelangt. Erst als sie sich auf ihrem Lager fand, fühlte sie die ganze Stärke der Erregung, welche die letzten Bewegungen in ihr hervorgerufen, und selbst als sie nach längerer Zeit die Augen geschlossen, verfolgten sie die Bilder des Erlebten in wirren Traumgestalten, aber mit einer peinigenden Lebendigkeit. Sie stand wieder vor dem Garnethause, sie wußte, Mary war gestorben, und doch war es ihr zugleich, als sei sie selbst diese Mary, die den Mann, der die Frauen haßte, so unsäglich liebte und doch nichts hoffen durfte, als sich für ihn opfern zu können; sie war die Tochter der alten Flora, die Wirthschafterin hatte es ja gesagt, — und da trat die letztere selbst aus der geöffneten Thür, nickte ihr mit einem häßlichen Lächeln zu und sagte, es sei schon Alles für sie bereit. Und drinnen stand Mary's Bett, noch mit dem Eindrucke in den Kissen, den die Gestorbene hinterlassen, dem sollte sie jetzt ihre eigenen Glieder anpassen, und ein entsetzliches Grauen überkam sie, sie wollte stehen und konnte doch kein Glied rühren — da blickte des Majors Gesicht zum Fenster herein, genau mit dem Ausdrucke des Schmerzes, mit welchem sie ihn hier schon hatte stehen sehen, und sie wußte, er trauerte um sie; zugleich aber war es, als zerreiße bei seinem Anblicke plötzlich der Bann, der auf ihr gelegen; fort trugen sie ihre Füße schneller und schneller, und hinter ihr klang es in Schmerzenslauten: „O, warum stehst du mich? gedenke der Kinder und deines Versprechens!“ Und sie hätte anhalten und umkehren mögen, aber nur eiliger ward ihr willenlose Flucht, ferner und immer ferner klangen die Mahnungen zur Rückkehr, bis sie unter verzweifelten Anstrengungen ihrem Laufe Einhalt zu thun, erwachte. Sie fühlte ihren Körper mit Schweiß bedeckt, noch rieselte ein Grauen durch ihre Nerven, und es gewährte ihr eine sonderbare Erleichterung, als sie Richard sich geräuschvoll in seinem Bette zur Seite werfen hörte. Wohl entschlief sie wieder, aber ihr Schlaf war ein unruhiger, erquickungsloser, und als sie am Morgen ihr Lager verließ, fühlte sie sich niedergedrückt und krank.

Fast war es ihr lieb, als an Flora's Stelle eine ihr unbekannte Negerin zur Aufwartung kam. Mary, erzählte diese, sei während der Nacht gestorben und solle am Nachmittage begraben werden, der Major aber sei schon nach der Stadt geritten und werde vor morgen Abend nicht zurück erwartet.

Trübe verging der Tag; eine Scheu vor der Erinnerung an ihre nächtlichen Bilder hielt Lucy ab, selbst den kleinsten Blick aus ihren Fenstern zu werfen, und sie mußte oft gegen sich selbst kämpfen, mußte sich selbst dalegen, daß ein krankhafter Zustand sie beherrsche, wenn sie, unwillkürlich ihren Gedanken überlassen, eine ungewohnte Verzagtheit sich überschleichen fühlte und die Frage immer wieder in ihr auftauchte, ob sie nicht doch zu schwach sein werde, den Kampf gegen die sie umgebenden Verhältnisse durchzuführen. Sie konnte nun erraethen, was dem Major im eigenen Bereiche oft die Kraft lähmte. Die Anwesenheit seiner Schwester hatte sein Haus der Welt gegenüber wieder zu Ehren gebracht, und er konnte sie nicht entlassen, wenn er nicht auf's Neue mit der Gesellschaft brechen wollte. Wie aber vermochte er unter diesen Umständen ihr Recht den beiden Frauen gegenüber geltend zu machen? Für Lucy's eigene Ehre war ja die Anwesenheit einer Dame im Hause nothwendig, selbst wenn er der gemiethete Erzieherin die Schwester hätte opfern wollen!

Nur wenn aus ihrer Erinnerung das Hausherrn kräftiger, sonorer Ton in ihre Ohren klang, wurde es ihr, als solle sie nicht selbst grübeln, wo sie doch zu keinem Ende gelange, und Alles ihm überlassen, der am besten wissen werde, wie das ihr gegebene Versprechen einer baldigen Aenderung zu lösen.

(Schluß folgt.)

Im Verlage des Magazins für Literatur in Leipzig erschienen in zweiter Auflage:

Palmen des Friedens.

Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise

von Ferdinand Stolle.

In prachtvoller Ausstattung. Eleg. in Goldschnitt geh. 1½ Thlr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 47. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das Bombardement von Schärding.

Von Herm. Schmid.

(Fortsetzung.)

„Unsere eigene Audienz bei Kaiser Franz war sehr kurz; denn er war sehr pressirt und unten wurde schon der Wagen angespannt, um weiter zu reisen. Er ermunterte uns, wir sollten „halt getrost sein, es werde Alles recht werden.“ Damit entließ er uns, und das war auch der Bescheid, den er im Wegfahren mit beiden Händen winkend dem Volke zurief, das sich um den Wagen drängte und in leicht erklärlicher Besorgniß bat, uns nicht zu verlassen.

Wenige Tage darauf ging die Hauptarmee unter dem Erzherzog Karl als Generalissimus über den Inn und rückte auf allen Punkten in Baiern ein. Auch durch Schärding ging es Tag und Nacht über das Brückenthor hinaus, und wer die endlosen Züge von Infanterie, Cavallerie, von Geschützen und Wagen aller Art sah, der konnte wohl hoffen, daß eine so ungeheure Rüstung nicht erfolglos bleiben werde. Ueberdies war an allen Ecken die Proclamation des Erzherzogs Karl angeschlagen und ermuthigte alle Herzen durch den muthigen, kriegerischen Geist, der daraus hervor wehte. Sie war „an die deutsche Nation“ gerichtet, und wer da las: „Unsere Sache ist die Sache Deutschlands! Seid unsrer Achtung werth! Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist unser Feind“ ... der mußte hoffen, daß dieser Aufruf zur Einigkeit von den deutschen Völkern nicht werde überhört werden. Wer hätte damals für möglich gehalten, daß derselbe Kriegsheld, der so feurige Worte sprach, in nicht ganz einem Jahre dem feindlichen Kaiser die eigene Schwester als Braut zuführen würde! Wer hätte geglaubt, daß die Deutschen noch einmal sich selber zerfleischen würden! Und doch kam Alles so — gerade wie auf dem Theater, wo die Sache auch meist einen ganz andern Ausgang nimmt, als es Anfangs den Anschein hat — der Unterschied zwischen der Welt- und der Bretter-Komödie ist blos der, daß in jener Blut und Thränen wirklich und wahrhaft vergossen werden, während man sie hier glücklicher Weise mit der Schminke wieder abwischen und trocknen kann. —

Es stand nur wenige Tage an, so kamen schon die Hiobsposten und so schnell nacheinander, daß man kaum Zeit hatte, dazwischen gehörig Athem zu schöpfen. Napoleon, den man in Spanien festgehalten geglaubt hatte, war in vier Tagen herbeigeflogen, und hatte er auch nur wenige Franzosen um sich — die Deutschen in unbegreiflicher schmachvoller Verblendung ließen sich von ihm gegen die eigenen Brüder führen. „Ich bin nicht als Kaiser der Franzosen zu Euch gekommen,“ sagte er zu den Baiern, Würtembergern und andern Rheinbündlern vor Regensburg. „Ich bin nur als Beschützer Eures Landes und des rheinischen Bundes in Eurer Mitte. Kein Franzose ist unter Euch! Ihr allein sollt die Oesterreicher schlagen!“ Kronprinz Ludwig von Baiern mußte die Rede verdolmetschen — und sie schlugen gegen einander, Deutsche gegen Deutsche, dem Franzosenkaiser zu Gefallen. Die Schlachten von Thann, Abensberg, Eckmühl entschieden den Rückzug der österreichischen Armee — der Weg nach Wien lag offen, und bald hielt Napoleon dort seinen Einzug.

Wir überzeugten uns bald durch den Augenschein von der Wahrheit dieser Nachrichten. Kein Tag verging, an dem nicht versprengte Schaaren in aller Hast über die Innbrücke hereindrängten, gehetzt und zerfetzt, zum Theil ohne Waffen, zum Theil mit Trümmern, Alles bunt wie in einem Sieb durcheinander gewürfelt. Dazwischen kamen Wagen mit leichter Verwundeten, und jeder Trupp brachte die Nachricht, daß die Franzosen in Eilmärschen heranrückten und ihnen auf der Ferse seien. Obwohl Niemand wußte, wie es uns in der nächsten Stunde selbst ergehen würde, war doch Alles wetteifernd bereit, die armen, erschöpften Leute zu stärken und ihnen dies und das für ihren weitern Marsch zuzustecken. Ich habe es da wie oft bei anderer Gelegenheit erfahren, wie sehr der Mensch geneigt ist, seines Gleichen im Unglück zu bedauern und zu unterstützen; aber im Grunde steckt doch der Schelm dahinter. Der Mensch ist dabei immer eigensüchtig; fremdes Leid rührt ihn nur, so lang es wirklich ein fremdes ist; sobald es ihn mit trifft, ist das Mitleid verraucht, und der Gedanke und die Sorge für das liebe Ich bleibt als schmutziger Bodensatz allein zurück. Aber auch das ist nicht immer wahr; manchmal giebt es doch ein Herz, dessen Fibern blos dazu vorhanden sind, um wie die Saiten einer Aeolsharfe nur von äußerem Anhauch zu beben und zu tönen, für sich selber aber starr und stumm zu sein.

Ein solches Herz hatte ein Trainsoldat, den ich unter den Flüchtigen bemerkte. Es war ein unbedeutender Bursche, der mir unter der Schaar kaum aufgefallen wäre, wenn er nicht einen Andern unterm Arme geführt hätte, einen großen, schwarzgelben Burschen von einem slavonischen Regiment. Der Führer war unverletzt und sink auf den Beinen, aber der Geführte hatte einen Prellschuß an's Knie bekommen, der ihn anfangs nicht viel belästigt haben mochte, unterwegs aber sich zu einem sehr schmerzhaften Uebel ausgebildet hatte, das dem armen Menschen den Gebrauch des Fußes und damit das Gehen ohne Beihilfe unmöglich machte. Er hatte aus irgend einem Grunde auf keinem der Wagen Platz bekommen und hätte also allein und um so hülfloser liegen bleiben müssen, als er nur sein slavonisch Kauderwelsch zu reden wußte. Der Trainsoldat, der an ihm vorüber kam, konnte es aber nicht über's Herz bringen, ihn so am Wege liegen zu lassen;

er blieb zurück und wurde der Führer und Krückenstock des Halblahmen. Im Städtchen mußte er mit ihm liegen bleiben, um dem Erschöpften Ruhe zu gönnen, aber als die Franzosen einrückten, galt es, sich wieder auf die drei gesunden Beine zu machen, die Beide mit einander hatten. Dem Trainsoldaten wäre es da ein Leichtes gewesen, seinen größern Antheil aus der ungleichen Verbindung zurückzuziehen und sich das Leben zu retten; aber er wich nicht von seinem jammernden Gefährten, mit dem er einmal Halbpart gemacht hatte. So hinkten sie denn zusammen aus dem Thore und lamen zusammen nicht weit. Als ich nach einigen Tagen bei selben Wegs kam, lagen Beide todt mit zerhauenen Köpfen im Straßengraben, und der treue Trainsoldat hielt den Arm des Stavoniers so fest, als wenn sie Beide nur schliefen und er nach dem Aufwachen sein Führeramt gleich wieder antreten müßte.

Endlich hörten die Durchzüge auf, eine Handvoll Grenzer unter General Todovich faßten in der Stadt mit ein paar Feldschlangen Posto, die nicht viel besser waren als große Schüsselbüchsen. Die Immbrücke war kaum abgeworfen, als es am andern Ufer schon lebendig ward und bald darauf, wie unabsehbar, von Uniformen und Waffen durcheinander wimmelte und blitzte. Es war Massena mit seinem ganzen Corps und einer solchen Uebermacht, daß jeder Wiederstand hinter den wurmstichigen Mauern und Thürmen eine Thorheit gewesen wäre. Da Todovich dennoch mit solchen Gedanken umzugehen schien, eilte die geängstigte Bürgerschaft zu ihm und suchte ihn davon abzubringen. Der wollte aber nichts davon hören, und so gingen die Parlamentäre zwischen den beiden Ufern hin und her bis zum Nachmittag. Die Franzosen drüben waren indessen nicht müßig, sondern marschirten und zogen hin und her, als hätten sie irgend was Großes im Sinn. Nachmittags gegen vier Uhr war ich eben auf das flache Dach des Landgerichtsgebäudes gestiegen, weil man von dort aus das ganze jenseitige Innufer übersehen konnte. Die Franzosen waren nun ruhig und standen, soweit die Stadt reichte, gegenüber in einer langen, langen Reihe, wie unbewegtlich. Das Einzige, was sich rührte, waren einige Feldjäger und Adjutanten, die hin und her liefen und ritten. Ein Parlamentär, der das weiße Fähnlein in der Hand hielt, sprengte gegen die Immbrücke vor. Es galt offenbar, die Stadt noch ein letztes Mal zur Uebergabe aufzufordern. Mir ward erdenklich schwer um's Herz, denn zum ersten Male dachte ich so recht heiß daran, was uns Allen und den Meinigen mit beverstünde, wenn es zu Feindseligkeiten kommen würde. Bis dahin war kein Zweifel in mir aufgestiegen, daß es mit einer friedlichen Uebergabe und mit den deshalb geminderten Drangsalen eines feindlichen Durchzuges abgehen werde.

Unwillkürlich wandte ich mich wie zu meiner eigenen Beruhigung ab und sah über die Dächer in der Richtung hin, wo das Haus lag, das wir bewohnten. Im angenehmen Gegensatze zu der feindlichen Unruhe da drüben stieg der wohlbekannte Giebel ruhig und friedlich in den kühlen, aber heitern Aprilhimmel empor, und über demselben hing wie ein leichtes Kränzchen eine gekräuselte Rauchwelle. Sie verkündete mir, daß das die Stunde sei, in der meine gute, liebe Katharina die Kinder alle mit etwas Obst und einem Stückchen Brod, sich selbst aber mit einem Schälchen Kaffee regalirte. Verlockt von den schwebenden Rauchringen ließ ich meine Phantasie durch den dunkeln Schornstein bis in die traulich Wohnstube hinuntergleiten. Da saßen sie Alle in dem behaglichen, wohleingerichteten Raume, vergnügt, gesund und sorgenlos, und ich wollte mich eben im Geiste mitten unter ihnen niederlassen — da weckte mich ein Schuß aus meiner Versückung und setzte mich aus dem weichen Wolkenwagen ziemlich unsanft auf den derben Boden der Wirklichkeit nieder. Ich wendete mich nach dem feindlichen Ufer — und sah den französischen Dragoner, der als Parlamentär vorgeritten war, sich noch einen Augenblick schwankend im Sattel halten und im nächsten mit schwerem Fall von dem bäumenden Schimmel herabstürzen. Ich schrie laut auf und streckte die Arme aus, als wenn ich im Stande gewesen wäre, den Gefallenen wieder aufzuheben, der regungslos liegen blieb, während der Gaul an der Freute hinabjagte. Man hat nie erfahren können, welche boshafte oder unüberlegte Hand den unglückseligen Schuß losgebrannt hatte; es hätte auch nichts genutzt, denn er war gefallen, und wer es gethan, der hat wohl auch ungekannt die ärgste Strafe in sich selbst herumgetragen. Die Wirkung davon war so rasch, als auf einen Ruf der Wiederhall von den Bergen zurückkommt — in einem Nu schwenkte die ganze Reihe in Abtheilungen nach innen und ließ eine ebenso lange Linie von Geschützen aller Art sichtbar werden, die also schon für alle Fälle dahinter aufgestellt gewesen war. Ich sah, wie die Kanoniere die Lunten bewegten, und mein unfreiwilliger Angstruf verhallte in dem krachenden Gedröll, das mit einem Male losbrach, als wenn die Erde einen Sprung bekommen hätte. Zugleich hörte ich auf allen Seiten um mich herum, wie von den einschlagenden Kugeln die Ballen krachten und das Mauerwerk splitterte. Aus der Tiefe der Straßen scholl der Schreckensruf der so entsetzlich enttäuschten Einwohnerschaft herauf, ein Schrei, so wild und freischend, daß ich den Ton nicht vergessen würde und wenn ich noch einmal siebzig Jahre alt würde. Instinctmäßig hatte ich mich der Stadt zugewendet und sah den Gipfel unseres Wohnhauses halb eingestürzt. War ich bis dahin verblüfft gewesen, so gab mich dieser Anblick mir selbst wieder und damit auch die alte Freudigkeit des Gemüthes. „Die Deinigen beherzen Deiner," rief's in mir; „Du bist der Mittelpunkt ihres Daseins! Was soll aus ihnen werden, wenn auch Dir der Kopf dreht und Du das Herz nicht auf der rechten Stelle behältst?" Wie eine gedrückte Uhrfeder richtete sich mein ganzes Inneres schnellkräftig auf, und diese Schnellkraft theilte sich auch meinen Beinen mit, denn ich weiß heute noch nicht, wie ich die thurmhohen Stiegen des Landgerichtsgebäudes heruntertam. Hier standen alle Thüren sperrangelweit auf und zeigten nichts als leere Zimmer, aus denen Alles in wilder Eile geflohen war. Auch ich hielt mich nicht länger auf, als nöthig war, um das große, eichene Hofthor des Eingangs hinter mir in's Schloß zu werfen. Mit einem Satze stand ich dann unter der gegenüber liegenden offnen Säulenhalle des Rathhauses, von wo ich die Straße und meine Wohnung übersehen konnte. Es war eine erbauliche Lage. Während das Ohr von dem Gedröll der fast ununterbrochenen Schüsse nicht zur Ruhe kam, hatte die Gasse das Ansehen, wie bei starkem Platzregen, wenn die Tropfen so heftig auffallen, daß sie wieder in die Höhe springen. So kutschten, hüpften und pfiffen die Kugeln auf dem Pflaster umher; groß und klein, ganz und halb ausgewachsen. Die Franzosen trieben wahren Luxus mit den eisernen Bällen, die sie uns im muthwilligen Spiele auf die Köpfe warfen. Die Wirkung zeigte sich überall. Dort klirrten Fenster, hier polterte eine zusammenstürzende Wand, auf der einen Seite krachten und brachen die stärksten Dachbalken wie Besenstiele, und auf der andern schlug das grelle Kreischen empor, mit welchem eine zitternde Familie die eisernen Gäste begrüßte. Staub wirbelte empor, und an manchen Stellen zeigten schwarze qualmende Rauchwolken das Herannahen eines noch schlimmeren Feindes — des Feuers. Ueber all dem Getöse und durch das Kanoniren hindurch wimmerten und klangen auf den angeschossenen Kirchthürmen die Glocken, als wären sie die Stimmen und das Schmerzensgeschrei derselben.

Gegenüber unter der Thür meines Wohnhauses sah ich die Meinigen alle miteinander stehen; zwar verwirrt und betroffen, aber wohlbehalten. Ich sah Katharina, Constanze, sah meinen Hans, der eben vor ein paar Tagen von Kremsmünster in die Osterferien gekommen war, sah die Kleinern alle und rief ihnen zu getrost zu sein. „Mir ist nichts geschehen," rief ich, denn ich sah wohl, daß sie deshalb unter der Thüre standen, um nach mir auszusehen. Sie hatten mich bald ebenfalls erblickt und da sie sahen, daß ich Anstalt machte, über die zugelbefäete Gasse zu ihnen zu kommen, da riefen und winkten sie mir ab, denn es war in der That wahrscheinlicher, daß ich zehn Mal getroffen würde, ehe ich einmal hinüberkam. Ich ließ mich aber nicht irre machen, denn in der Rathhaushalle und unter der Haustüre konnten wir beiderseits doch nicht immer stehen bleiben. Ich faßte also ab, wie gerade wieder eine recht tüchtige Bescheerung auf die Steine niedergeprasselt war. Nun, dacht' ich, müssen die Kanoniere doch Athem schöpfen und wieder laden, und mehr als einige Secunden bedarf ich nicht, um hinüber zu kommen. Ich begann also meinen Marsch, ungefähr in der Weise, wie ich einmal gelesen habe, daß der Eiertanz getanzt wird, nur mit dem Unterschied, daß ich nicht zwischen Eiern, sondern zwischen Kugeln ging und daß sie nicht blos ruhig am Boden lagen, sondern in allerlei anmuthigen Bewegungen darauf herumsprangen und mir die Tanzmelodie vorpfiffen.

Dennoch kam ich unversehrt hinüber und landete in den Armen der Liebe, wie ein zweiter Leander, freilich ohne die Anwartschaft, so oft besungen zu werden, wie jener. Es war ein Wiedersehen eigener Art; mein Weib fiel mir weinend an's Herz, und

die Kinder hingen sich an Arme und Kleider, wie sie eben ankommen konnten. Wir hatten Alle nasse Augen und vermochten nichts zu reden, doch waren wir von Herzen froh, denn das muß wahr sein, so vielerlei Lebensstöne im Menschenherzen zum Freudenaccorde zusammentönen, das Wiedersehen von Wesen, die man so recht geliebt hat, ist und bleibt doch die jubilirende Discantsaite, die über Alles hinaus vibrirt. An meiner Harfe ist sie abgerissen, denn fast Alle meine Lieben sind stumm geworden vor mir — aber ich werde sie wieder hören, wenn ihr Herz und meines ungeformt und neu bezogen sein wird . . . Welch' Entzücken wird das sein, zu dem sich irdisches Wiedersehen verhält, wie das Stimmen der Instrumente in einem Orchester zur Musik!

Die einschlagenden Kugeln um uns herum fuhren gar bald mißtönend in die Freudenharmonie des Augenblicks und zwangen uns, an Flucht und Rettung zu denken. Eine der ersten Kugeln war in den Lichtfall des Hauses gefahren und hatte einen Schutthaufen vor unserer Wohnungsthüre aufgethürmt, der die Passage absperrte. Wir waren gezwungen, hintenaus durch ein Fenster, wie durch das Thürchen eines Vogelkäfigs, auf eine Dachkammer zu retiriren, um von da aus zur Stiege zu gelangen. Auf diesen Umwege trugen und schleppten wir nun alles Werthvolle, was sich von der Stelle rücken ließ, mühsam in den Keller unter dem Hause. Hier dachte ich Alles am besten gesichert, denn ich hoffte, das Gewölbe würde den Kugeln und dem Feuer widerstehen, und war also zunächst nur darauf bedacht, die Meinigen aus der immerwährenden Lebensgefahr zu bringen. — So war der Abend herangekommen, aber die gewohnte Dunkelheit blieb aus — es war so hell wie am Tage, denn der Feuerschein, der Tags über nicht bemerkt worden war, stieg von allen Seiten in die Höhe. Wohin man blickte, qualmten die Giebel, auf denen das Feuer wie rasend fort lief und sprang. Darüber ragten die Thürme der Pfarrkirche und der Sebastianskirche brennend wie riesenhafte Kerzen empor. Zum Glück ließ mit dem Ueberhandnehmen des Brandes das Schießen nach, denn nun konnte man doch an die Möglichkeit denken, mit einem Familienzuge unversehrt in's Freie zu gelangen. Dafür drohte aber gleich wieder ein anderes Uebel, denn man hörte bereits das Schreien und Johlen der Franzosen, die, noch ehe die Beschießung ganz aufgehört hatte, eiligst eindrangen, um noch möglichst viel in den brennenden Häusern plündern zu können. Uebrigens wäre längeres Verweilen auch deshalb unmöglich gewesen, weil das Haus über uns bereits ebenfalls in Flammen stand und jeden Augenblick der Einsturz des Dachstuhles zu besorgen war.

So traten wir denn, in der Eile nur mit dem Nothdürftigsten bekleidet, unsere betrübte Wanderung an, indem ich meinen jüngsten Knaben auf dem Arme trug und ein anderes Kind an der Hand führte. Constanze führte meine schweigende Katharina und zugleich eine ihrer Schwestern; mein Sohn Hans schritt uns als Avantgarde und Beobachtungscorps voraus. Keiner sprach ein Wort, nur die kleinern Kinder ließen das leise Schluchzen hören, von dem ihre junge Brust erzitterte. Gegenüber an der Rathhaushalle angekommen, wollten wir eben in ein Seitengäßchen einbiegen, das zum Allerheiligenthor und von da auf der Landseite in's Freie führt. Da dröhnte hinter uns ein donnerähnliches Krachen — unwillkürlich standen wir Alle still und fahen zurück. In der Richtung gegen unser Wohnhaus hin wälzte sich eine ungeheuere weiße Rauchwolke empor, und als sie sich langsam verzog, war die stille Stätte meines häuslichen Glücks nicht mehr zu sehen. Nur die Umfassungsmauern und einige Trümmer der Zwischenwände ragten noch empor; das schwere, brennende Dach war eingestürzt und hatte durchgeschlagen — in dem Schutte lag die Frucht achtzehnjährigen Fleißes, die Hoffnung unseres Alters, die Bürgschaft für die Zukunft der Meinigen begraben. Damit uns auch kein Fünkchen Hoffnung übrig bleibe, stieg es aus den Kellergewölben ebenfalls weißqualmend heraus, ein Beweis, daß das Gewölbe, dem ich so sicher vertraut hatte, dem Einsturze nicht widerstanden hatte. Ich habe auch seither auf die Dauer keines Gewölbes mehr gebaut, als des luftigen, blauen und sonnenhellen über uns! Das allein habe ich als festgehend erprobt, und wenn auch die Naturforscher sagen, der Himmel sei kein Gewölbe, sondern nur eine optische Täuschung lasse ihn als solchen erscheinen, so weiß ich das besser.

Die Wirkung dieses Anblicks auf die Meinigen war erschütternd. Die Kleinen brachen laut und ungestüm in das schon so lang zurückgehaltene Weinen aus; ihnen war jetzt erst unser Leid in seinem ganzen Umfange klar geworden. Constanze hielt sich, um nicht umzusinken, an Hans, der mit den Zähnen knirschte und die Hände ballte, im Ingrimm des Jünglings, der nur das Unrecht fühlte, das uns widerfuhr. Meine Katharina fiel mir mit einem kurzen Schrei an's Herz. „Mann!" rief sie, „Ferdinand! Wir sind Bettler — was soll aus unsern Kindern werden!" — Ich fühlte, wie sich mir das Herz in der Brust zusammenkrampfte. Hätte ich nachgegeben, so hätte mich die Empfindung überwältigt und mir die Fassung geraubt — es gelang mir aber, meine Bewegung mit einer Thräne im Auge zu erdrücken. Mein Auge ruhte auf der Schaar der Meinigen, die mich umdrängte, und sie Alle, so gut es ging, an mich ziehend, rief ich aus: „Du edles, menschenfreundliches Dichterherz! Ich danke Dir für Deinen Gesang, dessen tiefe Wahrheit Du nie an Dir selber erfahren mögest . . . Ich danke Dir, Dein Lied ist die Bannformel meines Elends geworden —

> Was Feuerswuth mir auch geraubt,
> Ein süßer Trost ist mir geblieben;
> Die Häupter zärt' ich meiner Lieben —
> Und sieh, mir fehlt kein theures Haupt!

Hatten mich die Meinigen zu Anfang meiner Exclamation etwas verwundert angeblickt, so empfanden doch bald auch sie die tröstende Gewalt dieser Worte; enger umschlungen standen wir einen Augenblick, gehoben und beruhigt im Bewußtsein des Sichangehörens. Nur Katharina seufzte in hausfräulicher Sorge, wenn auch leiser, noch einmal: „Wir sind alle beisammen, und alle miteinander Bettler! Wir besitzen nichts mehr!" „Nichts?" entgegnete ich ihr, und fühlte wie es mir immer heiterer um Herz und Stirne wurde. „Wirklich nichts? Nun, dann besitzen wir genau so viel, als wir vor achtzehn Jahren hatten — Liebe, Muth und Kraft wie damals, um noch einmal zu beginnen! Ja, wir haben noch gewonnen, denn unsere Erinnerungen, unsere Erfahrungen sind nicht mit verbrannt. Und haben wir nicht sechs Helfer und Genossen, die uns beistehen und ermuntern, wenn ja der Kopf ermüden und das Herz lahm werden sollte? — Selbst ein schöner Nothpfennig ist uns geblieben und zeigt, wie gut es ist, wenn man sich, wie die Hühner, zwei Plätzchen aufsucht, die Eier zu verlegen . . . hast Du das ersparte Sümmchen in meiner Amts-Session vergessen? Das wird uns für die erste Zeit überm Wasser halten. Darum komm, ich will das Etui holen und dann eilig fort!"

Mit befligteten Schritten machten wir uns auf, mitten durch brennende Häuserreihen bis an das Landgericht. Die Hitze war so arg, daß wir Tücher und Mäntel und was wir sonst besaßen, um den Kopf nehmen mußten, um nicht von der heißen Luft erstickt und an den Haaren versengt zu werden. Als wir an dem Gebäude ankamen, stand dasselbe ebenfalls bereits in Flammen, doch war das Erdgeschoß an seinen starken Wänden noch unversehrt, bis auf das Eingangsthor, das Schutt und brennende Balken verrammelten. Ich mußte also trachten, durch das Fenster hineinzukommen, und stand eben davor und überlegte, wie ich es anfangen sollte, als mir aus dem Fenster ein blaues Bein, dann noch ein zweites, und dann die ganze Gestalt eines österreichischen Grenzers entgegen kam. Mit einem Satze sprang er herab — das verhängnißvolle Etui von rothem Maroquin unterm Arm. Der Bursche hatte sich offenbar von seinem längst abgezogenen Corps entfernt, und war zurückgeblieben, um Beute zu machen. Jetzt, auf dem Boden angelangt, sprang er in weiten Sätzen wie eine wilde Katze davon und wäre uns im Augenblick entkommen, hätte ich ihn nicht in derselben Weise verfolgt. Ich erinnere mich in meinem Leben nicht wieder so flink auf den Beinen gewesen zu sein, aber bei dem unverhofften Anblick war mir das Blut siedend aufgestiegen und der Zorn hatte mir Kraft gegeben. Ich erreichte den Räuber meines letzten Besitzthums, faßte ihn am Kragen und machte ihm, da ich bald merkte, daß der Kerl nicht deutsch verstehe, durch Gebehrden bemerklich, daß das Etui mein Eigenthum sei und er es mir zurückgeben solle. Der Soldat begriff mich auch sogleich und war zu Anfang erschrocken über den unvermutheten Anfall. Wie er aber sah, daß ich allein und waffenlos vor ihm stand, stellte er mir unter dem langen Schnurrbart die weißen Zähne entgegen, grinste mir ein kauderwelsches „nix Dein" zu und versetzte mir zugleich mit dem Griff seines Säbels einen Schlag auf den Kopf, daß ich zurücktaumelte und ihn loslassen mußte. Er entfloh, aber das rächende Schicksal war schon hinter ihm und ließ ihn nicht weit kommen. Tiesmal hatte das Schicksal die Gestalt eines

Digitized by Google

baumlangen bärtigen französischen Pioniers, der unter den Ersten der Eingedrungenen nun ebenfalls sein gutes Glück versuchte. Der Mann mußte gesehen haben, was vorging, denn als ich mich, von den herbeigeeilten Meinigen umringt, wieder aufrichtete, sahen wir ihn dem Grenzer nacheilen, zugleich aber uns mit Gebehrden zurufen, die sich nicht anders deuten ließen, als er wolle dem Räuber mein Eigenthum abjagen. Wir hatten uns auch nicht getäuscht. Als der Pionier sah, daß der Blaue einen zu großen Vorsprung hatte, zog er eine Pistole aus dem Gürtel seines Schurzfells, schoß, und mit dem Knall sahen wir den armen Teufel mit dem Mayonain-Etui einen Luftsprung machen und dann schwer aufs Pflaster niederschlagen. Wie der Pionier ihn erreichte, nahm er ihm richtig das Etui ab, öffnete es und schob es dann gemüthlich in die Brusttasche seines Schurzfelles, indem er uns freundlich lachend zuwinkte wie Einer, der sich für ein unerwartetes reichliches Geschenk bedankt. Mein Sohn Hans entbrannte vor Zugrimm und wollte dem neuen Frevler nach. Ich ließ es nicht angehen. „Willst Du seine Art am Kopfe haben?“ rief ich. „Laß ihn laufen — wenn ihm das Geld nicht mehr Segen bringt, als dem armen Slowaken dort, ist er übel genug daran! Es ist kein Grund zum Zorn da — lachen wir lieber über uns selbst, daß wir mit offnem Munde dagestanden sind und eine Weile geglaubt haben, der Pionier verfolge den Räuber unserwegen und werde so gefällig sein, das Geld uns zurückzubringen . . . Kommt aus der Stadt, in der wir nichts mehr zu suchen haben. Wir wollen unser Leben und die Kraft für die Zukunft bewahren, die uns noch vorbehalten ist, und wollen froh sein, daß uns das Leben geblieben ist!“

„Das nackte Leben!“ seufzte meine Katharina, indem wir an einander hängt durch die qualmende Straße schritten, „das Leben und was wir auf dem Leibe tragen! Sonst ist Alles verloren! Und dabei willst Du, leichtsinniger Mensch, daß man froh sein soll!“

„Wir haben Ursache dazu,“ erwiderte ich, „wir haben doch noch etwas, das ist immer ein Trost! Denk wie schlimm es wäre, wenn wir in der Kälte ohne warme Kleider herumlaufen müßten . . . oder wenn wir Eins von den Unsern so da liegen sähen!“

Wir schritten im Angenblick an dem todten Grenzer vorüber, und die verdrehten weißen Augen starrten uns anheimlich aus dem verzerrten Gesicht an. Er ist mir seitdem oft eingefallen im Leben, wenn ich sah, daß der Eine mit Fleiß und Sorge erwarb, der Andere das Erworbene mit List an sich brachte und ein Dritter Beide mit Gewalt bei Seite schob.

Endlich gelangten wir durch das Allerheiligenthor in's Freie. Es war vollständig Nacht geworden, aber die brennende Stadt leuchtete weit in das Dunkel hinein. Vom Inn her blies es mit kalt auf den Leib, und Schnee begann in feuchten Flocken zu fallen, welche vergingen, wie sie auf den Boden gelangten. Müde und niedergebeugt erreichten wir nach kurzer, aber mühevoller Wanderung den Bauer in der Waitzenau, ein großes, auf der Höhe des Innufers einsam und ziemlich versteckt gelegenes Hofgut. Ich kannte den Bauer und war oft im Sommer mit den Meinigen dahin spatiert, damit wir uns an der trefflichen Milch erlaben und die Kinder auf den Wiesen und im anstoßenden Walde sich ausspringen konnten. Dort hoffte ich freundliche Aufnahme und Sicherheit zu finden und fand mich nicht getäuscht, obwohl wir nicht die Ersten waren, sondern das Haus schon von Flüchtigen angefüllt fanden. Dennoch brachte uns die Bäuerin voll Mitleid und Geschäftigkeit in einer Kammer unter und schüttete uns ein Strohlager auf, auf das wir erschöpft niedersanken, glücklich, von den drehenden Wechselfällen befreit zu sein und den hölischen Lärmen nicht mehr zu hören, der wie ein großer, entsetzlicher Schrei endlos über den brennenden Giebeln rollte. Auch einige Lebensmittel brachte die Bäuerin herbei, und war auch uns und den Größern aller Appetit vergangen, so ließen doch die Kleinen den Milchschüsseln alle Ehre widerfahren. Ein Viertelstündchen später lagen sie schon auf dem Streh in so festem Schlaf, als wären sie nie in einem Bette gelegen, und als hätten sie das schützende Dach der eigenen Behausung über sich und nicht das Nothdach fremden Mitleids. Haus ging leise ab und zu und spähte in die Nacht hinaus, ob Alles ruhig bliebe, während ich nun erst der Abspannung inne wurde, die ich den Tag über ausgehalten hatte, und in der Ecke niederkauerte. Vor mir hatte sich Katharina hingelagert und suchte, den Kopf auf meinem Schooße, im Schlummer das sieberhafte Unwohlsein zu bezwingen, das die Reihe der erlebten Erschütterungen in ihr hervorgerufen hatte. Nebenan lehnte sich Constanze, halb ebenfalls der Ermüdung erliegend und im Einnicken halb unwillkürlich an meine Schulter sinkend. Auf dem Simse des einzigen Fensters brannte ein trübes Oellämpchen, wie es die Bauern in den Ställen haben, bei seinem Scheine überblickte ich nun die Lieben alle, deren Leben an das meinige geknüpft war.

Sie schliefen, und mit dem Schlafe war Beruhigung über sie gebreitet, und mit gerührter ahnender Seele dachte ich der Geschicke, die ihnen bevorstehen würden im Leben. In einer Art von wachendem Traum oder traumhaftem Wachen sah ich in ihre Zukunft hinaus, und das war ein weites, schönes, sonnenbeschienenes Land. Ihre wirklichen Wege sind um Vieles anders geworden, und ich dachte später bei allen Leiden, die über sie kamen, an dieses Gesicht und erkannte, daß wir Menschen in solchen Dingen überall das Spiel unserer eigenen Wünsche sind. Wir glauben etwas Gegenständliches außer uns zu sehen, und es sind doch nur Phantome, wie die Fata Morgana, nur Spiegelbilder unserer Phantasie, die wir glauben, weil wir sie wünschen. Es wäre dabei auch nicht so viel Schlimmes, würde nicht meistens über den Träumen die Wirklichkeit übersehen — wie ich es that. Als ich zu mir kam, ruhte mein Blick mit Entzücken auf Constanzens Angesicht, auf welchem der Schlaf herrliche Rosen aufblühen gemacht hatte. Ich sah sie lange an und erblickte darin bestätigende Vorboten und Zeugen meiner schönen Träume; wäre ich weniger von diesen befangen gewesen, so hätte ich in jener unheimlichen Röthe den ersten Stich des Wurmes erkannt, der meine holdeste Blüthe zu benagen begann. Vielleicht wäre damals noch Hülfe möglich gewesen, und sie hätte nicht von hinnen gemußt in der ersten Schönheit des Lebens.

Inzwischen war es Tag geworden, und die Sonne schien so hell durch die trüben Scheiben des Kammerfensters auf das Streh darin, wie sie gestern in die freundlichen Zimmer und auf Alles, was ich besaß, geschienen hatte. Damit war auch die Ruhe zu Ende und ich wurde arg aus meinen Phantasieen aufgeschreckt, wie denn das Träumen immer von der Wirklichkeit gestraft wird. Rauhe Männerstimmen schrieen durcheinander, Waffen klirrten, Schüsse knallten und verriethen, daß unsere Drangsale noch lange nicht vorüber waren. In der Dunkelheit hatten die anrückenden Abtheilungen der Franzosen den zur Waitzenau führenden Waldweg nicht bemerkt; bei beginnender Tageshelle stürmte bald ein wilder Trupp heran, um zu plündern und Beute aller Art mit sich fortzuschleppen. Bald genug, noch ehe wir sie erblickten, verkündete das Geschrei der übrigen Flüchtigen, die im Bauernhause untergebracht waren, daß sie sich schon an's Werk gemacht hatten.

Ich rieth den Meinigen, die, aus dem Schlafe aufgeschreckt, zweifach ängstlich dasstanden, sich so ruhig als möglich zu halten. Unsere Kammer lag seitwärts und nach hinten zu; es war möglich, daß sie nicht bemerkt wurde. Der Mensch hört eben nie auf, sich selbst zu täuschen, und wenn ihm das eine Spielzeug in der Hand zerbricht, hascht er eiligst nach einem neuen. Es vergingen aber nur Minuten, so sahen einige Köpfe von keineswegs einschmeichelndem Ausdruck durch die Scheiben; im nächsten Augenblicke war die Thür aufgerissen, und wir waren von einer wild durch einander schreienden und mit Waffen gesticulirenden Schaar umringt. Wir hatten ihrer nicht mißverstehenden Gebehrdensprache nur die ebenso deutliche des Bittens entgegen zu setzen, sie erwies sich aber von weit geringerer Wirksamkeit. Die Burschen waren von allen Regimentern und Waffengattungen zusammengewürfelt; Chasseurs und Voltigeurs, Husaren, Ulhanen und Dragoner, Kanoniere, Filsiliere und Grenadiere. Zu anderer Zeit und unter anderen Umständen mochte eine solche Begegnung sehr interessant sein, denn sie gab Gelegenheit zu umfassenden Costumestudien. Leider waren wir nicht dazu aufgelegt und hätten nur gewünscht, daß auch unsere bärtigen Vis-à-vis sich in gleicher Stimmung befunden hätten.“

(Schluß folgt.)

Schweizer Alpen-Bilder. *

Geißbube, eine verstiegene Ziege lösend.

Jube, der Geißbub bi — n — i ja!
Mys Hörnli u my Geißli da
Thue mir no nit verleide.
Im Täschli han — i Chäs u Brod,
Mys Haar ist chruus u d'Bake roth
U d's Herz voll Lust u Freude.

Jungi, Alti,
Melchi, Galti,
Grosti, Chleini,
Hübschi, G'meini
Führe — n — ig uf Berg und Weid.

Mit diesem Liede hat der beliebteste der schweizerischen Volksdichter die Persönlichkeit zu charakterisiren gesucht, deren eigenthümliches Treiben und Wirken im schweizerischen Hochlande schon der Titel unseres Bildes deutlich genug bezeichnet. Wir reden hier nicht von dem Geißbuben des schweizerischen Tieflandes, der Höhenzüge zwischen Jura und Alpen, der seinem Vetter im Gebirge nur noch in einzelnen allgemeinen Zügen ähnelt. Zwar auch hier ist er, wie überall, ein Stiefsohn des Geschicks, ein Proletarier unter den Proletariern, das ärmste Waisenkind des Dorfes, das

* Unter diesem Titel werden wir eine Reihe interessanter Charakterbilder mit Abbildungen aus dem Schweizer Alpenleben bringen. D. Red.

eine über alle Maßen defecte Kleidung über seiner Haut hängen hat. In der Ebene wohnen die reichen Bauern, die nur stattliche Kühe, aber keine Ziegen halten. Diese letztern sind blos Eigenthum armer Händler und Handwerker, bilden also unter den Milchlieferanten eine verachtete Kaste, sind die Parias unter den Gehörnten, und dieses Verhältniß wirkt in sehr beträchtender Weise auf den gesellschaftlichen Rang des Geißbuben selbst zurück.

Schon ganz anders gestaltet sich aber die Sache droben, in den schmalen Thälern des Hochgebirgs, wo der stolzen Bauernaristokraten nur wenige mehr zu finden sind, der schmale, von Gerüll und Felsstücken vielfach verlümmerte Boden großern Viehheerden keinen Spielraum mehr darbietet, und die zierliche, jedem einsam wachsenden Grasbüschel nachkriechende Ziege ein fast Jedermann hochwichtiges Hausthier ist. Hier oben, wo himmelhohe Felswände, in die Wolken emporstrebende Gletscherpyramiden das Thal umsäumen, wo die Gießbäche wie übermüthige Jungen sich von den Felsterrassen stürzen, und in tollem Laufe das trümmerreiche Bett durchrauschen, da ist das idyllische Element des Geißbuben. Da ist er schon ein ganz anderer Bursche, eine durch und durch poetische Figur, wie er da so auf einem mit Gebüsch und Moos bekleideten mächtigen Granitfündlinge oder Glimmerblock sitzt, den die vulcanischen Kräfte beim geräuschvollen Werdetag des Gebirgs zu Thal geschleudert, oder langsame wirkende neptunische Einflüsse von der überhängenden Felswand gelöst haben. Da lungert der rothhackige zehn- bis fünfzehnjährige Schlingel im sonnigten Nichtsthun auf seinem festigen Throne, schaut in den blauen Himmel hinein, oder himmter die gebüsch- und trümmerreiche Halde, an deren Fuß der Gebirgsfluß sein tolles Wesen treibt, und silberschäumend seinen Gischt in die Höhe schleudert. Zwischen den Steintrümmern umher weiden die muntern, klugblickenden Ziegen, und das Gebimmel ihrer Glöcklein mischt sich in wundersamer Harmonie mit dem Rauschen des Wasserstroms oder dem donnernden Grollen des nahen Wasserfalles. Wie gesagt, er ist schon ein ganz prächtiger Bursche, der Geißbube hier unten, beneidenswerthe Selbstzufriedenheit und Klugheit strahlen in wohlthuender Weise aus dem hellen Auge, das ohne Scheu, blos mit freundlicher Neugierde den vorbeistreifenden Wanderer betrachtet, und auf Gruß und Frage giebt er unbefangenen, oft mit kaustischem Naturwitz gewürzten Bescheid. Und warum sollte er auch nicht so sein? Das „im Täfchi ha — n — i Käs und Brod“ des Dichters hat hier seine volle Nichtigkeit; Gefahren bietet, ohne etwa die scheuwillig gesuchten, der Beruf hier keine, und die Lust ist von einer Frische und von einem Reichthum an Sauerstoff, daß an Appetitmangel kaum zu denken ist.

Trotz all der bestehenden Vorzüge aber, die der Geißbube des Hochthales unbestritten auf sich vereinigt, ist er doch immer noch keineswegs der echte Geißbub, mit dem wir es eigentlich hier zu thun haben, kaum ein schwacher Abklatsch des richtigen Individuums.

Hoch oben an den Rändern des letzten zwerghaften Baumwuchses, in der unmittelbaren Nachbarschaft der höchsten mit ewigem Eis gepanzerten Hochgebirgsgaden, stundenweit von jeder Menschenwohnung entfernt, oft 6—8000 Fuß über der Meereshöhe, wo nur noch der Alpenrosenstrauch und die Legföhre dem Frost eines neun Monate langen Winters und den sausenden Stürmen, die da oben ihr Spiel treiben, Widerstand zu leisten vermögen, in dieser todtenhaft stillen Wildniß, die bei all ihren Schrecken doch durch ihre düstere Erhabenheit so wundersam packend einwirkt auf den Wanderer, dessen scheuer Fuß sie zum ersten Male betritt, wo Weg und Steg verschwinden, wo keine Kuh mehr hinaufgetrieben werden kann und selbst das im Klettern noch Erhebliches leistende Schaf sich nicht mehr hingetraut, weil der Abhang zu jäh und zu schroff, der Zugang zu schwierig und gefährlich ist, da, in der majestätischen Grabesstille der einsamen Gebirgsregion, tönt Dir plötzlich faustschwellendes, märchenhaft in einander verklingendes Läuten und Klingeln entgegen: Du schaust verwundert um Dich, und hoch über Dir, auf einer mit schwachem, dürftigem Grün überflogenen Felsterrasse steht Du eine Gruppe leichtfüßiger, gazellenartiger Thiere weiden oder vielleicht, durch das Rollen eines Steines, den Dein Fuß aus seiner Lage gebracht, aufmerksam gemacht, neugierig auf Dich herniederschauen. Dir entfährt ein Laut der Ueberraschung — die zierlichen, schlanken Formen der Thiere, selbst ihre häufig lichtbraune Farbe und der halsbrechende Standpunkt, auf dem sie sich bewegen, haben für einen Moment den Glauben in Dir hervorgerufen, Du befändest Dich endlich einem jener von Touristen mit nuplofer Sehnsucht erspähten und ersehnten Gemsrudel gegenüber, die selbst in den höchsten Regionen des Gebirgs beinahe zur Mythe geworden sind. Du lächelst bald über Dich selbst und Deinen leicht verzeihlichen Irrthum; denn schärfer hinsehend bemerkst Du leicht, daß das Klingeln und Läuten, die silberhellen Glockentöne, die Dich vorhin so seltsam ergriffen, von kleinen Schellen herrühren, welche die vermeintlichen Gemsen am Halse tragen, und jetzt hast Du auch den frevelhaft kecken Burschen entdeckt, der oben auf der Felskante sitzt und die Beine sorglos über den Rand herunterhängt, unbekümmert darum, daß eine Bewegung, ein Losbröckeln des mürben Gesteins ihn in die Tiefe rollen lassen könnte, aus der man seine Gebeine nur in zerschmettertem Zustande wieder heraufholen würde. Er hat Dein Nahen bemerkt, und schaut Dich mit einem eigenthümlich überraschten, wildscheuen Blicke an; denn er begreift wahrscheinlich nicht recht, was Du „vornehmer Herr“ da oben in seinem Königreiche willst, und rührt sich mit dem trotzigen Gleichmuthe eines Indianerhäuptlings nicht von der Stelle, wenn Du nicht mit besonders freundlichen Worten Dir seine Gewogenheit zu erwerben weißt. Das ist der Geißbub von echtem Schrot und Korn, ein Bursche se recht eigentlich aus denselben Stoff gemacht, wie die gewaltigen Gebirgsmassen, die sich rings um ihn in ihrer ganzen wildbüstern Erhabenheit aufthürmen, oder als scheinbar frei in den Lüften hängende Felsterrassen in jähen, schwindelnden Abstürzen zu seinen Füßen ausdehnen. Er ist hier der wahre König des Gebirgs, dem kein Sterblicher sein weites Reich streitig macht. Gegen ihn ist der Geißbub drunten im Thale ein bloßer Dorfjunker, derjenige in der Ebene des Flachlandes ein purer Lump. Das Morgens früh mit dem ersten Sonnenstrahle hat er mit seinem Horne die sinken Untersthanen drunten im Bergdörfchen zusammengeblasen, und ist sauchzend und singend, auf schwindelnden, für gewöhnliche Menschenkinder kaum gangbaren Wegen, über schaurigen Abgründen, auf schmalen Felsterrassen hahin gezogen, hinauf in's Reich der Lüfte, wo der Lämmergeier und der Goldadler sonst einsam horsten. Da oben braucht's ein ganz anderes Naturell, als in der Ebene, um auf Pfaden, die sonst kein Menschenfuß betreten, kein Auge nur entdeckt hatte, die Ziegen zu den grünen, wie in den Lüften flatternden Rasenbändern zu führen, und dabei ein stets wachsames Auge zu haben für die Gefahren, mit denen die Schrecknisse des Gebirgs fortwährend seine Schützlinge bedrohen.

Er ist aber auch ganz der Mann zu diesem Wächteramt. Fast unglaublich klingt es, wie weit sein adlerartig geschärftes Auge sehen kann. Täglich und stündlich genöthigt, auf Punkte hinzuschauen, die aufscheinend ganz nahe liegen, wie z. B. die auf der andern Seite der Thalschlucht sich gigantisch aufthürmende Felswand, die ein Ungeübter mit einem Steinwurfe glaubt erreichen zu können, die aber in Wirklichkeit stundenweit entfernt ist, hat seine Sehkraft eine solche Ausdehnung gewonnen, daß er auf Entfernungen, wo ein Bewohner der Ebene kaum ein paar schwarze Punkte erkennen würde, genau die weidende Gemsgruppe unterscheidet und er selbst jede einzelne Bewegung der Thiere beschreiben kann. Eben so gut wie mit seinen Augen ist es mit seinen Gliedmaßen bestellt. Keine Furcht, keinen Schwindel kennend, ist der Geißbube der verwegenste und unermüdlichste Kletterer; nimmt nichts sonst seine Zeit in Anspruch, so erklimmt er zu seinem blosen Vergnügen Zacken und Zinken, bei deren bloßem Anblick den Beschauer der Schwindel erfaßt, und gleitet auf Felsenbändern, so schmal wie der Rücken eines Folianten, über schauerlichen Abgründen dahin, ohne daß die mindeste Besorgniß ihm einen Tropfen Schweißes auf die sonnenbraune Stirne triebe. Das ist aber auch bei seinem Gewerbe eine absolute Nothwendigkeit. Die gleiche verwegene Klettersluft, die dem Hüter innewohnt, beseelt auch seine gehörnten Schützlinge. Je mehr Schwierigkeiten die Passage darbietet, um so eifriger wird die Alpenziege daran gehen, um einen isolirten Punkt zu erreichen, wo einige würzige Kräuter auf schmalem Felsvorsprung in verlockendem Grün prangen; sie wird oft unbedenklich den Sprung über den 8—12 Fuß hohen Absatz hinunter wagen, um zu ihrem Ziele zu gelangen, denn die Bergziege ist eine sehr nahe Base von der Gemse. So geht's oft weit hinunter, von Absatz zu Absatz, und ist für das genächtige Thier auf ein Stündchen ein Leben in Herrlichkeit und Freuden.

Bald aber, wenn die wenigen Gräser abgeweidet sind, oder der

Digitized by Google

Appetit befriedigt ist, meldet sich die Sehnsucht nach den Gespielinnen wieder: die Ziege versucht es den Rückweg anzutreten. Ja, ja! hinunter ging's leicht, die fählernen Sehnen und Fleschsen und der harte Huf haben den Sprung in die Tiefe recht gut ausgehalten; aber wie jetzt hinauf, über die schroffe Felswand, die wie ein unübersteigbarer Wall die senkrechte Flanke ihr entgegenstellt? Ein klägliches, immer ängstlicher und bänglicher klingendes Blöken flieht um Hülfe in der Noth und dringt endlich zu den scharfen Ohren des Geißers. Es ist wirklich fabelhaft, wie leicht der Schall von den dünnen Luftwellen der Höhe dahergetragen wird, und häufig kann man da oben die Sennen bequem auf Entfernungen mit einander reden hören, bei welchen in der Ebene, selbst beim lautesten Rufen, kaum ein verworrenes Getöse zum Ohre des Horchers gelangen würde. Der Bube hat den Nothruf vernommen, und mag der Abhang ein noch so schroffer, die Stelle noch so unzugänglich sein, auf der das „verstiegene" Thier sich befindet — nichts wird ihn abhalten, seinem Schützlinge zu Hülfe zu kommen. Jetzt kann er seine Naturgymnastik zur Geltung bringen. An Felszacken, Gesträuch und selbst bloßen, aus den Mauerritzen hervorwachsenden Grasbüschseln sich festhaltend, klettert er die Felswand hinunter, auf Rändern und Absätzen sich balancirend, wo kaum seine Zehen den nöthigen Raum zum Aufsetzen finden, hinunter zum verstiegenen Thier, das er auf seinen Schultern wieder den Abhang hinauf schleppt. Sind die Schwierigkeiten gar zu groß, so schlingt er, wie dies unser Bild zeigt, und wo es sich gerade thun läßt, ein Seil um eine spitzige Felszacke, läßt sich daran zu der Ziege hinunter, befestigt das ängstlich blökende Thier an den Strick und zieht es so mit unsäglicher Mühe wieder auf sichern Grund.

Die schroffe Felswand, der schwindelnd tiefe Abgrund boten aber bei dem wagehalsigen Unternehmen nicht die einzigen Gefahren. Hoch über den Felszinken, im blauen, durchsichtigen Aether hatte das scharfe Auge des Geißbuben gar wohl den kleinen, erst kaum merkbaren, dann allmählich größer werdenden schwarzen Punkt bemerkt, der erst unbeweglich an derselben Stelle gebannt zu sein schien und dann erst mit dem Größerwerden in weiten Kreisen umher zu schweben begann. Der Geißbube war der Einzige nicht, der den Hülferuf der verstiegenen Ziege vernommen. Der mächtige Goldadler drohen in seinem luftigen Revier hat ihn auch gehört, und sein feuerfarbenes Auge hat gar wohl die Ziege, auf dem schmalen Felsbande hängend, erblickt. Einen Moment später, und er wäre mit dem durchdringenden, gellen Ruf „Pfüi, Pfüiüff" senkrecht wie ein fallender Meteorstein niedergeschossen auf sein hülfloses Opfer, und ein paar Schläge seiner mächtigen Schwingen hätten genügt, das arme Thierchen hinunter zu schleudern in den Abgrund, wo dann seine zerschmetterten Glieder die bequeme Beute des Königs der Lüfte geworden, oder die Ziege hätte, schon durch das brausende Flügelrauschen des gewaltigen Vogels erschreckt und betäubt, in sinnloser Angst von selbst den todbringenden Sprung in die Tiefe gethan. Jetzt, wo der Bube ihm zuvorgekommen ist und das Thier gefaßt hat, wird der Adler vielleicht zwar das Manöver wohl noch versuchen, aber das hilft ihm nichts bei dem eisern zähen Willen des hartnäckigen Gesellen, denn eher würde er sich von den gewaltigen Fängen des riesigen Raubvogels zerfleischen lassen, als seinen Schützling preisgeben. Der Adler scheint aber zu wissen, mit wem er es zu thun hat, und fliegt nach einigen nutzlosen Versuchen, ohne einen wirklichen Angriff zu wagen, mit einem ärgerlichen Aufkreischen davon.

Auf den Goldadler und den Lämmergeier muß der Geißbube überhaupt gar sehr auspassen. Beides sind die bösen rebellischen Elemente in seinem Reiche, und ohne die rechtzeitige Dazwischenkunft seines tüchtigen Bergstocks würden diese Hyänen der Luft gar manches unerfahrene Zicklein als gute Beute davon führen. Fast noch gefährlicher und mit weit mehr List auftretend ist Meister Reineke dem jungen, zarten Ziegenwolle. Da oben, in den undurchdringlichen Klust- und Felstrümmerlabyrinthen, steckt gar manche Burg Malepart, wo Nobel Geißbub nicht hinzudringen vermag und sich also damit begnügen muß, zu steter Abwehr heimtückischer Angriffe bereit zu sein, während er hinwieder gar oft die Brut der vorhin erwähnten gefiederten Räuber für die Sünden der Väter büßen läßt, und keine Mühe und Gefahr scheut, derselben in kaum zugänglichem Horste den Garaus zu machen. Aber auch mit dem Alten nimmt's der kecke Bursche unbedenklich auf, wenn eine seiner geliebten Geißen bedroht ist. Erst im Jahre 1859 hat der vierzehnjährige Johann Guler auf einer Schafalp im Canton Graubünden einen mächtigen Goldadler, der sich auf ein Lamm niederstürzte und dareb in den Zweigen der Legföhren sich so verstrickte, daß er von seinen Flügeln keinen recten Gebrauch machen konnte, mit seinem eisernen Bergstecke todtgeschlagen.

Bei schönem Wetter ist das Leben des Geißbuben wirklich ein frohes und poesiereiches. An Unterhaltung kann es ihm kaum fehlen. Von seinem Felsenthrone aus kann er bequem sein weites Reich überschauen, und wohl mag ihn da oft mit wohlthuendem Schauern das Gefühl der Souveränetät, der absolutesten Unabhängigkeit durchriefeln, drum hat er auch seinen schlechten Filzedel so trotzig auf's kranke Haupt gestülpt. In seinem Reviere haufen die geschäftigen Murmeltiere und unterhalten ihn mit ihren pfeiferischen Spielen und ihrem vorsorglichen Einsammeln der Wintervorräthe; der Mauerläufer und Flühspecht mit seinem bunten Gefieder, flink an den glatten Felswänden auf und nieder laufend, giebt ihm Lectionen im Klettern, und die schöne Schneehenne mit ihren zierlichen Küchlein wandert aufmerksam, den schlanken Hals in die Höhe gestreckt und fortlos umherlauschend, zwischen dem Steingerölle umher; das Haselhuhn rauscht in den Legföhren und in den Alpenrosenbüschen; mit tausend Stimmen spricht die erhabene Natur zu ihm, und diese Stimmen sind um so verneehmlicher, weil neben ihnen keine anderen laut werden. Naht der Abend, da senden von den jenseitigen Gebirgsstöcken die Lawinen ihm ihre fast unaufhörlichen Grüße zu, bald sieht er die wirbelnde, qualmende Schneemasse wie ein riesiges Silberband den Abhang hinunter fallen, bald vernimmt sein Ohr nur das grollende Gebrüll des unsichtbaren Ungeheuers. Um ihn blühen in brennend rothem Glanze die Alpenrosen, und Abends beim Scheiden des Tagesgestirns, da erglühen all die gewaltigen Gebirgsstöcke und Firnen, die ihn den Tag über so ernsthaft düster angeschaut, in jenem märchenhaften Feuerglanze, den zu beschreiben noch keine Feder den richtigen Ausdruck gefunden hat. Dann treibt er seine Heerde, den schlechten Filzedel mit den rothesten Rosen geschmückt, wieder zu Thal und freut sich schon auf den kommenden Morgen, der ihn wieder hinauf in seine lieben Berge rufen wird.

Freilich ist's nicht alle Tage so: bei regnerischem Wetter, wo die Gebirgsstöcke ihre grauen Nebelkappen aufgesetzt haben, die Trespen eisig kalt die Wangen des armen Hirten peitschen, und nur ein alter Zwillichfack seine Schultern vor Näße schützt, da mag es oft auch gar melancholisch um ihn bestellt sein, da droben in den unwirthbaren Schluchten, wo kaum eine trockene Höhle oder eine aus Gerölt und Rasen künstlos aufgeführte Hütte ihm vor den Unbilden der Witterung Schutz gewähren. Auch der Gewitterstürm, wenn er mit seiner von den Bewohnern der Ebene nie geträumten Wuth und Raserei um die Gebirgszacken tobt und tost, der strömende Regen jede Rinne in einen gewaltigen donnernden Wildbach verwandelt, und die Näße oder der Schlammstrom, wie ein verderbenschwangeres Ungeheuer brüllend und Alles vor sich niederwerfend, den Berg hinuntertobt, mag ihm gar manche Nothstunde bereiten. Mit seiner Kost ist es gar ärmlich bestellt, und seine Tafel ist nichts weniger denn eine königliche. Brod, so hart wie Stein — denn drunten im Gebirgsthale wird kein frisches gebacken, und dasselbe muß oft viele Stunden weit hergetragen werden — und ebenso trockener Käse bilden seine einzigen Subsistenzmittel. Einen frischen und gesunden Trunk, freilich, den liefern ihm stets seine Ziegen. Er zieht zu dem Ende nur eines der Thiere herbei, legt sich unter dasselbe auf den Rücken und melkt sich in den Mund. Da hat er buchstäblich sein Bedürfniß aus der ersten Quelle.

Eben so spärlich, wie seine Kost, ist auch der Lohn, den der Geißbub für seine sommerlange Mühe bezieht; wenn's hoch geht, erhält er einen halben Franken für je eine Ziege. Und dennoch fühlt sich der genügsame Bursche nichts weniger als unglücklich oder zurückgesetzt in seiner Lebensstellung. Er hat eben gar frühe schon mit der Entbehrung Bekanntschaft gemacht, während er gar Manches, das der Culturmensch zu dem Unentbehrlichen zählt, nicht einmal dem Namen nach kennt. So arm es sonst mit der Bildung des Geißbuben bestellt sein mag, so ist doch das einsame Leben droben auf den sonnigen Höhen ein trefflicher Lehrmeister für seine Phantasie. Ist einmal sein Zutrauen gewonnen, so weiß er ganz schauerlich hübsche Geschichten von Berggeistern, weißen Gemsen und verwunschenen Alpen zu erzählen. Es ist das bei seinem ganzen Thun und Treiben und seinem einsamen Verweilen in der erhabenen, öden, an räthselhaften Tönen und Stimmen so reichen

Gebirgswelt auch natürlich. In den phantastisch geformten Felszacken, Höhlen und Schluchten weckt der durchströmende Wind oft die seltsamsten Laute, wimmernden Menschenstimmen nicht unähnlich, und bei der Leichtigkeit, mit der, wie bereits erwähnt, die Luft den vom Echo verzehnfachten Schall auf große Weiten hinträgt, ist es um so leichter begreiflich, daß der einsam träumende Sohn des Gebirgs da der Töne gar manche vernimmt, deren Ursprung selbst seinem Scharfsinn verborgen bleiben muß. Was Wunder also, daß er sein ödes Reich in guter Treu und Glauben mit all den phantastischen Gestalten bevölkert, von denen er während des Winters in den abendlichen Zusammenkünften der Dorfbewohner so viel hat erzählen hören.

Ist der Gißbube einmal groß geworden, dann muß er zu einem andern Gewerbe greifen. Ade, du süßes, träumendes Bubenglück! Die Alpe bleibt aber dafür doch meist seine eigentliche Heimath. Aus dem verwegenen Kletterer wird nun ein ebenso verwegener Wildheuer oder Gemsjäger, oft Beides zugleich, und eines schönen Morgens steigt er wohl, die weittragende Büchse über die Schulter gehängt, unter schmetterndem Jauchzen die alten wohlbekannten Pässe hinan, die er als fröhlicher Junge mit seinen gehörnten Unterthanen befahren. Abends wartet sein Liebchen oder seine junge Frau vergebens auf seine Rückkehr — der Berggeist, den er so herausgefordert, hat ihn zurückbehalten, die gähnende Schlucht, an deren schwindelndem Rande er als Bube mit lachendem Muthwillen gespielt, ist sein schweigendes Grab geworden, und die Lawine, deren donnernden Grüßen er so oft gelauscht, hat ihm, vielleicht durch seinen Fußtritt geweckt, die letzten krachenden Ehrensalven nachgesendet.

A. Bitter.

Schlaf und Traum.

Diätetik des Gehirns.

Alles Arbeiten und Thätigsein der Organe unseres Körpers geht mit Verlust von Stoff und Kraft des arbeitenden Organs einher, und dieser Verlust muß, wenn das durch Abnutzung erschöpfte Organ seine gehörige Thatkraft wieder erhalten soll, durch richtige Ernährung desselben baldigst ersetzt werden. Dies geschieht aber während des Nutzorthes des Organs von seiner Arbeit und mit Hülfe des durch das Organ hindurchströmenden Blutes, wobei aus diesem neues Baumaterial in Gestalt von Ernährungsflüssigkeit in das Gewebe des Organs abgesetzt und von diesem zum Neuban verwendet wird.

Auf dem richtigen Verhältniß zwischen Arbeiten und Ruhen beruht nun das Gesundbleiben und Kräftigwerden aller unserer Organe und zwar mit Hülfe der dabei regsamer vor sich gehenden Ernährung (des energischen Stoffwechsels) innerhalb der diese Organe bildenden Materien. Natürlich kann diese Ernährung nur dann zu Stande kommen, wenn ein gutes (nahrhaftes) Blut in richtiger Weise durch das Organ hindurchströmt.

Wollte man ein Organ, auf dessen Thätigkeit wir willkürlich einwirken können, ununterbrochen thätig sein lassen, so kommt endlich ein Moment, wo die Erschöpfung desselben so arg wird, daß auch beim kräftigsten Willen seine Thätigkeit in demselben mehr hervorgerufen werden kann. Diese Kraftlosigkeit ist dann die Folge der Abnutzung des Organs, d. h. des beim Arbeiten verloren gegangenen Organstoffes. War die Anstrengung nun eine sehr bedeutende, dann bedarf das erschöpfte und theilweise abgenutzte Organ auch eine längere Ruhezeit zu seiner Restauration. Bei Ueberanstrengungen (widernatürlich anstrengender Arbeit) geht aber die Erschöpfung bisweilen auch in eine dauernde, durch die Ernährung im Ruhezustande nicht wieder zu hebende Lähmung über. Wie nun Ueberanstrengung die Thatkraft eines Organs theilweise oder vollständig ruiniren kann, ebenso erzeugt aber auch längere Zeit andauernde Ruhe eines Organs allmählich Kraftlosigkeit und endlich bleibende Lähmung und zwar in Folge der geschwächten und falschen Ernährung.

Innerhalb unseres Körpers gehen die den Stoffwechsel (s. Gartenlaube Jahrg. 1860, Nr. 51) oder das Leben unterhaltenden sogen. vegetativen Processe, wie es scheint, zwar ununterbrochen vor sich, allein dies ist doch nur scheinbar, denn bei allen diesen Thätigkeiten (wie beim Blutkreislaufe, Athmen und Verdauen ꝛc.) finden doch auch Ruhezeiten, freilich von nur sehr kurzer Dauer statt, innerhalb welcher der durch die vorhergegangene auch nur kurze Arbeit erzeugte geringe Substanzverlust in den betreffenden Organen sofort wieder ausgeglichen wird.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit dem Organe, welches die sogen. geistigen Thätigkeiten (das Denken, Fühlen und Wollen) vermittelt, und das ist das Gehirn. Dieses wird durch seine Zubringer geistiger Nahrungsstoffe, nämlich durch die Sinnesorgane, zumal durch die höheren Sinne, also durch Auge und Ohr, fortwährend von der Außenwelt her in Thätigkeit erhalten (s. Gartenl. Jahrg. 1860, Nr. 51), und deshalb tritt endlich ein Moment ein, wo seine Thätigkeit immer matter und matter wird und endlich erlischt. Dieser Zustand der erschöpften Energie des Gehirns nun, der also durch die materielle Abnutzung der Hirnsubstanz in Folge des fortwährenden Thätigseins des Gehirns während des Wachens veranlaßt wird, ist der Schlaf, und während desselben geht mit Hülfe der Ernährung (des durch das Gehirn rinnenden Blutes) der Ersatz der abgenutzten Hirnmasse vor sich. Je ruhiger der Schlaf und je kräftiger der Ernährungsproceß innerhalb des Gehirns, desto vollständiger muß natürlich auch die Restauration der Hirnsubstanz und der Energie des Gehirns geschehen.

Also: nur Geschöpfe, die ein Gehirn haben, schlafen. Demnach kommt der Schlaf nicht etwa blos dem Menschen, sondern auch den meisten Thieren zu, wenn auch deren Gehirn weit kleiner und unvollkommner als das des Menschen ist (s. Gartenl. Jahrg. 1860, Nr. 10). Fische kann man, wenn sie schlafen, mit den Händen fangen, und daß Eidechsen und Krokodile in der Sonne schlafen, ist bekannt. — Also ferner: der Schlaf ist für das Zustandekommen der geistigen Thätigkeit (der Hirnarbeit) ganz unentbehrlich, denn ohne Schlaf würde die Abnutzung der Hirnmasse durch ihr fortwährendes Arbeitenmüssen bald einen solchen Grad erreichen, daß sie in ihrem Baue ganz unfähig zum fernern Arbeiten würde. Je mehr nun diese Hirnthätigkeit hinsichtlich ihrer Dauer oder Stärke angestrengt wird, desto bedürftiger muß natürlich das Gehirn der Ruhe, des Schlafes sein. — Also: wenn irgend ein Organ zur Erhaltung und Kräftigung seiner Kraft des gehörigen Wechsels von Ruhe und Arbeit neben richtiger Ernährung durch das Blut bedarf, so ist es vorzugsweise das Gehirn, welches ja dem geistigen Thätigsein vorsteht und wegen seines vollkommneren Baues beim Menschen (s. Gartenl. Jahrg. 1860, Nr. 10) diesen weit über das Thier erhebt. Eine große Menge jüngerer und älterer Menschen sind nur deshalb in ihrem geistigen Thätigkeit schwach oder gestört und werden von Leiden des Gehirns (Kopfschmerz, Schwindel, Nervosität, Gemüthsstörungen ꝛc.) heimgesucht, weil sie dieses Organ falsch behandeln, demselben entweder zu viel oder zu wenig Arbeit und Ruhe zumuthen und auf dasselbe theils mit geistigen und gemüthlichen, theils mit sinnlichen Uebereizen einstürmen, kurz dasselbe entweder übermäßig oder unzweckmäßig arbeiten lassen. Bevor nicht den Erziehern die Einsicht kommt, daß das Gehirn den Menschen zum Menschen macht und daß von der Behandlung dieses Organs Gutes und Schlimmes in psychischer und physischer Beziehung abhängig ist, so lange wird aus dem Menschengeschlechte auch nicht das werden, was aus ihm werden könnte und sollte.

Es kommt in der jetzigen Arbeits- und Genußzeit recht oft vor, daß die dem Gehirn theils in zu frühem Lebensalter, theils zu oft und lange zugemutheten Anstrengungen die Substanz desselben in seiner Ernährung und Thätigkeit, trotz scheinbaren Wohlbefindens des übrigen Körpers und ohne organisches Hirnleiden, auf die Dauer so stören, daß das Gehirn bei großer Schwäche doch äußerst erregbar und dann von den gewöhnlichsten Eindrücken in einem Grade afficirt werden kann, daß dadurch die Thätigkeit desselben nach und nach immer mehr herabgesetzt und endlich gelähmt wird. Dieser Zustand, die sogenannte reizbare Schwäche des Gehirns, ist sehr oft die Ursache von Kopfschmerz und Schlaflosigkeit, von Launenhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit, von Hypochondrie und Hysterie, und artet gar nicht selten in Geisteskrankheit aus. Alle diese Lei-

Digitized by Google

den könnten aber vermieden oder doch bald beseitigt werden, wenn man bei Zeiten eine richtige Behandlung des Gehirns einschlüge und wenn man vor allen Dingen das Arbeiten und Ruhen des Hirns gehörig regelte.

Bisweilen, besonders bei reizbarer Schwäche, arbeitet das Gehirn, und zwar durch die verschiedenartigsten Ursachen veranlaßt, auch noch im Schlafe fort, aber ohne Einfluß unseres Willens, und das Product dieses Arbeitens, welches sich auch auf die Sinnesorgane überträgt, ist der Traum. Natürlich nutzt auch diese Arbeit die Hirnmasse etwas ab, und deshalb kann ein Schlaf mit Träumen, zumal wenn diese sich längere Zeit fortspinnen und sehr erregend sind, niemals so erquickend sein und das Gehirn so restauriren, wie ein traumloser, tiefer und ruhiger Schlaf. Bei lebhaften Träumen drückt sich das Product der Hirnspinnerei, das Traumhirngespinnst, so tief in die Hirnmasse ein, daß dasselbe auch nach dem Erwachen noch in der Erinnerung haftet. Auch behalten wir einen Traum, der sich im unvollkommenen oder Halbschlafe bildete, bis zum Erwachen im Gedächtniß. Den Stoff zum Traume liefert stets das Gedächtniß, und die im Traume erzeugten Bilder kommen immer nur dadurch zu Stande, daß die durch unsere Sinneswerkzeuge früher von der Außenwelt in unser Gehirn eingeführten Eindrücke daselbst bleibende Bildchen erzeugten, deren geordnetere oder ungeordnetere Verknüpfung im Schlafe mehr oder weniger natürliche oder unnatürliche und verworrene Traumbilder erschafft. Blindgeborene werden nie vom Sehen, Taubstumme nie von Hörbarem träumen. Daß übrigens auch die Thiere, welche ein Gehirn besitzen, Träume haben müssen, und zwar nach dem verschiedenen Grade der Entwickelung ihres Gehirns den menschlichen Träumen mehr oder weniger ähnliche, versteht sich von selbst.

Das Gefühl von Schläfrigkeit geht in der Regel dem Schlafe voraus und giebt sich als Nachlassen der geistigen, Empfindungs-, Sinnes- und Muskelthätigkeit mit dem Gefühle von Abspannung und Mattigkeit, mit Gähnen und Dehnen zu erkennen. Auch zeigen sich unbestimmte Figuren, verwaschene oder leuchtende Punkte und Nebel vor dem geschlossenen Auge. Nicht alle Empfindungs- und Bewegungsthätigkeit erlischt gleichzeitig; die Geschmacks-, Geruchs- und Gesichtsnerven schlafen früher ein, als der Gehörnerv; die Muskeln des Rückens später als die der Gliedmaßen. Nach dem vollständigen Ertönen der willkürlichen Bewegungsthätigkeit schließen sich die Augen, es sinkt der Körper zusammen, der Kopf neigt sich nach vorn, der Unterkiefer fällt herab, und neben der Unempfindlichkeit der Sinne und des Gemeingefühls hört das Bewußtsein auf. — Im Schlafe selbst gehen die dem Stoffwechsel der Ernährung, dem Leben) dienenden, sogenannten vegetativen Processe ungestört, nur etwas langsamer und gleichmäßiger vor sich; das Herz schlägt ruhiger, die Athemzüge werden langsamer und tiefer, die Darmbewegungen und also auch die Verdauung geschehen regelmäßiger. Im Anfange pflegt der Schlaf am tiefsten und ruhigsten zu sein; je länger er währt, desto leiser wird derselbe und desto leichter geht er in ein Halbwachen über. Beim plötzlichen Erwachen dauert es einige Zeit, ehe man das völlige Bewußtsein wieder erlangt; beim allmählichen Erwachen wird zuerst das Gehör, dann das Auge und später erst die Bewegungskraft rege.

Die Kennzeichen eines gesunden Schlafes sind: daß er auf angemessene Veranlassung, auf vorangegangene, längere Zeit fortgesetzte Thätigkeit des Geistes, der Sinne und willkürlichen Bewegungsorgane eintrete; daß sich der Körper während desselben in einem Zustande vollkommener Ruhe befinde, eine ungezwungene, mit Erschlaffung der Muskeln verbundene Lage einnehme; daß dabei das Athmen ruhig und gleichmäßig, der Puls etwas langsamer, die Haut weich und mäßig feucht sei; daß er ununterbrochen fortdauere und nicht durch Träume oder lebhaftere unwillkürliche Bewegungen beunruhigt werde; daß die Sinne, namentlich das Gehör, ihre Empfänglichkeit für äußere Eindrücke möglichst vollständig verlieren, aber auch das Erwecken nicht zu schwierig sei; und endlich daß er nach entsprechender Dauer von selbst wieder mit dem Gefühl von Erquickung schwinde. — Ueber die naturgemäße Behandlung des Gehirns und das richtige Verhalten im Schlafe soll in einem spätern Aufsatze gehandelt werden. Bcd.

Das Pariser Annoncen- und Reclamenwesen.

Unter den Mitteln und Wegen, die von den Pariser Künstlern und Gewerbtreibenden als Brücke zur Oeffentlichkeit benutzt werden, stehen die Anzeigen und die auf Bestellung gefertigten Empfehlungen (Reclamen) obenan. Obgleich die eigentliche Reclame beim Publicum so ziemlich in Mißcredit gekommen, wenden doch noch fortwährend bedeutende Summen dafür verausgabt, und von den sogenannten „sechs großen Pariser Journalen“ (Siècle, Patrie, Presse, Journal des Débats, Constitutionnel, Pays) erscheint wohl keine Nummer, die nicht mindestens ein halbes Dutzend solcher bezahlter unter dem Titel Faits divers (Verschiedenes) erscheinender Feuilletonartikel enthielte.* Diese Art von Reclame hatte deshalb lange Zeit und hat in der Provinz auch jetzt noch eine gewisse Bedeutung, weil das Publicum den Zusammenhang dieser Empfehlungen nicht kannte und solche, weil sie eben im redactionellen Theile des Blattes abgedruckt standen, aus der Ueberzeugung der Redaction hervorgegangen glaubte.

Um sich einen Begriff von dem Umfange der Geschäfte, zu denen Anzeigen und Reclamen Anlaß geben, machen zu können, muß man wissen, daß eine einzige Annoncenseite in einem größeren Pariser Journale dem Eigenthümer jährlich 2—300,000 Francs an Pacht einbringt, und daß trotz dieser enormen Pachtsumme dem Pächter einer solchen Seite noch genug übrig bleibt, um auf einem großen Fuße zu leben. Der Beweis ist leicht beizubringen.

Die Annoncenseite in einem der genannten Journale enthält sechs Spalten à 216 Petitzeilen, also im Ganzen 1296 Petitzeilen, welche, die Zeile zu 1 Fre. (dem Tarifpreise) gerechnet, eine ebenso große Summe von Francs abwerfen. Nehmen wir nun an, daß das Journal an den drei Hauptfesttagen im Jahre (Weihnacht, Ostern und Pfingsten) nicht erscheint, so haben wir jene Summe mit 362 zu multipliciren und erhalten ein Resultat von 469,152 Francs, so daß dem Pächter, nach Abzug der Pachtsumme, der Maklergebühren, Bureaumiethe u. s. w, noch 150,000 Francs übrig bleiben.

Oft aber geschieht es auch, daß die Annoncen außer der vierten noch den größten Theil der dritten Blattseite beanspruchen, wodurch, dieser Ueberschuß im Durchschnitt nur zu einer Dritteilseite angeschlagen, ein Plus von 156,384 Francs, im Ganzen pro größeres Journal für die Anzeigen eine Summe von 625,536 Francs herauskommt.

Die zwischen der Annonce und der Reclame die Mitte haltenden, d. h. „unter dem Strich stehenden“* Inserate produciren sich nicht in so großer Anzahl wie erstere, werden dafür aber auch 1½mal besser bezahlt und können auf circa 100 Zeilen pro Nummer veranschlagt werden, was 100 × 362 = 36,200 Zeilen zu 2½ Francs = 90,500 Francs ergiebt.

Die eigentliche Reclame unter den Faits divers (Verschiedenes) wird mit 4 Francs die Zeile bezahlt und ergiebt pro Journal und pro Jahr (die Nummer zu 60 Zeilen gerechnet) ein Minimum von 86,880 Francs.

Demnach bringt ein solches großes Journal seinem Eigenthümer jährlich ein:

a) an Anzeigen, 4te Seite 469,152 Francs;
b) an Anzeigen, 3te Seite 156,384 Francs;
c) an Reclamen unter dem Strich 90,500 Francs;
d) an Faits divers (eigentlichen Reclamen) 86,880 Francs.

Zusammen 802,916 Francs.

Diese gewiß gering angeschlagenen Sätze ergäben für die sechs großen Journale zusammen schon 4,817,496 Francs. Allein es ist erwiesen, daß das Siècle für sich allein jährlich nahezu 900,000 Francs an Anzeigegeldern einnimmt, und bringen wir nun erst noch die vielen kleineren Special- und sonstigen Journale, sowie die amtlichen Intelligenzblätter in Anschlag, so hält es nicht schwer, nachzuweisen, daß in Paris jährlich circa 15—20 Millionen Francs für Anzeigen und Reclamen in Fluß kommen.

Deshalb können auch alle Geschäfte, die in Paris mit dem der „Insertion“ in Verbindung stehen, als mehr oder minder lucrativ betrachtet werden. Der Pariser Annoncier (mit andern Worten, der Mann, welcher ein Geschäft daraus macht, zum Inseriren

* d. h. gleich nach den von der Redaction vertretenen politischen Mittheilungen und von diesen durch einen Querstrich getrennt.

anzuregen und Anzeigen zu sammlen) muß sich schon sehr schlecht auf sein Geschäft verstehen, wenn er es nicht täglich auf eine Summe bringt, vor der das Tagesgehalt manches hochgestellten deutschen Beamten ganz winzige Verhältnisse annimmt. Aber ein echt französisches Rednertalent muß ein solcher haben, wenn er überhaupt nur angestellt sein will, denn darauf kommt hier bereitlicherweise in den meisten Fällen Alles an, davon kann das Eingehen von Tausenden und aber Tausenden abhängen.

Es sind mir Anzeigenmakler (courtiers d'annonces) vorgekommen, welche mit einer solchen Sicherheit Geschäfte machten, daß sie sich zeitweise verpflichteten, in einem angegebenen Zeitraume so und so viel Annoncen zu liefern, was sie auch immer zu ihrem Nutzen und Frommen pünktlich ausführten. Als Beleg für unsere Aussage sei hier nur ein Beispiel angeführt. Der hiesige Buchhändler und Buchdruckereibesitzer G. stand im Begriff, eine neue Eisenbahnkarte zu veröffentlichen, als ihm der Gedanke kam, statt einer gewöhnlichen Einfassung möchte auch eine aus gedruckten Annoncen am Platze sein, zumal eine solche, nach genauer Berechnung, ein Stimmchen von 36,000 Francs abwerfen müßte. Geschwind theilte er seinen Einfall einem seiner gewandtesten und nobelsten Annonciers mit, und wer sich, trotzdem er schon alle Hände voll zu thun hatte, verpflichtete, en passant in Zeit von sechs Wochen die kostbare Anzeigen-Einfassung herbeizuschaffen, das war dieser Herr. Dieselbe brachte ihm beiläufig — (ich selbst sah die Rechnung) — 3000 Thaler (10,000 Francs) ein. Nun ist dies freilich ein sehr gewandter Bursche, dessen Unverschämtheit unter Umständen seiner Liebenswürdigkeit die Wagschale hält, bei dem man Alles voraussetzen darf, nur keine Liebe zur Wahrheit, dessen Decorum von untadelhaftester aristokratischer Verfassung, und der bei den Clienten der Geschäfte, für die er „macht", in so hohem Ansehen steht, daß man ihm auf zehn Schritt Entfernung mit einem Stuhl entgegenkommt. Gleichwohl giebt es viele andere, die nicht so erhabene Eigenschaften haben und doch gute Geschäfte machen.

Seit Emil v. Girardin's Eingriffen in die französische Presse — Emil Girardin war einer der Ersten, die das Anzeigen- und Reclamenwesen in Frankreich aufbrachten, eigentlich der Gründer desselben — läßt sich mit dem, was in Paris darauf abzielt, die Aufmerksamkeit des Publicums rege zu machen, und „Reclame" genannt werden kann, eine großartige Eintheilung treffen. So haben wir hier die Zeitungsreclame: die literarische, artistische, industrielle Reclame; — die Mauerreclame: die Journal-, Grundstück-, Häuser-, Theaterreclame; — die Gassenreclame: die Manufacturisten-, Restaurant-, Zahnarzt-, Sprachlehrer-, Leichtornschneiderreclame; — die Negerreclame: auf der Straße, im Vorzimmer; — die Fensterreclame; — die Reclame durch den Unfall aus Absicht; — die mimische und oratorische Reclame; — die Reclame der Rattenfitzhändler, Wasserträger ꝛc. —

Die Zeitungsreclame (als Anzeige, Feuilletonartikel oder Reclame im weiteren Sinne) nimmt unter den Reclamen ihrer größeren Verbreitung sowohl als ihrer Kostspieligkeit wegen den ersten Rang ein, da die unentgeltliche Aufnahme, zu der es hier und da, in Erwartung eines splendiden Gabelfrühstücks oder eines lucullischen Diners, ein dienstfertiger Journalist bringt, kaum in Anschlag gebracht werden kann. Giebt es doch sogar Journale, auf deren mit etlichen tüchtigen Federn ausgestattetem Redactionsbureau gar nie etwas Anderes geschrieben und getrieben wird als Reclame, ja wo die Raffinirtheit so weit gegangen, daß man für die einlaufenden bezahlten Manuscripte ein Reclamen-Fachwerk mit Aufschriften errichtet, deren chromatische Stufenfolge die lieben Mitarbeiter belehrt, inwiefern Herr X., der 1000 Fr. bezahlt, zu loben, inwiefern Herr Y., der nur 100 Fr. bezahlt, zu tadeln, und in welchem Grade Herr Z., der noch weniger oder gar nicht generös gewesen, mit Geißelhieben zu bedenken.

Die Coterieen der Herren Literaten treten hier, wie anderwärts, mit Im-Ange-Behaltung des Sprüchworts: „Eine Hand wäscht die andere", in der literarischen Reclame zu Tage. Die Vergütung erfolgt, wo sie vorkommt, in natura, d. h. in Exemplaren und Dejeuners, wiewohl die unter den Faits divers veröffentlichten Reclamen, die übrigens auch Niemanden, als den Verleger angehen, vor dem gestrengen Anzeiger keine Gnade finden und ihre 4 oder 6 Franken pro Zeile zahlen müssen, wie die des gemeinsten Professionisten.

In der artistischen Zeitungsreclame, die hier und da mit einem Gesolge von Attesten und marktschreierischem Pompe auftritt, begegnen wir gewöhnlich Allem, nur nicht dem mindesten Kunstverständniß. Der Berichterstatter zieht über den ersten besten Kunstgegenstand nach mitgetheilten Notizen in echt ritterlicher Weise zu Felde, legt sich dabei nach Kräften auf die Phrasendrechslerei, wobei Sinn und Inhalt natürlich oft den Kürzern ziehen müssen, und bringt nicht selten ein Ding zu Stande, dem nur die materielle Form fehlt, um für eine Drommete gelten zu können. In diesen beiden Arten waltet zum Theil die Camaraderie ob.

In tausend Farben spielt und schillert die Theaterreclame. Hier bietet sich den diversen Recensenten in der That ein so weites Feld für ihre mehr oder minder egoistischen Bestrebungen dar, daß sie darauf in den sonderbarsten Sprüngen und Stellungen einhersehen können. Der Schauspieler und die Schauspielerin treten dabei nicht selten vor dem Mann und der Männin in den Hintergrund. Der Mann ist überhaupt vor den Verlockungen des Sündenapfels nie sicher, geschweige denn ein Pariser Journalist, dessen Bekanntschaften sich durch alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, vom Boudoir der Soubrette bis zum Putzzimmer der Hofdame hinauf, verzweigen. Die reizende Donna Blanca mag noch so oft ein eis für ein e, ein dis für ein d singen — der Pariser Journalist, den sie mit ihrem Lächeln beglückt, macht sie in seinem Bericht zu einer Nachtigall. Tönen die Mißtöne der nervösen Heldin allzustark in's Publicum hinein, so daß ihr Lob als Unverschämtheit erscheinen könnte, so trägt der Berichterstatter in einer andern Beziehung stark auf, hebt ihr Spiel hervor, lobt ihre Aussprache, preist ihren vollen Busen, steigt am Ende auch wohl noch tiefer hinab, indem er ihr holdes Füßchen rühmt, und siegt so trotz Allem und Allem. Und von welch' schlagender Wirkung sind beim Pariser Journalisten nicht ein halbes Dutzend Freibillete, ihm vom Theaterdirector höchst eigenhändig avreßirt! — Doch lüften wir den Schleier nicht weiter, wir könnten uns sonst am Ende noch hinter die Coulissen verlieren.

Die Concertreclame ist in Paris die erbärmlichste von allen. Eine größere Lobhudelei kann gar nirgends vorkommen. Liest man die Pariser Musikzeitungen, so meint man, die Seinestadt müsse von musikalischen Berühmtheiten wimmeln. Dem ersten besten Tastenhämmerer, und wenn er bisher in der größten Obscurität gelebt, wird mindestens, wenn er leidlich bezahlt, das Adjectiv celèbre beigelegt. Wenn alle die Pianisten, Violinisten und Violoncellisten, Tenoristen, Bassisten und Baritonisten, die hier Concerte geben oder mit concertiren, berühmte Künstler, nur überhaupt Künstler wären, möchte ich wissen, wo die nichtberühmten stecken sollen, ja ob es überhaupt noch nichtberühmte giebt. —

Die Reclamenwuth ist unter den berühmten, d. h. allen Pariser Künstlern ordentlich grassirend; das Wort „Reclame" macht den stolzesten Kunstjünger — und ist er der verwegensten Dandy's einer — samuſsantt und aalgeschmeidig. Einem vornehmen Gönner macht der Pariser Sänger oder Pianist einen Katzenbuckel; vor dem Journalisten bückt er sich zur Erde. Geht ein solcher Allerweltskünstler gar mit dem großen Gedanken um, ein Concert gehen zu wollen, dann wird der Journalist erst recht von ihm in den Himmel gehoben. Freilich ist dessen Feder ihm zur Lösung seiner Aufgabe ein mächtiger Hebel und das Zusammunbringen eines Concert-Auditoriums in Paris nicht das Werk eines Augenblicks, wie es denn des artistes celèbres genug giebt, die, nachdem sie sich drei Monate lang in Regen und Sonnenschein auf dem Pariser Straßenpflaster umhergetrieben, gleichwohl am Abende, wo ihr Concert die Welt in Staunen setzen soll, kaum ein Dutzend Menschenkinder zu ihren Zuhörern zählen.

Am einträglichsten für den Journalisten ist die Reclame der Erfindungen, da sie durchgehends von Solchen hervorgerufen wird, die das goldene Kalb anbeten und es bequem finden, gegen eine Anzahl Goldstücke ihr geistloses Haupt mit dem Nimbus zu umgeben, der irgend einem denkenden armen Teufel Jahre des Nachsinnens gekostet. Wie viel scharfsinnige Erfinder kommen nicht aus Deutschland nach Paris und London herüber, die gezwungen sind, gegen einige hundert Franken oder Schillinge den mühsam und obscur erworbenen Ruhm auf einen reichen Exploratur zu übertragen!

Doch der geneigte Leser verzeihe, daß ich mich so lange bei Dingen aufhielt, die sich am Ende in jeder größern Stadt in Deutschland wiederholen. Als ob Paris in Hinsicht auf Reclame

nicht seine Besonderheiten, seine Specialsitten hätte! Namentlich ist Wien in dem bezahlten Lobpudeleigeschäft schon ziemlich weit vorgeschritten und einige der größern Zeitungen schämen sich gar nicht, bestimmte Preise für Reclamen über dem Redactionsstrich zu fordern.

Wenn der größere Theil des Pariser Publicums, um bekannt zu werden, zu Journalen seine Zuflucht nehmen muß, so sind diese ihrerseits gezwungen, einige tausend Quadratschuh Wand zu miethen und sich durch den Pinsel eines Malers dem Publicum vorzustellen. Das ruft die gemalte Mauerreclame in's Leben. Doch nicht dem Journalismus allein steht dieser Riesenweg in die Oeffentlichkeit offen — es kann ihn betreten, wem's überhaupt auf einige tausend Franken nicht ankommt. Denn man glaube nur ja nicht, daß etwa der Eigenthümer einer solchen Wand die Malereien darauf als Dinge betrachtet, die seinem Hause zur Zierde gereichen könnten. Bewahre! wer sich weigert, für den Quadratschuh Raum den Satz von besonders ungeduldigen Tarife zu entrichten, kann seine Reclame anderwärts aufführen lassen.

Die vielen riesigen Intelligenzblätter, die in der Seinestadt in Gestalt von siebenfleckigen, buntschimmernden Mauerwänden in die Lüfte ragen, bilden ein eigenes — industrielles — Pariser Blaubuch. Examiniren wir davon das erste beste!

Hoch oben im letzten Plan erinnert ein Zahnarzt mit ellenlangen goldenen Lettern an die Gebrechlichkeit der menschlichen Kauwerkzeuge. Im zweiten Plan von oben findet ein Ehemann Stoff, Betrachtungen über das Wetterwendische der Launen seiner modesüchtigen Frau anzustellen; derselbe enthält ein riesiges Modebild mit der Unterschrift: „Modewaaren". Daneben figurirt mit schwarzen Buchstaben auf rothem Grunde ein Spirituosenhändler, der das Problem gelöst hat, Liebhabern des materiellen Spiritualismus echten Jamaicarum zu 1 Fr. 50, ausgezeichneten Cognac zu 1 Fr. 20 die Flasche zu liefern — von Vordeauxwein zu 12 Sous der Liter gar nicht zu reden. Das dritte Drittel dieses Planes nimmt ein Parfumeriewaarenhändler ein, gewiß nicht der erste seines Zeichens, der da behauptet, sein Rosenwasser, sein Bineagar, seine Seife sei bisher noch von nichts Aehnlichem übertroffen worden und besitze ausschließlich die Kraft des Verjüngens. Unter Modewaaren-, Spirituosen- und Parfümeriewaarenhändler macht sich eine Gesellschaft breit, die es à tout prix auf das Wohl der Menschheit abgesehen hat, da sie ihr das Pfund Chocolade zu dem erstaunlich billigen Preise von 24 Sous pr. Pfund (hört! hört!) anbietet. Basis der Chocolade, Parfümeriewaaren, Spirituosen, Moden und Zahnausreißerei ist ein gewaltiges Unding von Anzeige, das von einem modernen Naturkünstler (gemeiniglich Photograph) ausgeht, und Schön und Häßlich einladet, sich gegen Erlegung von 1—20 Frcs. und darüber conterfeien zu lassen. Zum Fundament der ganzen riesigen Blattseite aber hat ein Holz- und Kohlenhändler Anlaß gegeben, dem's mit seinen Brennmaterialien so gut um Hitze und Einheizen zu thun ist wie dem marchand de vins en gros.

Aber auch die unermüdliche, Alles verschlingende Presse ist an den Pariser Mauerwänden vertreten. Dieselbe klammert sich mit ihren Erzeugnissen jedoch nur an Orte an, denen der Wille des Eigenthümers nicht das Schreckenswort „Défense d'afficher" aufgestempelt hat, dieselben müßten denn schon allgemein interessanten, d. h. politischen Inhalts sein, wie z. B. eine Rede des Kaisers.

Auf einem solchen Felde entwickelt sich der Drang nach Oeffentlichkeit in erstaunlich rascher Weise. Wer einige Groschen für den Trieb von Anschlagzetteln zu verantworten hat, läßt solche draußen und möglichst an die neuesten Häuserunecken anschlagen. Berühmte Aerzte, die ein neues Mittel entdeckt haben, den Bandwurm zu tödten; liebenswürdige Zahnpulverfabrikanten, die sich rühmen, Millionen von blutwärtigen Fröhen und Schwaben (Wiener Ausdruck) das Lebenslicht ausgeblasen und kaßir diverse Medaillen bezogen zu haben; uneigennützige Schuh- und Stiefelfabrikanten, denen es einzig darum zu thun ist, ihre Mitmenschen bei warmen Füßen zu erhalten, und die für ein Spottgeld von sechs Thalern sich von einem Paar ihrer „Glanzfedern" oder „Wasserdichten" trennen; talentvolle Pianisten, die auf dem Hofe Sr. Majestät Strauß-so unter der Last der ihnen gespendeten Lorbeerkränze die Aussehrung bekommen haben und vor ihrem Ableben noch das Pariser Publicum beglücken und entzücken wollen; hunmorgesinnte Handschuhmacher, die es sich zur Pflicht gemacht haben, die fashionable Welt stets neue Handschuhe besitzen zu lassen; Allerweits-Sprachlehrer, die zehn Sprachen „losbahen" und die leichteren darunter, wie die deutsche z. B., in 25 Lectionen mit derselben Leichtigkeit beibringen, mit der ein Arzt seinen Patienten einen Löffel voll Medicin einnehmen läßt; — doch wir würden nicht enden, wollten wir die intelligenten Geister, welche sich die Verschönerungsgelüste des Pariser Stadtregiments in solcher Weise zu Nutze machen, nur alle beim Namen nennen.

Verliert die gedruckte Mauerreclame schon Etwas von der majestätischen Haltung und „Dignité" der gemalten, so ist dies in einem noch weit höhern Grade der Fall mit der Gassenreclame. Die an allen Ecken und Enden von buckligen und andern Individuen mit und ohne Uniform an die Vorübergehenden ausgetheilten gedruckten Flugblättchen bilden zusammengethan ein Werkchen, das interessante Blicke in das industrielle und überhaupt das öffentliche Leben der französischen Hauptstadt thun läßt, zugleich aber auch die Chronique scandaleuse der Pariser Concurrenz genannt zu werden verdient.

Das bei Weitem überwiegende Element in dieser Coronik bilden die Reclamen der Manufacturisten. Diese Herren zichen mit einer Todesverachtung gegen einander zu Felde, vor der selbst der Heldenmuth eines Don Quixote in den Hintergrund tritt. In Prosa und in Versen fliegen ihre Wurfgeschosse in die Welt hinein. Um ihre Absicht zu erreichen, bedienen sie sich der abgeschmacktesten und lächerlichsten Mißgriffe. Unter den pompösesten Namen kündigen sie sich auf ihren Prospecten dem Publicum an. Zum Köder ist ihnen nichts zu gering. Der Leser urtheile!

Das Haus „zum guten Teufel" sagt wörtlich: „Wir geben einen vollständigen Anzug dem, der beweist, daß ein einziger von unsern Artikeln anderwärts weniger kostet!" — Weiter unten auf demselben Prospect steht: „Wir glauben unserer Kundschaft eine Gefälligkeit zu erweisen, wenn wir ihr ein Volkslied mit in den Kauf geben, das uns von einem unserer Clienten zugeschickt worden." Den Refrain in diesem Volksliede bildet natürlich die Aufforderung: „Kauft, kauft beim guten Teufel!"

Da seine Gesellschaft sich aufgelöst hat, so ladet das Haus „zu den Sultaninnen" die Pariser Damen ein, aus einer Wohlfeilheit Nutzen zu ziehen, die bis Dato noch nicht dagewesen. 50 sage fünfzig Procent Rabatt!! Wegen der großen Hitze findet der Verkauf nur von elf Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends statt! Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der lese!

In einem Geschäft der Chaussée d'Antin, wo 1/3 unter dem Einkaufspreise abgegeben wird, opfert man aus Liebe zum Publicum 150,000 Kaschmirshawls. Eine solche Opferbereitwilligkeit war selbst bei den alten Griechen und Römern nicht zu Hause.

Der uneigennützigste Mann von der Welt ist der Eigenthümer der „Indischen Ueberlandpost". Nachdem er mit Fettschrift erklärt hat, daß sein Geschäft das einzige in Paris, welches indische Taschentücher verkaufe, wird er sogar erbötig, jeden Artikel, der aufgehört hat, zu gefallen, ohne Widerrede gegen einen andern wieder einzutauschen.

Schnürleibchen waren von jeher den Aerzten ein Dorn im Auge. Warum nicht gar! Madame Martin bietet den Damen Corsets, die gar keine Naht haben, nicht den mindesten Druck üben und (hört! hört!) den Namen der Kaiserin an der Stirn tragen. Was will man mehr!

In zweiter Linie machen sich die kleinern Restaurants breit. Tag aus, Tag ein regnet es in den Hauptstraßen von Paris, wo man geht und steht, Restaurant-Reclamen, vorzüglich aber in der Stunde, welche der Oeffentzeit vorhergeht; dann ist es aber auch ein wahre Sündfluth. Die Besitzer der „Petit Rocher de Cancale" und anderer ähnlicher, zur Sättigung der Hungrigen beitragenden Etablissen versprechen ihren Gästen gedrene Berge. Ein Mittagessen zu 1 Fr. 75 Cent. (14 Silbergroschen) z. B. besteht aus einem Teller voll Suppe, einer Portion Rindfleisch, einem Zugericht, einem Gericht Gemüse, einer Portion Braten, einem Teller voll Salat, einer halben Flasche Wein und Brod nach Belieben. Ein armer Teufel, der sich durch den niedern Satz verleiten läßt, hinzugehen, verlangt und erhält auch der Reihe nach das auf der Reclame Verheißene. Aber in was für einem Zustande? Die Suppe — nicht versalzen, aber ohne Saft und Kraft — das Fleisch dürftig, trocken, kurz fadelhaft erschöpft — den Wein — um Gotteswillen, erlassen Sie mir die Analyse —

Mein Hals, der stets ein Weincanal,
Verwandelt sich zu meiner Qual
In eine Wasserleitung!

kann der bedauernswerthe Gast allenfalls ausrufen, vorausgesetzt, daß er je in der Lage gewesen, wirklichen Wein zu trinken. Dazu kommt noch die unglaubliche Raffinirtheit des Küchenpersonals, welches in seinem verborgenen Schacht mit einer solchen Liebe zur Oekonomie zu wirthschaften versteht, daß z. B. gar nicht selten ein Beefsteak an einer Fischsauce statt an seinem ius naturel auf den Tisch gelangt, und umgekehrt. Alles dieses bezieht sich jedoch nur auf die Restaurants untergeordneten Ranges.

Damit gelangen wir an das Heer der sonstigen Gassenreclamen. Hier preist ein Freund der Philanthropie dem Publicum seinen „nortischen Gesundheitsstrank" an. Nektar ist Wasser dagegen! Das sehr angenehme Getränk, welches — eau va sans dire — das Blut reinigt und den Magen „stärkt", bildet einen Uebergang vom Wein zu den Liqueuren und kann in übergroßen Quantitäten getrunken werden, ohne nur im Mindesten zu schaden. Deßhalb schmeckt das billige Getränk auch Jedermann vortrefflich; ja, die Damen können sich gar nicht satt daran trinken!

„Herbei! herbei!" schreit fort Herr Billardius. „Großer Wettkampf auf dem Billard zwischen mir und dem. Partie en 3000 points!" Unten steht: „Dies Kaffeehaus ist das größte in ganz Frankreich. Für 2 Franken frühstückt man darin. Speisen und Getränke von bester Qualität!" —

„Keine Copirpressen, keine Ballen für Stempel und Petschafte mehr!" ruft ein glücklicher Erfinder aus. „Ein neues chemisches Verfahren ersetzt sie auf vortheilhafte Weise. Unentbehrlich zu Duplicaten und Correspondenz! Unschätzbar auf Reisen! Nur ein Brief wird geschrieben, und zehn Briefe entstehen. In der ganzen civilisirten Welt patentirt. Jede Contrefaçon wird auf's Strengste geahndet." — „Kauft Pressen, Copirpressen, große, mittelgroße, kleine!" protestirt ein Erfinder älteren Datums. „Die ganze intelligente Kaufmannswelt versieht sich damit. Noch nie hat eine Erfindung in so kurzer Zeit so große Anerkennung gefunden" ꝛc.

„Ich!!!" ruft ein bescheidener Adept Hans Sachsens des Schusters in die Welt hinein. „Ich!!! bin einzig in meiner Art in der ganzen Capitale. Durch übermenschliche Anstrengungen bin ich in den Stand gesetzt, mich zum Absatz meiner tadellos gefertigten Waaren keines Zwischenhändlers mehr bedienen zu müssen. Deshalb grenzenlose Billigkeit bei außerordentlicher ꝛc." — 140,000 Paar Schuhe für Männer, Weiber und Kinder bietet ein anderer ähnlicher Kunstjünger dem Publicum an. Rabatt 30 Precent, 40 Precent! Auf zwanzig, dreißig andern Prospecten ist accurat dasselbe zu lesen. Wir gehen daher weiter zur Negerreclame.

Nicht zufrieden damit, für seine Privatzwecke Kunst und Industrie auszubeuten, muß der Pariser Industrielle die und da auch noch den physischen Racenunterschied benutzen, um an sein Ziel zu gelangen. Kostet ihm auch der Unterhalt eines solchen schwarzen Wüstenkindes einige tausend Francs pr. Jahr — was thut's? das gute Publicum muß es ja bezahlen.

Erst vor einigen Tagen noch sah ich, wie weit die Reclamenwuth der Pariser sich versteigen kann. Indem ich eine der lebhaftesten Straßen der Hauptstadt betrat, wälzte sich mir ein Menschenstrom entgegen, der zum Mindesten eine Regimentsmusik zu begleiten schien. Was war's? Ein kleiner Neger, der, ein ihm jedwartig übergehängtes buntbemaltes Doppelschild auf Brust und Rücken tragend, gemüthlich seine Sprünge machte und der neugierigen Menge kundthat, daß sein Herr die echtesten indischen Strehhölze in ganz Paris verkaufe. Nicht so ostensibel in Anspruch genommen wird der thürstehende Neger. Hier liegt auch ein eventuell vernünftiger Zweck vor. Dem thürstehenden Neger verdankt das aristokratische Publicum, daß es in einen der prachtvollen Läden der Rue Vivienne, Rue Richelieu u. a. hineinspazieren kann, ohne genöthigt zu sein, auf Augenblicke seinem persönlichen Gleichgewicht zu entsagen, was bei 20 Grad Kälte allerdings sein Angenehmes hat. Will ein Fremder einen solchen Laden betreten, so mag er sich wundern, daß ihm die Thüre vor der Nase aufgeht, als ob er sie aufgeblasen hätte; den dastehenden Neger als lebendige schwarze Reclame gelten zu lassen, wird ihm jedoch schwerlich einfallen. Und doch ist für den in Pacht genommenen Thürsteher sein Ausdruck bezeichnender und logischer.

Vorzugsweise bei Restaurateuren und Friseuren, Parfumeuren und Rotisseuren wird die Fensterreclame ausgehängt, die jedoch im weitern Sinne in jedem Erdreich wuchert. Wo nur ein freies Plätzchen für ihren Autor nutzenbringend werden kann, ist es gewiß bald von ihr in Beschlag genommen. Daß Herr N. N. Unterricht in der englischen Sprache giebt, kann man z. B. in der Boutique einer Weißwäscherin lesen. In einem Tabaksladen lesen wir, daß Don Rodrigo Fechstumen ertheilt, und daß Monsieur Pas als Tanzlehrer seinen Lebensunterhalt verdient, erfahren wir in der engen Höhle eines Kohlenhändlers und Wasserträgers. Das Sprüchwort sagt ja: Practice est multiplex; wir haben ehemalige Universitäts-Professoren mit ihren Fensterreclamen sich gemüthlich bei Victualienhändlerinnen und Milch- und Kaffeewirthinnen einnisten sehen!

Mit einem Schlage viele Fliegen zu fangen, dazu ist die Reclame durch den Unfall aus Absicht da. Das Geheimniß derselben besteht factisch in Folgendem.

Man geht zu einem Buchernder, läßt sich einige hundert Adressen mit fetter Schrift drucken, klebt solche je auf ein Päckchen Waare oder in Ermangelung solcher auf beschwerte Papierröllchen, schüttet den ganzen Vorrath in eine lose zusammengenagelte Kiste, belastet mit dieser seinen Hauskuecht oder ein zweirädriges Handkärchen und instruirt Ersteren genau, wie er sich zu verhalten habe. Der trabt dann als Last- oder Zugthier fort, sieht sich eine Straße aus, wo recht viel Lärmen, also Neugierde zu Hause ist, — in Paris gar nichts Seltenes! — und stößt nun mit seiner Last wie von ungefähr gegen eine Mauer oder rennt damit gegen ein Fuhrwerk, bis plötzlich die Geschichte losgeht, die losen Bretter nach rechts und links auseinanderfliegen und der ganze Inhalt auf's Pflaster rollt. Macht dann der Hauskuecht noch eine recht verlegene Miene dazu und läßt die Päckchen ja recht lange liegen, damit alle Umstehenden sich die Adresse merken können, so ist die List gelungen, und es kann wieder von vorn angefangen werden.

Haben gewisse Charlatane vor, zu „arbeiten", wie sie sich selbst auszudrücken, so bedienen sie sich der oraterischen und mimischen Reclame. Für diese Sorte haben wir bereits Gartenlaube Nr. 23 dieses Jahrg.) das glänzendste Beispiel in dem Beistifthändler Mengin unsern Lesern vorgeführt. Was ließen sich sonst nicht noch für Reclamen aufführen! — die der Wasserträger, Kesselflicker, Kleiderverkäufer z. B. — Aber zu weit gehen hiese am Ende in den meisten Fällen die Reclame hassenden Pariser selbst für eine Reclame erklären. Und davor bewahre uns der Himmel!

Unter Fremden.

Aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von **Otto Ruppius.**

(Schluß.)

Der nächste Morgen schien so hell und sonnig in Luch's Zimmer, als sei er nur gekommen, um den Rest der gedrückten Stimmung in des Mädchens Seele zu zerstreuen; Flora trat wieder mit einem so gewöhnlichen Gesichte ein, daß jene unwillkürlich eine Betrachtung über die Leichtigkeit, mit welcher die Farbigen ihre schmerzlichen Eindrücke zu überkommen scheinen, anstellte, und nach beendigtem Frühstücke ließ Luch die Kinder unter der Obhut der Mulattin, um in einem kurzen Gange durch die frische Morgenluft sich den Geist wieder völlig klar und frei zu schaffen. Sie hatte den Weg nach der großen Straße, auf welcher sie früher angekommen war, genommen, hatte diese ein Stück verfolgt und sich eben wieder umgewandt, um den Rückweg anzutreten, als sie umweit von sich, auf einer einmündenden Seitenstraße, einen mit Gemüse beladenen Wagen heranrollen sah, auf dessen Vordersitze sie ihren Landsmann und kürzlichen Besucher erkannte. Lächelnd blieb sie stehen, um sein Herankommen zu erwarten; der Gemüsehändler aber schien sie kaum bemerkt zu haben, als er plötzlich sein Pferd zu langsamerem Schritte anhielt, sich mit der Hand unter die Kopfbedeckung fuhr

und, ohne einen Blick nach dem Mädchen zu werfen, sichtlich mit einem Entschlusse zu kämpfen schien — dann aber ebenso plötzlich die Peitsche brauchte, als wollte er die kurze Zögerung wieder einbringen, und bald neben der Wartenden anhielt.

„Sie scheinen schon früh auf den Füßen gewesen zu sein!“ rief Luey, welche sich über die eigenthümlichen Bewegungen des Mannes kaum einen Gedanken gemacht, und mit einem: „Man muß ja wohl!“ sprang dieser vom Wagen.

„'s ist mir eigentlich ganz lieb, daß ich Sie treffe, Miß,“ fuhr er fort, während sein Blick, dem Auge des Mädchens aus weichend, irgend einen Gegenstand in der Entfernung zu betrachten schien. „Sie sind eine Deutsche, auf der ein Landsmann nichts sitzen lassen sollte, und meine Frau hat Sie viel zu lieb, als daß ich nicht gegen Sie gerade heraus reden müßte!“ Er machte eine Pause, als wisse er nicht sogleich, wie fortzufahren; Luey aber hatte bei der sonderbaren Begrüßung zuerst in leichter Verwunderung den Kopf gehoben, dann indessen, wie in einer plötzlich erwachten Ahnung, groß und erwartend die Augen geöffnet.

„Sie haben mir etwas zu sagen, Mr. Reinert!“ sprach sie, sich fast herbar zu einem ruhigen Tone zwingend, „bitte, sprechen Sie ohne jeden Umschweif, was ist es?“

„Nun ja, ich muß es auch,“ erwiderte er, Luey's Blick von Neuem vermeidend, „ich glaube nicht dran, aber es ist Ihret- und unsertwegen, wir sind doch alle Deutsche, die sich schon straff genug gegen die Amerikaner halten müssen. Also ich war soeben auf der Farm, gerade hier hinüber, um Kraut zu holen, und der Amerikaner, Brown heißt er, hatte, während ich aufsub, ein Gespräch mit seiner Frau, in das ich gern selber ein gehöriges Wort gegeben hätte, wenn ich nur gleich gewußt hätte, wie. Es war die Rede von Ihnen, ich kann' es mit den Händen greifen. Der Major in dem Hause, wo Sie jetzt sind, habe Sie nur kommen lassen, hieß es, um — nun gerade heraus, um eine neue Liebste zu haben, er wolle durchaus nicht mehr heirathen, und Sie stünden schon so gut mit ihm, daß seine Schwester dort kein Wort mehr im Hause zu sagen habe. — Nun, ich mußte an die sonderbaren Augen der alten Lady denken, als ich Sie vorgestern besuchte,“ fuhr er mit einem halb scheuen Blick in Luey's Gesicht fort, „sonst wäre ich doch richtig deutsch losgefahren, und dann sagte auch der Amerikaner noch, der Major wäre wegen dergleichen Geschichten bekannt, und die Frau thue am besten, nicht wieder nach seinem Hause zu gehen —“ er hielt inne, wie erschrocken vor der Todtenbleiche, welche sich über das Mädchens Züge ergossen. „Ich wußte ja wohl, daß so etwas nicht sein könne,“ fuhr er rasch fort, „aber ich konnte doch eben nichts Anderes thun, als es Ihnen sagen, da ich Sie gerade traf —“

„Warten Sie,“ unterbrach ihn Luey, als ob die innere Aufregung ihre Stimme lähme, und legte mit einem eigenthümlich starren Blick ihre Hand an seinen Arm, „wo ist der Mann, der Worte in dem Sinne, welchen Sie eben angedeutet, ausgesprochen?“

„Ich sage Ihnen ja, gleich hier drüben auf der Farm, nicht eine Viertelmeile weit; aber,“ setzte er eifrig hinzu, „ich glaube kein Wort davon, verlassen Sie sich darauf!“

„Und wollen Sie mit mir gehen,“ fuhr das Mädchen fort, „und vor demselben Manne bezeugen, was Sie gehört?“

Eine gänzliche Veränderung fand plötzlich in Reinert's Haltung statt. Sein Kopf hob sich, seine Augen blitzten auf und wandten sich fest der vor ihm Stehenden zu, eine Art freudiger Genugthuung schien in seinem Gesichte aufzusteigen. „Sie — Sie wollen ihm selbst auf den Leib rücken? Hier bin ich, Miß!“ rief er, „jedes Wort bis aufs Pünktchen will ich ihm unter die Nase halten; das ist der Weg — ich wußte ja wohl, wie es stand!“

„So kommen Sie!“ entgegnete sie energisch, während ihre bleichen Züge eine Art steinernen Ausdruck annahmen, und beg rasch in die Straße ein, auf welcher der Gemüsehändler herangekommen.

„Wollen Sie nicht lieber aufsitzen, Miß?“ rief ihr dieser nach, aber nur ein kurzes Kopfschüttelu antwortete ihm, und mit einem Nicken voll sichtlicher Befriedigung ließ er das Pferd den Wagen drehen und trieb es an ihre Seite.

Wortlos, starr vor sich in's Weite blickend, schritt Luey raschen Schritts dahin, bis nach kurzer Zeit das Wohnhaus der angedeuteten Besitzung vor ihnen auftauchte. In ihr war es so klarer, schrecklicher Tag geworden, daß sie vor seiner blendenden Helle nur das nächste Eine erkennen konnte: der volle Ruin ihrer Ehre war es, durch den ihre Gegnerinnen sie hinwegzutreiben gedachten, und die Blicke der Gesellschaft, welche sie sich zwei Tage zuvor nicht hatte erklären können, zeigten sich jetzt in der einfachsten, fürchterlichsten Deutung; in einer Art von Verzweiflung aber streckte sie jetzt nur danach, sich selbst zu überführen, wie weit der Plan ihrer Feinde gelungen. Nicht mit einer der Frauen, welche sie damals gesehen, hätte sie deshalb verkehren mögen — „ich hasse die Frauen!“ tönten ihr des Majors frühere Worte im Ohre, und fast war es ihr, als wäre es nur ein Klang aus ihrer eigenen Seele; aber der Deutsche hatte von einem Manne gesprochen, und dieser war gezwungen, ihr für die gefallenen Worte Rede zu stehen.

„Dort ist der Gentleman!“ hörte sie ihres Begleiters Stimme, als sie kaum die Nähe des Hauses erreicht hatten, und rasch aufsehend erblickte sie den noch jungen Besitzer, welcher einige neu gepflanzte Bäume zu besichtigen schien, bei dem Geräusch des herankommenden Wagens aber den Kopf nach den Ankommenden gehoben hatte.

Luey ließ einen einzigen forschenden Blick über das Aeußere des Mannes gleiten und schritt dann, während der Gemüsehändler die Zügel kurz an den Wagen schlang und ihr folgte, hochaufgerichtet dem Tastehenden entgegen.

„Ich bin die Erzieherin der Kinder des Major Wood, Sir,“ sagte sie, den Blick fest in das überraschte Auge des Angeredeten bestend, „ein Mädchen, das allein steht, das mit dem, was sie gelernt, bestrebt ist, sich eine ehrenhafte Existenz zu schaffen, das Niemand hat, um für ihren guten Namen einzustehen, als sich selbst — und ich möchte Sie fragen, Sir, was Sie von einem mich entehrenden Gerüchte wissen, das Sie vor Kurzem in einem von Ihnen geführten Gespräche erwähnt, dem es dieser Mann hier entnommen. Ich bitte Sie von Grund meines Herzens, mir nichts vorzuenthalten, Sir, sich in die Seele einer Schwester hineinzudenken, wenn diese das Unglück haben sollte, in meinem Verhältnisse unter Fremden zu stehen —“ sie hielt inne, da sie ihre Stimme brechen fühlte, sie rang gewaltsam nach Fassung, aber sie konnte es nicht hindern, daß zwei große, schwere Thränen aus ihren Augen drangen.

„Ich bitte Sie doch herzlich, Miß — ich weiß kaum, worum Sie reden!“ erwiderte der Amerikaner, sichtlich mit einer ihn überraschenden Verlegenheit kämpfend und dabei einen unwilligen Blick nach dem herangetretenen Gemüsehändler werfend; dieser aber schien nur hierauf gewartet zu haben.

„Aber ich weiß, worum gesprochen worden ist, Sir!“ rief er, den Kopf trotzig hebend, „dies hier ist meine Landsmännin, die ich nicht erst von heute kenne, und eine so achtbare Lady, als es nur eine hier geben mag; wahrscheinlich würden Sie auch nicht geschwiegen haben, wenn von einer Ihrer Bekannten das gesagt worden wäre, was ich vor kaum einer halben Stunde hier anzuhören hatte.“

„Nun wohl, Miß,“ entgegnete der Erstere, wie zu einem Entschlusse kommend, „was ich ausgesprochen, ist weder meine Erfindung, noch etwas Anderes, als was seit kurzer Zeit in der ganzen Nachbarschaft cursirt. Wenn Ihnen Unrecht damit geschieht, was ich nach der Art Ihres Auftretens fast vermuthe, so mögen Sie die Duelle in des Majors Wood eigenem Hause suchen. Aber treten Sie mit in's Zimmer, damit wir nicht unberufene Zuhörer erhalten!“ schloß er, sich beherzt umblickend.

„Es ist genug, Sir, mehr als genug!“ preßte Luey hervor und wandte sich ohne Abschiedswort wieder der Straße zu, als sonne sie ihre hervorbrechenden Empfindungen nicht mehr verbergen; Reinert aber sah einen Augenblick wie unschlüssig erst finster den Amerikaner an, dann dem davongehenden Mädchen nach, ergriff endlich mit einem unverständlichen Kraftworte die Zügel und wandte hastig den Wagen, um das Pferd der Davoneilenden nachzutreiben.

„Ich habe mir doch fast etwas gedacht, als ich hörte, daß Sie unter die Amerikaner gingen!“ sagte er, als er die Letztere eingeholt, augenscheinlich aber nur um etwas zu sprechen; Luey inzwischen hörte nicht einmal die Worte; in ihr klang es: „was in der ganzen Nachbarschaft cursirt — seine Liebste!“ daß es ihr wurde, als müsse sie wahnsinnig werden. War es nicht die Wiederholung derselben Geschichte, die Marx zu Grunde gerichtet? Und dahin also deuteten die Worte der Wirthschafterin! Die Bitter ihres letzten Traumes tauchten vor ihr auf — das Gartenhaus stand leer, und ihr sehnte nach ihrer jetzigen Stimmung kaum mehr viel, um davon Besitz nehmen zu können. Eine peinliche,

halb abergläubische Angst ergriff sie; fort, nur fort aus der Nähe dieses Ortes! drängte es in ihr; sie fühlte es nicht, daß sie von dem scharfen Schritte, welchen sie angenommen, fast außer Athem war, und als sie an die Hauptstraße gelangte, wo sie vorher den Gemüsehändler erwartet, wäre sie, ohne sich nur ihrer Umgebungen bewußt zu werden, wohl in der Richtung nach der Stadt weiter geeilt, hätte sie nicht Reinert durch einen lauten Zuruf zum Aufsehen gebracht. „Wollen Sie noch weiter mit mir gehen und der ganzen Gesellschaft hier den Rücken zeigen, so sind Sie bei uns von Herzen willkommen, Miß," setzte dieser hinzu, „was Sie hier haben mögen, finden Sie wohl an zehn andern Orten. Dann aber, denke ich, nehmen wir gleich Ihr Gepäck mit, es erspart einen zweiten Weg!"

Lucy stand, sich mit voller Kraft sammelnd, und warf einen Blick nach ihrer bisherigen Heimath, wo die Kinder auf sie warteten und Flora wohl vergebens sie zu beruhigen strebte — und dann einen Blick in der Richtung nach der Stadt, die für sie kaum besser war als das weite unbekannte Meer; aber sie wußte, daß sie an der Grenze ihrer bisherigen Wirksamkeit stand, daß es das erste Gebot ihrer Ehre, gegen welche keine andere Rücksicht aufkommen konnte, war, das Haus vor ihr nur noch einmal zu betreten, um es zu verlassen, und sie konnte nur noch mit sich in Zweifel sein, auf welche Art dies Letztere geschehen sollte.

„Wenn Sie und Ihre Frau mir für eine kurze Zeit Schutz und Aufnahme gewähren wollen, Mr. Reinert, so werde ich schnell meine Sachen zusammenpacken und mit Ihnen gehen!" sagte sie langsam; „ich habe noch so viel Mittel, um Ihnen nicht zur Last fallen zu müssen —"

„Heiliges —! lassen Sie mich nicht fluchen, Miß, was kümmern mich denn Ihre Mittel!" fuhr Reinert in gutmüthigem Aerger auf, „können wir Ihnen denn nicht einmal einen Gefallen thun, wenn wir auch nicht zu den feinen Leuten gehören? Im Uebrigen ist es mir ein wahres Vergnügen, daß die Geschichte gleich einschlägt, wie sie soll, und sie werden jetzt hier herum wissen, wie sie mit den Deutschen d'ran sind. Nur los jetzt und packen Sie ruhig zusammen, ich kann mir Zeit nehmen zum Warten!"

Der kurze Weg nach Wood's Hause ward eingeschlagen; je näher Lucy diesem aber kam, je mehr drängten sich neue Bilder zwischen sie und die angethane Schmach. Sie sah den Major, wie er heimkehrend ihre schnelle Entfernung erfahren, wie er in der unangenehmen Ueberraschung ihre Gründe kaum voll genug würdigen werde — sie mußte ihm einige Zeilen hinterlassen, doch kaum wußte sie noch, wie in wenige Worte das zu legen, was sie hinwegtrieb, trotzdem alle Fasern ihrer Seele sich hier hätten anklammern mögen. Dann traten die Kinder vor ihren Blick — sie durften nichts von ihrem Entschlusse erfahren, sie wären mit ihren schwachen Händen allein im Stande gewesen, ihre Stärke zu brechen — da hielt der Wagen vor der Einzäunung des Rasenplatzes, und Reinert rief halblaut: „Nun in Gottes Namen, Miß, und vergessen Sie nicht, wenn Ihnen etwas in den Weg kommen sollte, daß ich hier halte und bei Ihnen sein kann, sobald Sie nur wollen!"

Lucy wandte sich rasch dem Hause zu und stieg nach ihrem Zimmer hinauf, wo ihr bereits der Lärm der Kinder entgegenklang. „Da ist Miß Lucy!" hörte sie beim Eintreten Flora's Stimme, und im nächsten Augenblicke fühlte sie auch schon ihre Hände und ihr Kleid unter den verschiedensten Ausrufungen gefaßt. Sie beg sich herab, küßte unter mühsam zurückgehaltenen Empfindungen jeden ihr zustrebenden kleinen Mund und tauchte die Kinder dann mit der Mahnung in's Freie, auf den ersten Ruf wieder zurück zu sein. — „Ich gehe weg, Flora," wandte sie sich nach einer kurzen Pause, die zu ihrer Fassung nöthig gewesen, an die Mulattin, „räumen Sie die Kasten aus, in zehn Minuten muß mein Koffer gepackt sein — je rascher Sie sind, je mehr werde ich Ihnen erkenntlich sein!" Die Mulattin aber sah sie mit groß aufgerissenen Augen an, und als sich das Mädchen nach dem Schreibtische wandte, schlug sie die Hände mit einem: „O, du mein Gott, auch das noch!" zusammen. „Aber ich hab' es doch gewußt," fuhr sie wie im ausbrechenden Jammer fort, „wo die Teufel sind, kann ein Engel nicht bleiben! Was wird der Major sagen!" Dann indessen, wie sich zusammenraffend, mit wunderlich zuckendem Gesichte, riß sie Lucy's Koffer aus einer Ecke hervor, öffnete die Kommode und begann unter Kopfschütteln und halblaut gemurmelten Ausrufungen die ihr befohlene Arbeit.

Unterdessen hatte Lucy, ohne den bei ihrem Morgenspaziergange gebrauchten Hut abzulegen, sich zum Schreiben gesetzt und begann nach einem kurzen, nachdenklichen Blicke durch das Fenster, während dessen die Erregung in allen ihren Mienen zitterte:

„Sir! Es giebt Lagen, welche selbst die heiligsten Vorsätze, die freudigste Bereitwilligkeit, für das Glück Anderer jede Selbstgenugthuung zu opfern, sowie die eigenen Herzensbedürfnisse machtlos machen können — und in einer solchen befinde ich mich augenblicklich. Ich muß Ihr Haus verlassen, ohne im Stande zu sein, Ihre Rückkehr abzuwarten und mich gegen Sie zu rechtfertigen; ich thue es mit blutendem Herzen, aber ich kann nicht anders. Wenden Sie sich an Ihren Nachbar, Mr. Bœwn, er wird Ihnen bessern Aufschluß über das, was mich fortreibt, zu geben vermögen, als ich es thun könnte. Ich wiederhole es noch einmal, ich gehe mit blutendem Herzen, ich hätte mit jedem Opfer das auf mich gesetzte Vertrauen verdienen mögen, nur nicht mit dem meiner Ehre. Die mir übergebene Banknote schließe ich wieder bei, da ich ihrer zu meiner augenblicklichen Existenz nicht bedarf, ohne damit indessen einer vollen Anerkennung der Freundlichkeit, welche mir Ihrerseits während meiner Anwesenheit in Ihrem Hause geworden, Eintrag thun zu wollen. Gestatten Sie, daß ich mich nenne Ihre dankbare

Lucy Hast."

Sie überlas nochmals bedächtig das Geschriebene, schloß es mit der erwähnten Banknote in ein Couvert, das sie in festen Zügen mit der Adresse versah, und trat dann zu Flora, die letzte Hand an das Packen ihrer Habseligkeiten legend. „O, der einzige Stern im Hause sinkt unter, wenn Sie gehen, Miß," sagte die Mulattin, „aber dann wird der Master wenigstens merken, wen er an die Spitze seines Hauses gesetzt — mein Kind war nur von schwarzem Blute und konnte nicht gegen das weiße aufkommen — aber jetzt —! O ich gönne es ihnen und ich werde es noch erleben, was dem alten Herzen wohlthut!" Und als der Koffer geschlossen war, sprang sie lebendig davon, um einen Neger zum Hinabschaffen desselben herbeizuholen.

Lucy hatte der alten Dienerin den Brief zur Besorgung übergeben, die Kinder unter ihre sorgsame Obhut bis zur Zurückkunft des Majors empfohlen und ihr Gepäck auf den Wagen des eifrig zugreifenden Gemüsehändlers laden lassen. Zu ihrer Erleichterung war sie der Kinder nicht wieder ansichtig geworden und die Einladung ihres deutschen Freundes, den Sitz neben ihm einzunehmen, anschlagend, wanderte sie rasch neben dem Fuhrwerke der Stadt zu. Nur eine kurze Zeit war sie in ihrer bisherigen Stellung gewesen, aber fast war es ihr, als müsse sie damit einer ganzen Lebenshoffnung Lebewohl sagen. Immer und immer wieder stieg das Gesicht des Majors in den verschiedenen Ausdrucksweisen, in welchen sie es hatte kennen lernen, vor ihr auf, und sie meinte schon seine Miene zu sehen, mit welcher er ihren Brief empfangen würde — ein Schmerz ging bei der letzten Vorstellung durch ihr Inneres, den sie sich selbst kaum erklären konnte, bis sie endlich an die Kinder dachte, die jetzt wieder ohne Freundin, ohne Mutter dastanden, und sie meinte nun ihre lebendigen Empfindungen zu verstehen.

Auf seinem Wagen saß der Gemüsehändler, sorgsam den Schritt seines Pferdes nach dem des Mädchens regelnd und immer wieder einen still beobachtenden Blick in ihr Gesicht werfend. Einige Male bereits schien er zum Sprechen anzusetzen, aber die Worte stets wieder zu verschlucken, bis die ausgedehnte Häusermasse der Stadt am Horizonte sichtbar ward. „Sehen Sie einmal dorthin, Miß," rief er, „dort wohnen mehr als hunderttausend Menschen, die alle ihren Lebensunterhalt finden, jeder in seiner Art, fein und grob; und es giebt Wenige, die nicht lustig sein können, Jeder in seiner Manier, wenn sie sich nicht selbst das Leben trübe machen — also lassen Sie das Sinnen und Kopfhängen; was da hinter Ihnen liegt, ist abgethan, und nun frisch los auf's Zukünftige. Was es werden soll, wird sich schon finden, und wenn Sie Eins thun wollen, so nehmen Sie sich das nächste Mal vor den Amerikanern in Acht!"

Lucy, aus ihren Gedanken gerissen, konnte nur einen freundlichen Blick nach ihrem Tröster hinauf werfen; an ihre Zukunft hatte sie noch kaum selbst gedacht, aber Eins fiel beruhigend in ihre Seele: die Stadt war groß, und mit ihren Kenntnissen durfte

sie wohl bald auf die Erlangung einer neuen, ihrer würdigen Lebensstellung hoffen. —

Es war am späten Nachmittag. Lucy war von der Wirthin des Hauses, dem ihr Beschützer sie zugeführt, mit einer Herzlichkeit aufgenommen worden, die ihr in ihrer augenblicklich ungewissen Lage doppelt wohl that, und die Erzählung des Gemüsehändlers von der Weise, mit welcher sie dem „Amerikaner“ ihre Stellung klar gemacht, war sichtlich nur dazu geschaffen, die Achtung der Frau vor ihr zu erhöhen. Beide schienen, einzelnen Aeußerungen nach, sie vor Allem die übele Aufnahme, welche sie bei ihrem ersten Eintritt in die Stadt gefunden, vergessen machen zu wollen. Es war ihr ein Zimmer zu ebener Erde, neben dem Wohnzimmer des jungen Ehepaars eingeräumt worden, und als endlich die mannigfachen Erkundigungen und Theilnahmsbezeigungen ihr Ende gefunden, hatte sich Lucy dahin zurückgezogen, sich in den Schaukelstuhl geworfen und überdachte, in den umzogenen Himmel vor ihrem Fenster blickend, ihre Lage und die nächsten für sie nothwendig werdenden Schritte.

Da klang ein Ton in dem anstoßenden Wohnzimmer, der wie elektrisch alle ihre Nerven berührte und sie aus ihrer bequemen Stellung aufschnellen ließ. Steif und mit angehaltenem Athem, alle Sinne in ihrem Ohre vereinigend, lauschte sie.

„Ich möchte Sie fragen, Sir,“ klang eine tiefe, sonore Stimme, und das war keine andere als die des Majors Wood — Lucy hätte nur eine Sylbe zu hören brauchen, um sie zu erkennen! — „ob Sie mir nicht sagen können, wohin sich die junge Dame gewandt, welche unter Ihrem Schutze mein Haus verlassen hat. Es ist mir von äußerster Wichtigkeit, sie noch einmal zu sprechen, und es liegt auch vielleicht in ihrem eigenen Interesse.“

„Mag wohl sein, Sir, daß es Ihnen von Wichtigkeit ist,“ ließ sich Reinert hören, „aber ich kann mir nicht denken, daß die Miß so schnell Ihr Haus geräumt und Sie in Unwissenheit über ihren Aufenthalt gelassen haben würde, wenn sie überhaupt noch Jemand aus Ihrer Gegend sprechen wollte. Ich denke, Sir, Sie lassen sie, wo sie ist, und machen ihr nicht mit Ihrer Anwesenheit neue Unannehmlichkeiten; sie hat deren schon genug gehabt, nur was ich mit angefehen — “

„Ich weiß es, Sir, wenn ich auch vor kaum einer Stunde erst davon in Kenntniß gesetzt wurde,“ folgte die drängende Antwort, „und ich bin nur gekommen, um ihr eine volle Genugthuung zu bieten. Seien Sie so freundlich, mir ihre Adresse anzugeben, und glauben Sie, daß Sie damit nur in Miß Haft's Vortheile handeln.“

„Ich denke doch, wir lassen sie allein, Sir,“ erwiderte der Gemüsehändler in unerschütterbarer Ruhe, „ich habe genug gesehen, um zu wissen, um was es sich handelt, und glaube nicht, daß ihr mit neuen Auseinandersetzungen ein Gefalle geschehen kann.“

„Aber, Mann, Sie wollen doch nicht die Verantwortlichkeit auf sich nehmen, in eines Menschen Schicksal einzugreifen, wenn Ihnen gesagt wird, daß ein kurzes Gespräch von der höchsten Wichtigkeit ist?“ hörte Lucy des Majors fast leidenschaftliche Erwiderung, und sie wartete die Antwort ihres Landsmanns nicht ab. Mit einem ihr ganzes Innere durchlaufenden Beben, als stände sie vor der Entscheidung ihres Schicksals, erhob sie sich rasch und öffnete die Thür.

„Ich werde den Gentleman sprechen, Mr. Reinert,“ sagte sie, „er hat vielleicht das Recht, eine bestimmtere Erklärung, als ich sie zurücklassen konnte, von mir zu fordern. Uebrigens,“ setzte sie hinzu, ihrem etwas verdrießlich dreinschauenden Wirth die Hand reichend, „danke ich Ihnen herzlich für Ihre wohlgemeinte Sorge!“

Der Angeredete zuckte die Achseln. „Sie haben Ihren freien Willen, Miß, und ich werde Sie allein lassen,“ sagte er deutsch, sich nach der Thür wendend; „denken Sie aber nur daran, was mit den Amerikanern bis jetzt für Sie herausgekommen ist!“

Wood war bei ihrem Eintritt überrascht einen halben Schritt zurückgetreten und hielt jetzt, während das Mädchen mit einem gepreßten: „Setzen Sie sich, Major!“ einen Stuhl herbeirückte und sich selbst niederließ, die Augen wie in tiefem Forschen auf ihre bleichen gehaltenen Züge geheftet.

„Ich danke Gott, Miß,“ begann er, langsam den gebotenen Platz einnehmend, ohne eine innere Bewegung ganz verdecken zu können, „daß ich zeitig genug nach Hause kam, um Sie noch heute aufsuchen zu können; nachdem Ihr Fingerweis mich in den Stand gesetzt, eine volle Einsicht in die Lage der Dinge zu erhalten. Ich komme nicht, Miß, um Sie zu bitten, in Ihr altes Verhältniß zurück zu kehren, ich sehe ein, daß es keine Genugthuung giebt, die Sie dazu bestimmen könnte; aber ich möchte Sie fragen: Sind Sie wirklich mit blutendem Herzen gegangen, wie Sie mir schrieben? nehmen Sie so viel Theil an den Kindern, daß eben nur Ihre angetastete Ehre Sie vermögen konnte, ihnen wieder die Mutter zu entziehen? — und vor Allem eine Frage,“ fuhr er fort, den Blick tief und fest in ihr zitterndes Auge senkend, „bin ich Ihnen wohl selbst etwas geworden in der kurzen Zeit unseres Zusammenseins, so daß die Kraft, welche Sie allen Kränkungen entgegensetzten, nicht nur allein dem Gefühle für die einmal übernommenen Pflichten entsprang?“

„Major!“ rief sie, noch tiefer erbleichend, und wollte sich von ihrem Stuhle erheben, er aber hatte fest ihre Hand ergriffen und hielt sie zurück.

„Halt, Lucy,“ sagte er, „Sie sind kein gewöhnliches Mädchen, das in einer entscheidenden Stunde nicht frei zu einem Manne reden dürfte; wären Sie es, so sähen Sie mich nicht hier mit dem Gefühle, das ich Ihnen frei eingestehe, als sei mir das beste Gut meines Lebens verloren gegangen. Antworten Sie mir gerade und offen: Können Sie sich entschließen, den Kindern eine Mutter für ihr ganzes Leben zu sein und mich mit dem, was in mir gut und schlecht sein mag, in den Kauf zu nehmen? Ich habe keine andere Genugthuung für Sie, wie für mich selbst, Lucy! Morgen steht mein Haus einsam, denn ich habe es von seinen bisherigen Regentinnen gesäubert — es war das Geringste, was ich für Ihre und meine eigene Ehre thun konnte, und daß die Nachbarn Ihnen volle Gerechtigkeit geben werden, dafür haben Sie selbst besser gesorgt, als Sie es vielleicht wissen. Sprechen Sie, Lucy!“ drängte er, ihre Hand zwischen der seinigen pressend, als sie ihn wortlos, mit seltsam unbeweglichen Zügen anstarrte.

In dem Mädchen aber war es bei seinen Worten aufgegangen, wie ein unendliches Glück, das doch nicht für sie in der Welt sein könne; was in ihr gelebt, seit sie ihre Stellung angetreten und sie über alle Kränkungen hinweggehoben, ihr selbst ein Räthsel, trat mit einem Male in voller Klarheit aus seiner Verborgenheit — die Liebe zu dem Manne vor ihr; was dieser aber sprach, kam so plötzlich, so überwältigend für sie, daß sie meinte, darunter erliegen zu müssen, und als er sie drängte: „Sprechen Sie, Lucy!“ fühlte sie, daß sie es nicht vermochte, es ward dunkel vor ihren Augen, und nur noch wie im Traume fühlte sie seinen Handdruck.

Als sie aber wieder ihrer Sinne mächtig ward, fand sie sich in seinen Armen, blickte sie in sein Auge, das bei ihrem Erwachen wie in vollem Glücke aufleuchtete, hörte sie seine tiefe, wohlthuende Stimme: „Ich wußte es ja, daß es so kommen mußte; hatten wir uns denn nicht beim ersten Blicke schon erkannt?“ —

Es war spät Abends. Draußen goß der Regen herab, wie am ersten Abend, an welchem Lucy eine Zuflucht in demselben Hause gefunden, und wieder lag sie mit wachen Augen in ihrem Bette und verfolgte das Geräusch der fallenden Tropfen auf dem Pflaster der Straße, wieder beobachtete sie die zitternden Streifen des Gaslichtes, welches von außen an die Wände ihres Zimmers fiel; aber heute ruhte sie auf den weichsten Kissen, welche im Hause sich hatten auftreiben lassen, der Regen trommelte einen Siegesmarsch, welcher ein hundertfältiges Echo des Glücks in ihrer Seele hervorrief, und an der Wand meinte sie lachende, tollende Kindergestalten sich entgegendrücken zu sehen. Und wieder stiegen einzelne Bilder aus ihrer erregten Seele vor ihr auf. Es war eine wunderliche Scene gewesen, als der Major den jungen Hauswirth herbeigerufen und gesagt: „Ich heiße Wood, Sir, wie Sie vielleicht wissen werden, und dieses hier wird morgen, wenn uns Gott das Leben schenkt, Mistreß Wood sein, die ich Ihnen auf Leib und Leben anempfehle, bis ich sie abholen werde!“ Der Eingetretene hatte erst, wie halb verdutzt, abwechselnd in die beiden Gesichter des Paares geblickt, dann aber dem Mädchen, wie in einer plötzlichen warmen Regung, die Hand entgegengestreckt und gerufen: „Meinetwegen, Miß, wenn Sie doch einmal nicht von den Amerikanern lassen können! Ich verstehe es nicht ganz, aber Jeder nach seiner Weise und tausendmal Glück! Sind Sie nicht so zu meiner Hochzeit gekommen, so lade ich mich doch auf die Ihre ein, denn so halb und halb schein' ich doch wohl selber dazu gehossen zu haben!“ — Und dann trat das Bild des Majors und jede einzelne Scene, die sie mit ihm durchlebt, vor ihren Geist; sie sah ihn wieder am Gartenhause stehen, und Mary's Erscheinung stieg auf — jetzt hatte

der Ort seinen eigenthümlichen Schrecken für sie verloren, die unsaubern Gesichter waren gebannt, und nur in einer Wehmuth, welche ihr eigenes Glück sie um so tiefer empfinden ließ, gedachte sie des Opfers treuer Liebe. Kaum das sie überkommenden Schlafs bewußt, entschlummerte sie endlich, den Gedanken an den hellen, strahlenden Morgen, der sie erwartete, mit in ihre Träume nehmend.

Blätter und Blüthen.

Von **Schulze-Delitzsch** ist, im Auftrage des Congresses deutscher Volkswirthe, der „Jahresbericht für 1860 über die auf Selbsthülfe der Betheiligten gegründeten Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften des kleinen Gewerbstandes" (Leipzig, Verlag von G. Mayer) erschienen. Nach demselben ist vom Jahre 1858 bis 1860 die Zahl der Vorschuß- und Creditvereine von 200 auf mindestens 300, die der Rohstoffvereinen von 100 auf 150, der Gesammtbetrag aller dieser Vereine von 6½ Mill. auf mehr als 12 Mill. Thaler angewachsen. Beim Centralbureau waren 133 Rechnungsabschlüsse eingegangen, aus welchen sich der einem Umsatze von 8½ Mill. Thaler noch nicht 1490 Thaler Verlust ergaben! — Zu beklagen ist nur, daß ein großer Theil der vorhandenen (wohl über 500) Genossenschaften vom Beitritt zum Centralbureau und damit zur Unterhaltung desselben (2 Procent des jährlichen Nettogewinns, mit einem Mindestbetrag von 2 und einem Meistbetrag von 20—30 Thlrn.) dadurch sich abhalten läßt, daß die Thätigkeit dieses Bureaus zumeist, über Oeffentlichkeit halber, auch den nicht betheiligten Vereinen zu Statten kommt. Anstatt Gott zu danken, daß ein Mann wie Schulze-Delitzsch den größten Theil seiner Thätigkeit und ungewöhnlichen geistigen Kraft für die aufwendet, für ihr materielles Besitz, nicht für seine Existenz, die allerjetzt gesichert ist, bedenken sie nicht einmal, daß es eben nur auf den Bestand dieses einen Mannes ankommt, die als so beistam längst anerkannte Thätigkeit des Centralbureaus mit den betheiligten zugleich für alle Zeiten aufsdoren zu lassen. Uebrigens entschädigt der edle Schulze-Delitzsch diese traurige Erscheinung selbst noch mit den Worten: „Daß ein solcher Mangel an Gemeingeist, eine solche Verkennung des eigenen wahren Interesse in den bisherigen Zuständen bei uns nur zu sehr begründet ist, und nur allmählich mit Hebung des öffentlichen Lebens, der politischen und gewerblichen Selbstständigkeit und Freiheit verschwinden wird, kann wohl Niemand bezweifeln." Allerdings, aber hingedenkt muß auch auf solchen Thatsachen fest und fort werden, weil ohne dessen Verschwinden überhaupt keine Besserung möglich ist.

Indem wir dies schreiben, geht uns eine Aufforderung „an die deutschen Genossenschaften" von dem „engen Ausschuß" derselben zu, der, offenbar in gerechter Entrüstung über den gemeinen Sinn, der so oft da hervortritt, wo der Gemeinsinn gerade am seiner Stelle wäre, sich weder an diejenigen Vereine wendet, die einen Besseren nicht überzeugt sein wollen, noch an solche Personen, welche es für eine Handlung der Klugheit halten, da zu ernten, wo sie nicht gesäet haben.

Mit Recht sagt die Aufforderung, daß die Wichtigkeit der Vertretung des Genossenschaftswesens in der Presse und auf Congressen vielseitig unterschätzt werde. „Das Licht und die Wärme, welche dort Herr Schulze über unsere Angelegenheit verbreitet hat, ist einfach der Grund ihrer Existenz und kann für ihre gedeihliche Weiterentwickelung noch auf lange Zeit nicht entbehrt werden." Und wer diese Seite der Thätigkeit des Centralbureaus nicht zu würdigen vermag, der soll wenigstens Folgendes bedenken: „Das Centralbureau wird mit einer ununterbrochenen Fluth von Anfragen vor und nach Gründung neuer Vereine überschüttet und empfängt damit stündlich ein sprechendes Zeugniß seiner Unentbehrlichkeit. Die Anfragen werden mit einer Sachkenntniß, Gewandtheit und Bereitwilligkeit beantwortet, die vereint nur an Schulze gefunden und bewundert werden. Glauben nun die Betheiligten, sie haben mit ihrer Bewunderung genug gethan, dann ist freilich die Sache zu Ende. Sind sie jedoch der Meinung, daß sich täglich eine erhebliche Zahl Briefe nicht beantwortet und nicht alle Anfragen durch Arbeit beantworten lasse, dann empfiehlt ihnen der engere Ausschuß zu thun, was der Vortheil nicht minder als die Ehre gebietet." — Auf diesen Ehrenpunkt sind insbesondere die älteren und größeren Genossenschaften zu verweisen, von denen eine starke Zahl in der unrühmlichen Ausnahme vorangeht.

Und dieses Ehrenpunkts werden wir uns in der großen Oeffentlichkeit anzunehmen haben, weil hier eine allgemeine deutsche Angelegenheit vorliegt. Es gilt, Negligenz zu stören über diejenigen, welchen neben dem Geldvortheil die Ehre zu wenig Gewicht hat. Deutschland steht jetzt so, daß die Nation nicht blos in den oberen Schichten, daß sie überall ihre Leute kennen lernen muß.

F. H.

Praktische Anmeldung bei Goethe. Daß es einer Menge Reisender verstopft blieb, den berühmten Mann zu sehen und zu sprechen, ist eben so bekannt als erklärlich; er würde oft den ganzen Tag gebraucht haben, um dem Andrange zu genügen. Und wie klein war die Zahl wirklicher Besucher, verglichen mit der Masse derer, die nur Neugierde oder Eitelkeit in Bewegung setzte, und die zu seiner Unterhaltung mit solch' einem Geiste befähigt waren.

Der Wirth des ersten Gasthofes (zum Erbprinzen) rieth Fremden immer, die ganz gewiß vergebens unternommene Anmeldung zu unterlassen, würde sie nicht durch einen Empfehlungsbrief unterstützt.

Acht Jahre vor Goethe's Tode lamen zwei junge Doctoren* auf ihrer Heimreise von Göttingen durch Weimar und traten im Erbprinzen ab. G. . . ., der Eine von Beiden, brannte vor Begierde, den Schöpfer des „Faust" zu sprechen; herkömmlich verweigerte der Wirth sein Vermittelung. G. . . . verfaßte Verse und Schreibzug, schrieb folgende Strophen, setzte seinen Namen darunter und ließ das Couvert durch einen Lohndiener Goethe überreichen:

„Wenn der Feuerstrom der Brust,
Ferend seiner Kraft bewußt,
Kühn die Schranken wagt zu sprengen,
Und die unermeßnen Räume
Frei durchseilt im Reich der Träume,
Wer kann ihm den Weg verengen?
Unaufhaltsam
Weckt er der Saiten schlummernden Ton,
Und entlodt's
Seiner Besitzkünung gewaltsam,
Regt er die Lust, regt er den Schmerz,
Weitet das Herz,
Wiegt sich im rhythmischen Klange.

So empfand ich, als in fernen Landen
Meiner Jugend Freund Dein Taffo war;
Tiefer führt' ich und mit grausen Banden
Felsette Dein Faust mich wunderbar;
Meiner Jugend treue Zauber schwanden,
Und der Sinn von Dichtung mich mit klar.
Geistig lah ich längst Dich mit Entzücken,
Laß mich jetzt verkörpert Dich erblicken."

Umgehend erfolgte freundliche Einladung.

* Ethert, Dr. med. aus Hamburg, und Gillich, Dr. jur. aus Flensburg, welcher letztere nach der Eydedung, gleich anderen tüchtigen Patrioten, aus seinem engeren Vaterlande verwiesen wurde und jetzt Kreisrichter in Bergen auf der Insel Rügen ist.

Kleiner Briefkasten.

Herrn Pastor **Ed. Sch.** in Pf. Die Sitze: „Nur ein Schalbirt" in Nr. 15 der Gartenlaube beruht auf Thatsachen. Die Absicht, daß die Gegenüberstellung des Schalbirten und des Predigers eine „Bämische" sei, wie Sie sich in Ihrem Briefe ausdrücken, dürften nur Sie allein haben. Wir geben zu, daß Ihre Aeußen über den betreffenden Prediger mehrfache Ergänzungen enthalten, Berichtigungen geben sie in den Hauptsachen durchaus nicht. Daß Napoleon in der Nacht vor der Schlacht durch das Raubthal einen großen Theil seines Geschützes hinaufhalten ließ, ist durch Augenzeugen verbürgt. Sie behaupteten die Franzosen hätten das Raubthal schon vorher gekannt; dann war es, gelinde gesagt, eine überflüssige Thorheit, daß sie den Prediger zwangen, ihnen den Weg durch dasselbe zu zeigen. Wir bezweifeln nicht, daß Sie die Aeußen aus dem Munde des Predigers selbst haben; ist Ihnen die der Gebanke gekommen, daß derselbe seine Schuld in einem so günstigen Lichte wie möglich darzustellen gesucht haben wird? und daß er schuldig war, hat er, Ihrer Ansicht widersprechend, selbst durch die späteren Worte: „Ich wollte, ich hätte mich verdächtigen lassen," bestätigt.

A. R. in Neustrelitz. „Die Gelehrtesten der Gelehrten sehen jetzt mit Entsetzen ein, daß die Gesetze der Natur mit den Aussagen der Bibel im Einklange stehen, daß die Männer Gottes sie bekannt an Gelehrsamkeit überragten u. s. w." Verehrteste, wenn wir unsern lesenden Theil zu glauben unmuthen, so glauben sie uns gar nichts mehr. Das Manuscript steht zur Verfügung.

K. in Greifenberg. Wie sollen wir Ihnen Antwort zukommen lassen? Es giebt nicht weniger als zehn Greifenberg, vier in Oesterreich, vier in Preußen, zwei in Baiern. In welchem wohnen Sie?

Zur Nachricht!

Auf unsere Anzeige in Nr. 44 der Gartenlaube sind auf die im Preise herabgesetzten 4 Jahrgänge dieser Zeitschrift die Bestellungen von allen Seiten so massenhaft eingelaufen, daß der Vorrath des einen Jahrgangs bereits bis auf wenige Exemplare erschöpft ist. Die unterzeichnete Verlagshandlung sieht sich deshalb zu der Erklärung genöthigt, daß sie schon jetzt den festgesetzten Termin der Herabsetzung widerrufen muß und die angezeigten 4 Jahrgänge 1856—1859 nur noch bis zum 20. November d. J. von da ab aber, mit Hinweglassung des Jahrgangs 1856, nur die Jahrgänge 1857—1859 zu dem herabgesetzten Preise von 2 Thlr. 25 Ngr. zu liefern vermag.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 48. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das Bombardement von Schärding.

Von Herm. Schmid.

(Schluß.)

„Die bei uns eingedrungenen Soldaten zeigten aber für Alles, was wir an uns trugen, eine so außerordentliche Aufmerksamkeit, daß sie sich nicht mit dem Sehen begnügten, sondern wie Kinder Alles anrührten und behalten wollten. Obwohl es mir schwer fiel, mich von meiner Uhr zu trennen, fand ich mich doch in dem Gedanken darein, daß ich auch ohne sie recht gut wußte, welche Stunde für mich geschlagen hatte. Auch der Abschied von meinem Siegelring fiel mir nicht gar zu schwer; auch ohne ihn befaß ich den wohl ausgefertigten und besiegelten Urkundsbrief, daß ich ein Bettler geworden war. Schwerer ward es mir, meinen Ueberrock verschwinden zu sehen, denn wir waren sehr befreundet mit einander, und noch jetzt muß ich ihm nachsagen, daß er mich immer sehr warm gehalten hat, viel wärmer als Uhr und Siegelring. Mein einziger Trost war, daß mir der zweite Rock blieb, den ich der Kälte wegen darunter gezogen hatte, allein die Freude war von sehr kurzer Dauer. Ein Zweiter, ein dammlanger Chasseur, sah gar keinen Grund, weshalb er sich nicht mit dem zweiten Rock begnügen sollte, nachdem der erste nicht mehr zu haben war. Ein Dritter fand meine Weste allen billigen Anforderungen entsprechend, ein Vierter mochte glauben, daß ich viel freier athmen würde, wenn er mich von meiner Halsbinde befreite, und war aufopfernd genug, sich statt meiner dieser Belleumung zu unterziehen. Der Fünfte endlich fand zu guter Letzt an meinen Stiefeln Geschmack und lud mich mit einer höflichen, aber zweifellosen Hand-wegung ein, auf die Bank niederzusitzen und die Stiefel auszuziehen. Als das nicht ging, weil von meiner Seite die nöthige Bereitwilligkeit fehlen mochte, verschmähte er nicht einmal, meinen Kammerdiener zu machen. Er nahm eins meiner Beine nach dem andern, setzte sich rittlings darauf und ritt mir so die Stiefel recht angenehm von den Füßen herab. Ich habe auch nicht verfehlt, hiervon Nutzen zu ziehen, und habe diese Methode später im Falle Bedürfens mit entschiedenem Erfolge angewendet.

Inzwischen war es meinen Leuten nicht besser gegangen; Schuhe, Strümpfe, Röcke, Hauben — Alles fand Liebhaber. Ich wunderte mich dabei nur über die Vorsicht, mit welcher diese Krieger auf ihre Angehörigen dachten, denn da sie die meisten Sachen für sich unmöglich gebrauchen konnten, mußte ich annehmen, daß sie dieselben ihren Frauen und Kindern zum Andenken bestimmt hatten. Constanzen, die ein schwarzseidenes Kleid trug, rissen sie den Rock eben so schnell als kunstfertig ab, daß sie nur das Leibchen behielt. Den Rock schlitzten sie im Nu mit den Säbeln in lange schmale Streifen, und banden sie sich mit sichtbarem Seelenvergnügen als Cravatten um den Hals. Nachdem sie so ihre Arbeit ebenso rasch als gründlich beendet hatten, griffen sie artig salutirend an ihre Mützen und Helme und entfernten sich. Der Letzte in der Thüre war ein blutjunger Mensch, ein Voltigeur, und trug den Shawl meiner Katharina über'm Arm. Ich bemerkte es, sprang hinzu und faßte ihn am Arm, indem ich auf Katharinen hinwies, die in gesteigertem Fieber auf dem Stroh lag und das Kleidungsstück hart vermißte. Ich bat ihn, der Kranken das einzige letzte Schutzmittel nicht zu nehmen — aber er machte sich lachend von mir los und eilte den Uebrigen nach.

Wir blieben wortlos zurück und machten unsern Gefühlen in verschiedenartigen Ausrufungen Luft. Da ging die Thüre wieder auf, und der Voltiguer kam zurück. Ohne ein Wort zu sagen, trat er zu Katharinen hin, breitete den Shawl über sie aus und legte eine Bouteille Wein neben sie hin. Dann trat er zu mir, faßte meine Hand und rief: „Ich haben gemacht an meine Mutter daheim dans la France — il wollen faire du chagrin für eine Mutter en Allemagne."

Der brave Junge verschwand, aber mit seinem Geschenk war das Glück. So oft wir auch im Laufe des Tages neuen Horden in die Hände fielen, die unser Besitzthum musterten, so legte doch Keiner Hand an den Shawl. Er blieb uns, und Katharina trug ihn noch nach Jahren — nie ohne den warmen Wunsch, daß der gutherzige Voltiguer zurückgekehrt sein möge zur Freude der Mutter, an die er so herzlich gedacht.

Als wir nun allein waren und ich mein Häuflein überzahlte und seine Toiletten musterte, kam es mir gar zu drollig vor, wie wir Alle aussahen, und ich konnte mich nicht enthalten, darüber laut aufzulachen. Katharina hob sich halb verwundert, halb unwillig empor und rief mir zu: „Regler! Mann! Ferdinand! Bist Du denn wirklich von Sinnen gekommen, daß Du bei all dem Herzleid noch lachen kannst?" Ich aber trat zu ihr hin und rief: „Sei getrost, mein liebes Weib! Ich habe meine fünf Sinne wirklich noch beisammen! Aber se, wie es nun mit uns steht, was kann ich da Klügeres thun, als lachen? — Habe ich nicht Recht gehabt, als ich sagte, es sei ein Trost, daß uns doch etwas übrig geblieben war? Und habe ich nun nicht wieder Recht, wenn ich sage, es ist ein Trost, zu wissen, daß wir nun gar nichts mehr haben? Was macht dem Menschen mehr Sorge, als zu erhalten, was er hat? Siehst Du, davon sind wir gründlich geheilt. Das Glück kann nun jeden Augenblick kommen und uns zu sich in sein Schiff nehmen, das Gepäck wird uns wenig Kummer machen!"

Das Glück kam aber nicht, sondern ein Trupp Franzosen um den andern, und keiner unterließ, uns seinen Besuch zu machen.

Sie nahmen an der Kahlheit unseres Salons nicht nur keinen Anstoß, sondern fanden denselben und unsere Toilette hie und da noch zu luxuriös, und überzeugten uns praktisch, wie wenig davon ganz unentbehrlich ist.

Darüber mochte es Mittag geworden sein, und der ungestümste aller Mahner und Gläubiger, der Magen — hier in einem ansehnlichen Pluralis vertreten — begann seine Befriedigung immer dringender zu fordern. Als es etwas ruhiger geworden war, machte ich mich aus unserm Versteck heraus und ging auf's Recognosciren aus. Bei der Bäurin war wenig mehr zu haben, denn auch ihr waren Kisten, Kasten und Truhen geleert worden. Sie wischte sich die Augen mit dem Rücken der Hand aus — mit dem Schürzenzipfel konnte sie nicht, weil sie keine mehr besaß. „Geben kann ich Euch nichts," sagte sie, „Ihr müßt halt suchen, wo Ihr noch was findet!" — Ich ging also mit Hansen auf Entreckungsreisen aus und war so glücklich, einen Brotwecken zu erwischen, den ein Franzose im Uebermuthe wieder weggeworfen haben mußte, denn er lag seitwärts vom Wege im Schmutz. Haus war im Stadel herumgetrochen und hatte das improvisirte Nest einer Henne entdeckt, mit einer Anzahl Eier gefüllt. Damit war für den Hunger gesorgt; wie trimmphirend kamen wir mit unserer Beute heimbei, und im Augenblick hatten die Frauenzimmer wie in ruhiger Zeit das Geschäft übernommen, den Tisch zu beschicken. — Wie es nun immer geht, daß man sich mit dem, was man hat, nicht begnügen will, kam mir der Gedanke, daß wir die Eier ohne Salz essen sollten, und ich sprang daher nach der Küche hinüber, uns diesen Luxus zu verschaffen.

Damit aber war uns, oder wenigstens mir, die ganze Mahlzeit verfalzen. Kaum setzte ich den Fuß aus der Küche wieder heraus, als mir der dicke Bierbrauer Waninger um den Hals fiel und mich an seine Brust oder eigentlich an seinen Bauch drückte, daß mir fast der Athem ausging. „Gott sei Dank!" rief er dabei ein über das andere Mal, „Gott sei Dank, daß ich Sie antreffe, verehrtester Herr Controlor! Ich habe eine schwarze Henne zur heiligen Mutter Anna verlobt, wenn ich Sie finde!" Mir ahnte schon nichts Gutes, denn hinter dem Dicken sah ich ein Paquet Grenadiere stehen, die er sich offenbar nicht aus Spaß zur Begleitung erbeten hatte. Ehe ich aber zu fragen vermochte, war ich vollständig aufgeklärt. „Der Marschall Massena ist unten in der Stadt," fuhr Waninger fort, indem ihm fortwährend die Thränen über die runden Backen kugelten. „Er ist beim Weißmannbräuer einquartiert und ist außer sich vor Wuth, daß Niemand von den Beamten ausfindig zu machen ist. Er will den Maire haben, denn wir sollen Contribution zahlen, und wenn er in einer Stunde nicht gefunden ist, will er die Stadt der Erde gleich machen und Alles über die Klinge springen lassen. Ich Mann des Unglücks habe ein Wörtchen davon fallen lassen, daß ich Sie gestern Abends noch in der Stadt gesehen habe, und seitdem habe ich diese sechs Teufel hinter mir, die mich nicht eher loslassen, bis ich den Herrn Amtscontrolor zur Stelle geschafft habe." „Herr," fuhr ich auf ihn los, „für den Fremdschaftsdienst danke Ihnen der Teufel! Was soll ich bei dem Marschall in der ausgeraubten und ausgebrannten Stadt? Sagen Sie nur um Himmelswillen, wie Sie mich ausgekundschaftet haben!"

„Ach, verehrtester Herr Controlor," entgegnete Waninger schluchzend, „werfen Sie deshalb keinen Groll auf mich — ich bin ja selbst nur ein willenloses Werkzeug! Auf die Spur aber hat mir Ihr isabellfarbener Ueberrock gehelfen. Es trägt Niemand einen solchen in ganz Schärding, und wie ich in stiller Verzweiflung meine Grenadiere da auf's Gerathewohl vor's Thor hinaus spazieren führte, da kam mir ein Franzose mit Ihrem Ueberrock entgegen. Den ließ ich durch meine Schutzengel festhalten, bis er gebrichtet hatte, und aus seiner Beschreibung erriech ich bald, Sie könnten nach der Waizenau geflüchtet sein. Aber nun kommen Sie nur — es hilft doch einmal nichts, also wollen wir immerhin zusammen in den sauren Apfel beißen!"

Dagegen ließ sich in der That nichts einwenden; auch hatten die Grenadiere bereits begriffen, daß ich der Gesuchte sei, nur nahmen mich und Waninger in die Mitte, uns abzuführen. Mit knapper Noth gelang es mir, ihnen begreiflich zu machen, daß ich ohne Stiefel den nassen Weg in die Stadt nicht machen konnte; aber sie wußten Rath, mir in Nu hatte ich ein Paar vollkommen wasserdichte Holzschuhe an den Füßen.

Inzwischen war den Meinigen mein langes Außenbleiben aufgefallen; sie suchten mich und kamen nun in weinendem Chore herausgestürzt. Das war nun allerdings das Schwerste, was uns getroffen hatte, denn bis dahin waren wir noch Alle unverfehrt und vereinigt geblieben. Zudem konnte man nicht wissen, ob und wann ich wiederkommen würde, denn es war nichts Seltenes, daß die Beamten aufgehoben und in entlegene Länder geschleppt wurden, von wo sie gar nicht mehr oder erst nach Jahren zum Vorschein kamen. Auch mir konnte ein solches Loos bestimmt sein; meine Katharina und die Kinder hingen daher an mir, als ob es einen Abschied für's Leben gelte. Auch mir ging es sehr nahe und ich fühlte, wie mir die Thränen über das Herz heraus schwellen wollten, aber ich drängte sie mit dem Gedanken zurück, daß wir Alle unterstinken würden, wenn nicht wenigstens ich den Kopf über dem Wasser behielte. „Vernünft Euch," rief ich, „mir wird kein Leid geschehen! Ich fürchte mich vor dem Marschall nicht, und Ihr seht nun erst, welch' angesehener Mann Euer Vater ist, daß ihn ein so großer Herr wie eine Stecknadel suchen läßt. Und dann — so lange Alles drunter und drüber ging, war von Amt und Geschäft keine Rede mehr — aber nun ist Alles reinirt, da haben wir hinterher vollauf zu thun, und es ist nur meine verfluchte Schuldigkeit, wenn ich gehe. Dabei kann es nie sehr weit gefehlt sein!"

Aber was ich sagte, wollte nicht verfangen, vielleicht weil man dem Referenten anhörte, daß ihm dabei auch nicht ganz wohl zu Muthe war. Zuletzt machten die Grenadiere der Sache ein Ende, indem sie mich mit Waninger zum Anbruch zwangen. Ich schritt mit einer Empfindung hinweg, die sich nur fühlen, nicht beschreiben läßt; aber ich winkte immer mit lachender Miene zurück, so lange ich die Meinigen sehen konnte. Die hingen an einander erstarrt wie ein Bienenschwarm, den beim ersten zu frühen Ausflug der Nachtfrost erreicht hat.

Eine halbe Stunde später schritten wir dem Weißmann'schen Brauhause zu, das so unverfehrt dastand, als ob den Tag zuvor anstatt Kugeln Schneeflocken gefallen wären. Das kam aber daher, weil Marschall Massena, als er 1805 in Schärding war, in diesem Hause gewohnt hatte und von den Bräuerstöchtern, wie auch von der schönen Töchter überaus gut und freundlich bewirthet worden war. Dafür war er so artig und befahl den Kanonieren in diese Richtung nicht zu schießen. Dafür erhielten die übrigen Häuser die verdoppelte Ladung, aber Massena's frühere Wohnung sammt dem Capuzinerklofter daneben blieb verschont.

Darum herum, im Hofe, im Erdgeschoße und auf den Treppen wimmelte es von Soldaten. Viele drängten sich an uns heran, während wir hindurch marschirten, verhöhnten uns und machten drohende Gebehrden. Ohne Zweifel hielten sie mich für einen Spion, der aufgeknüpft werden sollte, oder wohl gar für den Unglücklichen, der den verhängnißvollen Schuß auf den Parlamentär abgefeuert hatte. Oben auf der Treppe angelangt, wendeten wir von unserer Escorte einen Arjutanten übergeben, der sogleich mit uns in den Saal eintrat und uns vor oder richtiger hinter den Marschall führte. Dieser saß an einem mit Karten und Papieren überdeckten Tische, eben beschäftigt, eine Flasche Rothwein zum Dejeuner zu leeren. Er wendete uns den Rücken zu, ich aber sah sein Angesicht in dem gegenüber angebrachten hohen Pfeilerspiegel. Als der Arjutant rapportirte „Monsieur l'adjoint du maire de Schuerding," sah ich, daß der ausdrucksvolle, von dichtem schwarzem Haar umgebene Kopf plötzlich zinnoberroth und dann hirschbraun wurde vor Zorn. Indem der Marschall aufsprang, sah ich schon ein gewaltiges Ungewitter über mich ausbrechen, aber wie er sich umwandte und mich erblickte, zuckte es hell über das dunkele Gesicht, das einen wohl in Verwirrung setzen konnte durch die strengen Züge und das wilde, flackernde Auge. Er lachte und rief, ob das die Nase sei, in welcher hier zu Lande die Maires erschienen. Ich sah allerdings betreuzlich aus, denn ich hatte nichts am Leibe als Hosen und Hemd, war barhäuptig, und die Holzschuhe vollendeten meine Toilette in würziger Weise. Als mir Waninger, der das Französische nothdürftig radebrechte, die Frage verdeutscht hatte, war all meine Besangenheit verschwunden. Ich verbeugte mich mit allem möglichen Anstande und erwiderte: „Nein, Herr Marschall, das ist die Uniform, die uns Ihr Kaiser hat anziehen lassen!" Der Marschall schien auf meine Antwort gespannt, denn er blickte fest auf den dolmetschenden Bierbrauer, der aber keines Wortes mächtig dastand und sich den Angstschweiß von der Stirn trocknete. „Aber um aller Heiligen willen, verehrtester Herr

Controlor," jammerte er, „das wage ich nicht zu übersetzen! Das brächte Sie und mich in's Unglück!" Ich zuckte die Achseln; der Marschall aber, ungeduldig über die Zögerung, rief einen jungen Officier herbei, welcher meine Antwort übersetzen mußte. Als er sie vernommen, maß er mich einen Augenblick vom Kopf bis zum Fuß und ließ mir dann durch den Officier sagen, ich sei sehr kühn, aber er verpeise mir, denn er sehe wohl, daß mir übel mitgespielt worden sei. Darauf ward mir bedeutet, mich niederzusetzen und zu schreiben, was mir dictirt würde. Es war das Bereichniß der Lebensmittel, die ich binnen zwölf Stunden herbeischaffen sollte, und einer Contribution an Geld. Anfangs schrieb ich geduldig, was mir Waninger seufzend vorvolmetschte, denn da der junge Officier abgetreten war, mußte er wieder das gefährliche Amt übernehmen. Als aber die Zahlen gar kein Ende nahmen und alle zahmen Thiergattungen, wie sie kaum in der Arche Noah gewesen sein mochten, gleich nach Tausenden verlangt wurden, fing ich an auf meinem Sitze hin und her zu rücken und vernehmlich zu brummen. „Sagen Sie dem Herrn Marschall," rief ich dem entsetzten Waninger zu, „ob er mich für einen Taschenspi ler hält, der Tauben und Meerschweinchen aus seinem Hute herauszaubern kann?" Der unglückliche Dolmetscher bebte am ganzen Leibe.

„Das getraue ich mir nicht zu sagen — das lassen Sie sich von Jemand Anderem übersetzen!" Dies Zwiegespräch wurde anscheinend unmerklich eingeschaltet, denn Massena fuhr fort im Saale auf und ab zu schreiten und zu dictiren. Ich sah ihm aber wohl an, daß ihm unsere Zwischenbemerkungen nicht entgingen. Zuletzt kam die Contribution. Bis kommenden Tag Mittags 12 Uhr sollten achtzigtausend Gulden baar erlegt sein. Das ward mir zu viel. „Das schreibe ich nicht!" rief ich unmuthig und warf die Feder auf den Tisch. „Das heißt mit unserm Elend noch Spott treiben! Sagen Sie dem Lonquinus da, der herumsteigt wie der Hahn im Werg, daß ich das nicht schreibe!" Der Dolmetscher war starr; Massena aber stand mit zwei gewaltigen Schritten hinter mir und gab mir einen derben Schlag auf den Rücken. „Ist es que vous êtes fâché, monsieur?" rief er mit blitzenden Augen, als habe er nichts Geringeres vor, als mich in der Mitte abzubrechen.

War ich zuvor schon aufgeregt, so stieß die erlittene Mißhandlung dem Fasse vollends den Boden aus. Zornglühend sprang ich auf und trat vor den Marschall hin, der unwillkürlich einen Schritt zurück machte. „Ja," rief ich und vergaß im Eifer ganz, daß mich der Marschall nicht verstand, „ja, ich bin fâché! Ich bin es als Beamter St. Majestät des Kaisers von Oesterreich nicht gewohnt, mit Schlägen tractirt zu werden! Das mag bei Ihnen Sitte sein; bei uns nicht, Herr Marschall! — Ja, ich bin entrüstet und scheue mich nicht, es zu zeigen! Es ist geradezu Hohn, mit dem Elend, in das Sie uns versetzt haben, von uns eine solch' ungeheuere Summe zu verlangen. Ebenso gut könnten Sie fordern, ich solle bis morgen Mittags 12 Uhr die zusammengeschossene Stadt wieder aufbauen! Es ist Hohn mit unserer Armuth, diese Lieferungen zu verlangen, jetzt, nachdem Ihre Horden Alles ausgeplündert und kaum eine Klaue übrig gelassen haben! Es ist Hohn, Lieferungen zu fordern, die man kaum in Friedenszeiten und beim größten Ueberflusse aufbringen könnte, und es ist noch der größte Hohn, daß ich sie liefern soll, ohne alle amtliche Hilfsmittel und binnen einer Zeit, die nothwendig einen Hexenmeister voraussetzt. Wenn es auf die armen Schächerinen dem doch einmal abgelesen ist, so machen Sie ihnen rasch und ohne Flausen den Garaus! Und mich, der Ihnen die Wahrheit gesagt hat, und den Sie doch schon einmal ruinirt haben, mich lassen Sie füsiliren, damit mein Weib zur Wittwe und meine Kinder zu Waisen werden . . . und damit bin ich zu Ende!"

Der Marschall war während meiner ganzen Staatsrede unbeweglich geblieben und hatte kein Auge von mir verwandt. Dolmetscher Waninger war vor Schrecken halb ohnmächtig in einen Stuhl gesunken; die dienstthuenden Officiere und Soldaten standen lautlos an den Wänden herum, unter ihnen der junge Lieutenant, der schon einmal als Uebersetzer gedient hatte und jetzt zurückgekommen war. Diesen winkte Massena vorzutreten und befahl ihm, was ich gesagt hatte, auf's Genaueste zu übertragen. Ich hätte es aus seinen Gebehrden entnehmen müssen, wenn ich auch noch weniger französische Worte verstanden hätte, als ich wirklich verstand. Der junge Mann geborchte mit sichtbarem Widerstreben.

Als er geendet hatte, sah mich der Marschall noch einen Augenblick durchdringend an. Dann trat er näher vor mich hin, legte mir die Hand auf die Schulter und hielt, als wenn er sich vevanhiren wollte, eine Gegenrede an mich hin. Auch ohne Waninger's Hilfe, der diesmal sich nicht im Mindesten scheute, begriff ich den Inhalt. „Sie sind ein braver Mann," sagte. „Sie haben Muth; ich liebe das nur sehr es gern, wenn man mir unumwunden seine Gedanken sagt. Zum Beweise dafür und zum Beweise, daß wir nur thun, was wir thun müssen, erlasse ich der Stadt die Contribution. Von den Lebensmitteln liefern Sie die Hälfte. Ich stelle Ihnen genügende Mannschaft zur Disposition — können Sie das in 24 Stunden schaffen?"

Diesen Ausgang hatte weder ich, noch Einer der Anwesenden erwartet. Alle athmeten in einer angenehmen Empfindung auf, ich aber faßte ohne Umstände des Marschalls Hand, schüttelte sie und dankte ihm ordentlich gerührt, weil er mich dafür, daß ich meine Schuldigkeit gethan, nicht bestrafte und so freundlich war, uns einen Theil von dem zu schenken, was uns ohnehin gehörte. Aber so ist der Mensch, wenn die Gewaltigen der Erde ihre Macht auch mißbrauchen, er erträgt es, so lange ihm ein Winkel gelassen wird, in dem er behaglich niederkauern kann. Erst wenn die Meute des Uebermuths ihn auch da aufstört, zeigt er Krallen und Zähne.

Der Marschall ging; ich ward in ein anderes Zimmer gebracht und mir bereitet, meine Arbeiten zu beginnen. Ich that es so gut als möglich aus dem Kopfe, da alle Verzeichnisse und Register mit dem Lautzerricht in Rauch aufgegangen waren. Inzwischen ward von allen Seiten für meine Bequemlichkeit gesorgt; statt der Holzschnitze erhielt ich ein Paar abgeschnittene Reiterstiefel aus der Garderobe des Marschalls, und auch mein isabellfarbener Ueberrock, der an mir zum Verräther geworden, wurde ausgekundschaftet und mir wieder ausgeliefert. Auf des Marschalls Befehl wurde mir eine ausgesuchte Mahlzeit mit Wein aus seinem eigenen Kaschenkeller serbirt. Der junge Adjutant, der mir bald zur Beschleunigung meiner Arbeit, halb als Wache beigegeben war, munterte mich auf, zu genießen — ich konnte ihm aber nicht Bescheid thun. Der Wein krampfte mir die Kehle zusammen, denn ich dachte an meine Kinder und an mein gutes Weib und an all die Bedrängnisse, denen sie vielleicht ausgesetzt waren. Aber auch darüber ward Rath. Ich hatte nur einige Worte über ihre Lage gesprochen, als mir der Adjutant anbot, meine Familie im Hause unterzubringen. Wenige Minuten nachher machte sich eine Ordonnanz mit einigen Zeilen von mir nach der Waitzenau auf den Weg, und ehe eine Stunde verging, sah ich die kleine Karawane wohlbehalten und unter dem Freudengeschrei der Kinder ihren Einzug halten. Ich durfte nicht zu ihnen hinab, denn man schien immer ein wenig zu fürchten, daß ich eine Gelegenheit zur Flucht benutzen würde — aber vom Fenster aus konnte ich ihnen zunicken und zuwinken; sie sahen Alle gesund und frenzig zu mir herauf, die zwölf Kinderaugen und die meiner Katharina, wie Sterne, nur mit dem Unterschiede, daß ich in diesen Himmel hinab statt hinauf sehen mußte.

Sie wurden gegenüber in einem großen Zimmer im Nebengebäude einquartiert, und in freien Augenblicken konnte ich mein Herz damit stärken, daß ich hinüber sah und mich überzeugte, daß es ihnen an nichts mangelte. Sie hatten sogar einige Bettstücke und waren verhältnißmäßig sehr comfortable untergebracht. Auch mein bereitwed Lieferungsgeschäft ging mit Hilfe einiger Bürger, die sich unter meine Regide gestichtet hatten, über Erwarten gut von statten. Massena bezeigte mir seine Gunst auf jede Weise, ich ward täglich an seine Tafel gezogen und war die und da so glücklich, einen Betrügen durch mein Fürwort behülflich zu sein. Am vierten Tage waren die beabsichtigten Truppenbewegungen alle ausgeführt; auch der größte Theil der Lieferungen war da. Der Marschall beschloß daher aufzubrechen. Das geschah aber so unvermuthet, daß ich in dem unvermeidlichen Gedränge und Getreide vergaß, mir von meinem Gönner eine Sauvegarde gegen die immer neu nachrückenden Truppentheile geben zu lassen. So zog er denn ab, ohne daß ich ihn nochmals sprechen konnte; im Vorbeireiten jedoch bemerkte er mich, und rief mir mit freundlichem Winke zu, daß ich bald von ihm hören solle.

Nun war es mir wieder gestattet, bei den Meinigen zu sein und mich mit ihnen des Wiedersehens zu erfreuen. Abgesehen davon begann aber für uns Alle eine neue und trübselige Zeit, als wir sie schon durchlebt hatten. Daran waren zwei Dinge schuld. —

Einmal war das Weißmann-Branhaus das einzige Gebäude, das unversehrt geblieben war, daher stürmte Alles, was Unterkunft suchte und benutzte, dahin zusammen — zum andern rückten fast jede Stunde neue Abtheilungen des französischen Heeres nach, die ebenfalls alle nicht den Ruinen und Brandstätten, sondern den bewohnten Oertern zueilten.

Bei dem Andrange der Obdachlosen und Flüchtigen konnten wir nicht umhin, den Einen oder Andern in unser ohnehin nicht sehr geräumiges Gemach aufzunehmen; das wiederholte sich aber öfter, und bald wurden wir ebenso wenig als der Hauseigenthümer gefragt, ob wir sie herein lassen wollten. Sie drängten sich eben herein, als wären sie alle auf einem im Untersinken begriffenen Schiff und unser Zimmer wäre das Boot, in das sich die Mannschaft flüchten müßte. Wäre es wirklich ein Boot gewesen, so wäre es schon am ersten Tage untergegangen oder umgeschlagen vor Ueberfüllung. Von Wohnen war nicht die Rede; wir lehnten nur an einander, und der war glücklich, wer eine Stelle an der Wand oder in einer Fensterbrüstung eroberte, wo er doch einige Stütze und die Möglichkeit des Ausruhens fand. Ein eroberter Stuhl, ein Tisch bildete den häuslichen Mittelpunkt einer Familie, der sorgfältig bewacht und mit schonungsloser Erbitterung vertheidigt wurde. Zu schlafen war den Meisten nur möglich, indem sie stehend an einander lehnten oder auf die Füße mühselig zusammenkauerten. Zu diesem Elend des Aufenthalts kam noch der Mangel an Nahrungsmitteln. Das Aermlichste und Ungenießbarste wurde wie ein Leckerbissen geachtet, und wer ihn durch Zufall oder auf andere Art errang, mußte auf der Hut sein, daß er ihm nicht von einem Hohern und Stärkern, den der Hunger zum Räuber machte, gewaltsam wieder entrissen wurde. Ich hatte mich mit den Meinigen zuletzt in den Winkel am Ofen zurückgezogen, hauptsächlich, weil unter den Füßen desselben die Kleinern, besonders bei Nacht, untergebracht werden konnten, ohne zertreten zu werden. Von dort aus konnte ich das entsetzliche Treiben wie aus einer Art Versteck betrachten. Ich konnte von da einen Blick thun in die Höhen und Untiefen des menschlichen Herzens, wie man von einem Bergrücken aus die treue Landschaft mit Bergen und Thälern ausgebreitet sieht. Ich sah zwei Brüder, eisgraue Männer, die seit Jahren als Hagelstoße miteinander ein ansehnliches Handelsgeschäft betrieben, sich wegen eines Stückes Fleisch in den Haaren liegen und erbittert miteinander kämpfen, bis der Eine ermattet und dem Verschmachten nahe zusammensank; aber ich sah auch eine Tagelöhnerfrau, die das Geschirr mit wärmenden, im Capuzinerklotter erbettelter Suppe begierig an den Mund setzte, aber sogleich abbrach und sie einer andern Frau hinüberreichte, blos weil diese noch kränker und elender aussah, als sie selbst. Ich bemerkte einen jungen Mann, der mit thierischer Gier ein großes Brod verschlang, ohne auch nur einen Bissen seinem Weibe anzubieten, die vor Mattigkeit bald ohnmächtig am Boden lag; aber ich sah auch eine Frau, die den letzten zur nothwendigen eigenen Stärkung aufgesparten Schluck Wein einem unbekannten und ihr wildfremden Kinde gab, das sie mit verlangenden Augen angesehen hatte. Die das that, war meine Katharina.

Wir hatten in unserer Ecke mit unserem Vorrath trefflich hausgehalten, obwohl wir damit gegen unsere Leidensgefährten nicht gelargt hatten. Eine Hauptrolle spielten dabei einige Flaschen Rothwein, die letzten thatsächlichen Erinnerungen an Maßena's Gebrogenheit. — Ich hatte anfangs gedacht, sie für äußerste Fälle aufzusparen; darum schien mir das Schürkeln des von innen heizbaren Ofens der passendste Versteck dafür zu sein. Als ich aber eines Morgens nach meinem Schatze sah, fand ich, daß ein durstiger Nachbar gegenüber eine Ofenklappe ausgebohren und meinen Reichthum zu sich hinüber eskamotirt hatte. Im ersten aufflammenden Zorn rannte ich um den Ofen herum, um ihn zur Rede zu stellen — aber ich war entwaffnet, als ich ihn sah. Er hatte es nicht einmal der Mühe werth gefunden, seinen Raub zu verbergen; bewerkstelligt von dem vielleicht nie genossenen Getränke lag der Mann, ein ehrsamer Knopfmacher seines Zeichens, die leere Flasche in der Hand, im entzückten Schlafe da — neben ihm seine Lebensgefährtin, in deren Schooß eine zweite Flasche bewies, daß sie mich gezwungen hatte, das Lebensschicksal des Gatten zu theilen. Lächelnd trat ich zurück und war froh, daß eine etwas beisitzte gesollerte Flasche dem einträchtigen Ehepaar entgangen war. Diese hatte ich nun wie ein Heiligthum bewahrt und wollte Katharinen das letzte Reichen reuben, die, noch immer vom Fieber geschüttelt, dessen am meisten bedurfte. Da erblickte sie neben uns ein Kind, ein Mädchen von kaum fünf Jahren, das, schwächlich gebaut, den Entbehrungen zu erliegen schien. Es war geraume Zeit im Zustande tiefen, betäubungsähnlichen Schlafs gelegen, mit seinen Augen hingen nun unwillkürlich, aber mit unverkennbarer Begier an dem gefüllten Glase. Als es zutrunken hatte, neigte es das Köpfchen wie verklärt auf die Seite und entschlief wirklich, vielleicht weniger wegen des genossenen Weines, als weil ihm sein Wunsch erfüllt worden war.

Zu allem Leiden kam noch, daß in der Enge des Zimmers und in der abgeschlossenen Luft auch die Gesundheit leiden mußte. Ueber achtzig Menschen waren darin eingepfercht, ein Drittel davon war krank, und es verging kein Tag, wo nicht mitten unter uns der Tod sich seine Opfer holte. Es war ein eigenthümliches ernstes Gefühl, immer das Sterben so als Mauchachbar zu haben und die letzten schweren Seufzer zu hören, und doch ist es im Leben überall und zu jeder Minute nicht anders! Aber eine vorsichtige Hand hat uns all das auscinander und in die Ferne gerückt. Wäre das Leid jeder Stunde in der Welt in eine Stube zusammengedrängt, he wäre in keiner für das Lächeln eines Säuglings Raum.

Das Entsetzliche unserer Lage wurde durch die ununterbrochen nachwährenden Krampfen in's Unglaubliche gesteigert. Die später kamen, wurden immer wilder und erbitterter als die früheren, denn sie waren alle bewußtlos und doch fanden sie bei uns nichts mehr, sie hätten uns denn angezogen bis auf die Haut. Darüber ließen sie ihren Unmuth in Mißhandlungen aus: sie stießen mit den Bajonneten in die eingekeilte Menge, die nicht auszuweichen vermochte. Alle Augenblicke knallte ein Schuß, und die Kugel fuhr sausend über unseren Köpfen an die Wand, schwere Steine schmetterten in den Menschenknäuel; Jammergeschrei, Wehklagen und weinendes Gebet bezeichneten jeden Wurf.

Es war unmöglich, länger so auszuhalten. In dieser Ueberzeugung hatte ich mich zuvor allein aufgemacht, um eine andere Unterkunft zu suchen, und es gelang mir, eine solche in dem Landgerichtsgebäude zu finden. Ein Gewölbe des Erdgeschosses hatte dem Brande widerstanden und bot eine ebenso abgelegene als sichere Zuflucht. Fliegenden Schritts kam ich zurück, um die Meinigen dahin abzuholen.

Wir waren schnell marschfertig. Kaum waren wir aber aus dem Zimmer in den Hofraum herausgetreten, als wir uns von einer halb betrunkenen Soldatenschaar umringt sahen. Diese hatten sich ein großes Lagerfaß mit Bier aus dem Keller heraufgewälzt, den obern Boden eingeschlagen und schöpften nun achtlos und in verschwenderischen Uebermaaß mit Schüsseln, Häfen und Geschirren aller Art den ungewohnten Trank, dessen Wirkung sich bald fühlbar machte. Die Einen lagen singend und zechend am Boden herum. Andere hatten sich zu einem wüsten und ausgelassenen Tanze zusammengefunden, und wieder Andre hatten sich weitere Kurzweil ersonnen. Aus der Capuzinerkleche hatten sie die Fahnen herbeigeschleppt und schritten nun damit in wilder Procession todend und johlend im Hofe herum, hinter sich die Tumba, auf welche sie ein geschlachtetes Schwein ausgestreckt hatten und pfalmodirend herumtrugen.

Der Ueberfall, den wir erlitten, galt Constanzen, deren Schönheit den wüsten Gesellen aufgefallen war. Ein wüster, bärtiger Dragoner riß sie von Katharina's Arm, drückte sie ungestüm an sich und wollte sie küssen. Das Mädchen aber schleuderte ihn mit einer Kraft, die man ihr nicht zugetraut hätte, von sich, daß er taumelte und beinahe zu Boden fiel. Das machte ihn um so begieriger und die Uebrigen wüthend. Schreiend hielt uns die ganze Schaar umringt, während der Dragoner mit Constanzen rang und sie an sich zu reißen versuchte. Der Uebermuth, schrie er, müsse gezüchtigt werden! Nun begnüge er sich nicht mit einem Kusse, sondern das Mädchen müsse ihm ganz angehören und ihm folgen. Wiederholter Beifall seiner Cameraden begleitete seine Worte. Vergebens bemühte ich mich, meine Tochter aus den Klauen des Unthiers zu befreien, vergebens weinte und flehte meine Katharina — vor unsern entsetzten weinenden Augen sahen wir das arme Mädchen im Nu durch ein Dutzend roher Fäuste von uns gerissen und durch die höhnende Schaar von uns getrennt. In ohnmächtiger Verzweiflung raufte ich mir das Haar, im herzerreißendsten Tone erscholl die Stimme Katharina's: „Mein Kind! Constanze! Laßt mir meine Constanze!“ — Da, in entscheidenden Augenblicke, keine

Alexander Herzen.

hinter dem Rücken der Soldaten ein starkes männliches „Halt“. Es war eine Stimme, der man es mit dem ersten Laute anhörte, daß sie gewohnt war zu gebieten und ihrem Gebote gehorcht zu sehen. Betroffen und ernüchtert wichen die Soldaten zurück, und der Rufende, ein junger Mann in Obersten-Uniform, stand vor uns. „Mein Herr,“ sagte er zu mir mit echt russischem Accent, „Ihre Fräulein Tochter heißt Constanze? Darf ich mir Ihren Familien-Namen erbitten?“ — „Nun,“ fuhr er fort, nachdem er denselben gehört hatte, „was kommt Euch in den Sinn, Cameraden, diese Dame zu beleidigen? Sie ist eine der Unsrigen, die Verlobte eines Eurer tapfersten Officiere!“ — Wie auf ein Zauberwort machten die Dragoner nach allen Seiten Platz, und der Eine von ihnen, ein riesenhafter Wachtmeister, faßte Constanzen an der Hand und führte sie mit steifer soldatischer Verbeugung an Katharina's Seite zurück. — „Ich bin erfreut,“ fuhr der Officier fort, „daß ich Ihnen dienen und den Wunsch eines Freundes vollziehen kann. — Alphonse de Faure ist mein Jugendgespiele, mein Waffengefährte, mein Bruder; er hat mir erzählt, daß und wie er mit Ihrem Hause bekannt geworden, und hat mich beauftragt, Ihnen seine Grüße zu bringen, wenn mich das Kriegsgeschick nach Schärding führen sollte. — Ich bin hier,“ begann er wieder, indem er Constanzens Hand faßte und ihr einen schönen Ring mit einem blitzenden Edelstein an den Finger schob — „lassen Sie mich meinen Auftrag erfüllen. Mit diesem Ringe giebt Ihnen Alphonse Ihr Wort zurück: Sie sind frei und ungebunden, wie zuvor — er ist bei Eckmühl auf dem Felde der Ehre gefallen. In meinen Armen ging er hinüber, und der Gedanke an Sie, mein Fräulein, dieser Auftrag für mich war sein letztes irdisches Geschäft.“

So kurz unsre Begegnung mit dem Obersten gewesen war, fühlten wir uns alle von der unerwarteten Botschaft ergriffen — Constanze begann leise zu schluchzen. „Ich danke Ihnen für diese Thränen,“ fuhr der Franzose selbst ergriffen fort, „ich danke Ihnen im Namen unsres so früh geschiedenen Freundes. Sie haben ihn nur flüchtig gekannt. Aber seien Sie versichert, so oft Sie beim Anblick dieses Rings sich seiner erinnern, haben Sie eines tadellosen Ehrenmannes, eines edlen Herzens gedacht!“

Damit verließ er uns, und wir begannen, fortan unbelästigt, den Weg zu unsrer neuen Zuflucht fortzusetzen. Als wir eine Strecke gegangen waren, bemerkte ich erst, daß ein Dragoner mit voller Bewaffnung hinter uns herschritt. Auf mein Befragen erklärte er, er sei uns als Sauvegarde beigegeben und eine solche werde uns von diesem Augenblick an verbleiben.

So geschah es auch, und die nächsten Tage gingen in Ruhe vorüber, so weit sie unter unsern Umständen möglich war. Endlich hörten auch die Durchzüge auf — wir waren endlich frei, und niemand hinderte die Bürger mehr, in den Ruinen ihrer Häuser sich neue Nester ihres Fleißes und ihrer Emsigkeit anzubauen. Alles war rührig, den Schutt wegzuräumen und daraus hervorzusuchen, was etwa der Gewalt des Feuers, mehr oder minder erhalten, entgangen war. Jede Kleinigkeit wurde mit Entzücken begrüßt

— war sie doch ein Angedenken frühern Besitzes und Glückes, und der Verbote von künftigem. Das Leben begann in Allen wieder zu pulsen, denn die Triebfeder desselben war wieder in Thätigkeit — die Hoffnung! — Zuerst wurden die Werkstätten der dringendsten Bedürfnisse wieder hergestellt, die Backöfen, Mezgereien und Brauhäuser, und um den dreieinigen Kern schoß alles Uebrige krystallartig an. Mit der Sicherheit der Wege kam auch das Landvolk mit seinen geretteten Vorräthen wieder zu Markt, der Handel und Wandel ging seine Wege, und mit dem Verkehr waren auch dessen Verwicklungen wieder da. Der Landrichter, der sich noch zu guter Zeit geflüchtet, lag answärts krank und konnte nicht zurückkommen; wohl oder übel mußte ich also selbst und allein und, so zu sagen, aus dem Nichts zu amtiren anfangen.

Es vergingen aber nur wenige Tage, da bekam ich schwarz auf weiß den Beweis in die Hände, daß ich Recht gehabt habe, auch im größten Leid den Muth und meine Heiterkeit zu behalten. Ich erhielt meine Ernennung als Landrichter in Bayerbach, eine ebenso angenehme als einträgliche Stelle, in der ich hoffen durfte, die erlittenen Verluste wieder ersetzen zu können. Dolmetscher Wäninger hatte überall ausgetrommelt, wie keck ich mit dem Marschall gesprochen hatte; das mochte in Wien bekannt geworden sein, und wie mich schon die Bürger mit Dank und Erkenntlichkeit überhäuften, ward mir auch diese Belohnung und Auszeichnung dafür zu Theil.

Wir standen eben an den Ruinen des Hauses, wo wir gewohnt hatten, und sahen zu, wie man das Kellergewölbe öffnete und ausgrub. Es war doch nicht ganz eingestürzt, die Bogen der einen Ecke hatten widerstanden, und so war uns ein beträchtlicher Theil nothwendiger Dinge, hauptsächlich Kleider und Wäsche, wiedergegeben. Die Freude darüber wurde zum Entzücken, als ich das schadhaftgewordene Blatt entfaltete. Mit den einen Arm hielt ich es jubelnd empor, mit dem andern schloß ich meine Katharina an's Herz, um uns herum die freudeweinende Schaar unserer Kinder. Um die ganze Gruppe aber bildete sich im Augenblick durch die zusammenlaufenden Menschen ein weiter Ring — lauter Leute, die dann heran kamen, mir dafür dankten, daß ich die Brandschatzung von der Stadt abgehalten, und die mir mit Thränen in den Augen und mit warmem Händedruck versicherten, wie ungern sie mich von sich ließen!

Wir verließen Schärding einige Tage später, auf einem nothdürftig zusammengetriebenen Fuhrwerk, betrübt und doch freudigen Herzens! Hinter uns her schallte der herzliche Lebewohlruf der bleiben, so schwer geprüften Schärdinger, und uns entgegen kam die Nachricht von der Schlacht von Aspern geflogen. Alle Glocken in den umliegenden Dörfern klangen zusammen, und unsere Herzen schlugen noch erhabener, denn wir durften doch hoffen, daß, wenn uns auch noch manche Prüfung auferlegt sein sollte, die deutsche Kraft sich endlich doch ermannen und zum Siege über die fremde Zwingherrschaft vereinigen werde!

So habe ich nun niedergeschrieben, was ich in jenen denkwürdigen Tagen erlebt und gesehen. Damit schließe ich für diesmal. Wie es mir von da an erging, und wie mich das Unglück noch tiefer zu stürzen vermocht, als ich damals gestürzt war, das will ich ein ander Mal erzählen, wenn ich Zeit und Gesundheit dazu habe. — Vielleicht — hoffentlich aber holen mich meine ich in hienieden engelgleiche Constanze, mein unnterer und so schwer heimgesuchter Fritz, meine gut-, vielgeprüfte Lina bald nach. Hoffentlich kommen sie bald mit all den Ersten, die ich begraben sehen mußte, und führen mich hinüber, um mit meiner Katharina die goldene fünfzigjährige Hochzeit nachzufeiern — hier unten ward sie mir zu wenige Tage vorher entrissen!

Das Eine nur habe ich noch beizufügen, daß nach Jahren, a's die Pfarrkirche von St. Johann in Schärding wieder aufgebaut war und eingeweiht werden sollte, die guten Schärdinger sich meiner erinnerten und mich zu diesem Feste einluden. Ich schlug es nicht aus; traf ich doch gar viele alte Bekannte, mit denen ich mich an die grauenhaften Stunden erinnern konnte, die wir durchgemacht hatten. Von außen waren nur wenige Spuren davon übrig geblieben; das Städtchen war neu und wohnlich aufgebaut, und das Leben bewegte sich darin, als wären jene schlimmen Tage nur ein Traum gewesen. Nur die Kirche von Sanct Sebastian lag noch in Ruinen und liegt so bis zur Stunde, ein ernstes Denkmal für den 26. April 1809 und das Bombardement von Schärding."

Ein russischer Patriot.

(Mit Portrait.)

Es sind neun bis zehn Jahre her, da begegnete man in London einer Reihe von Gestalten, die trotz des Zusammenflusses von Menschen aller Länder in der großen Weltstadt, sogleich auffielen und im Augenblick sich als Nicht-Engländer zu erkennen gaben. Es waren meist Männer mit langen Bärten, die man damals in England gar nicht trug, weshalb denn auch jene Leute der Gegenstand fortwährender, oft auf impertinent englische Weise laut gegebener Bemerkungen in den Straßen und an öffentlichen Orten waren. Seit dem Krimkriege haben die Engländer selbst die langen Bärte angenommen, und dieses Unterscheidungszeichen ist null geworden, auch haben jene Leute, die damals, von einer tiefen Aufregung ergriffen, sich theils feindlich, theils als völlige Neulinge dem fremden Lande gegenüber stellten, sich bereitet, der Nothwendigkeit unterworfen und, wenigstens äußerlich, dem englischen Leben assimilirt.

Ich spreche von den Flüchtlingen der politischen Bewegungen von 1848, die aus allen davon ergriffen gewesenen Ländern sich auf dem gastfreien Boden Englands zusammen gefunden hatten. Im Anfang, noch erfüllt von dem kaum Geschehenen und noch der Hoffnung lebend, daß sich binnen Kurzem ähnliche erfolgreichere Versuche machen würden, bildeten diese Leute wirklich eine Art Vereinigung, ein Centrum eines politisch erregten Lebens, von dem aus sie auf die verlassene Heimath zurückzuwirken hofften. In diesen kleinen Kreise brüderlich vereinter Menschen, aus den wichtigsten Ländern Europa's, dachten sie den Völkern, denen sie angehörten, ein Vorbild zu geben von der Verwirklichung des Traumes, den die Ersten unter ihnen geträumt: die Aufhebung der trennenden Schranken nationaler Staaten und die Verbrüderung der verschiedenen menschlichen Gesellschaften in der Freiheit.

Die Hoffnung wurde zu nichte, die Geschichte ging einen andern Gang; jener Kreis löste sich auf, theils durch die Unmöglichkeit, daß Menschen lange zu einem Zweck verbunden bleiben, wenn dieser Zweck sich als unerreichbar in weite Ferne zurückschiebt, theils durch die Nothwendigkeit für die Einzelnen, sich eine Beschäftigung zu suchen, eine Stellung zu gründen, für sich und die Ihrigen Brod zu schaffen. So zerstreuten sich Alle hierhin und dorthin; die Meisten wurden gänzlich absorbirt durch die Sorge für die materielle Existenz; nur einige Wenige konnten, in besonderen Verhältnissen lebend, der unmittelbar politischen Laufbahn treu bleiben. Wer aber in jenem Kreise gelebt hat, wird nicht anders als mit lebhaftem Interesse der vielen bedeutenden Persönlichkeiten gedenken, die, durch gemeinschaftliche Ueberzeugung und gemeinschaftliches Unglück verbunden, selbst in England die lebhaftesten persönlichen Sympathien erregten. Manche von ihnen sind dem Auge entschwunden, Einzelne schon todt, Andere in fernen Ländern verschollen; Einige aber haben nicht aufgehört, die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen und durch eine weitgreifende Thätigkeit auf größere Kreise zu wirken.

Unter den Namen dieser Letzteren glänzt ganz besonders der von Alexander Herzen, der freilich, ein Russe von Geburt, nicht ganz unmittelbar in den Kreis jener Ereignisse hinein gehörte, aber doch durch eine lebhafte Parteinahme bei denselben zunächst sein Exil herbeiführte. Als sich im Sommer 1852 in den Flüchtlingskreisen in London die Nachricht verbreitete, Herzen werde nach London kommen, so erregte dies eine gespannte Erwartung, denn sein Name war erst kürzlich (den Deutschen wenigstens), aber gleich in entschieden bedeutender Weise, bekannt geworden. Es war nämlich 1850 ein Buch von ihm erschienen in deutscher Sprache, unter dem Titel: „Vom anderen Ufer", in dem zum ersten Male der noch frische Schmerz der Enttäuschungen nach der

Revolution von 1848 seinen Ausdruck fand. Dieses Buch war ein Beweis, wie tief Herzen die Ereignisse jener Zeit mitgelebt hatte. Es war ganz unmittelbar unter dem vereinten Einfluß der drei hauptsächlichsten Erregungen geschrieben, welche damals die Seele jedes Erlesen unter den Kämpfern für die Freiheit füllten: die Begeisterung für das künstlerische Ideal der Freiheit, der blutende Schmerz über die begangenen Fehler und Irrthümer und der heftige Skepticismus, der als eine gewaltsame Reaction der großen gesäuselten Liebe nun an allem Erfolge zu zweifeln begann und die Lebensfähigkeit des westlichen Europa's überhaupt in Frage stellte. Der lebhafte, mehr polemisch hinwersende als theoretisch entwickelnde Styl, die kühne Schärfe des Gedankens, die vor keiner Consequenz zurückschenkte und unverzagt die Finger in die brennenden Wundenmale der Zeit legte, würden schon allein dem Buch eine große Wirkung gesichert haben; erhöht wurde dieselbe aber noch dadurch, daß der Autor ein Russe war und uns zugleich mit seinen Ansichten über den Westen den Blick in eine beinah gänzlich neue Welt eröffnete, wo nach seiner Meinung junge Kräfte unter eigenthümlichen gegebenen Bedingungen einer Entwickelung harrten, deren der Westen nicht mehr fähig schien.

Die Erscheinung Herzen's hatte also von vornherein das doppelte Interesse, erstens in einem Russen (nur Bakunin war ihm darin vorangegangen) eine leidenschaftliche, thätige Theilnahme an den Freiheitsbewegungen in Europa zu finden, zweitens durch ihn Aufschlüsse und Vorstellungen von jenem ungeheuren Reich im Osten zu erhalten, dessen inneres Leben uns bisher beinah ganz verschlossen gewesen und nur seit wenigen Jahren durch Custine und Harthausen in ungenügenden Umrissen bekannt geworden war.

Die persönliche Bekanntschaft mit ihm entsprach die Erwartung nicht, zu der sein Buch berechtigt hatte. Das kräftig männliche Aeußere, das ausdrucksvolle Gesicht, die schönen, ungewöhnlich treu alle Seelenstimmungen wiederspiegelnden Augen, die lebhafte, blitzende Weise, in der sich eine allseitige Bildung, eine scharfe Beobachtung und ein kühner, scheperischer Geist sogleich im Gespräch offenbarten — alles dies mußte von vorn herein ein lebhaftes Interesse einflößen. Herzen ließ sich in London nieder. Er war eben von harten Schicksalsschlägen heimgesucht worden. Im Zeit von wenigen Monaten war ihm seine Mutter, eine noch jugendlich kräftige Frau, sein zweiter Sohn und ein Freund durch einen schrecklichen Unfall, und in Folge dieses Unglücks seine Frau mit einem eben erst gebornen Kinde durch den Tod entrissen worden. Schwer gebeugt und durch trübe Nebenumstände mehr innerlich gekränkt und zerrissen, als die Welt, außer seinen intimsten Freunden, es ahnen konnte, zog er sich in eine fast völlige Einsamkeit zurück. Hier ging ihm, wie es allen edlen, gesunden Naturen zu gehen pflegt, die Nothwendigkeit auf, sich von der lähmenden Qual des Schmerzes durch eine That zu befreien, und er fing an, seine Memoiren zu schreiben, zunächst nur für seine Kinder und Freunde, dann aber wuchs aus den subjectiven Erinnerungen ein solcher Reichthum allgemeiner Beziehungen heraus, daß er fühlte, dies könnte ein mehr als persönliches Werk werden, und er beschloß, es dazu zu machen, wie er selbst in der Vorrede sagt. Dabei aber blieb er nichts stehen, sondern so wie er in den Memoiren von dem persönlichen Erleben den Blick zurückgewendet hatte auf allgemeine Zustände und Forderungen, insbesondere seines Vaterlandes, so beschloß er, nun auch sein vereinsamtes leben auf's Neue dem Besten dieses Vaterlandes zu weihen. Er gründete in London eine russische Presse, durch die er censurfree die Blüte freier, aufklärender Gedanken nach Rußland hineinschicken und von Alles das drucken konnte, was daheim unterdrückt wurde. Dadurch hatte er zwischen sich und seinem Vaterlande ein neues großes Band geknüpft, denn seit seiner lebhaften Theilnahme an den Pariser Ereignissen von 1848 war ihm die Heimath verschlossen. Aber freilich, ob das Unternehmen gelingen werde, ob es möglich sein werde, Schriften und Bücher solcher Natur nach Rußland hinein zu bringen, ob die Mittel eines einzelnen Mannes, der, wenn auch vermögend, doch kein Krösus war, hinreichen würden, ein derartiges Unternehmen bis zu einem möglichen Erfolge durchzuführen, ob endlich vor Allem seine Benutzungen in Rußland ein Echo und somit den wahren, lebenzigen Wirkungskreis finden würden — Alles dies waren bedenkliche Fragen und erregten Zweifel bei Manchen, die dem Anfang der Sache zusahen. Aber Herzen zweifelte nicht. Mit der Zuversicht, ohne die nie ein großes und kühnes Werk gelingt, ging er an das seine. Er wußte es durch den sicheren Takt des genialen Menschen, daß er ein lebendiges Werk begann und daß ein tauseendstimmiges Echo aus dem nur scheinbar schlummernden Rußland ihm antworten werde.

Merkwürdig und erfreulich war es, daß fast die Ersten, die sich um ihn bei diesem Werke schaarten und die er zur thätigen Theilnahme herbeizog, Polen waren. Eine der Hauptintendenzen von Herzen war nämlich, daß das an Polen verübte Unrecht wieder gut gemacht werden müsse. Er war einer der ersten Russen, der dies öffentlich aussprach und den Polen die Hand zum brüderlichen Bunde reichte. Sein Drucker selbst war ein Pole, der sich dem Werk mit der größten Hingebung unterzog und jetzt als unabhängiger Eigenthümer an der Spitze der Druckerei steht. Einer der ersten unter den polnischen Flüchtlingen, Stanislaus Worcell (seitdem in London gestorben), begrüßte den Anfang dieses Unternehmens mit Freudenthränen. Bei zwei polnischen Meetings (das eine im Herbst 1853 zur Gerächtnißfeier der polnischen Revolution, das andere im Frühjahr 1855 während des Krimkriegs) erschien Herzen auf der Tribüne vor einem zahlreichen Publicum und verkündete die Existenz eines nach Freiheit strebenden, den Polen brüderlich gesinnten Rußlands. Ganz besonders das zweite Mal erregte das Erscheinen dieses liberalen Russen zu der Zeit, wo England gerade Rußland bekämpfte, einen großen Enthusiasmus, und sein Auftreten war ein wahrer Triumph, denn bis dahin war das liberale Rußland im westlichen Europa und besonders in England fast noch nicht bekannt gewesen.

Man kann sagen, daß die politische Thätigkeit Herzen's sich von Anfang an in drei großen Forderungen concentrirte: 1) die Vernichtung der autokratischen und bureaukratischen Despotie, 2) die Abschaffung der Leibeigenschaft, 3) die Verschwung mit Polen und die Emancipation desselben von der russischen Oberherrschaft. — Dies schienen ihm die lebendigen Fragen, um die es sich handelte, und es bewies große Mäßigung und großen politischen Takt, daß er, der theoretisch bis zu den äußersten Forderungen des Socialismus geht, dabei stehen blieb. Hierin unterscheidet er sich von mehreren seiner politischen Glaubensgenossen und Mitexilirten, daß er die Freiheit nicht ectroyiren wollte, daß er die Unmöglichkeit plötzlicher Uebergänge einsah. Was er verlangte, war die Decentralisation und die Autonomie der Provinzen; das größte Gewicht aber legte er stets auf die freie Entwickelung der tief im Volksleben wurzelnden nationalen Einrichtung der Gemeinde, die allerdings, weil sie auf gemeinschaftlichem Grundbesitz beruht, eine der wichtigsten Fragen der Zeit in sich schließt, ob es nämlich möglich ist, das Proletariat zu vermeiden oder nicht.

Gleich nach dem Tode des Kaisers Nicolaus, welches Ereigniß, wie Herzen hoffte, das Signal für's Erwachen des russischen Volks sein würde, druckte er einen offenen Brief an den Kaiser Alexander, in welchem er ihn auffoderte, der Bringer einer neuen besseren Zeit für Rußland zu werden und vor Allem die Schmach der Sclaverei aufzuheben, die auf dem unglücklichen russischen Bauer lastete.

Zu gleicher Zeit schuf er ein periodisches Journal, unter dem Namen des „Nordsternes“ (l'étoile polaire), zur Erinnerung an die fünf Märtyrer der russischen Revolution von 1825, die eine Zeitschrift unter demselbem Titel herausgegeben hatten. In diesem Journal erschienen seine Memoiren in Lieferungen; sie erregten zunächst das persönliche Interesse, welches alle Memoiren haben, indem sie das Publicum mit der Jugend und dem Entwickelungsgang eines Mannes bekannt machten, der nun schon in mehrfacher Beziehung als eine bedeutende Persönlichkeit vor ihm stand. Die Schilderungen, welche er uns darin von seiner Jugend giebt, führen uns in Zustände ein, in denen eine geistig und physisch nicht ungewöhnlich kräftige Natur hätte unterge hen müssen. Geboren in Moskau im Jahr 1812 wurde er als ein Säugling aus den flammenden Straßen von Moskau getragen, und französische Soldaten reichten ihm ein Stück Brod, weil die Amme durch den Schred der Nahrung für ihn beraubt war. Obgleich der Sprößling einer vornehmen russischen Familie, war seine Stellung doch der Art, daß sie früh in den denkenden Knaben Betrachtungen entwickelte, die gewiß viel zu seiner späteren Geisteserichtung beitrugen. Er war nämlich in illegitimer Ehe geboren, und obwohl seine Mutter eine unendlich gute, von Allen, die sie kannten, hochgeachtete Frau war und sein Vater ihn außerordentlich liebte, so kamen ihm doch schon früh Aeußerungen zu Ohren, die in seinem jungen Kopfe ihre Arbeit thaten. Auch war der Charakter seines Vaters nicht geeignet,

die Jugend eines Kindes heiter und eben zu machen. Das Bild, welches Herzen von demselben entwirft, ist ein wahres, künstlerisches Meisterwerk und eines der gelungensten in dem an originellen Gestalten reichen Buche. Es ist ein Typus, dem man jetzt nicht mehr begegnen kann; noch die volle Tradition der legitimen Aristokratie mit ihrer äußeren Verfeinerung und ihrem bodenlosen inneren Cynismus, vereint mit großer geistiger Begabung, die aber von der Philosophie des vorigen Jahrhunderts nur den Skepticismus, die Ironie und die Menschenverachtung aufgefaßt hatte. In der Einsamkeit, die der fromm gewordene Epikuräer um sich schuf und in der er sich selbst mit bald eingebildeten Leiden, eine sanfte, gemüthige Frau mit Launen und eine Dienerschaft mit Despotismus quälte, wuchs der lebhafte Knabe heran; in den dürftigsten Beziehungen zu der Außenwelt; bald verhätschelt, bald tyrannisirt; frühzeitig darauf hingewiesen, seine eigenen Hülfsquellen zu entwickeln, um dem düsteren Einerlei seines häuslichen Lebens zu entgehen. In dieser frühen, durch die Noth entwickelten Thätigkeit nahm wahrscheinlich Herzen's Charakter diese schöpferische Energie an, die ihn auszeichnete und die ihm über manche schwere Augenblicke seines Lebens hinweggeholfen hat. Die ersten Flammen revolutionärer Begeisterung entzündeten sich in der Seele des wierzehnjährigen Knaben, als die mißlungene Freiheitsbewegung von 1825 mit dem Tode von fünf der edelsten, gebildetsten Männer Rußlands auf dem Schaffot endete, und seine erste politische That war ein Schwur, den Tod jener Märtyrer zu rächen, den er, zusammen mit dem kaum gesundenen ersten Jugendfreunde, auf einer Anhöhe bei Moskau vor dem Abendroth leistete.

Seine Studien an der Universität von Moskau wurden unterbrochen durch eine neunmonatliche Untersuchungshaft wegen Theilnahme an der Bildung einer geheimen Gesellschaft, die nie stattgefunden hatte, und geendet mit einem mehrjährigen Exil in Perm, Wiätka und Wladimir, welches der Haft folgte. Noch während des Exils verheirathete er sich, lebte dann, als ihm die Rückkehr gestattet war, in Moskau, im Kreis seiner Familie und seiner Freunde, und zog bald die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich, durch eine Reihe von Artikeln und Schriften, die er veröffentlichte, theilweise abstracten Inhalts, theils Novellen und ein Roman: „Wer ist schuld?“ der eine so glänzende Begabung des Autors nach dieser Seite hin bewies, daß man mit Recht bedauern muß, daß seine spätere Lebensrichtung ihn nie auf dieses Gebiet zurückkehren ließ.

Nach dem Tode seines Vaters begab er sich 1847 mit seiner Familie in das Ausland, hielt sich in Paris auf und erlebte dort die Ereignisse von 1848 mit. Dann ging er nach Italien, wo ihn die oben erwähnten harten Schicksalsschläge trafen, und seit 52 lebt er mit seinen drei übrig gebliebenen Kindern in England. Wer diese kurze Skizze seines früheren Lebens ausführlicher wünscht, den verweisen wir auf die Memoiren selbst, die in deutscher, französischer und, zum Theil wenigstens, in englischer Uebersetzung erschienen sind und dem Leser außer dem reichen, bewegten, lebendig colorirten Lebensbild auch die mannigfaltigsten allgemeinen Betrachtungen und Blicke in wunderbare, freundartige Zustände gewähren. Wir aber wenden uns noch einmal zurück zu der Betrachtung von Herzen's literarischer und politischer Thätigkeit, als dem, was seine Bedeutung für weitere Kreise und für die Nachwelt ausmacht, wenn gleich denen, welche das Vergnügen haben, seinen edlen, liebenswürdigen Privatcharakter näher zu kennen, auch die Details, die seine Persönlichkeit betreffen, sehr interessant sein müssen.

Außer seinen früheren Arbeiten in Rußland, welche, den Roman und die Novellen ausgenommen, bis jetzt nicht in Uebersetzungen erschien, erschienen (schon in Europa) das oben erwähnte „Vom anderen Ufer“; ferner „Briefe aus Frankreich und Italien“, welche die interessantesten Schilderungen aus den bewegten Zeiten von 48 und 49 enthalten; dann mehrere kleine Sachen, unter Anderen ein Brief von Mickiewicz; und die „Entwicklung der revolutionairen Ideen in Rußland“, eine Schrift von ungemeinem Interesse, mit einer geistreichen Skizzirung der wüsten Anarchie der russischen autokratischen Zustände und einem höchst beherzenden Anhang über die russische Gemeinde.

Die ganze Reihe dieser letzteren Sachen gab Herzen's Thätigkeit eine eigenthümliche Bedeutung, die nämlich, dem westlichen Europa zum ersten Male durch einen Russen einen tieferen Einblick in das russische Leben zu gewähren. Eine Reihe talentvoller Leute ersetzten durch ihn vor unseren Augen, von denen wir bis jetzt nichts gehört hatten; wir faßen die Anfänge einer vielversprechenden Literatur, die nur durch den Druck von oben zurückgehalten wurde; wir sahen den verzweifelten Kampf junger, strebender Menschen, die nirgend ein Feld für ihre Thätigkeit finden konnten und theils tragisch untergingen, theils in jene trostlose Gleichgültigkeit verfielen, welche in den literarischen Producten der ersten russischen Schriftsteller zu einem Typus von Gestalten der Nicolaus'schen Periode geworden ist. Wir erfuhren ferner von der Existenz politischer Parteien, die ganz entschiedene Tendenzen befolgten: die autokratische, die, wie überall, nichts wollte, als die Erhaltung ihrer Macht; die slavophilische, welche als die ultra-nationale die Herstellung der alt-russischen Formen, das Nationalcostüm, die Reaction gegen die Reform Peter des Großen beabsichtigte; und endlich die Partei der freien Entwicklung, zu der Herzen und seine Freunde gehörten, die, vertraut mit der westeuropäischen Bildung, demselben Gedankenstrome folgten, der auch den Westen fortriß.

Zu diesen höchst interessanten und damals ganz neuen Mittheilungen gesellten sich andere über das eigentliche Wesen der russischen Autokratie und über das Volk, die nicht minder interessant waren, und es ist der Ort hier, noch einmal zu erwähnen, daß Herzen zur Zeit, als noch die Hand des Kaisers Nicolaus über Rußland lag, es mit voller Zuversicht aussprach, daß die slawische Welt schwierig ihrer eigentlichen Entwicklung harre und daß, sobald einmal die eisernen Bande, die nur eine starke Hand wie die von Nicolaus zu schnüren vermochte, zerreißen würden, sich dort bald ein reiches und eigenthümliches Leben zeigen werde. Man schüttelte damals allgemein ungläubig den Kopf über solche Behauptungen, und nur Wenige fingen an aufmerksam auf diesen Propheten aus dem Osten zu horchen. Ja man machte ihm sogar einen Vorwurf daraus, daß er, während er die große Lebensfähigkeit und die junge Kraft Rußlands verkündete, an der des westlichen Europas zweifelte; Einige wollten darin den Zug jener eroberungsgelüchtigen Tendenz sehen, die man anfing den Slaven zuzuschreiben und aus der, wie man behauptete, bereits eine lebendige Propaganda hervorgegangen sei.

Daß dieser letztere Vorwurf für die Slaven überhaupt sich bisher als völlig abjurt und ungegründet gezeigt hat, bedarf kaum der Erwähnung. Die Völker des westlichen Europas haben es noch zu beweisen, daß auch der Zweifel an ihrer Fähigkeit zur politischen Wiedergeburt ungegründet war. Daß aber Herzen in Beziehung auf Rußland Recht gehabt, hat sich schneller, als er es vielleicht selbst dachte, gezeigt. Schon der Krimkrieg deckte unlengbar die innere Schwäche der autokratischen Macht auf; der Tod von Nicolaus zeigte es folgleich, daß Rußland nicht minder als der Westen am Vorabend ereignißvoller Zeiten stand. Unter dem sanften Scepter des Kaisers Alexander II. aber brach rasch der lang zurückgehaltene Trieb der Entwicklung sich Bahn. Die Literatur nahm einen gewaltigen Aufschwung, das verhaltene Wort wagte sich kühn hervor; die liberale Partei nicht allein, auch das Volk forderte Theil an der Anschauung der schimpflichen Leibeigenschaft, und nun, wenn auch nicht mit der Vollständigkeit, mit der Herzen und seine Freunde es verlangten, ist das Wort doch einmal ausgesprochen und kann nicht mehr zurückgenommen werden; der russische Bauer ist frei und zwar mit dem Besitz der Erde, also kein Proletarier, und er wird diese Freiheit durchzusetzen und zu behaupten wissen unter jeder Bedingung. Wie wahr auch im Uebrigen Herzen prophezeit, beweist die große Bewegung, die jetzt durch ganz Rußland zieht.

Alle jene oben erwähnten Schriften Herzen's, die theils in Deutsch, theils in Französisch erschienen und deren Wirkung unmittelbar mehr dem Westen galt als Rußland, waren vor Gründung seiner Presse geschrieben. Von dieser Zeit an schrieb er wieder fast ausschließlich russisch und wendete sich ganz seinen naturländischen Interessen zu. Sein Unternehmen gelang über alle Erwartung. Das Erscheinen dieser ohne Censur gedruckten Sachen erregte in Rußland einen Sturm des Entzückens, und alle Bemühungen der Polizei vermochten nicht die Einführung der verbotenen Waare zu hindern. Dem „Norďstern“ folgte die Veröffentlichung mehrerer bedeutender Manuscripte, welche Herzen aus Rußland geschickt bekam, unter denen besonders die Memoiren der Kaiserin Katharina II. durch Ueberfesungen sich allgemein verbreitet haben. Eine besondere Wichtigkeit aber erlangte ein politisches wöchentliches Journal, „die Glocke“, das im Jahre 1858 zuerst erschien. Dieses Blatt wurde ein öffentliches Tribunal, vor welchem die Klagen der Unterdrückten laut werden und die schuldigen

Bedrücker dem Gericht der öffentlichen Meinung preis gegeben werden konnten. Die Menge der aus Rußland eingehenden Correspondenzen ist unglaublich groß. Unzählige Mißbräuche und Missethaten derer, die „über dem Gesetz stehen“, werden daselbst enthüllt, und manches Uebel wird durch den Schrecken, den dieses Blatt einflößt, abgehalten. Herzen und seine Presse sind eine politische Macht geworden, um seinen Namen scharen sich die ersten Sympathien der russischen Jugend und nicht blos der russischen allein, denn — ganz besonders seit den letzten Ereignissen in Warschau, nach welchen er es rückhaltlos aussprach: „völlige Unabhängigkeit für Polen“ und die Verfolgungen der russischen Regierung brandmarkte — gehören ihm auch die polnischen Sympathien aller Parteien, was sich bei Herzen's Anwesenheit in Paris im letzten Frühjahre kund gab durch eine polnische Adresse, von sechshundert der in Paris lebenden Polen unterzeichnet, so wie durch Adressen von mehreren anderen Orten, wo polnische Flüchtlinge leben.

So kann man denn schließlich sagen, daß sicher keiner der auf fremdem Boden lebenden Exilirten eine so bedeutende Rückwirkung auf sein Vaterland sich erworben hat, wie Herzen. Daß ihn das Glück hierbei begünstigte, ist sehr wahr. Denn erstens war es seine äußerlich unabhängige Stellung, welche ihm die volle Freiheit des Wirkens möglich machte, dann aber war die Lage Rußlands eine solche, daß sich alle praktische Thätigkeit auf ein paar positive, klar gestellte Fragen concentriren konnte, mit deren Lösung zunächst ein ungeheurer Schritt vorwärts geschah. Immerhin aber bleibt es Herzen's Verdienst, daß er, wie schon oben bemerkt, die Mäßigung hatte, sich, obgleich er selbst theoretisch viel weiter geht, auf diese Fragen zu beschränken, zweitens, daß er seine Mittel, seine Kräfte nur seine Zeit mit seltener Energie ausschließlich diesem Wirken widmete. Wir haben ein großes Bedauern auszusprechen, nämlich: daß seine politisch-polemische Thätigkeit ihn ganz von der wissenschaftlichen und belletristischen abzog. Dieses Bedauern muß aber schweigen vor der Liebe und Verehrung, mit der die Russen, die nur irgendwie zur Partei des Fortschritts gehören, seinen Namen aussprechen und erklären, daß er sich ein unsterbliches Verdienst um Rußland erworben. Welch schöneres Loos kann dem Menschen zu Theil werden, als in der Liebe seiner besseren Zeitgenossen schon der Anerkennung der Nachwelt gewiß zu werden! —

Görgey's Geiger.

Als im letzten großen Acte der ungarischen Revolution die Armee sich zu einer Hauptmasse unter Görgey vereinte, als Alles, was nur eine Waffe tragen konnte, vom Edelmann bis zum Pferdehirten, zur Einreihung herauseilte, da stand einen Nachmittags in einem hohen Zimmer zu Hewas ein junger Mann in sichtlichem Kampfe mit sich selbst am Fenster. Eine schlanke, echt aristokratische Gestalt bezeichnete den Sohn aus „guter“ Familie, die hohe, breite Stirn und das blitzende Auge deuteten auf Intelligenz und Thatkraft, während die rosigen Backen und die völlig bartlose Lippe von kaum 17 Lebensjahren erzählten. Wenige Stunden entfernt schlug man sich, das wußte er; noch näher stand ein Theil von den Reserven der Revolutions-Armee, sein eigener Bruder war bei einem der Corps, und er sollte daheim bleiben, sollte das Stück Weltgeschichte an sich vorüberrollen sehen, ohne mitwirken, ohne dem innern Drange den Zügel schießen lassen zu dürfen — er war der jüngste männliche Sproß der Familie, und er wenigstens sollte als letzte Stütze der Mutter den Kriegsgefahren fern bleiben. Mit einem Laute des Unmuthes trat er vom Fenster zweifl, einen raschen Gang durch das Zimmer machend, bis sein Auge eine nachlässig hingeworfene Violine neben einem aufgeschlagenen Notenhefte traf und er nach ihr, wie nach einem Mittel zur Beschwichtigung seiner Aufregung, griff. Er setzte das Instrument an das Kinn und begann einen Sturm von Accordengängen, als sollten die Saiten vernichtet fliegen und der Bogen brechen; in glänzenden Octaven und Decimen, in rasenden Läufern und Sprüngen schien er seine eigene Kraft erschöpfen zu wollen, und erst als er hörbar ermattete, ging er in ein klares, geordnetes Spiel voll mächtigen, tiefen Ausdrucks über; jener seiner Töne aber hätte in den Salons der-Kaiserstadt einen Sturm von Applaus hervorrufen, hätte den peinlichsten Kritiker zur Bewunderung dieser vollendeten Meisterschaft hinreißen müssen — und doch hatte dieser junge Mensch, den seine Familie wie seine weitere Umgebung einfach „Ernard“ rief, kaum zwei oder drei Concerte bei gelegentlichen Besuchen in Wien gehört und spielte versteckt im tiefen Ungarn seine Geige zu Niemandes Lust und Befriedigung, als seiner eigenen. „So aber,“ erzählte er selbst in spätern Tagen, als ihn das Schicksal in die weite Welt geschleudert, „sitzt mancher Liszt und mancher Bieuxtemps in Ungarn auf seinem Gute, von denen Niemand etwas weiß, als Gott und seine nächste Umgebung.“

Schon seit seinem vierten Jahre war eine Geige seine höchste Lust gewesen; von einem Diener hatte er die Anfangsgründe erlernt und hatte dann ohne jede Notenkenntniß für sich gespielt und das Gehörte nachgeahmt, bis in seinem zehnten Jahre ein Verwandter bei zufälliger Anwesenheit in Ernard's Elternhause voll Erstaunen dieses eminente Talent bemerkt und ihm von Wien einen Lehrer zugesandt hatte. Nach zwei Jahren aber schon hatte dieser, unfähig dem aufstrebenden jungen Violin-Riesen mehr zu lehren, das Haus wieder verlassen, und von dieser Zeit an bildeten nur die Schöpfungen der ersten Geigen-Größen den Leitfaden für des jungen Virtuosen fernere, den größten Theil seiner Zeit ausfüllende Studien. Erst als der nationale Kampf der ungarischen Bevölkerung seine ganze Augenbegeisterung weckte, fühlte er, daß neben der Musik noch etwas Großes für ihn bestehen könne: der Widerstand, welchen er gegen die thätige Theilnahme an der Bewegung fand, entflammte ihn noch mehr, und als er jetzt seinen Zorn unter den Klängen seiner langjährigen Vertrauten durcharbeitet, war der feste, klare Entschluß in ihm zur Geltung gekommen, alle Hemmnisse, welche ihm die Familienrücksichten auferlegen, von sich zu werfen und zuerst dem Vaterlande sein Recht zu geben.

Am Nachmittag sattelte er sein Pferd zu einem Spazierritte — kam aber nicht wieder, und einige zurückgelassene flüchtige Zeilen benachrichtigten die bestürzte Mutter, daß er sich dem ersten Husaren-Regimente, auf welches er treffen werde, anzuschließen gedenke. Es war ihr letzter, nur in der Angst ihres Herzens konnte sie eine dringende Botschaft in das Hauptquartier des Oberzeugmeisters, welchem sie durch gesellschaftliche Beziehungen in früherer Zeit nahe gebracht worden war. Daß sie ihn dem Dienste des Vaterlandes bei der allgemeinen Begeisterung nicht wieder zu entreißen im Stande war, wußte sie; aber er sollte wenigstens geschont — und ihr erhalten werden.

Ernard war bereits seit drei Tagen eingereiht; statt des lustigen Einhauens aber, von welchem er geträumt, sah er sich wein im Rücken der Armee unter den Rekruten, deren Exercition seiner Ungeduld eine schwere Aufgabe stellten; da bekam er eines Morgens Befehl, sich mit einer aufgekommenen Ordonnanz zum Obergeneral zu begeben. Erstaunt und ohne eine Erklärung von dem Ueberbringer der Depesche erhalten zu können, legte er mit diesem die mehrstündige Entfernung zurück und trat endlich in der ganzen Keckheit der Jugend, glücklich, sich in der Nähe des Feldherrn zu wissen, in das mit Officieren gefüllte Zelt des Letzteren. Heitere Laune schien unter den Anwesenden zu herrschen, und kaum war er gemeldet, als er auch schon vor Görgey's durchdringendes Auge geführt wurde.

Ein strenger Blick des Obergenerals überflog ihn. „Sie sind aus Ihrem mütterlichen Hause desertirt, Herr!“ rectte er ihn an.

„Es wäre in der jetzigen Zeit wohl eher eine Desertion zu nennen gewesen, wenn ich geblieben wäre, General!“ war die unerschrockene Entgegnung.

„Hm, nicht übel! Indessen haben wir wohl zweckmäßigere Fäuste zum Dreinschlagen, als die Ihren, und können Sie vielleicht anders verwenden. Was ist bis jetzt Ihr hauptsächlichstes Studium gewesen?“

„Violinspiel, General!“

Ein halbdutes Lachen erhob sich unter den Umstehenden, und selbst Görgey's Lippen zuckten unter einem halben Spott. „Ah

Digitized by Google

liebe die Musik leidenschaftlich," erwiderte er, „indessen wird die Geige in unseren jetzigen Verhältnissen uns kaum viel helfen können. Was spielen Sie denn?"

„Ich kann eine Schlacht spielen!" rief der junge Mann, während seine Augen aufflammten und sein Gesicht sich röthete.

„Eine Schlacht? der Teufel!" war des Generals gut getaunte Antwort. „Nun, wir haben heute Ruhe und können schon einmal Allotria treiben; wir werden Ihre Schlacht hören. Schaffen Sie von irgendwo eine Violine herbei!" wandte er sich an seinen Adjutanten.

„Ich spiele nicht auf jeder Zigeunerfiedel!" entgegnete der junge Virtuose beleidigt, „in zwei Stunden könnte mein eigenes Instrument hier sein!"

Der General, sichtlich amüsirt, nickte und gab die nöthigen Orders. „In zwei Stunden also", sagte er dann, „bis dahin werden Ihnen die Herren hier zu einer Erfrischung helfen, die nach Ihren Rekrutentagen Ihnen vielleicht willkommen sein wird." —

Kaum mehr als die festgesetzte Zeit war verstrichen, als Ernard aus dem Kreise der ihm zugewiesenen Officiere wieder zu dem Feldherrn beschieden ward; er sah den glänzenden Kasten, der seine geliebte Vertraute barg, und mit Hast folgte er Görgey's Winke zum Oeffnen, das Instrument einer sorgfältigen Prüfung unterwerfend. Neugierig hatte sich Alles, was Eingang zu dem Zelte erhalten konnte, in einem dichten Kreise um ihn her geschlossen. Und in der vollen Begeisterung, welche in diesem Augenblicke in seiner Seele aufflutheten, begann er. — Was er damals gespielt, wußte er in späteren Tagen nicht mehr; aber es mußte groß und erhaben gewesen sein, denn eine Todtenstille herrschte um ihn, als er geschlossen; mit einem tiefen Athemzuge aber erhob sich Görgey und legte die Feldherrnhand auf die Schulter des jungen Rekruten. „Ich hatte Unrecht, Ihre Geige zu belächeln, junger Mann," sagte er; „David bannte nur die bösen Geister, Sie aber wären mit Ihrem Spiele wohl noch mehr im Stande: Muth, Energie und Vertrauen selbst in hoffnungslosen Lagen zurückzuzaubern. Ihre Mutter hat Recht: es wäre schade um Sie im gewöhnlichen Dienste; die Säbelführung macht eine schlechte Bogenführung und der Zügel steife Finger —"

„Aber, General, ich mag nicht wieder nach Hause!" unterbrach ihn der Angeredete im Drange einer aufsteigenden Besorgniß.

„Sollen es auch nicht, Herr, sollen aber aus dem Bivouac hinweg und an meiner Seite bleiben; sollen — mein David werden, wenn vielleicht einmal Zeiten kommen, die zu schwer für eines Mannes Seelenkraft zu werden drohen — davon aber versteht ihr jungen Weltenstürmer nichts! — Er bleibt in meiner Adjutantur", wandte sich der Sprechende an einen der älteren Officiere, „nehmen Sie ihn vorläufig unter Ihre Flügel und unterrichten Sie ihn von dem Nöthigsten; ich denke, wir Alle werden durch ihn manchen genußreichen Abend haben!" —

Von diesem Tage an blieb Ernard, zum ritterlichen Husarenofficier umgewandelt, in der unmittelbaren Nähe des Generals, der sich für ihn wie für ein anvertrautes theures Pfand besorgt zeigte. Wo seine Gesahr vorhanden war, wurde er zu leichten Adjutantendiensten verwandt; sobald aber das Feuern begann, mußte er nach der Bagage zurück. „Sie haben sich für mehr anzuheben, Herr, als wie jeder unserer Hirtenjungen zu Kanonenfutter zu dienen!" erwiderte der General auf seine Klagen über die Unthätigkeit, zu welcher er verdammt sei; „an Ihrer Geige kann noch einmal eine Entscheidung hängen!" und das mußte ihm genügen; wo sich aber ein ruhiger Abend bot, da war auch Ernard der Held desselben, und seine Klänge ließen oft, wenn sie in ein nationales Lied übergingen, die Umgebung des Generals im Enthusiasmus alle Schranken des Rangunterschiedes vergessen. Damals war es, wo die Berichte aus dem ungarischen Lager oft einer für den Zeitungsleser mysteriösen Person erwähnten und von „Görgey's Geiger" sprachen.

Immer aber ließ sich das junge feurige Herz nicht durch die vorgestellte Wichtigkeit seines ruhigen Berufs bändigen und hätte in seinem Eifer, sich nützlich zu machen, einmal fast ein Unglück herbeigeführt.

Ein Gefecht, das mit jeder Viertelstunde größere Dimensionen annahm, hatte sich entsponnen und die Außenlinien der ungarischen Armee ziemlich unvorbereitet überrascht. Görgey selbst hatte sich nach dem Orte des „Engagements" begeben, und Ernard, zitternd vor Begierde, endlich einmal einem Gefechte beizuwohnen, hatte eine halbe Stunde nach dem Abgang des Generals sein Pferd bestiegen und sprengte lustig den Schüssen zu. Da sieht er einen kleinen Trupp Husaren, von einem Unterofficier geführt, in scharfem Trabe sich entgegen kommen, und sofort schießt ihm die Erinnerung an einzelne kürzlich vorgekommene Desertionen durch den Kopf. „Das sind Deserteure!" klingt's in ihm; im Nu ist der jungfräuliche Säbel aus der Scheide, und mit einem donnernden „Halt!" parirt er sein Pferd vor den Herankommenden. Die reiche Officiers-Uniform übt ihren Einfluß auf die Husaren, und der Führer meldet, daß sie zur Herbeischaffung von Munition abgesandt worden seien. „Munition! kaum daß die ersten Schüsse gefallen sind!" lacht der junge Adjutant. „Deserteure sind ihr, und mich betrügt ihr nicht. Kehrt! und den Ersten, der eine andere Bewegung macht, haue ich nieder!"

Der Unterofficier remonstrirt, fügt sich aber endlich bei der Erklärung, daß Ernard jede Verantwortung auf sich nehmen will, und trabt mit seinem Detachement, von dem „Geiger" gefolgt, zurück, welcher letztere seinen Fang direct auf den Obergeneral zu treibt. „Sieben von mir eingebrachte Deserteure!" meldet er strahlend dem verwundert aufschauenden Feldherrn; kaum hat dieser aber einen Blick auf das Detachement geworfen und eine Erklärung des Führers erhalten, als er auch zornig ausfährt: „Mensch, reite Sie denn der Teufel? Wenn wir in 30 Minuten keine Munition haben, müssen wir weichen!"

Ein Wink von ihm sendet die Husaren auf's Neue davon. Ernard aber muß seinen Säbel abgeben und wird unter Begleitung zurückgebracht. —

Als Görgey später „seinen David" zum Bannen der Geister des Verraths am nöthigsten gehabt hätte, war dieser nicht mehr in seiner unmittelbaren Nähe. Die Gründe, welche ihn dem General entfremdet, hat er nie berührt, und wir sinden ihn, als die ungarische Armee das Gewehr gestreckt, als Flüchtling wieder, nachdem die Häupter der Revolutionspartei und auch sein Bruder glücklich der blutigen Hand des Oesterreichers entkommen waren. Er hatte bei seiner Mutter, die im Consecutionszuge von Haus und Hof getrieben worden war, als letzte Stütze geweilt, bis er ihr ein Unterkommen verschafft und er die Häscher schon auf seinen Fersen fühlte.

Eines Morgens sah er, nachdem er sich unter Elend, Noth und Gefahr durchgeschlagen, mit innerlichem Jauchzen Hamburg vor sich. Ein alter Rock, ein zerrissenes Beinkleid und ein Paar mit Bindfaden zusammengehaltene Schuhe waren Alles, was er aus dem Leibe trug. Alle übrigen Habseligkeiten hatte er zur Fristung des Lebens verkaufen müssen und das letzte, mehrere Wochen getragene Hemd im Elel von sich geworfen. Hamburg war zum Rendezvous der versprengten Flüchtlinge bestimmt, und schon seine erste Frage nach Leidensgefährten brachte ihn in die Arme einer Anzahl Geretteter. Die Hamburger Bürgerschaft hatte groß gegen die Märtyrer der Freiheit gehandelt; für jeden neu Ankommenden war Hülfe und Unterstützung bereit, wie sie nur die regste Sympathie mit den Unglücklichen geben konnte; und so fand sich auch Ernard rasch in das Haus eines dortigen Kaufmanns* eingquartiert, der den Vorzug sich fast zu einer Ehre rechnete, mit Allem, was der äußere und innere Mensch des Flüchtlings bedurfte, rasch bei der Hand war und ihn bald in die behaglichste Lage, welche nur die Verhältnisse gewähren konnten, versetzte. Als aber die nothwendigste Aussprache mit den Schicksalsgenossen vorüber war, begann Ernard mit einer wahren Bitterkeit den Verlust seiner Geige zu fühlen; noch dachte er, von der wohlwollendsten Gastfreundschaft umgeben, nicht an seine Zukunft; aber er fühlte, daß nach der Zerrümmerung jeder bisherigen Existenz doch kaum etwas Anderes als die Geige seinen ferneren Halt bilden könne. Halt schüchtern erkundigt er sich, ob es nicht irgendwo eine gute Violine zu leihen gäbe, und sein Wirth, der nur eine augenblickliche Laune seines Gastes zu erfüllen glaubt, bringt ihm zu seinem Nachbar, dem Musikdirector.

„O, Sie spielen Violine — recht angenehm!" sagt dieser höflich und macht ihm vorsorglich ein Instrument zurecht, bestreicht auch den Bogen für ihn sorgfältig mit Colophonium und zieht dann schon im Voraus sein Gesicht in verbindliche Falten. Ernard lächelt, stimmt zuerst das ganze Instrument einen Viertelton höher und läßt dann, schnell seine Umgebung vergessend, der lange ent-

* Die Namen der einzelnen Hamburger Persönlichkeiten sind aus leicht erklärlichen Gründen absichtlich übergangen.

behrten Lust freien Lauf; das Instrument ist gut, und wie Perlen rollen die Passagen, wie ein Sturm sausen die Arpeggios, wie ein inniges Liebeslied klingt die eingestreute Melodie. Der Musikdirector zieht sich mit immer größer werdenden Augen nach dem Piano wie nach einem Halte zurück; der Kaufmann hat in plötzlicher Ueberraschung den Mund zu schließen vergessen und blickt bald, als dürfe er seinem Urtheile nicht trauen, von dem plötzlich aufgetauchten Künstler nach dem Musikdirector und von diesem wieder zurück; Eduard aber sagt endlich, als habe er nur einen Probestrich gethan: „Ein recht hübsches Instrument, nur im Tone nicht mächtig genug!"

„Aber, Herr, Sie geigen ja, wie ich in meinem Leben nur irgend etwas gehört habe!" bricht der Musikdirector los, „Sie spielen doch nicht etwa Komödie mit uns — wie ist Ihr Name?"

Eduard nennt ihn lächelnd — wer hat wohl in Deutschland bis jetzt seine Meisterschaft gekannt? und der Andere schüttelt wie vor einem Räthsel den Kopf. „Auch von Noten können Sie das?" fragt er.

„Wir können es ja versuchen!" ist die Antwort, und der verwunderte Musiker sucht hastig aus seinem Notenpack einige Piècen hervor. „Wählen Sie selbst!" ruft er. Eduard aber schüttelt nach einem kurzen Einblicke den Kopf. „Haben Sie nicht etwas, das mehr verlangt?"

„Nun denn, hier ist der Paganinische „Carneval" und die „Hexentänze"!" ist die Antwort, und mit sichtlicher Spannung wirft sich der Musikdirector zur Begleitung an das Piano; Eduard aber kennt ja beide Bravourstücke längst auswendig, und kaum wirbeln eine kurze Weile die barocken Gänge über die Saiten, folgen die gewagtesten Sprünge sich in wunderbarer Keckheit und Sicherheit, daß für diese Finger kaum eine Schwierigkeit mehr vorhanden zu sein scheint, als der Musikdirector wieder aufspringt: „Aber das ist ja kaum möglich — Herr, Sie müssen Concerte geben, Sie haben hunderttausend Mark in den Fingern!"

„Aber erst soll er sich eine Violine suchen, die ihm mächtig genug ist, wie er sagt!" ruft der entzückte Kaufherr, „heute Abend in meinem Hause, Musikdirector!" und damit zieht er den jungen Virtuosen nach der Musikhandlung, ihn auf die Seele bindend, sich das beste Instrument, das er finden kann, auf Rechnung seines Wirths zu nehmen.

In Evnard's Seele wird es lichter Sonnenschein — wieder eine gute, eigene Geige! Der Instrumentenhändler bringt Violinen „der besten Gattung", wie er sagt, aber nach kurzem Anklingen der Saiten legt sie der Wählende bei Seite und fragt nach etwas wirklich Gutem. „Auf meine Rechnung!" ruft der Kaufherr, den das verwunderte Gesicht des Verkäufers zu amüsiren scheint, „dem Herrn machen Sie kein X für ein U!"

„Er scheint es wirklich zu verstehen," sagt der Instrumentenhändler mit einem eigenthümlichen Lächeln und öffnet einen Kasten in einer entfernten Ecke. Zwei unansehnliche Gestelle kommen zum Vorschein, die so wenig auf einen Verkauf gerechnet zu haben scheinen, daß der Händler sie erst zum Theil besaiten muß. Kaum hat sie der Flüchtling aber angeklungen, als auch seine rege Aufmerksamkeit erwacht, er nach dem Bogen greift und beide einer genauen Prüfung in allen Tonlagen unterwirft. „Darf ich dieses Instrument behalten?" wendet er sich endlich mit halb zweifelndem Blicke an seinen Gönner, „es wäre nicht billig fein!"

„Dummes Zeug, ich habe es Ihnen doch versprochen!" ist die Antwort. „Was kostet das Ding?"

„Tausend Mark!" sagt der Instrumentenhändler ruhig, „es ist eine echte Cremoneserin."

„Tausend — tausend Mark für das Bischen Holz?" ruft der Kaufmann sichtlich verblüfft.

„So ist es," lächelt der Händler, „der Herr versteht sich auf Instrumente!" Eduard aber hat den gewonnenen Schatz schon wieder zurückgelegt. „Ich konnte mir denken, daß der Preis zu hoch sein würde, und verlange das Opfer nicht!" sagt er, und damit scheint auch seines Wirthes Stolz wieder zu erwachen.

„Wenn das Ding soviel werth ist und es Ihnen völlig genügt, so werden mir auch wohl die tausend Mark für mein Versprechen nicht zu viel sein," erwiderte er, „sind Sie zufrieden damit?"

„Ich nehme Ihr Geschenk an," sagte der junge Virtuose, in überwallender Freude des Mannes Hand ergreifend, „und hoffentlich sollen Sie von der Geige noch mehr zu hören bekommen!"

Wenige Tage darauf ward zur Unterstützung der ungarischen Flüchtlinge ein großes Concert angezeigt, und zum ersten Male lasen deutsche Augen den Namen Eduard Remenyi als Solo-Geiger auf einem Programm. Die Sage von dem neu aus der Witznitz gekommenen Künstler hatte sich schon in der Stadt verbreitet, die Neugierde, wie die Theilnahme für die Flüchtlinge hatten die Concert-Räume zum Erdrücken gefüllt; alle Erwartungen aber wurden durch das Geniale und echt Berufene in der Erscheinung Remenyi's wie durch sein die Begeisterung entzündendes Spiel übertroffen; in den nächsten Tagen konnte sich der Gefeierte vor Einladungen nicht retten, und als ein zweites Concert zur Hülfe der Ungarn einen wo möglich noch brillanteren Verlauf genommen, ward dem jungen Künstler von den Damen Hamburgs ein Dutzend „selbstgefertigter" feinster Spitzenhemden, von seinen männlichen Verehrern aber eine werthvolle goldene Uhr mit Kette und zahlreichen Verlooses überreicht. Beide Spenden bewahrte er noch Jahre darauf, als die ersten sichtbaren Errungenschaften seiner Geige auf. Von dem gesammten auf ihn fallenden Geldertrage aber bedielt er nur das nöthige Reisegeld nach England und sandte das Uebrige durch Vermittelung seines Wirths an seine Mutter. — Von London aus, wo er in verschiedenen Concerten einen gleichen Enthusiasmus und pecuniären Gewinn erzielte, ward seiner Mutter eine erneute Unterstützung, und dann wandte er sich nach den Vereinigten Staaten, Ruhm und Bewunderung auf seinem vorigen Wege vor sich herstendend.

Vor zwei Jahren hörte der Erzähler diesen das Letzte von ihm; damals war er, nach London zurückgekehrt, zum Concertmeister der Königin ernannt worden; die englischen Blätter bezeichneten ihn als einen der ersten jetzt lebenden Violin-Virtuosen; in seiner nächsten Umgebung aber war er nur bekannt als „Görgey's Geiger".

C. R.

Die Bauden des Riesengebirges.

Von Rudolph Gottschall.

Jene verwunderten Hirsche, welche der Sage nach die Quellen von Warmbrunn entdeckten, haben gewiß viel dazu beigetragen, daß sich der Urwald in diesem Thalkessel und auf dem Hochgebirge lichtete und das Reich Rübezahls bis auf den heutigen Tag ein Lieblingsziel fremder Wanderer wurde. Kein schöneres Panorama, als dieser Hauptbehörung der Sudeten mit seinem Kamm und seinen Kuppen hinter den von frischen Bergströmen durchrauschten, mit zahlreichen Häusern, Villen und schattigen Bäumen belebten Warmbrunner Thale! Freilich, da oben herrscht in der bei weitem größeren Hälfte des Jahres winterliche Einöde, und auch der Sommer hält nicht, was die lockende Bergkrone verspricht! Auf den sumpfigen Kniebolzwiesen oder den steilen Glimmerschieferkegeln ist es beschwerliches Wandern, und nur der Anblick einzelner Schöpfungswunder, wie der Schneegruben und der beiden Teiche, nur die umfassende Rundschau über Schlesiens und Böhmens Berge und Ebenen entschädigt für die Weltverlassenheit des wüsten Gebirgskammes.

Doch die Ansiedelungen der Menschen erstrecken sich bis auf alle Höhen des Kammes hinauf! Unsere schlesischen Sennhütten, die Bauden, unterscheiden sich wesentlich von den Schweizer Sennhütten; sie haben, wie das Riesengebirge selbst, nun nicht nur die Gletscher, sondern auch die Arker fehlen, welches aber doch an großen Naturbildern reicher ist, als die anderen Mittelgebirge, einen eigenthümlichen Charakter. Die bekanntesten Bauden befinden sich auf der schlesischen, die zahlreichsten auf der böhmischen Seite des Gebirges. Jene sind meistens Gasthergergen für die Bergreisenden und mit größeren oder geringerem Comfort eingerichtet; diese bilden ganze Baudendörfer und sind Wohnungen für die Mitglieder dieser hochgelegenen Dorfgemeinden. Die Zahl der Bauden im Bereiche des Riesengebirges mag sich auf ungefähr 3000 belaufen. Man unterscheidet Sommer- und Winterbauden; jene werden nur im Sommer, der Viehwirthschaft wegen, bezogen nur im Herbste wieder verlassen; diese bleiben im Winter wie im Sommer bewohnt.

Natürlich sind jene von weit leichterer Bauart, improvisirte hölzerne Nomadenhütten, deren Dächer oft mit Steinen beschwert sind, um der Gewalt der Stürme besser zu widerstehen. Sie haben in der Regel nur ein einziges Zimmer, an dessen Wänden hölzerne Bänke umherlaufen und welches mit einem ebenso stattlichen wie nützlichen Kachelofen geschmückt und mit den verschiedensten Geräthschaften aus Topf- und Zinnbretern an den Wänden ausgestattet ist.

Die Winterbanden machen einen bei weitem ansehnlicheren Eindruck. Sie bestehen alle aus der eigentlichen Wohnung und dem Stalle, zwei gesonderten Hälften für die zwei- und vierfüßigen Insassen. Ein schmaler Gang, in den man sogleich durch die Hausthüre eintritt, trennt die mit Vernunft begabten Wesen von den Geschöpfen, welche nur der Instinct beherrscht. Die Wohnung enthält ein größeres und ein kleineres Zimmer. In jenem befindet sich der Kachel- und Backofen; es ist die Familienheimath, wo nicht nur gekocht und gebraten wird, wo auch die künftigen Urwähler und Landwehrmänner Schlesiens, die künftigen, der Gesammtmonarchie einverleibten Nachkommen Przemysl's in Hemdchen am warmen Ofen kauern oder aus der Wiege schreiend ihre Aermchen hervorstrecken, wo alle Vorkommnisse des Familienlebens sich abspielen, wo alle Neuigkeiten des Gebirges Abends bei dem Scheine der Buchenholzfackeln besprochen werden! Ein zweites kleineres Zimmer ist die eigentliche Gaststube, in welche man die Reisenden führt und welche in den größeren Banden nicht ohne Bequemlichkeit eingerichtet ist. Gegenüber der Wohnstube ist nun der Stall, meistens sehr sauber gehalten als das Allerheiligste der Bandenwirthschaft. Ein reisender Potter kann hier höchst bequem das Thierreich in allen seinen Eigenheiten belauschen und auf die Leinwand zaubern. Der Hausfirst selbst führt in den nach der Bergseite zu gelegenen und von frischem Quellwasser gefüllten Milchkeller. Oben ist der Heuboden mit einigen Verschlägen und Bodenkammern, Schlafstellen und Schlafgemächern für das Gesinde und für Reisende. Das Heu bildet hier nicht nur das aromatische Lager, sondern auch die Decorationen, indem man zwischen seinen festgeschichteten Wänden hindurchwandelt. Die Banden sind alle auf einem einfachen steinernen Unterbau aufgeführt, im Uebrigen aber aus vierseitig behauenen, übereinander ruhenden Baumstämmen zusammengezimmert; nur einige der neueren, mehr hotelartigen Banden haben steinerne Wände. Das Schindeldach läuft tief herunter; auch die Wetterseite ist mit Schindeln belegt, deren wärmende Wirkung für den Winter noch durch Moos und Tannenreiß verstärkt wird. In diesen Nomadenhütten und Hotels des Gebirges hat die Sommeridylle ihre poetischen Reize; das Winterleben dagegen ist von einer Oede und Einsamkeit, welche gegen die Verlassenheit einer lappländischen oder grönländischen Polarlandschaft nicht zurücksteht. Wohl fehlt es gerade im Winter, sowohl bei Sonnen- als Mondbeleuchtung, nicht an dem wunderbarsten Farbenspiele, indem die von Süden heraufleuchtende Sonne die hohen Bergeszinnen in einen rosigen Schimmer taucht, der über den stets in Schatten begrabenen Nordabhängen schwebt, oder indem der Mond durch den Nebelster der Nacht hindurch einzelne Stellen, über denen er gerade dahinwandelt, wie einen blitzenden Diamantschmuck erhellt! Doch oft müssen die verschneiten Bewohner der Bande sich erst aus den Schneemassen, aus denen nur der Dachgiebel hervorragt, mühsam herausgraben, um überhaupt einen freien Blick auf Himmel und Erde zu gewinnen! Und wie beschwerlich ist die Verbindung von einer Bande zur andern, der gesellschaftliche Verkehr dieser von Schnee nunmauerten Einsiedeleien! Rings liegt der Schnee sechs, zehn bis zwanzig Fuß hoch! Der Wanderer muß sich den Schneereifen unterbinden, einen mit Hanfschnüren durchflochtenen Holzreifen, der vor dem Einsinken in die losseren Massen schützt. Und welche Gefahren drohen ihm auch dann noch von den zusammenstürzenden Schneewänden in den Hochschluchten oder von den Schneebrücken, welche, unterhöhlt von wühlenden, tosenden Gebirgsbächen, in der Luft schweben, oder von den Schneelawinen, wie sie sich oft von den Rändern des großen und kleinen Teiches loslösen und mit donnerntem Krachen auf die zugefrorne Eisfläche herabstürzen, daß die herausgeschlagenen Schollen sich zerbersten über einander thürmen! Wie beroghlich sind die Schneenebel und Schneewirbel, welche die den Weg oder mindestens die Richtung anzeigenden ausgesteckten Stangen verbergen! Schon Mancher hat sich in den zweifelhaften Schutz eines der Felsungethürme geflüchtet, welche einzelne Punkte des Kammes bezeichnen, und ist hier vor Hunger und Kälte zu Grunde gegangen und eine Beute des Raubgevögels geworden. In dieser Zeit pocht selten ein Gast an die Thüre der Banden, ein Jäger, ein Waldarbeiter, ein Holzschläger und Zurücker, welche letztere mit ihren Hörnerschlitten das Holz, das sie als „Schleppe" an dieselben festbinden, auf steiler Rutschbahn hinab in die Thäler hugsiren. Im Uebrigen ist die Genossenschaft der Bande auf sich selbst angewiesen, muß sich für die lange Belagerung des Winters auf das Beste verproviantiren und hat gewiß ein unbestreitbares Recht, sich dem Winterschlafe als Rettungsmittel gegen die Langeweile hinzugeben! Rübezahl macht keine Streiche mehr; er sitzt griesgrämig und mißmuthig über die Zeit der Aufklärung, welche ihn so transparent gemacht hat, daß er nur noch zur Illustration einer Zauberposse benutzen kann, in seinem Schnee- oder Eispalast; die Politik reicht nicht auf diese Höhen, obgleich die Grenze zwischen Preußen und Oesterreich über sie hinläuft, die bekanntlich einen sehr scharf markirten politischen Einschnitt bildet — womit sollen sich die armen Bandenbewohner während der langen Wintersaison die Zeit vertreiben?

Desto reger ist Leben und Verkehr, wenn die Sommersonne den Schnee geschmolzen, der nur in den Schneegruben und an den Teichrändern liegen bleibt, wenn die Bergwässerchen aus den Mooren und Hochwiesen hervorquellen, die Laubwälder in der mittlern Bergzone mit voller Pracht sich schmücken und selbst die Trümmergesteine der „Sturmbanden" die Zier des „Veilchenmooses" zur Schau tragen. Da beginnt das Hirtenleben auf den Weiden, am frühen Morgen schon klirrt der Eimer der Melkerin, und wenn auch die Hirten nicht mehr, wie zu Andreas Gryphius' Zeiten, das Hellahorn blasen, so fehlt es doch dann nicht an bunter Rührigkeit auf den Kämmen und Lehnen des Berges, und ein heiteres Volksfest weiht den Auszug der Heerden ein. Bald ergießt sich auch der Schwarm der Touristen in die Berge. Russische und polnische Badegäste, kritische Berliner, welche auch in Rübezahl's Reiche überall die Eichen tadeln, daß sie keine Kürbisse tragen, Gymnasialdirectoren mit ihren Secundanern und Primanern, wandernde Studenten, die nach einem Commers auf dem alten Kynast in die Berge pilgern, Großbürger und Spießbürger, welche mit den Unbequemlichkeiten einer Bergpartie auf dem gepannetsten Fuße leben, feine Damen in Tragsesseln, von keuchenden Trägern über die schwankenden Steinkrümmer der Granitkegel geschleppt — wer nennt sie alle, die Gäste, welche jetzt in abenteuerlichen Durcheinander die hölzernen Salons der Banden bevölkern? Wer malt alle die Genrebilder, welche dieser bunte Verkehr entrollt? Rübezahl müßte seine Freude daran haben, könnte er durch einen Spalt der Wände in die überfüllten Bandenzimmer blicken, besonders wenn er vorher durch einen Regenguß die Wiesenpfade aufgeweicht, die Bächlein stattlich angeschwellt und die saßbindende Garderobe in triefende Unordnung gebracht! Da lehren die alten patriarchalischen Sitten wieder, Knigge's Umgang mit Menschen wird suspendirt, der Kachelofen in Belagerungszustand erklärt und die erste Parallele mit einer Reihe ringsum aufgehängter Herren- und Damenstrümpfe eröffnet; es lösen sich viele, wenn auch nicht alle Bande frommer Scheu; die elegantesten Damen erscheinen im Costüm der Auerbach'schen „Barfüßele", die elegantesten Herren in Hemdärmeln; man glaubt den Anblick einer japanesischen Baresbude im milderen Lichte der dristlichen Gesittung vor sich zu haben. Wenn aber erst der Ungarwein im Glase blinkt, hier ein südeutscher Rheingesang erdönt, dort ein auf das Hochgebirge verirrtes Salongespräch, wenn zuletzt Alles sich zu einem heitern gesellschaftlichen Kreise mischt, froh der unfreiwilligen Begegnung und unbekümmert um Adressen und Visitenkarten, Taufscheine und Pässe: dann hat das Bandenleben seine eigenthümliche Romantik, und das Gefühl, sich auf einem verlornen Posten der unentrinnbaren Civilisation zu befinden, das Gefühl, welches die Brust eines Hinterwäldlers schwellt, zieht auch in die Gemüther der frohen Tafelrunde ein.

Zum unveräußerlichen Inventar der Bande gehören die Harfenistinnen, meistens Töchter des gesangreichen Böhmen. Kaum haben die Gäste sich etwas von den Beschwerden der Wanderschaft erholt, den Staub von ihren Füßen geschüttelt, sich mit Trank und Speise erquickt und durch diese Stärkung des Leibes auch die Seele in eine für höhere Genüsse empfängliche Stimmung versetzt: so erscheinen jene Künstlerinnen, greifen in die Saiten und singen ihre czechischen Lieder. Man würde sich irren, wenn man diese Damen für schöne Henri's aus Rübezahl's Paradiese hielte. Wohl findet sich bisweilen ein anmuthiges böhmisches Kind dar-

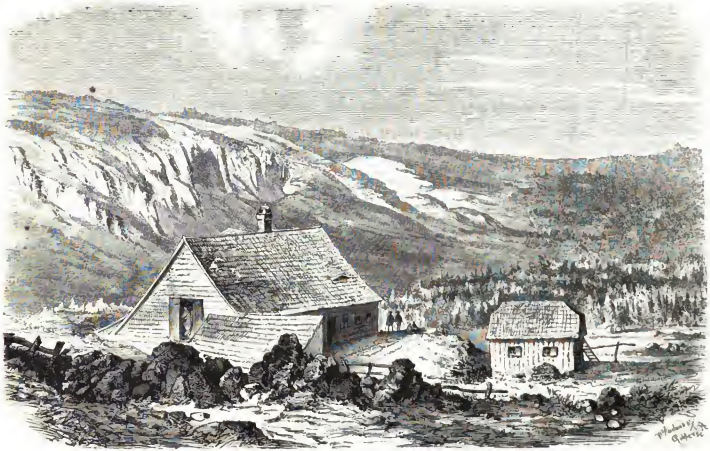
Digitized by Google

unter, dessen Lächeln nicht ohne Liebreiz ist, welches die Lieder in der fremden Mundart mit recht charakteristischem Gepräge vorträgt und durch sein gebrochenes Deutsch eine Sprache herausfordert, die es besser und ohne Hülfe eines Dragoman's versteht. Doch die Mehrzahl der Harfenistinnen befindet sich in einem Alter, in welchem die Künstlerinnen das Fach der ersten Liebhaberinnen längst aufgegeben haben und in das der ehrwürdigen und komischen Alten übergegangen sind. Manche Harfenistin singt seit zwanzig Jahren in derselben Bande und scheint sich eines lebenslänglichen Engagements mit Pensionsberechtigung zu erfreuen. Sie singt dasselbe Lied dem Sohn vor, welches sie bereits vor zwei Jahrzehnten dem Vater vorgesungen, und erweckt in jenem Gefühle der Pietät, während sie in diesem vielleicht andere Gefühle zu erwecken vermochte. Ja, man ist conservativ oben auf den Bergen, conservativer, als bei unseren Stadt- und Hoftheatern, obgleich es auch an letzteren nicht an künstlerischen Mumien fehlt. Die zum Bandeninventar gehörigen Harfenistinnen huldigen indeß der Kunst nicht mit jener Andacht, wie sie Platen verlangt:

> Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
> Morgens zur Kanzlei mit Acten, Abends auf den Helikon.!
> Dem ergiebt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergiebt,
> Der die Freiheit heißer, als er Noth und Hunger fürchtet, liebt!

Nein, ihr Pegasus zieht im Joche; man sieht sie höchst wirthschaftlich in den Milchkellern und Kuhställen; sie sind gleichzeitig die Wirthschaftsfräulein und die Gesellschaftsdamen der Banden. Dieselbe Hand, welche eben tapfer im Butterfaß herumgearbeitet oder die zur Käsebereitung unentbehrlichen Handgriffe verrichtet, entlockt den Saiten elegische oder heiter scherzende Klänge. Es bedarf in der That der Anregungen des Tokayer Ausbruches, um sich durch diese Sängerinnen in poetische Illusionen versetzen zu lassen.

Zu den Stammgästen der Banden gehören zwei sehr feindliche Menschenclassen, die Grenzjäger und die Schmuggler, welche nicht selten unter einem Dache friedlich zusammenkommen, ähnlich wie die italienischen Carabinieri und Fra Diavolo's. Erstere suchen meistens durch persönliche Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit die Strenge und Härte ihres staatlichen Berufes vergessen zu machen. Die Pascher aber, deren Zahl sich seit dem preußisch-österreichischen Zollvertrage vermindert hat, sind sehr kecke, unternehmende Burschen, voll lustiger Streiche, Kniffe, Neckereien, von einem unverwüstlichen Humor, den sie sich auf ihren Bergfahrten trotz aller Beschwerlichkeiten zu bewahren wissen. Vertrauter mit der Topographie des Gebirges, als alle Geographen, Naturforscher und Kartenzeichner, wissen sie ihren Pfad durch die verschwiegensten Schluchten, über die unwegsamsten Knüppeldämme der Wiesenmoore, an den steilsten Felsenhängen hinab zu nehmen, und es hat oft den Anschein, als könnten sie jeden Knieholzbusch vom andern unterscheiden. Die officiellen Träger, meistens phlegmatische Kernmenschen, die sich durch ihre kameelartige, in Bezug auf die bewältigten Lasten oft staunenswerthe Tragfähigkeit auszeichnen, stehen mit ihrer localen Kenntniß des Gebirges, welche sich wesentlich auf die Hauptpfade des Verkehrs erstreckt, hinter jenen freizügigen Bergwanderern weit zurück.



Baude auf dem Riesengebirge.

Die zahlreichen Banden der böhmischen Grenzdörfer unterscheiden sich wenig von einander und zeichnen sich dafür durch seltsame Namen aus. Da giebt es eine Ochsengraberbaude, Guckuckhäuser, Plauerbauden, Leierbauden, Geiergucken, Rehhornbauden, das Reibeisen u. s. f. Auf der großen Tour über den Kamm des Gebirges kehrt man nur in die Spindler- und Petersbaude ein, zwei der am wohnlichsten eingerichteten und mit gutem Ungarwein versehenen Herbergen. Zu dem böhmischen Dorfe Klein-Aupe gehören die bekannten Grenzbanden, welche von drei hierher verbannten österreichischen Officieren, Graf Kirchschläger, Fürst Reuß und von Baumecker im Jahre 1663, nach einer andern Nachricht von verbannten Schweizern gegründet worden sein sollen. Jedenfalls ist ihre Lage auf einem der blumenreichsten Wiesengründe des Gebirges von erquickendem Reiz; keine Fernsicht stört die idyllische Abgeschlossenheit; Alles ladet zur fröhlichen Einkehr; köstliche Weine erquicken den Wanderer. Hierher gehen im Sommer und Winter die Vergnügungspartien von Schmiedeberg aus; hier entwickelt sich der heiterste gesellige Verkehr. Eines gleichen Rufs aus alten Zeiten schon erfreut sich die Hampelbaude, über welche der Weg von Schmiedeberg auf die Koppe führt. Zur Zeit, als der schlesische Dichter Andreas Gryphius die Sudeten durchwanderte (1670), hieß sie „Tanlabaude", von ihrem Eigenthümer Tanla, einem würdigen Greise, welcher jeden Morgen auf

dem Hellahorne den Morgengruß vor ihrer Thüre in die Ferne blies und seine Gäste mit einem aus Tannenzapfen bereiteten Branntwein erquickte. Gewiß hat dieser Tanla manchen der verfolgten evangelischen „Buschprediger" beherbergt, welche oft auf improvisirten Kanzeln des Hochgebirges, in seinen Schluchten und Kesseln oder in den Bauden selbst das Wort Gottes verkündeten und selbst ihr Kirchengeräthe in diesen Herbergen der Knieholzregion verbargen. Die Hampelbaude liegt in der Nähe des romantischen „kleinen Teiches", dessen hohe, steile Felsränder man aus ihren Fenstern erblickt. Auf dem Keppenplane selbst begrüßt uns die Wiesenbaude, nur wenige hundert Schritt von der Quelle des Weißwassers, der eigentlichen Quelle der Elbe, entfernt. Die Concurrenz erstreckt sich nämlich bis auf die „freien Berge", und zwei Bäche, der Elbfeffen und das Weißwasser, machen sich die Vaterschaft des Elbstromes streitig. Der erstere hat die Traditionen und den Namen für sich; seit Jahrhunderten heißt seine Quelle die Elbquelle, die Wiese, auf der sie entspringt, die Elbwiese, der erste übermüthige Sturz des jungen Baches über die Felsenklippen der Elbfall. Schon der Rector der Hirschberger gelehrten Schule, Magister Schilling, ließ seine Primaner den Elbbach dicht an der Quelle überspringen, damit sie nachher in der Universitätsstadt Wittenberg sagen könnten, daß sie über die Elbe mit gleichen Füßen hinübergesprungen seien. Doch die vorlaute moderne Kritik läßt keine ehrwürdige Tradition bestehen; sie bestreitet dem Elbfeifen trotz des genialen Wasserfalles seiner ersten Sturm- und Drangperiode das Recht, auf der Stammtafel der Elbe als Vater zu figuriren, sie räumt das Recht dem Weißwasser ein, welches wenigzer genial, aber beste praktischer in der 4,368 Fuß hoch gelegenen Wiesenbaude das Butterfaß treibt und sich dann durch den schauerlich wilden Teufelsgrund, eine Trümmerstätte des Pflanzen- und Steinreiches mit dem Charakter urweltlicher Oede, mit schäumenden Fluthen ergießt. Von den übrigen Bauden der Nordseite erwähnen wir noch die neue schlesische, welche den vom romantischen Zackenfall emporsteigenden Reisenden am Anfange der Kniehotzregion begrüßt, und die kleine Schneegrubenbaude, mit reizender Fernsicht hoch oben am Rande der jäh herunterstürzenden Grubenwände gelegen. Das Hospiz auf der Koppe selbst, welches im Jahre 1857 niederbrannte, aber wieder aufgebaut wurde, mit seiner imposanten Runefacht, sowie die meistens aus Stein aufgeführte Riesenbaude am Fuße der Koppe gehören schon mehr zu den Hotels, welche für den Comfort der Reisenden sorgen — der eigenthümliche Charakter der „Bauden" wird hier schon durch die moderne Civilisation verwischt.

Volksleben in Kopenhagen.

Federzeichnung von Franz Waltner.

„Sie wollen jetzt nach Dänemark reisen, was haben Sie als Deutscher dort zu suchen?"

Diese permanente Antwort mußte ich durch acht Tage von Jedem anhören, den ich aufforderte, mich auf einen Ausflug nach Kopenhagen zu begleiten. Es kostete mich Mühe und Ueberredung genug, ein paar vernünftigen Menschen begreiflich zu machen, daß ich für die „Dänen" und namentlich für die dänische Regierung ebenso wenig Sympathien empfinde, als irgend ein anderer Mensch im Vaterlande, daß mich diese Abneigung aber nicht hindere, einen Ausflug nach der scandinavischen Hauptstadt für das Lohnendste zu halten, was man bei beschränkter Zeit erreichen kann. Meine Reisegefährten machten nur noch die Bedingung, vor der Fahrt nach Kopenhagen die prächtige Insel Helgoland zu besuchen, auf welcher wir eben ankamen, um der Feier der glücklichen Rettung des Königs von Preußen aus Mörderhand mit beizuwohnen und zwei Hannoveraner sich unsterblich klamiren zu sehen, die einen Beitrag zu einer Sammlung für die deutsche Flotte vorweigerten, „wenn selbe unter preußischer Oberherrschaft stehe". Eine bessere Einleitung zu unserer dänischen Reise konnten wir wohl nicht finden, als diesen Beitrag zur Lächerlichkeit der Nationalitäts-Eifersüchtelei unter deutschen Landsleuten für eine wahrhaft deutsche Sache. Gott besser's!

Ein Beweis der bitter feindlichen Stimmung der Dänen gegen Deutschland tritt dem Fremden schon bei der Ankunft in Kopenhagen auffallend entgegen. Während vor einigen Jahren, bei meiner letzten Anwesenheit daselbst, alle Aufschriften, Schilder, Bekanntmachungen ꝛc. in dänischer und deutscher Sprache abgefaßt waren, sind letztere spurlos verschwunden. Es überfällt uns ein sonderbar unheimliches Gefühl, mit dem ersten Schritt in ein fremdes Land von den heimathlichen Lauten so ganz und gar abgeschnitten zu sein. Selbst der Gang der Züge auf der Eisenbahn, ja selbst die Speisekarte in den deutschen Hotels ist dänisch abgefaßt. Natürlich begünstigt die Regierung diesen Deutschenhaß auf das Allerwärmste und mit beinahe kindischem Eifer, wofür die „Feier des Sieges bei Idstedt", der wir beiwohnten, und auf die ich später zurückkommen werde, einen recht auffallenden Beleg abgab. Dieser aber lauert hinter dieser so ostentibel zur Schau getragenen Abneigung die Furcht vor „deutschen Hieben" und vor dem, was die nächste Zeit verhängnißvoll bringen könnte.

Die Hauptsache, warum ich nach Kopenhagen gekommen und warum ich meine Freunde zu diesem Ausflug gepreßt hatte, war die Beobachtung des Volkslebens, welches sich in voller Naturwüchsigkeit faßt nur hier allein noch vorfindet, wenigstens in Deutschland nichts auch nur annähernd Aehnliches aufzuweisen hat. Die reizende Lage der dänischen Hauptstadt, die reiche Sammlung von Kunstwerken, die selbe ihrem edelsten Sohne, dem großen Thorwaldsen, dankt, ist bereits in zahllosen Reisewerken genügend geschildert worden, wenden wir daher unsere Schritte diesmal zuerst zu dem A und O eines jeden richtigen Kopenhageners, zu dem großartigen

Tivoli.

Nirgend existirt, sowohl in der Anlage, als in der Ausführung, ein ähnliches Etablissement. Alle nur erdenkbaren Bedingungen für ein Vergnügungslocal für alle Classen der Bevölkerung sind hier vereinigt und gelöst. Als der geniale Carstensen, auf welchen wir später zurückkommen werden, dem Ministerium den Plan zu diesem Unternehmen vorlegte, überlieft dies der Actiengesellschaft, die sich zur Realisirung desselben gebildet hatte, den prachtvollen Platz hierzu, der ein Capital von mindestens einer halben Million repräsentirt, auf unbestimmte Zeit unentgeltlich, indem die Gemeinnützigkeit der Idee klar auf der Hand lag. Wollte das Ministerium den Platz heute zurück oder bezahlt verlangen, so wäre der Sturz desselben, ja eine Revolution die unabänderliche Folge. Wer den Kopenhagener und sein Tivoli kennt, der wird diese Behauptung nicht für übertrieben halten. Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Jung und Alt hat das Tivoli in's Herz geschlossen, jeder Kopenhagener, ich behaupte Jeder, ohne Ausnahme, besucht sein liebes Tivoli die Woche ein oder zwei Mal, und an Sonntagen gleicht der Zug dahin in Wahrheit einer Völkerwanderung.

Worin liegt dieser Zauber, der alle Welt anzieht? Zuerst in der ungemeinen Billigkeit, die den Platz für Jedermann zugänglich macht, eine Billigkeit, die eben nur dadurch ermöglicht wird, daß Grund und Boden nicht verzinst zu werden braucht.

Das Entree beträgt pro Person 1 Mark = 3 ½ Sgr. —

Wolle mir der freundliche Leser folgen und mit mir sehen, was ihm für seine 3½ Silbergroschen geboten wird.

Um den Weg brauchen wir uns nicht zu erkundigen, zahlreiche Fußgänger und fortwährend ab und zu fahrende Omnibuswagen führen uns ohne Frage die kurze Strecke vor das Besterthor, wo das geschmackvolle Eingangsgitter, beim Einbruch der Dunkelheit mit unzähligen reizend gruppirten farbigen Lampen beleuchtet, uns sofort in die Augen leuchtet.

Ein stets zahlreiches, aus allen Ständen bestehendes Publicum durchschwärmt bereits fröhlich die ausgezeichneten großartigen Anlagen. An Sonntagen werden z. B. zwei- bis vierzehntausend Billets ausgegeben, die Actiengesellschaft, als Eigenthümerin des Etablissements, ist dadurch im Stande, trotz des winzigen Eintrittspreises, auch in diesem Jahre den Theilhabern eine Dividende von

zehn Procent zu bezahlen. Besehen wir uns das stets wechselnde Programm einer Vorstellung im Tivoli.

1) Um 5 Uhr beginnt unter Leitung des bekannten Componisten C. Lumbye in dem reizend arrangirten großen Musiksaal ein großes Concert, wobei derselbe ein Schlachtgemälde „unter Accompagnement von Kanonenschlägen, Musketenfeuern, Horn-, Trommel- und Trompetensignalen“ zum ersten Mal executiren läßt. 2) und 3) Auf dem Theater im Freien folgen die Productionen der Geschwister Cottrelly und im offenen Circus jene des bekannten Kunstreiters Leiffet mit seiner Gesellschaft. 4) Im geschlossenen Circus zeigt Professor Forster aus London großartige Nebelbilder. 5) Komische Pantomime auf dem Theater, unter Mitwirkung der Geschwister Osmond, worin der ungemein beliebte, und in seiner Art äußerst treffliche Pierot-Darsteller Herr Bolleroon mitwirkt. 6) Eine Seiltänzergesellschaft zeigt ihre Kunststücke. 7) Lebende Bilder. 8) Tombola. 9) Vorstellung des Kunstreiters Leiffet im geschlossenen Circus. 10) Großartiges Feuerwerk. 11) Auf der segenannten Insel und in den vielen Restaurationslocalen sind fortwährend Concerte und Vorträge von deutschen, schwedischen und dänischen Volksängergesellschaften.

Die Anlage ist mit geschmackvollen Blumengruppen, Irrgärten, riesigen Lauben, Statuen ꝛc. und unzähligen Volksbelustigungen versehen, Caroussel, Kraftmessser, Menagerien, eine Rutschbahn im größten Maßstabe, Kegelbahnen mit künstlichen Ueberraschungen für den Sieger, Schießstände, Bazare ꝛc. stoßen dem Beschauer fast bei jedem Schritte auf, große und kleine Speise- und Erfrischungslocale laden den Müden und Durstigen zu trefflicher Naturalverpflegung bei billigen, von der Direction* streng normirten Preisen ein; unter Ab- und Zuströmen der Menge, im bunten Wechsel der fortwährend sich ablösenden Unterhaltungen bleibt die Schaulust bis Mitternacht rege, wo die Massen dicht gedrängt und froh bewegt nach Hause eilen.

Kein Mann Polizei wird in den weiten Räumen sichtbar, jede Rohheit, jene Unanständigkeit, würde je eine solche hier gewagt werden, würde sofort an jedem der Anwesenden einen strengen Richter finden, ehe die Behörde Zeit hätte, sich in's Mittel zu legen.

Nach diesen einfachen Umrissen wird es der fremdliche Leser wohl begreiflich finden, daß den Fremden sofort die Frage empfängt: Waren Sie schon in unserem Tivoli? und daß der echte Kopenhagener den Tag für verloren ansieht, an dem er verhindert ist, sein geliebtes Tivoli zu besuchen. Es war daher ein mehr als kühnes Wagniß, als Carstenson, der Gründer desselben, mit dem Plane hervorrückte, seiner Schöpfung eine Nebenbuhlerin zu schaffen, die dieselbe noch überflügeln sollte.

Carstenson ist für das Vergnügen der Kopenhagener das, was Thorwaldsen für den künstlerischen Ruf der Hauptstadt ist. Wir wollen daher in flüchtigen Umrissen die Laufbahn dieses genialen Abenteurers zu zeichnen suchen. Nach einem bewegten Leben als ehemaliger Officier der Fremdenlegion von Algier in seine Vaterstadt zurückgekehrt, entwarf er, ein geborener, nicht gelernter Architekt, die Pläne zum Tivoli in allen Details und rief selbe auf Rechnung einer von ihm gegründeten Actiengesellschaft in's Leben. Es wurde ihm ein so namhafter Antheil am Gewinn zugesichert, daß er sich ruhig hätte in seiner Heimath niederlassen und seiner Schöpfung freuen können. Aber Ruhe lag nicht im Charakter Carstenson's. Nachdem unter seiner Leitung das ungemein beliebte und an Zweckmäßigkeit und Genialität der Anlage unübertroffene Casinotheater ebenfalls auf Actien gebaut wurde, ließ sich unser Carstenson seinen Antheil an den beiden Unternehmen mit einer namhaften Summe ablaufen und ging nach — New-York, um mit einem Compagnon den dortigen Industriepalast für die Ausstellung zu bauen. Die Speculation schlug fehl, das große Unternehmen rentirte nicht, und Carstenson kehrte nach zwei Jahren von Amerika ebenso arm und mittellos nach Kopenhagen zurück, als er von Algier dahin gekommen war.

Mit der ihm eigenen kühnen Genialität entwarf er nun den Plan zur Alhambra, welche das Tivoli überflügeln sollte. In wenig Wochen war das nöthige Capital dazu, abermals durch Actionäre, aufgebracht und der Bau in Angriff genommen. Mit fieberhafter Hast trieb Carstenson zur Vollendung, die er nicht mehr schauen sollte, denn kurz vor Beendigung des Baues starb er, arm und körperlich wie pecuniär ruinirt, und das Geschick seiner Familie der öffentlichen Wohlthätigkeit überlassend, welche sich auch an derselben in glänzender Weise bewährte. Während er ein großes Vermögen hätte hinterlassen können, verspliitterte er rastelbe in der Manie, sich fortwährend neue, seenhaft decorirte Wohnungen zu arrangiren. Kaum war mit enormen Kosten eine Ere ausgeführt und er in die prachtvollen Räume eines neuen Hauses eingezogen, so verwerfe seine stets arbeitende Phantasie das originelle Einerlei seiner Schöpfung an, die reiche Ausstattung wurde mit außerordentlichen Verlusten verkauft und eine neue Einrichtung ersunden; ähnlich wie Alexander Dumas verschleuderte er die reichen Früchte seiner Arbeit in phantastischen Entwürfen und ruheloseм Schaffen genialer Projecte.

Das Hauptgebäude (Theater und Concertsaal) der Alhambra ist theils in maurischem Styl erbaut. Das Theater enthält in amphitheatralischer Form über 2000 bequeme Sitzplätze, die hohen Bogenfenster von farbigem Glas machen einen imposanten Effect. Statt des in Schauspielhäusern gewöhnlichen Kronleuchters im Zuschauerraume entzündet sich hier im Zwischenact plötzlich eine aus unzähligen dicht an einander gedrängten Gasflammen bestehende und unter einem concaven Glasbehälter befindliche Sonne, deren Licht sich, durch Reverberen vervielfältigt, über das Auditorium tageshell ergießt und mit dem Beginn der Vorstellung wieder erlischt. Es ist dies eine ganz vortreffliche, zweckmäßige und wahrhaft überraschende Neuerung, deren Einführung an allen deutschen Bühnen zu wünschen wäre.

Schreiber dieses wohnte in der Alhambra — am 25. Juli — dem Siegesfest der Schlacht bei Idstedt bei, bei dem freilich der Wille, die Festlichkeit recht grosartig zu gestalten, eben so wie im Tivoli, weit hinter der Ausführung zurückblieb und wie eine lindische Ostentation auffah. Schon den ganzen Tag lief eine Bande in schlechte Uniformen gekleideter Jungen trommelnd durch die Straßen der Stadt. Ich habe nicht erfahren können, ob diese bettelhafte Militairkleidung irgend einem Institut angehört oder bloß als Maskerade zur Feier des Tages dienen sollte. Auch an den öffentlichen Belustigungsorten fand ich diese jugendlichen Lärmmacher wieder in voller Thätigkeit. Das Fest eröffnete ein Schlachtgesang in Begleitung von 24 Kanonenschlägen. Drei Lustspiele mit Gesang, von denen ich, der dänischen Sprache nicht mächtig, nichts verstand, als daß selbe recht mangelhaft aufgeführt wurden, lebende Bilder auf dem Theater im Garten unter Gottes blauem Himmel von der Gesellschaft eines Herrn Alfensø und „dessen Damen“ ausgeführt, wobei fleischfarbene Trieots die Hauptrolle spielten, großes Concert mit einem neuen Tongemälde: „Die Schlacht bei Idstedt“, ein ziemlich wilder Tanz einer hübschbekannten Künstlerin, Frl. Louise Helin, die Pantomime: „Pierot als Barbier“ und ein von hundert Soldaten ausgeführtes Schlachttableau unter Feuerwerksbegleitung, das waren so ziemlich die Ingredienzien zur mageren Siegesfeier. Das zahlreich versammelte Publicum verhielt sich leidlich passiv und gab dem Schreiber dieser Zeilen auch hier Gelegenheit, den Takt zu bewundern, mit welchem in Kopenhagen sich die Menge bei Massenversammlungen aus allen Ständen benimmt. Nicht die geringste Störung fällt vor, Alles bewegt sich froh durcheinander und vergnügt sich harmlos an den Genüssen. In Berlin würde — leider nur zu oft — das Gegentheil von — ein öffentlicher Vergnügungsort für alle Classen der Gesellschaft mit einem so geringen Eintrittspreis ohne Excess nicht denkbar sein. Freilich zeichnet sich der Berliner Pöbel an Rohheit vor dem der anderen deutschen Hauptstädte auf traurige Weise aus.

Uebrigens liegen die jetzigen Leiter der Alhambra und die Actionäre des Institutes nicht auf Rosen. Das Local konnte nur ein Jahr, durch den Reiz der Neuheit getragen, der gewaltigen Concurrenz des Tivoli widerstehen, schon im nächsten Monat wird dasselbe unter dem Stubhastationshammer dem Meistbietenden zugeschlagen werden, ob es dann unter tüchtigerer Leitung als die jetzige, allerdings sehr mangelhafte und einseitige, sich wird halten können, bleibe dahin gestellt. Vor dem Westerthore hinaus schließt sich ein Vergnügungslocal, eine Schaustellung an die andere an; ich erwähne als Curiosum „die Mumie der Pastrana“; die prachtvollsten Gärten für Bierkrinker mit eleganten Salons reihen sich an einander, und an allen diesen Banten ist der Einfluß der ersinnellen Carstenson'schen Architektur unverkennbar.

Auch das Seebad Marienlyst cultivirt in neuester Zeit durch Aufstellung einer Masse von Schaubuden, Restaurationen mit Tanzböden und Sängergesellschaften die Lust an öffentlichen Unter-

* Die Direction besteht stets aus einem Beamten, einem geachteten, intelligenten Bürger und einem namhaften Schriftsteller.

haltungen. Dies Unternehmen ist ebensalls durch eine Actiengesellschaft in's Leben gerufen und durch Schenkung des prachtvollsten und ausgedehntesten Waldbodens, in Berücksichtigung des gemeinnützigen Zweckes, vom Ministerium auf's Humanste unterstützt worden.

Einen lohnenderen Ausflug, als den nach Helsingör* über Marienlyst und zurück durch den Thiergarten kann man sich nicht denken. Für Personen von etwas lebhafter Phantasie wird am ersteren Ort auch die Hamletterrasse, auf welcher Shakespeare den Geist des Dänenkönigs erscheinen läßt, und Hamlet's Grab Interesse haben. Letzteres wird auf einer kleinen Wiese des Gasthausgartens gezeigt, ist mit einem abgerundeten, sehr roh gearbeiteten Säulenstumpf verziert und läßt der Einbildungskraft des Beschauers den ausgedehntesten Spielraum übrig. Für Personen, welche auch die 3½ Sgr. Entr e in's Tivoli oder Alhambra nicht aufstreiben können, bieten die Volksfeste im Thiergarten während zwei Monaten (Juni und Juli) den ausgedehntesten Unterhaltungsstoff. Bekanntlich zeichnet sich der Thiergarten durch seinen riesigen Baumwuchs und seine wunderbar schönen Anlagen aus. Während nun die glücklich situirte Minderheit in ihren Equipagen auf und ab stolzirend ihr liebes Ich die Allee entlang zur Schau führen läßt, treibt sich die Menge auf den von prachtvollen Buchen ein-

* Das Dampfboot fährt dahin durch den Hafen, mitten durch die halbvermoderte dänische Kriegsflotte, von der ein Schiff im Jahre 1848 den ganzen Ostseehandel darniederstreckte. Schreiber dieses sah diesen Pevaay auf einer Reise nach Petersburg auf dem russischen Dampfboot Wladimir drohend vor Steinemünde liegen und vor dem russischen Adler salutiren. Möge jeder Deutsche, der dieses Namens werth ist, jetzt nach Kräften sein Scherflein zur Bildung einer deutschen Flotte, zur Abwendung ähnlicher Schmach, beitragen!

geschlossenen Wiesen herum, wo zahllose Zelte, Buden mit Erfrischungen, Gauklerbanden, Seiltänzer, Taschenspieler, Caroussels, Feuerfresser ꝛc. ꝛc. für den Preis von einem Stilling = 3 Pfennige — zum Besuche einladen. Hier geht es, namentlich an Sonn- und Festtagen, toll und lustig zu, und hier sollen sich allerdings, um mit dem Herzog Heinrich von Reuß-Schleiz-Lobenstein zu sprechen, mit einbrechender Dunkelheit die Begriffe von Anständig und Unanständig etwas zu verwirren anfangen. Nichts deste weniger hört aber auch dann die Gemüthlichkeit nicht auf, und rohe Aeußerungen von Betrunkenheit, Scandal und wüstem Lärm, wie bei ähnlichen Gelegenheiten in großen Städten unvermeidlich, wird der Fremde hier vergebens suchen. Welch' ein Contrast zwischen den ekelhaften Orgien des Hamburger Berges und dem frohen Volkstreiben in Kopenhagen! Worin liegt der Unterschied? Die Regierung unterstützt an letzterem Ort die Unternehmer öffentlicher Vergnügungslocale in jeder denkbaren Weise und ermöglicht es denselben, diese durch kleine Eintrittspreise für alle Classen zugleich zu öffnen, während die schweren Lasten, die in Deutschland auf derartigen Etablissements ruhen, dies geradezu unmöglich machen. Wäre in Wien, Hamburg oder Berlin das Zustandekommen eines Jnstitutes, wie das Kopenhagener Tivoli, unter ähnlichen Bedingungen denkbar, so würde dem Volke eine wahre Wohlthat erwiesen werden; die sogenannten kleinen Leute würden ihre paar Pfennige nicht mehr den Schnapsbuden zutragen, sondern nach und nach Sinn für anständigere Vergnügungen finden, das Zusammentreffen mit Gebildeteren würde nicht ohne Einfluß bleiben, und viele Rohheiten würden verschwinden, die uns jetzt mit Jndignation erfüllen. Darauf hinzudeuten, ist der Zweck dieser Zeilen; möge derselbe kein verlorener sein!

Kleiner Briefkasten.

W. S. in Halle. Ein armer Bergmann, welcher bis jetzt nur für die Tiefe der deutschen Erde Sinn gehabt, sandet dem Meister Wilhelm, dem deutschen Erfinder (Nr. 41 der Gartenl.), als Ergründer der Tiefe der See einen Gruß und — als erste Gabe zum Bau eines deutschen Taucherschiffs — 15 Silbergroschen. Wir ziehen den Hut ab vor dieser Gabe der Armuth und des verständigen Sinnes und warmen Mitgefühls. Die edelen Patrioten und vermögenden Herren sollten wohl ein Beispiel nehmen an diesem armen Bergmann. Wir haben Herrn Submarine-Ingenieur Bauer Gabe und Beischrift übersandt; er ist der Mann, der ihren Gemeinwerth zu würdigen weiß.

O. L. in Leipzig. „Einiges auf der Schweiz." Dank, aber geht nicht.

B in T. — Das Leiden des großen Künstlers stammt nicht aus der von Ihnen vermutheten Ursache; eine körperliche Disposition von Jugend auf scheint durch die zahrelangen Entbehrungen sich zu der verhängnißvollen Krankheit ausgebildet zu haben. Hätten Armuth und Sorge nicht diejenigen Jugendhabre des Meisters verkürzt, in denen er bei kastigem Fleiß sich körperlich rasch entwickelte, er wäre seinem Volke wohl länger erhalten geblieben.

F. H. in K. St. Nicht zu gebrauchen. Bitten über das Manuscript zu verfügen.

L. in S. Die „Slenegrabischen Unterschriebriefe" von R. Fischer (Glauchau bei Merih) dürfen auch wir Ihnen auf das Angelegentlichste empfehlen. Noch allen darüber eingehenden Urtheilen Sachverständiger sind sie klar und faßlich geschrieben und können mit dem besten Erfolg zum Selbststudium benutzt werden.

H. in B. Wenn Sie diese Zeilen lesen, schwimmt Th. Oelckers schon auf dem Meere. Er verläßt seine deutsche Heimath, in der er zehn lange Jahre hinter den Eisengittern eines sächsischen Zuchthauses verbrachte, um einem ehrenvollen Ruf als Redacteur eines deutschen Blattes in Porto Alegre (Brasilien) zu folgen. Oelckers nimmt die Achtung Aller mit, die ihn aus seinem Wirken und seinen Werken kennen, und die besten Wünsche für ihn und seine einflußreiche Stellung folgen dem Ehrenmann, der von seiner Heimath nur mit Gefühlen der Liebe und mit herzlichen Wünschen für ihr Wohl — vielleicht für immer — Abschied nimmt.

K. in Dr. Von Traeger's Gedichten ist die zweite, sehr vermehrte und prachtvoll ausgestattete Auflage bereits erschienen. Wir kommen später auf dieses Buch noch zurück.

H. in Bernburg. Waschen Sie sich den Kopf immerhin mit Spiritus; noch besser dürfte Ihnen oder Ihrem Kopfe aber heißes Seifenwasser mit Spiritus bekommen.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Auerbach, deutscher Volkskalender 1862. Mit Bildern von Kaulbach, Thumann und Ille. broch. 12½ Ngr.

Bock, Buch vom gesunden und kranken Menschen. Mit 25 feinen Abbildungen. Vierte vermehrte Auflage. broch. 1 Thlr. 22½ Ngr., eleg. geb. 2 Thlr.

Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar. . . . . . broch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gerstäcker, Gemsjagd in Tirol. Mit 34 Illustrationen. eleg. broch. 3 Thlr. 10 Ngr., in engl. Pressdecken 4 Thlr. 5 Ngr.

Oelckers, meine Mitgefangenen. Gedichte. . . . . . broch. 1 Thlr.

Roßmäßler, der Mensch im Spiegel der Natur. Mit Holzschnitten. 5 Bde. 2. Auflage broch. à Bd. 15 Ngr.

Ruppius, Ein Deutscher. Roman aus der amerikanischen Gesellschaft. Separat-Ausgabe aus der Gartenlaube. geb. 27 Ngr.

Stolle, Palmen des Friedens. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise. Zweite Auflage. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stolle, ausgewählte Schriften. Volks- und Familienausgabe. 27 Bände. Zweite Auflage. broch. à Band 7½ Ngr.

Storch, Gedichte. . . . . . eleg. cart. 1 Thlr. 6 Ngr., prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Ngr.

Storch, ausgewählte Romane und Erzählungen. Volks- und Familienausgabe. 19 Bde. broch. à Bd. 7½ Ngr.

Traeger, Gedichte. . . . . . Zweite, sehr vermehrte Auflage. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1¾ Thlr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 49. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Zur Beachtung!

Um den vielfach ausgesprochenen Wünschen einer großen Anzahl neuer Abonnenten wenigstens in Etwas nachzukommen, hat sich die unterzeichnete Verlagshandlung entschlossen, den Preis der

drei Jahrgänge 1857 bis 1859 der Gartenlaube

zusammengenommen bis Ende dieses Jahres von 6 Thlr. auf 2 Thlr. 25 Ngr.

zu ermäßigen. Es wird indeß ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß diese Ermäßigung nur bis Ende dieses Jahres und bei Zusammenkauf der drei Jahrgänge gilt, einzelne Jahrgänge dagegen den alten Preis von 2 Thlr. behalten. Mit dem 31. December tritt unwiderruflich für die Jahrgänge 1857 bis 1859 der frühere Preis von 2 Thlr. wieder ein.

Die beiden ersten Jahrgänge, 1853 und 1854, sind vergriffen, 1855 ist nur in wenigen Exemplaren noch vorräthig. Der früher zu ermäßigtem Preis mit angezeigte Jahrgang 1856 ist vorläufig ganz vergriffen. Eine Ermäßigung für die neu zu druckenden Jahrgänge 1855 und 1856 tritt niemals ein.

Die Jahrgänge 1857 bis 1859, welche zusammen 308 Quartbogen mit den prachtvollsten Illustrationen umfassen, enthalten eine Reihe der interessantesten Original-Erzählungen von Ed. Schilling, Temme, Max Ring, v. Sternberg, Gerstäcker, E. Willkomm, Ernst Fritze, L. Mühlbach, L. Rosen, L. Storch ꝛc., viele der besten wissenschaftlichen Beiträge von Bock, Alfred Brehm, Roßmäßler, Berth. Sigismund, Doebereiner, Hirzel ꝛc., Reise- und Jagdbilder von Gerstäcker und Guido Hammer, Biographien und Portraits der hervorragendsten Erscheinungen der Neuzeit, beschreibende und geschichtliche Aufsätze ꝛc. ꝛc., mithin eine reiche Bibliothek für edle Unterhaltung und instructive Belehrung, die sich als Weihnachtsgeschenk besonders empfiehlt.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil.**

Ein Beamtenleben.

Von Dr. J. D. H. Temme.

1.

Der kreisgerichtsdirector Heilsberg feierte seinen Geburtstag. Seine Familie war in dem Besuchzimmer des Hauses versammelt, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen, seine Gattin und seine fünf Kinder. Der schönste Schmuck der schönsten Frau bleiben immer ihre Kinder. In einem Kranze von schönen Blumen stirbt eine manchmal früh ab; die anderen bleiben darum nicht minder schön, und wer den Kranz besitzt, liebt ihn dennoch, und mit und in ihm auch die früh dahin welkende Blume. Wie möchte er sie entfernen, fortwerfen können, sie, um die sich zu der Liebe die Sorge, die Trauer in ihm gesellt?

Die Directorin war noch eine schöne Frau, in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre. Man sah ihr zugleich das weiche Herz an und manche Sorge und manchen Gram, unter denen dieses Herz oft genug gebangt und geweint haben mochte. Ein stiller Kummer umflorte noch die großen, schönen, sinnenden Augen, umzog die feinen Lippen. Selbst die Feier des Tages und ihre fröhliche Umgebung hatten ihn nicht aus dem Herzen und nicht aus dem Gesichte verbannen können. Und sie war in einer so sehr fröhlichen und lieben Umgebung. Ihre fünf Kinder umstanden sie; vier davon waren Engel der Schönheit, der Freude, des Glückes.

Das älteste war ein Mädchen von sechzehn bis siebenzehn Jahren; sie stand auf der ersten Stufe in dem Leben der Jungfrau; ein eigenthümlicher Reiz, der über ihre feine Schönheit ausgebreitet war, schien zugleich ein stilles, heimliches Glück des jungen Herzens der Jungfrau zu verrathen.

Ein Knabe von vierzehn Jahren folgte ihr; man sah den Geist und den Muth in dem frischen Gesichte.

Ein Knabe von sieben Jahren kam, ein Mädchen von fünf; die liebsten und blühendsten Gesichter, die man sehen konnte; der Knabe die Bravheit, das Mädchen die Schelmerei selbst.

Wie waren sie Alle so schön, so glücklich! Wie sah man ihnen Allen die Liebe unter einander an, und die Liebe zu der Mutter. Und das Mutterherz liebte sie Alle doch noch mehr. Aber mit noch größerer, mit noch heißerer Liebe umfing dieses Mutterherz das Fünfte ihrer Kinder, und die Liebe zu diesem Kinde war zugleich eine schmerzliche, das Herz durchbohrende.

Ein Mädchen von zwölf Jahren stand in dem Kranze der schönen, so frisch und lebevoll blühenden Blumen, ohne Lebenskraft dahin welkend, schon halb verwelkt. Ein bleicher, unförmlicher Kopf hing ihr schwer auf eine Seite, große, wasserhelle Augen traten starr und todt hervor und zeigten, daß gleich dem Leben des Körpers auch das des Geistes stets unentwickelt geblieben war und, gleichfalls mit dem Körper, auf seiner unentwickelten Stufe einer baldigen ewigen Nacht entgegensiechte.

Ein Alter von vierzehn Jahren kann das arme Wesen er-

reichen, hatten die Aerzte schon bald nach ihrer Geburt erklärt. Zwölf Jahre war sie jetzt alt. Noch anderthalb bis zwei Jahre Lebensfrist gaben ihr auch jetzt die Aerzte. Die Liebe der Eltern zu dem unglücklichen Kinde war mit jedem Jahre, das sie der Trennung von ihr näher brachte, eine schmerzlichere, eine innigere, eine heißere geworden. Auch die Geschwister hatten die Arme immer mehr lieben gelernt; wie sie an Geist und Körper ein Kind von sieben Jahren geblieben war, so hatte sie auch das gutmüthige Herz dieses Alters bewahrt.

Mutter und Kinder warteten auf den Vater. Es war in wenigen Minuten halb acht Uhr Morgens. Um halb acht kam der Vater aus seinem Arbeitszimmer herunter, um mit den Seinigen den Kaffee zu trinken. Bis dahin hatte er schon seit zwei Stunden gearbeitet. So war es täglich, und auch heute am Geburtstage wurde keine Ausnahme gemacht.

Er war ein eben so fleißiger, wie ordentlicher Mann, der Director Heilsberg. Das war auch weiter bekannt, über die Grenzen seines Gerichtsbezirks hinaus. Er war dazu ein ausgezeichneter Jurist, ein gewanderter Arbeiter und vor Allem ein Mann der unerschütterlichen Gerechtigkeit und der fleckenlosen Ehre. Auch das war weiter bekannt, in der Residenz, an den höchsten Stellen, und damals wußte man an diesen höchsten Stellen noch in dem Beamten den Charakter, das unerschütterliche Festhalten an Recht und Ehre, zu schätzen und hochzuachten. Der Minister hatte den Kreisgerichtsdirector Heilsberg, obwohl er ein Bürgerlicher war, schon längst zum Präsidenten eines Obergerichts bestimmt. Die nächste Vacanz sollte ihm seiner Bestimmung entgegenführen. Der Director Heilsberg wußte es; es machte ihn glücklich. Ein Beamter, der sich seiner Rechtschaffenheit, seiner Unabhängigkeit und seiner Ehre bewußt ist, darf schon auch Ehrgeiz haben. Bei ihm kam zugleich Anderes hinzu.

Mutter und Kinder umstanden einen runden Tisch, der sich in der Mitte des Zimmers befand. Auf ihm lagen ihre Geschenke, die sie mit ihren Glückwünschen dem Erwarteten darbringen wollten. Es waren keine reichen Geschenke.

Der Director Heilsberg hatte früh als junger Assessor geheirathet. Er war arm gewesen, seine Frau ebenfalls. Sie hatten sich nur ihre an Liebe und Treue so reichen Herzen zugebracht; freilich auch den frischen Muth der Liebe, für einander zu arbeiten und, wenn es sein müsse, selbst mit einander zu entbehren. Und Beides hatten sie redlich gemußt, bei dem geringen Gehalte und bei dem Mangel an allem Vermögen. Der Assessor Heilsberg war allerdings nach einigen Jahren Rath, und der Rath war dann Director geworden. Aber er hatte sich dabei und dazu mancher Versetzung in andere Orte, selbst in entfernte Provinzen des Landes fügen müssen, und — zweimal versetzt ist einmal abgebrannt, sagt ein altes Sprüchwort in der Beamtenwelt. Dazu waren die Kinder gekommen und herangewachsen, und dem Stande angemessen leben mußte die Familie auch, wenn sie auch sparsam und einfach genug lebte und wenn auch die Directorin überall in der Haushwirthschaft fleißig mit zugriff und ihre älteste Tochter schon seit manchem Jahre ihr treulich darin zur Seite stand. So hatte sie nicht nur nichts zurücklegen, kein Vermögen sich erwerben können; es waren auch noch sogar einige ältere Schulden da, und neue Geldverlegenheiten traten dann und wann ebenfalls hervor.

Die Directorin konnte wohl auch an dem Fest- und Freudentage der Familie die sorgen- und kummervolle Miene haben. Mußte ihr Blick dabei doch auch auf das arme, an Geist und Körper so arme Kind fallen. Und vielleicht drückte noch etwas Anderes ihr das Herz zusammen.

Allein wie wenig reich die Geburtstagsgeschenke waren, die Blicke der Kinder hingen mit heller Freude daran; selbst das Auge der armen Kranken hatte einen leisen, matten Glanz. Und den Blicken der Kinder begegnete und folgte das Auge der Mutter, und es mußte unter all' seinem Flor von Gram und Sorgen und vielleicht noch mehr doch eine stille Thräne des Glücks und des Dankes aufnehmen, des Dankes zu Gott, der ihr und den Kindern noch so viel Freude und Glück schenkte.

Die Stutzuhr in dem Zimmer schlug halb; es war halb acht Uhr. Die Kinder standen bewegungslos, stumm. Sie horchten dem Nahen des Vaters, der jetzt kommen mußte. Man hörte draußen einen Schritt.

„Der Vater!" sagte die Mutter leise, ermahnend.

Die Kinder traten näher an den Tisch heran. Sie langten zu den Sachen, die sich auf ihm befanden. Jedes nahm das Geschenk, das es dem Vater zu überreichen hatte.

Emilie, die älteste Tochter, hatte einfach ein paar Pantoffeln gestickt; sie hatte nicht Zeit zu einer größeren Arbeit gehabt, bei der Hülfe, die sie der Mutter in der Wirthschaft leisten mußte.

Der ältere Sohn, er war Gymnasiast, hatte eine Reisefschreibmappe gekauft. Er legte ein zusammengefaltetes Papier hinzu.

„Was ist es, Oskar?" fragte ihn die Mutter.

„Mein Schulzeugniß. Ich bin der Erste in meiner Classe geworden."

Der Mutter fielen die hellen Freudenthränen aus den Augen.

Der zweite Knabe, Bruno, hielt eine sammetne Morgenmütze mit großer Trodbel daran für den Vater in der Hand.

Die Jüngste, Hanna, hob einen großen Papierkorb empor, den eine kunstvoll gestickte Guirlande umgab. Es war zugleich der Mutter Geschenk, von der die Stickerei herrührte.

„Aber ich habe auch daran gearbeitet," sagte die Kleine mit lebhafter Phantasie.

„Du hast der Mutter die Seide gehalten und die Perlen zugereicht," berichtigte sie der ehrliche Bruno.

„Ich habe aber auch einige Stiche gemacht."

„Die Mutter führte Dir die Nadel."

„Und so hast Du Deinen verkichen Theil an der hübschen Arbeit, meine gute Hanna," sagte die Mutter.

„Und ich darf es dreist dem Vater sagen."

„Das sollst Du."

Das schönste und glänzendste Geschenk für den Vater hatten sie der Kranken aufgehoben. Es war ein in glänzenden, bunten Perlen gestickter Klingelzug. Die Mutter und die älteste Schwester Emilie hatte ihn gemeinschaftlich gearbeitet, in manscher späten Abendstunde, die sie nach vollbrachter Arbeit des Tages dem Schlafe entzogen hatten. Die Kranke hielt das schöne Geschenk stolz in beiden Händen. Die augenblickliche Aufregung hatte ihre Nerven gestärkt, sie konnte auch den schweren, krausen Kopf aufrecht halten.

„Ich habe das auch gemacht, Mama," sagte sie, aber nicht in lebhafter Phantasie, wie die wilde Hanna; der kranke Geist gab fast mechanisch die Worte wieder, die sie aus dem Munde der jüngeren Schwester aufgefangen hatte.

„Ja, meine liebe Clementine," erwiderte ihr die Mutter, und keins von den Kindern hatte nur eine Sylbe oder eine Miene des Widerspruchs.

Der Vater war eingetreten. Zwar erst nur in das gewöhnliche Familienzimmer nebenan, in dem das Frühstück eingenommen wurde. Aber die Thür stand offen, und er sah in das Besuchzimmer und hier alle die Seinen in der fröhlichen und feierlichen Erwartung. Er trat zu ihnen. Sie kamen ihm entgegen.

Er war ebenfalls noch ein schöner Mann, in der ersten Hälfte der vierziger Jahre, der Director Heilsberg. Zeichneten sich aber die Gesichtszüge seiner Gattin durch Sanftmuth und Weichheit und durch jenen still getragenen Gram aus, sein Gesicht zeigte ganz den geistvollen, denkenden und charakterfesten Mann, freilich auch den ehrgeizigen und selbst stolzen Mann, der wußte, was er galt und was noch mehr aus ihm werden müsse. Daß er aber in Nachdenken und Arbeiten, in Stolz und Ehrgeiz ein tiefes und inniges Gefühl bewahrt hatte, daß die treueste und herzlichste Liebe zu den Seinen in seinem Herzen stets frisch und stark geblieben war, das verriethen die lebhafte Freude und Rührung, die ihn bei dem Anblicke der auf ihn harrenden Gattin und Kinder ergriffen.

Die kleine Hanna mußte die Reihe der Beglückwünschungen eröffnen. Sie überreichte ihren großen Papierkorb allein. Sie konnte ihn hoch heben und dabei ihr Geburtstagsgedicht hersagen, das die Mutter sie gelehrt hatte. Die helle, klare Kinderstimme zitterte anfangs, aber wie frisch und fröhlich wurde sie dann, als sie glücklich und ohne ein einziges Mal zu stocken fertig geworden war; wie jubelnd flog sie empor, ihrem vollen Glücke sich hingebend, den Korb und Feierlichkeit und Steifheit von sich werfend, in die Arme des Vaters stiegend, ihre vollen Aermchen um seinen Hals schlingend!

Aber auch die Anderen mußten an die Reihe kommen. Der kleine Bruno durfte ihm die Morgenmütze sogleich aufsetzen; er that es sehr ehrbar. Etwas Philister war der brave Bursche schon jetzt.

Dem Gymnasiasten Oskar drückte er für das Zeugniß warm die Vaterhand.

Clementine, die Kranke, küßte er mit seinem mildesten Lächeln. Die Kräfte der Armen hatten gerade so lange ausgehalten; die Mutter mußte sie auf ein Sopha legen, das in der Nähe stand. Der Vater hatte unterdeß dankend auch die liebliche, freundliche Emilie auf die blühenden Lippen geküßt. Seine Gattin kehrte von dem Sopha zurück. Eine helle Thräne stand noch in ihrem Auge. So ward sie sich an die Brust des Gatten. Auch ihm war auf einmal das Herz zusammengepreßt. Aber er war der Stärkere.

„Zeigen wir heute den Kindern nur Glück, Mathilde," sagte er ihr in das Ohr, während er liebend sie mit seinen Armen umfing.

Sie zuckte zusammen. „Adalbert!" rief sie. Sie wollte ihm mehr sagen; es war, als wenn sie es müsse. Sie konnte es nicht. Es war etwas Anderes, als das unglückliche Kind, was sie drückte. Auch dem Director fiel es auf. Er sah sie verwundert, fragend an. Aber sie hatte sich gefaßt. „Du hast Recht," flüsterte sie ihm zu. „Stören wir die Freude der Kinder nicht."

„Du hattest etwas, Mathilde?" fragte er doch.

„Nein, nein!"

Er fragte nicht weiter. Und auch die Frau wußte zu verbergen, daß sie etwas auf dem Herzen habe. Sie setzten sich an den Frühstückstisch. Die Ordnung des Hauses und ihres Lebens forderte es auch heute. Um acht Uhr mußte der Vater auf sein Gericht, der Gymnasiast in seine Schule. Sie faßten Alle glücklich beisammen. Auch die Mutter vermochte es über sich, nur Freude und Glück zu zeigen. Ihrer Aller Glück und Freude sollte erhöht werden.

Jeden Morgen vor acht holte ein Gerichtsdiener die für das Gericht und dessen Beamte bestimmten Briefe von der Post ab. Die für das Gericht bestimmten brachte er zum Gerichtslocale, die persönlich an den Director gerichteten brachte er diesem in die Wohnung. Er kam auch heute, während sie noch Alle an dem Frühstückstische saßen. Er hatte nur zwei Briefe und übergab sie dem Director und entfernte sich wieder. Er hatte vorher einen heimlichen Seitenblick auf die älteste Tochter geworfen. Nur sie hatte ihn bemerkt und war ihm darauf aus dem Zimmer gefolgt, von den Anderen unbeachtet, denn sie hatten Alle die Blicke auf den Vater gerichtet, dessen Gesicht bei dem Anblicke der Briefe hochgeröthet war. Hätten sie das schöne, freundliche Kind beachtet, sie hätten doch wohl die Blicke von dem Vater ab und nur zu ihr hingelenkt. Einen Augenblick hatte sie sich verbergen können, dann war auch ihr Gesicht von einer hellen Gluth übergossen; dann auf einmal war es schneeweiß geworden. So verließ sie das Zimmer.

Der Director hatte schnell die Aufschrift der beiden Briefe angesehen.

„Aus dem Justizministerium," sagte er, indem er den ersten besah. Er erbrach ihn nicht sogleich. „Von meinem Freunde — in —" besah er erst noch den zweiten. Er nannte den Namen seines Freundes, eines Rathes an dem ihm vorgesetzten Obergericht.

Er erbrach dann den Brief aus dem Justizministerium. Er las ihn. Sie hingen Alle mit forschenden Blicken an seinen leuchtenden Augen, während er las. Es mußte etwas Besonderes in dem Briefe stehen. Sie ahnten was es war; eine große Freude für den Vater, für sie Alle. Sie warteten schweigend, bis der Vater sie ihnen verkünden werde.

„Eine Geburtstagsfreude?" mußte die Mutter ihn doch fragen.

„Lies, Mathilde." Er hielt ihr bewegt den Brief hin.

„Präsident!" rief sie.

„Ja, der Minister benachrichtigt mich von der Ernennung. Das Patent sei vom Monarchen vollzogen und werde in einigen Tagen nachfolgen."

Er war zum Präsidenten ernannt, vom Director eines Untergerichts zum Präsidenten eines großen Obergerichts. Das Ziel seines Ehrgeizes war erreicht. Als Assessor hatte er wohl kaum gewagt, davon zu träumen. Auch als Rath noch nicht. Die Präsidenten der Obergerichte waren nächst dem Justizminister die höchsten Justizbeamten des Staats, und es waren nicht viele dieser Stellen im Lande. Die wenigen hatte bisher der Adel weggenommen, und es hatte jedesmal der Connexionen und Intriguen genug bedurft. Als seine ausgezeichneten beamtlichen Eigenschaften ihn zum Director des Kreisgerichts befördert hatten, begann der ehrgeizige Mann den Traum zum Ziele seines Ehrgeizes zu erheben. Für seine sanfte, bescheidene Gattin war es dennoch immer ein Traum geblieben. Auf einmal war jetzt das Ziel erreicht, der Traum zur Wahrheit geworden.

Der Director — noch war ihm sein neues Patent nicht ausgehändigt, und erst dann durfte er Präsident genannt werden — er wußte, eben als ehrgeiziger Mann, seine Freude zu mäßigen. Die weiche Frau war plötzlich heftig zusammengezuckt. Leichenblässe hatte ihr Gesicht überzogen. Sie zitterte.

„Was ist Dir, Mathilde?" rief der Gatte.

„Die plötzliche Freude, Adalbert."

Aber sie mußte einen tiefen, schweren Athemzug heraufholen, um die paar Worte zu sprechen. Es war ein schneidender Widerspruch mit diesen. Der Director hatte ihn nicht gewahrt, in seiner Freude und in seiner Liebe zu der Gattin nicht. Er schloß sie in seine Arme.

„Du hast so Vieles entbehren müssen, meine Mathilde. Dein Leben war bisher ein Leben der Sorge und der Arbeit. Ich hatte es als junger Mensch mir anders gedacht; ich hatte gehofft, Dir Tage des Glücks und des Wohlseins bieten zu können. Jetzt werden sie kommen, mein gutes, braves Weib. Jetzt sollst Du Entschädigung, Ersatz erhalten für Alles!"

Er hatte doch die Frau ansehen müssen. Auch die Blicke der Kinder hatten seine Augen auf sie hingelenkt. Sie hatten sich anfangs mit ihm gefreut. Jetzt saßen sie stumm da, fast ängstlich nach der Mutter sehend. Da sah auch er, wie blaß sie noch immer war, wie sie vergebens nach Fassung rang. Er erschrak.

„Um des Himmels willen, Mathilde, was ist Dir?"

Sie konnte ihn nur meinend mit ihren Armen umschlingen.

„Mathilde, ich beschwöre Dich."

Sie kämpfte noch mit sich. Sie hatte ihm etwas zu sagen, wieder wie vorhin. Sie konnte sich wiederum nicht dazu entschließen.

„Es wird vorübergehen, Adalbert. Ich fühlte mich plötzlich so ergriffen. Es ist mir schon seit einiger Zeit so."

„Auch das soll jetzt anders werden," sagte der Gatte. „Du wirst Dich besser pflegen."

Er öffnete den zweiten Brief von seinem Freunde, dem Rathe an dem ihm vorgesetzten Obergerichte. Auf einmal erblaßte er. Dann war es, als wenn er seinen Augen nicht traue. Er las den Brief noch einmal; er hatte richtig gelesen. Aber etwas Seltsames, etwas Erschreckendes mußte es sein. Er faltete den Brief zusammen und stand rasch auf. Er war in großer Unruhe und wollte das Zimmer verlassen. Er hatte kein Wort mehr gesprochen. Seine Gattin hatte jede seiner Bewegungen verfolgt, trotz ihrer eigenen Unruhe und Angst. Sie wurde bleicher und mußte aufspringen.

„Adalbert, was ist es? Was hat man Dir geschrieben?"

„Nichts. Es muß ein Irrthum sein," sagte er beruhigend. Aber ihre Angst wurde größer. „Theile es mir mit, ich bitte Dich," beschwor sie ihn jetzt.

„Es kann nur ein Mißverständniß sein. Ich versichere Dich, Mathilde."

„Nein, nein. Du mußt es mir sagen; Du mußt mich anhören —"

Jetzt wollte sie ihm sagen, was sie vorhin nicht hatte über die Lippen bringen können. Aber er war schon fort. Er hatte ihre letzten Worte nicht mehr gehört. Sie wollte in Verzweiflung ihm nacheilen. Da kehrte ihre Tochter Emilie in das Zimmer zurück, und das Kind war gesterbleich und warf mit verstörtem Blick sich in ihre Arme, an das Mutterherz.

„Mutter, ich sterbe!"

Die Stutzuhr in dem Zimmer nebenan schlug acht Uhr. Der Director war schon auf dem Wege zu seinem Gerichte. Der Gymnasiast mußte in seine Schule. Er ging gesenkten Hauptes. In dem Zimmer nebenan rief die Kranke weinerlich herüber:

„Mutter, bringe mir Kaffee!" Sie lag noch dort auf dem Sopha. Mutter und Tochter hatten den Ruf nicht vernommen; aber die beiden kleinen Kinder hatten ihn gehört.

„Bringen wir der armen Schwester Kaffee," sagte leise der Knabe zu seiner jüngsten Schwester.

Er selbst schenkte dann eine Tasse Kaffee ein; die kleine Hanna fügte mit ihren zierlichen Händchen Zucker und Milch hinzu. Beide brachten die Tasse der Schwester. Sie gingen auf den Zehen, um die Mutter und die ältere Schwester nicht zu stören. Die Mutter und Emilie hielten sich noch weinend in den Armen.

2.

Der Geburtstag des Directors hatte der Familie kaum eine halbe Stunde der Freude geboten. Er war seitdem ein Tag des Schmerzes, der Sorge, der Angst geblieben. Es war in der zweiten Stunde Nachmittags. Die Directorin war mit Emilie allein im Zimmer. Die beiden kleineren Kinder befanden sich in der Kinderstube, und dort war auch die Kranke. Die kleineren Geschwister liebten sie. Sie erzählten ihr und tanzten und sprangen um sie her. Die arme Kranke war zufrieden, wenn sie nur etwas zu sehen und zu hören hatte. Der Gymnasiast Oskar hatte nach dem Mittagessen wieder zur Schule gehen müssen. Er hatte kaum seine Suppe anrühren mögen, da hatte er sich schon wieder still entfernt. Seine Mutter und Emilie hatten mit verweinten Augen, stumm da gesessen; sie hatten gar nichts anrühren können. Emilie hatte nach einigen Augenblicken aufspringen müssen; ein furchtbarer Schmerz hatte ihr einen lauten Schrei ausgepreßt. Sie war in ein Nebenzimmer geflüchtet. Die Mutter war ihr nachgegangen.

„Eßt Ihr nur," hatte sie zu den anderen Kindern gesagt. „Oskar, sorge für sie."

„Was ist es denn, Mutter?" hatte der erschrockene Gymnasiast gefragt. „Dir und Emilien?"

„Ich kann es Dir jetzt nicht sagen, Oskar. Später vielleicht."

Sie war bei der jammernden Tochter in dem anderen Zimmer. Sie verschloß die Thür hinter sich.

Der Director war gar nicht zu Tisch erschienen. Er war seit der Morgenstunde, da er so verstört und eilig zum Gerichte ging, nicht zurückgekehrt. Gegen Mittag hatte er durch einen Gerichtsdiener sagen lassen, man solle mit dem Essen nicht auf ihn warten, er habe dringende Geschäfte, die ihn vielleicht bis zum Abend am Gerichte zurückhalten würden.

Die Directorin hatte den Diener gefragt, von welcher Art die dringenden Geschäfte seien. Der Mann hatte es nicht gewußt; er hatte nur sagen können, der Director habe den ganzen Vormittag mit einer Menge von Beamten in den Bureaux gearbeitet. Es sei geheimnißvoll dabei hergegangen, und vor einer halben Stunde sei plötzlich und ganz unerwartet der Präsident des Obergerichts angekommen und habe sich mit dem Director eingeschlossen. Seitdem steckten die Herren Beamten noch geheimnißvoller und leiser die Köpfe zusammen.

Die Directorin war von neuem in große Unruhe gerathen. Sie hatte den Gerichtsdiener warten lassen; sie wollte ihm ein Billetchen an ihren Mann mitgeben. Sie hatte sich an den Schreibtisch gesetzt, schreiben wollen; die Feder war ihr in der bebenden Hand auf und nieder geflogen. Sie konnte keinen Buchstaben auf das Papier bringen. Sie hatte Miene gemacht, den Diener zum Gerichte begleiten zu wollen. Sie hatte ihr bleiches Gesicht, ihre verweinten Augen, ihre zusammengesunkene Gestalt im Spiegel gesehen. Wie konnte sie so sich vor den Leuten sehen lassen? Der Gerichtsdiener war zurückgekehrt. Seitdem hatte sie von ihrem Manne und vom Gerichte nichts wieder gehört.

Mutter und Tochter waren wieder allein. Sie hatten fast den ganzen Morgen zusammengesessen. Die Tochter hatte der Mutter erzählen müssen. Die so oft und so viel geprüfte Frau konnte allein fragen, was sie drückte. Den Schmerz des Kindes mußte sie wissen und theilen, und das Kind mußte sich so das Herz erleichtern.

Was Emilie der Mutter erzählt hatte? Es war eine von jenen einfachen, alltäglichen Geschichten, die jungen, unerfahrenen Mädchen das Herz zu brechen pflegen.

Der Director Heilsberg war als der tüchtigste Gerichtsvorsitzende in dem ganzen Departement des Obergerichts bekannt. Die jungen Referendarien, die sich zu ihrer künftigen richterlichen Carrière ein Zeitlang bei einem Untergerichte anbilden mußten, sahen es daher als eine besondere Begünstigung an, wenn sie zu diesem Zwecke dem Gerichte unter der Aufsicht des Directors Heilsberg überwiesen wurden. Auch der Präsident des Obergerichts hatte ihm seinen Sohn anvertraut, und der junge Mann hatte ein ganzes Jahr unter dem Director gearbeitet. Er hatte die Zeit auch noch zu etwas Anderem zu benutzen gewußt.

Der Referendarius, Freiherr Carl von Seulendorf, war in mancher Beziehung ein ausgezeichneter Mensch. Er hatte einen klaren Verstand, ein gutes, gar weiches Herz, angenehme, feine Manieren, ein sehr einnehmendes Aeußere. Er hatte einen Fehler, sein weiches Herz vergaß die leicht aufgenommenen Eindrücke eben so leicht wieder, und sein Gewissen stimmerte sich eben nicht viel darum. Er hatte als der älteste Sohn des freiherrlichen Präsidenten schon früh in der vornehmen Welt gelebt und zu leben gelernt.

In der kleinen Welt des Städtchens, in dem er unter dem Director Heilsberg arbeitete, war er unter den jüngeren Leuten die bei weitem hervorragendste Erscheinung. Er war also auch die Sehnsucht der jüngeren Damen und für diese der Mütter. Indeß er war auch der Freiherr, der, wie gesagt, schon früh in der vornehmen Welt zu leben gelernt hatte. Als er nach Jahresfrist das Städtchen wieder verließ, um in der Residenz sein großes Examen zu machen, hatte er wohl vielen jungen Damen die Cour gemacht und in manchem Mutterherzen Hoffnungen erweckt. Aber bei dem äußerlichen Courmachen war es geblieben, und seinen Scheidegrüßen folgte keine einzige Hoffnung mehr. So meinte man, so wußte man es nun. Ein einziges Herz wußte mehr.

Emilie Heilsberg war ein Kind, als der junge Baron Seulendorf kam. Er behandelte sie wie ein Kind; sie kam ihm entgegen wie ein Kind, unbefangen, ungezwungen, vertrauensvoll. Sie sahen sich häufig, später fast täglich. Und während sie sich so sahen und sich entgegenlamen und einander behandelten, war Emilie zur Jungfrau geworden. Sie war es geworden, ohne daß sie selbst es wußte. Daß sie auch ein schönes, ein bildschönes Mädchen geworden war, und daß sie das sanfteste und liebenswürdigste Herz von der Welt hatte, wußte sie wohl noch weniger. Der junge Herr von Seulendorf sah das Alles desto mehr, und wie er es sah, fühlte es auch bald sein empfängliches Herz; und das zugleich leichtsinnige Herz war nun zu schwach, manchen Gründen der Vernunft zu widerstehen, Gründen, die ihm klar genug zum Bewußtsein kamen.

Er entdeckte Emilien seine Liebe. In dem Augenblicke wußte das sanfte Kind freilich, daß sie nicht mehr Kind war. Sie fühlte es an jenem unnennbar süßen Weh, das man Liebe nennt. Sie hatte sie auch wohl schon lange im Herzen getragen, ohne daß sie es gewußt hatte. Jetzt wußte sie Alles, und das weichste und liebenswürdigste Kind war zugleich das glücklichste. Doch nein, Alles wußte sie nicht; wie hätte sie sonst so glücklich sein können? Sie kannte nicht den Leichtsinn der Männer.

„Wir müssen unsere Liebe vor Jedermann geheim halten," hatte er zu ihr gesagt. „Auch vor Deinen Eltern, selbst dem treuen Mutterherzen muß Du sie verschweigen. Es ist ein Opfer, das wir nothwendig unserem Glücke bringen müssen. Mein Vater ist ein stolzer und strenger Mann und hat mit mir Pläne für seinen Stolz. Unsere Liebe würde ihnen entgegentreten; jetzt jedenfalls. Er würde mir unzweifelhaft seine Einwilligung versagen; ich solle zuerst an mein Examen denken und an ein Amt, an eine Stellung, in die ich eine Frau hineinführen könne; dann sei es Zeit, an die Frau zu denken. Ich würde ihm nichts darauf erwidern können. Seine Weigerung würde Dich und mich unglücklich machen. So schweigen wir jetzt. Nach einem halben Jahr habe ich mein Examen gemacht; ein Vierteljahr später werde ich ein Amt haben, und zu derselben Zeit wird Dein Vater Präsident sein, in gleich hoher amtlicher Stellung stehen wie mein Vater. Dieser selbst hat es mir gesagt. Und was will er dann unserer Liebe, unserer Verbindung, unserem Glücke entgegenstellen können?"

Sie glaubte ihm. Er glaubte damals sich selbst. Niemand erfuhr von ihrer Liebe, und sie waren um so glücklicher. Er ging zur Residenz. Er machte ein glänzendes Examen und erhielt wenige Monate später eine Anstellung. Der Justizminister zog ihn als Hülfsarbeiter unmittelbar in sein Ministerium.

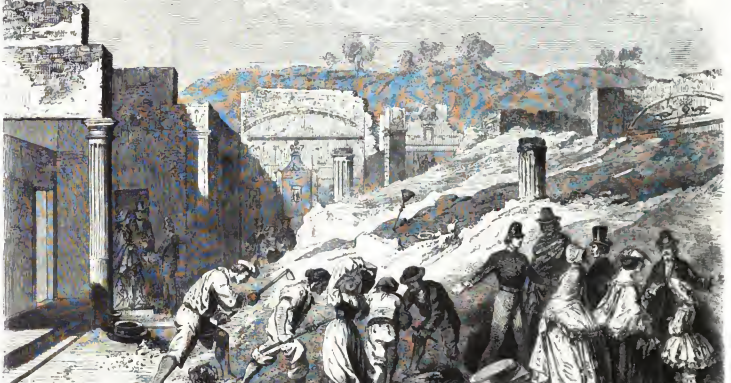
Der Director Heilsberg mußte nur noch Präsident werden. Er war es heute geworden. Und die arme Emilie war von dem Gipfel des Glücks in den tiefsten Abgrund des Unglücks gestürzt!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in Pompeji.

Es war im Jahre 1748, als ein Landmann am Fuße des Besuv beim Graben eines Brunnens auf die Ueberreste eines Hauses und, als der Schutt weggeräumt war, auf ein gemaltes Zimmer stieß und dadurch die erste Spur von Pompeji auffand. Ueber anderthalb Jahrtausende hatte die Erde geborgen gehalten, was einst dem Leben so schnell und entsetzlich geraubt worden war. Da gab sie es wieder von sich oder ließ es sich entreißen, um durch die Denkmäler des Todes und der Zerstörung der Wissenschaft und der Kunst neue Lebensflammen einzuhauchen. Schon früher hatte man bei Gelegenheit des Baues eines königlichen Palastes in Portici Herculanum entdeckt. Damals saß auf dem Throne der beiden Sicilien Carl III., der einzige der italienischen Bourbonen, den die

„hatten wir die Stöße eines Erdebens verspürt. Wir waren wenig davon überrascht, weil das eine in Campanien sehr häufige Erscheinung ist. Diesmal jedoch wurden dieselben so heftig, daß sie nicht nur Alles auf das Stärkste erschütterten, sondern zu zerstören drohten. Obgleich es Morgen war, so herrschte doch nur ein außerordentlich schwaches und unzureichendes Licht. Alle Gebäude bebten, und obschon wir auf offenem Platze standen, mußten wir bei der Enge und Dichtheit der Straßen und der damit drohenden Gefahr die Stadt verlassen. Die Menge folgte uns in höchster Bestürzung, und, wie das den von Schrecken befallenen Gemüthern eigen ist, daß jeder fremde Rath ihnen mehr gilt als der eigene, so drängte man sich um uns und folgte uns auf unserm Wege.



In den Straßen von Pompeji.

Geschichte unter die Zahl der guten und weisen Fürsten eingeschrieben hat. Er bewies für die neue Entdeckung ganz außerordentliches Interesse und befahl schleunigen Beginn der Ausgrabungen. Im Jahre 1755 war das Amphitheater bereits an's Tageslicht gefördert, und so dauerten denn, freilich mit sehr wechselndem Geschick und sehr verschiedener Gunst oder Ungunst der jedesmaligen Regierung, die Arbeiten bis auf diesen Tag und haben seit dieser Zeit, also in einem Zeitraume von 113 Jahren, gerade ein Viertel der Stadt den wiß- und schaubegierigen Augen des modernen Geschlechts zu enthüllen vermocht.

Wir glauben unseren Lesern kein anschaulicheres Bild von Vergangenheit und Gegenwart des interessantesten und großartigsten Ueberrestes aus dem Alterthume geben zu können, als wenn wir die Schilderung des Augenzeugen aus jener Zeit der unsrigen vorausschicken. „Mehrere Tage vorher schon" — so erzählt uns Plinius der Jüngere, der sich am 24. August des Jahres 79 nach Chr. Geb. mit seinem Onkel, dem bekannten Naturforscher, zu Misenä, dem damaligen Ankerplatze der römischen Flotte, befand —

Als wir eine gute Strecke von den Häusern entfernt waren, standen wir still in der Mitte einer höchst gefährlichen und erschreckenden Scene. Die Wagen, welche wir heraus beordert hatten, rollten dergestalt hin und her, daß wir sie selbst mit Unterlegen von großen Steinen und auf ganz ebener Erde dennoch nicht zum Stillstehen bringen konnten. Die See schien in sich selbst zurückgedrängt zu werden und durch das Erbeben von ihren Ufern vertrieben zu werden. Das Ufer war ganz bestimmt ausgetrieben, und verschiedene Seethiere blieben auf der trockenen Erde liegen. Auf der andern Seite des Golfes erhob sich eine schrecklich schwarze Wolke, platzte unter Bildung einer schlangenartigen Flamme, stieß eine lange Masse von Feuer aus und war einem furchtbaren, ganz außergewöhnlichen Blitze zu vergleichen. Bald darnach schien die Wolke niederzusteigen und den ganzen Ocean zu bedecken, und in der That war von der Insel Capri und dem Vorgebirge Misenä nichts mehr zu sehen.

Meine Mutter beschwor mich, rasch zu entfliehen, was ich bei der Schnelligkeit meiner Jugend leicht hätte thun können. Sich

selbst anbelangend, so glaubte sie, ihr Alter und ihre Corpulenz mache ihr das ganz unmöglich; sie wollte indessen gern den Tod erleiden, wenn sie nur die Genugthuung hätte, mich gerettet zu sehen. Ich jedoch verweigerte es durchaus, sie zu verlassen, nahm sie bei der Hand und führte sie weiter. Sie willigte nun ungern ein und fuhr fort darüber zu klagen, daß sie meine Flucht verhindere. Nun begann Asche auf uns zu fallen, wenn schon nicht in großer Masse. Ich wandte mich um und sah einen dicken Rauch, der wie ein Bach sich hinter uns breit wälzte. Ich schlug vor, da es noch hell genug war, von der Straße abzubiegen, damit meine Mutter in der Dunkelheit von der uns folgenden Menschenmenge nicht zu Tode gedrückt würde. Kaum hatten wir die Straße verlassen, als dichte Finsternis uns überfiel, nicht die einer wolkigen oder nicht vom Monde erhellten Nacht, sondern wie die eines ganz und gar verschlossenen, durch kein Licht erleuchteten Zimmers. Nichts war zu hören als das Wehklagen der Frauen, das Weinen der Kinder und das Rufen der Männer. Die Einen schrieen nach den Kindern, die Andern nach den Eltern, diese nach ihren Gatten (denn nur durch die Stimme konnten sie einander unterscheiden und erkennen). Jene beklagten ihr eigenes Loos oder das ihrer Familie. Mehrere wünschten zu sterben aus Furcht vor dem Tode, Andere wieder erhoben ihre Hände zu den Göttern. Die Mehrzahl bildete sich ein, die letzte und ewige Nacht sei gekommen und mit ihr der Untergang der Götter und der Welt. Unter diesen gab es solche, die das wirkliche Uebel noch durch eingebildetes vergrößerten, indem sie Andern glauben machten, Misenä stände wirklich in Flammen.

Endlich brach ein Lichtschimmer durch. Wir hielten es eher für den Vorläufer eines neuen Ausbruchs der Flammen, als für das, was es in der That war, nämlich die Wiederkehr des Tages. Das Feuer fuhr indeß fort niederzuflammen. Dann wieder wurden wir in dichte Dunkelheit eingehüllt. Ein heftiger Schauer von Asche regnete nieder. Dann und wann, wollten wir nicht davon eingehüllt oder verbrannt werden, mußten wir sie von unserm Leibe abschütteln. ... Endlich verschwand nach und nach die Finsterniß gleich einer Wolke von Rauch. Der Tag kam wirklich wieder, und sogar die Sonne erschien, obgleich sehr schwach und wie von einer beginnenden Verfinsterung bedeckt. Alles, was sich rund um uns dem sehr angegriffenen Auge darbot, schien verändert und mit weißer Asche, gleich tiefem Schnee, überzogen. Wir kehrten nach Misenä zurück, wo wir uns, so gut es ging, erholten, und verbrachten zwischen Furcht und Hoffen eine ängstliche Nacht. Leider war ersteres Gefühl überwiegend, denn das Erdbeben dauerte fort, während mehrere überspannte Köpfe unsere Ermahnungen und ihre und ihrer Freunde Uebel durch gräuliche Weissagungen vermehrten."

Am entgegengesetzten Ufer des Golfes von Neapel, vier deutsche Meilen in gerader Richtung entfernt von dem Standpunkte des römischen Schriftstellers, herrschten zu derselben Stunde desselben Tages alle Schrecken des verheerenden Elementes. Dort lag dicht am Fuße des wildzerklüfteten Berges die blühende Hauptstadt des sonnigen Campanien, das reizende, üppige, vergnügungssüchtige Pompeji, der vielbesuchte Sommeraufenthalt des römischen Patriciergeschlechts. Was den Bewohnern von Neapel, Bajä und Misenä nur zum Schrecken geschah, das gereichte denen von Pompeji und einigen andern benachbarten Orten, wie Herculanum, zum Verderben und zur Zerstörung. Nur Weniges von ihren Habseligkeiten retteten, flüchteten sich die Einwohner, 20,000 an der Zahl, rasch nach allen Richtungen. Mehrere wurden unter dem Gräuel der Verwüstung begraben, und die blühende Stadt selbst wurde ihr großes Grab, überdeckt von der Asche des Vesuv, einem einförmigen weißen Leichentuche.

Wenn wir heute die Stätte jener ungeheuren Verwüstung aufsuchen, nachdem abermals über hundert Jahre seit ihrer Wiederentdeckung vergangen, so begegnet unser Auge einem unvergleichlichen Bilde.

Wir betreten von dem „Thore der Marine" her das Innere der Römerstadt. Tausend Alles buntes Leben, lebendige Bewegung und mannichfaches Treiben, hier drinnen ernstes Schweigen, tiefste Ruhe und ewiger Stillstand. In raschem Fluge hat uns die Eisenbahn von Neapel hierhergebracht. In der Veranda des dicht an der „Station Pompeji" gelegenen italienischen Wirthshauses finden wir ein hastiges Kommen und Gehen von Touristen aller Nationen, gemischt mit dem Geschrei der Kutscher, der Geschäftigkeit der Kellner, dem Geklimper und Geplärr italienischer Troubadours und dem Gewimmer der Bettler. An dem Eingangsgitter zu dem die Stadt umschließenden Erdwall werden wir von einer Schaar amtlicher Ciceroni aufgehalten. Ein langes Hin- und Herreden um den Preis für die Führung hemmt unsere ungeduldigen Schritte. Endlich werden wir auch dieses letzten Scandalsledig und wir treten ein in die Todtenstadt, wo mit einem Male der ganze Ernst der Vergänglichkeit uns umgiebt und der Geist des klassischen Alterthums alle anderen Eindrücke des modern-italienischen Lebens verdrängt.

Doch folgen wir nicht weiter dem Fluge der Phantasie in jene freudige, großartige, vergangene Welt, sondern betrachten wir zuerst mit ruhigem und zerlegendem Blicke, was sich uns zur objectiven Betrachtung hier darbietet.

Pompeji ist in elliptischer Form gebaut, und sein Umfreis mag wohl eine deutsche Meile betragen. Es ist rings von Mauern umgeben, außer auf der Südwestseite; sei es, daß sie dort bei der Belagerung durch Sulla zerstört wurden, sei es, daß der rasche Fall des Bodens nach dem Meere zu sie unnöthig erscheinen ließ. Die Mauern sind aus schweren Tuff- und Travertin-Blöcken, ohne Kitt, sehr solid und in bedeutender Breite aufgeführt und meist doppelt, die äußere etwa 25, die andere gegen 40 Fuß hoch und beide durch einen 15 Fuß breiten Erdwall verbunden. Auf den Steinen finden sich noch pelasgische und oskische Schriften. Einzelne Thürme, meistens in der Nähe der Thore errichtet, bedecken den Wall in seiner ganzen Breite; sie haben Bogengänge zum Durchmarschiren für die Truppen und Oeffnungen für Ausfälle bei Belagerungen. Augenscheinlich später gebaut als die Mauern, sind sie durch absichtliche Zerstörung jetzt nur noch Ruinen. — Acht Thore führten nach Herculanum, dem Besuv, Capua, Nola, dem Sarno, Nocera, Stabiä (heut Castellamare) und ans Meer.

Die Straßen sind meistens sehr eng, und nur in den größeren kann es möglich gewesen sein, daß zwei Wagen, selbst von der geringen Breite, wie sie bei den Alten Sitte war, an einander vorbei kamen. Das Pflaster ist solid aus großen, eckigen, an einander gepaßten Lavablöcken, an den Seiten finden sich, etwa 1 Fuß erhöht, Trottoirs; die Geleise der Wagenräder sind noch deutlich zu sehen; auch giebt es Steine zum Aufsteigen für Reiter, sowie Löcher in den Seitenwegen zum Anbinden der Pferde. Brunnen an den Straßenecken und auffallende Reliefs auf den Pflastersteinen, die gegen bösen Zauber schützen sollten, sind nicht selten. Die Straßen sind meistens gradlinig und durchschneiden sich rechtwinkelig.

Bei den Privathäusern ist es nicht immer möglich gewesen, den Namen des Besitzers festzustellen; man nennt sie daher theils nach den darin gefundenen Gemälden und Statuen, so das Haus der Tänzerinnen, des Faun, des Narcissus, Apollo, Aeonis, Meleager, Caster und Pollux, des dramatischen Dichters; theils nach den fürstlichen oder sonst hochgestellten Personen, in deren Anwesenheit sie ausgegraben wurden, so das Haus des Großherzogs von Toscana, des Königs von Preußen, des Kaisers Joseph, des Generals Championnet, der Großfürsten von Rußland; theils nach der vermuthlichen Beschäftigung der Inhaber, so das Haus des Arztes, weil hier medicinische Instrumente gefunden wurden, des Hufschmieds, des Apothekers, des Bildhauers ꝛc. Die meisten dieser Privatwohnungen sind einstöckig; nur die besseren zählen zwei, sehr selten drei Geschosse. Die Kramläden sind eng und ärmlich; fast alle einander ähnlich, haben sie vorne den Raum für's Geschäft, sind nach der Straße zu weit offen, mit einem großen, gemauerten Verkaufstische und einem kleinen Ofen etwa, wenn es eine Speisewirthschaft war; nach hinten ein oder zwei kleine, dunkle Wohnzimmer; Fenster giebt es da nirgends. Es war also zu jenen Zeiten, wie es heute noch ist, und die damaligen Kneipen und Cantinen scheinen sich so wenig verändert zu haben, als die Fischer und Barkenführer, die wir auf den pompejanischen Wandgemälden schon im Felden Costüm, mit denselben rothen, bentelartigen Mützen erblicken, wie sie ihre neapolitanischen Confratres noch heute tragen. Warme dieser Bootsleute haben über der Thüre in rother oder schwarzer Farbe den Namen des Kaufmanns; bei anderen Anstalten deuten Figuren in terra cotta an, was darinnen zu haben ist; so bezeichnet eine Ziege einen Milchladen; zwei Männer, die eine Amphora tragen, eine Weinschenke; zwei Fechter eine Gladiatorenschule; ein Junge, der auf dem Rücken eines andern fechtenden und von einem Manne durchgeprügelt wird, eine Schule (?).

Die Häuser der Reichen, wenn auch geräumiger, verrathen

doch in ihrer Construction ein Volk, das den größten Theil des Tages unter freiem Himmel zuzubringen geneigt war. Nach der Straße zu findet sich immer ein ganz bescheidener Eingang, die Räumlichkeiten an beiden Seiten hatte der Hausherr gewöhnlich an Kaufleute, Krämer, Wirthe vermiethet, was ihm, nach den Wandinschriften zu urtheilen, einen guten Pfennig abgeworfen haben muß. Der Rest des Hauses erscheint, wie das Leben der Römer, in zwei Theile getheilt, einen öffentlichen und einen privaten. Im ersteren eine offene area von einem Säulengang umgeben, darin dann wieder ein oder mehrere Zimmer zum Warten und die Loge des Thürstehers; darauf das atrium, die Halle, wo der Patricier seine Clienten zu empfangen pflegte; die Wände sind mit Gemälden und Arabesken geziert, der Fußboden stets von Mosaik; an den Seiten zuweilen noch kleine Zimmer, alae, sowie Gemächer für Fremde, hospitia. Im zweiten, inneren Theil ist ein geräumiger, in der Mitte ganz freier Hof, peristylium, um den eine bedeckte Colonnade geht, die den doppelten Zweck erfüllt, zu den verschiedenen Zimmern zu führen und bei Regenwetter zur Promenade zu dienen. Hier finden wir den Garten, mit Statuen und einem Fischbehälter, die Wohn-, Schlaf- und Badezimmer und den Salon. Kein einziges dieser Häuser hat jedoch einen Kamin aufzuweisen, obschon man Kohlen vorgefunden hat; auch eigentliche Armenwohnungen fehlen bis jetzt ganz — sollte Pompeji keine Armen gehabt haben? — und ebenso Ställe oder Remisen; die Pferdestelette, die man aufgefunden, lagen im Hofraum der Wirthshäuser. Die chirurgischen Instrumente deuten auf einen hohen Grad medicinischer Bildung, doch ist von einem Spital keine Spur. Künftige Ausgrabungen werden wohl ein Licht hierauf werfen.

Die Gräberstraße, welche den westlichen Ausläufer der Stadt bildet, hat einen durchaus römischen Charakter. Der vor dem Herculanenthor liegende Theil derselben bildet eine Art Vorstadt, wie es scheint, das aristokratische Viertel; hier ist die Villa des Diomedes, eine der größten Privatwohnungen, die eine reiche Ausbeute an Schmuckſachen, Hausgeräthe, Statuetten, Gemälden und Münzen gegeben; zwei menschliche Skelette wurden bei der Gartenthüre, achtzehn andere, zum Theil mit goldenen Hals- und Armbändern, im Innern gefunden. Die geringe Anzahl der im Ganzen in Pompeji entdeckten Leichen läßt vermuthen, daß es den meisten Einwohnern gelang, sich zu retten. Auch deuten die vielen in die Mauern gehauenen Löcher darauf hin, daß die Bewohner durch dieselben in's Freie gelangten, wenn man nicht jene Oeffnungen auf Rechnung späterer, interessirter Nachgrabungen schreiben will.

Mit Ausnahme weniger Frescogemälde, Amphoren, Statuetten u. s. f. sind alle „hier gefundenen Sachen längst nach Neapel in's Museo Borbonico gewandert, wohin auch heutzulage noch alle neu entdeckten Kunst- und Alterthumsschätze kommen, einschließlich sogar der Wandmalereien, die man mit ihrem Grund recht geschickt auszubrechen versteht.

Gegenüber der Villa des Diomedes ist ein Wirthshaus, und weiter hinauf, sowie jenseit des Thores, sind Grabdenkmäler der angesehensten Familien. Auch Cicero's Villa, das Haus der Vestalinnen mit seinem gastlichen Salve an der Schwelle, dessen innere Verzierungen indessen nicht sehr vestalischer Natur sind, und ein Zollhaus sehen wir in dieser Straße. Besonders bemerkenswerth, außer den genannten Wohnungen, sind noch: das Haus des Sallust, des Pansa, des Centauren, die Schenke in der Merkurinsstraße und das höchst wichtige Haus des M. Lucretius. Die neuesten Ausgrabungen in der Nähe des großen Theaters haben noch mehrere sehr interessante Wohnungen mit gut erhaltenen Gemälden bloß gelegt.

Von den öffentlichen Gebäuden zieren die meisten die Südseite von Pompeji. An der Großartigkeit der Anlassung, dem Reichthum und dem Kunstsinn in der Ausführung erkennen wir den großartigen, stets auf das Allgemeine gerichteten Sinn der Alten.

Von den Tempeln nennen wir nur den säulenreichen des Jupiter, aus Ziegelsteinen und Tuff errichtet; er wird am imposanter Schönheit nur übertroffen von dem Tempel der Venus, 150 Fuß lange, bei 75 Fuß Breite, der von einem 12 Fuß breiten Portieus mit 48 dorisch-korinthischen Säulen umgeben ist; ferner den sogenannten griechischen, auch Neptun- oder Hercules-Tempel, das älteste Gebäude der Stadt, leider sast ganz zerstört; und den Tempel des Augustus oder das Pantheon, mit vielen Statuen und reichen Decorationen, aber auch mit einem Ueberfluß an Speisen und Getränken versehen, deren Ueberreste hier gefunden wurden. Ebenso deuten die culinarischen Wandgemälde stark darauf hin, daß hier zu Ehren der Götter zuweilen tapfer gezecht wurde. Das Iseon, oder aedes Isidis, weil der Isis-Cultus, gesetzlich verboten, nur geduldet werden konnte, ist besonders für Alterthumsforscher interessant; hier wurden viele Skelette gefunden, unter andern das eines Mannes, der sich mit dem Opferbeil durch zwei Mauern einen Weg gebahnt hatte und umkam, ehe er die dritte durchbrechen. Im Innern der Heiligthums steht ein langes, hohles Piedestal für Statuen, mit niedrigen Seitenthüren an der Treppe, durch welche der Priester ungesehen hineinkriechen und dann seine Orakel geben konnte, als gingen sie von der Statue der Göttin aus.

In allen Priesterwohnungen fanden sich ansehnliche Summen Geldes, denn, sagt schon Euripides,

„das Pfaffenvolk war stets nach Gelde lüstern."

Von nützlichen öffentlichen Gebäuden hat Pompeji eine große Zahl; da sind zwei Bäckereien, in denen Gefäße, Mulden, Korn und Mehl gefunden wurden; eine Musik-Akademie; ein städtisches Aerarium; ein Kornhaus mit den Normal-Maßen für Oel, Korn, Wein ꝛc. — In einem Gefängniß fand man mehrere Skelette mit Ketten an den Füßen.

Ferner sind bemerkenswerth: das Senatshaus; das Forum mit seinen Statuen und Colonnaden, der größte und imposanteste Platz der Stadt; das dreieckige Forum; die öffentlichen Bäder (thermae) für beide Geschlechter, in denen wir die zweckmäßige, bequeme, luxuriöse Einrichtung bewundern müssen; die Basilika oder das Tribunal mit einem unterirdischen Gewölbe für die Verbrecher; ferner ein kleines Theater (Odeon) und das große Theater. Letzteres konnte über 5000 Personen fassen; man unterscheidet deutlich das Parterre oder den privilegirten Platz, wo die Tribunen, Ritter und andere Vornehme ihren Sitz halten; das Orchester mit den erhöhten bisellia für die höchsten Beamten; hinter dem Parterre amphitheatralisch aufsteigend die Sitze für die Plebejer; endlich hoch oben, „im Paradies", nach Art unserer Logen von einander getrennt und durch dünne Eisengitter dem Blicke des Publicums entzogen, fassen die Frauen. Am Ostende der Stadt ist das Amphitheater, wie gewöhnlich in elliptischer Form (die größere Axe hat 430 Fuß), allerdings kleiner und weniger alt als das zu Santa Maria di Capua, doch besser erhalten; die Einrichtung ist noch jetzt deutlich zu erkennen. Nach genauer Berechnung hatten hier über 10,000 Personen Platz. Verbinden wir mit dieser Thatsache die Angabe des Dio Cassius, wonach die Bürger beim Ausbruch des Vesuv gerade im Amphitheater waren, so können wir uns den geringen Verlust an Menschenleben erklären. Der fallende Aschen- und Feuerregen schmitt ihnen den Rückweg in die dem Verderben geweihte Stadt ab, und sie kommen, nach Often fliehend, sich retten.

Nahe bei dem großen Theater stand die Caserne, in der Waffen aller Art, Schmuckſachen, Arm- und Halsbänder gefunden wurden. Letztere Gegenstände lassen unverkennbar auf Tauwerk schließen, die das Haus des Mars noch außer dessen Söhnen beherbergte. Von den 63 Skeletten, die in dieser Caserne ausgegraben wurden, lagen 34 an einem Thoreingange — vielleicht die Wache an jenem Unglückstage, die treu auf ihrem Posten verharrend den Tod fand.

Dies im Allgemeinen die Umrisse der Formen, wie die alte Stadt selber sie uns bietet. Aber Pompeji liegt nicht mehr ganz in Pompeji. Das neapolitanische Museum birgt einen Hauptheil, wir meinen seine Kunstschätze, seine Zierarbeiten, seine Mosaikböden und seine Hausgeräthe. Um die Römerstadt vollständig zu verstehen und ganz zu genießen, ist es unbedingt nöthig, auch hier einige Stunden, ja, wenn man kann, mehrere Tage zu verweilen.

In sieben Sälen des Museo borbonico Neapels (jetzt Museo nazionale) sind die verschiedenen Geräthschaften, Schmuckſachen und Waffen, und in mehreren Hallen und sonstigen Räumen die Gemälde und Statuen aufgestellt. Es würde zu weit führen, wollten wir mit unseren Lesern einen Gang durch all diese Dinge aus der alten Welt anstellen. Wie würde die weibliche Welt bewundernd anhalten vor den prachtvollen geschnittenen Steinen, vor den eleganten Schmuckſachen in etruskischem Style und endlich vor den Ueberbleibseln, die Küche und Keller und Conditoralen der staunenden Nachwelt geliefert! Hier das zierlich gearbeitete Glasgefäß mit den eingemachten Früchten, da die zum Dessert reichlich aufgeschichteten Nüsse und Mandeln, hier wieder der achtheilige Kuchen mit dem Namen des Bäckers oben aufgedrückt, dort die

fühlen Weinbehälter mit dem innern auf vollen Inhalt deutenden Beleg. Mit all diesen Dingen nun muß man Pompeji beleben, wenn man es mit voller Freude genießen und mit vollem Vortheil durchwandern will. Da die bourbonische Regierung aus gerechter Furcht vor dem unter ihrem Scepter so fröhlich gereihenden Diebstahl Alles, was nicht nagelfest war, aus der Stadt fortlagen ließ, so ist diese selbst dadurch etwas öde und verlassen geworden, und nur wenn man sich Penaten, Statuen, Dreifüße, Trinkgeschirre und Toilettengeräthe wieder an ihre Stelle denkt, gewinnt das Ganze wieder frisches Leben und lebendige Bedeutung; und nicht viel Phantasie gehört dazu, weiter zu schaffen und weiter zu träumen, sich auch noch Bulwer's großartige und reizende Gestalten aus seinen „Letzten Tagen von Pompeji" hinzu zu denken und mit ihnen Straße, Theater, Forum, Schwimm- und Badeimmer zu bevölkern. Und wie anmuthig sieht Pompeji dann aus, wenn wir es so betrachten, auf der erhabenen Schwelle des Jupitertempels am Forum stehend! Vor uns der große weite Platz, darauf die Glaucus' und Pansa's und Diomedes' in wallenden, elegant gefalteten Togen plauderud auf- und abschreiten. Zur Rechten auf dem curulischen Stuhle der ernste Prätor, umgeben von der ehrerbietig dem Ausspruch des Gesetzes harrenden, buntgemischten Menge; zur Linken die Halle der Senatoren, jener Männer, deren Typus Jahrhunderte lang die Welt beherrschte, Gestalten voll Würde, Kraft und Beredsamkeit. In weitem Kreise vor uns die Ausläufer der Apenninen, ein vielgipfeliges, wolkenhohes Walzgebirge, an dessen Fuße das heutige Castellamare liegt mit seinen buntschimmernden Landhäusern und seinen schattigen Gärten von „Quisisana" — „hier genes't man"; rechts das smaragdene Meer, seine Barken und Segelschiffe; im Hintergrunde Sorrento, die von Orangenwäldern umgebene Geburtsstadt Tasso's, und Capri, die lockende Sirenen-insel der Odyssee; links das sonnige Campanien, die Campania felix der Alten, wie es sich zwischen dem Küstengebirge und der Hauptkette der Apenninen, ein weites fruchtbares, von blühenden Dörfern und Städten besäetes Thal, bis nach La Cava und Salerno hinzieht; — und alles das überstrahlt von Italiens tiefblauem, wolkenlosem Himmel und umweht von seinen lauen Lüften, unter denen jeder Blick und jeder Athemzug die Strophe eines Gedichtes in uns erbauen möchte, denn was wir sehen und was wir athmen, ist lebendige Poesie in Körper und Gestalt.

Die Ausgrabungen in Pompeji selbst nnrren seit dem Tage der Entdeckung in sehr verschiedener Weise betrieben und trugen immer den Charakter der jedesmaligen Regierung an sich. In der letzten Zeit, unter der Herrschaft von Ferdinand und Franz, lag auch über Pompeji und seinen Schätzen der Fluch der Pfaffen- und Camarillen-Wirthschaft, der Corruption und Bestechlichkeit, der Trägheit und des Vorurtheils. Jährlich waren 6000 Ducaten (12,000 Gulden rhn.) für die Arbeiten ausgeworfen; allein dem Augenschein nach zu urtheilen, ging es diesen Geldern nicht besser als jenen andern Finanzposten im glücklichen Königreiche beider Sicilien. Jedweder, der mit dem flingenden Metall auch nur in die entfernteste Berührung kam, wußte sich seinen Theil davon zu erbenten, Jeder auf eine andere Manier, Alle aber stillschweigend in der That und in dem Grundsatze übereinstimmend, daß öffentliche Gelder zu bestehlen eigentlich kein Diebstahl sei. So mag es denn gekommen sein, daß bis heute erst so wenig ausgegraben ist, trotzdem daß keine anfallige Mühe und Arbeit für das Wegräumen der lose geschichteten Asche erfordert wird. Und auch das Museum befand sich unter der Herrschaft der Bourbonen in der klägllchsten Lage. Wir wollen nicht von den dunkeln Räumen und der unzweckmäßigen Aufstellung sprechen, die man nirgendwo mehr zu bedauern hatte, als hier in Neapel; Vorurtheil, Mangel an Liberalität und officielle Bartelei verbitterten dem Besucher jeden Schritt, den er in den kunstgefüllten Sälen machte. Die Figuren der Bronze, darunter das Original der berühmten „Kallippges", waren in einem dunkeln Verliese zusammen mit allen Obscönitäten Pompeji's eingemauert. Zeichnen oder Photographiren war in der Stadt sowohl wie im Museum verboten, und nur vom Könige persönlich konnte auf dem langen Umwege der Bescheidung verschiedener Schranzen die Erlaubniß dazu erlangt werden; und allenthalben, wo man eine Schwelle überirat, da streckte ein Custode die schmierige Hand entgegen, um Euch mit gieriger Miene um sein buono mano zu langweilen. Freilich, die armen Kerle kommen nicht anders handeln, da sie, wie jener Beamte des alten Regimente, in der schäbigsten Weise bezahlt und deshalb Alle miteinander auf Diebstahl oder Bettel angewiesen waren. — Das ist besser geworden, seit Garibaldi den frischen Wind der Revolution über den faulen Meder des alten Despotismus wehen ließ. Die Regierung Cavour's hat Ordnung und Anstand in die Verwaltung der kostbaren Schätze gebracht. Hunderte von Arbeitern sind anhaltend unter der Oberleitung des gelehrten Fiorelli beschäftigt, neue Häuser und Straßen zu Tage zu fördern, und auch hier dürfen wir hoffen, daß unter der in Italien die Civilisation vertretenen Regierung Piemont's bald recht viel Erfreuliches für Wissenschaft und Kunst geleistet werden wird.

Meiner Mutter.

Von **Albert Traeger.***

Durch mein so wildbewegtes Leben,
Das nie den Frieden sich errang,
Durch all mein Kämpfen, all mein Streben
Hallt andachtsvoll ein leiser Klang,
Wie bis zum Schiffer, der im Brande
Empörter Fluthen angstvoll ringt,
Gedämpften Schalls vom fernen Strande
Des Kirchengläubleins Tönen dringt.

Undankbar muß ich mich bekennen,
Dir kränkt' ich Dich mit leichtem Sinn,
Und kann doch nichts mein eigen nennen,
Dir dank' ich Alles, was ich bin,
Dir auch den schönsten meiner Triebe,
Der mit dem Liede mich beglückt:
Das weiche Herz, die warme Liebe
Für das, was arm und unterdrückt.

Und so leg' ich denn meine Lieder,
Wie eine längst verfall'ne Schuld,
In Deine treuen Hände nieder,
Empfange sie mit milder Huld;
Vielleicht will's mich fast beschleichen,
Als gäb' ich so das schönste Glück,
Des vollsten Blühens grünes Zeichen,
Dir meine Jugend jetzt zurück.

Dein Name ist's, die mich geboren,
Die meines Daseins Hort und Stab,
Und die, ob ich mich selbst verloren,
Mich niemals doch verloren gab,
Du hattest Thränen nur und Bitten,
Indeß ich keine Sorge trug,
Daß alles Leid, was sie gelitten,
Stets Dir die tiefre Wunde schlug.

Was drängend sich in mir entfaltet
Mit schmerzlich süßer Schaffenslust,
Das Fühlen, das mein Wort gestaltet,
Es hat den Keim in Deiner Brust;
Du bist es, welcher Dank gebühre,
Wenn ich ihn jemals mir errang,
Der ich nur fremde Herzen rührte
Mit Deines Herzens Wiederklang.

Daran, was ich vordem gesungen,
Erkenn' ich, daß ich nun ein Mann,
Die wärmsten Töne sind verklungen,
Kalt fröstelt mich das Leben an,
Doch was auch kommt, es sei getragen,
Ob sonnenlos die Tage sind,
Noch kann ich Mutter zu Dir sagen,
Noch nennst Du lächelnd mich Dein Kind.

* Widmungsgedicht aus der so eben erschienenen zweiten Auflage der Traeger'schen Gedichte. Was Albert Traeger so rasch in der Gunst des Publicums gehoben: der tief poetische Hauch und Klang, der durch alle seine Lieder zieht, die echt dichterische Zartheit und die Fülle von schönen und wahren Empfindungen und Stimmungen, besonders aber die Innigkeit seiner Kinderlieder — das Alles finden wir in den neuen Gedichten dieser stark vermehrten und wahrhaft prachtvoll ausgestatteten zweiten Auflage wieder, der wir einen eben so schnellen Erfolg wie der ersten Auflage versprechen können. D. Redact.

Das Singemäuschen.

Eine Erinnerung aus meinem Haftleben.

Unter den vielen und vielerlei Erlebnissen in der dreizehnjährigen Haft, welche ich wegen meiner Beziehungen zu den während der Jahre 1833—35 in einem großen Theile von Deutschland hervorgetretenen politischen Bewegungen auf dem Schlosse zu Marburg und der Bergfestung Spangenberg, sowie in dem Castell zu Cassel zu erstehen hatte, wird das Folgende als besonders mittheilenswerth anzuerkennen sein.

Es war in der zweiten Hälfte des Novembers 1846, als ich im Castell zu Cassel eines Tages zur Zeit der Dämmerung in gewohnter Weise beim Ofen saß und mit einem Male von dem hellen Schlagen eines — wie ich dem Schlage nach nicht anders annehmen konnte — Kanarienvogels, das ganz in meiner Nähe ertönte, überrascht wurde. Der Vogel schien im Kamin zu sitzen und mußte — so dachte ich — dorthin durch irgend einen Zufall verschlagen worden sein; als nach einiger Zeit das Schlagen wieder aufhörte, zweifelte ich daher auch nicht, daß er seinen Mädweg wieder gefunden habe. Um so größer war mein Erstaunen, am nächsten Tag, ganz zu derselben Zeit und von derselben Stelle her, ein gleiches Schlagen ertönen zu hören. In größter Spannung erwartete ich nunmehr die Abendvisitation, um alsdann den Arrestaufseher zu veranlassen, im Kamin nachzusehen. Derselbe fand die Thür des Kamins fest angelegt und im geöffneten Kamin konnte er nirgend Etwas entdecken; zum Ueberfluß erkundigte er sich noch bei einem Zellennachbar, dessen Ofen in dasselbe Kamin mündete, ob er nicht ein gleiches Schlagen gehört habe, erhielt aber von diesem eine verneinende Antwort.

Am zweiten oder dritten Tag später, zur Zeit, wo ich schon Licht hatte, ertönte das Schlagen von Neuem, jedoch diesmal nicht, als komme es aus dem Kamin, sondern aus dem Fußboden in der Nähe meines Sitzes am Ofen, bis es nach wenigen Minuten mit einem Male aus der Gegend des nach einer anderen Seite gelegenen Fensters hörbar wurde. „Wie," sagte ich mir da, „konntest Du auch nur einen Augenblick den Ursprung verkennen? Wie konnte es anders sein, als daß ein Arrestat, der in der Zelle unter Dir verbringt, die Dämmerstunde damit feiert, daß er von seiner Gabe Gebrauch macht, das Schlagen eines Kanarienvogels auf's Täuschendste nachzuahmen?" Als ich aber den bald nachher eintretenden Arrestaufseher frug, ob die gerade unter mir gelegene Zelle eben besetzt sei, mußte ich diese Annahme schon wieder aufgeben; denn nicht nur in der gerad unter mir gelegenen Zelle, sondern auch in den rechts und links daran stoßenden sollte sich in dem Augenblick kein Arrestat befinden, was ich gleich nachher dadurch noch bestätigt fand, daß ich zur Zeit der allgemeinen Visitation, trotz des angestrengtesten Hinhorchens, Thüren unter mir weder öffnen, noch schließen hörte. Es war also jetzt das Räthsel noch viel größer, eine neue Erklärung vermochte ich schlechterdings nicht mehr zu finden; deshalb unterließ ich auch, weiter über den Zusammenhang der Sache nachzurenken; ich war schon zufrieden, daß die unbekannte Stimme wenigstens hin und wieder zurückkehrte.

Da geschah es, obngefähr zwei Wochen später, daß ich eines Abends gegen elf Uhr durch das mir bereits bekannte Schlagen aus dem ersten Schlafe aufgeweckt wurde. Ich konnte nicht verkennen, daß die Töne in dem Augenblick von Etwas herrührten, das im Inneren der Zelle dicht bei der Thür sich befinde; zugleich erfolgte das Schlagen in ganz neuer Weise: die Töne, dem Schlage des Kanarienvogels sonst ganz ähnlich, hatten einen sanften und wundervoll melodischen Klang und rollten, ohne irgend abzusetzen, weiter. Ich blieb lange, um nicht durch ein Geräusch zu stören, regungslos liegen. Endlich, nach ungefähr zehn Minuten, übermannte mich aber doch das Verlangen, dem Ding auf die Spur zu kommen. Ich setzte mich auf, um Licht zu machen; währenddeß kamen die Töne plötzlich von einer anderen, der meinem Bett gegenübergelegenen Seite her, aber erst als das Licht angezündet war, erkannte ich als unzweifelhaft, daß das zauberische Wesen jetzt hinter einer Schiefertafel stecke, die, auf dem Boden stehend, an die Wand angelehnt war. So leise als möglich erhob ich mich, um die Tafel vorsichtig wegzunehmen. Doch kaum hatte ich den Fußboden betreten, so schwebte auch schon Etwas wie ein Schatten hinter der Tafel hervor und nach der Fensterseite hin, und ebenso bald nahm das Schlagen dicht unter dem Fenster seinen Fortgang. Einmal im Recognosciren begriffen, setzte ich dies fort, bewegte mich leise nach dem Fenster hin, und, die Töne zum Leiter für meine Augen nehmend, gewahrte ich kurz vor demselben am Boden den aus einer Oeffnung hervorgestreckten Kopf eines — Mäuschens, dessen Mäulchen sichtbar die noch fortgehenden Töne entquollen. Der Sänger, oder vielmehr die Sängerin, war mir jetzt mit einem Male bekannt; meine Ueberraschung deshalb aber nicht geringer, denn bis dahin hatte ich von seinem Mäuschen gehört, das wie ein Kanarienvogel, nur noch schöner, weit melodischer und sanfter, als dieser, schlagen und dies, abweichend vom Kanarienvogel, sogar eine Viertelstunde und darüber, ohne ein Mal abzusetzen, fortsetzen könne.

Natürlich war am anderen Morgen mein Erstes, den Arrestaufseher von meiner Entdeckung in Kenntniß zu setzen, doch denselben zu überzeugen, fand ich erst zehn bis zwölf Tage später Gelegenheit.

Von der Nacht an, wo die Sängerin mir zuerst sichtbar geworden war, kam sie unter den gewohnten Schlägen immer häufiger zum Vorschein, und zwar nicht blos am Abend, sondern auch bei Tage; ja bald trieb sie sich ohne alle Scheu um den Sitz herum, den ich während des Tags vor einem Tische einzunehmen pflegte; ein Junge von zwei bis drei Jahren, der dem Arrestaufseher gehörte und manchmal eine Stunde am Tage bei mir verbrachte, durfte sich dem Mäuschen ganz vertraulich nahen, und besonders hübsch war es anzusehen, wenn der Junge, sobald das Thierchen zu schlagen anfing, mitten in seinen Bewegungen inne hielt und, einen Finger an die Nase legend, aufmerksam lauschte. Das Schlagen war übrigens nicht immer ein lang andauerndes, bei Tage mehrentheils sogar nur ein kurzes; am längsten, mitunter fast eine halbe Stunde, dauerte es gegen Abend, in seinen Schlußconcert, welches das Mäuschen mit einem Male allabendlich präcis 7½ Uhr gab; alsdann konnte ein noch so starkes Geräusch in der Nähe eintreten, das Schlagen brach doch nicht ab.

Sobald ich diese ganz präcise Wiederkehr des Schlußconcertes wahrgenommen hatte, machte ich den Arrestaufseher damit bekannt, damit er um dieselbe Zeit sich einmal bei mir einstelle und mit eigenen Augen und Ohren überzeuge. Er kam, sah und hörte, und gestand mir dann, daß er sowohl, wie der Commandant des Castells, dem er zum Oestern schon Mittheilung über die Sache gemacht habe, an dieselbe nie hätte glauben wollen. An einem der nächsten Abende erschien nun auch der Commandant und überzeugte sich von dem, was er immer noch bezweifeln wollte.

Einige Tage später trat der Commandant wieder bei mir ein, theils um sich nach dem ferneren Verhalten des Mäuschens zu erkundigen, theils um mir mitzutheilen, daß, wie er unterressen erfahren habe, von einem Kaufmann Gunclach in Cassel ein ähnliches Mäuschen längere Zeit in einem Käfig bewahrt worden sei. Von dieser Mittheilung nahm ich dem Veranlassung, den Commandanten zu ersuchen, mir auch dem kleinen Bestand meiner Casse, die er bewahre, einen ähnlichen Käfig und zugleich eine Mausefalle besorgen lassen zu wollen, in welcher das Mäuschen lebendig eingefangen werden könne. Ich hätte allerdings das Mäuschen wohl auch mit der Hand greifen können, allein ich wollte es doch auf keinen Versuch hierzu ankommen lassen, indem ich fürchtete, durch einen mißlicherweise mißlingenden Versuch das Thierchen ganz zu verscheuchen.

Von da an kömte ich wahrhaft den Augenblick herbei, wo ich Falle und Käfig erhalten würde, denn plötzlich hatte mich eine erdeutliche Furcht beschlichen, es werde meine geheime Sängerin nicht lange mehr bleiben. Ich glaubte mir sogar den Vorwurf machen zu müssen, Verrath an unserm Verhältniß dadurch begangen zu haben, daß ich das Geheimniß nicht besser bewahrte. Meine trübe Ahnung sollte sich leider nur zu bald begründet zeigen. Schon am dritten Tag nach dem letzten Besuche des Commandanten blieb das Mäuschen aus. Da dies jedoch schon früher manchmal einen halben Tag nur länger gedauert war, so hoffte ich noch auf den folgenden Tag. Allein diese Hoffnung war eine eitle, mein kleiner Liebling ließ auch an diesem Tag vergebens auf sich warten, wohl aber drangen an seidem, zu meinem Entsetzen, andere Töne an

mein Ohr, die von dem Oeffnen und Schließen der unter mir gelegenen Zelle herrührten. Sie sagten mir genug. Ich wußte jetzt, daß diese Zelle wieder einen Bewohner habe, und zweifelte somit nicht, daß von demselben das Mäuschen weggefangen worden sei. Meine Annahme erhielt bald Bestätigung, der Arrestaufseher bejahte, daß die betreffende Zelle, und zwar schon seit einigen Tagen wieder besetzt sei, und fügte das für mich noch gewichtigere hinzu, daß die Insassen derselben bereits eine große Anzahl von Mäusen weggefangen hätten. Die Beschaffung der Falle und des Käfigs war nun unnöthig geworden.

Ich gestehe, die nächsten Tage von wahrer Betrübniß über den Verlust erfüllt gewesen zu sein. War ja das Mäuschen das einzige lebendige Wesen, das nach längerer Zeit einmal wieder zu meiner Seele gesprochen hatte. Am längsten und am empfindlichsten mußte ich den letzten Abendgruß, den ich bereits seit Wochen von ihm zu erhalten gewohnt war.

Daß diese außerordentliche Erscheinung ebenfalls in wissenschaftlicher Hinsicht mein Interesse rege machen mußte, liegt in der Natur der Sache. Ich unterließ deshalb nicht, darauf zu achten, ob nicht vielleicht im Aeußeren schon ein Unterschied zwischen meinem Mäuschen und unserer Hausmaus zu erkennen sei, konnte jedoch für einen solchen mit Bestimmtheit mich nicht entscheiden; schien mir auch die Schnauze etwas zugespitzer zu sein, so schrieb ich dies jedoch mehr den Muskelbewegungen zu, welche das Schlagen, während dessen ich das Thierchen mehrentheils nur betrachtete, begleiteten. Die inneren Organe, namentlich das Stimmorgan zu untersuchen, blieb mir leider versagt. Nichts deste weniger glaubte ich, eine besondere Anlage als Naturspiel annehmen zu müssen, auch hielt ich dafür, daß mein Mäuschen nicht erst durch Nachahmung gerade die Weise des Kanarienvogels sich angeeignet habe, zumal, so viel ich wenigstens ermitteln konnte, zu jener Zeit weder in den Räumen des Gastells, noch in der nächsten Nachbarschaft desselben ein Kanarienvogel eingesetzt war. Das Gumtlach'sche Mäuschen, über das ich damals ein Näheres nicht hörte, schien mir dafür zu sprechen, daß ein solches Naturspiel nicht einzig in seiner Art sei, und es ist offenbar ganz natürlich, daß mir die Erforschung der näheren Geschichte desselben eine Herzensache wurde.

Da Kaufmann Gumtlach nicht mehr lebte, so wandte ich mich an dessen Schwiegersohn, den Herrn Kaufmann Scholl zu Cassel, dem ich folgende Mittheilungen verdanke:

„In dem Comptoir der Firma R. Gumtlach, welche jetzt auch die meinige ist, wurden vor 14—16 Jahren mit einem Mal, gewöhnlich Abends, in der Wand Töne gehört, welche ich mit Null, Null bezeichnen kann. Dieselben erfolgten in der ersten Zeit in kleinen Zwischenräumen, später in immer rascherer Folge auf einander, überhaupt ähnlich dem Schlagen einer Nachtigall. Sie wurden nicht selten an verschiedenen Seiten der Wand gehört, jedoch nie gleichzeitig, zuweilen gab sich sogar ganz deutlich rasches Ueberspringen der Töne von einer Seite zur andern kund, es pflegte dies dann auch von einem Geräusche begleitet zu sein, welches man nothwendig der Bewegung eines größeren Thieres zuschreiben mußte. Mein Schwiegervater, der überhaupt für Naturkunde ein besonderes Interesse hatte, gab sich alle Mühe, den Zusammenhang der Erscheinung zu entdecken, lange aber erfolglos. Da wurden mit einem Male dieselben Töne, statt, wie bisher, in der Wand des Comptoirs, in der Wand der eine Treppe höher gelegenen Küche gehört. Schnell ließ nun mein Schwiegervater eine Falle besonderer Construction aufstellen, um das fragliche Thier lebendig einzufangen, und nicht lange dauerte es, so hatte man den Sänger. Man sing nämlich eine Maus, welche man gleich von vorn herein schon deshalb für diesen halten mußte, weil mit ihrem Einfangen die Töne in der Küche und dem Comptoir nicht mehr hörbar wurden. Mein Schwiegervater setze sie unter eine Glasglocke, es verstrich aber eine Zeit, ehe sie hier die ersten Töne der erwähnten Art hören ließ. Sobald diese vernommen wurden, nahm mein Schwiegervater die Maus in ihrem Bewahr in seine Privatwohnung, die von dem Comptoir durch einen Hof getrennt war.

Nach einigen Wochen entsprang sie hier, und alsbald ertönte ihr munterer und fröhlicher Gesang in den Räumen des Erdgeschosses, wohin sie aus einer Stube ersten Stockes entkommen war; es gelang mittelst der bereits probat gefundenen Falle, sie auch wieder einzufangen. Das weiter aus ihr geworden, entsinne ich mich nicht mehr ganz genau; es steht mir jedoch so vor, als habe sie sich nochmals befreit und sei nicht wieder eingefangen worden. Was das Aussehen der Maus anlangt, so war, wie mir noch erinnerlich ist, der Kopf etwas länger und spitzer als bei unseren gewöhnlichen Mäusen, auch der Körper ungewöhnlich groß, und das graue Fell hatte einen bräunlichen oder röthlichen Schein, wie ihn das Fell der Ratten zeigt.

Noch muß ich bemerken, daß ungefähr ein Jahr später in den Wänden des Comptoirs, wo die Singemaus zuerst sich hören ließ, wieder Töne ähnlicher Art gehört wurden; doch nicht lange dauerte es, so hörte man nichts mehr, auch ist seitdem nichts weiter gehört worden. Ob wohl diese Töne von Abkömmlingen jener ersten Maus herrührten?"

Nachdem dieser Gegenstand mich lange mit seinem Dunkel beunruhigt hatte, mußte mir ein wenn auch noch nicht Alles aufhellendes Licht über ihn vom größten Interesse sein. Ich kann fassellbe in folgender Mittheilung des Berliner Bazar (Jahrg. VII. Nr. 23): „Ein englischer Officier, der an der Expedition nach China Theil genommen, erzählt, daß man in den Wohnungen der Chinesen vergoldete Käfige von den verschiedensten Formen findet, welche den europäischen an Eleganz nichts nachgeben, daß aber die Bewohner dieser kunstreichen Gefängnisse nicht, wie bei uns, Vögel, sondern Mäuse sind. Die Mäuschen unter diesen kleinen, zu der Familie unserer gewöhnlichen Mäuse gehörigen Thiere sind mit der Gabe des Gesanges ausgestattet, und zwar hat ihre Stimme die größte Aehnlichkeit mit der des Kanarienvogels, sie ahmen die langen Passagen und Cadenzen derselben vollständig nach, ja ihr Ton möchte eine noch weitere Ausdehnung, als der dieses Vogels haben. Einer der Naturforscher, welche die Expedition begleiteten, hat sich mit Hülfe einer Loupe von der Vibration des Kehlkopfs überzeugt. Zuweilen läßt die Maus lange warten, ehe sie sich entschließt, die sanften Töne hervorzubringen, die kein menschliches Wesen nachzuahmen im Stande wäre; hat sie jedoch einmal zu singen angefangen, so läßt sie sich auch durch das größte Geräusch darin nicht stören. Man beabsichtigt in kurzer Zeit einige Exemplare dieser merkwürdigen Thierart nach Europa zu bringen, wo sie sicher allgemeines Staunen erregen werden, wenn der Einfluß des verändernden Klimas sie nicht ihrer vorzüglichsten Eigenschaft beraubt, wie schon häufig bei Thieren, die man aus ihrem Vaterlande in andere Länder brachte, der Fall war." — Trotz dieser aufklärenden Nachricht fragen wir allerdings mit Recht immer noch nach dem Zusammenhange zwischen diesen chinesischen und unseren turbesischen Singemäuschen. Den zahlreichsten Vermuthungen ist wohl kaum noch ein annehmlicheres Feld eröffnet worden; ich muß jedoch fassellbe dem Privatvergnügen des Lesers überlassen. Die Hauptsache ist, daß ich die volle Wahrheit ohne irgent welche Täuschung berichte, nur ich finde daher schließlich auch die Bemerkung hier am Ort, daß sowohl der Commandant, als auch der Arrestaufseher beute noch in Cassel leben, und daß letzterer auch seinen zamaligen Posten noch einnimmt.

Dr. med. Eichelberg zu Marburg.

Vom Hühnerhof.

Von Henriette v. Bissing.

Wer unsere besseren Hausthiere nur aus dem Gesichtspunkte ihrer Nutzbarkeit, der Augenlust oder Curiosität betrachtet, der kennt nicht zur Hälfte das Vergnügen, welches der Naturfreund auch auf einem Hühnerhofe zu finden weiß.

Während Jener hier nur gefräßige, sich vielfach zankende Geschöpfe sieht, deren besseres oder schlechteres Gedeihen und größere oder geringere Eierproduction er mit dem Kostenaufwande vergleicht, den ihr Unterhalt ihm verursacht, oder wer sich doch nur an ihrer äußeren Gestalt und an der Verschiedenheit der Racen und ihrer Seltenheit ergötzt, faßt Tiefer zugleich ihr See-

lenleben mit in's Auge. Er erblickt dann in dem Hausehahn das Musterbild eines guten Familienvaters, in der fleißigen und unerschöpflichen Eierlieferantin seines Haushaltes, der Henne, zugleich eine treue, sich selbst verleugnende, mit Geduld und Ausdauer, mit Nachsicht und Zärtlichkeit begabte Mutter, in dem Küchlein das sich unter allen lebenden Geschöpfen verhältnißmäßig am raschesten entwickelnde und eins der reizendsten und possirlichsten, in dem Ei aber eines der größten Wunder der Welt. — Von dem jetzt angedeuteten Standpunkte aus aufgefaßt, gebe ich meine Mittheilungen und beginne naturgemäß mit dem Ei.

Die erste Entstehung und Entwickelung desselben zu erklären, überlasse ich den gelehrten Naturforschern, ich halte das schon fertige, in's irdische Dasein gerufene in der Hand und erblicke eine längliche Kugel, die sich kalt und hart wie ein Stein anfühlt. Allein ich weiß schon, daß diese Kugel inwendig hohl und die innere Seite der Schale mit einer weißen, weichen, ziemlich dicken Haut auslapezirt ist, schon zur weichen Decke für das zarte Leben bestimmt, welches sich bald aus dieser kalten, harten Kugel entwickeln wird.

Der Raum, den die glatte Tapete umschließt, ist mit einer durchsichtigen, farblosen Flüssigkeit ausgefüllt, in deren Mitte eine etwas abgeplattete gelbe Kugel schwimmt. Diese Kugel besteht aus einer mehr verdickten Flüssigkeit, die durch eine sehr zarte Haut zusammengehalten wird, an deren einem Ende sich einige feine Blutgefäße und ein kleiner ausgekräuselter Faden zeigen, der feinerseits wieder noch mit einer trüben, schleimigen Masse überzogen ist.

Aus diesem unscheinbaren Fädchen entwickelt sich nun, wenn das Ei unter den gehörigen Wärmegrad gebracht wird, innerhalb des kurzen Zeitraumes von 21 Tagen ein lebendes Wesen, das nicht nur mit allen Sinnen und Lebensorganen, mit Eingeweiden für des Leibes Nahrung und Nothdurft, mit Knochen und Muskeln, mit Fleisch und Blut, sondern auch mit einem Herzen ausgestattet ist, das sich empfänglich zeigt für Freude und Genuß, für Leid und Verdruß. Ja selbst das Kleid bringt das Küchlein sich schon fertig mit auf die Welt, das bestimmt ist, es nicht nur zierlich zu schmücken, sondern auch gegen Nässe und Kälte auf das Beste zu schützen.

Schon am 19. Tage darf man die bebrüteten Eier nur vorsichtig in ein hinlänglich mit warmem Wasser gefülltes Gefäß legen, um sofort zu erfahren, welche unter ihnen lebende Küchlein in sich schließen. Denn diese beginnen alsbald sich zu drehen, auf- und abzuhüpfen, oder tanzend zu kreisen, während die unbefruchteten sich zwar oben schwimmend, aber doch gänzlich still verhalten, die verdorbenen aber sogleich zu Boden sinken. Diese kann man dann getrost wegwerfen, während man gut thut, diejenigen, die sich still verhielten, der Bruthenne doch noch wieder mit unterzulegen; denn oftmals ist ein Küchlein zu schwach, oder verspätet sich mit seinen Bewegungen.

Wenn nun aber die Zeit erfüllt ist, so beginnt das kleine Herz zu pulsiren, der Instinct regt sich unter der zarten Hirnschale, und das Küchlein beginnt mit seinem Schnäbelchen gegen die starken Wände seines Kerkers zu pochen, in welchen es jetzt noch als ein fest in einander verdrehtes nasses Klümpchen ruht, den die Federn in der Gestalt von nassen Zwirnsfäden zusammenzuhalten scheinen.

Endlich gelingt es dem noch so schwachen, aber emsig arbeitenden Thierchen, die äußere spröde Schale des Eies zu zersprengen, und es zeigt sich ein kleines Loch, das eine mäßiggroße Linse vollständig bedecken würde. Darunter aber zeigt sich jetzt noch die zähe und beobalt bei weitem schwieriger zu durchdringende Haut. Indessen scheint es, als ob das Küchlein sich schon des hindurchdringenden Lichtes erfreue; denn obgleich noch gefangen, piept es schon fröhlich, ein Ton, auf den die Glucthenne mit sichtlichem Stolze und freher Ueberraschung horcht.

Von diesem Augenblicke an beginnt sie sich auch schon ausschließlicher mit dem Ei zu beschäftigen. Mit Schnabel und Flügeln rückt sie dasselbe ihrem Herzen näher und ermuntert das Küchlein durch zärtlich lockendes Glucksen, sich die schwere Arbeit nicht verdrießen zu lassen. Jetzt scheinen die Kräfte desselben auch sichtlich zu wachsen, fort und fort hämmert das Schnäbelchen, und endlich ist das größte Hinderniß überwunden, es wird ein Riß in der Tapete bemerkbar. Nun kommen Flügel und Beinchen den Schnabel auch bald zu Hülfe. Sie versuchen sich zu dehnen, sie stoßen und drängen, und während die Glucke dafür sorgte, daß die erste Oeffnung nach oben zu liegen kam, hat auch sie dem Küchlein kein schwieriges Unternehmen, so viel als ihr räthlich schien, erleichtert. Plötzlich zerbirst die Schale des Eies in zwei Hälften, und das junge Leben ist nun völlig entfesselt. Doch nun auch todesmatt, versinkt das Küchlein sogleich in einen festen Schlaf, und schriebe ich ein Märchen und nicht ein Stück Naturgeschichte, so könnte ich durch eine Mittheilung dessen, was der Traum dem Küchlein erzählt, die Leser noch eine Spalte lang unterhalten. Allein heute erzähle ich nur Wahres, Selbsterlebtes und Erforschtes, und so überlassen wir das Küchlein kläglich der höchst nothwendigen Ruhe, die es in wenigen Stunden für die neue Lebensperiode besähigt.

Wenn wir es nun wiedersehen, erkennen wir den nassen Klumpen nicht mehr. Die Augen blicken uns schon groß und verwundert und, obgleich noch etwas träumerisch, doch furchtlos an, und versuchen wir, es auf seine Füßchen zu stellen, vermag es schon, obgleich noch etwas schwankend, sich darauf zu erhalten. Auch sind die Federn nun völlig getrocknet und haben sich in einen weichen Flaum verwandelt, der das Küchlein, wie der schönste, feinste Pelz, vollständig, bis auf Schnabel, Augen und Beinchen einhüllt.

Doch immer noch blickt es matt und müde, starr und träumerisch vor sich hin, und versuchen wir das Schnäbelchen in ein Gefäß mit Milch zu tunken, so sträubt das kleine Geschöpf sich kräftig gegen dieses erste und beste Nahrungsmittel, das wir ihm reichen können. Dennoch haben wir ihm nur diesem Versuche schon den besten Dienst geleistet. Das vorher noch verklebte Schnäbelchen hat sich gelöst. Vielleicht ist auch auf homöopathische Weise etwas Milch auf die Zunge gelangt und hat den Sinn des Geschmacks geweckt, genug, wenn wir nach einigen Stunden das Manöver wiederholen, versthmäht unser Pflegling die Milch schon selten, ja, er hebt schon das Schnäbelchen hoch, um sie auf diese Weise in seine kleine Kehle zu befördern, und stellen wir ihm jetzt auf seine Füßchen, so vermag er nicht nur schon fest darauf zu stehen, sondern auch damit schon einige Schritte in die weite Welt zu thun. Wir müssen nun von Zeit zu Zeit den Versuch wiederholen, bis wir endlich uns und das Küchlein der nächtlichen Ruhe überlassen.

Am nächsten Morgen ist bei dem Küchlein vom Gehen nicht mehr die Rede, nun läuft es schon auf das Graciöseste umher, und wenn wir ihm jetzt hart gekochte und dann wieder zerkrümelte Eier, Grütze oder Brodkrumen hinstreuen, so pickt es schon darnach, und noch im Laufe dieses seines zweiten Lebenstages lernt es, sich ganz allein bei Speis und Trank zu bedienen.

Von diesem Tage an macht es überhaupt wahrhaft reißende Fortschritte in seiner Entwickelung. Als ein dreuäugiger Knirps ist es schon muthwillig und neckt Mutter und Geschwister, indem es die erstere in Kamm und Augen zu beißen, den letzteren die zarten Daunen ihres Pelzes auszureißen versucht.

Nach acht Tagen kraus und scharrt es schon im Sande und sucht nach Futter so eifrig und geschickt wie die älteste Henne. Auch bemerken wir bei dieser Gelegenheit schon Zeichen der Klugheit und Gehorsam an ihm. Wir sehen es vielleicht mit Begierde das best Futter herfallen, das wir ihm statt reichlich sprenten, als sich plötzlich die Henne in den Kopf setzt, dasselbe könne dem Küchlein schädlich sein. Sie lästt darauf einen Warnungsruf erschallen, den die Kleinen sogleich hören und verstehen. Sogleich lassen sie das schon mit dem Schnabel ersaßte Futter wieder fallen und vorsichtig, mit weit vorgestrecktem Halse, Verwunderung und Neugierde blicken lassend, treten sie alsbald davon zurück, es ruhig abwartend, ob die zur Prüfung des Futters herbeischreitende Mutter ihnen die Erlaubniß ertheilen wird, sich dem Genusse desselben hinzugeben. Gewöhnlich ist dies alsbald der Fall, indem die Glucke sich zuerst selbst bedient und dann lockend die geborsamen Kinder aufmuntert, ihrem Beispiele zu folgen. Oftmals aber habe ich es auch erlebt, daß die Henne ihre junge Kinderschaar zusammenrief und sich so weit als möglich mit ihr von der Stelle entfernte, wo die ihr nicht paßlich scheinende Speise lag. Ob dies allemal seinen Grund in ihrer besseren Erkenntniß hatte, oder sie nur ihre mütterliche Autorität gegenüber meiner herrschaftlichen zeigen wollte, ist mir noch immer zweifelhaft geblieben, obgleich ich öfter dies Letztere glauben mußte.

Wieder einige Tage älter geworden, hacet das Küchlein schon im Sande, indem es sich bald platt, bald von der Seite darauf

niederwirft und mit Flügeln, Kopf und Beinen dies leckere und doch scharfe Reinigungsmittel, das ihm im Hause hinzuwerfen wir nicht unterlassen dürfen, seiner Haut nahe zu bringen und die gern darauf nistenden Insecten zu vertreiben sucht.

Sechs Wochen lang, zuweilen etwas länger, oft selbst noch kürzere Zeit, sieht das Küchlein sich nun von seiner Mutter auf das Sorglichste gehütet, auf das Zärtlichste und Nachsichtigste verhätschelt; sobald die Henne aber auf's Neue den Beruf zum Eierlegen in sich verspürt, schwindet fast plötzlich alle Zuneigung für die Küchlein und indem Herzen. Bis heute noch setzte sie sich allabendlich auf das ihr zu diesem Zwecke auf den Fußboden eines sicher verwahrten Raumes bereitete Nest und versammelte die Küchlein lockend unter ihre Flügel. So wie sie größer wurden, wuchs auch die Beschwerde, die sie davon hatte, denn nicht nur daß ihre lerinnen auf die Hühnerstege. Wollen aber die Küchlein sich auch hier ihr nachschwingen, so beißt sie sie eben so unbarmherzig davon zurück, wie dies die übrigen Hennen thun. Einstweilen, und bis sie sich erst mehr an eine so grausame Behandlung gewöhnt, oder bis sie stärker geworden und sich schon wehren und vertheidigen können, müssen die armen Kleinen nun sehen, wie und wo sie sich für die Nacht unterbringen.

Am nächsten Morgen, bei dem gemeinschaftlichen Frühstücke, erhalten sie einen neuen, fast noch empfindlicheren Beweis von der veränderten Gesinnung ihrer Mutter. Bisher war dieselbe unablässig bemüht, ihnen Futter zu suchen und die besten Bissen davon vorzulegen, und solche von der Mutter dargebrachte Bissen, von dem zärtlichsten Locktone begleitet, munden dem Küchlein ganz besonders gut. Denn wenn jener Ton erschallt, lassen sie das leckerste

Auf einem norddeutschen Hühnerhofe.

eigene Stellung mit den zusammen gekrümmten Beinen und den ausgedehnten Flügeln für eine ganze Nacht äußerst unbequem war, sondern als die Küchlein zu groß wurden, um überhaupt noch alle Platz unter ihr finden zu können, setzten sich einige ihr gar auf Hals und Rücken. Dennoch ertrug sie Alles mit zärtlicher Nachsicht und Selbstvergessenheit; wo sind diese Gefühle nun so plötzlich hingekommen? An diesem Abende ersteigt sie den ersten besten höheren Gegenstand, den Rand einer Kiste, eines Korbs oder dergleichen, läßt aber dabei freilich noch den lockenden Glocken vernehmen. Aengstlich schreiend und piepsend sehen die Küchlein diesem ihnen noch ganz neuen und unbegreiflichen Treiben der Mutter zu und versuchen endlich mit mehr oder weniger Geschicklichkeit sich ihr nach zu schwingen, was für das erste Mal nur wenigen gelingt. Die Uebrigen setzen sich endlich ermüdet, dicht neben einander geschaart, auf den alten Ruheplatz, und der Traum dieser ersten selbstständig von ihnen hingebrachten Nacht mag den Unterricht für das Erreichen der Hühnerstege bei ihnen fortsetzen.

In der Regel fährt auch die Glucke noch einige Abende damit fort, oftmals überläßt sie die Küchlein schon am zweiten oder dritten sich selbst und fehl sich so gleichgültig, als hätte sie die mütterliche Periode ihres Lebens mit all ihren Mühen, Sorgen und Freuden gänzlich vergessen, wieder zu Gatten und Nebenbuhlerinnen auf die Hühnerstege. Wollen aber die Küchlein sich auch hier ihr nachschwingen, so beißt sie sie eben so unbarmherzig davon zurück, wie dies die übrigen Hennen thun. Einstweilen, und bis sie sich erst mehr an eine so grausame Behandlung gewöhnt, oder bis sie stärker geworden und sich schon wehren und vertheidigen können, müssen die armen Kleinen nun sehen, wie und wo sie sich für die Nacht unterbringen.

Am nächsten Morgen, bei dem gemeinschaftlichen Frühstücke, erhalten sie einen neuen, fast noch empfindlicheren Beweis von der veränderten Gesinnung ihrer Mutter. Bisher war dieselbe unablässig bemüht, ihnen Futter zu suchen und die besten Bissen davon vorzulegen, und solche von der Mutter dargebrachte Bissen, von dem zärtlichsten Locktone begleitet, munden dem Küchlein ganz besonders gut. Denn wenn jener Ton erschallt, lassen sie das leckerste

Mahl, das wir ihnen vorgesetzt, sofort im Stiche, um sich zankend und streitend den Vorzug beim spendenden Schnabel der Mutter abzulaufen, der doch nur einen einzigen Bissen fassen kann. An diesem Morgen ist auch diese Lust der ersten Kindheit verschwunden. Kein glutender Laut läßt sich mehr hören, und die Küchlein müssen von nun an nicht nur selbstständig und vereinzelt für ihren Unterhalt sorgen, sondern sich auch hüten, dem Schnabel ihrer unnatürlichen, oder vielmehr nur zu natürlichen Mutter (denn gehorcht die Henne nicht auch hierin dem Gesetz der Natur?) zu nahe zu kommen.

Allmählich entwickeln sich nun aus den Küchlein Hähne und Hennen und in ihnen alle guten und schlimmen Eigenschaften eines Geschlechtes, bei dem, wie überall im Thierreiche, der Stärkere den Schwächern beherrscht.

Daß ich den Haushahn das Musterbild eines guten Familienvaters nannte, will ich jetzt zu beweisen suchen. Wachsam, muthvoll und vorsorglich, zeigt er sich stets als der aufopferndste Beschützer, Versorger und selbst Erzieher der Seinen. Kann er sich ihnen doch auch ausschließlich widmen, da er weder für den Staat noch die Gemeinde Pflichten zu übernehmen hat. Zwar ist der Hahn im geselligen Verkehr mit seinen speciellen Geschlechtsgenossen streitsüchtig und kampfbegierig, allein bei weitem großartiger ge-

sinnt wie die Hennen, verschmäht er es aus kleinlichem Neide den Schwächeren anzufallen, nur Eifersucht und Ehrgeiz oder auch der Zorn über schlechtes Betragen kann ihn dazu veranlassen.,

In der Regel ist sein Benehmen voller Mäßigung und Würde und zeugt von Selbstverleugnung und Generosität. Die Sorgfalt und Wachsamkeit eines Familienoberhaupts lassen ihm selbst während der Nachtstunden keine Ruhe. Oftmals schon um Mitternacht ermahnt er durch sein helles Krähen die Seinen, nicht allzu fest zu schlafen, um bei einer etwa sich nahenden Gefahr sich gleich vertheidigen oder doch flüchten zu können. Während des Tages späht er fleißig mit seinwärts gelegtem Haupte in die Luft hinaus, ob auch kein Raubvogel sich zeige, und er ist sicher der Erste, der die raubgierig herbeischleichende Katze, den jagdlustigen Hund wahrnimmt. Ja oftmals bewegt ihn schon der Schatten einer flüchtig vorübereilenden Wolke, seinen Warnungsruf ertönen zu lassen, den all die Seinen, selbst das acht Tage alte Küchlein, nicht sobald vernehmen, als sie auf Flucht und Rettung bedacht sind. Die alten Hennen zeigen bei dieser Gelegenheit freilich den wenigsten Respect vor der Unfehlbarkeit ihres Gebieters. Die Erfahrung hat sie belehrt, daß er oft blinden Lärm schlägt, eine Schwalbe für einen Habicht, eine Wolke für einen Adler gehalten hat. Sie werfen daher erst selbst einen Blick in die Gegend hinaus, von woher die vermeinte Gefahr sich nahen soll, und stellen sich, wenn sie von Hund oder Katze bedroht werden, denselben nicht selten mit gellendem Zankgeschrei muthig entgegen. Die Küchlein hingegen flüchten sich jedesmal ängstlich, wo sich dies am nächsten und besten thun läßt.

Unparteilichkeit ist eine zweite gute Eigenschaft des Hausherrn. Er widmet seine Sorgfalt allen Mitgliedern seiner Familie in gleicher großmüthiger Weise. Er füttert Groß und Klein mit bedient sich selbst erst dann des Futters, wenn Ueberfluß vorhanden ist. Er vertheidigt alle und sucht die Sitten der Hennen sowohl zu verbessern, als die des Küchleins, das eben ungeberdsam sich zeigt.

In der Zuneigung zu seinen Frauen zeigt er sich zwar wie alle Sultane, indem er eine oder die andere derselben zur Favoritin erkürt, und bei dieser Wahl verfährt er oftmals mit denselben unbegreiflichem Geschmack, wie wir das nicht selten die Herren der Schöpfung thun sehen. Allzu sicher darf eine solche Favoritherne sich aber nicht auf diese Schwachheit verrathende Gunst verlassen, oder ihre Launen zu sehr übertreiben, denn obgleich der Hahn, wie gesagt, sehr nachsichtsvoll und verbindet sein kann, erniedrigt er sich doch niemals zum Pantoffelhelden. Am Schlusse meiner Abhandlung werde ich in einer Anekdote aus dem Leben von Hahn und Henne hiervon ein pikantes Beispiel erzählen.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch in einer englischen Baumwollenanstalt.

Wir kennen Alle das Wort „Manchester“, aber Viele denken sich kaum etwas Besseres darunter, als unechten, baumwollenen Sammet. Aber die echte Hauptstadt alles Unechten, Gemeinen und Pöbelherrlichen, die Mörderin des Weltfriedens, die unglückseligste Mutter der Schutzzölle, die neronische Beherrscherin der englischen Politik, welche ihre Ketzwegen in aller Welt Kunden mit Kanonen erzwingen und erhalten will, die Pflegerin, Erzieherin und Ernährerin der amerikanischen Sclavenarbeit, die Moloch-Göttin, der wir unsere echten, edeln Industrien in Wolle, Leinen, Seide u. s. w. opferten, — dieses echte englische Manchester in Lancashire mit Millionen von verzweifelten Capitalien, Arbeitern und Dampfschloten hinter sich, muß man gesehen und studirt haben, um die furchtbare Bedeutung dieses Wortes ahnen zu können.

Manchester ist der Brennpunkt der England beherrschenden, die ganze Welt unmoralisch und materiell störend beeinflussenden Baumwollen-Interessen, für die unsere Leinweber dem Hungertode preisgegeben wurden, für deren Rechnung wir Alle gewaltsam besteuert werden, um unsere Schutzzöllnester, unsere erösuoreichen Elberfelder Muster, unsere nur durch nationale Almosenspenden zu erhaltenden Twistspinner zu ernähren. Und statt uns stattlich und solid in wollene, leinene und seidene Stoffe zu kleiden, müssen wir uns mit gefälschten, künstlich verthenerten seidenen, wollenen oder leinenen Lügen, mit künstlerisch ausgebildeter Bevrügerei oder gar mit der reinen Baumwolle, der Vertreterin alles Pöbelhaften, dem gewaltsam gehäuften, brutalen Emporkömmling, behelfen. Wenn man alle Fäden und Fasern der Baumwollen-Interessen aus unserer Geschichte, Cultur und Industrie herausziehen könnte, wenn nie eine Flocke auf einer Baumwollenstaude zu etwas Anderem verwendet worden wäre, als wozu die Natur sie bestimmte, mit andern Worten, wenn alle die unberechenbaren Millionen von Capitalien, die Künste, Maschinen- und Arbeitskräfte, die jetzt in der pöbelhaften Baumwolle stecken, zur Ausbildung und Vervollkommnung der edleren Industrien in Wolle, Leinen und Seide u. s. w. ihren natürlichen, unschuldszölnerischen Weg gefunden hätten — wie schön müßte jetzt die Welt sein? Man denke sich's ganz im Kleinen und Häuslichen. Jeder Mensch fühlt sich gedemüthigt, gemeiner, sobald er sich in Baumwolle kleidet. Unsere Geliebte, unsere Frau und unsere Töchter sehen gemeiner, häßlicher aus, wenn sie Kattunfahnen (noch dazu auf die Käfigreifen von Crinolinen gespannt) tragen, statt sliesige, feine echte Wollenstoffe oder eigentümlich lieblich säuselnde Seide.

Nun, so denke man sich wenigstens diese eine Folge der gänzlich gestrichenen Baumwollen-Interessen: unsere Arbeiter würden alle in edleren Industrien arbeiten und freien, durch keinen Schutzzoll gerauvten Lohn beziehen, wir würden alle anständiger und schöner bekleidet sein.

So viel einleitungsweise. Genug, um alle in gemeinen Baumwollen-Interessen ergrante Sclaven und Ritter der Industrie zu einem allgemeinen Hohn- und Rachegeschrei zu vereinigen. Dies soll uns nicht irre machen. Wer ruhig geblieben oder es wieder geworden, mag uns gerrost in die größte Anstalt begleiten, wo dem modernen Moloch der Industrie mit den gigantischen und vollkommensten Mitteln gehuldigt wird. Einmal in den Wunderu der Maschinerie befangen, lassen wir uns hinweisen, als gehörten wir zu den Baumwollen-Enthusiasten erster Classe.

Himmlische Industrie, in deren Interesse sich jetzt die stolzesten Republiken der Welt in Bürgerkriegen zerreißen und nach Tyrannei seufzen, die die stolzesten Baumwollen-Lords zu frommen, demüthigen Gläubigen macht, damit sie den lieben Gott recht inbrünstig um den Sieg und die Verherrlichung der Sclaverei anflehen können!

Kaum sind wir mit der Eisenbahn aus dem dichten Qualme Manchesters heraus, so schreien die Conducteurs an dem haltenden Zuge entlang: „Heaton Norries!“ Hier stieg ich also mit meinem Freunde und Führer aus, um zunächst eine echte Baumwollen-Industrie-Landschaft von Lancashire zu genießen. Dickes Gemisch von Regen, Nebel und Qualm, so dick und dicht, daß man glauben sollte, man könne sich ruhig darauf setzen. Ein verdrießlicher Wind schlägt dann und wann auf diesen dicken Pelz, daß er auseinander weicht und uns eine Viertelminute lang Hunderte von dickqualmenden Krater-Schloten enthüllt. Das ist Stockport, sagt mein Freund. Tief unten vom Eisenbahndamme ein ungeheuer Pelster von Qualm. Rauch, Ruß und Regen, zuweilen auflassend unter einem trägen Windstoße und einen Wald von dickqualmenden Schloten enthüllend — das ist also Stockport, ein Stück von Manchester und wegen der größten aller Baumwollenspinnereien eigentlich dessen Vertreter.

Aus dem dicken Pelster von Rauch und Dampf ragt dicht an der Eisenbahn ein Schlot über dieses furchtbar begrabene Leben hoch empor und leitet den Blick auf ein riesiges Kubik-Schachtbrett herab, einen Würfel von Bauwerk, dessen unabsehbare acht Fensterreihen übereinander auf jeder Seite eben an die Quadrate eines Schachbretes erinnern. Ueber 800 Fenster auf jeder Seite, im ganzen Gebäude viel über 10,000. Ein großer leerer Raum auf der einen Seite ist ein niedergerissener Stadttheil, der Platz machen mußte, um eine fünfte Vergrößerung und Erweiterung dieses Ungeheuers von Baumwollen-Spinnerei der Herren Kershaw, Leese und Co. aufzunehmen. Aber beinahe die Hälfte der Lancashire-Spinnereien arbeiten entweder blos halbe Zeit oder gar nicht. Alle Wochen werden mehrere Hunderte von Pferde- und Tausende von Menschenkräften ausgeschaunt, um auf den Sieg der Sclavenhalter und auf Verselavung der Juvier zur Baumwollenzucht zu warten. Die mäch-

Digitized by Google

tigste englische Industrie, die verderblichste für Europa, hängt von der Peitsche, der Knute, der Tyrannei auf der andern Halbkugel ab. —

Die erwähnte fünfte Erweiterung der Kersaw'schen Anstalt ist einstweilen aufgeschoben worden. Gott sei den Millionen von Arbeitern und Capitalien gnädig, deren Heil vom Siege der Sclavenhalter Amerika's und der englischen Satrapen Indiens abhängt!

Nachdem wir dem Cerberus von Wächter, in einem Käfige am Eingange wohnend, befriedigende Legitimation gegeben, treten wir ein in die noch voll arbeitende Anstalt, eine ganze Stadt, ein Königreich der Baumwollen-Industrie. Unter Krahnen, schwebenden Balken, auf donnernden, krachenden Boden, zwischen zischenden, pustenden Legionen von einäugigen Dampfteufeln, durch Labyrinthe von Wegen und Gängen kommen wir endlich in's Bureau, wo wir mit einem Führer und Erklärer versehen werden.

Zuerst wird vor zwei mysteriösen Maschinen Halt gemacht, in deren Innerem es stürmt und tobt wie ein gefesselter Orkan, der zugleich an allen Wänden seines Kerkers vor Wuth platzen möchte. Das sind die „blowers" oder Bläser, sagt der Junge vor der einen Maschine. Was thun sie? „Das," sagt er, indem er eine tüchtige Handvoll Rohbaumwolle aus dem Ballen reißt und sie, nachdem er uns den Schmutz, die Holzstückchen und Knoten darin gezeigt, seiner Maschine zu fressen giebt. Sie zupft daran etwa wie eine fromme Kuh, der man eine Handvoll Heu vorhält. Es ist rasch verschwunden. Der Junge holt einen ganzen Arm voll baumwollenen Schnee unter der Maschine hervor und behauptet, daß dies die eben verzehrte Handvoll sei. Wir zweifeln, und er zeigt es uns, wie's zugeht. Im Innern wird die Baumwolle mit rasender Kraft und Geschwindigkeit zerzaust und geworfen, so daß alle fremdartigen Bestandtheile zu Boden fallen.

Nun ist sie reif und rein zum Spinnen, sagen wir. Das ist unser stärster Irrthum. Es war das erste von mehr als einem Dutzend läuternden Fegsevern. Die nächsten sehen wir unter den beiden Roh-Bläsern, eine ganze Reihe rumpf zischender und pfauchender Höhlen, in welche der baumwollene Schnee wie ein milchiger Regen herabströmt. Wir sehen in das Innere hinein und finden, daß die Baumwolle gleich am Eingange von einer furchtbaren Winekraft in die dünnsten Nebel zerblasen wird. Die Kraft geht von einem runden, stehenden Nebel aus, den wir nach Stauung der Maschine als ein Parallelogramm von stählernen Flügeln erkennen. Sie bewegen sich so schnell, daß sie zu einem kaum sichtbaren Nebelsiel verschwinden. Hier werden die Samenkörner und kleineren fremdartigen Bestandtheile vollends abgesondert und durch Ritzen unten zu Boden geschleudert, während die leichtern Baumwollenfasern von Borstelschaufeln unten und deren unsichtbar schnellen Drehungen im Fluge erhalten werden, bis sie am entgegengesetzen Ende wie ein immerwährender Schneesturm herausstiegen, so daß wir im Nu beim Zusehen über und über in dunstende Trauer gekleidet sind und wie lebendige Schneemänner nebeneinander stehen. Gegenüber wird der Baumwollenschnee von „Käfigen" verschlungen, die ihn auf der andern Seite in wattenartige Bogen gepreßt ablegen. Ein Blick in einen solchen geöffneten Käfig zeigt uns einen Wirrwarr von Kreuz- und Verrennungsapparaten, so schlingt es, so wurmt und windet es sich darin.

So geht die Baumwolle durch, glaub' ich, zwölf Reinigungs-, Borsel-, Fächel-, Drusch- und Siebungs-Processe, bis sie zuletzt ruhig, blutend weiß, wunderschön als ein sich sanft senkender Schnee hinfällt, aber ohne Flecken, ohne sichtbare Zwischenräume.

Jetzt rollt sich diese gleichsam flüssige Baumwollenmasse auf „Wickel", große Rollen („laps"), die nun einer ganz andern Armee von Maschinen in einem andern Raume zum Krempeln und Kämmen übergeben werden. Wir fragen nach der Zahl derselben, wie sie auf beiden Seiten wie diese Bürgermeister aufgestellt sind. „Achtzig auf der einen, siebenzig auf der andern." Sie alle krempeln und kämmen mit einer Präcision, Einheit und Eleganz mechanischer Kunst, wie sie das beste preußische Regiement auf der Parade nicht nachmachen kann. Die „Wickel" werden so gestellt, daß die Maschinen selbst sie abwickeln und den ätherischen Wattenpelz gezwippten Walzen der Krempel- und Kämm-Maschinen übergeben. Diese sind von allen Seiten geschlossen, so daß sie ungesehen im Dunkeln arbeiten. Erst, für unsere Belehrung aufgemacht, zeigt einen großen sich drehenden Cylinder in der Mitte und eine Menge kleinere um ihn herum als Krempelkämme thätig. Kleine Stahldrähte, feiner und dichter als die Borsten in einer Haarbürste, auf diesen Cylindern spielen so gegen den großen mittleren, daß sie die in ihre Zähne gezogene Baumwolle den in entgegengesetzter Richtung eingreifenden Stahlborsten desselben überliefern, so daß sie sich wie ein zarter Reiffrost über denselben verbreitet, nachdem sie von Cylinder zu Cylinder oder Krempelbechel zu Krempelbechel in allen ihren feinsten Fäserchen so glatt gestämmt ist, daß sie wie das beste, gekämmte Haar des Stutzers neben einander liegen. Von dem großen Cylinder nun wird der so glatt gekämmte baumwollene Hauch durch einen rasch und leise entgegengesetzt eingreifenden, zitternd vor und zurück spielenden Kamm wie ein schneeweißer Nebel fortwährend abgeschedelt. Dieser Nebel sieht kaum so substantiell aus, wie ein Paff Rauch von der Cigarre, gleichwohl zieht er sich sicher und graciös zu einem lockern, ebenen, glatten Faden zusammen, der fortwährend durch eine Röhre gezogen sich fortbewegt, um durch folgende Maschinen-Operationen erst die Weihe zum glatten, haarartigen, egalen, glänzenden Maschinen-Baumwollenfaden zu erhalten. Die wolkige, abgekämmte Scheide („sliver") zieht sich also zu einem lockeren Faden zusammen, indem sie sich durch eine Röhre hinunter in einen nässenden Trog bewegt, um von da aus mit sechzehn ganz ähnlichen Scheiben und Fäden zu einem einzigen vereinigt zu werden. Dies geschieht, um die sonst noch möglichen Unebenheiten in den einzelnen Fäden so zu vertheilen, daß an dem hernach daraus gesponnenen Faden keine bemerklich werden, da die Wahrscheinlichkeit eines Zusammentreffens aller dieser noch möglichen Unebenheiten an einer Stelle wie viele Millionen zu Eins sein würde und deshalb mit vielen Millionen von Meilen Fäden, die täglich gesponnen werden, kaum alle Monate einmal wirklich vorkommt.

Die je sechzehn zu Fäden gewordenen und vereinigten Scheiben wickeln sich wie ein ruhig fließender milchiger Strom um große Walzen, die, wenn bis zu einer gewissen Dicke umwickelt, abgenommen und durch leere ersetzt werden. Die 150 Krempel- und Kämm-Maschinen thun genau dasselbe neben einander, d. h. sie verwandeln den vorher erwähnten Schneesturm in ungerechte, dicke, talgtichtartige, aus je sechzehn Strähnen neben einander gelegte und dann auf Walzen gewickelte Fäden.

Jetzt endlich kommt das Spinnen — noch lange nicht. Die Walzen wandern in das Departement der Zieh-Maschinen. Als die Zeiten, wo Bertha spann, noch nicht vorbei waren und die Spinnstuben noch zur täglichen Winter- und Dorfpoesie gehörten, war die geschickteste und feinste Spinnerin Deutschlands nicht im Stande, den Faden so regelmäßig und gleichartig anzuziehen, als es hier ein paar Hundert Maschinen einer Spinnerei Tag und Nacht thun, ohne müde zu werden, einzuziehen, den Faden zu zereißen, sich den Wolken stellen zu lassen und ihn durch Küsse wieder einlösen zu müssen. Hier ruht, hier küßt nichts, hier ist Alles, Alles morgenweiß um uns her und acht Stockwerke hoch, Alles, Alles endlos drehende, rollende, walzende, donnernde, von Dampf und Angst, Börsen-Courses und Kriegsnachrichten gepeitschte, gefühllose, unerschütterliche, unerbittliche Bewegung.

Die Operationen der Ziehmaschinen zu beschreiben, halte ich kaum für möglich, ohne Zeichnungen und technische Ausdrücke zu brauchen. Sie bestehen auf der Einrichtung, daß je zwei von den sechzehnfachen Fäden von einer sich langsamer bewegenden Walze auf eine sich schneller drehende zu einem 32fachen, aber dünneren ausgezogen werden. Dieses Anziehen von je 32 und 32, von 64 und 64, 148 und 148 Fäden und so weiter zu je einem wird desto weiter getrieben, je feiner der endlich gesponnene Faden werden soll. Unser Cicerone im Zieh-Departement bemerkte beiläufig, daß man ohne nichts besonders Feines spinne und deshalb blos 4608 Fäden zu je einem anziehe.

Wenn aber dabei einmal einer reißt mitten unter Tausenden, die vor uns hin und zusammenkriechen? Wunder über Wunder! So wie einer reißt, fällt eine Platte an der Stelle herbei nieder, wodurch vor den Augen des Maschinisten ein Zeichen entsteht, das ihn wahnt, die bestimmte Stelle sofort in Ruhe zu versehen. Dies geschieht; eines der beaufsichtigenden Mädchen holt das zu den gehörige Stück Faden zurück, legt es an das Ende des zu rückgebliebenen, und der Schaden ist schneller geheilt, als wir nur bemerken, daß die Maschine still stand. Dieses Anknüpfen, scheinbar eine gedankenlose Kinderei, ist beiläufig eine solche Kunst, daß man ordentlich Lehrjahre durchmachen muß. Wir versuchten's unter allgemeinem Gelächter öfter, ohne daß die Fäden uns darauf machten, sich wieder zu vereinigen. Unser Führer bemerkte noch, daß man für den feinsten Twist die Fäden bis zu 60,000 aus- und zusam-

Digitized by Google

menziehe, um aus diesen 60,000 eben je einen einfachen, feinsten Faden zu spinnen.

Maschinen zum weiteren und zugleich compacteren Ausziehen — Spindelmaschinen — liefern schon so zusammenhängende, lampendochtähnliche Fäden, daß sie sich auf Spindeln wickeln. Dies geschieht in dem Dressel-Raume, einer Singakademie, wo nicht weniger als 18,000 Trosseln immerwährend Chor singen. Das sind die 18,000 sausend gedrehten Spindeln dicht neben einander in schnurgeraden Linien, von einem Rade gedreht, und dies Rad von einem einzigen Riesenschaft aus, der senkrecht durch alle Etagen hindurchsteigt, alle 250 Pferdekräfte der ganzen Anstalt in sich vereinigt und über Millionen von mechanischen Bewegungen ausgeübt. Durch langsameres Ab- und schnelleres Aufwinden der Spindeln und Spulen werden hier die Fäden endlich zu ihrer erforderlichen Feinheit ausgezogen und dabei für die feinsten Sorten von Twist für Spitzen, z. B. für Nr. 100, bis zum Sechzigtausendfachen ihrer ursprünglichen Einfachheit verdoppelt. Je feiner das Garn oder der Zwirn, desto mehr Doppelung und Ausziehung, weil nur dadurch die möglichen Ungleichheiten bis zum Unentdeckbaren verschwinden. In London kann man in jedem Posamentirladen 100 verschiedene Stärke- und Feinheitsgrade von Nähbaumwolle kaufen. Obwohl verschiedene Firmen beliebig andere Arten des Numerirens angenommen haben, gilt doch als Regel, daß, je höher die Nummer, desto feiner der Faden. Alle Arten, auf hölzerne Bickel gewunden und so fast und eben, daß nie ein Faden den andern kreuzt, sind durchaus seidenglänzend, rein wie frisch gefallener Schnee und so egal, daß die feinsten Haare im Makroskop nicht glatter sein können. Jede Frau, die mit englischer Nähbaumwolle arbeitet, kann uns dies zeigen und bestätigen.

Wir steigen eine Etage höher, während das ganze Königreich mit Tausenden von Gaslichtern illuminirt wird. Hier verbreitet unser alter Freund, der Hauptschaft, ebenfalls ein unabsehbares spinnendes Leben, aber nicht mit Trosseln, sondern mit „Mauleseln". Die Spinngestelle zum Ziehen und Drehen des Schußgarns heißen hier eben Maulesel, und wir lassen den Namen gelten, wie Schutze und Müller, ohne nach Ursachen zu fragen. — Es arbeiten immer je zwei Mauleselgestelle mit und gegen einander, ein fahrendes und ein stehendes. Ersteres, auf Eisenschienen hin- und zurückfahrend, zieht die sich drehenden Fäden — immer Hunderte auf einmal — aus und übergiebt sie im Wiederkommen den aufrollenden Spindeln des letzteren. Das geschieht Alles so leicht, sicher und gewissenhaft, daß ein Paar Männer und Jungen im Stande sind, alle etwa reißenden Fäden an je zwei Paaren im Nu wieder anzuknepen.

Eine Treppe höher — wieder Trosseln in's Unabsehbare. Noch eine Treppe höher — Alles voll Maulesel bis in verräumernde Ferne. Alles Maschinerie von den tiefsten Tiefen bis zu den höchsten Höhen und in jeder Etage unabsehbar. Dazwischen nur einzelne verstreute, mechanische, lautlose, in dem ewigen Gewirr und Getöse ohnehin unhörbare Menschen, alle gespannt aufpassend und mechanisch zugreifend, wenn die Maschinerie es verlangt, Knaben, Mädchen erhitzt (wie seinen Fäden gereihen nur in hoher Temperatur), alt, nichtssagend, wie Maschinentheile aussehend, Menschen kamen hier und da einzeln und einsam zu entdecken — und doch 1800 Menschen an der Zahl. Ueber 1800 Menschen, deren Seele und Gesundheit hier mit verspunnen wird, indem sie Maschinen beaufsichtigen, welche über 120,000 spinnende Hände nicht blos ersetzen, sondern an Feinheit und Meisterschaft der Arbeit unendlich übertreffen.

Endlich ein geschlossener, übersehbarer Raum voll junger Mädchen; aber sie sehen alle so kahl aus wie Puppenköpfe, nur älter, ernster, blässer. Sie beaufsichtigen die allgegenwärtige, uns noch nicht zu Gesicht gekommene Dampfthätigkeit, die hier in zauberhafter Geschwindigkeit das Garn von den vollen Spindeln auf große, dicke Bickel dreht. Wir können hier nicht auf die Unterschiede des von Trosseln und Mauleseln gesponnenen Twistes eingehen; genug, daß erstere das Grund- oder Kettен-, letztere das Einschußgarn liefern. Das so gewickelte Garn marschirt nun dem Webstuhle entgegen und dabei durch verschiedene Processe der Vorbereitung, z. B. durch Kleister und über heiße Walzen, die einen unangenehmen Dampf verbreiten und das Garn trocken und gestärkt entlassen. Dies geht nun in die Hände der geschicktesten und am besten bezahlten Arbeiter, die den Webstuhl „belleiden". Sie verdienen 10 bis 15 Thaler wöchentlich.

Der Mechanismus des Webens ist ziemlich bekannt. Nur daß die Maschine viel sicherer, schneller und massenhafter arbeitet, als unsere verhungernden, verschollenen Leineweber. Wir machen nur auf die beiden mechanischen, dampfgetriebenen Hände aufmerksam, welche das Weberschiffchen immerwährend leise, blitzschnell und sicher durch die auf- und abtretenden Fäden treiben und so den Einschlag machen.

Nun einen Blick in das Webe-Departement! Wer wird's uns glauben, wenn wir sagen, wie viel Webstühle derselbe allgegenwärtige, allmächtige Schaft hier bewegt? Glaubt's oder nicht — es sind 1345 mit 2690 mechanischen Händen für die Weberschiffchen und einer Menge Kinder- und Mädchenhände zum Bedienen. Diese unendlichen Lichter, dieses ewige Klappen, Quirlen, Ziepen und Bumpsen, dieses Sausen und Säuseln, dieses Hereinkommen des Dampfriesen von unten, diese schweigenden, ernsten Kinder dazwischen — welch' eine Welt, welch' eine verzauberte, verwunschene Herrlichkeit und Glorie der verstuchten, Menschen beherrschenden, Republiken zerstörenden, Sclaverei heiligenden, Freiheit brandmarkenden, England demoralisirenden, die Welt verrückenden dämonischen Baumwollen-Industrie!

Noch einen Blick in den einsamen, eleganten Kerker des Dampfriesen, der mit jedem Athemzuge, jedem leicht gleitenden Stoße der Kurbel 250 Pferdekräfte durch diese ungeheuere acht Stock hoch über einander gebaute Maschinenstadt so sicher und regelmäßig ausstrahlt, daß unzählige Maschinen auf sein Geheiß pünktlich und präcis worseln und schaufeln und sieben und Schneestürme von Baumwolle unterhalten, daß diese Schneestürme sich in feine, ruhige Nebel verwandeln, diese dann zu mächtigen Strömen runder Fäden werden, diese Fäden sich bis zum Sechzigtausendfachen in einander und zur Feinheit des Spinnenfadens ausgätnen und dehnen, diese Fäden sich in beinahe unerthalbtausend Webstühlen zu glatten Calicoflächen verrichten und aufrollen und Palmersdon nethen, in der ganzen Welt Kriegsschiffe zu halten und Löcher nach China und Japan hineinzuschießen, Calico und baumwollene Taschentücher hinunterzuschicken und den Völkern rund um die Erde zu drohen, die sich dieser Baumwollen-Politik nicht fügen wollen. Wackerer, stolzer, einsamer Dampfriese, du weißt nichts von dem anfangs unschuldigen Milch- und dem nachfolgenden Blutregen, den die Früchte deiner Kraft über die Erde ausschütten. Hättest du aber Bewußtsein, gewiß würdest du dich lieber in deinem eigenen Dampfe ersticken, statt die Verantwortung dafür auf dich zu nehmen. Und wie wär's, wenn man diese stolze Anhäufung von Technik, Mechanik und Genialität ederen, kleinsameren, nicht durch Sclaverei erpreßten Stoffen zu Gute kommen ließe? Wenn du in Wolle, Seide, Flachs schwelgen könntest? Wenn die Millionen Capital-, Pferde- und Menschenkräfte, die jetzt in dem Fluche Amerikas zittern und schon vor Angst still stehen, dem friedlichen Producte des Schafes, der Seide, dichterischen Arbeit des Seidenwurmes, den Früchten deutscher Flachsfelder zugeflossen wären?

Der Riese schweigt, und auch wir Zwerge können nichts Besseres thun.

Blätter und Blüthen.

Ein Retter in der Noth. Im Sommer 1858 brannte der größte Theil des Dorfes Göhren (Kreis Arnswalde) ab. Drei Tage nach dem Brande führten mich Berufsgeschäfte auf die Brandstätte. Rauchende Schutthaufen auf allen Seiten bezeichneten den Umfang des Feuers. Aus mehreren derselben wurden halbverbrannte Pferde, Kühe, Schweine und Schafe hervorgezogen und auf Schlitten aus dem Dorfe geschleppt. Es war sehr warm. Ein bestialischer Geruch machte den längeren Aufenthalt auf der Brandstätte unmöglich. Hinter derselben, am Seesaer, sah ich den Bauer Meier. Er war einer der Abgebrannten. Mit trübem Lächeln reichte mir der Biedermann die Hand und erzählte die Einzelnheiten des Unglücks. „Ich habe Vieles verloren," sagte er, „aber Gott hat mir zur rechten Zeit einen Freund gesandt, daß ich nicht Alles verlor. Ich hatte," erzählte er weiter, „mit den Meinigen den ganzen Tag über bei großer Hitze auf dem Felde die zum Dunkelwerden gearbeitet, und wir saßen eben

beim Abendessen. Es mochte halb elf Uhr sein, als es plötzlich hell in der Stube wurde. Sogleich lief ich auf die Straße und sah, wie sich das Feuer vom Lehnschulzenhofe her mit großer Schnelligkeit nach meinem Hofe zu ausdehnte. Schon brannten die Gebäude meines Nachbars. Ich rief den Meinigen zu, das Vieh zu retten, und lief nach dem Schafstall; aber die Schafe wollten den Stall nicht verlassen. In der Angst versuchte ich eins nach dem andern über die Thürschwelle zu schaffen; über mir hörte ich das Strohdach schon brennen, und kaum war es mir gelungen, einige Schafe hinauszuschieben. Ich fühlte, die Thiere würden verbrennen müssen, und schrie laut: „Gott, mein Gott, hilf mir!“ Da war es mir, als ob etwas neben mir vorbei in den Stall sprang. Gleich darauf hörte ich das heisere, wüthende Gebell meines Hundes hinter den Schafen, und im Augenblick waren alle auf dem Hofe. Die Thiere hatten mich umgestoßen. Schon brannte das auf dem Hofe liegende Stroh. Der Hund trieb oder jagte vielmehr die Schafe über die Straße den Berg hinauf. Die Meinigen liefen mit einigen Sachen nach dem Seeufer. Ich wollte nach dem Kuhstall, aber das brennende Stroh versperrte mir den Weg. Jetzt suchte ich mich selbst zu retten, es war die höchste Zeit; da sah ich mein Rindvieh durch das brennende Stroh laufen, getrieben, gebissen von dem Hunde Am Seeufer kam mir meine Frau entgegen. „Schafe und Kühe sind gerettet!“ rief ich ihr zu, „aber wo sind die Pferde?“ Sie standen am See, neben ihnen der Knecht. Jetzt fehlten noch die Schweine, sie mußten verbrennen, denn alle Gebäude standen in Flammen und verbreiteten eine furchtbare Hitze. Plötzlich hören wir das Schreien der Schweine, es kommt näher. Die Schweine werden zwischen den brennenden Bäumen des Gartens sichtbar, hinter ihnen der Hund. Er jagt sie in's Wasser und springt ihnen nach. Eine Viertelstunde später fand ich dort auf dem Berge all mein Vieh in einen Haufen zusammengedrängt, umkreist von meinem Hunde.

Ich habe weder Betten noch Kleider, überhaupt nichts, als was ich auf dem Leibe trage, aus dem Hause gerettet, meine Gebäude sind auch schlecht versichert, aber ich habe mein Vieh, und der liebe Gott wird weiter helfen.“

So erzählte der Mann und liebkoste dabei einen grauhaarigen, zottigen Hund, der aber kluge Augen und scharfes Gebiß hatte. „Dies ist mein Retter!“ fügte Meier noch hinzu, „und so lange ich lebe, will ich ihn halten wie meinen treuesten Freund.“

Auf meine Frage, wer die Thüren des Kuhstalles und des Schweinestalles geöffnet habe, erfuhr ich, daß die Frau die Kühe von den Ketten gelöset, vergebens aber das Vieh aus dem Stall zu bringen versucht hatte. Aehnlich war es der Dienstmagd mit den Schweinen ergangen; sie hatte die Thür des Stalles geöffnet und einzelne Schweine hinausgebracht, aber mit Gewalt waren sie immer wieder in den Stall zurückgekehrt.

Ein unabhängiges Organ der Herzogthümer. Ein Schiffscapitain, welcher nach fünfjähriger Abwesenheit wieder nach Schleswig kam, gestand, daß er sich in seiner Heimath jetzt *wie im Zuchthause* fühle, so drückend ist die dortige Polizeiwirthschaft. Unsere Leser haben in einer der letzten Nummern der Gartenlaube einen Einblick in diese Zustände nationaler und menschlicher Entwürdigung gethan. Daß die eiserne Zuchtruthe Dänemarks mit besonderem Wohlbehagen über der *Presse* geschwungen wird, ist natürlich, und doch ist das öffentliche Wort noch *der einzige Schutz* des verrathenen und verlassenen Volks von Schleswig. Ein unabhängiges Organ ist für beide Herzogthümer, besonders aber für Schleswig, jetzt, wo man aus Deutschland doch keinerlei Hülfe zu erwarten hat, die erste Nothwendigkeit: 1) weil keine einzige dänische Unbill fortan unregistrirt und ungerügt vorübergehen darf; — 2) weil nur dadurch und durch männliche Zusprache Kopf und Herz des bedrängten Volks oben erhalten werden kann; — 3) weil es unerläßlich ist, daß man in Deutschland nur verbürgte Nachrichten aus den Herzogthümern erhalte, für die ein solches Organ die lautere Quelle sein muß; — 4) weil das deutsche Volk selbst in seiner Liebe zu dem oft besungenen meerumschlungenen Lande durch die Stimme von dorther fortwährend warm erhalten werden muß; — 5) weil die falschen Ansichten, welche über die Beziehungen zwischen Dänemark und den Herzogthümern in den für solche deutsche Verhältnisse maßgebenden Kreisen des Auslands, wie in Paris und London, vorherrschen, gründlich nur durch ein Blatt gesäubert werden können, das ausschließlich den Interessen der Herzogthümer dient. Eine solche Zeitung ist begründet: seit einem Vierteljahre erscheint ein „*Norddeutscher Grenzbote. Politische Wochenschrift*“ (gedruckt, verlegt und redigirt unter der Verantwortlichkeit von Ackermann und Wulff in Hamburg).

Niemand wird bezweifeln, daß ein sehr ehrenwerther Opfermuth dazu gehört, in einem Lande von offen zur Schau gestellter Rechtlosigkeit Capital, Arbeit und persönliche Sicherheit zu wagen, und um so mehr müßte man erwarten, daß wenigstens die freisinnigere deutsche Presse ein solches Unternehmen nach Möglichkeit unterstützen würde. Die Nummer 20 des Blattes wirft jedoch ein unerfreuliches Licht auf die traurigen Erfahrungen, die dasselbe in Deutschland gemacht, und daß namentlich die Wochenschrift des Nationalvereins unter diese Beleuchtung fallen muß, ist ebenso zu beklagen, als die Theilnahmlosigkeit, durch welche „diejenigen Männer, die aus dem Elende hier in den Herzogthümern heraus dort (in deutschen Staaten) vortreffliche Stellungen wiedergefunden,“ sich ausgezeichnet haben. — Bereits ist der Norddeutsche Grenzbote in Schleswig verboten, ein Zeichen, daß er redlich seine Pflicht gethan; soll das Blatt den dänischen Verfolgungen nicht erliegen, so darf der deutsche Patriotismus es nicht sich selbst überlassen. Abonniren ist besser, als bemitleiden. Wir empfehlen unseren Lesern dieses unabhängige Organ der Herzogthümer.

Hoff'scher (sic!) **Malz-Extract;** vis cerevisia (sic!). — Ueber dieses neueste Product afterärztlicher Industrie ist den Lesern der Gartenlaube ein unbestochenes ärztliches Urtheil vielleicht willkommen. Schon die eben angedeuteten Fehler der Aufschrift, im genus (Extract ist Neutrum) und in der Declination (es muß heißen cerevisiae) verrathen die Hand des Pfuschers. Ref. hat das Gebräu natürlich selbst gekostet und darin ein sehr dunkeles, dickliches, stark schäumendes, bitter-süßlich schmeckendes, bald nachher aufblähendes Getränk erkannt, welches von Seiten des Geschmackes unter den Frauen und auch unter Männern, die das Weichliche lieben, manchen Liebhaber finden mag. Ref. selbst zieht das gewöhnliche Hausbier bei weitem vor und ist der Ansicht, daß das Hoff'sche Fabricat vor diesem nur den außergewöhnlich hohen Preis (eine kleine Flasche = 5 Sgr.) voraus hat. Auch in gesundheitlicher Beziehung wird durch das Bier, welches wir uns durch Verdünnen mit Wasser und nochmaliges Gähren in Flaschen selbst herstellen, ganz dasselbe erreicht; aber auch den Hoff'schen Wundertrank kann sich jeder selbst bereiten: die „Pharmaceutische Centralhalle“ constatirt, daß derselbe in Wirklichkeit kein Malz-Extract sei, sondern nur dunkles Braunbier mit einem Aufguß von Dreiblatt und Faulbaumrinde. Die chemische Analyse ergab unter 100 Theilen 3 Theile Weingeist, beinahe 92 Theile Wasser, fast ein Theil eines bittern Extracts mit der Farbe von Faulbaumrinde und $4\frac{1}{2}$ Theile Malzpulver, Malzgummi. „Wenn man“ — heißt es daselbst — „1 Loth Faulbaumrinde und 2 Quentchen Dreiblatt durch $\frac{1}{4}$ Quart Braunbier ausziehen läßt, und nachher $\frac{3}{4}$ Quart Bier zugießt, so hat man dasselbe für $2\frac{1}{2}$ Sgr., was als Geheimmittel $22\frac{1}{2}$ Sgr. kostet.“ Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß jene lobenden Atteste und selbst jene Audienzen des „menschenfreundlichen“ Erfinders bei Kaisern und Königen das schlichte Urtheil nicht beirren können; in medicinischen Dingen sind gekrönte Häupter ebenfalls nur schwache Menschenkinder! —

Die obige wie die früheren Kritiken der Art haben nur den Zweck, das Urtheil, welches sich der gesunde Menschenverstand eines jeden Unbefangenen über solche Reclame-Artikel von vornherein selbst gebildet hat, in sachlichem Sinne zu substantiiren. Die Erklärungen, mit welchen zuweilen Seitens der Betroffenen geantwortet wird, können so lange nicht berücksichtigt werden, als sie, anstatt durch Thatsachen und wissenschaftliche Gründe zu widerlegen, uns dies zu *überschreien* suchen, welcher Triumph ihnen gern belassen wird. Bezüglich der sogenannten *haartreibenden* Mittel z. B. steht es ein für alle Male wissenschaftlich fest, — sie mögen nun diesen oder jenen Stoff enthalten oder nicht, — daß sie auf den Haarwuchs keinen Einfluß üben. Ist die Drüse, in welcher jedes einzelne Haar keimt, noch erhalten, so wachsen sie ganz von selbst wieder; ist aber diese Drüse geschwunden — wie meist bei den sogenannten „Platten“, — so bleibt der Kopf kahl trotz aller Geheimmittel! —

Dr. *P. Niemeyer.*

Kleiner Briefkasten.

F. S. Z. in L. Sie fordern, daß die deutsche Presse sich der deutschen Nationalität in Böhmen gegen die czechischen Unterdrückungsmaßregeln annehme, und deuten auf Schleswig-Holstein hin, für das man unermüdlich Lanzen breche. — Der Deutsche sollte allerdings nicht erst fragen: unter welchen Umständen wird eine Unterdrückung seiner Sprachgenossen versucht? Im vorliegenden Fall ist jedoch diese Frage und ihre Antwort unerläßlich. In Schleswig geschieht die Unterdrückung durch eine *fremde* Macht, um das Land für immer von Deutschland loszureißen. In Böhmen geschieht sie in einem deutschen Bundesland und unter einem deutschen Fürsten durch eine Partei. Dort wird die Vertheidigung der eigenen Nationalität von der fremden Gewalt als ein Verbrechen gestraft, hier ist sie Recht und Pflicht zugleich und kann keinem Strafgesetz verfallen. Hier heißt es vor Allem: *selbst ist der Mann! Partei gegen Partei!* Zeigen Sie in Böhmen die Energie und Zähigkeit des Widerstandes gegen die fremde Anmaßung, wie man sie in Schleswig bewährt hat, so werden Sie den durch die deutsche Cultur zurückeroberten Boden behaupten. „Schmerzensschreie“ sind da nicht nöthig, wo eine Nationalität eine solche numerische und industrielle Macht besitzt, wie die Deutschen in Böhmen. Nur männliches Aufraffen und Rühren der vorhandenen Kräfte, *das hilft!* Uebrigens legen Sie dieser czechischen Bewegung größere Wichtigkeit bei, als sie hat. Die jetzige Uebertreibung der Ansprüche dieses Slavenbruchtheils ist nur der Rückschlag von der ehemaligen k. k. Uebertreibung in der beamtlichen Germanisirungsmanier. Mächtiger, als diese Volksliebe zu einer selbstständigen Eigenthümlichkeit, ist das *Bedürfniß*, das der *große Verkehr* dictirt. Wollen die Herren Czechen sich nicht von allem Culturfortschritt abschließen, so müssen sie mit den *großen* Nationen, die allein die Träger der Cultur sind, in Verbindung bleiben. Da nun das Czechische ringsum vom Deutschen umschlossen ist, so kann es auch keinen andern Culturhalt haben, als die deutsche Nation ihm bietet. Böhmen ist mit Leib und Leben so von Deutschland abhängig und vom deutschen Geist durchzogen, daß eine Vernichtung des deutschen Wesens in diesem Lande nunmehr zu den Unmöglichkeiten gehört, wenn nicht die Deutschen selbst czechisch werden wollen.

L. in B. Von Otto *Ruppius* sind im Laufe der letzten Jahre (bei F. Duncker in B.) noch erschienen:

Der *Pedlar*, Roman aus dem amerikanischen Leben.
Das Vermächtniß des Pedlars.
Geld und Geist.
Der Prairieteufel.
Genrebilder aus dem amerikanischen Leben.

Ruppius behandelt in diesen Romanen, welche meist nur 12 oder 16 Sgr. kosten, die Erlebnisse von Deutschen in verschiedenen Schichten der amerikanischen Gesellschaft und giebt ein getreues Bild der darin herrschenden Anschauungen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. 1861.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Beamtenleben.

Von Dr. J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Emilie hatte mit dem Geliebten in regelmäßigem Briefwechsel gestanden. Der Gerichtsdiener, der die Post für das Gericht zu besorgen hatte, beförderte auch ihre Briefe, und er war ein treuer, verschwiegener alter Mann. Die Briefe athmeten Liebe und Zärtlichkeit, unverändert, den ersten Tag, wie den letzten, und von Seite des jungen Mannes die täglich fester ausgesprochene Hoffnung, daß sein Vater in ihre Verbindung einwilligen werde. Aber vor dem Examen schrieb er, daß er gleich nach dem Examen um diese Einwilligung an seinen Vater schreiben werde, und nach dem Examen fand er es für besser, noch zu warten, bis er eine Anstellung erhalten habe und ganz selbstständig geworden sei. Als er dann aber die Anstellung erhalten hatte, meinte er wieder, eine bloße Hülfsarbeiterschaft gewähre ihm keine feste, selbstständige Stellung, und um ganz sicher zu gehen, wolle er warten, bis Emiliens Vater Präsident geworden sei.

Das arglose Mädchen hatte in keinem Worte Arg gefunden.

Da kam die Nachricht, daß der Vater Präsident geworden sei. Da winkte unmittelbar darauf der alte Gerichtsdiener sie hinaus. Sie folgte ihm. Er übergab ihr einen soeben mit den übrigen Postsachen eingegangenen Brief des Geliebten. Sie riß das Siegel auf. Der Geliebte, im Justizministerium arbeitend, hatte die Nachricht von der bevorstehenden Beförderung ihres Vaters schon vor acht oder vierzehn Tagen wissen, er hatte seitdem an seinen Vater schreiben, von diesem Antwort erhalten können. Der Brief konnte, mußte die Antwort bringen. Ihr Gesicht glühete vor Erwartung, vor Freude, ihre Augen durchflogen den Brief. Aber der Brief mußte wohl keine freudige Mittheilung bringen, denn ihr Gesicht wurde leichenblaß und vor ihren Augen wurde es dunkel.

Der Herr von Senkendorf hatte die Nachricht von der Beförderung des Directors Heilsberg zum Präsidenten schon vor vierzehn Tagen gehabt; er hatte an seinen Vater geschrieben; der Brief an Emilien enthielt die Antwort seines Vaters. Sie war kurz, aber entschieden. Sein Haus sei von altem, reinem Adel; man wisse von keiner Mesalliance darin; er hoffe, daß sein Sohn nicht der Erste sein werde, an eine solche zu denken; er selbst werde nie seine Einwilligung dazu ertheilen. Werde auch die beamtliche Stellung des Directors Heilsberg eine höhere, dessen Stand bleibe der bisherige; die Kluft zwischen Adel und Bürgerstand werde dadurch nicht ausgeglichen; der Adel bekomme im Gegentheil durch solche Erscheinungen nur so mehr die Verpflichtung, auf seine Ehre und Reinheit zu halten, als es traurig genug sei, in neuerer Zeit Bürgerliche in hohen Aemtern sehen zu müssen, auf die bisher, wenn auch nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, doch nach gutem Gebrauche und Herkommen der Adel allein und ausschließlich Anspruch gehabt habe.

Das hatte der Vater an den Sohn geschrieben. Das theilte der Geliebte der Geliebten mit. Aber war sie noch seine Geliebte? Konnte sie es noch sein, indem er ihr das schreiben konnte?

„Der Wille meines Vaters ist unbeugsam, unabänderlich," setzte der Sohn in seinem Briefe an das arme Mädchen hinzu. „Ich kenne ihn; ich kenne aber auch Dich, meine theure Emilie, und ich weiß, daß Dein schönes, edles Herz nie es wird über sich vermögen können, die natürlichen, heiligen Bande zwischen Eltern und Kindern zu zerreißen. So wie ich, wenn Deine Eltern eine Verbindung zwischen uns nicht hätten genehmigen wollen, der eisernen Nothwendigkeit, wenn auch mit brechendem Herzen, mich hätte fügen müssen, so wirst auch Du, meine ewig Geliebte, dem unerbittlichen Schicksale Dich unterwerfen und in Deinem reinen, schönen Herzen für das, was Du verlieren möchtest, einen reichen Ersatz durch das erhebende Bewußtsein finden, eine edle, erhabene Pflicht erfüllt zu haben. So müssen wir uns denn für das Leben trennen. Mein Herz wird immer Dir zugehören." —

So schrieb er. War Sinn, war Wahrheit darin? Doch eine große und alte Wahrheit. Auch das arme Mädchen erkannte sie. Freilich zu spät, wie der Verrath eines schwachen Herzens von dem edlen Herzen immer zu spät erkannt wird.

„Er ist Deiner nicht werth," wollte die Mutter sie wohl trösten. Aber kann der banale, wenn auch noch so wahre Trost ein zerrissenes Mädchenherz heilen? Und dieses Herz war ein so junges und war so reich, so unendlich reich und glücklich in seiner Liebe gewesen und hatte nun auf einmal Alles verloren. Nein, nicht Alles, das war es ja eben. Die Liebe zu dem Unwürdigen saß ja noch darin, so tief, so fest, so unvertilgbar, wie das Unglück selbst. Und war nicht das, was das höchste Glück des armen Mädchens gewesen war, auf einmal ihr größtes, ihr schwerstes Unglück, ihr tiefstes Weh geworden?

Da war aller Trost vergebens. Auch das treueste Mutterherz hatte keinen mehr. Und dieses treue Mutterherz war selbst des Trostes und der Aufrichtung so sehr bedürftig.

Ein Umstand hatte einen Augenblick lang einen Hoffnungsstrahl, wenn auch einen noch so schwachen, in das Herz des Mädchens gießen wollen, die Nachricht des Gerichtsdieners, daß der Präsident des Obergerichts plötzlich in dem Gerichtslocale angekommen sei. Was wollte der Vater ihres Geliebten so plötzlich hier? Und gerade heute? Wenige Tage nachdem er an seinen Sohn geschrieben, aber auch unmittelbar nachdem er die Nach-

richt erhalten hatte, daß auch ihr Vater Präsident geworden sei? Was wollte er bei ihrem Vater, mit dem er sich im Gerichte eingeschlossen hatte? Das Herz hofft immer. Sollte auch sie hoffen, doch noch hoffen dürfen? Die Mutter mußte ihr auch die letzte Hoffnung nehmen.

„Nein, mein Kind," sagte sie, „die Ankunft des Präsidenten hat keinen Bezug auf Deine Angelegenheit. Sie betrifft etwas ganz Anderes." Sie hatte in einem so eigenthümlichen Tone gesprochen.

„Du weißt, was es ist, Mutter?" fragte die Tochter.

„Ich fürchte es, und — "

Die Tochter hatte die Mutter angesehen. Jener Ton hatte sie aufmerksam gemacht. Sie sah, was sie den ganzen Tag nicht gesehen oder was sie für Theilnahme und Angst des Mutterherzens gehalten hatte; sie sah die schwerste, die entsetzlichste eigene Angst der unglücklichen Frau. Diese Angst mußte mit der plötzlichen Ankunft des Präsidenten in Verbindung stehen. Sie konnte nicht daran zweifeln. Sie erschrak heftig. Was war da wieder? War es nicht genug an ihrem Unglücke? Und sollte, mußte gerade heute Alles zusammentreffen, an dem Geburtstage des Vaters, den sie Alle so liebten, an dem Tage, den sie sich als ihren schönsten Freudentag gedacht hatten, der auch einen so freundlichen, fröhlichen, glücklichen Anfang genommen hatte?

„Mutter, es ist noch ein Unglück da," rief die Tochter, „theile es mir mit."

„Ja, mein Kind, es ist noch ein Unglück da, und es ist das größte, das schwerste. Dein armes Herz — o, ich fühle, wie es leidet, wie es Dir bis in das Innerste verwundet, wie es gebrochen ist. Aber nicht Deine Ehre, nicht unsere, nicht Deines edlen Vaters Ehre ist angegriffen —" Sie konnte nicht weiter sprechen.

„Und was den Präsidenten herführt," fragte die bebende Tochter, „greift unsere, greift des Vaters Ehre an?"

„Nein, nein," wehrte die Frau ab, „nicht Eure, nicht Eure, nur meine — aber ist denn die Schande der Mutter nicht die Schande des ganzes Hauses?" Sie sprach in Verzweiflung.

„Erzähle, Mutter," flehete die Tochter.

Die Mutter hatte ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Sie enthüllte es, um zu erzählen. Sie mußte es wieder bedecken, mit einem lauten, furchtbaren Schrei.

Die Thür des Zimmers hatte sich geöffnet. Der Director Heilsberg war eingetreten, der Gatte, der Vater; langsam, gebeugt, das Gesicht bleich, entstellt. Der kräftige, stolze Mann des Morgens war nicht mehr zu erkennen. Konnte dieser Mann noch einen Ehrgeiz haben? Waren ihm heute, vor wenigen Stunden, die stolzesten Thränen des Ehrgeizes zur Wahrheit geworden? Man sah nur einen innerlich gebrochenen, für immer vernichteten Mann. Und dem vernichteten Manne konnte die Gattin nicht ihr Gesicht zeigen. Sie mußte es verdecken, in ihre beiden Hände pressen; ein lauter Angstschrei mußte dem zum Tode gedrückten Herzen Luft schaffen. Der Director wandte sich an seine Tochter. Seine Stimme sollte eine milde gegen das arme Kind sein; sie konnte nur tonlos bleiben.

„Verlasse uns, Emilie," sagte er. „Ich komme später zu Dir. Ich kenne Dein Unglück. Ich bringe Dir keinen Trost, aber ich werde es Dir tragen helfen. Gehe jetzt in Dein Zimmer. Ich suche Dich nachher darin auf."

„Vater, was hast Du selbst?" fragte das arme Kind wohl noch, wie sie vorhin hatte die Mutter fragen müssen. „Du mußt ja an einem größeren Unglücke tragen, als ich."

Aber er sah sie so fonnerbar an. „Ich bitte Dich, Emilie, gehe jetzt." Er sprach es mit einer Stimme, der man das innere Schlundzen des Mannes anhörte.

Das Kind entfernte sich still. Indem er ihr nachsah, mußte er eine Thräne aus den Augen drücken. Was mußte dem starken Manne begegnet sein?

3.

Der Director Heilsberg war am Morgen, wie gewöhnlich, zum Gerichte gekommen. Er hatte sich nur um wenige Minuten verspätet. Es war ja heute sein Geburtstag, und die Beamten des Gerichts wußten das. Sie durften ihm freilich nicht dazu gratuliren; die Stellung der Untergebenen zu dem Vorgesetzten hielt sie zu weit von ihm entfernt, als daß sie Ereignisse in seiner Familie gegen ihn hätten berühren dürfen, wenn er nicht selbst durch eine Mittheilung ihnen entgegenkam.

Aber über etwas Anderes durften sie sich gegen ihn aussprechen. Es war ja, in erster Linie wenigstens, eine amtliche Angelegenheit. Einer von ihnen hatte gleichfalls soeben ein Schreiben aus der Residenz erhalten, von einem Freunde aus dem Ministerium, der ihm mittheilte, daß der Director Präsident geworden sei. Er hatte das wichtige Ereigniß sofort den anderen Beamten des Gerichts weiter mitgetheilt. Alle liebten sie den Director, der ihnen ein humaner, wohlwollender Vorgesetzter war. Es war ihnen ein Bedürfniß, ihm, unter Vorbehalt der späteren officiellen, feierlichen Beglückwünschung, sofort die Glückwünsche ihres Herzens auszusprechen. Sie hatten sich dazu vereinigt und wollten ihn damit empfangen.

Da trat er ihnen mit dem finstersten, fremdesten Gesichte entgegen, das sie jemals an ihm gesehen hatten. Sie konnten kaum wenige Worte vorbringen; er nahm fast keine Notiz davon und befahl sofort dem Rendanten des Gerichtsdepositoriums, ihm in sein Zimmer zu folgen. Er bestürmte ihn hastig mit Fragen.

„Hat der Ammann Moser in Neudorf kürzlich Geld eingezahlt?"

„Nein, Herr Director."

„Sollte er Zahlungen leisten?"

„So viel ich weiß, hat er Kaufgelder einer Wiese für seine Stieftochter einzuzahlen."

„Mit wie viel?"

„Mit hundert Thalern."

„Gerade hundert Thaler?"

„Es ist die runde Summe; ich erinnere mich genau."

„Und das Geld ist nicht eingezahlt? Sie wissen es bestimmt?"

„Ich weiß es bestimmt. Es könnte auch nicht wohl eingegangen sein, da es, wie ich ebenfalls genau weiß, erst in sechs Wochen fällig ist."

„Das Geld soll schon vor vier Wochen eingegangen sein."

„Es ist nicht möglich."

„Lesen Sie. Moser hat sich beim Obergerichte beschwert, daß er noch keine Quittung erhalten habe. Mein Freund, der Obergerichtsrath Heine, benachrichtigt mich davon."

Er übergab dem Rendanten den zweiten Brief, den ihm beim Kasser der Gerichtsdiener gebracht hatte. Der Rendant las den Brief. Er war ein alter, ehrlicher, etwas ängstlicher Beamter. Er schüttelte den Kopf und wurde unruhig.

„Es steht in dem Briefe," sagte er. „Moser will das Geld mit der Post eingesandt haben. Aber es kann hier nicht angekommen sein. Es ist nicht möglich."

Er bat dennoch um die Erlaubniß, seine Bücher und Register nachsehen zu dürfen.

„Sehen wir zusammen nach," sagte der Director, der unruhiger und sorgenvoller geworden war, als der alte Rendant.

Sie begaben sich in das Bureau des Rendanten und sahen dessen sämmtliche Bücher, Register, Controlen nach. Keine Spur von hundert Thalern, die der Ammann Moser eingezahlt hätte. Keine Spur eines Schreibens, mit dem sie eingesendet wären. Die Unruhe der beiden Beamten vermehrte sich.

„Ich gehe zur Post," sagte der Rendant, „um mich dort zu erkundigen. Ist das Geld mit der Post angekommen, so muß es dort in die Bücher eingetragen sein, und man muß die Quittung des Gerichtsbeamten haben, der es in Empfang genommen hat."

„Gehen Sie," bat ihn der Director.

Er selbst begab sich unterdeß zu dem Rendanten der Salariencasse, um nachzusehen, ob das Geld nicht etwa aus Versehen an diese Casse abgegeben sei. Auch hier war kein Pfennig von dem Ammann Moser eingezahlt, keine Zeile, die darüber sprach.

Der Depositalrendant kam von der Post zurück. Er sah bestürzt aus.

„Herr Director, das Geld ist angekommen."

„Auf der Post?"

„Auf der Post, am zwölften des vorigen Monats, — gerade hundert Thaler, in Cassenanweisungen, die in einem Briefe gelegen haben."

„Und wer hat darüber quittirt?"

„Der Herr Director selbst."

Der Director zog das weiß gewordene Gesicht finsterer zusammen. „Ich selbst?" preßte er hervor, mehr für sich, als zu dem Rendanten.

„Ich habe die Quittung gesehen," sagte der alte Beamte.

„Und es war meine Unterschrift?"

„Unverkennbar."

Der Director nahm seinen Hut und entfernte sich schnell. Er ging zur Post, denn er mußte sich selbst überzeugen, ob er über den Empfang der vermißten hundert Thaler quittirt habe. Wer ihn sah, erschrak vor ihm. Er sah nicht bestürzt aus, wie vorhin der Rendant; sein Gesicht war kreideweiß, in allen seinen Zügen entstellt. Die Beamten des Gerichts sahen ihm mit stummem Schreck nach. Nur die beiden Rendanten wußten, um was es sich handelte. Sie hatten geschwiegen und schwiegen ferner.

Der Director kehrte von der Post zurück. Sein Gesicht war noch leichenblaß, wie vorher; aber es war nicht mehr entstellt, es hatte seine natürlichen, festen Züge wieder gewonnen. Der Director hatte sich gefaßt; er wußte, oder er ahnte wenigstens, woran er war.

„Ich habe die Quittung unterschrieben," sagte er zu dem Depositalrendanten. „Es ist meine gewöhnliche, sichere, klare Handschrift."

„Aber ich schwöre dem Herrn Director," versicherte der ehrliche und ängstliche alte Beamte, „daß das Geld nicht an mich abgeliefert ist."

„Bedarf es eines Schwures von Ihnen?" gab ihm der Director die Hand. Die Hand war eiskalt.

„Wer hat," fragte er dann, „am zwölften des vorigen Monats die Briefe von der Post geholt?"

Der Rendant ging, nachzusehen. „Der Gerichtsdiener Schneider," kehrte er zurück.

„Schicken Sie Schneider zu mir." Es war derselbe alte, treue Diener, der täglich die Gerichtsbriefe von der Post abholte, der auch am heutigen Morgen sowohl dem Director, als der armen Emilie die verhängnißvollen Briefe übergeben hatte.

„Erinnern Sie sich, daß Sie am zwölften des vorigen Monats die Postsachen abgeholt haben?" fragte ihn der Director.

„Gewiß, Herr Director. Ich besorge sie ja täglich, wenn ich nicht krank oder sonst verhindert bin, und seit einem halben Jahre habe ich keinen Tag gefehlt."

Der Director wußte es ebenfalls.

„Erinnern Sie sich gerade des Tages?" fragte er weiter.

„Wäre damals etwas Besonderes vorgefallen, Herr Director?"

„Erinnern Sie sich, daß Sie mir einen Geldbrief mit hundert Thalern in Cassenanweisungen gebracht haben?"

„Einen solchen Brief habe ich vor mehreren Wochen gebracht."

„An welchem Tage?"

„Mein Postbuch muß es nachweisen. Vollkommen. Der Herr Director waren gerade an jenem Tage nicht wohl. Ich trug daher sämmtliche Postsachen in Ihre Wohnung und legte sie dort in Ihr Arbeitszimmer."

Der Director fragte nicht mehr. Er wußte genug. „Gut. Sie können gehen," sagte er.

Der Gerichtsdiener ging. Der Director stand vernichtet.

„Mathilde!"

Es war das einzige Wort, das er hervorbringen konnte. Er ließ den Rendanten der Salarienecasse wieder zu sich kommen.

„Morgen wird mein Gehalt fällig. Zahlen Sie daraus sofort die Summe von hundert Thalern zu der Meyer'schen Depositalmasse ein."

In dem Augenblicke nachher wurde ihm der Präsident des Obergerichts gemeldet.

„Schon?" rief er.

Aber er konnte sich fassen. Er mußte es, mußte es doppelt. Er sollte seinem Vorgesetzten, der noch sein Vorgesetzter und jetzt zugleich sein Inquirent war, gegenüberstehen, und er hatte noch keinen Plan gefaßt. Zweifel über das, was geschehen war, hatte er nicht mehr. Aber was sollte weiter worden? Was sollte er thun? Sollte er sagen, was geschehen war? Sollte er sich entschuldigen und die eigene Gattin anklagen?

Er empfing mit dem blassen Gesichte ruhig den Vorgesetzten. Ein vornehmer, steifer Mann war zu ihm eingetreten, ein steifer aristokratischer Bureaukrat, der noch immer der Vorgesetzte des künftigen Collegen war. Konnte bei ihm überhaupt noch von einer künftigen Gleichstellung die Rede sein?

„Herr Director," hob der Präsident, freiherr von Sentendorf, in amtlicher Förmlichkeit an; „ich bedaure die unangenehme Veranlassung, die mich hierher führt, um so mehr, als ich noch dieser Tage mich zu einer Erklärung gezwungen sah, die leider nur verletzend auf Sie und Ihre Familie hat einwirken können. Aber eben darum —"

Der Director mußte ihn doch unterbrechen.

„Die Veranlassung Ihrer heutigen Anwesenheit hier glaube ich zu kennen, Herr Präsident. Für Ihre übrigen Worte fehlt mir aber jedes Verständniß."

Der Präsident mußte seinerseits verwundert den Director ansehen.

„Sie hätten nichts von einem Verhältnisse zwischen meinem Sohne und Ihrer Fräulein Tochter gewußt?"

„Mein Kind!" rief ahnend der Director, und sein Gesicht wurde glutdunkel.

„Ach," sagte der Präsident, „Sie sind, wie ich sehe, in der That nicht unterrichtet. Ich bedaure, Sie auch noch mit der unangenehmen Angelegenheit bekannt machen zu müssen. Mein Sohn — Sie hatten die Güte gehabt, ihn in Ihrem Hause aufzunehmen — liebte Ihre Fräulein Tochter. Er hat mich vor einigen Tagen um meine Einwilligung zu einer Verbindung mit ihr. Ich mußte sie ihm verweigern. Eine Familienverbindung mit Ihnen würde mir ehrenvoll sein, wenn Sie — lassen Sie es mich offen heraussagen — wenn Sie von Adel wären. Nennen Sie es ein Vorurtheil, wählen Sie einen noch schärfern Ausdruck, aber ich bin nun einmal ein Aristokrat, der auf seinen Adel hält. Zudem glaubte ich zu bemerken, daß die Liebe meines Sohnes bereits erkaltet war — er ist leichtsinnig — so war es mir auch in dieser Beziehung eine Gewissenssache, einer unglücklichen Verbindung vorzubeugen. Indem ich so handeln mußte, war es mir aber auch Bedürfniß und Pflicht, für das amtliche Geschäft, das mich hierher führt, Ihnen von vornherein zu erklären, daß jene andere Angelegenheit darauf nicht den geringsten Einfluß ausüben wird. Sie werden mich vielleicht nur wohlwollender für Sie finden, als ich unter anderen Umständen gewesen wäre, und gerade weil ich in meiner Stellung dies mehr sein kann, als ein Rath des Obergerichts, den ich nur mit einem strengen Commissorium hätte hierher senden können, habe ich mich bewogen gefunden, selbst das unangenehme amtliche Geschäft mit Ihnen abzumachen."

Es lag jedenfalls eine Ehrenhaftigkeit in dem vornehmen, steifen Manne. Als ehrenhafter Charakter war er auch bekannt. Aber mit welcher neuen Angst und Sorge hatte er das Herz des Directors erfüllt!

„Mein Kind! Auch sie!" rief es laut und schmerzlich in dem unglücklichen Manne. Aber er durfte seine Fassung nicht verlieren.

„Gehen wir zu unserem Geschäft," sagte der Präsident. „Der Amtmann Moser hat sich über das hiesige Gericht beschwert."

„Ich weiß es, Herr Präsident, und ich habe die Sache bereits untersucht."

„Und welche Bewandtniß hat es mit ihr?"

„Das Geld fehlt, mit dem Schreiben, mit dem es eingegangen war."

„Es waren gerade hundert Thaler?"

„Nach der Quittung, die die Post in Händen hat, ja."

„Wer hat die Quittung ausgestellt?"

„Ich."

„Sie hatten also auch das Geld in Händen?"

„Es muß wohl so gewesen sein."

„Und wem haben Sie es übergeben?"

„Ich weiß es nicht. Ich entsinne mich der ganzen Sache nicht mehr. Ich war damals unwohl. Ich habe erst heute die Quittung gesehen und meine Handschrift erkannt."

„Sie waren unwohl, also zu Hause?"

„Ja."

„Und haben auch dort die Quittung geschrieben?"

„Ich kann sie nur dort geschrieben haben."

„Das Geld mit dem Briefe war Ihnen also auch in das Haus gebracht worden?"

„Es muß auch das so gewesen sein. Aber ich kann mich, wie gesagt, auf nichts besinnen."

„Sie haben auch keine Ahnung, wo Brief und Geld sein mögen?"

Der Director hatte keine Antwort auf die Frage. Er ging mit großen Schritten im Zimmer umher. Der Angstschweiß rann ihm von der Stirn.

Auch der Präsident durchmaß schweigend das Zimmer. Auch

in ihm kämpfte etwas, freilich wohl ganz etwas Anderes, als in dem zerrissenen Herzen seines Untergebenen, und doch wohl wieder etwas Aehnliches, wenigstens ein lebendiges Gefühl mit einem starren Prinzip. Das Gefühl schien zu siegen. Es war immer ein eigenthümliches Gefühl.

„Herr Director," sagte er, „Sie waren bisher manchmal in Geldverlegenheit. Es ist bekannt. Ich weiß aber auch, daß Sie nicht, mindestens nicht allein die Schuld tragen. Ihre häufigen Versetzungen haben Sie nothwendig in Schulden stürzen müssen. Ihre zahlreiche Familie, Krankheit, Anderes kam hinzu. Die Geldverlegenheit kann sich zur Noth steigern. In der Noth greift der Mensch manchmal zu Mitteln — das Moosfche Geld war erst in sechs Wochen fällig —"

Der Präsident sprach ruhig. Er war stehen geblieben, und auch der Director hatte seine Schritte gehemmt. Beide standen vor einander. Der Präsident sah den Director fest an. Der Director hatte die Augen zu Boden geschlagen. Auf einmal erhob er sie.

„Nein —" rief er. Er wollte das Wort wiederholen. Er wollte seine Gestalt erheben, in dem Bewußtsein, in dem Stolze seiner Unschuld, seiner Ehre gegen den entsetzlichen, so ernst ihm gemachten Vorwurf des Diebstahls. Das Wort erstarb ihm auf den Lippen, seine Gestalt sank gebrochen zusammen.

„Unglücklicher, wen wolltest du anklagen?" rief es in ihm.

Der Präsident warf einen ahnenden Blick auf ihn. Der erfahrene Beamte, der vornehme Weltmann, der noch mehr als der Beamte Gelegenheit gehabt hatte, Menschen und Zustände kennen zu lernen, hatte wohl einen feinen, sicheren Blick gewinnen können.

„Sie haben keine Antwort?" fragte er.

Der Director hatte keine Antwort. Der Präsident sah ihn strenger an.

„Herr Director, erwägen Sie Ihre Lage. Sie ist eine einfache. Sie bleiben, wie die Sachen einmal stehen, der Unterschlagung der Gelder dringend verdächtig. Die Gründe des Verdachts habe ich Ihnen angezeigt. Sie sind auch ein zu guter Jurist, als daß sie Ihnen entgehen könnten. Niemand, kein Richter, würde der Bedampfung eines Verfehens, Verlierens oder einem ähnlichen Bewande glauben können. Allerdings würde kein ausreichender Beweis vorliegen, um Sie zu einer Criminalstrafe zu verurtheilen. Aber daß Sie nie daran denken könnten, Präsident zu werden, daß man Sie nicht einmal auf Ihrem gegenwärtigen Dirigentenpossen würde belassen können, das Alles müssen Sie eben sowohl sich selbst sagen, als meine Pflicht von mir fordert, es Ihnen vorzuhalten. Nur wenn Sie einen anderen Schulstigen bringen können, wären Sie gerettet, könnte Ihnen für Ihre Carriere eine glänzende Zukunft bleiben. Entscheiden Sie sich jetzt über die Antwort, die Sie mir zu geben haben. — Doch nein, entscheiden Sie sich nicht sofort. Ihre Antwort ist eine Entscheidung über Ihr Leben. Sie bedürfen einer ruhigen Ueberlegung, eines klaren Entschlusses dazu. Kopf und Herz sind Ihnen in diesem Augenblick nicht frei. Sammeln Sie sich, gehen Sie zu Rathe mit sich, oder mit wem Sie sonst müssen. Ich begebe mich in den Gasthof. Ich erwarte Sie dort, in einer Stunde, in zwei Stunden, auch bis morgen früh, wenn Sie wollen. Ich werde die Nacht hier bleiben."

Damit entfernte sich der Präsident. Er war in der That ein Ehrenmann, dieser Freiherr von Senkendorf, wenn auch mit theilweise sonderbaren Ansichten von Ehre.

Der Director blieb vernichtet. Seine Lage war ihm klar von dem Präsidenten hingestellt. Er mußte einen andern Schuldigen bringen können, oder er war verloren; am Ziele seiner Träume, seiner Wünsche, seines Ehrgeizes, aller seiner Mühen, Arbeiten und Entbehrungen verloren. Er hatte das Ziel schon erreicht, gerade heute; es sollte ihm gerade heute wieder entrissen werden. Nicht das allein; er sollte nicht einmal bleiben, was er war. Er konnte auch das nicht, er wußte es wohl. Ein untergeordneter Posten in irgend einem kleinen, entlegenen Orte, wo er völlig unbekannt war, das war nur noch sein Loos. So war es mit anderen Beamten in ähnlichen Fällen gehalten worden, und sie hatten es noch als eine besondere Begünstigung ansehen müssen. Und er war der stolze, ehrgeizige Mann, der Director Heilsberg! Und er konnte mit einem Worte, mit einem einzigen Namen das Alles von sich abwenden, seine Ehre hoch und aufrecht erhalten, morgen Präsident sein, das Ziel seines Lebens fest ergreifen und für alle Zeit fest halten!

Er verließ das Gericht. Er kehrte nach seiner Wohnung zurück, zu seiner Gattin, zu seinen Kindern, auch zu der unglücklichen Emilie. Es war zwei Uhr Nachmittags, als er ankam. Er hatte sie um acht Uhr Morgens verlassen und war seitdem nicht wieder da gewesen. Es war heute sein Geburtstag.

4.

Er traf Mutter und Tochter allein, in ihren Sorgen, in ihrem Gram. Er entfernte die Tochter nur war mit seiner Gattin allein, mit dem Weibe, die er über Alles liebte, die ihn über Alles liebte, die sein Glück, sein Leben war, und die heute — sein Glück und sein Leben vernichtet hatte. Das Herz zog sich ihm krampfhaft zusammen bei dem Gedanken, und doch hatte er keinen anderen Gedanken. Und mit ihm mußte er als Richter, als strenger Richter vor sie treten. Konnte er anders? Er war äußerlich gefaßt, ruhig, kalt.

„Setzen wir uns, Mathilde," sagte er. „Ich habe mit Dir zu sprechen."

Sie war bei seinem Eintreten aufgestanden. Sie ließ sich wieder auf dem Stuhle nieder, den sie verlassen hatte, und er nahm den Stuhl, auf dem Emilie gesessen hatte. Sie hatte bebend, fetzt leichenblaß, in sein leichenblasses Gesicht geblickt, seine Bewegungen verfolgt. Sie hatten Beide kein Wort gesprochen.

„Mathilde," hob er an, und die Brust lenchte ihm, wie viele Gewalt er auch über sich hatte — „Mathilde, es fehlt Geld im Gerichte. Weißt Du davon? Sprich Ja oder Nein; weiter nichts."

Er sah sie fest an. Sie hatte die Augen niedergeschlagen. Aber sie erhob sie wieder; sie mußte sie zu ihm erheben, wie für das, was sie zu antworten hatte, unwillkürlich Schutz suchend, bei dem Manne, der so lange ihr Schutz und Schirm gewesen war.

„Ja," sagte sie kaum leise, mit bebender Stimme, mit wogender Brust.

„Wie?" fragte er rasch.

„Ich habe das Geld genommen."

„Du hast uns unglücklich gemacht."

Die Worte stieß er noch schnell hervor. Sie zeigten das ganze entsetzliche Gefühl seines Unglücks. Dann sprang er auf. Er wollte das Zimmer verlassen, denn er mußte allein sein, um zu beschließen, was nun weiter zu thun sei. Aber seine Gattin, die Schuldige, aber auch das Weib, die ihn über Alles liebte, hatte in ihrer Schuld und in ihrem liebenden Herzen schon erkannt, was zu thun sei. Sie hatte sich mit ihm erhoben und eilte ihm nach, sie ergriff seine Hand und hielt ihn zurück.

„Reaktert," schrie sie, und sie sah ihn voll und klar an, „mich allein, die Schuldige, treffe das Unglück. Mein Entschluß steht fest. Erzähle mir, was sich heute zugetragen hat, damit ich ihn ausführen kann."

Er war stehen geblieben. Er sah finster vor sich hin. Das Gefühl seines Unglücks lastete zermalmend, vernichtend auf ihm. Es war ihm zugleich ein Bewußtsein, Alles zu wissen, was sich zugetragen hatte.

„Erzähle Du mir zuerst," sagte er.

„Es soll geschehen, komm."

Sie führte ihn an ihrer Hand zu seinem Sitze zurück und setzte sich ihm gegenüber. In ihrem Unglücke, mit sie war gewiß in diesem Augenblicke unglücklicher als er, hatte sie auf einmal eine wunderbare Klarheit des Geistes, und in dieser einen großen festen Entschluß gewonnen. Sie war ein schuldiges, aber liebendes Weib.

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Körner's Tod und Todesstätte.

In jedem Völkermorgenroth
Erglänzt sein Stern den Nationen.

Das ist die wahre Unsterblichkeit des Volkshelden. Ein solcher war auch Theodor Körner, der Jüngling, welcher — obwohl er weder Heere befehligt, noch Schlachten gewonnen — doch Tausende in den Kampf und zum Siege geführt hat. Wir legen heute einen Kranz der Erinnerung auf das Fleckchen Erde, wo er fiel.

Ueber die Vorgänge, welche den Tod dieser Zierde der Lützow'schen Schaar herbeiführten, herrschte vom Anfang an selbst in den Berichten der Augenzeugen viel Widersprechendes. Erst durch die gründliche Forschung, welche Friedrich Brasch dem Gegenstande widmete und deren Ergebnisse er in einer besondern Schrift veröffentlichte, ist eine klare Darstellung des ganzen Verlaufs möglich geworden. Wir müssen jedoch einige Schritte in der Geschichte des Lützow'schen Corps selbst zurückgehen, um unserm Dichterhelden auf seinem letzten Ritte zu folgen.

Nach dem Abschluß des Waffenstillstandes von Pleißwitz (am 4. Junius 1813) führte bekanntlich der württembergische General Graf v. Normann-Ehrenfels — der Name lebt für immer gebrandmarkt in der Geschichte fort — bei Kitzen unweit Leipzig den Rachezahn des französischen Kaisers zur Vernichtung der Lützow'schen Reiterschaar aus. Dem Mann von deutschem Adel gelang im Dienste der gemeinsten Hinterlist und des schändlichsten Verraths ein für immer entehrender Sieg; die tapfere Schaar, die, auf den Waffenstillstand und die friedlichen Berührungen des französischen Befehlshabers bauend, die Klingen in der Scheide, auf dem geraden Wege zu ihrem Hauptcorps begriffen war, wurde fast aufgerieben. Körner erhielt bei diesem Ueberfall als Lützow's Adjutant und Parlamentär die erste Wunde, indem der Officier an der Spitze der Hauptcolonne der Gegner dem deutschen Parlamentär, statt der Antwort auf die Frage über die Bedeutung der feindlichen Bewegung, einen Hieb über den Kopf versetzte. Der schwer Verwundete fand erst in Leipzig, dann in Karlsbad und Berlin Heilung und Genesung. Während dieser Zeit hatte Lützow frische Kräfte an sich gezogen; so fand Körner seine schwarzen Reiter am rechten Elbufer oberhalb Hamburg wieder und ward wie ein aus der Unterwelt Zurückgekehrter von ihnen begrüßt.

Mit dem gesammten Lützow'schen Corps war indeß eine große Wandelung in seiner äußern Stellung vorgegangen. Der König von Preußen hatte während des Waffenstillstandes die Selbstständigkeit des Corps aufgehoben und es der unter dem Kronprinzen von Schweden stehenden Nordarmee zugetheilt, und zwar dem äußersten Flügel derselben unter Wallmoden. Dieser General stand dem auf Hamburg basirten Davoust gegenüber und wies das Corps schließlich dem Befehle Tettenborn's zu, der es mit seinen 1350 Kosaken zu einem „Freikörper" vereinigte. Als nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes Davoust über Wittenburg nach Schwerin vorzudringen suchte, hielt sich Wallmoden ihm rechts zur Seite, bis der Kronprinz von Schweden ihm zur Verstärkung seiner rechten Flanke seine Stellung in Brandenburg an der Havel anwies. In Mecklenburg blieb gegen Davoust nur die Abtheilung Tettenborn und die Divisionen Begefack mit den Lützowern. Um dem Feinde diese Schwäche an Streitkraft zu verbergen, sollte derselbe durch alle mögliche Beunruhigung irre gemacht werden. Das war die Aufgabe Lützow's, und sie veranlaßte seine Schaar zu den verschiedenartigsten und kühnsten Streifereien und führte das „lustige Reiterleben" herbei, das Körner so herrlich besungen hat.

Denkmal Theodor Körner's bei Rosenberg, an der Stelle, wo er gefallen.

Zu einem solchen Streifzug gab eine Meldung des Oberjägers Natus Veranlassung. Nach derselben sollte sich eine starke Abtheilung Franzosen an der von Gadebusch nach Schwerin führenden Straße befinden, ein Theil derselben das Dorf Rosenow, ein anderer den Culenkrug besetzt halten, ein kleinerer Trupp sich zwischen beiden umhertreiben. Um diesen Völkchen einen Besuch zu machen, brach der Major am 26. August Morgens 3 Uhr von Gottesgabe auf, sich der Gadebuscher Straße nähernd. Die Poststraße von Gadebusch nach Schwerin führte über Rosenow und Rosenberg und hatte zwischen diesen beiden letztern eine halbe Stunde von einander entfernten Orten auf der größern Hälfte freies Ackerfeld; näher nach Rosenberg hin jedoch befand sich auf der rechten Seite der Straße ein Tannenwald, an dessen Nordende die Straße entlang führte, und welcher noch jetzt durch die Größe und Schönheit seiner Bäume von dem spätern Anwuchs auf der rechten und linken nördlichen Seite deutlich zu unterscheiren ist. Letztere war damals freies Feld, nur das Grabenufer trug längs des Weges etwas Birkengebüsch. In jenem Tannenwalde nun hatte sich Lützow mit den Seinen verborgen, nun von diesem Verstecke aus zu recognosciren. Hier im Walde war es, wo der Heldenjüngling, dem schon immer „seit der Weihe im Roganer Gotteshause eine Todesahnung durch's Herz zuckte," dieser Ahnung seinen letzten Ausdruck geben sollte.

„Und bringst Du mir," fragte sein Freund Förster, „heute kein neues Lied für unsere Feldcapelle?"

„Das Ding ist nicht fertig zu Papier gebracht," antwortete Körner, „aber schon zurecht gelegt; auch etwas Melodie summt mir im Kopfe herum; sobald der Tag graut, will ich's aufschreiben, dann sollst Du es haben."

Der Tag graute, und Körner schrieb in schwindender Dämmerung sein letztes Lied: „Du Schwert an meiner Linken.“ Kaum hat er's vollendet, so schmettert die Trompete! Auf sitzen die schwarzen Husaren und traben dem Feinde entgegen. Einige auf einer Anhöhe lauernde Kosaken hatten um 7 Uhr Morgens einen heranrückenden Transport von Munition und Lebensmitteln gewahrt, welchen zwei Compagnien Infanterie deckten. Dieselbe Kunstschaft war dem Grafen Hartenberg im Kruge von Lützow durch einen von Gardebusch zurückkehrenden Fuhrmann gebracht worden. Man beschloß sofort, diesen Zug durch einen gleichzeitigen Angriff von drei Seiten auf dem freien Felde zwischen Rosenow und dem Rosenberger Gehölze aufzuheben. Dem Gehölze aus sollte er durch die von vorne angreifenden und ihn an seiner Spitze umschwärmenden Kosaken abgeschnitten und aus den Rosenberger Tannen von einer Abtheilung der schwarzen Reiter angegriffen werden, während der Major selbst, an seiner Seite Körner, in der Richtung vom Hofe Lützow über den Weg sprengend, dem Feinde von hinten in die Flanke fallen wollten. Die Kosaken kamen jedoch zu spät an ihre Stelle und fielen dann gleich über die Beute her, wie ein Mann zu Rosenbagen von einem hohen Baume aus deutlich sah. Dadurch geschah es, daß die ersten Wagen in das Gehölz sich fast bis nach Rosenberg gelangten. Von den übrigen Fuhrleuten, die von den Franzosen zwangsweise in Anspruch genommen waren, machten sich manche die Verwirrung zu nutze, schnitten die Pferde los und jagten davonfelsen. Die Bedeckung aber mußte bald fliehen und zog sich neben und unter der den Weg verperrenden Wagenreihe entlang nach dem Gehölze hin, aus dem sie tirailirend auf die erbeuteten Vorspänne schoß.

Unter den eifrigsten Verfolgern befand sich Theodor Körner. Entflammt von jenem Enthusiasmus und jener „Lützower Weise“, nach welcher ohne Commando und Erlaubniß, im Drange nach persönlicher freier That, alleyeit drauf losgegangen wurde, verließ Körner den Major und gelangte mit einer Zahl Cameraden auf die Nordseite des Gehölzes, an dessen Anfang die dichteste Tirailleurskette sich befand. Hier war die Verwirrung am größten, hier die Verfolgung der aus dem Gehölze feuernden Feinde am heftigsten. Und hier ist die Stelle, wo von Rosenowern noch jetzt die hohe, dunkele Fichte gezeigt wird, die alle anderen bei weitem überragt und aus deren sicherem Versteck die Kugel eines Feindes, den Hals von Körner's Schimmel streifend, den kühnen Reiter zum Tode traf. Unter der Herzgrube in den Unterleib dringend, verletzte sie Leber und Rückgrat. Lautlos sank der Held vom Pferde, zweien heraneilenden treuen Freunden, Helfrich und dem edlen Friesen, in die Arme, die ihn unter dem Feuer der Feinde eine Strecke fortrugen und ihn unter eine Birke niedersetzten, mit dem Rücken an den Baum gelehnt. Noch einmal öffnete der todeswunde Held den Mund; kaum sank er sprachlos um. Mit stummem Schmerze boten ihm die Waffenbrüder auf ein Fuhrwerk. Noch wenige Augenblicke leisen Athems, dann stand das Herz still. Mit Thränen und Liebeslaub bekränzt führten die Genossen die Leiche nach Wöbbelin und mit ihr die des jungen Grafen Hartenberg, der mit noch zwei anderen Lützowern in dem Rosenberger Gehölze auch den Heldentod gefunden hatte. Dort ruht Theodor Körner unter seiner Eiche, neben seiner einzigen Schwester, die aus Gram über den Tod des geliebten Bruders starb, und neben seinem Vater, der den letzten Ruheort bei seinen Kindern suchte.

An der Stätte aber, wo den Dichter und Helden die tödtliche Kugel getroffen, hat in jüngster Zeit eine edle Hand ihm ein Denkmal gesetzt. Schon vorher war jene Stätte nach der Localangabe eines Rosenowers von Tannen frei gemacht und mit zwei Trauerweiden bepflanzt worden. Hier erhebt sich seit dem Jahre 1850 eine Denkſäule von Granit in Form eines Obelisken, welcher unten 3, oben 1¼ Fuß im Geviert mißt und mit dem Grundsteine eine Höhe von 19 Fuß erreicht. Die vordere Seite schmückt „Leyer und Schwert“, darunter stehen Körner's Worte:

„Wachte, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachte empor über unseren Leichen,
Vaterland, höre den heiligen Eid!“

Auf der anderen Seite sind die Worte eingegraben: „Hier fiel Karl Theodor Körner, ein deutscher Mann, am 26. August 1813. Gewidmet von Karl Griesenhagen auf Rosenhagen.“ Den Hintergrund bildet eine dunkele Tannenwand, die im Halbkreise das Denkmal umgiebt.

Des Dichters schöne Mahnung:

„Vergeßt der treuen Todten nicht und schmücket
Auch ihre Urne mit dem Eichenkranz,“

sie ist in dankbare Herzen gedrungen; noch ist kein Jahr vergangen, ohne daß sein Grab und sein Denkmal ihre frischen Kränze trugen und ein Ehrenlied für den Gefallenen an dieser der Vaterlandsliebe heiligen Stätte erklang. Theodor Körner's Ehrentage sind zu frommen Jugendfesten jener Gegend geworden.

Andere Zeiten verlangten andere Feste. Es gab eine Zeit, wo die Feier der Siegestage des „Befreiungskriegs“ an vielen höchsten Orten ungern gesehen wurde, ja, in manchem deutschen Lande sogar verboten war. Man scheute die Erinnerung an jene Kampftaten der Völker, für welche man in der Dankbarkeit der Noth so sehr viel ganz vergeblich versprochen hatte. Damals verging der Nation die Lust zu öffentlichen Ehrenfeierlichkeiten für ihre großen Todten. Oeffentliche Pracht entfalteten nur die Familienfeste der Fürsten, zu welchen die Schaulust der Menge sich unterthänigst hinzutreiben durfte. Der Erinnerung an die Helden des Volks weihete man prunklose Feierstunden in engeren Kreisen, wenn dies nicht gar insgeheim geschehen mußte; ja, schließlich wagte es fast nur noch die akademische Jugend, eine freie politische Meinung öffentlich zu äußern, weil sie durch die begeisternde Anschauung des Idealen über Gefahr und Gram der Gegenwart emporgehoben wurde, während die durch bittere Erfahrungen enttäuschten Männer verdrossen und schweigend zu Boden sahen. Deutsches Leben blühte fast nur noch in den patriotischen Jugendfesten geheimer Verbindungen.

Diese Zeiten sind vorüber. Das Volk entfaltet seine Fahnen wieder am hellen Tage und auf offenem Markt, aber eine dunkele Welle schwebt an seinem Himmel;

„Weht mischt sich selbst in seine Feier,
Ans Freudenrecht der ernste Ton,
Doch rein gerüstet und freier
Der Geist zu Wort und That beroe;“

und wenn vordem der Mann schwieg und die Jünglinge redeten, so ringen jetzt die Männer laut und offen nach dem nationalen Staate, während die Jugend in ihrer großen Mehrzahl kopfhängerisch oder gar gleichgiltig vor der großen Bewegung der Zeit steht. Oder sind die paar tausend Turner, welche von den Millionen deutscher Jünglinge allein nach freiwilliger Wehrhaftigkeit streben, etwa ein Zeugniß für etwas Besseres? — Oder fehlt es für die neuerdings oft ausgesprochene Behauptung — „daß der größere Theil unserer (namentlich „vornehmen“ Jugend, wenn er noch nicht wirklich blasirt ist, doch Blasirtheit heuchelt und, an realistische Anschauungen hingegeben, es nicht mehr der Mühe werth hält, sich von den Helden der Geschichte, wie der Poesie, oder durch Werke der Kunst und Natur, überhaupt durch das Ideale erheben zu lassen“ — irgenwo in Deutschland an zahlreichen leibhaftigen Belegen? Hier gilt es, Baader's Ausspruch: „Nicht erheben werden — ist sinken!“ der Jugend alles Ernstes zuzurufen und ihr ein Beispiel aus ihren Reihen, ein Muster, das selbst den Reihen der Männer zur Zierde gereichen würde, zur Verehrung und Nachahmung aufzustellen.

Und das ist Theodor Körner! — Ihr fragt, was er war? Ein Jüngling war er, der in den Tagen von Deutschlands tiefster Schmach des Vaterlandes Jammer und Noth im deutschen Herzen getragen und des Vaterlandes Schande mit seinem Heldenblute gesühnt hat, ein Jüngling, „der sich zum Helden gesungen und zum Dichter geschlagen“, ein Heldensänger im Schmucke der ersten Jugend. Ja, gerade das erhebt unsern Körner auch für die ernsten Männer zu einer ewig das Herz anziehenden Erscheinung, daß sich in ihm im ersten Bilde darstellt die reine deutsche Jugendlichkeit, in der sich Held und Dichter einen.

Trotz all der Mängel, die das Auge des Alters an der Jugend erkennt, wird kein rechter Mann jemals vergessen, daß gerade in der Jugend sich etwas Höheres, für alle Zeit Bleibendes darstellt, welches als deren schönster Schmuck mit innerer Gewalt die Herzen der Menschen bezwingt, welches der Mann nicht wegwerfen darf, und welches noch am Lebensabend aus dem Auge des jugendlichen Greises leuchtet. Von Theodor Körner mögen wir es lernen. Es ist jene reine, vom Leben nicht abgeschwächte unfreiwillig und das Schöpfers Hand hervorgehende Kraft heiliger Begeisterung, die in ungetheilter Fülle sich allem Edlen und Hohen ganz hingiebt, selbst mit Aufopferung der schönsten Güter dieses Lebens.

Digitized by Google

In solcher Kraft lag dieses Jünglings Größe. Triumphirender Glaube an Gott, helle Zuversicht für die Sache des Rechtes und glühende Vaterlandsliebe erfüllten sein Herz ganz und gar. Und wie er singend in der Kriegsrüstung den deutschen Jünglingen voranschritt, schlugen seine Töne wie zündende Blitze ein in ihre Brust und erfüllten wiederum auch sie mit aller Kraft und Hingebung der edelsten Begeisterung.

Und das ist's, was unserer Jugend Noth thut! Und darum sollen unsere geschäftseligen oder hochgelahrten Jünglinge, — statt sich am frostigen Urtheil einer herzlosen Kritik über „die jugendlichen Leistungen der Körner'schen Muse" vorzeitig abzukühlen — vor Allem die hohe ethische und nationale Bedeutung einer solchen Erscheinung begreifen, achten und lieben lernen; sie sollten die Geschichte der erbärmlichen Zeit, aus welcher Körner's Geist und Herz sich erhob, recht eifrig studiren, damit aus ihr das Bild des Heldenjünglings in voller Klarheit vor ihr Auge trete; sie sollten all das herrliche Glück des Lebens, das Körner für seines Vaterlandes Freiheit und Ehre opferte, in ihren eignen Herzen abwägen: und wahrlich, es müßte das Blut der Jugend anders geworden sein, wenn sie nicht zu einem Körnerbund sich aufschwänge, alljährlich ein Körnerfest mit ihren blühendsten Ehren feierte.

Die Männer, die jetzt rüstig im Kampfe stehen, werden Greise, wenn der Kampf selbst sie nicht vor dem Alter aufreibt; nur eine kräftige Jugend der Gegenwart könnte wieder Männer liefern. Jede Generation hat aber eine doppelte Verpflichtung: die ererbten Kämpfe tapfer fortzuführen und für die Kämpfe, die sie nicht vollenden kann, der Zukunft die rechten Streiter zu erziehen. Darum gilt's, die Jugend vor ihr gerechtes Vorbild zu führen, denn auch des Helden Dichterwort wird in Erfüllung gehen:

Und noch einmal muß in ringen
Wehl in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern lauernd wacht!
Haß und Mißmuth muß du dämpfen,
Neid und Lust und böse Hast;
Dann, nach langen, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust!

Warnung und Trost.

„Der persönliche Schutz" und das „stärkende Heilverfahren" von Laurentius.

Es giebt heutzutage eine große Menge von Gemüthskranken, besonders unter den Jünglingen und jungen Männern, welche sich mit dem unglücklichen Wahne das Leben verbittern, daß ihr Körper in Folge früherer, im jugendlichen Leichtsinn begangener Verstöße gegen ihre Gesundheit für's ganze Leben total ruinirt sei. Diese Kranken, denen eine beklagenswerthe Scham und Scheu vor gebildeten Aerzten innewohnt, sind fast alle durch solche Bücher in ihren Jammervollen und oft zur Verzweiflung führenden Zustand gerathen, welche, nachdem der Leser durch haarsträubende Krankengeschichten in Angst und Schrecken wegen seiner Zukunft versetzt worden ist, ein sicherheilendes, aber geheimes und sehr kostspieliges Arzneimittel empfehlen, was aber stets ein ganz billiges und nichtsnutziges Mixtum ist.

Unter diesen Büchern nehmen „der persönliche Schutz" und unter jenen Arzneimitteln eine mit Hülfe dieses Buches empfohlene „Kräftigungstinctur" den obersten Rang ein. Beide werden durch einen Hrn. Laurentius in Leipzig vertrieben, und das Verfahren dabei ist folgendes: Nachdem der ärztliche und verzweifelste Gemüthskranke jenes Buch (dessen Preis 1 Thlr. 10 Sgr. ist und das zur Zeit in der 24. Auflage existirt) durchstudirt und aus den beigefügten, nur mit Buchstaben unterzeichneten Briefen ersehen hat, daß schon manchem ähnlichen Kranken durch das Laurentius'sche Mittel angeblich geholfen worden ist, wendet er sich schriftlich und, wenn sein Brief nicht unbeantwortet bleiben soll (wie auf der letzten Seite des Buches zu lesen ist), mit Beifügung von 3 Thalern an Hrn. Laurentius. Dieser, früher verarmter Buchhändler und jetzt Particulier, läßt nun, wie er im Buche sagt, die Mittheilungen des Kranken der gewissenhaftesten ärztlichen Prüfung (zur Zeit eines Hrn. Raths und Doctors Schmidt) unterwerfen, und es erhält hierauf sehr bald der Patient von jenem Arzte ein Schreiben, worin dieser außer einigen unbedeutenden ärztlichen Rathschlägen ein tonisches Heilverfahren für ganz unerläßlich erachtet. Diese kräftigende Verfahren besteht nun darein, daß der Kranke 40 Thlr., aber, wie besonders eingelegte Zettelchen besagen, lediglich an die bekannte Adresse des Hrn. Laurentius, einschicken muß, um die Kräftigungstinctur zu erhalten. Diese läßt denn auch nicht lange auf sich warten, sie kommt aber von Köthen her und muß nun nach den übersandten, theils gedruckten, theils von Hrn. Laurentius geschriebenen und vom Hrn. Dr. Schmidt unterzeichneten Vorschriften (von denen besonders die 8te sehr eigenthümlicher Art ist) verwendet werden. Schafft sie, wie dies stets der Fall, keine Hülfe und sind dem Patienten immer noch nicht die Augen über das Wesen des stärkenden Heilverfahrens aufgegangen, so thut er abermals den Beutel auf, macht noch eine halbe oder wohl gar eine ganze Periode für 20 oder 40 Thlr. durch und geht schließlich, nachdem er nun um 60 oder 80 Thlr. leichter, aber wegen seines Leidens noch nicht erleichtert ist, doch noch zu einem ordentlichen Arzte, um sich sagen zu lassen, daß er ein — war.

Jene 40thälerige Kräftigungstinctur, die allerdings nichts Schädliches, aber auch keine absonderlichen Stärkungsmittel enthält, kann sich für wenig Geld Jedermann selbst mischen, denn sie besteht hauptsächlich aus Eisen und Chinin. Man bereitet sie auf folgende Weise: Man löst 52 Gran Eisen in 1 Unze Salzsäure auf, erwärmt die Auflösung, setzt so lange Salpetersäure in kleinen Mengen hinzu bis sich alles Eisenoxydul in Chlorid verwandelt hat, und filtrirt. Andererseits löst man 60 Gran schwefelsaures Chinin in der nöthigen Menge verdünnter Schwefelsäure auf, vermischt beide Auflösungen, fügt 40 Unzen ordinären weißen Wein und endlich noch so viel Brunnenwasser hinzu, daß das Ganze 100 Unzen wiegt und hat sich so 40 Thlr. verdient. — Doch giebt es auch noch einen andern Weg, um billiger als für 40 Thlr. und zwar mit Ersparniß von 10 Thlr. zu der ganz echten Kräftigungsarznei zu kommen. Man umgeht nämlich die „bekannte Adresse" des Hrn. Laurentius und wendet sich sofort an den Hrn. Dr. Schmidt (Carolinenstraße Nr. 3), der thut's für 30 Thlr., ob aber auch wie Hr. Laurentius von Köthen aus, weiß ich nicht. Schon aus dieser enormen Preisermäßigung läßt sich schließen, wie's um jenes Geheimmittel stehen muß.

Wer sind denn nun aber, und zwar zuvörderst hinsichtlich ihrer Finanzen, die Kranken, welche sich bei Hrn. Laurentius ärztlichen Rath für schweres Geld holen? In der Regel Solche, die ihre Groschen sauer verdienen müssen und sich oft das Nothwendige absparen, um die Summe für das Laurentius'sche Heilverfahren zu erübrigen. Und wären sie auch noch so arm, niemals wird ihnen, trotz alles Flehens, von den 40 Thlrn. für die erste achtwöchentliche Periode (z. i. nämlich etwa 3 Maß von obiger Flüssigkeit) ein Groschen abgelassen. Höchstens bei Wiederholung der Cur tritt eine Ermäßigung von 10 Thlr. ein. Wohlhabende geben äußerst selten in die Falle.

Wie sieht es ferner mit dem Krankheitszustande Derjenigen aus, die dem persönlichen Schutzpatrone in die Hände fallen? Die meisten von ihnen sind jerungelumte Leute, die sich ganz unnützer Weise sormwährend mit Onanielwehsiten herum quälen und jedes Zwicken im Rücken oder in den Beinen für den Anfang der Nervenschwindsucht und dergleichen halten. Andere sind in der That in Folge von Jugendsünden entweder in der kräftigen Entwickelung ihres Körpers zurückgeblieben oder werden von Bösewerden heimgesucht, die einem geschwächten Nervensysteme ihre Entstehung verdanken. Aber ein hoffnungsloser Zustand ist das durchaus nicht und am allerwenigsten ein Zustand, bei dem von Arzneien Heil zu erwarten steht. Nur ein richtiges diätetisches Verhalten bringt hier Hülfe, und dieses muß durchaus von einem verständigen Arzte, aber nicht etwa brieflich, ohne den Kranken gesehen zu haben, sondern erst nach genauer Untersuchung desselben angeordnet werden.

Nur ganz im Allgemeinen lassen sich folgende Rathschläge ertheilen. Zuvörderst muß natürlich Vatern von Schwächungen und Reizungen aller Art abstehen, und dahin gehört auch der Miß-

Digitized by Google

brauch des kalten Wassers (in Gestalt von Sitzbädern, Uebergießungen, Abreibungen ꝛc.), sowie der Genuß spirituöser und nervenerregender Getränke (starken Kaffees und Thees). Sodann ist die Kräftigung des Nervensystems durch richtige Ernährung seiner Masse mit Hülfe von passender reizloser, kräftiger Nahrung (ganz besonders durch fette Milch), reiner Luft und Wärme (warmer Bäder) zu erstreben. Was die Körperbewegung betrifft, so kann eine angestrengtere recht leicht schaden, wenn Patient schwach von Muskelatur und arm an Blute ist; ebenso verlangt auch die geistige Arbeit eine zweckmäßige Regulirung, und diese versteht nur der Arzt nach dem betreffenden Krankheitszustande einzurichten. Vor allen Dingen suche sich Patient aber aus seinem Trübsinn zu reißen und eine heitere Gemüthsstimmung zu gewinnen.

Den zu häufigen nächtlichen Störungen läßt sich dadurch begegnen, daß man nicht spät Abends, sondern bei Zeiten ißt und trinkt, nur gehörig müde und schläfrig, aber wo möglich zeitig in's Bette geht, auf hartem, kühlem Lager (mit fester Matratze oder Strohsack und leichter Decke) und nicht auf dem Rücken schläft, das Schlafzimmer den Tag über ordentlich lüftet, zeitig und gleich nach dem Erwachen aufsteht oder sich gewöhnt (durch Gewecktwerden), in der Nacht zu bestimmter Zeit aufzuwachen, um zu uriniren. Der Verdauungsproceß muß stets in Ordnung erhalten werden.

Und nun noch die Bitte: man lasse mich doch endlich einmal mit Anfragen nach dem Lauremins'schen Heilverfahren und um dem Verlangen nach ärztlichem Rathe auf dieße brieflich Mittheilungen hin in Ruhe.

Beck.

Pariser Bilder und Geschichten.

Von Sigmund Kolisch.

La Messe.

Vielleicht würde Europa gerettet, aus der lähmenden Bedrängniß durch gewaltsam erzeugte Verhältnisse gerissen, zum freien Gebrauch seiner niedergehaltenen höheren Kräfte gebracht, wenn es ihm gelänge, den fürchterlichen Trieb der stehenden Heere von seinem Herzen und seinem Gehirn zu schütteln und der absoluten Herrschaft der Disciplin über nahe an drei Millionen kräftiger bewaffneter Menschen ein Ende zu machen. Wer das feldratische Fühlen und Denken unseres Weltheils aufheben würde, wäre vielleicht dessen Erlöser. Das Christenthum, das die Welt erobert hat, weit entfernt, dieses große Ziel, welches ihm offenbar vorschwebte, zu erreichen, wurde von dem feldratischen Geist, so zu sagen, überwältigt und gezwungen, mit sich selber zu brechen, das Schwert, das Werkzeug des Hasses, es verwirft, heilig zu sprechen und selbst das Bajonnet zu weihen.

Beneidenswerth, tausendfach beneidenswerth die Völker, die durch glückliche Verhältnisse und ihren eigenen Werth in den Stand gesetzt wurden, sich der stehenden Heere zu entledigen, die selbst für eine erwünschte Ruhe und Ordnung zu sorgen wissen, statt eine Leibwache zu bezahlen, die sie noch mehr unterdrückt, als beschützt, die weit mehr kostet, als sie einbringt, und die gefährlicher ist als das Uebel, welches sie abhalten soll. Tausendfach beneidenswerth das Land, wo kein unheimliches Tagengeklirr das erschöpfte Treiben und Walten der Künste und Gewerbe stört, wo das Gesetz Gewalt besitzt, statt daß die Gewalt Gesetze giebt, und wo nicht ewig und immer, wie von jenem Barbaren zu Rom, statt aller Beweise Eisen in die Wagschale der Entscheidung mit dem Rufe geschleudert wird: Lex in illi Mars — das Schwert ist mein Gesetz!

Meinen Widerwillen gegen das Soldatenthum auf die Soldaten übertragend, habe ich von jeher in Hader mit dem Militär gelebt, namentlich mit Officieren, welche ich als die wesentlichen Bestandtheile der gefährlichen Institution, der sie angehören, abstract aufzufassen das Unrecht hatte, das große Unrecht. Ich vergaß, daß ein menschliches Herz unter der Uniform ein menschliches Herz bleibt, und daß ein Soldat „blutet, wenn man ihn sticht, und lacht, wenn man ihn kitzelt," wie Shylock von sich selber sagt. Schwer habe ich meine Abirrung gebüßt. Im Jahre 1848, wenige Tage nach einem Proceße, der gegen mich wegen Beleidigung des Militärs eingeleitet worden war, rettete ein österreichischer Officier mir das Leben und bändte glühende Kohlen auf mein Haupt.

Es sei mir gestattet, den Hergang der Sache hier zu erzählen, ob es mich gleich von dem eigentlichen Gegenstand der Behandlung ablenkt — zum Ruhme des Mannes, dessen Namen zu nennen beklagenswerthe Verhältnisse noch immer verbieten. Und möge der Erle, wenn ihm diese Zeilen zu Gesichte kommen, aus denselben die ganze Tiefe ungeschwächter Dankbarkeit und den heißen Wunsch meiner Seele herauslesen, daß mich eine glückliche Fügung in die Lage brächte, ihm wenigstens einen Theil der großen Schuld abtragen zu können.

Am 30. October des Jahres 1848 rückten die Truppen, welche die Stadt mit eisernen Armen immer fester und enger umstrickungen hatten, in Wien ein. Unter ihnen Fußtruppen rund sich sterbend die Revolution. Wer von den Männern der Bewegung die Dinge nicht, wie Jellinek, unrichtig beurtheilte, war der Ueberzeugung, daß es in der Hauptstadt Oesterreichs zu einem blutigen Verfahren kommen würde, und war ganz natürlich bedacht, der Gefahr, je gut es ging, sich zu entziehen. Viele suchten Schlupfwinkel und Verstecke aller Art, ich zog es vor, mich bei meinem Freunde L., der in einer der vornehmsten Straßen der Stadt wohnte, unterzubringen, in der Voraussetzung, daß nach diesem Punkte die Polizei und die Militärbehörde ihre geringste Aufmerksamkeit richten würden. Meine Berechnung war richtig: das Haus blieb von Durchsuchungen verschont, während anderwärts die polizeilich-militärischen Ueberfälle zur allgemeinen Bestürzung fortdauerten. Zum Ueberfluß war es meinem Freunde gelungen, einen Spion von der Polizei selbst in Sold zu bekommen, so daß wir davon vorher unterrichtet worden wären, wenn uns ein Besuch der Häscher gedroht hätte. An ein Entkommen war vorläufig nicht zu denken; denn die Thore der inneren Stadt wurden gesperrt, die sogenannten „Linien", welche ganz Wien einschließen, streng bewacht, und nur mit einem Erlaubnißschein oder einem Paß, von dem Kriegsrathe ausgestellt, konnte man in's Freie gelangen. Es hieß alle, trotz dem drohenden Schwerte über dem Haupte, Geduld haben und — warten. Offen gestehe ich, daß mich jetzt die Erinnerung an jene Gefahr tiefer ergreift, als mich damals, in den Augenblick allgemeiner und eigener Aufregung, die vorhandene Gefahr zu bewundigen vermocht hat. Ich wartete daher mit Geduld und Fassung.

Zwei Tage nach dem Einrücken der Truppen hörte ich klingeln; ich trat aus einer am Ende der Wohnung befindlichen Stube, welche mir zugewiesen worden war, in die Küche, von wo aus ich nach der äußeren Thüre sehen konnte, ohne von dem Eintretenden gesehen zu werden. Wie erschrak ich, als ich eine Militäruniform gewahrte! Doch beruhigte ich mich bald, denn ich sah, daß die Uniform einem im Range etwas höheren Officiere gehörte, der ohne alles Gefolge kam und in einer Weise mit meinem Freunde sing, die gar nichts Schlimmes ankündigte. Der Diener, welcher geöffnet hatte, führte den Officier in eines der Gemächer, und ich, ohne weiter auf den Besuch zu achten, zog mich, der augenblicklichen Sorge entschlagen, in meine Stube wieder zurück. Nach ungefähr einer Stunde trat Freund L. mit unwohlich ernster Miene bei mir ein und zeigte mir an, daß soeben ein Officier, zu dem er seit langer Zeit in freundlicher Beziehung stehe, bei ihm zu Besuche war und sich für den Abend zu einem Essen und zu einem Spiel angesagt habe. „Welcher Art ist denn dieser Herr, den Du soeben empfangen hast?" fragte ich. „Ich habe ihn nie anders, als höchst angenehm, achtungswerth und als einen Mann gefunden, mit dem sich's recht angenehm verkehren läßt; doch gehört er mit Leib und Seele seinem Stande an, und er faßt die politischen Ereignisse nicht um ein Haar anders auf, als seine Cameraden, und als sie von der Armee im Ganzen aufgefaßt werden. Er zeigte sich in unserer Unterhaltung äußerst erbittert gegen die Partei, welche er die Partei des Umsturzes nennt."

„Wo sind sie denn — die Kolisch, die Becher, die Greiner, die Maler und die Helden alle? warum zeigen sie sich denn jetzt nicht?“ hat er ausgerufen, als er auf den Kampf zu sprechen kam, den das Heer gegen Wien zu bestehen hatte. Du siehst, daß er Deinen Namen an der Spitze der Verhaften genannt hat, wahrscheinlich weil Du es so anstehnend zur Verstanden hast, das Militär gegen Dich aufzubringen, weil Du die Armee am tiefsten beleidigt hast; ich vermag es nicht zu sagen, in welcher Weise er gegebenen Falls die Pflichten des Officiers mit denen des Mannes von Welt und des Freundes auszugleichen suchen möchte, und es bleibt daher auch zu bedenken, ob und wie Du Dich ihm darstellen sollst, oder ob es nicht räthlicher für Dich wäre, in Deiner Stube zurückgezogen unsichtbar zu bleiben.“

„Nun mir sie sich,“ entgegnete ich, „wiederstreeb es meinem Wesen, verwaiert zu bleiben; äußerdem halte ich nichts für gefährlicher, als eine strenge Verborgenheit, in der das geringste Geräusch, jede Bewegung, das Zipfeln eines Gewandes zum Verräther werden und den Verborgenen an's Messer liefern kann. Meine Ansicht geht also dahin, daß ich, wie die anderen Hausgenossen, aber unter einem fremden Namen, vor Deinem militärischen Gaste erscheine.“

X., die Richtigkeit meiner Bemerkungen anerkennend, trat entschieden meiner Ansicht bei; es wurde eine Versammlung von all den jungen Leuten gehalten, die da aus- und eingingen und auf deren Gegenwart für den Abend zu rechnen war; es wurde ihnen der gefaßte Beschluß kundgethan und ihnen auf's Nachdrücklichste eingeschärft, daß sie mich in Gesellschaft des Officiers um keine Welt anders als Dr. Bayer zu nennen hätten. So waren wir denn vollkommen vorbereitet, den Officier zu empfangen. Er kam gegen acht Uhr Abends und zum einen so munteren kreis, als es der Druck der politischen Atmosphäre nur zuließ. Aus verschiedenen Gründen nenne ich von den anwesenden Gästen nur Moritz Hartmann, der während der ersten Octoberwage mein unzertrennlicher Genosse geblieben und von mir in dem Hause meines Freundes eingeführt worden war. Zunächst ist er gegen jeden Schaden und sogar jene Unannehmlichkeit in Folge der Nennung seines Namens sicher gestellt, und dann spielt er eine hervorragende Rolle in der Scene, die vorzuführen ich im Begriffe stehe. Kurz nach der Ankunft des Officiers, kaum daß die herkömmlichen Vorstellungen stattgefunden hatten, wurden lange Wiener Pfeifen angebrannt. Das Spiel, für welches er sich aussprach, und das wir annahmen, war „halb Zwölf“. Obgleich mir den Karten eifrig beschäftigt, unterließen wir nicht, dem Tabak häufig zuzusprechen, von dem ein Berg auf einem Tische feinwärts aufgethürmt war.

Als meine Pfeife zu Ende geraucht war, ging ich an den Tabakvorrath heran, um auf's Neue zu stopfen. Indeß war die Reihe an mich gekommen, dem „Bankier“ Rede zu stehen; da ich aber fehlte, rief Hartmann, in das Spiel vertieft und die erhaltene Weisung vergessend: „Kolisch, soll ich Ihre Karten aufnehmen?“ Wie von einem Pfeile getroffen fuhr ich zusammen, nun den Blick abwechselnd auf den Officier nur auf den Tegen heftete, den er beim Eintritt in einen Winkel der Stube gestellt hatte, blieb ich sprachlos; Hartmann, noch immer nicht erkennend, welchen Irrthum er begangen, und in der Meinung, daß ich nicht höre, wiederholte lauter und nachdrücklicher die Frage: „Kolisch! soll ich Ihre Karte aufnehmen?“ Ich beharrte in meinem Schweigen, unausgesetzt den Officier und den Degen im Auge, entschlossen, wenn es nöthig würde, zum Aeußersten zu schreiten, um mein Leben zu vertheidigen.

Nun wurde Hartmann, durch die Fußbewegung eines der Nebensitzenden erinnert, sich plötzlich seiner Unbedachtsamkeit bewußt. Entsetzen und Verzweiflung, so ergreifend, wie sie mir noch nie entgegengetreten, malten sich auf seinem totenblassen Angesicht. Der Officier jedoch, welcher weder zu sehen noch zu hören schien, was um ihn her sich zutrug, blieb auf seinem Platze und beschäftigte sich sehr eifrig mit der „Bank“, die er übernommen hatte, und ich kehrte, nachdem ich meine Pfeife angebraunt hatte, ruhig auf meinen Platz zurück und fuhr fort, an dem Spiele Theil zu nehmen. Erst nach einer halben Stunde, während welcher ich über meine Lage reiflich nachzudenken mir angelegen sein ließ, schützte ich einen Grund vor und entfernte mich. Mir leuchtete die Nothwendigkeit ein, mich nach einem andern Asylenhalte umzusehen, um nicht einer offenbaren Todesgefahr ausgesetzt zu bleiben. Ich ging.

Es war eine fürchterliche Nacht; die Finsternis flammete sich an dem Himmel fest und erröthete das Licht der Sterne; zitternd, als fürchtete er sich, schlüpfte der matte Schimmer der Laterne durch das Dunkel; der Regen goß in Strömen hernieder, von einem Winde gepeitscht, der mit eisigen Schauern daherbrauste; die Straßen waren menschenleer, nur hie und da kam ich auf meiner Wanderung nach einem Unterkommen an einem Bivouak böhmischer und kroatischer Soldaten vorüber, die ich an den Lauten erkannte, in welchen sie das Unwetter verwünschten, und die sich vergebens anstrengten, die Feuer zu unterhalten, an denen sie die erstarrten und durchnäßten Glieder wärmen könnten. Eines Wagens mich zu bedienen, war nicht möglich; denn ich mußte Vorsicht gebrauchen und eine scharfe Beobachtung anstellen, bevor ich in irgend eine Wohnung trat, um nicht den Schirren in den Wurf zu kommen und selbst mich dem Verderben Preis zu geben. Ein Fiaker, den ich in der Ferne hätte müssen stehen lassen, konnte mich verrathen. So lief ich denn dahin durch die wilde, unheimliche Nacht, die ich mein Lebelang sicher nicht vergessen werde, von Bekannten zu Bekannten, von Freunden zu Freunden, um ein Plätzchen zu finden, wo ich in Sicherheit bleiben könnte; aber umsonst —: überall drohten die Durchsuchungen, man wußte es und man wies mich meines eigenen Heiles wegen mit Zittern zurück; mit überströmender Angst, die und da mit Weinen drängte man mich zu rascher Entfernung; es blieb mir nichts Anderes übrig, als mich der Gefahr zu überlassen, der ich zu entrinnen suchte; mit der Resignation der Verzweiflung rief ich mir selber zu: nun komme, was da wolle! und so kehrte ich, von dem Laufe ermüdet, von dem Regen bis auf die Haut durchnäßt, ein Selbstanklagegebener, in die Wohnung meines Freundes X. zurück.

Ich fand die Gesellschaft, welche ich verlassen hatte, noch beisammen und guter Dinge beim Abendessen. Ein freudoser Gast nahm ich an dem Tische Platz, und in die Gespräche mich mischend, verbarg ich, so gut ich konnte, die innere Bewegung. Nach beendeem Abendbrot empfahl sich der Officier und verfprach, den nächsten Tag wiederzukommen. Er reichte mir die Hand, als er ging. Er kam den nächsten Tag und auch die folgenden Tage nur reichte mir die Hand, so oft er kam, so oft er ging. Niemals sprach er meinen Namen aus, eben so wenig den echten, als den falschen. Vier Tage nach seinem ersten Besuche erbot er sich, einem aus unserm Kreise, dessen Aeußeres sich dem meinigen am meisten näherte, eine Geleitkarte vom Kriegsrath zu verschaffen, welche es demselben möglich machen würde, eine Geschäftsreise an die preußisch-schlesische Grenze vorzunehmen. Es versteht sich von selbst, daß unser Hausgenosse das Anerbieten annahm. Mit den Worten: „Gebt wohl Acht, daß keine Ungeschicklichkeit vorfällt,“ händigte der Officier meinem Freunde X. den Geleitbrief ein, dem ich es dank, daß ich aus der Stadt und dann über die Grenzen Oesterreichs glücklich entkam.

Der zarte Retter meines Lebens hatte mich, wenn auch nicht seinem Stande, so doch seinen Staatsgenossen näher gebracht, und es erklärt sich wohl leicht, daß ich seit dieser Begebenheit meine schroffe Anipathie gegen die Uniform aufgab und Verbindungen mit Kriegsleuten anknüpfte, denen ich früher, da mir die Uniform den Mann bedeutete, aus dem Wege gegangen wäre.

Einer meiner militärischen Freunde zu Paris führte mich in eine „Messe“. „La Messe“ nennt man das Speisehaus, wo sich die Officiere der kaiserlichen Garde zu gemeinsamem Genusse des Morgen- und Mittagbrodes versammeln. Die kaiserliche Garde hat diese Einrichtung, wie so manche Vortheile, vor den anderen Truppen voraus. Jedes Regiment hat seine besondere „Messe“. Die Einrichtung ist in sofern demokratisch, als sich alle militärischen Abstufungen vom Unterlieutenant bis hinauf zum Obristlieutenant, der an der langen, langen Tafel den Vorsitz führt, zusammen finden und einige Stunden auf gleichem Fuße mit einander leben und essen. Ich würde nicht zu unterscheiden gewußt haben, wer von den anwesenden Officieren höher oder niedriger steht, wenn es die äußeren Abzeichen nicht verrathen hätten, so ungezwungen und frei von jeder Pedanterie ist ihr Verkehr unter einander, so glatt und leicht ihr Benehmen. Man erwarte nicht, daß ich viel Rühmens von den französischen Soldaten mache, obgleich ihre Milde und Menschlichkeit sogar in feindlichen Ländern gepriesen wird; denn ich habe sie am 2., 3. und 4. December des Jahres 1851 gesehen, wie sie auf Befehl Ludwig Napoleon's in den Straßen von Paris auf Wehrlose und Unbewaffnete schossen und hieben, um die Gesellschaft, die Familie und die Religion zu retten; aber einen Unterschied zwischen dem französischen Soldaten

und den anderen Soldaten des Continents muß ich doch anerkennen: es ist etwas mehr von der Nation in ihm, es ist etwas mehr von ihm in der Nation, und so sind das Heer und die Nation mehr mit einander verwachsen, was freilich weit mehr dem Heere als der Nation zum Lobe gereicht. In den Ländern, wo stehende Heere zu den Staatsbedürfnissen zählen, macht das goldene Portepée hoffähig; in Frankreich ist man hoffähig ohne Officiersrock, ohne jeden Rang, ohne jede sociale Bevorrechtung. Der Kaiser Napoleon hat sich selber einen Emporkömmling genannt; wer sollte für unwürdig erkannt werden, am Hofe eines Emporkömmlings zu erscheinen? Der Officiersrock hat also vor dem schwarzen Frack nicht viel, wenigstens das nicht voraus, worauf anderwärts der dem Bürgerstand entwachsene Wehrmann besonderen Werth legt.

Auf einer Reise nach Rom sah ich zu Civita-Vecchia an einer Wirthstafel einen französischen Obristen mehrere seiner Untergebenen bewirthen und zwei Sergeanten, die mit zur Gesellschaft gehörten, mit einer Zuvorkommenheit behandeln, von der sich die Weltweisheit eines preußischen Lieutenants nichts träumen läßt. Noch mehr als die Liebenswürdigkeit des Obristen fesselt mich die Unbefangenheit der Sergeanten, mit welcher sie, ebenso entfernt von Selbstüberhebung wie Kriecherei, die Freundlichkeiten ihres Vorgesetzten hinnahmen. Derselbe Geist geht durch alle Classen der französischen Gesellschaft und trat mir recht auffallend in der „Messe“ entgegen.

Wie den Franzosen vor anderen Nationen am allerwesentlichsten seine geselligen Fähigkeiten, ich möchte fast sagen, seine gesellige Tugend auszeichnet, so mildert insbesondere diese französische Eigenheit den militärischen Sondergeist, der anderwärts so unerquicklich, nicht selten empörend auftritt. Es blieb mir ganz behaglich zu Muthe, als ich an der Seite meines Führers in diese nach so vielen Seiten hin fremde Gesellschaft von mehr als 150 Officieren trat, die mir fast ganz fremd war, und von der mich die völlige Verschiedenheit des Denkens und Empfindens, des Wollens und des Strebens so weit abhält: nichts von dem stolzen Dünkel, der auf hohen Stelzen einherschreitet und auf Jeden, wie hoch er auch stehen mag, nach unten guckt, machte sich bemerkbar. In den Blicken Aller sprach sich die freundliche Begrüßung des eingeführten Fremden und der Wunsch aus, ihm angenehm, ihm gefällig zu sein; obgleich man sich fern hielt, zeigte man sich doch wie zu mir gehörend, mit mir in Verbindung.

Jede Woche ist da großer, glänzender Empfang: da spielt die Musikbande, da kommen Frauen und Mädchen, die den Officieren vermählt, verwandt oder befreundet sind, und für die ein besonderer Speisesaal eingerichtet ist; denn an die Officierstafel werden sie nicht zugelassen, weil man von der tiefen Wahrheit des spanischen Sprüchwortes*): „quien es ella? — wer ist sie?“ durchdrungen ist und fürchtet, daß die vertrauliche Nähe der Frauen Streit und Hader unter den reizbaren, in tödtlichen Waffen geübten Kriegsleuten herbeiführen würde. Alles ist in großer Gala; die Aufwärter, aus gemeinen Soldaten bestehend, sonst in Civil, sind an diesem Tage in Uniform; die Gänge der Speisen sind vermehrt, die Weine üppiger, das Tafelgeschirr reicher, vornehmer, kurz, Alles ist festlich geschmückt, auch die allgemeine Stimmung. Eine Glocke ruft zu Tische, die Geladenen sitzen neben denen, von welchen sie geladen wurden; es ist ein Gebot der Höflichkeit, daß man seinem Gaste mit Wein von ausnahmsweiser Qualität aufwartet; in diesem Falle muß nach der Regel des Hauses dem zweiten Nachbar des Fremden von dem köstlichen Getränke auch dreimal werden, wahrscheinlich um auf diese Weise den Gast mit einem Dritten in Berührung zu bringen und einen Anknüpfungspunkt mehr zwischen ihm und der Gesellschaft herzustellen.

Die Speisen, selbst an gewöhnlichen Tagen, sind trefflich bereitet und reichlich geboten. Jeder kann von dem Aufwärter so oft verlangen, als es sein Appetit erheischt. Von dem Grundsatz des Heerführers einer älteren Zeit, daß eine Katze und ein Soldat entweder ausgehungert oder gut genährt sein müssen, um für ihren Beruf zu taugen, hat Ludwig Napoleon offenbar den zweiten Theil angenommen: nie war eine Armee besser, nie vielleicht so vortrefflich versorgt und verpflegt, nie in dem Maße mit Allem versehen, was zur Erleichterung und Bequemlichkeit dienen kann, wie die Armee des zweiten Kaiserreiches. Ludwig Napoleon hat den Thron aus den Händen der Armee erhalten; was ist natürlicher, als daß er Alles anbietet, um sich die Gunst dieser Machtverleiher zu bewahren! Die Wohlgesinnten und Scharfblickenden schreien über diese Begünstigung, welche aus der Armee einen Staat im Staate macht, oder gar einen Staat gegen den Staat, sie beklagen den Verlust des Einflusses der Revolution von 1789 und des Bürgerkönigthums von 1830, die Alles bürgerlich zu machen wußten, selbst den Soldaten; denn wenn auch die Tradition, sagen sie, welche den Soldaten mit dem Bürger vereinigt, bis jetzt noch einige Gewalt behält, so steht zu fürchten, daß die Angewöhnung im entgegengesetzten Sinne vernichten möchte, was der Tradition an Kraft übrig bleibt.

Der französische Soldat bezeichnet den Bürger mit dem Spottnamen „Pekin“, und der Bürgerliche nennt den gewöhnlichen Soldaten zu Fuß zum Hohne „Piou-Piou“ — allein der Hohn liegt im französischen Charakter, und das stechendste Wigwort versetzt nicht, es wird mit derselben Leichtigkeit hingenommen wie abgeschnellt, und wenn sich Soldat und Bürger auch gegenseitig über einander lustig machen, so vertragen sie sich bis jetzt noch ganz leidlich. Damit der französische Soldat leichten Herzens auf den Bürger ziele, muß er all' seine Erkenntniß in Absynth ersäuft haben; der Absynth kann alle Regierungsnothwendigkeit werden!

Die Kosten der gemeinsamen Tafel werden nach dem Saint Simonistischen Grundsatze: „Jeder nach seinem Bedürfniß, von Jedem nach seinem Vermögen“ bestritten, d. h. mit andern Worten: Jeder zahlt nach Maßgabe seiner Einnahme und ißt nach Maßgabe seines Appetits, so daß der ältere Obristlieutenant, welcher offenbar nicht so viel an Speise vertragen und verdauen kann, doppelt so viel zahlt, als der Unterlieutenant, dessen Magen in der heißesten Schlacht nicht wankt. Das geringste Kostgeld sind 2 Franken 5 Sous per Tag. Die heitere Laune an der Tafel wird lediglich durch den Anstand begrenzt; kein lästiges Anfeben irgend eines Vorgesetzten legt sich bleiern auf die Schwingen des Verkehrs. Zwei Officiere, welche zu spät zum Essen kamen, wurden, als sie in den Saal traten, von der Gesellschaft mit donnerndem Hohngelächter und Zischen empfangen, ohne daß der Präsident auch nur im Entfernesten Miene gemacht hätte, diesem etwas ausgelassenen Scherz entgegenzutreten.

Die Gespräche an der Tafel sowohl, als vor und nach dem Essen, drehten sich um Dinge geringer Bedeutung, um Nichtigkeiten, die nicht würdig sind, den Sinn eines Mannes zu beschäftigen. Von Vielen wurden Kleidungsangelegenheiten mit solcher Umständlichkeit besprochen und gewannen in dem Maße Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß ich mich unter Frauen zu befinden glaubte, und zwar unter solchen Frauen, für die es keine höhere Lebensfrage giebt, als die Toilette. Sehr lebhaft interessirten sich Alle für eine neue Uniform, welche der Garde nach Angabe des Kaisers selbst bevorstand, und als ein Mann, von dem Regimentsschneider abgesendet, ein Muster dieser neuen Bekleidung auf dem Leibe, in den Saal kam: da waren Alle von der Erscheinung wie ergriffen, da war des Schauens und Betrachtens, des Besprechens und Beurtheilens kein Ende. Der grüne Rock mit gelben Schnüren an der Brust, den der Mann vorführte, ist seither Gegenstand des Volkspottes und des Witzes der Lachblätter geworden, von den Officieren aber hat es kein einziger gewagt, dem allerhöchsten Geschmacke, nach welchem das Kleid gefertigt war, laut zu nahe zu treten, die unabhängigeren lebten weniger oder schwiegen.

Wir befanden uns in der an den Speisesaal stoßenden Rauchstube, als auf meinen Freund einer seiner Cameraden mit wichtiger Miene zukam.

„Lieutenant L.,“ sagte er ihm, „der Oberlieutenant C. ist sehr heftig gegen Dich aufgebracht!“

„Gegen mich?“ rief verdutzt mein Führer, „und weshalb?“

„Weil Du Dich, wie er sagt, rücksichtslos gegen seine Frau benommen, indem Du in einer Waggonabtheilung, in welcher auch sie sich befand, mit einer Dame von unklarer Beziehung zu Dir conversirt hättest.“

„Ich habe nicht gewußt, daß ich die Frau Lieutenant C. selbst auf neutralem Gebiet um jeden Preis vermeiden müsse! Uebrigens,“ setzte er mit einiger Heftigkeit hinzu, „mag der Lieutenant C. die Sache nehmen, wie er will.“

Nach einer Minute hörte man beteits in verschiedenen Grup-

*) Die Spanier wollen mit diesem Sprüchwort andeuten, daß hinter allen wichtigen Begebenheiten und Ereignissen ein Frauenzimmer steckt.

pen ten Vorfall mit großer Lebhaftigkeit besprechen. Noch eifriger unterhielt man sich von einer Begebenheit, die sich an einem früheren Empfangtage zugetragen hat. Ein Lieutenant hat eine Dame von verdächtigem Aeußern eingeführt; da aber auch die Frauen und Töchter der Officiere in die „Messe“ kommen, so geht eine sehr strenge Bestimmung dahin, daß kein Officier das Recht habe, Frauen von unanständigem Lebenswandel mit in die „Messe“ zu bringen. Kaum war die Verdächtige in den Saal getreten, als unter den Frauen ein Geflüster entstand, das immer lebhafter wurde und sich immer weiter verbreitete, den männlichen Theil der Gesellschaft ergriff und endlich bis zum Obristlieutenant drang. So schenend als möglich für die Fremde schritt der Präsident der Tafel zur Untersuchung des Gegenstandes.

„Kennen Sie die Dame, welche Sie hier eingeführt haben, genau?“ frug er den Lieutenant, den er abseits führte.

„Gewiß! mein Obristlieutenant!“ erwiderte der Angeredete.

„Was ist und was treibt sie?“

„Sie steht an der Spitze einer Modehandlung der rue des martyrs!“

„Ihr Name?“

„Madame S.!“

„Ganz recht! Wir wollen sehen . . .“

Den andern Tag ließ der Obristlieutenant die nöthigen Nachforschungen anstellen und erfuhr, daß Madame S. durchaus nicht das war, was man eine anständige Dame nennt. Der Lieutenant mußte aus dem Regimente und aus der Garde fort.

Wir machten all diese Leute, deren regste Theilnahme von diesen und andern ähnlichen Dingen in Anspruch genommen wurde, den Eindruck von Unbeschäftigten, die sich eben wegen ihrer Unthätigkeit und Zwecklosigkeit von dem Geringfügigsten, Unbedeutendsten einnehmen und anregen lassen. Und in der That — ist ein Soldat in Friedenszeiten nicht ein Mann ohne Beruf? Bleibt die Zeit, welche das Wachebeziehen, das Exerciren und Manövriren übrig läßt, nicht unausgefüllt? unausgefüllt von dem eigentlichen Berufe wenigstens? Se erklärte ich mir diese finnische Ueberschätzung geringfügiger Gegenstände, diese ernste Behandlung von unwichtigen Dingen, dieses Hochaufschlagen von Verfällen und Aeußerungen, die so oft solcher Beachtung nicht werth sind.

Nicht ein Wort, das irgend auf Politik Bezug haben konnte, bekam ich während der Stunden, die ich in der „Messe“ zubrachte, zu hören; und wären wir einige der Anwesenden und ihre Ueberzeugungen nicht näher bekannt gewesen, ich hätte gedacht, was viele Andere denken und sagen, daß diese Menschen auf nichts weiter, als auf ihr Vorrücken, auf ihr Glückmachen und Wohlleben bedacht und bereit sind, wie die Landsknechte, wie die Condottieri, dem Meistbietenden zu dienen. Das verhält sich aber nicht so.

Die Ueberzeugung der Franzosen und folglich auch der französischen Officiere wird vermöge der äußeren Einwirkungen heftig und zahm, verregen und zagbaft, und die heute schläft und todt scheint, kann morgen erwachen und gewaltig werken. Diese überraschenden Ab- und Zunahmen hat man bereits gesehen, und wer Frankreich beherrscht, muß sie in Rechnung bringen.

Sprach man nicht von Politik, so sprach man um so mehr von Krieg: Alle schienen an einen nahen Krieg zwischen Frankreich und irgend einer Macht fest zu glauben und zeigten sich mit naiver Offenheit über diese Ansicht auf beroerstehende Festzüge hocherfreut.

„Krieg mit Deutschland oder Oesterreich, mit England oder Rußland, das gilt mir gleich, nur Krieg!“ sagte ein Hauptmann, der bei der Einnahme des Malakoff sich das Kreuz der Ehrenlegion gewonnen hatte.

„Natürlich!“ versetzte ein anderer Hauptmann, „uns gilt es gleich, ob wir über den Canal, über den Rhein oder den Mincio marschiren! den Kaiser lassen wir dafür sorgen, daß er den Krieg unter günstigen Umständen anfängt und fortsetzt!“

Von Persönlichkeiten waren nur zwei in der ganzen Gesellschaft, welche mir einiges Interesse einflößten. Den Einen sah ich an einem Ende der Tafel mit den Officierskindern, die er sergsam und liebevoll überwachte, denen er ganz anzugehören schien, ohne sich um das, was außerhalb dieses kleinen Kreises vorging, weiter zu kümmern: es ist der Erzieher dieser Jungen, die, Dank den Lehren und Einbrücken, die sie empfangen, nichts verehren, nichts hochhalten, als das Militärwesen. Dem Meister, der solche Zöglinge bildet, beweist die ganze Gesellschaft ihre besondere Hochachtung.

Die andere Gestalt, die meine Aufmerksamkeit fesselte, war ein Lieutenant, der in der Krim durch tiefen Schnee und feindliche Posten, ein Freiwilliger an der Spitze von Freiwilligen, eine halsbrecherische Recognoscirung vornahm, der allein mit erfrorenen Gliedern von dem Auftrag zurückgekehrt war und die verlangte Auskunft gebracht hatte. Nicht anders als mit Bewunderung sprechen sämmtliche Cameraden von ihm und seiner That. Er sieht blaß aus und ist schweigsam wie Caffius.

An die Empfangsäle stößt eine Bibliothek; ich sah mich in derselben um und konnte bemerken, daß der Büchersammlung von den Kriegsleuten wenig zugesetzt wird. — „Diese Herren lesen nur wenig!“ sagte mir ein junger Mann, der mit Ordnen der Schriften und Bücher in dem Saale beschäftigt war. Ich besah mir die Werke und fand neben Schriften, die auf das Kriegshandwerk Bezug haben, manches Buch, das anderwärts schwerlich von einer Regierung den Officieren zur Verfügung gestellt würde; ich fand Paul Louis Courrier, die Geschichte der Revolution von Thiers, die Girondisten von Lamartine, Worte eines Gläubigen von Lamennais, die Werke von Chateaubriand, Geschichte der 10 Jahre von Louis Blanc u. dergl. m. Diese Feuer zünden aber nicht, „denn diese Herren lesen nur wenig!“

Vom Hühnerhof.

Von Henriette v. Bissing.

(Schluß.)

Was die Hennen unter dem Hühnervolke betrifft, so muß ich leider über sie das Urtheil fällen, daß sie nur als Mütter liebenswürdig, als unermüdliche und unerschöpfliche Eierlieferantinnen schätzbar sind. Als Gattinnen zeigen sie sich kaltherzig, launenhaft, ansprucksvoll und nicht selten kokett und leichtsinnig, im geselligen Verkehr mit ihren Gefährtinnen und allen Schwächeren neidisch, ruhmredig und zanksüchtig; und nur im vollkommen gesättigten Zustande legen sie sich friedlich neben einander. Glücklicherweise sind inressen die Schwächen, die sie als Gattinnen empfalten, nicht unheilbar, wie ich dies später zeigen werde.

Im geselligen Verkehr beneiden sie sich unter einander um nicht weniger denn Alles: um das Futter, die Nester, den Platz auf der nächtlichen Hühnerstege, um den sie sich am Abend in der Regel so lange zanken und sich durch Beißen und Stoßen davon zu verdrängen suchen, bis die Müdigkeit oder der Drohlaut des Hahnes oder gar der Stock in einer drohenden Menschenhand sie bewältigt und zur Ruhe zwingt.

Nur als junge Backfische zeigen sie sich einigermaßen bescheiden und tragen ihre ersten Eier mit schweigender Aengstlichkeit zu Neste. Besäßen sie nun Verstand und Nachdenken, so würden sie dieses Verfahren für ihre ganze Lebenszeit fortsetzen und abraum manche rubige Stunde mehr genießen. Allein nur vom Instinct geleitet, fühlen sie sich kaum etwas kräftiger, so werden sie prahlerisch und verstünden nicht selten schon lange vorher dem ganzen Hofe, welch ein wichtiges Geschäft sie verrichten wollen. Mit bald klagend, bald ruhmredig klingendem Tone nähern sie sich auf Umwegen dem Neste und stellen sich, als wäre schon das Erstaunen derselben ein großes und schwieriges Unternehmen. Unterdessen ist sicher schon eine neidische Nebenbuhlerin mit mehr Eile und gerabem Wege dort angelangt, denn jene Henne glaubt auf das Lieblingsnest ein ausschließliches Eigenthumsrecht zu besitzen. Nun entsteht alsbald ein lebhafter Zank und Streit, mit diejenige, die das Nest zuerst occupirte, was in den meisten Fällen doch die ist, die augenblicklich von der Natur darauf hingewiesen, wird erst nach lange Zeit von der anderen durch lautes Gegacker gescholten und verunruhigt. Ihrerseits antwortet sie hierauf in derselben Weise, wenn aber jene ihr nachspringt und sie thätlich zu verdrängen sucht, bleibt ihr nichts Anderes übrig, als sich so tief als möglich

niederzuducken, wobei sie einen Ton ähnlich dem eines knurrenden Hundes vernehmen läßt, der wohl beißen möchte, aber durch irgend etwas daran verhindert wird.

In dieser Lage wird sie von ihrer Nebenbuhlerin gerupft und in das unbeschützte Haupt oft blutig gebissen, allein was will sie dagegen beginnen? Sie trägt nun die Folgen ihrer Thorheit und kann nur durch Ausdauer die Feindin ermüden und sie durch Langeweile zum Rückzuge veranlassen, um sie ihrerseits allernächstens in dieselbe Lage zu bringen.

Meine Hennen werden bei solchen Gelegenheiten von mir mitertzogen. Nachdem ich der Ruhestörerin ein Ei gezeigt und dasselbe vor ihren Augen in ein leeres Nest gelegt, ergreife ich sie bei den Flügeln und setze sie auf jenes Nest, indem ich ihr ungefähr in folgenden Worten meine Meinung sage: „Mußt Du augenblicklich auch schon Deine Pflicht als meine Eierlieferantin erfüllen, so hast Du nun bequeme Gelegenheit dazu. Ist dies noch nicht der Fall, so schier Dich zum Stalle hinaus und verhalte Dich ruhig.“

Peter als galanter Ehemann.

Und der Leser kann sich überzeugt halten, so gut wie ich, daß meine Hennen mich verstehen, wenn auch nicht wörtlich, was ich ja allerdings nicht behaupten kann, so doch dem Sinne nach, denn in den meisten Fällen folgen sie meinem Befehle auf das Gehorsamste. Oftmals aber ist ihre Wuth auch so groß, daß ich dieselbe nicht anders zu beschwichtigen und abzukühlen weiß, als durch Aussperrung und Schließen des Stalles. Ueberhaupt will ich hier gleich erwähnen, daß alle meine Mittheilungen über das Hühnergeschlecht auf eigenen Erfahrungen und Beobachtungen beruhen und daß ich allerdings meinem lieberollen, aber doch auch zugleich, wenn es nöthig ist, mit Strenge geübten Einflusse manche Resultate des trefflichen Gedeihens und der guten Sitte meiner Hühner zuschreiben darf. Allein wem ist es verwehrt, dieselben Resultate zu erzielen?

Schon vom Ei an beschäftige ich mich mit dem kleinen Geschöpf, das sich einst daraus entwickeln soll. Frisch, von väterlicher wie mütterlicher Seite, eine erwünschte Race versprechend, wähle ich sie mit Sorgfalt, wenn ich einer Henne, die sich dazu bereit zeigt, das Glück und die Mühe der Bebrütung anvertrauen will, und nicht erlaube ich ihr, wie dies oftmals aus Treue, zuweilen auch aus Leichtsinn geschieht, unregelmäßig das Nest zu verlassen oder durch zu langes Ausbleiben die Eier zu erkälten. Nein, täglich einmal, zur bestimmten Stunde hebe ich selbst sie davon ab, nachdem ich ihr reichliches und besonders nahrhaftes Futter bereit gesetzt. Die Eier bedecke ich so lange mit Heu oder Wolle, und nach etwa zehn Minuten halte ich die Glucke dazu an, sich, nachdem ich jene Decke wieder abgenommen, wieder zu setzen.

Auf diese Weise sehe ich zu der bestimmten Zeit aus allen bepruchteten Eiern gesunde und kräftige Küchlein zum Vorschein kommen, um deren erste Pflege ich mich, wie schon erwähnt, mit deutschem Interesse bemühe, und die mich dann durch ihr schnelles und gutes Gedeihen, die jungen Hennen auch noch durch frühzeitiges und fleißiges Eierlegen, auch in materieller Hinsicht reichlich dafür belohnen.

Vor Jahren stolzirte dort ein Prachtexemplar von Hausbahn umher, der durch folgenden Umstand den Namen Peter erhalten hatte. Meine kleine Pflegetochter, die für namenlose Geschöpfe durchaus kein Interesse hatte, studirte die französische Sprache in der „Geschichte Peter's des Großen“ von Voltaire, als wir uns über einen Namen für das einzige zum Leben begnadigte Hähnchen beriethen, das von einer großen Küchleinschaar übrig geblieben. Nun, ein so kleiner Knirps er noch war und so arm und gering, Peter der Große nahm doch die Pathenstelle bei ihm an, und nicht lange währte es, so hatte er sich deren würdig nicht zu schämen, denn aus unserm Peterchen entfaltete sich ein großer schöner Peter, der alle Tugenden besaß, die ich seinem Geschlecht im Allgemeinen nachrühmte, und eigentlich nur einen Fehler.

Peter's Aeußeres zu beschreiben, würde viel Zeit und Raum erfordern, ich erspare es mir und dem Leser, der sich selbst ein Prachtexemplar der echt deutschen Race vorstellen mag. Peter's Stimme war nicht brüllend und heiser wie die der jetzigen Modehähne, sondern hell und rein wie die einer silbernen Trompete, sein Auftreten und Benehmen voll Mäßigung und Würde.

Leider zeigte er sich nur zu nachsichtsvoll und verblendet gegen eine seiner Hennen, die den zarten Namen Lilly auf ähnliche Weise wie Peter den seinigen empfangen hatte, den sie bei völliger Entwickelung, unserer Ansicht nach, aber so wenig verdiente, wie Peter's Gunst. Sie war klein und unansehnlich, eine träge und unordentliche Eierlegerin, als Gattin kokett und arrogant, im geselligen Umgange mit den anderen Hennen besonders streitsüchtig. Alle diese üblen Eigenschaften schien aber Peter gar nicht zu bemerken, vielmehr durch Lilly's schnippisches, kaltherziges und launenhaftes Wesen seine Zuneigung für sie nur gesteigert zu werden.

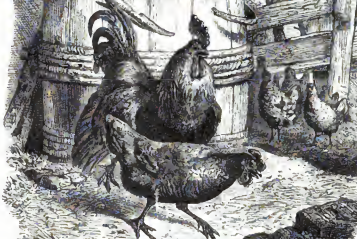
Zu jener Zeit bewohnten meine Hühner für die Nacht und die Legezeit einen von dem Boden einer Scheuer abgetheilten Raum, auf welchem zu ihrer Bequemlichkeit und zur Erhaltung der Ordnung eine Hühnerstege, mehrere Nester in Gestalt umgestülpter Bienenkörbe und eine Klappe sich befand, durch die das Ausnehmen der Eier bewerkstelligt und eine Oberaufsicht menschlicherseits ermöglicht ward. Von außen führte dicht neben der Scheuerthüre eine leichte Leiter zu diesem Raum hin, in der Thüre befand sich unten ein Loch, gerade groß genug, um den Katzen zu jeder Zeit freie Passage zu gewähren, neben der Thüre im Innern der Scheuer eine Treppe, die zu dem allgemeinen Boden führte, von welchem aus man sich durch die mit einem kleinen Fenster versehene Klappe eine Uebersicht des Hühnerbodens verschaffen konnte. Der untere Raum der Scheuer war mit Brennmaterial, mit Heu und Streh u. dgl. angefüllt.

Diese Localitäten zu beschreiben war nothwendig, wie die Leser sich bald überzeugen werden, denn eines Tages sah ich Lilly, die ich längst in Verdacht hatte, daß sie ihre Eier treulos verschleppe, sich überall vorsichtig umschauend, mich glücklicherweise nicht wahrnehmend, durch das Katzenloch in der Scheuer verschwinden und Peter den freilich mißlingenden Versuch machen, sich ihr auch dorthin nachzuzwängen.

Obgleich ich nun überzeugt war, für den Augenblick durch meine Dazwischenkunft Lilly's unpflichtmäßiges Verhalten zu verhindern und mithin den Ort ihres geheimen Eiermagazines nicht zu entdecken, öffnete ich nichts destoweniger aus Gründen, die der Leser alsbald errathen wird, die Thüre und sah Lilly mit ausgerecktem Halse vor einem großen Strohhaufen stehen. Natürlich

drehte sie sich sofort mit der unschuldigsten Miene nach mir um, und indem sie sich das Ansehen gab, als sei sie hier auf das Grausamste eingesperrt gewesen, flog sie mit scheltentem Gegacker bei mir vorbei zur Thüre hinaus. Ihrer List stellte ich nun aber die meinige entgegen, indem ich Futter aus einer in der Scheuer befindlichen, den Hühnern wohlbekannten Kiste nahm, und mir nun das Ansehen gebend, als wäre ich nur zu diesem Zwecke in der Scheuer erschienen, streute ich unter liebreichen Zurufen den Hühnern davon in gehöriger Entfernung von der oftenwähnten Thüre hin, und als ich sie auf das Angelegentlichste damit beschäftigt sah, kehrte ich in die Scheuer zurück, überzeugt, daß Lilly nun bald folgen werde. Hier versteckte ich mich so, daß ich den ganzen Raum überschauen, von der Henne aber nicht gesehen werden konnte, seit entschlossen, Lilly's Verunrtennung endlich auf die Spur zu kommen.

Wer auf Entdeckungen ausgeht, muß Festigkeit und Ausdauer besitzen, und daß dies bei mir der Fall ist, kann mir sehr zu Statten. Fast eine halbe Stunde hatte ich schon gewartet, als ich Lilly durch die offen gelassene Thür eintreten, Peter ihr auf dem Fuße folgen sah. Vorsichtig, die Beine eines nach dem andern hochhebeur, die Blicke nach allen Richtungen durch die Scheune entsendeur, ging sie an verschiedene Orte, und ich überzeugte mich endlich, daß sie hier nicht, wie ich geglaubt, schon ein gefülltes Magazin besaß, sondern mit der Wahl eines Bauplatzes dazu beschäftigt war. Ein Holzhaufen, zwischen den sich etwas Heu und Stroh angesiedelt, schien ihr endlich am besten dazu geeignet. Peter wagte nicht, seine Meinung dabei zu äußern, er schien schon durch Erfahrung belehrt, daß sie bei der herrschsüchtigen und launenhaften Favorite doch nicht von Einfluß sein würde. Unter Klagetönen, als sei schon das Ersteigen des Holzhaufens eine große Last, erkletterte Lilly nun denselben, und nicht lange währete es, so hörte ich sie raschelnde Bewegungen zwischen dem Heu und Stroh anstellen. Dabei vermehrten sich ihre Klagen, und richtig erreichte sie ihren Zweck, Peter's Mitleid und Theilnahme dadurch zu wecken. War es denn nicht auch ganz erschrecklich, daß eine Henne von ihren Verdiensten, ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit das profaische Geschäft des Eierlegens besorgen, ja, sich noch dazu mit der Bereitung des Nestes selbst bemühen sollte?



Peter als strafender Ehemann.

Ja, Peter schien es auch entsetzlich zu finden, und obgleich er ihr die eine Hälfte ihrer Berufspflichten nicht ersparen konnte, nahm er ihr doch gutmüthig die zweite ab. Mit seinem stattlicheren Körper rumtete und weiterte er das Nest, zerrte mit Schnabel und Füßen die überflüssig hervorstehenden Halme weg, und als er endlich vollkommen mit seinen Erfolgen zufrieden war, räumte er der bisher müßig ihm zuschauenden Lilly das Nest ein. Sie setzte sich, und ohne Peter jetzt weiter zu beachten, schien sie sich emsig ihrem Geschäfte hingeben zu wollen und nur aus Langeweile von Zeit zu Zeit einen noch nicht befestigten Halm mit dem Schnabel zu ergreifen und kokett hinter sich zu werfen.

Mein erster Zweck war nun erreicht, Lilly wirklich als Eierverschlepperin ertappt, und ich hätte mich entfernen können, wenn nicht Peter's Benehmen mich noch in meinem Versteck zurück gehalten hätte. Er rührte sich nämlich noch immer nicht von der Stelle. Welche Gründe konnten ihn dazu bewegen? Noch dachte ich hierüber nach und meinte schon, er habe auf einen Dank oder doch irgend ein Beifallszeichen von Seiten seiner Favorite gerechnet, als diese plötzlich mit lautem Gegacker wieder von dem ihrer Ansicht nach wahrscheinlich ihrer durchaus nicht würdigen Neste aufsprang und eiligst vom Holze herunieder flatterte.

Peter schien sich nichts Anderes von ihr versehen zu haben, denn ruhig sah er ihr nach, als sie ihre Wanderung von Neuem antrat. Sie schien überrascht, daß er ihr nicht folge, und indem sie vor einem hohen Haufen Stroh stehen blieb und verlangende Blicke in die Höhe richtete, nahm ihre Stimme einen so schmerzlichen Ausdruck an, als ob sie sich in der höchsten Noth und Rathlosigkeit befände. Seine Treuherzigkeit und Zuneigung überwanden denn auch bald den Verdruß, den er über Lilly's Verschmähen des von ihm mit so großer Kunst und Mühe ausgearbeiteten Nestes mochte empfunden haben. Genug, er eilte zu ihr und voran schwang er sich mit Kraft und Geschick auf den Strohhaufen. Eine kurze Zeit nur schienen beide sich jetzt näher über die Localität zu berathen, dann wieder das schon erwähnte Rascheln und Zerren, Ausweiten und Runden von Seite Peter's, der endlich die feste Ueberzeugung gewonnen zu haben schien, nun ein unübertreffbares Nest hergestellt zu haben. Er wartete dieses Mal Lilly's Urtheil auch gar nicht erst ab, sondern sobald sie sich auf dem Neste niederließ, kehrte er in die Scheuer zurück und schien sich dort Futter suchen zu wollen.

Schon wollte auch ich mich nun von meinem Lauscherposten entfernen, als ein Rascheln, das vom Neste aus zu meinen Ohren drang, mich zuvor noch einen Blick dorthin werfen ließ, und ich gestehe, daß ich in des armen Peter's Seele Zorn und Schrecken mit empfand, als ich die launenhafte Lilly abermals stehend erblickte. Einen Augenblick schien sie erst sehen zu wollen, welchen Eindruck dies auf das Gemüth ihres getreuesten und nur zu gutmüthigen Freundes machen würde; als Peter aber keine Notiz davon zu nehmen schien, hob sie mit triumphirendem Geschrei die Flügel und schwang sich alsdann in vollem Vertrauen auf die Macht ihrer Reize und Peter's Neigung von dem Stroh hinab auf den Fußboden. Noch immer schien Peter sie nicht zu bemerken, obgleich sie dicht neben ihm stand, und ungeniert, wie sie sich dies ihr neu scheinende Benehmen denken sollte, verweilte sie noch einige Secunden in der Stellung mit aufgeklapften Flügeln, dann warf sie Kopf und Schweif in die Höhe und tänzelte an ihm vorüber zur Scheuer hinaus. So lange, bis sie neben die Leiter zum Hühnerboden gelangte, blickten Peter und ich ihr nach, und ich glaube, daß er meine Hoffnung theilte, das unraubsame und treulose Geschöpf sei bessern Sinnes geworden und wolle ihr Ei dorthin tragen, wohin es nach Vernunft und Ordnung gehöre. Doch leider sahen wir uns getäuscht. Lilly schenkte dem Pfade der Pflicht keinen Blick, sondern trippelte daran vorüber, um sich, wer weiß wo, einen neuen verborgenen Versteck zu suchen.

Jetzt aber hatte Peter's Langmuth und Nachsicht ein Ende. Zornig senkte er die Flügel und eiligst mit vorgestreckten Köpfe stürzte er der kaltherzigen Lilly nach. Auch ich beeilte mich, den Hof zu erreichen, und hier gewahrte ich das sämmtliche Federvieh voll Erstaunen und Grauen, von Peter und Lilly anfangs keine Spur. Plötzlich stürzte die Letztere hinter einer großen Wassertonne hervor, der Erstere hinter ihr her, seine Sporen an den Flügeln

wetzend, Lilly mit diesen manchen Schlag erheilend und sie so einige Mal im Hofe umherjagend und zur Leiter der Hühnersteige treibend. Zwei Mal lief sie daran vorüber, dann aber sah ich sie sich Hals über Kopf hinein stürzen und Peter ihr folgen.

Auf der Treppe in der Scheuer erstieg ich den Boden, blickte durch das Fenster in der Klappe und sah nun Lilly schon gemächlich im ersten besten Neste sitzen. Sie schien jetzt plötzlich wie umgewandelt, demüthig senkte sie den Kopf und blinzelte ängstlich und verlegen umher. Peter aber stand in der kleinen Pforte, die zur Hühnersteige führte, noch mit hängenden Flügeln zornige Töne aus seiner fast athemlosen Brust hervorkeuchend. Ich hob nun die Klappe in die Höhe und rief ihm freundliche Vermuthungsworte zu. Da war es, als schäme er sich, in seiner Herrin eine Zeugin seines häuslichen Unglückes erkennen zu müssen, denn nicht wie sonst, wenn ich ihn anredete, hob er sreudig die Flügel, jetzt legte er sie so glatt als möglich zusammen, und traurig und beschämt den Kopf senkend, wendete er sich um und schlich die Leiter hinab.

Von diesem Tage an habe ich niemals wieder bemerkt, daß Peter eine seiner Hennen besonders favorisirte, und was Lilly betraf, war und blieb sie zwar eine träge und unverdentliche Eierlieferantin, beschloß ihr Leben deshalb schon auf der Mittagsbühe ihres Daseins im Suppentopfe; allein Peter gegenüber war sie seitdem von aller Prätension und Launenhaftigkeit geheilt.

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Claire von Glümer.

XIII.

Im Sommer 1853 brachte Wilhelmine längere Zeit in Mannheim zu, ging später mit ihrem Gatten nach Elgersburg in Thüringen und blieb dort, wo sie sich in der herrlichen Natur besonders wohl fühlte, bis Ende October, während Herr von Bock nach Rußland zurückkehrte, um noch einmal Alles daran zu setzen, Wilhelmine von der Verbannung zu erlösen. Nach unsäglichen Mühen und namhaften Opfern wurde endlich dies Ziel erreicht. Wilhelmine erhielt die ersehnte Kunde in Berlin, wohin sie sich von Elgersburg aus begeben hatte, und in den ersten Frühlingstagen des Jahres 1854 trat sie die zweite Reise nach Trikaten an. Vorher schrieb sie an Carus:

„Berlin, 2. Januar 1854.

„Mein hoch und innig verehrter Freund! Die endliche glückliche Lösung unserer unseligen Angelegenheit wird Ihnen wohl schon bekannt geworden sein, und so greife ich denn heute mit jubelvollem Herzen zur Feder, um Ihnen meinen herzinnigsten Glückwunsch zu Ihrem wiedergelebten Wiegenfeste zu bringen. Mir ist so leicht und wohl in der Seele, daß ich allen Menschen ein gleiches Gefühl der Glückseligkeit wünschte und vor allen Ihnen, mein verehrter Freund, der Sie so Vielen zu Freude und Trost leben; aber leider wird es in Ihrer edlen Seele nicht so heiter glänzen, sondern Schatten der tiefsten Schwermuth vielleicht umziehen, da der Tag, an welchem Sie das Licht der Welt erblickten, so nahe den berührt, an welchem sich zwei Augen schlossen, aus denen Ihnen die dankbarste und zärtlichste Kindesliebe entgegenlachte. Sie schwebe ein Engel des Lichtes über Ihrem Haupte und breite sanft und schützend ihre Flügel über Sie aus, damit Sie den Ihren, uns Allen noch recht, recht lange erhalten bleiben!

Ich werde nun in kurzer Zeit nach einem Lande zurückkehren, welchem ich, meinem ganzen Wesen nach, ewig fremd bleiben werde, und in welches mich nichts zurückzieht, als eine heilige Pflicht, an welches mich nichts fesselt, als die Liebe und Hochachtung für den besten und ersten Mann. Ich steige in ein offenes Grab, und mit dem Niederstürzen des russischen Schlagbaumes versinkt auch für mich Alles, was sonst ein Leben wohl schmückt. Kunst und Poesie, der Verkehr mit Menschen, an deren reichem Wissen man sich erlaben kann, Industrie und Weltgeschichte, alles das bleibt jenseit jenes Schlagbaums zurück! Aber ich werde dort eine Häuslichkeit, Ordnung und — Ruhe, wenigstens äußere Ruhe finden und an der Seite eines Mannes leben, der mir ein treuer und liebevoller Freund ist. Ich werde nicht allein sein in der Einöde, die mich erwartet, ich habe den treuen Freund, den geliebten Mann und — mich selbst! — "

Die Ruhe, die Wilhelmine in ihrer Häuslichkeit zu finden hoffte, wurde ihr nicht zu Theil. Es gelang ihr nicht, sich in Rußland einzugewöhnen. Ihr Körper litt mehr und mehr unter den Einflüssen des Klimas, und ihr Gemüth wurde nur zu bald wieder von einem Heimweh verrückt, das ihr Alles, was sie umgab, im düstersten Lichte erscheinen ließ und sie endlich nach Deutschland zurücktrieb. Aber in Deutschland entbrehte sie den Gatten, und die Sehnsucht nach ihm ließ sie wiederum vergessen, was ihr das Leben in Rußland unerträglich gemacht hatte. Ueberdies kann sie in der alten Heimath manchertei, was sie schmerzlich berührte und ihr zu gerechten Klagen Anlaß gab. Theils hatte sie, selbst in ihren geselligen Beziehungen, unter den Nachwirkungen der Dresdener Anklage zu leiden; theils war sie im Allgemeinen mit den politischen und socialen Zuständen des Vaterlandes unzufrieden. Sie sehen wir sie in den nächsten Jahren immer unstät, immer unbefriedigt, bald in den deutschen Bädern, deren Gebrauch ihr verordnet war, bald in Berlin, bald wieder in der Einsamkeit des livländischen Gutes. Im Frühjahr 1855 schreibt sie an Herrn von Donop:

„Schloß Trikaten. 15. April.

„... Ihr Brief vom 22. Februar vorigen Jahres traf mich wenige Tage vor meiner Abreise und in der fürchterlichen Unruhe des Einpackens. Damals fand ich also keinen freien, ungestörten Moment mehr, um Ihnen auf heimischem Boden noch ein Wort des Dankes und ein Lebewohl zuzurufen. In meiner neuen Heimath angelangt, war die erste Zeit meines Hierseins dadurch in Anspruch genommen, das Chaos, welches mich umgab, zu lichten, Ordnung und Sauberkeit — soweit das hier überhaupt möglich ist — herzustellen und wenigstens den Räumen, die ich bewohne, einen Anstrich von Poesie zu geben, ohne die es mir einmal nicht möglich ist zu leben, was aber mit den unendlichsten Schwierigkeiten verknüpft war, denn hier ist Alles Prosa, nackte, fahle Prosa in ihrer unschönsten Gestalt. Sie rufen mir in einem Ihrer Briefe zu, den Sie mir nach C..... schrieben: „was will die Muse unter den Atheriern?" — Was weinen Sie sagen, wenn Sie mich hier sehen könnten? Schlagen Sie Goethe's Iphigenia auf und lesen Sie den ersten Monolog, lassen Sie nur den „rauhen Gatten" weg, so paßt das Uebrige meist auf mich und meine Stimmung, denn — es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher! — Sind wir wirklich nur dazu geboren, von der Wiege bis zum Grab in ewigen Kämpfen durchs Leben zu gehen, so ist dies Loos vor Allem meines. Es könnte jetzt Alles gut sein; das Schicksal hat mir für so manche harte Prüfung reichlich Rechnung getragen, denn es hat mir einen treuen, edlen Freund zur Seite gestellt; aber es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Mich hat hier ein unüberwindliches Unbehagen erfaßt, welches die Folge vergeblichen Bemühens ist, Resultate erreichen zu wollen, die unter den hiesigen Verhältnissen zu den Unmöglichkeiten gehören, ein Unbehagen, das wie eine dürre Wolke auf meinem Gemüthe lastet, das, niedergedrückt und betrübt, nicht einmal zu der Energie gelangen konnte, lieben Freunden zu sagen, daß ich noch lebe, und daß die Erinnerung an vergangene schöne Tage, mit ihnen verlebt, meinem abgeschiedenen und meinetwegen Dasein die einzige heitere Abwechselung gewährt. Nun kommt auch noch das peinliche Gefühl dazu, wenn ich am Schreibtisch sitze, daß ich nicht niederschreiben kann, wie ich empfinde, sondern mit ängstlicher Sorgfalt meine Gedanken umgehen muß, was mir alle Unbefangenheit raubt. Jeder Zwang ist lästig, besonders mir, aber der, ein übervolles Herz nicht ausschütten zu dürfen, ist gewiß der lästigste. Und wie viel hätte ich Ihnen zu sagen, wie viel möchte ich Ihnen mittheilen! Doch, wie gesagt, einem Blatt Papier darf man nicht immer anvertrauen, wozu man sich getrieben fühlt, besonders wenn es einen so weiten Weg zu machen hat, wie von hier nach Deutschland — man hat Beispiele, daß Briefe verloren gehen. Sie verstehen mich. So will ich denn für jetzt den heißen Wunsch unterdrücken, einem Mann mein Herz rückhalt-

les zu öffnen, den ich als einen lieben Freund verehre und dem ich daher so gern mit ganzem, vollem Vertrauen entgegen kommen möchte, da ich weiß, daß er mich und mein ganzes Wesen erkannt hat und richtig zu beurtheilen versteht. Lassen Sie mich mein nächstkünftiges Leben an der Hoffnung aufrichten, die mir von Weimar lächelt, daß ich bald einmal die liebe eigentliche Heimath wiedersehen werde."

Aus der Zeit ihres nächsten Aufenthalts in Deutschland (Sommer 1856) bewahrte Wilhelmine als Curiosum ihren kurzen Briefwechsel mit einer Fürstin, deren Namen ich verschweigen will; ich kann mir aber nicht versagen, als Beitrag zur Culturgeschichte unseres Jahrhunderts den Schluß des ersten Briefes der Fürstin hier einzuschalten. Sie war mit Wilhelminen sehr befreundet gewesen, war ihr zu ernstem Dank verpflichtet, fühlte sich aber — wahrscheinlich weil Wilhelmine politisch compromittirt war — veranlaßt, sich von ihr zurückzuziehen. Nachdem sie Wilhelminen in Berlin flüchtig begegnet war, traf sie in Carlsbad abermals mit ihr zusammen und schrieb ihr einen Brief, in welchem sie sich und ihre Töchter entschuldigt, daß sie nicht mehr öffentlich mit der „geliebten und verehrten Künstlerin" verkehren könnten. Träfen sie sich allein, auf einsamen Spaziergängen, fährt die Fürstin fort, so würde sie sich freuen, von Wilhelminens Freuden und Schmerzen zu hören. Sie schließt mit den Worten: „O, wie gern hörte ich Sie wieder einmal singen! Ja — da meldet sich doch das Verlangen nach irdischen Freuden in meiner Brust, und ich glaubte, daß mich hier nichts mehr sehr freudig erregen könnte; aber der Mensch hofft und wünscht, bis er die müden Glieder ganz zur Ruhe legt; nun sind diese Wünsche rudigerer Natur, und man ist nicht mehr unglücklich, wenn sie auch nicht erfüllt werden! — Möge Gott Ihnen den Frieden schenken, dessen ich mich jetzt so sehr erfreue, durch das mir fast unentbehrlich gewordene Geisterklopfen! — —"

Wilhelmine antwortete umgehend:

„Soeben erhalte ich Ew. Durchlaucht Zuschrift und will keinen Augenblick säumen, Ihnen die nöthige Beruhigung zu geben. Sie hätten sich die Angst und den Brief sparen können, denn es war sein meinem Zusammentreffen mit Ihnen in Berlin mein fester Vorsatz, Sie wie Ihre Töchter bei einer abermaligen Begegnung gänzlich zu ignoriren. Ich bin nicht die Frau, die ein unehrerbietiges Betragen von jungen, unbedeutenden Mädchen duldet, deren Bildung so mangelhaft ist, daß sie das Recht zu haben glauben, einer Frau, die so weit über ihnen steht, nach Belieben ihren Hochmuth fühlbar machen zu dürfen.

Wenn Sie mich recht verstanden hätten, so mußten Sie wissen, daß ich damals in Berlin für dieses Leben Abschied von Ihnen genommen hatte und zwar mit dem Ausdrucke des Dankes, den ich Ihrer früheren Freundlichkeit gegen mich schuldig zu sein glaubte. Es thut mir für Sie leid, daß Sie den Verhältnissen unterliegen mußten; für mich hat ein solches Gebahren nur etwas höchst Lächerliches! Möchte Ihnen die Gnade durch Gott zu Theil werden, den Geist herbeizuklopfen, der und die eigentliche Menschenwürde verleiht.

Wilhelmine von Bock."

Die Fürstin schrieb darauf noch einen langen Brief, in welchem sie wiederholt von ihrer unwandelbaren Liebe für Wilhelmine spricht und die Hoffnung ausdrückt, daß diese nach einiger Ueberlegung erkennen würde, wie ungerecht sie ihre fürstliche Fremdin beurtheilt hätte. Sie hat auf diesen Brief keine Antwort bekommen.

Wilhelmine hat in ihren geselligen und freundschaftlichen Beziehungen eine Menge ähnlicher Erfahrungen machen müssen. War die erste Empörung überwunden, so lachte sie darüber und warf die Menschen, die sich dumm, feig oder undankbar benahmen, zu den Todten. Viel tiefer schmerzte sie der Undank, den sie als Künstlerin erfuhr oder zu erfahren glaubte. Das Bewußtsein, durch ihr künstlerisches Schaffen, so groß und glänzend dasselbe auch gewesen war, keinen nachhaltigen Einfluß errungen zu haben, verursachte ihr eine Pein, die sie zuweilen mißtrauisch, bitter, selbst ungerecht werden ließ. 1855 schrieb sie an ihren Freund, den Kammerherrn von Donop:

„Nun habe ich eine Bitte an Sie. Ein junger, sehr talentvoller Bildhauer in Gotha hat ein Medaillon in Marmor von mir gemacht, welches in der Gothaer Kunstausstellung den ersten Preis erhielt und vergangenes Jahr in Berlin den ganzen Winter in der permanenten Kunstausstellung aufgestellt war und der die allgemeinste Anerkennung fand. Dieses Medaillon in Lebensgröße hatte ich als Geschenk für Dresden bestimmt, wo man es zu meinem Gedächtniß in den Hallen aufstellen sollte, wo ich so oft mit voller Begeisterung, mit dem ganzen Enthusiasmus meiner Seele vor ein Volk hingetreten bin, das nur zu schnell über neue Erscheinungen, wären sie auch noch so mittelmäßig, das früher Geborene vergißt. Weil ich nun aber fühle, daß das, was ich gegeben, wohl werth war, der Vergessenheit entrissen zu werden, so wollte ich als Mahnung jenes Kunstwerk hinstellen, das außer meinen genial aufgeführten und ähnlichen Gesichtszügen auch noch die Namen von vier aus meiner innigsten Seele entsprungenen Schöpfungen trägt. Die schmachvolle Behandlung aber, die ich bei meinem letzten Aufenthalt in Dresden, im Herbst 1851, erfahren mußte, hat mich bestimmt, das Geschenk nicht zu machen. Nun wünsche ich diesem Medaillon aber einen würdigen Platz zu geben, denn es in der Kiste verpackt vermodern zu lassen, wäre wirklich zu schade. Da wollte ich Sie nun bitten, ihm in Ihrer Bibliothek ein Plätzchen zu gönnen und es zu meinem Andenken dort aufzustellen. Wer kümmert sich jetzt in Deutschland noch um die Schröder-Devrient? Darum will ich es keinem öffentlichen Kunstinstitute anbieten, sondern bei Ihnen will ich es wissen, der Sie ja auch der Künstlerin Ihr ganzes Interesse zugewendet hatten. Gönnen Sie unter den hohen Geistern, die in ihren Werken Sie umgeben, dem Abbild einer Frau ein stilles Eckchen, in deren Busen ein Herz voll heiliger Begeisterung schlug, die die Kunst um ihrer selbst willen geliebt und verehrt hat, und nicht um den schnöden Gewinn einzig und allein, wie es viele der jetzigen emarteten Priester und Priesterinnen der hohen Musen thun, welche gewiß ob der Schmach, die ihnen angethan wird, oft ihr Antlitz erzürnt abwenden.

Ich habe im vorigen Winter oft mit blutendem Herzen im Theater gesessen. . . . Man hat es ihnen doch vorgemacht, wie kommt es denn, daß sich auch nicht eine leise Andeutung übertragen hat von dem, was ich vor dem ganzen Olymp veranstalten konnte? Das Publicum, was mich doch auch gesehen und gehört hat, jubelte und schrie, mehr als es jemals bei mir gethan. Da rollte mir wohl eine stille Thräne über die Wangen, und leise seufzend rief ich aus: Unsinn, Du siegst, und ich muß untergehen! Es giebt wohl kein schmerzlicheres Gefühl, als das — umsonst gelebt zu haben. Aber ist nicht jetzt die ganze Welt ein großes Narrenhaus? Wohin man sieht, ist an die Stelle der göttlichen Vernunft ein Zerrbild getreten. Wahrheit und Natur sind verschwunden, vor Allem aus der darstellenden Kunst, und das einzige Ziel, welchem nachgejagt wird, ist — ein voller Geldbeutel, gleichviel, durch welche Mittel er gefüllt wird. Zum größten Theile sind die Künstler der Jetztzeit Heuchler außer der Bühne, wie auf derselben — und wo im Leben keine Wahrheit ist, da ist sie auch nicht in der Kunst."

Trotz dieser Schmerzen waren die Erinnerungen an die Zeit ihrer künstlerischen Wirksamkeit Wilhelminens Trost und Freude in der Einsamkeit ihres russischen Lebens. Tagelang war sie ganz allein, während ihr Gatte seine weitläufigen Güter inspicirte. Neue Bücher kommen schwer nach Rußland. Von Allem, was ihr durch Freunde empfohlen worden war, erlangte Wilhelmine nur Lübke's Geschichte der Architektur. Singen mochte sie nicht; der Ton ihrer Stimme — die hier so ungehört verhallte, während sie einst das Entzücken von Tausenden gewesen war — brachte sie zum Weinen. Die Beschäftigung mit ihrem Haushalt wurde ihr durch die Rohheit und Dummheit der Dienstboten zur Qual — so faß sie denn stundenlang, tagelang mit irgend einer mühsamen Stickerei beschäftigt und versenkte sich tiefer und tiefer in die Erinnerung an vergangene Zeiten. Mit der Erinnerung kam die Sehnsucht nach dem, was sie aufgegeben hatte; mit der Sehnsucht die Hoffnung, daß sie es wiederfinden könnte. Sie fühlte sich heißer als je zuvor vom Enthusiasmus für die Kunst durchglüht; ihre Ansprüche an den Künstler waren in dem Maße gewachsen, wie sich ihre rastlos fortschreitende Seele erweitert und vertieft hatte — nur Alles, was in Deutschland in ihrer Kunst geleistet wurde, blieb so weit hinter ihren Anforderungen zurück, daß ihr jede Opernvorstellung namenlose Pein bereitete. Der Drang, mit ihrer Gluth und Kraft da einzuschreiten, wo sie so viel Lauheit, Schwäche und Unwahrheit sah, wurde immer mächtiger. Ob ihre Mittel noch ausreichen würden, das zur Erscheinung zu bringen, was die schöpferische Kraft ihrer Seele dem geistigen Auge so klar und ge-

Digitized by Google

waltig darstellte, fragte sie nicht. Die innere Lebensfülle ließ sie vergessen, daß auch sie dem allgemeinen „Sterben und Vergehen“ ihren Tribut zahlen mußte, und so kam sie im Frühjahr 1858 zum letzten Male nach Deutschland, fest entschlossen, zur Kunst zurückzukehren. Sie sollte nur ihr Grab in heimischen Erde finden.

Blätter und Blüthen.

Die Expedition zur Aufsuchung Dr. Vogel's in Afrika. Der berühmte Afrikareisende Dr. Barth hielt in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin am 3. d. einen Vortrag über die gegenwärtige, auf zweiwillige Kosten des Vereins ausgerüstete Expedition, in welchem er hervorhob: Heuglin sei auf dem Wege nach den Ländern der Bogos und wolle von da nach Abyssinien und Kaffa vordringen; die ursprünglich beabsichtigte Reise nach Wadai, um das Schicksal des Dr. Vogel aufzuklären, scheine derselbe aus den Augen verloren zu haben! — (S. Nat.-Zeit., Beil. z. Nr. 543 vom 2. November.) Diese Aeußerung hat die größte Sensation gemacht und wird nicht verfehlen, in ganz Deutschland Besremden und Mißtrauen hervorzurufen. Sollen Diejenigen Recht behalten, welche der Wahl des Herrn Heuglin zum Chef jener wichtigen Expedition öffentlich Bedenken, ja Beschuldigungen entgegen hielten? Es wird sich zeigen. Jedenfalls aber muß in diesem Blatt, das die erste Anregung zur Aufsuchung des verschollenen Dr. Vogel gegeben hat, derauf aufmerksam gemacht werden, daß weir, die Geber (bestimmt die Mehrzahl derselben), die Mittel dargereicht haben nicht zu einer bloßen Erforschungsreise in Afrika, sondern ausdrücklich zur Aufsuchung unseres Landsmanns Dr. Vogel oder wenigstens Aufklärung über sein Schicksal, und zwar in kürzester Zeit und auf geradestem Wege. Davon werden wir nicht abgehen und, falls unsere Gaben anderweit verwandt werden sollten, darüber strengste Rechtfertigung fordern. Dies verlangt zur Pflicht.

Der Verfasser des Aufrufs: „Eine Mahnung an die Deutschen“ in der Gartenlaube Nr. 4, 1860.

Warnung. Einsender dieses glaubt eine Pflicht zu erfüllen, wenn er Frauen, Halberwachsene, Lustreie im Geist — dringend warnt vor der Lectüre eines Buches, welches unter dem Deckmantel wissenschaftlichen Ernstes eine solche Fülle von Aberglauben und Mysticismus predigt, wie kaum ein anderes. Es ist dies das Werk: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“, von M. Perty, Professor in Bern. Das Buchhandlerblatt an diesem Buche der Wunder ist, daß es im Jahr 1861 erschien und den Professor einer Universität deutscher Wissenschaft zum Verfasser hat. Unglaubliches ist darin gelesen, mit eitelkaltste Verzänge, erassste Bestrügereien, muthwillige Verhöhnungen der gesunden Vernunft zu beschönigen, zu überspinsin, zu erklären als Ausflüsse des Lebensmagnetismus, als Erscheinungen einer Mittelwelt, als unmittelbare Offenbarungen. Zuflucht der Verfasser in den mit ungeheurem Fleiße zusammengebrachten Belegen hier und da Kritik zu üben, aber viele teilt mestens nur zu Gunsten der Geisterwelt und anderer Albgeburten des Irrsinns auf. Wer dieses Buch durchliest, und nicht durch Vernunft und Philosophie hinreichend gekräftigt ist, der kann sehr leicht dadurch verrückt werden. Es wägen daher Familienväter, Gatten, Angehörige ein wachsames Auge darauf haben. Auch die Gartenlaube kommt darin schlecht weg. Seite 36 beschwert sich der Verfasser bitter darüber, daß ein Ungenannter in diesem Blatte den fruchtlosen Versuch gemacht habe, das Tischrücken, Tischklopfen und Schreiben mechanisch zu erklären — und schließt mit der Phrase: „Man kann unmöglich kälscher urtheilen und größer Unwissenheit des Thatsächlichen an den Tag legen, wischen vergleichen Leute ihr Büchlein Pfuhl, Pfuscherei u. s. w. da anwenden, wo es paßt!“ — Diese Expectoration würde aber nirgends hin vortrefflicher passen, als zum Motto dieses beliebigen Werkes, statt des lateinischen Aberglauben aus dem heiligen Hieronymus: Multa memorabilia reperies et non verosimilia, nihilominus tamen vera — d. h. es giebt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Vernunft nichts träumen läßt, wie der Dichter überseyt hat. Aber was der Poet spricht, gilt noch lange nicht im realen Leben. —m.

Kleiner Briefkasten.

K. in L. Von neuerscheinenen lyrischen Dichtungen möchten wir Ihnen zwei Sammlungen empfehlen, die ganz ihren Anforderungen entsprechen werden; die bei Alsacher in Leipzig erschienenen Gedichte von Zeise und Stelle's Poesien des Friedens. Zeise sewohl wie Stelle haben es vorzugsweise verstanden, die menschlichen Gemüthsaiten in wohlklingenden Harmonien anzuschlagen, und Sie werden dadurch in beiden Sichtenreichlich finden, was Sie suchen. Als Schlesinig-Holsteiner dürfen Ihnen die Zeise'schen Gedichte mit ihren vielen Anklängen an die theure Heimath doppelt willkommen sein. — Für Ihre Frau Gemahlin machen wir Sie auf „Kübler's Hausvolen“, für Ihre neunjährigen Töchterlein auf ein soeben erschienenes, ganz allerliebstes Bilderbuch: „Das Sonnenmalchen wird hier gebacken, wie es den Kindern Freude macht!“. Mit 20 Bildern (Dresden, Kunze), aufmerksam. Das Buch wird dieses Jahr auf vielen Weihnachtstischen liegen. Ihrem vierzehnjährigen Sohn wünschen wir die ganz vortrefflichen „Modelirbogen“ (Gottschall in Dresden), die übrigens auch allen privatechnischen und Bauschulen empfohlen werden können. Sehr gerühmt, z. B. in der Kölnischen Zeitung, als eine „ungewöhnlich gute Chrestomathie“ deutscher Gedichte und zu Weihnachtsgeschenken für Jünglinge und Jungfrauen ganz besonders geeignet, wird das bei Ziegler in Breslau erschienene Prachtbuch: „Zu Herzensfreude und Seelenfriede“, herausgegeben von Pfarrer Löschke. Es sei nach Anordnung, Auswahl und Ausstattung ganz dazu gemacht, sich dauernd in deutschen Familien einzubürgern. — Ihnen selbst aber empfehlen wir den unserem heutigen Blatte beiliegenden Verlagsbericht der Leipziger Buchhandlung J. J. Weber. Sie finden darin nach allen Richtungen hin eine so reiche Auswahl guter Bücher, daß Ihnen das für Ihre Bibliothek bestimmte Weihnachtsgeschenk sicher lange Jahre hindurch Belehrung und Unterhaltung zugleich bieten wird. —

An Frl. **Bertha H.** in Königsberg. Ihr Wunsch, der auch von Anderen schon ausgesprochen wurde, kann erst nach dem Tode des Verbleibten erfüllt werden. Wollen Sie aber nicht so lange warten, kann Ihnen sie feine photographische Brauuschaft sehr bald machen, wenn Sie sich angeben: wie oder wo?

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Bock, Buch vom gesunden und kranken Menschen. Mit 25 feinen Abbildungen. Vierte vermehrte Auflage. brech. 1 Thlr. 22½ Ngr., eleg. geb. 2 Thlr.

Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar. . . . . . brech. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gerstäcker, Gemsjagd in Tirol. Mit 34 Illustrationen. eleg. brech. 3 Thlr. 10 Ngr., in engl. Preßdecken 4 Thlr. 5 Ngr.

Oelckers, meine Mitgefangenen. Gedichte. . . . . . brech. 1 Thlr.

Roßmäßler, der Mensch im Spiegel der Natur. Mit Holzschnitten. 5 Bde. 2. Auflage brech. à Bd. 15 Ngr.

Ruppius, Ein Deutscher. Roman aus der amerikanischen Gesellschaft. Separat-Ausgabe aus der Gartenlaube. geh. 27 Ngr.

Stolle, Palmen des Friedens. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise. Zweite Auflage. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stolle, ausgewählte Schriften. Volks- und Familienausgabe. 27 Bände. Zweite Auflage. brech. à Band 7½ Ngr.

Storch, Gedichte. . . . . . eleg. cart. 1 Thlr. 6 Ngr., prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Ngr.

Storch, ausgewählte Romane und Erzählungen. Volks- und Familienausgabe. 19 Bde. brech. à Bd. 7½ Ngr.

Traeger, Gedichte. . . . . . Zweite, sehr vermehrte Auflage. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1⅓ Thlr.

Nicht zu übersehen!

Für diejenigen Abonnenten, welche sich die Gartenlaube einbinden lassen, sind durch uns auch zum Jahrg. 1861 höchst **geschmackvolle Decken mit Golddruck**

nach eigens dazu angefertigter Zeichnung zu beziehen. Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, dieselben zu dem billigen Preise von 13 Ngr. zu liefern. — Zu den Jahrgängen 1854 bis 1860 stehen ebenfalls Decken zu dem gleichen Preise zur Verfügung.

Die Verlagshandlung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 51. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Christnacht.

Was macht der Arme in dieser Stunde?
Wenn rings die Häuser sich erhellen,
Wenn Glückliche im Herzensbunde
Sich zu einander froh gesellen;
Wenn um den festlich grünen Baum
Sich Kinderscharen jauchzend drängen,
Und von den Zweigen wie im Traum
Die gold'nen Früchte niederhängen;
Wenn heilger Christ in lichten Säten
Mit reichen Gaben, nicht zu zählen,
Als gütig Spendender erscheint:
— Er weint, er weint!

Was macht der Arme in dieser Stunde?
Den auch mit Hoffnungen durchdrungen
Von dem Erlöser jene Kunde,
Die ihm in's Herz hineingeklungen;
Wenn in der Stube, kalt und eng,
Die Kinder hungrig Brod begehren,
Und er nicht kann als Christgeschenk
Der Beni ihr Futter frumm bescheeren.
Hab' ich, ein Ausgestoßner, Böser,
An meinem göttlichen Erlöser
Statt eines Heilers einen Feind?
— Er weint, er weint!

Was macht der Arme in dieser Stunde?
Die Mutter sitzt beim Kind' am Bette,
Gebete zieh'n aus ihrem Munde
Mit Wiegenliedern um die Bette;
Sie denkt nicht an die helle Pracht,
Die wie ein Strom, der ausgetreten,
Sich leuchtend hinwälzt durch die Nacht;
Sie glaubt und hört nicht auf zu beten:
„Mich Du, o Herr, dem kranken Kinde
Ein segenreiches Angebinde,
Wie immer Deine Huld es meint" —
Er weint, er weint!

Was macht der Arme in dieser Stunde?
O daß ihn Linderung überkäme,
Daß jede Schuld und jede Wunde
Von ihm ein starker Tröster nähme!
O würde ihm ein frommer Christ
Vermittelnd hülfreich zugelenket,
Der sanft von ihm zu dieser Frist
Das angeerbte Uebel wendet,
Damit er ohne Neid und Grauen
In alle Fenster könnte schauen,
Mit Glücklichen versöhnt, vereint —
Er weint, er weint!

Paris. **Sigmund Kolisch.**

Auf Regen folgt Sonnenschein.

Aus dem Tagebuche eines Arztes.

Während der großen Typhus-Epidemie, welche im Jahre 1847 in Oberschlesien wüthete, lebte ich als Arzt daselbst in einer mittleren Kreisstadt. Als solcher erhielt ich von Seiten der Regierung den Auftrag, die Behandlung mehrerer benachbarter von der Krankheit heimgesuchter Dörfer zu übernehmen. Bald reichte indeß meine eigene Kraft nicht mehr aus, und ich sah mich genöthigt, um Unterstützung zu bitten. Dieselbe wurde mir in der Person eines jungen Medicinirers gewährt, der erst seit kurzer Zeit die Universität verlassen hatte und in die Praxis getreten war. Bei der ersten Nachricht von jener furchtbaren Epidemie war der Doctor Brand herbeigeeilt und hatte freiwillig, wie so viele tüchtige Männer, sich zu der keineswegs gefahr- und mühelosen Stellung gemeldet. Er wurde natürlich nicht zurückgewiesen und mir zugetheilt, um mich in meinem schweren Berufe zu unterstützen. Mit Freuden empfing ich den frischen, jugendlichen Gehülfen, um so mehr, da ich, nach einer kurzen Unterhaltung schon an ihm eine tüchtige wissenschaftliche Bildung, mit vieler Bescheidenheit verbunden, entdeckte. Er war voll Eifer und von der größten Liebe für seine Kunst und für die leidende Menschheit erfüllt; deren bedurfte es aber mehr als je in jener für mich so schrecklichen, aber unvergeßlichen Periode.

Ich hatte die Pflicht, meinen Collegen in seinen neuen Wirkungskreis einzuführen und ihn mit den eigenthümlichen Verhältnissen der Epidemie und der Kranken bekannt zu machen. Dies

that ich, während wir im Wagen saßen und nach dem nächsten Dorfe, wo der Typhus herrschte, auf grundlosen Wegen fuhren.

„Sie verzeihen," sagte ich ihm, „daß ich ein wenig den Mentor bei Ihnen spiele, indeß berechtigt mich dazu die langjährige Erfahrung und eine genaue Kenntniß des Landes und seiner Bewohner. Ich muß Sie auf Dinge vorbereiten, von denen sich unsere Karlsbaderweisheit nichts träumen läßt. Sie werden Zustände kennen lernen, welche wahrhaft herzerreißend sind, und es gehört viel Muth und Selbstverleugnung dazu, um all die Schwierigkeiten, die physischen und geistigen Anstrengungen und den Widerstand, welcher sich unserem Wirken entgegenstellt, zu ertragen. Wir haben es nicht nur mit einer entsetzlichen Krankheit zu thun, sondern auch mit einer vollkommen vernachlässigten, durch Hunger erschöpften und in jeder Beziehung verkommenen Bevölkerung. Außerdem stoßen wir noch häufig auf allerlei Vorurtheile, zumeist religiöser Natur. Die Bewohner des Landes gehören fast ohne Ausnahme dem katholischen Glauben an und befinden sich gänzlich in den Händen einer ultramontanen Geistlichkeit."

„Ich habe bereits viel von dem Einflusse dieser Herren gehört," entgegnete mein Reisegefährte, der aus einer protestantischen Gegend und Familie stammte.

So bemühte ich mich, ihm ein getreues Bild von den Verhältnissen des Landes und besonders von der herrschenden Epidemie zu entwerfen und ihn auf die Scenen vorzubereiten, welche ich aus eigener Anschauung bereits kannte. Unterdeß bewegte sich der Wagen in dem aufgeweichten Lehmboden nur langsam vorwärts. Zuweilen schien es, als ob die Pferde nicht weiter kommen sollten; vergebens strengten sie ihre Kraft an, und mein alter Kutscher war genöthigt, von der Peitsche einen mir keineswegs angenehmen Gebrauch zu machen. Endlich erblickten wir die ersten Häuser oder vielmehr Hütten des Dorfes. Ich ließ den Wagen vor der Schenke halten, welche, wie gewöhnlich in Oberschlesien, einen Juden zum Wirthe hatte. Derselbe begrüßte uns mit der diesem Volke hier eigenen, fast kuchelichen Höflichkeit. Er klagte über die schlechten, traurigen Zeiten und führte uns in die Stube, wo wir an dem Ofen unsere erstarrten Glieder einigermaßen aufthauten. Sein Bericht über die Fortschritte der Krankheit lauteten eben nicht sehr tröstlich; mehr als die Hälfte der Einwohner lagen am Typhus schwer darnieder.

„Ach! Herr Doctor," seufzte der zuhunlische Israelite, „Sie wissen gar nicht, was sich hier thut. Es ist ein Jammer, der sich gar nicht beschreiben läßt. Die Leute sterben wie die Fliegen hin, und was das Schlimmste ist, sie haben nichts zu beißen und zu brechen. An all dem Unglück sind aber nur die Mäßigkeitsvereine schuld. So lange die Bauern Schnaps getrunken haben, wußten sie von keiner Krankheit; seitdem ihnen aber die Geistlichen den Eid abgenommen haben, keinen Schnaps mehr zu trinken, gehen sie am Typhus zu Grunde. Der Bauer muß seinen Branntwein haben, sonst kann er nicht bestehen."

Der Schenkwirth sprach mit der vollsten Ueberzeugung diese Meinung aus, welche ihm der Egoismus eingab. Leider mußte ich ihm einigermaßen Recht geben, da der Branntwein dem oberschlesischen Bauer zu einem nothwendigen Reizmittel geworden war und die plötzliche, fast gänzliche Entsagung des gewohnten Genusses in Folge der oft nur durch religiöse Zwangsmittel eingeführten Mäßigkeitsvereine unter den einmal vorhandenen Verhältnissen fast mehr Schaden als Nutzen stiftete. Mein junger College war nicht wenig erstaunt, daß ich den eigennützigen Ansichten des Juden beipflichtete. Ich hatte indeß keine Zeit, ihm die Gründe für meine Behauptung auseinander zu setzen, da der indeß herbeigerufene Ortsvorsteher mit seiner sogenannten Ordonnanz eintrat. Der Voit oder Schultze des Dorfes war ein alter, etwas dumpfer Mann, dessen Aeußeres keineswegs seine Würde und Stellung als oberste Magistratsperson erkennen ließ. Er trug einen alten, schmutzigen Schafspelz, in welchem seine nicht allzu imposante Gestalt sich fast verlor. Ein fuchsiger, abgeriebener Filz mit flachem Deckel bedeckte sein Haupt, das die charakteristischen Merkmale des slavischen Typus, besonders die breiten, hervorstehenden Backenknochen aufzuweisen hatte. In der Hand hielt er den großen Stock mit dem dicken Knopf, das Zeichen seines Amtes. Auf mein Befragen antwortete er in einem wunderlichen Mischmasch von deutschen und polnischen Worten mit steter Verwechselung des männlichen und weiblichen Artikels über die Zahl der Kranken und über die Fortschritte des Typhus in seinem Dorfe. Sein Bericht war nur äußerst mangelhaft und mußte ihm mit Mühe und Noth abgepreßt werden. So viel ging indeß daraus für mich hervor, daß die Epidemie schon seit längerer Zeit hier wüthete und so gut wie gar nichts geschehen war, um ihren verheerenden Fortschritten Einhalt zu thun. Ich forderte den Schulzen auf, uns zu begleiten und die einzelnen Häuser namhaft zu machen, worin sich die Kranken befanden. Er wies diese Zumuthung mit allen Zeichen der Furcht und des Entsetzens zurück und gab der herbeigerufenen Ordonnanz den Auftrag, uns an seiner Stelle als Führer zu dienen. In Begleitung des noch jungen und, wie es schien, sehr bereitwilligen und aufgeweckten Burschen traten wir unsere ärztliche Wanderung an. Dieselbe war mit mannigfachen Schwierigkeiten verbunden. Das Dorf zog sich länger als eine halbe Stunde hin, und die einzelnen Wohnungen und Gehöfte lagen durch Gärten, Felder und unbebaute Strecken von einander getrennt. Der Boden war durch den vorangegangenen Regen und das Schmelzen des Märzschnees im höchsten Grade aufgeweicht, so daß wir mehr als einmal in Gefahr geriethen, unser Fuhrwerk in dem zähen, klüftigen Moraste stecken zu lassen. Der schmale Fußsteg, welcher von einem Hause zu dem andern führte, wurde häufig durch Lachen und Pfützen unterbrochen und vollkommen unzugänglich gemacht. Das Dorf selbst gewährte den traurigsten Anblick, den man sich denken kann; verfallene Hütten, eingestürzte Mauern, zerbrochene Zäune stießen uns bei jedem Schritte auf.

Nirgend zeigte sich eine Spur von Leben, Alles schien wie ausgestorben. Wir hörten weder das einsönige, aber doch so wohlthätige Klappern der Dreschflegel, diese echte Dorfmusik, welche kaum und schon von fern die segensreiche Arbeit des Landmannes zu verkünden pflegt, noch sahen wir irgend ein Zeichen menschlicher Thätigkeit. Auf dem ganzen Wege begegneten wir nur einem alten Mütterchen, das uns scheu und verwundert nachstarrte. So erreichten wir eine der elenden Hütten, in welcher nach der Aussage des Burschen einige Typhus-Kranke liegen sollten. Das Haus war von Holz gebaut und mit Stroh gedeckt; mit der Hand konnten wir bequem das zerfallene, mit Moos bewachsene Dach erreichen. Die blind angelaufenen Fenster, nicht viel größer als eine gewöhnliche Laternenscheibe, ließen kaum einen Sonnenstrahl in die dumpfe Stube fallen. Die Thür, durch welche ein erwachsener Mann nur gebückt hindurchschreiten konnte, war verschlossen und von innen fest verriegelt. Lange pochten wir vergebens, bis uns aufgethan wurde. Eine Jammergestalt mit bleichen Wangen und eingefallenen Augen wankte uns entgegen. Augenscheinlich war der Mann erst vor Kurzem von einer schweren Krankheit genesen und noch so schwach, daß ihn seine zitternden Glieder kaum zu tragen vermochten. Unser Anblick setzte ihn in Erstaunen und rüttelte ihn aus seinem apathischen Zustande auf. Wir waren sicherlich die ersten Menschen wieder, welche er seit Wochen zu Gesicht bekam. Sein Erinnerungsvermögen schien gelitten zu haben, und er mußte sich besinnen. Er machte mit der abgezehrten Hand eine abwehrende Bewegung und winkte uns, uns zu entfernen.

„Geht!" rief er in dem polnischen Idiom jener Gegend. „Geht schnell fort, denn hier ist die große Krankheit."

Mit diesen Namen belegte der Bauer den Typhus, den er sechen erst überwunden hatte. Es lag für mich etwas unendlich Rührendes in dieser Sorge, welche der Aermste für unsere Gesundheit zeigte. Er wollte uns vor der Ansteckung bewahren, der er selbst mit seiner Familie erlegen war. Der polnische Bauer besitzt neben manchen Fehlern, welche mehr in den Verhältnissen als in seinem Charakter liegen, eine angeborene Gutmüthigkeit und Menschenfreundlichkeit. Ich erklärte ihm, daß ich und mein College keine Furcht hätten, daß wir gekommen wären, um ihm und den Seinigen ärztlichen Beistand zu leisten. Stumpf und unglaubig schaute er uns an, denn die Hoffnung auf menschliche Hülfe war in den armen Leuten schon längst erstorben. Erst unsere wiederholte Versicherung und der Anblick der uns beigegebenen Ordonnanz, welche sich indeß wohlweislich aus Furcht vor der Ansteckung so fern als möglich hielt, erweckte sein Vertrauen, so daß er uns eintreten bat.

Der Anblick, welcher sich uns hier darbot, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Auf dem schwarzen Lehmboden und auf faulem Stroh lagen sechs Personen in allen Stadien der Krankheit, fast nackt, nur mit schmutzigen Lumpen bedeckt. Hier starrte uns ein junges und trotz der Verwüstung des Typhus noch immer schönes Mädchen mit stumpfen Blicken an und murmelte unverständliche Worte mit den verdorrten, aufgesprungenen Lippen; dort

zupfte die ältere Schwester im Zustande vollkommener Bewußtlosigkeit an der durchlöcherten Decke und trieb jenes verdächtige, krampfhafte Spiel der Hände, welches nur zu häufig dem tödtlichen Ende vorauszugehen pflegt. Zwei Kinder kauerten mit brennenden Wangen und eingefallenen Augen unter einem alten, zerrissenen Mantel. Doch das schrecklichste Schauspiel wartete noch unser. Mitten in diesem Jammer von Kranken und Sterbenden, von Jammer und Elend entdeckten wir eine — Leiche, den leblosen Körper der Mutter. Die Todte ruhte unter den Lebenden, weil Keiner der Angehörigen die Kraft besaß, sie aus dem Hause und auf den Kirchhof zu schaffen. Mit Thränen in den Augen antwortete der Bauer auf unsere Fragen.

„Niemand hat unsere Schwelle seit dem Ausbruch der Krankheit in meinem Hause überschritten. Alle fürchten sich vor der Ansteckung, und Keiner zeigte sich, um uns zu helfen. Meine arme Frau ist gestorben, und ich bin nicht im Stande, sie fortzuschaffen, weil ich mich selber noch zu schwach fühle. Wenn sich der liebe Gott nicht unser erbarmt, so müssen wir noch Alle zu Grunde gehen."

Mein junger College versprach ihm, schon morgen wieder zu kommen und nach dem Befinden der Patienten zu sehen. Außerdem übernahmen wir die Sorge für das schleunige Begräbniß der Leiche, auch bewilligten wir ihm aus dem uns zu Gebote stehenden Unterstützungsfonds eine kleine Geldsumme und die zweckmäßigen Nahrungsmittel, Reis, Gries und Kartoffeln. Wir kannten den dankbaren Bauer nicht verhungern, daß er uns nach slavischer Sitte die Hände küßte. Den seinen Segenswünschen begleitet entferneten wir uns, um noch die übrigen vorhandenen Kranken zu besuchen und ihnen Hülfe zu bringen. Dieselben Scenen wiederholten sich in den meisten Hütten. Wir fanden fast überall dieses grauenhafte Gemisch von Hunger und Krankheit, von Noth und Fieber, von Schmutz und Elend. Kinder und Greise, Männer und Frauen, Sterbende und nur leicht Erkrankte lagen in ein und demselben unreinlichen und durch Unreinlichkeit verpesteten Raume, der noch häufig nebenbei zum Viehstall diente und bald von einer brüllenden Kuh, bald von einem grunzenden Schwein getheilt wurde. Kein Fenster konnte geöffnet werden, um frische Luft hineinzulassen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Fenster nur aus einer einzigen, fest eingefügten Scheibe bestehen. Auf dem Heerde und in dem Ofen brannte trotz der empfindlichen Kälte kein Feuer, und die meisten Kranken zitterten vor Frost unter ihrer dünnen Decke von Lumpen. Die Wenigen, welche von der Epidemie verschont geblieben waren, erschienen uns halb verhungert, vollkommen apathisch und außer Stande, den Kranken zu helfen. Ueberall herrschte ein Jammer, der sich nicht beschreiben läßt, und ein Elend, das alle Begriffe übersteigt. Mehr als einmal traten meinem jüngeren Collegen die Thränen in die Augen, und obgleich ich an ein derartiges Schauspiel schon mehr gewohnt war, so wurde ich doch nicht weniger tief davon ergriffen.

„Ist es möglich," rief mein Begleiter erschüttert aus, „daß so viel Elend über diese armen Menschen kommen kann? Was haben sie gethan, um solche Leiden zu verschulden? Man möchte an der Güte Gottes und an der Weisheit der Vorsehung verzweifeln."

Angesichts der eben durchlebten schauderhaften Scenen fand ich eine derartige Aeußerung natürlich, obgleich ich anderer Meinung war.

„Solche Prüfungen," sagte ich beschwichtigend, „sind oft für den Einzelnen, wie für die Gesammtheit eben so nothwendig, als heilsam. Das Glück und der Wohlstand wiegen uns nur zu häufig in eine geistige Unthätigkeit und geben uns nur selten Gelegenheit, unsere besseren Triebe und Eigenschaften zu entfalten. Zur Zeit der Noth und besonders am Krankenbette zeigt sich die menschliche Natur in ihrem schönsten Lichte. Das Mitleid erwacht, die Opferfähigkeit steigert sich, und eine wohlthätige Erschütterung ergreift uns. Das Herz trägt über den egoistischen Verstand den Sieg davon, und die Humanität feiert ihre schönsten Triumphe. Einen neuen Beleg für meine Behauptung legt diese Typhus-Epidemie selber ab. Sobald der Schrei um Hülfe in den Zeitungen ungeachtet des strengen Censur ertönen durfte, regte sich nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland die lebendigste Theilnahme. Ueberall bildeten sich Vereine, wurden Kleider, Decken und Geld gesammelt, ansehnliche Summen zusammengebracht. Männer aus den höchsten Ständen rissen sich von ihren Familien und aus dem Schooße der Behaglichkeit los, um an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen, eigene Anschauungen zu gewinnen, wie am schnellsten und am besten zu helfen sei. Diese Männer scheuten weder Mühe noch Anstrengung, fürchteten weder Ansteckung noch den Tod, den sie zum Theil entgegen gingen. Sind Sie nicht selbst, lieber College, von einem ähnlich edlen Motiv geleitet, hierher geeilt, um mich in meinem schweren Beruf zu unterstützen und den armen Kranken beizustehen? Wir wollen nicht die Vorsehung anklagen, sondern unsere eigene Natur, welche oft zur Erfüllung ihrer Pflicht durch schreckliche Ereignisse aufgerüttelt werden muß."

Mein junger Freund schien keineswegs überzeugt und schüttelte unglaubig den Kopf. Aus mancher früheren Aeußerung war ich wohl zu dem Glauben berechtigt, daß er, wie so viele jüngere Aerzte, einer materialistischen Weltanschauung huldigte, die jetzt immer mehr um sich zu greifen droht. Ohne mich auf einen philosophischen Streit mit ihm einzulassen, begnügte ich mich lediglich mit einigen Andeutungen, aus dem leider reichen Schatz meiner Erfahrungen geschöpft.

„Glauben Sie mir," fuhr ich ruhig fort, „das Krankenbett ist in seiner Art eine hohe Schule nicht nur für den Arzt, sondern auch für den Menschen. Wir lernen daselbst die bessere Natur desselben kennen. Wie viel Aufopferung, Liebe und Hingebung hab' ich an dieser traurigen Stätte gefunden, welche sich häufig in einen Altar verwandelt und in überirdischer Glorie strahlt! All die Schlacken des Daseins schmilzt oft die Krankheit fort, und es bleibt nur das reine, echte Gold der Menschlichkeit zurück. Der Egoismus verschwindet, der Haß oder die Gleichgültigkeit weichen der besseren Neigung, und das eingewurzelte Vorurtheil kann sich nicht länger behaupten. Was bei einem oberflächlichen Anblick als eine Ungerechtigkeit des Schicksals, ein blindes Ungefähr erscheint, erweist sich bei genauerer Prüfung als eine Wohlthat, als das höhere Walten einer göttlichen Vorsehung."

Während wir in dieser Weise unsere Gedanken austauschten, an die nächsten Erscheinungen anknüpfend, gelangten wir allmählich zu der Schenke zurück, wo der Wagen unser wartete. Hier fanden wir einen Boten des Gutsherrn, der, von unserer Anwesenheit unterrichtet, uns ersuchen ließ, auf das ihm zugehörige Schloß zu kommen, um einige erkrankte Diener in Augenschein zu nehmen und die nöthigen Anordnungen zu treffen. Ich leistete dieser Einladung um so lieber Folge, da ich zugleich meinen Collegen dem Gutsherrn vorstellen wollte, mit dem er jetzt vielfach in Berührung treten mußte. Das Schloß lag fast am Ende des Dorfes auf einer kleinen Anhöhe. Trotz der ganzhaften Benennung war es nichts mehr und weniger als ein ganz gewöhnliches, zweistöckiges Wohnhaus mit Schindeln gedeckt. Rings herum erstreckten sich die verschiedenen Wirthschaftsgebäude, Ställe und Dienerwohnungen, welche einen großen Hofraum umschlossen. Hier trafen wir den Herrn, welcher von Prodschinzky hieß und als Muster eines echten oberschlesischen Gutsbesitzers gelten konnte. Sein rothes, aufgedunsenes Gesicht, durch einen grauen Schnurrbart geziert, verrieth ein wunderliches Gemisch von Derbheit mit Schlauheit, von Rohheit und Gutmüthigkeit. In seinem Benehmen verband er oft die Manieren eines Bauern mit dem aristokratischen Stolz eines Edelmanns aus alter Zeit. Was ihm an Bildung mangelte, ersetzte er durch eine gute Dosis von gesundem Menschenverstand. In der Unterhaltung bemühte er sich zuweilen, den Schimmer einer besseren Lebensart zu zeigen und Reminiscenzen aus der Zeit aufzutischen, wo er sich zuweilen in feinerer Gesellschaft bewegt und den Cavalier gespielt haben mochte. Man sah ihm jedoch den auferlegten Zwang an und hatte ungefähr dieselbe Empfindung wie beim Anblick eines tanzenden Bären. Weit mehr konnte Einem sein natürliches Benehmen gefallen, wenn es nicht an einem gewissen humoristischen Anstrich fehlte. Wir trafen diesen Herrn von Prodschinzky mitten unter einem Schwarm von Bettern und Krüppeln aller Art. Nie glaubte ich eine ähnliche gebrechliche und verkommene Versammlung gesehen zu haben. Die armen Leute hielten in ihren Händen Töpfe, Krüge und oft auch nur Scherben, welche nach der Reihe aus einem großen, dampfenden Kessel mit einer trüben Brühe gefüllt wurden. Diesen Inhalt schlürften sie sogleich gierig nieder, ohne sich erst Zeit zur Abkühlung zu lassen. Außerdem erhielt jeder der Anwesenden noch eine ziemlich große Fleischportion, welche eben so hastig in unserer Gegenwart verzehrt wurde. Ich drückte dem Gutsbesitzer meine Anerkennung für diese Spesung seiner hungernden Angehörigen aus.

„Ist nur Pferdefleisch," raunte er mir lachend in's Ohr.

„Habe altes Pferd gehabt, zu nichts mehr nutz, und das schlachten lassen; schmeckt aber gut und thut dasselbe Dienst."

Mit diesen Worten ergriff Herr von Proschkinsky meinen Arm und führte uns, nachdem ich ihm meinen Collegen vorgestellt hatte, in seine Wohnung. Der Hausflur war mit Ziegeln gepflastert, welche, hier und da ausgebrochen oder durch die Länge der Zeit abgenutzt, gefährliche Schlünde und Abgründe, wahrhafte Fallen für unsere Füße bildeten. Aus der halbgeöffneten Küche drang uns der feuchte Dunst von allen möglichen Gerichten für Mensch und Vieh entgegen. Hier amüsirten auch die zahlreiche Dienerschaft, deren Lver e est nur in einem schmutzigen Hemde und grauen Leinwandhosen bestand, die nothdürftig durch eine Hausjumur oder einen Ledergürtel zusammengehalten wurden. In dem Wohnzimmer selbst saugen wir eine wunderliche Mischung von altväterlichem Hausrath und modernen Möbelstücken, von wurmstichigen Schränken und verschossenen Gardinen, welche höchst seltsam mit den neuen Rohrstühlen und dem Cylinderbureau von Mahagony contrastirten. Zwischen alten, nachgedunkelten Familienporträts hingen schlechte Steindrücke in Goldrahmen, wie man sie auf Jahrmärkten für wenige Groschen zu kaufen pflegt. Von der Wand schaute ein Crucifix und das Bild der Jungfrau Maria hervor, umgeben von einem weißen, mit bunten Bändern durchflochtenen Kranz. Mehrere Gewehre, Peitschen und Pferdegeschirre vollendeten die charakteristische Ausstattung des Zimmers. Mit der bekannten obrigkeitlichen Gastfreundschaft nöthigte uns unser Wirth zum Niedersitzen. Bald erschien das Factotum des Hauses, das in einer Person die Stellung eines Haushofmeisters, Kellermeisters, Aufsehers und Berienten vereinigte, mit dem unausbleiblichen Ungarwein. Das feurige Getränk behagte uns nach der ausgestandenen Kälte und den Strapazen um so besser. Wir berauschten in der That der Stärkung, da wir uns erschöpft fühlten, und ließen uns deshalb nicht besonders nöthigen. Beim Glase Wein besprachen wir noch einmal die eben durchlebten schauderhaften Scenen. Herr von Proschkinsky war keineswegs ein empfindsamer Mann und die Sentimentalität gewiß nicht seine schwache Seite, aber unser Bericht schien doch einigen Eindruck auf ihn zu machen. Freiwillig erbot er sich, meinem jungen Collegen eine Wohnung auf seinem Schlosse einzuräumen, damit dieser in der Nähe seiner Patienten bleiben und sie so besser beobachten und verpflegen könnte. Dieses Anerbieten wurde natürlich dankbar angenommen, und ich war nun so mehr damit einverstanden, da das Local so ziemlich den Mittelpunkt der meinem jungen Gebilfen zur Krankenpflege übergebenen Dorfbaaren bildete.

Während wir auch so tranken und die näheren Anordnungen besprachen, öffnete sich leise, fast unbemerkt die Thüre. Erst als ich zufällig aufblickte, bemerkte ich eine junge Dame mit zwar nicht auffallenden, aber reizenden Zügen. Sie hatte einen jener sanften Gesichter, aus denen der ganze Himmel einer zarten Weiblichkeit dem aufmerksamen Beobachter entgegenstrahlt. Wie ein Schleier verbarg eine angeborene Schüchternheit und Demuth einen Schatz von herrlichen Eigenschaften, die um so mehr entzücken, je weniger man sie vermuthet hatte. Solche Raturen pflegen nicht mit einem Male, sondern gewinnen mit jedem Tag eine neue Macht über unser Herz, die erregen keine plötzliche und stürmische Verehrung, aber wohl eine wachsende und ewig dauernde. Die junge Dame erröthete bei unserem Anblick und wollte sich sogleich, wie es schien, wieder entfernen.

„Hiergeblieben, Anna!" herrschte ihr der Vater zu.

Sie leistete ihm sogleich gehorsam Folge und wurde nun in aller Form mir und meinem jungen Collegen vorgestellt. Zugleich machte Herr von Proschkinsky sie mit der soeben getroffenen Anordnung bekannt, da sie sein dem Tode ihrer Mutter das ganze Hauswesen verwaltete. Sie verbrach für Doctor Brand ein paisirtes Zimmer anzuweisen und sogleich in Stand setzen zu lassen. Im ihren sanften, fast theilnahmvollen Mienen verrieth sich weder Verguügen noch Unlust wegen des neuen Hausbewohners, den sie so unvermuthet erhalten hatte. Still und geräuschlos, wie sie gekommen, verließ sie wieder das Zimmer, um die nöthigen Anordnungen für den jungen Fremdt zu treffen. Wir entfernten uns ebenfalls, um noch einige nahegelegende Dörfer zu besuchen.

Doctor Brand mußte noch unserem Wirthe das Versprechen geben, schon morgen mit seinem Gepäck und seinen Büchern nach dem Schlosse zu ziehen. Der junge Mann hatte das ganze Herz des alten Gutsbesitzers gewonnen; nebenbei mochte dem Letzteren die Anwesenheit des Arztes zur Zeit der gefährlichen Epidemie doppelt willkommen sein. Bei der Trennung rief ich meinem Collegen scherzend zu: „Verlieben Sie sich nur nicht in Fräulein Anna von Proschkinsky. Der Alte ist ein ebenso strenger Kadosik als Kriegsrath und in jeder Beziehung ein Feind der gemischten Ehen."

Es mochte ungefähr eine Woche verstrichen sein, als ich es für meine Pflicht hielt, nach meinem Freunde und den ihm übergebenen Patienten zu sehen. Ich fand ihn sehr zufrieden mit seiner neuen Stellung; er hatte sich in kurzer Zeit bereits das volle Vertrauen seiner Umgebung erworben und allgemeine Anerkennung gefunden. Die Zahl der Kranken hatte sich, Dank seiner Beruhigung oder vielleicht der milderen Natur, welche die Epidemie angenommen, augenfällig vermindert. Herr von Proschkinsky konnte mir die Thätigkeit, Umsicht und Aufopferung des jungen Arztes nicht genug rühmen. Er wurde wie ein bewährter Hausfreund von dem Gutsherrn betrachtet, in dessen Augen er um so mehr gewonnen hatte, da Brand in den Mußestunden ein bedeutendes Talent als Whist- und Ehombre-Spieler entwickelte. Bei diesen Partien pflegte der Pfarrer des Dorfes stets der dritte Mann zu sein. Ich kannte den Geistlichen von früher: er gehörte einer jüngeren Generation von katholischen Priestern an, welche sich von ihren älteren Standesgenossen durch einen fanatischen Glaubenseifer unterscheiden. Unter scheinbar sanften und freundlichen Formen verbarg dieser Dorfpfarrer einen starren, unbeugsamen und herrschsüchtigen Charakter. Als Seelsorger des Frommen, sehr begüterten Gutsbesitzers übte er seinen geringen Einfluß in dem Hause selbstes aus. Wie es schien, beobachtete er mit keineswegs günstigen Augen die Fortschritte, welche mein Freund in der Gunst seines neuen Gönners bereits gemacht hatte. Da mir nur wenig Zeit übrig blieb, so begnügte ich mich mit einem kurzen Bericht über den Zustand der Patienten, welche ich Brand übergeben hatte. Nur die schwersten Fälle wollte ich aus eigner Anschauung kennen lernen und nahm deshalb seine Begleitung an. Unterwegs sprach ich ihm aufrichtig meine Anerkennung über seine bisherige Leistung aus.

„Sie haben wirklich," sagte ich ihm, „Erstaunliches in so kurzer Zeit geleistet. Eine so schnelle Abnahme der Epidemie habe ich kaum gehofft, und besonders muß ich Ihr Organisations-Talent loben, womit Sie so Großes geleistet haben. Die Kranken werden, wie ich sehe, mit Sorgfalt gepflegt und sind fast überall mit den nöthigen Lebensmitteln, Decken und Kleidungsstücken versehen."

„Dieses Verdienst," lehnte Brand bescheiden ab, „kann ich mir durchaus nicht zuschreiben. Was in dieser Beziehung geschieht, ist das Werk von Fräulein Proschkinsky. Das Mädchen ist ein Engel. Heimlich eilt sie von Hütte zu Hütte und setzt sich großherzig der Gefahr und der Ansteckung aus. Sie versorgt die Kranken mit Allem, was Noth thut. Täglich muß ich ihr Bericht erstatten, und wo Hülfe oder Unterstützung fehlt, da ist sie sogleich zur Hand. Ihr allein haben wir die außerordentlichen Resultate zu verdanken, welche Sie mit Recht bewundern."

Je länger mein Freund in solch enthusiastischen Ausdrücken von dem trefflichen Mädchen sprach, desto klarer wurde mir die Lage seines Herzens. Es war kein Zweifel, daß er die Tochter seines Wirthes heiß und innig liebte, und daß diese Liebe, obgleich er sich mir gegenüber auch nicht die geringste Andeutenen zu Schulden kommen ließ, von ihr eben so erwidert wurde. Ich bedauerte die jungen Leute im Voraus, da bei der bekannten Gesinnung des Vaters sich ein glückliches Ende der beginnenden Neigung kaum denken ließ. Was ich vorausgesehen, war auch schnell genug eingetroffen. Bei einem zweiten Besuche, den ich meinem Collegen auf dem Schlosse abstattete, fand ich denselben in der größten Verwirrung und im Begriff seine Wohnung nach der Schenke des Dorfes zu verlegen. Mit kurzen Worten schilderte er mir die stattgehabten Ereignisse.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Ungarn.

Bereits zum zweiten Male im Laufe dieses Jahrhunderts hat Ungarn die theilnehmenden Blicke Europa's auf sich gezogen und gleichzeitig eine bewunderungsvolle Stellung in der Entscheidung der allgemeinen Geschicke eingenommen; einmal durch den Waffenkampf, den es mit unerschütterlichem Muthe und seltener Energie gegen zwei mächtige Kaiserreiche bestanden, dann heute durch seinen ausdauernden gesetzlichen Widerstand gegen die Versuche Oesterreichs, seine verbrieften, Jahrhunderte alten Rechte zu zertrümmern. Und heute wie damals begleiten die Sympathien aller Aufgeklärten die Anstrengungen einer Nation, welche „freudig setzt ihr Alles“ an den Kampf um ihre Rechte.

Nicht nur grosse, die Entwickelung der gesammten Menschheit fördernde Geschichtsepochen finden ihre Repräsentanten in den Männern, welche die Geschicke des Jahrhunderts zu leiten berufen sind; auch die weniger bedeutenden Stadien in dem Bildungsgange einzelner Völker erhalten ihren prägnanten Ausdruck in dem Charakter ihrer Parteihäupter und Führer. In diesem Sinne kann nun wohl der Kampf Ungarns in diesem und im vorigen Decennium kaum schärfer charakterisirt werden, als durch die Eigenthümlichkeit jener beiden Männer, welche die Bewegung leiteten: Ludwig Kossuth und Franz Déak. Beide begeisterte Patrioten hatten eben dasselbe schöne Ziel im Auge, den Ruhm und das Glück des Vaterlandes; beide wurden getragen, nicht bloß von dem Beifall der grossen Menge, sondern von der Kraft und Stimmung der ganzen Nation; und doch, wie verschieden im Uebrigen ihr ganzes Wesen und die Mittel, welche sie in Bewegung setzten; wie verschieden — hoffentlich! — der Ausgang ihres Strebens! Der Eine idealer Schwärmer, Enthusiast und Doctrinair, vermochte es wohl, durch sein begeistertes Wort die Nation zu entflammen, für die höchsten Ziele zu gewinnen und zu unerhörten Anstrengungen mit sich fortzureissen; die positive Lage der Verhältnisse zu überblicken, die von allen Seiten auftürmenden Schwierigkeiten an der rechten Stelle anzufassen, Umstände und Persönlichkeiten in seiner nächsten Nähe zu beherrschen und damit das begonnene Werk zu Ende zu führen, war er nicht im Stande, und — wäre auch wohl Niemand im Stande gewesen. Der Andere, ein ruhiger, ernst überlegender, praktischer Staatsmann, steht auf eng umgrenztem ebenem Boden, von wo er, festen Blickes und sicherer Hand, eines der ihm entgegenstehenden Hindernisse nach dem andern wegräumend, nie eine neue Position einnehmend, ehe er dieselbe zu behaupten versichert ist, Streich auf Streich auf den ermattenden Gegner führt. Und auch ihm folgt seine Nation, aber nicht unbewußt, und er weiß sehr wohl, wie weit; er kennt nicht blos seine Freunde, seine eignen Hülfsmittel, er kennt auch seinen Gegner, dessen Macht und dessen Blößen; die eine nicht zu unterschätzen, die andern zu benutzen und selbst jene zu vermeiden, darin beruht seine Stärke und dies sichert ihm den endlichen Sieg.

Es verräth offenbar Gemüthlosigkeit, Franz Déal den Charakter eines „Staatsmannes“ absprechen und ihn zum bloßen „Avocaten“ seiner Partei herabsetzen zu wollen. Wo es sich zunächst um eine juristische Streitfrage, gleichviel ob zwischen Einzelnen oder ganzen Völkern hantelt, da ist offenbar der Führer der Partei vorerst ihr Advocat; schlimm genug für Oesterreichs Sache, daß ihre Vertheidiger vor dem scharfen Rüstzeug des Ungarn nicht Stand zu halten vermögen. Wenn aber gleichzeitig über die Befähigung des Staatsmannes gerurtheilt werden soll, dann kann ohne Frage nur der unter den gegebenen politischen Verhältnissen mögliche und erreichbare Erfolg entscheiden. Und daß dieser heute bereits von dem ungarischen „Advocaten“ gewonnen ist, beweist am Besten die entschiedene Verlegenheit seines Gegners. Aus einer Position nach der andern verdrängt, von einem Theile d eignen Anhänger bereits verlassen, ohne Zutrauen zu sich selbst, ohne Kraft im Innern, ohne Sympathien auswärts, stehen bereits heute Oesterreichs Minister dem „Avocaten“ gegenüber vollständig geschlagen da, noch ganz ungewiß, wohin une auf welchem Wege der Rückzug anzutreten. Wie viel mehr aber was anders hätte wohl überhaupt erreicht werden können?

Franz Déak.

Der parlamentarische Ruhm Déak's datirt keineswegs aus der jüngsten Zeit. Bereits seit dem Jahre 1832 ist er Mitglied des ungarischen Landtages, zuerst vom Zalaer Comitat, in dem seine Familie ihren Wohnsitz hat, im letzten Jahre von der Stadt Pesth gewählt. Am 17. October 1803 in Kedvica, einem kleinen Dorfe in dem genannten Comitate, geboren, hat er seine Bildung auf der Hochschule in Raab erworben, wo er Jurisprudenz studirte und sich dann in seiner Heimath als Advocat niederließ. Nachdem er bereits auf dem ersten Reichstage die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, trat er 1847 als Führer der gemäßigten Opposition auf, wurde 1848 in das von Ludwig Bathyany gebildete ungarische Ministerium als Justizminister berufen, konnte indeß der radicalen Partei unter Kossuth, Szemere, Madarasz ꝛc. nicht Stand halten und legte, als auch die Versuche, durch Vermittelung der Krone eine Einigung zu erzielen, gescheitert waren, am 17. September 1848 seinen Posten nieder. Seit der Zeit hat er, zurückgezogen von allen öffentlichen Angelegenheiten, nur seinem Fachberufe gelebt, bis ihn der October 1860 wieder auf den Schauplatz rief.

Was Déak vor Vielen seiner Landsleute vortheilhaft aus-

zeichnet, ist sein freier Blick über die speciellen Interessen Ungarns hinaus. Von allgemeiner gediegener Bildung, hat er bereits bei seinem ersten Auftreten gegenüber den aristokratischen und particularistischen Bestrebungen der damaligen Parteien für Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels, für die Befreiung der Bauern von den drückenden Frohnden, für Gleichstellung aller Bürger vor dem Gesetze gesprochen; seit 1847 fanden seine unausgesetzten Bemühungen allgemeinen Erfolg und praktischen Ausdruck in dem von ihm entworfenen, auf sieben Punkten bestehenden Programm der liberalen Partei, in dem sich unter andern auch vollständige Preßfreiheit und Förderung der Volkserziehung finden. In der letzteren namentlich und in der Culturentwickelung überhaupt erkennt er das Fundament von Ungarns Zukunft, und erst in den jüngsten Tagen, unter dem schweren Druck der gegenwärtigen Verhältnisse, hat er eine ernste Aufforderung an seine Landsleute gerichtet, in der er ihnen, und vor Allen auch den Frauen, den Werth der Wissenschaft und tüchtiger Bildung, der in vielen, selbst höheren Kreisen leider noch nicht genügend erkannt werde, eindringlich an's Herz legt, wahrlich ein schönes Document für den Werth des Mannes selbst.

Im Uebrigen kann Deák kaum eine besonders glänzende Begabung zugesprochen werden, und seine Landsleute überschätzen ihn ohne Zweifel (wie so Vieles, was Ungarn gehört). Klarer, ruhiger Blick, scharfe Beobachtungsgabe, logische, wenn auch etwas zu breit ausgeführte Deduction, Schlagfertigkeit, vor Allem aber eiserne Consequenz und unerschütterliche Treue des Charakters zeichnen ihn als Parteiführer und als Redner aus; dagegen mangelt ihm Fülle der Anschauungen, Schwung der Phantasie und jene Formvollendung, welche neben dem „pectus", allerdings dem ersten Erforderniß des Redners, erst den Koryphäen der Tribüne bildet. Wo es sich um Abwägung des Für und Wider, des Gesetzlichen und Ungesetzlichen, des Zweckmäßigen und erreichbar Möglichen handelt, da ist er an seinem Platze, und sein berühmter Adreßentwurf und die denselben begründenden Reden können als Meisterstücke bezeichnet und den classischen Reden eines Brougham und Peel auf diesem Gebiete an die Seite gestellt werden. Deák gehört zu jener Classe von Rednern, die leichter zu überzeugen, als zu überreden im Stande sind; hinreißen oder gar rühren wird er wohl nie; er bildet auch in dieser Beziehung den schärfsten Gegensatz zu Kossuth. Seine Ausdrucksweise ist weniger gewählt als treffend, seine Gesticulationen sind mehr energisch als anmuthig, wie im Allgemeinen die ungarischen Redner, die im gewöhnlichen Tagesanzuge, Ueberzieher und Hut neben sich, vom Platze aus sprechen; nicht den gewinnenden Eindruck machen, den wir von unseren deutschen Rednern verlangen; selbst der sonst formvollendete Präsident Ghyxy ist weit entfernt von dem Aplomb eines Gagern oder der Eleganz eines Simson. Deák selbst könnte von deutschen Notabilitäten noch am ehesten mit Binde verglichen werden, mit dem er auch das fast eigensinnige Beharren am „Rechtsboden" theilt, und dem er auch an Schlagfertigkeit gleichkommt; dagegen erreicht er ihn allerdings nicht in Bezug auf die bereits erwähnte Fülle der Anschauungen, die den deutschen Nestor auf allen Gebieten zu Hause und in allen Sätteln gerecht zu sein befähigt; eben so fehlt ihm (und zwar zu seinem Vortheile) jener Uebermuth und die entsetzliche Nonchalance und Effecthascherei, die den edlen Freiherrn selbst die Rolle des Clown nicht verschmähen läßt, um nur Erfolg zu erzielen. Deák ist auch als Redner, wie in seinem ganzen Privatleben, von außerordentlicher Anspruchslosigkeit und Einfachheit, genießt aber eben deshalb eine unbegrenzte Popularität, die sich oft in rührenden Zügen kund giebt. Sein Aeußeres würde eher auf einen behäbigen Gutsbesitzer, mit einem Anflug an den „joviален Lebemann", als auf einen scharfsinnigen Advocaten und gewiegten Staatsmann schließen lassen; die meisten bisher von ihm vorhandenen Portraits sind nicht getroffen, wir glauben deshalb mit unserer sehr ähnlichen Abbildung den Lesern der Gartenlaube einen Dienst zu erweisen.

Ob Deák noch eine große Rolle in dem bevorstehenden Drama der Begebenheiten zugedacht ist, möchte ich bezweifeln; er hat weder das Zeug zu einem Minister, noch zu einem „berühmten Manne". Wenn er seinen Zweck, Ungarns Rechte zu erkämpfen, erreichen sollte, so würde er vermuthlich in die Stille des Privatlebens zurücktreten, aber ihn freilich dann auch der schönste Lohn begleiten, der ewige Dank und die Anerkennung seiner Nation.

Der Dichter des Frühlings.

Auf seinem Krankenlager in Potsdam lag ein preußischer Officier, Namens Ewald von Kleist. Vor einigen Tagen hatte er aus einer an sich geringfügigen Ursache einen Zweikampf mit einem seiner Cameraden bestanden und dabei eine schwere Wunde am Arme erhalten, die sich unter der Behandlung eines rohen Feldschers noch verschlimmerte. Gepeinigt von seinen Schmerzen, mißmuthig über die unzusiehende Langeweile, da ihm jede anstrengende Beschäftigung untersagt war, ruhte er entkräftet auf dem Bette, den ihm eigenthümlichen hypochondrischen Gedanken nachhängend. Da klopfte es zuerst leise, dann lauter an der Thür; auf das schwache „Herein!" des Kranken erschien ein junger Mann mit freundlichem Gesicht, sanften, theilnehmenden Mienen und herzgewinnendem Gruß. Der Fremde trug einen braunen Rock mit einfacher Stickerei, seidene Beinkleider und dergleichen schwarze Strümpfe. Das sorgfältig gepuderte Haar hinderte zu beiden Seiten zwei zierliche Locken und endete in einen Haarbeutel. Haltung und Kleidung verrieth den angehenden Geistlichen oder jungen Gelehrten, obgleich der feurige Glanz der munteren Augen und ein schalkhafter Zug um die rothen Lippen nichts weniger als einen Pedanten bekundeten, sondern weit eher einen heiteren Geist und einen fröhlichen Gesellschafter erkennen ließen.

Der junge Mann stellte sich selbst dem Officier als Candidat Gleim und Erzieher im Hause des Obristen von Schulze vor; sein Kommen entschuldigte er mit der Theilnahme, welche die Familie des Obersten und besonders die Damen an dem Schicksale des Verwundeten nahmen. Er selbst verschwieg nicht das Interesse, welches ihm ein Lieutenant einflößen mußte, der nach Allem, was er über ihn gehört, eine Ausnahme unter seinen damaligen Standesgenossen bildete, indem Kleist eine wirklich gelehrte Bildung genossen, mehrere Jahre die Universität in Königsberg besucht, sich ungewöhnliche Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen erworben und auch für die damals erst aufblühende deutsche Poesie eine große Vorliebe gezeigt hatte. Letzterer Umstand trug am meisten dazu bei, den Candidaten Gleim für den verwundeten Officier einzunehmen, da er selbst in seinen Mußestunden den Musen huldigte und allerliebste, scherzhafte Liedchen sang, die ihm die Anerkennung seiner Freunde erwarben. Außerdem war Gleim ein echter Patriot und ein begeisterter Verehrer des großen Friedrich, der damals in Preußen regierte und die Welt mit Bewunderung erfüllte.

Kein Wunder, daß die beiden jungen Männer trotz der Verschiedenheit ihrer Stellung schnell mit einander bekannt und befreundet wurden. Der Kranke beklagte sich besonders darüber, daß er nicht lesen dürfe, und nahm daher hocherfreut das Anerbieten des Candidaten an, ihm vorzulesen.

„Soll ich," fragte Gleim, „Ihnen aus dem Cäsar vorlesen, den ich hier auf dem Tische aufgeschlagen finde?"

„Lassen wir den Cäsar," entgegnete der Verwundete. „Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir ein Liedchen vorlesen wollten, das Sie selbst gedichtet. Ich habe so viel Gutes von Ihrem Talent gehört, daß ich begierig bin, eine Probe zu hören. — Sie müßten," setzte Kleist scherzhaft hinzu, „kein echter Dichter sein, wenn Sie nicht ein kleines Manuscript in der Tasche trügen, oder Ihre Gedichte auswendig wüßten."

„Wo denken Sie hin!" rief der muntere Gleim. „Ich werde mich hüten, Ihre Leiden durch meine schlechten Verse noch zu vermehren."

„Im Gegentheil. Apollo ist nicht nur der Gott der Lieder, sondern auch der Vater Aesculap's, der alle Schmerzen heilt. Vielleicht gelingt es Ihnen besser, als meinem Arzt, unter dessen Behandlung mein Zustand sich eher verschlimmert, als verbessert hat."

„Wenn dies mir glücken sollte, so wäre ich hinlänglich belohnt. Man heilt das Fieber mit Spinnweben und Sägespänen; vielleicht wohnt meinen Versen eine ähnliche medicinische Kraft bei. Darum will ich es auf einen Versuch ankommen lassen."

Mit diesen Worten zog Gleim etwas verschämt aus den weitläufigen Taschen seines gestickten Rockes ein kleines Buch hervor, in welches er seine Verse einzutragen pflegte, wie Kleist ganz richtig vorausgesetzt hatte. Mit wohltönender Stimme las er ihm verschiedene heitere Liedchen und unter anderen folgende anakreontische Strophen vor:

Tod, kannst Du Dich auch verlieben?
Warum holst Du denn mein Mädchen?
Hole lieber ihre Mutter,
Ihre Mutter sieht Dir ähnlich! —
Frische, rosenrothe Wangen,
Sodngclärdi von meinem Kusse,
Blühen nicht für blasse Knochen!
Tod, was willst Du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst Du es ja doch nicht küssen!

Herzlich lachte der Kranke über den komischen Einfall und besonders über den Schluß des Gedichtes so heftig und ausgelassen, daß durch die Erschütterung die Wunde des Armes von Neuem aufbrach und eine heftige Blutung eintrat. Der erschrockene Gleim klagte sich als die Ursache des Unfalls an und eilte, so schnell er nur vermochte, nach dem nächsten Arzt, der auch sogleich erschien und die nöthigen Anordnungen traf. Bei der Abnahme des alten Verbandes, den der dormirte Feldscher entweder schlecht angelegt oder vernachlässigt hatte, zeigten sich bereits die Spuren des Brandes, der unfehlbar ohne diesen Vorfall weiter gegriffen und den Verlust des Gliedes, wo nicht des Lebens nach sich gezogen hätte.

„Preisen Sie den Zufall," sagte der Doctor, „oder vielmehr die Wunder der Poesie, der Sie Ihr Leben schulden. Ohne das Gedicht und seine Wirkung hätten Sie wahrscheinlich sterben müssen. Jetzt aber stehe ich dafür, daß Sie schon in wenig Wochen wieder ausgehen und den Arm gebrauchen werden. Auch der Blutverlust ist mir nur willkommen, da dadurch die Heftigkeit des Fiebers gemildert und die Heilung der entzündeten Wunde nur beschleunigt wird."

„Gott Lob!" rief der erschrockene Candidat, der sich noch immer nicht von seinem Entsetzen erholen konnte und sich laut als die unschuldige Ursache des traurigen Ereignisses angeklagt hatte. „Ich hätte auch niemals mehr ein Lied dichten können, wenn meine Verse den Tod eines so trefflichen Mannes veranlaßt hätten."

„Beruhigen Sie sich!" lächelte der Kranke. „Ich preise Sie als meinen Wohlthäter; denn der Dichtkunst und Ihnen verdanke ich meine Genesung. Die Poesie wird fortan meine Geliebte, und ihr Jünger Gleim mein Freund sein."

Der wiedergenesene Kleist hielt Wort und wurde der Freund des liebenswürdigen Gleim und der Sänger des Frühlings, der Dichter so manches schönen deutschen Liedes. Seine Muse war ein liebenswürdiges Mädchen, Wilhelmine von Golz, die er bei einem Besuche in Ostpreußen kennen gelernt hatte. Leider war dieses Verhältniß kein glückliches und steigerte nur die dem Dichter angeborene Schwermuth. Von einem Verwandten erhielt Kleist die Nachricht, daß seine Geliebte von ihrer Mutter zu einer ihr widerlichen, aber sehr vortheilhaften Verbindung gezwungen sei. Briefe, die er deshalb an Wilhelmine richtete, wurden von ihren wachsamen Angehörigen unterschlagen, so daß sie sich von Kleist verrathen glaubte und schließlich ihre Einwilligung zu der verhaßten Heirath gab. In seiner Verzweiflung war ihm der Wiederausbruch des Krieges jetzt doppelt willkommen; aber auch hier verfolgte ihn das Mißgeschick. In den Jahren 1744 und 45 machte Kleist den Feldzug in Böhmen mit; zu seinem größten Leidwesen sah er sich jedoch zu einer ihm unwillkommenen Unthätigkeit verdammt, indem er nach der Uebergabe von Prag bei der Besatzung dieser festen Stadt bleiben mußte. Bei dem unglücklichen Rückzuge der Preußen aus Böhmen wurde auch Kleist von manchem schweren Unfall getroffen. Fünf Tage und fünf Nächte sah sich das kleine Corps, zu dem er gehörte, von einer sechsfachen Uebermacht des Feindes bedrängt und schwebte in fortdauernder Gefahr, auf gefährlichen Gebirgswegen und in kaum zugänglichen Defileen aufgerieben zu werden. Dennoch schlug sich das tapfere Häuflein seitwärts durch das Riesengebirge glücklich nach Schlesien durch, nur daß es in den engen Pässen seine Bagage gänzlich einbüßte. Kleist selbst mußte, von den übergroßen Anstrengungen angegriffen, schwer krank in Hirschberg zurückbleiben, wo ihn wieder ein ungeschickter Feldscher durch einen unzweckmäßigen Aderlaß hart an den Rand des Grabes brachte. Sobald er genesen, folgte er seinem Regimente nach Brieg, wo er sich nach und nach wieder erholte und ein Jahr verweilte, ehe er nach Potsdam zurückkehrte.

Mitten im Getümmel des rauhen Krieges war er der Poesie treu geblieben, hatte er manches schöne Lied gedichtet, das er seinem Gleim mittheilte. Durch ihn war er mit anderen und bereits berühmten Dichtern, wie Ramler, Uz und vor Allen mit Lessing bekannt geworden, die dem poetischen Officier in seinem Streben aufmunterten. Von ihnen angeregt schrieb er sein „Landleben", das er auf Gleim's Rath umtaufte und unter dem Namen „der Frühling" veröffentlichte. Nicht leicht machte ein deutsches Gedicht, und noch dazu von einem unbekannten Verfasser, ein so großes Aufsehen. Ursprünglich nur für seine Freunde gedruckt, erlebte es in kurzer Zeit vier Auflagen, die es hauptsächlich der Reinheit seiner Sprache, dem natürlichen Gefühl und den glücklichen Bildern des Dichters verdankte. Von allen Seiten erhielt Kleist Zeichen des Beifalls und der Anerkennung; selbst der Präsident der Akademie, Herr von Maupertuis, erkundigte sich nach dem poetischen Officier, in der Absicht, ihn zum Mitgliede derselben vorzuschlagen.

Trotz dieses schnell erworbenen Dichterruhms fühlte sich Kleist nicht glücklich: wiederholte Kränklichkeit verstimmte ihn, das müßige Garnisonleben sagte ihm nicht zu, das Avancement ging nur langsam von Statten, und er sah sich vielfach zurückgesetzt, so daß er ernstlich daran dachte, seinen Abschied zu nehmen und um die Stelle eines Forstmeisters sich zu bewerben, wobei er seine Liebe zur Natur, die wie ein rother Faden durch sein ganzes Leben läuft, zu befriedigen hoffte. Waren ihm doch die liebsten Stunden in Potsdam die, welche er auf einsamen Spaziergängen zu seiner „poetischen Bitterjage" benutzen durfte. Aber der Dichter mußte vor dem Soldaten zurücktreten, sobald die Trommel schallte und der große König rief. Kleist folgte diesem in das Lager bei Pirna, wo die sächsische Armee von der preußischen Tapferkeit und dem Genie Friedrich's die Waffen strecken mußte. Sein kriegerischer Ehrgeiz war erwacht, und er brannte vor Begierde sich auszuzeichnen; er wünschte sich nichts mehr, als „nur einmal mit zweihundert Mann commandirt zu sein, und dann von zweitausend Oesterreichern angegriffen zu werden." — „Wenn ich mich ergäbe," fügte er hinzu, „möchte mich der König immer zum Schelme machen lassen. — Aber zu etwas Großem werd' ich nie kommen; es sind nur Wenige, denen so etwas aufgehoben ist."

Ein andermal schreibt er seinem Gleim: „Sie schreiben mir, daß es Ihnen graut, Nachricht zu erhalten, daß ich im Kriege getödtet oder verwundet worden. Sie müssen sich gewöhnen, diese Nachricht einmal mit kaltem Blute zu lesen, oder zu hören. Wenn es geschehen sollte — woran ich aber fest zweifle, denn ich hab' in gewissen Stücken zum Glück — oder Unglück, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll — so sollen Sie es lesen, und ich will Ihnen meinen Tod selber ankündigen. Ich will, wenn ich eine Action vermuthe, vorher an Sie schreiben und meinem Kerl befehlen, daß er den Brief, im Fall ich bleiben sollte, sogleich auf die Post bringe, sonst aber nicht. Der Brief wird anfangen: „Im Fall Sie dies Schreiben erhalten, so bin ich todt rc." Der Einfall ist doch lustig, daß man seinen Tod selber meldet; aber ich glaube, es wird nichts daraus, und Sie werden den Brief nicht bekommen. Geschieht es aber, so bin ich wohl daran. Ich bin so viel glücklicher, als wenn ich Sie überlebte. Ich freue mich auf den Tod, wie ein Schiffer nach Sturm und Ungewitter auf den Hafen."

Im Verlaufe des Krieges kam Kleist nach Leipzig, wo er mit seinem Freunde Lessing zusammentraf. Von diesem aufgemuntert, faßte er daselbst den Plan zu einem Trauerspiele „Seneca", von dem er nur einige Scenen schrieb. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze regten ihn indeß immer von Neuem wieder auf und erfüllten sein muthiges Herz mit Sehnsucht, an den Gefahren seiner Waffenbrüder Theil zu nehmen. „Während die ganze Armee in beständiger Gefahr ist," klagt er ärgerlich, „bin ich ruhig und mache Verse. Dabei schlaf' ich doch nur alle Sonntage einmal aus, sonst exercire ich immer von Morgens vier Uhr bis gegen Abend; ich möchte statt dessen zehnmal lieber Gefahr haben." — Unter solchen Verhältnissen mußte es ihm doppelt unangenehm sein, daß ihm auf besonderen Befehl des Königs die Direction des Feldlagerreths übertragen wurde, ein ehrenvolles Amt, das er als Beweis des ihm geschenkten Vertrauens nicht zurückweisen konnte. „Ich bin unrrösstlich," ruft er bei neuen Siegesnachrichten, „daß ich

hier sein muß: komme ich zu nichts Rechtem in diesem Kriege, so nehme ich gleich nach dem Kriege den Abschied und gehe Kohl zu pflanzen. Ich habe so viel Ehre, wie alle die, die besser geachtet werden als ich, und muß hinter der Mauer sitzen!"

Endlich ging sein Herzenswunsch in Erfüllung. — „Mein Geber ist erhört," schreibt er an Gleim aus Leipzig den 2. Mai 1758, „wir marschiren den 11. hujus hier aus, zum Corps des Prinzen Heinrich. Mir ist, als wenn ich im Himmel wäre, nur ich bin nun mit meinem Schicksale, das mich durch die Versetzung aus der Potsdamschen Garnison gestiftet hat, sehr zufrieden. Ich glaube zwar nicht, daß ich bleiben werde, indessen ist es doch möglich. Zu diesem Falle geben Sie doch die 200 Thaler, die über 1000 sind, an Herrn Ramler und Lessing, jedem die Hälfte. Oder vielmehr geben Sie sie ihnen gleich, sie sollen sie mir einmal, im Fall ich lebe, wiedergeben, wenn sie recht reich geworden sind. Ja, geben Sie sie ihnen jetzo gleich: ich habe genug, wenn ich tausend Thaler behalte. Die tausend Thaler schicken Sie, wenn ich sterben oder verstümmelt werden sollte, an meine Schwester, verwittwete Kleist, geborne Kleist, zu Cunnis über Stargard und Neu-Stettin."

Auf dem Marsche nach Hof dichtete Kleist seine berühmte „Hymne", die er, wie er selbst sagte, seinen Soldaten zu vertauten hatte. Diese pflegten nämlich jeden Morgen, ehe sie ihre Lieder zum Lobe des großen Friedrich anstimmten, ein geistliches Lied zu singen. Kleist wurde von dem schlichten Gesange der dem Tode entgegenziehenden Krieger so tief ergriffen, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Um sie nicht sehen zu lassen, eilte er voraus und dichtete, indem er der aufgehenden Sonne entgegenritt, das bekannte Lied:

Groß ist der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind Säle seiner Burg:
Sein Wagen Sturm und donnernde Gewölk
Und Blitze sein Gespann.
Die Morgenröth ist nur der Wiederschein
Von seines Kleides Saum;
Und gegen seinen Glanz ist Dämmerung
Der Sonne flammend Licht.

Aus der kriegerischen Stimmung jener Tage ging auch das Gedicht „Cissides und Paches" hervor, in welchem er den Muth und die Tapferkeit zweier edler Helden verherrlichte. Während er aber den Musen huldigte, wurde Friedrich der Große von den Oesterreichern unter Daun bei Hochkirch überfallen. In aufsehnlicher Weise schildert Kleist die Schreckensnacht, indem er seinen Bericht mit den Worten schließt: „Gesandt, ihr stolzen Sieger! ihr sollt bezahlt werden; Alles ist bei uns bis zur Raserei aufgebracht." Er selbst theilte gewissermaßen das Schicksal seines angebeteten Königs; die Russen waren auf seinem Gute gewesen und hatten, nach ihrer gewohnten Weise, ihm Alles genommen. „Nun bin ich," schreibt er an Gleim, „mit meinen armen Bauern um Geschwistern ganz ruinirt. Ich habe immer gedacht, noch einmal zu Hause zu sterben, wenn ich's im Krieg nicht würde, aber nun —"

Bald fand Kleist jedoch die Gelegenheit, sich an dem übermüthigen Feinde zu rächen und seine Tapferkeit zu beweisen. Mit seinem Bataillon zur Deckung des Dorfes Plauen gegen die vorbrängenden Oesterreicher commandirt, fügte er den Gegnern sehr erhebliche Verluste zu und führte seinen Auftrag in einer Weise aus, die ihm die Anerkennung seiner Vorgesetzten und selbst die Friedrichs des Großen erwarb. Sein Haß gegen die Russen wurde noch durch die unmenschliche Behandlung gesteigert, die sein nächster Verwandter von ihnen erfuhr. „Die Russen," meldet er tief betrübt, „haben meinen alten Vetter Bruder, einen ehrwürdigen Greis, Namens Mantenfel, mit mehr als dreißig Wunden auf seinem Gute ermordet und sein Haus geplündert. Ein sehr trauriger Fall für mich. Er war Einer von Denen, die ich von meiner ganzen Familie am meisten verehrt habe; er war die Redlichkeit und der Verstand selber und die Zuflucht der Armen in der ganzen Gegend. Er hatte ein schneeweißes Haupt und ein so ehrwürdiges Ansehen, daß ein Wolf ihn respectirt hätte, nur kein Russe. Ich kann mich der Thränen nicht enthalten, wenn ich an ihn denke."

Mit Freuden begrüßte er daher den Tag der Schlacht, wie ihm die Gelegenheit geboten wurde, sich an dem grausamen Feinde zu rächen und unter den Augen seines angebeteten Monarchen auszuzeichnen. Kleist stürmte mit Todesverachtung gegen die Batterien der Russen bei Kunnersdorf; er achtete nicht die Wunde an seinem rechten Arm und focht mit der linken Hand. Ein Grenadierbataillon, das sich ihm entgegenstellte, wurde zu Boden geschlagen. Hoch zu Pferde führte er die tapfere Schaar gegen die vierte Batterie, nachdem er drei bereits erobert hatte. Er selbst nahm den Fahnenjunker beim Arme, der schon drei gewonnene Standarten trug, und drang gegen die Feuerschlünde vor, die Tod und Verderben ihm entgegenschleuderten. Eine Musketenkugel traf ihn, aber mit jeder Wunde verdoppelte sich sein Siegeseifer. Nur wenige Schritte von dem ersehnten Ziele entfernt, geschmetterte ein Kartätschenschuß sein rechtes Bein, so daß er sogleich vom Pferde sank. Die Sinnigen eilten ihm zu Hülfe, er aber wies sie mit dem Rufe zurück: „Kinder, verlaßt Euern König nicht!"

Zwei seiner Krieger trugen ihn endlich aus dem Schlachtgetümmel und übergaben ihn einem Wundarzt; eben beschäftigt, ihm das Bein zu verbinden, war dieser selbst durch den Kopf geschossen und fiel tot neben dem verwundeten Kleist zu Boden. Ein Trupp plündernder Kosaken fand ihn in diesem elenden Zustande; beutegierig rannten sie sich über den Unglücklichen, dem sie alle seine Kleider, selbst das Hemde raubten. Sie hätten ihn getödtet, wenn sie ihn nicht für einen Polen gehalten hätten, da er sie in dieser Sprache, die er von Jugend auf kannte, anredete. So begnügten sie sich nur, den Ausgeplünderten in einen nahen Sumpf zu werfen, worin er einige Stunden ohne Bewußtsein lag. Vorüberziehende russische Husaren hatten Mitleid mit dem Ohnmächtigen, zogen ihn in's Trockene, bereiteten ihm auf Stroh neben ihrem Wachfeuer ein Lager und erquickten den Berschmachtenden mit Brot und Wasser. Als sie am nächsten Morgen ihn verlassen mußten, bedeckten sie ihn noch mit einem warmen Mantel und beschanzten ihn mit etwas Getre. Aber ein zweiter Kosakenhaufe plünderte ihn von Neuem aus und ließ ihm nichts als das nackte Leben. —

Von Schmerzen gebeugt, ohne Schutz und Hülfe lag Kleist mehrere Stunden am Wege, bis er einen russischen Officier, von Stackelberg, erblickte und anrief, indem er diesem seinen Rang zu erkennen gab. Der edle Feind ließ ihn sogleich zu Wagen nach Frankfurt an der Oder bringen, wo er zum ersten Male ordentlich verbunden wurde. Auf die Bitte des dortigen Professors Nicolai wurde der Verwundete in dessen Haus gebracht, wo er zwar die sorgfältigste Pflege genoß, aber an Erschöpfung und Blutverlust in der Nacht vom 22. zum 23. August 1759 starb. — Seine Leiche wurde von den feindlichen Officieren und den Professoren der Universität zu Grabe begleitet. Als der Sarg aufgehoben wurde, fehlte der Degen, den Kleist so muthvoll getragen. Herr von Stackelberg bemerkte den Mangel und gab seinen eigenen Degen mit den Worten: „Dein, ein solcher Krieger darf nicht ohne dieses Ehrenzeichen beerdigt werden!" — Ein Denkmal, das ihm die Freimaurer-Loge in Frankfurt a. d. O. setzte, bezeichnet die geweihte Stätte, wo der Dichter des Frühlings ruht. Den Schmerz über seinen Verlust drückt aber am besten der berühmte Lessing in einem Briefe an Gleim aus: „Ach, bester Freund, es ist leider wahr. Er ist tot. Wie haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professors Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr milde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann fasselt. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — sehen Sie, mancymal verleidet mich der Schmerz, auf den Mann zu zürnen, den er angeht. Er hatte schon drei, vier Wunden; warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigern und kleinern Wunden unsichtmptlich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man; aber er ist verstümmt worden. Verstümmt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn verstümmt haben!"

Max Ring.

Digitized by Google

Ein Stück preußischer Schande und preußischer Ehre.

Nr. 1.

Die Schande.

Blicken wir in die Vergangenheit zurück, so bleibt uns manche That in derselben unbegreiflich. Wir vermögen wohl die Begeisterung und den Todesmuth zu fassen, mit denen so Mancher sein Leben der Ehre und dem Vaterlande zum Opfer gebracht hat, wir sind im Stande, den kühnen Geistesaufschwung, der so Viele zu edlen und kühnen Thaten bewogen hat, nachzufühlen, vergebens bemühen wir uns indeß, in das Innere so manches Mannes zu blicken, der, sei es aus unbegreiflicher Feigheit oder aus niederer Selbstsucht, Ehre und Pflicht mit Füßen getreten um für immer einen Schandfleck auf seinen Namen gehäuft hat.

Und leider nennt uns die Geschichte Deutschlands neben einer Fülle großer und edler Männer auch so manchen Namen und so manche That, von denen wir uns immer mit innerer Erbitterung abwenden und die dennoch durch nichts auszulöschen und durch nichts zu sühnen sind. Namentlich die Geschichte des für Preußen und damit für ganz Deutschland so unheilvollen Jahres 1806 ist reich daran. Während Blücher nach der Schlacht bei Jena sich mit seiner muthigen Schaar bis Lübeck durchschlug, zweimal auf die Aufforderung zu capituliren entschlossen trotzig erwiderte: „Ich capitulire nie!“ und, als er dennoch endlich, durch die höchste Noth gezwungen, bei Ratkau die Waffen strecken mußte, unter den Vertrag schrieb: „Ich capitulire, weil ich kein Brod und keine Munition habe,“ — ergab sich Hohenlohe ohne Schwertstreich bei Prenzlau mit 10,000 Mann und 1,800 Pferden, welche so leicht zu retten gewesen wären. Während in Kolberg der siebenzigjährige Bürger Nettelbeck einen schlaffen Befehlshaber fast mit Gewalt zur Vertheidigung der Festung zwang, bis Oberst Gneisenau zur Hülfe eintraf; während in Graudenz der General Courbière, als man ihm vorspiegelte, Friedrich Wilhelm sei aus seinem Reiche geflüchtet und Preußen habe aufgehört zu sein, entschlossen erwiderte: „Nun gut, so bin ich in Graudenz König,“ — wurden die Festungen Erfurt, Magdeburg, Küstrin, Spandau, Stettin, Hameln ꝛc. alle ohne einen einzigen Schwertstreich, meist durch die tollste Feigheit oder die schmachvolle Verrätherei ihrer Commandanten, dem Feinde übergeben. In Hameln stellte Schöler an der Spitze von 10,000 Mann, hinter den starken Wällen der Festung gebergen, bei dem Nahen von 6000 Franzosen die weiße Fahne auf; Stettin mit 5000 Mann wurde durch die Feigheit des Generals von Romberg an 800 Husaren übergeben, so daß Napoleon übermüthig an Murat schreiben konnte: „Es scheint, als ob man die schwere Cavallerie ganz entbehren kann, da die preußischen Festungen jetzt durch Husaren erobert werden.“ Der feige Oberst von Ingersleben, Commandant von Küstrin, ringsherum durch Moräste gegen jeden Angriff geschützt, mit 2,700 Mann Besatzung und 90 Kanonen auf den Wällen, ritt sogar, als eine einzige französische Division Infanterie sich näherte, dem Feinde entgegen, ihm die Uebergabe anzubieten, und er mußte den Feinden erst Kähne senden, um über den Arm der Oder zu gelangen und von der Stadt Besitz zu nehmen; und der Commandant einer anderen Festung übergab dieselbe um den Preis, daß er seine Küchengeräthschaften mit sich nehmen dürfe.*

Von größter Bedeutung war die schmachvolle Uebergabe Magdeburgs, der stärksten und wichtigsten Festung des ganzen preußischen Staates, des Hauptstützpunktes an der Elbe. Und der diese Festung übergab, trug den Namen Kleist. Er war ein siebenzigjähriger Greis, aber das Alter kann eine ehrlose That nicht entschuldigen; hart, schonungslos ist seiner Zeit über ihn geurtheilt worden, weil man die Schuld von all dem Unglück, welches seiner That folgte, ihm aufhäufte; die Geschichte pflegt in solchen Fällen ruhiger zu blicken und milder zu urtheilen — es sind über fünfzig Jahre seitdem entschwunden, und dennoch suchen wir vergebens nach einem Grunde, der die Schmach seiner That mildern könnte. Sie muß heute wie damals gleich schwunglos verdammt werden.

Als nach der Schlacht von Jena die ganze preußische Armee zerrissen, zerstreut und ohne einheitliche Leitung nach verschiedenen Gegenden eilte, suchten die meisten Abtheilungen Magdeburg zu erreichen, um sich dort zu sammeln und wieder zu ordnen, denn in der Brust der meisten Soldaten lebte die feste Hoffnung, daß sie auf's Neue gegen den Feind geführt und Gelegenheit erhalten würden, den Tag von Jena und Auerstädt wieder auszugleichen.

Der König Friedrich Wilhelm war am 17. October in Magdeburg angelangt, verließ indeß die Stadt schon am folgenden Tage, um bei Tangermünde über die Elbe zu gehen, nachdem er den Generälen in Magdeburg anzuordnen, die versprengten Truppen zu reorganisiren. Ueber 100,000 Mann, mit Einschluß des Trains, sammelten sich an den folgenden Tagen in der Festung. Viele von ihnen blieben ohne Quartier. Die breitesten Straßen waren mit Gepäck- und anderen Wagen dicht verfahren. Es fehlte die Hand, welche Ordnung hätte schaffen können. Selbst die zum größten Theile nach Magdeburg gerettete Kriegscasse wurde nicht einmal bewacht und von unwürziger Hand geplündert. Die Pferde waren zum Theil in den Kirchen (Johannis-, Katharinen-, Petri- und Jacobikirche) untergebracht. Die Disciplin hatte aufgehört, denn es war nur ein wildes Chaos von Soldaten.

Was Fürst Hohenlohe zu sammeln und zu ordnen vermochte, führte er am 21. October, statt an Vertheidigung zu denken, aus der Stadt über die Elbe. In der Festung blieben noch über 23,000 Mann zurück unter dem Oberbefehl des Generals der Infanterie und Gouverneurs Graf von Kleist. Er war ein siebenzigjähriger Greis, kopf- und herzlos, nur auf eigenes Interesse bedacht und nur zum Gamaschendienst brauchbar. Ihm zur Seite standen der General Graf von Wartensleben, von Ingersleben, von Renouard, von Schad, von Tschepe, der Commandant der Festung Du Trossel und Andere. Auf den Wällen standen mehr denn 800 Kanonen, Munition war in reichster Menge vorhanden, und die Stadt war für ein Jahr verproviantirt.

War durch Hohenlohe's Abzug mit den gesammelten Regimentern auch nur ein Gemisch der verschiedensten Montirungen zurückgeblieben, befanden sich auch nur 400 Mann Cavallerie in der Stadt, welche einen Ausfall ziemlich unausführbar machten: so waren die Truppen doch leicht zu ordnen und reichten vollständig zur Vertheidigung der Festung, deren Werke und Wälle sich im besten Zustande befanden, aus. Freilich war der Gouverneur von Kleist nicht der Mann dazu, da er schon bei dem Gedanken an eine Belagerung erzitterte, obschon er wissen mußte und auch wußte, daß das französische Heer auf eine Belagerung nicht vorbereitet war, da ihm jegliches Belagerungsgeschütz fehlte.

Auf Napoleon's Befehl war mit der Einschließung Magdeburgs so lange gezögert, bis sich sämmtliche in der Umgegend zerstreute Truppen des preußischen Heeres in der Stadt versammelt hatten, um mit einem Schlage so viele Gefangene als möglich zu machen. Ney's, Soult's und Davoust's Corps hatten zu dem Zweck fegar die Gegend in einem Umkreis von funfzehn Meilen durchstreifen müssen, um alle preußischen Soldaten nach Magdeburg zusammen zu treiben.

Die Truppen in der Stadt selbst wurden endlich so weit geordnet, daß sie in vier Brigaden getheilt wurden, welche unter den Generälen von Alvensleben, von Schad, von Tschepe und von Renouard standen und von denen eine jede ihren bestimmten Alarmplatz hatte.

Bereits am 20. October hatte der Feind auf dem linken Elbufer seine Vorposten um die Stadt her aufgestellt, und von Seiten des Gouverneurs war nichts geschehen, dies zu verhindern, so leicht es auch war. Darauf legte sich Marschall Ney mit seinem 7000 Mann starken Corps vor die Festung, während er selbst in dem drei Stunden entfernten Schönebeck sein Hauptquartier aufschlug. Durch die aufeinander folgenden Siege, durch die schmachvollen Capitulationen Erfurts und Hamelns übermüthig gemacht, schickte Ney den Capitain Regnard als Parlamentair in die Stadt, um dieselbe zur Uebergabe aufzufordern. Kleist empfing ihn in Gegenwart seines Stabes, der Generäle und Commandanten. In

* Die Commandanten der drei glücklich vertheidigten preußischen Festungen Graudenz, Pillau und Colberg waren Bürgerliche, die Beiden Letzteren der übrigen, so schändlich preisgegebenen Bollwerke Preußens sämmtlich — Adelige. Wie stolz muß sich die Brust der noncretten preußischen Krönungs-Barone und Freiherren heben, wenn sie den Stand einer Ahnensphäre von sich abschleudern, aus der in Zeiten der Noth so tüchtige Patrioten und unerschrockene Kämpfer hervorgingen!

D. Red.

seiner kopflosen Angst war schon der Gedanke der Capitulation in ihm aufgetaucht, dennoch schämte er sich ihn auszusprechen und erklärte: „Ich werde die Stadt nicht eher übergeben, als bis mir das Schnupftuch in der Tasche brennt."

In der Stadt wurde die Antwort des Gouverneurs bekannt, und Bürger und Soldaten wurden von neuem Muthe beseelt. Sahen die ersteren auch nicht ohne Bangen den Schrecknissen einer ernstlichen Belagerung entgegen, so hatten sie eine Eroberung der Stadt doch nicht zu befürchten, und die Mehrzahl war fest entschlossen, tapfer auszuhalten, zumal der Feind seine eigene Schwäche nicht zu verbergen vermochte. Die Soldaten hofften noch immer das Beste, sie hatten Muth und Lust zum Kampfe, es fehlte ihnen nur an Leitung und Einheit.

Die festbare Bühne am rothen Horne, welche bestimmt war, den Hauptstrom der Elbe längs der Quainauer der Stadt hinzuleiten, wurde durchstochen, die schönsten Gärten um die Stadt, auch der zu Klöster Bergen wurden demolirt, die nahebiegenden Windmühlen in Brand gesteckt, viele Land- und Gartenhäuser wurden abgebrochen — Kleist ließ Alles ruhig geschehen, auch nicht durch einen einzigen Schuß wurden die Belagerer in ihrem Vorhaben gestört. Von der Magdeburger Kriegs- und Domänen-Kammer wurden drei Räthe als Deputirte zu Ney nach Schönebeck gesandt, um ihn zur Milde zu bewegen, und dieser, über die Furcht vor seinem schwachen Corps lächelnd, zwang sich zum Ernste und drohte, er werde, ein zweiter Tilly, die Stadt mit Sturm einnehmen und das Gradirwerk zu Salza zerstören lassen, wenn sich Magdeburg nicht bald ergebe. Und die Räthe ließen sich einschüchtern, des Gouverneurs Verzagtheit vergrößerte ihre Angst, und die Kammer in Magdeburg zahlte 33,000 Thaler an Ney, damit er seine Drohung nicht verwirklichte.

Napoleon war am 24. October in Berlin eingezogen. Ihm konnte es nicht lieb sein, eine so bedeutende Festung wie Magdeburg mit über 20,000 Mann Besatzung in seinem Rücken zu lassen, es war deßhalb an Ney der Befehl ergangen, die Belagerung möglichst zu foreiren. Dieser vermochte mit seinen 7000 Mann nichts zu unternehmen, rückte indeß so nahe als möglich an die Stadt heran, und am Abend des 1. November sah man von den Wällen der Festung aus die nahen Elbdörfer Krakau und Prester, von den Franzosen angezündet, in hellen Flammen auflodern, ohne irgend etwas dagegen zu thun.

Die Truppen in der Stadt waren immer besser geordnet, und ohne daß der Gouverneur es befohlen hatte, war von den Befehlshabern die Verkehrung getroffen, daß ein Drittel der diensthuenden Garnison, welche sich auf ungefähr 16,000 Mann belief, jede Nacht in den Quartieren angezogen und ausgerüstet blieb, um bei einem etwaigen Ueberfall sofort zur Hand zu sein. Ihre Ruhe wurde nicht gestört, weil Ney die Unmöglichkeit einsah, mit seinen 7000 Mann, welche nur durch zwei Haubitzen unterstützt wurden, gegen die festen Wälle einer Festung anzustürmen, welche von mehr als 800 Feuerschlünden und mehr als 20,000 Mann vertheidigt wurde.

Der Gedanke des Verraths und der Capitulation waren währenddem bei dem greisen Gouverneur immer mächtiger angewachsen. Die Generäle und selbst einige Bürger drängten ihn, energische Maßregeln zur Vertheidigung und gegen das weitere Vordringen des Feindes zu ergreifen. Er bebte davor zurück, weil er dadurch den Feind zu erzürnen fürchtete.

Am späten Abend des 1. November, während die Dörfer Krakau und Prester als Kriegsfackeln leuchteten, verließ ein Officier das Sudenburger Thor. Als der wachthabende Officier ihn anhielt, zeigte er ein Schreiben des Gouverneurs vor und passirte ungehindert. Langsam ritt er auf der nach Schönebeck führenden Straße, bis er in die Nähe der feindlichen Vorposten gelangte und angerufen wurde. Auch hier zeigte er ein Schreiben des Gouverneurs von Magdeburg vor und verlangte zum Marschall Ney geführt zu werden. Seine Forderung wurde erfüllt, sobald die Ablösung des Vorpostens erschien.

Der Morgen war bereits hereingebrochen, als er im Hauptquartier in Schönebeck ankam. Er wurde zu Ney geführt. Dieser empfing ihn kalt, weil er seine Botschaft nicht kannte. Bald klärte sich indeß sein Gesicht auf, als der Officier den Auftrag des Gouverneurs meldete. Kleist erklärte sich bereit, die Festung zu übergeben, verlangte aber Geheimhaltung seiner Absicht und Verzögerung um einige Tage, bis Ney durch einige Scheinangriffe auf die Festung die Capitulation einigermaßen motivirt habe und diese öffentlich abgeschlossen werden könne. Für seine Person verlangte Kleist nach der Uebergabe französischen Schutz, der ihm bereitwillig zugesagt wurde.

In der Stadt hatte Niemand eine Ahnung von dem Verrathe des Gouverneurs, selbst seine nächste Umgebung nicht. Ney ließ die Meldung desselben sofort durch eine Estafette an den Kaiser nach Berlin gelangen, und sowohl in seinem Hauptquartier, wie auch zwei Tage später schon in Braunschweig, sprach man mit Bestimmtheit davon, daß Magdeburg in wenigen Tagen capituliren werde.

Zum zweiten Male sandte Ney, der Verabredung gemäß, einen Parlamentair in die Stadt, um sie zur Uebergabe aufzufordern — der Gouverneur wies die Forderung zurück. Gegen Abend dieses Tages suchte der Feind von der Neustadt her, welche der Major von Hollwede mit dem dritten Bataillon des Regiments von Kleist besetzt hielt, sich der Stadt zu nähern, setzte sich in einem großen, verlassenen massiven Eichereigebäude fest, wurde indeß durch Hollwede durch einen entschlossenen Angriff sofort wieder daraus vertrieben. Hollwede erhielt am folgenden Morgen den Befehl des Gouverneurs, sich zurück zu ziehen. Hollwede's entschlossener Sinn paßte nicht zu einem Scheingefechte.

Am Abend des dritten November versuchte der Feind zwischen dem Sudenburger und Ulrichs-Thor in Schußweite Wallaufwürfe zu machen, zog sich indeß nach einigen Schüssen von den Wällen zurück. In der Nacht vom 4. auf den 5. November schlich sich der Feind in der Nähe des Krökenthores an die Stadt heran und warf einige Granaten in dieselbe, von denen indeß nur drei trafen und nur eine einzige Scharen anrichtete, indem sie in das Wohnzimmer des Regierungsraths Guichard in der braunen Hirschstraße flog und diesen an der Schulter verletzte. Sofort wurde die Lärmtrommel gerührt, und die ganze Stadt gerieth in Unruhe. Die Soldaten versammelten sich auf den Alarmplätzen. Der Gouverneur war erschrocken aus dem Bett gesprungen, er fürchtete, daß der Feind wieder die geheime Verabredung einen wirklichen Angriff im Sinne habe. Er versammelte die ersten Generale um sich. Einige derselben verlangten, daß eine Abtheilung Soldaten aus der Stadt gesandt werde, um den Feind zu vertreiben; Kleist war dagegen. Die Ruhe wurde ohnehin nicht weiter gestört.

Wieder kamen am folgenden Tage zwei französische Parlamentaire in die Stadt. Die Unterhandlungen mit ihnen wurden geheim gehalten, und der Hauptmann Le Blanc wurde gegen Abend als preußischer Parlamentair zu Ney gesandt, dessen Stab schon bis Buckau vorgeschoben war.

Schon am 7. November verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß Kleist wegen Uebergabe mit Ney unterhandle. Bürger und Soldaten waren gleich erbittert darüber. Die Soldaten sammelten sich auf der Straße, zogen drohend vor des Gouverneurs Haus, der sich durch starke Wache geschützt hatte, und drohten, die ganze Stadt anzuzünden. Immer weiter wuchs der Aufruhr. Die Polizei erließ den Befehl, daß jeder Hauswirth auf die Treppen gefüllte Wassereimer setzen solle. Gegen die Soldaten selbst, welche nichts von Uebergabe wissen wollten, welche drohend verlangten, zum Ausfall und Kampfe geführt zu werden, wagte Niemand einzuschreiten. Der Gouverneur befand sich in der verzweifeltsten Stimmung und auf's Neue sandte er einen Vertrauten an Ney, um die Verhandlung zu beschleunigen.

Am 8. November wurden die Verhandlungen beendet, der Capitain Regnard brachte die ausgefertigten und von französischer Seite von dem Brigadegeneral Du Taillis, dem Adjutant Ligier-Belair und ihm selbst unterzeichneten Capitulations-Bedingungen, um sie dem Gouverneur vorzulegen. Regnard las sie vor. Mehrere anwesende Generäle waren dagegen, ihr Muth reichte indeß nicht so weit, daß sie entschieden ihre Pflicht und Ehre vertheidigt hätten — sie gaben nach, und eine Stunde später war die Capitulation abgeschlossen und im Auftrage „Sr. Excellenz des Generals der Infanterie von Kleist, Ritter des königlich preußischen schwarzen und rothen Adlerordens und des kaiserlich russischen beiligen Alexander-Newskyordens, Militärgouverneur der Stadt und Festung Magdeburg", von dem Generalmajor v. Renouard, dem Oberst und Commandant Du Trossel und dem Hauptmann Le Blanc unterzeichnet.

Preußen verlor in dieser Stunde seine stärkste Festung, ein

neuer Schauerfleck war in die Blätter der deutschen Geschichte durch die Feigheit und Ehrlosigkeit eines einzelnen Mannes eingegraben, schwere unheilvolle Folgen gingen aus diesem einen Schritte hervor. Die Hauptbedingungen der 18 Artikel der schmachvollen Capitulation waren folgende:

Die Stadt und Festung Magdeburg wird den Truppen des sechsten französischen Armeecorps mit sämmtlichen Geschütz-, Munitions- und anderen Vorräthen übergeben.

Die Garnison marschirt am 11. November Morgens 11 Uhr mit allen kriegerischen Ehrenzeichen vor das Ulrichsthor, streckt das Gewehr, und die Cavallerie giebt die Waffen und die Pferde ab. Die Garnison wird zu Kriegsgefangenen. Die Soldaten werden nach Frankreich geführt, die Officiere können auf ihr Ehrenwort, nicht gegen Frankreich zu dienen, gehen, wohin sie wollen.

Die Soldaten behalten nur ihre Tornister und Mantelsäcke, die Officiere ihre Degen, Bagage und Pferde. Bewundete und Kranke können bis zu ihrer Genesung in Magdeburg bleiben; ebenso die dort verheiratheten Officiere ꝛc. Und in einem der acht Nachtragsartikel war noch bemerkt, daß der Commandant Du Trossel im Besitz seiner Amtswohnung bleibe und von jeder Einquartierung und anderen militärischen Lasten befreit bleibe.

Es ist unbegreiflich, wie Männer so feig und schmachvoll handeln konnten. An der Spitze von 19 Generälen, welche zusammen 1300 Jahre zählten, übergab Kleist Preußens Fürste Festung.

Die Feinde jubelten über einen so leichten Sieg. Napoleon erließ am 12. November in Berlin den stolzen Tagesbefehl, daß einem französischen Corps von 7000 Mann mit zwei Haubitzen gegenüber 20 Generäle, 800 Officiere, 20,000 Mann Infanterie, 400 Mann Cavallerie und 2000 Mann Artillerie in Magdeburg die Waffen streckten, und daß den Siegern 54 Fahnen, 8 Standarten, 800 Stück Kanonen, ein Train von Pontons, 1 Million Pfund Schießpulver und beträchtliche Magazine in die Hände fielen.

Als die Soldaten am Abend des 8. November die Capitulation erfuhren, entstand ein neuer Aufruhr unter ihnen, aber auch jetzt hatte keiner der angesehenen Officiere den Muth, sich an ihre Spitze zu stellen. Mit Begeisterung würden sie ihm gefolgt sein. Die ganze Nacht hindurch währte der Aufruhr und die Unruhe auf den Straßen. Am folgenden Morgen wurden sämmtlichen Soldaten die scharfen Patronen abgenommen. Nachmittags zwei Uhr am 10. November besetzte eine Compagnie französischer Grenadiere nach der Uebereinkunft das Ulrichsthor und die Außenwerke desselben.

Um elf Uhr des folgenden Tages rückten die einzelnen Regimenter mit Trommelschlag und klingendem Spiel auf das Glacis vor dem Ulrichsthor. Viele der Soldaten weinten vor Erbitterung und Scham. Es war wohl berechnet von dem Gouverneur gewesen, daß er ihnen die scharfen Patronen hatte abnehmen lassen: in diesem letzten Augenblicke würden sie dieselben angewendet haben, denn die Wuth brach bei Vielen so gewaltig hervor, daß sie Fenster und Laternen auf dem Wege zertrümmerten.

Auf dem Glacis hielt der ehrlose Gouverneur zu Pferde zwischen dem Marschall Ney und General Bantamme. Die Regimenter defilirten an ihnen vorüber und mußten darauf im Angesicht weniger gegenüber aufmarschirter französischer Bataillone das Gewehr strecken. Manche bittere Thräne floß, mancher laute, heftige Fluch über den Gouverneur wurde ausgestoßen. Soldaten und Unterofficiere machten darauf rechtsum — und wurden nach Frankreich transportirt. Die Officiere steckten den Degen ein und kehrten in die Stadt zurück, welche sie noch an demselben Tage verlassen mußten.

Erst jetzt rückte der Marschall Ney in die Stadt, neugierig die Festungswerke zu besichtigen, und er war erstaunt, als er sie sämmtlich im besten Zustande fand. Er nahm in der Domreschanei am Neuen Markte Quartier, und sein erstes Wort war, daß er der Stadt, unter Anrechnung der Plünderung, 150,000 Thaler abpreßte. Bantamme raubte auf eigene Hand, nahm auf Rechnung der Commun die besten Pferde für sich und plünderte selbst Kaufmannsläden. Der Gouverneur Graf von Kleist verließ am 12. November die Stadt, das Grab seiner Ehre, und reiste nach Berlin, wo er bis zu seinem bald nachher erfolgenden Tode unter französischem Schutze lebte.

Der König von Preußen erließ am 1. December 1806 von Königsberg aus die Verordnung, nach welcher die Commandanten von Magdeburg, General Kleist und Oberstlieutenant Du Trossel, sowie sämmtliche in Magdeburg anwesend gewesene Generäle, welche bei dem versammelten Kriegsrathe für die Uebergabe gestimmt hätten, ohne Absched zu entlassen seien. Kleist's Familie faßte sogar den Entschluß, ihren so tief geschändeten Familiennamen aufzugeben — das Alles vermochte eine That nicht zu sühnen, für die es keine Sühne und keine Rechtfertigung giebt! Die Geschichte hat darüber zu Gericht gesessen! —

Rettungsstationen an deutschen Küsten.

Eine Mahnung an die deutsche Nation.

Es ist bereits im November 1860 öffentlich von dem bremischen Hafenstädtchen Vegesack aus der Plan in Anregung gebracht worden, „im Wege des Aufrufs an die gesammte deutsche Nation deren Wohlthätigkeitssinn für Errichtung von Rettungsstationen an den deutschen Nordseeküsten zu erwecken."

Nur der traurigen Zersplitterung unseres Vaterlandes ist es zuzurechnen, daß auch nach der angegebenen Richtung hin für Deutschlands Küsten noch nichts geschehen ist.* Die Nordsee, soweit sie nicht deutsch ist, bietet dem mit der Wuth der Elemente ringenden Seemanne überall die Möglichkeit einer Rettung. Selbst Dänemark zeichnet sich wenigstens in dieser Hinsicht vor den Deutschen aus. Und wenn der englische Seemann sich den Küsten seines Vaterlandes nähert, so weiß er, daß auch in furchtbarer Wetternacht offene Augen für ihn wachen; kehrt der deutsche Seemann oder Reisende heim, so muß er bedürchten, selbst angesichts der Küsten seines eigenen Vaterlandes noch elendiglich umzukommen, weil die unselige innere Zersplitterung und der Partieularismus desselben es möglich macht, von Staatswegen auch nur die allernothwendigsten Vorkehrungen zu seiner Rettung zu treffen.

Wenn es nun auch natürlich ist, daß die ersten Schritte zu einem Unternehmen, welches hier Abhülfe bringen soll, von den Bewohnern der deutschen Uferstaaten ausgehe, so ist die Sache selbst doch ihrer Natur nach eine nationaldeutsche, wie irgend welche andere. Denn ist es nicht die Pflicht Aller, zur Rettung derjenigen nach Kräften beizutragen, welche unter unablässiger Mühe und stetem Wagniß ihres eigenen Lebens die Vermittler sind der Segnungen, welche durch die Seefahrt sich auch über ganz Deutschland verbreiten? Bejuhet sich nicht unablässig eine bedeutende Zahl auch von Binnenländern als Passagiere oder Auswanderer auf der See? Und ist es für ein deutsches Herz gleichgültig, wenn es nach einem Blick über die civilisirten Nationen Europa's wahrnimmt, daß gerade Deutschland wiederum dieser größten Pflicht der Humanität einzig nicht genügt, während der Engländer, der Franzose, der Holländer, ja selbst der Däne, seine Küsten mit Rettungsbooten überall versehen hat?

Die unaufhörlichen Hülferufe, welche unsere Zeitungen bringen, wenn Feuersbrünste oder Ueberschwemmungen irgendwo im deutschen Vaterlande oder auch answärts stattgehabt, bezeugen dagegen durch ihren Erfolg noch stets in erhebender Weise den Wohlthätigkeitssinn unserer Nation. Und dennoch ist die Wohlthätigkeit, wenigstens soweit das Element des Feuers die Zerstörung sinnt, vielleicht nicht einmal am rechten Platze. Die gemeinnützigsten Unternehmungen aller Art, welche heutzutage so recht zum Wohle der Menschheit geschaffen sind, Versicherungsanstalten oben an, machen den zu einem Fabrikfässigen, welcher versäumt, gegen eine geringe Leistung seinem Besitzthume denjenigen Schutz angedeihen zu lassen,

* An der Ostsee hat Preußen von Dorfer-Ort im Reg.-Bez. Stralsund bis zur russischen Grenze 18 Rettungsstationen errichtet; es erschienen darüber zwei Schriftchen, das eine vom Maler Tresk, „Ueber den Gebrauch des an der preußischen Küste üblichen Rettungsapparates", das andere vom Hauptmann Giersberg, „Instruction für den Gebrauch des an der preußischen Küste üblichen Rettungsapparates ꝛc."; welche Erfolge bis jetzt dem erzielt worden sind, ist uns nicht bekannt. A. d. Red.

ohne welchen er dasselbe einem gänzlichen Ruine ausgesetzt weiß. Bei den Anstalten zur Rettung aus Seegefahr dagegen wird der edle Zweck durch keinen, wenn auch noch so geringen, Nachtheil des Mittels beeinträchtigt, und auch darum hoffen wir, daß sich mit der Zeit der Wohlthätigkeitssinn aller Deutschen bei diesem Unternehmen mit allem Nachdruck bethätigen werde.

In dem von Bejahung erlassenen Aufruf an die gesammte deutsche Nation ist angedeutet worden, daß man z. B. detaillirten Bericht und Vorschläge über diesen Gegenstand mittheilen würde. Während der Aufruf da, wo das Bedürfniß von Rettungsstationen am lebhaftesten gefühlt wurde, das erfreuliche Resultat gefunden, in Ostfriesland mit der Bildung eines allgemeinen Rettungsvereins für die dortigen Küsten zu Emden, auch zu Hamburg und an einigen anderen Plätzen mit der Bildung von Comité's wenigstens ein Anfang in der Sache gemacht ist: scheint man in Bremen mit der Inangriffnahme der Sache zu zögern, weil man sich durch das Gutachten eines einzelnen Seemannes, „die Sandbänke und Riffe der Nordsee, auf denen die Strandungen meistens vorkämen, seien von der Küste zu weit entfernt, als daß Rettung dahin gebracht werden könne, auch beim Vorhandensein geeigneter Rettungsboote sei die sekundige Bevölkerung der Inseln zu schwach, daß es an Mannschaft zur Bedienung mangeln würde," wie es scheint, gänzlich hat zurückschrecken lassen. Es stehen diesem Gutachten aber Erklärungen anderer tüchtiger, der Nordseeküsten kundiger Seeleute direct entgegen, und es versteht sich von selbst, daß bei einem Unternehmen, welches auf die Rettung von Menschenleben abzweckt, große, ja die größten Hindernisse und Schwierigkeiten überwunden werden müssen! Daß die Schwierigkeiten an den englischen Küsten nicht geringer gewesen sind, als an den deutschen, ist wohl überflüssig zu erwähnen. Wären sie aber auch tausendmal schwieriger gewesen, der Engländer würde sich niemals durch bloße Muthmaßungen von der Ausführung haben zurückschrecken lassen.

Bei der gemeinnützigen Natur der Sache selbst und ihrer nationalen Bedeutung, namentlich aber um die Anregung zur Ausführung derselben möglichst allgemein zu machen, folgen hier nunmehr diejenigen Andeutungen und Vorschläge, welche auf Grund des vorhandenen Materials überhaupt gegeben werden können. Es muß demzufolge dem Urtheile Sachverständiger und der Kritik im Allgemeinen vorbehalten bleiben, etwaige Irrthümer aufzudecken, etwaige Mängel auszufüllen. Natürlich wird jeder Wink darüber und jede Besprechung, auf welchem Wege sie auch geschehen mag, mit Dank entgegengenommen werden.

Das einzige ausreichende und brauchbare statistische Material über die Unglücksfälle zur See, sowohl in Bezug auf die Fahrzeuge als in Rücksicht auf den Verlust oder die Rettung von Menschenleben, bieten die Erfahrungen der Royal national life boat institution in England. Selbstredend gehen diese nur Kunde von den Ereignissen an den fernen Küsten Großbritanniens. Nach Ausweis derselben war das Jahr 1859 über das verflossene Jahr liegen die officiellen Berichte hierorts noch nicht vor, doch übersteigt dasselbe das vorhergehende in seinen Schreckniss sicherlich; bis dahin das schiffbruchreichste in der englischen Geschichte. Es hat 1645 Menschenleben und Eigenthum für nahe an zwei Millionen Pfr. St. verschlungen. Bei

Rettung durch den Raketenapparat. Verbindung mit dem Schiff mittels der Rakete.

dieser Entsetzen erregenden Zahl ist freilich zu erwägen, daß England der Mittelpunkt des Welthandels ist, daß es als solcher die größte Zahl Kauffahrer beschäftigt und von allen Theilen der Erde wie ein Magnet an sich zieht; daß im Jahre 1859 allein 300,580 Fahrzeuge von 31,712,500 Tonnen Gehalt in britischen Häfen ein- und aus denselben wieder ausliefen, daß sich über eine Million Menschen auf diesen Schiffen in die See hinauswagte, und daß die Küsten Englands zu den gefährlichsten Europa's gehören. Dazu kommen noch besondere Unglücksmomente: die heftigen Stürme im Herbste 1859, die allein den Tod von 798 Menschen veranlaßten; sowie der Untergang des „Royal Charter" mit 446, der „Pomona" mit 424 und des „Bienvie Castle" mit 56 Personen.

So fürchterlich nun jene Jahre auch den Schiffen gewesen sind, so ist es doch ein Trost, aus den officiellen Nachrichten zu erfahren, daß namenloses Unglück durch den Verein für Rettungsboote und andere zur rechten Zeit angewandte Rettungsmittel verhütet worden ist. Allein im Jahre 1859 wurden 2233 Personen dem sicheren Tode durch Rettungsboote, Raketenapparate und dergleichen entrissen; im Ganzen sind seit 36 Jahren nicht weniger als 11,491 Menschenleben gerettet worden!

Anders ist's in Deutschland. — In Deutschland existirt leider eine Statistik über diese Ereignisse gar nicht, und wer und wie viel Mitmenschen an den deutschen Küsten umgekommen sind, darüber breitet sich, wie über so manche andere deutsche Angelegen-

heit, ein schwer zu lüftender Schleier. Es muß hier zunächst die durch einzelne notorische Fälle gerechtfertigte Muthmaßung genügen, daß auch schon Tausende angesichts der deutschen Küsten einem Tode erlegen sind, der heutzutage in jedem einzelnen Falle gewiß nicht zur Ehre Deutschlands gereichen kann, nachdem andere Nationen seit 37 Jahren leuchtende Beispiele gegeben haben, wie dem tödtenden Elemente wenigstens der herbste Stachel zu brechen sei.

Wir geben den Lesern zunächst eine Anschauung der Art solcher Rettungen, die wir durch zwei Illustrationen erleichtern. Die eine zeigt, wie mittelst des Raketenschusses eine Verbindung durch eine Leine mit dem bedrohten Schiff hergestellt wird, und die andere stellt die Beförderung der Personen an das Land dar, und zwar mittels der „Schlinge“ oder „Länge“ (s. unten 4).

Den Raketenapparat zu beschreiben, ist unnöthig; wir gehen gleich zum Boote über. Ein gewöhnliches Rettungsboot, wie sie am hen eines eisernen Bolzens klappt der obere Theil des Wagens nach der See zu nieder, und das Boot mit der Mannschaft rutscht von selbst in's Wasser. In jedem Bootshause befinden sich Instructionen über die Behandlung anscheinend Ertrunkener, nebst allen erforderlichen Medicamenten und Apparaten. — Der Bootsmann auf jeder Station führt ein Journal über alle Dienste des Boots, über die Namen der Schiffe und der geretteten Personen und muß nach jedem Vorfall sofort an das Centralgouvernement in London Bericht abstatten.

Wir müssen die specielle Aufzählung der vielen Bestandtheile und Requisite eines solchen Rettungsbootes hier unterlassen. Außer dem Rettungsboote und dem Raketenapparate oder Mörser ist (nach Giersberg's Instruction) zur Lebensrettung bei einem Schiffbruch an Werkzeugen Folgendes unentbehrlich: 1) Eine dünne Leine (Wurfleine, Raketleine), die an einem Ende an ein Kabeltau

Beförderung an das Land mittels der „Schlinge“.

häufigsten und namentlich an Ufern, welche denen unserer Nordsee ihrer natürlichen Beschaffenheit nach am nächsten kommen, gebraucht werden, ist 26 Fuß lang, $6^1/_2$ Fuß breit, $2^1/_2$ Fuß tief, aus tadellosem Holzmaterial und durchweg solide gebaut. Inwendig befinden sich sowohl am Boden, wie unter den Sitzbänken Reihen luftdicht verschlossener, kupferner Kasten. Dabei hat das Boot einen flachen eisernen Kiel von solcher Schwere, daß dasselbe, falls es umschlägt, sich von selbst wieder emporrichtet, vermittelst der luftdichten Kasten sich hebt und aus einem am Boden angebrachten Auslaufrohre (Ventil) das aufgeschöpfte Wasser in sehr kurzer Frist wieder abgiebt. Unter Wasser ist der Bau schärfer als vorn, denn dies fördert die Leichtigkeit des Ganges. Das Gewicht des Bootes beträgt ungefähr 2000 Zollpfund, der Tiefgang $8^1/_2$ Zoll.

Die Bemannung eines englischen Rettungsbootes besteht aus einem Bootsmann, dessen Stellvertreter, einem Bugmanne und so viel Ruderern, als das Boot Riemen führt. Die Bemannung bilden Matrosen und Fischer, die in der Regel am Strande sind. Die Boote dienen nur zur Rettung von Menschenleben; Güter dürfen darin nicht geborgen werden. — Für gewöhnlich steht das Boot völlig ausgerüstet in seinem Schuppen auf einem mit mechanischem Apparate versehenen Fuhrwerke. Ereignet sich ein Schiffbruch in einiger Entfernung von der Station, so wird das Boot mit der Mannschaft auf dem Fuhrwerk durch Pferde längs der Küste so weit nöthig und möglich transportirt. Durch Herausziehen befestigt und von der Rakete (oder dem Mörser) geschleudert wird. 2) Ein Tau (Kabeltau) von 3 bis $3^1/_2$ Zoll Stärke und 40 bis 120 Faden Länge, je nach der Steilheit oder Flachheit des Ufers. 3) Eine dünne Leine von Manilahanf, ungefähr $1^1/_2$ Zoll dick, durch einen einzigen Schwanzblock gezogen und wenigstens zweimal so lang, als die Entfernung vom Ufer zum Wrack beträgt; sie wird durch Aneinandersplißen ihrer Enden in ein endloses Tau verwandelt. 4) Eine Schlinge („Länge“), Floß, Korb oder sonst ein Gefäß zur Aufnahme der zu rettenden Personen. 5) Ein sogenannter „Reisender“ („Kinnbackblock“), der, an der Schlinge befestigt, auf dem Spanntaue hin und her läuft. 6) Ein Doppelblock, um das Tau straff zu spannen. 7) Ein Anker mit einem Spaten, um ihn in die Erde oder den Sand senken zu können und das Spanntau mittels des Doppelblocks an denselben zu befestigen. Ist das Ufer nicht für den Anker geeignet, so nimmt man als Ersatz desselben eine 5 bis 6 Fuß lange Planke, welche man 4—5 Fuß tief eingräbt und an die man das Tau in ähnlicher Weise mittels des Doppelblocks befestigt. 8) Eine rothe Flagge für den Tag, eine farbige Laterne für die Nacht, als Signale. 9) Einige Spaten, eine Handaxre, eine Rettungsboye, einige Extrastück Tauwerk für Nothfälle, einige Räder oder Sparren, letztere, um an flachen Ufern als Triangel benutzt zu werden, damit das Tau darüber höher läuft und dadurch über der Wasserfläche erhalten werden kann.

Sobald ein Schiff in erreichbarer Nähe von der Küste in Gefahr erscheint, kommt der Raketenapparat zur Anwendung. Gelingt es nicht beim ersten Wurf, die Leine nach dem Schiff zu führen, so wird sie sofort wieder eingeholt, zugleich auf die Erde in oblongen Buchten gelegt, so daß diese in derselben Richtung liegen, wie geworfen wird. Man nimmt an, daß ein solcher Raketenapparat in der Regel auf eine Entfernung von 400 Ellen ausreicht. Ist es gelungen, die Leine nach dem gestrandeten Schiff zu werfen, und ist sie von der Mannschaft ergriffen worden, so wird (nach Giersberg's Darstellung der englischen Rettungsweise, die uns hier vor der Hand noch maßgebend ist) irgend ein bestimmtes Signal gegeben. In England tritt ein Mann der Bedienung seitwärts und schwenkt, also getrennt von den Anderen, seinen Hut, oder die Hand, oder eine Flagge. Bei Nacht wird eine Rakete von blauem Lichte oder ein Kanonenschuß abgefeuert oder ein Licht nach dem Deck des Wracks gezeigt und nach kurzer Zeit wieder verdeckt (Blitzfeuer). Sobald dieses Signal am Ufer gegeben ist, wird das dem Lande zustehende Ende der Wurfleine an die oben unter 3) genannte Leine von 1½ Zoll Stärke (das endlose Tau) befestigt, indem man sie etwa 2 Faden von dem durchscharten Blod mitschlingt. Hierauf giebt abermals einer der Leute am Ufer, getrennt von den Anderen, ein bestimmtes Signal. In England schwingt er bei Tage eine kleine rothe Flagge oder zeigt Nachts ein rothes Licht, welches er nach ungefähr einer Minute wieder bedeckt. Bei Ausblick dieses Signals wird die Mannschaft eines Wracks, welche nicht ohne alle Kenntniß der Instructionen solcher Rettungsapparate herumfährt, die Wurf- oder Raketenleine anholen, bis sie das Tau ohne Ende und den daran befestigten geschwänzten Block erreicht hat; dann befestigt sie den Schwanz des Blocks an einen sicheren Theil des Schiffs, wirft die Wurfleine ab und giebt wo möglich ein ähnliches Signal für die Leute am Lande, die nun das Tau ohne Ende benannen, das Verbindungstau etwa 3—4 Faden von seinem Ende um jenes schlingen und es durch das Tau ohne Ende an Bord befördern. Sobald die Mannschaft des Wracks dieses Tau ergriffen hat, befestigt sie es an dem Wrad ungefähr 18 Zoll über der Stelle, wo der Schwanz des Blocks sich befindet, und trennt hierauf das Verbindungstau von dem Tau ohne Ende. Nun giebt man abermals das obige Signal, worauf der sogenannte „Reiseende" (vergl. oben Nr. 5.) mittels des Taus ohne Ende an Bord gebracht wird. Ist dieser „Reiseenc", eine gegen Abgleiten vom Seil geschützte Rolle, mit einer Vorrichtung verbunden, an der die „Schlinge" (oben Nr. 4) befestigt wird, an Bord angekommen, so sind alle Vorbereitungen zur Rettung der Menschenleben vollendet. Man befestigt eine Person stets wird mit den Frauen und Kindern der Anfang gemacht, in die Schlinge (auf unserm Bilde ein Kerl) und giebt das Signal, die Leute am Ufer handhaben das Tau ohne Ende und holen so den ersten Geretteten an das Land. Sobald die Schlinge wieder frei ist, wird sie durch das Tau ohne Ende wieder an Bord gezogen, und so wiederholt sich die Manipulation, bis alle Mannschaft des Wracks am Lande ist. Das ist die Operation, wenn das Wrack an einer Stelle des Strandes liegt, wo das Boot wegen Untiefen oder zu starker Brandung nicht in Anwendung kommen kann. Wo dies nicht der Fall ist, tritt das Rettungsboot in seine rascher fördernde Wirksamkeit, für das Ankerleine und Kabelleine eine Sicherheitsthätigkeit entfalten, deren nähere Beschreibung uns hier zu weit führen würde.

Es ist natürlich, daß schon Tages- und Jahreszeit bedeutende Unterschiede in die Weise der Rettung bringen und daß das Maß der Mühen und Gefahren für die Rettungsmannschaft selbst hiernach ein sehr verschiedenes ist. Trotz alledem leben an den deutschen Küsten allenthalben Männer, die der Gefahr so trotzig entgegentreten, wie die Leute auf Albions Kreidefelsen; man gebe ihnen nur erst die Mittel, um diesen ersten Trotz zu bewähren.

Sollte dies dem großen Deutschland zu viel zugemuthet sein? Man prüfe!

Das ganze Unternehmen solcher Rettungsstationen theilt sich in zwei verschiedene Theile. Als erster wird die Herbeischaffung des Capitals, als zweiter die technische Ausführung und die Organisation der Verwaltung anzusehen sein.

Wir wenden uns zunächst dem Kostenanschlage und den Vorschlägen zu, welche wir auf Grund des englischen Materials zu machen haben.

Zur Herstellung eines Rettungsbootes von 26 Fuß Länge mit 30 Rudern, nach dem anerkannt besten Prinzipe, nach welchem jetzt die meisten englischen Boote erbaut sind, sowie mit vollständigem Inventar, würde in England ein Kostenaufwand von 234 Pfd. Sterl. = 1404 Lv'or-Thlr. erforderlich sein.

Die Haltbarkeit, resp. Dienstfähigkeit eines solchen Bootes wird durchschnittlich auf 30—40 Jahre berechnet. Da es nun rathsam erscheint, zunächst mit fünf Stationen den Anfang zu machen, nämlich am Weserleuchtthurm, auf Wangeroge, Norderney, Borkum, Helgoland, je 1 Boot, so würde zur Erbauung dieser fünf Boote die Summe von 7020 Lv'or-Thlr. erforderlich sein.

Zur Aufbewahrung der Boote kommt für jede Station ein Bergeschuppen ꝛc. à 500 Lv'or-Thlr. = 2500 Lv'or-Thlr., ein Wagen mit mechanischer Vorrichtung für den Transport der Boote, à 300 Lv'or-Thlr. = 1500 Lv'or-Thlr.; also ist zur Errichtung der Boote an fünf Stationen ein Capital von 11,020 Lv'or-Thlr. zu beschaffen.

Die jährlichen Betriebs- und Verwaltungskosten würden sich ferner belaufen auf 1) für Unterhaltung und Reparatur der Boote, je 1 Boot 120 Lv'or-Thlr. = 600 Lv'or-Thlr. 2) für Verwaltungskosten, Gehalte à 250 Lv'or-Thlr. = 1250 Lv'or-Thlr. 3) für Belebung der Mannschaften à 150 Lv'or-Thlr. = 750 Lv'or-Thlr. Summa 2600 Lv'or-Thlr., welche jährlich herbeizuschaffen wären und, zu 5%, capitalisirt, ein Vermögen von 52,000 Lv'or-Thlr. repräsentiren werden. Dazu die Anlagekosten, Raketenapparat ꝛc. 13,000 Lv'or-Thlr., in Summa 65,000 Lv'or-Thlr.

Dies ist die Capitalsumme, welche nach Analogie des englischen Materials der anfänglichen Ausführung des Unternehmens zugewandt werden müßte. Es unterliegt indeß keinem Zweifel, daß, wenn zuvörderst nur ein Exemplar der in England patentirten Boote, sowie der übrigen Rettungsapparate nach Deutschland gebracht würde, die übrigen nach dem Muster um ein Bedeutendes wohlfeiler angefertigt werden könnten. Diese englischen Rettungsboote sind aus einem sehr zähen amerikanischen Holze gezimmert, was allerdings bei Weitem kostspieliger ist, als unser Eichen- oder Eichenholz, doch würde sich letzteres auch hinreichend als Baumaterial qualificiren. Nach genau eingezogenen Erkundigungen würde man hierorts für etwa die Hälfte des englischen Preises ein solches Boot vollständig herstellen können. (Auch würde es ganz in der Ordnung sein, eine Probe mit dem vielbesprochenen ganz neuen Rettungsboote unsers „deutschen Erfinders", Wilhelm Bauers, für diese Nordsee-Stationen zu veranstalten.)

Wenn auch ein Maßstab der in England zur Unterhaltung und Erweiterung des Institutes statsindenden Betheiligung in einmaligen und jährlich wiederkehrenden Spenden sich nicht unmittelbar auf Deutschland anwenden läßt, so darf doch nicht übersehen werden, daß in Deutschland, bei gleicher Nothwendigkeit der Einführung von Rettungsstationen, der Aufopferung nach nur ein Verhältniß von etwa 100 zu 10 statfindet. Es würden also von der gesammten deutschen Nation verhältnißmäßig weit geringere Opfer erheischt werden, als es bei der englischen erforderlich ist; hinwiederum, was dem ganzen Volke ein Leichtes sein wird, würde für einzelne Staaten eine drückende Last werden. Wenn aber die Nation die Sache in die Hand nimmt, so wird und muß sie nicht nur als eine deutsch-nationale angefaßt, sondern auch durchgeführt werden, um gleich dem Anfang wie aus einem Gusse in Einrichtung und Verwaltung als ein einheitliches Werk des deutschen Volkes zu erstehen.

So würde denn zunächst in einer der größeren Seestädte ein Hauptcomité sich bilden müssen, welches für die Errichtung von Comités in den übrigen Städten Deutschlands in der Weise Sorge trüge, daß an die Spitze derselben womöglich öffentliche Personen träten. Dadurch würde dem Publicum am besten die Garantie der bezweckten Verwendung der Gelder geboten sein.

Wird auf diese Weise der Wohlthätigkeitssinn aller Deutschen herangezogen, so dürfte auch eine Betheiligung der Deutschen in England, Amerika und anderwärts jenseits der Meere bei einem Unternehmen nicht ausbleiben, welches längst eine Pflicht der deutschen Humanität gewesen wäre.

Möchten diese Worte dazu beitragen, die Sympathie aller Deutschen einer solchen Anstalt zuzuwenden, und möchte die Sache überall diejenige Würdigung finden, welche sie als deutsche zu finden verdient!

Ein Beamtenleben.

Von Dr. J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

„Höre mir zu, Adalbert," sagte die Directorin. „Du hast Recht, Du mußt wissen, was ich gethan habe, und ich muß es Dir mittheilen. Aber nicht, um mich besser zu machen, als ich bin. Ich will nicht Dein Mitleid erregen. Was weiter geschehen muß, weiß ich. Ich will aber auch in Deinen Augen nicht schlechter sein, als ich bin. So höre. Wir haben noch Schulden, Du weißt es, wie ich. Gott ist mein Zeuge, und Du weißt es ebenfalls, daß ich redlich gearbeitet, daß ich gespart habe, wo ich konnte, daß ich selbst entbehrt habe, wie Alle, auch Du, um aus der alten Schuldenlast herauszukommen, um nicht in neue hineinzugerathen. Wir konnten es dennoch nicht erreichen. Es war einmal ein Unglück, was Verhältnisse und Widerspänstigkeiten über uns gebracht hatten. Wir hatten freilich in Deiner Beförderung zum Präsidenten die Aussicht, es von uns abzuschütteln. Unter den Schulden sind auch Haushaltungsschulden. Namentlich war die Forderung des Fleischers auf nahe an hundert Thaler angewachsen. Er hatte mich schon mehrmals gemahnt. Ich hatte ihn zu vertrösten gewußt. Er hatte von Neuem geborgt. Vor drei Wochen brachte er mir wieder die Rechnung, er verlangte auf der Stelle sein Geld und erklärte, mir von nun an gar nichts mehr borgen zu wollen, bis er vollständig befriedigt sei. Er wollte nicht länger warten, sich nicht länger zum Narren halten lassen und drohete, den sämmtlichen Fleischern der Stadt und Umgegend mitzutheilen, daß er von uns sein Geld nicht bekommen könne, er wollte sie auffordern, daß sie uns gleichfalls nichts mehr borgten. Noch den nämlichen Tag wollte er seine gerichtliche Klage gegen Dich einlegen; er ist ein roher, heftiger, zäher Mensch. Ich hatte kein Geld, um ihn zu befriedigen, und meine Bitten, noch einmal zu warten, nur noch drei Wochen, bis zu dem Tage der nächsten Gehaltszahlung, waren vergeblich. Er setzte mir eine Stunde Frist, und ich wußte Niemanden, von dem ich das Geld erhalten könne. Du warst gerade unwohl, Du hattest schon eine Zeit lang gekränkelt; ich hatte ein Nervenfieber befürchtet, und der Arzt, dem ich meine Befürchtung mittheilte, hatte mit bedenklichem Gesichte mir anempfohlen, Dich besonders vor jeder Aufregung zu bewahren. So konnte ich auch Dir nichts sagen, und unsere Ehre stand auf dem Spiele, unsere Existenz, Deine Ehre, Deine Zukunft.

„Gerade damals war der Präsidentenposten vacant geworden, der Dir jetzt übertragen ist; führte der Mann seine Drohung aus, so warst Du öffentlich in einer Weise compromittirt, daß von Deiner Beförderung nicht mehr die Rede sein konnte. Ich verlor den Kopf. Da hatte der Gerichtsbote die Postsachen hierher gebracht. Du lagst unwohl zu Bette, und ich mußte sie Dir dahin bringen. Du öffnetest und durchliefst sie, und hierauf mußte ich sie denn in Dein Arbeitszimmer zurücktragen, von wo sie später der Gerichtsdiener wieder abholen sollte. Es waren mehrere Geldbriefe darunter. Ich hatte Blicke hineingeworfen. Einer enthielt hundert Thaler in Cassenanweisungen, zugleich die Bemerkung, daß das Geld zwar erst in sechs Wochen eingezahlt werden müsse, daß es dem Absender aber bequem sei, es schon jetzt einzuschicken. Ich sah eine Rettung in meiner Noth. In drei Wochen war Gehaltszahlung, gerade mergen wird sie sein. Du warst bis dahin wieder ganz hergestellt; ich konnte Dir dann Alles mittheilen, das Geld wieder in den Brief legen. Der Fleischer hatte mich vor drei Viertelstunden verlassen und in einer Viertelstunde, in wenigen Minuten war er wieder da. Was dann? Ich war wie betäubt und nahm den Brief und das Geld zu mir. Ich fühlte nicht einmal Angst, als ich es that; ich hatte nur die eine Angst vor dem Fleischer. Als ich den rohen Menschen bezahlen konnte, fühlte ich mich leicht und von einer schrecklichen Last befreit, erst nachher kam die andere Angst, über das, was ich gethan hatte; sie kam jetzt furchtbar. Ich sah klar, Alles, wovon ich vorher keine Ahnung gehabt hatte, denn ich hatte ein Verbrechen begangen, und ein Verbrechen, das auf Dich zurückfallen mußte. Ich hatte unsere, Deine Ehre und Existenz retten wollen und hatte sie vollständig preisgegeben, der geringste Zufall konnte, mußte sie unrettbar vernichten. Ich betete zu Gott, daß er diesen Fall, die Gefahr, das Unglück abwenden möge; ich betete stündlich, unablässig. Zuletzt konnte ich es nicht mehr. Nur Du konntest die Gefahr abwenden, aber nur, wenn ich Dir mein Vergehen entdeckte. Konnte ich das? Ich mußte es! Einmal mußte ich es gewiß, und dennoch konnte ich es nicht, um Deinet-, um meinetwillen nicht. Das war meine neue entsetzliche Angst; sie nahm mir von Neuem die Besinnung, den Willen. Jeden Tag wollte ich dennoch, seinen Tag konnte ich; zuletzt hatte ich es bis auf heute verschoben, auf Deinen Geburtstag. Da hoffte ich für Dich, in der Freude werde der Schlag Dich weniger hart treffen, für mich, Du werdest mir leichter Deine Verzeihung schenken. Da erbrachst Du den zweiten Brief, ich sah es Dir an, was er enthielt. Ich wollte an Deine Brust fallen und Dir Alles sagen. Da waren die Kinder dabei, da stürztest Du fort, ehe mein Entschluß klar werden konnte; ich dachte in meiner Angst, der Brief könne doch etwas Anderes enthalten; da warf sich endlich mit ihrem Jammer, mit ihrem zerrissenen Herzen die arme Emilie an meine Brust. Ich wollte nachher noch einmal zu Dir, als ich hörte, daß der Präsident gekommen sei. Aber nun war es zu spät, und meine Kraft war ganz gebrochen. — Du weißt jetzt Alles."

Die unglückliche Frau war während ihrer Mittheilung immer klarer und ruhiger geworden. Jener Entschluß, mit dem sie begonnen hatte, war zugleich klarer und fester in ihr gereift und er hatte ihr die Kraft verliehen.

„Erzähle Du mir jetzt, Adalbert," fügte sie ihrer Mittheilung hinzu, „und laß uns dann mit Ruhe und Besonnenheit das Weitere überlegen."

Den Director hatte die Klarheit und Festigkeit der Frau nicht in gleicher Weise erheben können. Ihre Erzählung hatte ihm von Neuem seine Verwichtung gezeigt. Eine unbedeutende Schuld, eine leichtsinnige That, ein einziger unglücklicher Augenblick hatte ihm auf einmal und für immer das endlich erreichte Ziel seines Strebens und Lebens wieder aus der Hand gewunden, warf ihn zurück in eine dunkle, gar schmachvolle Existenz, ihn, den Mann der Ehre, des Stolzes, des Ehrgeizes. Ihn, den völlig Unschuldigen! Konnte er der Schuldigen, der allein Schuldigen, verzeihen? Sie war seine Gattin, sein treues Weib, die Mutter seiner Kinder und hatte so lange und so viel mit ihm und für ihn und für die Kinder gearbeitet, gemüht, entbehrt, gelitten! Sie liebte ihn, er liebte sie, sie liebten sich über Alles. Aber nur wenn er einen andern Schuldigen bringen konnte, war er gerettet, blieb ihm seine Carriere, eine glänzende Zukunft. So hatte der Präsident ihm gesagt, so war es.

„Ich soll Dir erzählen?" sagte er. „Ich kann es mit wenigen Worten. Der Abfender des Geldes hatte vierzehn Tage vergeblich auf eine Quittung gewartet. Er beschwerte sich beim Obergerichte. Ich wurde heute davon benachrichtigt und untersuchte, wohin das Geld könnte gekommen sein. Ich war für mich darüber in's Klare gekommen, als der Präsident zu dem nämlichen Zwecke eintraf und zu einem ähnlichen Resultate gelangte, wie ich, daß das Geld hier in meinem Hause geblieben sein müsse; nur hielt er mich für den Nehmer. So steht einfach die Sache."

Er hatte nicht ohne Bitterkeit sprechen können. Die Directorin hatte ihm mit Ruhe zugehört.

„Und was hat der Präsident Dir weiter gesagt?" fragte sie.

„Ich muß meinen Abschied nehmen, wenn ich nicht —"

„Wenn Du nicht?"

Er konnte doch den Satz nicht vollenden, auf ihre Frage nicht antworten. Aber sie wußte, was er ihr nur sagen konnte. Sie hatte es von vornherein nicht anders erwartet. Darauf war ja ihr Entschluß gebaut, der tiefer und fester in ihr geworden war, den sie ihm nur nicht mittheilen durfte.

„Hast Du dem Präsidenten schon Deine letzte Erklärung abgegeben?" fragte sie den Gatten.

„Nein."

„Du mußtest mich erst sprechen?"

„So war es."

„Und jetzt — Adalbert, erfüllst Du mir eine Bitte?"

„Welche?"

„Nicht eher einen Entschluß zu fassen und nicht eher ihn dem Präsidenten mitzutheilen, als bis Du mit mir darüber gesprochen hast."

„Was hast Du vor?“ fragte der Director.

„Gewähre mir die Bitte.“

Er sah sie fragend, mißtrauisch, dann ahnend an.

„Es sei,“ sagte der ehrgeizige Mann.

Er fragte nicht noch einmal, was sie vorhabe.

„Und nun noch eine Bitte, Adalbert,“ konnte sie in ihrer klaren Ruhe fortfahren.

„Sprich sie aus.“

„Tröste Emilie, das arme Kind. Hat der Präsident Dir von ihr gesprochen?“

„Ja.“

„Ich ahne, was er Dir kann gesagt haben. Es sind Worte des Stolzes, des Hochmuths gewesen. Um so mehr Worte des Trostes wirst Du für sie haben.“

Die beiden Gatten trennten sich.

5.

Es war Abend. Die Directorin Heilsberg saß in ihrem Schlafzimmer. Tassilo theilten mit ihr zugleich ihre beiden jüngeren Töchter, die fünfjährige muntere Hanna und die an Körper und Geist schwache Clementine. Der siebenjährige Bruno schlief in einem Alkoven nebenan. Die sorgsame Mutter hatte es sich nie nehmen lassen, auch in der Nacht zum Schutze der kleineren, der Hülfe benöthigten Kinder in der Nähe zu sein. Die kranke Clementine war schon in ihrem Bette und schlief. Auch der Knabe war in seinem Bettchen. Aber er schlief noch nicht, und der Vorhang, durch den der Alkoven von der Stube getrennt wurde, war noch nicht niedergelassen. Die kleine Hanna war noch auf, aber sie schlief. Sie saß an einem Tische, der in der Mitte der Stube stand. Auf dem Tische lagen ihre runden Aermchen. Auf den Aermchen ruhte der müde blonde Lockenkopf. Sie war die Lebhafteste und wollte immer die Letzte sein, die zu Bette gebracht werde. So auch heute. Aber heute war sie darüber eingeschlafen. Neben ihr saß wachend die Mutter. Die Directorin hatte den ganzen Abend geschrieben.

Am späten Nachmittage, nachdem er lange mit seiner Tochter Emilie gesprochen, hatte der Director Heilsberg das Haus verlassen. Er war seitdem noch nicht zurückgekehrt. Gleich nachdem er ausgegangen, hatte die Directorin sich in ihr Schlafzimmer begeben. Sie war bis dahin unten im Wohnzimmer gewesen. Als die Kinder hineingekommen waren, hatten sie die Mutter mit blassem, eingefallenem Gesichte, mit Thränen in den Augen, mit gerungenen Händen, auf und ab schreiten sehen; oder sie hatte auch wohl so am Fenster gestanden und zum Himmel hinaufgestarrt. Die Kinder hatten sich fragend, weinend zu ihr stürzen wollen; aber sie hatte sie mit so weicher, schluchzender Stimme gebeten, sie allein zu lassen. Sie hatten sich still und gehorsam entfernt. Welchen furchtbaren Kampf mochte die unglückliche Frau gekämpft, mit wie heißen Gebeten mochte sie vom Himmel Kraft erfleht haben, in dem Kampfe nicht zu unterliegen, ihrem Entschlusse treu zu bleiben! In ihrem Schlafgemache hatte sie sich dann eingeschlossen.

Als, wie gewöhnlich, um sieben Uhr Abends die drei jüngeren Kinder kamen, um sich zur Ruhe zu begeben, lagen zwei große Briefe fertig geschrieben und versiegelt auf dem Tische. Auf dem einen fehlte nur noch die Adresse. Die Kinder waren still angekommen. Das blasse, verweinte Gesicht der Mutter sahen sie ja noch vor sich, und die schluchzende Bitte, sie nicht zu stören, tönte noch in ihren Ohren. Sie hatte zuerst die Kranke zu Bette gebracht, dann den Knaben. Die kleine Hanna, die still sein mußte und nicht plaudern durfte, war unteressen am Tische eingeschlafen. Sie hatte sich, ermüdet und erschöpft, zu dem Kinde gesetzt und schrieb die Adresse auf den einen Brief. Dann starrte sie beide Briefe an, als wenn sie ihr Verhängniß, ihr dunkelstes Verhängniß enthielten. Dann fiel ihr Blick auf das schöne, freundliche Kind, das so süß neben ihr schlief. Dann mußte sie nach der anderen Seite blicken, wo das Bett der kranken Clementine stand. Auch die Kranke schlief, aber es war ein so trauriger, erschreckender Schlaf. Und je trauriger er war, desto fester haftete Auge und Herz der Mutter daran. Auch zu dem Knaben schweifte ihr Blick. Er schlief noch nicht und verfolgte mit seinen großen, dunklen, treuen Augen jede Bewegung der Mutter. Ihre Augen begegneten diesen Augen. Da konnte das Kind nicht mehr an sich halten.

„Mutter!“ rief es leise.

Das Wort, die Stimme durchfuhr sie elektrisch. Sie mußte aufspringen zu dem Kinde.

„Was willst Du, Bruno?“

„Mutter, gieb mir Deine Hand. Es ist mir, als wenn Du uns hier allein lassen wolltest.“

„Großer Gott!“

„Als wenn wir Dich nicht wieder sehen sollten.“

„Nein, nein!“ mußte sie laut aufschreien.

„Du bleibst bei uns, Mutter?“

„Kind, wie kannst Du auf solche Gedanken?“

„Ich weiß es nicht; aber wie ich Dich so traurig sah und wie ich nicht einschlafen konnte — und den Vater hatte ich den ganzen Tag nicht wieder gesehen, und es ist doch heute sein Geburtstag, und da hatten wir Alle so fröhlich sein wollen — da kamen so schreckliche Gedanken über mich, ich kann es Dir gar nicht sagen, Mutter.“

„Schlafe Du ruhig ein, mein guter Bruno.“

„Du gehst also nicht von uns?“

„Eure Mutter ist immer um Euch, und mit ihr der liebe Gott mit seinen Engeln. Schlafe, mein liebes Kind. Ich muß jetzt auch die kleine Hanna in ihr Bettchen bringen.“

Sie küßte den Knaben. Er legte sich zurück, um zu schlafen. Aber sie konnte noch nicht gleich die kleine Hanna zu Bett bringen. „Muß es denn sein?“ ging sie händeringend in dem Gemache umher. „Diese schönen, lieben, armen Kinder! Mein Herz, mein Herz! Aber er! Sein Stolz, seine Ehre! Ich muß! Nur ich sehe vernichtend in seinem Wege. Es muß sein.“ Sie trocknete die Thränen, die ihr mit Gewalt aus den Augen geschossen waren, und ging zu dem schlafenden Kinde, es zu Bett zu bringen. Das Kind lag in dem festesten Kindesschlafe. Sie weckte es nicht. „Möchtest Du nicht wach werden!“ sagte sie. Sie weckte es entkleiden und in sein Bettchen legen, ohne daß es erwachen sollte. „Wenn ich Deine hellen Augen noch einmal sähe, mein süßer Engel —“ Sie konnte nicht weiter sprechen. Die Thränen stürzten ihr wieder aus den Augen, sie mußte laut, heftig aufschluchzen.

„Liebe Mutter, weine nicht so,“ bat leise der Knabe aus seinem Bettchen heraus.

Sie kleidete still das Kind aus und legte es in sein Bettchen. Sie küßte es. Es war nicht erwacht. Ein Dienstmädchen war eingetreten.

„Das Abendbrot ist unten fertig,“ meldete sie.

„Ist mein Mann da?“ fragte die Directorin.

„Der Herr Director ist noch nicht zurückgekehrt. Fräulein Emilie und der Herr Oskar sind unten.“

„Bitte sie, ohne mich zu essen. Ich bin nicht wohl und wünsche, hier oben allein zu bleiben.“

Das Mädchen ging. Aber da durchzuckte sie ein heftiger Schmerz. „Ich muß sie sehen! Noch einmal! Noch einmal!“ Sie rief das Mädchen zurück.

„Ich lasse meine Kinder bitten, mir vorher hier gute Nacht zu sagen.“

Wie stark war das weiche Herz der unglücklichen Frau! Ihre beiden älteren Kinder erschienen, Beide bleich, den schweren Kummer im Gesichte, Emilie verweint. Die Mutter konnte ihnen mit trockenem Auge, mit gefaßter, ruhiger Miene entgegentreten.

(Schluß folgt.)

Nicht zu übersehen!

Mit Nr. 52 schließt das vierte Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 52. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Beamtenleben.

Von Dr. J. D. H. Temme.

(Schluß.)

„Ich wollte Euch gute Nacht wünschen, Kinder," sagte die Directorin. „Ich bin nicht wohl und wünschte hier zu bleiben."

„Mutter, Du hast etwas Anderes," sagte der Gymnasiast.

„Du nanntest es das schwerste Unglück, Du wolltest es uns mittheilen," fügte die Tochter hinzu.

„Nicht heute, meine lieben Kinder. Ich bin in der That unwohl, der Kopf schmerzt mich. Morgen sollt Ihr Alles erfahren."

Der Kopf mochte sie wohl brennend genug schmerzen. Die Kinder ehrten ihren Wunsch. „Gute Nacht, Mutter," bot Emilie, wie jeden Abend, ihr die Lippen dar, die heute nicht so frisch, wie sonst waren.

„Gute Nacht, meine liebe Emilie. Ich sehe, Du hast ein starkes Herz."

„Der Vater hat mich aufgerichtet."

„Und Dein klarer Geist wird Dich noch mehr aufrichten. Nur das Herz, das betrogen hat, muß zu Grunde gehen. Das betrogene erhebt sich zuletzt doch wieder."

Sie küßte herzlich die blasse Tochter. Sie konnte fest, mit der ganzen Kraft, die sie sich errungen hatte, Abschied von ihr nehmen. Der Sohn nahete sich; der blühende, reich begabte, so viel versprechende Jüngling war der Stolz der Mutter. Er reichte ihr die Hand.

„Gute Nacht, liebe Mutter!" Das war auch sonst sein Nachtgruß. Sollte er es heute bleiben? Konnte sie von dem Liebling ihres Herzens scheiden, ohne ihn an ihr Herz zu drücken, ohne ihre Lippen auf die seinigen zu pressen? Sie hob die Arme auf — sie zog sie zurück. Sie hatte auch dazu die Kraft.

„Gute Nacht, Oskar!" Sie drückte seine Hand, die er ihr dargereicht hatte.

Die Kinder verließen sie, und erschöpft fiel sie auf ihren Stuhl. Sie sah nach dem Bette des kleinen Bruno, ob er schlafe. Der Knabe war eingeschlafen. Sie ließ jetzt erst ihren schmerzlichsten Thränen den ungestörten Lauf. Warum hatte die unglückliche Frau diese Kraft, von der sie jetzt so hoch und fest getragen wurde, nicht früher gehabt? Fragt, warum erst das Unglück die Kraft des Menschen reifen muß; das Unglück, wenn es zu spät ist. — Aber kann der Mensch zu seiner Kraft zu spät gelangen? —

Die gebrochene und doch so starke Frau hatte lange über ihr Unglück weinen müssen. Sie erhob sich und trat zu einem Kleiderschrank, der in dem Zimmer stand, und ordnete Kleider darin. Einen Shawl, einen Hut nahm sie heraus. Sie that Alles mit Ruhe und Festigkeit und verschloß den Schrank wieder. Sie legte den Shawl um ihre Schultern, setzte sich den Hut auf und kehrte an den Tisch zurück, an dem sie geschrieben hatte. Die beiden Briefe lagen noch da. Sie legte sie zusammen auf die Mitte des Tisches, daß sie Jedem, der an den Tisch trat, sofort auffallen mußten.

Dann stand sie auf einmal entschlußlos. Der entscheidende Augenblick war da. Sie wollte gehen; sie wollte sich trennen, von Allem, auch von den Kindern. Sie wollte sie verlassen, ohne sie noch einmal zu sehen. Sie lagen um sie her in ihren Bettchen und schlummerten keine drei Schritte von ihr. Sie brauchte ihre Augen nur aufzuheben und nach den Betten zu lenken, so sah sie die geliebten Wesen, die sie nicht mehr sehen, die sie nie wiedersehen wollte. Konnte sie sich von ihnen trennen, ohne sie noch einmal zu sehen? Sie sollte die Augen, sie erhob den Fuß und schritt zu der Thür. Sie konnte doch nicht.

Das Mutterherz weinte plötzlich laut auf. Sie flog von der Thür zurück und lag an dem Bette des jüngsten Knaben. Sie warf sich auf die Kniee vor das Bettchen, die Arme um das schöne Kind geschlungen, die Lippen auf das blühende Gesichtchen gepreßt.

„Mein liebes Mütterchen," sagte das Kind, das im Schlafe die heißen Küsse der Mutter fühlte.

Sie flog zu dem Knaben im Alkoven und warf sich auch über ihn. Er erwachte ganz.

„Nicht wahr, meine liebe Mutter, Du verläßt uns nicht?"

„Nie, nie, Ihr Engel meines Lebens!"

Die Kranke war wach geworden. „Mutter, ich bin durstig," bat sie mit ihrer schweren, trockenen Zunge.

Die Mutter mußte ihr jede Nacht den erfrischenden Trank reichen. Sie war schon an dem Tische, auf dem die Wasserflasche mit dem Glase für das Kind stand. Sie füllte das Glas und ließ das Kind trinken.

„Danke Dir, treueste Mutter."

Sie stellte das Glas zurück. Konnte sie fort — fort von dem Liebsten auf der Welt? Und doch mußte sie. Sie sei betend auf die Kniee.

„Herr, hoher Herr des Himmels, zeige Du mir den Weg! Den Weg der Buße, der schwersten Buße für mich, des Glückes für die Anderen."

Die Thür des Zimmers öffnete sich. Ihr Gatte trat in das Zimmer. Sein Gesicht war noch bleich, wie am Tage, aber es war finsterer. Er sah sie auf ihren Knieen liegen, die Hände zum Gebet gefaltet. Er sah sie angekleidet zum Ausgehen. Die Miene

seines Gesichts verräthen sich nicht. Er sah die beiden Briefe auf dem Tische. Er trat nicht näher hin, um die Aufschriften zu lesen.

Die unglückliche Frau hatte sich erhoben. Sie ging zu dem Bette des Knaben; er allein von den Kindern konnte noch wach sein. Sie überzeugte sich, daß er wieder eingeschlafen war. Sie nahete sich dem Gatten.

„Du hast meine Bitte erfüllt, Adalbert?“

„Ja.“

„Du hast also den Präsidenten noch nicht wieder gesprochen?“

„Ich war noch nicht wieder bei ihm.“

„Und Du hast Deinen Entschluß gefaßt?“

„Ja, Mathilde.“

„Welcher ist es?“

„Kannst Du fragen?“

„Sprich Dich aus, Adalbert. Der Präsident hatte Dir gesagt, Du müßtest Deinen Abschied nehmen, wenn Du ihm nicht den rechten Schuldigen bringen könntest. War es nicht so?“

„So war es.“

„Und Du?“

„Mein Abschiedsgesuch liegt fertig. Ich habe es nicht abgesandt, weil ich Dir jenes Versprechen gegeben hatte.“

„Du wirst es nicht absenden, Adalbert.“

Er zuckte zusammen. Sein bleiches Gesicht röthete sich. Er mußte sie fragend ansehen und sah in ein fest entschlossenes Antlitz.

„Du wirst das Gesuch nicht absenden, Adalbert. Hier liegt ein anderes. Schreiben an den Präsidenten; auch eins an Dich.“

„Mathilde, Du wolltest mich verlassen?“

„Ich wollte es, ehe Du zurückkämst. Ich wollte Dir und mir eine schwere Stunde ersparen. Denn fort muß ich.“

Sein Gesicht röthete sich wieder. Durch seine Augen fuhr ein heller Blitz. Er nahm ihre Hand.

„Du wirst bleiben, Mathilde. Du darfst mich nicht verlassen, nicht unsere Kinder.“ Er sprach es bittend, aber ruhig. Er hielt ihre Hand dabei, aber er drückte sie ihr nicht.

Sie erwiderte ihm klar: „Adalbert, ich habe meinen Schritt reiflich überlegt, und mich dann erst zu ihm entschlossen. Ohne mich steht Dir eine glänzende Laufbahn bevor. Du tratst gleich unmittelbar in eine der wenigen höchsten Richterstellen des Staates; Du erreichst das Ziel, nach dem Du so lange und so mühsam gestrebt hast, und begründest das Glück unserer Kinder. Mit mir hast Du das Alles auf einmal verloren. Ehrlos tratst Du in ein dunkles Dasein. Du mußt Deinen Namen verbergen, damit die Leute nicht mit Fingern auf Dich zeigen: da geht der Mann, der an seinem eigenen Gerichte gestohlen hat. Du wirst nicht wissen, wie Du Dich und Deine Kinder ernähren sollst; durch Abschreiben wirst Du Dir ein kümmerliches Brod verdienen müssen, oder als verfolgter, geächteter Winkeladvocat. Und das Alles müßte ich mit ansehen, ohne es ändern zu können, ich die alleinige Ursache, ich allein die Verbrecherin. Könnte ich das? Könnte ich Dich beschimpft, in niedrigen Diensten Dich gequält, mit den armen Kindern Dich darben sehen? Nein, Adalbert, laß mich gehen, so weit meine Füße mich tragen können, um Deinetwillen, um unserer Kinder willen, um meinetwillen. Ich allein bin die Schuldige, ich allein muß auf mich nehmen und tragen, was ich verdient habe, nicht Ihr Unschuldigen. Ihr dürft nichts mehr mit mir gemein haben. Du darfst nicht ferner mit der Diebin leben, und die Diebin darf Euch nicht wiedersehen. Ich habe auch das überlegt. Könnte eine Diebin in Deinen Gesellschaften die Haussrau machen, den Ehrenplatz einnehmen? Ja, würde, wenn Du mich bei Dir behieltest, die Welt nicht von Dir glauben und sagen müssen: Er war doch der Dieb, und die Frau hat es auf sich nehmen müssen, damit er Präsident werden konnte? — Soll ich Dir noch mehr sagen, Adalbert, um Dich zu überzeugen, daß wir uns trennen müssen, daß ich Dich nie wieder sehen darf? Ich habe Dir das Alles auch in diesen Briefe geschrieben. Den ich wollte und ich muß noch heute Nacht von hier fort. Gewähre es mir, als eine Wohlthat. Sollte ich noch einmal morgen Dich und die Kinder wiedersehen, ich hielte es nicht aus, das Herz würde mir brechen. Und so laß mich ziehen, mit Deiner Verzeihung, mit meinem Dank für alle Deine Liebe, mit meiner Liebe, die mein Herz ewig und unwandelbar für Euch Alle bewahren wird. Lebe wohl, Adalbert. Noch Eins. Wir haben noch fünfzehn Thaler baares Geld im Hause; ich habe davon zehn Thaler für meine Reise genommen und reiche damit aus. Morgen erhebst Du Deinen Gehalt.“

Sie hatte ihre Hand sacht aus der seinigen gewunden und sah ihn noch einmal an. Dann schritt sie zu der Thür. Zu den Kindern konnte sie den Blick nicht zurückwerfen. Er stand unbeweglich, vernichtet. Er war ohne einen festen Entschluß hergekommen. Er hatte sein Abschiedsgesuch fertig geschrieben; aber er hatte es nicht abgegeben und trug es noch bei sich in der Tasche. Er hatte seiner Gattin erklärt, daß sie ihn nicht verlassen dürfe, er hatte sie gebeten zu bleiben; aber er hatte ihre Hand so kalt gehalten, und als er den festen Entschluß in ihren Augen gelesen, hatte ein heller, leuchtender Blitz seine Augen durchzogen.

Wollen wir einen Stein auf ihn werfen? Auf den Mann der Ehre und des Ehrgeizes, der die Wahl hatte, die Ehre zu bewahren und das Ziel des Ehrgeizes zu fassen, oder für immer sich in den Abgrund eines elenden, schmachvollen Dunkels zu werfen? Was seine Frau ihm eben gesagt, er hatte es sich selbst den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend sagen und hundertund hundertmal wiederholen müssen. Sie hatte ihm das Bild der Zukunft nur in lebendigeren Farben vorgehalten. Er stand vernichtet. Aber nicht das Bild, das ihm so lebendig vorgehalten war, vernichtete ihn. Die Größe der Frau war es, die wahre, edle Seelengröße der Frau, die ihm jenes Bild so hatte vorzeichnen können, um ihn zur Annahme des größten und schwersten Opfers zu bewegen, das eine Frau bringen kann. Er hatte schwanken können, er war der Mann der Ehre, des Stolzes; aber eben darum er trieb nur, konnte er nicht sein, nicht unedel sein, und die wahre, edle Größe der Frau mußte auch die wahre Ehre, den echten Stolz des Mannes in ihm wecken. Er stürzte ihr nach und ergriff ihre beiden Hände. Er hielt sie zurück, fest.

„Mathilde, Du darfst nicht gehen.“

Sie zuckte doch heftig auf. Sie hatte das wohl nicht erwartet und hatte es nicht erwarten können. Die Nöthe in seinem Gesichte, das Aufsuchen seiner Augen, sie waren ihr vorhin nicht entgangen, ja ihrer Berubigung nicht; sie machten ihr den Kampf, die Erfüllung ihrer Pflicht leichter. Aber ihre Pflicht mußte sie auch jetzt erfüllen. Sie erkannte es klar, um sie sprach es ihm klar aus. Er hatte seine Arme um sie geschlungen.

„Mathilde, mein Weib, mein Engel, ich kann Dich nimmer verlassen. Ohne Dich bin ich ganz verloren, mit Dir ist mir das dunkelste Leben eine Seligkeit. Ich lasse Dich nicht, ich kann Dich nicht lassen.“

Sie sah ihn ruhig an. „Adalbert, willst Du mir aufrichtig eine einzige Frage beantworten?“

„Nenne sie.“

„Du kannst mit schwankendem Entschlusse hierher. Ist es so?“

„Ja, Mathilde, es ist so. Ich bekenne es und bereue es, ich werde es ewig bereuen. Nein, ich bereue es nicht. Es hebt Deine Schuld gegen mich auf, es macht mich zu dem Schuldigeren. Wie edel stehst Du gegen mich da! Nur Du hast mir zu verzeihen. Dein Bleiben ist meine Verzeihung.“

Sie schüttelte den Kopf. „Dich hat ein Moment der Aufregung ergriffen. Sie verdienen Dich. Dein klares, ruhiges Nachdenken hatte Dir einen andern Weg gezeigt.“

„Ich war verblendet, Mathilde, ich sehe jetzt klar. Ich war verblendet von einem Ehrgeize, von schwachem Hochmuthe. Deine Liebe, Dein edles Herz lassen es mich klar erkennen. Könnte ich umkehren, könnte ich gemein sein, wo Du so edel, so erhaben bist? Vermöchte mich nicht ganz, ich beschwöre Dich.“

Sie schüttelte schmerzlicher das schwere Haupt.

„Laß mich gehen, Adalbert, kannst mich lange, schwere, zu späte Reue über uns beide komme. Verschaffe Dir Deinen klaren Blick wieder. Wirst Du, niedrig und verachtet, gemeine Arbeiten verrichten und dabei darben und die Deinigen darben sehen können, ohne zu klagen und zu murren? Nur meinst Du, wenn ich nur eine einzige Klage von Dir und nur einen Ton des Unmuths, nur einen trüben Blick Deiner Augen gewahren müßte, meinst Du, ich, die Quelle Deines Unmuths, ich allein Dein Unglück, Deine Schuld, ich könnte es ertragen, ich müsse nicht vergehen?“

„Nun meinst Du, Mathilde,“ sprach dagegen der Gatte, „wenn ich an Dich, die Verstoßene, die Verlassene denke, ich könne eine einzige frohe Stunde meines Lebens haben, ich müsse in dem Stolze und dem Glanze meiner Stellung nicht vergehen vor Scham

Digitized by Google

über die Gemeinheit, womit ich das erkauft hätte? Meinst Du, ich könne meine Kinder ansehen? Und wenn Du Dir sagen mußt, daß das Alles nicht möglich sei, dann wirst Du mir auch, dem Gatten, der so lange an Deiner Seite gearbeitet, der so lange an seiner Seite Dein treues Arbeiten und Mühen gesehen hat, dann wirst Du mir auch die Kraft und die Liebe zu Dir zutrauen, daß ein ferneres treues Zusammenwirken mit Dir für uns und unsere Kinder nur mein Glück und meine Freude anmachen wird. Nie, nie wirst Du eine Klage, ein Murren von mir hören."

Es lag eine hohe, eine erschütternde Wahrheit in seinen Worten. Er sprach sie mit der tiefsten, festesten Ueberzeugung aus. Die arme Frau konnte sich nicht dem Einen, nicht dem Andern verschließen. Das Herz war ihr wieder so unendlich schwer geworden. Sie hatte gemeint, jeden Kampf hinter sich zu haben. Sie mußte wieder so entsetzlich kämpfen.

„Kannst Du mich noch verlassen wollen, Mathilde?" fragte der Gatte.

Sie konnte nicht antworten. Sie fühlte nur, daß sie fort müsse, daß sie ihrer Schuld, ihrer Pflicht sich beugen, das schwerste Opfer bringen müsse. Sie fühlte aber auch schwerer und schwerer dieses furchtbare Opfer, sie wollte, sie mußte sich losreißen. Sie sah ihn bittend, flehend an, er möge sie lassen.

„Ich beschwöre Dich, Mathilde," flehte er.

„Ich kann nicht, Adalbert."

„So gehe!" sagte er. „Aber reiche mir noch einmal Deine Hand und laß uns noch einmal gemeinsam an die Betten der Kinder treten, zum letzten Male. Du führest mich ja jeden Abend hin, ehe ich in mein Zimmer ging. Komm, nimm Abschied von ihnen, für immer."

Er hatte ihre Hand wieder ergriffen. Er führte sie zu den Betten der Kinder. Schon an dem ersten sank sie nieder. Sie sah die hellen, blonden Locken, das im Schlafe lächelnde Engelsgesicht der kleinen Hanna.

„Ich kann nicht!" rief sie. Sie rief es wieder. Aber sie rief es anders. Es war der Ausschrei des Mutterherzens, das brechen muß. „Ich kann nicht, ich kann nicht!"

Der Gatte verstand den Ausschrei. Er hob sie vom Boden, an sein Herz.

„Du bleibst bei uns Allen, Mathilde."

„Ich bleibe bei Euch Allen."

Am anderen Morgen ging der Director Heilsberg zu dem Präsidenten. Aus seinem Gesichte leuchtete ein echter, frenetiger Stolz.

„Sie haben sich entschieden. Ich darf Ihnen zum Präsidenten Glück wünschen!" rief ihm der Präsident entgegen. Der aristokratische Bureaukrat hatte aus dem stolzen Gesichte nichts Anderes herauslesen können.

„Herr Präsident, ich komme, um meinen Abschied zu bitten."

„Aber Sie sind ein Mann von Ehre. Sie können kein Dieb sein."

„Eben darum muß ich um meine Entlassung bitten."

Der Präsident konnte, wir haben es schon gesehen, mehr als blosser Aristokrat und Bureaukrat sein. Er reichte dem Director die Hand.

„Sie sind in Wahrheit ein Ehrenmann, und ich bedaure in diesem Augenblicke, um meines Sohnes willen, daß Sie nicht auch ein Ehrenmann sind. Aber Sie haben Recht, Richter können Sie nicht mehr bleiben. Es wird sich etwas Anderes für Sie finden."

Vierzehn Tage später erhielt der Director Heilsberg aus dem Justizministerium seinen erbetenen Abschied und zugleich „auf seinen Antrag" die Ernennung zum Rechtsanwalt in einer entfernten Provinz des Staates, aber dort in einer größeren Stadt, in der ein reicher Verkehr herrschte und ein tüchtiger Advocat sich in wenigen Jahren ein bedeutendes Vermögen erwerben konnte. Er hatte nicht daran gedacht, auf eine solche Ernennung anzutragen; wie hätte er es wagen können? Aber er wußte, wer für ihn den Antrag gestellt hatte. Er nahm dankbar die Stelle an.

Die Geschichte, die ich hier erzählt habe, trug sich schon in den zwanziger Jahren zu. In den vierziger Jahren lernte ich den Rechtsanwalt Heilsberg und seine Gattin und Kinder kennen. Clementine, die arme Kranke, war in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre gestorben, wie die Aerzte vorhergesagt hatten. Die Anderen lebten sämmtlich noch. Der Director hatte sich ein Vermögen erworben; sie waren Alle glücklich und zufrieden. Auch Emilie. Sie war verheirathet. Ihr Gatte war ein braver, liebenswürdiger Mann und einer der tüchtigsten Aerzte der Stadt. Das junge Herz kann in seiner ersten Liebe sich zuweilen verirren; es geht nicht gleich darüber zu Grunde; aber es findet in der zweiten dann desto sicherer das wahre Glück der Liebe.

Auf Regen folgt Sonnenschein.

Aus dem Tagebuche eines Arztes.

(Schluß.)

Die Liebe, welche Brand für Anna empfand, wuchs durch das stete Beisammensein, durch die vielfachen Beziehungen zu einander mit jedem Tage mehr und mehr. Die gemeinsamen Opfer und die trefflichen Eigenschaften und Gefühle, welche die jungen Leute bei ihren menschenfreundlichen Leistungen vor einander entfalteten, waren nur zu sehr geeignet, die innige Neigung zu vermehren. Konnte es wohl eine zartere und geistigere Berührung für Liebende geben, als das Mitleid für Andere, ein edleres Band als gemeinschaftliches Wohlthun? Gegenseitig mußten sich Beide bei Ausübung ihrer Pflicht in einem verklärten Licht erscheinen und ihre Liebe unter der Form der Bewunderung und des Enthusiasmus fast unbemerkt sich ihres Herzens bemächtigen. Die armen Kinder wurden die Gluth ihres Herzens weit später gewahr, als ihre aufmerksame Umgebung. Der fanatische Pfarrer schien zuerst Verdacht geschöpft und seinen Patron mit der Gefahr bekannt gemacht zu haben. Herr von Proeschkowitz verstand in solchen Dingen keinen Scherz, um so weniger, da Brand Protestant war. Mit gewohnter Rücksichtslosigkeit stellte er diesen zur Rede und führte somit eine Erklärung herbei, welche mit einem heftigen Auftritte und mit einem vollständigen Bruche endete. Herr von Proeschkowitz legte bei dieser Gelegenheit einen Schwur ab, nun und nimmermehr in die Heirath seiner Tochter mit einem Ketzer einzuwilligen.

Mein College verließ das Schloß, ohne die liebenswürdige Anna noch einmal gesehen zu haben. Ich suchte ihn, so gut dies anging, zu trösten, obgleich ich von der Nutzlosigkeit meiner Worte vollkommen überzeugt war, denn wo hätte je ein Liebender auf Grünes nur Zureden gehört? — Wie ich später erfuhr, hatte Brand noch einen Versuch gemacht, sich Anna zu nähern, und ihr heimlich einen Brief geschrieben. Das erste Mädchen gab eine Antwort, die ihrer würdig war; sie lehnte jede Correspondenz und Zusammenkunft hinter dem Rücken ihres Vaters entschieden ab, ohne jedoch ihrem Geliebten die Hoffnung gänzlich zu benehmen. Dagegen verwies sie ihn auf die Zukunft und gelobte nach wie vor unverbrüchliche Treue. Ich gab meinem Collegen den gewiß verständigen Rath, das Dorf zu verlassen und seinen Wohnsitz in irgend einem benachbarten Orte oder in der Stadt selbst zu nehmen, doch davon wollte er nichts wissen. Wenn er auch die Geliebte nicht sehen konnte, so wollte er doch wenigstens in ihrer Nähe bleiben.

Unterdeß schritt die Epidemie noch immer fort, ohne ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Aus den Hütten der Armuth trug der Typhus in die Häuser der Reichen, in die Schlösser der Vornehmen und verbreitete daselbst ein gleiches, wo nicht größeres Entsetzen. Weder der Wohlstand und Ueberfluß, noch die sorgfältigste Pflege des Körpers schützten vor der furchtbaren Krankheit, welche sich immer weiter ausbreitete und alle Schichten der Gesellschaft bedrohte. So wurde eines Tages auch Herr von Proeschkowitz plötzlich ergriffen und zwar mit solcher Heftigkeit, daß er jedesmal sein Bewußtsein verlor. In ihrer Angst schickte die erschrockene Tochter nach dem Doctor Brand, den sie seit jener Zeit sorgfältig vermieden hatte. Er kam, und die Liebenden sahen sich zum ersten Male an dem Krankenbette des Vaters wieder.

„Retten Sie, helfen Sie!“ rief Anna schon von Weitem dem Geliebten entgegen.

Er unterbrach den Kranken nur kaum merklich, daß er die Nacht an dem Lager des Patienten zu bleiben beschloß. Umsonst forderte er Anna auf, sich zur Ruhe zu begeben und sich zu schonen: sie weigerte sich, seinen wohlgemeinten Rathschlägen Folge zu leisten. Beide wachten bis zum frühen Morgen nur in Gesellschaft einer Magd, welche der deutschen Sprache nicht kundig war. Angesichts der drohenden Gefahr verstummten ihre Lippen. Anna hatte keinen andern Gedanken, als die Rettung des Vaters, und Brand dachte zu edel von sich und der Geliebten, um ihr früheres Verhältniß nur mit einem Worte zu erwähnen oder darauf anzuspielen. Bald verbreitete sich die Nachricht von der Erkrankung des Gutsbesitzers, und auch der Pfarrer eilte herbei. In seiner Begleitung erschien ein barmherziger Bruder, welcher mit der diesen Orden auszeichnenden Bereitwilligkeit sich der Krankenpflege unterzog. Der Pfarrer hatte wahrscheinlich dabei die Absicht, die Liebenden durch den Mönch überwachen zu lassen, da er vorzugsweise seinen Patron gegen die Eingehung einer gemischten Ehe zwischen dem Doctor und seiner Tochter aufgestachelt hatte. Da die Krankheit mit jedem Tage eine gefährlichere Wendung nahm, so ließ mich Brand ersuchen, mit ihm gemeinschaftlich die Behandlung des Patienten zu übernehmen. Ich kam sogleich nach Empfang seiner Aufforderung auf das Schloß, wo ich den Besitzer desselben so gut wie aufgegeben fand. Jede Hülfe schien hier unnütz, und alle Symptome deuteten auf ein nahes, tödtliches Ende. Ich verschwieg meinem Collegen jede Ansicht nicht und suchte die weinende Tochter durch meine Trostgründe zu beruhigen. Trotz seiner Rohheit liebte Anna ihren Vater mit der größten und aufopfernsten Zärtlichkeit. Wider meine Erwartung und Voraussage überlebte der Kranke jedoch diese Nacht, und obgleich sein Zustand noch immer keine Hoffnung gab, so war doch wenigstens so viel gewonnen, daß wir noch einige energische Mittel anwenden konnten, welche Brand vorgeschlagen hatte. Es gelang ihm auch, wie ich mich überzeugte, den erlöschenden Lebensfunken wieder anzufachen und von Tag zu Tag den drohenden Ausgang abzuhalten. Nur der sorgsamsten Pflege und der hingebensten Aufopferung, diesem Wettstreit zwischen der liebevollen Tochter und dem gewissenhaften Arzte, konnte ein solches Wunder gelingen. Beide lösten sich gegenseitig in der Beobachtung und Bewachung des Patienten ab, wobei der barmherzige Bruder sie wesentlich unterstützte. Dieser schien keineswegs so unnöthig wie der Pfarrer, da der Mönch in seinem wohlthätigen Berufe schon mehr Duldung und Nachsicht gegen Andersgläubige geübt haben mochte. Dabei besaß er ein feines und freundliches Wesen, dem eine stille Melancholie einen eigenen Reiz verlieh. Von Woche zu Woche zog sich so die Krankheit hin, ohne sich zu entscheiden oder an eigentlicher Gefahr abzunehmen. Während dieser langen Zeit ermüdeten weder Anna noch mein College in ihrer Aufmerksamkeit und Hingebung für Herrn von Proschwitzky. Beide wetteiferten mit einander in zärtlicher Pflege und gegenseitiger Aufopferung. Endlich war die längst gehoffte und zugleich gefürchtete Krisis eingetreten. In dem stürmischen Kampfe der Natur mit der Krankheit siegte die Kraft der Ersteren. Allmählich kehrte die Besinnung des Patienten wieder zurück, und sein erster Blick fiel auf die gute Tochter.

Die allerdings nur langsam fortschreitende Genesung wurde von einer Reihe seltsamer Erscheinungen begleitet. Herr von Proschwitzky hatte, wie ich dies nicht selten in jener Typhus-Epidemie beobachtete, das Gedächtniß für die jüngste Vergangenheit gänzlich verloren. Er erinnerte sich nicht mehr des letzten Auftrittes mit Brand und erkannte kaum den Verstoßenen. Außerdem bemerkten wir an ihm eine seinem früheren Charakter fremde Weichheit und Zärtlichkeit. Wie die meisten Genesenen überließ er sich mit einer gewissen Gefühlsschwelgerei den Einwürfen seines Herzens, und die Niere, welche ihn von allen Seiten umgab, schmolz die starren Ecken seiner Natur und verlieh ihm eine ungekannte Milde. Seine Dankbarkeit für die Tochter und für seinen Arzt, dessen Verdienste ihm von allen Seiten angepriesen wurden, kannte keine Grenzen. Er streichelte die Wangen Anna's um: küßte sie, so oft sie seinem Lager nahte, um ihm die noch nöthige Medicin oder eine stärkende Brühe zu reichen. Dieselbe Freundlichkeit zeigte er Brand gegenüber, dessen Hand er so lange in der seinigen festhielt, bis der Doctor sich entfernte, um seinen Verrichtungen nachzugehen. Von dem früheren Zwist war natürlich keine Rede, und zwischen den drei Betheiligten herrschte die vollkommenste Harmonie, als wenn eben nichts vorgefallen wäre.

Dieser glückliche Zustand konnte jedoch nicht so fort dauern, dafür hatte der Pfarrer schon gesorgt. Obgleich wegen der noch zurückgebliebenen Schwäche des Reconvalescenten jeder fremde Besuch ärztlich verboten war, so wußte er sich doch in der doppelten Eigenschaft als Hausfreund und Seelsorger Eingang zu verschaffen. Nach und nach früchte er durch seine Gespräche die vergangenen Scenen in dem Gemüthe des Gutsbesitzers wieder auf, indem er an das Verhältniß seiner Tochter zu dem protestantischen Arzt erinnerte und wieder so viel Unkraut als möglich unter den Weizen säete. Er ließ Herrn von Proschwitzky in nachdenklicher Stimmung zurück, ohne ihn jedoch zu einem entscheidenden Schritt bestimmt zu haben, was doch die ursprüngliche Absicht des Pfarrers war. In der Seele des Gutsbesitzers fand jetzt ein langer Kampf zwischen seiner religiösen Bedenklichkeit und der Dankbarkeit statt, welche er seinem Arzt und Lebensretter zu schulden glaubte. So oft derselbe kam, wollte er mit ihm ernsthaft reden, ihn in angemessener Weise belohnen und dann für immer verabschieden; aber es fehlte ihm der Muth, diesen Entschluß auszuführen, wie sehr er sich auch das vorgenommen hatte. Zur rechten Zeit stellen ihm wieder Brand's Hingebung und all die Opfer ein, welche dieser ihm gebracht hatte; er dachte an die durchwachten Nächte, an die Mühe, die der Arzt sich mit ihm gegeben. Ein Gefühl von Scham hielt ihn zurück, auf die ihm von dem Pfarrer vorgeschlagene Weise zu verfahren. Auch mit seiner Tochter vermochte er nicht zu reden, da all dieselben Bedenken bei ihrem Anblick in ihm aufstiegen und er lieber Alles gethan hätte, als auf diese Weise ihre zärtliche Liebe zu vergelten.

So verging die Zeit, ohne eine Entscheidung zu bringen. Der Frühling war gekommen, und mit den schönen Tagen begann die Epidemie zu verschwinden; die Zahl der Kranken wurde immer geringer, und die fremden Aerzte, welche nur für die Dauer der Typhus-Periode eine Anstellung von Seiten der Regierung erhalten hatten, kehrten nach und nach wieder in ihre Heimath zurück. Auch Brand rüstete sich zur Abreise, wenn auch mit schwerem Herzen. So viel Müde sich auch Anna gab, ihren Schmerz über den Abschied zu verbergen, so wenig gelang es ihr, ihren Vater zu täuschen. Herr von Proschwitzky bemerkte nur zu bald die Blässe ihrer Wangen, die Abnahme ihrer Heiterkeit, all die Zeichen, durch welche sich die innige Liebe wider ihren Willen selbst verräth. Noch war der Typhus nicht gänzlich geschwunden, und der Gedanke, daß eine derartige Gemüthsbewegung seiner Tochter die Krankheit leicht hervorrufen könne, lastete schwer auf dem Herzen des Gutsbesitzers. Bei dem nächsten Besuche, den ich auf dem Schlosse abstattete, nahm er mich bei Seite, um meine Ansicht und meinen Rath zu hören. Bald machte er mich zum Vertrauten seiner Sorgen und Bedenklichkeiten.

„So steht es,“ schloß er die Unterhaltung. „Meine Anna liebt den jungen Mann, und ich hätte nichts dagegen, wenn er nicht ein Protestant wäre. Verzeihen Sie meine Rede, aber ich bin immer eines Katholik gewesen und möchte auch als solches sterben. Sagen Sie mir aufrichtig, ob mein Tochter Typhus bekommen und caput gehen kann, wenn es sich grämt.“

„Ich kann Ihnen,“ entgegnete ich, „darüber keine bestimmte Auskunft geben, obgleich eine große Gemüthsbewegung allerdings während der Dauer einer Epidemie sehr leicht schaden und die Krankheit zu einer schnellen Entwicklung bringen kann.“

Während ich so sprach, standen dem Gutsbesitzer die Thränen in den Augen; denn er liebte seine Tochter mit der ganzen Heftigkeit einer rohen, aber auch kräftigen Natur.

„Zum Teufel!“ rief er in komischer Rührung nach einem harten Kampfe aus. „Da wird mir nichts übrig bleiben, als nachzugeben. Aber Sie Doctor sind an all dem Unglück schuld, denn Sie haben mir den jungen Mann in's Haus gezogen.“

„Sie vergessen,“ mahnte ich, „daß Sie seinen Bemühungen das Leben zu verdanken haben. Ohne seine unermüdliche Thätigkeit wären Sie schon längst begraben.“

„Ist sich wahr,“ sagte Herr von Proschwitzky, „aber was wird der Pfarrer sagen?“

Ich suchte, so gut dies anging, seine religiösen Scrupel, welche von Neuem in ihm erwacht waren, zu beseitigen, indem ich ihn auf die Pflicht der Dankbarkeit und auf den Glauben verwies, der alle guten Menschen zu einer großen, unsichtbaren Kirche der

Digitized by Google

Die Albrechtsburg in Meißen.

Gegenwart vereint. Er hörte meine Worte mit weit mehr Geduld an, als ich von ihm erwartete, sie schienen einen günstigen Eindruck auf ihn zu machen, denn am Schlusse ergriff er meine Hand und drückte sie. Dennoch möchte ich diese günstige Wirkung weniger meiner Beredsamkeit, als der Veränderung zuschreiben, welche die vor Kurzem erst überstandene Krankheit in ihm zurückgelassen hatte. Auch kam noch ein anderer Umstand hinzu, nämlich die politische Umwälzung des Jahres 1848, deren gewaltige Erschütterungen bis zu diesem fernen Winkel der Monarchie gedrungen waren. Es lag eine revolutionäre Strömung in der Luft, deren Einfluß sich Niemand und selbst Herr von Proschwitzky nicht zu entziehen vermochte. Sein aristokratischer Stolz hatte einen empfindlichen Stoß erhalten, und wenigstens für den Augenblick war er zu einer Nachgiebigkeit gestimmt, die er unter anderen Verhältnissen wohl kaum gezeigt hätte. Vierzehn Tage später zeigte mir mein College seine Verlobung mit der Geliebten seines Herzens an. Ich beeilte mich, ihm persönlich meinen Glückwunsch darzubringen und zugleich ihm seines Amtes als Arzt der Typhuskranken von Seiten der Regierung zu entbinden. Zum letzten Male wanderten wir miteinander durch das heimgesuchte Dorf.

Es war an einem herrlichen Maimorgen, der mit seinem sonnigen Lichte selbst diese elenden Hütten vergoldete. Ein neues Leben schien nicht nur in der Natur, sondern auch unter den armen, schwer geprüften Bewohnern erwacht zu sein. Jener Bauer, dessen Wohnung, damals eine Höhle des Jammers, wir zuerst betreten hatten, begegnete uns vor seiner Thür. Er war eben im Begriff, auf das Feld hinaus zu fahren, um die ihm von der Regierung geschenkten Saatkartoffeln zu stecken. Mit freudestrahlendem Gesichte eilte er auf uns zu, um uns nochmals für unsere Bemühungen zu danken.

„O! jetzt ist Alles wieder gut," sagte er auf unser Befragen. „Die Noth hat ein Ende, und die Krankheit ist geschwunden. Meine älteste Tochter hat einen Dienst auf dem Schlosse gefunden, wo das gnädige Fräulein hat ihr versprochen, wenn sie sich gut aufführt, sie mit in die Stadt zu nehmen. Es fehlt uns nichts, wir haben Getreide und Kartoffeln. Die Saaten stehen schön, und wenn Gott will, so wird es eine gute Ernte geben. Wir sind viel besser als vor der Krankheit daran, denn der Herr Landrath sieht jetzt darauf, daß wir nicht verhungern oder sonst Noth leiden."

Es fehlte nicht viel, so hätte der arme Bauer fast dem Typhus ein begeistertes Loblied gesungen, weil die erwachte Aufmerksamkeit der Regierung und die Wohlthätigkeit der verschiedenen Vereine seinen Zustand wesentlich verbessert hatten. Als er endlich mit tausend Segenswünschen sich entfernte, konnte ich meine Gedanken nicht länger unterdrücken.

„An dieser Stelle," sagte ich zu meinem Freunde, „haben Sie an der Güte der Vorsehung gezweifelt und gegen ihre Weisheit gemurrt. Müssen Sie nicht jetzt eingestehen, daß Sie geirrt und daß ich Recht behalten habe? Sehen Sie den armen Bauer, der uns soeben verlassen hat, denken Sie an Ihr eigenes Glück, und Sie werden mir gewiß beistimmen, daß selbst in den schwersten Leiden sich die gütliche Weisheit und Güte offenbart. Die schreckliche Krankheit, welche das arme Land heimgesucht, hat für das Ganze, wie für den Einzelnen, neben vieler Trauer auch Heil und Segen gebracht. Wie in der Natur selbst auf den Leben auf den harten Winter der schöne Frühling, dem wir jetzt in jeder Beziehung entgegen gehen."

Während ich so sprach, stieg eine Lerche aus der dunklen Furche, vor der wir standen, jubelnd zum Himmel empor. Die dürren Aeste der Bäume hatten sich mit frischen Blättern und weißen Blüthen bekleidet, und das junge Grün der Saaten lachte im goldenen Sonnenschein. In der Ferne erblickten wir ein liebliches Mädchen, das uns entgegenkam. Es war die holde Anna am Arme ihres Vaters, die mit brünstlicher Ungeduld uns anspähte. Bei meinem unerwarteten Anblick erröthete sie vor süßer Scham. Mein Freund nahm ihre Hand, die er zärtlich an seine Lippen drückte, wobei sein Auge von Glück und Freude leuchtete; ich aber dachte im Stillen an das alte Sprüchwort: auf Regen folgt Sonnenschein.

Max Ring.

Meißen.

(Mit Abbildung.)

Ehe die Elbe in das weite norddeutsche Flachland hinaustritt, durcheilt sie, die Tochter des Riesengebirgs, noch einmal eine mit vielen landschaftlichen Reizen gesegnete Gegend. In einer nicht fernen Zeit, die den Liebhabern vor dem Bittersalzen den Vorzug gab, nannte man dieses Gebiet das sächsische Paradies. An der Elbe hin erstreckt es sich von Dresden bis zum Schloß Hirschstein nahe bei Riesa, und Meißen ist etwa sein Mittelpunkt. In großen Zügen angelegt ist diese Gegend nicht, wohl aber bietet sie den anmuthigsten Wechsel von Rebhügeln, deren jeder sein weißes Winzerhäuschen oder sein aufrauschendes Lusthaus trägt, sonnigen Felsenhöhen, frisch belaubten Bergen, reichen Auen und schluchtähnlich eingeschnittenen Thälern. Mit einem Wort, es ist heiter, und es ist wohl glaublich, daß Karl V., als er sie nach der Mühlberger Schlacht vom Erkerfenster des Meißener Bischofsthurmes überblickte, den Ausspruch gethan habe, er werde lebhaft an Italien erinnert.

Schöne Ruinen erheben sich hier über den Elbufern nicht. In den langen Kämpfen, die vom zehnten Jahrhundert an zwischen den Sorben und den deutschen Rittern stattfanden, waren halbe Maßregeln nicht in Gebrauch. Eroberte man eine Burg, so zerstörte man sie bis auf den Grund. Die Sorben bewohnten das rechte Ufer, die Deutschen das linke. Die Goldkuppe ist die letzte Erinnerung an die slavische Zeit. Wenige von denen, welche sie besteigen, nur unter dem Schatten ihrer ehrwürdigen Linde der weiten Aussicht zu genießen, werden sich bewußt sein, in welch' naher Verwandtschaft dieser künstliche runde Berg, einst ein Heiligthum der Slaven, mit jenen merkwürdigen Wohnen oder Kurganen steht, die von den ukrainischen bis zu den innerasiatischen Steppen verstreut werden können. In den Ortsnamen hat sich das Slavische besser erhalten, Civitia, Zscheila, Norbitz, Jessewitz, Preßa, Zadna, lauter Töfer der Meißener Umgegend, verrathen am Klange, wer sie genannt hat. Auch ein Gewerbe nennt sich noch mit slavischem Namen: die Schiffszieher heißen Bomätschen. Sie sind eine Staffage der Elbufer, die am besten aus einer gewissen Entfernung betrachtet wird. Zu zwanzig und dreißig an einem langen Seil gespannt, im Takt schreitend und alle zugleich den Stock aufsetzend, der sie bei ihrer schweren, von einem nicht unmelodischen Gesange begleiteten Arbeit unterstützt, werden sie Jedem gefallen, der ihnen auf dem Leinpfade nicht in den Wurf kommt. Sie haften jeden Spaziergänger, und vor Cremolinen hat Niemand weniger Respect, als sie.

Auf dem linken Elbufer haben fünf deutsche Burgen, Hirschstein, das Meißener Schloß, Siebeneichen, Scharfenberg und Gauernitz den Angriffen der Feinde und den langsameren Einwirkungen der Zeit Trotz geboten. Alle gewähren malerische Ansichten, das Innere ist bloß beim Meißener Schloß bedeutend. Meister Arnold von Westphalen, der auch das Torgauer Schloß errichtete, hat es in den Jahren 1471—1483 erbaut. Die Zeit der ausgehenden Gothik, in welche der Bau dieser Albrechtsburg fällt, verräth sich darin, daß die sternförmigen Bogen der Fenster nach unten gesenkt sind. In allen übrigen Formen zeigt sich der reinste gothische Styl in seiner ganzen Pracht und Mannigfaltigkeit. Fünf der sechs hohen Stockwerke steigen in Wölbungen übereinander auf und fesseln der äußern Luft seine eigenthümlichen Wände entgegen, sondern massige Pfeiler, zwischen denen Fenster von ungewöhnlicher Breite eingeschlossen sind. Von diesen Außenpfeilern und von den Mittelpfeilern der Zimmer gehen Bogenspannungen aus, durch deren geistreiche Combinirung die verschiedensten Sterne, Kreuze, Netze und Fächer entstehen. In allen Theilen des großartigen Baues sind die prächtigsten Beispiele von Steinornamentik wie spielend ausgestreut. Alle Deckenwölbungen, die der schmalsten Gänge und der kleinsten Cabinete nicht ausgeschlossen, alle inneren Gliederungen der Thür- und Fenstergewände sind von unvergleichlicher Schönheit. Ein Meisterwerk ist der Hauptreppenthurm mit seiner

um eine hohe Spirale laufenden Wendeltreppe und mit seinen offenen Spitzbogenhallen. An diesem Thurme hat die beabsichtigte Restauration des Schlosses ihren Anfang genommen. Sind die Arbeiten vollendet, so wird die Meißener Albrechtsburg eben so viel Besucher anziehen, wie die alte Burg des deutschen Ordens an der Nogat.

Neben dem Schlosse steht das zweite architektonische Prachtstück Meißens, der Dom. Er ist ebenso alt und vielleicht noch älter, als der gothische Styl. Obgleich es nämlich feststeht, daß der gegenwärtige Bau im Ganzen aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts herrührt, ist es zweifelhaft, ob nicht am Unterbau des hohen Chores Reste einer älteren Kirche des zehnten Jahrhunderts enthalten sind. Einst war der Dom das Ziel zahlreicher Wallfahrten, die den Gebeinen des in seinem Schiff begrabenen heiligen Benno galten. Damals wurde an sechsundfunfzig Altären Tag und Nacht ununterbrochen Messe gelesen, wozu zweihundert Capitularen, Meßpriester, Vicarien und Capellane kaum ausreichten. Die Mauerflächen waren von Wandmalereien bedeckt, und das Licht der Altarkerzen funkelte auf silbernen und goldenen, mit Juwelen besetzten Gefäßen. Der Mensch und die Natur haben diesem alten Glanze übel mitgespielt. Im Innern hat zuerst die Reformation, dann der Krieg reinen Tisch gemacht; am Aeußern haben Stürme und Blitze ihre Riesenkraft versucht, leider mit Erfolg, denn die beiden westlichen Thürme sind einmal vom Sturm, ein anderes Mal vom Blitz zerstört und nach der zweiten Katastrophe nicht wieder hergestellt worden. Zum Glück ist die Architektur der Kirche selbst unversehrt geblieben, und ihre Herrlichkeit reiht diesen Dom den schönsten Denkmälern der altdeutschen Kunst an.

Der Dom, die Albrechtsburg und der ehemalige bischöfliche Palast verleihen dem Meißner Schloßberge seinen imposanten Charakter. Im Verhältniß zu diesen steilen Gebäudemassen ist der Berg fast zu klein und erscheint viel niedriger, als er ist. Von der Schönheit der Stadt wird man keinen rechten Begriff bekommen, wenn man Lessing's Vergleich kennt: „ein Gericht voll Krebse in einer grünen Schüssel.“ Am wenigsten vortheilhaft zeigt sich Meißen von der Flußseite. Die besseren Gebäude hat man dem Ufer nicht anvertrauen mögen, denn die Elbe hat ihre bösen Tage, an denen sie ihre hochangeschwollenen Wogen über die Dämme des Leinpfades hinüberwirft und mit centnerschweren Eisschollen an die Häuser pocht.

Im Thale der hier mündenden Triebisch zieht sich Meißen eine Strecke aufwärts. Der landschaftliche Reiz dieses Thals concentrirt sich am Butschbade, das seit Jahren kein Bad mehr ist, aber durch die von Dr. Herz geleitete Heilanstalt für Blödsinnige, die dorthin verlegt wurde, der leidenden Menschheit viel wichtigere Dienste leistet, als früher. Das moderne Fabrikwesen findet seine Repräsentanten näher an der Stadt, wo eine große Eisengießerei, eine Fabrik von Zündern und eine Gasanstalt, die mehr leistet, Gas liefert als die Leipziger, nahe bei einander liegen. Auch das neue Gebäude der aus der Albrechtsburg verwiesenen Porcellanfabrik wird in diesem Industriewinkelchen des Triebischthales erbaut. Ihr Porcellan machen die Meißener gelenkt, wenn sie wegen ihres Weines verhöhnt werden. In der That ist der gute Ruf des Porcellans ein eben so wohlverdienter, wie der schlechte der Meißner Traube ein unverdienter. Das älteste Porcellan Europa's, ist es hinsichtlich der Masse noch heute das schönste. Die Geschichte seines Erfinders Böttger ist allgemein bekannt; von Kändler, der die Fabrik zur höchsten Blüthe gebracht hat, wissen Wenige. Von 1732 an hat dieser geniale Bildhauer unzählige Gruppen, Figuren und verzierte Geschirre, die getreuesten Abbilder der Rococcozeit, gearbeitet. Die Meißener Fabrik besitzt Kändler'sche Modelle zu Hunderten, und sie sind ihr größter Schatz. Die nach ihnen gefertigten Geschirre sind ihre gangbarsten Artikel, doch ist auch nicht zu verkennen, daß die Existenz der Fabrik in Frage kommt, wenn die Vorliebe der Vornehmen für das Rococco einmal aufhört. Maler und Former haben sich ganz in diesen Styl hineingelebt.

Trotz seiner Merkwürdigkeiten wurde Meißen bis auf die neueste Zeit wenig besucht. Se lohnend eine Elbfahrt von Riesa nach Dresden ist, worden die eleganten Dampfschiffe der sächsischen Gesellschaft schwach benutzt. Seit der Vollendung der neuen Zweigbahn der Leipzig-Dresdner Hauptbahn hat sich der volle Strom der Reisenden auch nach Meißen gewendet. Diese wenigen Zeilen tragen vielleicht dazu bei, auf einen lange vernachlässigten schönen Punkt im Herzen Deutschlands aufmerksam zu machen.

Fr. Steger.

Diätetik des Gehirns und des Schlafes.

Die Kenntniß der richtigen Behandlung des Gehirns, und zwar ebenso während seines Arbeitens beim Wachen, wie während seines Ausruhens im Schlafe, bringt dem Menschen in körperlicher und geistiger Beziehung Heil. Denn sein Gehirn ist es ja, welches den Menschen über das Thier erhebt und welches nicht bloß alle geistige Thätigkeit, also das Denken, Fühlen und Wollen vermittelt, sondern auch mit Hülfe der Empfindungen und willkürlichen Bewegungen bestimmenden Einfluß auf den Ernährungsproceß innerhalb unseres Körpers ausüben kann.

Die Grundgesetze der Hirndiätetik ergeben sich aus folgenden Thatsachen: das Arbeiten des Gehirns ist stets mit Verlust von Hirnmasse verbunden; — nur durch Wiederersatz des Verlorengegangenen kann das Gehirn zu frischer Arbeit restaurirt werden; — dieser Wiederersatz (Neubildung) kann nur während des Ruhens des Gehirns, also im Schlafe, gehörig vor sich gehen; — zu seiner Neubildung bedarf das Gehirn solch Material aus der Nahrung und Luft, aus welchem seine Masse aufgebaut ist; — dieses Material muß in und durch das Gehirn mittels eines regelmäßigen Blutlaufes geleitet werden; — die beim Arbeiten des Gehirns abgenutzte Hirnmasse muß, um das Gehirn von seinen Schlacken zu befreien, vom Blutstrome aus der Schädelhöhle hinweggeführt werden; — Ueberanstrengungen (zu starke oder zu lang anhaltende Reizungen) des Gehirns ziehen entweder einen bleibenden oder doch einen nur langsam und nach längerer Zeit erst schwindenden Lähmungszustand nach sich; — unausgesetztes und langwährendes Faulenzen des Gehirns setzt die Ernährung und Thatkraft desselben allmählich bis zur Unfähigkeit zum Arbeiten herab; — Kopfverletzungen, sowie die längere Einwirkung heftiger Hitze und Kälte auf den Kopf, können sehr leicht dem Gehirne Schaden zufügen.

Was nun zuvörderst das sogen. psychische Thätigsein des Gehirns, besonders das Denken, betrifft, so ist der Grad der Erregbarkeit und der Arbeitskraft dieses Organs bei verschiedenen Menschen, in Folge der verschiedenen Erziehung und Ernährung der Gehirnmasse, so verschieden, daß für Alle gültige Gesetze gar nicht aufgestellt werden können. Nur ganz im Allgemeinen ist zu rathen, daß Wer bei und nach geistigen Arbeiten sich ungewöhnlich aufgeregt oder abgespannt fühlt, dabei an Schlaflosigkeit, Zittern, Schwindel, Kopfschmerz, Eingenommenheit des Kopfes, überhaupt an sogenannter Nervosität (mit großer Empfindlichkeit für Temperaturveränderung, häufigem Wechsel von Kälte- und Hitzeempfindung, unangenehmen Gefühlen der verschiedensten Art und an den verschiedensten Stellen, leichter Erschöpfung des Körpers und Geistes, leichtem Wechsel der Gemüthsstimmung leidet, daß Der gehörige Pausen in seinen Arbeiten eintreten lassen muß, damit sich in diesen das etwas abgenutzte und ermattete Gehirn gehörig restaurieren könne. Natürlich müssen sich diese Pausen in ihrer Dauer und Häufigkeit nach den Grade der geistigen Anstrengung und der Hirnaffection richten. Wie viele Menschen, und zwar noch in dem kräftigsten Lebensalter, sind nicht durch häufige Verstöße gegen das Gesetz: „das Gehirn verlangt für seine Arbeit entsprechende Ruhe“ in ihrem Verstandes- und Gemüthsleben auf lange Zeit oder für immer ruinirt worden! Vorzugsweise bei Onanismen muß das geistige Arbeiten des Gehirns gehörig eingeschränkt werden. Am wichtigsten ist aber eine richtige Behandlung des Gehirns im Kindesalter, wo sehr oft durch unpassende geistige Anstrengungen und verkehrte Einflüsse auf die Empfindungs- und Willensthätigkeit des Gehirns der Keim zu späteren Hirnleiden gelegt wird.

Digitized by Google

Durch Gemüthsbewegungen und Leidenschaften wird das Gehirn ebenfalls oft so angegriffen, daß es die mannigfachsten Störungen in seiner Arbeit zu erdulden hat, zumal wenn sich starke Gemüthserregungen mit geistigen Anstrengungen verbinden. Darum strebe man, soviel es nur immer geht (und der feste Wille vermag hier viel), nach einer ruhigen und heiteren Gemüthsstimmung und halte sich fern von Leidenschaftlichkeit, von Aerger, Kummer, Schreck. Jedenfalls muß dies vorzugsweise derjenige beachten, dessen Gehirn sich schon durch zu leichtes Erregtwerden als angegriffen kennzeichnet. Man glaube aber ja nicht etwa, daß der häufige Besuch von größeren Gesellschaften, Concerten und Theater ꝛc., daß interessante Lectüre und strapaziöse Reisen eine ruhige, dem Gehirn wohlthätige Gemüthsstimmung erzeugen können, in der Regel wird dadurch nur eine vorübergehende, nachträglich das Gehirn sehr ermattende Aufregung veranlaßt. Ueberhaupt ist ein stürmisches, unregelgeltes und unstetes Leben dem Wohlsein des Gehirns sehr gefährlich.

Häufige und heftige Reizungen des Gehirns materieller Art müssen, zumal von Solchen, deren Gehirn schon auf andere Weise stärker angeregt wird oder gar schon reizbarer ist, als es sein sollte, ängstlich vermieden werden. Am meisten gefündigt wird hierbei durch die Kälte, welche unglücklicherweise von den Meisten für ein Nervenstärkungsmittel gehalten wird, während sie doch eines der heftigsten Reizmittel für Nerven und Gehirn ist. Die durch Kälte (kalte Begießungen, Waschungen, Bäder) erzeugte Erregung hält man leider für Kräftigung und schreibt die der Erregung folgende Ermattung lieber jener andern Ursache, als gerade der Kälte, zu. Man achte nur einmal darauf, was aus den weisen Kaltwasserfanatikern endlich wird, die sich einige Jahre mit ihrer ausgezeichneten Lebenskraft, welche sie angeblich Kaltwasserkuren verdanken, brüsteten. Abgesehen von dem vorzeitigen Ergrauen und überhaupt Altern, ist ihre Hirn- und Rückenmarksthätigkeit in dieser oder jener Hinsicht gesört, und bei Vielen sieht's im Kopfe nicht recht richtig aus. — Nach der Kälte wirken auch starke spirituöse Getränke auf das Gehirn widernatürlich erregend ein und rufen, wenn sie in größeren Mengen oder öfter in Gebrauch gezogen werden, leichtere Hirnschwäche und endlich sogar Lähmung der geistigen Thätigkeit hervor. — Starker Thee und Kaffee, ebenfalls für das Gehirn ziemlich erregende Getränke, dürfen von Allen, deren Hirnthätigkeit nicht ganz in Ruhe und Ordnung vor sich geht, durchaus nicht genossen werden. Der Kaffee ist von allen Erregungsmitteln noch das unschädlichste und den Spirituosen weit vorzuziehen.

Sinnes- und sinnliche Erregungen, wenn sie stärkeren Grades sind und häufig vorkommen, wirken stets auf das Gehirnleben verderblich ein, und dieser ihrer Wirkung muß deshalb immer durch hinreichende Pausen zwischen jenen Erregungen entgegen getreten werden. Vorzüglich leicht ist ein schon reizbareres Gehirn durch stärkere Eindrücke auf die höheren Sinne, das Auge und Ohr, sowie auch durch Alles, was heftigere Sinnerzen verursacht, in einen peinlichen Zustand zu versetzen. Darum müssen sich zumal nervöse Damen von Musik, Lichterglanz und dergleichen fern halten. Excesse in geschlechtlicher Hinsicht sind sehr oft die Ursachen schwerer Hirnleiden; ebenso können auch Krankheiten in dieser Sphäre die Schuld an Gemüths- und Geisteskörungen tragen.

Soll nun die bei der Hirnarbeit abgenutzte Hirnmasse wieder in der richtigen Menge und Beschaffenheit ersetzt werden, so muß ein gutes, nahrhaftes und gehörig sauerstoffhaltiges Blut ordentlich in das Gehirn hineinströmen und, nachdem es der Hirnmasse die nöthigen Materien zum Neubaue abgegeben hat, bei seinem Abfließen die alten abgebrauchten Hirnschlacken mit sich fortnehmen. Es ist sonach auf Dreierlei zu achten: auf einen guten Blutlauf durch das Gehirn, auf die richtige Zufuhr solcher Stoffe in's Blut, aus denen die Hirnmasse aufgebaut ist, und auf die Aufnahme einer hinreichenden Menge von Sauerstoff innerhalb der Lungen aus der atmosphärischen Luft in den Blutstrom.

Der Blutlauf durch das Gehirn ist am besten durch langsames, tiefes Einathmen und kräftiges Ausathmen zu unterstützen. Jedoch muß dieses Athmen, welches natürlich nicht gewaltsam zu geschehen braucht, den Tag über öfters exercirt und erst ordentlich gelernt werden. Von großem Vortheile ist es, wenn das empfohlene Ein- und Ausathmen im Freien, besonders in sonniger, sauerstoffreicher Waldluft) neben mäßiger Körperbewegung vorgenommen wird. Damit ferner auch das Blut den nöthigen Flüssigkeitsgrad habe und in flottem Strome hinfließen könne, ist der Genuß einer hinreichenden Menge von Wasser (oder von wässrigen Getränken) nicht zu unterlassen. Daß der Rückfluß des Blutes vom Gehirn nicht auf mechanische Weise, durch enge Hals- und Brustbekleidung erschwert werden darf, versteht sich wohl von selbst.

Die Nahrungsmittel, welche unserm Gehirn passende Stoffe zur Verjüngung darbieten können, müssen vor allen Dingen eiweißreich sein und phosphorhaltiges Fett besitzen. Unter allen steht eine butterreiche Milch oben an, nach ihr sind Eier, Fleisch mit Fett und Hülsenfrüchte (Erbsen und Linsen) zu empfehlen. Natürlich müssen alle diese Nahrungsmittel auch so zubereitet und genossen (tüchtig gekaut) werden, daß sie mit Hülfe der Verdauung in der zweckmäßigen Form in das Blut gelangen können. Und demnach hängt die richtige Ernährung der Hirnmasse nicht blos von passenden Nahrungsmitteln, sondern auch von der ordentlichen Verdauung derselben ab. — Eine große Menge von Hirnleiden rühren nur von Blutarmuth oder von falscher Beschaffenheit des Blutes her.

Sauerstoff (Lebensluft) scheint das Gehirn zu seinem Thätigsein in ziemlicher Menge zu bedürfen, und deshalb wirkt auch ein sauerstoffärmeres Blut sofort auf die Arbeitskraft des Gehirns schwächend ein. Darum ist denn auch das kräftige Athmen in freier ferner (besonders sonniger Wald-) Luft so belebend und stärkend für die Hirnkraft, während eine mit schlechten Gasarten verunreinigte Luft, die dem Blute seinen Sauerstoff verdrängt, das Gehirn mehr oder weniger belästigt und sogar umthätig machen kann. Von großem Werthe für die Ernährung der Hirnmasse ist die Reinigung des Blutes in der Leber, denn geschieht diese unvollständig, so bleibt im Blute eine Menge von Blutkörperchenschlacken zurück, durch die der Eintritt des Sauerstoffs in's Blut erschwert und gehindert wird. Bei Unterleibsbeschwerden (Gartenl. 1854, Nr. 18), wo in Folge der Störung des Pfortaderblutlaufs eben die Leber nicht ordentlich arbeiten kann, finden sich deshalb immer auch Störungen in der Gemüthsthätigkeit des Gehirns, die sogar in Geisteskrankheiten ausarten können.

Der Schlaf, als der Ruhezustand des Gehirns, in welchem dieses zu neuem Thätigsein verjüngt wird, verlangt, wie aus dem Gesagten hervorgeht, die allergrößte Beachtung. Nur ganz im Allgemeinen läßt sich angeben, daß der erwachsene gesunde Mensch täglich etwa 7—8 Stunden, aber eines ruhigen Schlafes bedarf; daß dagegen Blutarme, Schwächliche und Personen mit reizbarem (Hirn-) Nervensysteme länger zu schlafen wohlthun. Der Schlaf in der Nacht hat nur insofern Vortheile vor dem am Tage, als jener weniger durch störende Einflüsse von außen benutzbar und durch Träume unterbrochen wird. Denn Alles, was das Gehirn zu benutzen im Stande ist, trägt auch dazu bei, Schlaf zu erzeugen, während das, was das Gehirn in Erregung erhält, den Schlaf verhindert. Wärme, das beste Vernhigungsmittel für erregte Nerven, wirkt deshalb auch schlafbringend. Dagegen muß Alles, was den Blutlauf (besonders die Herzthätigkeit) und den Verdauungsproceß, überhaupt die vegetative Thätigkeit im Körper, sowie die Sinnesorgane erregen könnte, vor der Schlafenszeit vermieden werden, da hierdurch der Schlaf nicht blos unruhig gemacht, sondern sogar abgehalten wird. Am sichersten tritt ein ruhiger und bis zur völligen Wiederherstellung der Hirnkraft ununterbrochen fortdauernder Schlaf ein, wenn am Tage vorher die geistige und körperliche Thätigkeit das volle Maß der natürlichen Anstrengung erreichte und in den Abendstunden bis zur völligen Abspannung der Kräfte verringert wurde. Zu große Anstrengung während des Tages hat ebensowohl als völlige Umhätigkeit einen unruhigen von lästigen Träumen unterbrochenen Schlaf zur Folge, sowie auch der Eintritt des letztern erschwert und verzögert wird, wenn in den spätern Abendstunden die geistigen und körperlichen Kräfte in zu große Anspannung versetzt wurden.

Die ganze Dialektik des Schlafes ist beim gesunden Menschen in der richtigen Bestimmung des Maßes der freien Thätigkeit enthalten, und diese lernt er dadurch kennen, daß er darauf achtet, ob sich eine tiefe Ermattung am Abend einstellt, welche eine wirkliche Sehnsucht nach Ruhe erzeugt. Wer eine solche Ermüdung nicht empfindet, sondern ohne Selbstüberwindung noch Stunden lang hätte wachen können, der hat das volle Arbeitsmaß am Tage nicht erreicht und thut wohl daran, am nächsten Tage steigender zu sein. — Alle anderen Regeln, welche man für die Beförderung des Schlafes aufzustellen pflegt, sind nur von untergeordneter Bedeutung. Aller-

dings muß zugegeben werden, daß mäßige Bettwärme, in welcher der ruhende Körper weder der Erhitzung, noch der weit schädlichern Erkältung ausgesetzt ist, ein angenehmes Dunkel, nicht aber absolute Finsterniß, ein heimeliges geräumiges und lustiges Zimmer, welches von den Ausdünstungen nicht so leicht verunreinigt werden kann, zu einem gedeihlichen Schlafe wesentlich beitragen, und daß zu weiche und zu warme Betten und völlige Finsterniß des Zimmers zur übermäßigen Verlängerung des Schlafes sehr leicht Veranlassung geben.

Bed.

Kleine amerikanische Sittenbilder.

1. Auch ein Spiritualist.

Es war zu der Zeit, als die Geisterklopferei in New-York ihre glänzendsten Blüthen trieb, als Mrs. Hatch, das berühmte Medium, mit ihren 17 Jahren, ihren durchsichtigen Zügen und blonden Locken selbst Männern der Wissenschaft den Kopf verdrehte, da hatte mich nach Dunkelwerden ein anbrechendes Gewitter in einen der Trinklocale der Westseite getrieben. Um mich her saßen völlig unbekannte Gesichter, welche die gleiche Ursache hier zusammengewürfelt zu haben schien, und nur hier und da sieht eine Bemerkung über den immer fortströmenden Regen.

„Schlimmes Wetter für die große Versammlung der Spiritualisten," wurde endlich die Stimme eines jungen Mannes laut, der behaglich seinen kalten Grog schlürfte, „hätten übrigens auch ihre Geister erfahren können, wie es kommen würde!"

Einzelnes kurzes Lachen antwortete der Bemerkung und schien einen ältlichen Herrn mit kräftigen, markirten Zügen, welcher unmuthig den Blick nach der Straße gewandt hielt, zu reizen. „Was sollte seinen Witz nicht an Dingen auslassen, die man nicht kennt, junger Mann!" sagte er, ernst den Kopf nach dem Ersteren wendend.

„Ich halte nun aber den ganzen Humbug seiner größern Beachtung werth," erwiderte Jener, nachlässig seinem Glase zusprechend, „und ich denke, Sir, daß ich eben so gut meine Meinung haben darf, als Sie vielleicht die entgegengesetzte!"

Aus den Augen des alten Herrn schoß ein zorniger Strahl; in der nächsten Secunde aber zuckte nur noch ein verächtliches Lächeln um seine Lippen. „Das ist unsere heutige Jugend," versetzte er, „stets mit dem Maule voran, ohne nur das Geringste von einer Sache zu kennen!"

„Well, Sir," fuhr der Jüngere auf, „was soll ich von Ihrem Hokuspokus kennen lernen? Was mir Ihre Medien vorsprechen oder zu hören geben, und was der erste beste Taschenspieler vielleicht noch besser zu Stande brächte? Ich will Ihnen sagen, daß ich nicht eher an irgend eine dieser Fratzeleien glaube, ehe nicht meinen Augen an irgend einem mir beliebigen Orte einer dieser so bereitwilligen Geister vorgeführt wird, so daß ich ihn fühlen und mich mit ihm unterhalten kann."

„Nun was berechtigt Sie, wo von Geistern die Rede ist, derartige Forderungen aufzustellen?" erwiderte der Andere, den Kopf hebend und mit einem seltsam durchdringenden Blicke den Zweifler ansehend.

„Ich fordere es ja nicht!" erwiderte Jener mit einem sarkastischen Lächeln, „ich sage mir nur, daß, wenn Geister so materieller Natur sind, daß sie durch Klopfen, Bewegen von Gegenständen und dergleichen ihre Anwesenheit kund thun können, sie wohl auch im Stande sein müssen, sich unserm leiblichen Sinne, dem Auge, bemerkbar zu machen."

„Und Sie glauben wirklich soviel Muth zu haben, um einem Ihrer verstorbenen Lieben Auge in Auge entgegenzutreten?" fragte der Aeltere mit einem so scharfen, eigenthümlichen Tone in der Stimme, daß es mich bei der Vorstellung von der Verwirklichung des Ausgesprochenen eiskalt überlief. Unter der übrigen Gesellschaft hatte das sich entwickelnde Gespräch, welches eine damals brennende Tagesfrage berührte, eine fast athemlose Aufmerksamkeit hervorgerufen, und selbst der Barkeiper hinter dem Schenktische stand mit gespitzten Ohren herübergelegen.

„Muth?" lächelte der Andere in seiner frühern Weise. „Muth genug! Mir fehlt aber das Nöthigste zu dergleichen Dingen — der Glaube, Sir!"

„Gut, Sir!" erwiderte der Alte, sich mit finster zusammengezogenen Brauen und einem wahrhaft gebieterischen Ernste erhebend, „Sie sollen glauben lernen, und nun jedem Verdachte einer Charlatanerie von vorn herein zu begegnen, lege ich hier hundert Dollars ein, die ich verlieren will, wenn ich Ihnen nicht, sobald Sie es nur verlangen, den Geist irgend eines Ihrer abgeschiedenen Freunde vorführe, ohne Rückhalt darauf, wie lange er tort sein mag, worauf Sie, nachdem Sie ihn erkannt, ihm erlauben werden, seine Lippen gegen die Ihrigen zu drücken!" Er hatte, während er dies langsam mit jedes Wort betonend sprach, seine Geldtasche gezogen und eine Hundertdollars-Note auf den Tisch gelegt. „Machen Sie jetzt Ihren Gegen-Einsatz, Sir!" fuhr er in voller Bestimmtheit fort, „und ich will Ihr Geld nicht eher beanspruchen, als bis Sie sich selbst sür völlig überzeugt und überwunden erklären!"

Der junge Mann warf nur einen halben Blick auf die Banknote. „Nun ja," lachte er auf, „Sie konnten jedenfalls voraussehen, daß ein junger Advocat nicht mit Hundertdollars-Noten in der Tasche Abends zum Trinken geht — ich wünschte wohl, Ihren Einsatz annehmen zu können, indessen werden wir unter diesen Umständen Ihrer interessanten Lection entsagen müssen!"

„Ich bin bereit gewesen, Sie zu überzeugen," erwiderte der Alte mit einem Zuge voll ausgeprägter Verachtung, „und se lassen Sie in Zukunft wenigstens den beleidigenden Witz aus Ihren Besprechungen." Er wollte wieder nach seiner Banknote greifen, als einer der Besitzenden sich mit einem „Halt, Sir!" erhob. „Ich bin bereit, einen Theil des Einsatzes für den jungen Gentleman auf mich zu nehmen, wenn von anderen Seiten —" sagte er; er bedurfte aber der Vollendung des Satzes nicht. Als habe sich in seinen Worten nur ein Gedanke der übrigen Anwesenden ausgesprochen, war in der nächsten Minute der Betrag zusammengebracht und dem jungen Manne übergeben. „Verwahren Sie selbst das Geld, bis Sie Ihrer Ueberzeugung sicher sind," rief der Aufforderer mit einem finstern Lächeln, als Jener ihm die Banknoten darbot; kaum übergab er seine eigene Banknote mit den Worten: „Halten Sie dies in Besitz, bis ich es unter Zustimmung der übrigen Gentlemen wieder zurückfordere!" dem Verkäufer und wandte sich an seinen Gegner zurück. „Ich bin bereit, Sir," sagte er mit einer Art starrem Ernste, „und erwarte nur Ihre Bestimmungen!"

Der Mann schien sich so jedes Vortheils zu begeben, und sein Wesen zeigte eine so eigenthümliche Hoheit und Sicherheit, daß wir Uebrigen in vollster Spannung die weiteren Ereignisse erwarteten. Den jungen Advocaten schien aber selbst jetzt noch der Geist des Unglaubens nicht verlassen zu haben. „Sie haben nicht vergessen, Sir," sagte er mit einem leichten Spott in den Mundwinkeln, „daß ich selbst zu entscheiden habe, ob ich überführt sein werde oder nicht?" und als ihm ein langsames Kopfnicken des Andern geantwortet, erhob er sich rasch, als belustige ihn schon im Voraus das zu erwartende Fiasco. „Hier im offenen Locale läßt sich keinenfalls etwas vornehmen," wandte er sich nach dem Verkäufer, „haben Sie nicht nebenan ein anderes Zimmer?"

„Es sind hier noch zwei, die augenblicklich ohne Gäste sind!" erwiderte der Befragte, eilrig eine Thür öffnend und in dem sich zeigenden Raume eine Gasflamme entzündend. Ein zweites kleineres Zimmer, das dem dort befindlichen Schreibpulte nach zu Comptoirzwecken benutzt zu werden schien, that sich daneben auf, und als wir dieses durchwanderten, schien der junge Mann, nach einem aufmerksam prüfenden Blicke ringsum, zufrieden gestellt. Er verschloß die Thür nach dem vorigen Locale und wandte sich dann mit einem sarkastischen: „Well, Sir, wir sind bereit!" nach dem Alten. Dieser stellte bedächtig einen kleinen Tisch in die Mitte des hintern Zimmers, nahm Tintenfaß und Feder vom Schreibepulte und legte Papier dazu nieder.

„Ich werde mich unter diesen Herren im andern Zimmer bleiben und fordere von Ihnen nichts als die Ehrlichkeit, welche zur Gewinnung einer jeden Ueberzeugung nothwendig ist," sagte er feierlich. „Haben Sie nun wirklich den Muth, hier im dunkeln Raume das Entgegennehmen eines abgeschiedenen Geistes zu erwar-

ten, so richten Sie Ihre Gedanken fest und unverrückt auf denjenigen Ihrer verstorbenen Lieben, welchen Sie zu sehen wünschen!"

Es lag eine solche Zweifellosigkeit über den Erfolg in den ruhigen Worten, und daneben war Alles, was den Gedanken an eine Täuschung hervorrufen konnte, so sehr vermieden, daß unter den Zuhörern die erhöhte Spannung sich in jedem Gesichte aussprägte und selbst der junge Advocat die bisherige Haltung seines Gesichts änderte. „Ich habe den vollen Muth, Sir, Ihrem Hokuspokus auf den Grund zu gehen und dabei völlig ehrlich zu verfahren," sagte er, „interessiren möchte ich Sie bitten, vorher zu überlegen, daß ich mich nicht ohne Weiteres zum Opfer irgend einer Lächerlichkeit machen lassen werde!"

„Sammeln Sie Ihren Geist zu unserm Vorhaben, junger Mann," erwiderte der Andere, als habe er die letzte halbe Drohung nicht gehört; „seht jeden Theil Ihrer Gedanken auf den zu Rufenden gerichtet, und je näher er Ihnen im Leben gestanden, je schneller wird er jetzt hören." Er löschte die Gasflamme in dem hintern Zimmer und schritt, uns Uebrigen voran, hinaus, die Thür so weit schließend, daß nur ein schmaler, offener Spalt eine Verbindung mit dem Zurückgebliebenen herstellte; minderte dann auch die Helle der Gasflamme in dem vordern Zimmer und ließ sich neben einem Stuhle auf beide Kniee nieder. Wir harrten in einem Schweigen, welches fast jeden Athemzug hörbar machte.

Der Kniende schien inbrünstig zu beten, seine Lippen murmelten leise Worte, die sich schneller und schneller folgten; einzelnes Zucken schien sich bald seines Körpers zu bemächtigen, bis er plötzlich aufschrie: „Ihre Gedanken schweifen ab — ich fühle die Nähe des Geistes, aber Sie halten ihn nicht fest! — Was sehen Sie?" setzte er wie plötzlich beruhigt hinzu.

„Ich sehe," antwortete die Stimme des Advocaten, in der es fast wie Verwunderung klang, aus dem hintern Zimmer, „ich sehe ein bleiches weißes Licht wie in weiter Entfernung vor mir aufsteigen, doch hat es keine Form und ist nichts als eine unbestimmte Weite."

Die Hand meines Nachbars ergriff wie unwillkürlich die meine, und ich selbst war fast betäubt.

„Sie fangen an sich zu fürchten!" rief der Alte unwillig, „halten Sie Ihre Gedanken fest aufrecht!" aber: „Ich fürchte mich nie, Sir!" klang des jungen Mannes Stimme zurück, und von Neuem, anscheinend noch inbrünstiger, begann der Alte sein Gebet. Wir athmeten kaum. Lauter und lauter klangen die unverständlich gemurmelten Worte, ein convulsivisches Zittern machte sich in allen Gliedern des Knieenden bemerkbar — da schien ihn wie vorher eine plötzliche Erleichterung zu überkommen. „Was sehen Sie?" rief er wieder — „halten Sie fest! jeder Ihrer abschweifenden Gedanken thut mir weh!" In fast peinlicher Spannung lauschte ich der Antwort. Der Advocat erwiderte mit dem ruhigen Tone eines Mannes, welcher die Einzelnheiten eines naturwissenschaftlichen Phänomens mit großer Neugierde betrachtet: „Ich sehe den Dunst sich verdünnen und eine bestimmte Form annehmen. Noch kann ich aber nichts daran erkennen, es ist noch zu weit von mir wie früher!"

„Aber da kommt Ihre Furcht wieder!" rief der Alte, wie in erhöhtem Unwillen; doch stieg und wuchs gab der junge Advocat zurück: „Ich fürchte mich nicht, Sir!"

Ich vermochte es, einen Blick auf die übrige Gesellschaft zu werfen, die, that es die schwache Beleuchtung oder meine Einbildung, völlig geisterbleich erschien; bald aber wurde meine Aufmerksamkeit durch die Geberden des Knieenden gefesselt, welcher, wie von einem Krampfe ergriffen, aufschnellte und wieder zusammensank, die Arme von sich stieß und dann mit den Händen wie in körperlichem Schmerz in seine Brust krallte. „O, halten Sie fest!" stöhnte er endlich, „was sehen Sie?"

„Die Erscheinung kommt näher — das Gesicht wird klar —" tönte des Advocaten Stimme aus dem Zimmer, aber der Ton war nur zur Hälfte der feste von früher, „es ist John Butler," setzte er wie in gewaltsam unterdrücktem Stocken hinzu, „er nähert sich dem Tische, er schreibt — es ist seine Unterschrift —!"

„O Standhaft, standhaft!" rief der Alte, wie von einem wühlenden innerlichen Schmerze ergriffen, „die Furcht überwältigt Sie — o!" aber von innen klang es, ohne die erneute Frage abzuwarten, daß sich uns Anderen die Haare hätten sträuben mögen: „Es kommt näher — näher! es verfolgt mich — o! es öffnet seine Arme — es umfaßt mich — Hülfe, Hülfe — o Hülfe!" Ein durchdringender Schrei und ein ersticktes Aechzen folgte, ohne daß bis jetzt Einer von uns, die wir wie an den Boden gebannt waren, hinzuzufügen vermocht hätte.

„Seien Sie ruhig!" sagte jetzt der Alte, sich wie todesmatt erhebend und mit seinem Taschentuche Stirn und Haare abreibend, „es ist nur gekommen, wie es nicht anders konnte; aber stehen Sie dem jungen Zweifler bei, damit nicht mein Gesicht ihn in neue Erregung versetze!" Er schloß die nach dem Vierlocale führende Thür auf und entfernte sich. Wir aber waren fast rasch der wirklichen Betäubung, in welche uns die Scene versetzt, entrissen und öffneten weit die Thür nach dem hintern Zimmer. Einer aus der Gesellschaft hatte ein daliegendes Zeitungsblatt zusammengedreht, angezündet und leuchtete in den dunklen Raum hinein. Dort war nur das Aechzen des jungen Advocaten hörbar, und schnell brannte die Gasflamme. Der junge Mann lag, Schaum vor dem Munde, am Boden; auf dem Tische aber erblickte ich das daliegende Papier mit den noch nassen Schriftzügen „John Butler" versehen.

Als wir den Daliegenden aufrichteten, schien er plötzlich seine Besinnung wieder zu erhalten, griff nach seinem am Boden liegenden Hute und blickte wild um sich. „Wo ist der Mensch, der das Heiligste zu seiner Speculation benutzt?" brach er pfeifend los, „fort? o, er entrinnt meinen Händen nicht!" und ehe noch Einer von uns zu einem Entschlusse gelangen konnte, war er davon gestürmt. Keiner von uns glaubte wohl anders, als Beide im vordern Locale im Handgemenge zu finden, und wir beeilten uns, dies zu erreichen. Der alte Herr aber hatte nach des Verkäufers Angabe sogleich das Haus verlassen, und ihm war wie toll der junge Mann, ohne nur erst sich von der Abwesenheit des Andern zu überzeugen, gefolgt.

Wir sahen uns etwas verdutzt an und machten uns bereit, die Rückkehr des Einen oder Andern zu erwarten, als der Verkäufer, die deponirte Hundertdollarsnote gegen das Licht haltend, in eigenthümlichem Tone sagte: „Ich glaube kaum, daß Einer der beiden Gentlemen sich wieder blicken lassen wird — es scheint mir sogar, als sei soeben ein ganz neues Spitzbubenstück durchgeführt worden!" und auf unsere verwunderten Fragen reichte er uns lächelnd die Banknote und sagte nur: „Counterfeit!" *

Noch selten ist wohl einem betrogenen Menschen ein schnelleres Licht aufgegangen, als durch dies eine Wort Denjenigen von uns, welche die Gegeneinlage zusammengeschossen!

Am nächsten Sonntag fand ich zu meiner Verwunderung das Thatsächliche des oben Erzählten als einen spanischen Gaunerstreich mit veränderten Einzelnheiten und aufgeputzten Persönlichkeiten, bombastischen Beschwörungsformeln und dergleichen, in einem der englischen New-Yorker Sonntagsblätter. Ich wandte mich nach der Redaction und fand, was ich gesucht, einen der Zeugen des Vorganges. Auf meine Frage nach den Gründen der Lektsamen, völligen Umgestaltung desselben erhielt ich die mir einem Achselzucken begleitete Antwort, daß die vielen Tausende von Spiritualisten in New-York eine Art religiöser Gemeinschaft ausmachten und daß eine wahrheitsgemäße Erzählung leicht als eine Verhöhnung der ganzen Glaubensrichtung aufgenommen werden könnte — „und nur aus jeder Art von Glaubenssachen die Finger gelassen, wenn man bestehen will!" schloß er. O. R.

* Falsches, nachgemachtes Papiergeld.

Das Begräbniß einer Armen in einem spanischen Dorfe.

Von Dr. A. E. Brehm.

An vielen Orten Spaniens herrschen sehr eigenthümliche Gebräuche beim Begräbniß der Verstorbenen. Ich meine damit nicht die Art und Weise des Leichengepränges — denn dieses geschieht nach den Gebräuchen der katholischen Kirche — sondern vielmehr die Art und Weise der Beerdigung selbst. Nur die Armen werden in wirklichen Gräbern bestattet, die Wohlhabenden setzt man

in Erdbegräbnissen oder in eigenthümlichen Nischen bei. Die Mauern der größeren Kirchhöfe nämlich sind die Grabstätten. Sie sind reichlich vier Ellen dick und bestehen der Hauptsache nach aus kleinen Tonnengewölben von drei bis drei und einer halben Elle Tiefe, einer Elle Breite und einer Elle Höhe, welche zu drei bis vier übereinander stehen und an der Außenseite durch eine Rückwand verschlossen sind. Diese Nischen werden auf eine Reihe von Jahren unter verschiedenen Bedingungen zur Bewahrung der Leichen gemiethet und nach der Einbringung eines Sarges auch vorn verschlossen, gewöhnlich mit einer Marmortafel, auf welcher der Name des Verstorbenen, der innen im Sarge ruht, eingegraben ist. Die kirchliche Behörde, bezüglich irgend eine Begräbnißgesellschaft, gewährt unter Umständen Verschonung der in solchen Nischen Bestatteten, ihres Schmuckes ꝛc. Es ist dies wirklich nöthig, denn nicht selten werden die Leichen geplündert oder noch viel scheußlicher geschändet.

In Madrid machte vor wenig Jahren ein Rechtsstreit großes Aufsehen: die Hinterbliebenen führten Klage gegen die Begräbnißgesellschaft, weil einer ihrer vor Jahren geborenen Angehörigen im Sarge beraubt und dabei an seinen Gliedern gräulich verstümmelt worden war. Und in der „Discussion“ vom 8. Mai 1857 las ich wörtlich Folgendes:

„In der Nacht des 26. April wurde in Jaen (Andalusien) der Leichnam eines Mädchens von 15—16 Jahren, welches man am Nachmittage vorher begraben hatte, auf das Grauenvollste geschändet. Die barbarischen Verbrecher brachen die Steinplatte auf, welche die Nischen vorn verschließt, legten den Leichnam inmitten des Kirchhofs auf die Erde, den Kopf auf Steine, und begingen eine Handlung, würdig der Cannibalen, so abscheulich gräßlich und dem Heiligsten hohnsprechend, daß auch der gemeinste Mann sich scheuen muß, sie zu nennen.“ — — —

So muß uns also die Versicherung der Todten leider nicht nur gerechtfertigt, sondern vollkommen nöthig erscheinen. —

Nach Ablauf der bestimmten Frist werden die so bestatteten Leichen, falls ihre Ruhestätte nicht von Neuem gemiethet werden sollte, in gewöhnlicher geweihter Erde begraben.

In dieser Weise bringt man die Todten wohlhabender Familien zur Ruhe, nicht so Diejenigen, welche schon zu Lebzeiten die Last der Armuth tragen mußten. Sie werden einfach verscharrt und zwar — daß ihnen die Erde leicht sei! — nur mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt. In Madrid wirft man sie, nach einstimmigen Versicherungen mehrerer dort wohnenden Deutschen und Spanier — aus eigner Anschauung kann ich nicht sprechen — in ein großes allgemeines Grab, wie man solche auf Schlachtfeldern gräbt, und deckt sie leicht mit etwas Erde und Kalk zu; in vielen Dörfern werden die Armen zwar in wirklichen Gräbern, aber in abscheulicher Weise beerdigt. Ein solches Begräbniß habe ich selbst mit angesehen.

Wir waren in dem ursprünglich maurischen Dorfe Benicajan der Vega oder Fruchtebene Murcias. Meine beiden damaligen Begleiter waren Aerzte und wurden von den Ortsbewohnern vielfach in Anspruch genommen. Gleichwohl war von einer Kranken, der schönsten und liebenswürdigsten Bewohnerin des Dorfes, ihre Hülfe nicht erbeten worden — weil die Arme es nicht gewagt hatte, ihren Vater mit leerer Hand zu den Aerzten zu senden. So blieb also die allgemein geliebte und geachtete kranke Weberin, ein Mädchen von kaum zwanzig Jahren, ohne allen ärztlichen Beistand; ihre Krankheit nahm von Stunde zu Stunde an Heftigkeit zu, und am dritten Tage war sie eine Leiche. Als wir eines Nachmittags zur Jagd hinausgingen, begegnete uns ihr Leichenzug am Gebiet des Geistlichen und weniger männlichen Angehörigen. Die Schönheit des feinen, regelmäßigen Frauengesichts in der offenen Sargbahre lief uns auf; wir fragten unseren Begleiter nach der Todten und erhielten von ihm mit wenig Worten ihre Lebens- und Leidensgeschichte: sie war die Tochter rechtschaffener Eltern, brav, geachtet, geliebt — und arm! In dem letzten Worte lag die Erklärung für Alles, was wir noch sehen sollten.

Man zog zur Kirche, um die Leiche einzusegnen: schon nach ungefähr fünf Minuten war diese Feierlichkeit beendet. Sechs Männer, von denen ihrer Vier abwechselnd den Bahrsarg trugen, traten wieder aus der Kirche heraus und wandten sich dem Friedhofe zu. Einige Andere folgten. Mitleidige Hände hatten die schöne, einfach gefleidete Leiche reich mit Blumen geschmückt, und zwischen ihnen lag sie nun still und friedlich in der offenen Sargbahre, das lange braune Haar gelöst, die Hände gefaltet oder vielmehr zusammengebunden, damit der in ihnen ruhende Blumenstrauß fest gehalten werden möge. Wir schlossen uns dem Zuge an, und gingen mit zum „heiligen Felde“ hinaus.

Das Geläut oder Gebimmel der kleinsten Glocke des Kirchleins verstummte, als die Männer das Gotteshaus verließen, und sie citirten nunmehr, sich ihrer Bürde zu entledigen. Lachend und fluchend, d. h. die gewöhnlichen spanischen Kraft- und Schandworte ausstoßend, liefen die Träger im Trabe durch das Dorf und auf der staubigen Straße weiter, gelegt von einer Rotte schreiender und lärmender Knaben. Sie trugen die Sargbahre an eisernen Handhaben tief über der Erde, daß die aufgelösten Flechten im Sande nachschleiften. Das schöne Todtenantlitz bewegte sich dabei hin und her und kam nur dann zur Ruhe, wenn die ermüdeten Träger die fäuderliche Bahre in den Sand stellten, um zu wechseln. Darauf aber warteten Dutzende von hungrigen Fliegen, namentlich weiblichen Schmeißfliegen, welche die Leiche für dasselbe ansahen, wie ihre Träger — nämlich für ein ekelhaftes Aas! Wenn die Träger sich ausgeruht hatten, begannen sie ihren Trab von Neuem, und das bleiche, stille Frauenhaupt begleitete wiederum jede Bewegung mit Schaukeln und Nicken; es konnte noch immer keine Ruhe nicht finden!

Endlich kam man auf dem Friedhofe an; die Träger setzten ihre Bürde rasch auf dem Grabhügel nieder und verließen die Leiche, um mit den anderen inzwischen Nachgekommenen die Grabschriften zu lesen, die hier und da an der Mauer angebracht waren, obgleich der Begräbnißplatz eher einem Schmutzanger, als einem Friedhofe ähnlich sah. Denn auf den Gräbern blühten Disteln auftatt der Blumen; die Wege waren von Unkraut überwuchert, und nirgends sah man die Spur einer ordnenden Hand. Das noch offene Grab entsprach den alten; es war eben nur ein Loch ohne alle und jede Regelmäßigkeit und Sauberkeit, wie wir sie an unseren Gräbern zu sehen gewohnt sind.

Nach und nach fanden sich die Grablente wieder bei der Leiche ein. Man schickte sich an, sie zu beerdigen. Einer der Träger zog zuvörderst sein großes Gurtmesser, um das seidene Band zu zerschneiden, welches die Hände zusammenhielt; dann packten zwei Männer die Todte an den Armen, ein Dritter sie an den Füßen an, hoben sie aus der Sargbahre heraus und warfen sie in die Grube hinab, daß es dumpf aus ihr vom Fall des Leichnams widerhallte. Blumen und Kopfstissen wurden nachgeschleudert. Als man begann, Erde hinabzuscharren, lüfteten einer der Männer den Hut und sagte zu den Uebrigen: „Beten wir ein Ave Maria, daß dieses Weib in's Paradies gelange!“ — und Alle plapperten den englischen Gruß ihm nach. Dann erhob der Erste seine Stimme wieder und sagte: „Beten wir ein Vaterunser, daß dieses Weib eingehe in das Reich Jesu!“ — und das Gebet des Herrn wurde dem Mangrovegruß gleich abgeleiert. Während dem arbeiteten die Träger nach Kräften; und denn wiederholten abwechselnd beide Gebete, bis das Grab gefüllt war. Hierauf schlug der Vorbeter die ganze Nichtswürdigkeit mit den Worten: „Aqui estamos, aqui vamos!“ — „Hier stehen wir, und hierher gehen wir!“ — und Alle verließen das Grab und den Friedhof plaudernd und scherzend, — wie es freilich bei uns auch vorzukommen pflegt.

Gedankenvoll und betrübt, — doch nein, daß ich wahr sei! — innerlich empört über derartige Scheußlichkeit, Rohheit und Barbarei unter Christen, unter Europäern, gingen wir weiter; und ich gedachte bei mir der entsetzwürdigen Weise, mit welcher die Vorfahren dieser Leute ihre Todten zur ewigen Ruhe brachten und deren Nachkommen sie noch heute in denjenigen Ländern bestatten, in denen der goldene Halbmond anstatt des Kreuzes von den Thürmen leuchtet, und mußte mich fragen: Sind denn die Menschen des schönen, sittlich-reichen Landes Spanien unter dem Kreuz wirklich gebildeter, menschlicher geworden, als sie es unter dem Halbmond waren? Ich vermochte es nicht, diese Frage mit Ja zu beantworten; ich mußte mich daran erinnern, daß Christen, was Gemeinheit und Rohheit anlangt, die Mohammedaner so vielfach übertreffen; ich mußte vergleichen zwischen den Fulkera Karres, welche mich, den Menschen, ansprachen mit den Worten: „Herr, um der Barmherzigkeit Gottes willen, gieb mir geringe Gabe zum Kauf eines Lailach für einen Armen, mit welchem ich den letzten Weg gehen und den ich mich nach einbetten will in die Erde —“ und zwischen denjenigen „christlichen“ Pfaffen, katholischen wie protestantischen, welche zu kauf, zu geizig, zu unmenschlich sind, dem Armen, dessen Hinterbliebene es nicht zahlen können, noch einen Segensspruch in die Grube nachzurufen.

Digitized by Google

Vor dem Weihnachtsbaum.

Die Tanne hat im Wald gelacht,
Ihr träumte von der Weihnacht Kerzen.
Nun strahlet sie in ihrer Pracht
Am höchsten Fest der Kinderherzen!
Das ist der deutschen Tanne Stolz:
Kein Baum in allen Erdenreichen,
Selbst nicht der Ceder heil'ges Holz,
Kann sich an Ehren ihr vergleichen.
Sie weiht zum Tempel jedes Haus,
Wo eines Kinder Augen funkeln,
Und schmückt den Traum des Lebens aus
Vom ersten Schritte aus dem Dunkeln.

Auch dort im hehren Schloß voll Pracht
Ward heut der Wächterruf vernommen,
Die Kinderaugen sind erwacht,
Das Christkindlein ist ja gekommen.
Wie prangt am Baum von Gaben schwer
An jedem Aestlein jede Spanne! —
Die Herzen lachen drum nicht mehr,
Als vor des armen Mannes Tanne.
Lauscht nicht ein Aermrer noch am Thor?
O laßt ihn nicht im Dunkel beben,
Hebt ihn zu eurer Lust empor,
Und doppelt wird sie euch erheben.

Siehst Du die Hütte? Schief erdrückt
Der Schnee das Strohdach. Doch darunter
Ist jetzt der Armen Herz beglückt
Von ihres Glaubens schönstem Wunder.
Die Hand erwarb mit schwerer Hast
Für's Tannenbäumlein die paar Lichte,
Nun ist vergessen Harm und Last
Im Glanz der kleinen Angesichte.
Wie ehr' ich Dich, Du armer Mann!
Dir lacht das Herz, und wie beseligt
Dein Baum auch strahlt: die Hütte kann
Heut nimmer der Palast beneiden.

Was sie im Haupt erwägen mag,
Die junge Mutter vor dem Baume?
Ob der Erfüllung Wonnetag
Hervorbricht jetzt aus langem Traume?
Heil ihr, daß ihren höchsten Ruhm
Sie heute in der Pflicht empfinde,
Zu wahren als ein Heiligtum
Ein deutsches Herz im deutschen Kinde.
Denn wie kein deutsches Auge läßt
Vom Tannenbaum mit seinen Kerzen,
So bleibt der deutschen Weihnacht Fest
Das heiligste der deutschen Herzen.

Friedrich Hofmann.

Ein Stück preußischer Schande und preußischer Ehre.

Nr. 2.

Die Ehre.

Drei Jahre später.

Fast ganz Deutschland seufzte unter dem Drucke des französischen Joches. Am schwersten litten die unglücklichen Unterthanen des neugebildeten Königreichs Westphalen, dessen schamlose Tyrann — Jerôme Bonaparte — ebenso sehr gehaßt wie verachtet wurde. Immer mächtiger wuchs der Groll gegen ihn und gegen die ganze französische Herrschaft an. Jeder Deutsche hatte im Stillen die Faust. Das Joch war unerträglich geworden, hier und dort wurde daran gerüttelt, um es abzuschütteln, das Verlangen nach Freiheit trat immer drängender hervor. Durch das ganze Volk hin wehte dies Verlangen, und einzelne Männer setzten Freiheit und Leben daran, um die Freiheit zu erringen, um das Volk aufzurütteln, die verhaßten Fremdlinge zum Lande hinaus zu jagen.

Jene Unternehmungen sind alle mißglückt, sie bleiben indeß trotzdem gleich ehrenvoll und gleich bedeutsam für die folgenden Jahre, wo der Tag der Freiheit endlich erschien. Mehrere von

ihnen standen im Zusammenhange, einige traten einzeln als Zeichen der Zeitstimmung hervor.

Außer einzelnen anderen Unternehmungen hatte Eugen v. Hirschfeld, ein preußischer Husaren-Lieutenant, mit mehreren preußischen Officieren den kühnen Entschluß gefaßt, den König Jerome selbst in seiner Hauptstadt Cassel anzugreifen und dann das Land zu befreien. Im Februar 1809 sollte der Plan ausgeführt werden; Graf Chasot verhinderte es, indem er dem allzu kühnen Hirschfeld zu jener Zeit Stadtarrest in Berlin gab, weil er den rechten Augenblick noch nicht gekommen glaubte. Diesem Plane schloß sich der Major von Dörenberg an, der in Hessen das Landvolk zu einem Hausstreiche auf Cassel gewonnen hatte. Ehe dieser dazu kam, wirkte der preußische Hauptmann von Katte in der Altmark, gewann viele alte Officiere und Soldaten für sich, um Magdeburg, zu dessen Thor er schon die Schlüssel besaß, zu nehmen und von dort aus die Bewegung weiter zu pflanzen. Wie dieser Plan endigte, erzählen wir unten ausführlich. Auch Dörenberg's Hausstreich auf Cassel am 21. April mißlang. Sieben Tage später zog Ferdinand v. Schill mit seinem Regimente aus Berlin aus, zu einem gleichen Unternehmen, zur Erhebung des Volks in Westphalen. Sein Unternehmen schien anfangs vom Glück begünstigt zu sein, tragisch endete es, wie er selbst, am 31. Mai zu Stralsund.

Sein Unglück konnte Männer von edlem, entschlossenem Charakter nicht entmuthigen — es galt der Freiheit des ganzen deutschen Vaterlandes. Zwei preußische Officiere, v. Wersebe und v. Hake, hatten eine Volkserhebung von der Weser bis zum Harze vorbereitet. Anfang Juli gingen sie mit Geld, Gewehren und Munition die Weser hinauf. England hielt noch Geld und Waffen bereit. Am 8. Juli sollte von Emden und Hannover bis auf den Harz Alles gleichzeitig in Flammen stehen. In Hannover, Braunschweig und Hildesheim war Alles bereit — da schickte Graf Münster, der in all die Unternehmungen eingeweiht war, den Gegenbefehl, und das Unternehmen unterblieb.

Gleichzeitig war der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, der bei Nacht in Böhmen ein kleines Heer gesammelt hatte, um damit nach Westphalen zu ziehen und den Aufstand des Volkes zu unterstützen, aufgebrochen. Bekanntlich mußte er sich tapfer kämpfend durchschlagen, bis es ihm gelang, sich mit seiner muthigen schwarzen Schaar nach England einzuschiffen.

Es ist nicht zu leugnen, daß all diese Unternehmungen daran scheiterten, daß sie zu ungenügend vorbereitet und vereinzelt auftraten. Aber sie zeigten, welche Stimmung herrschte, und diese Stimmung war in der That damals eine allgemeine, es war ein fast sieberhaftes Sehnen nach Freiheit. Unter dem Schutze der höchsten Personen, der Königin Louise, des Grafen Münster, Tauenzien's, von Gravow's, Blücher's, Gneisenau's u. s. w. hatte sich der sogenannte Tugendbund gebildet. In Preußen war ein gegen das Franzosenthum gerichteter Verein entstanden, dessen Comité in Berlin war. Graf Chasot stand an der Spitze desselben. England, dem viel daran gelegen war, in dem nordwestlichen Deutschland einen Aufstand hervorzurufen oder das Land zum wenigsten in fortwährender Aufregung zu erhalten, stand mit dem Comité in Verbindung und unterstützte es durch Geld. Graf Münster's treuer Freund, Eduard Nicolas, weilte in England und war der fortwährende Vermittler. Unter dem Schutze jener Personen war auch das von Katte gegen Magdeburg gerichtete Unternehmen entstanden und herangereift, sie blieben bis zum letzten Augenblicke darmit in Verbindung.

Karl Friedrich von Katte, Hauptmann a. D., aus dem Hause Zellchow, nach welchem das ganze gegen Magdeburg gerichtete Unternehmen später genannt wurde, war früher Lieutenant in dem lange Zeit in der Altmark stationirten Regimente Tschammer gewesen. Er war nicht der erste Urheber des Unternehmens. Der Plan war von dem Comité in Berlin, namentlich von Tauenzien, Gneisenau und Blücher ausgegangen. Schon im Herbste 1808 hatte der Lieutenant von Lowenthal von demselben Regimente Tschammer Katte in den Plan eingeweiht, und dieser hatte ihn mit glühender Begeisterung erfaßt. Er wohnte in Stendal beim Zinngießer Bilang in dem Eckhause der Breiten Straße nach dem Alten Markte zu, wo jetzt der Kaufmann Köppen wohnt), war in der Altmark und namentlich mit vielen der alten Soldaten genau bekannt.

Die Bauern in der Altmark sollten nämlich nach dem Plane des Comité's zu einer Erhebung vorbereitet werden. Durch einen Hausstreich wollte man sich der Festung Magdeburg bemächtigen, wo der im Ganzen wenig entschlossene Divisionsgeneral Michaud Gouverneur war und des spanischen Krieges wegen nur eine geringe Besatzung lag, welche zum größten Theile aus früheren preußischen Soldaten bestand. Auf die Festung gestützt, wollte man dann den Aufstand weiter nach dem Harz, nach Hessen und Westphalen verpflanzen, wo mehrere frühere preußische Officiere und eine Anzahl geheimer Agenten thätig waren, von vorigen Parteien unterstützt, das Volk zu einer Erhebung vorzubereiten und dieselbe zu organisiren. Es betheiligten sich vorzugsweise folgende preußische Officiere, die von Anfang an in den Plan eingeweiht waren, an dem Unternehmen: die beiden Lieutenants Eugen und Moritz von Hirschfeld, beide früher in dem preußischen Husarenregiment von Köhler, der Lieutenant von Tempsky, der als Agent unter dem Namen Thilan unthereinste und außerordentlich thätig war, Katte's Schwager, der Lieutenant Karl Adam von Bogern von dem Regimente Tschammer, der in Garvelegen wohnte (Beider Frauen waren geborene von Alvensleben aus Ziethau, eine Stunde von Gardelegen entfernt), und der Lieutenant von Lowenthal von demselben Regimente.

Katte, ein mittelgroßer Mann, untersetzt und zu Strapatzen geeignet, war ein entschlossener Soldat, mit einem lustigen, aber zugleich wilden und oft heftigen Sinne. Seine schwarzbraunen Haare, ein starker Backenbart, ein paar graue, scharf fixirende Augen gaben ihm ein finsteres Ansehen. Schon längere Zeit innerlich von Haß gegen die Franzosen erfüllt, begrüßte er das Unternehmen mit Freude. Wie seine Cameraden war er entschlossen, Blut und Leben an die Freiheit zu setzen. In der Altmark war er genau bekannt und schon gegen Ende des Jahres 1808 unablässig thätig, dort Verbindungen anzuknüpfen und vertraute, patriotisch gesinnte Männer zu gewinnen. Alle früheren Soldaten kamen ihm mit offenen Armen entgegen, und als dem Bürger- und Bauernstande konnte er auf manchen kräftigen Arm rechnen.

Ebenso thätig war Tempsky, der während der ganzen Zeit unterwegs war, um in jedem Orte Männer zu gewinnen, auf die man sich verlassen konnte und welche im Stillen weiter wirkten. In Stendal, Tangermünde, Gardelegen und in der Umgegend knüpfte er mit Verschworenen Verbindungen an.

Am meisten nützte dem Unternehmen vielleicht Eugen v. Hirschfeld, dessen tollkühner Plan, den König Jerome inmitten seiner Hauptstadt anzufeinden und nach einem alten Schlosse am Harze zu führen, nicht zur Ausführung gekommen war. Ein kleiner, rüstiger, ewig beweglicher Mann von ungefähr dreißig Jahren, fiel er schon durch sein einschneidendes tollkühnes Aussehen auf, durch seinen trotzigen Blick und durch den weißen Ueberrock, den er immer trug. Trotzdem bewegte er sich in der kühnsten Weise inmitten von Polizeispionen und Gensd'armen, denen er längst verdächtig war, doch mit größter Gewandtheit stets zu entkommen wußte. Bald war er in Cassel, um mit Wilhelm v. Dörenberg sich zu besprechen, bald in Homburg in Hessen, um von Stein's Schwester, der Aebtissin des dortigen Klosters Wallerstein, über die dortigen Verhältnisse unterrichtet zu werden, bald auf dem Harze, dort unter den Bergbewohnern das Feuer zu schüren, bald in Halle, um seine Verbindung mit dem Professor Steffens zum Nutzen des Unternehmens auszubeuten, bald weiter in Berlin, um mit Schill und den Mitgliedern des Comité's und des geheimen Bundes zu berathen. Dann durchstreifte er die Altmark, um mit bewegsamem Muthe sich nach Magdeburg zu begeben und dort unter den Bürgern und der Garnison Vertraute zu erwerben. Er liebte das Rastlose und Abenteuerliche, und selten zu Verkleidungen seine Zuflucht nehmend, trat er überall in seinem weißen Ueberrocke auf und war jedesmal verschwunden, wenn die Polizei ihn zu verhaften kam.

Er kannte die Stärke der westphälischen und französischen Truppen in der ganzen Gegend, wußte um ihre Märsche und Bewegungen und kannte die Eigenschaften ihrer Anführer. In Magdeburg wagte er sich sogar wiederholt in die Restauration und Delicatessenhandlung von Meßel Decourt in der Mansstraße, wo die französischen Officiere viel verkehrten. Er knüpfte mit einigen von ihnen, selbst mit dem General-Commissair der Polizei, Meßel, Bekanntschaft an und bewegte sich in ihrem Kreise auf das Unverfänglichste.

Unterstützt wurde er in Magdeburg durch einen früheren Unteroficier beim Regiment von Knobelsdorff, welchem auch Katte früher angehört hatte, mit Namen Johann Pfuff aus Lüderitz,

Digitized by Google

einen verregenen, gewandten Mann. Sie hatten unter den preußischen Officieren, Soldaten und Bürgern, welche die Wachen mit bezogen, viele Bekannte gewonnen und sie in das Unternehmen eingeweiht. Ungefähr 1000 Mann von der frühern preußischen Besatzung, welche in Magdeburg geblieben waren, mehrere Officiere und eine Anzahl Bürger waren für das Unternehmen gewonnen und harrten des Tages, an welchem der Handstreich auf die Stadt ausgeführt werden sollte. Dazu hatte sich Hirschfeld einen genauen Plan der Festung, die Schlüssel zum Krökenthor, zur Thurmschanze und zu mehreren Ausfallthoren zu verschaffen gewußt. Alle Hoffnung zum Gelingen des Unternehmens war vorhanden, wenn nicht ein unglücklicher Zwischenfall eintrat.

In kaum geheimer Weise war bis dahin Alles geglückt. Katte hatte gleichfalls viele Anhänger gewonnen, die fest an ihm hielten, denn er verstand es, sich bei Allen beliebt zu machen. Für Waffen war hinreichend gesorgt, auch Pferde waren in ziemlicher Anzahl vorhanden. Nur die Zeit der Ausführung war noch nicht bestimmt. Katte, der Ungeduld seiner Verbrannten und seinem eigenen Verlangen zu viel nachgebend, drängte auf baldige Ausführung, das Comité in Berlin, mit dem er in fortwährender Unterhandlung stand, war für Aufschub, weil die Vorbereitungen zum Volksaufstande im Harz und im Westphälischen noch nicht beendet waren. Da fassten Katte und Hirschfeld den übereilten und folglühnen Entschluß, allein mit den Verbrannten das Werk zu beginnen. Vielleicht mischte sich der Ehrgeiz, die Ersten gewesen zu sein, welche das Zeichen zu Deutschlands Befreiung gegeben, auch noch hinein. War Magdeburg in ihren Händen, dann mußte auch Schill von Berlin aufbrechen und Dörenberg gegen Cassel vorrücken — dann war das Zeichen gegeben, und der lange zurückgehaltene Haß und Groll von Tausenden — ja von Hunderttausenden — mußte zur hellen Flamme auflodern. Daß der Handstreich mißlingen könne, daran dachte keiner von beiden.

Zugleich hatte Katte sich noch eine andere Unbesonnenheit zu Schulden kommen lassen. Er hatte den Rittmeister Baron v. Gayl, dessen Sohn, Ernst v. Gayl, westphälischer Kammerherr in Cassel war, der selbst am Hofe Jerôme's eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte und für einen geheimen Sendling Jerôme's galt, in das Unternehmen eingeweiht, und dieser hatte scheinbar das größte Interesse bewiesen. Mit Eugen v. Hirschfeld war er nach Magdeburg geeilt, um dort Alles vorzubereiten und zur rechten Zeit zu leiten. Dieser Baron von Gayl, ein feiger, heruntergekommener Denunciant, stellte zum Verräther des ganzen Unternehmens werden. Auf seinem Namen ruht eine Schmach und Schuld, die sich nicht ermessen läßt. Denn anders wäre es gekommen sein, wäre der Handstreich auf Magdeburg gelungen. Tausende würden Vertrauen zu Muth daraus geschöpft haben, und vielleicht wäre schon 1809 geschehen, was erst vier schwere, qualvolle Jahre später zur Vollendung kam, vielleicht wäre schon damals das große Befreiungswerk gelungen.

Ende März war herangerückt, und Anfang April wollte auch Wilhelm v. Dörenberg sein Unternehmen auf Cassel ausführen. Katte hatte alle Vorkehrungen zu seinem Handstreiche getroffen. Karl v. Gagern befand sich in Gardelegen, Moritz v. Hirschfeld und Tempski waren bei ihm, der verwegene Eugen v. Hirschfeld war schon in Magdeburg, um dort zur Hand zu sein, und seinen Verbrannten, den frühern preußischen Bauconducteur Butze, der sehr eifrig an dem Unternehmen Theil genommen, hatte er nach Stendal gesandt, um dort Alles zu seiner Ankunft bereit zu halten. Nach Stendal sandte er auch eine Proclamation, welche Alle zur Theilnahme aufforderte. Diese Proclamation lief indeß schadwoll ab. Ein in Stendal lebender Puppenspieler, Namens Drabant, war erwählt worden, die Affererung zum Zuzuge mit Begleitung seiner Trommel, deren Klang sonst nur bei den Ankündigungen seines Kasperlestheaters durch die Straßen tönte, anzurufen. Dies machte die ganze Proclamation lächerlich. Ein Haufen Jungen folgte dem Ausrufer, einer possenhaften Figur, mit lautem Hallob und Geläster, und der Volkswitz sagte: „der Puppenspieler Drabant habe v. Katte ausgetrommelt!“

Am 1. April hatte v. Katte ungefähr 250 Mann um sich versammelt. Es waren meist frühere Soldaten, dann Leute aus den niederen und Bauernstande, die letzteren in ihrer gewöhnlichen Kleidung. Ein Theil war mit Gewehren bewaffnet, ein Theil nur mit dem Säbel, einige nur mit einer Pistole oder einer Pike. Fast die Hälfte war indeß berittn, und die Pferde waren schöne Thiere aus der Altmark. Ein muthiger, begeisterter Sinn belebte indeß die kleine Schaar, für welche Katte an jedem Orte einen neuen Zuzug erwartete, namentlich von Gardelegen, Tangermünde und Stendal.

Am 1. April brach Katte mit der Schaar auf, setzte in der Nacht auf den 2. April bei Werben über die Elbe und marschirte auf Stendal los. Hier harrte man jede Stunde auf seine Ankunft. Butze hatte Alles vorbereitet. Obgleich er am Abend des 2. April noch nicht in Stendal eingetroffen und nicht einmal Nachricht von ihm angelangt war, erwartete ihn doch eine Schaar treuer Bürger, welche die Nacht im Reder'schen Brauhause beim Bierkruge hinbrachten und sogar schon den alten Stadtmusikus Henning mit seinen Leuten bestellt hatten, um das Katte'sche Corps mit Musik zu empfangen und in die Stadt einzuführen.

Als die Morgendämmerung anbrach, stürzte Butze zu den Bürgern ins Brauhaus, um ihnen zu verkünden, daß Katte sich nahe. Mit Jubel brachen Alle auf, ihm entgegen. Durch das Biehthor, welches Katte, da es verschlossen war, schnell hatte sprengen lassen, ohne von den wenigen westphälischen Soldaten und Dragonern den geringsten Widerstand zu erfahren, zog er ein. Mit lautem Jubel wurde er empfangen, und das Musikcorps des Stadtmusikus voran, zog er durch die Straßen.

Dieser Empfang machte Katte's Herz und Muth heben. An reichem Zuzug zweifelte er nicht, nur hinreichende Gelde mangelte ihm. Durch Butze hatte er bereits erfahren, daß die Cassen in Stendal nicht leer seien, und ohne Zögern bemächtte er sich der städtischen und der Accise Casse. Er selbst rastete darauf im Gasthofe „Zum schwarzen Adler“, wo er auch frühstückte, während seine Leute von den Bürgern versorgt wurden, von denen mehrere sich ihm anschlossen. Nur kurze Zeit hielt er sich indeß in Stendal auf. Seinen Zweck, Verstärkung an Gelde und Leuten, hatte er erreicht, und in Magdeburg erwartete ihn Hirschfeld mit den Verbrannten. Gegen Mittag schon sammelte er sein Corps zum Weitermarsche. Fast dreihundert Mann mochte es zählen. Voran ritt ein alter Husarentrompeter in abgetragener Husarenuniform auf einem Schimmel und gab das Signal mit der Trompete. Mancher lächelte zwar über diese kleine Schaar, die sich eine so große Aufgabe gestellt hatte, sie selbst war indeß von dem besten Muthe beseelt. Nach Wolmirstädt richtete Katte seinen Marsch, und als er in der Nähe des Tangerminder Thores den altmärkischen General-Superintendent Jani, den Oberpfarrer des Stendal'schen Domes, erblickte, rief er an ihn heran und bat ihn, den Segen des Himmels auf seine kleine tapfere Schaar herabzuflehen. Die westphälischen Cassen aus Stendal mußte der Gastwirth Bopkäfeber nach Wolmirstädt fahren. Hier langte Katte um 9 Uhr Abends des 3. April an und bemächtigte sich sofort der Gelder der Postcasse, welche nach damaligen Angaben 1000 Friedrichsd'or betrugen.

Ungeduldig harrte er im Wirthshause zu Wolmirstädt auf eine Kunde Hirschfeld's aus Magdeburg, da stürzte athemlos ein verirrauter Bote herein und meldete ihm, daß in Magdeburg Alles verloren sei; der Rittmeister von Gayl habe das Unternehmen verrathen — Hirschfeld, Wulff und Andere seien sofort verhaftet. Erschreckt fuhr Katte empor. Das Wort, welches er so mühsam vorbereitet hatte, sah er mit einem Male kurz vor dem Gelingen durch schmachvollen Verrath vernichtet. An eine Ausführung desselben war nicht mehr zu denken. Jetzt kam Alles darauf an, sich und die Seinigen zu retten, denn zugleich hatte er die Nachricht erhalten, daß westphälische Truppen gegen ihn ausgesandt seien. Es konnte nur die Flucht retten. Man hat Katte's Flucht eine übereilte genannt, hat behauptet, daß er den Kopf verloren habe, selbst daß seine Schaar nur aus zusammengelaufenem Gesindel bestanden habe — Augenzeugen bestätigen dagegen unsere Angaben. Mit einer kleinen Schaar setzte Katte über die Elbe und bestand am 5. April bei Burg mit ihm nachsetzenden westphälischen Gensd'armen ein Gefecht. Glücklich daraus entkommen, floh er nach Böhmen zum Herzog von Braunschweig, der dort bei Nachod ein kleines Heer sammelte. Auch traf er hier Eugen von Hirschfeld, dem es, von Gayl's Verrath frühzeitig unterrichtet, gelungen war, aus Magdeburg zu entfliehen. Damit endete ein Unternehmen, auf welches so hohe und große Hoffnungen gebaut waren.

Die französische Polizei strengte nun alle Kräfte an, um die Theilnehmer an dem Unternehmen zu verhaften, und ihre Rache traf meist Solche, die am wenigsten dazu beigetragen hatten. Schon am 8. April wurde folgender Steckbrief hinter v. Katte erlassen:

„Bei der am 3. April in Stendal geschehenen Beraubung der königl. Cassen hat sich als Anführer der im nachstehenden Signalement bezeichnete Karl Friedrich von Katte ausgezeichnet. Da nun derselbe sich der Verhaftung durch die Flucht entzogen, so werden alle Civil- und Militärbehörden ersucht, denselben, wo er sich betreten läßt, arretiren zu lassen und dem Unterschriebenen davon, Behufs dessen Abholung, Nachricht zu geben.

Magdeburg, d. 8. April 1809.

Der Präses des Ehrdepartements:
Schulenburg.

Signalement. Karl Friedrich von Katte, ehemals königl. preußischer Hauptmann, von mittlerer, unterseyer Statur, schwarzbraunen Haaren, starkem Backenbart und einer angebornen Platte, grauen Augen, spitzer Nase, gewöhnlichem Mund, rundem Kinn und nunmehr Geschwulstfarbe, trug bei seinem Abgange aus Stendal einen dunkelblauen mit Perlongen besetzten Leibrock, darunter eine dunkelblaue Uniform mit rothen Aufschlägen und Kragen, eine polnische Mütze mit goldener Quaste, eine lange blaue Ueberhose, worin Stiefeletten mit kleinen weißen Knöpfen, und einen mit Messing beschlagenen Husarensäbel. Er rin einen schwarzen Engländer mit vier weißen Füssen und Bläße."

Auch hinter Johann Wnisk, der gefangen genommen und seinen Wächtern wieder entsprungen war, wurde ein Steckbrief erlassen. Schimmer erging es dem armen Stadtmusikus von Stendal, Henning, der Katte mit Musik empfangen. Westphälische Gensd'armen nahmen ihn fest und führten ihn nach Magdeburg, wo er im Gefängniß starb. — Funsch, ein Dannfeger, und Joseph Manns, der Sohn eines Maurers, Beide aus Stendal, hatten sich dem Katte'schen Corps angeschlossen und wurden in Wolmirstädt verhaftet. Der Erstere wurde nach Magdeburg geschleppt und dort erschossen; Manns führte man nach Stendal. Auf dem Wege dorthin, im Dorfe Burgstall, gaben einige ihm bekannte Soldaten ihm einen Wink, daß er entfliehen möge. Er verschmähte dies, weil er es für feige und unehrlich hielt. Eine Menge Stendaler begleiteten ihn, als er auf den Schützenwall hinaufgeführt wurde, um dort erschossen zu werden. Auch seine Mutter war hinausgeeilt, westphälische Soldaten erfaßten die Weinende und schleppten sie in das Wachthaus des Viehthores. Entschlossen, muthig lunte Manns auf dem Schützenwall nieder. Er nahm seinen runden Hut ab — die Augen wurden ihm verbunden — zwölf Schüsse hallten wieder, und er war eine Leiche. Später haben treue Hände Akazien auf sein Grab gepflanzt mit 1835 wurde ein eisernes Kreuz darauf gesetzt mit der Inschrift:

„Joseph Manns aus Stendal,
Bezeisterungsvoll dem alten Vaterlande treu,
Fiel er durch das Gnichoß der fremden Tyrannei.
† den 14. April 1809."

Gewirmet von Vaterlandsfreunden, den 3. August 1835."

Der Schneidermeister Höfer aus Garvelegen und der Fleischermeister Schüler aus Stendal, welche sich Katte angeschlossen, wurden Beide in Wolmirstädt verhaftet. Sie empfohlen inreß und entkamen Beide glücklich. Auch der Tuchmacher Rieck aus Stendal wurde in Wolmirstädt gefangen und in Magdeburg erschossen. Er war früher ein stattlicher Regimentstambour beim Tschammerschen Regimente gewesen, als einer der Ersten hatte er sich deshalb seinem früheren Hauptmann angeschlossen und ihn nach Wolmirstädt begleitet. Als er in Magdeburg auf das Glacis geführt wurde, um dort erschossen zu werden, entkeet er nicht, daß ihm die Augen verbunden wurden, trotzig und muthig sah er dem Tode entgegen. Mit dem Rufe: „Schießt zu, Hundsfötter!" commandirte er selbst zum Schießen. Er sank nieder, aber noch nicht todt; noch einmal richtete er sich empor, und erst eine zweite Gewehrsalve machte seinem Leben ein Ende.

Die westphälischen Spione und Denunciauten feierten goldene Tage. Verschiedene Einwohner aus Stendal, Garvelegen und Wolmirstädt wurden verhaftet, meist insgeheim, und nach Cassel geschleppt. Dort schmachteten sie im Gefängnisse, auf das Schlimmste gefaßt. Man schien sie fast vergessen zu haben. Da hörten sie 1813 plötzlich lebhaftes Gewehrfeuer und Kanonendonner. Eine Kanonenkugel schlug durch das Dach ihres Gefängnisses. Bald darauf wurde ihr Kerker von den Preußen, welche in Cassel einzogen, geöffnet, und sie waren frei. Unter ihnen befand sich der Assessor Lindenberg und der Justiz-Commissar Zarnad, Beide aus Stendal.

Katte's Unternehmen ist vielfach verkannt und entstellt worden; die meisten Menschen urtheilen ja nur nach dem Erfolge. Er mag in Verschiedenem gefehlt haben, er mag zu voreilig losgebrochen sein, selbst im letzten Augenblicke zu schnell die Hoffnung aufgegeben und sich von vornherein über die Theilnahme des Volkes getäuscht haben — sein Ziel war ein edles: Tod den verhaften Unterdrückern, der ewigen Feinden Deutschlands, Freiheit für deutsches Land. Als ein Märtyrer, fast wie ein Heiliger steht er jenen Männern gegenüber, die drei Jahre zuvor ehrlos und pflichtvergessen, feige und schmachwürdig Deutschlands feste Festungen den Franzosen verrathen und übergeben, nur um der Freiheit ihres eigenen erbärmlichen Lebens willen.

Fr. Fr.

Blätter und Blüthen.

Zur Naturgeschichte des Hamsters. Als im verflossenen Sommer in den getreidereichen Gegenden des Herzogthums Nassau, wie in vielen anderen Theilen von Deutschland, nicht nur die Feldmäuse, sondern auch die Hamster sich ungewöhnlich vermehrt hatten und an den Feldfrüchten großen Schaden anrichteten, bezahlten die meisten Gemeindeverwaltungen für die eingelieferten Mäuse und Hamster eine bestimmte Summe, und die Knaben betrieben die niedere Jagd auf Mäuse mit lobenswerthem Eifer. Die bekannte Streitbarkeit der alten Hamster dagegen machte diese mehr zum Gegenstande der Verfolgung für Erwachsene, die außer dem Jagdvergnügen noch durch den höheren Preis angelockt wurden, den man für diese dickigen Thiere bezahlte.

Unter den Hamsterfängern in der Gegend von Biebrich zeichnet sich besonders der Hirt von Bierstadt durch seltenes Jagdglück aus, in Folge dessen er seine Mußestunden auf eine sehr lucrative Weise zu verwenden wußte. Gestützt auf Beobachten der Thiere und ihrer Eigenthümlichkeiten, hatte er wahrgenommen, daß der Hamster wie ein grämlicher Geizhals von seinen gesammelten Schätzen jedes Korn beim Kopf hält und, wenn zufällig eine Maus sich in seinen Bau verirrt, diese wüthend anfällt und auffrißt; denn der Hamster verschmäht keineswegs das Fleisch kleiner Thiere. Er hatte ferner wahrgenommen, daß in Folge dieser schlechten Nachbarschaft keine gewitzigte Maus es wagt, einen Hamsterbau zu betreten, so lange dessen Bewohner noch zu Haus ist. — Um nun nicht in den Fall zu kommen, verlassene Hamsterbaue aufzugraben und dadurch Zeit und Mühe zu vergeuden, fing der kluge Hirt, ehe er auf die Hamsterjagd ging, jedesmal zuerst eine alte Maus, band sie an einen Bindfaden und ließ sie in der Nähe eines Hamsterbaues laufen. Die Maus beeilte sich natürlich, sich dort zu verkriechen, kehrte aber eilends um, wenn sie den Hamsteigenthümer wittrete, wo dann der Hirt seine Nachgrabung begann und immer auf günstigen Erfolg rechnen konnte. Er soll einmal an einem Sonntage über hundert Hamster erlegt und gegen die ausgesetzte Prämie abgeliefert haben.

Die Hamsterfangzeit gab mir auch Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, welche außerordentliche Menge von Getreide oft ein alter Hamster als sorglamer Hausvater für die Tage des Mangels aufbeichert; da aber die Art, wie er dabei zu verfahren pflegt, hinreichend bekannt ist, übergehe ich ihre Beschreibung und beschränke mich auf die Mittheilung einer wenig gekannten Methode, deren sich der Hamster in unseren Weingegenden bedient, um wahrscheinlich bei festlichen Gelegenheiten seine gewöhnliche Getreidekost durch einen beiondern Leckerbissen würzen zu können. Der Hamster liebt es nämlich sehr, zur Abwechselung Trauben zu fressen, was seiner Gesundheit nur zuträglich sein kann. Bielleicht ist dies der Grund, daß er in Rheinhessen seinen Bau gerne in der Nähe von Weinbergen anlegt. Dort holt er sich nun auch Trauben für den Winter, die er auf eine Weise behandelt, welche uns als Muster bei der Aufbewahrung aller Obstarten dienen kann. In seinen Backentaschen trägt er nur völlig gesunde Beeren nach Haus, die er so abgebissen hat, daß immer noch der kahle Stiel daran sitzt. — In seiner Vorrathskammer bedeckt er den Boden der Ruhestelle, welche die Traubenbeeren aufnehmen bestimmt ist, zuerst etwa ein halb Zoll hoch mit völlig trockener Spreu, und legt darauf die Beeren, die er ganz rein abgelesen scheint, damit durchaus kein Saft daran hänge, so neben einander, daß jede von der daneben liegenden durch einige Spreublättchen getrennt ist und keine die andere unmittelbar berühren kann. Nun folgt wieder eine dicke Lage von Spreu, dann wieder Trauben und soviel. Noch mitten im Winter findet man in solchen Hamsterbauen vollkommen frische Trauben, die vielleicht zur Feier des Oberfestes aufgetragen wurden.

Wer hat den Hamster gelehrt, seine Trauben so äußerst zweckmäßig aufzubewahren? Ist das auch angeborener Naturtrieb, Instinct? Was wird uns dieser Instinct, wo es keine Trauben giebt? — Es gehört doch eine eigenthümliche Verstocktheit dazu, wenn man so beharrlich den Thieren die Fähigkeit absprechen will, Erfahrungen zu machen und durch Erfahrung klüger zu werden. Unstreitig haben die Thiere Vernunft und benutzen sie, ob der Mensch in seinem Dünkel diese Eigenschaft anerkenne oder nicht.

Dr. Geiger.

An die Redaction der Gartenlaube. Um Ihnen zu beweisen, daß der Herzog von Coburg-Gotha bei dem Bürgerstande doch nicht so unbeliebt ist, wie eine neuliche Broschüre vielleicht vermuthen ließ, sende ich Ihnen anbei zwei Briefe, die ihrer Zeit zwischen einem Coburger Bürger und dessen Fürsten gewechselt wurden und, wie ich glaube, beiden Theilen zur Ehre gereichen. In jetziger Zeit sind sie sicherlich von Interesse.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herzog und Herr!

Am zweiten Ostertage, den 9. d. M., ist die erfreuliche Nachricht von dem glorreichen Siege, welcher am 5. d. M. unter dem Commando Ew. Hoheit bei Eckernförde gegen die Dänen erfochten wurde, hier eingetroffen und hat die Herzen aller Coburger mit großer Freude erfüllt. Die Bewohner waren von Jubel so ergriffen, daß ein förmliches Wogen und Treiben derselben in Coburg stattfand.

Auch ich kann nicht verschweigen, daß in meinem Locale durch die Siegesnachricht große Freude war und manches Hoch auf Ew. Hoheit ausgebracht worden ist. Von diesem freudigen Gefühle beseelt, erkühne ich mich, Ew. Hoheit nach so heißem Gefechte und nach so glänzendem Kugelregen auch einen kühlen Labetrunk von meinem selbst erbrauten Biere zu senden. Mit dem innigsten herzlichsten Wunsche, daß dieser Trunk Ew. Hoheit recht wohl behagen möge, ruft seinem Fürsten, dem Sieger, ein donnerndes Hoch zu der

Coburg, im April 1849. W. Schaffner.

(Antwort.)

Erst jetzt, wo Ihr patriotisches Geschenk in unseren Händen ist und von vielen Officieren aller möglichen Contingente mit größter Befriedigung genossen wird, sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank dafür, sowie für Ihre herzlichen Glückwünsche. Sie haben mir eine große Freude durch Ihre Aufmerksamkeit erregt.

Der Krieg neigt sich seinem Ende zu; daß derselbe sich in die Heimath zurückziehen zu können. Düstere Wolken umziehen noch unsere nächste Zukunft; ein jeder wahre Patriot muß durch Wort und That für das Gemeinwohl einstehen.

Möchten meine guten Coburger mir ihr Vertrauen erhalten und besonnener handeln und sprechen. Sicherlich wird es mir dann auch gelingen, unsern kleinen Nachen durch die stürmischen Wellen des bewegten politischen Meeres zu steuern.

Grüßen Sie mir alle guten Bürger, die es mit ihren Brüdern und ihrem Fürsten wohl meinen, und sein Sie, für Ihre Person, meiner Zuneigung gewiß.

Ihr

Hottorf, den 4. Juni 1849. Ernst H.

Madame Mara, die berühmte Sängerin, nahm, als sie 1802 London verlassen, um sich nach Petersburg und Breslau zu begeben, ihren Weg durch Deutschland und ließ sich in Weimar, auf hohes Verlangen, am Hofe hören. Den folgenden Morgen brachte ihr der Hofsänger Martini ein Präsent des Herzogs, wagte jedoch nicht anzudeuten, da er einen heftigen Wortwechsel deutlich vernehmen konnte. Madama Mara hielt sich nun zwei Groschen von der Wäscherin überbitten und verweigerte, ganz in Harmisch gerathen, die Bezahlung. Nachdem der Sturm vorüber, entledigte sich Martini seines Auftrags; Madame Mara stutzte, sah die Summe, verzählte diesen Inhalt (angeblich 30 Ducaten) und gab ihn dem erstaunten Ueberbringer zurück mit den Worten: „Sagen Sie Ihrem Herzog, ich hätte mir ein Vergnügen daraus gemacht, Sr. Durchlaucht etwas vorzusingen.“ Gleich darauf reiste sie ab. In London hatte man ihr für höchstens zwei Arien, im Privatcirkel vorgetragen, 100 Pfund Sterling gegeben.

Die Zeitschrift „Aus der Natur“. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften (Verlag von Gebhardt und Reisland in Leipzig), die sich vorzugsweise die Aufgabe stellt, die wichtigsten Neuigkeiten aus allen Gebieten der Naturwissenschaften schnell zu verbreiten und die bedeutendsten Erscheinungen der Natur, so wie die auf Benutzung von Naturkräften beruhenden Erfindungen in allgemein faßlicher und durch eine gefällige Schreibart ausgezeichneten Artikeln zu erklären, und über welche wir in diesem Blatte schon einmal mit verdientem Lobe berichteten, hat auch in neuester Zeit wieder viele der angekündeten und lehrreichsten Artikel gebracht, von welchen hervorzuheben sind: das Kochsalz, das Ozon, die Wolken, das Zink, die Palmen, das Leuchten des Meeres, die Kometen im Lichte unseres Jahrhunderts u. a. m. Die Abhandlungen sind mit Sachkenntniß verfaßt, und das Verständniß derselben wird durch die einfache, klare und ansprechende Darstellung, so wie, wo nöthig, durch gute Abbildungen wesentlich erleichtert. Wir können daher diese Zeitschrift, die dazu beiträgt, die bildende und veredelnde Kraft der Naturwissenschaften zur Geltung zu bringen, bestens empfehlen.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das vierte Quartal und der neunte Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abnonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen (zehnten) Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Nachdem wir den jetzigen Jahrgang mit einer Auflage von 100,000 Exemplaren begonnen — das erste Beispiel einer solchen Verbreitung — sind wir heute, nachdem sich der Absatz im Laufe des Jahres auf 105,000 erhoben, in den Stand gesetzt, den neuen Jahrgang mit einer Auflage von

120,000 Exemplaren

zu eröffnen. Es bedarf wohl nicht unserer wiederholten Versicherung, daß wir in dieser einzig dastehenden Sympathie der deutschen Lesewelt nur die bestimmte Aufforderung finden können, unsere bisherigen Bestrebungen und Tendenzen treu weiter zu verfolgen und so die gute Sache und den guten Geschmack auf jede Weise zu fördern.

Außer den trefflichen Beiträgen eines **Bock**, Carl **Vogt**, **Schulze-Delitzsch**, **B. Auerbach**, **Bela**, **Max Ring**, **L. Storch**, **Fr. Oetker**, **Temme**, **G. Hammer**, Mor. **Hartmann**, **H. Schmid**, Lev. **Schücking**, **Otto Ruppius**, Otto **Müller**, **Ed. Hoefer** ꝛc. ꝛc. kommen im nächsten Quartal zum Abdruck:

Eine Geschichte aus dem Engadin, von Fanny Lewald — Das Mühlversäumniß, von Lev. Schücking — Der Junker von Hohensee, eine alte Geschichte, von Edm. Hoefer — Bill Hammer. Eine Episode aus dem Bürgerkriege in Missouri, von Otto Ruppius — Eine Gletscher-Sage, von Aug. Diezmann — Im Schloß. Erzählung von Th. Storm (Verfasser des Immensee) — Ein Blick ins freie Italien. Tagebuchbriefe, von Adolf Stahr — Die deutschen Spielbanken — Ein Besuch bei Michelet, von S. Kolisch — Eine Nachtwache im Cholera-Lazareth — Auf einem Walfischfange, von Schmidt-Weißenfels — Brasilien und seine Colonien, von Fr. Gerstäcker — Carl Maria v. Weber, von Max Maria v. Weber (Sohn des Componisten). Mit Abbildung — Botanische Skizzen, von Kerner — Eine Besteigung des Monte Rosa. Mit Abbildung — Aus dem Privatleben eines Reformators. Mit Abbildung — Ein Rester des Deutschthums, von L. Storch. Mit Abbildung — Eine Nacht beim Krebsefangen, von Guido Hammer — Bilder aus der Schweizer Alpenwelt. Mit Illustrationen — Ein nordamerikanischer Wahltag, von Otto Ruppius — Die Gelehrsamkeit des Gedankens, von A. Wundt — Schweizer Reise und Reisende, von Ernst Kossak — Zu patriarchalischen Staat.

Außerdem folgende, bereits im vorigen Quartal avisirte, aber wegen Mangel an Raum nicht zum Abdruck gekommene Artikel:

Ein Ausflug in's Teufels-Moor, von J. G. Kohl. Mit Abbildung — Hamburger Bilder, von E. Willkomm. Nr. 2. Mit Illustration — Der Bentelle-Prophet und die deutschen Kartäuserinnen — Ein kostspieliges Stück heiliges römisches Reich — J. G. Fichte, von Johannes Scherr — Erinnerungen aus dem schleswig-holsteinischen Kriege, von Graf A. Baudissin — Geistfried Arnkel, von H. Beta. Mit Portrait — Bilder aus dem Norden, von A. Brehm. Mit Illustrationen — Drei Tage mit Kaulbach — Vorlesungen über verkannte Thiere, von Carl Vogt in Genf — Mit dem Dampfer von Callao nach Valparaiso, von Fr. Gerstäcker — Der electro-magnetische Telegraph (Fortsetzung). Mit Abbildungen.

Auch die

Deutschen Bilder — und — Scenen aus dem Leben deutscher Dichter, mit Illustrationen,

werden fortgesetzt — und schließlich können wir unsern Freunden noch die angenehme Mittheilung machen, daß es uns gelungen ist, den Herrn Dr. Diezmann zu veranlassen, seine bisher apart erschienene Zeitschrift:

Aus der Fremde.

Wochenschrift für Natur- und Menschenkunde der außereuropäischen Welt,

mit der Gartenlaube zu verschmelzen.

Leipzig, im December 1861. **Ernst Keil.**

Bayerische Staatsbibliothek München

Zur Nachricht!

Der Weihnachts-Feiertage wegen erscheint Nr. 1 des neuen Jahrgangs erst den 3. Januar 1862.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Handbuchbinderei
H. B. Schiedeck
1987